Krauthöfer ſah, daß er hier im Nu nichts erfahren würde, und beſchloß, in den Wagen zu ſteigen.

— Wie falſch ſie ſind, dieſe Weiber! brummte er vor ſich hin. Aber feil ſind ſie auch, und meine deutſchen Goldſtücke ſollen dieſen nachgemachten Lord ſicher aus der Schanze ſchlagen!

Mit dieſem Gedanken ſetzte er ſich wieder in der Karoſſe zurecht. Er hatte ſich ſeinen Operationsplan ſchon entworfen und war entſchloſſen, ihn Schritt vor Schritt auszuführen. Lange Minen zu graben, iſt indeſſen nie die Sache eines Feldherrn, der über ſo große Kräfte zu gebieten hat, daß er den offenen Angriff nicht ſcheuen darf. Dieß war auch bei Krauthöfer der Fall. Er wollte eine entſcheidende Schlacht liefern, um des Sieges bald gewiß zu ſeyn, denn er zweifelte nicht daran, ihn zu erringen.

— Er iſt eiferſüchtig, wie ein Spanier! dachte die alte Scherwenzki bei ſich, als ſie dem Gaſte noch verſchiedene Knixe gemacht hatte und nun dem fortrollenden Wagen nachblickte.

— Er iſt aus Eiferſucht närriſch geworden, dachte Caſpar bei ſich, indem er ſich zu dem Kutſcher auf den Bock ſchwang — aus Eiferſucht auf ſeinen eigenen Sohn! der arme, unglückliche, gnädige Herr!

— Das alſo iſt der Petersburger Hoftheaterintendant! ſprach der ſpähende Mosburg, na! 's wird auch noch herauszukriegen ſeyn, wo er wohnt und was er hier will. Mit dem Engagement der Scherwenzk'n iſt's nichts, der hat andere Abſichten, denk' ich mir.

— Mutter! Mutter! rief Hulda der eintretenden Mutter entgegen — ſieh einmal hier, was ich bekommen habe!

Mit dieſen Worten hatte auch ſchon die Alte einen feinen, goldenen Schmuck bemerkt, der auf der Kommode ausgebreitet lag und ſprang darauf zu, um ihn in der Hand zu wägen.

— Wenn's auch keinen großen Werth hat, ſo iſt's doch galant — ſagte die Mutter — übrigens iſt's ein ſonderbarer Mann — hat er mich da ausgefragt, wie ein Mauthbeamter — ob Dich ein Engländer beſuche, der ſich habe vor unſerem Hauſe todtſchießen wollen —

Hulda brach in ein lautes Gelächter aus, welches ſie verhinderte, ſogleich auf die Fragen ihrer Mutter zu antworten. Endlich verſtummte es ſchnell und mit einem ſehr ernſten Geſichte ſagte ſie:

— Das Spaßhafte bei der ganzen Sache iſt, daß mir dieß eigentlich Alles nicht gilt —

— Nicht Dir? und wem denn ſonſt! etwa mir? fragte Madame Scherwenzki höhniſch.

— Mir — aber doch nicht mir, um mich richtiger auszudrücken — erwiederte Hulda. Ich empfing neulich dieſen Herrn oben bei der St. Viol in ihrem Namen und der heutige Beſuch galt wieder nur ihr — da er mich aber für ſie hält —

— Alſo gilt er, Gottlob, doch Dir, mein Kind! ſagte ſchnell einfallend die Mutter, die einige Augenblicke einen beunruhigenden Zweifel gehabt hatte.

— Mir und nicht mir — gerade wie ich vorhin ſagte. Darauf bezieht ſich auch die Frage wegen des Engländers. Der wollte ſich nämlich unter dem Fenſter der St. Viol erſchießen — allein ſein Vater — der eben hier war —

— Der war alſo ein Engländer — deſto beſſer!

— Kein Engländer, denn Jener gab ſich blos für einen Engländer aus, iſt aber ein vacirender Schauſpieler von Natur, den der Vater enterbt hat.

— Am Ende wäre der Alte hier auch ein Schauſpieler geweſen? Saubere Beſcherung!

Hulda nahm den Schmuck mit bedeutendem Ausdrucke in die Hand und ſprach:

— Er hat ſeinen Sohn enterbt —

— Ja ſo! bemerkte nun wieder freundlich die Mutter.

— Doch erlaſſen Sie mir für jetzt alle weitern Erklärungen, fuhr Hulda fort; ich ſehe ſelbſt noch nicht recht klar in der Sache. Das Weſentlichſte iſt, daß ſich der alte Herr jetzt wirklich zum Sterben in mich verliebt hat, und Alles aufbietet, um ſeinen Sohn, den er für ſeinen Nebenbuhler hält, aus dem Sattel zu heben. Damit können wir ſchon zufrieden ſeyn. Deſto beſſer für uns. Die Eiferſucht muß unterhalten werden. Fragt er Sie wieder, ſo geben Sie nur höchſt unbeſtimmte, ausweichende Antworten. Nie darf es zur Aufklärung kommen. Die St. Viol hält es aber wirklich mit dem Sohn. Er kommt Abends zu ihr. Ich begreife das Mädchen nicht.

— Sie iſt überſpannt. Laſſen wir ihr den Sohn und begnügen wir uns mit dem Vater. Enterbt hat er ihn? ſagſt Du. Na, da muß er doch 'was zu vererben haben. Hat er nicht geſagt, wenn er wiederkommt?

— Morgen. Er ſprach von einem großen Feſte, das er veranſtalten will und wobei er meine Collegen zu ſehen wünſcht; Alles, was bei der Oper, dem Ballet und dem Schauſpiel einen bedeutenden Rang einnimmt. Da wird es wohl zu einer öffentlichen Declaration kommen — nicht wahr, Mutter?

— So Etwas hat er gewiß im Sinn and dabei muß man ihn laſſen. Anders darf er Dich nicht beſuchen; er muß ernſte Abſichten haben. Wenn wir nicht darauf losgingen, würde es uns niemals an Kurmachern fehlen; aber das ſind wir Deinem älteſten Freunde, dem guten Rieſenberger, ſchuldig, der darf nur Deinem Glücke, Deiner Verſorgung weichen, und wenn Dir dieſer reiche, alte Mann die Hand gibt, ſo iſt's eine Verſorgung, ſollt' ich doch meinen!

Dies war die intime Unterhaltung zwiſchen Mutter und Tochter, welche dem Beſuche des Oberlieutenants Krauthöfer unmittelbar folgte und noch lange in dieſer Weiſe fortgeſponnen wurde. Was war natürlicher, als daß ſich auf der überraſchenden Erſcheinung des alten Liebhabers Hoffnungen der ſchönſten Art gründeten, wie ſie gewöhnlich ſolchen Leuten beim geringfügigſten Anlaß gleich vorzuſchweben pflegen. Hulda war außer dem Theater, auf den erſten Blick, ein recht liebenswürdiges Mädchen und klug genug, die etwas niedrige Geſinnung je nach den Umſtänden gehörig zu bemänteln; ebenſo benützte ſie auch eine ihr angeborene, graciöſe Koketterie dazu, den gänzlichen Mangel an höherer Bildung zu verſtecken. Auf dem Theater machte ſie weniger Glück; ſie war dort eine hübſche Erſcheinung, nie mehr. Keine Rolle von Bedeutung vermochte ſie auszuführen.

Alle Mühe, die ſich die wahrhaft große Künſtlerin St. Viol mit ihr in vertrauten Stunden gab, war verloren. Was ſie erlernte, ward bei ihr zur Unnatur und es war beſſer, ſie ihrem eigenen Inſtinkte zu überlaſſen, der in Rollen einer gewiſſen Gattung doch wenigſtens das Leibliche traf.

Die Mutter, welche zwar immer über die Ungerechtigkeit gegen ihre Tochter klagte, konnte ſich dennoch nicht verbergen, daß die Welt eigentlich gar nicht ſo ungerecht war. Eine Verbindung außer dem Theater war das, wonach ſie ſtrebte; vom Theater „wegheirathen,“ wie ſie es nennen, war das höchſte Ziel ihrer Wünſche und die Hoffnung, dieſes einmal zu erreichen, war der Grund, daß ſie mancherlei Anträge der Schauſpieler von der Hand gewieſen hatte, ſo auch den des jungen Rieſenberger, eines Künſtlers, der in der Theaterwelt eines großen Ruhmes genoß.

Am Abende deſſelben Tages verbreitete ſich auf ganz natürliche Weiſe das Gerücht, der Hoftheaterintendant aus St. Petersburg, Fürſt Fortunatikoff, ſey angekommen, um einige der erſten Mitglieder zu engagiren. Man nannte ſogleich Leinweber, Balder, die St. Viol, die erſte Sängerin Schmelzhaferl, eine geborene Wienerin, die liebliche Hegewiſch, allein von der Hulda Scherwenzki ſprach kein Menſch.

Mosburg dachte ſogleich, daß ihm ſeine alte Freundin etwas vorgelogen habe und daß der Beſuch des ruſſiſchen Fürſten der St. Viol gegolten. Die andern Muthmaßungen wurden theils von ihm, theils von denen, die ſeine Mittheilungen empfangen hatten, in Umlauf geſetzt. Den Namen des ruſſiſchen Intendanten brauchte Niemand zu erfinden; Fürſt Fortunatikoff war in der Theaterwelt bekannt genug.

Drittes Kapitel.

In's Paradies gehöret auch die Schlange.

Oelenſchlager.

Die große Stadt, in welcher ſich dieſe ſehr wahrhafte Geſchichte zutrug, war eine von den wenigen Ausnahmen im lieben deutſchen Vaterlande; ſie war wirklich ſo großartig, daß die Nachbarn ſich nicht um ihre Nachbarn viel bekümmerten. Es konnte es jeder treiben, ein jeder leben, wie er wollte — à sa guise — wie es die Franzoſen nennen. Nur das Theater machte hierin eine kleine Ausnahme. Je mehr Freiheit ſich alle übrigen Bewohner unter ſich geſtatteten, deſto weniger räumten ſie den Mitgliedern des Theaters ein, was noch ganz beſonders vom Hoftheater zu verſtehen war. Man konnte es ihnen im Ganzen nicht verdenken. Die meiſten der Künſtler waren aus der Fremde herbeigezogen worden, und daher ihr früherer Lebenslauf, der gewöhnlich viel Abenteuerliches und Romantiſches bot, ganz beſonders als Gegenſtand der Neugier einem Jeden empfohlen: aus eben dem Grunde traten hier auch nicht jene Rückſichten ein, welche engere Verbindungen, Verwandtſchaften, Jugendfreundſchaften der ſchmähſüchtigen Welt unter ſich auferlegten.

Man hatte mit einer Art von Gier das Mädchen von dem ruſſiſchen Intendanten aufgenommen und als nun ſelbſt die Neugierigſten auf ihre Nachfrage im Gaſthofe zur Antwort erhielten, daß ein Fürſt Fortunatikoff gar nicht dort logire und daß der Mann, der plötzlich ſo viel von ſich reden mache, Niemand Anderes, als der Manchem wohlbekannte penſionirte Oberlieutenant Krauthöfer aus Pegenwinkel ſey, ſo war das ſkandallüſterne Publicum doch viel eher geneigt, hier an ein ſtrenges Incognito zu denken, als die Wahrheit anzuerkennen. Die große Bevölkerung der Reſidenzſtadt hatte übrigens niemals von dem guten Krauthöfer irgend eine Notiz genommen und den Meiſten, die in dieſer bunten, lebendigen, raſchpulſirenden Welt ſich umhertrieben, war es ein Name, zum mindeſten eben ſo fremd ihren Ohren, als der Name Fortunatikoff, den ſie bei dieſer Gelegenheit auch zum erſten Male hörte.

Daß der reiche Fremde Abſichten auf Theatermitglieder habe, war indeſſen klar: daß er ſich um die reizende St. Viel bewarb, wurde von Niemand in Zweifel gezogen, und da die ganze Poſſe, zu der einzig und allein die Liebe eines Vaters zu ſeinem Sohne die Veranlaſſung war, nur wenige Stunden über drei Tage dauerte, ſo war das Räthſel enthüllt, ehe der Troß der Neugierigen ſich in einer Menge von Combinationen gänzlich zu erſchöpfen Gelegenheit hatte.

Eines Morgens trat Leinweber ungewöhnlich frühe in das Kabinet ſeines Herrn und Meiſters. Der Intendant war ein zu vornehmer Mann, um über irgend etwas erſchrecken zu können, was nicht etwa vom Hofe ſelbſt ihn bedrohen konnte; er wandte ſich daher ſehr gleichgiltig zu ſeinem Untergebenen und betrachtete mit dem gewöhnlichen matten Blicke die Verlegenheit, die Jener ſich Mühe gab, mit dem Aufgebote ſeiner beſten Kunſt in ſeiner Miene wiederzuſpiegeln. Leinweber verdoppelte daher dieſe Anſtrengungen, und es gelang ihm ſonach, ein ächtes Bild von Angſt und Schrecken darzuſtellen.

— Sind Sie krank, Leinweber? muß ein anderes Stück angeſetzt werden? — fragte der Intendant.

— Krank wohl — ergriffen — ſprach der Getreue — allein dennoch werde ich meiner Pflicht nachkommen. Euere Excellenz wollen die Repertoires ſeit meiner Anſtellung gnädigſt durchſehen, und es wird ſich zeigen, daß ich nie Urſache war, daß eine Verſtellung abgeändert werden mußte. Meine Pflicht über Alles; ich kann ſterben, Euere Excellenz, aber meiner Pflicht entſagen — niemals!

— Schon gut, Leinweber! ſagten Seine Excellenz hierauf — ich weiß das.

— Ich kenne aber auch ſehr wohl die Gränzen meiner Pflicht, Euere Excellenz, fuhr Leinweber fort, der die Kälte ſeines Herrn nur zu wohl kannte und daher mit beſonnener Klugheit nach und nach einfeuerte — meine Pflicht iſt nicht blos in den engen Bezirk jener Bretter gebannt, welche die Welt bedeuten, wie der Dichter ſagt; meine Pflicht ragt weit darüber hinaus; ich wache für das Leben und Gedeihen der Kunſtanſtalt, all mein Sinnen, Denken und Handeln iſt ſtets darauf hin gerichtet; ich wache für das Leben und Gedeihen der geheiligten Perſon meines hohen Chefs und Vorgeſetzten —

Hier zeigte der Intendant plötzlich einige Aufgeregtheit; ſein Leben und Gedeihen lag ihm natürlich am Herzen, es war das Köſtlichſte und Theuerſte, was der Edle beſaß.

— Wie ſo? was giebt's? waren die bedeutungsvollen Worte, die er an den Sprechenden richtete.

— Euere Excellenz werden wahrſcheinlich ſchon von dem räthſelhaften Fürſten Fortunatikoff gehört haben, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält. —

— Ich nehme keine Notiz von dem Manne; er iſt nicht bei Hofe vorgeſtellt und auch noch nicht bei mir geweſen. —

— Sehr natürlich! denn er fiſcht im Trüben —

— Wie das? er fiſcht? — —

— Figürlich geſprochen, Euere Excellenz! er will uns Mitglieder kapern.

— Kapern? ich verſtehe nicht — ſprechen Sie deutlich. — Was ſoll's, Leinweber?

— Ein Sprichwort, Euere Excellenz, nichts weiter. Der Fürſt will unſere beſten Mitglieder für das Hoftheater in Petersburg engagiren und lebt hier im Gaſthofe unter dem Namen eines Lieutenants Krauthöfer, allein ſein wahrer Stand iſt heraus; es ſind Leute hier, die den Fürſten geſehen haben. Er frequentirt zum Schein die alte Scherwenzki, die Garderobiere, allein man weiß daß er ſie nur zum Deckmantel gebraucht, um die St. Viol bei ihr zu ſehen, mit der er ſchon ganz im Reinen ſeyn ſoll. —

— Sacrement! das geht nicht — ſagen Sie ihm, daß es nicht geht. —

— Euere Excellenz ſprachen da ein gewichtiges

Wort. Ich ſoll ihm ſagen — iſt es mir denn erlaubt, mit dem Manne zu ſprechen?

— Mit der St. Viel darf Niemand im Reinen ſeyn — das wollen wir ihm ſchon verbieten. —

— Ja, wenn ich die Erlaubniß erhielte, mit ihm zu ſprechen — denn ich möchte um keinen Preis den Verdacht auf mich laden, als ſtände ich mit ihm in eben ſolchen verbrecheriſchen Unterhandlungen, als böte ich meine Hände zu dergleichen Attentaten. Es könnte vielleicht meinem hohen Chef zu Ohren gekommen ſeyn, daß auch ich — daß er auch mir — ich wage faſt nicht das Wort auszuſprechen. —

— Sie ſpannen mich auf die Folter — Leinweber — ich verſtehe Sie wahrlich nicht und weiß nicht, was Sie ſagen wollen. Sprechen Sie ſich deutlich aus, bei meinem Zorn! Ich löſe keine Räthſel —

— Das Schrecklichſte, was mir bevorſtehen könnte iſt, wäre — Je nun, haben Euere Excellenz nicht davon gehört, daß der barbariſche Ruſſe auch mich entführen will? —

— Auch Sie? fi donc! welch ein Menſch! Er ſoll und muß aus der Stadt — ich will ſelbſt auf die Polizei — Leinweber! anſpannen laſſen, ſogleich! Anton! ankleiden!

— Die Sorge für die theuerſte Geſundheit Euerer

Excellenz treibt mich zu der Bitte, ſich nicht der rauhen Luft zu exponiren, die dieſen Morgen weht. —

— Was? rauhe Luft? Es iſt ja eine Hitze zum Erſticken. —

Der Intendant öffnete das Fenſter, um ſich von der Wärme noch deutlicher zu überzeugen; Leinweber ſprang jedoch ſchnell herbei, drückte das Fenſter zu und ſagte:

— Dieſe Hitze kommt von Innen und täuſcht Euere Excellenz! Bitte — bitte, ja keinen Zugwind! Gedenken Sie noch Ihres jüngſten Unwohlſeyns — ach, wie untröſtlich war ich da! Wenn Euere Excellenz leiden, dann trauert die Kunſt; die Hofbühne iſt ein Körper, dem der Kopf fehlt. — Laſſen Euere Excellenz nur mich den bittern Kelch leeren; ich achte gering jeden Verdruß, wenn er dazu dient, das Beſte der Anſtalt zu fördern, wie es hier ſo augenſcheinlich ja der Fall iſt. —

Der Intendant hatte ſich von ihm ſanft zurücktreiben laſſen und war jetzt in einiger Abſpannung auf's Sopha niedergeſunken.

— Der Moskowite, ſagte Leinweber verächtlich und hingeworfen — will dieſen Abend einen Ball veranſtalten; er hat dazu den größten Theil der Künſtler unſerer Bühne eingeladen; es wird ein wenig wild darauf hergehen, auch ich bekam eine Karte — mir ſind ſolche Verſammlungen in den Tod zuwider; da wird geſpielt und Champagner getrunken, und Beides thue ich nicht; ich ſpiele nur Komödie und trinke nur Waſſer; mit den Sitten wird es wohl im Uebrigen auch nicht ſehr genau dort genommen werden, oh! und das ſchmerzt mich zu ſehr. Ich kann es nicht mitanſehen. Wer wie ich ſeit früheſter Jugend einem theuern Weſen angehört und mit ihm im beglückendſten Ehebunde lebt, iſt allen Debauchen fremd. Oh! Griſeldis! entſchuldigen Euere Excellenz die Unanſtändigkeit, daß mir die Augen mit dem Herzen überlaufen. —

Alle Kunſt Leinewebers war offenbar verſchwendet, denn der Intendant hatte ſeiner Rede auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt und ſchien mit andern Gedanken beſchäftigt. Jetzt ſprang er auf, ging hin und her und rieb ſich die Stirne. Aber ſeine Finger beſaßen nicht den gehörigen Phosphor, um aus dieſem harten Brette den Funken des Gedankens herauszulocken. Leinweber bemerkte jetzt die Verlegenheit ſeines Chefs und erkannte den rechten Augenblick, ihr abzuhelfen. Die Einladung zu dem Feſte des wackern Oberlieutenants war ihm wirklich, gleich den Andern zugekommen, mit denen er, ohne es zu wiſſen noch zu wollen, mitſpielen und zur Entwickelung des rührenden Drama's „der gebeſſerte Sohn“ beitragen ſollte. Ganz entgegen ſeiner frühern Aeußerung liebte er es ſehr, bei ſolchen Feſten zu ſeyn, die ſeine Frau niemals mitmachte. Obgleich ſie ſich ſtets mit allem nöthigen Putze verſah und einen großen Vorrath von Ballrequiſiten aller Art, Toquen, Turbans, Blumen, Echarpen, Florkleidern aufzuhäufen pflegte, um bei vorkommenden Fällen nicht in Verlegenheit zu ſeyn, ſo lehnte ſie doch ſtandhaft jede Einladung ab, erſtens um ihres Mannes Liebe zu ſtacheln, wie ſie vermeinte, der ihr immer vorſagte, daß er ohne ſie kein Vergnügen recht genieße, und zweitens, um ſich den Verdruß zu erſparen, ſchöne, geputzte, fröhliche, glückliche Menſchen zu ſehen. Für Leinweber war dieſe Geſinnung ſeiner Gattin aber ein Quell ſtillen, innigen Vergnügens Er überließ ſich dann gänzlich ſeinen Neigungen, trank viel und machte allen Schönen den Hof. — Mit frohen Menſchen froh zu ſeyn, pflegte er dann in ſeiner herrlichen Art auszuſprechen, erhöht das Leben und iſt nährende Luft dem Buſen des ächten Künſtlers.

Junge Leute, die ſich dem Theater widmeten, pflegten ohne Weiteres, dergleichen Sinnſprüche des berühmten Mimen, einander beim Abſchiede in die

Stammbücher zu ſchreiben, auch prangten ſie in getreuer Nachbildung ſeiner Schriftzüge unter den verſchiedenen Lithographien Leinweber's. Nur einige jüngere kritiſche Köpfe machten ſich darüber luſtig, aber ſie drangen nicht durch; die Welt verehrte den Großen zu ſehr, um in ihrer Meinung über ihn ſich irren zu laſſen.

— Wenn ich wüßte, ſprach er jetzt, daß es mir nicht falſch gedeutet werden könnte, ſo würde ich meine Abneigung, meinen Ekel darf ich ſagen, überwinden und die Geſellſchaft beſuchen um dann getreulich zu rapportiren.

Hier hörte der Geſtrenge zu reiben auf; er hatte mit einem Male das Rechte gefunden.

— Ich befehle es Ihnen — rief er im Nu — ja, ich will es — das will ich — Alles will ich wiſſen —

— Eure Excellenz können ſich auf mich verlaſſen; ich bin ganz durchdrungen von der Wichtigkeit meiner Sendung; dieſe Angelegenheit iſt meinem Herzen heilig —

— Heilig — das iſt das rechte Wort — es muß Ihnen heilig ſeyn! Zuerſt gehören ſie der Anſtalt — parbleu! was wäre das? Ich ſage Ihnen, Sie müſſen hin und mir Alles rapportiren. Die Mitglieder debauchiren — wer darf das? Ein paar Choriſten, ſo etwas, da wollte ich nichts dazu ſagen, aber erſte Mitglieder — meine beſten Leute! hätte er ſich an mich gewandt, ſo würde ich ſie ihm auf Gaſtrollen geſchickt haben — aber ſo — mir nichts — dir nichts — debauchiren, das geht nicht — he!

— Ich gebe die heiligſte Verſicherung, daß ich den verrätheriſchen Plan vereiteln werde —

— Verrätherei! Sakerment! Vom Ballet! die St. Viol! — Sie müſſen jetzt hin — ich will es — hören Sie? ich will es —

In ſolchen Ausrufungen erſchöpfte ſich die Lunge des armen, vornehmen Mannes noch lange, als ihn Leinweber ſchon verlaſſen hatte, froh im beſeligenden Gefühle, ſein Vergnügen mit ſeiner Pflicht gepaart zu haben und vor allen Dingen geſichert zu ſeyn, daß Niemand dem Intendanten ſeine Anweſenheit auf dem Balle des Fremden in einem falſchen Lichte darſtellen würde, wie dies jetzt durch ihn von ſeinen Kameraden dem hohen Chef vorgebracht worden war.

Indeſſen wurden in dem Saale des erſten Gaſthofs der Reſidenz alle Anſtalten zur glänzenden Bewirthung der Gäſte gemacht und die eingeladenen Theaterdamen waren ſchon längſt mit ihrer Toilette beſchäftigt. Hulda Scherwenzki wurde von ihrer Mutter mit einer Sorgfalt geputzt, die an's Wunderbare ſtreifte; Alles ward hervorgeſucht, was glänzte, um das hübſche Mädchen im vollen Schmucke ſeiner Reize erſcheinen zu laſſen. Die Alte hätte gern zu den Hilfsmitteln ſelbſt der fremdeſten Völker gegriffen, damit ihre Tochter etwas Apartes für ſich mit zu dem Feſte brächte. Würde ihr Jemand geſagt haben, daß die Chineſinnen ihre Nägel färben und die Botocudos Ringe in der Unterlippe tragen, ihre Hulda hätte es nachmachen müſſen. So begnügte ſie ſich nun damit, ihr die Haare gleich einer Chineſin zurückzuſtreichen und ſtatt des Lippenringes ihr ein großes, goldenes Schloß mit farbigen Steinen, das ihr der Tenoriſt geliehen, auf die Stirne zu binden. Eine ſehr ſeltſame Mode, die jedoch dem ſchönen Geſichtchen keinen Eintrag that.

Hortenſe St. Viol ſaß indeß im obern Stockwerke im ernſtheimlichen Geſpräche mit Lucilen. Beide hatten noch nicht Zeit, an den Ball zu denken, von dem die Kunde auch zu ihnen gedrungen war. Lucile hatte ſogar eine Karte erhalten, die an Mylord Pucks ſchlechtweg überſchrieben war.

Er ſah jetzt auf die Uhr.

— Es iſt Zeit, zum Fürſten Fortunatikoff zu gehen — ſprach Hortenſe, ihn freundlich anblickend. Der Ball wird bald ſeinen Anfang nehmen.

— Ach, mein Vater macht mir viel zu ſchaffen — ſeufzte Lucile.

— Ich weiß nicht: ich fürchte mich vor dieſem Abende — ſagte Hortenſe. Du ſollteſt nicht hingehen —

— Und doch — entgegnete er. Meine Anweſenheit dort wird die Späher von einer andern Fährte ablenken.

Er ſprang auf und drückte ihre Hand.

— Ich kann mir das Weſen meines Vaters nicht erklären und auch deßhalb will ich mir's auf dem Ball in der Nähe beſchauen. Daß er mich nicht erkennen will, davon habe ich die ſicherſten Beweiſe. Ich begegnete ihm neulich und er ſah mich ſcharf an, ohne eine Miene zu verziehen. Er ſoll dann am dritten Orte geäußert haben, Lord Pucks erinnere ihn an einen Sohn, den er einſt ſehr lieb gehabt. Er wußte, daß es mir hinterbracht werden würde.

— Sollte dieſer Ball eine Falle ſeyn? —

— Und wozu? Bin ich ein Verbrecher, den man nur ertappen darf, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern? Kann man mich binden und nach

Pogenwinkel ſchleppen? Und ſelbſt gebunden und in Pogenwinkel würde ich Mittel kennen, meine Bande zu zerſprengen, und ſollte ich ſie mit meinen Zähnen zernagen. Es gibt keinen Zwang für den, der wahrhaft frei ſeyn will! Ich muß meine große Sendung vollbringen, Hortenſe, Du weißt es und wirſt mich nicht verlaſſen!

Sie reichte ihm mit himmliſchem Ausdrucke die Hand; dann zog ſie eine Kapſel aus dem Buſen, heftete den Blick auf eine darin verwahrte Locke und ſeufzte aus tiefer Seele.

— Ich höre, daß der vermeinte Fürſt Fortunatikoff Alles thut, um das Mährchen zu nähren, das man ſich von ihm erzählt. Er ſoll große Summen verſchwenden, fuhr Lucile fort, er ſoll ſich mit abenteuerlichem Geſindel umgeben, dies Alles theilt mir Caſpar mit, der mich ſicherlich verrathen hat. Aber ich ſtelle mich, als ob ich ihm traue und bleibe ruhig bei Allem, was er ſagt. Was liegt mir daran, ob mein Vater ſpart oder verſchwendet! Ich habe darben gelernt und es iſt mir niemals ſchwer geworden. Ich könnte, wenn's blos die Dürftigkeit wäre, mich in einen Bettelorden aufnehmen laſſen — aber ſo — doch ich will mich jetzt in's Zeug werfen, um dem Balle des Fürſten Fortunatikoff und dem Lord Pucks keine Schande zu machen. Um Mitternacht biſt Du bereit —

Dies ſagte er gedämpft, aber nicht traurig, und ging.

Hortenſe war nun eilig darüber her, ihre Briefſchaften und Schmuckſachen in den kleinen, zierlichen Schatullen von Schildkröte und Elfenbein zu ordnen; einige Wechſel in die kleine Brieftaſche zu zwängen und ſah dann nach, ob Juſtine die Mallen und Koffer ordentlich geſchloſſen hatte, die in dem Garderobezimmer, neben dem Boudoir, ganz in der Stille gepackt worden waren.

Ehe Pucks nach Hauſe ging, um — wie er geſagt hatte — ſeine Balltoilette zu machen — eilte er noch durch mehre Seitenſtraßen nach einem großen Hauſe, deſſen breite Fenſterfronte vollſtändig beleuchtet war und vor deſſen Thorwege eine Schildwache auf und niederging. Es war die Poſt. Was hatte er hier ſo ſpät noch zu ſuchen? —

In Hortenſen's Garderobezimmer traten aber zwei ſtarke Männer, die alle gepackten Effecten aufluden und von Juſtinen gefolgt ſie nach einem Hauſe einer abgelegenen Straße trugen, in deren Hof ein Reiſewagen ſtand. Hier wohnten Juſtinen's

Eltern. Bald darauf huſchte ein tief verſchleiertes Weſen, leicht wie ein Elfe, zu ihnen in's niedrige Stübchen. Juſtinen's Mutter war bemüht, alle mögliche Sorgfalt für die Fremde aufzuwenden.

Viertes Kapitel.

Komm' nun her, du alter Beſen!
— — — — — —
Biſt ſo lange Stock geweſen,
Komm', erfülle meinen Willen.
Göthe.

Der blaue Engel in der Vorſtadt, wo der Oberlieutenant mit ſeiner Geſellſchaft von Pogenwinkel bei ſeiner Ankunft abgeſtiegen war, zeigte allerdings in ſeinen beſten Räumen keine ſchickliche Gelegenheit, um ein imponirendes Feſt, wie das beabſichtigte, zu veranſtalten. Man hatte daher ſeine Zuflucht zum Schild von England genommen, wo eine Pracht und Eleganz vereinigt waren, welche die aller andern Gaſthöfe bei weitem überboten. Zwar war es auch theurer hier, als anderwärts, aber der gute Vater ſah es auf eine Handvoll Goldſtücke hiebei nicht an; betrachtete er ja dieſen Verſuch als das letzte Mittel, ſeinen Sohn zu retten! Schlug dieſes fehl, ſo wußte er keines mehr, und Vermögen und Leben und Glück, nichts hatte mehr Werth für ihn. Er wollte ſich dann in die Einſamkeit zurückziehen, ſeine Güter frommen Stiftungen überweiſen und dem nach ſeiner Meinung Verlorenen nur ſo viel vermachen, um es ihm nicht am Nothwendigſten fehlen zu laſſen.

Außer dem Mauthſchreiber hatte er auch Alfred's Vater eingeladen und ihm ſeinen Plan vertraut und ſich noch einen Gehilfen von ſeinem Gute verſchrieben. Dies war ſein Förſter, ein Mann, der ziemlich herumgekommen war und endlich bei ihm den Hafen gefunden hatte, um von ſeinen Zügen auszuruhen. Er war erſt ſeit Kurzem bei ihm und ſein Sohn kannte ihn noch nicht. Der Mann war ihm ſehr zugethan und von einer derben Unerſchrockenheit, ganz geeignet, eine wichtige Rolle in der entſcheidendſten Scene des Drama's zu übernehmen. Dann hatte er noch einen Pferdehändler kommen laſſen, der ſich ſeit einigen Wochen in Pogenwinkel umtrieb und vorgab, Stallmeiſter bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen von Capua, geweſen zu ſeyn. Zuletzt war es ein ehemaliger Kandidat der Theologie aus Mecklenburg, der als Miſſionär zu den Abyſſiniſchen Juden hatte wandern wollen, es dann aber vorzog — da ihn Krankheit verhinderte, ſeinen Plan auszuführen — im Vaterlande zu bleiben und als Touriſt in moderner Weiſe für einige Zeitſchriften Reiſebilder zu liefern. Er lebte ſeit einigen Tagen in der Reſidenz und da es nicht fehlen konnte, daß er alsbald von dem reichen, ruſſiſchen Abenteurer hörte, der ſich Oberlieutenant Krauthöfer nennen ließ, ſo ſuchte er deſſen Bekanntſchaft zu machen und die Folge derſelben war die Einladung zu dem Feſte.

Was die beiden Letztern betraf, ſo durfte der Oberlieutenant vollkommen beruhigt ſich auf ſie verlaſſen. Ihr Charakter verbürgte ihm das vollkommene Eingehen in ſeinen Plan, ohne alle weitere Einweihung in denſelben. Seinem Förſter hatte er vor allen Dingen eingeſchärft, ihm gegenüber eine durchaus unabhängige Haltung anzunehmen und ſich ganz wie ein Mann zu betragen, der in der vornehmen Welt zu Hauſe iſt. Zugleich verſah er ihn mit den nöthigen Mitteln, ſein Aeußeres in dieſer Beziehung gehörig zu metamorphoſiren.

Mit dem Mauthſchreiber Fizmeier hatte er einen ſchweren Stand, doch gab der endlich um des guten Zweckes willen in Etwas nach. Ein altengliſcher Charakter, wie der ſeinige, lieh ſich nur ungern der Verſtellung. Mindelsheim war traitabler.

Die breite Treppe des Hotels war mit Teppichen belegt und mit Blumen in großen Vaſen beſtellt:

drei mächtige Lüſtres ergoßen ihre Gasflammen in reichlichen Strahlen, um ſie zu erhellen. Schon dieſes gewährte einen überaus blendenden Anblick, allein er ſteigerte ſich noch um Vieles, wenn man durch die eben ſo reich verzierten und erhellten Corridors ſchritt, die mit rothem Tuche belegt waren, wo kein Schritt gehört wurde und eine wahrhaft feierliche Stille herrſchte. Die Flügelthüren des Saales rauſchten auf und ein ſchwarz gekleideter Diener rief den Namen des Eintretenden laut durch .die Räume, gewöhnlich falſch, da er nicht alle kannte, welche erſchienen und er die fremden, ihm oft ſchnell und leiſe zugeflüſterten Namen nicht verſtand.

An den Saal reiheten ſich zu beiden Seiten einige Zimmer, mit trauten Schmollwinkelchen am Kamine und in Fenſtervertiefungen, wo im grünlichen Zwielichte eines Vorhangs oder eines Lampenglaſes, jene weichen bequemen Möbel zur halbgeheimen Unterredung luden, welche eine glückliche, dem freundlichen Genuſſe geneigte Friedenszeit, wieder hervorſuchte, um ſich für die langen Entbehrungen der kriegeriſchen Periode ſchadlos zu halten.

Hier ſtanden reich aufgeputzte Kredenzen, mit unentſiegelten Flaſchen, deren Etikette Feuer und Geiſt im reichſten Maaße verhießen, dort waren verdeckte

Tiſche, aus denen ſich ein pikanter Duft verrätheriſch ſtahl und den Appetit ſchon Stunden lang vor dem Genuſſe reizte und auf den Inhalt aufmerkſam machte. In dem letzten Zimmer endlich ſtand ein ſehr langer Tiſch mit einer Decke von grauer Leinwand verhängt; auf dieſer Decke ruheten ein Paar Inſtrumente: lange, zierliche Stäbchen aus Ebenholz, an dem Ende mit kleinen Rechen von Elfenbein geziert. Dem Kundigen bot dieſer Tiſch kein Geheimniß, allein viele von den Geladenen ſtrichen mit neugieriger Miene daran vorüber und wagten es auch wohl die graue Leinwanddecke ein wenig zu lüften. Unten erblickten ſie ein grünes, ausgeſpanntes Tuch, auf dem ſie geſtickte Charaktere bemerkten; in der Mitte ſenkte ſich eine runde Vertiefung in den Tiſch. „Wahrſcheinlich eine ruſſiſche Ueberraſchung unſers freundlichen Wirthes," dachte mancher Neugieriger bei ſich. „Er hat wohl einen Taſchenſpieler kommen laſſen —"

Dieſes Räthſel aber, das jetzt ſo ruhig verhüllt daſtand, barg, wie das trojaniſche Pferd alle feindſeligen Elemente in ſich, um ſie ſpäter in den Frieden der Geſellſchaft zu ſchleudern.

Der Oberlieutenant hatte ſich zum würdigen Empfange ſeiner Gäſte frühzeitig genug eingeſtellt. Der Modeſchneider, dem er ſich gänzlich überantwortete hatte, um ihn zu dem Weſen eines Mannes der feinen Welt umzuwandeln, hatte ſich aus triftigen Gründen, die ihm ſelbſt am Meiſten einleuchteten, bewogen gefühlt, ſeinem Clienten eine ſogenannte Phantaſie-Uniform anzufertigen, wie ſie der jetzige Geſchmack und die Sitte erheiſchen. „Wollen ſie mich nicht etwas werden laſſen, ſo müſſen ſie mich doch etwas heißen laſſen,“ iſt der Wahlſpruch vieler kleinen nichtigen Leutchen, die in der Geſellſchaft ihren Platz ausfüllen wollen. Statt des „heißen laſſen,“ kann auch geſetzt werden „ſcheinen laſſen“ und dazu bietet ein geſchickter Schneider wohl am beſten die Hand. Eine Phantaſie-Uniform iſt aber für den, der ſie bezahlen kann, oder mindeſtens den Credit dazu beſitzt, das ſicherſte Mittel, etwas zu ſcheinen.

Krauthöfer trug eine von blaßrother Purpurfarbe mit dunkelgrünen Aufſchlägen und noch dazu mit einer leichten Pailletten-Stickerei bedeckt. Er hätte für irgend einen Miniſter irgend eines fremden Staates, etwa des Braſilianiſchen Kaiſerreichs, genommen werden können.

— Nur nicht ſo knapp, wie den letzten Anzug, ſagte er zu Monſieur Hanſelbauer, dem Premier Marchand Tailleur, deſſen langjähriger Aufenthalt in der Capitale du Monde ihn befähigte, der eleganten

Welt der deutſchen Hauptſtadt die abſurdeſten Geſetze vorzuſchreiben, wie er ſich einbildete — theurer Herr Hanſelbauer, nur nicht ſo knapp, ich kann weder gehen noch ſitzen, weder eſſen noch trinken, ich muß erſticken —

Und der Marchand Tailleur verſprach ſein Möglichſtes zu thun, Alles was ſich mit ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen vertrüge, die Bequemlichkeit ſeines Clienten mit den Regeln der Kunſt und dem, was er ſeinem Rufe ſchuldig ſey, zu vereinbaren. In dieſer angenehmen Vorausſetzung hatte denn Krauthöfer die Beſtellung gemacht. Allein o Ungemach, als der Anzug gebracht und anprobiert wurde! Da lag er gleichſam lachend und verlockend auf der Stuhllehne: nichts fehlte, es war ein Anblick zum Entzücken; die Farbenwahl, die Feinheit des Stoffs, die Zeichnung und die Ausführung der Stickerei, Alles war, wie man es nur wünſchen konnte; als aber der prüfende Blick des Eigenthümers auf den Umfang dieſer meiſterhaften Kunſtſchöpfung verweilte, da drängten ſich Zweifel in ihm empor und er fragte mit kleinlauter Stimme: — Da ſoll ich hinein?

Statt aller Antwort packte der dünne Schneider ſeinen Clienten um den Leib, maß noch einmal mit dem Kennerauge, das was er geſchaffen und rief:

's geht! 's muß gehen! dann warf er behende ſeinen eigenen Rock vom Leibe, zog die Uniform an und ſtellte ſich darin mit ſiegeriſchem Anſtande vor den Spiegel.

— Na? war Alles, was er dabei ſagte.

— Aber was beweiſt das? fragte wieder kleinlaut der Beſteller.

Monſieur Hanſelbauer packte wieder ſtatt aller Antwort die beiden Uniformtheile und zerrte ſie übereinander, wodurch er freilich genügend darthat, daß ſie weit genug waren, ihn gleichſam doppelt einzuſchließen, allein der Mann war auch von einer unbeſchreiblichen Magerkeit.

Was nun Krauthöfer auch noch ferner einwenden mochte, würdigte jener keiner directen Widerlegung mehr.

— Ich werde Sie anziehen, ſagte er, und es muß gehen. Verſtehen muß man es, ſich anzuziehen, das iſt freilich die Hauptſache. Man müßte ja ein wahres Monſtre ſeyn, wenn dieſe Uniform nicht weit genug wäre. Ich kann auf Ehre verſichern, daß ich hier ganz von meiner Gewohnheit abgewichen bin, und daß ich ſie eigentlich immer nur halb ſo weit mache —

— Das kommt denn aber doch wohl auf den

Körper an, für den Sie arbeiten — bemerkte Krauthofer.

— Keinesweges, herrſchte ihn der Schneider an — was weiß der Körper davon? Wiſſen Sie denn zum Beiſpiel, wie dick Sie ſind? Das muß ein Kleiderkünſtler beſſer verſtehen und ich bin hier Ihrer deutſchen Bequemlichkeit zu Liebe ſo weit gegangen, als ich nur gehen durfte. —

In dieſe reizende Uniform wurde nun der arme, unglückliche Vater hineingezwängt, um ſeine ernſte Rolle durchzuführen. Wahrlich er entfaltete ein ſo großes Schauſpielertalent, daß es ihm auf einer wirklichen Bühne Applaus und Beifall im Uebermaße eingetragen haben würde. Aber auch hier winkte ihm ein ſchöner Erfolg, und der Gedanke an denſelben ſtärkte ihn bei ſeiner Unternehmung.

Die erſten Gäſte, welche ſich einſtellten und die faſt zu gleicher Zeit mit ihm da waren, beſtanden aus ſeinem vertrauten Förſter, dem Stallmeiſter des Prinzen von Capua und dem modernen Touriſten.

Der Förſter hatte ſich in einen Rittergutsbeſitzer metamorphoſirt, eine Rolle, die ihn am wenigſten der Verlegenheit ausſetzte, eine Blöße zu geben. Er hatte ein kurzes Beinkleid und Kappenſtiefel gewählt und dazu einen blauen Halbrock mit rothem Kragen und vergoldeten Knöpfen angezogen. Alles ſauber und wohlhäbig, bis auf die runde Erbſenkette, mit den drei ungeheuern Pettſchaften, die des Mannes langjähriges Eigenthum waren. Die Erſcheinung würde überall hingepaßt haben, nur nicht in dieſem überaus glänzenden Balllokale, wo man ihr höchſtens im Tableaurahmen oder in einem Maskenzuge zu begegnen hoffen durfte. Seine Börſe war aber gehörig garnirt, denn dies war ein Hauptrequiſit ſeiner Rolle und er durfte trotz der Neckereien, die man ſich vielleicht hinter ſeinem Rücken erlaubte, darauf rechnen ihr vollſtändig zu genügen und dem Willen ſeines Herrn zu entſprechen.

Der Stallmeiſter des Prinzen von Capua war etwas abenteuerlicher gekleidet. Er ging in einem grünen Frack mit ſchmaler goldener Stickerei am Kragen, der einſt beſſere Zeiten geſehen haben mochte, jetzt aber mit ſeinem Herrn etwas heruntergekommen war. Die Pantalons waren grau und mit einer Borte beſetzt. Dieſen nicht ſehr eleganten Ballanzug hob jedoch die Figur des Mannes und der ſtattliche Bart, der faſt das Geſicht bedeckte. Der Anſtand würde dem erſten Leibjäger eines fürſtlichen Hauſes alle Ehre gemacht haben.

Der Touriſt hatte zu weißen, ſehr ballmäßigen

Beinkleidern, die nur ein wenig zu weit um die Knöchel ſchlotterten, ein kurzes Gilet von geſtreiftem Sommerzeuge angelegt und darüber einen kurzen Ueberrock geworfen, den er offen trug. Das Hervorleuchtendſte an dieſem ſehr unſcheinbaren Accoutrement war offenbar ein ſeidenes Sacktuch von ſchreiender Farbe, das er mit Oſtentation in die Bruſttaſche geſteckt hatte, und deſſen Zipfel bedeutend heraushingen. Dies gab der ſonſt farbloſen Erſcheinung einen Ton, das ließ ſich nicht wegläugnen, wenn er gleich auf dieſem Parkett nicht vom beſten Tone zeugte.

Die Kerzen brannten; die Muſiker ſtanden bereit auf der Gallerie des Saales, da öffneten ſich die großen Flügelthüren und unter dem Ausrufen ihrer Namen traten die Geladenen nach und nach in den Saal. Schon ſah man Mosburg, Hagen, Leinweber im Geſpräche mit einigen Damen vom Ballet und dem Opernchore die Räume durchſtreifen; auch Alfred kam mit ſeinem Vater, dem Hauptkaſſenreviſor.

— Begreifſt Du wohl, was dieſes werden ſoll? fragte Alfred.

— Ich will hoffen, daß es zum Guten führe, mein Sohn, erwiederte der Alte. — Das ſind die traurigen Folgen der Halsſtarrigkeit — hätte er ſeinen

Sohn den Schauſpielerſtand ergreifen laſſen, ſo wäre es nicht dahingekommen — danke dem Himmel —

Der gute Mann wollte weiter ſprechen, da eilten zwei Diener an ihnen vorüber, um dem Oberlieutenant zu melden, daß ſich Damen näherten, die er ſelbſt am Eingange mit Blumenſträußen empfangen wollte.

Wie die Flügelthüre aufging und Krauthöfer die ſo eben Eintretenden wahrnahm, winkte er dem Orcheſter, das einen rauſchenden, lange ausgehaltenen Tuſch anſtimmte, wodurch es ihm ſelbſt unmöglich wurde, den Allen wohlbekannten Namen, den der meldende Diener ausrief, zu verſtehen.

Es war aber Madame Scherwenzki mit ihrer ſchönen Tochter Hulda, die alſo bewillkommt als Königin des Feſtes in den Saal trat. Der Oberlieutenant war ſogleich um ſie beſchäftigt, nahm ſie beim Arm und führte ſie durch die Gemächer. Alles wich erſtaunt zurück.

— Was iſt das? — Hulda Scherwenzki? — Nicht die St. Viol? — Nicht die göttliche Schmalzbaſerl? — Nicht einmal die Hegewiſch? — So ging's von Mund zu Mund. Aber Hulda ſenkte die Blicke, und wankte faſt zitternd an der Seite ihres Anbeters, gleichſam als hätte ſie eine Vorahnung von dem Drama, zu dem ſie hier unfreiwillig die Hauptrolle übernommen hatte. Nicht ſo die grand' maitresse de la garderobe, ihre Frau Mutter. Mit leuchtendem Auge überflog dieſe die Verſammlung und der mit einem Diadem von falſchen Steinen und hohen Schwungfedern-geſchmückte Kopf wiegte ſich dabei auf dem dicken Halſe, von vorn nach hinten, als ob er abbrechen ſollte. Der Anblick würde etwas Aengſtliches gehabt haben, wäre die Säule, die den Kopf trug, nicht von gehöriger Stärke geweſen, und ſogar durch einige kropfähnliche Gewächſe noch bedeutend unterſtützt worden.

Als Mosburg im Vorbeiſtreifen ihr die geflügelten Worte zuflüſterte:

— Scherwenzl'n, biſt Du's denn ſelber? da würdigte ſie ihn keines Blickes und ſah gerade neben ihm hin, als ob er nicht für ſie in der Welt wäre.

— Mylord Pucks! erſchallte es jetzt laut an der Thüre und herein trat mit dem feinen Anſtande eines Mannes von Welt, der es gewohnt iſt, ſich in der Geſellſchaft zu zeigen, der Genannte. Er war ſchwarz gekleidet, bis auf die glänzend weißen Handſchuhe, die den kleinen Klapphut trugen. In dem Augenblicke als er dem vermeinten Fürſten Fortunatikoff und deſſen Damen ſeine Verneigung machte, ſpürte die ältere derſelben, die in ſolchen Stücken Kennerin war, ein leiſes Beben in dem Arme, des ſie führenden Fürſten, das ſie ſogleich gehörig zu deuten glaubte, indem ſie es der Eiferſucht zuſchrieb. Der Lord war neben dem Fürſten die ausgezeichnetſte Perſönlichkeit, ihr Reichthum mochte wohl miteinander rivaliſiren, dachte man, und ſo konnten ſie es wohl auch in andern Stucken.

— Iſt Ihnen nicht wohl? fragte ſogleich die Mutter, weil ſie es für Pflicht hielt, dem Geliebten ihrer Tochter jede liebende, mütterliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. — Iſt Ihnen vielleicht eine Taſſe Thee gefällig? Wir dürfen ja nur zu jenem Buffet gehen, wo eben welcher eingeſchenkt wird —

— Sie erinnern mich an meine Schuldigkeit, ſagte Krauthöfer — kommen Sie! aber wohl iſt mir vollkommen —

Seine Stimme ſtrafte die Verſicherung Lügen: er konnte ſeine innere Bewegung beim Anblicke des Sohnes nicht verbergen.

Als er mit ſeinen Damen Platz genommen hatte, ſprach Madame Scherwenzki zu ihrer Tochter, um nach ihrer Meinung dem guten Fürſten auch den kleinſten Schatten zur Eiferſucht zu benehmen:

— Ich finde vollkommen beſtätigt, was Du mir geſtern von dem Lord Pucks geſagt haſt — er iſt wirklich unausſtehlich und muß hinter jedem reifern Bewerber unwiderleglich zurückſtehen —

— Aber Mama — ſagte leiſe Hulda — ſo bedenken Sie doch, daß der Lord kein Lord und der Sohn des Herrn Oberlieutenants iſt —

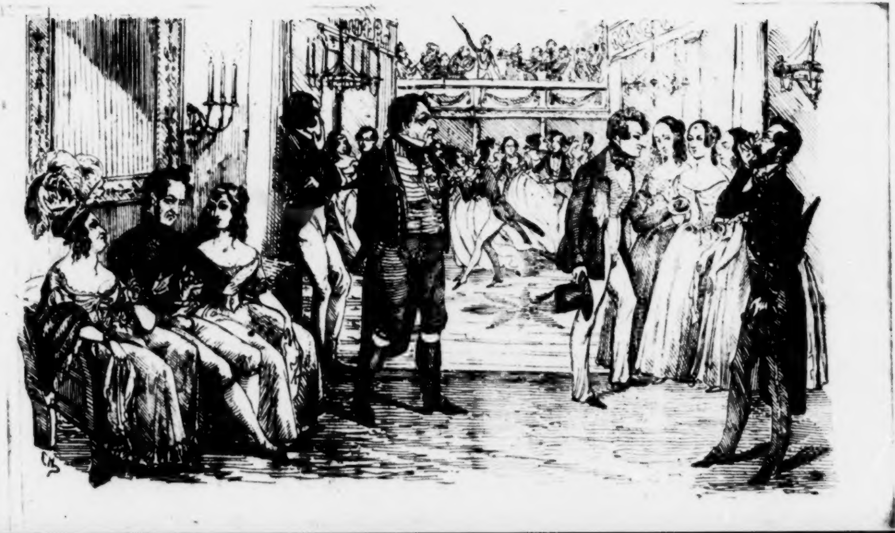
— Larifari! ſagte die Alte — willſt Du mir da ein Mährchen aufbinden! Der Herr Oberlieutenant — wenn's denn nun einmal nicht Anders ſeyn kann und ſoll — der Herr Oberlieutenant Incognito könnten der ältere Herr Bruder, aber nicht der Vater jenes abgelebten Engländers ſeyn, wenn's überhaupt ſeyn könnte —

— Uf! ſtöhnte hier Krauthöfer, den die Phantaſie-Uniform, bei der innern Bewegung, ganz beſonders beängſtigte und Madame Scherwenzki, die dieſen Ausruf für einer Anwandelung von Ohnmacht zu nehmen geneigt war, beſtand abermals darauf, daß der arme Mann, ſeine Wallungen noch durch eine heiße Taſſe Thee vergrößerte.

Die Muſik ertönte und die junge Welt drehte ſich bald im wirbelnden Galopp; Hulda wurde von Verſchiedenen aufgefordert, allein der ernſtgebietende Blick ihrer Mutter bannte ſie an der Seite ihres Anbeters feſt. Dieſer hätte trotz ſeiner Jahre wohl einen Tanz mit ihr gemacht; er hatte ſich's auch vorgenommen, denn es lag in ſeinem Plane, ſich in Gegenwart des Sohnes als vollkommenen Sauſewind zu zeigen, allein die Ballkleidung hinderte jede ſeiner Bewegungen, die ſich über das gewöhnliche langſame Dahinſchreiten, ausdehnen wollte.

— Verdammter Schneider! jammerte er vor ſich hin; unruhig bewegte er ſich auf dem Sitze, es knackte und krachte in allen Nähten, aber mehr Luft gewann er doch nicht dadurch und als er endlich dem Erſticken nahe, einige Knöpfe aufmachen wollte, da bemerkte er erſt mit noch größerm Schrecken, daß ihn der abſcheuliche Menſch in die Uniform hineingenäht hatte, und daß er ſo wenig wie eine Mumie im Stande ſey, ſich der ihn umhüllenden Bande ohne fremde Hilfe zu entledigen.

Das Feſt hatte indeß ſeinen rauſchenden Fortgang. Der Touriſt näherte ſich mit einer Apfelſine drei liebenswürdigen Sängerinnen, welche gewöhnlich die Damen der Königin der Nacht darzuſtellen pflegten. Aus Galanterie überging er die ſchönern erſten Stimmen und reichte der Altiſtin die Frucht, die dieſe aus Beſcheidenheit ablehnte. Der Förſter, der dieſes poetiſche Spiel aus der Entfernung mit angeſehen hatte und doch auch etwas thun wollte, um ſich jetzt



ſchon in der Geſellſchaft bemerkbar zu machen, da ſeine eigentliche Rolle erſt ſpäter angehen ſollte, trat mit gutmüthigem Lächeln näher.

Was er eigentlich auf der Zunge hatte, läßt ſich nicht wiedergeben, denn er behielt es für ſich; der dazwiſchentretende Stallmeiſter des Prinzen von Capua ſchnitt ihm das Wort im Entſtehen ab.

„Du ſüße Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Ich ſchüttle — ſieh — ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schooß!“

lispelte der Touriſt den drei Göttinnen zu, die ſich verwundert anſahen, weil ſie nicht wiſſen konnten, daß er Göthe'ſche Verſe zu ihnen ſprach.

— Kommen Sie, ſprach der Stallmeiſter, der Spieltiſch iſt abgedeckt — es iſt eine wahrhaft italieniſche Nacht. Ich glaube in la Fenicia in Venedig oder auf Monte di Capua in Neapel zu ſeyn.

Er meinte la Fenice und Capo di Monte, oder überhaupt etwas ganz Anderes, denn obgleich er als Pferdehändler die Halbinſel durchzogen hatte, ſo verwechſelte er doch Gegenſtände und Namen und ſprach keinen der Letztern richtig aus

Der Förſter fuhr zuſammen; er beſann ſich, daß der Augenblick gekommen war, und dem Stallmeiſter ſeinen Arm gebend, rief er:

— Ja, ſpielen wollen wir, ſpielen, bis alles Geld unſer iſt, oder bis wir das unſrige verloren haben! Ich liebe das Spiel, wie ein Raſender.

— Das iſt ja entſetzlich, ſagte die eine der drei Damen, indem die beiden Herren ſie verließen. Ich habe immer eine Angſt, wenn ich vom Spielen höre —

— Es iſt ſo unmoraliſch — ſagte die zweite.

— Man meint, daß gewonnenes Geld nie Glück bringe — ſetzte die dritte hinzu.

— O doch! bemerkte der Touriſt mit freundlicher Beſcheidenheit. Auf dieſe Gefahr hin möchte ich ſchon etwas gewinnen, ſogar recht viel. Ich wüßte mir wohl ein ſchönes Glück damit zu erringen — ein Glück, wie Ihre Huld zum Beiſpiel —

— Sie Böſer! ſagten jetzt die Schönen zu Drei, wie verabredet, und ſchlugen mit den Pätſchchen gar lieblich nach ihm.

Dies war eine ſtehende Redensart bei dieſen Damen und erſetzte Manches. Sie hatten dies ſtets in Bereitſchaft, und die Geiſtesgegenwart verließ ſie ſo wenig, daß ſie ſich nie darauf zu beſinnen brauchten. Es erfolgte auf jede Schmeichelei, auf jede Plumpheit, auf jede Zweideutigkeit, es war eine Art von engliſchem Pflaſter, das gute Hausfrauen für jeden Fall ſtets bei der Hand haben.

Im hinterſten Zimmer des Balllokals hatte ſich indeß der geheimnißvolle Tiſch ſeiner Hülle entledigt und ſtand nunmehr als Roulette vor den Blicken der Gäſte da. Krauthöfer hatte gewünſcht, daß Fizmeier den Banquier machen ſollte, den er zu dieſem Zwecke mit den gehörigen Fonds ausgeſtattet haben würde. Allein dazu war der ſtolze Brite nimmermehr zu bringen.

— Creps allenfalls, hatte er geſagt, das galliſche Roulette aber niemals!

Alles weitere Drängen war vergeblich. Wenn Fizmeier nicht wollte, zeigte er die unbeugſame Halsſtarrigkeit des Stiers. Er hatte ſich's aber in den Kopf geſetzt, der Oberlieutenant ſolle das engliſche Würfelſpiel, Creps genannt, zur Beſſerungsmethode Lucile's anwenden.

— Iſt's nicht gleichviel, was ihn beſſert? fragte unſer kleiner Pitt.

Allein Creps war den Meiſten unbekannt und bot durchaus nicht jene draſtiſchen Momente dar, auf deren Gewalt der Oberlieutenant beſonders rechnete. Dabei bietet es dem Bankhalter bei Weitem nicht die günſtigere Chance, und Krauthöfer — obgleich er entſchloſſen war, beträchtliche baare Opfer für ſeinen Zweck zu bringen, war doch nicht Willens, muthwillig mehr zu opfern, als er für unumgänglich nöthig erachtete. Es blieb daher beim Roulette, welches am wenigſten Vortheil den Pointirenden verſpricht.

Fizmeier trat alſo den ihm zugedachten Poſten nicht an, allein er gab ſich dafür mit größerem Genuſſe dem Vergnügen hin, das ihm dieſer Abend gewährte. Er trat oft aus dem Gewühle in irgend ein einſames Kabinet und beſchaute ſich in einem großen Spiegel mit heroiſcher Miene, ſich die ernſte Frage ſtellend: „Bin ich's denn wirklich?“

Er hatte einen ſolchen Abend noch nie verlebt. Alles, was er von Almacks und Routs gehört und geleſen hatte, glaubte er verwirklicht; er ſchwebte durch die Menge und blickte auf hübſche Mädchen, und fragte ſich dann wieder leiſe: „Ob ſie wohl wiſſen, wer ich bin? ob ſie's ahnen, wen ſie vor ſich haben?“

Dann ſtrich er auch bis in den Spielſaal und that ganz familiär mit dem Roulette, obgleich er kaum einen Begriff von den Berechnungen hatte, die dem Spiele zu Grunde liegen. Er warf eine kleine Münze nachläßig hin, drehte ſich dann auf dem

Abſatze um, wie er es gewöhnlich that und ſah nach der Uhr: „Eine halbe Viertelſtunde!“ rief er ſo laut, daß es Alle hörten, „dann komme ich und ſehe, wie's ſteht. Laſſen Sie mir's nur liegen!“

Er ging in's andere Zimmer und kam bereits zurück, ehe die halbe Viertelſtunde ganz vorüber war, allein die Croupiers hatten ſein Geld ſchon lange eingezogen. „Was thut's?“ ſagte er und ging dann fort, ohne auf's Neue geſetzt zu haben.

— Es iſt Crockfords! rief er dem Erſten Beſten zu, aber es iſt doch delizios! Ich liebe das Leben in der großen Welt, und ich darf hoffen — Dank ſey es dem deutſchen Zollverein! — es bald zu genießen.

Er meinte ſeine Verſetzung von Pogenwinkel.

— Ich bin noch gerade in den Jahren, Vieles mitzumachen — ſetzte er recht zuverſichtlich hinzu, indem er das Gilet mit beiden Händen herunter zog und eine Poſitur annahm, wie ein Reiter, der ſo eben vom Pferde herabſteigt.

Hinter dem Rouletttiſche ſaß aber der wackere, ſtille Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim, der ſeinem Freunde, wie überhaupt keinem Menſchen, etwas abſchlagen konnte. Er hatte vollkommenen Unterricht genoſſen in den Myſterien des Roulette und ſich ſeit zwei Tagen unermüdlich darin geübt, die Kugel zu ſchleudern; mit dem Berechnen der Gewinnſte konnte er ohnedieß gut fertig werden, da er ein fermer Kopfrechner war und alles Andere hatte er ſich gleichfalls ſchnell gemerkt. Die zuſammengeſetzten Spiele: die chevals, transversals, colonnes, quarrés. Alles war ihm geläufig. Ihm zur Seite ſaß ein geübter Croupier von einer öffentlichen Spielbank, der das Spiel ausrief und das „Messieurs, votre jeu. rien ne va plus!“ ertönen ließ.

Es machte auf Alle, die Mindelsheim kannten, einen tiefen Eindruck, ihn in dieſer Function zu ſehen. Ja, ich kann verſichern, daß Mindelsheim ſelbſt äußerſt gerührt war, wenn er ſich die ganze Geſchichte zuſammenreimte und dann einen Blick auf Alfred fallen ließ, der als bloßer Zuſchauer an der Glückstafel ſtand, und ſich ſein eignes Glück als Vater dabei recht nahe vor Augen hielt.

Lucile war ganz Lord Pucks. Er ſprach nur engliſch mit Fizmeier und that im Ganzen überaus fremd, erkundigte ſich nach Dieſem und Jenem und nahm den Feſtgeber für Niemand anders, als den Fürſten Fortunatikoff. Um auch ſeinerſeits ein Pfiffikus zu ſeyn, that der Mauthſchreiber ebenfalls unbefangen und äußerte, daß es in ſeinem Wohnorte

Bogenwinkel einen weggelaufenen Oberlieutenantsſohn gebe, der Seiner Herrlichkeit ſehr ähnlich ſehe.

— Oder vielmehr nicht gebe, da er fortgelaufen, ſetzte er dann ſchnell hinzu.

Pucks ſagte, daß er davon gehört und daß ihm dieſe Aehnlichkeit auch bereits hier ſchon ein Abenteuer zu Wege gebracht, aber keines von der angenehmſten Art.

— Es iſt nicht angenehm, einem Taugenichtſe ähnlich zu ſehen, warf er vornehm hin.

Aber Fizmeier glaubte darauf eine verbindliche Verbeugung machen zu müſſen, worüber Pucks im Ernſte lachte, obgleich er bei dem ganzen Geſpräche nicht recht zugegen war, da ihn eine innere Gier nach dem Ende dieſer Komödie verzehrte. Aber die Löſung ließ ſich erwarten.

Krauthofer hatte indeſſen ſeine Dame einem Tanzer überlaſſen und während Madame Scherwenzki ihre Tochter tanzen ſah, war er — den Augenblick benützend — in ein Nebenzimmer geſchlüpft, um ſeinen Anzug zu wechſeln. Caſpar mußte ihm hier die prächtige Uniform, in welche er eingenäht war, vom Leibe ſchneiden, und ihn in einen Frack kleiden, der ſeinen Bewegungen etwas freiern Spielraum ließ. Mit leichterm Athem zwar, aber dennoch mit gepreßter Bruſt, trat der Oberlieutenant jetzt in den Spielſaal.

Kleine Summen ſchwankten hier noch immer hin und her; Mesburg hatte Glück und ſchwur, daß er die Bank ſprengen wollte. Die Scene blieb unverändert. Da trat ein neuer Spieler zur Bank hin, ſtill und ernſt, der weder rechts noch links die Blicke ſchweifen ließ. Er ſetzte einen Stoß rother und blauer Papiere; es waren ruſſiſche Banknoten. Krauthöfer hatte ſie eingewechſelt, um dem Gerüchte, er ſey ein ruſſiſcher Fürſt, neue Nahrung zu geben.

— Es ſind tauſend Rubel, ſprach er zu Mindelsheim, der die Kugel rollen ließ.

Man unterſuchte die Papiere nicht, denn ſie wurden eingezogen. Zehn Stößen von demſelben Belang erging es auf gleiche Weiſe. Die Andern ſahen ſich verwundert an; auf denjenigen, der die Summen verlor, ſchien das Unglück keinerlei Eindruck hervorzubringen. Er forcirte ſeinen Satz mit ſtets gleicher Ruhe und ſchien darin eine eigene Art von Kabbala zu befolgen.

In Kurzem hatte ſich der größte Theil der Geſellſchaft um den Rouletttiſch verſammelt, und nur die enragirteſten Tänzer waren im Tanzſaale geblieben. Alle kleinen Spieler ſchwiegen und hatten das Feld geräumt. Sie begnügten ſich mit Zuſchauen. Nur Einer hielt dem Fürſten Fortunatikoff Stand und ſetzte gleichfalls hohe Summen und zwar ihm nach. Man kannte den Mann nicht, allein er mußte reich ſeyn. War der Ruſſe kalt, ſo war es jedoch dieſer Spieler nicht. Er fluchte ſtill vor ſich hin und warf einigemale ſpitze Worte nach dem Fürſten hin, wenn ſie Beide verloren hatten. Dieſer that, als ob er's nicht hörte oder verſtand.

Ein hoher Satz ſtand jetzt von Beiden auf dem Rouge! die Kugel rollte, und Aller Augen, ſelbſt derer, die nicht dabei intereſſirt waren, folgten ihrem Rollen mit ängſtlicher Erwartung. Nur der vermeinte Fürſt war ſcheinbar kalt, der fremde Spieler hingegen glühete, wie Feuer. Jetzt erſcholl das

Rien ne va plus —

einen Augenblick darauf fiel die Kugel und ſprang noch wie zuckend hierhin und dorthin — die Bangigkeit wuchs — jetzt liegt ſie ruhig da — es iſt Noir. Der Croupier zieht mit Gleichmuth beide hohen Sätze ein.

— Mein Herr Fürſt oder nicht! ſchrie jetzt der Fremde mit rollenden Augen, aus denen wüthende Blitze ſchoßen — hier geht etwas vor, was außer der Berechnung des ehrlichen Mannes liegt —

Eine Todtenſtille herrſchte; die Zuſchauer dieſer Scene ſtanden wie Bildſäulen; der Oberlieutenant Krauthöfer lachte und ſagte zum Hauptkaſſenreviſor:

— Continuez, Monsieur!

— Faites votre jeu, Messieurs! rief der Croupier, und Mindelsheim griff nach der Kugel, um ſie in die Maſchine zu werfen, aber der Fremde hielt ſeinen Arm auf.

— Ehe das Spiel fortgeſetzt wird, verlange ich, daß das Roulette hier unterſucht werde — ſchrie er, und mit einem Griffe ſeiner ſtarken Fauſt ſich einiger ruſſiſchen Banknoten bemächtigend, fügte er noch lauter hinzu: dieſe Papiere ſind falſch, wir ſind in eine Räuberhöhle gefallen!

Dieſen Worten folgte ein wilder Tumult; Alles drängte ſich herbei; die Tanzmuſik verſtummte; Madame Scherwenzki und ihre Tochter ſtanden bleich und bebend. Mosburg blickte hämiſch auf Beide und brummte:

— Dachte ich's doch, daß es ſo kommen würde!

Der Oberlieutenant zeigte feſte Haltung der frechen Beſchuldigung gegenüber, und begnügte ſich, zu ſagen:

— Sie werden mir Genugthuung geben! —

— Gleich zur Stelle — hier! lautete die Antwort.

Viele machten ſich jetzt eiligſt davon; Andere wollten ſich in's Mittel legen. Krauthöfer ſah im Saale umher; jetzt ſchien ſein Blick ängſtlich Jemand zu ſuchen, den er als Zeugen dieſer furchtbaren Scene zu ſehen hoffte. Aber umſonſt — Lucile hatte längſt vor dem Beginne derſelben den Saal verlaſſen.

Alle Eingeweihten fühlten jetzt faſt beſchämt das Vergebliche ihrer Anſtrengungen, nur der Fremde, der niemand anders, als der Förſter war, fuhr, ſeiner Rolle gemäß, in den wüthendſten Angriffen auf die Ehre des armen Oberlieutenants fort, der ſich nunmehr in einer wirklichen Verlegenheit befand.

Als er die Abweſenheit ſeines Sohnes merkte, war ihm alle Luſt vergangen, das Drama zu Ende zu führen, allein ein Rückſchritt war ihm unmöglich und konnte der wachſenden Lawine keinen Einhalt mehr thun.

Jetzt geſellten ſich auch der Stallmeiſter des Prinzen von Capua, der Touriſt, Mosburg, zu den Angreifern. Sie, die am wenigſten für ihren Ruf zu befürchten hatten, ſchrien am meiſten, daß er durch dieſe Einladung gefährdet worden ſey. Alle drangen auf Genugthuung, Alle ſchwuren, ſich zu rächen. Vergebens ſuchten Fizmeier, Mindelsheim, Vater und Sohn, ſelbſt Caſpar, zu vermitteln; der

Lärm war nicht mehr zu bewältigen. Wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, erhitzte das wilde Geſchrei die Köpfe bis zur Raſerei hier um ſo leichter, da ſie ohnehin ſchon durch des armen Schlachtopfers Champagner in Rauſch verſetzt waren.

Der gute Förſter, der die Wirkungen ſah, welche er hervorgebracht hatte, und ſich auf ſein Talent nicht wenig deßhalb zu Gute that, war indeß fortgeeilt, um ein paar Degen zu holen. Jetzt trat er mit dieſen wieder in das Zimmer, drängte die Menge auseinander und hielt ſie dem Oberlieutenant entgegen. So war Alles mit ihm verabredet worden und er that nichts Anderes, als was ihm geboten war, wußte er doch nicht, daß Alles vergebens ſey, weil der eigentliche Zuſchauer fehlte.

Der Oberlieutenant griff mechaniſch nach dem Degen, den ihm der Förſter darreichte und ſtellte ſich ihm mit den Worten:

— So ſey's denn!

Alle Damen ſtoben kreiſchend auseinander; Alfred ſprang mit Ernſt dazwiſchen und ſchrie:

— Um des Himmels willen haltet ein! Er iſt ein Bluter!

Aber in demſelben Augenblicke trat ein Mann, den wir ſeit lange ſchon aus dem Geſichte verloren hatten, in den Kreis der Parteien, es war Leinweber mit der Wache. Er als Freund der Ordnung war heimlich fortgeſchlichen, um ſie zu holen.

— Im Namen des Herrn! kreiſchte er mit einem Tone, der dem Darſteller des Gottlieb Coke vollkommen ziemte.

Krauthöfer und ſein Förſter wurden verhaftet, eben ſo Mindelsheim, der Croupier und einige Andere noch.

— — — In demſelben Augenblicke rollte der Reiſewagen aus dem Hofe hinter dem Wohnhauſe der Eltern Juſtinen's dem Stadtthore zu.

Fünftes Kapitel.

„Wer gut ſitzt, der ſtehe nicht auf.“

Der Graf Lucanor.

Der Morgen nach dieſem Vorfalle war von großer Wichtigkeit. Die Verhafteten ſollten vor ihre Richter geſtellt werden. Jene erhoben die Köpfe von der harten Pritſche im Gefühle ihrer Unſchuld und in dem Bewußtſeyn, daß ein kurzes Verhör Alles im hellſten Lichte zeigen würde; allein die Richter, darauf gefaßt, eine Kette von Verbrechen zu enthüllen und unerhörte Schandthaten zu entdecken, nahmen eine ſchwere Amtsmiene an und überdachten alle Fragen, die ſie zu ſtellen haben würden, um die Schuldigen zum Geſtändniſſe zu bringen.

Die Stadt war ruhig, und obgleich das Gerücht von der Geſchichte ſich überall hin verbreitet hatte, ſo nahm doch das Volk durchaus keinen thätigen Antheil und keinerlei Vermuthung wurde laut, als ob es dahin trachtete, die Gefangenen etwa zu befreien. Etwas, das dem noch jungen Verhörsrichter eine ungeheuere Freude gemacht haben würde, denn ſo wie junge Aerzte nichts ſo ſehr wünſchen, als das Auftauchen einer heroiſchen Krankheit, ſo ſehnen ſich junge Männer des Geſetzes nur ſtets nach ſolchen Gräuelthaten, die doch auch einige mächtige Folgen nach ſich ziehen.

Das Auffallendſte bei dieſem Verhöre war offenbar ſein Anfang, da ſein Ergebniß nur ſehr geringfügig war und alle Vorausſetzungen ſich in Nichts auflösten, bis auf die Thatſache, die aber gerade Niemand vorausgeſetzt hatte: nämlich die Flucht der St. Viol mit einem jungen Menſchen. Jener Anfang des Verhörs beſtand darin, daß alle Verhafteten umſtändlich ihre Namen und andere Verhältniſſe angeben mußten, obgleich ſie jedermänniglich bekannt waren.

— J mein Gott! rief der ſo ſanfte Hauptkaſſenreviſor, nachdem er lange verwundert ſtille geſchwiegen hatte, auf zweimaliges Befragen — wozu ſoll ich denn erſt lange herſagen, was Alle längſt ſchon wiſſen? Es iſt ja als fragten Sie: Penſionirter Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim aus Pogenwinkel, wie heißt Du, wer biſt Du, und wo wohnſt Du?

Während er aber ſo ſprach, wurde von zwei Herren ſehr eifrig geſchrieben, da Alles, was die Verhafteten ausſagten, zu Protokoll genommen wurde und ſo kam es — da Gerichtsſchreiber, große Buchſtaben ziehen, und die Linien weit auseinander rücken, mit einem Worte das Papier keinesweges ſparen, daß ſchon eine erkleckliche Bogenzahl vollgemacht war, ehe noch das kleinſte Reſultat ſich ergeben hatte.

Das Ergebniß konnte jedoch nicht ausbleiben, daß die uns wohlbekannte Pogenwinkler Freunde unſchuldig befunden und auf freien Fuß geſtellt wurden. Ein ähnlich günſtiges Loos wurde dem Förſter zu Theil; der Touriſt, der keinen ordentlichen Erwerb nachweiſen konnte, bezog ſich vergebens auf ſein Verhältniß zu Sadewitzens jüngſtem Gericht und erhielt ohne Umſtände ſeinen Paß zur Weiterreiſe viſirt; nur dem Stallmeiſter des Prinzen von Capua erging es ſchlimmer. Der boshafte junge Richter wollte, wie ein geſchickter Muſiker den neuen Text einer vorhandenen Melodie unterlegt, das Geſicht des Stallmeiſters durchaus dem Signalement eines berüchtigten Roßtäuſchers unterlegen, der ſich nicht unbedeutend als Pferdebieb ausgezeichnet hatte.

Die Züge paßten ziemlich aufeinander, aber andere Beweiſe fehlten gänzlich. Er mußte mehrmals ſeinen Namen ſchreiben und man verglich dann die Handſchrift mit den auf der Gerichtsſtube vorhandenen Handſchriften des Gauners. Jedesmal waren die Buchſtaben aber nicht nur anders geformt, ſondern überhaupt ganz andere. Hier hieß es „Bone Fenturi Kolzig,“ dort „Bono Fenture Kolzik,“ dann wieder „Boni Fenturo Golſück,“ kurz immer anders, ohne niemals das Rechte zu treffen, was nur „Bonaventura Kolzick“ heißen konnte, da der Mann wirklich ein Sohn des bekannten Kunſtreiters und Seiltänzers Kolzick war, der ihn nach ſeinem Bajazzo, der bei dem Jungen Pathen geſtanden hatte, Bonaventura taufen ließ. In der That war aber der arme Bonaventura ſelbſt ein gewandterer Reiter und Seiltänzer als Schreiber, und konnte als ſolcher gar nicht begreifen, welcher große Unterſchied denn darin liege, dieſen oder jenen Buchſtaben zu wählen, da ihm ſein Name, er mochte ſo oder ſo geſchrieben ſeyn, immer gleich zu klingen ſchien und er ihn auch immer richtig ausſprach.

Dieſe ſeltſame Eigenſchaft ſeiner Sprech- und Gehörwerkzeuge und die daraus entſpringende Vernachläßigung der orthographiſchen Regeln hätten den Mann am Ende in große Verlegenheit bringen können, da der junge Richter ſich's nun einmal in den

Kopf geſetzt hatte: der vor ihm ſtehende Stallmeiſter des Prinzen von Capua und der Pferdedieb müßten eine und dieſelbe Perſon ſeyn. Wenigſtens hätte dieſer Forſchungstrieb des angehenden Juſtizminiſters dem ihm Verdächtigen ein vorläufiges langes und nach Umſtänden auch ſehr unbequemes Gefängniß zu Wege bringen können, wofür er nach Ermittelung ſeiner Unſchuld keinerlei Entſchädigung hätte in Anſpruch nehmen dürfen. Dies in Erwägung ziehend, entſchloß ſich dann endlich Bonaventura, ſein umgekehrtes Inkognito fahren zu laſſen, da er nicht wie Fürſten zu thun pflegen, einen geringern Stand angegeben hatte, ſondern einen vornehmern. Er langte, um der Sache ein Ende zu machen, mit einem raſchen Griffe in die Buſentaſche ſeines grünen Fracks und zog eine große Menge alter, zum Theil ſehr beſchmutzter Papiere daraus hervor, um das vollſtändigſte Alibi dadurch unwiderleglich zu beweiſen. Es ergab ſich nämlich durch dieſe Papiere, die in Zeugniſſen und Päſſen beſtanden, daß er mit einer engliſchen Herrſchaft, zur Zeit als die Pferdediebſtähle im Lande verübt wurden, in Italien und England reiste und daß er wirklich der Sohn des verſchollenen Seiltänzerprincipals Kolzick war. Eben ſo beſtimmt ergab es ſich aber auch, daß der Dieb ſein leiblicher, jüngerer

Bruder ſey, der ihm ähnlich ſehe aber nicht Bonaventura heiße. Der Stallmeiſter des Prinzen von Capua war nun freilich zu einem ſimpeln herrſchaftlichen Jäger zuſammengeſchrumpft, allein der Gefangene war eines peinlichen Verhörs und einer vorläufigen Gefängnißſtrafe entbunden und durfte frei mit den Andern von dannen gehen.

Der junge Richter, der von ſo kühnen Thaten geträumt hatte und mit noch kühnern Hoffnungen den Morgen begrüßte, ſah mit Wehmuth dieß Alles ſo ſchnell hinſchwinden und ſchlich ſehr betrübt zur Unterſuchung einer gewöhnlichen Bierhausſchlägerei.

Als die Gefangenen der Gerichtsſtube den Rücken gekehrt hatten, und die helle Freiheit draußen jubelnd begrüßten, entſpann ſich ein kleiner Zwieſpalt unter ihnen, über das, was ſie ihrer nächſten Zukunft in Perſpective ſtellen ſollten.

Die beiden älteſten Hauptperſonen der Gruppe trennten ſich ſogleich nach entſchiedenen Richtungen. Der Oberlieutenant Kranthöfer, den die Kunde von der Flucht ſeines Sohnes mit der Tänzerin in der Gerichtsſtube ereilt und beinahe niedergeſchmettert hatte, erhielt mit dieſer Nachricht auch zugleich den Schlüſſel zum Räthſel und wußte nun, daß er Alles an die Unrechte verſchwendet hatte. Hulda

Scherwenzki und ihre Mutter waren ihm geblieben, allein erbittert wie er war, würdigte er ſie keines Blickes mehr. Sie ſelbſt aber, durch den Verfall dem Gerede und Geſpötte ausgeſetzt, ſprachen davon, ernſtliche Genugthuung nach der Weiſe ſolcher Leute zu fordern, das heißt auf Entſchädigung durch Geld für die zugefügte Unbill anzutragen. Nur ihre mit Ernſt einſchreitende Behörde vermochte es, ſie von dieſem Schritte abzuhalten. Die Drohung, bei dem geringſten Lärm, den ſie erheben würden, ſie von der Bühne für immer zu entfernen, konnte nur allein dem weitern Fortführen des Scandals Einhalt thun.

Krauthöfer ſagte nicht, was er vorhatte. Er ging im Stillen mit ſich ſelbſt zu Rathe. Der Hauptkaſſenreviſor ſprach davon, vorläufig noch in der Reſidenz zu verweilen, um das Debut ſeines Sohnes zu betreiben; ſeine theuern Reiſegefährten und Stadtgenoſſen waren daher genöthigt, ohne ihn nach Hauſe zu gehen, ihrer inne habenden Aemter wegen. So trennte ſich denn Alles in großer Mißſtimmung, was ſo übereinſtimmend in die Thore der ſchönen Stadt ſeinen Einzug gehalten hatte, voll der prächtigſten Hoffnungen auf hohen Kunſtgenuß und ſtolze Familienfreude.

Auf Alfred hatte Lucile's abermalige Flucht einen tiefen Eindruck gemacht. Alles, was in dieſem ſo ſtill bewegten Gemüthe noch ſo verworren ruhte, wurde plötzlich wie durch einen mächtigen Zauberſtab aufgeregt. Es tauchten Gedanken und Gefühle aus tiefſtem Grunde auf, denen zwar noch eine feſte Geſtaltung fehlte, die aber ſchon in ihrer unbeſtimmten Form den Jüngling zum Handeln drängten. Dieß verwickelte ihn in einen Kampf; während das Leben ihn hinauslockte in freie Bahnen, zog ihn die Sohnesliebe feſter zu ſeinen jetzigen Verhältniſſen; während ihm das Hoftheater mit allen ſeinen Hemmniſſen und Widerwärtigkeiten nicht als das Ziel erſcheinen konnte, deſſen Erreichung ihn beglücken würde, wollte er ſeinen gütigen Vater nicht um die unſchuldige Freude bringen, Zeuge ſeines erſten Debüts zu ſeyn.

In dieſer Stimmung verließ er den Gaſthof, um ſich allein auf einem Spaziergange zu erfriſchen. Er hatte das Thor erreicht und vertiefte ſich in ein ſchattiges Gehege, welches nach einem unfernen Dörfchen leitete, wo ein kleiner Mineralquell, eine Geſellſchaft wohlhabender Leute aus der Nähe verſammelt hielt. Der ſchöne Morgen, das grüne Laubdach, die ſingenden Vögel, die Einſamkeit, dieß Alles wirkte bald beruhigend auf den Jüngling, den die anmuthigſten Gefühle überkamen. Er dachte wiede einmal an alles Gute und Schöne, womit ihn der Himmel beſchenkt hatte; er freute ſich ſeines Talents, er überflog in Gedanken ſein Trauerſpiel, ſein Mühmchen Clotilde trat auf die Scene ſeines Herzens — kurz Pogenwinkels ſüße Erinnerung, das ganze Glück ſeiner Jugend flog vor ihm empor und beleuchtete ſeinen Pfad: die Ereigniſſe der letzten Nacht zerſtoben davor wie ſcheue Träume eines raſtloſen Fiebers.

Beim Wenden um eine dichte Baumgruppe, die ihm die Ausſicht verdeckt hatte, erblickte er plötzlich den bisher ſo ernſten und verſchloſſenen Balder, der einſam wie er, dieſelbe Richtung des Weges verfolgte. Jede andere Begegnung wäre ihm in dieſem Augenblicke unerwünſcht erſchienen, dieſe war es ihm nicht. Er hatte ſich's längſt gedacht, daß eine vertrauliche Unterredung mit dem Manne ihm manchen Aufſchluß ertheilen könnte, ihm viele ſeiner Zweifel löſen würde, allein die Gelegenheit, ſie herbeizuführen, fehlte ihm; jetzt ſchien ſie gekommen. Mit einer freundlichen Begrüßung näherte er ſich dem ſehr langſam Einherwandelnden, den er erreicht hatte, ohne ſeinen Schritt beſchleunigen zu dürfen. Balder erwiederte den Gruß, nicht unangenehm überraſcht wie es ſchien, und das leichte Geſpräch, wie es ſich von ſelbſt wohl geben wollte, ruhig aufknüpfend. Ohne der abenteuerlichen und im Ganzen ärgerlichen Geſchichte auch nur mit einem Worte zu gedenken, fragte ihn Balder ſogleich: ob er denn wohl auch nach dem Dorfe gehe, um einer Vorſtellung der Wandertruppe beizuwohnen.

Alfred, der eigentlich kein beſtimmtes Ziel auf dieſem Spaziergange zu erreichen vorhatte, ſagte freudig ja, und bat um die Erlaubniß mitgehen zu dürfen.

— Ich verſpreche mir nicht eben viel von der Kunſt der armen Leute, ſagte Balder und ich bin nicht herzlos genug, an ſolchem Elend mich ergötzen zu können, wie Viele. Jede Kunſt bedarf für die Menge einer gewiſſen prächtigen Zurichtung und unſere ganz beſonders. Vor Allem iſt es aber hier der Glaube, der ſelig macht und ſo manche Größe, kann ihren Glanz unter dem Schmutze nicht bemerkbar machen, der ſie umgibt, weil ſie des Glaubens der Menge entbehrt. In dieſem Schickſale verkümmerten oft bedeutende Talente und ſo auch ein Jugendfreund, dem es ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit wegen, niemals zu Theil werden konnte, ſich auf eine erhabenere Scene für die Dauer zu erhalten, als diejenige war, die ihn der Zufall zuerſt finden ließ. Dieſen Jugendfreund beſuche ich eigentlich und wenn Sie es wollen, ſo ſollen Sie ſeine Bekanntſchaft machen. Dergleichen nützt einem angehenden Kunſtjünger ſtets und ich rathe Ihnen daher, wenn Sie über den Abend frei ſchalten können, mit mir draußen zu bleiben. Es ſoll Sie nicht gereuen.

Der junge Begleiter Balder's wünſchte nichts Beſſeres und Beide ſetzten nun ruhig plaudernd und eben ſo ruhig einherſchreitend ihren Weg neben einander fort.

— Um ſich der intereſſanten Unterhaltung meines alten Freundes aber recht erfreuen zu können, wird es nöthig ſeyn, Sie mit einigen Lebensumſtänden deſſelben bekannt zu machen. Sie werden alsdann im Stande ſeyn, ſeine Kunſt, wie ſein Schickſal gehörig zu würdigen und Alles, was Sie von ihm hören und ſehen wird an hoher Bedeutung gewinnen. Sehen Sie, der, welcher hier den Hippeldanz ſpielt, iſt es.

Balder zog einen Zettel aus der Taſche: es war das Epigramm von Kotzebue für den Abend angezeigt.

— Kennen Sie das Stück? fragte Balder.

— Man gibt es nicht mehr, antwortete Alfred, und ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich Kotzebue's Theater nicht geleſen habe.

— Da thun Sie unrecht daran, fiel ihm Balder haſtig in's Wort. Ich kann zugeben, daß die Stücke Kotzebue's wenigſtens der Mehrzahl nach, dem jetzigen Geſchmacke der Leſewelt, keine Unterhaltung mehr gewähren können, dieß ſollte aber dem jungen Mann, der ſich dem Theater zu widmen gedenkt, nicht gleichgültig dagegen machen. Alle ſoll er kennen lernen, auch aus dem älteſten, unbedeutendſten, verfehlteſten, kann er ſeine Kenntniſſe bereichern; es iſt eine Art von praktiſcher Kunſtgeſchichte, die er ſich dadurch aneignet. Er ſieht daraus, welchen Gang der Geſchmack nahm; er wird ſehen, wie das beſchaffen war, das einſt von einer Gränze Deutſchlands zur andern die Leute entzückte und ſich daraus manche Lehre entnehmen können, wie es um uns von Heute beſchaffen iſt und welch ein Loos Vielem bevorſteht, wenn es ſo ein vierzig bis fünfzig Jahre überdauert haben wird. Was aber unſere ſogenannten Bühnenlenker zurückhält, Kotzebue'ſche Stücke zu geben, könnte ich mir eigentlich nicht denken, wenn ich nicht längſt ſchon davon zurückgekommen wäre, nach einem vernünftigen, probehaltigen Grunde bei dem zu forſchen, was ſie thun oder unterlaſſen. Wir haben immer noch, in dem Genre, wo Kotzebue excellirte, nichts Beſſeres und Wirkſameres aufzuweiſen und ſo iſt eben das Epigramm, durch deſſen

Aufführung dieſe arme Wandertruppe unſer ſtolzes Hoftheater beſchämt, eines der merkwürdigſten Erfindungen und eine wirkliche Zierde der deutſchen Scene. Denken Sie ſich! ein junger Menſch muß wegen eines unglücklichen Epigramms, das er auf eine reiche, ſtolze Frau, die Gattin eines vielvermögenden Mannes macht, allſeitig verfolgt, ſeine Geburtsſtadt meiden, und während er in der Fremde umherſchweift, ſinkt ſeine Mutter und Schweſter zur tiefſten Armuth hinab. Da kehrt er nach langen Jahren als ein berühmter Augenarzt unter angenommenem Namen wieder heim, um den Sohn der Verfolger, der blind iſt, zu heilen und das Glück ſeiner Familie wieder herzuſtellen. Hiezu ein ſich kreuzendes, natürliches Liebesverhältniß, ohne alle Ueberſpannung; rührende Scenen der Wiedererkennung; das poetiſche Flötenſpiel des Blinden; ſehr ergötzliche Nebencharaktere um die Hauptperſonen gruppirt, wie der ſinnliche Lebemenſch Hippeldanz und der geiſtreiche Weltmann Klinker; die ſtolze Madame Lowe, ihr Mann der pedantiſche Aktenmenſch, ein paſſender Dialog und ein richtig berechneter Wechſel von rührenden und heitern Scenen, und nun ſagen Sie mir, nur nach dieſer loſen Inhaltsanzeige, ob Sie viele Stücke der Neuern kennen, welchen eine Erfindung wie dieſe zu Grunde liegt?

Alfred erklärte ſeine Freude, das Stück kennen zu lernen, und hoffte nunmehr, das Spiel mochte immerhin ſchlecht ſeyn, dennoch einen Genuß von der Darſtellung zu haben. Zugleich gab er die Verſicherung, ſich ſogleich an die Lectüre des Kotzebue'ſchen Theaters zu machen.

— Mein Freund, fing hierauf Balder's Mittheilung an, den Sie dieſen Abend perſönlich kennen lernen werden, war der Sohn unbemittelter Eltern, die in meiner Vaterſtadt neben den Meinigen wohnten, deren Theater eines bedeutenden Rufes genoß Es mögen nun wohl etwas mehr als vierzig Jahre ſeyn, als jener Mann, von dem wir eben ſprachen, der trotz aller ſeiner Verirrungen, dennoch unſerer Bühne von großem Werthe bleiben muß, ein überaus rührendes Drama geſchrieben hatte, das ſich aller Herzen bemeiſterte und unverſiegbare Thränenquellen eröffnet zu haben ſchien. Dieß waren die ſpäter ſo verhöhnten, von Mahlmann glücklich parodirten Huſſiten vor Naumburg. Sie können ſich von dem Glücke keine Vorſtellung machen, das ſie allgemein errangen. Keine Bühne wollte zurückbleiben, ſie auf das Würdigſte in die Scene zu ſetzen und man ging nach den damaligen Verhältniſſen ſo weit und noch weiter, als in unſern Tagen bei der Aufführung einer neuen Oper von Auber oder Meyerbeer.

Sollten Sie wohl denken, daß die Schauſpieldirection in den Schulen Kinder werben ließ, um dieſe Vorſtellung zu verherrlichen? So wurde auch in unſern Klaſſen geworben und Viele ſagten freudig zu, in dem Bewußtſeyn die Einwilligung ihrer Eltern zu erhalten. Es wurde nur verlangt, daß ein jedes Kind, ein rein gewaſchenes Hemd mitbringen ſollte, dieſes wollte die Theaterdirection dann mit ſchwarzen Bandſchleifen garniren laſſen und ſo das erforderliche Coſtüm für die armen Schlachtopfer herſtellen. Die Sache war im beſten Gange und die Jungen ſprachen ſchon von Nichts als von der Generalprobe, bei der ſie Alle zum erſten Male zu erſcheinen hatten, als ein Circular an die Eltern der betreffenden Kinder und ein Aufruf in den Klaſſen von Seite des Schulinſpectors, eines ſehr ſtrengen Pfarrers an der Hauptkirche, erfolgten und einen gewaltigen Strich durch die Rechnung zogen. Den leichtſinnigen Eltern wurde das Unſtatthafte der Sache ſo klar vor Augen geführt und die Folgen ſo ſchrecklich geſchildert, die eine ſolche Abziehung von dem Ernſte des Unterrichts, die Einweihung in die Myſterien der Couliſſenwelt und das Entwürdigende, ſeine Kinder zu dergleichen Künſten herzuleihen, nach ſich ziehen müßten, daß man alſobald die ſchon ertheilte Erlaubniß zurückzog, und zu der noch nicht ertheilten jedwede Hoffnung abſchnitt; den ungehorſamen Kindern, die gegen den Willen ihrer Eltern dennoch das Theater betreten würden, war Ausſchließung von der Schule angedroht worden. Die Trauer war allgemein, doch was war unter ſolchen Umſtänden wohl anzufangen, als nachzugeben? Nur mein Freund fügte ſich nicht dieſer Maaßregel. Obgleich bedeutend älter als ich, und einer höhern Klaſſe angehörend, machte er mich doch zu ſeinem Vertrauten und erklärte mir heimlich, daß ihn die Sehnſucht verzehrte, einmal Komödie zu ſpielen, und daß er auf keine Weiſe ſich abſchrecken laſſen werde, ja, daß er darauf gefaßt ſey, die Schule nicht mehr beſuchen zu dürfen, und daß er eher ſelbſt das Haus der Eltern meiden wolle, als ſeinem Lieblingswunſche zu entſagen. Alle Ueberredung, ſo weit ich ſie damals anzuwenden vermochte, fruchtete nichts; er wußte ſich ein Hemd aus dem Schranke ſeiner Mutter zu verſchaffen und brachte es in Gewahrſam, um es bei der Vorſtellung, mit ſchwarzen Schleifen gar rührend beſetzt, als Naumburger Stadtkind anzulegen. Dieß entſchied über das ganze Leben meines Jugendfreundes. Der Schulinſpector, ein Eiferer, wie man ſie auch Heute noch antrifft, wollte von ſeinem vorher verkündeten Beſchluſſe nicht abgehen, und der junge Schauſpieler wurde von dem

Schulbeſuche ausgeſchloſſen. Mein armer Freund ſollte zu einem Handwerker in die Lehre gegeben werden, allein dieß ſagte ſeiner Neigung nicht zu. Er bat und flehte ſo lange, bis man ihm wenigſtens verſprach, mit der Vollziehung dieſes Projectes noch zu warten. So führte er dann eine Zeit lang ein Leben ohne Zweck und ohne Unterricht und gewann dadurch den Ehrentitel eines müßigen Herumtreibers in der ganzen Stadt. Es war ein Schimpf der ärgſten Art, wenn Einer von uns mit ihm verglichen wurde, und wollte man einem ungerathenen Sohne das trübſte Prognoſtikon ſtellen, ſo ſagte man: Du wirſt werden, wie Brunner's Hans.

Da kamen Seiltänzer nach meinem Geburtsorte, deren Künſte großen Zulauf hatten. Mein Freund wohnte ihnen täglich bei und machte auf ſolche Weiſe die Bekanntſchaft der Leute; endlich, als ſie fortreiſten, war auch er verſchwunden und ſeinen Eltern, die bald darauf ſtarben, gelang es nicht, auch nur die kleinſte Nachricht von ſeinem Aufenthalte zu erhalten. Die Urſache davon war aber, daß er bei der Truppe nicht lange geblieben war und dann unter dem angenommenen Namen Stein, den er noch dieſen Augenblick führt, ſein Wanderleben begonnen hatte.

Mich brachte erſt der Zufall nach langer Zeit wieder mit ihm zuſammen, als ich ſelbſt ſchon Schauſpieler geworden war. Unſer Wiederſehen brachte einen ſchmerzlichen Eindruck auf uns hervor. Da ſtanden wir uns nun Beide gegenüber; Beide an demſelben Ziele, obgleich doch von ganz verſchiedenen Punkten auslaufend. Was er ſo gewaltſam ergriffen hatte, das hatte ich, der Jüngere, auf beſonnenem Wege, durch innere Entwickelung erreicht. Ich war dennoch Schauſpieler geworden, den donnernden Ermahnungen des Schulinſpektors zum Trotze und ohne als eines von den Kindern der unglücklichen Naumburger figurirt zu haben, und war noch dazu ein vom Glück getragener und begünſtigter Mann, während mein armer Hans, trotz aller Mächtigkeit ſeiner Anſtrebungen gegen äußere Verhältniſſe, es noch immer zu gar nichts gebracht hatte. Obgleich mit einem lebendigen Geiſte und einem ſcharfen Urtheil, das vielleicht nur zu ſtrenge war, begabt; obgleich er faſt alle Größen unſerer Kunſt gekannt und geſehen hatte, ſo kämpfte er doch ſtets mühſelig mit Armuth und Mangel, und in dieſer troſtloſen Lage war es nicht möglich, daß ſeine Leiſtungen im Gebiete der Kunſt ſich zu der Freiheit aufſchwingen konnten, die dazu gehört, ihnen den Stempel der uns erreichbaren Vollendung aufzudrücken. Dies Bewußtſeyn nagte wie ein Wurm an ſeinem Herzen, und als er bei zunehmenden Jahren keine Aenderung ſeiner Lage eintreten ſah und auch keine Verbeſſerung ſeines Schickſals nur hoffen konnte, begab ſich eine merkwürdige Umwandlung mit dem Menſchen. Eine troſtloſe Reſignation griff Platz in ihm und er ſchien ſeine Rechnung mit dem Leben vollſtändig abgeſchloſſen zu haben. Nach unſerm erſten Begegnen ſahen wir uns noch oft, wenn mich mein Weg durch eine Stadt führte, an deren Bühne er einen beſcheidenen Platz ausfüllte. Er that jetzt für ſeine Kunſt faſt gar nichts mehr und begnügte ſich mit den kleinſten Rollen, die er niemals auch nur auswendig lernte. Er galt für den ſchlechteſten Schauſpieler unter allen ſeinen Collegen. Da ſeine Gage ſehr klein war und er in keiner Weiſe den Neid der Andern erregen konnte, ſo war er wohl gelitten und man ließ ihn ohne Anfechtung ſeine einſame Straße wandeln. Eine Leidenſchaft war jetzt in ihm erwacht, die ihn für alle Entbehrungen, für alle Enttäuſchungen der Welt und des Lebens ſchadlos hielt: der Fiſchfang. Er zog zu jeder Tagesſtunde aus, mit der Angel und dem Köder verſehen und ſetzte ſich an das Ufer eines Baches oder Sees, um Stunden lang mit ganzer Seele dem Hin- und Herſchwimmen der kleinen Fiſche zu folgen, und all ſeinen Scharfſinn im Erfinden einer neuen Liſt aufzubieten, die armen Geſchöpfe, die ſo klug der Gefahr zu ſpotten ſchienen, zu täuſchen.

Ich begleitete ihn manchmal, wenn mich der Zufall ihn finden ließ, und dann erzählte er mir wohl — wie wortkarg er ſonſt auch war — von einer innigen Verbindung mit einem ſchönen Weibe. Es war, unſerer geſellſchaftlichen Ordnung nach, eine ſträfliche, allein meinen armen Freund hatte ſie doch beglückt und das Andenken an dieſelbe gewährte ihm noch ſtets eine rührende holde Erinnerung, wenn er ſich gleich über Untreue zu beklagen hatte. Seine Geliebte brach plötzlich jede Verbindung mit ihm ab, um eine neue mit einem ſehr reichen und vornehmen Herrn einzugehen. Bald darauf gebar ſie einen Sohn, zu dem mein Freund eine väterliche Liebe hegte. Er geſtand mir, daß es ſein Sohn ſey, und es betrübte ihn ſehr, ſich nicht offen ſeiner annehmen zu können, obgleich es dem Anſcheine nach für die Erziehung des Kindes nur erſprießlicher ſeyn konnte, da er in keiner Hinſicht im Stande war, ihr zu genügen.

In dieſer Lage vegetirte mein Freund nun ſo fort und ſie würde ſich für ihn wahrſcheinlich bis zu ſeinem Tode nicht geändert haben, wenn der leidige Zufall nicht die Mühe übernommen hätte, ihn noch einmal

BAYERISCHE

in die Wogen des Lebens hinauszuwerſen. Der ſchlechteſte Schauſpieler, von Allen dafür anerkannt und er ſelbſt, ohne Ehrgeiz nach einem andern Titel, ſollte beklatſcht werden und dadurch in ihm wieder ein Trieb erwachen, der längſt ſchon ſchlummerte, aber auch mächtig den Neid ſeiner Umgebung anfachte. Es war ein neues Stück, worauf der Direktor große Hoffnungen ſetzte; das Publikum hatte viel darüber gehört und alle Plätze waren im Voraus genommen. Da ereignet es ſich, daß ein junger Mann, der eine nicht unbedeutende Rolle darin ſpielen ſollte, heimlich die Stadt verläßt, weil ihn ſeine Gläubiger drängten. Um die Vorſtellung möglich zu machen, muß Hans der Fiſcher in die Rolle des Entwichenen treten. Er hat nur wenig Zeit zum Memoriren und der Direktor findet es nöthig, das Publikum, wie es in ſolchen Fällen üblich iſt, um Nachſicht zu bitten. Hans erſcheint auf der Scene und er iſt nicht im Stande, die Befangenheit, die ihn ergreift, zu verbergen. Er ſtellt aber eine verlegene, tölpelhafte Figur dar, einen Menſchen, der ſich bei jedem Worte verſpricht und Alles ungeſchickt macht; dieſes iſt es, was die Rolle erheiſcht und was wohl Niemand in ſo hohem Grade treu und vortrefflich durch Kunſt wiederzugeben vermöchte. Bei Hans iſt es Natur. Die Scenen, in denen er mitwirkt, gefallen am meiſten und das Stück entſpricht allen Erwartungen, die man davon hegte. Das dankbare Publikum läßt es nicht an lauten Beweiſen ſeiner Zufriedenheit fehlen; mein armer Freund wird beklatſcht und gerufen. Dieſe Auszeichnung brachte ihn aus ſeiner ruhigen Stellung, in der er nichts mehr gehofft und gewünſcht hatte, mit ſeinem Looſe gänzlich zufrieden. Die Mißgunſt ſeiner Collegen wurde rege und der, den ſie früher faſt bemitleideten, erſchien ihnen jetzt wie ein furchtbarer Rival. Der Direktor, dem ſolche Empfindungen fern blieben und der blos den Trieb fühlte, jedes ſeiner Mitglieder auf die beſte Weiſe zu benützen, dachte jetzt daran, das neuentdeckte Talent bei ſeiner Bühne zweckmäßig zu beſchäftigen. Er gab meinem Freunde eine Menge von Rollen, vor denen dieſer zurückbebte. So wie die Sarcasmen und Feindſeligkeiten, womit die Andern ihn verfolgten, zunahmen, ſollte ſich auch die Arbeit häufen; er mußte ſein ſtilles Schlendern zum romantiſchen Ufer des Fluſſes aufgeben, um auf die Probe zu gehen, und ſtatt ſich den eigenen Fang am niedern Herde ſelbſt zu bereiten, war er gezwungen, nach ſpät geendeter Vorſtellung, ſeinen Hunger in irgend einer Kneipe unter lärmenden Gäſten zu ſtillen. Vorbei war es mit ſeiner idylliſchen Glückſeligkeit; in dieſem Verhältniſſe konnte er ſie ſich nicht mehr erringen. Er fluchte der einzigen, bedeutenden Rolle, die er zu ſpielen bekommen hatte, er fluchte der Gunſt, die ihm das Publikum ſo ſehr zur unrechten Zeit geſpendet, ſchnürte ſein ſchmächtiges Ränzchen, nahm ſeinen Angelſtock in die Hand, den ihm einſt ein gleichfühlender Engländer verehrt hatte, und der den ſchönſten Apparat zum Fiſchfang enthielt — und verließ die Stadt, wo er ſo lange glücklich und zufrieden gelebt hatte.

Er wanderte ohne Ziel aus den Thoren. Sich an ein großes Theater zu wenden, daran konnte er nicht denken, auch wünſchte er es nicht. Arbeit, Ruhm, große Beſoldung, daran dachte er nicht. Die Noth trieb ihn, ſich bald zu entſchließen. Nachdem er zwei Tage von Brod und Waſſer gelebt hatte, ſieht er in einem freundlichen Gebirgſtädtchen einen geſchriebenen Theaterzettel. Es war eine Wandertruppe anweſend, die ſich kümmerlich, aber ehrlich durchbrachte. Der Wunſch, eine warme Suppe zu haben, läßt ihn den Direktor um ein Engagement antreten. Es war im Sommer; die Geſellſchaft erhielt nur einen Theil ihrer kleinen Gage und wurde mit dem Uebrigen auf beſſere Tage des Winters vertröſtet. Unter ſolchen Umſtänden kommt es nicht darauf an, ob Einer mehr oder weniger dabei iſt. Das bekannte Sprüchwort: wo Neun eſſen, kann der Zehnte auch ſatt werden, läßt ſich auch umkehren: wo Neun hungern, kann auch der Zehnte mithungern. Hans wurde engagirt. Unter dieſen Verhältniſſen traf ich ihn einmal wieder, als mich mein Weg durch eine Stadt führte, wo ſeine Geſellſchaft ihre Vorſtellungen gab. Ich fand ihn ſehr verändert, faſt ſchwermüthig. Er gedachte mit Rührung ſeines früheren Aufenthaltes. So, wie dort, fand er es nirgend mehr wieder. Ein ſo liebliches Müſſiggehen, wie er es bis zu der unglücklichen Rolle, die ihn vertrieben hatte, genießen durfte, war nirgends auf Erden mehr anzutreffen. Ach, und die fiſchreichen Weiher und Bäche jenes Ortes! Oft mußte er jetzt Monate lang in elenden Orten verweilen, wo keine Spur von fließendem Waſſer anzutreffen war. Seine Angelhaken verroſteten und er mit ihnen. Er fühlte es durch und durch, daß er ſelbſt, mit Shakeſpeare zu reden, roſtig geworden war. Wie lange er mit dieſer Geſellſchaft in den waſſerarmen Gegenden umhergezogen ſeyn mag, weiß ich nicht. Ich verlor meinen Jugendfreund abermals aus dem Geſichte. Oft dachte ich an ihn, was wohl ſein Loos ſeyn mochte und ob er noch am Leben ſey. Da brachte ein günſtiges Geſchick ihn mir wieder unter die

Augen. Ich höre von einer kleinen wandernden Truppe, die in unſerer Nachbarſchaft ihre Bühne aufgeſchlagen hat, und da ich ſolche Gelegenheit nie verſäumte, meine Kunſtgenoſſen in allen ihren Schattirungen kennen zu lernen, ſo mache ich mich auf den Weg, ihrer erſten Vorſtellung beizuwohnen. Ich kann Ihnen die Wehmuth nicht verbergen, die mich dabei ergriff!

Balder ſchien auf dieſem Spaziergange plötzlich ein ganz Anderer geworden zu ſeyn. Mit ſeiner Geſprächigkeit war ſeine Wärme gewachſen und erſchloß ſich in immer reicherm, wohlthuendern Maße. Bei Erwähnung dieſes Wiederſehens war er von heftiger innerer Rührung ergriffen. Er ſetzte ſich auf eine Bank am Wege und zog ſeinen Begleiter zu ſich nieder. Er blickte auf die Uhr.

— Wir kommen noch zur rechten Zeit zum Anfange, wenn wir gleich ein wenig hier verweilen, ſprach er. Mein lieber, junger Freund, das Theater iſt eine Welt im Kleinen, und es iſt nützlich und erſprießlich, es genau kennen zu lernen. Wem das Glück es gegeben, von hohem Standpunkte den Lauf der Dinge zu überſchauen und in ihr Getriebe fördernd oder hemmend einzuwirken, mag geringſchätzend darauf hernieder blicken, allein wie Wenigen iſt ein ſolches

Loos zu Theil geworden? Der großen Menge armer Erdenſöhne, die der Drang nach That und höherer Wirkſamkeit keine Ruhe finden läßt, wird das Theater ſtets eine Befriedigung in ſich gewähren. Allein, will man das, ſo muß man ſich vom rechten Geiſte leiten laſſen.

Alfred, dem die Unterhaltung mit Balder ſo erfreulich, als unerwartet erſchien, blickte ihn hier mit einem ſo offenen, treuherzigen Auge feſt und vertrauend an, daß Balder dieſen Blick lange und eben ſo feſt erwiedern mußte. Dieſer ſtumme Austauſch einer herzlichen Geſinnung vermochte mehr, als redſelige Phraſen bewirken konnten. Balder ergriff mit ſteigender Wärme ſeines jungen Freundes Hand.

— Sie ſcheinen mir jeder edlen Regung fähig, ſprach er, und ich bitte Ihnen freudig ein Unrecht ab, das ich Ihnen im Stillen manchmal zugefügt. Ich will mit Ihnen nicht rechten, warum Sie die Bahn auf dieſe Weiſe betreten, zu der Sie gewiß ein edler Trieb lenkt. Immerhin! auch dieſe Erfahrungen können und müſſen Ihnen von Nutzen ſeyn. Doch hören Sie jetzt meine Geſchichte weiter, wenn wir uns öfter ſehen, ſo ſollen andere Gegenſtände, die Sie unmittelbarer berühren, in unſere Unterhaltung gezogen werden. — Mein Freund war ſehr verändert, als ich ihn wieder ſah. Die Geſellſchaft, bei der er ſich befand, litt Noth durch den ſchönſten Sommer, der ſeit vielen Jahren in unſerer Gegend wieder einmal eingekehrt war. Die kleine, erwerbreiche Stadt, an dem Strome, der ihren Handel belebt, hatte keinen Mangel an allerlei geſchloſſenen Geſellſchaften mit ſchönen Sommerlocalen und friſchen Gärten, wo der wohlhabende Bürger ſich um einen geringen Beitrag ſein mäßiges Vergnügen zu ſchaffen wußte, ohne beſondere Luſt zu den Komödianten zu verſpüren, deren viel beſſere Leiſtungen ihm bei der Nähe der Reſidenz ohnedieß zu Gebote ſtanden. Der arme Theaterdirector wußte des Elends kein Ende und dachte an ſeinen ſchleunigen Abzug. Allein, wie war der ohne Geld zu bewerkſtelligen? Da kam er auf ein ſinnreiches Mittel, wenigſtens einmal eine Einnahme zu erzielen, die dazu dienen ſollte, den armſeligen Thespiskarren weiter zu ſchieben. Der älteſte Schauſpieler bei der Truppe war mein armer Freund. Der ſollte ſich zu einer rührenden Scene hergeben. Am andern Morgen verkündeten die Zettel, daß nach dem Schauſpiele ein ausgedienter Künſtler ſein fünfzigjähriges Jubiläum feiern werde, und von dem Director ein Benefiz und dann, im Beiſeyn aller Collegen und des Publikums, einen Pokal, als Lohn für ſeine Verdienſte, erhalten ſolle. Eine höfliche Einladung und Bitte um zahlreichen Beſuch „an den hohen Adel, das hochlöbliche Militär und das verehrungswürdige Publikum“ wie ſolches üblich war, fehlte nicht. Dieß lockte und das Haus war voll. Ich war unter den Zuſchauern. Das Stück war zu Ende und nach einer Pauſe rauſchte der Vorhang wieder in die Höhe. Ein wirklich rührendes Schauſpiel zeigte ſich den Blicken. Auf der einen Seite der Bühne waren die Herren in ſchwarzer Kleidung, auf der andern Seite die Damen in weißer Kleidung rangirt, in der Mitte ſtand mein lieber Angler, in trübſeligſter Verfaſſung, ein weißes Schnupftuch in Händen. Der Requiſiteur hatte einen großen zinnernen Humpen, das Prachtſtück ſeiner Vorräthe, blank ſcheuern müſſen und der Director ſtand jetzt da, um dieß Kleinod dem Jubilar zu überreichen. Obgleich die Worte, die er dabei ſprach, nicht ohne die gehörige Salbung waren und bei vielen Zuſchauern auch nicht ohne Rührung vorüberſchwebten, ſo wunderte ich mich doch, daß mein Freund wirklich ſo ergriffen war, daß er die einſtudirte Antwort vor Thränen nicht herauszubringen vermochte. Der Eindruck, den die Scene machte, war von der höchſten Stärke und der Erfolg war ſo belohnend und zugleich aufmunternd, daß das Publikum am andern Tage zu einer Wiederholung des Feſtes eingeladen werden konnte. Der Director aber war durch dieſen unſchuldigen Kunſtgriff in Stand geſetzt, ſeine Schulden zu bezahlen und die Geſellſchaft flott zu machen. Später verließ er keine Stadt ohne das beliebte Jubiläum zu feiern, denn der geſchenkte zinnerne Pokal wanderte immer wieder, nach beendigter Feierlichkeit, in die Requiſitenkammer zurück, und wenn die Noth manchmal auf's Höchſte geſtiegen war und die armen Leute nicht aus noch ein wußten, dann umdrängten ſie meinen armen Freund und riefen: Jubiliren Sie doch — Herr Director laſſen Sie ihn doch wieder einmal jubiliren! und ſo ward auch endlich immer der Mangel für den Augenblick bewältigt. Wie lange Stein es hier ausgehalten haben mochte — weiß ich Ihnen nicht zu ſagen. Er ſchwand mir abermals für lange aus dem Geſichte; nur dann und wann hörte ich, daß es ihm ſchlecht gehen ſolle, daß er zu dem Traurigſten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, was den Mann von Ehre treffen kann: bei ſeinen Kunſtgenoſſen Almoſen zu ſammeln. Da ſollte ich noch einmal den Armen ſehen und ſprechen. Die kleinſte, ſchlechteſte Wandertruppe, die ſich denken läßt, erſcheint in einem Dorfe, dicht vor den Thoren unſerer Reſidenz, und bei ihr befindet ſich mein Freund. Ich leſe den Namen auf dem Zettel und traue meinen

Augen kaum; ſo hatte ihn ſein unſteter Fuß doch noch eine letzte, eine ſolche Freiſtätte finden laſſen, die ihn zwar ſtets hart am Rande des Verderbens hinleitet, allein, wenn ihn äußere Zufälle nicht zum Aergſten treiben, doch vor dem Hungertode mindeſtens ſchützt. — Ich ſah ihn vor wenigen Tagen; mein Beſuch erfreute ihn; es kam wie alte, ſelige Erinnerung über ihn und er ſprach von herrlichen Erſcheinungen, die er einſt im Leben gehabt, er erwähnte mit Entzücken der großen Meiſter, die er geſehen. Er äußerte, daß er das Alles noch vor ſeinem Tode aufzeichnen wolle und daß er auf dieſe Weiſe ſein Leben, in einer zweiten Auflage prächtig gebunden, erſt recht durchgenießen wolle. Auf mich machte dieſe Regſamkeit eine trübe Wirkung. Eine innere Stimme ſchien mir zuzuflüſtern, daß dieß ein letztes Aufflackern eines erlöſchenden Geiſtes ſey. Mitten unter dieſe Reden miſchten ſich dann auch wieder Wünſche, die ſich auf das beliebte Stillleben bezogen. Er ſprach mit Leidenſchaftlichkeit vom Angeln und beklagte auf rührende Weiſe die herrlichen Weiher und den Fluß an dem Aufenthalte, wo es ihm einſt ſo wohl ergangen war und wo er, unbekümmert um die Welt und ihr Treiben, ſich ſeiner ſtillen Neigung gänzlich überlaſſen konnte. Zu dem Allem kam, um meine Sorglichkeit noch zu vermehren, ein fahles, kränkelndes Ausſehen, ein altes Geſicht, welk und abgelebt, aus dem das Auge mit ſeiner Glut gar unheimlich hervorblitzte. Ich nahm mir ſogleich vor, offen nach der Urſache dieſes ſonderbaren Zuſtandes zu fragen; denn ich ſah, daß hier etwas vorhanden ſeyn müſſe, was ihn mächtig ergriff und zugleich Hoffnungen in ihm erregte, die mir einer räthſelhaften Quelle entſproſſen zu ſeyn ſchienen. Mein armer Freund hielt nicht lange mit ſeinen Geheimniſſen zurück. Er geſtand mir, daß ſein guter Genius ihn zu dieſer Truppe geführt haben müſſe, und daß es ebenfalls ſein guter Stern ſey, der ihn ſeine jetzige Wohnung habe finden laſſen. „Er ſchlafe nämlich unter dem Dache ſeines Sohnes!“ rief er mit einer freudigen Exploſion ohne Gleichen. Ich fragte ihn um das Nähere; da ſagte er mir, daß er ſein kleines Dachſtübchen, für die Dauer ſeines Aufenthaltes im Dorfe, in dem Hauſe des Gewürzkrämers, eines reichen Mannes, gefunden habe und daß dieſer Gewürzkrämer kein Anderer als der Sohn ſey, den ſeine einſtmalige „Verbindung“, nach der Trennung von ihm, geboren habe. Sowohl der Name, wie auch die Aehnlichkeit mit der Mutter überzeugten ihn davon, es war gewiß, daß er ſich nicht täuſchen könne. Dieß mache ihn ganz aufleben. Bis jetzt habe er ſich noch nicht entdecken können, allein er wolle es nächſtens thun und habe denn doch nun endlich die Ausſicht, unter dem Dache ſeines Sohnes einſt die Augen zu ſchließen. „So eigentlich unter dem Dache,“ ſetzte er dabei heiter lächelnd hinzu. In dieſer Stimmung verließ ich ihn und will nun eben heute zu ihm zurückkehren, um mich zu überzeugen, ob meine finſtern Vorausſetzungen ihrer Entwickelung entgegenreifen, oder ob er ſich in glücklicher Stunde ſeinem Sohne entdeckt habe und was dieſer für den alten, armen Vater thun wolle. Sehen Sie, das iſt die Geſchichte meines Freundes, die auch Sie nun kennen ſollen, ſo weit ich ſie nämlich ſelbſt weiß; denn, was ſich in der Zwiſchenzeit wo er meinem Geſichtskreiſe entſchwunden war, mit ihm zugetragen, darüber hat er mir keinen Aufſchluß gegeben und — aufrichtig geſagt — habe ich ihn auch niemals darum befragt.

Sie waren jetzt in das Dorf gekommen, wo das große Schauſpiel „Branke von Wolfenbüttel“ angekündigt war. Die Hoffnung auf das Epigramm war vereitelt. Es war, wie dies bei den größten und kleinſten Theatern der Fall iſt, durch Krankheit eines Mitgliedes die Vorſtellung abgeändert worden Es war ein Halbfeiertag und die Einwohner der hübſchen Landhäuſer ſaßen vor der Thüre im ſonntägigen Putze. Vor dem Thore des

Wirthshauſes zum goldenen Löwen ſtand der Director der Truppe, händereibend, auf den ihm zugedachten Beſuch geſpannt. Doch niemand kam. Balder und Alfred traten zur Kaſſe, um ſich ein Billet zu kaufen, allein der Director, der Balder kannte, ſprang hinzu, und weigerte hartnäckig das Geld von ihm anzunehmen. Er müßte ſich ſchämen von einem Kollegen den Eintritt ſich bezahlen zu laſſen, rief er einmal übers Andere.

Dieſer arme, von Nahrungsſorgen geplagte Mann beſchämte in der That manchen Vorſtand reichdotirter Kunſtanſtalten.

Ein Blick in den Saal zeigte nur leere Bänke und unſere Freunde geſellten ſich wieder zu dem draußen ſtehenden Director, indem ſie ihm ihr Bedauern des ſchönen Wetters wegen zu erkennen gaben. Allein wie erſtaunten ſie, als jener mit der heiterſten Miene erwiederte:

— Das ſchöne Wetter thut heute nichts; es wird doch voll. Denn erſtens iſt der Branko ein Zugſtück, ich habe auf den Zettel ſetzen laſſen: ein Seitenſtück zum Freiſchützen, und das nützt immer. In der That habe ich auch einen lebendigen Waſſerfall darin, gerade wie im Freiſchützen. Sehen Sie, das thut auch das Seinige. Die Leute haben das Aufhämmern und Klopfen im Saale, gehört und haben ſo an die vierzig Feuereimer Waſſer hineintragen ſehen, das erregt die Neugier und ſie werden ſich wundern, was das für einen Effect macht.

— Aber, mein Gott! ſagte Alfred, es iſt ja ſo nahe ſchon dem Anfange und noch immer ſo leer —

— Das wird beſtimmt nicht ſo bleiben, erwiederte der Director, ich ſteh' ihnen davor. Der lebendige Waſſerfall und überhaupt ein Stück wie der Branko von Wolfenbüttel, ſo etwas hat mich noch nie im Stich gelaſſen. Ich kann ihn hier noch einmal geben — ſie ſollen ſehen!

Dieſe Zuverſichtlichkeit, die mit dem leeren Saale in ſo directem Widerſpruche ſtand, bewog Alfred zu der Frage:

— Allein woraus ſchließen ſie denn mit ſolcher Beſtimmtheit —

Da erſchien am obern Ende der Straße ein Trommelſchläger und ſchritt wirbelnd die Straße herunter, und Alle die geputzten ſonntägigen Männer und Frauen verließen ihre Fenſter und Thüren, wo ſie nur des Zeichens geharrt hatten und begaben ſich gleich wie im feierlichen Zuge nach dem Wirthshauſe zum goldenen Löwen, wo der Director noch immer händereibend, allein jetzt zugleich mit devoten Komplimenten ſeine Gäſte empfangend, daſtand. Und immer weiter wirbelte fort der Trommelſchläger, durch alle Seitengäßchen, und als ob ſein mächtiger Arm die Grabespforten öffnete, ſtrömte es herbei — eine Menge

Wolke — ſo daß man kaum begreifen konnte, wie die Häuſer und Hütten ſie nur alle beherbergt hatten.

Mit triumphirenden Blicken und den Worten: „Na, ſehen ſie wohl?“ wandte ſich der Director jetzt zu Balder und ſeinem jungen Freund, ſie zugleich freundlich ermahnend, doch jetzt daran zu denken, einen feſteren Platz einzunehmen, da der Saal bald vollſtändig gefüllt ſeyn müſſe.

Die Beiden folgten dieſem Rathe und traten ein. Tiefe Dämmerung herrſchte überall. Ein kleiner, eiſerner Reif, auf dem ſechs Unſchlittkerzen ſteckten, lieferte die ganze Beleuchtung in dem Saale, der voll von einer dunkeln, compacten, unruhig gährenden Maſſe war. Ein erſtickender Dampf verbreitete ſich ringsum und man erwartete bänglich das Aufziehen des Vorhangs, in der Hoffnung, von der Schaubühne her etwas friſche Zugluft zu erhalten. Als aber der Vorhang in die Höhe gezogen war und ſich die Stickluft dennoch nicht verdünnen wollte, erſcholl der Ruf: Fenſter auf! und ſtörte die Expoſition des Stückes bedeutend, mit welcher ſich die Schauſpieler eben alle Mühe gaben, ſo daß dadurch Vieles unwiederbringlich verloren ging, was zur Verſtändigung des Publikums durchaus nothwendig geweſen wäre, woher es denn kam, daß Niemand, von Allen, welche gekommen waren, einen ordentlichen Sinn herauszufinden wußte.

In der vierten oder fünften Scene endlich erſchien Balders alter Freund; ein leiſer Stoß mit dem Ellenbogen, gab Alfred das Zeichen, damit er ihn erkenne. Es wäre auch ohnedieß geſchehen. Der treuherzige Fiſcher hatte nur einen Knappen darzuſtellen und nahm ſich ſehr rührend in dem alten Hauskittel von gelber Leinwand aus, eine ſchmutzige Degenkuppel umgeſchnallt, in welcher jedoch kein Degen ſteckte, eine lange Stange, Lanze vorſtellend, in der Hand und einen heruntergekrämpten eigentlich dreieckigen Bauernhut auf dem Kopfe. Der untere Theil der Beine war mit Stiefeln bekleidet, in denen die weiten Pantalons ſteckten und das Geſicht grell roth geſchminkt, war von ſchwarzen Fäden durchkreuzt, an denen die unterſchiedlichen Schnurr-, Backen- und Kinnbärte befeſtigt waren. Es war dies der Anſtand und die Toilette, in denen der gute, alte Stein gewöhnlich in dergleichen Stücken vor dem Publikum erſchien; in Converſationsſtücken ſpielte er in eigener Kleidung. Nur der Unterſchied wurde beobachtet, daß er graue und ſchwarze Schattirung oder weiße Lichter anbrachte, je nachdem das Alter der darzuſtellenden Figur war und ſomit führte der Künſtler denn auch ſtets Kohle und Kreide, Watte oder ſchwarze Wolle bei ſich, bediente ſich dann und wann ſelbſt kleiner aufgeriſſener Federn und aller erdenklichen Mittel, die Täuſchung bei den Zuſchauern nach ſeiner Meinung auf's Höchſte zu treiben.

Branko von Wolfenbüttel war jetzt zu Ende und Balder eilte mit Alfred auf's Theater. Die Künſtler waren faſt alle noch auf demſelben verſammelt, um ſich hinter dem herabgelaſſenen Vorhang zu entkleiden. Nur Stein war nicht ſichtbar. Balder fragte nach ihm. Doch kaum war die Frage heraus, ſo tönte es dumpf unter dem Podium herauf, wie der Ruf von Hammlets Vater: Hier! Hier! Unſere Freunde eilten die wenigen Stufen hinab und fanden nun den alten Mann dort, wo er ſich eines gewiſſen verſchämten Gefühls wegen — er hatte ſehr ſchlechte, faſt unſcheinbare Wäſche an — fern von den andern auszog und eben jetzt den ganzen Kopf in das Waſſerfaß ſteckte, welches zur Abwendung von Feuersgefahr hier unten ſtand, um ſich der Schminke mit einem Male zu entledigen, da ihn die Ungeduld antrieb, ſeinem Balder entgegenzueilen.

Sechstes Kapitel.

Nenn' es, wie ſelbſt du willſt!
Nur nicht'ge Schwärmerei — Traum — Dankbarkeit —
Gleichviel!

Beskow „Torkel Knudſon.“

Stein, Balder und Alfred ſaßen bei einem Glaſe alten Rheinwein in dem freundlichen Zimmer, welches Balder im Wirthshauſe zur Krone hatte aufſchließen laſſen. Die Zeit war bereits weit vorgerückt, denn das Geſpräch war belebt und drehte ſich um Gegenſtände, welche die Künſtler intereſſiren mußte. Alfred ſaß zuhorchend und ſtill da; er hatte ſich noch nie bei wirklichen Künſtlern befunden, das ward ihm hier klar.

— Wie? dachte er bei ſich ſelbſt, dieſer arme Mann muß ſein ganzes Leben darben und ſich damit begnügen, in Dorfſchenken ſeine armſelige Kunſt zur Schau zu ſtellen, während ſein Wiſſen und ſein Urtheil das ſo vieler andern, die im Glücke ſchwelgen, ſo weit überflügelt? Was iſt Leinweber, was ſind ſie alle in dieſer Beziehung gegen ihn?

Man war auf die ältere Schauſpielkunſt gekommen. Balder, ein warmer Verehrer Iffland's, erzählte von ſeiner Art der Auffaſſung, von ſeinen phyſiſchen Mitteln und wie wunderbar er es verſtand, ihre Ausdauer und Kraft zu berechnen, damit ihm nicht die höchſte Wirkung entgehe. Stein war nicht unbedingt damit einverſtanden, neben ſeiner Verehrung vor Iffland, war er doch nicht blind für deſſen Schwächen.

— Ich kann's nicht beſchreiben, welchen Antheil Iffland zu ſeiner Zeit beim Publikum zu erregen wußte, ſagte Stein. Nicht wahr, Balder? das kann Heute Keiner mehr — das gränzte an's Ueberſchwengliche —

— Etwa wie Leinweber? fragte Alfred ſchüchtern.

Der gute Stein lächelte und zuckte die Achſeln, ſah dann auf Balder und ſagte zu dieſem:

— Antworte du ihm darauf —

— Die Zeit iſt längſt vorüber, wo noch Enthuſiasmus für's Theater herrſchte, ſprach Balder ernſt, und Die haben wohl recht, welche behaupten, der Enthuſiasmus ſey ganz aus der Welt verſchwunden. Allein ſelbſt in jenen ſchönern Tagen, wo man unſerer Kunſt mit Freuden die wohlerworbenen Kränze reichte und ſie ihr gönnte, würde eine Erſcheinung wie Leinweber mehr abgeſtoßen als angezogen haben. Vor allen Dingen muß der Künſtler ein Menſch ſeyn; er muß ſich ſeinem Nebenmenſchen zu nähern wiſſen, ihn für ſich einnehmen können. Ich verſtehe hierunter wahrlich nicht jene freche Zudringlichkeit, womit ſich manche unſerer Genoſſenſchaft in das Vertrauen Anderer ſtehlen, noch weniger aber die höfliche Kriecherei, die durch Artigkeiten und Schmeicheleien, für jeden ohne Unterſchied in Bereitſchaft, ſich Freunde zu machen glaubt. Nein, Anmuth und Würde im Betragen, Rechtlichkeit und männlichen Stolz auf den Lippen wie im Herzen, Liebe zum Berufe, und ſtets mit Bedacht darüber wachend keine Blöße vor der Welt zu geben, ohne jedoch ängſtlich zagend ſein Inneres zu verbergen; kurz ſo ſtreng gegen ſich zu ſeyn, daß man im unbelauſchteſten Augenblick plötzlich vor aller Welt ſich enthüllen könnte; erfüllt von hoher Achtung vor ſich ſelbſt: dann iſt man ſicher keinem Beſſern zu mißfallen und nur daran kann ja dem wahren Mann etwas gelegen ſeyn. Wenn Sie nun aber Leinweber näher betrachten; da ſehen Sie: Glätte ohne Anmuth, Hochmuth ohne Würde, Formen ohne Anſtand, Offenheit ohne Rechtlichkeit — was bliebe übrig um Vertrauen, Zuneigung, Liebe oder gar Enthuſiasmus zu erwecken und zu entzünden? Was er kann, wodurch er ſich den momentanen Beifall der Menge zu erringen weiß, ſind Künſte keine Kunſt, und das, wodurch er ſich den Titel „eines erſten Mimen Deutſchlands“ zuwendete, war eine böſe Speculation auf das Herz einiger leichtgläubigen Freunde und dann Verrath an aller Freundſchaft für ewige Zeiten. Pfui! ich mag daran nicht denken, dergleichen Unwürdigkeit empört mich ſo, daß ich meine Anſtellung aufgeben könnte, um ſie nicht mit dem Nichtswürdigen an derſelben Bühne zu theilen.

Alfred gab ſich Mühe, jetzt wieder das Geſpräch auf Iſſland zu lenken, um den bitteren Beigeſchmack vergeſſen zu machen, den die letzte Wendung ihrer Converſation verliehen hatte.

— Es war in Deſſau, als ich zum erſten Male den großen Meiſter kennen lernen ſollte, ſagte Balder — ich hatte damals einen kleinen, beſcheidenen Platz am dortigen Hoftheater inne, wo ich kaum bemerkt wurde. Sobald mich die Gewißheit von dem bevorſtehenden Glücke belebte, ſagte ich meinem gut abgerichteten Staar vom Morgen bis zum Abend den Namen Iſſland vor, und es währte keine drei Tage, ſo ſchrie mein Vogel ſchon ganz vernehmlich ſein „Iſſland, Iſſland!“ wenn er am offenen Fenſter hing.

Daß die Kleinreſidenzler vor meiner Wohnung, wenn auch nicht eben zu Hunderten, ſondern Paar bei Paar ſtehen blieben und zu dem Wundervogel hinangafften, der den Zaubernamen ausſprach, der jetzt Alles anregte und bewegte, iſt wohl erklärlich und verzeihlich. Ich ſelbſt fieberte, als der Augenblick ſich nahte, wo ich Iffland zum erſten Male ſpielen ſehen ſollte. Gott verzeihe mir, daß ich das ſpielen benenne. Er trat als der geadelte Kaufmann von Brandes auf, und extemporirte ſo viel und ſo treffend, daß er uns Alle außer Faſſung brachte und zum lauten Lachen reizte; er riß allgemein hin. Das Spiel der Einzelnen verſchwand neben dem Seinigen gänzlich; allein das Zuſammenſpiel war erträglich genug, weil Angſt und Reſpect ſich in dieſer Nähe ſelbſt der Schächer bemächtigte und ſie mindeſtens zum beſſern Memoriren anſpornte. Dennoch machte mir Iffland unter dieſen Stümpern den Eindruck, als ob ein großer, königlicher Brillant in Blei gefaßt, zur Schau getragen würde. Die zweite Rolle, die ich von ihm ſah, war Bittermann in Menſchenhaß und Reue. So neu und originell er dieſen Charakter faßte und gab, ſo wenig wußte die Maſſe dieſes Kunſtwerk zu würdigen. O wie köſtlich war dieſes Langſame, Bedächtige, Wichtige — dieſes politiſche Dickethun, dieſe pedantiſche Selbſtgefälligkeit, womit Bittermann ſich ſelbſt belächelt! Es war ein Muſivgemälde der feinſten Art: wenn dort das kleinſte Glasſplitterchen fehlt, von der Größe eines Nadelkopfs, die leiſeſte Schattirung des Haupttons enthaltend, ſo gibt es eine garſtige Störung, einen Riß, einen dunkeln Fleck; und ſo auch hier: wäre eine Bewegung, ein Zwinkern mit der Wimper fortgeblieben, es hätte die ſchöne Harmonie unwiederbringlich zerſtört. Böttiger verdiente wahrlich nicht den Spott, mit dem man ſeine Zergliederung des Iffland'ſchen Spiels überſchüttet hat: man kann ſich Heute, wo Alles nur in der flinken und mit breiten Farbenflächen angelegten Freskomalerei ſein Heil ſucht, keine Vorſtellung mehr davon machen. Das Theaterpublikum, welches ſtets nur daran gewöhnt war, den drolligen Gutsverwalter beweglich und geſchäftig zu ſehen, ſtaunte bei Iffland's Auffaſſung der Rolle. Sie wollten nicht recht warm bei ihm werden, und es beſchämte mich, daß ſie die dankbare Rolle des Peter, die ich neben dem Meiſter zu ſpielen ſo glücklich war, mit lautem Beifall belohnten. Das war freilich Kotzebue's Verdienſt — wann hätte ein Peter denn wohl ſchon mißfallen?

— Alles zugegeben, nahm jetzt Stein das Wort, du weißt gewiß, daß ich nicht ſo unverſtändig ſeyn werde, Iffland's große Verdienſte wegläugnen zu wollen, allein den alten Bötticher kann ich Dir nicht ſo unangefochten laſſen. Sahſt Du Iffland jemals als Wallen in den ſtillen Waſſern, und konnteſt Du Dich mit ſeiner Darſtellung dieſer Rolle befreunden? Ich hatte nun Bötticher's Entwickelungen des Iffland'ſchen Spiels geleſen und wieder geleſen und endlich faſt memorirt; daher war ich vielleicht ſehr ſchwer zu befriedigen, oder Bötticher hatte, wie ich's ihm jetzt öfter nachweiſen kann, im Iffland'ſchen Wallen etwas gefunden, was er nun eben darin zu finden wünſchte und ihm ſo ſeine eigene Empfindungen unterlegt. Seht, ſo machen's die Kritiker oft, und die Geiſtreichſten ſind dann auch die Unzuverläſſigſten. Um irgend eine pikante Aeußerung an den Mann zu bringen, ſchweifen ſie von der Wahrheit, ſelbſt von ihrer eigenen Ueberzeugung ab. Mir ſchien Iffland's Wallen, obgleich gewandt und höchſt liebenswürdig, doch viel zu wenig humoriſtiſch. Oder ſollte das etwa für Humor gelten, daß er immer mit einer großen Papierdüte in der Hand auftrat und aus der Düte Bonbons oder Kirſchen naſchte? je nach der Jahreszeit, verſteht ſich. Ich kann Euch verſichern, Freunde, daß ich einſt über Butenop's Wallen weit mehr Vergnügen empfunden, und wer war der arme Butenop gegen den reichen Iffland? Doch — Lauf der Welt!

— Immerhin, ich gebe Dir den Wallen preis, ſagte lächelnd Balder, indem er, die Verſtimmung ſeines ältern Freundes merkend, in ſeinen heiterſten Ton überging. Was aber ſagſt Du zu Ifflands Wardamm in ſeinem Schauſpiele „Erinnerung?“ Welche Weichheit, welche väterliche Herzlichkeit war das? Welch zuverſichtliches Vertrauen auf Menſchenhülfe? Welche Zerknirſchung bei getäuſchter Hoffnung, und welches Wiederaufleben und innige Bereuen über ſeinen Leichtſinn? Man müßte neue Ausdrücke erfinden, um dies Alles in ſeiner reichen Fülle würdig zu bezeichnen! Das mußte man hören, ſehen! Nach dieſer Vorſtellung ſah ich Iffand zum erſten Male etwas ungehalten. Das ſchlechte Spiel der Andern hatte ihn verſtimmt. Für die nächſte Vorſtellung war „der Fremde“, von ihm ſelbſt angeſetzt, allein er antwortete Ochſenheimer, der von Leipzig herübergegekommen war, auf deſſen Frage: „das wollen wir denn doch ſeyn laſſen; die Leutchen hier können ſo etwas nicht ſpielen.“ Sehen Sie, lieber Alfred, dieſe Meinung hatte Iffland von ſeinem Fremden. Er glaubte, daß dazu eine ganz eigene Kunſt erforderlich ſey und wer griff nicht heute zu dieſem Stücke, ohne dabei zu denken, daß man mit ſo etwas am Leichteſten wohl fertig werden konnte. Ja, wie ein Lückenbüßer, der mit Doublüren beſetzt werden darf, erſcheint uns ein ſolches Stück von Iffland. Ich kann nicht vorausſetzen, daß Sie den Fremden jemals geleſen haben werden, allein thun Sie mir den Gefallen und leſen Sie ihn jetzt und überdenken Sie einmal Ifflands Ausſpruch in Bezug auf die Rollen darin.

Alfred verſicherte, ſich mit den ältern Bühnenſtücken vertraut machen zu wollen, ſich Kotzebue's und Iffland's Schauſpiele aus der Theaterbibliothek geben zu laſſen.

— Iffland's Conſtant in Selbſtbeherrſchung hätten Sie nun aber ſehen ſollen, fuhr Balder fort. Er wählte dieſes Stück, weil er es nicht für zu ſchwer hielt. Als er ſeinen Conſtant in Deſſau gab, war faſt die ganze Schauſpielertruppe von Magdeburg herübergereiſt um dieſer Vorſtellung beizuwohnen. Ich ſtand neben Einem der Erſtern von dort im Parterre und wir ſtießen anfänglich immer einander an, ſo oft uns eine neue Schönheit in ſeinem Spiele überraſchte, aber bald hörten wir auf zu ſtoßen, denn der Reichthum des Künſtlers entfaltete ſich in ſolcher Fülle, daß wir nicht Zeit behielten, uns auf dieſe Weiſe unſere Gefühle ſtumm auszudrücken. Wir waren ſo voll Enthuſiasmus, ſo voll Freude und Rührung, daß wir nicht auf einer Stelle bleiben konnten —

— Ich denke noch daran, nahm hier Stein das Wort, der bis dahin, wie es geſchienen hatte, nur mit halbem Ohre zuhörte — welchen Genuß es mir gewährte, Eure Wonne zu beobachten, die Ihr ſo kindlich als kindiſch zur Schau trugt — denn auch ich war ja damals in Deſſau —

— Spötter! Was war das aber auch für ein Conſtant! Bei ſeiner Herrſchaft die niedrigſte Sklavenſeele, auf den Zehen ſchleichend und kaum die Erde berührend. Er ſchien um die Hälfte ſeiner Länge kürzer zu werden. Aber bei Perſonen, die unter ihm ſtanden, wie war er da plötzlich ſo komiſch und boshaft umgeſtimmt! ſo in die Höhe geſtreckt, daß man nicht wußte, ob man mehr lachen oder ergrimmen ſollte über die altfränkiſche Figur. Am allergrößten war wohl die Scene mit dem Oberhofmeiſter, wo die innere Wuth über den Geldverluſt mit dem gewohnten Reſpekt im Kampfe liegt. Das Auge glühte vor Rache über die ungerechte Excellenz, während die Beine unwillkührlich zur Thür ſchlichen, um in Devotion zu öffnen, als die Excellenz abgehen will. Aber mitten in dem zur andern Natur gewordenen Dienſteifer behielt der Grimm dennoch die Oberhand und die frech entſchloſſene Gebehrde des Menſchen ſagte: Nein — juſt nicht! Keine Thür mach' ich Dir mehr auf!

— Der Conſtant war wirklich gut — bemerkte Stein hingeworfen. Doch ſah ich ihn oft mit ſeinen beſten Rollen ſonderbar umſpringen. Er nahm manchmal die Sache leichter; auf Reiſen, beſonders wenn er ſein eigenes Coſtüm nicht bei ſich hatte, war das oftmals der Fall. Einſt ſah ich — ich weiß nicht mehr wo — den Conſtant von ihm, im fremden, braunen Kleide mit Treſſen beſetzt und fand die Darſtellung viel nachläſſiger als ſonſt, wenn er ſein eigenes blaues Kleid dazu anhatte. Die Vorführung des ganzen Charakters hatte da nicht mehr die ſo eigenthümliche friſche Färbung, welche mir ſonſt immer zumeiſt den Beifall abnöthigte. Was er an jenem braungefärbten Abende gab, ſtreifte zuweilen ſo ſehr an erworbene Manier, daß es wohl von einem Jeden leicht beſſer gemacht werden konnte. Der Künſtler erging ſich mehr in muthwilligen Späßen, aber das Charakteriſtiſche ging darüber verloren.

Auf Alfred machten dieſe Einwürfe und Aeußerungen Steins einen ſeltſamen Eindruck. Gerade daß derjenige, der als ausübender Künſtler offenbar nur niedrig ſtand und wohl nie etwas Bedeutendes geleiſtet hatte, ſo ſtreng war gegen den anerkannten Meiſter, verletzte ihn und nahm ihn beinahe gegen den Menſchen ein. Würde ihn Balder nicht früher ſo vortheilhaft und intereſſant geſchildert haben, ſo hätte er ihn gar nicht leiden mögen. Allein er wußte noch nicht, daß gerade die Stümper in der Kunſt die ſtrengſten Kritiker ihrer Mitkünſtler abgeben, ſo recht nach dem alten Gemeinplatze: daß Tadeln leichter ſey als beſſer machen. Bei Stein fand dies jedoch keine Anwendung und ſein ſtrenges Urtheil war keineswegs durch Neid und Mißgunſt erzeugt, ſo wie ſeine geringen theatraliſchen Leiſtungen nicht lediglich aus Unfähigkeit entſtanden.

— Gewöhnlich rührte die Verſchiedenheit der Ausführung eines und deſſelben Charakters bei Iffland aber nicht von der Farbe des Rockes her, wie Du ihm zum Vorwurfe machſt — ſprach Balder mit Heiterkeit. Ich ſelbſt ertappte ihn einſt auf einem ganz eigenen Geſtändniſſe. Er gab nämlich den Baron in der Läſterſchule, wie gewöhnlich mehr ſpaßmachend als reſpectabel. Er erlaubte ſich dabei eine komiſche Gedehntheit der Rede, die auch für gemeine Charaktere paßte. Dazu wurde „Zwei Onkels für Einen“ aufgeführt, in welchem Stücke er den Sparmann ſpielte. Aber auch dieſen war er ſchleichend und dehnend zu geben gewohnt und er ſah wohl ein, daß beide Rollen ſo nur durch die Kleidung verſchieden ſeyn würden. Nach dem Ende der Läſterſchule rief er daher plötzlich mit Heftigkeit aus: Sapperment! dem Sparmann muß ich heute eine andere Couleur geben, ſonſt werd' ich langweilig! und richtig trug er den Geizhals raſch in Wort und Gebehrde vor und bewirkte dadurch eine köſtliche Mannichfaltigkeit. So machte er's mit vielen Rollen, die er erſt in ſeiner köſtlichen Laune zur Bedeutenheit erhob. Wie war ſein Langſalm in Kotzebue's Wirrwarr! Da war keinerlei Anſtrengung, Alles nur Erguß der Laune und des höchſten Muthwillens. Wie köſtlich war der Spaß, wenn ihm Hurlebuſch erzählt, daß Selicour ſeinen Hut aufgeſetzt habe, und er ſich daran feſthält, und immer für ſich wiederholt: „Aber warum ſetzte er denn meinen Hut auf? Warum denn gerade meinen Hut?" Dies haben ihm Viele nachgemacht, unter Andern Wurm; allein wenn es gleich auch bei dieſen wirkte, ſo muß man das doch von Iffland ſelbſt gehört haben, um die rechte Wirkung zu verſtehen.

— Als ich ſo glücklich war, mit Iffland in den Hageſtolzen zu ſpielen, fuhr Balder fort, war der große Mann ſehr leidend. Schon bei der Probe hatten ſich heftige Zahnſchmerzen eingeſtellt, die während der Vorſtellung immer mehr zunahmen. Dies verſetzte ihn in die grämlichſte Stimmung. „Wer iſt denn ſo dumm, ſagte er bei der Probe, ſo zu ſtreichen? Alles das iſt ja zum Ganzen höchſt weſentlich.“ Ich nahm mich als Pachter Linde doppelt zuſammen, um ihn nicht noch grämlicher zu machen und Iffland ſagte mir nach meiner zweiten Scene, indem er traulich meine beiden Hände faßte: — „Sie ſind auf dem rechten Wege, bleiben Sie darauf und fahren Sie fort.“ Ich war außer mir vor Freuden. Nicht um eine Million hätte ich dieſen Ausſpruch entbehren mögen. Ich konnte an jenem Abende nicht zu Bette gehen, lief in das Wirthshaus zum goldenen Beutel und trank guten, alten Franzwein, um mich meines Glückes zu freuen. — Iffland verließ uns jetzt und ich ſah ihn erſt einige Jahre ſpäter in Berlin wieder. Gleich nach meiner Ankunft eilten wir, ich und ein Freund, mit dem ich die Reiſe gemacht hatte, in's Theater. Er ſpielte den Baron in der Läſterſchule. Wie war er hier doch noch um ſo Vieles größer; hier auf dem eigenen Grund und Boden, in der eigenen von ihm geſchaffenen, ſich ihm ganz hingebenden und paſſenden Umgebung. Es kam mir vor, als befänden wir uns in einer Gallerie von Meiſterwerken und es war uns faſt nicht möglich dem Reichthum von Nuancen zu folgen; wir fühlten uns ermattet von der übermächtigen Geiſtesaufregung, die Fülle von Kunſtgröße zu faſſen und uns einzuprägen. Die ganze Vorſtellung war ſehr gelungen zu nennen, und wie ein ſchönes Bild, ganz aus einem Guß. Die Schauſpielerin, welche die Baronin gab, war gleichfalls vortrefflich. Ich hörte, daß Iffland eine Woche vor dieſer Vorſtellung täglich zu ihr hingefahren ſey, um mit ihr die Hauptſcenen ſo lange durchzuprobiren, bis das vollſte Leben und die feinſten Schattirungen daraus hervorgegangen waren. So war es damals! Mein Gott, wenn ich mir denke, wie leicht man heutzutage über dieſe Sachen hinweggeht; wie jeder, dem ein nüchterner Schwank mäßig gut gelingt, auch ſchon glaubt, ſolch eine Rolle trefflich hinzuſtellen, wenn er nur eben ſeine Späße macht und wie jedes Gänschen verſichert iſt, ſchon das Rechte zu treffen, wenn ſie ihre kleine, vielleicht nicht unangenehme Perſönlichkeit walten läßt!

— Allerdings fehlte dem Künſtler zu dem Baron in der Läſterſchule nichts — ſagte Stein, nur trieb er ein Wenig zu viel Alletria, im Gefühle ſeiner ihm reichlich zugemeſſenen komiſchen Kraft, wodurch er den würdigen Mann offenbar zu ſehr in's Geckenhafte zog. Er amüſirte allerdings mit ſeiner conſequent durchgeführten Leiſtung, ob es aber die Meinung des Dichters war, dieſen Baron ſo vorzuführen, das iſt eine andere Frage. Die Willkührlichkeit, womit Iffland bei manchen Rollen verfuhr, iſt durchaus nicht zu loben und kann wohl höchſtens nur mit dem glänzenden Erfolge entſchuldigt werden, den er dadurch zu erringen wußte. Vor der ſtrengern Kritik aber halten dergleichen Auffaſſungen nicht Stand So gab jene Feinheit und Glätte, womit Iffland gewohnt war, alle ſeine Gemälde zu überziehen, auch dem ſchlichten, frommen Schewa in Cumberlands Juden einen kleinen Anſtrich von jüdiſcher Liſtigkeit, welche der Tiefe dieſes Gemüthes, wie der Menſchenwürde überhaupt Eintrag that. Ich habe mir den Schewa immer viel grundehrlicher, gottergebener gedacht. Ein ähnlicher Vorwurf läßt ſich Iffland als Kammerrath Fegeſack machen. Die unendlichſte Fülle von komiſchen Zügen war da, allein welche Poſſen liefen mitunter? Der Geizige von Moliere iſt doch wahrhaftig keine Operngeſtalt, wie zum Beiſpiel: Hieronymus Knicker, und ſelbſt dieſem wären alle jene Lazzi nicht erlaubt geweſen. Fegeſack iſt ein ganz ernſthafter Mann und wird nur erſt lächerlich durch ſeine ungezügelte Leidenſchaft, die ſich mit der Thorheit, im Alter ein junges Mädchen heirathen zu wollen, zum komiſchen Culminationspunkt ſteigert. Fegeſack hat ſogar einen tragiſchen Moment: wo er die geſtohlene Caſſette vermißt und ſein Schmerz, wie ein Gebirgsſtrom, alles um ſich her vernichtet, alle andern Empfindungen verſchlingt und er nur allein Gefühl für ſeine geraubte Seligkeit äußert. Iffland ließ aber dieſen großen Moment beinahe fallen, oder hob höchſtens nur das Komiſche darin hervor. Ja, wäre ich im Stande, dieſen Monolog, die Krone der Rolle, ſo zu geben, wie ich ihn mir denke, ich wollte mit meinem Fegeſack kein kleines Aufſehen machen!

— Ich freue mich, daß Du das anerkennſt, ſprach Balder — allein den Vorwurf, den Du Iffland vorhin machteſt, daß er ſich nicht ſtrenge nach den Verzeichnungen des Dichters, bei ſeinen Ausführungen kehrte, hatten denn doch in den meiſten Fällen große Vortheile für das Ganze. Wie wunderte ich mich manchmal, wenn ich las, er habe dieſe oder jene unbedeutende Rolle zu ſeinem Gaſtſpiele erwählt, wie überraſcht war ich aber dann, wenn ich ſah, was er daraus machte. So zum Beiſpiel war der Graf Schlamm in „Haß der Frauen“ ganz etwas anderes, als ſich Kotzebue beim Dichten und Andere beim Leſen des Stückes gedacht haben werden, allein Dichter und Leſer hatten ſich nur bei dem Meiſter dafür zu bedanken. Iffland beſaß wie Keiner die Gabe durch ſogenanntes ſtummes Spiel, durch anſcheinende Kleinigkeiten, die bei Andern geradezu auf die Erde fallen, zu imponiren. So wenn er als Graf Wodmar im deutſchen Hausvater mit wahrhaft miniſteriellem Anſtand und der liebenswürdigſten Grazie, die Amaldi zum Schluſſe zur Thüre hinausbegleitete, oder wenn er im Teſtament des Onkels, mit einer Delikateſſe ohne Gleichen, Paulinen den Wein einſchenkte und präſentirte. Dies Alles läßt ſich wirklich nicht beſchreiben, noch weniger aber nachahmen, und ich muß es leider bekennen: man ſieht dergleichen auf unſerer Bühne von Niemand mehr. Die Geſchmeidigkeit dieſes Mannes, einem Jeden auf halbem Wege entgegenzukommen und ſich mit Geſchmack in alle Launen und Ideen ſeiner Umgebung zu fügen, wodurch ihm eben Alles und überall Alles gelingen mußte, war bewundernswerth. Wer das nicht ſo in ſeiner Macht hat, wird deßhalb eben anſtößig und eckig erſcheinen. Man mußte ſeinen Mondeaux ſehen, in einem ordinären Stückchen nach dem Franzöſiſchen „Aller Welt Freund“, um von der Wahrheit meines Ausſpruchs vollkommen überzeugt zu ſeyn

— Auch ich ſah in Berlin die Läſterſchule, ſetzte Stein nach einer Pauſe hinzu, es iſt ſchon etwas länger her. Die Vorſtellung fiel gerade in Flecks ſchwere Krankheits-Periode. Man hatte am ſelben Tage eine glückliche Operation an dieſem wirklich großen Schauſpieler vollbracht. Iffland und Fleck — ganz heterogene Naturen! Jener, der geſchliffenſte Hofmann in Worten und in Berechnung all ſeines Thuns, ohne daß man ihm gerade vorwerfen konnte: er ſey vom Pfade der Rechtlichkeit gewichen; — dieſer ſtets geradezu im Ausdruck ſo wie auch in ſeinen Handlungen — man konnte ihn wohl zuweilen ungehobelt nennen. So mußten ſie ihrem inneren und äußeren Weſen nach Antipoden ſeyn, doch erkannten ſie ihren gegenſeitigen Künſtlerwerth.

— Hier muß ich Dir einwenden, ſprach Balder raſch, daß dies bei Iffland mehr der Fall war, wie bei Fleck. Ich hörte ſelbſt von Iffland die Worte: „der Menſch ſpielte wohl zuweilen, daß man ihn mit Hunden vom Theater hetzen ſollte, wenn er nämlich zu viel getrunken hatte, allein kam die gute Stunde über ihn, ſo riß er auch wieder Alles ſo zur Bewunderung hin, daß ich vor dem verfluchten Kerl auf die Knie hätte ſtürzen mögen.“ Fleck hingegen ſoll einen in Berlin gaſtirenden Kunſtgenoſſen gefragt haben, der über Iffland's Amtmann Riemen außer ſich war: — „gefällt Ihnen das? — Als der Andere nun erwiederte: ganz außerordentlich, ſagte Fleck:

— „Ja, ſo was kann der Kerl ſchon machen, aber von 'was Höherem ſoll er die Naſe laſſen.“

— Ja, warf Stein hin, das Urtheil mag Dir barſch vorkommen, immerhin! aber viel Wahres iſt daran, das iſt nicht wegzuläugnen.

Balder zuckte die Achſeln.

— Ich kann Dir darauf nur erwiedern, daß die Zeitgenoſſen Ifflands anders urtheilten, und daß man Octavio Piccolomini, Franz Moor, Wodmar, Nathan eben ſo hochſtellte, als ſeine komiſchen und launigen Charaktere.

— Wir wollen darüber nicht ſtreiten, entgegnete Stein, wahr iſt es, daß Iffland durch Feinheit des Betragens ſeinen plumpen und im Benehmen oft widerwärtigen Rivalen leicht in Schatten zu ſtellen wußte. Ein vollgültiges Beiſpiel machte mir die Stellung dieſer Männer zu einander ganz klar. Es war gerade während jener Vorſtellung der Läſterſchule, als Iffland die Nachricht von der glücklich vollendeten Operation an Fleck und dem Beſſerbefinden des Künſtlers empfing. Er wurde, als die Gardine zum letzten Male fiel, mit ungeheurem Jubel herausgerufen. Anſpruchlos trat er vor, verbeugte ſich und ſagte ungefähr die Worte: der Beifall des Publikums iſt dem Künſtler eben das, was das Lächeln der Geliebten dem Jünglinge iſt. Nehmen Sie zum Dank für dieſes Lächeln, die eben eingetroffene Nachricht von der Beſſerung unſers geliebten Kranken.“ War der Applaus vorher ſchon wüthend, ſo kannte er jetzt gar keine Gränzen. Er wurde ſo unzählige Male wiederholt, daß Iffland faſt volle zwei Minuten bedurfte, eh' er abtreten konnte. Wir Schauſpieler wiſſen aber, was nur eine Minute auf der Bühne für ein langer Zeitraum iſt. Ja, ja, das ſollten Sie gar nicht glauben, junger Freund, ſetzte er zu Alfred gewendet hinzu, wie lange es uns zu dauern ſcheint, wenn ein Beifall nur eine halbe Minute anhält, oder wenn ſie etwa ſo lang in einer und derſelben Stellung verharren ſollen, und nun gar eine Stockung, eine minutenlange Stockung würde ſelbſt das geduldigſte Publikum nicht zu ertragen vermögen. Ich kenne das leider! Doch um wieder auf unſern Gegenſtand zu kommen! Iffland war ſtets der Beſonnenere, der es über Fleck gewann und die Dehors rettete, ob er aber deßhalb eine beſſere Meinung von Flecks Vortrefflichkeit hegte, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

— Um Dir meine Unparteilichkeit zu beweiſen, will ich Dir geſtehen, daß auch Iffland ſeine Rollen hatte, wo er mir nicht auf ſeiner ganzen Höhe erſchien. So zum Beiſpiel war er als Secretär Siward, in dem Luſtſpiele „leichter Sinn“ nach meiner Meinung doch zu kalt und unfreundlich. Er hatte zu dieſer Rolle ſich eine ganz eigene weiche und flüſternde Redeweiſe angeeignet. Sein Amtmann Riemen hingegen war das Non plus ultra von komiſcher Kraft. Wenn nun aber Alles ſich vor Lachen ausſchüttete, ſo erfaßte mich eine rechte Traurigkeit, weil ich meine Kleinheit dann immer erſt recht deutlich erkannte. Wozu iſt man Schauſpieler, rief's in mir, wenn man's nicht auch ſo machen kann?

— Ob wohl jetzt noch viele junge Schauſpieler ſo empfinden mögen? fragte Alfred mit Erröthen. Ich glaube Jeder dünkt ſich ſchon jetzt etwas Großes zu ſeyn und vermeint auf Leiſtungen Anderer herabſehen zu dürfen und das Anerkannte zu deuteln und zu ſchmälern. Ach, die leidige Kritik in ihrer weiten Ausbildung hat uns unſere Unbefangenheit geraubt, und uns den Genuß wie alles Streben verkümmert. Wir können ihrer nicht los werden, ſelbſt beim beſſern Wollen.

— Mit dem ächten Triebe zum Schaffen begabt, entgegnete Balder und dieſem Triebe folgend, verſiegt endlich das was ſie meinen und was ich eher Krittelei nennen möchte. Selbſtkritik im eigentlichen Sinne darf der Künſtler bei ſeinen Schöpfungen nie entbehren, allein dies hindert ihn nicht. Das Kritteln iſt nur bei der Unfruchtbarkeit; dieſe heutigen Kritiker par excellence werden ſich nie zur That ermannen können, und darum eben ſind ſie auch die geborenen Feinde jeder That. — Was Iffland in ernſtern Rollen leiſtete, erreichte die Wirkung ſeiner Komiſchen in der That. Sein Nathan war ein Cosmopolit durch und durch, ein tugendhafter Menſch in ſeiner ſchönſten Glorie. Die kleinſte Fingerbewegung war hier bezeichnend und man ſah aus Allem, daß in dieſem Manne die reine, große, vorurtheilsfreie Seele wohne. Am Abende nach dem Nathan ſah ich in Berlin wieder den Conſtant in Selbſtbeherrſchung von ihm. Hier überraſchte es mich zuerſt, daß er in manchen Stellen von ſeiner früheren Auffaſſung abwich. Ich mußte aber die bedeutende Kraft bewundern, die im Stande iſt, in der Minute ſelbſt zu ſchaffen, ohne vorher Alles genau zu überdenken.

— Das darfſt Du wahrhaftig in dergleichen Rollen wie Conſtant nicht ſo hoch anſchlagen, rief der ſarkaſtiſche Stein. Du mußt nur auch bedenken, daß Iffland, namentlich in ſeiner letzten Lebenszeit, faſt nichts ordentlich memorirte und gerade ſprach, was ihm in den Mund kam. Oft war dies, wenn auch nicht gerade beſſer, denn doch wohl auch nicht ſchlechter, als was er ſelbſt in ſeinen Stücken für ſich niedergeſchrieben hatte. Manchmal ergriff er ein Apropos und belebte die Scene dadurch, aber für den Mitſpielenden war dies ſchlimm, der Stichwörter wegen, die er bei ſolchem Verfahren unmöglich richtig bringen konnte.

Balder lächelte.

— Ich weiß, was Du ſagen willſt, fuhr Stein fort, es gibt auch Andere, die ihre Stichwörter nicht bringen, ohne daß ſie ein Iffland wären. Ach Gott, das ſind denn auch ganz elende, lumpige Kommödianten ihr ganzes Leben geblieben und keine angeſtaunten Halbgötter geworden. Doch, ſchon gut! ſchon gut! Reite Dein Paradepferd nur weiter.

— Im Abbé de l'Epee, fuhr Balder fort, war mir Iffland ein frommer Apoſtel, ohne jedoch die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, die beſonders die alten Herren jener Zeit charakteriſirte, auch nur im Mindeſten zu verläugnen. Wie fein und dabei doch wie ſo herzinnig tönten die Worte zu den Damen: „Man findet nicht überall Herzen wie die Ihrigen.“ Wie viel adelige Galanterie lag nicht in den Wendungen des ſeelenvollen Blickes und Körpers! Sonſt bekommt man doch nur ſtets einen ehrwürdigen, proteſtantiſchen Pfarrer in dieſer Rolle in Deutſchland zu ſehen. Das iſt auch recht gut! aber der, der ein Künſtler heißen und ſein will, muß auch das Rationelle ſeines darzuſtellenden Charakters hervortreten laſſen. Wenn Iffland Rollen wie den Geheimrath Mantel gab, einen Charakter, den ich nach meinen damaligen Einſichten reiflich durchdacht zu haben glaubte, wenn auch meine Darſtellung weit hinter meiner Idee zurückblieb, und ich dann ſah, wie brillantkomiſch, wie überreich an den feinſten Nuancen, er ſo etwas auszuſtatten wußte, dann ſchwand mein Muth gänzlich und ſeufzend ſagte ich zu mir ſelbſt: Was iſt Alles, was Du bis jetzt geliefert haſt, gegen dieſe Kunſtfülle? Wär's nicht beſſer, Du gibſt das Komödienſpiel auf und wählteſt Dir irgend ein ehrliches Gewerbe als Lebenszweck? — Ach, dieſe Selbſterkenntniß hätte wohl einen beſſern Lohn verdient, als ihr zu Theil wurde, denn wie ich einſt Abends nach der Vorſtellung dieſes Stückes aus dem Theater ging, hörte ich von einem Fremden: „Wie ſchlecht ſpielt der Balder dieſe Rolle — die muß man von Iffland geſehen haben.“

— Was Du von dem Geheimerath Mantel ſagſt, unterſchreibe ich gern. Rollen wie dieſe, oder die des Hofrath Stahl im Hausfrieden hatte er für ſich ganz zugerichtet — ſagte Stein — die kann ihm keiner — ſelbſt der fähigſte Schauſpieler nicht nachſpielen.

Balder war durch dieſes willfährige Zugeſtändniß erfreut und ſagte mit erhöhter Stimme:

— Ja, jeder andere Hofrath Stahl muß ein verächtlicher, alter Geck bleiben — Iffland blieb, bei aller Courmacherei und ſichtlich innerem Frevel, dennoch immer liebenswürdig.

— Auch den Poſert in ſeinem Spieler, gab Iffland meiſterhaft — rief Stein — auch den Kapuziner in Wallenſteins Lager, den er ſehr langſam ſalbadernd gab, auch den alten Lear ſtellenweiſe. Im Poſert beſeelte ihn ein Spitzbubenhumor, der dem Charakter ſo viel von ſeiner Widerwärtigkeit nahm, daß Einem der Kerl doch nicht geradezu anekelte. So wurde zum Beiſpiel das ewige Hüſteln bei ihm nicht anſtößig, was doch bei gewöhnlichen Darſtellern zum Uebelwerden reizt. Dann die letzte Scene der Angſt — dieſes krampfhafte in die Höhe Richten des matten Leichnams — dieſes faſt unmerkliche Einknicken mit den podagriſchen Beinen —

Balder ſchüttelte dem alten Kollegen für dieſe Anerkennung der Verdienſte des geliebten Meiſters dankbar die Hand. Er glaubte nun ſicher vor deſſen Widerſpruch zu ſeyn und ſchlug immer höhere Saiten an.

— Erinnerſt Du Dich denn noch friſch und lebendig des Wittburg in dem Stücke „Clementine oder die Verſöhnung?“ fragte Balder. Wie himmelhoch ſtand Iffland hier über der Frau von Weißenthurn und dem Peletier Volmerange, dem ſie das Stück nachgebildet hat, und den unſer Schall ſtets ſcherzend den Pelzhändler Volmerange nannte. Der ewige Vaterſchmerz um die verlorene Tochter, der ſo leicht, bei gewöhnlichen Darſtellern eintönig und widerlich werden kann, erſchien bei Iffland ſo vielfach modificirt, in ſo harmoniſchen Abſtufungen, daß man oft glaubte, es ſey gar nicht möglich, den Effect noch zu erhöhen — und doch wußte er ihn immer höher zu ſteigern bis zur wohlthuenden Entwickelung. Mir war es ſtets in dieſer Leiſtung Ifflands wie bei der Fanchon der Bethmann, nach dem Liede: „Fort, daß die Leier klinge!“ Auch dieß war ſo unnachahmlich, man wußte nicht, worin der Zauber lag — Alles erſchien ſo einfach, und doch war die Wirkung ſo wunderbar!

— Wenn er nur nicht ſo närriſch coſtumirt geweſen wäre, ſagte Stein.

— Das iſt doch eine furchtbare Anmaßung, rief Balder, ſelbſt das Allervortrefflichſte zu bekritteln! Warte, Du grauslicher Frevler! Du Mondanbeller!

— Sage das Andern, die ihre Ausſprüche nicht zu begründen wiſſen wie ich, ſprach Stein mit Ruhe.

Iffland ergriff die Stelle in dem Stücke, wo von dem alten Wittburg geſagt wird, daß er einſt Seekapitän geweſen, um ſich in eine Marine-Staatsuniform zu kleiden. Man denke! Er trug eine ſolche von blauer Farbe mit rothen Aufſchlägen; die Weſte und kurzen Beinkleider waren roth, dazu weiße ſeidene Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Steinſchnallen. Wird der in Gram und Menſchenhaß verſunkene Wittburg ſich wohl in ſeiner Einſamkeit ſo elegant aufſtutzen? Mag er immerhin noch ein Abzeichen des Seedienſtes an ſich tragen — nur keine Staatsuniform. Zudem trugen die rothen Unterkleider viel dazu bei, daß Wittburg mehr einem franzöſiſchen, feinen, alten Bedienten glich, als einem Seekapitän. Inzwiſchen, ich geſteh' es, konnte man ſich bei der Vortrefflichkeit ſeines Spieles wohl über dieſe Künſtlermarotte hinwegſetzen. Du ſiehſt, daß ich hier vor ſeiner Meiſterſchaft meine kritiſchen Segel ſtreiche!

— Nicht mehr als billig, ſprach Balder. Jetzt komme ich in der Gallerie Iffland'ſcher Meiſterwerke auf eines zu ſprechen, das ihm Viele ſtreitig machen wollen, ich meine ſeinen Wilhelm Tell —

— Halt, ſchrie Stein erboſt, Du wirſt doch wohl nicht die Kühnheit haben, auch dieſem Machwerke das Wort zu ſprechen?

— Ich will geſtehen, nahm Balder das Wort, das die Perſönlichkeit des Meiſters eben nicht zu dieſer Rolle geeignet ſchien, allein er war bemüht, Vieles, wie zum Beiſpiel ſeine Wohlbeleibtheit, durch eine zweckmäßige, dunkle Kleidung zu verbergen. Eben ſo wahr iſt es auch, daß wir oft den ſchlichten Landmann vermißten, wie nach der Schußſcene, wo der Ausdruck in den Worten: „Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich Euch," wohl etwas zu heldenmäßig klingen mochte. Dieß Alles würde aber Heute bei Weitem nicht mehr ſo auffallen, da man den theatraliſchen Vortrag, beſonders wo er ſich in Verſen bewegt, überall ſo hoch ſchraubt. Auch kann man nicht in Abrede ſtellen, daß Schiller's Gedicht dieſe Anſicht zu beſtärken ſcheint. Groß war Iffland in der Erzählung vom Sturme auf dem See und von ſeiner Rettung. Wer könnte es unternehmen auch nur eine ſchwache Schilderung von der innern, ſchwerverhaltenen Gluth und Wuth zu entwerfen, die in dieſem Tell, wie ein Vulcan unter der Schlacke fürchterlich wühlte — als er den Landvogt in der hohlen Gaſſe erwartet? Hier wäre es Verletzung der Wahrheit pompöſe Redekunſt zu zeigen und abgemeſſene Actionen an das Publikum zu adreſſiren. Und doch thun es ſo Viele, die für gute Darſteller gelten!

Ja, ſie thun noch mehr! ſie drehen ſich in den Ruhepunkten um, damit das Parterre fein begreife, hier ſey der Moment zum Losklatſchen. Iffland brauchte wenig Raum zu dieſem Selbſtgeſpräch. Er that einige haſtige Schritte, ſetzte ſich raſch nieder, ſprang wieder auf, ſobald es im Innern heftiger zu ſtürmen begann und umfaßte krampfhaft die Armbruſt bei den beſchwörenden Worten: „Nur jetzt noch halte feſt, Du treuer Strang.“ Meine Seele war für alles Uebrige in der Welt abgeſchieden, während der Aufſtellung dieſer gräßlichen Gedankenreihe, und mir war, als ob ich aus einem lebendig-ängſtlichen Traume erwachte, als der Meiſter ſein großes Werk geendigt hatte.

— Du glückſelig Begeiſteter! Doch Du biſt damit weiter gekommen, als ich mit meinen Zweifeln, bemerkte Stein. Aber Rollen wie Tell oder Regulus in die Iffland'ſche Art und Weiſe übertragen, konnte ich nun einmal nicht vortrefflich finden. Alles ſträubte ſich in mir dagegen. Er dehnte, und zog ſeine Reden ſo lang, monoton und unnatürlich, daß man's nicht aushalten konnte. Warum gibt der Mann dergleichen nur, wozu ihm alle Mittel gebrechen, dieß kam Einem in jedem Augenblicke in den Sinn. Er beſaß weder den Stimmumfang, noch den entſchieden tragiſchen Vortrag. Dabei erſchien er mir ganz unausſtehlich kokett. Regulus zum Beiſpiel ſpricht von ſeinen Greiſenhaaren und Iffland erſchien mit ſchöngekräuſeltem, ſchwarzlockigen Tituskopfe. Er ſpielte überhaupt dieſe Rolle nur darum gern, weil er den ſogenannten Mantelwurf ſo in ſeiner Gewalt hatte, daß er mit jeder veränderten Stellung, bei jeder leichten Körperbewegung, ſtets neue, ſelbſt ſchöne Bilder zu ſchaffen wußte. Allein eines faltigen Mantels wegen eine lange, fünfactige Tragödie mit anſehen und anhören zu müſſen, iſt doch wohl zu viel verlangt, wenn ſelbſt der Mantel des freien Römers auf den Schultern des carthaginenſiſchen Sklaven hingepaßt hätte. Eben ſo unangenehm war mir aber auch ſtets ſeine Verirrung als Wallenſtein; den Octavio Piccolomini konnte er allenfalls geben, allein bei dem Andern reicht man mit dem feinſten Verſtande nicht aus; nicht den Staatsmann allein gilt es hier zur vollkommenſten Anſchauung zu bringen, der gewaltige Kriegesfürſt will vor Allem ſein reich zugemeſſenes Theil haben. Dieſe Leiſtung war offenbar eine von Ifflands größten Schwächen und die ſchnellen Lichtblitze, die man auch hier nicht wegläugnen konnte, machten nur die troſtloſe Nacht deſto fühlbarer, die auf der ganzen Darſtellung ruhte. —

Balder that, als hörte er dieſe Aeußerung nicht: um aber gleichſam eine indirecte Antwort darauf zu geben, ſagte er:

— Auch das Pathetiſche, Großartige gelang dem Meiſter. Im Grafen von Savern —

— O weh! o weh! ſchweig' ſtille! ſchrie Stein wie toll.

— Schon auf der Probe riß der Meiſter uns gewaltig hin — ſagte Balder ruhig, während Stein ſich unter komiſchem Verzerren des Geſichts die Ohren zuhielt — es war in der Scene, wo der Graf Fridolins Unſchuld erfährt —

— Hm! Hm! brummte Stein.

— Ich meine nicht den Schluß der Scene, ſetzte Balder berichtigend hinzu, wo der Graf zum Fenſter hinaus nach Pferden ſchreit; dieſes Schreien kann jeder unſerer Heldenſpieler leicht beſſer machen und tüchtig beklatſcht werden — allein ich rede von dem Ausdruck der Seele, als der Graf noch ſein Unrecht, ſein eigenes Verbrechen nicht kennt, ſondern nur ahnet. Das war das Meiſterſtück!

— Immerhin! brummte Stein, ich laſſe Dir den Plunder! doch vom Höhern mußte er wegbleiben. Schiller und Shakeſpeare dichteten ihre Charaktere nicht für Ifflands Weiſe. Mein Gott, was war das, als er den Philipp im Carlos zu geben ſich einfallen ließ. Das war wohl ein recht feiner, diplomatiſcher Monarch, aber nimmermehr Philipp der Zweite. Damit konnten der Herr Generaldirector nicht zurechtkommen, ſo ſehr ſie ſich auch müheten. So hat aber jeder bedeutende Menſch ſeine Schwächen! Andere waren wieder keine ſo vollkommenen Hofleute, im Staatskleide mit Hut und Degen. Das konnten Schröder, Fleck, Eßlair nie erreichen, dafür durfte Iffland hingegen ihnen in andern Dingen nicht die Schuhriemen löſen.

Stein ſtand auf, nachdem er dieß geſagt hatte und ging im Zimmer auf und ab. Balder ſchien durch den abſprechenden Ton des Alten etwas verletzt und ſchwieg. Alfred, welcher fürchtete, daß die Unterhaltung völlig geſtört ſey, bat Balder, noch einige Zeit in der Charakteriſtik des Iffland'ſchen Spieles fortzufahren und verſicherte, noch nie — ſeitdem er mit Künſtlern umzugehen glaube, ein für ihn ſo anziehendes als belehrendes Geſpräch vernommen zu haben. Balder nahm hierauf leiſer das Wort, um Stein nicht in ſeinen Gedanken zu ſtören und zum Widerſpruche zu reizen.

— Baron Henning in den Erben von der Weiſſenthurn gab Iffland ebenfalls ganz originell. Die Verfaſſerin hat offenbar nur einen heuchleriſchen, habſüchtigen Böſewicht zeichnen wollen, aber Iffland wußte dieſer Rolle einen ſo höchſt komiſchen Anſtrich zu geben, daß der Rath Gutmann, der — wenn gut geſpielt — immer hervortreten muß, ganz in den Schatten geſtellt wurde. Gewöhnlich gab der Meiſter zu den Erben den gutherzigen Polterer, der zu ſeinen Lieblingsrollen gehörte. Eine Scene darin iſt von keinem ſeiner vielen Nachtreter jemals mit Glück wieder gegeben worden, denn ſie war wirklich unnachahmlich. Dieß war jene, wo Bergheim das Gedicht zur Geburtsfeier der Tochter ſo gutmüthig, drollig und doch ſo aus der Natur gegriffen vorträgt. Das konnte man nur nachfühlen!

— Ich habe Dir bei dieſem nichts einwenden wollen, ſprach Stein, jetzt aber will ich dir eine Rolle nennen, wo es Dir ſchwer werden ſoll, Deinen Lieblingshelden mit gleicher Wärme zu vertreten —

Balder ließ ihn nicht ausreden —

— Ich weiß, was Du meinſt, rief er. Du ſtichelſt auf den Pygmalion. Man warf Iffland vor, daß er ſich geradezu an dieſer Rolle vergreife, die ſeiner Individualität ganz und gar entgegenſtrebe. Pygmalion ſoll ein ſchöner Jüngling ſeyn und Iffland konnte, trotz aller Toilettenkünſte, den bejahrten, dickleibigen Mann nur wenig verbergen. Aber wenn man den alternden Damen in Frankreich noch jugendliche Rollen verſtattet, wenn die berühmte Adamberger in Wien dieſes Recht inne hatte, wenn es ausgemacht iſt, daß die wahre Meiſterſchaft ſich doch erſt mit den Jahren erringen läßt, warum hätte man da nicht über Iffland's ſeelenvollen Vortrag, über ſeine bewundernswürdige Stellungen das ſtörende Alter vergeſſen ſollen? Mich hat der Künſtler auch in dieſer Partie ſo hingeriſſen, daß ich weder ſeine Körperfülle ſah, noch der mangelnde Schmelz ſeiner Töne meine Begeiſterung zerſtört hätte.

— Nicht ich allein bin anderer Meinung, lieber Freund, ſagte Stein, und um Dir eine wirkliche Autorität entgegen zu ſtellen, nenne ich Dir Schröder. Schröder hatte von Iffland's Kunſt niemals eine hohe Meinung.

Balder zuckte mitleidig die Achſeln.

— Weil der große Schröder eben auch nur Schauſpieler war, ein erbleichendes Geſtirn, das in Iffland die aufſteigende Sonne erblickte! Schröders mißbilligendes Urtheil über Iffland ſchreibt ſich übrigens ſchon aus deſſen früherer Zeit in Mannheim her, wurde dann ſpäter aber bedeutend berichtigt, das heißt gerechter. Iffland erwähnt die Urſache davon in ſeinem Leben. Als Schröder, der damals größte Name im deutſchen Kunſtbereiche, auf den Mannheimer Theaterzetteln prangte, bemächtigte ſich eine mit Scheu gemiſchte Verehrung des jüngern Künſtlers, der neben jenem Heroen wirken ſollte, daß er ſeinen Genius nicht frei walten laſſen konnte. So kam es, daß er ſich von dem leichter geſinnten Beil, den Schröders Gegenwart nicht im Geringſten genirte, verdunkeln ließ. Beil ließ ſein glänzendes Talent mit dem ihm eigenthümlichen Humor in allen Farben ſpielen. Hierauf erſchien Iffland — ich glaube im Jahre 85 oder 86 — zum erſten Male in Hamburg: allein auch hier war er ſo befangen und das ausgeſprochene Urtheil Schröders: „Iffland ſey nur ein gewöhnlicher Schauſpieler," wirkte ſo mächtig auf alle Mitglieder des Theaters und durch dieſe auf das Publikum ſelbſt, daß nur die Wenigſten, die wirkliche Kritik beſaßen, das bedeutende, nur eingeſchüchterte Talent erkennen konnten. Erſt zwanzig Jahre ſpäter erſchien Iffland wieder in Hamburg. Jetzt war er Generaldirektor des Berliner Hoftheaters und hatte, durch große Erfolge belehrt, die Schüchternheit bei Seite gelegt. Das Publikum ſchwelgte in Entzücken und Bewunderung. Schröder lebte damals zurückgezogen auf ſeinem Gute Rellingen bei Hamburg und kam nur ſehr ſelten nach der Stadt. So oft ihn Jemand beſuchte, hatte er die ſtereotype Frage in Bereitſchaft: „ob das Hamburger Publikum denn noch immer das Fieber habe?“ Auf Iffland machte es einen höchſt unangenehmen Eindruck, daß Schröder ſich in keiner ſeiner Vorſtellungen unter den Zuſchauern blicken ließ. War es ihm zu verargen? Einſt ſoll er den Director mit komiſcher Biſſigkeit gefragt haben: „Ei, ſagen Sie mir doch, Lieber, kommt denn der Alte gar nicht herein von ſeinem Miſt?“ Unterdeſſen hatte Iffland alle ſeine Paraderollen geſpielt; Schröder war nicht ein einziges Mal dabei erſchienen. Jetzt wurde Pygmalion angeſetzt. Sollte man nicht glauben, Schröder wollte abſichtlich die ſchwächſte Rolle des berühmten Gaſtes wählen, um nicht Zeuge ſeines Triumphes ſeyn zu müſſen? Ich wage es hier nicht, geradesweges zu behaupten, daß Schröder auf eine Niederlage Ifflands mit Gewißheit gerechnet hatte; war es aber der Fall, ſo hatte er ſich ſtark verrechnet. Trotz aller körperlichen Hinterniſſe ſiegte der große Geiſt. Das Publikum ſprach ſich einhellig zu ſeinem Ruhme aus und rief ihn nach geendeter Darſtellung hervor. Er erſchien, und mit einem jener Blicke, denen er ſo tiefe Bedeutung zu geben wußte, nach Schröder's Loge gewendet, ſprach er: „Wenn Sie heute ſo Manches in meinem Spiele vermißten, ſo rechnen Sie das auf eine entſchiedene Befangenheit, die ſich in Gegenwart des großen Meiſters meiner bemächtigen mußte.“ Giebt es eine feinere und loyalere Anerkennung der Superiorität? Und ſollte man glauben, daß dieſe Feinheit Iffland's den Widerwillen in dem ſtörriſchen, alten Manne nicht hätte mildern können? Er blieb ein Gegner Iffland's nach wie vor, und nur einmal ſoll ſeine kalte Bruſt aufgethaut ſeyn, als er den Berliner Gaſt nach Rellingen zum Diner und Souper geladen hatte. Da ließen ſich Beide die trefflichen Weine Frankreichs munden und wurden mit jeder neuen Flaſche herzlicher gegen einander geſtimmt. Schröder erſchien in der Weinlaune dem überglücklichen Iffland wie ein verklärter Geiſt, wie ein Hoherprieſter voll heiterer Geheimniſſe. Er ſprach von den Zeiten, wo er ſelbſt noch die Kunſt geübt hatte, und Iffland hing mit Thränen im Auge an Schröders Halſe und fragte wehmüthig: „Iſt denn nun Alles vorüber? Sollen wir Sie niemals wiederſehen da oben und uns freuen und noch lernen?“ — Schröder war gleichfalls ſehr bewegt und ſagte: „Lieber Iffland, wie könnte ich das jetzt wohl beſtimmen, wenn ich es auch gern möchte? Kommt erſt die Zeit, ſo wird ja auch Rath kommen!“ — Dieſe glückliche Stimmung war aber nur die Wirkung des edeln Rebenſaftes, der Alles

Verkehrte von beiden Herzen abſtreifte und nur den ſchönen Kern zur ſchnellen Blüthe trieb. Ach, daß ſie ſo ſchnell wieder abfallen ſollte! Warum mußte dieſe Begeiſterung mit dem Weingeiſte verrauchen? In Iffland, deſſen bin ich gewiß, wäre ſie geblieben friſch und jugendlich, auch ohne äußere Reizmittel: Schröders beſſere Aufwallungen ſchwanden dahin, als die Nüchternheit bei ihm zurückkehrte. Ein Haupthebel, der ihn zur gewohnten Störrigkeit herabſtimmte, war aber ſeine Gattin, Frau Chriſtina. Sie war als Hausfrau rechtlich und lobenswerth, allein die Gewalt, die ſie ſich mit kaltem Verſtande über alles Thun und Laſſen Schröders anmaßte, iſt nicht zu rechtfertigen. Als Iffland bald merkte, daß ſeine lebenswarmen Gefühle nur verſchlendertes Geld waren, verſchloß er ſich in ſich ſelbſt und erwiederte die Sarkasmen und Bitterkeiten, die ihm von Schröder zu Ohren kamen, mit leichten Witzeleien in ſeiner Manier. So ſoll er beſonders darin excellirt haben, das Schröder'ſche Landhaus, ſeinen Viehſtand und alles Andere in komiſcher Art zu beſchreiben. Als man ihn in Rellingen ſelbſt in den Kuhſtällen umherführte, ſagte er mit weinerlicher Stimme: „Wie menſchlich wird doch hier die Nebenkreatur gehalten! Sehen Sie nur — die lieben Beeſter haben ſogar Vorhänge an den Fenſtern!“ Was ich hier erzähle, habe ich von Augenzeugen und kann mithin das ganze Verhältniß der beiden größten deutſchen Schauſpieler als wahr verbürgen.

Stein ſchwieg eine Weile und rieb ſich die Stirne.

— Schröder war allerdings ein eigener Mann, ſagte er dann. Da fällt mir eben mein erſtes Zuſammentreffen mit ihm in Hamburg ein. Es war in der Johannisloge Emanuel, wo der Altmeiſter der Schauſpielkunſt als deputirter Großmeiſter vom Stuhle präſidirte. Sehen Sie, junger Mann — hier wandte er ſich zu Alfred — zu meiner Zeit mußte ein angehender Schauſpieler faſt immer auch Freimaurer ſeyn, jetzt iſt dieß, wie vieles Andere auch, aus der Mode gekommen. Dort ſah ich nun Schröder zum erſten Male, allein ich begnügte mich, dieß aus beſcheidener Ferne zu thun, da ich es nicht wagte, mich ihm zu nähern. Ich war noch ein überaus junger Menſch. Seine wahrhaft hohe Geſtalt ragte über die der andern Brüder empor. Er war wohlgenährt, ohne fett zu ſeyn — ein ſchöner, blühender Greis. Sein ſchlichtes Haar trug er gepudert und er war mit einem altmodiſchen Sammtkleide angethan, auf dem die Ordenszeichen hingen, die ihm wirklich ein ehrfurchtgebietendes Anſehen gaben. Sein

Auge war nur klein, aber ſehr ſprechend, beſonders wenn er etwas Freundliches ſagte oder humoriſtiſch wurde. Einige Tage darauf ſpielte ich den Kloſterbruder in Leſſings Nathan und gefiel recht in dieſer Rolle. Der bekannte Profeſſor Meyer, Schröders Freund und nachheriger Biograph, der im Jahre zwei Mal von ſeinem Tusculum zu Bramſtäde in Holſtein nach Hamburg zu kommen pflegte, ſah die Vorſtellung an und ſein Mund floß im eigentlichen Sinne des Wortes über zu meinem Lobe. Wer Meyer kannte, weiß, daß dieß nicht blos figürlich gemeint iſt. Er konnte gar nicht Worte genug finden, mir auszudrücken, welch einen wohlthätigen Eindruck meine Darſtellung, ſo einfach, mit ſo geringem Aufwand von Mitteln, auf ihn gemacht habe. Ihr könnt denken, wie werth mir die Zufriedenheit eines ſo bewährten Kunſtkenners ſeyn mußte, der alles Große und Schöne in Schröders kräftigſten Jahren geſehen, erfaßt und zu würdigen gelernt hatte. Meyer lobte in der That nur ſelten: er war, durch Schröders Meiſterſchaft verwöhnt, oft ein gar zu krittelnder Kunſtrichter, dieß hörte ich allgemein und deßhalb machte mich das Lob, welches er mir ſpendete, wahrhaft ſtolz. Berauſcht träumte ich mir ſchon Schröders Lob aus ſeinem Munde zu erfahren, der ebenfalls der Vorſtellung des Nathan beigewohnt hatte. Ich ſaß in meinen Gedanken wenigſtens ſchon auf den Stufen des Künſtlerthrones und hoffte, daß mir der Altmeiſter die Hand reichen und mich um einige Staffeln höher erheben würde. An einem ſchönen Morgen warf ich mich daher in meine Feierkleider, um mich vor den großen Richterſtuhl zu begeben. Der Mächtige empfing mich zwar huldvoll, doch ſehr wortkarg. Ein leiſes Fröſteln überfiel mich. Nach einer ſchicklichen Einleitung wagte ich es denn endlich, die Vorſtellung des Nathan zu berühren, da der Furchtbare ſelbſt gar nicht davon anfangen wollte. „Ich bin im Ganzen zufrieden geweſen,“ ſagte er. Hier war ich entzückt. „Und mein Kloſterbruder?“ fragte ich mit heller Stimme. „Iſt nichts!“ lautete der fürchterliche Ausſpruch. Ich war niedergedonnert und konnte nur ein zaghaftes Wie? hervorſtammeln. Schröder fuhr fort: „der Kloſterbruder ſoll Lachen erregen, ſo gut, wie Juſt in Leſſing's Minna; beide Charaktere ſind geiſtig verwandt. Sie aber, der ohnedieß immer komiſch wirkt, müſſen ſich alle erdenkliche Mühe geben, daß man nicht über Sie lache. Sehen Sie, das iſt das Ueble bei der Sache.“ — „Wäre denn das aber kein Verdienſt von meiner Seite?“ fragte ich. — „In ſofern Sie Ihren Ton ſo zu moduliren wußten, daß ſie nicht völlig ausgelacht wurden — allerdings, ſagte er. Allein, da man über Bonaſides lachen ſoll, ſo müßte ein Schauſpieler von größerem Gewicht, von dem man ernſte Rollen zu ſehen gewohnt iſt, den Kloſterbruder geben.“ — Ich ging von dannen, mit Gefühlen, wie Adam ſie ungefähr gehabt haben muß, als er mit dem flammenden Schwerte aus dem Paradieſe gejagt wurde. Ach, es war das fürchterliche Prognoſtikon, das mir der große Meiſter ſtellte und das nur zu ſchrecklich ſich an mir erfüllt hat. Mein Kloſterbruder war in der That nichts geweſen und ſo Alles — Alles nichts, was ich ſeitdem geleiſtet! Ich wußte für mein gefoltertes Herz damals keinen beſſern Zufluchtsort, als an Meyers Seite. Dieſer umarmte mich ſogleich herzlich, mir noch einmal dankend für den ſchönen Genuß. Mit wehmüthigem Tone und thränenden Augen klagte ich ihm nun mein Mißgeſchick und wie der Schröder'ſche Ausſpruch mich geiſtig gelähmt habe. „Ei, zum Sapperment! ſchrie Meyer, aus vollem Halſe lachend, daraus müſſen Sie ſich nichts machen; der Schröder iſt bei aller Kunſtgröße doch ein Kerl, der ſeine Marotten hat. Was oft alle Welt vergöttert, verwirft er blos darum, weil es eben Andere vergöttern.“ Das war nun freilich wohlthuender Balſam auf meine verwundete Eitelkeit und ich beruhigte mein Gemüth nach und nach. Meinen Kloſterbruder konnte ich aber ſeitdem nie ohne Befangenheit darſtellen.

— Schröder erſcheint mir immer, was ich auch von ſeiner Vortrefflichkeit leſen und hören mag, ſprach Balder, wie der erhabenſte Ausdruck der unausſprechlichen Zopfperiode; hingegen Iffland wie das Bild innerer, geiſtiger Vornehmigkeit und weltmänniſcher Eleganz. Wie liebenswürdig, wie wahrhaft erhebend war ſeine Art, wenn er ſich dem ſtrebenden Jünger nahte. Es wurde in Gotha die hübſche Operette „Je toller je beſſer“ gegeben, in der ich einſt den Peter Hans Hellunder, den trefflichen Schwabenjüngling gab. Iffland, der gerade gaſtirte, ſtellte ſich in die Couliſſe und mein guter Stern beſeelte mich und gab mir Kraft, daß ich die Partie mit ganz vorzüglicher Laune darſtellen konnte. Nach dem erſten Acte näherte ſich mir Iffland verſtohlen und wiſperte: „Vortrefflich geſpielt — ganz vorzüglich!“ Nach dem Ende des Stückes kam er noch einmal zu mir hin und flüſterte: Ganz vortrefflich! Ich engagire Sie, wenn Sie wollen!“ Ich knüpfte ſpäter wirklich Engagementsverbindungen mit ihm an, die aber äußerer Umſtände wegen nicht zu Stande kamen. —

— Wie fandeſt du Iffland als Hettman im Graf Benjowski? fragte Stein.

— Das Stück hat wenig Werth, erwiederte Balder, und iſt mit Recht vergeſſen. Die Rolle des Hettman iſt gänzlich verzeichnet, und nur dadurch, daß Iffland ſie durchweg im Zuſtande eines ſchweren Branntweinrauſches gab, brachte er einigermaßen etwas Zuſammenhang hinein. Wird der Hettman außer der, vom Dichter vorgeſchriebenen Rauſchſcene, nüchtern gegeben, ſo erſcheint Alles wie der grellſte Unſinn. Solch ein Narr und Feigling, wie Kotzebue's Iwan Fedorowitſch iſt, kann der Natur der Sache nach, gar nicht Hettman der Koſaken ſeyn. Iffland war hier durch und durch metamorphoſirt. Wie mächtig er aber in ſeinen Umgeſtaltungen zu ſchalten wußte, ging noch deutlicher in Leiſtungen wie der Lorenz Stark hervor. Wie außerordentlich erſchien er hier? Da war kein Zug von dem feinen Weltmann, von dem vornehmen Generaldirector: Alles ihm im Leben Eigenthümliche war verſchwunden, ſo wie er die gewöhnliche Kleidung ablegte. Man ſah in jeder Nuance nur den alten, ehrſamen Hamburger Handelsherrn, ſogar ſein Auftreten war derber und entſchiedener, als im Leben. Engel's, der Wirklichkeit abgelauſchtes Bild, ſtand lebendig vor uns da. Wie herrlich war der Zug von ihm, wenn er beim Geldzählen den falſchen Thaler ausmerzte? dieſes ſo ganz Eigene, Humoriſtiſche, Satyriſche läßt ſich allenfalls nachahmen, wenn man das Talent dazu hat, ſchildern mit Worten kann man es nicht. Ich war einſt ſo glücklich, den Krämer Specht in dem Stücke neben Iffland geben zu können, und werde es nie vergeſſen wie wohlwollend er mich auch hier ermunterte. — Jetzt will ich aber noch ſeines Franz Moor erwähnen —

— Ja, lieber Balder, thue das! rief Stein ungeduldig, ich hoffe, daß Du hier endlich von Deiner überſchwenglichen Bewunderung zurückkommen wirſt.

— Ueberſchwengliche Bewunderung? entgegnete Balder. Mein Gott, wenn man einmal bewundert, ſo kann man ja nicht anders, als recht bewundern, das liegt in unſerer Natur. Miſcht ſich der leiſeſte Tadel darein, kann er ſich ſogar hinterher bei kalter Ueberlegung in uns und außer uns breit machen, ſo hört die Bewunderung auch ſchon auf, und wenn wir noch etwas davon äußern, ſo iſt's eine Lüge. Ich habe die ächte Bewunderung immer ſo verſtanden. — Ehe man Iffland als Franz Moor noch geſehen hatte, mußte man ſich wohl denken, was man ungefähr bei ſeinem Pygmalion dachte. Das Aeußere würde dem Geiſtigen nicht die Stange halten können:

denn trotz aller Toilettenkünſte, laſſen ſich einmal Jahre, Wohlbeleibtheit und dergleichen nicht fortbringen und total verwiſchen. Dennoch war man unbillig genug, Zauberkünſte vorauszuſetzen und zu fordern. Man begnügte ſich nicht mit der Großartigkeit in Auffaſſung und Durchführung, ſondern man wollte eben auch hier einen ganz Andern ſehen, als Iffland von Natur war. Mit dem gemäßigten Spiele in den drei erſten Acten war man ſchon nicht einverſtanden. Man wollte den Böſewicht gleich mit rothem Haar und giftigem Blick auftreten ſehen, und es fiel keinem ein, daß der alte Moor ja ſtupider als ein Cretin ſeyn müſſe, wenn er einem Geſchöpfe, das ſich als Baſilisk in jeder Miene ankündigte, nur das Geringſte glauben und die Wohlfahrt des geliebten Sohnes ſeinen Händen anvertrauen könnte. Erſt im vierten Acte hob ſich die Theilnahme höher. Eine ſolche Darſtellung des Franz war bis dahin noch nicht da geweſen, äußerte man. Unwillkürlich ſchauderte man zuſammen; allmächtig war die Wirkung! doch hatte man am Ende wieder Vieles von dem Eindrucke vergeſſen. So iſt das Publikum! Schrie der Karl Moor recht melodiſch, ſo rief Publikumchen: „brav gebrüllt Löwe!“ und Franz war geliefert. In der That aber ſtand dem damaligen Theaterpublikum

Iffland's Franz zu hoch. Viel beſſer begriff man ihn in Rollen wie den alten Grafen im Puls, den Baron Sturz in beſchämter Eiferſucht und dergleichen. Den alten Grafen gab er mit einer Feinheit und Nettigkeit von Innen und Außen, daß man es der Braut faſt übel nehmen mochte, von ihr den Sohn dieſem Vater vorgezogen zu ſehen. Dieſe liebenswürdige und dabei doch ſo höchſt komiſche Reſignation konnte nur ein Iffland in Babo's Grafen legen; wer ihn hierin nachahmen wollte, fiele in die ſchülerhafteſte Fratze. — Als Baron Sturz entfaltete er aber eine ſolche Fülle von komiſcher Laune, daß er dieſe Partie zur erſten im Stücke umſchuf. Freilich wurde Sturz erſt durch ſeine Improviſation zu einem hervorſtechenden Charakter, den die Verfaſſerin hier nicht lieferte und ſich damit begnügte, nur ein ſcharf gezeichnetes komiſches Bild zu geben.

— Wahrlich, Balder, rief Stein lachend, Du erſcheinſt mir als eine neue Auflage von Böttcher! Findeſt Du doch auch, daß nichts an Iffland's Spiel zufällig ſeyn konnte und daß das vorſtehende Toupé an der Perücke, wie eben Böttcher bemerkt, in der er im Jahre 1796 zu Weimar zum Beiſpiel den Treumund in der „ehelichen Probe" gab, außerordentlich weſentlich für den Charakter ſey. Als ich Iffland etwa zehn Jahre ſpäter in derſelben Rolle ſah, da konnte er natürlich keine ſolche Perücke mehr tragen; er gab den Treumund im eigenen Haare, allein ich vermißte nicht das Geringſte an dieſer Leiſtung.

— Was Du ſagſt mag in Bezug auf Bötticher recht ſeyn oder nicht, ſo will ich Dir nur entgegenhalten, verſetzte Balder, daß mit dem Abkommen der Perücken unſere Darſtellungen aus dem bürgerlichen Leben allerdings eine bedeutende Schattirung eingebüßt haben. Wie denn überhaupt das Verſchwinden der äußern charakteriſtiſchen Merkmale in Kleidung und Haltung unſerer Kunſt vielfachen Eintrag thut. Daß es aber bei Iffland'ſchen Darſtellungen etwas Anders noch war als die Perücke, die ihnen Feſtigkeit und Halt gab, konnte man an jenem Treumund ſo recht deutlich bemerken. Hatte das Publikum dieſe Rolle von einem Andern vor Iffland geſehen, ſo glaubte es, er habe dieſe Partie gänzlich für ſich umgeſchrieben und mit neuen Witzfunken verſtärkt, allein es war nichts anders, als die vis comica des Meiſters, die ein ſo reges Leben in dieſe dramatiſche Kleinigkeit brachte. Dieſe Vorſtellung wird mir ewig unvergeßlich ſeyn. Ich war an dieſem Abende in Berlin, wo ich mich als Gaſt befand, in das Haus eines bekannten Arztes gebeten, wo auch Iffland hinkommen ſollte. Nachdem ich ihn im Theater bewundert hatte, wartete ich das zweite Stück nicht ab und eilte in die Geſellſchaft. Der Arzt, zu dem der Meiſter ein ganz beſonderes Vertrauen hegte, weil er ihn vor Jahren von einer ſchweren Krankheit hergeſtellt hatte, zog mich ſogleich bei Seite und vertraute mir, daß ſich Iffland ſehr günſtig über mich geäußert habe. Dies ſetzte mich, wie Ihr denken könnt, in die angenehmſte Stimmung und ich erinnere mich jenes Abends noch Heute mit recht herzinniger Wonne. Dies Gefühl kann nur der Schauſpieler verſtehen und empfinden, dem etwas Aehnliches aus ſolchem Munde widerfuhr und ich würde mich wohl in Acht nehmen, dies vor andern Leuten zu ſagen.

Stein lächelte vor ſich hin.

— Wir begreifen dich vollkommen, lieber Alter! ſagte er.

— Ich kam mir in jenem Augenblick wie ein Weſen vor, dem plötzlich Flügel wachſen und das ſich nun mit Macht in die Lüfte erheben kann, fuhr Balder fort. Das, was mir der freundliche Arzt von Iffland mittheilte, ſollte fortan der Talisman bleiben, der mich beſchützte, wenn mich Zufall, Chicane oder Haß eines Obern in's Dunkel zurückdrängen würden. — Jetzt erſchien Iffland in der Geſellſchaft; ganz in dem

Air eines großen, vornehmen Mannes. Es war bei ihm Grundſatz nur in kleinen, vertraulichen Kreiſen ſich dem Muthwillen ſeines angeborenen Humors zu überlaſſen. In großen Geſellſchaften gab er ſich nicht ſo wie er war; man ſah dann nur gleichſam den Miniſter in ihm. Der Arzt, in der guten Abſicht, ſeinem berühmten Gaſte eine Freude zu machen, forderte ein hübſches Fräulein auf, den Herrn Generaldirector einige Arien hören zu laſſen. Der gute Wirth wußte nicht, wie fatal Iffland aller Singſang in Geſellſchaften war und ich Unglücklicher wurde nun gar gebeten, die Sängerin mit der Guitarre zu begleiten. Es war mir, als hätte ich eine Ahnung von dem Abſcheu, den dieſer ſeynſollende Genuß in Iffland erregte. Mein Spiel war noch mittelmäßiger als ſonſt, Hurka's „Hebe, ſieh, in ſanfter Feier" war daher kaum geendigt, als ich mich ſehr erleichtert fühlte und zum ſprudelnden Champagner zurückkehrte. Allein der Geſang hatte dennoch beim Klaviere ſeinen Fortgang. Iffland ſuchte mich auf: „Ach, Lieber, wie war ich ſo froh, als die Hebe zu Ende war; Sie meinten es ſo gut mit mir! aber ſieben Lieder habe ich noch verſchlucken müſſen. Ich habe ein ganz verfluchtes Schickſal! Komm ich in ein Haus, wo eine ſingende Tochter iſt, ſo muß ich Lieder anhören, und haben mich die lieben Kinder ſtundenlang gemartert mit ihrem Geſange, ſo ſagt die Mutter: O, Carolinchen, jetzt gib dem Herrn noch den Erlkönig! und wenn der Erlkönig tief verpackt liegt unter einem berghohen Haufen von Noten und das tauſendſte Mal nicht gefunden werden kann, bin ich da, ſo iſt's richtig — die Canaillen finden den Erlkönig gewiß! — Nach dieſem für mich ſo herrlichen Abende ſah ich Iffland nur noch einmal wieder. Es war kurz vor ſeinem Tode in Frankfurt am Main. Er war ſehr erſchöpft, da er — bereits an ſeiner unheilbaren Krankheit laborirend — in Frankfurt und Mainz zu gleicher Zeit gaſtirte und immer noch nach den Vorſtellungen von einer Stadt zur andern fuhr. In ſeinem ganzen Weſen herrſchte etwas Fremdartiges vor, was einen ungünſtigen Eindruck auf mich machte. Seit den letzten drei Jahren hatte ſich ſein Aeußeres ungemein verändert. Das ſonſt volle Geſicht war ſchmal geworden und das rundlichte Kinn ſpitzig. Der Mund war eingeſunken, weil alle Zähne dahinter ausgefallen waren. Hiezu kam noch, um die unangenehme Metamorphoſe zu vollenden, daß er — der ſonſt Puder getragen — ſein Haar natürlich und unfriſirt zurückgeſtrichen in ein winziges Zöpfchen hatte binden laſſen. Für dieſe Art von Friſur war aber das Haar zu dünn und trug noch mehr dazu bei, das Anſehen Iffland's verfallen erſcheinen zu laſſen. Mir wurde recht wehmüthig um's Herz, als ich das Alles bemerkte. Als man ihn in Frankfurt am letzten Abende herausrief, ſagte er gerührt: „Wenn mein Andenken Ihnen nicht gleichgultig iſt, ſo habe ich dieſen Theil meiner Laufbahn ſehr ſchön vollbracht.“ Dieſe Erwähnung eines Andenkens machte auf alle ſeine Verehrer den betrübteſten Eindruck, denn wir fühlten wohl, daß die ſo reiche und glänzende Laufbahn ſich ihrem Ziele näherte. Obgleich alle Darſtellungen ſich des größten Zulaufs und Beifalls zu erfreuen hatten, ſo waren ſie doch nicht mehr von jenem Alles durchdringenden Feuer belebt. In Rollen wie der Amtmann Riemen in der Ausſteuer, wo man ſich ſonſt vor Lachen ausſchütten mußte, war dies beſonders merklich. Der Humor fehlte und mit ihm die Seele des Spiels. Mit Wehmuth begab ich mich in die Wohnung des großen Meiſters, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er packte eben ſeinen Koffer, und Herr Maurer, ſein Secretär, half ihm. Der eine Deckel wollte nicht ſchließen, er trat alſo hinauf und nöthigte mich zu ſich, um den Druck zu vermehren. Als ich neben ihm ſtand, umfaßte er mich herzlich, küßte mich und ſagte: „Wenn Sie einmal nach Berlin wollen, ſo ſchreiben

Sie mir — ich werde mich ſtets Ihrer mit Theilnahme erinnern!“ Ihr könnt leicht denken, wie mir da zu Muthe wurde; er umarmte mich dann noch einmal und ich verließ ihn ganz trunken vor Seligkeit. Leider war es mir nicht vergönnt, von ſeinem Anerbieten Gebrauch zu machen und einen Theil meiner Laufbahn unter ſeinen Augen zurückzulegen. Bei ſeiner Nachhauſekunft machte die Krankheit bedeutende Fortſchritte und wenn ſie ihm auch wieder auf einige Zeit Ruhe ließ und ihm erlaubte, in ein Bad zu reiſen, ſo kehrte ihm die Geſundheit doch nicht mehr zurück und Iffland mußte, weit vor dem geſteckten Ziele, vom Leben den unfreiwilligen Abſchied nehmen.

Balder ſchwieg und eine tiefe Pauſe folgte.

— Jetzt iſt er hin und mit ihm iſt ein glänzendes Kunſtgeſtirn untergegangen, ſprach er dann feierlich. Solche Männer thun uns Noth, aber ſie fehlen uns leider in ſchlimmer Zeit. Iffland war ein Character; von ihm kann man ſagen: daß er den Beßten ſeiner Zeit genug gethan. Ich weiß von Augenzeugen, welche hohe Achtung er ſchon in Mannheim genoß und durch ſein herrliches Streben verdiente. Am Abende, als zum erſten Male die „Jäger“ gegeben wurden, verſammelte ſich die Menge, um dem Verehrten beim Nachhauſegehen aus dem Theater ihre

Huldigung darzubringen. Er war zu einem Feſte bei dem trefflichen Kunſtfreunde, Kammerrath Friedrich, geladen, und die Erſten unter den Einwohnern der Stadt geizten nach der Ehre, bei dieſem Feſte zugelaſſen zu werden Andern Tages — es war ein Sonntag — drängte ſich Alles auf der Promenade, weil man wußte, daß Iffland dort erſcheinen würde, und die Jugend wetteiferte, wer zuerſt, wer am ehrerbietigſten dem berühmten Manne ſeinen Gruß darbringen würde, um von ihm einen Dank zu empfangen. Dies geſchah nun freilich in Mannheim, wo von jeher ächte Kunſtliebe neben aufrichtiger Liebe zu den Künſtlern herrſchte; Mannheim iſt eine Stadt, die in dieſer Beziehung viele größere Städte beſchämt und vielleicht einzig daſteht. Wir — unſeres Standes — ſollen ſie deßhalb ſtets hochhalten und verehren. — Iffland war ein rechtlicher Mann, ein durchaus edler Charakter. Als in den Jahren der Noth die öffentlichen Kaſſen in Berlin kaum den nothwendigen Anforderungen zu genügen im Stande waren, da ließ er ſeinen bedeutenden Gehalt ſtehen und war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Wer würde ihm das nachgemacht haben? Die treue Anhänglichkeit und das Vergeſſen ſeines eigenen Vortheils wurde ihm aber auch reichlich vergolten durch die Ehren, die er genoß, und das Anſehen, in dem er fortwährend ſtand. Im Leben, namentlich in kleinern Geſellſchaften, erſchien er anſpruchlos und liebenswürdig im höchſten Grade, und ſeine Unterhaltung bewegte ſich gern in dem Gebiete, dem er angehörte. Bald theilte er ſeine reichen Erfahrungen und tiefen Anſichten über „die Menſchendarſtellung“ mit, wie er zuerſt die Schauſpielkunſt nannte, dann auch ſtreifte er gern in ein heiteres Gehege, und Niemand wußte einen ſo reichen Schatz von Theateranekdoten, Niemand war im Stande, ſie ſo reizend vorzutragen wie er. Immer — ſelbſt bei kitzlichen Schwänken — ließ er die Anmuth nicht aus den Augen; was er ſagte und wie er es vortrug, war mit dem Stempel des guten Tons bezeichnet und man hörte mit innigem Wohlgefühl zu, wenn er ſprach. Wie verſchieden war er darin von jenen plumpen Geſellen, die mit dergleichen Späßen eine Geſellſchaft zu erheitern glauben und die Zote zotiger machen, das Triviale erſt recht in den Schlamm ziehen; oder andere alte Schwätzer, die uns ja oft ſchon im Leben aufgeſtoßen ſind, die ein und daſſelbe bei jeder Gelegenheit wiederkauen, und aller Anmuth baar, durch ihre Geſchwätzigkeit ermüden, durch ihre Anmaßung abſtoßen, durch den totalen Mangel an

Charakter, der ſich in Allem, was ſie ſprechen, kund gibt, nur Widerwillen erregen. Die frohen Abende, die ich mit Iffland in Geſellſchaft verlebt habe, werden mir ſtets unvergeßlich bleiben. Einſt waren wir in einem luſtigen Kreiſe, den ein reicher Mäcen an gewiſſen Tagen um ſich zu verſammeln pflegte. Iffland's Humor ſprudelte und er ergoß ſich in einer Fülle von Anekdoten und Theaterſchwänken. Er erzählte uns von einer wandernden Truppe, welche die Räuber geben wollten, aber zu wenig männliche Mitglieder beſaß. Man war alſo genöthigt, zu dem Auskunftsmittel zu greifen, einige von dem weiblichen Perſonal, als Räuber gekleidet, erſcheinen zu laſſen. Als die Scene nun kam, wo Schweitzer die Bande fragte: „Wir haben doch Pulver genug?“ antworteten die Weiber mit klarer Stimme: „jede von uns hat zwei Piſtolen und eine Büchſe!“ — Auch die Geſchichte eines Gaſtwirths gab er zum Beſten, welcher Schauſpieler beherbergt hatte, und da ſie die Zeche nicht bezahlen konnten, von ihnen bewogen wurde, mitzuziehen als Schauſpieler und ſich auf ſolche Weiſe bezahlt zu machen. Iffland führte den drolligen Kauz von Gaſtwirth erzählend ein und ſagte nach der Expoſition: „die verfluchten Kerls konnten mich nicht bezahlen und da ſagten ſie, ich ſollte man mit ſe reeſen und en Kumedijante werden. Se meenden, ich ſollte de beeſen Kenije ſpielen, et wirde ſchonn jehen. Aber — heren Se, et jung Se jar nich! hernach erſt haben Se mich laaßen den edlen Mohr ſpielen, un den hab' ich jar nich kennen in 'n Kopp einkriegen. Un da haben ſe mir in en Sarg jelegt und haben mir furtgetragen un immerſt weiter, un haben enen dodigen Hund in meiner Väter Jeruſt jelegt un haben jeſagt: det were ich!" — die Art wiederzugeben, wie es Iffland vortrug, iſt unmöglich. — Oft erzählte er auch von ſeinen Mannheimer Jugendſtreichen. Er, Beil und Bek lebten dort vereint und hatten oft an Geldmangel zu leiden. Ein Mal waren ſie genöthigt, einige Röcke einem Juden zu verkaufen, allein ſie begingen zuvor den Muthwillen, eine Arznei, in der ſogenanntes Teufelsdreck war, in die Taſchen auszuleeren. Nach einigen Tagen kommt die Frau des Juden in Iffland's Quartier gelaufen und ſpricht: „Mai, Herr Iffland, um aller Barmherzigkeit willen, was haben ſie gemacht an die Röck', die Sie meinem Amſchel verkauften? Mer kann's doch nicht aushalten vor Geſtank? Mer haben doch müſſen ſchmeißen einen Rock in den Rhein und nun ſchwimmt er auf Holland und wird die ganze Niederlande verpeſtilenzen! Was iſt geweſen im Rock, Herr Iffland?“ — Iffland antwortete ruhig: „Teufelsdreck, liebe Frau!“ — „Was?“ ſchrie die Jüdin — „Dreck von Deivel?! Gott ſey mir gnädig!“ und ſo ſtürzte ſie zur Thüre hinaus. — Obgleich Iffland gewöhnlich ſehr mäßig war, ſo trank er doch auch gern ein ſeines Glas Wein unter Freunden. In ſolchen Augenblicken war er ſtets der Seligſten Einer und ließ ſich durch Nichts in ſeiner Wonne ſtören. Einſt, nach einem fröhlichen Gelage, wurde er nur mit Mühe in ſeinen Wagen gebracht, man mußte ihn aber, nach ſeinem ausdrücklichen Verlangen, ſpazieren fahren. Man kehrte in einem Wirthshauſe ein, wo dann Iffland, in einer Anwandlung von burſchikoſer Luſtigkeit, mit Jubelgeſchrei alles Geſchirr zerſchlug, was er im Wirthszimmer vorfand. — —

Stein ſchnarchte laut; der letzte Theil der Unterhaltung hatte ſeinen Geiſt nicht anregen können und er war eingeſchlafen.

— Wir haben wahrhaftig die ganze Nacht verplaudert, ſagte Alfred, nach der Uhr ſehend und die Neige ſeines Glaſes ſchlürfend. Angenehm und belehrend für mich verplaudert, ſetzte er dann hinzu.

— So etwas geſchieht mir jetzt ſelten, ſprach Balder, ſonſt verging keine Woche, wo es nicht wenigſtens einmal ſtatt fand. Meine gleichgeſtimmten Freunde liebten es gleich mir, auf ſo harmloſe Weiſe die Nacht zum Tage zu machen. Wie heute Iffland, ſo war es ſonſt wohl auch irgend eine erhebende Rückerinnerung der Kunſt und des Lebens; oder es war eine neue Vorſtellung an dem Abende geweſen, deren Intereſſe uns aufregte, zu Debatten anfeuerte und den Schlaf von unſern Augen ſcheuchte. Dieß hat ſich Alles mächtig geändert und ich glaube nicht, daß die jüngern Mitglieder unſers Hoftheaters jetzt ſolchen Geſchmack theilen würden. Was ſollte auch eine ſchon vorübergegangene Vorſtellung ihnen noch zu ſprechen geben, gibt ſie ihnen doch vorher nicht einmal viel zu denken. Es iſt nicht zu hart, was ich da ſage, wenn es gleich ſo klingen mag. Heut zu Tage ſieht Alles nur zu ſehr auf den materiellen Gewinn. Das fatale Wort „praktiſch“ iſt Mode geworden, und wahrlich, die praktiſchen Menſchen ſollten überall anzutreffen ſeyn, nur nicht auf dem Kunſtgebiete. Was kümmerten wir uns ſonſt wohl viel um die Gage? Rollen wollten wir vor Allem, kein Geld! Von Rollen lebten und athmeten wir, nicht von Eſſen und trinken. Ich kannte einen jungen Schauſpieler, dem die Gage ſehr knapp zugeſchnitten war, der aber, als ſein Kontrakt zu Ende lief und man ihm einen neuen mit Gehaltsverbeſſerung antrug, die Bedingung ſtellen wollte: noch weniger Gage, wie bisher, aber beſſere Rollen. Das iſt ſchön und edel, aber es iſt wahr und klänge es gleich in ihren Ohren wie ein Mährchen. Die liebenswürdige Naivität des Künſtlers ſchwindet immer mehr von der Bühne und das Bewußtvolle macht ſich immer breiter zum großen Nachtheile der Leiſtungen. Alles ſtrebt nach Gagenvermehrung, um außer dem Theater den größten Glanz um ſich zu verbreiten, alle Moden mitzumachen, ſich mit Comfort zu umgeben und es ſo zu treiben, wie es alle andern gemeinen Creaturen der Schöpfung haben können, die nicht Künſtler ſind. Der Künſtler iſt aber eben etwas Anderes und ſoll auch anders im Leben ſeyn; er ſoll nicht darben, ja er ſoll ſogar ſchwelgen und in Fülle leben, aber nicht an Tand hängen und ſeine Freude blos daran haben, was den Knoten und Philiſter erfreut. So dachten wir ſonſt. Mein Gott, und von welchen Abnormitäten hören wir jetzt!

Stein nieſte und erwachte.

— Die Nacht iſt wahrhaftig um, rief er, ſich die Augen reibend, und es wird nachgerade Zeit ſeyn, ein paar Stunden zu ſchlafen. Wenn man nur nicht alle Tage und alle Tage zu thun hätte!

Alfred fragte mit Theilnahme, ob er denn nicht auch dann und wann freie Abende habe. Stein lächelte wehmüthig.

— Aber wenn Oper iſt? fragte Alfred.

— Ich ſinge auch — ſagte Stein und lächelte bedeutend wehmüthiger.

— Aber wenn kleine Stücke gegeben werden — nur ſolche die ein kleines Perſonal erfordern? fragte Alfred wieder.

— Dann ſpiele ich gewiß — denn wir haben nur ein kleines Perſonal, und ſolcher, die eigentlich ſprechen können, ſind noch weniger — erwiederte Stein, dann wandte er ſich aber zu Balder und ſagte unwirſch: — Du, ſag' ihm doch das Alles; er weiß ja nichts vom Theater. Und nun Gott befohlen!

Er drückte ſein Käppchen auf den Kopf und eilte zur Thür hinaus. Der Tag war hell und licht angebrochen; Balder berichtigte die Zeche und verließ mit Alfred den Gaſthof. Es war ein kühler Morgen; unſere Wanderer fröſtelten; ſie ſchritten wacker zu.

— Wie iſt es möglich, ſagte Alfred, daß ein Mann wie Stein es nicht weiter gebracht hat, und in dieſer unwürdigen Umgebung ſeine alten Tage verkümmern muß?

— Dieſe Erſcheinungen ſind leider nicht ſelten beim Theater, erwiederte Balder, der Mann von Geſinnung dringt nicht durch, wird am Ende ermüdet und ſteht förmlich ab, das Feld dem geſchmeidigern Talente überlaſſend. In unſerm Reviere ſchleicht die Schmeichelei, die Kriecherei, die Angeberei ihrem fluchwürdigen Ziele zu und erreicht es durch Ausdauer und Beharrlichkeit. Wer das ſo mit anſieht, verliert leicht die Luſt, die Wette einzugehen. Nur dem Glücke hat es der ehrliche Mann zuzuſchreiben, wenn er nicht das Loos eines Stein theilen muß.

Sie ſchritten ſtumm nebeneinander; Alfred fragte um nichts mehr, denn er hatte ſich in ein Labyrinth von Gedanken verloren. Welch eine Fülle von Anſchauungen war ihm in dieſer merkwürdigen Nacht zu Theil geworden! das waren Kunſtgeſpräche, nach denen er ſich ſo lange geſehnt hatte; wie groß war der Abſtand von dem, was ſich ihm bei Leinweber als Künſtlerdiner und unter andern Formen ſo pomphaft verkündet hatte. Er nahm ſich vor, Balder's Umgang recht freudig zu ſuchen und bat ihn um dieſe Vergünſtigung, als ſie die Wohnung deſſelben erreicht hatten und Alfred Abſchied nehmend vor ihm ſtand.

— Liebſter Freund, ſagte Balder milde lächelnd, es iſt mir angenehm, daß Sie mich verſtehen, allein ich bemerke Ihnen, daß hier unten ein Mann wohnt — hier zeigte er nach Leinweber's Fenſtern — bei dem Sie dadurch Ihren beſten Stein im Brette verlieren würden. Bedenken Sie wohl, was Sie thun. Am Ende dürfte Ihnen der unwirſche Stein, den Sie dafür eintauſchen würden, mit ſeinen kritiſchen Anſichten und mancherlei Lebenserfahrungen dennoch keinen Erſatz zu bieten im Stande ſeyn.

Siebentes Kapitel.

„Der genießt, wer thut.

Rückert.

Alfred konnte die ſchön verlebte Nacht gar nicht aus dem Gedächtniſſe bringen. Seine gewöhnliche Umgebung kam ihm jetzt ſchaal vor und er ſuchte Balder's Umgang. Aber ſeltſam — Balder ſchien ihm wieder fremd geworden zu ſeyn; er war derſelbe ſtill in ſich zurückgezogene, ernſte, einſylbige Mann wie früher; Alfred konnte ſich dieſes Benehmen nicht erklären.

Eines Tages wollte es der Zufall, daß er ihn auf demſelben einſamen Spaziergange traf, der ihn ihm näher gebracht hatte. Mit einiger Scheu grüßte er ihn und war nicht wenig überraſcht, als Balder mit einer zuvorkommenden Freundlichkeit ſeinen Gruß erwiederte.

— Sie finden mich wieder im Begriffe, meinen Freund zu beſuchen, ſagte Balder. Der Arme iſt krank, wie er mir ſchreibt, und ich will ſehen, ob ich ihm nicht einige Hülfe bereiten kann.

Alfred bezeugte ſeine Theilnahme in ſchüchternen Worten.

— Ich würde mich Ihnen zum Begleiter antragen, ſetzte er dann zögernd hinzu, wenn ich nicht fürchten müßte, daß es Ihnen unangenehm ſey. Ich mache mir ſchon längſt darüber Vorwürfe, Ihnen durch irgend etwas mißfallen zu haben, obgleich ich mich auf gar nichts beſinnen kann.

— Seyn Sie darüber vollkommen beruhigt, mein junger Freund, ich habe Sie vielmehr recht liebgewonnen, allein deßhalb eben ziehe ich mich von Ihnen zurück. Ich mache es mit Ihnen, wie die koketten Schauſpielerinnen zu thun pflegen, die neben ihrem legitimen Liebhaber noch einen heimlich Begünſtigten haben. Dieſen tractiren ſie vor den Augen der Uebrigen mit Härte oder Gleichgültigkeit, und je härter und gleichgültiger, deſto ſicherer iſt er ſeines Glückes. Wird ihr Benehmen artiger oder entgegenkommender, ſo nimmt er daraus das Schwinden ſeines vertrauten Verhältniſſes wahr. Sehen Sie, ich mußte Sie nicht zu kennen ſcheinen und mich gegen Sie ſo theilnahmlos, wie gegen die andern Collegen zeigen, um der lauernden Intrike, die ſich überall um uns dreht, keine Nahrung zu geben. Sie wollen nächſtens debutiren, nicht wahr?

Alfred nickte bejahend mit dem Kopfe.

— Ihr Debüt wird aber zu Waſſer, wenn man von meiner Neigung zu Ihnen erfährt, ſagte Balder lächelnd. Erſtaunen Sie nicht darüber, es iſt ohne alle Uebertreibung, wie ich Ihnen ſage. Glauben Sie, daß man ſich denken kann, wir beſuchen arglos einen lieben Freund, um ihn auf Augenblicke ein hartes Schickſal vergeſſen zu machen und ihm einen Rückblick in die frohen Tage der Jugend zu öffnen? Glauben Sie, daß Jene ſich denken können, wir brächten eine Nacht damit zu, über die Vorzüge und Fehler eines längſt dahingeſchwundenen Schauſpielers zu ſtreiten und uns Anekdoten von ihm mitzutheilen und dieſen Debatten den Anſchein einer wichtigen Angelegenheit zu geben? O, glauben Sie das ja nicht! Wenn ich eine Nacht daran ſetze, mich mit Ihnen zu unterhalten, ſo geſchieht es gewiß, um über unſern Intendanten und ſeinen Regiſſeur den Stab zu brechen; ſo geſchieht es gewiß, um eine neue Ordnung der Dinge auszubrüten, die durch Kabalen gezeitigt und herbeigeführt werden ſoll. Sie will ich mir als unſchuldiges Werkzeug erkieſen, Sie will ich an dem Schleifſtein meiner Bosheit wetzen und ſchärfen und zur mörderiſchen Waffe umſchaffen. Vor Ihnen werde ich Lügen und Verläumdungen aller Art ausſchütten, und ſie dahin bringen, Alles, was an der Hofbühne ſich ereignet, im ſchwärzeſten Lichte zu ſehen: Sie werden mir dann Ihre Hülfe nicht verſagen. —

Alfred zuckte lächelnd die Achſeln.

— Meine Hülfe? wiederholte er — und wer bin ich? was iſt meine Macht?

— Junger Mann, Sie kennen Ihre Macht nicht? rief Balder verwundert aus. — Nein, in der That, für ſo unbefangen hätte ich Sie nicht gehalten. Ihre Macht iſt die Feder! Die Feder, das von den Schauſpielern gefürchtetſte und gehaßteſte Werkzeug. Sie ſchreiben und laſſen das Geſchriebene drucken, genug, daß Ihre Collegen ſie fürchten und haſſen müſſen. Bleiben Sie beim Theater, ſo muß ich Ihnen — auch wenn Sie vom Glück, von Ihrem Talente, von der Liebe des Publikums noch ſo hoch empor getragen werden, doch eine dornenvolle Bahn prophezeihen, deren Stacheln ſich bei jedem Schritte Ihrem Herzen eindrücken werden. Ach, nicht ohne Beſorgniß blicke ich auf Ihre Zukunft hin, und es würde mich recht freuen, wenn Sie von Ihrem Vorſatze abſtänden. —

— Von welchem Vorſatze? fragte Alfred.

— Schauſpieler zu werden, erwiederte Balder. Sie waren früher Kritiker, ehe Sie Schauſpieler waren, und das rächt ſich eine lange Laufbahn hindurch. Ich habe Beiſpiele davon erlebt! Liest man das Unbedeutendſte, das Unſchuldigſte über die Bühne, welcher ſie angehören, ſo müſſen Sie mittelbar oder unmittelbar dieß veranlaßt haben. Iſt es das Lob eines Andern, ſo ſind Sie von ihm gewonnen, beſtochen, und die Uebrigen feinden Sie an und entblöden ſich nicht, Ihnen die gehäſſigſte Nachrede zu halten. Iſt es Tadel irgend eines Mitglieds, ſo iſt es faſt nicht ſo ſchlimm, dennoch wird Ihnen der Getadelte ſeinen Haß nachtragen und die erſte Gelegenheit vom Zaune brechen, um Ihnen zu ſchaden, oder doch mindeſtens Verdruß zu bereiten. In ſolchem Falle werden Sie aber wenigſtens einige Stütze an den Feinden des Getadelten finden, die ihre Freude darüber durch kräftige Vertheidigung Ihnen zu erkennen geben werden. Bei dem Lobe eines Collegen werden jedoch deſſen Freunde, wie Sie glauben könnten, nie ein gleiches gegen Ihre Angreifer thun; denn Lob eines Andern verzeiht man nie; kein Schauſpieler hat unter ſeinen Collegen einen ſolchen Freund, den es erfreute, wenn er gelobt wird. Aber, daß der Gelobte ſelbſt ſich nicht offen Ihrer annehmen kann, ſehen Sie wohl ſelbſt ein. Im Gegentheil, er ſtellt ſich Ihnen zuerſt, wenigſtens dem Anſcheine nach, feindſelig gegenüber. „Wenn mich der Menſch nur nicht loben wollte," iſt die gewöhnliche Phraſe bei ſolcher Gelegenheit, „er hetzt mir nur die Feinde auf den Hals! Ich wünſchte, daß meiner nie Erwähnung geſchehe — und nun gar von einem ſolchen unerfahrenen jungen Menſchen, der es ſo verkehrt anſtellt und den Paragraph 7 der Theatergeſetze gar verletzt." Es iſt nämlich in allen Theatergeſetzen enthalten, daß kein Mitglied der Hofbühne ſo und ſo ſich mit Recenſiren befaſſen darf; ja, bei einigen iſt ſogar der Umgang mit Recenſenten den Schauſpielern förmlich unterſagt.

— Nicht möglich! rief Alfred verwundert.

— Der ſchrecklichſte der Schrecken, fuhr Balder fort, iſt aber, wenn man einen Schauſpieler im Verdacht hat, daß er ein Selbſtlob habe drucken laſſen. Dieß wird nie vergeben und hat ſchon Manchen ſo hart verfolgt, daß es ihn in Mangel, Elend und Verzweiflung jagte und ihm ein frühes Grab bereitete. Würden Sie zum Beiſpiel einigemal gelobt werden, ſo bliebe das Gerücht nicht aus, Sie hätten dieſe Recenſion über ſich ſelbſt geſchrieben und zum

Drucke befördert. Denken Sie, welche fürchterliche Folgen dieß für Sie haben könnte, und glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner Schilderung übertreibe. Eben ſo wenig glauben Sie aber auch, daß Sie ſich von dem Verdachte reinigen oder Ihre Unſchuld beweiſen könnten. Ein Zufall, irgend ein Vorgang, der an und für ſich nicht den geringſten Zuſammenhang mit Andern zeigte, würde doch ſo künſtlich verdreht, entſtellt, mit Zuſätzen ausgeſtattet werden, daß Jedermann die vollſtändigſte Ueberzeugung zu haben glaubte, Sie und Niemand anders ſeyen der Verfaſſer. Man ginge ſo weit, zu behaupten: man hätte Sie mit dem Manuſcripte in dem Redactionsbüreau des Doctor Ladewitz ertappt, oder Sie hätten Stellen daraus in einem Kaffeehauſe laut vorgeleſen, oder Sie hätten ſich gerühmt, dieß oder das zu vermögen u. ſ. w. Ja, in dieſer Kunſt, nämlich zu entſtellen, zu lügen, zu verläumden und zu erdichten, beſitzt jede Bühne ihre Meiſter — Meiſter im Klatſchen und Läſtern! und gerade die ſcheinbar ehrlichſten und wackerſten Leute ſind es, die darin excelliren. Ich verſichere Sie, guter Freund, daß es mir in allen Gliedern zuckt, wenn ich ſolchen ehrlichen Leuten begegne, und daß ich mich zurückhalten muß, ihnen nicht das Fell zu gerben.

Balder erhitzte ſich und ging haſtiger. Alfred kannte den ſonſt ſo ruhigen Mann nicht wieder.

— Dieß Alles aber wohl erwogen, junger Freund, fuhr Balder gelaſſener nach einer Pauſe fort, indem er ein Streichſchwämmchen an die Cigarre ſteckte und gemüthlich umherſchaute, laſſen Sie das Debüt in Gottes Namen fahren und ergreifen Sie einen andern Stand. Sie werden ſich nicht glücklich fühlen beim Theater. Nein, gewiß nicht! Sie laboriren an dem gräulichen Zwieſpalt, das Beſſere zu begreifen, es von dem Schlechten gehörig zu unterſcheiden, ohne jedoch die Kraft zu beſitzen, es um jeden Preis zu wollen. —

— Doch! rief Alfred mit Zuverſicht. Glauben Sie mir, lieber Herr Balder, ich bin wahrlich gut!

— Und wer zweifelte wohl daran? entgegnete Balder. Würde ich ſo offen mit Ihnen ſprechen, wenn ich das Gegentheil glaubte? Allein nur, wenn die Güte, die Sie verſtehen, auch mit dem gehörigen Grade von Kraft gepaart iſt, kann ſie von Nutzen ſeyn, ſonſt nicht. Geben Sie meinem gutgemeinten Rathe Gehör, entweder verlaſſen Sie das Theater ganz oder ſchlagen Sie energiſch einen andern Weg ein. Man ſpielt hier nur mit Ihnen. Wollen Sie hier reuſſiren, ſo ſuchen Sie meinen Umgang zu vermeiden, aber nicht auf, und dringen Sie ernſtlich in Leinweber, Sie endlich einmal losſchießen zu laſſen. —

— Das will ich! ſprach Alfred. Ich bin es mir ſelbſt, wie auch meinem guten Vater ſchuldig. —

— Wenn der Vergleich nicht etwas zu kühn wäre, ſagte Balder lachend, ſo würde ich Sie den Hamlet der Komödie nennen, denn wahrlich, Sie haben einige Aehnlichkeit mit dem famoſen Dänenprinzen, dem man im Ganzen nach heutigen Begriffen etwas Philiſtroſes nicht abſprechen kann. Vor lauter Unterſuchen, Forſchen und Ueberlegen kommen Sie gar nicht zur That. Das iſt eine Art von Sucht oder Krankheit, die ſich der heutigen jungen Welt überhaupt bemeiſtert und deßhalb wird der Hamlet auch ſo vergöttert und zum Ideal erhoben, obgleich bei aller Tiefſinnigkeit der Conception er mein Liebling nie werden kann. Und, was das Tollſte dabei iſt, obgleich die größten Kritiker alle ihre Weisheit an dem Charakter des Hamlet erſchöpft haben und da gewiß nichts mehr darüber geſagt werden kann, was nicht ſchon geſagt wäre, ſo wiſſen doch die beſten Schauſpieler der Gegenwart mit der Gipfelrolle des modernen Theaters nicht halb ſo viel anzufangen, als ihre Vorgänger, deren Traditionen ſie verachteten, um einen eigenen Weg einzuſchlagen, der ſie in die Irre leitet und vom Ziele weit ablenkt. Ich habe in neuerer Zeit keinen Hamlet geſehen, der mich befriedigt hätte. Doch dieß ſey nebenbei geſagt. Ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, daß Sie ſich mit dem Studium dieſer Rolle beſchäftigen ſollten, das wäre vielleicht etwas, worin Sie reuſſirten.

Balder begleitete dieſen Scherz mit einem gutmüthigen Lächeln und indem er Alfred auf die Schulter klopfte, ſetzte er heiter hinzu:

— Es iſt indeß ſo arg nicht; Ihre Unentſchloſſenheit hat das Schickſal nicht auf die Feuerprobe geſtellt, einen ermordeten Vater zu rächen. Ich ſagte daher vorhin, Sie ſeyen ein Hamlet des Luſtſpiels der höhern Komödie, und immerhin ein Charakter, der eine innige, warme, ernſte Theilnahme einzuflößen vermag. Jene Unentſchloſſenheit, die in's Kleinliche ausartet, verlachen wir; ſie wird Karikatur wie in Sir Samuel Smith in Kotzebue's „Indianern in England“, und hat dann gewiß mit dem tiefſinnigen Vorbilde Shakeſpeare's nicht die leiſeſte Aehnlichkeit mehr.

Alfred war wieder ganz glücklich bei dieſem Geſpräche mit Balder.

— Nein, ſagte er, Ihren Umgang, wenn Sie mich deſſelben auch ferner würdigen wollen, aufzugeben, würde ich mich nie entſchließen können. —

— Nun gut, ſagte Balder, ſo müſſen Sie es aufgeben, unter Leinwebers Leitung Ihr Debüt zu feiern. —

— Immerhin! rief Alfred, ſo feiere ich es hier, unter Ihrer Leitung, unter Steins Augen — es iſt mir genug. Ich will meinen Stolz darein ſetzen —

— Und damit eine Zukunft auf's Spiel ſetzen, ſprach Balder kopfſchüttelnd. Bedenken Sie wohl, was Sie thun wollen. Die Menſchen hätten alsdann recht, wenn ſie behaupteten, daß Ihnen meine Annäherung verderblich war. Sie hatten Alles ſo richtig angegriffen und angelegt; daß ich jetzt, wo ich Sie etwas näher kenne, den Zufall anſtaune, der Ihnen dabei geholfen. Bleiben Sie dabei und verderben Sie dem wackern Zufall ſein Spiel nicht; es war ſo viel, was er für Sie gethan, und er läßt ſich ſelten in ähnlichen Fällen ſo bereitwillig finden. Dringen Sie in Leinweber, daß er Ihr Debüt anſetze und zögern Sie nicht. — Als was wollen Sie auftreten?

— Was meinen Sie, Herr Balder, ſagte Alfred ſchüchtern, wenn ich den Egmont wählte?

— Daß dieſe Wahl Sie um Alles brächte, ſprach

Balder ſchnell, dieſe Rolle iſt Ihnen zu ſchwer oder zu leicht, nennen Sie es wie Sie wollen. Wo ſollten Sie die Leichtigkeit hernehmen, die ihre Darſtellung auf dem Theater erfordert? wo die innere Kraft und ſtille Größe, die in dieſem Charakter ruht. Egmont iſt die ſchwerſte Aufgabe für uns Alle und das erſte Drama der deutſchen Nation. Es iſt eine Schande, daß es nicht auf allen Theatern heimiſch iſt, und eine größere noch, daß es die Schauſpieler gemeinhin nicht ſpielen können. Der Egmont iſt Ihnen überdieß zu alt, oder vielmehr Sie ſind für ihn zu jung. Wiſſen Sie was? machten Sie ſich nicht vielleicht ſchon über Schiller'ſche Heldenjünglinge? Haben Sie den Max auswendig gelernt, oder den Mortimer? Bei dem Erſtern riskiren Sie weniger, bei dem Letztern könnten gewiſſe Stellen Sie zu Stellungen verleiten, welche der Vortrag der katholiſchen Pracht in der erſten Scene nicht überſehen machen könnte, und wenn Sie mit dem ſchönſten Organ ſchöne, anſprechende Verſe zu declamiren wüßten.

— Ich habe auch ſchon an den Max gedacht, ſagte Alfred, aber Leinweber hat etwas dagegen. —

— Nur das Einzige, rief lachend Balder, daß er mir den Wallenſtein nicht nehmen kann und ihm der Octavio nicht genug Applaus verſpricht. Zum

Egmont hat er Ihnen wohl ſelbſt gerathen, denn da ſchlägt er mit ſeinem leichten Banſen uns Alle todt, und ich ſtehe als Alba gleich einem Statiſten daneben. Ja, das iſt dann freilich eine üble Sache und erſchwert Ihren Auftritt. Doch noch Eines! Probiren Sie's mit dem Carlos, da hat er den Philipp, während ich als Alba figurire. Gegen den Carlos wird er nichts einzuwenden haben. —

Balder fügte hier noch einige freundſchaftliche Rathſchläge hinzu, deren Befolgung er Alfred auf's ſorglichſte empfahl, damit ſeinem Debüt nichts in den Weg treten könnte. Der junge Menſch verſprach in Allem Folge zu leiſten. So hatten Sie dann das Dorf, das Ziel ihres Spaziergangs, erreicht.

Unten im Laden des ſtattlichen Hauſes, unter deſſen Dache Stein ſein beſcheidenes Kämmerchen hatte, wollte Balder einige Nachricht vorerſt über das Befinden ſeines alten Freundes einziehen. Allein der Herr des Ladens that, als wiſſe er kaum, daß ſein Haus einen kranken Mann Namens Stein beherberge und ſagte ziemlich barſch, die Herren möchten ſich nur hinaufbemühen und ſelbſt nachſehen, er habe nicht Zeit, ſich um fremde Miethsleute zu kümmern.

Balder ſtieg mit Alfred gelaſſen die Treppen hinan, die immer enger und dürftiger wurden, je näher ſie zu Steins Wohnung kamen. Endlich trafen ſie auf eine Art von wackelnder Leiter, die friſche Luft von außen wehete ſie aus der geöffneten Lucke gar freundlich an, ſie hatten den höchſten Boden des Hauſes erreicht. Da ſtanden ſie vor einer kleinen ſchwarzbraunen Thüre, auf welcher der Name „Stein“, mit Kreide geſchrieben, zu leſen war. Sie mußten einen Augenblick ſtehen bleiben, um Athem zu ſchöpfen, denn ſie waren rüſtig geſtiegen. Sie horchten, im Zimmer war Alles ruhig: nur ließ ſich von Zeit zu Zeit ein leiſes Hüſteln vernehmen. Sie klopften; eine heiſere Stimme rief „Herein!“ und nun ſtanden ſie in dem kleinen Raume, dicht an dem Strohſacke, auf dem die abgemagerte, greiſe Geſtalt des armen Stein ruhete.

Achtes Kapitel.

„Die Jugend hab' ich nicht verträumt,
Gewartet, mit der That geſäumt,
D'rum beicht' ich hier, auf's Herz die Hand,
Stets that ich, wie ich es verſtand.“
A. Lbt.

Guter Gott! möchte man oftmals im Leben ausrufen, wie viel Nichtigkeit iſt hier mit ſo großen Anſtrengungen erkauft worden! wenn man das ſchaale, langweilige Daſeyn reicher Thoren und Dummköpfe betrachtet, die ein müßiges Leben zwecklos auf perſiſchen Sammetteppichen dahinſchleppen, denen ſich die Tage, gleich einer langen, gleichförmigen Kette abſpinnen, trotz aller ſcheinbaren Genüſſe und Unterhaltungen, die ſie mit allem erdenklichen Aufwande von Fern herbeiziehen, und um ſich zu verſammeln bemüht ſind. Wie überläſtig wird ihnen das Daſeyn, wie mürriſch betrachten ſie die Welt, die ſie umgibt, wie haſchen und jagen ſie nach ſtets neuen, unbekannten Genüſſen und wie finden ſie ſich immer getäuſcht! Lebten ſie dieſen Winter in den zauberiſch glänzendſten Cirkeln von Paris oder Neapel, und verſpürten ſie auch hier ſtets dieſelbe Leere, die ſie überall als ihr unveräußerliches Eigenthum mitbringen, ſo verſuchen ſie es den nächſten Winter in der Einſamkeit eines Badeortes im Gebirge, und hoffen von den beſchneiten Bergen, von der Stille der verödeten Straßen, die während der Saiſon ein ſo reges Leben zeigten, eine wohlthuende Wirkung, einen eigenthümlichen Reiz, der aus dem Contraſt entſpringen ſoll, wie ſie gehört haben. Allein es geht ihnen hier nicht beſſer wie in Paris oder Neapel und ſie erwarten mit Ungeduld den Frühling, um der gewohnten Umgebung zu entfliehen, trotz des neu erwachenden Schmucks, den die Natur und die Menſchen um ſie weben, damit ſie ſich zum Empfange der herbeiſtrömenden Gäſte ſchicke. Sie verlaſſen dies Alles mit derſelben Leere in der Bruſt und nur ſtets von der Ungeduld getrieben endlich einmal das Amuſement zu finden, das vor ihnen zu fliehen ſcheint. So ziehen ſie fort nach Iſchl, von Iſchl nach Tyrol, nach Interlaken, an den Wundern der Berge vorüber in die italieniſche Ebene hinab. Sie erblicken die Dome mit ihren erhabenen Portiken und Kuppeln, die ewigen Schätze der Kunſt, die belebten Maſſen des regen Volkes mit demſelben Stumpfſinn, mit derſelben

Unempfänglichkeit wie Alles. So ziehen ſie von Mailand fort und ſagen: in Parma wird's uns beſſer gefallen, dort treten wir in die Werkſtätte des Correggio; unbefriedigt in Parma hoffen ſie von den Wundern des Palaſtes del T, von dem Gigantenkampfe des Giulio Romano einen reellen Genuß, wie ſie es nennen; ſo kommen ſie auch hier überall herum; allein weder Correggio in Parma, noch Giulio Pipi in Mantua, noch Palladio in Vicenza, noch Sanſovino in Venedig, weder das Leben noch die Natur, weder die Vergangenheit noch die Gegenwart ſprechen ſie an, und endlich beſchließen ſie, wieder das Bad aufzuſuchen; — ein Bad — dieſes letzte Mittel der desövrirten, vornehmen Welt und ſie kommen nach Abano, dem Geburtsorte des mächtigen Zauberers Pietro, dem lieblichen Sitze der feinen und gebildeten Einwohnerſchaft der öſtlichen Städte der Lombardei, die ihre Villen am Brentakanale verläßt, um ſich der Friſche in den euganäiſchen Bergen zu erfreuen. Allein Abano iſt nicht im Stande, unſern langweiligen Nomaden ein Genüge zu thun; ſie, die Baden und Iſchl kennen, die ſich dort langweilten, was ſollen ſie hier in dem italieniſchen Bade wohl anfangen? Sie möchten auf den Flügeln des Sturmwinds davon eilen, wenn es nicht darauf ankäme, ihre Zeit abzuſpinnen, ihre Zeit loszuwerden. Ach, die Thoren! und ſo werden ſie denn die Zeit los und mit allem ihrem Gelde, mit allem ihrem Suchen darnach, haben ſie weder Freude noch Genuß gefunden; ſie haben ſich durch's Leben gejagt und gehetzt und haben doch nicht gelebt.

Wie ſeltſam! und hier dieſer ſtille, ruhige Mann, mit ſo beſcheidenen Wünſchen, die er dennoch nicht einmal im Stande iſt zu befriedigen, wie dankbar, wie ſinnig empfängt er das kleinſte Geſchenk, das ihm das Schickſal bietet. Er ſucht nichts auf, er läßt Alles an ſich kommen und doppelt freut's ihn dann, wenn es ſo ungerufen kommt und es beglückt ihn um ſo mehr. —

Stein lag auf ſeinem ärmlichen Lager; er war ſehr ſchwach, theils durch die Krankheit, theils weil es ihm an leiblicher Stärkung gebrach. Allein er war in ſeinem Innern zufrieden, denn er genoß Ruhe, und die that ihm vor Allem Noth. Keine Sorge drückte ihn; er hatte keinerlei Verpflichtung eingegangen, deren Nichterfüllung ihm Verantwortlichkeiten zuziehen könnte, er hatte Alles abgeſchloſſen; einige kleine Schulden, deckte, das wußte er wohl, hinlänglich das, was er ſein Eigenthum nannte, und das in einigen guten Büchern, einem ſilbernen Löffel und einer ſilbernen Uhr beſtand; Kleider und Wäſche ungerechnet, für die auch noch einige Gulden zu löſen geweſen wären. Dies war für den übelſten Ausgang ſeiner Krankheit, allein er hoffte diesmal noch auf Geneſung. Er huſtete zwar anhaltend und trocken und war ſehr entkräftet, allein er tröſtete ſich damit, daß es nur ein Anfall der Grippe ſey, die ſehr graſſirte und in einigen Tagen wohl vorüber ſeyn würde.

Die eintretenden Freunde fanden ihn beſchäftigt, ein Blatt beſchriebenes Papier zu verbergen.

— Laß Dich nicht ſtören, ſprach Balder, beendige Deine Schreiberei, wir können indeſſen noch ein wenig fort gehen, und kommen dann ſpäter wieder.

— Nein, nein, bleibt nur! antwortete der Kranke, es iſt mir lieb, Euch zu ſehen.

Er deutete lächelnd mit der Hand auf ſeinen niedrigen Mantelſack.

— Darauf magſt Du Dich ſetzen à la turque, mit untergeſchlagenen Beinen, ſagte er zu ſeinem Freunde, der junge Herr da, mit dem ich ſchon etwas mehr Umſtände machen muß, mag ſeinen Platz auf dem Stuhl dort nehmen.

Die beiden Gäſte thaten, wie er ſagte.

— Mit mir geht es ganz paſſabel, erwiederte er auf die theilnehmende Frage, die ſie an ihn richteten. Mir fehlt eigentlich nichts im ſtrengſten Sinne des Wortes. Ich huſte ein wenig und will faullenzen und das kann ich ja haben. Ich brauche Ruhe. Da darf ich ja nur meine Gage im Stiche laſſen und kann dafür ſo viel Ruhe eintauſchen, als mir beliebt. Es gibt Augenblicke im Leben, wo Einem übrigens die Ruhe mehr werth ſeyn kann als die Gage. Die einfältigen Menſchen! die Alles nur ſtets auf das Geld beziehen. Es gibt Köſtlicheres! ich kenne das.

— Aber wovon beſtreiteſt du deine Bedürfniſſe? fragte Balder beſorgt.

— Bedürfniſſe? meine Bedürfniſſe? die ſind ſehr gering. Etwas um dem Hunger entgegenzuwirken, das iſt Alles; mehr braucht's nicht. Ich habe in guter Zeit geſpart und kann zuſetzen.

Bei dieſen Worten nahm er ſeine Pulverſchachtel vom Tiſche, öffnete ſie und zeigte Balder ein zuſammengewickeltes Papier.

— Dies hier iſt mein Schatz, ſprach er mit komiſchem Stolze. Wenn im Sommer die Gage auszubleiben pflegte, ſo bezahlte uns der Director mit Benefizen. Das was ſich zu den erſten Mitgliedern zählen durfte, bekam ſeine Einnahme ganz allein, und der Director zog nur die Tageskoſten ab. Die geringeren hatten ihre Einnahmen zu zwei und drei und endlich der Troß, die jungen Acceſſiſten und die alten Ausgedienten, die eben auch leben wollten und leben mußten, wenn ſie Komödie ſpielen ſollten, hatten eine einzige große Beneſizvorſtellung zuſammen, die — wenn das Mitleid und die Selbſtſucht der Einwohner nicht im Spiele geweſen wäre — gewiß ſehr elend ausgefallen ſeyn würde. So aber hatten die Leute des Städtchens, wo wir hausten, das größte Intereſſe dabei. Ein jeder trug einige Groſchen dazu bei, damit die Schuldenlaſt, die Alle drückte, etwas geringer wurde, und Viele nahmen überdieß Billete an Zahlungsſtatt an. Von ſothanen Beneſizen habe ich nun ſtets etwas zurückgelegt. Bald einen Thaler, bald einen halben — ſelten mehr. Das trieb ich denn ſo einige Jahre ſchon, um mich für den Fall der Unbrauchbarkeit vorzuſehen. So habe ich mir meinen eigenen Penſionsfond gebildet. Da ſieh! iſt's nicht reſpektabel?

Er wickelte das Papier auseinander und ließ mit Anſtand drei Holländer Ducaten ſeinen Gäſten in die Augen leuchten.

— Die werden aber auch zu Rathe gehalten, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſetzte er dann hinzu.

— Was thuſt du aber, wenn dein Schatz erſchöpft ſeyn wird? fragte Balder mit bewegter Stimme.

— Dann darb' ich, erwiederte Stein mit großer Gelaſſenheit. Aber ſobald erſchöpft ſich das nicht. Ich werde gewiß nie lange krank ſeyn. Entweder ich geneſe bald und dann kann ich ſchon wieder ein Unterkommen finden, oder ich ſterbe ſchnell. Dafür iſt ſchon geſorgt.

Dies Letzte ſagte er mit einer erſchreckenden Zuverſicht, dann aber — gleichſam um den Eindruck zu verwiſchen, den er wider Willen hervorgerufen, fügte er ſchnell bei:

— Von ſo etwas iſt indeſſen noch gar keine Rede. Wir ſind ſo eben in der heiterſten Stimmung, denn wir haben ein Luſtſpiel gedichtet.

— Ein Luſtſpiel? fragte Alfred verwundert. Das iſt ja charmant, wo der Geiſt auf ſolche Weiſe thätig iſt, da erſchließen ſich ihm noch viele Quellen des Erwerbs. Nicht wahr, Herr Balder, ſie werden das Werk Ihres Freundes gewiß recht bald zur Aufführung bringen.

— Nicht doch, verſetzte Stein mit Lachen, das ſoll er nur bleiben laſſen. Mein Luſ[illegible] nicht aufzuführen, und wär's auch möglich: glau[illegible] ſie, daß ich im Stande wäre, dadurch meinen Sc[illegible] hier bedeutend zu vergrößern? Für ein Luſtſpiel in einem Acte zahlen die Intendanten nichts und meines hat nicht mehr. Allein ich dachte auch nicht daran die Bühne damit zu bereichern, es iſt blos zur Bereicherung der Literatur geſchrieben. Ich machte es wie viele andere dramatiſche Dichter; ich wollte nur dem Leſer ſtille Freuden in ſeinem Kämmerlein dadurch bereiten. Es iſt nicht aufführbar, obgleich ſehr bühnengerecht, wie es ſich wohl nicht anders von einem alten Schauſpieler erwarten läßt.

— Willſt du es uns nicht mittheilen? fragte Balder.

— Wenn Ihr mit meinem Huſten und mit meiner ſchwachen Stimme Geduld haben wollt, gern! antwortete Stein. Es würde verlieren, wenn Einer darüber käme, der ſich nicht ſchon hineingeleſen und hineinverſtanden hätte. Alſo hört!

Und er begann:

Die über Nichts Lachenden

oder

das ſtrenge Verbot.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Perſonen:

Rundſtück, ein Advokat und Defenſor eines Diebes.

Fieke, } ſeine Töchter.
Ulrike, }

Spitzbube, ein Dieb, welcher in einem Gefängniſſe ſitzt, aber nicht geſehen wird.

Das Stück ſpielt in Schleſien, in einer kleinen Stadt, fängt Morgens zehn Uhr an und iſt ſechszehn Secunden nachher aus.

Charakteriſtik der ſpielenden Perſonen:

Rundſtück hat in Frankfurt an der Oder ſtudirt; ſein Vater war ein Bäcker, er hatte aber zu dieſem Geſchäft keine Luſt, weil ſeine Mutter vier Wochen vor ſeiner Geburt nicht mehr ausgehen konnte. Auf dem Gymnaſium hat er dem Rector einmal auf den Fuß getreten. Im zwanzigſten Jahre fing er an, ſich zu barbiren, welches er bis jetzt immer ſelbſt thut. Er ſchreibt eine unleſerliche Hand und ſtreicht die Feder öfters an ſeinen Beinen hin und her. Er braucht nur Gänſekiele und kann die Stahlfedern nicht leiden, weil er in ihnen keinen Fortſchritt erblickt. Er trägt aber immer ſchwarze Strümpfe, die er, wenn ſie ein kleines Loch bekommen, nicht gleich ſtopfen läßt, ſondern die Stelle mit Dinte ſchwarz macht. Wenn er einen Dieb defendirt, ſo bringt er ihn gewöhnlich an den Galgen. Seine Haare wachſen ſehr langſam. Seine Frau war eine geborene Fettweiß, aber ſehr mager.

Fieke iſt aufgeheiterten Temperaments und ſtrickt am liebſten Mannsſtrümpfe, aber keine ſchwarze, weshalb ihr Vater immer gewebte tragen muß. Sie iſt ſechs Fuß ſieben Zoll groß und die rechte Hand iſt etwas größer als die linke. Wenn ſie Geld findet, freut ſie ſich darüber. Sie mag gern die Oper: „der kleine Matroſe“ hören und kriegt bei der Arie: „Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens“ Appetit zu einer Pfeiſe Taback. Sie pflegt ihre Zähne mit Salz und buchener Aſche zu putzen.

Ulrike iſt viel grämlicher als ihre Schweſter und lacht den ganzen Tag. Sie konnte im vierten Jahre noch nicht gehen und mußte deshalb immer getragen werden. Sie ſchnarcht des Nachts im Schlafe ſehr ſtark. Bei regnichtem Wetter hat ſie auch im Hauſe den Regenſchirm in der Hand. Sie iſt dritthalb Fuß groß und hat auf der rechten großen Zehe keinen Nagel. In der Kirche ſchläft ſie gewöhnlich unter der Predigt. Sie kann gute Bierſuppen kochen, und hat auch ſonſt noch mehr vorzügliche Eigenſchaften.

Spitzbube iſt ein ſehr abgefeimter Kerl; ein Steckbrief von ihm ſteht in irgend einer Zeitung.

Erſte Scene.

Das Theater iſt in zwei Hälften getheilt; rechts die Studirſtube des Advokaten, mit vielen Büchern, wovon aber die Hälfte nicht mehr da iſt; links das Wohnzimmer mit einem Eckſchranke, welches aber nicht in der Ecke, ſondern mitten im Zimmer ſteht. Die Gardinen ſind in beiden Zimmern abgenommen und gerade in der Wäſche. Eine Thür, an welcher das Schloß verdorben iſt, vereinigt beide Zimmer. Ein Mopshund liegt auf einem Kiſſen vor der Thür und bellt, ehe der Vorhang aufgeht.

Anmerkung. Dies kann ſo lange fortdauern, bis ſich der, die Oeffnung des Theaters, gewöhnlich begleitende Lärm ſo weit gelegt hat, daß die Zuſchauer nichts von der nun folgenden Expoſition des Stückes verlieren.

Rundſtück (ſitzt an einem kleinen runden Tiſche und arbeitet an den Acten; er hat eine unangebrannte Cigarre im Munde). **Fieke** (welche an einem Mannsſtrumpfe ſtrickt) und **Ulrike** (welche nichts thut) ſitzen an einem großen viereckigen Tiſche.

Fieke und Ulrike (ſehen ſich zehn Sekunden lang an und beginnen dann überlaut zu lachen).

Rundſtück (ſteht in großer Hitze auf und geht mit ſtarken Schritten an die Thüre mit dem verdorbenen Schloſſe, welche deshalb offen ſteht). Worüber lacht Ihr?

Fieke und **Ulrike** (ſehen ſich nach dem Vater um; zugleich). Ueber nichts!

Rundſtück (ſehr ſtrenge) So ſeyd ruhig!

(Er geht wieder an ſeine Arbeit.)

Indem der Vorhang fällt, ſchlägt die nächſte Thurmuhr zwölf; Spitzbube freut ſich — *ungeſehen* — auf ſein Mittagseſſen.

Ein heftiger Huſten unterbrach hier den Vorleſer; die Zuhörenden wußten nicht, ob der Spaß bereits zu Ende ſey und was er bedeuten ſolle. Balder ſchaute betrübt darein, er ſah in dem abgeſchmackten Zeuge den Erguß einer bittern Laune, die mit der äußerlichen Ruhe, die Stein zu beſitzen vorgab, im grellſten Widerſpruche ſtand.

Stein legte das Papier bei Seite.

— Es ſcheint Euch nicht gefallen zu haben, doch gleichviel; es iſt meiner Anſicht nach nicht ſchlechter als vieles andere, was in dem Genre geſchrieben wurde, ſagte er. Es iſt kurz und bündig und den Schauſpielern iſt durch die ausführlichen und umfaſſenden Anmerkungen hinlängliche Anleitung gegeben. Darin beſteht hauptſächlich das große Geheimniß der Theaterdichter, ihren Werken eine gute Aufführung zu ſichern.

Das verſtehen die Clauren, Holbein, Töpfer ſo vortrefflich. Würde Shakeſpeare ſo vorſorglich verfahren ſeyn, ſo würden viele ſeiner Stücke viel mehr gefallen, als dies jetzt ſeyn kann. Da bekommen die Schauſpieler eine ſchwere Rolle ohne den faulen Knecht der Anmerkungen in die Hand und wiſſen natürlich nicht, was ſie damit machen ſollen. Seitdem die Komponiſten den Sängern die Manieren und Rouladen in die Partien hineinſchreiben, haben wir auch viel mehr gute Sänger als früher, wo dies nicht der Fall war. Roſſini iſt der Erfinder dieſer Einrichtung, weil er ſelbſt ein guter Sänger iſt, und wer den Schauſpielern die Angabe und Anleitung zu ihrem Spiele als Anmerkung in die Rolle zu ſchreiben weiß, muß nothwendig auch ſelbſt ein Mann vom Fache ſeyn, der es gehörig verſteht. Seht Ihr nun aber das nicht bei meinem Luſtſpiele auf den erſten Blick? Iſt es möglich, daß nach meiner umſtändlichen Charakteriſtik der handelnden Perſonen ſelbſt ein Stümper ſich wohl darin vergreifen könnte? Ich gab Alles an, was ich von meinen Geſchöpfen nur vorausſetzen zu können glaubte, bis auf ihre unſchuldigſten Liebhabereien, um den Weg enger und genauer zu begränzen, den der Künſtler einzuſchlagen hat. Ein Mann, der ſich ſelbſt raſirt, muß nothwendig etwas Beſtimmtes und Feſtes in ſeinem Benehmen zeigen, er darf nicht zittern; ferner muß er einen ſcharfen Blick verrathen. Die Jungfrau, die aus dem Stricken von Mannsſtrümpfen ihre Lieblingsbeſchäftigung macht, iſt über die Jahre des erſten, unbefangenen Erröthens hinaus und zeigt einen männlichen Geiſt. Das Mädchen, das ſeine Zähne mit Salz und buchener Aſche putzt, zeigt ſich entſchieden für Reinlichkeit und ſucht die Schönheit ihres Körpers ohne kokettirende Weichlichkeit zu erhalten, wenn ſie gleich für dieſelbe den offenen Sinn hegt. Die ſchwächliche Ulrike iſt tugendhaft und ſucht durch feſtes Wollen das zu erſetzen, was die Natur ihr verſagte. Sie zeigt häuslichen Sinn und wird ihren Mann dereinſt glücklich machen. Wenn ich nun ſelbſt dieſen Charakteren ſo wenig Gelegenheit gebe, ſich zu entfalten, ſo wird das Streben des Künſtlers dies in dem engen Rahmen, den ich ihnen vorgezeichnet, anzudeuten, um ſo glorreicher ſeyn. Doch, wie ich ſchon geſagt habe, ſo wünſche ich nicht, daß das Stück gegeben werde, und will es mehr als Studium betrachtet wiſſen. Dramaturgen von einigem Belang werden meine Abſicht nicht verkennen.

Dies Alles mit der ernſteſten Miene von der Welt geſprochen, machte auf die Zuhörer einen befremdlichen Eindruck. Es klang ſo vernünftig gedacht und war doch im Ganzen purer Wahnwitz. Balder ſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, allein umſonſt; Stein bewegte ſich für heute immer in demſelben Ideenkreiſe. Eben ſo vergeblich waren Balders Verſuche, Stein zu bewegen, irgend eine Pflege oder beſſere Wartung anzunehmen.

— Ich bin hier bei meinem Sohne, flüſterte er ihm leiſe zu — und kommt es zum Aeußerſten, ſo wird ein Wort von mir hinreichen, den Schleier zu zerreißen, und meinem Herzen das ſüßeſte Aſyl zu öffnen, das es ſich wünſchen kann. Er macht ſich jetzt nicht viel aus mir und kümmert ſich um den alten kranken Schauſpieler, der bei ihm unter dem Dache liegt, freilich nur wenig — allein könnte dies wohl anders ſeyn? Die Stimme der Natur ſchweigt — es iſt ſo ein eigenes Ding mit ihr und ich habe nie große Stücke auf ſie gehalten. Verlaßt mich jetzt — das Sprechen greift mich an — und ſeyd nur gar nicht beſorgt um mich. Ich habe Mittel, allen böſen Einflüſſen entgegenzuwirken, und Allem, was kommen mag, die Spitze zu bieten.

Balder und Alfred verließen hierauf ihren alten Freund mit ſchwerem Herzen; dieſer Beſuch hatte nicht in ihnen die freundliche Aufregung hervorgerufen, wie jenes erſte Zuſammenſeyn im Wirthshauſe.

Als ſie frühzeitig die Stadt wieder erreichten, wurden ſie in einer der Hauptſtraßen, von einer Menge Menſchen angezogen, die vor einem Bilderladen ſtanden. Es war dort eine Karikatur ausgehängt, die ſich auf den neulichen Vorfall bezog, bei dem auch Alfred nahe betheiligt war und der noch immer den Gegenſtand der Unterhaltung für alle Müſſiggänger und Pflaſtertreter bildete.

Auf dem Blatte erblickte man einen hagern, langbeinigen Engländer, eine hübſche junge Dame am Arme, querfeldein laufen, hintenher aber einen plumpen Lümmel von Bedienten, der wohl nahe daran iſt, die Flüchtigen zu erreichen, ohne ſie doch jemals wirklich erreichen zu können. Den Beſchluß machte ein ältlicher Mann, modern gekleidet, der mit ängſtlich vordrängender Haſt den Bedienten anzutreiben ſcheint, in der Verfolgung zu beharren und in ſeinem Eifer nicht zu erkalten.

Das Bild gab zu vielen Späßen Veranlaſſung und man trat in den Laden, um es zu kaufen. Auf Alfred machte es einen unangenehmen Eindruck und ernſt und verſtimmt nahm er von ſeinem Freunde Abſchied. So erreichte er ſeine Wohnung.

Pucks war ihm in die Erinnerung gekommen. Er dachte daran, ihn aufzuſuchen und ſich von ihm in ſeine abenteuerliche Art das Leben zu nehmen einweihen zu laſſen, da er ſich keinen Begriff davon zu machen im Stande war. Dann fiel ihm aber die Karikatur ein und die Stadtgeſchichten und Fabeln kamen ihm in den Sinn. So etwas zu ertragen, ſchien ihm unmöglich; er hielt dies für eine Schande, für einen Mackel, der auf den guten Namen geworfen wurde. Er nahm ſich ernſtlich vor, auf der nun einmal betretenen Bahn dennoch zu beharren und ſein Debut zu beſchleunigen. Am andern Morgen wollte er Leinweber beſuchen, den er ſeit mehren Tagen nicht mehr geſehen hatte. Unbefangen dachte er ſich ihm wie ſonſt zu nahen und ihm ſein Anliegen vorzutragen.

Neuntes Kapitel.

„Die Gefühle müſſen ſterben,
Die in deinem Buſen ſchlummern.“ —
O'Donnell.

Als Alfred am nächſten Morgen ſich in Leinwebers Wohnung einfand, empfing ihn Frau Griſeldis mit einem Geſichte von ſeltſamem Ausdrucke. Gleich wie die vor einigen Jahrzehnten herumreiſenden Grimaciers, die mit der einen Seite lachen konnten, während ſie die andere zum Weinen verzogen, ſo zeigte auch Madame Leinweber ihr Antlitz wie ein Wappenſchild, durch einen Querbalken in zwei Hälften getheilt. Die obere, mit Stirne und Augen, drückte Kummer und tiefe Betrübniß aus, während die untere, mit Naſenſpitze und Mund, Aerger und Ingrimm unverholen zu erkennen gab. Ein gleicher, gar wunderſam verſchmolzener Zwieſpalt ſchwebte über ihrem ganzen Weſen. Während es ſich alsbald kund that, daß Alfred nicht mehr wie früher in Gnaden bei ihr ſtand, ſchien ihr ſein Beſuch dennoch willkommen, und ſie bemächtigte ſich ſeiner mit dem Weſen zudringlicher Geſchäftigkeit, als wollte ſie die Gelegenheit nicht vorüberlaſſen, ihm einmal und für allemal ordentlich das Kapitel zu leſen.

Sie nöthigte ihn trübſelig in das Beſuchzimmer und ſchloß ſogleich die Thüre. Herr Regiſſeur Leinweber ſey in dem Augenblicke für Niemand zu ſprechen, weil er eine neue Rolle ſtudire, das eröffnete ſie dem guten Alfred im erſten Augenblicke.

Dieſer fragte höflich nach ihrem Befinden, um ſich dann ſchnell zu entfernen, weil ihn das tête à tête nicht anſprechen konnte.

— Sie fragen, wie ich mich befinde? erwiederte ſie in tief klagendem, weinerlichen Tone — und Sie können noch fragen?

Erſtaunt wiederholte Alfred ſeine Frage und ſuchte den Ausdruck theilnehmender Beſorgniß dabei zu verſtärken.

— Ach, Sie haben ja den Frieden unſers Hauſes ganz zerſtört, platzte Frau Griſeldis nun endlich heraus. Sie haben mir Kummer ohne Ende bereitet, und wenn nun die Welt den großen Leinweber, das Hoftheater ſeinen Regiſſeur, der Fürſt einen treuen Diener, ich einen Mann verliere, ſo ſind nur Sie ſchuld daran. Sey doch ruhig! Kuſch! ſchrie ſie dem Hunde zu, der an Alfred bellend und wedelnd heranſprang und ihm den alten, freundlichen Empfang zu Theil werden ließ, da er ja von der Stimmung, die gegen den ſonſt ſo geliebten Gaſt jetzt in dem Hauſe herrſchte, nichts wiſſen konnte.

Alfred bat um nähere Erklärung. Frau Griſeldis fuhr mit dem beliebten O und Ach in ihrem Lamento ſo fort.

— Mein armer Mann dauert mich am meiſten dabei. Sie wiſſen recht gut, daß er Anlagen hat, ein Menſchenfeind zu werden, und wer kann's ihm nach ſolchen traurigen Erfahrungen verdenken. Er zieht ſich immer mehr und mehr von der Menſchheit zurück und lebt wild und einſam wie ein Thier in ſeiner Höhle. Den ganzen Tag ſitzt er am Schreibtiſch, und wenn ich durch die Thüre gucke, um zu ſehen, was er thut, ſo thut er nichts. Es iſt auch am beſten, daß er ſich zurückzieht, denn es iſt ja doch nicht mit ihm auszuhalten. Er mißhandelt ſeine Familie und ſeine beſten Freunde. Von mir will ich gar nicht ſprechen, aber dem treuen Hund hier hat er heute früh mit dem Fuße eines verſetzt, daß es mir durch die Seele ging, und dem guten Mosbach, der uns manchmal mit ſeinen Geſchichten zu erheitern kommt und den er ſonſt immer ſo leiden mag, hat er dieſen Morgen ſolche Grobheiten gemacht, daß er gewiß nie wieder unſere Schwelle betreten wird, und ſo werden wir denn ſo ganz verlaſſen da ſtehen und ich ſehe noch gar nicht das Ende vom Liede ab. —

Sie weinte bedeutend und ſchneuzte ſich zu wiederholtenmalen mit der Schürze.

— Aber wollten Sie mir wohl ſagen — unterbrach hier Alfred den Fluß ihrer Klage — in welcher Beziehung ich zu dieſem Allen hier ſtehen ſoll?

— O gehen Sie, brummte die Arme, wie können Sie mich denn für ſo dumm halten, daß ich Ihrer Unbefangenheit Glauben ſchenken ſollte. Sie wiſſen es recht gut, daß Sie meinen guten, leichtgläubigen Mann ſeinen Feinden verrathen haben — ach! iſt es ihm denn da wohl zu verdenken, daß ſolcher ſchnöde Undank den Menſchenhaß in ihm befeſtigt und ſteigert — u. ſ. w.

Die vorige Litanei wiederholte ſich hier, wie noch öfter im Verlaufe dieſes Geſprächs.

Alfred rieb ſich unwillig die Stirne und verlangte in beſtimmten Ausdrücken zu wiſſen, was ihm hier ſo ſchwerlaſtend auf's Gewiſſen gewälzt würde.

— Nun denn, entgegnete Frau Griſeldis — ſo hören Sie, weil Sie denn durchaus Ihre Anklage von mir hören wollen. Schon längſt wußte ich, daß Sie mit unſern Feinden hinter unſerm Rücken operiren, allein ich mochte meinem Manne nichts ſagen, weil ich ſeine Heftigkeit kenne. Ich wußte, daß Sie mit Balder ganze Nächte hinbringen, und daß der Knauſer, der jeden Groſchen, den er ausgibt, zehnmal umwendet, Sie mit Champagner und Punſch regalirt. Wird wohl ſeine guten Gründe dazu haben, dachte ich, allein daß Sie ſo falſch ſeyn könnten, habe ich mir nie gedacht —

— Madame! rief hier Alfred heftig.

— O, thun Sie man nicht ſo, fiel Madame Leinweber raſch ein, wir fürchten uns nicht vor Ihnen. Der Mosbach war der Erſte, der damit zu mir kam, er war auch in einer luſtigen Geſellſchaft geweſen und kehrte daraus mit Ihnen zugleich nach Hauſe. Er ſtand verſteckt hinter Ihnen und hörte Alles mit an: wie Sie von Steinen geſprochen, und dabei auf unſere Fenſter hingedeutet. „Da liegt uns ein Stein im Wege,“ haben Sie geſagt. „Ich wollte ihm einen Stein um den Hals hängen,“ hat darauf Balder geantwortet.

— Mein Gott, wir ſprachen von unſern Freunde Stein — rief Alfred.

— Seht doch! von unſerm Freunde, nahm

Madame Leinweber das Wort — was haben ſie denn nöthig, mit dem ſaubern Balder, der unſer Feind iſt, gemeinſchaftliche Freunde zu haben? War denn nicht mein Mann Ihr Freund? Und wer daran nicht genug hat, muß fürwahr ein ſchlechter Menſch ſeyn. O, beruhigen Sie ſich man, Herr — wie heißen Sie doch? denn Alfred iſt ja nur ein angenommener Name. Neulich war eine Freundin bei mir, die ſchwor Stein und Bein, Sie ſeyen blos ein Jude und geben ſich für einen Chriſten aus, und ſie hätte bei Ihrem Vater Band gekauft. Sehen Sie, ſo ſprachen ſchon lange die Leute von Ihnen, aber ich habe Sie immer in Schutz genommen und ſtets für Sie zum Guten geſprochen, aber nunmehr bedanken ſie ſich ſchlecht bei mir.

Sie weinte wieder ziemlich heftig.

— Ich weiß in der That nicht, Madame, was ich zu der confuſen Anklage ſagen ſoll, ſprach Alfred, am Ende wär's das Beſte, Sie in Ihrem Wahne zu laſſen. Ob ich ein Jude bin oder nicht, wird mich in Ihren Augen wohl wenig höher oder tiefer ſtellen können, denn ich war ja Zeuge, wie tolerant Sie gegen die Herren Machol und Aaronheim ſich benahmen. Was ſoll alſo dieſer Vorwurf, der im Ganzen keiner iſt. Was den Umgang mit Herrn

Balder betrifft, ſo habe ich ihn erwählt, weil er mir wünſchenswerth erſchien und mir Vergnügen machte, und weil ich nicht wußte, daß Herr Leinweber mir erſt dazu die Befugniß ertheilen müſſe. Was aber die feindſeligen Operationen hinter ihrem Rücken betrifft, ſo muß ich dieſen Vorwurf allen Ernſtes von mir ablehnen und bitte Sie, mir Denjenigen zu nennen, der Ihnen dieſe Lüge hinterbrachte.

— Ach, warum nicht gar, ſchrie Madame Leinweber, ich werde auch noch meine Freunde in ſolche Unannehmlichkeiten bringen, das hätte noch gefehlt! Genug, wir haben von glaubwürdigen Perſonen —

— Wenn Sie mir dieſe glaubwürdigen Perſonen nicht nennen, ſagte Alfred feſt, ſo ſind es Verläumder, die keine Achtung verdienen, aber ich werde Sie dennoch zwingen, Madame, Sie mir zu nennen, man muß ſeine Freunde kennen lernen. —

— Sie wollten mich zwingen? ſchrie Frau Griſeldis, aus der die elegiſche Stimmung plötzlich gewichen und in die eine wahre Wolfsnatur gefahren war. — Ei, womit denn? etwa mit den Gerichten? O nehmen Sie ſich nur in Acht, daß Sie nicht noch einmal gepackt werden, wegen der ſaubern Spielgeſchichte und des Handels mit den gemeinen Weibsbildern. O pfui! für ſo 'nen jungen Menſchen —

wenn ich das hätte wiſſen können — und meinen armen Mann da hineinzuführen — einen Ehegatten — einen Familienvater — einen fürſtlichen Beamten — den Regiſſeur des Hoftheaters — o Gott, wenn ich daran denke, daß ich Sie an meinem Tiſche bewirthet habe und dann ſo gottloſe Streiche! Wo iſt ſie hin — die Mamſel Schamlos mit dem Herrn von Taugenichts! Sie werden's wohl wiſſen, das war ja auch Ihr intimer Freund — Herr Alfred, oder wie ſie heißen mögen!

Alfred blieb ihr erſtarrt gegenüber. Einem ſolchen Weibe Rede zu ſtehen, war ihm nicht gegeben; ſein Gemüth ſträubte ſich davor.

— Madame, ſagte er trocken, nach kurzer Faſſung — Ihre Gemüthsſtimmung erlaubt mir nicht dieſe Unterredung zu verlängern, ich müßte auch meinerſeits in einen Ton fallen, der den Ihrigen überböte, und wahrlich dieß wäre dann ein Conzert — ein Sabbat infernal — das meinen Ohren wenigſtens unleiblich klänge. Ich entferne mich daher mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, mich bei Ihrem Herrn Gemahle zu beſchweren und ihn zu erſuchen, mir die Veranlaſſung zu offenbaren, welche Sie zu ſolchen Ausbrüchen des Unwillens gegen mich anreizte.

Dieſe Rede, ſo vernünftig und gelaſſen ſie auch war, konnte doch die Wuth der Frau nicht beſchwichtigen; Alfreds Gelaſſenheit ſtachelte ſie vielmehr auf. Es iſt dieß eine gewöhnliche Erſcheinung bei pöbelhaften Naturen, wenn ſie im Zorn ſind.

Als ſich der junge Menſch nun mit einer kurzen Verbeugung entfernen wollte und im Begriffe ſtand, das Zimmer zu verlaſſen, ſprang Griſeldis wie ein ſchnaubender Drache auf ihn los, packte ihn beim Arme und kreiſchte mit dem ganzen Aufgebot der Kraft ihrer Lungen:

— Nicht von der Stelle — Du haſt meinem Manne nichts zu ſchreiben — alſo verklagen willſt Du mich! Nur fort, mach' zu! gleich auf der Stelle! Hier nebenan ſitzt er! Tobias! wollt' ich ſagen David! Komm' heraus! der Herr Alfred iſt da!

Aber Niemand kam; Leinweber rührte ſich nicht in ſeinem Laboratorium und blieb ſtille, wenn gleich ſeine liebe Gattin kreiſchte, als ob ſie ermordet würde. Alfred ſtreifte ſie los von ſeinem Arme und ſchleuderte ſie in einen Winkel.

Als er in derſelben Minute das Haus Leinwebers verließ, dachte er nicht an die Folgen dieſes Auftritts, denn er war ſich kaum klar bewußt, was er gethan. Leinweber aber blickte ihm hinter dem Vorhange mit hämiſchem Lächeln nach.

Zehntes Kapitel.

„Gäben wir die Hälfte deſſen,
Was wir, krank uns machend, eſſen,
Denen, die macht Mangel krank;
Könnten wir und ſie geſunden,
Und uns für die guten Stunden
Gegenſeitig ſagen Dank."

Rückert.

Alfred eilte durch mehre Straßen der Stadt in fürchterlicher Aufregung; einige Bekannte, die er von fern zu erkennen glaubte und die auf ihn zuzukommen ſchienen, trieben ihn vor's Thor; er wollte in ſeiner jetzigen Verfaſſung Niemanden Rede ſtehen.

— Mein Gott! dachte er bei ſich, welche Wendung haben dieſe Dinge für mich genommen! Was iſt's, das die Frau ſo gegen mich aufgebracht hat? Und wäre es möglich, daß auch Leinweber eine ſolche Stimmung gegen mich hegt? Iſt er ſo kleinlich mich deshalb zu verwerfen, weil ich mit Balder, ſeinem vermeinten Feinde, ein Paarmal ſpazieren ging? Balder — ſein Feind? Wie unſchuldig iſt der Mann zu dieſem Titel gekommen! Er iſt ja eben ſo wenig Leinwebers

Feind, wie ich es bin. Daß er ſeiner Größe nicht unbedingt huldigte, das iſt die Folge ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen; daß er mehr ſah und mit Nutzen ſah, als die Meiſten, die unſer Theater beſuchen. Balder verdiente mehr als jeder Andere in Leinwebers Nähe gezogen zu werden, und wahrlich nur zum Vortheile des Letztern. Wenn der ſtolze Künſtler wüßte, was ihm gebricht, er würde ſich bei Balder, wie bei keinem Andern Raths erholen können. Und deßhalb verwirft er mich, weil ich Balder's Umgang lieb gewann, weil ich ihn nicht floh, nachdem ich ihn zufällig gefunden hatte? Und was brütete ich denn Verderbliches mit dieſem gefürchteten, gehaßten Balder? Wie gleichgültig blieb Alles, was wir ſprachen und verhandelten, den Intereſſen Leinwebers und ſeines Theaters! Aber Balder, der die Menſchen und ſeine Kollegen beſſer kennt, ſagte mir's voraus: ich konnt's nicht glauben. Welche Schändlichkeit von jenem Mosbach, der aus einem aufgeſchnappten Worte, aus dem Namen Stein, gleich eine gemeine Klatſcherei zuſammenſetzt und ſie am unrechten Orte hinterbringt, und welche Gemeinheit von der andern Seite, dieſer Klatſcherei Glauben zu ſchenken! Ich will Leinweber darüber zur Rede ſtellen, ich will noch heute an ihn ſchreiben, und wenn ich mich nicht ganz in dem Menſchen geräuſcht habe, ſo muß er mir eine genügende Antwort zu Theil werden laſſen.

Dieſer Entſchluß war jedoch nur im Stande, eine ſcheinbare Beruhigung in Alfreds Gemüth hervorzurufen. Es kreuzte ſich ſo viel in ſeinem Kopfe! Sollte er es aufgeben, an dieſem Hoftheater zu debutiren? Sollte er auf ſeinen Stern vertrauend ſeinen Stab in die weite Welt ſetzen — gleich Lucile ſeinen Freund? —

Die Erinnerung an Lucile, ſo oft und wie ungerufen, ohne äußere Veranlaſſung, erregte ihn immer wunderbar. Lucile erſchien ihm ſtets in dem glänzendſten Farbenſpiele der Romantik und Poeſie. Kam ihm nur der Name in den Sinn, ſo eröffnete ſich alsbald vor ſeiner innern Welt ein reizend-phantaſtiſches Bild. Jetzt ſah er die grünen Matten der Hochlande und darüber hinaus in ziehende Wolken ragend die kryſtallenen Hörner der Berge. Es war Schottland, was er zu ſehen glaubte, das Mutterland Luciles, wo er die Mutter verloren, die er nun aufſuchte mit liebendem, gläubigen Gemüthe. Und ihm zur Seite, das ſchönſte Weib der Schöpfung, die herrliche Hortenſe, die er ſich erkoren hatte als Begleiterin, und die ihm willig gefolgt war, aus Liebe. Welch ein Bild! wie glänzend! wie entzückend.

Alfreds Traum verweilte bei dieſem Bilde mit Wolluſt und Wehmuth; dann ſchob ſich ihm — wie in einem geöffneten Guckkaſten — ein anderes Bild vor den innern Sinn.

Er erblickte Lucile mit Mangel kämpfend bei einer kleinen umherziehenden Geſellſchaft — aber beſeligt durch die Kunſt, gehoben durch den Beifall der Menge, der gleichviel — ob jenem Schauſpieler zugejubelt, der auf dem Theater ſteht, auf leeren Fäſſern erbaut, oder dieſem zwiſchen den vergoldeten Säulen des Proſceniums eines Hoftheaters — dennoch immer zum Himmel erhebt. Der Beifall des Volkes iſt das Höchſte, was der Künſtler erſtreben kann, es iſt der mächtigſte Hebel, der ihn treibt, der Gott, der ihn beſeelt. Neigt die Fasces vor dem Beifall der Menge, Ihr nüchternen Pedanten, die Ihr Euch das Richteramt ſo ungerecht anmaßen wollt.

Wie ſehr mußte er dem flüchtigen Lucile zürnen, daß er ihm auch nicht die geringſte Nachricht von ſich gegeben hatte, wie gern würde er ein ähnliches Leben ergreifen, wenn er nur etwas darüber wüßte. Wie Hamlet's Betrachtung vor dem Selbſtmorde —

Schlafen — Träumen —
Was aber in dem Schlaf für Träume kommen können.
Das iſt's, was Elend läßt zu hohen Jahren kommen. —

ſo auch hier. Alfred konnte ſich zu jener höchſten Poeſie des Lebens nicht hinaufſchwingen, die, wenn ein ſchöner Gedanke uns erfaßt, uns zur Ausführung antreibt, unbekümmert um den Ausgang. Er dachte immer an die Verſorgung ſeiner ſpätern Jahre. Darum eilte er auch jetzt nach Hauſe und ſchrieb den Brief an Leinweber. Er ſah dies als das letzte Mittel an, das ihm auf dieſem Terrain zu verſuchen blieb. Er dachte, daß das Mißverſtändniß ſich auf dieſe Weiſe leicht werde beſeitigen und erklären laſſen.

Mit großer Zuverſicht überflog er die geſchriebenen Zeilen. Er hatte ſich darin an den großen Künſtler, an den väterlich geſinnten Freund gewandt, der ihn, den Unbekannten einſt ſo wohlwollend an ſeinem Heerde aufgenommen hatte. Er verſuchte es auf gemüthliche Rührung hinzuwirken und gedachte jenes erſten Abends, als er unter Donner und Blitz an des Künſtlers Wohnung klopfte und dieſer ſelbſt ihm ſo huldreich zu öffnen kam, ihm ſeinen Schlafrock lieh und überhaupt mehr gewährte, als ſein kühnſtes Verlangen gehofft hatte. Er ſprach von allen Verheißungen, die ihm Leinweber ſeither gemacht hatte, von ſeiner Bewunderung und Liebe, die ihn zu Verſen auf den großen Meiſter begeiſtert und er ſchloß mit der rührenden Aeußerung, daß er nicht im Stande ſey, den Gedanken zu faſſen, daß Alles dies nur wie ein Sommernachtstraum zerfließen könnte, und daß er mit eben ſo großer Sehnſucht als Zuverſicht daran glaube, daß Leinweber den erſten Moment ergreifen würde, ihr altes Verhältniß herzuſtellen und die dunkeln Schleier zu zerreißen, die ſich zwiſchen ihnen hingezogen hatten.

In dieſen Zeilen lag Wahrheit. Was auch Alfred hie und da über Leinweber als Künſtler und Menſch vernommen hatte, was er auch ſelbſt über ihn gedacht und wie oft auch dies Gedachte von dem Augenblicke die Farbe des Mißmuths lieh, er mochte ſich doch nicht überreden, daß Leinweber nicht einen wahrhaft edeln Kern in ſich bewahre und er machte ſich über ſeine Zweifel im Stillen Vorwürfe da ihn Dankbarkeit an den Künſtler feſſelte.

Er hatte den Brief geſiegelt und abgeſchickt. Mit Ungeduld erwartete er die Rückkunft des Boten. Er war bald wieder da. Herr Leinweber ſey beſchäftigt und werde die Antwort ſchreiben, ſo lautete der Beſcheid, den der Bote überbrachte. Alfred ſchien zufrieden zu ſeyn; er dachte, wenn Leinweber es nicht der Mühe werth hielte mit Erklärungen und Erörterungen zu machen, ſo würde er gewiß gleich geantwortet haben. Eine barſche Antwort iſt bald niedergeſchrieben und abgeſendet; bei unangenehmen Korreſpondenzen zögert man nicht, man will ſie vom Halſe haben.

Mit dieſer Beruhigung im Herzen ging Alfred auf die Straße und zum Thore hinaus. Er glaubte bei ſeinem Nachhauſekommen den Brief zu finden und zwar ſo zufriedenſtellend als human, und dann ohne Weiteres auf ſein Debut loszuſteuern. Unter manigfaltigen Gedanken erreichte er das wohlbekannte Dorf, in welchem Stein wohnte. Er ſchritt auf das Haus des Krämers zu und ohne ſich nach dem Befinden des Kranken unten zu erkundigen, da ihm die Fühlloſigkeit der Leute ja ſchon bekannt war, ſtieg er die endloſen Stufen hinan und trat in die weitoffene Thüre. Es war ihm unbegreiflich, weshalb die Thüre offen ſtand, da doch der Kranke im Bette ſo ſanft zu ſchlafen ſchien. Er ſchlich auf den Zehen, um kein Geräuſch zu machen, einige Schritte näher, zog hinter ſich die Thüre zu, und wollte ſo das Erwachen Steins abwarten, um dann mit ihm zu plaudern, wenn er vom Schlummer geſtärkt wäre. Er ſetzte ſich auf den einzigen in der Kammer befindlichen Stuhl, der unfern des Bettes ſtand.

Tiefe Stille herrſchte; kein Athemzug ward vernommen. Da kam jemand eilig und ſtolpernd die

Treppe herauf; die Thüre wurde gewaltſam aufgeriſſen und Alfred der dadurch Stein's Erwachen fürchtete, erhob ſich und ging dem Eintretenden mit leiſen Vorwürfen entgegen.

Ohne auf ihn zu achten ſtürmten zwei Männer an ihm vorüber. Es war der Hauseigenthümer und ein Beamter der Stadtbehörde. Sie bemächtigten ſich des kleinen, ſchmächtigen Mantelſacks, auf dem Balder à la turque mit untergeſchlagenen Beinen noch vor ſo kurzer Zeit geſeſſen hatte und zogen ihn hinter ſich her zur Thüre. Hier blieb der Eigenthümer des Hauſes ſtehen, blickte mit verächtlicher Miene um ſich und ſprach:

— Nein, kein Schauſpieler ſoll mir mehr in's Haus — ſie haben nichts und beſitzen nichts — und mit den paar Lumpen hier ſoll ich mich bezahlt machen. —

Nachdem er dies geſagt, gingen Beide eilig die Treppe wieder hinab, den Mantelſack polternd hinter ſich herſchleppend. Alfred ſtand wie verſteinert.

— Was iſt das? rief er endlich ſchwer athmend aus und näherte ſich dem Bette.

Da enthüllte ſich ihm der räthſelhafte Auftritt bald. Stein lag, eine kalte Leiche im Bette. — Afred blickte lange auf den Entſchlafenen hin und ließ ſeine Thränen frei über die Wangen fließen.

— Da liegſt du nun ſtarr und leblos, du armer Mann, und dein hartherziger Sohn iſt thränenlos an deiner Leiche vorübergegangen. Er ſoll es nie erfahren, daß du ſein Vater warſt; um den er ſich nicht im Leben bekümmerte, der ſoll auch ſelbſt den Schein von Sorgfalt nicht im Tode von ihm heiſchen. Und wozu brauchteſt du jetzt wohl ſeine Sorgfalt? Aber auch deinen Schatz ſoll der Habſüchtige nicht finden — ich will ſtehlen — um dem Diebe zuvorzukommen — ich will ſtehlen, um Gutes zu thun, ich will der Vollſtrecker deines Teſtaments ſeyn!

Bei dieſen Worten ſtreckte Alfred mit innerem Beben die Hand aus und ergriff die Pulverſchachtel. Nur zwei Ducaten waren noch darin, der dritte war bereits gegen Silbergeld ausgewechſelt worden, das ſich in die Ecke des Schnupftuches gewickelt vorfand. Im erſten Augenblicke gedachte Alfred dieſen Hort dem erſten, armen Schauſpieler zu geben, dem er begegnen würde; dann beſann er ſich eines Beſſern.

— Ich will damit die Schuld bei dem Hauseigenthümer tilgen und mir die Effecten Steins herausgeben laſſen, um zu retten, was ſich vielleicht von werthvollen Handſchriften darunter finden könnte, dieß waren ſeine Gedanken.

Der Mann war froh, als er das Geld ſah und lieferte Alfred ſogleich den Mantelſack dafür aus, der ihn ſelbſt auf den Rücken nahm und Balder aufſuchte, um ihm die Trauerbotſchaft zu überbringen. Er fand ihn am Eingang des Dorfs, im Begriffe, den alten Freund aufzuſuchen, weil ihn am Morgen eine ſeltſame Beängſtigung und eine Sehnſucht nach ihm ergriffen hatte. Die Meldung des Todes ſchien ihn nicht mehr zu ergreifen. Er hatte das baldige Verlöſchen dieſer Flamme an manchen Zeichen vorausgeſehen.

Balder begab ſich zum Sohne des Verſtorbenen, um mit jhm wegen des anſtändigen Begräbniſſes Rückſprache zu nehmen und einen Wächter bei der Leiche beſtellen zu laſſen. Für die Koſten wollte er aufkommen, ſagte er. Nachdem dieß Alles ſo weit geordnet war, ließ er ein Zimmer im Gaſthofe aufſchließen, daſſelbe, wo ſie das Kunſtgeſpräch die Nacht über wach erhalten hatte, und hier überließ er ſich mit Alfred dem Genuſſe, das Vermächtniß ihres verſtorbenen Freundes zu durchſuchen.

Der Mantelſack enthielt einige Bücher; Gedichtſammlungen zur Declamation und Rollen eigenhändig abgeſchrieben, dann eine Menge unzuſammenhängender Aufſätze, Anſichten über die Verhältniſſe des Theaters, Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung, kritiſche Beleuchtungen, auch dichteriſche Verſuche — ein Chaos — in dem langen Zeitraume, der dieſe zu Papier gebrachten Gedanken entſtehen ſah, nie in Ordnung verbunden, vollkommen unzuſammenhängend. Die oberflächliche Durchſicht zeigte ſchon, daß ein gebildeter Geiſt wie dieſer, jeder großen Bühne zur Zierde gereicht haben würde, aber ſie predigte auch zugleich die Wahrheit, daß ein Künſtler, der das Beſſere will und dieſes unverholen ausſpricht, ſeinen Platz bei den großen Bühnen ſchwerlich erhalten wird.

Ein Blatt mit der Aufſchrift: „Zerſtreute Gedanken über lebenslängliche Anſtellungen“ fiel Alfred in die Hand und er las daraus Balder folgendes Fragment vor:

„Es war eine ſchöne Zeit in Deutſchland, als die Schauſpielkunſt noch umherſchweifte in ihrer buntphantaſtiſchen Tracht, Aller Augen auf ſich zog, mit den Reichen und Mächtigen lebte, und von dem Volke bewundert aber auch zugleich verachtet wurde. Da war der Schauſpieler noch getaucht in jene leichtſinnige Begeiſterung, die ihn erhob über die Sorgen und Aengſten des Lebens, die ihn im Augenblick ſeines Triumphes wie einen Halbgott erſcheinen ließ, ſchwelgend in Ambroſia, und nicht achtend einer Zeit, wo er den Hunger mit der trockenen Rinde ſtillen würde. War er ja doch Künſtler — was wollte er mehr? und der ſeligſten Künſtler Einer, die keines andern Materials bedürfen, um ihre entzückenden, wenn gleich leichtvergänglichen Werke zu vollenden, als der Seele, mit ihren geheimnißvoll glühenden Tiefen, des hellſehenden Geiſtes und eines vollendeten Körperbaues, einer tönenden Stimme, eines beredten Auges, kurz aller Eigenſchaften, die einen hochbegabten Menſchen zieren. Und glaubt Ihr wirklich, daß dieſe Künſtler in der Verachtung lebten, womit ein ſteriler Wahnſinn ihre Kunſt beſchüttet hatte? Oder ſeyd Ihr der Meinung, daß ſie im Alter darbten und elend verhungerten? daß Niemand ſich ihrer annahm, daß ihre Kinder zu Taugenichtſen aufwuchſen?

Meine Jugend fiel noch glücklicher Weiſe in jene Zeit, wo viele große Künſtler ihre erſte Waffenweihe erhielten, und wo manches Geſtirn niederging, das mit ſeinen erſterbenden Strahlen noch die Welt erleuchtete. Ich will hier Einiges über die dermaligen geſelligen Verhältniſſe der Künſtler niederſchreiben.

Die ſehr rennomirte Truppe der Geſchwiſter Schuch durchzog Preußen mit königlichen Privilegien. Papa Schuch, der noch dann und wann einen Teufel, mit ſchwarz bemaltem Geſicht und eine mit Goldſchaum beklebte Naſe, meiſterhaft darzuſtellen gewußt hatte, war längſt abgetreten und ſeine Kinder führten das Werk fort. Hier begann Schröder als Sänger, ſeine ruhmvolle Laufbahn, die ihm zu Reichthum und Ehren verhalf. Glück und Talent waren die gekrönten Häupter, mit denen er einen Kontrakt auf Lebenszeit abgeſchloſſen hatte.

Der ältere Bachmann, ein Schwiegerſohn Schuchs war geehrt und geliebt, wie nie ein Schauſpieler vor und nach ihm, und er lebte mit den erſten Ständen auf traulichem Fuße. Ich erinnere mich noch lebhaft des ſchönen Mannes. Wenn er dahin rollte im Phaeton, im gepuderten Kopfe mit Chignon, den er wie eine Dame mit dem Kamm aufgeſteckt trug, den fliegenden Locken vorn und zur Seite, und dem dicken, gelbſeidenen Halstuche, in dem Kinn und Mund feſt verborgen lagen. Im Sommer ſtand ihm zu dem anliegenden Strumpfbeinkleide der Rock aus geſtreiftem Seidenzeuge ganz allerliebſt und — ich darf es wohl nunmehr, nach einer vollkommen ausgeſtorbenen Generation geſtehen — es kann leicht keine Karikatur von den Meiſtern in dieſem Fache heutzutage dargeſtellt werden, die jenem erſten Helden und Liebhaber, der zugleich Sänger war, in der äußern Erſcheinung gleich käme. Doch ſelbſt, wenn wir jetzt nach vierzig Jahren darüber lachen — wir lachen noch zu früh! wie nach eben ſo langer Zeit man unſere Adoniſſe lächerlich finden wird.

„Fuhr Bachmann vorüber, ſo lief man zum Fenſter; man wollte den Mann mit einer Art von inbrünſtiger Bewunderung anſtaunen, der geſtern als Orgon, Ariſt oder Craſt, ſo entzückend geweſen war. Wo iſt ſich in unſern Tagen ein Künſtler dieſer überſchwenglichen Anerkennung bewußt?

„Jener blendenden Prärogative theilhaft zu werden, verließen nun viele junge Leute, von einem leichtſinnigen Ergeitze beſeelt, die ſichern Brodſtudien, die Schreibſtuben und Werkſtätten, und ſchwuren Treue der Fahne aus bunten Fetzen, die der Menge ſo ſehr in die Augen ſtach, aber nur wenigen Geweihten zur Oriflamme wurde.

„Das liederliche Heer, das ſich um dieſe Fahne ſammelte, wuchs mehr und mehr, das Volk jauchzte den hin- und herwandernden Truppen entgegen, die Erſcheinung war noch zu neu und der Jubel mußte immer höher ſteigen. Nun aber traten bald Männer von ausgezeichneten Talenten zuſammen, denen das Herumziehen nicht mehr gefiel, deren Ehrgeitz von der Bewunderung und den guten Beſoldungen ſich lange nicht befriedigt ſah, die mit ſcheelen Augen nach den feſtgemauerten Küchen der kärglich bezahlten Staatsbeamten blickten, und ſich ſagten: Wenn uns auch beſſere Speiſen duften als ihnen, ſo iſt doch der Rauch des eigenen Schornſteins das Erquicklichſte auf Erden!

„Und ſie dachten ernſtlich daran, die Ausübung ihrer Kunſt an einen beſtimmten Ort zu feſſeln, ſie begründeten die ſtehenden Theater, mit ihrem Einerlei, mit ihren alternden Kräften, mit ihrem ungeziemenden Hochmuthe — und ſie ſahen nicht ein, daß die Kunſt, die leichtgeſchürzte, flüchtige Zauberdirne war, und daß ſie es noch lange vorzog, mit der flatternden bunten Fahne herumzuwandern, als ſchon die Flagge Thalia's und Melpomene's, von den Zinnen manches marmornen Kunſttempels, ſich ſtolz in die Lüfte erhoben hatte.

„Das Publikum war befremdet zwar ob dieſer Neuerungen, doch nahm es freundlich die Gäſte auf, öffnete ihnen Thür und Thor, räumte ſchnell den alten Unrath verjährter Vorurtheile auf, ließ ſie hinſetzen zum dampfenden, beneideten Heerde, zeigte den bis jetzt heimathloſen, umherſchweifenden Künſtlern das ſtillere Glück des Familenlebens, den Reiz im Innern der Bürgerlichkeit, ihre anſpruchloſe Heiterkeit, das idylliſche Glück in der engſten Beſchränkung. Arme Beſitzthümer gegen den Reichthum der innern Begeiſterung! Aber immer ſeltener war dieſe geworden. Beſonnenes

Bewußtſeyn war an ihre Stelle getreten und damit verknüpften ſich nur zu bald Sorgen über Lage, Bedarf, Stellung, Ausſichten, Zukunft, Alter, Noth, Tod und wohl noch darüber hinaus. Zu Mannheim war wohl zunächſt die Stätte, von wo alles dies entſprang. Ein mit glänzendem Talente begabter Mann wirkte dort im Vereine mit gleichgeſtimmten innig verwandten Naturen. Ich meine Iffland, der enge, mit Feinheit nachahmende, bürgerlich hoffärtige Künſtler, von karger Begeiſterung und ärmlicher Poeſie, welche reiche ergiebige Ernte wußte er aus ſeiner Begabung zu ziehen, wie geehrt und hochgerühmt ſtand er da, wie geſichert in dieſer Ehre, dieſem Ruhme, und dennoch genügte ihm dies Alles nicht!“

— Armer Freund! — unterbrach hier Balder den Vorleſer — an dieſer Einſeitigkeit laborirteſt du dein ganzes Leben. Doch die Umſtände ſind anzuklagen, die dir den freiern Aufſchwung verwehrten, deſſen dein Geiſt wohl fähig geweſen wäre — ſie ſind anzuklagen, nicht Du ſelbſt!

„Iffland ſchritt durch das Leben, fuhr Alfred zu leſen fort, im Gefühl ſeiner angebornen Würde und nahm Alles hin, was ihm die Huldigung der Zeitgenoſſen darbrachte, ohne dabei die Gedanken an Orden und Titel für ſeine Perſon aufzugeben, und ſeinen Standesgenoſſen eine ähnliche Stellung, wie die der beneideten Staatsdiener zu ſchaffen.

„Armer Stolzer, kehrteſt du nun zurück und ſäheſt die wohlgemäſteten Greiſe ihre Penſionen verzehren, und dabei die Bühnen in Verfall, wuchernde Schmarotzerpflanzen die goldenen Säulen der Kunſthallen umklammern, die neidiſchen, hämiſchen, gleichgiltigen oder verachtenden Blicke, die ſo viele Tauſende aus andern Ständen darauf richten, nur Begierde nach einem ſchönen Mädchen hin und wieder, nirgends aber jene extravagante Kunſtbegeiſterung mehr!

„Und muß wahres Talent jetzt etwa minder verkümmern? Schleppte ſich nicht die Peche, das himmliſch ſchöne Schlangenmädchen, bei elenden Truppen hin, bis ſie der Zufall zu Schlegel führte, der vor Bewunderung ſeinen Indra und Wiſchnu und alle Würde des Profeſſors vergaß und ſie laut und öffentlich anpries? Und wie viel Julien mögen dahin ſterben, ohne daß ſie ein Profeſſor der Aeſthetik bemerkt und anpreiſt? Die lebenslänglichen Anſtellungen, wie ſie bei unſern Hoftheatern beſtehen, ſind größtentheils Sinecuren für faule, talentloſe Gäuche, die ſie in guter Stunde ſich zu erſchleichen wußten und dann dem Publikum das Theater verleiden, dem ſie die geſundeſten Säfte, das Mark des Lebens entziehen.

„Die Fürſten wurden von dem edelſten Gefühle geleitet, als ſie den Schauſpielern die Vergünſtigung bewilligten. Wie ſehr ſie aber dadurch der Bühnenkunſt ſelbſt geſchadet, tritt gerade in unſerer Zeit recht klar hervor. Es iſt nun ſo weit gediehen, daß die Meiſten dieſer bevorrechteten Künſtler unbrauchbar zu werden anfangen. Die Penſionirungen erwachſen zu unerſchwinglichen Summen oder man müßte die Leute benützen, ſo lange als es geht. Will man ſie endlich erſetzen, ſo macht jedes noch ſo unbedeutende Talent dieſelbe Forderung: lebenslänglich angeſtellt zu werden.

„Aber was iſt mit dieſen Laſten und Ausgaben, mit dieſer Verwirrung in den Begriffen, wonach der dramatiſche Künſtler dem Staatsdiener völlig gleichgeſtellt ſeyn ſoll, ſonſt Erhebliches geſchehen, wenn wir es lediglich aus philantropiſchem Geſichtspunkte betrachten?

„Wie viele Talente unbeachtet untergehen, erwähnte ich ſchon, aber wie viele wackere Männer, bei der gewiſſenhafteſten Ausübung ihrer Kunſt, jetzt mehr als ehemals hungern und im Elend dahinſterben, bleibt uns zu erwähnen übrig. Denn jetzt, wo die Sache ſo vornehm betrieben wird, lockt ſie mehr Jugend aus allen Ständen zum Theater hin. Und in der Menge findet ſich immer mehr Mittelgut und ſchlechte Waare, aber auch — da nun mehr Protection nöthig iſt — Viele, die hierauf mit größerer Gewißheit zählen können, als auf ihre Fähigkeiten.

„Die Hoftheater haben eine eherne Mauer um ſich gezogen, die dem ſtillen Verdienſte, und wäre es das Größte, unerſteiglich iſt. Da gehören ſo viele Anwartſchaften wie Dienſtjahre dazu, um ſeine Bahn zu machen. Der umſonſt anfängt, wenn er nehmlich durch Beſchützer dahin gelangt iſt, überhaupt hier anfangen zu können — und zehn Jahre dient, ſpielt, wenn er anfängt ſtumpf zu werden, große Rollen, und mäſtet ſich dabei mit Braten und Wein! — Und man will, daß ſo etwas das Publikum ergötze? daß Alles dies im Stande ſey, die Leute mit jener jugendlichen Begeiſterung wieder zu erfüllen, wie damals, als wir herrlich ausgeſtattete Menſchen, das heilige Feuer hüten ſahen? . . . .

„Die menſchenfreundlichen Fürſten haben den Schauſpielkünſtlern lebenslängliche Anſtellungen zugeſichert, damit das Talent im Alter nicht darbe, und Leo, der große einzige Leo, erſchießt ſich aus Mangel auf Wieland's Grabe! . . .“

Man kann denken, welchen Eindruck dieſe Zeilen gerade in dieſem Augenblicke auf Alfred machten.

Er ſtand ja ſo lange ſchon an dem Scheidewege und war hocherfreut hier endlich eine Stimme zu vernehmen, die ihn beſtimmen konnte, welche Wahl er ergreifen ſolle. Er erkannte es, daß ſie ihm ſeine Richtung vorſchrieb.

— Ich dachte mir's gleich, daß dieſe Bekanntſchaft mir heilbringend ſeyn würde, ſprach er glühend, und ich ſegne die Stunde, wo ich Sie fand, wo Sie mich dieſem Edeln zuführten. Meine Zweifel ſind gehoben; ich folge meinem guten Sterne, er wird mich zum Ziele führen, wie er auch dieſen führte. Kommen wir nicht am Ende Alle hin?

— Was wollen ſie? fragte Balder.

— Ich will noch dem Begräbniſſe unſers theuern Freundes beiwohnen, dann ziehe auch ich in die weite Welt. Sie werden mir ihren Segen nicht vorenthalten, ſagte Alfred.

— Und Ihr Vater?

— Ich kann ihm den momentanen Schmerz nicht erſparen, aber ich nehme mir feſt vor, ſeine Hoffnungen nicht zu täuſchen. Meine guten Pogenwinkler ſollen mit mir zufrieden ſeyn, wenn ſie mich auch nicht auf dem Hoftheater debütiren ſehen können. Ich fordere noch heute meinen Abſchied. Ich habe mich Leinweber wieder genähert; er wird — er kann die ihm ſo treulich dargebotene Hand nicht verſchmähen, ich kenne ihn! er iſt argwöhniſch, aber er kennt mich. Ich will ihm Alles geſtehen, und er wird mir nicht hinderlich ſeyn. —

— Wenn ſie ſich nur nicht verrechnen, lieber Freund!

— Glauben ſie, daß er mir den Abſchied verweigern könne?

Balder lächelte.

— Fragen Sie mich nicht darum, ſprach er, ſeyn Sie aber überzeugt, daß das, was Sie von Leinweber erfahren werden, Ihren wahrſcheinlichſten Berechnungen zuwider laufen wird. Kommen Sie!

Eilftes Kapitel.

„Verächtlich iſt, Größe mit
Flitter und Kleinheit erjagt! —“
Iffland.

Als Alfred nach Hauſe kam lag ein großes Schreiben, in der Form wie ſie die Behörden bei amtlichen Gegenſtänden erlaſſen, auf ſeinem Tiſche. Es war von Leinweber eigenhändig und ſehr weitläuftig. Der große Mann ließ ſich herab, dem jungen Menſchen einen ſtrengen Sermon zu halten, ihm Alles vorzuſtellen, was er durch ſein Betragen verſcherzt habe, ihm ſeinen Verrath in den grellſten Farben zu ſchildern und ihn mit halb zärtlichen und rührenden, halb zornigen und ſchmähenden Vorwürfen zu überhäufen.

„Nie würden Sie bei mir eine Perſon oder einen Gegenſtand gefunden haben, die Ihnen hätten unangenehm ſeyn können,“ hieß es in dem Schreiben, „und ſollte ich am Ende allen Umgang abbrechen, ſo würde ich mich doch nie dazu verſtehen können, einen

Feind meiner Freunde bei mir zu ſehen. Allein Sie kennen dieſe Art von Zartgefühl nicht und weit entfernt, an irgend eine ſolche Selbſtaufopferung zu denken, wie ich deren fähig bin — wie ich jeden Augenblick beweiſlich zu erhärten mich anheiſchig mache — bilden Sie ſogar mit meinen Feinden gemeinſchaftliche Partei, wie ich aus der beſten Quelle weiß und wie ich — wenn man mich drängen ſollte — auch zu beweiſen im Stande ſeyn würde. Wenn unſer erlauchter Chef, der Herr Baron von Piſjahn von Ihren ſchnöden Umtrieben Kenntniß erlangte, ſo wäre es ſicher um Ihre Anſtellung bei dieſſeitiger Bühne geſchehen und Sie könnten nur Ihren Stab weiter ſetzen, ohne hier einmal zum Debüt gekommen zu ſeyn. Ich werde mich aber hüten, es zu hinterbringen, mein Mitleiden — obgleich vielleicht ſträflich, da ich nicht weiß, welcher Nachtheil aus einem ſolchen Mitgliede noch mir oder der Anſtalt einmal erwachſen könnte — mein Mitleiden, ſage ich, hindert mich daran, Ihrer Zukunft hemmend in den Weg zu treten. Ja, würde der Herr Intendant etwas von anderer Seite in Erfahrung bringen und mich in ſeiner Weisheit eine Mittheilung davon zu machen würdigen, ſo können Sie überzeugt ſeyn, daß ich die Selbſtverleugnung ſo weit treiben werde, für Sie zu bitten. Meine Gefühle ſind keine Taſche und ich ſpiele nicht damit. Guter Gott, du weißt es, daß ich auf meine Knie ſank, um dir zu danken, endlich einmal einen Freund gefunden zu haben, der mich verſtanden hatte, der mir ein theurer Jünger zu werden verſprach! Ich gelobte damals, ihm ein treuer Mentor zu werden, um mich Deiner hohen Gnade würdig zu bezeugen, o Gott! Nun — es ſollte nicht ſeyn! Ich tröſte mich mit der Unvollkommenheit aller irdiſchen Dinge. — Beſuchen Sie mich nicht mehr. Es würde mich nicht Stärke genug beſeelen, Sie an dem Heerde aufzunehmen, wo ich Sie einſt mit der ganzen naiven Offenherzigkeit des harmloſen Künſtlerherzens willkommen hieß. Auch würde meine arme gute Gattin, die ſo viel ſchon um Ihrentwillen zu leiden hatte, ſich Ausbrüchen überlaſſen, welche der Schmerz und die Liebe zu mir ihr eingeben würden und die gewiß zu entſchuldigen wären, um ſo mehr, als ſie mir Eröffnungen über ihr Betragen machte, die mich auf's Aeußerſte empört hätten, wenn ich nicht Ihre Jugend und meine leichtgläubige Thorheit in Betracht gezogen haben würde. Ja, dieſe Aeußerung gegen eine unbeſcholtene Frau, das Weib Ihres Freundes und der Artikel über meine Leiſtung als Mephiſtopheles, in der Scheerauer Theaterzeitung, ſetzten Ihrem Betragen die Krone auf und brachen den freundſchaftlichen Umgang zwiſchen uns auf immer ab. Jener Artikel iſt nämlich, wenn auch nicht unmittelbar aus Ihrer Feder gefloſſen, doch von Ihnen angegeben worden. Das iſt gewiß und Sie können und dürfen ſich nicht darüber entſchuldigen. Ich bete für Sie und wünſche, daß Derjenige, dem Sie fortan Ihre Huldigung widmen, Ihnen mehr gewähren und werden möchte, als meine ſchwache Kraft im Stande war, allein eben ſo wünſche ich auch, daß — obgleich mein Feind — er nie die traurige, herzzerfleiſchende Erfahrung machen möge, die mich jetzt ſo hart darniederbeugt. Im Geſchäftsbereiche werde ich ſtets mit der Ihnen gebührenden Offenheit und Hochachtung ſeyn und verbleiben Ihr ganz gehorſamer Diener

David Leinweber,
Regiſſeur und Schauſpieler am Hoftheater."

Alfred warf den Brief voller Unwillen auf den Tiſch. Er wußte nicht, ob er darüber lachen oder weinen ſollte. Welche Klätſchereien waren dem großen Künſtler in Bezug auf ihn hinterbracht worden. Er wollte zu ihm gehen und ihn zu Rede ſtellen; er wollte wiſſen, wer ihn verläumdet hatte und daran zugleich die Benachrichtigung knüpfen, daß er es aufgebe, auf dem Hoftheater ſein Debüt zu erhalten und um ſeinen Abſchied bitte. Aller Werth dieſer Auszeichnung ſey für ihn mit dem Gedanken dahin, daß er Leinweber's Gunſt und Schutz verloren habe. Noch war er unentſchloſſen, ob er dieſes ſchreiben oder mündlich ausrichten ſolle, als der hereintretende Theaterdiener ſeinen noch obwaltenden Zweifeln ein plötzliches Ende machte. Er legte eine Rolle Geld und ein amtliches Schreiben mit großem Siegel auf den Tiſch und überreichte ein Buch um darin den Empfang zu quittiren. Alfred wartete bis daß er ſich entfernt hatte und riß mit ungeduldiger Haſt das Schreiben auseinander. Er las:

„Die Intendanz des Hoftheaters an den
Schauſpieler Alfred.

Umſtände, die dem Schauſpieler Alfred auf andern Wege bekannt gemacht ſeyn werden, veranlaſſen die unterzeichnete Stelle, den beſtehenden Contrakt mit ſechswöchentlicher Kündigung aufzuheben. Um jedoch den weitern Unternehmungen des Schauſpielers Alfred nicht hinderlich zu ſeyn, wird demſelben hier eine Sechswochengage beigelegt und deſſelben ſofortiger Abreiſe von hier damit jeder Vorſchub geleiſtet. Hierüber iſt Quittung zu unterſchreiben.

Die Intendanz des Hoftheaters:
Freiherr v. Piſjahn.
Mppr."

Im erſten Augenblick war unſer junger Held heftig ergriffen; die Art und Weiſe ſeiner Abdankung gefiel ihm nicht, obgleich ihm dieſe ſelbſt nur wünſchenswerth war. Sich ſo ſchnöde entfernt zu ſehen, um eines Fehls wegen, das er gar nicht begangen, kränkte ihn tief: denn offenbar lag dem Verfahren der Intendanz die Meinung zu Grunde, er habe einen Artikel gegen ein angeſtelltes Mitglied in ein Blatt einrücken laſſen; ein Fall, der in den Geſetzen vorhergeſehen war und mit Entlaſſung beſtraft wurde. Was ſollte er aber thun? Leinweber war für ihn nicht mehr zu ſprechen; auch würde der ſich nie vom Gegentheile haben überführen laſſen; der Intendant war aber noch weniger erreichbar für ſeine ſchwache Stimme. Es blieb ihm nichts übrig, als das ſchreiende Unrecht zu tragen, oder in den Blättern dagegen zu reclamiren. Ja, dazu entſchloß er ſich endlich; Ladewitz war ſein Freund — zu ihm wollte er hin, er würde es ihm nicht abſchlagen, eine geharniſchte Vertheidigung im „jüngſten Gericht“ abdrucken zu laſſen. Es ſchien ihm der einzige Weg, ſeine Ehre vor den wenigen Freunden, die er im Publikum hatte, vor ſeinen Pogenwinklern endlich, zu retten, die ſeinen Unfall gewiß tief empfinden mußten.

Er ſuchte Balder auf, um ihm ſeinen Vorſatz und ſein Schickſal zu verkünden.

— Das Alles ſah ich kommen, gerade wie es eingetroffen iſt, ſagte Balder lächelnd — und Ihnen bleibt nun nichts übrig, als dem Himmel zu danken, daß er Ihnen ſo hilfreich bei Ihren Abſichten entgegenkam. Sie müſſen nun die Sache von der angenehmen Seite betrachten und in der That hat ſie für Sie keine wirklich unangenehme. In der Theaterwelt haben Sie noch keinen Namen und Ihre plötzliche Entfernung von hier kann ihm alſo auch keinen Schaden bringen. Aber bei Leibe reclamiren Sie nicht, dadurch würden Sie das Ding nur ärger machen. Sie hängen es dann ſelbſt an die große Glocke und was jetzt in zwei Tagen gewiß vergeſſen wird, erhält durch Ihre unſelige Reklamation auf jeden Fall eine Dauer von vielen Wochen, ſelbſt Monaten. Ihr Aufſatz wird einen andern hervorrufen, der Ihnen antwortet, dieſer einen dritten, man wird ſcheinbar für oder wider Sie ſtreiten, allein wirklich nur dem Publikum, das ſich am Scandal erfreut, einen Spaß vermachen wollen und Alle werden ſich das Wort geben, Sie zum Gegenſtande des allgemeinen Gelächters zu proklamiren. Verſchlucken Sie die Pille und verlaſſen Sie ungeſäumt die Stadt.

Alfred hatte zwar große Achtung vor der Einſicht und Erfahrung Balder's, allein es wurde ihm ſchwer, dieſem Rathe ohne Einwand Folge zu leiſten. Er machte Gegenvorſtellungen.

Balder hatte Wein bringen laſſen und zutraulich einſchenkend, ſagte er:

— Ich will Ihnen eine Geſchichte ähnlichen Inhalts erzählen, die Sie von jeder Reklamation in den öffentlichen Blättern ein- für allemal curiren ſoll. Hören Sie mich an. Ich war einmal in meiner Jugend mit einem Schauſpieler bei einer Provinzbühne engagiert, der Baſtardinger hieß. Es war ein guter Menſch, allein von beſchränkten Fähigkeiten. Eines Tages ſitzt er harmlos, wie immer, eine Cigarre ſtill vor ſich hinrauchend, auf der Bank vor der Thüre des Kaffeehauſes, als ihn ein Bekannter mit den Worten antritt: Du, Baſtardinger, haſt Du das neueſte Blatt des Theaterfreundes geleſen? — So hieß damals ein ziemlich weit verbreitetes Blatt, das in der Hauptſtadt erſchien und von den Schauſpielern der Provinz mit wahrer Begierde geleſen wurde. Der aber ſo fragte war ein penſionirter Lieutenant, der eine Sängerin geheirathet hatte und ſich auf allen Kaffeehäuſern herumtrieb, Klätſchereien anzettelte und beſonders eine rechte Freude daran hatte, irgend

Jemand etwas Unangenehmes zu hinterbringen; dabei war er übermäßig neugierig und miſchte ſich mit Vergnügen in fremde Angelegenheiten. Dergleichen Müſſiggänger finden ſich leider bei allen Theatern und ſtiften überall Unheil, wo ſie hinkommen.

Baſtardinger, dem ſchon nichts Gutes bei der Frage des Lieutenants ſchwante, antwortete mit verlegenem Geſichte: Nein, ich habe den Theaterfreund nicht geleſen. — Das iſt etwas Anderes, ſagte der Lieutenant, wie befindet ſich Deine Frau? — Sehr gut, antwortet wieder der arme Baſtardinger, warum fragteſt Du mich aber, ob ich den Theaterfreund geleſen habe? Ich frage nur ſo, erwiederte der Andere mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, hat Dein Kleiner noch den Keuchhuſten? — Nein, ſpricht Baſtardinger immer dringender, aber ich möchte wiſſen, weßhalb Du mich fragteſt: haſt Du den Theaterfreund geleſen? — Es iſt nichts, antwortet unſer Lieutenant, Du biſt blos ein bischen darin mitgenommen worden.

Der arme Baſtardinger wird bleich bis unter die Nägelſpitzen.

— Was ſteht von mir im Theaterfreund, ruft er ſchnell, ich will's wiſſen! Freund, ich muß es wiſſen — verſchweige mir nichts — ich bin auf Alles gefaßt.

— Mir wär's lieber, wenn Du den Artikel ſelbſt leſen würdeſt. Deine Kunſt betrifft's eben nicht. —

— Was? ein ganzer Artikel? Komm', zeig' mir das Blatt. —

Es iſt gleich zur Hand; ich hole es vom Billard. — Allein, o Schmerz! der Marqueur ſagte, daß es am Morgen ſchon weggekommen ſey.

— Ein Feind von mir hat es geſtohlen, um es in der Stadt recht zu verbreiten, ſagt Baſtardinger, während ſein Freund ihn nach einem andern Kaffeehauſe zieht.

— Gieb her, ſchreit Baſtardinger, und reißt ſeinem Freunde das Blatt, das ſchon ganz beſchmutzt und verleſen da liegt, aus der Hand: ich will ſelbſt leſen.

Und nun liest er allerlei gleichgültige Dinge, bis er zu dem ihn intereſſirenden Artikel kommt, endlich findet er ihn und ſieht ſchwarz auf weiß die folgenden Worte: „Vor wenigen Tagen hat die Frau unſers geſchätzten Mimen, des Herrn Xaver Baſtardinger, die in der Theaterwelt rühmlichſt bekannt iſt, ihrem glücklichen Gatten den achten Knaben geboren, der in allen Beziehungen würdig ſeyn wird, den Namen ſeines Vaters zu führen.“

— Was ſoll das ſeyn? ſchreit Baſtardinger wie raſend; gehört die Niederkunft meiner Frau in den

Theaterfreund und welche Stichelеien auf meinen Namen? Ich bin entehrt! Entweder ſein oder mein Leben! Sage mir, Freund, wo ſteckt eigentlich die Beleidigung, ich bin zu ſehr ergriffen!

— Sie ſteckt in den Worten: der Knabe iſt würdig Deinen Namen zu führen. Sieh nur, du heißeſt nun unglücklicher Weiſe Baſtardinger, folglich iſt damit geſagt, daß Dein kleiner Junge ein Baſtard ſey. Das iſt das Ganze; eine bittere Ironie.

— Ja, eine bittere Ironie! weißt Du was? Wir ſind in der Charwoche und das Theater iſt geſchloſſen; ich reiſe nach der Hauptſtadt und Du begleiteſt mich; ich fordre den Redacteur und Du biſt mein Secundant. Die verwünſchte Preßfreiheit hat ſchon viel Unheil angerichtet und doch iſt ſie den Leuten noch immer nicht frei genug!

Bevor ſie abreiſten befragten ſie noch einige Freunde um Rath. Baſtardinger zeigte den Artikel einem alten Advocaten, einem penſionirten Hauptmann, und einem angeſehenen Gutsbeſitzer. Er zeigte es einem Jeden ganz in Geheim und empfahl ihnen Allen das tiefſte Stillſchweigen in der Sache.

Der Advocat meinte auch unmaßgeblich: die Injurie entſpringe augenſcheinlich in der Beziehung zwiſchen dem Namen des Vaters Baſtardinger und der

Geburt eines Sohnes, welcher werth ſey, dieſen Namen zu tragen. Das hieße allerdings mit andern Worten: das Kind ſey ein Baſtard. Grund zu einem Injurienproceß.

Der penſionirte Hauptmann meinte: Es iſt eine Flegelei gleich unter der Nachricht, daß es Kröten geregnet habe, anzuzeigen, daß Ihre Frau Gemalin von dem achten Kinde entbunden wurde: gleich als ob Madame Baſtardinger Kinder ſo häßlich wie die Kröten in die Welt ſetze, oder regne! dieſe Kröten ſeyen übrigens würdig des Vaters Namen zu tragen. Blutige Beleidigung! Eine Ausforderung — 's gebt nicht Anders.

Der angeſehene Gutsbeſitzer ſah lange in das Blatt und ſprach bedächtig: ich leſe den Theaterfreund gewöhnlich nicht und weiß auch ſo gut wie nichts von ſeiner Tendenz, hier muß ich mich aber doch verwundern, daß er zwiſchen einem Krötenregen und dem neulich gegrabenen arteſiſchen Brunnen, die Entbindung Ihrer Frau Gemalin einſchaltet. Es iſt offenbar ein Witz dahinter, wenn ich auch geſtehen muß, ihn nicht zu verſtehen.

So lauteten nun die Meinungen, die den armen Schauſpieler vollends raſend machten. Uebrigens war es auch närriſch genug, daß ein Blatt, welches ſich der Theaterfreund betitelte, allerlei Notizen, wie über Krötenregen, arteſiſche Brunnen u. ſ. w. gab, die in keiner Beziehung zum Theater ſtanden. Noch denſelben Abend reiſte Baſtardinger mit ſeinem Freunde, dem penſionirten Lieutenant, der Moormüller hieß, ab, nachdem ſie ihren Frauen einen unſchuldigen Vorwand über den Zweck ihrer Reiſe mitgetheilt hatten.

Sie kommen in der Hauptſtadt an und ſuchen ſogleich den Redacteur des Theaderfreundes auf. „Er iſt auf der Jagd," heißt es, und ſie ſind genöthigt, bis zum Abend des andern Tages in Geduld zu harren. Endlich können ſie den Herrn Redacteur ſprechen.

— Der Artikel iſt weder von mir, noch von einem Mitarbeiter dieſes Journals, ſpricht er gleichgiltig, ich habe ihn einem andern Journal entnommen, ſie müſſen ſich dorthin wenden.

Damit ließ er die Beiden ſtehen.

— Was meinſt du, Moormüller? — ſprach Baſtardinger.

— Ja, was meinſt du dazu? fragte dieſer.

— Muß ich nicht den Kelch bis auf die Hefe leeren? Komm'!

Und ſie gingen. Allein ſie beſannen ſich zu ſpät, daß ſie zu fragen vergeſſen hatten, welchem andern

Journale der Theaterfreund den Artikel nachgedruckt, oder entnommen hatte. Sie eilten daher zu dem Redacteur zurück, allein er war über die Feiertage verreiſt, wie man ihnen ſagte, und würde unter zehn bis zwölf Tagen nicht wiederkommen. Es blieb den beiden Freunden nunmehr nichts übrig, als ſich in ein Kaffeehaus zu begeben, wo faſt alle Journale gehalten wurden und um die weggelegten Blätter zu bitten. Man brachte ihnen dreißig bis vierzig große Mappen, die mit fettigen, halbzerriſſenen und ſtaubigen Journalen angefüllt waren; Alles lag durcheinander, nichts war geordnet. Welche Geduld gehörte dazu hier etwas zu ſuchen. So ſaßen ſie bei Caffee und Zuckerwaſſer emſig ſuchend von zehn Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends und durchforſchten dieſe Folianten, um die vermeinte Beleidigung von drei Zeilen zu leſen. Die Naſenlöcher, die Augen, Ohren und Mund, waren voller Staub; ihre Finger waren ſchwarz; ſie ſahen aus wie Rauchfangkehrer. Endlich um ſechs Uhr entfernten ſie ſich auf eine halbe Stunde, um etwas Weniges zu eſſen. Sie hatten noch nichts gefunden. Um drei Viertel auf ſieben ſaßen ſie ſchon wieder bei der Arbeit und um drei Viertel auf zehn hatten ſie endlich die Gewißheit der Quelle des fraglichen Artikels. Es war ein halbzerfetzter Wiſch grauen Papiers, deſſen Inhalt mit alten Nagelköpfen ſtatt mit Lettern gedruckt zu ſeyn ſchien, und auf dem die ominöſe Inſchrift prangte: „der erheiternde Spion.“ Hier ſtanden die wenigen Zeilen, die dem armen Baſtardinger bereits ſo viele Zeit, Geld und Aerger gekoſtet hatten.

Am andern Morgen kleideten ſich unſere Freunde ſchwarz, wie es bei feierlichen Gelegenheiten und Affairen von einigem Belang üblich, und gingen nach einer ewig langen, engen und ſchmutzigen Straße der Vorſtadt, die man ihnen als den Wohnſitz des Redacteurs des erheiternden Spions angegeben hatte. Sie ſuchten aber und ſuchten ohne irgend etwas zu finden, was ſie auf die Spur hätte leiten können. Endlich blieben ſie Beide vor der Thüre eines Hauſes ſtehen, das ſeinem Anſcheine nach ihnen die Reſidenz des Redacteurs zu verrathen ſchien. Sie fanden eine alte Frau im Gange.

— Wohnt hier der Redacteur des erheiternden Spions?

— Wer ſoll es ſeyn?

— Der Redacteur —

— Weiß nicht. Was für ein Handwerk ſoll er treiben?

— Den Spion — erheitern —

— Weiß nicht —

— Ein Journaliſt — ein infamer —

— Ruhig, Freund! Du biſt Vater, raunte ihm der Freund zu.

— Hier wohnt ein Vogelhändler, ſagte die Alte, mein Mann treibt das Handwerk ſchon lange, ſehen ſie dieſen Vogel, halb Stieglitz, halb Kanarienvogel — es iſt ein ſchöner Baſtard —

Der arme Menſch wurde wüthend.

— Hörſt Du? eine Anſpielung! ſchrie er wie toll, wir ſind zur Stelle —

Der Zorn macht Dich blind, calmirte der Freund, denke an Deine Kinder —

Aber er predigte tauben Ohren, er mußte Baſtardinger nacheilen, der bereits die Treppe hinanſtürmte. Jetzt ſtanden ſie vor einer verſchloſſenen Thüre und der Zufall hatte ſie richtig geleitet, ſie laſen wirklich die Worte: Redactionsbureau des erheiternden Spions. Sie ſchellten.

— Sogleich, ſchallte es von Innen.

Ungefähr eine Viertelſtunde ſpäter öffnet ein ziemlich ältlicher Mann mit einem großen Schnurrbarte: Er entſchuldigt, daß ſie ſo lange hatten warten müſſen und fragte was zu ihren Dienſten ſtehe, nachdem er ſie in ein vollkommen leeres Zimmer genöthigt.

— Ich will dem ſchändlichen Kerl — ſagte Baſtardinger erhitzt.

— Freund ſprach beſchwichtigend Meermüller, Du haſt mir Dein Wort gegeben, ruhig zu bleiben. Mein Herr, fuhr er hierauf fort zu dem Schnurrbärtigen gewendet, wir wünſchten den Verfaſſer eines Artikels zu kennen, der in der Nummer vom erſten dieſes Monats ſtand —

— Bemühen ſie ſich nur gefälligſt hier nebenan, ſagte der Schnurrbart, ich bin nur der Drucker des Journals —

Baſtardinger und ſein Freund laſſen den Mann ſtehen und begeben ſich ſogleich in das anſtoßende Kämmerchen —

Hier empfängt ſie ein jüngerer Mann, aber ohne Schnurrbart.

— Was wünſchen Sie, meine Herren?

— Eine ſchurkiſche Anſpielung —

— Ruhe, Baſtardinger, Du haſt mir verſprochen — Wir wünſchten, mein Herr, eine kleine Erklärung über einen Artikel, den mein Freund, Herr Baſtardinger, als eine Ehrenkränkung zu betrachten im Rechte zu ſeyn glaubt —

— Haben ſie die Güte nur ins Nebenzimmer zu gehen — ich habe mit der Redaction nichts zu ſchaffen —

Baſtardinger und ſein Freund fühlen ihren Zorn erkalten, ihre Fiebern ermatten. Das Ganze ſcheint für dieſen Zweck recht kunſtvoll organiſirt zu ſeyn.

Jetzt ſtehen die beiden Freunde endlich vor einem Manne, von robuſtem Anſehen, mit der Verdienſtmedaille decorirt.

— Was giebt's? ſchnauzt dieſer ſie an.

— Eine Erklärung wollen wir wegen der Beleidigung, die Ihr Blatt mir zugefügt hat. Ein Artikel zwiſchen Krötenregen und Arteſiſchen —

— Das geht mich nichts an. Der Redacteur ſitzt dort hinten; ich bin der Expeditor —

Mit dieſen Worten expedirt er die Beiden in das letzte Zimmer. Hier ſtoßen ſie endlich auf eine wahrhaft bemitleidenswerthe Geſtalt, dick und roth mit grauen Haaren, von Zeitungen umgeben, eine große Scheere in der Hand. Er hebt bei ihrem Eintritt den Kopf, dann legt er die Scheere weg, wiſcht die Brille ab, ſetzt ſie wieder auf und ſieht ſie an ohne ein Wort zu ſprechen.

Baſtardinger fragt ob er endlich den Redacteur des erheiternden Spions vor ſich ſehe.

— Ja wohl, mein Herr, antwortet die ehrwürdige Geſtalt — Heiter? je nun, dem Namen nach aber im Innern nicht. Sehen Sie, ich bin eigentlich ein Barchenthändler, allein die vielen Reiſenden haben den Abſatz im Orte gänzlich ruinirt und ich war genöthigt meine Zahlungen einzuſtellen. Es ging mir ſehr ſchlecht; ich hatte nichts wovon zu leben; da nahm mir der Himmel Frau und Kinder und ich gründete den erheiternden Spion, um mich — wie Sie ſehen — kümmerlich durchzubringen. Was ſteht zu Ihren Dienſten?

— Mein Herr, Sie haben einen Artikel in Ihrem Blatte gegen mich, gegen einen Mann der Sie niemals beleidigte, gegen mich, der keinen Menſchen je beleidigt hat — einen Künſtler — den man in ſeinen Leiſtungen recenſiren, mit Gründen belehren kann, deſſen Privatverhältniſſe jedoch nicht vor das Publicum gehören, ſo wenig wie die Privatverhältniſſe irgend eines Menſchen —

— Du ſprichſt gut, mein Freund, ſo fahre fort — ſprach leiſe Moormüller —

— Mein verehrter Herr erwiderte der Alte mit Würde — Sie machen mir da Vorwürfe, die ich nicht verdiene — ich redigire mein Journal nicht —

— Aber wer redigirt es denn?

— Niemand —

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Das Journal redigirt ſich von ſelbſt. Haben

Sie an der Thüre nicht das Käſtchen bemerkt, mit der Aufſchrift: Briefkaſten des erheiternden Spions? Nun, ſehen ſie, da hinein wirft Jeder, was ihm beliebt. Abends wird es geöffnet; dann leſen wir die alten Knöpfe und Kirſchkerne, die Cigarrenſtumpfen, die Aepfel- und Kartoffelſchaalen aus den Papierfetzen heraus und drucken dann alles das ab, was nicht Kirſchkern, Cigarre, Aepfel- oder Kartoffelſchaale iſt. Haben wir noch weißes Papier im Blatte übrig, ſo ſchneiden wir Stückchen von andern Blattern ab, und füllen das Unſrige damit, ſo entſteht unſer Journal, aber es wird nicht redigirt.

— Wenn ich nun aber eine Ehrenerklärung von Ihnen verlangte?

— Eine Ehrenerklärung? ſo viele ſie wollen. —

— Was wäre damit gewonnen, Baſtardinger, ſagte Moormüller — es würde den alten Schmutz nur aufrühren. —

— Du haſt recht — erwiederte der Freund — was wollen wir machen? Irgend ein heimlicher Feind hat mir den Streich geſpielt. —

Und Beide verließen den Alten.

— Das war freilich das Beſte, was ſie thun konnten, ſprach Alfred, allein mein Fall iſt denn doch ein ganz Anderer.

— Die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende, fiel ihm Balder ins Wort, hören ſie nur weiter! Als die beiden Freunde auf der Straße waren, beſchloſſen ſie ſobald als möglich wieder nach Hauſe zu reiſen. Die Charwoche, Baſtardinger's Ferienzeit, war über den Handel zu Ende gegangen, und die Pflicht rief ihn auf ſeinen Poſten. Am andern Morgen traten ſie in ein Kaffeehaus, um zu Frühſtücken, und wollten dann den Eilwagen beſteigen. Die friſchen Tagsblätter lagen auf dem Tiſche und ſie griffen darnach, um Neuigkeiten zu erfahren. In dem einen fiel ihnen ein Artikel in die Augen, der ihren Vorfall von Geſtern aufs umſtändlichſte und mit boshaften Zuſätzen erzählte; in dem Andern war ein lügenhafter Bericht über die Explikation mit dem alten Redakteur des erheiternden Spions enthalten, in dieſem Blatte ſelbſt aber ſtand eine Charade über ein vierſylbiges Wort, deren Auflöſung auf der Hand lag, ſie war Baſtard und Dinger und eben ſo dumm als boshaft. — Meermüller wollte, gefällig wie er war, ſeinem Freunde noch Einiges vorleſen, allein dieſer riß ihm die andern Blätter aus der Hand und warf ſie weit weg. — Ich bitte dich, ſagte er, lies nicht weiter, trinke deinen Kaffee und laſſe uns abreiſen. Möge man mich von nun an Dieb, Straßenräuber, Menſchenfreſſer in allen Journalen der Welt heißen, ſo will ich mich eher viertheilen laſſen als reclamiren. — Und es iſt zwar ſchlimm, ſetzte Balder ernſt hinzu, aber, lieber Freund, es iſt denn doch das Sicherſte. Ein ſolcher Angriff in einem Blatte wirkt bei uns nie auf die öffentliche Meinung, und es kann ein Mann, der alle Tage auf ſolche Weiſe angegriffen wird, doch im Leben in hoher Achtung ſtehen. Aber die Reclamation tritt den Schmutz nur breiter und verdoppelt den Aerger und das, was in vierundzwanzig Stunden vergeſſen wäre, bringt ſie noch nach Wochen und immer wieder von Neuem in Anregung.

Alfred verſprach ſeines Freundes Rath zu befolgen und nahm ſich vor in den nächſten Tagen fortzureiſen. Seinem Vater wollte er dann erſt ſchreiben, wenn es ihm gelungen ſeyn würde bei einem andern Theater eine Anſtellung zu finden und aufgetreten zu ſeyn. Durch dieſe freudige Botſchaft hofte er das Unangenehme der geſcheiterten Hoffnung bei dem erſten Verſuche bedeutend zu mildern.

Zwölftes Kapitel.

„Nicht wird ſofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erſchluget eine Nachtigall.“

F. v. Sallet.

Es war einige Tage vor Alfreds Abreiſe, als die neueſte Nummer des jüngſten Gerichts von dem Doctor Ladewitz die Nachricht mittheilte, daß das Publikum nächſtens durch die Erſcheinung eines Herrn Alfred auf der Scene des Hoftheaters erfreut werden würde, der ſich bereits auf verſchiedene Weiſe bemerkbar gemacht hatte, nehmlich: erſtens bei dem Handel des vermeintlichen Engländers und der Demoiſelle St. Viol; zweitens durch ſeine geharniſchten und unfehlbaren Recenſionen über die Leiſtungen der Künſtler des Hoftheaters, und drittens durch den naiven Wunſch ihrem Vereine angehören zu wollen und den Beweis zu führen, daß Tadeln eben ſo leicht ſey als Beſſermachen. Dieſe ſeltſame Mittheilung machte überall Aufſehen, nur bei dem, auf den ſie zunächſt gemünzt war, erregte ſie keine Aufmerkſamkeit, da er von der bevorſtehenden Abreiſe und den mancherlei Sorgen, die ihn drückten, zu ſehr in Anſpruch genommen wurde und das jüngſte Gericht nicht mehr zu leſen pflegte.

In Pogenwinkel jedoch machte das Blatt, als es hinkam, die bedeutendſte Senſation. Zwar war das „nächſtens“ dem Kaſſenreviſor nicht recht, da er gern den Tag des Auftretens mit Beſtimmtheit gewußt hätte, eben ſo lag auch in der ganzen Abfaſſung des Artikels ein Etwas, das dem guten Manne nicht gefiel, allein ſein väterliches Herz ſchwoll doch bedeutend bei dem Gedanken, ſeinen Sohn endlich am ſchönen Ziele zu ſehen. Daß dieſer ihm nicht ſchrieb, konnte er ſich nicht gut erklären und er zürnte ihm deßhalb, allein Clotilde meinte, er würde mit ſeiner Rolle, ſeinem Coſtüm und dem Uebrigen zu viel zu thun haben und auch vorher den Erfolg des erſten Debüts abwarten wollen, um ſie dann zum zweiten einzuladen. Fizmeier meinte hingegen: was braucht er denn zu ſchreiben? tragen die Journale ſo etwas nicht in alle Welt? Er hat ja dort in der Reſidenz recht gut die Ueberzeugung, daß wir Blätter halten und leſen und ſomit Alles wiſſen, was vorgeht. Liegt Pogenwinkel nicht auch in Deutſchland?

Nach der Weiſe dieſer guten Leute hielten ſie eine

Zuſammenkunft, aus der ſich mehre Zuſammenkünfte entwickelten, da ſie ſich über das Unwichtigſte nicht leicht auf einmal verſtändigen konnten. Endlich kamen ſie darin überein, an den Herrn Doctor Ladewitz direct zu ſchreiben und ihn zu bitten, ihnen den Abend der Vorſtellung mitzutheilen, in der „der junge Novize zuerſt ſeine Waffenweihe ablegen würde.“ Haidvogel hatte den Brief abgefaßt, Fizmeier ihn durchgeſehen und approbirt; es war daher nichts verabſäumt worden, ihn des Empfängers würdig zu machen, der als Literat und Redakteur bei den Pogenwinkler Schöngeiſtern in nicht geringer Achtung ſtand.

— Man kann heutzutage nie wiſſen, ob ſo etwas nicht unter die Leute kommt, ich meine gedruckt wird, ſprach Haidvogel.

— Und vier Augen ſehen mehr als zwei, ſetzte Fizmeier ironiſch hinzu, denn er hatte wirklich Manches am Styl auszuſetzen gehabt, und ohne Umſtände verbeſſert.

Der arme Mindelsheim, nicht damit zufrieden, ſandte noch ein überaus höfliches Schreiben an den Herrn Regiſſeur Leinweber, „den großen Beſchützer und Förderer aller Kunſt,“ mit Dank und Bitte um nähere Nachricht und Clotilde legte ein Briefchen für Vetter Alfred ein, um dieſem niedliche, zärtliche und dabei naive Vorwürfe zu machen und ihm zu ſagen, daß Papa recht böſe ſey und gar nicht an ihn ſchreiben wolle, er möge ihr doch aber anzeigen, ob er den Mortimer oder den Max ſpiele und ob ſie ihm einen geſtickten Kragen ſenden dürfe, den ſie für ihn verfertigt habe und der für beide „Charaktere“ gleich gut paſſe.

Alle dieſe Briefe waren längſt abgegangen, aber nur von Ladewitz lief eine Antwort ein. Sie meldete kurz, daß am nächſten Freitag die bewußte Komödie geſpielt werden würde. Bis dahin waren's aber noch vier volle Tage, denn der Brief kam am Montag an. Nun folgten in Pogenwinkel wieder Zuſammenkünfte auf Zuſammenkünfte, oder Sitzungen wie man's nannte. Endlich wurde es dahin entſchieden, daß man Alfred, der ſo geheimnißvoll mit ſeinem erſten Auftreten that, überraſchen wolle. Mindelsheim und Clotilde machten ſich, von den Freunden begleitet, am erſehnten Tag auf den Weg.

Es war bereits ſpät als ſie ankamen. Mindelsheim pochte das Herz, als wenn er ſelbſt auftreten ſollte und Clotildchen hatte bedeutende Wallungen. Man nahm ſich nicht Zeit nach dem Zettel zu fragen und eilte in das Theater, das ziemlich leer war.

— Wir überraſchen und wollen uns überraſchen laſſen, ſagte ſanftlächelnd der gemüthliche Haidvogel. Wiſſen wir doch nicht einmal, in welchem Stücke unſer lieber Alfred ſein Debüt feiert.

Aber Fizmeier, der von dieſer Zartheit der Geſinnung nichts wußte, hatte ſich einen Zettel geben laſſen und ſah nun mit Verwunderung, daß man zwei kleine Stücke an dieſem Abende gab und daß Alfred unter den Perſonen gar nicht genannt war.

— Sollte er krank geworden ſeyn? rief er ganz erſchreckt, oder hat uns Ladewitz falſch berichtet?

Die Stücke waren „das Univerſalgenie“ oder „Muſen und Grazien nach der Mode,“ ein Luſtſpiel in einem Akt, welches zum erſten Male gegeben wurde, dann eine unbedeutende Wiederholung eines längſt bekannten Dramas.

Erwartungsvoll ſaßen unſere Pogenwinkler Freunde als der Vorhang in die Höhe rauſchte und „das Univerſalgenie“ ſeinen Anfang nahm. Die erſten Scenen gingen für ſie theilnahmlos vorüber, denn ſie wünſchten Aufklärung zu haben, weshalb denn das Debüt ihres Mitbürgers nicht ſtatt fand. Ihr Zweifel ſollte bald gelöst werden.

Ein wüthendes Klatſchen, Lachen und Bravorufen ſchallte plötzlich wie auf Kommando durch den Saal. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit blickten ſie nach der Scene und ſahen nun Alfred, ihren Alfred, aber nicht in einer Rolle, ſondern wirklich wie er leibt' und lebte vor ſich. Sie trauten ihren Augen kaum und ſahen ſich verlegen an. Es war Alfred und er war es nicht. Sie konnten ſich's im erſten Momente nicht erklären; endlich ward ihnen Alles klar. An der lächerlichen Rolle, die er ſpielte, ſahen ſie, daß es darauf abgeſehen war, den jungen Menſchen zu erniedrigen, ihn in der Meinung des Publikums herabzuſetzen. Es war der Schauſpieler Mosbach, der ſich dazu hergegeben hatte, das äußere Weſen Alfreds zu copiren, ihn auf's Theater zu bringen und die Charge dem Gelächter preiszugeben, die wenigen Zuſchauer, die ſich zu dieſem der Kunſtanſtalt unwürdigen Schauſpiele eingefunden hatten, waren größtentheils gedungen, um bei dem erſten Auftreten Mosbach's den Lärm zu machen; das ganze Stück war dazu aus der Maſſe von vorhandenen Manuſcripten hervorgeſucht und von Ladewitz mit den nöthigen Beziehungen und Anſpielungen verſehen worden.

Leinweber hatte Alles dies veranſtaltet, um ſich für den Verrath der Freundſchaft, wie er es nannte, zu rächen. Das große Verbrechen, das Alfred begangen hatte, mit Balder einige Male zuſammengekommen zu ſeyn!

Außer den guten Pogenwinklern, die in einer ſchwer zu beſchreibenden Stimmung daſaßen und nicht wußten, wie ſie ſich auf ſchickliche Weiſe entfernen ſollten, war's nur noch Balder, den dieſer Vorfall im höchſten Grad entrüſtete. Er knirſchte vor Wuth und gab ſich das Wort, es Leinweber zu vergelten: „Wenn er ihn nur einmal bei der Hüfte faſſen könnte —“

Der hochwohlgeborne Freiher von Piſſjahn geruhte bei dem Schauſpiel gegenwärtig zu ſeyn und ſein Glas nicht von der Pogenwinkler Gruppe zu wenden, die ihm der im Hintergrunde der Loge verborgene Leinweber gezeigt hatte. Die Scene ſchien den Freiherrn ſehr zu ergötzen, obgleich er hiebei wie bei vielem Andern das Warum ſich nicht genau anzugeben wußte. —

Da ward Clotilde ohnmächtig und mußte hinausgetragen werden, ihre armen Begleiter waren um ſie beſchäftigt und brachten ſie tiefbekümmert nach Haus.

Während dieſer verworfene Streich aber im Theater ausgeführt wurde, zog Alfred, eine ganze Hecke von Singvögeln in Bruſt und Kopf, deren heitere Lieder ſeiner Kehle entſtrömten, zum Thore hinaus, dachte weder an ſeine Freunde noch an ſeine Feinde, am Allerwenigſten an die Vorſtellung des Hoftheaters, ſondern ließ die Blicke heiter und ſehnſüchtig in die

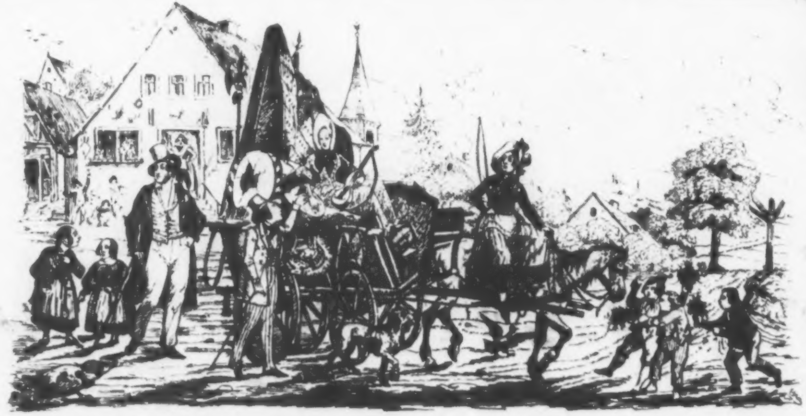
Zukunft ſchweifen und ſah der vor ihm ſich öffnenden Welt recht treuherzig in die klaren Augen.

Der Abend dämmerte; der Rauch ſtieg kerzengrad aus den Schornſteinen in die Höhe und die Glocken ſummten zum frommen Geläute zuſammen, als er ſein erſtes Nachtquartier erreicht hatte, während ſein alter Vater mit kummervollem Herzen und thränenden Augen an dem Bette der kranken Clotilde ſaß.

Nach beendigtem Schauſpiele tranken aber Leinweber, Ladewitz und Mosbach einige Gläſer Punſch miteinander.

Ende des zweiten Bandes

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Theater-Roman.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von C. Hochranz.

III.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —“

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Ich habe durchzogen ſo manches Land,
Und wo ich geweſen, da bin ich bekannt,
Und wo ich geweſen, da riſſen ſich
Die Herren und Damen gewaltig um mich.
Volksweiſe.

Es war ein hübſcher Herbſtabend, als Alfred, ziemlich ermüdet, unter das Thor eines reinlichen Dorfwirthshauſes trat, aus deſſen Stube ihm ein wirres Geſchrei und lautes Gelächter entgegenſchallte. Vor dem Hauſe war Vieh angebunden und ſchwarze Jungen mit großen, über die Schulter gehängten Peitſchen, die ein tolles Rothwelſch unter einander wechſelten, deuteten unſerm Wanderer genügend an, daß drinn die Herberge heimkehrender Bauern und Viehhändler war, die den nahen Markt beſucht hatten.

Alfred blieb auf der Schwelle ſtehen und ging mit ſich zu Rathe ob er es wagen ſolle hier einzutreten; ein Blick durch's Fenſter brachte ihn zur ſchnellen Entſcheidung. Drinn im Zimmer leuchtete aus dem Haufen, breit um den Tiſch gelagerter Bauern und Handelsleute, eine hohe Geſtalt hervor, die eine jener baroken Schauſtellungen gab, wie man ſie wohl auf unſern Jahrmärkten und Kirchweihen zu ſehen gewohnt iſt, die aber für unſern guten Pogenwinkler Jüngling ganz etwas Neues war. Man konnte wirklich in mancher Beziehung geradezu behaupten: Pogenwinkel müſſe gar nicht in unſerm Welttheil liegen, weil es zum Theil ſelbſt zu abſonderlich war, zum Theil aber auch von Anderm ſo wenig wußte, obgleich es doch in dem vielen Reiſenden ſo wohlbekannten, von ihnen ſo oft durchzogenen Thale der Unſtrutt lag.

Dieſe für Alfred neue Art des Schauſpiels, die ihn beſtimmte ſich in den Haufen der Gaffer zu miſchen, war das bekannte Exercitium, das aus einem gemeinen Hutrande von Filz, durch geſchicktes Biegen und Drehen alle Arten von Kopfbedeckungen zu machen verſteht. Dies handhabte nun der Künſtler mit einer überraſchenden Gewandtheit und bildete ſeine Geſichtszüge, einer jeden Metamorphoſe, ſo zweckmäßig an, daß er Alfreds Bewunderung erregte, der ſogleich darin ein nicht unbedeutendes, ſehr ausgebildetes mimiſches Talent entdeckte. Zu dieſem hatte ſich aber auch noch eine Suade, eine Geläufigkeit der

Zunge, der Kehle, kurz aller Sprachwerkzeuge geſellt, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzte.

Der Mann ſchien in allen Sprachen zu reden, obgleich Jeder, der aller dieſer Sprachen mächtig geweſen wäre, kein Wort verſtanden haben würde. Es ging ihm ſo ſchnell vom Munde, daß das geübteſte Ohr nicht zu folgen im Stande war, und hatte man aus den bekannt klingenden Worten nun ſelbſt einige Sylben erhaſcht, aus denen man einen Sinn zu fiſchen vermeinte, ſo verſchlang der wüſte Lärm Alles wieder ſogleich und ein Toſen, wie von einem unruhigen Meere, erfüllte den Raum, bis ſich wieder die Stimme des Tauſendkünſtlers daraus erheben konnte und für ein Paar Augenblicke die Andern beherrſchte.

So hatte Alfred geglaubt, Engliſch, Italieniſch, Franzöſiſch zu hören und ganz erſtaunt ſtand er nun da, das fremde Wunder mit weit offenen Augen anſtarrend. Man bemerkte ihn nicht, weil der Künſtler Aller Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatte, denn ſelbſt der Wirth und die Mägde gafften müßig zu, da — wo die Trinker im Anſchauen verloren feierten, ſie natürlich nichts einzuſchenken hatten. — Jetzt ſehen Sie, verehrungswürdigſtes Publikum, rief der Tauſendkünſtler jetzt, den berühmten Pfarrer Höllenbrand, wie er aus chriſtlicher Liebe alle Ketzer verflucht.

Die aufgeklärten Bauern und die jüdiſchen Viehhändler lachten wild durcheinander, der Fremde aber ſchrie dazwiſchen: der Künſtler bittet um Ruhe! und ſchnell hatte er ſich aus ſeinem Tuche ein Paar Bäffchen gemacht und angelegt, und den Filzrand, zu einer runden Mütze gedreht, aufgeſetzt, dann kniete er auf einen Seſſel, und mit den Händen, auf deſſen Lehne wie auf den Rand der Kanzel ſchlagend, drehete er ſich hin und her und geſtikulirte gewaltig; die Augen rollten ihm im Kopfe, das Blut trat ihm in's Geſicht, er ſah blau und aufgedunſen aus und ſchrie dabei wie beſeſſen allerhand kauderwelſche Worte, die Niemand verſtand, aus denen aber Alfred einige lateiniſche Brocken zu erhaſchen glaubte. Dies ging ſo eine Weile fort, der Mann war erſchöpft, heiſer, die Stimme klang nicht mehr; das rohe Volk wollte berſten vor Lachen; da ermannte er ſich noch einmal zu gewaltiger Kraft, mit der Fauſt ſchlug er bald um ſich, bald die Lehne des Stuhles, welche die Kanzelbrüſtung vorſtellen ſollte, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde, er war das leibhafte Bild des geiferndſten Fanatikers. Alfred ſtockte das Blut im Herzen vor dieſer Wahrheit; er vergaß den Poſſenreißer, den Hutrand, die Bäffchen, er vergaß die ganze tolle Umgebung. Da kreiſchte der Hiſtrione lauter:

Aqua, quid aqua? —
Anathema, quid anathema? —
Hei, Pampelorius, Praetorius, lux
Frißt Katz Pomporius!

Und der Unſinn war damit zu Ende; er riß die Traveſtirung ab und wiſchte ſich mit dem Tuche den Schweiß, dann machte er ſein Kompliment und ging mit dem Hutrande umher, um die Kreuzer einzuſammeln.

— Meine hochanſehnlichen Herren, beſchämen Sie dieſen Filz — und ſchämen Sie ſich ihm zu gleichen — rief er Einigen nach, die ſich zum Weggehen rüſteten, allein die Anſpielung nicht verſtanden und dennoch weggingen ohne die Spende für die Unterhaltung zu entrichten.

Als der Mann zu Alfred kam, blieb er ſtutzend ihm gegenüber.

— Auch Sie unter meinen Zuſchauern zu finden, hätte ich nicht vermuthet — ſagte er ein wenig verlegen.

Alfred wollte ihm ſein Scherflein geben, er aber verweigerte die Annahme.

— Kunſtgenoſſen ſind frei — flüſterte er ihm zu.

Unſer Freund erröthete. Er beſann ſich ſchnell ob er den Mann nicht kennen ſollte, allein er fand nichts von ihm in der Erinnerung vor. Das Sammeln war indeß beendet und der Fremde ſetzte ſich jetzt zu einigen Kindern, unter denen ein ſchönes, hochaufgeſchoſſenes, blondes Mädchen war, und ſeine kleine Münze ungezählt in die Taſche ſchiebend, forderte er Bier und Käſe für Alle, dann nachdem er einen Biſſen und einen Schluck genommen, blickte er, umherſuchend, in die Höhe und wie er Alfred noch immer feſt, wie angewurzelt, daſtehen ſah, rückte er mit den Kindern zuſammen und lud ihn ein, ſich zu ihnen zu ſetzen.

— Ich ſoll Sie kennen, ſagte er mit Artigkeit, und doch weiß ich nicht recht — hatte ich nicht das Vergnügen ſie bei dem Herrn Regiſſeur Leinweber, oder auf dem Theater, während der Probe der Griſeldis, oder wohl gar bei dem Herrn Doctor Ladewitz zu ſehen?

— Es wäre möglich — doch weiß ich nicht —

— Ich bin der ehemalige Schauſpieldirector Bodenlos und befand mich in der Reſidenz, um eine Reihe von Gaſtvorſtellungen zu geben.

Guter Gott, ſeufzte Alfred ſtill in ſich hinein, was iſt das? Gaſtvorſtellungen und dieſe Künſte?

— Sehen Sie, fuhr Jener mit einer unbefangenen Sicherheit fort, ich ziehe es vor mit meiner

Familie Vorſtellungen auf fremden Theatern zu geben. als eine hungerleidige Direction zu führen oder gar eine ſclaviſche Anſtellung anzunehmen. Meine Familie iſt zahlreich genug und beſitzt alle nur erforderlichen Talente. Wir brauchen Niemand und tragen unſere Kraft in uns ſelbſt. Was Sie eben ſahen, darf Ihnen keinen falſchen Begriff von mir beibringen. Ich bin ein durchaus practiſcher Menſch und habe mich auf Alles verlegt und wie ein weiſer Vater und wäre er auch noch ſo reich, ſeinen Kindern einige Handwerke erlernen läßt, um im Nothfalle davon zu leben, ſo ſind meine Kinder auch mit allem Nöthigen verſehen, um ſich auf ihren eigenen Füßen durch die Welt zu bringen. Ich hege die Ueberzeugung, daß es ihnen, ſo lange ſie den Grundſätzen ihres Vaters treu bleiben, an nichts fehlen wird.

Er ſpühlte den Käſe, den er im Munde hatte, mit reichlichem Biere nach. Alfred blickte verlegen auf das ihm gegenüberſitzende blonde Kind, das züchtig die Augen niederſchlug, um ſeinem Blicke auszuweichen; er hatte nicht das Herz, aus Scheu vor den Grundſätzen dieſes Vaters, eine Frage an dasſelbe zu richten.

— Eigentlich bin ich ein reiſender Tableautiſt, wie man es in der Kunſtſprache nennt, fuhr der

Mann fort, draußen ſteht mein Wagen, wir haben alle Coſtüme bei uns und machen weder Umſtände noch Koſten den Directionen die uns auftreten laſſen. In großen Städten, wo es die Mittel erlauben, geben wir die Räuber in den Abruzzen mit Pferden, und wo es das Theater nicht geſtattet, daß wirkliche Pferde genommen werden, da packe ich meine auf Pappendeckel gemalten aus, die auch einen prächtigen Effect machen. Eben ſo geben wir brennende Städte und verändern den Namen derſelben nach Umſtänden. Die transparenten Verſetzſtücke führe ich mit; ich habe den Kreml, ich habe die Flotte; heute iſt's das Bombardement von Kopenhagen oder die Schlacht von Trafalgar mit dem Tode des Generals Nelſon: morgen der Brand von Moskau oder das Bombardement von S. Juan d'Ulloa — ich glaube ſo heißt's ja! Während der Charwoche ſpielen wir uns in irgend eine katholiſche Provinz und geben die Paſſion — die ganze Paſſion von A bis Z. Die trägt uns immer ordentlich! Da laufen die Leute mit den Roſenkränzen in's Theater und verhimmeln in lauter Andacht. Ich gebe aber auch immer die Auferſtehung mit drei Bewegungen und mit griechiſchem Feuer — das muß man ſo ſeyn — Ja! — He, ſchenk 'mal ein!

Er trank und es ſchien ihm zu ſchmecken. —

— Auf der Reiſe bringt man ſich durch, ſo gut es gehen will. Die Hauptſache iſt's, ſich auf die rechte Menſchenkenntniß zu verlegen. Iſt ein Theater in der Stadt, ſo geb' ich plaſtiſch-mimiſche Vorſtellungen, oder Tableaux-vivants, iſt irgend ein größeres Local, etwa eine Freimaurerloge da, ſo geben wir Konzert; an einer Table d'hote ſingt meine älteſte Tochter zur Guitarre, wo à la Carte geſpeiſt wird, gehen die Kleinen auf dem Kopf und auf den Händen, in Univerſitätsſtädten declamirt meine Frau von Uhland und Körner, vor Bauern und Viehjuden endlich mache ich mein Hutmanöver — ſo ſchlagen wir ſtets die Reiſekoſten heraus und das will ſchon viel ſagen —

— Was ſprichſt Du von Deiner Frau? was iſt's mit Deiner Frau? rief hier im tiefſten Baſſe eine Stimme, die aus einer unerkennbaren Maſſe, die hinten am Ofen zuſammengekauert lag, hervor zu tönen ſchien. He? was Frau? was?

— Ach, ich erzähle hier nur dem Herrn, wie wir uns durchbringen, und erwähnte Deines declamatoriſchen Talentes, Hulda, ſprach der umherziehende Tableautiſt, wie er ſich ſelbſt genannt hatte.

— Wer braucht das zu wiſſen? brummte die Baſſiſtin am Ofen.

— Ach, es iſt der junge Dichter, von dem die ſchönen Sonnette an Leinweber ſind, erwiederte der Mann, die Du ja ſelbſt ſo vortrefflich ihm vordeklamirteſt.

— Was? der Dichter? ein deutſcher Dichter? ſchallte es wieder vom Ofen her. Geſchwind, Erlinde, her zu mir, neſtle mir die Gewande zu, ich will mich erheben, um ihn würdig zu begrüßen.

Während nun die ſchöne Blondine dem Gebote Folge leiſtete, benützte der Mann den Moment, um Alfred mit halber Stimme und in wenigen Worten auf die Erſcheinung vorzubereiten, die ſich ihm jetzt darſtellen ſollte.

— Was Sie jetzt ſehen werden, ſagte er, ungefähr dem Sinne nach, wenn auch mit andern Worten und mit leiſer Stimme, iſt meine Frau und die Mutter dieſer Kinder. Die Zeit des Befreiungskampfes ſah ihre Jugend. Mit einem männlichen Geiſt und einem, dieſem entſprechenden Körper ausgerüſtet, machte ſie die Feldzüge mit. Sie war freiwilliger Jäger und trägt noch jetzt die Kanonenmedaille auf ihrer Bruſt. Erſt mit dem Frieden trat ſie wieder in die Schranken ihres Geſchlechtes und da ſie eine gute Erziehung genoſſen — ſie war des Ober-Straßengefälls- und Wegegelds-Einnehmers aus Luckenwalde Tochter — ſo war es ihr leicht als

Declamatrice zu glänzen. Sie trug ſich ganz altdeutſch, ſchritt heroiſch einher und ſprach wie Chriemhilde im Nibelungenlied. Als aber das aus der Mode kam, war's aus mit ihr. Sie hatte ſich ſo feſt in ihre Manier verbiſſen, daß ſie zu nichts Anderm übergehen konnte. So war ſie mir denn unbrauchbar die arme Frau und uns Allen zur Laſt, da wir ſie ernähren mußten. Da kamen die neueſten Geſchichten mit der Franzoſenfreſſerei in die Mode. Der alte Arndt wachte wieder auf; der alte Jahn wurde hervorgeſucht, und es erſtanden Hoffnungen, daß ich meine Alte auch noch zu etwas würde brauchen können. Nun kam das „Sie ſollen ihn nicht haben!“ Ein Wink vom Himmel — Hulda lernt's auswendig, declamirt's und wirkt Wunder. Jetzt iſt mein altdeutſches Weib wieder jung, d. h. ſo in der Mode wie Anno 15; Alles kommt wieder heran, ſage ich immer, nur hübſch aufgeſpart und nichts weggeworfen.

Frau Hulda ſchlüpfte jetzt gehörig zugeneſtelt unter den zarten Fingern ihres lieben Töchterchens hervor. Alfred, der nur eine halbe Aufmerkſamkeit der Erzählung des Mannes ſchenkte, hatte dazwiſchen immer nach der lieblichen Stimme des Mädchens gelauſcht: „Aber ſo warte doch nur, Mutter, hatte es am Oſen getönt, mein Gott, Du biſt ja noch zu offen — das ſchickt ſich ja nicht!“ — Nun ſtand ſie da die heroiſche Geſtalt: Alfred ward von ihr überraſcht; ein freiwilliger Jäger — noch immer — in Weiberkleidern zwar, die jedoch ſo viel vom männlichen Koſtüm beibehalten hatten, als nur möglich war; eine Art von Amazonentracht, ein modernes Reitkleid, wie es unſere Damen tragen, ohne Schlepp, aber die Kanonenmedaille auf hochgeſchwellter Bruſt.

Zur Zeit der allgemeinen Landesbewaffnung, als eine hohe Begeiſterung alle Herzen entflammt hatte — ein Zuſtand, der deshalb ſchon nicht ganz ſo wiederkehren kann, weil trotz aller Anmaßung der Franzoſen, der Zuſtand der Unterjochung des Vaterlandes, der dem der Begeiſterung voranging, nie wiederkehren wird — waren die Beiſpiele nicht ſelten, daß auch heldenmüthige Mädchen zu den Waffen griffen und in den Reihen der Männer gegen den Feind kämpften. Obgleich es an Männern nicht fehlte, und den Frauen ſich der ſchönere Wirkungskreis der Pflege und Wartung eröffnete, und der Sorge um's Haus, der der Mann entriſſen war, ſo durfte man doch mit denen nicht rechten, die von ſtürmiſchern Gefühlen beſeelt, die Gefahr im Felde aufſuchten. Die Zeit forderte außerordentliche Mitte und außerordentliche Bewunderung. Dieſe Jungfrau ſchnitt die ſchönſten Haare ab, die je einen Mädchenkopf ſchmückten, um ſie zu Ringen flechten zu laſſen, die zu einem kriegeriſchen Zwecke, der Bewaffnung eines Freiwilligen etwa, verkauft wurden, jene zog mit Flinte und Torniſter aus und ſang begeiſternde Lieder mit den Kameraden beim Bivouak; überall Heroismus, überall gleiche Bewunderung.

Als aber der Friede gekommen war und das Leben wieder in das proſaiſche Geleis der Alltäglichkeit einlenkte, da war es Anders und man machte einen Unterſchied zwiſchen dem weiblichen und unweiblichen Heroismus. Die Jungfrau, die ihren Haarſchmuck geopfert, konnte nach einigen Jahren wieder in ſeiner ganzen Ueppigkeit prangen, allein die freiwillige Jägerin verließ nur ungern den grünen Rock und als ſie es that, legte ſie mit ihm nicht die Gewohnheiten der freiern Bewegung ab, die unſere nüchterne Lebensform nun einmal mit dem Weſen des Weibes nicht in Einklang zu bringen weiß. Nach und nach, als der Friede das Geſchlecht immer mehr verweichlichte, konnten die wenigen übriggebliebenen Matronen, die einſt dieſen Frieden dem bedrängten Vaterlande mit erkämpfen halfen, einem unſerer jüngern Modemenſchen wohl eine Art von Schreck einjagen und dies war auch bei unſerm Alfred der Fall, als er das rieſenhafte Weib, mit unterſchlagenen Armen faſt hohnlächelnd auf ihn herabblickend vor ſich ſtehen ſah.

Nach einer Pauſe begann ſie:

— Dies ein Dichter? Gott im Himmel!
Dies ein Dichter unſerer Gauen?
Zart geſchniegelt und gebügelt,
Wespenleibig, ſchlotterbeinig,
Duftend ſalbig, glaſig äugelnd,
Während Hermann ſich des Denkmals
Von des Bandels Händen freuet,
Hoch im Teutoburger Walde!
O entartetes Geſchlechte!
Jüngling, Jüngling ſteh' mir Rede,
Wo iſt denn Dein deutſches Wammes,
Wo die Locke Mähnenartig,
Wo des Bartes krauſe Wolle! —
Gieb mir, Mann, 'was her zu trinken —
Durſtig, durſtig, durſtig, bin ich!

Der Mann reichte ihr lächelnd das Glas und jagte die Bauern fort, die ſich wieder im Kreiſe umherſtellten, eines neuen Schauſpiels gewärtig.

— Schauen Sie, ſprach er dann zu Alfred gewendet, meine gute, alte Hulda iſt nun einmal ſo. Wie ich Ihnen geſagt habe, ſonſt kann ſie nichts, aber darin iſt ſie Ihnen einzig. Verſe kann ſie ſprechen wie 'ne Schröder, oder Crelinger, und die Viarda in der Precioſa ſpielt ihr keine nach. Auch Männerrollen gelingen ihr. Schon früher, als ich ſie kennen lernte, war ſie groß darin und damals, Anno 1815, im Herbſte, als ſie in's Standquartier zurückgekehrt war, da gaben wir noch den Flußgott Niemen und noch Jemand von Kotzebue und ich gab den Napoleon und ſie den Flußgott, den Niemen, mit einem langen Barte. Sie brauchte ſich aber nur einen am Kinn anzuhängen, denn unter der Naſe hatte ſie der Himmel mit einem geſegnet, der manchen ihrer ehemaligen Kameraden beſchämt haben mochte.

— Ja, mein Sohn, komm' her und fühle — — rief hier Frau Hulda Bodenlos, indem ſie kräftig des jungen Menſchen Hand ergriff und ſich damit hin und her unter die Naſe fuhr —

Spürſt Du's wie ein Feld der Stoppeln,
Stachlicht um den Mund mir blühen.
Wiß', daß Heute nicht der Tag war,
Wo ich mir den Bart raſirte —
Einen Tag nur um den Andern
Pflege ich des Scheergeſchäftes —
Nie jedoch berührt die Hand
Eines Kratzers meinen Bart mir —

— Ja, das muß wahr ſeyn — fiel ihr der Mann wieder in's Wort — ſie raſirt ſich ſtets ſelbſt. Doch da Du jetzt nicht mehr ſchläfſt, Hulda, ſo iß vom Käſe und trinke vom Bier, die ich baar bezahlte, und ſchlage Dir mit der Proſa des Lebens die Poeſie der Gedanken aus dem Kopfe.

Alfred hegte eine nicht ungegründete Beſorgniß, als er jetzt volle ſchäumende Gläſer einſchenken ſah, denn der poetiſche Zuſtand, ſo wie der ihm vorangehende Schlaf, deuteten ihm an, daß Frau Hulda nicht eben ſparſam von der Gottesgabe ſchon genoſſen haben mochte. Die Leute waren ihm im Innerſten der Seele zuwider, aber dennoch ſah er ſich wie durch einen Zauber in ihre Nähe gebannt. Er ſetzte ſich auf die Bank zu den Kindern, ganz nahe zum blonden Mädchen gerückt, und ohne auf das zu achten, was die Alten ſprachen und thaten, begann ein gar ſtill heimliches Geſpräch zwiſchen ihm und dem lieblichen Weſen, das wie ein Engel unter Fratzen ihm entgegenleuchtete. Zuerſt wurde das Geſpräch mit den Augen, dann mit leiſen holden Worten geführt, ſelbſtvergeſſen und in aller Unſchuld. Es war nichts Geheimes dabei und hätte von aller Welt gehört werden können, allein er war neidiſch, daß die Reben, die das Zimmer füllten, etwas von dem hören ſollten, was ſie ſo hold und lieblich zu ihm ſprach und eben ſo das, was er ihr ſo zart zuflüſterte, und was nur ganz allein für ſie beſtimmt war.

Die Alten hatten unterdeß auch allerlei Heimliches mit einander überlegt und gepflogen, bis endlich der Herr Papa unſern Freund ſo anredete:

— Wie ich weiß, wollen Sie ſich dem Theater widmen, wie ich ſehe, ziehen Sie abenteuerlich in die Welt. Wie wär's, wenn Sie ein ſicheres Engagement dem Ungewiſſen vorzögen? Der Pfad zur Kunſt iſt ſchwer! Ihr Name — Alfred — iſt nicht mehr ganz rein in der Theaterwelt — es hat Anſtände gegeben — ich weiß Alles — Sie wurden Knall und Fall entlaſſen — warum Sperenzien machen — bei mir ſind Sie geborgen — wir haben unſer Brod und Sie ſollen es mit uns theilen. Ich habe meine eigene Garderobe und die Verſetzſtücke, Wagen und Pferd auch, wir gehen zwar daneben, allein wer müde oder marode wird, darf aufſitzen — ſeyn Sie von den Unſern! —

Nach dieſen Worten reichte er ihm die Hand hin.

Alfred erſtarrte das Blut in den Adern bei dieſem Vorſchlage und nur ein Blick auf das blonde Mädchen hielt die beleidigende Antwort zurück, die er auf der Zunge hatte.

— Bedenken Sie ſich, fuhr der Papa indeß gelaſſen fort, Morgen iſt auch ein Tag, und da können wir weiter davon ſprechen. Ich habe eine Menge Stücke für unſern Bedarf eingerichtet, nur kann ich ſie nicht mehr aufführen, ſeitdem mein einziger und erſter Liebhaber durchgegangen iſt. Alſo auf Morgen denn!

— Gut, ſagte Alfred, wenigſtens können wir ja bis zur nächſten Stadt mit einander reiſen.

Er beobachtete jetzt das Mädchen, das hoch aufathmend nach ihm blickte, als bangte es dem verheißenen Erlöſer entgegen, dann das Licht ergriff, um mit der Mutter das Zimmer zu verlaſſen, während der Vater, etwas barſch und ſtolz — Meinetwegen! — entgegnete und ſich, angekleidet wie er war, zu den Kleinen auf die Streu warf, die bereits neben einigen ſchnarchenden Fuhrleuten Platz genommen hatten.

Frau Hulda aber kehrte noch einmal von der Thür zurück, beugte ſich zum Manne nieder und ſprach die Worte aus Precioſa:

Felix iſt er —
Sieht man's ihm auch gleich nicht an! —

Dann verließ ſie mit ihrer Tochter ſchnell das Zimmer und Alfred ließ ſich das Seinige anweiſen.

Zweites Kapitel.

— Du, Du liegſt mir im Herzen,
Du, Du liegſt mir im Sinn;
Du, Du machſt mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich Dir bin!

Als am Morgen die Karavane aufbrach, liefen die Bauern zuſammen. Man hätte glauben ſollen, es wäre eine Menagerie, wenigſtens eine kleine aus Hunden und Affen und einer Menge kreiſchender fremder Vögel beſtehend, aber es waren nur Menſchen. Alles war lärmend bunt und durcheinander, und ſelbſt die Kleinen, die am Abend vorher, wahrſcheinlich vor Müdigkeit ſo ſtille geweſen waren, tobten und ſchrien wie toll.

Auf einem hohen Knotenſtocke geſtützt, mit offenem Halſe — das rothgeblümte Halstuch war um den Kopf gebunden und der Hut ſchief darauf geſetzt — der übermäßig weite Flausrock umhing die lange, hagere Geſtalt — ſtand Bodenlos, der Tableautiſt, neben ſeinem Karren, der hochauf bepackt war und vor dem ein mageres Rößlein, kopfhängeriſch, grünen

Schaum am roſtigen Gebiß, ein Bild der Entſagung, wie in tieſem Nachdenken ſtand.

Drei muntere Buben hielten abwechſelnd dem Thiere, einige dem nahen Felde entzogene Kleeſträuße vor, allein das Thier koſtete nur davon, nicht weil es geſättigt war, ſondern weil ihm Kraft und Luſt fehlten die Kinnbacken rührig zu bewegen.

Zwei kleine Mädchen ſprangen ſchreiend an dem Vater in die Höhe.

— Der Eigenſinn — ſchrie das Eine — will nicht mehr den Genius machen, Papa, und ich bin doch größer und mach' ihn —

— Und ich mach' ihn nicht — ſchrie das Andere — und wenn Du Dich auf den Kopf ſtellſt —

— Und auf den Kopf will ſie ſich auch nicht mehr ſtellen, Papa — ſchrie das Erſte — befiehl ihr doch —

— Nichts kann mir Papa befehlen — kreiſchte das Zweite — nichts! nicht ſo viel! ich kann mir mein Brod ſelbſt verdienen. Ich ſing' ſchöner wie Erlinde und laſſe mich bei der Oper engagiren —

— Das darfſt Du nicht —

— Doch!

— Papa!

— Stille, meine Kinder! ſprach Bodenlos mit

Weihe — Wo ſich Talente regen, kommt auch das Gefühl des eigenen Werthes von ſelbſt. Kuſch!

Dies Kuſch galt aber nicht den Kindern, ſondern dem alten, zottigen Pudel, der mit ungeheuerm Geheul aus dem Hauſe ſprang. Ein Stück Holz flog ihm nach. Bodenlos richtete ſich mit Majeſtät in die Höhe.

— Wer wagt es — rief er mit einer Donnerſtimme — meinen Hund zu beleidigen? Wer ſich an ihm vergreift, den mach' ich zur Leiche. Er iſt ein Künſtler wie jeder von uns.

— Halt er ſeinen Hund bei ſich — belferte die Wirthin aus dem Hauſe — das Stück Fleiſch, was er mir unter der Hand gemaust hat, ſtand nicht auf ſeiner Rechnung, denn er hat ja nur Käſe gefreſſen —

— Dummes Menſch! brummte der Director vor ſich hin. Und das Vergnügen, das ich Euch machte, iſt das nichts? Wie oft kehren denn wohl ſolche Gäſte bei Euch ein, die ihr Verweilen unter dieſem Dache mit Luſt und Ergötzen bezahlen? Iſt es nicht mehr, als wenn ſie große Zechen machten? Wo bleibt die Frau? fragte er den Hund.

— Hau! Hau! antwortete dieſer.

— Hol' ſie! ſprach Bodenlos zu ihm, ſpuckte ſich auf den Finger und that ſo als ob er etwas in die offene Hausthür werfe.

Der Hund bellte und ſprang in's Haus.

— Das Vieh hat doch Menſchenverſtand! rief ein Bauer.

— Jetzt holt er ſie! riefen Andere.

— Mein Hund iſt derjenige — ſprach Bodenlos mit großem Anſtande, der in ſeiner Jugend den berühmten Hund des Aubry auf dem Theater darſtellte. Als ich krank, meine Kinder noch zu klein und mein Weib aus der Mode waren, ernährte dieſes kluge Thier die ganze Familie. Ein großer Dichter in Wien ſchrieb für uns ſpäter das ſchöne Stück „Adam Kragerl und ſein Pudel“ — und er war es, der zuerſt „den Pudel als Kindsweib“ gab. Ein unübertreffliches Kunſtſtück, gegen das Alles, was Pudel bisher geleiſtet, nur Plunder genannt werden darf. In Wien rettete mein Hund, bei der letzten Ueberſchwemmung, ſechs erwachſene Menſchen und zwei Kinder — in London würde er längſt Mitglied der Geſellſchaft der Menſchenfreunde geworden ſeyn und eine goldene Medaille erhalten haben.

Dies geſprochen entſtand wieder das vorige Geheul und mit eingeklemmtem Schwanze, einen großen Knochen im Maule, ſtürzte der vierfüßige Künſtler aus dem

Hauſe. Bodenlos wollte Rache, das ſah man deutlich, denn er bewegte ſich in derſelben Richtung, die der Hund genommen hatte, allein die Erſcheinung ſeiner Gattin, die ihm entgegentrat, machte ſeinem aufwallenden Zorne ein Ende. Auch Erlinde ſtellte ſich ein. Alle waren wie am geſtrigen Abende gekleidet, nur mit dem Unterſchiede, daß Frau Hulda und ihre älteſte Tochter, große, zerquetſchte Strohhüte aufgeſetzt hatten, um ihr Antlitz vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen.

Alfred hatte bis dahin hinter dem angezogenen Sommerladen ſeines Zimmers mit einer Miſchung von Zorn und Laune die Scene angeſehen, jetzt eilte auch er hinab, um den Aufbruch nicht länger zurückzuhalten und endlich das Freie zu gewinnen, da ſelbſt das Aufſehen, welches die Leute unter dieſen Bauern machten, ſeinem ſchüchternen Gemüthe ſehr wenig zuſagte.

Mit ſeiner Ankunft ſetzte ſich auch ſogleich die Karavane in Gang, die allerdings mit dem Zigeunerzuge in Precioſa, die größte Aehnlichkeit hatte. Dieſe nahm noch zu, als der Director und Vater, den bekannten Zigeunermarſch

„Die Sonn' erwacht —“

laut und gellend vor ſich hinpfiff.

Auf dem Wagen, und zwar auf einer Anhäufung des mannichfaltigſten Tröbels, thronte Erlinde, das bunte Umſchlagetuch über den Strohhut, gleich der Mantille einer Spanierin, geworfen. Ihr linker Arm, der ſchlaff niederhing, hielt eine alte Guitarre, der rechte war nachläßig auf eine Schachtel geſtützt, die die Habſeligkeiten ihrer ärmlichen Kunſttoilette barg. Neben ihr ſchritt Alfred im modernen Reiſekoſtüm, einen leichten Ränzel auf dem Rücken und einen Stock in der Hand. Auch er hatte den linken Arm auf die Schachtel geſtützt, um — wie er ſagte — ſie vor dem Herabfallen zu wahren, in der That aber um dem Mädchen näher zu ſeyn und bei jedem Rucke, den das Fuhrwerk erhielt, den zarten Arm wie unwillkührlich zu berühren. Die Knaben folgten; voran ſchritt der Vater, ihm zur Seite die beiden kleinen Mädchen, die ihren Zank mit aller Gemüthlichkeit fortſetzten. Frau Hulda aber hatte ſich, auf italieniſche Weiſe, quer auf das kleine Pferd geſetzt, das neben der Laſt, die es faſt unvermögend war aus der Stelle zu bringen, auch noch dieſen Rückenbrecher zu tragen hatte.

— Wenn das nicht die treueſte Verſinnlichung eines Theſpiskarrens iſt — dachte Alfred bei ſich — nachdem er einen langen Blick darauf geworfen hatte — ſo giebt es keine mehr in der Welt!

Sie hatten bald die Gränze des Dorfes erreicht, bis wohin ſie die bäueriſche Jugend begleitet hatte. Jetzt blieb dieſe zurück und gab als Salve ein fürchterliches Geſchrei von ſich, dann — als ſich der Zug etwas weiter entfernt hatte — flogen einige Steine von der kräftigen Jugend geſchleudert, den Reiſenden nach.

Bodenlos drehte ſich um, erhob den Arm, ſchüttelte ſeinen Stab mit Macht und Ernſt und ſprach dazu die erhabenen Worte:

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!"

Aber die Buben ſtiebten davon und begaben ſich im Bewußtſeyn ihrer ſchönen That in die Schule.

Der an ſich unbedeutende und ganz gewöhnliche Vorfall hatte aber den Director aus ſeiner Stimmung und Stellung gebracht; er war durch ſein Verweilen dem unaufhaltſam fortſchreitenden Wagen an die Seite gekommen, und befand ſich nunmehr neben Alfred, den er aus der ſtummen Seligkeit aufſtörte, aus einer Unterhaltung mit Erlinden nehmlich, die bis dahin in nichts als unſchuldigen Berührungen und fragenden oder entſchuldigenden Blicken beſtanden hatte.

— Haben Sie ſich meinen geſtrigen Vorſchlag endlich überlegt? fragte Bodenlos.

— Mein Zweck iſt, mich in der dramatiſchen Kunſt auszubilden, erwiderte Alfred.

— Das können Sie bei uns am Erſten — ſagte Bodenlos ſchnell. Eben weil wir uns in allen Genres verſuchen und Ihnen ein weites Feld offen ſtehen wird. Sind wir in den Städten, ſo führen wir ſo gut unſere Meiſterwerke auf, wie das Hoftheater, das Sie ſo ſchnöde abwies. Ihre Uebung wird noch reichlichere Früchte tragen, weil Sie bei uns in den Fall kommen, mehre Rollen zugleich zu ſpielen. Ich richte nehmlich die Stücke ein, wie ſie uns paſſen und da ich — wie Sie wohl bemerkt haben werden, mich keiner gewöhnlichen Bildung erfreue — ſo ſetze ich zu und ſchneide weg, hier löſe ich auf, dort verdichte ich wieder und ſo accomodire ich Alles auf's Beßte.

Alfred konnte ſeine Verwunderung nicht zurückhalten: den Mann, der dem Anſchein nach auf einer ſo tiefen Stufe in der großen Künſtlergeſellſchaft ſtand, ſich mit einem Male in ſolcher Weiſe ausdrücken zu hören. Er verhehlte ihm dieſes Gefühl nicht.

— In mir ſind zwei Menſchen, oft auch mehr, ſagte der Director. Bin ich genöthigt meine Künſte vor dem Pöbel zu zeigen, ſo verſetze ich mich ganz in den Charakter; gebe ich mich mit etwas Beſſerem, Höherem ab, ſo werde ich ſelbſt beſſer und höher. Ein Schauſpieler oder Schauſteller — nennen Sie es wie Sie wollen — muß ſtets das ganz ſeyn, was er eben ſeyn will — ſeyn muß. Es iſt ein Unglück, daß es nicht alle meine Kunſtgenoſſen beherzigen. Geſtern war ich der zotige Kneipengeſell, dieſen Morgen umgürtete ich mich mit der Würde eines Anführers, um mich gegen die Angriffe des Geſindels zu ſchützen, mit Ihnen will ich jetzt ein vernünftiges Wort ſprechen. — Ich habe ſtudirt — und hatte das, was man gewöhnlich einen offenen Kopf zu nennen pflegt; wer weiß! wenn ich beim Studiren ausgeharrt hätte, ich wäre vielleicht noch ein berühmter Mann geworden. Aber mich drängte es zur Kunſt. Das Theater zog mich vor Allem an. Das untergeordnete Weſen eines anfangenden Schauſpielers, das Auswendiglernen von mir übertragenen Rollen, die eben nicht meine Lieblingsrollen waren, dies war es nicht was meine Luſt befriedigen konnte. Ich ſtrebte nach mehr; ich wollte das Theater beherrſchen; ich träumte davon, den Geſchmack bilden, das Gute befördern zu können. Ich dachte mir das ſehr beglückend, wenn auch ſelbſt nur im kleinſten Kreiſe. So beſchloß ich denn Director zu werden. Ein kleines Erbtheil war mir zugefallen; ich wollte es daran ſetzen. Um jene Zeit lernte ich auch meine Frau kennen. Ihr Talent kam mir erwünſcht; ſie ſang und declamirte; ich geſticulirte; ein junger Freund, der ſich uns anſchloß, muſicirte. Das heißt, wir gaben Melodramen, die ich ſelbſt componirte und in denen ich den pantomimiſchen Theil übernahm. Gleich nach dem Kriege waren die Leute leicht zufrieden geſtellt; ſie erfreuten ſich der wiederkehrenden Ruhe, und genoſſen Alles, was ihnen in der Art vorkam, mit einer wahren Sonntagsandacht. Doch dieſe Periode ging vorüber; man hatte genug und der Zuſtand begann ſich bemerkbar zu machen, der ſich leider jetzt als vollkommene Ueberſättigung kund giebt. Ich mußte neue Plane ſchmieden, wollte ich mit meiner wachſenden Familie nicht Schiffbruch leiden. Ich unternahm kleine Directionen; bald war ich glücklich, bald unglücklich; was ich hier gewann, ſetzte ich dort zu. Die ordinären Komödianten, die ich nur zu engagiren im Stande war, betrogen und hintergingen mich und machten mir Verdruß auf alle mögliche Weiſe. Der behielt mir den Vorſchuß, den ich ihm geſandt, und kam gar nicht an, jener ging mir durch, der ließ ſich für ein Fach anſtellen, dem er nicht gewachſen war. Kurz, ich ſah, daß man auf etwas Anders kommen müßte, wenn man ſeines Lebens froh werden wollte. So bildete ich mir denn nach und nach mein jetziges Syſtem aus. Ich lehrte meine Kinder, was ich wußte, und Anderes mußten ſie unter meiner Aufſicht ſo lange üben, bis ſie's darin zur Meiſterſchaft gebracht hatten. So wurden ſie nach und nach Seiltänzer, Jongleurs, Sänger, Virtuoſen, Schauſpieler, alles nach Umſtänden und Bedürfniſſen. Ich ſelbſt legte mich auf manche vergeſſene oder nicht beachtete Fertigkeit, und ſuchte ſie zu veredeln, zu vervollkommnen. So ſahen Sie geſtern mein Manöver wohl gelingen, nicht wahr? Niemand excellirt darin ſo wie ich, aber ich kann auch noch andere Stückchen.

Hier machte der Redende eine Pauſe, um etwas am Geſpann zu ordnen. Alfred gewann Zeit über das Gehörte ſeine Gloſſen zu machen. Er dachte darüber nach, wie ſeltſam es doch ſey, daß gerade die Vernünftigſten und Befähigtſten in dieſem Stande auf ſolche Abwege gerathen und wie er während ſeiner kurzen nähern Bekanntſchaft mit dem Theater, nun ſchon, nächſt dem originellen Stein, den zweiten Menſchen dieſer Art angetroffen.

Er hatte nur noch Zeit dieſem flüchtigen Gedanken einen zärtlichen Blick nach Erlinde folgen zu laſſen, als das Fuhrwerk wieder in die langſame, gleichmäßige Bewegung gekommen war und Bodenlos ſich auch wieder zu ihm geſellt hatte.

— Meine Aufgabe ſcheint mir jetzt, fuhr er fort, nur dieſe zu ſeyn: mich und meine Familie auf ehrliche Weiſe fortzubringen, ſie vor Mangel zu ſchützen, und die Talente auf die rechte Weiſe auszubeuten, um dieſes ſchöne Ziel zu erreichen. Dies überhebt mich manchem bittern Gefühle, das mich ſonſt wohl bewältigen möchte, wenn ich daran denke, wie es hätte kommen ſollen, und wie Alles kam. Allein als ein durch und durch practiſcher Menſch ſchlage ich mir ſolche Gedanken gleich wieder aus dem Kopfe, wenn ſie mich beſchleichen; mir liegt ob, die Gegenwart ſtets im Auge zu behalten, nicht aber der Vergangenheit nachzuhängen. Die Hauptſache iſt, daß ſich jeder in unſerer kleinen Republik nach ſeinen Kräften nützlich bezeige; unſer Pferd, dieſer Hund, meine kleinen Kinder, Alle müſſen es. Nun, da meine Frau wieder mobil worden iſt, habe ich einen Stein vom Herzen und ich kann es wahrlich dem ſo ſchön erwachten, vaterländiſchen Gefühl ihrer Mitpatrioten nicht hoch genug anſchlagen, daß ſie mir und ſich dieſe ſchöne Ruine erhalten haben, die gleichſam ein verkörpertes Lied von Körner oder Schenkendorff aus dem Jahre 13 iſt. Es ſcheint mir eine hohe Aufgabe der Zeit, Ruinen zu beleben.

Alfred hörte immer verwunderter auf des Mannes

Rede, der geſtern die burlesken, unverſtändlichen Späße den betrunkenen Bauern und Viehhändlern vorgemacht hatte. Es ſchien unſerm Jünglinge eine Größe des Characters darin zu liegen und eine bedeutende Stärke des Verſtandes; dieſe Selbſtverläugnung, dieſe Conſequenz, waren ihm bewundernswerth.

— Und welchen Plan haben Sie denn nun für das nächſte Städtchen? fragte ihn Alfred — denn bei Ihnen kann man nicht an das Zufällige, Unbeſtimmte glauben —

— Das nächſte Städtchen hat ſein Theater, erwiderte Bodenlos, ein Director befindet ſich dort, in dem Sie bald das Widerſpiel meiner Kunſt, ſo wie meiner Geſinnung erkennen werden. Er hält ſich ſtrict an den einmal hergebrachten Schlendrian, das heißt, mit zuſammengefegtem, gemiethetem Geſindel, regelmäßige Stücke, wie die großen Bühnen, aufzuführen; Alles und Alles; ein betrügeriſches und ſchändliches Geſchäft; eine Schuldenmacherei ohne Ende und eine grobe Verſündigung gegen Sitten und Geſchmack — dieß hält den Mann aber immer nicht ab, ſich hoch zu ſtellen, ja auf mich herabzuſehen, das können Sie glauben. Da ich den Plan gefaßt habe, zu den zunächſt bevorſtehenden Oſtern, der religiöſen Obſervanzen wegen — ich bin Katholik — die Reſidenz des Biſchofs zu erreichen und zugleich vorhabe, meine mimiſchen Darſtellungen während der Charwoche damit zu verbinden, die beiläufig geſagt, Sie überraſchen werden, ſo muß ich ſehen, die ziemlich lange Reiſe dahin auf die mindeſt koſtſpielige Weiſe zu machen und mir die Zeche und das Futter für mein treues Hausthier zu verdienen. Aus dieſem Grunde unterhielt ich geſtern Abend die Geſellſchaft, aus dieſem Grunde werden Sie uns dieſen Mittag wieder andere Künſte treiben ſehen und eben dies ſpornt mich an, dem Director jenes Städtchens ein Geſchäft anzutragen, das ihm zu Einnahmen verhelfen ſoll, deren er wahrlich ſehr benöthigt iſt. Meine kleinen Kinder ſollen ihm etwas tanzen, Erlinde wird ſingen, meine Frau declamiren und ich werde zum Schluſſe ein wenig aus dem Bauche ſprechen, was ich auch perfect verſtehe. So etwas paßt für ein ſolches Theater, nach meiner Meinung. Auf dem Lande darf ich dieſe Kunſt nicht üben, weil's das dumme Volk für Hexerei nehmen und mich ſteinigen würde, vor den Honoratioren der kleinen Stadt darf ich's ſchon eher wagen.

— Aber zu welchem Ende wollten Sie mich nun anſtellen? fragte Alfred, der immer mehr

Achtung vor ſeinem Begleiter bekam. — Sie ſind ja complett und brauchen Niemand mehr.

— Nicht doch, mein lieber Herr, entgegnete der Andre. Zu den Tableaux können wir Sie ſchon verwenden und dann geben wir ja auch Stücke, wo wir ein Theater allein haben können, und da fehlt uns der Liebhaber, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe. Glauben Sie mir nur, wir haben unſere Städtchen, die ſich darauf freuen uns erſcheinen zu ſehen, denn was wir geben iſt in ſeiner Art eben ſo vollendet, als das Hutſpiel von Geſtern, das Sie — ich bin davon überzeugt — gewiß noch nie mit ſolcher mimiſchen Kraft und mit ſo draſtiſcher Wirkung darſtellen geſehen haben werden. In der Kunſt kommt es wahrlich in den ſeltenſten Fällen auf das Was, ſondern faſt immer nur auf das Wie an, und ein guter Poſſenreißer iſt mir lieber als ein ſchlechter Kuliſſenreißer. Sie verſtehen was ich ſagen will und ich ſetze nichts weiter hinzu — aber meine Frau iſt eingeſchlafen und ſie kann leicht vom Pferde fallen —

Er ſprang hinzu, um die theuere Hälfte zurecht zu ſetzen, die ihrer martialiſchen Gewohnheit nach, der umgehängten Feldflaſche wahrſcheinlich zu oft zugeſprochen haben mochte, denn als auch Alfred herzugeeilt war, um hülfreich zu ſeyn, ſpendete ſie ihm mit dem poetiſchſten Danke zugleich auch Düfte, die nicht mißdeutet werden konnten, ſelbſt wenn man an der Aufrichtigkeit der Geſinnung zu zweifeln im Stande geweſen wäre.

Der Zug näherte ſich jetzt dem Dorfe, wo die Mittagsruhe gehalten werden ſollte. Die Sonne brannte; drunten, am Abhange der Straße, lag das Wirthshaus, aus deſſen Schornſtein ein einladender Rauch emporſtieg. Die Kinder, von ahnender Haſt getrieben, lieſen den Berg hinab, die Straße verlaſſend, auf dem weichen Raſen. Erlinde, die während des Geſprächs, das Alfred mit ihrem Vater führte, der lieblichen Unterhaltung entbehrend, ſich gelangweilt haben mochte, ſchwang ſich jetzt mit zierlicher Leichtigkeit vom Wagen und jagte ihren kleinern Geſchwiſtern nach. Bodenlos ſperrte ein Rad und lenkte das Pferd ſorgfältiger, von dem Frau Hulda jetzt abſteigen mußte. Alfred hatte ſich ſeitwärts ins Gras geworfen und ſtarrte vor ſich hin. In welche wunderbare Umgebung war er ſo plötzlich gerathen; welche neue Schattirung des Künſtlerlebens that ſich vor ihm auf? Menſchen, denen er eine gewiſſe Achtung nicht verſagen konnte und die doch der Achtung, die ſich äußerlich kund giebt, ſo ſehr entbehrten, daß er ſich ſchämte, für Einen der Ihrigen gehalten zu werden. Hier war Thatkraft, Bildung, mechaniſche Fertigkeit zur bewundernswertheſten Vollendung erhoben, ſelbſt Anflüge von Kunſt und Poeſie, und doch wieder eine Beimiſchung, die Alles dieß ungenießbar, abgeſchmackt ihm erſcheinen ließ. Ein wildes, formloſes Chaos, in welchem Lebenselemente umherſchwammen, die anders zuſammengefaßt, edel und groß genannt werden konnten.

— Das Schickſal ſcheint mich ſtets zu den ſeltſamſten Kämpfen zu treiben, ſagte Alfred zu ſich ſelbſt. Kaum wähne ich mich dem Einen glücklich entronnen, ſo ſtürze ich auch ſchon wieder in den Andern, und verwickle mich ſo, daß es ohne Wunden nicht abgeht. Ich verließ das ſtolze Hoftheater, um ein Nomadenleben zu führen — es iſt wahr! ich glaubte mir dadurch rettend zu erhalten, was die Natur vom Künſtler mir anvertraut hat. Aber wie Stein wollte ich umherziehen; das Weſen der kleinen Bühnen kennen lernen; nicht mit ſolchen Leuten wandern, wie ſie hier ſich mir darſtellen. Nun ſtimmt mich die Rede dieſes Mannes aber ſo zu ſeinem Vortheil, nun lerne ich hier ein ſo liebes Geſchöpf kennen — — —

Er ſtrich ſich die Locken aus dem Geſichte und ſetzte ſich die Mütze auf, dann ſprang er ſchnell auf und ſchlenderte ſo gemächlich dem Wirthshauſe zu, daß, als er dort ankam, das Pferd ſchon ausgeſpannt war und ſeine Reiſegefährten bereits gemächlich auf der Ofenbank ſaßen. Aber keine Suppe dampfte noch vor ihnen; ſie mußten ſie erſt verdienen. In der Mitte des Zimmers war ein alter Teppich ausgebreitet, um den Kindern das Gehen auf den Händen etwas weniger hart und beſchwerlich werden zu laſſen. Die Armen!

Bodenlos that jedoch fremd und kalt mit Alfred, weil er vorausſetzte, daß dieſen eine — nach ſeiner Meinung — falſche Schaam, abgehalten hatte, mit der Familie zugleich, den Einzug in's Dorf zu halten.

Drittes Kapitel.

Ich lieb' und lieb' und liebe
Und denk' und liebe nur Dich;
Alle Sinne werden mir trübe
Und dumm davon ſicherlich. —

Rode.

Am Nachmittage wurde die Reiſe ganz auf die frühere Art fortgeſetzt, nur mit dem Unterſchiede, daß Erlinde zu Fuße ging, um ihrer Mutter den Platz auf dem Wagen zu überlaſſen, da das arme Pferd der doppelten Laſt des Ziehens und Tragens zu unterliegen drohte. Der Verluſt dieſes Kunſtgenoſſen wäre aber dem praktiſchen Manne nichts weniger als gleichgültig geweſen.

Als der Herbſtabend zu dunkeln begann, und aus den Häuſern, an denen ſie vorüberzogen, der trauliche Schein angezündeter Lichter auf die Straße leuchtete, wurde auch manche Scene häuslichen Glückes, manche Aeußerung liebender Vereinigung von den Wanderern bemerkt, die ihrem raſtloſen Umherſchweifen entgegen gehalten, ſie mit bitterer Wehmuth erfüllen mochte. Beſonders war dies bei Alfred und Erlinde der Fall; bei ihm, weil ihm dieſe Bilder der Heimath noch zu friſch in der Erinnerung lebten; bei ihr, weil ſie ſich das Glück höher träumte, da ſie es noch gar nicht kannte.

— Ach, wir Zigeuner wiſſen ja nichts davon! erwiederte ſie ſeufzend auf ſeine Frage, ob ihr eine ſo ſtille, umgränzte Häuslichkeit wohl gefallen könne.

Die Unebenheit der Straße und die Dunkelheit brachten Alfred und das Mädchen in nähere Berührung. Es war die natürlichſte Eingebung, daß er ſeine Hand zwiſchen ihren Arm und Leib brachte, und ſie ſo führte. Sie mochte wohl noch nie in den Fall gekommen ſeyn, daß ſich jemand ſo um ſie bemüht hätte, und ſie gab ihm das Vergnügen, das ihr dieſer Liebesdienſt gewährte, dadurch zu erkennen, daß ſie langſamer ging. So kam es, daß das Pferd, obgleich müde genug, dennoch ſeinen Schritt aus Inſtinkt, im Vorauswittern des Stalles, ein wenig beſchleunigend, den Wanderern aus dem Geſichte gekommen war, die ſich ſelbſt überlaſſen und in ihrem Geſpräche recht liebevoll vertieft immer langſamer ihres Weges gingen.

Alfred glaubte in ſeiner unreifen Unerfahrenheit, dieſe Stille, dieſes Selbander zu einer wahren

Entdeckungsreiſe benützen zu müſſen, allein ſein überwallendes Gefühl, ſeine ſinnliche Sentimentalität ließen ihn nichts recht erkennen. Nur ſo viel gelang ihm, daß er gleich dem Seehelden, der kühn den Fuß an die Küſte des fremden, unbekannten Landes ſetzt, ſogleich ſeine Flagge darein pflanzte, um davon Beſitz zu nehmen. Weder die übergroße Oede, noch die unerſchöpfliche Schönheit der Gegend vermögen den Landenden von ſeinem Vorhaben zurückzuhalten. Jene fürchtet er nicht, denn er hofft ſie, durch die Civiliſation, die er mitbringt, zu bannen und zu bezwingen, dieſe rührte ihn nicht, denn er denkt nicht daran, daß ſein rohes, eigenmächtiges Eingreifen hier etwas Edles, Schönes, Ureigenthümliches zerſtören könne. Und machen es denn die meiſten Jünglinge, ſelbſt die ſanfteſten und blödeſten nicht ausgenommen, nicht eben ſo, wenn ſie Die entdeckt zu haben glauben, deren Beſitz ihnen gebührt nach ihrer Meinung?

Erlinde, in deren Augen es wie ein tiefes Geheimniß ſchlummerte, ſcheuchte zuerſt zurück vor den Fragen, welche der Jüngling an ſie richtete. Manche davon kamen ihr ſo kühn vor, aber ſie waren ſo unausweichlich, und ſie ergab ſich bald darein, ſie Alle zu beantworten. Je tiefer er hiedurch in ihre Seele ſeine Blicke zu werfen glaubte, deſto lichter wurden die Seinigen, deſto beſtimmter ſeine Ausdrucksweiſe, deſto hingebender dafür ſie. Was ihr anfänglich Scheu verurſacht hatte, machte ihr nun Vergnügen. Sie hatte noch keine Ahnung davon, als ſie ſchon mit allem ihrem Vermögen, mit allen ihren Sinnen ihm angehörte.

Worin beſteht denn wohl die urmächtige Größe eines ſolchen erſten Eindrucks? Welcher feinſte Verſtand wagt ihn bündig zu erklären? Sollte es lediglich das plötzliche Erwachen der Sinnlichkeit ſeyn? Aber Alles, was folgt, widerſpricht in ſo vielen Fällen dieſer Annahme. Wir werden hier nur zu ſpeciell auf die Einflüſſe jener hohen Kraft gelenkt, die wir Magnetismus benennen, und von der wir tagtäglich die wunderbarſten und unerklärlichſten Reſultate ſehen.

Zwei Menſchenſeelen, die ſich nie gekannt, die nie von einander gewußt, die weit getrennt im Lebensmeere umhertrieben, müſſen ſich zur beſtimmten Zeit, an einem beſtimmten Punkte finden. Ihre Annäherung beſchleunigt ihre inwohnende, wechſelſeitige Anziehungskraft, ſie lodern zuſammen wie zwei reine Flammen, um ſich nie wieder zu trennen. Das iſt die Liebe, die das Weltall durchflutet, das ewige Geſetz, das Alles erhält, das die großen Weltkörper, wie die unſterbliche Seele in ihrer vorgeſchriebenen Bahn treibt.

Was Alfred und Erlinde an jenem Abende ihres erſten Bekanntwerdens, beim trauten Aneinanderwandeln geſprochen — wer könnte dies wiedergeben? Die Worte waren ſo einfach, wie das Gefühl, das ſie eingab, und doch ſo unendlich. Das arme Mädchen, das bis jetzt vom Leben nur bedrückt worden war, das oft ſein Brod in Thränen aß, fühlte ſich nun zu einem neuen Daſein erwacht, ein Himmel ſchloß ſich vor ſeinen Blicken auf, und es hob ſein ſchönes Auge zu den Sternen am Himmel, und dann zu ihm, der wie ein beglückender Gott an ſeiner Seite ſchritt, und er durfte ſich neigen, und die helde Thräne wegküſſen, die den herrlichen Spiegel trübte.

— Den erſten Kuß, den ich Dir gebe, ſagte er mit wehmüthiger Schwärmerei, netzt das Salz deiner Thräne; es wolle unſerer Liebe nichts Schlimmes bedeuten.

— Unſerer Liebe? fragte ſie.

— Warum wiederholſt Du? verlangte er zu wiſſen.

— Ach nichts! lächelte ſie, aber indem ſie ſeine Hand zu den Augen führte, floſſen ihre Thränen reichlicher.

Er drang in ſie, ſie wollte nichts weiter ſagen.

Endlich fing ſie, nach einer Weile, unaufgefordert, aber überaus ſchüchtern wieder an:

— Wie iſt's damit? Wirſt Du bei uns bleiben?

Dieſe einfache Frage gab ihm das Bewußtſein wieder. Was ſollte es mit dieſem Allen? fragte er ſich. Mit den Leuten zu ziehen, war ihm unmöglich, das Mädchen bereden, die Eltern zu verlaſſen, ſchien ihm ſträflich. Nach dieſem Abende ſie meiden zu müſſen, der Gedanke war ihm unerträglich. Er antwortete nicht, und ſchämte ſich; ſie wiederholte die Frage nicht wieder. —

Sie war traurig, er unwillig über ſich ſelbſt, und ſo war ihr Geſpräch unterbrochen. Sie legten ſtumm den Reſt des Weges zurück.

— Wäre es denn nicht möglich, dachte er, den Alten in eine ordentliche Bahn zu bringen? ihm den ſiegenden Beweis zu führen, daß es praktiſcher ſey, die mannigfachen Gaben und Talente, die ihm und den Seinigen zu Theil wurden, auf würdigere, der bürgerlichen Geſellſchaft wohlgefälligere Weiſe auszubeuten, und am Ende größern Vortheil und mehr Ehre davon zu ziehen?

Er dachte ſich dies Vorhaben nicht gänzlich unausführbar, und beſtimmte gleich den nächſten Morgen dazu, das Bekehrungsgeſchäft anzutreten.

— Es iſt ſo viel Gold in dem Menſchen, ſagte Alfred bei ſich ſelbſt, daß der edle Kern endlich doch die Schlacke durchdringen muß. Ich will es wagen — ja! ich rette dich, Holde, dem Leben und der Liebe!

Dieſe letzten Worte rief er laut, und wollte das Mädchen an ſich drücken, als dieſes plötzlich wie ein Reh aufſcheuchte. Er hatte noch nichts wahrgenommen, was die Urſache ſeyn könnte, allein ihr feineres Ohr hatte es.

— Das iſt des Vaters Zorn! rief ſie zitternd.

Er horchte auf; ein geller Pfiff, von einem langen Ruf begleitet, wurde vernehmbar. Sie beſchleunigten ihre Schritte, und erreichten bald eine dunkle Maſſe, welche nichts anders war, als vier dicke Mauerthürme, die das formidable Thor des kleinen Städtchens bildeten, in dem ſich ihr nächſtes Schickſal erfüllen ſollte. Wie ergreifend iſt es doch ſtets im Leben, den erſten Schritt auf einen für uns verhängnißvollen Boden zu machen! Indem wir durch dieſes Thor, über dieſe Schwelle ſchreiten, ſind wir der Wahrheit näher, lüftet ſich der Schleier des Räthſels, wird uns ein dunkler Abſchnitt unſers Lebens klar, eine Antwort auf die Frage an das Geſchick uns zu Theil werden, ſolches Bewußtſein ergreift uns immer mächtig.

Alfred zögerte, ehe er unter das Thor trat; er hielt Erlinde beim Arme. Was wollte er? Ein Verſprechen geben oder nehmen? Er hatte nicht das Herz, dieſes zu verlangen, jenes zu thun.

Da trat ihnen, allen Zweifeln ein Ende machend, die Geſtalt des Vaters entgegen.

— Nun, ſeyd ihr endlich da? rief er zornig. Wo bleibſt du ſo lange? Kennſt du nicht mehr, Erlinde, mein Gebot? Marſch!

Er ſchwang die Peitſche, die er noch vom Stalle, wo er das Roß untergebracht, in der Hand hielt und klatſchte ihr damit um die feinen, tanzgeübten Füßchen; ſie aber wankte nicht von der Stelle, ſondern blieb wie angewurzelt vor Scham und Schmerz.

Alfred trat raſch auf den Alten zu.

— Warum mißhandelt Ihr die Tochter? rief er entrüſtet. Kann ſie dafür, daß ſie ermüdet vom weiten Marſche und von den anſtrengenden Künſten, die ſie noch dabei treiben muß, nicht mit Euerm Pferde gleichen Schritt halten kann? ſchämt Euch doch der Rohheit!

— Schämen Sie ſich Ihrer Frechheit, mein Herr, entgegnete jener kalt und mit einer überraſchenden Wendung im Tone — wer gibt Ihnen das Recht mich zur Rede zu ſtellen, und überhaupt auf dieſe

Weiſe mit mir zu ſprechen? Wer iſt Ihr Ihr, mein Herr, ich bitte mir das Sie aus.

Alfred war plötzlich ruhiger geworden.

— Verzeihen Sie meiner Aufwallung, entgegnete er befremdet, die ich bei der Mißhandlung Ihrer armen Tochter nicht unterdrücken konnte. Ich war Schuld daran, daß wir zurückblieben. Ich befragte Sie um Vieles aus Ihrem Leben, und ergötzte mich an ihrem reinen Sinn, an ihrem unſchuldigen Tone. Wahrlich, Herr Bodenlos, wer im Stande iſt ſeine Tochter bei dieſer Lebensweiſe dieſe Reinheit zu bewahren —

— Halt! fiel ihm Bodenlos in die Rede — ſprechen Sie mir nichts von meiner Lebensweiſe, das verſtehen Sie nicht, und laſſen Sie mich und mein Kind ungeſchoren. —

— Rauher Mann! ſprach Alfred, Sie ſollen mich und meine Geſinnungen kennen lernen — ich gebe die Hoffnung nicht auf, ſie zurückzuführen.

Der Andere lachte wild, dann ſich zu ſeiner Tochter wendend, die noch immer wie verſteinert auf derſelben Stelle ſtand, rief er:

— Na — wird's?

Und ſie bei der Hand ergreifend, ging er mit ihr davon.

Alfred wollte ihnen nicht ſogleich folgen, er ſetzte ſich auf eine Bank unter dem Thore, legte ſein Ränzel neben ſich, und überdachte das Vorgefallene. Es mochte ſchon ſpät ſeyn. Ihr lautes Geſpräch von vorhin hatte keinen Neugierigen herbeigezogen, denn Niemand ging mehr auf der Straße. Solch ein kleines Städtchen macht Abends hinter ſeinen alten Thürmen und Mauern wahrlich keinen freundlichen Eindruck. Die Leute haben ſich in die engen, ärmlichen Gehäuſe zurückgezogen, um nach den Anſtrengungen des Tages ſich beim kargen Mahle zu laben. Der bleiche, ungewiſſe Lichtſchein, der aus den kleinen, halbdunklen Scheiben bricht, zeigt das auf der Straße umherliegende Geräthe, das theils noch vom heutigen Geſchäft daliegt, theils ſchon dem morgenden entgegenharrt. Ueberall deutet Alles auf Mühen und Kümmerlichkeit, nichts auf Genuß und Freudigkeit. Niemand geht vorüber; nur hie und da ſieht man unter den Hausthüren noch eine weiße Schlafmütze leuchten, und das einzige Leben zeigt ſich in der Apotheke, wo der geſchäftige Proviſor ſeine Tränke braut, denn ſelbſt die Fuhrleute im Wirthshauſe ſchnarchen ſchon auf der Ofenbank, und der letzte Gaſt hat das Haus längſt verlaſſen, und das einzige Geräuſch, das durch die Stille tönt, kommt vom plätſchernden Stadtbrunnen, in das von Zeit zu Zeit das Quicken eines wachen Säuglings ſchallt.

Alfred konnte ruhig und ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen.

Zuerſt war er begierig darauf, die Art und Weiſe zu beobachten, wie ſich ſeine Reiſegefährten im Orte darſtellen würden. Das Hutmanöver, das Verrenken der armen Kleinen durfte doch hier nicht gezeigt werden, wo der Vater die Bühne in Anſpruch nehmen wollte. Nach dem Range, den die Leiſtungen in ſeinen Augen haben würden, wollte Alfred auch ſein weiteres Verhalten gegen die Familie einrichten, um ſeine Angriffe auf die Anſichten und Entſchlüſſe des Alten richten zu können.

Nachdem er dieſes und anderes überlegt hatte, ſtand er auf, um ſich eine Nachtherberge zu ſuchen. Er hatte Bodenlos nicht gefragt, wo er einkehren würde, und war nun mit ſich ſelbſt uneins, ob er es verziehen ſollte, ihn aufzuſuchen oder nicht. Er beſchloß endlich den Zufall entſcheiden zu laſſen.

— Find ich ſie — dachte er — gut! find ich ſie nicht — auch gut! es ſey mir ein vorläufiger Wink.

So ſtrich er durch die Gaſſen; das Städtchen, ſo unanſehnlich es ihm im Anfange erſchienen war, ſo reichlich war es doch mit Wirthshäuſern verſehen. An allen Ecken und Enden ſtreckten ſich die goldenen Arme weit über die Gaſſe hin, und hielten prachtvoll ausgeführte Embleme in Gold und Farben, die zwar von keiner polizeilichen Straßenlaterne, aber von den trüben Stalllaternen ihr Licht empfingen, die an den Wagendeichſeln von ſorgſamen Hausknechten befeſtigt waren, damit ſich zufällige nächtliche Wanderer nicht aufrennen möchten.

Alfred fragte ſich im Umherſtreifen:

— Wo mag ſie ruhen? Hier in dieſem rothen Ochſen, oder dort in der Sonne? Schirmt ſie der goldene Engel mit ſeinem Fittig, oder bewacht ſie der Stern der drei Magier dort oben an der Ecke? Dort jene Roſe iſt ihr Symbol — dort klopfe ich an — vielleicht erweckt ſie mein Klopfen — ach! und ſchläft ſie denn auch wohl?

Er zog die Klingel; ſie tönte, und die Hofhunde erwachten; ein leiſer Wind ſchrillte einher, und die Roſe von Blech im Schilde über ſeinem Haupte klirrte; ein Fenſter im Erdgeſchoß wurde geöffnet; einige Hunde bellten; die noch vor Kurzem ihn ſo lautlos umgebende Natur empfing plötzlich Leben — indem er ihren Namen dachte — ſo kam es ihm vor, der Schwärmer vergaß, daß er an die Klingel gezogen hatte.

Er gab der fragenden Stimme den gewünſchten Beſcheid und das Hausthor öffnete ſich knarrend, zur Aufnahme des ſpäten Gaſtes.

Auf ſein Befragen wurde ihm die Antwort zu Theil, daß keine Künſtlerfamilie mit ihrem Einſpänner hier eingekehrt ſey.

Er blieb auf dem Hausflur ſtehen, bis daß das Mädchen Licht gemacht hatte, und er ſtand auch dann noch in Nachdenken verſunken da, als es ſchon mit hocherhobenem Arme die brennende Kerze emporhaltend, die erſten Stufen der Treppe hinanſtieg.

— Na, iſt's gefällig, Herr? muß ſie ihm zweimal zurufen, bis er folgte, und noch indem er ihr folgte, überwarf er ſich mit ſeinen Gedanken und konnte nicht zur Entſcheidung kommen, ob er hier übernachten ſolle, oder weiter gehen, um von Thür zu Thür zu fragen, wo Erlinde weile.

Viertes Kapitel.

> Die Gunſt des Publicums gleicht den Zugvögeln, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe im Herbſte davonziehen und im Frühjahr wiederkehren, jene aber mit dem erſten ſchönen Maitage davonfliegt und kaum bis zum letzten September nach Thaliens Schattengängen zurückgekehrt iſt.
>
> (Unterhaltungen für das Theater-Publicum München 1833.)

Die Schauſpielergeſellſchaft, die in dem Städtchen eben anweſend war, pflegte im Winter einen größeren Schauplatz aufzuſuchen und dort bis zum Beginn der ſchönen Jahreszeit ihre Kunſt zu üben. Aber mit dem Erwachen der Natur, wenn der ſpatzierluſtige Bürger die ſogenannten Zehrgärten vor den Thoren aufſuchte, um den winterlichen Reif von ſich abzuſtreifen, dann war für die Künſtler keines Bleibens mehr in dem Orte und ſie waren genöthigt, zum Wanderſtabe zu greifen. Die unbedeutendern Mitglieder wurden entlaſſen, ein Paar von den beſſern ſuchten ſich ein anderes Engagement durch Gaſtrollen zu erwerben und nur die mittlere Gattung von Künſtlern, ſeit lange ſchon anſäſſig in der Stadt, verheirathet, auch wohl irgend ein kleines, friedliches Gewerbe treibend, blieben dem Director und ſeiner Fahne getreu und zogen mit ihm aus, das Land zu beglücken.

Die Verfaſſung des ganzen Kunſtinſtituts nahm dann alsbald eine andere Geſtalt an; das im Winter regierende monarchiſche Prinzip mußte einem republikaniſchen weichen. Der Director, der blos mitreiſte, um ſeine Privatintereſſen zu wahren, indem er von der Tageseinnahme eine Abgabe für das Herleihen ſeines Büchervorrathes und ſeiner Partituren und Garderobe zu beziehen hatte, erhielt das Recht zu einer berathenden Stimme, während ſämmtliche Mitglieder die Geſchäfte leiteten, Krieg erklärten und Frieden ſchloſſen, kurz, die höchſte Macht in Händen hatten und die Einnahme unter ſich, nach Maßgabe ihrer Brauchbarkeit, theilten.

Wer jemals in dem Fall war, ſolche mittelmäßige Schauſpieler näher kennen zu lernen, wird wohl wiſſen, welch ein ſonderbares Verhältniß, aus der ſo eben angeführten Lage der Dinge erwächſt. Man ſollte glauben, daß in dem einen Intereſſe: das Schiff über dem Waſſer zu halten, alle Uebrigen einen Punkt der Vereinigung finden ſollten, allein dieſes — wie es ſcheint — ſo wichtige Augenmerk, wird doch nur in den ſeltenſten Fällen gehörig berückſichtigt. Ein jeder folgt bei den zu nehmenden Maßregeln andern Eingebungen, ein jeder folgt ſeinen blos eigenſüchtigen Zwecken.

Jeder ſtrebt auch hier nur allein zu glänzen, Einer will den Andern verdunkeln; das erbärmlichſte Publicum, das nicht fähig wäre, irgend ein gültiges Urtheil zu fällen, das kaum die Sprache verſteht, die es von der Bühne herab vernimmt, iſt ein geſuchter Mäcen, um deſſen Gunſt gebuhlt wird, nach deſſen Beifall man geizt. Faſt verhungernd auf den elenden Brettern, mit der Noth kämpfend, bedroht von Gläubigern, erhebt dieſe Künſtler dennoch der Applaus und ſie ſpielen mit einem Eifer und reißen Couliſſen ein, wenn ſie ihre Abgänge haben, als ſpielten ſie vor den erleuchterſten Kennern. Es liegt etwas Rührendes in dem Leben ſolcher Schauſpieler. Keine Kunſt bereitet ihren Jüngern ſolche bittere Entbehrungen, und dann dieſe ſüße Täuſchungen! Der arme Heldenſpieler, der den Tag über nicht wußte, wo er den nothwendigen Tabak hernehmen ſoll, ohne den er einmal nicht memoriren kann, der im ſchäbigen, abgetragenen Rocke, durch die ſonntägigen Straßen, durch die geputzten, glücklichen Gruppen ſtreifte, der nichts ſein nennt, während Alles ſich am wohlerworbenen

Beſitze freut, der die Mühen ſeines faſt verbrauchten Lebens verloren nennen muß, der einem troſtloſen Elende entgegengeht, das bei der leiſeſten Annäherung ihm ſchon deutlich den Abgrund zeigt, in den er einſt hineintaumeln wird — dieſer arme, unglückliche Menſch — er läßt Alles weit hinter ſich zurück, wenn er Abends in das Ankleidezimmer tritt; ſo wie er die Theaterlumpen anzieht, iſt er ein anderer; er ſchreitet wie ein Held, er hebt den Kopf wie ein König, er tritt aus der Couliſſe und blickt auf ſein Gefolge, noch lumpiger als er ſelbſt — aber er iſt ſtolz darauf; er herrſcht — er ſiegt — er iſt ganz glücklich in ſeinem Wahne!

Ohne dieſe Täuſchungen, ohne dieſe Eigenthümlichkeit des Schauſpielerlebens, wie wäre wohl ſo viel Elend zu ertragen? —

Die Geſellſchaft, von der wir ſprechen, war ſchon ſeit drei Monaten in dem Städtchen, deſſen Einwohner bereits ſechs Wochen lang ſeiner artiſtiſchen Gäſte überdrüßig geworden war. Dennoch dachten dieſe nicht daran, abzuziehen. Stets unerſchöpflich waren ſie bemüht für das Vergnügen der Undankbaren zu ſorgen, die ihnen keinen Credit mehr geben wollten. Die Einnahmen waren ſo gering geworden, daß die Begünſtigtſten bei der Theilung am Ende der Woche nur wenige Gulden bekamen, die Andern nur ſo viel Kreuzer. Der Drucker und der Seifenſieder ſagten der Kunſt gänzlich den Handel auf. Die Zettel konnten nun zwar geſchrieben werden, allein ohne Beleuchtung war keine Vorſtellung möglich. Die Noth war am größten und da alle Unterhandlungen abgebrochen werden mußten, ſo zeigte ſich kein Ausweg, die Stadt mit Ehren zu verlaſſen, als heimlich durchzugehen und die übliche Hoffnung als Rechtfertigung mitzunehmen, daß es möglich ſeyn würde, aus dem ergiebigern Winterquartiere den Riß zu ſtopfen.

Der Theaterdiener und Requiſiteur, ein treues Möbel, der ſtets den Wahlſpruch auf den Lippen führte: „Mitgefangen, mitgehangen!“ und der mit den Künſtlern um die Wette hungerte, war im Schweiße ſeines Angeſichts die vielen Treppen zu den verſchiedenen Dachſtübchen hinangeſtiegen, um eine Plenarverſammlung dem ſämmtlichen Perſonal anzukündigen. Hier ſollten Vorſchläge angehört und Beſchlüſſe gefaßt werden, zum Frommen des Ganzen.

Die Stunde erſchien und die Mitglieder der Geſellſchaft traten ziemlich pünktlich, was faſt nie der Fall zu ſein pflegte, in das Ankleidezimmer des improviſirten Theaters. Es galt einer Lebensfrage.

Wir erblicken den Director, den Theaterdiener und

Requiſiteur und noch zehn oder zwölf Andere, von beiden Geſchlechtern, ungefähr zu gleicher Hälfte. Die Lage der Dinge war Allen bekannt und es durfte daher keine Anrede gehalten werden, vielmehr war Jeder bemüht, kurz und bündig zu ſagen, welche Mittel zur Abhülfe des dringendſten Bedürfniſſes zu ergreifen ſeien.

Durchgehen! war das allgemeine Loſungswort.

— Ach, wer mir das an der Wiege vorgeſungen hätte! jammerte Fräulein Miauz, die erſte Mütter und Königinnen ſpielte.

— Was weiß denn ſie noch, was ihr an der Wiege vorgeſungen wurde, rief Krach, der Heldenſpieler, das iſt ja ſchon viel zu lange her.

— Alles geht durch! ſprach lachend Lanze, der Intriguant, was iſt denn Schlechtes dabei? Eine Motion geht durch im Parlamente, der rothe Faden geht durch im Flottenſeil, der Mercur geht durch die Sonne am Firmamente und der Schauſpieler geht durch, wenn er nicht anders kann.

— Wenn Du ſo gut ſeyn willſt, mich anzuhören — ſagte hierauf Rips, der Zettelträger und Requiſiteur, der mit Allen auf Du und Du war, ſich dem Sprechenden nähernd — ſo will ich es verſuchen, noch einen Vorſchlag zur Güte zu machen. Das

Durchgehen iſt ſo eine Sache, mitgefangen, mitgehangen! — Allein ich komme mit meinen Requiſiten am Schlimmſten weg; das will Alles eingepackt und fortgeſchafft ſeyn und dann habe ich gar Vieles ausſtehen und für ſo manchen der Herren gutgeſagt — ich hätte daher einen andern Plan. Will der Seifenſieder keine Kerzen mehr borgen — gut! ſo giebt's noch eine unentgeltliche Beleuchtung — ich meine die der Sonne. Will der Zetteldrucker nicht mehr Ordre pariren — auch gut! Hier habe ich noch einen alten Zettel, von einer abgeänderten Vorſtellung, der gleich ausgegeben werden kann. Mehr als Alles dieſes kommt uns aber noch ein Umſtand zu Hülfe, der für Vieles gelten mag. Der glückliche Zufall wollte, daß ich mir von meinen Erſparniſſen ſchon längſt eine Ziege kaufte, weil mein Weib an der Schwindſucht leidet. Dieſe Ziege hat gekitzt. Wie wär's nun, wenn wir den Grafen von Burgund im Freien aufführten — he? — wenn wir, ſtatt wie ſonſt, das Bählämmel vom Metzger für drei Parterrebillets auszuborgen, mein Kitz als Lämmel gelten ließen und wenn wir am Schluſſe eben dieſesjenige junge Kitz zum Beſten des verehrungswürdigen Publicums ausſpielten? — He? — das zöge, ſollt' ich meinen! —

— Das iſt zwar ein alter Spaß — meinte der Director Golbammer — allein es könnte gehen. —

— Es wäre wenigſtens ein Behelf, ſprach Lanze.

— Um nur nicht durchgehen zu dürfen, ſetzte Fräulein Miauz hinzu.

— Alſo ſchnell die Rollen her, ſprach der Director, He, Rips — geſchwind! Wo iſt Roſenfriſch, der den jungen Grafen Heinrich macht —

— Wo iſt Roſenfriſch? Hat ihn Niemand geſehen? riefen Alle durcheinander, von banger Ahnung ergriffen.

— Ja, wo iſt er? ſchrie Lanze lachend, er wird den Weg alles Fleiſches gegangen ſeyn. Er wird dem Schickſal und unſerer weiſen Berathung vorgegriffen haben.

— Rips, lauf', bring' ihn her! rief Goldammer.

— Schleppt ihn her! Peitſcht ihn her! tragerirte Krach.

Rips war fort wie ein Pfeil und die Andern harrten ſtumm ſeiner Rückkehr in ſtummer Erwartung. Es währte nur wenig Minuten und er ſtand wieder in der Mitte der Verſammlung.

— Da haben wir die Beſcheerung! ächzte er, indem er einen Zettel hoch empor hielt. Mit gefangen, mit gehangen! —

— Was iſt's — was gibt's? rief Alles durch einander.

Rips ſchleuderte den Zettel dem Director hin und warf ſich, mit ſeinem Tuche das Geſicht verhüllend, auf die Bank, gleich Eßlair im Beliſar, und ſtöhnte dazu:

— Mir auch zwei Pots Schminke und zwei Kronenthaler baar behalten!

Goldammer las aber mit lauter Stimme die Worte des Zettels:

Die Sonne geht auf und nieder —
Den Roſenfriſch ſeht Ihr nicht wieder! —

— Und unten ſtehen ſie Alle, unſere bisherigen guten Freunde, fiel Rips ein, und laſſen allerhand ſehr verfängliche Redensarten fallen. Der Krach muß mir eingeſteckt werden, ſchreit der Wagner Bolz —

— Was? ich? der Bolz? ſagte Krach mit ruhigem Selbſtgefühl.

— Ja, wie's der Roſenfriſch gemacht hat, ſo können's Alle machen, ſagt er, ſprach Rips.

— Was haſt Du denn mit dem Kerl von Wagner zu ſchaffen, fragte Lanze, Du haſt Dir doch hier keine Equipage angeſchafft?

— Er und der Spezereikrämer boten mir an, meiner dringendſten Noth abzuhelfen, erwiderte Krach, und als ich darauf meinem Stolz entſagte und ein Anlehen bei ihnen machen wollte, gaben ſie mir zwei

Hinterräder ohne Eiſenbeſchlag und drei Pfund öligen Kaffee, wofür ich ihnen zwei Monatsgagen im Winter verſchreiben mußte. Den Kaffee trank ich, ſo ſchlecht er war, und für die Hinterräder gab mir ein Bauer, der vom Markte nach Hauſe fuhr, acht und vierzig Kreuzer!

— Das war ein gemeiner Handel! liſpelte Lanze, was war es aber mit beſagtem Stolze? Worauf biſt Du denn eigentlich ſtolz, wenn Du kein Geld haſt?

— Geld, oder nicht! rief Krach, und warf den Kopf in den Nacken. Wir vergeſſen es nie, und unter allen Umſtänden will ich's Euch nie zu vergeſſen erlauben, wen Ihr vor Euch habt —

— Na, na, das iſt patzig! rief Einer.

— Stolz will ich den Spanier! rief Lanze.

— Kein Spanier, ſprach Krach, ſondern ein edler Wende!

— Wenn De Dir'ſch man nich eenbilſt! rief der Souffleur, ein geborener Zittauer.

— Ich heiße Krahlovich — von Krahlovich — Freiherr von Krahlovich! mein Geſchlecht iſt bekannt —

— Laßt ihn nicht weiter reden — ſchrie Lanze luſtig — ſonſt macht er ſich noch zum Fürſten — er ſteigt immer höher — der Krach-glob'-ich!

— Was ſollen die Späße — ſchrie der Director dazwiſchen.

Allein Krach fuhr donnernd fort: — Mein Großvater war General, mein Vater und meine Mutter ſtarben früh — falſche Vormünder verwalteten mein Vermögen — ich kam drum! Nichts blieb mir als mein Name —

— Verfluchte Wirthſchaft! ſchrie der Director. Wer hilft, wer rathet! —

Er war zum Fenſter getreten und blickte auf die Gaſſe.

— Das Volk rottet ſich zuſammen — ſie belagern uns — ſie werden uns Alle feſtnehmen! rief er.

— Verfluchter Handel! — Aufruhr und Empörung! — Sie höhnen die Kunſt! — O Gräuel, o Schande! ſo ſchrie Alles durcheinander.

Sie verließen das Fenſter um ſich ernſtlich zu berathen, was nun zu thun ſey, nur Lanze blieb ſtehen, die Blicke feſt auf die Gaſſe gerichtet.

— Ein anderes Stück! Ein anderes Stück herbei! ſchrien Einige.

— Iſt leicht geſagt, brummte der Director, welches Stück läßt ſich aber ohne Roſenfriſch beſetzen, er war überall einſtudirt!

— Das kommt vom Protegiren, murrte Krach, das Bürſchchen mußte von Allem haben. Nun iſt er beim Teufel und wir ſitzen im Trocknen.

— Wollte Sie nicht ſo gut ſeyn, Miauz? — fragte Goldammer, der weiſe Director.

— Doch nicht etwa den jungen Grafen von Burgund ſpielen? fielen Alle lachend ein.

— Und warum nicht, Gelbſchnäbel? entgegnete die Dame in hoher Entrüſtung, wäre ich's etwa nicht im Stande?

— Davon iſt die Rede nicht — aber wenn Sie die Medea — fuhr Goldammer zögernd fort.

— Und mein göttlicher Gedanke mit der Ausſpielung des Zickleins?" bemerkte Rips, der Requiſiteur.

— Das wäre Eins! bemerkte der Director, dann könnt's das goldene Vließ vorſtellen, das wir auch beim Schluße dem hochverehrlichen Publicum zum Beßten geben —

— Ach, was da! laßt Euer Delibriren! ſchrie hier Lanze, der indeß immer zum Fenſter hinausgeſchaut hatte. Uns wird Gnade und Erleuchtung von Oben!

> Dort einen Retter hoch zu Roß
> Gewahr' ich aus dem Menſchentroß —

declamirte er und Alles ſprang zum Fenſter.

— Seht Ihr ihn dort? erklärte er, mit dem

Finger auf die Gaſſe deutend — ſeht Ihr ihn dort, unſern Retter? Es müßte mich Alles trügen, oder jener Jüngling iſt der uns vom Himmel beſchiedene Erſatz für den Durchgegangenen! Seht ihn an und läugnet, wenn Ihr könnt! Er theilt die Menge — er forſcht — er fragt — o öffne Dein Viſir — fremder, unbekannter Ritter! Dich ſendet der Himmel!

Alle folgten mit ſehnſüchtiger Erwartung den Worten und Blicken Lanze's. So bedrängt ihre Lage war, ſo wenig ſie ſich auch zu ihren Gunſten veränderte, wenn dieſer neue Ankömmling, den ihnen ihr College auf ſolche Weiſe ſignaliſirte, wirklich ein Schauſpieler wäre, ſo bemächtigte ſich Aller dennoch eine laute Freude und ſie begannen die tollſten Streiche zu treiben, eine improviſirte Poſſe aufzuführen. Sie waren alsbald in der Laune, das Beſte zu geben, was ihre Kunſt vermochte, und ſie gaben Alles ſo ungezwungen und wahr, wie ſie es niemals auf dem Theater darzuſtellen im Stande waren.

Dies iſt die Art der Schauſpieler, wenn ſie noch im natürlichen Zuſtande ſind. Hoftheater und lebenslängliche Anſtellungen rauben ihnen dieſen wahrhaft liebenswürdigen Leichtmuth, dieſe Harmloſigkeit. In der peinigendſten Alternative, zwiſchen ſchimpflicher Entweichung, mit Hinterlaſſung von Schulden oder ſchmählicher Einkerkerung daſtehend, Elend im Rücken, Elend im Angeſicht, vermag ſie ein auch nur anſcheinend günſtiger Zufall, von dem ſie ſich noch keine Rechenſchaft zu geben im Stande ſind, von deſſen Einwirkung auf die Verbeſſerung ihrer Lage ſie ſich noch keine klare Vorſtellung machen können — augenblicks in Jubel und Ausgelaſſenheit zu verſetzen.

Alle ſprangen und jauchzten wie die Kinder. Miauz fiel Krach um den Hals und that als ob ſie in Rührung zerſchmölze; Lanze und Goldammer tanzten eine Gavotte, die Jüngern machten Stellungen als wollten ſie ihren Director bekränzen, und Rips ſprang auf einen Tiſch, hob das rechte Bein wie eine Fanny Elsler oder Cerrito in die Höhe und klatſchte in die Hände.

Plötzlich aber ſchrie der Director:

— Nun genug, Kinder! er kommt — er kommt! ich höre ſchon die Stimme der beleidigten Natur! — nehmt eine ehrbare Stellung an, erweiſt mir in Gegenwart des Ankömmlings alle Achtung und ſetzt Euch. Du, Rips, gehſt ihm entgegen, und führſt ihn ein!

Dieſe wohlgemeinte Ordre konnte jedoch nicht vollſtändig in Ausführung gebracht werden, denn Alfred ſtand ſchon im Zimmer, und hatte noch Zeit genug, die verſchiedenen ſich löſenden Gruppen zu beobachten. Lanze aber, der nicht leicht in Verlegenheit kam, trat ihm ſogleich mit ſeinem Lächeln entgegen.

— Sie werden nicht befremdend finden, was Sie hier ſehen, mein Herr, ſagte er, wenn Sie das Stück: Heinrich's IV. Familienleben kennen. Wie dort der engliſche Geſandte den König von Frankreich und Navarra mit ſeinen Kindern Pferdchen ſpielend überraſchte, ſo ſehen Sie hier unſern guten Heinrich, unſern Director Heinrich Goldammer nehmlich, mit ſeinen Kindern ſpielend. Er ſieht ſeinen ſchönen Zweck, in dem Topfe eines jeden ſeiner Untergebenen ein Huhn zu erblicken, längſt erfüllt, damit aber nicht zufrieden, will er nunmehr ſogar ein Zicklein, ein Schaf, einen Hammel darin ſehen. Er hat uns von dieſer ſeiner neueſten Idee in Kenntniß geſetzt und was Sie eben erblickten, waren die Aeußerungen des Dankes, ein kleines improviſirtes Volksfeſt, ein allegoriſches Feſtſpiel, das wir unſerm würdigen Vorſtande bereiteten.

— Bravo! Bravo! ſchrien Alle.

— St! gebot der Director. Ich danke Ihnen, meine verehrten Kunſtgenoſſen, für dieſe Beweiſe Ihrer Zuneigung. Allein jetzt iſt nicht Zeit unſere

Privatintereſſen zu verhandeln, ein Fremder, ein Unbekannter verlangt unſere Berückſichtigung. Daß wir luſtig und froh waren, bedarf keiner Entſchuldigung —

— Gewiß nicht, bei keinem fühlenden Menſchen nicht — fiel ihm Lanze mit Salbung in die Rede.

— Warum ſollten wir nicht froh ſeyn, da es uns gut geht? fügte Mianz mit freundlichem Grinzen hinzu und biß ſich auf die welken Lippen, da ſie nichts Anderes zu beißen hatte.

— Mein Herr! ſagte jetzt Goldammer, die vier Finger der rechten Hand in der Weſte und mit der linken die Hemdkrauſe ein wenig in die Höhe ziehend, eine Stellung, die er in Miniſterrollen gern anzunehmen pflegte und die bei ihm für feinſten Anſtand galt. Dies „mein Herr“ war nach ſeiner Meinung vornehm und höflich zugleich und er ſetzte nichts weiter hinzu, Alfred's Antwort, ſo ausführlich als möglich, um ſein Begehren darzulegen, erwartend.

Die Scene, die er durch ſeinen Eintritt unterbrochen hatte, ſo wie das Weſen der Leute, hatte bei dem jungen Menſchen eine ſeltſame Ueberraſchung erregt, die etwas wie Verlegenheit in ihm erzeugte. Er hatte ſich eingebildet Schauſpieler und Theater zu kennen, und fand hier ein Etwas, das von Allem, was er bis jetzt geſehen und erfahren, gänzlich verſchieden war. Nach einigem Zögern ſprach er:

— Herr Director, Sie ſehen hier einen Jüngling vor ſich, der von dem Rufe der Ihre Kunſtleiſtungen, wie die Ihrer Mitglieder in der Welt genießen, angezogen — ſich erlaubt —

Alle machten eine kurze, ſtolze Verbeugung.

— Sich erlaubt — wiederholte Alfred, indem er die Geſellſchaft in's Auge faßte — um eine Anſtellung zu bitten.

— Hm! ſprach Goldammer — dann nach einer Weile hinzuſetzend: Ihr Fach?

— Jugendliche Liebhaber und Helden —

— Iſt zwar beſetzt — doch —

— Meine Bedingungen werden beſcheiden ſeyn —

— Wenn das iſt —

— Sehr beſcheiden —

— Da wir complett ſind — ganz complett — ſo könnte von einer Gage die Rede nicht ſeyn — wurde leicht und vornehm hingeworfen.

— Nicht?

— Wenigſtens vor der Hand nicht. Sie heißen?

Alfred beſann ſich einen Augenblick. Sein Name konnte in künſtleriſcher Beziehung bei der Aufnahme nicht entſcheidend wirken, wohl aber hätte er den

Leuten dennoch bekannt ſeyn können, er entſchloß ſich daher kurz, ihn mit einem Andern zu vertauſchen.

— Ich heiße Klingsohr, ſagte er, an den Minneſänger denkend.

— Ein ſchöner Name, ſo klingend dem Ohr! rief Miauz, dem hübſchen Jüngling recht ſchwärmeriſch zuäugelnd.

— Ich glaube, Sie hat ſich ſchon verſchamerirt! lachte Lanze laut.

Ein ſtrafender Blick des Directors machte dem Intermezzo ein Ende.

— Ihr Repertoire? fragte Goldammer.

Alfred war ſchnell fertig, und ging auf den einmal eingeſchlagenen Wege weiter, da er hoffte, daß er ihn ſchnell zum Ziele führen würde.

— In allen neuern Stücken, wie in den beſten ältern einſtudirt, ſagte er.

— Haben ſie vielleicht ſchon den Heinrich im Grafen von Burgund geſpielt? fragte der Director.

— Schon einigemale.

— Gut, ſo können Sie gleich morgen auftreten, das Stück iſt angeſetzt.

Alfred war wie vom Schlage gerührt. Er hatte dies alte vergeſſene Drama von Kotzebue nie nennen hören. Doch, was war zu thun; er mußte ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen, und die Nacht zum Opfer bringen, dachte er. Er bat ſich die Rolle aus.

War ſeine Verlegenheit groß, ſo war die des Directors nicht kleiner. Der durchgegangene Roſenfriſch, der im Beſitze der Rolle geweſen war, hatte ſie mitgenommen.

— Rips, ſagte er, gib das Buch dem Herrn, er wird ſich daraus beſſer, als aus der geſchriebenen Rolle orientiren können, da wir viel geſtrichen haben. Unſer hoher Stadtmagiſtrat liebt es nemlich nicht, wenn wir ſo lange ſpielen, weil ſonſt die Damen zu Hauſe brummen, wenn ſie mit dem Eſſen zu lange warten müſſen; viele von den Herren gehen dann auch wohl, um einem häuslichen Sturme auszuweichen, in's Wirthshaus, und dies befördert einige Unmoralität. Es iſt unſere Pflicht, dieſem Uebel zu ſteuern, und deßhalb kürzen wir dann, alle klaſſiſchen Sachen, die immer etwas langweilig ſind, ſo ziemlich, um über die künſtleriſche Polizeiſtunde nicht hinauszureichen — Na! Rips! wo iſt das Buch?

Nach dieſer langen Auseinanderſetzung, die dem guten Rips Zeit zum Suchen verſchaffen ſollte, weil nicht eben die muſterhafteſte Ordnung in den Geſchäften und Angelegenheiten der Direction herrſchte, hatte der Arme nichts gefunden. Er mußte endlich die Meldung bringen, daß der Graf von Burgund nicht zu finden ſey.

— Der Lord läßt ſich entſchuld'gen —
Er iſt zu Schiff nach England —

rief Lanze, der nicht gern einen Spaß unterdrücken mochte, mit Bezug auf den durchgegangenen Roſenfriſch.

— Rips wird das Buch aus der Leihbibliothek des Orts herbeiſchaffen, und Ihnen bis dieſen Mittag überbringen, ſagte ſchnell der Director, dem heitern Lanze den Scherz mit einem Blicke verweiſend.

— Nur recht bald muß ich bitten, bemerkte Alfred, es iſt lange her, daß ich nicht in dem Stücke geſpielt habe, und ich muß faſt Alles neu memoriren.

— So lange her kann es denn doch wohl nicht ſeyn, ſagte Miauz.

Sie meinte dies in Bezug auf Alfred's Jugend, die ihr ſehr in die Augen ſtach, er aber bezog es auf ſeine falſche Angabe, und glaubte ſich von ihr verrathen. Das Weib fing an ihm fürchterlich zu werden. Ein Hinzukommender ſollte mit einem Male dieſen wechſelſeitigen Verlegenheiten ein Ende machen. Es war Bodenlos, der ohne anzuklopfen oder ſonſtige Meldung in die Verſammlung trat.

— Da bin ich, ſprach er kurz und ohne alle

Umſtände, ich weiß Alles, und will Eurer Verlegenheit abhelfen. Der Roſenfriſch iſt durch, und Ihr könnt nichts geben, da habt Ihr mich und die Meinen — es iſt ein praktiſcher Vorſchlag, und ich glaube, wir werden Alle unſere Rechnung dabei finden.

Goldammer betrachtete den Ankömmling mit einer Verlegenheit, in die ſich Stolz miſchte; er ſammelte ſich jedoch bald, und erwiederte:

— Ei, ſind Sie einmal wieder da mit Ihren Siebenſachen, Herr Bodenlos, ſeyn Sie mir willkommen! Die Geſchäfte gehen wohl ſchlecht auf den Jahrmärkten und auf dem platten Lande — wo wollen Sie nun Ihren Thespiskarren hinſchieben?

Während Goldammer ſo ſprach, hatten mehre von der Geſellſchaft den ihnen wohlbekannten Mann freundlich bewillkommt, und mit ihm ein Geſpräch angeknüpft, das ſich in lebhaften Fragen und Antworten ergoß, ohne ſich durch die hochfahrende Rede Goldammer's irre machen zu laſſen. Alle fielen aus der Rolle, die ſie bei Alfred's Eintritt von ihrem Director zugetheilt erhielten; das Zeremoniell löſte ſich auf, und — man wolle den Vergleich nicht übel nehmen — wie in der Hundecomödie, die in mitten der vierfüßigen Künſtler geworfene Bratwurſt, Alle plötzlich ihre zweibeinige Stellung aufgeben läßt, und ihrem Inſtinkte folgend, die Wurſt zu erſchnappen ſucht, ſo griffen auch hier ſämmtliche Mitglieder zu, als ihnen der geſcheute Bodenlos die rettende Hand reichte. Vergebens bemühte ſich der arme Director, der ſo gern das Decorum gerettet hätte, Ordnung in dies wirre Durcheinander zu bringen, das ihm über den Kopf gewachſen war.

— Brodloſe Künſte, die der Mann hier treibt, ſprach Goldammer mit halber Stimme zu Alfred gewendet. Ich werde ihm meine Bühne nicht dazu herleihen.

— Brodloſe Künſte? rief Bodenlos, nicht ſo brodlos, als Du vorgiebſt. Wir haben ſogar Braten zum Brod, und zum Salat gutes Oel, während es Theaterdirectoren giebt, die ſelbſt keines zu ihren Lampen mehr haben. Laſſe die Flauſen! Wir ſind hier ſchon ſo ziemlich einig. Ihr ſpielt in Theilung, Du und Deine Geſellſchaft, wie mir dieſe hier ſagen, und Ihr armen Teufel habt nichts zu theilen, wohlan

ich ſey, gewährt mir die Bitte,
in Eurem Bunde der Dritte,

und ich wette, wir werden etwas zu theilen bekommen. Ich mache Euch den Vorſchlag, die Precioſa zu geben. —

— Wenn ſich die Geſellſchaft entſchließen könnte — ſprach zögernd und im Kreiſe umherblickend, Goldammer.

— Laſſ' doch das hochfahrende Weſen beiſeite! rief Bodenlos, freilich ſind ſie's zufrieden, freilich können ſie ſich entſchließen. Weshalb treibſt du's denn heute ſo, wir haben ja ſchon oft mitſammen agirt. —

Hier ſah er umher, und erblickte Alfred, den er bis dahin nicht bemerkt haben konnte, da er ſich bei ſeinem Eintreten abſichtlich zurückgezogen hatte.

— Ach! ſind Sie vielleicht die Urſache, Herr Alfred? ſprach er gedehnt, auf den geſtrigen Abſchied in ſeinen Gedanken zurückkommend.

Alfred erröthete bei der Nennung ſeines Namens.

— Alfred? fragte ſchnell der Director — nicht Klingsohr?

— Mein Künſtlername beim Theater — fiel ihm Alfred ſchnell in die Rede, mit einer Geiſtesgegenwart, die man ihm kaum zugetraut haben ſollte.

— So — ſprach Goldammer, nichts ahnend, denn dieſe guten Leute hatten bis jetzt noch keine Kenntniß von den jüngſten Verfällen in der Theaterwelt erhalten. Sie pflegten gewöhnlich auf ihren Kreuz- und Querzügen im Sommer nichts zu leſen, und erſt Alles nachzuholen, wenn ſie im Winterquartier waren, und ſich als Ehrenmitglieder des Muſeums aufgenommen ſahen. So war denn auch der Name Alfred noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Von dieſer Seite war unſer junger Held alſo vollkommen beruhigt, nicht alſo aber von der Seite ſeines Reiſegefährten, von dem er eine nachtheilige Entdeckung befürchtete. Er ging, um ſich ſeiner Geſinnung raſch zu verſichern, auf ihn zu, und reichte ihm nicht ohne Schüchternheit die Hand. Bodenlos nahm ſie und drückte ſie ihm mit den Worten:

— Alſo, Herr Klingsohr, auch hier? Nun gut, da könnten wir ja morgen ſchon die Precioſa trefflich beſetzen. Sie treten für den durchgegangenen Roſenfriſch ein. Ich weiß, daß ſie die Rolle des Alonſo memorirt haben.

Welch ein Stein fiel Alfred bei dieſen Worten vom Herzen! An dem Alonſo fehlte ihm kein Jota; er hatte ihn noch unter Leinweber einſtudirt, und war ſeiner Sache dabei ſehr ſicher.

— Wir Beide, Goldammer und ich — fuhr Bodenlos fort — ſind die beiden Alten, Herr Krach iſt ja ein geborner Zigeunerhauptmann, mein Weib iſt als Viarda himmliſch, unnachahmlich. Herr Lanze ſpielt den Don Contreras und Pedro, den Schloßvogt, für unſere Miauz iſt die Mutter im fünften Acte und die Donna Petronella —

— So? und wo iſt denn die Precioſa, wenn ich fragen darf? fragte Miauz mit ſpitzem Tone.

— Na, und wer denn anders, als mein Kind, die Erlinde, die tanzt und ſingt, daß es eine Freude iſt.

Alfred empfand einen Stich im Herzen; er ſollte Erlinden's Liebhaber geben; der Gedanke ſchmetterte ihn faſt nieder, und erhob ihn doch auch.

— Wie iſt es möglich, dachte er, daß der Vater mir nun ſo gleichgültig dieſen Platz neben ſeiner Tochter auf der Scene anvertrauen kann? Wie kann er zugeben, daß ich ihr alle die glühenden Worte ſagen, ſie umſchließen, ſie an mich drücken darf, wie es doch die Rolle erheiſcht und mit ſich bringt? Unbegreiflich!

Aber er kannte noch nicht das Weſen der Schauſpieler. Die größten Feinde müſſen oft nebeneinander die zärtlichſten Partien machen, und dieſe gelingen ihnen dann am Beſten; wahrhaft Verliebte ſpielen dagegen die zärtlichſten Scenen am kälteſten, und es iſt ein grober Irrthum des Publikums, aus dem innigen Zuſammenſpiel von Liebesſcenen auf ein wirklich ſtatt findendes Liebesverhältniß der Darſteller zu ſchließen. Die Schauſpielkunſt iſt eben eine Kunſt der Täuſchung, und der alte Krauthöfer hatte trotz ſeiner rauhen Weiſe dennoch nicht unrecht, als er einſt zu Alfreds Vater ſagte: „Die Fähigkeit, die ſie beſitzen müſſen, ſich in jede Gemüthsverfaſſung augenblicklich werfen zu können, muß ihrem ganzen Nervenſyſtem eine ſo beſondere Reizbarkeit verſchaffen, von der wir eben ſo wenig einen Begriff uns machen können, als von dem Geruchsſinn der Hunde. Sie müſſen falſch ſeyn, wie wir es im gemeinen Leben benennen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, und ohne daß man's ihnen wie uns als ein Verbrechen anrechnen darf."

Bodenlos aber auch kannte das Theater zu genau, und hatte bei ſeiner Tochter, wie er vermeinte, ſchon ſolche ernſte Vorkehrungen getroffen, daß bei den Liebesſcenen mit Alfred keinerlei Beſorgniß für deren Ausſpinnen über die Gränze der Bühne hinaus einzutreten vermochte, bis daß er nicht über deſſen Geſinnung vollkommen im Reinen ſeyn würde. War er erſt Einer von den Seinigen, dann mochte immerhin — ihn ſtärker zu feſſeln — die Hand der Tochter ihm lohnen.

So dachte der practiſche Mann;

Doch, was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht.
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Fünftes Kapitel.

Halten Sie mich nicht auf — es iſt umſonſt. —
Als angehenden Taugenichts ſehen Sie mich wieder.

Vetter Heinrich. Schauſpiel in fünf Akten.

Das glückliche Ereigniß hatte ſich bald im Städtchen verbreitet; die Schauſpieler ſelbſt beeilten ſich, es überall hinzutragen. Bodenlos galt für einen wohlhabenden Mann, der durch eine ſeltene Induſtrie, und den feſten Vorſatz, aus jedem Umſtande Vortheil zu ziehen, wie auch durch ſeine übermäßige Sparſamkeit ſich eine ſchöne Summe erworben hatte.

Die Anweſenheit dieſes Mannes verbeſſerte nun freilich nur ſo viel in der Lage der Schauſpieler, daß ſie durch ihn im Stande waren, einige Vorſtellungen zu geben, ſie aber ſprengten überall aus, er habe ihnen die Gage garantirt und würde wahrſcheinlich in Goldammers Conceſſion treten, und ſeine Direction fortführen. Dieſes verbeſſerte augenblicklich wieder ihren Credit, und ſie bemerkten kaum dieſe Wirkung ihrer Liſt, als ſie auch wie verabredet, den vollſtändigſten Gebrauch davon machten.[*]

Gleich am Abende dieſes Tages ſollte Alfred Zeuge eines Schauſpiels ſeyn, daß für ihn eben ſo neu als überraſchend war.

Hinter dem Rathhauſe, in deſſen Saale das Theater aufgeſchlagen war, ſtand ein kleines Häuschen, das Abends ein langes, ſchmales Stübchen im Erdgeſchoße harmloſen Gäſten öffnete, die ſich bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife wohl ſeyn laſſen wollten. Hier hatten die „Herren Komödianten“ — wie ſie die Bürger betitelten — ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, und bald war der Ton der Geſellſchaft, die ſich hier zu verſammeln pflegte, ſo um und um verwandelt, daß man die ehrenwerthen Stammgäſte nicht wieder erkannte.

Die nüchternen Spießbürger kamen gewöhnlich ſtill und ruhig hierher; einer oder der andere las das Intelligenzblatt, wozu aber keine große Intelligenz erforderlich war, zu ſeinem Stückchen Käſe oder Wurſt, manche ſtarrten blos vor ſich hin, und dachten an unbekannte Dinge, die Uebrigen endlich verhandelten mit ruhiger Stimme und gemeſſenem Tone über Korn- oder Leder- oder Hopfenpreiſe, je nachdem ſie Bäcker, Schuſter oder Brauer waren, und wenn ſie ſich ſelbſt ſteif und feſt getrunken hatten, und dann nicht mehr als nüchterne Spießbürger, wie ſie gekommen waren, daſaßen, ſo gingen ſie doch vollkommen ſtill und ruhig nach Hauſe, und nichts Extravagantes oder Phantaſtiſches kam den ehrlichen Leuten in den Sinn.

Dieſe ſchöne Harmonie zerſtörten nun aber die hereinbrechenden Schauſpieler gänzlich. Da wurden eigene ſeltſamliche Begrüßungsformeln erfunden, Aemter und Würden geſchaffen, den Andern tiefſinnige Beinamen verliehen, dazu allerlei Arbeiten und Verrichtungen aufgetragen, Strafen auferlegt u. ſ. w., kurz es war eine Loge, ein geheimnißvoller Klubb, zu dem ſich Alles drängte, an dem Alles ein übermäßiges Wohlgefallen hatte. — —

Das Stübchen war voll von Gäſten, Geſchrei und Tabaksdampf. Auf langen, niedrigen Bänken, die an den Wänden ſtanden, ſaßen dicht gereiht die Gäſte, jeder den Bierkrug vor ſich, die Pfeife im Munde, Wirth und Wirthin eilten geſchäftig umher, die leeren Krüge zu füllen, und den Ankommenden volle zu reichen, denn der Raum engte ſich immer mehr, und es ſah aus, als ob die Wände eine elaſtiſche Eigenſchaft beſäßen die Menge aufzunehmen.

Alfred war von Lanze eingeführt worden, der ſchnell eine flüchtige Verbindung mit ihm geſchloſſen hatte.

— Sie werden ſich amüſiren, ſagte er zu ihm, Sie finden in dem Flink'ſchen Bierhauſe eine artige

Geſellſchaft, lächerliche Formen zu unſerer Beluſtigung erfunden, aber auch ein offenes Geſpräch, geſunde Anſichten über Kunſt und Künſtler — kurz Alles, was man wünſchen kann.

Unſer junger Held ſaß neben ſeinem Einführer mit aufgeriſſenen Augen da und ſchien zu träumen. Solch ein widerſinniger Spuk war ihm noch niemals vorgekommen.

— Das ſind nur die baroken Formen — dachte er — daran muß man ſich nicht ſtoßen, mein neuer Freund hier prävenirte mich ja davon.

Sobald ein neuer Ankömmling eintrat, erſchallte der Ruf aus aller Munde:

„Kunkelorum, wie leben wir?“

worauf der Eintretende mit großem Ernſte antwortete:

„Im Qualm!“

Dann wurde ihm die Pfeife gebracht, und er ſuchte ſogleich das Element zu vermehren, in dem ſie Alle lebten und ſich wohl befanden, wie der Fiſch im Waſſer — den Qualm nehmlich.

Jetzt trat ein langer, hagerer Mann in die Stube. Der Ruf erſchallte, wie die übliche Antwort darauf und er ſetzte ſich, um gleichfalls zu rauchen.

— Merken Sie auf, mein junger Freund, ſagte Lanze leiſe zu Alfred, dieſer wird der Unterhaltung bald eine andere Wendung geben. Es iſt der Acciſeſchreiber Müller und ein biſſiger Kritikus, aber geſcheut.

Es war ein ſtarker Fünfziger; das Geſicht ſchwarzgalligt, die Stirne hoch und nur von wenigen dunkelgrauen Haaren umſäumt, die Naſe kurz und dick, der Mund weit, die Unterlippe grämlich herabhängend. Die grauen Augen zeigten einen ſtechenden Ausdruck. Gekleidet war der Mann in einen weiten, formloſen Frack von hellblauer Farbe mit angelaufenen Metallknöpfen, deſſen Aermel zu kurz waren und den magern, haarigten Arm bis zum Handknöchel ſehen ließen. Die für die vorgerückte Jahreszeit zu kühlen Nankinhoſen ſchlotterten um die langen Beine. Kaum hatte er ſeinen Platz, Lanze und Alfred gegenüber, eingenommen, als er ein kleines ſchwarzes Sammtkäppchen aus der Taſche zog und mit einer ſchnellen, lange Uebung verrathenden, Bewegung auf die Glatze ſtülpte.

Seine Anweſenheit hatte in der nächſten Nähe das Geſpräch ins Stocken gebracht und er ſelbſt blickte ruhig in den Rauch, den er vor ſich hinblies. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich die Zuverſichtlichkeit aus, das jetzt geronnene Unterhaltungselement, ſobald er es nur wollte, wieder in den ſchönſten Fluß bringen zu können. Er wollte dieſen Moment nicht lange hinausſchieben.

— Ihr gebt Morgen die Precioſa, fing er, zu Lanze gewendet, an, und wie ich hörte, ſollen wir Gäſte darin zu ſehen bekommen.

— Hier ſitzt der neue Alonſo, antwortete Lanze, auf Alfred zeigend, Herr Klingsohr —

Der Acciſer rückte das Käppchen.

— Sehr erfreut! von woher?

— Aus der Reſidenz — vom Hoftheater —

— So! Was macht mein Freund Leinweber? wie geht's dem Mosburg? Die Hegewiſch hält ſich noch immer tapfer, ich hörte ſie bei meiner letzten Anweſenheit mit Bewunderung; es iſt eine herrliche Sängerin! Iſt der trübſelige Balder denn noch immer da? Und Hagen, der Perückenhans?

So folgten ſich die Fragen, die Alfred nicht ſchnell genug beantworten konnte.

— Sie ſehen, mein Lieber, daß ich von Allem unterrichtet bin! rief jener immer dazwiſchen, obgleich er durch die bloſe Nennung der Namen dies noch gar nicht bewieſen hatte. Allein es iſt eine Eigenheit der Kleinſtädter, ſich immer über Alles au fait zu zeigen, was ſich in der Reſidenz zuträgt. Zum Glücke war jedoch Müller ſo wenig au fait, daß er von dem letzten Abenteuer, in dem unſer Held mit figurirte, wie — die Entführung der St. Viol, Krauthöfers

Maskerade und ſeine eigenen theatraliſchen Faten, nicht das Geringſte in Erfahrung gebracht hatte.

— Wie ich hörte, wird der Bodenlos auch einmal wieder ſeine Streiche loslaſſen; bin neugierig, was aus ſeiner Tochter geworden iſt. Ach, die Blumenſchwerdt wird mir ewig unvergeßlich als Precioſa bleiben! die bekommen wir nicht wieder. Ihr „leb' wohl, Madrid, nie wende ſich dein Glück!“ das ſprach ſie mit einer Empfindung — wie keine Andere es jemals ſprechen wird. Es iſt ſchade um die Blumenſchwerdt — es iſt ſchade, daß ſie nicht mehr unſern Ort bereiſt. Hier hätte etwas aus ihr werden können. Ich lieferte damals noch die Kritiken für den Doctor Ladewitz. Eine jede ihrer Rollen beleuchtete ich von allen Seiten. Ich hatte damals den berüchtigten Streit mit dem nunmehr verſtorbenen Kandidaten Schmidt. Er behauptete, man müſſe Mahdritt ſprechen, ich aber beſtimmte mich für Madrihd, der Streit machte großes Aufſehen in Deutſchland und blieb unentſchieden, weil Schmidt an der Auszehrung laborirte und bald darauf ſtarb. Aber die Blumenſchwerdt mochte Mahdritt oder Madrihd ſprechen, ſie war immer unerreichbar groß. Sie ſoll nach Berlin an's Hoftheater gekommen ſeyn und Alles verdunkeln, wie man mir gemeldet hat.

— J Gott bewahre, Herr Acciſer! rief hier vom andern Ende des Tiſches der Geometer Purſch, ich habe ſie erſt neulich, beim Vermeſſen, in Hopfgarten in der Scheune Komödie ſpielen ſehen, es war gerade während der Kirmeß.

— Den Teufel mögen Sie geſehen haben, ſchrie Müller, Sie verſtehen was Rechts vom Theater. —

— Na, die Blumenſchwerdt verſtehe ich doch wenigſtens, wenn ich mich auch ſonſt gar nicht mit Ihnen meſſen will, und die war's — ich habe ja nachher ſelbſt mit ihr geſprochen —

— 's iſt doch nicht möglich, ſag' ich. Die iſt in Berlin! Sie war groß und einzig. Wir ſehen ſo etwas hier nicht wieder.

— Dem Bodenlos ſein Töchterchen ſoll's auch recht gut verſtehen, mit Verlaub, bemerkte beſcheidentlich der Seifenſieder Paiterla, ein geborener Nürnberger, der ſich für ſeine Forderung durch Bodenloſens Dazwiſchenkunft gedeckt ſah, und ſich wieder zur Beleuchtung des Theaters bereitwillig zeigte.

— 's iſt 'n hübſches Menſch! brummte der Schuſter Knoll in halbem Schlafe zwiſchen den Zähnen.

— Das zieht herum in der Welt und treibt allerlei — nahm der Gewürzkrämer Dietrich das Wort — ſo etwas iſt eigentlich unwürdig, die Bretter der

Kunſt zu betreten. Ich ſage Euch, Kinder, Männer, Freunde, es iſt unwürdig dazu. Wir ſollten uns vereinigen, und nicht ins Theater gehen. Es iſt rein gottlos!

— Vandalismus! ſchrie der Acciſer.

— 's iſt 'n hübſches Menſch! brummte der Schuſter dazwiſchen.

— Man ſollte die Leute in Verſchiß thun! ſchrie der Gewürzkrämer.

— Nein, nein! man ſoll ſie unterſtützen! nach Kräften unterſtützen! rief der Seifenſieder wieder, aus bewandten Urſachen.

— Was würde aus unſerer Kunſt bei dieſen ſtrengen Anſichten werden, Dietrich? fragte Lanze.

— Was würdet Ihr dazu ſagen, Dietrich, fragte mit ſehr ſatyriſcher Mine der Acciſer, wenn ich Euch nun, ſo wie Ihr da ſitzet, vor meine Feder nähme und Euch abporträtirte und Euch dem Ladewitz zuſchickte oder irgend einem andern literariſchen Freunde und Euch vor ganz Deutſchland lächerlich machte? Ich bin's im Stande — hört! ich bin's! hol' mich Dieſer und Jener!

Der Gewürzkrämer, der nicht den Sinn der Drohung begriff, weil er ſich um das Weſen der Literaten und Journaliſten niemals bekümmert hatte, fragte naiv:

— Nun, und was wäre dann? thut's!

— Ich bitt' Euch — er fragt noch — was wäre dann? rief, um ſich blickend, Müller, der Acciſer. Könnt Ihr den Tollkopf begreifen?

— Was? — ſchrie, mit affectirtem Entſetzen, Lanze, Gevatter! Kunkelorum! Ihr ſprecht: „und was wäre dann?“ Ach Gott! wäre das wohl die Mamſell Bodenlos werth?

— 's iſt 'n hübſches Menſch fiel der einſchlafende Schuſter Knoll, wie auf's Stichwort ein.

— Eher könntet Ihr Euch einem Haifiſch zwiſchen die Zähne ſtecken, eher Euch unter's drehende Mühlrad legen, ehe Ihr Euch der Feder unſers Müller's bloß gebt — fuhr Lanze fort. Die zerfleiſcht Euch, wenn ſie will, ärger als Schwerdter und Dolche. —

— Die Feder? He, He! rief Dietrich — der Gänſekiel — wo iſt er? wo? Her mit dem Flederwiſch! — ich zerknick' ihn ſo — und ſo — und ſo —

Indem er ſo ſprach zerbrach er ein langes Schwefelholz, das da lag, um die Pfeifen anzuzünden.

Laßt ihn doch, ich will Gnade für Recht ergehen laſſen! ſprach gelaſſen der Acciſer. Was iſt mit ſolchen Leuten wohl über Kunſt zu ſprechen! Eine Blumenſchwerdt wird ſie freilich nicht ſeyn — ſetzte er dann hinzu, das frühere Geſpräch wieder in's Auge faſſend, allein ſo ganz ſchlecht denke ich mir die Bodenlos auch nicht —

— 's iſt 'n hübſches — — — lallte der Schlummernde.

— Sie iſt auch noch ſehr jung — wagte jetzt Alfred zu bemerken —

— Menſch — — — ergänzte der Schuſter ſeine Rede.

Alfred hatte während dieſes Geſprächs ſich eigene Gedanken gemacht. Er ſah, welch ein mächtiges Element das Theater in unſerm modernen Leben iſt. Selbſt dieſen ſtumpfſinnigen Menſchen, nach den verſchiedenen Abſtufungen ihrer Bildung und geiſtigen Fähigkeit, lieferte es den Gegenſtand zur lebhafteſten Controverſe; es erhitzte ſie; es ließ ſie Partei ergreifen, wie man es kaum bei den wichtigſten Angelegenheiten des Daſeyns ihnen hätte zutrauen mögen. So hat jeder kleine Ort, auch der unbedeutendſte, wenn er ſo glücklich iſt, ein Theater, auch nur für kurze Zeit, zu beſitzen, ſeine Heroen der Kunſt, ſeine Lieblinge, ſeinen Abgott. Einem oder Einer gelingt es immer, ſich die Gunſt Aller zu erringen. Daher der ſtereotype Satz der Kritiker: „Wir glauben kühn behaupten zu dürfen, daß ſich NN. jeden Künſtler in dieſer Rolle an die Seite ſetzen darf,“ oder: „Es ſollte ſchwer werden, unſerer NN. dieſe Rolle nachzuſpielen.

Der Gewürzkrämer verließ diesmal früher als gewöhnlich das Bierhaus; der Streit hatte ihm die Galle erregt und er kannte ſich und ſeine Hitze. Bierkrüge ſind bewegliche Dinge und ein Wurf kann leicht gefährlich werden. Ein Bierkrug iſt in der Hand eines zornigen und ſtarken Mannes eine gefährliche Waffe und ein deutſcher Kleinſtädter kann ſich ihrer ſo geſchickt bedienen, wie der Römer ſeines Stilets.

Es war wirklich nur zu loben, daß der Gewürzkrämer der Entſcheidung des literariſch-artiſtiſchen Streites nicht blos figürlich aus dem Wege ging.

Lanze ging in der Freundſchaft für Alfred ſo weit, daß er ihn dem beſondern Schutze des Acciſers empfahl, der ſich mit Vorliebe nach Vielem erkundigte.

— Haben ſie den für ſich, ſo iſt Alles gewonnen, liſpelte ihm Lanze in's Ohr.

— Was iſt dann gewonnen? wollte Alfred fragen, der ſich keines andern Zwecks bei ſeinem Debut mehr bewußt war, als recht nahe mit Erlinden zuſammen zu ſeyn. Ein Gefühlsmenſch, wie er nun einmal war, dachte er ſich z. B. das Umfaſſen des hübſchen Mädchens als die höchſte Seligkeit. Für ihn war der Schuſter Knoll der größte Kenner unter allen Anweſenden, und er verzieh ihm gern das cyniſche im Ausdruck. Das jedesmalige Wiederholen des Refrains hatte ihn ſtets mit electriſchem Feuer erfüllt, allein er durfte nicht hoffen dieſer Freude mehr theilhaft zu werden, denn Knoll ſchnarchte jetzt ſehr deutlich und war gegen alle äußern Eindrücke, die ſich nicht mit ihm durch eine heftige Unmittelbarkeit in Berührung ſetzten, vollkommen unempfindlich.

Obgleich wachend befand ſich Alfred dennoch faſt in demſelben Verhältniß. Was ſich auch um ihn zutrug, machte keinen Eindruck mehr auf ihn. Es wurde noch viel geſtritten, geſungen und gelacht; Krach declamirte etwas Heroiſches, Lanze parodirte, Müller ſpendete Lorbeern, Alfred ſaß in ſich verſunken und gedachte ſeiner Liebe und der morgenden Probe. Es wurde noch viel Bier getrunken, und als ſie aufbrachen, fragte Lanze ſeinen Gaſt: „ob er nicht für ihn mitbezahlen wolle, er habe ſeinen Geldbeutel zu Hauſe gelaſſen.“

Dieſe Angabe war nicht zu bezweifeln; denn wozu hätte er den leeren Geldbeutel auch mitnehmen ſollen?

Der Gaſt erledigte ſich jedoch der Willfahrung der Bitte mit vielem Anſtande und der Wirth verſprach, wie ſonſt Gäſte pflegen — für Nächſtens Revange.

Sechstes Kapitel.

— — Sie aber pulſt und wogt nicht aus,
Und trägt an ihrer Bruſt nicht Spuren
Von Stürmen, die vorüberfuhren —
Das haſt nur Du mein Herz voraus!

Frankl.

Eine kleine hölzerne Nothtreppe ſtolperte Alfred am andern Morgen hinan und betrat endlich einmal im Berufe die verhängnißvollen Bretter, welche die Welt bedeuten ſollen. Jetzt ſtellten ſie aber nur das Chaos vor. Es hatte in der vorigen Nacht geregnet und da das Rathhausdach ſchon lange nicht ausgebeſſert worden war, ſo glich der Boden der Scene einem Meere, und Finſterniß ruhte auf den Waſſern.

Die Stunde der Probe hatte geſchlagen, Alfred war jedoch der Einzige, der bis jetzt noch im Waſſer plätſcherte, aber ihm war wohl wie dem Fiſch im Waſſer, denn der Augenblick war ja nicht mehr fern, wo er die Holde wiederſehen ſollte.

— Wenn ſie doch die Erſte nach mir käme

und die Andern recht lange ausblieben! dachte er bei ſich.

Und ſiehe! da tappte ſich etwas durch den finſtern Gang, dann ſchlich es furchtſam die knarrende Stiege hinauf, wie das ſchmächtige Kätzchen, wenn es morgentlich über den Boden huſcht und Alfred lauſchte mit zurückgehaltenem Athem. Das war weder Madame Bodenlos, noch Madame Miauz; ſo Vieles die auch im Uebrigen von der Natur der Katzen beſitzen mochten, ſo hatten ſie doch nicht ihren leichten Gang; eben ſo wenig war es Einer von den Schauſpielern. Eine ſchwanke, lichte Geſtalt theilte das Dunkel und Alfred auf ſie raſch und bebend hinzutretend, ſetzte ſie ſo ſehr in Schrecken, daß ihr ein Schrei entfuhr.

— Fürchten Sie ſich doch nicht, ich bin's ja nur! ſagte er und ergriff ihre Hand.

— Mein Gott, man iſt ganz geblendet, wenn man hereinkommt, ſagte ſie, ihre innere Bewegung hinter eine angenommene Ruhe ſchlecht verbergend, und ihre Hand zitterte in der ſeinigen. — Wir ſind die Erſten hier, wie ich ſehe.

— Dem Himmel ſey's gedankt! ſetzte Alfred hinzu. So können wir doch ein Wörtchen mit einander ſprechen.

-- Ach, der Vater wird ſogleich kommen, ſagte ſie, und blickte ſich nach der Treppe um.

— Bis dahin ſind wir allein, fiel er ihr raſch ein, und ſo können wir's bei jeder Probe machen, wo wir mit einander ſpielen werden. Es iſt doch köſtlich beim Theater — man ſieht und ſpricht ſich allen Vätern zum Trotze. — War Ihr Vater recht böſe, letzthin? ſetzte er hinzu und blickte ihr mit Theilnahme in's Geſicht, denn das Dunkel war nach und nach gewichen und ſie ſahen ſich und ihre Umgebung jetzt ganz deutlich.

Sie ſeufzte, er glaubte es zu verſtehen, um ſo mehr fiel ihm aber des Alten Sorgloſigkeit auf; er hätte die Tochter nicht aus den Augen laſſen ſollen, dachte er.

Der ordentliche Bodenlos, der nunmehr wirklich auf der Bühne früher als die Uebrigen erſchien, grüßte Alfred kurz, und ging vorüber um allerlei ſceniſche Vorkehrungen zu treffen. Er hatte einige Kiſten von ſeinem Wagen gepackt und kramte jetzt verſchiedene Stücke Pappendeckel aus, auf denen einmal die ſchönſten Dinge gemalt geweſen ſeyn mochten, und die er nun an Bindfaden in die Höhe zog und kleine Latten dahinter befeſtigte, um die erforderlichen Lichter dort anzubringen. Er hantirte dabei mit großer

Emſigkeit und ſchien nicht zu bemerken, was um ihn vorging.

Alfred beurtheilte den Mann falſch. Das Liebesverſtändniß zwiſchen dem jungen Menſchen und ſeiner Tochter taugte ganz in ſeinen Kram, wenn er ihn dadurch ſich für das herumziehende Leben gewinnen konnte, nur dann war er dagegen, wenn Alfred nicht einwilligen wollte, mitzugehen. Hatte er dieſe Acquiſition gemacht, ſo konnte Bodenlos in den Orten, wo er gekannt war, Vorſtellungen allein geben und durfte mit Niemand theilen. Dies auszuführen lag ihm mehr als Alles am Herzen und gern hätte er in Alfred ſeinen Schwiegerſohn erblickt, wenn er ihn dadurch auf immer an ſein Gewerbe gefeſſelt ſehen konnte.

Die Probe ging ohne beſondere Umſtände von ſtatten, nur dieſe Bemerkung mußte Alfred ſich ſelbſt machen, das ihm ſelbſt unter dieſen ſchlechten Schauſpielern, das gebrach, was ſie Alle beſaßen: die Gemächlichkeit, das Zuhauſeſeyn auf der Scene. Die Verſe ſprach er beſſer wie Alle, das war ein Vorzug, den man ihm hinwieder einräumen mußte. Glücklicherweiſe beſteht die Rolle des Alonſo faſt nur in ſchönen Redensarten und die ſteifen Bewegungen, die er dazu machte, legte er ſich ſelbſt gern für ſpaniſche Grandezza aus. Lanze war, aus Erkenntlichkeit für den geſtrigen

Abend, zu dem er ihn ſo gaſtfrei eingeladen, ſehr um Alfred bemüht, und machte ihn auf Schritte und Bewegungen aufmerkſam. Schade nur, daß dieſe Anleitungen ſich durchaus auf falſche Theorien gründeten; es waren jene abgeſchmackten Theaterregeln, die von den ſchlechteſten Schauſpielern kleiner Bühnen noch immer gewiſſenhaft aufrecht erhalten werden, obgleich ſie nirgends in der Natur einen Halt finden und von großen und beſſern Künſtlern längſt vergeſſen ſind.

— Nicht aus dem Halbkreis getreten! flüſterte Lanze ſeinem Schützling zu — hübſch den Ellenbogen vom Leibe, nur den Unterarm mit runder Wendung bewegt, und dann den Strauß mit nach oben gekehrter Handfläche Precioſen überreicht. So hat's mich die unvergleichliche Madame Kurze gelehrt, die in dieſer Armbewegung ihresgleichen ſuchte. Keine Rolle ſpielte ſie ohne ſie; das war Grazie, Anſtand, Alles! — o wie unnachahmlich! — Stets, beim Gehen, die Fußſpitzen zuerſt auf den Boden geſetzt — ſo! — das iſt der Gang des Liebhabers — der ältere Militär, der Staatsmann, tritt mit dem ganzen Fuße zu gleicher Zeit auf — der Bauer und Handwerker ſchreitet auf den Ferſen. Ach! das vernachläßigen unſere meiſten Künſtler! Herr Klingsohr! ich bitte, die Fußſpitze!

Lanze kamen übrigens dieſe Bemerkungen zu, da er das Amt eines Regiſſeurs bei der Vorſtellung verwaltete. In der Karikatur des Don Contreras war er nicht übel und konnte ſeine Regeln, zum Beßten der Komik trefflich in's Leben treten laſſen. Alfred verwirrte er jedoch mit dieſem Allen, und trug nur dazu bei, ihn noch ängſtlicher und unzuverſichtlicher zu machen, als er ſchon ohnehin war. Nie noch im Leben waren dem armen Jungen ſeine nothwendigſten Gliedmaßen ſo zur Laſt geweſen, als dieſen Tag. Die Arme erſchienen ihm als gehörten ſie einem Andern, der ſie ihm aufgeladen, zu tragen, und als ſeyen ſie ihm nun eine Laſt, die ihn an jeder freien Bewegung hinderte; die Beine waren ihm complett im Wege, er ſtolperte darüber, nicht als gehörten ſie ihm ſelbſt, ſondern als lägen ſie vor ihm und er müßte ſie überſteigen. Er befand ſich in einer äußerſt beſchwerlichen und peinlichen Lage.

Die Uebrigen, die ihm bei vollkommener Ruhe als ſo ſchlechte Schauſpieler erſchienen, konnte er jetzt beneiden; ſie gingen ſo ungezwungen und frei umher, ohne alle Befangenheit und ſelbſt die gezierteſten Portebras waren natürlich und gewandt, gegen ſeine ſteifen, ungelenken Arme, die ihm als etwas außer ſich vorkamen.

Die Leute thaten übrigens ihr Beſtes. Krach übertraf ſich ſelbſt im Donnern; Viarda hätte Junker Voland ſelbſt für eine ebenbürtige Tänzerin anerkennen müſſen; Donna Pedronella gab ſich, aus Eitelkeit, wie ſie war, da ſie ſich nicht karikiren mochte, und war dadurch unvergleichlich; der Contreras wirkte komiſch; nur die beiden Väter, von den Directoren gegeben, litten an bedeutenden Gedächtnißfehlern, doch ſuchten ſie dies durch größere Pauſen und mehre — eh — eh — recht geſchickt zu verſtecken, was man in der Theaterſprache Routine zu benennen pflegt.

Erlinde war als Precioſa nicht übel; ſie war in Momenten wirklich ſchön; die Nähe des Geliebten gab ihrem Schmachten viel Empfindung, nur die Wildheit der Zigeunerin fehlte ihr und in der Scene mit dem Schießgewehr, wo ſie den Zigeuner zwingt, vor ihr her ins Schloß zu gehen, artete ſie in theatraliſche Manier aus, da ihrem Naturell alle Kraft zu ſolchen Darſtellungen gebrach. Das Lied ſang ſie ſelbſt, und es wurde nicht, wie dies bei großen Theatern oft der Fall war, in der Couliſſe von einer Sängerin geſungen, während Precioſa auf der Scene dazu die Geſten macht. Wer hätte es hier wohl für ſie thun ſollen? Sie legte Gefühl in den Vortrag, nur intonirte ſie falſch, weil ſie nicht genug übte und keine Idee vom Scalaſingen hatte. Der Tanz war aber über alle Beſchreibung reizend. Ihr ſchöner, leichter und gewandter Körper kam ihr dabei ſehr zu ſtatten. Da war nichts von eingelernten und hergebrachten Pas; kein Schweben auf den Zehenſpitzen, kein Aufheben des Beines in horizontaler Richtung! es war das zierliche, taktmäßige Schreiten, das Heben und Senken, das Beugen und Neigen eines natürlichen Tanzes. Alfred, der das Ballet der Reſidenz kannte und oft Gelegenheit gehabt hatte, die St. Viol zu bewundern, bewunderte hier dennoch zu ſeiner eigenen Verwunderung. Er mußte ſich geſtehen, von dieſem Reize in der körperlichen Bewegung noch keine Ahnung gehabt zu haben. Er hätte von Erlinde ſich ſtets ſo umſchweben laſſen mögen! —

Dies waren die Ergebniſſe der Probe. Alfred verließ wie im Taumel das Theater und eilte nach Hauſe. Wie wohlthätig würde ihm jetzt das geräuſchvolle Treiben der Reſidenz erſchienen ſeyn! Hier auf dem einſamen Stübchen, ohne nähern Freund, glaubte er vor Ungeduld, Aengſtlichkeit und Verlangen vergehen zu müſſen. Er öffnete das Fenſter;

die häßlichen Umgebungen ſcheuchten ihn zurück. Er wollte Etwas ſehen, das ihn in ſtets wacher, reger Begeiſterung erhielte, allein was er hier vor ſich ſah, bewirkte nur einen ſchmerzlichen Eindruck. Er ſchloß das Fenſter wieder, warf ſich auf's Bett — ein Sopha beſaß das Zimmer nicht — und ſchloß die Augen. Wie ſollte er die Pauſe zwiſchen jetzt und dem ſchönen Spanien, bis zu den duftigen Wäldern Andaluſiens und den romantiſch-erleuchteten Gärten mit Blumen und Springbrunnen, beſſer ausfüllen können, als wenn er ſeine ſtets ſo warme und gefällige Phantaſie zu Rathe zöge? Dieſe Zaubermacht, die ihn nie im Stiche ließ und der er ſeine ſchönſten Genüſſe bis jetzt zu danken gehabt hatte, er, der ſo gern in Hoffnungen und Träumereien ſchwelgte!

Sie wiegte ihn ſo ſanft, ſie ſchaukelte ihn ſo ſeelig, daß er bald einſchlief und ein wunderbarer Traum ſeinen Schlummer belebte.

Es träumte ihm, er befinde ſich am Ufer eines großen Waſſers, das ſtill und klar ſich vor ihm ausbreitete. Dies Waſſer war ein Meeresarm, der ihn von einer herrlich-lockenden Küſte trennte. Seine Sehnſucht trieb ihn, dieſes Land kennen zu lernen und er befragte ſich bei den Schiffern, die ſich alsbald um ihn drängten, als ſie ſeinen Wunſch erfahren hatten. Einer von ihnen, ſehr abenteuerlichen Anſehens, bot ihm ſein Fahrzeug zu billigem Preiſe an und verſicherte, des Fahrens kundig zu ſeyn. Alfred nahm das Fahrzeug in Augenſchein und erſtaunte über den geringen Umfang, ſo wie über die Gebrechlichkeit deſſelben, allein der abenteuerliche Schiffer beruhigte ihn und erſuchte ihn, ſich getroſt ihm anvertrauen zu wollen. Während der Jüngling noch mit ſich zu Rathe ging, ob er das Wageſtück beſtehen ſollte oder nicht, ſah er viele herrliche Fahrzeuge mit ſtolzen Segeln vorüberfliegen und die Paſſagiere ihm mit Hüten und Tüchern zuwinken. Sein Ehrgeiz beſtand darauf, auch ein ſolches Fahrzeug zu beſteigen, allein vergebens — war es, daß keines mehr vorhanden war, oder war es ein geheimnißvoller Zug, der ihn ſie zu ſuchen abhielt und ſtets zu dem kleinen, gebrechlichen trieb — der Traum ließ ihn über dieſen Umſtand im Dunkeln — genug er mußte ſich entſchließen, wenn er die lockende Küſte kennen lernen wollte, von dem angebotenen Ueberfahrtsmittel Gebrauch zu machen. Allein kaum war er eingeſtiegen, ſo veränderte ſich Alles um ihn her. Während das Meer ſich ſtärker zu bewegen anfing und Wellen häuſerhoch hinanſtiegen und ſich über einander mit Wuth auf das Fahrzeug ſtürzten, belebte ſich plötzlich das Geſtade mit Menſchenhaufen, die mit weitaufgeriſſenen Augen das Schauſpiel verfolgten, das ſich ihnen zeigte und an der Gefahr, in der der Arme ſchwebte, großes Gefallen zu haben ſchienen. Sein Fährmann aber lachte, mit einem faſt grauenvoll, übernatürlichem Leichtſinn im Angeſicht des nahen, unvermeidlichen Untergangs, und rief dem Jünglinge zu, daß er ihm nur feſt vertrauen möge. Allein das Fahrzeug kam nicht von der Stelle, trotz aller Anſtrengungen des Schiffers, vielmehr wurde es bald wieder ſo nahe zum Ufer geſchleudert, daß Alfred meinte, wenn er ausſteige, durch das ſeichte Waſſer ſich auf den feſten Boden retten zu können.

Aber der Schiffer verhinderte ihn daran.

Plötzlich ſchleuderten alle, die am Ufer ſtanden, eine ſolche Menge von Steinen nach dem Fahrzeuge, auf dem Alfred ſich befand, daß er nur durch beſtändiges Beugen und Niederducken, dieſem ſchrecklichen Angriffe auf ſein Leben entging, allein das vermochte er nicht zu verhindern, daß die Steine in das Schiff fielen, und ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſie über Bord zu werfen, ſo wurde es doch bald davon überlaſtet und begann zu ſinken. In Todesangſt ſah er jetzt es immer näher zum Lande treiben, wo ſeine Feinde hohnlachend auf ihn ſchauten, und ſich daran ergötzten, wie das Waſſer immer mehr über Bord trat und den Raum faſt gänzlich ausfüllte. Der Sturm heulte dazu, gräßliches Pfeifen ſauste durch die Luft, die von unzähligen Blitzen immerwährend beleuchtet war; da hoben ſich die Wellen höher und höher, ſie raſ'ten ſchäumend heran, ein mächtiger Wurf — und das Fahrzeug lag am Ufer — es zerfiel und Alfred ſtand trockenen Fußes da — weit ab das Meer und ſein Wüthen und Alles wie zerſtoben, ſelbſt von dem Hohngrinzen ſeiner wüthigen Feinde war keine Spur mehr zu entdecken. — — —

— Aber um's Himmelswillen! was machen Sie denn, Herr Klingsohr? Es ſoll ja angehen! rief der ihn weckende Rips.

Alfred erwachte; er war im Schweiß gebadet. Die Wirklichkeit war da, er hatte verſchlafen und, ſtatt ſeine Rolle zu überleſen und manches noch an ſeinem Anzuge zu ordnen, war er von dem Traume geängſtigt worden. Mit dieſem im Herzen, voll tödtlicher Unruhe, mußte er in's Theater laufen, ſich in Haſt anziehen und noch mit einigen Vorwürfen des Directors regalirt, trat er an deſſen Seite, der den Vater Alonſo's darſtellte, auf die glühend-heißen Bretter, während die elende Stadtmuſik, durch den Vorhang von ihnen geſchieden, bereits die romantiſche Ouverture des Stücks zu parodiren verſuchte.

Siebentes Kapitel.

> Sehnt der Hirſch ſich nach der Hinden,
> Wählt er ſich nur Roſalinden.
>
> Shakespear.

Wer von meinen Leſern oder Leſerinnen iſt wohl im Stande, ſich Alfred's Seelenzuſtand in jenem großen Momente zu malen?

Man lächle nicht über den armen Jüngling, man lächle nicht über den, der dieſe Schilderung entwirft, und bei Gelegenheit ſeines Auftretens vor dem Publikum einer kleinen Stadt von einem „großen Momente" ſpricht. Jeden in gewiſſen Vorurtheilen erzogenen Menſchen ergreift eine wahrhaft heilige Scheu, wenn er vor den Leuten ſeinen Körper produciren ſoll. Man iſt freigebig mit den Schätzen ſeines Geiſtes, man verhüllt ſorgfältig die Schätze, welche die Natur den Körper verliehen. Es gibt ſchöne Mädchen, die über und über roth werden, wenn man ihre Augen oder Zähne lobt; lobt man ihren Geiſt, der tief unter jenen Vorzügen ſteht, ſo werden ſie lächeln, und jene höher leuchten laſſen, und dieſe unbewußt der Bewunderung Preis geben. Schamhafte Patienten ſetzt es in Verlegenheit, wenn ſie ihre Zunge zeigen ſollen; viele ſcheinen ihren Körper vollkommen ignoriren laſſen zu wollen. Der Menſch iſt dazu berufen, blos durch die Kraft ſeines Geiſtes zu glänzen, und darin ſeinen einzigen Vorzug zu ſetzen. Nur Abarten auf einer niedrigeren Stufe der Erkenntniß kokettiren mit den Vorzügen des Leibes.

Daher die Todesangſt, die Jeden befällt, den die Uebung von Jugend auf nicht dazu ſtählte, eine Schauſtellung ſeines Körpers vorzunehmen. Je höher das geiſtige Vermögen eines ſolchen Menſchen iſt, deſto größer wird ſein Mißgefühl ſeyn und deſto häufiger die Linkheiten und Ungeſchicklichkeiten, die dies ihn begehen läßt, weshalb die meiſten großen Schauſpieler, und zwar die glänzendſten Talente, bei ihrem erſten Auftreten und im Anfange ihrer Laufbahn überhaupt, Jeden über ihren eigentlichen Beruf täuſchten, und gewöhnlich als ganz unfähige Menſchen gegolten haben. Der ſtolpert beim erſten Schritt, den er auf die Bühne hinauswagt, und fällt der Länge nach nieder, der ſpäter von Sieg zu Siegen ſchreitet; jener ſtottert und bleibt ſtecken, der ſpäter die wunderbarſten Proben eines trefflichen Gedächtniſſes an den

Tag legt. Dies Alles war Alfred nicht unbekannt, und er traute ſich ſelbſt zu viel Geiſt und Talent zu, um nicht ein ähnliches Unglück für ſich befürchten zu müſſen.

Er ließ daher den Director in Vorwürfen ſich erſchöpfen, und ſuchte ſich den Augenblick, wo der Vorhang aufgehen würde, mit aller Genauigkeit auszumalen. Da ſah er die dunkle Oeffnung vor ſich gähnen, und darin Kopf an Kopf, und aller Köpfe Augenpunkt er ſelbſt, frei daſtehend, ihrer Kritik bloßgeſtellt, jeder Laune des Uebermuths, des Haſſes, des Hohnes überantwortet, waffenlos und ſchwach. Als ein glücklicher Umſtand erſchien es ihm, daß er nicht erſt aufzutreten hatte, ſondern daß er ſchon daſtehen durfte, im Vorſchreiten begriffen. Zwar ſollte er längſt das Lampenfieber — wie es die Schauſpieler nennen — überſtanden haben, da er ja ſchon in Pogenwinkel ſich oftmals in gleicher Lage befunden, allein dieſe Verſtellung half ihm hier doch nicht die Angſt überwinden. Sein Blut wogte, die Adern in den Schläfen klopften und droheten zu ſpringen, die Röthe ſeiner Wangen erſchien braun unter der Zinnoberſchminke, deren er ſich bedient hatte, der Schweiß perlte auf der Stirne und dem gemalten Barte, und drohte das Kinn mit dem flüſſig gewordenen Korkſchwarz zu färben — alle ſeine Nerven bebten. Indem ſchloß die Ouvertüre; die Klingel des Souffleurs erſcholl; er fragt noch in Haſt den neben ihm ſtehenden Director, ob denn Alles an ihm in Ordnung ſey? — Da geht der Vorhang ſchon in die Höhe, eine heiße Luft, wie der Scirocco, weht ihn an, er hört verworrenes Getöſe zu ſich heraufſchallen, ſein Nachbar, der Director fängt an, Verſe zu ſprechen und bewegt ſich nach vorn; ihm iſt, als gehe ihn der Unſinn nichts an, von dem er gar nichts verſteht, aber mechaniſch folgt er der Bewegung und ſchwankt faſt wie ein Betrunkener zu den Lampen vor. Jetzt bringt der Director das Stichwort, Alonſo muß einfallen.

Wer doch improviſiren könnte! wer ein Künſtler im eigentlichen Sinne des Worts ſich im freudigſten Kraftbewußtſeyn dem Publicum gegenüber auf die feſtlich geſchmückte Bühne ſtellen könnte, und nun dem innern Gotte folgend, himmliſche, erhabene Gedanken, in wohlklingenden Worten, im wechſelnden Maße und Tonfalle der Rede entſtrömen ließe! Das wäre eine herrliche Kunſt, die den Zuhörer wie den Künſtler gleich begeiſtern, gleich hinreißen müßte. Ein ideales luftiges Gewand, um die Glieder zu ſchlagen, erhöbe den Reiz der Geſtalt, und wäre die einzige, nicht mühevolle und abſpannende, ſondern würdig vorbereitende Arbeit des Auftretens.

Wie ſo anders iſt es aber bei unſern ſceniſchen Vorſtellungen, bei unſern erbärmlichen theatraliſchen Einrichtungen!

Dieſes Herumhetzen mit Schneider und Friſeur; dieſes Abarbeiten mit den gemeinſten Dingen; dieſes Nähen, Flicken, Trennen, Binden, Schnüren, Haarkräuſeln, Schminken, wen ſollte das nicht ärgern und aus der Begeiſterung reißen? und ſo geärgert und erkaltet betreten die meiſten Schauſpieler, auch in ihrer erſten Scene das Theater.

Auch das Stichwort iſt eine fatale Hemmniß der innerlichen Flamme des Künſtlers; abwarten zu müſſen, bis ſo ein alter Don Fernando, alle ſeine Gedanken zuſammennehmend mühſam durch improviſirten Unſinn mannigfacher Art dem Endreim zuſteuert, iſt oft nicht auszuhalten. Für unſern armen Alonſo hätte das Stichwort aber immer noch lange ausbleiben können! hätte es doch der alte Don Fernando im blinden Umherſchwärmen nie gefunden, denn nun es da war, fand Alfred den Anfang der Rede nicht und blieb ſtumm und wie vertrakt.

Der Souffleur wiederholt die erſte Zeile wohl mehr als zwanzigmal, allein Alfred hört nichts mehr, das Blut braust vor ſeinen Ohren, es kommen ihm die tollſten Dinge in den Kopf; er ſieht die Wellen, den Fährmann, er ſieht die Steine fliegen, das Fahrzeug der Küſte zueilen, das Waſſer immer höher und höher ſteigen — welche wilden Phantome! —

— Aber, mein Gott, was machen Sie denn? rief ihm der Director leiſe zu.

Unten wurde geziſcht, der Ton brachte Alfred zum Leben zurück; es fiel ihm ein, wo er ſtand; ein Blick in die Couliſſe — er ſah Erlinde — die wüthendſte Scham erfaßte ihn — ſeine Rede fiel ihm mit einem Male ein und er brachte ſie hervor; allein ein Krampf ſchnürte ihm die Kehle zu, er war keines Tones mächtig, und das, was er ſprach, klang als wenn er ſich beim Trinken verſchluckt hätte, und ſich nun entſchuldigen wollte.

Ein wildes Gelächter folgte ſeiner Rede,

— Warum lachen die? fragte er ſo laut den Director, daß es das ganze Parterre hörte.

Dieſer, ein routinirter Mann, ruft ihm leiſe zu:

— Es bleibt Ihnen nichts übrig, fallen Sie um!

Er meinte damit, Alfred ſolle ſich ſtellen als ſiele er in Ohnmacht, um dann den Vorfall mit Krankheit zu entſchuldigen, aber in demſelben Augenblicke that der junge Menſch auch wirklich einen Fall, den er mit allem

Aufgebot der Kunſt nicht ſo natürlich hätte bewerkſtelligen können. Er lag wie vom Schlage getroffen am Boden, der Vorhang fiel ſchnell herunter und der Phyſikus drängte ſich durch die Menge, um auf die Bühne zu eilen.

Als er zu ſich kam, befand ſich Alfred auf einem elenden Strohſack, in einer Atmoſphäre von vergoſſenem Weingeiſte und von den Kindern des Directors Bodenlos im Zigeunercoſtüm neugierig umſtanden. Muſik, bekannte Töne ſchallten zu ihm hin, und ſein umflorter Blick zeigte ihm, zwiſchen den Couliſſen, die unſichern Umriſſe der tanzenden Geliebten. Das Stück hatte nehmlich trotz der unglücklichen Störung ſeinen Fortgang gehabt.

— Der junge Mann kann unmöglich ſpielen, hatte der Phyſikus geäußert.

— Und wäre er todt, die Precioſa muß zu Ende gebracht werden, ſagte der practiſche Bodenlos. Ehe ich mir die Einnahme aus den Zähnen reißen laſſe, mag die Welt in Trümmer gehen!

— Wie wollen ſie aber? fragte Goldammer.

— Oh über Euch unpractiſche Leute! rief er, was iſt's denn weiter? Der Souffleur lieſt die Rolle des Alonſo und wir ſpielen dazu —

— Der Souffleur aus dem Loch?

— Der Souffleur aus dem Loch!

— Und wir oben? im Coſtüm?

— Wie denn anders?

Und wie geſagt, ſo geſchehen; das Publicum war, wie immer in ähnlichen Fällen, genügſam und das Stück hatte ſeinen Fortgang. Precioſa tanzte ihre Sarabande. Man klatſchte wie toll; dies hatte Alonſo-Alfred aus der Ohnmacht erweckt. Er fühlte ſich wunderbar geſtärkt und verlangte, hinauszutreten. Die Scene kam, wo er der Tänzerin den Strauß zu geben hatte, er war ſeiner Sache ſo gewiß, es diesmal ſchön und zuverläſſig zu machen — dieſen Moment konnte er ſich nicht entgehen laſſen. Der Fall war kritiſch. Sollte man die Scene unterbrechen und verkündigen, daß der Unfall ohne Folgen vorüber ſey und daß ſich Herr Klingsohr im Stande fühle, ſeine Rolle bis zu Ende zu führen? ſollte man ihn unvorbereitet hinaustreten laſſen? Es wurde endlich für das Letztere entſchieden. Alfred ging auf die Seite der Scene, wo ſich einige Rüpel und Burſche des Städtchens, als Bauern ſo ziemlich traveſtirt, aufgeſtellt hatten, miſchte ſich anfänglich unbemerkt unter ſie, und ſuchte die erforderliche Faſſung zu gewinnen. Zwar war er noch ſtark ergriffen und die Füße ſchwankten unter ihm, allein er war gegen jeden neuen Anfall vorbereitet und erwartete ihn ſtandhaft; der Wille iſt ſtark; er ſagte zu ſich ſelbſt: ich will einmal nicht mehr umfallen! und er trotzte ſeiner Schwäche.

Da kam die ſchöne Stelle in der Muſik; es war ein Gräuel, wie ſie die Muſikanten gaben, doch Alfred erkannte ſie ſogleich. Er trat vor die Bauern hin, hob den Strauß, den ihm Rips gegeben hatte, nach Lanze's Anweiſung, mit ſchön gebogenem Arme empor, wandte dann die Hand auswärts und überreichte ihn Erlinden. Das Publicum, das ganz unzurechnungsfähig bei der Sache war, ließ dieſe neue Erſcheinung an ſich vorübergehen, ohne ſich zu rühren. Es glaubte, das wäre in dem Stücke nicht anders. Aber Erlinde war hoch überraſcht und nahm die Blumen aus der Hand ihres Geliebten mit einem Weſen ſo ächter Liebe und Liebenswürdigkeit, mit einem ſo vielſagenden Blicke, der Freude, Dank, Begeiſterung und Hingebung zugleich ausdrückte, daß Alfred einen ganzen Himmel auf ſich herabſtrömen fühlte und ſich Gewalt anthun mußte, in der Rolle zu bleiben, und nicht mit überwallendem Gefühle vor ihr hinzuſinken.

Es lag eine Wahrheit, eine Weihe auf dieſem Spiele, wie ſie von den größten Künſtlern nicht erreicht werden. Das Schlußſonnet ſprach Erlinde ſchön; der Unterricht, den ſie von ihrer declamatoriſchen Mutter erhielt, war daraus unverkennbar.

Der Vorhang fiel, und der erſte Akt war geendigt. Im Parterre erhoben ſich Debatten über das Spiel der Komödianten; Müller, der gewaltige Kritiker, zog eine Parallele zwiſchen der Blumenſchwerdt und Erlinden, die, wie natürlich, zum Nachtheile der Letzteren ausfiel.

Ueber den Debutanten verbreiteten ſich die fabelhafteſten Gerüchte. Einige ſagten, er ſey ein relegirter Student, der aus Liebe zur Precioſa, zum Theater gegangen war; andere behaupteten, er ſey von ſehr vornehmer Familie, ein Prinz, und zöge aus, den guten Geſchmack zu ſuchen, wie weiland Prinz Zerbino, dies brachte jedoch der Phyſicus auf, ein ſatyriſcher Kopf, der mit ſeinen gutmüthigen und unwiſſenden Mitbürgern gern ſeinen Scherz trieb. Die Krankheit ſey nicht verſtellt geweſen, ſetzte er dann mit ärztlicher Würde hinzu — ſondern ein wirklicher Nervenzufall, der wahrſcheinlich davon herrührte, daß er unter den Zuſchauern Jemand erblickt habe, der mit ſeinem fürſtlichen Vater in einem vertraulichen Verhältniß ſtehe, und daß er davon Entdeckung befürchte. — Das anweſende Publicum, das dieſe Erklärung des Doctors hörte, zerbrach ſich hierauf den Kopf, wer dieſer fürſtliche Vertraute unter ihnen ſeyn könne. Sie ſuchten in ihrer Erinnerung zurückzurufen, welche Gelegenheit ſich ihnen wohl ſchon dargeboten hatte, auch nur in die Nähe eines Fürſten zu kommen.

— Wir haben noch wenig mit Fürſten zu thun gehabt, ſprach Paiterle, der Seifenſieder, einmal, als ich noch daheim lernte und die Talgſchalen zur großen Beleuchtung zu füllen hatte, die bei der Anweſenheit des Königs von Baiern ſtattfand, traf es ſich, daß der Herr Hoffourier mich befragte, wie viele ſolcher Talgſchalen wohl an dem Abend in der guten Stadt Nürnberg verbraucht würden. Ich wußte ihm das nicht einmal zu ſagen, aber das war das einzigemal, wo ich mit dem königlichen Hofe in eigentlich — was man ſagt — nähere Berührung gekommen bin —

— Uns Schriftſtellern widerfährt ſolche Ehre überhaupt ſelten — abſonderlich Satyrikern — warf Müller ſtolz hin. —

— Deſto öfter uns Aerzten, ſprach der Phyſicus, da Fürſtenleiber ſo gut an überladenem Magen und an Verſtopfung leiden, wie andere Leiber gewöhnlicher Menſchen, ſo kommen ſie auch in den Fall, unſer zu bedürfen, und ſo war ich denn ſo glücklich, mit des jungen Menſchen Vater in nähere Berührung zu treten; ich griff ihm nehmlich nicht nur den Puls, ſondern applicirte ihm auch mit eigenen Händen ein Klyſtier.

Die Andern ſahen ihren Phyſicus groß an.

— 's iſt nicht möglich! der ein Fürſt? und wie ſoll er denn heißen? fragte der Geometer Purſch, ein munterer junger Mann, der nicht ſo leichtgläubig war wie die Uebrigen und ſich zuerſt gefaßt hatte.

— Für uns heißt er Klingsohr — ich darf hier nur Vermuthungen ausſprechen und muß meine Freunde bitten, nichts zu verrathen, ſagte der Phyſicus.

In dem Augenblicke hob ſich der Vorhang und die allgemeinſte Stille herrſchte ſogleich im Saale.

Der zweite Act ging ohne Störung vorüber und Alfred ſagte ſeine Rolle in gutem Ton und vortrefflicher Haltung. Viarda, offenbar die größte Kennerin unter Allen, machte ihm ihr Kompliment in Trochäen, die ſie ſehr liebte und die ihr an dieſem Abend beſſer als gewöhnlich floſſen, da ſie durch ihre Rolle in der Uebung war. Auch der dritte Act folgte dem zweiten ohne Störung. Der vierte und letzte begann. Alfred befand ſich in größerer Aufregung. Er hatte ſich ſo in ſeine Rolle hineingedacht, daß er Alles für Wahrheit nahm, was ſich auf den Brettern zutrug und wozu er ſein vorgeſchriebenes Theil mitwirkte. Das Stück hatte ihn in eine Täuſchung verſetzt, die es bei den nüchternen Zuſchauern nicht hervorzubringen im Stande war. Alfred glaubte nun wirklich Don Alonſo zu ſeyn, der nach dem Beſitze des wunderbaren Zigeunermädchens ſtrebte und der nicht mehr ferne beſeligendſte Augenblick erhob ihn mächtig.

Die Romantik des Stücks, die noch nie ſo auf ihn wirken konnte, als jetzt, da er ſich ſo ganz von ihr umweht und durchdrungen ſah, da er ſich ſelbſt mitten darin befand, berauſchte ihn; die beklekſte Leinwand, die ihn umgab, und die den duftigſten Garten unter dem ſpaniſchen Zauberhimmel vorſtellte, der reiche, üppige, wie flüſſige Harmonie dahinſtrömende Chor, Alles ſchien ihm ſchöner als er es je gehört, noch geſehen, ſeine gewaltige Phantaſie hob ihn über die erbärmliche Umgebung, wie über die ſchlechten Geſänge hinweg. Er ſpielte nach ſeiner Meinung göttlich, denn er fühlte ſich ein Gott.

So kam die letzte Scene heran; der treuen Liebe ſollte ihr Lohn zu Theil werden; der gute Vater führte ihm Precioſa in die Arme; er ſah ſie nahen mit niedergeſchlagenem Blicke, jetzt hob ſie das ſchöne Auge, in dem eine ſehnſüchtige Thräne ſchwamm; ſie ſagte ihm Alles. Und er, mit unnennbarer Glut, ſchloß das Mädchen ſeiner Liebe, ſeines Lebens, in die Arme und drückte einen langen, ſeelenverbindenden Kuß auf ſeine Lippen.

Das Publicum klatſchte und ſchrie Beifall. Der Triumph der Liebe hatte Alle electriſirt.

„Hochzeit, Kindtauf' und Verlobung!" brüllte der täppiſche Pedro dazwiſchen, in deſſen Hülle Lanze gefahren war, nachdem er den nur im erſten Acte beſchäftigten Don Contreras beſeitigt hatte. Der Chor fiel mit ſeinem rauſchenden Wogen, wie ein Siegesgeſang, wieder ein, in den allgemeinen Jubel.

Aber Alfred hielt Erlinde noch immer umſchlungen, gleich als ſollte die ſeligſte Umarmung ewig währen; das Mädchen vermochte nicht, ſich loszureißen, ihre Beſtrebungen wurden jedoch bemerkt und erregten Unruhe unter den Anweſenden. Die beiden Väter mußten ſich endlich nähern und brachten den Trunkenen, wenn gleich langſam, zur Beſinnung. — —

Achtes Kapitel.

— Es, es, es und es, es iſt ein harter Schluß;
Weil, weil, weil und weil, weil ich marſchiren muß!
So ſchlag' ich mir es aus dem Sinn,
Und wende mich, Gott weiß, wohin!
Ich will mein Glück probiren,
Marſchiren!

Alfred fühlte ſich leichter, als er in einer ziemlich entfernten Stadt ſich wiederfand. Er lachte ſeiner Tollheit, wie er es ſelbſt nannte. Das Mädchen hatte einen mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt, allein wie vieles davon war nicht auf Rechnung einer ganz eigenthümlichen Stimmung zu bringen? Es koſtete ihn keinen großen Kampf, ihre Nähe zu meiden, und ſobald dies geſchehen war, kam ihm auch die völlige Beſinnung wieder.

Erlinde mußte in der Umgebung, wo Alfred ſie gefunden hatte, ihm faſt wunderſam erſcheinen. Sie war nicht ſchön im erhabenſten Sinne, aber von großer Anmuth und Liebenswürdigkeit. In ihrem Weſen brütete etwas Geheimnißvolles, das Naturen, wie

Alfred, beſonders anziehen mußte. Allein die Lebensweiſe des armen Kindes zu theilen, ſich mit ihren Eltern von Ort zu Ort dahin zu ſchleppen und ſich mit erbärmlichen Kunſtſtücken fortzuhelfen, um dann in größern Marktflecken ein elendes Theatergerüſte mit Hiſtrionen der gemeinſten Gattung zu beſteigen — dies erſchien ihm eine Unmöglichkeit.

Die Schauſpielergeſellſchaft, bei der Bodenlos mit ſeiner Familie noch blieb, hatte nach Alfred's erſtem Verſuch nicht eben Luſt, ſich länger mit ihm zu befaſſen. Die Meinung, daß er ein junger Fürſt ſey, trat ganz in den Hintergrund, und der Zorn und Eifer über Verletzung des Anſtandes, über Unmoralität, wurden laut und ergoſſen ſich in bittern Schmähungen. Man glaubte, daß er ſich — wäre er nicht von ſo vornehmer Abſtammung — ſchwerlich ſo etwas erlaubt haben würde: ein Mädchen, die doch nur ſeine Geliebte vorſtellte, vor Aller Augen minutenlang zu küſſen. Es war entſetzlich

— Und wenn ſie wirklich ſeine Braut wäre, dürfte er ſich das nicht unterſtehen, rief der Acciſer.

— So lange wir denken, hat ſich ſolch' ein Scandal nicht zugetragen, ſetzte der Gewürzkrämer hinzu.

Die Schauſpieler kamen den wackern Leuten bald mit der willkommenen Auskunft zu Hilfe, wie es um Alfred's Fürſtenthum ſtehe, und erzeigten ihnen dadurch einen bedeutenden Gefallen. Sie ſagten aus, was ſie theils von Bodenlos, theils von andern reiſenden Collegen erfahren hatten, und daß Alfred, der ſich bei ihnen Klingsohr genannt hatte, eigentlich ſchon in der Reſidenz ein ſchmähliches Fiasco gemacht haben ſollte.

— Alles will jetzt zum Theater! rief Krach entrüſtet, und ſo kommt die Kunſt immer mehr herunter.

— Ich hätte doch noch etwas aus ihm gemacht, bemerkte Bodenlos, wenn er nicht gar ſo ungeſtüm geweſen wäre!

Müller merkte ſich, was er hörte, um für Ladewitz einen maliciöſen Artikel daraus zu ſchmieden, und nicht volle acht Tage waren ſeitdem verfloſſen, ſo ergötzten ſich die Hofſchauſpieler der Reſidenz mit der Lectüre deſſelben.

— Leinweber erlebt einen herrlichen Triumph an dem Burſchen, ſagte Mosburg.

— Seine Carrière iſt hin! fügte der eiferſüchtige Hagn hinzu, und zupfte dabei, im Andenken an Alfred's ſchöne Haare, an der Perücke.

Sie gingen ſo weit, Leinweber ſchriftlich zu gratuliren, der zwar in einer ſehr wohlſtyliſirten Antwort ihrer Theilnahme ſich erfreute, allein dennoch über das Schickſal des Armen, Gefallenen, ſtille Thränen vergoß, wie er ſich ſchön ausdrückte.

Dem Intendanten übergab er aber in feierlicher Audienz das Blatt, mit des Acciſer's Artikel, der lügenhaft genug abgefaßt war und zu dem Ladewitz noch viele boshafte Anmerkungen gemacht hatte. Der Freiherr von Pisjahn befahl, die ſtärkſten Stellen roth anſtreichen zu laſſen und das Blatt zu den Akten des jungen Menſchen zu legen, der ſo wie Jeder, der auch nur vier und zwanzig Stunden der Anſtalt angehörte, eher ſein Fach in der Regiſtratur als auf der Bühne bekam, und ſeine Aktenfascikel hatte. In dieſem Felde fehlte nichts und das Hoftheater unter des Freiherrn Leitung, war das Erſte in der Welt, was das Schreiberweſen betraf.

Aber auch unſere guten Pogenwinkler hielten, wie natürlich, jedes Theaterblatt, um ſtets mit Allem, die Bühne betreffenden, auf dem laufenden zu ſeyn. Als nun dieſes Stück des „jüngſten Gerichts" kam, kitzelte es zwar Haidvogel wie Fizmaier etwas, den jungen, naſeweiſen Nebenbuhler gedemüthigt zu ſehen, allein ſie beſaßen doch Zartgefühl genug, es vor Mindelsheim, der ſchon Kränkungen genug erfahren hatte, zu verbergen.

Balder allein, der wahrhafte Künſtler, nahm den innigſten Antheil, und da er dem ſchlechtgeſchriebenen Artikel, der voll der erſichtlichſten und boshafteſten Uebertreibung war, keinen Glauben beimeſſen konnte, ſo wartete er mit Sehnſucht auf Alfred's erſten Brief.

Dieſer aber hatte, nach dem alten Sprichwort, „weit vom Ziel iſt ſicher vor'm Schuß“ den Eilwagen beſtiegen, um erſt in einer beträchtlichen Entfernung, eine Stadt zu finden, die in dem Rufe großer Kunſtliebe und eines frei ausgebildeten Geſchmacks ſtand, um dort ſeine Laufbahn fortzuſetzen.

Er athmete leichter, als er am erſten Morgen nach ſeiner Ankunft, ſich in der gänzlich fremden Umgebung ſah, und durch die Straßen ſchritt, um das Haus des Theaterdirectors aufzuſuchen. Dieſe Bühne ſtand weder unter dem Einfluſſe eines Hofes, noch war ſie zu den elenden Nothbehelfen zu zählen, die ſich ſo häufig bei uns vorfinden. Sie war dem Schutze des Publicums allein anvertraut, das in den Spielen der Kunſt eine wohlthuende Erholung nach erſchöpfenden Tagesarbeiten ſuchte, und dem Director, wenn er dieſem Verlangen durch ſeine Anordnungen zu genügen wußte, die hinlänglichſten Mittel überwies, der Anſtalt den nöthigen Anſtand zu bewahren, und durch Anſtellung guter Künſtler die Würde der Kunſt zu erhalten, nebenbei aber auch für ſeine Mühe den wohlverdienten Lohn zu erlangen.

So hatte Alfred von einem Reiſenden, der mit ihm ſeinen Lauf nach dieſer Stadt richtete, ſich die Verhältniſſe ſchildern laſſen, und hoffte hier endlich ſeine Lehrjahre beſtehen zu können. Der Reiſende, der — nach dem techniſchen Ausdrucke dieſer Herren — in Wein that — d. h. für mehre bedeutende Häuſer die Weingeſchäfte effectuirte, erfreute ſich ſeiner Hantirung wegen der ausgedehnteſten und zugleich engſten Bekanntſchaft der Mitglieder des Stadttheaters und verſprach Alfred mit geſchicktem Rath zur Hand zu ſeyn; da es ihm auf einige Flaſchen Champagner gar nicht ankam und ſomit leicht eine vertrauliche Annäherung zu Stande zu bringen war.

Alfred fand, bei ſeinem etwas frühzeitigen Beſuche, den Director ſchon vollſtändig angekleidet, die grauen Haare ſauber friſirt, eine lange thönerne Pfeiſe im Munde. Das Zimmer, in dem er ſaß, hielt das Mittel zwiſchen einem ausſchließlich zum Empfange beſtimmten und einem Arbeitskabinete eines vielbeſchäftigten Mannes. Es war überall eine gewiſſe nachläßige Eleganz ſichtbar; große Repoſitorien mit Rollen und Büchern; auf den Tiſchen Mappen und Muſikalien, auch größere Kupferwerke; die Büſten Schröder's, Iffland's, Schiller's und Göthe's, auf ſchwarzen Poſtamenten an den Wänden; vor den Fenſtern ein herrlicher Blumenflor.

Beim Empfange zeigte der Director Ernſt und jene Sicherheit, die der in einer bedeutenden Stellung ſich befindende, ſtets den einen Lebensweg erſt ſuchenden gegenüber, zu behaupten weiß.

Obgleich der Ruf dem Manne ein wirkſames Schauſpielertalent zuſchrieb, ſo waren doch die feinen, nicht unſchönen Züge, ohne beſonders tiefen Ausdruck — ja, ohne den ſcharf verſtändigen Blick der Augen — wären ſie faſt ausdruckslos geweſen; der Mund war eingekniffen, die Stimme klang heiſer und machte einen unangenehmen Eindruck, wenn man ſie zum erſtenmale hörte; nur die Gewohnheit konnte ſie erträglich werden laſſen.

Alfred hatte ſich zuſammengenommen, theils war die Erfahrung, die er bis jetzt gewonnen, nicht ſpurlos bei ihm geweſen, und verlieh ihm etwas Gewicht, theils war hier auch nicht das hochfahrende Weſen, das ihn einſt bei dem Hoftheaterintendanten faſt vernichtend entgegengetreten war, aber eben ſo wenig jene Erbärmlichkeit, die ihn an dem Orte ſeines erſten Debuts abgeſchreckt hatte. So trat er denn hier nicht ohne Vertrauen ſeinem neuen Verhängniß entgegen. —

Neuntes Kapitel.

> Es müßte denn ſeyn — ſprach ich, daß der Verfaſſer dieſer Erzählung, was nicht unmöglich iſt, denn es geſchieht ſo oft beim Schreiben, wirklich etwas von ſeinen eigenen Leiden und Erfahrungen darein verwebt hat.
>
> Boz.

— Ja, mein lieber Mann, ſagte der Director im vertraulich barſchen Tone, von einem ſauern Schmunzeln begleitet, indem er dabei den Rauch in kurzen Sätzen vor ſich hinblies — ja, mein lieber Mann, was wollen Sie denn eigentlich beim Theater? Das Theater hat genug Leute — ja — aber nicht die rechten. Na, nun käm's lediglich darauf an zu unterſuchen, ob ſie einer von den Rechten wären. —

Er ſchwieg und betrachtete Alfred ein wenig von der Seite, blinzelte und ſchmunzelte in einem fort, nahm die Pfeife aus dem Munde, fuhr ſich ein paar Male mit der flachen Hand über Mund und Kinn, und ſtrich ſich dann die Haare in die Höhe. Alfred ſtand ihm ſtumm gegenüber; er wartete auf ein anderes Stichwort.

— Ha — ha — dehnte und zog jener auf närriſche Weiſe — das ginge ſchon Alles an! Ich hatte einmal 'nen alten Director, der beguckte den jungen Leuten die Beine, ob ſie gerade wären, und die Hände, ob ſie nicht zu bäuriſch wären, und ließ ſich gerade ins Auge blicken, ob auch die Augen der jungen Leute nicht zwinkerten und ſchielten — das iſt nicht zum Belachen. Ja — mein lieber Mann, wer zum Theater will, muß ein vollkommener Menſch ſeyn. Was haben Sie denn ſchon für Verſuche gemacht? He? wo aufgetreten?

Das Zutrauliche des alten Herrn hatte auch Alfreds Vertrauen erweckt, und er bekannte Alles bis auf die zu lang ausgeſponnene Umarmung.

— Das iſt nicht gerade empfehlend! entgegnete darauf der Director, den wir jetzt mit ſeinem Namen Wagner einführen wollen. Mit'm Recenſentenvolke ſoll man ohne Noth nicht anbinden; es nicht ſuchen, es nicht meiden, mein' ich. Ein Freibillet — Punktum! Willſt mehr? Bin nicht zu Hauſe. Adieu partie! — Alſo bei Leinweber angefangen? Leinweber iſt ein guter Schauſpieler — aber das Leben, was von ihm gemacht wird, kann ich nicht unterſchreiben, und man verſteht da doch auch etwas von. Ja — da wird man ſich wohl in die Manier verbiſſen haben und à la Hoftheater tragiren. Hören Se', das geht hier nicht! Unſer Publicum will Natur — Wahrheit — die Kunſt muß verſchwinden, ſonſt iſt ſie nicht genießbar. Man darf die Schminke nicht ſehen, die wir auflegen. Gehen Sie einmal in's Theater bei uns, und Sie werden's gleich weghaben. Sehen Sie unſern Dicker, unſern Größer, unſern Hoch, unſern Lang, unſern Schmächtig — ergötzen Sie ſich an unſerer liebenswertheſten Fingerling, oder hören Sie unſere Braun, unſere Sommer, unſere Sündering — lachen Sie über unſere alte, würdigen Hauptmann, über unſern trefflichen Komiker Mocker — überall werden Sie die liebe blanke Natur haben, wie hier auf meiner Hand — das iſt noch die wahre, alte Schule, da weht noch der Geiſt von Schröder, Greßmann, Iffland! Hah! —

Alfred verſprach freudigen Muthes, die Gelegenheit zu benützen, und dieſen Beiſpielen nachzuſtreben.

— Das würde nur zu Ihrem Vortheil ſeyn — ſagte Wagner. Aber unſere Anſtalt iſt arm, ſehr arm — ſetzte er hinzu — wir haben keinen Zuſchuß, wir müſſen alle Tage arbeiten; alle Tage arbeiten, ſonſt haben wir nichts. Das Publicum iſt unſer Herr und Meiſter. Ihm müſſen wir vor allen Dingen gefallen. Gelingt uns dies nicht, ſo ſind wir ſammt und ſonders nur arme, beklagenswerthe Komödianten!

Die Pfeife war ihm ausgegangen, und er paſſte ſie an, ehe er weiter ſprach. Dieſe bequeme Pauſe benützte er, um einen Uebergang zu dem Folgenden zu bilden. Er ſchritt mehre Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er wieder vor Alfred ſtehen und betrachtete ihn ernſt.

— J nu ja! den Hals wird's ja doch nicht koſten! ſprach er dann, tief und faſt tonlos, da ſein Organ in der Tiefe nicht anklingen wollte. — Machen wir'n Verſuch. Aber als was denn? Repertoire ausgeſchrieben? Zeigen Sie her!

Alfred hatte auf einen Zettel diejenigen Rollen aufgeſchrieben, die er zum Theil unter Leinweber's Leitung einſtudirt, und übergab dieſen jetzt dem Director, der die Pfeife mit den Zähnen und den Zettel mit den Händen haltend, dieſen ſchnell, vor ſich hinmurmelnd, überflog.

— Alamir — Beliſar — Laertes — Hamlet — Max — Wallenſtein — Mortimer — Maria Stuart — hm! — 's iſt verflucht wenig; da werden wir bald fertig ſeyn! Lauter große Stücke, damit locken wir keine Katze in's Theater. Haben Sie denn nichts — gar nichts Neues? Nichts im Luſtſpiel?

oder in ältern, guten, rührenden Dramen? Keinen Eduard Ruhberg in Verbrechen aus Ehrſucht? Keinen Philipp Brock in den Mündeln? Keinen Philipp von Montenach in der Johanna von Montfaucon? Keinen Balduin von Eichenhorſt in den Kreuzfahrern? He? — Ein Repertoire, das nicht dieſe Stücke auch noch zählt, iſt mir keinen Pfifferling werth — ja ha!

Der wackere Mann konnte nichts ſagen, ohne dabei in Eifer zu gerathen; er ſtrich ſich wieder mit beiden Händen in den Haaren, daß ſie ihm der Kunſt des Friſeurs zum Trotze in die Höhe ſtehen mußten.

Alfred betheuerte, daß ſein gutes Gedächtniß ihm gewiß nicht im Stiche laſſen würde, und daß er jede beliebige Rolle, in der Zeit, die man den Mitgliedern gewöhnlich zum Studium derſelben laſſe, mit Vergnügen lernen würde.

— Das wäre freilich das Beßte, ſagte Wagner. In vier Tagen könnten ſonach die Proben ſeyn. Uebereilt darf nichts werden. Es wäre auch gut, ſich in etwas Neuem zu zeigen, frei von dem Leinweber'ſchen Einfluſſe; denn wie geſagt, der taugt hier nichts. Leinweber hat im Ganzen nie großes Glück bei uns gemacht. —

Alfred bezeugte ſeine Verwunderung, da der große Mime doch überall anerkannt worden ſey, und er ſich noch recht wohl erinnere, ſchon in ſeinem Geburtsorte Pogenwinkel, der — obgleich nur klein, doch alle wichtigſten Zeitſchriften Deutſchlands hielte — über Leinweber's Gaſtſpiel in Zempelburg — ſo hieß die große Stadt, in der er ſich jetzt befand — die vortheilhafteſten Urtheile geleſen zu haben, und wie er alle Welt entzückte. Dies brachte dem wackern Director ein lautes Lachen zuwege, das ſich am Ende in einen bittern Erguß über die deutſche Theaterkritik entlud.

— Ach, die Urtheile! ſagte er unter andern — ich will nicht eben behaupten, daß ſie bezahlt ſind, allein daß ſie unter gar ſonderbaren Einflüſſen ſtehen, iſt nicht zu läugnen. Wir Zempelburger haben manches Gute in unſerer Stadt, nach dem die Journaliſten ein ungeſtilltes Verlangen tragen. Unſere Cigarren, unſere Auſtern, unſere Diners, unſer Wein, ja, das ſind weltberühmte Dinge. Bei dem thut's dies, bei dem das. Leinweber — das muß man ihm nachſagen — war ſplendid, und verdarb Allen, die nach ihm kommen werden, den Markt. Aber ſehr gefallen hat er darum doch nicht; die Zahlen fällen das beſte Urtheil; worauf nichts eingeht, das gefällt auch nicht. Da kann ich mir nicht helfen.

Er ſchlug ein großes Buch auf.

— Da — wann war er denn zum letztenmale hier? — richtig — da war's! O mein lieber Herr Gott von Soeſt, was war das? — Den Fauſt von Göthe, zum erſtenmale, Herr Regiſſeur Leinweber den Mephiſtopheles — zwei und drei, ſind fünf — fünf und acht ſind dreizehn, und ſechszehn dazu ſind hundert neun und zwanzig! Das war's Ganze — und unſere Sündering, das Gretchen! unſere angebetete Sündering! 's iſt nicht zum glauben — doch da ſteht's! — Im Shylock, wars etwas beſſer — hundert drei und vierzig — im Franz Moor, an einem Sonntage — vier hundert und ſechszig — das war die beſte Einnahme — da ſpielte aber unſer Lang den Karl, und wurde mehr beklatſcht als Leinweber im Franz. Ja, mein lieber Mann, die Einbildung iſt überall groß in der Welt, und Journaliſten und Schauſpieler leiden gleich ſehr daran, das macht ſie aber Beide nicht wirklich groß — und erhaben — und göttlich! Ha!

Er ging jetzt gelaſſen und mit Würde zur Thüre, um an die Klingel zu ziehen; ein kleiner Mann mit Halbärmeln von grüner Leinwand und einer Feder hinter'm Ohr trat in's Zimmer.

— Hm! iſt Jemand unten, Häring? fragte er.

— Der Inſpicient Biber, der Requiſiteur Silbermann und die kleine Mamſell Rettig —

— Se' ſollen kommen! das kann gleich abgemacht werden, dann bringen Sie mir die Rollen von Rubberg und von Balduin in den Kreuzfahrern —

— Die von Balduin iſt da, aber die von Rubberg hat der Herr Dicker noch immer, er wollte ſie ſchon neulich nicht hergeben, als ſie ihm abverlangt wurde, er ſagt, es ſey ſein Fach, und er wolle nicht —

— Herbeſtellen! Sogleich! Sieht der Menſch ſich denn nicht im Spiegel? Mit dem Bauch und den Hängebacken den Eduard Rubberg! — Noch einmal hinſchicken darum, und die Andern ſollen heraufkommen — Verſtanden?

Häring ging kopfſchüttelnd ab. Der Director deutete ſtumm mit der Hand auf einen Stuhl und nickte dazu vornehm mit dem Kopfe. Alfred ſetzte ſich und Wagner ſchritt durch die Zähne pfeifend nach der Thüre, die ſich langſam öffnete, und drei ſehr verſchiedenartigen Menſchenkindern den Eintritt geſtattete.

Der erſte war ein hochaufgeſchoſſener, junger Menſch mit ſtruppigen Haaren, modern, doch nachläßig gekleidet. In ſeinem Weſen ſprach ſich eine plumpe Zuverſichtlichkeit aus, ſeine Rede war kurz und barſch. Dies war der Inſpicient Biber. Wie ihn der Director erſchaute, machte er einen Satz auf ihn hin, packte ihn bei der Bruſt, und verſuchte ihn zu ſchütteln, was ihm jedoch nicht gelingen wollte.

Biber wurde bleich vor Zorn, ſprach aber deſſen ungeachtet mit erheuchelter großer Ruhe:

— Na, na, freſſen Sie mich man nicht, Herr D'recter!

— Ich, ihn freſſen, Menſch! Kerl! ſchrie der Director wie wahnwitzig — köpfen, rädern ſollte ich ihn laſſen, den Vögeln zur Beute hinwerfen. Er wäre wohl werth, daß ein ehrlicher Kerl ihn fräße — eh!

— Ich müßte mich auch für die große Ehre bedanken — entgegnete Biber kalt. — Doch was ſoll's?

— Warum iſt geſtern nicht gedonnert worden in der Verfluchungsſcene?

— Herr D'recter, ich ſag' Ihnen, daß ich gedonnert habe — ich kann Ihnen Zeugen ſtellen.

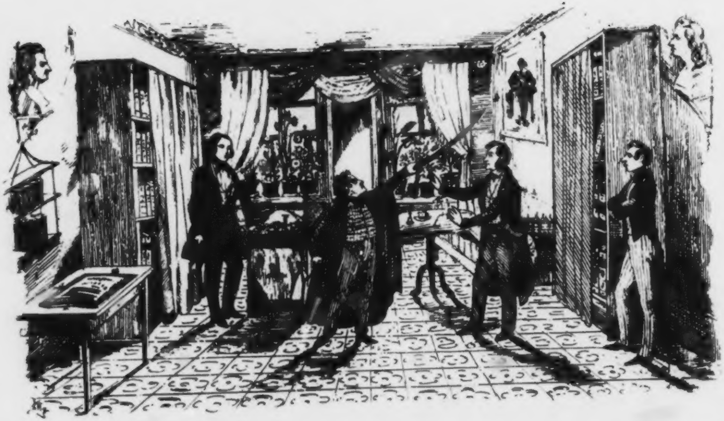
— Ich belache ihm ſeine Zeugen alle! Gedonnert wurde, aber nicht auf's Stichwort.

— Ich habe alſo gedonnert, das ſagen Sie nun ſelbſt.

— Was hilft mir das? Was helfen mir alle Donner der Schöpfung?

— Ja, was geht das mich an — daß die Ihnen nichts helfen —

— Auf alle Donner der Schöpfung huſt' ich,



wenn's nicht der rechte Donner iſt. Auf's Stichwort muß gedonnert werden, ſonſt iſt's zum Teufel holen.

— Das iſt mir auch recht; ſchaffen Sie ſich meinetwegen den Jupiter ſelbſt zum Donnern an, ich mach's ſo gut als ich kann.

— Die Strafe wird nach den Geſetzen erfolgen.

— Ich laſſe mich nicht ſtrafen —

Der Director würdigte ihn keiner Antwort mehr, wandte ſich jetzt ſchnell zum Requiſiteur und ſchnauzte dieſen an:

— Was war das geſtern für ein Säbel? Warum konnte ihn Herr Schmächtig nicht herausziehen?

Der Requiſiteur Silbermann, ein kleines, ſehr biegſames Männchen machte einige tiefe Verbeugungen, dann hob er ſich plötzlich, und zog unter dem Mantel, den er umgehängt hatte, einen breiten Pallaſch hervor, riß ihn aus der Scheide, flankirte damit dem Director unter der Naſe umher, und ſchaute mit rollenden Augen um ſich, als ob er durch ſeine Lufthiebe einen großen Sieg erfochten habe.

— Was ſoll das? ſchrie der Director, indem er ſich zurückzog und die Naſe dabei deckte.

Statt aller Antwort ließ der Menſch ſeinen Pallaſch klirrend in die Scheide fallen, und wiederholte dann daſſelbe Manöver von früher.

— Ich frage, was dieſe Dummheiten ſollen? rief der geängſtigte Director.

— Dummheiten? Sprechende Beweiſe nennen Sie Dummheiten? ſprach Silbermann mit feiner, klarer Stimme. Dieſer Pallaſch geht leicht aus der Scheide und in die Scheide, doch ihn handzuhaben muß man wiſſen, aber wenn die Herren von der Elle geradeswegs zum Theater laufen, da können ſie freilich nicht wiſſen, wie man mit edeln, ritterlichen Waffen umzugehen hat.

— Wie meint Er das? fragte Wagner.

— Na, iſt denn der Herr Schmächtig nicht im Seidenwaarenladen auf dem Breiten-Stege geweſen? Na, und werden Seidenwaaren mit Elle und Scheere, oder mit Lanze und Säbel verabfolgt? Oh, mein Herr Directör, Sie thaten mir geſtern gewaltiges Unrecht, mir jenen Fußtritt an einen gewiſſen Ort zu verleihen. Ich ſchluckte ihn dort hinunter, weil ich mich an meinem Vorgeſetzten nicht vergreifen wollte, ſonſt hätte ich gewiß ein Unglück angeſtellt, denn ich hatte ein geladenes Piſtol in der Hand, aus dem ich eben den Schuß ziehen wollte.

— Was, meuchelmörderiſche Gedanken? ſchrie der Director. Er iſt entlaſſen —

— Herr Directör!

— Fort!

— Herr Directör!

Silbermann lüftete den Pallaſch ein wenig, und rollte verdächtig mit den Augen dazu.

Wagner blickte auf Alfred, und nachdem er ſich auf deſſen Geſinnung verlaſſen zu können glaubte — wiederholte er ſein: Fort! mit größerer Beſtimmtheit.

Da warf aber Silbermann ſeinen Pallaſch weit von ſich, und rief mit großem Ausdrucke:

— Hier ſteh' ich wehrlos, wie ein Kind im Mutterleib! Herr Directör! ſchleppen Sie mich wie ein blutendes Schaf zum Opferaltar — ich werde keinen Widerſtand leiſten — aber bedenken Sie — das Schaf iſt Familienvater!

Alfred mußte ſich wegwenden, Mamſell Rettig lachte laut. Dies rief die Aufmerkſamkeit des Bühnenvorſtands endlich auch auf dieſen Gegenſtand ſeines Zorns.

— An Ihnen iſt es nicht, zu lachen, Mamſell! rief Wagner. Was haben Sie geſtern aus der niedlichen Rolle gemacht?

— Nun was denn? fragte die Kleine ſchnippiſch — gefiel ich Ihnen etwa nicht? wie ſpielte ich denn?

— Ganz niederträchtig! ſagte Wagner ſchnell.

Die Kleine zog das Tuch aus dem Ridicul, und fing an bedeutend zu ſchluchzen.

— Oh, Hum! Hum! Hum!

— Schweigen Sie ſtille!

— Nein, das hat mir noch Niemand geſagt. Ich wurde geſtern beklatſcht, und wie! und der Herr Lieutenant von Pompelhofen hat es mir noch nach den Theater geſagt, daß ich ſehr ſchön geſpielt habe, aber ich weiß ſchon, da iſt die Sündering Schuld daran, der kratzen wir noch einmal alle Augen aus!

Und die Thränen, die dem hübſchen Kinde Zeit gelaſſen hatten, dieſe Worte zu ſprechen, brachen jetzt mit neuer Kraft hervor, und überſchwemmten das kleine Geſichtchen, das ſich inſtinctmäßig halb verſchämt, halb neugierig und hilfeſuchend nach Alfred wandte.

— Wenn der Herr Lieutenant von Pompelhofen Ihr Spiel ſo ſchön findet, ſo laſſen Sie ſich auch von ihm die Gage zahlen, Mamſell Rettig!

— Das wird er auch! rief Sie weinend. —

Alle lachten, bis auf den Director, deſſen Blick dies Lachen ſtreng verwies.

— Sie können gehen, Mamſell! ſagte er ernſt, laſſen Sie ſich nach ſechs Wochen die Gage zahlen, Mamſell Rettig! von wem Sie wollen, bis dahin aber zahle ich Sie, und verlange ordentlichen Dienſt von Ihnen.

— Ja, wie ſoll ich's aber anſtellen, damit Sie mit mir zufrieden ſind? Ich kann nicht anders ſpielen und gebe mir gewiß alle Mühe.

— Kommen Sie auf den Nachmittag mit Ihrer nächſten Rolle her, ich werde ſie mit Ihnen durchgehen, ſagte Wagner.

Mamſell Rettig verbeugte ſich kurz, und verließ das Zimmer ohne beſondern Dank.

Sekretär Häring trat wieder ein.

— Was iſt? fragte Wagner. Wo iſt die Rolle des Eduard Ruhberg?

— Die Rolle iſt nicht da, aber der ſie geſpielt hat, iſt draußen und verlangt ein Paar Worte mit dem Herrn Director allein zu ſprechen —

— Was da! allein oder nicht allein, er ſoll kommen! ſprach Wagner.

Häring öffnete die Thüre und ließ Herrn Dicker, wohlverdientes Mitglied des Stadttheaters, eintreten.

Herr Dicker trug ſeinen Namen mit Ehren, denn er ſah vollkommen aus, wie ein dickgewordener Mops, deſſen kleiner Kopf nur noch allein Zeugniß für ſeine ehemalige Schlankheit und Zierlichkeit ablegt. Man ſah ihm die guten Tage an, die ihm die Kunſt, durch die Zuneigung des Publikums, wie durch eine mehr als hinreichende Gage zu Theil werden ließ.

— Herr Dicker, warum wollen Sie die Rolle des Eduard Ruhberg der Direction vorenthalten? fing Wagner an.

— Der Eduard Ruhberg ſchlägt in mein Fach, aus dem zu treten ich noch nicht Willens bin. In meinen Jahren geht man noch nicht über, ſollte ich meinen.

— Ja, guter Mann, ſprach Wagner, in dem frühern vertraulichen Tone, den er mit den Untergebenen, denen er ſtrafend gegenüber ſtand, abgelegt hatte. — Was gehen uns die Jahre an, darüber ſind wir hinaus. Die Mars iſt ſiebenzig alt und ſpielt die jüngſten Pariſer Fräuleins! Aber wie ſieht ſie aus? das iſt die Sache!

— Sie ſchminkt ſich ſo gut, wie wir Alle, ſprach Dicker wegwerfend, und ſchnürt ſich dazu. Ich pflegte in ſolchen Rollen auch ein Pariſer Corſett anzulegen.

— Ach, mein lieber Herr Dicker! was Sie da ſagen, rief Wagner mit Humor. Die Schminke ſoll noch erfunden werden, die aus uns Beiden Adoniſſe macht, und das Fiſchbein möcht' ich ſehen, das Ihren Bauch wegſchnürt. Oh, mein lieber Herr Gott von Soeſt! Was iſt doch das für Einbildung!

— Nun, Herr Wagner! ſtotterte Dicker wüthend, ich ſollte denn doch wohl meinen, daß mein Exterieur —

— Schön, ſchön! unvergleichlich! ſchrie Wagner

— kann gar nicht ſchöner ſeyn! aber nur nicht für den ſiebzehnjährigen Ruhberg! Nein — die Sünden des jungen Menſchen würden einen zu fetten Beiſchmack bekommen, man könnte glauben, er habe das geſtohlene Geld verfreſſen —

Dicker wurde über und über roth.

— Ueber gewiſſe Dinge mit gewiſſen Leuten zu ſtreiten, ſagte er, halte ich mindeſtens für überflüßig, um nicht mehr zu ſagen. Ich weiß ſehr gut, wie ich ausſehe. Mein Vater war der ſchönſte Mann im Lande, und ich gleiche ihm — daß unſere Phyſiognomie ihr Eigenthümliches hat, das iſt das Vorrecht alter Geſchlechter. Die Naſe der Bourbons, die Lippe der Habsburger, die Stirne der Waſa — doch was ſprech' ich darüber mit Ihnen —

— Und wenn zehnmal Ihr Bauch das Abzeichen Ihres Geſchlechtes iſt, ſo —

— Sie wiſſen ſo wenig das Exterieur, wie das Interieur eines Menſchen zu beurtheilen —

— So muß ich denn doch darauf beſtehen, daß Sie den Eduard Ruhberg abgeben —

— Verlangen Sie denn wirklich, daß ein Mitglied, wie ich, in den beſten Jahren —

— Beſte Jahre? he! zum Eſſen und Trinken — zum Leben, ja —

— Und auch zum Lieben —

— Zum Lieben? he! Lariſari! Großſprecherei! warf Wagner ſatyriſch ein.

— Zum Lieben — auch! Ich kann mich vor Engagements dieſer Art nicht laſſen. Sie hatten noch nie ſolch ein Mitglied bei Ihrem Theater. Ich bin von den Damen geſucht, ich locke ſie herein, wenn ich ſpiele; man reißt ſich um mich. Was ſagſt Du, Silbermann? Der weiß, wie viele Briefe er täglich zu beſtellen hat —

— Der Herr Dicker ſchreibt alle Tage an jedes Frauenzimmer, das ihm aufſtößt —

— Als Antwort — —

— Schon gut, ſchon gut! ſprach Wagner ungeduldig, ich will von dieſen ſaubern Geſchichten nichts wiſſen und habe überdieß noch mehr zu thun. Alſo — den Eduard Ruhberg —

— Nun und nimmermehr —

— Strafe?

— So geh' ich —

— Sie geben ihn nicht her? —

— Keine Macht der Welt wird mir die Rolle entreißen; und wären Sie König Philipp, in deſſen Staaten die Sonne nie untergeht.

— Herr Dicker! meine Sonne geht unter. Wenn

Sie keinen jungen Menſchen neben ſich aufkommen laſſen wollen, ſo geht mein Theater zu Grunde — gerad' heraus: man will Sie nicht mehr in den Liebhaberrollen ſehen —

— Herr, Ihnen ſoll ja —

Er machte eine heftige Bewegung gegen den Director, der ihr jedoch einen feſten Blick entgegenſetzte.

— Gemach — unſer Kontrakt läuft bald zu Ende. Er ſey hiemit gekündigt.

— Gut, ſo werden Sie die Folgen ſehen, die Ihr voreiliger Schritt haben wird. Ich überlaſſe die Rache dieſer ſchnöden Behandlung dem einſichtsvollen Publicum, das ſeinen alten Liebling vergöttert.

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

— Ach, das iſt ja eben das Unglück, daß der Liebling ein alter iſt! Er geht nicht darauf ein und wir müſſen alſo vom Ruhberg abſtehen. Abdanken darf ich ihn nicht, ſonſt hetzt er mir in der That das Publicum auf den Hals und das ärgert mich zu Tode, wenn's einmal anfängt und macht Ihr Debut, junger Mann, total unmöglich. Aber er läuft nun von mir fort und trägt es in der ganzen Stadt umher, daß er mein Theater verläßt. Geſchwind, Biber, Silbermann, lauft in die Weinhäuſer, widerruft, verbreitet das Gegentheil, ſagt: er ſprenge das nur ſo aus, damit ſein bevorſtehendes Benefiz beſſer ausfalle. Sagt: daß ich ihn ſchätze und große Stücke auf ihn halte. — Im Ganzen bin ich auch ſehr zufrieden mit ſeinen Leiſtungen — wir arbeiten lange ſchon zuſammen — und da gewinnt man ſich lieb, recht lieb, ja! Seine Eitelkeit in Ehren — er war wirklich einmal ein ſchmucker Burſche! Aber — warum ſteht Ihr denn noch immer hier? Warum ſtürzt Ihr nicht fort? Stürzen iſt das rechte Wort — ſtürzen müßt Ihr, wenn der Director befiehlt.

Biber und Silbermann entgegneten wie aus einem Tone: Ja, aber die Strafe? Wie iſt's mit der?

— Die iſt erlaſſen! macht nur, daß Ihr dem Dicker den Paß verrennt, rief der Director.

Kaum war das Wort „erlaſſen“ heraus, ſo hatte Biber ſich auch ſchon raſch gewendet, um die Thürklinke zu ergreifen und dem Befehle nach fortzuſtürzen — nicht ſo aber Silbermann.

— Herr D'rectör! ſprach er mit tiefer Rührung — Unrecht erdulden ſchmerzt den Wurm; Unrecht wieder gut machen erhebt ihn zum Gott. Wolluſt ward auch dem Wurm gegeben! Ich danke im Namen meiner Kinder!

Er wollte niederknien, allein Biber riß ihn raſch in die Höhe und ſagte mit halblauter Stimme, während Wagner ſich zu Alfred gedreht hatte und mit ihm im Geſpräche fortfuhr:

— Knie vor Gott, alte Heulhure, aber nicht vor dieſem — wenn ich denn doch in's Zuchthaus muß!

Und damit eilten Beide zur Thüre hinaus.

Zehntes Kapitel.

— — Drauf zog ich mir Pluderhoſen an
Und war ein gläubiger Muſelmann
Ich wand mir den Turban um den Kopf,
Und nahm mich vor Freuden ſelbſt beim Schopf;
Ich ſteckte die lange Pfeif' in's Geſicht
Und rief erlöſet: „Nun bin ich es nicht!“

Leopold Schefer.

Alfred — obgleich er noch wenig Menſchenkenntniß beſaß — hatte nach dieſem Morgen vom Director Wagner eine ziemlich richtige Meinung gefaßt. Es war ein höchſt leidenſchaftlicher und in der erſten Hitze ſchnell entſchloſſener Mann, der, wenn dieſe vorüber war, ſeine Handlungen erſt überdachte und ſich dann genöthigt ſah, manchen übereilten Schritt zurückzuthun. Auf das Wohlwollen eines ſolchen Mannes war nicht mit Sicherheit zu vertrauen, das lag klar am Tage, überdieß war er geneigt, Alles ſeinem perſönlichen Intereſſe unterzuordnen. Er wurde dabei von einem dreifachen Stolze beſeelt: dem, als Künſtler zu glänzen, dem, als Director zu herrſchen, und dem, in der

Geſellſchaft eine wichtige Stellung zu behaupten. Dieſen drei Beſtrebungen ſetzten ſich jedoch Widerſprüche der mannichfachſten Art entgegen, und daher kam es, daß er mit ſich zerfallen, ein, bei aller äußern Gemächlichkeit, bei allen Zeichen einer beneidenswerthen Behäbigkeit, dennoch keine neidenswerthe Exiſtenz hatte.

Dicker's Widerſetzlichkeit, die Rolle abzugeben, lenkte jetzt des Directors Wahl beſtimmter auf die Kotzebue'ſchen Kreuzfahrer, worin Alfred als Balduin von Eichenhorſt ſein Debut feiern ſollte. So äußerlich hier auch die Empfindung waltet, ſo ſehr ſie aller höhern Begeiſterung ermangelt und ſo wenig der Künſtler, der dieſe Rolle darſtellt, von wirklicher Befähigung Probe abzulegen im Stande iſt, ſo erſchien ſie doch dem Director eher dazu geeignet, den Anfänger zu prüfen, als eine jener ſchönredneriſchen Aufgaben, die oft durch ein gutes Gedächtniß, durch ein umfangreiches Stimmregiſter ſchon glücklich gelöſt werden, oder als eine kalte Tragödien-Figur, zu der eine ſchöne Geſtalt und etwas plaſtiſche Bildungsfähigkeit das erforderliche Requiſit herleihen. Im Balduin waren menſchliche Neigungen, menſchliche Eigenſchaften, menſchliche Gefühle wiederzugeben, die ganz abgeſehen von dem innern Verband, von dem eigentlichen Weſen des Kunſtwerks, zur Anſchauung gebracht werden mußten. Die glückliche Löſung dieſer Aufgabe ſchien dem routinirten Wagner genügend, um über Alfred's Beruf zu urtheilen. Er hatte Recht, wenn er blos wiſſen wollte, ob er ſeiner Bühne ein brauchbares Individuum gewönne, Unrecht, wenn es ſich darum handelte, ob er ſie hiedurch mit einem Künſtler bereichere. Doch das Letztere lag nie in Wagner's Berechnung.

Zu Obigem kam noch hinzu, daß er ſelbſt eine Rolle in dem Stücke mit Vorliebe ſpielte, die ihm um ſo weniger gelang, als er weder im Herzen, noch in der Stimme die nöthigen Regiſter beſaß, die hier angezogen werden mußten. Er lieferte eine Verzerrung, die ihm große Mühe verurſachte und die er nach dieſer Mühe beurtheilt, als etwas Vollendetes betrachtete. Dieſe Rolle war aber der Emir der Selbſchuken.

Alfred ſtudirte den edeln Ritter Balduin mit großem Eifer. Wagner hatte ihm verſprochen, ſich ſeiner anzunehmen und ihm erlaubt, mit der Rolle zu ihm zu kommen. Wie erſtaunte aber der ehemalige erſte Liebhaber des Pogenwinkler Dilettanten-Theaters, der Schüler Leinweber's, hier ſo ganz andere Anſichten von der Kunſt der Darſtellung zu finden. Wie war er in Pogenwinkel doch ſo ganz naturgemäß verfahren; wie hatte er dort geſucht, ohne alle Anleitung, das, was der Dichter ihm vorſchrieb, ſo gut er es im Stande war, in Rede und That zu verſinnlichen! lief dabei auch manche Ungeſchicklichkeit unter, ſo war das Streben doch nicht zu verwerfen und Alfred hätte, wenn er auf dieſem Wege fortgeſchritten wäre, ein urſprüngliches Talent, das er wirklich beſaß, zur gehörigen Entfaltung bringen können.

Leinweber's kurzer Unterricht, der ihm zu Theil geworden war, verwirrte jedoch dieſe natürlichen Anlagen. Der größte Mime der Epoche beſaß nehmlich ſelbſt keine, und war genöthigt ſie zu erſetzen, wenn er den gewaltigen Gedanken, der ihn beſeelte, in's Leben treten laſſen wollte. So hatte er ſich eine Theorie gebildet, die er mit eiſerner Conſequenz feſthielt. Ein Großes im Ganzen war ihm, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach, unmöglich, er mußte daher ſuchen, im Kleinſten groß zu ſcheinen, um ſeine Wirkung zu erreichen. Sein Wahlſpruch war: „Gebt Ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken," und dieſes Muſiv gelang ihm. Mit dem Fleiße der Ameiſe ſammelte er Zug für Zug, was den Militär, den Künſtler, den Philiſter, den Mann von Welt, characteriſirt. Den Menſchen gab er nie, ſondern ſtets den Stand; ihm ordnete er das Menſchliche unter und ſo ſprach ſein Gebilde zunächſt zu den äußern Sinnen, dann durch dieſe erſt zum Verſtande, während das Herz, das Gemüth, leer ausgingen. Solche Künſtler beklagen es häufig, daß es ihnen nicht geſtattet iſt, einen Branntweingeruch ſich im Hauſe verbreiten zu laſſen, wenn ſie einen betrunkenen Bauern darſtellen; daß es bei ihrem Oſſip nicht überall nach Juchten, bei ihrem Mephiſtopheles nicht nach Schwefel riechen kann. Dem erſtern Mangel helfen ſie jedoch häufig dadurch ab, daß ſie wirklich Juchtenſtiefel anziehen, um ſich und ihre nächſte Umgebung wenigſtens in die Illuſion zu verſetzen, gleich wie jener Schauſpieler, der Erbſen in die Stiefel that, um bei jedem Schritte Schmerzen zu empfinden und natürlicher weinen zu können — dem letztern aber dadurch, daß ſie Geſichter ſchneiden und blaſen als ob ſie ſelbſt es vor hölliſchem Geſtanke nicht aushalten könnten. Nach ihrer Theorie verfahren ſie richtig; die vollkommene Ausführung des Details verdeckt die Mängel, die einer großartigen Auffaſſung im Wege ſtanden und das Kunſtwerk, das ſie geben, verdient immerhin Achtung. Es iſt faſt wie das Verhältniß der niederländiſchen Schule zur italieniſchen; ja — ein ſceniſches Bild der beſchriebenen Gattung kann ſogar auf den Rang und Werth eines Guercino Anſpruch machen, aber welch ein Schritt von dieſem zur idealen Schönheit eines Raphael, wie tief die natürlichen Thränen der Hagar, zum himmliſchen, nie geahnten Schmerze der Madonna, oder noch mehr zu ihrem ſchmerzbeſiegenden Lächeln beim Anblick des welterrettenden Kindes, deſſen Schickſal ihr göttliches Mutterauge ja vorausſieht. Dennoch beſtechen die Vollendung des Geſchaffenen, die künſtleriſch weiſe Anordnung von Licht und Schatten, das Lebendige in der Bewegung, der Ausdruck der rein menſchlichen Phyſiognomie, die Sorgfalt in der techniſchen Ausführung das Urtheil zum Beßten des Künſtlers. Welche Wirkung nun aber dieſe Theorie auf einen mit Talent begabten Jüngling hervorbringen mußte, iſt leicht zu erachten. Alfred hatte wenig Sinn für die Abſonderlichkeiten des Individuums, ihm fehlte die ſcharfe Beobachtung und er verzweifelte daran, jemals auf dieſem Wege die Palme zu erringen; ein Gedanke, der ihn in ſich zurückſcheuchte, da er vor Augen ſah, welche Reſultate hier zu erringen waren, und er ſich geſtehen mußte, daß Leinweber auf ſeine Weiſe zu einem großen Schauſpieler geworden war, der jedenfalls bedeutende, wenn auch nicht bewältigende Wirkungen hervorrief.

Jetzt kam er zu Wagner, dem Apoſtel der reinſten Naturwahrheit, wie er ſich vorzugsweiſe ſelbſt benannte, obgleich dieſer Titel auch Leinweber mit vollem Rechte zukam. War dieſer damit zufrieden die äußerlichen Merkmale zu ſammeln und dadurch ein ziemlich kaltes Menſchenbild nachzuformen, ſo ließ Wagner jene in den meiſten Fällen ganz unbeachtet, weil ihm die Natur die Geſchmeidigkeit verſagt hatte, ſich ſeiner Individualität dergeſtalt zu entäußern, um eine fremde vollkommen nachgeſtalten zu können. Dafür hielt er ſich an Gefühlsäußerungen. Ihm galt für das Höchſte, nach einer Seite hin, bis zu Thränen zu rühren, nach der andern, Lachen zu erregen. Ihm waren der Arzt, der Kaufmann, der Militär, als ſolche nichts; ihm galten nur der Schmerz, oder die Luſt, in ihren verſchiedenen Abſtufungen. Während Leinweber darüber ſtundenlang brüten mochte und wochenlang ſeinen Beobachtungen nachhängen konnte, unter welchen Aeußerungen ein alter Soldat Thränen vergießt, oder ein Arzt, nach glücklich vollbrachter Kur, ſeine Freude äußert; ſo war für Wagner dies Alles vollkommen gleichgültig, und er weinte natürlich, gleichviel, wen er darſtellte, und er weinte ſo lange, bis er das Schluchzen und Schneutzen des Parterre's deutlich vernahm und ſeines Erfolges gewiß war, und lachte er auf dem Theater, ſo hörte er nicht damit auf, bis daß es epidemiſch im ganzen Hauſe geworden war.

Aus der Vermiſchung dieſer beiden Arten der Darſtellung würde nun wohl die Anleitung zum rechten Weg gefunden worden ſeyn, allein hiezu war Alfred noch zu befangen. Er ließ ſich zu ſehr vom Augenblick beherrſchen, und beſaß auch wohl überhaupt nicht jenen heiligen Ernſt, der den ganz erfüllen ſoll, der das Höchſte in der Kunſt zu ſuchen geht. Sein ganzes Leben ſchien mehr auf Nebenwege gerichtet, die — wenn ſie zufällig in den Hauptweg mündeten — auch ſein Weſen eine Strecke darauf wieder mitmachen ließen. Solchen ſanguiniſchen Naturen iſt es nicht unmöglich bedeutend zu werden, wenn es ihnen gleich, ihrer innerſten Organiſation nach, verſagt iſt, das Höchſte zu erreichen.

Ganz in dem Sinne, der den Director Wagner beſtimmt hatte, Alfred als Balduin auftreten zu laſſen, war auch die Anleitung, die er ihm zu deſſen Darſtellung ertheilte. Sie verdarb Vieles, was unſerm jungen Freunde ohne ſie beſſer gelungen wäre, allein ſie brachte ihm dieſe Vortheile, daß ſie ihn ſicher machte, und ihn vor allen nachtheiligen Zufällen, die das Lampenfieber erzeugen konnte, bewahrte, und daß ſie endlich ſeiner theatraliſchen Erſcheinung den Stempel aufdrückte, den das Publicum an ſeinen Darſtellern gewöhnt war, und das gänzlich Fremdartige, das — beſonders bei Anfängern — oft ſo ſtörend wirkt, verwiſchte.

Alfred hatte Gelegenheit, bis zu ſeinem Debut die Künſtler des Zempelburger Stadttheaters kennen zu lernen, da alle Abende geſpielt wurde, und er keine Vorſtellung verſäumte. Im Ganzen war ein größerer Fleiß erſichtlich als beim Hoftheater. Kein einziger der Darſteller erhob ſich zwar über die Mittelmäßigkeit, allein ſie wirkten mit Eifer zuſammen. Von dieſem Eifer allein hing aber auch das Gedeihen der Anſtalt ab, mit dem das leibliche Gedeihen der Künſtler auf das Engſte übereinſtimmte. Sie waren nicht gleich den Hofſchauſpielern im Beſitze von fetten Sinecuren, ſondern von ihrer Thätigkeit hing ihr Wohlbefinden ab, und jeder mißliche Augenblick konnte die Aufhebung der Verträge herbeiführen.

Alfred fand hier im Allgemeinen eine freundliche Aufnahme. Die Intriken des Hoftheaters, die dort den Mitgliedern eine beſtändige Wachſamkeit empfahlen, die laxen Grundſätze, die dort herrſchten, Alles dies ſchien hier wegfallen zu wollen. Es handelte ſich hier ja auch nicht um ſo große Vortheile, wie die

Sicherung der Anſtellung auf Lebenszeit, und man ſah wohl ohne Neid den Kollegen Beifall erringen, wenn es nur nicht in demſelben Fache war. Das machte freilich eine Ausnahme. Wenn auch nicht eine und dieſelbe Kneipe alle Mitglieder des Theaters jeden Abend vereinigte, wie dies Alfred in der kleinen Stadt bei dem Theater des Directors Gelbammer gefunden hatte, ſo hielten die Künſtler hier doch mehr zuſammen, als in der Reſidenz. Die große Stadt, mit ihrer freien Bewegung, ohne Einfluß der höchſten Stände und des Hofes, forderte zu reichlichem Lebensgenuſſe auf, und die Künſtler fröhnten dieſem im Vereine mit den übrigen Bewohnern. Durch ſolche Vermittelung war es nicht blos jene Bewunderung, nach der die Künſtler der Reſidenz nur allein geizten und ſtrebten, ſondern es war auch Liebe und Zuneigung, die ihnen hier zu Theil wurde. Daher konnte Dicker, bei ſeiner angedrohten Entlaſſung auf kräftige Demonſtrationen von dieſer Seite rechnen, die der Director allerdings zu fürchten hatte.

Alles dieſes, zu dem ſich noch eine günſtige äußere Stellung faſt ſämmtlicher Mitglieder der Wagner'ſchen Geſellſchaft auf den erſten Blick bemerkbar machte, erregte aber in Alfred das Verlangen, hier ſein Noviziat beſtehen zu können, und er betrieb ſein Debut mit Ernſt und Eifer. Was ihn noch mehr befeuerte, war ein Schreiben, welches er von ſeinem Freunde Balder erhielt, der von ſeiner dortigen Ankunft benachrichtigt worden war, und der ihn aufrichtig beglückwünſchte, dieſes Ziel erreicht zu haben, und ihn ermahnte im ernſtlichen Streben ſorglich zu beharren. Zugleich lagen dem Briefe eine ſchriftliche Empfehlung an Wagner bei, und ein vertrauenvoller Brief an den Komiker Mocker, den Balder als einen ausgezeichneten Menſchen ſchilderte, und an dem Alfred einen theilnehmenden Freund gewinnen ſollte. Der Schluß des Briefes klang am Erfreulichſten, da er die Ausſicht auf einen nicht fernen Beſuch Balder's verhieß, der an dem Theater Gaſtrollen geben wollte.

So war denn unter den ſorglichſten Vorbereitungen der Abend der Kreuzfahrer herangekommen. Alfred's frühere Abenteuer und erlittene Unbill in der Reſidenz, die mit mächtigen Zuſätzen unterdeß bekannt geworden waren, ſo wie auch ſeine Perſönlichkeit, die ſich in dieſer anſprechendern Umgebung rückhaltsloſer entfaltete, hatten das Intereſſe für ihn erregt. Man war auf ſein Debut geſpannt, und das Haus war gefüllt.

Der junge Mann, dem zwar das Herz unter dem Harniſch etwas ſtärker als gewöhnlich pochte, ſpürte jedoch nicht die frühere, alles Selbſtbewußtſeyn zerſetzende Angſt mehr, und wenn er in Gedanken ſeine Scenenreihe überflog, ſo konnte er ſich mit Beruhigung auf ſich ſelbſt und ſeine Kraft verlaſſen. Dies war die Folge der Anleitungen Wagner's, ſo wie der hier zum erſten Male, mit Umſicht und mit Ernſt gehaltenen Proben. Nichts iſt dem Schauſpieler nöthiger als die Sicherheit, um ſich über ſich ſelbſt zu erheben und die Region jener idealen Welt zu erreichen, in der er ſein Gebilde ſchaffen ſoll. Würden mehr Schauſpieler ſolche Sicherheit zu erlangen ſtreben, oder vielmehr das Geheimniß kennen, ſie zu erlangen, wir würden beſſere Schauſpieler haben.

Alles, was man namentlich früher, von künſtleriſcher Ruhe ſprechen hörte, gründet ſich vollkommen nur auf dieſe Sicherheit. Die einſeitige Auffaſſung ſeichter Köpfe, die einen von den Kritikern einmal eingeführten Kunſtausdruck mißverſtand, ging zwar ſo weit hinter der künſtleriſchen Ruhe, ein kaltes, abgemeſſenes Weſen, eine ſchaale, langathmige Declamation, eine complette Abweſenheit alles Erregbaren zu ſuchen, und es war fürchterlich einen ſolchen ruhigen Künſtler als Wallenſtein oder Don Poſa zu ſehen und zu hören; allein wer wahrhaft künſtleriſche Ruhe beſitzt, jene innere, höhere Ruhe des Geiſtes, welche die Rolle ganz beherrſcht, und alle Mittel, die zu ihrer Darſtellung nothwendig entboten werden müſſen, der kann immerhin äußerlich ſo beweglich, behend und lebhaft ſeyn, als er will. Künſtleriſche Ruhe beſteht nicht darin, dem Souffleur jedes Wort abzulauſchen, und langſam und bedächtig nachzuſprechen; künſtleriſche Ruhe und die Schlafmützigkeit ſind aber eben ſo himmelweit von einander. Wahr iſt es, daß das fleißige Memoriren die künſtleriſche Ruhe mit erringen hilft, da man damit die Scene und den Moment ſich aneignet, allein hiermit allein gelangt man in den Beſitz des göttlichen Geheimniſſes immer noch nicht.

Alfred hatte ſich in ein maleriſches Coſtüm geworfen, das ihm ſehr gut ſtand, und ihm überdieß noch ſelbſt ſo wohl gefiel, daß es ſeiner freien Bewegung ſehr förderlich war. Auf dem rothen Wappenrock glänzte der Bruſtharniſch, über die Schulter war der blendendweiße Mantel mit dem Kreuze in weiten Falten geſchlagen, und den Kopf deckte der breitkrämpige, dunkelgraue Hut, mit ſchwarzen und rothen Hängefedern und dem glänzenden Amulete, das der weihende Prieſter dem Kreuzritter daran geheftet hatte.

Unſer Held ging hinter dem noch herabgeſenkten Vorhange auf und ab, um ſich nach der Weiſung des Directors mit der Scene vertraut zu machen, als er ein ſchrillendes Pfeifen hörte, das ihm durch Mark und Bein fuhr. Er blickte auf, und ſah den Director. Der ſonderbare Mann hatte nemlich die Gewohnheit zu pfeifen, wenn's ihm innerlich wohl zu Muthe war.

— Um des Himmelswillen! rief Alfred, welch ein gräulicher Ton! ich bitte Sie, hören Sie auf.

Aber Wagner lächelte, und maß ihn mit den Augen, während er ſich in ſeinem Pfeifen nicht ſtören ließ. Er war nur erſt zur Hälfte, das heißt, von unten als Türke gekleidet, da er noch Zeit genug hatte, ſein Coſtüm zu vollenden, indem der Emir erſt zum Schluſſe des erſten Actes auftritt. Kaftan, Bart und Turban fehlten noch. Im Uebrigen ſah der gute Mann ganz einem Redoutentürken gleich, der ſich zu einem wirklichen Türken ungefähr ſo verhält, wie Kotzebue's Emir zu Abd-el-Kader oder zu ſonſt einem wirklichen Emir der glühenden Wüſte.

— Sie gefallen mir! ſagte Wagner endlich und klopfe Alfred auf die Schulter — ich zweifle nicht, daß alles gut gehen wird. Aber Freundchen, nur nicht ſchüchtern, laut — vernehmlich — deutlich — gut accentuiren — jede Sylbe will ihr Recht! Und nicht wie ein Kammermädchen getrippelt; ſo ein

Kreuzfahrer muß umher fahren — recht ausgrätſchen mit den Beinen, beim Gefecht abſonderlich. Ernſt müſſen die Leute ſehen — ſonſt iſt's man nichts, und der Dicker behält recht! Ha — wir wollen ihm aber doch zeigen — daß er Unrecht hat — nicht wahr? —

Er klopfte abermals Alfred auf die Schulter, und ging pathetiſch nach dem Hintergrunde, immer vor ſich hinpfeifend, und rechts und links den Theaterleuten vornehm Grüße zunickend.

Mocker, der Komiker, der den Cuno von Düben gab, trat jetzt auf Alfred zu, und ſprach lachend:

— Wiſſen Sie, warum er pfeift?

Darauf führte er ihn zum Vorhange, und ließ ihn durch eine kleine Oeffnung das volle Haus ſehen:

Er iſt heute einmal wieder kreuzwohl auf! —

Eilftes Kapitel.

Bleib draußen, du Erde! der Himmel iſt hier!

L. Diefenbach.

Wer von meinem Leſern erinnert ſich noch, die alten Kreuzfahrer von Kotzebue geſehen zu haben? Es iſt ein Brei von Rührung und Unſinn, in einer liederlichen Sprache, mit einer Unkenntniß der Zeit und Oertlichkeit verfaßt, von dem Allen man in unſerer von den alten Leuten jetzt ſo ſehr verſchrienen Literaturperiode keinen Begriff mehr hat. Und nur dies Drama lieferte der damals beim Theaterpublicum beliebteſte Schriftſteller, als ihm die ehrenvolle Aufforderung zu Theil ward, das Eröffnungsſtück für das neue Theater in Berlin zu ſchreiben. Und was würde heute gefordert? Was müßte man heute bringen? Aber die Kreuzfahrer gefielen dennoch und ſie gefielen im erſten Jahre dieſes Jahrhunderts, als Göthe und Schiller noch in vollſter Rüſtigkeit ſchufen und beide noch ſo viele ſchöne Werke — Werke von ſo hoher, ewiger Bedeutung in ſich trugen! —

Dieſer Kreuzfahrertroß voll allgemeiner Menſchenliebe, der von der großen Begeiſterung jener Helden, von der erhabenen weltgeſchichtlichen Bewegung, die ſie in's Daſeyn rief, nicht die leiſeſte Spur verräth — der dem rührenden, moraliſirenden Türken wie ein Haufe plumper Säufer und gemeiner Strolche gegenüberſteht, mit jenem freigeiſtigen Legaten des Papſtes, der wie ein proteſtantiſcher Pfarrer ſpricht und handelt. — Dies Alles kann dem ächten Künſtler nur wie ein Gräuel erſcheinen. Es wird ihm unmöglich gelingen, dem Scheinleben dieſer hohlen Theaterpuppen Wahrheit zu verleihen und er muß ſich darauf beſchränken, nach Wagner's Theorie, nur recht zu toben, recht zu winſeln, recht zu weinen und recht herumzufahren — wie ein ächter Kreuzfahrer. Der bunte Wechſel der Scene, die recht hübſche Erfindung der Geſchichte, die Sprünge von Freude zur Trauer, vom Wiederſehen zur Trennung, vom Einmauern zur Hochzeit, werden dann auf die rohe, ſchau- und genußſüchtige Menge ihre Wirkung nicht verfehlen.

Alfred wurde mit ſeiner Aufgabe gut fertig. Sein Niederſtürzen vor dem herabfallenden Gitter, das ihn auf ewig von der wiedergefundenen Geliebten zu trennen droht, dies rührende Wiederfinden ſelbſt, ſein Stürmen des Kloſters an der Spitze der dankbaren, Allah! rufenden Türken, deren Emir er die Tochter gerettet hatte — Alles dies gelang vollkommen, und er erhielt rauſchenden Beifall, trotz einiger Oppoſition, die ſich durch Dicker's Einfluß bemerkbar machte.

Vergebens war dieſer alte, würdige Liebling des Publicums auf allen Punkten des Parterre's ſichtbar. Es gelang aber ſeiner Anweſenheit nur, hier ein Klatſchen zu unterdrücken, dort ein Ziſchen laut werden zu laſſen, da man ſich genirte, in ſeiner Gegenwart dem Nebenbuhler und muthmaßlichen Nachfolger zu huldigen. Was half dies aber? Dort, wo Dicker in dem Augenblicke nicht war, rächte ſich's durch ungemeſſenen Applaus. Als Dicker's Beſtrebungen, gegen das Ende der Vorſtellung hin, ſtets bemerkbarer wurden, erhob ſich ſogar die allgemeine Stimme der Beſſeren immer lauter, die in Alfred einen hoffnungsvollen Anfänger erblickten, deſſen geiſtige Fähigkeiten von den beſten körperlichen Gaben unterſtützt wurden und deſſen Gewinn für die Bühne erſprießlich erachtet werden konnte.

Aber Dicker's innere Wuth ſchwoll mit dieſer ausgeſprochenen Anerkennung, die ihm ſelbſt in den Zwiſchenacten ziemlich ſchonungslos zu Ohren kam. Er war zwar unfähig, ſich im Augenblicke Genugthuung zu verſchaffen, allein er zweifelte nicht, daß ſich ihm eine ſolche darbieten würde, und lächelte dabei voll Ingrimm. Er hatte ſchon öfter den Fall erlebt, daß ſeine Feinde — wie er ſich gern ausdrückte — ihm einen Andern auf die Naſe ſetzen wollten, und zwar einen Andern noch als dieſen Balduin, den Kreuzfahrer, dennoch bedurfte es ſtets nur eines ſtolzen Schüttelns des mächtigen Nackens und die Fliege fiel aus dem Sattel — der Dicker'ſchen Naſe nehmlich.

Im vierten Acte ging der Emir der Seldſchuken — oder wie ihn der Spaßvogel Mocker nannte: der Geldſchurken — Herr Wagner — wieder ohne Kaftan, Turban und Bart, zwiſchen den Zähnen vor ſich hinpfeifend auf der Bühne hin und her. Er hatte bis zum Allahrufen und Erſtürmen des Kloſters einen vollen Act Zeit und machte ſich's deshalb bequem. Die Scene im zweiten Acte, wo er zuerſt die Tochter, dann ſeine Schätze dem edelmüthigen Befreier ſeines Kindes an den Hals wirft, hatte wie immer eine gewaltige Macht auf die Zuſchauer ausgeübt. Kotzebue erſteigt ſchon hier einen hohen Punkt der Rührung, allein Wagner klimmte noch darüber hinaus, bis zu jener ſchwindelnden Höhe, wo die Gränze des Lächerlichen gezogen iſt. Ihm gelang es, ſich hart an derſelben zu halten, das nur Mögliche zu erzielen, und Thränen ohne Ende durch eine Einzige zu pumpen, die er vergoß. Ja, eine Einzige, nicht einen Tropfen mehr!

Er greift in dieſem unnachahmlichen Momente, mit zitternder Hand auf den Kopf, findet ohne erſt lange zu ſuchen, die ihm vom Friſeur nur loſe angeheftete Silberlocke und reißt ſie aus, um ſie dem Kreuzfahrer zu geben; dann ſuchte er mit derſelben Hand die Thräne im Auge, die Einzige, erwiſcht ſie gleichfalls und ſchleudert ſie, mit dem Zeigefinger und Mittelfinger ſchnalzend, nach hinten, zur großen Erbauung der Verſammlung. Weiter konnte man es wahrlich nicht treiben! Die gekrümmte, doch edle Haltung, die ausgeriſſene Locke, die in die Luft geſchleuderte Thräne, die zitternde Stimme, die Worte Kotzebue's dazu — dies brachte eine Wirkung hervor, die ſich nicht beſchreiben läßt. Der alte Komödiant war aber auch ſeelig! —

Alfred begegnete ihm jetzt auf ſeinem ſtillen Triumphzuge.

— Haben 's gut gemacht, junger Mann, ſprach Wagner, haben ſich meine Lehren und Anleitungen gut gemerkt, nur ſo fortgefahren! ja, wenn das Küchlein nicht klüger ſeyn will, als die Henne, ſo geht's ſchon — allein heutzutage wollen die Jungen Alles beſſer wiſſen wie die Alten! Kommen Sie Morgen früh zu mir; ich werde Ihnen den Kontrakt und die Theatergeſetze übergeben. Ich hoffe, wir ſollen recht lange beiſammen bleiben.

Mit vornehmem Nicken und Pfeifen ſchritt er fürbaß und dem glücklichen Alfred wuchs eine ſo günſtige Stimmung aus dem Verheißenen, daß er ſeine Rolle unter allſeitigem Beifall zu Ende führte.

Nur Dicker war nicht zufrieden. Er konnte es nicht ruhig anſehen, daß ein junger Menſch auf dem Felde Lorbeern ſammelte, das er als ſeine Pachtung zu betrachten gewehnt war. Mit ſeinen Kollegen mochte er darüber nicht ſprechen. Er war überzeugt, keine Theilnahme bei ihnen zu finden; aber das Herz war ihm ſo voll, er mußte dieſem Drücken und Preſſen eine Abhülfe finden. Er ſuchte daher eine Taverne auf von gemiſchter Geſellſchaft, um dort einen Menſchen zu ſehen, der ihm ein offenes Mitgefühl entgegen tragen würde.

Er geſellte ſich hier bald zu einem Manne, den meine Leſer ſchon kennen, und der eben damit beſchäftigt war, eine Flaſche Wein mit großer Behaglichkeit zu leeren. Es war jener bekannte Bonaventura Kolzick, der ſich hier im Augenblick in einer ziemlich guten Verfaſſung befand. Die Anweſenheit eines Kavallerieregiments in Zempelburg hatte dieſen Pferdemenſchen zuerſt hiehergezogen, da er mit verſchiedenen Intereſſen der Herren Offiziere, ſeine eigenen ſtets in Einklang zu bringen wußte. Er war in jeder Beziehung ein ſchmiegſamer Mann und zu brauchen. Kein Handel oder Tauſch, kein Rennen, keine Wette wurden unternommen, wobei man nicht Bonaventura zu Rathe gezogen hätte; bei der Parade ſtand er in ſeinen gelbledernen Inexpreſſibles und hohen, blanken Steifſtiefeln, die ſchwanke Gerte in der Hand, neben den vornehmſten Kavalieren und ſprach mit ihnen und lachte den Bürgermädchen nach, als wäre er einer von den Ihrigen, ſo froh und ungezwungen that er's. Es giebt einige Exiſtenzen in der Welt; Leute, die auf vornehmem Fuße mit den Vornehmſten leben, obgleich ſie arme, lumpige Schufte ſind, die ſich ſchämen müßten, wenn man ihnen in honnetter Geſellſchaft einen Spiegel vorhalten würde; die roth werden müßten, wenn ſie ſich ſelber die Frage ſtellten: wie biſt Du denn eigentlich dazu gekommen, hier zu ſeyn? und die ſich förmlich nur wie Komödianten betrachten ſollten, die ſich die Qual auferlegt haben, Zeit ihres Lebens eine ihnen nicht zuſagende Rolle zu ſpielen. Wie drückend! Kolzick empfand nun freilich nichts davon, weil er zu roh war.

In dem Augenblicke, wo wir ihn hier zuerſt wieder, bei der Flaſche, erblicken, hat ſich jedoch ſeine äußere Lage ſehr vortheilhaft geändert. Es war ihm nämlich geglückt, in ſeiner jetzigen Umgebung die Bekanntſchaft eines reichen, vornehmen Mannes zu machen, der neben einer Menge von Liebhabereien, auch die Liebhaberei für Pferde beſaß. Dies war der Fürſt ***. Der Herr hatte ſich nach einem bewegten Leben, für ſeine Jahre zu früh, doch ſeinen ſonſtigen Mitteln nach zur rechten Zeit, auf ein Schloß zurückgezogen, das in der Nähe von Zempelburg gelegen war und inmitten romantiſcher Waldungen einen gar reitzenden Bezirk beherrſchte.

Der Fürſt war ein Wollüſtling, der keinen Preis ſcheute, um eine verliebte Laune auszuführen. Er ſaß in ſeinem Waldſchloſſe, wie die Spinne in ihrem Netze und zog ſeine Fäden bis zur Stadt, um ſeine Beute einzufangen. Man wußte viel davon zu erzählen. Es waren ganz jene horrenden Seltſamkeiten des Parc aux Cerfs, nur nach verkleinertem Maaßſtabe. In wie weit unſers Bonaventura Dienſte dem Fürſten hiebei hülfreich waren, läßt ſich nicht gerade beſtimmen, ſo viel iſt aber gewiß, daß er den Titel eines Hausintendanten erhielt und wirklich eine Art davon vorſtellte.

Bonaventura war eben mit einem Plane beſchäftigt, der ihn in die Gunſt ſeines Herrn und Gebieters noch feſter begründen ſollte, und wurde durch

Dicker's Klagen und Jeremiaden auf nicht angenehme Weiſe in ſeinem Nachdenken unterbrochen. Doch plötzlich fliegt es ihm wie ein Blitz durch den Kopf; er wird freundlicher und ſucht Dicker über dies und das auszuforſchen. Das Theater ſcheint ihn mit einem Male vom Kopfe bis zur Zehe zu erfüllen. Iſt es der Wunſch, Pferde darauf figuriren zu ſehen? möchte man faſt zu fragen geneigt ſeyn; oder iſt es irgend ein Dämchen, das ihm den Kopf verdreht hat? Er hört Dicker mit Theilnahme an; er ſchimpft mit ihm über das Unterfangen des jungen Menſchen, einen ſo würdigen Künſtler aus ſeinem Fache verdrängen zu wollen; er beklagt die Verblendung des Publicums, was ſolchen Anfänger, auf Unkoſten ſeines alten Lieblings, in Schutz nehmen kann, und er verſpricht, bei erſter Gelegenheit eine tüchtige Oppoſition zu bilden.

Dicker iſt entzückt; er will für jetzt nichts mehr; er iſt überzeugt, daß der wackere Freund auch andere Freunde für ſeine Partei werben würde, und eilt, ſich feſter in ſeine Gunſt zu ſetzen, indem er alle Fragen ſeines Gönners auf's Ausführlichſte beantwortet.

Das Geſpräch zieht ſich unmerklich durch die erſten Fächer der Bühne nach den Choriſtinnen hin, und hier iſt es Eine von allen Uebrigen, die zum Gegenſtande ſehr gründlicher Forſchungen erkoren wird. Dicker weiß nur Gutes von dem Mädchen zu berichten; es heißt: ſie habe ein ernſtes Attachement für einen der jungen Offiziere, die das Haus ihres Vaters beſuchen.

Bonaventura lacht plump. Das Attachement gefällt ihm; an den Ernſt will er nicht glauben. Endlich bricht er die Unterhaltung ab, denn es iſt ſpät. Er ſcheint zufrieden mit dem, was er erforſcht hat, und giebt dafür wiederholt die Verſicherung, ſich Dicker's angelegentlich gegen alle Anmaßungen anzunehmen.

Der günſtige Erfolg des erſten Verſuchs wurde, trotz dieſer Machinationen, für unſern Alfred durch kein äußerliches Zeichen getrübt. Hier war kein boshafter Ladewitz, der dem Theater feindſelig gegenüber ſtand, denn der gewandte Director wußte ſich die Journaliſtenfedern durch Freibillete, Einladungen und kleine Geſchenke gänzlich ſeinen Abſichten geneigt zu machen. In dieſem Verhältniſſe ſah er es auch nicht ungern, daß ſeine Schauſpieler den Umgang mit den Theaterrecenſenten pflogen und er ſelbſt beförderte ihre Abſichten in dieſer Beziehung auf indirecte Weiſe, um ſich keine Blöße zu geben. So hatte er denn auch Mocker, der ſeines beſonderſten Vertrauens genoß, den Auftrag ertheilt, Alfred mit einem der originellſten Theaterrecenſenten bekannt zu machen, der vollkommen ſervil geſinnt und in doppelter Beziehung für das Intereſſe des Directors gewonnen war, da er erſtens als Orcheſtermitglied fungirte und zweitens eine Tochter beim Chore hatte.

Nach dem Theater pflegte ſich eine kleine Geſellſchaft bei dieſem Mann, der Kanter hieß, zuſammenzufinden, wobei die bequeme Art ſtattfand, daß jeder ſich aus dem nahen Speiſehauſe holen laſſen durfte, wozu er eben Appetit verſpürte, während Kanter das Bier oder den Wein dazu gegen Bezahlung verabreichen ließ. Für den kleinen Profit, den ihm dies abwarf, beſtritt er die Beleuchtung, im Winter auch die Heizung und hielt die erforderliche Bedienung. Außerdem hatte er den Vortheil, eine angenehme Geſellſchaft ſtets bei ſich zu ſehen und dieſer war es ebenfalls lieber, ſich in einem vertraulichen Kreiſe, als in einer gewöhnlichen Wirthsſtube zu treffen, da die Zuſammenkunft noch überdies durch Kanter's Töchter und das muſikaliſche Talent der Familie noch eine nicht unweſentliche Annehmlichkeit mehr erhielt.

Hier war es, wo Alfred bald nach ſeinem erſten Debut durch Mocker eingeführt werden ſollte.

Ein freimüthiges Wort, ein derber Scherz, ein liebliches Lied, Klavierſpiel, Debatten über das Theater, fern von gehäſſigen Perſönlichkeiten, dies waren die Elemente, die Alfred ſogleich ſehr anſprachen, allein mehr als Alles war es Kanter's jüngere Tochter, die einen ſo mächtigen Anziehungspunkt bildete, daß er bald keinen Abend, ohne dieſen Kreis zu beſuchen, mehr zubringen konnte.

Er hatte ſich in ein ſolches Vertrauen geſetzt, daß er von Allen wie ein Kind im Hauſe betrachtet und von den übrigen Gäſten Hahn im Korbe geſcholten wurde.

Um ſich auch außer den Abendſtunden mit Anſtand bei Kanter's einfinden zu können, wollte er Unterricht von ihm auf irgend einem Inſtrumente nehmen. Er ſprach mit ihm davon und ſie kamen überein, daß es die Flöte ſeyn ſollte. Unwillkührlich fiel ihm dabei die furchtbare Kataſtrophe des Schiller'ſchen Trauerſpiels ein und Ferdinand's herzzerreißender Ausruf: Unglückſeliges Flötenſpiel! aber er lachte ſeiner Grille und der Unterricht begann unter den glücklichſten Auſpicien.

Kanter war Wittwer. Er hatte außer der hübſchen Henriette, zu der ſich Alfred ſo hingezogen fühlte, nur noch eine ältere Tochter. Dieſe führte das durch ſeine eigenthümliche Hoſpitalität etwas ſchwierige Hausweſen; jene hatte ſich der Kunſt gewidmet. Ihre Geſtalt, eine wohlklingende Stimme und die Gabe zu gefallen, wiegten den Vater in mancherlei roſige Träumereien von der Zukunft ſeines Töchterchens und ſeiner eigenen dadurch verbeſſerten Lage. Er beſchäftigte ſich mit der erſten Ausbildung ihres muſikaliſchen Talents, zog dann noch den beſten Geſanglehrer der Stadt hinzu und ſo hatte Henriette bald den Grad erreicht, der ſie, nach der Meinung ihrer Lehrer, zum Betreten der Bühne befähigte. Man wählte eine anſprechende Parthie, ſtudirte ſie ihr mit aller Sorgfalt ein, und ſie gefiel; dennoch aber war hiemit der glänzendſte Theil ihrer Laufbahn beſchloſſen, ſie wurde in den Chor verwieſen, aus dem man ſie nur dann und wann hervorzog, um ein kleines Solo zu ſingen, oder für ein krankgewordenes Mitglied eine Partie zu übernehmen, damit die angeſetzte Vorſtellung nicht abgeändert werden durfte; etwas, worauf Wagner mit großer Strenge zu halten pflegte.

Warum nun aber Henriette, bei unleugbarem Talente, nicht höhere Anſprüche geltend machen konnte, das lag in verſchiedenen Urſachen. Die Abendgeſellſchaften bei ihrem Vater, die namentlich einige junge Offiziere der Garniſon zu frequentiren pflegten, ſtanden bei den vornehmen Familien, denen jene Offiziere zum Theile angehörten, nicht im beßten Rufe, indem ſie geradezu glaubten, daß jene Zuſammenkünfte dazu dienten, die jungen Leute zur Debauche zu verleiten. Aus dieſem Grunde herrſchte beſonders bei den Damen eine Abneigung gegen die beiden Schweſtern, die der Director nicht offen zu bekämpfen vornehmen durfte, wenn er ſich nicht ebenfalls unlauterer Zwecke angeklagt ſehen wollte. Auf der andern Seite war es Kanter's allgemein bekannter Titel als Theaterrecenſent, der den Director abhielt, zu ſeinen und der Seinigen Gunſten Dinge zu thun, die nicht von der öffentlichen Stimme gut geheißen würden. Der recenſirende Muſicus, der ſein Amt mit ſo großer Gutmüthigkeit verſah, daß er nirgend Anſtoß erregte, ſah die Wichtigkeit dieſer Gründe wohl ein, aber eben ſo gut ſah er auch, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen keine Abhilfe möglich ſey, und er begnügte ſich damit, das Unvermeidliche für den Augenblick mit Geduld zu tragen, und eine glänzende Umgeſtaltung der Dinge in Bezug auf ſein Kind der Zukunft anheimzuſtellen. Eine glückliche Verheirathung erſchien ihm hiezu als die günſtigſte Veranlaſſung, und er glaubte ſie nicht in das Gebiet des Unmöglichen hinausſchieben zu dürfen.

Der Flötenunterricht Alfred's belebte ſeine Hoffnung durch die über den jungen Menſchen bald in Umlauf geſetzten und auch zu ihm gedrungenen Gerüchte, deren Quelle ihn zwar nicht verborgen geblieben war, die ihn aber doch anſpornten, Gewißheit zu erlangen. So hatte er — der mit der ganzen Theaterwelt in Korreſpondenz ſtand — ſogleich umhergeſchrieben, und war benachrichtigt worden, daß ſein Schüler der Sohn eines nicht unbemittelten Beamten ſey, der mit ſeines Vaters Bewilligung die Künſtler-Laufbahn ergriffen habe, daß mithin wegen der Erbſchaft nichts zu beſorgen ſtehe; das Talent des jungen Menſchen leuchtete ihm auch ein, und er dachte ſich das Pärchen — ihn den Heldenſpieler — ſie die Primadonna — als prächtige Acquiſition für eine Bühne erſten Ranges, mit großer Gage trefflich verſorgt, eine Stütze ſeiner alten Tage.

Der ſchlaue Mann hatte aber auch Alfred's Stimmungen belauſcht, und wußte ihnen Nahrung zu geben.

— Wer der Neigung ſeines Herzens folgt, ſagte er ihm einmal, nachdem die Flötenſtunde beendigt war, und er ſich mit ihm allein ſah — der bettet ſich gut. Hochfahrende Träume zerfallen in Nichts, das Leben gewährt Ihnen ſelten die Erfüllung; weit ausgreifende Plane führen ſicherlich nicht zum Glück.

Ich bin von der tiefſten Abſtammung, nach den Begriffen unſerer heutigen geſellſchaftlichen Verfaſſung. Meine Eltern waren Proletarier und ſtarben, da ich noch im zarteſten Alter war. Niemand nahm ſich meiner an; ich ſtand allein in der Welt. Ich trieb mich herum, und war unter den Gaſſenbuben meines Geburtsortes der elendeſte, der verachtetſte, der nicht einmal wie der Aermſte ein Zuhauſe, Eltern, Angehörige hatte. So brachte ich meine Jugend hin; ich lernte nichts, aber ich wuchs wunderbar, obgleich es mir an aller Pflege, ſelbſt an der nöthigen Nahrung gebrach. Man zog mich ein; was war natürlicher, als daß ich Soldat werden mußte. Kein Menſch ſprach für mich. Meiner Kleinheit wegen wurde ich zum Pfeifer beſtimmt, die damals noch neben den Trommelſchlägern herziehen, und ihren Wirbel mit dem gellenden Tone der kleinen Querpfeife begleiten mußten. Hier war ich manigfachem Verderben bloßgeſtellt, vor dem mich der gütige Himmel recht ſichtbar bewahrte. Das damalige Leben in den Kaſernen war noch von Dingen beſchmutzt, der Soldatenſtand vor den letzten Kriegen überhaupt noch ſo roh und unciviliſirt, wie man ſich jetzt nicht vorſtellen kann. In unſerm Geſammtleben von heute iſt kein einziges Element mehr zu finden, was man mit jenem in

Vergleich bringen könnte. Aber der Schutz des Himmels wurde mir ſichtbar in einem Mädchen — meiner erſten und letzten Liebe — meiner Henriette! der Mutter meiner Töchter! —

Er machte hier einen Kapiteleinſchnitt in ſeine Erzählung, und ſtand auf, um ein verblichenes Miniaturbild der Verewigten herbeizuholen. Es ſah der jungen Henriette ähnlich, die nach ihrer Mutter getauft war.

— Sehen Sie ſie an, und erklären Sie ſich meine Leidenſchaft zu dem Engel! fuhr er fort — doch Sie kennen ja das noch lebende Abbild. — Auch meine Henriette war arm wie ich, und in derſelben Lage. Sie diente. Ein hartes Loos und es gehört große Liebe, große Characterſtärke dazu, es mit Ehren, mit Würde zu tragen.

Ach, wenn die Welt wüßte, wie ſchwer es wird, in den unterſten Ständen tugendhaft zu ſeyn, wie groß es iſt, die ſich entgegenthürmenden Schwierigkeiten zu beſiegen, um ſich der Geſellſchaft würdig zu zeigen, die ſo wenig ſich um uns bekümmert, ſo gar nichts für uns thut, ſo Mancher müßte ſich ſchämen und in ſich gehen und ſeinen Antheil an den unverdienten Ehren, die ihm täglich und auf allen Schritten bezeugt werden, dem Armen aber Würdigen abtreten! Henriette ward mein Engel. Der Gedanke an ſie hielt mich aufrecht, wenn ich zweifelte, die Liebe, die ſie mir ſchenkte, war der Lichtſtrahl, der mich leitete. Wir waren Eins und lebten in einander. Lächeln Sie nicht über den Pfeifer und die Dienſtmagd, die ſich ſolcher hohen Schwärmerei vermaßen; der Lieutenant und das Fräulein ſtanden in Bezug auf dieſe Gefühle und Regungen unter uns. Aber je mehr uns unſere Leidenſchaft adelte, deſto mehr ſtrebten wir, uns auch jener Feſſeln zu entledigen, die uns unſere irdiſche Exiſtenz auferlegt hatte. So war uns das Leben nicht länger zu ertragen; aber an Selbſtmord dachten wir nicht, ſondern an unſere Veredlung, um uns dadurch die äußern Verhältniſſe günſtiger zu geſtalten und ein Glück dem Geſchicke abzuringen, das es uns für immer zu verſagen ſchien. — Ich legte mich auf das eifrige Studium der Flöte. Der Muſikmeiſter des Regiments verſpürte etwas von Talent in mir, und nahm ſich meiner gütig an. Mein Fleiß machte mich in kurzer Zeit zu einem Künſtler auf dem Inſtrumente, aber der Fleiß war es nicht allein, ſondern ein Etwas, das mich erhob — meine Liebe! Ich zeichnete mich ſo vortheilhaft aus, daß mir von hohen Gönnern eine Unterſtützung zu Theil wurde, und ich — um mich auf Reiſen auszubilden — einen temporären Abſchied erlangte. Ich verließ nun meine

Vaterſtadt; unter Thränen und Betheuerungen wurde die Trennung von Henriette gefeiert; ich gab der Verzweifelnden mein Wort, nie von ihr zu laſſen — ja — ſie verzweifelte — denn ſie trug ein Kind unter ihrem Herzen, und war — hätte ich ſie für immer verlaſſen — für immer der Schmach und Schande geweiht.

Auf der Reiſe übte ich meine Kunſt mit wachſendem Beifall, der Ruf flog mir voraus, und ich ſah mich, wo ich hinkam, von auserleſenen Kunſtfreunden empfangen und geehrt. So ſehr ich mich hiedurch geſchmeichelt fühlte, ſo begnügte ich mich doch nicht damit, ſondern ich ſuchte immer weiter zu gehen. Ich ſelbſt hatte oft über die Unvollkommenheit der Flöte klagen müſſen, und ich widmete mein ganzes Denken und Trachten ihrer Verbeſſerung. Nach langem Sinnen, vielen vergeblichen Verſuchen gelang es endlich, manchen Uebelſtand zu beſeitigen. Dieſe Reſultate errangen mir den Dank der Muſikfreunde und der Flötenbläſer insbeſondere, und verliehen meinem Namen einen Werth, der den ausübenden Virtuoſen leicht überdauern wird. Auf ſolchen Wegen kam ich mit ausgezeichneten Männern in Berührung, und konnte an meiner geiſtigen Ausbildung zu gleicher Zeit mit meiner künſtleriſchen arbeiten. Meine ferne

Geliebte, die ich davon in Kenntniß ſetzte, freute ſich meiner Erfolge, und harrte meiner Rückkehr, das lebende Andenken pflegend, das meine Liebe ihr hinterlaſſen hatte. Endlich kehrte ich heim. Das erſte, was ich that, war, durch die Einſegnung am Altare mein der geliebten Henriette gegebenes Wort zu löſen. Die Mutter meines Kindes ward meine Gattin. Sehen Sie, junger Freund! dies erhebt und begeiſtert mich noch. Wie viele halten in reifern Jahren, wenn ſie es zu etwas gebracht haben, ſolche gegebene Verſprechungen für Uebereilung, und ſtürzen ein armes, vertrauendes Weſen in Elend und Noth, ohne ſich deshalb einen Vorwurf zu machen. Ich hätte vielleicht in der ſchwer errungenen Stellung, die ich damals einnahm, mein Virtuoſenleben in ſteter Wanderluſt fortſetzen, ich hätte wohl eine reiche, eine vornehme Partie ſchließen können — allein ich wurde nicht einen einzigen Augenblick von etwas dieſer Art verſucht, mich drängte es nur zu Henrietten, und zu erfüllen, was ſie von mir erwartete. So wurde nun aber mein Lebensplan äußerlich bald herabgezogen, ich mußte den Virtuoſenſtolz herunterſtimmen und in's Orcheſter ſteigen, ich mußte Lectionen geben, kurz die trübe Erfahrung machen, eine werdende Familie ohne Vermögen anſtändig zu erhalten. Gleichviel!

ich murrte nicht, denn es war ja mein freier Wille. So häufte ich Laſten auf Laſten, um mir die nöthigen Mittel zu verſchaffen. Auch zur Feder griff ich, und da zu jener Zeit, wo ich anfing, mehre Zeitſchriften entſtanden waren, und die Theaterkritik als eine Modeſache betrieben wurde, und leicht Abnehmer und viele Leſer fand, ſo wandte ich mich auch ihr zu. Auf meinen Reiſen hatte ich viele Bühnen zu ſehen Gelegenheit gehabt, und mein Urtheil hatte ſich üben und ſchärfen können. Unſere ziemlich freie Bühnenverfaſſung geſtattete dem Orcheſtermitgliede wohl das gedruckte Wort über die Darſtellungen, wenn es ihm gelingen wollte, es unpartheiiſch zu äußern, und es frei von boshaften Perſönlichkeiten zu halten. So geſtaltete ſich nach und nach ein ziemlich behagliches Leben um uns, aus Talent und Fleiß gebildet, gleich weit vom Ueberfluß wie von der Dürftigkeit entfernt. Unſere Ehe wurde nun mit dem erſten Kinde geſegner, aber das außer ihr erzeugte, war uns ein eben ſo liebes Kind. Mein Weib blieb fortwährend der Engel meiner Tage, und obſchon ich ihr an Bildung ſehr überlegen war — ſo merkte ich dieſen Mangel nicht, da ſie ihn ſo ſehr durch andere liebenswürdige Naturgaben verdeckte, die keine Bildung uns aneignen kann. Ihr Anblick kräftigte und belebte mich ſtets wunderbar zu allen, auch den ernſteſten Anſtrengungen, denn er zeigte mir eine gute That, die beßte meines Lebens. — Leider kränkelte Henriette nach dem zweiten Wochenbette, und ihr Zuſtand nahm bald einen ſehr bedenklichen Charakter an. Der Arzt verbarg mir dieſes nicht und ich konnte mich darauf nach und nach gefaßt machen, den Engel zu verlieren. So nahete denn die Stunde heran, wo ſie mich und ihre Töchter ſegnend, die Augen ſchloß. Erſt nach einigen Jahren der Trauer, erwachte ich wieder zum Leben; meine Kinder erheiſchten meine volle Thätigkeit. Beſonders war es die Jüngere, deren Erziehung, ihren glänzenden Anlagen gemäß, mir oblag; die ältere fand ſich leicht in einer beſcheidenern Sphäre. Weniges iſt mir bis jetzt nur gelungen; die äußern Verhältniſſe ſtemmen ſich meinen beſſern Beſtrebungen mit Macht entgegen. Henriette ruht ſchlafend wie die verzauberte Schöne im Walde und harrt des ſie erweckenden Ritters. Ich kann, ich darf nichts dabei thun, und muß Alles den Anordnungen des leitenden Verhängniſſes anheimſtellen.

Hier hielt Kanter eine Weile inne, dann brach er, Alfred's Hand ergreifend, in die Worte aus: Nur dem Herzen ſtets gefolgt, es leitet uns ſicher!

Unſer Freund betrachtete jetzt die Verhältniſſe im

Kanter'ſchen Hauſe mit andern Augen; blind für das Abſichtliche in Kanter's Erzählung, in ſeiner Leidenſchaft für deſſen Tochter befangen, erſchien ihm der Gedanke an eine enge Verbindung mit dem Mädchen, unter den für ſeine Sinne einſchmeichelndſten Farben. Hier glaubte er zum erſten Male wahrhaft zu lieben, und den Gegenſtand auch ſeiner Liebe vollkommen würdig zu finden. Das unbeſtimmte Etwas, das er von früher Jugend in ſich fühlte, das er auf ſein Mühmchen Clotilde, das er für einen Augenblick auf Erlinde übertragen zu können geglaubt hatte, hier war es zum erſtenmale feſtgehalten, hier wurde es empfangen und ſtrömte beſeligend auf ihn zurück. Er hatte ſeine zweite Hälfte, die Ergänzung ſeines Ich's gefunden. Seine Gefühle ſtrömten über und gaben ſich wieder in Liedern kund, und die Tage ſeiner Jugend wurden neu um ihn; alle ſüßen Erinnerungen erwachten; er war ſo jung und ſo glücklich wie ehedem und jünger und glücklicher noch.

— Aber Kanter's Beiſpiel lehrt mich, wie man ſich in ſolchen Fällen benimmt, ſagte er zu ſich ſelbſt. Mein Vater wird nichts dagegen einzuwenden haben, denn da er mich die Künſtlerlaufbahn erwählen ließ, ſo hat er ja ohnehin den Plan mit Clotildchen aufgegeben, die am Beßten thut, irgend einem guten

Pogenwinkler ſo bald als möglich ihre Hand mit ihrem ſonſtigen Kapital zu reichen. Für uns wird geſorgt ſeyn; Henriette und ich beſitzen Talente und ich darf nur auf ihren Vater ſehen, um zu wiſſen, daß Talente nie untergehen laſſen. Ja — ich will mich um ihr Herz bewerben und dann um ihre Hand anhalten.

Und er bewarb ſich von Stund an um ihre Gunſt, die ſie ihm erſt ſehr verſtohlen, dann ſichtlich vor Allen zu Theil werden ließ. Kanter's Abendgeſellſchaft wurde nun aber nach und nach lichter, viele von den jungen Offizieren, die ſie zu beſuchen pflegten, blieben aus, und das Gerücht, daß der junge Schauſpieler mit der Choriſtin Kanter eine „Liebſchaft auf Tod und Leben" angefangen habe, verbreitete ſich nach allen Seiten hin. Alfred, der nicht ahnte, welche Unannehmlichkeiten ihm und dem Mädchen daraus erwachſen könnten, trug ſeine Liebe nur deſto mehr zur Schau und taumelte in ſeiner vermeinten Glückſeligkeit.

Henriette Kanter war ein hübſches Geſchöpf; man konnte ihrem ganzen Weſen einen poetiſchen Anflug nicht abſprechen. Dieſe Poeſie drückte ſich beſonders in ihrem Auge aus; ihre Geſtalt war ätheriſch; die Haare üppig und voll, von einem goldſchillernden Braun; ihr Mund friſch und ihre Zähne tadellos. Es war eines von jenen übereinſtimmenden Enſembles, die gewöhnlich am meiſten junge Männer, die ſich von der Aeußerlichkeit beſtimmen laſſen, anzuziehen pflegen und ſelbſt blendendern Schönheiten den Sieg ſtreitig machen. Deßhalb war ſie aber auch ſteten Nachſtellungen ausgeſetzt, doch war ihr Leumund ſo rein, als er nach Umſtänden ſeyn konnte; gute Eltern ſtellten das Mädchen nicht eben ihren guten Kindern als Muſter der Nachahmung auf, allein bei jungen Leuten galt ſie immer noch als ein Abbild der Decenz, und das mit Recht, bei der man ſich nicht das Geringſte erlauben dürfe und als die Tochter eines ſehr ſoliden und auf die Zukunft ſeines Kindes bedachten Mannes, deſſen Grundſätze man übrigens zu allen Teufeln wünſchte.

Der jüngere Theil der Abendgeſellſchaft des Vaters lebte daher in beſtändigen, wenn gleich verkappten Angriffsoperationen verwickelt, und dies war namentlich den jungen Offizieren ein kleiner Erſatz für die mancherlei Entbehrungen, die ihnen der langweilige Garniſonsdienſt in dieſer ſo überaus friedfertigen Welt auferlegte.

Das neu ſich entſpinnende Verhältniß mit dem jungen Schauſpieler gab endlich der Angelegenheit eine andere Wendung und man kam überein, die Angriffsoperationen ſcheinbar abzubrechen, um ſie mit deſto größerer Sicherheit nach einer andern Seite hinzulenken. Die vornehme Welt, die nur unterhalten ſeyn will, hat gewöhnlich keinen Begriff von dem Ernſt ſolcher Dinge, und um ihrer Neigung zu fröhnen, kommt es nicht darauf an, ein Herz zu vernichten, das in ſeinen höchſten Gefühlen ſchwelgte und eben ſo wenig, welche Mittel ergriffen werden, um zum Zwecke zu gelangen.

Alfred, der gutmüthige Schwärmer, lebte ſo fort, trunken von ſeinem Siege, den er über Alle errungen zu haben wähnte und gewahrte nichts von Allem dem, was ſich um ihn zutrug, als daß faſt die ganze jugendliche Geſellſchaft nach und nach das Feld geräumt hatte und ihn nichts an der ungeſtörten Unterhaltung mit der Geliebten ſeines Herzens hinderte, wenn er Abends in dem traulichen Stübchen Kanter's an ihrer Seite ſaß, und der Vater mit dem kleinen Reſt ſeiner ältern Freunde converſirte.

Unter dem Theaterperſonal fehlte es nicht an Spöttereien, wie dies bei ſolchen Gelegenheiten nie zu fehlen pflegt. Mocker war unerſchöpflich, allein Alfred, der ihn gern hatte, nahm es nicht übel. Es verletzte ihn nicht nur nicht, ſondern es kitzelte ſogar ſeine Eitelkeit. Er war von den Vorzügen des Mädchens ſo ſehr durchdrungen, daß er ſich ſelbſt keine geringen zuſchreiben mochte, durch die er ſich in deſſen Gunſt ſo feſt geſetzt hatte.

In Fleiß und Eifer ließ er indeß nicht nach, wie es ihm ſonſt wohl hätte begegnen können; ſeine Liebe und das Beiſpiel Kanter's ſpornten ihn ſtets an. — Nur ſo kannſt Du ſie Dir ganz erringen, dachte er. Dann befreiſt Du Dir die ſchlafende Schöne im Walde als Prinz und ſie wird an Deiner Seite zur Herrſcherin berufen ſeyn! —

Er hatte nehmlich im Sinne, mit ihr nach der Verheirathung zu einer andern Bühne zu ziehen, um ihren Talenten den rechten Wirkungskreis und die größere Anerkennung zu verſchaffen. Kanter beſtärkte ihn in dieſen Vorſätzen.

So weit war Alles gediehen, als er eines Abends beim ſpäten Nachhauſekommen, ein bleiches, vor Kälte ſchlotterndes Kind, an ſeiner Hausthüre fand. —

Zwölftes Kapitel.

— Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'!

Göthe.

Im erſten Gaſthofe der Stadt, wo er ſein Abſteigequartier genommen, ſaß um jene Zeit ein ſchon nicht mehr jugendlicher, doch wohl erhaltener Herr im perſiſchen Schlafrock beim Thee, die lange Pfeife mit der Bernſteinſpitze im Munde. Man ſah es ihm auf den erſten Blick an, daß er einem hohen Stande angehörte. Vor ihm, in einiger Entfernung, hält ſich ein Menſch, in unterwürfiger Stellung, mit markirten Zügen.

Jener iſt der Fürſt von ***, von ſehr altem, reichem Geſchlechte, ein Mann, der ſeine Verdienſte um den Staat auf angenehmen Geſandtſchaftspoſten, ohne große Mühe errang und nun von ſeinem thatenreichen Leben zur frühzeitigen Ruhe ſich zurückzog

— dieſer iſt ſein Hausintendant und maitre des menus plaisirs, Herr Bonaventura Kolzick.

— Was haſt Du herausbekommen von dem Mädchen? fragte der Fürſt ungeduldig.

— Von dem Mädchen noch nichts, Eure Durchlaucht, über's Mädchen genug und ſo viel als wir zu wiſſen brauchen, ſagte Bonaventura. Der Vater iſt ein armer Schlucker, bei dem die Leute, beſonders die Offiziere, zu Wein gehen, auch ſpielt er im Orcheſter. Sie — die Tochter — ſingt im Chor die fünfte Radpartien — das heißt: man braucht ſie wie's fünfte Rad am Wagen.

Er that ſich auf dieſen Witz etwas zu Gute, allein der Fürſt merkte nicht darauf.

— Ihro Durchlaucht verſtehen mich — ſprach Kelzick bedeutungsvoll.

— Was? fragte der Fürſt.

— Der Hunger ſchaut bei den Leuten zu allen Näthen heraus, fuhr Kolzick etwas irritirt fort. Armuth und Elend an allen Ecken und Enden. —

— Schön! ſprach der Fürſt Wann iſt ſie zu ſprechen? die Hauptſache!

— Eure Durchlaucht dürften ja auch nur einmal zu Wein gehen —

— Zu Wein? das geht nicht — die Offiziere

— das kennt mich, und gäbe ein Gerede vor der Zeit —

— Man müßte die Stunde wählen, wo das Mädchen allein wäre. Die Theaterzeit. Der Vater ſpielt im Orcheſter und die ältere Schweſter iſt eine ſehr gute Perſon, die nichts hindert, ich habe ſie ſondirt —

— Und die Offiziere?

— Mit denen iſt's vorbei; die ſind wüthend, aber ausgeſtochen. Ein junger Komödiant iſt der Beglückte jetzt; doch mit dem wollen wir ſchon fertig werden, der ſoll nicht lange in ſeinem Glücke ſchwelgen. — Aber wie wär's, Durchlaucht, ſagte er plötzlich mit einer geſchickten Wendung, wenn Sie jetzt eben den erſten Verſuch machten? Das Theater iſt angegangen, der Liebhaber hat zu ſpielen, und das Terrain iſt frei!

— Ja! ſagte der Gebieter, und eine freudige Morgenröthe ſchien in dem abgelebten Geſichte zu zucken. —

Der Fürſt ſtand auf und ließ ſich ſorgfältig kleiden; den ſchwarzen Frack zierten zwei große Sterne, darüber wurde ein weiter Mantel geworfen. In der Toilette war der Fürſt ein noch ſtattlicher Mann; die bedeutenden Züge, die von Natur den Ausdruck einer edeln Abſtammung trugen und die der Stempel des Durchlebten ein größeres Intereſſe nur verlieh, waren wohl im Stande, die Aufmerkſamkeit eines Jeden, der ſie zum erſten Male erblickte, in hohem Grade auf ſich zu lenken.

Kelzick brachte den Fürſten zu dem Hauſe des Muſikers. Es war ſchon dunkel; aus den geſchloſſenen Läden drang Licht auf die Straße. Der Intendant legte das Ohr an und horchte.

— Alles iſt ſtill; das Mädchen iſt allein, ſagte er; dann ſtellte er ſich in einige Entfernung und ließ gedämpft ſeine Uhr repetiren. — Es iſt gerad' Theaterzeit — Vater und ältere Schweſter ſind fort — verlieren Sie keine Zeit — ich werde hier draußen bleiben und auf Hochdero Rückkunft warten.

Er öffnete leiſe die Hausthür und ließ den Verſucher in einen Bezirk ein, den Alfred für ſein Heiligthum hielt und zu dem er vielleicht jetzt, in eben dieſem Augenblicke, wie er daſtand auf dem Theater, in ſeinen geſchminkten Wangen, Wünſche der Sehnſucht und der Liebe ſandte.

Leiſe klopfte der Fürſt, nachdem er tappend im finſtern Raume die Thüre gefunden hatte; allein kein „Herein“ erfolgte; er klopfte ſtärker und als noch nicht geantwortet wurde, öffnete er die Thür und trat in ein matt erhelltes Zimmer, das ein Tiſch, von Seſſeln umgeben, wie zur Aufnahme von Gäſten beſtimmt, der Länge nach theilte. Nach einer Weile, während er ſich überall umſah und ihm vielleicht die Worte durch den Kopf ziehen mochten:

„Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.“

trat geräuſchlos, wie ſchwebend, ein junges Mädchen aus einem dunkeln Nebenzimmer, deſſen Thüre geöffnet ſtand. Der Fürſt ging ſogleich auf ſie zu, denn er erkannte dieſelbe, die ihm vom Theater ſo ſehr gefallen hatte, daß er ihre nähere Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Das Mädchen ſchien wenig überraſcht, weil es den Beſuch einem Irrthum zuſchreiben zu müſſen glaubte, allein die erſten Worte, die der Fremde an Henriette richtete, zerſtörten dieſe Vorausſetzung alsbald, denn ſie lauteten:

— Wohnt hier der Herr Muſikus Kanter?

Henrietten war es unangenehm, ganz allein im Hauſe zu ſeyn, nicht als ob ſie Böſes von dem Beſuche zu erfahren beſorgte, ſondern weil ſie fürchtete, nicht im Stande zu ſeyn, die gehörige Auskunft zu geben, die von dem Fremden verlangt werden möchte.

— Ich gehöre zu den alten Bekanntſchaften des Hauſes, ſagte dieſer mit vornehmer Abſichtsloſigkeit, und mein alter Freund wird ſich meiner wohl erinnern, wenn er mich ſieht. Meinen Namen nenne ich Ihnen der Ueberaſchung wegen nicht. Sagen Sie Ihrem Vater, mein ſchönes Kind, daß ein Mann hier war, der ihn einſt in Ungarn kannte und der ihm auf vielfache Weiſe verpflichtet iſt.

Er lüftete hierauf ein wenig den Mantel und die Ordensſterne blitzten dem Mädchen in die Augen; allein als ob er es wie in der Zerſtreuung gethan und ſeinen Stand noch nicht verrathen wollte, knöpfte er den Rock ſogleich wieder zu. Henriette war erſtaunt einen Schritt zurückgetreten.

— Ich bitte, mein Herr, bat ſie ſchüchtern, mir zu ſagen, wer Sie ſind? weſſen Beſuch ich meinem Vater anzukündigen haben.

Er aber beſtand darauf, unbekannt zu bleiben. Sie nöthigte ihn zum Sitzen und er richtete nun mehre Fragen an ſie, erkundigte ſich nach ihren Verhältniſſen, wie viele Geſchwiſter ſie habe, ob es dem Vater gut gehe, der ein ſo wackerer Künſtler und des beßten Looſes ſtets würdig geweſen ſey. Henriette beantwortete dieſe Fragen des theilnehmenden Herrn mit eben ſo großer Unbefangenheit, als ſie an ſie gerichtet zu werden ſchienen. Der Fremde unterhielt ſich noch über allerlei Dinge mit ihr, bald näher, bald ferner liegend. Endlich geſtand er es ihr unumwunden, daß ſie ihm gefalle; er lobte ihre Augen, ihren Mund; er ergriff ihre Hand und ſah ſie bedeutungsvoller an.

— Als ein alter und genauer Freund Ihres Vaters wird mir eine kleine Vertraulichkeit wohl geſtattet ſeyn, ſprach er endlich, und drückte ohne Umſtände einen feurigen Kuß auf den Mund, den er ſo eben gelobt hatte.

Wie ein elektriſcher Strahl durchzuckte es ſie; ſie ward feuerroth und hatte nicht das Herz, ſich über ſeine Dreiſtigkeit zu beklagen; doch erneuerte ſie jetzt wieder ihre Frage, nach dem Namen des Unbekannten.

— Nun für was halten Sie mich denn wohl? fragte er ſcherzend.

— Sie ſind wohl ein vornehmer Offizier? meinte ſie naiv.

— O nicht doch, ich gehöre gänzlich dem Frieden an, verſetzte er, ich kämpfe nur ſtets vermittelnd und verabſcheue jeden gewaltſamen Kampf. Halten ſie mich für einen Kaufmann? fragte er weiter.

— O nein, gar nicht! ſagte Henriette, Sie ſind gewiß etwas ſehr Vornehmes.

— So? wirklich? und wie vornehm bin ich denn wohl?

— Sie ſind mindeſtens ein Baron! antwortete Henriette, der der Scherz gefiel und die jetzt ihre Naivetät ein wenig abſichtlich ſpielen ließ, da ſie merkte, daß dies dem Herrn auch zu gefallen ſchien.

— Baron? o nicht doch! etwas Höheres, liebes Kind, ſagte der Fremde.

— Nun, dann ſind Sie wohl gar ein Graf! ſprach ſie, in der Weiſe fortfahrend, wie es in den ländlichen Scenen auf dem Theater zu geſchehen pflegt.

— Auch nicht — noch höher hinauf! ſagte er, immer ſcherzend, und ſtand auf.

— Alſo Fürſt! rief ſie, die Hände vor's Geſicht ſchlagend, gerade als ob ſie die Margarethe in den Hageſtolzen ſpielte.

Darauf erfolgte keine Antwort und als ſie ſchnell die Hände vom Geſichte nahm, war der Fremde ſo leiſe fortgeſchlichen, daß ſie faſt an etwas Uebernatürliches denken mußte, oder daß das Ganze ihr nur geträumt habe, allein etwas Glänzendes, das auf dem Tiſche vor ihr lag, lenkte ſie alsbald auf andere Betrachtungen.

Großer Gott! was iſt das? ſchrie ſie voll freudigem Erſtaunen und hielt die ſchöne Broche mit blauen Steinen dicht zum Licht, um ſie recht genau in Augenſchein nehmen zu können.

Sie ſetzte ſich, um mit Muße ihren Gedanken über den Vorfall nachzuhängen. Ein Fürſt, ein alter Bekannter ihres Vaters — dieſer Beſuch zu ſo ungewöhnlicher Zeit — dieſe Ueberraſchung — das Geſchenk — das Lob ihrer Schönheit — der Kuß — indem ſie Alles dies ſich recht umſtändlich noch einmal verhielt, wagte ſie ſich's kaum zu geſtehen, daß dieſer Beſuch nur ihr gegolten habe, obgleich ihr die Gewißheit einleuchtete. Sie ſah ſich mit einem Male in eine Lage verſetzt, die von Vielen beim Theater geſucht und beneidet wird: die Geliebte eines reichen, vornehmen Mannes zu ſeyn.

Aber Alfred, mit ſeinen ſoliden Abſichten, fiel ihr dann ſchnell mit Centnerlaſt auf's Herz; Alfred mit ſeiner ehrlichen, aufrichtigen Neigung!

Es entſpann ſich ein ſeltſamer Kampf in ihrem Innern, deſſen Urſache ſie ſich noch nicht recht zu erklären vermochte.

— Und kann die Neigung eines ſolchen Herrn nicht auch ehrlich und aufrichtig ſeyn? ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Muß es denn gerade eine ſtarke, bewältigende Leidenſchaft ſeyn, die ihn antreibt? Wird er den Anſprüchen ſeines hohen Ranges entſagen und zu einem armen, unbedeutenden Mädchen herabſteigen? Er liebt mich — das heißt: er hat mich gern — weil ich die Tochter ſeines alten Freundes bin, dem er auf vielfache Weiſe verpflichtet iſt und deshalb hat er mir auch dieſes herrliche Geſchenk mitgebracht.

Sie betrachtete es mit lüſternen Blicken, indem ſie ſo dachte.

Das Theater währte an dieſem Abende lange genug und ſie hatte daher Muße, allein und ungeſtört nachzudenken und mit ſich zu Rathe zu gehen, wie ſie ſich in dieſer Sache zu benehmen habe. Ihre Schweſter erwartete ſie mit Ungeduld, um ihr die Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen und ſie um Beſtätigung oder Verwerfung ihrer Muthmaßungen zu befragen; dann verlangte ſie darnach, von ihrem Vater Aufſchluß über ſeine ungariſchen Bekanntſchaften zu erlangen, allein Alfred's Beſuch ſah ſie mit Bangigkeit, gleichwie einer Störung, entgegen. Ihm die Erſcheinung des Fremden zu verſchweigen, dazu fehlte ihr der Muth und die Uebung; ihm Alles zu erzählen, dazu hatte ſie gleichfalls nicht mehr Unbefangenheit genug.

Ihre Bangigkeit ſollte indeß nicht geſteigert werden, denn Alfred, der ſonſt nie fehlte, der jeden Abend, auch nach den angreifendſten Rollen ihr eine Stunde zu ſchenken pflegte, kam diesmal nicht. Sie hatte ihm zwar verſprochen, im Theater zu ſeyn, und war nun nicht gekommen, allein dies hätte ihn ja eher antreiben ſollen, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie freute ſich, eine Urſache zur Unzufriedenheit und — zum Schmollen zu haben, weil ſie dadurch eine Rechtfertigung für ſich hatte, die ihr ſo peinlichen Erörterungen wenigſtens noch vor der Hand zu unterlaſſen.

Während Henriette der Heimſuchung ſo ſchlecht widerſtanden hatte, war Alfred von einer inneren Qual beängſtigt. Auch er war gezwungen, zum erſten Mal, ſeit ihn die Liebe beſeligte, der Aufrichtigkeit zu entſagen und ſeiner Geliebten ein Geheimniß zu verbergen.

An jenem Abende, als er von Träumen ſeines nahen Glückes, von der Erfüllung aller ſeiner Wünſche heimkehrte, fand er ein armes, der rauhen Witterung zum Trotze, nur wenig bekleidetes Mädchen, an allen Gliedern zitternd und faſt in Wahnſinn befangen, an ſeiner Hausthüre kauernd. Bei ſeinem Nahen erhob ſie ſich zaghaft und ſchaute ihn mit den ſtarren Augen genau an, dann erheiterten ſich die ängſtlich zuſammengezogenen, bleichen Züge.

— Gottlob! ſeufzte ſie.

— Was iſt das? rief er entſetzt — Du, Erlinde, oder Dein Geiſt?

— Ich ſelbſt, ſagte ſie, ich bin zu Dir gekommen, weil ich weiß, daß Du mich nicht verſtoßen, nicht mein Verderben wollen wirſt.

Er ſtand erſchreckt vor ihr und war keines Wortes mächtig.

— So öffne doch, ſprach ſie, ich erfriere ja! laſſe mich doch eintreten in Dein Haus —

— Sage mir nur, wie kommſt Du her? was iſt Dein Begehren? fragte er wieder.

— O Gott! ſeufzte ſie. Nun kenn' ich alſo mein Geſchick! Gut! Nur eine Unterredung will ich, dann geh' ich wieder fort! Bitte, laſſ' mich ein!

Er öffnete die Thür und leitete ſie bei der Hand, hinter ſich her, die ihr unbekannten, finſtern Stiegen hinauf, die zu ſeinem Zimmer führten; ihre Hand lag kalt wie Eis in der ſeinigen und ihn durchrieſelte ſchauervolles Entſetzen.

— Von der höchſten Glückſeligkeit zu dieſer Nacht des Elends! wer glaubte das wohl? rief es in ihm.

Der Leichtſinnige, Ungetreue! und ſaß er denn nicht jetzt dem Mädchen gegenüber, das ihn einſt ſo zauberhaft umſtrickte, daß er die ganze Welt um ihren Beſitz gegeben hätte? Sie war ihm gefolgt, wie das

Eiſen dem Magnete folgt, aus innerem Triebe, aus unwiderſtehlichem Hange. Wie rührend war ihr Anblick, wohl gemacht, alle Regungen des ſüßeſten Mitgefühls in der Bruſt eines Jünglings hervorzurufen. Sie war ihren Eltern entflohen, unbekümmert, welche Folgen es für ſie haben könnte. Nach Alfred's plötzlicher Abreiſe empfand ſie erſt, daß es die Aufgabe ihres Lebens war, ihm anzugehören. Sie trauerte nicht um ihn, denn ſie entſchloß ſich, ihn einzuholen. Der Vorſatz beſchäftigte ſie fortwährend, und als ſie von einem vorüberreiſenden Schauſpieler ihres Geliebten jetzigen Aufenhalt erfahren hatte, ſchob ſie die Ausführung ihres Planes nicht länger auf.

Nachts hatte ſie das Wirthshaus verlaſſen, wo ihr Vater mit ſeiner Familie nach gewohnter Weiſe eingekehrt war. Sie war nach dem Fluſſe gegangen, der vom Herbſtregen, wild angeſchwellt, an dem Dorfe vorüberfluthete, dort hatte ſie auf einem Steine ihr großes Umſchlagetuch und ihren alten Strohhut zurückgelaſſen, um denen, die es finden würden, die Ueberzeugung zu geben, daß ſie wirklich das Leben im Waſſer aus unglücklicher Liebe geendet, wie ſie es in einem Schreiben an ihren Vater bekannt hatte. Sie glaubte ſo allen Nachſtellungen entzogen zu ſeyn.

— Und wenn ſie auch um mich Thränen vergießen und mich als eine Todte betrauern, es iſt ja doch einerlei, ſo ſchloß ſie ihre Erzählung, die ſie Alfred machte, für ſie bin ich verloren, da Du nicht bei uns weilen mochteſt. Dir gehör' ich an und hier bin ich! entſcheide über mein Schickſal, mache mit mir, was Du willſt!

In Alfred's jetziger Lage hatte er nicht Muth und Kraft, dieſe heldenmüthige Hingebung des reizenden Mädchens zu faſſen und zu würdigen; ſeine unvermuthete Ankunft ſtürzte ihn nur in die unbeſchreiblichſte Verlegenheit. Zuerſt unternahm er es, ſie auf das Unſtatthafte ihres Verweilens in ſeiner Nähe aufmerkſam zu machen und ermahnte ſie, ihrem Vater den Kummer zu erſparen und zu ihm zurückzukehren. Er ſtellte ihr vor, daß es doppelt Unrecht ſey, den Fluch der Eltern auf ſein unſchuldiges Haupt zu laden, die ihn als den Urheber ihres Unglücks betrachten müßten, während er durch ſeine ſchnelle Abreiſe ein Band- habe gewaltſam trennen wollen, das ihnen Beiden ſeit dem erſten Augenblicke mit Unheil drohte. —

So ſprach er zu ihr mit den eindringlichſten Worten; ſie aber hörte ihn nicht.

— Ich weiß Alles! rief ſie ſchmerzhaft. — Nicht nur, daß Du mich nicht liebſt, daß Du mein raſches

Handeln verabſcheuſt — Du liebſt eine Andre! ja — Du haſt eine Braut! ich weiß es! Die reiſenden Schauſpieler haben es auch bei uns erzählt und das brachte mich faſt zum Wahnſinn — ich mußte meiner Qual ein Ende machen — ich mußte zu Dir reiſen, um Deine Braut zu ſehen — — —

Alfred ſah die Aufregung und ſagte nichts. Dann aber ſprach er freundlich und begütigend zu ihr:

— Da Du es durchaus willſt, ſo magſt Du denn bleiben! Ich werde Dir Morgen mit dem Früheſten ein Stübchen in der Vorſtadt miethen, wo Du ſtille wohnen kannſt.

Sie küßte ihm die Hände und verſprach Alles zu thun, was er verlangen würde, nur das müſſe ſie ihm verſagen, ihn zu verlaſſen: das könne ſie nicht.

— Und wirſt Du mich auch täglich ſehen? ſprach ſie dann leiſe, ihm vertrauender wieder in die Augen blickend.

Er antwortete ein dumpfes, trübes Ja, und es war ihm ſeltſam und wunderbar zu Muthe, wie er das ſchöne Kind ſo gänzlich ſeiner Rückſicht überlaſſen ſah. Sie entſchlief beruhigt und er trat ſcheu zurück vom Lager, das er ihr eingeräumt hatte und legte ſich in's Fenſter mit bangem Vorgefühl in die Zukunft blickend. —

Henrietten gab ihre Schweſter den Rath, nur mit vorſichtiger Zurückhaltung Alfred Mittheilung des Vorgefallenen zu machen, dem Vater aber noch Alles zu verſchweigen. Sie war überzeugt, daß die alte, ungariſche Bekanntſchaft nur ein Vorwand war, die neue deutſche anzuknüpfen. Die Wahl der Stunde, wo man Henriette allein im Hauſe wußte, das Geſpräch, das Geſchenk — dies Alles konnte über Grund und Zweck des Beſuchs, für ſie, die Erfahrenere, keinen Zweifel mehr laſſen.

— Du haſt Dein und unſer Glück in der Hand, Jette, ſagte die ältere zur jüngern Schweſter. Es kommt nun Alles darauf an, dem gütigen Geſchick ein wenig entgegen zu kommen und das Ganze mit Klugheit zu einem guten Ende zu leiten. Ich hoffe, Dir darin beiſtehen zu können. Den Vater könnte eine ſogenannte ſolide Verſorgung, die er ſtets mit uns im Auge hat, davon abhalten, Dein Glück zu betreiben, und das, was uns Gutes daraus erwachſen kann, aus dem rechten Geſichtspunkt zu betrachten. Wenn der reiche Fürſt Dich wirklich liebt und für Dich etwas thun will, ſo wirſt Du keine Närrin ſeyn und dieſe Gunſt verſcherzen.

— Und was wird dann mit Alfred? fragte Henriette.

— Iſt das unſere Sorge? warf die Schweſter ein.

— Er liebt mich ſo innig — er meint es ſo gut mit mir! ſprach die Andere.

— Du mußt ihn hinhalten! —

Dann unterrichtete ſie Henriette, wie weit ſie in ihrer vertraulichen Mittheilung gegen Alfred gehen könne.

Er kam aber auch am nächſten Tage nicht. Zuerſt hatte ihn die Sorge um Erlindens Wohnung zu ſehr in Anſpruch genommen, dann dieſe Sorge ihm einen ſo düſtern Ausdruck aufgeprägt, daß er glaubte: ein Jeder könne ſein Geheimniß ihm aus den Augen leſen, und er wagte es daher nicht, vor Henrietten zu erſcheinen, die ſich ſein Ausbleiben nicht zu erklären wußte, und nur den Zufall pries, der es für ſeine und ihre Stimmung gerade ſo günſtig verhängte.

Fürſt *** war mit dem Erfolge des erſten Beſuches zufrieden. Als genaueſter Kenner ſah er, daß hier zwei Elemente vereinigt waren, die einen nicht ſchweren Sieg verhießen; dieß waren Unerfahrenheit und Hang zur Koketterie. Hiezu miſchten ſich noch Armuth und Hilfsbedürftigkeit, um in dem reichen Manne zugleich einen Retter erblicken zu laſſen, der vielem Drückenden abhelfen werde.

Am andern Morgen wurde der Hausintendant nach dem nahe gelegenen Waldſchloſſe des Fürſten abgeſandt, um Alles zum bevorſtehenden Empfange deſſelben würdig vorzubereiten.

Dreizehntes Kapitel.

— Vom Antlitz glich es einem Biedermann,
Und ließ von außen Mild' und Huld gewahren,
Doch dann fing die Geſtalt des Drachen an —

Dante.

Unter den Offizieren, die Alfred das ernſte Verhältniß mit Henrietten ſo übel genommen, weil er ihnen dadurch einen angenehmen Vereinigungspunkt geraubt hatte, befand ſich auch ein verabſchiedeter, der in dem Beſuche des Kanter'ſchen Hauſes mehr ſah, als eine vorübergehende Unterhaltung nach beendigtem Schauſpiel. Er war älter als die Uebrigen und übte deshalb eine Art von Herrſchaft über die Andern aus. Dieſer Mann hegte Hoffnungen in Bezug auf das junge Mädchen, die durch Alfred's Dazwiſchentreten plötzlich Alle zu ſcheitern drohten.

Man kannte ſeine Herkunft nicht, doch ſagte er ſelbſt — wie es auch ſein Name zeigte — daß er aus England ſtamme. Er nannte ſich Baronet Johnſon. Er war für ſein Alter noch ſehr rüſtig und zu allen

Genüſſen befähigt und aufgelegt, wie ſie die Jugend liebt. Dies wies ihm in der Geſellſchaft jüngerer Militärs ſeine Stelle an, die er nicht nur ganz gehörig auszufüllen wußte, ſondern ſich ſogar darin ſo behauptete, daß er bald in allen kritiſchen Fällen um Rath gefragt wurde, allen Verſammlungen präſidirte, allen Veranſtaltungen durch ſeinen Beitritt erſt Sanction ertheilte, und ſo — mit einem Worte — die erſte Stimme hatte.

Um dieſes ſtolze Vorrecht ſich zu erhalten, mußte Baronet Johnſon bemüht ſeyn, ſich im Wiſſen von Stadtneuigkeiten ein Uebergewicht über die Andern zu verſchaffen; man durfte ihm nichts Neues mittheilen, was nicht ſchon längſt ihm zu Ohren gedrungen war. „Wer will dem Baronet wohl Etwas erzählen?“ das war der ſtete Refrain, den man von ſeinen Geſellſchaftern hörte. Das Reich der Neuigkeiten, welches er ausbeutete, hatte aber die ausgedehnteſten Gränzen, und erſtreckte ſich von neuen Auſtern und Perigordtrüffeln, die der oder jener Reſtaurant erhalten hatte, von neuen Bonmots und Proben der Modiſten, von Zänkereien der Literaten untereinander und Garderobengeſchwätz, bis zu den Geheimniſſen der Familien, den Zerwürfniſſen der Gatten, der Zerrüttung der Vermögensumſtände, der ernſteſten und ſchwerſten Dinge, von denen das Wohl oder Weh der Menſchen abhing. Wie er ſich in den Beſitz ſolcher Geheimniſſe brachte, blieb ein Räthſel, man glaubte an ein weit verzweigtes Beſtechungsſyſtem und an die dadurch hervorgerufene Spionage, in's Klare kam man darüber nicht, das war aber gewiß, daß der Baronet von dem Erlangten den boshafteſten Gebrauch machte, daß es das Verzeihlichſte ihm dünkte, das was er wußte an die große Glocke zu hängen, daß er ſich aber nur ſelten damit begnügte, ſondern noch allerlei verwerfliche und höchſt frivole Zwecke damit verband.

Sollte man nach dieſem nicht vermuthen, daß ein ſolcher Menſch, deſſen Weſen und Hantieren allgemein bekannt war, nicht wie die Peſt geflohen würde? Allein ſeltſam genug, er wurde geſucht; von dieſen aus Unterhaltung, von jenen aus gleichem Triebe, von andern endlich aus Furcht. Man glaubte ſich in ſeiner Nähe vor ſeinen Nachſtellungen geſchützt, man überredete ſich von ſeiner freundſchaftlichen Anhänglichkeit, man hoffte auf Schonung. Doch Niemand war, der nicht eine traurige Enttäuſchung dieſer Hoffnung zu erfahren gehabt hatte.

Der ſtets lärmende, ſchwärmende, ſich gern überhebende Kreis der jungen Offiziere, der Brennpunkt des geſammten Courweſens der Stadt, der ächte Liebeshof der Jugend, die Tafelrunde moderner Ritterlichkeit, und der Blumenflor des Leichtſinns und der Launenhaftigkeit, mußte unſerm Baronet, als der würdigſte Wirkungskreis ſeiner unwürdigen Unternehmungen erſcheinen. Die junge, glänzende, ſcandalſüchtige Welt war ihm das anhänglichſte Publicum; hier herrſchte keinerlei Furcht vor, ſondern man betrachtete ihn als das nothwendigſte Bindungsmittel allſeitiger Intereſſen.

In der Aufregung Einzelner war einige Male ſchon die Rede von Alfred und der an ihm zu nehmenden Rache geweſen, jenem jungen Schauſpieler, „der ſich mit einer unausſtehlichen Arroganz in beſtehende, Allen liebgewordene Verhältniſſe eindrängte“ — wie man ſich auszudrücken beliebte.

Das Leichteſte, was ſich hier zuerſt darbot, verwarfen jedoch die jungen Leute als ihrer unwürdig. Ein Schauſpieler iſt leider in dem Fall, von Jedem Beleidigungen erfahren zu können, die kein Anderer, ohne ſich Genugthuung zu verſchaffen, hinnehmen würde. Dem Schauſpieler wird aber Keine je zu Theil. Es iſt kein Tribunal, wo er das ungerechteſte, roheſte Betragen des Publicums einer Strafe unterwerfen laſſen kann, eben ſo wenig kann er aber einer muthigen Eingebung folgen, und ein ganzes Publicum vor die Klinge fordern. Edle Menſchen würden es aber nie über ſich vermögen -- ſelbſt wenn ſie noch ſo erbittert ſind — einen andern in die Verlegenheit zu ſetzen, für angethanen Schimpf ſich nicht Recht verſchaffen zu können; der Angriff auf ein Geſchöpf, von deſſen Wehrloſigkeit man im Voraus überzeugt iſt, erniedrigt; ſo dachten auch die jungen Offiziere, und verſchmähten es, ſchnöde Rache an dem Schauſpieler auf dem Theater zu nehmen, ſie wollten eine andere Gelegenheit dazu abwarten.

Bei Baronet Johnſon unterblieb die Rache im Theater aus andern Gründen. Es ſchien ihm zu banal, einen Schauſpieler auszupfeifen und auszutrommeln. Er hatte darin ſchon das höchſte geleiſtet, indem er einmal, als er noch diente — ſo verſicherte er — die Trommler und Pfeifer ſeines Regiments auf die Gallerie ſchickte, um einen gehaßten Komödianten militäriſch hinzurichten. Hier wollte er ein eigenes Exempel ſtatuiren; ſeine Bosheit ſollte ihn leiten, und ſein Scharfſinn ihm das Mittel überantworten. Ihn, den Eindringling, ſo wie ſie, die Flatterhafte, wollte er mit einem Streiche vernichten. Bei dieſer laut ausgeſprochenen Drohung ließ Johnſon es jedoch vorläufig bewenden. Man ſah ihn keine auffallenden

Schritte thun, keine neugierigen Fragen richten, und doch waren Alfred und Henriette der Gegenſtand ſeiner forſchenden Neugier, doch ſchmiedete er einen Plan zum Verderben Beider, zu dem ihm die Hölle ſelbſt ihre Glut lieh.

Plötzlich wurden über Henriette und Alfred verſchiedene Gerüchte wach, die ſich mit Blitzesſchnelle verbreiteten, und dieſe bis dahin von der Welt kaum beachteten Perſonen zum Gegenſtande des allgemeinen Geſprächs machten.

Es war aber nicht das Wahre an der Sache, nicht daß Alfred, der Schauſpieler, die Tochter des Muſikanten heirathen werde, ſondern es waren andere Umſtände, die im Publicum circulirten und die Aufmerkſamkeit Vieler erregten.

So hieß es, daß Alfred in geheimer Verbindung mit einem räthſelhaften Geſchöpfe lebe, das Niemand kenne, weil er es gleichſam hermetiſch verſchloſſen, in einem Hauſe der Vorſtadt verborgen halte, in ein Dunkel gehüllt, das keines Sterblichen Auge jemals durchdringen könne. Ueber das eigentliche Weſen oder Unweſen dieſer Verbindung könnten natürlich nur Vermuthungen ſtatt finden, dieſe aber führten auf ſchauervolle Reſultate. Das Geringſte, was angenommen wurde, war ein vorwiſſentlicher Inceſt, und Alfred traf ſchon — ehe er noch eine Ahnung davon hatte — die Verachtung, mit der die Geſellſchaft einen Uebertreter der heiligſten Naturgeſetze überſchüttet. Niemand fand ſich, der dem Angeklagten das Wort redete, aber Viele waren da, die ihn auf die bloße Sage hin verdammten.

Boshafter und unbegreiflicher war aber dasjenige, was ſich über Henriette, erſt heimlich verbreitete, dann wie ein Lauffeuer überall hinflog, wo ſich für dergleichen Gerüchte willige Ohren fanden.

Man ſagte ſich nemlich, daß das bis jetzt ſo züchtig thuende Mädchen auf dem Punkte ſtand, die erklärte Mätreſſe des ausſchweifenden Fürſten von *** zu werden, daß ſich aber alles wieder zerſchlagen habe, als der Liebhaber vernommen — nicht daß ſie die verlobte Braut eines jungen ehrlichen Mannes ſey — das würde den reichen Wüſtling von ſeinem Verführungsplane nicht abgehalten haben — nein! ſondern, daß es eine Kupplerin in der Stadt gebe, zu der ſich die Choriſtin Kanter verfüge, um ihre Reize, dem, der dafür bezahle, ohne Rückhalt Preis zu geben.

Als den Offizieren dieſe Geſchichte zugetragen wurde, ſahen ſie ſich mit einem Male an dem Ziele ihrer Wünſche. Das gemeine, heuchleriſche Geſchöpf, das ihre Anträge ſo oft zurückgewieſen, das dann wie zum Spott ein ernſtes Verhältniß einging, war jetzt in ſeiner Frechheit entlarvt, und konnte ſeinem bevorſtehenden Untergang nicht mehr entrinnen.

Aber das auf ſo fürchterliche Art gebrandmarkte Paar hatte noch keine Ahnung von den Schrecken, die es bedrohten.

Zu dem Entſetzlichſten, was die Laufbahn des Schauſpielers, mehr als die eines jeden Andern, umgibt, gehört die Leichtigkeit, mit der ein Jeder es wagt, und ungeſtraft wagen zu dürfen glaubt, ſeinen Leumund anzutaſten. Kein Märchen iſt albern, keine Combination fabelhaft genug, um nicht augenblicklich Glauben zu erringen, wenn ſie ſich nur auf einen Schauſpieler bezieht. Bei ihm bleibt ſie haften, und wird ohne Urtheil und Recht anerkannt, während man ſie bei jedem Andern, entweder mit Spott oder mit Verachtung zurückweiſen würde. Zuerſt heftet ſich die Verläumbung an Geburt und Abſtammung des Schauſpielers, dann an ſeine frühere Beſtimmung dann an ſeine Liebes- und ſonſtigen Verhältniſſe. Iſt der Künſtler durch die Umſtände genöthigt, Etwas von dem Allen der Oeffentlichkeit zu entziehen, ſo iſt der Unberufenſte darüber her, es aus eigenen, völlig unzulänglichen Mitteln zu ergänzen; will der Künſtler um der Verläumbung die Gelegenheit abzuſchneiden, Alles offenbaren, ſo zeiht man ihn mit Willkühr der Lüge, und ſchiebt ihm gehäſſig Zwecke unter, an die er nicht denkt.

Wahr iſt es, daß Schauſpieler manches dadurch verſchulden, daß ſie lügenhaft prahlen, ihre Verhältniſſe in einem nie erlebten Glanze darſtellen, und ſo die Glaubwürdigkeit verſcherzen, aber ſtets geſchieht dies aus einer Art leichtſinnigen Uebermuthes, und verdiente wohl deßhalb keine härtere Strafe als Nichtbeachtung oder Gelächter. —

Es konnte nicht fehlen, daß die Verbreitungen über Alfred und Henriette auch bald zu ihren Kollegen drangen, und es war natürlich, daß dies früher geſchah, als ſie zu den Schlachtopfern der Verläumdung ſelbſt gedrungen waren. Während nun die erſten und beſſern Mitglieder noch unter ſich zu Rathe gingen, welcher Ausweg hier in Bezug auf den jungen Menſchen zu nehmen ſey, war das Chor leichtfertiger Mädchen, zu dem Henriette gehörte, bald damit fertig, was es zu ergreifen hatte.

Alfred war indeß von ganz anderer Sorge niedergedrückt, und nur die Kunſt, die er jetzt mit größerer Liebe und mit wachſender Zuverſicht trieb, ſo wie ſein Verhältniß zu Henriette, erhielten ihn aufrecht. Nur ſpärlich ging er nach dem Häuschen in der Vorſtadt, wo Erlinde wohnte, und nur in der Abſicht, ſie von einem übereilten Schritte abzuhalten, oder aus Furcht, daß ſie ſich entdecken könne.

Wenn er auch ſchon oftmals auf den Gedanken gekommen war, ſich nach Bodenlos' Aufenthalte zu erkundigen, und ihn von Allem zu unterrichten, ſo hielt ihn doch wieder eine Scheu davon zurück. Wer hätte ihn wohl von dem Einverſtändniſſe freiſprechen mögen, wer hätte nicht mit dem Rechte der Wahrſcheinlichkeit behaupten können, er wählte jetzt dieſen gewaltſamen Ausweg, um ſich von einer Ueberläſtigen zu befreien, deren Umgang ihm keine Luſt mehr zu bereiten im Stande ſey? Dann auch wußte er, daß dieſer Vorſatz, von ihm ausgeführt, die Arme noch unglücklicher machen würde, als ſie ſchon war, da in dieſer Verborgenheit ihn dann und wann nur zu ſehen und zu ſprechen, Alles war, worauf ſie ſich nunmehr, in freiwilliger Entſagung beſchränkte. Denn er hatte ihr ſeine Liebe zu Henriette offen geſtanden, er mußte es thun, um ſein Herz wenigſtens nach dieſer Seite hin von der drückendſten Qual zu befreien.

So mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Geheimniß beſchäftigt, ſchenke er weniger als je den um ihn ſich zutragenden Ereigniſſen Aufmerkſamkeit, wenn ſie nicht in der unmittelbarſten Berührung zu ihm ſtanden, und ſelbſt das etwas veränderte Betragen Henriettens war ihm nicht beſonders aufgefallen — bis daß eines Tages ſein Freund Mocker, in der ihm eigenen harmlos ſcherzhaften Weiſe, ihn aus ſeiner Befangenheit weckte.

Alfred war eines Unwohlſeyns wegen zu Hauſe geblieben; Henriette war in einer neuen Oper beſchäftigt. Es mochte ungefähr nach dem erſten Acte ſeyn, als Mocker ſeinen kranken Kollegen beſuchte.

— Ei, fing er an, Du biſt ja wohl gar nit eiferſüchtig, daß Du wegen 'a Biſſel Kopf- oder Bauchſchmerzen derheim bleibſt, während Dein' Amourſchaft Alles im Theater überglänzt und überſtrahlt.

Alfreds Augen leuchteten.

— Nimmt ſie ſich gut aus in dem neuen Coſtüm? fragte er. Sie hat es mir beſchrieben, es muß ſehr geſchmackvoll ſeyn.

— Ach was, neues Coſtüm! fuhr jener fort. Das hat ihr die Direction nit geliefert — das kann ihr keine Direction der Welt nit liefern. Aber ſag' mir nur Eines, um Gottes Willen! haſt Du einen reichen Nabob umgebracht, oder biſt Du ſelbſt ſo reich, daß Du Deinen Mädel ſolche Präſenten machen kannſt?

Alfred's Neugier war auf's Höchſte geſpannt, und er bat den Freund, ſich kurz und deutlich zu erklären.

— Nu, ſprach dieſer, hat die Kanter heunt nit an Schmuck, wie a Prinzeſſin, ſo will ich gar nix heißen. Die Andern hab'n Alle a Neid zu'n Zerplatzen! Ich ſag' Dir, Türkoiſen, ſo dick wie die Saubohnen und Perlen dazwiſchen wie die Erbſen —

— Du ſcherzeſt, ſagte Alfred unruhig.

— Ich ſcherz' nit, entgegnete jener.

— Falſcher Theaterſchmuck!

— Ah bah! was! falſcher Theaterſchmuck! Aecht und gut. I weiß auch, was ächt und falſch iſt; ich bin ja ein Juwelier meines Zeichens, und war im erſten Gewölb am Graben, eh' ich zu'n Theater nur gerochen hab'!

Alfred erinnerte ſich jetzt, daß ihm Henriette vor mehren Wochen von einem Schmucke geſagt hatte, der ihr unter der Hand zu einem äußerſt billigen Preiſe angetragen worden wäre, daß ſie ihn aber trotz der billigſten Bedingungen nicht zu kaufen im Stande ſey. Sollte ſie ihn nun doch gekauft haben? Aber warum dies vor ihm verheimlichen? Warum den Schmuck zum erſtenmale umhängen, wo er abgehalten iſt, ſie darin glänzen zu ſehen? War es ein Schmuck vielleicht, den ſie ſtets vor ihm verborgen halten mußte, und den die Eitelkeit ſie dennoch antrieb, in unbelauſchten Momenten der Welt zu zeigen?

Dieſe Gedanken folterten ihn, dann aber dachte er wieder: wie iſt es möglich, ein ſolches Eigenthum vor den Augen des Gatten ſtets verbergen zu können? und er tröſtete ſich damit, am andern Morgen eine genügende Löſung dieſes Räthſels von Henrietten ſelbſt zu erhalten.

Mocker, den das Ende der Oper wieder in's Theater zog, verließ Alfred keineswegs in ſolcher Ruhe, wie der äußere Schein verhieß. Innerlich folterte ihn ein nie gefühlter Argwohn. Er hielt ſich Henriettens Betragen während der letzten Tage recht klar vor Augen, und es fielen ihm dabei einige ſcheinbare Kleinigkeiten ein, die jetzt mit dem vor ihm geheim gehaltenen Beſitz eines koſtbaren Schmuckes, eine ſeltſame Bedeutung gewannen.

Hatte er doch vor nicht gar langer Zeit zum erſten Male von einer alten Tante gehört, die in der Nähe auf dem Lande wohnte, und ſich nach Henriettens Umgang ſehne; hatte ſie ihm doch geſagt, daß ſie von nun an recht oft um ſie ſeyn müſſe, ſo oft als es ihr der Dienſt bei der Bühne geſtatten würde; war ſie doch ſchon ein Paarmal unter dieſem Vorwande abweſend geweſen, und hatte dann immer einige hübſche kleine Geſchenke mitgebracht. Die Tante konnte auch den Schmuck geſchenkt haben; wenigſtens lag dies nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Ein andersmal hatte Alfred von einem Italiener, der unweit von Kanter's Hauſe ein neues, ſehr elegantes Kaffeehaus nach Art ſeines Vaterlandes errichtet hatte, einige Gläſer römiſchen Punſch holen laſſen, und auf die Frage, wie er Henrietten ſchmecke, ſagte ſie: daß ſie ihn ſchon beſſer getrunken habe. Dies war damals ſchon Alfred aufgefallen, da eine ſo genaue Bekanntſchaft mit dergleichen Dingen ihn auch auf andere frühere Bekanntſchaften leiten mußte. Jetzt dachte er darüber weiter nach und aus dieſen faſt ſchon vergeſſenen Umſtänden bildete ſich eine Kette folternder Vermuthungen, die am Ende in den großen Ring Untreue zuſammenliefen. Dieſer Ring umſchloß Alfred's fiebernden Kopf mit eiſerner Gewalt; es war ein Bann, aus dem er ſich nicht zu befreien vermochte; was er empfand, iſt nicht zu beſchreiben; es war der Wahnſinn, der furchtbarſte Wahnſinn, der den Menſchen befallen kann, die Eiferſucht.

Er ſprang in die Höhe, und kleidete ſich an; es trieb ihn in's Theater; was er eigentlich dort wollte, ſchwebte ihm nicht deutlich vor, denn er war keines zuſammenhängenden Gedankens fähig. Den Nebenbuhler wollte er ſehen, für den die Falſche den Schmuck, das koſtbare Geſchenk angelegt hatte.

Er eilte auf die Straße, die rollenden Wagen zeigten ihm bald, daß das Theater aus war. Er wollte zu Kanter, um dort ihre Heimkehr zu erwarten. Wie ein verderbenbringendes Raubthier umkreiſte er das Haus, und hatte nicht das Herz, ſich in das Zimmer an den Tiſch zu ſetzen, wo er ſo oft mit ihr geſeſſen. Plötzlich hört er ihre Stimme; er preßt ſich in eine finſtere Mauervertiefung, um ſie unbemerkt vorbeizulaſſen. Sein Athem ſtockt, ſein Blut wallt feurig wie in der Fieberhitze. —

— Ich werde ihn ſehen, ſpricht es in ihm, an ihrem Arme werde ich ihn ſehen, den Schmuckſpender, mit dem ſie Eispunſch getrunken, der mir ihre Liebe geraubt hat!

Da kam ſie her an dem Arme ihrer Schweſter, kein Mann war in der Nähe. Aber ſie weinte und ſchluchzte laut. Was hatte ſich zugetragen? — Alfred zögerte, ihr zu folgen, und als er im Hauſe bei dem Dienſtmädchen nachfragte, hörte er, daß die Mamſells ſchon ſchlafen gegangen ſeyen. In der heftigſten Unruhe begab er ſich nach Hauſe.

Vierzehntes Kapitel.

Eh noch durch Drohworte und Drang im Geiſte irr,
Betäubt das Herz, bleichen, verblühten Angeſichts,
Sie einem Unwürdigen ihren Leib hingibt — — —
— — — — —
Zieht ihnen nach eilig hinaus die Straße,
Daß nicht die Zeit ſchnell euch vorüberſtreiche!

Der Raub der Draupadi.

Am andern Tage erblicken wir Herrn Wagner mit beſorgter Miene beim Kaffee ſitzen. Die Pfeife will ihm nicht ſchmecken. Er ſcheint einen Beſuch zu erwarten, denn er verläßt oftmals den Tiſch, um an das Fenſter zu eilen, und kehrt dann immer wieder unter ſchweren Seufzern und kopfſchüttelnd zu ſeiner volleingeſchenkten Taſſe zurück.

Er erwartet Schneider, den Theaterdiener, dem er befohlen hatte, am frühen Morgen zum Regiſſeur zu gehen. Allein der Menſch blieb ihm zu lange aus, und dies erregte eben jene Ungeduld in ihm.

Endlich trat Schneider in's Zimmer, und wiſchte ſich den Schweiß ab.

— Kommt Herr Hoch? ſchnauzte ihm der Director entgegen.

— Der Herr Regiſſeur und die Frau Regiſſeurin ſchlafen noch.

— Hol' ihn der Teufel — was geht mich die Frau Regiſſeurin an? Ich frage, ob der Herr Regiſſeur Hoch kommt.

— Wann er ſchläft, Herr Director, ſo kann er ja nicht kommen — ſehen Sie! ſonſt müßte er ein Nachtwandler ſeyn —

— Einfaltspinſel!

— Danke gar ſchön!

— Hm! Er wird nachher hingehen müſſen, Schneider —

— Sehr wohl!

— Wo will er hin?

— Hin —

— Was ſoll das?

— Der Herr Director haben ja befohlen, daß ich hingehen ſoll —

— Nun — ſo laß er mich doch ausreden — weiß er denn, was ich ſagen wollte? Wo wollte er denn hin?

— Na — wie immer — ich weiß, was Sie immer ſagen — geh' er hin, wo der Pfeffer wächſt —

— Mit dem dummen Junge! Hör' er! Geh er zur Kanterin — das heißt ſpäter — wenn der Regiſſeur da war — und hole er ihre Chorſtimmen ab.

— Ach, Herr Director!

— Na, was iſt?

— Die armen Leute — ſie dauern mich ſehr —

— Ein liederliches Volk! War das geſtern ein ſauberer Abend.

— Mein Gott! weil das arme Ding den Schmuck anhatte? das ärgerte die Brut, und darum machten ſie ihr den Scandal. Wollen ſich nicht mit ihr in derſelben Garderobe anziehen — ſprechen von Anſteckung und Vergiftung —

— Es iſt entſetzlich! ſo lange das Theater ſteht, iſt ſo etwas nicht erlebt worden. — Es iſt Geſindel!

— Nicht ſo, Herr Director! Der Wurm bohrt am guten Holze, und die ſchlechten Früchte ſind es nicht, woran die Wespen nagen. Das iſt Neid — purer Neid. Die Jette hat 'nen reichen Liebhaber —

— Den Alfred?

— Ach was, Alfred! Man muß ſich nicht dümmer ſtellen als man iſt, Herr Director —

— Schlingel!

— Danke ſchön!

— Was iſt's mit dem reichen Liebhaber?

— 'n Fürſt — ein leibhaftiger Fürſt — den beneiden ihr die Andern und das iſt Alles! Ach, mein Gott! iſt denn Lieben ein Verbrechen? Bis jetzt gibt's denn doch noch Unterſchied der Stände in der Welt, und zwiſchen einer Nonne und einer Choriſtin muß denn wohl eine feine Linie gezogen werden. Was der Nonne unterſagt iſt, das iſt der Choriſtin erlaubt — ſollt' ich meinen — und wenn ſich die Jette von dem Fürſten curiren läßt — das heißt die Cour machen —

— Schwätzer!

— Wie ich vom Curiren ſpreche, ſo kommt auch ſchon der Doctor. Wie heißt's im Pfefferroſel? Lupus in fabula!

Der Theaterarzt, ein noch junger, elegant gekleideter Mann trat hier in das Zimmer, und der Director winkte Schneidern, hinauszugehen; der aber nahm dem Doctor den Hut aus der Hand, ſetzte ihm einen Stuhl zurecht, und ſagte leiſe:

— Seyn Sie einmal recht gut und menſchlich, Herr Doctor! von Ihnen hängt hier ſehr viel ab. Bedenken Sie, daß wir Alle ſterbliche Menſchen ſind — doch das müſſen Sie als Doctor am Beßten wiſſen!

Dann verließ er das Zimmer.

— Sie wiſſen? fing der Director an.

— Alles, erwiederte lächelnd der Arzt, indem er mit ſeinem Stocke den Staub von den Stiefeln klopfte.

— Das Volk verdient nichts Anderes, als daß man's wegjagt.

— Gemach! gemach!

— Eine Schande für die Anſtalt! Eine Schande für die Kunſt! Eine Schande für die Menſchheit!

— Sie nehmen die Sache zu ſchwer, werther Freund!

— Was ſagen Sie da? Wie kann man ſo etwas zu ſchwer nehmen? Iſt es nicht empörend — nicht allein, daß die Perſon den liederlichſten Wandel führt, ſo iſt ſie auch noch krank — ſchändlich krank?

— Es giebt keine ſchändlichen Krankheiten, mein Vortrefflichſter! Wir kennen chroniſche, acute, anſteckende, endemiſche, epidemiſche u. ſ. w., aber von ſchändlichen wiſſen die Lehrbücher nichts. Wär' ihr Wandel liederlich, ſo wär's freilich ſchlimm, aber die Krankheit wäre dann nur die ganz unſchuldige und natürliche Folge davon, die uns gar nicht in Verwunderung ſetzen darf. Wir haben übrigens Mittel, ſolche Krankheiten ganz radical zu curiren.

— Das mag Ihre Sache ſeyn, um das Mediziniſche kümmert ſich der Director nicht. Curirt oder nicht curirt — ich entlaſſe ſie Alle —

— Den ganzen Chor? das wäre doch ſchade! Sie könnten keine Oper mehr geben —

— Was, den Chor! Die Kanter'ſche Schlangenbrut — den Vater — die Tochter — Alfred —

— Dazu haben Sie nicht das Recht.

— Ich nicht das Recht? Das wollen wir ſehen —

— In den Theatergeſetzen iſt der Fall nicht vorgeſehen.

— Weil er zu ſchändlich iſt —

— Schon wieder mit ihrem Schändlich! Was iſt denn dabei? Mir kommt ſo etwas alle Tage vor.

— O, die verderbte Welt! Doch mir gleich! ſie müſſen fort. Die Ehre der Anſtalt, meine Ehre erheiſcht es.

— Sie machen das Uebel nur ärger. Vertuſchen iſt beſſer. Vor allen Dingen muß man wiſſen, was an der Sache iſt.

— Sie zweifeln? Alle Welt ſagt es —

— Alle Welt lügt oft. Es iſt eine Sündenwelt. Die erſte Ausſage kommt von einer Dirne, die beſtochen ſeyn kann.

— Wer ſollte das gethan haben? Wem ſollte ſo viel daran liegen, eine ſolche Lüge zu verbreiten, daß er ſich's ein Stück Geld koſten ließe?

— Wer? Die Frage iſt für Ihren Stand und für Ihr Alter ein wenig zu naiv, lieber Freund! Ich laufe noch nicht ſo lange mit dem Theater, wie ſie, aber ich ſehe weiter. Ihre Hitze droht Ihnen einmal wieder mit dem Verſtande durchzugehen. Eine Dienſtmagd wird kürzlich aus dem Kanter'ſchen Hauſe fortgejagt, weil ſie des Diebſtahls verdächtig iſt. Bald darauf erkrankt ſie an einer ſogenannten Galanterie —

— Schöne Galanterie, das!

— In Fällen, wo ſich unſere züchtige Sprache des Ausdrucks ſchämt, wollen wir der franzöſiſchen gern einige Rechte einräumen. Alſo die Dirne erkrankt; bei der Unterſuchung im allgemeinen Krankenhauſe ſagt ſie aus, ſie ſey von ihrer früheren Mamſell, der ſie ſtets die Sachen in's Theater getragen, angeſteckt worden —

— Ja und dieſe habe ihr eine Salbe mitgetheilt, um ſich damit einzureiben — vergeſſen Sie das nicht — das iſt gravirend.

— Gut, ſie zeigt die Salbe vor und es iſt Mercurialſalbe —

— Nun? und bedarf's noch mehr?

— Mein Himmel! was iſt damit bewieſen? Ich wette, daß die Dirne beſtochen war! hier iſt eine andre Hand im Spiele.

— Aber das Gerücht von der Kupplerin —

— Ja — das wäre etwas — aber auch hier

glaube ich nicht unbedingt; fände ſich nicht Jemand unter ihren Leuten, der den Verſuch wagen wollte?

Der Arzt, dem dieſe Unterredung, die dem armen Director den Schweiß auf die Stirne trieb, Spaß zu machen ſchien, nach der leichten Art, wie er das Ganze nahm, zu urtheilen, wurde hier von dem ſtürmiſchen Eintritt des Herrn Braun unterbrochen, deſſen Gattin eines der erſten Fächer bei der Bühne bekleidete.

— Was haben Sie beſchloſſen? was werden Sie thun? rief er erhitzt dem Director zu, als er kaum zur Thüre herein war.

— Was ſteht zu Dienſten, wertheſter Herr Braun, ſprach der Director, bitte Platz zu nehmen.

— Sehr verbunden, fuhr jener ſtehen bleibend fort, was ich zu ſagen habe, wird bald geſagt ſeyn. Meine Frau ſchickt mich her, um Ihnen anzukündigen, daß ſie die Bühne nicht mehr betreten werde, ſo lange die Kanter im Chore bleibt.

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo erſchienen die Männer faſt aller engagirten Frauen, um dieſelbe Anzeige zu machen; Andere ſandten ihre Erklärung ſchriftlich ein. Endlich kam die alte Hauptmann angewackelt. Sie trug einen großen Federhut und war ſtark geſchminkt.

— Was ſind das für Geſchichten? kreiſchte ſie, man iſt doch auch einmal noch jünger geweſen und wußte, was ſich für die Jugend ſchickt, aber ſich ſo zu vergeſſen — nein — ſo lange die Welt Welt iſt wurde ſo etwas nicht erhört. Iſt's denn wahr? Iſt's Wirklichkeit? Braun, Größer, Dicker, Hoch! Ihr Alle, ſprecht — ſoll ich's glauben? Haltet mich — ich fall' in Ohnmacht! Solch 'ne Perſon! Das fehlte noch! Die Kunſt lechzt nach Rache! Wenn das Menſch nicht fortgejagt wird, ſo bleibt keine honnette Frau mehr hier im Engagement, von den honnetten Mädchen noch gar nicht einmal zu ſprechen!

Nur wer den Director Wagner perſönlich kannte, wäre im Stande, ſich vorzuſtellen, was er bei dieſem Auftritte empfand. Er hatte oft ſchon den größten Verlegenheiten getrotzt, die auf ſeiner mit Dornen erfüllten Bahn, ſich ihm entgegengethürmt hatten; er war mit beſchwichtigenden Worten vor das Publicum getreten, wenn es raſ'te wie der Gebirgsſee am Tage Simon's und Judä und ſein Opfer haben wollte; er hatte die empörende Anmaßung bravirt, die perſönlichſten Angriffe zurückgeſchlagen, er hatte Muth, Klugheit, Geduld, Selbſtverläugnung bewieſen, hier aber ſchienen ihn alle dieſe trefflichen Eigenſchaften zu verlaſſen. Er war Willens geweſen, das, was man jetzt ſo einſtimmig von ihm forderte, von ſelbſt zu gewähren, allein er wollte ſich keine Conceſſion erzwingen laſſen; das ſtürmiſche Verlangen der einen Seite fordert bei feſten Naturen Hartnäckigkeit hervor, und dann hatte ihm der Doctor, in deſſen Einſicht er großes Vertrauen ſetzte, einiges Mißtrauen über ſeinen früheren Entſchluß erregt.

Seiner Verlegenheit kam der Doctor jetzt mit einem bizarren Einfall zu Hilfe, den er, ſich die Gruppe der Anſtürmenden von der Seite ſtill betrachtend, in ſich zur Reife gebracht hatte.

— Mein Herr Director, ſehr werthe Herren, hochverehrte Frau, ſagte er, indem er mit ſchlauem Blicke in die Mitte des Zimmers trat — erlauben Sie mir die Bemerkung zu wiederholen, die ich ſchon früher — als ich mit dem Herrn Director allein zu ſeyn die Ehre hatte — mir auszuſprechen erlaubte, vor allen Dingen muß man Beweiſe haben, ehe man verdammt —

— Beweiſe, Beweiſe! murrte Einer — was braucht's da noch langer Beweiſe?

— Hat ſie ſich nicht mit dem ausſchweifenden Fürſten *** eingelaſſen und weiß man nicht, wie's mit dem ſteht? rief der Andere.

— Und ſitzt nicht der junge Menſch, der Alfred, jede Nacht bei ihr? der Dritte.

— Alles das beweiſt noch nichts — warf der Doctor ſtandhaft ein. Ein giltiger Beweis kann in ſolchem Falle nur auf den Grund und Boden der Wiſſenſchaft geführt werden.

— Was hat die Geſchichte mit der Wiſſenſchaft zu thun? riefen Alle, den Doctor neugierig anglotzend. Da ſprach dieſer:

— Mamſell Kanter muß ſich unterſuchen laſſen —

Die Männer ſtutzten. Die Hauptmann hielt das Schnupftuch vor die Augen.

— Mir wird ſchlimm! ſchrie ſie.

— Ja — hm! nahm der Director das Wort und ſein gewöhnliches Schmunzeln erſchien wieder tröſtlich auf ſeinen Lippen — der Doctor hat wahrhaftig recht; es fragt ſich nur, von wem und in weſſen Beiſeyn die Unterſuchung geſchehen ſoll?

— Von wem? von wem anders, als vom Theaterarzt. In weſſen Beiſeyn? A huis-clos, mon cher!

— Was iſt das? fragte einer von den Schauſpielern.

— Ich will's nicht wiſſen! ſchrie die Hauptmann, verſchämt ſich die Ohren zuhaltend, die hinter dem Franzöſiſchen eine neue Unanſtändigkeit vermuthete.

— Das heißt: bei verſchloſſenen Thüren, entgegnete der Doctor kalt. Das ausgeſtellte Zeugniß des Theaterarztes muß in dieſem Falle, wie in jedem andern dieſer Art genügen —

— Dieſer Art? fragte die Hauptmann höchlich entrüſtet. Und wann wäre ein Fall dieſer Art ſchon vorgekommen?

— Krankheit iſt Krankheit in unſern Augen, ſprach ernſt der Arzt, ſie mag von der oder jener Unmäßigkeit herrühren. Ein verdorbener Magen iſt im Ganzen nichts Anderes, Madame Hauptmann, woran Sie ſelbſt ſo häufig zu leiden haben. Die Art des Genuſſes macht, mediziniſch betrachtet, keinen weſentlichen Unterſchied.

— Fürchterlich!

— Aber wahr! ſetzte Mocker hinzu, der im Eintreten die letzte Rede des Doctors gehört hatte und draußen ſchon von der Verſammlung und ihrem Zweck durch Schneider unterrichtet worden war.

— Und wenn Ihr Zeugniß auch noch ſo günſtig ausfiele, ſchrie wieder die Alte, ſo kann man uns doch nicht zumuthen, mit einer ſolchen unterſuchten Perſon aufzutreten.

— So? fragte der Doctor ſehr ernſt und ſah forſchend nach dem Director.

— Ah — das wäre wohl man Spaß, Madame, ſagte hierauf dieſer, dann könnten Sie nichts mehr einzuwenden haben. Fällt das Atteſt gut aus, dann ſteht die Kanterin ja wie 'ne Heilige da —

— Nicht ſo ganz — nahm Braun, der in der groben Art etwas von ſeinem Namensvetter dem Bären an ſich trug, das Wort — nicht ſo ganz — dann bliebe noch immer der andere Punkt wegen des Beſuchs bei der Kupplerin in Erwägung zu ziehen — und auch dies wäre zu unterſuchen —

— Iſt ſchon geſchehen, fiel Mocker ihm in die Rede.

Alle ſahen ihn groß an.

— Gräuel häufen ſich auf Gräuel! rief die Hauptmann aus. Was müſſen meine Ohren hören!

— Sie zeigen große Characterſtärke, daß ſie bleiben, ſagte der Director.

— Sprechen Sie? Wie? drängte ungeduldig der Arzt.

— Sobald ich davon hörte, erzählte Mocker, daß die Kanter ſich ſollte — na, Sie nehmen mir's nicht übel, daß ich's gerad' herausſage — daß ſie ſich ſollte beſtellen laſſen, that mir zuerſt der junge Menſch, der Alfred, ſehr leid, weil er wirklich ſehr ein guter Menſch iſt und das Mädl unausſprechlich liebt. Ich nehm' mir daher kurz und ſcharf vor, die Sache ſelbſt im Stillen zu unterſuchen —

— Schon wieder eine Unterſuchung! ſchrie die Hauptmann.

— Weiter! Weiter! rief der Arzt.

— Weil mich die ganze Stadt kennt, hab' ich mir 'n Bart aufgeklebt und ein Peruck'n aufgeſetzt, dann hab' ich mich ein wenig dicker gemacht, als ich von Natur bin und hab' mir 'n Anſehn gegeben, als wenn ich ein ſchon ältlicher, abgedankter Offizier wäre, der vom Land hereinkommt und ſich hier in der Stadt 'n guten Tag machen will. So geh' ich zu dem Weib hin. —

— Verſchonen Sie meine Ohren! ſchrie die Hauptmann.

— Da is nix zu verſchonen, warf Mocker ein. Glauben Sie, daß ich da bin, Unanſtändigkeiten zu erzählen? Doch — damit ich's kurz mach'! Ich bin dreimal dort geweſen —

— Dreimal? riefen die Männer.

— Dreimal, wie ich ſag', wiederholte Mocker, und jedesmal hat mir das Weib verſprochen, daß ich das nächſte Mal die Kanter gewiß finden ſollte.

— Alſo doch! ſchrie die Hauptmann entſetzt.

— Ja, hören Sie nur! aber wie? Jedesmal hatte ſie eine andere Ausrede. Bald konnte ſie nit dort ſeyn, weil ſie auf die Prob' gemußt, dann war ſie krank, das dritte Mal hat ſie ſich wieder anders ausgeredt —

— Schändlich! ſchändlich! rief der Arzt.

— Aber immer hat ſie mich zu einer Andern führen wollen und ſo iſt mir's denn bald klar geworden, daß die Canaille blos den Namen von dem armen Mädl mißbraucht, um ſich Kundſchaft zu verſchaffen. — Endlich —

— Nun? Endlich? riefen hier wieder Alle, auf's Höchſte geſpannt.

— Nun werdet Ihr's hören! ſchrie die Hauptmann.

— Endlich beſtellt ſie mich auf dieſen Nachmittag um drei Uhr —

— Um drei Uhr Nachmittag!

— Da ſollt' ich, ſagte ſie, gewiß nit vergebens gegangen ſeyn —

— Das wäre doch entſetzlich!

— So klar die Lug' is, daß die Kanter nach Tiſch drei Uhr zur Kupplerin gehen wird, ſo bin ich doch bereit, mich hin zu verfügen. Aber allein geh' ich jetzt nicht, das iſt ausgemacht. Mein Freund, der Polizeicommiſſär, geht mit, natürlich auch Incognito. Hat ſie uns aber dann wieder zum Beßten gehabt, dann wird ſie auf der Stelle arretirt und die Wahrheit muß eclatant werden.

— Die Geſchichte iſt gräßlich! nahm der Arzt das Wort. Ich wünſchte faſt, ſie wäre luſtiger ausgegangen; denn was iſt's am Ende um ein gefallenes Mädchen mehr oder weniger! Das iſt etwas ſehr Alltägliches. Hier aber liegt eine Bosheit zu Grunde, die nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Eine horrende, gräuelvolle Bosheit! Wir müſſen ihr völlig auf die Spur kommen. Herr Mocker, Sie werden dieſen Nachmittag ihrer Beſtellung nachkommen; ich werde mich zur Unterſuchung verfügen. Wie oftmals eine gefährliche Operation allein vom Tode erretten kann und man ſich ihr, ohne Schmerzen und neue Gefahren zu fürchten, troſtvoll ergiebt, ſo auch hier. Die Operation, die wir vorhaben, ſoll einer Unglücklichen die verlorene Ehre wiedergeben, und iſt die Ehre nicht mehr wie das Leben? Iſt ein Leben der Schande noch Leben zu nennen?

— Mit der wiedererlangten Ehre wird es doch noch ſehr problematiſch ausſehen — meinte Dicker.

— Nach einer ſolchen Unterſuchung! rief Größer.

— Nachdem ſolche Gerüchte über ſie im Umlauf waren — ſchrie die Hauptmann auf gewöhnliche Weiſe.

— O mai! ſagte Mocker, liebe Frau von Hauptmann, haben Sie ſich doch nit ſo! wenn Sie wüßten, was Ihnen die umlaufenden Gerüchte Alles nachſagen, Sie könnten wahrhaftig nit die Augen mehr aufſchlagen —

— Was? wer? wie? was kann man mir nachſagen? ſchrie die Alte.

— Oh, fuhr Mocker ſehr gelaſſen fort, meine liebe Frau von Hauptmann, ich könnte Ihnen Dinge ſagen, daß Ihnen die Ohren klappern und die Zähne gellen ſollten —

Alles lachte, weil er ſich verſprochen hatte; die Hauptmann aber glaubte, daß man ſie verſpotte und ſchrie:

— Ich werde roth vor Zorn und Galle —

— Vor Galle wird man gelb — fuhr der Wiener in ſeiner Gelaſſenheit fort — aber Sie können weder das Eine noch das Andre mehr werden —

— Wie meint der Menſch das nun wieder? ſchrie ſie.

— Der Menſch meint, ſagte Mocker, daß Sie ſchon ſo roth waren, wie ich eintrat, und daß ſie ächtfärbig ſeyn und die Couleur nimmer changiren —

— Menſch!

— Sie können mich ſo benennen, es iſt ein Ehrentitel für mich. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen den Ehrentitel hiemit zurückgebe —

Der Director machte durch ſein Dazwiſchentreten dem Wortwechſel ein Ende. Alles ſchickte ſich an, bis auf Weiteres ſich zu vertröſten, nur Braun glaubte verſtärkten Proteſt einlegen zu müſſen und ſagte:

— Die Sache mag ausfallen wie ſie will, meine Gattin kann und wird mit der Kanterin die Bühne nicht mehr betreten.

Nachdem dies noch geſprochen war, verließ die Verſammlung den Director, deſſen Sorgen nicht verringert worden waren. Es war nicht zu umgehen: der Vater und das Mädchen mußten, wenn dieſes unſchuldig war, auf eine ſtarke Genugthuung beſtehen; auf eine Genugthuung, die auch nicht den kleinſten Makel auf ihrem Rufe ließ, und die Verläumdung zu Schanden machte. Allein der Scandal war dabei nicht zu beſeitigen.

Eine Viertelſtunde nach dieſer Conferenz wußte ſchon die ganze Stadt davon. Die Offiziere auf der Parade beſchäftigte indeß die Geſchichte am meiſten. Man ſah ſich plötzlich am Ziele; die Rache war da, furchtbarer, als ſie Einem der jungen Herren in den Sinn gekommen war. Dem Baronet Johnſon, deſſen Scharfſinn man die Entdeckung aller dieſer ſchmachvollen Verhältniſſe zu verdanken glaubte, wurde ein ſplendides Feſtdiner votirt.

Während die Unterſchriften dazu geſammelt wurden, hatte ſich der Theaterarzt mit ſeinem Antrage ſo ſchonend als möglich der Unglücklichen genähert und hielt ſie jetzt ohnmächtig in ſeinen Armen.

Fünfzehntes Kapitel.

— Arme Elvira! — —

Mozart.

Dieſe häßliche Geſchichte erfüllte alle Gemüther und ſpornte die Frommen an, ihr Anathem über das Theater zu verſtärken. Man warf den Schein der Unmoralität auf den ganzen Stand; man verſchloß den Schauſpielern den Zutritt zur beſſern Geſellſchaft; man ging ſo weit, den Töchtern guter Häuſer den Beſuch des Theaters zu verſagen. Das Meiſte zu dieſen vernichtenden Maaßregeln trugen indeß die Mitglieder der Bühne ſelbſt bei. Anſtatt die Sache von einer andern Seite zu unterſuchen; anſtatt der offen daliegenden Verläumdung auf die Spur zu kommen, kamen ſie ihr ſchon auf halbem Wege entgegen und empfingen ſie mit offenen Armen. Statt daß eine ältere Frau, wie z. B. die Hauptmann, mit der Würde, die ihr die Jahre und ihr Geſchlecht verliehen, ſich der Unglücklichen genähert hätte, um von ihr die Wahrheit zu erforſchen, war ſie es gerade, die auf einer Seite die naivſte Unbefangenheit zur Schau trug, während ſie auf der Andern mit der Lächerlichkeit einer Klatſchbaſe und mit der Wuth einer Poiſſarde zugleich das Herz des Schlachtopfers mit gierigen Zähnen zerfleiſchte. Männer, die bei gewiſſen Stellen in ihrem Ehekatechismus zu erröthen hatten, machten die eifrigſten Sittenprediger; Andere, die aller Sitte längſt Hohn geſprochen hatten und die Gefälligkeit gegen Untreue und Verführung ohne Schaam zur Schau trugen, waren frech genug, von der Tugend ihrer Frauen zu ſprechen. Dies Sichbreitmachen mit Sitte, Tugend und Ehrlichkeit, dies öffentliche Gerede über einen jedes Gefühl ſo ſchwer verletzenden Fall, erregte lautes Mißbehagen und bewegte eine ſo ſchmutzige Maſſe von Grund auf, daß ſich die mephitiſchſten Dünſte weit und breit daraus verzogen und eben das ganze Theaterweſen in einen Zuſtand momentaner Quarantaine verſetzten. Die älteſten Gehäſſigkeiten wurden wach; Geſchichten, die längſt dem Sagen- und Mährchenkreis angehörten, wurden mit einer wahrſcheinlichen Umſtändlichkeit ausgebeutet, als hätten ſie ſich erſt geſtern zugetragen und als lebten die Augenzeugen noch. Es waren die Inſecten und der Staub aus dem alten Schlafrock des Fauſt, der nach Jahre langem Hinhängen gelüftet wird.

Alfred wußte ſich weder Raths noch Hilfe. Er war gleich beim erſten Gerüchte zu Henrietten hingeeilt, allein nicht vorgelaſſen worden. Mit dem Vater zu ſprechen hatte er kaum das Herz; aber der unglückliche Mann packte ihn grimmig, als er eben zur Hausthüre hinauswollte.

— Ihnen verdanken wir Alles dieſes, rief er mit Verzweiflung in Miene und Bewegung — Ihnen alles Unglück, das über uns hereingebrochen iſt. Sie haben uns hintergangen. Während Sie ſich in das Herz der Unſchuldigen ſtahlen, hatten Sie ſchon die verbrecheriſche Verbindung geſchloſſen, die unſer Verderben bereitete —

Alfred war dieſen Vorwürfen nicht gewachſen; ſie überraſchten ihn ſo, daß er kaum eines Wortes mächtig war. Er war bleich und ſeine Lippen bebten.

— Gott! Mein Gott! war Alles was er vorbrachte.

— Rufen Sie ihn nicht an! ſprach der Vater. Was Sie vermochte, ſich in dies Haus zu ſchleichen, liegt nun klar am Tage: es war die gemeine Sinnlichkeit des Wüſtlings. Während Sie ſich in das Herz meiner Tochter ſtahlen, knüpften ſie andere, eben ſo heilige, Verſprechungen an eine andere Unglückliche, die Sie hieher verfolgte, und der Sie ein

Obdach nicht verweigern konnten, nicht verweigern mochten, weil ſie die Entdeckung fürchteten. Alle Ihre Bemühungen waren indeß vergebens! Ihre Schändlichkeiten ſind heraus und Sie für ewig gebrandmarkt — aber mein armes Kind iſt es auch mit Ihnen!

Dieſe Klage des Vaters machte auf Alfred nicht den herzzerreißenden Eindruck, ſondern ſie erfüllte ihn mit einem edeln Zorn.

— Ich bin erhaben über Ihre Anklagen, rief er jetzt, ich fühle mich rein und die Wahrheit muß an's Licht kommen, wenn es einen Gott giebt!

— Können Sie noch läugnen? fragte Kanter.

— Ich läugne nichts, aber ich kann beweiſen — ſprach Alfred ſtolz.

— Beweiſen, daß Sie kein Mädchen in Nummer Sechszehn der Carlsvorſtadt eingemiethet haben? Beweiſen, daß Sie an einem Abend, nachdem Sie uns ſpät — Ihre vermeintliche Braut ſpät verlaſſen hatten, vor Ihrer Thüre ein Mädchen fanden, das Sie eine Nacht auf Ihrem Zimmer beherbergten? Beweiſen, daß dieſes Mädchen ältere Anſprüche geltend zu machen gekommen war — daß es eine herumziehende Zigeunerin iſt, die auf Märkten und Kirchweihen auf dem Seile tanzte und aus der Hand weiſſagt? Beweiſen, daß Sie dieſer Dirne nicht auch die Ehe verſprochen, gleich meinem unglücklichen Kinde? — O, Sie mit Ihren Beweiſen! Beweiſen Sie einmal die ſchändliche Ausſage, die Sie von einer andern elenden, erkauften Dirne, gegen meine Tochter richten ließen — Beweiſe, Menſch! —

— Halt, das geht zu weit! ſchrie Alfred, ich wollte den Vater ſchonen, ich fühlte Theilnahme mit ſeinem Unglück, aber dieſe Unwürdigkeit, womit ein ſchuldloſes Betragen zu einem verbrecheriſchen geſtempelt wird, dieſe Frechheit, womit ein gemeiner Wandel zu einem erhabenen Marterthum erhoben werden, eine Falſchheit ſonder Gleichen in dem Lichte der Wahrheit dargeſtellt werden ſoll, bricht alle Rückſichten, bricht das Stillſchweigen, das ich mir über gewiſſe Dinge bis jetzt ſelbſt gelobt hatte. Ich habe nicht, wie Ihr, Spione beſoldet, um Euern Tritten und Schritten zu folgen und Euere Geheimniſſe zu erſpähen, aber dennoch habe ich Dinge erfahren, die mich vor dem Bündniſſe zurückſchaudern ließen, das ich hier zu knüpfen im Begriffe ſtand. Von wem kommt der Schmuck, der in dem Beſitze Henrietten's iſt? Wo wohnt die Tante, die ſie zu beſuchen vorgiebt? Wahrlich, ich möchte die alte Frau kennen, die in ſybaritiſcher Ueppigkeit ſchwelgt und ihre junge

Nichte mit dem Raffinement eines Gourmands bewirthet?

Kanter verſtand dieſe letzten Anſpielungen nicht, weil ihm dieſer Theil der Lebensgeſchichte ſeiner Tochter ſelbſt noch fremd geblieben war. Er begnügte ſich daher dieſer, in ſeinen Augen nur ſcheinbaren, Anklage, in der er eine letzte Zuflucht von Alfred's Verlegenheit erblicken wollte, ein höhniſches Lächeln entgegenzuſetzen und würdigte ihn keiner directen Antwort. Jeden Unbefangenen wird ein unedler Wortſtreit dieſer Art, höchſt peinlich berühren; es iſt nichts mehr im Stande, ein ſolches Gefühl in uns hervorzurufen, als ähnliche Vorwürfe von beiden Seiten mit gleicher Heftigkeit auf einander losſchleudern zu ſehen. Die Streitenden verlieren dadurch nothwendig in unſerer Achtung. Warum zögerte Jeder von ihnen, ſo lange — fragen wir uns mit Recht — dieſe Geſinnungen vor dem Andern zu verbergen und welcher Abgrund von Falſchheit liegt in dieſer Zurückhaltung? Wie war es möglich, dieſes Alles als beſtimmt vorauszuſetzen und den Groll zu verſchweigen? Wie konnte Einer ſo feſt von dem Unwerthe des Andern überzeugt ſeyn und die heuchleriſche Maske der Freundſchaft dennoch vor dem Geſichte behalten? —

Alfred überkam dies Gefühl plötzlich. Er ſah, daß er eben ſo unrecht hatte, den Vater über dieſe Dinge zur Rede zu ſtellen, wie ſeinen Vorwürfen länger Rede zu ſtehen. Es mußte ſchnell gebrochen ſeyn. Gern hätte er Henrietten noch einmal geſehen; er wollte ihr nichts Bitteres ſagen, er wäre nicht rauh mit ihr umgegangen. Er war von dem Unrecht überzeugt, das die Welt ihr zufügte, und das, was er ſelbſt von ihr erfuhr, wollte er nicht durch ſein Betragen gegen ſie rächen. Die Unterredung mit ihr ſollte nur ein Verhältniß, das ihn einſt beſeligen gekonnt, auf ſanfte Weiſe löſen; es that ihm doppelt weh, es gewaltſam zerreißen zu müſſen. Dasſelbe ſetzte er bei ihr voraus. Er nahm ſich vor, an ſie zu ſchreiben.

Unwillkührlich fielen ihm jene verhängnißſchweren Worte wieder ein, und: O, unglückſeliges Flötenſpiel! rief es in ihm, als er zum Hauſe hinausſtürzte und er weinte aus ganzer Seele.

Sechszehntes Kapitel.

Elle avait .....
— Mais qui donc?
— Eh! la femme que je vis passer ....
— Vous vites donc passer une femme?

Karr.

Die Intrike ging indeß ihrer Entwickelung raſch entgegen. Mocker und der Polizeiofficiant, in Civilkleidung, hatten ſich zur beſtimmten Stunde in das Haus der Kupplerin begeben. Auf die Frage, ob die Kanter da ſey, ſagte das Weib frech, ſie ſey da, allein ſie wolle die Herren nicht zu ihr führen, und habe der gemeinen Perſon für immer den Zutritt verboten. Sie wundere ſich, daß die Herren noch nicht wüßten, wovon die ganze Stadt voll ſey, ſie müßten wohl völlig fremd ſeyn und dergleichen.

Die Beiden beſtanden indeß darauf, wenigſtens das Mädchen zu ſprechen und Mocker zeigte ſich ſo enragirt, daß er einige Goldſtücke, blos für dieſe Gunſt, verſprach. Alles dies war indeß vergebens. Das abſcheuliche Weib pries ihm die übrigen

Penſionärinnen, wie ſie ſie nannte, und empfahl ſie der Gunſt der Herren mit überzeugenden Worten, allein von der Kanter wollte ſie einmal durchaus nichts wiſſen und bat dringend, daß ſie von ihrem Wunſche abſtehen möchten.

Nachdem Mocker und ſein Begleiter noch einige Zeit in ihren Ueberredungsverſuchen mit Schlauheit fortgefahren waren und die Kupplerin dadurch in eine ſichtlich bedrängte und ſchlimme Lage gebracht hatten, veränderte der Polizeicommiſſär plötzlich den Ton und fragte ernſt:

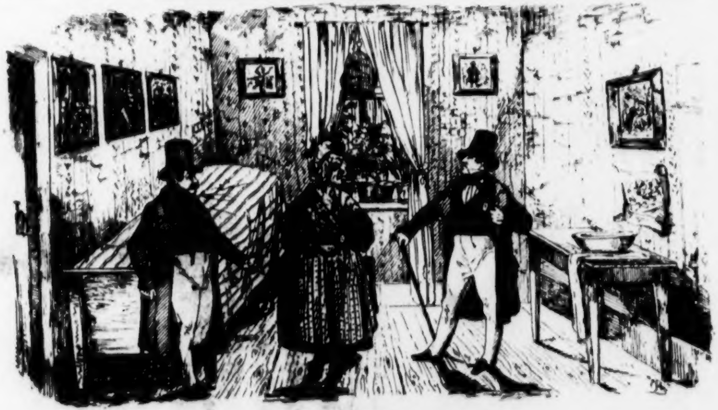
— Und drinn im Nebenzimmer iſt ſie und wir ſollten nicht einmal mit ihr ein Paar Worte ſprechen dürfen?

— Ob ſie noch drinn iſt oder ſchon fortgegangen — erwiederte das Weib von dem Tone erſchreckt, mit zaghafter Stimme — das kann ich mit Gewißheit nicht ſagen.

— Fortgegangen? während wir hier ſtehen? Ei, da müßte ſie ja zum Fenſter hinausgeſprungen ſeyn, da das Zimmer keinen andern Ausgang als dieſen hat — ſprach der Commiſſär. Ich kenne von früher die Gelegenheit.

Das Weib wurde bleich.

— Da ſteckt etwas Anderes dahinter — ſagte Mocker.



— Das wir ſogleich heraus haben werden — ſetzte ſein Begleiter hinzu.

— Was ſoll dahinter ſtecken? ſchrie das Weib. Ich bin hier in meinem Hauſe, unter dem Schutze der Geſetze. Machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt rufe ich die Polizei!

— Hier iſt ſie ſchon! ſprach der Commiſſär, indem er ſeinen Ueberrock öffnete und das allgemeine Abzeichen ſehen ließ, an dem die Polizei von jedem Einwohner der Stadt Zempelburg ſogleich erkannt wird. — Jetzt geſtehe, alter Drache, was iſt's mit der Kanter? Geſteh, daß ſie noch nie Dein Haus betrat und daß Du ſie — oder vielmehr nur ihren Namen — als Lockvogel gebrauchteſt, um der Lüſternheit gewiſſer Leute zu fröhnen, die ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, ſich an Dich wendeten — geſtehe, daß Du es allen dieſen eben ſo machteſt, wie meinem Freunde, der hier an meiner Seite ſteht, und daß es Dir eben ſo unmöglich war, die Kanter Deinen Wünſchen zu gewinnen, als Dein Gewerbe zu einem edeln zu ſtempeln oder das Laſter, das Du beherbergſt, zur Tugend umzuwandeln!

Das Weib war das Bild der ausgeprägteſten Häßlichkeit: Wuth und Angſt malten ſich in ihren abgelebten und krankhaften Zügen. Sie ſah bald bittend auf den Commiſſär und bald wüthend auf Mocker, deſſen Liſt ſie dieſen Auftritt zu danken hatte. Nachdem ſie einige fruchtloſe Verſuche gemacht, bei der Lüge zu beharren, nahm der Polizeicommiſſär wieder das Wort:

— Bekenne, wer Dich zuerſt zu der teufliſchen Lüge bewog, bekenne dies und die Strafe, die Dich erwartet, ſoll dadurch gemildert werden —

— Die Strafe? welche Strafe? was habe ich denn verbrochen? heulte das Weib.

Was Du verbrochen? rief der Commiſſär. Und wäre es kein Verbrechen, ſich eines reinen Namens zu bemächtigen und ihn mit Schande zu beſudeln? Straft man den Mörder am Leben, der mit offener Gewalt die Tage ſeinen Nebenmenſchen bedroht, um wie viel mehr Dich, die Du ohne allen Muth, feig und verſtohlen die Ehre des Nebenmenſchen gefährdeſt? Ihr ſeyd die eigentliche Peſt des neunzehnten Jahrhunderts! Ihr würgt ärger als die Cholera! Sind arme, gefallene Geſchöpfe ſtets zu bedauern, ob Sinnlichkeit, ob Dürftigkeit ſie zum Falle trieb, iſt die Geſellſchaft anzuklagen, die in dieſen Beziehungen noch ſo unvollkommen iſt und doch ſo ſtrenge richtet, ſo ſeyd Ihr ſtets verdammungswerth, die Ihr zum Laſter anregt und Euern Gewinn einſtreicht. Geſtehe!

wiederholte der Commiſſär, wer Dir den teufliſchen Gedanken eingab!

Das Weib bat und flehte jetzt, daß es einen Stein hätte erbarmen können; ſie verſprach, die Wahrheit und nichts als die reinſte Wahrheit auszuſagen.

— Ja, ich bin angeſtiftet worden; ein Herr kam zu mir und gab mir Geld, wenn ich denen, die mich beſuchten, den Namen der Choriſtin nennen wollte. Ich erſchrack darüber, weil mir nie noch ein ſolcher Gedanke in den Sinn gekommen war. Ich ſagte, daß ich ſo etwas nicht wagen dürfte. Allein der Fremde, den ich zuvor nie bei mir geſehen, lachte mich aus und ſprach, es würde mein Schaden nicht ſein, er wolle mich nicht im Stiche laſſen und ich würde ſehen, wie viel ich damit verdienen könne. Endlich ließ ich mich überreden. Ach Gott, ich bin ſo arm und bei aller Schande, die ich bei meinem Gewerbe finde, habe ich doch ſtets mit Noth und Mangel zu kämpfen gehabt. Andere überhebt die allgemeine Verachtung, der ſie ſich ausſetzen, wenigſtens der Noth! — Nach meinen erſten Verſuchen ſah ich, daß die Sache einſchlug und nun wurde ich dreiſter. Die Leute zogen herbei, um ſich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen und ich ärgerte mich, immer nur mit Ausflüchten dienen zu können. Ich ſuchte mich der Mamſell

Kanter zu nähern und ihr vorſichtig genug einen Vorſchlag zu machen; allein ich muß der Wahrheit und Gott die Ehre geben, daß ſie nie von Etwas wiſſen wollte und mich mit Verachtung abwies. Nachdem ich dieſe Erfahrung gemacht hatte, ließ ich es bei dem früheren Verfahren bewenden und mißbrauchte den Namen des Mädchens — allein die täglichen Nachfragen verlockten mich und meine Armuth mag mich entſchuldigen!

Weinend ſchloß das abſcheuliche Weib ihr Geſtändniß, das der Commiſſär eiligſt nachgeſchrieben hatte, hierauf wurden zwei Polizeidiener, die draußen harrten, herbeigerufen, die ſie bis zum Abend bewachen mußten, um ſie dann ohne Aufſehen in Verhaft zu bringen.

Mocker und ſein Freund verließen das Weib und Erſterer eilte zum Director, um die Kunde von Henriettens Unſchuld triumphirend zu überbringen.

Der Blick, den wir hier auf eine Nachtſeite unſerer Geſellſchaft werfen mußten, führt zugleich auf troſtloſe Verhältniſſe, die mit dem Theater ſehr genau zuſammenhängen.

Armuth iſt in den meiſten Fällen die Urſache des Laſters. Denjenigen, denen die ſchwerſte Entſagung zu Theil geworden, wurde zugleich die fürchterlichſte

Geißel auf den Nacken gewälzt. Und man will ſie noch verdammen, dieſe Unglücklichen! So wie, nach dem Sprichworte, das Gold ſtets die Reichen aufzuſuchen pflegt, ſo ſucht das Unglück die auf, die ſchon ohnedies zu leiden haben. Wie ſchrecklich, daß Familien, die von Allem entblößt ſind, die weder Geräth noch Bett beſitzen, denen keine Steuer, keine Abgabe erreichen kann, weil ſie im eigentlichſten Sinne nicht das Geringſte beſitzen — dem Staate als Tribut den Zehnten ihrer Töchter entrichten.

Ja, die meiſten der Gefallenen treibt die Noth zum Tiefſten. Sie entſtammen jenen alten Bettlergeſchlechtern, die vom Urvater bis zum Enkel nichts hatten und nichts haben werden. Jene uralten Familien eiten ihren Urſprung von den römiſchen Freigelaſſenen her, die mit der Freiheit von ihren Herren der ewigen Armuth verfallen waren; hier hat ſich nichts geändert im Laufe der Jahrhunderte. Die Söhne wurden nichts als Bettler, gleich ihren Vätern; ſie lebten von dem, aus Mitleid ihnen ſpendete, und begnügten ſie ſich damit nicht und loderte ein kräftigeres Feuer in ihrem Blute, ſo griffen ſie gewaltſam nach dem Eigenthume ihrer Nächſten und wurden Räuber und Mörder. Mit den Töchtern verfahren ſie anders. So wie ſie ſechszehn Jahre alt ſind, werden ſie in die Welt geſtoßen und da heißt es: ſeht zu, wer Euch Brod giebt! — Und ſie ſuchen es, weiß Gott wo!

Doch noch einen mächtigern Antrieb zur laſterhaften Schande als das Elend und der complette Mangel aller Erziehung giebt es: dies iſt der Mann. Es iſt traurig, es niederſchreiben zu müſſen, daß Männer aus allen Ständen, mit überwiegendem Geiſte, achtungswerth in allen übrigen Verhältniſſen des Lebens, ſcheinbar von Grundſätzen ſtark, mit ihrem Character prunkend, dennoch ſo leichtfertig über dieſen Punkt denken. Und ſie üben ihre Verbrechen ungeſtraft; ſie wiſſen die Geſetze zu umgehen und die Geſellſchaft bietet ihnen unzählige Schlupfwinkel dar, ihre Opfer mit Vergeſſenheit zu umhüllen und wie viel Thränen auch ſchon um ihrentwillen vergoſſen, dennoch nöthigt ſie nichts, auch nur ein Haarbreit von der Höhe ihres Anſehens, deſſen man ſie werth hält, hinabzuſteigen.

Wie ungerecht ſind diejenigen, die mit Verachtung auf den Lippen für die armen Gefallenen nur ein Hohnlächeln haben. Wer mag es nun den zur Feilheit herabgeſunkenen Geſchöpfen verdenken, wenn ſie auf Rache ſinnen, auf Rache gegen die Urheber ihrer Schmach, gegen die Männer. Haß, Wuth und ätzende Vorwürfe ſpiegeln ſich in dem ſeelenlos kalten Blicke, der wie das Netz einer Spinne umſtrickend nach ſtets neuem Raube ausgeſendet wird. Die Verachtung und der Hohn prallen dann auf den Verführer zurück, und zwar mit größerem Rechte.

Wer zählt wohl die Opfer, welche alljährlich der Verführung fallen? Wie viele junge, blühende Geſchöpfe betraten als Sängerinnen oder Tänzerinnen im Chor die Bühne, und prangten in natürlichen Reizen der Jugend und Schönheit, die nach Verlauf von wenigen Jahren von der Bühne verbannt, einer **Kupplerin** zur Beute geworden ſind. Wißt ihr denn aber, Ihr heilloſen Sinnesmenſchen, was Ihr begehet, wenn Ihr für einige Stunden des Genuſſes, ein ſolch armes Geſchöpf zum Opfer erkiest? Werft einmal den Blick tiefer in dies Labyrinth der Schande, zu dem Ihr nie den Fuß lenktet, weil Euer Gold Euch bis ins ſpäteſte Alter die leichten Siege bei friſcher Beute ſichert. Steigt hinab zur **Kupplerin**, die wir eben verhaften ſahen, und laßt mich Ihr ſchändliches Daſeyn näher vor Euren Augen enthüllen.

Seht, wenn der Abend dunkelt, und das Treiben der großen Stadt ein geheimnißvolleres Anſehen gewinnt, wie aus gewiſſen verdächtigen, niedrigen Häuſern, in ſchmutzigen Winkeln gelegen, närriſch aufgeputzte Weibsbilder hervorhuſchen; ſie haben mit dem

Verſchwinden des Tages ihr Chiar' oscuro des Laſters abgelegt, und erſcheinen jetzt in voller Beleuchtung. Sie ſtellen ſich mit entblößten Schultern vor die Thüre, oder laufen die Straßen auf und ab, beim Scheine der Laterne, ſchleppen in Wind und Regen abgebleichte und unſcheinbare Ballrequiſiten an ſich zur Schau umher, und werden von der Menge verlacht und verhöhnt. Dies ſind ehemalige Schönheiten, die Euere Seufzer erhörten, mit Geſchenken überhäuft wurden, nach denen ſich — wenn ſie auf der Bühne erſchienen — alle Gläſer richteten. Jetzt kommen Sie aus dunkeln, feuchten und ungeſunden Winkeln hervor, die ſich im Hintergrunde eines Gäßchens gleich der Höhle eines Raubthieres öffnen.

Hier ſind wir zur Stelle. Dies ſind die Wohnungen der Kupplerinnen, die Ihr am Tage durch äußere Zeichen leichtlich erkennt. So ſind zum Beiſpiel die kleinen Fenſter ſtets eng verhüllt und deuten auf das tiefe Geheimniß hin, auf die namenloſen Dinge, die ſich hier begeben. Im Innern begegnet uns in dieſen Räumen eine Art von Reinlichkeit, die den Schmutz mehr verräth als verbirgt; Alles iſt oberflächlich neu übertäucht und aufgeſtutzt. Dieſes Innere entſpricht vollkommen dem Gewerbe. Die Möbel ſind ein Bett, ein Paar Lehnſtühle, ein Tiſch und an den Wänden einige Kupferſtiche in ſchmutzigen Rahmen, mit zerbrochenem Glaſe: mehr oder weniger freie Darſtellungen von Gegenſtänden, die man nur hier zu ſehen bekommen kann. Man geht in einigen Städten ſo weit, den Kupplerinnen nur dann die Duldung ihres Gewerbes zu geſtatten, wenn ſie Beweiſe über guten Leumund, über ihre Moralität beibringen können!

In dieſen Zufluchtsſtätten findet die Gefallene endlich den Gipfel ihres Elends; von hier errettet ſie nur der Tod — gleichviel wie! Er erſcheine in der Geſtalt einer abſcheulichen Krankheit — oder als Selbſtmord. Alle Täuſchungen ihres Lebens laufen hier plötzlich ihrem Ende zu: alle Hoffnungen zerrinnen mit der Schnelligkeit des Blitzes. Jeder Tag zeigt ihr ein Blick in den Spiegel, das Verſchwinden ihrer Reize deutlicher. Wo ſind ſie hin die blendendweißen Zähne, die Purpurlippen, die Feueraugen, das Elfenbein des Halſes, der ſchwellende Buſen, die Seidenhaare, deren dünne Ueberreſte ſie noch ſtets mit einer Art von andächtiger Vorliebe in kunſtvolle Schleifen flicht? Alles dies verſchwindet — man möchte ſagen von Minute zu Minute, und was hat ſie mit dieſen frechen, unverzeihlichen Raub an ſich ſelber gewonnen? Nichts. — Der Bettler nennt ſeine

Lumpen, der Wilde ſeine Hütte ſein — ja, der Sclave könnte mit größerem Rechte ſeine Feſſeln ſein nennen, als die Gefallene das Hemd, das ihre Glieder deckt. Sie iſt Alles ſchuldig.

Sie glaubte wenigſtens die Freiheit zu erringen, als ſie ſich über Ehre und Schande hinwegſetzte, allein ein ſolches Mädchen iſt der letzte Reſt der Sclaverei in der civiliſirten Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts. Die niedrigſte Entwürdigung in der häßlichſten Form iſt der Gefallenen Loos, die vollſtändigſte Sclaverei der Seele und des Körpers bei Tag und Nacht; denn ſelbſt dann, wenn alle Geſchöpfe ſich der Ruhe überlaſſen dürfen, treibt das öffentliche Mädchen noch ſein ſcheußliches Geſchäft. — — —

Ich gehe nicht weiter; zu viel ſchon des Ernſtes für dieſe größtentheils heitere Schilderung. Man ſchelte mich nicht darüber. Ich bin überzeugt, im Geiſte wahrer und hoher Moral hier eine Seite meinem komiſchen Romane beigefügt zu haben.

Die Thoren unſers Jahrhunderts, die ſich mit der Weltverbeſſerung abzugeben vermeinen, ſcheinen nur für Uebel, die ihnen ſehr fern liegen, oder wohl oft nur in ihrer Einbildung beſtehen, warm werden zu können. Zweitauſend Stunden von uns leben arme ſchwarze Sclaven, deren Schickſal unſere Theilnahme auf's Höchſte erregt, und vor unſern Augen, mit uns lebend und dieſelbe Luft wie wir athmend, ſchleppen weiße Sclavinnen ihr elendes Daſeyn hin, das durch uns ſo elend ward, ohne daß es uns im Geringſten zu berühren im Stande iſt.

O cultivirtes Jahrhundert!

Siebenzehntes Kapitel.

Ach, Kometen gleich getrieben,
Raſtlos hin und her gejagt,
Brauſt mein ungeläutert Lieben
Ohne Zügel durch die Nacht;
Bis es irrend gleich dem Blitze,
Mir zurück in's Herze fährt.
Und ſich in der eig'nen Hitze
Unbefriedigt ſelbſt verzehrt.

Dingelſtedt.

Ohnmächtig lag das unglückliche Mädchen in den Armen des Arztes. Ihre Beſinnung war entflohen, und der Augenblick ſchien günſtig, ſie durch die Unterſuchung von dem Verdachte zu reinigen.

— Willigen Sie nicht darein, ſprach der Arzt, ſo mehren Sie nur den Verdacht, und das Gerede wird ſtärker.

— Immerhin! ſagte der Vater.

— Mögen die Andern nicht mehr mit ihr auftreten, ſagte die Schweſter, gleichviel! Sie nimmt ohnedies ihren Abſchied und verläßt die Stadt —

— Das können Sie halten, wie Sie wollen, entgegnete der Arzt, nur müſſen Sie bedenken, daß es ſich hier darum handelt, vor allen Dingen eine ſchändliche Verdächtigung zu entlarven, denn daß ſie das iſt, ſetze ich willig voraus.

— Gott! Gott! jammerte die Schweſter, welche Prüfung ſendeſt du uns! Mögen die, die meiner unglücklichen Jette dies Loos bereitet haben, keine Freude der Welt mehr rein koſten. O, die Schändlichen! wenn ſie in den eigenen Buſen griffen! Wer iſt dieſe Braun! Mein Gott, welch einen Wandel führte ſie als Mädchen? wie oft betrog ſie ihren Mann, den plumpen Grobian! Aber, der Himmel iſt mein Zeuge! ich ſchwör's, daß ich mich rächen will, und ich werde es halten!

Während ſie dieſe Worte mit zum Himmel gekehrten Blicken ſprach, hatte ſich der Doctor unbemerkt der Kranken genähert — —

— Ich bin im Stande das günſtigſte Zeugniß auszuſtellen, ſprach er jetzt mit einer dem Gegenſtande ganz angemeſſenen Würde.

Die Schweſter begnügte ſich im ſtummen Entſetzen die Hände zuſammen zu ſchlagen, während der junge Theaterarzt die Ohnmächtige zu beleben ſuchte, und als dies gelungen war, ſich höflich empfahl. Henriette ſchlug die Augen auf, und fühlte ſich ſehr ſchwach. Sie blickte um ſich, als ſuche ſie noch den Schrecklichen, der ſie eben verlaſſen hatte; ſie war beruhigt, als ſie ihn nicht mehr ſah. Man brachte ſie zu Bette. Ein heftiges Fieber hatte ſie ergriffen, aber man ſandte aus Fürſorge zu einem andern, als dem Theaterarzte, um neue Aufregungen zu vermeiden.

Als die Doppelbotſchaft von Henrietten's Rechtfertigung durch Mocker und den Arzt zu dem Director kam, war er über die Urheber der Anklagen ſo empört, daß er in der erſten Wuth davon ſprach, Einige derſelben zu entlaſſen. Es war ihm nicht nur darum zu thun, ein Beiſpiel zu ſtatuiren, ſondern der pfiffige Wagner wünſchte bei dieſer Gelegenheit ſich zugleich einiger überläſtiger Mitglieder zu entledigen. Allein der ruhigere Theaterarzt rieth ihm davon ab. Wie viel Unrecht muß bei ſolchen Verhältniſſen oft ertragen werden, um den Scandal nicht noch zu vergrößern. Das Zeugniß des Arztes wurde mit Triumph den rebelliſchen Mitgliedern vorgelegt, und dann für immer in den Archiven des Zempelburger Stadttheaters begraben, wo es noch heut zu Tage als ein merkwürdiges Actenſtück geſehen werden kann. Die Gefangennehmung der Kupplerin wurde eben ſo notoriſch verkündigt.

Waren nun zwar dieſe Schändlichkeiten widerlegt, ſo blieb Henriettens Verhältniß zum Fürſten von ***, ſo wie zu Alfred übrig, allein dies war kein beſonders gravirender Punkt, auf den ſich eine Anklage hätte gründen laſſen. Dies waren Dinge, die zu den mit Stillſchweigen zu übergehenden gehörten, man könnte ſie bezeichnend: erlaubte Unerlaubtheiten beim Theater nennen, ohne ſich an den darin enthaltenen Widerſpruch zu ſtoßen.

Alfred war während dieſer Vorgänge im ſteten Kampfe mit ſich ſelbſt; er ſuchte einen Rather, einen Helfer, und er ſah ſich vergebens nach einem Freunde um. Nirgend noch wie hier hatte er einen ſolchen Verein von ſtarren Egoiſten gefunden; nirgend noch wie hier ſtand er ſo allein und verwaiſt. Er ſchrieb mehre Briefe: an ſeinen alten Vater, an Balder, er wollte einen an Bodenlos abſenden, allein er wußte ſeinen Aufenthalt nicht. So lange er ſchrieb, fühlte er ſtets eine Erleichterung ſeines Kummers — war der Brief geendet, ſo verfiel er wieder in jene troſtloſe Stimmung, wo er ſich ſelbſt beklagte, und unwillkührlich die Worte: Unglückſeliges Flötenſpiel! in ſeinem Innern wiedertönten.

Zuletzt ſchrieb er an Henriette. Er beklagte ihr Unglück; er klagte aber auch über das ſeinige. Der Vorwürfe enthielt er ſich, er ſprach kein Wort von dem Fürſten. Er ſagte ihr ein Lebewohl für immer!

Nur rohen Naturen iſt es eigen ein Band, das uns einſt glückliche Stunden bereitete, und uns zur höchſten Seligkeit des Erdenlebens erhob, wenn es unwiderruflich gelöſt werden muß, durch zornige Ergüſſe zu beſchmutzen. Ein edler Menſch kann im Augenblick der Entdeckung einer Untreue einen Mord begehen; iſt dieſer Moment jedoch vorüber, und die Beſonnenheit übt ihre Macht aus, ſo wird eine ſtille Wehmuth ihn ergreifen, und jede Gewaltthat unmöglich machen. Es iſt das Zeichen roher Gemeinheit und eines ganz niedrigen Naturells mit der ſcheidenden Geliebten zu zanken; innerer Beſchränktheit mit ihr zu rechten; eine Dummheit iſt es vor ihr zu flehen.

Alfred genas in der elegiſchen Stimmung, in die ihn das Schreiben verſetzt hatte. — Er verweilte mit ſeinen wärmſten Thränen gern bei dem räthſelhaften Bilde ſeines ſchönen Glückes, und lächelte dann etwas furchtſam, wenn er daran dachte, wie ſeine Lage erſt geweſen wäre, wenn ein Theil der Perſpective ſich bereits vor ſeinen Blicken enthüllt gehabt hätte. Er warf ſeine Blicke um ſich. Er hatte eine theure Erfahrung gewonnen; ſein junges Leben hatte ihn ſchon reichlich damit bedacht. Mit den zu ſchnellen Verbindungen beim Theater vorſichtig zu ſeyn, erſchien ihm wie eine weiſe Lehre, die er daraus ziehen ſollte. Beſonders erfaßte ihn eine heilige Scheu, wenn er an's Heirathen dachte.

— Dieſe Mädchen denken nicht daran, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſie wollen nur loſe, lockere Verbindungen, die man eben ſo leicht ſchließt, als löſt. Die Ehe iſt ihnen eine drückende Feſſel. Ich glaube, daß die wenigſten Gatten beim Theater in wirklicher Ehe leben. Die meiſten ſind nach gemeinſchaftlicher Rückſprache nur ſo zuſammengetreten.

Dies war ſeine Meinung. Es ſchmerzte ihn, daß es ſo war, weil er das vor dem Heiligthum geknüpfte Band, das unauflösliche, feſt aneinander kettende, ſich auch ſtets als das beglückendſte gedacht hatte. Gleichen Antheil an den Freuden des Lebens, gleiche Laſten zu tragen; Thränen der Freude und des Schmerzes bei derſelben Veranlaſſung, das adelte das Zuſammenleben der Gatten, das verband ſie innig, hehr, über die Dauer dieſes Lebens hinaus. Wie ſchaal, wie leer, wie höchſt ſelbſtſüchtig aber eine Verbindung, die ſich löſen kann, ſobald der erſte Rauſch verflogen iſt, der ſelbſt die Mängel des Daſeyns vergoldet, und der Blick für die Wirklichkeit entnüchtert iſt. Und doch ſah er ein, daß dieſe Leichtfertigkeit bei den ernſteſten Gegenſtänden, dem Weſen des innerſten Theaterlebens angehört und ihm auch zweckmäßig iſt. So mußte er dann wieder einmal ſchwer enttäuſcht, einen ſchönen Traum zu Grabe tragen. —

Man denke hier nicht, daß der Verfaſſer dieſes Buches übertreibe, oder daß er ſich darin gefalle, ſtets nur gehäſſige Anklagen auf einander zu häufen. Man ſuche darin keinen widerlegenden Einwand zu finden, daß hier Herr und Madame A., dort Herr und Madame B. in der beglückendſten Ehe zu leben ſcheinen, von gutgearteten, wohlgezogenen Kindern umgeben, der Häuslichkeit opfernd, fern dem prunkenden Nichts, der Eitelkeit und Galanterie, der Scheelſucht und allen Täuſchungen der Couliſſenwelt. Immerhin mögen dieſe Fälle als ſpärliche Ausnahmen gelten können; aber wenn wir die Verhältniſſe näher in Augenſchein nehmen, werden uns gewiſſe Falten auffallen, die wir bei Ehen in der gewöhnlichen Bürgerlichkeit vermiſſen, und dieſe Falten werden Schattirungen verhüllen, die im Stande wären, wenigſtens mit dem Begriffe von Eheglück beim Theater einige inhaltsſchwere Bemerkungen zu verknüpfen und unſere Meinung davon zu modificiren. Iſt die Schauſpielerwelt auch nicht „die luſtige Landsmannſchaft,“ noch weniger „la gaye Science,“ ſo iſt doch, im Verhältniß zu den andern Ständen, der Schauſpielerſtand ein Orden von der lateſten Obſervanz und aus dieſem Geſichtspunkte müſſen die Erſcheinungen in demſelben betrachtet und nicht zu ſtrenge gerichtet werden.

Alfred blickte auf Erlinde. Welche Aufopferung, welche Liebe in dieſem Geſchöpfe, das ſeine Glut zu dämpfen wußte, um in ſtiller, frommer Entſagung in ſeiner Nähe zu weilen. Sie war ſeine erſte Liebe geweſen. Sein Entſchluß war gefaßt; er mußte die Stadt verlaſſen, wo er ſich von Feinden umgeben ſah, wo ihn jeder Schritt, den er that, an eine Vergangenheit mahnen mußte, deren giftiger Stachel kaum verharſchende Wunden immer zu neuem Bluten reizte, wo alle ſeine Kraft erlahmte, wo ſein Untergang ihm gewiß ſchien. Er fühlte ſich nicht ſtark genug, gegen dieſe Angriffe ſiegreich zu kämpfen; er wollte ihnen entfliehen und durfte ſich dennoch nicht der Feigheit vor ſich ſelber anklagen.

Aber wie? Erlinde verlaſſen? Und hätte er dies auch über ſich zu gewinnen vermocht, wäre ſie ihm nicht überall hingefolgt, wie ſie ihm hieher gefolgt war? Es blieb ihm kein anderes Mittel, als ihr von ſeiner Flucht zu ſagen und es ihr anheimzuſtellen, ob ſie zu ihrem Vater zurückkehren, oder bei ihm bleiben wolle.

Erlinde's Antwort war entſchieden. Mit ihm Leben, ohne ihn Tod. Ihr Heldenmuth rührte ihn.

— Erlinde, ſprach er bewegt, Du biſt eines beſſern Looſes werth, als mit mir von Theater zu Theater zu ziehen und das Schickſal meiner abenteuerlichen Wanderjahre mit mir zu theilen. Ich will Dich zu meinem Vater bringen, dort harrſt Du mein, bis ich Dich hole. Ich führe Dich heim, wenn ein ruhiges Plätzchen mir ward, wo ich für unſere Bedürfniſſe der Sorge überhoben bin —

— Und dann? ſie lächelte bitter.

— Wirſt Du mein Weib vor dem Altare — ſetzte er nicht ohne innern Schauer hinzu?

— Ich? Dein Weib? rief ſie ſchmerzlich. O, warum dieſer Hohn? oder — dieſe Falſchheit? Laſſe mich nur immer in Deiner Nähe; meine Wünſche reichen nicht ſo hoch. Ich bin in der Niedrigkeit der äußeren Verhältniſſe geboren und ich trachte nicht nach den Ehren der Welt. Ich will Deine Magd ſeyn und mich glücklich fühlen. Nur verſtoße mich nicht! Ich kann Dein Glück ohne Neid betrachten.

— Aber Dein Vater?

— Ich habe mich losgeſagt von Allem, ich gehöre Dir nur an! fuhr ſie fort. Und jetzt will ich Dir mein Geheimniß offenbaren; Bodenlos iſt mein Vater nicht; ich bin ein fremdes Kind, das er dem

Vater abtrotzte — abkaufte — was weiß ich? Aber meinen Vater kannte ich kaum.

— Wenn er aber Rechte geltend machte?

— Rechte? Er hat keine. Beweiſe — wo hätte er die? Ich ſage Dir, ich ward geraubt, dann verhandelt, unwürdig verhandelt, als Sclavin zu ſchimpflichen Verrichtungen gebraucht. Oh, verſtoße mich nicht! Du erſchienſt mir in meinem Elende, wie ein Engel des Himmels; wie ich Dich ſah, bekam ich den Vorgeſchmack der Seligkeit. — Die Gefallene, Entehrte, in den Qualen der Hölle Verſunkene läßt nicht mehr von dem Himmel, wenn ſie ſeinen Glanz anſchaute, wenn ſie von ſeinen Freuden gekoſtet. Du kannſt mein Daſeyn vernichten, allein ſo lange ich athme, bleibe ich an Deinen Ferſen gebannt. In dem Augenblicke, wo Du mich verſtoßeſt, werde ich zu leben aufhören; wenn Du mich verläſſeſt, werde ich Deinen Aufenthalt zu erſpähen ſuchen und Dich wiederfinden, und wäreſt Du noch ſo fern. Die Natur gab mir die Spur der Hunde, ſicherlich! ich treffe Dich an, wo Du Dich auch verbergen möchteſt.

Alfred's Entſchluß war gefaßt. Dieſer Feſtigkeit gegenüber konnte er nicht ſchwanken. Er nahm es für einen Fingerzeig Gottes, ſich zum Beſchützer dieſes armen Weſens aufzuwerfen; vielleicht war es ihm vorbehalten, ein großes Verbrechen zu enthüllen, und die Thäter deſſelben der vernichtenden Strafe zu übergeben. Mehr darüber von Erlinde zu erfahren war ihm nicht möglich. Ob ſie es ſelbſt nicht wußte, ob ſie es ihm verbarg, ob es nur eine Erfindung war, um ihn ihrem Verlangen geneigter zu machen, dies Alles war ihm jetzt noch nicht zu ermitteln.

Erlinde hatte, in ihrer Abgeſchiedenheit von der Welt, von der Kataſtrophe mit Henrietten nichts vernommen; was die ganze Stadt erfüllte und beſchäftigte, war nicht bis zu ihr gedrungen. Alfred ſparte dadurch ſchmerzliche Erörterungen. Sie war zu zart, nach der Urſache zu fragen, die ihn zur Flucht trieb und lebte der Meinung, daß Alfred's Braut, von der er ſie ſo oft unterhalten hatte, ihn begleiten würde, und daß ihr auch fernerhin die Pflicht die ſtrengſte Entſagung auferlege und ſie zur Rolle einer Dienenden verurtheilen würde. Aber ſie murrte nicht; ſie fühlte Kraft in ſich, das Glück ihrer Nebenbuhlerin täglich vor Augen zu ſehen und ſich dennoch in der Nähe des Heißgeliebten glücklich zu fühlen. Die Schwärmerin! —

Welche Ueberraſchung es nun aber auch für ſie war, als Alfred ihr entdeckte, daß ſie ihm nur allein folgen werde, daß er ſie nicht um einer Andern

Willen verſtoßen würde, ſo hielt ſie dennoch ein unüberwindliches Gefühl von Zartheit ab, nach dem Vorgefallenen zu fragen. Sie nahm ihr Glück wie eine Gabe des Himmels, den man ja auch nicht um die Urſache befragen darf. Mocker, der Einzige, den Alfred in ſein Geheimniß zog, war ihm mit treugemeinten Rathſchlägen zur Hand und nahm es über ſich, ihm bei der Flucht auch thätig hilfreich zu ſeyn und ſie ihm zu erleichtern.

— Weil ich in dergleichen Dingen bewandert bin, ſagte er mit ſeiner gutmüthigen Offenheit. — Bei uns in Oeſtreich iſt das Durchgehen der Schauſpieler zwar nicht an der Tagesordnung, aber doch auch nicht ganz ungewöhnlich, beſonders bei den Provinztheatern. Was aber die Verhältniſſe betrifft, ſo beſteht faſt Niemand beim Theater ohne ſie. „Was hat die jetzt für ein Verhältniß?“ iſt ſtets die erſte Frag'. „Die macht 'n Aufwand,“ heißt es gleich, „die muß ein ſplendides Verhältniß haben.“ „Sie hat 'n Verhältniß mit dem erſten Liebhaber,“ oder „er hat 'n Verhältniß mit der Soubrette oder mit der Localkomikerin.“ Das fallt keinem Menſchen auf — da fallt keinem Menſchen etwas Arg's dabei ein. — Bei Euch heißt's gleich: die leben in wilder Ehe miteinander! Ui, mein Gott! und 's ſind die zahmſten Menſchen. Da laßt Euch kein graues Haar darüber wachſen! Aber für Bruder und Schweſter dürft's Euch nicht ausgeben — das thut's nit — das glaabt Euch doch kein Menſch und Ihr werdet nur brav ausgelacht und könntet da erſt in's rechte Gerede, ſelbſt in fatale Geſchichten kommen. Eher gebt's Euch gleich für Mann und Frau aus: da kräht kein Hahn darnach. Herr und Madame Alfred zur Antrittsrolle, das klingt recht charmant! Den erſten Zettel ſchickt Ihr mir, Kinder! ich zeig' ihn hier Euren werthen Freunden und die werden eine ſolche Freud' darüber haben, daß ſie vom Quittengelb in's Grasgrün changiren ſollen.

Alfred's heiteren Sinn vermochten dergleichen Scherze nicht zu erwecken. Erlinde beſorgte aber Alles, was er ihr zur bevorſtehenden Abreiſe auftrug, mit äußerer Ruhe, die allerdings ein Abglanz ihrer inneren Heiterkeit ſeyn mochte.

Achtzehntes Kapitel.

In Kanter's Wohnung war es ſehr ſtill geworden. Henriette war kränkelnd und ließ ſich vor Niemand ſehen. Die Abendgeſellſchaft war wie auseinander geſtoben, nur Mocker und einige wenige von den älteſten Freunden kamen mehr zum Troſte des Vaters, als zum eigenen Vergnügen, die gewohnten Plätze einzunehmen und unter einſylbiger Converſation eine Pfeife zu rauchen.

Henriette hatte, ſogleich nachdem ſie ſich dem unterwerfen, was der Verleumdung den Kopf für immer zertreten ſollte, ihr Geſuch um Entlaſſung eingereicht und war dem Director auf ſolche Weiſe zuvorgekommen. Sie wollte vom Theater nichts mehr ſehen und hören.

Alfred's Brief machte in ihrer Stimmung keinen beſondern Eindruck auf ſie. Was konnte er ihr jetzt noch gewähren? Sie ſah ihn auf den Wogen der

Welt treiben — und welcher Welt? Schon der Gedanke an das Theater erfüllte ſie mit Abſcheu.

Sie fühlte ſich tief verletzt; wie ſollte ſie geneſen? ſie ſah ſich tief gefallen; wie ſollte ſie ſich erheben? ſie empfand das Bedürfniß nach Rache; wie ſollte ſie es befriedigen?

Aber ſie kannte das Theater und die Schauſpieler; ſie genas und erhob ſich ſcheinbar, doch ihre Rache wurde complett. Die Leute fanden zwar Gelegenheit ſie wieder mit allgemeinen Schmähungen zu überhäufen; aber heimlich ſprach man doch von ihrem Glück und beneidete es im Stillen.

Henriette ſchrieb nehmlich an den Fürſten und kam allen ſeinen Wünſchen entgegen.

Bald verbreitete es ſich in der Stadt, daß die Kanter die Anſtellung beim Theater mit einer andern, glänzendern vertauſcht hatte. Man übertrieb, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, die Bedingungen. Wer hätte ſie auch unter die Leute bringen ſollen? Der Fürſt ſchwerlich, deſſen Vermögensumſtände ſchon an einer allmähligen Zerrüttung zu laboriren anfingen, und einer ſchnellern Auflöſung als ſeine körperliche Geſundheit entgegengingen. Der Vater Henrietten's war ſo gebeugt, daß es ihm nicht einfallen konnte, mit ſeiner Schande zu prunken. Die

Schweſter war's wohl allein, die an den Uebertreibungen Schuld war.

Man ſprach von einer prachtvollen Wohnung, von einem kleinen Hofſtaat, von Marſtall u. ſ. w., ja — man ging ſo weit, eine Verbindung an der linken Hand und die unausbleibliche Erhebung in den Grafenſtand in Ausſicht zu ſtellen.

So viel war gewiß, Henriette war Favorite. Leider hatte ſie nur zu viele Vorgängerinnen, als daß man ſich hätte zur Annahme berechtigt halten dürfen, ſie würde die Letzte ſeyn. Der Fürſt war noch empfänglich; Frauenreiz verblüht ſchnell und die Gewohnheit macht leicht unempfindlich.

Vorerſt wurde Demoiſelle Kanter mit einem artigen Trouſſeau beſchenkt, der keiner reichen Braut aus vornehmſtem Geſchlechte Schande gemacht haben würde. Das Mädchen mußte, auf Zureden ihrer Schweſter, einiges von dem Putze und Schmucke anlegen und ſo an ihrer Seite, am hellen Mittage durch die beſuchteſten Straßen gehen. Man machte Platz, blieb ſtehen, ſchaute nach und die ältere Schweſter ſah darin einen Triumph; aber Henriette glaubte auf glühende Steine zu treten und die Feuerprobe beſtehen zu müſſen. Der Kopf ſchwindelte ihr, aus allen Fenſtern ſchienen ihr Fratzen nachzuſchauen, ein luſtiges Geſindel ſchien ihr hohnlachend zu folgen. Sie kam erſchöpft und krank nach dieſem erſten Ausgange auf ihrem Zimmer an

Nur als ſie beim Theater vorbeiging, wo das Chorperſonal aus der Seitenthüre trat, da die Singprobe gerade beendigt war, hatte es ihren Stolz erregt. Sie fühlte, daß ſie es im Sinne der meiſten dieſer Mädchen und Frauen, weit gebracht hatte; aber die Mädchen grüßten ſie nicht aus Scheinheiligkeit und die Frauen grüßten ſie ſpöttiſch, als wollten ſie ſagen: das dauert nicht lang und Hochmuth kommt vor dem Fall.

Der Fürſt entriß ſie bald ihrer gewohnten Umgebung; zuerſt wurde ſie nach ſeinem Landſchloſſe gebracht, das ſie ſchon kannte, wo ihr ein prächtiges Frauengemach eingeräumt wurde, das einſt der Vater des Fürſten für ſeine Gemahlin hatte einräumen laſſen. Hier lebte Henriette vollkommen wie eine Fürſtin. Der Glanz der Umgebung, die Dienerſchaft, ein Stallmeiſter, der ihr Unterricht im Reiten gab, ein ſanftes, gelehriges Pferdchen, ein herrlicher Flügel, Muſicalien, Bücher, Tapiſſeriearbeiten, nichts fehlte um ihr den ländlichen Aufenthalt angenehm zu machen, deſſen Einſamkeit jedoch Niemand als ihre Schweſter mit ihr theilte.

Der Fürſt kam nur ſelten und ſtets am Abend;

dann verließ er am frühen Morgen wieder das Schloß. Dieß erregte zuerſt Beſorgniſſe bei der ältern und klügern Schweſter. Sie wollte auch Leidenſchaft für ihre Schweſter ſehen, die allen Gaben und Verheißungen erſt den rechten Werth zu verleihen im Stande geweſen wäre. Ohne Leidenſchaft war keine Art der Bürgſchaft ſelbſt nur für eine kurze Dauer dieſes Glückes denkbar, und der Kühlheit konnte eheſtens vollſtändige Gleichgültigkeit folgen.

Sie täuſchte ſich nicht. Die Verweiſung auf das einſame, alte Schloß, die der Fürſt damit entſchuldigte: er wolle ſeine junge Neigung, nach manchem ärgerlichen Vorgange, vorerſt noch den Blicken der boshaften Welt entziehen, hatte einen andern Grund. Die garſtige Geſchichte hatte nicht verfehlt auch auf den fürſtlichen Wüſtling ihren Eindruck zu machen, und er hatte ſich die vorübergehende Neigung für die hübſche Choriſtin bald wieder aus dem Sinne geſchlagen. Eine andere Schönheit feſſelte ihn ernſtlicher und nahm ihn ganz und gar gefangen. Nur der Brief, den Henriette in ihrer Verzweiflung an ihn richtete, lenkte wieder ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie hin. Großmüthig wie er von Natur war, mochte er die Arme, Verlaſſene, Hilfloſe, keine Fehlbitte an ihn thun laſſen. Er nahm ſich ihrer an.

Die wenigen Stunden, die er Henrietten anfänglich widmen konnte, wurden bald immer ſpärlicher; endlich blieb er wochenlang aus und kam dann nur in Geſellſchaft irgend eines ſeiner Freunde. Der Aufenthalt im Schloſſe, ſo prächtig und ſchön er ſich der Novizin verkündigte, war nunmehr einer Verbannung zu vergleichen. Henriette mußte ſich auf die Bitte ihrer Schweſter beſchweren; da ihr der Muth fehlte, es mündlich zu thun, ſo ſchrieb ſie an den Fürſten. Er kam bald darauf, in Geſellſchaft eines jungen Grafen, der ſich um Henriette viel zu ſchaffen machte. Der Fürſt verkündete ihr, daß ſie in die Hauptſtadt ziehen könne, da ſie es wünſche, und daß fortan ſein Freund für ſie ſorgen werde. Es war das Letztemal daß ſie den Fürſten ſah. Einige Tage ſpäter war ſie plötzlich, wie durch Zauberei, in eine andere Umgebung verſetzt.

Sie war nehmlich auf freundſchaftliche Weiſe abgetreten worden.

Ihre Wohnung befand ſich jetzt in einer Hauptſtraße der Reſidenz, die ſie bis dahin noch nicht kannte. Der Graf hatte ihr einen monatlichen Gehalt ausgeſetzt und ließ es ihr an nichts fehlen. Sie hatte Schmuck und Putz im Ueberfluß, und er brachte anfänglich alle ſeine müßige Zeit bei ihr zu. Es waren gewöhnlich die Tagesſtunden kurz vor dem Eſſen, und die Stunden nach Mitternacht bis zum Morgen. Aber auch das nahm, als ein Jahr kaum verfloſſen war, ein Ende. Eines Morgens kündigte ihr der Hausherr die Wohnung, die nur ſtets für einen Monat bedungen war, auf. Der Herr Graf hatte eine Reiſe nach dem Orient angetreten. Allein er war doch beſorgt um ſie geweſen, wenn er auch nicht für ſie geſorgt hatte.

Ein Banquier nahm ſich jetzt ihrer auf des Grafen Empfehlung an. Sie bezog nun einen Laden, an den ſich nach hinten ein recht anſtändig möblirtes Boudoir fügte. Der Laden war mit den neueſten Modeartikeln verſehen, weil der Banquier ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte, und zu großes Aufſehen gern vermied, wo es angehen wollte. Er glaubte, daß es unſcheinbarer ſeyn würde, wenn er die Modehändlerin beſuchte. Das Leben, das nunmehr Henriette mit ihrer Schweſter führte, war erträglich. Von dem frühern Glanze war freilich nichts mehr anzutreffen, allein an Unterhaltung fehlte es immer nicht, und wenn auch das Modegeſchäft, das nur zum Scheine betrieben wurde, wenig abwarf, ſo half die Kaſſe des Banquiers willfährig nach.

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten —

Der Banquier machte Bankrott und mußte ſich zurückziehen; Henriette war nicht im Stande, ihre Obliegenheiten zu erfüllen, und ihr Laden wurde geſchloſſen.

In ihrer dringendſten Noth ſehen wir ihr einen hilfreichen Freund erſcheinen, der uns von lange her bekannt iſt. Dies war der Commis Aaronheim, der durch ſeine Verbindungen beim Hoftheater ihr eine Anſtellung im Chor zu erwerben verſpricht. Den alten Einfluß ſehen wir plötzlich in Thätigkeit gerathen und durch des guten Aaronheims Vermittelung bei dem noch immer allmächtigen Leinweber und deſſen Verwendung bei dem Intendanten, Freiherrn von Pisjahn, wird Henriette Kanter beim Chor angeſtellt. Was liegt denn der reichen Hoftheateranſtalt an dem Gehalte einer ſupernumerären Choriſtin?

Die Dankbarkeit läßt ſie Aaronheim's Beſuche annehmen, und dieſer deckt nicht nur nach Kräften den Ausfall der Kaſſe, um den nothwendigſten Bedürfniſſen zu entſprechen, ſondern er ſorgt auch für das, wonach die Seele des letzten Angehörigen eines Theaters dürſtet. Nie noch wurde der Chor ſolcher ausführlichen Kritik unterworfen; nie leiſtete er nach dieſer ſolche Wunder des Fleißes und der Kraft; aber Henriette Kanter ward ſtets als die Seele des Ganzen genannt. Sie heißt jetzt aber nicht mehr Mamſell, ſondern Madame, obgleich ſie nie verheirathet geweſen war.

Die Dankbarkeit führt weit; Henriette ſieht ſich Mutter von einem kleinen, gelben, krausgelockten Jungen, mit großen, ſchwarzen Augen, des Vaters Ebenbild. Er war Aaronheim wie aus den Augen geſchnitten.

Der Freiherr Pisjahn hatte unter den unzähligen großen und guten Eigenſchaften, die ihn zierten, auch die der ſtrengſten Moralität. Dieſe Grundſätze ſtreiften an's Extravagante und der kleine Krauskopf war ſchuld, daß Henriette plötzlich den Abſchied erhielt. Aaronheim's Feder, Aaronheim's Einfluß, vermochten hier nicht mehr zu helfen; an eine Ehe war ebenfalls nicht zu denken; Henriette ſah ſich plötzlich mit ihrem Kinde dem tiefſten Elend Preis gegeben.

Die Reſte ihrer Schönheit retteten ſie noch einmal; wenigſtens vom augenſcheinlichen Untergange. Sie zog die Blicke eines jungen Malers auf ſich, und wurde ſein Modell. Nachdem er die deutſche Reſidenz verlaſſen hatte, um ſeiner Kunſt in Rom zu leben, und ſich dort andere Modelle zu ſuchen, blieb ſein deutſches Modell andern Malern empfohlen und Henriette nährte ſich auf dieſe Weiſe kümmerlich einige Jahre, bis ein frühzeitiger Tod ſie vor der Schande bewahrte, die ihr der Neid und die Bosheit ſchon in der Jugend angedichtet hatten.

Den Knaben nahm der alte Muſikus Kanter zu ſich und brachte ihn ſpäter als Supernumerär in's Orcheſter des Stadttheaters von Zempelburg.

Neunzehntes Kapitel.

> — — Rubin, Rubin! Wo piſtu queſt?
> Rubin! Rubin!
> — Was befiehlſt Du, Meiſter Severin?
> — Lieber Rubin, wo ſteckſtu ſo lang, daß
> Du Deinen Meiſter ganz im Stich
> läßt? — — —
>
> Rubin von Venedig und Georg Puſterpalk.
> (XIII. Jahrhundert.)

Alfred empfing noch die Kunde von Henriettens Abſchied.

— Unglückſeliges Flötenſpiel! ſagte er mit ſtiller Wehmuth, und ſah, wie die beſcheidene Erlinde ſein Bischen Wäſche ſorglich zuſammenlegte und den Namen in der Ecke ſeines Tuches, ſo freundlich an die Lippen drückte.

— Was ich Dir ſeyn kann, will ich Dir werden, dachte er bei ſich — Du gutes, ſeelenvolles Geſchöpf! und er empfand eine innige Rührung, die ihm glühend durch's Herz fuhr.

Mocker ſtellte ſich ein, eine Flaſche in der Hand, damit ſeinem Abſchied die Weihe nicht fehle. Auch ein Brief von Balder war eingelaufen, weiſe Lehren, gute Ermahnungen enthaltend. Es erhob Alfred in dieſem verhängnißvollen Augenblicke Worte des Troſtes von dem edeln Manne zu empfangen.

Wenn man die kurze Laufbahn Alfred's überſieht, ſo wird man erſtaunen, mit welcher Leichtigkeit er neue Verhältniſſe knüpft, mit welchem Leichtſinn er die geknüpften aufgiebt. Ueberall findet er Freunde, überall feſſelt ihn die Liebe, überall findet er aber auch Widerſacher, und die Täuſchung enthüllt ſich ihm nur zu bald, um wieder auf's Neue ihn zu berücken. Alle dieſe Umſtände können ſich nur bei dem Theater ſo ereignen. Einem mit Gefühl und einiger Sinnlichkeit begabten jungen Menſchen wird es faſt nie Anders ergehen. Die Welt, die der Anfänger, auf der erſten Stufe des Lebens und der Kunſt ſtehend, hier zum erſtenmale betritt, iſt ſo neu, ſo bunt und verlockend; Alles iſt ſo abweichend von dem was man früher geſehen und erfahren, was uns gelehrt und geprieſen wurde, was uns zu thun und unterlaſſen befohlen, daß man ſich unaufhaltſam den Eindrücken hingiebt und nicht im Stande iſt, den Augenblick zu beherrſchen.

Man lebt bald im engſten Vertrauen mit den Andern; denn wo zeigte ſich wohl Alles ſo unverhüllt als beim Theater? beſonders bei den kleinern Geſellſchaften. Proben und Vorſtellungen vereinigen faſt den ganzen Tag über Alle in dem kleinen Bezirke der Garderobe und der Bühne. Heitere Scherze, Mittheilungen der mannichfaltigſten Art, über ſich ſelbſt, über den Nachbar, über Freund und Feind füllen den Raum — die Pauſe — welche die Worte der Rolle übrig laſſen. Nur ſelten finden ſich bei ſolchen Bühnen ſchweigſame Naturen; faſt Alle ſind zur Geſprächigkeit geneigt. Das ſtille Halbdunkel hinter den Couliſſen, die am Tage ſo öden Treppen und Gänge der Theatergebäude, entwickeln ſchnell das Bewußtſeyn der unmittelbaren Nähe der im gemeinen Leben ſtrenger geſchiedenen Geſchlechter. Wer kennt nicht das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe? Dieſes Mittel bringt eine neue Art von Vertraulichkeit hervor. Dieſer oder Jener merkt etwas, forſcht, überraſcht wohl gar; dies gebiert etwas von Uebereinſtimmung; den wechſelſeitigen Eröffnungen folgen Freundſchaftsbündniſſe.

Abends ſieht ſich Jeder ſo eigentlich entblößt vor ſeinem Nachbar; dies iſt keineswegs figürlich geſprochen. Man weiß auf's Haar: wer gut rangirt iſt, wer feine, weiße Wäſche trägt, wer Geld, wer eine Uhr hat, was er gewöhnlich klirrend aus der Taſche nimmt und ſorgfältig in den Schrank, auf ſeinem Platze verſchließt. Dinge, die der Arme, der Unordentliche, der Liederliche ſonſt ſorgfältig vor ſeinem Nebenmenſchen verbirgt, werden hier mit einer naiven Offenheit, zu denen meiſt die Eigenthümlichkeiten des Schauſpielerlebens die Veranlaſſung ſind, zur Schau gelegt, daß darüber kein Zweifel obwalten kann. Hier kann Niemand eine falſche Meinung über ſeinen Reichthum verbreiten, wodurch es in andern Lebenskreiſen ſo leicht wird, ſich einen gewiſſen, ja ſelbſt hohen Grad von äußerlicher Achtung zu erringen. Man weiß im Voraus, daß es keinen eigentlich reichen Schauſpieler giebt und es kommt auch wohl Niemand in den Sinn, dem reichen Schauſpieler — wenn es zufällig einen ſolchen geben ſollte — eine beſondere Verehrung zu widmen. Beſitzt der Schauſpieler Jugend, körperliche Schönheit und ein gutes Repertoire, ſo dünkt er ſich reich genug und glücklich — und da jeder Schauſpieler, ſo lange er im Engagement iſt und ſeine Gage bezieht, ſich auch für jung und ſchön hält, und gewöhnlich Alles ſpielen will, ſo giebt es eigentlich nur dann Arme und Unglückliche unter ihnen, wenn ſie krank, hinfällig, und mithin brodlos ſind. Dann ſind ſie aber auch recht ſehr zu beklagen.

Die einzigen Dinge, womit ſich die Schauſpieler wechſelſeitig zu betrügen ſuchen und worin es Einer dem Andern gern zuvorthun möchte, ſind Abkunft und Vielwiſſen. Der hüllt ſein Entſtehen, wie der Nil in unzugängliches Dunkel; Jener ſagt offen, er ſtamme von einem erlauchten Geſchlechte. Andere prahlen bei jeder Gelegenheit gern mit einer Art von Gelehrſamkeit, die beim Lichte beſehen und im beſten Falle in eine ziemliche Beleſenheit ſich auflöſt, oft aber auch bloß leere Anmaßung iſt. Auch auf alten Schauſpieleradel wird hie und da, lächerlich genug, gehalten. Manche Familie prunkt mit berühmten Mitgliedern, Andere leiten ihre Herkunft von alten Schauſpieldirektoren ab und reihen für jetzt ſchon zwei Namen an einander, gleich wie es die alten, reichen und edeln Geſchlechter in den Freiſtaaten zu halten pflegen.

Alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe, Satzungen und Gebräuche werden unter der Obhut der Theatergeſetze zuſammen und aufrecht erhalten, und bilden ſo eigentlich einen Staat im Staate. Der Schauſpieler glaubt gewöhnlich nur dem Geſetze ſeiner Anſtalt ſich verbunden, oder vielmehr er meint, ſo leicht er gegen dieſe zu fehlen ſich erlaubt, eben ſo leicht würde er auch mit den Geſetzen der großen Geſellſchaft fertig werden. Daher die unerklärliche Erſcheinung, daß ſelbſt große Künſtler, Menſchen, die ſich über den gewöhnlichen Troß hoch erhaben dünken, die ſich wohl bewußt ſind der Achtung die ſie genießen, über den Bruch eines Kontrakts, das Wegläugnen einer Unterſchrift, das Nichteinhalten eines gegebenen Verſprechens, über offenen Ehebruch und andere grobe Unebenheiten, ſo leicht hinweggehen, als könne das ihre bürgerliche Ehre gar nicht gefährden, und in der That iſt die Geſellſchaft ſo willfährig und nachſichtsvoll ihrerſeits auch darüber hinweg zu ſehen in den meiſten Fällen. Der dumme Stolz der Künſtler brüſtet ſich dabei, und meint, ſie ſeyen in ihrem Rechte und man müſſe ihnen ſo etwas nachſehen; ſie merken die Geringſchätzung nicht die eigentlich dahinter verborgen liegt. Dies iſt eine troſtloſe Seite des Theaters, die ſich nach und nach wohl aufhellen könnte, wenn nicht das Uebel in den Verhältniſſen begründet läge und der Leichtſinn dadurch ſo reiche Nahrung erhielte.

Unſer Alfred konnte — wie wir es ſahen — den Klippen nicht entrinnen. Eine Veränderung ſeines Wohnorts überhob ihn den momentanen

Unannehmlichkeiten, wie er es vorausſetzte, und ſo ward er von den Wellen trügeriſch geſchaukelt, ohne einen Hafen erreichen zu können. Was die Welt von ihm ſagte, kümmerte ihn dabei nicht. Strebte er nun als Künſtler ehrlich weiter, ſo durfte er auch auf Verſöhnung und neue Bündniſſe hoffen. Keinem Menſchen der Erde ſteht hiezu der Weg ſo offen da, als dem Schauſpieler. Abenteuer wie wir ſie Alfred bis jetzt erleben ſahen, ſind nicht ſelten; die Art, wie er ſich aus ihnen zog, um immer neuen zu begegnen, iſt aber eben ſo gewöhnlich. —

Er ſaß am letzten Abende neben dem treuen Mocker und der liebenden Erlinde, das Glas auf eine lachende Zukunft erhebend. Er dankte dem Himmel für die neuen Erfahrungen, die er ihm geſendet; aus dieſen Prüfungen bildet ſich der Mann, ſagte er. Er fühlte ſich ſtark genug für die, welche ihm noch bevorſtehen möchten, denn er hoffte mit feſtem Vertrauen, daß er das hohe Ideal, die reine Schönheit, dereinſt doch erringen würde.

— Als wir die Künſte vom Himmel empfingen, rief er begeiſtert aus — wurde uns verheißen, daß ſie die Schlacken aus dem Gemüthe entfernen würden, um den Menſchen der Gottheit näher zu bringen!

Mit ſolchen Gedanken erhob er ſich über den

Moment des trüben Scheidens, denn er wußte eigentlich nicht, wohin er ſeinen Stab ſetzen ſollte und hatte in ſeinem Leichtſinn noch gar nicht einmal ernſtlich darüber nachgedacht. Mocker leitete jetzt ſeine Gedanken darauf hin, indem er nach ſeinen materiellen Mitteln, nach ſeiner Baarſchaft, ſich erkundigte. Alfred zog einen kleinen Beutel hervor, und nachdem er den magern Inhalt durchgezählt hatte, zeigte es ſich, daß er mit genauer Noth den Ort würde erreichen können, wo ſich das nächſte Theater befand. Dort hoffte er eine Anſtellung, mindeſtens einige Rollen bewilligt zu erhalten. Wie aber, wenn dieſe Hoffnung fehlſchlüge? Eine Sammlung bei den Mitgliedern zu veranſtalten, erſchien ihm dann nur als ein zwar fürchterliches, aber doch unausweichliches Mittel; der wackere Freund bot eine, wenn auch nur vorläufige Abhülfe, indem er ein Paar Goldſtücke der Reiſekaſſe hinzufügte und ſich dafür einen Schein ausſtellen ließ. So war doch wenigſtens die traurige Ausſicht weiter hinausgerückt und dies dünkte Alfred genug.

Welch eine Kraft liegt in dieſem Leichtſinn! Mir erſcheint er bewundernswürdig. O, ihr jungen Greiſe, die Ihr ſtets rechnet und rechnet und dabei verzweifeln wollt, wenn Euere Bedächtigkeit und

Vorausſichtlichkeit das Ende nicht abſieht. Und wo iſt das Ende? Bis wohin ſieht Euer Maulwurfsblick? Kann das geringſte unvermuthete Ereigniß nicht Alles was Ihr erſonnen über den Haufen ſtoßen?

Hier ſteht ein liebendes Paar, ohne Stütze, ohne beſtimmte Ausſicht, mit wenigen Goldſtücken, an dem Scheidewege, wo die Pfade des Lebens ſich kreuzen, und es blickt ſorglos nach Allen, unentſchloſſen, aber auch unbekümmert, welchen es wählen wird. Alle Wege führen nach Rom! —

Um in derſelben Nacht noch aus ihrer gewohnten Umgebung zu kommen, die ihnen nur ſchmerzliche und unangenehme Erinnerungen bot, hatte Alfred einen ſogenannten Landkutſcher angenommen, der ſie einige Stationen weit fahren ſollte, damit er am andern Morgen den Eilwagen fände, der auf der großen Straße ihn dem nächſten Theaterorte zuführte. Dies war zugleich die Straße, die ihn auch Pogenwinkel näher brachte. Konnte er weder Anſtellung noch Gaſtrollen erlangen, ſo wollte er mit Hilfe der Mocker'ſchen Subſidiengelder Pogenwinkel erreichen, dort Erlinde ſeinem Vater übergeben und allein umherreiſen bis daß er ein Theater gefunden haben würde, das ſeiner Dienſte bedürftig wäre. Dieſer vage Plan war das Ganze was er für ſeine nächſte

Zukunft ausgeſonnen hatte; alle Eingänge waren offen gelaſſen um dem anders beſtimmenden Zufall den freieſten Spielraum zu laſſen.

„Ich hab' meine Sach' auf Nichts geſtellt —"

ſang Mocker, indem er dem ſcheidenden Freunde die Hand in den Wagen reichte und die Thüre zuſchlug. Alfred verſprach, bald zu ſchreiben. —

Der Wagen rollte fort; Beide ſaßen ſtumm neben einander; Erlinde ſuchte mit der Hand umher um die Alfred's zu faſſen und drückte ſie dann lange und innig. Bald ſchliefen ſie ein und die Nacht verging ohne das geringſte Abenteuer. Als ſie am Morgen durch das plötzliche Stillſtehen ihrer Kaleſche aufgeweckt wurden, blickte Erlinde mit freundlichem Lächeln auf Alfred; dieſer bot ihr guten Tag. Der Kutſcher öffnete ihnen den Schlag; vor ihnen ſtand der große Eilwagen, der ſie weiter bringen ſollte und die Paſſagiere ſaßen ſämmtlich im Zimmer des Poſthauſes beim Frühſtücke verſammelt.

— Man müſſe hier eine Stunde verweilen, ſagte der Conducteur, um auf einen Eilwagen zu warten, der von einem Nebencours eintreffen würde, da man ſich auf einem ſogenannten Straßenknoten befinde.

Die Reiſenden im Zimmer tranken ſtumm ihren Kaffee mit überwachten Augen und in einem verſchobenen und zerdrückten Negligé, wie man es in den Eilwagen nach einer durchgefahrenen Nacht zu ſehen gewohnt iſt. Alfred und Erlinde nahmen am untern Ende des Tiſches, etwas abgeſondert von den Uebrigen, ihren Platz ein und beſchäftigten ſich alsbald mit dem Kaffee, der ihnen hingeſtellt wurde, ohne ihrer Umgebung eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Plötzlich ſtört eine Stimme Alfred aus ſeiner Ruhe auf. Er horcht ohne hinzuſehen auf die Worte. Es waren die Gleichgültigſten von der Welt und doch wurde Alfred davon erſchüttert. Einer der Reiſenden fragte nach dem Namen und der Entfernung der nächſten Stadt. Jetzt erſt — nachdem er ſich ein wenig gefaßt zu haben ſchien — blickte unſer Freund nach dem Sprechenden hin, und als er Gewißheit hatte, daß er ſich nicht täuſchen konnte, erhob er ſich, ging auf den Fremden zu und ſtellte ſich ihm mit freundlichem Lächeln gegenüber; jener blieb aber ernſt und ließ ſeinen Blick ſchnell nach dem Platze ſchweifen, von dem Alfred ſich erhoben hatte und wo ſeine ſchöne Gefährtin ſitzen geblieben war, dann ruhte des Fremden Auge forſchend auf ihm.

— Wenn mich nicht Alles trügt — ſprach hierauf Alfred nach einigem Zögern, durch das kalte Weſen des Fremden in ſeiner gewiſſen Vorausſetzung zweifelhaft geworden — ſo glaube ich, daß ich ſchon früher einmal die Ehre hatte, Ihnen gegenüber zu ſtehen —

— Und wo ſollte das geweſen ſeyn? fragte der Fremde mit ſehr gleichgültiger Miene.

— Nicht etwa in Pegenwinkel? fragte Alfred forſchend, doch ſchüchtern.

— Kann nicht dienen, ſagte der Andere.

Alfred entfernte ſich mit einer Verbeugung und entſchuldigte ſich, daß eine Aehnlichkeit ihn irre geleitet; dann verließ er das Zimmer um eine Cigarre im Freien zu rauchen. Er ſchlenderte der Gartenthüre zu und dachte eben über Aehnlichkeiten nach, die oft ſo wunderbar uns im Leben überraſchen, als er den Fremden von einer andern Seite auf ſich zukommen ſah, und obgleich er nun ſchon zu wiſſen glaubte, daß es der nicht war, für den er ihn im erſten Augenblicke gehalten, ſo vermochte er dennoch eine innere Bewegung nicht zu unterdrücken. Sein Erſtaunen wuchs aber bei der Anrede des Fremden.

— Freilich bin ich's! rief nehmlich dieſer — aber wie Teufel kommſt Du hieher und wer iſt das Frauenzimmer, daß Du bei Dir haſt?

— Alſo doch Lucile?

— Ich ſagte Dir's ja ſchon — beantworte jetzt meine Fragen —

Alfred ließ ſeinen Jugendfreund nicht lange warten und eröffnete ihm Alles, ohne Rückhalt. Erſt am Schluſſe ſeiner Relation drückte er ſein Befremden darüber aus, daß Lucile ſich nicht im Zimmer zu erkennen gegeben.

— Blos weil Du ein dummer Dorfteufel biſt, dem ich nicht über den Weg trauen mag — erwiederte Lucile. Konnte ich denn wiſſen, was Du da Alles vorbringen würdeſt, wenn ich mich Dir ſo plötzlich zu erkennen gegeben hätte? Wer kennt die Leute, die mit Einem die Nacht über in dem Kaſten eingeſperrt waren und überhaupt, was braucht denn das fremde Volk Alles zu wiſſen? Merke Dir das doch auch für die Folge. Nenne mich auf der Reiſe Herr Graf und Sie, und Deiner Dulcinea ſage vorläufig noch nichts von unſerer nähern Bekanntſchaft. Durch dieſe Vorſorge gelingt mir Manches und dem Herrn Grafen blüht ein Abenteuer, das der umherziehende Schauſpieler nie gefunden hätte. Doch jetzt ſage mir: wo willſt Du denn eigentlich hin? Was haſt Du für Plane, was ſoll aus dem artigen Geſchöpfe werden?

Alfred's Antwort legte ein hinlängliches Zeugniß von ſeiner Planloſigkeit und Unentſchloſſenheit ab. Lucile lächelte über den genialen Philiſter, wie er ſeinen Freund nannte.

— Weißt Du was? ſagte er endlich — ich mache Deiner Mühſeligkeit ein Ende und engagire Dich —

Alfred ſah ihn groß an.

— Haſt Du denn nicht von der neuen Unternehmung gehört — fuhr Lucile fort — die eine Muſterbühne werden ſoll, eine Pepinière für alle Theater Deutſchlands? Eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden hat ſich gebildet unter dem Vorſitze des trefflichen Haffner, in dem wir lange einen bedeutenden Dichter beſeſſen haben, ohne uns deſſen bewußt zu ſeyn, da er ſein Licht recht eigentlich unter das Scheffel ſtellte. Die reinſte Liebe zur Sache mit gründlichſter Einſicht gepaart, wird hier das Scepter führen. Die Stadt ſchwimmt in einem Meere von Kunſt und Künſtlerwonne. Mich hat man für die junge Anſtalt gewonnen und ich werde ihr Regiſſeur werden. Meine Freundſchaft für Dich ſoll handeln. Ich kenne Dich nur aus Deinen Anfängen, und dieſe verriethen einiges Talent, wie Du geworden biſt, kann ich nicht wiſſen, allein ich werde Dir Gelegenheit geben, Dich zu zeigen, und von Deiner Brauchbarkeit für uns, wird dann Deine Anſtellung abhängig gemacht werden. Selbſt das kleinſte Plätzchen bei dieſer Bühne muß ja einem jungen ſtrebenden Künſtler von hohem Werthe ſeyn —

Alfred dankte freudig und ſchlug herzlich in die dargebotene Rechte ſeines Freundes. Dann fragte er nach Hortenſe — eine Frage, die ihm ſchon lange auf den Lippen geſchwebt hatte. Lucile überhörte es aber und fragte faſt zu gleicher Zeit: ob Alfred's Begleiterin auch Komödie ſpiele? Dieſer ſuchte ihre Talente im ſchönſten Lichte zu ſchildern und Lucile rief vergnügt:

— So iſt's denn gut! Ich ſorge für Euch Beide; doch während der Reiſe nichts mehr von dem Allen! Ich bin der Herr Graf oder Monſieur le Comte — gleichviel! von dem Andern, wenn wir einmal in Ruhe ſeyn werden, ein offenes Wort!

Ferner iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

von

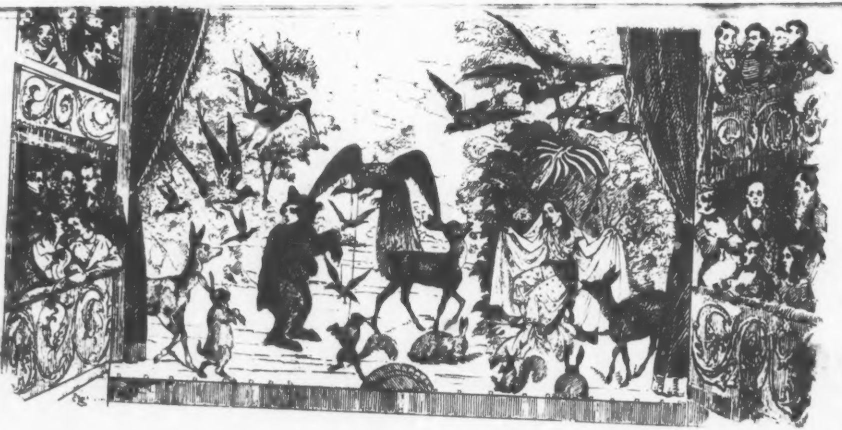
Berthold Auerbach.

2 Bände. Velinpapier. eleg. broch. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

In dem Roman „Dichter und Kaufmann,“ einer poetiſchen Biographie des jüdiſchen Dichters Ephraim Kuh, eines Zeitgenoſſen und Freundes von Leſſing und Mendelſohn, hat ſich der Verfaſſer des „Spinoza“ zur Aufgabe gemacht, den Kampf einer reich begabten Natur mit den jüdiſchen Verhältniſſen zu ſchildern, wie ſie noch am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland beſtanden. Daß der Verfaſſer dieſer Aufgabe gewachſen war, hat er ſchon durch ſeinen Roman „Spinoza“ bewieſen, zu welchem dieſe neue Arbeit ein Seitenſtück bildet.

Stuttgart, 1841.

Adolph Krabbe.



Theater-Roman.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz.

IV.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —“

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1841.

THECA
IA
ENSIS.

Erſtes Kapitel.

„Der größte Vorzug der Geſchichte iſt — die Wahrheit!“

Eine Eilwagenreiſe zu ſchildern liegt nicht in dem Zwecke dieſer Geſchichte. Sie wurde zurückgelegt. Unſere Reiſenden empfing ein ſchöner Gaſthof in Kallenbach — das wir hier nennen wollen, da wir keinen Grund haben, auch nur das kleinſte Incognito im weitern Verlaufe zu beobachten. Ein ſchmucker Kellner kam mit einem dicken Buche zu Lucile und ihm die Feder überreichend, bat er um Einzeichnung der Namen. Ohne ſich zu beſinnen, ſchrieb dieſer:

Von Gerning, genannt: Schröder-Eckhof, Reg.
dann darunter: Alfred nebſt Gattin, dramatiſcher Kunſt
Befliſſene.

Der Kellner machte eine tiefe Verbeugung, als er das Buch empfing, und fragte: ob die Herrſchaften auf dem Zimmer zu Nacht ſpeiſen würden.

— Wir eſſen nie zu Nacht — aber um ſieben Uhr den Wagen, und dies Billet — er hatte ſchnell

Eines geſchrieben und geſiegelt — zur Frau Präſidentin von Gelbacker.

Der junge Menſch verbeugte ſich abermals und ging. Alfred, der dabei ſtand und Hunger hatte, nahm jetzt ſeinen Hut und wollte ſich empfehlen.

— Wohin? fragte ihn Lucile.

— Zuerſt nach Erlinde ſehen und dann mit ihr ein frugales Abendbrod —

— Warum nicht gar? fiel ihm der Freund in die Rede.

— Ich habe ſeit Mittag nichts genommen und auch Erlinde —

— Was da! Ich bitte Euch um tauſend Gotteswillen formirt Euch! Ihr fahrt mit mir zu Gelbackers —

— Wir?

— Ja — zum Thee.

— Wir ſind ja dort nicht bekannt.

— Geliebteſter Pogenwinkler! ich führe Dich ein — Dich und Deine Frau Liebſte. Macht mir keine Schande. Ihr ſeyd hübſche Leute, Du kannſt gut ſprechen und biſt Dichter — was braucht es mehr? Deine Frau iſt ſehr nett, wenn ſie ſich gehen läßt. Unter meiner Aegide werdet ihr ſchon Figur machen — verlaßt Euch darauf.

— Ja — wenn Du ſo gut ſeyn willſt —

— Laß' die Komplimente — es muß ſo ſeyn. Nur ſprich nichts von unſerer Jugend — von Pogenwinkel — von all dem Teufelszeug — hörſt Du? Laß Alles hinter Dir in den Abgrund der Ewigkeit verſunken ſeyn. Du biſt aus Frankfurt — hörſt Du?

— Warum ſoll ich denn nun gerade aus Frankfurt ſeyn? —

— Weil Dir's am Beſten ſtehen wird — weil Du dem am Beſten entſprechen kannſt. Alfred iſt gut — der Name läßt etwas errathen — allein für adelich kannſt Du Dich nicht ausgeben — es geht nicht — Du würdeſt ein Dementi geben. Aber ein Sohn von der Zeil oder vom Hirſchgraben, und wenn's aus dem ſchönſten Hauſe wäre, das kannſt Du vorſtellen, das geht! Man läßt ſo etwas ahnen von einer weiten Verwandtſchaft mit dem Alten — Du verſtehſt — mit Göthe — ſo eine Findlingsgeſchichte — ſo eine myſteriöſe Broſchürengeſtalt: „Alfred G . . . ., nicht unwahrſcheinlich ein Kind des Kindes“ — das macht Dich intereſſant und die Leute total verrückt —

— Aber Lucile — dieſe Lügen — wozu denn ſolche Lügen?

— Lügen? „O, was iſt die deutſch Sprak für eine plump Sprak" — das nennſt Du lügen? Corriger la fortune — Lügen? Und hätteſt Du nicht jeden Tag einem ſolchen Myſterium Dein Daſeyn verdanken können? Was wollen wir machen? Trete doch auf als Herr Alfred Mindelsheim — oder wie hat Dein Herr Vater geheißen, ich hab's wahrhaftig vergeſſen! — aus Pogenwinkel, und ſieh zu, was die Leute aus Dir machen werden? Ich bitte Dich um Gotteswillen, überlaſſe Dich meiner Leitung. Deine Frau iſt eine geborene — na gleichviel! — ſie iſt die Tochter einer großen Sängerin, die gleich Miß Penelope Smith einen deutſchen Fürſten geheirathet hat, an der linken Hand, verſteht ſich. Du haſt viel Geld mitbekommen und aus Liebe, zur Kunſt geſchworen. Paß' auf, wie das wirken wird! Ihr werdet der Gegenſtand eines Cultus werden, von dem Ihr Euch wahrlich nichts träumen ließet. Euer Glück iſt gemacht, durch mich gemacht —

— Aber meine Stellung iſt gefährlich; jeden Augenblick werde ich die Entdeckung fürchten müſſen —

— Spiele nur Deine Rolle gut und keine Gefahr iſt für Dich vorhanden. Zeige jetzt, daß Du ein Schauſpieler biſt. Doch wie ſieht's mit dem Wichtigſten aus? Du haſt doch ſchwarzes Zeug, Firnißſtiefel und die unerläßlichen Handſchuhe von Friſche-Butter-Farbe?

— Bis auf die letztgenannten bin ich verſehen —

— Die letztgenannten gebe ich Dir. Genuine von Madame Mulot, Rue Vivienne, Numero 17.

Lucile öffnete ſein Hutfutteral und ließ einen Ueberfluß von Handſchuhen erblicken, unter denen er ein Paar nach dem Andern hervorzog, die Finger umlegte und ſie meſſend an Alfred's Hand hielt.

— Wie iſt's aber mit Erlinde? Hat ſie das Erforderliche — ich meine zur Toilette.

Alfred geſtand zögernd und mit der aufrichtigſten Miene, daß es damit nicht beſonders beſchaffen ſey, ſonſt hätte ſie Alles — aber für einen ſolchen Thee —

Lucile klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

— Auch dafür iſt geſorgt. Ich habe einige Damentoilette bei mir. Wie man jetzt die Kleider trägt — ſo weit und lang — paßt Alles. Ueberdieß hat Deine Frau die Größe der frühern Eigenthümerin. Ich kann aushelfen!

Bei dieſen Worten ſchloß er einen Koffer auf und hing dem erſtaunten Alfred verſchiedene Damenkleider über den Arm, dann gab er ihm einige rothe Käſtchen, welche einen hübſchen Moſaikſchmuck enthielten.

— Jetzt eile — ſagte er — putzt Euch ſo ſchön als Ihr vermögt, inſtruire ſie von Allem und in einer Stunde hole ich Euch, um mit Euch zur Präſidentin zu fahren.

Alfred verließ ihn wie im Rauſche.

— Was für ein Menſch! ſagte er zu ſich. Stets in dieſem Strome der abenteuerlichſten Lüge — ein Dichter von nie verſiegender Erfindungsgabe. Allein er hat Recht; wer es nicht ſo macht, wie er, ſchwingt ſich nie zu den lichtern Höhen der Geſellſchaft. Mein Beiſpiel hat es gezeigt. Was wird Erlinde ſagen?

Er trat zu ihr in's Zimmer. Sie ſaß nachdenkend in einer Ecke des Sopha's und erhob ſich freundlich bei ſeinem Eintritte. Wie groß war ſchon ihr Erſtaunen als ſie die glänzenden Dinge ſah, die ihr Geliebter vor ihr ausbreitete, um wie viel größer wurde es aber, als er ihr das Uebrige offenbarte. Sie bebte davor zurück; nur ſein wiederholtes Bitten konnte ſie bewegen in den Vorſchlag zu willigen. Er ſtellte ihr vor, daß Lucile es übel nehmen würde und daß ſie ſeines Beiſtands, ſeines Schutzes, hier ſehr benöthigt ſeyen. Die Ausſicht, die ſich ihnen hier zeigte, war aber ſo lockend, und thöricht wäre es geweſen, ſie zu verſcherzen. Seiner Ueberredung gelang es endlich, daß Erlinde von ihren Gegenvorſtellungen und Einwänden abließ, die ihr das geringe Vertrauen auf ſich ſelbſt, eingegeben hatte. Ohne das wäre ſie ja gleich mit Allem einverſtanden geweſen, da ſie keinen andern Willen, als den ihres Geliebten kannte.

Sie kleidete ſich nun. Ihr angeborener Geſchmack leitete ſie bei der Wahl unter den verſchiedenen Gegenſtänden. Das ſchöne Haar wallte in natürlichen Locken zu beiden Seiten des Geſichts, von kleinen Schmuckkämmchen an den Schläfen zurückgehalten; das Kleid war weiße Gaze mit himmelblauen Atlasſtreifen; die Mantille von Spitzen, umhüllte leicht die entblößten Schultern und war mit einer großen Nadel von florentiniſcher Moſaik, eine Madonna nach del Sarto vorſtellend, auf der Bruſt zuſammen gehalten. Die kurzen Aermel und die noch kürzern Handſchuhe ließen den etwas magern, doch fein geformten Arm ſehen, der ſich beſonders am Ellenbogen und an den Handgelenken ſehr zierlich kund gab. Für den Fuß mußte Alfred ſorgen. Dieſer war ſo niedlich, daß kein Schuh aus dem Vorrathe Lucile's paſſen wollte und man mußte daher zu dem erſten Schuhkünſtler der Stadt ſeine Zuflucht nehmen, um dieſem Mangel abzuhelfen.

Neben dieſer Lichtgeſtalt ſchritt der ſchwarze Alfred, an dem nur die Friſche-Butter-Farbe der Handſchuhe hervorleuchtete, ſchroff ab, und Beide neben einander geſehen, bildeten jenen modernen Kontraſt, den wir in unſern Geſellſchaften ſo gern erblicken und ihn ganz dem herrſchenden Geſchmacke entſprechend finden.

Als Lucile eintrat, äußerte er ſich beifällig darüber. Er verkündete, daß der Wagen unten bereits vorgefahren ſey, und unſere drei, von dem Kellner vorgeleuchtet, ſchritten die breite Treppe hinab und ſtiegen ein. Erlinden's wallender Buſen zeugte von der ſtarken innern Bewegung; Alfred war ruhiger. Lucile's Nähe ſchien ihm genügenden Schutz gewähren zu können und er überließ ſich ſtets gern neuen, mächtigen Eindrücken.

Indem der Wagen durch die dunkeln Straßen ſo dahinrollte, hatte Lucile mit weltmänniſcher Gewandheit noch einige Bemerkungen zu machen und einige Verhaltungsregeln einzuſchärfen, die ſorgfältig gemerkt wurden.

Mit Angſt im Herzen, die ſich durch ein merkliches Zittern kund gab, ſtieg Erlinde aus. Lucile gab ihr den Arm und führte ſie die Treppe hinauf; im Vorzimmer gab ſie dem Bedienten den Shawl und trat in das Geſellſchaftszimmer, das ſich vor ihr öffnete. Alfred folgte ſehr ernſt.

Bei ihrer Ankunft herrſchte in der ziemlich zahlreichen Verſammlung, das unverſtändliche Geſumme, jenes Durcheinander von Stimmen, was wir gewohnt ſind, mit dem Titel einer geiſtreichen Theegeſellſchaft zu belegen. Nur die an der Thüre zunächſt Stehenden bemerkten die Eingetretenen, die mit ruhiger Haltung vorſchritten. Je näher ſie dem innern Kreiſe ſich näherten, der den großen Theetiſch umgab, deſto größer und bemerkbarer war aber die Aufmerkſamkeit, die ſie erregten. Hier thronte die Frau vom Hauſe, und ſie hatte es nicht fehlen laſſen, die Meldung, die das Billet Lucile's enthielt, das er ihr aus dem Gaſthofe geſchickt hatte, zu verbreiten. Man wußte nun, daß die Fremden, Herr Schröder-Eckhof, der neu ernannte Regiſſeur des Actientheaters ſey, der um die Erlaubniß gebeten, Herrn und Madame Alfred einzuführen, die zwar in der Kunſtwelt noch nicht berühmt waren, aber durch ihre perſönlichen Verhältniſſe jeder Theilnahme würdig ſeyen, die ſie durch ihre Talente gewiß zu rechtfertigen wiſſen würden.

Die Frau vom Hauſe fuhr, nachdem ſie die Ankömmlinge kurz begrüßt hatte, in dem Geſpräche fort, daß ſie ſo eben führte und Erlinde, die ſich in den Kreis der Damen geſetzt hatte, gewann Zeit, ſich die

Geſellſchaft erſt mit ſchüchternen Blicken, dann immer dreiſter zu betrachten.

Nachdem der Thee getrunken war, trat eine augenblickliche Stille ein. Die Präſidentin von Gelbacker unterbrach ſie, indem ſie einem jungen Herrn ein zierlich gebundenes Heft hinreichte.

— Dies iſt das Memoire des alten Mannes, ſprach ſie, das wir von dem Fremden erhielten. Ich habe es abſchreiben laſſen und werde es dem Drucke übergeben, das Honorar kommt armen Schauſpielkindern zu gut. Seitdem ich mich mit dem Theater beſchäftige, bemerkte ich, daß große Armuth bei dem Stande der Künſtler herrſcht. Dem Uebel muß nach Kräften geſteuert werden. Wo der Künſte mildes Scepter waltet, dürfen Töne der Klage, die das Leiden erpreßt, nicht vernommen werden —

— O wie ſchön! wie ſchön! Wie rein menſchlich und deßhalb göttlich! murmelte Alles durcheinander.

— Es ſind ſo eben wieder einige Leute da, die der Unterſtützung bedürfen; wir wollen ſie prüfen und ſind ſie im Stande ihre Verſuche mit Anſtand vor uns zu machen, ſo könnte man ſie vielleicht bei unſerm Actientheater mit einem Plätzchen bedenken, wo nicht, ſo ſollen ſie etwas von dem Honorar empfangen, um weiter zu reiſen —

— Wenn ich um Eins bitten dürfte, bemerkte ein älterer Herr, mit ſarkaſtiſcher Miene, ſo wäre es, den wackern Leuten das Geld nicht vor der Abreiſe vollſtändig einzuhändigen — et par cause —

— Sie wollen ihre ſchlechte Meinung von dem Stande nicht aufgeben — entgegnete darauf ein jüngerer Mann mit grauen Haaren und edeln Zügen, der Haffner, der Vorſtand des neuen Actientheaters war.

— Ich wünſche Ihnen, verſetzte der Andere wieder, ein Privatgelehrter Namens Ton, der einige Luſtſpiele und Dramen im Portefeuille haben ſollte, womit er ſeine vaterſtädtiſche Bühne zu beglücken beſchloſſen, daß ſie die Ihrige nie zu berichtigen Urſache haben möchten. Indeß bin ich dem Stande nicht abhold, wie ſie wiſſen, im Gegentheil —

— Weißt Du ſchon, Amelie, ſprach hier eine ältliche Dame, die Miniſterin, zur Präſidentin gewandt, den Sprecher abſichtlich unterbrechend, daß Leopold ſchon in jeder Loge einen Teppich legen ließ? Wir werden nun warme Füße haben, was bei meiner Migraine eine Hauptſache iſt. Ach, er denkt doch an Alles, er iſt zum Theaterdirector geboren —

Viele von den Herren lächelten; Leopold, der Niemand Anders als der Präſes der Theateractiencompagnie, eben jener Herr Haffner war, verbeugte ſich artig gegen das Lob ſeiner Tante. Er ſtand nehmlich faſt mit allen Honoratioren ſeiner Vaterſtadt in den engſten verwandtlichen Beziehungen.

— Wenn Du jetzt erlauben willſt, chère cousine, nahm die Präſidentin wieder das Wort, ſo wird die Vorleſung beginnen. Ich habe nur noch zu bemerken, daß ich das Manuſcript in ſeiner Originalität erhalten habe; der Alte ſpricht in ſeiner heiligen, patriarchaliſchen Einfalt — ich gebe den verehrten Anweſenden mein Wort, daß ich nichts verändert habe. Es iſt darum nur deſto ergötzlicher und zugleich belehrender — Herr von Narcot wird die Güte haben, anzufangen —

Herr von Narcot, der junge Herr, der aus den Händen der Präſidentin das Heft erhalten hatte, und ein Schöngeiſt von vorzüglichem Waſſer war, wie denn in dieſem Kreiſe — bis auf die Miniſterin, ihrem Gemal und die Präſidentin von Gelbacker — Alles Schöngeiſt oder Künſtler ſeyn mußte — Herr von Narcot ſetzte ſich an einen kleinen, mit zwei Girandolen beſtellten Tiſch, und die Brille zurechtrückend, das Buch mit den zartbehandſchuhten Händen hoch zu den Augen emporhaltend, begann er dumpf, mit näſelndem Tone:

Des alten Komödianten Denkwürdigkeiten.

— Ah, brummte Leopold, der Vorſtand, und ah! ſummte es in der ganzen Geſellſchaft nach.

— Warum Komödiant? fragte Leopold mit beſcheidener Miene.

— Wollteſt Du nicht erlauben, mein Kind — ſprach ſchnell der Präſident, dem man es längſt anſah, daß er wie auf Kohlen ſtand, dieſe Unterbrechung ſich zu Nutze machend — wollteſt Du mir nicht geſtatten, daß ich meine Parthie mache? Ich tauge ja doch nicht bei der Vorleſung, mein Schnarchen ſtört nur bei den ſchönſten Stellen.

Seine Gemahlin würdigte den enragirten Whiſtſpieler keiner Antwort, und wandte ſich zu ihrem Couſin:

— Warum Komödiant? weil es die alte, ſchöne bezeichnende Benennung iſt. Wie ungeeignet iſt das Wort Schauſpieler! Nein — wir wollen zum Alten, Guten gern zurückkehren. Ich finde es auch eben ſo recht, daß die Behörden in Preußen dazu angehalten werden, nicht mehr Hebräer, Iſraeliten, moſaiſche Glaubensgenoſſen zu kennen, ſondern ſich nur mit den alten Juden zu befaſſen; daſſelbe iſt in Baiern ſo ſchön, wo ſie keine Generallieutenants mehr kennen wollen, ſondern nur Feldzeugmeiſter. Nein — Komödianten und nicht anders darfſt Du Deine Künſtler im offiziellen Tone nennen und der Verein iſt die

Truppe nicht Geſellſchaft — es liegt etwas Höheres für mich darin —

— Amelie hat vollkommen Recht — ſagte die Miniſterin, dieſe alten Benennungen klingen ſchöner. Leopold hat ſich uns ſchon in ſo vielen Stücken bequemt, wir verdanken ihm die Teppiche, wir werden ihm ſicher auch noch die Komödianten und noch mehr zu verdanken haben. —

— Ah, fi! Komödiantentruppe. — ſagte ein hübſches Mädchen — das gefällt mir gar nicht —

— Ich kann mich nicht recht dazu verſtehen — ſagte der Vorſtand — ſo ſehr mir die Wünſche der theuren Couſine ſtets Befehle ſind. Was meinen Sie dazu, Herr von Gerning? fragte er Lucile, deſſen doppelter Künſtlername in dieſem Kreiſe nicht ſo ebenbürtig war, als ſein vermeinter Wirklicher, der das hochgeehrte Von vor ſich ſetzen durfte.

— Es läßt ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten und der Name thut nichts zur Sache — warf jener leicht hin — heißen ja auch die erſten Künſtler Frankreichs nur comédiens ordinaires, was in wörtlicher Ueberſetzung mit „Ordinäre Komödianten“ wiedergegeben werden könnte. Wenn ich aufrichtig geſtehen ſoll, ſo gelüſtet's mich indeſſen ſehr nach dem Inhalte dieſer Memoiren. Das Hiſtoriſche in unſerer

Kunſt intereſſirt mich am Meiſten, und ich mußte mit Bedauern bemerken, daß es bis jetzt bei den meiſten Theatern ſo ſehr vernachläßigt wird —

— Oh, wenn ich bitten darf — Schaubühne, nicht Theater — fiel die Präſidentin dem Sprechenden haſtig in die Rede.

— Warum nun aber Schaubühne? fragte wiederum Leopold.

— Nicht wahr, Du haſt nichts dagegen — fragte der Präſident, der noch immer einer Antwort harrte. Du weißt ja, Liebchen, daß ich vom Theater nichts verſtehe. —

— Auch Du — mit Deinem Theater — ſo geh' nur! ſagte die Frau mit ſchnell auffliegender Röthe, wie dies bei Hyſteriſchen der Fall iſt — ich bitte nochmals um Schaubühne — nicht wahr, Couſin, den einzigen Gefallen thuſt Du mir! In allen Deinen Ausfertigungen, in den Kontrakten: Du ſtellſt bei der Schaubühne an; auf der Schaubühne wird dargeſtellt — Nicht?

— Aber welch ein Grund? —

— Ach, ich weiß keinen anzugeben, als daß es mir mein Gefühl ſagt, es iſt ſo beſſer — ſieh — ich will ja ſonſt nichts an Dir als dieſe Conceſſion noch. Im Uebrigen mögen die Actionärs thun und handeln wie ſie wollen; ich will mich mit meinen zehn Actien ſtille im Hintergrund halten.

Der Präſident warb ſeine Mitſpieler etwas laut.

— Aber wollteſt Du wohl die Güte haben, lieber Mann, uns jetzt zu verlaſſen — ſagte die Präſidentin nicht ohne Heftigkeit — die Verleſung ſoll beginnen, und der Gegenſtand verlangt die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.

Der dicke Mann ſchlich auf den Zehen aus dem Zimmer, wie es ſchien ſehr erfreut, daß er der Verleſung entkam.

Herr von Narcot blickte hierauf lange im Kreiſe umher, und nachdem ſich Alles gereiht hatte, wollte er ſo eben zu leſen beginnen, als ſein Blick auf den Privatgelehrten Ton fiel, der nicht Platz genommen hatte, ſondern erwartungsvoll daſtand.

— Ich muß recht ſehr bitten — ſprach flehentlich der Vorleſer —

— Um was? fragte Ton.

— Sich zu ſetzen, Verehrteſter! Ich kann nicht leſen, Verehrteſter, wenn nicht Alles Platz genommen hat —

Jetzt trat abermals die allgemeinſte Stille ein; Ton hatte ſich geſetzt; Narcot hob das Buch wieder zur Brille empor und begann:

Des alten Komödianten Denkwürdigkeiten.

Einleitung.

— Ah ſo, eine Einleitung — ſchön! ſagte Ton.

— Von? — fragte die Miniſterin, die Taſſe umrührend, mit einem bedeutenden Blicke auf die Präſidentin, die ſtatt der Antwort die Augen niederſchlug.

— Ah!! ging's nur wie ein Lauffeuer durch den ganzen Kreis und Lucile drängte ſich vor, um der Präſidentin eine huldigende Verbeugung zu machen. Alfred ſaß ernſthaft dreinſehend da, ihm lag daran, den Inhalt zu vernehmen; Erlinde lächelte verlegen die Präſidentin an.

— Was hier folgt — begann Narcot jetzt aus dem Hefte zu leſen — iſt das Leben eines armen Komodianten, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren, mit einer Menge von Unannehmlichkeiten und Schickſalen zu kämpfen —

— O ich bitte, unterbrach die Präſidentin den Leſer, kann man hier Schickſale ſagen?

— Warum nicht? ſagte Leopold.

— Ich meinte nur — weil — ſagte die Dame.

— Unbedingt — fügte Ton hinzu.

Die Miniſterin nickte ihrer Couſine freundlich zu, indem ſie einen angefangenen Strumpf hervorzog und zu ſtricken begann. Narcot rückte ungeduldig auf ſeinem

Seſſel hin und her, dann drehete er ſich ſo, daß ſein Auge, wenn er es vom Hefte in die Höhe ſchlug, die Strickende unmöglich gewahren konnte und fuhr alſo fort.

— Und Schickſalen zu kämpfen hatte, die noch heute zum Theil ſich auf dem Lebenswege derer, die ſich der Schaubühne widmen, emporthürmen. Dieſe hinwegzuräumen, die Straße, die zum Innern des Kunſttempels führt, zu ebnen, die Muſen und Grazien zu vermögen, ihre geweihten Hallen zu verlaſſen und ſich unter das Volk zu begeben, das bis jetzt nur die Aftergebilde des Höchſten zur Erkenntniß nahm und am falſchen Scheine ſich ergötzen durfte, iſt der Zweck unſers Vereins. Unſere Schaubühne erhebt ſich auf feſten Grundſätzen, ihr Fundament iſt daher ein dauerndes, ihr Bau ein nach den Regeln der Kunſt, des guten Geſchmacks und der Schönheitslehre ausgeführtes Ganze. Männer und Frauen auf gleicher Stufe der Bildung ſtehend —

Hier verbeugte ſich Alles; Lucile küßte der Präſidentin mit Emphaſe die Hand.

— Der Bildung ſtehend haben es mit Wort und Hand gelobt, das heilige Feuer der Kunſt zu hüten. Um dieſes ſchöne Ziel vollſtändig zu erreichen, ſoll Theorie — die graue — mit Praxis — der grünen — Hand in Hand gehen —

— O ſchön! ſehr ſchön! murmelten Alle.

— Rück- und Vorblicke wollen wir ausſenden, an dem Stabe der Geſchichte wollen wir wandeln, dem was war, wollen wir die Kunſt ablauſchen, das was ſeyn wird, zu geſtalten; die magere, unerquicklich-unzulängliche Vergangenheit wird uns dann lehren, eine beglückende Zukunft hervorzurufen, einen ſeligen Zuſtand des Schaffens und Genießens, den St. Simonismus in ſeiner reinſten Geſtalt, auf daß Göthe's Wort verkörpert erſcheine: „Sind wir in Werdeluſt ſchaffender Freude nah!“

— O unvergleichlich! höchſt — ſehr vortrefflich! riefen Alle.

Narcot fuhr fort:

— Und ſo weiter —

— Wie? Und ſo weiter — fahren Sie fort, wir erlaſſen Ihnen nicht ein Jota — rief Ton.

— Alles! bis auf den Boden! riefen die Uebrigen.

— Ich kann nichts dafür — verſicherte Narcot — den Nebenſtehenden das Blatt zeigend — ſo ſteht's da —

— Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich unterbrochen wurde, als ich eben den Gedanken weiter ausführen wollte, daß die Geſchichte zur Ausbildung irgend einer Kunſt bis zur denklichen Höhe durchaus weſentlich mitwirke — ſagte die Präſidentin. Ich behalte mir das für die nächſte günſtige Stunde vor. Darum eben wollen wir ſammeln, was wir von geſchichtlichen Documenten in unſerer Kunſt finden und deßhalb halten wir Denkwürdigkeiten wie die gegenwärtige in hohen Ehren.

— Trefflich, aber ſchade, rief Lucile, daß die ſchöne Ausführung dieſes ſchönen Gedankens nicht jetzt ſchon uns zu Theil werden kann!

— Zu gütig, Herr von Gerning, ſagte die beſcheidene Verfaſſerin, doch jetzt fahren Sie fort, Herr von Narcot!

Und Narcot las:

— Ich ward geboren zu Neuſtift bei Freiſing, eines Bürgers Sohn —

— Ma foi, ganz antik, rief Ton — das fängt ja an wie ein Chor in der Tragödie —

— St! St! machten Alle.

— Mein Vater war Kloſterbeamter. Die Kloſterherren, bei denen ich die Principia lernte, ſagten meinem Vater: ich ſey ein fähiger Kopf und müßte ſtudiren. Hierauf ging ich alle Tage eine Stunde Vormittags und eine Nachmittags in das Kloſter hinunter, wo ich beim Pater Gilbert die fünf Declinationes auswendig lernte. Nachdem ich die Anfangsgründe der Grammatik wohl begriffen, kam es an die Argumente und damit brachte ich ein Jahr zu; aber erſt nach vollen zwei Jahren durfte ich das Gymnaſium in Freiſing beſuchen, wo die Herren Benedictiner Profeſſoren waren. Hier erhielt ich nach geendigtem Schuljahre zwei Preiſe. Damals war es gebräuchlich, daß man in die Vacanz ging, das heißt: man beſuchte die Klöſter und Herren Pfarrer, um kleine Geſchenke zu empfangen und ſomit etliche Gulden zuſammenzubringen, wovon man ſich die nöthigen Kleidungsſtücke für das kommende Schuljahr anſchaffen mußte. So ging auch ich denn von Kloſter zu Kloſter und kam endlich gar bis nach Insbruck, von Haus zu Haus um ein Viaticum bittend. Unter andern kam ich auch an die Pforte des Jeſuitencollegiums. Da ſtand eine Mutter bei einem Jeſuiten, die ihm ihren Sohn empfahl. Nachdem ſie fortgegangen war, bat ich ihn um ein kleines Geſchenk. — Lieber Kleiner, ſprach er zu mir, wir haben hier ſelbſt viele arme Studenten. — Ja, das will ich wohl glauben, erwiederte ich, aber ich gehöre auch unter dieſe Zahl. — Er lächelte und fragte, woher ich käme. — Ich bin aus Baiern, gab ich zur Antwort. — Ja, wenn das iſt, ſo muß ich ihm freilich etwas ſchenken, weil wir Landsleute ſind. Da er ſchon ſo lange herumgefahren iſt, mag er wohl etliche Tage hier ausruhen. Wart' er! — Er entfernte ſich auf kurze Zeit und brachte mir dann einen Brief. — Da Kleiner, ſprach er, übergeb' er nur dieſes Schreiben der Frau Krippelwirthin, die wird für ihn ſorgen; aber Morgen früh komm' er in die Sacriſtei, um ſechs Uhr leſ' ich Meſſe, er ſoll mir da miniſtriren, da mein Miniſtrant zu den Serviten gegangen iſt.

— Charmant! rief die Miniſterin.

— Wie ich ſagte: patriarchaliſch! ſprach die Präſidentin.

— Patriarchaliſch iſt das rechte Wort! beſtätigte Lucile.

— Wie ſo ganz verſchieden von unſern heutigen Sitten! rief Ton.

Narcot las weiter:

— Ich kam wie er geheißen und miniſtrirte. Nach vollendetem Gottesdienſt mußte ich mit auf ſein Zimmer gehen und nachdem er ſein Remiß gebetet, ſagte er zu mir: geh' nun in die Küche und hol' mir mein Frühſtück. — Ich brachte es und er ſchenkte mir eine Taſſe Caffee ein. Nachdem ich die genoſſen, ging das Fragen an. — Wer ſind deine Eltern und wie heißt der Ort, wo du geboren biſt? — Ich bin zu Neuſtift bei Freiſing geboren und mein Vater iſt

Conventdiener. — Hierauf begehrte er das Zeugniß zu ſehen. Ich überreichte ihm meine zwei Prämien nebſt dem Schulcatalog. Er durchblätterte ihn und ſteckte ihn zu ſich, dann ſprach er: Haſt dich wohl gehalten. Nun ſag' mir, wie gefällt es dir hier? — Gut; ich habe hier ſehr gute, wohlthätige Menſchen getroffen. — Ja, das muß wahr ſeyn. Wir haben für arme Studenten, die fleißig und ſittlich ſind, eine Armenkaſſe und daraus erhalten ſie wöchentlich nach ihrem Wohlverhalten das Almoſen. Doch, damit du weißt, wer ich bin: ich bin der Praefectus Gymnasii. — Ei, wie ſtieg mir da mit einem Male die Röthe in's Geſicht, da mir beifiel, daß die Präfecten gewöhnlich ſcharfe Männer waren. Er aber ſprach: da, Kleiner, ſetz' dich her; hier haſt du Dinte, Feder und Papier, ich will dir ein Argument dictiren, damit ich mich überzeuge, was du bei den Benedictinern gelernt haſt. — Ich ſchrieb und nach gemachter Compoſition übergab ich es ſeinen Händen. Er ſah es durch und war zufrieden. — Wenn du Luſt hätteſt, hier zu bleiben, und deine Eltern ihren Conſens dazu gäben, ſo würde ich in Zukunft für dich ſorgen. — O gewiß, erwiederte ich, ſie werden ſehr erfreut ſeyn, mich in ſo guten Händen zu wiſſen. — Ich ſchrieb nun an meine Eltern und der Hochwürdige legte einige Zeilen bei, die das von mir Geſchriebene beſtätigten. Ich trug ſelbſt den Brief auf die Poſt. Nun vergingen vierzehn Tage, während welcher es mir ſehr gut ging, denn ich ward bei der Krippelwirthin gut gehalten. Allein jeden Tag mußte ich auf meines Beſchützers Zimmer ſtudiren und ich durfte es ohne ſeine Erlaubniß nicht verlaſſen. Eines Tages zog er ein Schreiben aus ſeinem Pult hervor und fragte: Kennt er die Schrift? — Herr Je, rief ich, es iſt die Hand meiner Mutter — alſo haben meine Eltern geſchrieben? — Ja, aber er muß fort von hier; er muß nach Hauſe! — Da ſchoſſen mir Thränen aus den Augen und ich konnte kein Wort vorbringen. — Er blieb alſo gern hier? — O ja, herzlich gern! — Jetzt erſt las er mir den Brief vor. — Sey ruhig, ich wollte dich nur prüfen, ſprach er, deine Eltern werden die Kleider und Wäſche durch den Boten überſchicken. — Wer war nun froher als ich, daß mir Gott einen ſolchen Freund ſchenkte, der mir in allem Nothwendigen an die Hand ging und mich unterſtützte, um meine Studien fortſetzen zu können. Jetzt begann das Schuljahr, und die Unterſtützung aus der Armenkaſſe der Studenten wurde mir zu Theil, nur wurde das Geld immer an die Koſtfrau geſchickt und ich erhielt nur ein Paar Kreuzer zur

Recreation. Durch die Hülfe Gottes und dieſes hochwürdigen Mannes verfloß ein Jahr nach dem andern in Frieden und Freuden, und ich reifte zum Jüngling heran. Ich war jetzt Rethor im zweiten Jahre, perorirte ſelbſt, componirte Reden vom Katheder herab, ſpielte auch in den Faſtnachtsſpielen und Proclamationen, die zu Ende des Schuljahres gehalten wurden —

— Aha, jetzt entwickelt ſich's — ſagte Ton.

— Bisher war's eine Art von Kloſtergeſchichte — ſprach die Miniſterin.

— Aber welch ein Reiz der Unmittelbarkeit — welche Naivität — rief Lucile.

Alfred, der nach Erlinde blickte, bemerkte eine auffallende Unruhe in ihren Zügen, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte. Er wurde aufmerkſamer auf das, was geleſen wurde, um vielleicht hier eine Urſache zu entdecken.

Eines Tages ließ mich der Präfect rufen. — Nun, Meiſter Jacob, ſagte er zu mir, wo nun hinaus, das Schuljahr geht zu Ende, künftiges Jahr wirſt du Akademiker, da hört die Unterſtützung auf und Du mußt für dich ſelbſt ſorgen. Ich ſelbſt werde in das Exercitienhaus nach München als Präſes verſetzt. — Das war ein Donnerſchlag für mich; ich weinte. Er tröſtete mich aber und fragte: ob ich keinen Beruf zum Geiſtlichen in mir fühle? — Ich erwiederte, daß ich Norbertiner werden wollte. Dies gefiel ihm und er ſprach: Wiſſe, daß in dieſem Jahre Studenten von guter Aufführung und fähigen Köpfen in unſern Orden aufgenommen werden. Haſt du Luſt, ſo gehe zum Pater Rector und melde ihm deine Geſinnung; ich werde auch noch ſelbſt mit ihm ſprechen und dir ein gutes Wort reden. — Ich ergriff ſeine Hand, drückte ſie an mein Herz, ſprang auf, eilte zuvor noch in die Küche und ging dann zum Pater Rector, dem ich, wie es gebräuchlich war, zu Füßen fiel und ihn inbrünſtig um die Aufnahme in den heiligen Orden des heiligen Ignatius bat. Er hob mich auf und ſprach: Ich will es alſogleich dem eben hier anweſenden Herrn Provinzial melden. Geh' er jetzt in Gottes Namen, die Antwort wird er von dem Pater Präfecten ſchriftlich bekommen. Mir war als hätte ſich ein ſchwerer Stein von meinem Herzen weggewälzt; ich eilte zurück zu meinem wohlthätigen Freund, um ihm die Worte des Herrn Rectors zu hinterbringen. Ich mußte ſogleich an meine Eltern ſchreiben und um ihre Einwilligung nachſuchen. Sie antworteten: es wäre ihnen nicht vollkommen anſtändig, daß ich in den Jeſuitenorden ginge, ſie hätten mich lieber weiß als ſchwarz geſehen. Die Norbertiner tragen nehmlich weiße Habite. Doch fügten ſie hinzu, wenn es mein Beruf ſey, ſo ſollte ich nur hingehen und Jeſuit werden. Als ich dem Pater Reisner dieſes Schreiben mittheilte, überreichte er mir ein Anderes, welches die Zuſage enthielt, daß ich von dem Pater Provinzial in den Orden des heiligen Ignatius aufgenommen ſey. Er wünſchte mir Ruhe und Zufriedenheit zum neuen Stande und ſandte mich hierauf zum Pater Provinzial. Ich fiel ihnen zu Füßen, dankte und küßte weinend ihre Hände. Ich vermochte nicht zu reden, ſtotterte nur und konnte faſt nicht die Thür finden, ſo war ich außer mir. Der Herr Provinzial gab mir ſeinen Segen und der Pater Rector drückte mir ein Paar Thaler in die Hand und ſprach: Reiſe jetzt zu deinen Eltern! Laſſe dir deinen Taufſchein beſorgen, da du denſelben am Orte deiner Beſtimmung abgeben mußt. In vier Wochen mußt du in Landshut eintreffen. — Dies war nehmlich der für die in der bairiſchen Provinz geborenen Noviciaten beſtimmte Aufnahmsort. Dem Pater Reisner, den ich wie meinen zweiten Vater betrachtete, dankte ich recht inniglich für Alles, was ich Gutes von ihm erhalten hatte; er küßte mich und übergab mich dem Innsbrucker Boten. — Leb' wohl, guter Junge, rief er mir nach, Gott ſey dein Geleitsmann und täglich werd' ich dich in mein Gebet einſchließen. Leb' wohl!

— Unendlich — ſagte die Miniſterin, die das Wort „unmittelbar“ gehört, aber wieder vergeſſen hatte, und es hier anwenden wollte.

— Aecht — wahr — treu — objectiv — ſo lauteten kurze Unterbrechungen an dieſer Stelle.

— Wir übernachteten in München, fuhr Narcot fort — und zogen am andern Morgen nach Neuſtift. Um Mittag kam ich an. Die Eltern riefen ſogleich die Familie herbei und als ich dieſer, zu ihrer großen Freude die Aufnahme in den Jeſuitenorden verkündete, legten ſie Geld zuſammen, damit ich als geiſtlicher Hochzeiter mit einem Favor, das heißt einem Blumenſtrauß am Hute, in Freiſing mit ihnen herumwandeln konnte. Als der Herr Prälat und ſämmtliches Convent durch meinen Vater von meiner Ankunft Nachricht erhalten hatte, ließ er mich ſogleich zu ſich entbieten. Ich machte ihnen hierauf meine Aufwartung in Begleitung meines Vaters. Der Prälat behielt mich nun im Kloſter, bis daß ich zu meiner Beſtimmung abreiſte. Ich erhielt ein Zimmer, aß mit den Vätern im Refectorio und ſo verging meine Vacanz in Jubel und Freude. Oft gab mir aber der Herr Prior zu verſtehen: Sie hätten immer gehofft, auch einmal ein Hofmarkskind in ihrem heiligen Orden zu ſehen. — Je nun, Gott führt ja die Seinen auf verſchiedenen Wegen zu ihrem Ziele! — Endlich brach der Tag des Abſchieds an. Mit beirübtem Herzen ſegneten mich meine Eltern, ſo wie alle Patres im Kloſter, ſelbſt der Herr Prälat kam herunter. Er empfahl mich dem Schutze Gottes und ich bat das ganze Convent, meiner Eltern eingedenk zu ſeyn. — Als der Wagen abfuhr, hörte ich beſtändig rufen: Leb' wohl, Jacob! lebt wohl, Vetter! Gottes Segen ſey deine Begleitung! und ähnliche gute, fromme Wünſche.

In Augsburg beſuchte ich den Pater Jahn, im Jeſuitencollegium; er freute ſich, mich zu ſehen und führte mich bei den andern Patres auf, die mir ſämmtlich Glück wünſchten. Der Herr Pater Jahn gab mir noch einen Brief an meinen künftigen Herrn Novizenmeiſter mit und ich empfahl mich mit tauſendfältigem Dank. Als ich am andern Tag über das Lechfeld nach Landsberg reiſte, fragte ich den Kutſcher, was das für ein Gebäude dort oben auf dem Berge wäre? — Das dort? ſagte er, indem er mit der Peitſche dorthin zeigte — das iſt das Jeſuitencollegium.

Ein Schauer überfiel mich, den ich mir nicht zu erklären wußte. Mich beſchäftigten mancherlei

Rückerinnerungen. Je nun, dacht' ich, der erſte Schritt iſt gethan und in tiefen Gedanken verſunken, merkte ich gar nicht, daß wir am Gaſthof hielten, der für die Candidaten beſtimmt iſt. Im obern Zimmer fand ich ſchon mehre verſammelt; auch ein Schulcamerad war darunter. Wir ſetzten uns zu Tiſche und Einer munterte den Andern auf. Der Gaſtwirth ließ es indeſſen an der Pforte melden, daß die Candidaten ſchon alle angekommen ſeyen. Gleich darauf langte ein Briefchen an, das uns auf den andern Morgen acht Uhr hinaufbeſchied; denn das Kloſter liegt auf dem ſogenannten Michaelisberg. Um ſechs ſtanden wir auf, verrichteten unſere Morgenandacht, gingen in die Kirche, um die Meſſe zu hören und meldeten uns hierauf an der Pforte. Man führte uns ſogleich zu dem Herrn Pater Rector des Collegii. Er ſchellte und unſer Herr Novizenmeiſter, ein großer, anſehnlicher Mann, mit einer nachdenklichen Miene, trat in's Zimmer. Der Herr Rector hielt uns eine Anrede und übergab uns dann dem Herrn Pater Novizenmeiſter, der uns in's Noviziatenhaus führte, welches durch einen bedeckten Gang mit der Kirche und dem Collegium zuſammenhängt. Er zeigte uns das Recreationszimmer, dann den Speiſeſaal, wo eben das Eſſen aufgetragen wurde. Nachdem wir gebetet, gegeſſen und hierauf wieder gebetet hatten, führte er uns, da liebliches Wetter war, über die Lechbrücke zu einer Kapelle, die man die Altöttinger Kapelle nennt. Hier wurden etliche Ave Maria gebetet und die Litanei, dann begaben wir uns wieder nach Hauſe. So wurden wir Alle vierzehn Tage lang wie Gäſte des Collegiums behandelt.

Am Vorabend des heiligen Stanislaus mußten wir beichten, am Tage des Heiligen ſelbſt communiciren. Nachdem die Andacht verrichtet war, wurden Denen, die Haarzöpfe trugen, dieſe abgeſchnitten und die Kleider ausgezogen. Wir knieten vor dem Hochaltar nieder. Der Prieſter empfing hierauf von dem Ceremoniarius die Habite und warf ſie uns über die Köpfe, dann umſchlang er unſere Hüften mit dem ledernen Gürtel und übergab uns den Roſenkranz, den wir in den Gürtel ſteckten. So ausgerüſtet, wurden wir als angehende Jünger des heiligen Ignatius zu deſſen Altar geführt und eingeſegnet. Wir legten nun das Gelübde des Gehorſams, der Demuth, der Unterwerfung und der Keuſchheit ab, und nachdem das geſchehen war, wurde der Novizenmeiſter herbeigerufen, der uns paarweiſe in das Noviziatenhaus zurückführte. Hier hielt er eine Anrede und gebot uns das ſtrengſte Stillſchweigen; Niemand durfte mehr ohne ſeine Erlaubniß ein Wort reden; dann wies er uns unſere Plätze im Studierzimmer, ſo wie bei Tiſche an. In unſern Zellen fanden wir ein Schreibepult, einen kleinen Hängekaſten, einen Seſſel, einen Gebetſchemel, an der Wand hing das Bild des Gekreuzigten. Oben auf lag ein Cilicium, eine Geißel, einige geweihte Sachen, ein Meditationsbuch, die Ordensregeln und Thomas a Kempis. Im Pult lagen ſechs Bogen Papier, zwei Federn, ein Federmeſſer, eine Papierſcheere. In dem Hängekaſten war unſere Wäſche, ein Sommerhabit und ein runder Hut. Erſt wenn man die Profeß ablegte, erhielt man den ſchwarzen Mantel, nebſt Stab und Pilgermantel. Die Fenſter gingen an einen Ort, wo man nur das Blaue am Firmament ſehen konnte, doch hatte man Sonnenſchein und Mondlicht.

— Wie einfach rührend — dieſes Kloſterleben!

— Armer Novize —

— Es iſt als ob man ihn vor ſich ſähe und ſprechen hörte — ſo rauſchte es durcheinander.

— Wird denn dieſer angeworbene Jeſuite auf's Theater gehen? fragte die Miniſterin und fuhr ſich in Gedanken mit der Nadel, die ſie abgeſtrickt, in die Friſur —

— O, wenn ich bitten darf — nur weiter! ſprach die Präſidentin —

— Bald ließ uns wieder der Novizenmeiſter in das Studierzimmer rufen, fuhr Narcot fort, um uns die Statuten noch einmal zu erklären. Er verſprach uns ſeine Liebe, wenn wir ihm in allen erlaubten Dingen gehorchen würden.

Unſre Geſchäfte begannen nunmehr und waren ſehr verſchiedenartig. Bald mußten wir eine Trage nehmen und Holz herbeiſchleppen, dann mußten wir es klein ſägen, oder Hoſtien backen, die Gänge reinigen, Wäſche zuſammenlegen, den Gemüſegarten begießen. Oft mußten wir Alles, was wir gerade unter der Hand hatten, ſtehen und liegen laſſen und etwas Anderes vornehmen; dies geſchah aber nur, um unſern Gehorſam zu prüfen. Alle Stunden des Tages waren der ununterbochenen Arbeit gewidmet. Wir durften nie zu zwei ſeyn. Mit dem Schlage neun Uhr, nach verrichtetem Abendgebet, mußten die Lampen ausgeblaſen werden und um dreiviertel auf vier Uhr Morgens mußten wir aufſtehen. Nachdem wir uns gewaſchen, verfügten wir uns nach dem Chor der Kirche, um mit lauter Stimme unſere Morgenandacht zu verrichten. Dann kam die Meditation und nachdem dieſe vollbracht war, ging's in die Kirche hinab, um bei der Meſſe zu dienen. Hatten wir nun gefehlt oder nicht, ſo mußten wir uns doch zu des Novizenmeiſters Füßen werfen und uns eines Verbrechens oder Vergehens anklagen. Gab er Verweiſe, ſo mußten wir ſie mit niedergeſchlagenen Augen hinnehmen, ohne einen Laut von uns zu geben oder eine Miene zu verziehen. Man ſtand ſtill und ſtumm, bis daß er ſagte: Nun geh' er! Dann dankte man ihm für die ertheilte Ermahnung demüthigſt. Fehlte man öfter, ſo wurde man im Speiſezimmer abgeſtraft, z. B. man mußte auf dem Boden ſitzen oder niederknien. Hier brachte man dem Büßenden eine irdene Schüſſel, worin ein Stein lag und neben ihn ſtellte man einen Waſſerkrug. Eine gelindere Strafe war, wenn man allein an einem Tiſchchen aß — ſo man das Katzentiſchchen nannte. In dieſer Strafe verblieb man ſo lange, bis daß der Novizenmeiſter klopfte, oder ſo lange, als über Tiſch geleſen wurde. Dies geſchah aus Aſceten oder aus den Briefen der Apoſtel, oder aus der heiligen Legende. Nach dem Eſſen wurde ein kleiner Spaziergang gemacht, wenn das Wetter günſtig war, wo nicht, ſo blieb man zuſammen und erzählte einander, was man noch für Geſchäfte zu verrichten oder was man zu ſtudieren habe. Was man auch immer ſchreiben mochte, mußte dem Novizenmeiſter zum Leſen vorgelegt werden, auch unterſuchte er dann wohl das Papier im Pulte und fehlte ein Bogen, ſo hieß es gleich: Care! was hat er geſchrieben? — es fehlt ein Bogen Papier. Da mußte man ſchnell Rechenſchaft ablegen und war das Papier noch da, es ſogleich ſeinen Händen übergeben. In dieſer Ordnung ging es alle Tage. So verfloſſen Monate, Jahre — denn bei den Jeſuiten dauerte das Noviziat zwei Jahre. Endlich ſtand ich am Ziele. — Da erſchienen Anfangs Septembers Commiſſäre aus München in unſerm Collegium und verkündeten, daß Seine Heiligkeit Pabſt Clemens XIV. unſern Orden aufgelöſt habe. Der Menſch denkt! Gott lenkt! Die Patres wurden nun vertheilt, ſie konnten ein Kloſter wählen oder den Weltprieſterſtand. Mit uns Novizen machte man nicht viel Umſtände. Ihr könnt nun wieder hingehen, wo Ihr hergekommen ſeyd, hieß es. Gebt Euere Habite ab, und hängt den heil. Ignatius an den Nagel. Was Ihr in's Collegium mitgebracht, ſoll Euch nebſt dem Reiſegeld gegeben werden.

Dictum, factum, da ſtanden wir nun und ſperrten die Mäuler auf und ſchauten einander an. Mich traf dieſe Verwandlung am Härteſten. Die Andern hatten wohlhabende Eltern und kamen in ihr gutes Vaterhaus zurück; wohin aber mit mir? Zu meinen armen Eltern, die ſich ſelbſt kümmerlich ernähren mußten, indem die theuere Zeit in den letzten Jahren ſie in Armuth geſtürzt hatte, daß ſie Alles von einigem Werthe veräußern mußten? Nachdem ich ein wenig bei mir die Sache überlegt, dacht' ich: ich reiſe wieder nach München. Mein Jugendfreund Pater Reisner iſt Präſes in dem Exercitienhaus, vielleicht weiß er nun wieder Wege und Mittel, und ſo verließ ich dann Landsberg und ging nach München. Dort angekommen war mein erſter Gang zum Pater. Ich ließ mich durch den Hausmeiſter anmelden. — Grüß' Dich Gott, lieber Jacob, rief mir der wackere Freund zu, als er meiner anſichtig wurde. Wer hätte denken ſollen, daß der aller Orten ſo berühmte Orden würde aufgehoben werden! Ein Orden, der ſich immer dem päbſtlichen Hofe aufopferte, ihm ſtets treu, redlich und ſehr ergeben ſich bezeugte. Je nun, Herr! es war dein Wille! Da ſetz' Dich, und trink' ein Glas Bier! Nun, wie iſt's jetzt mit Dir? — Ja, wie wird's ſeyn! erwiederte ich, Gott mag es wiſſen! Euer Hochwürden waren mein erſter Gedanke. Es war mir, als flüſterte mir eine innere Stimme zu, geh' nach München, Dein beßter Freund, Pater Reisner lebt ja noch. Der Mann, der mich in Innſpruck wie ein Vater verſorgte, wird mir auch jetzt mit Rath und That an die Hand gehen, ſo dacht' ich. — Wir wollen ſehen, was zu machen iſt, ſagte er darauf; ſieh

Dich unterdeſſen nach einem Quartier um. Mein Tiſchvorleſer war mir ſo nicht anſtändig, Du kannſt ſeine Stelle einſtweilen verſehen. Da bekommſt Du Koſt und ein Trinkgeld. Ich werde auch, obſchon wir Exjeſuiten ſind, mit dem Präfecten reden, daß er Dir Inſtructionen verſchafft. — So kam ich denn für diesmal wieder in die Höhe. Das Schuljahr fing an; ich ging ſelbſt zum Präfecten, und zeigte ihm meine Atteſtate; hierauf ging ich zum Pater Gurgler, ebenfalls Exjeſuit, der damals Profeſſor der Phyſik war, und bat ihn ſeinen Vorleſungen beiwohnen zu dürfen, was er mir auf ſehr ſchmeichelhafte Weiſe gewährte.

So war nun Alles eingerichtet, und ich lebte wieder friedlich und zufrieden, als im Monate November Herr Rieſer, Regiſſeur des Theaters in München, den Pater Reisner, der früher ſein Profeſſor in Augsburg geweſen war, durch einen Beſuch erfreute. Da ich eben etwas Nothwendiges zu ſchreiben hatte, ſo blieb ich. Unter Andern kam das Geſpräch auch auf das Theater, und da Herr Rieſer ſehr wohl gekleidet erſchien, ſo fragte der Pater, was er doch Gage hätte? Er denke, daß er ſich in guten Umſtänden befände. — O ja, erwiederte Herr Rieſer, ich habe jährlich mit meiner Frau ſechszehnhundert Gulden. — Sapperment, werden die Herren ſo gut bezahlt? — Auch habe ich das Geſchäft eines Theaterregiſſeurs und bekomme dafür ebenfalls eine Belohnung. — Hm, dachte ich ſo bei mir, da kann ja Einer wie ein Kavalier leben. Ja, wem ſo etwas doch auch beſcheert wäre! — Als Herr Rieſer fortgegangen war, ſagte der gute Pater: Wie doch das Theater ſeit einigen Jahren ſich emporgeſchwungen hat! Es iſt ſehr gut, daß man den Hannswurſt und andere Poſſenreißer von der Bühne verbannte und nunmehr nur regelmäßige und moraliſche Schauſpiele producirt werden. — Da dacht' ich bei mir, ich muß doch auch einmal das Theater beſuchen. Nachdem ich mit meiner Schreiberei fertig war, und nach meinem Quartiere ging, wurde ich durch den Beſuch meiner Eltern überraſcht. Sie klagten ſehr über die theuere Zeit, und lobten den Pater Reisner, daß er ſie der Sorge für mich überhoben und mich in den Stand geſetzt hatte, mir ſogar etwas Geld zu verdienen. — Ach, lieber Jacob, ſagte die Mutter, wenn Du uns nur ſo viel geben könnteſt, um etwas Getreide zu kaufen, damit wir Brod zu unſerm Unterhalt hätten! Mehr verlangen wir nicht. — Ich verſprach zu thun, was in meinen Kräften ſey; lud ſie ein bei mir zu eſſen, und über Nacht mein Zimmer mit mir zu theilen. Sie gingen darauf in die Kirche zum Herzogsſpital und verſprachen wieder zu kommen. Nachdem ſie dem Pater Reisner ihren Dank abgeſtattet hatten, waren ſie auch bald wieder zurück. Sie aßen mit mir, und ich gab ihnen vier Thaler, die mir die gutmüthige Hausfrau geliehen hatte.

Als wir um neun Uhr zur Ruhe gingen, konnte ich nicht ſchlafen. Mancherlei Gedanken ſtiegen in mir auf, unter Andern kam mir auch das Theater in den Sinn. — Mein, wie wär' es, dachte ich, wenn ich Herrn Rieſer beſuchte und ihn fragte, wie man denn zum Theater kommen könnte, um den armen Eltern beizuſtehen, und mit dem Theater beſchäftigte ich mich die ganze Nacht —

— Wollten Sie wohl, Herr von Narcot, unterbrach hier die Präſidentin den Vorleſer, ein Ohr einbiegen. Mir iſt das Theater entgangen — es ſollte überall Schaubühne ſtehen.

Narcot gehorchte und fuhr fort:

— Am andern Morgen weckten mich frühzeitig meine Eltern aus meinen Träumen von der — Schaubühne. Sie kamen ſchon aus der Kirche, die guten, frommen Leute. Nach dem Frühſtücke nahmen ſie unter Thränen und Dank für das ihnen gegebene Geld, Abſchied von mir. Ich verſprach von Zeit zu Zeit etwas nachfolgen zu laſſen und gab ihnen das Geleit bis Schwabing, wo der Freiſinger Bote ſchon auf ſie wartete. Als ich nach München zurückkam, war meine erſte Sorge daran zu denken, wie ich die vier Thaler zurückzahlen könnte. Zwar gab ich Unterricht, allein der trug damals noch nicht ſo viel wie heutzutage. So erhielt ich zum Beiſpiel für einen Knaben pr. Monat nur achtundvierzig Kreuzer. Mein Zimmer und Bett koſteten einen Gulden, dann noch Wäſche, Schuſter, hie und da auch ein Kleidungsſtück; es war da keinerlei Ausſicht eine ſolche Schuld zu tilgen. Dies überlegte ich nun bei mir. Ging ich wieder ins Kloſter, ſo war es mit der Unterſtützung meiner Eltern nichts. Denn wollte ich mir auch manches am Munde abſparen, jedes Stückchen Brod, jeder Tropfen Bier, gehörte dem Convent, ihm mußte es erhalten werden, und ich durfte darüber nicht zum Vortheil eines Andern verfügen.

Ei was grüble ich denn lange, rief ich plötzlich — ich wage den Schritt und mache dem Herrn Nieſer meine Aufwartung. — Ich überlegte damals nicht, ob ich auch wohl Talent zur Schauſpielkunſt beſäße, ſondern mir lag nur die Unterſtützung meiner Eltern im Sinn. Als mich Herr Nieſer in ſeinem Zimmer anſichtig wurde, rief er erſtaunt: Seh' ich recht, ſo ſind Sie ja der Herr Lector im Exercitienhaus! Verlangt etwa Herr Pater Reisner meine Gegenwart? —

Nein, erwiederte ich, ich komme für mich ſelbſt zu ſprechen und bedarf ihres freundſchaftlichen Rathes. Ich habe große Luſt zum Theater — zur Schaubühne — zu gehen, und da wollte ich Sie recht ſehr bitten, mir zu ſagen, wie und auf was für Art man dazu kommen könnte. In den Jeſuitencomödien habe ich freilich ſchon viele Rollen geſpielt, das wird mir aber wenig bei der Ausführung meines Vorhabens helfen können. — Doch, verſetzte Herr Rieſer, ich war auch Student wie Sie. Durch Fleiß, Nachdenken und Liebe zur Kunſt kann man es mit der Zeit zu etwas bringen. Doch können Sie erſt darauf rechnen, nach einem zwei- oder dreimonatlichen Unterrichte öffentlich aufzutreten. — Ich fragte ihn, ob er wohl die Güte haben wollte, mir dieſen Unterricht zu ertheilen? — Er verhieß es mir. — An Ihrem Talente, ſetzte er freundlich hinzu, zweifle ich nicht, beſonders da Sie Rhetorik abſolvirt haben, mithin in der Redekunſt ſchon mehr erfahren ſind, als manche Andere. Vor allem Andern müſſen Sie aber Haltung des Körpers, ja Stehen und Gehen lernen, bevor Sie weiter können. Jeder Anfänger muß zuerſt in die Tanzſchule des Herrn Conſtant. Der Menuetſchritt iſt das Erſte, was jedem angehenden Künſtler höchſt nothwendig zu erlernen iſt; denn dadurch lernt er den Körper zu tragen, wie auch die richtige Bewegung der Füße und Hände. Hat der Schüler dies einmal begriffen, ſo muß er vierzehn Tage oder auch nach Umſtänden länger, links und rechts auf dem Theater herumgehen, Stühle ſetzen, Briefe hereintragen, anmelden, damit er die Furcht verliert, und dann erſt, wenn dieſes Alles in gehöriger Ordnung beſeitigt iſt, bekommt er kleine Rollen zu ſpielen. Sieht man, daß Talent, Fleiß und Geſchicklichkeit vorhanden ſind, ſo kommen nach und nach größere Rollen. Gefällt er, ſo wird er zum Herrn Intendanten gerufen, der dann entſcheidet, welche Gage er erhalten ſoll. Ich fragte ſchnell, wie viel man wohl bekommen könne? — Je nun, ſagte Rieſer, Einige haben ſchon zwanzig, ſelbſt vierundzwanzig Gulden im Monat erhalten. Es kommt hier Alles auf Umſtände an. — Ich war im Himmel und bat, daß Herr Rieſer mich doch dem Herrn Conſtant empfehlen möchte, um zu meinem Zwecke zu gelangen. Er verſprach das Beßte.

Nach vier Tagen ſagte er mir: Es wird gehen, hoff' ich, folgen Sie mir in die Tanzſtunde. — Er führte mich in das Theatergebäude —

Hier machte der Vorleſer eine Pauſe und ſah auf die Präſidentin, mit einem fragenden Blicke. Dieſe beſann ſich aber nicht lange, und ſagte verbeſſernd:

— **Komödienhaus** —

— in das **Komödienhaus** — fuhr Marcot in ſeiner Lectüre fort — und ſtellte mich Herrn Conſtant auf das Artigſte vor. Dieſer betrachtete mich lange und forſchend, endlich ſagte er: Am erſten künftigen Monats können Sie meine Tanzſtunden beſuchen. Herr Rieſer erlaubte mir noch, an Tagen, wo kein Schauſpiel war, ihn beſuchen zu dürfen. — Sie müſſen mir immer zuerſt — ſagte er — etwas laut vorleſen, dann das Vorgeleſene declamiren, und ſo werden ſie nach und nach Routine in der Declamation bekommen. —

Ich ging nunmehr an meine Geſchäfte, und war recht von Herzen froh, die erſten ängſtlichen Schritte überwunden zu haben. Ich beſuchte bald fleißig die Tanzſchule, verſäumte nicht die Declamirſtunden, ſo oft ſich die Gelegenheit mir bot, und ſo verfloß der erſte Monat. Nach dieſem fingen die Theaterproben an. Ich mußte auf der Schaubühne bald links, bald rechts gehen, dann wieder in der Mitte nach vorn, um einer Dame oder einem Herrn ein Compliment zu machen, einen Stuhl zu präſentiren, oder Verſchiedenes zu überreichen; fehlte ich gegen den Anſtand, ſo mußte ich's da capo machen. Auf den Abend zog ich eine Livree an und half Tiſch und

Stühle wegräumen, Briefe hereintragen und ſie übergeben, anmelden, und dergleichen. Dies Alles geſchah, um die Furcht zu überwinden. Endlich bekam ich eine Rolle, nicht vollends einen Bogen ſtark; eine Art von Liebhaber oder Chevalier. Ich mußte ſie memoriren und Herrn Rieſer aufſagen. Zum Glück ſpielte ich das erſte Mal mit Madame Rieſer. Bei der Probe gab man mir einen Chapeau-bas in die Hand. Ich hatte in meinem Leben kein ſolches Ding geſehen, noch weniger in der Hand gehabt, darum machte es mir viel zu ſchaffen. Es ſchlüpfte mir immer durch den Arm; der Degen kam mir oft zwiſchen die Beine, auch die hohen Abſätze an den Schuhen, war ich nicht gewohnt; kurz, alles genirte mich. Nachdem ich bei den Proben ziemlich in Ordnung gekommen war, wurde die Aufführung angeſetzt. Die Truppe, das heißt, die Acteurs und Actricen, kamen zur Hauptprobe. Herr Rieſer ſtellte mich vor. Es waren zugegen: Herr Rouſeul und ſeine Frau, die Herren Appelt, Ballo, Clement, Xaver Huber, Steiner und Madame Spozzi. Ich bat demüthigſt: ſie möchten Nachſicht mit mir haben, und ſie ſprachen mir Muth ein. Die Komödie hieß: die Probe der Treue und Zärtlichkeit. Meine Rolle war ein wahrer Papillon, wie ſie damals Mode waren. Nach dem Ende der Vorſtellung ſagten mir die Herren: bei der Aufführung ſey mir die Rolle beſſer gelungen, als bei der Probe, ich wäre degagirter geweſen. Beim erſten Abgang wurde ich ſtark applaudirt. Meine zweite Rolle war der Herr von Glocke, in dem Geheimnißvollen, dann erhielt ich den Durimel in der franzöſiſchen Einquartierung und noch drei Rollen in dem Galeerenſclaven, im Poſtzug, und in der großen Toilette.

Der Intendant, Herr Graf von Seeau, ließ mich jetzt zu ſich rufen, äußerte mir ſeine Zufriedenheit und ſchenkte mir vier Ducaten. Die Gage, die er mir feſtſetzte, war vier und zwanzig Gulden monatlich. Wer war glücklicher, als ich! Es waren die erſten Geldſtücke, die ich in meiner Hand hielt. Ich bezahlte meine Schulden, und die erſte Gage ſchickte ich meinen Eltern, und von den andern ſtets fünf oder ſechs Gulden. Als Herr Steiner, der die erſten komiſchen Bedienten ſpielte, unpäßlich wurde, und ich einſtweilen ſein Fach übernehmen mußte, erhielt ich zwei Gulden Zulage. Herrn Rouſeul hatte ich das Meiſte zu danken. Er war ein trefflicher Theoretiker und in Allem ſehr erfahren. Nur er war Urſache, daß ich ſo ſchnell fortſchritt. So vergingen mir drei und ein halbes Jahr; da ſtarb Churfürſt Maximilian

Joſeph, und das Theater wurde, der Landestrauer wegen, geſchloſſen. Nachdem dieſe zu Ende war, berief Carl Theodor den Herrn Marchand mit ſeiner Geſellſchaft von Mannheim. Wir Andern wurden entlaſſen. Mir gab Herr Rieſer einen Brief an den Director Moſer nach Nürnberg, und hier bekam ich eine Anſtellung. Durimel war meine erſte Rolle, und ich erhielt eine Wochengage von neun Gulden. Im Herbſt ging ich mit der Truppe nach Augsburg, wo er ſie der Leitung des Herrn Emanuel Schikaneder übergab. Dieſer bezahlte ihm für die Garderobe, Bibliothek und die Decorationen, Viertauſend Gulden, die er von den Banquiers vorgeſtreckt erhielt.

Wir blieben bis Oſtern; dann gingen wir nach Ulm, zur ſchwäbiſchen Kreisverſammlung. Dies dauerte nur ſechs Wochen. Während dieſer Zeit ließ der Miniſter Schikaneder rufen, und ſagte ihm: er ſolle zum Herzog nach Stuttgart reiſen, der zur ſogenannten Venetianer-Meſſe eine deutſche Geſellſchaft zu haben wünſche. Schikaneder beſann ſich nicht lange. Der Herzog ließ das Ballhaus zu einem Theater einrichten, und nachdem dies geſchehen war, reiſte die Truppe nach Stuttgart ab. Wir gefielen, weil man dort ſchon ſeit geraumer Zeit kein deutſches Schauſpiel geſehen hatte. In dem Hoftheater wurden bloß kleine franzöſiſche Luſtſpiele und Operetten von Zöglingen der hohen Carlsſchule aufgeführt. Hier profitirte Schikaneder mehr als ſechstauſend Gulden und im Herbſt reiſten wir wieder nach Augsburg zurück. Wir blieben dort bis zur Faſtenzeit und gingen dann nach Neuburg an der Donau. In der Charwoche wurde die Reiſe nach Nürnberg gemacht. Als aber der Sommer kam und viele Kaufleute verreiſten, da ward die Einnahme ſehr unbedeutend. Schikaneder war jedoch ein Spekulant. Er gab das neue Stück vom jungen Doctor Göthe: den Götz von Berlichingen, in zwei Abtheilungen, an zwei verſchiedenen Abenden. Er brachte darin Pferde auf die Schaubühne; das war etwas Neues für die Nürnberger und jedesmal wurde es zum Erdrücken voll.

— Der junge Doctor — Göthe — der die Pferde auf die Schaubühne bringt —

— Und den ſpäter ein Hund davon vertreibt —

— Der junge Doctor Göthe —

— Gerade wie man Heute von Gutzkow ſpricht —

— Das iſt denn doch etwas Anderes —

Ein allgemeines St! St! erſtickte die aufglimmende Debatte, und Narcot fuhr fort:

Auch der Siegwart, nach dem damals eben erſchienenen Roman bearbeitet, den Alles geleſen hatte, machte ein volles Haus. Um den Beuteln der Nürnberger Ruhe zu gewähren, gingen wir nach Rothenburg an der Tauber. Hier bekam Schikaneder Briefe aus Laibach, die ihm den Wunſch offenbarten, daß ſie dort für den Winter eine deutſche Truppe haben wollten; und um die Reiſe beſtreiten zu können, überſandte man ihm vierzehnhundert Gulden. Das war einem Manne wie Schikaneder ganz recht.

Es war ſchon im Monat November, als wir abreiſten. Der Director ließ einen großen Leiterwagen mit Segeltuch bedecken, und wir Männer fuhren damit bis Augsburg. Die Damen hatten Kutſchen bekommen. Von hier ging's nach Innſpruck, wo wir gerade am Katharinentag eintrafen. Man accordirte hier mit Vetturinen und die Reiſe ging durch's Puſterthal ganz glücklich von Statten, bis zur Gränze von Kärnthen. Da war aber ſo viel Schnee gefallen, daß man die Kutſchen auf Holzſchlitten packen mußte und das Räderwerk und Geſtell im Wirthshaus zurückließ. Nun ſprach man ſchon überall kraneriſch, und wir gelangten, es war ſchon ziemlich Nacht, in ein Dorf, wo wir durchaus kein Wirthshaus erſpähen konnten. Wir glaubten ſchon, daß wir in der Kutſche die Nacht würden zubringen müſſen, als mein Blick auf die Kirche fiel.

Holla, dacht' ich, wo eine Kirche iſt, muß auch ein Pfarrer ſeyn und der ſpricht lateiniſch. In der That, jenes Haus ſieht einem Pfarrhof ähnlich. — Ich ging hin und klopfte an; ein Knecht kam heraus. Wie er aber hörte, daß ich deutſch ſprach, ſchlug er mir die Thüre vor der Naſe zu. Nun fing ich zu ſchreien an: He! Domine Paroche! Domine Paroche hujus loci, veni! — Da erſchien der Gerufene, hinter ihm zwei Knechte.

— Qualis clamor?

Ich antwortete: Peregrini sumus, et non videmus in hoc pago hospitium, ubi pernoctare possemus.

Jetzt wurde dem guten Pfarrer Alles klar. Er ſagte: Betten habe ich nicht, aber friſches Stroh will ich in das Zimmer ſtreuen laſſen und für die Frauen will ich Kopfkiſſen hergeben. Hierauf fragte ich, ob wir wohl auch etwas zu Eſſen haben könnten? — Er antwortete: Wenn Sie ſich mit Dem begnügen wollen, was mein Haus vermag; wie viel ſind's Perſonen?

— Etliche dreißig, ſagte ich.

— Das iſt viel, doch ich werde Mittel ſchaffen.

He, Hausknecht, zeig' dem Kutſcher den Stall. Bringe meine Pferde in den Kuhſtall und gieb Heu und Haber heraus. Die Kutſcher mögen dann in der Geſindſtube ihr Eſſen erhalten; die Herren und Frauen treten indeß in mein Zimmer; es iſt gut warm. Ich gehe und ſorge für das Nachtmahl.

Alles ſtieg aus und eilte dem warmen Zimmer zu. Nach kurzer Zeit kam der Herr Pfarrer wieder zu uns.

— Haben Euer Hochwürden auch etwas für uns zu trinken? fragte Emanuel Schikaneder.

— Den Wein, den ich im Keller habe, trinken Sie gewiß nicht aus, lautete die Antwort.

Der Pfarrer war ein vortrefflicher Wirth und gab den Knechten ſogleich Befehl, ein Fäßchen Wein herauf zu bringen, und Schikaneder ſagte: ein Jeder möge den Wein ſogleich bezahlen, damit keine Irrung vorgehe. Wir ließen uns per Kopf eine Maaß hinſtellen; es war italieniſcher Wein und koſtete zwölf Kreuzer, die Maaß. Schikaneder trank auf die Geſundheit des Herrn Pfarrers, und Alles ſtimmte ein: die Geſundheit des Herrn Gaſtgebers! Unſere Operiſten ſtimmten freudige Lieder an, ſangen Chöre aus Schikaneders neueſter Oper, dem berühmten Schembera von Boskowitz, und Alles war luſtig und guter Dinge.

Es iſt doch gut, wenn man zwei Sprachen kann, ſagte ich, hätte ich nicht in lateiniſcher Sprache, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, gerufen, ſo würden wir vielleicht auf der Straße campiren müſſen.

Mittlerweile wurden die Tiſche gedeckt; irdene Teller, hölzerne Löffel, Meſſer und Gabeln von Eiſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, aber Alles reinlich und gut.

Meine Herren, ſprach der Pfarrherr, im ganzen Dorfe war kein Pfund Fleiſch aufzutreiben, Sie müſſen ſchon mit einer Faſtenſpeiſe fürlieb nehmen — aber gewiß, ſatt ſoll Jeder werden.

Ehe wir es uns verſahen kam das Eſſen. Es beſtand aus einer Rahmſuppe, aus weichgeſottenen Eiern, Nudeln in geſchmolzener Butter, Fiſchen in der Sauce, Eierkuchen und gebackenen Fiſchen mit Kartoffelſalat. — Auf der ganzen Reiſe hatten wir noch nicht ſo gut und ſchmackhaft zu eſſen bekommen, als in dieſem Pfarrhof. Dabei war Alles reinlich. Nach der Mahlzeit wurde tüchtig den Flaſchen zugeſprochen. Unſer Director Schikaneder, der nie einen Spaß verdarb, forderte uns auf, wieder unſere Chöre und Arien aus bekannten Opern anzuſtimmen, und ging uns darin mit dem Beiſpiel voran. Herr Michel, der Kapellmeiſter, hatte ſeine Geige bei ſich und accompagnirte. Der Herr ſetzte ſich ſelbſt an den Tiſch und fing an unſere Fröhlichkeit zu theilen.

So ſchön, ſagte er, iſt in dieſem Pfarrhofe noch nie geſungen worden. Es iſt mir, als wenn wir Heute Kirchweih hielten.

Nach neun Uhr kamen die Knechte mit dem Stroh, die Haushälterin brachte Leintücher, die Mägde Kopfpolſter. Schikaneder fragte nach der Zeche. — Das iſt gleich richtig gemacht, antwortete der Herr Pfarrer, die Perſon zahlt vierundzwanzig Kreuzer. Der Director bezahlte und beſtellte auf den andern Morgen Kaffee für die Damen und für uns ein Glas Wein und ein Stück von dem vortrefflichen Hausbrod. Hierauf legten wir uns vergnügt nieder und ſchliefen ganz herrlich. Mit Anbruch des Tages wurde angeſpannt, und mit dem herzlichſten Dank für die Aufnahme und gute Bewirthung fuhren wir davon.

Bis zur nächſten Poſt hatten wir gute vier Stunden zu fahren und je näher wir kamen deſto wärmer wurde die Luft. Es erhob ſich jetzt der italieniſche Wind, der Scirocco, Schnee und Eis zerſchmolzen, die ganze Straße war mit Waſſer bedeckt, und wir konnten mit den Holzſchlitten nicht mehr fortkommen. Wir mußten ausſteigen, und den Reſt des Weges bis zum Stationshauſe zu Fuße zurücklegen. Es regnete ſogar. Ein greller Abſtand von Geſtern zum Heute. Ein hoher Berg, die Wurzen, lag vor uns. Der Poſtmeiſter verſchaffte uns kleine Bauernwägelchen und gab uns Ochſenvorſpann. Wir zogen es vor uns unſerer Füſſe zu bedienen, um über den Berg zu kommen, und nur wenige Frauen ließen ſich hinaufziehen. Auf dem Gipfel des Berges ſahen wir uns nach einem Wirthshaus um; wir fanden nichts als eine elende Bauernhütte. Auf unſere Frage, ob's was zu eſſen gäbe? brachte man uns Bier und Brod. Das Getränk, das uns wie Medizin ſchmeckte, nannten ſie Steinbier. Es war gräßlich zu trinken und wir mußten durſtig weiter. Die warme Stube war noch das Beßte geweſen. Tröſtlich war uns der Anblick der in der Tiefe ruhenden Station Crainburg, wo wir zu Mittage hielten. Hier wurden die Fuhrleute von Innsbruck zurückgeſandt und die Poſt genommen, um doch anſtändig und noch bei guter Tageszeit unſern Einzug in Laibach halten zu können.

Im beßten Gaſthof der Stadt „zum wilden Mann" ſtiegen wir ab. Wir freuten uns am Ziel zu ſeyn, denn wir waren volle vierzehn Tage auf der Reiſe geweſen. Als wir am andern Morgen ausgehen wollten, um uns in der Stadt umzuſehen, bemerkten wir mit Schrecken, daß wir ſo zerlumpt und ſchmutzig ausſahen, daß wir uns ſchämen mußten, und da wir uns nicht umkleiden konnten, weil der Equipagewagen noch nicht angekommen war, ſo hieß es im Gaſthof geblieben und ſich den Appetit vergehen laſſen. Der Herr Regierungspräſident hatte indeß den Herrn Director rufen laſſen, um ſich zu erkundigen, wann er die erſte Vorſtellung geben würde. Ehe der Equipagenwagen da war, konnte jedoch keine Rede davon ſeyn. Bei dem ſo ſchnell eingetretenen Thauwetter war über dies Eintreffen nichts zu beſtimmen. Wir waren und blieben ſonach in größter Verlegenheit, denn ſelbſt die kleineren Koffer, die hinten auf unſerm Wagen aufgepackt geweſen waren, mußten auf den Equipagenwagen gelegt werden, damit nur unſere Perſonen ſpedirt werden konnten.

Da wir gar nichts bei uns hatten, und uns nicht einmal umkleiden konnten, und mittlerweile ſchon vier Tage verſtrichen waren, ſo ging in der Stadt das Gerede, wir wären wohl wieder ſo eine Komödianten-Bagage, wie ſchon in frühern Zeiten Laibach in ſeinen Mauern zu ſehen ſo unglücklich geweſen war. Zum wahren Glücke hatte ich das Stück: „Die Holländer oder was vermag ein vernünftiges Frauenzimmer nicht“, in meiner Rocktaſche, da ich unterwegs den alten Lernach einſtudiren wollte. Ich meldete dies Schikaneder; wer war froher als der! da die übrigen Rollen einſtudirt waren. Im Buchladen fand er noch die Schauſpiele: Inkle und Yariko und das Winterquartier in Amerika. So konnte man wenigſtens daran denken, die Vorſtellungen zu eröffnen, da der Herr Präſident ſich bereit erklärt hatte, die Garderobe für dieſe Stücke, ſowohl für Männer als Frauen, beſorgen zu laſſen. Jeder ging mit Freuden an's Werk und gab ſich alle Mühe. Die Holländer gefielen ſehr und die Geſellſchaft zeichnete ſich wahrhaft aus. Nun war der ſchlimme Argwohn, den das Publicum auf uns geworfen hatte, plötzlich verſchwunden; das böſe Vorurtheil war beſiegt. Zum größten Glücke kam während des letzten Actes der Equipagenwagen, und Schikaneder trat auf die Bühne, um dieſes frohe Ereigniß dem Publicum zu verkündigen. Auf den nächſten Spielabend wurde Graf Eſſex angeſetzt. Da der Director ſchöne Coſtüme beſaß, ſo mußte hier Alles, was glänzte, hervor. Nach dem Eſſex gaben wir die Operette, Liſuart und Dariolette, und ein neues Ballet Orpheus und Eurydice. Die Laibacher hatten noch nie ein Ballet dieſer Art geſehen; als nun die Furien mit brennenden Kappen auf dem Kopfe und Flambeaux in den Händen erſchienen, ſchrie Alles: Feuer! Feuer! die Kappen brennen!

und man wollte aus dem Theater laufen. Schikaneder ſprang jedoch aus der Couliſſe, riß einer Furie das Barett vom Kopfe, hielt es der Verſammlung hin, ſetzte es dann auf und erklärte, daß nur ein in Spiritus eingetauchter Schwamm brenne und nichts weiter. Nach dieſer Erklärung entſtand ein allgemeines Gelächter und Einer foppte den Andern mit ſeiner Angſt. Unſere Vorſtellungen wurden ſehr beſucht und Schikaneder erhielt die Redouten, als Reiſeentſchädigung. Als die erſte Redoute gegeben wurde, erregte das ſeltſame Orcheſter unſere Verwunderung. Nie hatten wir noch ein ſolches geſehen, und es ging uns jetzt, wie früher den Laibachern beim Anblick unſerer Flammenbarets. Jedoch brachte uns die Verwunderung keinen Schreck, ſondern nur Lachen zuwege.

Vom nächſten Dorfe waren nämlich die Ziſchkabauern, in ihrer grünen Mütze und rothen Jacke hereingekommen, um — einem alten Vorrechte gemäß — auf der Redoute ihre ländliche Tänze zu produciren. — Mit dem Ende des Carnevals war's auch mit dem Komödienſpiel aus, denn damals durfte in den Faſten in allen kaiſerlich-königlichen Landen nicht geſpielt werden. Wir bekamen nunmehr nur halbe Gage. Herr Schikaneder machte eine Reiſe nach Klagenfurt, Linz und Salzburg, und da er von der

Regierung ſelbſt überall hin empfohlen war, ſo erhielt er auch in dieſen drei Städten die Permiſſion. Während der Charwoche kehrte er zurück nach Laibach; wir gaben noch ſechs Vorſtellungen nach Oſtern, worauf das Theater bis zum Herbſt geſchloſſen wurde. Wir ſchieden mit Beweiſen der allgemeinſten Zufriedenheit und begaben uns nach Klagenfurt.

Als wir hier über den hohen Laibel mußten, genoſſen wir das erhabene und zugleich erſchütternde Schauſpiel eines Lawinenſturzes. Wir glaubten ein Donnerwetter zu hören, ſo brüllte es um uns her und als wir hinabblickten, war die ganze Straße mit Schnee bedeckt. In Klagenfurt blieben wir bis Ende Juni; allein Profit ließ ſich in dieſer Jahreszeit nicht machen. Der Director mußte zufrieden ſeyn, die Reiſekoſten und die Gagen gedeckt zu ſehen. Nun zogen wir nach Linz, wo es im Ganzen beſſer ging. Nicht nur fanden wir hier einen zahlreicheren Adel, ſondern es lagen auch zwei Regimenter in Garniſon und die Zahl der Einwohner iſt ſtärker als in den früher genannten beiden Städten. Wir gefielen. Die großen Ballets, die wir gaben, waren bei reiſenden Geſellſchaften eine Seltenheit, und Schikaneder machte gute Geſchäfte, beſonders in der Bartholomäimeſſe, die volle vierzehn Tage währte. Nach dieſer Zeit war's jedoch mit dem Beſuch vorbei; das Militär bezog ein Lager, die Herrſchaften gingen auf Reiſen oder in Bäder und wir gingen nach Salzburg.

Hier empfahl ſich der Director dem Herrn Erzbiſchof von Colloredo, der ein großer Kunſtkenner war und den er von früher her kannte, und nach ein Paar Tagen ward die Schaubühne mit Macbeth eröffnet. Beide Theile — Director und Publicum — waren zufrieden. Wir hatten jetzt alle guten, neuen Stücke einſtudirt, wie z. B. Agnes Bernauer, das damals allgemein beliebt und an der Tagesordnung war. Wir gaben es in einer Woche dreimal und ſtets bei gefülltem Hauſe. Bei dem drittenmal war das Publicum über die Rolle des Vicedoms von Straubing ſo empört, daß man von allen Seiten ſchreien hörte: Werft den Vicedom in's Waſſer! hinunter mit dem Böſewicht! Keine Gnade für ihn!" Das Publicum war nicht ruhig, als bis der Vicedom ganz gegen den Willen und die Vorſchrift des Dichters hinabgeworfen war, und gab dann ſeinen Beifall durch lauten Jubel zu erkennen. Von andern beliebten Stücken gaben wir: der Adjutant, die ſechs Schüſſeln von Großmann, der Römer in Deutſchland von Babo, Eugenie von Beaumarchais, Elfriede, Henriette oder ſie iſt ſchon verheirathet, und vieles andere noch.

Plötzlich überraſchte uns die Trauerpoſt, daß die Kaiſerin Maria Thereſia geſtorben ſey. Man kann ſich unſer Erſchrecken erklären, wenn ich ſage, daß die Regierung von Laibach, wegen eingefallener Landestrauer ſogleich die Permiſſion abſchrieb. Was blieb nunmehr Schikaneder übrig, als des Herrn Erzbiſchofs Gnaden um die Erlaubniß zu bitten, bis nach geendigter Trauer in Salzburg fortſpielen zu dürfen. Dies geſchah denn auch den Winter hindurch bis zum Eintritt der Faſtenzeit.

Inzwiſchen hatte Schikaneder eine Einladung nach Grätz erhalten, allein wie ſich die Geſellſchaft anſchickte, dahin zu reiſen, überfiel mich eine Krankheit und ich mußte zurückbleiben. Ich lag ſechs Wochen an einer Bruſtentzündung und ging — als ich wieder hergeſtellt war — nach Linz ab. Hier war Herr Bulla Director. Nach meiner erſten Rolle wollte er mich engagiren, allein ich dankte dafür, weil ich mir in den Kopf geſetzt hatte, nach Wien zu gehen, um Herrn Schröder, der damals im größten Rufe ſtand, ſpielen zu ſehen, und perſönlich kennen zu lernen. Ehe ich abreiſte, bat ich Herrn Bergers — ſie kannten einander von Hamburg aus — um ein Empfehlungsſchreiben an Herrn Schröder. Ich kam nach Wien. Gleich am Tage nach meiner Ankunft machte ich meine Aufwartung. Herr Schröder empfing mich ſehr höflich und erwirkte mir, ſo lange ich in Wien blieb, freien Eintritt in das Burgtheater. Als ich fortging, blickte ich gleich nach dem Komödienzettel, ob der große Mann wohl heute mitſpiele, denn ich hatte gar nicht das Herz gehabt, ihn darnach zu fragen. Wie erfreut war ich, als ich den Fähndrich und den dankbaren Sohn angekündigt ſah. Im erſten Stücke ſpielte er den Baron Harwitz, im zweiten den Vater Rode. In beiden Rollen ſtand er als vollendeter Künſtler vor mir. Dann bewunderte ich ihn noch als Hartley in der Eugenie, als König Lear, Hamlet, Guſtav Waſa. Jedesmal verließ ich wehmuthsvoll den Schauplatz — ja — ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen — ich weinte, weil ich meine Schwäche einſah, wie weit ich noch von wahrer Kunſt entfernt war. So oft die Herrn Schröder oder Brockmann ſpielten, befand ich mich unter den Zuſchauern. Starr war mein Blick auf ihre große, wichtige Mimik gerichtet; nicht die kleinſte ihrer Nuancen entging mir und ſtets unzufrieden mit mir ſelbſt, verließ ich das Theater. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Narcot jedesmal bei dem Worte, auf den Wink der Präſidentin ein Ohr biegen mußte.

— Nun aber nahm mein erſpartes Geld ein Ende

— wohin? dacht' ich. Um mich zu zerſtreuen, ging ich aus und kam in den Prater. Ich ſetzte mich an einen Tiſch und ließ mir ein Seibel Wein geben. Es ſetzten ſich einige fremde Herren zu mir und unter Andern kam auch das Geſpräch auf das Theater. Ich wurde aufmerkſamer und hörte, daß ſie Mitglieder der Marinelli'ſchen Truppe wären, die in der Leopoldſtadt ſpielte. Ein Wort gab das Andere; ich ſtellte mich ihnen als Einen von den Ihren vor und ſie fragten, ob ich ſchon Engagement habe? Ich verneinte. Da ſagte einer: Wiſſen Sie was? Die Marinelli'ſche Geſellſchaft geht immer den Sommer über nach Baden und wie wir gehört haben, ſo wird ein gewiſſer Hellmann kommen und unterdeß mit der Sartori'ſchen Familie in der Leopoldſtadt Vorſtellungen geben. Ein Anderer verſicherte hierauf, daß die Sache ſchon gewiß ſey und der Accord abgeſchloſſen. Ein Dritter wollte mit Herrn Hellmann ſchon beim Riedel im Komödiantenbierhaus geſprochen haben. — Er kommt alle Tage dahin, ſetzte er hinzu, denn er ſucht Leute und da wären Sie ihm recht willkommen. — Wo iſt denn das Komödiantenbierhaus? fragte ich erſtaunt. — Sie können gar nicht irren, war die Antwort, gehen Sie, wenn Sie aus dem Prater kommen, über die Schlagbrücke zum rothen Thurm, den Hügel hinauf, und dann immer auf der geraden Straße fort, weder rechts, noch links, dann kommen Sie zum Kärnthnerthor. Rechts iſt ein Weinhaus an der Ecke, dort gehen Sie links in ein enges Gäßchen. Links iſt das Kärnthnerthortheater und rechts das Bierhaus.

Ich nahm Abſchied von meinen neuen Bekannten und ging die Straße, ſo wie ſie mir ſie bezeichnet hatten. Als ich das Kärntherthor erblickte, fragte ich: Wo iſt das Riedl'ſche Bierhaus? — Ach, das Komödiantenbierhaus? war die verbeſſernde Antwort — da gleich rechts, wo der Bierzeiger heraushängt. — Nun wollt' ich's beſſer machen und als ich eintrat, fragte ich daher: — Bin ich da recht im Komödiantenbierhaus? — Der Oberkellner kam eben aus dem Seitenſtübchen heraus und ſchnarrte mich an: hier iſt das Bierhaus von den Herr'n Schauſpielern. Sie müſſen einen Unterſchied machen zwiſchen Schauſpielern und Hüttenkomödianten. Da ſchauen's her! da hängt die ſchwarze Tafel und da ſtehen alle Principals, die Leute ſuchen, aufgeſchrieben. Ja, ich ſchließ' ſelbſt ſogar Kontrakte in ihrem Namen ab und leiſte ſogar Vorſchuß, damit ſie weiter reiſen können. Da, ſchauen's die Namen an. Da ſtehen die Prinzipals: Wilhelm, Scherzer, Hain, Hellmann. Der Letztere iſt dermalen hier und ſucht Leute. — Während er ſo ſprach hatte ich mir eine Kanne Bier geben laſſen. Da trat ein Fremder zur Thür herein, den mir der Oberkellner als Herrn Hellmann bezeichnete. Ich glaubte, wie ich ihn erblickte, er wäre ein Zahnarzt, ſeinem ganzen Aufzuge nach. Eine rothe Tuchweſte, mit goldenen Treſſen beſetzt, ſchwarze mancheſterne Beinkleider, einen blauen Ueberrock, die Knöpfe und Knopflöcher mit Goldfaden geſtickt und ausgenäht, große Manſchetten an den Händen, gepuderte Haare mit einem dicken Paar Locken an den Seiten; ein langer Haarzopf von gewichstem Leder hing auf den Rücken herab. In der Hand trug er ein hohes ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopf und auf dem Kopfe einen kleinen aufgeſtülpten Hut. Es war übrigens ein ſtattlicher Mann von gutem Ausſehen. Mit ihm kamen mehre Perſonen, die ſich alle an meinen Tiſch ſetzten. Herr Hellmann erzählte nun, daß er über den Sommer das Marinelli'ſche Theater in Pacht genommen habe. Als er ſo ſprach, erſchienen einige von ihm engagirte Mitglieder, wie: Herr Eichinger mit ſeiner Mamſell Schweſter, und noch ein Herr und eine Frau, deren Namen mir entfallen. Sie machten ihre devoten Reverenzen; der Director hieß ſie ſich zu ihm ſetzen, dann rief er den Kellner und ließ ſie mit Kreuzerwürſteln und Kreen regaliren; auch ließ er noch ein Ziment Bier bringen. Während gegeſſen und getrunken wurde, ſprach Herr Hellmann davon, daß er ſchon am andern Morgen abreiſen wolle; ſeine Geſellſchaft wäre complett bis auf einen zärtlichen Vater, der wohl auch zu finden ſeyn würde. — Ja wohl, ſagte ich, ſchneller als Sie wohl glauben. Alle fixirten mich. —

Meinen Sie? fragte Herr Hellmann — Sind Sie vielleicht auch ein Schauſpieler? — Ja. — Wo kommen Sie her? — Von Linz. — Na, da kommen Sie ja von einem braven Theater. In St. Pölten hat man mir die Geſellſchaft ſehr gelobt. Mit Verlaub, was ſpielen 's für Rollen? — Väter. — Was? Väter? Jetzt gängen's, in ſo jungen Jahren, werden Sie ſchon Väterrollen ſpielen! —

Ohne ihm darauf zu antworten, zog ich ein Paar Komödienzettel hervor und überreichte ſie ihm. — Richtig, da ſteht dem Herrn ſein Name! rief er verwundert, nachdem ich mich ihm genannt hatte.

Es war der deutſche Hausvater oder die Familie, wo ich den Maler Lebock gab. Er überzeugte ſich hierauf noch aus mehren Zetteln von der Wahrheit meiner Angabe.

Nun, das iſt ja recht ſchön, ſagte er, da wären wir ja in einer recht glücklichen Stunde zuſammengekommen! Wenn Sie Engagement ſuchen, ſo iſt geholfen; ich ſuche Einen für ihr Fach. Aber freilich, mit der Gage werden Sie hoch hinaus wollen und viel kann ich nicht geben. Sechs bis ſieben Gulden die Woche, mehr nicht.

Da macht' ich freilich ein Paar große Augen. — Ich will mich beſinnen, ſagte ich zu ihm. — Sagen Sie mir bis Morgen früh Antwort, erwiederte er, ich wohne in der Leopoldſtadt im goldenen Lamm. Doch noch Eins, mein lieber Herr ich muß Ihnen unter Anderm noch ſagen, daß jeder Acteur bei mir ein ſchwarzes Beinkleid, weiße Strümpfe, Haarbeutel und einen Galanteriedegen, nebſt Schnallen von Zinn oder Meſſing haben muß. —

Gut, verſetzte ich lächelnd, damit bin ich verſehen. Ich habe ſogar meine eigenen Perücken, weil ſie mir gut paſſen. —

Excellentiſſime! rief er freudig, deſto beſſer! Gerade mit Perücken bin ich dermalen nicht am beſten verſehen.

Ich wünſchte ihm darauf eine gute Nacht und wollte mich empfehlen. Als ich zu bezahlen Miene machte, gab er es nicht zu und behauptete, es käme ihm zu, meine Zeche zu entrichten.

Ich überlegte mir, wie ich mit der kleinen Gage auskommen würde; es war gerade die Hälfte von dem, was ich zuletzt bekommen hatte. Allein, was wollte ich machen! der Sommer rückte heran, die ſchlimmſte Zeit für Schauſpieler, welche Anſtellung ſuchen. In der Welt umherziehen wollte ich auch nicht; dafür aber war es mir angenehm, den Sommer über in Wien bleiben zu können, und das Burgtheater zu benutzen. Bis zum Herbſt durfte ich hoffen, wieder einen beſſern Platz zu finden. — Wohlan, es ſey! dachte ich und am andern Morgen packte ich meinen Koffer, bezahlte dem Wirthe meine Schuld und fuhr mit meinen Habſeligkeiten in die Leopoldſtadt zum goldenen Lamm. Hier fand ich Herrn Hellmann am Tiſche, Kaffee trinkend und Tabak rauchend. —

Haben Sie ſchon gefrühſtückt? war ſeine erſte Frage. Nachdem ich dies bejaht, fuhr er fort — Mittags eſſen wir zuſammen und nach Tiſche reiſen wir nach Krems, wo meine Leute indeß ſchon werden angekommen ſeyn. Wir bleiben nur vier Wochen dort, bis Herr von Marinelli mit ſeiner Geſellſchaft nach Baden gegangen ſeyn wird. Sagen Sie mir offen, brauchen Sie einen Vorſchuß? Ich gebe Jedem, der es nöthig hat, anticipando und an jedem Gagetage wird dann immer etwas abgezogen.

Ich dankte für dies Anerbieten und unterzeichnete ohne Umſtände den mir vorgelegten Kontrakt. Wir aßen hierauf in Geſellſchaft von zwei Damen und zwei Herren, die, gleich mir, von Herrn Hellmann engagirt waren. Nach dem Eſſen ging's fort; die beiden Frauenzimmer nahmen den Director in die Mitte, die beiden Herren ſaßen vorn und ich ſetzte mich zum Kutſcher, da das Wetter ſchön war und ich von der anmuthigen Gegend profitiren wollte, die ich noch nicht kannte. In Stockerau wurde über Nacht geblieben und andern Tags Mittag kamen wir in Krems an. Des Directors Wohnung war im Hauſe der Familie Sartori, die aus der Mutter nebſt drei Söhnen und einer Tochter beſtand. Wir wurden ihnen als engagirte Mitglieder vorgeſtellt und nach einem ſteifen Empfang verfügte ſich die Mutter nach dem Gaſthof, um das Eſſen zu beſtellen. Jetzt kam noch der Tenoriſt, Herr Vondra, Herr Habel und einige Andere dazu. Ich bekam in demſelben Hauſe ein Zimmerchen und da auch die Vorſtellungen dort gegeben wurden, ſo war mir das natürlich ſehr angenehm. Wir gingen ſpaziren und ich fand die Gegend maleriſch ſchön. Krems iſt nehmlich ganz von Weinbergen eingeſchloſſen; auf der Donau fuhr ein Schiff nach dem andern vorüber; links das Kloſter

Kettwein, drüben das Städtchen Stein und das Kapuzinerkloſter und in der Mitte des Panorama's der Dürrenſtein.

Als wir Abends nach Hauſe kamen, ſagte Hellmann zu ſeinem Regiſſeur Ignaz Sartori, daß er die unbeſetzten Rollen unter die neuen Mitglieder vertheilen ſolle. Für den Sonntag wurde hierauf der Deſerteur aus Kindesliebe von Stephanie dem Jüngern angeſetzt und mir darin die Rolle des Soldaten Punk gegeben. Am Dienſtag war der Poſtzug vom General Ayrnhoff, dann Engel's dankbarer Sohn; Donnerſtag das neue Trauerſpiel Adelſtan. Kleinere Piecen und Singſpiele folgten dann, und mit Ende des Monats fuhren wir auf einem hübſchen Schiff gen Wien ab, wo Herr Hellmann das Marinelli'ſche Theater bezog.

Bis dahin war hier eine eigene Art von Stücken gegeben worden, die Marinelli ſelbſt dialogiſirt hatte, und die von Herrn von Sonnenfels cenſurirt wurden. In dieſen glänzte Laroche als Käsperle. Er war bei dieſem Theater der erſte Komiker und zog das große Publicum heran. Hellmann wollte in dieſem Genre bleiben und fing mit dem raſenden Roland an. Allein ſo brav auch Herr Ignaz Sartori den Käsperle ſpielte, ſo wollte es doch nicht glücken, da

Laroche zu ſehr im Andenken Aller lebte. Man probirte es noch mit drei ähnlichen Stücken, allein der Erfolg blieb derſelbe. Der Director wollte verzweifeln. Da ſprach ich eines Tages zu ihm: Laſſen wir doch einmal den Kasperl bei Seite und verſuchen wir es mit einem regelmäßigen Stück, nur dürfen wir keines wählen, das ſie auf dem Burgtheater ſchon gegeben haben. Dies iſt zu vermeiden. Auf ſeine Frage, ſchlug ich den Huſarenraub vor. Wir gaben es, und es gefiel; dann wurde Sophie, oder der gerechte Fürſt von Möller gegeben, hierauf der Kaufmann aus Moskau von Schletter und der Lügner und ſein Sohn von Goldoni. Ein ganz beſonderes Glück machte noch: „Alles in Schuh' und Strümpfen,“ das wir oft wiederholen mußten. Eben ſolches Glück machte endlich das Luſtſpiel: „der Doctor Guldenſchnitt.“ Nun wußten wir, welche Bahn wir zu verfolgen hatten, und die Arbeit wurde uns leicht, da die Geſellſchaft guten Willen zeigte. Von Opern führten wir auf: die Liebe auf dem Lande — Lottchen am Hofe — der luſtige Schuſter. Herr Bondra, ſo wie Babett und Ignatz Sartori waren Lieblinge des Publicums. Die kleinen Tanzbeluſtigungen, oder Divertiſſements, ohne die damals kein Theater beſtehen konnte, dirigirte Herr Johann

Sartori. Der Geſchmack für regelmäßige Stücke, den wir erweckt hatten, ward nun immer allgemeiner beim Publicum, und Herr von Marinelli, der oft von Baden hereingefahren war, um ſich von unſern Fähigkeiten zu überzeugen, ſagte: daß er wohl einſehe, wie er in Zukunft auch ſeine bisherigen Komödien fahren laſſen müſſe, um ſich einer geregeltern Kunſt zu befleißen. — Um dieſe Zeit kam Herr Hensler nach Wien und beſtärkte Marinelli in dieſem Vorhaben. Er ſchrieb ſpäter viele Stücke, unter denen das Donauweibchen und die Teufelsmühle, die berühmteſten geworden ſind, und durch ſeine Bemühungen kam dies Theater ſehr empor.

Die Mutter Sartori hatte inzwiſchen von ihrem Schwiegerſohn, Herr Koberwein, der in Straßburg lebte, ein Schreiben erhalten, in dem er ſie bat, ihm einen guten zärtlichen Vater zu werben. Sie theilte mir dies mit und ich ſchrieb ſogleich meine Bedingungen hin. Nach Verlauf von drei Wochen kam die Antwort. Koberwein bot mir wöchentlich ſechs und dreißig Livres und zwanzig Ducaten als Vorſchuß. Wer war wohl froher, als ich; die Straßburger Geſellſchaft war damals ſehr renommirt, und es gereichte mir zur Ehre, derſelben anzugehören. Schrödern, der noch in Wien war, ließ ich den Brief leſen, und er gratulirte mir nicht nur, ſondern ſchenkte mir auch drei neue Stücke von ſich: den Fähndrich, den Vetter aus Liſſabon und das Teſtament. Victorine und die Läſterſchule, die ſo eben die Preſſe verlaſſen hatten, kaufte ich mir. Hierauf beſuchte ich noch den Herrn Compoſiteur Mozart, und bat ihn, mir die Entführung aus dem Serail copiren zu laſſen, denn wir kannten uns von Salzburg her, wo ich bei ſeinem Vater gewohnt hatte und wo wir uns die müßigen Stunden in den Winterabenden durch Bölzſchießen auf die Scheibe vertrieben. Er war ſo gefällig und gab mir die Oper; ich durfte aber nur die Gebühr für das Abſchreiben zahlen. Durch Madame Sartori, die ſelbſt bei Herrn Umlauf ſich für mich verwendete, bekam ich noch die Oper „das Irrlicht", ein damals neues Werk, das ein großes Aufſehen machte. Ehe ich mich nun auf den Poſtwagen ſetzte, beſuchte ich noch Herrn von Marinelli in Baden, der mir die Hand reichte und ſagte: Sollte es Ihnen dort nicht gefallen, oder das Klima Ihrer Geſundheit nicht zuträglich ſeyn, ſo ſchreiben Sie mir, und ich werde Ihnen ſogleich Reiſegeld ſchicken, denn ich hätte Sie gar zu gern bei meiner Truppe. — Mein Abſchied von der Familie Sartori wurde mir ſehr ſchwer. Sowohl die drei Brüder, als auch Mamſell Babett, nachmalige Vondra, hatten mir viel Liebes und Gutes erzeigt. Die Mutter machte ein gutes Abendeſſen zurecht und wir blieben die ganze Nacht zuſammen, bis daß der Morgen anbrach. Die Söhne begleiteten mich zur Poſt, ich umarmte jeden noch recht von Herzen, dann ſtieg ich in die Kutſche — fort rollte der Wagen zur Linie hinaus — es war ein ſchöner Herbſttag — — — —

Der Vorleſer machte hier eine Pauſe und blickte den ihn umgebenden Kreis an. Er hatte ſo ſchnell geleſen, daß noch nicht viel Zeit verfloſſen war, allein die Wirkungen zeigten ſich doch vollkommen. Die Meiſten ſahen verdrießlich drein und ſchienen wie aus dem Schlaf zu erwachen, andere ſchienen gar nicht recht bei Sinnen zu ſeyn, nur die Präſidentin von Gelbacker hatte ihre alerte Miene erhalten.

— O wie idylliſch war damals noch Alles beim Theater — wie uranfänglich — ſagte ſie —

— Wie helfen die Menſchen einander, wie bieten ſie ſich die Hände zum Gelingen, ſprach der Director Haffner mit Nachdruck, damals war es eine Freude ſich dieſen Geſchäften hinzugeben —

— Und iſt es jetzt etwa nicht auch ſo? fragte die Couſine —

— Es iſt wie mit der Menſchheit vor dem

Sündenfall, warf Lucile keck hin, Alles gut — Alles trefflich — aber verflucht langweilig. Mit der Schlange kam erſt der Pfeffer in die Suppe, der ſie ſchmackhaft machte.

Zweites Kapitel.

— Wer iſt's im Namen Belzebub's? —
Macbeth.

Die Geſellſchaft, in die ich meine Leſer ſo eben eingeführt habe, iſt keineswegeſ mit jenen nüchternen, nichtsſagenden Theecirkeln zu verwechſeln, wie ſie in unſern größern und kleinern Städten ſich jeden Abend bald hie bald da zu verſammeln pflegen. Hier liegt ein Etwas zum Grunde, das Höheres erſtreben will.

Es war in neuerer Zeit ſo viel von dem Verfall des deutſchen Theaters geſchrieben worden und die Unzufriedenheit mit einer mittelmäßigen Geſellſchaft, die gewöhnlich den Winter über in Kallenbach zu ſpielen pflegte, war ſo geſtiegen, daß man hier auf den Gedanken kam, ein Experiment zu wagen, um der geſunkenen Kunſt aufzuhelfen. Hiezu kam noch der Umſtand, daß ſich zu einer bedeutenden Theaterluſt, ein elgelaunter Dichter geſellte, der trotz aller ſeiner deshalb angeſtellten Verſuche, keine Bühne finden konnte, die einmal einen Verſuch mit ſeinen Erſtlingen machen wollte, und der daher aus allen Kräften bemüht war, reellen Einfluß auf eine Bühne zu erhalten. Dies war Ton, der in ziemlich unabhängiger Lage von den Reſten ſeines Vermögens wie ſeiner Tage — denn er war mit Beiden bis über die Hälfte fertig — den vernünftigſten Gebrauch machte, der ihm bekannt war. Den Ausſchlag gab inzwiſchen ein noch ziemlich junger, von Reiſen heimkehrender Kaufmann, Philipp Haffner mit Namen, der bereits Manches hatte drucken laſſen, und den man — da er ſich noch zu keinem feſten Lebensplan entſchloſſen hatte, das Geſchäft ſeines Vaters aber beſtimmt, als ſeiner Neigung widerſprechend, aufgeben wollte — nach einigem Ueberreden dahin brachte, die Direction eines neu zu organiſirenden Theaters zu übernehmen, von dem man keine geringere Meinung hegte, als daß es den dramatiſchen Dingen einen kräftigen Umſchwung verleihen und eine deutſche Muſterbühne werden würde.

Haffner war ein Mann, wie ihn ſich alle dabei Betheiligten für den erwähnten Zweck nur wünſchen konnten. Er war gefällig bis zur Selbſtverläugnung, gegen die mannichfachen Launen aller der bereits alternden Damen, ſeiner Couſinen und Tanten, mit denen er ſeit frühester Jugend geſpielt, dann getanzt, muſicirt und franzöſiſche und italieniſche Claſſiker geleſen. Er that, was er ihnen an den Augen abſehen konnte, und ſetzte eine eigene Art von Stolz darein, ihren leiſeſten Wünſchen, wo er ſie nur zu errathen im Stande war, durch die Erfüllung zuvor zu kommen. Dies erſtreckte ſich auf alle jene kleinen Aufmerkſamkeiten, von denen zum Theil ſchon die Rede war. So hatte er denn, bei der von ihm übernommenen Directionsangelegenheit, auch in dem Schauſpielhauſe artige Veranſtaltungen zur Bequemlichkeit der Damen getroffen. In die Logen waren Teppiche gelegt worden, die Hauptactionärs hatten ſogar Spiegel und Sopha's darin, wie in der Pariſer italieniſchen Oper oder in der Mailänder Scala. Kurz, es ſchien für Alles geſorgt zu ſeyn, ehe noch die gehörige Anzahl von Mitgliedern herbeigezogen war, um auch große Stücke würdig zu beſetzen. Indeß konnte nicht in Abrede geſtellt werden, daß auch hier Alles auf's Beſte eingeleitet war, denn jeden Tag ſah man ein oder ein anderes neues Mitglied in Kallenbachs Thore ſeinen Einzug halten. Bis daß Alles vereint ſeyn würde, um die Eröffnung mit gehöriger Würde wagen zu können, dienten nun ſogenannte dramatiſch-äſthetiſche Theegeſellſchaften als Vorbereitung und Vorſchule. Sie ſollten Veranlaſſung geben, ſich kennen zu lernen, einen wärmern Ideenſchwung erregen, wechſelſeitige Anregungen hervorbringen

— mit einem Worte, das große Werk fördern helfen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Verſammlung, die ſich uns eben darſtellte, ſo bemerken wir zuvörderſt außer dem eigentlichen Director, oder wie er ſich lieber nennen hörte, dem Vorſtande des Actienvereins, Herrn Haffner, deſſen Couſine, die Präſidentin von Gelbacker, Inhaberin von mehren Actien, und Tonangeberin in Sachen des Geſchmacks in Kallenbach, wie auch nicht unintereſſante Schriftſtellerin, dann die Tante, Miniſterin von Höhne, eine ältliche, wohlbeleibte Dame, die in ihrer Jugend, beſonders als ſie noch unverheirathet war, ſich viel mit Bildung und Aeſthetik abgegeben hatte, und zu dem Rufe einer feinen Frau, ſie wußte ſelbſt nicht wie, gekommen war, obgleich viele Kinder, das Whiſtſpiel und ein Umgang in den höchſten Kreiſen, von jener Morgenröthe nichts mehr zurückgelaſſen hatten. Der Miniſterin Gemahl, alſo der wirkliche Staatsminiſter von Höhne, Excellenz, war nicht zugegen, weil er dergleichen nicht liebte; der Präſident von Gelbacker würde ſicher auch hier nicht anzutreffen geweſen ſeyn, wenn es ſich geſchickt hätte. Allein der Thee wurde in ſeinem Hauſe getrunken und ſeine Gattin war ſtrenge. Bis zur Lectüre hatte er redlich ausgehalten und einem Jeden Rede geſtanden, dann aber durfte er ſich auf eine geheime Klauſel in ſeinem geheimſten Eheſtandsvertrage ſtützen, und ſich zum Whiſttiſch ſetzen. Wovon er denn auch, wie wir geſehen haben, den vollſtändigſten Gebrauch machte.

Nächſt dieſen beiden indifferenten Perſonen, bei denen wir uns nur der Vollſtändigkeit wegen hier aufgehalten haben, da ſie uns bei unſerm Zwecke nicht dienen können, bemerken wir noch einen jungen Mann, Namens Paul, von bleichem, ſtillen Ausſehen, der ſich ziemlich linkiſch benimmt, deſſen Weſen aber dennoch den inwohnenden Geiſt verräth. Dies war ein moderner Jüngling, der, ohne es zu wiſſen, zerriſſen war. Er hatte früher Theologie ſtudirt und da es ihm zu lange währte, bis daß er nur die Ausſicht zu einer elenden Landpfarre erhielt, überdieß auch nach reiflichem Erwägen gar keine Luſt zu idylliſchen Freuden und Landleben in ſich verſpürte, ſo hatte er ſich einer Zeitſchrift auf Tod und Leben ergeben und ſchrieb hier Recenſionen, ſtreng, pikant und ohne Rückſicht. Dies ward ihm aber bald verleidet. Er ſah, daß man bei magerer Koſt nicht fett werden konnte und er ſann darauf, ſchneller berühmt zu werden, um zu etwas mehr gemünzten Silbers zu kommen. Die Folge war, daß er ſich mit dem Redacteur des Blattes entzweite, der einen guten Mitarbeiter nicht ſo leicht wollte fahren laſſen. Es wurden Anſprüche von beiden Seiten gemacht, die nicht gut geheißen wurden; man zerrte die Sache in die Oeffentlichkeit hinüber und gab dem Publicum ein Schauſpiel, das nur zur Verhandlung bei geſchloſſenen Thüren geeignet ſchien. Daraus erwuchs Nachtheil der einen Partei wie der andern. Der junge Menſch ermannte ſich zuerſt; er war ſich ſeiner inwohnenden Kraft bewußt und wollte es der Welt zeigen. Er unternahm es, mehre Werke nacheinander zu publiciren; allein er hatte ſich Feinde gemacht, er hatte Blößen gegeben und man beachtete ſeine Leiſtungen entweder nicht, oder man brach den Stab darüber. Dies trieb ihn mit einer Art von genialer Wuth vorwärts; ſeiner Anſtrengung gelangen große, bedeutende Werke, allein wie ihnen Geltung verſchaffen? Da kam ihm die Gründung des Muſtertheaters zu Hilfe; kaum daß er davon gehört hatte, als er auch ſchon, Alles verlaſſend, nach Kallenbach eilte und ſich jetzt mit immer gleichem Eifer auf die dramatiſche Dichtkunſt warf. Hier hoffte er endlich durchzudringen und wir erblicken ihn als Vater von ſechs bedeutend großen Dramen, von denen er bereits drei der Geſellſchaft bei früheren Zuſammenkünften vorgeleſen und auch ſchon das Verſprechen empfangen hatte, daß man ſie ſämmtlich aufführen würde. Dies gab ihm einen zwar nicht bedeutenden Halt, aber ſeinen Hoffnungen denn doch die reichſte Nahrung.

Was den Vorleſer betrifft, den wir Herr von Narrot nannten, ſo war dies ein Dilettant durch und durch. Von früheſter Jugend hatte er den Umgang mit Schauſpielern geſucht, und da ihm dies ſehr leicht gelang, er überdieß wenig lernte und in den glücklichſten Umſtänden war, ſo gehört er keineswegs zu den Zerriſſenen und laborirte auch nicht im Geringſten am Weltſchmerz. Europamüde war er auch nicht, denn es gefiel ihm bis zur Stunde ganz trefflich in unſerm Welttheil. Er hatte früher auf Liebhabertheatern geſpielt, doch nur mit Standesgenoſſen; obgleich er nicht ſtolz war, ſo behauptete er doch, es ſpiele ſich leichter mit ſeines Gleichen. Beſonders liebte er das Vaudeville und er cultivirte es auch in dem Grade, daß er mehre beliebte Stücke dieſer Gattung geſchrieben hatte. Da dieſer Genre zu dem leichteſten gehört und es weder eines großen Aufwandes von Phantaſie, noch ſonſtigen poetiſchen Talents bedarf, um etwas Mäßiges darin zu leiſten, ſo waren ſeine Verſuche überall gegeben und mit Beifall aufgenommen worden, während die viel beſſern Dichtungen Paul's noch nirgend hingedrungen waren. Narrot hatte einen Namen von gutem Klang, wie man ſich gern ausdrückt und dies erfüllte ihn mit keinem geringen Stolz. Das Wenigſte, was man von ihm ſagte, war, daß er ein großer Bühnenkenner ſey und das Theater- und Schauſpielweſen verſtehe wie Keiner.

Ich muß in dieſer etwas weitläufigen Schilderung der Individualitäten fortfahren.

Hier ſehen wir den dicken, geſchwätzigen, alten Herrn von Lekal ſtehen, der faſt nie das Theater beſuchte, ſo oft eins in der Stadt geöffnet war, und deſſen Anſichten und Urtheile mithin als foſſil betrachtet werden konnten, da ſie ſich auf eine präadamitiſche Kunſtwelt bezogen, auf längſt untergegangene Mammuths, die er mit großem Behagen aufgrub und vor den Blicken der Geſellſchaft wieder zu conſtruiren ſuchte. Mit einem ſolchen ungeheuern Stoßzahn warf er dann gern Alles über den Haufen, woran ſich die Jetztwelt ergötzte. Seine Mammuths gingen ihm über Alles; benebſt aber auch das, was er aus weitentlegenen Bereichen der Fremde herbeizog. So ſprach er ſtets der improviſirten Komödie der ältern Italiener, der ſogenannten Comedia dell' Arte das Wort. „Ja, wenn wir nur Schauſpieler hätten, wie zu Gozzi's Zeiten!" war ſein ſteter Refrain. Bei der Gründung des Actientheaters, bei welchem er ſich betheiligte, hatte er ſich die

Creirung eines eigenen Lehrſtuhls vorbehalten, um über die Mantel- und Degenſtücke der Spanier, die Comedia dell' Arte der Italiener und die altrömiſchen Maskenſpiele Vorleſungen zu halten und dann hinterher dergleichen Stücke in der Aufführung folgen zu laſſen, um den Leuten das rechte Verſtändniß von der Kunſt zu erſchließen.

Wenn meine günſtigen Leſer der Vorleſung des Herrn von Narcot, ſtatt ſie ſich von mir wiedergeben zu laſſen, ſelbſt beigewohnt hätten, ſo würde gewiß ein kleiner, ſchwarzer, nicht eben hübſch zu nennender Mann, ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn, der mit einem ſchlecht verborgenen Unbehagen, ſich bald rechts, bald links auf ſeinem Sitz drehte und wendete, dann wieder ein Paar jungen Damen Winke gab, kurz, es deutlich genug ausdrückte, daß er die Lectüre beendigt wünſchte, um ſeiner Suade freien Lauf zu laſſen und ſeine Bruſt zu erleichtern. Er hatte ſo unrecht nicht, denn die Geſellſchaft entbehrte viel, namentlich die Damen an Galanterien. Auch dies war ein Dichter, Curas mit Namen, was man ihm auf den erſten Blick wohl anſehen konnte. Er hatte wie die Löwin nur Ein Junges geworfen, und trug jetzt überall das wilde Kleine mit ſich umher und hätſchelte es wie ein Püppchen. Er beſaß eine

Beharrrlichkeit, die an's Fabelhafte gränzte, wenn es darauf ankam, ſein geliebtes Kind an den Mann zu bringen. Zuerſt las er es vor und war ſehr gewandt darin, alle Vorzüge deſſelben ſelbſt in's rechte Licht zu ſetzen — nicht etwa durch die Kunſt des Vorleſens, ſondern durch den Kommentar, den er lieferte, und der wie ein Korkzieher das ſprödeſte Lob endlich der verſchloſſenſten Bruſt entlockte. Er ſtand mit den Meiſten gut, denn er hatte ſich's, neben der Hauptaufgabe ſeines Lebens, ſein Drama anhören zu laſſen, zur zweiten geſtellt, es mit Niemand zu verderben. So lobte er denn andere Schriftſteller bis zum Ekel, ſchmeichelte allen Eitelkeiten, machte den Damen Verſe und ſandte ſie ihnen dann mit Bouquets, war von jeder Partei und trug alle Farben. Solch' ein Menſch mußte reuſſiren. Dazu kam noch ſein unſchönes Ausſehen, das keine Eiferſucht erregte und das den bewachteſten Damen geſtattete, ſich ſeiner Huldigungen zu bedienen, unter dem plauſibeln Vorwande, als trieben ſie Scherz mit ihm. War es nun ein Wunder, wenn dieſe Natur ſich auch in Kallenbach fixirte, wo ſie ein günſtiges Terrain zur Erfüllung ihres heißeſten Wunſches zu finden glaubte, nehmlich das ſo oft vorgeleſene Drama endlich auch einmal aufgeführt zu ſehen?

Für die Stelle des Theaterarztes beſaß man einen Mann, der ſich von jeher durch ſeine Liebe zur Kunſt und zu den Künſtlern hervorgethan hatte. Dies war der Geheimrath Balordo, ein Mann in Amt und Würden und mit Orden decorirt. Mehr als alle dieſe äußern Zeichen zierte ihn jedoch ein Bildniß, das er in einer Kapſel von Gold auf der bloßen Bruſt trug und wie einen Fetiſch heilig hielt. Es umſchloß Göthe's Bild — des erſten Dichters aller Zeiten. Unbeſchreiblich war die abgöttiſche Verehrung, die den Doctor Balordo dafür beſeelte und obſchon dies ihn manchmal in etwas grellem Conflict mit den Meinungen der Andern brachte, ſo gleichte doch das verſöhnliche Weſen, das der Weltmenſch ſich angeeignet hatte, Alles mit leichter Mühe wieder aus. Der Comité glaubte, wie bei allem Uebrigen, auch bei der Wahl des Theaterarztes, auf den Grad der äſthetiſchen Bildung und die Richtung des Geſchmacks, Bedacht nehmen zu müſſen, ohne daran zu denken, daß das weiche, gefällige Naturell und die ſo leicht erregte Zuneigung in ſolchen kunſtgeſchwängerten Gemüthern, im Ertheilen von Krankheitsatteſten und in der Ausübung anderer zu dieſem Reſſort gehörigen Abhängigkeiten, manches Repertoire umſtoßen, ſo manchen Kunſtgenuß beeinträchtigen könne.

Die Letzten, die ich hier nenne, waren die bereits engagirten Künſtler, von denen zwar die meiſten noch keinen großen Namen in der Theaterwelt beſaßen, dafür aber den beßten Wunſch hatten, ihn ſich mit Hilfe dieſes Muſtertheaters zu erwerben. Es waren mit wenigen Ausnahmen faſt lauter Leute von Bildung, die erſt kurze Zeit die Kunſt ausübten, ſich aber in manchen andern Beziehungen hervorgethan hatten. Da war Herr Roſe ein geſchickter Maler und Muſiker, der ſchon auf einer kleinen Bühne das Unerhörte ausgeführt hatte, in einer ſelbſt geſchriebenen und componirten Oper, zu der er die Decoration gemalt, die Hauptpartie geſungen zu haben. Obgleich dies Alles nur dilettantenmäßig geweſen war und keine große Theilnahme, vom Standpunkte der Kunſt betrachtet, gewährte, ſo war es doch ein Titel geworden, den „vielſeitig gebildeten Künſtler“ um jeden Preis bei unſerm Actientheater anzuſtellen. Neben Roſe befand ſich Herr Grau, ein nicht mehr ſo junger Mann, wie der früher genannte, der das Fach der erſten Liebhaber und Tenoriſten bekleiden ſollte, dabei aber auch als Komiker excellirte, wie man allgemein verſicherte. Herr Grau hatte Medizin ſtudirt, allein ſpäter die Luſt verloren und daher keine Praxis angetreten. Dann hatte er ſich mit der engliſchen und ſpaniſchen Literatur beſchäftigt und einzelne Fragmente ihrer Dichter in Zeitſchriften bekannt gemacht. Er ſchien jedoch für größere, zuſammenhängende Arbeiten dieſer Art keine Ausdauer zu beſitzen und da er neben allen ſeinen Liebhabereien auch Muſik mit Eifer getrieben hatte, ſo entſchloß er ſich denn endlich, als Tenoriſt einen Verſuch zu wagen. Seine Stimme war jedoch meckernd und nicht von großem Umfange, weßhalb er kein großes Glück machte, und ſich genöthigt ſah, etwas Anderes zu ergreifen. Er, der ſchon ſo viel verſucht hatte, ſcheute vor keinem neuen Verſuche zurück, und da ihm das Theater am Erſten ein ſorgenfreies und heiteres Leben verſprach, ſo blieb er dabei, und fügte ſeinen Leiſtungen eines Tenorſängers noch die des erſten Liebhabers hinzu, und als auch dieſe nicht recht gelingen wollten, ſo griff er zum komiſchen Fache, was vielleicht ganz außer ſeiner Sphäre lag.

Zu dieſen Beiden geſellte ſich Herr Schreiner, ein Mann, der griechiſch und lateiniſch verſtand, ja ſelbſt dem Hebräiſchen nicht fremd war, ohne jedoch ein Jude zu ſeyn. Auch er hatte Theologie ſtudirt und frühzeitig ſchon Kinderſchriften in der Chriſtoph Schmid'ſchen Weiſe herausgegeben. Der Erfolg ſeiner Verſuche als Prediger, ſein klangvolles Organ und ſeine hohe, wohlbeleibte Geſtalt führten ihn auf den Gedanken Schauſpieler zu werden, wo er ſich für das Fach der Helden und Könige berufen glaubte. Allein wer da weiß, welch' ein Unterſchied die Perſönlichkeit eines Macbeth und Wallenſtein von der eines, wenn auch guten, proteſtantiſchen Pfarrers bedingt, wird über die Erfolge, die Herr Schreiner errang, nicht lange zweifelhaft ſeyn können.

Nachdem wir noch einen jungen Aeſthetiker hier anführen wollen, der Binder hieß, und früher auf einem Comptoir angeſtellt war, haben wir von ihm nichts zu bemerken, als daß er ſich für zweite Liebhaber, Lebemenſchen und dergleichen beſtimmte und dabei Unterricht im Engliſchen ertheilen konnte, wenn die zu erhaltende Gage ſeinen Lebensbedürfniſſen nicht ganz genügen ſollte. Herr Binder war ein durchaus galanter und eleganter junger Mann, etwas ſteif zwar, aber ein guter Tänzer und man ſah es ſeiner Haltung ſogleich an, daß er keine gelehrte Bildung genoſſen hatte.

Wenden wir uns nun zu den Damen, ſo iſt die Alles überſtrahlende Primadonna, eine Künſtlerin bei Jahren, die einſt mit großem Ruhme die Welt durchzog, und jetzt ſich für dies Theater gewinnen ließ, um mit den Strahlen ihres Niedergangs deſſen

Aufgang zu färben. Es war Madame Jäger, die in Stellungen unübertrefflich war, die das Coſtüm nach der Antike, nach Gemälden, nach dem Leben der verſchiedenen Nationen gründlich ſtudirt hatte, deren Declamation nach muſicaliſchen Geſetzen ſich geregelt hatte; eine Frau, die mit den Illuſtrationen in Kunſt und Wiſſenſchaft ſtets im engſten Rapporte geſtanden und die daher einen Aplomb hatte, dem nichts gleich kam. Ihr Gatte, bedeutend jünger, ein Mann von Bildung, der als Hüter junger Grafenſöhne bereits manches Land durchzogen, wollte ſich unter ihrer Leitung der Bühne widmen und die Errichtung des Muſtertheaters in Kallenbach ſchien ſeinem Zwecke entſprechend. Dieſem Umſtande war es wohl auch allein zuzuſchreiben, daß Madame Jäger dies Engagement angenommen, das ihr im Ganzen nicht denjenigen Grad der Huldigung zu ſichern im Stande war, auf den ſie überall — wie ſie ſelbſt ſagte — mit Beſtimmtheit rechnen durfte. Sie führte übrigens die Namen aller ihrer drei Männer und ihren Mädchennamen dazu, welches nebſt zwei Taufnamen, ein halbes Dutzend ausmachte; ſie nannte ſich nemlich: Ordalia Cordelia Flexner-Meyer-Heller-Jäger, und ſo wollte ſie auch jedesmal auf dem Zettel genannt ſeyn, um ja nicht verwechſelt werden zu können. Im

Publicum hieß ſie der Kürze wegen blos Madame Heller-Jäger oder ſchlechtweg die Heller-Jäger; ihr Gatte aber, der Doctor Jäger, mußte ſich auch gefallen laſſen Doctor Hellerjäger zu heißen.

Nun kommt die erſte ſentimentale Liebhaberin Beate Feſſel, die Tochter eines höhern Beamten, eine ſchmachtende, empfindſame Blondine, die wahrlich ihre feine und hohe Bildung zugleich nicht erhalten hatte, um dereinſt damit auf dem Theater zu glänzen. Allein ſie war zur Thekla geboren — und ſie darzuſtellen, war Beſtimmung. Die Auſpizien, unter denen die Muſterbühne in ihrer Vaterſtadt errichtet wurde, waren ſo, daß keine Bedenklichkeit mehr obwalten konnte, und Beate legte ſogar den Namen ihres Vaters nicht ab und dieſer ſah es gleichgültig, daß er auf dem Theaterzettel ganz ſo wie in dem Staatskalender zu leſen war. Ein Beweis von der hohen Achtung, die er dem jungen Unternehmen ſchon bei ſeinem Entſtehen widmete.

Noch eine Künſtlerin muß ich hier anführen, die ihres vornehmen Anſtands wegen die Hofdamen und koketten Damen ſpielen ſollte, dabei aber mit Dichtern ſteten Umgang pflog und ſich beſonders mit der Uebertragung des Nibelungenliedes neben der ausübenden Kunſt beſchäftigte. Weit vor Raupach hatte ſie ſchon den großen Gedanken gefaßt, das alte Heldenlied auf die Scene zu bringen, und hoffte bei der Muſterbühne endlich dieſen Verſuch öffentlich wagen zu können. Sie brachte ein Töchterchen mit, ſiebzehnjährig, hoch, ſchlank, aufgeſchoſſen, mit etwas gekrümmter Haltung, ſchmalen, aſiatiſchen Augen und breiter Naſe, das den nordiſchen Urſprung nicht verheimlichen konnte und in der That in Petersburg das Licht der Welt erblickt hatte. Der Gatte ſeiner Mutter war früh geſtorben. Sie hießen Stabenthal. In Kallenbach, das heißt im engern Kreiſe der Theater- und Kunſtfreunde war man der Meinung in dieſem ſonderbaren Namen ein Anagramm zu entdecken und rieth hin und her. Man hatte indeß nur Haltenbaſt, auch Balthenſtab herausgebracht, ohne jedoch daraus klüger geworden zu ſeyn.

Zu dieſen geſellte ſich noch ein rundes, nicht mehr junges gutmüthiges Geſchöpf, das ſchon lange den Namen einer äſthetiſchen Köchin im Orte führte. Es war Fräulein Rieke Wackerfeld, die Tochter eines Rentiers, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, das ſie jetzt zum Nutzen und Vergnügen gebildeter Leute in der Weiſe depenſirte, daß ſie ihnen trefflich zu eſſen und zu trinken gab, wobei ſie ſelbſt Hand anlegte, indem ſie die Küche aus dem Fundamente verſtand. „Für mich wird doch ein Plätzchen bei Deiner Bühne ſeyn, Vetter Leopold?“ hatte ſie Haffner mit einer graziöſen Naivität gefragt, die einer Gurli keine Schande gemacht haben würde, und Leopold ſtellte ſie für ein unbeſtimmtes Fach an.

Drittes Kapitel.

> — Beſſer iſt's, ſich durch Beſcheidenheit lieben zu machen,
> Als der Geſellſchaft durch Poſſen geben zu lachen! —
>
> A. d. Spaniſchen.

Dies waren nun die Hauptbeſtandtheile jener Theegeſellſchaft bei der Frau Präſidentin von Gelbacker, vor der die „Denkwürdigkeiten des alten Komödianten“ geleſen wurden. Herr von Narcot hatte ſeine Pauſe zur rechten Zeit gemacht, denn allgemein war das Bedürfniß eingetreten, die Wahl der Unterhaltung gewechſelt zu ſehen. Bei dem größten Theile war eine Art von Erſchlaffung eingetreten, bei dem kleineren eine Ungeduld zu ſprechen. Auf einen Wink trugen Bediente Erfriſchungen herein und die Eß- und Sprechwerkzeuge ſetzten ſich ſogleich in Bewegung.

Man erging ſich nun weitläufiger in der Beurtheilung der frühern Zuſtände des deutſchen Theaters, wie ſie durch die treuherzige und einfache Schilderung des Alten ſo lebhaft hindurchſchimmerte und es fehlte nicht an geiſtreichen Randgloſſen zu dieſem Texte, wie es ſich von der hier verſammelten hochgebildeten Perſonen nicht Anders erwarten ließ. Daran knüpften ſich Wünſche und Vorſätze, Vorſchläge und Ausſichten, die ſich darauf bezogen, die Kunſt der Bühne und ihre Verfaſſung wieder zu jenen großen, einfachen Anfängen zurückzuleiten. Man wollte nur darin Heil und Gedeihen erblicken. Der Eine ſprach davon, daß er ſich mit den in dem Manuſcripte genannten Stücken näher bekannt machen wolle, um eine zeitgemäße Umarbeitung derſelben zu verſuchen und ſie dann zur Aufführung vorzuſchlagen. Er wollte ſich ſogleich „Alles in Schuh und Strümpfen“ und „Henriette, oder ſie iſt verheirathet“ zu dieſem Behufe zu verſchaffen ſuchen.

Herr von Lekal meinte, daß man beſſer daran thäte, noch weiter zurück zu gehen und ſich herbeiließe, irgend ein Myſterium oder eines von den Autos sacramentales der Spanier darzuſtellen. Dies könnte zu irgend einer heiligen Zeit, etwa um die Weihnachten oder Faſten, Statt finden und es dürfte dann ſogar gerathen ſeyn, in alter Weiſe durch die Straßen zu reiten und das Volk zum Beſuche des Schauſpiels einzuladen —

— Wer ſoll durch die Straßen reiten? rief die äſthetiſche Köchin entſetzt.

— Die Mitglieder, und zwar die erſten der Truppe, erwiderte Lekal. Und ich meine etwa nicht auf eine unſcheinbare Manier, auf ſchaal-moderne Weiſe, ſondern vielmehr im vollſten Nimbus der Kunſt; in rothem Habit mit Gold reich beſetzt — auf Schimmeln, ſämmtlich wohlberitten — Trompeter voraus — und das Sinnbild aller Kunſt, die ſich der öffentlichen Anſchauung preisgiebt, das ſilberne Beil oder die ſilberne Hacke —

Man ließ ihn nicht weiter reden — ein verworrener Widerſpruch tobte ihm von allen Seiten entgegen. Das halte man für Entwürdigung, rief der Eine; es ſage unſern Anſichten von Heute nicht zu, rief der Andere; man würde mißverſtanden werden, rief endlich der Dritte.

— Das fürchte ich am Ende auch, ſprach der diplomatiſche Lucile. Die Leute würden das Poetiſche, was in allen dergleichen Wiederbelebungen liegt, nicht begreifen, ſondern blos den unleidlichen practiſchen Maaßſtab anlegen, mit dem alle Poeſie ſo recht eigentlich todtgeſchlagen wird. Sieht das dumme Volk nicht zum Beiſpiel in der edeln Parforcejagd, nur eine Thierquälerei? Hat es nicht Mitleid mit dem Rehlein und dem Hirſchlein, das aus der Hand frißt, und beſitzt keinen Sinn für die Ritterlichkeit die darin liegt, hoch zu Roß durch die Flur zu ſtreifen auf flüchtigem Renner, dem Gelaut der Meute nach und die Fährte des Wildes bis in's Dickicht zu verfolgen, wie der Hörnerruf es weithin ſchallend verkündet —

— O, wie lebhaft Sie das zu ſchildern wiſſen, mein Herr von Gerning, ſprach die Präſidentin. Sie haben gewiß auf Ihren Reiſen ſchon oft dergleichen Jagden mitgemacht. Wir ſind hier ſo arm an dieſen Genüſſen, und ſchießen unſere Rebhühner und Haaſen auf die philiſtröſeſte Weiſe —

— Ich forcire gern, warf Lucile leicht hin, und hatte oft Gelegenheit dazu, wie ich bei meinen Verwandten mütterlicher Seits in England verweilte. Ich würde mir auch in der That nichts aus dem Umritt machen, vielmehr finde ich den Gedanken des Herrn von Lekal ſehr ſchön —

— Nun, wenn Sie, als Regiſſeur, mit dieſem Beiſpiel vorangehen wollen, ſprach die Präſidentin mit bedeutendem Blicke auf die übrigen Mitglieder, ſo ſteht ja wohl auch dieſem ſchönen Verſuche nichts im Wege, und Du könnteſt ihm wohl in Deinem Eröffnungsprogramm einen Platz einräumen, Vetter Leopold, nicht wahr?

— Mit vielem Vergnügen! ſagte der überaus Gefällige.

— Ich finde keine Urſache, hier unaufgefordert meine Meinung über den Vorſchlag, das Herumreiten betreffend, auszuſprechen, und will auch ſehr gern den Vergleich unterdrücken, der ſich mir dabei aufdrängt, fiel der ſtürmiſche Paul ein, nur möchte ich um das Eine freundlichſt bitten, über dieſen ſchönen alten Handwerksgebräuchen und dem Hervorſuchen von Curioſitäten à la Rococo, die ihr Gutes immerhin haben mögen, die junge Generation und ihre Hervorbringungen nicht zu vergeſſen. Hier ſtehen wir, wie Väter unerzogener Kinder, die ſie gern in ein Erziehungsinſtitut gebracht ſähen, und ſehnlich wünſchen, daß ihnen die Pforten geöffnet werden möchten. Wir bringen ſo eigentlich „Was wir bringen“, und unſer Wunſch iſt, zu wiſſen „Was Ihr wollt“, um uns darein zu ſchmiegen „Wie es Euch gefällt!“

— Eben ſo geiſtreich, als beſcheiden! ſprach lächelnd Frau von Gelbacker — nicht wahr, Couſine?

Die Miniſterin von Höhne gähnte zur Antwort.

— Meine drei Halbwaiſen — ſie haben nur einen Vater, das Publikum ſoll ihnen Mutterſtelle dereinſt vertreten — ſagte Paul, in ſeinem beklatſchten Vergleich fortfahrend — ſtellen ſich mit ihren Namen vor. Drei Andere, ungenannte, weil noch ungekannt, ſchlummern, von der Phantaſie behütet, im Hintergrunde. Denken Sie, verehrteſter Vorſtand des Actiencomité's, daß auch die nicht ewig ſchlafen wollen, daß der Troß der neuen Ankömmlinge ſie wecken wird, und daß ſie ſich ungeduldig erheben werden, um den Eingang zu ſtürmen, wenn er ſich ihnen hartnäckig verſchließen ſollte —

— Auch meine leichten Gebilde — rief Narcot, durch Paul's Anregung ermuthigt — ſchweben auf melodiſchem Gefieder herab, und flattern und picken mit den Schnäbeln, und trillern — es ſind die Liederſpiele, die ich in Kopf und Herzen trage und von denen ich jede Nacht eines gebären kann —

— Dem Ernſte gebührt der Vorrang, ſagte ernſt Paul — des gediegenen Wortes Ausſpruch ziemt dem Beginnenden.

— Mein freundlicher Scherz ſoll ſich nicht unbeſcheiden dazwiſchendrängen, rief Narcot, er bittet nur um die Vergünſtigung, die hehren Säulen des Tempels umſchweben zu dürfen, und hie und da ſein Neſtchen anzuhängen —

— Solche Neſter verunzieren den Bau, bemerkte Paul, ſtets ernſter werdend —

— Wer bemerkte ſie wohl, die kleinen, an den großen Verhältniſſen der Façade, verſetzte ſeiner Seits Narcot.

— Sagt man Façade oder Facciata? fragte zwiſchen hinein die Präſidentin ihren Nachbar — ich komme beim Schreiben immer in Verlegenheit, ebenſo wenn ich Statuë oder Statü gebrauchen ſoll —

— Wie können Sie doch nur ſo fragen, meine Gnädigſte? rief Curas mit einem holden Lächeln — Wie Sie's ausſprechen, ſo iſt's recht. Ein Mund, wie der Ihrige, gibt Geſetze, er empfängt keine. Darum aber auch, holdeſte Geſetzgeberin, entſcheiden Sie, wer den Vorrang haben ſoll: ob der ernſte, große, gährende Ideen im Buſen tragende Paul, oder der leichte, tändelnde Narcot? Ich, für meinen Theil, beſcheide mich ja gern — für mich bleibe das dritte Plätzchen — immerhin! Wo ſolche Kräfte kämpfen, muß ich mein Flämmchen dämpfen.

— Ja, wie wär's, Couſin, wenn wir hier, beim Thee, ſo ganz à l'amiable, die Hauptgrundzüge des erſten Repertoire's entwürfen? fragte die Frau Präſidentin.

Haffner, wie immer gefällig, wollte ſchon zuſagen, aber Ton fiel ihm ſchnell in die Rede.

— Es könnte denn doch eine zu hitzige Debatte werden, meinte er, da die Betheiligten Alle zugegen ſind. Du weißt, daß auch ich darauf warte, an die Reihe zu kommen. Wie wär's, wenn Du den

Entwurf ganz allein, nach Deiner Einſicht machteſt, und dann —

Der Geheimerath Balordo, der bis dahin wenig von der Verhandlung gehört hatte, da er ſich mit Philine, der Tochter der Madame Stabenthal, ſehr angelegentlich unterhielt, rief jetzt mit einem Male:

— Himmliſch! göttlich! die Elmire einſtudirt! und wie lieblich der Geſang! Kein beſſeres Stück zum Anfang! Da — laßt Euch ſingen, was ſie mir ſang — nur mit halber Stimme, allein dieſe Hälfte iſt mehr als ein Ganzes —

Man ſah ſich erſtaunt an. Was hat der Geheimerath? Was ſetzt ihn ſo in Extaſe? ſchwebte auf allen Lippen.

— Geheimerath Balordo, lieber Doctor! welche Entdeckung haben Sie gemacht? O wir bitten, theilen Sie ſie uns mit — rief Frau von Gelbacker mit neugieriger Haſt.

— Fräulein Philine Stabenthal, ſagte der Geheimerath, ſang mir eben wie ein Heimchen in's Ohr — eine Weiſe, ſo ſüß wie Honigſeim — und die Worte — denken Sie, die ewigen Worte des Altmeiſters. Es war aus Erwin und Elmire —

— So? Scharmant! O ſcharmant! Deliciös riefen Viele.

— Ein junger Klavierſpieler in Petersburg hat das Singſpiel componirt — Madame Stabenthal hat die Partitur, die Stimmen, Alles bei ſich — wie erwünſcht —

— Was iſt erwünſcht? fragte Ton.

— Erwin und Elmira muß das erſte Stück ſeyn — Ihr könnt nichts Anders wählen! rief der Geheimerath.

Haffner lächelte zwar beifällig, doch wagte er es nicht, hier unbedingt beizuſtimmen, ſondern blickte im Kreiſe umher.

Ton lachte ſtill; Paul ſchlug die Arme übereinander und murrte: Götzendienſt! vor ſich hin; Narcot ſagte leicht, das Genre ſey ſeit den Göthe'ſchen Anfängen unläugbar fortgebildet worden; Curas wußte, daß dies Liederſpiel, bei aller Achtung vor Göthe, keine Wirkung auf der Bühne mache, und Lekal rief: ein Schäferſpiel, ein ächtes, im Reifrock, mit bunten, flatternden Bändern am Stabe, wäre ihm viel lieber und dünke ihm paſſender.

Madame Heller-Jäger erhob ſich ernſtlich gegen ſolches Beginnen und erklärte, die neue Scene mit einem Prologe, als Kunſt, im blutrothen Gewande, den goldenen Lorbeerkranz im Haar, eröffnen zu wollen; Madame Stabenthal ſprach Schiller das Wort, der eigentlichen Säule, dem mächtigen Pfeiler deutſcher dramatiſcher Kunſt: ſie wollte als Eliſabeth, Imperiali, Milford am erſten Abende glänzen; am zweiten oder dritten könnte ja Philine gern die Elmire ſingen, ſetzte ſie hinzu, ſie wollte alsdann nichts dagegen einwenden. Schreiner war zwar auch für Schiller, aber für den Wallenſtein, und Beate Fleſſel flötete ihm Beifall, und declamirte leiſe: „Wo ich ſey, und wo mich hingewendet“ — Binder ſprach ſich ſchüchtern für Raupach aus — Roſe ſich für den Spinaroſa in Houwald's Bild — Grau für den Hamlet. Lucile, von Allen befragt, gab Jedem leiſe ſeine Zuſtimmung, wie es ſich für den gewandten Diplomaten geziemte.

Die Unterhaltung wurde jetzt ſo allgemein und geräuſchvoll, daß Niemand mit ſeiner Meinung durchdringen konnte. Man nahm die Sordinen ab und ſchrie. Die Namen: Schiller, Shakespeare, Göthe, Raupach, Houwald, Müllner, wurden chaotiſch einander zugeworfen, und flogen hin und her in der Luft. Die Whiſtſpieler hatten nun ihre Partie beendigt und erſchienen wieder im Saale; durch den wirren Lärm überraſcht, fragten ſie, was ſich zugetragen habe. Man würdigte ſie keiner Antwort und der Lärm tobte fort.

Euras näherte ſich der Präſidentin.

— Die Debatte iſt heftig; ſo kommen wir nicht heraus. Ich dächte, wir überlegten den wichtigen Gegenſtand en petit comité und ließen dann das Reſultat circuliren.

Durch dieſe geſchickte Einflüſterung gab er den Gedanken der vielvermögenden Dame eine beſtimmte Richtung, da ſie niemals einen Entſchluß faſſen konnte, ohne die Meinung Anderer gehört zu haben. Sie verſprach Euras, ſeinem Rathe zu folgen und ſchon für den andern Tag das kleine Comité zuſammenberufen zu laſſen.

Während dieſes ſich rund um ſie her zutrug, ſaßen Alfred und Erlinde vereinſamt da. Niemand ſchien ſich um ſie zu bekümmern und ſie konnten ſich manches verſtohlene Wort zuflüſtern.

— Was hat Dich vorhin ſo ergriffen? fragte Alfred.

— Ich kenne die Schickſale des alten Schauſpielers — erwiederte ſie. Sie wurden in Zeiten der Noth ſchon oftmals veräußert, wenn Krankheit oder andere böſe Zufälligkeiten den Erwerb ſchmälerten. Bodenlos iſt im Beſitze dieſes Manuſcripts, ſo wie noch vieler Anderer, von denen er allen möglichen Vortheil zu ziehen verſteht.

Hier war nicht der Ort, nähere Erörterungen von Erlinden zu verlangen und Alfred mußte ſeine Unruhe zu verbergen ſuchen, bis ſie daheim auf dem einſamen Zimmer ſeyn würden.

Viertes Kapitel.

So braucht ſie denn die ſchönen Kräfte
Und treibt die dicht'riſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabentheuer treibt.
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſt das Glück, dann wird es angefochten,
Man iſt entzückt, nun kommt der Scherz heran,
Und eh man ſich's verſieht, iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben;
Greift nur herein in's volle Menſchenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen iſt's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beſte Trank gebraut,
Der Alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüte,
Vor Eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus Eurem Werk ſich melanchol'ſche Nahrung,
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein Jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Fauſt.

Dergleichen Zuſammenkünfte, wie an dieſem Abende, waren indeß noch mehre gefolgt. Die Geſellſchaft war nun übervollzählig, denn da bei ſolchen Actienunternehmungen die Kaſſe gewöhnlich voll iſt, ſo wird bei den Engagements nicht lange nach der Brauchbarkeit und dem unumgänglich Nothwendigen gefragt, ſondern auf Empfehlungen, vorgefaßte Meinungen, Vorausſetzungen von Möglichkeiten und ſentimentalen oder ſinnlichen Zuneigungen hin, jede Rückſicht genommen und die Geſellſchaft mindeſtens um das Doppelte ſtärker, als ſie dem Bedürfniſſe nach ſeyn ſollte. Man denkt dabei nicht an die Uebelſtände, die durch das mehrfache Beſetzen eines und desſelben Faches geboren werden, von der unnöthig vermehrten Ausgabe nicht einmal zu ſprechen. So kann man denn auch wohl leicht denken, daß bei den obwaltenden Verhältniſſen zwei junge Leute wie Alfred und Erlinde, die ſich durch ein angenehmes Aeußere empfahlen und von Lucile, dem Oberregiſſeur, noch beſonders empfohlen wurden, eine recht hübſche Stellung in Ausſicht erhielten, unter Zuſicherung eines entſprechenden Gehaltes.

Bei der Menge untereinander ſehr ähnlicher und dabei ſich dennoch ſtark durchkreuzender Intereſſen war aber trotz der Vollzähligkeit der Mitglieder, der zureichenden Finanzmittel und des ziemlich deutlichen Bewußtſeyns des beſtimmten Zweckes, die dramatiſche Kunſt zu heben, der Anfang nicht leicht.

Man konnte ſich über die Wahl der Dichter, der Stücke, der Beſetzung nicht verſtändigen. Alles trug zu ſehr den Character des Dilettirens an ſich; es wurden zu Viele um Rath gefragt; Alles glaubte darein reden zu müſſen. Die Actionäre, beſonders die Weiblichen, ſprachen in jedem Betracht ihren Liebhabereien das Wort und protegirten Dichter und Schauſpieler nach ihrem perſönlichen Wohlgefallen, das ſie für dieſen oder jenen hatten, ohne das Ganze dabei im Auge zu haben. Man hatte geglaubt dem Ziele näher zu kommen, wenn man Dichter in den nächſten Verband der Bühne zöge und ſie für den großen Zweck gewönne ein Nationalſchauſpiel auf den Trümmern der Oper und des franzöſiſchen Dramas zu erheben, allein eben dieſe Dichter waren es, die den Zündſtoff zu größerm Aerger in das Kunſtgebäude trugen und die engherzigſten Privatzwecke verfolgend, das große, ſchöne Ganze, das man beabſichtigte, bald aus den Augen verloren. Die Schauſpieler ſelbſt, ein höchſt wankelmüthiges und eigenſüchtiges Geſchlecht, verwirrten dieſe Verhältniſſe noch mehr, da ihnen hier ein ſo weiter Spielraum gelaſſen wurde. Sie neigten ſich bald zu dieſer, bald zu jener Partei, nachdem ſie einen Zweck dabei haben konnten. Lucile, dem die Pflicht oblag, dieſes Chaos zu ordnen, mit mächtiger

Hand in die Verwirrung zu greifen und ſich der Lenkſeile zu bedienen, war ſelbſt zu ſehr Dilettant, Optimiſt, glatter Weltmenſch, Windbeutel, prahlte zu gern und liebte ſich angebetet und bewundert von Allen zu ſehen, als daß er die tüchtigen Eigenſchaften, die ihm zur Stelle eines Regiſſeurs unter andern, klug beſchränkenden Verhältniſſen, befähigt haben würden, hier zur Ausübung gebracht hätte. Der Vorſtand des Actienvereins war ein Mann von großen geſelligen Tugenden, unter denen die Gefälligkeit oben an zu nennen war. Welche Verderblichkeit dieſe aber in ſich trägt, wo alle Tage die anmaßendſten Begehrlichkeiten ſie auf die Probe zu ſtellen unternehmen, wird von einem Jeden leicht eingeſehen werden.

Die einzige Verfaſſung, die dem Theater frommt, iſt die monarchiſche. Alles Ein- oder Zweikammerſyſtem iſt ſchon vom Uebel; unmöglich kann aber die Sache dort gedeihen, wo Alles mitſpricht und Alles herſchen will. Der Vorſtand muß wahrhaft große Eigenſchaften beſitzen. Es war nicht unpaſſend, als die Directrice eines nordiſchen Theaters, welcher man wegen ihrer höchſt energiſchen Geſchäftsführung Komplimente machte, auf die große Katharina hinwies und ſich die Miene gab, ein Plätzchen neben ihr, in dem Theile der Weltgeſchichte einzunehmen, der die

Kunſt umfaßt. Es wäre ungerecht, wenn man dieſes edle Selbſtgefühl verkennen wollte. Ein Theatervorſtand darf keine Blößen geben, keine Schwächen zeigen. Ein einziger Fall dieſer Art und ſein Herrſcherſtab iſt geknickt, die Glocke ſeines Ruhmes iſt geborſten, ſein Name hat den rechten Klang verloren. Die ſtrengſte Moral muß ihn unantaſtbar machen. Weder die Zuneigung zum andern Geſchlechte, noch Freundſchaft zu ſeines Gleichen darf ihn anziehen; die Schmeichelei darf ſich ſeinem Throne nicht nähern; er darf ſich weder vom Scheine der Dankbarkeit blenden, noch von der Gefälligkeit abhängig machen laſſen. Er ſtrebe durchaus nicht darnach, beliebt ſeyn zu wollen. Ernſt und ſtets gleichmüthig gehe er ſeinen Weg; ſein Benehmen gegen Alle bemeſſen; ſtreng im Fordern wie im Gewähren; ordnungsliebend über Alles; unnachſichtlich im Rügen wirklicher Fehler; milde im Beſtrafen von Vergehungen! kein Gewicht legend auf erwieſene Nachſicht. Gut iſt es, wenn der Theatermonarch ſogar der Ehe entſagt, um ſeine Grundſätze nicht den Angriffen einer zu ſehr geliebten Gattin auszuſetzen.

Zu dieſen Fähigkeiten des Characters müſſen ſich nun tüchtige Kenntniſſe geſellen. Auch hier gebe der Vorſtand keine Blöße; ſtets vorbereitet erſcheine er im Kreiſe der Kunſtangehörigen; fertig mit ſeiner Aufgabe; bereit über Alles, was vorkommen könnte, die beßte Auskunft zu geben und den beſcheidenen Widerſpruch nur dann erlaubend, wenn er ſich auf Gründe ſtützt, die den Seinen die Spitze zu bieten im Stande ſind. Eigenſinn werde von ihm unter keiner Bedingung geduldet; unwiſſenſchaftliche, unlogiſche Abgeſchmacktheiten, wie ſie die Halbbildung der meiſten Schauſpieler ſo gern zu Markte bringt, werden mit Verachtung gegeiſelt; der Dünkel des ſchaalen Egoiſten dem unauslöſchlichen Spotte geweiht. Die Unverbeſſerlichen in ſolchen Dingen werden ſogar mit Selbſtaufopferung ſogleich außer Cours geſetzt, und nach den obwaltenden Verhältniſſen, ſobald dies möglich iſt, von der Anſtalt gänzlich entfernt.

Ein ſolcher Mann muß, nach dem Zuſtande der meiſten Künſtlernaturen, der von ihrem innerſten Weſen nun einmal unzertrennlich iſt, ſeine Umgebung weit überragen; allein wenn dieſe auch nicht im Stande ſeyn wird, es ihm gleich zu thun und ſeine Größe zu erreichen, ſo darf ihr doch nicht die Fähigkeit abgehen, die Höhe zu ermeſſen, die er einnimmt. Dies wird einen höhern Grad von Achtung erzeugen, die genügend iſt und mehr bezweckt als innige Ergebenheit oder freundſchaftliche Zuneigung, welche in jedem Falle wechſelſeitig ſeyn müſſen, und die beßten Kräfte auf ungenügſame, ungeziemende und daher nachtheilige Weiſe oft in Anſpruch nehmen. Der, Ordnung, Sitte, ernſtes Streben, Zuverläſſigkeit in der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeit überwachende Verſtand, darf nie in den Fall kommen, das Außerordentliche, Außergewöhnliche von den Angeſtellten zu verlangen; das Heil der Anſtalt gehörig geſichert, darf durch Zufälligkeiten nicht gefördert und nicht gefährdet werden können. Hiedurch wird der andern Seite aber auch der Weg abgeſchnitten, nach Ungebührlichem zu verlangen.

Der Verſtand ſey übrigens noch der feinſte Menſchenkenner; er ſondire den Character der Künſtler genau, der nur ſtets leiſe Schattirungen eines überall durchgehenden Grundtones darbietet, aber er ſondire ihn ohne Aufwand äußerlicher Mittel, ohne beſondere Veranſtaltungen, ſtill und für ſich, einzig und allein in der Abſicht, ſeine Maßregeln ſtets ſo zu wählen, daß er nicht genöthigt werde, auch nur einen halben Schritt zurückthun zu müſſen.

Dies wäre freilich das Ideal eines Theaterdirectors und wie jedes Ideal auf dieſer mangelhaften Welt wohl nirgends anzutreffen. —

Das Theaterweſen in Kallenbach hatte aber eine Verfaſſung, welche an die ehemalige polniſche erinnerte.

Das Publicum, von dem doch nur die kleinſte Fraction zur unmittelbarſten Theilnahme an den Berathungen berufen wurde, ſah und hörte mit Unwillen von den Vorfällen im Schooße der Direction. Man ſtieß ſich daran, daß der Oper gar kein Raum gelaſſen wurde, und verſpottete Alles, was davon ſprach, durch Melodramen, plaſtiſch-mimiſche Schauſtellungen und allerlei neue Erfindungen und Surrogate den alten, gewohnten muſikaliſchen Genuß herſtellen und erſetzen zu wollen. Dieſe Unzufriedenheit wurde bald allgemeiner und trug ſich auf Alles über, was von den Beſtimmungen und Feſtſetzungen des Comités laut wurde. Den Dichtern, deren Werke gegeben werden ſollten, wurde im Voraus das Verdammungsurtheil geſprochen; jene Schauſpieler, die ſich der beſonderen Gunſt der Actionäre erfreuten, waren ſchon als die ſchlechteſten bezeichnet, denen man durchaus jeden Fußbreit Theaterboden ſtreitig machen müſſe. Die neuen Debutanten dürfen nicht aufkommen, hieß es dort und hier; die Anfänger müßten geſtürzt werden, um nie wieder einen Verſuch im Orte wagen zu können. Nach dieſen löblichen Grundſätzen hatte man ſich vorgenommen, zu verfahren und es heißt nicht übertreiben, wenn man dies Unterfangen mit dem Namen einer Verſchwörung belegt. Dabei ward nichts geheim gehalten; die ſtärkſten Aeußerungen geſchahen an öffentlichen Orten, nicht ſelten im Beiſeyn von Betheiligten, die dann nicht ermangelten, das, was ſie gehört hatten, zu Ohren des Comités zu hinterbringen. Allein die Damen und Herren, aus denen es beſtand, lebten dennoch fortwährend in einem hohen Grade von Sebſttäuſchung. Sie glaubten an die Dankbarkeit des Publicums für neue, bisher ungekannte Genüſſe und hofften, die ohne Grund Unzufriedenen bald in warme Anhänger umgewandelt zu ſehen, wenn nur erſt das neue Werk in voller Thätigkeit begriffen ſeyn würde. Wie in Staaten, ſo auch bei Theatern; man achtet nicht auf drohende Vorzeichen, man ſchlägt warnende Stimmen in den Wind und tanzt ſorglos auf dem leicht verdeckten Krater, deſſen bevorſtehenden Ausbruch Niemand ſo bald ſchon vermuthet. Das leichtſinnige Wort der verderbten Ariſtokratie von 1789, „Après nous le déluge,“ war längſt verhallt und ſie dachten nicht daran, daß die Sündfluth ſchnell und unerwartet hereinbrechen konnte, die ſie zu verſchlingen droht.

Endlich hatte man ſich über die Beſtandtheile verſtändigt, welche die Vorſtellung des Eröffnungs-

Abends bilden ſollten. Um nirgend anzuſtoßen, hatte Herr Haffner kein vollſtändiges Stück gewählt, weil jeder von den Dichtern das Seinige dieſer Ehre werth hielt und keinem Andern gutwillig gewichen wäre. Eben ſo unmöglich war es aber auch, aus dem ältern Repertoire eine Wahl zu treffen: Schiller und Göthe, ſo wie die kleinern Geiſter, hatten im Comité ihre Anhänger, und da bildeten ſich bei jedem noch ſo gemäßigtem Vorſchlage gleich die heftigſte Oppoſition. Es mußte hier zu einem Auskunftsmittel geſchritten werden. Nach heftigen Debatten kam man endlich dahin überein, am erſten Abende eine Art von declamatoriſch-mimiſch-plaſtiſcher Academie zu veranſtalten, das Geſchmackloſeſte von allen künſtleriſchen Gebräuen, ein ewiges Kitzeln und Aufſtacheln zu Empfindungen und Gefühlen, wobei es niemals zur Befriedigung kommt; ein unangenehmer Reiz, ähnlich dem, der einer vergeblichen Anſtrengung zum Nieſen vorangeht, die keine wohlthuende Exploſion zu Wege bringt; ein Gefühl in uns hervorrufend der Ueberſättigung, ohne den Hunger geſtillt zu haben. Trotz des Verſchüttens allzugroßen Reichthums, der durch dieſe Veranſtaltung auf einmal zur Schau geſtellt werden konnte, blickte doch nur Unmächtigkeit und Planloſigkeit daraus hervor und die Unzufriedenen in großer Zahl, ſahen darin noch mehr und fanden Stoff, ſich lauter und unverholener über die Theaterangelegenheit auszuſprechen.

Die Muſterkarte des erſten Abends war aber aus ſehr verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Den Prolog zu dichten, war dem Herrn Doctor Jäger übertragen worden, der obgleich kein Dichter von Profeſſion, ſich dieſem Geſchäfte unterziehen mußte, um den Andern, die mit ihren Stücken ſchon der Aufführung harrten, keinen Stoff zur Eiferſucht auch bei dieſer Veranlaſſung zu bieten. Ueberdieß wollte ja des Doctors Gattin dieſen Prolog im Character der Kunſt, im blutrothen Gewande, den goldenen Lorbeer im Haar, ſprechen und dieſer wichtigen Macht mußte man ſich beugen. Außer dieſem Anfange war aber noch beſonders das Ende des erſten Theaterabends hervorzuheben, als ein eigends für dieſen Zweck bereitetes Schauſpiel. Göthe ſollte und mußte das letzte Wort haben. Doctor Balordo beſtand darauf und da man von ſeiner Stimme nach allen Seiten hin, für die Folge gewichtige Unterſtützung erwartete, ſo geſchah es, daß man ſeinen Wunſch auch bedeutend berückſichtigte. Nur die Wahl eines Göthe'ſchen Werkes war ſchwierig. Zu einem großen Ganzen konnte man ſich, wie geſagt, nicht vereinigen. Im Egmont wollten weder die Damen Heller-Jäger, noch Stabenthal die Regentin mit dem „Bärtchen auf der Oberlippe“ darſtellen; ſie behaupteten, man könne dieſe Rolle weglaſſen und das Stück gewinne dadurch; dabei beriefen ſie ſich auf bedeutende Theater, die ſo verführen. Der Geheimrath Valordo ſchrie Wehe und Zeter über Ungeſchmack und Verletzung der Achtung gegen den hohen Altmeiſter aller Kunſt. Auch andere Anſtände gab es noch dabei. Man ſah neidiſch darauf, daß irgend ein junges Gänschen in der Rolle des Klärchens glänzen ſolle; eben ſo ſchien den Schauſpielern nur der Egmont ſelbſt der Mühe werth, ſeine Kunſt daran zu verſchwenden. Die Intereſſen ließen ſich nicht vereinigen. Mit einem kleinen Singſpiele anzufangen, ſchien ganz unſtatthaft. Der Fauſt war für die Eröffnung der Bühne nicht geeignet, wie ſie ſagten, obgleich hier dieſelben Umſtände eintraten, wie beim Egmont. Für die häßliche Marthe war keine da, weil ſie ſich alle nicht zu alt und ſchön genug für's Gretchen ſchätzten. Da erfaßte Valordo ein unerhörter Gedanke, ein Gedanke, den ihm die hohe Verehrung für ſeinen Lieblingsdichter eingab, den ihm die Liebe zur Eintracht und zum guten Vernehmen ausarbeiten und in's Werk ſetzen ließ. Dies war das allbekannte, burlesk-naive, oder ironiſch-lascive Gedicht, „der Bär in Lili's Park," mimo-plaſtiſch darzuſtellen, ein Verſuch, wie Göthe ſelbſt ſchon mit dem Schiller'ſchen Lied von der Glocke ihn einſt früher ausgeführt hatte. Der verliebte Bär hielt ſeinen komiſch-ſentimentalen Monolog im Parke, mitten unter der Menagerie:

„Es iſt doch keine Menagerie
So reich als meiner Lili ihre —
Sie hat darin die allerſchönſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie" —

Muſik begleitete charakteriſtiſch die Worte und füllte auf zweckmäßige Weiſe in den abſpringendſten Tempos die Zwiſchenpauſen aus, die von einer Schilderung zur andern ſtattfinden mußten. Die Decoration war der Park; man ſah darin die Waſſerkünſte mit den „porzellanenen Oreaden," man hörte das „Gezwitſcher und Geſchnatter," ſah das „Geflitter und Geflatter" und hörte auch deutlich das Gebrumm des Bären. Die Stelle:

„Denn ha! ſteh' ich ſo in der Ecke,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Hör' das Gezwitſcher und Geſchnatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm';
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Da fängt es in mir an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt fährt aus der Naſen,
Es wild'ſt die innere Natur.
Was? ſo ein Thier, ein Häschen nur,
So ein Pipi, Eichhörnchen, Nuß zu knacken,
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken
Zum Dienen ungewohnt —
Und kau', und wein', und gräme halb mich todt —
Doch ach, es hören meine Noth
Nur porzellan'ne Oreaden“ —

war gar zu dramatiſch und der Darſteller, der niemand anders war als Lucile-Schröder-Eckhoff, oder Herr Regiſſeur von Gerning, übertraf ſich ſelbſt in der Maske. Er hatte die Bären, die, nächſt Affen und Papageien, gewiß die ſpaßhafteſten Thiere ſind und ſich trefflich in die Geſellſchaft der Menſchen, bei einiger wirkſamen Erziehung, ſchicken, ſorgfältig ſtudirt. Wie er ſelbſt ſagte, war es ſeine Luſt geweſen, die alten Komiker im Stadtgraben von Bern und im Jardin des Plantes zu Paris zum Oefterſten zu beſuchen und ihre zarteſten Eigenheiten zu belauſchen. So kam es denn, daß er ganz Bär ſeyn konnte. Man mußte es ſehen, wie er den borſt'gen Nacken unter Lili's zarten Pantoffel ſchmiegte und ſich — nicht krauen ließ — ſondern ſelbſt kraute, ſelbſt den ungeheuerlichen Kopf an dem feinen Füßchen, das wie aus Porzellan gebildet ſchien, hin- und herrieb. Es war ein allerliebſtes Bild, etwa aus der niederländiſchen Schule im ächten Rococoſtyl.

Man wollte es dem hochgebildeten Lucile verdenken, daß er ſich dieſer Rolle unterzogen hatte, allein der Geheimerath Balordo ſprach ihm das Wort und entkräftete Alles, was man gegen ihn aufbringen wollte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß aus der Hülle des Bärenkopfes, Lucile's eigenes Geſicht zum Vorſchein kam. Denn abgeſehen davon, daß eine Bärenſchnauze der Verſtändlichkeit der Rede großen Abbruch gethan haben würde, ſo hätte man eine ſchlechte Einſicht in das Weſen göthe'ſcher Dichtung verrathen, wenn man anders verfahren wäre. Eben ſo erſchienen aber auch alle Häher, Häschen, Eichhörnchen, kurz alles Gethier, groß und klein, der ſchönen Lili, zwar im Coſtüm des Darzuſtellenden, allein mit den glatten Menſchengeſichtern. Was der Menge unverſtändlich blieb, wenn es gleich einen ganz abſonderlichen Eindruck hervorbrachte.

Was zwiſchen Prolog und Bär lag, war ſehr mannichfaltig, gut gewählt, aber doch nicht ſehr erheblich, indem dieſe beiden Endpunkte die Aufmerkſamkeit faſt allein abſorbirten.

Das Publicum nahm die Sache, ihrer Fremdartigkeit wegen, mit ruhigem Staunen hin, ohne Zeichen des Beifalls, aber auch ohne Mißfallen zu erkennen zu geben. Dies deuteten ſich die Anordner der Feier günſtig. Sie glaubten an ungetheilte Aufmerkſamkeit, an andächtige Ruhe, und ſchmeichelten ſich damit, daß dies größere Anerkennung verriethe, als lärmendes Getöſe, das ſich überhaupt für ein geſittetes Volk, im feſtlich geſchmückten Raume, nicht wohl ſchicken wolle. „Bei dem bedächtigen Volke der Deutſchen bedürfe es anderer, jedenfalls ſtillerer Zeichen der Anerkennung von Kunſtleiſtungen, als bei den ſinnlich-roheren, plumpen Gefühlsmenſchen des Südens, die nichts anders wüßten, als mit den Fäuſten drein zu ſchlagen, mit den Füßen zu ſtampfen, und zu ſchreien, ob im Zorn, oder in der Freude, gleichviel!" ſo äußerte ſich darüber Herr von Lekai, der dem geſetzten ſchwäbiſchen Volksſtamme, der Geburt und Erziehung nach, angehörte.

Künſtlerinnen, die im Barbarenlande verwöhnt, erſt durch Applaus zum Außerordentlichen in ihren Leiſtungen geſteigert werden konnten und mit ſolchen Anſprüchen nach Kallenbach kamen, ſahen ſich freilich hier ſehr getäuſcht, und ließen daher vieles von ihrer Virtuoſität vor den Kallenbachern, die als geſittete

Leute in ruhiger Andacht, aber auch nach den Vorſchriften feinſter, Lekal'ſcher Maximen, ohne das geringſte Zeichen des Beifalls daſaßen, wie das Bild zu Sais, unentſchleiert.

Wie nun aber auch die Stimmung hier und dort ſeyn mochte, wie abſtoßend ſich auch die Elemente im Innern berührten, der erſte Wurf war doch nun einmal geſchehen: das Schiff war vom Stapel gelaufen, die große Stunde des Gebährens war vorüber. Alle Intereſſen waren aufgewühlt, und ein Jeder hoffte auf das Gelingen ſeines liebſten Wunſches.

Fünftes Kapitel.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit — —
Schiller.

So verging die erſte Woche. Vergebens ſehnten ſich die Theaterfreunde nach geſunder Koſt. Man bereite mit Fleiß die Stücke der mit der Kunſtanſtalt verbundenen Dichter vor, wie es hieß, machte jedoch nur ſtets Verſuche mancherlei Art, um den Geſchmack des Publicums zu ergründen und zu leiten, wie man vermeinte. In der That waren es die Experimente, die ein Chemiker mit giftigen oder ekelerregenden Subſtanzen unternimmt. Alles hat ſeine Gränzen, über welche hinaus die Natur keine Folge mehr leiſtet, oder geradezu den Gehorſam auf gewaltſame Weiſe kündigt.

Da es mit den extemporirten Stücken noch nicht ging, indem es an den dazu befähigten Subjecten fehlte, ſo machte Lekal ganz ernſthaft den Vorſchlag:

ein Drama von Shakeſpeare in der Art darzuſtellen, wie es zu den Zeiten des Dichters geſchehen mochte, ſtatt der Couliſſen, weiße Leintücher, und die Frauen von jungen, reinlich barbirten Männern dargeſtellt. Er ſchlug dazu Romeo und Julie vor, und meinte, unſer Alfred werde eine ganz hübſche Julie abgeben. Man kann wohl denken, welchen Widerſpruch dieſer Vorſchlag erregte. Auf eine Rolle, wie die der Julie, machten ſämmtliche weibliche Mitglieder Anſpruch. Keine war zu jung dazu, keine zu alt. Die Jungen rufen den Alten zu: uns gehört die ſiebzehnjährige Julie! Euer Ausſehen ſtraft Euch Lügen! Die Alten behaupten dagegen: uns die Julie! denn Euere Kunſt iſt zu jung und läßt Euch im Stich! — Nach ihrem Kontrakte hätte Madame Jäger, obgleich ſie Königinnen und Mütter ſpielte, dennoch auf die Julie Anſpruch machen können. Sie beſaß einen Punkt in demſelben, wo es ausdrücklich hieß: „tragiſche Naivitäten, unbefangene, erſte Regung der Leidenſchaft in Trauerſpielen, ohne Unterſchied des Alters.“ Darauf fußte ſie.

Madame Stabenthal hingegen, glaubte ihr Anrecht darauf zu gründen, daß ihr Kontrakt die Worte enthielt: „geheimnißvolle Weſen, Damen in Schleier, Nachtwandlerinnen und Scheintodte.“ Da Julie im fünften Acte ſcheintodt iſt und auch einen Schleier trägt, den veroneſiſchen Meſſaro nehmlich, ſo konnte kein Billigdenkender ihre Anwartſchaft geradezu abläugnen.

Fräulein Beate Feſſel, die wohl der Rolle am nächſten ſtand, mußte es von den Kunſtrichtern hören, daß ſie zu hoch gewachſen, und endlich zu blond ſey. Sämmtliche Dichter machten ihr dafür Hoffnung auf dankbare Rollen in ihren Stücken, und verſicherten dabei, vollkommene Rückſicht auf ihre ſchöne, nordiſche Perſönlichkeit genommen zu haben.

Dies gab nun abermals neue, nicht minder bedeutende Reibungen, als bei der Eröffnung. Erſt die Damen unter ſich, dann in der Ausübung ihrer Macht auf die Gemüther der Herren, endlich dieſe im eigenen Intereſſe, dann gegen Shakespeare, gegen Lekal, gegen Alfred. Die nächſten Sitzungen waren ſehr ſtürmiſch. Nach einer jeden mußte der Frau Präſidentin von Gelbacker pflichtſchuldigſt rapportirt werden, und dieſe unterließ nicht, dem armen Vetter Leopold ſehr ernſte Vorwürfe zu machen. Die Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Die neue Theaterunternehmung war eröffnet und es mußte geſpielt werden; man hatte das Publicum auf die größten Genüſſe vorbereitet, allein nichts war da, um dieſe

Verheißungen zu erfüllen. In der höchſten Noth gab man die Vorſtellung des erſten Abends, dreimal nacheinander, und bemerkte dabei, man thäte dieſes um dem allgemein ausgeſprochenen Wunſche zu begegnen. Wie ſehr dies aber wirklich dem allgemeinen Wunſche des Publicums entſprach, erſah man daraus, daß Niemand kam. Der treffliche Bär in Lili's Park mußte ſeine Lazzi vor leeren Bänken machen. Während dieſer Wiederholungen gewann man jedoch Zeit, ein neues Stück einzuſtudiren. Als den älteſten unter den Bewerbern, traf Ton der Vorzug, jedoch wollten die Concurrenten ihm dieſen nicht einräumen. Es bedurfte dazu eines Machtſpruches, den Frau von Gelbacker im Namen ihres Vetters that. Die Rollen wurden in der Eile ausgetheilt, und die Proben begannen. Aber welche Proben waren dies!

Alfred, der zwar keine Liebhaberin in dem neuen Stücke zu ſpielen hatte, war jedoch mit einer recht hübſchen Partie darin bedacht worden, und verfügte ſich zur rechten Stunde in den Verſammlungsſaal. Die meiſten der Mitſpielenden waren ſchon anweſend, nur Lucile, der Regiſſeur, fehlte, und ohne ihn konnte die Probe nicht beginnen. Man unterhielt ſich inzwiſchen ſo gut es gehen wollte.

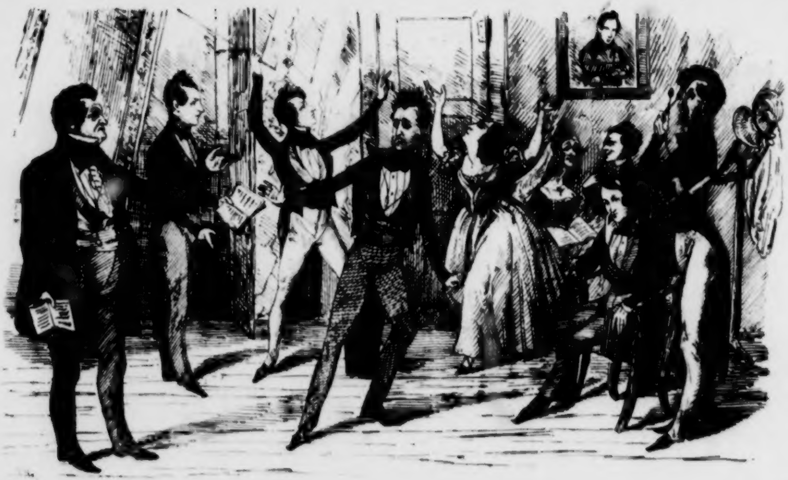
Schreiner, der treffliche Theologe, der griechiſch, lateiniſch und hebräiſch verſtand, hatte in dem Ton'ſchen Stück den edeln Vater; Grau, der Mediziner, ſollte den verzweifelnden Liebhaber darſtellen; Roſe, der Maler und Muſiker, der „vielſeitig gebildete Künſtler“ war der Intrikant des Schauſpiels. Bindern war der verlorene Sohn zugefallen, der ſich, ſeine Geliebte, ſeine Familie in Unglück und Verzweiflung ſtürzt; jene Geliebte ſtellte Philine Stabenthal vor, die in Begleitung ihrer Mutter, welche hier blos die Rolle einer Duenna übernommen hatte, auf der Probe erſchienen war.

Man harrte und harrte; Lucile erſchien immer nicht. Schreiner und Grau probirten inzwiſchen eine Scene, zu der ſich auch Roſe geſellte. Nur Grau war bereits ſeiner Rolle vollkommen mächtig, die andern Beiden laſen die ihrigen aus den Büchern ab, womit die Güte des Dichters ſämmtliche Mitglieder zu größerer Bequemlichkeit verſehen hatte. Während Schreiner ſeine Donnerſtimme bedächtig erſchallen ließ, tragerirte Grau mit dem ganzen Aufgebot ſeiner Kraft, im vollen Bewußtſeyn ſeines guten Gedächtniſſes und mit trefflicher Benützung ſeiner körperlichen Mittel. Ton, der Dichter, ſtand zur Seite, den kritiſchen Blick noch mit dem Doppelglaſe bewaffnet, und maß ſorglich

Stellungen und Accent, um den Künſtlern, nach Beendigung der Scene, ſeine Bemerkungen mitzutheilen. Zu gleicher Zeit waren Binder und Philine im höchſten Affect begriffen und probirten die Hauptſcene des letzten Actes. Sie kreiſchte in Tönen des höchſten Schmerzes; er rief alle Götter auf, ſeine Treue zu bezeugen. Es wäre, ohne die Andern, gewiß von höchſter Wirkung geweſen, ſo aber durchkreuzte ſich Alles und die ſeltſamſten Gegenſätze flogen herüber und hinüber. Zu dem Allen kam noch, daß Curas, der Nebenbuhler Ton's, eine höchſt widerwärtige Figur in dieſer Verſammlung bildete, da der Grund ſeines Kommens nicht zweifelhaft war. Er hatte ſich ſcheinbar theilnahmlos zu Madame Stabenthal in den Hintergrund geſetzt und ſprach ihr Süßigkeiten vor, wodurch er ſie an der Ausübung ihrer mütterlichen Pflicht verhinderte, da ſie eigentlich im Sinne gehabt hatte, die Rolle ihrer Tochter in der Hand, dieſer Wort für Wort von Scene zu Scene zu folgen.

Es war ein Tohu Bohu der fürchterlichſten Art; wer nicht taub davon wurde, kam in Gefahr, den Verſtand darüber zu verlieren.

Alfred ſaß nachdenkend bei dieſer bewegten Scene. Zum erſten Male befand er ſich unter ſo gebildeten



Künſtlern; zum erſten Male ſollte er ſich hier eines höhern Zweckes bei den Leiſtungen der Bühne bewußt werden. Ein Zweifel nach dem andern ſtieg in ihm auf. Sein Weg hatte ihn wunderbar geleitet; er war den grellſten Schattirungen des Theaterlebens in kurzer Zeit begegnet. Dort war es die Kunſt, von Glanz und Ueppigkeit umgeben; die Künſtler erhoben über Sorge und Mühſeligkeit des Lebens; am Throne geſchützt von der Macht; dort war es Mangel und Dürftigkeit, die ſie umgab; dieſe unſtät und flüchtig, abhängig von der Laune rohen, ungebildeten Volkes; jene reich und geehrt, — jetzt ſah er ſie ſogar mit höherer Bildung ausgeſtattet, dem Höchſten frei und muthig zuſtrebend — immer aber war und blieb der Schauſpieler derſelbe. Immer war es nur der Schein, der als Hauptſache galt; immer nur der Tand, welcher feſſelte; überall dieſelbe Unhaltbarkeit, daſſelbe Schwanken, dieſelbe Charakterloſigkeit, die hier am Ende für Charakter — oder etwas, was dieſen erſetzen ſollte, genommen werden konnte. Wenn er ſich und ſeine Stellung überdachte, ſo kam es ihm wie Verzweiflung zu Sinn. Was hatte er bis jetzt von dem erreicht, was er ſich geträumt hatte? Nur einen werthvollen Freund, einen Mann, der innige Achtung verdiente, hatte er gefunden:

es war Balder; nur ein liebenswerthes Geſchöpf hatte er kennen gelernt: es war Erlinde. Freilich ein großer Fund! Wer aber nur ſtets vereint mit beiden leben könnte! Balder war ihm fern und ihm wohl jede Ausſicht benommen, jemals wieder auf lange Dauer in ſeine Nähe zu kommen. Ueber Erlinden's Beſitz vermochte er nicht ruhig zu ſeyn. Er zitterte, wenn er an die Folgen dachte, die dies innige Beiſammenleben haben konnte. Jeden Augenblick glaubte er den zürnenden Bodenlos vor ſich hintreten zu ſehen, dann beſorgte er auch durch irgend eine Entdeckung erſchreckt zu werden. Erlinde hatte ſchon mehremale darauf hingedeutet, daß ſie Bodenloſens Tochter nicht ſey. Mehr wollte ſie nicht enthüllen. Jetzt ſollte jener Menſch wieder mit dem Manuſcripte des alten Schauſpielers in Verbindung ſtehen. Dies aber hatte ihm ja auch Erlinde vertraut.

Bodenlos, der, wie wir ihn bereits kennen, nichts unbenutzt ließ, um auf ſeine Art ehrlich ſich durch die Welt zu bringen, hatte auch nach und nach ſich eine Sammlung von Handſchriften berühmter oder intereſſanter Leute, von Memoiren und dergleichen angelegt, womit er einen erlaubten Handel trieb. Zum eigentlichen Manuſcriptenhandel, wie ihn ehrloſe Directoren, Souffleurs, auch wohl wandernde Schauſpieler treiben, mochte er ſich nie verſtehen. Dieſer letztere beſteht bekanntlich darin, daß ſolche Freibeuter ſich in den Beſitz von Abſchriften neuer Stücke zu bringen ſuchen und dieſe dann um ein Spottgeld an Bühnen verkaufen, die nicht beſſer ſind als jene, da ſie ſich des ſchmählichſten Schmuggels ſchuldig machen und ſich nicht entblöden, die Verfaſſer um das ohnehin ſchon ſo erbärmliche Honorar ſchändlich zu prellen. Dieſer Diebſtahl iſt nicht auszurotten; den auf ſolche Weiſe beraubten Schriftſtellern bleibt nichts übrig, als die Diebe in den Blättern zu nennen, woraus ſie ſich jedoch nichts zu machen ſcheinen, da die Begriffe von Ehre und Schande bei dieſen Leuten noch ſehr unausgebildet ſind. Die Geſetze aber gewähren dagegen keinen Schutz. Wird einmal Einer aufgefordert, ſich über den Beſitz eines ſolchen Stückes auszuweiſen, ſo hat er das Manuſcript gefunden oder zum Geſchenke erhalten und Alles iſt damit geſagt. Man verfolgt die Sache nicht weiter. An dieſen heilloſen Verhältniſſen kränkelt aber unſere theatraliſche Verfaſſung und es wird nicht beſſer werden, als bis unſere Geſetzgeber dieſen Theil ihrer Bücher revidirt und ergänzt haben.

Wie geſichert iſt der Franzoſe hierin und wie ſtolz kann er auf uns herabſehen! Er hat im Schutze ſeiner Geſetze eine Geſellſchaft gebildet, die den Vortheil der dramatiſchen Dichter ſtets im Auge hat und nichts geſchehen läßt, was ihn gefährden kann. Der Theaterdirector muß mit dem Ausſchuſſe dieſer Geſellſchaft über ſeine Verbindlichkeit gegen die Dichter ſich genügend ausſprechen, die ſtets mit ſeinen Einnahmen und ſeiner übrigen Stellung in die genaueſte Verbindung gebracht wird. Jeder neue Theaterdirector darf kein Stück eines lebenden Dichters auf ſein Repertoir bringen, bis daß er dieſer Obliegenheit nachgekommen iſt. Eben ſo wird Alles über die Ordnung und Reihefolge der angenommenen Stücke feſtgeſtellt, über die Art und Weiſe, wie ſie in Scene zu ſetzen ſind. Jede Eigenmächtigkeit, jede Uebertretung des Vertrags zieht große Geldſtrafen, ja — kann ſelbſt Schließung der Bühne nach ſich ziehen. Ferner wird von der Geſellſchaft der Schriftſteller darauf geſehen, daß nichts in Ueberſetzungen von andern Nationen ihr ihnen allein gebührendes Terrain betrete, ohne ihre beſondere Genehmigung erhalten zu haben. Was würden ſie wohl dazu ſagen, wenn man ihren eigenthümlichen Werken die ſtümperhafteſten Bearbeitungen aus fremden Sprachen vorzöge und ſie ſo von ihrer Nationalſcene verdrängte, wie dies bei uns ſchon ſeit vielen Jahren der Fall iſt, wo die Intendanzen und Directionen ſich nicht entblöden, es laut zu erklären, daß das Fremde dem Einheimiſchen vorzuziehen ſey, weil es mehr gefalle und weniger koſte. Sie denken aber nicht daran, daß eben dieſe Verhältniſſe es ſind, die talentvollen, productiven Köpfen die Annäherung zur Bühne unleidlich machen und daß die Hinneigung zum Fremden demnach von allen Seiten genährt wird, ſtatt daß es den theatraliſchen Machthabern obläge, ihr entgegen zu wirken. Jetzt haben die franzöſiſchen Dichter ſich ſogar das Recht erobert, daß Niemand ungeſtraft ein Drama in eine Oper umwandeln dürfe, wenn er ſich nicht früher über die Bedingungen mit dem urſprünglichen Dichter verſtändigte. Nach unſerm regelloſen Privatſyſteme ſehen wir alle Tage bald mit dieſem, bald mit jenem Schauſpiele ſo verfahren und die Plumpheit und Dummheit geht ſo weit, daß nichts Arges darin geſehen wird, und man gar nicht glaubt, irgend Jemand ein Unrecht zuzufügen, wenn man dem Repertoire ein Schauſpiel raubt, das dürftig, nur für wenige Kenner ſeinen Weg macht, um ihm dafür eine Oper nach demſelben Stoff zu geben, die reich angethan und mit Pomp umflirrt, plötzlich dem großen Haufen als lockende Aetzung hingeworfen werden kann. Die armen Theaterdichter ſind wahrlich zu beklagen! Sie ſind es nochmehr als jene leichte Schaar, die zur Fahne Thalia's ſchwört, um am Ende ihres Lebens Enttäuſchungen für geſäete Hoffnungen zu ernten. Die aufrichtigern Nachtwachen der Dichter werden noch ſchnöder vergolten.

Die Thoren, die an Muſterbühnen denken, während Alles dies noch nicht die gehörige Berückſichtigung erfahren hat! —

Bodenlos war aber wirklich zu ehrlich, als daß er mit geſtohlenem oder unrechtlich angeeignetem Gute Handel treiben ſollte. Alles dies, was er feil bot, um ſich eine Wegzehrung zu verſchaffen, war Eigenthum, in deſſen Beſitz er durch Kauf, Erbſchaft oder Schenkung gelangt war. —

Alfred aber dachte über Alles dieſes nach und hörte nichts von dem, was ſich um ihm zutrug.

Der tolle Lärm währte indeſſen immer fort. Ein jeder ſchien ſich auf ſeine Weiſe zu beluſtigen. Man war von dem Stücke Ton's unmerklich abgekommen, und übte Lunge und Arme in freierm Bereiche.

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken—"

dies waren des trefflichen Schreiners gewichtige Worte

„Man ſchleiſe mich nach Tyburn; Glied für Glied
Zerreiße man mit glühender Eiſenzange,
Wenn ich Dich, Heißgeliebte umfange —“

rief Grau zu gleicher Zeit.

„Die Kunſt geht nach Brod —“

ſprach Roſe mit ſarkaſtiſcher Miene.

„So begrabet mich ihr Berge —
Felſen ſtürzet auf mich ein!“

ſchrie Binder —

„Es gibt auf dieſer Welt keine Freuden als dieſe!“

rief Philine, ſich ihm in die Arme ſtürzend.

Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins;
Das iſt das Hexeneinmaleins!

ſchmunzelte Curas der gefälligen Duenna zu.

Aber Ton verzog die Miene zu grämlichem Ernſte und murmelte vor ſich hin:

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen!“

— Meine Herren, davon ſteht nichts in meinen Stücken! ſagte er dann laut, indem er zwiſchen die Tollgewordenen trat.

Alle Bande der Ordnung und der Unterwerfung waren aber gelöſt.

— Was ſollen wir hier, ſprach Grau, die Uhr ziehend, wenn wir nicht Spaß treiben? Iſt das eine Probe? Wo bleibt der Regiſſeur?

— Ja, wo bleibt Herr von Gerning? rief jetzt Madame Stabenthal, die mit Entſetzen bemerkte, das Philine im Charakter Clärchens, Binder in die Arme ſchloß. Mein Gott, was ſind das für Proben? Ich werde mit meiner Tochter nach Hauſe gehen. Komm' Philine!

— Ach, nicht doch, Mama, ſagte dieſe, wir amüſiren uns ſo gut.

— Aber mein Stück! rief Ten, wann ſoll es probirt werden? Es ſteht bereits auf dem Repertoire — es muß gegeben werden —

Seine Ausrufungen, die ſich in dieſer Art noch mehrmals wiederholten, waren nicht im Stande, die Flüchtigen zurückzuhalten. Mit verſchiedenen entſchuldigenden Redensarten verließen ſie das Verſammlungszimmer, wo ſie ohne ſein Dazwiſchentreten wahrſcheinlich noch geblieben wären. Aber dieſe nüchterne Störung mitten in dem poetiſchen Wahnſinn hatte plötzlich Alle zur Beſinnung gebracht.

Der Eine rief: das iſt keine ſchickliche Behandlung! der Andere: ich muß zum Eſſen, ſonſt bekomme ich kalte Suppe! der Dritte: ich kann meine Rolle, ſetzen Sie meinetwegen das Stück dieſen Abend an.

Alfred verließ das Schauſpielhaus wie im Traume. Curas trat zu Ton und ſprach ihm Troſt zu: Mit dieſen Künſtlern, ſagte er, darf man's ſo genau nicht nehmen. Wo ſolche Kräfte rege ſind, iſt man des Gelingens gewiß. Was iſt die Stabenthal für ein Weib! ich habe mich göttlich mit ihr unterhalten, voller Bildung! voller Bildung! Sie hatten Unrecht, nicht beſſer für ſie zu ſorgen, oder vielmehr gar nicht. In meinem Stücke ſpielt ſie die Hauptrolle: ich ſetze ſie über die Heller-Jäger!

Er wollte noch Einiges hinzuſetzen, allein Ton hielt ihm nicht Stand und eilte zum Director, um den Regiſſeur Schröder-Eckhof-Gerning der Pflichtvernachläſſigung anzuklagen.

— Mein Gott! rief Haffner dem wilden Kläger entgegen, welche Ideen haben Sie von den Geſchäften einer Theaterführung, wenn Sie dieſen pedantiſchen Zwang zum Geſetz erheben wollen? Herr von Gerning war den ganzen Morgen bei mir, um ſich mit mir über die Bildung des Repertoires zu vereinigen. Bedenken Sie doch, daß wir keinen Entſchluß faſſen konnten, ohne der Couſine von Gelbacker und der Tante Miniſterin Excellenz darüber zu referiren, und daß wir ſtets auf die Antwort warten mußten, ja daß endlich Gerning, der liebe, gefällige Menſch, ſelbſt hinlief, um eine mündliche Entſcheidung zu erhalten. Iſt das nicht wichtiger, als ſolch eine erſte Probe? Die Künſtler, die in ihrem Stücke ſpielen, ſind ja Alle erwachſen und werden ja wohl auch ohne den Präceptor ihre Sachen zu machen wiſſen. Sie waren ja auch dabei? So viel kann ich Ihnen ſagen, daß das Repertoire jetzt ſteht — und zwar feſt — ſo feſt, daß Niemand auch nur das Geringſte daran verändern kann. Wir haben für alle Fälle geſorgt. Wir haben Alles vorausgeſehen. Das Repertoire iſt ein Meiſterſtück und wir werden es gleich Morgen im Druck erſcheinen laſſen. Die Welt wird ſtaunen. Abwechslung überall; Heiterkeit und Laune; Tragik und Schrecken —

— Schon gut, ſchon gut! fiel ihm hier Ton ungeduldig in die Rede. Auf wann haben Sie denn mein Stück angeſetzt? Haben Sie auch die gehörige Zeit für die Proben berückſichtigt?

— Ihr Stück? ſagte Haffner ganz verdutzt, indem er einen dicken Pack Papier durchſtöberte — Ihr Stück? ja — wie iſt mir doch — Ei — das ſteht ja gar nicht auf der Liſte — Potz —

— Was? nicht auf der Liſte? ſchrie Ton außer ſich —

— Sicher dachten wir nicht daran — erwiederte

Haffner gelaſſen — weil es ſchon ausgetheilt iſt und probirt wurde. Wer kann auch an Alles denken!

— Mein Stück zu vergeſſen! Abſcheulich! rief der aufgebrachte Dichter.

— Da werden wir bald abhelfen können — verſetzte Haffner — ich werde morgen wieder den Herrn von Gerning zur Conferenz kommen laſſen —

— Das mag der Teufel abwarten, ich ſuche ihn gleich auf! ſchrie Ton, den Hut ergreifend und forteilend.

— Sie kommen doch dieſen Abend zur Couſine, die Fortſetzung der Lectüre anzuhören? rief ihm der Director nach.

— Er hört mich nicht mehr! ſetzte er dann ruhig hinzu. Es muß wahr ſeyn, das Geſchäft hat ſeine Schwierigkeiten, aber es iſt doch höchſt angenehm. In dem Umgang mit der Kunſt und den Künſtlern liegt ein eigener Reiz, und welche Anerkennung genießt man von den Gebildeten, wie ſieht man ſich von allen Seiten unterſtützt! Bald wird man von meinem Theater hören in der Welt. Die Journale ſprechen ſchon im Voraus darüber. Die Dichter ſind dabei zu ſehr intereſſirt, die Preſſe kann davon nicht ſchweigen. Zum erſtenmale wird hier wieder der Verſuch gewagt, die reelle Bühne mit der Literatur in Verbindung zu ſetzen und ihr dadurch die eigentliche Würde, die ſociale Bedeutung zu geben, die ſie verloren hatte und nach der ſich der wahre Künſtler vergebens ſehnte. So auf hiſtoriſcher Baſis, die wir nie aus den Augen laſſen dürfen, mit freiem kritiſchen Blick den gewonnenen Standpunkt überſchauend — mit Culturdramen und den modernen Tendenzen huldigend — in erzgekleideter Proſa — gedankenſchwer — freiſinnig —

Die Sprache lallte nur noch; er war eingeſchlafen. Die Anſtrengung beim Entwerfen des Repertoires hatte ihn bewältigt.

Sechstes Kapitel.

Und von des Traumes Lieblichkeit
Träum' ich und ſing' ich allezeit. —
Alter, vergeſſener Dichter.

Am Abend dieſes Tages war die Geſellſchaft wieder wie gewöhnlich in dem Salon der Frau Präſidentin verſammelt. Man huldigte ihr zwar, als der Beſchützerin der Kunſt und Literatur, ließ es aber dennoch an nichts fehlen, um auch ſich gegenſeitig den Hof zu machen. Alles ſchwamm in Lob wie in einer fetten Sauce; man war eben ſo verſchwenderiſch im Geben wie im Nehmen.

Es war beſtimmt, daß mit der Vorleſung der Denkwürdigkeiten des alten Komödianten fortgefahren werden ſollte, ſobald der Thee beſeitigt ſeyn würde. Indeſſen lief, während die Taſſen herumgetragen wurden, das Geſpräch auf den jetzigen Zuſtand der Bühne.

— Ohne Literatur iſt kein Theater möglich, rief Paul, und ſo lange man nicht mit Ernſt daran denkt, dem Volke durch die Schaubühne das Verſtändniß ſeiner eminenten Geiſter zu eröffnen, wird es nur wie aus Cretins beſtehen. Weg mit der Oper, die nur den Sinnen fröhnt, mit dem ſogenannten Volksſchauſpiele, in welchem die Kunſt ſich herabläßt zu dem Gemeinen, während es dieſes veredeln und zu ſich erheben ſollte.

— Ich gebe Ihnen recht — bemerkte Lekal — wenn ſie die Einrichtung der antiken Theater dabei im Auge haben. Zwanzigtauſend Zuſchauer und darüber und für dieſe Alle daſſelbe Stück. Arm oder reich, Patricier oder Plebejer, ſie müſſen denſelben Geſchmack für dieſelbe Literatur mitbringen; ſie müſſen für die Schönheiten und Mängel der Dichtung denſelben Maaßſtab beſitzen. So war es noch zu Shakeſpear's, noch zu Gozzi's Zeiten. Dahin zurück, wenn die Sache gedeihen ſoll. So nur iſt es möglich, einen populären Ruhm, eine Univerſalliteratur, zu erlangen. Wie iſt jetzt Alles ſo getrennt und geſpalten! Wir beſitzen zehn, zwanzig, dreißig, vierzig Literaturen! Der Erſte unter uns iſt von der ganzen Nation nicht gehörig gewürdigt und ein Geringſter lebt nicht, der nicht ſein Winkelchen beſäße, wo es ihm allein vorbehalten wäre, etwa ein Hundert ſeiner Freunde zu delectiren.

— Es iſt ein Mangel, ſagte Paul, daß man in großen Städten daran denkt, zweite Theater für das Volk zu errichten. Dies zieht dann die ſogenannten Volksdichter nach ſich und die ſind vom Uebel. Welcher Unfug wurde ſchon durch ſie angerichtet. Setzte man nicht den armſeligen Raimund neben Shakeſpear? Zählte man nicht erbärmliche Grimaciers unſern erſten Darſtellern bei? Und zeigt ſich nicht in dieſen Aeußerungen der verdrehteſte Geſchmack? Wien hat hier viel zu verantworten und von dorther wurden ſeit langen Jahren unſere Bühnen mit dem tollſten Unſinn, ohne Poeſie und ſonſtigen Werth, überſchwemmt und, was das Traurigſte iſt, ſo wenden ſich die Gebildeten nicht mehr, wie ſonſt, mit Unwillen davon weg, ſondern ſie heißen das Ding gut und genießen es mit Wohlgefallen.

— Das Hauptübel liegt darin, ſagte Curas, daß die Theater nicht weit genug ſind, um eine ſehr große Volksmenge zu faſſen und daß die Eintrittspreiſe noch immer viel zu theuer ſind, als daß die ärmere Klaſſe, die der edlern und belehrenden Unterhaltung ſo ſehr bedürftig iſt, die theatraliſchen Vorſtellungen zu dieſem Zwecke benützen könnte. Es iſt traurig, daß man dem Volke Sitten und Sprache vorführt, die ihm täglich begegnen, in denen es lebt und ſich bewegt, ſtatt ihm den Sinn für das Höhere zu erſchließen. Es iſt auch eine ſchwere Kunſt, an dem wahrhaften und einfachen Schönen Gefallen zu finden und ſo lange man den Leuten die Gelegenheit läßt, ſich mit Mittelmäßigem zu vergnügen, werden ſie es vernachläſſigen, zu jenem Genuſſe erſt mit Mühe zu gelangen. So hat an einigen Bühnen die große Oper über alle andern Kunſtgattungen den Sieg davon getragen; ſelbſt das plumpe Melodrama in ſeiner gemeinen Sinnlichkeit hat das edle, aber einfache Trauerſpiel getödtet und vor der ſogenannten Lokalpoſſe und dem inſipiden Liederſpiel mußte das höhere freie Luſtſpiel erbleichen.

— Da haben ſie den literariſchen Cretinismus im Volk! rief Lekal, dem armen Narcot die Rede abſchneidend, der ſich gegen das „inſipide Liederſpiel,“ als einen höchſt ungeziemenden Ausdruck erheben wollte. — Eine Schüſſel muß für Alle aufgetragen werden. Selbſt im Ungeſchmack wollen die Leute ihre Unterabtheilung haben — es iſt unerhört! Das feinſte Ragout muß Allen behagen —

— Da muß doch immer der Gourmand durchſchimmern — fiel lächelnd die Präſidentin ein —

— Ich danke verbindlichſt, gnädige Frau! warf Lekal mit ſtumpfem Lächeln, kopfnickend hin. Würden alle jene Bänkelſänger ſtatt der trivialen Motive ihrer

Leyerkaſten, nur Treffliches unter das Volk bringen, würden die ſogenannten Volksbücher, die man auf Meſſen und Jahrmärkten verkauft, nur Werke unſerer erſten Geiſter enthalten — ſo herrſchte ſchon lange nur Ein Geſchmack auf Erden.

— Das würde doch aber das Volk der Märkte und Meſſen wahrhaftig nicht verſtehen — bemerkte Ton.

— Nicht ſogleich — Sie haben Recht — erwiederte Lokal — es würde Zeit dazu gehören, viel Zeit, ein Jahrhundert vielleicht. Allein was iſt das im Leben einer Literatur, einer Nation! Was will das ſagen? Ein unvergänglicher Ruhm würde dennoch diejenigen belohnen, die auch nur den erſten Schritt zu dieſer Veredlung der Menſchen unternommen haben. Aber das Theater iſt der mächtigſte Hebel zu dieſer ungeheuern Revolution —

— Und ſetzen wir ihn nicht in Bewegung? nahm hier Lucile das Wort. — Unſer Theater, das in dieſer ſchönen Stadt ein eigentliches Normaltheater werden ſoll, hat ſich die große Aufgabe geſtellt, das Volk zu erziehen. Hier ſind alle Mittel dazu vereinigt, und wir gehen mit keckem Muthe auf das Ziel los.

Bei dieſen Worten Lucile's konnte der aufmerkſame, den perſönlichen Intereſſen fernſtehende Beobachter, die kurioſen Geſichter leicht gewahren, die die meiſten der jüngern Anweſenden zogen und zu bemänteln ſtrebten. Nach den ziemlich unordentlichen Anfängen, die eigentlich bei keinem eine günſtige Stimmung erregt hatten, war die Meinung von der Kraft und Stärke der Mittel und ihre Anwendung bedeutend geſunken.

— Unſer Theater ſoll für jeden Geſchmack, wie für jede Einſicht ſeyn; es iſt berufen — ja es hat die heilige Beſtimmung, darf ich wohl ſagen — die Maſſe zu erheben und zu bilden — fuhr Lucile fort.

— Verzeihen Sie, daß ich lachen muß — rief der ſarkaſtiſche Paul — aber ich dachte in dem Augenblicke an ihre Bärenmaske am Eröffnungsabende. Der Bär in Lili's Park war doch ganz göttlich! Man hätte nur eine kurze naturgeſchichtliche Einleitung voranſchicken ſollen, um die Belehrung für die Maſſe noch eindringlicher zu machen.

— Der Scherz iſt hier ſehr am unrechten Orte — ſagte trocken Lucile, den jungen Dichter meſſend.

— Ich ſcherze wahrlich nicht — erwiederte Jener.

— Sie wollten ja fortfahren, Herr von Gerning — fiel die Präſidentin beſchwichtigend ein.

— Ich wollte nur noch ſagen, ſprach Lucile, daß Städte wie Berlin und Wien, durch ihre Klaſſification der Theater, recht eigentlich dem Ungeſchmack vorarbeiten. Sonſt ſoll's auch ſo in München geweſen ſeyn, bis daß der hochgebildete Ludwig die Aufhebung des zweiten Theaters zu befehlen geruhte. Ein Stück aus der Leopoldſtadt fällt durch an der Burg; von dieſer Piece heißt es, ſie gehört in die Königsſtadt, wenn ſie zufällig auf dem Berliner Hoftheater nicht gefällt. Iſt denn, was hier ſchön und gut iſt, nicht überall ſchön und gut und ſollen Poeſie, Drama, Literatur, nur nach dem Hauſe, das ſie bewohnen, ihre Geltung empfangen?

— Sehr wahr geſprochen! rief Haffner — und dieſe Prinzipien oder vielmehr Maximen waren es auch, die mir vorſchwebten, als ich dieſe eine und untheilbare Theaterdirection übernahm. Ein ſchweres Geſchäft — was aber iſt dem Kräftigen wohl zu ſchwer, im Hinblick auf große Erfolge?

— Du bringſt wahrlich ein großes Opfer, Couſin Leopold, und Du verdienſt eine Art von Bürgerkrone bemerkte die Präſidentin, aber warte nur bis zu Deinem Geburtstage — es ſoll dies Jahr ein ſchönes Feſt werden — alle Künſtler werden es feiern —

Der gute Haffner verbeugte ſich feierlich und tief mit einer Rührung, als wenn die Glückwünſche ſchon da wären.

— Du ſiehſt einen ſchönen Kreis künſtleriſcher Genoſſen um Dich verſammelt, fuhr Frau von Gelbacker fort, viele davon ſind bereits mit allen Künſtlerehren geſchmückt, doch werden ſie erſt durch Deine Muſterſchaubühne die rechte Weihe empfangen und ihr Ruhm wird ſich in alle Welt verbreiten — Andere, die jetzt noch erſt die frühen beſcheidenen Schritte wagen, werden unter Deiner Leitung im Sturmſchritte das glorreiche Ziel erreichen —

— Ich habe das oft erlebt, nahm hier das älteſte der Mitglieder, Herr Schreiner, das Wort. Aus ſolchen Anſtalten wie die Unſrige, ſind oft die größten Talente hervorgegangen. Da wird der ächte Lebensfunke geweckt, genährt — ausgebildet. Ich will hier nur der großen Bethmann, der Schröder, des Pius Wolf erwähnen —

— Die Schröder ſah ich noch als Madame Stollmers im Mädchen von Marienburg debutiren — rief Lekal mit einer Begeiſterung aus, die ſich in ſeinem Auge verklärte, das weit aufgeriſſen in die Ferne ſtarrte, als wollte es eine beſeligende Erinnerung feſthalten — man konnte die junge Frau nicht eben ſchön nennen, aber reizend war ſie — ſehr reizend. Sie ſteht noch vor mir in ihrem ebenmäßigen Gliederbau, in der Fülle ſchöner, jugendlichen

Kraft, mit dem umfangreichen, klangvollen Sprachorgane, mit dem ausdrucksvollen Auge —

— Das hatte ſie wohl — bemerkte Madame Heller-Jäger, allein ſie erröthete ſchnell und verſchluckte wie es ſchien, was ſie noch hinzuzuſetzen im Begriffe ſtand.

— Haben Sie die Schröder ſchon in ihrer Jugend gekannt? fragte Madame Stabenthal mit pikanter Betonung. Sie iſt nach ihren Biographen die ſechszig durch.

— In ihrer Jugend nun wohl nicht, auch war ich ſelbſt noch faſt Kind, als ich ſie zum erſtenmale ſah, erwiederte Madame Heller-Jäger trocken.

— Sie wollten vorhin etwas bemerken, ſagte die Präſidentin, die ſehr wißbegierig war, zu ihr gewendet.

— Ich wollte nur der Schilderung des Herrn von Lekal hinzufügen — fuhr Madame Heller-Jäger fort — daß ſie für mich ſtets etwas theatraliſch-kokettes hatte, etwas Ordinäres, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, daß allenfalls für eine Soubrette paßte — verſteht ſich, ſo lange ſie noch jugendliche Rollen ſpielte —

— Mag ſeyn, rief Lekal, der nur mit großer Mühe ſeinen Erguß zurückgehalten hatte — dennoch ließ ſie keinen Zweifel, welch' tief-tragiſches Gemüth ihr inwohne —

— Dieſe Prophezeihungen ſind ſtets richtig eingetroffen, es gränzt an's Wunderbare! bemerkte die Stabenthal. Es iſt toll, was mir Alles vorhergeſagt wurde, da ich anfing —

— Erzählen ſie doch, ſprach die neugierige Präſidentin.

— Ach, wenn ich nicht zu beſcheiden dazu wäre! erwiederte jene — allein das muß ich doch ſagen — ſetzte ſie ſchnell hinzu — um wieder auf die jetzt ſo große Schröder zu kommen — als ſie noch die Donauweibchen gab, da durfte ſie ſich mit mir nicht meſſen. Ich geſtehe nehmlich offen, daß ich älter, als die Madame Heller-Jäger bin, wenn auch noch nicht ſo weit in Jahren wie Madame Schröder. Ihr Geſang war unbeſtimmt und oft nicht ganz rein; eigentliche Methode war überall nicht zu ſpüren und die unſelige Koketterie waltete in jedem Character vor. Das ſollte für Humor und Naivität gelten. Aber ſie gefiel, das leugne ich nicht, denn ſie war jung und hatte einen vollen Körper —

— Welch ein Körper! rief hier wieder Lekal, wie von ſüßer Schwärmerei ergriffen — noch ſteht ſie als Margarethe in den Hageſtolzen vor mir —

welche Wirkung! Wer weiß der Rolle wohl dieſen Anſtrich zu geben? das war genial!

— Mag ſeyn! nahm hier wieder die Stabenthal das Wort — aber die bäueriſche Gefallſucht machte ſich nur zu breit dabei —

— Und dann das widerwärtige Drehen und Schwenzeln, wie ſtörend wirkte dieß bei allen Vorzügen, die ich ihr nicht ſtreitig machen will — fiel die Heller-Jäger ein.

Es ſchien wirklich als ärgerten ſich jetzt noch die wackern Damen, die in vollſter Kraft ihrer künſtleriſchen Thätigkeit ſtrahlten, über das Lob, das einer vom Schauplatz abgetretenen anerkannten Größe geſpendet wurde — allein es ſchien wohl nur ſo — den Tadel gab blos die Liebe zur Wahrheit ein, der Trieb die falſche Anſicht, die ein Enthuſiaſt zu Markte brachte, mit mildern Tinten zu berichtigen.

— Daß das Aeußere bei dieſer Frau den Sieg auf Koſten des Innern davontrug — fuhr die Stabenthal fort — erkannte ich deutlich in dem Singſpiele „Soliman der Zweite oder die drei Sultaninnen.“ Die damals noch Stollmers heißende Schröder hatte ſich die Partie der Marianne zu verſchaffen gewußt, obwohl ſie nicht vermögend war, die Anforderungen zu erfüllen, die man nur billigerweiſe ſtellen durfte. Hier mußte die Munterkeit mit aller Grazie einer feinen Weltdame verſchwiſtert ſeyn, um den Sultan ſo zu bezaubern, wie es geſchieht. Eben ſo muß die Stimme und die Kunſt des Geſangs der Darſtellerin dieſer Parthie beſchaffen ſeyn, allein Madame Stollmers brachte auch hier wieder nichts mit, als einen ſchönen Körper und ein anſprechendes Auge —

— Ei, rief Paul — Körper und Auge der jungen Frau müſſen in der That ſehr ſchön geweſen ſeyn, da in dem Lobe derſelben ſich alle Kritik begegnet und hier auch die leiſeſte Ausſtellung ſchweigt —

— O, wie ſehr! rief Lekal, der gar nicht mehr aus der Sentimentalität herauszukommen vermochte.

— Leider, daß wir Jüngere nicht ſelbſt darüber urtheilen können, ſagte Paul ſchmerzhaft, denn auch dieſe wirkliche Größe iſt bereits am dramatiſchen Horizont für ewig untergegangen —

— In der Oper konnte ſie nie groß genannt werden, mein junger Freund — warf die Stabenthal ein — ihr Spiel erhob ſich hier nie über die Schalkhaftigkeit einer gewöhnlichen Zofe und das Hin- und Herneigen ihres Körpers, während des muntern Geſangs, war eben ſo ſtörend als der Geſang ſelbſt, da war weder Methode, noch natürliche Anlage —

— Es war eine Art von Singerei — ſetzte die

Heller-Jäger hinzu — wie man ſie wohl von Harfenmädchen oder Zitherſchlägerinnen hört —

— Aber das Hin- und Herwiegen des Körpers beim Singen iſt denn doch jetzt noch an der Tagesordnung und gefällt mir recht wohl — bemerkte der Präſident, der bis zur Vorleſung aushalten mußte und ſich während des Geſprächs nicht zu ſeinem Whiſt verfügen durfte.

— Das große Talent zum Ernſte, zur Tragik überwog bald das zum heitern Genre, ſprach Lekal wieder, ſobald ſich ihr keine Gelegenheit bot, ſchalkhaft und munter zu ſeyn, ſo war ſie auch nicht kokett und blieb treu und wahr und rührte ungemein. Ach, und auch lieblich war ſie —

— Auf dem Theater mag ſeyn — ſagte die Stabenthal, und Ton und Ausdruck nahmen hier plötzlich eine Schärfe an, wie ſich's in dieſem Cirkel nicht wohl paßte — im Zimmer, in Geſellſchaft, kurz außer der Bühne, zeigte die junge Künſtlerin eine ſeltſame Miſchung von Genialität und einem je ne sais quoi, das ſich nicht gut von und vor Damen definiren läßt. Ihre Ausdrucksweiſe war platt —

— O, ſagen ſie natürlich, Beſte! ſprach Lekal, aber veredelter war ihre Rede, oft unbewußt poetiſch, ſo oft ſie von einem tiefempfundenen Dichterwerke in

Bewegung geſetzt wurde. — Wie ſtand ſie da in der Braut von Meſſina —

— Nur war ihr Coſtüm geſchmacklos und unrichtig, fiel ſchnell die Heller-Jäger ein, die ſich beſonders mit dem Studium des Coſtüms aller Zeiten und Völker beſchäftigt hatte.

— Wie es denn überhaupt eine ſchwache Seite der Schröder war — ſich gehörig zu kleiden — rief die Stabenthal dazwiſchen.

Lekal lächelte über die beiden Damen.

— Ich werde Ihnen nicht widerſprechen — ſprach er — wenn ſie hie und da eine Eigenſchaft an meiner Lieblingskünſtlerin tadeln, die ich gar nicht für erheblich achte und die der Größe in der Kunſt wahrhaft keinen Eintrag thut. Sophia Schröder iſt und bleibt die ausgezeichnetſte Erſcheinung, die das deutſche Theater in letzter Zeit geſehen. Das ganze Weib war zur dramatiſchen Künſtlerin geboren. Von Natur beſaß ſie eine Gutmüthigkeit ohne Gränzen, aber zugleich ein ſehr feuriges Temperament. Wo ſie die Neigung ihres glühenden Herzens hinwandte, da umfaßte ſie den Gegenſtand mit ungebändigter Leidenſchaft und treuer Anhänglichkeit. Ein Unglück war es für ſie, daß ſie in der Wahl ihrer Lebensgefährten nur ſtets der blinden Zuneigung folgte —

— Ja, das muß wahr ſeyn — ſagte die Stabenthal, die ſich auf der Höhe künſtleriſcher Discuſſion nicht zu erhalten verſtand — man kann wohl ſagen, daß aus der phantaſievollen, geiſtreichen Darſtellerin ein beſchränktes, gewöhnlich-liebendes Weib wurde, wenn ſie ſich einem Manne — gleichviel, ob einem würdigen oder unwürdigen — ergeben hatte. Der roheſte Klotz wurde in ihren Augen zum Apoll, wenn die Leidenſchaft ſie gefeſſelt hielt —

— Dann aber ſtand ſie groß, unerreichbar da! rief Lekal — ich ſah und hörte ſie als junge Frau, als glückliche Gattin — an der Seite ihres Schröder — Klopſtock's Ode an Gott vortragen. Wie riß ſie Alles zur Bewunderung und Mitempfindung hin. Welch eine Fülle von Kraft in der immer mehr geſteigerten Rede! Wer vermöchte ſich ihr gleichzuſtellen!

Hier waren die Damen verſtummt, weil ſie verſtimmt waren. Sie erwiederten nichts und Niemand war da, der ſich ihrer annahm. „Wie? — hatten ſie erwartet, daß einer rufen würde — unſere Heller-Jäger, unſere Stabenthal dürften ſich ihr nicht gleichzuſtellen wagen?“ — Aber Keiner ſprach ſolche Worte.

Ein Glück war's, daß das Manuſcript des alten Schauſpielers, als günſtige Abhilfe der Verlegenheit, geöffnet auf dem Tiſche lag.

— Herr von Narcot — ſagte die Präſidentin zu dem gefälligen Vorleſer, halb wie Bitte, halb wie Befehl in ihren Ton legend.

— Ja, ſo iſt's wahrlich beſſer, bemerkte der ſarcaſtiſche Paul. Die Neuzeit iſt noch nicht reif dazu, daß man ihre Geſchichte ſchreiben könnte. Es fehlt noch der rechte Standpunkt, wo Alles ſich in die gehörige Perſpective rückt —

— Würde es nicht beſſer paſſen, wenn Sie ſagten: Wir ſind noch nicht reif dazu, vollendete Geſchichtſchreiber unſerer Zeit abzugeben? warf Lucile hin.

— O, laſſen Sie dieſen unfruchtbaren Streit, nahm Lekal das Wort. Nur aus der Geſchichte können wir lernen. Es iſt leider ſo arg mit der Kunſt beſtellt, daß wir — um uns zu erfreuen — nur rückwärts die Blicke lenken dürfen —

— Ein ſchönes Kompliment —

— Ja, in der That — —

So riefen mehre der anweſenden Künſtler. Aber ein Wink mit der Hand der Präſidentin gab Narcot das Zeichen, anzufangen. Die Stühle rückten ſich dichter geſchaart um den Tiſch, an dem, mit den weißen Handſchuhen das Heft haltend, der Leſer ſich zu ſeinem Vortrage in Poſitur ſetzte.

Alfred blickte auf Erlinde, die von ihm entfernt im Kreiſe der Damen ſaß, ſie ſchien betreten und er ſah mit geſpannter, an Aengſtlichkeit gränzender Erwartung dem Folgenden entgegen, obgleich er ſich keinen andern Grund dafür anzugeben wußte, als daß Bodenlos mit dieſem Manuſcripte in Berührung ſtehen ſollte. Bis jetzt hatte zwar der Inhalt aus nichts beſtanden, was mehr als ein anekdotiſches Intereſſe, oder einigen kunſtgeſchichtlichen Bezug angeregt hätte, allein ſein ſeltſames Vorgefühl ſollte ihn nicht täuſchen.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung der Denkwürdigkeiten des alten Komödianten.

Als ich auf meiner Reiſe nach Straßburg durch München kam, las jetzt Herr von Narcot, konnte ich mir es nicht verſagen, meine guten Eltern zu beſuchen. Ich beſchenkte ſie reichlich, ging dann mit meinem alten Vater zum Zangmeiſter, wo der Lohnkutſcher eingekehrt war, trank ein Glas Wein mit ihm und ſetzte dann, nach einem herzbrechenden Abſchied, meine Reiſe fort. In Augsburg beſuchte ich das Theater, wo gerade die Dobler'ſche Geſellſchaft anweſend war. Es wurde der Weſtindier gegeben; Madame Dobler zeigte ſich mir als eine vortreffliche Schauſpielerin und ich bedauerte nur, daß ich ſie nicht in der hohen Tragödie ſehen konnte. Als Königin Eliſabeth im Eſſex, als Medea, Merope, Gabriele de Vergy, ſoll ſie eine ſehr hohe Stufe der Kunſt erreicht haben. Unter den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft befanden ſich die Herren Roſenberger, Pappel und Keller, die ſehr wackere Künſtler waren und ebenfalls zu Koberwein nach Straßburg gingen. Dies erfüllte mich mit Freude, denn ich ſah, daß ich fortan in einen ehrenvollen Wirkungskreis treten würde.

Ueber Ulm und Donaueſchingen, durch das Kinzingerthal ging es nach Offenburg und Kehl, und von da nach Straßburg, wo ich munter und geſund anlangte. Ich ſtieg in der Stadt Lyon ab, aß zur Nacht und legte mich ſehr ermüdet nieder, woher es kam, daß ich andern Tags bis zum hellen Mittage ſchlief. Ich ließ den Friſeur rufen, kleidete mich ſo ſchön als ich's vermochte und ließ mich vom Lohnbedienten in die Wohnung des Herr Koberwein geleiten. Nachdem ich alle meine Briefe abgegeben, wurde ich ſehr artig aufgenommen und mußte zum Mittageſſen bleiben. Nun ging's an ein Ausfragen, über Wien und was ſich daſelbſt zutrug, denn Koberwein war ein Wiener. Er hatte zwei Töchter, Franziska und Kätchen, und einen Sohn, Joſeph, der ſpäter am Burgtheater angeſtellt war. Zum Kaffee kamen zwei Damen, die mit Koberweins in demſelben Hauſe wohnten. Er ſtellte mich ihnen vor. Es waren die Damen Engſt und Brandel. Schon ihr Auftreten verrieth Anſtand und Würde. Die Erſtere ſpielte alle Damen von Rang; die Letztere die Mütterrollen. Auch die Nichte des Herrn Koberwein, Johanna, lernte ich kennen. Am ſelben Abende war kein deutſches Schauſpiel, ſondern Franzöſiſches. Ich war zu ſehr von der Reiſe ermüdet, um es mit den Uebrigen zu beſuchen. Als ich Herrn Koberwein die drei neuen Opern, die ich mitgebracht hatte, übergab — es waren die Entführung aus dem Serail, die Irrwiſche und die Pücefarbenen Schuhe — war er ſehr erfreut und äußerte: „Ei, Sie machen mich ja auf einmal reich?“

Ich durfte unter acht Tagen die Bühne nicht betreten, um gehörig von meinen Strapatzen mich zu erholen. Indeß bezog ich eine anſtändige Wohnung und richtete mich daſelbſt ein. Koberweins Schreiber, Herr Haſenhut, hatte ſie mir für zwölf Livres monatlich verſchafft. Die Truppe hatte ihren eigenen Koch, der für Alle den Tiſch beſorgte. Die Unverheiratheten gingen zu ihm, die, ſo verheirathet, ließen ſich's holen. Die Einrichtung gefiel mir. Die Eſſenszeit war Ein Uhr und es koſtete zwölf Sous, mit dem Schoppen Wein fünfzehn. Nachdem ich mit all dieſen häuslichen Angelegenheiten in Ordnung war, ging ich zum Director, um mit ihm über die Wahl der Debutrollen in's Reine zu kommen. Wir wählten: den Major im Grafen Olsbach zur erſten, den Sondorini in den Mediceern zur zweiten und den

Hofrath in „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln“ zur dritten. Dieſe drei Rollen ſollten in einer Woche abgeſpielt werden.

Beim Mittagstiſche fand ich große Geſellſchaft und unterhielt mich ſehr gut. Am Abend ſah ich im Theater den argwöhniſchen Ehemann, der vortrefflich gegeben wurde. Am nächſten Sonntage debutirte ich. Wenn das Applaudiren wirklich als ein Beweis des Verdienſtes gelten könnte, ſo war ich kein ganz ſchlechter Schauſpieler. Ich ging aber erſt nach den geſpielten drei Debutrollen zum Director und fragte ihn, ob er mit mir zufrieden wäre. Er ſagte mir, er freue ſich, eine ſo gute Acquiſition gemacht zu haben. Hierauf beſuchte ich die Damen, die mit mir geſpielt hatten und dankte für ihre Unterſtützung. Zunächſt ſollte ich nun als Baron Harwitz im Fähndrich auftreten. Da Schröders Spiel mir noch friſch im Gedächtniß war, ſo hoffte ich, daß ſie mir wohl gelingen würde. Indeſſen lebte ich mit den Uebrigen auf einem ſehr angenehmen Fuße. An dem Tage, wo kein Theater war, kamen wir bei unſern Director Nachmittags drei Uhr zuſammen, um über unſere Kunſt ſowohl, als auch über andere Gegenſtände zu ſprechen. Koberwein ſah es gern, wenn ſeine Truppe oft um ihn war. Durch ſein Beiſpiel angeregt, herrſchte Einigkeit, geſelliges

Benehmen, freundliches Zuſammenwirken unter uns. Nur Witzeleien und Perſifflagen waren von ihm unterſagt und das wohl mit Recht, weil die verletzte Eitelkeit bei dem Schauſpieler mehr als bei Andern böſes Blut macht.

Da eine Woche vor und nach den Oſtertagen in Straßburg nicht geſpielt wurde, ſo benützte Koberwein ſchon dieſe Friſt, um ſeine Sommerreiſe anzutreten. In dieſem Jahre reiſten wir in der Charwoche nach Freiburg im Breisgau, wo wir während einiger Wochen Vorſtellungen gaben und dann nach Baſel und Solothurn gingen. Nachdem der Sommer auf ſehr angenehme Weiſe in dieſem ſchönen Lande verſtrichen war, kehrten wir wieder nach Straßburg in's Winterquartier zurück. Die Geſellſchaft hatte ſich trefflich recrutirt. Wir beſaßen den Balletmeiſter, Herrn Horſchelt, der eine Tochter unſers Directors geheirathet hatte, dann Madame Mareſchall, Mamſell Vogt, Herrn und Madame Müller, die erſte Sängerin, Mamſell Fürſt von Mannheim, Mamſell Schlenz, nachmalige Madame Betfort, den Komiker Lux, Herrn Murſchhauſer und Herrn Muck; Künſtler, die ſpäter zu hohem Rufe kamen. Unſer Director hatte ſich mit dem franzöſiſchen vereinigt, da das deutſche Theater ohnehin ſtets ein Viertel an das franzöſiſche abzahlen mußte, wodurch unſere Geſchäfte beſſer gediehen.

Mit dieſer wohlausgerüſteten Geſellſchaft konnte man es wohl wagen, einen weitern Ausflug zu unternehmen, wie ſich denn hiezu eine überaus günſtige Gelegenheit darbot. Koberwein reiſte nehmlich mit ſeinem Compagnon, dem franzöſiſchen Director Gojon, nach Paris, woſelbſt die Königin Marie Antoniette ein deutſches Theater begründen wollte. Koberwein erhielt ſogleich eine Audienz bei Ihrer Majeſtät, die ſich ſehr freute, zu vernehmen, daß er ein geborener Wiener ſey. Sie durchlas hierauf die Empfehlungsſchreiben, die er ihr einhändigte und da ſie daraus erſah, daß er treffliche Mitglieder habe und im Stande ſey, auch Opern und Ballette, neben den Schauſpielen, aufzuführen, ſo machte ſie ihm Hoffnung auf gute Geſchäfte in Paris, da eine große Menge angeſehener Landsleute ſich dort befände. Zugleich verſprach die Königin, ſich bei ihrem Gemahle für das Unternehmen zu verwenden. Die beiden Directoren verließen nunmehr mit dieſer vorläufigen gnädigen Verſicherung die Hauptſtadt Frankreichs, nachdem ſie noch eine hübſche Summe für Theatergarderobe verausgabt hatten, und kehrten zu ihren harrenden Getreuen zurück.

So war das verhängnißvolle Jahr 1789 faſt zu Ende gegangen. Herr Koberwein theilte die Geſellſchaft;

die Oper blieb in Straßburg; Schauſpiel und Ballet reiſten nach Frankfurt, um daſelbſt bis zur Faſtenzeit zu ſpielen, von hier ſollten wir nach Hanau gehen, um noch zwölf Vorſtellungen zu geben. Während nun von Herrn Gojon in Straßburg Alles zur bevorſtehenden Reiſe nach Paris eingeleitet wurde, war der unermüdliche Koberwein nach Bern gegangen, und ſchrieb uns von da, wir ſollten am Palmſonntag aufbrechen — in Straßburg wären die Lohnkutſcher ſchon beſtellt — um ſo ſchnell als möglich zu ihm zu ſtoßen. Wir leiſteten ſtricte Folge, und Alles reiſte auf einer großen Wurſt von Hanau ab, der neuen Beſtimmung entgegen. Schon am Oſtermontag konnte das Schauſpiel in Bern eröffnet werden und ſo ſpielten wir mit Glück und Beifall bis Pfingſten. Da jedoch erfolgte das große Unglück. —

Wir waren nehmlich Alle auf das Landgut eines freundlichen Beſchützers der Kunſt gebeten, eine Stunde von der Stadt, und überließen uns dem Vergnügen, als ein Brief von Solothurn anlangte. Unſer Gaſtfreund öffnete ihn und las ihn ſtill für ſich. Plötzlich wurde er blaß, und rief: Allmächtiger Gott! Alles ſtürzte herbei, er war ohnmächtig geworden. In größter Beſtürzung ſchrie man durcheinander; Was iſt geſchehen? Was hat ſich zugetragen? Da nahm Einer den Brief, der des Ohnmächtigen Hand entfallen war, und las: „In Paris, in ganz Frankreich iſt die Revolution ausgebrochen; die Schweizergarde iſt ermordet.“ — Man eilte in die Stadt. Da war nichts als Weinen und Wehklagen; Alles rang die Hände; Söhne und Verwandte der Einwohner von Bern hatten bei dieſer Garde geſtanden. Eine Frau von Beſenval lief mit lautem Jammer und aufgelöſtem Haar in alle Häuſer und verkündigte das Unglück, indem ſie dabei fortwährend ausrief: auch meine Söhne ſind zuſammengehauen worden!

Was war da für uns zu machen? Koberwein beſchloß, ſo eilig als möglich nach Straßburg zu reiſen. Allein noch in derſelben Nacht ſchrieb ſowohl der Banquier Frank, als auch der Director Gejon, daß in Straßburg die Revolution ebenfalls wüthe, und daß man den Befehl erlaſſen habe, alle Deutſchen binnen zweimal vier und zwanzig Stunden aus der Stadt und über den Rhein zu weiſen. Unſere Lage war mißlich, aber Koberwein, der allezeit entſchloſſene Mann, machte uns Muth, und ſagte, es würde wohl nicht lange dauern, ſo wäre die Revolution gedämpft. Er wolle uns vorläufig nach Freiburg zurückführen, um dort ſchnell einige Vorſtellungen zu geben. Er reiſte voraus und erhielt ſogleich die Erlaubniß des Regierungspräſidenten.

Unſer Verluſt war jedoch nicht gering, denn wir hatten Winterkleider und Alles, was uns auf der Reiſe entbehrlich ſchien, bei den Hauswirthen in Straßburg zurückgelaſſen. Wir ſchrieben jetzt zu verſchiedenen Malen dorthin, allein immer erfolglos, und ſo verlor ich denn Betten, Bibliothek, Kleider und Wäſche — für mich ein bedeutender Schaden. Was half's! ich mußte ihn, gleich den Uebrigen, ſo gut als es ging zu verſchmerzen ſuchen.

Im Mai, als Kaiſer Leopold in Frankfurt gekrönt wurde, verband ſich Koberwein mit dem Director Böhme, der eine gute Oper hatte, um während der Feſtlichkeiten dort zu ſpielen. Man baute zu dieſem Behufe eine geräumige Hütte unweit der Hauptwache, und tapezierte und ſchmückte ſie ganz prächtig aus, ſo daß man ſchwören ſollte, es ſtünde das ſchönſte Schauſpielhaus da. Schon war der Tag beſtimmt, an welchem die erſte Vorſtellung gegeben werden ſollte, als in der Nacht ein entſetzlicher Sturmwind raſte, der die Hütte umriß. Man nahm dies als ein böſes Omen, allein der Kaiſer und andere Fürſten ließen auf ihre Koſten Alles wieder herſtellen und gaben der Direction noch eine baare Entſchädigung obendrein. Die Vorſtellungen waren wirklich glänzend und währten noch über vierzehn Tage nach der Krönungszeit, wo ſich alsdann die beiden Directoren trennten. Böhme ging nach Weſtphalen und Koberwein nach Mainz. Hier zerſtreute ſich Alles. Ich ſelbſt ſchrieb nach Regensburg, an den Herrn von Jack, Intendanten des fürſtlich-taxis'ſchen Theaters, und bekam dort eine Anſtellung.

Mittlerweile waren ein Paar Jahre wieder verfloſſen und die Franzoſen drangen über den Rhein vor; meine Mutter war geſtorben und ich hatte meinen alten Vater bei mir, für den ich ſorgen mußte; da dachte ich: weit weg iſt ſicher vor'm Schuß, und ſchrieb an meinen guten Herrn Schikaneder nach Wien, der daſelbſt eine Direction im Stahremberg'ſchen Freihauſe auf der Wieden angetreten hatte. Die Antwort erfolgte mit dem Kontrakte und dem Reiſegelde; ſo daß ich mich ſogleich auf den Weg machen konnte. Wir reiſten am Palmſonntage mit dem Regensburger Schiff ab, und langten am Oſterſonntag in Wien, beim ſogenannten Schanzel an. Nachdem ich meinem alten, lieben Director aufgewartet hatte, betrat ich alsbald das Theater als Stadtmuſikant Müller in Kabale und Liebe.

Wir ſpielten hier alle Tage und ich verlebte eine angenehme Zeit. Damals war Schikaneder mit einem reichen Wiener Kaufmann, Herrn Zitterbart, in

Compagnie getreten, und hatte das prächtige Theater an der Wien zu bauen angefangen. Am 13. Juni 1803 wirkte ich bei ſeiner Eröffnung mit. Es wurde die Oper „Alexander in Indien" von Herrn Täuber aufgeführt. Künſtler, wie Madame Campi, Herr Simoni, Madame Willmann, Milder, Mamſell Müller, bildeten eine Operngeſellſchaft, wie ich ſie noch nie beiſammen geſehen hatte. Winter kam nach Wien und componirte den zweiten Theil der Zauberflöte, unter dem Titel „der Kampf mit den Elementen", dann Babylons Pyramiden. Es wurde überall ächte Kunſt geſät und reichliches Geld dafür geerntet. Im Jahr 1804 kaufte Zitterbart dem Director Schikaneder das Privilegium für hunderttauſend Gulden ab, allein ſchon im folgenden Jahr erſtand es, nebſt dem Theater an der Wien, der Baron Braun von ihm, um eine baare Million. Schikaneder hatte ſich in Nußdorf das ſogenannte Jeſuitenſchlößchen nebſt Garten gekauft, aber Zitterbart konnte ſeiner Ruhe nicht lange pflegen, er hatte das Unglück im Prater, auf einem Spazierritt mit dem Pferde zu ſtürzen und brach den Hals. Ich blieb unter der Direction des Barons Braun, der eine ganz neue Ordnung der Dinge eingeführt hatte.

Am 13. November 1805 rückten endlich die

Franzoſen in Wien ein und Alles machte lange Geſichter. Als ich meinen alten, guten Schikaneder in Nußdorf beſuchte, hatte er gerade vier Offiziere ins Quartier bekommen, und man ſchlug vor ſeinem Hauſe eine Schiffbrücke über die Donau. Am jenſeitigen Ufer, am Irrlerſee, ſtanden die Oeſtreicher hinter einer Baſtion, und mein Dicker war, eines Bombardements wegen, in großen Aengſten. In der Gegend von Kloſterneuburg ſtanden die Baiern und hatten das rechte Donauufer beſetzt. Bei dieſen drohenden Aſpecten wollte der Baron Braun das Theater ſchließen, aber der franzöſiſche Stadtcommandant, der im Palaſte des Fürſten Lobkowitz einquartirt war, gab ihm ſehr beſtimmten Befehl, fortzuſpielen, ſo lange Franzoſen in Wien ſeyen. Einige Baiern waren nach der Stadt gekommen, und ich erkannte einen Vetter unter ihnen. Wir gingen in den St. Anna-Weinkeller, ließen es uns dort bei Wein und Käſe gut ſeyn, und ſie erzählten mir, daß die Oeſtreicher bei uns im Lande ſehr übel gewirthſchaftet hätten. Da man mich ſo in der Stadt mit ihnen umhergehen und converſiren ſah, ſo wurde ich der Polizei verdächtig. Allein mir geſchah noch nichts und man fand es vor der Hand nur für gut, mich beobachten zu laſſen. —

Die Schlacht von Auſterlitz war vorüber und Napoleon zog wieder in Wien ein. Nach Schönbrunn ward ſein Hauptquartier hin verlegt. Als er auf der Schmelz die Revue abhielt, ging ich nach der Schönbrunner Brücke, um ihn von Angeſicht zu ſehen. Da kam er auf einem prächtigen Schimmel dahergeſprengt, aber ſo wie er der Brücke nahe kam, ritt er Schritt, und ich konnte ihn genau betrachten. Als er noch drei Schritte von mir entfernt war, zog ich meinen Hut ab und ſchwenkte ihn im Eifer drei Mal; denn ich dachte, wie damals viele Tauſende: dieſer große Mann hat mein Vaterland gerettet und groß gemacht. — So wie er vorüber war, ſagten einige Umſtehende: dieſer Menſch iſt gewiß ein Schwab oder gar ein Baier. — Ich kehrte mich um und verſetzte: Ja, ich bin ein Baier, iſt das etwa bei Euch hier zu Land' ein' Schand oder ein Unrecht? — Da ſagten ſie: Wir haben viele ſolche Menſchen in der Stadt! — Aber ich hörte nicht was ſie noch ſagten, ging ruhig meiner Wege, und ließ ſie reden.

Aber nach ein Paar Tagen ließ mich ſchon der Baron Braun rufen und ſprach: Seyn Sie in Zukunft behutſamer und äußern Sie Ihre Vaterlandsliebe nicht ſo öffentlich! — Nach dieſen Worten entließ er mich. Aber ich dachte: Holla! weiß es der, ſo weiß es auch ſchon die Polizei. — Dies bemerkte ich auch ſogleich, denn ſogar in dem Kaffeehauſe, wohin ich täglich ging, wurde ich von der gewöhnlichen Geſellſchaft ſehr kalt empfangen, und man bediente ſich auch einiger anzüglichen Witzeleien. Selbſt auf das Theater dehnte ſich bald dieſe Stimmung gegen mich aus. Bei Stellen, wo ich ſonſt gewöhnlich Applaus erhielt, begann man jetzt zu ziſchen.

Da ſehen Sie die Früchte der Schönbrunner Brücke, ſprach der witzige Sonnleithner zu mir, als ich in die Scene trat, das Publicum ſieht Sie ſeit jener Zeit mit ſcheelen Angen an.

Gewey, der Verfaſſer der Eipeldauer Briefe, der dabei ſtand, ſetzte hinzu: Gehen Sie nur wieder nach Baiern — Baiern iſt Ihnen ja lieber als Oeſtreich. — Ich antwortete: das iſt es mir auch, ich bin dort geboren und erzogen. Voll Aerger lief ich zum Baron Braun, meinem Director, dankte ihm für ſein bisheriges Engagement und eröffnete ihm, daß ich geſonnen ſey nach meinem Vaterlande zu pilgern. Er wünſchte mir eine glückliche Reiſe und ſagte, daß er mir die Entlaſſung nebſt meinem Paſſe zuſenden wolle.

Indem ich ihn verließ, begegnete mir ein widerwärtiger Menſch, vor dem ich immer eine geheime Scheu verſpürte. Ich habe mich enthalten, davon zu berichten, wie mich das Publicum, vor dem ungehörigen Ausbruch des Patriotismus, immer ſehr durch Beifall auszeichnete. Beſonders ſah es mich in jenen Rollen gern, die der Widerwärtige vor meiner Ankunft bei der Geſellſchaft nur allein darzuſtellen pflegte. Jetzt war er durch meine Leiſtungen vollkommen verdunkelt worden. Er war bedeutend jünger als ich, und ſtärker und kräftiger in jeder Beziehung. Auch mag meine Kunſt wohl nicht eben viel größer geweſen ſeyn, als die Seinige, ſondern mein Beifall, den ich errang, ſchien aus einer andern Quelle herzurühren. Das Publicum hatte einen Zahn auf den Menſchen, wegen ſeiner Verhältniſſe außer ſeinem Berufe. Er galt allgemein für einen wüſten Geſellen, dem man viel Böſes nachſagte. Obgleich er es äußerlich an nichts fehlen ließ, mir ſeine Freundſchaft zu beweiſen, ſo glaubte ich doch annehmen zu dürfen, daß er mir übel wollte, und das war es eben, was mich wie im Geheim ſtets aufforderte, ſeine Gegenwart zu meiden und wo ich nur konnte, ihm aus dem Wege zu gehen. So wie ich ihn daher erblickte, als ich von dem Baron

Braun kam, und meinen Abſchied erhalten hatte, ging es mir eiskalt, wie ein zweiſchneidiges Meſſer durch das Herz. „Muß ich dem auch noch hier begegnen!“ dachte ich bei mir, denn er war mehre Wochen fortgeweſen und kam ſo eben von einer Gaſtreiſe zurück, die er an verſchiedenen Bühnen abgeſtattet hatte. Er wußte daher noch nichts von der Veränderung, die ſich hinſichts meiner zugetragen hatte, denn ſonſt würde er ſich gewiß beruhigt und ſeinen ſchwarzen Vorſatz nicht ausgeführt haben.

Er näherte ſich mir deſſenungeachtet und fragte theilnehmend, wie es mir während ſeiner Abweſenheit ergangen ſey. Da ich ihm ausweichen wollte, ſo antwortete ich ihm nur im Allgemeinen und berührte das Unangenehme nicht, was ich ſeitdem erfahren hatte und was mich jetzt veranlaßte, mein liebes Wien zu verlaſſen und mein gutes Engagement aufzugeben. Er ſchlug mir vor, ein Glas ungariſchen Weins mit ihm zu trinken und dann ein wenig ſpazieren zu gehen. Es war als wenn mich eine Klapperſchlange umſchlungen hielte; ich hatte gar keinen freien Willen mehr, und mußte, obgleich innerlich von ganzem Herzen widerſtrebend, ſeine Einladung, die er mit falſcher, grinzender Freundlichkeit that, dennoch annehmen. Und ſo ſchlug er dann mit mir den Weg zur Donau ein. Titl, ſo hieß der Menſch — — —

Ein dumpfer Schrei unterbrach hier den Vorleſer, dem das Heft erſchrocken aus der Hand fiel. Lucile, der ſchon lange unruhig hin und herging, ohne von den Andern, die das ſteigende Intereſſe am Munde Narcot's hängen ließ, bemerkt zu werden, war durch dieſe plötzliche Störung ſichtlich erleichtert und ſprang auf Erlinde zu, die wie todt am Boden lag. Die ganze Geſellſchaft war in die größte Verwirrung gerathen.

— Was iſt? Um Gotteswillen? Was hat Madame Alfred? Iſt ſie ſolchen Zufällen oft ausgeſetzt? ſo ſtürmten die Fragen von allen Seiten auf den unglücklichen Alfred los, der ſelbſt nicht wußte, wie er ſich die Sache erklären ſollte. Man hob Erlinde mit Sorgfalt auf und trug ſie in das anſtoßende Boudoir der Präſidentin, um ſie aufzuſchnüren und wieder zu ſich ſelbſt zu bringen Nach vielen vergeblichen Bemühungen ſchlug ſie die Augen auf und verlangte mit matter Stimme nach Hauſe geführt zu werden.

Während dieſe Scene ſich im Nebengemache zutrug, machten ſich die Herren, die der Anſtand von der hübſchen, jungen Frau, wider ihren Willen, entfernt hielt, allerlei Mittheilungen, theils über die muthmaßliche Veranlaſſung, über die Folgen, oder über den Zuſtand ſelbſt.

— Dieſe Memoiren des alten Komödianten, ſagte Paul, ſind ſo verflucht einfach gehalten, daß man dabei einſchlafen könnte — das muß am Ende wohl auf ein zartbeſaitetes Nervenſyſtem bis zur Ohnmacht, ſelbſt bis zum Schlagfluß wirken können. Ich weiß überhaupt nicht, was man mit dem Aufwärmen ſolcher alten Geſchichten will, die Gegenwart bietet uns, glaub' ich, genugſam Stoff zur Unterhaltung —

— Es giebt keine Kunſt ohne hiſtoriſche Baſis, fiel ihm Lekal in's Wort — und ich begreife wahrlich nicht, wie Sie ſich nicht bei der Lectüre unterhalten konnten. Ich verſtehe hier nehmlich jene Art von Unterhaltung, die von dem gewöhnlichen Theegeſchwätz himmelweit verſchieden iſt, und eben daher ſich für einen Verein ſchickt, wie wir ihn hier gebildet ſehen — der für die Kunſt beſeelt —

— Ganz recht, unterbrach ihn Curas — und fanden Sie denn nicht, Herr von Narcot, daß der Styl und die Anſchauungsweiſe an ähnliche Darſtellungen von Erlebtem mahnen, wie ſie uns Göthe hinterlaſſen?

— Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich ja ſelbſt las und nicht zuhörte — erwiederte Narcot, der auch ſchläfrig geworden war und die Frage für ein Kompliment nahm, das an ihn gerichtet wurde.

— Was? Göthe! Profanation! rief der Geheimerath Balordo, der von der Patientin kam und einen ſcharfen Geruch nach Kölniſchem Waſſer und Hoffmann'ſchen Tropfen um ſich her verbreitete. Er hatte nur eben die letzten Worte gehört.

— Die kleine Frau eignete ſich prächtig zum Magnetiſiren, ſagte er dann — es ſind Mutterzufälle, nichts weiter —

— Mit Deinen magnetiſchen Kuren! rief ſcherzend Ton. Denkſt Du noch an die Haſſelbrink?

— Oho, lachte Paul, das klingt ja faſt wie: „Denkſt Du an die böhmiſchen Wälder!“

— Oder: „Denkſt Du daran, mein tapfrer Lazienka!“ warf Euras ein —

— Stille! ſtille! nahm Narcot das Wort, man unterbreche ſie nicht, jetzt kommen Bekenntniſſe zweier ſchönen Seelen —

— Es iſt weiter nichts, ſagte Ton wieder, als daß die Haſſelbrink unſern guten Geheimerath einmal tüchtig auf's Eis führte —

— Und es war zu dünn und ſeine Corpulenz brach durch — ſcherzte Paul.

— Nein, es kam Anders, erzählte Ton weiter. Die Haſſelbrink litt fortwährend an Kopfſchmerzen. Damals war alle Welt voll vom Magnetismus und unſer Balordo gleich bei der Hand, ſich mit ihr in Rapport zu ſetzen. Wer nun die Haſſelbrink kannte, wird wiſſen, was dazu gehörte. Dieſer harmoniſche Koloß, wie einſt ein halbgiftiger Recenſent die Sängerin nannte, mußte offenbar Nerven wie ziemlich ſtarken Bindfaden haben. Ihre Seele ſaß in der Stimmritze und ihr Zauber ſteckte in dem rein akuſtiſchen Bau ihrer Bruſthöhle; von Gefühl war da gewiß keine Rede, und von übermäßiger Reizbarkeit, von Senſibilität ſchon gar nicht. Die böſe Welt wollte wiſſen, daß die zu häufige Wiederkehr des Uebels vom Genuß der Spirituoſen herrühre und dagegen den Magnetismus anwenden, der, obſchon animaliſch genannt, doch ſehr geiſtig iſt, ſchien Tollheit, Wahnſinn, eine pure Unmöglichkeit. Dennoch unternahm es hier unſer Freund im Vertrauen auf ſein Ich und ſein magnetiſches Fluidum, jenes Je ne sais quoi, das den Menſchen zum Engel erhebt. Die erſten Sitzungen waren gehalten werden und die Reſultate etonnant. Man ſprach bald von nichts anderem, als von der neuen Somnambule. Wer den Kopf ſchüttelte, wurde verhöhnt. Sie ſpricht im Schlafe, ſie weiß Alles, ſie lieſt aus der Weſtentaſche, ſie guckt durch Mauern, ſie denkt mit dem Magen — enfin — Somnambulisme complet! Balordo im Gefühl ſeiner Macht, beſchloß, die arge Zweiflerwelt zu bekehren, eine öffentliche Sitzung zu veranſtalten. Auch ich gehörte zu den Zweiflern und ſtellte mich ein. An Betrug konnte hierbei nicht gedacht werden und es kam daher nur auf die eigene Anſchauung an, um ſich für vollkommen bekehrt und beſiegt zu erklären. Der wichtige Moment rückte heran. Eine ziemlich anſehnliche Verſammlung hatte ſich eingeſtellt; die Donna lag da, die Manipulation begann, der Schlaf kam. Balordo blickte triumphirend umher. Er ſtellte eine Frage; die Antwort erfolgte ſogleich; aber ſo leiſe und undeutlich, daß ſie Niemand verſtehen konnte, er ſelbſt nicht. Er fragte noch einmal. Da erhob ſich die Somnambule mit einem Male und die Hand aufheben und dem armen, verdutzten Magnetiſeur eine „Watſchen“, auf gut Wieneriſch, geben, war eins. Wir ſahen uns an und wußten nicht ob das zur eigentlichen Clairvoyance gehöre; Balordo, den ihr hier ſeht, hielt ſich die Backe. Man ſtand perplext. — „Na, nu hab' ich's ſatt!“ rief der Wiener Engel, „ich werd' ihm da immer den Narren abgeben; ich hab' mir längſt ſchon vorgenommen, die Sach' eclatant abzubrechen — da hat er's jetzt!“

Viele lachten; Curas fragte:

— Alſo, war ſie gar nicht ſomnambul? —

— Weder ſomnambul, noch magnetiſirt, erwiederte Ton, ſie hatte ſich den dummen Spaß erlaubt, ihren Anbeter, den ſie nicht leiden mochte, lächerlich zu machen, und ſich zu dieſem Zwecke von ihm magnetiſch behandeln laſſen, um den Auftritt herbeizuführen. Sie können denken, daß nach dieſer Geſchichte Balordo nicht mehr an's Magnetiſiren dachte, bis dieſen Abend —

— Aber, meine Herren, Sie ſind ſo laut, ſagte hier die Präſidentin ſanft verweiſend, die jetzt wieder zur Geſellſchaft zurückkehrte, der Herr Geheimerath läßt bitten — die Patientin fordert Ruhe —

— Aha, hat er ſich aus dem Staube gemacht! ſagte Paul.

— Er magnetiſirt ſie doch wohl nicht? fragte Ton.

— So eben geleitet er ſie zum Wagen, entgegnete Frau von Gelbacker. Aber Sie bringen mich da auf eine Idee. Der Magnetismus könnte hier wohl wirkſam angewendet werden. Ich will doch unſern Geheimerath dazu veranlaſſen —

Die Andern lächelten; aber Keiner wollte fragen: Kennen Sie die Geſchichte von der Haſſelbrink? Denn da das eine ſchon alte Geſchichte war, die Präſidentin aber, trotz ihres Ausſehens, noch ſehr jung ſeyn wollte, ſo durfte man vorausſetzen, daß ihr eine ſolche Frage nur unangenehm ſeyn würde und man unterließ ſie daher.

Achtes Kapitel.

— 's Bettelmand'l will a Wein trinken geh'n —
O ja dum de! —

Oeſterreich'ſches Volkslied.

Stumm ſaß Alfred lange Zeit ſeiner geliebten Erlinde gegenüber, deren lautes Athmen der innern Krampf noch deutlich verrieth. Er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ſich ſeine peinigende Neugierde durch Fragen Erleichterung verſchaffen könnte.

Erlinde lag da, die Augen halbgeſchloſſen und ſchien zu ſchlummern, aber ein ängſtlicher Traum belaſtete ſie. Hin und wieder ſtieß ſie einen unverſtändlichen Laut aus. Der Abend war ſchon ziemlich weit vorgerückt; in andern Verhältniſſen, als die, worin unſere Freunde hier lebten, hätte man die Zeit ſchon nach den Stunden der Nacht meſſen können.

Alfred, welcher der Lectüre nur ſehr gleichgültig zugehört hatte und mehr die theatraliſchen Zuſtände überhaupt, als die unſcheinbaren Abenteuer eines ihm völlig unbekannten, wahrſcheinlich ſchon lange verſtorbenen Menſchen in's Auge faßte, war auch durch den Namen Titl, der ſo plötzlich wie die Tuba des Weltgerichts erſcholl, wunderbar überraſcht und aus ſeinem Sinnen aufgeſchreckt werden. Gleichſam wie ein Nachhall des fürchterlichen Namens tönte Erlinden's dumpfer Schrei, dröhnte ihr Fall zu Boden und der Schreck erfaßte ihn doppelt. Plötzlich ſtand Lucile wieder, wie in jener Nacht zu Pogenwinkel, neben ihm und die wunderbare Erzählung ſtrömte ihm von den jugendlich friſchen Lippen, die ſeitdem wohl manchen erfundenen Schwank, zu Ernſt oder Kurzweil, mochten hinübergelaſſen haben, die aber damals — ſo glaubte Alfred mit Beſtimmtheit — von ſchnöder Lüge noch gänzlich unentweiht geweſen waren. Was ihm ſelbſt nur wie ein Traum in ſehr ſtillen, einſamen Stunden, wo unerklärliche Stimmungen über uns kommen, vorgeſchwebt, erhielt jetzt plötzlich wieder Leben und Geſtaltung. Krauthöfer, die myſtiſche, abenteuerliche Geſtalt ſeiner früheſten Jugend, ſtand vor ihm, als ob ſie Anerkennung forderte, alte, längſt verjährte Rechte wieder geltend machen wollte. Er glaubte ſich mit ſeiner ganzen Vernunft, mit der vollſtändigen, ihm inwohnenden Proſa, die ihn ſonſt ſo hold beglückte und jetzt faſt wider Willen vor romantiſchen, ſelbſt poetiſchen Ereigniſſen des wirklichen Lebens von ihm weggewichen war, wieder faſt umgürten zu müſſen, um den Spuk nicht die Oberhand gewinnen zu laſſen.

— Muß denn dieſer Titl mich wieder beunruhigen, der Bluter, der Schreckliche! ſagte er zu ſich. Muß er am Ende gar mit mir ſelbſt in nähere Berührung kommen durch dieſes Mädchen! Ich bin wahrlich dem Geheimnißvollen abhold, Alles Nächtliche, Geſpenſtiſche floh ich Zeit meines Lebens und nun ſo wieder Willen damit zuſammenſtoßen! Wenn ſie nur erwachte — Erlinde!

Sie ſchlug langſam die Augen auf —

— Wo iſt Bodenlos? fragte ſie ſchnell und ſchwach und ſchloß ſie wieder.

Obgleich auch dieſes ihm eine bittere Erinnerung weckte, ſo war er doch beruhigt nicht einen andern Namen bei ihrem Erwachen von ihr zu vernehmen.

— Wie kommſt Du nur auf den? fragte er ſie mit beruhigter Stimme.

— Ach, ich höre nicht auf an ihn zu denken — ſagte ſie. Er umſchwebt uns unheilbringend, ſtörend, er bedroht uns auf allen unſern Schritten. Er iſt hier —

— Du träumſt, Kind, ſprach Afred, und machſt Dir unnütze Sorgen. Wie ſollte er uns hier aufſuchen? Er iſt durch viele Meilen von uns geſchieden. Er weiß nichts von uns —

— Doch — doch hauchte ſie leiſe. Dieſe Denkwürdigkeiten kommen von ihm —

— Sind es die Seinigen? fragte Alfred mit innerer Scheu.

— Nicht die Seinigen und doch von ihm — ſprach ſie. Ich habe Dir noch nicht das Nähere ſagen wollen, was ich darüber weiß und kann es auch noch jetzt nicht, da ich es doch ſo ſehr wünſchte. Ich bin im Augenblicke zu ſchwach dazu, Dir eine wichtige Mittheilung zu machen. Aber Du erfährſt es ſicher bald — Alles — er iſt hier —

Alfred drang behutſam weiter mit Fragen in ſie; ſie mußte ſich ſammeln, um Kraft zum Fortfahren zu gewinnen.

— Ich war wie abweſend, ſprach ſie, und hörte kaum hin nach dem, was der Herr las — immer nur ſah ich Bodenloſens Geſtalt, in dem alten, weiten, grauen, ſchlottrigen Rock, mit dem trockenen Geſichte und den klugen, ſtechenden Augen, die er auf mich richtete. Obgleich ich wohl weiß, daß mir gar nichts Uebeles von ihm erwachſen kann, da er kein Recht auf mich hat, ſo entſetzt mich doch der Gedanke an ein Begegnen mit ihm, wie der Fuß zurückbebt, wenn er manchmal unverſehens in die Nähe eines kleinen, aber gräulichen Gewürms tritt, das uns nicht zu ſchaden vermag und nur unſern Ekel erregt. Ach, er hat meine arme Jugend ſchnöde gemißbraucht, bis daß ich durch Dich gerettet worden. Ich habe mich Dir zwar nachgeworfen — das iſt gewiß — aber Du haſt mich doch nicht verſtoßen. Ach!

Sie kreiſchte fürchterlich auf und Alfred ſprang hinzu, in der Beſorgniß, daß vielleicht ſich neue Nervenzufälle mit Krämpfen meldeten, allein ſie wehrte ihn mit der Hand ab und die Blicke ſtarr nach der Thüre gerichtet, rief ſie:

— Siehſt Du wohl? Dort! dort!

— Guten Abend — tönte es dumpf und kalt geruhig von dort her und näher trat es in dem grauen weiten, ſchlotterigen, formloſen Rock — es war wirklich und wahrhaft Bodenloſens trübſelige Schreckensgeſtalt.

— Guten Abend, wollte Alfred erwiedern, aber das Wort erſtarb ihm auf der Zunge. Er verließ Erlinde und ſchritt dem Menſchen entgegen, der zögernd am Eingange ſtehen geblieben war. — Mein Gott! wie kommen Sie hieher? fragte er endlich, nachdem er etwas Faſſung gewonnen hatte.

— Auf dieſen zwei ſchwachen Beinen — erwiederte Jener mit einem Gemeinplatze. Wie ſie wohl vorausſetzen können, da ich noch immer kein Glück gemacht habe, und ſich meine Umſtände nicht zu meinem Vortheile änderten, ſeitdem wir uns das letztemal ſahen. Aber hier iſt's Anders; hier iſt das Glück eingekehrt, Ihr habt Euch gut gebettet. Nun, ich bin auch hier und will zuſehen, was Ihr für Euern alten Freund thun werdet. Dann ſchweige ich, mein beſter Herr Alfred, und ſegne Ihre junge Ehe! —

Alfred winkte ſchaudernd ſeinem Gaſte in's andere Zimmer, da Erlinde ſich mit beiden Händen die Augen bedeckte; aber Bodenlos machte keine Miene dem Winke Folge zu leiſten, ſondern ſetzte ſich vielmehr recht breit in einen Seſſel und ſagte:

— Mit Verlaub!

— Was wollen Sie hier? fragte Alfred. Kann ich Ihnen worin dienen, ſo ſprechen Sie —

— Was ich will, ſoll bald geſagt ſeyn, ſprach Bodenlos, worin Sie dienen können, gleichfalls. Von dem Augenblicke, daß ſie mit jener Mamſell dort, das Complott zum Durchgehen ſchmiedeten — wenden Sie mir nichts ein, ich laſſe mir's nicht nehmen, daß Sie darum gewußt haben — verfolgte mich das Unglück. Meine arme Alte nahm ſich's gar ſehr zu Herzen, wie man die Kleider von der dort, am Ufer des Fluſſes. fand und meinte, wir hätten ſie wohl zu hart und kurz gehalten und deßhalb habe ſie ſich das Leben genommen. Es iſt ſeltſam, aber ich konnte nie recht daran glauben, ich wollte mich niemals überreden, daß die dort ſich in's Waſſer geſtürzt haben könne. Aber meine Alte kränkelte ſeit der Zeit und ich hätte ihr nie ein ſo weiches Gemüth zugetraut, da ſie ja früher durch viele Schlachten und lange Dienſtjahre abgehärtet ſeyn mußte. Allein es iſt eine alte Erfahrung, daß Soldaten und andere rauhe Profeſſioniſten oft die weichſten Herzen haben und daß der Genuß von gebranntem Waſſer zwar die Nerven reizt, aber auch die Seelenſtimmung erhöht. Weshalb denn Branntweintrinker auch ſo leicht Thränen vergießen, wo andre Leute nicht daran denken, es zu thun. Zieht einmal der Gram in eine ſolche Bruſt, wie ſie meine Alte hatte, ſo pflegt die Zehrung und die baldige Auflöſung mit Rieſenſchritten hinterher zu marſchiren. So war es auch hier der Fall. Sie ward mir ganz unbrauchbar, wie damals als man die Deutſchthümlichkeit bei Seite geſchoben hatte und für die Franzoſen ſchwärmte. Wie dies von Anno 30 bis 32 der Fall war. Mein armes Weib verlor das Gedächtniß, leſen konnte ſie auch nicht mehr, die Augen trieften bedeutend, die Stimme, die ſonſt ſo kräftig ſchallte, laborirte an einer höchſt widerlichen Heiſerkeit; ein Zittern der Glieder ſtellte ſich ein und in wilden

Schwärmereien gewiegt, ſchwebte ſie hinüber in ein beſſeres Jenſeits —

Er verzog das Geſicht zum ſauern Schmerze, holte das alte, getüpfelte Tuch aus der Taſche ſeufzend hervor, das er auf der Reiſe um das Haupt zu winden pflegte, und fuhr damit mehrmals über die Augen.

— Ich ließ ſie anſtändig beerdigen — fuhr er fort. Als ich nun ohne ſie im Leben daſtand, an die mich die langjährige Gewohnheit gebunden hatte, fühlte ich mich erleichtert. Sie koſtete ziemlich viel, weil ihre Bedürfniſſe nicht klein und ſehr mannigfaltig waren und ſie verdiente verhältnißmäßig ſehr wenig. Der Zufall wollte auch, daß mein Hund erkrankte. Ich weiß nicht, aber es kam mir gerade ſo vor, als wenn der Gram das treue Thier aufrieb. Er wurde mürriſch, aß und trank nicht mehr und nahm vollkommen das Ausſehen eines Menſchenfeindes an. Kinder, die er ſonſt ſo lieb hatte, verfolgte er und zwickte ſie in die nackten Beine, die ſie jetzt der tollen Mode gemäß auch dann tragen, wenn ſie die ſchönſten Strümpfe darüber ziehen könnten. So kam es denn, daß er einſt, wahrſcheinlich in ſeinem grämlichen Nachdenken geſtört, auf ein kleines, vorübergehendes Balg, das einen vornehmen Vater hatte, losfuhr, und ihm eine ziemlich tiefe Wunde, mit ſeinem ſcharfen Zahn, in das dicke Fleiſch riß; man tobte und ſchrie, der Hund ſey toll, ich ſollte Rede ſtehen, Strafe zahlen, eingeſteckt werden — was weiß ich — um Allem dem zu entgehen, mußte ich den Thäter im Stiche laſſen und machte mich aus dem Staube. Ich brachte hierauf die beiden Kleinen, die mir zur Laſt wurden, bei einem Bauern unter, wo ſie die Gänſe hüten und dafür das Eſſen bekommen und machte mich allein auf den Weg, um mir ein Plätzchen zu ſuchen, da mir, ſo tief gebeugt vom Schmerz, das Umherziehen nicht recht mehr behagen wollte. Der Handel mit Manuſcripten, Notabene: der erlaubte, brachte mich ordentlich durch, denn meine Bedürfniſſe ſind ſehr klein, wie ſie wiſſen. Ich kam Ihnen auf die Spur, ohne Sie jedoch erreichen zu können. In Zempelburg erfuhr ich die ganze ſaubere Geſchichte —

— Wie? ſie hätten? — unterbrach ihn hier Alfred.

— Ich habe nichts verrathen, ſondern ganz fremd, und theilnahmlos bei Allem geſchienen, was ich hörte, erwiederte Bodenlos. Nun führte mich der Zufall her — ich hörte von dem herrlichen Muſtertheater, von den mächtigen Kräften, die ſich hier verſammelt hatten, um den Dienſt im Tempel der Muſen zu verſehen. Ein dunkeles Gefühl leitete mich, hier einen Freund meiner Jugend wiederzufinden — und ſo betrat ich dieſe Stadt mit allerlei kühnen Erwartungen, aber daß alle meine Beſtrebungen ſo glorreich gekrönt werden würden, das hoffte ich nicht, das durfte ein Sterblicher nicht hoffen, dem bis jetzt das Geſchick nie günſtig gelächelt hatte.

— Was gedenken Sie —

— Ich gedenke Vieles für mich hier durchzuſetzen, Vieles und doch ſo wenig — Wenig nehmlich für Sie, dem hier Alles in ſeiner Stellung leicht werden muß —

— Stellung? welche Stellung?

— Sie ſtehen, vermöge Ihrer Bildung, vermöge Ihrer Kunſt, vermöge Ihrer vermeintlichen hübſchen Frau, hier hoch in Anſehen —

— Mein Herr! —

— O nicht ſo — ich bin nicht ſtolz. Ich will dieſe kalten Titel nicht. Nennen Sie mich Freund — wir waren es einſt und ſind es noch — wir zogen mitſammen umher, wenn auch die Welt nichts davon erfahren ſoll, erfahren darf, ſo können wir's doch nicht ungeſchehen machen und wollen es auch nicht vergeſſen. Nicht war?

— Bin ich in Ihrer Schuld? Wohlan, ſo will ich's leiſten. — Alles, was Sie wollen — nur verlaſſen Sie uns —

— Das Letzte nicht, nur das nicht, Sie ſind mir nichts ſchuldig, ich ſchweige über alles Vergangene, Sie ſollen mich genauer kennen lernen. Aber nur das verlange ich von Ihnen, daß Sie mich hier — jetzt — ſchon kennen ſollen, nur ein Wenig kennen ſollen, daß Sie ein Wort zu meinen Gunſten einlegen. Ich „bin ein armer Teufel und kann nicht mehr marſchiren,“ meine Sohlen ſind durch, da ſehen Sie her, ich ſehne mich nach Ruhe und will hier bleiben —

— Und?

— Und Sie ſollen ſich für mich verwenden, daß ich ein Plätzchen beim Muſtertheater bekomme. Sehen Sie, ſo gebeugt bin ich, weg iſt mein Stolz, mein Unabhängigkeitsgefühl. Ich will nur wenig, nur einen Platz zum Sterben, zum Ruhen. Ruhe iſt für den thätigen Menſchen die Vorbereitung zum Sterben; der erſte Schritt zum Tode, bald der Tod ſelbſt. Ich werde Euch nicht lange zur Laſt fallen. Und falle ich Euch denn wohl überhaupt zur Laſt? Sie ſollen mich nur weitläuftig kennen — nur ſehr weitläuftig — gar nicht näher. Bin ich einmal feſt angeſtellt, ſo würdigen Sie mich keines Blickes mehr — ach! der Hunger thut ſo weh. Daß ich's ſagen muß.

Er zog hier wieder das Schnupftuch aus der

Taſche und wiſchte ſich die Augen. Alfred brach der Angſtſchweiß aus; Erlinde lag ſtieren Blicks da. Sie ſuchte ein Wort, um den frechen Schwätzer zu vernichten, ſie war ſich bewußt, es zu beſitzen, aber ſie fand es nicht in ihrem geſchwächten Gedächtniſſe.

— Erklären Sie ſich nun deutlicher, auf welchen Platz Sie denn eigentlich Anſpruch machen — ſagte Alfred.

Hier zeigte ſich plötzlich Bodenlos in ſeiner ganzen komödiantiſchen Größe. Er vergaß ſeine klägliche Rolle, ward plötzlich um einen Fuß länger und ſprach: Ich könnte hier, denk' ich, auf jeden Platz Anſpruch machen! — Plötzlich aber ſich beſinnend, lenkte er mit den Worten ein:

— Verſchaffen Sie mir den Platz eines Inſpicienten, Herr Alfred, ich will damit ſchon zufrieden ſeyn und Ihnen zeitlebens dafür danken. — Ich will Donner und Regen, Sturm- und Glockengeläute beſorgen, und Alles genau auf's Stichwort; ich will Volksgemurmel und wildes Geſchrei machen; Getrampel und Gepolter, ſo oft es dem Dichter beliebte, eine Scene, aus der er ſich nicht herausfinden kann, damit zu unterbrechen. Ach, die jungen Theaterdichter, die ſich ſo viele Mühe geben, Alles ſo gewiſſenhaft auszuſpinnen und zu Ende zu führen und dadurch ſo unerträglich langweilig werden, wenn ſie doch nur den Werth dieſer ſchönen und nützlichen Erfindungen kennten! Ja — ich will auch nachleſen und die Herren und Damen zur rechten Zeit hinausſchicken auf die Scene, ich will die Requiſiten bereit halten, die ſie draußen brauchen, zum Anfangen jeden Actes überall hin läuten und ſchellen, daß Niemand ſich verſpätet, kurz ich will der Pudel ſeyn, der apportirt und für jede Verſäumniß Fußtritte kriegt, den jeder Fehler aufgebürdet wird, der die üble Laune Aller ertragen muß, der aber nur gelobt wird, wenn Alles durch ihn nur zum fröhlichen Ende gedeiht.

— Sie fordern etwas von mir, das ich für jeden gern thun würde, deſſen ganzes Weſen mir nicht ſo durch und durch räthſelhaft wäre, als das Ihrige — ſprach Alfred. Wie können Sie aber verlangen, daß ich Ihnen das Wort ſprechen ſoll, Ihnen, deſſen frühere Laufbahn mit Geheimniſſen durchflochten iſt, von denen nicht nur das Glück meines Daſeyns, ſondern das Leben einer geliebten Perſon abhängt. Sehen Sie hier Erlinde, die durch das Gedächtniß an gewiſſe Dinge, das durch die Lectüre eines von Ihnen herrührenden Manuſcripts hervorgerufen wurde, in einen gefährlichen Zuſtand verſetzt und deren Leben, durch Ihre plötzliche Erſcheinung jetzt faſt bedroht wurde —

Bodenlos ſah ſehr blaß aus; ein innerer Grimm drückte ſich in ſeinen Zügen aus; er kniff die Lippen zuſammen.

— Sie wollen nicht ſprechen? fragte Alfred in heftiger Aufregung.

— Ich glaube, erwiederte Jener kalt, es wäre für Sie, mein werther Herr, gerathener, mich zu bitten, Geheimniſſe zu verſchweigen, als welche zu offenbaren —

— Nicht ſo! rief Alfred mit feſtem Tone, ich übergebe mich nicht Ihrer Discretion. Man möge es denn wiſſen, daß Erlinde nicht meine angetraute Gattin iſt, man möge aber auch wiſſen, auf welche Weiſe ſie zu mir kam, um Schutz vor der Behandlung eines Fremden bei mir zu ſuchen, eines Fremden, der ſich für ihren Vater ausgab, um ihre Jugend zu entwürdigen, ihre Anlagen zu mißbrauchen, eines Menſchen, der ſich Rechte anmaßte, die ihm nicht gebührten, da ſie nicht zu erkaufen ſind für einige elende Silberlinge! —

Das edle Feuer, das Alfred bei dieſen Worten durchſtrömte, brachte auf Bodenlos eine vernichtende Wirkung hervor. Er fixirte den jungen Mann eine Weile und ſprach dann gelaſſen:

— Gut, ich laſſe Ihnen den Vorrang in der Sache. Machen Sie zuerſt die ſaubere Geſchichte anhängig, treten Sie immerhin auf dieſe Weiſe gegen mich auf, ich werde mich der Unterſuchung nicht entziehen und Sie ſollen alsdann den gewünſchten Aufſchluß über Alles ſehr bündig erhalten. Aber bedenken Sie, junger Mann, alle Folgen, die dies für Sie haben könnte —

— Welche Folgen? rief Alfred in ſteigendem Affect. Wiſſen wir, wer Erlinden's Vater iſt, ſo ſoll unſerer rechtmäßigen Verbindung nichts mehr im Wege ſtehen. Er wird uns ſeine Einwilligung nicht verſagen —

Bodenlos ſchritt, wie in tiefen Gedanken, einige Mal durch's Zimmer. Eine ſchwere Pauſe brütete in dem Gemache; Erlinde weinte ſtill.

— Gut! ſagte Bodenlos endlich — ich will Ihnen den Willen thun. Die Komödie ſoll zu Ende gebracht werden. Folgen Sie mir zu Erlinden's Vater —

— Er iſt hier?

— Hier! Wohlverſtanden, der Mann, der mir alle ſeine Rechte auf ſein Kind abgetreten hat — ich hab's ihm abgekauft —

— Schändlich!

— Denken Sie hiervon, wie Sie wollen. Mögen ſelbſt die Richter dieſe Handlung verdammen. Ich weiß ſo viel, daß ich, armer Teufel, für den kleinen, ſchreienden Fratz damals ſo viel hergab, als er werth war, und daß ich etwas Gutes damit that; denn, erſtlich half ich einem armen Teufel aus der Verzweiflung und rettete den armen Wurm vom Tode, der ihn ſicherlich bei jenem Vater bald erreicht hätte. Folgen Sie mir und lernen Sie den Mann kennen, dem Ihre Erlinde, die ſo undankbar an mir gehandelt, das Leben verdankt und geben Sie mir dann Unrecht, wenn Sie können.

— Soll ich? fragte Alfred ſeine Geliebte mit Bedeutung, denn er fürchtete irgend eine boshafte Liſt von dem Abenteuerer.

— Geh' mit ihm! ſprach Erlinde leiſe und ſchwach, ein guter Geiſt flüſtert mir zu, daß in dieſer Nacht uns Heil beſchieden iſt —

— Wie? jetzt in der Nacht? rief Alfred beſtürzt, dem vor dem Abenteuerer zu grauen begann.

— Wie Erlinde ſagte — verſetzte Bodenlos — jetzt, um dieſe Stunde iſt er heimgekehrt und wir ſind ſicherer, ihn anzutreffen. Was ich hier beginne — ſagte er dann noch mit feierlichem Tone — geſchieht in der beſten Abſicht. Sie ſind reich und müſſen die Lage des Alten verbeſſern, wenn Sie ſeine Tochter freien und für mich ſorgen Sie, nach meiner früheren Andeutung, die Ihnen keine Koſten verurſacht. Alles Uebrige, was noch etwa dabei zu Tage kommen könnte, verſchweigen Sie in tiefer Bruſt. Ich waſche meine Hände. Jetzt kommen Sie!

— Laſſe das Licht brennen, bis ich wiederkomme, ſagte Alfred zu dem Mädchen und drückte einen langen Kuß ihr auf die Lippen.

Sie legte ihre beiden weißen Hände ſchmeichelnd an ſeine Wangen und ſchien in leiſen Worten Segen für das Beginnen herabzuflehen, von dem ſie für ſich und ihn viel Tröſtliches erwartete.

Neuntes Kapitel.

— Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor —

Bürger.

Sie gingen ſtumm neben einander her, bis daß Alfred die große dunkle Maſſe des Schauſpielhauſes in einiger Entfernung bemerkte und nun wahrnahm, daß Bodenlos ſeine Schritte dahinrichtete. Sein Erſtaunen wuchs, als ſie jetzt wirklich quer über den weiten Platz hinſchritten und zu dem Seiteneingang ſich wendeten, wo die Klingel herabhing, um dem Kaſtellan zu läuten. Alfred fühlte es wie kalten Schauer durch ſeine Adern rinnen.

Es geht im Theatervolke eine eigene Sage von Schauſpielhäuſern zur Nachtzeit. Man erzählt ſich ziemlich allgemein von böſem Zauberſpuk, der darin ſich herumtreiben ſoll. Selbſt ſtarke Geiſter würden es nicht unternehmen, allein um die Mitternachtsſtunde, ſich in die Garderobe zu wagen, um irgend ein vergeſſenes Stück zu holen, noch weniger aber würde ſich Einer entſchließen können, eine Nacht im Theater zu ſchlafen, wer nur eine etwas reizbare Phantaſie beſitzt. Feuerwächter, Schneider, Maſchiniſten, welche die Nacht hindurch aufbleiben, um irgend einer dringenden Arbeit obzuliegen, Kaſtellane — ſie Alle wiſſen Vielerlei zu erzählen, von unheimlichem Lärm und auch wohl von räthſelhaften Erſcheinungen. Andere lachen nun zwar darüber, wie es immer zu gehen pflegt, aber ſelten hält es Jemand der Mühe werth, die Sachen zu unterſuchen und feſtzuſtellen, woher die Gerüchte entſtehen, die ſich überall hin verbreiten.

Für unſern Alfred, der keineswegs zu den nüchternen oder ſtarken Geiſtern zu zählen war und der ſich noch überdieß in bedeutender Aufregung befand, war dieſer nächtliche Beſuch keineswegs gleichgültig, auch in der geſpenſtiſchen Beziehung, und er blieb unwillkührlich ſtehen und griff nach dem Arm ſeines Begleiters, als dieſer ihn ausſtreckte um den Klingeldraht zu ergreifen.

— Was wollen Sie hier? fragte er ſchnell.

— Den Mann ſprechen, der uns Aufſchluß geben kann — war die Antwort.

— Den Kaſtellan?

— Zuerſt den, dann Erlinden's Vater —

— Und der wohnt hier?

— Sie werden ſogleich Alles wiſſen —

Er zog die Glocke — ein — zwei — dreimal. Die weiße Nachtmütze des Kaſtellans guckte durch's Schiebfenſter.

— Wer iſt da?

— Zum alten Jacob —

— Ach Gott, der ſchläft —

— Nur aufgemacht! Ein Trinkgeld!

Die Thüre öffnete ſich und der Kaſtellan, der die beiden Gäſte ſchnell hereinſchlüpfen ließ, ſagte mit leiſer Stimme:

— Aber Sie wiſſen es ja, daß es mir verboten iſt; wenn's Jemand erführe — Was wollen Sie denn vom Alten?

— Geben Sie dem wackern Kaſtellan Etwas für ſeine Mühe, ſagte Bodenlos zu Alfred, um ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen.

Nachdem Alfred der Aufforderung Genüge geleiſtet hatte, tappten ſich beide dem Kaſtellan nach, der rüſtig den langen Gang voranſchritt, um ein Licht aus ſeiner Stube zu holen. Wie ſonderbar war es doch! Dieſer Gang, der zum Kaſtellan, aber auch zugleich auf die Bühne führte, war Alfred ſo vertraut, er war ſo oft ſchon hindurch gegangen, und jetzt konnte er ſich gar nicht darin zurechtfinden. Er war der Meinung, daß er nach der Mittelloge gehe, obgleich er ſich gerade nach der entgegengeſetzten Richtung bewegte.

— Wo führen Sie mich denn hin? fragte er betroffen und mit immer bewegterem Tone. Soll ich hier einem Schauſpiel um Mitternacht beiwohnen?

— Nur getroſt, vorwärts! Sie können hier keinen Fehltritt thun! ſprach Bodenlos zuverſichtlich. Aha, da kommt der Kaſtellan ſchon mit Licht —

In der That gewahrte man jetzt in der Ferne einen hellen Schein, der ſich näher bewegte und ſo wie er an den Gegenſtänden vorüberleuchtete, ſie bald im röthlichem Schimmer zeigte, dann wieder in Finſterniß verſchwinden ließ, und ſo dazu diente, daß Alfred die Richtung bemerkte, nach der ſie gingen. Der Kaſtellan hatte ſie jetzt erreicht und mit vorgehaltener Hand ſorglich das Licht ſchirmend, ſchritten Sie einige Stufen zur Bühne empor.

— Es iſt eigentlich nicht erlaubt, mit offenem Lichte zu hantiren, es ſtreitet wider die Theatergeſetze, allein bis ich die Laterne vorgeſucht hätte, würden ſie zu lange haben warten müſſen. Aber jetzt —

Hier ſtanden ſie auf dem Podium und der Kaſtellan beleuchtete ſich die beiden nächtlichen Gäſte noch einmal recht deutlich, rückte die Schlafmütze, als er Alfred erkannte, und ſagte dann zu Bodenlos:

— Der Herr weiß doch aber wohl, daß davon nichts verlauten darf?

— Nur unbeſorgt — er weiß Alles —

— Was ſoll ich wiſſen? fragte Alfred ſchnell.

— Daß man hier die ſtrengſte Verſchwiegenheit fordert, über den Beſuch und Alles Uebrige, ſprach Bodenlos.

— Weil es mir nemlich ſchlechten Dank einbringen könnte, ſagte der Kaſtellan, daß ich dem alten Jacob hier im Theater ein Unterkommen gebe. Aber es geſchieht ja Niemanden ein Nachtheil dadurch und wahrhaftig — der Alte könnte nicht mehr leben, wenn ich ihm nicht das elende Winkelchen gewährte.

Alfred verſprach darüber zu ſchweigen.

— Ich will einſtweilen zu ihm gehen, um ihn auf Ihren Beſuch vorzubereiten, erwarten Sie mich indeſſen hier, ſprach Bodenlos und winkte dem Kaſtellan ihm voranzuleuchten.

— Nehmen Sie ſich in Acht, ſagte dieſer zu Alfred, und bleiben Sie hier auf der Stelle, da ſteht eine Gartenbank, auf der ſie Platz nehmen können. Die Verſenkungen ſind offen, die verfluchten Kerle, die Theaterleute ſind zu faul, ſie jedesmal nach der Vorſtellung zu ſchließen. Ja, du lieber Gott, da ſpricht man ſtets von Verbeſſerungen, von Muſtertheater und

Gott weiß von was Allem! aber bei der vorigen Direction war doch noch mehr Ordnung und der alte Jacob hat ſeine Sache gut wahrgenommen, wie er noch Theatermeiſter war. Aber der mußte auch fort! Alles neu, Alles friſch! je nun, ich bin froh, daß ſie mir noch mein beſchwerliches Amt gelaſſen haben. —

Alfred blieb nunmehr im Finſtern; denn während der Kaſtellan ſo ſprach, hatte er ſich mit Bodenlos nach der rechten Seite verloren, wo die Treppe zum obern Schnürboden führte und er hörte, wie ſie jetzt vorſichtig hinaufſtolperten und die Stufen unter ihrer Wucht knarrten und ächzten. Der Vorſchrift gemäß verhielt er ſich ruhig auf ſeiner Gartenbank und ſtarrte hinaus in die Dunkelheit, die jetzt nach und nach, je länger er darin verweilte, einige Geſtaltung in unbeſtimmten Umriſſen zeigte.

— Alſo der vorige Theatermeiſter iſt der alte Jacob — dachte Alfred bei ſich — und von ihm ſollen mir alle dieſe gehofften Aufſchlüſſe kommen? Er iſt Erlindens Vater? ihn beherbergt der Kaſtellan wider Gebot und Geſetz und läßt doch Gäſte zu ihm, die ſich bei nächtlicher Weile auf ſo geheimnißvolle Art ihm zu erkennen geben? Wie ſeltſam! Wer ſteht mir aber dafür, daß das, was ich hier in Erfahrung bringen werde, auch Wahrheit und kein Trug iſt?

Ich hätte dieſe liſtigen Menſchen nicht allein voraus laſſen ſollen. Wie? wenn er jetzt das Mährchen abkartete, das mich täuſchen ſoll? Die Erfahrungen, die ich Alle ſchon beim Theater gemacht, können den Leichtgläubigſten wohl am Ende mißtrauiſch machen — oh das Theater! das Theater! wer hätte ſich das ſo vorſtellen ſollen! —

Und er ſchwamm wieder, wie er ſo gern pflegte, in weitführender, vager Träumerei. Es fiel ihm ein, wie er in Pogenwinkel zuerſt Komödie geſpielt, was er dort für Intriken erlebte, dann ſeine weitern Abenteuer — vor Allem aber gedachte er wieder der Mittheilungen jener Geheimniſſe, durch Lucile, in der Nacht vor ihrer Trennung, und wie dieſer jetzt nichts mehr davon erwähnte und ſo oft er — Alfred — leiſe darauf angeſpielt hatte, ſtets ſo ſchnell ausgewichen war. Endlich ſah er ſich hier auf der Schwelle der Pforte, die in das räthſelhafte Gebäude ihn einführen ſollte — bald wird die Decke ſinken, die ihm Alles verhüllte —

— Wenn nur keine neue Täuſchung dabei iſt — mußte er ſich aber immer innerlich zurufen.

Die Beiden kehrten noch immer nicht wieder. Aus den offenen Lucken ſtrömte ein kalter Zugwind über die Bretter und die Soffitten und anderes Gehäng, was den oberen Theil der Bühne füllte, wehete hin und her und warf geſpenſtiſch flüchtige Schatten auf die weißen Bretter des Bodiums. Die chaotiſche Unordnung eines Theaters, nach der Vorſtellung iſt wohl vielen meiner Leſer bekannt; Alles ſtand und lag auch hier durcheinander; der Portalvorhang war halb in die Höhe gezogen; das Souffleurloch gähnte wie ein finſterer Abgrund. Die offenen Verſenkungen lagen wie ſchwarze Decken da und dahinten ſah man das ſtillſtehende Räderwerk, die Tummelbäume und den ganzen Apparat der ſceniſchen Zaubereien, ſtumm und unbeweglich matt hervorleuchten. Alfred wandte den Kopf von dieſen jetzt ſo todt daliegenden, ſonſt vertrauten Werkzeugen und blickte in das Orcheſter, auf die leeren Pulte, wo noch Notenbücher und Inſtrumente umherlagen. Eine merkwürdige Täuſchung kam ihm in den Sinn; er dachte ſich nicht, daß die Vorſtellung ſchon längſt beendigt war, ſondern er meinte plötzlich, daß ſie erſt angeben ſolle. Die finſtern Logenhöhlungen füllten ſich vor ſeinem innern Auge mit phantaſtiſchen Weſen, die ungeſtümen Lärm erheben, da ſie des Anfangs harrten. Eine Angſt bemächtigte ſich ſeiner und er dachte: Was zögern ſie denn heute ſo lange? Warum geht denn die Ouvertüre nicht los? Und dann war es ihm, als wenn er vortreten müſſe, um dem Publicum eine entſchuldigende Rede zu halten. Allein mit einem Male war es ihm wieder, als wenn die Ouvertüre ſchon längſt beendigt ſey und es nur an ihm läge, daß das Stück nicht beginne. Es trieb ihn aufzuſtehen, vor die Lampe zu treten und die erſten Worte der Rolle herzuſagen. Dieſe erſten Worte wollten ihm aber gar nicht einfallen. Es war eine Todespein! Er mußte ſchärfer nach den Logen blicken: die Leute, die darin ſaßen, zeigten alle Knochengeſichter, die Hände, die ſie zum Klatſchen erhoben, waren Knochenhände; der Sturm wühlte dazwiſchen mit heulendem Laut; Alfred war wie im Fieberſchweiße und als Bodenlos wieder mit dem Kaſtellan neben ihm ſtand und ihn bei der Hand ergriff, ſchrack er zum Umſinken zuſammen, da er ihr Herankommen nicht gehört hatte.

— Ei, ſo erſchrecken Sie doch nicht ſo arg, ſprach Bodenlos.

Alfred ſuchte ſich zu faſſen und blickte ihn feſt an; das Licht des Kaſtellans warf einen ungewiſſen Schein durch's ganze Haus und wie es ſo an den Logenbrüſtungen umhertanzte und an den Vergoldungen röthlich dahin züngelte, ſchien es ihm wirklich, als wenn ſich was in den Logen bewegte, es waren aber nur die aufgezogenen Vorhänge, die der ſorglich gefällige Director ſeiner [illegible] zu Liebe dort hatte anbringen laſſen. Alfred war aber ſo ſcheu geworden, daß er Alles dahinter ſah, nur nicht die Wahrheit.

Der Kaſtellan gab jetzt Bodenlos das Licht und ſchlich nach ſeiner Stube, während Alfred dem Lichte und ſeinem Träger die Treppe hinauffolgte.

Zehntes Kapitel.

— Ein ausgemergeltes Gerippe ſteigt aus dem Thurm — es iſt der alte Moor —

Die Räuber.

Die Warnung: „Laſſ' Dich vom Teufel bei einem Haare faſſen, ſo hat er dich ganz“, wurde häufig ſchon auf das Schauſpielerleben angewendet. Wer einmal das Ding kennen gelernt hat, kann nur ſchwer davon bleiben, und der Erzähler dieſer Geſchichte darf am eigenen Beiſpiel hier die Erfahrung mittheilen, daß es ihm viele Mühe und Ueberwindung koſtete, dem durch tauſend Mühſeligkeiten und Entbehrungen dennoch nicht ſatt gewordenen Beruf zu entſagen, wenn gleich äußere Verhältniſſe und eine gewonnene reifliche Einſicht von den Dingen dieſer Welt es als Pflicht von ihm erheiſchten. So wie alte Soldaten, die immer noch glauben das abgenommene oder abgeſchoſſene Glied zu beſitzen und darin Schmerzen zu empfinden wähnen, ſo ſaß der Erzähler oft als Zuſchauer in Theatern, die ihn auch entfernt nichts angingen und merkte mit Aengſtlichkeit auf jeden Fehler, der ſich oben zutrug, den das Publicum nicht merkte, weil es nicht in die Geheimniſſe der Werkſtätte eingeweiht war. Fiel irgend etwas, das ſich oben begeben ſollte, nicht pünktlich auf's Stichwort ein, ſo lüpfte es ihn von ſeinem Sitze und er würde gern hinaufgelaufen ſeyn, um den Fehler nach beſten Kräften wieder gut zu machen. Dies verleidete ihn am Ende den Theaterbeſuch ganz und gar; er mochte dort keinen Genuß mehr ſuchen, wo ihm einſt der höchſte Genuß zu Gebote geſtanden, Etwas darein zu reden, und das Ganze von ſich abhängig zu wiſſen. Am Ende ſiegte jedoch die Vernunft; auch der neue Beruf hatte ſeine Freuden im Gefolge; die Früchte waren erfreulicher und das Theater ſchob ſich von ſelbſt immer mehr und mehr in den Hintergrund, während die Luſt daran nach und nach erkaltete. Aber der Erzähler war noch jugendlich friſch, wie er ſich dieſer Entſagung weihte, und vermochte, auf eigene Kraft bauend und vertrauend, einen andern ſchönen Lebensweg einzuſchlagen.

Alte Schauſpieler hingegen ſterben hin, wenn ſie von der Bühne, an der ſie lange wirkſam ſtanden, entfernt werden. Der Fall iſt erwieſen. Nur ſelten gedeihen Penſioniſten zu alten Tagen; gewöhnlich vergehen ſie, ehe ſie die Früchte ihres wohlverdienten Fleißes ernten. Oft drücken ſie ihren Widerwillen gegen die Penſionirung dadurch aus, daß ſie das Theater nicht mehr zu lieben vorgeben, es nie mehr beſuchen und förmlich zu Menſchenfeinden werden, die entweder ſo geſcheut ſind, von ſelbſt allen Umgang abzubrechen, oder, wenn ſie dies nicht thun, andern Leuten zur unausſtehlichen Bürde werden.

Der alte Jacob, zu dem wir hier Bodenlos und Alfred hinaufſteigen ſehen, trug ſein Prädicat mit Ehren, denn er war wirklich ſchon ſehr alt. Dennoch hatte er noch vor Kurzem die beſchwerlichen Functionen eines Theatermeiſters verwaltet und man war recht zufrieden mit ihm, bei dem Schlendrian, der in allen Zweigen der Verwaltung eingeriſſen war. Er war durch die lange Zeit mit den alten Balken und Schnüren ſo eins geworden, ſo in ſie hineingewachſen, daß man den alten Jacob gar nicht entbehren zu können glaubte. Ohne den Alten kein Theater, ſo war die Meinung. Obgleich er ſelbſt wenig mehr leiſtete und nur ſo dann und wann die Hand anlegte, ſo verſtanden ihn ſeine Untergebenen und wußten alles in ſeinem Sinne anzuſtellen und herzurichten. So war es herkömmlich und ſo ſollte und mußte es ſeyn; nicht Anders. Geſchahen Fehler, wie dies ſehr oft vorfiel, ſo dachte man auch, daß es nicht Anders ſeyn könne und daß kein Theater exiſtire, an dem das Maſchinenweſen nicht ſolchen Fehlern unterliege. „Unſer alter Jacob verſteht es gewiß und es läuft nicht ohne Fehler ab,“ wurde dann immer behauptet, „wo ſollten alſo keine Fehler ſeyn?“

Nun kam aber die neue Regierung an die Reihe, man ſprach davon, eine Muſterbühne errichten zu wollen, und da kann man leicht denken, daß der alte Theatermeiſter einer von denen war, die auf der Liſte ſtanden, um in den Ruheſtand befördert zu werden. Die Theatermaſchinerie hatte große Fortſchritte gemacht; auf Miedings Zaubereien dichtete kein emporklimmender Göthe des Jahrhunderts mehr Oden; wer beſang wohl Lättchen und Pappendeckel und Bindfaden und etwas beſcheidenen Zindel, zum Waſſerfall verwendet? jetzt galt's große panoramatiſche Anſichten, dioramatiſche Lichteffecte, Waſſer in Wirklichkeit, das von natürlichen Felſen ſich herabſtürzte, große Walzen und Flaſchenzüge, um den Zauber in Bewegung zu ſetzen — aber damit wußte Jacob nicht umzugehen, und offen geſagt, hätte er ſich auch nicht dazu verſtanden, wenn er es auch gewußt hätte. Solche alte Leute ſind von einem Eigenſinn beſeelt, den nichts zu beugen vermag.

Alſo mußte er fort und dem neuen Maſchiniſten aus Wien weichen, der einen Wald fällen ließ, um die Bodien und Gerüſte zu zimmern, damit ein mitgebrachtes Poſſenſpiel ſeiner Vaterſtadt in die Scene geſetzt werden konnte; der eine Schmiede unter dem Theater einrichten ließ, um die Klammern und Haken und Nägel und Schrauben, deren er bedurfte, zu ſchmieden, der den Arm eines Fluſſes in's Theater leitete und ein Magazin von Pulver und Schwefel zu griechiſchem und bengaliſchem Feuer errichtete, ſtark genug, um, wenn es ſich zur unrechten Zeit entzündete, wenn auch nicht den Tempel der Kunſt in die Luft zu ſprengen, wohl aber ſeine Fenſter zu zertrümmern und großen Schrecken überall hin zu verbreiten.

Ach, es brauchte des Pulvers nicht, um die Kunſt und ihre Tempel in die Luft zu ſprengen; zu der großen Verwirrung, die ſich bald dieſes Muſtertheaters bemächtigte, durften nur die neuen Maſchinerien des Wieners mit Waſſer- und Feuerwerk gehörig mitwirken, und die wahre Kunſt war total vernichtet.

Es war rührend, zu ſehen, wie der arme, alte, abgedankte Jacob daſtand, und vorerſt dem Walten ſeines Nachfolgers ſtumm zuſah, hie und da verwundert den Kopf ſchüttelte, aber dennoch ungeheißen

Hand anlegte und dies und das herbeiholte, wenn er wußte, wo es ſtand; dann auch wohl das fertige Werk des neuen Meiſters ſtillſchweigend betrachtete, als wollte er ſich belehren.

Dem Wiener gefiel das nicht. Mißlang am Abend etwas, ſo ſchob er die Schuld geradezu auf den alten Mann und deſſen unerbetene Hilfe, ja er gab es ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß wohl Bosheit ihm einen Streich geſpielt haben könne, ohne gerade den Alten dabei zu nennen. Dies war die Veranlaſſung, daß die Direction den Befehl erließ, Jacob des Hauſes zu verweiſen, und ihm zu bedeuten, daß er ſich mit ſeiner Penſion begnügen und auf ſeinen Lorbeern anderwärts ausruhen möge. Dies war aber mehr, als er ertragen konnte. Er glaubte verrückt zu werden, als er an einem ſchönen Morgen, da er ſich wieder zur Probe eingeſtellt hatte, dieſen rauhen Befehl auf eine ſehr unziemliche Weiſe und unvorbereitet erhielt. Er konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und lief zunächſt vor das Thor und um die Stadt herum, im erſten Augenblick mit ſich kämpfend, ob er nicht ſeinem Leben ein freiwilliges Ende machen ſollte. So lief er den ganzen Tag fort und fort, ohne zu eſſen noch zu trinken, und kam endlich am ſpäten Abend, gleichſam wie unwillkührlich, wieder an das Theater hin, wo damals gerade nicht geſpielt wurde.

Er ſchlich zur offenſtehenden, unbewachten Seitenthüre in das Haus, durch die Gänge, die er Alle wohl kannte, einem ſtillen Winkel zu, der ſich unter der Treppe zu den obern Schnürböden, befand, und aus dem durch zuſammengebohrte ſpaniſche Wände und Verſetzſtücke eine Art von nothdürftigem Wohnzimmer gemacht worden war. Dieſe Cabinets particuliers waren nehmlich eine Erfindung des alten Jacob; er pflegte ſie zur Zeit ſeiner vollen Wirkſamkeit zu improviſiren, zur Bequemlichkeit der Herren und Damen, die eine ſchnelle Umkleidung während der Scene zu beſchaffen hatten. Um dieſen dann den Weg in die Garderobe zu erſparen, wo ſie entfernt von der Bühne, in ſteter Unruhe und Aengſtlichkeit ſich abhetzten, baute er ihnen ein ſolches Ankleidekämmerchen, neben dem Ausgang der Couliſſe, wo ſie ſogleich beim Abtreten hineinhuſchen konnten und während des Umkleidens jedes Wort der Mitſpielenden auf der Scene vernahmen und immer genau wußten, wie weit man in dem Stücke war. Dies war allerdings eine bedeutende Erleichterung und Bequemlichkeit. Es machte ihm auch Spaß, ſolchen Bau mit einigen Comfort auszuſtatten, nicht nur mit dem nöthigen Spiegel, dem Toilettentiſche und einigen Stühlen, ſondern er lieh auch wohl vom Requiſiteur einige Blumenſtöcke aus und heftete von den Theaterbildern, die er in Verwahrung hatte, auf die linnenen Wände des Kabinets welche hin. Wofür ihm denn mancher Dank aus ſchönem Munde zu Theil geworden war.

Der Raum in dem Treppenwinkel war nun aber anders eingerichtet, weil auch zu verſchiedenem Gebrauche. Hier ſtand eine Art von erhöhter Pritſche, auf welcher ein Strohſack lag, den ein alter, zerriſſener Mantel überdeckte, daneben ſtand eine Truhe und ein kleiner Tiſch. Hier war des alten Theatermeiſters Schlafzimmer. Es genügte ihm vollkommen zu dieſem Zwecke. Am frühen Morgen erhob er ſich von ſeinem Lager, ging zum Brunnen im Hofe, um ſich zu waſchen, und nahm ſein Frühſtück beim Kaſtellan; dann pflegte er, die Eſſensſtunde ausgenommen, den ganzen Tag und bis zum ſpäten Abende auf dem Theater zuzubringen, bis daß er mit anbrechender Nacht wieder ſein Schlafkämmerchen ſuchte.

So erbärmlich und trübſelig es war, ſo war es dem alten Manne doch lieb geworden, und es meiden zu müſſen, achtete er gewiß dem Tode gleich.

Jacob hatte keinen Umgang und hing mit nichts mehr in der weiten Welt, als mit den Brettern zuſammen, die ſie bedeuten ſollen. Er war frühe mit ihnen bekannt worden, und alle Schickſale ſeines unſteten Lebens hatten ſich darauf verwirklicht. Das Theater war ihm die Welt geweſen. Alles was ſich außer dieſem Bereiche zugetragen, hatte ihn nicht berühren können; er wußte eigentlich nichts, als das was in engſter Beziehung zum Schauſpieler und ſeiner Kunſt ſtand.

An dem Abend, da er abgedankt worden war, ſchlich er zum erſtenmale wie ein Dieb nach ſeinem Schlafwinkel; es that ihm das Herz weh, als er im Finſtern ſich zurechtfinden mußte und umhertappend das Lager ſuchte, um ſeine zerſchlagenen Glieder darauf zur Ruhe zu ſtrecken, weil er es nicht wagte, Licht zu machen, um ſich nicht zu verrathen. Er gedachte ſeine verſtohlene Anweſenheit Niemanden zu entdecken, ſelbſt nicht einmal ſeinem alten Freunde, dem Kaſtellan. Er hoffte es ſo wie Heute noch eine Weile forttreiben zu können, dann ruhig dort, wo er ſo viele Jahre ſchon ſchlief, auch den ewigen Schlaf antreten zu können. — Wißt Ihr nicht wo der alte Jacob geblieben, dachte er bei ſich, ſo werdet Ihr ihn wohl riechen, wenn Ihr dann die Treppe nach dem obern Schnürboden hinaufſteigt, wie der Polonius im Hamlet —

Aber am zweiten Abend war er ſchon aus ſeinem Verſtecke aufgeſtöbert.

Das Kind des Kaſtellans hatte ihn geſehen, und ſchrie, weil es ſich fürchtete. „Die kleine Kröte!“ brummte Jacob, der ohnedieß die Kinder nicht leiden mochte. Nach langem Bitten geſtand es ihm endlich ſein alter Freund zu, das liebgewordene Plätzchen zu behalten, wenn er alle mögliche Vorſicht anwenden wollte, ſich nicht zu verrathen.

So ging ein halbes Jahr vorüber, als er einmal einen Fremden mitbrachte, den er dem Kaſtellan als ſeinen beſten Freund vorſtellte. Jener mochte ſich ſtellen wie er wollte, der Freund mußte Zutritt zu dem Alten erhalten. Er kam jedoch nur noch einmal wieder, zu kurzer Unterredung, dann verſchwand er. Eine geraume Zeit war verſtrichen, ohne daß irgend etwas in Bezug auf Jacob oder ſeinen verborgenen Aufenthalt ſich ereignet hätte; er lag oft den ganzen Tag oben ſtill im Kämmerchen und ging erſt am ſpäten Abend auf ein Stündchen aus, um dann wieder unbemerkt hinaufzuſchleichen; der Kaſtellan ſelbſt kümmerte ſich nicht mehr darum und er wußte nur ſelten, ob der trübe Hausgenoß da ſey, oder nicht, ob er Nahrung zu ſich nehme, und wovon er eigentlich lebe. Zwar bezog er ſeine ſchmale Penſion, aber niemals ſah man ihn irgend wofür Geld ausgeben.

Dies war der Mann, dem Bodenloſens Beſuch galt; er war der Freund, der ſchon einmal den Alten beſucht hatte, und der ſeit einigen Tagen ſich wieder bei ihm ſehen ließ.

Als Alfred mit ſeinem Führer gebückt in das Schlafkämmerchen trat und dieſer das Licht auf die Truhe geſtellt hatte, erhob ſich eine greiſe Geſtalt von dem Lager und empfing ſie mit ſtummem Kopfnicken.

— Dies iſt Herr Jacob Schretzenſtaller aus Neuſtift bei Freiſing gebürtig, Exjeſuit, dann Schauſpieler und zuletzt wohlbeſtallter Theatermeiſter bei dieſer Bühne, ehe ſie zur Muſterbühne erhoben wurde — jetzt penſionirt — ſagte Bodenlos.

— Aufzuwarten — ſprach der alte Jacob mit einem heiſern Tone, wie ihn greiſe Menſchen, die in ihrem langen Leben ihre Stimme ſtark ſtrapaziert haben, zu beſitzen pflegen — ganz richtig! Was wollt Ihr, Kinder? Macht's kurz, denn ich bin ſchläfrig —

— Wir wollen's recht kurz machen, entgegnete Bodenlos, denn wir haben nur zwei Fragen an Dich zu ſtellen, die Du uns hier auf Gewiſſen beantworten ſollſt. Du aber mußt ſchon ſo gut ſeyn, Deine Antworten etwas länger auszuſpinnen, um dieſen Herrn hier über gewiſſe Punkte gehörig aufzuklären. Sie müſſen vor allen Dingen dann auch erfahren, ſetzte er, zu Alfred gewandt, hinzu — daß dieſer Mann, den man hier nur unter dem Namen des alten Jacob kennt, derſelbe iſt, deſſen Memoiren ſie bei der Fräu Präſidentin vorleſen hörten —

— Wie? Dieſer alte Mann? rief Alfred, obgleich er dieſes längſt errathen konnte.

— Dieſer alte Mann — wiederholte Bodenlos — mit dem ich ſchon oft in die engſte Berührung kam — er iſt der Vater Erlinden's —

— Er? und auch Er ſoll mir Aufſchluß über den räthſelhaften Titl geben? über den ſchrecklichen —

— Er und wieder er. Sag' an, alter Freund, was Du weißt — von Deiner Flucht von Wien — aber Alles auf's Wahrhaftigſte —

Und der Alte ſetzte ſich zurecht und ſagte eine Geſchichte, wie ein ausgelerntes Penſum her, der alle Wahrſcheinlichkeit gebrach, der kein vernünftiger Menſch Glauben beimeſſen konnte, und die dennoch nur reine Wahrheit enthielt.

Eilftes Kapitel.

— Iſt es Wahrheit — iſt es Traum?

Die Schweizerfamilie.

— Mein Unglück ſchreibt ſich von meinem letzten Aufenthalt in Wien her — ſo erzählte Jacob — bis dahin lebte ich ein recht beneidenswerthes Leben. Ich hatte niemals ein beſonderes Talent zum Komödienſpiel, als aber noch der alte Geſchmack herrſchte, da wußte ich mich doch immer mit Geſchick darin zurecht zu finden. Wie aber die neue Manier aufkam, da konnte ich mich nicht mehr halten. So iſt mir's nun ſtets gegangen. Das Neue war immer mein Feind — oder geht's vielleicht nicht mir allein ſo? Iſt dies etwa das Schickſal aller alten Leute? Faſt möcht' ich's glauben. — Doch ich ſoll Ihnen ja die Aufſchlüſſe geben, alſo weiter im Text.

In Wien brachte mich meine unzeitige Vaterlandsliebe in die große Unannehmlichkeit, das gute Engagement beim Baron Braun verlaſſen zu müſſen. Allein das war noch nicht das Aergſte. Es drohete mir auch Lebensgefahr und wie ich dieſer durch Zufall entgangen war, entſpann ſich daraus für mich eine Kette — ach, eine ſo ſchwere Kette — die ich nun wie ein Baugefangener bis an das Ende meiner Tage mit mir herumſchleppen muß —

— Die reinſte Wahrheit — Jacob — die reinſte Wahrheit! rief ihm Bodenlos, ihn unterbrechend, zu.

— Die reinſte — betheuerte Jener. Wer es noch nie erfahren, was der Rollenneid für ein mächtiges Ding iſt, der kann es an meinem Beiſpiel lernen. Nicht ich kannte dieſe ſchreckliche Leidenſchaft, nicht ich — aber ich war auserſehen, ihr als Opfer zu fallen. Zur damaligen Zeit lebte in Wien, mit mir bei demſelben Theater angeſtellt, ein gewiſſer Titl, der eine ſehr ſchöne, aber ſtumme Frau beſaß —

Alfred war ganz Ohr, ſeine Adern klopften —

— Es war ein wüſter, unleidlicher Menſch, neidiſch, hochmüthig, finſter, allen Laſtern ergeben. Man ſagte, er ſey früher in Bädern umhergezogen und habe vom Spiele gelebt; er ſollte Einen auch einmal im Duell erſtochen und die ſtumme Frau auf unrechte Weiſe ſich angeeignet haben. Er mißhandle ſie, hieß es allgemein, und er dürfe ſich nicht öffentlich mit ihr zeigen, weil er dadurch die Entdeckung einer Schandthat herbeizuführen fürchte. Kurz, alle dieſe Gerüchte waren über ihn im Umlauf und Niemand ging mit ihm um. Das Publicum entzog ihm auch, wie es von allen Seiten ſolche Dinge erfuhr, ſeine Gunſt und wandte ſie mir zu, der ich ſeine Rollen zu ſpielen anfing, da die Direction daran dachte, ihn zu entfernen und mich dazu beſtimmt hatte, ſeine Stelle beim Theater zu erſetzen. Was konnte ich dafür? Wär' nicht ich's, ſo wär's ja ein Anderer geweſen. So dachte aber der böſe Bube nicht; er ſah in mir ſeinen Feind und Nebenbuhler, und da er gern in Wien bleiben wollte, im Genuß ſeines ſchönen Rollenfachs und ſeiner noch ſchöneren Gage, ſo dachte er: wenn ich nur den Jacob Schretzenſtaller aus dem Wege räume, ſo iſt mein Heil hier noch für lange Zeit geborgen und alſo — muß er fort, es koſte was es wolle. Durch Intriken war aber nichts auszurichten, weil er gar keinen Anhang hatte, ich aber die Liebe des Publicums beſaß. Es blieb ihm daher nichts übrig, als mit der Bosheit eines Banditen ſich meiner zu entledigen.

Er kam von einer Reiſe zurück, die er — wie er ſagte — nach Ungarn unternommen hatte — und wußte noch gar nicht, welche Veränderung ſich mit mir zugetragen hatte — daß ich nehmlich durch übereilte Aeußerungen die Gunſt des Publicums noch mehr faſt, wie er ſelbſt, verſcherzt hatte. Mein Gott! Was iſt wankelmüthiger als ein Publicum! Er forderte mich zu einem Spaziergange auf und ich mußte mit ihm an das Ufer der Donau hinaus. Wir ſchritten eine Zeit lang neben einander hin; plötzlich — er war ein Wenig zurückgeblieben — fühle ich mich mit ſtarkem Arm gepackt — gezerrt — geſtoßen. Ich drehe mich um und erblicke Titl, mit Schaum vor dem Munde und rollenden Augen. Er ſah wie der leibhaftige Satan aus. Ich ſuche ihn, mit dem Aufgebot aller meiner Kraft, mir vom Leibe zu halten und ſchreie entſetzt: Was wollen Sie von mir? — Dich aus der Welt haben, brüllt er mir entgegen. Du darfſt nicht länger neben mir ſtehen! — Und mit dieſen Worten ſtemmt er beide Arme auf mich hin, um mich vom jähen Ufer hinab in das Waſſer zu ſtoßen, allein in demſelben Augenblick krieg' ich einen ſchlanken, jungen Baum zu packen, der zwar nachgiebt, mich aber doch vor dem völligen Hinunterſtürzen ſchützt. So gleite ich denn nur einige Schritte weit hinab; er aber, durch das Gewicht ſeiner eigenen Kraft und die Gewalt, womit er mich ſtieß, aus dem Gleichgewicht gebracht, ſtürzt ſelbſt — da ihm der Gegenſtand aus den Händen entwiſcht — mit

Gewalt Kopf über und unter in den Abgrund und ich ſehe, wie die Wellen mit ihm ein entſetzliches Spiel treiben. Ich ſtand vor Schrecken gelähmt und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Der Fleck war ganz einſam; weit und breit keine Hilfe; aber darum hatte er ihn zu ſeinem ſchändlichen Beginnen auserſehen. Ich allein war nicht im Stande, ihn zu retten, und ich muß geſtehen — es war vielleicht eine Folge meiner klöſterlichen Erziehung — ich ſah Gottes Finger in ſeiner Beſtrafung. Wußte ich doch auch nicht, welch ein Unheil mir wohl noch daraus erwachſen könnte, wenn der Böſewicht am Leben bliebe. Ich ſah nun, wie er noch ein paar Mal die Hände wie flehend ausſtreckte, dann trieb er ſtromabwärts und ich floh von der Stelle, als wenn alle Furien hinter mir her jagten.

So kam ich nach der Stadt zurück. Ich blieb in meinem Zimmer, weil mein Geſicht ſo entſtellt war, als wenn ich einen Mord aus Vorſatz, nicht aus Nothwehr, begangen hätte. Doch konnte ich nun nicht ſo ſchnell Wien verlaſſen; ich wollte vorerſt wiſſen, was aus Titl geworden ſey und ob man ihn nicht vielleicht doch noch aus dem Strome gerettet habe. Da er verreiſt geweſen war, ſo wurde er nicht ſobald vermißt; erſt nachdem es ſeiner ſchönen ſtummen

Frau gelang, durch Zeichen ihre Beſorgniſſe über das Verſchwinden ihres Mannes zu erkennen zu geben, wurden Nachſuchungen angeſtellt, die jedoch alle fruchtlos blieben.

Mich trieb inzwiſchen Mitleid zu der armen Wittwe, die von Allem entblößt, dem ſichern Elend, in ihrer hilfloſen Lage, entgegengehen mußte. Sie nahm mich freundlich auf und es wurde mir nicht ſehr ſchwer, mich ihr verſtändlich zu machen. Ich bedauerte nur, daß mir nicht vergönnt ſeyn ſollte, ſie wirkſamer zu tröſten, da ich auf dem Punkte ſtand, Wien zu verlaſſen, und daß es mir nicht möglich war, länger daſelbſt zu verweilen. Auch dieß ſchien ſie vollkommen zu verſtehen und da ihr Mann, der Titl, eigentlich nicht ihr rechtmäßiger Mann geweſen war und da er ihre Stummheit benutzt hatte, ſie recht zu quälen und zu peinigen, ſo betrachtete ſie meine Erſcheinung wie die eines Befreiers aus ihrem langen Elend und willigte darein, mit mir, ohne irgend ein Aufſehen zu erregen, fortzugehen. Dies konnte ſie nun deſto eher, weil Alles beim Theater nur ſtets in Selbſtſucht und Vergnügen ſchwelgte und gar keiner ſich um ſie bekümmerte. So war mir denn die Erbſchaft meines Erbfeindes anheimgefallen und wenn es mich im Anfange gleich ein Wenig drückte, ſo gefiel mir doch das ſchöne

Weib ſo ſehr, daß ich mich endlich darein fand und mich in ihrem Beſitze ſehr glücklich fühlte. —

Es ging recht gut, ſo lange meine Paar Batzen vorhielten; denn ſie beſaß gar nichts. Wir reiſten ſchnell, um der Nähe von Wien zu entkommen, aber dieſe Schnelligkeit zehrte meine geringe Baarſchaft noch flinker auf, als es ſonſt geſchehen wäre. Zu meinem Schrecken gewahrte ich bald, daß meine Begleiterin ſchwanger ſey. Dieß war keine kleine Verlegenheit, indem unſere Geldnoth täglich wuchs. Wir mußten nach einigen Monaten unnützen Herumziehens, wo es mir durchaus nicht gelingen wollte, auch nur das beſcheidenſte Plätzchen bei einer Bühne zu finden, in einem Dorfe liegen bleiben, weil die arme Frau ſtündlich der Niederkunft entgegenſah. Das Drückendſte für mich war, daß alle dieſe Noth mich ſo ganz unverſchuldet traf, und ich jetzt auch noch für den Vater eines Kindes gelten und die Sorge für daſſelbe tragen ſollte, an deſſen Daſeyn ich gar keine Schuld hatte. Titl war nehmlich der Vater dieſes Kindes. Ich verwünſchte mehr als einmal meinen Unſtern, mein Mitleid, meine Großmuth, mein ganzes Schickſal. Was war aber zu machen! Die Wehen kamen, eine alte Frau in der Schenke, wo wir Obdach geſucht hatten, ſpielte die Rolle der Hebamme und meine unglückliche Begleiterin genas von einem Söhnchen, das lautſchreiend das Licht der Welt begrüßte, wie es ſchien, mit großem Rechte, denn ſie verhieß ihm nicht eben auf Roſen zu wandeln. Nach wenigen Tagen ſchleppten wir uns mit dem Neugeborenen elend weiter. Bisher war ich ein ſo ordentlicher, wohleingerichteter Menſch geweſen und nun war ich mit einem Male zu einer bettelhaften Exiſtenz herabgeſunken. Da zog ich nun zu Fuße umher von Dorf zu Dorf, mit einem armen Weibe, die einen ſchreienden Säugling trug. Aber ändern konnt' ich's doch nun einmal nicht und eben ſo wenig konnte ich ſo grauſam ſeyn, ſie in dieſer Lage zu verlaſſen. Ich hoffte immer auf baldige Wendung meines Schickſals und zog getroſt weiter. Wo ſich jedoch früher dem jungen Bewerber willig die Theater geöffnet hatten, der gut gekleidet und mit Empfehlungen verſehen, ſich vorſtellte, da ſchloſſen ſie ſich jetzt vor mir, wenn ich in dem ſchlechten, hilfeheiſchenden Aufzug mich blicken ließ. Mein Zuſtand wurde endlich ſo kümmerlich, daß ich es gar nicht mehr wagen konnte, mich an große Bühnen, wie ſonſt, zu wenden. Ich zog an den Hauptſtädten vorüber, vielleicht aus falſcher, vielleicht aus wohlbegründeter Schaam und kehrte blos da ein, wo ein Afterbild der Kunſt ein ſcheues Weſen trieb, vor dem ich mich anfänglich entſetzte. Unſer Junge gedieh inzwiſchen, trotz unſrer elenden Lage, die ihm weder Pflege noch Wartung gewähren konnte und er machte uns, nachdem er die erſten Jahre der Kindheit überſtanden hatte, recht viele Freude.

Da wurde meine Begleiterin zum zweiten Male ſchwanger und nun wurde mir ein Kind geboren, das ein Töchterchen war. Uns hatte jetzt ein inniges Verhältniß verbunden; wir theilten getreulich Freud und Leid mit einander und ich trug die Laſt, für die ſtumme Frau mit ihrem Sohne nach Kräften zu ſorgen, ſo ehrlich und brav, daß es ſie zur größten Dankbarkeit gegen mich aufforderte. Ich konnte jedoch dem Himmel und ihr nicht dankbar ſeyn; ſchwerer Kummer hatte mich ergriffen, als ich das hübſche Mädchen in den zerriſſenen Windeln vor mir liegen ſah. Gott möge mir's verzeihen, es durchzuckten mich ſchreckliche Gedanken. Ich träumte in der erſten Nacht vom Strome und ſeinem jähen Ufer, wo Titl ſeinen Tod gefunden; mir war's beim Erwachen, als wenn ſein Junge, den ich da ſo mir nichts dir nichts aufziehen mußte, ſeinem Vater folgen ſollte. Als aber der Morgen in das niedrige Stübchen ſchien, wo die Wöchnerin lag und der muntere, geſunde Junge mit ſeinem fröhlichen Morgengeſchrei, als

Gruß, hereinſprang und ſein Stück Brod verlangte, da drehete ſich mir das Herz im Leibe um und ich fluchte mir und meinem Traume.

So konnte es aber doch nicht bleiben; wir hatten kaum Brod. Wie die Matroſen im Schiffbruch darum loſen, wer um den Andern, das Leben länger zu friſten, den Tod erleiden ſolle — ſo warf ich auch in meinem Kopfe fortwährend die Looſe des Seyns oder Nichtſeyns umher. Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß Einer hier als Opfer fallen müſſe. Gern wäre ich's ſelbſt geweſen, denn das Leben war mir zur Laſt, was wäre dann aber wohl aus den übrigen geworden, die nur noch unglücklicher dadurch wurden? Da kam mir plötzlich eine tröſtliche Eingebung! Wir Beide, Vater und Mutter, hatten uns gut oder ſchlecht durchzubringen gewußt, auch der Junge wurde alle Tage größer und konnte nach und nach uns bei irgend einer Arbeit helfen — das einzige Weſen, das uns zur Laſt war, das eine noch lange, ſorgfältige Pflege erheiſchte, ohne Ausſicht, ſie uns ſobald vergelten zu können, war das Mädchen — ſeiner mußten wir uns entledigen und konnten es am Leichteſten.

Wir waren auf dem Marſche. Die Stumme trug ihr Kind. Da kamen wir zu Nacht in ein Wirths-

Haus an der großen Straße. Wir waren ſehr müde, aber wir wollten doch vorbeiziehen, denn wir hatten nicht das Herz uns ein ſo vornehmes Nachtquartier zu wählen. Die Wirthin ſtand vor der Thüre und ſah recht mitleidig nach uns, wie wir ſo erbärmlich unſers Weges zogen. Da hielt ich an und grüßte ſie freundlich. Ich war ſchon ſo gebeugt und weich geworden, daß ich ein Allmoſen genommen hätte, wenn mir's gereicht worden wäre. Die ſtattliche Frau mochte vielleicht ſo etwas in meinem Blicke leſen, ſie winkte meinem Jungen mit der Hand zu ſich, ſtreichelte ihn und bot uns guten Abend. Während ſie nun in's Haus eilte, um ein großes Stück Kuchen für den Kleinen zu holen, hatten wir uns auf die Steinbank vor der Thüre geſetzt und wie ſie jetzt wieder vor uns ſtand und ſich daran zu ergötzen ſchien, daß unſer Burſch ſo heißhungrig den Kuchen verſchlang, da lächelte ich und fragte ſie höflich: ob ſie Kinder habe. — Ach Gott, ſprach ſie, ich hatte einen Sohn, der mir viele Freude machte, aber der iſt nun — weiß der Himmel wo! Ich will wenigſtens wünſchen, daß der Himmel von ihm weiß. Er hat mir ſchon ſchweren Kummer gemacht. Ein anderes Kind iſt mir geſtorben und nun lebe ich mit meinen alten Manne kinderlos und einſam. Es iſt recht traurig!

Da erleuchtete ſich plötzlich eine ſehr dunkle Partie in meinem Gemüthe und ich fragte mit Zuverſicht, ob ſie uns vielleicht etwas von unſerm Himmelsſegen abnehmen wolle. Wir wären nicht abgeneigt Eines von den Kindern wegzugeben, wenn wir, ſo wie es hier der Fall war, ſein Glück vor Augen ſähen.

Da trat ſie näher zu der armen Stummen und betrachtete das kleine Mädchen, das mit ſeinen klaren Augen freundlich nach ihr ſchaute. Hierauf ſchüttelte ſie den Kopf hin und her, als ob ſie etwas überlegte. — Der Junge dort gefällt mir zwar ſehr wohl, ſprach ſie, auch iſt er ſchon weiter aus dem Kraut geſchoſſen und bedarf keiner ſo ängſtlichen Aufſicht, aber das Mädel hier iſt gar herzig und — ich habe mir ſtets ein Mädel gewünſcht. So Etwas kann Einem doch einmal, wenn's gedeiht, in der Wirthſchaft zur Hand ſeyn, und ich werd' immer dicker und beſchwerlicher.

Ich ſagte ihr darauf, daß wir auch das Mädchen viel lieber hergäben, wenn wir uns doch einmal von einem der Kinder trennen müßten und als ich nun Alles noch einmal meiner Begleiterin vorſtellte, und dieſe mir mit Zeichen antwortete, da war das ein Leben bei der dicken Wirthin, die ſich erſchrecklich verwunderte, daß die Frau ſtumm ſey und doch ſo ſchöne, liebe Kinder haben könne bei all' dem Elende.

Wir übernachteten reichlich bewirthet und als wir am Morgen weiterzogen, hatten wir ein Kind weniger aber ein Paar Goldſtücke in die Ecke der ſchlechten Windel eingebunden. Die arme Mutter mußte ſich aber auf einen Stein ſetzen und weinte heftig. Mir war's leichter um's Herz —

— Und dieſes Kind war Erlinde? fragte Alfred ſchnell.

— Was Erlinde? Was will er mit Erlinden ſagen? fragte der alte Schretzenſtaller.

— Das iſt der Name, den ich dem andern Mädchen gegeben habe — erwiederte Bodenlos.

— Alſo noch eines? ſeufzte Alfred und der Alte begann weiter zu erzählen.

— Unſer Schickſal wollte ſich nicht umgeſtalten. Die Goldſtücke waren bald verputzt und wir waren arm wie zuvor. Wir bekamen zwar hin und wieder ein Engagement bei kleinen Truppen, aber das dauerte nur gewöhnlich über den Winter und im Sommer, da hieß es, wandern. Meine Stumme tanzte ſchön und das machte ſie den Directoren angenehm, aber weiter konnte ſie auch Nichts und was ſie damit verdiente, war eben nicht viel. Hätten wir uns in's Zeug werfen können, um im glänzenden Staat zu erſcheinen, ſo wäre wohl etwas mehr damit zu machen geweſen und ich dachte mir immer, daß ſie bei einem großen Theater ſich viel beſſer hätte produziren können. Wo aber einmal das Elend eingekehrt iſt, da iſt es nicht ſo leicht zu bannen. Oftmals hängt das Schickſal eines Menſchen daran, daß er keinen Frack anzuziehen hat. Uns fehlte aber Alles und wir ſahen wirklich arg zerlumpt aus, wofür wir aber gar nichts konnten, denn das Herz blutete uns, daß es unſere Umſtände nicht zuließen uns beſſer zu kleiden. Da wollte es der Zufall, daß wir hier den Freund Bodenlos trafen, der mit ſeinen theatraliſchen, mechaniſchen und acrobatiſchen Kunſtſtücken gute Geſchäfte machte und uns einlud, mit ihm zu ziehen. Wir ſtanden uns dabei recht gut und konnten doch mindeſtens unſern Hunger ſtillen. Allein die Eiferſucht machte uns einen Strich durch die Rechnung. Die ſelige Ehehälfte ſah ſcheel nach der Stummen, weil ſie ihren Mann verliebt in ſie glaubte. Es gab Zank und Trubel und ich mußte ernſtlich daran denken das Ding zu ändern. Mir ſollte nun mein zweites Kind geboren werden und das wollte ich nur noch abwarten, um dann mein Heil weiter zu ſuchen. Es war wieder ein Mädchen und da Alles nur in der Welt auf Gewohnheit ankommt, ſo dachte ich ſogleich daran mich auf gute Weiſe deſſelben zu entäußern, denn da mir wieder eine Reiſe in die blaue Ungewißheit bevorſtand, ſo durfte ich ja faſt gar nicht daran denken, es zu behalten. Am Morgen nach der Geburt fragte ich Bodenlos ob er es haben wolle und dieſer erſtand es aus Speculation wie er ſagte. Seine Selige willigte ein, unter dem Vorbehalt, daß wir uns ſogleich nach abgeſchloſſenem Handel entfernten und ſo übergab ich ihm denn mein kleines Mädchen, das er als Chriſtin zu erziehen verſprach und erhielt von ihm einiges Geld um unſere Reiſe durch's Leben fortſetzen zu können. Die Stumme aber weinte dießmal ſtärker und ſchien einen Abſcheu auf mich geworfen zu haben. Sie wollte anfänglich nichts von dem Handel wiſſen und mit ihren Kindern ſich allein fortbetteln. Endlich gab ſie nach, als ihr vorgeſtellt wurde, daß ſie von Zeit zu Zeit ihr Kind wiederſehen ſollte und daß ſie ja noch immer ihren hübſchen Jungen bei ſich habe, von dem wir uns niemals trennen wollten. So zogen wir denn betrübt fort.

— Und dieß war Erlinde —

— Unterbrechen Sie ihn nicht — ſagte Bodenlos — jetzt kommt ein Theil der Geſchichte, der für mich ſelbſt neu und daher von großem Intereſſe iſt.

— Es war ſchrecklich, wozu wir uns bequemen mußten, um unſer Leben zu friſten. Wir zogen ſelbſt mit Seiltänzern umher. Die Stumme tanzte den Eiertanz und ich machte den Bajazzo. Der kleine Junge aber mußte ſich an die Stange klammern, wo er feſtgebunden wurde, damit ihn der Principal der Geſellſchaft auf den Zähnen balanciren konnte. Es war nicht möglich tiefer zu ſinken und das Leben erſchien mir unerträglich. Wie hatte ich angefangen und wie ſtand ich jetzt da! Wie unverſchuldet war ich in dieß Elend gekommen! Aus Mitleiden hatte ich das Ende dieſer Kette ergriffen, die ſich nun in hundert und hundert Schlingungen um mich wand und mich ſchnürte, mir die Luft zum Athmen raubte und ſo ganz elend werden ließ. Ich dachte ernſtlich daran meine Lage zu ändern, ich ſtand auf der Schwelle der Verzweiflung! zu meinen Füßen gähnte der gräßlichſte Abgrund. Anders muß es mit dir hier werden, oder untergehen! Das war fortan meine Loſung. Da lächelte mir der Himmel plötzlich; die Hülfe kommt ſo geſchwind wie das Verderben, gerade wenn wir's am wenigſten erwarten.

Wir ſpielten mit einer Bande in einer Scheune. Da kam ein Reiſender durch das Dorf und mußte eines gebrochenen Rades wegen die Nacht dort bleiben. Als er von der Vorſtellung hörte, ſah er ſie an. Die Stumme tanzte in dem Zwiſchenacte.

Gleich darauf erſchien der Fremde in unſerer Mitte und wollte mit der ſchönen Frau eine Unterhaltung anknüpfen. Ich trat hinzu und ſagte ihm, daß ſie ſtumm ſey, wenn er aber etwas wiſſen wolle, ſo wäre ich da, ihm zu antworten. Er mochte glauben, daß ich eiferſüchtig ſey und maß mich erſt lange mit den Augen, dann aber ſprach er heiter: Wir wollen dieſen Abend ein Glas Wein mit einander trinken, ich glaube, daß wir uns vertragen werden. Ich dachte bei mir: wo das auch hinaus will, mir iſt's recht und acceptirte. Als der zweite Act zu Ende war, kam er wieder zu mir und ſprach: Könntet Ihr denn das Ding nicht abkürzen, es währt mir zu lange. — Ei, entgegnete ich, die Leute, die da unten ſitzen, haben bezahlt und wollen ihr volles Maaß. — Was da, rief er, ſie ſollen es haben. Ich will das ganze Publicum mit Wein regaliren und Euch Alle dazu. Macht ein Ende, was weiß das Volk davon. Das ſind ja lauter Bauern, dumme Töffel und Hanſel. Macht noch eine Scene und dann laßt den Vorhang fallen. Sagt, das Nachſpiel folge im Wirthshauſe und wer hinkommt, bekommt eine Maaß Wein. —

Ich rief den Director herbei; denn ſo iſt's ja einmal in der Theaterwelt: ſelbſt der ärgſte Plunder von Scheunentheater hat ſeine Verfaſſung und ſeinen Director, wie die Zigeunerwirthſchaften, die ja auch ihren Hauptmann haben. Ich fragte den Director, was er davon halte und der war's für ein Abendbrod zufrieden. Als ihm dies bewilligt worden war, ſchwatzten wir noch geſchwind etwas her, der Vorhang fiel, die Einladung erfolgte und das Volk lief mit uns in die Kneipe. Ich mußte mit dem Reiſenden auf's Zimmer, während die Andern unten auf ſeine Rechnung ſich beſoffen. Hier machte er mir den Vorſchlag, in ſeine Dienſte zu treten, er wolle für mich, nebſt Frau und Kind ſorgen. Ich ſah ſogleich, wo das hinaus wollte, und es bildete ſich bei mir im Augenblicke ein Plan, der mir beſſer ſchien, als den Kammerdiener bei dem Fremden zu ſpielen. Ich prahlte wie ein Künſtler und ſtellte mich ſehr ſtolz. Er wurde hitziger und rückte nach und nach mit ſeinem Antrage beſſer vor. Das Herz hüpfte mir vor Freude im Leibe, als ich merkte, daß ich mich in der Vorausſetzung nicht getäuſcht hatte. Er hatte es wirklich auf die Stumme abgeſehen, die mir längſt zur Laſt war. Ich bat mir Bedenkzeit aus, um ihr den Vorſchlag zu machen. Wie ich mir's gleich gedacht hatte, ſo war ſie nicht abgeneigt. Sie hatte zu ſchlechte Tage bei mir, der Fremde ſchien ſehr reich zu ſeyn, war auch ſonſt nicht übel und der Verſuch, mit ihm zu ziehen, war für die Arme, welche die elendeſte Exiſtenz hatte ertragen müſſen, in der That nicht abſchreckend. Ihre nächſte Zukunft konnte ſie zu dem Aeußerſten lenken. Nur Eins erſchütterte ſie; von dem Knaben wollte ſie ſich nicht trennen; dies Kind bei ſich zu behalten, machte ſie zur Bedingung. Wie ich ſie ſo weit hatte, ſuchte ich meinen Fremden wieder auf, der voll Ungeduld harrte, ſchenkte mir von ſeinem Wein ein und trank wohlgemuth. — Na, wie iſt's? fragte er. Ich ſagte ihm Alles gerade und offen, denn mir lag nun ſelbſt daran, die Sache hinter mir zu haben, um freier athmen zu können. Ich ſagte ihm, daß es nicht unerhört ſey, ſich von einer Frau zu trennen, wenn ſie ein Anderer liebe und meine Frau hätte mich wider ihren Willen und gezwungen geheirathet; ihre Kunſt ſey zu gut für meinen Stand und wenn er mir eine baare Entſchädigung zahlen wollte, ſo könnte er die Frau und das Kind haben und ich wollte ihm darüber jede Verſicherung ſchriftlich geben, daß ich allen meinen Anſprüchen für ewige Zeiten entſagen wolle. — Das Kind? welches Kind? rief er — von einem Kinde will ich nichts wiſſen. —

Das Kind müſſe dabei ſeyn, ſprach ich, denn ich könnte nicht dafür ſorgen und wollte es auch dem beſſern Schickſale nicht entziehen, dem es unter der Leitung eines Pflegevaters, wie er, entgegenſehen dürfe. Auch, ſetzte ich hinzu, iſt das Muttergefühl bei der ſtummen Mutter zu ſtark. Dies rührte ihn und er willigte ein, auch den Knaben mitnehmen zu wollen.

— Und wie hieß der Knabe? fragte Alfred.

— Ich hatte ihn nach mir Jacob genannt; Jacob Schretzenſtaller, gerade ſo, wie ich heiße, antwortete der Alte. Mit leichtem Herzen nahm ich Abſchied, ſtrich meine Füchſe ein, die mir der Herr auszahlte, und händigte ihm noch verſchiedene Papiere aus, die ich von dem wüſten Titl beſaß und die für mich keinen, für ihn vielleicht einigen Werth dereinſt noch haben konnten. Die ſtumme Frau war froh über dieſe Veränderung, drückte ihren Knaben an's Herz, nahm von mir einen kalten Abſchied und zog mit ihrem neuen Herrn davon. Ich hörte ſpäter einmal, daß ſie nach England hinüber ſind; ich habe ſie nie wieder geſehen. —

Alfred war in der außerordentlichſten Stimmung; dieſe wunderbare Geſchichte ſchien ihm Manches aufzuhellen und dann wieder neidiſch zu verbergen. Oft glaubte er, Lucile's Ausſagen ſich vor den Augen verwirklichen zu ſehen, dann aber wieder zerfloß alles in unbeſtimmte Umriſſe, die er nirgends packen konnte, die keinen einzigen Halt boten. Eines nur wußte er, daß er vor dem rechten Vater Erlindens ſaß — eins ahnte er, daß Erlinde und Lucile dieſelbe Mutter hatten; über das Schickſal des dritten Kindes war er in vollkommener Dunkelheit, eben ſo darüber, wie jener Titl wieder in England auftauchte und wie Krauthöfer dazu kam, dieſen Namen zu führen. Der alte Jacob kehrte ſich an einige Fragen nicht, die Alfred in allen dieſen Beziehungen an ihn richtete, denn er beantwortete ſie kurz und unzulänglich oder gar nicht und fuhr in ſeiner Geſchichte fort, als ob ihn etwas dränge, ſie zu beendigen.

— Das Erſte, woran ich jetzt dachte, erzählte er weiter, war, nach dem Wirthshauſe zu eilen, um Kunde von meinem Töchterchen zu haben und dann Bodenlos aufzuſuchen, um ein Gleiches zu thun. Ich hatte es der Mutter verſprechen müſſen, die mir es beim Abſchied auf die Seele band. Ich hatte das Wirthshaus bald erreicht, aber welche Veränderung war in der kurzen Zeit der Abweſenheit dort vorgegangen. Die dicke Wirthin war geſtorben, der alte Wirth hatte das Haus verkauft und ſich zur Ruhe geſetzt. Mein Kind aber war fort. Der Wirth mochte es niemals leiden und nannte es nur immer das Kukuksei. Als er nach dem Tode ſeiner Frau den Sohn auffordern ließ, ſich einzuſtellen, um die Erbſchaft in Empfang zu nehmen, war das ſaubere Früchtchen ſogleich erſchienen. Er bekam eine ziemliche Summe, und als er das hübſche Mädchen ſah, das aus dem Hauſe verſtoßen werden ſollte, ſo erklärte er, es adoptiren zu wollen und nahm es ohne Umſtände mit ſich, da Niemand da war, der Einſpruch that. Ich habe ſeitdem von dem Kinde nichts mehr gehört. Wahrſcheinlich hat es einen fremden Namen getragen, und lebt es noch, ſo iſt es wohl in fernen Landen, weit weg von hier, denn der, ſo ſich ſeiner angenommen hat, ſoll ein ſehr abenteuerliches Leben geführt haben, wie ich von allen Leuten hörte, die in ſeinem Geburtsorte lebten. Bedenlos kam mir hingegen noch oft unter die Augen, und da bedauerte ich denn immer, daß ich ihm das arme Wurm gegeben hatte, denn, obgleich er mich damals aus großer Noth riß, als er mir's abnahm, ſo ſchnitt mir's doch durch's Herz, wenn ich ſehen mußte, wie ſauer das Kind ſich's werden ließ und wie er's ſo gar hart hielt. Allein ich durfte nicht muren! verkauft, verſpielt! Ich hatte übrigens die Laune zum Komödienſpiel ganz verloren und wenn ich ſchon nie ein großes Licht am Kunſthimmel genannt werden durfte, ſo gefiel ich jetzt Keinem mehr und mir ſelbſt nicht. Ich beſchloß daher, mich auf ein anderes Fach zu legen. Da kam ich hierher. Der Theatermeiſter war gerade geſtorben. Bei den kleinen und kleinſten Wirthſchaften, mit denen ich mich umgetrieben hatte, mußte ich oft die Geſchäfte eines Theatermeiſters verſehen und verſtand ſonach etwas davon. Was hier gefordert wurde, das bemerkte ich gleich, war nichts Halsbrechendes und ſo meldete ich mich denn, und da ich ſeit dem letzten Handel mich wieder anſtändig gekleidet hatte und billige Forderungen ſtellte, auch in einem geſetzten Alter war, ſo fand ich Beifall und trat mein Geſchäft an. Es muß wahr ſeyn, ich verſtand ſehr wenig und die Geſchäfte waren unter meiner Leitung traurig genug beſtellt, aber ich gab mir Mühe, und wußte am Ende die hieſigen Mittel mit meinen Kenntniſſen ſo in Einklang zu bringen, daß keinerlei Mangel gemerkt wurde und darauf kommt es ja nur im Leben ſtets an. Was iſt gut, was iſt ſchlecht — was reich, was arm — was ſchön, was häßlich? Ich gewöhnte mein Publicum daran, meine Leiſtungen gut zu finden, und als mir dies endlich nach großer Mühe und langer Zeit ſo ziemlich gelungen war, ſetzen ſie mich ab und wollen von vorn anfangen. Aber ſie werden ſehen, was das ſagen will. Solche Abſchnitte bilden ſich von ſelbſt, ſie müſſen aber nicht muthwillig herbeigeführt werden. Das Feuer, das die neuen Herren beſeelt, wird wahrhaftig nicht ſo lange vorhalten, als die Sprödigkeit des Erzes, das dadurch in Fluß kommen ſoll. Ich will ja gern ruhig zuſehen, bis mein Stündlein ſchlägt und bis ich abgerufen werde. Nur Eines kann ich nicht verwinden, dieſen mir liebgewordenen Winkel zu verlaſſen. Ich bin zu viel ſchon in der Welt umhergeworfen worden und habe ſtets zu geringen Widerſtand geleiſtet, als daß ich jetzt nicht endlich wiſſen ſollte, welche Freude aus der Ruhe und Seßhaftigkeit erblüht. Zuerſt, als mir's im Kloſter behaglich und wohl wurde, hoben ſie die Klöſter auf und ich mußte wandern; dann — als ich's in München behaglich fand — trieb mich's zum Theater und nun hin und her und her und hin, wie auf ungeſtümem Meer. Jetzt aber halte ich feſt und wanke und weiche nicht bis ſie mich hinaustragen. Ich bin alt genug zum Sterben. Das Einzige war, was ich wünſchte, meine Töchter einmal wieder zu ſehen und ſelbſt den Jungen, den Jacob, den ich einſt ſehr lieb hatte —

Hier machte Schretzenſtaller eine Pauſe und Alfred benutzte ſie, um Bodenlos zu fragen, ob er denn noch nichts davon geſagt habe, daß er und Erlinde da ſeyen und daß auch die Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſey, den Jacob gefunden zu haben.

— Nichts habe ich geſagt, erwiederte Bodenlos, denn vom Jacob wußte ich ja kein Sterbenswort und das Andere wollte ich Ihnen aufſparen, da ich Sie als einen ſolchen kenne, der von rührenden Scenen ein großer Freund iſt. So feiern Sie denn nun ſelbſt den ſchönſten Triumph der Empfindſamkeit —

Alfred blickte zum Himmel, dann auf Schretzenſtaller. Er wollte ſo einfach als möglich und dabei ſo ſchnell es anging, die Entdeckung herbeiführen, und war nur noch über die Wahl des Ausdrucks etwas verlegen. Er befand ſich in der Lage des geſchickten Chirurgen, der mit Eile und Einfachheit eine große Operation beendigen, daß heißt anfangen will, denn Anfang und Ende müſſen hier wie in einen Ring zuſammenlaufen.

— So hören Sie denn — guter Vater! ſagte er ſchnell — Ihr Kind — Ihre Erlinde — Ihre Tochter —

Er ſtockte.

— Dacht' ich's doch, rief Bodenlos — nun weiter! Ihr Sohn — Ihr Jacob — nein, Ihr Alfred —

Dieſe Parodie, die Bodenlos in einem Anfall von Luſtigkeit, den er ſich ſelbſt nicht erklären konnte, verſuchte, ſchien Alfred zu verletzen.

— Was ſoll das? fragte er heftig.

— Ja, was ſoll das? rief der alte Jacob Schretzenſtaller — was wollt Ihr von mir? Was werde ich erfahren? Indem er ſo ſprach, tönten Geigen von unten herauf, die geſtimmt wurden. Mein Leben war ein vollſtändiges Melodrama und dies hier ſcheint die Entwickelung werden zu ſollen — ſetzte er dann hinzu.

— Mein Gott! ſagte Alfred, die Probe beginnt und ich muß auch dabei ſeyn — die ganze Nacht hier oben hingebracht — ich weiß nicht — wach' ich oder träum' ich?

— So werd' ich's denn endlich erfahren? ſchrie Jacob.

— Hier ſehen Sie, rief Alfred, von einem ſchönen Violinſolo unterbrochen, den Gatten Ihrer Tochter — Ihrer Erlinde — noch nicht — der es aber werden will — geben Sie mir Ihren Segen!

— Ich? Segen? Und hab' ich wohl ein Recht dazu? — O mein Gott! — rief Jacob.

— Dies iſt der ſchönſte Augenblick meines Lebens! ſprach Bodenlos mit falſchem Pathos und drückte Alfred an's Herz.

Von unten ſchallte ein prächtiges Tutti mit Pauken empor.

Es ſchlich etwas die Treppe herauf.

— O daß die Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß! —

rief Bodenlos.

— Mein Gott! welch' einen Lärm verführt Ihr hier oben, ſagte aber leiſe der hinzutretende Kaſtellan — man kann ja unten jedes Wort hören. Ein Glück iſt, daß das Orcheſter dabei iſt, faſt wär' ſchon Alles hier oben und die Paſtete wäre fertig. Machen Sie nur, daß Sie fortkommen, laſſen Sie den armen Jacob allein —

— Nicht mehr der arme Jacob, ſagte dieſer mit leuchtenden Augen, ich beginne ein neues Leben. Ich habe Eines meiner Kinder verſorgt! — Es war rührend, ihn ſo ſprechen zu hören. — Nicht wahr, alter Freund, ſetzte er, zu Bodenlos gekehrt, hinzu, Du gibſt Deine Anſprüche auf und läßt mich wieder in meine Rechte treten? Ich danke dem Himmel für dieſe Gnade, ich ſegne dieſe Nacht des Heils, oh, es war meine Weihenacht — ich bete Dich an im Staube!

Alle waren gerührt; Alfred war es am meiſten. Abgeſehen von dem etwas theatraliſchen Ausdruck, den der alte Komödiant ſeiner Freude zu verleihen wußte, ſo lag ihr doch ein rein menſchliches Gefühl zu Grunde und die harte Rinde, die Jahre lang

Elend, Kummer, Reue um das Herz dieſes Mannes gelegt hatten, ſchmolz mit einem Male vor dem unerwarteten Glück, das bei ihm eingekehrt war. Die kleine Gruppe, die in dem Winkel unter der Treppe von dem alten Bewohner ſelbſt, dann von Bodenlos, Alfred und dem Kaſtellan gebildet wurde, hatte nicht wahrgenommen, daß auf der Stiege und draußen auf den hängenden Gallerien, Schnürböden genannt, ſich eine Menge Zuſchauer dieſer Scene eingefunden hatten. Der Kaſtellan als der unbetheiligſte und deßhalb nüchternſte von Allen in dem kleinen Raume, merkte es zuerſt und da er ſich üble Folgen daraus zog, wenn die Wahrheit zu Tage käme, eilte er hinaus und verſicherte, man habe den alten Jacob, halberfroren und beſinnungslos vor der Thüre aufgeleſen und ihn hiehergebracht um ihn zu ätzen und zu ſich zu bringen. Die Störung ſey ihm leid und er bäte, es ſeiner Menſchlichkeit, die ja wohl Jeder gern theile, zu Gute zu halten. Da erhob ſich Jacob Schretzenſtaller aber von ſeinen Knieen, auf denen er noch immer lag, trat feſt vor und ſprach von Rührung ergriffen:

— Glauben Sie ihm nicht, meine Herren und Damen! Ich bin nicht vor der Thüre aufgeleſen worden, ich bin es meiner Familie, hier meinem wertheſten Schwiegerſohn und meinem geliebten Kinde, ſeiner

Gattin ſchuldig, offen zu geſtehen. Mich drückt keine ſolche Noth, daß ich Nachts auf der Straße umherirren müßte, ohne Obdach, wie ein alter Bettler. Allein der alte Baum läßt ſich nur ſchwer entwurzeln. Die Erde muß mit heraus, die ſeine unterirdiſchen Arme, Wurzeln genannt, einklammern und feſthalten und ich glaube, wenn man mich mit Gewalt aus dieſem Hauſe reißen wollte, ſo würde das Fundament, ſo feſt es iſt, etwas darunter leiden. Laſſen Sie mir immerhin das kleinſte Räumchen, das ich mir beſcheiden genug ſelbſt, wie Sie hier ſehen, gewählt habe. Laſſen Sie es mir immerhin — o mein theurer Sohn, unterſtütze mich!

Alfred ſprang herbei und fing ihn auf, denn die übermäßige Anſtrengung des Nachtwachens, des langen Erzählens und dieſer Scene hatten die Kraft des Greiſes erſchöpft.

— Wie? ſein Sohn? Alfred — Madame Alfred? Was ſoll das heißen?

Lucile trat nunmehr auch in den Winkel um ſich nach der Urſache der langen Störung der Probe zu erkundigen und wurde über und über roth, als er von der Geſchichte hörte. Er ſtand jetzt wie ein Lügner da, weil er von Alfred's und Erlinden's Herkunft, nach ſeiner Weiſe, Allen das bunteſte Mährchen aufgebunden hatte.

— Unglaubliche Flauſen das, auf Ehre! rief er entrüſtet — Alfred, wozu geben Sie ſich her, der alte Tollhäusler Ihr Vater? und kenn' ich den Ihrigen nicht ſehr genau?

Bei dieſen Worten, die er ſehr laut herausſtieß, öffnete Jacob Schretzenſtaller plötzlich die Augen; ein Blick auf Lucile und er ſchloß ſie wieder, aber er ſtreckte die Arme nach ihm aus und kreiſchte:

— Dies, dies iſt der verlorne Jacob! ja — es iſt Titl's armer, unglücklicher Junge! —

Alle ſtanden verwundert; Lucile wie vom Blitze getroffen; Orcheſter und Stretto unten, der Act war geendet.

Zwölftes Kapitel.

— Das iſt die Noth der ſchweren Zeit,
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth,
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit,
Das iſt die Zeit der Schwerenoth!

Chamiſſo.

Wer ein Einſehen vom Theaterweſen zu haben vermeint, und glauben könnte, daß eine ſolche Scene auf der Probe ſich nicht ſogleich in der ganzen Stadt verbreite, würde in grobem Irrthume befangen ſeyn. Es iſt das wichtigſte Geſchäft vieler Schauſpieler, alle Neuigkeiten des Theaters auszuplaudern und ihr größter Genuß zugleich. Die Stolzen werden herablaſſend, wenn es ſo etwas gilt.

Eben fiel etwas vor; aber Niemand darf die Probe verlaſſen und es brennt und drängt und ſtößt das Herz ab, die Geſchichte bei ſich verſchließen zu müſſen. Da ſieht man irgend einen von den Glücklichen, deren Geſchäft es mit ſich bringt in der Stadt umherzulaufen; ſo einen Requiſiteur, Probenanſager, Theaterdiener — und ſogleich ſtellt ſich der erſte

Held zu ihm hin und erzählt ihm das Vorgefallene, mit allen Umſtändlichkeiten, damit es herumkomme und ihm ſelbſt wieder nach Beendigung der Probe ſchon ganz fertig als Stadtneuigkeit entgegentrete, damit er daran verbeſſern, berichtigen, zuſetzen könne, nach Laune und Luſt.

Die Erkennungsſcene, das Familienbild mit melodramatiſchen Effecten, war ganz wie man es ſich nur wünſchen konnte und ging wie ein Lauffeuer nach allen Richtungen. Als die Vorſtände des Theaters davon hörten, rümpften ſie ſtark die Naſe, es war der erſte Scandal dieſer Art, der die junge Anſtalt, nach ihrer Meinung, befleckte. Man hatte nehmlich bei allen Engagements auf einen gewiſſen Grad von Bühnen- und Kunſtariſtokratie, wenn dieſer Ausdruck ſtatthaft iſt, mehr noch wie auf das Talent, die Befähigung zum Spiel geſehen und glaubte hierin mit weiſem Takte verfahren zu ſeyn. Die Ausbildung, hatte man geglaubt, würde die Muſterbühne ſchon zu verleihen im Stande ſeyn, die Kunſt würde man ſich nach vorgefaßten Begriffen ſchon zur Hand ziehen können, aber die Race ſollte rein erhalten werden, keinerlei Makel dürfe an den Mitgliedern und ihrem Namen haften. Darum hatte man vor Allem nach der Anwerbung des Herrn von

Gerning getrachtet, der von edelm Geſchlechte, wie einſt ein von Seckendorf, ein von Ziethen, ein von Holbein ſich die Bühne erwählt hatte, obgleich ihnen das Heer oder der Civildienſt ähnliche Auszeichnung geboten haben würde. Und ſo wie jene ſich Patrik Peale oder Liberati oder Fontano genannt, ſo nannte er ſich Schröder-Eckhoff, um gleichſam beſcheiden anzudeuten, wonach er ſtrebte, und den Verein mit noch zwei hochberühmten und eben ſo verehrten Namen in ſeiner Perſon zu bereichern. Nun ſollte das Alles zu Waſſer werden? Der vermeinte Herr von Gerning ſollte zu einem Abenteurer, oder was noch ſchlimmer iſt, zu dem ſchlichten Sohn eines Abenteuerers, oder gar zu einem aufgeleſenen Findling herabſinken? Und mehr noch! Jenes Ehepaar, das er mitbrachte, das er vorſchlug und empfahl, Herr und Madame Alfred, waren noch weniger wie er, verdankten ihr Entſtehen, wie ihr Zuſammenleben noch trübern Mißverſtändniſſen.

Die Herren waren außer ſich. Sie hatten keinen Sinn für das Intereſſante der Situation, die dem Forſcher in den Erſcheinungen des Lebens und der Theaterwelt ſo viele ſolide Anknüpfungspunkte gab und ſeine Erfahrungen ſo merkwürdig bereicherte — ſie waren eingefleiſchte Proſa genug, die Sache vom ernſten, das heißt ganz falſchen, und dieſes Muſtertheaters ganz unwürdigen Standpunkte zu betrachten und glaubten hier aufkündigen, entfernen, kurz ſtreng verfahren zu müſſen. Zum Glücke leuchtete aber den Bedrohten ein anderer, hellerer und weiſerer Stern.

Haffner und Konſorten begaben ſich mit gepreßtem Herzen zur Frau Präſidentin von Gelbacker, um ihr Alles mit gehöriger Schonung vorzubringen; wie erſchreckt — ja man darf wohl ſagen entſetzt — waren ſie aber, als dieſelbe ihnen mit lächelndem Munde zuvorkam, und ihnen mehr erzählte, als ſie ſelbſt wußten. Sie hatte nehmlich Alles ſchon von ihrem Friſeur erfahren, der ſie bereits vor einer Stunde verlaſſen, und konnte hierauf dem Drange nicht widerſtehen, zu den Denkwürdigkeiten des alten Komödianten zu greifen, die ſich in ihrem Gewahrſam befanden, um darin Manches nachzuleſen und ſich das eben Gehörte durch Vergleichungen und Zuſammenſtellungen zu ergänzen, da die Handſchrift nicht ſo weit als die mündlichen Ueberlieferungen des alten Jacob reichte.

— Wie? ſprach die feine Frau — ſo plump wollteſt Du in ein Netz fahren, Couſin, das Dir die gütigſte aller Schickſalsgöttinnen nicht ſchöner ſpinnen konnte? Dieſer alte Jacob iſt der Schutzgeiſt unſerer Bühne, denn auf ihr feierte er die Apotheoſe des Familienglücks! Nicht mehr Theatermeiſter, nein, ihr Patriarch ſoll er fortan ſeyn! Ich will ihn ſprechen; welcher Reichthum von Lebensanſchauungen, welche Zerriſſenheit, welche gänzliche nicht bloß Europamüdigkeit! Warum bin ich nicht die Dudevant-Sand, um daraus einen Roman zu machen! Mein „Jacob“ ſollte ihren „Jacques“ ausſtechen, verdunkeln. Nein, er und ſeine Kinder ſollen unſer Theater nicht verlaſſen, und nach ſeinen Verlorenen wollen wir ausſenden, und nicht ruhen, bis wir ſie gefunden. Und das ſtumme Weib, dieſes freie Weib, im engſten Sinne des Wortes, muß uns dazu tanzen. Ich brenne vor Verlangen, ihre Pantomime zu ſehen.

Die Herren Actionäre ſchüttelten zu dieſem ſchönen Erguß der Enthuſiaſtin bedenklich den Kopf, allein Haſſner war nicht vermögend, ihr Unrecht zu geben.

— Wenn wir ſie nur alle ſchon beiſammen hätten! ſagte er. Wahrhaftig, würden wir nicht ſo viel zu thun haben, und wäre meine Anweſenheit zur Stelle nicht durchaus ſo wichtig, ich könnte mich dazu hergeben, die Familie des Alten mit ihren Anhängſeln zuſammen zu leſen —

— Pfui, welche Ausdrucksweiſe! rief die Couſine.

Die Familie des Alten muß herbeigeſchafft werden; Curas, der weiche, mitfühlende Menſch, muß eine Aufforderung in verſchiedene Blätter des In- und Auslandes einrücken laſſen. Es wird eine Wonne ſeyn, wenn die Langgetrennten endlich einmal ſich wieder umſchlungen halten —

— Mit dem Umſchlingen iſt es ſo eine Sache, fiel Paul ihr in's Wort, ich möchte faſt bezweifeln, ob Allen das Wiederſehen recht ſeyn dürfte —

— Den Kindern einmal gewiß — ſprach Frau von Gelbacker — der Mutter desgleichen — ach! und das ſind die Hauptfiguren meines Bildes; dann kommt der alte Jacob hinzu — aber ich muß ihn ſehen, ihn ſprechen — Julie!

Sie klingelte; ein Mädchen erſchien.

— Meinen Hut, meine Haube — meinen Mantel, wollte ich ſagen —

— Willſt Du ihn nicht lieber zu Dir rufen laſſen? fragte beſcheiden Haffner.

— O ſtöre mich nicht mit Deiner Proſa, kalter Couſin! rief ſie, ich muß ihn in ſeinem Winkel ſehen — dort — wo er die Thränen vergoß, wo er in Ohnmacht lag — o ſchnell! ſchnell! ehe die Heiligkeit des Augenblicks verdunſtet —

Sie war wirklich in Extaſe, denn ſie gebrauchte alle Worte und Wendungen, die ihr in den Mund kamen, ohne ſtets ängſtlich zu fragen, ob dies ihr auch zuſtehe, und ſich neugierig zu erkundigen, was die Andern davon hielten. Mantel und Hut waren inzwiſchen gebracht worden, und Curas, den ſie vor Allen Andern befähigt glaubte, ihre Gefühle zu theilen, und die Scene, die ſie erwartete, würdig in ſich aufzunehmen, den Arm reichend, eilte ſie mit einer Lebhaftigkeit von dannen, die eine ſiebzehnjährige Novize gekleidet hätte, die zum erſtenmale in ihrem Leben, außer der allgemeinen Tanzſtunde, mit einem jungen Offizier durch die Reihen fliegt.

Das Kopfſchütteln der Actionärs wiederholte ſich, und ſie folgten ihr ſtumm.

Auf dem Theater und in dem Winkel unter der Treppe war es jedoch ſchon ganz ſtill geworden und die poetiſche Frau Präſidentin ſah ſich in der Vorausſetzung ſehr getäuſcht, daß die Scene, wie das Schlußtableau eines Actes, ſich ungebührlich lange in derſelben Stellung und Stimmung erhalten haben würde und ſogar auf Verlangen da capo producirt werden könne. Die geſtörte Probe hatte ſich vollends aufgelöſt, da ja ſelbſt Regiſſeur von Gerning von mächtigen Gefühlen ergriffen worden war, und in dem Augenblick ſich nicht für fähig erklärte, ſein Geſchäft zu verſehen. Jacob, Bodenlos, Alfred und Erlinde, die dazu geholt wurden, waren aber hingegangen, Gott weiß wo, und ſo mußte die Dame, die ſich ſo viel verſprochen hatte und eine große und ſchöne Rolle dabei zu ſpielen gehofft, gänzlich unverrichteter Sache abziehen.

Während wir nun die näher Betheiligten ihre Plane für die Zukunft, ihre beizubringenden Beweiſe und zu machenden Einwände, ruhig überdenken und ergreifen laſſen, werfen wir ſchnell einen Blick auf die Stimmung des Publicums, unter deſſen Augen ſich das Muſtertheater gebildet hatte und dem es ſeine erſten Leiſtungen widmete.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die theatraliſche Verfaſſung in Kallenbach zu den häufigſten Klagen Gelegenheit gegeben hatte, allein wenn man von Verbeſſerungen ſprach, ſo wendeten ſich die Blicke der Unzufriedenen nie nach der Höhe, noch weniger nach etwas Neuem, ſondern zurück nach dem Alten, Vergangenen, das man kannte und einſt lieb gewonnen hatte, und noch werth hielt. Man wurde nicht müde, den Abgegangenen rührende Scheidegrüße mit mehr oder weniger Grazie in infinitum nachzuſenden und um die Aſchenkrüge der für ewig Verlorenen ſtets friſche Cypreſſenkränze zu winden. Wie eigenſinnige

Kinder wollten die armen Leute es gerade wieder haben, wie es einſt geweſen war, nicht um ein Haar beſſer, da ſie das weder zu faſſen noch zu wünſchen im Stande waren, aber auch nicht ſchlechter, da ſie es für leicht hielten, das, was einſt war, auch wieder ſo hinzuſtellen. Wie ſich nun aus ihrer Mitte die Actionäre bilden ſollten, da war man's wohl zufrieden und Viele ſteuerten willig dazu, ſobald aber aus den Actionären das Comité gewählt worden war, da umwölkte ſich plötzlich der Horizont. Mit Schrecken gewahrte man, was früher Aller Blicken entgangen war, daß ſich durch ſtarke Actienzeichnungen und mannigfache Umtriebe eine Partei geltend zu machen gewußt hatte, die mit der allgemeinen Stimmung wenig harmonirte. Die wollten nichts von dem Alten wiſſen, die zogen dem Hergebrachten die Grimaſſe und lachten der Gewohnheit in's Geſicht. Alles athmete Umſturz, Veränderung. In dem Maaße als ſich dieſe Partei befeſtigte und ohne nach andern Anſichten zu fragen ihre erſten Schritte that, häuften ſich die Aeußerungen der Unzufriedenheit. Das Vertrauen in ihre Einſicht und das Geräuſch, was die Sitzungen begleitete und das, was daraus hervorging, die Eitelkeit der Dichter und Aeſthetiker und die Familienverbindungen der Comitémitglieder unter einander, Alles dies verurſachte eine eigene Gattung von Verblendung über das Ergriffene und ſeine Wirkung auf die Menge. Man hörte nicht das Murren, das hie und da ſchon unverholen laut wurde und überſah ſelbſt bedrohlichere Zeichen. Ja, man täuſchte ſich noch, als die Verwirrung, die den Anfang der Darſtellungen und die Eröffnung des Muſtertheaters begleitete, die Gegenpartei zum lauten Widerſpruche gereizt hatte, der ſich durch Ziſchen und Lachen und endlich dadurch am deutlichſten kund that, daß man den Verheißungen der Direction allen Glauben entzog und bei den vielverſprechendſten Theaterzetteln nicht daran dachte, die Vorſtellungen zu beſuchen und das Haus leer blieb, als wenn man ſich zum Nichtbeſuch verabredet hätte.

Was bis jetzt geleiſtet worden war, hatte in der That auch noch nicht ſo recht Anſpruch auf Beifall, viel weniger aber auf Dank machen können. Es waren lediglich Verſuche geweſen, neue Stücke von bis jetzt unbekannten Dichtern, auf die Bühne einzuführen, Verſuche ſtatt der bis dahin allbeliebten Oper melodramatiſche Effecte darauf einheimiſch zu machen und endlich noch dazu blos Behelfe zu geben, ſtatt ausgeführter und gehörig vorbereiteter Kunſtwerke. War dies Alles nicht im Stande, das Publicum zu verſöhnen, ſondern vielmehr ganz geeignet, ſeine gereizte Stimmung zu erhöhen, ſo war nichts mehr geſchaffen, als das Hinzukommen ſolcher Hiſtorien, wie die des alten Jacob und ſeiner Familie, um einen Ausbruch des allgemeinſten Mißbehagens und Mißfallens zu beſchleunigen. Man ſah jetzt mit erhöhter Rührung nach dem Alten, Verlorenen, das durch den Eintritt der neuen Verhältniſſe gewaltſam entfernt worden war. Wie bedauerte man die frühern, alten Schauſpieler, die lange in Kallenbach eingebürgert waren, die man ſo gut kannte, denen man überall zu begegnen gewohnt war, deren Hochzeiten und Kindtaufen man beiwohnte, die eines guten Kredits genoſſen und wenn ſie auch ſchlecht memorirten und tragirten, doch Allen wie wohlbekannte, alte Möbel vorkamen, die wenn auch hie und da beſchmutzt und lahm oder abgenützt, doch bequem waren und mit denen gar keine Umſtände gemacht zu werden brauchten. Man ging ſo weit, Alles Neue geradewegs zu haſſen; ſelbſt bis auf die glänzenden Räume des neu aufgeſchmückten Schauſpielhauſes, in denen man ſich fremd und unheimlich anſah und ſich zurückwünſchte in die alten, räucherigen Winkel, wie es ſie ſonſt hatte; ja, ſelbſt das Licht wurde verwünſcht, das ſich in reichlicherem Maße über Alles ergoß und man wollte es wieder finſter, ſogar ſtockfinſter haben. Und darin allein hatten die Leute recht, denn das reiche Licht diente nur zu zeigen, daß man über glänzende Außendinge das eigentliche innere Weſen der Kunſt zu ſehr außer Acht gelaſſen.

Wie es oft im Leben der Fall iſt, ſo mußte aber auch hier der am wenigſten Schuldige als Sühnopfer einer übeln Laune fallen.

Wir kennen bereits die renomirte Künſtlerin Madame Heller-Jäger und wiſſen es, daß ihr Gatte, der noch ziemlich jugendliche Doctor Hellerjäger, unter ihren Auſpicien ſich gleichfalls der Schauſpielkunſt zu widmen gedachte und daß er es für einen Mann von ſeiner Bildung am geeignetſten hielt, gerade auf dieſer Bühne ſeine Erſtlingswaffen zu erkämpfen. Nun muß ich aber der Wahrheit zu Ehren geſtehen, daß kein Anfänger der Welt ſich ungeſchickter bei einem ſolchen Probeact anſtellen könnte, als unſer wackrer Doctor, der ſich ſelbſt zu den gebildetſten und geſchmackvollſten Leuten zählte. Ich muß hiebei darauf aufmerkſam machen, daß es in unſerer Erziehung wahrhaft ein großer Uebelſtand iſt, den Körper ſo ſehr zu vernachläſſigen. Ich ſpreche hier nicht etwa nur von der Gewandheit allein, oder von der Wiſſenſchaft ſich nach Art und Weiſe der feinen Geſellſchaft zu benehmen, ſondern auch überhaupt von dem, was guter Geſchmack erheiſcht und von dem, was die Reinlichkeit erfordert.

Was die erſtern Punkte betrifft, ſo iſt es nicht genug zu beklagen, daß die Lehrer der Jugend ſelbſt aus Bequemlichkeit und daraus entſpringender Abneigung keinen Werth darauf legen und um darin nicht von den Schülern überholt zu werden, es ſich angelegen ſeyn laſſen, ihnen eine Art von Abneigung gegen Alles, was darauf Bezug hat, einzuflößen. Sie ſprechen davon, daß alle feinere Form, Alles, was die höhere Geſellſchaft in dieſer Beziehung fordert und als Geſetz proclamirt, lächerlich, thöricht, undeutſch, des Böſen ſey. Von Aeußerungen des Geſchmacks in Bezug auf Kleidung, Haltung und Benehmen, auf Wahl des Ausdrucks im Reden, auf Modulation und Ausbildung der Stimme wollen ſie ganz und gar nichts wiſſen und was die Reinlichkeit betrifft, ſo kann man beſtimmt annehmen, daß ſo ein junger Menſch, wenn er auch alle Tage baden ſollte, ſich nicht gehörig die Haare ordnet, die Zähne putzt und im Punkte der Kleider und namentlich der Wäſche ſich zu ſehr laxen Grundſätzen bekennt. Wer mir nicht Recht geben wollte, den erinnere ich blos an gewiſſe verſchobene Bruſtlätzchen von chiffonirtem Ausſehen, mit einer zerriſſenen oder durchbrochenen Stickerei, hinter denen ein ſehr grobes, ſchlechtgewaſchenes, durchgeſchwitztes Hemde hervorbauſcht; eben ſo an zerquetſchte Kopfbedeckungen, mit fettigen Garnirungen, an die ſchmierigen Rockkragen, die ſich ſelbſt im Uebrigen recht gut gekleidete Leute, nicht zu verargen pflegen; vom Futter, dem Innern der Taſchen, den Sacktüchern u. ſ. w. zu ſchweigen, weil ſie nicht ſo offen zur Schau getragen werden und daher wie verborgene Laſter und verſteckte Vergehungen allein dem Gewiſſen des Menſchen zur Laſt fallen, während das Uebrige auch Naſe und Auge der Nebenmenſchen afficirt und daher einer öffentlichen Rüge anheimfallen darf. Neben dieſen übeln Gewohnheiten beleidigt den Mann von feinem geſellſchaftlichen Anſtande an ſolchen Leuten noch das beſondere Weſen, das ſie ſich aneignen, und das in einer lächerlich affectirten Weiſe beſteht, die nie und nirgend Währung erhalten hat. Würde ſich ein ſolches Weſen in der Einfachheit und Natürlichkeit kund geben, man könnte es nicht nur gut heißen, ſondern allenfalls, wenn es mit ſonſtigen Eigenſchaften von Werth gepaart iſt, auch liebgewinnen, während man vor dieſen mit einiger ſehr erlaubten und gerechtfertigten Abneigung zurückweicht.

Der Doctor Hellerjäger war nun ſolch' ein kleines, blondes Männchen von dieſer Art. Seine Haltung war widerlich geſpreitzt, wie ſeine Sprache; ſeine Ausſprache die ſächſiſche. Da er ſich für ſehr klug, wichtig, ſchön und berühmt hielt, ſo ſuchte er ſeine Perſönlichkeit überall in den Vordergrund zu drängen, und da es ihm total an Mutterwitz gebrach und es ihm daher ſchwer wurde, auch nur die gewöhnlichſte Unterhaltung mit einiger Artigkeit zu führen, ſo nahm er zur Plumpheit ſeine Zuflucht, die er für Geiſtreichheit hielt. Er war abſprechend in ſeinem Urtheil, geziert und gemacht in ſeinem Ausdruck, unglücklich in ſeinen Vergleichen, verletzend in ſeinen Anſpielungen, abſtoßend, wenn er anziehend ſeyn wollte, bornirt in's Unglaubliche, kurz widerwärtig im höchſten Grade. An Gelehrſamkeit, die er auf Schulen und im ſtillen Brüten ſich angeeignet haben mochte, fehlte es ihm indeß nicht. Allein er beſaß ſie wie der Geitzige ſeinen Hort, als einen todten, unerfreulichen Schatz; die Weihe der ächten Bildung, einer edeln Humanität fehlte ihm, dieſe ſtaubige Maſſe wirkend in's Leben treten zu laſſen. Zu dieſen nicht lobenswerthen Eigenſchaften des Geiſtes geſellten ſich noch die oben gerügten körperlichen in reichlicher Fülle. Er gehörte nicht zu den reinlichen Menſchen, d. h. zu jenen feinen Organiſationen, welche der Reinlichkeit im Sinne der Engländer einen ächten Cultus widmen. Er lächelte gern und oft mit ungewaſchenem Munde und blinzelte dazu aus den ſchmierigen Winkeln bebrillter Augen; auch zeigte er ſeinen Schmutz mit einer unbegreiflichen Naivetät und entfaltete ihn mit einer Art von Koketterie, die um ſo widerlicher auffiel, als ſie mit großer Zuverſichtlichkeit auftrat, indem er ſich auch für einen ſehr ſchönen Menſchen hielt. Nahm er manchmal die Brille ab, welches immer geſchah, wenn er einen Gegenſtand in der Nähe betrachten wollte, alſo auch wenn er inem hübſchen Mädchen gegenüber ſtand, ſo konnte man deutlich erkennen, daß er auf dem linken Auge ſchielte; ſo lange er bedächtig und ruhig ſprach, hatte er nur ein leichtes Anſtoßen mit der Zunge bei gewiſſen Buchſtaben und ein wiederholtes Abſtoßen einiger Anfangsſilben zu bekämpfen: gerieth er aber in Feuer, ſo ſtotterte und ſprudelte er ſo ſtark, daß der neben ihm Befindliche einem ſteten Sprühregen ausgeſetzt war. Seine ruhige Haltung beſtand im gewöhnlichem Leben darin, daß er den kleinen Spitzbauch ſo weit als möglich vorſtreckte und dadurch mit dem Rücken eine bogenförmige Aushöhlung bildete; ging er, ſo zappelten die Hände an den herunterhängenden Armen wie die Floſſen eines ſchwimmenden Fiſches.

Die Anſtellung dieſes jungen Mannes war bei der Erwerbung ſeiner berühmten Gattin zur Bedingung gemacht worden und da er außerdem einen Schatz von Kenntniſſen, wie man ſich gewöhnlich auszudrücken pflegt, mitbrachte, ſo ſchmeichelte man ſich auch eines nicht unbedeutenden Gewinnes bei deſſen Ausbeutung im Intereſſe der Leitung der Muſterbühne.

Inzwiſchen war es dem armen Doctor gelungen, ſich im Publicum recht zahlreiche Feinde zu erwerben. Er hatte es durch ſeine Geſchicklichkeit ſo weit gebracht, daß man ihm aus dem Wege ging, wo er ſich blicken ließ und ihm nur dann mit ziemlicher Grobheit begegnete, wo er ſeinem Gegner keine Wahl des Entkommens ließ und ihm geradezu den Paß verrannte. Daſſelbe fand bei ſeinem Erſcheinen auf dem Theater ſtatt. Es war ſchon ein paar Mal in unſcheinbaren Rollen geſchehen, ohne daß er auf dem Zettel genannt worden war, und das ließ man ihm mit außerordentlicher Gutmüthigkeit hingehen, als er hierauf aber muthiger gemacht in einem von Ton verfaßten Stücke eine Hauptrolle darzuſtellen hatte und obenan auf dem Zettel mit ſeinem ganzen Namen und Doctortitel prangte, da regte ſich auch in dem Geduldigſten das Gefühl der Rache für die nun ſchon ſo lange verübte Unbill und man gab ſich ſtillſchweigend das Wort, es ihn fühlen zu laſſen.

Am Abend der Aufführung war ziemlich viel Publicum verſammelt; Hellerjäger hatte einen jungen Grafen zu geben, und erſchien an der Couliſſe, in einer rothen, goldgeſtickten Jacke, um ſeine Rolle zu beginnen, als ihn ein gellendes Pfeifen begrüßte. Er trat vor und wollte ſprechen, aber der allgemeine Unwille tobte fort und man war genöthigt, den Vorhang fallen zu laſſen. Madame Heller-Jäger, die in dem erſten Stücke unbeſchäftigt war und erſt im zweiten eine Königin darſtellen ſollte, befand ſich nur auf der Bühne, um ihren Mann zu ſchminken und durch ihre Anweſenheit zu ermuthigen; ſie fiel aber in Ohnmacht als der Spektakel losging.

Dies war zwei Abende vor dem Vorfall beim alten Jacob geſchehen.

Haffner, der Actienverein, die Dichter, Alles kam in der Meinung überein, daß das Publicum noch nicht reif ſey und nach der beliebten Erziehungstheorie, die den Kindern, die keinen Brei eſſen wollen, trotz ihres ungebehrdigen Weſens und Schreiens, den Mund immer wieder voll Brei ſtropft, faßte man den Entſchluß, daſſelbe Stück mit Hellerjäger in der rothen Liverey noch einmal anzuſetzen, um die guten Leute auf dem rechten

Wege zum guten Geſchmack zu bringen. — Scheut das wilde Roß des Publicums an der rothen Jacke, rief Ton, ſo muß es daran vorüber, wir werden deßhalb den Hals doch nicht brechen!

An jenem Morgen nun ſtanden die Gruppen der Mißvergnügten eben mit unzweideutigen Geſichtern an den Straßenecken, um den Zettel zu leſen, der für den Abend wieder den Herren Doctor Hellerjäger in der rothen Jacke verkündigte, als ſich die Couliſſengeſchichte von Mund zu Mund zu verbreiten begann.

— Schändlich! übertrieben ſchändlich! ſchrie das Volk und — gräßlich iſt's, es niederzuſchreiben, Einige vom Theaterperſonal mit — auch das noch! und das ſoll ein Muſtertheater ſeyn! Unmoralität in allen Winkeln bis unter die Ockeln, und das ſoll geduldet werden! Zigeunerleben — Weibergemeinſchaft — verkaufte Kinder — o, ein Muſterleben! Was wird unſere Geiſtlichkeit dazu ſagen? Wird keiner das Wort ergreifen in dieſer häßlichen Sache? Na, wartet nur, wir wollen Euch das Handwerk legen! Es erfordert's unſere Ehre, die Ehre unſerer Stadt, die Liebe zu unſern Frauen, zu unſern Kindern, wir wollen die alte Verfaſſung, wir wollen zum Alten zurückkehren, fort mit dem neuen Unweſen, mit dem jungen Deutſchland, Menzel hat Recht!

So ſchrie's durcheinander; man rottete ſich überall zuſammen. Fremde ſchüttelten ſich die Hände; die Commis verſäumten die Kunden, die Schreiber die Bureauſtunden; Alle beſchäftigte die große Angelegenheit. Man wußte im Anfange nicht recht, was man unternehmen ſollte; Pfeifen war nicht genug; man wünſchte etwas Entſcheidendes herbeizuführen. Erſt nach und nach geſtalteten ſich die verſchiedenen Ideen zu einem großen, gewaltigen Ganzen. Man beſtimmte ſich dafür, einen ordentlichen Tumult im Theater zu erregen, und den Vorſtand des Actienvereins herauszurufen, von deſſen Nachgiebigkeit man im Publicum hinlänglich überzeugt war, dann wollte man ihn auffordern, ſich der Leitung der Theatergeſchäfte zu begeben oder ihm, durch immer wachſenden Tumult, die Verſicherung abzutrotzen, den früheren Zuſtand der Dinge wieder herbeizuführen und das Regiment in die Hände des abgetretenen Directors zu befördern. Hieran knüpfte ſich dann die Gewißheit, den alten Jacob wieder in ſeine Stellung als Theatermeiſter eingeſetzt zu ſehen und ihn dadurch in den Stand zu bringen, ſeine Kinder wieder an ſich zu kaufen, in der voreiligen, aber gewiß guten Meinung, der beleidigten Moral, wenigſtens ſo weit es anging, Genugthuung zu verſchaffen.

Dieſes gewaltſame Einſchreiten wurde allgemein als unerläßlich anerkannt und demzufolge angenommen und nur über die Art und Weiſe noch Verſchiedenes ermittelt, wie die Sache am Beßten in's Werk zu ſetzen wäre. Ein Fremder, der ſich eingeſtellt hatte und an dem Vorgang mit wahrer Luſt Antheil zu nehmen ſchien, machte den Vorſchlag, von Bänken und Brettern eine Art von Lauftreppe aus dem Parterre auf die Bühne mit Schnelligkeit zu bilden, dann mit Dintfaß und Feder, eine im Voraus präparirte Entſagungsacte in der Hand, vor dem überrumpelten Haffner zu erſcheinen und ihm die Unterſchrift abzutrotzen. Man fühlte ſich ſtark in der Maſſe, in der Allgemeinheit des Unwillens und in der Uebereinſtimmung bei dem zu erwählenden Mittel.

Von dieſem Plane liefen indeß nur höchſt unvollſtändige Meldungen bei dem Comité der Actionäre ein und dieſes war zu ſehr mit den unangenehmen Vorfällen auf dem Theater beſchäftigt, als daß es dieſen mehr nach außen liegenden Erſcheinungen jene beſondere Aufmerkſamkeit hätte widmen ſollen, die der Gegenſtand doch ſo dringend erforderte. Man überhörte Alles, was noch unter Tages einlief, und ſah mit dem gewöhnlichen Gleichmuthe der Vorſtellung entgegen.

— Die Stürme werden austoben! ſagte Lekal —

aller Anfang iſt ſchwer und eine ganze Volksmaſſe ſich heranbilden zu wollen, iſt eine Rieſenarbeit — wir wußten es, als wir uns die Aufgabe ſtellten und wir dürfen jetzt nicht ſcheuen, nicht weichen.

Während des Nachmittags wurde auf allen Ecken und Enden der Stadt geworben.

— Haſt Du ſchon gehört? — Die Direction vorrufen — Rechtfertigung begehren — Zwingen — Abdiciren — Die alte Theaterverfaſſung! Sicher war man, etwas von dieſen Worten zu erſchnappen, wenn man an einer der zahlreichen Gruppen von Leuten vorüberging, die ſich überall zeigten. Lange vor dem Oeffnen war das Schauſpielhaus umlagert und die Thüre wurde faſt mit Sturm eingenommen. In wilden Sätzen wurden das Parterre, die Gallerie und die übrigen offenen Plätze beſetzt; nur die Logen füllten ſich wie gewöhnlich etwas langſamer. Der Kaſſier, der am Erſten die Stimmung der Ankommenden gewahren konnte, hielt es für ſeine Pflicht, einen Boten auf die Bühne zu ſchicken, um von ſeinen trüben Muthmaßungen Meldung zu machen. Die Herren oben warfen einen Blick durch eine Oeffnung des Vorhangs und erſtaunten über dies wogende Meer von Köpfen, das ſchon ſo frühe hier — der erleuchtete Lüſtre war noch nicht einmal herabgelaſſen — wie eine finſtere

Brandung mit verworrenem ungeſtümem Rauſchen an ihre Ohren ſchlug. Nie hatten ſie ſich noch mit einer ſo zahlreichen Gegenwart von dem Publicum beehrt geſehen, ſelbſt am Tage der Eröffnung nicht — aber noch weniger hatten ſie dieſen Ungeſtüm wahrgenommen, den die Menge heute kund gab und die das nüchternſte Volk der Welt plötzlich zum erhitzteſten, bewegteſten machte.

Man weiß, daß gutmüthige, gewöhnlich ruhige und phlegmatiſche Menſchen, wenn ſie einmal in Zorn gerathen, alle Schranken ſchnell überſchreiten und von einer Art von Berſerkerwuth ergriffen werden, die nachhaltige Folgen hat. Dies iſt von dem Deutſchen im Allgemeinen anzunehmen. Wer nur Gelegenheit hatte, eine Theaterrevolution — da andere, dem Himmel Dank, bei uns zu den großen Seltenheiten gehören — mitanzuſehen und ähnlichen Fällen bei andern Nationen beiwohnte, kann daraus ſchon deutlich ſich ſein Characterbild entwerfen. Was bei dem Franzoſen und Italiener ſchnell tobend, als Wirkung des Augenblicks beginnt, und eben ſo ſchnell verbrauſt, wird bei uns langſam und bedächtig vorbereitet, unter Erwägung aller vorausſichtlichen Chancen zu Ende geführt und dann dröhnt es noch lange fort, wie ein mächtiges Gewitter, das ſich in den

Bergen verliert, in Zeitungen und Brochüren, bis das, was einen Augenblick die Geſammtheit in Spannung erhalten konnte, von Niemand mehr beachtet, unbemerkt verhallt. Was bei den Franzoſen mit einem Gelächter endigt, bei dem Italiener vielleicht mit einem Dolchſtich, der plötzlich die Gemüther nach einer ganz andern Richtung kehrt — das führt der Deutſche mit Conſequenz zu Ende — bis zur tödtlichſten Langweile, bis zur Abſpannung. Hat man dann auch das Ziel erreicht, ſo ſind beide Parteien gewöhnlich Schachmatt und ſelbſt der ſiegenden gelüſtet's nicht mehr, der Früchte ihres Sieges ſich ſo recht vollkräftig zu erfreuen und ſie überläßt die Ausbeute willig denen, die nach ihr kommen, ſich des Feldes zu bemächtigen. Wer darauf warten mag, und ſich dieſen anſchließt, hat bei uns immerdar gewonnen.

Das wackere Publicum im Theater zu Kallenbach war in ſeinem Rechte, wenn es ſich gleich mit unſchicklichen Mitteln, es zu erlangen, verſehen hatte. Das, was den Directoren bevorſtand, war gewiß von keinem Freunde der Ordnung zu billigen; aber — ſagten ſelbſt Viele von dieſen: welche Mittel ſind denn dem Volke zuſtändig, um eine unfähige, pflichtvergeſſene Theaterdirection dahin zu bringen, ſich dem Geſchmacke des Publicums zu fügen? Ich muß geſtehen, daß dieſe Frage hier zu erörtern, den Faden meiner Geſchichte zu ſehr auseinanderzerren würde und ich mir daher das Vergnügen verſagen muß, es zu thun und es einer ſpätern Abhandlung über dieſen Gegenſtand aufzuſparen gedenke.

Ueber hundert junge Leute aus den erſten Familien der Stadt beſetzten, wie Richter über Leben und Tod, die vorderſten Bänke und die Mitte des Parterre's, unter ihnen befand ſich der Fremde, von dem die Idee eigentlich ausgegangen war, die jetzt verwirklicht werden ſollte. Die Ouvertüre wurde mit Ruhe hingenommen; eine dumpfe Schwüle war dem brauſenden Lärme gefolgt und deutete nur auf eine deſto ſchrecklichere Exploſion. Jetzt ging der Vorhang in die Höhe, die erſte Scene wurde ausgetrommelt, in der zweiten hatte der Doctor Hellerjäger zu erſcheinen. Kaum daß ſeine rothe Jacke aber am Eingange der Scene erſchien, ſo erhob ſich ein ſo fürchterlicher Tumult, daß man glauben konnte, das Haus würde vor dem gewaltigen Pochen und Stampfen einſtürzen. Dabei ziſchte immerwährendes Pfeifen durch die Luft und die tollſten, plumpſten und widerſprechendſten Ausrufungen kreuzten ſich dazwiſchen.

Durch dieſe betäubende Maſſe machte ſich endlich ſiegend, wie ein Chorus, der Ausruf Bahn: Der Director! Haffner! Der Director vor!

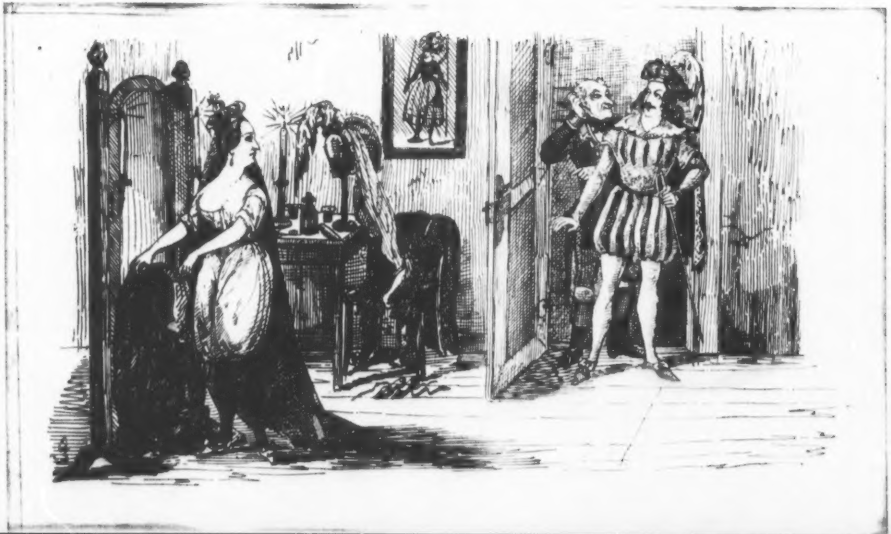
Haffner hatte Muth, wo es galt; vergebens ſuchten ihn ſeine Freunde, die auf die Bühne gelaufen waren, hinter den Couliſſen zurück zu halten, er riß ſich los aus ihren ihn feſt umſchließenden Armen, ſammelte ſich einen Augenblick und trat dann mit feſtem Schritte, aber mit einer Miene, als ob er befrembet wäre, bis an das Proſcenium. Er ſchien eine Anrede zu erwarten; da jedoch nichts erfolgte, ſo ſchickte er ſich an, eine Frage an das Publicum zu richten; dieſes aber, oder vielmehr die verſchworenen Tumultuanten, ließen ihn nicht zu Worte kommen und ſchrien von Neuem: Die Mitglieder! Die Mitglieder! Die Andern! Der Dichter des Stücks! Der Regiſſeur!

So ging es in Einem fort. — Haffner machte darauf eine Verbeugung und trat in die Couliſſe, um ſich ſogleich wieder mit Lucile, der im Charakter ſeiner darzuſtellenden Rolle des zweiten Stücks gekleidet war, auf die Scene zu begeben. Er hatte Herz und Zunge auf dem rechten Flecke und begann ſogleich: Verehrungswürdige! doch der Zuruf: Alle! Die Mitglieder! Das Comité! Der Actienverein! Der Dichter! erſtickte ſeine Stimme.

Haffner und Lucile machten nun ihrerſeits wieder eine reſpectvolle Verbeugung und traten in die Couliſſe, um alsbald wieder mit Roſe und Grau, die zufällig gerade bei der Hand waren, vorzutreten. Der Eine war als modiſcher Fant, der Andere als komiſcher Alter zum zweiten Stücke, im ſpaniſchen Coſtüme geſchmückt und gekleidet, mit welchem Anzuge ſeine betroffene und trübſinnige Miene auffallend contraſtirte und für einen Augenblick eine heitere Stimmung hervorrief, die aber ſogleich durch lautes Ziſchen und den fortwährenden Zuruf: Alle! beſeitigt und gedämpft wurde.

Wie ſchon erwähnt, war dieſe fatale Vorſtellung aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, in denen ein zahlreiches Perſonal beſchäftigt war, ſo daß alle Mitglieder beinahe im Schauſpielhauſe verſammelt waren. Einige hatte der Lärm in die Couliſſen gelockt; Andere waren noch unbefangen mit ihrer Toilette beſchäftigt und ahnten nicht, was ſich draußen zutrug.

Zu dieſen Letztern gehörte auch Madame Hellerjäger, ſie beeilte ſich, ſo ſchnell als möglich fertig zu ſeyn. Eine innere Stimme trieb ſie hinauf, um die erſte Scene ihres Mannes mit anzuſehen, denn obgleich Haffner und Lucile die treffliche Frau auf das Vollſtändigſte beruhigt hatten, ſo ſchwante ihr



doch nichts Gutes. Allein je ſchneller eine Theaterdame ſich fertig machen will, deſto länger währt es damit. Sie hatte ein äußerſt wichtiges Requiſit, Stecknadeln, vergeſſen, und während ihre Zofe fortgeſprungen war, um welche zu holen, ſtand die Künſtlerin allein in ihrer Garderobe, die Krone auf dem Haupte, und eben im Begriffe, das königliche Schleppkleid über den Kopf zu werfen, als die Thüre, die von der Zofe nicht geſchloſſen worden war, heftig aufgeriſſen wurde.

Erſchreckt blickte ſich Madame Hellerjäger um; es war Alfred, der zu ihr eintrat. So drängend der Augenblick auch war, ſo verließ ihn doch die Faſſung, als er die Dame in ſo unvollſtändiger Toilette erblickte. Seine angeborene Blödigkeit ließ ihn unwillkührlich einen Schritt zurück thun, allein der ihm folgende Garderobediener, einer von den wenigen Alten, der aus beſonderer Protection vor dem Alles wegmähenden Schwerte der Neuerer nicht gewichen war, ſchob ihn mit der Bemerkung vor:

— Fürchten Sie ſich man nicht, 's hat nichts zu bedeuten. Wer fünfundzwanzig Jahre auf dieſem Poſten ſtand, wie ich, hat wohl noch andere Dinge ſchon geſehen, als das —

— Um Gotteswillen! was giebt's? ſchrie

Madame Hellerjäger, die wie verſteinert in ihrer Stellung geblieben war —

— Das Theaterſchiff ſcheitert in dieſem Augenblicke — retten Sie ſich aus dem Schiffbruche — ſagte Alfred —

— Mein armer Mann! war Alles, was die wackere Gattin ausrief, und ſie wollte, wie ſie war, hinaus, und vor das tobende Volk treten. Aber Alfred und der Garderobediener hielten ſie zurück, und machten ſie darauf aufmerkſam, daß ſie wenigſtens Kleid und Shawl anlegen ſollte. Bebend fügte ſie ſich dieſer Forderung.

Unter wachſendem Lärm kamen nun nach und nach alle auf der Bühne anweſenden Mitglieder des Theaters und des Actiencomité's heraus, und reiheten ſich in devoter Stellung hinter den Lampen, dem Angriff die unbewehrte Bruſt herhaltend.

Es war im Ganzen die lächerlichſte Poſſe, die man nur erdenken konnte und bei der das erzürnte, ſeine ernſte Angelegenheit vertretende Publicum, eine komiſche Rolle mit übernommen hatte. Aber Niemand war da, um in ruhiger Verfaſſung ſeinen Standpunkt außerhalb der bewegenden Intereſſen einnehmen zu können und die luſtige Seite des Ganzen zu ſeiner eigenen Ergötzlichkeit hervor zu heben.

So wie ſich die Parteien zu dem Auftritte verhielten, war das, was dem Spötter den günſtigſten Stoff zur Beluſtigung geboten hätte, wahrhaft beklemmend und beängſtigend und von furchtbarer Macht.

Jetzt trat Haffner endlich aus dem Kreiſe ſeiner mitleidenden Genoſſenſchaft und fragte, mit dem ihm eigenthümlichen, gefälligen Tone: Was das verehrte Publicum zu befehlen habe?

Dieſe Frage war wohlweislich vorgeſehen worden. So keck auch die hoffnungsvolle Jugend war und ſo ſtark ſie ſich fühlte, in Maſſe ihren Angriff zu machen, ſo fehlte ihr doch der Muth, mit dem Director oder einem andern der Hervorgerufenen, eine öffentliche mündliche Unterredung zu pflegen. Vermuthlich ſtanden die Jünglinge auf einer Culturſtufe, daß ſie ſich lächerlich zu machen fürchteten, oder ſie hatten doch einige Rückſicht auf Familienverhältniſſe zu nehmen, und gedachten der Zukunft und reiferer Einſichten, die ihnen als dunkele Ahnung vorſchweben mochten. Genug, das jüngſte Gericht war wenigſtens ſo alt an Verſtand, daß es bei Zeiten ſich nach einem Sprecher umgeſehen hatte. Dies war eben jener Fremde, der ſeit einigen Tagen im Orte war, viele Empfehlungen mitgebracht hatte und auf wunderbare Weiſe ſich in das Vertrauen der meiſten jungen Leute eingeweiht ſah, obgleich er Allen bedeutend an Jahren überlegen war.

Dieſer Mann, von ſehr markirtem Aeußern, ſtieg jetzt auf die Bank, worauf er geſeſſen, zog einen Bogen Papier aus der Taſche und las der demüthig harrenden Verſammlung der Theatermitglieder ihr ganzes — wahres oder vermeintliches Sündenregiſter — laut vor.

Die plötzliche Unterbrechung des wilden, verworrenen Lärms, gefiel jedoch einem Theile des Publicums nicht, der von den nähern Beweggründen, die dieſe Verſchwörung zu Wege gebracht hatten, nichts wußte, und der blos an dem Scandal ſeinen Spaß haben mochte. Daher erſchallte es jetzt aus verſchiedenen Enden von den obern Plätzen: Halt's Maul da unten! Laßt die Komödianten zufrieden! Fort mit dem Wiſch! Das Stück! Das Stück!

Allein der Fremde ließ ſich dadurch nicht außer Faſſung bringen, und trug ſeine Beſchwerden, die in Fragen eingekleidet waren, nur mit deſto erhöhterer Stimme vor.

— Warum, ſchrie er mit aller Kraft ſeiner Lunge — läßt die Direction die Fächer jugendlicher Liebhaberinnen, dieſe Zierden jeder Bühne, unbeſetzt, und ſchiebt die einzige Demoiſelle Beate Fleſſel bei

Seite, und zwingt uns, mit der mehr als vierzigjährigen Madame Hellerjäger fürlieb zu nehmen, wenn es eine Gurli zu ſpielen giebt?

Man kann denken, daß bei dieſen Worten die zuletzt genannte Künſtlerin faſt in Ohnmacht fiel, als ſie ſich auf dieſe Weiſe nennen hörte. Sie mußte ſich an einen naheſtehenden Kollegen halten, um nicht zu wanken. Ihr Gemahl, der noch immer in der rothen Uniform daſtand, glaubte es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſeyn, jetzt zum erſtenmal das Wort zu ergreifen; er trat daher einen Schritt vor und begann:

— Meine Frau, die noch nicht vierzig Jahre alt iſt —

Allein Haffner ſtillte den neu beginnenden Lärm bei den Worten des armen Doctors und fiel ihm raſch in die Rede.

— Madame Hellerjäger hat nie nach Rollen geſtrebt, worin ſie nicht bisher und überall gefallen hätte —

— Nicht allein die Liebhaberinnen, auch andere Fächer läßt die Direction unbeſetzt, fuhr der Fremde zu leſen fort. Sie dirigirt gleichſam nur immer en famille, das darf vom Publicum nicht mehr geduldet werden.

— Sollten dieſe Uebelſtände gegründet ſeyn, ſprach Haffner, ſtets beſcheiden, ſo werden wir nicht ermangeln, ein neues Verwaltungscomité vorzuſchlagen und die Mitglieder deſſelben der Approbation des verehrten Publicums unterwerfen.

— Dies Verfahren dürfte ſeine eigenen Schwierigkeiten in ſich tragen — ſagte hier der Doctor Hellerjäger ſehr determinirt — allein das Publicum, oder vielmehr die Rädelsführer des ganzen Auftritts, die dieſen Mann ganz beſonders haßten, donnerten ihm ein: Halt er's Maul, Hannswurſt! entgegen und Hellerjäger zog ſich, vor Wuth kochend, nebſt ſeiner Gattin in die Couliſſe, wo ſie endlich der ſchon längſt drohenden Ohnmacht erlag. Der Spektakel fing an bedenklich zu werden. Von oben erſchallten wieder die vorigen Rufe: Zur Ordnung! Das Stück! Laßt die Komödianten in Ruhe, ſonſt werfen wir Euch was auf den Kopf! Allein der Fremde fuhr in ſeiner Strafpredigt immer mit gleich unerſchütterlichem Muthe fort:

— Ferner darf die Oper nicht bei Seite geſetzt werden. Wir müſſen eine gute, erſte Sängerin haben, einen ordentlichen Tenor und einen tüchtigen Baſſiſten. Wir wollen und können das, was uns jetzt in den Liederſpielen die Ohren zerreißt, nicht für Sänger und Künſtler gelten laſſen. Es müſſen Leute auf den Platz, die ihn auszufüllen im Stande ſind! —

— Wir könnten über dieſen Punkt, ſagte Haffner, immer gefällig und beſcheiden, eine befriedigende Auskunft geben, wenn hier der Ort dazu wäre, unſere wohlerwogenen und geprüften Anſichten von der Kunſt auseinander zu ſetzen.

— Dann haben Sie, die Herren vom Comité, es gewagt — fuhr der Fremde fort — einen alten, treuen Mann, der lange Jahre der Bühne angehört hat, wider den Willen des Publicums von derſelben zu entfernen, und ihm die Mittel zu ſeiner Erhaltung zu rauben. Mittel, deren er um ſo mehr bedarf, als ihm obliegt, früheres Unrecht gegen ſeine Familie gut zu machen, wovon ein noch nicht gehörig bekräftigtes Gerücht in's Publicum zu dringen beginnt —

— Wir haben dies für nöthig erachtet, ſagte Haffner, dies erkläre ich hiemit im Namen meiner Herren Collegen, der Mitglieder des Comité's, weil die Fähigkeiten des Mannes bei der neuen Organiſation unſerer Bühne uns nicht genügend ſchienen, und weil wir durch das mit großen Koſten verbundene Herbeiziehen eines Wiener Maſchiniſten zum Beßten des Ganzen einen wichtigen Schritt thun zu müſſen glaubten —

— Sie inſultiren das Publicum gröblich — rief hier der Fremde mit noch lauterer Stimme wie bisher — wenn Sie Jemand entfernen, den daſſelbe in Affection genommen, wie jenen Theatermeiſter —

— Mit Erlaubniß — ſprach Haffner —

— Wir erlauben nichts! ſchrien Alle, die durch die geſchickt angebrachten Worte des Fremden: „Sie inſultiren das Publicum“, auf's Neue in Wuth verſetzt wurden. — Sie lügen! Es iſt nicht wahr! Das Maul gehalten! So tobte es jetzt durch einander und zugleich ſah man hier einige faule Aepfel und Orangen an den Köpfen der, wie am Pranger ſtehenden Künſtler vorbeifliegen.

Es war eine Scene zum Erbarmen. Alle verließ jetzt der Muth.

— Meine Herren, ich kann es vor Gott beſchwören — ſprach Haffner noch, von Grimm und Aerger plötzlich übermannt und faſt Thränen vergießend — aber jetzt war Alles umſonſt, der große Moment war gekommen, die höchſte Steigerung war erreicht. Man bildete wie verabredet die Lauftreppe und lief wirklich Sturm; der Tumult war gräßlich; die Wache trat in's Parterre; es kam zum

Handgemenge und die Verhaftungen nahmen ihren Anfang.

— Abdiciren! Niederlegen! Abtreten! Der alte Jacob hoch! Pereat das Comité!

Das waren jetzt die Loſungsworte, die aus dem wilden Geſchrei ſich bemerkbar machten. Während die Meiſten vom Theater geflohen waren und einige Damen in Ohnmacht da lagen, hielten Haffner und Lucile mit feſtem Muthe Stand, und ſuchten ſich den Aufwieglern nach Möglichkeit verſtändlich zu machen.

Schon hatte man die Abdicationsacte dem armen Director in die Hand gelegt und Dinte und Feder bereitet, um ſie von ihm unterzeichnen zu laſſen, als eine plötzliche Erkennungsſcene, ein Ausruf des Erſtaunens, die Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite hinlenkte.

Von einem großen Theile ſeiner Freunde war der alte Jacob aufgeſucht und gefunden worden, und wurde nun gleichſam im Triumphe auf die Bühne geführt, als erſte Trophäe des vermeintlich errungenen Sieges. So kam es, daß er jetzt dem Fremden gegenübertrat, der, von den jungen Leuten zu ihrem Sprecher erwählt, auf dem Theater ſtand, um Haffner zu bewegen, den Act ſeiner Entſagung zu vollziehen.

Ihn erblicken und der Schrei: Titl! war bei dem alten Jacob die Sache eines Augenblicks.

Titl! ging's von Mund zu Mund und der Name traf zuerſt Lucile, der erſchreckt emporſchaute, dann aber, als er den Fremden fixirt hatte, gefaßt ſagte:

— Der Alte iſt wahnwitzig!

Alfred und Erlinde, die ſich im Hintergrunde hielten, drängten ſich jetzt auch hinzu; aber auch Alfred ſchüttelte verwundert den Kopf.

Der Fremde jedoch wandte ſich zuerſt weg, wie von einer innern heftigen Bewegung ergriffen, dann aber kehrte er den Blick nach oben und ſprach:

— So giebt's denn wirklich eine Vergeltung? Und mußte ich mich dazu hergeben, dieſem Menſchen ein warmes Neſt zu bereiten? — Meine Herren, ſagte er dann zu den Umſtehenden — ich kenne dieſen alten Mann von langen Jahren her und es liegt mir viel daran, ihn unter vier Augen zu ſprechen. —

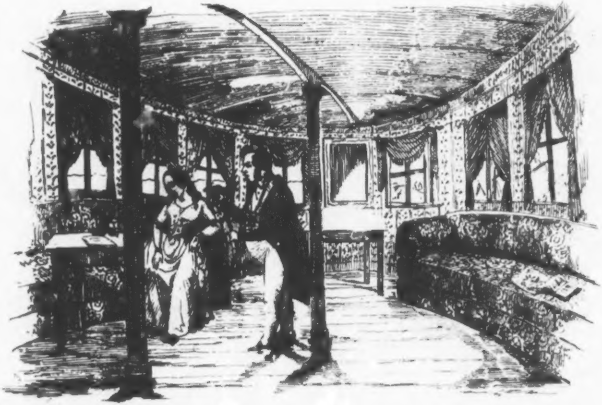
Am andern Tage kündigten die talentvollſten Künſtler ihr Engagement auf und die Mitglieder des Comité's erklärten, nichts mehr mit der Verwaltung zu thun haben zu wollen. Haffner, der ſehr reizbar und kränklich war, fühlte ſich ſo verletzt, daß er von dieſem Tage an keine geſunde und ruhige Stunde mehr auf der Welt hatte. Er zog ſich gleichfalls von den Geſchäften zurück.

Nur Frau von Gelbacker blieb der Sache der Kunſt getreu. Es iſt ausgemacht, daß Frauen von einer vorgefaßten Meinung, wie von einem Zwecke, den ſie ſich einmal vorgeſetzt haben, nicht ſo leicht ablaſſen. Bei ihr verſammelte ſich fortwährend eine Art von geheimem Comité, das aus einigen treugebliebenen Künſtlern, aus Ton und aus Curas beſtand. Auch Lekal fand ſich dabei ein und ihm gelang es jetzt, einen Anſichten leichter Gehör zu verſchaffen. Das Theater in Kallenbach wurde bis auf Weiteres gänzlich geſchloſſen und der Plan gefaßt, mit den Trümmern des Ganzen in einige nahe gelegene Städte zu reiſen und dort das Bekehrungswerk in dramaturgiſchen Dingen fortgeſetzt zu verſuchen. Lekal brachte es nun ſogar dahin, daß ihm die Verſicherung ertheilt wurde, ein Stück mit dem Hannswurſt der Vor-Gottſched'ſchen Periode zu geben und dazu durch feſtlich-glänzenden Umritt nach alter Sitte, das Publicum, ſtatt durch die moderne Weiſe der Komödienzettel, einzuladen.

Die Erfolge dieſer Unternehmungen liegen außer dem Bereich dieſer Erzählung.

Schließlich muß noch angeführt werden, daß ein Paar böſer Mitglieder des Theaters, die, wie es immer bei ſolchen Gelegenheiten zu geben pflegt, ſich auf die Seite der Verſchworenen begeben hatten, um der Theaterdirection Verdruß zu bereiten, ſogleich ihren Abſchied erhielten und gezwungen wurden, die Stadt zu verlaſſen. Keinem dieſer Leute hat, ſo viel man weiß, je wieder ein beſonderes Künſtlerglück geblüht. Ein ſchreiendes Beiſpiel für jene unruhigen Schauſpieler, die mit ihren Verhältniſſen nie zufrieden, auf unziemlichem Wege und ihren Vorgeſetzten ſtets feindlich geſinnt, die wohlerworbenen Rechte derſelben zu beeinträchtigen oder gar an ſich zu bringen ſuchen. Die Vergelterin ſchlummert nie und ſolche Menſchen ſchleichen gewöhnlich im Alter ohne Anſtellung, oft ohne Obdach, Almoſen heiſchend, umher, und ſind dann unverſchämt genug, einen Zehrpfennig aus der Hand zu nehmen, die ſie früher von ſich ſtießen, weil ihre ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen Plane ſie verblendeten und zu ſchlechten Handlungen verleiteten.

LIOTHECA
REGIA
ACENSIS.



Theater-Roman.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz.

V.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —"

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Es ſoll der Künſtler mit dem König geh'n,
Sie Beide wohnen auf der Menſchheit Höh'n!
Schiller.

Wenn wir bis jetzt das Leben der Künſtler in ſeinen mannichfaltigſten Strahlenbrechungen an unſern Blicken vorüberziehen ließen, ſo fehlte doch noch jener reinſte Lichtkreis in unſerm Gemälde, wo Kunſt und Künſtler als eines und untheilbar erſcheinen, und dem Letztern ſich eine Kette von Triumphen bereitet, die durch nichts Aeußerliches getrübt wird und ihn über dies Leben erhebt und zur Seligkeit hinträgt. Wer ſollte ſich wohl eine Vorſtellung von den Gefühlen machen können, welche die Bruſt eines ſolchen Sterblichen durchziehen? Iſt es ihm wohl zu verdenken, wenn ſein Hochmuth bis zur Ungebühr anſchwillt und er ſich den Menſchen beizählt, die das Glück bei der Geburt ſchon auf die Höhe der Geſellſchaft ſtellte?

Nicht dem hohen Dichter werden Kränze zugeworfen, nicht dem tiefen Denker ſpannt man die Pferde aus dem Wagen, um ihn auf's Kapitol zu ziehen, nur ſparſam zeigt ſich die rauſchende Verehrung, die dem Maler und Bildhauer dargebracht wird, bei feſtlichen Mahlen und Vereinen — aber der Schönheit einer Tänzerin, die den gewandten Körper mit Grazie trägt, und den feinen Fuß, wie im Fluge, in die Luft erhebt, ſchallt begeiſterter Zuruf, fliegen Siegeskränze zu; vor ihren Wagen ſpannen ſich edle Jünglinge, ihr gehört die Huldigung des Zeitalters, aller Glanz, aller Reichthum ihr — nur ihr!

Und wer wollte es wagen, dagegen anzukämpfen? Vergebens würde man ſich abmühen den Strom der Begeiſterung in ein anderes Bett zu leiten — dieſen Strom der Freude und des Entzückens. Es iſt in der Natur des Menſchen tief begründet, daß wir die Schönheit anbeten müſſen. Sie ſpricht zu uns in den ewigen Bildwerken der Alten, wir bewundern ſie in den Schilderungen der unſterblichen Italiener, die von Niemand noch erreicht, viel weniger noch überwunden ſind. Nur der Stumpfſinn kann die Schönheit mißkennen und ihr den Sieg entreißen wollen. Sie iſt das Höchſte in der Natur; der edelſte, ſchönſte Geiſt in unſcheinbarer Hülle iſt eben nur eine Unvollkommenheit, erſt im Vereine mit der ſchönſten Form wird er ſiegreich hervortreten und allbezwingend walten können.

Hortenſe St. Viol war die berühmteſte und ſchönſte Tänzerin der Epoche. Niemand konnte ihr den Sieg ſtreitig machen. Sie ſtand auf dem Gipfel des Lebens und ſtrahlte in der vollen Macht ihrer Reize und im Genuſſe der allgemeinſten Huldigung. Niemand war da, ihr den Sieg ſtreitig zu machen. Sie hatte den modernen Tanz reformirt, indem ſie ſtatt der banalen Tanzhieroglyphen, deren Entzifferung oft dem gereifteſten Kenner ſchwer werden muß, eine Zeichenſprache ſetzte, die jede Leidenſchaft wahrhaft durch Bewegung und Geſichtsausdruck zu verkörpern verſtand. Ihre Leiſtungen waren eben ſo fremdartig, als außerordentlich. Sie bildete plaſtiſch gleich Thorwaldſen und Canova, nur unmittelbarer, und ſtatt des Marmors bediente ſie ſich ihrer angeborenen ſchönen Form, die das tiefſte Gemüth beſeelte.

Die Sprache der Tanzkunſt kennt nicht die engen Gränzen der Nationalitäten; ſie weiß ſich in allen

Ländern des Erdballs verſtändlich zu machen; und ſo war denn auch die Gefeierte überall herumgekommen, um ihren Triumphzug zu halten. Sie hatte Meere durchſchifft und fremde Küſten beſucht, überall aber hatte ſie Glück hingebracht und Freude. Ein ſchönes Gefühl, ſich einer ſolchen Kunſt bewußt zu ſeyn!

Jetzt hatte ſie ſich an der Seite Lucile's ſchon lange auf Reiſen befunden, ohne ihrem Ziele näher gekommen zu ſeyn. Sein Benehmen, das gleich anfänglich in Hortenſe Beſorgniſſe und Zweifel erregt hatte, war nicht im Stande, bei längerm und vertrauterm Beiſammenſeyn, dieſe zu heben. Sein ſtürmiſches Weſen, das manchmal die Gränzen des brüderlichen Verhältniſſes überſchritt, ſcheuchte Hortenſe in hohem Grade zurück, und ſie machte ſich dann Vorwürfe, daß ſie dem Tollen ſo leichtgläubig gefolgt war.

Lucile's Hang zum Aufwande wuchs täglich, und ſich für einen vornehmen Herrn halten zu laſſen, wobei ihm ſeine, die engliſche Abſtammung verrathende Perſönlichkeit Vorſchub leiſtete, ſtellte ſich bald als ſein alleiniger Zweck heraus. Der urſprüngliche: die Mutter in England aufzuſuchen, ſchien bei ihm von andern Intereſſen ganz verdrängt worden zu ſeyn.

Nach vielem Ueberreden war es Hortenſen endlich gelungen, Lucile aus einem Badeorte, wo er große Summen ihres Geldes verſchwendete, fort zu bringen und mit ihm eine große Seeſtadt zu erreichen, von wo ſie ein Schiff nach England tragen ſollte. Allein dieſer neue Aufenthalt wußte ihn wieder durch eigenthümliche Reize für längere Zeit anzuziehen und zu feſſeln.

Unter dem Scheine eines tiefen Incognito trieb er hier ſein Weſen und verzögerte die Abreiſe von einem Tage zum Andern. Hier fand er es aber gerathen, ſo nahe England, und täglich im Verkehr mit Engländern, eine vornehme Abſtammung anderer Art vorzugeben. Er wußte es geſchickt unter der Hand zu verbreiten, daß er ein polniſcher Fürſt ſey, den die politiſchen Zerwürfniſſe ſeines Vaterlandes zur Flucht genöthigt hatten. Man begegnete ihm mit großer Auszeichnung und er wußte ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß ſie keinerlei Verdacht erregte.

Die ſchöne Begleiterin des Fürſten, der Aufwand, dies lockte Leute herbei, die ſich in ſeiner Nähe wohlgefielen. Vor Hortenſe wußte er jedoch das Gerücht von ſeinem polniſchen Fürſtenthum geheim zu halten; nur durfte ſie ihre Kunſt nicht üben.

Unter den täglichen Gäſten, die den Salon ihres Bruders beſuchten, befand ſich ein überaus ſchöner, junger Mann, von auffallend ſchüchternem Weſen. Er umgab Hortenſe mit einer nicht zu trübenden Anhänglichkeit und wenn auch beſtändig eine unbegränzte, höfliche Zurückhaltung ſtets dabei obwaltete, ſo war doch nicht zu läugnen, daß ſie dieſe ein wenig gemildert wünſchte, um ſich ihrerſeits auch dem liebenswürdigen Manne offener nähern zu können. In ihrer jetzigen Lage that ihr ein Vertrauter Noth, da Lucile ihr täglich entfremdeter wurde. Sie war in dem Grade zuvorkommend, als der Fremde zurückhaltend war, um ihm die Augen über ein Verhältniß zu öffnen, das ſich zu geſtalten anfing und das er immer noch nicht zu begreifen ſchien.

Der ſchöne Schüchterne war ein Italiener, wie es hieß, von vornehmer Familie und ſehr reich. Niemand in dem Kreiſe wußte jedoch etwas Näheres über ihn, allein Hortenſe war, wie dies in ähnlichen Fällen immer ſtatt findet, gern geneigt, Gerüchte, die ſich über ſolche Perſönlichkeiten verbreiten, ſie ſeyen nun gut oder ſchlecht, auf Treu und Glauben hinzunehmen, ohne ihrer Quelle weiter nachzuſpüren.

Der junge Italiener ſang einen ſchönen Tenor und erfriſchte dadurch die Monotonie der Abendgeſellſchaften, die Lucile um ſich verſammelte.

Wohl ſtieg manchmal in Hortenſe der Gedanke auf, daß der Italiener wohl auch nur gleich Lucile und manchem Andern, der ſich in ſeiner Umgebung zeigte, nicht das ſeyn könnte, wofür er ſich ausgab, dann aber lächelte ſie:

— Und wär' er auch nur ein Tenoriſt von irgend einem italieniſchen Theater — was thät's? Ich vertraue mich ihm, er zeigt ſich mir ſo gut — und hat er mir zum Ziele geholfen, das ich mir vorgeſetzt habe, ſo beſteigen wir dann dieſelbe Scene, um in unſerer Kunſt zu wetteifern. Lucile muß ich ja doch aufgeben! —

Lucile hatte einen kleinen, verwachſenen Burſchen, der früher einmal Theaterfriſeur geweſen war, aus Mitleiden aufgenommen, und ihn, ſeiner Geſchicklichkeit im Friſiren und Barbieren wegen, zu ſeinem

Kammerdiener erhoben. Dieſer Menſch war zum Intrikiren geboren und vergalt ſeinem Wohlthäter ſchlecht. Durch ihn wurden geheime Unterredungen zwiſchen Hortenſe und dem Italiener zu Stande gebracht und hier war es, wo ſie den Gedanken ausbildete, auf die Neigung des ſchönen, ihr ſo ergebenen jungen Mannes die Ausführung eines Planes zu gründen.

Sie ſahen ſich öfter und ſie näherte ſich ihm mit kluger Offenheit und ſeine Blödigkeit zerſtob vor dieſem wohlthuenden Hauch mit wunderbarer Schnelle. Eine Entführung wurde verabredet; man kam überein, nach England zu fliehen; ſo wollte Hortenſe ſich ihrer Bande entledigen um ſich neue, vielleicht drückendere anzulegen. Es liegt im Weſen heftiger, den ſinnlichen Eindrücken ergebener, ſchöner Menſchen, die Vernunft nicht lange zu fragen und in jedem Wechſel eine Verbeſſerung zu ſehen.

Es war im Spätherbſt. Lucile hatte das vornehme Hotel allein mit ſeiner Schweſter inne und gefiel ſich darin, faſt ſeinem flüchtigem Naturell entgegen, eine ſtrenge ariſtokratiſche Tages- und Hausordnung einzuführen. Eine zahlreiche Dienerſchaft umgab ihn. Die Gemächer beider Geſchwiſter waren durch lange Corridors getrennt und dazwiſchen lag der Speiſeſaal und der anſtoßende Salon, der für die Stunden nach dem Eſſen, dem Kartenſpiel, dem Thee und der leichten Converſation beſtimmt war. Die Spannung, die in den letzten Tagen zwiſchen Lucile und Hortenſe immer deutlicher hervortrat, war ſchuld, daß ſie ſich nur ſelten und gewöhnlich nur bei den Mahlzeiten ſahen und ſprachen. Der eigentliche Zweck ihres Beiſammenſeyns ſchien nunmehr bei dem launenhaften Lucile gänzlich von den andern Intereſſen verſchlungen.

Durch die Hülfe des Kammerdieners gelang es Hortenſe, ihre Flucht mit dem ſchönen Italiener vorzubereiten, und von der Tafel weg, an der ſie ein Unwohlſeyn vorſchützte, ſich ihrem Bruder und den Freunden, die zugegen waren, kalt und kurz empfehlend, folgte ſie dem ſie leitenden Friſeur durch die entlaubten Gänge des einſamen Gartens, an deſſen hinterm Thore der Reiſewagen des Italieners hielt. Wie eine weiße Schneedecke lag der Mondſchein über die Gegend ausgeſpannt, durch die ſie fuhren. Bald hatten ſie den Hafen erreicht, wo das Schiff lag, das ſo eben auslaufen ſollte. In dem Augenblicke als die Schaufeln ſich in Bewegung ſetzten, erhielt Lucile ein Schreiben von Hortenſe, das ihn von ihrer Flucht benachrichtigte, ihn aber zugleich mit den nöthigen Mitteln verſah, wenn gleich nicht die begonnene Rolle nach der bisherigen Weiſe in der Stadt fortzuſpielen, doch aber ſie mit Anſtand verlaſſen zu können.

Auf dem Schiffe angekommen, führte der Italiener ſeine ſchöne Entführte in den Pavillon, den er — wie er ſagte — ganz gemiethet hatte. Seine bisherige Schüchternheit war nunmehr in wahre Unterwürfigkeit ausgeartet und Hortenſe fing an, mit ſeinem Benehmen unzufrieden zu ſeyn. Die Situation war von der Art, daß ſie dem Blödeſten etwas geiſtiges Feuer hätte einhauchen müſſen. Hier war aber nichts davon zu ſpüren, und das Gezwängte und Formelle begann in's Peinliche auszuarten. Mehr als einmal ſchwebte eine Frage auf Hortenſens Lippen, allein immer unterdrückte ſie ſie wieder, weil zu den Gefühlen, die ſie beſtürmten, ein gewiſſer Grad von Mitleid ſich geſellte, das ſie ſich noch am Allerwenigſten zu erklären wußte. Dann hatte es wieder den Anſchein, als wollte ihr Begleiter ihr ein Geſtändniß machen, von dem eine unſichtbare Macht ihn zurückhielt und auch dieſem wollte Hortenſe nicht vorgreifen, ſondern ihm die freie Eröffnung zugeſtehen.

So hatten ſie ſich eine Weile in dem elegant-möblirten Pavillon einander gegenüber befunden. Sie ſaß in der Ecke des bauſchigen Divans, er ſtand am Fenſter, den Blick auf ſie heftend, während die Räder ſchaufelten und das Schiff durch die Wellen hüpfte. Eine ſpannende Situation, die ſich noch ſteigern ſollte.

Plötzlich wurde aus einem Seitenraume der Ton einer Glocke vernommen. Hortenſe horchte auf; es kam ihr vor, als ſey ſie im Theater, und als ſollte ſich der Vorhang öffnen, um ſie in die Geheimniſſe einer ungekannten Dichtung einzuweihen. Ihr Begleiter ſprang in die Höhe und eilte dem Tone nach. Wie unſere Schöne nun allein war, fühlte ſie ſich beängſtigt, das Rauſchen der Räder wurde bemerklicher, der Wind ſauſ'te ſchärfer, und die Bewegung des Schiffes ward heftiger. Sie verließen ſo eben die letzte hafenbildende Spitze und hatten nun die offene See erreicht. Es iſt ein wunderbares Gefühl, das uns in ſolchem Augenblicke ergreift und dem ſich ſelbſt die älteſten Seeleute nicht entwinden können. Sie hörte das dumpfe Rollen der Taue und das Gepolter, das das Heraufziehen des Bootes verurſacht, welches im Hafen noch hinter dem Schiffe hergeſchleppt wurde. Mit dieſer Handlung ſagt das Schiff dem Lande Lebewohl und gehört alsdann nur den Mächten des Oceans. Hortenſe kannte dieſe Bedeutung des Geräuſches nicht, das ſie vernahm, doch machte es in ihrer ohnehin peinlichen Stimmung einen ſtarken Eindruck auf ſie.

Nun that ſich die Thüre des Pavillons auf, der ſchöne Italiener trat durch dieſelbe, aber nur, um ſie offen zu halten, und einen alten, fein gekleideten Herrn einzulaſſen; dann zog er ſich mit ſeiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit zurück. — Was ſoll das? fragte ſich Hortenſe und erhob ſich langſam vom Divan.

— Verzeihung, meine Schöne, ſprach der alte feingekleidete Herr, wenn ich mir fortan erlauben werde, das Ennui der Seefahrt ihnen erträglicher durch meine Unterhaltung zu machen, wenn ſie es nehmlich im Stande wäre. —

Hortenſe antwortete mit einer artigen Wendung.

— Wahrſcheinlich ein Verwandter meines Begleiters? ſetzte ſie forſchend hinzu.

— Nichtsdeſtoweniger — entgegnete der Fremde. Er iſt ein Italiener, ich ein Deutſcher, wie ſie an meiner Ausſprache hören werden. Ich ſtand einem Bankhauſe in Berlin vor und ſetzte mich bei Zeiten zur Ruhe — nehmlich als es noch Zeit war, der Freude ſich bewußt zu werden, die eine vernünftig genoſſene Ruhe uns bereiten kann. Mit einem hübſchen Einkommen war es mir möglich, meinem Wunſche zu genügen und in England zu leben. Ich ziehe dieſen Aufenthalt jedem Andern vor. Man lebt im vollſten Maaße frei, wenn man reich genug iſt, und die Leute ſind dort ſo verſtändig, dem Reichthume gewiſſe Rechte unangetaſtet zu überlaſſen, weil ſie im Stande ſind, den Werth des Geldes aus dem rechten Geſichtspunkte zu tariren. —

Hortenſe hatte nicht recht gehört, was er ſprach; der alte Mann ſchien ihr eine nicht ſehr ergiebige Unterhaltung zu verſprechen, und ſie dachte darüber nach, wie er wohl dazu kommen mochte, den Pavillon mit ihnen zu theilen.

— Alſo nicht verwandt? fragte ſie noch einmal — wohl ein intimer Freund, den man durch Zufall hier auf dem Schiffe gefunden?

— Nicht doch! erwiederte der Andere ernſt — ich antworte Ihnen mit der Dame in Fletcher's „rule a wife and have a wife": ſo lange man noch Leute für Geld haben kann, ſehe ich nicht ein, warum man ſich von ſeinen Verwandten bedienen laſſen ſollte!

— Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr?

— Je nun, der junge Italiener — iſt — jedoch vorerſt ein Paar Worte, meine Schöne, um Ihr Erſtaunen, das nun nothwendig folgen muß, ein Wenig zu mildern. Ein kleines Beſänftigungsmittel, ein Glockenſpiel à la Papageno —

Bei dieſen Worten ſetzte ſich der alte, feine Herr auf den Divan, neben Hortenſen, ergriff ihre Hand, drückte einen Kuß auf die Finger und ließ ſie dann ſogleich los, um ſich mit großer Reſerve in einige Entfernung von ihr zu rücken.

— Mein ſchönes Fräulein, groß iſt die Macht der Schönheit und graue Haare und ein Herz, durch das die wilden Leidenſchaften zogen, ſind nicht im Stande, ihr zu trotzen. Vergebens kämpfte ich gegen die Angriffe an, die Amor aus ihren Augen, auf mich unternahm, keine Gegenvorſtellung meiner

Vernunft richtete etwas dagegen aus — ich unterlag —

Er machte eine Pauſe, ſeufzte und blickte mit Augen nach Hortenſe, die jenen ſchwärmeriſchen Ausdruck zeigten, den Hühner, wenn ſie ſchläfrig ſind, vor dem Auffliegen, in die ihrigen zu legen wiſſen. Das Mädchen ſah ungeduldig nach der Thüre, ob denn nicht ein Befreier, in der Geſtalt des jungen, ſchönen Italieners hereintreten würde; allein vergebens, der Alte fuhr zu ſalbadern fort:

— Ich war ſchon früher ſo glücklich, Sie auf dem Theater zu bewundern; die Muſe des Tanzes ſchien ſich in Ihnen, Holdeſte, verkörpert zu haben. Damals hielt mich ein ernſtes Attachement ab, mich Ihnen zu präſentiren; ein Attachement, das mich tyranniſirte und das ich aus Beſorgniß reſpectiren mußte, um mir und dem Gegenſtande einer jüngern Zuneigung die handgreiflichſten Demonſtrationen des Rechtes vom frühern Beſitze zu erſparen. Der glücklichſte Zufall wollte, daß ich Sie in dem Orte Ihres letzten Aufenthaltes wieder ſehen ſollte! Hier erſchienen Sie mir in vollſtändig fremder, ungekannter Umgebung. Der Nimbus der Kunſt war von Ihnen gewichen und Sie ſtrahlten in einem zwar erborgten, aber nicht minder bewältigenden Glanze. Die Schweſter des polniſchen Fürſten — Notabene, ich glaubte keinen Augenblick daran — war mir eben ſo gefährlich, wie es einſt die Göttin des Tanzes geweſen. Ach! und hieß es nicht herniederſteigen — wenn die Göttin den Namen und Rang einer irdiſchen Fürſtin annahm? Giebt's einen Adel auf der Welt, der es mit dem Alter der Olympiſchen Bewohner aufnehmen könnte? Sprechen Sie, Huldin — doch nein, ſprechen Sie nicht! Hören Sie lieber!

Er berührte mit den Fingerſpitzen ſtreichelnd ihren Arm und führte ſie dann, ſie lüſtern beleckend, zum Munde. Hortenſe war nicht im Stande, zu antworten; die häßliche Seekrankheit meldete ſich durch Schwindel und die ganze Unterhaltung kam ihr vor wie warmes, ungeſalzenes Waſſer, das man trinkt, um das Erbrechen zu beſchleunigen. Der feine, alte Herr, nicht ahnend, welche Wirkung er hervorbrachte, fuhr aber alſo fort:

— Ich ließ mich in Ihrem Salon nicht vorſtellen. Ich wünſchte den beßten Eindruck zu machen und ich bin nicht eitel genug, zu glauben, daß dies meinem Aeußern vorbehalten wäre. Ach, und ich hatte doch ſo ernſtlich das Verlangen, Ihr Glück zu begründen — ich fühlte zum Erſtenmale, was Liebe ſey, Liebe, wahre, unbegränzte, unerforſchliche, beglückende, Alles gewährende, wenn auch nichts dafür empfangende Liebe —

Hier folgten zwei von den Hühnerblicken, ſcharf gezielt, dann ſanft verſchwimmend und ein lächelnd, ſtummes Fragen und Forſchen nach dem Erfolg dieſer oeillade à la poule. Hortenſe war ſo heftig von Wehen ergriffen, daß ſie nichts als ein leidendes Geſicht dafür zu bieten hatte. Hier ſchien der alte, feine Herr etwas ſtutzig zu werden; er ſchrieb ſich dieſe Wirkung zu, machte eine Pauſe und fuhr dann fort, anfangs zwar ſchüchterner, dann aber nach und nach zum frühern Aplomb gelangend:

— Ich wußte, denn was iſt wohl dem Gelde, weiſe angewandt, zu wiſſen unmöglich? — Ich wußte, daß Sie wegen Familienverhältniſſe nach England reiſen wollten. Was konnte mir erwünſchter kommen! Wo? in welchem Lande der Welt, war es mir möglich Ihnen größere Freuden zu bereiten, als hier? Was Kunſt und Geſchmack ermitteln können, ſteht mir hier zu Gebot; Alles kann ich Ihnen hier gewähren; ich kann Sie in ein Eigenthum führen, deſſen ſich kein Fürſt des Erdbodens ſchämen dürfte, und ich bin eben ſo ſehr Herr meines Willens als Sklave meiner Leidenſchaft — ein Wink! und Alles, was für Tauſende ein Gegenſtand des Neides werden könnte, liegt zu Ihren Füßen, gehört Ihnen, ſeufzt nach dem Glücke, Ihrem milden Roſenſcepter unterthänig zu ſeyn, Ihnen zu gehorchen, wie der, der dieſe Worte ſchüchtern zu hauchen wagt —

Hortenſe ermannte ſich hier, und mit einem Ausdrucke, der alle Qualen ihres Innern auf der äußern Fläche ihres ſchönen Antlitzes darſtellte, fragte ſie leiſe:

— Aber wie kommen Sie — ich — hier zu ſolchem Geſtändniſſe? —

— O, laſſen Sie mich Alles ſchildern! ſprach der feine, alte Herr. Ich bin wahrhaftig kein Neuling, wenn es gilt, ein Verhältniß mit einer Künſtlerin anzuſpinnen. Ich laufe bereits lange mit. Ich habe der Frau von Buſch meine Huldigungen dargebracht, ich habe — wie Sie mich hier ſehen — der Unzelmann zu Füßen gelegen. Ich gehörte zur alten

Garbe der Sonntag — ich beſang die Neumann, wie ſie zum erſten Mal in Berlin war und überreichte der ſeligen Malibran in Mancheſter einen Strauß von Edelſteinen, den ſie während des Feſtivals in den ſchwarzen Raabenhaaren trug. Mein Gott! was wäre dem Gelde unmöglich! Allein hier, in Ihrer Nähe, gottgeweihetes Mädchen! empfand ich zum erſten Male die Nichtigkeit des Reichthums, ich trug mich mit romantiſchen Gedanken, ich fühlte zur Stelle, daß Geld allein nicht glücklich zu machen im Stande iſt; ich faßte den empfindſamen Plan, gleich wie ein Ritter der fernen Fabelzeit, blos um meiner ſelbſt willen — darf ich das Wort ausſprechen? — nein, ich darf es nicht — erlauben Sie?

Ach, Gott! ſeufzte hier Hortenſe, der der Angſtſchweiß auf der Stirne ausbrach. Der feine, alte Herr nahm dies für ein günſtiges Zeichen; er wähnte, daß ſeine wohlgeſetzte Rede auch gut angebracht ſey. Seine Zurückhaltung wich einer Annäherung, die jedoch ſtets in den Gränzen des ſtrengſten Anſtandes blieb. Hortenſe war kaum noch vermögend, die Worte hervorzuſtoßen:

— Aber der Italiener? wer — wer — iſt — dies?

— Der Italiener iſt nur mein Kammerdiener — ſprach der Andere —

Hortenſe krümmte ſich zuſammen, von innern Schmerzen gefoltert — die Seekrankheit — jede andere Empfindung beherrſchend — brach furchtbar hervor — ſie hatte in dem Momente keinen andern Gedanken als Tod — Sterben.

Der alte, feine Herr war um ſie beſchäftigt; er war zu mißgünſtig, um ſeinen Kammerdiener zur Hilfe herbeizurufen, und da er den Pavillon allein gemiethet hatte, ſo war er vor jeder unerbetenen Störung vollkommen geſichert.

Zweites Kapitel.

> Es brauſet der Wind — es ſauſet das Meer
> Als wenn wohl keine Rettung mehr wär' —
>
> Volkslied.

Die Lage war kritiſch. Nie hat man wohl die Zärtlichkeit eines Liebhabers auf eine ſolche Probe geſtellt erblickt. Die kurzen, boßhaften Wellen des Kanals, welche die Schwingungen des Schiffes mehrfach zerſtücken, anſtatt es mit einem großen, mächtigen Wurfe gen Himmel zu ſchleudern, um es bald wieder mit den Rieſenarmen des aufgewühlten Abgrundes aufzufangen — wie es der großmüthige Ocean in ſeiner launenhaften Spielerei unternimmt, um die Feſtigkeit des Fahrzeuges zu erproben — erregten den Reiſenden die unſäglichſten Qualen. In jedem Momente wiederholte ſich dieſes Stoßen, dieſe zappelnde Bewegung, Alles krachte im Bau des Schiffkörpers, wie im Körper der Menſchen. Man ſchloß die Augen, biß die Lippen im unſäglichen Schmerze — man glaubte bei jedem neuen Rucke, jetzt werde man ſelbſt mit der Maſchine in Trümmer gehen und nirgends ein Rettungsmittel. Der Gedanke, ausharren zu müſſen, wirkt endlich ſo mächtig in dieſer Lage, das Gefühl des unabänderlichen Elends wird ſo groß und feſt, daß die unbedingteſte Ergebung die Folge iſt, und man als ein Spiel der Wellen und des Schickſals nur Einen Gedanken hat — Tod. Allein dieſer Tröſter kommt nicht, und das Leiden währt ſo lange als die Reiſe.

Man denke ſich nun in ſolcher Lage eine Frau, von einem fremden Gegenſtande belagert, der bemüht iſt, durch unabläßige Dienſtleiſtungen ſich gefällig zu machen, die entweder in der an Bewußtloſigkeit gränzenden Abſpannung nicht bemerkt werden oder bei der Rückkehr einiger geiſtigen Kraft, den Ekel, den Abſcheu nur noch erhöhen.

Hortenſe befänd ſich in dieſem Falle. Alles ließ ſie mit ſich geſchehen; ſich zurecht legen; ſich Madera in den Mund und cölniſch Waſſer in die Naſe flößen. Sie war völlig erhoben durch ihren Schmerz über das, was ihr ſonſt das Gefühl des Anſtandes vorgeſchrieben haben würde. So mächtig wirkt dieſes Uebel auf der See, daß die ſchamhafteſten Geſchöpfe, junge Mädchen, die auf dem feſten Lande unter keiner

Bedingung ſich nur im Negligé einem Manne zeigen würden, im Schiffe, von der Krankheit ergriffen, ſich entkleidet, aufgelöſt, wie ſie ſind, in Stellungen und Lagen dem Blicke Fremder bloßzuſtellen, ohne die mindeſte Zurückhaltung. Dies iſt das Reich der vollſtändigſten Gleichheit; hier verſchwinden alle Rückſichten! Man hat eben ſo wahrgenommen, daß der galanteſte Herr, ſich zwiſchen zwei Damen drängt, denen er im letzten Salon auf dem Lande, auf die geiſtreichſte Weiſe den Hof machte, um ſeinen Kopf über das Geländer des Schiffes zu lehnen und den Fiſchen und Meergöttern ſein Inneres zu erſchließen, eben ſo aber, daß das ſchüchternſte Mädchen ſeinen Kopf an die Schulter des nächſten Beſten legt, um von der Erſchöpfung auf einen Augenblick auszuruhen, und ſich dann an ſeiner Seite die gewünſchte Erleichterung auf's Neue zu verſchaffen. —

Dieſe Schilderungen ſollen hier nicht ausgeführt werden. Sie könnten Beiträge zur Theorie des Ekels abgeben, wie ſie der herrliche Jean Paul, ſo ergötzlich in ſeiner Badereiſe Katzenberger's vorträgt.

Zum Glücke blieb Hortenſe's Geſellſchafter von dem gräßlichen Finger der Krankheit unberührt. Er hatte viele Reiſen zur See bereits gemacht und war auch ſchon deshalb frei, weil er auf dem Lande an einer überaus ſchlechten Verdauung laborirte, was man als ein Präſervativ zu betrachten geneigt zu ſein pflegt.

War es indeſſen wohl die Macht des Meeres, welche die Menſchen gegen Eindrücke abſtumpft, die ſonſt den Landbewohner mächtig ergreifen, oder war es die Macht der Liebe, welche die Nerven ſo feſt und ſtark zu machen, die Kräfte der Seele zu erhöhen im Stande war — genug der alte Herr — fühlte nichts anders als Glück und Zufriedenheit, Wonne im Uebermaaße, ſo in der Nähe ſeines geliebten Gegenſtandes zu ſeyn und ſich damit beſchäftigen zu können, ohne von deſſen Lage ergriffen zu werden.

Wie ſelig fühlte er ſich, dieſen Kopf im Arme halten, dieſe ſchöne Stirne ſtützen zu dürfen, in dieſes holde, wenn gleich gebrochene Auge zu blicken, dieſen üppigen, halbgeöffneten Mund mit dem Tuche zu berühren, wenn die gräßlichen Verzerrungen von den Lippen gewichen waren, die das Erbrechen hervorbrachte.

Die Stunden vergingen ihm mit Blitzesſchnelle unter dieſen unausgeſetzten Beſchäftigungen. Er ſelbſt ſtärkte ſich hin und wieder durch einen Schluck aus der Maderaflaſche und ſeine Phantaſie ſchweifte in die anmuthigſten Regionen. Seine getreuliche Pflege — dies ſpiegelte ſie ihm vor — würde in dem Herzen der angebeteten Tänzerin Dankbarkeit erzeugen — er ſah ſie ihm folgen in das Aſyl des Reichthums und der Ueppigkeit — er ſah ſie entzückt über die Wunder, die er um ſie verbreiten würde. Er wollte ja nur ihr Sclave ſeyn, an ihrem Blicke hangen, in ihrer Nähe ſein Glück ver[illegible], vergehen in ihrem Hauche — ſie ſollte herrſchen über ihn und ſeine Schätze. Aber den Italiener wollte er für immer entfernen. Seine Rolle war ausgeſpielt und ein anſehnliches Stuck Geld ihm als Entſchädigung für ſeine geleiſteten treuen Dienſte zu Theil werden.

Unter dieſen Träumereien und mannichfaltigem Ueberlegen, bemerkte er kaum, daß die Patientin ſeit einiger Zeit ruhiger zu werden anfing, und die ſtoßenden Bewegungen des Schiffs nach und nach gemächlicher zu werden begannen; man war nehmlich in die Mündung der Themſe eingelaufen.

Hortenſe erwachte wie aus einem langen Schlafe.

Sie wollte auf das Verdeck, allein der allezeit bereite Begleiter machte ſie darauf aufmerkſam, daß ihre Toilette einiger Nachhilfe bedürfe, um ſich den Blicken der Leute zu zeigen. Da fiel es der ſchönen Tänzerin wie ein Stein auf's Herz, daß ſie keine weibliche Bedienung bei ſich habe. Ein Seufzer entſtieg wie eine rührende Erinnerung ihrem Buſen. Allein ſie ſollte ſie, nach der Meinung ihres aufdringlichen Begleiters nicht entbehren. Er eilte fort um ein weibliches Weſen, unter der Schiffsgeſellſchaft aufzutreiben, das ſich zu dem Dienſte eines Kammermädchens bei Hortenſe verſtehen könnte.

Der erſte Augenblick des Alleinſeyns machte ſich auf ſchmerzliche Weiſe geltend. Der Kopf, noch ſo ſchwach von den ausgeſtandenen Leiden, war kaum im Stande, ſich Alles zu vergegenwärtigen, was vor und während der Reiſe ſich zugetragen hatte.

Sie wollte einen Entſchluß faſſen, aber ehe ſie noch darüber im Reinen war, trat der feine, alte Herr, mit freundlichem Geſichte ein, bezeugte ihr ſeine Freude über ihre plötzlich eingetretene Geneſung, verſicherte, daß ſie ſchon an Greenwich vorüber ſeyen und bald in ſeinem Hotel in London ſich befinden würden, und ſtellte zugleich eine kleine, flüchtige Griſette, von ziemlich gutem Ausſehen vor, die, einen Dienſt ſuchend, die Reiſe mitgemacht habe, mit guten Zeugniſſen verſehen zu ſeyn vorgebe, und ſich mit Vergnügen der Toilette ſeiner Gebieterin widmen wolle.

Hortenſe mußte jeden Dienſt annehmen, jede Perſon um ſich dulden, in der Verfaſſung des Augenblicks. Ein Blick in den Spiegel überzeugte ſie von der dringenden Nothwendigkeit, denn er erfüllte ſie mit Schauder. Nie hatte ſie ſich ſo erblickt. Das Geſicht war bleich, die Lippen welk, die Augen matt: das wäre aber noch erträglich anzuſchauen geweſen, da die urſprüngliche Schönheit der Form den Mangel an Glanz und Farbe überſehen laſſen konnte. Allein die Verwirrung, die das Ganze umgab und entſtellte, die feuchten, zerzauſten Haare, ein grünes Band, das hindurchgezogen war und von den angewandten Säuren, womit die Hand des ſorgſamen Liebhabers, die Stirne reichlich benetzt hatte, die Farbe gelaſſen, und ſie in unregelmäßigen Streifen den Wangen und dem Halſe mitgetheilt hatte; die zerknitterte Wäſche, die von den Eſſenzen durchnäßten nnd ſchmutzig gefärbten Buſen- und Halskrauſen — Alles dies gab ein ſo troſtloſes Bild —

daß Hortenſe ihre Augen von ihrem eigenen Anblicke abwenden mußte.

Mit Zögern erwartete ſie, daß ihr Begleiter ſich nunmehr entfernen würde, um ihr und ihrer neugewonnenen Zofe den Raum zu überlaſſen, allein ſie mußte mit Schrecken ſehen, daß er nicht nur keine Anſtalten dazu machte, ſondern ſich vielmehr anſchickte, die nöthigen Hilfsleiſtungen bei dem Toilettendienſte in eigener Perſon zu übernehmen. Hortenſe raffte jetzt ihre ganze Kraft zuſammen, um ihn gebieteriſch zum Rückzug zu bewegen, allein mit ſeltener Beharrlichkeit vertheidigte er ſeine Anweſenheit. Er ſchlich auf den Zehen, er benahm ſich ſo ergeben, er heuchelte die größte Zurückhaltung, ſtellte ſich abgewendet in den Winkel, oder blickte zum Fenſter hinaus, wenn er vorausſetzte, daß irgend etwas am Anzuge vorgenommen werden ſollte, das nach allgemeinen Begriffen das Auge des Mannes nicht ſchauen dürfe — dann aber war er ſogleich wieder da, mit einer Nadel, mit einem Bande, hielt dies oder das, holte herbei, legte fort, kurz war auf alle Weiſe behilflich und förderlich. Das ächte Bild eines armen, alten Courmachers, den es überglücklich macht, in der Nähe ſeiner Göttin verweilen zu dürfen, und der um jeden Preis dieſe hohe Gunſt ſich zu erringen bereit iſt.

Hortenſe mußte am Ende über das Original lächeln, und er pries ſich ſelig, als er dieſen erſten Sonnenſtrahl des himmliſchen Blickes durch die bisher ſo trüb umwölkte Stirne leuchten ſah.

Drittes Kapitel.

Don Gayferos! Don Gayferos!
Guter, vielerprobter Ritter!

Spaniſche Romanze.

Willenlos folgte Hortenſe ſeinen Anordnungen. Sie ſah ſich in einem reichen Hotel, das ihr Begleiter das ſeinige nannte. Bei der Ankunft hatte ſie noch den ſchönen Italiener geſehen, dann war er ihren Blicken entrückt. Die auf dem Schiffe gemiethete Zofe war ihre nächſte Umgebung.

Wir haben bis jetzt das Theaterleben in ſeinen verſchiedenſten Abſtufungen ſich vor uns entfalten ſehen und abſtoßende wie anziehende, ernſte wie heitere Scenen beobachten können. Alles in unſerm Vaterlande zeigte uns aber ſtets nur ſehr beengte Verhältniſſe; die freieſte Lebensweiſe erhob die Künſtler nicht über die Gränzen der banalſten Formen; ſie hatten mit Armuth und Bedrängtheit zu kämpfen; ſie litten von den Folgen der übeln Nachrede, wie ſie das

Baſengeſchwätz in unſern Städten ausheckt; ſie waren abhängig von den Launen der Menge, die ſich unberufen in die Gränze ganz innerlicher Beziehungen miſchte und ihre Rache, ihre Parteilichkeit dort hineintrug und die Laufbahn der armen Künſtler mit zahlreichen Dornen beſtreute. Hier ſtehen wir nun auf einem andern Gebiete. Wir ſind in einem Bereiche der Kunſt, wo nur die Strahlen des Ruhmes herrſchen, wo die Sonne des Glücks nie untergeht, wo der glänzendſte Beifall und der reichſte Lohn einen unverſiegenden Quell von Genüſſen gewährt, der die Bruſt des Künſtlers anſchwellen muß. Wir wollen ſehen, welcher Grad von Zufriedenheit ſich damit verknüpft, wir wollen erwägen, ob der arme Künſtler, der neben ſeinem Karren, hungernd auf der Landſtraße einherzieht, ob der wackere Mann, der gegen Sorgen geſchützt, an einem Hoftheater ſeinen innern Gott aufopfern muß und ſich der Intrike beugt, um ſeine Kinder erziehen zu können, ob der gute Enthuſiaſt, der ſich im Hange nach dem Höchſten auf ſchweren, oft irreleitenden Bahnen abmüht und dann ſpät ſeinen Wahn zerknirſcht einſieht, gegen den vom Glück getragenen, vom Glanz umgebenen Künſtler ſo ſehr im Schatten ſteht, der die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllend, durch ihre Hauptſtädte zieht, von Allen ſehnſüchtig erwartet und von dem lauten Jubel des Beifalls getragen. Wir glauben es ausſprechen zu dürfen, daß allen dieſen Künſtlern das wahre Glück nur wie Scheinglück blüht — daß keiner von ihnen zufrieden mit ſeinem Looſe ſeyn kann, und daß Bodenlos wie Hortenſe, Leinweber wie Balder, Alfred wie Lucile, an derſelben Krankheit ſiechen und daran zu Grunde gehen müſſen. Glücklich ſind nur die, ſo genießen! Wer im Stande iſt, ſich den Genuß von Kunſtwerken zu verſchaffen, iſt der wahre König der Welt; er wähle nur ſolche, die ihm genügen und erhole und ſtärke ſich daran. Auch kein leiſeſter Tadel beflecke die Augenblicke der Weihe, in denen er ſich ſeinem edeln Schwelgen überläßt. So wie die Kritik eintritt — denn der wahre Kritiker muß nothwendig auch ein gutes Stück vom Künſtler in ſich tragen — hört die Reinheit, das Ueberirdiſche ſeiner Exiſtenz auf und er ſinkt von ſeiner Höhe um ein Bedeutendes herab. Wer ſein Glück bewahren will, bleibe ferne der Verſuchung, eine Kunſt ſelbſt ausüben zu wollen!

Der ehemalige Berliner Banquier, der ſich auf ſo wunderbare Weiſe nicht in den Beſitz, wohl aber in die Nähe des reizenden, allgemein bewunderten

Geſchöpfes wenigſtens momentan zu ſetzen gewußt hatte, gehörte zu den originellſten Erſcheinungen der Londoner Geſellſchaft. Wie er ſelbſt ſagte, ſo hatte ſein ungeheurer Reichthum ihm die Pfade geebnet, überall hinzubringen. Er hielt nicht nur jede hohe Wette, ſondern er proponirte die höchſten. Bei den Wettrennen gewannen Pferde aus ſeinem Marſtalle den Preis; man ſpeiſte bei ihm auf Vermeil, ſein Koch war der Feinſte und die Faſhion konnte dem Eindringling nicht die Thüre weiſen. Er war die unvermeidlichſte Erſcheinung, der man überall begegnete, wo es dem hohen Luxus gefiel, ſich zu zeigen. Um einen mehr ſichtbaren als fühlbaren Mangel abzuhelfen, war er bemüht geweſen, von einem deutſchen Fürſtenhauſe ſich gegen eine bedeutende Aufopferung an baarem Gelde, die jedoch für ihn keine war, den Freiherrntitel zu verſchaffen, um auf ſeinen Wagen das große und kleine Wappen lackiren laſſen zu können, es dem Pferdegeſchirr aufzudrücken, ſeiner Vaiſſelle, ſeiner Valetaille, kurz allem, was zu ſeinem Hauſe gehörte. Wenn er auch hierdurch an Anſehen keinesweges gewann, ſo ſchmeichelte es doch ſeiner Eigenliebe, die auch mitten im Dunſtkreiſe des großartigſten engliſchen Reichthums den kleinen, deutſchen Albernheiten treu geblieben war. Bei den Engländern wird der Glanz der Geburt über Alles in Ehren gehalten und der Stolz ihrer Ariſtokratie überſteigt vielleicht die Gränzen der Vernunft; aber ſie ſind eben deshalb auch ſo vernünftig, einzuſehen, daß ſolch ein Vorzug der Geburt ſich durch nichts im Leben erlangen laſſe, daß er am wenigſten aber zu erkaufen ſey.. Die guten Engländer tröſten ſich dabei, denn ſie wiſſen, daß Reichthum, Talent, Betriebſamkeit im Großen eben ſo Wege zum Glanze bahnen und der ſtärkſten Eigenliebe hinlängliche Befriedigung gewähren. Die Engländer ſind die geborenen Feinde alles Scheines; daher ſieht man ſie weder mit erkauften Titeln, noch mit erbettelten Ordensbändchen prangen. Wir Deutſchen haben, trotz unſers vielgeprieſenen Ernſtes, denn doch auch recht Vieles von den Komödianten an uns, und ein Hofrathstitel, und ſollte er von einem letztgeborenen Sohne des kleinſten Fürſten- oder Grafenhauſes herrühren, der weder einen Hof beſitzt, noch ſich ſelbſt zu rathen wüßte, wird von Männern geſucht und gewünſcht, in deren Character Bürgſchaften für höhere Intereſſen liegen. Wer erklärt uns dieſen Widerſpruch, der trotz der auf dieſe Titel- und Auszeichnungsſucht gehäuften Lächerlichkeit, dennoch unter uns nicht auszurotten iſt?

Als Freiherr nannte ſich Herr Liebermann, der ehemals an der Berliner Börſe wohlgekannte Banquier, von Staar. Von Jugend auf war er den Theaterſchönen mit Leib und Seele ergeben, und opferte ihnen große Summen auf. Er befand ſich nie ohne eine ernſtliche Neigung nach ſeiner Art mit irgend einer Primadonna. Und was ihm zum Ruhme nachgeſagt werden konnte: er war nicht wandelbaren Gemüths; immer war's der andere Theil, der ihn aufgab, ſey's, daß man ſeiner überdrüſſig wurde, ſey's, daß man ſich durch den Wechſel zu verbeſſern dachte. So waren die Jahre gekommen, wo es dem ohnedieß nicht von der Natur bevorzugten Manne immer ſchwerer werden mußte, Eroberungen zu machen, und wenn er ſie wohl von jeher nur ſeinem Gelde verdankte, ſo mußte er nunmehr die Prämien bedeutend verſtärken, wollte er ſich den vorübergehenden Beſitz einer ſolchen geliebten Freundin verſchaffen. Nach dem erſten Augenblicke der Ueberraſchung trat bei Hortenſe der feſte Wille ein, das läſtige Band zu trennen, ehe es ſich wider ihren Willen feſter knüpfen würde. Sie erklärte dem Herrn Baron eines Morgens, daß ſie ſein Hotel verlaſſen wolle und ihm für die ihr darin bewieſene Gaſtfreundſchaft danke. Allein Staar wollte davon nichts wiſſen. Er erklärte, daß er ohne ſie nicht leben könne; daß er ihr lange ſchon nachgereiſt ſey, bloß um ihres Anblicks theilhaft zu werden, und daß es ihn mit hohem Entzücken erfüllt habe, als er von einem Freunde endlich erfahren, ſie wolle ſich nach England begeben. Zugleich ſey es ihm durch einen glücklichen Zufall hinterbracht worden, denn nichts ſey ja dem Golde unmöglich, und ein fortgeſchicktes Kammermädchen iſt nicht ſehr verſchwiegen — daß ſie mit dem Betragen ihres Bruders unzufrieden, beſchloſſen habe, ihn heimlich zu verlaſſen und allein nach England überzuſchiffen. Hierauf habe er nun ſeinen abenteuerlichen und allerdings etwas kühnen Plan gebaut, und hoffe, daß ſie ſeiner Liebe Alles vergeben werde.

Hortenſe ſah ſich jetzt mit einem Male über ihr Abenteuer aufgeklärt. Sie erinnerte ſich, ein Kammermädchen, das ſie lange Jahre um ſich gehabt, und dem ſie deshalb ihr geheimſtes Vertrauen geſchenkt hatte, wegen plötzlich eingeriſſener Unordentlichkeit in den ihr überlaſſenen Angelegenheiten, wegen Verſäumniſſe im Dienſte, wegen arger Zerſtreuungen und gänzlich veränderten Weſens, fortgeſchickt zu haben, nachdem alle Ermahnungen und Scheltworte ſich fruchtlos bewieſen hatten. Dieſes Mädchen hatte

Staar in ſein Intereſſe zu locken gewußt — aber wie? Hortenſe ſollte auch hierüber nicht lange in Zweifel bleiben.

— Ich habe den hübſchen Kammerdiener, einen verſchmitzten Italiener, den Sie kennen, ſprach Staar, dieſen Menſchen liebte das Mädchen —

Hortenſe erröthete.

— Um ſich zu beſitzen, fehlte es Beiden an Mitteln, fuhr der Baron, grauſam, ohne es zu wiſſen, mit Geſchäftigkeit fort. Ich kenne die Gewalt der Sinnlichkeit, mein Fräulein. Eine ſchöne Perſönlichkeit, eine fremde Nationalität, Jugend, eine angenehme Tenorſtimme, das Alles macht Eindruck. Ich verſah meinen Kammerdiener mit dem nöthigen Gelde, um eine Figur im Salon Ihres Herrn Bruders machen zu können, die ich mit allem meinen Gelde und mit meinem Freiherrntitel obenein, nicht vorgeſtellt haben würde. Ich bin erfahren genug, um zu wiſſen, daß ein junges, ſchönes Mädchen Ihrer Art — nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich ſo offen ſpreche, ich will damit nichts Böſes von Ihnen geſagt haben — daß ein ſchönes Mädchen, von Ihrem

Stande, ſich eher einem ſolchen glänzenden Burſchen anvertraut, und ſteckte der heilloſeſte Abenteuerer dahinter, als einem beſonnenen, ältern, wohlmeinenden Manne, und hätte er auch ſchon die vollzogene Eheverſchreibung in der Taſche. Es iſt einmal ſo in der Welt. Zum Glücke aber iſt dem Golde Alles möglich, und man weiß ſich zu helfen. Mein Cola, den ich einſt in Neapel aufnahm, war ein Burſche, auf den ich mich verlaſſen konnte. Er konnte ſchön ſingen und war ſogar einmal ſchon erſter Tenor während einer Fierastagione geweſen; er ſagte mir oft, daß er ſein Glück auch ſo gemacht haben würde, daß er es aber vorzöge, mit einer engliſchen Excellenza, mit einem großmüthigen Cavalier' inglese fortzugehen. Er darf es nun wahrhaftig nicht bereuen, denn ſein letzter Dienſt, den er mir mit ſolcher Gewandtheit leiſtete, hat ſeine vollſtändige Emanzipation herbeigeführt. Ich habe ihm Geld genug gegeben, er hat ſein Mädchen heirathen können, und iſt bereits mit dem Dampfſchiff nach Frankreich abgereiſt, um ſich von dort in ſein Vaterland zu begeben. —

Hortenſe war innerlich erfreut, den Gegenſtand einer flüchtigen Neigung wohl für immer entfernt zu wiſſen. Es widerſtrebte ihrer Natur, dem Urheber jener Täuſchung in dieſem Augenblicke Vorwürfe zu machen; ſie wiederholte nur ihren feſten Entſchluß, ihn zu verlaſſen. Der arme Baron legte ſich abermals auf's Bitten, er weinte, er ſchwur ewige Treue, er wollte nichts, als in ihrer Nähe athmen, wenn es ihm auch nur ſelten vergönnt ſeyn ſollte, ſie zu ſprechen. Nur auf ihre beſondere Erlaubniß wollte er ſich ihr vorſtellen; ſie ſollte frei ſeyn, wie der Strahl des Lichts, und über ihn gebieten mit unumſchränkter Macht.

Dies iſt einer von den characteriſtiſchen Zügen jener Menſchen, die bloß dem Scheine nachjagen, der ihnen allen Genuß erſetzen muß. Der arme Baron wollte, daß man in ſeinen Kreiſen ihn beneide, daß man von ihm ſage, er beſitze nicht nur das meiſte Geld, und Alles, was ſich daran knüpft, ſondern auch die Gunſt der ſchönen Tänzerin, gleichviel, ob er ſie in der That beſaß, beſitzen konnte, oder nicht.

Wie er ſich nun einmal dazu gedrängt hatte, die Rolle des Schickſals, in Hortenſe's Angelegenheiten zu übernehmen, ſo war er auch Schuld, daß ſie das Incognito, in dem ſie während ihres Aufenthaltes in London verharren wollte, wider Willen ablegen mußte. Er hatte nehmlich ihre Anweſenheit verrathen, die öffentlichen Blätter ſprachen davon, und dies war genug, vornehme Herren, Künſtler, Directoren der Theater, kurz eine glänzende Welt von verſchiedenen Mächten und Berühmtheiten in ihr Vorzimmer zu leiten, die um die Gunſt nachſuchten, ihr aufwarten zu dürfen. Lange ſchlug die arme, geplagte Künſtlerin auch dieſe Angriffe zurück. Sie war in einer heiligen Abſicht nach England gekommen, ein Drang des Herzens trieb ſie einem feſtbeſtimmten Ziele zu; es war lediglich der Wunſch ihre Mutter aufzuſuchen, ihren Zuſtand zu lindern durch die Sorgfalt und Liebe eines Kindes. Neben dieſen Zwecken erſchien ihr die Ausübung ihrer Kunſt, obgleich ſie ſie liebte, und ſie ihr oft als das Höchſte in ihrem Erdenleben erſchienen war, dennoch wie Entweihung. Sie konnte den Gedanken nicht denken, um den Beifall der Menge zu ringen, während ſie ihre Mutter noch nicht gefunden hatte; es kam ihr vor, als buhle ſie um eine Gunſt, die ſie nicht verdiene. Ihre Stimmung war die traurigſte; in ſich zerfallen, rang ſie nach äußerem Troſt, den ihr nichts in ihrer jetzigen Umgebung gewähren konnte.

Ach! das Gehäuſe, in dem der Künſtler, wie die Raupe in ihrem Geſpinnſte, ſchafft, iſt oft von Außen ſo glänzend und leuchtend bemalt, daß es Aller Blicke auf ſich zieht und den Neid der Menſchen erregt, während oft nach Innen kein Strahl dieſer bunten Freude bringt und der arme, rings eingeſponnene Wurm, von mannichfachen Verhältniſſen bewegt, ſich abmüht und die Flügel zum Aufſchwunge aus der Hülle ihm erſt im Tode wachſen.

Wer unterſcheidet wohl das wahre glückliche Daſeyn von dem falſchen Schimmer hienieden?

Aber auch Du, armer Staar, jagteſt ſolch einem Phantome nach! Was Du durch all Dein Gold Dir nur zu erwerben wußteſt, war der Traum eines Traumes — war weniger als Nichts!

Viertes Kapitel.

Nimm', ich kann ſie nicht verdienen —
Deine Krone — nimm ſie hin!

Schiller.

Hortenſe bewohnte jetzt ihr eigenes Appartement, der troſtloſe Staar hatte ſie ziehen laſſen müſſen. Das Einzige, was er ſo glücklich geweſen war, ſich auszubedingen, waren die Entreén in die Loge der Künſtlerin, während der Zwiſchenacte der Vorſtellung und der Zutritt in ihren Salon, an Tagen, wo ſie empfing.

Sie hatte nehmlich einer Aufforderung, die von der Königin ſelbſt ausging, nicht länger Widerſtand entgegenſetzen können, und mußte ſich dazu verſtehen, auf dem Theater Ihrer Majeſtät zu tanzen. So ſehr ſie dieſer Umſtand auch anfänglich verſtimmte, ſo tröſtete ſie ſich doch damit, daß es ihr inzwiſchen gelingen würde, über das Daſeyn und den Aufenthalt ihrer Mutter beſtimmte Aufſchlüſſe zu erhalten, weil ſie ſonſt gezwungen geweſen wäre, die drei Königreiche die Kreuz und Quere zu durchziehen, da ſie nur ſehr weitläuftige Andeutungen zu deren Auffindung hatte.

Stets mit ihrem Plane beſchäftigt und von ihren Beſtrebungen gänzlich in Anſpruch genommen, umſchwärmten ſie die bunteſten Ereigniſſe des ſie umgebenden Lebens, die Huldigungen und Ehrenbezeugungen, die Bewerbungen und Anforderungen — Dinge, die einer Jeden, und auch ihr, zu anderer Zeit, den Kopf ſchwindlich gemacht haben würden — ohne allen Eindruck auf ſie zu erregen. Wirklich zeigte ihr Leben in London die Exiſtenz des Künſtlers auf der höchſten Staffel des Glanzes. Welch ein Abſtand zwiſchen der Erbärmlichkeit, die ſelbſt unſere erſten Theater umgiebt, und dieſer Pracht.

Eine glänzende Equipage, die irgend ein Vornehmer zu ihrer Verfügung geſtellt hatte, führte Hortenſe in die Probe. Hier war ein koſtbarer Seſſel bereitet, auf den ſie, verhüllt in eine wärmende und bequeme Morgentracht, um ſich vor dem Zugwinde zu ſchützen, Platz nahm, umgeben von einem ſtets wechſelnden Kreiſe von Herren, die hierher kamen, um ſich mit theilnehmenden Fragen nach ihrem Befinden, nach ihren Vorſätzen für den Reſt des Tages und dergleichen Dingen zu erkundigen und ſich dabei in kleinen Dienſtleiſtungen und Artigkeiten zu erſchöpfen. Der brachte Blumen, Jener ein neues Keapſake, der holte das Hündchen herbei, um der Gebieterin gefällig zu ſeyn, Jener trug den Shawl, den Hut, jeder ſchätzte ſich glücklich, wenn ihn ein ſolcher Auftrag traf und vor den Andern auszeichnete. Alles was ſie ſprach, was ſie verhieß, wurde mit andächtiger Ergebenheit ergriffen und man war ſtolz darauf, damit, wie mit einem Siegesbulletin, davonzueilen und es bei den Levers der Damen, in den Vorzimmern der Staatsmänner, auf der Börſe, in allen bedeutungs- und einflußreichen Kreiſen auf's Schnellſte zu verbreiten.

Das Balletcorps hatte jetzt ſeine Aufgaben beendigt und das Solo begann. Hortenſe ſtreifte nunmehr die ſchweren Hüllen ab und ſchwang ſich wie ein Gebilde aus Anmuth und Luft gewoben, auf die Scene. Den zierlichen Fuß bekleidete ein ſeidener Strumpf und ein Schuh, den der geſchickteſte Bildhauer aus Alabaſter geformt zu haben ſchien. Ein ſehr kurzer, faltiger Rock aus feinem Mull umgab die ſanftſchwellenden Hüften und ein enges Corſett den vollen Buſen, die Arme waren entblößt; den Hals ſchmückte ein Reif aus farbigen Steinen, die wie zierliche Tropfen in den Ohren hingen und ſich eben ſo auf der Stirne zeigten, um ſich dann in die Nacht der dunkeln Haare zu verlieren, die ein Neſt aus üppigen Flechten tief nach dem Nacken zu bilden und mit dem blendenden Lichte des Halſes ſcharf contraſtirten. Dies ſogenannte Negligé war ſchon an und für ſich das reizendſte Coſtüm, das geſchmackvoll, leicht und zierlich, den plumpen, mit Stickereien beladenen Putz gewöhnlicher Tänzerinnen weit hinter ſich zurückließ.

Wie ſie aber nun den Fuß erhob und ſich ſchwebend in der Luft hielt, dann mit unbeſchreiblicher Anmuth ſich um ſich ſelbſt drehte, die Arme ausbreitete und lächelnd mit unſichtbaren Genien zu ſcherzen ſchien, die nur von ihrem Auge erſpäht, ſie umgaukelten; wie ihr ganzes Weſen in Seligkeit zu ſchwimmen ſchien; ihre Bewegung ſich belebter zeigte und, wie von neckiſcher Laune ergriffen, dieſer göttergleiche Leib bald in ſchwellenden Beugungen, bald in ſäuſelndem Hüpfen, Sehnſucht, Luſt, Hoffen ausdrückte, bis ſie ganz von ſeliger Erfüllung überſtrömend in Jubel ausbrach, und großartig aufſchwebend, die Geſtalt nun wie verklärt ſich frei in der Luft zu erhalten ſchien und nur dann und wann mit der Spitze des Fußes gleichſam die Erde von ſich abſtieß, da erhob ſich das Gefühl der Schauenden mit, und ein lauter Beifallsſturm brach los; die Muſiker hatten Mühe, den Enthuſiasmus, der ſich ihrer bemächtigte, zurückzuhalten und den Bogen zu führen, ſie kamen aus dem Takt, das Orcheſter ſtockte, aber die Begeiſterung verließ die Künſtlerin nicht und den innern Harmonien, die ſie durchſtrömten, allein folgend, vollendete ſie ihre große, heilige Handlung, gleich einer reinen Prieſterin der Gottheit. Das iſt die ewige Gewalt der Kunſt, die nur Thoren und Engherzige als unvollſtändig ſchmähen können; Thoren und Engherzige allein claſſificiren ihre Werke; das Wahre, Göttliche zeigt ſich im Tanze wie im Brauſen des Orcheſters, und in dieſen wie in der Macht des Gedankens durch das geſprochene Wort des Dichters.

Aber viele von den Verehrern der Göttlichen ſtanden da, zu den Lampen gewendet, und man ſah ſie ihre Schreibtafeln hervorziehen und emſig notiren. Sie verzeichneten jeden neuen Schritt, jede kühne, jede zarte Wendung, die ſie noch nicht geſehen hatten, um mit eiſerner Gewiſſenhaftigkeit vor der Oeffentlichkeit Rechenſchaft davon geben zu können.

Baron Staar ſpielte bei dieſer Gelegenheit nach ſeiner Meinung eine Art von Hauptrolle, indem er umherging und förmlich Dank und Beglückwünſchung entgegenahm, da es ihm ja allein gelungen war, der Hauptſtadt dieſen hohen Genuß zu verſchaffen.

Doch war ſolch eine Probe nur der ſchwache Abglanz des Triumphes, der Hortenſe bei der Vorſtellung am Abend erwartete. Das Haus war überfüllt und ſtrahlte im blendendſten Lichte. Die Logen kränzte ein Blumenflor der edelſten Geſchlechter. Alles hing erwartungsvoll an der Scene, deren glänzendſte Erſcheinungen nicht im Stande waren, den Gedanken an die Eine zu verdrängen. Nun erſchien ſie. Kaum war ſie hervorgeſchwebt, als ein donnerähnliches Getöſe, den Raum vom Parterre bis zu den höchſten Gallerien füllend, ihre Bewegungen hemmte. Sie ſtand ſtill und empfing die Huldigung der Tauſende, die kein Ende nehmen wollte. Sie trat vor, vor bis an die Lampen, und indem ſie das ſchöne Auge im Kreiſe ſchweifen ließ, als wollte ſie Alles, was zugegen war, zuſammenfaſſen, um es ihrem dankbaren Herzen zuzuführen, fügten ſich die Arme, wie unwillkührlich zu einem Kreutze und ſie feſt an die hochwallende Bruſt ſchmiegend, bogen ſich die zarten Knie und die ganze Geſtalt nahm den Ausdruck des ehrfurchtvollſten Grußes an, der innigſten Anerkennung ſo vieler Huld und Güte und des Volkes Toben wurde wilder, lauter, von keiner Gewalt mehr zu beſchwichtigen. Drei-, vier-, fünfmal mußte ſie dieſe Stellung wiederholen, man konnte ſich nicht ſatt daran ſehen; die Zeichner zeichneten darnach, die Bildhauer prägten ſie ſich ein, um ihre Statuetten ſo zu formen und dies Bild der Grazie den entzückten Sinnen im getreuen Abdruck feſtzuhalten.

Man war erſchöpft und ließ jetzt der Künſtlerin Zeit, ihrer eigentlichen Aufgabe nachzukommen. Gehoben von dem Vorangehenden, leiſtete ſie das Vollendetſte, was ihr zu erreichen vergönnt war; allgemein war der Ruf: ſie übertreffe ſich ſelbſt und die Kunſtfreunde, die am Morgen bei der Probe jeden Tritt und Schritt, jede Beugung des Körpers, jede Hebung oder Senkung der Arme, jedes zierliche Fußſchnörkelchen notirt hatten, mußten wieder zu ihren Schreibtafeln greifen, um Alles zu berichtigen; ſo viel Neues bekamen ſie zu ſehen und anzuſtaunen und ſo unerſchöpflich zeigte ſich die Kunſt der Herrlichen.

Jetzt war der feierliche Act zu Ende und Hortenſe entſchwebte in ihrem letzten Solo nach dem Hintergrunde, um an dieſem Abende nicht wieder auf der Scene zu erſcheinen, da war aber dem Feuer der Zuſchauenden wieder kein Damm entgegenzuſtellen. Es war als ſollten ſie ſie für immer verlieren, dieſe beglückende Erſcheinung. Noch einmal ſie zu ſehen vor dem Abſchiede hätten ſie ihr Koſtbarſtes drangeſetzt; man ſchrie und tobte in ausgelaſſener Luſt und ſie mußte ſich noch einmal zeigen. Da ſtand ſie nun, in der Eile halbentkleidet ſchon, um den Eindruck zu erhöhen, der Schmuck war aus den Haar genommen und dieſes hing in langen Flechten auf den Schultern hernieder, der Gürtel und die Spangen waren gelöſt, und das Gewand, ſo durchſichtig und leicht, umwallte freier jetzt die zarten Glieder, die davon wie in Duft getaucht erſchienen. Alles war in überraſchender Entzückung, alles noch um Vieles geſteigert; den ſchönen Damen in den Logen genügte es nicht mit den feinen Händchen zu klatſchen, nein — ſie griffen an ihre Buſen, an die Haare und beraubten ſich des koſtbarſten Geſchmeides, der herrlichſten Blumen aus Edelſtein und warfen ſie jubelnd auf die Scene, der holden Fee als gerechte Huldigung der Schönheit zu Füßen.

Wie lächerlich zeigt ſich auch hier wieder unſere Nachahmungsſucht und wie kleinlich zugleich. Was dort jenſeits der Alpen und des Oceans, wahrhaft die Frucht der Begeiſterung durch die Kunſt iſt und ſich in Selbſtvergeſſenheit rückſichtslos kund giebt, wozu wird es bei uns?

Irgend eine Partei will dem Gegenſtande ihrer Verehrung ein öffentliches Zeichen derſelben geben und ſammelt Stimmen, um ſich zu verſtärken. Dann ſchickt man hin und läßt für einiges Geld bei einem Gärtner ein Paar Kränze und Sträuße kaufen. Dieſe erhalten die treuen Diener mit dem Befehl, ſolche heimlich auf die Gallerie mitzunehmen und am Schluſſe der Vorſtellung oder beim Heraustreten des Künſtlers ſie auf's Theater zu werfen. Dies geſchieht denn auch nach Vorſchrift gewiſſenhaft, wenn gleich ungeſchickt an der unrechten Stelle, und ſelten erreichen dieſe Spenden — namentlich bei großen Theatern, die Scene, der großen Entfernung wegen. Alles dies geſchieht bei unſerer Scheu vor aller Oeffentlichkeit in den Schleier der tiefſten Heimlichkeit gehüllt und die Verehrer ſelbſt, ſind von ihrem kühnen Unternehmen ſo gefeſſelt, daß ſie dem Gegenſtande ihrer Verehrung Beifall zu klatſchen vergeſſen, wo dann die welken Kränze von zarter Bedientenhand geworfen, ſelbſt dieſes nöthigen obligaten Accompagnements entbehren und nur noch kläglicher dadurch werden.

Aber dann heißt es doch: dem oder Jenem ſind Kränze geworfen und die Blätter plaudern es nach, obgleich ſie die Bedeutung und die Wirkung recht gut kennen und mühen ſich ab, es für ein Ereigniß gelten zu laſſen. Man glaube aber ja nicht, daß dieſe Blätter etwa erkauft ſind; nein, dazu iſt der Deutſche zu ehrlich — ſie thun es des holden Scheins wegen, um dem nachbarlichen Krähwinkel glauben zu machen, ſie beſäßen reichen Kunſtſinn, hohen Enthuſiasmus und könnten ſich darin mit Neapel und London meſſen.

Vor allen Dingen müßten wir aber dann auch ein eigentliches Publicum in unſern Theatern ſehen; wir haben jedoch in unſern fürſtlichen Anſtalten nur Abonnenten, die für ein Paar Kreuzer einige Abendſtunden hinbringen wollen, die ihnen daheim im Winter, mit Licht und Heitzung, oder im Wirthshauſe, bei Bier und Tabak theuerer zu ſtehen kommen würden. Schaffte man nur erſt die Abonnenten und andere Begünſtigte zum Tempel hinaus und machte der

Künſtler Wohl und Wehe vom Beifall der Menge wieder abhängig, dann höbe ſich der Schlendrian bald von ſelbſt auf und die Kunſt müßte ihre angeſtammte Richtung nehmen. —

Hortenſe erlag den Gefühlen eines ſolchen Moments. Der Vorhang fiel und erſchöpft begab ſie ſich in ihren Salon, Ankleidezimmer oder Loge genannt, wo Alles in Blumenpracht duftete, und die vornehmſte Welt ſich bereits hinzudrängte, um ſie zu empfangen und ein Wort von den ſchönen, bis jetzt nur ſtummen Lippen zu vernehmen. Sie hatte aber nichts als ein Lächeln für ſie, in das ſich Alle theilen mußten.

Arme Hortenſe! Dein Ruhm laſtet ſchwer, Du mußt ihm die ganze Nacht zum Opfer bringen!

Die leichte Ballettoilette weicht nunmehr ſchwererm Glanze. Was iſt das? Sie begiebt ſich hinter die ſpaniſche Wand und Alle bleiben harrend im vordern Raume ſtehen. Eine Stunde vergeht; ein leichtes Geſpräch verbindet die Geſellſchaft und hin und wieder tönt ein Wort, leicht hingeworfen auf eine Frage, aus dem Verſteck hervor.

Da erſcheint ſie wieder im höchſten Schmucke, einer Königin würdig. Von dunkler Seide umwallt ein weites Gewand die Geſtalt, Brillanten blitzen in den Locken, auf der Bruſt, am Gürtel. Immer graziös ſchwebt die Sylphide dennoch unter dieſer erdrückenden Laſt; man zürnt ihr, daß ſie die luftgeformten Glieder dazu herlieh, allein ſo will es die Sitte — ſie iſt im Salonfähigen Coſtüm und ſie muß der Einladung folgen und ſich zum erſten vornehmſten Lord begeben, um ſeinen Gemächern, die von ſo vielem Edeln, Vornehmen, Schönen und Prächtigen ſtrahlen, den höchſten Schmuck zu verleihen.

Betrübt ſteht Staar, der baroniſirte Berliner, zur Seite, und muß zuſehen, wie ein anderer, aber jüngerer Fant, der zufällig von ſehr altem Adel iſt, ſeiner Angebeteten den Arm giebt, um ſie zum Wagen zu geleiten und ſeinen Blicken auf lange zu entführen; denn ſeiner Perſon öffnet ſich dieſer Cirkel nicht, und eine lange Nacht, was nehmlich nach dem Theater und dieſen Vorbereitungen noch davon übrig iſt, wird er Hortenſe nicht aus ſeinem Zauberbereiche laſſen. Mit Thränen im Auge ſieht Staar ſie an ſich vorüberſchweben, er ſtreckt die Hand aus und möchte ſie im wahnſinnigen Taumel am Kleide zurückhalten, aber ach! vergebens, ſie iſt ihm entſchwunden, noch ehe er ſeinen Schmerz ganz zu faſſen im Stande iſt. Nicht Alles kann doch das Gold, guter Liebermann!

Mit ihrem Prunkgeleite erſcheint Hortenſe in der Geſellſchaft; man bildet eine Gaſſe, um anſtaunend die Erſcheinung an ſich vorüber zu laſſen. Auf einer Eſtrade nimmt die Künſtlerin ihren Sitz ein, und nach und nach drängt ſich Alles zu ihr hin, um ein Wort von ihr zu hören, um die Reizende in der Nähe zu bewundern.

Hier herrſcht nicht die Neugierde, genau zu betrachten, was ſie anhat, ob ihr Schmuck ächt, ob ſie Runzeln habe, wie ſie ſich benehme, und ob ihr Benehmen überhaupt nach der vorgefaßten Meinung des Ortes, in dem ſie ſich zufällig befindet, keine Blößen gebe und nach den herrſchenden Begriffen auch wohlanſtändig ſey. Pfui, der Erbärmlichkeit, und der kleinen Elle, wonach heimiſche Verhältniſſe, die ſich über die nüchternſte Alltäglichkeit nicht erheben, an ſolche Größen meſſend gelegt werden, die das Leben überragen und auf den höchſten Gipfeln des Daſeyns thronen.

Hier erſcheint ein Weſen wie Hortenſe, als

Gebieterin, als Geſetzgeberin. Was ſie heute ſchmückt, wird Morgen eine beneidenswerthe Zuthat bei der Toilette der Bevorzugteſten ſeyn; wie ſie ſpricht, ſo wird die Ausdrucksweiſe für jenen glänzenden Zeitraum gemodelt werden, in den ſich aller geſellſchaftliche Glanz der rieſigen Königsſtadt an der Themſe zuſammendrängt; man wird Schmuckſachen, Flitter, bis zu den kleinen, beliebten, unentbehrlichen Gegenſtänden zur Erhöhung und Erhaltung der Schönheit, nach ihrem Namen benennen, und Hortenſe wird Glückliche machen, Wohlſtand befördern, und ein Jahrhundert der Mode, ſechs lange Monate, durchleben, die wie Secunden verrauſchen.

Und wie ſie daſitzt, und Huldigungen der Erſten empfängt, und die Schönſten zu ihr treten, mit Worten der Liebe auf den Lippen, mit zarten Geſchenken in den Händen, deren Koſtbarkeit der feinſte Geſchmack umhüllt, damit ſie nicht durch das Grelle den Eindruck ſchmälern, der mit ihnen beabſichtigt wird — wie ſie umherſchaut und überall nur die regſte, freudigſte Theilnahme ſieht — denn wie könnte hier wohl Neid und Mißgunſt rege werden, in dieſer Region der Größe und des Glanzes, wo Jeder genug hat, und nur von ſeinem eigenen Reichthum ſpendet, ohne eine Verringerung deſſelben zu ſpüren — wer ſollte ſie hier nicht für die Glücklichſte halten?

Sie aber laborirt an dem nagenden Fehler der Geburt; das deutſche Element, das ihr Vater ihr mitgab für's Leben, läßt das reine Glück des Genuſſes der Gegenwart, nicht bei ihr aufkommen: ſie läßt ihr Auge umherſchweifen und ſie erblickt nicht den, den ſie lieben könnte und nach dem ihr Herz ſich ſehnt, und ſie gedenkt der armen Wahnſinnigen, die ihre Mutter iſt, und die ſie aufzuſuchen in dies Eiland gekommen iſt.

Fünftes Kapitel.

Tom friert! — — —

Shakeſpeare.

Unter den alten Völkern des Erdballs galten die Verrückten für Begünſtigte der Gottheit. Verzückung, Exſtaſe, das Heilige des Zuſtandes, das wir Nüchterne jetzt, mild genug, Ueberſpanntheit benennen, erhob den Menſchen, den er befiel, zum Außerordentlichen, zum Anſtaunenswürdigſten. Wo aber ſchafft ein ſolcher wahrhaft beneidenswerther Zuſtand Höheres, als im Gebiete der Kunſt? Lächerliche Menſchen, die von der Rohheit der Kamtſchadalen ſprechen, weil ſie ihre tollen Schamane verehren, die wie im Taumel des Rauſches Klappern ſchwingen und geſpannte Thierfelle ſchlagen und den Furchtſamen oder Andächtigen die Orakel des weißen Fuchſes oder Bären offenbaren! Das Weſen der Schamanen iſt ebenfalls ein erhöhter Zuſtand der menſchlichen Natur, wie er ſich im

Kamtſchadalen äußert; der feinere Grieche betet die Pythia an, die vom goldenen Dreifuße melodiſche Verſe ertönen läßt.

Jedes künſtleriſche Schaffen bedingt den höchſten Seelenzuſtand, deſſen ein Menſch fähig iſt. Von dem Grade deſſelben wird die größere oder geringere Vortrefflichkeit des Geſchaffenen abhängen. Aber dieſe Exaltation, die gewiß jeder ſinnige Menſch als etwas Bewundernswürdiges verehrt, gränzt nahe an jenen Zuſtand, den man Wahnſinn nennt. Es iſt wie ein italieniſcher Sommertag, wo das hellſte Abendgold ſich der tiefſten Nacht vermählt, ohne Uebergang, ohne Dämmerung. Dieſe Dämmerung iſt nur für das ruhigere Glück des Genießens, der Sturm und Drang des Schaffens kennt ſie nicht.

Mehr als jede andere Kunſt, iſt es aber die Schauſpielkunſt im weiteſten Sinne, ihrer reinen Unmittelbarkeit wegen, worin der Menſch ſich zum Kunſtwerk ſelbſt erhebt, wo der Moment es ſchafft, um es im nächſten Momente wieder vernichtet zu ſehen, die mit jenem Zuſtande der Exaltation in nächſter Verbindung ſteht. Ein ſolcher

Künſtler, wenn er ein ächter iſt, hat etwas von jenem göttlichen Wahnſinn, der, wie die magnetiſche Kraft, ſchwächere Naturen ergreift, erhebt, umſtrickt, mit ſich fortreißt zur Höhe oder zum Abgrund; tändelnd mit ihnen über lachende Auen ſchwebt, oder ſie preßt und peinigt, daß ſie Schrecken empfinden, Thränen vergießen müſſen, Alles mitfühlen, Luſt und Schmerz, Wonne und Entzücken, Heiterkeit, tolle Luſtigkeit, Abſchen und Grauſen. Es liegt eine wahrhaft dämoniſche Macht darin und es wird nur von der Maſſe abhängen, aus der ein Künſtler geknetet iſt, ob er zu den Mitteln des Schamanns greift, ſeine Wirkung zu erzielen, oder ſtrahlen wird in reinem Glanze vom goldenen Stuhle des Sehers. Wir aber ſind nur arme Thoren, wenn wir dafür nichts haben, als den plumpen Ausdruck: es iſt ein guter Schauſpieler.

Unter den Künſtlern giebt es aber ganze Familien, über die ſich dieſer Geiſt in reichlichem Maße ergoſſen hat. Nur eines leichten Druckes bedarf es bei ſolchen, um aus dem Geleiſe der gewöhnlichen Uebung in das gränzenloſe All geſchleudert zu werden, wo es nur Kometenbahnen giebt, die weitabſchweifen bis in die fernſten Regionen, und ſich nie begegnen, es ſey denn, um zertrümmernd aufeinander zu ſtoßen.

Man glaubte, daß ein guter oder böſer Stern bei der Geburt einwirken könne, oder daß eine ſtark hervorſpringende Neigung der Mutter, ein unbefriedigtes Verlangen derſelben, während des Tragens der Frucht, auf die Beſtimmung des Kindes einen merkwürdigen Einfluß übe. Ein anderer Glaube läßt den Charakter des Menſchen davon abhängig werden, was in den erſten Momenten, nach der Trennung vom Mutterſchooße, ihn umgiebt. Daher haben ſonſt wohl ſorgſame Eltern die Wiege ihrer Neugeborenen mit Pracht und Glanz, Muſik und Geſang, Kunſtwerken oder Tänzergruppen umgeben laſſen, wie es bei Montaigne's und Heinrich des Vierten Geburt geſchah. — Eben daher werden auch die Gelüſte der Schwangeren mit religiöſer Befliſſenheit erfüllt und merkwürdig iſt es, daß bei den einfachſten Weibern dieſe oft zu einer Ueberſpanntheit der ſeltſamſten Art ausarten und eine vollkommene Umwandlung ihrer Natur andeuten. Die Arme, die mit ſchlechter Nahrung ihren Hunger knapp zu ſtillen gewohnt iſt, trachtet nach feinen Leckerbiſſen; die Keuſcheſte verlangt nach Genüſſen der roheſten Sinnlichkeit; ja — man hat ſich die unerklärlichſten, die anekelndſten Gelüſte bei den zarteſten Geſchöpfen ausbilden ſehen. Dieſe ruhete nicht eher, bis ſie ihre ſchönen Zähne, wie das Gebiß eines wilden Thieres, in den Arm eines Menſchen gedrückt, um mit Gier einige Tropfen Blutes zu ſchlürfen und man kennt die Sage von Andern, die ein unruhiger, geſpenſtiſcher Trieb Nachts von der Seite des Gatten aufrief, um den Kirchhof zu ſuchen und dort den widernatürlichſten Heißhunger — an Leichen zu ſtillen.

Was der nüchterne Verſtand auch dagegen einzuwenden haben mag, die Erfahrung läßt ſich nicht wegleugnen, daß man wohl oftmals bei Menſchen mit abſonderlichen Eigenſchaften, mit erhöhten Fähigkeiten, mit ſeltener Anlage, zu großen, erſchreckenden Verbrechen, wie zu beglückenden Unternehmungen, mit unerhörter Thatkraft, wie mit unnatürlicher Beſchränkung aller Fähigkeiten — die Urſache an ſolchen Zuſtänden der Mutter während der Schwangerſchaft nachzuweiſen wußte, und ſie vollkommen damit in Einklang und Uebereinſtimmung bringen konnte. Es giebt Dinge unter dem Mende, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt und dies iſt Eines davon.

Solchen Menſchen, die gleichſam vorherbeſtimmt erſcheinen, wird unſere Theilnahme nicht fehlen dürfen, ſelbſt wenn ſie Handlungen verüben, die unſer Inneres empören und ſtets iſt mir der merkwürdige Ausſpruch eines großen Künſtlers in dieſer Beziehung gegenwärtig. Es war einſt von der Hoffmann'ſchen Erzählung die Rede, die das Fräulein von Scudery betitelt iſt und zu ihrer Zeit ein ſo großes Aufſehen machte, daß man ſie für die Bühne einrichten zu müſſen glaubte und ſogar aufführte. Der Held iſt bekanntlich der alte Goldſchmied Cardillac in Paris, deſſen Mutter von einem Gelüſte nach glänzendem Schmuck und Diamanten während der Schwangerſchaft ſo ſtark beherrſcht wurde, daß ſie ſich einſt bei einem öffentlichen Schauſpiele an einem fremden, reich damit behängten Kavalier vergriff und mit ihm ringend beſinnungslos zu Boden fiel. Unter dem Einfluſſe dieſes Momentes kam Cardillac zur Welt, in der er verdammt war, von einer unheilvollen Liebe zu Schmuck und Kleinodien beſeelt umherzuwandern und ſich durch Diebſtahl und Mord, wie er nur immer konnte, in den Beſitz derſelben zu bringen. Alle Darſteller dieſer Figur ſuchten nun das Gräuelvolle hervorzuheben und, nach Hoffmann's Idee, eine geſpenſterhafte Fratze hinzuſtellen. „Würde ich die Rolle jemals darſtellen,“

ſprach Eßlair, „ſo wollte ich damit das Publicum zu Thränen rühren.“

Und er hatte Recht, der große, menſchliche Künſtler! —

Unweit von der Hauptſtadt, in einer klaren, freundlichen Landſchaft, die eine Luft umzog, ſo mild und nebelfrei ſie nur auf der britiſchen Inſel zu finden war, ſtand ein geräumiges Haus mit hellen Fenſtern und von grünenden Gehegen hinter hohen Mauern umgeben, das ein geſchickter Arzt zur Aufnahme von Gemüthskranken eingerichtet hatte. Er huldigte der neuen Methode. Aller Zwang war von ſeiner Heilart entfernt; die Wirren waren in ſteter Zerſtreuung, die mancherlei Arbeit mit geſchickt unterwebter Unterhaltung um ſie verbreitete. Am wirkſamſten zeigte ſich bei dieſem Verfahren das Komödienſpiel, weil wohl bei keiner andern Beſchäftigung Arbeit und Unterhaltung ſo eng mit einander Hand in Hand gehen. Der Doctor, der gänzlich in ſeinem Berufe lebte, dichtete ſelbſt die Stücke für ſeine Hausgenoſſen, er vertheilte die Rollen, er leitete die Proben und wenn die Verſtellung ſtattfand, ſo ſchminkte er die Acteurs, war bei ihrer Toilette zugegen und ſouflirte ihnen ſogar. Die Zuſchauer bildeten Jene, die in dem Stücke gerade unbeſchäftigt waren, denn die Weisheit des Arztes gönnte den Köpfen Muße vom Auswendiglernen, um ſie nicht durch Ueberhäufung noch mehr zu verwirren und das Gewonnene an Vernunft durch unreiſe Verſchwendung vielleicht unwiederbringlich zu verlieren.

Es war überaus merkwürdig, wie dieſe Künſtler mit Fleiß und Eifer ihrem Geſchäfte oblagen, und welche Mühe ſie ſich gaben, ihre Aufgabe zu löſen. Da war nichts von Uebertreibung ſichtbar; man konnte keine natürlicheren Schauſpieler ſehen und ſie mußten darnach ſtreben, denn ſie hatten ein Publicum, das unbeſtechlich, von keinem fremden Einfluſſe abhängig war und das ſich als unerbittlich im Richten bewies. Sie gaben den Ernſt mit einem Ernſte, der Schauer erregte, das Poſſenhafte mit der ihm zuſtehenden Luſtigkeit; ſelbſt erſchütternde Scenen ſchloß der einſichtsvolle Doctor von ſeiner Bühne nicht aus, weil er ſich von ihnen gleichſam electriſche Wirkung, wohlthuende Folgen auf das Gemüth der Kranken verſprach und eben ſo kamen oftmals Verſpottungen des eigenen Zuſtandes vor, Schilderungen von komiſchem Wahnſinn, von ſogenannten fixen Ideen, die im Geiſte der Spielenden und Zuhörenden aufzuräumen dienen ſollten. Nur glänzenden Apparat und leeres Schaugepränge, ſo wie rauſchende Muſik hielt er nicht für angemeſſen, aus Furcht, daß die bloße Sinnlichkeit dadurch erregt würde; auch phantaſtiſche oder mährchenhafte Stoffe kamen nicht vor, ſondern Alles blieb ſtreng dem Leben entnommen, klar und deutlich in der Auffaſſung, einfach und wahr in der Ausführung; nie in der Abſicht, die Stücke für Geiſteskranke geſchrieben zu haben, wie man heutzutage wohl kindiſch für Kinder oder einfältig für's Volk ſchreiben zu müſſen glaubt, hatten ſie einen geordneten Zuſammenhang, eine angemeſſene, oft edle Sprache und die zuſagendſte Entwickelung. Der Doctor bewährte ſich hier zugleich als ein vollkommener dramatiſcher Dichter und wird — wenn er einſt ſein Narrentheater herausgiebt — viele beſchämen, die ſich vergebens abmüheten, ein wahrhaft gutes, erfolgreiches Stück für die Schaubühne der Geſcheuten zu liefern.

Ich bin überzeugt, daß unſere Directionen nach den Stücken für die Narren greifen würden, wenn man ſie überſetzte und drucken ließe. Letzteres iſt nun zwar unerläßlich, des Honorars wegen, das mehre dadurch erſparen zu dürfen glauben.

So befinden wir uns denn hier in der That vor den Hallen eines zwar beſcheidenen, aber ſehr wirkſamen und auf ſein Publicum eine große Macht übenden Theaters, das mit vollerem Rechte in dieſer Beziehung „Muſterbühne“ genannt zu werden verdiente, als jene, die wir ſchon kennen lernten.

Den erſten Rang in dieſem Vereine nahm eine Künſtlerin ein, zu deren innerſter Kenntniß der Arzt erſt nach und nach, und zwar nur auf ſehr unvollſtändige Weiſe gelangt war. Man hatte die arme Wahnwitzige, einſt, da er auf kurze Zeit von Hauſe abweſend war, ſeiner Pflege anvertraut und ſich darauf entfernt, ohne den nöthigen Aufſchluß über die Art und die Entſtehung des krankhaften Zuſtandes gegeben zu haben. Vergebens erwartete er von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, das Verſäumte nachgeholt zu ſehen; Niemand meldete ſich. Eine ziemlich ſtarke Summe Geldes, welche die Kranke bei ſich hatte, war genügend, um für lange Zeit die Koſten des Aufenthaltes und der Kur in der Anſtalt zu decken, und noch ehe dieſe ſie ganz erſchöpft haben konnten, floſſen neue Geldſendungen aus unbekannter Quelle in die Kaſſe des Arztes, mit der ſtets gleichmäßig wiederholten Bitte, die wahrſcheinlich für immer Unheilbare mit Liebe und Sorgfalt zu pflegen, ohne der Quelle ihres Leidens nachſpüren zu wollen.

Allein hierin täuſchte ſich der geheimnißvolle Schreiber. Das Strengverhüllte, Räthſelhafte, reizt den Forſcher um ſo mehr, ſich mit ganzer Kraft der Löſung hinzugeben. So auch hier. Da Niemand da war, der Kunde von der Fremden mittheilen konnte, ſo machte der Doctor ſie zu ſeinem eifrigſten, anhaltendſten Studium. Er ſuchte [illegible] auszuholen, denn da ſie bei ihrer Ankunft in keinem Zuſtande der Aufregung ſich befand, ſo hoffte er durch milde Worte Geſtändniſſe zu erhalten. Allein hier ſah er jeden Verſuch vereitelt, denn die Frau war ſtumm. Er mußte daher ſtreben, durch ſorgfältiges Belauſchen ihrer geheimſten Handlungen, einen Faden zu faſſen, an dem er ſeine Vermuthungen aufreihen könnte, die ihn dann zu irgend einer Entdeckung führen würden.

Zu dieſem Ende wurde die Stumme in ein beſonders eingerichtetes Gemach gebracht, aus dem in benachbarte Localitäten Schallröhre liefen, und in deſſen Wände, an ziemlich verſteckten Orten, Oeffnungen angebracht waren, durch die man die Blicke werfen konnte, ohne eine Entdeckung befürchten zu dürfen.

Dieſe ſorgfältig und anhaltend benützten Verkehrungen ergaben, daß die Kranke ſich ſehr anſtändig und ruhig verhielt, wenn ſie allein war; nur manchmal laut ſeufzte und ſehr bekümmert war, dann aber wieder aufſprang und eine Weiſe mit melodiſcher Stimme halb vor ſich hinſummend, einen pantomimiſchen Tanz auszuführen begann, der den Doctor in vollſtändige Bewunderung verſetzte. Die Schönheit in den ſonſt verkümmerten Zügen dieſer Frau, erhob ſich dabei zum wahrhaft Idealen und der Ausdruck war von einem unendlichen Zauber umfloſſen. Vergebens ſtrengte er das Gehör an, um zu erſpähen, ob nicht auch Worte zur Melodie erklangen, allein die Stimme ward während des Tanzes ſo leiſe und ſummend, daß es ihm nicht möglich war, etwas Gewiſſes darin zu entdecken. Anfänglich ſtörte er ſie nicht, ſelbſt feſtgebannt von der Gewalt der Kunſt dieſer Frau, die hier, in dieſem Orte, ohne alle äußern Mittel, die unglaublichſte, ungeheuerſte Wirkung hervorbrachte, dann aber gewann er es über ſich, ſich loszureißen von dem Anblicke, und er ſuchte ſie dann zu überraſchen. Aber ſogleich wie ſie ihn ſah, nahmen ihre Züge wieder den Ausdruck der größten Gleichgültigkeit an, ſie ſetzte ſich, kalt vor ſich hinſtarrend, und erwiederte auf alle ſeine Fragen, nur durch ein Paar einfache, ſtets wiederkehrende Zeichen.

Ein Arzt dieſer Art ermüdet jedoch nicht ſo bald; während er ſeine Forſchungen um die Perſon der Kranken nicht ausſetzte, unterhielt er ein förmlich organiſirtes Spähſyſtem nach außen, und ſo gelang es ihm endlich, Einiges von dem Vorfalle in Dublin zu erfahren, wie ihn Lucile ſeinem jungen Freunde Alfred vor der nächtlichen Flucht aus dem Hauſe Krauthöfers, mittheilte, der ohne die Anwendung ſolcher Mittel ſich bis in die Irrenanſtalt wohl ſchwerlich Bahn gebrochen haben würde.

Dies Licht genügte dem Manne der Wiſſenſchaft auf ſicherm Wege weiter zu ſchreiten, um die Kranke zur Geneſung, vielleicht auch zum Sprechen wieder zu bringen, denn daß ſie nicht ſtumm ſey, ſchien ihm gewiß.

Vor allen Dingen glaubte er ſie jetzt zu den Vorſtellungen mitnehmen zu müſſen, welche von den andern Hausgenoſſen dargeſtellt wurden. Er hatte ein heiteres Stück dazu gewählt, in dem die Narren ſich ſo ergötzlich und vernünftig als möglich benahmen. Allein nachdem der Fremden Ueberraſchung, die der unvermuthete Eindruck auf ſie hervorbrachte, vorüber war, fing ſie bitterlich, aber ſtille in ſich hinein, zu weinen an, und dieſer Zuſtand hatte ſo unendlich viel Rührendes und Aufregendes zugleich, daß die übrigen Zuſchauer theils ebenfalls Thränen vergoſſen, da ſie, dem Zwecke des Doctors nach, an dieſem Abende hätten erheitert werden ſollen, theils aber der Störung wegen, ſo grimmige Mienen zogen und bedrohliche Geberden machten, daß man die Stumme, die im eigentlichſten Sinne des Worts in Thränen zerfloß, ſchnell auf ihr Zimmer zurück bringen mußte, was mit leichter Mühe bewerkſtelligt wurde, da ſie ſehr ſanft war, und ſich geduldig leiten ließ.

Nachdem ſie fortgebracht worden war, erhoben ſich einige im Parterre und äußerten ſich laut über die Anmaßung des Doctors, der ſich unterſtehe, ſo nervenſchwache Perſonen in's Schauſpiel zu bringen, und ſo das Vergnügen der Geſellſchaft zu ſtören. Einer ſtieg ſogar auf den Stuhl, der ihm zum Sitzen dienen ſollte, und bat die Künſtler oben um Verzeihung, der Störung wegen; das Weinen gelte nicht ihrer Kunſt, die ſich in ſehr luſtiger Sphäre bewege, wie er andern Tages in dem Berichte deutlich darthun wolle, den er dem Redacteur des Chronicle ſenden werde.

Es darf nicht hinzugeſetzt werden, daß dieſer Narr ein Recenſent war.

Die Schauſpieler aber, die ſtets ihren Arzt und Regiſſeur vor ſich erblickten, waren ſo ſicher geſchult und taktfeſt, daß ſie ſich um das Alles nicht kümmerten, ſondern ihre Rollen ohne allen Anſtoß zu Ende brachten. Nur Einer, der den komiſchen Bedienten ſpielte, ſchielte etwas boshaft zur Seite und bleckte die Zähne in's Parterre, wie ein knurrender Hund, allein ein beſchwichtigender Blick des Arztes brachte ihn wieder zu ſeiner Rolle zurück, die bald ein allgemeines Gelächter erregte.

Zum Glücke war hiermit der Act zu Ende. Es traten Bediente in den Saal, die den Kranken, Spielenden ſowohl, als Zuſchauern, Eiswaſſer präſentirten. Man erlabte ſich, und plauderte. Ein Herr trat zu dem erſten Aufſeher hin, und fragte, woher es komme, daß man Wahnſinnige zu den Vorſtellungen laſſe? Er wolle nächſtens ein Memoire verfaſſen, um zu beweiſen, daß der Beſuch von Schauſpielen die Nerven ſehr angreiſe und beſonders Verrückten gänzlich abzurathen ſey.

— Ganz recht, Verrückten beſonders! ſetzte, mit Nachdruck, eine ganz wohl ausſehende Dame hinzu. Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß, aber ich erinnere mich hier doch nur ſchwach, dieſe Frau, die vorhin ſo ſehr weinte, während wir Alle im vollen Lachen begriffen waren, vor langen Jahren — ja wohl ſehr langen Jahren — auf dem Theater geſehen zu haben — ſie iſt eine Schauſpielerin —

Dieſe Dame war erſt ſeit acht Tagen aufgenommen worden, und was ihr ſo weit entlegen vorkam, hatte ſich in Dublin zugetragen, wo ſie gewohnt hatte.

— Was? eine Schauſpielerin? eine wirkliche Actrice, die für Geld ſpielt? rief eine Andre — die darf hier nicht auftreten! Das leid' ich nicht — wir ſpielen zu unſerm Vergnügen! wir ſind unter uns — lauter Standesperſonen!

Es war die Frau eines Schneiders aus der City, deren Mann bankerott geworden war, und die Equipage zu verkaufen gezwungen wurde, in der ſeine Ehehälfte gern zu ſtolziren pflegte. Sie hatte darüber den Verſtand verloren.

— Guter Gott! werft keinen Stein auf ſie! ſagte hier mit Salbung ein unterſetzter Mann, der Apotheker geweſen war und einſt, als er in der Nacht aufgeweckt wurde, um eine Medizin zu bereiten, in der Schlaftrunkenheit zu viel Opium beigemiſcht und ſo den Kranken vergiftet hatte. Darüber war er toll geworden, obgleich er von der Jury freigeſprochen worden war. Wir ſind alle große Sünder! ſetzte er noch hinzu.

In dieſer höchſt ehrbaren Weiſe ging es fort; und man hätte ſchwören ſollen unter den vernünftigſten Zuſchauern ſich zu befinden. Ja, wenn man in gewiſſen Dingen angeben ſollte, wo die Weisheit aufhört und die Narrheit anfängt, es könnte die

Geſcheiteſten in Verlegenheit bringen. Das unterſcheidet ſich nicht wie das Roth und Gelb in der Narrenjacke; dazu gehören ſchärfere Augen.

Der aufrollende Vorhang ließ den weitern Verlauf des Poſſenſpiels ſehen und der heitere Wechſel poſſierlicher Scenen regte die Zuſchauer ſo ſehr an, und lenkte ihre Ideen auf ſo verſchiedene Fährte, daß ſie bald die weinende Fremde, die ſie für wahnſinnig hielten, und Alles, was ſie daran von weiſen Betrachtungen und Vorſätzen geknüpft hatten, vollkommen vergaßen.

Und auch hierin machten ſie's wie die Vernünftigen.

Sechſtes Kapitel.

Nun biſt Du da!
Ich ſah' Dich...., Ja,
O Freud'!.....o Glück!
Mir ſtrahlt dein Blick!
Und neue Glut
Durchſtrömt mein Blut! —
Ja, Du biſt da,
Biſt wieder da!
Du fliehſt? ... o bleib!
Hier .... ſieh dein Weib!
Er hört mich nicht, und ich.... ich lebe! — —

Wahnſinn aus Liebe.

Der Doctor ließ es indeß an fortgeſetzten Beobachtungen der Fremden nicht fehlen, und ſtrengte ſeinen Scharfſinn ſtets von Neuem an ihr Inneres zu erforſchen, um daraus Schlüſſe zu folgern, die ihn auf die ſichere Bahn leiten ſollten, eine durchgreifende Kur mit ihr vorzunehmen.

Er hatte bemerkt, daß ſie voll war von drückenden Gefühlen, die ein heftiger Zwang zurückhielt und die auf ſolche Weiſe das ſchwache Gefäß am Ende zertrümmern mußten, wenn es nicht Kraft genug mehr beſäße, den Gegendruck zu leiſten. Die Stummheit hatte gleich anfänglich ſeinen Zweifel erregt. Die unverſtändlichen Laute des leiſen Geſanges, der den Tanz zu begleiten pflegte, ſchienen articulirt zu ſeyn, und er ſchloß daraus auf die Fähigkeit zu ſprechen. Sein wichtigſtes Beſtreben mußte nun darauf gerichtet ſeyn, denn Bann zu heben, der die Zunge der Unglücklichen in ſo ſchwere Feſſeln ſchlug.

Das Geeignetſte ſchien ihm dazu heimlich Papier und Schreibzeug in das Zimmer zu bringen und dann die Wirkung zu beobachten, welche dieſe Gegenſtände auf die Kranke hervorbringen würden. Der Erfolg täuſchte ſeine Erwartung nicht.

Die Kranke war von einem Spaziergang, den ſie einſam in dem dunkelſten Theil der Schattengänge, die das Haus umgaben, zu unternehmen pflegte, nach Hauſe zurückgekehrt, als ſie plötzlich die Beſcheerung vor ſich auf dem Tiſche ſtehen ſah. Der Arzt war im Verſteck, auf ſeinem Poſten.

Niemand wäre im Stande, das zu ſchildern, was in dem Gemüthe der Fremden vorging und ſich auf die lebendigſte Weiſe in ihrem Geſichte, wie in allen Bewegungen ihres Körpers ausdrückte. Ihr ganzes Weſen ſchien verwandelt.

Zuerſt prallte ſie zurück; dann ſtürzte ſie auf den Tiſch zu, ergriff eines nach dem Andern, was darauf ſtand, hielt es nah vor die Augen, drückte es an ſich, küßte es, klatſchte in die Hände, hüpfte umher, weinte, lachte, kniete nieder mit gefalteten Händen und ſprang dann lachend wieder auf, um mit einer Haſt die Feder zu ergreifen und zu ſchreiben. Die Bruſt athmete raſch und kräftig, als wollte ſie ſich der drückenden Laſt auf einmal entledigen, aber die Hand zitterte und weinend lehnte ſie ſich zurück — ſie war nicht vermögend, ihre Gefühle dem Papiere anzuvertrauen.

Der Doctor harrte noch lange, ohne daß ſich etwas in dem Zuſtande der Armen veränderte, endlich entfernte er ſich, um nach andern Patienten zu ſehen. So viel ſtand jedoch bei ihm feſt, daß er auf dieſe Weiſe die gehofften Aufſchlüſſe erhalten werde und daß — wenn die innere Bewegung ſich erſt gelegt haben würde, auch die gewünſchten Ergüſſe nothwendig folgen müßten.

Am andern Tage, als die Fremde ihren gewohnten Spaziergang angetreten hatte, begab er ſich auf ihr Zimmer, und hatte die Freude, zwei Seiten eines großen Briefbogens voll geſchrieben zu ſehen. Da ſie nicht zu den mißtrauiſchen Wahnſinnigen gehörte — wie denn überhaupt ihre Verirrung durchaus keinen unedlen Zug darbot — ſo hatte ſie nicht daran gedacht, das Geſchriebene zu verſchließen, ſondern es auf dem Tiſche liegen laſſen. Der Doctor war ſich der beſten, gewiſſenhafteſten Abſichten bewußt und griff daher nach den Papieren, um ſich Licht zu verſchaffen, wenn es der Zuſammenhang des Inhalts erlauben ſollte.

So viel er auf den erſten Blick wahrnehmen konnte, zeigte der Inhalt wohl einigen Zuſammenhang, aber die Handſchrift bot Schwierigkeiten dar und war ſtellenweiſe ſo unleſerlich, daß hiedurch das Ganze dunkel wurde. Es war die Schrift eines Ungeübten, der nur ſelten im Leben zu der Feder gegriffen hatte, um ſeine Gedanken auszudrücken. Der Ausdruck ſelbſt war deutlich und correkt; hatte die Fremde auch keine Uebung im Schreiben, ſo war ſie im Denken geübter, ja ſelbſt im Sprechen mußte ſie es ſeyn, wie nun der Doctor faſt mit Beſtimmtheit annehmen zu können glaubte.

Der Augenblick drängte; das Entzifferungsgeſchäft war langwierig und jeden Augenblick konnte die Kranke in's Zimmer treten. Der Doctor hatte aber dies vorausgeſehen und auch hiefür gehörige Sorge getragen. Eine gute Copiermaſchine war bei der Hand und da Alles ſchon dazu vorbereitet war, ſo gelang der getreue Abdruck der Handſchrift in wenigen Minuten und froh wie der Sieger im beſchwerlichen Kampfe der Zweifel eilte der wackere Arzt mit ſeiner Beute davon, um den Inhalt des Papiers auf ſeinem Zimmer mit Muße zu entziffern.

Hier ſollte nun folgen, was er fand. Klarheit und Dunkel wechſelten aber auf ſo befremdende Weiſe in der Handſchrift ab, wie es durch den Zuſtand der Schreiberin bedingt war, daß es ſchwer werden mußte, zu erkennen, was Wahrheit darin war, was der Wahnſinn an bunten, wilden Blumen hinein verwebt hatte. Ich will daher nur ſolche Stellen hier wiedergeben, die geeignet waren über die Fremde und ihre Schickſale einiges Licht zu verbreiten.

Bruchſtücke aus dem Manuſcripte der ſtummen Fremden.

— — — —

— Alter Zigeunerherzog, mein Vater! warum haſt Du die Herzogin, meine Mutter verſtoßen? Oder war ſie vielleicht nicht Deines Adels würdig? Armer thörichter Mann! der Du auf das Alterthum des Geſchlechts ſo viel hielteſt — auch meine Mutter war edel. — Nun mußte das arme Weib mit mir umherziehen und ſich an gemaltem Feuer wärmen, da ſie doch an Deinem Heerde Dir zur Rechten ſitzen ſollte — nun mußte ſie, ſtatt der wilden Lieder, die Du ſo gern hörteſt — neue, künſtliche lernen, die ihr — ach! — niemals gefallen konnten. Und das Alles, weil Du ſtolz warſt! Was hatteſt Du aber davon? — Weiblos, Kinderlos, in Deinem Alter, verbluteteſt Du, und wir weinten fern von Dir, während Du Dich fern von uns wund und krank ſehnteſt. O Du alter, thörichter Zigeunerherzog! Du adelsſtolzer Mann!

— — —

Ich ward ſo glorreich geboren! Sie ſtanden Alle an meiner Wiege, die hehren, großen, längſt abgeſchiedenen Geiſter! Sie traten Alle noch einmal in's Leben zurück, um mich zu begrüßen bei der Geburt und mir die Weihe der ewigen Kunſt zu ertheilen. So ward ich. —

Da tratſt Du zuerſt zu mir hin, Mann, mit der hohen, unvergleichlichen Stirne, wo die Blitze der Gedanken hinter der elfenbeinernen Wölbung ſchlummern, mit dem Auge voll unausſprechlicher Schwärmerei, den die Amme Phantaſie geſäugt und den alle ſchönen Träume ihren Bruder nennen — Shakespeare! — und Du hauchteſt mir den erſten Kuß auf die Wange, wie ein zärtlich liebender Vater und Deine Kraft zog mir in die Seele — —

Dann ſchritteſt Du näher, Johnſon, mit ehrbarem Schritt, auf Deinem breiten Geſichte las ich Wohlwollen; die Ermahnung kränzte Deine Lippe und Dein Auge leuchtete mir liebenden, guten Rath. Du neigteſt Dich zu mir und Deine Finger ließen ſich nieder auf mein Köpfchen und ſtrichen ſegnend darüber hin. Da huſchte das Licht der Klugheit unter die weiche Decke und verſchmolz mit meinem Hirne —

Nun ſchwebteſt Du heran — hehre Fee — mit dem Elfenſchritt — göttergleich. — Du nahteſt mir, aber ich konnte Dich nicht erreichen — Du entflohſt mir immer, wenn ich Dich greifen wollte — und ich zerarbeitete mich — verlor die Geduld — weinte — jammerte — umſonſt — weh mir! Dieſe Leiden ach! — — Eliſa!

Da erſcheinſt Du — David! Rieſenbezwinger! Deine kleine Geſtalt ſchien in magnetiſchem Leuchten zu ſchwimmen — Dein brennendes Auge durchzuckte mich — ich glühte — Dein Mund bog ſich zu mir nieder — ich fühlte den warmen Hauch Deines Athems — Deiner Seele — ſie ſchwebte mir zu — ich faßte ſie mit allen meinen Sinnen — Du gabſt mir den Kuß der Weihe — ach! den unausſprechlichen, wüthenden, zermalmenden! David Garrik! Du warſt mein Verderben!

— Weg mit dem Ahnenſtolz! Fort mit den buntgekleckſten Wappen! Unnatürlich! Unnatürlich! Was iſt ein goldener Löwe gegen ein edles Herz? Was eine Krone gegen einen ſchönen Geiſt? Was iſt Alles gegen die Liebe? gegen Schönheit — Würde — Anmuth! Welcher Thor wird dies fahren laſſen, wenn er es beſitzt, und der Eitelkeit nachjagen? — War ich Dir nicht Alles? Gab ich Dir nicht Alles? War meine Keuſchheit, die ich Dir brachte — meine Jungfräulichkeit — meine Liebe — nicht mehr werth, als das, wofür Du ſie hingabſt? — Ich hielt Dich für ſchön — und Du konnteſt mich verlaſſen — für edel — und Du warbſt mir ungetreu — für groß, und Du warſt ſo klein, den Anforderungen des reichen, ſtolzen Mannes Gehör zu geben! — O, Du konnteſt mich verlaſſen!!

— — — —

Nun war ich die Kunſt! — Meine Größe konnte ich nicht ertragen, weil die Menſchen, die mich nicht begriffen, ſie mir nicht tragen halfen. Ich zog durch die Städte, durch die Provinzen, der Wahnſinn, der in mir wühlte, ward nicht gemerkt; ich verloderte an dem innern Feuer und die Welt hielt mein Verbrennen für Etwas, woran ſie ſich ergötzen ſollte. Da fluchte ich der dummen Welt. —

Bin ich die Kunſt, dumme Welt! ſo baue mir Tempel und verehre mich im Staube. Ich bin deiner müde, dumme Welt, und verlaſſe Dich! weil Du glaubſt, die Gottheit könne ſich erniedern, Deine Magd abzugeben.

Und ich wollte die Welt verlaſſen — aus der Welt gehen und machte mich auf den Weg. So reiſte ich denn fort und fort und wer an der Straße harrte und mein begehrte, der ſollte mich haben. Und Kindlein ſetzte ich in die Welt, gar herzige, liebliche Kindlein — Söhne und Töchter der Kunſt — und ich gab ſie den Menſchen, die ſich damit freuten — oh, mein armes Mutterherz! —

— — —

Dies waren jene Stellen, aus denen ſich eine Art von Zuſammenhang ergab, der mit den früheren Erlebniſſen der Unglücklichen ſich vielleicht in Verbindung ſetzen ließ. Dazwiſchen liefen Seitenſprünge, die keine Erklärung zuließen, ſelbſt nicht in der weiteſten Art und Ausrufungen, gute und böſe, wie ſie die Stimmungen, die gerade während des Niederſchreibens ſich der geſtörten Seelenkraft bemächtigt hatten, hervorriefen.

Der Doctor ſorgte dafür, daß die Kranke auf ihrem Zimmer durch nichts abgezogen werde, weil er vermuthete, daß die Wonne dieſer Mittheilung einen wohlthätigen Eindruck machen und eine Löſung der ſtarren Rinde, die ſich um ihr Gemüth gelagert, bewirken könnte. Vielleicht, ſo dachte er, kommen wir recht bald zu dem Schlüſſel des Verſtummens und es gelingt uns dann leichter, auch dieſes Siegel zu entfernen und von ihren Lippen, in unmittelbarſtem Erguß, das zu erlangen, was im Stande iſt, die Lücken auszufüllen, welche die Handſchrift ſtets haben wird.

Nichts trug ſich indeß zu, was die Kranke aus ihrem Nachdenken und ihrer ganzen, ruhigen Verfaſſung aufſchrecken konnte, und ſo hatte denn der beobachtende Seelenarzt die Freude, ſie mehre Stunden des Tages ſchreibend zu erblicken, und ſich jedesmal, während ſie ſchlummerte, durch die getreue Kopiermaſchine in den Beſitz des Geſchriebenen zu ſetzen.

Wir leſen weiter im Manuſcripte:

— — —

Die Kunſt geht nach Brod, darum wollte ich aus der Welt — aber die Welt iſt weit, weit und die Irrgänge kreuzen und verwickeln ſich ſo darin, daß man ſich in Jahren nicht herausfinden kann. Aber ich wollte aus der Welt, mit ſtraffen Brüſten und feuerigen Augen, mit heißem Munde und beweglichen, weichen Armen, mit einem Herzen voll Gefühl! — ich wollte das Alles nicht dort laſſen, ſondern mit mir nehmen.

— — —

Da fand ich Dich wieder! auch jetzt warſt Du ſo ſchön und hold — aber ſoll denn Alles auf Täuſchung beruhen? Wie lange freute ich mich Dein? Ich glaube, es war ein Jahrhundert oder ein Jahrtauſend — allein was iſt das Alles gegen die Ewigkeit der Qual! — Die Kunſt hatte Vater und Mutter verloren und war eine arme Waiſe geworden — Da wardſt Du ihr wieder Vater und Mutter und Alles — Du wardſt ihr Gatte — Friede Deiner Aſche!

— — —

Wo biſt Du hingekommen? Werde ich Dich jemals wiederfinden? Und wenn ich Dich finde — woran ſoll ich Dich erkennen? Mein Auge iſt ſchwach geworden und Du haſt Dich auch wohl verändert — und auch mein Geiſt — War's denn ein Wunder? — mein Geiſt hat ſich verdunkelt, er ſieht auch nicht mehr zum Beßten — für meine körperlichen Augen kann ich mir Brillen kaufen — wo aber Brillen für Augen des Geiſtes? Ach, arme Thörin! Giebt's denn körperliche Augen? Wir ſehen ja Alles nur durch den Geiſt, er ſaugt die Gegenſtände in uns. Was gefiel uns ſonſt? was ſtieß uns ab? Was zog mich ſo zu ihm hin? — Ach — daß ich ihn ſo ſchnöde verlieren mußte. — — —

— — — — —

Nach dieſem letzten Erguſſe trat Erſchöpfung ein; ſie griff einige Tage lang nicht wieder zur Feder und der Doctor unternahm es nun, mit Verſicht einige Fragen an ſie zu richten. Allein das, was ſich in ihren Selbſtgeſtändniſſen ſo fließend ergoß, verſiegte in Gegenwart des Andern, wenn es ſich in der Form des Geſprächs geben ſollte. Alles, was er in Bezug darauf verſuchte, förderte nichts, ſie blieb ſtumm. Nach dem erſten Verſuche hatte es der Arzt nicht wieder gewagt, ſie zu den theatraliſchen Vorſtellungen zu laſſen. Jetzt ließ er eine ſanfte Muſik in der Nähe ihres Zimmers ertönen und Einige von den

Wärtern der Anſtalt mußten, von ihr ungeſehen, die Worte einer bekannten Scene ſprechen. Er wollte ſehen, welchen Eindruck dies auf ſie hervorbringen würde.

Wider ſein Erwarten horchte ſie mit freudiger Miene auf, ſobald ſie die erſten Töne vernahm, und ihr Vergnügen ſchien ſich von Minute zu Minute zu ſteigern. Sie ſtand auf und deutete an, daß ſie die Sprechenden auch zu ſehen wünſche. Der Doctor willfahrte ihrem Wunſche.

Kaum war ſie in dem Zimmer angelangt, ſo verbeugte ſie ſich gegen die Anweſenden und ſtellte ſich in Poſitur. Erſtaunt machte man ihr Platz und nun begann ſie einen pantomimiſchen Tanz auszuführen, der die Bewunderung Aller erregte. Sowohl die Haltung des Körpers, die Bewegung der Füße, der Ausdruck des Geſichts war im harmoniſchen Zuſammenhange, nur ſchien es, daß ſie dann und wann den Faden verlor und daß das, was ſie zeigte, in ſehr verſchiedenen Balletten oder Scenen vorkommen mochte.

Man ließ ſie gewähren, bis daß ſie ihre Ermüdung zu erkennen gab, dann klatſchte man ihr Beifall und ſie verließ an der Hand des Arztes das Zimmer, um ſich in das ihrige zu begeben. Mit fragendem Blicke ſah ſie den Doctor an, der ihr die Verſicherung ertheilte, nie eine ſolche Vollendung im Tanze noch geſehen zu haben, was ihr große Freude zu machen ſchien.

Nachdem ſie allein war, begab ſich der fleißige Arzt wieder auf die Spähe und ſah zu ſeiner Freude, daß ſie alsbald zur Feder griff und emſig und eifrig zu ſchreiben begann. Es war bereits ſpät am Abend, als ſie zurück in den Seſſel ſank, die Feder ihrer Hand entfiel und ſie einſchlief. Der Späher war gleich zur Hand, um das Geſchriebene zu copiren. Allein wie ſehr fand er ſich diesmal getäuſcht. Faſt die ganze Zeit über, wo er ſie ſchreibend geſehen, hatte ſie bloß ſinnlos mit der Feder gekritzelt. Das Papier war auf allen vier Seiten mit Dinte beſchmiert, ein wirrer See, eine leere Wüſte, aus der nur hier und da ein Wort, ein Name, gleich einem bewohnten Eilande hervortauchte. Allein die Kunde, welche die Bewohner ertheilten, war unverſtändlich; die Träger der Namen waren unbekannt und die Sprache, die ſie redeten, ebenfalls.

Der Arzt machte ſich Vorwürfe, daß er ſie durch dieſen Verſuch aus ihrer wohlthuenden, heilbringenden Ruhe aufgeſcheucht hatte.

Es wäre fruchtlos, hier die geringe Ausbeute gewiſſenhaft nachzuſchreiben, die aus den verſchiedenartig bald reichern, bald ärmern Ergüſſen der ſchönen Unbekannten geſchöpft wurde. Sie wäre nicht im Stande, ihre frühern Schickſale aufzuhellen, wohl aber leiteten ſie den ſcharfſinnigen Arzt zu manchem günſtigen Reſultate. Eines war ihm nunmehr gewiß, daß der Stummheit keinerlei Fehler der Sprechwerkzeuge zum Grunde liege, ſondern daß irgend ein bedeutendes Ereigniß, das ihr das Licht des Verſtandes getrübt, ihr auch die Sprache geraubt haben könne, oder daß eine fixe Idee ſie veranlaßt habe, ſich des Gebrauchs der Rede freiwillig zu entäußern. Die Hebung dieſer Umſtände mußte er nun einer Schickung anheimſtellen, wie ſie oftmals die Güte des Himmels verhängt. Inzwiſchen war es ihm doch gelungen, manches Hemmniß zu beſeitigen und ſie dem Kreiſe vertraut zu machen, dem ſie nunmehr angehörte. Er räumte ihr eine ausgezeichnete Stelle in der Geſellſchaft ſeiner Anſtalt ein und ſie wurde von Allen ihren Leidensgefährten mit vieler Rückſicht behandelt. Ihre Kunſtfertigkeit übte ſie, theils in ſtummen Partien, die der Doctor mit der Geſchicklichkeit eines trefflichen Dramaturgen in ſeine Dramen einzuflechten wußte, oder ſie tanzte große Scenen in den Zwiſchenacten.

Wenn nun gleich dieſe Leiſtungen einer Wahnſinnigen, die eigentlich niemals lichte Momente zeigte, nur unter gewiſſer Einſchränkung vortrefflich genannt werden können, ſo entzückten ſie doch die zuſchauende Verſammlung durch ihre fremdartige Größe und erregten bei den Kritikern eine Debatte, deren Aeußerung dem Arzte in andern Beziehungen ſehr willkommen war. Die Stumme blieb indeß unverändert; daſſelbe Räthſel, wie ſie es bei ihrem Eintritte geweſen war; dabei ſanft, mit einem ausgeſprochenen Hange zur Schwermuth, in deſſen Folge ſie die Einſamkeit ſuchte. Die ſchriftlichen Mittheilungen wurden jetzt ſeltener, nachdem ſich der innere Drang dazu durch die pantomimiſche Darſtellung erleichtert ſah, in welcher der Scharfſinn des Arztes in der That, manches von dem deutlich geſtaltet fand, was auf dem Papier nur dunkel angedeutet worden war.

So ſtanden die Sachen als ein Ereigniß ſich zutrug, daß alle Bemühungen des wackern Doctors für den Augenblick mit Freuden krönen ſollte, und um ſo erfreulicher war, als es unerwartet erſchien, wenn ſeine Folgen auch gleich dieſen Eindruck aufhoben.

Siebentes Kapitel.

Ich habe dich wieder, noch glaub' ich es kaum!

Caſtelli.

Hortenſe hatte während ihres Beiſammenſeyns mit Lucile nach und nach Alles erfahren, was ſich auf das Verhältniß ihrer Mutter bezog. Da er ſich aus ſeiner Jugend und dem Aufenthalte in England, mit dem Schauſpieldirektor Titl und ſeiner Mutter nicht erinnerte, je von einer Schweſter gehört, noch weniger aber ſie geſehen zu haben und ihn auf die Vermuthung, daß Hortenſe die Tochter ſeiner Mutter ſey, nur die auffallende Aehnlichkeit mit dieſer hinlenkte, ſo glaubte er, daß ſie einer ſpätern Verbinbindung, nachdem Titl-Krauthöfer ſeine Gattin zurückgelaſſen hatte, ihr Daſeyn verdanke.

Hortenſe war nunmehr nach England gekommen, ſowohl in der Hoffnung, ihre unglückliche Mutter zu finden, wie in der ſichern Erwartung, von ihr ſelbſt oder aus Familien-Papieren über das Räthſel ihrer Geburt ſelbſt Aufſchluß zu erhalten.

So weit ihre früheſten Erinnerungen reichten, hatte ſie ſich bei einem wüſten, abenteuerlichen Manne befunden, der ſich für ihren Vater ausgab und der mit ihr bald in großen Städten, bald in Badeorten lebte. Während ſie ſich in einer der erſtern aufhielt, hatte ſie Unterricht im Tanzen erhalten und durch ein frühreifes Talent, das ihren Lehrer in Kurzem überflügelt hatte, die Aufmerkſamkeit der berühmteſten Künſtlerin erregt, die ſich gerade in demſelben Orte anweſend fand. Sie nahm ſich ihrer an, und ſtattete ſie mit dem Beßten ihrer Kunſt aus. Ihre Lehren fielen in fruchtbaren Boden und leiteten Hortenſe zu der Vollkommenheit, in der ſie jetzt prangte.

Jetzt aber, als ſie älter wurde, und ſie reifer über ihr früheres Umherſchweifen an der Seite eines Mannes nachdenken konnte, für den ſie die ächte Zuneigung des Kindes zu ſeinem Vater nie empfunden zu haben ſich bewußt war, hatte ſie einen ſeltſamen Traum von frühern Verhältniſſen. Wenn ſie auf Reiſen in ein ſtattliches Wirthshaus auf dem Lande trat, war es ihr, als ſey ſie dort heimiſch und es zog wie helle Strahlen durch ihr Gedächtniß und es knüpften ſich Fäden an ihre Erinnerung, als habe ſie das ſchon einmal erlebt und als ſey ſie gewohnt, in ſolcher Umgebung zu ſeyn und zu hantiren. Dies Gefühl verzog ſich jedoch wieder, ſobald die Scene ſich veränderte, und ſie dachte nicht weiter daran.

Und iſt es nicht manchem Leſer auch ſchon widerfahren, als habe er die und die Situation in ſeinem Leben wörtlich ſchon einmal erlebt, und iſt es ihm nicht beim Anblick einer wildfremden Gegend, die ſein Fuß zum erſten Male betritt, als habe er ſie ſchon einmal gerade ſo vor ſich geſehen?

Einige wollten daraus die Annahme begründen, von einem frühern Daſeyn, deſſen Bewußtſeyn uns entſchwunden iſt und nur ſo manchmal bei beſonders erheblichen Anläſſen in uns wieder auftaucht, ich aber möchte jenes Gefühl viel eher den ahnungsvollen Träumen zuſchreiben, die uns vom Himmel manchmal geſchickt werden und denen wir keine Aufmerkſamkeit ſchenken, um ſie zuſammenhängend im Gedächtniß zu erhalten, oder deren Erinnerung uns mit dem Erwachen des Lebens verloren geht, bis ein äußerer Zufall ſie theilweiſe wieder erweckt.

Eines Morgens ſah Hortenſe zur ungewöhnlichen Zeit, ihren unermüdlichen Baron Staar, von der ihm beſonders ertheilten Erlaubniß, bei dem Lever der Künſtlerin unangemeldet zu erſcheinen, Gebrauch machen. Hortenſe befand ſich noch im tiefſten Negligé. Befremdet fragte ſie ihn nach der Urſache des allzufrühzeitigen Beſuchs, jedoch er war ſo außer Athem, daß er nicht fähig war, ihr eine zuſammenhängende Auskunft zu ertheilen. Aber ſeine Augen leuchteten und die Flügel der bedeutenden Adlernaſe hoben ſich ſtolz, wie die geblähten Segel einer mäßigen Schaluppe.

— Mit Geld kann man Alles, nichts iſt dem Reichen unmöglich — Gott ſegne mir den Reichthum! platzte er endlich heraus, aber die Anſtrengung, die ihm dieſe Exploſion verurſacht hatte, ſchnitt ihm ſogleich wieder die Sprache ab. Vergebens war Hortenſe's Ungeduld; er öffnete die Knöpfe ſeines Gilets und ſein Jabot hob und ſenkte ſich mit einer Vehemenz, als ob die Bruſt darunter in Stücke gehen ſollte.

— Ich hab' ſie heraus — ſagte er endlich, nachdem ihm wieder etwas überflüſſige Luft zugeſtrömt war — meinen langwierigen Bemühungen iſt es gelungen. In Berlin iſt's eine Kleinigkeit — in London nicht — London iſt zu groß, und die Liſten der Polizei ſind nicht ſo exact wie bei uns, im Preußiſchen —

Hortenſe konnte ſich nicht mehr halten; ſie bat, ſie flehte — Alles vergebens. Die phyſiſche Unmöglichkeit war da, er konnte noch nicht zuſammenhängend erzählen. Sie mochte das nicht einſehen. Sie warf ſich ihm zu Füßen und umarmte ſeine Knie, ihre warmen Lippen preßten ſich auf ſeine beringten Finger, ihre langen, ſchwarzen Seidenhaare, die noch keine Flechte, kein Kamm geordnet zurückhielt, wallten wild um ihre Formen und umhüllten zum Theil die Füße des Barons. Jetzt zögerte er vielleicht abſichtlich, denn er hatte ſeinen Athem wiedergefunden, aber er war nahe daran, ſeine Beſinnung zu verlieren.

— Stehen Sie auf, liebſtes Kind, ſprach er nach einer Weile, Sie machen mir wahrhaftig heiß, und was ſoll das?

Er hob ſie ſanft auf und führte ſie zu einem Seſſel, dann öffnete er ein Fenſter und ſchnupperte ein Wenig kühle Morgenluft ein.

— Ah — puh! — ah!

Er kehrte ſich dann nach Hortenſe um und ſagte mit ſehr liebreichem Ernſte:

— Ihre wahrſcheinliche Frau Mutter, etwas wahnwitzig und ſehr ſtumm, dabei ſchön, und Ihnen darum ähnlich, befindet ſich in der Anſtalt von John Cawler Esquire, fünf Meilen von London, und wenn's Ihnen belieben ſollte, ſo können wir in dieſem Augenblicke uns in meinem Wagen dahin verfügen. In einer halben Stunde ſind meine Pferde dort. Ich habe den Doctor ſchon von Allem gehörig prävenirt.

Statt aller Antwort ſchellte Hortenſe und befahl ihrem eintretenden Mädchen, Mantel und Hut zu bringen, während ſie mit eigenen Händen ſich die Haare emporband und zuſammenſteckte. In wenigen Minuten ſchwebte ſie am Arme des Barons die Treppe hinab und ſetzte ſich an ſeine Seite in den bereit ſtehenden Wagen.

— Bekomm' ich keinen Kuß? fragte er ſüß.

Schon wollte ſie ſich zu ihm hinbeugen, als ſie ſich ſchnell anders beſann:

— Erſt wollen wir ſehen, ob Ihre Nachrichten nicht trügen; es wäre fürchterlich, wenn dieſer Sturm von Gefühlen vergebens aufgeregt würde, es könnte mich tödten —

Er mußte achſelzuckend den ſchon geſpitzten Mund wieder in die Breite ziehen.

Achtes Kapitel.

Hört Ihr jene Brandung ſtürmen,
Die ſich an den Ufern bricht?
Aſien riß ſie von Europa —
Doch die Liebe trennt ſie nicht!

Schiller.

Die Pferde des Barons hatten die fünf engliſchen Meilen bald zurückgelegt und ſie hielten vor der Anſtalt des Doctors. Sir Cawler empfing ſie ſelbſt in ſeinem Kabinet. Als er Hortenſe anſichtig wurde, trat eine fliegende dunkle Röthe ihm bis unter die Augen, die dann ſchnell wieder der Bläſſe Platz machte, die gewöhnlich das Antlitz des Forſchers und Denkers überzogen hielt.

— Verzeihen Sie, mich etwas verwirrt zu finden, ſagte er dann zögernd, nicht aber nur allein eine Aehnlichkeit zwiſchen zwei Perſonen, von ſehr ungleichen Jahren, wie ſie mir nie bis jetzt vorgekommen, als auch der Gedanke, an der Pforte eines Geheimniſſes zu ſtehen, die ſich mir nach ſo langen vergeblichen

Beſtrebungen öffnen, und ein gutes Werk, das mich die Liebe zur Wiſſenſchaft wie zur leidenden Menſchheit unternehmen ließ — krönen ſoll, dies iſt es, was mich mit einer außerordentlichen Mächtigkeit ergreift. Seyn Sie mir herzlich willkommen!

Hortenſe ſtand im Ergriffenſeyn dem Doctor wenig nach, und ſelbſt der Baron war im Gefühle, daß er durch gut bezahlte Kundſchafter dies aufgeſtöbert hatte und nun dieſen hohen Sieg des Reichthums feiern konnte, im hohen Grade gerührt.

Der Doctor ließ vor allen Dingen ein gutes Frühſtück bringen, und lud ſeine Gäſte ein, es ſich ſchmecken zu laſſen. Hortenſe wies jedoch das Anerbieten zurück, ihre bittende Miene ſagte, was ſie wünſchte: den Augenblick, ihre Mutter zu ſehen, nach dem ſie ſo viele Jahre ſchon geſchmachtet, nicht weiter hinaus zu ſchieben.

— Ich möchte auch darum bitten — ſagte der Baron, indem er wichtig auf ſeine Uhr ſah — denn ich muß bis zur Börſe zurückſeyn, wegen einer Taubenpoſtwette —

Hortenſe warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

— Sie können bei der Frau Mutter bleiben, ſo lange es Ihnen gefällt — ſagte er — meine Equipage ſoll Sie abholen —

Sie würdigte ihn keiner Antwort.

— So gern ich ſelbſt den Augenblick des Wiederſehens beſchleunigen möchte — ſprach der Arzt mit mildem Ernſte — ſo verlangt der Schritt doch eine ſehr reifliche Erwägung. Vor allen Dingen muß ich den heutigen Zuſtand meiner Kranken mit aller mir zu Gebote ſtehenden Einſicht unterſuchen, um zu erfahren, ob der Körper ſich in jenem normalen Gleichgewicht der Geſundheit befindet, die heftige Erſchütterung der Seele auch ohne Nachtheil ertragen zu können. Sehr leicht könnte, wenn jenem nicht die erforderliche Kraft inwohnt, das Gehäuſe zerbrechen, und der Geiſt dort einen Frieden finden, den ihm hienieden zu verſchaffen, wir uns vergeblich abmüheten. Eben ſo muß ich aber auch mit mir noch zu Rathe gehen, wie ich den Moment des Wiederſehens herbeiführen ſoll; ob auf ſchnellem oder langſamem Wege. Das Plötzliche wie das

Vorbereitende hat ſein Für und Wider. Die unvorbereitete Erſcheinung kann zwar ſehr günſtig wirken und den Schleier mit einem Male zerreißen, allein ſie kann auch tödten. Wer vermöchte es, die unſichtbaren Verbindungen der Seele mit dem Körper, und die Stärke der Fäden, die ſie an einander knüpfen, mit ſolcher Gewißheit zu berechnen und zu beſtimmen, um ſich die That, die zur Entſcheidung führen muß, ohne reifliche Ueberlegung, zu erlauben? Die vorbereitete Erſcheinung, das Nach und Nach, kann wohl die gewaltſame Wirkung bedeutend mildern und jede Gefahr entfernen, aber ſie kann auch gänzlich fruchtlos-vorüber gehen, und iſt dies der Fall, ſo iſt uns damit das Heft entſchlüpft, woran wir den ganzen räthſelhalten Seelenzuſtand nach unſerer Willkühr zu gängeln vermögen, und damit iſt für immer die Hoffnung verſchwunden, der Kranken den Verſtand wieder zu verſchaffen, und die Beſtrebung ſo langer Mühen iſt rettungslos in einem See verſunken, der gleichgültig ſeine Wellen darüber hin kräuſelt. In einer frühern Zeit, als mir noch nicht die reichhaltigſte Erfahrung berathend zur Seite ſtand, hatte ich dergleichen Uebereilungen oft zu beklagen und es bewegt mich noch tief, wenn ich daran denke, wie ſchnell ſich ſolche Geſchichten, mit allen ihren merkwürdigen und erſchütternden Einzelheiten mir aus der Erinnerung wiſchten, weil meine regſte Theilnahme, meine angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit, meine heiligſte Pflicht, mein ganzes Leben, ſtets neue Fälle wieder in Anſpruch nahmen. Nie aber forderte mich eine Erſcheinung ſo mächtig wie dieſe auf, Alles was ich weiß und vermag, ſorglich zu Rathe zu ziehen, um ſie bleibend im Gedächtniſſe mir zu erhalten, denn nur das Gelingen einer Kur heftet ſie mit diamantenen Stiften für's Leben darin feſt.

Hortenſe hörte dem weiſen Manne mit rührender Anhänglichkeit zu. Die Gewiſſenhaftigkeit, die ihn erfüllte, belebte ihr Vertrauen. Der Baron fragte, ob es denn wohl erlaubt ſey, die Einrichtung der merkwürdigen Anſtalt in Augenſchein zu nehmen, beſonders das Theater.

— Mit Einſchränkung, erwiederte der Doctor. Die Kranken dürfen durchaus von dem Zweck Ihres Beſuches keine Ahnung haben, weil ſie das behelligen würde. Am wenigſten dürfen ſie vermuthen, daß ſie den Gegenſtand Ihrer Neugier abgeben ſollen. Während ich mich auf einige Zeit zurückziehen will, um mich dem Nachdenken zu überlaſſen, mag ein Aufſeher, der meine Vorſchriften genau kennt, Ihnen Einiges zeigen. Vor Allem aber müſſen Sie ihm nicht widerſprechen, und ſich für neuangekommene Penſionäre ausgeben, falls Sie gefragt werden ſollten.

Hortenſe widerſtrebte dieſer Vorſchlag. Sie zögerte, mit ihrer Bitte hervorzukommen, aber ſie hielt den wackern Arzt zurück, als er ſich entfernen wollte und in ihrem Auge glänzte eine Thräne. Der zarte Menſchenfreund hatte ihren Wunſch errathen.

— Sie könnten Ihre Mutter unbemerkt belauſchen, wenn Sie Kraft in ſich fühlen, den Anblick zu ertragen, ohne durch das leiſeſte Zeichen Ihre Anweſenheit zu verrathen. Allein die geringſte Störung würde die Kranke beunruhigen und den Moment noch vielleicht für lange hinausſchieben, der ſie Ihnen wieder ſchenken ſoll. Fühlen Sie ſich ſtark genug dazu?

O Gott — ja! rief Hortenſe, von Ungeduld getrieben, dann des Doctors Hand wieder ergreifend, ſetzte ſie hinzu: beobachten Sie mich genau, ſorgfältig und bemerken Sie etwas in meinen Mienen, was Ihnen verriethe, daß ſich Schwäche meiner bemächtigte, ſo werfen Sie mir dieſen Shawl über den Kopf und entfernen Sie mich ſo ſchnell als möglich aus der Nähe meiner Mutter —

— Ich nehme eine hohe Entſchloſſenheit in allem Ihren Thun wahr — das Räthſelhafte in Ihrer Geſchichte hat Sie wahrſcheinlich mit dieſer Gabe reichlicher verſehen, als Andere Ihres Geſchlechtes und Standes. Kommen Sie, folgen Sie mir — ſagte er dann lächelnd — es wird ſolcher gewaltſamen Mittel nicht bedürfen — Sie werden ſich ſchon zuſammennehmen und den Anblick aushalten.

Mit dieſen Worten reichte er ihr artig den Arm; der Baron wollte folgen.

— Mit Erlaubniß! ſagte der Doctor, es darf ſonſt kein Zeuge dabei ſeyn, der nicht von der Heiligkeit des Moments, ſo wie wir Beide, erfüllt wird —

— Ich kann Schweigen — rief Staar.

— Davon iſt hier nicht die Rede, ſprach der Arzt und ihn mit der Hand ſanft abwehrend, verließ er mit Hortenſe das Zimmer, den armen Baron in Verzweiflung zurücklaſſend, der hier, wie ſtets, wieder das leere Nachſehen hatte, obgleich Alles von ihm nur allein ausgegangen war.

Durch lange Gänge ſchritt unſer Paar nach einem Seitenflügel des Gebäudes. Nur wenige reinlich gekleidete Bewohner des Hauſes waren ihnen zu Anfang ihrer Wanderung begegnet, die theils mit ſcheuer Neugierde nach ihnen blickten, theils unter höflicher Begrüßung an ihnen vorübergingen.

— Dies ſind von meinen Penſionären, ſagte der Doctor mit dem Ausdrucke der liebenswürdigſten Gutmüthigkeit, ſie gehen in die Singprobe, wo ſie einen heitern Chor einſtudiren. Es ſind die Muſikaliſchen.

Je mehr ſie ſich dem Seitenflügel näherten, deſto ſeltener wurden dieſe Begegnungen. Endlich wurde es ganz öde und ſtill. Hortenſe bemerkte dies dem Doctor und fragte ihn, warum er denn ihre arme Mutter ſo gänzlich abgeſchieden halte.

— Von Allen, die hier mit mir wohnen, erwiederte er, iſt mir die Geſchichte ihres Lebens bekannt. Sie wurden mir von ihren Verwandten übergeben und die Urſache ihrer Zerrüttung iſt mir kein Räthſel. Nur Ihre Mutter blieb es mir bis jetzt. Dies machte ſie zum Gegenſtande meiner eifrigſten, unausgeſetzten Beobachtungen und deshalb wohnt ſie hier. In jeder andern Beziehung iſt ſie nicht einſamer als die Uebrigen. —

Sie waren jetzt durch eine hohe Thür in eine Art von Vorſaal getreten.

— Von nun an, ſagte der Arzt mit leiſer Stimme und ſehr feierlichem Weſen, öffnen Sie den Mund zu keiner Frage, ſondern verſparen Sie Alles, was ſich in Ihrem Buſen regt und hinausſtreben will, bis wir wieder dieſen Ort verlaſſen haben. Bedenken Sie, daß Sie ſich der geheimnißvollen Werkſtätte nahen, wo neben dem Körper Ihrer Mutter, ihr Geiſt wie abgeſchieden und außer ihr waltet, und daß der Augenblick nicht ferne mehr iſt, wo das ſie bis jetzt trennende Element auf's Neue durch ein Band für's Leben geknüpft werden ſoll. —

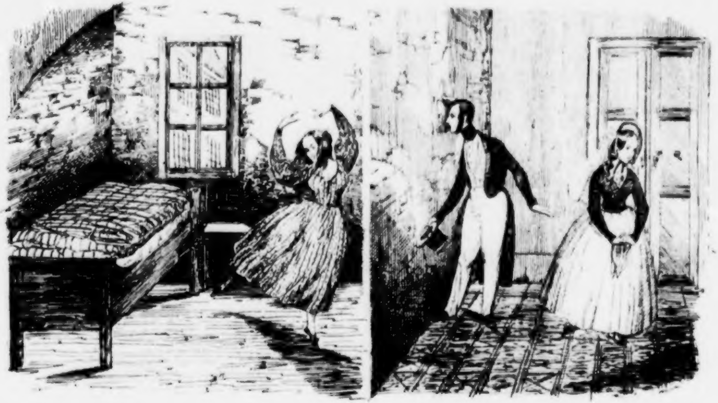
Eiskalt lag die Hand des Mädchens in der

Hand ihres Führers; mit zurückgehaltenem Athem ſchritt ſie ihm nach, durch eine Thür über einen Gang, den ſie queer durchmaßen, dann durch eine zweite Thür, auf eine Wand zu, in der ſich ein Schieber auf den leiſen Druck des Doctors zur Seite bewegte. Hier lagen überall dicke Teppiche; ihr Tritt war unhörbar.

Eine Bewegung der Hand deutete Hortenſe an, daß ſie durch die kleine Oeffnung ſchauen ſollte, die ſich ihrem Blicke zeigte. Wie ſchnell folgte ſie dieſer Erlaubniß! Wie hing ſie feſt an der Oeffnung! wie pochte ihr Herz in Doppelſchlägen!

Was ſie ſah, war die gewöhnliche Tanzübung der Stummen, die dieſe gerade im Begriff war, vorzunehmen. Hortenſe ſchwamm in einem Meer von Gefühlen. Die Aehnlichkeit ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß ſie ihre Mutter vor ſich ſehe. Allein wer war ihre Mutter? woher kam ihr dieſe hohe Kunſtvollendung, von der ſie ſich gleich auf den erſten Blick überzeugte? Welch ein fürchterliches Schickſal hatte ſie von der Seite ihrer Kinder, ihres Gatten geriſſen?

Jetzt wandte ſie den Kopf von der Oeffnung —



ſie athmete ſchwer — dann wollte ſie wieder die Blicke in das Zimmer ihrer Mutter ſenden, allein die Thränen verdunkelten ihre Augen und ſchnell die Hand des Doctors ergreifend zog ſie ihn mit haſtigem Drängen zur Thüre.

, Faſſen Sie ſich, ſprach der Doctor zu ihr, als ſie auf ſeinem Zimmer angelangt waren, denn von Ihrer Faſſung allein wird es abhängen, Ihre Mutter zu ſehen und zu ſprechen —

— Zu ſprechen? fragte Hortenſe ſchmerzlich.

Zu ſprechen — wiederholte der Arzt. Meine Meinung ſteht feſt, daß die Stummheit der Kranken nur eine Folge des Wahnſinns iſt — ein plötzlicher Schrecken kann ſie von dieſem befreien und ihr zugleich die Sprache wiedergeben —

Welche Hoffnung geben Sie mir da?

— Fühlen Sie ſich ſtark genug dazu, mich in dieſem Augenblicke zu begleiten?

— Warum ſollte ich wohl den ſeligſten Augenblick meines Lebens — —

— Bedenken Sie wohl — ſeyn Sie auf Alles gefaßt — es iſt ein Moment, der ihre Nerven ſo ſehr erſchüttern könnte — wenn Sie nicht Ihre ganze Kraft ſammeln — es könnte Sie niederſchmettern —

— Auch ſie? — O, dann erlaſſen wir ihr dieſe Prüfung —

— Sie — wird gleichſam verklärt daraus hervorgehen — die Erſchütterung, die ihr das Leben wiedergiebt, könnte nur auf Sie die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen —

— Und ſie hätte mit der wiedergewonnenen Vernunft die Tochter verloren und müßte ſie ewig beweinen? ſagte Hortenſe ſchmerzhaft, dann faßte ſie ſich aber ſchnell und ſetzte mit Feſtigkeit hinzu: Kommen Sie, ich fühle mich ſtark!

Sie folgte wieder dem Doctor nach dem entlegenen Flügel des Hauſes.

Wer ſie geſehen hätte, würde ihr die erforderliche Kraft zum bevorſtehenden großen Momente nicht zugetraut haben; bleich und ſchwankend ſchritt ſie einher. Aber die ganze Maſſe ihres Blutes hatte ſich zum Herzen gedrängt, um hier alle Kraft, alle Glut zu verſammeln.

Sie ſtanden jetzt vor einer Thüre; der Doctor blickte noch einmal feſt aber mild auf Hortenſe, dann öffnete er ſchnell das Zimmer, ohne ihr Zeit zum Beſinnen zu laſſen und ſie befanden ſich der Stummen gegenüber, die ſchreibend am Tiſche ſaß und über die unvermuthete Störung erſchreckt, ſchnell den Kopf emporhob.

Hortenſe ſtand, bleich wie ſie war, an einen ihr zunächſt ſtehenden Stuhl geſtützt, aber feſt und unverwandt ihr Auge auf die Mutter richtend. Dieſe aber hatte ſie kaum erblickt, als ſie die Feder weit von ſich warf, in die Höhe ſprang, und den Mund wie zum Sprechen öffnete. Wildklingende, unverſtändliche Töne drängten ſich aus ihrem Buſen empor; die Aehnlichkeit mußte auch ſie plötzlich ergriffen haben — ſie rang nach einem Ausdruck ihrer Gefühle — aber ſie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Da näherte ſich ihr Hortenſe — und mit dem einſchmeichelndſten, gefühlvollſten Ton, hauchte ſie ihr das ſüßeſte Wort zu, das ſie ſeit ihrer früheſten Jugend nur unter Thränen geſprochen, und auch jetzt nicht Thränen frei.

— Mutter — meine liebe Mutter! — ſagte Hortenſe.

Die Kranke riß die Augen weit auf, als wollte ſie ſich ganz erfüllen von dem Bilde, das ihr vorſchwebte, und wie von einer unbeſchreiblich gewaltſamen Kraft plötzlich wild heraus geſtoßen, ertönten die Worte:

— Was iſt das?

Mit dem ſeligen Blicke eines Verklärten hob der Doctor die Arme zum Himmel, während Hortenſe die Hände ihrer Mutter ergriff und ſie küßte und mit Thränen benetzte. Dann führten ſie Beide zum Ruhebette.

Die Kranke ſchloß die Augen und wiederholte jetzt, ſanfter, ohne die frühere gewaltſame Anſtrengung zu gebrauchen:

— Ah, was iſt das?

Der Arzt winkte Hortenſe, bei Seite zu treten, um die Kranke zur Ruhe kommen zu laſſen, allein kaum hatte ſie die Augen wieder geöffnet, ſo rief ſie auch gefaßter noch, als früher, und mit vollſtändiger Deutlichkeit:

— Wo iſt meine Tochter? — — —

Unter Pflege und zarter Sorgfalt vergingen die erſten Stunden; die Kranke fühlte ſich ſchwach, aber der Himmel ſchien ihr mit dem Gebrauch der Sprache, auch den Verſtand wiedergegeben zu haben, und ſie konnte ſich mit leiſer Stimme mit ihrer Tochter unterhalten. Der gute Doctor ſprach davon, daß der Sommeraufenthalt in einer Gebirgsgegend und ein kräftigendes Bad, die Kur glücklich vollenden werde. Hortenſe wollte bis zu dieſem Zeitpunkte in der Anſtalt verweilen. Sie ſchrieb an den Baron, daß ſie es als den einzigen Beweis einer wahren Neigung für ſie betrachte, wenn er gegen Niemanden den Ort ihres Aufenthalts verriethe, um in ihrer heiligen Pflicht keiner Störung ausgeſetzt zu ſeyn. Ihm ſelbſt eröffnete ſie die himmliſche Ausſicht, ſie auf ihrer bevorſtehenden Reiſe begleiten zu dürfen. Sie fühlte wirklich, daß ſie ihm dankbar ſeyn müſſe, da es ſeinen raſtloſen Bemühungen zuerſt geglückt war, den Aufenthalt ihrer Mutter zu erſpähen. —

Am ſpäten Abend erhob ſich die Kranke ſitzend in ihrem Bette; ſie ergriff Hortenſe bei der Hand, blickte ſie lange aufmerkſam an, und fragte dann ſchüchtern:

— Wie heißt Du, mein Kind?

— Hortenſe —

— Ach, ſo hieß Keines meiner Kinder — aber doch, Du biſt's! Du biſt's!

Sie ſprach hierauf noch Einiges; oft lange Reden, ſo zuſammenhängend, daß man keine Spur ihrer frühern Zerrüttung darin bemerkt hätte, dann aber wieder raſch abbrechend und in eine Region der vollſtändigſten Unverſtändlichkeit ſich verlierend.

Hortenſe beruhigte ſich dabei, daß der ſchwache

Kopf ihrer Mutter ſich erſt nach und nach wieder des Bewußtſeyns erfreuen würde; ſie vertraute den Worten des Arztes, und hoffte, Ruhe würde Stärke bringen, und die verheißene Kur Alles ſchön Geordnete dann für immer befeſtigen. Aber zur Ruhe war die Kranke nicht zu bringen; vielmehr loderte ein inneres Feuer, das ſie zu verzehren ſchien, immer heftiger und heftiger, und Mitternacht war vorüber, als Hortenſe in neue Beſorgniſſe über dieſe merkwürdige und ſeltſame Organiſation verfiel.

Die wichtigen Bekenntniſſe die ihr von der Kranken gemacht worden waren, in die ſie die ſpannendſten Schilderungen verwebte, verſiegten jetzt, und glühende Phantaſien ſprangen wie Irrwiſche zwiſchen durch; ſo wie es gegen den Morgen ging, wurde Alles wieder trüber und verworrener; eine ängſtliche Haſt ſchien die Kranke ſtets vorwärts zu treiben, und dieſe Haſt wuchs, je ſchwerer es ihr wurde, ſich auszudrücken. Man ſah es ihr an, daß ſie wieder länger nach dem Ausdrucke ſuchen mußte, und daß ſie oft, trotz der Mühe, die ſie ſich gab, das rechte Wort doch nicht finden konnte; auch die Zunge wurde ſchwerer; und Hortenſe ſah mit unſäglicher Beklemmung den Augenblick eintreten, der die Kranke wieder in ihren frühern Stumpfſinn zurückſinken laſſen würde. In dieſer Aengſtlichkeit befangen, folgte ſie aber mit immer größerer Aufmerkſamkeit den Mittheilungen, und ſuchte ſie für ewig ihrem Gedächtniſſe einzuprägen.

Sie hatte es nicht bemerkt, daß der Schein der Lampe trüber brannte, nur immer gehorcht hatte ſie, auf die Worte der Kranken, die ſich nur noch gewaltſam der ſchwer athmenden Bruſt entrangen; jetzt brach die Sonne des Morgens durch den Vorhang, und beſchien das Geſicht der Kranken, das bleich und ſeltſam entſtellt war. Hortenſe kniete nieder am Bette, die Hand, die ſie ergriff, war ſtarr und kalt — noch einen tiefen Athemzug, und ſie ſah ihre wiedergefundene Mutter als Leiche vor ſich.

Ein Nervenſchlag, der hinzugetreten war, hatte vollkommene Verſöhnung und Vollendung herbeigeführt, obgleich ganz außer der Berechnung des weiſen Arztes. — —

Hortenſe hatte keine Thränen für die Todte; nach dem was ſie ihr in den letzten Stunden offenbart hatte, mußte ſie ſie ſelig preiſen. War ihr doch nun ſelbſt alle Freude am Leben verleidet. Sie wußte, daß noch in irgend einem Winkel der Erde ihre Geſchwiſter lebten, allein ſie hatte keine Luſt, ſie zu ſuchen; ſie durfte hoffen, noch ihren Vater auffinden zu können, aber der Gedanke an ihn, füllte ihr Herz mit Bitterkeit.

— Und ich ſelbſt, rief ſie voll Schmerz, ich ſelbſt taumelte an dieſem Abgrunde! ich konnte mich freuen, dieſer täuſchenden Blumen, ich konnte mich zu ihnen niederbeugen, ſie zu pflücken! ich konnte wähnen, daß die Kunſt da ſey, die Menſchen zu beglücken, und ich auch bildete mir ein, dieſe Zauberkraft zu beſitzen! — O pfui, pfui! über die Selbſtſucht und Täuſchung! Dieſe kalte Leiche wird mich ewig daran mahnen, welche Gefahren mich umgaben, in der lachendſten, verlockendſten Geſtalt. Der Tod meiner Mutter, der mir erſt ihr unglückliches Leben enthüllte, wird mich bewahren, und mir ein warnendes Beiſpiel ſeyn!

Der Arzt mußte ſie mit der größten Vorſicht behandeln, um ſeine Anſtalt nicht durch einen neuen Penſionär bereichert zu ſehen. Sie war nicht von der Leiche zu entfernen. An demſelben Tiſche, wo ihre arme Mutter zu ſchreiben pflegte, ſetzte ſie ſich nun hin, um das aufzuzeichnen, was ihr aus den letzten Erzählungen derſelben klar geworden war. Sie wollte Alles nach dem friſchen Eindrucke aufbewahren, da ſie ſpäter ihrem Gedächtniſſe nicht traute. — — — —

Maria Cardell hatte mit ihrer ſeltnen Schönheit, und ihrem großen Talente für die Tanzkunſt, auch ein leicht entzündbares Herz von der Natur empfangen. Von armen Eltern — ihr Vater war herumziehender Taſchenſpieler geweſen und führte den Namen des Zigeunerherzogs — mußte ſie ſich's zum beſondern Glücke anrechnen, ſchon in früheſter Jugend bei einem der erſten Theater in London angeſtellt zu werden. Hier lebte ſie nun, bald umgeben von den erſten und vornehmſten Herren des Hofes, und den hervorragendſten Geiſtern, die in der Wiſſenſchaft, wie in der Geſellſchaft, glänzten. Sie hatte Gelegenheit, Kenntniſſe in allen Beziehungen zu erlangen, und ſie benützte ſie. Der Beifall, den ſie unter dieſen Umſtänden erhielt, gränzte an Vergötterung. Da lernte ſie ein junger Edelmann von altem Geſchlechte kennen. Die heftigſte Leidenſchaft entzündete ſehr bald die beiden jungen Herzen. Sie war heldenmüthig entſchloſſen, das ihrige brechen zu laſſen und der Verſuchung zu entfliehen. Der Lord aber hatte, wie er glaubte, Kraft genug, nicht zu entſagen. Maria machte ihm die rührendſten Vorſtellungen; er klagte ſie der Kälte an; er warf ihr vor, ſeiner Liebe nicht werth zu ſeyn. Sie duldete Alles. Nun drang er in ſie, ihm ihre Hand zu geben. Er wollte Allem entſagen, um ihren Beſitz; wer kennt nicht ſolche Schwärmerei der Jugend! Maria's Kampf war nur noch ſchwach. Die Gattin des geliebten Jünglings zu werden, erſchien ihr als das höchſte Glück auf Erden. Sie willigte endlich ein, und das junge Paar entfloh nach Deutſchland. Hier lebten ſie einige Zeit zurückgezogen von der Welt, nur ſich und ihrer Liebe. Maria war ſo glücklich, daß ſie es nicht bemerkte, wie trüb und ernſt plötzlich die Stimmung ihres Gatten wurde. Endlich, nachdem dieſer Zuſtand bereits einen hohen Grad erreicht hatte, fragte ſie ihn theilnehmend nach der Urſache. Er blieb einſylbig. Sie glaubte, daß Nahrungsſorgen ihn drückten, und machte ihm den Vorſchlag, an einem bedeutenden Theater eine Anſtellung zu nehmen, da ſie gewiß war, in ihrer Kunſt ein Kapital zu beſitzen, von deſſen Zinſen ſie reichlich leben könnten. Dieſer Vorſchlag reizte ihn zum erſten Male zum

Zorn. — Wie, hatte er geſagt, glaubſt Du, daß ich mich ſo erniedrigen könnte, das Weib, das meinen Namen trägt, auf den Brettern vor aller Welt tanzen zu ſehen? Für Geld, für eine kleine Münze in die Macht eines Elenden gegeben zu ſehen, der ſie mit Schimpf und Schande bedecken kann und meinen Namen dazu?

Dieſe Aeußerung ſchaffte ihr mit einem Male Licht. Der Argwohn ſchlich ſich in ihr Gemüth; ſie ſah ihren Gatten Briefe leſen und heimlich beantworten und ſie verlangte den Inhalt dieſer geheimen Schreibereien zu wiſſen. Sie belauſchte ihn und wußte nun woran ſie war. Die Familie in England hatte ihren Aufenthalt erfahren und beſtürmte nun den jungen Mann, der Ehre Gehör zu geben, eine unwürdige Gefährtin zu verlaſſen und nach Hauſe zu kommen. Dort wollte man ſchon Mittel finden, die Bande gewaltſam zu löſen, zu denen ihn vielleicht Unbeſonnenheit und Verblendung getrieben hatten und würde darauf bedacht ſeyn, ihn eine Verbindung ſchließen zu laſſen, die ſeinem Namen wie ſeinen übrigen Verhältniſſen entſprechen würde. —

Maria's Gatte widerſtand dieſen elterlichen Ermahnungen nicht. Nachdem der erſte Rauſch der

Leidenſchaft verflogen war, ſtellte ſich das Gefühl der Traurigkeit und des Ueberdruſſes ein, das jedem Rauſche zu folgen pflegt. Er vernachläßigte ſeine Gattin; war er um ſie, ſo hörte ſie kein ſanftes Wort mehr aus ſeinem Munde: ſie fühlte es, daß ſie ihn ſchon für ewig verloren hatte. Nur Eines wollte ſie noch wagen, um ſeine Liebe wieder zu erregen. Ach, es war eines jener unſchuldigen Reitzmittel, die nur noch von mittelmäßigen Luſtſpieldichtern auf dem Theater angewandt, ihre Wirkung erzielen und die ſie von daher kannte. Sie wollte ihn eiferſüchtig machen. —

Unter den Freunden ihres Mannes befand ſich ein kühner, unternehmender Menſch, der ſich für einen Engländer ausgab, obgleich Jedermann daran zweifelte. Was er unternahm, ergriff er mit Leidenſchaft und es war nur zu bedauern, daß ſein Willen ſich faſt nie auf das Gute lenkte. Jetzt war er Spieler mit Leidenſchaft; Morgen wagte er das Leben für eine Schäferſtunde. Dieſer Menſch, der ſich Capitan Johnſon nannte, hatte es oftmals verſucht, ihr Erklärungen mit unerhörter Dreiſtigkeit zu machen. Sie wies ihn mit Verachtung ab und drohte es ihrem Manne zu ſagen.

— Und was iſt's weiter? ſprach er — ein Duell! dann aber biſt Du ganz mein, ſchönes Weib! —

Jetzt fiel ſie auf den Gedanken, dieſen Bewerber ſcheinbar anzuhören, um dadurch die Eiferſucht ihres Mannes zur glücklichen Löſung ihres Zwieſpalts zu benutzen. Aber die Aermſte dachte nicht, welche Gefahr ihr daraus erwachſen könnte. Ihre innigere Bekanntſchaft mit Johnſon brachte eine vollkommene Veränderung in ihrem Innern hervor. Sie mußte wider Willen dieſe Thatkraft, dieſes überwallende Feuer mit der Kälte und der Erſchlaffung, die ſich ihres Gatten bemächtigt hatte, in Vergleich ſetzen und je mehr ſich dieſer von ihr entfernte, deſto feſter ſchloß ſie ſich an Johnſon. Sie ſchauderte in ruhigen Augenblicken vor dieſem neuen Verhältniß zurück, aber die Nähe des Geliebten hob jeden Zweifel über Recht und Unrecht. Was ſie früher gewünſcht hatte, das fürchtete ſie jetzt: die Eiferſucht ihres Gatten, und hätte ſie Verſöhnung oder einen Zweikampf herbeigeführt, es würde ihr gleich ſchrecklich geweſen ſeyn. Sie wünſchte jetzt nichts, als das Fortbeſtehen dieſes Geheimniſſes, allein die Schändlichkeit ihres Gatten ſollte ihm ſchnell den Schleier entreiſſen. Er entfloh und hinterließ ſie hilfsbedürftig aber getröſtet; Johnſon trat bald darauf in die Rechte des Entflohenen.

Johnſon, deſſen Finanzen im Zuſtande der höchſten Zerrüttung ſich befanden, hatte längſt von dem Talente ſeiner Geliebten Kunde gehabt und darauf die Hoffnung eines reichlichen Auskommens gebaut. Zu dieſem Ende legte er ſeinen bisher geführten Namen ab und nannte ſich Titl, um in Oeſtreich, wohin er ſich begab, ſelbſt das Theater zu betreten. Er behauptete eine große Neigung dazu von jeher beſeſſen zu haben, und wirklich widmete er ſich dieſer neuen Laufbahn, mit einem leidenſchaftlichen Eifer, der ihm bald ein ſchönes Ziel verſprach. Allein ſein zu großer Eifer ſollte ihm verderblich werden. Er hatte ſich Feinde gemacht und war rings von Verrath umgeben — in allerlei ſchlimme Händel verwickelt — ging er eines Tages aus, um nicht mehr wiederzukehren.

So lautete die mündliche Mittheilung an ihre Tochter; aber meine Leſer wiſſen bereits, was der armen Maria Cardell bis zu ihrem Tode ein undurchdringlicher Schleier verhüllte.

Bis hieher hatte ſie ihrer Tochter die Geſchichte ihres Lebens im Zuſammenhange erzählt; jetzt aber trat der Moment ein, wo ihre Lebensgeiſter mit den unſichtbaren Mächten des Jenſeits den letzten, ſchweren Kampf begannen; ihr Gedächtniß trübte ſich; ihr Verſtand ſchweifte öfters ab: ihre Zunge erlahmte.

Aber das erfuhr dennoch ihre Tochter, daß ſie in ihrer Noth, ſich Mutter fühlend, die erſte Hand ergriff, die ſich ihr zur Rettung darbot, wie ſie dann immer tiefer und tiefer ſank, und in Armuth und Elend durch's Land zog; wie ſie Kinder gebar und es zugab, daß man ſie von ihr trennte; wie ſie dann mit ihrem Sohne, dem Einzigen, den ſie ſich erhalten hatte, von einem anſcheinend wohlthätigen Manne aufgenommen worden war.

Seit Johnſon's Verſchwinden hatte ſie nicht mehr geſprochen; war's eine Art von engliſcher Halsſtarrigkeit oder Lebensüberdruß, ſie fühlte kein Bedürfniß der Mittheilung mehr; der Mann, mit dem ſie jetzt lebte, verſtand ihre Mutterſprache nicht und ſie wollte nicht Deutſch lernen. Dieſe Abgeſchiedenheit, worin ſie ſich freiwillig verſetzte, verbunden mit ihren ſeltſamen Schickſalen, deren Lauf ſie nun um ſo ungeſtörter und zwar fortwährend nachhing, — dies Alles legte wohl den Grund zu ihrer ſpätern Verſtandesverwirrung, die ſie wohl lange ſchon beherrſcht haben mochte, ehe ihre Umgebung es vollkommen gewahr wurde.

Den eigentlichen Namen des Mannes, der ihrem Schickſale nun die neue Richtung gab, wußte ſie nicht mehr, deſſen aber erinnerte ſie ſich, daß er ebenfalls den Namen Titl annahm, den er aus den Papieren ihres verſchwundenen Gatten kennen gelernt hatte. Er gab ihrer Sehnſucht nach, die ſie ihm oftmals ſchriftlich ausgedrückt hatte, und ſchiffte mit ihr und ihrem Sohne nach England über. —

Wie die Unglückliche nun aber auf die letzte Kataſtrophe kam — da verwirrte ſich Alles in ihrer Erinnerung dergeſtalt, daß für Hortenſie kein Anhaltspunkt mehr vorhanden war. Der Wahnſinn ſcheint ſie aber immer feſter und feſter umſchlungen zu haben, und jener wohlthätige Mann, der ſich ihrer angenommen hatte, war wohl genöthigt geweſen, ſich mit ihrem Sohne von ihr zu trennen, und ſie der Anſtalt des Doctors zu überlaſſen, wo ſie Hortenſie nun gefunden hatte; um dieſe flüchtige Skizze ihres Lebens von ihr zu erhalten und dann weinend über das Unglück dieſer armen Frau ihr die Augen zuzudrücken.

Daß Lucile, ihr Bruder, jener Sohn ſey, war ihr nicht mehr zweifelhaft; allein Lucile mußte auch den Mann kennen und das war eben jener Krauthöfer, aus deſſen Nähe ſie damals aus der Reſidenz geflohen war. Krauthöfer war jedoch nicht ihr Vater — wer war es denn aber? Johnſon — der Lord — der Andere, mit dem die Mutter ſo elende Tage verlebt hatte? — Sie wollte keine Nachforſchungen anſtellen — ſie verlangte nicht, ihren Vater zu kennen. —

Der Adel ihrer Seele kampfte mit ihrer Gutmuthigkeit. Sie wußte, daß ihr eine Schweſter in Deutſchland lebte — ſie war im Stande, ihr vielleicht hartes Loos zu erleichten — allein ſie fürchtete ſich davor, in ihr eine Bekanntſchaft zu machen, die ihr Inneres auf's Neue zerriſſen, ſie für ewig unheilbar verwunden würde.

Bis zur Beerdigung der Leiche blieb ſie in der Anſtalt. Die ernſteſten Betrachtungen, der tiefſte Schmerz erfüllte ſie; ein Plan für ihre ſtille Zukunft reifte in ihrer Seele

Wenn ſie nun ſo da ſaß und ihre Jugend überdachte und ſich den Mann vergegenwärtigte, der ſich ihrer ſeit früheſter Kindheit angenommen hatte, deſſen wüſtes, rohes Weſen ſie ſtets ſo eingeſchüchtert hielt und der ſie dann dem Balletcorps in Petersburg übergeben hatte, und ihren Blicken hierauf für ewig entſchwunden war — dann erbebte eine Saite in ihrem Herzen, als wenn dies derſelbe Mann geweſen, der einſt ihre Mutter auf gleich räthſelhafte Weiſe verließ und deſſen Tod dieſe beweint hatte. Sie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß jener wohl ihr Vater geweſen ſeyn könne, ſein Bild ſtand immer wieder vor ihrem innern Blicke und doch wollte ſie es gern vergeſſen.

Für ſolche Stimmung bleibt kein Troſt, als das Reiſen. Sie wollte, blos von einer Dienerin begleitet, dieſes Mittel ergreifen. Der Kunſt wollte ſie für immer entſagen: ſie hatte die Freuden dieſer Welt aufgegeben. —

Der Tag des Begräbniſſes war vorüber, ſie verabredete Alles mit dem Doctor in Bezug auf ein einfaches Denkmal, das er der Verblichenen ſetzen ſollte und ſie verließ die Anſtalt ſtill und feſt. Ob ſie unglücklicher geweſen war, als ſie ihren irrenden Fuß auf dieſe Schwelle geſetzt, ob jetzt, da ſie ihre Schritte zum letzten Abſchiede hinaus in die Welt trug — ich wage es nicht zu beſtimmen. Sie hatte ſich Ruhe errungen und Ruhe iſt immer Gewinn.

Die große Stadt mit ihrem Treiben war ihr verhaßt. Sie wollte unbemerkt ihr entfliehen. Wie wäre dies aber wohl möglich geweſen, da Tauſende ihrer Rückkehr warteten. Man konnte ſich die totale Umwandlung, die ſich in ihrem Weſen bemerkbar machte, nicht erklären, und da ſie auch nichts that, um darüber Aufſchluß zu geben, ſo wurde ſie wieder, wie oft ſchon im Leben, der Gegenſtand der albernſten Mährchen und Erfindungen, aber ein Räthſel für Alle.

Allen Menſchen konnte ſie entfliehen; allen Fragen konnte ſie ſich entziehen, nur Staar, dem Unvermeidlichen, mußte ſie Rede ſtehen. Er wußte Einiges von dem Geheimniß ihres Herzens und er ruhete nicht, bis er, nach ſeiner Meinung, Alles wußte.

— Es ſind Familiengeſchichten, die Niemand intereſſiren, ſagte Hortenſe — meine gute Mutter iſt indeß geſtorben; die Freude des Wiederſehens hat ſie getödtet. Sie können denken, lieber Freund, wie ſehr mich das erſchüttert hat. Ich darf in Ihrem

Nebel hier nicht bleiben, ich will einen ſchönern Himmel ſuchen, um meinen Schmerz auszuweinen —

— Ich gebe Ihnen vollkommen Recht — ſprach Staar — allein Sie haben mich vorhin Freund genannt — wie wär's nun, wenn ein Freund Sie begleitete?

— O nicht doch!

— Warum nicht doch? Komplimente? Ich will nicht hoffen —

— Ich bedarf keines Freundes —

— Aber ein Freund wie ich —

— Iſt ſehr zu ſchätzen —

— Nicht wahr?

— Doch umſonſt! ich danke Ihnen! mein Entſchluß ſteht feſt — ich reiſe allein!

— Wie eigenſinnig! Ich habe mich doch ſo auf

Sie gefreut — ich werde ohne Sie nicht leben können. —

In dieſem Tone ging es lange fort; Hortenſe fertigte den Ueberläſtigen immer kälter ab. Er ging und kam wieder; er wollte ſie erſtürmen und gab ſeine Bewerbungen nicht ſo leicht auf.

— Denken Sie, ſagte er, als er am Abende wieder gekommen war, ich könnte mich zu etwas entſchließen — ich bin ſehr reich, wie Sie wiſſen — und mit Geld kann man Alles ausrichten — ich bin entſchloſſen — nehmen Sie mich? Ich biete Ihnen meine Hand an. —

Hortenſe konnte ihr Gefühl nicht bemeiſtern und verließ das Zimmer. Er glaubte, daß ihre innere Bewegung bei dieſem Antrage ſie überwältigt habe und erwartete mit Geduld ihre Wiederkehr. Allein er wartete lange Zeit vergebens. Er hörte Geräuſch im Nebenzimmer und zweifelte nicht, daß es von Hortenſe herrühre.

— Ich gebe Ihnen mein Wort, rief er durch die geſchloſſene Thüre, Sie ſollen Freiin von Staar werden — wir reiſen — wohin Sie wollen — keine Antwort? Wohlan — ich ſage Ihnen noch einmal, daß ich ohne Sie nicht leben kann und Sie werden meinen Tod nicht wollen. Gute Nacht! Morgen frühe bin ich wieder hier — beſinnen Sie ſich, herziges Mädchen!

Er ging und kehrte gleich wieder um.

— Ich mache Ihnen nichts vor — wirklich getraut — vor dem Altar — dann reiſe ich mit Ihnen, wohin Sie wollen! —

Als er am andern Morgen wiederkam hatte Hortenſe London für immer verlaſſen.

Schon längſt hatte ſie den Wunſch gehegt, das ſchöne Land Italien ganz kennen zu lernen; freilich war ſonſt der andere Wunſch damit verbunden, dort ihre Kunſt zu üben und den Taumel des Sieges in mächtigen Zügen zu ſchlürfen. Jetzt war's im Gefolge trüber Gedanken, daß ſie dieſe Reiſe antrat. Sie wollte ſich ein ſtilles Plätzchen ausſuchen, um ihr Leben in der Einſamkeit zu vergraben. Die Sehnſucht, dieſes Ziel zu erreichen, beflügelte alle ihre

Unternehmungen. Sie bediente ſich jener Erfindungen, welche das Verſetzen weiter Entfernungen mit fabelhafter Schnelligkeit ausführen. Nur wenige Tage und ſie hatte das Meer durchmeſſen, war an den Ufern des Rheins vorübergeflogen, hatte die Eisberge der Schweiz geſehen und verweilte ſchon an den Geſtaden des Comoſees, um hier den Ort ihrer Ruhe zu entdecken. Aber dieſe Gegend war zu offen; ſie ſah ſich hier noch immer den Blicken der Touriſten zu bloß geſtellt, ſie eilte weiter. Die Abhänge der Appeninen waren zu rauh oder zu beſucht, die Städte erſchienen zu geräuſchvoll; ſo war die Hälfte der Halbinſel faſt durchzogen, ohne das Gewünſchte, vollkommen entſprechend, angetroffen zu haben. Da feſſelte das Städtchen Ascoli den Schritt. Hier, auf hohem Fels am Meere, im Schatten dichter Haine, jedem Blicke verſteckt, auf ſteiler, faſt unzugänglicher Höhe, lag ein kleines Caſino, wo einſt der melancholiſche Dichter Shelley gewohnt hatte. Hortenſe kannte ſeine Werke — ſeine Cenci hatte ihr Inneres oftmals erſchüttert — ſie kannte auch ſeinen Tod. — Shelley's wilde, grauſenhafte Tiefe, ſein Schickſal, waren ihr verwandte Dinge, der Ort, der ſein Gedächtniß barg, ſagte ihr zu, ſie erſtand die kleine Beſitzung. Bald war ſie eingerichtet. Ihre Bedürfniſſe waren die einfachſten.

Wochenlang lebte ſie in ſtrengſter Eingezogenheit; die Straßen der Stadt betrat ſie nie. Endlich entſchloß ſie ſich zu kleinen Meerfahrten, die ſie in einer gekauften Barke, von einem ihrer Diener gelenkt, unternahm. Das Ziel war ſtets das Nonnenkloſter, auf einer Landſpitze am jenſeitigen Ende der Bucht von Ascoli; ihre Beſuche galten der würdigen Aebtiſſin, aus altem, erlauchten Geſchlechte, die ſeit früheſter Jugend im Kloſter war und von der Welt und ihrem Treiben nichts wußte. Nichts anders als das Gelübde ihrer Mutter, während ſchwerer Krankheit gethan, hatte ſie vermocht, dieſes Leben der ſtrengen Entſagung zu umarmen. Die fromme Einfalt dieſer Frau legte ſich wie ein linder Balſam auf Hortenſen's Wunden; ihre Beſuche wurden häufiger und es regten ſich bald Empfindungen, wenn ſie die Schwelle des Kloſters betrat, die ihr nur hier ſo gedeihlich überkamen, und ſchnell verbleichten, ſobald ſie die Wellen wieder nach ihrem Hauſe wildſchaukelnd zurücktrugen.

Neuntes Kapitel.

Wer hat den Weg durch's Meer gefunden,
Der nicht mit Todesſtürmen ſtritt?
Mir iſt ein Herz mit ſeinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt.

Tiedge.

Pogenwinkel war in Aufruhr. Ein Brief — von wem abgeſandt, weiß ich nicht zu ſagen — hatte die Ankunft berühmter Künſtler gemeldet. Was ſonſt der Brief enthielt, beſchäftigte den Empfänger nicht ſehr. Dies war nehmlich Niemand anders, als unſer guter, alter Bekannter, der Herr Mauthbeamte Fizmeier, der noch immer nicht verſetzt worden war, aber immer noch mit gleichem Eifer das Theater dirigirte. Er ſtand jetzt allein an der Spitze, da es dem ſanften, gutmüthigen Haidvogel nicht möglich geweſen war, neben ihm auszuhalten.

Der Brief enthielt zwar allerdings eine Meldung der Kallenbacher Vorfälle, der Gerüchte, die ſich daran knüpften, der Verwandtſchaftlichkeit dieſer Geſchichten mit dem Pogenwinkler Cröſus — aber Alles dies ließ Fizmeier ziemlich unberührt. Nur ein Gedanke beſeelte ihn, ſein Theater, bei Gelegenheit dieſes ſo ſeltenen Beſuchs, im vollſten Glanze zu zeigen und den Schauſpielern von Profeſſion gehörig zu imponiren. Eine Zuſammenkunft der erſten Mitglieder des Liebhabertheaters ſchien ihm vor allen Dingen unerläßlich, und er ſetzte ſich ſo eben an ſeinen Schreibtiſch, um das Circular hierzu mit allen nur möglichen Schnörkeln des Styls und der Schrift aufzuſetzen, als er einen Beſuch erhielt, der ihm die Ueberzeugung brachte, daß er zu ſpät damit komme, denn Alle wußten bereits Alles, ganz Pogenwinkel war in der freudigſten Gährung.

Der alte Mindelsheim, Alfred's Vater, keuchte zuerſt zu ihm herauf.

— Habt Ihr's bereits erfahren? ſchrie er, mein Junge kommt zurück von ſeinen Irrfahrten und will bei uns eine Gaſtrolle geben.

— Das geht nicht! ſchrie Fizmeier — wahrhaftig das geht nicht, alter Freund!

— Wie ſo? Wißt Ihr denn ſchon?

— Freilich weiß ich! Aber es geht nicht, es läuft gegen die Statuten. Ein wirklicher Schauſpieler darf nie unſere Scene betreten —

— Bah, was! ein wirklicher Schauſpieler! Ein Pogenwinkeler Kind! mein Sohn! —

— Gleichviel! Er darf bei uns nicht ſpielen — 's geht nicht!

— Aber davon iſt ja auch gar nicht die Rede —

— Ihr ſagtet ja doch vorhin — Gaſtrollen geben —

— Ah! Dummes Zeug! Das verſtand ich nur ſo — als ob ich ſagte: er wird ſich einige Zeit bei uns aufhalten — eine Sohnesrolle bei mir ſpielen. Aber wißt Ihr denn Alles? Die Sippſchaft zum alten Krauthöfer ſoll ſich gefunden haben. Der Lucile, die Frau Liebſte — Alles iſt wieder da —

— Nebenſachen! Hier gilt's, den Komödianten zu zeigen, was wir können und leiſten —

— Ja — das iſt die Frage!

— Nichts iſt die Frage mehr — Alles iſt ſchon beantwortet —

— Aber —

— Was aber? —

— Aber — Aber —

— Je nun, drückt los!

— Ich meinte —

— Quetſcht doch nicht ſo, Ihr bringt mich zur Verzweiflung —

— Mein Junge, meinte ich, wäre mir ſchon recht, aber die mit ihm kommen — Ihr wißt, Director, ich bin aufgeklärt, allein man muß ſich doch den Dehors bequemen —

— Vorurtheile!

— Mehr! Mehr! Man ſpricht bereits von — ja — mit Reſpect zu ſagen — man ſpricht von Geſindel —

— Glaubt doch das nicht! Mitglieder ſind's, des aufgelöſten Muſtertheaters —

— Allein der Grad der Verwandtſchaft unter dieſen verſchiedenen Mitgliedern —

— Nun?

— Weggelaufene Frauen — verkaufte, verpfändete Kinder — Vielweiberei — Vielmännerei — ſehr unmoraliſche Geſchichten — ich will Alles daran ſetzen, meinen Sohn aus dieſer Gemeinſchaft zu reißen. Er ſoll übrigens ein tüchtiger Künſtler geworden ſeyn, habt Ihr nicht auch davon gehört?

— Mir Alles gleich! Wenn ich nur ſchon wüßte, mit welcher Vorſtellung wir ſie empfangen ſollen. Sie müſſen uns in voller Thätigkeit, unſere Bühne im größten Glanze ſehen. Jetzt iſt es Zeit, zu beweiſen, daß die ächte Kunſt ſich auf die Privatbühnen geflüchtet hat — wir müſſen unſers erhabenen Leinweber's Worte zur Thatſache erheben — da! —

Er riß mit ſeiner gewohnten Heftigkeit den armen, dicken Mindelsheim, der ganz anderer Sorge und Freude voll war, mit einem zappelnden Rucke zu einer Handſchrift, die unter Rahmen und Glas über ſeinem Schreibtiſche hing. Die Buchſtaben, waren ſchön geformt und die Worte lauteten:

„O, wer ſo glücklich wie Sie, in unabhängiger Stellung der Kunſt leben könnte! wie groß, wie beſeligend dieſer Gedanke! Ob eine Scheune oder ein Saal die Scene — ſpielen dürfen, was man will — ſpielen können, was man ſoll — nur ſich Rechenſchaft geben dürfend — nur der Stimme des innern Gottes folgend; — ich drücke Dir die Hand, Bruder in Apoll! mein Meiſter! Gehe fortan ſtets beglückt, auf der Bahn der Kunſt durch's Leben!“

— Das hat er mir bei ſeiner letzten Durchreiſe in's Stammbuch geſchrieben — der große Leinweber ſelbſt — ſagte Fitzmeier, nachdem er die Worte abgeleſen hatte — allein nie konnte ich mich entſchließen, ſie mit den andern Blättern im Futteral zu laſſen — hier ſollten ſie, ein ſtetes Angedenken, mir vor Augen ſchweben. Soll mich das nun nicht ſtolz machen?

Mindelsheim hatte den Zettel unter Glas ſchon oft geſehen, und gab Fizmeiern auch diesmal recht.

— Was geben wir aber? ſagte dieſer. Würde man mir's übel deuten können, wenn ich mein Neueſtes aufführen ließe?

Darauf wollte er eigentlich hinaus, und aus Mindelheims Antwort darauf ſchließen, wie wohl der Vorſchlag aufgenommen werden dürfte.

Mindelsheim war wahrhaftig nicht der Mann, zum Widerſpruch geeignet.

— Wie denn anders? ſagte der.

— Wie nenn' ich's aber? fragte Fizmeier weiter. Ich war mit dem Titel nicht zufrieden. Er muß entſcheidender ſeyn; der Gegenſtand, meine Tendenz, muß ſich darin ausſprechen —

— Auf meiner Rolle ſteht — wollte Mindelsheim eben ſagen, aber Fizmeier fiel ihm in's Wort —

— „Thee und Butterbrod"! 's ſagt wahrhaftig nicht genug, es muß noch ein Oder dazu. Ich habe mir da ein halbes Dutzend Titel aufgeſchrieben. Was haltet Ihr von: Die Folgen eines Theeabends?

— Das klingt recht angenehm — ich wünſchte aber etwas Moraliſches, vielleicht etwa: Ueble Wirkungen einer durch ſchlechte Lectüre verdorbenen Erziehung? —

— Wo denkt Ihr hin, Mindelsheim! Zu lang, viel zu lang. Wenn Ihr das auf den Zettel bringen wollt, können keine großen Buchſtaben genommen werden und es nimmt ſich nach nichts aus.

— Ihr mögt Recht haben — allein ein langer Titel hat doch auch ſein Gutes, wenn die Buchſtaben auf dem Zettel auch kleiner ſind. Er reizt die Neugier; ſolch ein Titel verſpricht viel und braucht wenig zu halten.

— Ihr ſprecht, wie Ihr's verſteht! — Dabei kommen wir aber nicht von der Stelle. Wißt Ihr was? Ich ſetze: „Thee und Butterbrod, oder: Was vermögen ſchlechte Bücher nicht?“ Ein modernes Melodrama von Fiz. Nichts weiter! Boz, Phiz, Fiz, das iſt ſo Mode! Und dabei ſoll's bleiben. — Wir müſſen aber probiren und das gut, ſag' ich, damit wir keine Blößen den Fremden geben, und Leinweber's großes Wort zur Wahrheit machen.

— Sollen denn die Fremden auch bei der Probe zugegen ſeyn?

— Nicht um die Welt —

— Aber mein Junge doch —

— Ich bitt' Euch, ſeyd Ihr bei Troſt?

— Ich wollte ihm man gern zeigen, wie ich den edeln Vater nehme. Die Rolle iſt verflucht ſchwer —

— Ja, das glaub' ich —

— Ihr habt ſo etwas Schweres noch nie geſchrieben —

— Das freut mich! Aber die Probe iſt heilig — Niemand darf zugegen ſeyn, als die Mitſpielenden. Da halt' ich darauf, wie beim Hoftheater. Daß Ihr's wißt. —

— Alſo beim Thee und Butterbrod bleibt es?

— Es bleibt dabei — da man's von allen Seiten wünſcht. Ich muß ja wohl nachgeben. Sagt doch Allen, daß ſie die Rollen lernen — und beſonders bittet Klotildchen —

— Die nimmt ſich gewiß zuſammen! erwiederte der Vater freundlich.

Der gute Mindelsheim baute nehmlich ſehr auf den guten Eindruck, den das liebe Kind auf Alfred machen müſſe. Er glaubte, daß die frühere Liebe ihn wieder mächtig ergreifen, und Alle Verbindungen, in der Fremde geſchloſſen, dadurch gelöst werden würden. Er kannte ſo wenig die Welt und die Menſchen! — Er verließ jetzt Fizmeier, um den Beſchluß des Directors zu verkünden. Alles ſollte ſich fertig halten, ſeine Rollen wacker durchnehmen und überdenken, und nachſehen, ob die Bänder auch an den Bärten und Schuhen überall in Ordnung wären, wie die athenienſiſchen Komödianten im Sommernachtstraum.

Inmitten dieſer friſchen Thätigkeit erſchienen nun aber plötzlich die Verkündigten. Es waren außer Alfred, noch Bedenlos, Jacob und Erlinde, die in Pogenwinkel einrückten.

Johnſon war, nachdem er ſich mit Jacob lange unterhalten, heimlich verſchwunden; Lucile hatte ſich ebenfalls aus dem Staube gemacht.

Jacob ſagte, daß Johnſon allerdings jener Tirl ſey, als den er ihn ſogleich wiedererkannt habe, und derſelbe, der ihn in die Donau habe werfen wollen, und mit deſſen Frau er dann auf Reiſen gegangen. Er ſey damals, wie durch ein Wunder, mit dem Leben davon gekommen, indem ihn Fiſcher in ihren Booten retteten. Auch habe ſich ergeben, daß er eigentlich der verlorene Sohn jener Wirthsleute war, denen er ſein junges Töchterchen übergeben, und daß er, nach dem Tode der Wirthin, dieſes Kind abgeholt und erzogen habe, bis daß er es dann ſpäter — unſtät, wie er immer war — verlaſſen, und nicht wiſſe, wo es geblieben ſey.

Es war wohl leicht erklärlich, daß ein Menſch, wie er, ſich davor ſcheute, neue Entdeckungen herbei zu führen, und daß er daher den Zug nach Mecca-Pogenwinkel nicht mit unternahm.

Was Lucile betrifft, ſo äußerte er ſich gegen Alfred hingeworfen, in ſeiner Weiſe, daß ihn die Sentimentalität erdrücken, und daß aller Familienjammer, der ja hier nicht ausbleiben könne, und ganz Pogenwinkel dazu — ihn anekle. Er wolle dem Oberlieutenant Krauthöfer noch nicht, und am Allerwenigſten in dieſer Geſellſchaft, unter die Augen treten. Auch ſey er gar nicht neugierig auf die Aufklärungen, die ſich weiter ergeben dürften.

Somit war er auf und davon; Niemand wußte wohin. —

Bodenlos hatte am meiſten darauf gedrungen, die Wallfahrt nach Pogenwinkel zu unternehmen. Er ſetzte große Hoffnung auf den reichen Krauthöfer, mit dem er ſich durch die ſeltſamſten Abenteuer verſchwägert glaubte, dann war es Alfred's Verheirathung mit Erlinden, die ihn gleichfalls intereſſirte, und zum Schluſſe lachte ihm das Liebhabertheater, das ihm nach Umſtänden ein Unterkommen für ſeine alten Tage bereiten konnte. Ein practiſcher Menſch von Bodenlos Schlage, richtet ſein Augenmerk ſtets auf mehre Dinge zugleich, um — wenn ſelbſt manches fehlſchlägt — doch noch immer einen Anhaltspunkt zu haben.

Jacob folgte ſtillſchweigend und getroſt ſeinen Kindern; er freute ſich der Unterredung mit Krauthöfer, um von den Schickſalen der Mutter ſeiner Kinder Nachricht zu erhalten; er hatte Thränen und ſeinen Segen bereit, um das ſchöne Werk zu krönen, das Wiederſehen zu feiern, die Kinder zu verheirathen, zu vergeben und Vergebung zu heiſchen, dem Laſter zu verzeihen und der Tugend zu vergelten — kurz — er kam, ausgerüſtet mit einem weiten Herzen voll melodramatiſcher Requiſiten, in das kleine Pogenwinkel, feſten Willens, den Einwohnern ein rührendes Schauſpiel zu geben, wozu ſeine hagere, krankhafte Geſtalt und die langen weißen Locken, die ſeinen Nacken deckten, ein treffliches Coſtüm boten.

Erlinde folgte mit Beklommenheit. Schon der Name Pogenwinkel, in Verbindung mit dem, was ſie durch Alfred davon wußte, hatte ſie gegen Alles darin eingenommen. Es iſt das Grab der Kunſt und unſerer Liebe, mußte ſie immer denken, obgleich ſie ſich keinen Grund dafür anzugeben wußte. Gern wäre ſie zurück geblieben und hätte die Männer allein hinreiſen laſſen, wäre es ihr geſtattet geweſen. Sie dachte gewiß, in Pogenwinkel aus einem ſchönen Traum erwachen zu müſſen, den ſie noch gern fortgeträumt hätte — ſey es nun durch herbeigeführte Entdeckungen, durch Krauthöfer etwa, oder durch Alfred's frühere Liebe, oder durch Kränkungen anderer Art — Etwas mußte ſich ereignen, von tödtlicher Einwirkung.

Alfred war zunächſt nur von dem Wunſche beſeelt, Vater und Vaterſtadt wiederzuſehen; ſeine Geſellſchaft bedrückte ihn zwar, allein Erlinde's Liebenswürdigkeit war ihm tröſtlich, und er gedachte, ſie als ſeine Braut einzuführen, ſeinen Begleitern aber hatte er ein wohlanſtändiges Weſen empfohlen, und auch zum Theil für ihr Aeußeres, dabei unterſtützend, Sorge getragen, ſo daß ſie ſeiner Verwandtſchaft auf keinen Fall Schande machen konnten, nach ſeiner Meinung.

Zehntes Kapitel.

O patria!

Tancred.

Die vier Ankömmlinge erregten in Bogenwinkel ein bedeutendes Aufſehen. Obgleich man ſich mit vielen nicht ſehr artigen Geſchichten im Städtchen herumtrug, ſo wußte doch Niemand etwas Rechtes. Alfred und Erlinde machten übrigens als junge, hübſche Leute, wie ſich's von ſelbſt verſteht, eine artige Figur; Jacob Schretzenſtaller, Erlinden's Vater, erſchien als ein ganz netter alter Mann von ehrwürdigem Anſehen, nur Bodenlos hätte füglich anders ausſehen müſſen, um den guten Eindruck nicht zu ſtören. Obgleich Alfred dafür geſorgt hatte, daß er gute Wäſche und einen neuen Rock auf den Leib kriegte, ſo ſchlotterte und baumelte doch Alles ſo um ihn herum und er ſelbſt nahm ſich ſo befremdlich in der ordentlichen Kleidung aus, und trug bis auf das weiße Hemd, die ungewohnten Dinge mit ſolcher Prätenſion zur Schau, daß es zu lautem Aerger von beiden Seiten Veranlaſſung war. Den Vorſtellungen, die ihm die Andern machten, trat er mit Anmaßung entgegen und behauptete, nur er wiſſe wie man ſich zu tragen und zu betragen habe, er ſey weit in der Welt herumgekommen und ſie könnten in dieſer Beziehung alle Tage von ihm lernen.

Alfred war ungemein ſentimental geworden. Schon von fern nickte ihm der alte, etwas ſchief geſtellte Thurm des Städtchens, ſo wehmüthig an, daß er ein ſehr weinerliches Geſicht ziehen mußte und wie ein Trappiſt ſchweigſam wurde. Als er nun aber immer näher kam und nun endlich die erſten Häuſer erreicht hatte, und vor der Thür des erſten gelben Eckladens, den jungen Fritz Schönleber ſtehen ſah, wie er ſich die Hände rieb und ſo freundlich und ſelbſtſtändig ihnen in den Wagen blickte, da ward's ihm ganz abſonderlich zu Muthe, und ſein feuchter Blick fiel ganz unwillkührlich auf das große Aushängeſchild, wo mit dicken geldnen Buchſtaben zu leſen war:

HANDLUNG
von
FRIEDERICH SCHOENLEBER Junr.

Das gab ihm denn Stoff zu den wehmüthigſten Betrachtungen.

— Der iſt nun auch ſchon ſein eigener Herr, ſprach es in ihm — ſein Alter wird wahrſcheinlich geſtorben ſeyn — wenn aber ſein Alter noch lebte, der eigentlich noch gar nicht ſo alt war — welche Freude hätte er an ſeinem etablirten Sohne! Und ich, wie ſchnöde bin ich mit meiner Zeit umgegangen! Was habe ich auf all dieſen weiten Wegen und Umwegen zu Wege gebracht? Und mein armer Vater freut ſich doch, daß er mich wieder ſieht und umarmt im Ganzen, wenn wir's beim Licht beſehen, einen Taugenichts — nichts weiter!

Dieſe allgemeine Betrachtungen führten ihn hinauf zu ſpecielleren.

— Wenn ich nun vor dem Hauſe meines lieben Vaters halte, ſo iſt nichts natürlicher, als daß er meinen Reiſegefährten eine Gaſtfreundſchaft erzeigt und ſie einlädt, bei ihm abzuſteigen. Kann ich denn nun aber wohl dieſe Leute unter dem Dache meines Vaters beherbergen laſſen? Wer ſteht mir gut für dieſen Bodenlos? Welche Scenen können da noch kommen, zu denen ich Vatern und Klotilden mir nicht eben als Zeugen wünſchen darf. Aber wenn ich ſie in's Wirthshaus ſchicke, was könnte daraus nicht noch Alles entſtehen? Wenn Bodenlos beim Wein ſitzt, ſo fließt ihm Gift von der Zunge — ätzendes Gift — das im Stande wäre, mich meiner theuren Vaterſtadt auf ewig zu entfremden.

Bei Alfred dürfen uns dieſe ſpäten aber ſehr wahren Betrachtungen nicht wundern. Nur der Moment brachte ihn auf Gedanken, wenn er da war; voraus hatte er nur immer ganz unbeſtimmte Gefühle.

Das heftige Stoßen auf dem elendeſten Pflaſter von der Welt brachte ihn endlich wieder zu ſich ſelbſt; er fuhr mit dem Kopfe an Erlinden's Kopf, die ihm mit etwas erzwungener Freundlichkeit zulächelte; ihm aber entſtrömten die ſalzigſten Thränen in demſelben Augenblicke. Sie fragte beſorgt, ob er ſich wehe gethan habe? er aber ſchwieg und weinte ſtärker. Sie ſchwieg traurig, denn ſie ſah darin ein trübes Anzeichen. Unten auf der Straße, etwa nur noch zwanzig Schritte von den Pferden, ſtanden einige Leute, mit erwartenden Blicken dem einherholpernden Wagen entgegenſchauend. Jetzt aber trat ein unterſetzter

Mann aus der Umgebung der Andern hervor; er trug graue Beinkleider, eine lange und breite weiße Weſte, und einen hellblauen, ſpitz zulaufenden Frack! Ganz ſo wie ſonſt — treu und unverkennbar; aus dieſem Frack zog er ein dunkelrothes Sacktuch, das er des Tabacks wegen ſtets von dieſer Farbe trug und mit dieſem Sacktuch wehete und wedelte er nun ſo heftig in der Luft herum, daß eine lange, hagere Geſtalt neben ihm wie toll und wild zu nieſen beginnen mußte. Dies aber war der treue Haidvogel, und der Andere, der Wehende, war der gute, ſanfte Vater, der in dieſem Augenblicke manches vergaß, was ihn ſtrenger ſtimmen ſollte und ſich der reinen Vaterliebe überlaſſend, ſeinen hoffnungsvollen, geliebten Sohne ſo ſelig entgegenwedelte.

Nun erſt beugten ſich Alle aus dem Wagen und Erlinde, ihr Köpfchen ſchnell zurückziehend, fragte theilnehmend:

— Ach, das iſt wohl Dein Vater?

— Ja — ha — hu! ſchluchzte ihr Alfred zur Antwort.

Der Wagen hielt. Beide Thüren wurden zugleich geöffnet und da die Andern ſitzen blieben, um Alfred zuerſt hinauszulaſſen, dieſer aber ſitzen blieb, um ſich während des Ausſteigens der Andern, erſt ein Wenig zu ſammeln, ſo entſtand eine Stockung, die wir nicht näher zu beſchreiben brauchen, da Jeder ſich leichter das Aergerliche derſelben vorſtellen mag.

Bodenlos ſprang endlich zuerſt heraus. Er ſtürzte ſich in die geöffneten Arme des alten Mindelsheim und anticipirte deſſen Begrüßung mit einem kräftig betonten, aber unpaſſenden:

— Seyn Sie mir willkommen, edler Mann!

Während er ſich hierauf zu den Andern wandte, riß Mindelsheim Alfred zu und an ſich und Beide lagen ſich heftig weinend in den Armen.

Bekanntlich iſt's ein Schauſpiel für Götter zwei Liebende zu ſehen; aber Vater und Sohn nach ſo langer Zeit in beglückender Umarmung zu betrachten, war gewiß nicht minder ſchön.

Fizmeier war zum Wagen getreten um Erlinden galant den Arm zu bieten, Haidvogel hob den alten

Jacob aus dem Wagen; man begrüßte ſich mit vielen Komplimenten, die Nachbarn traten theilnehmend näher, man rief, man fragte, man lud ein, man war entzückt — endlich bat Mindelsheim alle ſeine lieben Freunde in ſein ſchlechtes Haus zu treten.

Hier erwartete Alfred's noch ein bitterſüßer Moment; am zierlich gedeckten Kaffeetiſche harrte Mühmchen Klotilde mit rothen Augen. Er faßte ſich ein Herz und ging auf ſie zu, ihr herzlich die Hand drückend. Sie aber konnte ſich nicht recht von Herzen freuen.

Man ſetzte ſich im Kreiſe und unter warmem Kaffee und friſchgebackenen Kuchen begann eine lebendigere Unterhaltung, die bald auf das Gebiet der Kunſt hingeſpielt wurde, da Alfred aus übergroßer Wallung das Zimmer verlaſſen hatte und die Familienbeziehungen dadurch in's Stocken gekommen waren.

Der junge Mann war aber in der ſonderbarſten Stimmung. Sein Herz floß beim Anblick der lebloſen Gegenſtände über, während die lebenden ihn kälter ließen oder gar unangenehm berührten. Das kam daher, weil die lebloſen Gegenſtände alle noch die Alten waren und ſich in nichts verändert hatten, die

die lebenden aber eine ganz andere Phyſiognomie zeigten. —

Sein guter Vater war um ein bedeutendes dicker und röther geworden; das ſtarke Tabakſchnupfen hatte ſeinem Gurgelbaß ſo etwas näſelndes hinzugefügt, das höchſt unangenehm klang und das, was er ſagte, war ſo höchſt altmodiſch, daß Alfred gar nicht mehr im Stande war, ſich das, was er fand, mit dem Bilde zuſammenzureimen, welches ihn von ſeinem Vater auf den Wanderungen immer ſo tröſtlich begleitet hatte.

Und auch Klotildchen hatte ſich verändert; die Wangen waren eingefallen, die Augen erloſchen, im Munde fehlten zwei Zähne und dann die Kleidung! ſo ängſtlich verhüllt, ſo gar nicht mädchenhaft, ſo gar nicht jugendlich. Geſprochen hatte ſie noch wenig, allein ihre Stimme ſchien ihm ſo zirpend und zitternd geworden zu ſeyn, ſelbſt die letzte Schauſpielerin bei dem Theater, das er ſo eben verlaſſen hatte, wußte höhern Reitz in ihren Ton zu legen. Und was ſie ſprach, wie einfach war das, da war ja keine Spur von Geiſt zu entdecken! — Mit dieſem Mühmchen konnte ich einſt ſchwärmen! dachte er bei ſich — wie war das wohl möglich?

Mit der Veränderung, die ſich bei Fizmeier und Haidvogel zeigte, nahm er es nicht ſo genau, weil dieſe überhaupt keinen ſtarken Eindruck auf ihn zu machen im Stande waren. Sie waren übrigens Beide nur älter geworden und letzterer bedeutend abgemagerter noch als früher. Im Uebrigen waren es dieſelben galanten Leute und feinen Männer. Fizmeier in der Wäſche über alles glänzend; weiße Cravatte und weiße Weſte; Haidvogel dunkel zwar, aber dennoch elegant.

Erſt als Alfred auf der Hausflur ſtand, war er mit einem Male wieder jung geworden. Er konnte ſich in jenem Moment zurückverſetzt glauben, wo Fremde und Heimath ſich um ſeinen Beſitz ſtritten und das Poſthorn dazwiſchen ſchallte, um ihn zu ſeiner Beſtimmung fortzurufen, gleich dem Max Piccolomini die Pappenheimer Trompeten.

Hier ſtanden noch die alten mit Wachs gebohnten Schränke, mit den großen Meſſingbeſchlägen geſchnitzte Treppengeländer mit den Löwenköpfen, die ihre Zunge herausſtreckten, das abgegriffene Rehfüßchen am Glockenzuge, das räucherige Bild vom keuſchen Joſeph über der Stubenthüre und die blanken Zinnteller am

Schragen — Alles ſtand da, wie er es verlaſſen hatte und es ſah ihn ſo feſtlich an, als ob es ihm zurufen wollte: Sieh, wir haben uns ſo ſchön und blank hingeſtellt, um Dich zu begrüßen, damit es Dir bei uns wohlgefalle und Du nicht mehr auszieheſt in die böſe, kalte Welt, wo Dir Dein Herz ſo oft zerfleiſcht wurde und Deine ſchönſten Hoffnungen zerrannen und ſich in troſtloſe Täuſchungen auflösten. Sieh, hier iſt's noch eben ſo, wie ehemals. Dein Vater geht an uns ſtill vorüber und überdenkt ſeine Rollen; fällt ſein Blick auf uns, ſo nimmt er ſein dunkelrothen Sacktuch und fährt leicht über uns hin, um mit väterlichem Sinne den Staub von uns zu nehmen. Während des kurzen Tages iſt es ſo ſtill um uns, wie während der langen Nacht: kein Mahl vereint hier eine lärmende Geſellſchaft; nur ſelten erwacht ein lautes Geſpräch in dieſen Räumen Blos einmal im Jahre kamen die Freunde, mit blank gewichsten Stiefeln und im Sonntagsſtaate und ſetzten ſich an Deines Vaters Tiſch und den Raum rings um uns her füllte Bratenduft und beim lauten Anſtoßen der Gläſer hörten wir hellen Freudenruf und dazwiſchen erſchallte Dein Name. Siehe, das war an Deinem Geburtstage, da freuten ſich mit Deinem Vater Deine Freunde, und nun ſage, als Du draußen und ferne von uns lebteſt, wer trank da auf Deine Geſundheit?

Und Alfred mußte ſich ſchmerzlich ergriffen fühlen bei dieſem ſtummen Zurufe, denn in der That konnten ja die alten hölzernen, ſteinernen Hausgenoſſen nicht mit ihm ſprechen und doch verſtand er Alles ſo deutlich. Das iſt die Macht der Heimath! Und wenn wir einſt wiederkehren, dorthin, wo unſere Wiege ſtand, und Häuſer und Berge und Fluß und Wald zu uns vernehmlich und deutlich ſprechen und wir uns vergebens umblicken nach unſern Bekannten, die faſt Alle ſchon von der Erde für immer verſchwunden ſind und nur hie und da Einer vom Alter gebeugt, oder durch die Hand der Jahre verändert vorübergeht und uns nicht kennen will, eben ſo wie wir ihn nicht erkennen — dann ſchwillt das Herz von gewaltigem Schmerze und wir ſchlagen uns an die Bruſt und klagen uns an, daß wir draußen heimathlos, ungeliebt und unverſtanden der Lockung und Täuſchung nachliefen und unglücklich wurden, während wir hier in der heimathlichen Erde hätten gedeihen können, um mit den Uebrigen alt zu werden und mit ihnen von der Welt zu gehen, wie es des Himmels Schickung verhängt. —

Alfred kehrte ſehr verſtimmt zur Geſellſchaft zurück. Der Kaffee war jetzt getrunken und der Imbiß folgte, um das Abendeſſen vorzubereiten. Eine fortlaufende Reihe von Genüſſen. Man ſprach viel über Kunſt. Das Triumvirat, Jacob Schretzenſtaller, Bodenlos und Fizmeier tauſchte Anſichten und Meinungen aus. Der Letztere wollte von dem Verfall des Theaters nichts wiſſen, und meinte, es gebe noch kleine Winkel auf dem Heerde der Kunſt — er drückte ſich Kunſtheerd aus, was aber augenſcheinlich einen Doppelſinn gab — wo ein reines, wohlthätig erwärmendes Feuer unterhalten werde. Er ſtichelte auf Pogenwinkel und ihr Liebhabertheater an und lud ſie zur morgigen Vorſtellung ein, die Abends acht Uhr ihren Anfang nehmen ſollte.

Es iſt ſeltſam, daß in unſern kleinſten Städtchen, wie in den großen Weltſtädten Paris und London, das Theater erſt zu ſehr ſpäter Stunde ſeinen Anfang nimmt. So z. B. in Plauen, Hof, Pogenwinkel und andern Orten, wo früher die Kaſſe eröffnet wird, als in Stuttgart, Frankfurt, München, Scheerau und Maulbronn, was doch Reſidenzen und berühmtere Handelsplätze ſind, als die früher genannten. Die Pogenwinkler und andere Kleinſtädter gehen aber gern in ihr Caſino oder in einen Garten vor dem Thore, um dort etwas zu ſich zu nehmen und begeben ſich alsdann erſt, wenn ſie dieſes Vergnügens vollkommen genug haben, in ihr Theater.

Bodenlos und Jacob Schretzenſtaller führten ſich ſehr ordentlich auf und gaben keinerlei Blößen an dieſem erſten Abende. Es war ſpät und die Stunde des Abſchieds rückte heran. Die Fremden begaben ſich in den Gaſthof; Erlinde mußte mit ihrem Vater gehen und Alfred blieb bei den Seinigen zurück. Jetzt wurde der armen Erlinde das Herz ſchwer und eine heiße Röthe überflog ihr Geſicht.

— Was Geſtern noch ſich ſchickte, ſchickte ſich Heute nicht mehr! tönte eine trübe Stimme in ihr — und es war ihr, als wenn der böſe Geiſt zu ihr trat und ihr fort und fort in die Ohren ſummte:

Wie Anders Mädchen war Dir's
Als Du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar tratſt.
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen! — — —

Alfred ſagte zuerſt ihr ſchmerzlich gute Nacht, dann kälter Klotildchen. Nachdem ſie fort waren, hatte er mit ſeinem Vater noch eine lange Unterredung, die ernſt und ernſter wurde und in der er mit offenem Gemüthe beichtete, weil er ſich dadurch erleichtert fühlte, und Alles, Alles Vergangene verzieh der Vater gern, nur für die Zukunft hatte er einige deutlich ausgeſprochenen Wünſche.

— Sieh, ich bin alt, ſprach er, und möchte Dich, Junge, gern um mich haben. Mit der Kunſt iſt hier auch etwas zu machen, wie Du Dich Morgen überzeugen wirſt und was Du draußen gelernt, wird Dir hier wohl zu Statten kommen. Es kann nicht fehlen, daß Du's hier noch bis zum Director bringſt, wenigſtens wüßt' ich Niemanden, der ſich mit Dir auf die Liſte ſetzen kann, wenn's Fizmeier einmal nicht mehr fortführen kann, ſey's durch Alte oder durch ſonſt Etwas. Von mir erbſt Du etwas Ordentliches: allein Klotilde hat ein ſchönes Vermögen. Sie war Deine erſte Neigung, überdenke! Mir iſt auch die Andere recht — ich bin ein guter Vater — aber ich geb' Dir's zu betrachten. Beſſer iſt beſſer!

In dieſem Tone ging's fort; bald in weitern, bald in engern Kreiſen umſchwebte die Rede des Vaters ſtets denſelben Gegenſtand und als Alfred ihm gute Nacht ſagte, nahm er die Ueberzeugung mit ſich fort, daß ihm die Verbindung mit Erlinde doch gar nicht recht ſey und daß nur ſeine große Güte und ſeine Liebe für den Sohn, ihm anfänglich ſeine Zuſtimmung entlockt habe.

Als aber nun Alfred über den Flur und die Treppe hinaufging, da begann der Wechſelgeſang der alten Hausmöbel wieder von Neuem und erſchütterte manche Partie ſeines Innern, wohin das Wort des Vaters noch nicht hingedrungen war.

Es war ein abſpannendes Gefühl in ihn gezogen, ein unerklärliches Heimweh in der Heimath ſelbſt. —

Aber auch die arme Erlinde, die, betrübt bis zum Tode, zum erſten Male in ihrem Leben ſich in dem Zimmer ihres Vaters entkleiden und mit ihm zu Bette gehen mußte, dachte zum erſten Mal ernſtlich über ihr Schickſal nach und ſtellte ſich Alles, was kommen könnte, vor, allein das ſah ſie nicht voraus, daß ſie auf dem Punkte ſtand, ihren Gatten für ewig zu verlieren, der nicht ſtark genug war, den alten Erinnerungen und der eindringlichen Rede ſeines Vaters gegenüber.

Elftes Kapitel.

Seltſame Laune des Schickſals!

Die Brandſchatzung von K * * *.

Wie ſie ſo ſanft ruhen! Könnte man als Motto über die Thore unſerer deutſchen Kleinſtädter ſchreiben. Nichts begiebt ſich in ihrer Nähe und Ferne, von wahrhaftem, bewegenden Intereſſe, das ſie auch nur ein Wenig aus ihrer Ruhe ſchreckt. Mit großem Unrecht nennt man die Deutſchen ein Volk von Philoſophen und Denkern, viel eher ſollte man ſie Poeten nennen. Alles Mährchenhafte, Seltſame, Phantaſtiſche reizt ſie; wenn ſich ein Mord im Serail zugetragen, oder das Meerweibchen an der Küſte von Indien gezeigt hat, das ficht ſie an; daher proſperiren auch nur ſolche Journale und Zeitungen recht eigentlich bei uns, die recht viele ſolcher Neuigkeiten geben. Verlaſſen ſie dieſen Dſchimiſtan der Erholung und begeben ſie ſich auch zuweilen in's Praktiſche, ſo iſt es Wein und Bier, was den Bürgersmann, Pferde und Hunde, was die jungen Leute höherer

Stände noch daneben in Anſpruch zu nehmen weiß. Wo ſelbſt ein Theater iſt, wird aber auch dieſes gehörig beſprochen.

Daß das Theater bei unſern Pegenwinklern das Alpha und Omega aller Unterhaltung war, wiſſen wir bereits, und rührend war es, mit welcher ſie in ihrer vollſtändigen Abgeſchiedenheit, dieſer Idee treu blieben und ihre Theaterverhältniſſe ſtarr und unverrückt in ihrer Ruhe erhielten, während ſich draußen am dramaturgiſchen Horizonte furchtbare Stürme erhoben und Götter eingeſetzt und abgeſetzt wurden.

— Ich muß Dir doch, ſprach Mindelsheim am andern Morgen, nach dem Caffee, zu ſeinem Sohne, um von dem Ernſte der geſtrigen Unterhaltung geſchickt abzulenken, damit durch zu große Eile nichts verdorben werde, meine kleine Sammlung zeigen, die ich mir während Deiner Abweſenheit angelegt habe, dann überhörſt Du mir die Rolle und kannſt, während ich auf die Probe gehe, mit Deinen Gefährten auf den Kirchthurm ſteigen, um ſie über die Lage unſerer Stadt und den Lauf der Unſtrut zu orientiren. In die Probe darf ich Dich nicht mitnehmen, ſo leid es mir um deinetwillen thut, es widerſtreitet unſern Statuten und Fizmeier hält ſtrenge darauf. Du darfſt das nicht übel nehmen.

Er führte hierauf ſeinen Sohn zu einem ziemlichen Schranke, öffnete deſſen Glasthüre und deutete auf die Gegenſtände, die darin lagen, alſo ſprechend:

— Es hat Mühe gekoſtet, manches Stück zu erſtehen. Vieles wurde mir von vorüberziehenden Schauſpielern abgegeben, gegen Douceur verſteht ſich. Ich nenne dieſen Schrank mein kleines Muſeum großer Geiſter und es ſtärkt mich wunderbar, wenn ich davor ſtehe; auch thue ich's gewöhnlich, wenn ich mit der Löſung einer großen dramatiſchen Aufgabe ſchwanger gehe. Der edle Vater in Fizmeiers „Thee und Butterbrod“ iſt nicht leicht; der Fizmeier iſt ein Kreuzkopf wie Du weißt, und bringt allerlei an, was mein altes Hirn nicht mehr recht capiren will; Du würdeſt ſchon leichter damit fertig werden können. Aber ſeine Sprache iſt ſüperb! das hat er weg. Soll ich Dir etwas herſagen? Doch nein, das hernach! Alſo hier ſieh: dies iſt eine Tabaksdoſe, deren ſich der alte, berühmte Lang in Wien bedient haben ſoll, als er am Stockſchnupfen litt. Es iſt noch von ſeinem Tabak darin. Ich habe mir alle Mühe gegeben, die

Sorte zu erkennen. Aber es will nicht gehen, er iſt ſchon zu alt und trocken. Dieſe Doſe ſoll einſt mit mir begraben werden. — Hier ſieh eine Perücke, in der Leſſing ſeine Minna von Barnhelm geſchrieben haben ſoll. Der Buchhändler Langjokel, der ſtets auf ſo etwas Jagd macht, ſoll im Sinne haben, die Minna nachzudrucken und ſie mit der Perücke im Stahlſtich illuſtrirt und vermehrt, dem Publicum zu übergeben. Er ſtellt mir Tag und Nacht nach, um der Perücke habhaft zu werden, und hat geſchworen, er müſſe ſie haben und ſollt' er ſie ſtehlen. Du kannſt Dir denken, daß der Hungerleider im Stande iſt, ſo etwas zu thun, allein ich bin auch auf meiner Hut und habe den Langjokel förmlich bei meinen Leuten ſignaliſirt und ſie hetzen ihn fort, wenn er ſich bei mir blicken läßt. — Hier iſt der Löffel, mit dem Leinweber gewöhnlich ſeine Suppe zu eſſen pflegte. —

Alfred überkam ein Lächeln.

— Warum lachſt Du ſo ungläubig, Kerl? fragte Mindelsheim ſeinen Sohn.

— Weil ich den Löffel kenne! ſagte Alfred — Von wem haben Sie ihn?

Ihm fiel der erſte Abend in Leinweber's Hauſe ein. —

— Von wem ich ihn habe? Schnack! rief der Vater — von einem ehrlichen Iſraeliten, der mit altem Silber handelte, und bei dem der große Leinweber ſich dafür neue Löffel eintauſchte. Was Du hier ſiehſt, iſt authentiſch; nicht den leiſeſten Zweifel geſtatte ich Dir. Hier bringe ich Dir den erſten Milchzahn der Sonntag; ihre Mutter hatte ihn ſorgfältig aufgehoben, als er der berühmten Henriette beim Wechſeln ausgefallen war und ich bekam ihn von einem Einwohner der Prager Judengaſſe, der einſt durch Pogenwinkel reiſte, und mit der Mutter, zur damaligen Zeit, als die Tochter noch nicht ſo berühmt war, einige Geldnegozen gemacht haben ſoll. Der Mann kaufte ihn aus reiner Speculation; es war ein weißes Kinderzähnchen, wie jedes Andere. Nun mußte ich's ihm mit Ducaten aufwägen; nicht mehr als billig! denn wenn er auch nur Silber dafür gezahlt hat, ſo hat ihm doch der Zahn, als todtes Kapital, die Zinſen aufgefreſſen. Ich bereu' es nicht, ihn theuer bezahlt zu haben, es iſt das pikanteſte Stück meines Muſeums. Nur dieſes Andre kommt ihm vielleich gleich: in dieſem Spiritus bewahre ich eine Warze, die dem großen Schröder nächſt dem Nabel gewachſen ſeyn ſoll. —

So ging's noch eine Weile fort. Haare, Backenzähne, Mundtaſſen, Warzen, ſelbſt Spulwürmer großer und berühmter Künſtler kamen an die Reihe. Die Stunde, die zur Probe rief, erlöste den armen Alfred von den Seltenheiten. Es machte, abgeſehen von der Unbedeutenheit der Gegenſtände, ſelbſt im Falle ihrer Aechtheit, noch nebenbei den unangenehmſten Eindruck auf ihn, dergleichen Dinge wie Reliquien und die Schauſpieler in einem Nimbus der Heiligkeit verehrt zu ſehen. Ach, er hatte den Staub kennen gelernt und war der Sache bis auf den Kern gefahren.

Sein Vater verließ ihn jetzt und Alfred ging fort, um Erlinde aufzuſuchen. Im Vorbeigehen guckte er durch die offene Küchenthür, um Klotildchen einen guten Morgen zu wünſchen. Er fand ſie kalt und verlegen, einſylbig, wenn er ſie nach Vergangenem fragte. Das arme Mädchen hatte ſeine empfindſame Periode ſchon weit hinter ſich und dachte jetzt ernſtlich daran, einen Mann zu bekommen. Nur für den wollte es das Bischen Freundlichkeit und Munterkeit aufſparen, das' noch aus der frühern Jugendzeit ihr geblieben war. Der tägliche Verkehr mit den Mägden, die Küche, die Wäſche, der Aerger und Verdruß, der mit dieſen Geſchäften in engſter Verbindung ſtand, gab dem Ausdrucke Klotildens etwas überaus Herbes und Präoccupites. Jetzt war mit Gedichten und ſchönen Redensarten nichts mehr bei ihr auszurichten, und vollends wenn ſie Alfred an ſie gerichtet haben würde. Ach, dieſer Alfred gehörte ja, wie ſie erfahren hatte, einer andern an; dieſer Alfred, der ſich nie in Pogenwinkel mehr gefallen könnte, wie ſie vermeinte, der die Welt als Schauſpieler durchzogen hatte. — Seine Ankunft hatte einen rechten Sturm in ihr zu erregen vermocht, der zwar ſchnell vorüberging, ſich aber dennoch in öfter wiederkehrenden Thränen entlud; und um ſich Ruhe im Gemüth zu verſchaffen, tröſtete ſie ſich mit dem: „es hat nicht ſeyn ſollen.“ —

Von ihr ging Alfred in den Gaſthof, wo ſeine Reiſegefährten abgeſtiegen waren. Er fand ſie nicht zu Hauſe und Erlinde allein. Sie ſaß bleich, mit verweinten Augen da, und reichte ihm die ſchöne Hand zum ſtummen Gruße.

— Warum biſt Du nicht mehr wie ſonſt? fragte Alfred, ſie mit Theilnahme betrachtend.

— Es iſt nichts mehr wie ſonſt — ſprach ſie betrübt vor ſich hin.

— Und bin ich nicht mehr derſelbe, der ich war? Bin ich nicht Dein Gatte? Erwartet uns nicht der Segen des Vaters — die Einſegnung am Altare?

Sie ſeufzte ſchwer und tief.

— Wie Du doch biſt! ſagte er. Du gemahnſt mich an die wunderbaren Geſchichten, die ich einſt las, von den alten, umherziehenden Geſchlechtern, von den Zigeunern, denen es nirgend wohl wird, als in ihrer wilden Ungebundenheit. Jedes ruhige, geheiligte Verhältniß, und ſchlöße es für Andere noch ſolche Beglückung in ſich, ihnen ſagt es nicht zu. Daſſelbe Beiſpiel geben aber alte Schauſpieler, die das Umherſchweifen von einem Theater zum andern gewohnt ſind. Dort kämpfen ſie mit Mangel und Noth, mit Beſchwerde und jeglichem Ungemach, aber Alles verſüßt das luſtige, ſelbſtvergeſſene Leben, eben in der ſchweren Sorge auch liegt ihnen der Reiz. Man hat geſehen, daß ſie in der geregelten Verfaſſung eines Hoftheaters, wo ſie jeder

Nothdurft überhoben ſind, jeden Tag wiſſen, was der Tag bringen und fordern wird, hinſiechen, und die erſte Gelegenheit ergreifen, ſich ihrer vermeinten Feſſeln zu entledigen. So machſts Du's nun auch. So lange ich mit Dir umherzog, es uns oft am Beſten gebrach und wir ſorgen mußten für unſere nächſte Zukunft, in die uns jeder vorſorgliche Blick verſchloſſen war — da ſah ich Dich froh und heiter über alle Beſchwerde mit leichtem Fuß hinweghüpfen und mich mit Dir erhoben. Nun aber, da ſich Deine ſchönſten Hoffnungen verwirklichen ſollen, da Dir an der Seite Deines rechtmäßigen Gatten, in dem Hauſe Deines Schwiegervaters gute Tage entgegenwinken, nun läßt Du den Kopf hängen und ſiehſt kummervoll —

Erlinde blickte ihn lange an und ſagte:

— Ich werde nicht bei Dir bleiben können —

— Nicht bei mir bleiben? rief Alfred — und gabſt Du mir nicht Dein Wort darauf, für's Leben? Als Du mich ſuchen mußteſt, allein viele Meilen laufen, um mich wiederzufinden, da thateſt Du es mit leichtem, frohem Herzen, und bateſt mich Dich nicht zu verſtoßen, und hielteſt bei mir aus und wollteſt lieber Schande und Schmach tragen, als von der Liebe Deines Herzens laſſen. Ich beherbergte Dich und bewahrte Deine Unſchuld und Du warſt mir treu wie die Sclavin ihrem Herrn ſeyn muß, der ſie kauft. Ich aber that nichts dieſe Treue zu verdienen; ich trug meine Liebe anderswohin und Du murrteſt nicht darüber. Als ich Dich nun aber zu meiner Gattin erkohr, gerührt von ſo viel Treue und Liebe, nach ſo beſchwerlicher Prüfung, da jauchzteſt Du auf voll Luſt und fragteſt nicht nach dem Segen der Eltern, nicht nach der Weihe der Kirche, nicht nach Spott und Hohn der Menſchen, nicht nach dem Fluch, der ſolche Verbindungen treffen ſoll. Du warſt mein und ſchwurſt es zu bleiben. Mich aber drückte es, Deine Schwäche mißbraucht zu haben und ich ſtrebte, das ſchmerzliche Gefühl zu verſöhnen, weil es einen Widerſpruch in mir erzeugte, das meinem Glücke, das ich in Deinem Beſitze fand, einen bittern Beigeſchmack verlieh. Nun endlich iſt der Augenblick gekommen — mein Vater, der gute treffliche Mann weiß Alles — nur noch einige Tage verweile ich in dieſer Wittwenſchaft und ich führe Dich dann ein in das Haus meines Vaters als meine Gattin, die Du ſchon längſt warſt, die Du aber jetzt auch heißen ſollſt vor der Welt —

— Iſt denn dieſe Stadt die Welt? fragte Erlinde mit leiſer Stimme. Was liegt mir an dieſer Stadt. O, ich wollte, daß unſer Fuß uns nie hieher getragen hätte.

— Unbegreifliches Mädchen! rief Alfred. Unbegreiflicher Hang nach dem Verſteckten, Unerlaubten!

— Verſteckt? Unerlaubt? fragte ſie von Zorn plötzlich erregt. Was nennſt Du ſo? Ging ich nicht an Deiner Seite als Dein Weib vor aller Welt? Bedarf's der Erlaubniß dieſer Leute, mich Dein Weib zu nennen? Warum ſchämſt Du Dich meiner hier? Warum darf ich nicht hier Dein Weib heißen?

— Weil wir hier endlich den Punkt im Leben erreicht haben, ſagte er, den wir als ein Ziel betrachten dürfen. Wir wollen hier verweilen, uns einrichten — es iſt hier von keiner flüchtigen Berührung die Rede, die einige Stunden dauert und mit wechſelvoller Unterhaltung hingebracht wird. Hier wird ein tieferer Blick alsbald in die Verhältniſſe geworfen; die Unterhaltung iſt nun ſpärlich, eintönig, man muß dafür beſorgt ſeyn, daß ſie einen ihr willkommneren Stoff aus reinen Privatbeziehungen ſchöpfe. Du haſt zu viel Einſicht, um das nicht ſogleich zu begreifen —

— Und Du könnteſt hier bleiben?

— Eine Zeit lang — warum nicht? Denke Dir den Aufenthalt in meiner guten Vaterſtadt nicht gar ſo ſchlimm. Du wirſt recht liebe, anziehende Menſchen kennen lernen. Dein alter Vater bleibt bei uns —

— Glaube das nicht —

— Er wird ſich hier gefallen. Wohlthuend iſt es, nach Stürmen im Hafen zu ruhen —

— Und die Kunſt?

— Haben wir hier nicht ein Liebhabertheater?

— Du könnteſt der Kunſt entſagen?

— Und können wir ſie dort nicht üben?

Erlinde ſchwieg.

— Iſt es nicht gleich hier oder dort, ſo oder ſo Komödie zu ſpielen? Und iſt es nicht edler und ſchöner es als Herr zu thun, denn als Sclave, den die Menge bezahlt um ihn zu verhöhnen und zu geißeln? ſprach Alfred. Ich denke unſere Erfahrungen werden dem, was ich ſage, auch bei Dir das Wort ſprechen —

— Nein, rief Erlinde begeiſtert — ich fühle es, daß ich in Dir nur die Kunſt liebte, entſagſt Du ihr — ſo bin ich Dir — ſo biſt Du mir verloren. Ach Alfred, welches Streben beſeelte Dich, wie ſchön erſchienſt Du mir!

Er ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich.

— Wir wollen dies Kapitel für den Augenblick ruhen laſſen, ſprach er, denn im Ganzen ſind wir ſchon alte Eheleute und als ſolche muß man dergleichen Erörterungen immer zu rechter Zeit abzubrechen wiſſen. Das Weitere findet ſich dann ſchon ſpäter. Ich bin eigentlich hergekommen, um Deinen Vater und Bedenlos auf den Thurm zu führen, wo ſie ſich über die Lage unſers Städchens und den Lauf der Unſtrut orientirn ſollen. Ich weiß nicht, ſeit ich wieder hier, iſt ein eigner Geiſt des Gehorſams in mich gefahren. Mein alter Vater hat mir das aufgetragen, und es thut mir ſo wohl ſeinen Befehl zu befolgen. Wollteſt Du mich jetzt etwa begleiten?

Erlinde nahm den Vorſchlag an und griff nach Hut und Shwal. Sie ſchien wie electriſirt, als er das zu ihr ſagte.

Sie ging ſtumm an ſeiner Seite und bald hatten ſie die Kirche erreicht. Der Küſter ſchloß die kleine Thür auf und ſie ſtiegen die engen, nicht gut erhaltenen Stufen mühſam hinauf. Oben erklärte Alfred die Gegenſtände, die ſie ſahen. Es war eine Gegend, wie man ſie bei uns ſo häufig findet. Ein ziemlich breites Thal; Ackerland; auf der Höhe der Wald. Mitten hindurch floß die phlegmatiſche Unſtrut, brauſte dann etwas unter Mühlrädern hervor und trieb einige Schneidemühlen und Fabriken. Zunächſt unter ſich ſahen ſie die Straßen des Städchens mit ihren unanſehnlichen, ſpitzgiebeligen Häuſern, aus denen der Rauch der Mittagsküche emporſtieg.

— Großer Glanz und Reichthum herrſcht hier nicht, ſagte Alfred, aber meine Geburtsörtler haben doch wenigſtens Alle ihr warmes Eſſen zu Mittag, das haben nicht alle Schauſpieler und können es ſich auch mit aller ihrer Kunſt nicht ſchaffen —

Erlinde durchzuckte es bei dieſen Worten.

— Siehſt Du, Kind, fuhr Alfred, nichts merkend, fort, dort unten, das hohe, neue Dach, das iſt unſer Liebhabertheater, das unter den Auſpicien des verabſchiedeten Oberlieutenants Krauthöfer ſteht —

— Krauthöfer? rief Erlinde — o meine Mutter! — o Gott! wie drückt mich dieſes Leben! Alles, Alles erwacht hier — ich weiß nicht, welche Macht dieſe häßliche Umgebung ausübt. — Sie machte eine Pauſe, plötzlich inne haltend, und ſprach dann weggewandt: — Sieh, Alfred! ich wollte mich von Deiner Seite fort, hier über dies Geländer ſchwingen, aber der Name Krauthöfer brachte mich zurück —

— Um Gotteswillen! komm' — fort von hier! rief Alfred, und ſie bei der Hand ergreifend, führte er ſie die Stufen hinab, und ſie ließ ihn ruhig gewähren.

Zwölftes Kapitel.

Den wohlgebornten Mond d' Latern
z' erkennen giebt,
Ich ſelber den Mann im Mond,
wofern es Euch beliebt!
Sommernachtstraum.

Jacob Schretzenſtaller und Bodenlos waren inzwiſchen in Pogenwinkel herumſpaziert, um ſich Häuſer und Menſchen zu betrachten. So waren ſie auch zu dem Hauſe gekommen, deſſen Räume friedliche, ſelbſtzufriedene Menſchen dem Dienſte der Muſen geweiht hatten.

Bodenlos ſchnupperte zur offenen Thüre hinein, guckte ſich pfiffig um, und ſprach dann:

— Herr Kollege, wenn mich nicht Alles trügt — dies iſt ein Theater. Sehen Sie hier ein Verſetzſtück, dort die Kammer, wo die Thür offen ſteht, iſt die Requiſitenkammer, alte Hüte, ein Gewehr ohne Schloß, ein Trödelbild, Scepter und Krone und Paſteten von

Pappendeckel. Aber wenn auch alles dies nicht wäre! Werfen Sie einen Blick in dies holde Local, und fallen Ihnen dabei nicht alle Ihre Sünden ein, ſo haben Sie kein Gewiſſen im Leibe!

Und indem er ſo ſprach, ſchob er ſeinen alten Begleiter in ein Zimmer, deſſen Fenſter, wie in einem Kerker, oben an der Decke angebracht waren und ein ſpärliches Licht hindurchließen, um die Gegenſtände des Raumes gehörig würdigen zu können. Eine Reihe niedriger Tiſche lief an den Wänden herum und an dieſen waren groteske Zeichnungen mit Kohle und rother Farbe zu ſehen, und darunter allerlei Namen, auch Verſe. Hie und da war ein kleiner Spiegel angeheftet, und am obern Ende dieſes Zimmers hing ein größerer, der in ſeinem trüben Glaſe das Bild einer qualmenden Oellampe reflectirte.

Unſere Reiſenden waren eingetreten, um ſich beſſer umzuſehen, da ſie allein zu ſeyn glaubten, und gewahrten jetzt erſt, unter einem ganzen Berge von Kleidern, der unweit des obern Spiegels aufgehäuft lag, eine Bewegung, wie von einem lebenden Weſen. Es war jetzt, als ob der Wald von Dunſinam ſich vor ihnen bewegte, und ſie ſahen nun erſt mit Staunen und

Schrecken, daß das, was vor ihnen kribbelte und krabbelte, wirklich ein Menſch ſey, der ſeine Kreuzſpinnenartigen Arme und Beine mit Mühe aus einer Menge von Röcken, Jacken und Beinkleider heraus zu wickeln ſich beſtrebte, die auf ihn geſtürzt war und ihn zu erſticken drohte. Jacob und Bodenlos ſprangen ihm bei, und mit vereinter Anſtrengung gelang es, ihm nach einer kleinen Weile zum Stehen zu bringen. Unter vielfältigem Danke, der wegen des Mangels an Athem, nur in abgebrochenen Sätzen herausgeſtoßen werden konnte, war der Dünne nun bemüht, die Garderobeſtücke vom Boden aufzuleſen und auf die verſchiedenen Ankleideplätze der Mitglieder des Liebhabertheaters zu tragen und dort aufzuhängen. Bodenlos leiſtete ihm dabei Hülfe und der Dünne erſchöpfte ſich dafür in den ſchönſten Artigkeiten.

Es war Niemand anders, als der wackere Haidvogel, der jetzt nur noch das Amt eines Garderobeninſpectors zu verſehen hatte und ſo eben damit beſchäftigt war, die Toilettengegenſtände für das neue Stück Fizmeier's, das an dieſem Abend gegeben werden ſollte, für die Mitſpielenden in Reih und Glied zu bringen. Je ſchwächer ſein Leib wurde, deſto regſamer ward ſein Geiſt, und ſo drohte denn, auch dies leichte Handwerk, ihn vor der Zeit aufzureiben.

— Fizmeier iſt mein Freund und ein trefflicher Dichter, ſagte er, der das Theater kennt; wie ſollt' es wohl auch anders ſeyn können, da er die lange Routine hat; allein Eines muß ich denn doch tadeln! Dieſe Nachahmung des Shakeſpeare. Er kann nie genug Perſonen anbringen; immer muß das ganze Perſonal heraus. Da ſehen Sie einmal, meine lieben Herren! iſt das eine Garderobe für ein Konverſationsſtück? Thee und Butterbrod heißt die Piece und das Perſonal! Hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie hier zu finden, ich wäre ſicher, unter der Laſt erlegen — doch mit wem habe ich das Vergnügen zu ſprechen — meine theuern Lebensretter! wahrſcheinlich von unſern Kunſtbefreundeten Gäſten — was ſteht zu Dero Dienſten?

— Der Wunſch, Ihr Theater zu ſehen, führte uns her — erwiederte Bodenlos — wir glaubten, von gewiſſen äußern Merkmalen geleitet, nicht irre zu gehen — und ſiehe da —

— Siehe da, erhaſchte Haidvogel daſſelbe Wort

— ſo bin ich denn ſo glücklich, ganz unverhofft die werthe Bekanntſchaft zu machen — allein das Theatergebäude iſt jetzt nicht wohl anzuſehen, da ſo eben die Probe des neuen Stücks —

— Eben die Probe iſt es, die uns intereſſirt, ſprach Bodenlos vornehm, würde es nicht möglich ſeyn, uns auf das Theater zu führen?

— Es läuft unſern Theatergeſetzen zuwider, meine Herren, war des Andern Antwort — unſer Director Fizmeier ſchwingt ein eiſernes Scepter — und noch überdieß wird ein Stück von ihm ſelbſt, probirt. Auch bringen Sie ſich um die Ueberraſchung des Abends —

Hier nahm der ehrliche Jacob das Wort, und bemerkte, daß es bei ſo alten Theaterverwandten Perſonen wie ſie, überhaupt mit aller Ueberraſchung rein vorbei wäre, und daß eine gut abgehaltene Probe ihnen dafür einen überſchaulichen Begriff von der ganzen Anſtalt gewähren könnte, der für ihn wenigſtens von höherm Belange wäre, als Alles Uebrige. Bodenlos, der nicht leicht abzuweiſen war, hörte nicht auf, ſeine Bitten hinzuzufügen und der arme Haidvogel, ohnedieß eine butterweiche Seele, kämpfte hart zwiſchen Dienſtpflicht und Dankbarkeit, endlich aber ſiegte die Letztere. Ein Blick auf die Kleider, die noch am Boden lagen, und ein zweiter auf diejenigen, ſo ſchon auf den Plätzen hingen, gaben den Ausſchlag.

— Ich zappelte wahrhaftig noch, und wäre wohl gar elendiglich erſtickt, ohne Ihre geneigte Hilfe! ſprach er lächelnd — wohlan! kommen Sie, ich führe Sie auf die Scene und ſtelle Sie unſerm Director ſelbſt vor. Er iſt ein Mann von geſelliger Bildung, und wird zu Gunſten ſolcher Gäſte eine Ausnahme zu machen wiſſen.

Bodenlos und Jacob verneigten ſich und folgten.

Die Scene war nur ſehr klein und von den in dem Stücke vor und hinter den Couliſſen beſchäftigten Menſchen wahrhaft überfüllt. Möbel aller Art ſtanden umher und beengten noch mehr den Raum und die ſchlechte Beleuchtung — es brannten nur ein Paar Talgſtümpſchen — machten das Vorſchreiten faſt unmöglich. Die Luft füllte das Summen vieler leisſprechenden Leute, aus den ſich das gelle

Schreien des dirigirenden Fizmeier vernehmlich heraus hob. —

Bleiben Sie nur einen Augenblick hier ſtehen — ſagte Haidvogel zu ſeinen Schützlingen, ich will unſern Director von Ihrer Anweſenheit präveniren, damit Sie nachher, wenn er Sie durch Zufall bemerken ſollte, keiner Unannehmlichkeit ausgeſetzt ſind.

Darauf verließ er ſie und ging auf Fizmeier zu.

— Ei, iſt das hier ſo ſtreng? fragte Jacob ſeinen Gefährten.

— Die thun ja, wie beim Hoftheater! erwiderte Bodenlos.

Haidvogel mühete ſich vergebens ab, dem Fizmeier beizukommen, der wie ein Irrwiſch hierhin und dorthin flatterte und nirgends zu haſchen war. Endlich ward er des magern Garderobeinſpektors inne und ſchnauzte ihn an:

— Nun, was giebts? Hat's einen Anſtand? Fehlt's wo?

Haibvogel huſchte an ihn heran und ſprach leiſe mit ihm.

— Was da! ſchrie Fizmeier — geht nicht!

Haibvogel ſummte wiederholt —

— Haltet die Probe nicht auf — beim Teufel!

— Aber — ſchämt Euch doch! Sie hören's ja! Sie haben mir wahrhaftig das Leben gerettet! —

Und wieder ſummte er lange leiſe.

— Wo ſind Sie?

Er ließ ſich jetzt zu den Fremden hinführen, die ihn mit vielen Komplimenten entgegenſtolperten. Beide Theile ſtießen ſich an verſchiedene Gegenſtände, die im Dunkeln angehäuft ſtanden und fielen ſich im eigentlichen Sinne in die Arme, als ſie dieſen nur bloß in der Abſicht ausſpreizten, um einen Stützpunkt zu finden.

— Verzeihen Sie unſerer Kunſtliebe — ſagte Bodenlos.

— Unſere langjährige Gewohnheit des Theaters — ſagte Jacob.

— Ich bitte — keine Entſchuldigung weiter! rief Fizmeier, als feiner Weltmann. Haben Sie Nachſicht mit uns — wir ſind nur ſtille Bürger, die in der Kunſt ihre Erholung ſuchen — daher keine Strenge —

Er blähte ſich unter dieſer beſcheidenen Phraſe, denn er fühlte ſich ſtark in ſeinem Dilettantismus.

— Sie ſehen, unſer Theater iſt klein, ſetzte er hinzu.

— Ein hübſcher Saal — ſagte Bodenlos. Wenn Sie uns nun aber recht ſehr verbinden wollten, ſo nehmen Sie weiter keine Notiz von uns — wir werden hier ſeitwärts ein Plätzchen finden — fahren Sie in Ihrer Probe fort — iſt es ein Schauſpiel?

— Ein modernes Melodrama — „Thee und Butterbrod, oder: was vermögen ſchlechte Bücher nicht?“ Aus der Zeit für die Zeit — ſonſt keinerlei Verdienſt — erwiederte Fizmeier beſcheiden.

— Dies iſt allerdings an der Zeit, ſetzte Bodenlos hinzu.

Jacob Schretzenſtaller war indeſſen zu dem Tiſche getreten, auf welchem die zwei Talgſtümpfchen brannten, und hatte das dort liegende Buch durchblättert.

— Mein Seel, rief er, das Stück iſt ſchön geſchrieben! Ich habe noch nie ein beſſer geſchriebenes Melodrama geſehen. Und ein ſchöner Titel: „Thee und Butterbrod, oder: was vermögen ſchlechte Bücher nicht!“ Es iſt Schade, daß es nur drei Acte ſind, mit einem ſolchen Titel hätten ſich mindeſtens fünf machen laſſen —

Fizmeier dankte für die gute Meinung im Voraus.

— Wir wollen die Herren nicht länger aufhalten — ſprach Bodenlos, und Jacob beim Arme ergreifend, trat er mit ihm zur Seite in's Dunkel der Couliſſen.

Der Souffleur ſtieg in den Abgrund und klingelte, und die Probe begann.

Eine dicke, nicht unſchöne Frau, im runden Häubchen und kurzen Röckchen, ſo daß man die drallen Füßchen wahrnehmen konnte, trat ein. Es war die Frau Kreisphyſicuſſin Löffelholz. Sie ſah ſich überall um, ging dann bis dicht vor den Souffleur und ſprach ſehr ſchnell, dabei leiſe und vollkommen unverſtändlich:

„Wie ſtill und ruhig noch Alles hier iſt! Immerhin! ich will meine Wachſamkeit verdoppeln. Der Graf fürchtet nichts — und ſein Bruder — der Arme! — Gut! meine Parole iſt: Tod und Eiferſucht! mein muß der Sieg werden! Stille, man kommt!“

Sie ſah Fizmeiern an, der vorn, neben dem Souffleur ſeinen Sitz genommen hatte, um die Scene zu überſchauen und die Probe zu leiten.

— Rechts, Frau Kreisphyſicuſſin, wenn ich bitten darf, ſagte er galant.

Sie ſollte nehmlich rechts abgeben, und ſie that es.

Das geht ja prächtig, ſagte Jacob, bis jetzt ſpürt man noch keine Längen —

Der Kaufmann Repsberger trat auf die Scene und declamirte:

„Das iſt alſo der Schauplatz giftiger Thaten!“

Madame Löffelholz kehrte um und ſagte ſehr leiſe:

„Ich glaube — da iſt Jemand —“

Repsberger: Hör’ ich recht?

Madame Löffelholz: Sind Sie’s?

Repsberger: Nein — ich bin es nicht —

Madame Löffelholz: Wer ſind Sie denn?

Repsberger: Ein Rächer der Unſchuld — und Sie?

Madame Löffelholz: Eine Streiterin für die Freiheit unſers Geſchlechts —

— Bravo! Wie zeitgemäß! Das ſind Ideen, welche die Geſellſchaft bewegen — wie paſſend für Ihre Zuſtände — rief hier Bodenlos.

— Wie das die Pogenwinkler ergreifen muß! rief Jacob.

Repsberger. So ſtreben wir nach demſelben Ziel. Ich verlaſſe nicht eher dieſes Haus, bis ich die Unſchuld mit mir nehme. Ich komme bewaffnet mit der beſten Sache — der Himmel ſelbſt flößt mir Vertrauen ein!

Madame Löffelholz. Doch Vorſicht! vor Allem Vorſicht! Er bewacht die geraubte Schöne mit der Liſt eines Drachen. Der heutige Thee ſoll dazu dienen, ihn vollſtändig zu entlarven —

Repsberger. Ach, er weiß nicht, daß dieſe Liebe das Hauptmoment meines Daſeyns bildet Ich ſeufze bereits fortwährend ſeit einem Jahre, oder noch länger — ach! wo iſt er hin, der ſchöne Augenblick, wo ich es ſah zu erſtenmale, dieſes vollendete, intereſſante Geſchöpf —

Madame Löffelholz. Stille, man kommt —

Sie ſah ſich hier ängſtlich um, und zog ſich dann, Repsberger an der Hand führend, ſeitwärts, um zu lauſchen.

— Eine ſchöne, höchſt klare Expoſition, warf Bodenlos dazwiſchen.

— Und die Scene ſpielt demnach im Dunkeln — ſetzte Jacob hinzu

— Iſt den Herren vielleicht etwas unverſtändlich geblieben? ſagte Fizmeier. Frau Phyſicuſſin, ein Bischen lauter!

Hier traten zwei neue Perſonen auf — nicht wie im Sommernachtstraum — Wand und Mondſchein, ſondern zwei Perſonen von Fleiſch und Bein — der Herr Oberlieutenant von Smorſinkh, der im Urlaub war und mitſpielte, und Alfred's Bäschen, Klotilde.

Der Oberlieutenant hatte ein weiches, klangvolles Organ und war ein ſtattlich gewachſener junger Menſch. Klotildchen kennen die verehrten Leſer bereits.

Sie begannen:

Der Oberlieutenant: Nun, grauſame Schöne? Verſchmähen Sie noch ſtets meine Bewerbungen? Wollen Sie mich noch immer nicht erhören?

Klotilde: Ach, das Glück des Lebens iſt ein zartes Pflänzchen, das die Hand des Laſters niemals pflücken wird —

Der Oberlieutenant: Barbarin! was ſoll ich thun, um mir Ihre Liebe zu erwerben? Ich bin Alles zu unternehmen im Stande, um mir Ihren Beſitz zu erwerben. Ich lege Rang, Stand, Reichthum, kurz viel — ſehr viel zu Ihren Füßen —

Klotilde: Nicht doch! Ich ziehe alle Schätze einer Hütte vor —

Fizmeier ſprang auf.

— Nicht doch, das zerſtört ja Ihren ganzen Karakter! ſchrie er.

— Wie Sie einen doch erſchrecken können — ſagte Klotilde bebend — was hat denn mein ehrlicher Karakter mit Ihrem Stück zu ſchaffen? —

— Sie erſcheinen ja eigennützig — nichtswürdig —

— Warum nicht gar! was Alles noch? rief Klotilde faſt weinend.

— Mit einem Worte: Sie ſagen: ich ziehe alle Schätze einer Hütte vor, und ſollten ſagen: ich ziehe allen Schätzen eine Hütte vor —

— Ach, darauf wird doch ſo viel nicht ankommen! ſagte Klotilde, beruhigt über das Mißverſtändniß, wie Sie deshalb nur gleich ſo auffahren können. Alſo noch einmal:

— Nicht doch! Ich ziehe allen Schätzen eine Hütte vor — in einer Wüſte könnt' ich leben — umgeben von intereſſanten Weſen, die der vergiftete Hauch der Geſellſchaft noch nicht verdorben hat —

Hier unterbrach Fixmeier die Künſtlerin:

— Verderbt, ſchrieb ich —

— Diesmal haben Sie recht! Verzeihen Sie, es kommt mir immer ſo in den Mund, entſchuldigte ſich Klotilde.

— Da Sie ohnedieß unterbrochen ſind — ſagte Jacob, die Doſe Fizmeiern offerirend —

— Danke — wir ſchnupfen nicht — erwiederte dieſer.

Der Oberlieutenant — fortfahrend — Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Ihren Widerſtand zu beſiegen, und wenn meine Ergebenheit, meine Zärtlichkeit, meine Standhaftigkeit — meine — aber — warum ſouffliren Sie denn nicht?

Der Souffleur: Ich thue, was ich kann, beſter Herr Oberlieutenant — Sie verhaspeln ſich, weil Sie zu ſchnell ſprechen —

Der Oberlieutenant: Es iſt wahrhaftig nicht Ihres Amtes, mich zurecht zu weiſen. Ich ſtehe in der Reſidenz und bin jeden Abend im Hoftheater — ich werde wohl wiſſen, wie ich die Rolle zu nehmen habe —

Fizmeier: O, wenn ich bitten dürfte —

Der Oberlieutenant: Ich probire gar nicht mehr — wer wird ſich zurecht weiſen laſſen — ich ſpiele die Rolle ganz im Leinweber'ſchen Genre — ich kann ihn copiren — das ſagen alle Kameraden —

Fizmeier: Laſſen Sie ſich doch nicht abhalten — fortzufahren — ich bitte —

Der Oberlieutenant: Blos aus Rückſicht für Sie, Herr Mauthſchreiber — alſo — wo blieben wir —

Der Souffleur: Ich gebe die Hoffnung nicht auf —

Der Oberlieutenant: Das nicht — ich ſag's nicht zweimal —

Der Souffleur (aus dem Loche kriechend und ſich den Staub von den Knieen wiſchend): Wenn Sie mich chicaniren wollen, ſo gehe ich nach Hauſe, ich bin nicht Ihr Narr und heiße — Kaminfegermeiſter Olbrich — wenn Sie 'was zu beſtellen haben —

Fizmeier: Um Gotteswillen! geht nicht fort! Olbrich — thut mir das nicht!

Der Souffleur: Ah — was da! ich bedanke mich für die Ehre und Grobheiten noch obenein — Adieu!

Da war kein Halten; Fizmeier wollte berſten, allein er hielt zurück aus Schaam vor den Fremden. Doch die Gegenwart der Fremden ſollte der Probe zum Heil gereichen.

— Würde mir's vielleicht geſtattet ſeyn dürfen — fragte Bodenlos mit großer Artigkeit — die Stelle des fortgegangenen Herrn zu erſetzen. Ich werde das Möglichſte thun, um mir die Zufriedenheit des Hochverehrten Perſonals zu erringen —

Damit ſtieg er, unter vielfältigen Komplimenten aller Anweſenden und den beſondern Dankſagungen Fizmeiers in die Unterwelt.

— Ich muß noch einmal um die Rede bitten, des Zuſammenhangs wegen, ſagte Fizmeier.

— Mit Vergnügen! ſprach der Oberlieutenant jetzt und ſtellte ſich wieder in Poſitur.

Bodenlos ſoufflirte trefflich.

Der Oberlieutenant. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Ihren Widerſtand zu beſiegen, und wenn meine Ergebenheit, meine Zärtlichkeit, meine Standhaftigkeit — meine — ah ſo! — nicht im Stande ſind, Sie zu rühren — ſo will ich Schreckniſſe um Sie häufen — und mein und ihr Leben ſtehen auf dem Spiele! — Doch genug — die Geſellſchaft verſammelt ſich — es iſt die Stunde, den Thee zu nehmen. Kommen Sie, Gräfin!

Klotilde ließ ſich ruhig von ihrem Verführer abführen und das Theater verwandelte ſich in einen Saal, wo ein großer Theetiſch ſervirt ſtand.

— Wir denken uns das am Abend prächtig erleuchtet — rief Fizmeier. Thee und Kuchen ſtehen bereit — jetzt wird Alles nur markirt. Meine Heeren, die Verwandlung iſt geſchehen, Sie können Ihre Scene anfangen.

Repsberger und der alte Mindelsheim traten nunmehr auf.

Repsberger. Im größten Schmerze meldete mir meine Schweſter den ihr zugedachten Schimpf — ihre Schilderung ergriff mein Herz in einem ſolchem Grade, daß ich ſogleich einen Urlaub forderte, um dieſe verwickelte Sache ſelbſt aufklären zu können. Ich war in einem Satze hier — ich habe Alles verlaſſen — Vaterland, Pflichten, Familie, Geſchäfte, Vergnügungen, um eine unſchuldige und unglückliche Schweſter zu rächen, ich komme nun bewaffnet mit meinem guten Rechte und mit Standhaftigkeit, um einen Verräther zu entlarven und ſein Inneres mit blutigen Zügen ihm in ſein Geſicht zu ſchreiben. —

Bedenlos ſoufflirte, da der Schauſpieler ſehr gut auswendig gelernt hatte, in der flüchtigſten Eile, um ihm nur nachzukommen und rief jetzt faſt athemlos —

— Und dieſer Verräther biſt Du!

— Nein, ſagte Repsberger, der den Clavigo nie geleſen hatte, verwundert, davon ſteht nichts in meiner Rolle —

— Richtig — erwiederte Bodenlos — 's ſteht nicht da — es ſchien mir aber aus dem Vorhergegangenen zu folgen — bitt' ſehr um Verzeihung!

— Weiter, wenn ich bitten darf! ſprach Fizmeier, der die Replik zu verſchnupfen ſchien.

Mindelsheim. Ich bitte noch einmal um das Stichwort — die Zwiſchenreden haben mich ein Wenig aus dem Konzept gebracht —

Mit großer Bereitwilligkeit wiederholte Repsberger:

— Und ſein Inneres mit blutigen Zügen ihm in ſein Geſicht zu ſchreiben —

Mindelsheim. Handeln Sie, wie Sie zu handeln müſſen glauben können —

— Iſt's denn ſo recht oder hat der Abſchreiber hier vielleicht einen Fehler gemacht — unterbrach er ſich ſelbſt —

— Wie ſo? fragte der Dichter ziemlich ſpitz —

— Nehmts nicht für ungut — aber vier Infinitive hinter einander: handeln müſſen glauben können —

— Steht's ſo da? fragte Fizmeier —

— Buchſtäblich! rief Bodenlos herauf.

— Nun, wenn ich's ſchreiben konnte, werdet Ihr's auch wohl ſprechen können —

— Meinetwegen denn! warf Mindelsheim pikirt hin —

Alſo: Handeln Sie, wie Sie zu handeln müſſen glauben können — vertrauen Sie ſich mir — Sie ſind vollkommen ſicher —

Revsberger. Sie? ein Kriminalrath — mein ehemaliger Unterſuchungsrichter?

Mindelsheim. Halt, junger Menſch! Verwechſeln Sie mich nicht mit jenen ſtarren Richterſeelen, die bei dem Unglück der Menſchen unempfindlich bleiben. Unter dieſem Rocke ſchlägt ein großmüthi ges Herz — eine edle Seele belebt dieſe alte Bruſt und nur die höchſte Tugend konnte dies reiche Gemüth dazu bewegen, das rauhe Amt des Richters zu ergreifen —

Repsberger. Verſtehe ich Sie recht?

Mindelsheim. Der Finger der Vorſehung wachte über Ihre Schritte —

— Warum macht Ihr denn aber eine Fauſt, wenn ihr vom Finger ſprecht? ſchrie Fizmeier außer ſich.

— Ach — Ihr habt Heute auch immer etwas an mir zu tadeln, entgegnete Mindelsheim, die Herren müſſen glauben, ich ſey ein Anfänger — ſo wartet doch nur! wißt Ihr denn ſelbſt nicht, was Ihr geſchrieben habt?

— Der Finger der Vorſehung wachte über Ihre Schritte und die eiſerne Fauſt — ſeht Ihr wohl? — die eiſerne Fauſt der Gerechtigkeit wird ſie beſchirmen! — Sie hatten einſt einen Vater —

Repsberger. Sie errathen mein tiefſtes Geheimniß — woher kommt Ihnen dieſe Kunde?

Mindelsheim. Sie trauerten um ihn —

Repsberger. Tief — im Herzen — oh!

Mindelsheim. Nun, ſo hören Sie denn! dieſer herrliche Greis, deſſen weiße Haare, die der Kummer vor der Zeit bleichte — den Stempel der Achtung auf ſeine ehrwürdige Stirne drückte — dieſer Greis, den das Grab ſeit langen Jahren der Welt entzog — er lebt —

Repsberger. O ihr Mächte des Himmels! lebt!!!

Bravo! Bravo! rief Jacob.

Fizmeier verneigte ſich gegen ihn.

— Nur ein wenig mehr Feuer wünſchte ich bei der Stelle — ſagte er zu Repsberger.

— Ich bin ſchon ganz heiſer von den vielen Proben und muß meine Mittel auf den Abend verſparen, entgegnete dieſer.

Mindelsheim. Er iſt hier — hier im Nebenzimmer — unter der Geſtalt eines alten Offiziers, wird er der heutigen Theegeſellſchaft beiwohnen — Kommen Sie, mein Herr! Ihr Sohn erwartet Sie!

Er eilte an eine Seitenthür und der alte Vater, von dem penſionirten Regierungsaſſeſſor Fechtſpieler dargeſtellt, ſchwankte auf die Scene.

Fechtſpieler. Sohn!

Repsberger. Mein Vater! — Durch welches Wunder!

Fechtſpieler. Durch dieſen hier —

Er zeigte auf Mindelsheim.

Repsberger. Sie wären — ? —

Fechtſpieler. Du kennſt ihn noch nicht ganz — auch mein Vater —

Repsberger. Gott! mein Großvater!

Mindelsheim. Auch er lebt! doch genug hievon — man kommt! Entfernen Sie ſich ſchnell!

Klotilde trat hier ſchnell ein und lief auf Repsberger zu.

Klotilde. Bin ich endlich ſo glücklich, Dich zu finden — Himmel!

Repsberger. Iſt's möglich? Geliebte!

Klotilde. Welches Opfer wäre mir wohl zu groß geweſen, nur eine Viertelſtunde den Sterblichen allein zu ſehen und zu ſprechen, der es zuerſt verſtanden hat, dieſes Herz mit dem ungekannten Reiz eines unbeſtimmten und himmliſchen Gefühls zu durchdringen! jener großmüthige Mann, der mir eine Liebe einzuflößen wußte, die erſt mit meinem Leben enden wird — wenn nicht unvorhergeſehene Fälle — ach, Ferdinand! ich wollte dieſer glänzenden Umgebung entfliehen, wo ein Ungeheuer, das Dir ſo unähnlich iſt, mich wider Willen gefeſſelt hält — ich eile hieher, um in Deinen edlen Zügen nach Gefallen zu ſchwelgen! Elend und Kummer an Deiner Seite, werden mir willkommner ſeyn, als aller Glanz, den jenes Ungethüm um mich her aufthürmt — ich trotze der Macht des Zwingherrn — der mich mit ſeiner Liebe verfolgt — ich verabſcheue ſeine Anerbietungen und ich eile hieher, um meine Thränen bei Dir, an Deiner Bruſt verſiegen zu ſehen, oder von dem ſelben Streiche getroffen zu werden, der Deine Tage bedroht! Ah!

Bodenlos legte hier das Buch hin.

— Erlauben Sie, ſprach er, ſich die Augen wiſchend — wenn das ganze Stück ſo geſchrieben wäre, könnte man's wahrhaftig nicht aushalten —

Repsberger. Erſtaunenswürdiges Mädchen, deren Erhabenheit nur mit den alten Heldinnen der Fabelzeit verglichen werden kann! Dieſe Hingebung verdoppelt meine Liebe zu Dir und müßte ich hier auf der Stelle ſelbſt den Tod finden, ſo würde Dein Bild doch ewig in meinem Gedächtniß fortleben —

Klotilde. Nichts ſoll mich von Dir trennen!

Repsberger. Wir bleiben noch in den Armen des allesumſtrickenden Todes vereint!

Mindelsheim. Edles Paar! Gefahren umdrohen Euch — allein ich hoffe, ſie alle zu beſeitigen. Die Geſellſchaft wird ſich ſogleich hier verſammeln, entfernt Euch für jetzt und erſcheint dann im Kreiſe der Andern, harmlos und heiter — und nichts verrathe Euere innere Bewegung. Folgt mir!

Alle drei gingen hier ab.

— Man ſollte gar nicht glauben, welche Abenteuerlichkeit Ihre große und weiſe Einſicht und Geſchicklichkeit in dies ſo ganz moderne Thema zu bringen wußte — ſagte Jacob. Ich bin in der That außer mir —

— Sie ſind ſehr gütig! ſprach Fizmeier verbindlich. Der Chor, meine Herren und Damen! Allons! friſch und lebendig eingetreten.

Unter einer rauſchenden Muſik trat die Theegeſchaft ein und ſtimmte folgenden Chor an —

Im glänzenden Saale,
Beim üppigen Mahle,
Die Humpen zur Hand —
Die Alten ſich freuten,
In rauheren Zeiten —
Lag d'rin wohl Verſtand?

Wir kreiſen um Tiſche,
Wo Butter, die Friſche,

Uns leuchtet vom Brod.
Wo Thee's holdes Ahnen.
Aus Glanzporzellanen,
Die Wirthin uns bot!

D'rum zuckert und würzet
Die Taſſen und ſtürzet
Den glühenden Trank!
Chineſiſche Fernen
Zieht her zum Modernen,
Und ſpendet ihm Dank!

Der Chor war noch nicht zu Ende, als eine für Fizmeier höchſt unangenehme Störung erfolgte. Man meldete nehmlich die Ankunft eines vornehmen Fremden im erſten Gaſthofe des Städtchens. Zwei hochbepackte Wagen, ein gallonirter Jäger, ein Kammerdiener, ein ſehr fein gekleideter Herr. Die Erſcheinung war für die guten Pogenwinkler von ſo außerordentlichen Umſtänden begleitet, daß an einer Fortſetzung der Probe nicht mehr zu denken war. Man muthmaßte hin und her. Einige glaubten, es könne der franzöſiſche Exminiſter Thiers ſeyn, der nach Deutſchland gekommen war, um es kennen zu lernen und von Pogenwinkel zufällig auch gehört haben könne. Man hatte ja ſogar eine Parodie des Rheinliedes auch hier verſucht, welche anhub:

Sie ſollen ſie nicht haben.
Die Unſtrut frei und rein —

eine bequeme Art, die ſich auf die Weiſeritz, Pleiße, Panke und andere deutſche Flüßchen, mit Beibehaltung des urſprünglichen Reimes anwenden ließ. — Andere dachten im erſten Augenblicke auch an Spontini, der eine Art von Verbannungsreiſe angetreten haben ſollte, und vielleicht nach Pogenwinkel gekommen ſeyn konnte. — Die Kühnſten meinten endlich, es dürfte wohl der Allerhöchſte Landesherr ſelbſt ſeyn, der incognito die intereſſante Stadt auch einmal ſehen wollte. — Die Nachricht löſte alle Bande.

— Mag es ſeyn, wer will! — rief Repsberger — ich muß in den Laden, man kann nicht wiſſen, was der Fremde braucht!

— Ich muß wiſſen, wer es iſt! rief Fechtſpieler — wäre es Thiers, ſo wird er ſicher mich ſprechen wollen.

— Einen Muſiker, wie Spontini, wäre ich wohl neugierig, einmal zu ſehen — ſprach Mindelsheim.

Fizmeier konnte ſelbſt die Neugier nicht unterdrücken.

— Mag's ſeyn, wer will, ſagte auch er, ſo lad' ich ihn ein, der Vorſtellung beizuwohnen. Probirt iſt im Ganzen genug und nehmt Ihr Euch auf den Abend zuſammen, ſo wird's ſchon gehen. Der Fremde ſoll Reſpect vor unſerm Liebhabertheater kriegen!

Bodenlos kroch ſomit aus der Souffleurſchale und ſchloß ſich nebſt dem alten Jacob ſämmtlichen Mitgliedern des Liebhabertheaters an, die in Maſſe ſich auf den Markt begaben, wo die Reiſewagen vor dem Gaſthofe zur „letzten weißen Roſe“ hochaufgepackt, daſtanden.

Dreizehntes Kapitel.

Nachdem wir nun alle unſere alten Freunde in Pogenwinkel wieder geſehen haben, in ihrem immer gleichen Thun und Treiben, wie in ihrem Sinnen und Denken — ein Vorzug, der unſern Kleinſtädtern unbenommen bleiben muß, für die es keiner Lava und keines Aſchenregens bedarf, um ſie ſpäteſten Folgezeiten unverändert aufzubewahren — wollen wir uns einmal nach einem ihrer Mitbürger umſehen, den wir nicht in Mindelheims Familienkreiſe, nicht auf den Brettern des Liebhabertheaters, nicht auf offenem Markte wieder ſahen, der ſtill und abgeſchieden, wie ein Menſchenfeind, in ſeinen vier Pfählen ſteckt, und über ein mißlungenes Leben ſich traurige Gedanken macht, und im Beſitze deſſen, was ſo vielen das Wünſchenswertheſte ſcheint, wahrhaft unglücklich iſt

Alfred hatte geſucht an die ſtets verſchloſſene Thüre ſeiner Wohnung zu pochen, allein umſonſt, ſie öffnete ſich nicht. Krauthöfer war keinem Menſchen mehr zugänglich.

Es war eine ſchöne Zeit, als er in die Welt zog, begabt mit gutem Muthe und mit einem guten Herzen, unbekümmert um das Geſchrei der Menge. Er hatte für das Große Sinn und den Blick, das Schöne zu erkennen, trotz der Verkleinerungsbrillen, die unſere ſogenannte Bildung ſo willfährig feilbietet. Ein ziemliches Vermögen war ihm nach dem Tode ſeiner Eltern anheimgefallen und hatte ihn in jungen Jahren das beträchtliche aber oft ſo verhängnißvolle Geſchenk mit einer Freiheit gemacht, allen ſeinen Neigungen ſich überlaſſen zu dürfen.

Allein unſer wackerer Freund verließ mit viel zu überſchwenglichen Ideen das Vaterhaus, um ſeinen Spaziergang durch die Welt anzutreten. Weiß der Himmel, was Schuld ſeyn mochte! waren es einige Bücher, die ihm der Zufall in die Hände geſpielt hatte und deren Inhalt nicht in ihm vergähren konnte, oder war es ein ſehr poetiſcher Candidat, der eine Zeit lang Hauslehrer bei ſeinen Eltern geweſen war — der ihm auch eine ſtarke Doſis von ſeiner Poeſie mitgetheilt hatte — kurz — der junge Krauthöfer paßte gar nicht für's practiſche Leben. Er träumte wie ein Don Quixote. Bald wollte er ſich dem Dienſte der Schönheit weihen und ging darauf los, die Schönſte zu ſuchen; man kann denken, wie ſchön er ankam. Dann ſollte es die Tugend ſeyn; hier ging er natürlich noch mehr in der Irre. Endlich nahm er ſich vor, daß ſich ihm die Wahrheit entſchleiern ſollte — und da fiel er Gaunern in die Hände. Jetzt glaubte er es gefunden zu haben, daß nur in der Arbeitſamkeit der Stein der Weiſen ruhe. Er unterſtützte große Unternehmungen und verſpeculirte ſein Geld. Hier geprellt, dort hingehalten, hintergangen, verrathen, gefoppt und beſtohlen, war er an Erfahrung überreich, ohne ſich indeß eine Lehre daraus ziehen zu können. Er war halb geſättigt und ſtrebte immer neuen Genüſſen nach; endlich war es blos noch die Abenteuerlichkeit, die ihn feſſelte. Ein Kampf mit Windmühlen war ihm ein Ziel.

In dieſer Seelenſtimmung hatte er die Stumme geſehen. Der ſeltſame, Alles gleichſam bewältigende Reiz, den ſelbſt die erbärmlichſte Umgebung, nicht Kummer und Entbehrung verwiſchen konnte, der ſich auch ſo noch mit wunderbarer Kraft erhielt, hatte ihn gefeſſelt; das abenteuerliche Weſen, in der er ſie fand, ſteigerte noch um ſo viel mehr den mächtigen Eindruck. Hier glaubte er nun endlich die Aufgabe ſeines Lebens erfaßt zu haben, das Ziel, nach dem ſein Streben bisher ſo ungewiß ſteuerte. Es ſchien ihm Pflicht, dies edle Juweel in eine entſprechendere Faſſung zu bringen; ſeinem Wunſche konnte er den gehörigen Nachdruck durch äußere Mittel geben: die Schaale des Kummers, die dort bis zum Ueberlaufen gefüllt war, mußte mit Freuden gegen ein Loos vertauſcht werden, das ſelbſt noch in ſeiner vollſtändigſten Verhüllung, als eine Erlöſung angeſehen werden konnte. er erwarb ſich die Begleiterin auf einer Strecke des Lebensweges; er, der keinen der gewöhnlichen Schritte dazu gethan hatte — war plötzlich Gatte und Vater geworden.

Das iſt das Unglück, das uns ſtets verfolgt, wenn wir plötzlich aus der engen Umzäunung unſers kleinſtädtiſchen Philiſterlebens in das wogende Meer der Welt hinausgeſchleudert werden. Ein armer Junge, der nie Herr einiger Kreuzer war, wird durch den unvorhergeſehenen Beſitz weniger Gulden zum extravaganteſten Verſchwender werden.

Krauthöfer dachte ſein Glück errungen zu haben.

Wie ſehnte er ſich jetzt wohl nach Ruhe! wie gern hätte er jetzt zum erſten Male in dem Glücke des Beſitzes geſchwelgt. Allein die Art und Weiſe, wie er dazu gekommen war, ließ ihn keine feſte Stätte finden. Nur im Fluge, wie im Rauſche, ſollte er ſein Glück genießen. Und nur zu bald ſollte ſich ſein müder Fittig ſenken — nur zu bald ſollte der Rauſch verfliegen!

Dem Anſinnen ſeiner Lebensgefährtin nachkommend, zog er mit ihr nach ihrem Vaterlande — England. Die Inſel bot ihm ein angenehmes Feld, Welt und Menſchen kennen zu lernen, er war in der günſtigſten Verfaſſung, ſeinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. An der Seite einer ſchönen Frau, die ihn lebhaft intereſſirte, im Beſitze eines hübſchen, muthwilligen Knaben, der ſich geiſtreich entwickelte und den er wie ſeinen Sohn liebte, wünſchte er nichts mehr auf der Welt. Allein ein Trieb ſchien in der ſtummen Frau erwacht zu ſeyn, der ihr keine Ruhe ließ und ſie einem mächtigen Verhängniſſe entgegentrieb.

Krauthöfer hatte das Bewußtſeyn, ihre Lage vom Elend zum Wohlſtande erhoben zu haben; er war ihr ein freundlicher, treuer Gefährte, der ſie mit

Sorgfalt und Liebe umgab! daß ſie ihm folgte, war ihr freier Wille geweſen — und doch bemerkte er ſtets dieſe Unruhe, dieſe Aeußerungen neuer Wünſche, dieſes Streben nach Veränderung, das nie geſtillt werden konnte. Aus der Erfüllung des einen Verlangens keimte auch ſogleich wieder ein neues hervor. Sie zogen von einer Stadt, aus einer Gegend in die Andere. Gefiel es dem Geplagten hier und glaubte er für einige Zeit ſeinen Wohnſitz hier nehmen zu können, ſo erwachte bald der ungeſtüme Drang in der Frau, einen andern aufzuſuchen, um ihn kurz darauf wieder gegen einen neuen zu vertauſchen.

Ueberall, wohin ſie kamen, äußerte ſich dieſer Trieb des Unbeſtändigen auch noch auf eine befremdlichere Weiſe. Keine Zerſtreuung war bunt, mannichfaltig, feſſelnd genug, um länger als für die kürzeſte Dauer vorzuhalten. Stets auch hier derſelbe Hang nach Veränderung. Die Frau ſchien beſtändig nur nach der Erfüllung eines einzigen Wunſches zu ſtreben, die ſie nirgend finden konnte, dies dämmerte endlich als Gewißheit hinter dem räthſelhaften Weſen hervor und Krauthöfers innere Ruhe begann ſich ſchon mächtig zu trüben, als eine neue, bisher ungeahnte, Wendung ihn auf andere Meinung brachte.

Der Wunſch trat endlich klar hervor, einmal wieder die Bühne zu betreten. Krauthöfer hatte die Kunſthöhe ſeiner Begleiterin längſt erkannt; ſie tanzte oftmals vor ihm, wenn er am Klavier ſaß und phantaſirte; bewundernswerth war es dann, wie ſie jedem ſeiner Gedanken, Ausdruck und Bewegung anzupaſſen wußte; auch ſie phantaſirte, es war der innigſte Erguß einer hohen Begeiſterung. Er mochte ſich dieſem Anſinnen um ſo weniger entgegenſtellen, da er daraus eine Beruhigung aller bisher ſtattgefundenen Zweifel ſich entfalten zu ſehen hoffte. Man wandte ſich einer großen Stadt zu und die Stumme betrat dort das Theater. Mehr Pantomime als Tanz war das, was ſie leiſtete; beſonders großartig erſchien ſie in den leidenſchaftlichen Scenen, im Wahnſinn und Niemand ahnte noch, wie nahe verwandt ihr eigener Seelenzuſtand dem war, was ſie ſo meiſterlich darzuſtellen wußte.

Die neue Beſchäftigung füllte ſie nun wohl mehr aus; ſie ſchien gern länger an einem und demſelben Orte zu verweilen; ſie liebte es, nach dem Schauſpiel mit ihrem Begleiter ſich noch an öffentlichen Orten zu zeigen, wo der zauberiſche Verein ihrer Schönheit und glänzenden Kunſtfertigkeit, verbunden mit ihrem beklagenswerthen Zuſtande, eine erhöhte Theilnahme für ſie erweckte. So war ſie eine Zeit hindurch zufriedengeſtellt und dachte nicht daran, ihren Aufenthalt zu verändern, bis dann plötzlich der unbezwingliche Drang ſie auf's Neue ergriff, und ihren Sinn ſo arg trübte, daß Krauthöfer ſich ſo ſchnell als möglich entſchließen mußte, die leichte, kaum aufgeſchlagene Hütte wieder abzubrechen und den Wanderſtab weiter zu ſetzen. Die ganze Inſel waren ſie auf ſolche Weiſe durchzogen, keine größere, keine kleinere Stadt war von ihnen unbeſucht geblieben, ſie waren bei den Vornehmen auf ihren Edelſitzen eingekehrt — überall ſpähte die Stumme, wie nach etwas Verlorenem, das ſie hier wiederfinden ſollte und das ſie doch nie wiederfand.

Krauthöfer's Weſen fing nun an, ſich gänzlich zu verändern. Er wurde rauher; ſein offener Sinn verſchloß ſich nach und nach und Argwohn mancherlei Art zog in ſein Herz. Er kam auf den Gedanken, daß die Stumme, die hier im Lande geboren war, wohl einem früheren Geliebten nachſpüre, er ſah ihrem Treiben mit mißtrauiſchen Blicken zu und als er endlich ihrem Wunſche nachgab, nach Irland überzuſchiffen, da war es ihm, als ob er ſich ihrer ſobald als möglich entledigen müſſe, um nicht länger der Spielball einer Ungetreuen und Undankbaren zu ſeyn, an deren Verſtand er überdieß noch zu zweifeln anfing.

Jetzt ſpornte auch ihn die Eiferſucht an, dort ſchnell aufzubrechen, wo es der Stummen zu behagen ſchien und aus dieſer Mißſtimmung erwuchs eine immer tiefere Zerriſſenheit ihres Verhältniſſes, das plötzlich eine ſchmerzliche Löſung in der Verſtandesverwirrung der Unglücklichen finden ſollte. Ein gewaltſamer Auftritt, den eine angeborene Fehlerhaftigkeit in Krauthöfer's Organiſation — er war ein Bluter — doppelt gefährlich für ihn gemacht hatte, beſchleunigte den Ausbruch des bis dahin nur ſtille brütenden Wahnſinns der Stummen und er war vollkommen mit ſeinem Gewiſſen abgefunden, wenn er ſie nunmehr den Händen der Heilwiſſenſchaft anvertraute. Er fühlte ſich erleichtert, als er dieſer letzten Pflicht für ſie nachgekommen war und mit ſeinem Pflegeſohne, dem er den Namen Lucile gegeben hatte, und einem bedeutenden, durch die Kunſtfertigkeit der Stummen vergrößerten Reichthum nach Deutſchland zurückſchiffen konnte.

Hier ſuchte er das Städtchen auf, in dem er ſeine Jugend verlebt hatte und erſchien ſeinen alten Mitbürgern wie eine Merkwürdigkeit, die ihnen der Himmel beſcheert hatte, ihren Scharfſinn daran zu üben. Sein Wunſch war darauf gerichtet, ihr Vertrauen zu gewinnen, ſich ihnen gefällig zu erweiſen und hierzu wählte er als erſtes Mittel, auf ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe wohlthätig einzuwirken. Er hatte einige von den Einwohnern kennen gelernt, die ihn auf den erſten Blick, nicht ohne die nöthigen Eigenſchaften erſchienen, ſich den mit ihnen anzuſtellenden Verſuchen glücklich herleihen zu können. Er zog ſie in ſeine Nähe; ſie hatten Luſt, ein Liebhabertheater zu begründen, wie dies in unſern geſelligen Vereinen ja ſo gewöhnlich iſt; er war mit Vergnügen bereit, ihnen dabei behilflich zu ſeyn. Doch wie bald mußte er es bereuen, den mächtigen Leidenſchaften, die das Theater bei der Jugend erregt, Thür und Thor geöffnet zu haben. Lucile's Neigung zum Schauſpieler, ſein Entweichen, ſein abenteuerliches Umherziehen, warf ihn auf's Neue der Sorge in die Arme, die ihn hinaustrug in das bewegte Leben, von dem er ſo gern für immer Abſchied genommen hätte, und ihn nunmehr nicht losließ und keine Ruhe mehr hienieden gönnte.

Nur nach und nach hatte er ſie ſcheinbar wieder gewonnen. Mit gewaltſamer Härte hatte er ſich losgeriſſen von allem äußern Verkehr und lebte hinter Schloß und Riegel, wie abgeſtorben, eine magere, höchſt nothdürftige Verbindung nur noch mit der Welt unterhaltend. Lucile, deſſen Mutter — ihr Andenken durchfluthete noch ſein Inneres, aber Niemand bemerkte es; Kaspar, ſein treuer Diener, ſah in ihm nur den ſchlimmen Herrn, wie er ihn draußen ſchilderte, entſtand von ihm das Bild eines Geizhalzes und Menſchenfeindes. Niemand erkannte den Unglücklichen, gänzlich Vereinſamten.

Zur Zeit, als die Schauſpieler in Pogenwinkel eintrafen, die einſt ſo mächtig auf ſein Leben eingewirkt hatten, erhielt er auch einen Brief aus England von ſeinem vertrauten Geſchäftsfreunde, der ihm meldete, daß die Zahlung für die von ihm verſorgte Kranke fortan nicht mehr zu leiſten ſeyn werde, da dieſelbe mit Tode abgegangen ſey.

Es ergriff ihn noch einmal mächtig die Erinnerung. Vorbei, für ewig vorbei! Hinübergeſchwunden war ſie für ihn, wie ein undurchdringliches Räthſel. — Da hörte er in ſeiner Abgeſchiedenheit manches

Gerücht, was in Kaſpar's Munde ſich zur Fratze vollends geſtaltete. So viel entnahm er indeſſen daraus, daß Alfred Mindelsheim heimgekehrt ſey, mit einer jungen Braut und mit deren Verwandten. Der Wunſch, vielleicht etwas Näheres über Lucile zu erfahren, regte ſich in ihm und er kämpfte mit ſich, ob er ſeinem Verlangen nachgeben und ſich mit dem Zurückgekehrten und den Fremden in Berührung ſetzen ſollte.

Da erſchien ein zweiter Brief aus England; er war von dem Arzte ſelbſt. Die wenigen Papiere, welche die Stumme hinterlaſſen hatte, hatten dem würdigen Manne die Gelegenheit verſchafft, den Namen desjenigen zu erfahren, der ihm einſt dieſen Patienten überantwortet und die ganze Zeit her ſo reichlich für ihn geſorgt hatte. Auch jene Papiere lagen dem Schreiben bei. Krauthöfer erhielt hiemit über alles Aufſchluß. Die erſte Liebe der Tänzerin, ihr Fall von Stufe zu Stufe, bis daß ſie ihn gefunden, um ſich an ihm wieder aufzurichten, ihr Wahnſinn, Alles fand er verzeichnet. Jetzt erklärte ſich ihm ihre Unruhe, ihr Spähen und Forſchen. Nicht erſtorben war die Liebe in ihrem Herzen zu dem, der ſie verlaſſen konnte, nach ihm wandte ſich beſtändig ihr

Blick, nach ihm ſehnte ſich ihr Geiſt, und ſie trübten ſich Beide, als ſie ihn nicht mehr fanden. Unauslöſchlich wirkt die Macht der erſten Liebe fort und fort; wie Ihr auch ſie zu betäuben trachtet, wie Ihr auch ſie betäubt zu haben wähnt; es kommen der unbelauſchten Momente viele, wo die Flamme hindurchbricht und Euch ergreift und oft tödtlich verletzt, wenn der Tod auch erſt nach Jahren erfolgt und Ihr Niemand ſeine Urſache geſtandet. —

Krauthöfer's Clauſur konnte nicht ſtrenger werden, als ſie ſchon war, aber ſie wurde dafür unabänderlich beſchloſſen. Er war zufrieden mit dem, was er wußte; kein Wunſch ſtahl ſich mehr aus ſeiner Bruſt, der ein Saamenkorn in die Welt hinausgetragen hätte, Seine Lebensernte lag reif, aber abgemäht, hinter ihm.

Vierzehntes Kapitel.

Es darf nach dem Vorhergehenden nicht erſt hier erwähnt werden, wie vergebens Leute, wie die Herren Bodenlos und Schretzenſtaller ſich bemühten, ihre Aufwartung dem Herrn Oberlieutenant Krauthöfer zu machen. Man hatte es ihnen wohl im Voraus geſagt, daß ſie nicht durchdringen würden, allein ſie waren nicht die Leute, die ſich ſo leicht zurückſcheuchen ließen. Die Verſuche, die ſie machten, dienten jedoch nur dazu, die ängſtliche Vorſicht Krauthöfer's zu verdoppeln.

Der Zufall, der den vornehmen Fremden nach Pogenwinkel führte, war allein im Stande, ſie von dieſen Beſtrebungen abzubringen, und dem armen Einſiedler ſeine Ruhe zu gönnen.

Eine Stunde, nachdem die Probe ſo plötzlich unterbrochen worden war, ſahen wir ſchon die vornehmſten Männer des Städtchens, ſo wie die fremden Künſtler, erſtere in ſchwarzer Feſtkleidung und mit weißgeſtrickten Handſchuhen angethan der „letzten weißen Roſe“ zueilen und mit ängſtlicher Miene ſich in dem Vorzimmer des erſten Stockwerks nach der Erlaubniß erkundigen: wann es ihnen geſtattet ſeyn würde, ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Man wird neugierig ſeyn zu erfahren, wer denn die wichtige Perſon war, die eine ſolche lebhafte Regſamkeit hervorzubringen vermochte. Es war in der That weder Thiers, noch Spontini, noch der geliebte Landesvater — und doch dieſer Andrang, dieſe unaufhaltbare Wuth ſich vorzuſtellen; wer war der Mann, der den Pogenwinklern, in gewiſſer Beziehung einen höhern Reſpect einflößte, als alle Genannten zuſammen? Wenn wir bedenken, welche Theaternarren ſie waren, ſo wird es uns einleuchten; der Fremde war nämlich der bisherige Chef ſämmtlichen Theaterweſens im Lande, das hohe Vorbild ihrer ſehnſuchtsvollen Beſtrebungen — der Freiherr Piſjahn von Hegelfingen und dem Hauſe Kotzeluch in höchſt eigener Perſon.

Der treffliche Freiherr war aber leider nicht in der Stimmung die Huldigungen der guten Pogenwinkeler anzunehmen. Seine Mißgriffe und Eigenmächtigkeiten hatten, neben der vollſtändigſten Unkenntniß der Theaterverwaltung, die Bühne, die ſeiner Leitung überantwortet war, ſo ſehr heruntergebracht, daß die ernſten Klagen, die überall gegen ihn laut wurden, endlich durch nichts mehr beſchwichtigt werden konnten. Würde dasjenige, was er wirklich verſchuldet, nur erſt der Anfang eines Vorfalls geweſen ſeyn, ſo hätte er ſich wohl noch, trotz ſeiner Unfähigkeit, zu halten gewußt, allein ſein durch und durch krankes Regiment war ſchon einem andern gefolgt, das die Säulen des Tempels ſo tief unterwühlt hatte, daß dem vollſtändigen Einſturz nicht mehr vorzubeugen war. Die Sündfluth brach herein und die Sünder durften an keine ſpätere Zeit mehr appelliren.

Ein unfähiger Intendant, der das Vertrauen ſeines Fürſten bereits früher zu eigennützigen Zwecken mißbraucht hatte, der ſeiner Privatreizbarkeit die Ruhe der Anſtalt opferte, der die beſten Kräfte entfernte oder niederdrückte und der Dummheit und Anmaßung Thür und Thor öffnete, der ſich zu Thaten endlich herabwürdigte, die keine Entſchuldigung finden konnten — war entfernt worden und Baron Pisjahn rückte in ſeine Stelle. Sein Stolz auf den Ruhm alter

Ahnen, Herablaſſung und Wohlwollen gegen Untergebene, Reichthum und ein durch und durch vornehmes Weſen, ließen hoffen, daß er die Mängel der frühern Verwaltung leicht vergeſſen machen würde. Allein die Art und Einrichtung eines ſolchen Hoftheaters trägt den Keim des Verderbens in ſich, wenn ihm nicht eine große, durchgebildete Volksmenge, die ſich für die Kunſt wahrhaft intereſſirt, das Gegengewicht hält. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo muß es früh oder ſpät einmal in ſich zuſammenfallen; es iſt wie mit einem Auswuchs, einem üppigwuchernden Ueberbein, das dem geſunden Körper die Kraft entzieht und wenn dieſe verſiegt, oder ſich nach einem andern Orte hinwendet, mit dem Gliede auf dem es ſitzt, fallend abſtirbt und abfällt.

Wie der unglückliche Ludwig XVI. für die Sünden ſeiner Vorgänger bluten mußte, ſo ſtürzte jetzt unter dem Schwachkopf Pisjahn der Bau zuſammen, um ihn mit in ſeinem Falle zu begraben, an dem Andere verderbend gerüttelt hatten.

Neigungen, und Abneigungen, und Liebeleien aller Art hatten die unangenehmſten Auftritte herbeigeführt. Der jedesmalige Günſtling herrſchte unumſchränkt und bei Pisjahn's Wankelmuthe war dadurch ein beſtändiges Steigen und Fallen der bedeutendſten Mitglieder unvermeidlich, nachdem ſie eben bei dem neuen Herrſcher im Herzen des Freiherrn und auf den Brettern gut oder ſchlecht angeſchrieben waren. Nicht Verdienſt entſchied, nur Laune; nicht die Stimme des Publicums, die ſich offen und laut ausſprach, wurde gehört, nur die geheime in dem Boudoir des Intendanten; nicht Vorſtellungen wurden angenommen, nicht triftige Gründe wurden gehört, das „Cartel est notre plaisir" herrſchte in ſeiner ausgedehnteſten Weiſe und füllte Jeden, der ſich ihm beugen mußte, mit Schrecken, dem, der dies zu thun verſchmähte, mit ſtillem Ingrimm und Abſcheu.

Das Publicum entſchied ſich endlich dafür, das ſo ſchmählich herabgewürdigte Inſtitut nicht mehr zu beachten. Um es wieder anzuziehen wurden allerdings Anſtrengungen gemacht; man verſchrieb theure Gäſte; man verſchwendete große Summen zur Ausſtattung neuer Opern; man berief ſich darauf, daß noch nie ein ſolcher Glanz auf der Hofbühne der Reſidenz geſehen worden war. Allein das Publicum, das bezahlte Scribenten ſich nicht entblödeten undankbar und ſtumpfſinnig zu ſchelten, war durch nichts mehr in die verfehmten Hallen zu ziehen, es ſey denn, daß die ganze Anſtalt von Grund auf ſich regenerirte. Die ungeheuren Auslagen waren nicht zu decken; nach Ablauf des Theaterjahres kamen die ſehr proſaiſchen aber eben ſo gewiſſenhaften Beamten der Rechnungskammer; die Rechnung wurde geſtellt und ein Deficit kam zu Tage, ſo groß, daß die beſte Verwaltung, die im Stande geweſen wäre, alle Mißgriffe gut zu machen und alle Spaltungen zu verſöhnen, den Riß in den Finanzen noch in vielen Jahren nicht zu ſtopfen vermöchte. Dies gab den Ausſchlag. Der Freiherr von Pisjahn war gezwungen, ſeinen Abſchied zu nehmen, um der Abdankung auf ſchickliche Weiſe vorzubeugen, zugleich aber beſchloß er, den Schauplatz ſeiner bisherigen Thaten zu meiden, um auf ſeine Güter zu gehen und von dort eine Reiſe nach dem Süden anzutreten.

Glückliche Welt, in deren Bereich die Sonne, wie in König Philipp's Staaten, nie untergeht! Was war einem Pisjahn die Ungunſt des Schickſals, die Ungnade ſeines Fürſten, die Mißachtung der Beſſern im Volke? —

Pisjahn empfing die Pegenwinkler kalt aber herablaſſend und ganz ſo, als ob er noch grand maitre des menus plaisirs wäre, er ſagte ihnen ſogar, daß er in ihrem Theater erſcheinen würde, wenn er über Nacht in ihrer Stadt bliebe, allein die Eile ſeiner Reiſe zwinge ihn früher aufzubrechen. Dies war ein Beſcheid, der Keinem von ihnen beſondere Freude machte. Fizmeier hatte ſich von der Anweſenheit des Freiherrn bei der Vorſtellung zum mindeſten die Annahme ſeines modernen Melodramas für das Hoftheater verſprochen; die Darſteller hatten gehofft Lob und Beifall aus dem Munde eines großen Kunſtkenners zu erhalten; Bodenlos aber ein Engagement mindeſtens als Souffleur. Der erſten Einladung folgten nunmehr noch allerlei Ueberredungsverſuche zum Bleiben, jedoch ſtets mit demſelben ungünſtigen Erfolg, und man hatte den Verdruß, daß nach eingenommenem Mittagsmahle der hohe Herr eben ſo zu demſelben Stadtthore hinausfuhr, wo er hereingefahren war, denn Pogenwinkel, die Stadt, zählte zu ihren tauſend liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten auch noch die tauſend einte, daß ſie eigentlich gänzlich abgelegen von der Hauptſtraße war, und man blos des Poſtamts wegen, um die Pferde zu wechſeln, eine Viertelmeile umfahren mußte, man mochte von Oſt, Weſt, Süd oder Nord kommen. Das Poſtamt lag aber deshalb nicht an dem Straßenknoten, ſondern in Pogenwinkel, der Stadt, damit von den Reiſenden Pflaſtergeld und Brückenzoll entrichtet würde, für Pflaſter und Brücke, die ſeit grauen Jahren nicht mehr ausgebeſſert wurden. Dafür aber hatten die Reiſenden freilich das Vergnügen, Pogenwinkel kennen zu lernen und falls ſie etwa ein Rad brachen oder ſonſt einen Unfall erlitten und über Nacht liegen bleiben mußten, ſo durften ſie — wenn gerade geſpielt wurde — auch das Liebhabertheater beſuchen. Der Wirth zur „letzten weißen Roſe," bei dem alle Fremden von Diſtinction hingefahren wurden, war immer mit Billetten dazu verſehen.

Nach Pisjahn's Abdankung hatte die Verwaltung des Hoftheaters eine Umwandlung erlitten, die man wohl eine Reform nennen durfte.

Zwar hatte die Anſtalt Leinweber, den großen Mimen, verloren, der mit ſeinem verehrten Gönner zugleich die Bühne verließ, um ſich einer andern Anſtalt beglückend zuzuwenden; eben ſo waren die erſten Solotänzer entlaſſen worden und das Ballet dadurch zu einem bloßen Divertiſſement herabgeſetzt, das man zum Aufputz gewiſſer Scenen in den Opern brauchte;

allein ſtatt dieſer Verluſte gewann man nur einige tüchtige Künſtler, jung, kräftig, und vom beſten Willen beſeelt, und der wackere Balder, der ſo lange von ſeinem ſchönen Wirkungskreiſe entfernt gehalten wurde, um ihn nur ſpärlich und unbedeutend darin zu beſchäftigen, trat jetzt glänzend in ſeine Rechte ein und dieſes Ereigniß allein war ſchon im Stande, die vollkommenſte Verſöhnung des Publicums mit der Anſtalt zu bewerkſtelligen. Balder wurde Regiſſeur, mit der ausgedehnteſten Vollmacht und einem Antheil an den Einnahmen, aber auch mit einer Verantwortlichkeit für den möglichen Ausfall derſelben gegen die Ausgabe. Man ſage nicht, daß dieſe Einrichtung eines Hoftheaters unwürdig ſey, indem ſie der Speculationswuth des Einzelnen Thür und Thor öffne und die ächte Kunſt an den Beifall der Menge vertröble. Daß nichts unternommen und verſucht werde, was den Ruf und die Ehre des Inſtituts gefährde, davon ſey man im Voraus bei der Wahl des unumſchränkten Regiſſeurs überzeugt und das überwache man mit unnachſichtlicher Strenge; in dieſer Beziehung konnte man auch bei Balder vollkommen außer Sorge ſeyn. Wichtig iſt es jedoch, ſich des Fleißes und der Anſtrengung des Leitenden gehörig zu verſichern, und in ſo fern iſt es weiſe, ſein perſönliches Gedeihen von dem Gedeihen der Anſtalt abhängig zu machen. Er wird alsdann dahin trachten, mit neuen Stücken, die dem Publicum von auswärts angeprieſen werden, nicht zu zögern; er wird kein ſchlechtes Stück um ſeines Privatvergnügens wegen wiederholen, wenn er gleich im Voraus weiß, daß die Kaſſe dabei leer ausgeht; er wird weder aus Gefälligkeit, noch um die Mode mitzumachen, die ihm anvertrauten Summen an Gäſte verſchwenden, die Niemand anziehen, ſie aber den Dichtern entziehen, die mit ihren Stücken das Repertoir unterſtützen, der Literatur und Kunſt Ehre bringen und durch ihre geiſtreichen Kombinationen im Stande ſind, tüchtige Schauſpieler heranzubilden. Ein Regiſſeur, der auf der Höhe ſteht und ſeine Aufgabe im vollen Maße begreift, wird bei einem Hoftheater weniger darauf ſehen müſſen die vollſten Häuſer zu erzielen, als ſich der fortdauernden Gunſt und des Vertrauens des Publicums zu verſichern; er wird bemüht ſeyn, die überantworteten Summen zu ſparen und ſie nur zum wirklich Beſten auszugeben, und dies wird ihm weſentlicher erſcheinen, als ſie durch neuen Zuwachs zu vermehren.

Dies waren des wackern Balder's Maximen, die er bald nach dem Antritt ſeiner Function durch den Druck bekannt machte, zur wahren Freude aller ächten Kunſtfreunde.

Daß Pisjahn's gar nicht wieder gedacht wurde, als wenn er nie hier geherrſcht hätte und auch Leinweber bald vergeſſen war, dürfte hier nebenbei gar nicht erwähnt werden, gälte es nicht, einen Zug im Character des Publicums zu beleuchten, der uns oft ſchon mit Bedauern erfüllt hat.

Wenn etwas im Stande iſt, das beſorge Streben der Schauſpieler „mit der Gegenwart zu geizen,“ wie der große Dichter das Ausmünzen des Augenblicks benannte — zu entſchuldigen, ſo iſt es die Vergeſſenheit, worin das Publicum ſeine Lieblinge begräbt, die es geſtern noch ganz erfüllten, die Leichtfertigkeit, womit es neue Götzen auf die umgeſtürzten Altäre ihrer Dahingeſchwundenen erhebt und bereitwillig ihnen denſelben Cultus darbringt. Wäre den meiſten Schauſpielern mehr Ernſt und Tiefe gegeben, als ſie wirklich im Leben zu beſitzen pflegen, der Gedanke daran könnte ſie zur Verzweiflung bringen. — Was? das Einzige, was ihnen als Gewinn erſcheint, was ſie zu neuen Strebniſſen begeiſtern ſoll, was ihnen die

Kraft erneut, zu größern Werken zu ſchreiten, iſt ſo leicht verflüchtigt, wie der Aethertropfen, der im Fallen den Boden nicht erreicht? Das Gefühl, wenn ich hingeſchwunden bin, bleibt nichts von meinen Schöpfungen zurück, um der Folgezeit mein Wirken zu zeigen, iſt bei Weitem nicht ſo vernichtend, als der Gedanke, wenn Euch, Mitlebende, meine Schöpfungen nicht mehr entzücken, ſo denkt Ihr derſelben nicht mehr und bleibt gleichgültig dabei, daß ich ſie nur vor andern Zuſchauern in einem andern Tempel aufſtelle und begnügt Euch nicht nur mit dem, was ein Neuer, der nach mir kam, in unvollkommener Geſtalt Euch darbringt, ſondern Ihr gedenkt nicht mehr meines ſo aufrichtigen Strebens, und nehmt Schein für Glanz, Manier für Wahrheit, Tod für Leben und freut Euch eben ſo daran und ſetzt es wohl gar noch höher an! — Wäre es wahr, daß den Werken des Schauſpielers keine Dauer über die Gränzen ſeines Lebens hinausverliehen iſt, wer wollte ſich darüber grämen? Das wußte man, als man nach dieſer Kunſt griff! was iſt's denn überhaupt mit der Dauer menſchlicher Werke? Selbſt die Pyramiden zerfallen, nichts zeigt ſeit Jahrtauſenden die urſprüngliche Pracht ihrer Wände, ihrer kunſtvollen Bekleidungen, und ſie ſtarren nun ſchon Jahrhunderte hindurch wie plumpe rohe

Steinhaufen aus dem Sandboden der Wüſte auf. Was Schauſpieler ſchufen, ſtirbt nicht ſo bald; es athmet aus Lied und Schrift der ſpäteſten Nachwelt, von wundervollen Arabesken umhegt und umwoben und der Klang ihrer Namen lebt mit dem der Dichter fort, deren Werke ſie mit in's Leben führten. Aber die Gegenwart nur iſt ungerecht, die Mitwelt iſt undankbar gegen dieſe Kunſt, das iſt eine Erfahrung, die jeder Tag uns lehrt und die den Stolzeſten niederbeugen kann. Daher giebt es keine lächerlichere Eitelkeit, als wenn der Schauſpieler ſich für einen Beifall, für einen Hervorruf in Ausdrücken bedankt, die wie von einem ausgemachten, feſtbeſtehenden Wechſelbündniß auf Jahre hinaus ſprechen. Wenn ſie ſagen: dieſe Stunde iſt die ſeligſte meines Lebens, ich werde meine Scheerauer oder meine Pogenwinkeler ſtets in meinem Herzen tragen, von dem ſeligſten Gefühl beſeelt, daß ſie meiner auch in der Ferne gedenken. — Armer Thor! wer nennt hier Morgen noch Deinen Namen? Der erſte, beßte Hannswurſt nimmt ſo ganz und gar Aufmerkſamkeit und Theilnahme und Liebe und Bewunderung in Anſpruch, daß für Dich nicht das Wenigſte übrig bleibt. Das Publicum, das Dich Heute herausbrüllte, hat eben auch einmal nach ſeiner Weiſe Komödie geſpielt und Dich nur mit gleicher Münze bezahlen wollen. Es war die Erregung des Augenblicks, die ihm dieſe Kunſtleiſtung eingab, Du aber ſollſt doch Dein Handwerk beſſer verſtehen und Trug und Täuſchung von Wahrheit unterſcheiden können. Wer im Theater von Mancheſter weinte wohl, als die junge, ſchöne Malibran ſo plötzlich geſtorben war und ihre Nachfolgerin den Tag darauf die Desdemona gab und nicht ein Tauſendſtel ſo trefflich war, wie die Hingeſchiedene? Sie ſang aber dennoch die Cavatine und wurde eben ſo rauſchend applaudirt, wie die Diva, ihre Vorgängerin. Die große Todte mag im Sarge noch geſchauert haben bei dieſer großen Undankbarkeit!

Allein nicht blos die kalten Fabrikherren von Mancheſter ſind ſo undarkbare Männerherzen, ſondern bei uns ſind die gefühlvollſten Kunſtſchwärmer nicht anders. Die Pietät iſt nur auf den Lippen des Publicums; die Herzen kehren ſich immer dem augenblicklichen Genuſſe zu und wenn es tief verletzt, leicht vergeſſen zu werden, ſo ſchneidet es noch tiefer ein, daß, was man als heilige Nahrung eines edeln Ehrgeizes betrachtete, was man als Lohn für Verdienſt erkennt zu haben glaubte, mit eben ſolcher Leichtigkeit für Jeden in Bereitſchaft gehalten ſieht. — —

Obgleich Piſjahn weder von ſeinen jüngſten Schickſalen, noch von ſeiner Reiſe etwas verrathen hatte, ſo war doch Alles durch ſeine Dienerſchaft herausgekommen und wenn dies im Stande war, Fizmeier und Conſorten einigermaßen zu tröſten — den nunmehr abgeſetzten Intendanten nicht unter den Zuſchauern zu wiſſen — ſo belebte es die Hoffnungen eines Andern, wie z. B. Bodenlos, der auch wieder an dieſes zufällige Ereigniß den Glauben einer kleinen Anſtellung bei dem Hoftheater knüpfen zu dürfen glaubte. Niemand, wie der Schauſpieler, iſt ſo leicht geneigt, ohne hinlängliche Erwägung von Umſtänden und Verhältniſſen, an die Erfüllung ſeiner Lieblingswünſche zu glauben. Zur ſelben Stunde ſetzte er ſich hin, um an den Herrn Hoftheater-Regiſſeur Balder ſeine Bittſchrift abzufaſſen. —

Fünfzehntes Kapitel.

Die wirklich abgeſchmackte Vorſtellung des Fizmeierſchen Melodrama's war zu Ende; die Schauſpieler hatten ihr Möglichſtes gethan; der alte Mindelsheim war ein Muſter des zärtlichſten, edelſten Vaters geweſen und labte ſich an der Ueberzeugung, ſeinem Sohne ein großes Beiſpiel von Kunſtvollendung, die im Stillen erworben wird, gegeben zu haben. Er täuſchte ſich nicht. Alfred fühlte, daß es keines abenteuerlichen Umherziehens bedürfe, keiner Wagniſſe und Selbſttäuſchungen, um bei der Ausübung einer Kunſt zur Ruhe und zur Glückſeligkeit zu gelangen.

Er war Erlinden bisher ausgewichen; ihre ſonſt ſo ſanfte und nachgiebige Natur war wie verwandelt; er fürchtete ſich vor einer Unterredung. Ihr feſter Wille, wieder ohne Aufenthalt in die Welt zu ziehen und ſich allen Wechſelfällen unſtäten Umhertreibens zu überlaſſen, erſchreckte ihn. Er zweifelte daran, die Macht zu beſitzen, ſie davon abbringen zu können.

Einige Tage waren ihm indeß ſtill und ruhig in ſeinem väterlichen Hauſe verfloſſen; immer milder umfing ihn der Zauber, der ſich darin verbreitet hatte. Die Einfalt, die dort herrſchte, mahnte ihn an ſeine ſo glückliche Jugend, ihm fielen die Gedichte ein, die er gedichtet hatte und wenn er den Gegenſtand beobachtete, dem ſie damals galten, ſo freute ihn jetzt ſchon der Fleiß, die häusliche Haltung, der Gehorſam, das Pflichtgefühl, der Trieb zur Ordnung, und das Kleinliche in der perſönlichen Erſcheinung ſeines Mühmchens wich gänzlich vor allen jenen freundlichen Eindrücken.

An einem Abende, wo er mit ſich allein in einem kleinem Gehölze am Ufer der Unſtrutt luſtwandelte, ſah er plötzlich Erlinde, ebenſo, wie er, allein, in dunkelm Hut und Mantel auf ihn zukommen. Er ſchämte ſich, ihr hier auszuweichen, obgleich er in dieſer Stimmung am wenigſten darauf vorbereitet war, ihr zu antworten.

— Es iſt eine Schickung des Himmels, daß ich Dich finde, ſagte ſie ernſt zu ihm, ich reiſe. —

Alfred hatte nichts anderes erwartet und doch berührte ihn ihr Ton ſchmerzlich, mit dem ſie das ſagte. Er warf ihr die Kälte vor, mit dem ſie dieſen Schritt thun könne.

— Den Entſchluß zu faſſen, koſtete einen ſchweren Kampf, ſprach ſie, jetzt ihn auszuführen, bedarf's der Ruhe. Der Kampf iſt vorüber. Sieh, Alfred, ich mache Dir keinen Vorwurf, es iſt ſo recht gut, daß wir uns trennen.

Sie gingen langſam nebeneinander hin. Er verſuchte mehrmal, ein Geſpräch anzuknüpfen, es wollte ihm nie gelingen.

— Wir wollen einander nicht täuſchen, nahm ſie endlich das Wort — ach es fällt genug Täuſchung, abſichtlich und unabſichtlich in unſer armes Leben und auch das Unſere war nicht frei davon. Laſſe uns jetzt offen miteinander ſprechen. — Wie ich Dich zum erſten Male erblickte, da erſchienſt Du mir, in dem gränzenloſen Elende meines Daſeyns, wie ein höheres Weſen, von dem mir Rettung werden ſollte. Ich blickte zu Dir mit kindlichem Vertrauen empor; ich glaubte an Dich. Dieſer Glaube hat mich nicht betrogen. Was konnte ich Dir aber ſeyn? Wie war ich Dir erſchienen? Daran dachte ich nicht; die augenblickliche Regung, die mein Weſen in Dir erzeugte, die Theilnahme, die Du mir ſchenkteſt — das war mir genug. Ich glaubte nun auch an unſere Liebe. Da fühlte ich erſt recht peinigend die Entwürdigung, in der ich mich umherſchleppte, und ein innerer Abſcheu gegen meinen Peiniger, den ich lange genährt, reifte dem Ausbruch entgegen. Die Abneigung, die Du offen gegen unſer Treiben an den Tag legteſt, befeſtigte meinen Entſchluß. Da ſtieg mein Leben zum Gipfel der höchſten Seligkeit — ach! daß es nur bittre Täuſchung ſeyn mußte! Jener Abend, wo ich als Precioſa in Deinen Armen lag, an Deiner Bruſt alles Glück, allen Schmerz empfand — ich ſelbſt — Precioſa — das unglückliche, von Zigeunern geraubte Edelkind — da hätte ich ſterben, vergehen müſſen, und ich wäre glücklich geweſen, wie kein anderer Menſch es je auf Erden war. —

Alfred ſchritt ſchweigend neben ihr her. —

— Du flohſt. Wie hätte ich ohne Dich leben können? Mich arme Thörin hatte der Wahn ergriffen, mit Dir zu leben! Ich erſann die Liſt mit den Kleidern am Bache und lief Dir nach — und wärſt Du am Ende der Welt, ich wollte Dich finden — dacht' ich. Warum betrog ich Bodenlos — mich? Warum ſtürzte ich mich nicht in den Bach? Ich hätte mir ſchwere Augenblicke erſpart — ich glaube keinen ſchwereren mehr zu erleben. — Und wie ich Dich nun hatte — wie ſelig ich da war. — Aber Dein Empfang ſchmetterte mich nieder. Ich ſah, was ich längſt nur dunkel geahnt hatte, verwirklicht. Ich war Dir nur das Zigeunermädchen, nicht Precioſa, die Glanzumſtrahlte — mich hatte alle Kraft verlaſſen. Dein Mitleid aber täuſchte mich noch einmal und erhielt mich am Leben. Du ſtießeſt mich nicht ganz von Dir und ich konnte nicht ſterben. Ich zehrte mit inniger Luſt an meinem Schmerze, es liegt eine Wolluſt in den Martern begraben, ich wollte ein Opfer der Liebe werden. In meine Abgeſchiedenheit drang hin und wieder ein halbverſtandener Laut; ich wußte Dich bedroht, da bildete ich mir ein, Dein Schutzgeiſt zu werden. — Du erhobſt mich zu Dir! Ein nie geträumtes Glück! Wir reiſten — ich durfte Deinen Namen führen — war Dein Weib! Nun glaubte ich einzuſehen, warum der Himmel mich vor Selbſtmord bewahrt hatte und ich betete ihn an in meinem Ueberglücke und ſchaudere leiſe vor dem geheimnißvollen Dunkel der Wege, auf die uns das Verhängniß willenlos hinausſtößt. Mein Muth belebte ſich. Die Kunſt — ein Künſtler — ein Götterleben ſtrahlte mir! An Deiner Seite, liebend, geliebt. —

Sie verſank in ſchmerzliche Erinnerung — dann fuhr ſie fort:

— Da kam die innere Angſt über mich. Das Räthſel meiner Geburt — Bodenlos — es regte ſich inmitten meines Glück die Ahnung, daß es keine Dauer haben würde. Die Erfüllung blieb nicht aus; ich fand meinen Vater — wir mußten Dir hieher folgen und hier zerfloß mein Traum — Alles! ich ſah die Selbſttäuſchung ein. Was war ich Dir geweſen? was die Kunſt? Du ſtrebſt einem Glücke nach auf andern Bahnen — drum laſſe mich nun ziehen, wohin mich mein Verhängniß ruft. Ich habe jetzt nicht mehr die Kraft, die Rolle der Entſagenden zu ſpielen. Die Macht der erſten Täuſchung iſt dahin: ſie kehrt nicht mehr wieder. Lebe wohl! —

Sie reichte ihm nicht die Hand und ſah ihn dabei nicht an. Ihre ſonſt ſo linde Stimme hatte eine rauhe Feſtigkeit angenommen, in der ſich die Stärke und Unwiderruflichkeit ihres Entſchluſſes abſpiegelte;

Alfred hatte nichts entgegenzuſetzen als Worte kalten Wohlwollens, die nicht im Stande waren, ihm ihr Herz wieder zuzuwenden.

— Und wenn auch Dein ungeſtümer Sinn Dich denn von meiner Seite reißt, ſagte er zu ihr, wird Dein alter, lebensmüder Vater ſich nicht nach Ruhe ſehnen? Laſſe ihn hier, bei mir, meiner Pflege anvertraut —

— Mein Vater? fiel ſie ihm mit Heftigkeit in's Wort — mein Vater könnte nicht ruhig ſterben, würde er jenen Brettern entfremdet, die ihm alles Süße, alles Herbe des Lebens ſpendeten. Der ſtille Winkel, wo Du ihn fandeſt und der jetzt unbeſtritten ihm zu Theil bleibt, wird wieder ſeine Wohnung ſeyn und ſo lange er ſich noch rühren kann, wird er die gemalten Felſen aneinanderbohren und die Wälder hinnageln und Säle und Zimmer, Pracht und Elend hinzaubern, wie es gebraucht wird —

— Und wenn wir ihm hier dieſelbe Gelegenheit bieten? fragte Alfred. Wenn ich ihm ein Aemtchen bei unſerm Theater verſchaffte, wenn er mit Bequemlichkeit —

— Die Bequemlichkeit würde ihn tödten, rief Erlinde. Sieh, wenn Du mich liebteſt — mich, wie ich da bin, mit dieſem Leib, mit dieſer Seele, wenn Du durchdrungen wärſt vom Licht dieſer Augen, wenn Dich dieſe Lippen verlockt hätten und Du könnteſt dies nicht haben — wenn ich Dich nicht möchte — wenn ich Dir zu hoch ſtünde — ich Dich nicht beachtete, nicht einmal bemerkte — und Du lernteſt eine Dirne kennen, die gerade ſo ausſieht wie ich — mein Augen hätte, meinen Mund — und ſie zeigte ſich Dir gefällig — würdeſt Du ſie da wohl umarmen und dachteſt: nun hab ich Erlinde? — Nur ein Schwächling würde das — ein Mann müßte ſie fliehen, weil die Aehnlichkeit ihm den Verluſt nur deſto fühlbarer machte. Siehſt Du, ſo iſt's mit Euerm Treiben hier. Dies Afterbild der Kunſt macht ihre vollkommene Abweſenheit zur endloſen Qual. Hier Komödie zu ſpielen, achte ich der Zwangsarbeit gleich, ja der Folter, denn eine Zwangsarbeit wird mitleidsvoller auferlegt. Der Künſtler kann leichter Wolle kratzen und ſpinnen, als in Feſſeln ſeine Kunſt üben.

— Arme Verblendete! ſeufzte Alfred, ich ſehe, daß Du dem verderblichen Einfluſſe Deiner ganzen Erziehung nicht entriſſen werden kannſt —

— Meiner Erziehung? ſprach ſie bitter, warum höhnſt Du mich? Wer hat mich erzogen? Ich wuchs auf wie Unkraut am Wege; ich lernte nichts als mein Brod verdienen; ich wußte nicht, was ſich ſchickt und nicht ſchickt und das Wenige, was mich jetzt drückt und manchmal mit Zweifeln peinigt und ängſtigt, verdanke ich erſt Deinem Umgange. Was Gutes und Schlechtes an mir iſt, iſt mir angeboren, ich eignete mir nichts Fremdes an und entäußerte mich keiner einzigen meiner Eigenſchaften —

— Das iſt's, was dieſem Stande Verderben ſtets bereitete und bereiten wird, ſo lange man nicht an die Errichtung von Schulen denkt, um junge Künſtler zu erziehen, die ſich auch dereinſt durch bürgerliche Tugenden auszuzeichnen vermögen.

So ſprach Alfred und blickte nicht untheilnehmend auf Erlinde.

— So ziehe denn hin in Gottes Namen! ſagte er dann erhoben, der Himmel leite Dich auf allen

Deinen Wegen! Und verlierſt Du einſt den Pfad, und droht es Dich, in die Irre zu führen, dann lenke den Schritt zurück, hieher — um einen Faden anzuknüpfen, denn Du jetzt — vielleicht zu raſch zerreißeſt.

— Ich danke Dir! entgegnete ſie. Die Welt ſteht offen und ich will ſie kennen lernen. Nie lenke ich die Schritte hieher zurück, weil ich ſtets eingedenk ſeyn werde, was ſie von hinnen trieb. Möge das, was Du hier fortan umarmen wirſt, Dich ſtets beglücken und nie die Reue Dich ergreifen, um das, was Du aufgabſt.

— Meine kurze Bahn, die ich durch's Kunſtgehege that — ſagte Alfred — hat meinen Sinn erhellt, meinen Kopf genüchtert. Wohl mir, daß ich die kurze Täuſchung nicht theuerer erkaufte. Das, was ich an Ruhe verlor, wird bald wieder eingebracht ſeyn und meine gereifte Lebenserfahrung keinen Schwindel wieder in mir aufkeimen laſſen. —

Erlinde hatte bis dahin große Faſſung bewieſen. Sie ſtanden jetzt an einem Scheidewege. Das Gehölz war zu Ende; rechts zog ſich ein ſchmaler Weg, ſeitab vom Fluſſe, ungefähr auf hundert Schritte dem niedern Stadtthor zu; links dehnte ſich eine Kaſtanienallee längs des Grabens, um die Stadtmauer hin, die nach dem entgegengeſetzten Thore führte, wo der Gaſthof lag, in dem Erlinde mit ihren Kunſtgenoſſen wohnte. Hier blieb ſie ſtehen und ſah noch einmal lange auf Alfred; ihr Blick zerſchmolz in eine Weichheit, welche die ganze Schwere des Augenblicks verrieth. Sie ſprach:

— Und wirſt Du Dich nie zurückſehnen, nach dieſer ſchönen Freiheit? Wirſt Du nie gedenken der Zeit, wo die wilde Sorge Deinen Kopf umflatterte und eine liebende Hand Dir ſtreichelnd die heißen Schläfe kühlte? Wo Du im Arme der Liebe eine Scene probirteſt, deren Gelingen Dir gewiß ſchien, weil Du ſie nach dem Leben geben konnteſt? Wo Du die Größe des Dichters begriffſt, weil Du über der Kleinheit des Lebens ſtandeſt? Wie kann die Kunſt gedeihen, wenn wir ſie aus dem freien, ihr urſprünglich angehörenden Bereich in die Engen des kleinlichen Lebens verpflanzen! o Gott! ſo giebſt Du ſie denn auf und biſt mir verloren auf ewig! — Ich wollte kalt bleiben, ſtark ſcheinen vor Dir — aber Du weißt es ja längſt — meine Schwächen habe ich Dir nie verborgen — ich bin eben nur ein Mädchen!

Alfred reichte ihr die Hand hin — allein ſie legte die Ihre nicht hinein.

— Nach Valencia! Nach Valencia! rief ſie gleich Precioſa und war wie der Pfeil auf dem Wege zum andern Thore ſeinem Blicke entſchwunden.

Trübſinnend ſchaute er ihr nach; dann wandte er ſich und ging langſam und bedachtſam durch's graue Stadtthor ſeinem Vaterhauſe zu.

— Das Bittere dieſes Ereigniſſes, tröſtete er ſich, wird gute Folgen haben und der Eindruck wird andern Eindrücken weichen. Im Ganzen tauge ich für dieſes Leben nicht und mein guter Vater iſt ſelbſt zu der Einſicht gelangt, daß ich auf dem wirklichen Theater keine Lorbeern ernten werde. Ich will mich einem andern Pfade zuwinden. Gott Lob, ich bin nun frei, die Stürme ſind vorüber und Sonnenſchein iſt wieder. — Die Heimath, dieſe ſtille häusliche Glückſeligkeit hat mich mächtig ergriffen; hier iſt der wilde Brand der Leidenſchaft zerſtückt in kleine Flämmchen, die das Daſeyn angenehm erwärmen; hier lodert kein Haß, hier ſchleicht keine Feindſchaft; alle Menſchen lieben ſich wie Verwandte und kümmern ſich um einander bis in's Kleinſte; Nichts kann der Eine unternehmen, was nicht Alle wüßten, von dem nicht Alle ſprächen — wie lieb und traut — ſtatt draußen unbeachtet von den Andern, ſchroff und ſtarr ausgeſchloſſen von ihren Kreiſen — wo nirgend ein mitfühlend Herz ſchlägt. — Mir thut es wohl, meinen lieben Mitbürgern einen Gegenſtand ihrer Neugier abzugeben — es iſt mir lieb, es zu wiſſen, daß ſie ſich um Alles kümmern, was mich angeht. Ich will ihnen darin nicht nachſtehen und ihnen dafür eine gleiche Aufmerkſamkeit widmen.

Unter dieſem Selbſtgeſpräche, das er mit ſich in Gedanken hielt, war er über die Schwelle getreten und erblickte Klotilde, mit einer Kaſſerole in der Hand, in der ſie Mehl und Butter zur Abendſuppe, zuſammenrührte. Mit leichterem Herzen und größerer Freundlichkeit konnte er ihr jetzt guten Abend bieten. Es war ihm, als wenn ihn ein mächtiger Zauberer aus feſſelnden Banden losgelaſſen hätte. Er blieb ſtehen, um einen Blick durch die blanken Scheiben in die Küche zu thun; er nickte freundlich und dachte auch hier iſt Poeſie, dann ſang er in ſich hinein:

Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah —
Lerne nur das Glück ergreifen —
Denn das Gluck iſt immer da!

Er ſtieg in ſein Zimmer hinauf und da überkam ihn in ſeiner jetzigen Stimmung erſt recht die Weihe der ſeligſten Erinnerung. Erlinde ſchwamm fort in die Nebel der Vergangenheit, die er bald gänzlich zu vergeſſen ſtreben wollte.

Sechszehntes Kapitel.

Die neckend frohen Spiele
Der kindlich ſchönen Zeit,
Erzeugen nun Gefühle
Der tiefſten Traurigkeit!

Cramer.

So manches Jahr war ſeitdem verſtrichen. Ein glühender Hochſommer lockte zu Luſt und Geneſung in einen vielbeſuchten Badeort. Auch dem wackern alten Herrn Mindelsheim war von ſeinem Arzte die Reiſe angerathen worden. Wir ſehen ihn, den Wohlbekannten, mit beſorgter Miene, aber liebevoll von den Seinen Abſchied nehmen. Die freundliche Gattin und zwei kerngeſunde Kinder begleiten den Vater zur Poſt.

— Adieu, Alfred! ruft Klotilde

— Werde recht geſund und bring' uns was Schönes mit! rufen die Kinder.

Mit Thränen in den Augen ſteigt der Gatte und Vater ein, aber ſie laufen ihm über, als er zum Thor hinausfährt und der alten Zeiten gedenkt und nun über die Kirchhofsmauer blickt und das Kreuz auf dem Grabe ſeines Vaters gewahrt, des verſtorbenen Hauptkaſſenreviſors.

— Auch ich werde nun wohl bald dort ausruhen — dachte er bei ſich — man mag's immer wenden und drehen wie man will, man kommt doch ſtets an's Ziel.

Dieſer alltägliche Gedanke ſtimmte ihn aber noch bedeutend weicher. Erſt die Ankunft in der ſchönen und glänzenden Umgebung des Badeortes heiterte ihn wieder auf. Hier ward ihm die unvermuthete Freude zu Theil, den trefflichen Balder zu treffen, der auch gekommen war, dem Feder- und Räderwerk des Körpers neue Schwungkraft zu verſchaffen.

Alfred war um viele Jahre jünger als ſein Freund, dieſer aber dennoch bedeutend kräftiger und friſcher. Das thatenloſe Leben, was jener führte, die ruhige Langeweile, die ein kleinlicher Egoismus um ihn gewoben hatte, erſchlafften Geiſt und Körper ſchneller, als es das überhäufteſte Geſchäft mit Aerger und Zerſtreuungen aller Art im Stande geweſen wäre.

— Ich führe mein bewegtes Leben noch immer fort — ſagte Balder — der Kampf, den ich kämpfe, wird erſt mit dem Stillſtehen dieſes Herzens enden. Ich habe das Bewußtſeyn, Gutes gewirkt zu haben und mein Daſeyn nicht ohne Spuren für die Nachkommenden zurückzulaſſen. Das erhält länger und mit Hilfe dieſer heilbringenden Fluth hoffe ich noch auf eine hübſche Reihe wirkungsreicher Jahre

Hieran ſchloß er dann eine Schilderung ſeiner Thätigkeit. Vielfach verkannt, oft in ſeinen ſchönſten Fortſchritten gehemmt, verwünſcht, wo er Gutes ſchuf, verfolgt, wo er weiſe waltete, nur von den Wenigſten gewürdigt, nur von den Edelſten erfaßt und werth gehalten — ſtärkten ihn dennoch Bewußtſeyn und Vertrauen. Er hatte das Theaterſchiff immer glücklich durch drohende Klippen zu lenken gewußt, das Gemeine abgewehrt, dem Ungeſchmack geſteuert, und das Allgemeine oft mit Gewalt, dem mächtigſten Widerſtreben trotzend, zum Beſſern erhoben. Bunte Ereigniſſe, merkwürdige Schickſale, trübe Erfahrungen, dies Alles drängte er in kräftigen

Umriſſen feſtgehalten, in die raſche Erzählung, womit er die erſten Stunden des Wiederſehens dem Freunde verkürzte. Dieſer wußte leider nichts von ſolchem Belange entgegenzuſtellen. Sein Leben war ohne Farbe und Schein kümmerlich dahingeſchlichen und ſtand bereits, den Jahren zum Hohne, dem Verſiegen nahe.

Alfred war in Pogenwinkel geblieben, hatte ſich an die kleinen Pfoſten des Vaterhauſes angeklammert, um ſich aus dem vermeintlichen Schiffbruche des Lebens, bei kaum beginnendem Sturme zu retten, hatte dann Klotildchen, die ihm vom Himmel ſchon bei der Geburt Beſtimmte, ehrſam zum Altar geführt, hierauf einige Kinder mit ihr gezeugt, von denen wieder etliche geſtorben waren — hatte hierauf ſeinen geliebten Vater, den wackern Hauptkaſſenreviſor, zur Erde beſtattet, und nach dem ihm gegebenen Verſprechen — um Freund Fizmeier nicht in Verlegenheit zu ſetzen — die zärtlichen Väter auf dem Liebhabertheater zu Pogenwinkel geſpielt. Als aber auch Fizmeier dahingeſchwunden war, und eine neue Generation die Straßen und Plätze in Pogenwinkel zu füllen begann, da war's mit dem Liebhabertheater aus. Die junge Welt brachte andere Neigungen und Liebhabereien mit und war nicht einmal dahinzubringen, das Parterre zum Zuſchauen zu füllen, vielweniger eine Rolle ſelbſt zu übernehmen. Wie Alfred nun einſah, daß ſie ohne Theaterſpiel eben ſo zufrieden und zufriedener waren, als er einſt in ſeiner Jugend, ſo war er gleichſam gezwungen in Klotildchens, ſeiner geliebten Gattin, Refrain einzuſtimmen: das Komödienweſen iſt doch zu nichts und hätte Dich einmal recht unglücklich machen können, und es iſt gut, daß es damit nun vorbei iſt, des Beiſpiels wegen für unſere Kinder! —

Alfreds Leben gewann aber dadurch nicht eben an reizvollem Zauber der Abwechſelung. Wie er im Stande war, gerad zu beſtimmen, welche Speiſe täglich auf ſeinen Tiſch kommen würde, wie ſich dieſe Ordnung ſtrenge ganz ſo wie bei ſeinem ſeligen Vater erhielt, eben ſo wußte er auch alles Uebrige, was ihm der Tag bringen würde. Es kam kein Räthſel mehr für ihn; er ſah mit ruhigem Auge über ein helles, ebenes Feld.

— Ich hätte Ihnen doch mehr Beharrlichkeit zugetraut, ſagte der tiefernſte Balder mit der ſtarkgefurchten Stirn und dem hagern, etwas gebeugten

Körper, wie er ſo neben dem ſchwerathmenden, wohlbeleibten Rentier Mindelsheim aus Pogenwinkel einherging. —

Es hatte ſich in dem Badeorte auch eine Schauſpielertruppe eingefunden, die in einem kleinen Locale, das nur wenig von den Badegäſten beſucht wurde, ihre Vorſtellungen gab. Balder, ſeinem Amte getreu, überall dem Beſſern in der Kunſt nachzuſpüren, und wenn es ſelbſt mit Aufopferung geſchehen ſollte, hatte bereits einigen Vorſtellungen beigewohnt, und indem er dieſe Leute mit Glimpf beurtheilte, ſprach er mit ganz beſonderer Theilnahme von einer Schauſpielerin zu Alfred und forderte ihn auf, mit ihm in's Theater zu gehen, wenn ſie wieder in einer Hauptrolle ſich zeigen würde. Obleich nun Alfred's Phlegma und die Sorge für die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, die er Klotilde angeloben müſſen, ihm das frühe Niederlegen zum Geſetz gemacht hatte, ſo gab er doch endlich den wiederholten Aufforderungen ſeines Freundes nach und verſprach an ſeiner Seite, der Vorſtellung eines neuen Luſtſpiels zuzuſehen.

Sie hatten ſich vor der Allee, die zum Theater führte, das Stelldichein gegeben; Alfred war der

Erſte auf dem Platze. Der gemüthliche Balder, der ſich vorgenommen hatte, recht eifrig ſich durch verfeinerten und ungewohnten Lebensgenuß, aller Sorgen zu entſchlagen, war länger bei Tiſche ſitzen geblieben und hatte dann noch eine Fahrt nach einer Höhe unternommen, um einer ſchönen Fernſicht gegenüber den Caffee zu ſchlürfen.

Die Allee war leer; der geringe Beſuch, den das Theater erfuhr, lockte wenig Spaziergänger her, die das Oeffnen der Kaſſe erwarteten. Alfred bewegte ſich allein in einer der Seitengänge langſam einher. Er mußte faſt wider Willen ſeine Gedanken auf's Theater lenken; war er doch nach ſo langer Zeit einmal wieder im Begriffe, ſich dieſem entwöhnten Genuſſe zu überlaſſen. Jetzt wurde es in der Allee etwas lebendiger; es waren wahrſcheinlich Schauſpieler, die ſich in die Garderobe begaben. Abenteuerliche Geſtalten; modiſche, abgetragene Kleider, unordentlich angethan, wie vom Trödel erſtanden; markirte, bleiche Geſichter, von Leidenſchaft durchwühlt, matte Augen voll Kummer — magere Koſt, ſchlechte Zeit überall hervorguckend.

Alfred konnte, trotz ſeiner vollkommen veränderten

Sinnesart nicht theilnahmlos auf dieſe Erſcheinungen blicken, die plötzlich wie alte Erinnerungen vor ihm aus dem Boden wuchſen. Da ſchritt eine bleiche Frau des Weges. Ein einſt dunkelrother, ſehr verſchoſſener, enger Mantel hüllte die hagere Geſtalt ein, ein zerknitterter Strohhut deckte die hohe Stirne, die keine Locken beſchatteten. Sie ſchleppte ſich ſchwer die kleine Anhöhe hinan, die zum Tempel der Kunſt führte. Ein ſchönes Mädchen, noch dürftiger gekleidet, wie die Frau, und zwei eben ſo hübſche Knaben in Blouſen von roher Leinwand, gingen mit. Alfred blieb wie angewurzelt ſtehen. Die Frau hatte ſich oben erſchöpft auf eine Bank geſetzt und die Kinder ſpielten um ſie her. Alfred ging ihr nach — es zog ihn unwillkührlich hin. Da pflückte eines von den Kleinen Blumen, welche die Anlange zierten, und die Mutter wehrte es ihm laut. Die Stimme klang heiſer aber ſie war Alfred doch ſo bekannt; er blickte ſchärfer nach der Fremden — noch ſchärfer — er wußte nicht, ob er ſie anreden ſollte. Sie aber ſtand unwillig auf, rief ihre Kinder und ging raſch in's Theater. Das neugierige Angaffen hatte ſie geärgert.

In demſelben Augenblicke war Balder erſchienen.

— Sehen Sie, ſagte er, wie pünktlich ich bin. Ich komme lange vor der zum Anfange beſtimmten Zeit. Dort geht ſo eben unſere Primadonna in die Garderobe, um Toilette zu machen. Es iſt die Madame Schretzenſtaller, von der ich Ihnen ſagte, und die uns heute entzücken ſoll.

— Schretzenſtaller? rief Alfred — alſo doch — ſie! — ſetzte er leiſe hinzu.

— Es iſt unglücklich, ſprach Balder, daß die Frau nicht früher einen guten Platz gefunden hat, um ſich auszubilden. Sie hat Talent, es liegt ſogar Genialität in ihren Darſtellungen — aber —

— Aber? fragte Alfred —

— Aber es iſt nichts mehr mit ihr zu machen — ſie iſt in der Miſère untergegangen, das Loos von ſo vielen Weibern unſers Standes. Ihre inwohnende Genialität ſtürzte ſie in's Verderben. Jetzt hat ſie Kinder auf dem Hals und führt noch immer den Namen ihres Vaters, blos mit dem Unterſchiede, daß ſie das Mamſell in Madam verwandelt hat und froh ſeyn muß, wenn ſie hie und da nur Brod hat.

Gewöhnlich lebt ſie vom Betteln, das heißt vom Kollektiren.

Alfred ſchützte Kopfweh vor; es war ihm unmöglich, dem Spiel der Unglücklichen zuzuſehen.

Es beruhigte ihn, daß ſie ihn nicht wieder erkannt hatte. War ihr Auge ſo trübe geworden, oder hatte er ſich ſo ſehr verändert, das ſoll hier unentſchieden bleiben.

Noch am Abende deſſelben Tages ſandte er ein Päckchen mit Goldſtücken, auf verſtohlene Weiſe, an Madame Erlinde Schretzenſtaller.

Er beſuchte die Allee, die zum Theater führte, nicht mehr, und an andern Orten ſtieß ihm das trübe Bild nicht wieder auf. Dieſe ſtumme Begegnung hatte aber in Alfred's Herzen alte Wunden geöffnet; wehmüthige Erinnerungen zogen wieder über ihn her, und das Bad entließ ihn wohl wahrhaft kränker, als es bei ſeiner Heimkehr den Anſchein hatte.

— Bewundernswerther Freund! hatte Alfred zu

Balder beim Abſchied geſagt, der Sie dieſen Jugendmuth, dieſe feſte Treue ihrer erſten Liebe, der Kunſt, bis in's reifſte Alter bewahren konnten, ich muß Ihnen Glück dazu wünſchen. Doch ſagen Sie mir nun aufrichtig — was halten Sie von dem Einfluſſe, den die Ausübung einer Kunſt auf das Leben hat? —

— Mein wackerer Alfred, erwiederte Balder ſehr ernſt — was ich davon halte? Wo der Keim vorliegt, der Hoffnung zur Reife verſpricht, da werden auch das äußere Glück, wie die innere Zufriedenheit, nicht ausbleiben. Nur Halbheit der Geſinnung wirkt verderblich. Die Verbindung mit der Kunſt muß auf Tod und Leben ſeyn; man muß ſich für ſie in den Feuerpfuhl ſtürzen können und ſähe man gleich voraus, nichts als verſengte und zerſchellte Glieder dabei zu gewinnen. Sie verlangt die größten Opfer — die anhaltendſten. Eine Untreue an ihr rächt ſich fürchterlich. Es gehörten faſt größere Eigenſchaften dazu, ſich ihr mit ächter Liebe zu widmen, als große Schöpfungen in ihr zum Leben zu fördern. — Dies iſt, was ich davon halte, mit wenigen Worten — mehr als das aber ſage ich Ihnen: Meine fünf Jungen lernen jeder ein Handwerk. Sie werden Maurer, Tiſchler, Zimmermann, Steinmetz und Schloſſer — und ſo werden ſie — hoff' ich, Häuſer bauen, dauerhafter, als ihr Vater es im Stande geweſen iſt.

Letztes Kapitel.

— So will ich ſchlummern und träumen in dieſem luft'gen Raum —
Iſt doch ja unſer Leben nur ein grauer Nebeltraum. — —

Ganzhorn.

Still und in ſich gekehrt war Alfred bei ſeiner Heimkehr. Mit Trauer erſah Klotilde, daß die Kur nicht die gehoffte Wirkung gemacht hatte.

Nichts zehrt mehr an der Lebenskraft, als die immer wiederkehrende Einförmigkeit in der Lebensweiſe, und nichts zerſtört leichter die Illuſion, die ein Menſch ſich über des Lebens Dauer machen möchte. Der Vielreiſende, der Beſchäftigte, ſpinnt ſeinen Faden länger aus, und kehrt er die Blicke zurück, auf den Weg, den er durchlaufen, ſo ſieht er die lange Kette von Ereigniſſen, den weit hinwallenden Zug der Perſonen, die damit in Verbindung ſtanden, und er faßt es kaum, daß er dies Alles erlebt hat, daß ſich ſo viel Großes, Merkwürdiges, Schlechtes, Kleines, reibend, ſtoßend und überſtürzend in dem engbegränzten Rahmen zuſammen bringen laſſe, den wir ein Menſchenleben heißen. Und das, was der gemeine Sinn, in ſeiner einfältigen Demuth, eine Spanne Zeit zu nennen pflegt, erſcheint ihm weit, groß und erhaben, als ein wichtiger Theil der Ewigkeit.

Das Zuſammentreffen mit Balder, und die geſunden Anſichten über Kunſt und Künſtler, Welt und Menſchen, die ſich in ſeiner Unterhaltung ſo natürlich ausſprachen, hatten des reichen Alfreds Blicke auch auf die durchlaufene Bahn zurückgelenkt, und mehr als eine wehmüthige Erinnerung in ihm belebt. —

Er dachte an ſeine Jugend — an ſeine Anfänge — an Lucile. Er hatte ſeitdem nichts von ihm erfahren.

Es wurde immer einſamer um ihn; die Reihen ſeiner Freunde und Bekannten lichtete der Tod. Die Freuden des Häuslichen, im Kreiſe von Frau und Kindern, genoß er nur halb; denn er war finſter und kränklich.

So erſchien denn endlich die letzte Krankheit. Er lag ſeit mehren Wochen im Bette; der Herr Kreisphyſicus Löffelholz hatte ihm bereits den Paß zur Ewigkeit ausgefertigt. Klotilde und die Kinder jammerten.

— Ach, Herr Kreisphyſicus, Sie glauben nicht, was wir für ein Leiden mit dem armen Mann haben! Wenn ihn die Beſinnung verläßt, da kommt ihm immer der alte Theaterkram in den Kopf. Er glaubt, daß er Komödie ſpiele, und declamirt aus allen bekannten Stücken und dann will er manchmal, daß ich einſtimme und ihm die Stichwörter bringe. Was ſoll ich da thun?

— Ihm zu Willen ſeyn, gute Frau! erwiederte der wackere Löffelholz, ihm das Leben verſüßen, ſo lange Sie's noch im Stande ſind.

Das war nun freilich hart für die gute Frau, allein ſie mußte ſich doch darein fügen, wenn ſie ihren geliebten Kranken beruhigen wollte. So begab es ſich denn, daß Alfred mit demſelben roſigen Kunſtſchimmer aus dem Leben ſchied, wie er in daſſelbe eingetreten war. Im Halbbewußtſeyn, das ihm die

Wirren des Fiebers manchmal aufdämmern ließen, ſprach er über Kunſt, und hoffte bei ſeiner Geneſung, das Liebhabertheater in Pogenwinkel wieder zu eröffnen.

— Es wird ja wohl Sinn und Gefühl nicht ſo ganz ausgeſtorben ſeyn — ſagte er.

Dann ſchwamm er wieder hinüber in das Gebiet der Träume und Alles verwirrte ſich ſcheinbar, eigentlich war es aber nur ein lebendigeres Erwachen alter Erinnerungen, warmer, jugendlicher Lebensbilder und beglückender Träume, die er einſt gehabt.

Es war ſpät am Abend und die Lampe im Zimmer des Kranken brannte düſter. Klotilde und die Kinder ſaßen in ſtiller Betrübniß im Nebenzimmer, da hörten ſie Alfred laut ſprechen, und ſchlichen leiſe näher.

— Werft nicht mit Euern Steinen, ſchrie er, Ihr trefft mich ja zu Tode! Haltet ein! Fährmann, rechts gehalten — wo der Vorſprung iſt — ich rette mich empor zu des Tempels Stufen! Ich weiche nicht — höhnt mich — verfolgt mich — ich bleibe doch, was ich bin — ein Künſtler! — Klatſcht! Klatſch! aber ſteinigt mich nicht!

Es war der Traum, den er einſt vor ſeinem erſten Auftreten hatte, der ihm jetzt wieder vorüber gezogen war.

Löffelholz, der indeß ſtumm eingetreten war, ſprach:

— So klatſchen wir doch — es wird ihn beruhigen! —

Und er ſchlug laut die Hände zuſammen und die Andern ſtimmten ein, wie man im Theater Beifall klatſcht, und ſie weinten heftiger.

Da erhob ſich Alfred im Bette, und begann aus einem damals eben erſchienenen Drama zu declamiren:

Die letzten Momente des Lebens, entſetzlich!
Alles möcht' ich noch einmal bedenken,
Was ich gedacht und gethan — und wie das Meer
Drängt ſich in Maſſe Alles zu Hauf
Ueber mich her! — —
O ſchöne Menſchenkräfte,
Die ich vergeuden mußte,

Weil kein Beruf ſie einte —
Wird's anders werden? ach, wer hilft mir Armen
Ueber den elementariſchen Schauer hinweg,
Der den Tod begleitet! — — —
Kein Beifall? Noch kein Beifall? Tod und Verd — — —

Auf den Wink des guten Arztes klatſchten die Wittwe und die Waiſen noch einmal dem Todten Beifall — denn er ſank bei den letzten Worten leblos in die Kiſſen zurück, und hörte ihn nicht mehr. Wie ſie aber näher traten, um zu ſehen, weshalb er ſo plötzlich zu declamiren aufgehört, war das Auge ſtarr — nur ein ſelig zufriedenes Lächeln umſpielte die bleichen Lippen. — — —

Der erſte Schnee war auf die Gräber der todten Pogenwinkler gefallen, und hing — eine trübe Zier — in den welken Blumen, die ſich um Alfreds ſchmuckloſes Kreuz ſchlangen — da bemerkte der Todtengräber Spuren von Tritten zwiſchen den Gräbern, als er am frühen Morgen ausgegangen war, um die Zelle für den jüngſten Bewohner dieſes ruhigen Gefildes zu bereiten. Er folgte der Spur und war nicht wenig entſetzt, als er auf dem Hügel des Herrn

Oberlieutenants Krauthöfer einen Menſchen mit zerſchmetterter Hirnſchaale fand, der ſich in der verfloſſenen Nacht hier durch einen Schuß das Leben genommen hatte. Der wüthende Orkan, der die ganze Nacht über geheult hatte, deckte den Knall der Piſtole ſo vollkommen, daß der nahe wohnende Todtengräber nichts hörte.

— Obgleich das Geſicht unkenntlich iſt — ſagte er zu den herbeigeholten Beamten — ſo erkenn' ich ihn doch an den elenden Kleidern für denſelben Menſchen, der ſich geſtern ſo angelegentlich nach der Stätte erkundigte, wo wir den ſeligen Herrn Oberlieutenant eingeſenkt haben. Sollte es nicht deſſelben weggelaufener Sohn ſeyn, der dem alten Herrn ſo viel Kummer machte? Wäre der zur rechten Zeit erſchienen, als die Aufrufe in den Zeitungen erfolgten, ſo hätte er auch nicht nöthig gehabt ſich todtzuſchießen. Nun hat freilich das ſchöne Vermögen das Waiſenhaus —

— Er hat's auch nicht nöthig! ſagte lächelnd der Beamte — Kommt in's warme Zimmer, wir wollen Protokoll aufnehmen! —

Man fand nichts bei der Leiche, was die Vermuthung des Todtengräbers beſtätigt hätte. Sie wurde hart an der Friedhofsmauer verſcharrt. —

Von Lucile hat man nie mehr etwas vernommen.

In dem Nonnenkloſter bei Ascoli betete eine bleiche Nonne noch viele Jahre und wurde von Allen wie eine Heilige verehrt. Niemand, als die fromme Abbatiſſin, wußte von ihrem frühern Leben.

Erlinde ſtarb gleich allen umherziehenden Schauſpielern; ſie verſchwand unbemerkt von der Scene; Niemand fragte nach ihr, Niemand gedachte ihrer. —

Epilog.

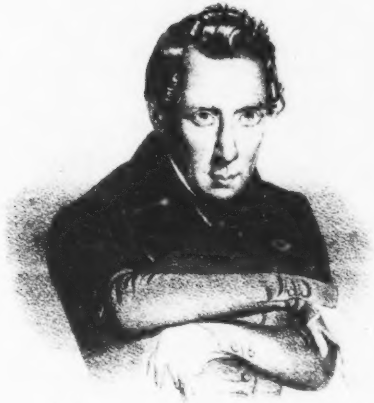
Das Werk muß den Meiſter loben! ſprechen ſtolz Maler und Bildhauer, wenn ſie eine Schöpfung ihres Genius vor den Blicken der Menge ausſtellen, und kein Wort von ihrer Seite verbreitet ſich über Zweck und Intention, es Jedem freiſtellend, was er von dem Seinen hineinzutragen geneigt iſt.

Wir wollen auf andere Weiſe wirken und das Rechtverſtandenwerden iſt damit ſo eng verknüpft, jene Wirkung iſt hievon ſo abhängig, daß wir minder ſtolz und um unſern guten Ruf beſorgter, keine bedeutendere Arbeit aus der Werkſtätte entlaſſen, ohne ihr einen erklärenden Zettel anzuheften, um uns vor Mißdeutungen zu verwahren und ein leichteres Verſtändniß unſern verſteckten Abſichten zu ſichern.

Auch ich erlaubte mir von dieſem ſchönen Vorrechte Gebrauch zu machen, in den Zeilen, die ich dem Beginn dieſer Geſchichte voranſchickte. Allein ſeit jenem Beginne und dieſem Schluſſe liegen ſechs lange Monate — eine Zeit, welche die ſchönſten Tage des Jahres einſchließt, tauſend Zerſtreuungen ernſter und heiterer Art — Glück genug, wenn meine Leſer den Anfang der Geſchichte nicht vergeſſen haben — wie dürft' ich wohl hoffen, daß ſie jene Vorrede zu derſelben, noch im Gedächtniß haben ſollten?

Darum erlaube ich mir nun zum Schluſſe die Bitte — die Einleitung auch als Begleiterin gelten zu laſſen — oder es ſo betrachten zu wollen, als wenn ſie hier am Ende des Buches erſt abgedruckt wäre, deſſen Ausgang man nicht finden könnte, ohne über ſie zu ſtolpern — oder ſie zu leſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Seydelmann

Stuttgart. Karl Göpel.

[illegible] 1847

Seydelmann.

Ein

Erinnerungsbuch

für ſeine Freunde.

Neue,
mit einem Portrait Seydelmann's und drei Rollen-Darſtellungen vermehrte
Ausgabe der Schrift: Seydelmann und das deutſche Schauſpiel.

von

Auguſt Lewald.

Stuttgart.
Verlag von Karl Göpel.
1841.

Seydelmann,

in den Rollen:

I.

Oliver Cromwell,

in den Royaliſten.

II.

Carl XII,

in Carl XII. auf der Heimkehr.

III.

Baron Scarabäus,

in der unterbrochenen Whiſtparthie.

Zeichnung

nach den in dem zweiten Hefte der „Gallerie dramatiſcher Künſtler der Königl. Hofbühne zu Berlin“ erhaltenen Originalien von Hoſemann.

Lithographie

aus der Kunſt-Anſtalt von W. Pobuda in Stuttgart durch F. Elias.

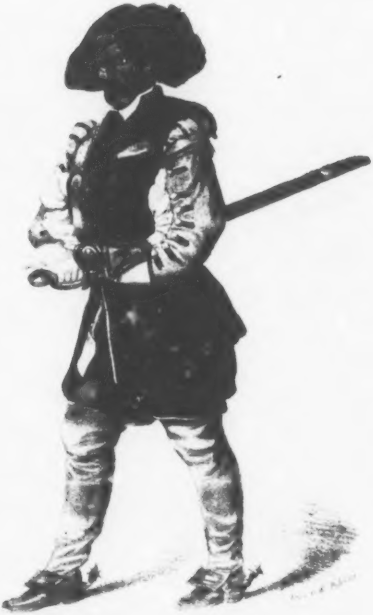
Colorirt

durch die Illuminir-Anſtalt von P. C. Geißler in Nürnberg.

Der Verleger der oben genannten „Gallerie“ ꝛc., Herr Alexander Duncker in Berlin, hat mit dankenswerther Zuvorkommenheit die Copie dieſer Blätter geſtattet; es iſt uns dagegen angenehme Pflicht, hiemit auf jene Gallerie aufmerkſam zu machen. Das erſte Heft derſelben enthält das Portrait des Fräulein Charlotte von Hagn und drei Rollen-Darſtellungen. Preis in ſchwarzen Abdrücken 1 Thlr. 25 Sgr., colorirt 2 Thlr. 7½ Sgr.; das zweite Heft mit Seydelmann's Portrait und den hier copirten drei Darſtellungen in etwas größerem Maßſtabe koſtet: ſchwarz 1 Thlr. 20 Sgr., colorirt 2 Thlr.

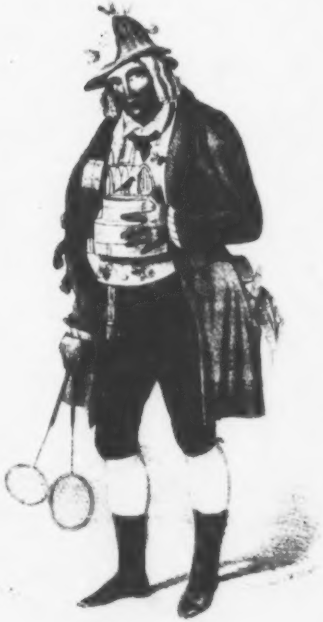
Ein colorirtes Exemplar dieſes zweiten Heftes der „Gallerie dramatiſcher Künſtler“ wird bei Abnahme von mindeſtens 12 Exemplaren dieſes Buches als Prämie zugeſichert, worauf beſonders die Kunſtgenoſſen Seydelmann's aufmerkſam gemacht werden, in deren Kreiſe ſich überall leicht zwölf Abnehmer zuſammenfinden dürften.

Carl Seydelmann.



Oliver Cromwell
in die Royalisten.

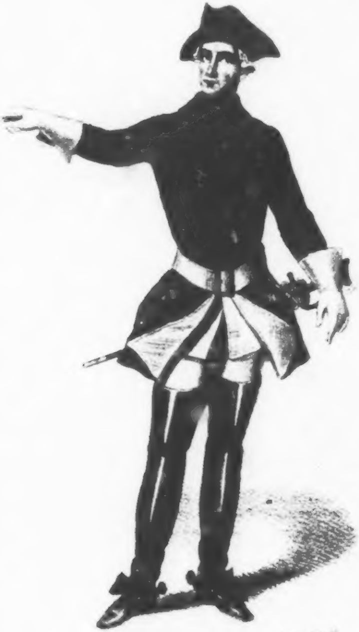
Carl Seydelmann



Baron Scarabäus

in: die unterbrochene Whistparthie.

Carl Seydelmann



Karl XII
in: Carl XII auf der Heimkehr.

Motto.

„Er hatte kein Vorbild. Sein Genie erhob ihn in einem Augenblicke zu dieſer Vollendung. Sein Talent iſt ſein Werk; nur ſich ſelbſt verdankt er ſeine Größe.“

(Garrick über Le Kain.)

„Schröder ſpricht niemals mit den Zuſchauern; er ſchreit nicht, um verſtanden zu werden, oder Empfindungen zu äußern, die nicht in der Seele ſind, und declamirt nicht wie ein Herold, um ein tragiſcher Schauſpieler zu ſeyn. Er ſpricht natürlich, die Worte paſſen zu ſeinen Gebehrden, und die Gebehrden zu den Worten. Er iſt nie außer ſeiner Rolle; dieſe iſt ganz in ſeine Seele verwandelt, wie ſich die Speiſe in's Blut verwandelt. In gewiſſen Situationen wandelt er wie ein höheres Weſen einher; die ganze Rolle ſcheint ihn nichts zu koſten, wie die Worte, die er vom Dichter empfing; es iſt Alles ſein eigen, ſelbſt das, was er von der Kunſt erhielt, auch die Gedanken und Worte des Dichters. Schröder fühlt mächtig jede Situation, jede Stelle, jedes Wort: aber das iſt ihm nicht genug, denn Gefühl iſt die Gabe für jeden Jüngling von gewiſſem Temperamente. Schröder kennt die hohe Kunſt, ſein Gefühl Tauſenden mitzutheilen. Denn er hat jedes Wort, das er ſpricht, eben ſowohl als ſeine Rolle und das ganze Stück tief durchgedacht, in allen Verhältniſſen durchgedacht, in jedem Bezuge auf die Menſchen, wie ſie ſind, durchgedacht. Schröder iſt der Schauſpieler, der Allen gefällt, weil er natürlich ſpielt; aber tauſend erhabene Schönheiten fühlen nur die, die große Kenntniſſe beſitzen, die mit nachdenkendem, unverrücktem Blicke auf ihn hinſehen, ihn ſo ſehen, wie man die Gemälde Raphael's ſehen muß. Der viel geſehen, mit beobachtendem Blick geſehen, viel erfahren, viel gedacht hat, der fordert viel zur Vollkommenheit; aber er kennt auch allen Werth derſelben und wird von ihrem Anblicke begeiſtert. Möchten wir dem Zeitpunkte entgegenſehen können, wo man wird gewöhnt ſeyn, das von jedem Schauſpieler zu fordern, was wir an Schröder ſahen, und wo Männer aufſtünden, die ſo weit über ihn reichten, als weit jetzt diejenigen unter ihm ſtehen, die er in Rollen erſter Größe übertroffen hat."

(Aus den „Rheiniſchen Beiträgen zur Gelehrſamkeit"
Mannheim 1780.)

Vorwort.

Die jetzige Verfaſſung der meiſten deutſchen Theater läßt es nicht wohl zu, ein freimüthiges Wort ohne Rückhalt über ſie auszuſprechen, wenn man nicht Gefahr laufen will, gegen Intereſſen zu verſtoßen, die in gewiſſer Hinſicht Achtung verdienen. Dabei kann aber nicht geläugnet werden, daß eben in dieſer Verfaſſung der Grund zu ſuchen ſey, daß die Schauſpielkunſt in neuerer Zeit, zum Vortheil ihrer acceſſoriſchen Künſte, Muſik und Tanz, ſo ſehr beeinträchtigt wurde, daß uns ihr gänzlicher Verluſt nicht mehr fern zu ſeyn ſcheint.

So ſehr mir nun auch jene Rückſichten einleuchteten, ſo ſtark ſpornte mich doch die Liebe zur Sache an, Gedanken und Empfindungen, die ich ſchon lange über dieſen

Gegenſtand hegte, an eine Erſcheinung zu knüpfen, die mich ſo lebendig ergriffen hatte, und damit offen vor das Publikum zu treten.

Es iſt nicht übertrieben, wenn der Zuſtand des *deutſchen Schauſpiels* ein troſtloſer genannt wird. Wirft man zuerſt einen Blick auf die Repertoire's unſerer bedeutendſten Bühnen, ſo erſchrickt man vor der Armuth an Eigenem und den zahlloſen Ueberſetzungen franzöſiſcher Unbedeutenheiten. Sieht man auf die Darſtellung, ſo findet man, daß ſogar die Sänger viele unſerer Schauſpieler im Spiele überragen, wenn gleich das beſte Spiel in der Oper doch nur die leichtere Hälfte jener Bedingungen zu erfüllen hat, die wir von dem Darſteller eines Schauſpielcharakters erwarten dürfen. Iſt es nicht damit faſt ſchon ſo weit gekommen, wie in andern Ländern, z. B. in Italien, wo ältere deutſche und franzöſiſche Stücke in ſchlechten Ueberſetzungen die Theaterabende zuſammenſetzen, und wo das Schauſpiel in Winkeltheatern der ungebildetſten Maſſe preis gegeben wird? Es iſt wohl verzeihlich, wenn ſich ein ſtolzer Unwille ſchon bei dieſem Gedanken erhebt, und wenn man eifrig ſich bemüht, für das Schauſpiel, als eigentliches Nationaltheater, eine wärmere Fürſorge zu empfehlen.

Was ich hierüber in den nachfolgenden Blättern geſagt habe, iſt ſo allgemein als möglich gehalten; weder Bühnenvorſtände noch Künſtler ſollten dadurch perſönlich angegriffen oder gekränkt werden. Alle — ſetze ich willig voraus — ſind mit den gerügten Mängeln einverſtanden, und Keiner darf es ſich verhehlen, wie traurig es bei uns in dieſer Angelegenheit beſchaffen iſt. Männer von beſſerer Einſicht aber werden wiſſen, daß die Geſtaltung eines guten Schauſpiels erſt den eigentlichen Mittelpunkt alles dramatiſchen Wirkens bilde, und auch auf Oper und Ballet den vortheilhafteſten Einfluß übe.

Daher iſt denn auch die Leitung dieſes Theils der Bühnengeſchäfte das bei weitem Schwierigſte und erfordert die bedeutendſten Eigenſchaften.

Bei der Oper gehört nur etwas Phantaſie und Geſchmack dazu, um Dekorationen und Koſtüme zu wählen, um die Aufzüge, Tänze und Gruppen zu ordnen; oft iſt aber auch nur nöthig, die „Mise en scène“ der Pariſer Theater, ſo gut es gehen will, in's Deutſche zu übertragen. Für die Beſetzung der Parthien ſorgt der Muſikdirektor, und ſind Tenor und Baß, Sopran und Alt gehörig da, ſo können wohl keine Zweifel obwalten. Der Chor, ein ſo mächtiger Reiz der Oper, iſt leicht organiſirt, wenn man einen tüchtigen Chordirektor anſtellt, und es auf einige hundert Gulden nicht eben anſehen darf. Waiſenkinder, Chorknaben aus den katholiſchen Kirchen, junge Mädchen von armen Eltern — Alles bietet ſich bereitwillig dar, um den Chor zu verſtärken. So wird große Wirkung erzielt, ohne daß man nöthig hätte, einen Aufwand an bedeutenden Talenten zu machen. Iſt die Maſchine mit Koſten und Geduld einmal eingerichtet, ſo fordert ſie ununterbrochen ihre Aufgabe zu Tage. Bei der Allgemeinheit des Geſchmacks, der in der Theatermuſik herrſcht, iſt es nicht ſchwer, ein Repertoire zu bilden. Meyerbeer oder Auber, Roſſini oder Bellini, Marſchner oder Gläſer, Alles iſt recht, Alles an der Zeit. Jeder Griff gelingt: Wahl oder Prüfung ſind längſt überflüſſig befunden worden.

Ganz anders verhält es ſich aber mit dem Schauſpiel, wo die Maſſen nie ſelbſtſtändig wirken, und von jedem Einzelnen Einſicht und Verſtändniß gefordert wird. Phantaſie und Geſchmack ſind zwar auch hier unerläßlich, aber nur im Geleite anderer Gaben, die jene bei Weitem überragen müſſen. Der Sinnenreiz tritt hier zurück und dem Gemü-
wird der erſte Platz eingeräumt. Welcher vorbereitenden

Arbeiten bedarf es, bis ein Schauſpiel auf die Scene gebracht werden kann: welcher gewiſſenhaften Sorgfalt bei der Beſetzung der Rollen, um gegen den Dichter wie gegen das Publikum ſich keine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen zu laſſen. Wie ſehr müſſen hier alle Rückſichten gegen einzelne Schauſpieler bei Seite geſetzt werden, um nur die Rückſicht gegen die Kunſt aufrecht zu erhalten. Und wie ſchwierig werden dieſe ſtrengen Anforderungen in einem Bereiche, wo das rein Geiſtige, das Talent entſcheidet, wo nicht ein hoher oder tiefer Ton der Kehle für eine Parthie befähigt, und niemals etwas Aeußerliches dazu befähigen ſollte.

Darum fort mit Gunſt oder Mißgunſt, mit Mitleid, Erbarmen, oder Gleichgültigkeit, welche oft die Wahl beſtimmten: fort mit einem unzulänglichen Perſonal, wo der Erſte der Beſte genügen muß, weil der Rechte fehlt. Wer ſeine Unfähigkeit im höhern Kreiſe erwieſen hat, der werde in die untern geſchickt, und dem Talentloſen wage man nicht Aufgaben zu überantworten, welche Talent erfordern. Mit den kleinen Talenten ſey es dem Direktor erlaubt, Luxus zu treiben: dies ſey der einzige Luxus, von dem das Theater Nutzen ziehe, und der mehr werth iſt, als Glanz und

Pracht, an allen Ecken und Enden verſchwendet. Man übe dieſe kleinen Talente von verſchiedenem Alter und Anſehen ſorgfältig ein, nicht um ſie einſt zu großen Rollen verwenden zu können, ſondern um ſie in ihrer Sphäre vollkommen brauchbar zu machen und es dahin zu bringen, daß der Knappe, der Burgvogt, der Wirth, der Diener eben ſo natürlich und wahr ſprechen und handeln, wie der Ritter oder Graf, ihr Herr. Man laſſe an freien Abenden ganze Stücke, durch ſie beſetzt, vor den übrigen Mitgliedern vollſtändig aufführen, man ſey ſtreng gegen ihre Fehler und entlaſſe die unverbeſſerlichen ohne Nachſicht.

Die lächerlichen Benennungen: erſter Held, edler Vater, erſte Liebhaberin müſſen aus den Kontrakten geſtrichen werden. Die Erweiterung des Repertoire's wird es unmöglich machen, ſolche Klaſſifikationen in Ehren zu erhalten. Imogen, Portia, Gretchen, Ophelia und Johanna d'Arc, können zufällig in einer und derſelben Künſtlerin ihre Darſtellerin gefunden haben; es wird aber immer beſſer ſeyn, ſie von Verſchiedenen geben zu laſſen. Daſſelbe wird mit den bis jetzt ſo genannten erſten Helden und Liebhabern der Fall ſeyn.

Ein Schauſpielperſonal neu zu organiſiren oder nach ſchon vorhandenen Elementen zu ergänzen, iſt das Schwierigſte und Erheblichſte bei der Sache.

So lange kann aber von einem guten Schauſpiele nicht die Rede ſeyn, als man einem nur wenig brauchbaren Mitgliede, dem das Publikum wie die Kritik längſt ſchon den Stab gebrochen, wichtige Rollen geben, eine große Beſoldung zahlen und überdies Geſchäfte anvertrauen will, welche Kenntniſſe, Charakter, Bildung vorausſetzen, blos um ſeiner kleinlichen Eitelkeit zu fröhnen, die ohne dies den Todesſtoß erleiden wurde.

Sollte ſich ein ſolcher Fall bei irgend einem Theater einmal antreffen laſſen, ſo würde er im höchſten Grade verwerflich erſcheinen und durchaus nicht zu rechtfertigen ſeyn. Die Mitwirkung dieſes Einzigen *müßte* die ernſtlichſten Beſtrebungen aller Uebrigen zu Schanden machen, und was vollends den Einfluß beträfe, den ein ſolches Mitglied auf die Geſchäftsfuhrung und die ſceniſche Darſtellung eines Ganzen ausübte, ſo wäre der Schaden unberechenbar, da gewöhnlich der Unzulänglichkeit und der Ohnmacht alle jene gehäſſigen Umtriebe und Intriguen ſich beigeſellen, die dem wahren Künſtler wie der wahren Kunſt ſtets fremd bleiben ſollten. Die ſceniſche Anordnung für ein Schauſpiel auf die rechte Art wirkſam zu treffen, bedingt aber ganz beſondere Gaben und Kenntniſſe, dabei Offenheit, Geſchicklichkeit, und ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit.

Alles dies hier umſtändlich zu erörtern, würde die Tendenz dieſer Schrift verrücken. Ich will daher lieber gleich auf meinen Gegenſtand übergehen, durch den ſich am Beſten zeigen laſſen wird, wie ſelbſt unter den jetzt noch überall beſtehenden Einrichtungen und Verhältniſſen Gutes, ſelbſt Vortreffliches gewirkt werden könne; wobei jedoch nicht verborgen bleiben darf, daß ein redliches Wollen und Streben nach dem Beſſern ſich über alle Zweige der künſtleriſchen Leitung des hieſigen Theaters unverkennbar verbreitet.

Stuttgart. Im März 1835.

So viele Schauſpieler ich bis dieſen Augenblick auch geſehen — und es waren berühmte darunter — iſt mir noch keiner vorgekommen, der eine ſolche Summe von Erforderniſſen für ſeine Kunſt beſeſſen hätte, als Seydelmann.

Seine wunderbare, leicht erregbare Phantaſie zeigt ihm im erſten Augenblicke gleich ein ſo treffendes und eigenthümliches Bild des darzuſtellenden Menſchen, daß er mit dem herrlichſten Maler in dieſer Hinſicht wetteifern könnte; die Gabe zu geſtalten beſitzt er im vollkommenſten Grade; ſein Körper, alle ſeine Glieder, ſind weiches Wachs, Thon, Stoff, woraus er ſeine Weſen bildet, bald ſo, bald ſo; ſeine Stimme, die Ausſprache, Geſichtszüge und Geberden, ſind ſeine Farben, Lokaltinten und Laſuren, wodurch er individualiſirt und Leben gibt. Denn ſeine Kunſt iſt nicht die ſchöne, aber ſtarre Plaſtik, ſondern er gibt ſelbſt ſeinen edelſten Gebilden den Schein der Wirklichkeit, er malt ſeinen Marmor, um der Natur ſo nahe als möglich zu kommen, und das bedingt, nach meiner Meinung, das eigentliche Weſen der Schauſpielkunſt.

Seydelmann iſt nie der Künſtler auf dem Cothurn oder Soccus, ſondern er iſt immer der Character, der Menſch, das Individuum. Er iſt ſo wahr wie die beſſern franzöſiſchen Schauſpieler, und wer auch nur den unbedeutenden Ableger eines Pariſer Boulevard-Theaters, der ſeit einigen Jahren in Berlin wuchert, zu kennen Gelegenheit hatte, wird ſchon von dieſer *Wahrheit in der Darſtellung* einen vortheilhaften Begriff haben. Seine Vielgeſtaltigkeit iſt einer ſeiner bedeutendſten Vorzüge. Ich meine damit nicht ein „ſich umgeſtalten“, wie es die gewöhnlichen Schubladenſtücke erfordern, obgleich auch dieſes in Deutſchland wohl zu den größten Seltenheiten gehören muß, weil ſonſt Alexanders Virtuoſität kein ſolches Aufſehen unter uns erregt haben würde. Seine Vielgeſtaltigkeit iſt edler, tiefer, umfaſſender. Es iſt nicht blos das Erfinden und Feſthalten einer Maske, die den Bauer vom Junker, den alten Filz von dem jungen Lebemann unterſcheiden ſoll, dieſe friſche Manier, die wir an Henri Monnier bewundern, und die in Deutſchland, ſonderbar genug, nur bei zwei Schauſpielerinnen ſo vollendet angetroffen wurde, bei der Renner und Lindner. Alle übrigen, die ſich darin verſuchten, ſind mehr oder minder ſtümperhaft und appelliren an die Phantaſie der Zuſchauer.

Die höchſte Täuſchung verlange ich aber immer von der Schauſpielkunſt. Unſre Phantaſie werde durch ſie erregt, geſteigert, aber nie mit Bitten beläſtigt, der Unvollkommenheit nachzuhelfen.

Ein Meiſter, der Seydelmann in ſeiner Vielgeſtaltigkeit nahe gekommen iſt, war Ludwig Devrient. Jedoch in ſeiner Jugend nur; ſeine ſpätere Zeit, deren ſich die meiſten Theaterfreunde unter uns erinnern, und die eben die Zeit ſeines größten Ruhmes war, konnte ihn einen ſolchen Platz in dieſem Bereiche nicht mehr einnehmen laſſen. Devrient beherrſchte ſeine Perſönlichkeit nicht mehr; der Krampf, die Gicht, der Tic, machten ihm die Gewalt über Nerv und Muskel ſtreitig; er *mußte*, wie die peinigenden Dämonen in ihm *wollten*, und dies brachte oft das Fremdartige, Unheimliche, Schaurige, ſtets Ueberraſchende in ſeiner Erſcheinung hervor, jedoch nur ſelten im Einklange mit der Wahrheit und am häufigſten zu ihrer größten Einbuße. Alles Vorbereitende und Vermittelnde ging dabei verloren. Wer Devrients Genius in ſeiner Jugend frei walten ſah, erzählt Wunderdinge von dieſer proteiſchen Kraft, die ihm damals inwohnte: die den Koloß Franz Moor, die Fratze Pumpernickel, Auguſt Weiß in der „Macht der Verhältniſſe“, und den Juden in „Dienſtpflicht“, auf eine früher nie gekannte Weiſe zu ſondern wußte, und den „Schauſpieler wider Willen“ als Pröbchen des bewundernswertheſten Talents den Zuſchauern zur Ergötzung hinwarf.

Nach dem, was ich in Hamburg ſelbſt über Schröder's Darſtellungsweiſe in Geſprächen mit Meyer und Reinhold gehört, was ich aus der nach ihm benannten, vor ſieben bis acht Jahren an dem dortigen Theater noch beſtehenden Schule abſtrahiren konnte; Rollen, die ich von Jacobi ſah, die Schröder ihm einſtudirt hatte, und die Jener mit der kindlichſten Pietät in ſeiner guten Zeit noch bewahrte; der Hamlet von Werdy, wie dieſer ihn vor zwanzig Jahren noch im Schröder'ſchen Geiſte ſpielte; der Geiſt Schröder's endlich, der mir aus den alten Regiebüchern des Hamburger Theaters entgegenwehte, die ich Jahrelang in Händen hatte — Alles dies beſtimmt mich zu der Meinung: daß Seydelmann mit Schröder die größte Aehnlichkeit haben dürfte; wenigſtens daß ſeit Schröder kein ſo bedeutender Genius auf dem Theater gewaltet habe, als Seydelmann, deſſen wir uns jetzt erfreuen.

Daher möchte ich Seydelmanns Anſicht von ſeiner Kunſt, und die Art ſie auszuüben, mit einer längſt entſchwundenen, der „Vor-Ifflandiſchen“ vergleichlich finden. Und auch dafür glaube ich einiges Recht aus eigener Erfahrung zu beſitzen, wenn ich auch noch nicht ſo alt bin, um die Großmanns, Flecks und Brockmanns ſelbſt geſehen zu haben. Ich habe hie und da alte, ſinnige Schauſpieler gefunden, denen ich mich gern anſchloß. Sie theilten mir Manches mit aus ihrem frühern Leben, und waren wohl auch im Stande, mir dieſen und jenen ehmals berühmten Künſtler in Wort und Action bezeichnend zu ſchildern. So ſpielte mir Lange in Wien, obgleich ſelbſt in einer ganz fertigen Manier befangen, Scenen nach Brockmann vor, voll reiner Natürlichkeit und Wärme; ſo wußte Cäſar Heigel ſeinen berühmten Vater, der zu der guten alten Zeit gehörte, in einigen Rollen ganz trefflich wiederzugeben; ſo kannte ich ſelbſt noch den alten Koch, Anton Schwarz in Hamburg, Anna Boudet, und manche Andere, die fern von dem Einfluſſe der Göthe'ſchen Schule und der

Manieriſten, die Iffland bildete, der ewigen Wahrheit allein treu geblieben waren, welche den erſten Meiſtern der Schauſpielkunſt bei ihren Anfängen vorleuchtete.

Oft verdankte ich dieſe Bereicherung meiner Erfahrung einer bloſen Zufälligkeit, und wo ich ſie gar nicht erwartet hätte.

Der alte Schrader in Hamburg war ein nur mittelmäßiger Schauſpieler von ſehr beſchränkten Fähigkeiten, der aber noch von Alters her für die Wahrheit eine heilige Scheu begte, und darum, wo es ihm ſeine Perſönlichkeit erlaubte und ſein Talent ausreichte, dann auch ein unvergleichliches Bild irgend eines alten Bedienten, Wucherers oder dergleichen darzuſtellen im Stande war. Einſt gab man die Mündel, worin er den alten wahnſinnigen Oheim ſpielte, den die unbarmherzigen Verwandten ſo lange im Kerker gehalten haben. Ich ſah der Scene aus der Couliſſe zu, und war ſchon von der Kleidung und dem ganzen Ausſehen des alten Mannes überraſcht, wie ich ihn hereinſchwanken ſah, mehr aber noch über ſeine ungewöhnliche Darſtellung, da dieſe Rolle gänzlich außer ſeinem Kreiſe lag. Ergriffen von ſeinem herrlichen Spiele ſuche ich ihn, nach ſeinem Abgange, auf und theile ihm meinen Dank mit, ohne ihm meine Ueberraſchung zu verbergen. „Ich ſpiele dieſe Rolle dem verſtorbenen Großmann nach“ — erwiederte er mir — „und mich freut es, daß Sie das Beſondere dieſer Weiſe ſogleich herausgefunden haben.“

Man hat in neuerer Zeit ſo oft darüber geſpöttelt, daß immer von den geſtorbenen Schauſpielern geſprochen wird, wenn man das Tüchtige in der Kunſt bezeichnen will, und daß die „alten Herrn“, welche „die Geſtorbenen“ eben kannten, damals noch junge Augen und junge Herzen gehabt hätten, und nun unſre Götter des Tages oder der Abende mit Knurren und ſcheelen Blicken betrachteten, daß aber im Ganzen dieſe eben ſo gut und wohl noch beſſer wären als die damaligen.

Die Heroen der längſt vorübergeſchwundenen Periode lernte ich nur auf die oben beſchriebene Weiſe kennen, aber ich begriff ſogleich ihre Vorzüglichkeit. Eine ſpätere, von der wir noch vegetirende Spuren auf unſern meiſten Bühnen finden, hat nie meinen Beifall erregen können, und bei den Helden und Heldinnen der jüngſten Zeit werde ich wie jeder Andre, deſſen Ohr, Auge und Herz noch empfänglich ſind, mitunter wohl auch angezogen, wenn gleich dies nur ſelten der Fall iſt.

Bei Seydelmann fand ich zuerſt wieder eine vollkommene Befriedigung. Hier ſah ich die Weisheit der Alten und das friſche Leben der Jugend; hier fühlte ich wieder einmal, wie Wahrheit wirke, und durfte mich doch nicht erſt mit den Angewöhnungen einer frühern Zeit befreunden. Seydelmann würde indeſſen gewiß nicht ſo ſchlagend überraſchen, wenn er nicht zwiſchen den jetzt lebenden Manieriſten hervorragte, die Ifflands und Devrients Beiſpiel zu Schauſpielern machte.

Wem es vergönnt war, den Schauſpieler in ſeiner Werkſtätte zu belauſchen, wer er weiß, welchen Weg das Gedicht zu machen hat „durch die leſenden Augen in den Kopf, dann in's Herz, und zurück in die Arme, die Beine, bis in die Fingerſpitzen“, der wird nach Leſſing's paradoxem Ausſpruch ſagen müſſen: Seydelmann wäre ohne Arme und Füße dennoch ein großer Schauſpieler geworden! —

Wie bannt er ſich manchmal feſt, wie haftet er an der Stelle, der Diele, der Tiſchecke, der Stuhllehne! Wo hat er ſeine Augen, welchen unbedeutenden Punkt an der Decke fixirt er? Dabei die Ruhe ſeiner Arme, die Unbeweglichkeit der ganzen äußern Maſchine; und wie wirkt er, wie reißt er mit ſich fort? — Jüngere Schauſpieler, die in der Bewegung und Rührigkeit das Feuer ſuchen, das ſie den Zuſchauern mittheilen wollen, mögen hier ſich vom Gegentheil überzeugen. Aeltere haben zwar ihre eigene Erfahrung für ſich. Sie könnte man mit den Homöopathen vergleichen, denn ihr Wahlſpruch iſt: Gleiches erzeugt Gleiches. Die ungemeine äußere Beweglichkeit, die ſie zur Anſchauung bringen, erregt daſſelbe bei den Zuſchauern, ich meine das rohe Klatſchen und Stampfen. Von einer andern Seite betrachtet ſind aber die guten, alten Kouliſſenhelden keine Homöopathen, denn ſie ſpenden ihre Mittel in enormen Doſen und vielfach gemiſcht und zuſammengeſetzt. —

Des Schauſpielers Werkſtätte ſollte überall in der weiten Natur ſeyn: ſie iſt es jedoch nicht. Die alte Tradition, daß ſie ſich in's Leben gemiſcht haben, um ihre Originale daraus zu holen, wird längſt ſchon belacht. Gehen ſie viel in Kneipen und an öffentliche Orte, ſo geſchieht es eher, dem Maler oder Karrikaturiſten ſelbſt ein Original zu liefern, als ſich eines als eigenen Vorwurf zu ſuchen.

Des jetzigen Schauſpielers Werkſtätte iſt irgend ein ruhiges ungeſtörtes Plätzchen zum Memoriren. Beſitzt er das nicht in ſeiner Wohnung, ſo ſucht er einen einſamen Spaziergang auf. Die Rolle wird durchgeleſen und die Effectſtellen ſtreicht man an. Iſt die Rolle ſtark, die Lunge des Schauſpielers aber ſchwach, ſo ſucht man ſich mit ihr abzufinden, ſo gut es gehen will. Man erwägt, was von den Effectſtellen unumgänglich herausgehoben werden muß, und lernt dies zuerſt. Mit dem Andern macht man nicht viel Umſtände. Da es nur leiſe, ohne Aufwand von Kraft, mit „künſtleriſcher Ruhe“ geſprochen wird, ſo kann man ſich des Souffleurs ſehr gut dabei bedienen, und darf es daher nur obenhin lernen. Hat man die Rolle ſo weit inne, ſo geht man weiter, d. h. man denkt ſich bei den Effectſtellen irgend etwas aus. Ein Kniefall, eine Umarmung, eine Wendung, als wollte man die Scene verlaſſen — das ſchreiben geſchickte Dichter ohnehin vor, und dabei kann der übliche Applaus nicht ausbleiben. Wer wird aber damit zufrieden ſeyn? Irgend eine Stelle, eine Gruppe, eine Umarmung mit einem langſamen Hinabgleiten des Einen oder des Andern, verhaltene Thränen, ein Sturz, ein Hintreten bis an die Lampen, ein Abeilen und plötzliches Wiederkommen, kurz ein Nichts, das aber verblüffen könnte, wird wohl überlegt angebracht. Dann heißt es wacker, brav, feurig, durchdacht im Parterre, und ſelbſt die Beſſern hört man ſprechen von Routine und vom „Zuhauſeſeyn auf dem Theater.“

Dies iſt das „Studium“ (étude) eines jeden Schauſpielers, der ein Fach ſpielt, und ſelbſt bei den kleinſten Theatern ein „denkender Künſtler“ genannt wird. Die eigentlich „nicht denkenden“ werden faſt gar nicht angetroffen, es ſind Stümper, denen kein Director Gage zahlen möchte, denn ſelbſt in der Oper wären ſie nicht mehr zu gebrauchen. Es iſt denkbar, daß ſolch’ ein denkender Künſtler bei irgend einer Bühne zu ſchlecht befunden würde; je nun, ſo ſteigt er eine Stufe niedriger, und auch hier noch zu ſchlecht, wieder eine, und immer tiefer, bis er das Städtchen, bis er den Marktflecken, den Saal, die Scheune, den Stall glücklich gefunden hat, wo er hinpaßt, und wo ſeine Zuhörerſchaft noch unter ſeiner Kunſt bleibt. Immer wird er ſeine Kenner finden, die ihm ſeinen Rang als „denkender Künſtler“ zuerkennen; überall gibt es bei uns

Recenſenten, die das drucken laſſen; wir können uns in dieſer Hinſicht wahrlich mit jeder andern Nation meſſen. —

Dieſe „denkenden Künſtler“ bilden hienach die niedrigſte Kaſte der Prieſter in Thaliens Tempel.

Nach ihnen kommen die „ſchaffenden Künſtler“; dieſe gehen einen Schritt weiter. Sie wollen ſich beſtreben, aus ihrer Rolle „mehr zu machen, als darin liegt.“ Sie zeichnen den Menſchen, der ihrer Darſtellung anvertraut iſt, in ganzer Figur auf den Umſchlag der Rolle, und beſchreiben daneben in kleinen, leſerlichen Characteren das Koſtüm, das ſie anziehen möchten. Das, was ſie anziehen müſſen, wird dann als Variant daneben geſchrieben. Das Müſſen vom Mögen wird nur durch den Zuſtand der vorhandenen Garderobeſtücke bedingt; ein anderer Zwang findet hier nicht Statt. Aber die „Schaffenden“ bleiben dabei nicht ſtehen. Sie durchweben die ganze Rolle mit Bemerkungen, die zum Theil ganz humoriſtiſch gehalten ſind und für die Darſtellung ſelbſt wohl ohne Werth wären, wenn ſie nicht dazu dienten, den Schauſpieler, ſo oft er die Rolle anſieht, in eine heitere Stimmung zu verſetzen, und ihn ſowohl empfänglicher als hervorbringlicher aufzuregen. Die Rollen dieſer „ſchaffenden“ Künſtler können oft als eine erheiternde Lectüre empfohlen werden und als Beleg für den bekannten Ausſpruch dienen: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt! —

Gehen wir einen Schritt weiter, ſo begegnen wir den Meiſtern, nach der allgemein eingeführten Theaterſprache. Ein Meiſter iſt nicht mehr jung und darf ſich's bequem machen; ſo z. B. kann er's mit dem Lernen halten, wie er will. Da die Meiſter nur in großen Städten leben, oder bei Hoftheatern angeſtellt ſind, ſo genießen ſie einer gewiſſen Achtung in der Geſellſchaft. Sie ſind gewöhnlich dick und ſchmauſen gern. Man hört ſie ſelten über ihre Kunſt ſprechen, und wenn es geſchieht, ſo dulden ſie keinen Widerſpruch. Gegen Recenſenten, denen man dies Handwerk nachweiſen kann, benehmen ſie ſich herablaſſend; gegen vermeintliche Recenſenten, die eine ſtrenge Anonymität behaupten, ſind ſie unfreundlich; gegen Leute aus dem Publikum, die nur das Theater zur Unterhaltung beſuchen, oder blos mündlich urtheilen, ohne darüber zu ſchreiben, werden ſie bei kleinen Veranlaſſungen ſchon heftig. In ihren Wohn- oder Studierzimmern hängen Lithographien vieler bekannten und unbekannten Schauſpielerinnen und Schauſpieler, und auch irgend ein alter Lorbeerkranz findet ſich vor, der ihnen einmal von den Händen neidiſcher Kollegen bei einem Gaſtſpiel vor den Augen des Publikums aufgeſetzt wurde.

Jetzt folgen die Genie's, eine Gattung von Schauſpielern, die eigentlich Beſſeres leiſten als die Meiſter, aber in viel geringerer Achtung bei der Welt ſtehen. Sie gehen in Allem zu weit; ſie überhäufen ihre Darſtellungen mit einer Menge minutiöſer Züge, ſo daß ſie am Ende das Ganze dabei aus den Augen verlieren und lauter Stückwerk bringen, manchmal auch wohl eine Moſaik von trefflichen Einzelheiten darunter. Sie ſind bei den Portraitirungen gemeinhin glücklich und unerſchöpflich in Erfindungen neuer Naſen und Perücken. Sie achten ihren Körper, ihre geraden Glieder, ihre Geſundheit für gar nichts. Sie fallen über Treppen und Mauern, ſie laſſen ſich prügeln, werfen, verwunden; ſie ſind nach einer großen Rolle mit Schweiß, Blut und Staub bedeckt, wie ein Held, der aus einer Schlacht kommt. — Schauſpieler dieſer Klaſſe, welche dem Trunk ergeben ſind, werden nur „genial“ genannt; dies iſt eine Unterart der Genie's. Haben ſie das Unglück, ohne Engagement zu ſeyn, kleiden ſie ſich nicht reinlich, oder ſind ſie unverträglich und ſchroff, ſo werden ſie mit dem Namen „verdorbene Genie's“ bezeichnet.

Es bleibt mir jetzt nur noch von einer einzigen Gattung gangbarer Schauſpieler zu ſprechen übrig, und dies ſind die „Großen.“ Daß ein „großer Schauſpieler“ nicht klein ſeyn darf, wird jeder Menſch von geſundem Verſtande wohl von ſelbſt einſehen. Iſt er dick, wie ein „Meiſter“, ſo gereicht es ihm nicht zum Nachtheil. Er muß ſchon in den Jahren vorgeſchritten ſeyn. Seine Stimme muß ſtark tönen, ja er muß zu Zeiten brüllen können. Seine Geiſtesfähigkeiten können im Abnehmen begriffen ſeyn, man freut ſich ſeiner doch, und gefällt ſich darin, dieſe Gattung mit dem Ausdrucke „ſchöne, große Ruine“ zu bezeichnen. Eine ihm eigenthümliche Manier muß er beſitzen, und ſey ſie ſelbſt widernatürlich; dieſe Manier iſt wie der Same der Bäume, den der Wind verträgt, und aus dem dann in weiter Ferne oft Bäumchen derſelben Gattung wunderbar entſtehen, die Niemand gepflanzt zu haben ſich entſinnen kann. Die Manier wird durch Gaſtſpiele in die Weite hingetragen, und man kann nicht in Abrede ſtellen, daß fürwahr ſonſt nichts als ein wohlthätiger, befruchtender Wind auch hier im Spiele ſey. —

In dieſe fünf Hauptabtheilungen laſſen ſich faſt alle jetzt in Deutſchland lebenden

Schauſpieler bringen. Die „denkenden Künſtler“ ſind überall zerſtreut; die „Schaffenden“ und die „Meiſter“ findet man meiſtens bei den Hoftheatern, wo auch die „Großen“, jedoch bei weitem in kleinerer Anzahl zu treffen ſind. Die „Genie’s“ ziehen oft umher; die Genialen hingegen haben gute Anſtellungen, und nur die verdorbenen Genie’s führen ein elendes Leben.

Wenn ich nun aber auf meinen eigentlichen Gegenſtand, auf Seydelmann zurückkomme, ſo kann ich ihn unmöglich einer Klaſſifikation einreihen. Er ſteht über ihr. Um dies weiter zu erörtern, muß ich ein neues Kapitel beginnen, und meine Leſer bitten, mir in Seydelmanns Atelier zu folgen.

Es wäre lächerlich, wollte man von einem vielſeitig gebildeten Schauſpieler erwarten, daß er uns im Leben bald ſo, bald anders erſchiene. Das hieße mit andern Worten, daß er immer Komödie ſpiele. „Es muß auch ſolche Käutze geben!“ und ich kenne deren wohl ſelbſt. Auch hat man viele Beiſpiele von wackern Männern des Theaters, die bei Bier und Tabak ordentlich und vernünftig ſeyn konnten, und nur an den Tagen, wo ſie berufen waren, eine große Rolle darzuſtellen, am Morgen ſchon anfingen, ſich in dieſem Sinne zu geberden; man nennt dies „ſich in den Charakter werfen.“

Dieſe Leute ſind ſelbſt Charaktere für das Luſtſpiel; denn man kann ſich wohl nichts Luſtigeres denken, als ſolch' einen Wallenſtein oder König Philipp, der mit Heldenſchritten ſein Kämmerchen durchmißt, und mit Grandezza die Gurken zum Rindfleiſch zerſchneidet und in den Mund ſtopft; der von ſeinem armen Weibe Unterthänigkeit und Etikette fordert, und dem das Kind mit dem Rotznäschen an ſolchen Tagen die Hand nicht küſſen darf. Wollte Seydelmann, wenn er ſpielt, dieſe Maxime ausführen, ſo wäre es zum Wahnſinnigwerden für ſeine Umgebung. Zum Glück iſt er weit davon entfernt. —

Ein Schauſpieler, wenn er nach Allgemeinheit ſtrebt, ſoll keine zu ausgezeichnete Perſönlichkeit beſitzen. Das überwiegend geiſtreiche Blitzen der Augen in Devrients markirtem Geſichte machte ihn unfähig zur Darſtellung gemüthlicher, gutmüthiger, ſchlichter Bürgersleute; die Heroengeſtalt Eßlair's wirkte immer ſtörend, wenn er feine Weltleute der jetzigen Zeit geben wollte; Iffland mit dem ſtark prononcirten Miniſterpli war ein Held zum Lachen. Und ſo wird „zu klein, zu groß, zu dick, zu mager, zu markirt, zu unbedeutend“ immer hinderlich erſcheinen. Wurm ſah in allen Rollen wie ein verſchmitzter Dümmling aus, Brünet war ewig derſelbe niais, Schuſter zeigte beſtändig ſeine trockne Einfalt, heute wie geſtern; und alle dieſe entſprachen dem Bilde, das man ſich von ihnen machte, vollkommen, wenn man ihnen in der Geſellſchaft begegnete. Potier, Raimund, Vernet, Bouffé aber kann man ſich gar nicht vorſtellen, wenn man ſie nur aus ihren Leiſtungen auf der Bühne kennt, und man erſtaunt bei ihrer nähern Bekanntſchaft. Je unbedeutender die Perſönlichkeit an und für ſich, deſto bildſamer wird ſie unter den Händen des Künſtlers. Dies widerlegt auch, denke ich, die Meinung von den „guten Theater-Geſichtern.“

Seydelmann iſt ſo glücklich, ſchon in ſeinem Aeußern von der Natur begünſtigt zu ſeyn. Seine Körperlänge iſt weder groß noch klein zu nennen; doch kann ſie durch einige gut angewandte Hilfsmittel auf der Bühne mit leichter Mühe jene Größe erhalten, die für gewiſſe geſchichtliche Charactere unerläßlich ſcheint. Der Blonde bleibt länger jung, als der Braune, mithin kann er, der Mann von vierzig Jahren, von einer vortheilhaften Toilette unterſtützt, noch wie ein Jüngling ausſehen. In ſeinem Geſichte iſt nichts beſonders hervorſtechend; die Züge ſind angenehm und überaus beweglich; das Auge blickt geiſtreich, obgleich es von heller Farbe iſt; nur auf Momente kann es ſtechend oder ſchwärmend werden; im ruhigen Zuſtande aber rollt und blitzt es nicht, wie dies bei Devrient der Fall war. Die Wangen ſind fleiſchig, jedoch nicht fett; magere oder fette Wangen ſind das unglücklichſte für den Schauſpieler. Beides nimmt ſich von der Bühne nicht gut aus, und will man durch Schminken und andere Künſte zu ſtark nachhelfen, ſo geht das Minenſpiel darüber verloren. Aus dieſem Uebelſtande erwachſen die vielen verzerrten Fratzengeſichter, die man auf manchem Theater zu ſehen bekommt.

Der Körper Seydelmanns beſitzt eine große Gewandtheit und Beweglichkeit; er dient ihm ſklaviſch, und ſollte er ihm auch den größten Zwang auferlegen. Das Organ, dieſes wichtigſte Requiſit des Schauſpielers, die Naturgabe, die oft allein im Stande iſt, ihm unſern Beifall zu erringen, iſt bei Seydelmann ebenfalls unendlicher Modulationen, ja vollkommener Umgeſtaltungen fähig. Es gehört nicht zu den beſtechenden, hinreißenden, wie ſie der öffentliche Redner haben muß; der vielſeitige Schauſpieler kann weder ein ſtets donnerndes, klangvolles, noch ein zu tiefes oder hohes Organ gebrauchen. Seydelmanns Stimme im natürlichen Zuſtande iſt ein wohltönender, weicher Bariton, von bedeutendem Umfang nach den Gebieten des Tenors und des Baſſes hin. Er hat dieſes Organ ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß er ganze Rollen in der Tiefe mit ungeheurer Kraftanſtrengung ſpricht, während er andre durchgehends in der Tenorlage gibt. Die Conſequenz, mit welcher er hiebei zu Werke geht, iſt zu bewundern.

Mit dieſen phyſiſchen Mitteln verbindet er den ſcharfen Blick des Beobachters, eine ſchöpferiſche, poetiſche Phantaſie, eine unübertreffliche nachahmende Kraft. Wird man mir nicht einräumen, daß ſchon dies hinreichen würde, einen bedeutenden Schauſpieler werden zu laſſen?

Aber nun habe ich noch eine Eigenſchaft zu nennen, die, ſo untergeordnet ſie neben den genannten auch erſcheinen mag, doch zu den ſeltenſten gehört, die bei guten Schauſpielern angetroffen werden, wo, in Zerſtreuungen aller Art, der Schein des Lebens oft für das Leben ſelbſt genommen, und ſo die Kraft zerſplittert oder aufgelöst wird. — Wer wollte es in Abrede ſtellen, daß eine wahre, tiefe Leidenſchaft den Künſtler heben, begeiſtern könne, während die gewöhnlichen Intriguen und Liebeleien ihn vom Ernſt abziehen, und nach und nach vernichten?

Und Seydelmann iſt einer ſolchen Leidenſchaft fähig, die tief wurzelt und den eigentlichſten Kern ſeines innerſten Weſens ausmacht. Es iſt die Leidenſchaft für ſeine Kunſt, die er hegt wie eine Geliebte, eine Leidenſchaft, die ſich in tauſend Strahlenbrechungen verkündet und wahrhaft rührend und liebenswürdig erſcheint.

Seht ihn nur einmal, den erſten, bewundertſten Schauſpieler Deutſchlands, wenn er Morgens da ſitzt, mit Lineal, gut geſchnittenen Federn, Bleiſtiften, feinem Papiere vor ſich; man glaubt, es ſolle eine Zeichnung werden — aber nein! ſeine Rolle ſchreibt er ab, mit wunderſchönen Characteren: eine Handſchrift, in die ſich ein Mädchen allein ſchon verlieben könnte, wenn ſie ein Billetdoux von ihr empfange. Jede Rolle, auch die kleinſte in dem unbedeutendſten Stücke, wird mit gleicher Sorgfalt abgeſchrieben; Scenen mit kurzen Schlagreden, ganz — nicht, wie es üblich iſt, nur mit den Stichwörtern. So abſchreibend, kommt Seydelmann ſeinem Gedächtniſſe zu Hilfe, und lernt leichter, wie er behauptet. In der That aber iſt es eine Verehrung, die er ſeiner Kunſt erweiſt, ein Opfer ſeinem Schönheitsgefühl, um nicht geſtört zu werden durch die oft ſchlechten Handſchriften der Abſchreiber, durch ſchlechtes Papier, durch den Schmutz, der auf alten, gebrauchten Rollen haftet. Ueberdies ſind alle ſeine Rollen mit einem Schatze der trefflichſten Bemerkungen über das Werk des Dichters, über ſeine eigene Auffaſſung, über die Weiſe ſeiner Darſtellung bereichert. Daher wacht er mit ängſtlicher Scheu darüber, daß kein Fremder ſeine geſpielten Rollen zur Hand nehme, und dieſe reinen Ergießungen des Künſtlerherzens leſe. Sie ſind nur für ihn geſchrieben.

Ich übte die Felonie aus, ich geſtehe es hier offen, manchmal, wenn er am Flügel ſaß und phantaſirte, zu ſeinem Rollen-Schranke zu ſchleichen und dieſe oder jene in die Hand zu nehmen. Bemerkte er es aber, ſo ſprang er lächelnd auf und riß ſie weg.

Ich glaube jedoch mein inniges Verhältniß zu Seydelmann zu entweihen, wenn ich hier etwas von jenen Bemerkungen mittheilen wollte, die ich auf ſo furtive Weiſe mir zu verſchaffen gewußt, obgleich ſie eher verdienten, gedruckt zu werden, als manche Aphorismen und Saalbadereien, die mit pomphaften Ankündigungen in die Welt geſtoßen werden.

Es waren faſt funfzehn Jahre vergangen, ſeitdem wir uns nicht geſehen hatten. In unſerer Jugend lebten wir in Breslau nebeneinander. Seydelmann war ein angehender Schauſpieler; ich der Herausgeber eines unbedeutenden Wochenblatts, das auch Theaterkritiken brachte. Obgleich ich damals noch ſehr jung war, ſo hatte ich doch ſchon Manches geſehen, und die Vergleiche, die ich anſtellen konnte, ſchärften mein Urtheil. Ich hatte das Berliner Theater unter Iffland, die Elite des Polniſchen Theaters unter Boguslawski kennen gelernt, ich hatte Talma, die Mars und alle Herrlichkeiten von Paris damals ſchon bewundert.

Das Breslauer Theater ſtand unter der Leitung Rhode's, der Profeſſor an der Kriegsſchule war, eines gelehrten, wunderlichen Mannes, der den Geſchmack der Breslauer wohl kannte, und die Schauſpieler gut zu behandeln wußte. Höhere Anſichten leiteten ſeine Führung nicht. Aber dieſe nicht bedeutend ſcheinenden Eigenſchaften machten ſchon, daß er ein den dortigen Verhältniſſen anpaſſendes Repertoire hatte, und daß ein Verein von gebildeten und anſtändigen Künſtlern gern bei ſeiner Fahne blieb. Es war der „Magnetismus“ von Iffland, wo ich Seydelmann zum erſten Male ſah; der bekannte Komiker Döbbelin ſpielte darin einen alten Soldaten als Gaſt, und das Haus war beſucht. Mir fiel der junge Lieutenant auf, mit dem nüchternen, doch nicht uneinnehmendem Geſichte, in der knappen weißen Uniform, aus deren zu kurzen Aermeln die dürren Arme ſich hervorſtreckten, wie die eines geizigen Wucherers, welcher Gold empfangen will. Die Haltung des jungen Menſchen war unmenſchlich gerade und ſteif, der Rücken faſt nach hinten übergebogen; die Zunge ſchien etwas ſchwer zu ſeyn, die Ausſprache litt an mannigfachen Mängeln. Dennoch ward mein Lieutenant warm im Verlauf der Scene, es war eine wohlthuende Wahrheit in Allem, was er ſagte, und ich fragte nach ſeinem Namen. Mein Logennachbar, der mir ihn nannte, ſetzte hinzu: der junge Menſch ſey erſt vor Kurzem von einer Wandertruppe aus dem Gebirge in Breslau angekommen, und martre das Publikum mit ſeinen Liebhabern, zu denen ihm alles Geſchick fehle. „Sind es die Liebhaber nicht, ſo ſind es vielleicht andre Rollen, die er gut ſpielen wird“, erwiederte ich, und ich bilde mir wahrlich etwas darauf ein, daß ich ſchon damals durch das in Seydelmanns Spiele angezogen wurde, was noch jetzt zu ſeinen Hauptvorzügen gezählt werden kann, und das keine Künſtelei zu erſetzen, kein Klügeln zu erreichen vermag: die innere Wahrheit und die Wärme des Ausdrucks.

Der liebenswürdige Schall war zu jener Zeit in Breslau der Vereinigungspunkt für Alle, die als Literaten oder Künſtler gelten mochten. Dort verſammelten ſich nicht nur die Mitglieder des Theaters, die Maler und Muſiker, ſondern auch Steffens und Raumer, und daneben Holtei, van der Velde und ich, und alle Jene noch, welche ſelbſt entfernt nur auf Kunſtkennerſchaft überhaupt Anſpruch machen, oder damit irgend eine Nebenrückſicht verbinden konnten. Es war ein recht heitres, angenehmes Treiben, das dort angetroffen wurde. Wir glüheten Alle für das Theater und unſere Kritik war, wenn ſie die Künſtler betraf, die gutmüthigſte, willfährigſte von der Welt. Manche Sommernacht wurde promenirend in Geſellſchaft hingebracht, um „des Breiteren und Breiteſten,“ wie Schall ſo gern that, über theatraliſche Gegenſtände ſich zu beſprechen; oder man blieb in ſeinem Zimmer bei Wein oder Caffee, bis zum hellen Morgen, um freundſchaftliche Debatten, die Kunſt betreffend, auszumachen. Eine ſolche Nacht war nach der erſten Aufführung der „Donna Diana,“ wo wir auf Anſchütz warteten, der den Don Cäſar geſpielt hatte, um ihm auf der Blücherbaſtei unſere vollen Herzen auszuſchütten, bis die aufgehende Sonne uns zeigte, daß unſer Freund noch einige unverkennbare Zeichen ſeiner prinzlichen Würde an ſich hatte, und uns daran erinnerte, Kammer und Bett zu ſuchen.

Ich habe dergleichen künſtleriſches Selbſtvergeſſen ſpäter nie wieder angetroffen. Seydelmann hatte in dieſer Vorſtellung, die damals eine der glanzvollſten des Breslauer Theaters war, die kleine Rolle des Don Gaſton geſpielt. Die eigentlichen, rührenden oder ſchmachtenden Liebhaber waren nun nicht mehr ſeine Aufgabe, ſondern mehr jugendliche Characterrollen, wozu denn auch Gecken, wie der genannte in der Donna Diana, dann und wann hinzukamen. Er gefiel hierin ſehr, und wir Alle konnten nicht umhin, ihm ſchmeichelhafte Aeußerungen zu machen, die — wie es ſchien — ihn ungemein erfreuten.

Einige Kritiken, die ich damals entwarf, erhielten Schall's Beifall, den wir allgemein für den kompetenteſten Richter anerkannten. Wenn Seydelmann darin getadelt war, ſo pflegte er auf mein Zimmer zu kommen, nicht um ſeinen Kritiker herauszufordern oder zu beleidigen, wie das ſpäter wohl häufig in andern Fällen zu geſchehen pflegte, ſondern um ſich mit ihm freundſchaftlich zu berathen und zu überlegen, wie er die gerügten Fehler verbeſſern könne. Er war ſtets die Beſcheidenheit ſelbſt. Und ich war nur um ein weniges älter, und hatte nichts als etwas Erfahrung vor ihm voraus.

Das Stück, worin er jetzt einen ſeiner höchſten Triumphe feiert, verſchaffte ihm zum erſten Male die allgemeinſte Anerkennung. Dieſes Stück heißt Clavigo; er ſpielte die Titelrolle. Sie lieferte von dem Talente, deſſen ſtufenweiſe Entwicklung uns längſt ſchon erfreut hatte, den glänzendſten Beweis. Es war eine Liebenswürdigkeit über den ſchwankenden Sünder ausgegoſſen, die unwiderſtehlich ergriff; hier ſchien er zuerſt eine Gewißheit von der Kraft zu erlangen, über die er herrſchte; geahnet hatte er ſie ſchon längſt.

Laertes im Hamlet, der jüngere Philibert in einem Stücke von Picard, ein Monſieur Jean im „deutſchen Manne“ von Kotzebue, machten uns auf die Vielſeitigkeit des jungen Menſchen aufmerkſam. Er war jetzt ſchon zu den beliebteſten Schauſpielern Breslau's zu zählen, der beſonders in komiſchen Parthien Furore erregte. Aber auch phantaſtiſche Charactere gelangen ihm vorzüglich. Eine närriſche Feerei, die man gab, „die Prinzeſſin Eſelshaut“ betitelt, verſchaffte uns Gelegenheit, zuerſt dieſe erfreuliche Entdeckung zu machen. Er ſtattete ſeinen Prinzen von Burgund, der nach einer gewiſſen Art von Törtchen eine unendliche Sehnſucht empfindet, mit Tieck'ſchem Humore aus; es war eines jener heitern Bilder aus dem Zerbino, ein Nathanael von Malſinki aus dem Kater, oder dergleichen. Dieſer zarte Hauch wurde freilich von der Menge nicht begriſſen, auf welche Schmelka draſtiſcher wirkte; uns jedoch ergötzte Seydelmanns Poeſie nicht minder.

Aber immer war er noch nicht in die Reihen der Erſten getreten; und ſein Unmuth, wie ſein Stolz hoben ſich mehr und mehr empor. Anſchütz, Stawinsky, um viele Jahre älter, und länger bei'm Theater wie er, hatten die erſten Rollen im Beſitze; mehr als dies aber wirkte ein kleinlicher Neid auf ſeinen keimenden Ruhm, und die anmaßende Autorität eines gewiſſen Schauſpielers Nagel, der Regiſſeur war, und die erſten Rollen jeder Art nur allein ſpielen wollte. Dieſer dünkte ſich groß und herrlich in ſeinem unbändigen Stolze, tyranniſirte alle jüngern Schauſpieler, die er für gar nichts achtete, und unſern Seydelmann vor Allen, dem er jedes Talent abſprach. Nagel konnte damals alle Rezenſenten von Namen gewinnen; er hatte Wein und Freibillets zu vergeben, und wurde in den noch jungen Blättern von Hell und Gubitz als Stern erſter Größe geprieſen. Ich, ein unbedeutender junger Menſch, nahm Seydelmanns Parthie; das half ihm aber dazumal wenig. — Wie ihn dieſer Nagel chicanirte! — Seydelmann weiß es wohl ſchwerlich noch, daß ihm Nagel in dem alten Stücke „der Weſtindier,“ wo er ſelbſt als O'Flaherty glänzen wollte, eine der ſchäbigſten Uniformen des magern Breslauer Vorraths zutheilte, obgleich er den jugendlichen Liebhaber in jenem Stücke ſpielte, und daß er mir's mit verbiſſenem Grimm klagte und faſt mit überſtrömenden Augen. Es war ein ſchöner Frühlingstag, er kam von der Probe, und wir ſtanden vor dem Gaſthofe zur „Stadt Berlin,“ wo er ſein frugales Mittagbrod verzehren ging.

Manchmal freut mich mein gutes Gedächtniß kindiſch. Ich kann mir unſere damalige Situation, es war im Jahre 1818, ſo lebhaft vorſtellen, als wär' es heute. —

Nagel und viele ſolcher Theater-Herrlichkeiten vom Jahre 1818, wo ſind ſie hingekommen? Wo ihre Lobpreiſer und wohlbeſtallten Kritiker? All das Volk ärgerte uns junge Leute damals mehr, als dies in unſern Tagen, unter gleichen Bedingungen, der Fall ſeyn könnte. Wir waren viel zu beſcheiden und dachten noch gar nicht daran, daß „nur die Lumpen beſcheiden ſind.“

Jetzt, wo ich wohl ein Wort über das Theater hören laſſen darf, das von den Beſſern, die ſich für die Sache intereſſiren, gewiß nicht überhört wird, könnte ich manchen jener Käutze nennen und ſchildern, um ihm eine wohlverdiente Strafe zu bereiten. Sie ſind aber insgeſammt ſchon zu vergeſſen, und es wäre wahrlich Glück genug für ſie, von einem Schriftſteller, der ſeine Leſer hat, auch jetzt nur noch genannt zu werden.

Nagel iſt todt und darum erwies ich ihm dieſe Ehre. —

Im Frühjahr 1819 ſah ich Seydelmann wieder. Es war in Brünn, wo ich ſelbſt Komödie zu ſpielen verſuchte. Er ging nach Grätz zu einem neu errichteten Theater, das von zwei k. k. öſtreichiſchen Rittmeiſtern commandirt wurde. Man ſtand auch mit mir in Unterhandlung. Ich ſollte eine Art von Theaterſekretariat übernehmen. Ich weiß nicht, mit welcher kavalleriſtiſchen Function man dies rangirt haben würde; denn es herrſchte ein vollkommener Stall-Etat daſelbſt. Julius Schneller in Grätz hielt mich ab, darauf einzugehen.

Nach einem Jahre zog Seydelmann mit Frau und Kind wieder gen Norden, und traf mich noch in Brünn. Er hatte kein Engagement und ging auf gut Glück weiter nach Ollmütz, wo ein Mann Namens Bannholzer ſein Weſen trieb, der unſern wandernden Künſtler bei ſich behielt.

Wer das Theater in Ollmütz nicht geſehen hat, weiß nicht was es heißt, in angenehmer Umgebung Komödie ſpielen. Eine breite, hohe Stiege führt zum Eingange des Tempels, über dem ein lebensgroßer Ochſe in wohlgetroffenem Konterfei herablächelt. Unten iſt nämlich das Schlachthaus, und das Blöcken und Brüllen des Viehs miſcht ſich in die rührendſten

Scenen, in den ſchmelzendſten Geſang, in den Jubel des Orcheſters.

Es iſt eine eigene Sitte, das Schlacht- und Komödienhaus ſo zu verſchwiſtern, wie man es auch in Brünn findet. Würden blos Böcke geſchlachtet werden, ſo ließe ſich das mit dem Weſen der Tragödie, wie bekannt, vereinbaren. Aber unſere Theaterhelden laſſen es ſich nicht nehmen, die Böcke ſelbſt zu opfern, indem ſie ſie ſchießen. —

Von Ollmütz zog Seydelmann nach Prag, nach Kaſſel, Darmſtadt, Stuttgart; er ſpielte in Hamburg, Wien, Weimar, Frankfurt, Karlsruhe, ſein Ruhm wuchs, ich hörte ihn den erſten Schauſpieler Deutſchlands nennen, und freute mich darauf, ihn wiederzuſehen.

Mein Weg führte mich im Jahre 1832 durch Stuttgart, wo ich nur vierzehn Tage bleiben konnte.

Seydelmann ſpielte während dieſer Zeit nur zwei Mal: den Tartüffe und Hähnchen im Feſt der Handwerker. Das Letztere mochte ich nicht ſehen, aber das Erſtere zog mich an. Ich kann jedoch hier kein unbefangenes Urtheil abgeben. Ich hatte den Tartüffe erſt vor Kurzem in Paris geſehen; ich war damals zu franzöſiſch geſinnt in Sachen der Schauſpielkunſt, und dachte und ſah an jenem Abende wie ein wirklicher Franzoſe die Dinge, die ſich vor meinen Blicken zeigten. Ich hatte ſelbſt für Seydelmanns deutſche Auffaſſung der Rolle nicht das rechte Auge; ich vermißte die Mars, ich war verſtimmt. Hätte ich in jener Laune ein Urtheil über dieſes franzöſiſche Stück auf deutſchem Boden, von größtentheils nur mittelmäßigen Kräften auf dem Hoftheater in Stuttgart dargeſtellt, fällen müſſen, ich wäre grauſam, ich wäre ungerecht geweſen.

Mir fehlte der Sinn für den Ernſt, für die Tiefe Seydelmanns; ich ſehnte mich nach dem hellerleuchteten Saale, den warmen Couloirs, wo auf und abgewandelt wird, dem freundlichen Foyer, wo man ſeine Freunde trifft. Mir fehlten alle Beigaben, die den Theaterbeſuch mir ſonſt ſo angenehm machten; und ohne die rechte Stimmung kein Genuß. —

Ich verließ Stuttgart traurig, ohne meinen Freund geſehen zu haben. — Aber jetzt, nachdem ich wieder faſt drei Jahre, mit nur kleinen Unterbrechungen, in Deutſchland verlebte, und außer einigen Opern in Italien, meine Theaterluſt mit deutſcher Koſt, wie ſie nun eben unſere Schauſpieler bereiten, zu ſtillen gezwungen war — jetzt kehrte ich nach Stuttgart zurück, heißhungriger als je, aber faſt auf nichts reduzirt in meinen Erwartungen; ich zweifelte ſelbſt an Seydelmann, ich hoffte nicht, daß ein wahrhaft großer Künſtler noch unter uns leben könne.

Nachdem ich ihn nunmehr in einer Reihe der verſchiedenartigſten Rollen geſehen, nachdem ich die heilige Flamme begriff, die dieſer Mann nährt, ihn in ſeinem heimlichſten, ſtillſten Wirken belauſcht, jetzt habe ich neue Hoffnung gefaßt; ich möchte Euch herbeirufen, Ihr Strebenden, die Ihr hier und da zerſtreut, vergebens gegen Dummheit und Aberwitz ankämpft, ich möchte Euch um ihn verſammeln, ehe Eure Kraft verſiegt iſt, ehe Euer Feuer erkaltete.

Ich kenne manchen Künſtler in Deutſchland, der es verdiente, ſich Seydelmann anzuſchließen, mit ihm zu ſtreben, mit ihm das hohe Ziel zu erreichen.

Ich nenne ihn hier nicht, weil ich nicht daran denke, irgend Jemanden ſchmeicheln zu wollen. —

Als Seydelmann nach Stuttgart kam, war er ſchon derſelbe große Schauſpieler, den wir heute bewundern. Er war es wahrſcheinlich ſchon früher. Es iſt für einen ſolchen Genius ziemlich gleichgültig, wo er lebt, um ſeine Schwingen ganz zu entfalten. In Deutſchland iſt, ſelbſt in unſern größten Städten, das öffentliche Leben Null; ich ſpreche hier davon aus einem höhern Geſichtspunkte. Oder wäre man wirklich der Meinung, daß der tägliche Beſuch von Stehely, oder die Diners bei'm Sperl den ächten Künſtler zu einem höhern Aufſchwunge begeiſtern könnten? Daß hundertzüngiges Geſchwätz über Kunſt ihm nütze, und das Geſchreibſel von tauſend erwerbhungrigen

Gänſekielen? Die Zurückgezogenheit von ſolchen leeren Zerſtreuungen und Anmaßungen wirkte im Gegentheile belebender auf wahrhaft große Ideen und ihre getreue Geſtaltung und Verkörperung. Einen Blick in das bunte Treiben des lauten Marktes muß der Schauſpieler geworfen, er muß mit einem Worte etwas geſehen haben; das genügt kann aber vollkommen. Seydelmanns Blick erforſcht in dieſer Hinſicht in einer Minute mehr, als Der andrer Menſchen während ſorgfältiger Beobachtung.

Man frage ihn einmal, woher er ſeinen unübertrefflichen Vatel habe, bey deſſen Anblick man ſchwören ſollte, er ſey in Frankreich geweſen, und habe — wenn auch nicht vornehme Küchenbekanntſchaften gemacht — doch mindeſtens Bouffé oder Vernet in treuen Abbildungen ſolcher Originale ſtudirt. Keineswegs! Unſer Freund erinnert ſich, einmal in ſeiner Jugend den franzöſiſchen Koch einer ſchleſiſchen Herrſchaft geſehen zu haben, und nichts weiter! — Nach der Darſtellung des Oſſip wurde er ſchon oft von Ruſſen gefragt, ob er lange in ihrem Vaterlande geweſen ſey. Allein Seydelmann ſchwebten bei der Ausarbeitung dieſes Characters nur jene Ruſſen vor, die er zur Zeit der Katzbach-Schlacht, auf dem Marſche zufällig kennen gelernt.

Dieſe entfernten, dämmernden Züge genügen ihm vollkommen; ſein wunderbarer Geiſt hat etwas devinatoriſches; er weiß zu ergänzen.

Und ſeine feinen Rollen, wo er den Weltmann darſtellt, den Höfling, den Fat, den Roué. — O ihr armen Jünger, die ihr auf die Bilderjagd ausgeht, und mit leerer Waidtaſche heimkehrt! Seydelmann haſcht ſein Original im Fluge; beſorgt jedoch nichts, wenn er vor Euch ſteht, Ihr Originale auf hohen Poſten in der Geſellſchaft, er braucht Euch nicht, denn er portraitirt nie; er gibt hier ſtets nur die Gattung, nicht das Individuum. Er ſetzt ſich Ideale zuſammen von Dummheit, von Eitelkeit, von Bosheit, von Geſchraubtheit; Ideale, die Ihr nie waret und nie ſeyn werdet! Den ſchlichten Dummkopf, der ihm im Leben aufſtößt, kann er nie gebrauchen, er erhebt ihn ſo durch ſeine Kunſt, daß Ihr Euch ſelbſt nicht wiedererkennt, und über Seydelmanns Talent lachen müßt, wenn Ihr im Theater ſeyd.

Und ein ächter Künſtler ſollte in Berlin oder Wien leben müſſen, um ſeine Höhe mit Würde zu behaupten? Welchen Erſatz böten ihm wohl dieſe großen Städte für die Muße, die er ihrem Getreibe opfern müßte? Die Beſſern und Höhern ſind es dort nicht immer, die den Schauſpieler in ihre Kreiſe ziehen; und die Clique zieht herab, ſtatt zu erheben. Von dem, was die Mode erheiſcht, würde er dort wohl am Erſten Kenntniß erlangen; aber die Mode hat eben mit ſeiner wahren, warmen, treuen und fleißigen Kunſt nichts zu ſchaffen. Man muß die Darſtellung eines Menſchen nicht wie einen Rock betrachten wollen, der bald ſo, bald anders geſchnitten werden kann. Wir ſind, Gott ſey Dank, in Deutſchland im Allgemeinen noch nicht ſo weit, die Mode als Göttin zu verehren. Erſt hie und da ſoll ihr Dienſt beginnen und auch auf die Kunſt Ausdehnung erhalten. Das iſt traurig! Denn ſo etwas wird bei uns in der Nachahmung gewöhnlich karrikirt.

Wird der Künſtler ſich nun bemühen, ſolchen Anforderungen entgegenzuwirken, um ſeinem beſſern Gefühle treu zu bleiben, ſo muß ſich ſeine Kraft nothwendig zerſplittern, er muß Kriegslaſten tragen, ſtatt ſein Vermögen im Frieden zu gebrauchen, er wird ſich erſchöpfen in dem unerfreulichen, kleinen Kriege, in Debatten, die ihm fremd bleiben ſollten, in Verdruß und Aerger, und am Ende — wenn auch langſam, ſich verbluten. — Iſt er ſchwach genug nachzugeben, ſo iſt er ſchneller noch für die Kunſt verloren, und wenn die Mode ſelbſt ihn zu ihrem Großwürdenträger erheben wollte.

In Stuttgart lebt es ſich freilich nur einſam und ſtill hin, und der Beruf muß oft zugleich als einzige Unterhaltung gelten; aber ein kleiner Kreis ſtiller Freuden, und wenige Freunde, ſind in dieſen Verhältniſſen vollkommen genügend.

Oder glaubt man vielleicht, daß die Kritik, wie ſie gewöhnlich in den Zeitſchriften gedruckt erſcheint, ſo Erhebliches in die Waagſchale zu legen im Stande ſey? Wir ſind dieſer Meinung keinesweges, und im Voraus überzeugt, daß ſie von Vielen getheilt werde. O! über den Nutzen, den die Abendzeitung, der Geſellſchafter, die Originalien, der Bäuerle und wie ſie Alle heißen mögen, ſchon geſtiftet haben! Oder iſt es das wilde Geſchrei der Menge, das den Künſtler aufmerkſamer macht, und ihn den rechten Weg nicht verfehlen läßt? Iſt es der Herausruf, das Klatſchen, das Beſingen, das ihn auf ſeiner Höhe erhält? — Wäre das, ſo müßte Seydelmann nothwendig zurückgehen. — In Stuttgart haben wir in dieſem Augenblicke gar keine gedruckte Kritik; was in auswärtigen Blättern von dieſer Sorte erſcheint, dient meiſtens nur zu einem gewiſſen Privatvergnügen, und wird ſonach auch nur wenig beachtet. Das Publikum im Theater iſt lebhaft und empfänglich; großen Lärm kann es freilich nicht machen, denn es iſt nur klein; aber mit Recht kann man es ein gebildetes nennen. Das Herausrufen iſt gänzlich unterſagt, und obgleich Schwaben geſegnet an Lyrikern iſt, ſo wählen ſie doch ſtets andere Gegenſtände zum Beſingen, als ſolche, die ihnen das Theater böte.

Es kommt bei wichtigern Fragen im Gebiete der Kunſt nie auf das Urtheil der rohen Menge an, und mit dieſer iſt das Urtheil der gewöhnlichen Theaterkritiker nur ſelten im Widerſpruch. An einigen Orten, wie in Wien zum Beiſpiel, ſteht Jenes ſogar noch höher, als dieſes. Wer je Gelegenheit hatte, in der Wiener Geſellſchaft Männer über das dortige Theater ſprechen zu hören, und das damit vergleicht, was in der Theaterzeitung darüber gedruckt wird, kann nicht anders, als meinem obigen Ausſpruch beipflichten. Es iſt nicht zu begreifen, wie ſeit ſo vielen Jahren dieſelben Leute ſich dazu hergeben können, immer daſſelbe niederzuſchreiben und dann drucken zu laſſen, und daß ſie auch nicht ein einziges Mal ein innerer Schauer bei dieſem nichtigen Geſchäfte anwandelt. Wenn ich die Theaterzeitung zufällig zu Geſichte bekomme, ſo ſchrecke ich unwillkührlich zuſammen, wenn mir Weidmann, oder Adami, oder Dräxler und wie ſie Alle heißen, vorüberhuſchen, mit ihrem ewigen Refrain „Ehevorgeſtern, im k. k. Burgtheater, die ſilberne Hochzeit, oder der Herbſttag, der Bruderzwiſt, Armuth und Edelſinn, die Reiſe zur Stadt“, u. ſ. w. Ich kann den Nährvater dieſer Herberge nicht begreifen, daß er es nicht einfacher macht, und ſeine alten Berichte von frühern, längſt vergeſſenen Jahrgängen nachdruckt, über ſolche Burgtheater-Neuigkeiten. Die Namen der Schauſpieler zu verändern, iſt ja viel leichter; und was ſonſt von Koch galt, kann heute von Anſchütz gelten; das Mehr oder Weniger wäre ohnehin vom Uebel. —

Und was nützen ſie denn Alle, dieſe Beſprecher, Korreſpondenten, Notizler, und Recenſenten? Welcher Umgeſtaltung erfreut ſich das Theater durch ihren Fleiß? Bewahrheitet ſich nicht ſelbſt an den Beſſern der alte Ausſpruch:

> Die Predigt hat gefalle,
> Sie bleibe wie Alle! —

Hunger

Hunger thut weh, und wer ſonſt nichts kann, als das, möge ſich damit ſein kümmerliches Brod erwerben. Wem es endlich um ſolche Lectüre zu thun iſt, mag auch leſen. Wir rechten mit Niemand darüber. Aber wiederholen kann man es nicht genug, daß dieſes Hin- und Herſchreiben und Schwatzen ein nichtsnutziges Getreibe iſt, und daß die, die eine beſſere Kraft in ſich fühlen, zur Abſtellung dieſes Mißbrauchs beitragen ſollen.

Bleiben wir nun bei Wien ſtehen, welcher Vorſchub wird dort der Kunſt geleiſtet mit dieſem Durcheinander von Pedanterie, alltäglichen Floſkeln und Unwiſſenheit? Das Theater an der Wien ſteckt fortwährend im Sumpfe, die Leopoldſtadt ſtagnirt, die Oper lebt nur halb, das Burgtheater altert, und nur in der Joſephſtadt regt ſich's lebendig, wenn gleich höhere Kunſtanſichten in dieſem Streben nicht bemerkbar ſind. Und Alles wird doch ſo ſchön gedruckt beachtet, ja der ganze Hühnerſtall im Einzelnſten genannt! Jedes Huhn iſt verantwortlich für das Ey, das es dem

Bäuerle legt. Bäuerle iſt der ächte père de famille, wie er leibt und lebt, und wie man ihn auf dem Boulevard — bonne-nouvelle — alle Morgen ſehen kann. Man glaube aber ja nicht, daß das große Wien nicht Hähne hätte, die beſſere Kritiken krähten, als jene Hühner der Theaterzeitung gackern. Aber man würde ſie nach dem erſten Laut der Stimme berauben.

Wenn Seydelmann Abends durch die menſchenleeren Gaſſen Stuttgarts zu einem Freunde ſchleicht, ſo vernimmt er Wahrheit unverhohlen, Lob und Tadel, wie es kommt, und dann geht er nach Hauſe, und ſinnt darüber nach, und will er auch nicht die Rolle ändern, über die geſprochen wurde, ſo wirkt dieſe Kritik doch ſtets befruchtend auf ſeine ferneren Schöpfungen. Solcher Anregung im engern Kreiſe, die ſtets ſo wohlthätige Wirkungen auf Sinn und Gemüth äußert, entbehrt Seydelmann nicht. Sein Umgang iſt gewählt, und alles Edlere, im eigentlichen Sinn des Worts, iſt ihm hier zugewendet.

Auf das Theater überhaupt können große Städte mit ihrer bewegten Menge, mit ihren bedeutenden Hilfsmitteln, einen erfolgreichen Einfluß üben; auf den einzelnen Künſtler — von Seydelmanns Individualität — nicht im Geringſten. Ob von ihm eine Reform des Theaters zu erwarten wäre, wenn er in den größern Wirkungskreis einer Hofbühne erſten Ranges verſetzt würde? Wie jetzt die Sachen ſtehen, ſchwerlich! Er iſt zu ſehr ſein ſtilles, inneres Künſtlerleben zu führen gewöhnt, als daß es ihm möglich ſeyn ſollte, ſich in einen Strudel zu ſtürzen, der ihn im erſten Augenblicke wild erfaſſend, zu weit von dem Ziele fortriße, um es ihn vielleicht ſpäter, nach hartem Kampfe, erſt finden zu laſſen. Seydelmann's Wirkungskreis iſt ſeine Rolle, und das Stück, worin ſich dieſe Rolle zu bewegen hat; er trägt ſeinen Beruf im Herzen, den feſten Blick hat er darauf gerichtet, und ich wünſchte nicht, daß er ſich dazu berufen fühlte, den Beſen zur Hand zu nehmen, und den Stall zu reinigen. Auch

Halbgötter beſitzen ihren Stolz, und Herkules ſelbſt würde ſich bedenken.

Die Entartung und Schmach, worin das deutſche Schauſpiel in dieſem Augenblicke liegt, empfindet Seydelmann ſo tief, daß ſie ihm jede Lebensfreude vergällen. So wie er ſich ihnen mit Titanenkraft entriſſen, ſo wünſchte er, wenn auch nicht gleich Begabte, doch Gleichgeſinnte zu finden, um mit ihnen ein trockenes Plätzchen in dieſer allgemeinen Sündfluth zu erobern.

„Ein Dorf, das Theater in einer Scheune genügte mir“ — ſagte er mir oft — „ich würde eben ſo Komödie ſpielen, wie ich es jetzt thue.“

Ich bin feſt überzeugt, daß Seydelmann leicht zu bewegen wäre, zum Vortheil der Kunſt ein Wanderleben zu führen; nicht ein ſolches, wie Viele nach Art der italieniſchen Sänger in der letztern Zeit, d. h. um ohne feſtes Engagement, auf ſtehenden Bühnen einen Rollen-Kreis zu geben und Beifall und Geld mit fortzunehmen, ſondern jenes Wanderleben der erſten theatraliſchen Zeiten, wie es die Patriarchen der Kunſt — vor Gottſched — kannten, voll Entbehrungen und Wechſel, mit Permiſſionsgeſuchen, Conceſſionen und Neckereien, mit einem Worte — als Director einer herumziehenden Truppe! — Er nur könnte verwirklichen, was Viele, die es gut mit der Kunſt meinten, im frommen Eifer gewünſcht haben; er dürfte dann nicht dem Eigenſinn Eines Publikums ſich opfern, nicht an der Gewohnheit eines und deſſelben Parterre's erlahmen, nicht am Ende — wenn die Einnahmen ausbleiben — zu ſchlechten Hilfsmitteln nothgedrungen greifen müſſen — ſondern er würde im ganzen Lande herumziehen, nur das Gute, das Beſte bringend, überall Genuß und Freude verbreitend, immer neu, immer gleich ſchön ſeyn! — Die Mühſeeligkeiten eines ſolchen Lebens würden ihm gering erſcheinen gegen den Dornenpfad, den er bei der jetzigen Verfaſſung der Hofbühnen vor Augen ſieht, wollte er es hier verſuchen, ein gleiches Ziel ins Auge zu faſſen, um die ächte Kunſt zu fördern. Und dabei hätte er dort eine viel größere Hoffnung, es zu erreichen, als hier. Unſer Vaterland, ohne Centraliſation, wäre für ein ſolches Vorhaben in der That ſehr geeignet. Die kleinern und kleinſten deutſchen Städtchen, mit der trockenen, ſpaßhaften Phyſiognomie, ſo ſteif und langweilig, bergen hinter ihren alten Mauern oft mehr wahre Bildung, als man glauben ſollte. Seydelmann würde hier mit offenen Armen empfangen werden; ſein Repertoire bedürfte nicht des ängſtlichen Haſchens nach Neuigkeiten; ſeine Künſtler wären eingeſpielt; er brauchte nicht den Decorations- und Garderobebettel, die Choriſten, den Muſikdirector, das ſchlechte Sängervolk, womit ſich die gewöhnlichen Directoren kleiner Theater bepacken müſſen; er gäbe nur Schauſpiel, aber ein edles, gewähltes, vollendetes Schauſpiel. Die Städte mit ſtehenden Bühnen blieben ihm freilich im Anfange verſchloſſen; bald aber würde ſich ſein Ruf überall hin verbreiten. Hier hat ihn ein Durchreiſender in einem Städtchen geſehen, dort ſpielte er während des Marktes; hier an einem kleinen Hofe, dort in einer Univerſitätsſtadt. Man würde den Wunſch auch in großen Städten laut werden laſſen, die neue Erſcheinung zu bewundern. Es ergingen Einladungen an ihn, wie man jetzt Ballettänzer-Geſellſchaften, engliſche und franzöſiſche Künſtler kommen läßt. Während Seydelmanns Anweſenheit müßte das einheimiſche Schauſpiel ſchweigen, und nach ſeiner Abreiſe müßte auch dieſes eine andere Wendung nehmen, wenn es dieſelben Zuſchauer zufrieden ſtellen wollte. Dieſer Umſchwung brächte die heilſamſten Wirkungen auf die Maſſe hervor; das Schauſpiel höbe ſich, und der Stamm der herumziehenden Geſellſchaft triebe friſch grünende Zweige, die in jedem Erdreiche fortkämen.

Die Schauſpielkunſt überlaſſe man nur einmal ſich ſelbſt, und nehme ihr den Mann ab, der ihr gebieten ſoll, und der ſie nicht liebt, weil er ſie nicht verſteht, und keinen Begriff hat von dem Weſen der Dichter und der Künſtler — „Dieſes zornige Geſchlecht,“ wie ſie unſer herrliche Arnim nannte! —

Der Oper überlaſſet die weiten goldenen Säulenhallen, und den vornehmen Gebieter, und das Heer der Künſtler mit fetten Pfründen; die deutſchen Schauſpieler werden deshalb nicht ſcheel ſehen, ſie werden ſich freuen, davon loszukommen, und in der Liebe und dem Zujauchzen der Nation vollen Erſatz finden. Das Schauſpiel braucht weder Leim noch Pappe, weder Leinwand noch Pinſel, weder Flaſchenzüge, noch Stallmeiſter, weder Feuerwerk noch Tamtams; es kann ſeine ganze Einnahme unter die Darſteller und Dichter vertheilen. An wie vielen Orten mußte es nicht die Oper erhalten, durch den größern Zulauf, den ſie hatte!

An eine nationelle Oper iſt in dieſem Augenblicke nicht zu denken; der Geſchmack iſt vielſeitig, und was man in Deutſchland entſtehen ſieht, hält mit Dem keinen Vergleich aus, was von Außen eingebracht wird. Die Oper, wie ſie iſt, kann nicht mehr als Zweig der Schauſpielkunſt betrachtet werden. — Es iſt eine Kunſt für ſich, eine glänzende herrliche Sache, der wir die Huldigungen nicht beneiden wollen, die ihr von allen Seiten zuſtrömen.

In Frankreich, d. h. in Paris, iſt es Anders. Sie ſind endlich dahingekommen, daß ſie auf ihre große Oper ſtolzer ſind, als auf ihr Théâtre français. Sie ſonnen ſich in der Glorie dieſes Nationalinſtituts, ſie ſind für ſeine Erhaltung auf dieſer Höhe eifrig beſorgt, ſie debattiren in ihrer Kammer über die Subvention, die es erhält, und man ſollte nac[illegible]em glauben, daß die Oper die Spitze der modernen Kunſt in Frankreich bilde. Das iſt aber nicht ganz ſo, wie es zu ſeyn ſcheint. Iſt man dort ſo eifrig bemüht, die Oper zu halten und beſtehen zu laſſen, ſo denkt man auch zugleich daran, daß ein ganzes Heer von Menſchen, in dem hungrigen Ameiſenhaufen Paris, dabei ſeinen reichlichen Unterhalt finde, daß ſelbſt die Journaliſten Vortheile mancherlei Art von dieſem Inſtitute ziehen; man denkt an die lieblichen, reitzenden, gewinnenden

Bajaderen, an Genüſſe, die von denen, welche die Kunſt bietet, himmelweit abliegen; ja man geht ſo weit, wie einſt in Darmſtadt, den ſtärkern Fremdenzug in Betracht zu nehmen, und der Nationalſtolz meint noch überdies, daß die große Oper in Paris andern Nationen zu imponiren im Stande ſey. Man ſieht, daß ſich eine ſolche Anſicht von der Sache bei uns nie bilden kann. Und ſo müſſen wir uns an das Schauſpiel halten, wenn wir dabei an Nationalität denken wollen. Darum herbei, ihr jungen Künſtler von Muth und Talent, werdet die Wiedergebärer einer ſchönern Zeit! Herbei, ihr jungen Dichter, „deren Bruſt von hundert Welten trächtig,“ und die ihr jetzt eure Werke, die ihr den Theaterkanzleien einreicht, verworfen ſeht, oder ſie lieber in euer Pult verſchließt, oder ſie nicht einmal niederſchreibt, und im Buſen herumtragt, daß er euch zerſpringen möchte!

Folgt meinem Rathe, er führt zum ſichern Siege! Hier wird eurem Streben Belohnung werden und Nacheiferung und Befriedigung! Auch in Deutſchland, wie in Frankreich, wird hinfort der dramatiſche Dichter ſeine geſicherte Stellung in der Geſellſchaft haben; er iſt dazu berufen, den Ruhm und den Gewinn der Schauſpieler zu theilen.

Seydelmann's Künſtlerverein, ihn an der Spitze, wird überall, wo er erſcheint, den Kunſtfreunden Feſte bereiten! — — — Schöner Traum! — Es iſt ſo natürlich, ſchön zu träumen, da wir ſo lange ſchon unruhig geſchlafen haben; ſollten wir aber wirklich einmal erwachen, ſo wünſchte ich überall Oper und Schauſpiel getrennt, und zwar Jene in der Geſtalt und Verfaſſung der alten Hoftheater, dieſes aber für die Zwecke der Kunſt organiſirt, auf ſeinen eigenen Füßen ſtehend.

Verfuhre man in dieſem Sinne, ſo würde die Königſtadt und der Gendarmenmarkt in Berlin ſeine Theater haben können, ohne daß die Privilegien ſich hunderfältig kreuzten und Prozeſſe oder Ungerechtigkeiten zu befürchten wären. Jene Poſſen und Schwänke aber, wie ſie nun einmal vornehmer und geringer Pöbel, der Traurige zur Erheiterung, der Heitere zur Erhaltung ſeiner Laune bedarf, würden auf die Volks-Sommer- oder Tages-Bühnen verwieſen, wo ſie eigentlich allein hingehören.

Dieſe Sonderung verlangt unſere Zeit, unſere Fortſchritte, mit denen wir uns ſo gern brüſten, unſer Geſchmack endlich, den wir auf der Höhe aller Zeiten vermeinen.

Städte, welche zwei Theater nicht erhalten können, mögen dann nur immerhin für die Oper ſorgen, die einmal ein Hauptbedürfniß unſerer Geſellſchaft geworden iſt und bleiben wird. Dem größern oder kleinern Kreiſe von Freunden der Schauſpielkunſt aber erſcheine zu beſtimmten Zeiten im Jahre das Seydelmann'ſche Elitencorps, bis ſich mehrere in dieſer Art gebildet haben würden. Dieſe brächten die Kunſt mit, die alte und doch „die ewig junge, ewig ſchöne“, und ſie fände überall, wo ſie ſich zeigte, ſicher den wärmſten Empfang, die liebreichſte Pflege.

Aber warum ſcheut ihr ſo zurück vor dem

Gedanken? Die Jugend des Künſtlers verſchwärmt ſich ſo leicht auf unſtatthafte Weiſe. Hier wäre ſie gut angewendet. Oder iſt euch bange vor eurer Zukunft? Wie Wenige von Euch erhalten denn lebenslängliche Anſtellungen? Hier wäre Euch einmal geſtattet, für „Euer Haupt und Euer Leben zu fechten“; und es iſt ſo ſchön, ſich ſein Glück ſelbſt zu zimmern! Glaubt mir, Ihr brächtet es, auch aus dem materiellen Geſichtspunkte betrachtet, weiter als jetzt.

Und Seydelmann, der Vierzig zählt, würde gewiß Euer Loos theilen wollen und willig ſeine Sinecure im Alter opfern, der ewigen Kunſt allein vertrauend, und dem edeln Sinne der Beſſern im Volke. Wie ich ihn zu kennen glaube, bedürfte es nur ernſter Anregung zu dieſem Schritte.

Was Seydelmann in beſchränktem Kreiſe wirkt, läßt ahnen, was er in einem weitern leiſten würde. Ich meine damit nicht ſeine Verpflanzung auf eine größere Hofbühne;

da würde höchſtens irgend ein junges Talent die Bahn eigenthümlicher Ausbildung verlaſſen, und es verſuchen, ihm einige Rollen nachzuſpielen, wenn ich dies gleich für ſehr ſchwer erachte. Man hat früher geſagt, es ſey ein Beweis von Schröders hoher Vortrefflichkeit und Wahrheit, daß er wohl Schüler gebildet, aber keine Nachahmer erzeugt habe, und ich möchte daſſelbe auf Seydelmann anwenden. Nur die Manier kann nachgeahmt werden; was heißt denn am Ende, wie Seydelmann ſpielen? Wahr ſeyn und der Natur ihre geheimſte Zeichen- und Geberdenſprache ablauſchen. —

Ich will Iffland nicht geradezu einen Manieriſten nennen, aber es war viel von Manier in ſeinem Spiele. Er excellirte ja gerade in jenen Characteren der höhern Geſellſchaft, die ohne Manier gar nicht vollendet zu denken ſind. Er konnte vornehm, nie edel ſeyn, und darin liegt, wie ich glaube, ſeine ganze Kritik. Dies ahmten nun viele Schauſpieler mit größerm oder geringerm Glücke nach, und verpflanzten eine Zeitlang das ſogenannte Iffländiſche Spiel auf alle Bühnen. Der Meiſter aber hatte noch andere Seiten, die nicht ſo leicht wiederzugeben waren, und dadurch erhielten wir jene unzähligen Karrikaturen, ein Heer von Manieren, oder vielmehr Unmanierlichkeiten, woran unſre Schauſpieler zum Theil noch laboriren.

Noch ärger ging es mit Andern, die, lediglich durch ihre glänzenden Gaben, ihrer Manier den vollkommenſten Sieg zu verſchaffen wußten, die aber in ihren Nachahmern, welche jener Gaben entbehrten, zur Fratze wurden. Glücklicherweiſe iſt die Nachahmungsſucht in Bezug auf dieſe Meiſter ſchon jetzt faſt gänzlich erloſchen. Ich ſpreche hier von Eßlair und Devrient. Als ich vor dreizehn Jahren zum erſten Male nach München kam, war ich überraſcht, bei jungen Leuten eine Art und Weiſe des Vortrags zu finden, wie auf keiner andern Bühne, deren ich doch ſchon eine ziemliche Anzahl kennen gelernt hatte. Es war die ſeltſamſte Betonung von der Welt;

manchmal wurde jede Sylbe eines langen Satzes gleich ſchwer accentuirt, und dazu, wie nach dem Takte, mit der linken Fauſt auf die Bruſt geſchlagen, und eben ſo gleichmäßig mit dem weit vorgebeugten Kopfe hin und her geſchüttelt, während der übrige Körper nachläßig daſtand, der rechte Arm herunterhing u. ſ. w. Gleich hinter Stellen, die ſo gegeben wurden, ſprachen ſie wieder ganze Sätze in halbem oder beſſer in gar keinem Tone. Und dies war

„Herkleſſen's Natur,
Eines Tyrannen Natur",

wie Zettel uns belehrt. Ich ſah und hörte Eßlair, und meine Verwunderung erreichte einen noch höhern Grad darüber, daß ein Held, wie dieſer, ſich ſo etwas hatte angewöhnen können, und daß es Affen gab, die dies gerade ſo nachmachten. Eben ſo widerwärtig war es, Devrient's krankhafte Individualität mit einer oft grellen Verzerrung in Rollen überſetzt zu ſehen, in welcher ſie ſelbſt bei ihm, der doch noch am beſten dazu paßte, nicht gut zu ertragen war.

Nehme ich nun den Fall an, Seydelmann würde nach Wien oder Berlin verſetzt, wo ein Heer von Aſpiranten und Hoftheater-Candidaten fortwährend auf die Gelegenheit wartet, ſich durch irgend etwas bemerkbar zu machen, ſo bliebe es ſicherlich nicht aus, daß ſie ihm Dies oder Das abmerkten, um es nachzuahmen. Daß hievon aber die Kunſt keinen Vortheil zieht, wird Jeder leicht einſehen.

In Stuttgart läßt ſich Seydelmann herab, den Lehrer der ſogenannten „dramatiſchen Schule“ zu machen, und wo er Talente vorfindet, da hat er denn auch ſchon gezeigt, daß er es verſtehe, den Schülern den Weg der Natur vorzuzeichnen, wie einige Debüts uns hinlänglich bewieſen haben. Aber auch dies Schulmeiſteramt iſt es nicht, worin ich ihm den größern Wirkungskreis wünſche, um Erſprießliches für die Kunſt daraus hervorgehen zu ſehen. Es iſt mit dieſer ganzen Geſchichte zwar recht ehrlich und gut gemeint geweſen; aber den beſten Künſtler mit ſolchem Dienſt behelligen, zeugt nicht von der rechten Einſicht, noch weniger von der rechten Achtung. Bildungsſchulen für Schauſpieler ſind nothwendig, erfordern aber ganz eigene Berückſichtigungen, die hier nicht erörtert werden ſollen. So viel nur gehört hieher, daß Seydelmann wohl die Oberaufſicht darüber führen, nie aber die Plackereien des Unterrichts ſelbſt übernehmen durfte.

Seydelmanns bedeutendſter Einfluß iſt in ſeinem jetzigen Verhältniſſe auf ſeine künſtleriſche Umgebung bemerkbar, und wenn ich mir dieſe größer und wichtiger denke, ſo iſt der Wirkungskreis auch angegeben, von dem ich vorhin ſprechen wollte.

Durch eben dieſen Einfluß werden die Vorſtellungen des Stuttgarter Hoftheaters manchmal zu einer Würde erhoben, die im höchſten Grade überraſchend wirkt, wenn man ſie zu den disponibeln Kräften hält. Das Stuttgarter Hoftheater zählt nämlich nur wenige Mitglieder, die eigentlich Schauſpieler genannt werden können; die Sänger müſſen nicht nur aushelfen, wo das Perſonal nicht zureicht, ſondern ſelbſt den Choriſten werden größere Partbien anvertraut. Man wird mir einwenden: „Wo iſt dies nicht der Fall?“ Ich aber erwiedere: daß es überall geſchieht, iſt ſicher weder gut noch wünſchenswerth; und ſo häufig und ausgedehnt, wie hier, findet dieſe Anwendung bei großen Theatern nirgend Statt.

Ich weiß nicht, wie weit Seydelmann in der ganz ſpeciellen Abrichtung der untergeordnetſten Subjecte geht, und ſetze willig voraus, daß die wenigen Schauſpieler, die wir hier zählen, ſelbſt ihre Rollen fertig auf die Probe bringen. Sein Ernſt, ſein Eifer, ſeine ſtrenge Redlichkeit in der Ausübung ſeines Berufs — eine Eigenſchaft, die viel zu wenig bei Schauſpielern, wo ſie ſich findet, hervorgehoben wird — wirkt aber jedenfalls bei Allen bedeutend mit und ſpornt mindeſtens den Ehrgeiz der Andern, belebt Wetteifer, Stolz, edles Feuer; ja ſelbſt Neid und Scheelſucht können hier Wunder zu Tage fördern. Was kümmern uns überhaupt die Beweggründe, wenn ihre Wirkungen uns entzücken!

Man wird nicht verlangen, daß ich hier loben und ſchmeicheln oder Namen nennen und Ausnahmen machen ſoll; ich habe jetzt nicht im Sinne, eine Kritik des hieſigen Theaters zu ſchreiben; bei dieſer Schrift hatte ich ein anderes Ziel im Auge. Die Schauſpieler mögen ſich beruhigen. Ich will ihnen nicht übel; die Exiſtenz der Meiſten iſt überdieß nicht zu gefährden, da ſie faſt alle auf Lebenszeit, oder doch ſo lange angeſtellt ſind, bis der letzte Zahn im Munde löckert und das Brod nicht mehr beißen kann, für das der Kunſtjünger doch früher ſo große Sorge getragen.

Was ihre Eitelkeit betrifft, je nun, die mögen ſie zähmen, ſo gut ſie andere Menſchen zu zähmen haben; die Schauſpieler genießen in dieſer Hinſicht keine Bevorrechtung, und bilden ſie ſich's ein, ſo mögen ſie ſich damit begnügen, was ihnen von rückſichtsvollen Theater-Recenſenten ohnedies gewidmet wird. Ich gebe hier keine Analyſe des Spiels der Stuttgarter Hofſchauſpieler, was ich nie aus eigenem Antrieb thun werde. Aber der Fall könnte eintreten, daß es von mir verlangt würde, und daß ich nicht ausweichen dürfte; dann möchte ich es nach ſtreng gefaßten Grundſätzen zwar, aber doch mit aller Schonung thun, welche die Mitglieder und ihre Verhältniſſe verdienen, mit Achtung für die Kunſt und das gebildete Publikum. So etwas ſoll zunächſt blos unterhalten, manchmal vielleicht die Aufmerkſamkeit ſteigern, ſowohl der Darſteller wie der Zuſchauer, und hin und wieder eine kleine Verbeſſerung auf ſanftem Wege herbeiführen. Ohne dieſe Ausſicht iſt eine Theaterkritik leeres Gewäſche, und wenn ſie mit Witzen und poetiſchen Blumen bis zum Ekel gepfropft, oder mit einem Schwall von weitläufig herbeigeſchaffter Gelehrſamkeit bis zum Einſchläfern übergoſſen wäre, wie Erſteres bei Bäuerle und Letzteres in einigen Berliner Kritiken angetroffen wird.

Es wäre ungeſchickt, wollte man je über das Spezielle einer einzelnen Bühne ohne die oben angeführten Rückſichten ſchreiben, welche Künſtler und Publikum von dem Kritiker zu erwarten berechtigt ſind, wenn er ſich nicht ſelbſt „hors de loi“ erklären will, und am Skandal, der aus ſo etwas entſteht, ſeine Freude findet.

Wenn ich aber hier bemüht bin, zu zeigen, wie das deutſche Theater in ſeiner überall eingeriſſenen Entartung und Entwürdigung noch einen ſolchen Sproß treiben konnte, wie Seydelmann; wenn ich ſchildere, wie er ſeine edle Natur zwingt, der bereits aufgegebenen Sache Theilnahme zu ertrotzen; wie er ſeine Tage und Nächte nur dieſer Sache opfert; wenn ich den lauten Jubel, den ſein Spiel an ſo vielen Orten ſchon erregte, ſo gern verſteinern möchte, um in ihm ſeiner Kunſt, der auch ich mit ſtets warmer Neigung zugethan bin, ein würdiges Denkmal zu errichten; und wenn ich für dies Alles nur Worte habe, kalte, durchdachte, hingeſchriebene Worte, ſo kann man nicht verlangen, daß ich dieſe Armuth, die mein ganzer Reichthum iſt, und die ſein ganzer Lohn ſeyn ſoll, für ſo manches Theater hingebe, das wahrlich — wie die Sachen noch gegenwärtig ſtehen — mich nicht in allzugroßes Entzücken gerathen läßt.

Es gibt kleine Bezirke, die ein mäßiges Talent wohl auszufüllen vermag; es gibt Richtungen, die einem Schauſpieler mehr zuſagen; es gibt Stücke, welche nicht in allen Beziehungen die höchſten Künſtler-Eigenſchaften bedingen; endlich ſolche, wo eine kleine Anzahl von Rollen nur unſre wirklich guten Talente beſchäftigen läßt, und alles Störende daraus entfernt. Trifft es nun zuſammen, daß allem dieſem ſich noch anreiht: wie Seydelmann bei der Ausführung ſeiner eigenen Aufgabe auch auf das Uebrige einen ungeſtörten Blick richten kann, oder daß ſie ihn durch ſchon oft ſtattgefundene Wiederholungen in keine Beſorgniß um den eigenen Erfolg oder in andere fremde Gemüthsſtimmungen verſetzt: dann iſt anzunehmen, daß die Mitglieder Wunder wirken, daß man Einklang, Zuſammenſpiel, Charakter, Würde, Strenge, kurz nichts vermiſſen werde, was ſelbſt höhern Anſprüchen genügen kann.

Selbſt der ſubtilſte Eigenſinn der allzuverwöhnten Franzoſen müßte in ſolchen Fällen befriedigt ſeyn; es war nichts Vollkommeneres zu wünſchen, wenn man eine ſolche Aufführung von einem rein künſtleriſchen Standpunkte betrachtete. —

Wo wäre nun aber nach dieſen Prämiſſen ein größerer Wirkungskreis für Seydelmann zu finden? Etwa bei jenen großen Bühnen, wo die Schauſpieler die Sachen unter ſich abmachen können, wie ſie wollen, und der Regiſſeur mit den Händen in den Rocktaſchen am Souffleurkaſten ſteht, und nur darauf wartet, daß die Probe ende? — Dieſer Regiſſeur geht frühſtücken und bittet lachend die erſte Liebhaberin, für ihn indeß die Aufſicht zu führen; ein Anderer iſt zu dumm, und würde ausgelacht werden, wenn er den Mund nur aufthun wollte; — ein Dritter hat es mit den größten Mimen der Welt zu thun, und wird ſich wohl hüten, ihre Grobheiten herauszufordern; — ein Vierter begnügt ſich damit, ſtreng und pünktlich im Anſchreiben der Proben und Strafen zu ſeyn, und hat wenigſtens bei dem künſtleriſchen Poſten die amtliche Seite herausgeſtellt, um ſich einiges Anſehen zu verſchaffen. Dies iſt nicht aus dem Blauen gegriffen, ſondern ich könnte vier der erſten Bühnen Deutſchlands hier nennen, wo es ſo und nicht anders zugeht. Aber was ſollte Seydelmann dort? Er würde weder als Regiſſeur, der nichts macht, noch als großer Mime, der Alles für ſich machen kann, wie er will, ohne daß die Andern ſich darnach kehren, an ſeinem Platze ſeyn. Er bleibe einſtweilen nur immer hier, wo man ſeinen Werth erkannte, und wo er allerdings Gutes zu wirken vermag.

Bis es anders wird, mögen die alten guten Regiſſeure bleiben; und die ächten Künſtler hie und dort, deren Klagen ich oft vernahm, mögen ſich nur gedulden. Die Schauſpielkunſt kann nicht untergehen, wie vorwitzig Kluge prophezeihen wollten, wenn gleich die Theater noch tiefer ſänken, als ſie ſchon geſunken ſind. Denn Theater und Schauſpielkunſt ſind zu dieſer Friſt, trotz ihrer anſcheinenden engen Verbindung, leider ſehr geſondert. Und der wohlbeſtallte Dirigent mit allen ſeinen Beamten und allen mit Dekreten und Patenten verſehenen Hofſchauſpielern, haben als ſolche keinen Einfluß auf die Kunſt, die allein in die Domäne der Dichter, Mimen und Kritiker gehört, und zwar ſo, daß die Dichter die erſte, die Kritiker aber die letzte Stufe an dem Throne der Unſterblichen einnehmen.

Die Rollen, die ich hier von Seydelmann ſah, waren:

Perrin in „Donna Diana.“
Abdallah in „Raphaele“ von Raupach.
Kaiſer Philipp, von Demſelben.
Vatel im „Ehrgeiz in der Küche.“
Der Eheſtifter, von Goldoni.
Carlos in „Clavigo.“
Alter Klingsberg.
Kaiſer Friedrich und ſein Sohn, von Raupach.

Kommerzienrath Hirſch im „Kammerdiener“ von Wolff.
Von Strauß, in einem Luſtſpiele: „Der Strauß.“
Marinelli.
Ranzau in der „Königin von ſechszehn Jahren.“
Der Paraſit, von Schiller.
Der Todtenwärter im „König Enzio“ von Raupach.
Kommerzienrath Herrmann in Bauernfelds „Bekenntniſſen.“
Cromwell, von Raupach.
Shylock.
Graf Balken in der „Schachmaſchine.“
Cardinal von Eſte in „Taſſo's Tod“ von Raupach.
Oſſip in „Iſidor und Olga“ von Demſelben.
Der alte Graf im „Puls.“
Der Bettler, von Raupach.
Nathan der Weiſe.
Till in den „Schleichhändlern“ von Raupach.
Mohr in „Fiesko.“

Danville in der „Schule der Alten."

Friedrich der Große in „König und Schauſpieler."

Ein alter Leiermann im „Vaterſegen."

Kommiſſionsrath Froſch im „Verſchwiegenen wider Willen."

Mephiſtopheles.

Hieraus ergibt ſich folgende ſtatiſtiſche Ueberſicht:

1) In dem Winterhalbjahre, October bis März, ſpielte Seydelmann überhaupt 33 Mal, ohne die Wiederholungen; drei Vorſtellungen, worin er beſchäftigt war, wohnte ich nicht bei. Es waren: die Braut von Meſſina, worin er den Diego ſpielte; der Alpenkönig, von Raimund; und Kaiſer Friedrichs Tod, von Raupach, worin er die Titelrollen gab.

2) Unter dieſen 33 Rollen hatte ihm 9 Mal Raupach die Aufgabe geliefert, 2 Mal Göthe, 2 Mal Leſſing, 2 Mal Schiller, 1 Mal Shakspeare. Ein Mal mußte er in einem ſpaniſchen Mantel- und Degenſtück

mitwirken, ein Mal in einer ſteifen italieniſchen Komödie von Goldoni, ein Mal diente ihm eine franzöſiſche Bluette, ein Mal ein Vaudeville feiner Gattung als Vorwurf, ein Mal wieder ein Stück der Comédie française aus dem wirklichen Leben und doch in Verſen. Kotzebue und Babo lieferten ihm in dieſer Zeit allein Charactere des deutſchen Converſationsſtücks, Wolff und Bauernfeld anſprechende Chargen.

3) Während jener fünf Monate ſpielte er
in 12 Trauerſpielen,
in 14 Dramen oder Luſtſpielen,
und in 7 Poſſen und dergleichen.

4) Er ſtarb zwei Mal auf der Scene, als Abdallah und Kaiſer Friedrich. Vier Mal erſchien er jung, die übrigen Male alt oder als Greis.

5) Neue Rollen von ihm waren in dieſer Zeit: der Eheſtifter; Kaiſer Friedrich; der Paraſit; der Kommerzienrath Herrmann; der Cardinal von Eſte; der Mohr

in Fiesko; der alte Leiermann. Auf jede dieſer Rollen war das Publikum Stuttgarts ſehr geſpannt; Alle erhielten den ungetheilteſten Beifall.

Perrin — Abdallah.

Es war zur Zeit, da die Naturforſcher hier verſammelt waren, als ich in's Theater ging, um Seydelmanns **Perrin** zu ſehen. In meiner Loge befanden ſich mehre jener Herren, die aus größern Städten herbeigereiſt waren, und bei ihrem alljährlich wechſelnden Orte der Zuſammenkunft wohl Gelegenheit hatten, faſt alle deutſche Theater-Notabilitäten kennen zu lernen. Sie ergoſſen ſich in einſtimmiger Bewunderung über Seydelmanns Spiel, und wenn man auch dieſen Pflanzen- und Mineralien-Kundigen nicht eben große dramaturgiſche Einſicht beizulegen geneigt wäre, ſo konnte man doch aus ihrem Urtheile abnehmen, daß Seydelmanns Wahrheit es war, die auch ihnen imponirte.

Perrin iſt als ein armer junger Menſch an den Hof von Barcellona gekommen, wo er ſich bald, durch eine Miſchung von Verſchmitztheit und Kriecherei, die in ſeinem Charakter vorherrſcht, einen Wirkungskreis zu verſchaffen wußte. Ich habe dieſe Rolle ſchon hie und da auf eine Weiſe geben ſehen, die lächerlich genug war. Das verſchrobene Urtheil einiger Recenſenten, denen von ſpaniſcher Poeſie und Grandezza noch ganz altmodiſche Begriffe im Kopfe ſteckten, hatte gute Schwachköpfe von Schauſpielern vermocht, den Perrin mit der abgeſchmackten ceremoniellen Würde eines deutſchen Kleinſtädters zu geben, wie denn überhaupt der Anſtand einer Königin, und der Frau eines reichsſtädtiſchen Bürgermeiſters, einer Oberhofmeiſterin und einer Ober-Fiſch- und Floß-Meiſterin, eines Fürſten und eines Schützenhauptmanns, auf dem deutſchen Theater viel zu wenig geſondert wird.

Perrin iſt eine ziemlich gemeine Natur; nicht nur ſeine Reden zeigen dies an, ſondern die Rolle der Mittelsperſon, die er übernimmt, ſein verſtecktes Verhältniß zu Florette, und ſein Hohn gegen die gequälte philoſophiſche Närrin, ſeine Gebieterin. Die Dankbarkeit könnte ihn Alles, was er jetzt unternimmt, für den Prinzen von Urgbel thun laſſen; aber er dürfte ſich dabei etwas edler zeigen. Wie er jetzt einmal iſt, ſind Lebrun in Hamburg und Seydelmann ſeine glücklichſten Darſteller. Der Erſtere thut eine kammerdienerliche Drolligkeit hinzu, die ihm zwar wohl anſteht, aber hier doch nicht ganz an ihrem Platze erſcheint. Seydelmann verleiht der Rolle einen feinen Schliff, eine anmuthigere Beweglichkeit, die ihm aber auch in weit höherm Grade zu Gebote ſteht, als Lebrun. Dies um ein Weniges noch erhöht, und Perrin würde aus ſeinem Verhältniß gerückt ſeyn. Aber in dieſer ruhigen Berechnung des Maaßes, in der feſten Hand es zu füllen und nicht überzuſchütten, liegt eben die ganze Weisheit.

Wenn Lebrun mehr mit geſpreitzten Beinen daſteht, bemerkt man an Seydelmann

mehr

mehr gekreutzte; während Lebrun mit der ganzen Sohle den Boden betritt, berührt ihn Seydelmann nur mit den Zehen; er lehnt ſich mit Leichtigkeit an Stuhllehnen, er hüpft, er ſcheint zu lauſchen, er lächelt viel, er droht mit dem Finger, er winkt mit Fingern und Augen, er ſchüttelt liſtig den Kopf, er will ſein Aeußeres ſo weich und liebenswürdig erſcheinen laſſen als möglich, weil er weiß, daß dies bei Hofe gefällt und Vertrauen erweckt. Lebrun iſt pfiffig, drollig, und beachtet zu wenig den Hof, der ihn umgiebt; man kann nicht wohl anders denken, als daß die Prinzeſſin ſich ſeines Vertrauens nur mit Widerwillen bedient, blos weil ſie muß; während ſie in Seydelmann einen treu ergebenen Diener ahnet, einen Freund, wenn es ihre Etikette zuließe, ihn dafür zu halten. —

Die nächſte Rolle war Abdallah in dem Trauerſpiele „Raphaele“ von Raupach. Ich glaube, der verſtorbene Waiblinger hat dieſe Geſchichte unter dem Namen „Ikeluta“ erzählt;

der Kampf der Griechen, und das Intereſſe, das man für denſelben nahm, beſtimmten Raupach, ſie auf das Theater zu bringen. Es gelang ihm jedoch nicht, ſeinem Trauerſpiele auch nur den kleinſten Theil jenes Intereſſe's zuzuwenden.

Ein monotones Liebesgeſchwätz, voll alltäglicher Schönheiten, unterbricht den einfachen Gang einer türkiſchen Familienſcene, die eine gewaltſam blutige Endſchaft erreicht. Es waltet eine türkiſche Gerechtigkeit ſtatt einer poetiſchen in dieſem Stücke. Es iſt craß ohne Schönheit und blutig ohne Trauer; es hat ſich nirgends Theilnahme dafür ausgeſprochen. Wären die überläſtigen Tiraden der Liebenden nicht darin, Seufzer, die von guter Lunge zeugen, ſo könnte man es mit einigen Stücken der neuern Gattung in Frankreich vergleichen.

Der Kaufmann Abdallah iſt ein praktiſcher Menſch im Sinne des Morgenlandes, im Ganzen aber ein dummer Teufel; je unglücklicher er wird, deſto dummer und blutdürſtiger wird er. Morrier's treffliche Schilderungen leuchten uns bei dieſem Bilde vor; Morier, der uns den Orient von ſeiner wärmſten, lebendigſten Seite aufgeſchloſſen hat; der uns das Leben auf den Märkten wie in den Harems, am Hofe wie in den Bürgerhäuſern in friſchen Farben vorführt. Ich zweiſle, ob Seydelmann dieſen Schriftſteller kennt; er ſollte es nicht verſäumen, ihn kennen zu lernen.

Der weſt-öſtliche Divan und Schirin, Rückert und Hammer ſind dem Schauſpieler nicht wichtig in dieſem Grade. Seydelmann war anfänglich raſch; er bewegte ſich faſt europäiſch. Er wollte damit augenſcheinlich die ſchleppende Expoſition beleben. Die äußere Bezeichnung war im Uebrigen ſehr gelungen; Sprache und Organ merkwürdig gehoben und ſtark. Als die Handlung ſich ſteigerte, und Abdallah, ohne ſein Zuthun, eine tragiſche Bedeutung erhalten ſoll, verlieh Seydelmann ſeinem Spiele eine hier ungeahnte und darum doppelt überraſchende Größe. Er verſchmähte jedoch die gewöhnlichen Behelfe der Schauſpieler in ſolchen Fällen. Sein Schmerz kam von innen; wir ſahen die Wirkungen deſſelben, Seydelmann erſparte uns aber die Maſchinerie, wodurch er ſie hervorzauberte. Wie widerwärtig ſind nicht ſchon längſt allen gebildeten Zuſchauern die kurzen Athemſtöße, das Schnauben, Niederſtürzen, das Anlauf nehmen, auf den Knieen rutſchen, und Haare zerraufen, kurz alle jene Manöuvres, womit der Affe droben den Janhagel kirrt.

Ein dumpfer Ton aus tiefſter Bruſt wirkt mehr, als alles hier Genannte, der Ton muß aber gleichſam das Reſultat deſſelben ſeyn; denn der höhere Künſtler erſpart uns die Anſicht der Folter, um uns den zerriſſenen, zerſtörten Menſchen zu zeigen. Jene iſt widrig, dieſer erſchütternd; der Todſchlag entſetzt, die Leiche rührt. —

Eben ſo trug Seydelmanns Wahnſinn keine Spuren von gewöhnlichem Theaterſpiel. Ich kenne Schauſpieler, denen das Grab im fünften Akt im Vordergrunde angebracht werden muß, damit ſie dort die lange Zeit bis zum Schluſſe des Stückes ſitzen können, um die ekelhafteſten Grimaſſen und Fratzen den Zuſchauern recht unter den Augen zu ſchneiden.

O über die Kunſt, ſtieren Blickes auf der Erde zu hocken, mit den Fingern am Halſe und auf dem Kopfe herum zu krabbeln, eine Fackel zu ſchwingen, zuſammenzuſchaudern, und dergleichen Faſeleien mehr!

Seydelmann ſpielt ſeine Scene am Grab im Hintergrunde, und geht ab, um erſt dann wiederzukommen, wenn ſeine Gegenwart zur Beendigung des Stückes nothwendig wird. Es iſt nicht die Armuth, eine Scene nicht mit ſtummem Tande ausfüllen zu können; aber eine höhere Anſicht treibt ihn an, es zu unterlaſſen.

König Philipp — Batel.

Zum dritten Male erblickte ich Seydelmann in einer geſchichtlichen Tragödie, welche, die Langweiligkeit abgerechnet, manches Verdienſtliche hat. Es war König Philipp, abermals ein Stück von Raupach. Seydelmann erſchien mir hier auf ganz befremdliche Weiſe. Er hatte ſeine Individualität erhöht, verſtärkt. Ich fand nachher, daß dieſelbe Grundlage bei ſeinen Darſtellungen aus dem Hohenſtaufen-Cyclus vorherrſchen müſſe. Er war größer, ſein Organ klang voller; er ſprach von Anfang bis zum Ende ſehr laut und ſtark; der Gang ſeiner Rede konnte gewichtig genannt werden.

Er hielt dieſen Philipp überaus milde, faſt artete er in Weichheit aus. Sein Benehmen war das eines ſchlichten Biedermannes, aber die Erhöhung ſeiner äußern Mittel, deren ich vorhin erwähnte, ließ weder an die gute alte Zeit, noch an die jetzige denken, ſondern ſie ſpiegelten uns das Heldenzeitalter ab, worin dieſer König lebte. —

Die nächſte Vorſtellung war „der Ehrgeiz in der Küche,“ nach dem Franzöſiſchen. Er ſpielte den Vatel, einen Nachkommen jenes berühmten Koches Ludwig's XIV., der ſich einer verunglückten Schüſſel wegen um das

Leben brachte, und deſſen Küchenladen in Paris als Merkwürdigkeit geſehen wurde, bis das Theater des Börſenplatzes ſeine Stelle einnahm. Für Leute, die nicht in Paris waren, bemerke ich, daß die vornehmſten Köche dort offene Laden halten. In dieſer Rolle ſtellt uns Seydelmann eine conſequent durchgeführte Charge dar, mit einer Laune und Komik, gleichwie mit einer pikanten Sauce übergoſſen. Ich habe in Deutſchland ſelten Aehnliches geſehen, in Frankreich liefern nur Bouffé und Vernet dergleichen.

Dieſe Verläugnung ſeiner Perſönlichkeit gränzt an's Unbegreifliche. Niemand wird ihn auf den erſten Anblick erkennen. Es iſt kein dicker, behaglicher, runder Koch, mit Puder und altfränkiſcher Jacke, wie ich dieſe Rolle einſt auf einer andern Bühne darſtellen ſah. Solch' eine Geſtalt wirkt in der Küche nicht angenehm; ſolch' ein Kerl ſchwitzt, iſt maſſiv, und keiner Begeiſterung fähig, wie Vatel ſie haben ſoll. Unſer Koch iſt hager, lang, er ſchreitet mit ſteifen Knieen einher, ſein Geſicht iſt bleich, ernſt, ſein Auge zeigt Schwärmerei, ſeine Bewegungen und Ausſprüche ſind dictatoriſch, ſeine Stimme feſt, rauh, trocken. Man urtheile, ob ſich dies Alles nicht mit einem Koche, und noch dazu mit dieſem Koche vereinbaren laſſe. Wollte ich hier als weitſchweifiger Ausleger glänzen, ich könnte ſagen, daß ein Koch wenig eſſe und daher hager bleibe, daß ſeine Stimme von Feuer und Rauch nothwendig rauh und trocken werden müſſe, ich könnte ſogar Subtilitäten aufdecken, woran Seydelmann ſelbſt nicht im Entfernteſten gedacht hat. Aber die Zeit ſolcher Ausleger iſt vorbei.

Sein deutſch-franzöſiſcher Jargon iſt vollkommen zu nennen. Er hat ihn in allen ſeinen Nüancen ſtudirt; ſeine Ausſprache verräth den Südfranzoſen, welcher beſonders an dem etwas geſchnarrten **R** und dem Naſalton kenntlich wird. Ob Seydelmann wohl daran gedacht haben mag, daß die beſten Köche Gaskogner ſind und daß Vatel ſelbſt es war, oder ſeiner That nach es zu ſeyn verdient hätte?

Der Augenblick, wo er ſeinen Sohn ſegnet und ihm küchliche Verhaltungsregeln gibt, z. B.: „er möge nie zu viel Pfeffer nehmen," iſt unnachahmlich und von unwiderſtehlicher Wirkung.

Der Eheſtifter. — Carlos.

Ein altes Luſtſpiel von Goldoni: „der Eheſtifter," war eingeſandt und von Seydelmann zur Aufführung angenommen worden. Ich habe nicht gehört, daß man es auf eine andre deutſche Bühne gebracht hätte. Es iſt ganz nach dem alten Zuſchnitt, eine Entführung, ein Paar Alte, ein nichtsnutziges Liebespärchen, und ein langer Dialog ohne Witz. Ohne Seydelmann's geniale Auffaſſung der Hauptrolle müßte es nicht zu ertragen ſeyn.

Er erſchien im Koſtüm und Weſen der ältern Komödie. So müſſen die Orgons und Damons dargeſtellt worden ſeyn.

Ein geradgeſchnittener Leibrock, eine runde Perücke mit drei Lockenreihen, der Rücken gewölbt, die Ausſprache ſchnarrend, haſtig, leiſer Anklang des ſächſiſchen Accents, trippelnder Gang, im ganzen Weſen übergroße Geſchäftigkeit ausgedrückt.

Der gutmüthige, etwas närriſche Alte, zerſtreut und polternd, der Alles gut machen will, und ſeine eigene Tochter entführen läßt, konnte an und für ſich ſchon nicht beſſer gedacht werden, und überdieß ging Seydelmanns Beſtreben noch darauf hin, eine chargirte Figur hinzuſtellen, wie ſie in Goldoni's Rahmen hineinpaßte. Es iſt Schade, daß dieſe geiſtreiche Auffaſſung von den andern Mitſpielenden in ſolchen Fällen nicht vollkommen verſtanden wird; dann erſt müßte eine ſolche Antiquität einen höchſt ergötzlichen Eindruck machen. —

Indem ich jetzt von einer der merkwürdigſten Rollen Seydelmanns ſprechen will, gerathe ich in Verlegenheit. Wenn ich nicht in den mir ſelbſt ſo verhaßten Fehler des weiten Herholens und des Wichtigthuns fallen will, wenn ich es nicht unternehmen mag, Minenſpiel und Action in der Art zu beſchreiben, wie es einſt Bötticher mit Iffland gethan, ſo wird es nur wenig ſeyn, was ich ſagen kann, obgleich Alles, was mein Freund in dieſer Rolle zur Anſchauung brachte, die reife Frucht der Ueberlegung und des tiefſten Nachdenkens war.

Ich ſpreche hier von der Rolle des Carlos im Clavigo.

„Spielen Sie Ihren Carlos einmal ganz ſo wie das andre?“ — fragte ich ihn am Morgen nach der Darſtellung, weil mich die Sicherheit und Conſequenz in Allem, was er that, mehr als je überraſcht hatte.

„Wie meinen Sie das?“ — fragte er lächelnd und mit ſeiner gewohnten Unbefangenheit.

„Je nun!“ — erklärte ich mich, — „ſprechen Sie den langen Sermon ſtets auf derſelben Stelle, geben Sie bei einem Ruhepunkt in demſelben immer zu Clavigo hin, der am Tiſche ſitzt, drücken Sie ſein Haupt an Ihre Bruſt, kurz machen Sie Alles das, was man in der Theater-Sprache „Spiel" nennt, immer ſo wie Sie es geſtern machten?"

„Nein!" — erwiederte er, — „darin wechsle ich nach meiner Laune, oder vielmehr nach der individuellen Neigung, die ich für den jedesmaligen Darſteller des Clavigo empfinde. In ſeinem Grundtone bleibt der Character, wie ich ihn einmal erfaßt habe, ſtets unverändert, in der äußern Ausführung folge ich einer momentanen Eingebung."

Moritz, der an jenem Abende den Clavigo ausgezeichnet gab, mochte alſo wohl auf Seydelmann's Spiel, was die kleinen Ausſchmückungen betrifft, bedeutend eingewirkt haben. Die Vorſtellung dieſes Abends war in allen ihren Theilen vollendet. Ich glaube ſchwerlich, daß das Stück irgendwo beſſer gegeben werden kann. *) Es war im eigent-

---

*) Die Beſetzung war: Clavigo, Moritz; Carlos, Seydelmann; Beaumarchais, Maurer; St. George, Dobritz; Sophie Guilbert, Mad. Mau-

lichſten Sinne eine „Muſtervorſtellung,“ ohne ſo zu heißen.

Seydelmann erſcheint im Carlos als junger Mann, in eleganter Kleidung, mit einigen Orden. Er gehört der vornehmen Klaſſe an, und iſt in den Staatsgeſchäften gewiegt. Er fühlt für Clavigo innige Freundſchaft, kein ſchwärmendes Gefühl in's Blaue hinein, ſondern ein Etwas zieht ihn hin zu ihm, wodurch er ſich mit ihm verwandt erblickt, da er es auch in ſeinem eigenen Innern wiederfindet. Er will ihn hinaufheben zu ſeiner Höhe, er will ihn zu Etwas machen. Clavigo beſitzt alle Fähigkeiten des Geiſtes und Herzens dazu. Nicht der leiſeſte Hinterhalt liegt in Carlos Character; in den Scenen, wo er uns erſcheint, iſt er von einer Offenheit, wie ſie der Weltmann gewiß nur ſeinem beſten Freunde gegenuber zeigt; dies wird klar in Seydelmanns Spiel. Da iſt weder ein Zuſammen-

---

rer; Marie, Mad. Schmidt; Guilbert, Schmidt; Buenco, Liſt.

kneiſen der Augenbrauen, noch ein finſterer Blick ſichtbar, nichts was den Theaterintriganten gewöhnlich bezeichnet; Carlos iſt hier nur ein Menſch, dem wir Recht geben müſſen, weil er es ſo wohl verſteht, Recht zu haben.

Klingsberg. — Kaiſer Friedrich II.

Der alte Klingsberg iſt ein Character, den man nicht auf der Bühne dulden ſollte. Ich bin nicht dagegen, daß man auch ſolche Sitten ſchildre, wenn daraus irgend ein Vortheil für die guten erwachſen kann; aber wenn ſie, wie es hier geſchieht, mit einem Anſtrich von Gutmüthigkeit, Edelmuth, reizender Laune und dergleichen verſehen ſind, wenn ſie uns von ihrer amüſanten Seite vorgeſtellt werden, ſo ziehe ich die Schule der Laſter, wie ſie uns die Pariſer Boulevards zeigen, unbedingt ſolchen Stücken vor, und glaube feſt daran, daß ein edler Geſchmack weniger dadurch beleidigt werden könne.

Seydelmann ſtellt uns im Klingsberg ein treues Abbild eines Kavaliers dar, wie er an großen Höfen ſtets gefunden wird. Jene reichen, in allen Glücksgütern ſchwelgenden Patrone, wohl genährt, leicht gefärbt, ſorgfältig gekleidet, geſchäftslos, wenn man ihre Vergnügungen nicht ſo nennen will, wie ſie daſtehen an der oder jener Straßenecke, wo die Promenade die Menge vorüberführt, und mit bewaffnetem Auge das Bürgermädchen betrachten, das mit emporgehobenem Kleide den herzhaften Schritt über die Goſſe wagt. Unſer Klingsberg hat alle Manieren ſolcher Herren abgelauſcht; er zeigt durchaus nichts Geckenhaftes, er iſt ein Mann vom feinſten Anſtande, ſogar der Würde entbehrt er nicht in ſeinem Aeußern. Wo er auftritt, geſchieht es mit jenem vornehmen à plomb, der ſeiner Sache ſtets gewiß zu ſeyn vermeint. Der Kopf iſt meiſterhaft dreſſirt, und in den Augen ſchwimmt neben der verbuhlteſten Schelmerei doch etwas von edelm Schwärmen, welches nicht ganz die rührende Erinnerung an ſeine verſtorbene Gattin zur Lüge der Konvenienz werden läßt.

Seydelmann hebt dieſe Rührung gerade ſo viel hervor, um uns nicht ſelbſt dazu kommen zu laſſen. Geſchähe dies, ſo würde die Wirkung des Stücks verloren gehen, welche durch Seydelmann's Spiel ſich durchaus in der Region der höhern Komik erhält. —

Friedrich II., in dem Trauerſpiele: „Kaiſer Friedrich und ſein Sohn,“ erinnerte in der Auffaſſung an König Philipp, obgleich hier ein höherer Schwung, ſo wie lebhafte ſüdlichere Färbung unverkennbar waren. Schon im Aeußern wirkte dies durch den prächtigen Anzug. Der Kopf mit ſchönen blonden Locken, der Bart ebenfalls gelockt, gab ein friſches entſprechendes Bild. Was ihm Raumer in ſeiner Geſchichte über dieſen Fürſten berichtet, hat er im Aeußern und Innern treu darzuſtellen geſucht. Schade iſt es, daß die Langeweile, die in der erſten Hälfte des Trauerſpiels

ſpiels herrſcht, ſo manchen Zuſchauer für das ſchöne Spiel, das Seydelmann gegen das Ende entwickelt, abſtumpft und erkältet.

Kommerzienrath Hirſch. — Herr von Strauß.

Welche Fülle von Wahrheit, der Natur abgelauſcht, liegt in dem jüdiſchen Kommerzienrath Hirſch in Wolff's „Kammerdiener,“ von Seydelmann dargeſtellt. Seine Maske iſt hier ſo vortrefflich, ſo natürlich, daß ſie auch außer dem Theater noch ihre Wirkung fortübt. Ich ſah ihn, aus dem Theater kommend, nach der Vorſtellung des Kammerdieners im vollen Koſtüm in eine Geſellſchaft treten, wo er ſich als einen Herrn Moſes Nathan aus Hamburg hatte anmelden laſſen, und man war höchlich über dieſen Beſuch überraſcht und erkannte ihn ſelbſt dann noch nicht, als er einer Dame ſchon die Hand geküßt hatte. Man kann dies ebenſowenig Karrikatur nennen, wie die Zeichnungen von Hogarth. Er geht hier ganz von der Weiſe der gewöhnlichen Schauſpieler ab, welche wegen der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, und um das ernſte Studium nicht an den Spaß ſetzen zu dürfen, recht toll übertreiben, um ſich wenigſtens den Dank des Lachens zu gewinnen.

Eine ganz unbedeutende Kleinigkeit in Verſen: „*der Strauß*“ betitelt, die eigentlich nur *eine* nicht mißlungene Scene hat, wo jene Wortſpiele mit „Strauß“ ſtattfinden, gaben Seydelmann Gelegenheit, einen modernen Dandy zu ſpielen. Es darf nicht hinzugefügt werden, daß ihm dieſe leichte Aufgabe zum Kinderſpiel wurde.

Marinelli. — Graf Ranzau.

Seydelmanns *Marinelli* ſtreift an's Geckenhafte; dieſer Höfling iſt offenbar von einem bornirten Verſtande, und bildet zu dem edeln, klugen Appiani in der Scene, die ſie mit einander haben, den vollkommenſten Gegenſatz. Höfling der gemeinſten Art, geſchmeidig wie ein Hund, der auch manchmal knurrt und ſchnappt, wenn ihn ſein Herr auf den Schweif tritt. Seine Begriffe ſind eben ſo plump, wie die des Banditen, den er dingt, doch bei Weitem böſer, in unbelauſchten Momenten von einer Bosheit, die erſtarren macht.

Im äußern Anſtand jener nichtsſagende Hofpli, jene geſchmeidige Tournüre, wie man ſie bei abgeſchliffenen Weltmenſchen findet, eine leere Form zum Repräſentiren, die eben ſo weit von Adel und Würde, als von ächter Eleganz und Grazie entfernt iſt. Die Sprache geläufig; nur wenig ſcharfe Betonungen ſind bemerkbar; er ſchlüpft mit Glätte über die tiefſten Abgründe, die ſich in ſeiner Rede bilden, um ſie dem Prinzen ſo wenig als möglich fühlbar zu machen.

Viele Schauſpieler ſind in den Fehler gefallen, aus Marinelli einen ſcharfen, durchdringenden, überlegenden Staatsmann zu machen, und geben ihn deshalb mit Gewicht. Ich weiß nicht, was ſie dahin bringen konnte, wenn es nicht die Rezenſenten ſelbſt waren, oder die Manier, die ſie ihren ſogenannten Intriganten überall umhängen.

Marinelli's Weisheit geht darauf aus, ein Mädchen einem Wollüſtling zu kuppeln, und wo er ſie nicht hinreichend befindet, da dingt er eine Fauſt mit dem Dolche. Der ganze Anſchlag und die Art, wie er ihn ausführt, iſt gewiß nicht geiſtreich, und noch minder kühn für einen italieniſchen Höfling früherer Zeit. —

In dem franzöſiſchen Stücke: „die Königin von ſechszehn Jahren," hatte der Künſtler Gelegenheit, uns ein Gegenſtück zu ſeinem Marinelli zu bieten. Er ſpielte den Grafen Ranzau, den verſtändigen Staatsmann, den ſtolzen Edelmann, der ſich zu den verſteckteſten Ränken hingäbe, wenn es ſein Zweck erforderte, aber ſich eines ihm angebornen Anſtandes, einer ihm inwohnenden Würde nicht entäußern kann. Es gelang dem Darſteller, dieſem kleinen Rahmen ein vollendetes Bild anzupaſſen, um ſo meiſterhafter, als es ausgeführter war. Die äußere Erſcheinung war vollendet zu nennen.

Der Paraſit. — Der Todtenwärter.

Der Paraſit von Picard iſt keines von den unterhaltenden Stücken, und die Ueberſetzung von Schiller hat ihm in dieſer Hinſicht ſicherlich keinen Vorſchub geleiſtet. Es liegt daher brach da, und kein Theater denkt daran es zur Aufführung zu bringen. Seydelmann griff nach dem Paraſiten, in der feſten Ueberzeugung, daß es ihm gelingen würde, etwas Eminentes daraus zu machen.

Er geht in ſolchen Fällen mit dem richtigſten Urtheil, und mit feſter Gewißheit zu Werke; denn da das Darzuſtellende in dieſen Fällen ſich gleich in beſtimmten Umriſſen vor ſeinem innern Auge geſtaltet, wie wäre es möglich, daß er ſich täuſchen könnte?

Man gab das Stück in dem Koſtüm des vorigen Jahrhunderts, nicht als ob in unſern Tagen ſo etwas ſich nicht zutragen könnte, ſondern um den Characteren durch das Koſtüm mehr Haltung zu geben. Wäre Selicour im ſchwarzen Frack erſchienen, ich glaube nicht, daß er ſo vollkommen wirkſam geweſen wäre.

Seydelmann weiß ſich ganz beſonders gut in dem geſtickten Habit-habillé zu benehmen. Eine altfränkiſche Grazie, nicht ohne einigen Beiſchmack von Süßlichkeit, ein hüpfender Gang, das Portebras, die zierlichen Verbeugungen, Alles an ihm verſetzt uns in die Zeit der Etikette. Dieſer Selicour, ein wetterwendiſcher und pfiffiger Spitzbube, zeigt ſich uns von den verſchiedenſten Seiten. Es wäre leichter, wollte man dieſe ſchroff geſondert neben einander hinſtellen. Sie aber, trotz der ſchärfſten Characteriſirung, mit einander zu verbinden, und den Grundton dabei ſtets feſtzuhalten, ſcheint mir die ſchwierige Aufgabe zu ſeyn, die nur vollkommen gelöst wirkſam ſeyn kann. Selicour iſt nicht nur kriechend überhaupt, ſondern er iſt es in ſehr verſchiedenen Abſtufungen. Gegen den Miniſter iſt er unterwürfig zwar, aber nicht ohne ſich zu fühlen, nicht ohne die Fähigkeit, ſeinen Fleiß für ſich in Anſpruch zu nehmen, wenn gleich Alles dieſes nur in Bezug auf das unſchätzbare Vertrauen ſeines Chefs, auf die Wohlfahrt des Staates, in ſeinen Augen Werth zu haben ſcheint. Er iſt ein eben ſo kriechender Schmeichler bei den Damen, aber demungeachtet weiß er dort ſeine feinen Sitten in's gehörige Licht zu ſtellen, ſeine geſelligen Talente glänzen zu laſſen. Er kriecht gegen ſeine Freunde und Feinde, aber bei den Erſtern nimmt er doch das Air eines Protectors an, während er bei den Letztern ziemlich unverhohlen ſeine Krallen zeigt, die er nur, ſo lang er will, in Sammtpfötchen verwandelt.

Nie wird in allen Situationen die einmal glücklich angenommene Maske abgelegt; nur in ganz unbelauſchten Momenten ſehen wir ſein häßliches Geſicht ohne dieſelbe. Z. B. wenn der alte Kammerdiener ihn verläßt; ich glaube, es iſt am Schluſſe des erſten Akts.

In der Scene mit dem Miniſter, wo ihm dieſer verſchiedene wichtige Fragen, den Staatsdienſt betreffend, vorlegt, zeigt Seydelmann deutlich, wie feſt er ſeine Mittel zu beherrſchen vermag, um die Gränzen der Wahrheit und Schicklichkeit nicht um ein Haarbreit zu verletzen. Dieſe heilige Scheu erfüllt mit Achtung vor dem Künſtler.

Dieſe Scene iſt die Einzige im ganzen Stücke, welche in hohem Grade Lachen erregt. *) Der unwiſſende Selicour, der bis jetzt, ſtets mit fremden Federn geſchmückt, für einen feinen, kenntnißreichen Mann gegolten, und einem Examen mit großer Geſchicklichkeit auszuweichen gewußt, ſieht ſich mit Einem Male, durch ein für ihn unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, ſeinem würdigen Chef allein gegenüber, und muß Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen geben. Die Verlegenheit, in die er geräth, iſt ſehr

---

*) Um dieſer einzigen Scene willen dürften ſelbſt unbedeutende Schauſpieler nach dem Paraſiten greifen, und könnten ihres Erfolgs ziemlich gewiß ſeyn.

beluſtigend; aber Seydelmann that nicht das Geringſte, um mehr für ſich daraus zu gewinnen. Die Wahrheit ſeiner Aengſtlichkeit war unübertrefflich. Es war eine durchaus feine Komik, wenn man die Klaſſifikation: hoch-, fein-, und niedrig-komiſch gelten laſſen will.

In dem Vortrage des Liedes am Klavier:

„An der Quelle ſaß der Knabe ꝛc.“

zeigte Seydelmann ſich als Klavierſpieler. — Auch dieſes Talent erſchien mir für den Darſteller des Selicour unerläßlich. Er ſoll in der Geſellſchaft und bei Damen ſich beliebt zu machen wiſſen; dies ſind ſeine Mittel, zum Zwecke zu gelangen, und bedeutende Hinderniſſe zu beſeitigen, weil man ſonſt nicht begreifen kann, wie ſeine Unwiſſenheit im Stande war, ſolche Siege über Männer von Verdienſt zu erringen. Sitzt nun aber der Schauſpieler als Automat vor dem Flügel, während dieſer hinter der Scene geſpielt wird, ſo kann dies zwar andeuten, aber nie effectvoll wirken. Man hat dann mit einer Strophe ſchon genung und kürzt ſolche Scenen gewöhnlich ab. Hier hörte man alle Strophen des Liedes, das Lindpaintner ſehr hübſch komponirt hatte, mit großem Vergnügen, und ſpendete der Geſellſchaftsſcene den rauſchendſten Beifall. Auch dieſe Aufführung war hier vortrefflich, Alles an ſeinem Platze, ein Zuſammenſpiel von außerordentlicher Rundung und Präciſion. *)

Im „König Enzio“ hatte Seydelmann die Rolle des Todtenwärters übernommen. An und für ſich iſt ſie ein unbedeutendes Ding; ein ziemlich allträgliches Schwatzen über Tod und Leben macht ſich breit darin; ſolche populäre Philoſophie findet jedoch ſtets Anklang. Man ging aber weiter, und wollte

---

*) Beſetzung: Miniſter, Hr. Maurer; deſſen Mutter, Mad. Maurer; Charlotte, Dem. Laurent; La Roche, Hr. Schmidt; Firmin, Hr. Häſer; deſſen Sohn, Hr. Moritz; Kammerdiener, Hr. Schlooz; Robineau, ein Landmann, Hr. Pezold.

dieſer Rolle durch einen gewiſſen tragiſchen Humor bei der Darſtellung zu Hülfe kommen. Devrient verſtand das, und da man über ſeine Auffaſſung viel Redens machte, ſo ſuchten es ihm andre Schauſpieler darin nachzuthun. Arme Poſſenreißer! die von Humor nicht den kleinſten Begriff haben, und ſich einbilden, Alles ſey wirklich humoriſtiſch, was man jetzt ſo zu benennen beliebt. Es wäre ſehr nöthig, die ältern engliſchen Romane in guten Ueberſetzungen wieder einmal neu aufzulegen, damit das Wort „Humor“ nicht gänzlich um ſeine Bedeutung komme.

Seydelmann hat die Tradition von Devrient's Spiel bei Seite liegen laſſen, und iſt wie immer, ſo auch hier, ſeinen eigenen Weg gegangen. Der alte Todtenwärter iſt, nach ihm, ein ſchlichter Greis, der das Leben hinter ſich hat, mit allen ſeinen Kämpfen und Streiten und mit ſeinen Guelfen und Ghibellinen, der ſein Aemtchen beſorgt, und zufrieden iſt, daß es ihm die Paar Tage, die ihm noch zu leben bleiben, eine kümmerliche Nahrung gewährt. Es iſt ein ruhiges Bild voll Natürlichkeit; ein altes, gebeugtes, froſtiges Männchen, mit weißem Wackelkopfe, das ſich in ſeinen Mantel hüllt. Das Gedächtniß iſt nicht mehr gut; die Augen geſchwächt; aber dennoch wird ihm Alles verſtändlich, wenn man ihm nur Zeit laſſen will, es gehörig zu überdenken. Das Bild iſt ſo anmuthig, als der Stoff nur immer zuläßt.

Kommiſſionsrath Herrmann — Cromwell.

Bauernfeld, der unſern dramatiſchen Markt am glücklichſten mit Luſtſpielen verſieht, lebt in Wien, und ſeine Sachen werden daher immer mehr oder weniger nur das dortige Leben abſpiegeln. Wagt er ſich weiter, und will er von Verhältniſſen außer Oeſtreich ſprechen, und die Beziehungen einer allgemeinern geſellſchaftlichen Bildung finden, ſo klebt ihm etwas Linkiſches an, eine gewiſſe Unzulänglichkeit und Befangenheit, die wir ſogleich bemerken, während ſie in Wien auch oft ſcharfen Beobachtern entgehen.

Man gab hier die „Bekenntniſſe“ dieſes Schriftſtellers. Es iſt ſehr ſchlimm, daß wir die heiterſte Gattung von Theaterdichtungen, die am wenigſten Rückſichten nehmen und ſich dem Zwang fügen will, von Wien bekommen müſſen.

Ein neues Stück ohne Seydelmann iſt nie nach dem Wunſche der hieſigen Theaterfreunde; er mußte alſo mitſpielen; aber was? Da iſt ein närriſcher Patron von Kommerzienrath darin, der ſeine Tochter dem Erſten Beſten an den Hals wirft, weil er ihm bei'm Glaſe Wein die ſchwachen Seiten abzugewinnen verſteht. Den nahm Seydelmann für ſich. —

Bei Seydelmann muß der Menſch, den er darſtellt, immer ganz fertig ſeyn, und ſey er noch ſo gewöhnlich, er zeigt ihn uns ſo in der Nähe, ſo ausgeführt, daß wir uns an ihm ergötzen müſſen. Er hat in ſeinem Kopfe eine ganze Gallerie alter, origineller Familienbilder, nach denen er nur greifen darf, um immer das

Treffende herauszuholen. Nun wird man zwar einwenden, daß es nicht unbedingt nothwendig ſey, den Kommerzienrath in Bauernfelds Bekenntniſſen gerade ſo ausſehen zu laſſen, wie Seydelmann ausſah; da der Mann aber doch auf irgend eine Weiſe ausſehen mußte, ſo war es Dankes werth, ihm dieſe eigenthümliche Phyſiognomie aufzudrücken.

Es lag keine Uebertreibung darin, und man konnte ſich überreden, dem Menſchen ſchon oftmals begegnet zu ſeyn; ja Viele riethen hin und her, es fehlte nicht an Deutungen, und man wollte das Original kennen, das Seydelmann zu ſeinem Kommerzienrath habe ſitzen müſſen. Es war ein langer, ſehr modiſch gekleideter Mann, mit grauen, glatt anliegenden Haaren, in gerader Haltung des Körpers, den Kopf nach der einen Seite etwas geneigt, den Nacken ſteif; die Sprache ſchnarrend, ſchnell; raſche Beweglichkeit, die den Geſchäftsmann ergreift, wenn er den Schreibtiſch verlaſſen hat, um das Gleichgewicht ſeiner Glieder herzuſtellen; dabei Alles poſſierlich zum Lachen. Nachdem er getrunken hatte, ward ein leicht angeflogener Rauſch bemerkbar, wodurch das ſchnelle Einwilligen in die Verheirathung allein motivirt wurde. Ich bin überzeugt, daß ſonſt wohl kein Schauſpieler in Deutſchland daran dachte, dieſen Kommerzienrath bedeutender zu machen, als der Dichter es beabſichtigte. Hier ergänzte Seydelmann den Dichter, und führte glücklich aus, wo Jener nur andeutete. Die Expoſition gewann hiedurch an Natürlichkeit und Wirkung. —

Cromwell von Raupach iſt Eines ſeiner beſten Stücke. Es iſt kurz genug, um nicht langweilig werden zu können, und die Verwickelung flößt Intereſſe ein. Das Stück ſieht übrigens, dem Zuſchnitte nach, einem jener ältern franzöſiſchen Melodramen ähnlich, wie ſie Guilbert de Pixerecourt und Pelletier Volmeranges vor mehr als einem Viertel-Jahrhundert lieferten.

Im Aeußern hatte Seydelmann das bekannte Bild von Paul Delaroche ſich zum

Muſter genommen, und es mit unglaublicher Treue wiedergegeben. Dies Bild, glaube ich, giebt genau an, wie der Charakter darzuſtellen ſey. Dieſe eiſerne Mine, dieſe Kräftigkeit, das feſte, bäueriſche Daſtehen, ohne Anſtand und Würde, — dieſer Mann kann nur erſtarrende Furcht einflößen, keine andre Empfindung. Der Contraſt muß ſich gegen das würdevolle Benehmen der Royaliſten und die feinen Sitten des Prinzen und ſeines Begleiters ſcharf abſchneiden, wo Letztere gut dargeſtellt werden.

Devrient war weit entfernt, dieſe Rolle mit Glanz zu umgeben, doch legte er ihr zu viel militäriſchen Schmuck, ſelbſt im Aeußern, bei. Freilich war, als er die Rolle ſchuf, das Bild von Delaroche noch nicht bekannt; aber ich wage zu behaupten, daß, ſelbſt ohne dieſes Vorbild, Seydelmann nie auf ſolchen Abweg gerathen wäre.

Shylock — Graf Balken.

Wenn ich jetzt auf Shylock zu ſprechen komme, ſo muß ich es ernſtlich beklagen, daß ich nur dieſen einzigen Shakspeare'ſchen Charakter von Seydelmann in's Leben rufen ſah. Er ſtand nie ſo auf dem Gipfel ſeiner eigenſten Kunſt, als hier; ich habe ihn nie ſo bewundert, als an dieſem Abende.

Wie viele Schauſpieler hatten mir ſchon den Juden Shylock gezeigt, der irgend ein ſchmutziger Schacherer unſerer Gaſſen und Märkte war; oder die es weiter trieben, griffen ihn aus dem Ghetto, kleideten ihn etwas beſſer als ſeinen Glaubensbruder Tubal, und übergoſſen ihn mit ſüdlicher Heftigkeit. Niemand erſchöpfte das, was Shakspeare mit ſeinem Juden von Venedig wollte.

Shylock iſt aber kein erbärmlicher Schacherjude, der unſer Lachen erregt, oder unſere Verachtung verdient; Shylock braucht eben ſo wenig das gelbe Kennzeichen auf ſeinem Rocke, wie die grunzende Stimme eines Gurgelbaſſes, um ſich uns als Jude kenntlich zu machen.

Shylock iſt der würdige Held eines ernſten Schauſpiels. So hat ihn Seydelmann aufgefaßt. In ſeiner Darſtellung liegt Großartigkeit; ſein Schritt iſt kühn, ſeine Bewegungen ſind ausgreifend, ſeine Stimme klingt mächtig. So bleibt er in allen Situationen des Drama's ſich gleich. Der Accent iſt nur wenig jüdiſch, um die ernſte Wirkung nicht zu ſtören. Shylock erregt unſere Theilnahme in hohem Grade. Das liebelnde, leichtfertige, verſchwendende junge Völkchen, ihm gegenüber, das ihn neckt und höhnt, ihn braucht und doch betrügt, iſt zwar ſonnig und heiter gehalten; aber des Juden Nacht iſt dennoch nicht ganz ohne Wärme für uns. Wir entſetzen uns über ſeine Rachſucht, über ſeinen Blutdurſt, aber des Mannes Unglück erſcheint uns des Mitleids würdig, und ſeine ſchauervolle Größe zieht uns an. So fühlt ihn Seydelmann; ſo fühlt er unſer Gefühl mit, und dieſe Stimmung ſich zu Nutze machend, geht er noch einen Schritt weiter, und wir ſind bei Shylock's phyſiſcher und moraliſcher Vernichtung am Schluſſe mit ihm ausgeſöhnt, und unſere Theilnahme folgt dem um Tochter und Geld betrogenen, um Vermögen und Sicherheit durch liſtigen Rechtsſpruch beraubten alten Manne.

Nur den Charakter der Portia kann Shylock, ſo dargeſtellt, nicht beeinträchtigen; alle übrigen Charactere verdunkelt er. Das Herausſchneiden des Fleiſches aus der Menſchenbruſt wird uns immer mit Abſcheu erfüllen, ob dieſe ſchaudervolle Handlung an Dem oder Jenem verübt würde; aber daß dies Unglück dem Antonio wiederfahren ſoll, ergreift uns nicht um ein Haar mehr.

Alle gewöhnlichen Theater- oder vielmehr Kunſt-Requiſiten verſchwinden hier; es iſt eine große Leiſtung, der Dichtung vollkommen würdig. —

Die Schachmaſchine iſt ein Luſtſpiel mit veralteten Sitten und Characteren, mit einem Hurli-Burli-Geſchwätz, das ſich jagt und abhetzt, ohne einen Eindruck zurückzulaſſen. Stellenweiſe iſt die Langeweile für denkende

Geſchöpfe, die in der jetzigen Zeit leben, wahrlich nicht auszuhalten. Aber dennoch wird es gegeben, theils weil es ſo halb und halb einſtudirt iſt, was man gewöhnlich ſo nennt, und weil die Rolle des „Karl Ruf“ von gewiſſen Schauſpielern noch immer für eine Rolle gehalten wird, worin ſie ihr Talent von einer vortheilhaften Seite zeigen können. In der That aber iſt es nichts als eine willkührliche Uebertreibung, die von denen noch am meiſten übertrieben wird, welche in dem Wahne ſtehen, ihre Sache recht gut zu machen.

Der Graf Balken in dieſem Stücke hat noch die meiſte Wahrheit, obgleich dies den wenigſten Darſtellern dabei einfällt. Bornirte Menſchen dieſer Art gibt es im Leben, und nicht ſelten ſind ſie in den höhern Ständen anzutreffen, wo vernachläßigte Erziehung zu Hauſe iſt. Dieſer Graf Balken iſt wirklich ein Menſch von Fleiſch und Bein, welcher leibt und lebt, und der Schauſpieler, der eine Karrikatur aus ihm macht, mit Chapeaubas und Haarbeutel, begeht einen offenbaren Mord.

Seydelmann erſcheint in rother Hofuniform, bis zum Halſe zugeknöpft, ein dummes, breites, fettes Geſicht, mit kleinen, blinzelnden Augen, und dünnes, ganz glatt geſtrichenes, anliegendes Haar. Die Stimme gequetſcht, quäkend, die Zunge anſtoßend; bei den kleinſten, unbedeutendſten Antworten geht ihm der Faden aus, und er muß ſich beſinnen; ein förmlicher Kretin!

Die Paar Scenen, worin er auftritt, ſind das Erheiterndſte im ganzen Stück, das ohne ihn gar nicht mehr verdiente, auf das Theater gebracht zu werden.

Cardinal von Eſte — Oſſip.

Auch das neue Trauerſpiel von Raupach: Taſſo's Tod, wurde hier gegeben. Seydelmann ſpielte darin die Rolle des Cardinals von Eſte. Dies iſt ein innerlich ganz ſtiller und ruhiger Mann, obgleich er äußerlich die handelndſte Perſon des ganzen Trauerſpiels iſt. Er reiſt nämlich hin und her, er ordnet Vieles an, er kleidet ſich um, und hat dabei auch bedeutend viel zu ſprechen.

Man kann von dem Schauſpieler, der ihn darſtellt, füglich nichts mehr als Würde in der äußern Repräſentation, und jene Milde der Erſcheinung verlangen, die ſich über die höhern katholiſchen Geiſtlichen, im Zuſtande der Ruhe, ergießt. Seydelmann erſchöpfte dies vollkommen. —

Und noch ein Mal Raupach! In deſſen lebendigſtem Schauſpiele, das ungeachtet vieles Widerlichen auch ſehr viel Anziehendes hat, und mit einem hinlänglichen Aufwande von Theatereffecten bedacht iſt, ſpielte Seydelmann eine ſeiner intereſſanteſten Rollen. Ich ſpreche hier von ſeinem Oſſip in „Iſidor und Olga.“

Es gibt Schauſpieler, die dieſen Charakter nur mit leichter Bezeichnung der Nationalität geben, und ihn offenbar in eine höhere Region zu ſchrauben bemüht ſind. So ſah ich ihn einſt von Devrient in Hamburg, und füge dies hinzu, weil er in der letzten Zeit ſeines Lebens ſich nicht konſequent blieb, und dieſelbe

Rolle an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten auch verſchieden ſpielte. Auch ſah ich den Oſſip von Schauſpielern, die nur darein ihr Beſtreben ſetzten, den ganz gemeinen Dentſchick wiederzugeben, und wenn ſie nicht Gelegenheit hatten, ihre Studien an Ort und Stelle zu machen, wo denn doch eine pikantere Färbung, eine eigenthümlichere Nüancirung möglich iſt, blos jene einſeitigen Originale zu kopiren ſtrebten, die ſie mit Caviar oder Juchten in irgend einer Stadt Norddeutſchlands geſehen. Dieſe gaben ein widerliches Bild, nichts weiter.

Von Seydelmanns Genie zeugt die Auffaſſung des Oſſip unwiderlegbar. Er, der nie in Rußland war, zeichnet uns den ruſſiſchen Leibeigenen mit einer grauſenerregenden Wahrheit, und gruppirt alle jene Beziehungen um dieſe Zeichnung, die ſeinen Vorwurf zu einem höhern Gegenſtande der Kunſt, nicht zur bloßen Nachäffung des nationellen Benehmens machen, mit eben ſo geſchickter als feſter Hand.

Es iſt von den Verfechtern der Knechtſchaft, welche das Loos der Leibeigenen glücklich preiſen, und es mit dem eines Kindes im Hauſe ſeines Vaters verglichen haben, auch behauptet worden, daß der leibeigene Ruſſe viel Mutterwitz beſitze, und ſelbſt edler Fähigkeiten ſich erfreue. Dies iſt aber geradezu eine Uebertreibung. Wohl finden ſich Fälle, in welchen der Druck noch nicht gänzlich die Beſtialität im Leibeigenen vorherrſchend machen konnte; wohl äußern ſich Verſtandeskräfte hie und dort, die Erſtaunen erregen; aber dies geſchieht blos unter den gegebenen Umſtänden. Bei einem Menſchen in andern Verhältniſſen würde Niemand bei dieſen Aeußerungen die kleinſte Betrachtung anſtellen. Iſt es ein Wunder, daß ein freier Menſch kein Vieh iſt? —

Oſſip iſt einer von jenen begabten Leibeigenen; unter andern Bedingungen wäre er vielleicht ein geſcheuter, ein fähiger, ein edler, ein glücklicher Menſch; jetzt erhebt er ſich nur um Etwas über ſeine thieriſchen Mitgeſchöpfe. Ganz beſondere Umſtände haben noch dazu beigetragen, in ihm jeden Keim eines hellern Aufſchwungs zu zerſtören. Er hat ein Mal geliebt, und ſein Herr hat ihm das verboten, und dies hat ſeiner Arinia das junge Herz gebrochen; dann mußte er der Spaßmacher und Geſichterſchneider ſeines Tyrannen werden. Wer nun daraus abnehmen wollte, den Oſſip zu einer höhern Natur zu machen, würde wenig Einſicht zeigen. Der Schauſpieler, der aus dieſer Liebe auf eine Veredlung Oſſips, aus dieſer ſteten Gemeinſchaft mit dem Fürſten auf eine Verfeinerung ſeiner Sitten ſchließen möchte, bliebe nur auf der Oberfläche ſeiner Aufgabe und ſtiege nicht in die Tiefen des Charakters hinab.

Seydelmann's Oſſip iſt ein Gemiſch von Rohheit und Dummheit; Rache beſeelt ihn und ſpornt ihn allein zur Thätigkeit an; er wird nicht ſentimal in unſerm Sinne bei der Erinnerung an Arinia, und iſt eben ſo wenig luſtig, aufgeweckt, witzig, wenn er zu ſpaßen ſcheint. Vom Lachen iſt ihm ſein Geſicht verzerrt, das ſonſt — nach ſeiner Meinung — nicht übel war; aber dieſes forcirte Lachen iſt keine Exploſion ſeiner innern Heiterkeit. Das „Ha ha ha!“ iſt ihm zur andern Natur geworden, und ohne Zweifel nur ein ſolcher Gebieter mag daran Wohlgefallen finden und ſich von dieſem Spaßmacher aufheitern laſſen; unſerm Geſchmacke würde er nicht zuſagen.

Im Aeußern iſt Seydelmann Ruſſe, und zwar von der aſiatiſchen Race, wie Naſe und Augen es deutlich zeigen. Ja, man lache nicht über dieſe genaue Bezeichnung: die ſchiefe Lage der Augen macht ihn zum Kalmücken, dieſen Oſſip. Der Himmel mag wiſſen, wie Seydelmann dieſe Metamorphoſe bewerkſtelligt. Der Ton ſeiner Stimme iſt herb und rauh, und wie er dieſen angenommenen Grundton feſtzuhalten verſteht in den verſchiedenſten Abſtufungen, iſt in der Erzählung ſeiner Liebe im erſten Akte, ſo wie in der Scene in Iſidor's Kerker wahrhaft bewundernswerth. Wie äußert ſich die Rührung in dieſem verwilderten

Gemüthe! Wie vermag Seydelmann ſelbſt in dem abſtoßenden Gemälde, das deſto abſtoßender wird, je wahrer es iſt, noch Theilnahme in ſo hohem Grade einzuflößen!

Der alte Graf im „Puls.“ — Der Bettler.

Mit geringen Mitteln ein wirklich anziehendes Lebensbild zu zeichnen, dieſe Kunſt iſt beinahe gänzlich von der neuern Bühne verſchwunden. Kann es etwas Einfacheres geben, als die antike Anekdote von dem Arzte, der ſeinem Patienten den Puls fühlt, und dadurch den geheimen Liebeskummer in ihm entdeckt? Und wie geiſtreich unterhaltend iſt das kleine Luſtſpiel, das der alte Babo daraus machte und uns hinterlaſſen hat!

Seydelmann gibt auch dem alten Grafen, den er in dieſem Stücke ſpielt, den originellſten Anſtrich. Wird dieſer alte Graf von einem alten Manne geſpielt, ſo iſt das ganze, vom Dichter beabſichtigte, Verhältniß geſtört.

Männer von 50 oder 60 Jahren können hier nicht gemeint ſeyn, und alte Schauſpieler, wie ſie unſer deutſches Theater hat, beſitzen ſelten noch liebenswürdige Eigenſchaften genug, wie ſie der alte Graf nothwendig beſitzen muß, und verſtehen auch nicht, die gutmüthige Heiterkeit, die dieſem Charakter ſo wohl anſteht, in vollem Maaße geltend zu machen. Viele gerathen ſogar auf allerhand Abwege, wozu unſere ſogenannten „denkenden Künſtler“ ſo gern hinneigen, die zwar immer bei ihren Rollen denken, doch niemals auf die rechte Weiſe, wie der verſtorbene Urban in München zu ſagen pflegte. Da ſieht man alte Herren, wohlbeleibt, mit einem forcirten Humor, etwas übertragen in der Kleidung, wohl gar mit einem dünnen Patentzöpfchen, mit Puder und dergleichen. Als wenn ein vornehmer Mann, der in unſern Tagen ſich um die Hand eines jungen Mädchens bewirbt, es ſich einfallen laſſen würde, zu ſolchen extravaganten Toilettenkniffen ſeine Zuflucht zu nehmen.

Seydelmann ſpielt den alten Grafen in

ſeinem gewöhnlichen Aeußern, ohne darin etwas zu ändern; nur mit der Schminke ſucht er ſein Geſicht, das von der Bühne jünger ausſieht, ſeinem wirklichen Alter analog zu machen. Er iſt vierzig Jahre alt, und dieß kann auch das Alter des Grafen ſeyn. Ueber ſeine äußere Erſcheinung, ſo wie über ſein ganzes Weſen, giebt Babo ſelbſt zu Anfang des Stückes die genügendſte Erläuterung, die er dem Bedienten in den Mund legt. Man nennt im Hauſe den Vater den jungen Herrn, den Sohn den alten. Ein vornehmer, reicher Mann, 40 Jahr alt und geſund und friſch, der daran denkt, ſich zum andern Mal zu verheirathen, darf kein Kopfhänger ſeyn; er iſt aufgeweckt, gelenk, fein und glänzend. Seine Toilette iſt nach dem neueſten Geſchmack, man ſieht es ihm an, daß er gefallen will, und zwar nicht blos ſeiner Braut, wie ein junger, ſchwärmender Liebhaber, ſondern auch ihren Freundinnen, damit ſie die Thörin nicht auslachen, die einen Vierziger ſich erwählen könnte.

Der Graf iſt aber kein Fat, er iſt durch und durch vornehm, mit all' der Leutſeligkeit, milden Herablaſſung und Bonhommie begabt, wodurch ſolche Leute zu imponiren verſtehen. Seydelmann hat hier treu nach dem Leben kopirt; die Originale dazu ſind vornehmlich in Oeſtreich anzutreffen; es ſind liebenswürdige Kavaliere unter ihresgleichen; für einen wahrhaft edeln Mann ohne Stammbaum hat ihre Nähe und Vertraulichkeit aber ſtets etwas Drückendes. Die Liebe zu ſeinem Sohne hebt Seydelmann ſchon im Anfang mit innerer Heftigkeit hervor. Es iſt aber auch dies keine bürgerliche Vaterliebe, es iſt ein gräfliches Attachement, ohne jedoch deßhalb minder tief zu ſeyn. Nur die Aeußerungen ſind verſchieden. Der alte Graf möchte vergehen vor gefühlvoller Zärtlichkeit, aber dennoch vermag ſie uns nicht ſo zu rühren, wie der ſtumme Schmerz irgend eines bürgerlichen Vaters. Es herrſcht zuviel Glück und Glanz in dieſen Regionen der Geſellſchaft, als daß der menſchliche Schmerz ſchon ſeine tiefe Poeſie darin entfalten ſollte. Von dieſem Allem läßt Seydelmann nichts vermiſſen. Er bleibt ſtets in den Gränzen des feinen, heitern Luſtſpiels. Sein Schmerz wie ſeine Freude, ſeine Liebe wie ſeine Entſagung, nichts trübt uns den Genuß; Alles wirkt erheiternd in dieſem Lebensbilde. —

Eine Miſere folgt nun, ein Nichts, wenn nicht Seydelmann eine Rolle darin hätte. Es war der „Bettler“ von Raupach. Man ſollte nicht glauben, daß dieſer „Walter“, der doch ſo klar daliegt, vergriffen werden könnte, und doch iſt es ſo. Ich ſah dieſe Rolle von berühmten und geſchätzten Schauſpielern, aber keiner traf ihn ſo wahr, wie Seydelmann. Der Eine wollte etwas Eigenthümliches darin zeigen und meinte, er müſſe wie ein Quäcker gekleidet ſeyn; dem Andern fiel es ein, aus dem nicht ſonderlichen Bettler einen bettelnden Sonderling zu machen. Seydelmann gab ein gebeugtes, Mitleid erregendes Männchen, in einem reinen Röckchen, dem ſchon alle Wolle abgebürſtet war, mit einem Hute, auf dem kein Stäubchen ſeyn durfte. Ueberall verrieth

Alles an ihm die ſtrengſte Ordnungsliebe und Gewiſſenhaftigkeit. Sein zudringliches Weſen war unterwürfig und der Idee vollkommen entſprechend, die Herr von Rumohr in ſeiner „Schule der Höflichkeit“ für den Bettler vom Fache entwickelt. Wäre das Buch früher dageweſen, ſo könnte man auf den Gedanken gerathen, daß Seydelmann es für ſeinen Zweck benutzt habe. Sollte ich nach jenem angezogenen Werke einige Schauſpieler beurtheilen, die ich in dieſer Rolle geſehen, ſo kam Eßlair dem Vagabunden, Schmidt in Hamburg dem fechtenden Handwerksburſchen, Seydelmann allein dem Bettler nahe, wie er ſeyn ſoll. Da hier Alles auf Rührung, und nur auf Rührung der gewöhnlichen Art abgeſehen iſt, ſo kann man auch mit der Wirkung vollkommen zufrieden ſeyn.

Nathan. — Till.

Nathan, ein reicher Jude zu Jeruſalem, den das Volk den Weiſen nennt. In dieſer Bezeichnung liegt, dünkt mich, ſchon ſo viel, daß der Charakter nicht im Geringſten zu vergreifen wäre, und doch ſieht man ihn ſelten richtig darſtellen. Einige machen einen Schulpedanten daraus, laſſen die Regungen, denen Nathan im Verlauf des Stückes preisgegeben iſt, ganz unbeachtet, und ſuchen blos den dialectiſchen Theil der Rolle auf das Glänzendſte herauszuheben. Sie geben uns, im beſten Falle, eine Disputation ſtatt eines Schauſpiels. Andre verwechſeln den Weiſen mit dem Großen, laſſen im Nathan eine wirkliche Erhabenheit vorwalten, und entrücken ihn ſo ganz der Scene, in der er ſich bewegt. Beide Mängel bemerkte ich nur zu oft in der Darſtellung dieſer Rolle, ſelbſt durch berühmte Schauſpieler, der Andern gar nicht zu gedenken.

Seydelmann erſcheint in anſpruchloſer Zurückhaltung, er iſt nicht weniger der Weiſe, als auch der Kluge, der ſeine ganze Stellung wohl zu bemeſſen verſteht, und deſſen Einſicht dazu dienen muß, ihm alle Güter des

Lebens in reichem Maaße zu gewähren. Nur das Glück der Kinder, die Nachkommenſchaft muß er entbehren. Ein Fluch des Daſeyns für alle Orientalen und für die Juden insbeſondre. Der Dichter läßt uns darüber durch Nathan ſelbſt aufklären; er hat Kinder gehabt, ſieben hoffnungsvolle Söhne, die alle im Feuer umkamen. Um ſich dieſes Glück — wenn auch nur zum Theil — wieder zu erſetzen, wenigſtens den Drang des Herzens zu beſchwichtigen, erzieht er das Chriſtenmädchen. Hier läßt ihn ſeine Alles wohl berechnende Weisheit im Stich; denn durch dieſe Handlung wird er in einen Conflikt von Umſtänden und Fährlichkeiten verwickelt, woraus eben das Stück beſteht, das uns der geſchickte Schauſpieler vor allen Uebrigen beſonders herausheben ſoll, um uns für die andern Tendenzen darin empfänglich zu ſtimmen, die Leſſing auf Koſten des Drama's manchmal zu ſehr in den Vorgrund treten ließ.

So hat ſich Seydelmann dieſe Aufgabe geſtellt. Sein Nathan iſt ſtets der Jude, zwar nicht das Konterfey eines gewöhnlichen Juden, aber dennoch ein Jude in ſeinem Hauſe, der Chriſtenſclavin wie ſeiner Recha gegenüber, in Gegenwart des Tempelherrn und Al Hafi's, wie vor dem Sultan. In dem Elegiſch-weichen, dem Zärtlichen, dem Sorgenvollen, in der zudringlichen, unverdroſſenen Dankbarkeit gegen den Tempelherrn, wie in der überlegenden Schlauheit bei Saladin, überall ſtoßen uns wohlgetroffene Züge auf, die ſelbſt den edelſten Juden charakteriſiren, ohne gerade den edeln Menſchen überhaupt zu entſtellen.

Nathan kann unmöglich als Weiſer allgemein gehalten werden; die Nationalität darf bei ihm nicht verwiſcht erſcheinen. Er handelt mit den Perſern und Syrern; er zieht mit ſeinen beladenen Kameelen durch die Wüſte, und bringt herrliche Stoffe und Schätze heim. Ein ſolcher Kaufmann iſt nun freilich etwas Anderes, als einer unſerer Galanteriehändler; aber es iſt doch auch gewiß kein docirender Profeſſor.

Seydelmann gibt einen weißbärtigen Greis in einfacher Kleidung, voll Innigkeit und von beſcheidener Würde. Seine Betonung iſt ſcharf und bezeichnend; er denkt nicht daran, als Schönredner hier zu glänzen, ſondern er will nur gehörig verſtanden werden, und ſpricht daher eindringlich und mit Nachdruck. Wer die hohen pathetiſchen Nathan's, in koſtbaren Shawls, und weiten üppigen Kaftans im Gedächtniß hat, wird von dieſer Auffaſſung überraſcht, aber bei ruhiger Ueberlegung gewiß befriedigt werden, und geſtehen müſſen, daß dies die wahre Art ſey, den Nathan darzuſtellen.

Dem Weiſen in würdiger Geſtalt folge der Weiſe als Narr, wenn man nehmlich Raupach und ſeinen Freunden den Gefallen thun will, den Till dafür gelten zu laſſen. Er hat allerdings recht kluge Dinge zu ſagen, und würzt dieß mit einem anſprechenden, wenn gleich trockenen Witze.

Von Seydelmann ſah ich ihn in den „Schleichhändlern.“ Gewöhnlich iſt dieſer Till ein Aktenwurm, irgend ein Kanzelliſt oder dergleichen. Hier iſt er bei'm Zollweſen an der Gränze angeſtellt. Das Bild, das unſer Künſtler von ihm gab, und das, wie gewöhnlich, in den ſchärfſten und beſtimmteſten Umriſſen vor unſern Augen Leben empfing, gehörte einem vertrockneten, alten Reſidenzſtädter, der nun mit großem Uebergewichte ſeine ganze Umgebung beherrſcht und daher um ſo leichter allerlei Unfug anzuzetteln vermag. Ich habe ſolche Zollbeamte wohl manchmal in entlegenen Provinzen, etwa nach Polen hin, angetroffen, die ſich viel darauf einbildeten, geborene Märker und nur vier Stunden von Berlin zu Hauſe zu ſeyn. Sie nannten ſich gern ſelbſt Berliner. Sie verſpotteten die Sitten der armen Landbewohner, obwohl ſie keineswegs beſſere zeigten; ſie ſchnarren, ſie flegeln ſich auf die Stühle, ſie naſchen und ſchwatzen unverſchämt über Alles und in Alles hinein, ſind aber dennoch in einer gebildeten Geſellſchaft höchſt ungelenk und genirt und völlig ungenießbar. Sie erſcheinen dann wie die Mitarbeiter des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons, wenn ſie für ihre Landsleute Artikel des verfeinerten Lebensgenuſſes erklären wollen, die in Sachſen rar ſind, und die ſie ſelbſt nur vom Hörenſagen kennen.

Seydelmann hatte einen leichten Anflug von märkiſcher Rede angenommen und den obenbezeichneten, großſtädtiſch-linkiſchen Pli; dabei war ſeine Trockenheit zum Entzücken, und der Faden ſeiner Rede riß nie ab. Die Kleidung war braun, die Haare von hinten nach vorne ſehr glatt geſtrichen; und ſeine Naſe beſchattete gar anmuthig eine Brille mit grünen Klappen an der Seite. —

Mohr in „Fiesko.“ — Danville.

Der Mohr in „Fiesko“ war eine, von Allem bisher geſehenen ſo verſchiedene Rolle, daß Seydelmann uns plötzlich von einer ganz neuen, bisher nicht geahnten Seite erſchien.

Schon ſeine äußere Beweglichkeit erregte Bewunderung. Es waren Sprünge und Sätze, die wahrhafte Tours de force genannt zu werden verdienten. Er wollte den Afrikaner, das Kind der Wüſte charakteriſiren, und den „confiſcirten Mohrenkopf“, wie ihn Schiller nennt, nebenbei. Die Liſt dieſes Haſſan iſt von der plumpſten Art; auch iſt eine tüchtige Portion Schelmerei in ihm, und ſeine Frechheit überſteigt alle Gränzen. Von Gewiſſen oder Gefühlsregungen iſt bei ihm die Rede nie; wer ihn dingt, hat ihn, und er läßt ſich zu allen Streichen brauchen. Dieſen Mohren wie einen gewöhnlichen Menſchen darzuſtellen, iſt durchaus verfehlt, und verſchwendete man auch alle zu Gebote ſtehende Luſtigkeit, Leichtigkeit und Laune an ihm.

Seydelmann brachte ihn dem Thier nahe. Es war das Grinzen, Zähnefletſchen und Gebehrdenſpiel des Affen, die Sätze des Tiegers, die Geſchmeidigkeit und der Blick der Schlange. Die Stimme klang heiſer, der Athem war kurz. Er ſtand keinen Augenblick ruhig, und nur einmal warf er ſich in einen Seſſel, weil „ihm die Fußſohlen brennen,“ wie ihn der Dichter ſagen läßt. Aber wie lag er auch da — nicht wie ein Menſch, der ausruhen will, ſondern wiederum wie eine Beſtie, die alle Viere von ſich ſtreckt, und dies in Gegenwart ſeines Herrn, des vornehmen und mächtigen Grafen von Lavagna. Was ſchiert das aber ihn — von ſolchem Unterſchiede hat er keinen Begriff, er weiß nur, daß Lavagna ihn zu Spitzbübereien und Schandthaten gedungen hat, und daß nur er es iſt, der ſie trefflich auszuführen verſteht. Und auf welcher Seite wäre hier das Uebergewicht, nach ſeiner Meinung?

In dieſem frechen Uebermuthe verbleibt er bis zu ſeinem letzten Erſcheinen, und ſelbſt wie er zum Tode fortgeführt wird, macht er noch einen Luftſprung, und läßt uns verſtehen, daß er ſeinen Wächtern ſicher zu entkommen gedenkt. Ich bin überzeugt, daß dieſe Auffaſſung ſelbſt die kühnſte Idee des Dichters von dieſer Rolle überflügelt hat.

Nun nenne ich Dauville in der „Schule

der Alten.“ Man hat, wie dieſes Stück aufkam, zu vielen Lärm davon gemacht; ja man hat ſich in Deutſchland nicht einmal erinnern wollen, daß Kotzebue's „Stricknadeln“ früher da waren, die denn doch dieſes Thema für uns auf eine viel eindringlichere Weiſe behandelten.

Delavigne iſt faſt ſo erfindungsarm wie ein deutſcher Theaterdichter von Heute, und legt viel zu großen Werth auf die Form. Ueber der Feile erkaltet und erſtarrt ſein Kunſtwerk, und die beſten Schauſpieler vermögen es dann nicht wieder zu erwärmen. Er galt in der Reſtaurationszeit für einen Dichter in ſeinem Vaterlande, und Talma's Autorität mußte ihm zu Hülfe eilen, um ihn in der Meinung zu erhalten. Aber dies Alles fruchtete nichts; ſelbſt Talma und die Mars, und jene ganze, ſo ſchnöde Parthei, die in ihm nicht nur den talentvollen Dichter beſchützen wollte, ſondern bemüht war, durch ſeine Erhebung die junge, glühend emporſtrebende neue Schule in Frankreich zu unterdrücken, vermochte nichts zu ſeinem Ruhme hinzuzufügen, noch ihn der unpartheiiſchen Würdigung der Zeitgenoſſen zu entreißen.

Danville und der Landrath Durlach in den „Stricknadeln,“ obgleich in denſelben Verhältniſſen, ſind in der Darſtellung ſehr zu unterſcheiden. Doch gehen unſere Schauſpieler darin zu weit. So wie ſie, wenn von einem Spanier die Rede iſt, immer zuviel von der Grandezza hinzuthun wollen, ſo fällt ihnen, giebt es einen Franzoſen darzuſtellen, immer ein zu hoher Grad von Feinheit im äußern Benehmen ein. Und im Ganzen hat, bei aller Verſchiedenheit darin, denn doch zwiſchen einem deutſchen Landrathe und einem alten franzöſiſchen Kaper, der in einem Seeneſte in der Bretagne oder Normandie haust, kein ſehr bedeutender Unterſchied ſtatt. Beide können derb bis zu einem gewiſſen Grade ſeyn; und kommt es darauf an, ſo hat der Landrath gewiß mehr Politur und Lebensart, ſowie er denn auch ſchon in der Geſellſchaft auf einer höhern Stufe ſteht.

Danville hat ſich verjüngt, weil er eine junge Frau genommen, und unterſcheidet ſich darin von ſeinem alten Schulfreunde Bonnard; er hat aber auch ſchon einen jüngern Geiſt an und für ſich, er hängt den Vergnügungen an, denn ſonſt würde er das Wageſtück nicht unternommen haben. Er kleidet ſich modern, doch nicht wie ein Pariſer Fat; überhaupt muß er zu dem eigentlichen Pariſer Tone, mit ſeinem Betragen, einen Gegenſatz bilden, und zwiſchen d'Elmar's grellem Lichte und Bonnard's tiefer Schattenſeite eine angenehme Mitteltinte liefern, die uns eben für ihn einzunehmen im Stande iſt, und ſogar nach und nach unſer ganzes Intereſſe für den Mann erheiſcht. Es ſcheint mir nicht leicht, die gegebenen Bedingungen ſo zu erfüllen, daß dies in hohem Grade eintritt.

Das Alter hat hier eine Mesalliance geſchloſſen; die ſchöne, junge Frau wird ein Wenig gequält, am Ende begeht ſie nichts weiter als einen kleinen Ungehorſam, ſie benimmt ſich edel im entſcheidenden Augenblicke, und der alte, grämliche Mann will ſeine unnatürlichen Rechte auf eine grelle Weiſe geltend machen; auf welche Seite wird ſich das Intereſſe unſers jungen, lebensfrohen Publikums nun aber hinneigen?

Und Danville muß und ſoll das größte Intereſſe für ſich haben, ſo will es die poetiſche und moraliſche Gerechtigkeit und ſo war die Abſicht des Dichters.

Iſt er ein bloßer Haberecht, ein Haustyrann, ſo wird es ihm nicht gelingen; iſt er ein durchaus feiner Mann, ein etwas übertragener Weltmenſch von den eleganteſten, geſchliffenſten Sitten, ſo nimmt er noch weniger unſere Theilnahme in Anſpruch. Danville iſt ein Mann von geſetzten Jahren, der nach mühevoll durchlebten Tagen ſich ſeines Alters freuen will. Er gedenkt nachzuholen, was er bis dahin verſäumte. Er iſt vollkommen geſund und rüſtig, wohlgenährt und wohlgeröthet, eine kräftige Natur, in Geſchäften mancherlei Art gewiegt, und durch ſeinen Reichthum in den Stand geſetzt, Alles mit Sicherheit und Beſtimmtheit beginnen zu können, was er zu unternehmen wünſcht. So hat er denn auch ſeine zweite Verheirathung contrahirt. Dieſe Feſtigkeit des Mannes bildet zu dem Uebrigen einen ergreifenden Kontraſt.

Nicht einen Augenblick fühlt er ſich in dem glänzenden Geräuſche von Paris beengt oder ſchüchtern; er findet ſich ſogar leicht in die neue Hausordnung, die ſeine Frau einführt, und hängt nicht an Gewohnheiten, die ihm ſein Alter werth machen ſollte. Eine innere Liebenswürdigkeit durchdringt ihn, ohne daß er darnach ſtrebte, das ſüßliche Weſen eines alten oder jungen Gecken anzunehmen; er iſt von einem weichen, angenehmen Betragen, gefällig und höflich gegen ſeine Frau. Alle dieſe Eigenſchaften ſeines Charakters machen ihn uns werth, und wir nehmen den regſten Antheil, wenn die häusliche Ruhe, die Ehre dieſes Mannes bedroht werden. Danville iſt ein Charakter, wie man ihn dem größten Theile nach einen deutſchen nennen möchte; nur jene Liebenswürdigkeit darin iſt ächt franzöſiſch. Er wird daher in Deutſchland leicht gute Repräſentanten finden, bis auf die Letztere, welche unter uns ſelten iſt. Dieſe beſteht, wie man nun einſehen wird, nicht in Dem, was man gemeinhin franzöſiſchen Anſtrich nennt, und was auch einige Schauſpieler wohl zu geben wiſſen, ſondern um dieſe franzöſiſche Liebenswürdigkeit zu perſonificiren, muß man lange in Frankreich mit verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft umgegangen ſeyn, oder mindeſtens gute Muſter vom Theater her kennen.

Bei Seydelmann iſt Beides nicht der Fall und doch trifft er Alles ſo, wie man es nur wünſchen kann. Aber ſo trifft er auch Oſſip, den Mohren und den Batel. Das iſt eben ſein Genie, das an der Oberfläche nie haftet, ſondern die Aufgabe ganz durchdringt, und ihn ſtets das Richtige finden läßt. Wenn man nun aber ſein Spiel ſieht, ſo giebt es da nichts, was eben bewundert ſeyn wollte, weil es ſo anſpruchlos natürlich iſt.

Wohl mancher Schauſpieler mag denken,

daß er es auch ſo machen würde, weil es nicht anders gemacht werden könne. Es iſt die alte Geſchichte vom Ey des Kolumbus.

Seydelmann's Dauville iſt aber eine ſeiner größten Leiſtungen, weil ſie durch und durch ſo wahr iſt, ſo entfernt von dem, was man Theatereffect nennt, ſo warm, ſo menſchlich, und deshalb ſo ergreifend, bei den anſcheinend geringſten Mitteln.

Wie wunderbar iſt aber deſſenungeachtet die Kunſt ſeiner Rede in dieſer Rolle, und welche Kräfte des Geiſtes nimmt ſchon ſie allein in Anſpruch, von welcher Vollendung aller Sprachwerkzeuge, von welcher Beherrſchung der Mittel zeugt ſie? —

Friedrich der Große. — Ein alter Levermann.

Eine Bluette, die ſich ſelbſt in Frankreich keines nachhaltigen Beifalls zu erfreuen hatte, die einer unſerer jetzigen Theaterdichter, ein Herr Georg Harrys, in treuer Ueberſetzung der deutſchen Bühne ſchenkte. Der Mann aber hat ſo wenig Zeug, ſelbſt zu dieſem leichten Geſchäft, daß er ſogar den langen Namen des Hofraths, aus einer Menge deutſcher Worte zuſammengeſetzt, womit die Franzoſen uns zu verſpotten belieben, ehrlich beibehielt, und damit glaubte, ſeinem Werke einen treffenden Witz mehr anzuhängen. Schon Voltaire in ſeinem „Candide" erlaubte ſich dieſen gnädigen Scherz mit deutſchen Namen, und ſeitdem ſind viele Variationen darüber in Vaudevilles und Romanen erſchienen. In dem überſetzten Stücke, vor einem deutſchen Publikum, wird jedoch ein ſolcher ellenlanger, deutſcher Name zum degoutanteſten Unſinn.

Da dies Machwerk nur auf Unwahrſcheinlichkeiten beruht, und in der Ueberſetzung auch das Pikante der Couplets eingebüßt hat, ſo konnte hier nur das Portrait Friedrichs des Großen eine kleine Anziehungskraft üben. Es haben uns nun ſchon eine Menge Schauſpieler den Rock dieſes Monarchen und ſeinen dreieckigen Hut gezeigt; denn bei den Meiſten

war

war es nicht mehr. Die Wenigſten, die ſich mit dieſer Garderobe behängten, konnten — wenn ſie auch wollten — ſich in den Beſitz der Kenntniß von dem Weſen und den Gewohnheiten des „alten Fritz“ ſetzen. Nur vage Traditionen waren darüber im Umlauf. Daraus ſetzten uns denn die Schauſpieler auf gut Glück eine Karrikatur zuſammen, unwürdig der großen Erinnerung. Es that mir oft das Herz im Leibe weh, wenn ich irgend einen haarbuſchigen Geſellen den großen Mann ſeiner Zeit ſo poſſenhaft herunter zerren ſah. Statt der ſchnarrenden Ausſprache, der geſtoßenen, kurz abgebrochenen Rede, der Naſenſtimme, was doch nicht auf die rechte Art nachgeäfft werden konnte, hätte ich immer gewünſcht, der Schauſpieler, in dem Kleide Friedrichs des Großen, ſpräche charakteriſtiſch, doch ernſt, in der Würde und mit dem Benehmen eines Königs, Feldherrn, und Weiſen.

Ein bereits penſionirter Schauſpieler am hieſigen Hoftheater, Hr. Miedke, hatte hier ſchon ſeit langer Zeit in dem Koſtum des großen Königs, in den „Tages- und Königs-Befehlen“ vielen Beifall erhalten. Das Stück von Harrys erregte den Wunſch, ihn wieder einmal darin zu ſehen, wenn ſich Einer fände, der als ein im Stücke vorkommender Schauſpieler ſeine Parodie übernehmen wollte. Seydelmann verſtand ſich dazu, und das Intereſſe wuchs bedeutend.

Ich habe, von Töpfer angefangen, der als der „Erfinder dieſer Kunſt“ gewöhnlich betrachtet wird, bis zu Seydelmann, eine Menge Schauſpieler in der Maske des Königs von Preußen geſehen, die ich jetzt gar nicht mehr zu nennen im Stande wäre. Sie beſchmierten ſich gewöhnlich ihr Geſicht mit allerlei Schminken und Paſtellfarben, um die ſcharfen Linien jener merkwürdigen Phyſiognomie hervorzuheben. Nur ſelten jedoch ſtreifte das, was ſie gaben, an entfernte Aehnlichkeit. Friedrichs großes Auge mit dem durchdringenden Blick war durch keine Schminke zu erſetzen, noch weniger ſein ſeltſames Profil, das einem Dreiecke glich.

Seydelmann hatte nun eigentlich die Aufgabe, nicht ſowohl die Aehnlichkeit mit dem Könige, als die mit dem ihn auf dem Stuttgarter Theater vorſtellenden Schauſpieler hervorzubringen; aber Seydelmann zog es vor, Harrys und jeder möglichen Täuſchung, die das dumme Stück hervorzubringen im Stande wäre, zum Trotze, den König ſelbſt uns ſehen zu laſſen. Er wiederholte vor unſern Augen ein Kunſtwerk, wie es uns die Fama von Garrick hinterbracht hat, der ſein Geſicht ſo geſchickt in Falten legen konnte, daß er Hogarth und andere Perſonen auf das Täuſchendſte ihren Bekannten vorführte. Dieſe Beweglichkeit der Geſichtsmuskeln kann allerdings ein Vorzug des großen Darſtellers genannt werden, während das Bemalen eines Geſichts, wie es die meiſten der Schauſpieler üben, auch nicht im Entfernteſten als etwas Erhebliches gedacht werden kann.

Das Profil durfte uns Seydelmann nicht zeigen, denn da fehlte die hervorſtrebende Naſe Friedrichs, mit welcher ſeine Naſe, ohne künſtlichen Anſatz, keine Aehnlichkeit zeigen konnte. Wenn er ſich uns aber **en face** gegenüberſtellte, ſo ward man ganz wunderbar überraſcht. Das war der breite Mund, mit den ſchmalen Lippen, an den Winkeln etwas herabgezogen; das waren die großen, weit aufgeriſſenen Augen, das zurückliegende Kinn. Es war Friedrichs Charakter, wie er ſich in ſeinem Geſichte ausſprach; es war, gegen die Leiſtungen anderer Schauſpieler in dieſer Sphäre gehalten, die Auffaſſung eines geiſtreichen Künſtlers, neben der Arbeit eines blos fleißigen Portraitmalers, und viele Schauſpieler dürften ſelbſt darauf nicht einmal Anſpruch machen. —

Der **Vaterſegen** heißt ein kleines einaktiges Stück, welches ich während meines erſten Aufenthalts in München, ſchon vor dreizehn Jahren, geſchrieben habe. Es iſt damals auf einigen Theatern gegeben worden, und ſeitdem in dem „Almanach dramatiſcher Spiele“ bei Hoffmann und Campe gedruckt erſchienen. Es gehört zu der Gattung der larmoyanten Dramen. Niemand kann weniger Werth auf dieſe Hervorbringungen einer frühern Zeit legen, als ich ſelbſt, wo das Theaterweſen mir noch ganz andere Beziehungen darbot, und die Luſt, zu produciren, jede andere Rückſicht aufwog.

In dem genannten Stücke kommt ein alter, blinder Leiermann vor, der mit ſeiner Beille von Wirthshaus zu Wirthshaus zieht, eigentlich aber ein während der Revolution von ſeinem Schloſſe vertriebener Graf Rogarede iſt. Dieſen ſpielte Seydelmann, und brachte eine außerordentliche Wirkung damit hervor. Die perſönliche Hoheit in den reinlichen Lumpen, die ſelbſt noch von einer nothdürftigen Eleganz, wie ſie das ancien régime auszeichnete, einzelne Proben ſehen ließ; ſeine edle Haltung bei der das Mitleid in Anſpruch nehmenden Geſtalt, der Ton ſeiner Stimme, ſeine feine Bewegung, und dabei die Hinfälligkeit, das Dürftige, das tiefe Elend, Alles dies lieferte ein Gemälde von durchdringender Wärme. Man weinte; ſelbſt

Männer trockneten die Augen; das Theater war vollſtändig unter Waſſer geſetzt.

Dieſe Wirkung lieferte mir den rechten Maaßſtab für das Verfehlte dieſes jugendlichen Verſuchs. Ich hatte nämlich damals im Sinne, die Rührung, die in dieſem Stücke einen ſo breiten Platz für ſich in Anſpruch nehmen mußte, dadurch einzuſchränken, daß ich einen halbkomiſchen Charakter einflocht, der die Rührung vollkommen parodirte. Dies half aber nichts, und mein Komiker ſtörte nicht die Wirkung, wohl aber den Genuß. —

Eine Jugendſünde, die ich nur ungern der Vergeſſenheit wieder entriſſen ſah. —

Kommerzienrath Froſch — Mephiſtopheles.

In dem alten „Verſchwiegenen wider Willen“, einem Stücke, wie ſie Kotzebue nach dem Dutzend fabricirte, gab Seydelmann den Kommerzienrath Froſch. Er ſpielt die

Rolle gern, wie er mir ſagte; je nun, es iſt ihm ein leichter Scherz; er läßt ſich gehen, extemporirt, und es freut ihn, ohne große Anſtrengung ſich und die Zuſchauer zu amüſiren. Er war hier das ächte Bild eines alten Berliner Pflaſtertreters der Mittelklaſſe; ein wohlbeleibter, rother, dünnhaariger Obenhinaus und Nirgendan, der ſeine Naſe überall haben will, tauſend Verlegenheiten erregt und ſelbſt hinein geräth; dem ſeine „kühle Blonde“ über Alles geht, wenn er ſie, von anmuthigen Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten überſprudelnd, bei'm Hofjäger oder unter den Zelten, Notabene in charmanter Geſellſchaft „recht jemithlich“ verzehren kann. Der blaßgrüne, ſchief zugeknöpfte Frack, die Nankinhoſe und Kamaſche, das griechiſche Mützchen unter dem Hute, die Akten in den Taſchen, bis auf die lange Uhrkette, Alles war an der rechten Stelle, und für dieſes Genrebild bezeichnend. —

Mephiſtopheles war die letzte Rolle, worin ich Seydelmann ſah; und ſollte ich ihn nie wiederſehen, dieſer Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Ich war im höchſten Grade darauf geſpannt; viele meiner Freunde hatten dieſe Rolle als den Gipfel ſeiner Kunſt bezeichnet.

Ich ſprach ihn am Morgen, ehe er zur Probe ging.

„Erwarten Sie nicht zu viel“, — ſagte er mir; — „ich thue mein Beſtes zwar, Mephiſtopheles iſt aber kein Menſch, und der Teufel — das werden Sie mir zugeſtehen — iſt ſchwer anzupacken. Zudem bin ich von der nahen Abreiſe ſchon zu ſehr in Anſpruch genommen.“

Wie ich ihn nach der Probe wiederſah, war dieſe trübe Vorempfindung faſt bis zum Unmuthe geſteigert. Er fühlte ſich ſehr erſchöpft; die Schwierigkeiten des Gedichts mußten ihm auf's Neue einleuchtend werden, bei der Unzulänglichkeit der übrigen Darſtellung. Ein doppelt ſchmerzhaftes Gefühl für ihn, da er viele ſeiner Freunde im Schauſpiel wußte, von denen mancher mit dieſem Abende für lange von den hieſigen theatraliſchen Genüſſen den freiwilligſten Abſchied nahm.

Das Theater war nicht ſehr voll; Seydelmann ſpielte in dieſem Stücke, Seydelmann ſpielte zum letzten Male vor einer großen Reiſe, die ihn uns auf lange entziehen wird, und kein Gedränge? Das erſchien mir im erſten Augenblicke räthſelhaft, hier — wo das Schauſpiel noch in Ehren gehalten, und gepflegt wird, wie wohl ſonſt nirgends. — Man wußte mir zwei Gründe dafür anzugeben; der erſte war, daß das Stück ſelbſt bei den Frommen Anſtoß gebe, welche gegen deſſen Aufführung heftig geeifert hatten, und ſich nie entſchließen können, ihr beizuwohnen; der zweite bezog ſich auf die Beſetzung, und ging daher von einem blos künſtleriſchen Geſichtspunkte aus.

Die Darſtellung dieſes Gedichts, unſerer ureigentlichſten National-Tragödie, erſchien mir, ſeitdem ſie verſucht wurde, als das außerordentlichſte Ereigniß in der deutſchen Theater-Geſchichte. Kein früheres ließe ſich damit vergleichen; die erſte Verpflanzung der Shakspeare'ſchen Dramen, ſo groß der Schritt auch war, und ſo bedeutend ſeine Folgen wurden, iſt nicht ſo koloſſal. Der Gedanke war ſo gewagt, daß Jeder, der das Gedicht und die Bühne kannte, davor zurückſchrecken mußte, ſeine Ausführung ſo tollkühn, daß ſelbſt der greiſe Dichter des „Fauſt“, im gerechten Unwillen, ſich davon abwandte.

Mit welcher Unbefangenheit man aber von Seite der Bühnen-Verwaltungen die Sache zu begreifen ſchien, mit welcher Sorgloſigkeit man bei der Einrichtung und dem Einſtudiren zu Werke ging, mit welcher Nüchternheit man auch hier ſein bengaliſches Feuer abbrannte, zeugte von der Verſunkenheit des ganzen Theaterweſens. Auch überreitzte Schwäche dünkt ſich Kraft, und unternimmt das Schwerſte. Das Erſcheinen des Fauſt auf dem jetzigen deutſchen Theater finde ich mit den ohnmächtigen Liebesverſuchen eines alten Wollüſtlings vergleichbar.

Der Beifall, mit dem das Gedicht aber dennoch aufgenommen wurde, hätte vielen Verblendeten die Augen öffnen, vielen Uebelwollenden den Mund ſtopfen, viele Anſtrebende mächtig belehren ſollen. Durch das Gelingen dieſes allzukühnen Verſuchs, und wenn es auch nur theilweiſe und unter Bedingungen Statt haben konnte, ſehen wir wie mit einem Zauberſchlage die Gränzen des Darſtellbaren in's Ungeheure ausgedehnt; und die jungen, thatkräftigen Talente können ermeſſen, wie weit ſie ihre Schwingen regen dürfen, und lernen zugleich, daß ſie ſich keinem dummen, ſchulmeiſterlichen oder handwerksbräuchlichen Eigenſinn zu fügen haben werden, wenn ſie ihre Dichtungen auch dargeſtellt ſehen wollen. Sie ſehen, daß ein in der Form ſo großartiges, ſchrankenloſes Gedicht, bald mit mehr, bald mit minderm Geſchick der Vorſtellung angepaßt werden kann; ſie ſehen deutlicher als je, daß es nicht nöthig ſey, ſich nach den ſogenannten Bühnen-Erforderniſſen zu richten; man fühlt, daß kein gutes Werk mehr aus kleinlichen Couliſſen- und Lampen-Rückſichten, z. B. ſeines Zuſchnitts wegen, von dem ihm zukommenden Bereich der Scene verbannt bleiben darf.

Alles dieſes wurde mit der Aufführung des Fauſt dargethan, und die aufmerkſame junge Dichterwelt ſah dies wohl ein, und ließ von nun an ihre höchſten Entwürfe und Hoffnungen auf dieſem Felde keimen.

Ob irgend ein feiner Kopf hiebei ſeinen Einfluß benutzte, oder ob die Theater als alte, morſche Inſtitute, die ſich ſelbſt überlebt, ſich willenlos dieſes Grab bereitet, kann hier nicht erörtert werden. Daß ein Paar bedeutende Bühnen ſich bis jetzt noch geſcheut haben, die Tragödie darzuſtellen, kann den Zuſammenſturz weder aufhalten noch verhindern. Er wird und muß erfolgen, und mit dem größten Werke unſers größten Dichters wird die neue Aera zu zählen beginnen, wenn gleich zwiſchen jener und dem Anfange des regenerirten Theaters noch viel Plunder ſich aufhäufen ſollte.

Für die vollkommene Bewußtloſigkeit der Theater bei dieſer großen Erſcheinung bürgt ihr nachheriges Verbleiben im alten Geleiſe. Denn nachdem ſie den Fauſt gegeben hatten, und geſehen, daß es ging, ſo gewagt es ſchien, kauften ſie wieder Ueberſetzungen von franzöſiſchen Vaudevilles, und Poſſen aus dem Schlamme der Wien, und ließen ſie von denſelben Schauſpielern darſtellen.

Mephiſtopheles — Franz Moor — Ludwig XI.

In Stuttgart hat Seydelmann ſelbſt die Tragödie für die Darſtellung eingerichtet. Er hatte dabei keine andre Abſicht, als ſie ſo vollſtändig als möglich zu geben. Er, in deſſen Künſtlergemüth vor Allem der Glaube an eine Wiedergewinnung der urſprünglichen Würde des deutſchen Theaters ſchlummern muß, fühlte die ganze Wichtigkeit des Schrittes, und wollte ſich durch das äußerſte Wagniß mit einem Male volle Ueberzeugung verſchaffen.

Welche Schauſpieler ich auch ſchon in der Rolle des Mephiſtopheles geſehen, nicht Einer — ich ſpreche hier blos von den Beſſern — hob den Humor anders als auf menſchliche Weiſe hervor, und machte dann den alten Urgeiſt, im beſten Falle, zu einem Spaßmacher, der mit halbem Munde den Andern zulächelt, zu einem abgeſchmackten, barocken Kerl, einem armen Teufel, der nicht einmal ſo geiſtreich und luſtig wie ein Menſch zu ſeyn verſteht. Dieſe Darſteller waren nicht eingedrungen in die Tiefe der Dichtung, oder waren ſie es vielleicht, ſo hegten ſie Beſorgniſſe; wem es aber hier gelingen ſoll, der muß herzhaft zugreifen; wer einen Mephiſtopheles ſchaffen will, muß über große Gaben gebieten, und in ihrer Anwendung nicht blöde ſeyn. Wie Seydelmann hier zu Werke ging, erregt Erſtaunen; es iſt eine gigantiſche Schöpfung, welche den Raum der Bühne weit überragt. Wenigſtens iſt noch nichts auf ihr erſchienen, was einen Maaßſtab für dieſe Leiſtung abzugeben im Stande wäre.

Wir werden hier jeden Augenblick daran erinnert, daß dieſe „Truggeburt von Dreck und Feuer“ die äußere gottähnliche Geſtalt nur karrikiren könne, und von einer dämoniſchen

Gewalt beſeelt ſey. Die volle Kräftigkeit der alten Hölle durchdringt ſie; was Mephiſtopheles beginnt, trägt dieſen unverkennbaren Stempel. Wer möchte hier von Convenienz, herkömmlichem Weſen, Anſtand, Zuweitgehen, ſprechen wollen? Habt Ihr ein Mal Euren Salon ſolchem Gaſte geöffnet, ſo müßt Ihr Euch nicht darüber beſchweren, daß ſein eigenthümlicher Geruch Eure Ambradüfte erſticke, und ſein machtvoller Einfluß Eure feine Sitte ein wenig ſtark in's Gedräng bringe. Rümpft die Naſe nicht ſo vornehm, Ihr vermögt es gut zu ertragen! Seydelmann hat Recht, daß er Euch zu Liebe den Teufel nicht wie einen gebildeten Schauſpieler hinſtellt, der Euch blos zum Spaße den Teufel ſpielt. Er iſt Mephiſtopheles durch und durch; ſo groß, ſo befremdend, ſo wild, ſo höhnend, wie ihn ſich die glühendſte Phantaſie nur auszumalen im Stande iſt. Die Luſtigkeit dieſes Teufels kann eben ſo gut Lachen als Entſetzen erregen; es kommt nur auf die Umſtände an.

Bei dem Aeußern ſcheint Seydelmann die Umriſſe von Retzſch zu Grunde gelegt zu haben, und dann aus eigener Machtvollkommenheit weiter gegangen zu ſeyn. Sein Kleid iſt von hochrothem, glänzendem Zeuge mit gelben Zierrathen, das Mäntelchen „von ſtarrer Seide“ grasgrün; den übermäßig langen Oberleib umgürtet ein ſchmales, ſchwarzes Wehrgehänge. Dieſer Leib iſt wespenartig dünn; die Finger ſind gekrümmt, wie Krallen; bei'm Gehen wird der Pferdefuß mit vornehmer Grandezza nachgezogen. Den Schädel bedeckt ein ſtruppiges, ſchwarzes Haar, die Augen ſind ſchielend und ſchief; der Mund fletſcht die Zähne und iſt an den Winkeln in die Höhe gezogen, der fürchterlichſte Hohn ſpricht ſich darin aus; die Naſe ſenkt ſich in graſſer Unförmlichkeit zum Kinne. Nur dieſe Naſe und die Haare ſind künſtlich, alles Uebrige iſt Kunſt, das will ſagen, Seydelmann bringt die Täuſchung ohne fremde Hülfe, blos durch Verzerrung der Geſichtsmuskeln hervor, und beharrt darin mit unglaublicher

Conſequenz

Conſequenz während der langen Dauer des Stücks.

Iſt es denn aber nöthig, höre ich fragen, daß er auch im Aeußern ſchon uns ſo deutlich den Teufel zeige? Soll der Schauſpieler ſo weit gehen? Iſt es nicht recht, uns den innern Teufel ſehen und für das Uebrige die Phantaſie des Zuſchauers ſorgen zu laſſen? — O über die liebe Phantaſie der Zuſchauer! Dieſe Appellirung haben auch die ſchlechten Schauſpieler erfunden, die nichts als das Allergewöhnlichſte darſtellen können, denen nichts gelingt, und die doch für Etwas gelten möchten. Die nicht wie Seydelmann ſind, dürfen freilich nicht wagen, was er wagt; aber man denke ſich keinen Fratzen- und Poſſenreißer, keinen Geſichterſchneider oder Grimacier. Was Retzſch, Riepenhauſen und Allen, die ſich daran verſucht haben, Scenen aus dem Fauſt bildlich darzuſtellen, erlaubt war, ihrem Mephiſtopheles ſo viel Teufliſches beizumiſchen, als ſie nur erſinnen konnten, warum ſollte es dem Schauſpieler verwehrt bleiben? Es wird uns bei ſolchen Anwandlungen und Fragen eben nur wieder deutlicher, daß wir keinen wahren Schauſpieler haben, und daß die Meiſten, die ſich ſo nennen, eigentlich keinen Begriff von dem Weſen ihrer Kunſt beſitzen.

Das erſte Auftreten des Teufels kann in ſeiner Art beſcheiden genannt werden. Er will kein Aufſehen machen, wie ein vornehmer Mann, und tritt daher hinter dem Ofen hervor, gekleidet wie ein reiſender Scolaſt. Seydelmann benimmt ſich vollkommen dieſer Anſicht gemäß während der erſten Scene. Er iſt ſo manierlich, als es ihm nur möglich iſt; die Luftgeſtalten fangen ihre Gaukeleien an, Mephiſtopheles wendet ſich wie ein vornehmer Kenner darnach hin, nickt Beifall, murmelt Anerkennung; endlich iſt Fauſt eingeſchlafen; er beugt ſich über ihn, er ſcheint ſeine Stirne anzuhauchen und mit den Krallenfingern irgend einen unheimlichen Zauber über ſeinen Schlaf zu verüben; dann erhebt er ſich, und unbelauſcht, wie er iſt, ſpricht er das: „Er ſchläft!“ ſo teufliſch, ſo ganz Hohn — die ganze Hölle lag darin.

In der Scene mit dem Schüler parodirte der Teufel das Weſen des Stubenhockers und Gelehrten, aber immer ſchimmerte Spott und Hohn durch in Allem, was er that und ſagte. Wie nahe er dem Schüler auf den Leib rückte, wie er ſich lang machte, und von oben, mit gekrümmtem Halſe, auf ihn herunter ſah, wie er ſich blähte, und ihn anpuſtete — es war Alles ſo unheimlich, ſo widerlich und abſchreckend; dieſer gewaltige Eindruck läßt ſich in Worten nicht wiedergeben. Von nun an hörte man, wenn Mephiſtopheles allein war, oder wenn er fortging, ſeltſame Töne, hohl, kläglich, wie das Lachen der Turteltaube mit dem Schalle des Unkengeheuls vermiſcht; ein, zwei, drei Mal kurz nacheinander ausgeſtoßen. Dieſe Töne kamen aus keiner Menſchenbruſt; ſie waren Allen befremdlich, man wußte nicht, was es war.

Mephiſtopheles wird von Scene zu Scene vertrauter mit ſeinem Gefährten; immer frecher wurden ſeine Aufforderungen, immer dienſtfertiger ſein Benehmen. Im Keller zu Leipzig benimmt er ſich geſpreizt, um den Geſellen zu imponiren; ſein Lied ſingt er ſtehend, mit ganz trefflichem Vortrage, während er den einen Fuß aufhebt, um ſich damit die Wade zu kratzen. Bei der Hexe zeigt er die familiärſte Vertraulichkeit. Fauſt findet Gretchen; Mephiſtopheles' Hohn wächſt; die ſeltſamen Töne, die uns ſchon früher überraſchten, nehmen jetzt deutlicher den Charakter menſchlichen Lachens an, und erſchüttern uns. In Gretchens Zimmer betrachtet er Alles mit liſtiger Spürnaſe. „Nicht jedes Mädchen hält ſo rein!“ — Er ſtellt den Schmuck in den Schrank; aber ehe er das Zimmer verläßt, iſt er bemüht, die Luft mit ſeinem Hauche zu durchwürzen. Dies Blaſen und Puſten hat etwas Aengſtliches, und des armen Gretchens Worte: „Wie drückend und ſchwül iſt die Luft!“ empfinden wir mit. Mephiſtopheles nimmt bei Marthen wieder jenes geſpreizte, vornehm thuende Weſen an, das wir ſchon an ihm kennen. Sein höhniſcher Spott bei der Todesnachricht des alten Schwertlein, ſeine Galanterie während der Gartenpromenade, wie er Marthen bei'm Arme führt, der Ton, womit er ſeine Antworten auf ihre zärtlichen Andeutungen begleitet, wie er den Kopf ſo ſtolz in den Nacken wirft, kurz wie er hier ſich bemüht, unſer Thun und Treiben nachzuäffen, das ihm aber doch ſo ganz fremd anſteht, und von der teufliſchen Natur in ihm wieder zerſtört wird, Alles dies iſt unvergleichlich, unnachahmlich.

Von nun an wird ſein Benehmen gegen Fauſt herriſcher, ſein Trotz gewaltiger, ſein Hohn fürchterlicher. Er läßt ſich noch ein Mal zu einem Späßchen herbei, indem er das gräuliche Ständchen vor Gretchens Thür ſingt; dann erſticht er ihren Bruder. Im nächſten Akte ſteht er in ſeiner ganzen Gräßlichkeit Fauſt gegenüber; der erſte Theil der Tragödie naht ſich dem Ende. —

Wie ärmlich und trocken erſcheint, was ich hier angedeutet habe, vergleiche ich es mit dem, was Seydelmann in dieſer Rolle leiſtet. Könnte ein geſchickter Zeichner ihm von Scene zu Scene, von Stellung zu Stellung folgen, er würde uns allerdings etwas Bewundernswerthes liefern; aber dennoch würde jener Zauber fehlen, Ton, Ausſprache, beſtändiger Wechſel des bezeichnendſten Minenſpiels. Nach dieſer Rolle, von Seydelmann dargeſtellt, wird man eingeſtehen müſſen, daß es auch der Schauſpielkunſt in Deutſchland noch möglich ſey, jene Anziehungskraft zu üben, die man in neueſter Zeit nur der Oper zuſchreiben wollte; daß ſie Wunder wirken könne, Begeiſterung und Erhebung, wie dieſe nie.

Und hat Seydelmann nicht Alles dies in verſchiedenen Städten gezeigt, wo der Geſchmack ſchon überſättigt und verdorben war, wie er es jetzt überall iſt? Hat nicht ſein Gaſtſpiel in Frankfurt den unwiderlegbarſten Beweis geliefert, daß ein einziger ächter Künſtler das Schauſpiel wieder zu Ehren bringen könne? Jenes Schauſpiel, das durch ſein ſchlechtes Repertoire, durch ſeine alternden

Kräfte und jungen Schwächen, keine Verehrer mehr zählte, und ſelbſt Beſucher von einiger Anhänglichkeit längſt von ſich zurückgeſcheucht hatte. Wurde es nicht in Frankfurt während Seydelmanns Anweſenheit zum mächtigſten Rival der Oper, die im gewöhnlichen Zuſtande dort Alles abſorbirt, was an Theaterliebe und Luſt noch im Publikum angetroffen wird? — Wer könnte aber wohl ſcheel darob ſehen? Wen könnte der Triumph Göthe's und Schillers ärgern, ſelbſt wenn er zu den eifrigſten Verehrern Mozarts gehörte? Der ausſchließlichen Verehrer Roſſini's und Auber's iſt hier nicht zu gedenken. —

Eine Rolle, die in jeder Hinſicht nach dieſer genannt zu werden verdient, iſt Franz Moor, wie mir Männer, deren Urtheil zu trauen iſt, mittheilten.

Leider iſt das Stück hier nicht auf dem Repertoire, und ich habe Seydelmann nicht darin ſehen können. Auch hier ſoll er von der gewöhnlichen Darſtellungsweiſe dieſer genugſam bekannten Rolle abweichen. Wie verzerrte ſie Iffland, bei aller Wichtigkeit, die er auf ihr Studium verwendet hatte. Man iſt bemüht, in Franz den ſchleichenden Heuchler zu zeigen, dem bei ſeinem erſten Auftreten ſchon das Kainszeichen leſerlich an der Stirne ſteht; Seydelmann gibt blos den verdorbenen Jungen, den ungezogenen, ſtörriſchen, heimtückiſchen Buben. Er entſtellt ſein Aeußeres nicht im Geringſten, er tätſchelt ſeinen ſchwachen Vater auf die plumpſte Weiſe, er holt einen kleinen Schemel herbei, ſetzt ſich ihm zu Füßen und legt ſeinen Kopf ihm in den Schooß. Wenn er allein iſt, und ſeine furchtbaren Plane ſchmiedet, ſieht man ihm keine Ueberlegung an; ein Gedanke gebiert ſchnell den andern, es iſt eine überſprudelnde Haſt in dieſer Vorbereitung, der böſe, nichtsnutzige Bube trifft das Alles ſo leicht. Aber deſto fürchterlicher iſt dann die Wirkung, wenn das Verderben über ihn hereinbricht, wenn dieſe Natur ſich in ihrer gräßlichen Erbärmlichkeit zeigt. Was er hier leiſtet, ſoll Alles überbieten, was man je von den berühmteſten

Darſtellern dieſer Rolle geſehen hat. Es ſoll den höchſten Gipfel der haarſträubendſten Wahrheit erreichen.

Auch Ludwig XI. in einem, Walter Scott nachgebildeten Schauſpiele von Herrn von Auffenberg, ſoll von einer vollendeten Characteriſtik zeugen. Auch hierin konnte ich Seydelmann nicht ſehen, obgleich ich es ſehr gewünſcht hätte, da ich den berühmten Ligier in Delavigne's Louis XI. kannte. Nach dem, was ich im Geſpräche erfahren konnte, ſtimmten beide Darſteller in der Auffaſſung dieſes merkwürdigen Charakters auf die überraſchendſte Weiſe zuſammen, was ſich ſogar auf die äußere Maske erſtreckte; ein um ſo ſeltſamerer Umſtand, da Seydelmann, nach ſeiner Verſicherung, nie ein Bild jenes merkwürdigen Königs zu ſehen Gelegenheit hatte.

Was ich hier mit wenigen Zügen anzudeuten bemüht geweſen bin, iſt nur ein kleiner Theil jener großen Gallerie, über welche der Künſtler herrſcht, die reich und beweglich iſt, wie das Leben ſelbſt. Alle jene halb ſpaßhaften, halb rührenden Geſtalten, die Eſſighändler, gutherzigen Polterer und der ganze Troß Iffland'ſcher Rollen, die Gecken-Sammlung, die Höflinge, die Tyrannen, ein „von Kalb“, ein ſpaniſcher Philipp, ſelbſt Hamlet, nennt Seydelmann ſein Eigenthum und ſtellt ſie dar in ſeiner vollen Kraft, mit ſeiner ganzen Kunſt. Und doch iſt dieſes nur der Kreis, worin ſich das Genie des ſeltenen Mannes vorläufig bewegt; denn wer vermöchte ihm jetzt ſchon Gränzen zu ſtecken? Wir wollen dabei nicht an Dasjenige denken, was ihm noch für Rollen während ſeiner Laufbahn, in neuen Stücken, aufgetragen werden könnten, ſondern nur jene bezeichnen, die er aus eigenem Antriebe ſich zur Aufgabe wählte: Richard III., Othello, Lear, Wallenſtein! Er ſelbſt — eben ſo beſcheiden wie ſtreng gegen ſich ſelbſt — will jetzt erſt an dieſen großen Aufgaben ſeine Kräfte verſuchen. Wer aber könnte an dem Erfolge zweifeln?

Ich halte dafür, und ich ſpreche es hier ganz unverholen aus, daß Seydelmann die Säule ſey, die das ganze Theater, wie es ſich binnen Kurzem geſtalten ſoll, zu tragen haben wird. Alle Gewichte und geheimnißvollen Gegengewichte der Bauherrn werden ſich in ihm zu einem magiſchen Bund vereinigen, Er iſt der Mittelpfeiler des kunſtvollen Remterbaues, und nur wenn der wankt, halten die Steine nicht mehr zuſammen; er aber ſteht feſt für lange Dauer. Ich fordre durch dieſe Behauptung vielleicht den Spott irgend eines geſcheuten oder dummen Spaßmachers heraus; wir ſind hier aber in einer Region, die Beide nicht erreichen können.

Der Umgeſtaltung des deutſchen Theaters gehen bereits Zeichen vorher, die erheblich genannt werden können, wenn ſie auch noch nicht zu den Wundern zu zählen ſind. Spindler, der beliebteſte Romandichter, hat ein Schauſpiel „Waldmann“ gedichtet und aufführen laſſen; Immermann nahm Urlaub auf ein Jahr, um Theaterdirector zu werden, und ſetzte den „Blaubart“ von Tieck in die Scene; die Berliner Schriftſteller für das Theater kommen bei dem Bundestage ein, um die Sicherſtellung ihrer Einkunfte zu bewirken, und die Mitglieder des Berliner Hoftheaters bilden einen Verein, um ſich mit jenen Stücken bekannt zu machen, welche von der Direction nicht zur Aufführung zugelaſſen wurden. Ueberall erheben ſich neue klangvolle Stimmen über Bühne und Bühnenkunſt, wie ſie ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr vernommen worden ſind. Junge, kräftige Geiſter werden ſich bald der Scene bemächtigt haben, und mit Allen den Kampf beſtehen, die ſie jetzt uſurpirt halten. Sind nur erſt die Werke da, ſo darf es Niemand Kummer verurſachen, daß ſie ſich auch Bahn machen werden.

Grabbe wird der ſchnöden Vergeſſenheit, die man ihm zu Theil werden ließ, wieder entriſſen werden; Grabbe, jenes gewaltige Talent, das ſtill und verborgen ſeine Werke ſchafft; das in ſeiner überraſchenden Erſcheinung nicht im Stande war, die Bühnenlenker aus ihrer Lethargie aufzuſtören.

Heine wird — ich weiß es — für die Bühne ſchaffen; Gutzkow dichtet für ſie; Wienbarg will ſich mit Eifer ihr widmen; Andre, deren Namen noch nicht ſo bekannt ſind, arbeiten im Stillen vor, und manch' treffliches Werk iſt mir im Manuſcript ſchon bekannt geworden.

Für das Genrefach ſollten Verbindungen verabredet werden, um, nach Art der Franzoſen, die leichte Gattung leicht zu beherrſchen. Neue Ideen, eine kräftige Charakteriſtik, eine reiche Erfindung, und vor Allem eine jungfräuliche Sprache in ihrer ſchmucken Reinheit, noch unentweiht von dem Gebrauch der Scene, die ſie wie ein Gefäß aus einer ſchmutzigen Hand in die andre geben ließ, werden dieſe neue Schule — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — auszeichnen. Der Zeitpunkt, wenn dieſe Umwandlung ſtatt finden ſoll, kann hier nicht angegeben werden; aber kommen wird er bald, denn er wird erſehnt von Allen, und ſelbſt die wenigen Künſtler der deutſchen Bühnen hoffen darauf, und die jungen deutſchen Dichter ſtampfen den Boden, bis das Seil ſtürzt und ſie den edeln Wettlauf beginnen läßt. —

Was Schröder in früherer Zeit der vaterländiſchen Bühnenkunſt wurde, wird Seydelmann der jetzigen werden. Solche Erſcheinungen ſind nie umſonſt da.

Wie mächtig aber Schröders Einfluß auf ſeine Zeit ſeyn mußte, ergibt ſich vornehmlich daraus, daß er ſich noch nach mehr als dreißig Jahren, in dem nach Innen und Außen völlig umgeſtalteten Hamburger Theater, fühlbar macht, unter einer Privatdirection, die — wie jede andere — ihres Geldvortheils wegen mit dem Strome ſchwimmt, und keinen Vorwurf deshalb zu befahren hat.

Schröders Theater am Gänſemarkt in Hamburg iſt jetzt voll kleiner Wohnungen, ein Bienenſtock voll Armuth, Schmutz, Frivolität, Lärm und Skandal; ſelbſt ſein Wohnhaus Sansſouci am neuen Jungfernſtieg iſt längſt eingeriſſen worden; die alten Schauſpieler, die unter ihm dienten, ſind abgedankt oder geſtorben; Madame Hönecke, die er einſt protegirte, iſt ein altes Mütterchen; ſein Recenſent, der Profeſſor Mayer in Bramſtedt, zählt Achtzig; und der junge Schmidt, der ſich bei ihm ſo einzuſchmeicheln gewußt, daß er ihm zur Direction verhalf, iſt jetzt auch ſchon ein alter Mann, der dem Geiſte Schröders, wenn er auf ſein Treiben herniederſchaut, gewiß kein beifälliges Lächeln mehr entlockt; — aber dieſer Geiſt ſpukt doch noch hin und wieder recht merklich auf dem Hamburger Theater umher, und konnte trotz aller Neuerungen bis jetzt noch nicht ganz von dort ausgetrieben werden. In der That, wenn es an Beweiſen zur Unſterblichkeit der Seele fehlte, hier wäre Einer! —

Schröder mußte zu der Zeit, als er lebte, Despot ſeyn. Er fand ein Chaos von kleinen Republiken vor, und begründete eine Diktatur. — „Ohne Haupt gingen Rom und Sparta zu Grunde!“ — und er ward dieſes

Haupt. Er gab Geſetze, er ordnete, ſchlichtete, erſchuf, beförderte, lohnte! Schröder war groß, und hätte jeden Platz eben ſo ruhmvoll ausgefüllt, wie den eines Schauſpieldirectors. Mit gleichen Ehren hätte er den pelzverbrämten Rock der Hamburgiſchen Conſuln getragen, oder die geſtickte Uniform eines Premierminiſters. Er war dazu berufen, auf einer Höhe zu ſtehen; ich freue mich im Vortheile der dramatiſchen Kunſt, daß der Zufall ihn auf dieſer erhob.

Dieſes Prinzip hat nun bisher bei dem deutſchen Theater fortbeſtanden, und die es ausübten, ſchienen ſich dabei wohl zu befinden. Bald ward ein ausgedehnterer, bald ein eingeſchränkterer Despotismus daraus; jedoch ſtets wurden die Angelegenheiten von den engſten Privatrückſichten geleitet, und nie behielt man die Kunſt im Auge.

Wer durch Zufall oder Gunſt, Neigung oder Trieb zum Erwerb, an die Spitze einer Theateranſtalt gelangte, glaubte Niemanden in der Welt mehr für ſeine Handlungsweiſe

verantwortlich

verantwortlich zu ſeyn, und blos ſeiner Laune folgen zu dürfen. Bei den Meiſten ließ ſich nicht einmal ermitteln, worauf ſie eigentlich ihr Hauptaugenmerk richteten; der gemeinſte Wankelmuth, die platteſte Unbeſtändigkeit trieb ihr Spiel; die Leitung der Geſchäfte entbehrte des Charakters.

Und im Vergleiche mit dieſer Charakterloſigkeit bietet ſelbſt ein ſchlechter Charakter noch Intereſſe dar, und jene Directoren, die offen bekannten, daß ſie um jeden Preis ihren Säckel füllen wollten, ſich und ihre Schauſpieler vor aller Welt ſelbſt entwürdigten, um trotz Schmach und Schimpf Landgüter und Paläſte zu kaufen, ſind Heroen gegen jene Faſeler, die man in Coſtüme-, Statiſten- und Pracht-Narren eintheilen könnte.

Mag nun aber das Publikum oder der Staat die Theater erhalten — es ſollte nie der ſtrengſten Controlle entzogen werden. Es kann einem Director nicht freiſtehen dürfen, blos die Stücke zu geben, die ihm gefallen, ſie ſo oder ſo zu geben, wie es ihm gutdünkt;

dieſen Künſtler anzuſtellen, jenen zu entlaſſen, mit einem Worte, das Publikum zu bevormunden, ohne Rechenſchaft darüber abzulegen.

Jedes Theater hat ſeiner Natur nach eine Kammer der Gemeinen, und dieſe iſt das Publikum. Alle Vorſchläge und Wünſche, die von dieſem ausgehen, ſollten genau in Erwägung gezogen werden. Gewöhnlich aber überhört man die Klage des Publikums, und ſucht ihm auf unverhoffte Weiſe andre Freuden zu bereiten. Wenn z. B. ein Theater einer jugendlichen Liebhaberin entbehrt, ſo daß die beſten Stücke nur unvollkommen oder gar nicht beſetzt werden können, ſo läßt die Theaterdirection dieſen Mangel unbeachtet und engagirt mit ſchwerem Gelde eine Sängerin oder Tänzerin, als hors d'œuvre, und erntet dafür das feile Lob von ihren Helfershelfern, als habe ſie ernſtlich das Gedeihen der Kunſt und das Vergnügen des Publikums dabei im Auge gehabt.

Geſellt man dieſer Kammer der Gemeinen noch ein Oberhaus hinzu, das aus einem

Ausſchuß der Gebildeten und Befähigten beſtehen, und von dem Publikum und dem Theaterperſonal ſelbſt gewählt werden muß; ſetzt man dieſem noch eine obere Staatsbehörde vor, um über die Unternehmungen zum Vortheil der Anſtalt und des Publikums, und ſtets im Geiſt der Kunſt zu wachen; dann glaube ich, würde der Willkühr jede Macht benommen, das Intereſſe aller Theile gewahrt und die ganze Angelegenheit zu einem freudigen Gedeihen geführt werden.

Man ſpricht von einer Sicherſtellung der Eigenthumsrechte der Theaterdichter, man führt Scribe an und ſeine ungeheuren Einkünfte, und glaubt damit viel für das Wiederaufleben der dramatiſchen Dichtkunſt thun zu können. Ein glänzendes Einkommen iſt allerdings lockend; aber nicht eben die edelſten und begabteſten Geiſter werden ſich davon blenden und vom Eigennutze anziehen laſſen; nicht die Tantième allein würde im Stande ſeyn, das unfruchtbare Feld mit Segen zu überſchütten. Die deutſchen Dichter hoffen und wünſchen nicht, übermäßig reich zu werden; ſie wollen nur, daß ihre Stücke von guten Schauſpielern gegeben werden mögen. —

Es iſt indeſſen gut, daß auch daran gedacht werden ſoll, die Honorirung der Stücke auf eine feſte Grundlage zu bringen; denn Willkühr, Nachläßigkeit, ſelbſt Unredlichkeit waren bisher wohl im Stande, auch dem uneigennützigſten Dichter allen Verkehr mit den Bühnenverwaltungen zu verleiden.

In Paris bilden bekanntlich die Theaterdichter eine Innung. Sie leſen ihr Stück in einer eigenen Sitzung dem Director, den Beamten und vornehmſten Künſtlern vor. Nach einer im Voraus feſtgeſetzten Zeit muß ihnen die Entſcheidung werden, ob es zur Aufführung angenommen oder verworfen worden iſt. Im erſtern Falle liegt ihnen ob, ſogleich zwei Reinſchriften einzureichen. Man eröffnet ihnen, in welcher Reihe die vorliegenden Manuſcripte gegeben werden ſollen; ſie wiſſen, welches Stück dem ihrigen vorangeht, und haben das Recht, wenn ein andres vorgezogen werden ſollte, Klage zu erheben, die zu ihren Gunſten entſchieden werden muß, wenn nicht ganz beſondere Umſtände obwalten.

Sowohl die Beſetzung, als auch der Zubehör der Aufführung, wie Dekoration, Koſtüm, Ausſtattung durch Ballet oder Muſik, hängt größtentheils von ihnen ab. Oft ſchon fand es Statt, daß ein Dichter, wenn man ihm ſeine Forderungen in dieſer Hinſicht nicht einräumte, das Stück zurücknahm und ein andres Theater damit beglückte. „L'auteur a retiré sa pièce“ iſt eine ſehr gangbare Redensart.

Bei den Proben iſt der Dichter gegenwärtig, oft leitet er ſie ausſchließlich. Auf dieſe Weiſe iſt es nicht möglich, daß die Intention des Dichters falſch verſtanden werde, und kein Schauſpieler kann aus Mangel an Einſicht oder böſer Abſicht ein Stück verderben. Daher wird aber auch Alles, was in Paris bei der Darſtellung eines Stückes auf dem Theater angeordnet wird, was man gemeinhin „in die Scene ſetzen“ nennt, als unverbrüchliches Geſetz angeſehen, und in eigenen Bulletins, wie ſie unter andern auch das Journal des comédiens“ enthält, den Provinzialtheatern mitgetheilt. Dieſe halten ſich gewiſſenhaft daran und erlauben ſich nicht die kleinſte Abänderung.

Der Dichter erhält gewöhnlich drei bis vier Prozent von der Einnahme; oft geſellt ſich hiezu noch ein beſonderes Honorar für die erſte Aufführung. Die große Oper bezahlt, nach drei gegebenen Werken von einem und demſelben Komponiſten, dieſem einen Jahresgehalt von dreitauſend Franken.

Alle Theater in Frankreich ſind gehalten, von jeder Aufführung die Theaterprozente gleichfalls in Abzug zu bringen; eigene Commiſſionäre beſorgen die Einkaſſirung dieſer Gelder und ihre Auszahlung an die Betheiligten. Ueberall werden die Einnahmen von den ſtädtiſchen Behörden zu dieſem Ende controlirt.

Wenn die Theaterdirectionen durch fremde

Künſtler, Tänzer oder dergleichen ihre Abende ausfüllen laſſen, und daher mit der Aufführung von Neuigkeiten im Rückſtande bleiben, ſo wird von den Dichtern Klage erhoben, damit die Directoren im Intereſſe der Dichter und der Schauſpielkunſt ihrer Pflicht nachkommen. Daſſelbe tritt ein, wenn durch wiederholte Aufführung von Ueberſetzungen, der Vortheil der einheimiſchen Dichter beeinträchtigt wird.

Würde ſich ein Director öfters ſolcher Dinge ſchuldig machen, ſo verließen ihn am Ende die Dichter, und wendeten ſich mit ihren Stücken an andre Bühnen, die ſie mit offenen Armen empfangen würden.

Ich höre ſo manchen unſerer Directoren dabei in den Bart ſprechen: „was an ſo einem Dichter gelegen ſey!“

Nun ja! Unſere Miſere iſt ja genugſam bekannt; ich verliere daher kein Wort mehr darüber.

Man lächle nicht vornehm über den Ernſt, den ich einer, wie es gewöhnlich ſo ſchnöde heißt, in ſolcher Zeit „zurückgeſetzten Kunſt“, zugewendet zu ſehen wünſche. Die Menge verſteht darunter das Theater.

Aber auch dieſes wird keine Zurückſetzung mehr erfahren, ſobald es ſeine jetzige Stellung aufgegeben und ſich einer Reform gefügt haben wird — ſobald es ſich nicht mehr den menus plaisirs hingibt oder dem Eigennutze ſchmutziger Directoren; ſobald es nicht mehr in derſelben Arena Schauſpiel, Oper und Ballet zu Tode hetzt, und leeres Schaugepränge, Modetand und Sinnenreiz als Hauptſache betrachtet; ſobald es nicht mehr ſeine mürbe Kraft durch ſchlechte Nahrung aus Sudelküchen mühſam zuſammenhält. Die Verachtung einer neuen kräftigen Zeit muß hingegen das Theater treffen, wenn es ſich freiwillig von dem eigentlichen Weſen aller Kunſt ausſchließt; Tiefe und Ernſt von ſeinem Altare verbannt, Fleiß und Studium verlacht, und edle Sittenreinheit, Feſtigkeit des Willens, ſtille

Zurückgezogenheit zur Erlangung gründlicher Kenntniſſe, als untauglich zu ſeinem Zwecke verwirft; wenn die Schauſpieler endlich durch ihr Theater ſelbſt in eine Sphäre der Niedrigkeit herabſinken müſſen, wo jeder Grimacier ſie übertreffen, jeder Marktſchreier ſie beſchämen darf.

Es wäre nur ein ſchnöder Mißbrauch, deſſen ſich kein ehrlicher Mann ſchuldig machen ſollte, unter dieſen Umſtänden noch von Kunſt zu ſprechen.

Die Schauſpielkunſt ſelbſt, an und für ſich, hat noch immer ihre hohe, ernſte Bedeutung; ſie wirkt noch immer, wie keine andre, auf unſer innerſtes Gemüth; ſie greift mächtig in unſer Leben ein; ſie vermag uns zu erheitern, zu beſſern, zu veredeln. Sie hat noch nicht den geringſten ihrer hohen Vorzüge eingebüßt; dafür zeugen noch jetzt unſre Thränen der Rührung, unſer lautes Lachen, unſre ſtumme Wehmuth, unſre heitere Ergebung. — Vermögen Statuen oder Gemälde eine ähnliche Wirkung auf uns zu äußern? —

Die Künſte ſind urgeborne Töchter des Himmels, und glücklicher Weiſe verläugnet ſich noch jetzt ihr göttlicher Urſprung nicht. Aber ein Theil ihrer hohen Bedeutung iſt ſchon für uns verloren gegangen. Wir flehen nicht mehr zu den nackten Gottheiten der Griechen, wir empfinden keinen heiligen Schauer mehr, wenn wir die Madonnen des Mittelalters bewundern. Beide regen nur unſern Schönheitsſinn an; die Schauſpielkunſt aber, die uns auch das Alterthum vermachte, wirkt noch eben ſo mächtig auf uns ein, wie ſie einſt auf Griechen und Römer wirkte. Wir erkennen noch eben ſo begeiſtert unſern Künſtlern die Palme zu, wie das Alterthum den Seinigen; Schiller und Göthe ſind unſer ſchönſter Stolz, ihre Theaterwerke das Höchſte, was unſere Literatur hervorgebracht. Und die Kunſt, welche jene Männer übten, ſollte eine zurückgeſetzte heißen? Jene Kunſt ſollte nicht mehr werth ſeyn, daß man ſie zum Gegenſtand der ernſteſten Erwägungen mache, in dem Augenblicke, wo Frivolität ſie uns zu entreißen droht? Wo Affen ſie nachäffen, Spötter ſie begeifern, Dummheit ſich anmaßt, ſie zu beherrſchen?

Die Kunſt ſelbſt bekümmert ſich darum nicht; ſie ſteht zu hoch und zu feſt, als daß ſie zurückgeſetzt oder vorwärts geſchoben werden könnte. Es gibt nur eine Wahrheit und eine Kunſt. Sie bedarf nicht der Protection, und wird dennoch nie untergehen. Aber der Maſſe kann ſie für den Augenblick verloren werden; der Maſſe, die nicht Augen hat, um vorwärts zu ſchauen, nicht Bildung genug, um Hingeſchwundenes zu beklagen.

Dieſem Zeitpunkte ſind wir nahe gekommen, er muß unausbleiblich eintreffen, wenn die edelſten Geiſter fortwährend in ihrem Widerwillen beharren wollten, ſich mit dem Theater zu beſchäftigen; wenn Die unſere Theaterdichter bleiben, die jetzt dafür gelten, wenn das alberne Geſchwätz hin und her, das unzeitige Geſchreibe herüber und hinüber, das

Patati-Patata der ſogenannten Kritiker nicht endlich verſtummte.

Mit dem vornehmen Schweigen, mit dem „Fünfe gerade ſeyn laſſen“, ſo wie mit der ewigen Zahmheit und Zurückhaltung wird nichts gewonnen, und man ſieht, wohin das Alles am Ende führen kann. Wer bis jetzt etwas derber auftrat, glaubte ſeinen Namen aus tauſend kleinlichen Rückſichten verſchweigen zu müſſen. Solche Scheu iſt unwürdig. In dem Gefühl, die Wahrheit zu ſagen und das Rechte zu wollen, kann man ſich leicht über Angriffe wegſetzen, die aus beleidigter Eitelkeit irgend eines Narren von der traurigen Geſtalt entſpringen.

Alle, die mich kennen, wiſſen, daß ich eine Reihe von Jahren mich mit Liebe dem Theater gewidmet hatte, daß ich Schauſpieler, Theaterdichter, Regiſſeur, Director, Sekretär bei verſchiedenen Bühnen war. Es findet für mich in allen dieſen Anſtellungen keine andre Stufenleiter Statt, als die der erlangten beſſern Einſicht in dieſem Gebiete.

Ich ſchämte mich ebenſowenig des kleinſten Poſtens, als ich mir daraus eine Ehre mache, einem Theater als erſter Beamter vorgeſtanden zu haben. Ebenſo konnte es bei meinem Zwecke nicht in Betracht kommen, ob ich ein guter oder ſchlechter Schauſpieler geweſen, oder ob einige Stücke, die ich verfaßte, auf den Namen Kunſtwerke Anſpruch machen können oder nicht. Sie wurden Alle in einer und derſelben Richtung geſchrieben, mit ſteter Rückſicht auf ein gegebenes Perſonal und auf die vorhandenen Mittel und Umſtände. Es waren eben auch nur Verſuche, die Bühne kennen zu lernen, und als ſolche gelangen ſie Alle. Meine Kenntniß des Theaters und von dem, was von Wirkung darauf iſt, wurde dadurch bereichert. In der Stellung als Theaterdichter mußte ich ſo gar eine gewiſſe Anzahl von Stücken liefern und darf behaupten, daß troß aller meiner mannigfaltigen Verirrungen, mich dennoch eine Mäßigung beherrſchte, deren vielleicht Andere nicht fähig geweſen wären, hätten ſie eine bedeutende Bühne zu ihrer Diſpoſition und ein gefälliges Publikum ſich ihnen geneigt gewußt.

Zuletzt war ich bei dem Hamburger Theater angeſtellt, wo ich mich nicht ohne Einfluß auf die Leitung der Geſchäfte befand, und dieſen leicht hätte vergrößern können, wenn es mir darum zu thun geweſen wäre, meine Kräfte der Sache länger zu widmen. Ich ſpürte Ueberdruß und gab eine einträgliche Anſtellung freiwillig auf.

Seitdem habe ich keine Luſt gefühlt, anders für das Theater zu wirken, als durch kleine zerſtreute Aufſätze, wie ſie vor den Augen des Publikums liegen. Sie enthalten Bemerkungen und Beobachtungen, die auf Erfahrung geſtützt ſind, und wollen ſich keinen andern Rang anmaßen, als den, in die beſcheidene Reihe der anregenden Schriften geſtellt zu werden.

Dies iſt meine theatraliſche Laufbahn, in ſo weit ich ſie hier anzudeuten für nöthig halte. Dreizehn volle Jahre habe ich ihr gewidmet. Meine Erfahrung mag mit dieſem Lebens-Aufwande vielleicht zu theuer erkauft ſeyn; doch ſcheint ſie mir nicht ganz verloren.

In dem Augenblicke, da Seydelmann eine größere Kunſtreiſe zu unternehmen beabſichtigte, entſchloß ich mich, dieſe Blätter dem Druck zu übergeben. Sie ſollen allerdings die auf ihn ſchon längſt hingelenkte Aufmerkſamkeit verſtärken; ich bin aber nicht ſo eitel, ihnen einen andern Einfluß in Bezug auf ſeine Erſcheinung und künſtleriſche Leiſtung zuzuſchreiben. Seydelmann hat in Süd und Nord großen Ruhm erlangt, ohne in Berlin geweſen zu ſeyn. Ich darf nicht annehmen, daß mein Urtheil das dortige beſtimmen werde, und dachte auch nicht daran, auf irgend eine Weiſe vorgreifen zu wollen.

Aber eines Künſtlers Ruhm kann weder von dem momentanen Zuſtande einer Bühne, noch von der Einſicht oder der Laune eines Tagblatts-Referenten abhängen. Ein Künſtler, zu deſſen Würdigung ſich bis jetzt die ungetheilte Stimme ſo vieler Städte, ſowie die geprieſenſten Geſchmacks- und Kunſtrichter vereinigt haben, kann nicht mehr den günſtigen oder ungünſtigen Chancen des Augenblicks unterworfen ſeyn. Hat die Schauſpielkunſt einen ächten Kern, gilt ein ewiges Geſetz der Wahrheit in ihr, ſo bleibt auch der Kranz, den der größte Theil Deutſchland's Seydelmann bereits zuerkannt hat, ein unantaſtbarer.

Der Hauptzweck, den ich bei der Herausgabe dieſer Studie hatte, war, manchem lieben Freunde, der es ehrlich mit ſeiner Kunſt meint und mit ſtillem Unmuth dem jetzigen Theater-Unweſen ſeit lange ſchon zuſieht, ein Troſteswort zuzurufen.

Möge das Weſen Seydelmann's, wie ich es hier ſchilderte, ſeine hohe Kunſt und innere Vortrefflichkeit, den Jüngern ein Leitſtern ſeyn, den Aeltern ein Hoffnungsſtrahl, daß Gedeihen noch möglich ſey. Mögen ſich Alle überzeugen, daß es noch eine Schauſpielkunſt giebt, die mit ungeheurer Macht auf die Gemüther zu wirken vermag, wenn ſie den einfach anſpruchloſen Mann, wie im Triumph, deutſche Städte durchziehen ſehen, mitten unter dem Gelärm der türkiſchen Trommel, des Tamtams, der flatternden Nachtigallen und ſchreienden Troubadours, der Hörens- und Sehenswürdigkeiten aller Art, jener ewiggebornen Feinde der Kunſt und des Schönen.

Denn was wäre wohl im Stande, den Genuß aufzuwiegen, den ein vortreffliches, in allen ſeinen Theilen vollendet dargeſtelltes Drama hervorbrächte? Man ſpreche nicht davon, daß es nicht möglich ſey, gleich große Künſtler zuſammenzubringen; jede Rolle bedingt nur einen würdigen Repräſentanten, und dieſen zu finden unter guten, talentvollen Schauſpielern, wird ſo ſchwer nicht ſeyn, wenn man ſich einmal abgewöhnt haben wird, die finanziellen Kräfte an tauſend Nebendingen zu zerſplittern.

Ich habe einmal in Wien die Verſchwörung des Fiesko geſehen, worin Korn den Fiesko, Lange den Verrina, Koberwein den Gianettino, Ochſenheimer den Mohren, Kettel den Bourgognino, Töpfer den Lommelino, die Schröder die Imperiali und die Löwe die Leonore gab. Alles, ſelbſt bis auf den Deutſchen der Leibwache, welchen Schwarz trefflich darſtellte, war vollkommen an ſeinem Platze, und auch die Ausſtattung angemeſſen. Ich erinnere mich kaum, eine ſolche Befriedigung im Theater gefunden zu haben. Etwas Aehnliches hatte in dieſem Winter mit zwey Darſtellungen im hieſigen Hoftheater Statt, deren ich bereits oben erwähnte.

Man wird es hoffentlich nicht für extravagant erklären, wenn man glaubt, daß ſolche Abende öfter wiederkehren können, ja daß am Ende jeder Schauſpielabend ſolchen Genuß bringen müſſe.

Seydelmann iſt lebenslänglich bei dem Stuttgarter Theater angeſtellt, ſein künſtleriſcher Wirkungskreis iſt hier; ich glaube nicht, daß unfreundliche Berührungen ihm denſelben in einem Grade verleiden könnten, daß ſeine „Sehnſucht nach den Rebenhügeln Schwabens, nach dem trauten Thale mit der freundlichen

Stadt, nach den blühenden Roſenbüſchen auf ſtillen Spatziergängen,“ die er mir oft ſo ſchön und warm geſchildert, ſchweigen müßte. Ich gehe daher nicht zu weit, wenn ich annehme, daß die Reform des deutſchen Theaters vielleicht zunächſt von hier ausgehen dürfte.

Die umfaſſende literariſche Regſamkeit, welche ſich hier nach allen Seiten hin zu entfalten beginnt, eine ſo großartige Induſtrie, wie ſie in Deutſchland noch kaum geſehen wurde, erheben Stuttgart ſchon in dieſem Augenblicke zu einer wichtigen Bedeutung in der Zahl deutſcher Hauptſtädte, die noch in fortdauerndem Wachſen begriffen iſt. Die beſondere Pflege und Liebe, deren ſich das Schauſpiel hier erfreut, würden ſo manchen Verſuch erleichtern, ſo wie der freie, offene Sinn, das ſchöne Eigenthum des Süddeutſchen. Beſonders aber wird es die Poeſie ſeyn, das eingeborne Element des lieblichen Schwabenlandes von alten Zeiten her, die hier nicht erſt gepfropft und befördert werden darf, und die allein jedem ächt künſtleriſchen Beſtreben den erfreulichſten Erfolg ſichern muß.

Wenn mich dieſe Vorausſetzungen nicht trügen, ſo fände einſt Thorwaldſen's coloſſaler Schiller von Erz vor den Hallen eines neuen, unentweihten Theaters, mit aufgehobener Rechten allem Nichtigen und Gemeinen den Eingang wehrend, hier ſeine würdigſte Stelle.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Hamburg.

Von

Auguſt Lewald.

Mit einem Plan der Stadt und Bezeichnung der Brandſtätten.

Der Ertrag
iſt
für die Aermſten der Abgebrannten.

Karlsruhe 1842.
Druck und Verlag des Artiſtiſchen Inſtituts
J. Gutſch & Rupp.

Hamburg.

Seyd einig! einig! einig!
Wilhelm Tell von Schiller.

Hamburg abgebrannt! dieſe Trauerkunde flog von Mund zu Mund. „Es iſt zum Weinen!“ ſagte ein Mann zu mir, der Hamburg nie geſehen, mit Hamburgern nie in Verbindung geſtanden hatte. Um wie viel mehr mußte es Denjenigen ergreifen, der in Hamburg gute Tage verlebte, in Hamburg Gaſtfreundſchaft genoſſen, wie nirgend, in Hamburg das Glück ſeines Lebens begründet, in dem großen, freien, reichen Hamburg Freunde gefunden, die ihm zum erſten Male bewieſen, was uneigennützige, treffliche Menſchen, für einen Freund zu thun im Stande ſind. Ich bewahrte dem Andenken an Hamburg ſtets ein ſtilles Plätzchen in meinem Herzen, und dachte wohl nie daran, daß ich die gute Stadt jemals beweinen würde, wie man etwas beweint, was man hienieden nie wiederſieht. Aber wir haben es verloren! die Stadt kann prächtiger aufgebaut werden; ſie wird in einigen Jahren wieder als eine der ſchönſten Städte des europäiſchen Feſtlandes daſtehen, aber mein altes, ehrwürdiges Hamburg wird es nicht mehr ſeyn, wie ich es kannte, und ich denke mir lebhaft den Schmerz und fühle ihn mit, den ein ehrlicher alter Hamburger empfinden muß, der nach jenen Schreckenstagen, zum erſtenmale wieder aus Ermattung eingeſchlafen, von ſeinem alten Hamburg träumt, und nun aufwacht, um ſich ſchaut und die Verwüſtung erblickt. — Wo iſt die ſchlanke Pyramide des St. Petrithurmes? Hamburgs Zierde und Stolz, ſein Wahrzeichen in weiter Ferne! wo iſt der ſtolze Nikolaithurm mit dem frommen, kunſtvollen Geläute? Mein Gott! Hamburg iſt abgebrannt — ja wohl! es iſt zum Weinen! !

Hamburg iſt abgebrannt. — Was noch ſteht — es iſt zwar eine große Häuſermaſſe — iſt Neuſtadt — die City, das eigentliche Hamburg iſt nicht mehr; *alle ſeine altehrwürdigen, hiſtoriſchen Monumente ſind hin.* Jene alte Börſe, die Stütze und Vermittlerin des europäiſchen Continentalhandels, das Rathhaus mit ſeinen Archiven, die Bank, die ſolideſte Säule des merkantiliſchen Credits, die langen Straßen, deren Fenſterreihen vom Erdgeſchoſſe bis zum Dache die glänzendſten und nützlichſten Erzeugniſſe der ganzen Welt zur Schau ſtellten, die Märkte, die den Ueberfluß der fruchtbaren Gegend, der Flüſſe, des Meeres enthielten, die Speicher, wo Alles geborgen wurde, was die ſtündlich einlaufenden Schiffe aus allen Theilen der Erde hier einbrachten, die Hauptkirchen, wo die bisher ſo glücklichen, reichen Republikaner ihre Kinder zur Taufe trugen, wo ſie das Jawort der Geliebten empfingen; die Schulen, wo ſie ihre Bildung erhielten; ihre Kirchen, Gerichtsſäle, Archive, Sammlungen, Magazine, — Alles, Alles iſt verloren — Millionen ſind dahin, und mit allen Schätzen der Welt läßt ſich eben das nicht wiederherſtellen, woran der Epheu der Erinnerung ſo ſinnig emporrangte — die alte, hiſtoriſch denkwürdige Hanſa iſt dahin, und unſere Enkel werden unter neuen Häuſern umherwandeln müſſen, und ſich der alten Zeiten nur aus Büchern erinnern.

Ich will es gern hier offen geſtehen: Ich habe viele Städte verlaſſen, wo ich längere Zeit gelebt; ich habe ſie ohne Schmerz verlaſſen können. Die Bande waren ſo locker, daß ſie ſich wie von ſelbſt löſten; ich ſchied ohne Sehnſucht ſie jemals wiederzuſehen. Bei Hamburg blieb mir ein anderes Gefühl zurück; ich konnte mir's nicht denken, nicht noch einmal im Leben dorthin zurückzukehren.

Ich kann nicht umhin, hier einige Stellen aus meinen »Neuen Aquarellen« (Stuttgart, bei Caſt) herzuſetzen; Worte, die ich bereits vor 6 Jahren niedergeſchrieben habe, die mir die jetzige traurige Beziehung nicht entlockte.

Sie ſchildern den Eindruck, den Hamburg etwa 4 Jahre früher, alſo vor 10 Jahren auf mich gemacht hatte.

— — »Ich habe ſo manche Stadt, ſo manches Denkmal im lieben Vaterlande, auf die ich, den Fremden gegenüber, noch einmal ſo ſtolz bin. Zu dieſen rechne ich vor allen Hamburg. Ich möchte ſagen, Hamburg habe nur alle jene lieben, deutſchen Eigenthümlichkeiten, die auch fremden Nationen auf den erſten Blick als ſolche erſcheinen und uns alſo noch mehr anſprechen müſſen; während die kleinen, ſchmutzigen, engherzigen, unſocialen und widerwärtigen Spießbürgereien, die uns hie und da, mehr oder minder abſtoßen, hier entweder ganz verſchwinden, oder doch ſo in den Hintergrund gedrängt werden, daß wir faſt nichts davon bemerken. Hamburg iſt eine Weltſtadt; ein großmächtiges Karavanſerai für alle Nationen, die mit dem Continent verkehren; die Wogen der Elbe, die an Hamburgs reiche Speicher ſchlagen, werden von dem mächtigen Ocean bewegt, der in ſeiner ungeheuern Schwingung Amerika's und Auſtraliens Küſten begrüßt, und die Schiffe ſind das Treibholz, welches er oſt- und weſt-, ſüd- und nordwärts nach allen Richtungen anſchwemmt, um dieſen Punkt mit der ganzen Welt in die nächſte Verbindung zu ſetzen. Neben dem großartigſten und modernſten Schlif und Pli, der nun hiedurch der Stadt ertheilt wird, bewahrt ſie doch aber auch, wie ihre meiſten deutſchen Schweſtern, die unverkennbaren Spuren einer früheren Zeit; jene Spuren, die das gewaltige Mittelalter ihnen charakteriſtiſch aufgeprägt, und das hier noch durch die, bis in die Gegenwart wohlbehaltene, muſterhafte Verfaſſung in vollſtändiger Friſche erhalten wird. Die Macht der Hanſe, die längſt nur noch der Geſchichte angehört, ſcheint noch immer die ſtolzen drei Thürme im Stadtwappen zu beſtrahlen und den alterthümlichen Bürgermeiſtern ihre längſtverlorene Bedeutung in der Politik von Europa zu erhalten.

Ganz beſonders ſpricht ſich der deutſch-mittelalterliche Sinn der Hamburger in der Gaſtfreundſchaft und den Wohlthätigkeitsanſtalten aus, die wie alles Uebrige, hier auch ſehr großartig ſind. Man kann es den Einwohnern daher nicht übel nehmen, wenn ſie das: »**Ich bin ein Hamburger Kind!**« mit einigem ſtolzen Nachdrucke betonen. Mit dieſem Stolze paart ſich ein tief eingewurzeltes Gefühl für Recht und Billigkeit und ein ſtets reger Freiheitsſinn, der ſich oft luſtig und auf die gutmüthigſte Weiſe äuſſert.

Der angeborene Stolz der Hamburger zeigt ſich ferner, wenn ſie von glänzenden Veranſtaltungen und luxuriöſen Verſchwendungen in anderen Städten hören; dann können ſie ihr Lächeln nicht verbergen. Sie ſelbſt üben alle Tage eine Art von Verſchwendung, die ich eine ſtille Verſchwendung nennen möchte, da ſie fern von aller

Prahlerei und dem Scheine nach auſſen fremd, ſich auf den behaglichſten Comfort und den üppigſten Lebensgenuß ausdehnt. Hierin zeigen die Hamburger ſich den Engländern ſehr ähnlich.

Wer hier nur ein ſo ziemlich ihn ernährendes Geſchäft treibt, umgibt ſich gewiß mit Behaviour und Comfort nach ſeiner Weiſe, und ich habe ſelbſt Leute in den ſo verſchrienen Kellerwohnungen elegant und vor Allem ſehr ſolid eingerichtet geſehen. Der Flitter iſt dabei vermieden, aber die dem Gebrauche entſprechendſte Bequemlichkeit der Einrichtung, deren Dauerhaftigkeit und Nettigkeit iſt vorherrſchend. Da es ſolcher Kellerwohnungen in allen Theilen der Stadt gibt, ſo ſind nur jene der Ueberſchwemmung ausgeſetzt, welche in den tiefſten Gegenden liegen und die entweder von der ärmſten Klaſſe oder von ſolchen Leuten bewohnt werden, deren Geſchäft ſie zwingt, dem Waſſer ſtets nahe zu bleiben. Eine Lärmkanone benachrichtigt dann aber dieſe Leute bei Zeiten, daß die Springfluth komme, und ſie haben jedesmal noch ſo viel Zeit, ſich mit ihren Habſeligkeiten auf dem Trockenen zu bergen. Dieſe für Hochländer allerdings fatale Unbequemlichkeit darf jedoch hier nicht ſo hoch angeſchlagen werden: denn dieſe Menſchen ſind „beidlebig,“ wie es im Egmont heißt, und bekommen von naſſen Füßen nicht gleich den Schnupfen.

Der Wohlhabende ſchon — des Reichen gar nicht einmal zu gedenken — treibt ſeinen häuslichen Comfort ſogar bis zu dem Egoismus, ſein Dach mit keinem Andern theilen zu wollen, und bewohnt ſein Haus allein, ſelbſt wenn er auch nur ein Paar Zimmer für ſich darin in Anſpruch nähme. Nicht aber läßt er dann, wie italieniſche oder ſpaniſche Große, den unbewohnten Theil zerfallen, ſondern gewiß zieren die Fenſter die weißeſten Draperien, die Scheiben glänzen und Alles iſt in dem beſten Stande, ob die Räume bewohnt werden oder nicht. Der Gedanke, ſein Eigenthum zu vermiethen und einem Fremden Rechte darin abtreten zu müſſen, iſt einem ſolchen Bürger unerträglich. Allein hier muß ich auch noch ausdrücklich bemerken, daß der treffliche Hamburger auch einen ſtrengern Begriff damit verbindet, einen Miether einzunehmen, als dieß in andern Städten der Fall iſt, da ein ſolcher Miether ſeine Rechte eingeräumt erhält, und das z. B. in Süddeutſchland ſo gefürchtete Wort: »Hauſherr« hier keineswegs die Bedeutung eines [illegible] groben Tyrannen mit ſich bringt.

Wer aus dem innern Deutſchland ſich hier zum erſten Male der Nordſee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine ſolche Waſſerwelt hat er noch nie erſchaut; Hamburg iſt die erſte Handelsſtadt des Continents, und dehnt ſich ſtolz zwiſchen dem Walde von Maſten aus, der ſeine Häfen erfüllt. Wenn man ſich auf einer Jölle nach dem Binnenhafen fahren läßt, mitten durch die Handelsſchiffe aller Nationen und am Baumhauſe ausſteigt, ſo ſieht man ſich ſogleich vom regſten Leben umſchwärmt. Eine Menge von Tavernen, Waarenlagern und

Gewerben, die alle mehr oder minder auf die Bedürfniſſe der Seefahrer berechnet ſind. Die Aushängeſchilder tragen engliſche, manchmal auch ſpaniſche Inſchriften. Die vielen Matroſen, die ſich in fremden Sprachen unterhalten, und ſelbſt das Plattdeutſche, deſſen ſich die Einwohner bedienen, und das dem Süddeutſchen vollkommen unverſtändlich iſt, erregt in ihm die Empfindung, als ſei er in einem wildfremden Lande, als ſeien es nicht die Ufer der deutſchen Elbe, die ihm in Dresden ſo wohlbekannt und heimiſch vorkommen, die hier ſein Fuß betritt.

In den Kellern der Häuſer ſind Beefſteak-Küchen und Grog- und Punſchfabriken, und man lieſt an allen: „**Beefſteak, Gin and Grog.**“ Die Bäcker machen hier Schiffszwiebacke und empfehlen ſich in engliſcher Sprache den Herren Kapitäns, damit ſie ihre Proviſionen von ihnen nehmen mögen. Dieſer Kaufmann hat Spiritus, Gin und ſpaniſche Weine; jener dort Ankertaue, Theer; hier ſieht man die rothen und blauen Hemden der Matroſen, die wollenen

Mützen und Comfortabels, die ſie um den Leib oder Hals zu ſchlingen pflegen, zum Verkaufe ausgehängt.

Am Bollwerke, das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich beſetzt iſt, lehnen müßige Schiffer, die den Vorübergehenden ihre Jölle empfehlen, und ſich zu einer Fahrt in dem Hafen antragen, gleichwie es die Gondoliere in Venedig zu thun pflegen. Ein Blick über das Bollwerk zeigt uns eine Menge dieſer Leute, auf ihren kleinen Fahrzeugen ſtehend rudernd, den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzend. Dies ſind nicht bloß Fahrten zum Vergnügen. Der Rheder, der Geſchäftsmann, der Makler bedient ſich oft dieſes Mittels, um zu den im äußern Hafen vor Anker liegenden Schiffen zu kommen, Ordres zu überbringen, Waaren am Bord zu beſichtigen und dergleichen. Der Anblick iſt ſehr ergötzlich; die kleinen Jöllen ſchießen pfeilſchnell dahin in den engen Gaſſen, welche die Schiffe bilden, und die Geſchicklichkeit dieſer Ruderer iſt eben ſo bewundernswerth, als die der venetianiſchen, und kommt den Pariſer Cabrioletführern und Wiener Fiakern ganz gleich.

Wir gelangen jetzt in gerader Linie zum Jungfernſtiege, Hamburgs eleganteſter Promenade. Hier liegen die erſten Hotels: Belvedere, St. Petersburg, **Hôtel de Ruſſie**, die alte Stadt London, **Streit's Hôtel** u. ſ. w.

Sind wir nun ſo glücklich, in einem dieſer Gaſthöfe ein Zimmer nach der Straße zu erhalten, ſo haben wir das große Baſſin vor uns, welches die Alſter bildet und auf dem zu jeder Stunde Gondeln und ſchwimmende Schwäne kreuzen. Zwei Seiten dieſes Baſſins ſind von Alleen eingefaßt; auf dem Waſſer ruht ein Badhaus und am Ufer liegen zwei Kaffeehäuſer, die unter der Benennung, der Hamburger Pavillons, einen europäiſchen Ruf erlangt haben.

Den Proſpekt bildet ein Damm, der die äußere Alſter von dieſem Baſſin ſcheidet, deſſen Theile durch eine ſchöne Brücke verbunden ſind, und auf dem eine Windmühle liegt, die der Waſſerlandſchaft einen intereſſanten holländiſchen Charakter verleiht.

Hier wollen wir vorläufig verweilen, ehe wir uns in Hamburgs Gaſſen und Gäßchen und ſeine Eigenthümlichkeiten verlieren. Jedem Ankömmling aus dem Binnenlande will ich aber rathen, bevor er ſelbſt ſo weit vordringt, vorerſt etwas im Hafen zu verweilen, um den eigenthümlichen Eindruck dieſer fremden Welt gehörig in ſich aufzunehmen.

Paläſte gibt es in Hamburg nicht, keinen ſchönen Platz, keine Straße wie in Berlin, München oder Frankfurt. In neuerer Zeit iſt auf dem Dammthorwall eine Straße, die Esplanade, erbaut worden, die von zwei Reihen ziemlich gleicher Häuſer, weiß angeſtrichen, unter einem Dache, gebildet wird, welche gut gebauten Kaſernen gleichen. Sowohl die Gleichförmigkeit, als auch die weiße Farbe beleidigen hier das Auge.

Eines der ſtattlichſten Häuſer Hamburgs iſt das ſogenannte Eimbecker Haus, das in der

Geſchichte der Stadt eine wichtige Rolle ſpielt. Hier ſind die Audienzſäle des Handels-, ſowie auch des Niedergerichts, und der Saal, wo die Lotterien gezogen werden, deren es zwei gibt. Das Eimbecker Haus iſt maſſiv aus rothen Backſteinen mit weiß übertünchten Ornamenten ganz im holländiſchen Geſchmack, und hat eine mächtige Doppeltreppe vor dem Haupteingange.

Um das Eimbecker Haus gruppirt ſich die eigentliche Handelswelt und Macht und Reichthum der alten Hanſeſtadt. Von hier durch das Reß kommt man zum Rathhauſe, das zwar keine impoſante Fronte zeigt, wie das Nürnberger oder Antwerpener, jedoch gegen den Frankfurter Römer, der ſeiner Berühmtheit ſo wenig entſpricht, großartig abſticht. Es bildet einen Winkel des Platzes, worauf es ſteht, und zeigt Statuen zwiſchen den Fenſtern, hohe Portale u. ſ. w. Neben dem Rathhauſe liegt ein anderes, kleineres Gebäude, in deſſen Aeußerem ſich ſogleich der Karakter der Feſtigkeit und Solidität ausſpricht. Eine goldene Inſchrift auf der grauen

Marmortafel nennt ein einſilbiges Wörtchen mit wenigen Buchſtaben, das die Beſtimmung des Gebäudes kurz und bündig erklärt, die einem Jeden, der mit Hamburgs Verhältniſſen nur etwas vertraut iſt, einen bedeutenden Reſpekt abnöthigt. Dieß iſt die »BANK.« Hier ruht der Reichthum Hamburgs, alle die Millionen, die den Handel Deutſchlands bewegen; jeder Kaufmann hat hier ſein Conto, wo ſein Vermögen auf- und abgeſchrieben wird, je nachdem er Gelder empfängt oder ausgibt. So viel er in der Bank hat, ſo viel beſitzt er reelles Vermögen, alles Uebrige kann dem Wechſel unterworfen ſeyn, nur dieß verbürgt ſeine Kraft. Dieſen Gebäuden gegenüber ſteht ein ſonderbarer Bau; ein Stockwerk auf Säulen erhöht; unten eine Halle; davor ein mit Eiſenſtäben eingefaßter Platz. Dieß iſt die alte Börſe. Die Verſammlung der Kaufleute wird gewöhnlich davor im Freien gehalten. Schon längſt war es im Werke, eine neue Börſe zu bauen, aber immer noch unterblieben. Jetzt ſind endlich die erſten ernſten Schritte dazu gemacht worden. Es mochte bisher etwas Aberglauben dabei im Spiele geweſen ſeyn. Dieſe Säulen hielten und trugen den Hamburger Welthandel in guten und ſchlimmen Zeiten; wer weiß, was bei der bevorſtehenden Umgeſtaltung unſerer Geſammtverhältniſſe durch Eiſenbahnen u. ſ. w. für Kriſen bevorſtehen? Dachte in Venedig Jemand an Venedigs Fall, ehe de Gama den Seeweg nach Oſtindien entdeckt hatte? Wir wollen jedoch der wackern Stadt kein finſteres Prognoſtikon ſtellen, und ihren dereinſtigen Untergang, der für alles Beſtehende zwar unvermeidlich iſt, bis in die ſpäteſten Zeiten hinausgeſchoben wiſſen. (!!)*

Während der Börſenſtunde wimmelt hier Alles von Käufern und Verkäufern; Zucker,

---

* Geſchrieben 1835. — Gottlob! der Brand führt dieſe Kataſtrophe noch nicht herbei. Hamburg hat ſelbſt zu viel Kraft in ſich, um ſich nicht aus dem Sturme zu retten.

Kaffee, Gewürze, Holz, Seiden- und Wollenſtoffe, Kunſtgegenſtände, ſelbſt Geld und Papier werden zu Waaren, die hier ausgeboten oder verlangt werden. Die Straße wird für Wagen und Reiter geſperrt; die Makler ſpringen wie Kellner hin und her, ſchreiben ſtehend ihre Schlußzettel, ſuchen hier zu überreden, dort zu ſchlichten, zu ebnen, ſind aller Aufträge gewärtig und haben für jede Frage eine Antwort, für jedes Bedürfniß ein Auskunftsmittel. Dort ſteht der Schiffskapitän, der eben angekommen, mit etwas geſpreizten Beinen, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in die Rocktaſchen, vor ſeinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Manne, mit ſchönen, ernſten Zügen: daneben ſehen wir ſeinen Bruder, hübſcher noch, gebräunt von der tropiſchen Sonne, der zweimal als Cargador der Ladung den Aequator gemeſſen. Das ſind Kaufleute! Die kennen Welt und Leben; ihr Blick ſchweift über den Ocean, wo ſie Comptoirs beſitzen wie in Hamburg, wo ihr Name gekannt und geachtet wird wie in Hamburg; und die Straße dahin beleben ihre Schiffe und machen den Namen des Hauſes auch auf den Meeren bekannt, die ſie befahren. Wie kleinlich und erbärmlich ſind, damit verglichen, alle Börſengeſchäfte des Feſtlandes, und dreheten ſie ſich um die Differenz von Millionen in Staatspapieren! Dieſer Handel verengt und vereist das Herz. Daher habe ich auch nirgends in Deutſchland einen Kaufmannsſtand angetroffen, der mit dem Hamburger zu vergleichen wäre.

Eine Reihe kleiner Buden werden von Notarien bewohnt, die gleich bei der Hand ſeyn müſſen, wenn es Proteſte aufzunehmen gibt, oder andere Rechtsfälle ihre ſchnelle Dazwiſchenkunft erheiſchen. Außerdem gibt es hier Uhrmacher, Siegelſtecher u. ſ. w., Handwerke, deren Aushülfe oft plötzlich geſucht wird; und es ſind nicht die Ungeſchickteſten, die ihre Werkſtatt in der Nähe der Börſe aufgeſchlagen haben.

Die ſchwarze Tafel, welche an der Säule, ungefähr in der Mitte der Börſe hängt, darf man nicht überſehen. Hier werden die Namen derjenigen für ewige Zeiten angeſchrieben, die einen betrügeriſchen Bankerott gemacht haben. Ueber der Tafel iſt eine Glocke, die bei ſolcher Gelegenheit geläutet wurde und die Schandglocke heißt.

Von der Börſe wendet man ſich nach der Bohnenſtraße, wo das Gebäude der Börſenhalle das anſehnlichſte iſt.

Nach der andern Seite hin liegt die Neueburg, wo ſonſt wohl Gödelt's ſchönes Magazin vor allem Andern unſere Aufmerkſamkeit anzog. Dieſes enthielt neben den Hervorbringungen engliſcher und franzöſiſcher Induſtrie, neben Gegenſtänden des raffinirteſten Luxus, auch eine ſeltene Auswahl von Kunſtwerken und japaniſche und chineſiſche Artikel in großer Anzahl. Das Gödelt'ſche Magazin konnte ein Bazar für ſich allein genannt werden, und wahrlich mit mehr Recht, als manche Stadt ihre erbärmlichen Boutiken ſo benennt. Außer Gödelt, der jetzt geſtorben iſt und mich in Zweifel über das Fortbeſtehen ſeines Etabliſſements läßt, hatten die Gebrüder Beinhauer und Herr Erich, unter dem Titel »Union europäiſcher Induſtrie« ähnliche Lager errichtet.

Die Neueburg mündet in den Burſtah, der ſich in den großen und kleinen theilt. Der Name wird aus dem Plattdeutſchen von Buhr ſtah! abgeleitet, »Bauer ſteh!«, weil vormals hier die Stadt anfing und man den hereinfahrenden Bauer zwang, anzuhalten, um die Acciſe zu berichtigen. Dieſe Straße, welche den volkreichen Steinweg, den Sitz des eigentlichen Schachers und Trödelhandels, der hier wie alles Andere ſeine großartige Seite hat, und die eigentliche City Hamburg verbindet, iſt zu allen Tageszeiten ſehr belebt. Hier findet ſtets ein großes Gedränge ſtatt, Wagen verfahren ſich jeden Augenblick, und man kann an dieſem Platze die reiche Sammlung von niederdeutſchen Schimpfreden und Flüchen auf's Gründlichſte ſtudiren.

Der Rödingsmarkt mit ſeinem Kanale, der von Bäumen eingefaßt iſt, ſeinen Krahnen und den ernſten, ſtillen Häuſern von beiden Seiten erinnert ſtark an Holland.

Von der Börſe ſüdlich dehnt ſich die Gröningerſtraße aus und hier beginnen die alten feſten Häuſer, worin ſeit vielen Jahren Hamburgs Handelsariſtokratie haust. Der Hüxter, der große und kleine Wandrahm, die Katharinenſtraße, dieß ſind die Reviere der Solidität und des Reichthums. De Chapeaurouge, Schröder, Lutterroth, Merck, Durham, Rücker u. ſ. w., welcher Kaufmann kennte die Namen nicht? —

In dieſen Straßen iſt es ſtill; Fenſter und Thüren ſind geſchloſſen; Alles ſieht uns ernſt an. Nur Abends rollen hier glänzende Equipagen.

Von den öffentlichen Plätzen iſt vielleicht der Adolphsplatz der regelmäßigſte, wenn er gleich todt iſt, und ſich in den belebten Karakter, der dem Ganzen aufgeprägt iſt, nicht fügen will. Hier hat man unter ſchönen Bäumen ein Denkmal Adolph von Schaumburg errichtet, das aus Helm, Schild und Schwert beſteht, welche auf einem Granitwürfel liegen. Dieſer Platz wird nun bald durch den Neubau der Börſe eine andere Bedeutung und größeres Leben empfangen.* Der Neumarkt, der Gänſemarkt, unregelmäßig und größtentheils von unanſehnlichen Häuſern umgeben, ſind nur als Mittelpunkte des Verkehrs zu erwähnen.

An ſogenannten Cité's, wie die Pariſer ſagen, großen Höfen von Wohngebäuden umgeben, wo man abwärts vom Getümmel der Straße wohnen kann, iſt Hamburg reich. Dieſe ſind oftmals ſehr anſehnlich, wie z. B. Prätzmann's Platz am Jungfernſtieg.

Die Kirchen ſind in architektoniſcher Hinſicht nicht ausgezeichnet. Der alte Dom, einer der älteſten und größten in Deutſchland, konnte nicht erhalten werden und mußte vor einigen Jahren abgebrochen werden. Das ehrwürdige Johanniskloſter folgte; es war ein originelles und ſehr maleriſches Bauwerk. Jetzt iſt der pyramidaliſche Thurm der Peterskirche wohl das erheblichſte Denkmal kirchlicher Baukunſt. *

---

* Die Börſe iſt ſeitdem fertig geworden und wunderbar gerettet und erhalten, ragt ſie als ein Zeichen glücklicher Verheißung aus dem Schutte und Trümmerhaufen hervor.

---

* Die nun abgebrannte St. Petrikirche lag im Nordweſten des Domplatzes und war ungefähr zwiſchen 1130 und 1195 erbaut worden. Ihre Länge betrug 225 und ihre Breite 135 Fuß. Der Thurm, deſſen Bau 1342 angefangen und 1516 vollendet wurde, war 416 Fuß hoch Er enthielt zwei Glockenſpiele, wovon das eine, welches außerhalb des Thurmes gegen Süden hing, von der Uhr getrieben, alle halbe Stunde die halbe, und alle Stunde die ganze Strophe eines Chorals mit einem Präludium ſpielte, das andere aber vermittelſt einer Claviatur zu beſtimmten Tageszeiten und bei feierlichen Gelegenheiten von einem angeſtellten Glockenſpieler geſchlagen ward. Die Kirche hatte ſchöne hohe Gewölbe und eine vortreffliche Orgel. Sie war mit Denkmälern, Gemälden, Heiligenbildern, Schnitzwerk und dergleichen reich verſehen. Unter den Gemälden waren mehre ſehenswerth. Eines derſelben zeigte eine mit Saftfarben gemalte und mit Oelfarben überzogene Abbildung Hamburgs im fünfzehnten Jahrhundert; im Vordergrunde war die Geſchichte des Heliodor und ſeines verſuchten Kirchenraubes abgebildet. An zwei Pfeilern im Schiff der Kirche hingen in mehr

Dem Thurm der Jakobikirche hat man eine Spitze im gothiſchen Geſchmack unverzeihlich von

---

als natürlicher Größe Luther und Melanchthon. Das Bildniß des erſten hamburgiſchen Biſchofs Anſcharius, welches aus der jetzt nicht mehr vorhandenen Domkirche hieher gebracht wurde, hing ſeitwärts von der Orgel an einem Pfeiler. Bei dem Taufſtein war Hamburg im Jahre 1250 abgebildet. Auf dieſem letzern Gemälde ſah man drei Kirchen, zwei Klöſter und das St. Georgshoſpital jenſeits der Alſter. Ferner hing über dem Geſtühl der Müller an einem Pfeiler, ein Gemälde, welches die nächtliche Scene in der Petrikirche darſtellt, wo in der Schreckensnacht vom 25. Dezbr. 1813, auf des franzöſiſchen Marſchalls Davouſt Befehl, mehre Hundert nicht hinlänglich verproviantirte Einwohner aus ihren Betten geholt, bis zum Einbruch des Tages in die Kirche geſperrt und dann zum Thore hinausgebracht wurden. An einem andern Pfeiler die metallene Tafel mit den Namen der Aerzte, welche ein Opfer der Pflege wurden, die ſie jenen Vertriebenen angedeihen ließen, indem ſie ſämmtlich am Lazarethfieber ſtarben. In einer ſüdlichen Nebenthüre ſtand die hölzerne Bildſäule einer Frau, welche ein Buch in einem Beutel, den ſogenannten Bocksbüdel, trug, und von den reiſenden Handwerksburſchen für das Wahrzeichen der Stadt gehalten wurde.

Holz aufgeſetzt; die Michaeliskirche iſt im neuern italieniſchen Style von Sonnin gebaut und imponirt dadurch freilich in dieſer Umgebung. Ihr Thurm verdient Beachtung. Man genießt von ihm der ſchönſten Anſicht des Elbpanorama's. Die Nikolaikirche,[*] welche nebſt der zu St. Peter die Hauptkirche iſt, hat ſie wie dieſe ein Glockenſpiel, nach holländiſcher Art, das bei einiger Gewohnheit, im lauten Straßenlärm jedoch überhört wird. Auch beſitzt die Nikolaikirche eine der größten Orgeln, nicht bloß Deutſchlands, ſondern Europas.

---

[*] Dieſe Kirche lag im Weſten des Domplatzes und ſchreibt ihre Entſtehung aus den Jahren 1164 und 1168 her. Sie beſtand anfänglich aus einer Capelle, die nach und nach vergrößert ward. Jetzt war ſie 400 Fuß lang, und 150 Fuß breit. Der Thurm war 400 Fuß hoch, ſeine Spitze ruhte auf acht kupfernen vergoldeten Knöpfen und in ſeiner Laterne hing ein ſehr wohlklingendes Glockenſpiel, das vermittelſt einer Claviatur geſchlagen wurde. Die Kirche, welche früher ein ſehr düſteres Anſehen hatte, iſt im Jahr 1826 reſtaurirt worden, ihre Gemälde hat Benedixen neu aufgefriſcht. Die Rückwand des Altars zeigte einen Stammbaum Chriſti, von Adam an, mit beigefügter Chronologie. Der Gotteskaſten dieſer Kirche war ſeiner künſtlichen Arbeit wegen höchſt ſehenswerth. Oben auf demſelben lag ein ſchön gegoſſener Jrus mit überſchlagenen Beinen, die Hand an eine Schale gelegt, in welcher eine Oeffnung befindlich war, durch die das Geld in den Kaſten fällt.

Der originellſte Platz Hamburgs iſt der Hopfenmarkt, wo die Fleiſch- und Gemüſehallen ſind, und auch Fiſche verkauft werden. Der ſogenannte Fiſchmarkt hat nämlich nur den bloßen Titel. Ein Stündchen auf dem Hopfenmarkt wird den Fremden einen tiefen Blick in das Leben der untern Hamburger Volksklaſſen werfen laſſen und nicht ohne Nutzen und Vergnügen vorüberſtreichen. Fiſchmärkte ſind in allen Seeſtädten beſonders intereſſant. Die Damen, die ſich mit dem Verkaufe dieſer Seeungeheuer befaſſen, haben ihre eigene, unauslöſchliche Phyſiognomie, und ſo auch hier. In langen Reihen ſitzen ſie da mit ihren „grünen Aalen,“ den gelben fetten Stören, den breiten Steinbutten, den plattten Schollen, den Seezungen; hier krabbeln Krabben und Krebſe, dort kriechen langweilige Seeſpinnen, Hummer, hier ſind Silberlächſe, dort begrüßen wir

„des Rochen ſcheusliche Ungeſtalt“

u. ſ. w. Und dabei das Feilſchen, Markten, Bieten, Schimpfen, Sonnenſchein und Regen, Himmel und Hölle, Alles in einer Minute.

Ich breche dieſe Schilderungen hier ab. Brauche ich noch hinzuzuſetzen, daß ſie nur etwas Dageweſenes ſchildern? Alles das hier Beſchriebene haben die Flammen verzehrt. Es war das Erheblichſte, was die große Stadt aufzuweiſen hatte.

Doch noch Eines will ich hieherſetzen.

Im Mai feiert Hamburg ein ſchönes Feſt, das ſogenannte Waiſengrün. Die Zöglinge des Waiſenhauſes ziehen dann vom frühen Morgen durch die Stadt um Almoſen für die Anſtalt zu ſammeln, welcher ſie angehören. Die Kinder marſchiren förmlich compagnienweiſe auf, und eine jede Abtheilung iſt von einem Kapitän angeführt, wozu die ſchönſten und fleißigſten

Knaben gewählt werden; dieſe ſind bekränzt und empfangen die Spende. Oft findet es ſtatt, daß ſie neben der für das Haus auch noch eine andere für ſich ſelbſt erhalten; das Geld wird für ſie auf Zinſen gelegt, und ſie empfangen es, wenn ſie aus der Anſtalt in's Leben treten.

In den Straßen, durch welche der Zug ſich langſam, von den Lehrern begleitet und unter Bedeckung des Linienmilitärs, fortbewegt, ſind die Häuſer geöffnet und Hausfrauen und Mägde ſtehen vor der Thüre, um ihr Almoſen zu ſpenden. In vielen Häuſern ſind Tafeln mit Speiſen und Erfriſchungen bereit und man lädt die Lehrer und Anführer ein, hereinzukommen, während man den Andern ihren Theil auf die Straße herausbringt, und ſelbſt die Soldaten lehnen auf ihren Gewehren und eſſen Braten und Brod aus der Fauſt und trinken einen herzhaften Schluck dazu.

Nachdem das ſo bis Nachmittag vier Uhr ungefähr gedauert hat, zieht man zum Steinthor hinaus, wo unter großen Zelten den Kindern

Speiſen ausgetheilt werden, die ihrem Alter beſonders munden; dann ſpielen ſie und werden wieder heimgeführt.

Die Einwohner Hamburgs, die große Neigung zur Wohlthätigkeit haben, nehmen viel Antheil an dieſem Feſte.

Für jene Neigung zeugen auch treffliche Einrichtungen dieſer reichen Stadt; ſo unter Anderm das große Krankenhaus, wohin oft ſelbſt reiche Leute, die ohne Familie ſind, ſich begeben, um einer beſſern Pflege in Krankheitsfällen theilhaftig zu werden.

Dem Stadthauſe (Polizeidirektion) auf dem neuen Wall gegenüber liegt das ſchöne, neuerbaute Armenſpital, mit dem alterthümlichen Namen eines »Gaſthauſes« benannt, worin dem hilfloſen Alter eine treffliche Pflege zu Theil wird.

Auch viele Privatleute errichten Stiftungen der Wohlthätigkeit.

So z. B. hat der Kaufmann Hartwig Heſſe vor dem Steinthor einen Grund mit zwölf Häuschen bebauen laſſen, an welchen kleine

Gärtchen ſtoßen.* In einem jeden wohnt eine arme Wittwe bis an ihr Lebensende ohne Nahrungsſorgen. Stirbt eine aus, ſo wird das Häuschen ſogleich wieder einer andern überantwortet, da es an Bewerberinnen niemals fehlt. Herr Heſſe iſt ein Jude. Die Häuschen werden aber auch chriſtlichen Wittwen verliehen.

Dieß Jahr ſind auch die armen Kinder um ihr Waiſengrün gekommen und die Hamburger um ihre Freude am Wohlthun!

Die Flammen haben nun ausgetobt. — Ein mehrſtündiger Regen hat den ermattenden Armen, die mit Niederreißen, Sprengen, Spritzen und Retten beſchäftigt waren, hilfreich in die Hand gearbeitet. Er, der Unglück verhängt, vermag auch allein Unglück abzuwehren!

Ein Mann ſtand am Jungfernſtieg und überſchaute den Schauplatz der Verheerung, da nahte ſich ihm ein ſchlichter Handwerker und deutete auf den Regenbogen, der ſich über den Jacobithurm ausſpannte und ſprach: »Das war eine Feuerſäule! Aber Gott ſprach, ich will Euch gnädig ſeyn, und zog ſeinen Bogen darüber hin.« —

---

* Dieſe Anzahl iſt jetzt bedeutend vermehrt worden.

Schon oft wurde die alte, freie Hanſeſtadt durch über ſie verhängten Ereigniſſe in großes Elend geſtürzt, immer aber hob ſie ſich glänzender daraus empor. Ungefähr zweihundert Jahre, nachdem Karl der Große auf dem rechten Elbufer ſein Hammaburg erbauen ließ, welche der Hauptſtadt des Nordalbinger Landes den Namen gegeben hatte, war ſie ſchon ſiebenmal von den Wilſen, Dänen, Slaven, Wenden und Obotriten faſt gänzlich zerſtört worden. Unter Waldemar II war ſie unter däniſche Oberherrſchaft gekommen, dann wurde ſie vierzehn Jahre ſpäter von Otto IV zur unmittelbaren Reichsſtadt erhoben, allein ein Jahr darnach zogen die Dänen wieder ein und raubten und mordeten wie es ihnen beliebte. Erſt 1224 erkaufte Hamburg ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit von Albrecht von Orlamünde, der dem Dänenkönig Waldemar 700 Mark löthigen Silbers dafür gegeben, um 1500 Mark löthigen Silbers. Von dieſer Zeit an wurde die richterliche Gewalt einem Senat übergeben. 1510 wurde ſie von Kaiſer Marimilian für eine kaiſerlich freie Reichsſtadt erklärt. Im dreißigjährigen Kriege hatte Hamburg viel zu leiden, und fünfzehn Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden brachen jene langen bürgerlichen Kämpfe los, die Hamburg durch eine Strafe von 384,000 Gulden an den Kaiſer büßen mußte. Nicht lange darauf folgten neue Strafen und die Religionswirren wütheten in der Stadt. Jeder Nachbar, Dänemark, Schweden, Rußland zogen ihren Vortheil daraus und zogen große Summen von Hamburg. So folgte Ungemach auf Ungemach, aber dennoch wuchs der Stadt Größe, Reichthum und Anſehen. Am 19 November 1806 beſetzte endlich der franzöſiſche Marſchall Mortier Hamburg und am 18 Dez. 1810 ward es durch ein Dekret Napoleons dem großen franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt. Am 9 Februar 1811 erſchien der Prinz von Eckmühl als Gouverneur, hob den Senat, ſo wie die alte republikaniſche Verfaſſung der Stadt auf, und befahl die Auslieferung aller früheren Urkunden und Papiere. Eine Reihe von neuen unerhörten Drangſalen und Bedrückungen begann. Die ſtarken Einquartierungen, die immerwährenden Kontributionen, die Blokirung der Elbe durch die Engländer, vorzüglich aber das rückſichtsloſe Benehmen der franzöſiſchen Beamten drückten das arme Volk tief nieder, welches endlich am 24 Februar 1813 in einen förmlichen Aufruhr ausbrach. Der Kommandant mußte weichen, da überdieß ſich die Nachricht von dem Anmarſch der Ruſſen überall verbreitet hatte. Wirklich zog auch der Oberſt Tettenborn mit einigen tauſend Mann am 18 März in Hamburg ein, konnte ſich aber nicht lange daſelbſt halten, da eine bedeutende feindliche Armee näher rückte. Die franzöſiſchen Adler zogen wieder ein und am 8 Juni wurde der Stadt eine Kontribution von 48,000,000 Franken auferlegt. Die in dem erwähnten Aufſtand thätigſten Perſonen wurden theils hingerichtet, theils für ewige Zeiten aus dem franzöſiſchen Reiche verbannt. Eine ſehr bedeutende Anzahl von Häuſern in und außerhalb der Stadt mußte jetzt niedergeriſſen werden, theils um Feſtungswerke zu bauen, theils um den herannahenden Ruſſen die Belagerung zu erſchweren, die aber dennoch, freilich nach unſäglichen Drangſalen der Belagerten, am 31 Mai 1814 als Sieger in die Stadt zogen. Der Senat ergriff die Zügel der Regierung wieder, und Hamburgs Reichsfreiheit wurde auf dem Kongreſſe zu Wien neuerdings beſtätigt.

Mit recht inniger Freude erinnere ich mich, indem ich dieß niederſchreibe, des Eindrucks den eine Figur hervorbrachte, die in einem von mir auf dem großen Maskenball angeordneten Zuge erſchien. Ich ließ den Merkur gefeſſelt von franzöſiſchen Gendarmen eskortiren und hin und herſtoßen, aber gleich hinterdrein erſchien ein alter Bürger im bezeichnenden Koſtüm, der eine Fahne trug mit der Inſchrift:

„Dat duhrt nich lang!“

Und ihm auf dem Fuße folgte ein Koſakenpiket. Die wandelnde Gruppe wurde mit ungeheuerm Jubel aufgenommen, und der verſtorbene Theaterdirektor Schmidt drückte mir in ſeiner gewohnten Art von feierlichem Enthuſiasmus die Hand und betheuerte, daß er ſich der Thränen nicht habe erwehren können. — —

Und ſo hat denn nun das kaum begonnene Jahr 1842 neue Drangſale über Hamburg verhängt, aber ſeine innere Kraft wird neue Blüten treiben. »Dat duhrt nich lang!« dürfen wir getroſt mit prophetiſchem Ton wiederverkünden. Es iſt wunderbar, welche Beſonnenheit, Ruhe und Ergebung ſich ſchon jetzt, da die Trümmer noch rauchen, aus allen Handlungen und Anordnungen des Gemeinweſens, wie des Einzelnen hervorheben.

Noch während des Brandes ſchrieb eines

der erſten Handlungshäuſer an einen Geſchäftsfreund nach Berlin:

„Es freut uns, Ihnen ſagen zu können, daß die beſten Männer der Stadt feſt entſchloſſen ſind, den commerziellen Verkehr aufrecht zu erhalten und alle Zahlungen per Banco fortzuſetzen. Das Bureau derſelben iſt in fortwährender Thätigkeit; das abgebrannte Stempelbureau iſt ebenfalls wieder konſtituirt, und ſo werden wir mit Gottes Hülfe fortfahren, unſere Schuldigkeit zu thun. Als höchſt erfreulich müſſen wir noch kund thun, daß von den abgebrannten Kaufleuten doch mehre, und namentlich die Herren Albrecht und Dill, Koch und Schulz, Lorent am Ende und Comp., ihre Bankzahlungen leiſteten. Wir bitten um Mittheilung des Obigen an alle Diejenigen, welche ſich für Hamburgs Wohlfahrt intereſſiren. Es iſt noch keine Stockung bekannt geworden.

de Chapeaurouge und Comp.“

Eine ſpätere Mittheilung enthält:

„Heute iſt ſchon wieder Börſe gehalten. Wenn auch von Geſchäften, außer nöthigen Aſſekuranzen, noch keine Rede war, ſo hat man ſich doch ſchon überzeugt, daß in merkantiliſcher Hinſicht keine beſondere Maaßregel nöthig iſt. Die Zahlungen, welche ſelbſt während des Brandes in einem proviſoriſchen Bureau der Bank ſtattgefunden, dauern wie in gewöhnlichen Zeiten fort, und bei den großen Hilfsquellen Hamburgs wird ſich Alles ſchon wieder ordnen.«

Unter'm 9 Mai wird geſchrieben:

»Es freut mich, Ihnen nunmehr auch beruhigende Nachrichten mittheilen zu können, worunter die wohl die beruhigendſte iſt, daß unſer berühmtes Banquierhaus Salomon Heine nunmehr ſchon Wechſel zweiten Ranges zu diskontiren angekündigt hat. Das Vertrauen ſtellt ſich überhaupt allmälig wieder her.«

Unter'm 10 Mai:

»Wir mußten mit unſerem Comptoir ebenfalls aus der Stadt flüchten und an Geſchäfte ward nicht gedacht, da es nur darauf ankam, durch die angeſtrengteſten Arbeiten das Leben und das Eigenthum möglichſt zu retten, und können wir Ihnen zu unſerer Freude melden, daß wir Gottlob von Unglück verſchont geblieben, und auch unſere auswärtigen Freunde an hieſigen Lägern keinen Schaden leiden.

J. R. Stiller Söhne.«

(Dieſe Mittheilung iſt bei der Stellung, die dieſes bedeutende Getreidehaus einnimmt, von hoher Wichtigkeit.)

Das große Hamburger Haus **Gebrüder Schiller** ſchreibt an einen Berliner Geſchäftsfreund:

»Heute endlich ſind die Bewohner nach ungeheuren Anſtrengungen zur Ruhe gekommen, und wir beeilen uns demnach, Ihnen mitzutheilen, daß das Feuer geſtern Nachmittag gelöſcht worden iſt, nachdem 18—1900 Häuſer abgebrannt ſind. Der Schaden iſt entſetzlich groß, doch dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß derſelbe bedeutend überſchätzt wird. Die Geſchäfte ſind wieder aufgenommen, auch haben wir nicht gehört, daß Wechſel unbezahlt geblieben ſind. Diskonto iſt vier Prozent. Das Silber in der Bank iſt unverſehrt. Von neuem Handel iſt natürlich noch nicht die Rede.«

Der Senat endlich hatte folgende Bekanntmachung ſchon am 8 Mai erlaſſen:

»Freunde, Mitbürger! Mit des Allmächtigen Hülfe und der anſtrengenden Thätigkeit und eiſernen Ausdauer unſerer Bürger und Angehörigen und unſerer wohlwollenden Freunde und Nachbarn, iſt der ungeheuren Feuersbrunſt, die einen ſo großen und ſchönen Theil unſerer Vaterſtadt verheerte, Einhalt gethan; und wie die Sachen jetzt ſtehen, dürfen wir hoffen, daß ſie nicht weiter um ſich greift. Laßt uns nun in unſerm Muthe, in unſerm Glauben, in unſerm brüderlichen Aneinanderhalten beharren, laßt uns alle unſere gemeinſchaftlichen Kräfte ferner noch erhalten. Unſer geliebtes, ſchönes Hamburg iſt nicht verloren, und unſere regſamen Hände werden, wenn auch allmälig nur in Monaten und Jahren, das ſchon wieder aufzubauen wiſſen, was das furchtbare Element in

Stunden und Tagen ſo haſtig zerſtörte. Gott mit uns! Gegeben in unſerer Rathsverſammlung den 8 Mai 1842, Nachmittags 2 Uhr.«

Mit dieſem Gottvertrauen, mit dieſem Bewußtſeyn der eigenen, inwohnenden Kraft, erheben ſich dieſe deutſchen Männer aus dem furchtbaren Kampfe mit dem verheerenden Elemente. »Vorwärts den Blick!« iſt ihre Loſung, die ſie mit einer geſchloſſenen Haltung ſich ſelbſt anfeuernd zurufen. Hundert Millionen ſind verloren, der vierte Theil der großen Stadt liegt in Schutt, und Alles iſt beſtrebt, ſeinen Verpflichtungen nachzukommen; Niemand denkt an ſich, ſondern nur an die Aufrechthaltung des Kredits, der Achtung, die der Hamburger Handelsſtand bis jetzt genoß; Alles beſtrebt ſich zu verhüten, daß nur das Vertrauen nicht wanke.

Dieß iſt ein Zug rührender Größe, der den Hamburgern gewiß für ewige Zeiten zur Ehre gereichen wird und es verdient, daß ihn die Geſchichte aufbewahre.

Aber nicht minder der Verzeichnung werth iſt das Verhalten unſers Geſammtvaterlandes, als die Trauerkunde nach andern Orten hin erſcholl. Da ſah man wieder einmal ein Beiſpiel von ſchöner Einigung, da zeigte ſich's deutlich, wie ein ſolcher Verluſt auch von jedem einzelnen Staate, von jeder einzelnen Stadt mitempfunden wurde und wie ſich Alles angeregt fühlte zu wirken, zu ſammeln, zu ſpenden, um die große Noth der Brüder am fernen Strande der Nordſee zu lindern. Alle kleinlichen Intereſſen ſchwiegen; jeder dachte nur an das Eine: Unglück zu lindern, die Noth nicht noch drückender werden zu laſſen. Die Dänen und Hannoveraner eilten als nächſte Nachbarn herbei, die bewaffnete Macht dieſer Staaten ſchützte die Einwohner und ihr Eigenthum, ihre Geſchütze ſchoßen Breſche in die Flammen nährenden, dichten Häuſermaſſen, Preußens Dampfſchiffe zogen die Elbe hinab mit Brod und Wein, mit Betten und anderm unentbehrlichen Hausrath und ſelbſt das ferne London ſandte ſeine rieſenhaften

Dampfſpritzen der Nebenbuhlerin auf dem Kontinente zur Rettung. Aus allen Theilen Deutſchlands laufen Nachrichten über die Thätigkeit ein, mit der ſich hier Vereine bilden, dort Sammler auftreten, bedeutende Summen votirten ſogleich Preußen, Hannover, Frankfurt, Würtemberg, die Städte am Rhein von Köln bis Mannheim bleiben nicht zurück; ganz Süddeutſchland ſtellt Sammlungen an und befördert Sendungen ſofort an die Verunglückten, denen dieſe Beiſpiele der Bruderliebe zwar nicht unerwartet kommen konnten, doch aber ſicher eine innige Freude bereiten und eine verſtärkte Anhänglichkeit an Deutſchlands Geſammtintereſſen hervorrufen werden, daß hochherzige deutſche Fürſten in erſter Reihe der Spendenden ſtehen, wollen wir nicht verſchweigen, wir können es aber nicht über uns gewinnen, Namen zu nennen, wo die Theilnahme ſo allgemein iſt und wo die kleine Gabe des Aermſten gewiß ſo viel wägt, als die Tauſende, die der Reiche darbringt.

An dieſem ſchönen einheitlichen Streben iſt es nur ſchmerzhaft, hie und da dennoch auf Stimmen zu ſtoßen, welche die Meinung vertreten wollen: »Was für den Kölner Dombau geſammelt, komme nach Hamburg. Stellt jenen Dombau ein: es iſt prunkende Eitelkeit, die ihm zu Grunde liegt, hier gilt es Euere Spenden hinzuwenden, wo das Elend ſo vieler Tauſenden Euerer Brüder und Landesgenoſſen Euch um Hilfe anrufen.«

Wahr iſt es und Niemand will es ja in Abrede ſtellen: daß hier Hilfe — ſchnelle Hilfe Noth thue; und auch in Hamburg noch überdieß gänzlich verloren gegangene Denkmäler in's Leben zu rufen ſind; auch dort iſt eine dringende Nationalangelegenheit zu erledigen, dringender für den Augenblick gewiß als jede andere.

Aber die deutſche Nation, wenn ſie einmal einen Willen hat, kann Beides in's Werk ſetzen. Was ſie in ihrer Einheit vermag, hat ſie gezeigt, als ſie den Feind verjagte, und nach langer Duldung, in dem Raume von wenigen Friedensjahren, zu ſo ſchöner, kräftiger Entfaltung wieder emporblühte.

Das eingeäſcherte Hamburg wird ſich wieder aufbauen aus ſeinen Trümmern und wie der Kölner Dombauverein ſich jetzt zugleich als Hilfsverein für Hamburg konſtituirte, ſo wird gewiß — und wir hoffen es recht bald — inmitten der verjüngten Hanſe für den Ausbau des größten, herrlichſten National-Kunſtdenkmals ein Verein ſich erheben, und mit den übrigen Städten zur Verwirklichung dieſer ſchönen und erhabenen Idee in Wetteifer treten.

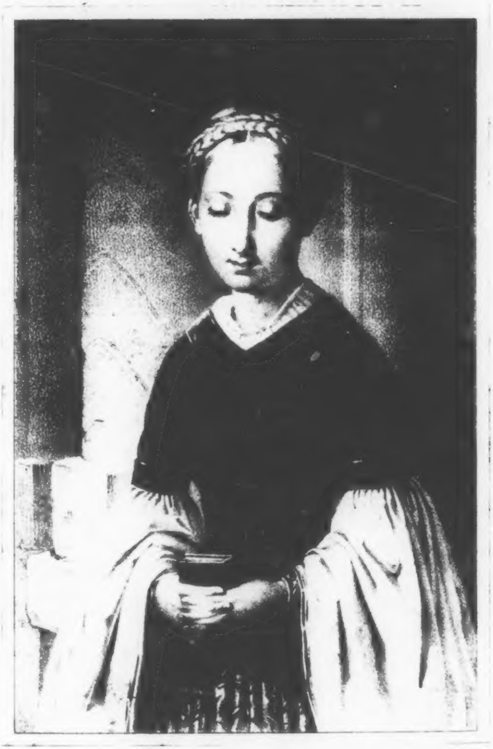
Hamburg wird, was man ihm jetzt ſpendet, dankbar annehmen, aber es iſt zu kräftig, zu lebensvoll in ſich, um es nicht mit Zinſen zurückzahlen zu können, und Deutſchland, das einig unter ſich — ſeiner größten Hafen- und Handelsſtadt mit Sammlungen beiſprang, wird gewiß deßhalb nicht nöthig haben, einen allgemein gefaßten Vorſatz, an deſſen Ausführung ſchon ſo thätig geſchaffen ward, deßwegen aufzugeben. Wäre dieß möglich, ſo wäre es keine geſunde, dem Kerne des Volkes und ſeiner innerſten Geſinnung entquollene Idee, ſondern ein von außen angeflogenes, eigenſüchtiges oder ſonſt eitles Projekt, wie wir manches Andere unſern Tagen entkeimen ſahen. Daß es dieß aber nicht iſt, wird uns der Erfolg lehren.

Für Hamburg aber alle Wünſche der Liebe und Anhänglichkeit und möge man dort bald wieder glückliche Bürger ihr bekanntes Lied mit frohem Muthe anſtimmen hören:

„Heil über Dir! Heil über Dir!
Hammonia!
O, wie ſo herrlich ſtehſt Du da!“ — —

Baden, 12 Mai 1842.

August Lewald.



Kölner Bürgermädchen

aus dem XIII. Jahrhundert.

Dombauverein
1843
Meister Gerhard von Cöln
1842

Dombauſteine.

Von einem Vereine

deutſcher Dichter und Künſtler.

1843.

Als Beitrag zum Ausbau des Kölner Domes.

Karlsruhe.
Druck und Verlag des Artiſtiſchen Inſtituts.
(F. Gutſch und Rupp.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Leſer.

Hier iſt das angekündigte Werk, das in der Abſicht von einigen unter ſich befreundeten Männern und Frauen, auf die Anregung des Unterzeichneten begonnen wurde, der ſchönen That: die Ausführung des erhabenen Domes zu Köln, auf eine ihnen geziemend ſcheinende Weiſe ſich anzuſchließen und dabei ſich zu bethätigen. Was ſie hier gaben, ſowohl die Dichter als die zeichnenden Künſtler, kann nur als Beweis ihres guten Willens gelten, damit dieſer Wille aber auch den Zweck erreiche, darf die Theilnahme des Publikums nicht fehlen. Wir ſind uns bewußt nach Kräften geſtrebt zu haben, dieſe zu gewinnen.

Von dem für die Dombauſteine eingegangenen Gelde wird außer Druck und Papier, Broſchiren und die Koſten der Verſendung nichts in Abzug gebracht, indem alle dazu Beiſteuernden, Dichter wie Zeichner, auf jedes Honorar verzichteten. Herr Hofrath Hanfſtängl in Dresden ſpendete die Kölner Jungfrau, die den Titel ſchmückt, nach der Zeichnung des Herrn Engelbert Seiberz in Prag auf Stein, nebſt Druck und Papier für die ganze Auflage unentgeldlich. Ebenſo berechnet die Verlagshandlung nichts für die Mühe des Vertriebs und die Kapitalsauslage.

Nach der nächſten Oſtermeſſe wird der zweite Jahrgang erſcheinen und dieſem ein Rechenſchaftsbericht beigegeben werden.

Baden-Baden im Juni 1843.

Auguſt Lewald.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

J. C. Braun in Dillenburg.

Sanctus amor patriae dat animum 1

Robert Hase in Weimar.

Der Dombau 8

Levin Schücking in St. Goar.

Das Stiftsfräulein. Erſtes Buch 11
Zweites Buch 101

Moritz Carriere in Gießen.

Sängerleben 197

Wilhelm von Chezy in Baden.

Von einer armen Frau zu Köln am Rhein 211

A. Mann in München.

Lieder eines Gefangenen. Phantaſie 277
Die Geliebte des Gefangenen . . 278
Rückerinnerung 280
An *** 283
Das Loſungswort 284
Wunſch 285
Poetiſche Rechtfertigung vor den Zwangloſen 287
Was wir wollen 288

Eduard Duller in Darmſtadt.

Albertus Magnus 291

J. F. Lentner in München.

Das Kirchlein mit dem böſen Segen 300

Ida Gräfin Hahn-Hahn in Berlin.

Ein Lied von der Lorlei. 310
Melancholie 312
Troſt 314

Seite

Ida Gräfin Hahn-Hahn in Berlin.

Fülle des Lebens . . . 314
Der, an Fabriken vermiethete, Palaſt . . . 315
St. Stephan zu Wien . . . 316

Emma Niendorf in Stuttgart.

Eine Neckarfahrt . . . 319

Adelheid von Stolterfoth in Geiſenheim.

Die Nonne. I. Oſterlied . . . 348
II. Im Kerker . . . 349
III. Letzter Traum . . . 350
IV. Der Nonnenſohn . . . 351

F. W. Hackländer in Stuttgart.

Die Geſchichte vom Einarm . . . 353

Adolph Schults in Elberfeld.

Frühlingsleben. Frühlingsſonne . . . 408
Dichters Frühlingsſtudien . . . 409
Im Walde . . . 410
Dolce far niente . . . 410
Das iſt die Frage . . . 410
Blütentod . . . 411
Einladung . . . 411
Empfang . . . 411
Rückblick . . . 412
Maiengruß . . . 412
Der Bäume Huldigung . . . 413
Der Kukuk . . . 413
Das fehlende Blümlein . . . 413
Mittagsruhe . . . 414
Der Bach . . . 414
Der See . . . 415
Der Quell . . . 415
Roſengruß . . . 415
Eine Blume . . . 416
Zwei Roſen . . . 416
Die Führerin . . . 416
Müde . . . 417
Die Sonne ſcheidet . . . 417
Die Nachtigall . . . 418
Freie Wahl . . . 418
Heimkehr . . . 418

Adolph Stahr in Oldenburg.

Dünen-Lieder von Wangeroge. Der Leuchtthurm . . . 419

Seite

Auguſt Lewald in Baden.

Die Geburt des Amadis 424

Ludwig Braunfels in Frankfurt am Main.

Der Dom des Vaterlandes 450

„Die Sterbende ſpricht“ von **Adolph Schults**, in Muſik geſetzt von **Conrad Baldenecker** in Frankfurt am Main.

Das Titelbild „ein Kölner Bürgermädchen aus dem dreizehnten Jahrhundert“ iſt von **Engelbert Seibertz** in Prag entworfen und von **Fr. Hanfſtängl** in Dresden auf Stein gezeichnet und gedruckt.

Das Titelblatt iſt von **J. F. Lentner** in München entworfen.

Die Anfangsbuchſtaben ſind von **Julius Niſle** in Stuttgart entworfen, mit Ausnahme jener S. 353, 424 und 450, welche von **Lucian Reich** in Karlsruhe geſpendet wurden.

SANCTUS AMOR PATRIÆ DAT ANIMUM

Ihr ſetzt dem fabelhaften
Hermann ein rieſig Bild,
Aus allen Völkerſchaften
Der Born der Gaben quillt,
Aus allen deutſchen Gauen
Führt Erze Ihr herbei,
Daß bald das Bild zu ſchauen
Aus weit'ſten Fernen ſei.

Wozu — ſo möcht' ich fragen —
Wozu das ganze Thun?
Warum laßt in den Sagen
Ihr nicht den Hünen ruh'n?
Als was ſoll er Euch gelten?
Wann wollt Ihr auf ihn ſchau'n?
Gelüſtet Euch nach Helden,
Wir haben beſſ're traun!

Gemahnt aus jenen Tagen
Vielleicht es Euch ſo traut,
Wie unſ're Väter lagen
Auf ihrer Bärenhaut?
In jener Zeit der Spaltung,
Der Völkermengerei,
War — trotz „der Eichenwaldung“ —
Das Vaterland nicht frei.

Was Ihr da fügt und hämmert,
Bleibt ewig ſtarr und todt;
Der Sage Schatten dämmert
Nicht von des Lebens Noth.
Dem Volk ſoll er ein Schild ſeyn?! —
Ich ſage Euch indeß:
Er wird ein Gegenbild ſeyn
Dem Kaſſler Herkules.

Wir ſind nicht mehr die Alten,
Was ſoll die alte Nacht?
Der ew'gen Roma Walten
Ward längſt zu Grab gebracht.
Wozu nun das erwählen
Zum Götzenbild — ſagt an —,
Wobei kein Geiſt ſich ſtählen,
Kein Herz ſich heben kann?

Ihr höhnet die Geſchichte,
Sie litt den Hohn noch nie,
Mit ihrem Weltgerichte
Nimmt ſtrenge Rache ſie.
Das Bildniß wird zerfallen,
Dumpfdröhnend, unbeklagt,
Die Kunde wird verhallen,
Wann unſ're Zukunft tagt.

Es ſetzten dem Peliden
Die Griechen keinen Stein;
Ihn ſchloß in ſeinem Frieden
Der Sage Schleier ein;
Dem aber, was gewaltig
Bewegte ihre Zeit,
Dem wurden vielgeſtaltig
Gebilde auch geweiht.

Da ſtrebte ſchlank nach Oben
Der Säulen heller Chor,
Der Götter Tempel hoben
Hochherrlich ſie empor.

In leuchtenden Geſtalten,
In ſüßer Formen Schnee
War ihrem Sinn enthalten
Verkörpert die Idee.

Brennpunkte alles Lebens
Den Stämmen fern und nah,
Das beſte Ziel des Strebens,
Standen die Hallen da.
Der letzten Weihe Siegel
Erlangte dort der Ruhm:
Des ganzen Hellas Spiegel
War Delphi's Heiligthum.

Genug! — die Hermannsſäule
Gebt Ihr dem Teutoburg! . . .
Indeſſen fliegt die Eule
Des Doms Gemäuer durch.
Der Epheu, der Verwüſtung
Einſames, treues Kind,
Hat ſchon aus mancher Brüſtung
Geliſpelt mit dem Wind.

Der Dom zu Köln am Rheine!
Wer hat ihn je geſeh'n,
Und fühlte da nicht eine
Thrän' ſtill im Auge ſteh'n?
Der Dom zu Köln am Rheine!
Von tiefſtem Weh' durchzückt,
Hab' ich auf ſeine Steine
Einſt einen Kuß gedrückt.

O, daß mein Kuß ihm Leben
Und Wachsthum hätt' verlieh'n,
Den halben Thurm zu heben,
Zum Himmel ihn zu zieh'n!
Mein Leben ſollt' er trinken!
Und hätt' es ihn durchloht,
Dann wollt' ich ſelber ſinken
Still lächelnd in den Tod.

Der Bann, den einſt geſprochen
Der Meiſter, zornentfacht,
Er wäre dann gebrochen
Durch neuen Zaubers Macht.
Doch wie, von Scham erglühend,
Wie ſtändeſt Du, mein Land,
Daß Du Dein Seyn, ſo blühend,
Für ihn nicht aufgewandt?

Der Dom zu Köln am Rheine!
Ein dunkler Rieſengeiſt,
Blickt auf die Welt, die kleine,
Er trauernd und verwaiſt.
Sein Haus iſt ausgeſtorben,
Und er, der Einz'ge blieb,
Es iſt der Baum verdorben,
Der ihn als Blüte trieb.

O redet, — brecht das Schweigen! —:
„Der Baum verdorrte nicht;
Auf's Neu' aus ſeinen Zweigen
Die Knoſpe ſchwellend bricht.
Ein Stamm von ſolcher Güte
Treibt ewig neuen Saft,
Es ſteigt auch in die Blüte
Vollendend ſeine Kraft.

„Der deutſche Stamm, ſo mächtig,
Verläßt nicht ſeinen Dom:
Einſt ſpiegelt er ſich prächtig
In unſerm heil'gen Strom.
So wie ein Freund den andern
Küßt der das Bild ſo hehr,
Die Welle ſäumt zu wandern
Von ihm zum weiten Meer." —

Wohl hört man ſolche Stimmen,
Doch ohne Einigkeit,
Die einzelnen verſchwimmen
Im wüſten Strom der Zeit.

Der Mißton klingt noch ſtörend
Zum tönenden Accord:
Manch' Trugbild zieht bethörend
Die deutſchen Herzen fort.

Reißt Euch, die Ihr verblendet,
Von Euern Bildern los,
Die Blicke einzig wendet
Zum Werk, ſo rieſengroß!
Der König trat als Meiſter
Des Baues Hülle vor,
Die beſten deutſchen Geiſter
Umſtehen ihn als Chor.

Die Welt hat keine gleiche
Idee geformt in Stein,
So heil'ge, ahnungsreiche,
So ernſt, ſo keuſch und rein.
Von Deinem tiefſten Leben
Iſt er, mein Volk, das Bild,
So ſtolz im ganzen Streben,
Im Einzelnen ſo mild.

Wie Deine Hochgedanken
Erſteh'n der Pfeiler Reih'n,
Die Dichtung ſchlingt die Ranken
Unendlich mild hinein.
Die Roſe iſt's, die innig
In's ſtrenge Kreuz ſich flicht,
Durch bunte Scheiben ſinnig
Der Glanz des Tages bricht.

Nicht einer Glaubensmeinung
Bringt Ihr ein Opfer dar,
Des ganzen Volks Vereinung
Wird in dem Dome klar.
In unſerm Volksbewußtſeyn
Bleibt er der Edelſtein,
Er wird in Deutſchlands Bruſt ſeyn
Des Herzens heil'ger Schrein.

Wann dann in wilder Brandung
Der Zeit einſt treibt das Schiff,
Daß ferne wohl die Landung,
Nah' aber Klipp' und Riff;
Wann Blut am Eiſenhemde
Der deutſchen Knaben klebt,
Wann gierig auch der Fremde
Nach unſerm Rheine ſtrebt;

Dann müßt Ihr zu dem Dome,
Ihr Streiter aufwärts ſeh'n;
Ein Leuchtthurm wird im Strome
Der wüſten Zeit er ſteh'n,
Daß willenlos das Steuer
Nicht ſchwacher Hand enteilt,
Das gläubiger und treuer
Am Poſten Jeder weilt.

Das Haus wird nimmer fallen,
Das ſich an Felſen hält; —
Es haftet an den Hallen
Des Doms die deutſche Welt.
Der Deutſchen Treu' und Glauben,
Sie niſten, glänzendrein,
Des heil'gen Geiſtes Tauben,
In unſers Doms Geſtein.

Von der Vollendung träum' ich, . . .
Sie iſt vielleicht noch fern;
Was man erſehnt, geht ſäumig,
Scheint oft nur wie ein Stern.
Das Aug' ſog Blütenſchimmer,
Der Athem Lenzarom, —
Ach! — und es ruht noch immer
Der Winter auf dem Dom.

Die weißen Flocken flogen
Zur Erde ſtill und ſacht',
Als mich des Rheines Wogen
Zuerſt zu ihm gebracht.

Wie in dem Leichenleinen
So ſchwarz er vor mir lag,
Wohl mußt' er mir erſcheinen
Als rieſ'ger Sarkophag.

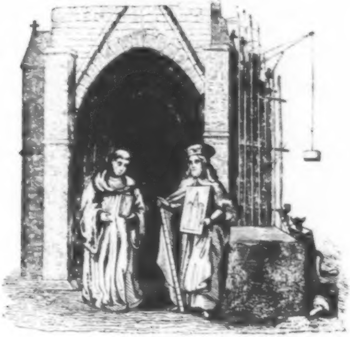
Ein Mal, in deſſen Ründung
Die deutſche Ehre ruht,
Die einſt bei ſeiner Gründung
Geflammt in ſtolzer Glut!
Ihr müßt ſie neu erwecken,
Wenn Ihr den Hammer ſchwingt,
Zurück den Dämon ſchrecken,
Der noch das Werk umſchlingt.

Wann er einſt ausgebauet,
Der deutſche Dom am Rhein,
Ha! wie ganz anders ſchauet
Er dann in's Land hinein:
Nicht mehr das Grab der Ehre,
Ein Bild von ſchnöder Zeit, —
Nein, ſelbſt das Mal, das hehre,
Von deutſcher Herrlichkeit.

Dann will in Silberhaaren
Ich unſern ſchönen Strom
Auf's Neu' hinunterfahren,
Zu beten in dem Dom.
Hinzieh'n in Frühlingstagen
Will ich, in lichter Pracht;
Es ſoll der Lenz mir ſagen:
„Dein Deutſchland iſt erwacht!"

Mein Trauern und mein Hoffen
Hab' ich geſagt, geklagt; —
Ob auch der Pfeil getroffen?
Genug — ich hab's geſagt;
Der Gott, in deſſen Händen
Des Domes Schickſal liegt,
Der wird auch Lüfte ſenden,
Daß friſch dies Blättchen fliegt. —

J. G. Braun.



Der Dombau.

Schon wächst der Bau des hehren Domes dort!
Man ſieht ihn täglich herrlicher ſich heben.
An dem der Gottheit fromm geweihten Ort,
Regt ſich der Menſchen lärmend emſig Leben.
Die Maurer und die Zimm'rer all'!
Wie tönt Gebraus und Hammerſchall!
Am Grunde drunten, in der Höh' verwegen,
Und überall ſich tauſend Hände regen!

Dem hohen Thurm', wie Knoſpen einem Baume,
Entwachſen Thürme, zierlicher und kleiner;
Es ſchwingen an des großen Bogens Raume
Sich kleine Bögen, wunderſamer, feiner;
Und Zierden tauſendfacher Art
Entblüh'n dem Bau, durchſichtig zart.
Es ſtrecket rieſig auf, es ſtrecket nieder
Das ſtolze Werk die ungeheuren Glieder.

Wer aber iſt der Mann mit weißem Haar,
Mit würdevoller Haltung und Gebehrde
Mit hoher Stirn', mit Blicken ernſt und klar? —
Bald ſteigt er auf, bald wieder ab zur Erde.
Er weiſt die Leute mahnend an,
Und legt wohl ſelber Hand mit d'ran. —
Der Meiſter iſt's, des Baues weiſer Leiter.
Er fördert ihn mit treuem Fleiße weiter.

In ſeiner Jugend rüſtig regem Prangen,
Mit Künſtler-Wolluſtdrang, mit frommem Sinn
Hat er den Bau des Domes angefangen,
Das Werk geführt durch viele Jahre hin.
In ihm nur iſt ſein Herz verſenkt,
In ihm nur lebt er, webt und denkt;
Was ſich ihm Frohes, Trauriges begeben,
Es muß mit dieſem Dom ſich ihm verweben.

Als er des weiten Schiffes Grund gelegt,
Da ward er von dem wolluſttiefem Wehe
Der erſten Liebe wunderbar bewegt.
Bei'm Bau der erſten Wölbung in der Höhe
Hat er des Freundes Tod beweint,
Mit dem ihn Herz und Geiſt vereint'. —
Jetzt trägt er ruhig hohen Alters Bürde,
Und gleicht dem Thurm an ſtill erhab'ner Würde.

Und immer ſteigt des Domes ſtolze Pracht,
Entfaltet täglich höher ſich und weiter,
Wird herrlicher Vollendung nah' gebracht. —
Doch ſchwächer täglich wird des Baues Leiter.
Ihm dorrt des Lebens friſcher Saft.
Bald in des Hauſes enge Haft,
In's Krankenlager bald gebannt vom Leiden,
Muß er von ſeinem Werk, dem theuren, ſcheiden.

Da ſchließt er Tag und Nacht kein Auge zu;
Vor ſeiner Seele ſteht der Dom vollendet.
Es läßt das hehre Bild ihm keine Ruh'.
Er hat zu Gott ſich im Gebet gewendet:

Gib, daß ich ihn noch fertig ſchau',
Mein Lebenswerk, den hohen Bau!
Dann mag ich gern in's ſtille Grab mich legen;
Du, Herr, gib Deinem Hauſe Deinen Segen! —

Und roſig kommt der lang erſehnte Tag,
An dem der Dom ſich ſoll vollendet haben. —
Den Meiſter es daheim nicht leiden mag. —
Schon glimmt in letzter Glut ſein ſchwaches Leben,
Schon ringt er mit des Todes Schmerz,
In müden Schlägen klopft das Herz: —
Da weiß er ſich gewaltſam aufzuringen
Mit letzter Kraft. Er läßt zum Dom ſich bringen.

Hell glänzt der Bau, vom Sonnenlicht begrüßt.
Wie fußt er feſt mit prächtig weitem Grunde!
Wie ſchaut der Thurm, von Wolken leicht geküßt,
Mit ernſtem Haupte weithin in die Runde!
Was mächtig ſtark, was mild und zart
Iſt hier zum Ganzen ſchön gepaart. —
Rundum bewegt ſich lärmendes Gedränge,
Zum hohen Thurme ſtaunend ſchaut die Menge.

Der Meiſter zwingt die lebensmüden Augen,
Die bleichen Lippen lächeln ruhig mild.
Als wollt' er's tief in ſeine Seele ſaugen,
So ſtarrt er nach dem wunderſamen Bild.
Die Menge ſchweigt. — Der Spitze jetzt
Das gold'ne Kreuz wird aufgeſetzt.
Der Meiſter ſieht des Lebens Werk vollendet. —
Sein Auge bricht. Sein Leben iſt geendet.

Robert Haſe.

Das Stifts-Fräulein.

Ein Roman.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Kennt ihr das grüne Hügel-Land v. Berg? Ich kann in dieſem Augenblick nicht ſagen, unter welchem Grad der Breite und Länge, von der Sternwarte zu Greenwich oder von der Inſel Ferro an, der liebe Gott es ſo ſäuberlich hingelegt hat; aber ich weiß, daß er es geſegnet hat mit Fruchtbarkeit und einem tüchtigen, betriebſamen Menſchenſchlage, in dem ſächſiſches und fränkiſches Blut ſich begegnen, und daß es ein ſchönes Land iſt, wie es daliegt zwiſchen dem Ebbegebirge und dem Rhein, zwiſchen der Sieg und der Ruhr. Auch iſt es reich an ſchönen Sagen und Legenden von höchſt wunderbaren Ereigniſſen, die Niemand glauben ſollte; an Geſchichten von Fehme und Liebe, von Mord und Andacht; von frommen Mönchen, die nichts taugten, und höchſt ritterlichen Straßenräubern; von Edelleuten, die ſich die Harniſche zerhieben, die Schwerter zu Schanden ſchlugen und ihrer Liebhaberei für blutige Köpfe mit all' der großartigen Gravität nachgingen, mit welcher ein Mingo oder Delaware für ſein Kabinet von ſkalpirten Hirnhäuten ſammelt. In der That, dieß Land iſt ſo reich an Erinnerungen an jene romantiſchen Strauchgeſellen, es ſind ihrer ſo viele mit jedem alten Gemäuer verwebt, um jedes einſame Steinkreuz geſchlungen, daß man in der Ferne keine duftige Höhe aus dem blauen Wellenſchlage der Hügelreihen hervortreten ſieht, ohne zu erwarten, daß im nächſten Augenblicke ein Reiter im Eiſenkleide mit wackelndem Helmbuſch, mit flatterndem Wimpel an der Turnierſtange darüber auftauche und ſeiner Stegreifpoeſie nachtrabe. Sind doch heute noch die Männer von Berg die beſten Waffenſchmiede in der Welt; noch heute ſieht man ſie Schwerter und Dolche ſchmieden, biegſam wie die Klingen von Damaskus, ſcharf und hart wie die Klingen von Toledo, mit einem Worte, die Solinger Klingen.

In dieſem ſchönen Hügellande ging eines klaren, duftigen Herbſtmorgens die Sonne auf und erblickte zuerſt unter vielen andern Dingen drei Gegenſtände, welche für uns von Wichtigkeit ſind. Der erſte iſt ein ungeheurer Aktenhaufen, der zweite ein lockiger Mädchenkopf, und der dritte ein Hofrath, drei Dinge, auf welche die Sonne in ihrem täglichen Laufe mit ſehr gemiſchten Gefühlen ſchauen mag. Der Aktenhaufe lag auf dem grünen Tiſche des Seſſionszimmers der Kurfürſtlich-Pfälziſchen Hofkammer zu Düſſeldorf und trug die Inſchrift: »Von Schemmer, euec von Katterbach contra von Drieſch, puncto Koppeljagdgerechtſame.« Dabei iſt zu bemerken, daß das Klaglibell zu dieſen Akten nun ſchon ſeit hundert und ſieben Jahren eingereicht war, das Endurtheil aber auch während des Verlaufs dieſer Geſchichte noch nicht erſcheinen wird. Der Lockenkopf, welcher, zuſammengefaßt mit der ganzen Perſon, der er ſeit etwa fünfunddreißig Jahren erb- und eigenthümlich zugehörte, den Namen Freiin Maria Anna Joſina von Katterbach zu Rheindorf, Bornheim und Leichlingen führte, wär' auffallend hübſch zu nennen geweſen, wenn nicht irgend Etwas eine Art leiſen Mißbehagens bei'm Beſchauen dieſes Kopfes erweckt hätte; entweder war es der allzukühne Blick des Auges oder ein Gepräge von Unternehmungsgeiſt, der jedenfalls ſich nur auf Koſten weiblicher Anmuth geltend machen kann. Ihre volle und ſtarke Geſtalt war in einen ſehr anſtändigen und gut kleidenden Morgenanzug gewandet, und ſo bildete ſie immerhin eine Erſcheinung, die ihr Gefährliches haben konnte und einen großen Gegenſatz zu ihrer Umgebung bildete. Sie ſaß am Kaffeetiſch in einem großen wüſten Zimmer des Herrenhauſes zu Diependahl am Murrbache, das in allen Ecken und Winkeln Vernachläßigung und unordentliche Wirthſchaft zeigte. Einige zur Hälfte zerfetzte, auf der andern Hälfte bis zur Unkenntlichkeit mit Staub und Spinnegeweben bedeckte Ahnenbilder in ſchwarzem Eichenrahmen ſprachen allein die Anſprüche des Hauſes auf den vornehmen Anſtrich aus, der ihm wie aller Anſtrich überhaupt mangelte.

Was nun endlich den Hofrath betrifft, ſo war dieſer Hofrath nicht deßhalb, weil er nie bei Hofe geweſen, oder weil es nicht räthlich, ſich Raths bei ihm zu erholen, vor vielen andern Hofräthen ausgezeichnet, ſondern lediglich durch eine gewiſſe diktatoriſche Feierlichkeit ſeiner Erſcheinung, die ohne dieſe Eigenſchaft nichts als einen ſtämmigen Roßtäuſcher angekündigt hätte, als er jetzt im grünen, breitſchößigen Jagdrock, unten Stulpenſtiefeln, oben eine hohe Nachtmütze zu ſeiner Jungfer Schweſter in's Zimmer trat und ſich zu ihr an den Frühſtücktiſch ſetzte. Indem er ſich ſo zu einem der wichtigſten Geſchäfte des Tages anſchickte, zeigte er ein mürriſches, von tiefen Linien und zackigen Zügen durchfurchtes Geſicht mit blauen, vorquellenden Augen, und ſah aus, wie der Admiral Peter de Tromp oder ein Baummarder, der beißen will.

»Spülwaſſer!« ſagte er verdrießlich, nachdem er die erſte Taſſe hinuntergeſchluckt hatte, ſetzte die Schale auf den gebohnten Klapptiſch nieder und lehnte ſich, die Glieder reckend, in den Armſtuhl zurück. Dann ſtarrte er ſeiner Schweſter in's Geſicht. „**Ma soeur**," ſagte er und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. — »Was iſt's, alter Bär?« — »Verfluchter Kerl, der Schäfer! Ich glaube, Du haſt ihm Anträge gemacht, daß er ſolche Bosheit auf Dich hatte!« ſagte der Hofrath.

Um dieſe, jedes weibliche Zartgefühl ſo hart verletzende Anſpielung zu verſtehen, muß ein Abenteuer berichtet werden, das der Freiin Joſina am Abende zuvor zugeſtoßen war. Sie hatte einen Spaziergang gemacht und war in einer engen Schlucht einem Schäfer begegnet, der geraden Weges aus einem zum Gute des Hofraths gehörenden Schlag jungen Holzes kam und voran ſchreitend ſeine Heerde zur Abendruhe wieder in das Dorf hinab führte. Mit erhobener Rechten war die Dame dem auf der That ertappten Frevler entgegen geſchritten, um ihn am Kragen zu faſſen und mit ſammt ſeiner blöckenden Begleitung in den Pfandſtall »einſchütten« zu laſſen. Der Schäfer aber hatte, wie es ſchien, an die Milde ihres Frauenbuſens appelliren wollen; er hatte das zur Flucht vorgebeugte Haupt an die Bruſt gelegt und war dann zugeſchritten, als ob ſie gar nicht im Wege ſtände. Die Folge dieſes mit einem kräftigen Nacken ausgeführten Manövers konnte kein anderes ſeyn, als daß die Dame zu Boden ſtürzte. Nun trat zuerſt der Schäfer über ſie weg, ſodann Fix, der treue Wächter, drittens der Leithammel und endlich die ganze zahlloſe trippelnde Heerde, die den Ferſen ihres flüchtigen Führers folgte.

„**Ma soeur** war ein eingetretenes Hinderniß für den Schelm," fuhr der lachende Hofrath fort. — »Du magſt dich freuen, daß das Lumpenpack Dir den Schlag abweidet,« ſagte die Schweſter zornig. Dann glättete ſie plötzlich ihre Mienen, zog das Nachthäubchen zurecht und ſagte mit einer ſchmelzend freundlichen Stimme: — »Wie haben Sie geruht, Philipp?« — Philipp war in's Zimmer getreten, der lang aufgeſchoſſene Jagdjunker, umſprungen von zwei entfeſſelten Bracken. Er machte eine Verbeugung und verſetzte: »Schlecht genug; dachte immer dran, ob's nicht bald Tag wär', daß es bald los gehen konnte. Nun bin ich doch der Letzte. Ich habe den Herrn Vetter über mir rumoren hören, und da dacht' ich, nu is Zeit. — Danke, danke.«

Die Freiin Joſina war aufgeſtanden und hatte Philipp mit einem Knicks eine gefüllte Taſſe überreicht. — »Na, Junge, mach' jetzt raſch!« rief der Hofrath; »ſo, trink aus und ſag' Dein Jagdſprüchlein auf.« — Er begann mit halb aufſagender Stimme, aber ſehr laut zu ſingen:

„Sag' an, lieber Waidmann, wie viel End-Ahn
Hat der edle Hirſch auf ſeinem Kopf ſtahn?"

Philipp verſetzte mit einem höchſt anmuthigen Bariton, der ſich etwas unſicher und ſchwankend weiter bewegte, aber darin keinen Grund fand, ſich weniger laut zu machen:

„So oft ſich der edle Hirſch hat gehezt und gewezt,
So viel End hat der edle Hirſch auf ſeinen Kopf geſezt.“

„Richtig,“ ſagte der Hofrath; „nun wart', noch eins:“

„Sag mir an, mein lieber Waidmann,
Wo haſt du das ſchöne, hübſche Jungfräulein laſſen ſtahn?“

Donnernd intonirte Philipp — man ſah, ſeine ganze Seele war bei dieſen Tönen:

„Ich hab ſie gelaſſen zu Holz,
Unter einem Baum ſtolz,
Unter einer grünen Buchen,
Da will ich ſie ſuchen.
Wohlauf, eine Jungfrau in einem weißen Kleid,
Die wünſchet mir heut Glück und alle Seligkeit!“

Philipp ſchlug nun einen Triller, worüber eine der Bracken zu knurren anfing, und machte der Dame lächelnd eine Verbeugung, der man nichts Uebles nachſagen darf, denn ſie war gerade ſo gut, als er es nur immer verſtand. „Schönes Morgengebet!“ ſagte die Dame. „Mon frère, fuhr ſie fort, ehe Du gehſt, vergiß nicht, das Geld abzuſenden.“

— „Geld, welches Geld? was weißt Du von Geld?“

— „Nun das, welches ich Dich für die alte Fahrſtein abzählen ſah, obwohl ich nie habe begreifen können, weßhalb Du das Weib zu füttern haſt.“

Die Freiin hatte im Sinne, ſich an ihrem Bruder für den unzarten Spaß von vorhin zu rächen: augenſcheinlich gelang ihr dieß, denn der Freiherr von Katterbach ward nicht allein verlegen, ſondern auch ſo blaß, als es ſein gebräuntes Geſicht zu werden vermochte.

— „Ei,“ ſtotterte er, ſich abwendend, „Du weißt ja, der einfältige Junge, den ſie hat“ — er ſtand auf und ſpuckte zum offenen Fenſter hinaus, welche Gelegenheit er benuzte, von der Geſellſchaft abgewendet darin liegen zu bleiben.

— „Nun der Junge?“ fragte Joſina mit einem Ton von Unſchuld und Naivität, deſſen Unverfänglichkeit nicht wiederzugeben iſt.

Philipp lachte laut auf, über die Freiin ſowohl als aus Vergnügen, ein ſo intereſſantes Familiengeheimniß zu entdecken. Der Hofrath trat aus dem Fenſter zurück. „Komm Philipp,“ ſagte er, „hüte dich vor den Weibern; ſie taugen alle mit einander nichts, und ein ordentlicher Jäger ſollte ſie Alle aus dem Hauſe jagen, denn ſeine Hunde bekommen nur Flöhe von ihnen — — Was — Teufel! — wo war das?« — »Das ſind die Grünſcheidter!«

Man hörte in der Ferne Jagdſignale blaſen. Der Hofrath ward kirſchbraun vor Wuth. »Auf dem Mühlenberge!« ſchrie er, warf die Nachtmütze auf den Boden und griff nach der Flinte, die in der Ecke ſtand; ein kurzer Pfiff lockte die Hunde unter dem Frühſtücktiſch hervor und die ganze Meute ſtürzte nun zuſammen zum Zimmer hinaus.

Zweites Kapitel.

In einem friſchen, wieſengrünen Thalgrunde, eine kleine Stunde oberhalb Diependahl, an demſelben Murrbache, liegt das Rittergut Grünſcheidt, das zu der Zeit, von der wir reden, etwas vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, von einem ſeit einigen Jahren verwittweten Herrn und ſeinem einzigen Sohne bewohnt wurde. Herr von Drieſch war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, klein und ziemlich ſtarken Körperumfangs, was aber der außerordentlichen Lebendigkeit ſeines Geiſtes und aller ſeiner Bewegungen keinen Eintrag that. Er hatte eine von der Erziehung ſeiner meiſten Standesgenoſſen vortheilhaft ſich unterſcheidende Bildung erhalten; während jene, als Jagdjunker an irgend einen kleinen Fürſtenhof gegeben, durch allerlei Mühſal, ſchlimmer als die Prüfungen eines Johanniterordensnovizen, unter häufig beigezogener Hülfe der Hundepeitſche zum »fermen Waidgeſellen« ausgebildet wurden, war Herr von Drieſch als ein jüngerer Sohn zu den Jeſuiten in die Schule gegeben worden und hatte von ihnen ein ſehr gutes Latein und viel mehr Griechiſch gelernt, als er ſpäter, nach dem Tode des ältern Bruders, zur Regierung ſeiner Güter anwendbar fand. Trotz dem war er bis jetzt ein Liebhaber der Humaniora geblieben und überſetzte Anakreon und Virgils Eclogen im Geſchmake der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule; er war Mitglied des Pegnitzer Blumenordens und ſeinen Mitſchäfern unter dem Namen: der Säuberliche, bekannt.

Im Beſitze einer größern Bildung und Wiſſenſchaft, als die ſeiner meiſten Standesgenoſſen war, mochte Herr von Drieſch ſeiner Erhaltung auch größere Rückſichten ſchuldig zu ſeyn glauben; er hatte zum Symbolum, wie es jeder ausgezeichnete Mann damals führen mußte, die Eule der Minerva gewählt, die ſehr tiefſinnig auf einer kahlen Leimruthe ſaß und die Spatzen betrachtete, welche feſtgeklebt an den kleinen Stangen flatterten; darüber ſtand: «Wer ſich unnütz in Gefahr begibt, kommt darin um.» Der Hofrath, Freiherr von Katterbach, welcher jedem Menſchen etwas Schlechtes nachſagte, behauptete, daß Drieſch an jedem Haſen verbeiſchieße, ſei lauter Sympathie. Dieß war eine Verleumdung; es war nichts anderes, als eine ſehr lebendige Phantaſie, welche Herrn von Drieſch bei einzelnen Gelegenheiten auf Augenblicke zaghaft erſcheinen ließ.

Er war ein gutmüthiger Mann, ſo lange es nicht wider ſeinen eigenen Vortheil lief, und liebte den Frieden und das Geld, aber von allen Dingen Zänkereien und Feindſchaften am wenigſten. Ein wahres Herzeleid war ihm deßhalb, daß ihm ſo nahe, drüben auf Diependahl, der Hofrath ſaß, der die Unverſchämtheit hatte, ſeine Koppeljagd auf dem Mühlenberge, einem Diſtrikte inmitten beider Güter, in Anſpruch zu nehmen und ihm nebenbei alles mögliche Leid zu thun. — Schon die Familie von Schemmer, welche vor den Katterbachs Diependahl und die andern Güter des Hofraths beſeſſen, hatte den Prozeß über die Koppeljagdgerechtſame auf dem Mühlenberge mit den Grünſcheidtern begonnen; aber ſie hatte dem Rechte ſeinen Lauf gelaſſen und die Drieſch waren im Beſitze geblieben. Der Hofrath dagegen, obwohl er mit Drieſch verwandt war und dieſen nach ſeinem Tode zum Lehnsfolger gehabt haben würde, ſchritt, nach langjährigem Harren auf ein Urtheil, auf dem Wege der That vor, ließ auf dem Mühlenberge keine Rebhuhnfeder übrig, und verſicherte, er werde Jeden todtſchießen, der ſich mit Hund und Flinte in ſeiner Hofeſaat ſehen laſſe.

«Laßt nur den erſten Jagdtag kommen,» hatte Herr von Drieſch ſchon oft mit Würde geſagt; «ihr ſollt ſehen, wie ich mich werde zu mainteniren wiſſen.» — Der erſte Jagdtag war nun gekommen. Herr von Drieſch erhob ſich vor Sonnenaufgang, weckte ſeinen Sohn Johannes, einen vielverſprechenden Jüngling von bedeutender Körperkraft, faſt weißen Haaren und mit einem Geſichte, das an Ausdruck rührender Kindlichkeit mit einem weinenden Säugling wetteifern konnte, und ſtieg, von ihm, einem Jäger und ſeinen Hunden begleitet, auf den Mühlenberg.

Oben angekommen, mußten Johannes und der Jäger ſich auf eine Wallhecke ſtellen und die Jagdſignale der Grünſcheidter blaſen. Die Töne ſchmetterten hell und luſtig durch die friſche, duftige

Morgenluft; eine Fanfare nach der andern rollte über die thauglänzenden Gebüſche, durch die dünnen, fleckigen Nebelwolken, die auf den Thalgründen ſtanden und jetzt unter den Strahlen der aufſteigenden Sonne ſich kräuſelnd leiſe verflatterten. Hoch in den Lüften ſchmetterten die Lerchen, die Hunde liefen ſuchend den Hang hinan und hinab, brachen ſchnuppernd durch den Ginſter und die Brombeerranken. Sie ſchlugen laut an und machten wüthende Sätze im Kreiſe umher, denn der Pegnitzſchäfer hatte aus lauter Vergnügen über die ſchöne Natur und den herrlichen Morgen ſeine Flinte in die Luft abgeſchoſſen.

»Ei, ei! Eu'r Gnaden!« ſagte der Jäger, indem er das Horn abſetzte und ein ſaures Geſicht machte. — »Was willſt Du, Anton? Blas weiter! immer luſtig drein! wir wollen uns mainteniren, wir wollen den jüngſten Beſitz wahren! Hurrah! geblaſen, Johannes!« — »Aber, Gnaden Papa, jetzt wird's Zeit; die Diependahler könnten kommen; der Rauch ſteht ſchon lange über ihrem Dach!« — »Ei was, die ſchlafen, die Sonne iſt ja kaum auf; und laß ſie kommen! Noch eins, Anton! ſo, immer zu! hurrah, hohoh!« — Herr von Drieſch feuerte den zweiten Schuß in die Luft ab; dann ſprang er in die Höhe und ſang, ſo heiter wie eine Meiſe im Hanfſamen, mit improviſirter Melodie ſeine jüngſte Ueberſetzung aus dem Virgil:

„O Titirus, der du im Buchenſchatten ruhſt,
Auf magrem Haberrohr ein Liedchen pfeifen thuſt,
Wir fliehn die Grenze jetzt und ſüße Vatermatten,
Indeß du, Titirus, ganz faul gelehnt im Schatten,
Läßt wiederhallen Feld und Wald, das iſt gewiß,
Vom Lob der ſchön, und zarten Amaryllidis!" — „Hurrah!"

»So, Anton, immer luſtig fort! das iſt die **possessio novissima**, Johannes! merk das, Junker! Der Teufel hole die Diependahler! 's iſt doch ein wunderſchöner Morgen. Da, Anton, lade die Flinte mal wieder.«

Anton zögerte mit dem Laden, da er gar nicht für angemeſſen fand, ſeinem Herrn in der abſcheulichen Angewohnheit Vorſchub zu leiſten, das gute Pulver in die Luft ab- und ſo ſich ſelber anzufeuern. — »Eu'r Gnaden, Eu'r Gnaden!« ſagte er kopfſchüttelnd, »wir können's anderswo nöthig haben!« — »Um Gotteswillen, Papa!« rief jetzt Johannes, indem er von der Wallhecke herunterſprang. — »Was iſt's, Schlingel? Du fürchteſt Dich? Junker, willſt Du blaſen!«

In dieſem Augenblick knallte ſeitwärts ein Schuß — noch einer. — »O Gott, die Juno, die Juno!« rief Anton, der oben ſtand; »Herr von Katterbach haben die Juno todtgeſchoſſen!« — Er griff nach ſeinem Gewehr und wollte in das nahe Gebüſch eilen. — »Bleib hier, Anton, hier!« rief Herr von Drieſch, der blaß geworden war und zu zittern anfing. Die Zweige des Gebüſches öffneten ſich und Türk, der andere Hund, kam heraus, mit blutigem, zerſchoſſenem Hinterlauf, und hüpfte winſelnd auf ſeinen Herrn zu. Gleich darauf wurden die thauſpritzenden Aeſte höher noch einmal bewegt, ſchlugen aus einander und heraus trat der Hofrath, Freiherr von Katterbach, mit verzerrten Mienen, ohne Mütze, die Haare wild um's Geſicht und den Kolben ſeines Gewehrs an die Wange ſchlagend; hinter ihm ſtand lachend der lange Philipp.

Jetzt ſchrie Herr von Drieſch laut auf und nahm Reißaus, Johannes hinter ihm her. Ein Schuß fiel. »Fort, fort, Papa!« rief Johannes. Papa bedurfte des Sporns nicht. Ein donnerndes: Hoboh! ſchallte hinter ihm her. — »Mord, Mord!« keuchte er, und lief durch friſchgepflügte Ackerſchollen, durch Geſtrüpp und Dorn, über Gräben und Hecken in die weite Welt hinein.

Der letzte Schuß war kein Mordverſuch geweſen; es war Anton, der, wüthend geworden über den Schmerz ſeines Lieblings Türk, die gelbe Bracke des Hofraths todt geſchoſſen hatte und dann gleichfalls davonlief, in's nächſte Gebüſch hinein. Der Hofrath und Philipp folgten nun dieſem in raſchem Laufe. — Trotz dem gönnte Herr von Drieſch ſich für's Erſte keine Ruhe. Johannes, der längere Beine hatte, fand endlich Spaß an dieſer Jagd. — »Gnaden Papa,« ſagt er:

„Wir flieh'n die Grenze jetzt und ſüße Vatermatten!"

— »Schau einmal um, ſchau mal um,« ſagte Herr von Drieſch.

Johannes ſchaute um. — »Ich ſehe Niemand, Papa!« —

Herr von Drieſch blieb ſtehen und holte Athem. »In der That, Niemand!« ſagte er dann, nachdem er ſein Auge hatte über die Gegend ſchweifen laſſen. — »Sie werden meinen, wir wären nach Grünſcheidt gelaufen, und uns dahin folgen wollen; ſie werden uns in unſerm eigenen Hauſe erſchießen wollen. **O canina rabies!** Aber wart, das ſoll Euch betrügen; Johannes, da wir nun doch einmal auf dem Wege ſind, ſo wollen wir gleich weiter gehen, bis nach Bechenburg; wir können heut' Abend da ſeyn; dann hat der Waldteufel, der Mörder doch ſeinen Weg nach Grünſcheidt umſonſt gemacht!« —

Johannes war's ſchon recht und Beide wanderten weiter. Nach einer Weile hub Herr von Drieſch wieder an:

— »Johannes, ich mag Bechenburg wohl!«

— »Ja, Gnaden Papa, aber die Hexe!«

— »Iſt immer beſſer als ein Waldteufel. Ich denke, wir wollen auf Bechenburg für's Erſte wohnen bleiben, Johannes.«

— »Nein, Papa; auf Bechenburg ſind lauter alte Binſenſtühle.«

— »Verwöhnter Schlingel! ſollen wir uns in Grünſcheidt todtſchießen laſſen?« —

Johannes antwortete nicht; nach einer Weile Trabens ſagte er: »wenn Papa mir den falben Fritze ſchenkt.« —

— »Den falben Fritz? daß Du ihn in drei Wochen zu Schanden reiteſt? Nichts da. Aber ein Sopha will ich Dir auf Bechenburg anſchaffen.«

Johannes gab ſeine Einwilligung anfangs nicht zu erkennen. Je weiter aber die beiden Wanderer fortſchritten und je müder die Gliedmaßen des Junkers wurden, deſto mehr Werth und Reiz bekam für ihn das gepolſterte Möbel, worauf das Verſprechen des Vaters lautete.

Nachdem ſie etwa noch zwei Stunden ſchweigend zurückgelegt hatten, blieb er endlich ſtehen, um auszuruhen und ſagte dann zögernd: »Aber es muß von Roßhaaren ſeyn, Gnaden Papa!«

— »O Junkerlein, wie wird es Dir ergehen!« ſeufzte Herr von Drieſch.

Die beiden Reiſenden ſchritten fürder. Nachdem ſie in einer kleinen Stadt Mittagsruhe gehalten und ſich gelabt, erhob ſich ein Zank zwiſchen Beiden, weil Johannes durchaus verlangte, daß man Extrapoſt nehme, wogegen Herr von Drieſch einwandte, daß er erſtens noch heute und zweitens ungefährdeten Leibes und heiler Gliedmaßen auf Bechenburg ankommen wolle.

— »Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um, Johannes,« ſagte Herr von Drieſch.

Wege und Poſten waren damals ſo, daß Johannes gegen dieſe

Argumente endlich nichts mehr anzuführen wußte. Sie kamen nun in Weſtphalen hinein. Das Land zeigte ſich ihnen anfangs von ſeiner ſchlechten Seite: es waren ſtundenlange Heiden, über welche ſie oft, um gerader zu gehen, auf wenig betretenen Schäferpfaden wandern mußten. Der Tag war heiß und Herr von Drieſch mußte häufig ſtehen bleiben, um ſich die Stirne abzuwiſchen. Endlich gegen Abend zog ein Gewitter am Horizonte auf. Herr von Driſch war durchaus kein Liebhaber dieſer Naturerſcheinung; das Toben der Elemente verſchwendete alle ſeine Großartigkeit an ihn umſonſt, denn er pflegte Thüren und Läden ſchließen zu laſſen und ſich in den tiefſten Keller zurückzuziehen, um ein **de profundis** anzuſtimmen, ſo lange er Gott in den Donnern hörte. — Und nun auf offener Heide! Er ſchritt weit, weit aus; der Sturm begann; ſchwere Tropfen fielen einzeln auf ſeine Stirn, dicke Staubwirbel wehten über die Heide. Endlich ward der Saum eines Gehölzes erreicht, deſſen Aeſte und Stämme gepeitſcht wurden, als ſeien es ſchlanke Kornhalmen. Johannes ſtellte ſich unter einem der nächſten Wipfel, Herr von Drieſch aber hielt die Nähe der hohen Bäume für zu gefährlich; er ſchritt wieder auf die Heide hinaus und legte ſich der Länge nach in ein tief ausgefahrenes Wagengleis. Die Blitze ſchienen ihm alle bloß nach ſeinem Kopfe zu zielen, ſo nahe zuckten ſie über die Erde hin. Ein praſſelnder Donnerſchlag; — »Johannes, Johannes!« rief Herr von Drieſch.

— »Was ſoll ich, Papa?«

Gott möge ihnen vergelten, was ſie heute an mir thun, ſtöhnte der geängſtete Schäfer der Pegnitz, die in dem tiefen Gleis von den Regengüſſen nachgebildet wurde und um ihn rauſchte, — »o Johannes, mein lieber Sohn Johannes!« — Johannes kam heran. — »So Kind, Du verläßt mich nicht; Du ſollſt Vater und Mutter ehren, Johannes; komm, tritt hierhin, über mich, auf beide Ufer von dieſem Gleiſe, — mit geſpreizten Beinen, ſo — etwas weiter die Beine auseinander, ſo.« —

— »Aber, was hilft's? ich werde naß und Gnaden Papa auch.«

— »Thut nichts, mein Sohn, bleib' nur ſo ſtehen, Kind.«

— »Nein, Papa, laß mich unter den Baum zurück.«

— »Bleib' ſage ich, oder« — fuhr Herr von Drieſch zornig auf; dann ſegnete er ſich: »Gott verzeih' mir die Sünde!« —

— »Aber, Papa, wenn ich nur wüßte, was es bedeuten ſoll?«

— »Sollſt es erfahren, nachher; ſteh' nur, ſteh!«

— »Soll ich den falben Fritze haben, Papa? — ich kann's gar nicht mehr aushalten.« —

— »Nimm ihn, nimm ihn, lieber Sohn, Herzensjunge, aber ſteh!«

Johannes ſtand, wie der Koloß von Rhodus im verjüngten Maßſtabe, die Beine über ſeinen Vater ſpreizend, der unten im Gleiſe lag und nur zuweilen hin- und herruckte, wenn das Waſſer in gar zu ſtarken Güſſen auf ihn zubrodelte; ſo oft aber ein Blitz und faſt im Augenblicke darauf der Donnerſchlag kam, ſchnellte er vor Angſt in die Höhe, wie ein Fiſch an warmen Sommertagen. So verging faſt eine halbe Stunde, worauf die Zwiſchenräume zwiſchen Blitz und Donner länger wurden, und das Rollen des letztern aus knatterndem Raſſeln in ein dumpfes und fernes Getöſe überging.

— »Gott ſei Dank!« ſagte Herr von Drieſch; »laß mich jetzt aufſtehen, Johannes!« Er erhob ſich; ſein Schäfername war im eigentlichſten Wortverſtande beſchmutzt, und alle Verſuche, ihn wieder zu Ehren zu bringen, blieben ohne Erfolg.

— »Papa,« ſagte Johannes, und ſchlenkerte rechts und links ſeinen Hut, um das Waſſer daraus zu ſpritzen; — »weßhalb habe ich ſo ſtehen müſſen, Papa?«

— »Das will ich Dir jetzt ſagen, mein Sohn. Sieh, der Blitz trifft immer die höchſten Gegenſtände, und fährt an ihnen herunter in die Erde hinein, wo er den Donnerkeil ſtecken läßt. Hätte der Blitz nun heute hier einſchlagen wollen, ſo wäre er unfehlbar in Deinen Kopf, als dem höchſten Gegenſtande in der Nähe, geſchlagen, und hätte alsdann ſeinen weitern Verlauf durch Deinen Leib, ferner durch eines Deiner Beine genommen, und das Bein hätte ihn ganz unſchädlich in die Erde abgeleitet.

— »Oh?!« ſagte Johannes, voll Verwunderung über die tiefe Naturkunde ſeines Vaters. — »Aber, Papa, ich wäre doch todt geſchlagen?«

— »Lieber Sohn, Du hätteſt das neidenswerthe Loos gehabt, für Deinen Vater den Heldentod zu ſterben; dulce est pro patre mori!«

— »Aber 's nächſte Mal thu' ich's nicht wieder, Gnaden Papa,« brummte Johannes.« —

Drittes Kapitel.

Das Gut Bechenburg liegt nahe bei dem Städtchen L. in Weſtphalen. Man geht an einem breiten Graben her, den ein Wald alter gewaltiger Kaſtanienbäume beſchattet, wendet ſich dann rechts und hat nun nach zwanzig Schritten eine tiefliegende Mühle, mit Wieſengründen dahinter, zu ſeiner Linken; zur Rechten das erſte Thor des Gutes, zwei Steinſäulen, auf deren einer ein wappenhaltender Löwe, während ſein Nachbar, von der andern heruntergefallen, im Schilf des verſumpfenden Grabens liegt, von einer üppig grünenden Vegetation Schlammpflanzen bedeckt. Die Zugbrücke war ehemals in gutem Stande; man kann noch die eiſernen Rollen oben an den Thorſäulen ſehen, über welche ihre Ketten liefen. Das zweite Thor bildet eine niedere Durchfahrt, ſo niedrig, daß ein verdeckter Wagen vergeblich verſuchte hindurchzukommen, man darf daraus auf das Alter der Burg ſchließen, die klein und eng zuſammengebaut nicht jünger, als das fünfzehnte Jahrhundert ſeyn mag, und jedenfalls für Menſchen mit beſcheideneren Anſprüchen auf Beauemlichkeit und äußern Glanz gebaut ward, als unſre Generation hegt.

Unſre Reiſenden hatten nach ihrem Unfall ein Unterkommen für die Nacht geſucht und im nächſten Kirchdorfe bei dem Pfarrer gefunden. So ſchritten ſie erſt am andern Tage, faſt gegen Mittag in den Hof ihres Gutes ein, und gelangten um einige Haufen aufgeſchichteten Bauholzes her, durch ein ganzes Volk auseinanderſtäubender Hühner, endlich über eine auf den Treppenſtufen ſich ſonnende Katze, der Johannes nicht unterließ, auf den Schwanz zu treten, in das Innere. In der kirchengroßen Küche ſaß eine Frau am Feuer und reihte Zwiebeln auf.

„Guten Morgen, Frau Fahrſtein,“ ſagte Herr von Drieſch.

— „Ach Eu'r Gnaden! ſieh mal, ſieh mal, ſchon da! Ich wußte wohl, daß Eu'r Gnaden kommen würden.“

— „Ihr wußtet das?“ fragte Johannes. Herr von Drieſch ſtieß ihn in die Seite. — „Frag doch nicht nach ihren Hexenſtücken,“ flüſterte er.

— „Ei freilich, Junker, ſagte Frau Fahrſtein; das kleine Hütchen hat ſchon alles in Bereitſchaft geſetzt, auch den Großvaterſtuhl für den jungen Herrn abgeſtäubt und an's Kamin geſchoben; dann weiß ich immer, wie viel die Uhr geſchlagen.« Sie war aufgeſtanden und ſuchte nach ihren Schlüſſeln. Johannes blickte unterdeß in der Küche umher; dann ging er in den Hintergrund und ſchaute durch die Fenſter in den Garten, zuletzt durch eine halb offenſtehende Thüre in das Schlafkämmerchen der Frau Fahrſtein: — »wer ſchläft denn da noch?« ſagte er.

— »Johannes, Johannes!« rief Herr von Drieſch ängſtlich.

Frau Fahrſtein näherte ſich der Kammerthüre und ſchaute mit verſchmitzten Blicken hinein.

— »Still, ſtill, Junker,« flüſterte ſie, »mein Mann ſchläft noch; der arme Schelm iſt ſchwachen Leibes.«

— »Aber,« ſagte Johannes, »ihr Mann? Der iſt ja lange — er hat ja todte Augen!«

Johannes ſtarrte den Schläfer an, der ihn mit hohlen gläſernen Augen aus den Kiſſen anblickte: es war nichts, als eine Maske, über einem, wie es ſchien, ausgeſtopften Bieberwamms befeſtigt und eine Schlafmütze darüber. Der Junker ſah fragend nach dem Vater hin, der noch am Heerde ſtand und hinter Frau Fahrſtein's Rücken ſeinem Sohne ein Zeichen nach dem andern machte. Die Frau ſchien Johannes letzte Worte überhört zu haben und klapperte in ihren Holzſchuhen zur Küche hinaus, um ihrer Herrſchaft die Wohnzimmer aufzuſchließen.

Herr von Drieſch trug der Verwalterin auf, ihm einen Boten zu beſorgen, der ſeine Domeſtiken und Sachen von Grünſcheidt nach Bechenburg beordern ſollte. Als ſie gegangen war, ſagte er:

— »Johannes, was Deines Amtes nicht iſt, da laß Deinen Fürwitz. Was geht es Dich an, wenn die Alte lieber einen Strohmann mit ſich zu Bette nimmt, als gar keinen. Reize ſie nicht; ihr iſt nicht zu trauen. Sonſt iſt ſie ein gutes Weib, und wenn ſie etwas wirre iſt, ſo hat ſie in ihrer Jugend auch viel aushalten müſſen, wovon mehr Leute zu viel bekommen haben würden; laß ſie in Frieden, ſag ich Dir.«

Johannes ſetzte ſich in ſeinen Großvaterſtuhl und Herr von Drieſch machte Anſtalten zu einem Bericht wegen Mordanfall und Landfriedensbruch von Seiten des P. P. von Katterbach auf Diependahl an eine Kurfürſtlich Pfälziſche hochpreißliche Landesregierung zu Düſſeldorf.

Den Nachmittag brachte der Gutsherr mit Schreiben zu, während Johannes draußen wilde Holztauben jagte. Als aber der Abend eingebrochen war, fühlte er ſchmerzlich den Mangel ſeines Virgil und Horaz; er hatte nur des Erasmus Colloquia in die Jagdtaſche geſteckt, als er zu ſeiner glorreichen Wahrung der **possessio novissima** des Mühlenberges ausgezogen war; leider war es eine Elzevir-Ausgabe in Duodez und Herr von Drieſch konnte die kleinen Lettern Abends nicht mehr leſen. Die Langeweile führte ihn zu der Verwalterin hinunter. Die Frau ſaß wieder allein an ihrem Heerde, hatte ihre Katze auf den Schoß genommen und ſprach leiſe Worte vor ſich hin. Das kniſternde Holzfeuer, das hoch um eine aufgehängte Kuchenpfanne lohte, erleuchtete den weiten Rauchfang voll Wintervorräthen an Zwiebeln, Fenchelbüſcheln, Würſten und Speckſeiten; der große übrige Raum wurde nur zuweilen erhellt, je nach dem die Flamme ſich bewegte, ſo daß bald die hölzerne Wendelſtiege in der Ecke, bald die entgegengeſetzte Wand mit den Hirſchgeweihen, den Paar verroſteten Jagdgewehren und dem Blasinſtrumente, das Jäger den halben Mond nennen, grell beſchienen hervortrat. In dem Winkel unter der Treppe ſaß eine Magd und reinigte den Salat zum Abendeſſen. Der Gutsherr ſetzte ſich an's Feuer, aber ſo, daß er die Thüre zu der Schlafkammer, wohin er zuweilen einen ſcheuen Blick ſtreifen ließ, nicht im Rücken hatte.

Herr von Drieſch hatte immer ein unheimliches Gefühl der Alten gegenüber; um ſich zu beruhigen, begann er zu ſprechen und erzählte ihr von ſeinem Abenteuer mit dem Hofrath. Bei dem Namen Katterbach zuckte das Geſicht der Alten leiſe zuſammen; ihre grauen Augen blickten wie bohrend durch die langen weißen Wimpern den Gutsherrn an.

— „Herr,“ ſagte ſie, „ich bin eine alte Frau und weiß nicht, ob die Diependahler oder ob Ihr das Recht habt, auf dem Berge zu jagen; aber das weiß ich, daß Ihr den Mann, ſo Ihr da nanntet, in Gottes Namen jagen laſſen würdet, wo er will, wenn Ihr ſehen könntet, was ich ſehen“ — ſie ſtockte.

— „Was habt ihr geſehen, Margreth?“ ſagte Drieſch geſpannt.

— »O Herr, ich bin alt geworden und habe Vieles geſehen in dieſem Lande und auch in andern Ländern bei den Welſchen.«

— »Ja Margreth, das mein ich nicht; Ihr könnt mehr ſehen, als andere Leute und ich möchte wiſſen, was ihr von Katterbach geſehen habt — ihr verſteht mich wohl — ſo des Nachts,« flüſterte der Gutsherr und fügte laut hinzu: »Lene, geh mal hinaus.«

— »Laßt das Mädchen nur bleiben,« ſagte die Verwalterin; »ich habe nichts geſehen.«

Der Schein der Flamme fiel in ihr Geſicht, in deſſen markirten Zügen der Freiherr eine ſtarke innere Bewegung ſich abſpiegeln ſah; vielleicht täuſchte er ſich auch, denn es konnte der grelle gelbe Lichtſchein ſeyn, was die Wirkung hervorbrachte.

— »Aber Margreth,« hub der Freiherr, dem Alles daran gelegen war, die Frau zum Sprechen zu bringen, nach einer Pauſe wieder an — »wie war es, als ihr den Geller's Kotten brennen ſaht, der ein Halbjahr ſpäter wirklich in Aſche lag?« —

— »O Herr, es iſt keine Freude, ſo in der Nacht heraus zu müſſen; in den Mondſtrahlen iſt viel ſcharfes Gift für manche Leute, wenn ſie ihnen auf dem Kopfe ſtehen. Die Nächte ſind kalt; aber man merkt es nicht, daß man friert, und ging es auch bis auf die Knochen.«

— »Und dann ſeht ihr die Flammen und die Menſchen ſo deutlich, als wenn es wirklich geſchähe? Und könnt ihr das Rufen und das Glockenläuten auch hören?«

Die Verwalterin ſtand auf, rückte einen Stuhl und zündete die Oellampe an, welche ein hölzerner Arm, der aus der Auſſenſeite des Rauchfangs ſich in die Küche erſtreckte, vor einem gebräunten Magdalenenbilde hielt: »Es iſt heute Schutzengelfeſt,« ſagte ſie. Dann nahmen ihre Züge plötzlich einen ſehr heitern Ausdruck an: »Guten Abend, junger Herr, da ſetzt Euch, Ihr ſeyd gewiß kalt geworden. Mein Sohn, Eu'r Gnaden!«

Der Eintretende war ein junger Menſch von etwas über zwanzig Jahren; in ſeiner Haltung lag viel Schüchternheit, ja etwas Befangenes; er war ſo verlegen, daß er zur Begrüßung des Gutsherrn nur einige raſch wiederholte Verbeugungen, aber keine Worte hatte. Herr von Drieſch hätte freilich für ſein Leben gern mehr von der Alten vernommen, was ſie denn eigentlich von ſeinem Feinde wiſſe;

aber dennoch war ihm der Eintritt des jungen Menſchen willkommen, weil er ihm einen Anflug von ängſtlichem Grauſen vertrieb, das bei den Reden der Frau ihn immer kälter angeweht hatte. Beide waren bald in ein Geſpräch vertieft, das des Gutsherrn Ideen eine ganz andere Richtung gab und nicht minder Intereſſe für ihn bekam; der Sohn der Verwalterin war ein Dichter wie er, aber ſtatt daß Herr von Drieſch darüber eine gewiſſe Unbehaglichkeit gefühlt hätte, mit einem Plebejer auf demſelben Felde ſich zu begegnen, betheuerte er, der junge Mann ſey der einzige, von dem man etwas lernen könne, das nicht in Büchern ſtehe. —

Viertes Kapitel.

Es war eine wunderliche Frau, die Verwalterin von Bechenburg, Margreth Fahrſtein oder auch die Römiſche Margreth genannt. Einige ſagten gerade heraus, ſie ſey nicht beſſer als eine Hexe und der Pfarrer ſchüttelte bloß den Kopf und zuckte die Achſeln, wenn man das ſagte, aber gar nicht ſo, als wolle er mit dem Kopfſchütteln die Behauptung in Abrede ſtellen. Sie ſaß immer auf dem alten Kaſtell und kam nicht einmal in der öſterlichen Zeit herunter, um in ihrer Pfarrkirche, wie es doch deutlich in den fünf Geboten der heiligen Kirche geſchrieben ſteht und eines jeden Chriſtenmenſchen Pflicht iſt, zur Beichte und zur Kommunion zu gehen. Sie könne die Kirchenluft nicht vertragen, ſagte ſie. Das war aber nur ein leerer Vorwand, denn wäre ſie in der That ſo kränklich geweſen, dann hätte ſie's nur ſagen dürfen und der Pfarrer wäre gern zu ihr gekommen und hätte ihr das Sakrament in's Haus gebracht. Nun wäre kein altes Weib männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, von jungen oder alten Jahren, in dem Städtchen L. geweſen, das nicht dreiſt behauptet hätte, der Teufel habe es ihr verboten in Gottes Kirchen zu gehen, wenn nicht ein merkwürdiger Umſtand laut dagegen geſprochen: Frau Margreth war nämlich vor vielen Jahren, als ſie noch kräftig und geſund und blühend geweſen, einmal nach Sanct Jago di Compoſtella in dem fernen Lande Gallizia, das noch hinter den Spaniolen liegt, einmal ſogar nach Jeruſalem und zweimal nach Rom gewallfahrtet; das Letztemal, nach Rom, mit nackten Füßen; auf dem Wege hatte ſie zur Ehre

Gottes gebettelt und Nachts ein Obdach in den Klöſtern erhalten, da man damals noch gar keine lange Tagereiſe zu machen brauchte, um von einem Kloſter zu dem andern zu kommen. Später war ſie noch jedes Jahr um Pfingſten zu dem wunderthätigen Chriſtus nach Coesfeld gepilgert. Freilich ſagten die Leute, das habe ſie nur gethan, um ihren Mann todt zu beten. Aber das ſei dummes Zeug, meinte die Küſterin, die ſich immer ihrer anzunehmen pflegte; dann hätte ſie nach Werl zu der heiligen Muttergottes gehen müſſen, denn die Mannsleute hielten Alle mit einander zu.

So viel war gewiß, daß die Römiſche Margreth — dieſen Namen hatten ihre Pilgerfahrten ihr eingebracht, — aus einer Familie war, auf der kein Segen lag. Dieß verhielt ſich ſo: Ihr Vater, ein vermögender Schulze in einem mehre Stunden entfernten Dorfe und ein ſehr ſtolzer, hartnäckiger Mann, deſſen Nacken ſo ſteif ſchien, wie das Holz ſeiner hohen Eichen, ſtand eines ſchönen Nachmittags auf dem Anger vor ſeinem Hauſe. Es war ein warmer Tag, auf Kreuzerhöhung, wenn die Gemeinde jährlich einen feierlichen Umzug mit dem Sakramente und den Fahnen hielt, daß der liebe Gott eine geſegnete Ernte verleihe. Die Prozeſſion zog dann um die ſämmtlichen Getreidefelder des Dorfes und auch über ein Kornſtück des Schulzen, durch welches ein ſchmaler Fußpfad von ſeinem Hofe nach der Kirche und dem Mittelpunkt des Dorfes lief. Eigentlich brauchte der Schulze den Fußpfad nicht zu leiden, denn Niemand konnte ſagen, daß er dieß als Servitut auf ſeinem Grundſtücke habe; aber da es zur Bequemlichkeit ſeines eignen Hofes war, hatte er es ſo einreißen laſſen, und auch geduldet, daß andre Kirchgänger ſich des Richtweges bedienten. Seit einigen Jahren war nun auch die Prozeſſion denſelben Pfad gezogen. Das war aber ein andres; das war eine ganze Flut von Leuten, die ihm ſeine Saat zwei Ellen breit an jeder Seite niederſtampften. Der Schulze wollte das nicht ferner dulden, und war jetzt da, um ſeine Proteſtation einzulegen. Er hatte das Wamms abgeworfen und ging, eine lange Tabackspfeife im Munde, unter den Eichen ſeines Kampes auf und ab, aus deren Schatten er die üppig aufgeſchoſſenen Saaten ſeiner Felder überſchauen konnte. Aus der Ferne hörte er das Singen; helle etwas kreiſchende Stimmen der Frauenzimmer, und dann als Chor den tieferen Geſang der ganzen Gemeinde; von ſeinen Leuten war Niemand dabei, er hatte ſie alle zu Hauſe gehalten und ſie kamen jetzt heraus und ſtellten ſich auf die Wallhecke des Kampes um zuzuſchauen. Die Prozeſſion kam näher; zuerſt ein Chorknabe mit dem Kreuz, nach ihm zwei Andre mit den beiden Kirchenfahnen und nun die Weiber zuerſt, alle in buntem Sonntagsſtaat. Dann ſchritt der Pfarrer heran, unter dem Baldachim und die Männer ſchloſſen mit der Bruderſchaftsfahne den Zug. So gingen ſie eine Strecke zwiſchen den Eichen und dem Ackerfelde den grünen Rain entlang; als die Vorderſten nun da angekommen waren, wo der Weg links ab bog und über des Schulzen Grundſtück lief, entſtand ein Gedränge; die Fahnen- und Kreuzträger hielten ſtill, die Mädchen drängten ſich aufeinander und der ihnen folgende Pfarrer begann zu ſchelten, weßhalb ſie den Zug in Unordnung brächten.

— »Herr Ohm,« ſagte eines der Mädchen, indem ſie ſo den Pfarrer nach der Sitte des Landes zum Verwandten machte — »Schulze Wellmeyer hat einen Schlag vor den Pfad machen laſſen.«

Das war in der That ſo; es war ein breiter Schlag quer über den Weg gezogen; an beiden Seiten war ein Wall aufgeworfen und Dorngeſtrüpp darüber gelegt.

Hierüber ward der Pfarrer erzürnt, denn wenn der Schulze eine ſolche Neuerung anfangen wollte und Recht dazu zu haben glaubte, ſo hätte er's den Tag vorher ja anzeigen können.

— »Oeffnet den Schlag, Schulze!« ſagte der Pfarrer laut, indem er ſich nach dem Eichkamp wandte. Da ſtand der lange Schlingel — er hatte nicht ſo viel gethan, ſein Wamms wieder anzuziehen — und ſchüttelte den Kopf, denn laut zu antworten wagte er doch nicht, und drohte mit geballter Fauſt ein Paar Buben, die von ſeinem Wall die Dornſträuche wegzureißen im Begriff waren. Der Pfarrer aber beſann ſich, was in ſeinen Händen ruhte und daß es ſich deßhalb für ihn nicht zieme, einen Streit anzufangen. Darum ließ er die Vorderſten ſich wieder ordnen und befahl, daß ſie auf demſelben Wege zurückziehen ſollten; bevor er aber ſelbſt umkehrte, ſagte er: — »Wellmeyer, Wellmeyer, Du verſchließeſt nicht mir Deine Wege, ſondern unſerm Herrgott!« —

— »Ei, ob der Pfaffe was ſchwatzt!« ſagte Wellmeyer; innerlich ſchien er aber betroffen; er raiſonnirte wenigſtens den ganzen Tag über auf's Grimmigſte. Endlich ward es Zeit zum Schlafengehen;

Wellmeyer, welcher zumeiſt der Letzte im Hauſe auf war, hatte auch ſchon die Mütze über die Ohren gezogen und drückte ſie müde in die Kiſſen. Auf einmal hob er den Kopf wieder. — »Das iſt doch wunderbarlich« — ſagte er langſam, fuhr mit der flachen Hand über die Augen, und machte ſeine Ohren von der Schlafmütze frei; dann ſchüttelte er heftig den Kopf und horchte nun wieder: — »Ja, immer noch — immer zu!« — ſagte er leiſe: »ei, mein Gott, ſollte das einem ſo in's Geblüt fahren können?« — Aber es iſt ja deutlich draußen! — Er ſprang auf und trat an's Fenſter. Draußen war heller Mondſchein; das war Alles, was Wellmeyer ſah. Er legte ſich wieder hin, aber ſchlafen konnte er die Nacht nicht; er mußte immer zuhorchen, bis nach drei Uhr, wo es aufhörte.

Als er des Morgens aufſtand und in die Küche ging, ſtanden ſeine zwei Töchter und der Großknecht am Heerd und flüſterten mit verſtörten Geſichtern untereinander. Er fragte mürriſch, was ſie hätten: »Vater,« ſagte Theckla, wir haben die ganze Nacht draußen laut die Prozeſſion ſingen gehört; Herrmann iſt auch aufgeſtanden, aber er hat nichts ſehen können; nur Margreth hat etwas geſehen, aber ſie will nicht mit der Sprache heraus.« Der Schulze ward blaß, er wendete ihnen ſchnell den Rücken zu und ſagte: »dummes Zeug! — wollt ihr's Maul halten!?« Dann ging er, ohne das Frühſtück anzuſehen, auf den Eichkamp hinaus. Es war nicht viel Gutes, was Schulze Wellmeyer ſah, als er auf dem Eichkamp ſtand: drüben auf dem Grundſtücke, worüber der Fußweg lief, war rechts und links dem Pfad entlang alle Saat niedergetreten, als wenn nun doch eine Menge Menſchen ſich hinübergedrängt hätten; ſein Schlagbaum und der Wall, den er aufgeworfen mit dem Dorngeſtrüpp, die waren unbeſchädigt, aber alle Frucht am Wege war verdorben.

Von nun an ging es dem Schulzen ſchlecht. Es ſchien als ob Hagelſchlag und Gewitter es allein auf des Schulzen Acker abgeſehen hätten; drei Jahre nachher — es war juſt in der Octave von Kreuzerhöhung — brannte ſein Haus und der Speicher ab; ſeine Frau bekam die fallende Sucht, und, was das Merkwürdigſte, noch bis auf dieſe Stunde iſt auf dem Wellmeyershofe nie ein männlicher Anerbe, eben ſo wenig, wie jetzt ſeit über tauſend Jahren auf dem Mordhofe zu Aplerbeck, wo man in heidniſchen Zeiten die heiligen Brüder Ewalds erſchlagen hat.

So war der reiche Schulze nach und nach heruntergekommen, daß ſeine Töchter, von denen nur die jüngſte, welche ihrem Manne den Hof zubrachte, heirathen konnte, bei fremden Leuten dienen mußten. Margreth kam als Magd nach Diependahl, zu der Familie von Schemmey, die dort wohnte, und aus einer alten Dame und ihrem Stief-Sohne beſtand. Sie wohnte lange dort: ſie war ſchön, bildſchön, ſagten die Leute, welche ſie damals geſehen hatten, aber auch hoffährtig, eigenſinnig und verſchloſſen, gerade ſo, wie ihr Vater, der alte Wellmeyer. Nun, es iſt auch eine harte Sache, fremder Leute Brod eſſen zu müſſen, für die Tochter eines freien Schulzen, der vielleicht über Karls des Großen Schwert geſetzt iſt, damit zu richten über Alles, was Vehmwroege; und der jedenfalls weiß, daß ſeine Vorfahren ſeit uranfänglichen Zeiten auf ſeinem Hofe geſeſſen haben und die eigentlichen Herren des Landes ſind, ſo daß der heutige Adel nur braucht auszuſterben und es kann dann nicht fehlen, daß alle ſeine Güter und Grundſtücke wieder den Schulzen zufallen. Wer kann es der ſchönen Margreth alſo verargen, daß ſie ſich nichts wollte bieten laſſen? Die von Schemmey behandelten ſie auch gut; denn als der letzte Baron geheirathet hatte, ward ſie Wärterin bei ſeinen Kindern. Und doch hatten ſie ſo viel Noth mit den Kindern und ließen von allen Domeſtiken keinen ihnen nahe kommen, als nur die ſchöne Margreth, die auch mit nach Paris mußte, als die Herrſchaft dahin zog.

Die Schemmey's waren geſtorben. Nach ihrem Tode war ſie noch eine Zeitlang auf dem Gute geweſen, bei dem neuen Herrn, von Katterbach, der als Lehnsfolger die Beſitzungen der erloſchenen Familie angetreten hatte. Darauf folgten ihre weiten Pilgerfahrten und nach dieſen ihre Heirath. Mit der war es auch ſonderbar zugegangen. Als ſie das letzte Mal wieder nach Hauſe gekommen, hörte ſie, daß es dem Schulmeiſter ihres Dorfes ſo erbärmlich gehe: der arme Man hatte die Gicht ſo ſtark in allen Gliedern, daß man ihm ſeine Stelle genommen hatte; zu gleicher Zeit waren ihm zwei Kühe, ſein einziger Reichthum, innerhalb dreier Wochen nach einander gefallen; und nun lag der arme Menſch kontrakt in ſeiner Hütte, ohne daß ſich Jemand um ihn kümmerte und ihn pflegte; ſeine Frau war lange todt, und ſeinen Sohn, einen baumlangen Menſchen, hatten die Preußen für die Potsdamer Wachtparade geſtohlen. Der

Mann hätte durchaus wieder eine Frau haben müſſen, die Tag und Nacht um ihn wäre; aber wer wollte den kranken Schulmeiſter nehmen, um mit ihm auf dem baaren Stroh zu liegen und ſich was verſtöhnen zu laſſen?

Margreth ging zu ihm und ſagte ihm, daß ſie es wolle. Der arme Schelm traute ſeinen Ohren nicht, aber als ſie damit anfing, ihn zu pflegen und einen Doktor herbeizuholen, der nur aufſchreiben durfte — Margreth bezahlte Alles — brachte ſie ihn bald ſo weit, daß er mit ihr den Kirchgang machen konnte. Und weil ſie ſo gut angeſchrieben ſtand bei den vornehmen Leuten auf Diependahl und da herum, koſtete es ihr nur eine oder zwei kleine Fußreiſen — und der arme Schulmeiſter ward plötzlich als Verwalter auf Bechenburg angeſtellt, wo freilich nicht viel zu verwalten war, denn die Grundſtücke des Gutes waren alle verpachtet. Endlich ſtarb er ihr ab; Margreth ſchien ſich aber ſo an ihn gewöhnt zu haben, daß ſie auch nach dem Tode nicht von ihm laſſen konnte; wer ihn ſehen wollte, dem zeigte ſie ihn, wie er in ihrem Bette lag, d. h. ſeine Schlafmütze und ſein Nachtwamms mit einer Maske dazwiſchen.

Nur zwei Umſtände blieben geheimnißvoll an ihr. Ich meine nicht der, daß Margreth für eine Vorgeſchichtenſeherin galt, denn das iſt nichts Verwunderliches in Weſtphalen, daß es einzelne Leute gibt, die es Nachts heraustreibt — zumeiſt wenn der Vollmond am Himmel ſteht — um Dinge zu ſehen, welche ſich erſt ſpäter wirklich zutragen ſollen, und die aus ihrer Zukunft heraus einen Schatten werfen, der ihnen oft um lange Zeit vorausgeht. Das hab' ich ſelber ſchon erlebt. — Es ſind meiſtens Leute mit hellblonden Haaren und nixhaften Augen, aus denen eigenthümlich bohrende Blicke kommen; und ſie klagen ſehr über dieſe Gabe, als ob Gott ſie damit ſtrafen wolle; aber jeder Menſch hat ſeine Gaben und was einem auferlegt iſt, das muß man tragen. Nein, Margreth beſaß zwei Dinge, von denen Niemand recht wußte, woher ſie kamen; das eine war viel Geld, und das zweite ein Sohn.

Die Leute wußten nur, daß ſie den Sohn als Knaben von drei Jahren zu ſich genommen, als ſie Haushälterin bei dem von Katterbach auf Diependahl war, und daß ſie ihm eine außerordentliche Sorgfalt widmete; auch nannte ſie ihn immer »junger Herr« und »Ihr«, was darauf hindeutete, daß er wohl einen vornehmen Vater haben mußte; doch konnte man darauf keine Schlüſſe bauen, denn Margreth war in allen Dingen wunderlich. Woher ſie aber das Geld bekam, ihn ſtudiren zu laſſen, das wußte und begriff anfangs Keiner. Zuerſt war er in M*** auf dem Gymnaſium geweſen; dann hatte ſie ihn zu Altorf und Helmſtädt ſtudiren laſſen, als wär' er weiß Gott, welcher vornehme Junker geweſen, und nachdem er nun zurückgekommen, ſollte er, wie es hieß, noch nach Harderwyck gehen, um ſich dort zum Doktor beider Rechte machen zu laſſen, was doch, wie der Pfarrer ſagte, nur für hundert holländiſche Dukaten zu haben war. Er war übrigens ein ſtiller und ſanfter, aber etwas grillenhafter Menſch, den Jeder lieb hatte, obwohl man ſelten eigentlich verſtand, was er ſagen wollte, wenn er ſprach; er ſah Alles mit andern Augen an, wie andere Leute, und es hätte Keinen gewundert, wenn Bernhard Fahrſtein — er hatte den Namen mitbekommen, in Ermanglung eines andern — behauptet hätte, der aufgehängte Buntekuh ſei ein braver Menſch geweſen und er ſelbſt ſei ein Galgenſtrick. Er hatte ein etwas blaſſes Geſicht, das zart und fein geſchnitten war, und ſehr weiche Züge. Weil er ſo zart gebaut war, ſchien er auch nicht groß; doch war er über mittlerer Größe; ſein Auge war ſo blau und treu, wie das einer zahmen Taube; ſein ganzes Weſen aber jungfräulich und ſanft; ich glaube, er war ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind.

Fünftes Kapitel.

Der Grundzug im Karakter Bernhards war ein ſinniges, tiefes Gemüth, das ſtill und ohne äußern Prunk, wie eine zarte rothblühende Erica auf den Heiden Weſtphalens erwachſen. Seine räthſelhafte Abſtammung, deren Geheimniß die Mutter nicht lüften wollte, dieſe ſtill und wechſellos dahin fließende Kindheit, — die Mauern eines alten verfallenen Ritterſchloſſes, dem nur der dunkle Wald drüben ſeine Grüße zurauſchte, an deſſen Thoren nur der kalte Nordweſt, wie ein durchfrorener Pilger, um Einlaß pochte, den ihm die klappernden Bohlen nicht verwehrten; — die wunderlichen Bilder, welche die abergläubiſche und abenteuerliche Geſtalt der römiſchen Margreth in einer empfänglichen Phantaſie wecken mußte; die Erziehung, welche eine ſolche Frau nur geben konnte, alles Das hatte ſeinem Gemüthe eine ganz eigenthümliche Richtung ertheilt. Wer zweifelt, daß die feſſelloſen Ausſprudelungen deſſelben originell, tief wehmüthig und voll ächter Poeſie geweſen, wenn ſie auch formlos waren? — Sie waren voll der Poeſie, die auf der Heide wächſt, die mit ſchlichten gelben Ginſterblüten ſich begnügen muß, voll Mutterſorge über das Neſt der Lerche ſich beugt und das Rieſeln und Pfeifen des Windes in den Aeſten einer einſamen Föhre belauſcht; die aber, wenn ſie ihren Aufſchwung nehmen will, gleich zum blauen Himmel hinauf muß, weil die Heide keine anderen Höhen hat.

Als Bernhard größer geworden und von den Schulen zurückgekommen war, begann ſein Leben reicher an Ereigniſſen zu werden, als ſeine Kindheit geweſen. In der Nähe von Bechenburg war ein adliches freiweltliches Damenſtift, zu dem er häufige, von ſeiner Mutter gern geſehene Ausflüge machte. Wir wollen ihn auf einem derſelben begleiten.

Es war ein heißer Nachmittag am Tage nach Herrn von Drieſch Ankunft auf ſeinem Gute. Als Bernhard aus dem Forſte trat, der nach zwei Seiten hin das Gut umgibt, flimmerte die Luft wie lauter Silberfäden über den Pflanzen der Heide. Sie lag wie ein großes braunes Tuch ausgeſpannt vor ihm, von den Blüten der Immortelle hier und da röthlich überhaucht; dazwiſchen hielt eine Orchis den ſtämmigen Stengel mit der Blütenperrücke dem Luftzuge entgegen, oder ließ das Gentian ſeine tiefblauen Glocken im Winde ſpielen. Den Horizont beſäumten blaue Waldungen; aus nähern Baumgruppen lauſchten einzelne Strohdächer hervor, hier und dort auch mehre zuſammen, von denen das größte dann zum Theil mit Ziegeln gedeckt war, ein anſehnlicheres Gehöfte. Auf der Mitte des Weges ſtand eine alte Buche mit einem Marienbild am Stamme und darunter eine Steinbank. Bernhard raſtete dort, denn es knüpften ſich liebe Erinnerungen für ihn an dieſe mooſige Steinplatte; er überblickte ſeinen Pfad, den er ſo oft jetzt, trotz Regen und Wetter, trotz prellender Sonnenſtrahlen zurückgelegt hatte; er kannte jeden Stein, jeden Baumſtumpf am Wege, und jedes Ding hatte ein beſonderes Auge, mit dem es ihn anſah; vor allem das Muttergottesbild, das nicht ſchlecht gehauen, wenn auch etwas verwittert war, und ihm mit den Zweigen, die es oben ſchützten, zu ſprechen ſchien.

Als Knabe hatte er es oft genug mit dem Kopfe nicken geſehen, vorzüglich in der Dämmerung; und wenn er fortgegangen, winkten ihn die Zweige zurück.

Er ſchritt weiter, immer über die Heide fort; als er faſt eine Stunde zurückgelegt, kamen Wieſengründe mit Erlengebüſch, dahinter eine Mühle an einem von Schwertlilien umgebenen Weiher, auf dem Enten in der grünen Waſſerlinſen-Decke ſchnatterten und lange Fäden aus dem Grunde zogen. Am Ufer ſtand ein zwölfjähriges Mädchen mit hochblondem Lockenhaar und waſſerblauen Augen, das einen zierlichen Knicks machte und dem jungen Herrn eine Kußhand gab; ſie war nett gekleidet, ein Drahthäubchen mit Bandſchleifen, ein weißes Fürtuch — ſie ſah nicht aus wie ein Bauermädchen, ſondern wie eine Kammerzofe in Miniatur.

— „Wie heißt Du, Kleine?“ fragte Bernhard.

— „Müllers Veronika,“ antwortete ſie ohne Anſtand.

— „So, Veronika? dann iſt wohl die gnädige Frau Aebtiſſin Deine Pathe?“

— „Ja, Onkel, ſie hat mir noch heute etwas geſchenkt.“ Die Kleine zeigte ein auf Pergament gemaltes Bildchen mit einem Rand, der künſtlich durchbrochen war, wie die ſauberſte Filigranarbeit. Man ſah, die Kleine war gewohnt, von vorüberwandelnden Fremden angeredet zu werden und zugleich zu einem jüngferlich ſittigen Betragen angehalten worden.

Bernhard hatte die **Immunitas sancti Cyriaci** oder die Abteifreiheit betreten, wie eine am Wege ſtehende Steinſäule zeigte; nun kam ein langer hölzerner Steg, der wie eine Brücke über ſumpfige Wieſengründe führte. Die ganze Fläche unten war blau von Vergißmeinnicht; an den tieferen Stellen ſtanden kleine Waſſerflächen, in denen gelbe Nymphäen ſich auf ihrem breiten glänzenden Blatte ſchaukelten, wie eine Orange auf ihrem Fruchtteller. Geißblatt und weiße Winden überrankten das Weidengebüſch, das ſich hier und dort an den Steg drängte, und wie müde Arme ſeine Aeſte auf das Geländer gelegt hatte; es war ein Spaziergang, wie ein Stiftsfräulein mit Trillers Gedichten in der Hand ihn nur wünſchen konnte. Der Steg endete an dem Gehölze, das unmittelbar die Abtei umgab; ein recht gut gehaltener Forſt, in dem ſich an vielen Bäumen ſaubere Täfelchen mit Nummern zeigten, als Beweis, daß die Aebtiſſin ihren Förſter hielt, der ein ſehr ordentlicher Mann war, und unter tauſend unnützen Umſtändlichkeiten — Kapuziner-Arbeit nennt man's bei uns — ſeinen Mangel an eigentlicher Arbeit zu verbergen ſuchte. Hier und dort waren Alleen angelegt und **Points de vue** ausgeſchlagen; in alle Bäume am Wege waren Namenszüge und brennende Herzen eingeſchnitten, auch Verſe an Phyllis oder Chimene in Ueberfluß, wo ſich irgend eine glatte Rinde zeigte. Auf einer Raſenbank in einer der Alleen ſaß eine Stiftsdame, ein Buch, in dem der Wind blätterte, in der Hand. Sie ſtand auf und entfloh bei der Annäherung des jungen Mannes in das Gebüſch wie eine ſcheue Hinde; doch ſah Bernhard bald nachher, wie ſie in einem Seitenwege, der parallel mit dem ſeinen lief, gleichen Schritt mit ihm hielt und zuweilen durch die Lücken des Unterholzes verſtohlene Seitenblicke nach ihm ausſandte. Wo die Wege zuſammen trafen, war ſie verſchwunden.

Vor dem Thore begegneten ihm drei Zofen, die Arme um einander ſchlagend, wie drei Grazien, mit feinen Drahthäubchen und glänzend weißen Schürzen, deren Bruſtſtück nonnenhaft bis an die Schultern hinaufging, daß ſich das gekrönte Herzchen von Gold-Filigran mit den blutrothen Tiroler Granaten in der Mitte deſto glänzender abhub. Bernhard zog artig ſein Käppchen vor ihnen; ſie gingen knickſend und mit niedergeſchlagenen Augen an ihm vorüber, aber drei Schritte weit hinter ſeinem Rücken hörte er ſie lebhaft flüſtern und kichern.

Der Hof war groß und von den Häuſern der Stiftsdamen umſchloſſen, von denen immer eines von dem andern durch den Garten, der es umgab, getrennt war. Die Kurien waren anſehnlich, jede mit einer hohen Treppe und ihrem Wappen über der Eingangsthüre. Nur die Abtei hatte auch einen Balkon und bekam dadurch den vornehmern Karakter; auch ſtand eine ausgeſpannte ſchwerfällige Karoſſe davor und ein Knecht war beſchäftigt, das Leder einer Sänfte abzuſeifen. Hinter ihr ſah man die drei ſpitzen Thürme und die Giebel der Abteikirche ſich emporheben. Das Ganze bot ein ſtilles Bild: das Klappern von Flachsbrechen, das aus den Oekonomie-Gebäuden ſcholl, und einige Pfauen, die auf dem Hofe gellend das Wetter anſchrien, machten den einzigen Lärm darin, wenn man die

Kanarienvögel nicht rechnet, denn an jedem Fenſter hing mindeſtens ein Käfig mit einem dieſer gelben Muſikanten.

Bernhard öffnete ein Gitterthor vor einer der Kurien, die rechts nahe bei der Abtei lag und ſchritt über den gelben Sand des Blumengartens, an verblühten Aurikelbeeten her, durch zwei lange Reihen von Blumenſcherben mit herrlichen farbenglühenden Nelken, bis er auf der oberſten Treppenſtufe ſtand. Die Thüre öffnete eine Magd, welche noch ganz ihre Bauerntracht beibehalten hatte, dieſelbe, welche auch der alten Margreth ſo gut ſtand, eine ſeidene Nebelkappe mit ſilberner Treſſe, ein Tuchrock mit ſchwerer Falten, an den Ermeln offen, die Jacke von demſelben Stoff und ein ſchweres Silberkreuz an einem Sammtbande auf der Bruſt.

— „Iſt das gnädige Fräulein zu Hauſe? Guten Tag, Anne-Marie, wie geht's?“ ſagte Bernhard, durch die halbgeöffnete Thüre ſchlüpfend.

— „Ach, junger Herr, ja wohl, gewiß wohl, ſie hat ſchon zweimal gefragt, ob Ihr noch nicht da wäret. So, hier nur herein, ich will ſie gleich rufen.“ Bernhard pochte das Herz, als er das Empfangzimmer, den ſogenannten Saal betrat, den Anne-Marie aufſchloß. Weßhalb wußte er ſelbſt nicht: er ſah ſie ja zweimal in jeder Woche ſeine Gönnerin und ſtolz war ſie auch nicht, ſondern die Freundlichkeit ſelber; aber er war beklommen, als er wieder in dem bekannten Raume wartete, und ohne zu ſchauen, ſeine Blicke auf den ernſten Herrn im blauen Fürſtenmantel heftete, der über dem Kamine hing und auf die Domthürme von M. wies, welche man hinter einem zurückgeſchlagenen Vorhang im Hintergrunde des lebensgroßen Gemäldes erblickte. Es war der letzte Fürſtbiſchof, der Oheim der Stiftsdame, welche Bernhard erwartete. Sonſt war das Zimmer einfach; weiße Wände, an der Decke das Gebälke ſichtbar, aber mit Stuccatur-Arbeit bedeckt, Kanapee und Stühle von rothem Plüſch mit gelben Nägeln beſchlagen; auf der Kommode Porzellan-Figuren, ein Topf mit Potpourri in der Mitte und eine bronzene Uhr, an die ſich ein flötender Schäfer lehnte mit einem Geſchöpf zu ſeinen Füßen, das eben ſo gut Fidel, das treue Thier, als ein Lamm ſeyn konnte — das und noch zwei Konſolen zu beiden Seiten des Kanapees mit großen blauen Vaſen aus chineſiſchem Porzellan, machte das Ameublement aus, Alles in dem hübſchen und phantaſiereichen

Geſchmack, der nicht allein das Bedürfniß befriedigt ſehen will durch eckige, ſchneidende Linien, wie wir ſie vorziehen, ſondern auch geſchweifte Schönheitslinien, Schnitzarbeiten und Schnörkel verlangt, zum Zeichen, daß ein Uebriges vorhanden, welches zu Gunſten der Zierlichkeit verwendet werden mag.

Das Stifts-Fräulein trat herein. Sie begrüßte ihn mit einem ſehr feierlichen Knicks und einem freundlich-ernſten: — »Guten Tag, wie geht es Ihnen, Herr Doktor?« — ſo hieß in den guten alten Zeiten Jeder, der von der Univerſität heimkam — und ſetzte ſich dann. Anne-Marie ſtand an der Thüre, um auf ihre Befehle zu warten: als dieſe gegeben waren, ging die Alte und brachte gleich darauf eine Flaſche Landwein mit einer Zuckerdoſe, und einen Teller voll geſchälter Mandelkerne und Traubenroſinen herein: ein anderer voll duftiger blauer Pflaumen, von der eignen Hand des Fräuleins für ihren Gaſt gepflückt, ſtand ſchon auf dem Tiſche. Sobald Anne-Marie aus der Thüre war, ſtand die Dame wieder auf, ergriff mit ihren ſpottkleinen weißen Händen die beiden Bernhard's und ſagte: »wie geht's meinem Jungen?« mit einem viel weicheren Tone, als ihre erſte Begrüßungsformel trug. Bernhard ſah ſie mit einer ſchweigenden Innigkeit an und es konnte nun nur ein innerliches Seelenergötzen verurſachen, ein Paar dieſer blauen treuen Augen ſo in das andere blicken zu ſehen, als ob es darin die Seele wiederſuche, die aus dem eigenen hinüberſchlüpfe.

Habt Ihr wohl je eine Stiftsdame geſehen? ich meine eine rechte ordentliche Stiftsdame, die von einer jetzigen gerade ſo verſchieden iſt, wie ein jetziger Johanniter-Ordens-Ritter von den panzerklirrenden Söhnen des heiligen Johannes von Jeruſalem, damals als ſie noch den weißen Mantel trugen und ihrer zwei auf einem Pferde ſaßen. Nein, eine ſolche Stiftsdame habt Ihr noch nicht geſehen; Ihr ſeid zu jung dazu; Ihr ſeid ſo gar jung und Eure Gedanken ſind Wickelkinder: wenn ſie ſchon im Jahr 1830 ein Schattenſpiel angeſchrien haben, ſo iſt es viel, ſehr viel.

Ich muß Euch die Stiftsdame beſchreiben. Sie trug ein weißes faltiges Kleid, das die volle ſchöne Büſte bis an den Hals hoch hinauf umſchloß und von der ſchlanken Taille bis über den Fuß niederhing; es war Schade für den Fuß. Die Aermel waren an den Ellenbogen offen und mit langen herabhängenden Spitzen-Engageanten geziert; auch die Schürze hatte einen breiten Spitzenbeſatz. Das Haar war zum Theil von dem Wimpel bedeckt, was wieder Schade war für dieß gold'ne, fabelhaft reiche und ſeidenweiche Haar. Der Wimpel iſt ein weißes gefälteltes Tuch von ſehr dünnem, Linon genanntem Zeuge, das um das Kinn gelegt, auf dem Scheitel zuſammengeneſtelt wird und dann ſeine zwei Enden lang auf den Rücken hinabhängen läßt. Am Nacken, mitten zwiſchen den Schultern, war ein ſchmales Stück ſchwarzen faltigen Zeuges befeſtigt, das bis auf den Boden hinabflatterte, ganz wie ein Domherren-Mantel.

Das Stifts-Fräulein, — ſie hieß Katharina und war eine geborene Reichsfreiin von Plaſſenſtein — war eine große, volle und blühende Geſtalt. Das Geſicht war ein regelmäßiges Oval, die Stirne hoch und ſchön geſchwungen, das große blaue Auge hatte etwas Bohrendes; wenn ſie die langen Lider ſchloß, konnte man deutlich darunter die Bewegungen ſehen, welche der Apfel machte. Die Naſe war lang und fein geſchnitten, und der Mund klein; die ganze Partie umher hatte einen weichen kindlichen Karakter behalten, während auf dem übrigen Geſichte ſich das Gepräge von völliger Lebensreife ausgebildet hatte. So nannte Jeder das Fräulein von Plattenſtein ſchön; freilich, man hätte Manches gegen die unbeſchränkte Anwendung dieſes Beiworts auf ihre Züge einwerfen können: zum Beiſpiel, daß die Röthe der Geſundheit nicht auf ihre Wangen ſich beſchränkte, ferner, daß die Naſe, ganz ſcharf betrachtet, eine geringe Abweichung von der geraden Linie zeige, wie das gewöhnlich bei klugen Leuten der Fall iſt. Aber, wer hätte das bei einem Geſichte, wie das Ihrige, bemerkt? Es verſchwand unter dem Eindrucke, den das Ganze machte, und dieſen Eindruck brachten allein die Gedanken hervor, die man darauf wohnen ſah; ſie waren alt und jung zu gleicher Zeit, ſpielende Kinder und Greiſe, die viel, viel geſehen und durchlebt haben, und nicht froh über ihre Erfahrungen ſind, aber heiter und ruhig dabei. Das Alter der Frauen iſt zwar ein Geheimniß, außer bei den armen Prinzeſſinnen, die im Staatskalender ſtehen — aber man konnte es bei ihr doch ungefähr beſtimmen. Sie hatte vor zwei Jahren ihre eigene Kurie bekommen; das geſchah, wenn die Stiftsdamen fünfundzwanzig Jahre zählten; ſo lange mußten ſie als Reſidenz-Fräulein bei einer ältern Chanoineſſe wohnen: alſo war ſie mindeſtens ſiebenundzwanzig Jahre alt. Aber Menſchen mit umfaſſendem Geiſte, wie der Katharinens war, ſind jung und alt zu gleicher Zeit; ſie haben alle inneren Schätze und Gefühle des Kindes, ſeine lebhaften Empfindungen und ſeine Luſt an allen kräftig gefärbten Erſcheinungen ſich gerettet, und zugleich durch Intuition alle Erfahrungen des Alters vorweggenommen. Sie umfaſſen auf einem Standpunkte das ganze Leben. Das iſt das Geheimniß des Genies.

Uebrigens hatte Katharina von Plaſſenſtein mehre Geſichter; am Auffallendſten war das, wenn ſie auf dem Klavier phantaſirte: es war nicht das ſchönſte, denn ſah man auch in ihren emporgeſchlagenen Augen dann eine innere, Zeit und Erde überflügelnde Erhebung, ſo war doch damit der Ausdruck eines Stolzes verbunden, der ſie unſchön machte. Sie fühlte ſich alsdann zu ſehr als Kaiſerin über ein Gebiet von Tönen und Gefühlen, über eine ganze, ihr gehörende Welt; dieß nahm ihren Zügen an gewinnendem Reiz, was es ihnen an imponirender Hoheit zurückgab. Sie ſah dabei aus, wie eine Prätendenten-Majeſtät. Schöner war ihr Geſicht bei'm Nachſinnen, wobei leicht ihre Wimper naß wurde. Sie bekam dann etwas Velleda-Artiges, das die ernſte Ordenstracht nur noch mehr hervorhob, auch dann, wenn ſie erzählte, was meiſt höchſt ſeltſame Geſchichten waren, die man beſſer bei Tage, als an dunklen ſtürmiſchen Abenden hört. Sie hatte noch ein Geſicht; das hatte Bernhard aber erſt einige Male geſehen; einſt, als er Abſchied von ihr nahm um eine Reiſe zu machen, und ſie ihn auf die Stirne küßte, zuerſt. Sie ahnte ſeitdem freilich oft, wenn er von ihr ging, er werde jetzt lange nicht wieder kommen und gewiß wieder eine unvorhergeſehene Reiſe machen müſſen, und nahm dann für alle Fälle gleich einen ſolchen Abſchied von ihm. Dann ſah ſie ſo freundlich, — ſie ſah aus, wie eine trauernde Lachtaube. —

Sie hatte kaum eine Weile mit ihrem Gaſte ſich unterhalten, als der Schäfer an der Bronze-Uhr flötete; gleich darauf ſchlug die Glocke der Abteikirche vier Schläge an und das Veſperglöckchen läutete. Ein Kammermädchen trat ein und küßte ihrer Herrin die Schürze. Dann ſtellte ſie ſich mit dem Brevier derſelben an die Thüre, um ihr zum Chore zu folgen. Bernhard begleitete ſie dahin, durch einen etwas feuchten und modrig duftenden Kreuzgang, der das enge, immer im Schatten begrabene Quadrum neben der Abteikirche mit ſeinen gothiſchen Arkaden umſchloß. Am Ende deſſelben führte eine hohe Stein-Treppe durch eine kleine Spitzbogen-Thür auf das Chor, das wie eine Emporkirche die hintere Hälfte des Münſters einnahm und eine Art zweiten Stockwerks darin bildete, vorn nach dem Altar hin mit einem niedern Geländer geſchloſſen, aus deſſen Mitte ein großes ſteinernes Cruzifix hervorragte. Die anderen Fräulein ſaßen zumeiſt ſchon in ihren geſchnitzten Chorſtühlen; keine verrieth, daß ſie dem Begleiter Katharinens irgend Aufmerkſamkeit ſchenke. An der linken Seite des Chors, etwas in die Kirche hinausragend, war der Erker, in dem die Frau Aebtiſſin ſteckte, von den Fräulein ungeſehen, aber mit ſcheuen Blicken bewacht; ihm gegenüber an der rechten Wand der Kirche hing das lebensgroße Bild des Schutzheiligen, recht gut in Oel gemalt; einige der älteren Damen ſchienen eine beſondere Andacht zu ihm zu tragen, wie ſich aus ihren tiefen Verbeugungen, als ſie daran vorübergingen, und ihren Blicken, die zuweilen darauf hafteten, ſchließen ließ. Sankt Cyriakus war aber auch ein ſchöner Patron, blühend und hoch gewachſen; er ſaß in gold'ner Rüſtung auf einem bäumenden und ſchnaubenden Apfelſchimmel, der ſtaunenswerth gut im Futter gehalten war.

Als die Veſper beendet, waren Katharina und Bernhard faſt die Letzten, welche das Chor verließen. Sie gingen eine Zeitlang in dem ſchmalen und düſtern Kreuzgang auf und ab. Bernhard beſah die vielen Epitaphien, die an den Wänden eingemauert waren, die meiſten in dem ſchlechten Jeſuitenſtyl des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, einige aber weit älter, deren Unterſchrift kaum mehr leſerlich und auf denen der Donatar noch im Ringelpanzer und der Halsberge kniete, einen Helm von der Form des eilften Jahrhunderts neben ſich; ihm gegenüber ſein wohlverhülltes ſteinernes Ehgemahl und hinter ihr eine ganze Reihe kleiner Burgfräulein, wie Orgelpfeifen nach ihrer Größe geordnet; Katharina wußte von den Meiſten irgend eine ſeltſame Geſchichte: »das hier iſt ein Miles von Schwalenberg« ſagte ſie; »Sie ſehen ihn allein, ohne Geſpons: Er hatte in ſeiner früheſten Jugend einer Verwandten Treue gelobt, die einer verarmten Familie abgenommen und von ſeinen Eltern aufgezogen war; er hatte ihr hundert Mal geſchworen, ſie allein ſolle alle ſeine Güter haben, und werde dann reich genug ſeyn, wenn ſie ihm einwarf, ſie ſei zu arm, um an eine Verbindung mit ihm denken zu dürfen; die ſchwalenbergiſchen Beſitzungen waren ausgedehnt und das Geſchlecht gehörte zu den Angeſehenſten jener Zeit. Aber eines Morgens war Agnes verſchwunden; ſeine Eltern hatten ſie in dieſe Abtei geſchickt, die damals noch ein Nonnenkloſter war und eine ſtrenge Klauſur hatte; und nun half kein Beten, Agnes mußte den Weihel nehmen. Der junge Edelknecht ſollte eine andre Jungfrau ausſuchen, mit der er den Namen fortſetze: aber ein Ritter des zwölften Jahrhunderts wußte ſein Wort zu halten; er wollte nicht, und es war nichts mit ihm anzufangen. Er wartete den Tod ſeiner Eltern ab und dann war das Erſte, was er that, daß er alle ſeine Güter ohne Ausnahme dieſem Kloſter ſchenkte, mit der Bedingung, daß bei der nächſten Wahl Agnes zur Aebtiſſin gekoren werde, worauf der Convent natürlich gern einging. So hatte Agnes doch ſeine Güter bekommen. Er ſelbſt behielt ſich nur eine Jahrrente und ſeine väterliche Burg vor, auf der er die Bücher der damals berühmteſten Dichter abſchrieb. Eines davon beſitze ich, das Sie nächſtens ſehen ſollen; ſeine Handſchrift iſt nicht beſonders, aber die Bilder werden Sie freuen. Er war der letzte Schwalenberg; darum iſt das Wappen umgekehrt. — Sehen Sie, dieſer hier iſt mein Held,« fuhr ſie fort, indem ſie auf einen Ritter deutete, der ganz aufrecht an der Wand ſtand, dunkelbraun bemalt, und auf zwei gelben Hündchen ſeine Eiſenſtiefel ſtellend — »das iſt Bernhard von Horſtmar, auch der letzte dieſes Dynaſtengeſchlechts; er war ein Hauptanführer im zweiten Kreuzzuge und der weſtphäliſche **Coeur de Lion**; was mir ihn ſo lieb macht, iſt, daß er neben ſeiner Tapferkeit ſo klug und brav war, und gewiß nicht ſeinen Vater todtgeärgert hätte, wie der Engliſche. — Aber nun kommen Sie — Sie haben ja alle dieſe Geſchichten ſchon einmal gehört.«

— »Aber Sie wiſſen, ich bin wie ein Kind, das am Liebſten die Geſchichte wieder hört, die es ſchon kennt.«

— »Gut, Sie ſollen Alles noch einmal hören; aber nur draußen in der friſchen Luft: es iſt abſcheulich feucht und dunſtig hier.« Sie gingen durch einen von Rebenlaub umzogenen offenen Spitzbogen in einen großen Gemüſegarten hinaus, der durch einen Baumhof am Ende eine faſt unabſehbare Verlängerung erhielt.

— »An jenem Brunnen, dort unter den drei Miſpelbäumen,« erzählte Katharina weiter, »ſpukt es in einigen Nächten des Jahres, vorzüglich zwiſchen Weihnachten und Dreikönigfeſt will Abends keiner der Leute mehr hinaus, um friſches Waſſer zu holen. Man ſagt, eine weiße Nonne komme dann dort aus der Kurie des Dechants her, gehe quer durch die beiden nächſten Blumengärten trotz Geländer und Hecken, dann über den Hof, durch das Thor, bis an dieſen Brunnen, wo ſie einen Eimer Waſſer nach dem andern ſchöpfe, und nur zuweilen einhalte, um die Hände zu ringen. Einmal im Winter hat ein Knecht behauptet, eine ganze Flut Waſſer habe, zu einem Eishügel gefroren, Morgens neben dem Brunnen gelegen, der, das könne er beſchwören, am Abende vorher nicht da geweſen ſei.“

— „Was mag ſie denn daraus ſchöpfen wollen?“

— „Die Sage behauptet allerlei Widerſprechendes; ich weiß es nicht,“ ſagte Katharina.

Sie gingen an einer Hecke entlang. An der andern Seite kam ihnen das leſende Fräulein von vorhin entgegen, das vor Bernhard entflohen war. Sie erwiederte ſeinen Gruß mit großer Nachläßigkeit, ſchritt aber jetzt mit erhöhter Anmuth und Würde drüben auf und ab. Auf Katharinens Geſicht zeigte ſich ein Anflug von lächelndem Spott: ſie wußte, daß jenſeits an der Hecke kein Pfad herlief, ſondern, daß das majeſtätiſche Fräulein mit den Füßen mühſam durch ein weiches Feld voll Kraut und Rüben ſich arbeiten mußte. Katharina lenkte bald darauf in einen andern Pfad ein, bis ſie eine Raſenbank erreicht hatten, welche in dem Baumhofe angelegt war, und ſich an den mächtigen Stamm einer prachtvollen Buche lehnte, die über die birnen- und apfeltragenden Nachbarn weit hinausragte. Dieſe Höhe und der majeſtätiſche Umfang des Wipfels hatte ſie wahrſcheinlich vor dem Untergange gerettet, als man den Baumhof anlegte. Katharina ſetzte ſich und fuhr in ihren Erzählungen fort. Bernhard ſtand vor ihr und bemerkte, wie ſie einige Male verſtohlen nach einer Stelle des Baumſtammes blickte. Er brachte ſein Auge näher an die Rinde und fand mit einem Bleiſtift darauf geſchrieben:

Wenn Du anhero kommſt, o göttliche Celinde,
Und in dem Schatten ruhſt von dieſer breiten Linde,
Bedenke, daß Dein Hirt ſo manche Sternennacht
Mit kläglichem Geſtöh'n an dieſem Stamm vollbracht.

Darunter war ein von zwei Pfeilen durchſchoſſenes Herz gezeichnet. Bernhard fühlte einen Anflug von Aerger über die Verſe, weil er an Katharinens Miene ſah, auf wen ſie gemünzt waren; auf ihrem Geſichte zeigte ſich übrigens wieder derſelbe Ausdruck lächelnden Spottes, den das krautdurchwatende Fräulein hervorgerufen hatte.

Sechſtes Kapitel.

O Zeit der goldnen Tabatieren, und der geſtickten Weſten mit den großen, großen, ſchönen Blumen darauf! Deine Menſchen hatten ſelber etwas Blumenhaftes; ſie dufteten ja ſo ſüß — von Biſam und Poudre à la Marechale; ſchimmernde Thauperlen lagen in den Kelchen dieſer Blumen, jene Perlen, welche die zarte Empfindung weint. Es war nicht bloße Mode, daß die Poeſie jener Tage immer im Schäfergewande auftrat und alle Verhältniſſe mit dem rothen Hirtenbande durchflocht. Dieſe Menſchen der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren in der That ſehr nahe den Lämmern verwandt.

Die geſcholtene Unnatur jener Zeit beſtand darin, daß man in jedem Schloßpark ein Arkadien ſah, daß jedes Hoffräulein eine Celinde, jeder gepuderte Kavalier ein Damot werden mußte, wenn man irgend eine der verſchiedenen Situationen, in welche ein Kavalier mit einem Hoffräulein in einem Park gerathen kann, poetiſch verklären wollte. Nun, was iſt denn ſo viel Lächerliches daran? Kann denn eine ſolche Situation nicht in der That und Wirklichkeit ſehr ſchäferlich ausfallen? —

Und ſind wir weniger unnatürlich? Wir nehmen die konkave Schale des Himmels in die Fauſt und ſchlagen den konvexen Erdball hinein, daß es klappt; und zu dem Donner blitzen wir Gedanken. Hat je Einer — die Hand auf's Herz! — einen dieſer Blitzkerle in der That und Wirklichkeit Gedanken blitzen geſehen?

Katharina von Plaſſenſtein gehörte dieſer Zeit an und wieder nicht an. Sie theilte die zarte Empfindung derſelben; auch in dem Kelche ihres Gemüths lagen viele jener Thauperlen, die leicht in ihre Augen traten; ſchon als Kind hatte ſie viel Weiches, Anſchmiegſames, ja Liebeſeeliges gehabt und zuweilen ganz ernſthaft die Mutter um die Erlaubniß gebeten, jetzt etwas weinen zu dürfen. Wenn die ertheilt wurde, ſtieg ſie ruhig die Treppe zu einem Bodenkämmerchen hinauf, ſchloß bedachtſam die Thüre ab und ſobald der

Riegel vorgeſchoben, ſchoſſen die Thränen in Strömen über ihre Wangen, bis gerade zu dem Augenblick, wo die erlaubte halbe Stunde vorüber war. Das konnte aber auch eine bloße Nervenſchwäche ſeyn; wenigſtens nahm dieſe Empfindſamkeit ihren Gedanken nichts an Kraft, ihren Entſchlüſſen nichts an Entſchiedenheit. Mit den nach Bewußtſeyn ſtrebenden Gedanken ſtand ſie über ihrer Zeit, mit der ſie überhaupt unzufrieden war und die ſie weit dem Mittelalter nachſetzte. Sie mochte damals weit und breit die einzige Perſon ſeyn, welche mit dieſem ſich viel beſchäftigte.

Jedenfalls ſtand ſie mit allen ihren Liebhabereien und geiſtigen Beſchäftigungen, welche eben ſo wohl bei den römiſchen Dichtern verweilten, als bei den ſpaniſchen und franzöſiſchen, und nur die deutſchen ausſchloſſen, — die damals in der That zu langweilig waren, — außerhalb der Kreiſe ihrer Umgebung. Bernhard war ihr eine deſto willkommenere Erſcheinung. Sie hatte ihn zuerſt bei einem der Kanonici ihres Stiftes — denn auch für einen Dechant und ſechs Kanonici hatte das reiche Stift Pfründen — geſehen, war mit ihm befreundet geworden, hatte immer größere Theilnahme für ihn bekommen und ſich endlich immer feſter verpflichtet gefühlt, für den jungen unerfahrenen Menſchen, der gar nicht in die Welt paßte und ſich ſchicken konnte, der wie eine exotiſche Pflanze war, die nie aus dem mütterlichen Treibhaus in die rauhe Luft geſtellt werden darf, Sorge zu tragen. Wer ſollte es auch anders? Seine Mutter war ja eine ſo wunderliche Frau. Dazu haftete ein Flecken auf ſeiner Geburt. Er war nur um ſo ſchlimmer daran. Und ſie war unabhängig; eine Heirath hatte ſie längſt ſich aus dem Sinne geſchlagen; wozu hätte eine einzelnſtehende Dame einige Tage ihres Lebens beſſer anwenden können, als die geiſtige Entwicklung und die äußerliche Wohlfahrt eines jungen Mannes befördern zu helfen, der es verdiente? Sie hatte ihm geſagt, weil er nun einmal eine ſo wunderliche Mutter habe, wolle ſie ſein Tantchen ſeyn.

Ich weiß nicht, ob alle ſo jugendlichen und hübſchen Tantchen ein ſo merkwürdiges Herzpochen und eine faſt unerträgliche Spannung aller Nerven fühlen, wenn ſie einem Neffen entgegenſehen, wie Katharina von Plaſſenſtein, an den Tagen, wo ſie Bernhard erwartete, daß ſie ſich hütete, dieſe Frage an ſich ſelbſt zu ſtellen.

Als Bernhard das nächſte Mal zu ihr kam, wurde er in ihr

Wohnzimmer im zweiten Stock geführt; ſie war nicht darin, aber ihre Stimme, die hinter einem grünen Vorhange her erſcholl, rief ihn in das Allerheiligſte ihres Gedankentempels. Er hob den Vorhang, der ſtatt einer weggenommenen Thüre diente, welche früher die ſpitzbogige Maueröffnung geſchloſſen hatte, und trat in ein rundes Thurmzimmer; es war ein allerliebſt ausſtaffirtes Gemach. Die Fenſter hatten noch die runden bleigefaßten Scheiben mit Wappenmalereien; die Nachmittagsſonne fiel ſchräg hindurch und legte einen blauen Glanz auf einen an der gegenüberſtehenden Wand hangenden runden Ritterſchild von Eiſen mit getriebenen Figuren, in deren Mitte ein zürnender Achill mit einem großen Federbuſch. Ein ſchöner Speer mit zerriſſenen Fähnchen hing darunter; zur Seite ein Helm von ſeltſamer Form; an der andern Seite hing eine kleine ſchottiſche Harfe, wie man ſie damals viel gebrauchte. Dem Vorhang gegenüber ſtand eine Rüſtung wie ein vollſtändiger Ritter, an deſſen Bruſt ſich die Ranken einer wuchernden Paſſionsblume ſchmiegten, welche von ihrer Konſole bis zu dem Helden hinangeklommen waren.

— „Sie haben beinahe eine Rüſtkammer aus ihrem Zimmer gemacht!“ — ſagte Bernhard, ſich umſchauend. „Es muß ſich hier gut und ſelig träumen laſſen.“

— „Verſuchen Sie's einmal:“

— „Mir iſt bange, meine Gedanken machen es wie die Blume, und ranken ſich um Dinge, die todt ſind und darüber könnten ſie leicht zu denſelben blaſſen Schmerzenskelchen aufblühen, welche an dem Gewächs dort niederhangen.“

— „Armer Schelm! weßhalb denn? Sind ſie hier nicht gut aufgehoben?“ ſagte Katharina, indem ſie von ihrem Tabouret aufſtand und ihm mit der Hand das Stirnhaar ſcheitelte, und plötzlich wie verlegen zurücktrat.

Er ſah ſie eine Weile ſchweigend an, dann trat er an das Fenſter und blickte auf Wieſengründe hinaus, wo ſich Buben zwiſchen friſchgemähten Grummethaufen umtrieben.

— „Ich will Kapuziner werden“ — ſagte er nach einer Weile halb im Scherze, halb im Ernſte.

— „Dann können Sie eine ſo fromme Seele werden wie hier in dem Buche abgemalt iſt; ſchauen Sie her. Das nenne ich noch Frömmigkeit; ſo wahrhaft kindlich ſollen Sie werden und dem lieben

Gott „die Sorge lan." Schauen Sie, das iſt das Buch, welches der letzte Schwalenberg abgeſchrieben hat."

Katharina öffnete die ſchweren Holzdecken einer alten, etwas vergilbten Pergamenthandſchrift, die ſie bei Bernhards Kommen fortgelegt hatte. Sie mußte ſehr alt ſeyn, denn die Schrift war ſchön und leſerlich. Randzeichnungen hatte ſie nicht, dafür aber ſehr ſchöne und auffallend gut gezeichnete Miniaturgemälde jedes Mal auf der vierten Seite; nur hatte man leider hie und da eines, wahrſcheinlich um es Kindern zu ſchenken, herausgeſchnitten. Der Jnhalt war ein Gedicht von Jeſus und der Seele und beider Liebe zu einander. Auf dem erſten Bilde ſtand der Herr zu Füßen des kleinen Bettes der Seele — ſie war ein hübſches, rothwangiges Kind mit blondem Haar und blaßblauen Augen, — er, im violetten goldgeſtickten Gewande, groß und ſchlank, ein blaſſes ernſtes Jünglingsgeſicht; er hatte mit der Rechten ihre ſeidne Decke gefaßt und darüber ſtand geſchrieben:

„Hie haiſt er ſy ůffſton und zu der Metter gon."

Auf einem andern Blatte ſaß ſie, in einem rothſammtenen faltigen Kleide, über das tief hinab die reichen vollen Locken niederhingen, auf einem Schemel; der Herr hatte ihr ſcheltend den Rocken fortgenommen: „Hie wil er ſy nit lon ſpinnen, noch vil zittlichs Gutt gewinnen." Nun kam ein Bild, wo er das arme Seelchen gar mit einem Stricke um den Hals an einen Galgen in die Höhe zog: „Hie wil er ſy hencken, das ſy von im nit mug wenken;" ſie hatte die Hände über der Bruſt gefaltet und ließ ſich verſchämt und ſittig die harte Prüfung ihrer Zärtlichkeit gefallen. Dann ein Blatt, worauf die Seele einen großen goldnen Pokal aus ſeinen Händen nahm, worüber geſchrieben ſtand:

„Hie gitt er ir ain liebe trank,
Das ſy von im tun mug kainen wank."

Bernhard hatte eine innige Freude an dieſen kindlich naiven Auffaſſungen und Katharina legte ſie ihm mit allerlei halbernſten Scherzen aus, wobei ſie in ein ſeliges Schwatzen gerieth, das kein Ende nahm, aber Bernhard um deſto lieber war.

Er beſah das folgende Bild: Die gute Seele lief hochgeſchürzt und flink wie ein Reh lachend über die blumigte Au, der Herr eben ſo raſch hinter ihr drein, um ſie zu erhaſchen. Dann kam, wie ſie muthwillig einen großen Bogen geſpannt hatte: der Pfeil war mit den Widerhacken mitten in ſein rothes Herz gedrungen; darüber ſtand:

„Mit der Minne ſtral ſchüſſet ſy in,
Das wil ſy han für ainen gwin."

— „Wenn es ſolche Bogen noch gäb: es wäre gefährlicher einem Stift nahe zu kommen, als im Mai in den Wald zu gehn," wenn „die Gräſer ſchießen und die Bäume ausſchlagen," ſagte Bernhard lachend. Dann ſchlug er das letzte Blatt auf; die Seele und der Herr waren jetzt alles Neckens überdrüſſig; ſie drückte ihn an ihr Herz und er hatte um das rothe Sammtgewand die Arme geſchlungen:

„Hie ſind ſie kommen vber ain
Vnd wend nun allerding han gemain."

— „Nein, nein," rief Katharina; „ſehen Sie erſt Dieß, das iſt allerliebſt!" Sie ſchlug ein früheres Blatt auf: zwiſchen der minnenden Seele und dem Herrn hing ein großer blauſeidner Vorhang mit goldgeſtickten Sternen darauf; zur Linken dahinter ſtand ſie, er an der andern Seite:

„Hie verbirgt er ſich vor ir,
Das entzündet werd ihr begir."

— „Iſt das nicht hübſch? Wie ſie traurig iſt und klagt! aber das iſt auch bitter. — Sehen Sie, ſo! Katharina ſprang auf und huſchte lachend hinter den Vorhang, der ihr Thurmzimmer ſchloß."

— „Ich finde Sie ſchon wieder, Fräulein, rief Bernhard; hören Sie nur, was hier ſteht: o kommen Sie wieder, das iſt gar zu" — er trat an den Vorhang und ſchlug ihn zurück.

— „Wo ſind Sie, Fräulein? — Fräulein?" —

Das Stiftsfräulein war verſchwunden.

Bernhard ſchaute in alle Ecken, und öffnete leiſe ein Paar Thüren. Sie war nicht da. Er wartete, eine Viertelſtunde, eine halbe — er mußte ſich auf den Heimweg machen und konnte nicht begreifen, was dem Fräulein eingefallen ſei. Wir können es auch nicht begreifen. Wer weiß alle die wunderſamen Regungen eines Frauengemüthes zu deuten, das ſich ſelbſt nicht zu deuten weiß, in dem mehr Gedankenduft als der Gedanke ſelber wohnt? —

Siebentes Kapitel.

In dem Wohnzimmer zu Dievendahl, wo die beſtäubten Ahnenbilder hingen, hatte der lange Jagdjunker Philipp ſich halb auf den gehobnten Klapptiſch geſetzt und ließ eines ſeiner Beine in vergnügter Stimmung hin und her baumeln, während das Andre den Theil ſeines Körpers ſtützte, welchen der Tiſch nicht trug. Der anmuthige junge Mann war damit beſchäftigt, ſeine Baſe Joſina zu necken, die ſanftmüthig genug war, keinen ſeiner derben Scherze übel zu deuten.

— „Ach, wie wird das hübſch ſeyn!“ ſagte ſie, ihre Filetarbeit fortwerfend und ſich in die Sophaecke zurücklehnend — „o kommen Sie, ſetzen Sie ſich hierhin — hören Sie nur, welches Leben das ſeyn wird: immer Abends, wenn Sie von der Jagd zurückkommen, finden Sie Ihr Zimmerchen voll der ſchönſten Blumen und Ihren Meerſchaum ganz blank und glänzend daneben, alle Pfeifen ſind geſtopft; wenn es kalt iſt, dann hänge ich Ihren Schlafrock an den Ofen, daß er ganz, ganz warm iſt, wenn Sie kommen.“ —

— „Und die Pantoffeln?“ ſagte Philipp lachend.

— „O, für die laſſen Sie mich ſorgen. Die Zeitung les ich Ihnen vor“ —

— „Wenn ich ſie hören mag“ —

— „Ja, und das alte Klavier laſſen wir ſtimmen — o ich ſpiele ſo hübſch, wenn Sie's nur einmal anhören wollten“ —

— „Aber jeden Abend muß Juno ihren Pfannkuchen und ich Reißbrei haben!“

— „Jeden Abend, Philipp!“

Sie ſprang auf und umarmte ihn. — Wir wollen leben wie Bruder und Schweſter zuſammen!

Philipp lachte in toller Freude laut auf, drückte ſeine unſchuldvolle Braut an ſein Herz und tanzte mit ihr zweimal im Zimmer umher.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Beiden unerwartet — denn noch nicht die halbe Zeit ſeiner Nachmittagsruhe war verfloſſen — trat der Hofrath in's Zimmer.

— „Alle Teufel, welche Wirthſchaft iſt das! Ruhe da! Hier, leſt einmal!“ —

Der Freiherr von Katterbach hatte ein Geſicht, auf dem ſich ein ungemeſſener Zorn ſpiegelte. Er warf ein Papier auf den Tiſch. „Da, leſt einmal: nein! nun wird's mir zu toll, meiner Seel! ich ein Mörder! den Hals will ich dem Schuft umdrehen!“

Joſina ordnete ihren etwas zerrütteten Anzug wieder und las das Papier. Es war die Inſinuation der von Drieſch eingereichten Klage mit der Vorladung des Freiherrn von Katterbach vor ſein zuſtändiges Forum, um ſich wegen des angeſchuldigten Mordverſuchs und Landfriedensbruchs zu verantworten, bei Poen manu forti vorgeführt zu werden.

Philipp und Joſina fühlten einigen Schrecken bei den gefährlich lautenden Phraſen; aber Katterbach, der mehr damit vertraut war, fühlte nur Ingrimm gegen den Kläger.

Nachdem er ausgetobt hatte, ſetzte er ſich in die Sophaecke, und ließ eine Weile ſchweigend ſeine blauen Augen rollen. Dann ſprang er auf und ſagte: — „Nein, ſo ſoll's ihm nicht hingehn! Philipp, komm mal mit.“ — Er ging hinaus, Joſina hörte ſie darauf im Vorzimmer zuſammen ſprechen; endlich lachte Philipp, wie er noch nie gelacht, und dann ſah ſie Beide über den Hof in einen Speicher gehen. Nach einer Weile bewegte ſich erſt Philipp's, dann Katterbach's Kopf an einer Dachluke des Bodenraums vorüber; ſpäter kamen ſie wieder heraus, und Philipp trug einen ausgeſpannten Sack, in dem irgend ein umfangreiches Inſtrument ſtecken mußte, denn er war an einigen Stellen wie von inneren Reifen ausgeſpannt. Philipp ging damit auf ſein Zimmer, holte Hammer, Nägel und eine Schale mit Oel dazu und ſchloß ſich dann ab, worauf man ihn hämmern und raspeln hörte. Der Hofrath ſagte, er wolle noch den Abend nach Düſſeldorf abreiſen, obwohl der in der Ladung anberaumte Termin erſt nach vierzehn Tagen eintraf; er machte ſogleich Anſtalten dazu, ließ zwei Pferde ſatteln und ein Drittes für einen Reitknecht, und als es dämmerte, ritten er, Philipp, der ſeinen Sack hinter ſich hatte und der Knecht zum Hofe hinaus. —

Am Abende des zweiten Tages nachher ſaß Herr von Drieſch wieder allein der alten Margreth gegenüber am Heerdfeuer der Küche auf Bechenburg. Er hatte Bernhard, ihren Sohn gebeten, ſeinem Johannes eine Lektion im Lateiniſchen zu geben; ſie ſaßen oben auf ſeinem Zimmer; die Domeſtiken hatte er hinaus geſchickt und nachdem Lene, das Küchenmädchen, einen neuen Bündel Reiſig auf die Flamme gelegt hatte, war auch ſie fortgewieſen. Margreth hatte einen Haspel auf ihre Knie geſtellt und wand Garn auf.

— „Hört 'mal, Frau Fahrſtein,“ hub Herr von Drieſch leiſe an, — „da iſt dieſen Morgen ein wunderliches Subjekt bei mir geweſen.“

— „Unſer Herrgott hat viel wunderliche Koſtgänger,“ ſagte Margreth.

— „Ja, aber dieſer war, befürcht' ich, Jemand anders, als des lieben Herrgotts Koſtgänger. Es war ein Schatzgräber.“ —

— „So,“ verſetzte Margreth ohne Theilnahme; — „was wollte der hier?“

— „Er ſagte, er habe einen Schatz gefunden, hinter dem Buſch am Telgenkamp.“

— „Weßhalb hebt er ihn nicht?“

— „Ja, das iſt mir auch eingefallen, Margreth; aber er ſagt, er ſei ein alter ſchwacher Mann, der allein nicht Kraft genug dazu habe; und wenn er's Einem hier herum anvertraue, der ſtärker ſei als er, laufe er Gefahr, daß der Alles nehme, und ſtatt ſeines Parts, ihm eine Tracht Prügel gebe. Und das iſt auch wahr; alt und ſchwach ſchien mir der Menſch. Er wollte, ich ſollt' ihm helfen, weil er wiſſe, daß ein Kavalier nicht einen armen Schelm um das Seine bringen würde.“

— „So?“ ſagte Margreth gedehnt; — „und wollt' Ihr denn hin, Eu'r Gnaden?“ —

— „Ja, Margreth, das wollt' ich wohl; ein Schatz iſt nicht alle Tage zu finden; aber des Nachts, ſo allein — ſeht, Margreth, Ihr wißt ſo Allerlei; ich dachte, ob Ihr nicht auch ein Mittel hättet, bei Tage die Stelle zu finden; dann könnt' es ohne Gefahr abgehen.“

Margreth ſchwieg.

— „Habt Ihr keine Wünſchelruthe?“ —

— „Da hinter'm Rauchfang liegt noch eine alte,“ ſagte ſie.

— „Ei, ſo wären wir ja fertig; wollt Ihr Morgen mit mir den Telgenkamp entlang gehen?“

— „Herr, ich bin eine alte Frau und das Gehen wird mir ſauer.“

— „Aber es ſoll Eu'r Schade nicht ſeyn; ein Zehntel — ein Fünftel wollt' ich ſagen.“ —

— „Eu'r Gnaden, Ihr braucht kein Geld, und ich hab's gerade auch ſo nöthig nicht. Laßt den Schatzgräber ſehen, wie er fertig wird.“

— „Ihr wollt nicht, Frau Fahrſtein?“ —

— „Herr, man kann dabei auf allerhand Dinge ſtoßen und etwas Anderes finden, als wonach man ausgegangen iſt. Laßt's unterwegs.“ —

Frau Fahrſtein haspelte ſchweigend weiter und Herr von Drieſch ſchaute in unheimlicher Stimmung und mißvergnügt die Schatten an, welche über die Wand flogen; es war ſo ſtill in der weiten Küche, daß jeder aus der Holzflamme ſprühende Funken wie ein lauter Schall hineintönte.

— „Margreth,“ fragte der Gutsherr nach einer Weile, — „wißt Ihr nicht ein Mittel, ſich unſichtbar zu machen? dann konnte man's immer wagen!“

— „Was meint Ihr, was ich wär', Eu'r Gnaden?“ fuhr Margreth auf.

— „Eine kreuzbrave Frau, die lange gelebt und die Augen offen gehalten hat. Dann lernt ſich Manches.“

— „Wißt Ihr, was dazu gehört, ſich unſichtbar zu machen?“

— „Nein, Margreth, deßhalb frag' ich.“

— „So will ich's Euch ſagen. Ihr müßt“ — ſie ſtockte einen Augenblick, dann faßte ſie ſich und ſprach leiſe weiter: „Ihr müßt ſieben Herzen von ungeborenen Kindern eſſen; die müßt Ihr todt gemacht haben, nun ja, das freilich, ſonſt konntet Ihr's nicht, aber die Kinder müſſen Eure eignen ſeyn.“

Der Gutsherr zwinkerte mit den Augen, wie ein ſchläfriger Raubvogel; dann ſchüttelte er ſich und rückte ſeinen Stuhl einen halben Schritt von Margreth weiter fort.

— „Man kann auch nebenbei ſich ein Mittel machen, wenn man Nachts in ein Haus gehen will, daß Niemand darin aus dem Schlafe aufwachen kann, ſo lange man will. Man braucht nur den Talg von einer der Kinderleichen zuſammen zu ſchmelzen und eine Kerze daraus zu gießen; ſo lange die brennt, wacht Niemand auf. Was man dabei ſagen muß, ſind wunderliche Worte; aber ich habe mich nie um ſolche gottloſe Dinge viel gekümmert.“

Margreth warf einen verſtohlenen pfiffigen Blick auf den Gutsherrn; dieſer vermochte nicht mehr ſeine Augen von ihrem Geſichte zu wenden. „Leibhaftiger Satan!" murmelte er. Margreth drehte immerzu ruhig ihren Haspel um; durch den Kreis, den ſeine Schwingungen beſchrieben, ſchaute ihr ſeltſames markirtes Geſicht, und die blauen Augen lugten bohrend hindurch. Von Zeit zu Zeit knackte die hölzerne Feder, um das Zeichen zu geben.

Der Gutsherr mußte ſie unverwandt anſchauen; ihre Züge wurden ihm immer unheimlicher; ihr Geſicht, dauchte ihm, verzerre ſich; die Augen traten immer größer, immer queckſilberartig lebendiger hervor; ihm ſchien — ja wahrhaftig, ſie fingen jetzt an, ſich, eben ſo wie der Haspel, in ihren Höhlen herum zu drehen. Er ſtemmte beide Arme auf ſeine Knie und legte ſich mit vorgebeugtem Oberkörper darauf; es war ihm zu Muthe, wie einem armen Vogel, den eine Klapperſchlange mit ihren Blicken fängt. — Hinter den Augen hat der Teufel ſeine Talgkerze angezündet, flüſterte er. Der Haspel knackte. — „Ja, fletſch Du nur mit den Zähnen!" murmelte Herr von Drieſch. Jetzt — o Herr Gott! — jetzt fing ihr ganzes Geſicht an, ſich mit den kreiſenden Garnfäden in die Runde zu drehen!

— „Was willſt Du, Lene?" ſagte Margreth ruhig zu der eintretenden Magd.

— „Frau Fahrſtein, da geht ein fremder Menſch um's Haus her; erſt ſtand er eine Weile auf der Mühlenbrücke ſtill, und jetzt iſt er unter die Kaſtanienbäume gegangen" — ſagte Lene ſchüchtern.

— „So laßt den Jäger Sr. Gnaden ihm aufpaſſen!" Mit dieſen Worten hob Margreth ihr Geſicht zu Lene in die Höhe und damit war auch der Zauber verſchwunden, der Herr von Drieſch gefeſſelt hielt.

— „Hu!" rief er aus, ſprang auf und ſchüttelte ſich. Dann brach er in ein unmäßiges Gelächter über ſich ſelber aus.

— „Thorheit ohne Ende!" ſagte er für ſich; — „das war der Mühe werth! ein altes Weibergeſicht! Na, am Telgenkamp wird's auch nicht ſchlimmer ſeyn. Lene, zünde mal die Laterne an. Soll mich der Teufel holen, wenn ich je wieder mich fürchten will!"

Er ging hinaus und kam gleich darauf zurück, im Oberrock, einen ſchweren Hirſchfänger an der Seite. Dann zog er am Feuer ſeine Stulpſtiefeln in die Höhe und nahm die Laterne.

— „Wollt Ihr gehen, Eu'r Gnaden? die Nacht iſt Niemand's Freund!“ —

— „Ei was, Alte, bleibt Ihr nur ruhig hier am Feuer ſitzen, dann wird's draußen ſchon ſicher ſeyn.“

— „Lene ſagt, ein fremder Menſch treibe ſich um's Haus her.“

— „So, iſt er da? deſto beſſer; dann können wir zuſammen durch's Holz gehen. Nun, mit Gott, Alte; ſollt' Euch wundern, was ich heim bringe.“ —

— „Es wird viel ſeyn,“ ſagte Margreth, als er aus der Thüre war, und ſandte dann Lene hinauf, um Bernhard herunter zu rufen, mit dem ſie einige Worte wechſelte und der dann gleichfalls Anſtalten zum Ausgehen machte.

Als Herr von Drieſch vor den Thoren ſeines Gutes ſtand, war Alles ſtill. Die Nacht war nicht gerade finſter, aber doch ſpärlich erhellt. Er ſchaute ſich um, ging einige Male an dem äußern Graben auf und ab, und hielt die Laterne hoch, um ſie weiter ſcheinen zu laſſen; aber Niemand war da, als ein Nachtvogel, der durch die Kaſtanienzweige am andern Ufer ſchoß. Endlich glaubte er, eine Geſtalt aus dem Schatten der Mühle treten zu ſehen; ja — ein leiſer Pfiff tönte daher; dann ging ſie langſam auf die Wieſenfläche hinab, die jenſeits an den Wald ſtieß, hinter dem der Telgenkamp lag. In der Ferne bellte ein Hund. Herr von Drieſch ſtand eine Weile ſtill. — „Ich könnte es vor Kind und Kindeskind nicht verantworten, wenn ich die Gelegenheit in den Wind ſchlüge,“ ſagte er darauf; „in dem Buſch wird auch nicht mehr ſeyn, als bei Tage d'rin iſt; dummer Schnack; Altweibergeſchwätz; geh ritterlich d'rauf los, Säuberlicher! Heda, Karo, du kannſt mitmarſchiren; 's iſt doch etwas!“ —

Er ging raſch in den innern Hof zurück und hackelte Karo, einen dicken zottigen Siebenſchläfer, von ſeiner Kette los; der Rüde wollte ihm anfangs nicht folgen, und als er ihn am Halsband zerrte, ſchnappte er knurrend nach ſeiner Hand.

— „Verfluchte Beſtie!“ — ein Paar heftige Tritte mit dem Stiefelabſatz brachten ihn zum Gehorſam; er trabte nun dicht hinter den Ferſen ſeines Herrn her, die weit auszuſchreiten begannen, und über die Wieſengründe, ſo raſch es der moorige und weiche Boden erlaubte, dem Walde zuſtrebten. Am Saume deſſelben angekommen, hielt Herr von Drieſch wieder ein; er hob die Laterne in die Höhe und ſpähte rechts und links in den Wald hinein; nichts als hohe, graue Eichenſtämme, auf deren untern Hälfte der gelbe Lichtſchein zitterte. Nun wurde die Leuchte geöffnet, der Docht der Kerze vorſichtig mit den Fingern geſchneuzt, und Herr von Drieſch ſchritt, mit gellenden Pfiffen, die zuſammengenommen, eine damals moderne Opernarie vorſtellen ſollten, in den Wald hinein, Karo mit geſenktem Haupte, baumelnden Ohren und den Schwanz zwiſchen die Beine ziehend, dicht hinter ihm.

Der Abfall mehrer Laubgenerationen, der den Fußpfad nach dem Telgenkamp bedeckte, raſchelte unter ſeinen Füßen; hier und da knackte ein zertretener dürrer Zweig auf; zuweilen ein leiſes Windregen oben in den Aeſten, das ihm ein gelbes Blatt auf das Dach der Laterne warf; oder ein morſches Reis, das kniſternd abbrach und ihm zur Seite niederfiel: das ſchien Alles zu ſeyn, was der Wald für die Nacht an Ereigniſſen habe. Nur einmal war Herr von Drieſch erſchrocken zuſammen gefahren; aber es war nur eine Eule, die dicht an ſeiner Naſe vorbei ſchnurrte.

Er war ſchon über halb Weg durch den Wald, und jetzt etwa eine Viertelſtunde von Bechenburg entfernt, als Karo ſtehen blieb, den Kopf hob, und rechts und links hin eine Bewegung damit machte, als wittere er etwas.

— „Was haſt du, Karo?“

— Der Hund knurrte. „Es wird ein Igel ſeyn, oder ſo etwas,“ ſagte Herr von Drieſch, ſtreckte aber die Leuchte weit vor, lockerte ſeinen Hirſchfänger in der Scheide, und ging, indem er nach allen Seite umſchaute, mit ſo langen Schritten, als er ſie nur machen konnte, leiſe und behutſam weiter.

— „Hui!“ ſchrie er auf einmal gellend auf — ein plötzliches Geraſſel unten an der Erde tönte dazwiſchen, der Arm mit der Leuchte ſchnellte konvulſiviſch in die Höhe und eines der Beine hüpfte eben ſo hurtig auf, während der andere Fuß wie feſtgemauert am Boden ſtehen blieb. — „O Gott, o mein Heiland, Hülfe, Hülfe!“ — Karo hob ein wüthendes Gebell an.

— „O gütiger Jeſus!“ ſtöhnte Herr von Drieſch fort, wie von

Todesangſt regungslos; aber ein infamer Schmerz an ſeinem Beine machte ihn bald wieder lebendig. Er bückte ſich und fuhr mit der Hand darnach; er fühlte eine dicke Eiſenſtange; als er hinleuchtete, ſah er, daß ſein Fuß in einer unmenſchlich großen und tief in der Erde feſtgerammten Wolfsfalle ſtack, die um ſein Schienbein geſchlagen, und mit langen eiſernen Spitzen durch den Stulpſtiefel bis in das Fleiſch gedrungen war. Er ſetzte die Laterne auf den Boden, um ſie aufſpringen zu machen; aber ſie war ganz anders, als gewöhnliche Wolfsfallen, das Federwerk war eingeſchnellt und wollte nicht wieder aufgeben — er riß und drückte — es vermehrte nur den hölliſchen Schmerz an den Spitzen — plötzlich fuhr ihm ein heftiger Stoß in die Rippen, von der andern Seite ein zweiter — er fuhr auf und fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. Zur Rechten, hinter dem nächſten Baumſtamm her, blickte ihn ein Geſicht an, ein ſcheußliches Geſicht, und darunter ſtreckte ſich ein Arm aus, der mit einer langen Stange auf ihn losdroſch. Das Geſicht war verzerrt, eine tolle Freude und der grimmigſte Hohn jauchzte heraus; und obgleich das Licht, welches aus der am Boden ſtehenden Leuchte fiel, nur matt flackerte, ſah Herr von Drieſch doch gleich, daß es das Geſicht ſeines Feindes Katterbach war; ihm gegenüber, hinter einer andern Eiche zur Linken, ſtand der lange Philipp, eben ſo bewaffnet, eben ſo rüſtig mit ſeiner Stange ausholend. Hinter ihm trat ein Dritter aus dem Gebüſch — es ſchien der Schatzgräber zu ſeyn — und ging mit gezogenem Hirſchfänger auf Karo los, der anfing, mörderlich zu heulen, und dann alle Viere in die angeſtrengteſte Thätigkeit ſetzte.

Herr von Drieſch ſaß im eigentlichſten Sinne in der ſchrecklichſten Klemme. Befreien konnte er ſich nicht und die langen Stangen fielen wie Dreſchflegel auf ihn nieder. — „Mord, Mord, Hülfe!“ ſchrie er dann: „infernaliſche Bosheit, o ihr Hunde!“ — Sein Schrecken ging in Verzweiflung über. Er zog den Hirſchfänger, reckte ſich rechts und links, ſo weit ihm die Falle erlaubte, ſich auszulegen, und haute wie ein Raſender um ſich; aber die Hiebe trafen nur die Rinde der Eichenſtämme, hinter denen ſeine Peiniger ſtanden.

Nach fünf Minuten warf Philipp ſeine Stange fort. — „Nein, haltet ein, Herr Vetter,“ ſagte er, — „das iſt mein Seel' ein ſchlechter Kram, Zwei über Einen, der in der Falle ſitzt. Ein Schuft, der ihm weiter was anhat. Laßt'n in der Klemme brummen dieſe Nacht, das iſt genug!"

Philipp ging im weiten Umkreiſe um den Angegriffenen her und trat hinter den fortwüthenden Vetter, um ihm die Stange fortzunehmen. Aber noch bevor er ſie gefaßt hatte, hörte man etwa fünfzig Schritte weit hinten im Walde Geräuſch — ein Knall, ein Schuß blitzte und eine Kugel ſchlug über Katterbachs Kopf in den Baum. Dieſer fuhr zurück, wenige Augenblicke, und ein junger Menſch ſtand vor ihm, der mit einem geſchickten Griff in ſeine Halsbinde fuhr, ſie zuſammendrehte und im Nu den dicken Körper des Hofraths gewaltſam an die Erde ſchleuderte, worauf er ſeinen Fuß ihm auf den Nacken ſetzte, die Arme über der Bruſt zuſammenſchlug und daſtand, ſo voll leuchtenden Zornes, als ſei er der Erzengel Michael, der den Feind unter ſeine Füße geworfen hat. Sein Hut war ihm abgefallen; ſein blondes Haar hing in ungeordneten Locken um den Kopf; das Geſicht glänzte von dem dürftigen Lichtſchimmer beſchienen, und die ganze Erſcheinung war ſo fremdartig ſchön, daß Philipp einen Augenblick ſtutzte und dann an Flucht dachte, ſtatt ſeinem Vetter zu Hülfe zu kommen. Aber Philipp hatte Herz und Bravour; er faßte ſich und griff mit der Hand nach den Locken des Fremden, um ihn von Katterbach fortzureißen.

Es mißglückte; die Mündung eines blitzenden Büchſenlauf's fuhr ihm in's Geſicht, daß er zurücktaumelte.

— „Ruhig, Schufte, ſonſt fahrt ihr alle Beide ſtantepeh zum Teufel!" — rief ein zweiter Heraneilender, der dieß Manöver mit der Büchſe gemacht hatte. Es war der Jäger des Herrn von Drieſch; er hatte nur gezögert heranzukommen, um erſt ſein Gewehr wieder zu laden, was ihm in der Dunkelheit aber nicht gelingen wollte; nun ſprang er herbei, um Bernhard zu unterſtützen, welcher der zuerſt Angreifende geweſen. Der Jäger wollte Philipp faſſen, dieſer aber war behend genug, zur Seite zu ſpringen, mit einer raſchen Fußbewegung die Laterne umzuſtoßen, und dann das Weite zu ſuchen, wo keine Verfolgung mehr möglich war, und wohin ſich längſt der Reitknecht in Sicherheit gebracht hatte. Er hätte gern den gefangenen Katterbach befreit; aber er war ohne andere Waffen als ein Waidmeſſer; mit den Reiterpiſtolen war der Knecht beladen und fort damit; Philipp konnte gegen zwei, mit einer Büchſe Bewaffnete nichts ausrichten und floh in den dunklen Wald hinein.

— „Die Spitzbuben!“ ſagte Anton, indem er mit dem Kolben ſeiner Büchſe Katterbach einen heftigen Stoß in die Seite gab; „aber wart, dem wollen wir's eintränken!“

— „Ich will ihn ſchon halten, Anton! geh nur, geh und mache den gnädigen Herrn frei.“

Anton richtete die Laterne wieder auf und ſah jetzt erſt, weßhalb Herr von Drieſch ſo unbeweglich, den gebückten Oberkörper auf ſeine Arme ſtützend, welche wieder auf dem in die Erde geſenkten Hirſchfänger ruhten, daſtand, und leiſe vor ſich hinſtöhnte.

— „Herr Jeſus! um Gotteswillen! 'en Menſchen wie'n unvernünftiges Thier in 'ne Wolfsfalle zu kriegen! O was 'ne Bosheit! Ach, Eu'r arme Gnaden! — Mit der Hundepeitſche ſollt' man d'rüber her; wart nur! halten Sie feſt, Herr!“ Anton brachte ſeine Büchſe zwiſchen die Stangen, die ſich um das Bein ſeines Herrn geklemmt hatten, um, wie mit einem Hebel ſie ſo auseinander zu ſprengen. Es wollte lange nicht gelingen; er hatte zu arbeiten, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff.

Unterdeß lag ſeitwärts der Drache noch immer auf dem gelben Laube, des Erzengels Fuß noch immer auf ſeinem Nacken. Katterbach war korpulent und unbehülflich; er hatte Mühe gehabt, nach einem bloßen Falle ſich wieder zu erheben; ſo feſt niedergehalten, war es ihm unmöglich. Bernhard fühlte und ſah ſein fortwährendes Hin- und Herzucken und Arbeiten; dazwiſchen hörte er ihn murmeln, als ob er von Sinnen ſei; hier und da ein vernehmliches Wort; es war ein Fluch. Aber er war und blieb gefangen; Bernhard war zu empört über den feigen, grauſamen Streich; mochte daraus werden, was wollte — er hielt feſt.

Der Hofrath wandte mit einemmale heftig den Kopf mit den von allerhand innern Schneiden und Schärfen furchtbar zerſchnittenen Zügen — Herr von Drieſch hatte nur ſo von der Vogelperſpektive aus auf dieß halbbeleuchtete wüthig verzerrte Geſicht blicken dürfen, um zu ſchwören, es ſei ein Waldteufel — er wandte den Kopf nach Bernhard hin, daß deſſen Fuß auf ſeinen Kopf zu ſtehen kam.

— „Junge,“ ſagte er leiſe, „Du biſt Bernhard Fahrſtein!“

Bernhard würdigte ihn keiner Antwort, neigte ſich aber zu ihm nieder, um ihn beſſer zu verſtehen.

Der Hofrath murmelte leiſe einige Worte; dann noch einige; plötzlich fuhr Bernhard's Fuß von ihm zurück, als hätte ihm eine Viper hineingeſtochen. Er ſtand ſtarr, wie eine Bildſäule; dann ſchlug er die Hände heftig an die Stirn und lehnte dieſe, als habe er eine Stütze nöthig, an den Stamm der nächſten Eiche.

Katterbach arbeitete ſich in die Höhe; er reckte ſich aus, gab einen Ruf von ſich, wie das Gewieher eines Thieres, und ſtolperte davon in den dunkeln Wald hinein. Anton's Büchſe war blitzſchnell gerichtet, der Hahn knickte und ſprühte eine ganze Funkengarbe — aber, kein Schuß; — ſie war nicht geladen; den Hofrath nahm die Nacht in ihre rettenden Arme.

— „Alle Teufel! was habt Ihr ihn laufen laſſen? Das iſt ja infamig dummes Zeug von Euch!“ fluchte Anton; „ja, nun ſteht nur da, als wenn Ihr behert wäret!“ er brachte den Lauf wieder in die Falle; — nun, Herr Bernhard, was iſt Euch denn?“ —

Bernhard antwortete nicht; auch Herr von Drieſch war ſeit einigen Augenblicken ſo ſtille geworden, daß es Anton ganz unheimlich ward; er bot ſeine letzte Kraft auf; die Falle knackte; ſie war zerſprungen, endlich, mitten auseinander. In demſelben Augenblick fing Herr von Drieſch an zu wanken, ſtolperte einen Schritt voran und lag ohnmächtig in Anton's Armen. —

— „Der arme Eu'r Gnaden!“ ſagte Anton tiefbetrübt; „nun Herr, helft jetzt, in's drei Teufels Namen!“

Bernhard ermannte ſich, und Beide brachten den Gutsherrn mit vieler Mühe nach Bechenburg zurück. Dort that man alles Mögliche zu ſeiner Erquickung und Heilung von den Folgen der Mißhandlung; der Rücken, die Schultern und die Seiten hatten einige blaue Flecke, doch hatte der wattirte Ueberrock ihn ſehr geſchützt; als man die Stiefel ihm abzog, war der eine ganz voll Blut; darüber gerieth Johannes außer ſich; er heulte, wie ein Schloßhund und Niemand konnte ihn jetzt mehr abhalten, zu ſeinem Vater in daſſelbe Bett zu kriechen, um ihn die ganze Nacht nicht wieder zu verlaſſen, bis Beide, der Eine müde von ſeinen Schlägen, der Andere vom Weinen darüber, in einen ruhigen Schlummer fielen. —

Daß Herr von Drieſch aus ſeiner Klemme gerettet worden, hatte er Margreth zu verdanken; ſie hatte Bernhard und dieſer den Jäger aufgefordert, ihm nachzugehen, um im Falle der Noth bei der Hand zu ſeyn.

Achtes Kapitel

Am andern Tage nach Mittag wanderte Bernhard wieder den Weg zum Stifte. Er war tief, tief betrübt. Faſt ohne Faſſung warf er einmal auf dem Wege ſich in das Heidekraut, rupfte mechaniſch einen Strauß von Genzian und verkümmerten Vergißmeinnicht zuſammen, und dann ſahen ihn die abgeriſſenen Blüten ſo eigen traurig an, daß er das Geſicht in die Kräuter drückte und heftig ſchluchzte. Die Hoffnung, daß er bei Katharinen Troſt finden würde, erhob ihn wieder; er raffte ſich auf, wuſch die Thränen in dem nächſten Bache ab, der wie eine breite grüne Schlange mit ſeinen Grasufern über die braune Fläche ſich gelegt hatte, und ſchritt haſtig weiter. Er wollte Ihr Alles ſagen, was ihn drückte; er wollte einmal ſo rückhaltlos mit ihr reden, wie er es noch nie über ſeine angeborene Verſchloſſenheit vermocht hatte. Aber als er vor ihr ſtand, — ſie war ſo heiter, ſo lächelnd freundlich, etwas verſchämt im Andenken über ihr letztes Verſchwinden; er konnte ſeinen Kummer nicht über die Lippen bringen. Ihre Heiterkeit wies ſeine ſo ganz verſchiedene Stimmung auf ſich ſelbſt zurück; er fühlte ſich ihr fremder, denn ſonſt. Er hätte ſie etwas ärgern mögen, weil ſie ſo heiter war, lieber, als ihr eine Freude durch den Beweis des rückhaltloſeſten Vertrauens zu machen. Kurz, er vermochte es nicht, und flüchtete ſich vor ſich ſelbſt hinter die Ausrede, er wolle ſie in ihrer heitern Stimmung nicht ſtören.

Katharina merkte aber bald ſeine Traurigkeit und weil dieſe ſonſt oft in ſeinem Verhältniß zu ſeiner wunderlichen Mutter ihren Grund hatte, lenkte ſie das Geſpräch auf dieſe, um ihm ſo ſchonend, wie möglich, ſeinen Kummer abzulocken.

— „Ich muß geſtehen,“ ſagte ſie im Verlaufe dieſes Geſpräch's, „ich würde mich wenig wundern, wäre Ihre Mutter auch eine noch ſeltſamere Frau, als ſie jetzt iſt; ja, ich glaube nicht, daß ich ſelber noch dieſen ſcharfen und ruhigen Verſtand, welcher der Grundton unter all' ihren wunderlichen Meinungen bleibt, mir bewahrt haben würde, wäre meine Jugend von denſelben Schrecken begleitet geweſen, wie die ubrige; ich wurde es nicht ertragen haben; ich ware wahnſinnig geworden.

— „Nun,“ ſagte Bernhard, “ ihre Jugend war keine frohe, ſo viel ich weiß; es liegt ein beſonderes Ungluck auf unſerer Familie; es iſt ein Fluch, den ſie ſich zugezogen hat — und gegen den es vergebens iſt, anzukampfen“ — ſetzte er ſeufzend hinzu.

— „Mein armer Junge! laſſen Sie uns ein Paar“ — ſie ſtockte und lachelte; dann fuhr ſie fort: „laſſen Sie uns ein Paar anhanglicher Familienglieder ſeyn, die aus dem gebannten Kreiſe heraustreten; — Sie mißverſtehen mich nicht; ich meinte, Sie ſollten ſich anhanglich und vertrauend an ihr Adoptirtäntchen halten; dann kommen ſie vielleicht heraus. Ja, Sie verſtehen mich, Sie ſind ein guter, guter Menſch und nicht wahr, Sie ſind nie ein Thor? ich will Ihnen ganz vertrauen; Sie werden kein erbarmlicher Geck ſeyn, und meinem Betragen Auslegungen unterſchieben, die mich lacherlich machen wurden, die aber bei Ihnen Verdorbenheit bewieſen; nein, Sie thun es jetzt nicht und auch ſpater, wenn das Leben und allerhand Abenteuer Sie mißtrauiſcher gemacht haben, werden Sie es nicht thun! O Gott, ich mußte meinen guten Jungen dann verloren geben!“

Glauben Sie, gnadiges Fraulein, ich konnte jemals etwas denken, was einen Schatten auf Sie wurfe?“

— „Nein, ich hoffe, Sie ſind unfahig dazu; aber wenn es jemals der Fall ware — o ich konnte meine Verachtung nicht ſtark genug ausdrucken; es ware gemein, niedrig — abſcheulich ware es. — Ich will wie eine Mutter fur Sie ſorgen; ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will Jemand haben, fur den ich ſorgen kann wie ein Weib; an dem ich eine geiſtige Stutze habe, denn meine Umgebung reicht nicht fur mich aus; meine Gedanken gehen daruber hinaus und bewegen ſich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch ſo gedankenarm ware wie meine Kochin — es war' doch daſſelbe, ich will Jemand haben, der mein iſt und dem ich wie einem geduldigen Kameele Alles aufpacken kann, was an Liebe und Warme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beſchutzen und zu leiten, in mir iſt und uberſprudelt!“ — Sie fuhr bei dieſen Worten heftig in ſeine Locken und kußte ihn auf die Stirne.

— „Aber wenn Sie Kameel deßhalb glauben oder jemals ſich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, ſo ſind Sie nicht nur ein eitler Geck, ſondern Sie ſind etwas Schlimmeres; ein verdorbener Menſch, der von einem reinen und edlen Verhältniß keinen Begriff hat. Sie wiſſen, was ich von der Liebe halte; ich mag freilich zu ſtrenge darüber urtheilen, denn ich kenne Sie nicht und fühle auch kein Organ dafür in mir, ſo daß ich ſie nie kennen lernen kann; aber das weiß ich, daß ſie keinen Werth hat, weil keine Dauer; keine ächte Tiefe, weil keine Ruhe; daß ſie nicht glücklich macht, weil ihr Beides fehlt und daß ſie endlich viel zu ſehr mit allerlei phyſiſchen Dingen in Rapport ſteht, als daß ich ſie je achten könnte. Dafür halte ich alle Bande des Blutes für das Höchſte im Leben; ſie machen ein Verhältniß, das innig, tief und ewig iſt, und deſſen Pflichten die heiligſten auf der Welt ſind. Ich könnte mich nie als Braut, recht wohl aber als Frau denken. Und Ihnen, ja wahrhaftig, Ihnen müßte auch wunderlich zu Muthe ſeyn — es müßte Ihnen lächerlich ſchlecht ſtehen, wenn Sie den Liebhaber ſpielen ſollten!"

— „Wenn ich ihn ſpielen müßte, freilich; aber wenn ich es nun wirklich wäre?"

— „O das iſt's eben, Sie können es nicht ſeyn; ich weiß, Sie fühlen wie ich und können es nicht."

Bernhard glaubte in der That zum großen Theile eben ſo zu fühlen, wie das Stiftsfräulein mit einer gewiſſen Heftigkeit es ausgeſprochen hatte. Er gab ihr deßhalb endlich Recht, obwohl er ihr allerhand Paradoxen einwarf. Aber im Grunde war ihm etwas in ihrer Rede nichts weniger, als erfreulich. Zwar hatte er ſich nie klar und bewußt geſagt, Katharina liebe ihn; aber dennoch wurde ihm ein wenig gewiſſenbeſchwert bei ihrer entſchiedenen Proteſtation zu Muthe. Das Ende war übrigens, daß er Sie jetzt nur noch mehr liebte. Seine Neigung ſchoß im erſten Augenblick zurück, wie eine warme ſpielende Welle, die ein kalter Windſtoß plötzlich zurückwirft; aber ſie kehrte höher angeſchwollen gleich darauf wieder. Katharina war in ſeinen Augen nur größer und edler, ihre ganze Erſcheinung nur erhabener geworden.

Und ſie — ein großer jungfräulicher und vielleicht auch ein gewiſſer ariſtokratiſcher Stolz wäre ſo tödtlich verletzt worden, wenn ſie hätte glauben müſſen, Bernhard gebe ihrem Betragen eine demüthigende, eine gemeine Auslegung, daß ſie alle Seelenkräfte aufbot, um ſich zu überzeugen, Bernhard ſei durchaus unfähig dazu, er ſei die Unſchuld, die Reinheit, die Kindlichkeit ſelbſt; er ſei ein Engel. Ja, man konnte es ja ſchon ſeinem Aeußern, dieſer beſcheidenen Milde, dieſen ſpiegelklaren blauen Augen, deren Innigkeit ſo tief war, wie der tiefſte Bergſee, dieſen weichen klaren Zügen ſeines glänzend ſchönen Geſichtes anſehen, daß er ein Engel ſei — ſie hatte ihn auch ſo lieb, ſo unendlich lieb deßhalb — ſie ward über Nacht bis zum Sterben verliebt in ihn, weil er nie die dumme Einbildung haben konnte, daß ſie es ſei —

O ſüße Logik eines Frauenherzens! —

Katharina lenkte das Geſpräch nach einiger Zeit dahin zurück, von wo es ausgegangen. Bernhard äußerte ſich über ſeine Mutter heute noch weniger, als ſonſt; aber er ſagte mit einer Betonung, als kämen die Worte tief aus einem wunden Herzen, daß eine Mutter nie eine Sünderin ſei.

— „Eine Sünderin? was wollen Sie damit ſagen, Bernhard?“

— Bernhard ſchwieg.

— „Ich glaube faſt,“ fuhr das Stiftsfräulein fort, „Sie thun Ihrer Mutter, welch' guter Sohn Sie auch immer ſind, doch in Ihrem geheimſten Denken Unrecht, lediglich weil Ihnen der Schlüſſel zu all' ihrem Weſen fehlt.“

— „Den glaub' ich zu haben; Gott hat ihr ein tiefes Gemüth gegeben, das eben ſo viel Kraft ſchlauen Verſtandes, als Schwäche der Vernunft hat, wo Leidenſchaften zu bekämpfen ſind. Sie iſt ein großartiger, gewaltiger Karakter; der Mann und das Weib ſind gleich ſtark in ihr.“

— „Lieber Bernhard, der Menſch wird, wie ihn die Welt erzieht; ich achte Ihre Mutter, aber ich glaube, daß die Großartigkeit ihres Karakters nur Folge großartiger Schrecken ſei, welche ſich ihrer jugendlichen Phantaſie eingeprägt haben. Sie wäre vielleicht ein ſanftes, weiblich liebenswürdiges Weib geblieben, hätten ſie nicht unbegreifliche Ereigniſſe gewaltſam in einen Gedankenkreis gezogen, dem ſie bei aller Verſtandeskraft doch nichts weniger als gewachſen iſt.“

— „Schreiben Sie jenen Ereigniſſen auf meines Großvaters Hof eine ſolche Gewalt zu?“ —

— „Auf Ihres Großvaters Hof? — Kennen Sie denn die wunderbare Geſchichte mit den Kindern nicht?“

— „Mit den Kindern? mit welchen Kindern?“

— „Ich kann mir denken, daß Ihre Mutter nicht davon ſprechen mag.“

Das Fräulein blickte einen Augenblick nachſinnend durch die Fenſterſcheiben und zuckte mit ihren langen Wimpern. „Sie wiſſen,“ ſagte ſie dann, „daß Ihre Mutter in Diependahl wohnte, wo jetzt der Herr von Katterbach hauſt, der den armen Drieſch ſo mißhandelt hat —

Ueber Bernhards Geſicht zuckte der Ausdruck einer plötzlichen, krampfhaften inneren Bewegung; er barg ſein Geſicht in der Fläche ſeiner Hand und horchte in dieſer Stellung der folgenden Erzählung.

— „Damals,“ ſagte Katharina, „wohnten die Schemmeys noch dort. Der letzte Schemmey war ein luſtiger Bruder, leichtſinnig, gutmüthig, ſchwach, wie dieſe Art Menſchen iſt; ausſchweifend wahrſcheinlich auch. Vor Ihrer Mutter ſoll er immer einen gewiſſen Reſpekt bewieſen haben, ſagt man; jedenfalls war ihre Stellung im Hauſe eine ſehr gute und ſie hatte manches Vorrecht, vorzüglich, als die alte Frau von Schemmey noch lebte; dieſe Frau von Schemmey war eine ſeltſame Perſon, welche ich Ihnen hier nicht weiter ſchildern will; ſie zeichnete ſich durch Stolz, Verſchwendung und Härte aus und hatte einen ſchlechten Ruf durch dieſe Eigenſchaften. Nun, ſie mag ſie in der Jugend nicht gehabt haben, — aber auch ſie hatte die Welt ſo erzogen. Sie hatte ihren alten Truchſeß von Schemmey mit dem größten Widerwillen genommen; man hatte keine Umſtände mit ihr gemacht; die Folge war, daß auch ſie keine Umſtände mit ihrem Gemahl machte und ihm und allem, was ſeinen Namen trug, jedes mögliche Unheil auf den Hals wünſchte. Sie war eine von Katterbach. Ihr beſtändiges Streben ſoll geweſen ſeyn, die Güter der Schemmey's an ihres Bruders Sohn zu bringen und zu dem Ende jede Heirath ihres Stiefſohnes, des einzigen, den der alte Truchſeß hatte nach des letzteren Tode, zu hintertreiben. Daß eine Heirath ihres Sohnes ſie vom Hauptgute vertrieben hätte, um mit einem Witthum abgefunden einer regierenden Schwiegertochter Platz zu machen, mag ein andrer Grund geweſen ſeyn, der ſie beſtimmte. Kurz, der letzte Herr von Schemmey heirathete nicht, ſo lange ſie lebte; als ſie aber geſtorben war, noch in demſelben Jahre. Seine Frau ward geſegnet und gebar einen geſunden und ſtarken Knaben. Als das Kind ſechs oder ſieben Wochen alt war, hatte Herr von Schemmey ſeine Frau zum erſtenmale in's Freie geführt, und kehrte nach einer Weile mit ihr in das Haus zurück; es war ein ſtiller Nachmittag, die Domeſtiken, außer einem alten Rentmeiſter, der im Speiſezimmer auf den Herrn wartete, befanden ſich draußen auf dem Felde. Während der Herr von Schemmey nun mit dem Rentmeiſter ſpricht, geht die junge Mutter, um nach dem Kinde zu ſehen. Im erſten Zimmer ſitzt Ihre Mutter am Fenſter und näht; im zweiten ſteht die Wiege des Kindes; der einzige Eingang dorthin iſt durch dies erſte Zimmer; nur hat das zweite, das Kinderzimmer, eine Tapetenthüre zu einer verborgenen Treppe, die aber ſchon lange nicht mehr geöffnet worden iſt.

„Stille, Eu'r Gnaden, das Kind ſchläft,“ ſagt Ihre Mutter, als Frau von Schemmey vorüber ſchreitet, indem ſie ruhig das Geſicht von ihrer Arbeit emporhebt.

Frau von Schemmey geht ſanft in das mit grünen Rouleaux verhangene Gemach, tritt an die Wiege, ſchlägt die weißen Vorhänge zurück — reißt die Decke auf und ſchreit heftig auf:

„Margreth, Margreth, wo iſt das Kind?!“ —

— „In der Wiege, gnädige Frau — es ſchläft in der — Jeſus Maria, wo iſt das Kind!“

Die beiden Frauen ſehen ſich mit ſtarren Blicken an, Frau von Schemmey mit todesbleichem Geſichte und blauen Lippen, Ihre Mutter die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagend. Das Kind iſt fort. Als Herr von Schemmey, den der Schrei Ihrer Mutter herbeigezogen, in das Zimmer tritt, fällt die letztere, Ihre Mutter, in Ohnmacht.

Das Kind war und blieb fort; alles Suchen, alle Nachforſchungen, alle, auch die ſchärfſten Verhöre aller Domeſtiken leiteten auf keine Spur, die ſein räthſelhaftes Verſchwinden erklärt hätte. Wenn auf Jemand Verdacht fiel, ſo mußte es natürlich allein Ihre Mutter ſeyn; Frau von Schemmey ſprach ihn auch wirklich in ihrem erſten Schmerze laut aus. Aber Margreth behauptete fortwährend mit der größten Ruhe, das Kind ſei anfangs ſehr unruhig geweſen, ſie habe ſich damit auf einen Stuhl geſetzt, um es durch Hin- und Herſchaukeln einzuſchläfern, und, als es endlich in Schlaf gefallen, es in die Wiege gelegt, um ſich an ihre Arbeit zu ſetzen. Sie habe Niemanden geſehen, und könne auch nicht lügen, daß ſie etwas gehört habe. Allerdings ſey ihr einmal geweſen, als ob die Tapetenthüre ſich geöffnet habe; wirklich gehört habe ſie es nicht, aber es ſei ihr einmal ſo halb durch den Kopf gegangen, als wenn es in dem Augenblicke geſchehe; ſie habe auch aufgeſehen, die Thüre habe aber ganz ruhig, wie immer, feſt in der Wand gelegen. Die Tapetenthüre war wirklich in ihren Riegeln und Angeln ſo eingeroſtet, daß das Schloß nicht ohne Hülfe des Schmiedes, ſich aufbringen laſſen wollte und ein großes Geräuſch machte, als ſie ſich in den Angeln drehte.

Welchen Beweggrund ſollte Ihre Mutter auch gehabt haben? Nein, es war thöricht, einen Verdacht gegen Sie auszuſprechen, die bei dem traurigen Ereigniſſe ſich eben ſo tief ergriffen zeigte, wie die eigne Mutter des Kindes. Herr von Schemmey ſchnitt auch ſehr heftig und faſt erzürnt jedes Wort, das eine argwöhniſche Hindeutung auf Margreth enthielt, für immer ab. Er nahm überhaupt, ſo erſchüttert er war, an den vielen Nachforſchungen und Vermuthungen den wenigſten Antheil; ja ſie ſchienen ihm unangenehm zu ſeyn; man glaubt, Herr von Schemmey habe ſeine eignen Gedanken von der Sache gehabt; Gedanken, welche nur Margreth, Ihre Mutter, ahnen mochte; ſie war ja, außer Herrn von Schemmey ſelbſt, von allen die längſte Zeit im Hauſe geweſen und hätte allerhand erzählen können, von dem, was früher darin vorgegangen, und welcher Gemüthsart gewiſſe Leute geweſen, die jetzt freilich mit den Füßen zuerſt herausgetragen. —

Nach einigen Tagen fand man das Kind wieder. Ein ſtarker Geruch leitete auf die Spur; eben unter jener verborgenen Treppe unter einem Haufen Holzſcheite lag es; es ſah ſchrecklich entſtellt aus; das Geſichtchen, blau, gedunſen im Nacken; der Hals war dem armen Wurm umgedreht.

Nach einem Jahre ward Frau von Schemmey wieder entbunden; es war ein Mädchen, ein Kind, das gleich ziemlich ſchwach und armſeelig geweſen ſeyn ſoll. Von den Eltern wurde jetzt die größte Sorgfalt angewendet, es zu hüten. Die Tapetenthüre ward vermauert; Herr und Frau von Schemmey ſchlugen ihr eignes Nachtlager in dem Zimmer vor der Kinderſtube auf; Margreth mußte die heiligſten Verſicherungen geben, das Kind nie aus den Augen zu laſſen, oder es der Mutter zu bringen. Alle früheren Domeſtiken wurden gewechſelt, eine Maßregel, welche Herr von Schemmey übrigens gegen ſeinen Willen, nur ſeiner Frau zu Liebe, ergriff. Es ging mehre Wochen gut; die kleine Thereſe ward ſtärker und gedieh ſichtlich; da, in einer Nacht, hören die ſchlafenden Eltern einen Schrei, noch einen, hell und kreiſchend — es war Margreth's Stimme. Dieſe lag ohnmächtig neben der Wiege, in welchem das Kind laut wimmerte und röchelte. Das Nachtlicht war verlöſcht. Als Margreth wieder zu ſich kam, war einer ihrer Arme gelähmt; auch hatte ſie anfangs die Sprache verloren, ſie ſah wie innerlich zerſtört, wie wahnſinnig aus. Erſt am andern Tage bekamen ihre Reden Zuſammenhang; ſie hatte etwas brockeln, dann ein leiſes Schlurfen gehört, war an die Wiege geſprungen und ſah nun, wie ſich ein dunkles fremdes Weſen, flockenartig weich in ſeinen Umriſſen, darüber beugte und mit den Händen dem Kinde nahe kam, das in dieſem Augenblicke aufwachte und wimmerte. Sie hatte in Todesangſt, wie von Verzweiflung gefaßt, ſich auf die Geſtalt geworfen, da habe ſie das Bewußtſeyn verlaſſen, ſagte ſie, doch habe ſie zuerſt noch einen Schmerz, ein Gefühl, als ob ſie Eis geworden, an der linken Seite gehabt. Ihr linker Arm war mehre Wochen lang lahm.

Als Margreth ihre Ausſage machte, ſah ſie mit einem gewiſſen bedeutſamen Blicke Herrn von Schemmey an und ſagte, ihm allein könne ſie mehr ſagen. Herr von Schemmey bedachte ſich einen Augenblick unſchlüſſig und ängſtlich; dann wandte er ſich ab und ſagte, es ſei genug.“ —

— „Aber das Kind?“ fragte Bernhard.

— „Das Kind war nach dieſer Nacht wie verwandelt; es mußte ihm angethan ſeyn; es kränkelte und verkümmerte und nach zwei Monaten war es, wo ſein Brüderchen.“

— „Das iſt eine grauſige Geſchichte, gnädiges Fräulein; war die alte Frau von Schemmey in ihrem Leben ein ſolches Ungeheuer, um einen Schlüſſel zu dem zu geben, was ſie nach ihrem Tode gethan zu haben ſcheint?“

— „Ich habe Ihnen geſagt, was ich von ihr weiß; aber die Geſchichte ſelbſt habe ich zehnmal in meinem väterlichen Hauſe erzählen hören; ich war damals faſt noch ein Kind, aber ſie hat ſich mir tief eingeprägt.“

— „Hatten die Schemmey's keine Kinder mehr?“

— „Ja, noch eines; um es zu retten, waren ſie nach Paris gezogen und dort hatte Frau von Schemmey ihre Niederkunft gehalten. Aber das Unheil verfolgte ſie auch dahin; die näheren Umſtände ſind hier nicht ſo bekannt geworden; wie die, welche ich Ihnen erzählte; man weiß nur, daß das Kind ein Knabe war, daß es eben ſo räthſelhaft verſchwand, wie das erſte und man ſagte damals, es ſei mit abgeſchnittenem Hälschen oben auf einem alten Kleiderſchranke liegend wieder gefunden worden.“ —

— „O Gott, und meine arme Mutter mußte auch das noch erleben?“ —

— „Sie war mitgenommen worden nach Paris.“ —

— „Nein, davon habe ich in der That nie eine Ahnung gehabt,“ ſagte Bernhard; „die arme Frau! es wäre ſchlecht, wenn jetzt noch der leiſeſte Gedanke eines Vorwurfs gegen ſie in mir aufkeimte — ſolche Leiden, ſolche Schrecken können das feſteſte Gemüth zerrütten und geben, wenn ſie mit Kraft beſtanden werden, eine Art Verklärung. Eine Dornenkrone iſt doch immer eine Krone. Und nun ihr eigener Sohn — warum habe ich das nicht früher gewußt!“ —

Bernhard war ſehr erſchüttert und verſank in ſich ſelbſt; er hatte Augenblicke, wo die Welt für ihn nicht da war und wo er mit ſeinen Gedanken in einer andern ſich befand, in welcher es freilich höchſt ſeltſam, kraus und bunt hergehen mußte, nach den wunderlichen Satzſchnitzeln zu urtheilen, welche man alsdann mit großer Mühe als Antworten aus ihm herausholte. Dieſe Welt umſpann ihn auch jetzt mit ihren Paſſionsblumen-Ranken, mit ihrem abſorbirenden Blütenduft. Er überließ dem Stiftsfräulein, die Unterhaltung zu führen, und erſt als es Zeit war zu gehen, fuhr er auf und bedauerte, daß der Nachmittag hin ſei, weil er ihr ſo viel zu ſagen gehabt.

— „Ich würde Sie über den Hof begleiten,“ ſagte Katharina,

„aber ich weiß, Sie haben doch nicht zwei Worte heraus gebracht, wenn ich auch den halben Weg mit ihnen mache. Sie waren heut einmal wieder wie eine Waſſerpumpe, die zwar kriſtallklares friſches Bergwaſſer führt, aber nur unten im tiefſten Grunde; man arbeitet ſich ſo müde und erhitzt, es herauszubringen, daß man's nicht mehr trinken mag, wenn es endlich kommt. Adieu, mein guter Junge; ſein Sie hübſch wohlgemuth; mit Gott — gehen Sie, es iſt ſpät.“ —

Bernhard küßte ihre Hand und wanderte durch die Dämmerung nach Bechenburg zurück. —

Neuntes Kapitel.

Ein Paar Stunden vor der Zurückkunft Bernhards war in dem alten Schloſſe eine Scene vorgefallen, von der er zu ſeinem und des Gutsherrn Glücke kein Zeuge geweſen.

Johannes ſtand vor dem Bette ſeines Vaters, das dieſer, obwohl gar nicht ſchwer verletzt, für gut fand, für's erſte noch zu hüten. Es waren drei Dinge in der Welt, welche Herr von Drieſch ſcheute wie ein wüthender Hund das Waſſer; das erſte war Schmerz, das zweite Krankheit und das dritte der Tod. Alle ſeine aus den Klaſſikern geſchöpfte Philoſophie hatte nicht vermocht, ihm nur eines derſelben in einem milderen Lichte zu zeigen; und ſo tief er auch in die Denkweiſe der Alten eingedrungen zu ſeyn behauptete, ſo durfte doch Keiner in ſeinem Hauſe einen Sterbefall erzählen, ohne einen ſeiner Zornausbrüche zu wecken; und wer nicht wenigſtens auf vierundzwanzig Stunden in Ungnade fallen wollte, that beſſer, das Wort Tod gar nicht auszuſprechen, wenn er zugegen war. War einmal einem Geſpräch darüber nicht auszuweichen, ſo geſtand er mit einem tiefen Seufzer, er würde die unendliche Weisheit des Schöpfers nur dann ganz anerkannt haben, wenn dieſer es ſo eingerichtet, daß der Menſch im Anfange ſeines Lebens den Tod abmache, ſtatt daß nun dieſe fatale Geſchichte im Hintergrunde laure und dadurch das ganze Leben vergalle durch Sorge, Angſt und Zweifel. Wenn Herr von Drieſch dieſen originellen metaphyſiſchen Gedanken ausgeſprochen hatte, lenkte er gewöhnlich kurz ab und kam am liebſten endlich auf die fruchtbringende Geſellſchaft der Blumenſchäfer an der Pegnitz zu ſprechen, deren Mitglied unter dem geachteten Namen: der Säuberliche, er war, und in deren voluminöſe Aktenſammlungen ſeine Poeſien eingeſchrieben wurden; — als ob der in ihm aufgeregte Zweifel an der Unſterblichkeit nach Beruhigung ſtrebe.

— „Gnaden Herr Papa,“ ſagte Johannes, der mit einer Schale voll Kaffee vor ſeinem Vater ſtand; — „die alte Margreth hat Geld bekommen.“

— „Meinetwegen, Junkerlein; da iſt die Taſſe wieder; aber zerbrich ſie nicht und reich mir den Boethius de consolatione dort vom Tiſche her.“

— „Als ich in die Küche ging, um zu ſehen, wo der Kaffee bleibe, war Niemand da; ich hörte aber die Alte in ihrem Schlafzimmer Geld zählen,“ ſagte Johannes, dem ſeine Geſchichte viel wichtiger ſchien als der ſchweinslederne Boethius. — „Ich mag nicht gern in ihre Kammer gehn, weil ſie da immer einen im Bette liegen hat, der ſe glaſern unter der Decke her guckt. Deßhalb wollte ich gerade rufen, als ein großer Bauernjunge, den ich wohl mal ſchon in Grünſcheidt oder da herum geſehen, aus ihrer Kammer trat und die alte Margreth ihm nachrief, etwas leiſe, aber ich konnt's doch deutlich hören:“ „„Ja, ſagt dem Herrn von Katterbach nur, richtig ſei's; aber ich laß ihn fragen, ob's heute der erſte September ſei? ſagt ihm — na geht nur in Gottes Namen.““ „Das ſagte die Alte; der Bauernjunge grüßte mich und ging fort, die Margreth aber ſchien ein wenig verſtort, als ſie mich in der Küche ſah.“

— „Junge! Junkerlein!“ fuhr Herr von Drieſch empor, „iſt das wahr, oder verführt dich der Teufel? Geld zählte ſie?“

— „Ja, ja, Gnaden Papa! als ihre Thür aufging, ſah ich's auf dem Tiſche liegen.“

— „War's viel?“

— „Es mochten wohl fünfzig bis ſechzig Thaler ſeyn.“

Herr von Drieſch fuhr konvulſiviſch zuſammen:

— „O Gott! o du mein gekreuzigter Heiland! ſtöhnte er; ſie ſoll mich ermorden, mich vergiften — o Menſchen, Menſchen! Geld, ſo viel Geld von meinem Todfeinde! o der gibt nichts umſonſt, der Judas! ſie hat mich ſchon vergiftet — ja, ja — Johannes, mein Kind, wie ſeh ich aus? o ſag es mir — meine Lippen ſind blau —

mein Geſicht iſt aufgedunſen, mein Körper hat blaue Flecke; meine Augen quellen mir aus dem Kopfe — ich habe den Ausſatz, die Peſt hat ſie mir angehext — o Gekreuzigter! Sprich Johannes — o ſage Alles!“

— „Gnaden Papa werden jetzt etwas blaß,“ ſagte Johannes; „eben ſahen Sie noch ganz gut aus. Ein Paar blaue Flecke mögen Sie auch noch wohl haben.“

— „So! ſah ich ganz gut aus? wart, du verfluchte Hexe! ich will über dich kommen, du ſollſt vor meinen Augen durch den Schornſtein zum Blocksberg fahren. Fort damit!“ die Kaffeetaſſe, welche Johannes hielt, fuhr ſammt ihrem Inhalte durch die klirrenden Scheiben zum Fenſter hinaus. „Es iſt Gift darin!“ ſchrie er, raffte einige Kleidungsſtücke zuſammen und ſtürzte zum Zimmer hinaus.

Einige Augenblicke nachher war Margreth ſehr verwundert, die Küchenthüre aufgeſtoßen und ihren Gutsherrn auf die Schwelle treten zu ſehn, wo er ſtehen blieb, ein höchſt wunderliches Bild im Rahmen. Seine Rechte hielt eine blanke Degenklinge hochgeſchwungen über den Kopf, wie parirend gegen jeden Anfall, der ſeine hohe weiße Nachtmütze bedrohen konnte; ſein Körper war von einem großblumigen Kattun-Schlafrock umhüllt und von den pantoffelbekleideten Beinen war das eine dick mit allerlei Tüchern umwunden.

— „Herr! was iſt Euch?“ ſagte Margreth, indem ſie ruhig bis in die Mitte der Küche ihm entgegentrat: „was iſt Euch?“

— „Keinen Schritt weiter,“ ſchrie Herr von Drieſch; „keinen Schritt komm mir näher auf den Leib: o du Verkörperung infernaliſcher Bosheit!“ —

Margreth trat trotz dem noch ein Paar Schritte näher und Herr von Drieſch trat einen zurück.

— „Fürchtet Ihr Euch vor einer alten Frau, Eu'r Gnaden?“ —

— „Fürchten!“ Herr von Drieſch hieb mit ſeiner Klinge Prim, Terz und Tiefquart durch die Luft, daß es pfiff.

— „Alle Wetter, bange vor Dir? aber Du biſt eine Hexe, Du biſt eine Giftmiſcherin, Du biſt das inkarnirte Uebel, das in Altweibergeſtalt durch die Welt geht, Du biſt der Satan, Du willſt mich vergiften, für Geld, Du Judas, Du Silberling Du! o Du Beſtie! ich will Dich hängen laſſen, erſäufen, verbrennen ſollſt Du, auf den Holzſtoß mit Dir, durch den Rauchfang ſoll Dich der Teufel holen!“ —

Raſch wie ein ſprudelndes Bergwaſſer ſtrömten dieſe Worte von den Lippen des Gutsherrn. Herr von Driesch hatte immer die alte römiſche Margreth nicht recht leiden können; er begriff oft ſelbſt nicht, wie er dazu gekommen, ſie als Verwalterin anzunehmen — nun ja, damals kannte er ſie nicht; aber ſeitdem hatte ſie ihm ſo oft ein unheimliches Gefühl gemacht, ſie hatte ihm faſt ſein eigenes Gut verleidet — es war ihm außerordentlich angenehm, ſie endlich einmal mit Ehren aus dem Hauſe werfen zu können.

Margreth ward weiß wie Kreide im Geſichte, aber ſie hielt ſich aufrecht und horchte den Worten ihres Gutsherrn mit einem Ausdruck der peinlichſten Spannung zu. — „Was iſt denn? — was iſt?“ — unterbrach ſie ihn jeden Augenblick, bis Herr von Drieſch herausgepoltert hatte: — „Haſt Du nicht Geld angenommen, Geld von meinem Todfeinde, um mich zu vergiften oder zu behexen?“

Als Margreth ſo endlich herausgebracht hatte, worin ihr Verbrechen beſtehe, ging ſie gefaßt zu ihrem Platz am Heerde zurück, ſtemmte die Ellenbogen auf die Knie und barg ihr Geſicht in beide Hände. Unterdeß hatte der Lärm die Domeſtiken herbeigezogen; ſie füllten ſchon die Zugänge, nur Anton ſtellte ſich dreiſt hinter die Alte, um auf einen Wink ſeines Herrn, für den er durch's Feuer gelaufen wäre, ſie bei'm Kragen zu faſſen. Die Anderen ſchauten zu, Einige mit heimlicher Freude; die römiſche Margreth war durch ihr ſchneidendes, gebieteriſches Weſen gar nicht beſonders beliebt bei ihnen; Andere theilnahmlos, aber doch immerhin durch den Umſtand in eine gewiſſe behagliche Stimmung geſetzt, daß es etwas Neues gebe, welches ſie aufregte und nicht auf ihre Koſten ging.

Margreth, wenn ſie auch regungslos daſaß, ſah das Alles recht wohl; ſie breitete ihre Finger um ein Unmerkliches auseinander und ſchaute nun ganz ungehindert hindurch und in die Geſichter der Anweſenden. Was ſie ſah, verſetzte ſie in einen heftigen innern Kampf; ſie war ehrgeizig bis zur Leidenſchaft, — und dieß Volk, daß ſie insgeſammt nicht leiden konnte, mit dem ſie beſtändig im Hader lag, um ihm Reſpekt und eine abergläubiſche Scheu vor ihr einzuflößen, wollte über ſie triumphiren! — „Herr,“ ſagte ſie, ſich erhebend und ſtrack und feſt wie eine Säule daſtehend, „Herr, geht einen Augenblick mit mir dort in meine Kammer und ich will Euch eine Antwort geben, welche Euch befriedigen ſoll."

— „In Deine Kammer? mit Dir allein? daß Du mir den Hals umdrehſt!" rief Herr von Drieſch, der unterdeß bis in die Mitte der Küche vorgerückt war.

— „Eu'r Gnaden iſt einmal wieder außer ſich! Ihr denkt nicht, was Ihr ſagt. Es iſt nicht ſchön von Euch, Herr, daß Ihr Euch zwingt, es hier vor dem Volke zu ſagen; Ihr ſolltet gegen eine arme Frau mehr wiſſen, was Schonung und chriſtliche Liebe iſt. Aber ich will es Euch ſagen: Herr von Katterbach ſchickt mir kein Geld, ſondern meinem Sohne, den er ſtudiren läßt und gegen den er — nun, dem er es wohl ſchuldig iſt, ſich ſeiner anzunehmen."

Als Margreth dieß — die letzteren Worte etwas unſchlüſſig und ſtammelnd geſagt hatte, ſetzte ſie ſich wieder, in ihre frühere Stellung zurückſinkend.

Herr von Drieſch war durch ihr Bekenntniß keineswegs beſänftigt. — „Und Euch ſoll ich in meinem Hauſe dulden, Euch Geſindel," ſchrie er, „die Brut von dem Schuft, der mir nach dem Leben ſtellt? Morgen vor zwölf Uhr Mittag ſeid Ihr aus dem Hauſe. Anton, Du paſſeſt auf; ſind ſie nicht fort — ſo wie es Zwölf ſchlägt, nimmſt Du ihre Siebenſachen, den ganzen Plunder, und wirfſt ihn vor die Thüre!" Damit ging Herr von Drieſch hinaus, und warf die Thüre heftig hinter ſich in's Schloß.

Als Bernhard in der Dämmerung durch den Wald nach Bechenburg heimging, ſah er plötzlich Lene, die Magd ſeiner Mutter, aus dem Gebüſche vor ihm auftauchen. Sie kam von einem Wachholderſtrauche her, an dem ſie, wie es ſchien, bis jetzt geſtanden hatte.

— „Du, Lene, woher kommſt Du ſo ſpät?"

— „Ich wollte Wachholderberen ſammeln: Ihr eßt ſie ſo gern an den Krammetsvögeln," ſagte Lene und öffnete ihre Schürze, in welcher etwas zuſammengerafftes grünes Zeug lag.

— „Jetzt? Wachholderberen? es iſt ja ganz finſter hier und die Beren ſind grün und friſch; kann man die brauchen?"

Lene antwortete nicht, ſondern trat hinter ihn, um ihm auf dem Wege nach Hauſe zu folgen. Bernhard wanderte weiter.

— „Eure Mutter iſt nicht ganz wohl," ſagte Lene nach einer Weile.

— „Nicht? was fehlt ihr denn.“

— „Etwas Kopfweh mag's ſeyn; ſie hat ſich zu Bett gelegt; 's wird nicht viel zu bedeuten haben.“

— „Du erſchreckſt mich! ſie iſt ſonſt nie krank! Hat ſie ſich erkältet?“

— „Ich weiß nicht; vielleicht wohl; vielleicht auch etwas geärgert. Der gnäd'ge Herr war übel gelaunt, und da ſie eine alte Frau iſt, und ſich wohl nicht viel darum kümmern mag, ob der heute ſo und morgen wieder anders iſt, hat ſie geſagt, ſie wolle nicht länger auf Bechenburg wohnen bleiben, ſondern fortziehen.“

— „Fortziehen? und wohin?“

— „Ich weiß nicht, Herr.“

— „Ei, Lene, was ſind das für Geſchichten? ſag gerade heraus, was iſt vorgefallen?“

— „Nichts, Herr, als was ich Euch geſagt habe.“

Bernhard ſchritt beunruhigt weiter aus; als er auf Bechenburg ankam, ſtanden Anton und zwei andere Domeſtiken zuſammen flüſternd auf dem Hofe. Als er grüßend an ihnen vorüber ſchritt, ſchwiegen ſie und ſahen ihn an, als habe er etwas an ſich, das ihre Neugierde erregte. — „Um den Doktor da iſt's mir leid!“ hörte er Anton ſagen. Er ſtürzte nun in die Küche dem Schlafzimmer ſeiner Mutter zu. Es war verſchloſſen. Er rief und pochte. Keine Antwort. Unterdeß kam Lene heran, die vor dem Gute etwas hinter ihm zurückgeblieben war. Sie zog ruhig einen Schlüſſel aus dem Buſen und öffnete damit.

In der Kammer lag Margreth auf ihrem Bette, die Blicke ſtarr an die Zimmerdecke heftend und leiſe vor ſich hin murmelnd.

Bernhard ergriff ihre Hand — ſie war fieberheiß.

— „Mutter, was iſt Euch? Mutter?“

— „Seid ihr da, junger Herr! ſo wollen wir fort. Haſt Du den Wagen beſtellt, Lene?“

— „Ja, Frau Fahrſtein, auf morgen früh; um eilf Uhr will der Bauer mit den Pferden kommen. Ihr müßt jetzt noch ruhen; Ihr ſeid nicht wohl, auch bin ich mit dem Einpacken nicht fertig.“

Margreth lag eine Weile apathiſch da. Dann fuhr ſie mit der Hand über die Stirn und faßte Bernhard's Rechte.

— „Kind,“ ſagte ſie, „wir müſſen fortreiſen; ſeid nicht traurig darum; die Welt iſt groß und weit, und wir haben Beide geſehen, daß die Sonne auch anderswo am Himmel ſteht, und daß ein warmes Heerdfeuer flackert, wo man's anzündet. Ein Kind, das ſeine Mutter hat, iſt nicht verlaſſen. Ich habe Lene geſagt, daß ſie Eure Bücher einpackt. Wir haben ſchon ſo viel, daß wir uns durchſchlagen."

Bernhard warf ſich ermüdet in einen Stuhl neben ihrem Bette und bewachte ängſtlich ihr Weſen. Sie hatte ein Fieber, das immer heftiger wurde. Gegen zehn Uhr aber ſchlief ſie ein; ihr Schlummer war ruhig und die Krankheit ſchien vorüber ziehen zu wollen. Bernhard wagte jedoch nicht, ſie zu verlaſſen; er beſchloß, die Nacht über bei ihr zu wachen; er war überhaupt viel zu aufgeregt, um an Schlaf denken zu können.

Es iſt ein ſeltſam unheimliches und trauriges Gefühl, wenn man den Ort verlaſſen ſoll, wo man ſeine Jugend oder einen großen Theil ſeines Lebens zugebracht hat. Das Dach, welches ſich ſo lange über uns wölbte, die Wände, die uns ſo lange beſchützt haben, alle die Stellen, welche die Zeichen unſerer Neigungen, unſerer Thätigkeit tragen, alle die Geräthe, welche zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe beitrugen, haben etwas Lebendiges, haben eine Sprache für uns bekommen. Die Eindrücke, welche ſie auf uns machten, waren die Hebel vieler unſerer Gedanken, und weil Gedanken den Karakter bilden, wie viele Blätter eine Blume, ſo iſt es von dem weſentlichſten Einfluß, ob Ihr in einem Schloſſe, wo Alles um Euch weit, groß und licht, wo dieſes an ein großartiges Gebiet des menſchlichen Geiſtes, jenes an ein anderes eben ſo impoſantes Euch erinnert, oder ob Ihr in einer Dorfſchenke erzogen ſeit.

Immer aber haben unſere Umgebungen, wie ſie auf uns Einfluß üben, auch von unſerem Leben einen Theil zurückbekommen. Sie ſind die ſicheren Bewahrer von Gefühlen geworden, die ohne ſie in die Winde zerflattert ſeyn würden. Gedanken und Erlebniſſe können in ſtumme ſchweigende Räume eingeſchloſſen ſeyn, wie lebendige Geiſter durch ein Salomonsſiegel in eine Flaſche; wie geheimnißvolle Geſchichten in dunkle Herzkammern. Ihr habt ſie vergeſſen und ganz Anderes zu denken, zu thun — bis ein Zufall Euch das roſtige Schloß öffnen und die knarrenden Angeln aufſchieben läßt. Dann geht es Euch an, als wärt Ihr plötzlich in einen beſtimmten

Moment der Vergangenheit zurückverſetzt; es iſt, als tönte das Wort, dem Ihr einſt darin gelauſcht, noch von den Wänden nach.

Hat man ſie nun auf immer zu verlaſſen die Räume, die man mit ſeinen eigenen Gedanken und Eindrücken lebendig gemacht hat, dann bekommen ſie etwas leichenhaft Unheimliches; ſie ſind wie ein Körper, aus dem die Seele fortgezogen iſt; die Erinnerung an ſie ſpricht nur von einem Stück todter Vergangenheit. Was ein Tempel Eurer Phantaſien war, wird ein leerer Steinhaufe; und auf Euren Weg nehmt Ihr das Bild von einem Zuſtande mit, der ein Ende nahm, ohne daß — für Euch — ſich ein anderer an ſeiner Stelle entwickelte — der geſtorben iſt, ohne wieder zu erwachen. Der Gedanke an den Tod ohne Unſterblichkeit tritt in Euer Leben.

Durch Bernhard's Seele mochten derartige Betrachtungen ziehen, als er die Nacht über bei ſeiner kranken Mutter wachte. Er ſaß ſtille und in ſich gekehrt, von einem ſchwachen Nachtlichte angeflimmert, und das Haupt zuweilen müde, mit geſchloſſenen Augen, auf die hohe Rückenlehne ſeines Armſeſſels zurücklegend. Mit einer größeren Lampe ging Lene ſacht ab und zu, um Sachen aus dem Zimmer zu holen, die ſie draußen in Koffer einpacken wollte.

— „Da iſt der Mantel für Morgen,“ ſagte ſie, indem ſie ſich dicht an Bernhard's Stuhl mit den auf einer Kommode liegenden Kleidungsſtücken Margreth's zu ſchaffen machte. Dann trat ſie an einen Koffer und öffnete ihn.

— „Was haſt Du in dem Koffer zu ſuchen, Lene?“ fragte Bernhard ſchlaftrunken, ohne die Augen zu öffnen.

— „Ich will nur reines Nachtzeug herausnehmen, daß er auf der Reiſe nicht aufgeſchloſſen zu werden braucht.“

— „Hat meine Mutter Dir den Schlüſſel gegeben?“

— „Ja, Herr!“

— „Haſt Du da nicht Papiere, Lene?“ fragte Bernhard einige Augenblicke ſpäter, und blickte auf.

— „Hier? nein, das iſt ein reines Schnupftuch.“ — Sie zeigte ihm ein weißes Tuch.

— „Ah ſo, ich glaubte, ich hätte Papiere riſpeln gehört.“

Es war Morgen. Margreth war erwacht, wie ſie behauptete, durchaus geneſen. Lene ſagte, ſie ſei mit dem Einpacken fertig, und ging, ſich etwas auszuruhen. Bernhard ſtärkte ſich ebenfalls durch einen kurzen Morgenſchlummer, und als es ſpät genug geworden, um ohne Auffallen einen Beſuch im Stifte machen zu können, ging er dort hin, um von Katharinen Abſchied zu nehmen, ihr die Wendung, die ſein Geſchick genommen, mitzutheilen, und mit ihr zu verabreden, wann er ſie wieder ſehen könne. Um eilf Uhr konnte er längſt wieder da ſeyn. Er ſtand bald auf der Heide unter dem Baume mit dem Muttergottesbilde. Auch von ihm mußte er Abſchied nehmen; von dieſer Steinbank, auf der er ſo oft geſeſſen, wenn ihn das Wetter überraſcht; dann hatten ihn die Zweige überdacht, daß er ganz behaglich und warm über die Ebene hinausgeſchaut, wo die Tropfen niederrieſelten, und dunſtig von dem Heidekraut wieder aufſtäubten, und das leiſe Plätſchern ihn in allerhand Träumereien gelullt hatte. Aber er hatte jetzt nicht Zeit, ſie fortzuſpinnen; er wollte ſich nach wenigen Minuten von der Bank wieder erheben, als er hinter dem Baume, in einiger Entfernung, eine luſtige Hörnerfanfare ſchmettern hörte; gleich darauf Hufſchläge, die über die Heide pochten; zwei Piqueurs in glänzender ſcharlachrother Livree ſprengten an ihm vorüber, dann kam der „Meiſter-Jäger“ mit einem großen Leit- oder Spürhunde, den er am Seile hielt, Beide in vollem Laufe, der Jäger von dem wüſten Rüden gezogen und gezerrt, daß er jeden Augenblick ſich der Länge nach auf den Boden legen zu wollen ſchien. Das Thier hatte die Fährte, und ſetzte jetzt in ſchweren Sprüngen, die Naſe immer am Grund, lautlos an Bernhard vorüber. Dieſer überſchaute die Heide und ſah, daß ſie zum Schauplatz des erſten Aktes einer Tragödie auserſehen war, die ſich durch raſche Handlung vor allen andern vortheilhaft auszeichnet und immer endet mit dem beweinenswerthen Tode des einzigen vernünftigen Weſens, das auf die Bühne kommt, und deßhalb auch billig der Held iſt.

Der Kurfürſt Clemens Auguſt, Erzbiſchof von Köln, Hoch- und Deutſch-Meiſter, zugleich Fürſtbiſchof von Münſter und aller andern Bisthümer in Norddeutſchland, ſo gewiß, daß er nur bedauern konnte, daß Karl der Große ihrer nicht mehr gemacht, ein Mann, reicher als der Kaiſer — der übrigens ſein Bruder war, — bauluſtiger und prachtliebender als Louis quatorze, war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Er jagte allerlei Wild, gleichviel ob es zur hohen oder niedern Jagd gehörte; vorzüglich aber Hirſche, und nur dieſes par force.

Solch' eine Parforce-Jagd hatte heute die Heide zum Sammelplatz erleſen. Hier und da, in großen Entfernungen, ſah man Gruppen von Reitknechten mit Sattelpferden aufgeſtellt oder weiter voranziehen. Fern am Walde trabte ein Trupp uniformirter Träger mit mehren Sänften ihnen nach; es waren alſo auch Damen bei der Hetzjagd, für deren Ermüdung man vorgeſehen.

Der Kern des Zuges begann an Bernhard vorüber zu ſtürmen; es war die Meute, mindeſtens zweihundert Bracken. Der Spürhund hatte noch nicht angeſchlagen oder „Laut gegeben,“ ſie waren deßhalb noch in der Koppel, und bellten, heulten, zerrten an den Seilen — ſchmiegten ſich unter den Peitſchenhieben, die wie Piſtolenſchüſſe jedesmal in den dickſten Haufen klatſchten, ſprangen und ſchlängelten die gegeißelten Leiber — es war eine faſt eckelhafte Heerde, wie eine zahlloſe Menge Blutigel. Jäger zu Pferde mit Hörnern an bunten Feſſeln, Büchſenſpanner, Jagdſchmiede, Sattelknechte, Piqueure, Stallmeiſter und Bereiter mit loſen Pferden, zahlloſes Volk, Jeder in demſelben ſcharlachrothen mit Goldtreſſen reich beſetzten Jagdkoſtüme, folgten im Trab und Galopp; lachend, ſich Scherze zurufend, hier Einer, der ſeinen Klepper zu einer Courbette ſporte, dort ein Anderer, der einen kurzen Signalſtoß aus dem Horne ſchmettern ließ; ſo ſetzten Alle an der großen Buche her, quer über den Weg, um der Herrſchaft Platz zu machen. Dieſe kam, weniger zuſammengedrängt, an Bernhard vorüber; Pagen in einer Schaar, dann der Kurfürſt ſelbſt, eine hohe impoſante Geſtalt, die bloß durch das Gewicht ihrer Majeſtät den muthigen Schimmel zu bändigen ſchien, umgeben von vier bis fünf Kavalieren; ihm zur Seite ritt eine anmuthige glänzende Frauengeſtalt, mit der der Kurfürſt ſich unterhielt. Alle waren in demſelben Anzuge; nur überflatterte die kleinen dreieckigen Hüte ein Buſch von blau und weiß gefärbten Straußfedern: der Kurfürſt war aus dem bayeriſchen Hauſe und die Farben der Wittelsbacher tanzten luſtig über die weſtphaliſchen Heiden.

Bernhard war verlegen und wußte nicht, ob er ſein Käppchen abziehen und ſo die hohen Herrſchaften mit einem Rückgeben des Grußes bemühen dürfe; er ward der Sorge ſchnell überhoben; ſie ritten vorüber, ohne ihn zu beachten. Zwei Damen folgten, eine

Anzahl Herren, wie ein ſchützender Cortege um ſie geſchaart; dann noch eine Dame ebenfalls zwiſchen zwei Herren, die angelegentlichſt um das Glück, ſie unterhalten zu dürfen, ſich bemühten. Bernhard kannte dieſe Dame, obwohl er ſie nie in dem faſt theatraliſchen Koſtüme, in dieſer rothen Jagdkontuſche über der langen veilchenblauen Robe, dem kleinen runden Federhute, der ſo keck über den Locken hing, ſo ſtolz im Querſattel ſich ſchaukeln geſehen. Ja, ſie ſah ſtolz und kalt von ihrer Höhe herab; in demſelben Augenblicke aber, wo ſie Bernhard erblickte, wie er mit entblößtem Kopfe demüthig am Wege ſtand, begann ſie raſch ein lautes ſcherzendes Geſpräch, dann grüßte ſie freundlich aber herablaſſend, mit einem Kopfnicken, wie ſie jeden Landmann am Wege grüßte, ritt vorüber und ließ ihr braunes Pferd wie die geſchickteſte Reiterin über den Graben jenſeits des Fußpfades ſetzen, obwohl das Thier recht gut, wie die Pferde der beiden Kavaliere, im Schritte hinübergekommen wäre. Ihre Begleiter ſahen nicht nach Bernhard um; ſie ſchienen nur Augen für ſie zu haben. Sie waren die Letzten; der Jagdzug war vorüber; in der Ferne aber begann das Heulen der Hunde in ein lautes hitziges Gebell überzugehen; der Hirſch mußte gefunden ſeyn, und die Meute entkoppelt, die Fanfaren ſchmetterten jetzt anhaltend über die Gegend hin und der ganze Troß, der ſich in Galopp geſetzt hatte, ſchmolz immer mehr in ein unordentliches Gewirr am Horizonte zuſammen.

Zehntes Kapitel.

Man beneidet das Glück der Jugend, weil ihr nie die Hoffnung ausgebe, und dieſe jugendliche Hoffnung ſelbſt hat man mit den unzerſtörlichen Thierköpfen verglichen, von denen die Fabel erzählt, daß ſie nach jedem Streich, der eines fortgenommen, neu wieder angewachſen ſeyen. Nichts iſt unrichtiger als dieß. Wer das Leben und den mannigfachen Wechſel der Geſchicke beobachtet zu haben nicht alt genug iſt, läßt nichts leichter fahren, als alle Hoffnung. Er weiß nicht, welchen wunderbaren Zufällen das Leben zum Spielball dient; er iſt geneigt, überall die bekannte Regel als waltend anzunehmen, und wenn dieſe Regel ihm keine Chancen verſpricht, da die Welt mit Brettern vor ſich zugenagelt zu ſehen, wo erfahrenere

Leute noch hundert Ausſichten wiſſen, welche der erſte beſte Zufall aufreißen kann.

Freilich, ein Erfolg — und der jugendliche Muth glaubt an kein Hinderniß mehr; er glaubt, die Welt an ſeiner Hand zu haben, oder iſt mindeſtens immer das Milchmädchen, das mit dem Korb voll Eier zu Markte geht und ſich aus ihnen einen Meierhof mit Vieh und Pferden, mit Land und Leuten ausbrütet, bis die Eier zerplatzt auf dem Boden liegen. Aber nur ein Mißgeſchick, wo er ſicher gerechnet zu haben glaubt — und er lieſt über ſeinem Lebensthore die Inſchrift, welche Dante über dem Portal der Hölle erblickte.

Bernhard las mit trüben Augen dieſes Todesurtheil aller Hoffnung, das ſich in ſeine Seele ſchrieb, als er ſinnend auf der Steinbank ſaß, an welcher Katharina von Plaſſenſtein mit dem Kurfürſten von Köln im glänzenden Zuge ſo eben ſtolz vorüber geritten. Er, der heimathlos, mit dem Gefühl der völligen Verwaiſung auf's Gerathewohl mit einer wunderlichen alten Frau in die Welt hinausziehen mußte — und ſie, die in der ganzen ariſtokratiſchen Herrlichkeit ihrer Lebensſtellung mit einem herablaſſenden Gruß — faſt als kenne ſie ihn nicht — vorüberzog, die ihn mit ſeinem Kummer hinter ſich ließ, um im königlichen Prunk, mit ſchmetternden Fanfaren, auf den ſchnaubenden Roſſen, an den Schaaren ſtaunender Bauern und durch ihre Kornfelder vorüberzubrauſen, die glaubten, der Herrgott ſelber komme mit ſeinen Heerſchaaren über ſie — Bernhard fühlte, welche unendliche Kluft zwiſchen ihr und ihm liege. Er zürnte ihr — eine Eiferſucht ergriff ihn, nicht auf ihre galanten Begleiter, aber auf ihre ganze glänzende Erſcheinung und Hoheit; ein Anflug von Stolz kämpfte gegen dieſe Eiferſucht an; aber ohne zu ſiegen; er ärgerte ſich im Innerſten ſeiner Seele, und hätte auch ſie ärgern mögen; endlich ſchritt er den Heimweg an, feſt entſchloſſen, ſein Herz von ihr loszureißen — aber bis zum Tode über dieſen Entſchluß betrübt, ohne es ſich geſtehen zu wollen. Ja, es war eine Weiſung des Himmels, daß er aus ihrer Nähe fortziehen mußte; er fühlte es, ſie war ihm gefährlich geworden, weil ſie einen Theil ſeiner Neigungen und ſeiner innern Sorgen an ſich zog, die doch ganz und ungetheilt ſeiner Mutter zugehörten. Sollte ſie, die Glückliche, das Herz eines Kindes ſeiner unglücklichen Mutter entfremden? Nein, es wäre Sünde geweſen!

Bernhard war nicht, wie die meiſten ſchwachen Sterblichen, welche, wenn ſie einem der Ihrigen ein großes Opfer gebracht, durch Unmuth oder Pratenſionen oder auf irgend eine andere Weiſe ſich bezahlt machen. Er verdoppelte ſeine Sorgfalt fur ſeine Mutter. Als er heimkam, ſtanden ein Paar holzerne Koffer mit ihren Habſeligkeiten und drei nicht umfangreiche Kiſten, welche ſeine Bucher enthielten, daneben ein etwas eleganteres Stuck Gepack, das mit Seehundsfell uberzogen war, und ſeine Kleider enthielt, auf dem Hofe. Es war ein wehmuthiger Anblick fur ihn, der nie den Koffer einer abziehenden Magd unter dem Thorwege auf den Schiebkarren hatte packen ſehen konnen, ohne daß ihm ganz unheimlich traurig wurde. In der Thure, an die Steineinfaſſung gelehnt, ſtand Johannes, und ſonnte ſich, und ſchaute mit großer Gemuthsruhe zu, wie Anton das Gepack Lenen auf einen einfachen Bauernwagen heben half, wobei der Junker ſich einige ungeregelte Melodien vorpfiff, wie ein Kanarienvogel, dem die Sonne auf die Federn ſcheint. Endlich kam der Bauer mit den Pferden, einem Paar kleiner langhaariger Klepper von jener dauerhaften aber unſcheinbaren Race, wie man ſie ehemals und noch jetzt großentheils auf dem ſchweren Kleiboden des Landes zieht.

Margreth zog fort, ohne von irgend Jemand Abſchied zu nehmen. Lene hatte erklart, ſie nicht verlaſſen zu wollen, und ſtieg mit ihr auf den Wagen, uber deſſen Leitern hinten eine Bank in eiſernen Hacken gehangt war, welche die beiden Frauen aufnahm. Der Fuhrmann behalf ſich mit einem Sitz auf einem der Koffer. Bernhard hatte ſeinen Reiſeanzug durch einen blauen Kittel vervollſtandigt und ſchritt voran, einen derben Stecken aus Stechpalmenholz zur Abwehr gegen die Hunde in der Hand. Als ſie ſchon auf der Brucke waren, kam Anton ihnen nachgelaufen:

— „He, halt mal, Doktor, ein Wort!“

Bernhard ging zuruck. „Was iſt, Anton? hab' ich etwas vergeſſen?“

— „Nein, Herr Doktor, vergeſſen nichts, aber der gnadige Herr laßt Euch ſagen, daß es ihm leid thue, und daß Ihr ihm doch neulich Abends ſo wacker beigeſtanden hattet; es ſei nur von wegen Eurer Mutter, und dieß Buch hier ſolltet Ihr zum Andenken mitnehmen, und wenn's Euch ſchlecht gehen thate, ſo ſolltet Ihr nur an ihn denken, daß er ja zu finden ſei. — Da, 's wird was für die Andacht ſeyn," ſetzte er hinzu, als er das kleine in Pergament gebundene Buch überreichte.

Für die Andacht, wie Anton glaubte, der nur Gebetbücher und „Flemmings deutſchen Jäger" kannte, war es nicht, ſondern der Elzevier mit den kleinen Lettern, die Herr von Drieſch nicht mehr leſen konnte.

— „Und nun," fuhr Anton fort, indem er Bernhard die Hand ſchüttelte, „geht mit Gott, Herr Doktor; es thut uns Allen leid, daß Ihr fortgeht, ja wahrhaftig, ſo thut's, der Teufel hol' die lateiniſchen Jäger, aber ein Herr, wie Ihr ſeid, — ſeht, ich mach' mir den Henker d'raus, ob ein neues Geſicht in's Haus kommt, oder hinauszieht, aber das muß ich ſagen, es iſt mir den ganzen Morgen zu Muthe geweſen, wie neulich, als mir die Juno todtgeſchoſſen wurde, — Gott vergelt's dem Racker — und ich werde nicht nach dem Telgenkamp gehen können, ohne ſtehen zu bleiben und zu denken, wie Ihr ihn damals ſo ſcharf an die Kehle packtet. Na, Gott befohlen, und denkt auch zuweilen —" Anton wiſchte ſich die Augen und drehte ſich auf dem Abſatz um — „du verfluchter Rüde, die Kanaille läuft einem immer zwiſchen die Beine, wenn man ein vernünftig Wort ſprechen will — daß dich das Donnerwetter!"

Anton's Rührung ſuchte einen Ableiter, und der unglückliche Bello ward heulend der Depoſitor ſeines Schmerzes.

Bernhard eilte wieder zum Wagen zurück. Das Schrecklichſte der Schrecken war damals in unſerer Gegend der Zuſtand der Wege und Heerſtraßen. Ganze Strecken führten den Namen die „Briſerie," weil es nicht wahrſcheinlich war, hindurchzukommen, ohne ein Rad oder die Achſe, oder mindeſtens Arme und Beine zu brechen. Doch hatte jetzt eine anhaltende Dürre ſie erträglich gemacht, das heißt, man lief nicht ſo leicht Gefahr, ganz ſtecken zu bleiben, und der Wagen kam doch weiter, freilich mit denſelben Bewegungen, wie ein Schiff auf ſtürmiſchem Meer ſie macht, wenn es in einen Wogenabgrund niederſchießt und gleich darauf über den nächſten Hügelkamm fortgeſchoben wird. Es mag in der That wahr ſeyn, daß ein Biſchof von Osnabrück einſt ein Jahr lang gereiſt ſei, um auf dem Reichstage zu Worms anzulangen; er kam freilich immer noch früh genug.

Um den Wagen und Frau Margreth vor den Stößen der ſchlimmſten Stellen zu behüten, gab Bernhard dem Fuhrmann fortwährend Weiſungen, wie ein ſorgfältiger Kundſchafter vorausſchreitend. Wo das Haſelnußgeſträuch der Wallhecken zu beiden Seiten ſeine Zweige zu weit vorſtreckte, war er bedacht, ſie an die Seite zu ſchieben oder abzubrechen, daß ſie Margreth nicht verletzen konnten. Dieſe war in ziemlich zufriedener Stimmung; den Krankheitsanfall hatte ihre feſte Natur völlig überſtanden, und die Sorge ihres Sohnes für ihre Bequemlichkeit, ſchien ihr innerlich wohl zu thun, und wenn ſie ſelbſt auch ſchweigſam war und wenig antwortete, ſo mochte ihr doch zu großer Beruhigung dienen, daß Bernhard ſo heiter und muthig ſchien, ja eine gewiſſe Art Luſtigkeit verrieth, welche ſie ſonſt nicht an ihm gekannt hatte. Hätte Margreth in ſeiner Seele leſen können, ſo würde ſie geſehen haben, daß auf die Schwelle ſeines Gemüths das Leben jenen Findling gelegt hatte, den wir nach trüben und durchwachten Nächten uns dort mit ſeinem halb weinenden, halb lächelnden altklugen Kindergeſicht anſchauen ſehen, den heimathloſen Vagabunden, den Leid und Luſt erzeugt haben, und der nur äußerlich der leichtſinnigen Mutter wie aus den Augen geſchnitten ſcheint, und innerlich viel mehr dem Vater gleicht; Margreth würde geſehen haben, daß in der melancholiſchen Seele ihres Kindes ſich der Humor entwickelte. —

Die Reiſenden hatten bald die Region der Heiden hinter ſich gelaſſen und kamen durch ein angebautes, fruchtreiches und anmuthiges Land; ſanft ſchwellende Hügel mit weidenden Viehheerden, Wälder, die mit aller Pracht herbſtlicher Färbung an ihren Weg traten, in der Ferne ſtattliche Ritterſitze mit dunklen Schieferdächern und kleinen Thürmchen, meiſt am Fuße der Hügel und von breiten Waſſergräben umgeben, Gehöfte, die blaue Rauchſäulen ſteilrecht in die ſonnige Luft emporſandten, oft über die Wipfel der Bäume hinauf, als nicke über dem Waldturban, der die Scheitel des Hügels krönte, ein hellblauer Reiherbuſch; hier und da ein Weiher mit einer Schaar ſchnatternder Gänſe am Ufer; dann ein verwitterter Heiligenſchrein am Wege, an dem abgeblühte Kränze niederhingen; das Alles trat zu einem lieblichen Gemälde zuſammen, über das der Sonnenglanz eines wunderſchönen Herbſttages ſeinen Firniß legte. Die Landſchaft war nicht eigentlich ſtill zu nennen. Von den Gehöften her hörte man das helle Geklapper und den dumpfen Niederſchlag im Takt geſchwungener Dreſchflegel oder den ähnlichen Lärm, den eine Schaar junger Mädchen mit ihren Flachsbrechen machte; Hunde bellten dazwiſchen, auf den Aeckern tönte der Ruf der Pflüger oder das helle Wiehern eines Gaules, der aus offenen Nüſtern Wolken Hauches in die friſche Morgenluft ſchnaubte; aber trotz dem ſchien ein ſtilles ſonntägliches Feiern über all den Fluren zu liegen, jene ſchlummernde Ruhe eines Landes, das die Kultur noch nicht zum Aufbieten aller ſeiner Kräfte zwang, das eine Art jungfräulicher Friſche und urſprünglicher Unverletztheit bewahrte.

Margreth wurde am Abend wohlbehalten vor dem Wirthshauſe eines ziemlich anſehnlichen Dorfes abgeſetzt; dort wurden friſche Pferde gemiethet und ſo konnte am andern Morgen ohne Anſtand die Reiſe fortgeſetzt werden, über deren eigentliches Ziel die alte Frau ſich nicht weiter äußerte, als daß ſie noch eine oder zwei Tagreiſen fürder wolle. An dieſem Tage mußte der Wagen in einer Fähre über die Ruhr geſetzt werden; in demſelben Nachen trafen unſere Reiſenden mit einem anderen Wanderer zuſammen, deſſen Aeußeres den Landgeiſtlichen ankündigte, und der deſſelben Weges zog. Bernhard bot ihm ſeinen Platz auf dem Wagen an, von dem er keinen Gebrauch machte. Der geiſtliche Herr aber lehnte es ab:

„Das würde wohl etwas zu viel ſeyn“ — ſagte er; „ich gehe zu Fuß, weil ich mir eine Motion machen will.“

Der gute Herr, aus deſſen Zügen und ſchlichtem Weſen eine rührende Einfalt und Gutmüthigkeit ſprach, ſchien mit der hochdeutſchen Sprache, die ihm als Kind eines „plattdeutſchen“ Landes nicht angeboren war, und in der Bernhard ihn anredete, nicht recht fertig werden zu können. Trotz dem war er ziemlich geſprächig, und Bernhard fand, als er ihm den Zweck ſeiner Reiſe, eine neue Heimath zu ſuchen, mitgetheilt hatte, eine große Theilnahme bei ihm.

„Das würde ja ganz ſchön ſeyn“ — ſagte er, „wenn“ — er blieb ſtehen, um den Taback ſeiner halbausgebrannten Meerſchaumpfeife zuſammenzuſtopfen und ging eine Strecke ſchweigend weiter.

„Kann der Herr Meſſe dienen?“ hub er dann wieder an.

— „O ja, recht gut.“

— „Das würde ganz ſchön ſeyn,“ ſagte er nachdenklich. — „Alſo Sie reiſen, um kein Haus zu haben?“

— „Ja, um ein's zu finden, Herr Vikar.“

— „Ja wohl, um ein's zu finden — das mochte ſchon wohl gefunden ſeyn,“ verſetzte er mit bedeutſamem Nachdruck, und indem er eine innere Freude mit einer wichtig thuenden, aber etwas ſchalkhaften Miene zu verdecken bemuht war.

— „So, und wo denn, ehrwurdiger Herr?“

— „Wenn's dem jungen Herrn und der Frau Mutter gefallen konnte, ich habe ein kleines Vikariehaus leer ſtehen. Ich bin aus Kraneck hinten im Sauerlande, und weilen der gnadige Herr haben wollen, daß ich bei ihm auf dem Schloſſe wohne, ſteht mein Haus ganz leer. Es iſt auch ein kleiner Garten dabei, den hab' ich aber vermiethet, und der bringt mir wohl zwei Thaler alle Jahr zu Lichtmeß ein. Den konnte ich alſo nicht umſonſt weggeben, aber das Haus mogte Ihnen wohl gefallen.“

— „Aber umſonſt? das wurden meine Mutter und ich nie zugeben, Herr Vikar.“

— „Aber um ja doch leer zu ſtehen!“ — warf der gutmuthige Geiſtliche ein. — „Es iſt auch nur klein; eine gute Kuche, ein großes Wohnzimmer und zwei Schlafkammern, eine Stallung“ — der Vikar fuhr fort, eine ganz anſtandige Zahl bewohnbarer Raume zu nennen.

Bernhard ging zu ſeiner Mutter zuruck und beſprach ſich mit ihr; dieſe willigte gern in den Vorſchlag ein, wenn der ehrwurdige Herr den Miethzins von zehn Thalern jahrlich annehmen wolle.

— „Zehn Thaler“ — ſagte Herr Gerhards, ſo hieß der gutmuthige Geiſtliche. — „Ja, ſo, zehn Thaler jahrlich!“ — Die Sache ſchien ihm bedenklich vorzukommen; Leute, welche heimathlos in einem anderen Lande einen Aufenthalt zu ſuchen gezwungen waren, hatten ſo viel Geld allein fur die Wohnung zu bieten; das mochte ihn etwas beunruhigen. Die Summe war zwar ſo bedeutend nicht; aber es ausgeben zu wollen fur Etwas, das umſonſt angeboten wurde — es kam dem geiſtlichen Herrn etwas verdachtig vor, und er war bald entſchloſſen, ſein Anerbieten zuruckzunehmen. Es iſt karakteriſtiſch fur jene Zeit und jenes Land, daß man mit vollem Herzen und mit vollen Handen beiſtand, wenn der Bedurftige des Nachbar's Kind war, und zu bekannten guten chriſtlichen Leuten gehorte, daß man aber mit einem gewiſſen verachtenden Haß Alles anſah, was etwas Fremdartiges mitbrachte, und nur eine leiſe Färbung eines andern Dialekts in ſeiner Sprache verrieth.

Herr Gerhards war jedoch zu gutmüthig, um irgendwo etwas Anderes als das Beſte vorauszuſetzen. Als er deßhalb einige Male Bernhard angeblickt, und aus ſeiner ganzen Erſcheinung die vollſtändigſte Beruhigung geſogen hatte, gab er ſeine Einwilligung zu erkennen und man war des Handels einig.

Nach und nach nahm die Gegend, durch welche der kleine Zug ſich langſam fortbewegte — der Fuhrmann hütete ſich wohl, dem wohlbeleibten fremden Herrn das Mitkommen ſauer zu machen — einen ganz andern Karakter an, als ſie bis an die Ufer des zurückgelegten Fluſſes getragen hatte. Sie entfaltete vor Bernhards entzückten Augen eine ganz ungeahnte mährchenhafte Schönheit, wie ſie auf keiner ſeiner frühern Wanderungen ſich ihm gezeigt hatte. Der Weg zog das Geſtade eines kleinen, aber wie zürnend über ſein kieſelreiches Bett hinſchießenden Bergſtromes entlang, der hier kollernd, ſpritzend, Streichwellen über das Ufer werfend, dahin rollte, dort hitzig mit einer tüchtigen Schaumwelle einem Felsriff in's Geſicht fuhr. Dichtbewaldete Berge traten mit Felſenwänden von mehren hundert Fuß Höhe dicht an das Gewäſſer oder ſtellten ihren Fuß auf die ſmaragdgrünen Teppiche, wo ſich das Flußthal erweiterte und Raum für Wieſengründe ließ, welche wieder von unendlich maleriſchen Gruppen uralter Eichen und Pappeln überragt wurden. Kleine aber nette und reinliche Ortſchaften mit ſchimmernden weißen Häuſern, welche ſich in den größeren Thalerweiterungen angeſiedelt hatten und halb in Gärten und üppigem Pflanzenwuchs wieder verſteckten, waren überragt von impoſanten und noch wohl erhaltenen Burgen, wenn auch ein zertrümmerter Wartthurm und eine zerfallende zinnengekrönte Bruſtwehr an den Außenwerken ſchon von dem breitwuchernden Epheu umfangen war, der ſeine grünen Ranken wie triumphirende Banner eines jungen Lebens um die alten Zacken und Scharten flattern ließ.

Bernhard hatte immer ſeine Heimath mit ihrem milden weichen Klima, ihrem ſaftiggrünen Waldreichthum voller Nachtigallen, mit dem warmen behaglichen Karakter ihrer angebauten Striche, ja auch mit den unendlichen Heiden, welche die einſam ſäuſelnde Tanne oder das graue Hünendenkmal aus aufgethürmten Granitblöcken uberragt — fur ſchon gehalten; — aber er hatte nie geglaubt, daß ſie ſo wunderbar großartige, ſo wild pittoreske Scenen umſchließe. Dieſe Felſenwande, an deren Fuß das Thor unendlicher Hohlen aufklaffte, dieſe Seitenſchluchten des Thals, aus denen brauſende Waſſerfalle niederſturzten, um weiter unten an einer tiefverſteckten Muhle vorbei zu ſchaumen, dieſe himmelhohen Kuppen rings um — es war eine unnennbar ergreifende Landſchaft!

Zu rechter Zeit, ehe die ſchone Romantik der Gegend in eine ode Wildheit uberging, wie ſie hoher gen Suden hinauf ſich zeigt, fuhrte der geiſtliche Herr unſere Reiſenden rechts ab vom Ufer des Bergſtromes und durch eine enge Schlucht in ein Seitenthal von ſehr maßiger Ausdehnung. die Sonne ſtand nicht weit mehr von den hochſten Gipfeln im Weſten entfernt und indem ſie jetzt gerade in das Geſicht der Wanderer ſchien, lag der Glaſt ihrer ſchragen Strahlen zugleich auf den Fenſterſcheiben einer Burg, die links auf einem vorſpringenden Bergrucken ſtand und das Thal beherrſchte, obwohl noch uber ihr, eine Strecke hoher hinauf, eine kleine Kapelle emporgeklommen ſchien, die weiß getuncht, hell aus der grunen Waldumfaſſung hervorleuchtete. Ein kleines Dorf, mit einem niedern grauen Kirchthurme, lag unten im Grunde des Thales. Der Weg fuhrte hindurch, und an der zerfallenen Kirchhofumfaſſung her, uber welche die im feuchten Schatten lang aufgeſchoſſenen Grashalme nickten, eine uppige Vegetation, die die Grabhugel mit den Steinplatten oder das kleine ſchwarze Holzkreuz, das geſenkt daruber hing, unſichtbar machte. Hollunderbaume, Dorngeſtrauch und eine Gruppe von breitblatterigen Linden hatten ſich bruderlich in den ubrigen Boden getheilt und dienten einer zahlloſen Schaar zwitſchernder Sperlinge zum Aufenthalt. Der Kirchhof lag um mehre Schuh uber den Weg, der zugleich die Hauptſtraße des Dorfes bildete, erhoht, ſo daß unten von der Kirche nur der Thurm, das bemooſte Ziegeldach und der obere Theil der ſchmalen ſpitzbogigen Fenſter ſichtbar wurde. Es war ſo ſtille rings umher, daß man das Tiktak der Thurmuhr vernehmlich aus dem grauen Gemauer ſchallen horte, wie ein Herzpochen des alten ſinnenden Dorfwachters. Nur einige Knaben und Madchen, Nachzugler der aus der Schule entlaſſenen Jugend ſchlenderten durch den Hohlweg und kletterten auf die Kirchhofmauer, um von da herab mit ſtiller Neugier die ankommenden

Fremden anzuſchauen. Ein Junge griff nach einem Stein, um nach den Pferden zu werfen; aber als der Vikarius ihn anblickte, ſprang er beſchämt hinter den nächſten Dornbuſch; die andern tummelten ſich herunter, dem Geiſtlichen eine Kußhand zu geben und dann auch Bernhard ihre kleinen ſchmutzigen Fäuſte zu reichen.

— „So, das ſind artige Kinder,“ ſagte Herr Gerhards; „aber wo iſt denn Antonchen? muß der die Pferde werfen? ſieh mal! ſoll ich's mal dem Schulmeiſter ſagen?“

Der kleine Böſewicht ſteckte den Kopf hurtig durch die Zweige ſeines Strauches und rief von oben herab:

— „O, das thut Ihr doch nicht, Ihr wollt mir nur bange machen!“

— „So? wart nur! das könnte wohl doch ſeyn!“

— „Nein, Herr Vikarjes iſt viel zu gut!“ rief Anton und duckte blitzſchnell wieder hinter den Strauch zurück.

— „Es ſind gute Kinder,“ ſagte der Vikarius im Weiterſchreiten zu Bernhard; „haben Sie bemerkt, wie die kleine Range gar nicht daran dachte, ihr Vergehen abzuleugnen?“

Einige hundert Schritte von der Kirche entfernt, an dem Wege, der zum Schloſſe hinauf führte, lag das Ziel der Reiſe, das kleine Vikariehaus. Hinter ſeinem Gärtchen, von hohen Obſtbäumen beſchattet, von dem Grün wilder Weinreben dicht umrankt, bildete es die lieblichſte Idylle, die man ſich denken kann. Es hatte nur ein Stockwerk, an beiden Seiten der Hausthüre drei faſt quadratförmige Fenſter mit runden bleigefaßten Scheiben und außer dem Garten, der es von der Straße ſchied, noch rundumher einen großen Baumhof; dieſer war durch einen breiten Bach begrenzt, über welchen ein Steg mit einer Lehne auf eine von den Dörflern zur Bleiche ihres ſelbſtgeſponnenen Leinens benutzte Wieſe und zu einer tiefer unten in dichtem Erlengebüſch liegenden Mühle führte.

Der Vikarius holte aus einem Nachbarhauſe die Schlüſſel zu ſeiner Beſitzung; als er die Hausthüre geöffnet hatte und die Läden vor den Fenſtern zurückgeſchlagen waren, ſah ſich Margreth in der ſteingepflaſterten Küche um, prüfte, ob die geweißten Wände auch Spuren des Rauches trügen und als der Vikarius ſie in dieſer Beziehung beruhigt hatte, ſchickte ſie, ohne weiter die andern Räume anzuſehen, Lene zum Fuhrmann hinaus mit der Weiſung, er könne nur abpacken. — In einer anſtoßenden Kammer ſtanden ſämmtliche Betten und Mobeln auf einander geſchichtet; ſie wurden herausgeholt, aufgeſtellt, die Fenſter geoffnet, um friſche Luft in die verſchloſſenen Raume zu laſſen, dann wurde ein Feuer angezundet, zu dem die Nachbarsfrau eilfertig eine Schaufel mit Kohlen herbeigebracht hatte — um nebenbei zu ſehen, wen der Herr Vikarius denn da in aller Welt aufgegabelt habe — und Margreth ſaß bald ganz behaglich im Lehnſeſſel an einer praſſelnden Heerdflamme, noch immer ziemlich ſchweighaft, aber wie es ſchien, ganz zufrieden mit der neuen Behauſung in dieſem von der Welt abgeſchnittenen Erdwinkel, wo Niemand ſie kannte, und Niemand alſo auch von ihrem ſchmachvollen Ruckzug von Bechenburg eine Ahnung haben konnte.

Die nothigſten Vorbereitungen fur die erſte Nacht nahmen den Reſt des Abends fort. Als Bernhard am andern Morgen ſich erhob, um an die Einrichtung des Zimmers zu gehen, das er ſchon den Abend vorher fur ſich ausgewahlt hatte, fand er Lene darin beſchaftigt, den Fußboden zu ſcheuern, die Ranken vor dem Fenſter zuſammen zu flechten, welche zu uppig es uberwucherten und eine Reihe von Blumenſcherben mit Monatsroſen, die ſie hinter dem Hauſe auf dem Baumhofe ſtehend gefunden, uber der Fenſterbank aufzuſtellen. Bernhard hatte nur noch Tiſch und Stuhle zurecht zu ſchieben und ſeine Bucher zu ordnen und er war im Beſitz eines ſo freundlichen Studierzimmers, daß er die hohen und etwas wuſten Raume auf Bechenburg gern entbehrte.

Nachdem nun noch Frau Margreth eine Ziege und eine Katze ſich angeſchafft, auch fur den Einkauf der nothigſten Vorrathe geſorgt hatte, war die kleine Familie eben ſo vollſtandig inſtallirt, als mit der Beſchaffenheit ihrer neuen Heimath zufrieden.

Eilftes Kapitel.

Die einzigen Perſonen des Ortes, mit welchen Bernhard hoffen durfte, einen Verkehr anzuknupfen, waren der Pfarrer und der gnadige Herr oben auf dem Schloſſe. Der Erſtere war ein guter freundlicher Mann, aber in ſeiner Einſamkeit etwas verbauert, ſo daß ſich mit ihm keine Beruhrungspunkte finden ließen; dagegen war Herr von Kraneck der leutſeligſte Mann, der je in der ſtattlichen und im Innern mit einem großen Aufwande an ſchwerfälliger Pracht ausgebauten Burg Hohenkraneck da oben gebauet haben mochte; und da er an dem jungen Fremden die zwei unſchätzbaren Eigenſchaften entdeckt hatte, ſeinem Vikarius die Meſſe dienen zu können, wenn dieſer Sonntags in der Hauskapelle fungirte — es war immer eine große Noth um ein dazu paſſendes Subjekt eben geweſen, ſeit der Sohn des Freiherrn als Kammerherr am Kurfürſtlichen Hofe ſich aufhielt — und ferner ein geſchickter Partner für eine Parthie L'hombre zu ſeyn, womit ſich Herr von Kraneck die Abendſtunden ſchon lange gern vertrieben hatte, wäre nur Jemand da geweſen, der es verſtanden, — war er die Gefälligkeit und Freundlichkeit ſelbſt.

Er ſaß einige Tage, nachdem Herr Gerhards ſich mit der gehorſamſten Vorſtellung des Fremden Herrn beehrt hatte in einem Lehnſtuhl am Fenſter ſeines hohen Wohnſaales, und ſchaute auf das reizend ſchöne Thal mit ſeinem Kranze dichtbewaldeter Berge vor und unter ihm hinaus, über welches ſeine Blicke jetzt ſo oft geſtreift, um von ganz bedeutender Langeweile geſättigt zurückzukehren. Ihm gegenüber auf einer Chaise longue ruhte ſeine Gemahlin, eine Dame, die nahe an den Sechzigen war; klein, ſtark, aber fein gebaut und zierlich in allen Bewegungen. Sie hatte eine Stickerei vor ſich, in welcher ſie, mit großer Ruhe von Zeit zu Zeit einen Stich anbrachte, eben ſo ſchweigſam wie ihr Gemahl, mit der Ausnahme, daß ſie zuweilen ein freundliches Wort ihrem dicken Mops zuflüſterte, der neben ihr wie ein Igel zuſammengerollt in der Ecke der Polſter lag und bald in tiefem Schlafe befangen ſchien, bald ganz lebendig mit dem Kopfe auffuhr, wenn ihm eine Fliege um die Naſe ſummte, mit den klugen Augen blinzelte und augenſcheinlich dann die wichtige Frage im ſtillen Gemüthe wälzte, ob mit glücklichem Erfolg danach zu ſchnappen ſei oder nicht.

Der Freiherr nahm eine ſchwere goldne Doſe, klopfte mit dem Finger daran und öffnete ſie; dann erhob er ſich, trat vor die Dame hin und ſprach, indem er ſein ſchwarzes Sammtkäppchen von den kargen ſchneeweißen Locken nahm:

— „Ma chère, peut-je vous offrir une prise de tabac?“ —

Die Dame tunkte zwei ihrer zarten kleinen Finger, an deren einem ein Rubin glänzte, in die dargebotene Doſe und verſetzte:

— „**Mon cher, tout ce qui vient de vous ne peut-être qu' agréable.**“

Der Mops dankte durch ein freundliches Geklaff für die Aufmerkſamkeit, welche ſeiner Gebieterin wurde.

Dieſe Scene wiederholte ſich mindeſtens jede halbe Stunde an jedem Abend, den Gott kommen ließ. Die guten Leute hatten ſich über Freud und Leid, das ſie nun ſeit langen Jahren treu mit einander getragen, vollſtändig ausgeſprochen. Es war alles in Vertrauen auf Gott und mit Dankbarkeit ertragen oder angenommen und nun mit der Zeit dahingeſchwunden; und wenn auch ein Leid geblieben war, die Langeweile nämlich, ſo hatten ſie ſich dieſelbe doch ſehr erträglich gemacht, indem ſie von Zeit zu Zeit durch dieſe freundliche Anrede gegenſeitig ihre fortdauernde Theilnahme für einander an den Tag legten.

Für heute aber war das Geſpräch damit nicht beendigt. Als der Freiherr wieder Platz genommen hatte, ſagte er:

— „Es iſt ein recht angenehmer Menſch.“

— „In der That, recht angenehm,“ erwiederte Frau von Kraneck.

— „**Beaucoup de modestie.**“

— „Er hat ſehr viel Beſcheidenheit,“ fiel die Dame ein.

— „Ich finde, daß dieſe Eigenſchaft eine ſehr ſchätzbare ſey!“ —

— „**Assurement!**“

— „Erlaubt ma chère amie, daß wir ihn ein für alle Mal des Abends zur Tafel hier behalten?“

— „**Tout comme il vous plaira, mon cher.**“

Hätte Bernhard, der in dieſem Augenblicke eines Zuwachſes an innerer Weihe wohl bedurfte, dieſe Aeußerungen des Wohlwollens für ihn angehört, ſie würden ihn gewiß innig gerührt haben. Er ſaß oben an der Waldkapelle, die über dem Schloſſe am Abhange eines Berges lag und blickte dort bald in die ſcheidende Sonne, bald in den ſtillen Raum hinter ihm. Durch eine Thüre, deren obere Hälfte aus bloßen Gitterſtäben beſtand, fiel der Schein auf den ſtaubigen Altar im Hintergrunde des kleinen Gotteshauſes; der alte Schrein war mit Spinnengeweben überzogen, in denen gelbe Ulmenblätter, vom Winde durch die zerbrochenen Fenſter hineingeweht, ſich im Luftzuge wiegten. Ein Bild an der einen Wand war unkenntlich ſchwarz geworden; dem heiligen Aegidius, der aus Holz geſchnitzt ihm gegenüber ſtand, fehlte Kopf und Arm und man hätte auch ihn nicht mehr kennen können, wäre nicht noch das Reh da geweſen, das ſich vertrauend an ihn ſchmiegte. Einige Bänke lagen wirr über einander geworfen, eine zerfetzte Fahne lehnte in der Ecke neben dem ausgetrockneten Steinbecken, das früher das geweihte Waſſer enthalten hatte; das Ganze war die ſchönſte Staffage für eine rührende Oſtereier-Erzählung.

Bernhard hatte ſich früher herzlich über die Entdeckung einer ſolchen poetiſchen Waldklauſe gefreut, jetzt überblickte er mit einer ſtumpfen Kälte die zerſtörte Stätte. Seine Gedanken waren in eine wilde Irre davon gezogen und fühlten einen Eckel vor Allem, auf dem ſie früher ſo gern gehaftet. Wie die Sonne, die ſo leuchtend ſtolz den blauen Himmel ſich entlang gewiegt und jetzt ſo blutend verſank, ſchien ihm alles Sein, ein wunderbares und unendlich trauriges Gemiſch von Luſt und Schmerz, das wie von einem Urwelthohne, von einem ſchöpferiſchen Behagen an Teufeleien zuſammengeſchmolzen; ein ewiges Ringen nach ſtolzem und frohem Aufſchwung, ein ewiges Niedergeſchleudert- und Zertreten-Werden gleich darauf; die Natur hatte nur einen Ton, nur eine Sprache mehr für ihn, ein Nachtigallenlied, worin die fröhlichſten keckſten Wirbel von einer bis zum Sterben ſchwermüthigen Stelle überwältigt und niedergedrückt werden; und dieſes räthſelhafte Gemiſch von Luſt und Schmerz, von Kraft, die im nächſten Augenblick ohnmächtig wird, von Jämmerlichkeit, die unverſehens beim nächſten Sonnenſchein einen prunkenden Pfauenſchweif auseinanderſchlägt, erbitterte ihn, reizte ihn zu einem unverſöhnlichen Grollen jetzt — er kannte ſich ſelbſt nicht mehr. Er ſtreckte mit geballter Fauſt den Arm aus, wie, um zu prüfen wie viel Kraft in ihm wohne; er ließ krampfhaft die Muskeln daran aufſchwellen, als gelte es ein Gladiatorſpiel mit einem nahenden Feinde zu beginnen; und das Gefühl, daß die Natur eine Stärke hineingelegt habe, mit welcher er zufrieden war, hatte, zum erſtenmal in ſeinem Leben, etwas Angenehmes, Beruhigendes für ihn. Seine Augen bohrten blitzend ihre Blicke in einen Punkt der Ferne ein.

Sein Gemüth war tief wie ein See; es war ſpiegelglatt geweſen wie ein See, bis vor wenig Tagen; eine klare Fläche, über welcher die azurblauen und hellrothen duftigen Farbenſtreifen lagen, welche ſtille Luftſtromungen und die ſachten Züge der Wolken daruber werfen; aber jetzt war ein Blitz hineingeſchlagen, es ſturmte, es wogte in ihm und mit einem zornigen Behagen tummelte ſich der Leviathan durch dieſe Wogen — die Leidenſchaft.

Der Abend ſank immer mehr hinab; die Sonne war geſchieden und an ihrer Stelle flammte uber dem Bergſattel im Weſten eine dunkle Glut, wie ein gewaltig loderndes Oſterfeuer. In dem grauen Thurm im Dorfe wurde die Abendglocke gelautet. Ein langer Nachhall noch, der durch die Ulmenwipfel uber der Kapelle zu ſummen ſchien, und die Stille kehrte zuruck; dafür fing der Wind ſtarker in den Zweigen zu rauſchen an. In dem Dorfe unten, in den einzeln und zerſtreut auf den Halden umher liegenden Hauschen flatterten Lichter an und ſchoſſen zuckende kleine Strahlenpfeile durch das Grun ihrer Baumhofe; Bernhard gerade gegenuber, auf einem jenſeits ſchwellenden Bergabhang lag eine Hutte, deren Thure offen ſtand; er ſah das lodernde Heerdfeuer im Hintergrunde; zuweilen bewegte ſich eine dunkle Geſtalt davor; dann eine Zeitlang raſch nacheinander zwei Kinder, die umher zu tanzen ſchienen, bis die Mutter den Milchtopf darüber hing; ein gebuckt ſchreitender Mann kam und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl hart daran. Es war ein freundliches Bild, das durch die grellen Kontraſte von Finſterniß und Licht einen traumhaften Anſtrich bekam.

Es wurde vollige Nacht umher, aber eine milde und mondhelle; hinter Bernhard, in einem morſchen Stander der Kapelle, begann ein Holzwurm zu ticken; ein Wieſel ſchlich durch das Gras und hupfte in langen Satzen an ſeinen Fußen voruber; aus dem nachſten Gebüſche tonte das leiſe Grunzen eines Igels. Dann wieder Alles ſo ſtille rings, daß das Sauſeln der welken Blatter an den Digitalenſtammen horbar wurde, die uber einen Schutthaufen an der Mauer aufgeſchoſſen waren.

In Bernhards Seele ward es ruhiger; die fruhere Stille ſeines Gemuthes voll Ergebung, voll Glauben und auch voll jenes vergeiſtigten Aberglaubens, der in allen tieferen Karakteren irgend ein Fleckchen findet, wo er Wurzeln ſchlagen und ſeine ſeltſamen lianenhaften Ranken treiben kann, kehrte in ihm zuruck. Nach und nach erfüllte ihn ſeine eigne unreife und kindiſche Philoſophie, die ihm eben noch mit den zornigen Thränen, die er nicht weinen konnte, die Bruſt zu verſprengen gedroht hatte — mit demſelben Eckel, den er vor allen früheren Gegenſtänden ſeiner liebſten Gedanken gefühlt hatte, als ſie ihn beherrſchte. Er ſaß eine Zeitlang, die Stirn in ſeine Hand ſtützend; dann ſchloß er die Augen, legte den Kopf auf die Lehne der hölzernen Bank zurück und ſeufzte kaum vernehmlich: „O Licht! o Liebe! o Licht!“ —

Er mochte eine Stunde ſo gelegen haben, als er ſich von einem warmen Athem angehaucht fühlte. Als er emporfuhr, ſah er eine Geſtalt einige Schritte weit von ihm ſich bewegen, die jetzt näher trat:

— „Herr Bernhard,“ ſagte ſie, „die Mutter ſchickt mich, nachzuſehen, wo Ihr ſo lange bleibt.“

— „Lene, — Mädchen, biſt Du da?“

— „Es iſt ſpät, Herr,“ verſetzte Lene mit einiger Bewegung in ihrer Stimme; „Eu'r Eſſen wird kalt.“

— „Standeſt Du eben nicht dicht neben mir?“

— „Wer, ich?“ ſagte ſie, und ſprang ohne weitere Antwort den Bergpfad hinab.

Bernhard folgte ihr ſchweigend. Als ſie einige hundert Schritt gegangen waren, ſahen ſie am Eingange eines kleinen Fichtengehölzes, durch welches der Fußweg führte, einen Menſchen auf einem gefällten Stamme ſitzen.

— „O Gott!“ ſchrie Lene leiſe auf und blieb ſtehen.

— „Was iſt Dir, Lene? fürchteſt Du Dich?“

— „O nichts, Herr,“ ſagte ſie und ſchritt zögernd hinter Bernhard her. Der Fremde blieb ruhig ſitzen als ſie an ihm vorübergingen, und murmelte ein tonloſes „guten Abend.“ So viel Bernhard erkennen konnte, war es eine etwas zigeunerhafte Figur.

— „Wo bleibt Ihr Beide ſo lange draußen?“ ſagte Frau Margreth, die in dem Gärtchen vor ihrem Hauſe auf einem Feuerſtübchen hockte und in den mondhellen Abend hinaus ſchaute. — „Mußt Du Dich auch draußen umtreiben in dieſer Nachtſtunde, Lene?“ —

— „Ich ſollte ja gehen und nachſuchen, wo Herr Bernhard ſo lange bleibe,“ ſagte Lene und ging raſch, ohne eine Antwort abzuwarten, in's Haus.

— „So? davon weiß ich nichts!“ —

— „Aber, Mutter, denkt Ihr denn gar nicht an die kühle

Nachtluft; wir ſind weit im Herbſt; und der Mondſchein hat Euch nie gut gethan," ſagte Bernhard und faßte die Mutter am Arm um ihr das Aufſtehen zu erleichtern.

— „Ich wollte ſehen, wo Ihr bliebet;" verſetzte Margreth; „es wurde mir auch ſo wunderlich zu Muthe, allein im Hauſe.

Er nahm das Feuerſtübchen auf und ſie ſchritt, von ihm unter dem Arm gefaßt, der Hausthüre zu.

— „Habt ein Aug' auf Lene, Mutter," ſagte Bernhard leiſe; „es ſaß unterwegs ein Menſch unter den Fichten, der mir wie ein Scheerenſchleifer vorkam; ſie ſchien ihn zu kennen."

— „So, iſt das Geſindel wieder da? nun will ich ſie ſchon hüten."

Lene war die Tochter eines Scheerenſchleifers, das heißt, ſie gehörte einem Volksſtamme an, der ſich damals vagabundirend viel in Weſtphalen umhertrieb und denſelben Erwerb hatte, wie die Zigeuner, mit welchem Volke er verwandt ſchien, obwohl ein weniger ſchmutziges, auch minder fremdartiges und orientaliſches Aeußere ihn vortheilhaft von denſelben unterſchied. Man nannte ſie Scheerenſchleifer, weil die Männer, wenn ſie wegen eines Diebſtahls oder wegen unverſchämter Bettelei zur Unterſuchung gezogen wurden, behaupteten, in irgend einem Winkel der Welt einen Scheerenſchleiferkarren ſtehen zu haben, mit welchem ſie ihren Unterhalt ſuchten, und auch einige Wenige in der That ein ſolches Geräth mit ſich führten. Sie waren, wie geſagt, reinlicher und anſtändiger, als die Zigeuner, ihre Geſichtsfarbe, wenn auch dunkler als die der Landeseinwohner, doch weniger kupferbraun als die Jener; ihre Tracht unterſchied ſich von der der Bauern durch größere Nettigkeit; die Männer waren kenntlich an Jacken mit zwei Reihen dicht aneinander geſetzter kugelrunder Silber- oder häufiger Zinnknöpfe, und deuteten ſo auf einen magyariſchen Urſprung. Sie lebten unter einem, ich weiß nicht ob gewählten oder durch Erbfolge eingeſetzten Oberhaupt, das die Bauern den Heidenküſter nannten und der regelmäßig der pfiffigſte und verſchlagenſte Burſche war, der je Handſchellen getragen hat, verwegen und tollkühn, daß alle Bauern ſeinen Requiſitionen an Lebensmitteln und Geld ſich ſchweigend unterzogen, und die damals durch Armenvögte ausgeübte Polizei ſich wohl hütete, ihm in den Weg zu kommen. Er war zugleich der Oberprieſter des Stammes und gab z. B. den nach Belieben wieder auflösbaren Ehen ſeine Sanktion, indem er das Brautpaar über ſeinen ausgeſtreckten Stab ſpringen ließ. Jetzt iſt dieſer Stamm faſt ausgeſtorben und Niemand hat der Mühe werth gehalten, über ihre religiöſen Anſichten und über ihre Sprache ſichere Notizen zu ſammeln. Ich erinnere mich nur noch, daß ihr letztes Oberhaupt den romantiſchen Namen Baromantho führte.

Lene war die Tochter eines ſolchen Scheerenſchleifers, der vor ihrer Geburt auf eine gewaltſame Art ums Leben gekommen war. Ihre Mutter hatte oft Wohlthaten von Frau Fahrſtein empfangen und als ſie auf dem Boden eines Schaafſtalls auf offener Heide im Sterben lag, einem Paar vorübergehender Bauersleute aufgetragen, ihr achtjähriges verlaſſenes Kind der Frau Fahrſtein zu bringen; die werde ſich ja wohl ſeiner erbarmen. Frau Fahrſtein mußte ſich nun freilich der Waiſe erbarmen, auch wenn ſie keine Luſt dazu gehabt hätte. Aber das Mädchen war hübſch, anſtellig und verſprach eine geſchickte und thätige Gehülfin zu werden. So zog Margreth ſie denn groß, hatte nun und dann auch wohl einen kleinen Aerger an ihr, wenn Lene z. B. laut aufjauchzend jeder Vagabundenſchaar entgegenlief, die ſie von fern über Land ziehen ſah, oder wenn ſie über irgend einen Anlaß ſo in Zorn gerieth, daß die kleine Heidenrange blau und roth im Geſichte ward, war aber im Ganzen mit ihrer Adoption ſehr zufrieden. Margreth führte eine ſtrenge und ſcharfe Zucht; doch als ſie heranwuchs, bedurfte Lene dieſer nicht mehr; ſie ward ſtille und in ſich gekehrt, machte mit einer großen Leichtigkeit und Raſchheit ihre Geſchäfte ab, wie ſie auch in der Schule allen andern Kindern zuvorgekommen war und gab Margreth nie den geringſten Anlaß zur Klage mehr. Sie mochte jetzt zwanzig Jahre alt ſeyn, und war nicht ſehr groß geworden, aber ſo hübſch, daß alle Dorfſchönheiten mit großer Befriedigung ſahen, wie ſie ſich nie in ihre Kreiſe miſchte und von allen Tanzereien, Hochzeiten und andern Zuſammenkünften fern blieb. Die jungen Burſche machten ſtill ein Spalier, wenn ſie aus der Kirche kam, um gerades Weges wieder nach Hauſe zu gehen; Keiner hatte recht den Muth ſie anzureden; ſie konnte ſo verzweifelt ſtolz mit ihren kohlſchwarzen ſchmalgeſchlitzten Augen drein funkeln; erſt wenn ſie die Klinke des Kirchhofpförtchens ſchon in der Hand hatte, ließen ſie ihren witzig ſeyn ſollenden Bemerkungen über jene freien Lauf.

Woher ſie den großen zigeunerhaften Mann kennen könne, der am Eingange des Fichtenwäldchens ſaß, begriff Bernhard nicht; freilich, er konnte ſich auch geirrt haben und ihr leiſer Schrei nur der einer unwillkührlichen Furcht geweſen ſeyn. Aber einige Tage nachher, als er noch ſehr ſpät in ſeinem Zimmer über ſeinen Büchern ſaß, ſah er plötzlich einen langen Schatten an der Wand ihm gegenüber auftauchen und raſch entlang gleiten. Er fuhr auf, öffnete das Fenſter und ſteckte den Kopf in's Freie; an der andern Seite des Hauſes klirrte ebenfalls ein Fenſter; nur Lene's Kammer lag dort hinaus. Bernhard ſprang nun über die niedre Brüſtung in den Baumhof und ſchritt um die Hausecke; aber Alles war ſtill hier und das Geräuſch, welches er vernommen, ſchienen die Aeſte der Apfelbäume gemacht zu haben, die dicht am Hauſe ſtanden und ſich im Nachtwinde bewegten; ſie waren wahrſcheinlich mit den Spitzen der Zweige an die Scheiben gefahren.

Zwölftes Kapitel.

Wunderbare Stimmungen, welche früher noch nie berührte Saiten in uns anſchlagen und uns ſelbſt zum erſtenmal deren Daſeyn ankündigen; Träume, Launen, Einfälle und Eindrücke paradoxer Art — wer hat, wer kennt ſie nicht, in wem bilden ſie nicht die leichten Truppen, welche um den Kern ſeiner Gedanken ſchwärmen, die Schmetterlinge, die Maikäfer oder „Grillen,“ welche um die eigentlichen fruchtbringenden Blüten ſeiner Seele flattern? Auch Bernhard hatte ſie; aber mit dem Unterſchiede von andern Sterblichen, daß ſie mit einer Hartnäckigkeit ſich in ihm feſtſetzten, welche ihn unter dem Einfluſſe einer fixen Idee leidend erſcheinen laſſen konnte, eine Gewalt über ihn ausübten, welche Jedem unbegreiflich geweſen wäre, der an das wache Geſchäft des Werktags gewieſen, keine Zeit zu dem müßigen Wolkenzug und Mückenflug Beobachtungen eines poetiſchen Gemüthes hat und keine andre Nacht kennt, als die, welche der Nachtwächter ausbläſt.

Bernhard war nicht damit zufrieden, wie ein holländiſcher Fiſcher die eßbaren Geſchöpfe einzufangen, welche an die Oberfläche der See und in ſein Netz gerathen; er mußte tiefer hinab in das Meer des Lebens, oft ein verzagender Taucher, aber wie von einem Zauber nach unten gezogen. Er ſpähte in den Abgrund und nach all' den wunderbaren ſchönen oder ſchrecklichen Bildungen und Kreaturen der Tiefe, der farbenglühenden Korallenwelt und dem eckelhaft zappelnden Gewürm. Er ſchauderte vor dieſer unergründlichen finſtern Region des Daſeyns — ſeines eignen Daſeyns. Ja, in ihm ſelbſt ſah er dieſen Abgrund, ahnte, fühlte das wirre Treiben aller jener wunderbaren Dinge und Geſchöpfe darin, und erſchrack vor dieſem fremden Leben in ſeinem eigenen Innern.

Er gehörte zu den wenigen Menſchen, welchen nichts ſo gering und unſcheinbar auf der Welt iſt, deſſen urſprüngliche Schönheit ſich ihnen nicht auch im Glanze und Glücke ſeiner Urform, ſeiner Harmonie mit ſeiner ewigen Beſtimmung zeigte; nichts war ſo verachtet und gemein, das ſich ihm nicht unwillkührlich enthüllte in ſeiner ewigen Natur und Schönheit, frei von der Sünde. Auf der andern Seite war nichts ſo glänzend und am Lichte prunkend, an dem die Fühlhörner ſeiner Intuition und ſeines Zartgefühls nicht die wunde Stelle ausgefunden, nichts ſo groß, deſſen innere Hohlheit er nicht geahnt, durchſchaut hätte. Würde das Leben ihm Purpurteppiche auf dem Chore ſeiner ſchönſten Kathedrale ausgebreitet haben, um ihn zum Könige zu krönen, — er hätte durch den Scharlach und die Gewölbe in die düſtre Gruft darunter blicken müſſen, wo man die Könige begräbt. Dieſes unwillkührliche Bewußtſeyn des „Abgrunds“ im Leben machte ihn traurig; er hätte bitterlich weinen können, wenn er die Philiſter ſo fröhlich und unbeſorgt jubeln und zechen ſah, und dachte, wie wenig es eines Simſon bedürfe, um die Säule, welche ihren Saal trug, wegzureißen und ſie alle unter dem Schutte zu begraben.

Hiermit hing auf der einen Seite die feſte und gläubige Religioſität ſeines Karakters zuſammen; es war damit ſeinem Gemüthe die Offenbarung des Grunddogma's des Chriſtenthums, des von einer Urſünde nämlich, gegeben — in dem übrigens eine tiefere Weisheit liegt, als unſre Philoſophie ſich träumen läßt. Auf der andern Seite nährte dieſe Gemüthsrichtung eine ſolche Schaar jener Grillen und träumeriſchen Stimmungen, daß daraus nothwendiger Weiſe ein Hemmniß für die Friſche ſeiner Thatkraft entſprang und jeden Augenblick die Energie ſeines Wollens in eine neue Feſſel gerieth. Er fühlte dieſen niederdrückenden Einfluß, den die Urſünde, die innerliche Zwietracht und Geſpaltenheit der Welt und der unter ihr und ihm klaffende Abgrund auf ſein immer beſchaulicher werdendes Gemüth übten; und wie chriſtlich, ja ſcrupulös kirchlich es auch war, ihm ſchwebte doch ein anderes Ideal vor, eine ungebrochenere Welt, in welcher auch er in ſich ungetheilter, ungebrochener, eines geſunden und kräftig nach Außen wirkenden Daſeyns freudiger geweſen wäre. Die Heimath ſeiner liebſten Gedanken war das glühende, blühende Heidenthum; und wenn er ſinnend die Wimper ſchloß, lag vor dem Auge ſeines Gemüths die tiefblaue See der Hellenen da, von dem klaren Himmel Ioniens überwölbt, und die leuchtenden Säulenſchäfte der Göttertempel von den Vorgebirgen wiederſpiegelnd: er ſah die Weiſen jenes Volkes, unter den Hainen des Iliſſus wandelnd, edle Geſtalten, denen der Gedanke eine ſtille Verklärung gegeben — ſinnend und heiter, nicht grübelnd und ruhmlos; die Söhne, nicht die Findlinge der Natur.

So mit ſeinen Träumen und Phantaſien im Alterthume verkehrend, war das Mittelalter ihm eigentlich eine fremde und deßhalb deſto ſonderbarere Welt, die wieder den eigenthümlichen Reiz des Neuen, Fremdartigen, das noch wie ein ungelöstes Räthſel vor uns liegt, auf ihn übte. Deßhalb war ihm ſtets ſo eigen zu Muthe geweſen in den Umgebungen des Stiftes, das Katharina bewohnte; die dunklen Kaſtaniengipfel, welche an die Abteikirche ſich lehnten, hatten anders über ihm gerauſcht, als andre Zweige und das blaue Gentian, das über dem Grabe eines alten Ritters aus den Spalten der Steinplatten aufgewachſen war, hatte ihn anders angeblickt, als das, welches auf der Heide wuchs; dieſe ſteinernen Ritter an den Wänden, dieſe dunklen Kreuzgänge mit ihren ausgehauenen Wappen und langarmigen Heiligenſtatuen, dieſe ſtolzen in die Lüfte aufgewachſenen Domſäulen und Gewölbe, das Alles machte einen ſeltſam tiefen Eindruck auf ihn, als wenn es nicht dieſer Welt angehöre, ſondern eine Schöpfung für ſich ſey — ein verlaſſenes Denkmal einer unbegreiflichen Zeit von mährchenhafter Schönheit durch ihren ſtillen innerlichen Frieden, durch ihre Eintracht zwiſchen Gemüth und äußerer Kraft, zwiſchen dem Menſchen und ſeiner Seele.

Mit ihrer ſtillen Innigkeit, mit ihrer ſinnigen Ruhe, ja mit ihrem Aeußeren und jener fremdartigen Tracht, welche ſo gut zu dieſen Räumen paßte, war ihm Katharina wie der Genius der Welt vorgekommen, die ſich in dem alten Stifte ſo poetiſch ausgeprägt hatte. Es lag etwas ſo friedlich Umgrenztes, ariſtokratiſch Gehaltenes, Leidenſchaftloſes in ihrer Erſcheinung, daß ihn dünkte, in ihr habe die mährchenhafte Schönheit jener draußen verſchollenen Welt ein neues Leben bekommen. Wenn ſie vor ihm ſtand und die gothiſche Letterſchrift um ein ſchlummerndes Ritterbild ihm deutete, wenn ſie eine ihrer wunderbaren Legenden erzählte, oder die krauſe Schrift eines alten Pergamentbuches enträthſelte, um aus den melodiſch klingenden Verſen eine ſeltſame Geſtalt nach der andern vor ihm aufſteigen zu laſſen, dann ſchien es ihm, als ob dieſe Gebilde nicht von ihrer Phantaſie aufgeſucht und herbeibeſchworen wurden, ſondern als wenn ſie ſelber eine Schweſter zu ſuchen kamen, welche ſie zurückgelaſſen, als ob die Engel der Legende ihre Flügel um ſie ſchlugen, um ſie als ihr Eigenthum, als die Geweihte ihrer Heimath in Anſpruch zu nehmen. Er ſah in der weißen Binde ihrer Stirn das Zeichen eines erhabenen Prieſterthums; und die ſchwarzen Falten ihrer Ordenstracht bedeckten, glaubte er, eine Bruſt und ein Herz, in welchem der Gedanke einer andern Zeit ſich ein ſtilles Reich gegründet.

Und nun hatte er ſie geſehen, gerade in dem Augenblicke, als ſeine einzige und letzte Hoffnung war, ein Aſyl in dieſem friedlichen Reiche zu finden — im bunten Jagdkoſtüm, im frivolen Aufputz, zwiſchen rothröckigen gallonirten Kavalieren kokettirend — wie er im Zorne es nannte, — um aus der unmenſchlichen Hetze eines armen friedlichen Thieres Vergnügen zu ſchöpfen! Die Prieſterbinde war von ihrer Stirn geriſſen. Und doch liebte er ſie, mit einer Leidenſchaft, welche ihm jetzt erſt zum Bewußtſeyn wurde, und ihm die Entfernung und den Aufenthalt in ſeinem abgeſchiedenen Thal oft unerträglich machte. Kein Wunder, daß aus dieſen Gefühlen der Enttäuſchung, des Schmerzes, des Verlangens und einer Sehnſucht, die ihn oft zu zornigen Thränen des Trotzes gegen ſich ſelbſt brachte, Gedanken, Stimmungen und „Grillen“ in ihm aufſtiegen, welche, wenn je, jetzt ſeine Thatkraft lähmten, und ihn zurückhielten in ſeinem abgeſchiedenen Thal und ſeinen Träumereien! —

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

— „Nein, Gnaden Papa, das thu' ich durchaus nicht,“ ſagte Johannes.

— „So laß es bleiben, Junker!“ verſetzte mit verbiſſenem Zorne Herr von Driesch, die Worte zwiſchen den Zähnen murmelnd. Dann ſtürmte er eine Weile im Zimmer auf und ab.

— „Nun, ſo zieh' nur weiter, was Du willſt, mein Sohn“ — ſagte Herr von Driesch, plötzlich beſänftigt, und ſetzte ſich wieder, Johannes gegenüber, an den Tiſch, der ein Schachbrett mit aufgeſtellten Figuren trug. Johannes that einen Zug; Herr von Driesch gleich nach ihm; nun Johannes wieder, jedoch mit größerer Ruhe, als ſein Vater; Johannes war ein mittelmäßiger Spieler, aber es gelang ihm trotz dem, zuweilen eine Partie zu gewinnen, weil Herr von Driesch bei all' ſeinem feinen Spiel doch viel zu haſtig war, um ſich nicht bedeutende Blößen zu geben. Sah er nun, daß Johannes dieſe benutzte, ſtatt irgend einen andern Plan zu verfolgen, ſo war dieſer ſehr geneigt, ſeine väterliche Autorität in's Mittel zu legen, und dem Junker den Zug anzubefehlen, der ihm ſelber am Vortheilhafteſten war. Johannes behauptete dagegen mit größter Standhaftigkeit, das vierte Gebot gehöre nicht in's Schachſpiel und wartete ruhig ab, bis ſein Vater nach einem leichten Zornanfall ſich wieder beſänftigt hatte, und dann deſto ruhiger weiter ſpielte. Denn Herr von Driesch war gutmüthig genug, ſobald ſein Zorn verraucht war, und ein Hagel von Scheltworten über irgend ein ſchuldloſes Individuum ausgegoſſen hatte, ſich ſelber für einen höchſt komiſchen und unendlich ſpaßhaften Herrn zu halten und ſich von ganzem Herzen auszulachen. Ihn in ein und demſelben Augenblicke auf's

Grauſamſte ſchimpfen und in ein lautes Gelächter ausbrechen zu hören, war nichts Ungewöhnliches. Am Schlimmſten war freilich mit ihm umzugehen, wenn er im Schachſpiel verloren hatte; er ſpielte mit leidenſchaftlicher Aufregung, und wurde er am Ende auf eine ſeinen Ehrgeiz demüthigende Weiſe geſchlagen, ſo war er fürchterlich.

Das Spiel dauerte fort. Johannes ſpekulirte ſchweigend; Herr von Drieſch mit den mannigfaltigſten Ausrufungen, halben Citaten und Gedankenſtrichen dazwiſchen: „mach', mach', voran, Du träumſt, Junker; ſo? aha, — ſo ziehſt Du — **eheu fugaces** — nun will ich dieſen Springer auf dieß ſchwarze Feld — **quatit ungula campum** — nein, dieſen Thurm will ich — halt — 'mal — **quadrupedante sonitu**, der Springer ſoll doch vor; ſo, nun Du wieder, flink, Junge!" —

— „Ja, ja, Papa, nur Geduld — nur Geduld!" ſagte Johannes gedehnt. Er zog. Herr von Drieſch wurde ſtiller nach dieſem Zuge; er kaute heftig an der Spitze ſeiner langen irdenen Pfeife, zog dann eine ſehr große Wolke Rauchs auf, die er mit Lippen und Athem nachhaltig heftig von ſich ſtieß und muſterte, bald hierhin, bald dorthin das Auge ausſendend, den Stand, die Hülfsquellen und die Verluſte ſeiner Heeresmacht; ſie war augenſcheinlich von einer empfindlichen Schlappe bedroht, deren Abwendung alle Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart des leitenden Feldherrngenies verlangte.

— „Junker, wirſt Du mir die Königin" — knack, — die Pfeifenſpitze brach zwiſchen ſeinen Zähnen ab; in einem anderen Augenblicke wäre der ganze Rauchapparat nicht ſicher geweſen, zur Strafe dafür an die Wand zu fahren und in tauſend Stücke zu zerklirren; jetzt ſpuckte Herr von Drieſch ganz ſanft die Splitter aus, und ſann weiter. Er zog. Johannes zog auch, und fing an, leis ein Stücklein zu pfeifen, wobei er auf der Stirne einige Hautfalten ſich kräuſeln ließ, welche er nach Gefallen langſam in die Höhe und wieder herunterrollen laſſen konnte, was die ganz unbezweifelte Anmuth ſeines Geſichtes um ein Bedeutendes erhöhte, und einen Eindruck machte, als wenn ein gewiſſes achtbares und nützliches Geſchöpf, bald das eine ſeiner langen Ohren vor, das andere zurück, bald jenes wieder zurück und dieſes vor ſchlägt, was eben ſo dienlich zu ſeinem Zeitvertreib, als paſſend zu einem entſprechenden Ausdruck innerer Heiterkeit ſeyn mag. — „Schach!" ſagte Johannes. —

Noch ein Zug und Johannes ſtellte ſein Pfeifen ein, ſtand auf, ſchob den Stuhl an die Wand und ging zur Thüre hinaus.

Herr von Drieſch ſah ihm verwundert nach: „Wo willſt Du hin, Junker?“

Johannes antwortete nicht; als er aber draußen ſtand, ſteckte er den Kopf wieder durch die Thüre und lächelte mit einem Ausdruck unendlicher Pfiffigkeit:

— „Gnaden Papa,“ — ſagte er.

— „Ha?“

— „Matt!“ — rief Johannes mit Nachdruck, ſchlug die Thüre hinter ſich zu, ſtürzte die Treppe hinunter, um ſich in Sicherheit zu bringen, und fand für gut, auf der Stelle eine kleine Tour mit dem falben Fritz in's Freie zu machen.

Die Zornausbrüche, welche Herr von Drieſch auf jenes Donnerwort folgen ließ, hat Niemand belauſcht; man konnte zwar im ganzen Hauſe und auch in einer nicht zu weiten Entfernung draußen ganz vernehmlich ein Rumoren hören, welches aus dem Innern ſeiner Gemächer drang, aber die Domeſtiken waren daran gewöhnt und achteten nicht darauf. Als nach einer guten halben Stunde Jemand in ſein Zimmer trat, ging er auf und ab, eine andere Pfeife im Munde und mit den Fingern Bewegungen machend, als ob er Verſe ſkandire.

Dieſer Eintretende war der Hausgeiſtliche des Gutsherrn, ein ſtarker Mann von mittlerer Größe mit einem vollen und freundlichen Geſichte, das übrigens nichts hatte, was ein Vorurtheil für oder wider ſeinen Beſitzer erweckt hätte, wenn nicht allenfalls einen Ausdruck von Wohlwollen und Heiterkeit, der ſelten in ſeinem einfachen und ruhigen Leben getrübt ſeyn mochte. Er hatte übrigens eine nicht gar zu angenehme Stellung bei Herrn von Drieſch, der in ihm, als einem ſtudirten Manne, fortwährend Theilnahme und Verſtändniß für ſeine gelehrten Beſchäftigungen vorausſetzte, und in ſein Geſpräch allerlei Citate, Anſpielungen und Mittheilungen miſchte, die der Vikarius nicht begriff, ſo, daß er einen Bock über den andern ſchoß. Doch war er ein ziemlich guter Lateiner und half ſich damit durch, ſo gut es gehen wollte; auch wußte er eine Menge „Leider“ Stücklein, wie er ſich ausdrückte, zu erzählen. Seine Predigten waren dagegen nicht viel nutz und Herr von Drieſch pflegte ihn, weil Niemand ſie anhören mochte, einen großen Kirchenleerer zu nennen.

— „Da ſind Kohlen im Komfort“ — ſagte Herr von Drieſch, und fuhr in ſeiner Beſchäftigung fort. Der Vikar hatte eine Tabakpfeife mitgebracht, aber aus Reſpekt bei'm Eintreten ausgehen laſſen bis ihm der Gutsherr erlauben würde, ſie wieder anzuzünden. Er legte nun eine Kohle auf den Meerſchaumkopf, rieb dieſen mit ſeinem Aermel glänzend und ſetzte ſich dann. Nachdem er eine Weile das Schachſpiel betrachtet, begann er mit den Fingern auf dem Tiſch zu trommeln.

— „Der gnädige Herr haben gewonnen!“ ſagte er freundlich. Herr von Drieſch blieb ſtehen, ſah ihn an, als ob er ſich verſichern wolle, daß dieß kein Spott ſei, und ſagte: ſieht Er nicht, daß ich dichte?“ — Er brachte ſeine und ſeiner Verſe Füße wieder in Bewegung.

Der Vikar ſtrich die Mancheſter-Beinkleider über ſeinen Knien glatt, nahm eines der Schachpüppchen und beſchaute es, ſah dann nach dem Kanarienvogel, der im Bauer an der Wand hing, nun auf das Stillleben ihm gegenüber und verſank endlich in die Anſchauung des gemalten Affen, der darauf höchſt poſſierlich in einen Apfel biß.

— „Die Aepfel ſind doch dieſes Jahr ſehr ſchlecht gerathen,“ ſagte er nach einer Viertelſtunde, ſeiner Langeweile nicht mehr Meiſter.

Der Mann der fruchtbringenden Geſellſchaft hatte andere Aepfel im Kopfe und antwortete nicht.

— „Ew. Gnaden, ich habe eben mit Anton geſprochen; es iſt doch in der That ganz wunderlich!“

— „Dummes Zeug!“ ſagte Herr von Drieſch, und ſkandirte weiter; dann blieb er ſtehen: „nun ſelah! nächſtens mehr!“ Er wandte ſich zu dem Geiſtlichen:

— „Was, Herr Vikar, ſagt Er, iſt denn ſo wunderlich?“ Man ſah, die Alexandriner ſummten ihm noch durch den Kopf.

— „Nun, Anton behauptet ſteif und feſt, er hätte es an den mondhellen Fenſtern hergleiten ſehen, geſtern Nacht, als er vom Anſtande zurückgekommen.“

— „Anton iſt ein Narr! habe ich deßhalb die Hexe aus dem Hauſe gejagt, um andere alte Weiber wieder zu bekommen?“

— „Ew. Gnaden, Anton hat ein ſcharfes Geſicht und nicht viel von Einbildungen zu leiden.“

— „Er iſt ſelbſt ein Narr, Vikarius: ich ſag ihm ein für allemal, ich will das dumme Geſchwätz von meinem Hauſe nicht mehr wiſſen.“

— „Man kann den Leuten den Mund nicht ſchließen. Mit dem Hütchen, das iſt doch gewiß, Ew. Gnaden.“

— „Den Mund nicht ſchließen? ich will ihn aber dem dummen Volke ſchließen!“ fuhr Herr von Drieſch auf; „ich will ſelbſt dieſe Nacht im Saal aufbleiben, und Gott ſteh' dem bei, der mir Spukereien darin macht!“

— „Ew. Gnaden ſelbſt? ich glaube nicht, daß das Ihr Ernſt iſt!“

Dieſer Zweifel an ſeinem Muthe brachte Herr von Drieſch vollends außer ſich, nachdem ihn der Verluſt der Schachpartie und des Vikars Unterbrechungen ſeiner Alexandriner ſchon früher hinlänglich gereizt hatten.

— „Ei, das glaubt Er nicht?“ rief er aus: „ſo will ich nicht Drieſch heißen, wenn ich's nicht thue, und Ihm zeige, was Kourage iſt. Schäm' Er ſich Vikar, Er iſt eine Memme!“

Herr von Drieſch hatte in dieſem Augenblicke Muth, mit einer Welt anzubinden: wie vielmehr mit dem kleinen Kobold Hütchen, von dem man ſagte, daß ſeine kleine Geſtalt unter einem großen Hute auf Bechenburg ihr Weſen treibe, und zwar vorzugsweiſe in dem großen Saale. Es war ja noch heller Tag; die Abendſonne ſchien freundlich in das Zimmer, der Kanarienvogel ſchlug luſtig in ſeinem Käfig, woher hatte jetzt Geſpenſtergrauſen kommen ſollen?

Der Vikar aber ſchüttelte ungläubig den Kopf, und etwas gereizt durch des Gutsherrn Worte ging er hinaus, um unten im Hauſe dem Geſinde die ſtaunenswerthe Nachricht mitzutheilen, daß der gnädige Herr die Nacht über im Saale aufbleiben wolle.

— „Er wird's wohl bleiben laſſen!“ ſagte Anton lakoniſch.

— „Ich thu's nicht mit,“ murmelte Johannes, der eben den Falben wieder in den Stall gebracht hatte.

Als die Abendtafel aufgehoben war, hatte der natürliche Lauf der Dinge längſt Finſterniß über die Erde gebreitet. Dieſer Umſtand, ſo gewiß er ſich auch hatte vorausſehen laſſen, veränderte um ein ganz Bedeutendes die Gemüthsſtimmung des Gutsherrn.

— „Herr Vikar,“ ſagte er, ſich mit anſcheinender Ruhe die Zähne ſtochernd, ich habe vorausgeſetzt, daß Er mit mir aufbleibt. Mir wird ſonſt die Zeit zu lang.“

— „Wie? was? ich mit aufbleiben? Gnäd'ger Herr — wie kommen Ew. Gnaden mir vor?“

— „Wir wollen uns vier Flaſchen von meinem alten Hochheimer mit hinaufnehmen,“ ſagte Herr von Drieſch trocken; „Johannes, gib Anton mal den Kellerſchlüſſel.“

— „Ew. Gnaden,“ wagte Anton ſich in's Geſpräch zu miſchen; — „ich wollte, Ew. Gnaden thäten es nicht; wenn ich noch daran denke, an geſtern Nacht, wie's an den Fenſtern vorüberging und am mittleren ſtehen blieb, und mich anglotzte — es iſt mir ſo grauſig, ich mag nicht allein in den Keller gehen —“

— „Anton, halt das Maul! verſtehſt Du mich?“ fuhr der Gutsherr auf; — „daß der Einem noch mehr Furcht machen muß,“ murmelte er für ſich weiter; „es iſt doch dieſen Abend finſterer und unheimlicher als ſonſt! weiß der Henker wie's kommt.“

Er blickte nach dem Fenſter, hinter dem eine pechfinſtere Nacht lag; dann und wann ſchlug ein Zweig des nächſten Kaſtanienbaumes daran, in deſſen Wipfel vernehmlich ein ſcharfer Oſtwind wühlte. Herr von Drieſch faltete die Serviette und ſtand auf:

— „Nun, Vikar, gehen wir? Anton, ſind Kerzen und Holzſcheite in den Saal geſchafft? Geh, und ſieh nach: und die Flaſchen; was ſtehſt Du noch, Träumer?“

Anton ging. Der Vikar ſtand, die Hände über der Bruſt gefaltet, die Augen mit betrübten Blicken bald auf den Einen, bald auf den Andern der Geſellſchaft richtend, als ob er Hülfe ſuche vor dem Befehl des unerbittlichen Gutsherrn. Er ſah aus, wie ein geſchlagener Mann.

— „Er iſt eine Memme, Vikar,“ ſagte Herr von Drieſch. Das hatte er ſchon einmal an dieſem Abende geſagt, und der Geiſtliche war gar nicht in der Laune, mit ſich Spaß treiben zu laſſen. Er ſchlug heftig die Arme auseinander:

— „Ew. Gnaden, ich bin keine Memme, das ſollen Sie ſehen; ich gehe.“ Er ging aus dem Zimmer und kehrte bald darauf zurück, einen Band ſeines Breviers unter dem Arm und ein Paar warmer Pantoffeln ſtatt der hohen Stulpſtiefeln an den Füßen. Der Gutsherr hatte ſich unterdeß ſeinen großblumigen Damaſt-Schlafrock anlegen laſſen. So ausgeſtattet, ſchritten beide Herren, von Anton, der einen Armleuchter trug, begleitet, in das unheimliche Gemach. Der große Saal auf Bechenburg, welcher in ſo üblem Rufe ſtand, war an und für ſich ſo unheimlich nicht. Er war bedeutend länger als breit, und ſo groß, daß man oben und unten nöthig gefunden hatte, einen Kamin anzubringen. Der untere war durch eine Thüre mit zwei Klappen verſchloſſen, und im obern brannte ein hellflackerndes Feuer, das hoch genug lohte, aber dennoch nicht im Stande war, den ganzen Raum zu erhellen. Lambris liefen an der untern Hälfte der Wände her; der obere Theil war früher ganz mit Eſtrich belegt geweſen, von dem aber mehre Stücke abgefallen waren, daß die nackte Mauer hervortrat; den Plafond bildete ein Holzgetäfel, von dem mehre Schnüre herniederhingen und ſich im Zugwinde bewegten, als die Flügelthüre geöffnet wurde. Einige Gartengeräthſchaften ſtanden in der Ecke hinter dem obern Kamin, denn ſchon ſeit vielen Jahren diente der Saal zu einer Art Rumpelkammer, und die Domeſtiken hatten nicht Zeit oder Luſt gehabt, ihn noch den Abend ganz aufzuräumen; auch einige Stücke des herabgefallenen Eſtrichs lagen noch am Boden, und waren nur unter die hölzerne Bank geſchoben, welche der Länge nach an den Wänden herlief.

Ein runder Tiſch war an das Kaminfeuer gerückt und zwei Lehnſtühle daneben; vor dem des Gutsherrn lagen Schreibmaterialien und ein Buch; außerdem ſtanden die vier Flaſchen und ſechs Leuchter mit friſch aufgeſteckten Kerzen auf dem Tiſche, zwei geladene Jagdflinten aber an jedem Stuhle. Als Anton aus einem beklommenen Buſen und mit einem Blick voll Theilnahme auf ſeinen Herrn eine gute Nacht gewünſcht hatte und gegangen war, zündete Herr von Drieſch noch zwei Lichter an und ſtellte ſie an das andere Ende des Gemachs, um eine größere Helle zu verbreiten. Dann ſetzte er ſich in ſeinen Lehnſtuhl und ſchenkte die Gläſer voll. Der Vikar hatte das Brevier geöffnet und begann ruhig darin ſeine Lektion für den andern Tag abzubeten. Der Gutsherr legte den Kopf auf die Rücklehne ſeines Stuhls, ſtreckte die Beine nah an's Feuer und ließ in dieſer Stellung ſeine Blicke bald in dieſen, bald in jenen beſchatteten Winkel des Saales ſich einfangen.

— „Wunderlich iſt die alte Rumpelkammer“ — ſagte er leiſe vor ſich hin; ich kann mir jetzt doch wohl denken, daß ſie Veranlaſſung zu einer albernen Geſchichte gegeben hat. Weiß der Henker wie's kommt: es iſt aber auch gerade heute ganz beſonders ſchauerlich hier!"

Er lauſchte auf den Wind, der draußen heftiger in den Wipfeln zu brauſen begann. Im Innern des Hauſes wurde es dagegen ſtiller; die Domeſtiken hatten ſich, wahrſcheinlich mit einem beklommenen Stoßgebet für den gnädigen Herrn, zur Ruhe gelegt. Man hörte die Windfahnen ſchrill über den Eckthürmchen ihre eiſernen Töne ziehen; zuweilen wurde eine Glocke gezogen, als ob Jemand am Thore ſei, der noch Einlaß verlange; es war der Wind, der die im Freien hängende Thorklingel bewegte. Die Vermiſchung dieſer verſchiedenen Töne hatte etwas ungemein Grauſiges: wenigſtens fand Herr von Drieſch es ſo, und zu ſeinem Aerger miſchte ſich nun noch das Klappern einer locker gewordene Planke an einem der Giebel der alten Burg von Zeit zu Zeit hinein.

— „Alles klappt und pfeift aber auch in dem verfluchten alten Neſt; ich will doch wieder nach Grünſcheidt ziehen," murmelte er; — „was war das — es plätſcherte etwas im Burggraben! — Eine abgefallene Kaſtanie wird's geweſen ſein. Ich will an meine Arbeit; das iſt das Beſte."

Herr von Drieſch ſetzte ſeine Brille auf, nahm das Buch, welches vor ihm lag, und fing an, die Ekloge Virgils weiter zu überſetzen, welche ihn ſchon den Nachmittag beſchäftigt hatte; er las, ſkandirte dann und ſchrieb. Das Kritzeln der Feder ſcholl durch den ſtillen Raum. Nach kaum einer Stunde ſchob er die Brille auf das Vorderhaupt und legte den Kopf wieder auf die Rückenlehne des Stuhls.

— „Herr Vikar, weßhalb ſpricht Er nicht?"

— „Ich bete mein Brevier, Ew. Gnaden."

— „So. Aber wenn Er fertig iſt, dann ſpreche Er etwas."

Der Vikar nickte mit dem Kopfe.

— „Sitzt da ſo ſtill und verdreht die Augen, als wenn er todt wäre," ſagte Herr von Drieſch flüſternd. — „Ich will ſehen, ob ich ſchlafen kann."

— „Herr Vikar, was mögen die Stricke da am Plafond bedeuten?" hub er nach einer Weile wieder an.

— „Daran haben Fruchtſchnüre gehangen. Ew. Gnaden.“

— „So; ſie ſchaukeln ſo wunderlich.“

— „Das iſt der Luftzug; die Fenſter ſind nicht dicht.“

— „Es war mir eben gerade ſo, als müßte ſich ſchon mal ein armer Teufel daran erhangt haben. — Rispelte nicht Etwas? Horch, da unten?“ —

Der Geiſtliche ließ ſich nicht weiter in ſeiner Beſchäftigung ſtören, die er nur unterbrach, um zuweilen aus ſeinem Glaſe zu nippen.

Eine Viertelſtunde verfloß. — Dem Gutsherrn ward immer unheimlicher zu Muthe; das Ueberſetzen wollte nicht recht flecken, Schlaf hatte er auch keinen; nun war auch noch die Brille verloren.

— „Ei, wo iſt ſie denn?“ ſagte er; ich muß den Plafond ſchärfer anſehen, daß ich die dummen Gedanken aus dem Kopf bekomme. Die Lichter brennen auch ſo dunkel; den Henker taugt das Zeug!“

Er legte den Kopf zurück; und ſchaute wieder zum Plafond empor, der ſchwarz getäfelt mit ſeinen Stricken über den Saal hing.

— „Es kommt mir genau vor, wie eine ungeheuere Spinne, die ihre langen Beine niederhangen läßt,“ flüſterte der Gutsherr.

— „Vikar, meine Brille, Er hat mir meine Brille genommen!“

Der Geiſtliche ſah auf:

— „Ew. Gnaden haben ſie ja auf dem Kopfe.“

— „Ah ja, ſelah! — Herr Vikar, ſei Er ſo gut, eben die Kerzen da unten im Saal zu putzen.“

Der Vikar ſtand auf und nahm die Lichtſcheere.

— „Nein, laß Er's nur; bleib Er hier, bei mir.“

Noch eine Viertelſtunde und Herr von Drieſch fuhr auf:

— „Der Henker hole das langweilige Aufbleiben! Komm' Er, Vikar, wir wollen leiſe fortgehen und uns zu Bett legen. Wir haben ja doch lange genug aufgepaßt, ob was kommen wollte. Die Lichter laſſen wir brennen, den Wein können wir durch's Fenſter gießen, und morgen vor Tagesanbruch gehen wir wieder hierher, daß Niemand etwas merkt.“

Der geiſtliche Herr hatte ſich ſo eifrig an ſeine Lektionen gehalten, daß darüber keine Geſpenſterfurcht in ihm hatte auftauchen können; zudem war er etwas gereizt gegen den Gutsherrn, der ihn eine Memme geſcholten und ließ jetzt nicht die Gelegenheit vorüber gehen, ſich dafür eine kleine Rache zu verſchaffen.

„Nein, Ew. Gnaden,“ ſagte er, „das geht durchaus nicht an; man könnte uns hören, und jedenfalls würden wir uns morgen früh verſchlafen; das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn es hieße, Ew. Gnaden hätten nicht Muth gehabt; man würde erzählen, wir hätten die graulichſten Erſcheinungen gehabt, die uns verjagt hätten; Bechenburg käme vollends in Verruf. Ew. Gnaden habens angefangen. Nun heißt's: durchgeſetzt!“ —

— „Die graulichſten Erſcheinungen? Herr Vikar, glaubt Er wohl, daß es grauliche Erſcheinungen gibt?“

— „In der Bibel werden ſie nicht geleugnet.“

— „Aber die Alten wußten doch nichts davon.“

— „Die Alten waren Heiden. Und ſie hatten doch auch ihre merkwürdigen Geſchichten, von Ahnungen und Erſcheinungen. Brutus z. B. bei Philippi.“

— „Aber hier in Bechenburg? Sollte es hier im Saale wohl wirklich nicht richtig ſeyn?“

— „Ew. Gnaden wiſſen, was Anton ſagt; ganz richtig iſt es nicht; aber ich will nichts Anderes behaupten, als was ich ſelber geſehen habe und das iſt nicht hier geweſen.

— „Wo war es denn?“

Der Vikar ſtopfte ſeine Pfeife, zündete ſie an, hob langſam ſein Glas an die Lippen und räusperte ſich. In Herrn von Drieſch befehdeten ſich unterdeß zwei feindliche Gefühle, die Neugier nach des Vikars Geſchichte und die Furcht vor dem erhöhten Grauſen, das ſie ihm verurſachen würde.

Der Vikar hub an: „Ich war als Student einmal auf der Reiſe nach Marienfeld, wo ich einen Onkel unter den Konventualen hatte; es war ziemlich ſpät geworden, aber ich hatte mir vorgenommen, weiter zu gehen, um noch den Abend anzukommen; ein Student, wiſſen Ew. Gnaden, iſt durch ſeine Mutterpfennige bald —

— „Horch, was war das?“ fuhr Herr von Drieſch auf — „dort in dem andern Kamin!“

— „O, der Wind wird's ſeyn, der Kalk oder etwas desgleichen losbröckelt. Alſo ich wanderte ſo durch den Abend weiter; nun waren die Wege ſehr ſchlecht und es wurde immer dunkler um mich —“

— „Herr Jeſus, ſteh' uns bei!“ ſchrie der Gutsherr auf — „es iſt da, es iſt da!“

— „Still!“ ſagte der Vikar auſſpringend und Herrn von Drieſch feſt am Arm ergreiſend: „Still!“

Hinter dem verſchloſſenen Kamine am untern Ende des Saals horte man deutlich und unverkennbar Jemanden huſten. Herr von Drieſch wollte die Flucht ergreiſen, aber der Vikar hielt ihn feſt.

„Nichts da Ew. Gnaden,“ ſagte er leis; „wir wollen die Sache unterſuchen. Wir wollen wiſſen, was es iſt; iſt's ein Spuck, dann in Gottes Namen; ich habe einen Exorcismus bei mir. Vielleicht konnen wir einer armen Seele und dieſem Haus zugleich Ruhe ſchaffen. Wir ſtehen in Gottes Hand.“

Ueber den Geiſtlichen war ein Heroismus gekommen, der aus ſeiner glaubigen Religioſitat entſprang; er glaubte, es ſei ſeine Pflicht, hier Stand zu halten, und das Gefuhl, daß man im Begriffe ſteht, eine ſchwere Pflicht zu erfüllen, gibt Muth. Herr von Drieſch dachte ganz anders; er wußte, was es heißt, nachtliche Abenteuer beſtehen; aber der Vikar hielt ihn eiſenfeſt am Arm.

— „Sie ſtehen mir bei, Ew. Gnaden,“ ſagte er entſchieden; „ganz ſtill; geben wir und offnen den Kamin.“

— „O laß Er, laß Er mich los; Er hat gut reden, Er iſt geiſtlich, Ihm wird's nichts anhaben!“

— „Ich will mich vor den Kamin ſtellen und den Exorcismus leſen; wenn's Zeit iſt, ruf ich „los!“ und Sie ziehen dann die beiden Flugel von einander, daß ich dem Spuk in's Angeſicht meine Spruche und Beſchworung mache.“

— „Ich? um Gotteswillen, wo denkt Er hin?!“

— „Da ſteht ein Nußhacken in der Ecke,“ ſagte der Vikar; „nehmen Sie den und ziehen damit die Klappen von einander.“

Der Geiſtliche ging und holte die lange Stange aus dem Winkel hervor, an deren oberen Ende eine kleine Sichel befeſtigt war; dann faßte er den Gutsherrn wieder am Arme, und halb gezwungen mußte dieſer ihm bis in die Nahe des unteren Kamins folgen. An den holzernen Klappen, welche die Feuerſtatte ſchloſſen, wie eine kleine Flugelthüre, befand ſich an jeder ein Ring, mit dem man ſie aufziehen konnte; in einen derſelben hackelte nun der Vikar die gekrümmte Spitze der Stange und gab deren anderes Ende dem zitternden Drieſch in die Hand: „So, nun geben Sie Acht.“

— „Aber wo ſoll ich nun bleiben?“ ſagte Herr von Drieſch; „wenn ich die Klappe ziehe, fährt es auf mich zu und —“

— „Stellen Ew. Gnaden ſich hinter mich.“

Herr von Drieſch hatte es ſchon gethan.

— »Schöne Sicherheit,« ſagte er, »ich muß mich ja zur Seite beugen, um die Stange zu halten. Warte Er, Vikar; ſo — trete Er mit dem linken Fuß über die Stange.« —

Der Gutsherr kniete nieder und hielt die Stange zwiſchen den Beinen des Vikars durch.

— »Ich fange an,« flüſterte dieſer und zog den Zettel mit dem Exorcismus aus der Taſche.

— »Wart, ſtell' Er die Beine näher zuſammen, näher, näher!« —

Der Geiſtliche that es, und begann die lateiniſchen Beſchwörungsformeln abzuleſen, welche er in beiden erhobenen Händen hielt: dann rief er mit gefaßter Stimme:

— »Los!«

Herr von Drieſch zuckte und die eine der beiden Klappen flog offen. Der Vikar ſtand feſt, wie ein muthiger Streiter; Herr von Drieſch hatte ſich zurückgeworfen und lag, die Arme hinter ſich auf den Boden ſtemmend, das Haar geſträubt und die Augen vorquellend, regungslos da.

In dem Kamin war etwas Lebendiges; es bewegte, es bückte ſich — es kroch heraus — es war ein ſchwarzer Rieſe — der Gott ſei bei uns — nein, es war nur ein großgewachſener, wie es ſchien, alter Mann, denn er hatte einen ſtarken grauen Bart; ſeine Kleidung war ein langer, bis auf den Boden reichender weißer Mantel; der Kopf war unbedeckt. — So ſtand die Erſcheinung da, Aug in Aug dem Geiſtlichen gegenüber, den ſie mit durchbohrenden Blicken anſah. Der Vikarius ließ aus Schrecken das Blatt mit dem Exorcismus fallen, und der Gutsherr ſtieß hinter ihm eine Reihe gurgelnder Jammertöne aus. Die Geſtalt zog ein Meſſer unter dem Mantel hervor, that zwei Schritte vorwärts — der Geiſtliche taumelte zurück — Herrn von Drieſch war jetzt Hören und Sehen vergangen — nun trat der Fremde zur Seite, ging langſam in den Winkel, welchen die vorſpringende Mauer des Kamins bildete und ſtach hier die Spitze ſeines Meſſers in eine der Füllungen der

Lambris. Die Füllung ſchob ſich zurück — es war eine Mauerhöhlung dahinter — die Geſtalt nahm ein kleines Paquet, das in Papier eingewickelt war, heraus und ſteckte es ſorgfältig in ihren Buſen. Dann kam ſie zurück, ſchritt ruhig durch den Saal der obern Thüre zu, nahm im Vorbeigehen einen der brennenden Leuchter von dem Tiſche und ging hinaus. Draußen hörte man die Schritte über den Gang dann nichts mehr; dann wieder das Aufmachen von Thüren — draußen ward ein heftiges Hundegebell laut — endlich Alles wieder ſtill.

— „Gott ſteh uns bei,“ athmete der Vikar auf; das wäre uns beinahe übel bekommen!“

— „Mein Gott, mein Gott, was war das?“ ſtöhnte Herr von Drieſch.

Der Vikar half dem gnädigen Herrn wieder auf die Beine.

— „Was das war, weiß der Himmel. Kommen Ew. Gnaden, wir haben für dieſe Nacht genug geſehen. Wir wollen zu Bette gehen und dem lieben Gotte das Uebrige anheimſtellen. Von dieſer Welt war es nicht.“ —

Zu Bette gehen! — das ließ ſich leichter ſagen, als ausführen. Das Gehen war Herrn von Drieſch vergangen; ſeine Knie ſchlotterten, der Vikar mußte ihn aufrecht halten und halb in ſeine Schlafkammer tragen, wo der Geiſtliche ſich auf das Sopha warf, denn für nichts in der Welt wäre der Gutsherr den Reſt der Nacht hindurch allein geblieben. Beide brachten ihn zu, ſich ihre gegenſeitigen Anſichten und Vermuthungen über die Sache mitzutheilen und auch den Beſchluß feſtzuſtellen, Niemand für's erſte etwas von dem Abenteuer zu ſagen.

Den Leuchter, welchen die Geſtalt von dem Tiſche fortgenommen hatte, fand man am andern Morgen auf dem Hofe liegen. Auch die Füllung in den Lambris zeigte ſich noch geöffnet; es war ein Wandſchrank dahinter angebracht, von dem Herr von Drieſch früher nichts gewußt hatte. In dem Holze war auch der Meſſerſtich zu ſehen, welchen die Geſtalt gemacht hatte; in dem Schranke ſelbſt aber fand ſich nichts, als ein Paar alte Lappen, ein leerer Latwergentopf und das verroſtete Radſchloß einer Flinte, wie man ſie in alten Zeiten gebrauchte.

Zweites Kapitel.

Der Frühling war ins Land gekommen, auf jene unmerkliche und durchaus nicht angenehme Art, wie er ſich in Weſtphalen ankündigt, wo das im Ganzen milde Klima des Winters bis tief in die Sommermonate hinein herrſchend bleibt. Schnee, der gleich wieder zerſchmolz, warmer Sonnenſchein am Mittage, eine naßkalte Luft am Abend und Morgen machten die Tage unangenehm, und der Wind, der bald aus dieſer, bald aus jener Ecke wehte, ließ für's Erſte keine günſtige Aenderung hoffen.

Es war an einem Nachmittage, der ſich durch ſeine Freundlichkeit vor vielen jüngſt vergangenen auszeichnete, als ein Reiter, von einem Bedienten gefolgt, des Weges zog, der aus dem Innern des Landes nach dem Rheine und ſeitwärts ab nach dem Herrnhauſe von Dievendahl führte. Der Reiſende ſchien einen langen Weg zurückgelegt zu haben, denn ſein Thier war nicht allein, ebenſo wie er ſelbſt, ſtark von Koth beſpritzt, ſondern ſchritt auch matt und müde voran, ohne durch die Sporen ſeines Herrn viel aufgeregter zu werden. Dieſer war eine ſehr kräftige und ſehr hohe Figur, mit gebräunten, aber nicht unſchönen Zügen, obwohl ſie vor Wetter und Wind wenig geſchont und etwas abgeſpannt ſchienen. Auch lag eine ſtarke Narbe über der linken Wange, halb bedeckt von dem ſchwarz gefärbten und geſteiften Schnurrbart, der rechts und links, an den Enden wie eine Nadel ſpitz gedreht, weiter als die Breite des Geſichts vorragte. Der Reiter trug einen hellblauen Uniformrock mit orangegelben Aufſchlagen, an deſſen Treſſen Kundige erkannt hätten, daß ſein Inhaber den Grad eines Leutenants in der ***ſchen Armee bekleide; außerdem einen dreieckigen Hut, unter dem ein langer und zierlich geflochtener Zopf über den Rücken niederhing, während über dem National ein kleiner Federbuſch nickte. Beinkleider von weißem Hirſchleder und hohe Reiterſtiefel vollendeten den Anzug; außerdem war der Fremde bewaffnet und führte einen ſchweren Mantelſack hinten auf dem Sattelkiſſen. Auch der Bediente ſtack in der ſteifen und unzweckmäßigen Uniform, in welcher die Helden jener guten alten Zeit ihre eingeſchnürte Figur zur Schau trugen; meiſt lang aufgeſchoſſene Burſche, einer gerade wie der Andere, bildeten ſie die verkörperten Alexandriner des Kriegstheaters, wahrend die Damen jener Tage in den runden Fiſchbeingeſtellen ihrer **Vertugadins** das Rondeau vorſtellten, deſſen zierliches und galantes Lacheln, verſetzt mit einem Anhauch von anmuthiger Neckerei auf ihren Lippen ſchwebte.

— „Peter,“ ſagte der Offizier, ſich auf ſeinem Pferde zuruckwendend, „komm einmal heran.“

Der Soldat ſtachelte ſeinen Gaul vor:

— „Befehlen Herr Leutenant!“

— „Hor' Burſche, wir wiſſen nicht, zu welchen Leuten wir kommen; ſei einmal kein Eſel, ſondern beſonnen und vorſichtig; halt Dich ſtille, aber mach' Augen und Ohren auf; verſtehſt Du mich? Mach Dich an irgend ein's der Madchen, die viel bei der Herrſchaft iſt, bei Tiſche aufwartet oder irgendwo ſonſt ein Wort aufſchnappt.“

— „Ich will ſchon kundſchaften,“ ſagte der Soldat.

— „Wenn man Dich die Nacht uber fern von mir einzuquartiren will, ſo leid es nicht; ſag, ich ware gewohnt, Dich Nachts in meiner Nähe zu haben; hab' auch ein Aug auf die Piſtolen und ſorg, daß das Pulver auf der Pfanne nicht feucht wird. Laß die Sattel heute Nacht auf den Pferden.“

— „Befehlen Herr Leutenant!“

— „Das wird das alte Kaſtell ſeyn; es iſt wuſt; wie es ſcheint, aber es wird ſich ſchon etwas daraus machen laſſen; die Lage iſt nicht ubel.“

Die Hufe der Pferde ſchlugen die Planken einer Brucke und gleich darauf das unebene und hockerige Pflaſter des Hofes von Diependahl.

Der lange Junker Philipp ſtand in Hemdarmeln und baute im Scheine der ſinkenden Abendſonne mit einem Beile Tannenſtammchen zu Bohnenſtangen zurecht; als er die beiden Reiter geraden Wegs auf den Hof zu kommen ſah, ſprang er erſchrocken in das Herrnhaus.

Der Freiherr von Katterbach, dem wie ein Damokles-Schwert ein Urtheil der pfalziſchen Hofkammer in Unterſuchungsſachen wegen ſeiner Angriffe auf den von Drieſch uber'm Haupte ſchwebte, und der nur den Troſt hatte, welchen auch Damokles ſich nachgerade gemacht haben mag, daß das Schwert doch immer hing und nie fiel — war die Nachricht, daß zwei bewaffnete Reiter, einem Militar-Kommando ſo ahnlich wie ein Ei dem andren, auf ſeinem Hofe hielten, höchſt unangenehm. Er wanderte gerade ruhig durch den Flur, um in ein gegenüberliegendes Zimmer zu gehen, als Philipp durch die offne Hausthüre hereinſprang, ihn am Aermel faßte und leiſe zuflüſterte:

— „Zwei Dragoner, Vetter — da, ſie ſind ſchon abgeſtiegen!“ der Freiherr ſtieß einen Fluch aus — „Philipp, hol die Knechte und die Halfner zuſammen — denen wollen wir heimleuchten!“

Die beiden Fremden hatten ihre Pferde an ein Gartengitter gebunden und traten über die beiden Stufen, welche in's Haus führten; Philipp, der ſich nicht in Hemdärmeln mit einem Beile in der Hand überraſchen laſſen wollte, ſprang hinter den geöffneten Flügel der Hausthüre, während der Hofrath mit untergeſchlagenen Armen ſchweigend daſtand, die Runzeln ſeines Geſichtes in eine durchaus nicht gaſtliche Phyſiognomie verzog und die Ankommenden erwartete.

Sporen und Säbel klirrten auf der Flur; der Leutenant machte einen militäriſchen Gruß und verlangte den Hofrath Freiherrn von Katterbach zu ſprechen.

— „Der bin ich; was will Er?“

Der Offizier ſtotterte; ſein Kopf machte einige ſchwankende Bewegungen, unmerklich, aber doch bezeichnend bei Leuten die ihrer ſelbſt, des Eindrucks, den ihre Worte machen oder ihrer Sache nicht ſicher ſind, und blickte etwas ſcheu bald den Hofrath, bald die Wände an.

— „Kommt Er von Düſſeldorf?“ ſagte dieſer.

— „Von Düſſeldorf? nein; ich habe in eignen Angelegenheiten mit Ihnen — mit Ihm“ — korrigirte er ſich, um nicht höflicher zu ſeyn, als der Hausherr — „ein Geſchäft abzumachen.“

— „Treten Sie hier herein,“ verſetzte Katterbach freundlicher, und führte den Fremden in ein Zimmer.

Philipp lauſchte hinter der Thüre; der Soldat, der gleich bei'm Eintreten ſein Kundſchafteramt auszuüben begonnen hatte, bemerkte ihn.

— „Ein Kerl in Hemdärmeln mit einem blanken Beile hinter der Thüre!“ murmelte er — „den muß ich auf's Korn nehmen.“ Er fing an, wie eine Schildwacht in dem Flur auf und ab zu gehen.

Philipp wollte abwarten, bis der Fremde ſich fort begebe; endlich ward es ihm zu lange; drüben im Zimmer hörte er einen lauten Wortwechſel ſich erheben. Er trat hervor.

— „Heda, guter Freund, was wollt' Er da hinter der Thure?" ſagte Peter, und trat ihm in den Weg.

— „Hat Er hier zu fragen?"

— „Ganz ohne Frage!"

— „Pack Er ſich aus dem Wege: was will Er hier; was hat Er hier zu thun? da iſt die Thure."

— „Sieh einer den Jungling an! verſetzte der Soldat; will mir die Thure zeigen; nein, mach Er, daß Er fort kommt; es wird Zeit fur Ihn: Er kann ſeiner Wege gehen, lange Entenflinte; und jetzt werf Er das Beil fort!"

Ein heftiger Stoß vor die Bruſt und eine Maulſchelle waren Philipps Antwort fur den Unverſchamten; dann ſprang er mit einem Satze aus dem Bereiche ſeiner Arme und in das Zimmer, worin er die Streitenden horte. Als Philipp eintrat, wurden Beide ſtumm; der Hofrath ſah ihn an mit einem Geſichte, vor dem ſelbſt Philipp, der ihrer mehre kannte, erſchrack, ſo daß er augenblicklich Folge leiſtete, als Katterbach ihm zurief:

— „Laß uns allein, Philipp!"

Der Junker warf nun erſt einen Blick auf den Leutenant, der ſtockſteif, das Kinn in ſeine Halsbinde zuruckzwangend, in militariſcher Haltung daſtand; dann ſprang er, weil er keine Luſt hatte, wieder an Peter voruberzugehen, durch das Fenſter in den Hof.

Die Beiden drinnen mußten ſehr ernſthafte Angelegenheiten zu verhandeln haben. Philipp blickte, als er draußen ſtand, durch das Fenſter zuruck; der Leutenant ſchien gar kein Auge fur ihn gehabt zu haben, und es war doch gewiß auffallend, daß ein Menſch ohne Rock, mit einem Beile bewaffnet, in ein Empfangzimmer ſturzt und gleich darauf durch's Fenſter wieder hinausſpringt, ſtatt durch die Thure zuruckzugehen. Der Junker konnte gar nicht begreifen, was im Werke ſei; den Hofrath ſah er aufſtehen und das Fenſter ſchließen; dann, wie er geſtikulirend im Zimmer auf und ab ging und der Fremde es ſich in einem Lehnſeſſel bequem machte; das war Alles, was er erſpahen konnte. —

Als Philipp, zur Abendtafel gerufen, in das Speiſezimmer trat, ſah er den Offizier neben ſeiner Braut am Tiſche ſitzen. Der Hofrath blickte duſter und ſchweigſam in ſeine Suppe, Joſina war unbefangen und trug die Koſten der Unterhaltung; im Weſen des

Fremden zeigte ſich eine geſuchte Leichtigkeit und Sicherheit, welche ihm etwas Gezwungenes gab; er ſprach anfangs wenig, gegen das Ende der Mahlzeit mehr, denn er ſchien nach und nach Gefallen an ſeiner Nachbarin zu finden; ihre kleinen Koketterien mußten ihn anziehen und ihre großartige Naivität entzückte ihn endlich ſo, daß er häufig in ein lautes Gelächter ausbrach. Philipp fand deſto weniger Behagen daran; er maß den Fremden mit ſehr unfreundlichen Blicken, ließ dieſe dann auf ſeine Braut übergleiten und trat ihr endlich ein- oder zweimal nachdrücklich auf den Fuß, wobei er ſich heftig räuſperte.

Joſina merkte es nicht.

Die Tafel war aufgehoben, Herr von Katterbach ließ dem Offizier ein Schlafzimmer anweiſen, auch die Dame zog ſich zurück; und Philipp platzte nun heraus:

— „Wer, alle Teufel iſt der Menſch und was will er, Vetter? ich habe die größte Luſt, ihn bei'm Kragen zu faſſen und die Treppe hinunter zu werfen!“

— „Um Gotteswillen, plag Du mich auch heute noch!“ verſetzte Herr von Katterbach, legte die Hände auf den Rücken und ſchritt im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile nahm er ein Licht und ging zur Thüre hinaus. Philipp war wieder allein — allein mit ſeinem Räthſel. —

Die Freiin Joſina hatte ihr Nachthäubchen aufgeſetzt und wollte ſich gerade niederlegen, als an die Thüre ihrer Schlafkammer gepocht wurde.

— „Wer iſt da?“ rief ſie erſchrocken, warf einen Pudermantel um und faßte den Riegel der Thüre.

— „Ma soeur!“ verſetzte es heftig und rauh; „mach auf!“

— „Biſt Du's? was willſt Du noch?“ ſie öffnete; „was gibt's, alter Bär?“ —

Der Hofrath trat ein, ſtellte ſein Licht auf die Kommode unter dem Spiegel, warf ſich in einen Armſeſſel und fing heftig an zu weinen.

Joſina hatte das nie und wahrſcheinlich auch kein andrer Sterblicher je geſehen; deſto mehr ſchnitt ihr der Anblick durch's Herz, und wie roh der Ton auch war, in dem die beiden Geſchwiſter ſonſt zu verkehren pflegten, ſo erwachte doch in ihrer Bruſt, was in der jedes weiblichen Weſens lebendig bleibt, ſo ſehr es das Alltagsleben zurückgedrängt haben mag, die Zärtlichkeit für den Bruder. Sie hätte ſich gern an ſeinen Hals geworfen, um dem erſten Drange ihrer wiedererwachenden Liebe zu folgen, aber Beide waren ſolcher Liebkoſungen ſeit Jahren zu entwöhnt, als daß ſie es wagte. Sie ſtand vor ihm, die Hände in einander ſchlagend, vor Schrecken erbleichend, und rief:

— „Mon frère, mon frère, was iſt Dir — was fehlt Dir?“

— „Joſina“ — ſagte er, ein gewaltiges Schluchzen, welches ihn übermannt hatte, niederkämpfend; „Joſina, ich bin ein unglücklicher Menſch! Ich bin vor Gott und der Welt verloren!“ Sein Schluchzen ward heftiger; ein Zittern erſchütterte ſeine ganze robuſte und ſchwere Geſtalt.

— „Um Gotteswillen, ſo ſprich doch, Andreas, was iſt Dir zugeſtoßen?“ —

Der Freiherr von Katterbach rang nach Faſſung, aber er fand in keinem Winkel ſeines Gemüths einen inneren Halt, an dem er ſich hätte aufrichten können; er lag wie ohnmächtig in dem Seſſel und ſchnappte nach Luft; Joſina lief nach einer Silberbüchſe mit Odeurs und hielt ſie ihrem Bruder unter die Naſe, mit bebender Hand und zitternd vor Schrecken und Spannung, welches Ereigniß dieſen, wie es ſchien, ſo eiſenfeſten und verwegenen Mann niederwerfen, welcher Eindruck auf dieſen rohen und ſteinharten Zügen ein ſo ſcheußliches Gepräge von Schmerz, Wuth und Hoffnungsloſigkeit zurückgelaſſen haben möchte.

— „Fort mit dem Zeuge,“ ſagte er ihren Arm von ſich ſtoßend, und zu ſeiner alten Rohheit zurückkehrend, als ob er nur darin ſich ſelber und ſeine Kraft wiederfinde.

— „Wie ſtehſt Du mit Philipp? verträgt ihr Euch?“ — fuhr er nach einer Weile fort.

— „Er iſt ein erträglicher Menſch,“ verſetzte ſie, „etwas rude, ungeſchickt und ohne viel Verſtand, aber gutmüthig.“

— „Er iſt ein Eſel,“ ſagte der Hofrath, immer mehr zu Kräften kommend. „Du ſollſt Dir ihn aus dem Kopfe ſchlagen; Du mußt den Offizier heirathen.“

— „Den wildfremden Menſchen?“

— „Ja, den, wildfremd oder nicht; und wenn er ein Spitzbube war', mußteſt Du es, oder eine Bettlerin werden. Grad' heraus, Joſina, ich — ich habe meine Güter nicht mit Recht im Beſitz, — der Fremde verlangt ſie; ich kann, ich darf es nicht bei den Gerichten anhängig werden laſſen; deßhalb habe ich mich mit ihm verglichen, er nimmt Deine Hand und wir bleiben zuſammen hier; ich behalte die Verwaltung und er iſt der Eigenthümer der Güter; — in die Einkünfte theilen wir uns."

— „Und ich und Philipp ſollen das Opfer von Eurem ſauberen Vergleich werden?" rief Joſina einen Schritt zurückfahrend.

— „Larifari! Philipp und Opfer! ſiehſt Du oder ſieht er aus, als könntet ihr ein Opfer vorſtellen? Wenn Du mich verſtanden haſt, ſo biſt Du ſelbſt klug genug, Dich nicht weiter zu ſperren. Betrage Dich morgen danach."

Joſina wußte keinen Einwurf zu machen; ſie wußte auch eigentlich ſelber nicht, ob ihr der Vergleich mehr angenehm oder mehr unangenehm ſei, und in Ermangelung einer beſſeren Antwort, fing ſie an zu weinen.

— „Der Fremde gefällt mir auch ſchon wohl," ſchluchzte ſie, „aber ich habe doch Philipp einmal mein Wort gegeben."

— „Und ich werde ihm den Laufpaß geben."

Der Hofrath erhob ſich und nahm ſein Licht wieder. Joſina ſchluchzte heftiger.

— „Hör," ſagte Herr von Katterbach, ſich zu ihr umwendend und wie von Mitleiden ergriffen: „wenn Du ihn gar nicht magſt, nachdem Du ihn näher haſt kennen gelernt — dann — ich will Alles aufbieten — vielleicht find' ich doch Beweiſe, mit welchen wir ihn uns vom Halſe ſchaffen!" —

— „So," fuhr Joſina auf, und ſtampfte heftig auf den Boden — „daß ich um alle Beide komme! Das laß Dir nicht einfallen!"

Unterdeß ließ ſich der fremde Offizier auf ſeinem Schlafzimmer von ſeinem Bedienten die knappe Uniform und die Reiterſtiefel abziehen; als er die Füße von ihrer ſchweren Bekleidung befreit fühlte, lief er im Zimmer auf und ab, ſprang und hüpfte bald auf dem einen, bald auf dem andren Beine in die Höhe und legte eine ausgelaſſene Freude an den Tag.

— „Peter, das iſt einmal charmant gegangen!" rief er aus; „charmant! aber ich bin auch im Feuer geweſen. Anfangs ward der alte Löwe ſo weiß wie's ſein Kazikengeſicht in ſeinem Leben nicht geweſen iſt und dann brüllte er vor Wuth und Angſt: aber ich hielt ihn feſt an der Stange, feſt wie einen ſtätigen Klepper. Haſt Du die Dame vom Hauſe geſehen?"

— „Einmal, ſo im Vorübergehen!"

— „Das iſt meine Braut."

— „Braut! alle Wetter," ſchrie Peter, „das iſt ſchon abgemacht? Nun, da hat der Leutenant eine Katze im Sack gekauft. Uebrigens iſt es eine ſchöne Perſon, die Sie da angeworben haben."

— „Schön und ſo ſanft wie ein Lamm und ſo kindlich unſchuldig wie ein Engel!" —

— „Herr Leutenant iſt ſchon angeſchoſſen; aber mich ſoll der Teufel holen, wenn ſie nicht Haare auf den Zähnen hat wie die alte Marketenderliesbeth!"

— „Wie ſo, woher weißt Du das, Schlingel?"

— „Weil ich ſie habe in der Küche die Mägde kujoniren hören, als ob es Hundevieh wäre!"

— „Weiter nichts; die mögen's danach gemacht haben!"

— „Aber" — fragte Peter ſchüchtern und neugierig zugleich, „wie iſt es denn nur ſo ſchnell zugegangen?"

— „Höre, Burſch, es iſt doch eine unangenehme Sache, Jemanden geraden Wegs von Haus und Hof zu treiben, auch wenn man in ſeinem Rechte iſt! Ich kann dir ſagen, es wurde mir ſchwül zu Muthe, als ich den armen Teufel ſich winden und krümmen ſah in ſeiner Angſt. Der Schweiß trat mir auf die Stirne, und als er mit einem annehmbaren Vergleiche herausrückte, griff ich zu, um nur die Scene zu Ende zu bringen. Und nun weißt Du, Peter, wenn große Herren einen Vergleich ſchließen, dann gibt der Eine dem Andern ſeine Schweſter oder ſeine Tochter als Unterpfand oder als Handgeld in den Kauf, und ſo haben wir's auch gemacht! Peterlein, Peterlein" — er ſtemmte ſeine Hände ihm auf den Rücken und hüpfte vom Boden auf, — „ich bin ein Hoch- und Wohlgeborener Freiherr des heiligen römiſchen Reichs — juchheh!" — der Hoch- und Wohlgeborene machte einen Satz über Peters Schultern fort, die ſich geduldig niederbückten, daß der Zopf dem Burſchen an die Stirne flog.

— »Peter, ich will Dich noch heute zu Amt und Würden bringen; was willſt Du werden?«

— »Stallmeiſter!«

— »Nein, das geht nicht; Pferde werden ſcheu, wenn ſie Eſel ſehen.«

— »Kellermeiſter!«

— »Den Bock zum Gärtner machen! ich will meinen Wein ſelber trinken, du Narr! denke Dir etwas Anderes aus!«

— »Jägermeiſter!«

»Den haben nur die Fürſten: aber Hundejunge, wie ſtände Dir das an? gelt Peterlein, das wäre ſo ein Aemtchen für Dich? Ich will Dir eine mit Silber beſchlagene Karbatſche machen laſſen, und alle Tage nach Tiſche ſollſt Du eine Stunde lang damit auf dem Hofe klatſchen dürfen. Alle Martini ein neu Wamms und wöchentlich nur einmal, Sonnabends Morgens präziſe um zehn Uhr einige Hiebe; Kerl, das wird ein Leben ſeyn! Nun, pack Dich, ich will ſchlafen.« —

Der luſtige Leutenant warf ſich in's Bett.

— »Peter! — rief er dann den Abgehenden zurück, biſt Du bös?«

»Befehlen Herr Leutenant?« ſagte der Beförderte in ſteifer Haltung vor das Bett tretend.

— Es war ja Spaß, Pinſel; geh nur, Du ſollſt Stallmeiſter werden; biſt Du nun zufrieden? gute Nacht.

Drittes Kapitel

Wir führen den Leſer in die Reſidenzſtadt M., wo ſeit einem Monat der Kurfürſt ſeinen glänzenden Hof hielt und die vornehme Geſellſchaft des Landes ſich um ihn verſammelt hatte. Wo er einzog, hob ein bewegtes lärmendes und fröhliches Leben an; die großen und düſtern Höfe des vom Lande heimkehrenden Adels öffneten ihre eiſernen Gitterthore für Karoſſe und Sänfte, die dunklen, verſchloſſenen Gemächer, in denen eine modrige Luft ſich eingefangen, ſchlugen wie nach einem langen Winterſchlafe die Augen ihrer Fenſter auf, und athmeten einmal wieder den Crême aller Wohlgerüche ein, der aus den Riechfläſchchen und den ſeidnen Tüchern emporſtieg, oder aus den Sandelholzfächern duftete; die geſtickten Atlasſchuhe mit den hohen rothen Abſätzen trippelten über das neugewichſte Parket, die lange Schleppe von Drapd'or rauſcht ihnen nach; und in unerreichbarer Höhe darüber wogen die Locken-, Federn- und Spitzenbaue der kunſtreichen Toupees, langſame und feierliche Bewegungen gebietend. Deſto bebender ſind die gepuderten Herrn; in der goldgeſtickten Sammtweſte, in dem ſcharlachrothen oder veilchenblauen Rocke mit goldnen Knöpfen, kommen ſie von einer Dame zur andern, wie auf dem horizontal geſchnallten Degen angeritten, und ſchwenken die Spitzen-Manſchetten, um mit graziöſer Handbewegung den blumigten Redensarten eine Bekräftigung zu geben, worin ſie Chlorindens Brillanten-Prätenſion von dem Funkeln ihrer Augen überſtrahlt erklären, und an Climenens Nacken Perlenſchnüre entdecken, welche ein unglücklicher Schäfer über ihre Grauſamkeit in den Kelch einer Roſe geweint hat. Man ſollte glauben, dieſes zarte Geſchlecht habe ſich bloß vom Honig des Hymettus genährt; aber nein, wenn wir in die Küchen treten, finden wir gewölbte Hallen, weit wie Kirchen, die weißen Köche in Schaaren, ganze Schwadronen von Bratenwendern und ein Geſchmor und Geziſch und Brodeln, als gält es ein Lord-Mayormahl zu beſtellen; und von allen Dingen, welche die Ueppigkeit ausgeſonnen, das Seltſamſte iſt der Porzellanvorrath, der in dieſen Hallen klappert und raſſelt, um ſeine Wanderung in die oberen Regionen anzutreten. Nicht allein, daß die feinſten Blumenmalereien dieſe japaniſchen und chineſiſchen Erzeugniſſe ſchmücken; nein, jedes Geſchirr hat die Form des Thieres oder der Frucht, welche es aufzunehmen beſtimmt iſt, bunt mit den natürlichen Farben bemalt und die Vorrathskammer iſt eine ganze Menagerie von allen möglichen Thierarten; hier glotzt das kalte Auge der wilden Gans, dort ſtreckt Euch der Eber den drohenden Hauer entgegen; neben ihm der Truthahn, das bunte Rad ſeines Schweif's und den rothen Hals hoch aufrichtend, das Birkhuhn mit dem rothen Augenwulſt, der Auerhahn, die Trappe, das ſchlummernde Reh; und umher eine ganze Vegetation von Kohlköpfen, Spargelbündeln, Melonen, Ananas, der Himmel weiß, was Alles; in der That, es muß hübſch ausſehen, wenn es aufgetragen, zwiſchen vollen duftigen Blumenſträußen die Tafel bedeckt.

Man ſollte ferner glauben, wenn man die klaſſiſchen Scherze, die sub rosa geflüſterten Anſpielungen, die wunderlichen Dialoge in der Augenſprache anhört, trotz des gehaltenen Weſens und trotz der völligen Herrſchaft über ſich ſelbſt, welche jeder Einzelne dieſer ſäuſelnden und wie auf Schmetterlingsflügeln durch's Leben ſchwebenden Geſellſchaft an den Tag legt, — taugten ſie alle mit einander nicht beſonders viel; von gutem chriſtlichem Glauben gar nicht zu reden. Aber auch da würde man irren; denn was den Glauben angeht, ſo haben ſie deſſen viel mehr, als nöthig, und auch darin hat das Zeitalter des Luxus ſeinen Karakter bethätigt. Praktizirt einem dieſer Kavaliere aus der Taſche ſeiner geſtickten Weſte zum Spaß die Börſe; ich will nicht behaupten, daß immer das Jahrhundert des Ueberfluſſes bis in ihr Inneres hinabgeſtiegen ſei, um ſich auch darin breit zu machen; aber das weiß ich, daß Ihr ein wunderliches ſchwarzbraunes Säcklein findet, aus dem Ihr nicht klug werdet, bis ich Euch ſage, daß dieſer Stoff von den Häuten der Fledermaus iſt, die Glück im Spiele gibt. Nun wieder hinein damit. Da — ihr fühlt ein einziges Geldſtück noch in der Taſche; das iſt ein Mansfelder Davidgulden; der unverwundbar macht, denn er ſpringt jedesmal der Kugel und dem Stiche entgegen, welche auf den Träger gerichtet werden.

Und nun — die Frivolität iſt anſteckend — jene Dame mit der hochgewölbten Trompeuſe: noch eine Unterſuchung; Ihr findet, wenn auch ſonſt nicht viel, mindeſtens ein Amulet, einen Talisman, oder irgend einen Liebeszauber; auf ihrer Bruſt aber, an einem Sammtbande trägt ſie den kleinen goldnen Mops; auch der wird bald verſteckt werden müſſen, denn es iſt die lebhafteſte Klatſcherei ausgebrochen, die Mitglieder des unſchuldigen Mopsordens ſtanden mit dem Teufel in Verbindung.

In dieſer Welt voll Glanz, Ueppigkeit und fröhlichem Leichtſinn war ein ſtrahlender Stern aufgegangen, eine Königin der Schönheit, eine Göttin der Huld, wie die Männer behaupteten, während die Frauen gar nicht begriffen, wie Jene ſo bezaubert ſeyn konnten, von einer Erſcheinung, welche freilich nicht alltäglich ſei und allerdings ihr Auffallen habe, aber ihre Vorzüge durch unangenehme Eigenſchaften völlig wieder aufwiege. Katharina von Plaſſenſtein ſei hochmüthig, ungeſellig und moquant, behaupteten die Frauen; ganz vollkommen ſchön — daran fehle auch noch viel. Die Männer fanden ſie reizend, im höchſten Grade pikant, und wenn ſie moquant ſei, ſo ſei es jedenfalls ein beneidenswerthes Loos, von ihr aufgezogen zu werden, denn ſie thue es mit ſo viel Geiſt und zugleich mit einer ſolchen Anmuth, daß ſie nur ein geſchmeicheltes Gefühl zurücklaſſen konnte. Alle aber fanden es unbegreiflich, wie eine Dame von ſo viel „Verdienſt“ ſo lange ſich in einem einſamen öden Stifte habe einſchließen laſſen mögen.

Daß ihr Stift einſam und öde ſei, hatte Katharina erſt vor wenigen Monaten gefunden; dieß Gefühl war ſo plötzlich, ſo überwältigend über ſie gekommen, daß ſie ſich vor ihm hatte in das regere Leben der Reſidenz flüchten müſſen. Sie kannte M. von früherer Zeit her; ein längerer Aufenthalt hatte es ihr damals lieb gemacht; es waren nur frohe oder mindeſtens angenehme Erinnerungen, welche ſich für ſie an dieſe Höfe knüpften, durch deren Thore ihre Sänfte jetzt wieder ſie trug, an dieſe ſchmuckvollen Räume, auf deren getäfelten Boden ihr kleiner Fuß jetzt wieder zum Menuet anſchritt. Aber wie wunderbar fand ſie dieſe Stadt in den wenigen Jahren verändert! Sie fand ihr Leben wie gedämpft, ihre Geſellſchaften wie von der Langeweile zuſammengebeten, ihre Intereſſen und Beſchäftigungen wie von der Alltäglichkeit diktirt und den Geiſt ihrer Umgebung wie eine weidende Ziege der Dürftigkeit, welche mit einem Strick an einen Pfahl gebunden iſt, daß ſie über ihren Kreis nicht hinaus kann. Nichts feſſelte ſie, nichts ſchien ihr witzig, edel, groß genug, ihre Augen auf ſich zu ziehen; endlich, nach langer Zeit, tauchte eine neue Erſcheinung in den Kreiſen der Reſidenz auf, welche ihr Intereſſe anzuregen wußte; wunderbarer Weiſe fanden aber alle Andren, daß dieſe gerade die inſipideſte, ungehobeltſte und gewöhnlichſte von allen ſei.

Wir finden ſie in einem dieſer hellerleuchteten Höfe, aus deſſen Sälen eine rauſchende Muſik ſchallt, welche bis zu den Ohren eines gaffenden Volkshaufens dringt, der draußen lungert, und den Inhalt der heranrollenden Karoſſen bewundert, wenn er über die niederfallenden Schläge und Stufen trippelt, und gleich darauf, durch eine Reihe reich gallonirter Livreen, von den breiten Stiegen emporgetragen, in das Himmelreich da oben verſchwindet. Katharina bewegt ſich nicht in den Geſellſchaftsſälen; ſie ſitzt einſam auf ihrem Zimmer; die einfache Ordenstracht iſt abgeworfen, um ihre ſchlanke Taille bauſcht der Reifrock, und die Adrienne und die hohe Coeffure hebt die Höhe ihrer Geſtalt hervor. Aber ohne Rückſicht auf den koſtbaren Ballanzug, hat ſie ſich in einen Seſſel geworfen, die Hände über der Rückenlehne gefaltet und darauf die Stirn gedrückt.

Was ſie ſinnen mag? — Ich weiß es nicht; aber es gibt viel, das zum Sinnen bringt, viel, das auch den Menſchen im leichten Ballſtaat auf die kühlen froſtigen Höhen des Gedankens empordrängt. Es kommt eine Zeit, wo die Faſſungskraft der inneren Sinne gereift iſt und mit ſeinem größern Urſprungsvermögen das Ohr nicht mehr den Lärmen, ſondern die ſtille Schweigſamkeit der Welt zuerſt heraushört; nicht mehr das fröhliche Toben und Rauſchen und Treiben des Lebens, ſondern die Todtenſtille ſich ihm aufdrängt, welche der Lärm vergebens zu übertäuben ſtrebt, indem es ihr in das drohende verbiſſene Antlitz lacht.

Es kommt eine Zeit, wo die Illuſionen ſchwinden und das Leben in ſeiner nackten Wirklichkeit vor uns tritt. Nichts in der Welt mag öfter ausgeſprochen ſeyn; aber die Meiſten, welche es ausſprechen, ſagen es Andren nach, wenn irgend eine ihrer Hoffnungen fehlſchlägt, irgend ein Mißgeſchick ihre Wege kreuzt, die Wenigſten mögen die Behauptung aus eigener innerer Erfahrung ausſprechen, weil ſie nie viel Illuſionen gehabt haben, die ſchwinden konnten. Die Meiſten finden das Leben ſo, wie ſie es ſich immer gedacht haben, nicht weil es wirklich ſo wäre, ſondern weil ihnen das Vermögen fehlt, zu ſehen, zu fühlen, wie es wirklich iſt. — Es gehört Phantaſie und Gefühl dazu, Illuſionen zu haben; ſich eine Unendlichkeit von Glück durch Liebe, von Glanz durch Gedankenhoheit, von Schönheit durch Götterfülltheit in's Leben zu träumen, alles Das nahe, erfaßbar vor ſich zu wähnen, zu ſchwelgen in der Freude darüber. Und nun zu der unſeligen Reife des Gedankens und der Erfahrung zu gelangen, welche die innere Schäbigkeit des Weltlaufs durchſchaut, welche ſich ſelber als unabweisbare Wahrheit und Ueberzeugung geſtehen muß, daß alle jene Illuſionen eben Illuſionen waren, daß nichts von all' dem ſchönen Glauben, in dem man glücklich geweſen iſt, ſich erfüllt; — das heißt, jene Bemerkung in ihrer vollen Wahrheit fühlen; das iſt, was ſinnend, träumeriſch und traurig macht; das heißt, den Königsmantel, den das Leben um die Schultern geſchlagen hat, weggeriſſen und darunter den wundgepeitſchten Rücken ſehen; es heißt, die türkiſche Braut ſeiner Zukunft, die verhüllt und verſchleiert einem angetraut iſt, endlich genuß- und liebedürſtig ihrer Stirnbinden, ihrer Schleier berauben dürfen und — eine gelbe, ſchmutzige Sklavin finden.

Jeder Menſch, der ſo über die Schwelle ſeines Illuſionenbaues geführt wird, durchmißt den umgekehrten Lebenslauf, welchen der Sänger von Florenz machte; er tritt aus der vita nuova ſeiner Jugendhoffnungen in das alte Leben, welches die Welt lebt und während jener in dem neuen Leben anfing, zu denken und zu philoſophiren, drängt ſich dem Andern das Denken in dem alten Leben auf; für die Poeſie, die ihm entriſſen wird, greift er nach einem für ſeine Ruhe gefährlichen und ſchlimmen Surrogat, der Philoſophie.

Die Philoſophie einer Frau iſt — mit wenigen Ausnahmen der männlicheren Geiſter unter ihnen — getäuſchte oder unbefriedigte Liebe; oder es iſt der Druck des Müßiggangs ihrer Gefühle, der auf ihnen liegt, und wie das Druckwerk einer Waſſerkunſt die Springbrunnen ihrer Gedanken öffnet und in vollen Garben aufſprudeln läßt. Die Liebe macht ſie poetiſch und ihr Schwinden philoſophiſch; und indem wir uns wieder zu unſrer Heldin wenden, fragt es ſich alſo, ob ihr Sinnen ein poetiſches Träumen oder ein philoſophiſches Nachdenken über die Nichtigkeit der irdiſchen Dinge geweſen ſei? Machen wir den Beobachter. —

Nur einen Korridor und ein Vorzimmer von ihr entfernt ſummt, rauſcht, lacht, flüſtert die Geſellſchaft, klappert mit den Spielmarken, wedelt mit den Fächern, macht Verbeugungen und Geſtikulationen; kurz, iſt in völliger Beſchäftigung, die Summe von Tönen, Phraſen und Bewegungen hervorzubringen, welche von einem großen Cirkel mit billiger Nachſicht eine genußreiche Unterhaltung genannt werden.

— „Aber, meine liebe Thereſe," ſagt die Frau des Hauſes aus einer Gruppe von Herren, welche ſie umgeben hat, zurückſchlürfend, und drei zuſammen plaudernde Damen unterbrechend, — „wir müſſen durchaus eine bevollmächtigte Ambaſſade abſenden, um Katharina holen zu laſſen; die Herren zetteln ſonſt eine Verſchwörung an, es herrſcht eine dumpfe Gährung unter ihnen, die im Begriffe ſteht, in helle Flammen des Aufruhrs auszubrechen."

— „So wollen wir Herrn von Schemmey abſenden,“ ſagte die Angeredete, eine kleine dicke Dame mit ſchmalen, verſchmitzt lächelnden Augen, welche Stifterin und Präſidentin des Mopsordens war“ — gib einmal acht, was die Katterbach für Augen machen wird; haſt du ihren Kopfputz ſchon betrachtet? er iſt wie der babyloniſche Thurm, ein unvollendetes Wunder der Welt,“ — ſetzte ſie flüſternd hinzu. —

— »Die hangenden Gärten der Semiramis, aber im Spätherbſt,« ſagte eine dritte Dame.

— »Herr von Schemmey!« rief die Erſte lauter.

Herr von Schemmey näherte ſich der Gruppe, machte eine Verbeugung und ſprach in einer Stellung, welche zwiſchen militäriſcher liniengerader Steifheit und anmuthiger Nachläſſigkeit etwas unſicher hin und her ſchwankte:

— »Was befehlen Sie, meine Gnädigſten?«

— »Meine Freundin Thereſe will ſich an Ihrem Anblick erfreuen; ſie behauptet, Sie können ſo außerordentlich ſchön ſtehen, Herr von Schemmey.«

— »Sehr verpflichtet, Frau Gräfin!«

— »Aber dießmal will ich Sie nicht allein ſtehen ſehen, ſondern Sie ſollen auch gehen,« hub die Ordenspräſidentin an.

— »Nur nicht aus Ihrer bezaubernden Nähe, meine Grazien.«

— »Aber wir ſind unſerer vier,« warf die jüngſte Dame ein, welche noch nicht geſprochen hatte; »es gibt nur drei Grazien!«

— »Welche die Venus umgeben,« ſagte Herr von Schemmey.

— »Das iſt abſcheulich von Ihnen, da werfen Sie den Zankapfel der Eris zwiſchen uns, wer Venus iſt! Und Sie ſtehen ganz ruhig da, in dem ſichern Bewußtſeyn, daß Niemand nahe, der Ihnen den Apoll ſtreitig machen könnte.«

— »Ich bewundere Ihre mythologiſchen Kenntniſſe,« ſagte der Apoll in der prachtvollen Lockenperrücke und dem kaffeebraunen geſtickten Rock, der Niemand anders war, als der luſtige Leutenant, welchen wir auf Dievendahl kennen lernten, der Hoch- und Wohlgeborene Freiherr des heilgen römiſchen Reiches. Er war in die Reſidenz gekommen, um ſich in ſeinem neuen Glanze zu ſonnen, und um der Langeweile des ſtillen Gutes im Bergiſchen zu entgehen; wie er ſagte, um ſeine Braut in die Welt einzuführen, und ſie eine Badekur in den Düften der feinen Sitte gebrauchen zu laſſen, welche ihm ſelber nebenbei auch nicht ſchaden konnte.

Der Freiherr fuhr mit der Hand nach ſeiner Oberlippe und ließ ſie gleich wieder ſinken, weil nichts mehr da war, das er hätte in Kräuſel drehen können; der prachtvolle Schnurrbart war der Badekur gewichen.

— „Herr von Schemmey, Sie ſollen ſich zu Fräulein von Plaſſenſtein begeben, und ihr den Wunſch der Geſellſchaft vortragen, welche ſich nach ihrem Erſcheinen ſehnt,“ ſagte die Dame des Hauſes.

— „Sie ſollen zu ihr gehen als Herold des Mopsordens, der einen Aufruhr ſeiner Unterthanen befürchtet,“ fiel Gräfin Thereſe ein.

— „Als Ordensherold — als Toiſon d'Or!“ ſagte die jüngſte Dame.

— „Nicht als Toiſon d'Or, als Mops d'Or,“ verbeſſerte die Präſidentin.

— „Bekleiden Sie mich mit dem Zeichen dieſer Würde, erlauchte Großmeiſterin.“ Herr von Schemmey beugte ſein linkes Knie.

Die Stifterin des Ordens — der im Vorbeigehen geſagt, nichts als ein Damenſcherz war, obwohl er zu jener Zeit viel zu ſprechen machte — nahm ihren goldnen Mops ab und ſchlang ihn um den Nacken des Freiherrn von Schemmey. Die Gruppe vergrößerte ſich; Alle wollten ſehen, wie Schemmey Ordensherold wurde.

— „Es ſteht ihm ſehr gut,“ ſagte einer der Herrn.

„Sie ſind zum Mops d'Or wie geſchaffen, Schemmey,“ lachte ein Anderer.

— „Sie ſollten ihn auf Lebenszeit dazu ernennen, hochgebietende Dame vom Kapitel,“ rieth ein Dritter ſarkaſtiſch.

Der Herold eilte unterdeß, ſeinen Auftrag auszurichten. Nach einer Weile kam er wieder, auf ſeinem Geſichte einen leuchtenden Ausdruck der Genugthuung zeigend, welche ihm die allgemeine Aufmerkſamkeit verſchaffen mußte, deren geſchmeichelter Gegenſtand er an dieſem Abende geworden war. An ſeinem Arme führte er Katharina von Plaſſenſtein.

Sie begrüßte ihre näheren Bekannten unter den Damen, ſie hörte die Anreden der ſie umſchwebenden, umſäuſelnden Herren an, und ſtand wie eine Königin in der Mitte dieſes galanten Hofſtaats, der übrigens ſich etwas unceremoniös um ſie drängte. Nur Herr von Schemmey hatte unerſchütterlich an ihrer Seite Poſto gefaßt; die Anderen arbeiteten augenſcheinlich darauf hin, ihn fortzuſchieben, er aber mochte durchaus nicht einſehen, weßhalb er nicht auch Katharinen bewundern laſſen ſollte, daß er ſo ſchön ſtehen konnte, wie die Dame des Hauſes geſagt hatte. Unterdeß hatte Joſina von Katterbach, von ihrem Tabouret hinter einem Spieltiſche her, auf dem Alles in Bereitſchaft lag, eine ſehr unterhaltende Partie zu machen, wären nur Partner für ſie dageweſen — die ganze Geſellſchaft zu beobachten, volle und ungeſtörte Muße. Sie war in einer ſehr unangenehmen Gemüthsſtimmung. Seit dem erſten Abende, an welchem ſie mit ihrem Verlobten dem Stiftsfräulein von Plaſſenſtein vorgeſtellt war, hatte dieſe ihr ſehr liebenswürdig ſcheinende Dame ein Netz wohlberechneter Koketterien nach ihrem Bräutigam ausgeworfen, und wenn der Letztere ihr bis dahin auch noch keine jener leidenſchaftlichen Wallungen eingeflößt hatte, welche das Glück der Liebe ausmachen ſollen, ſo war ſie doch nichts weniger, als gleichgültig dabei. Herr von Schemmey war ihr wenigſtens von dieſem Augenblicke an eine viel Aufmerkſamkeit erheiſchende Perſon geworden. Und ſeitdem ſie geſehen, daß Jemand ihn ihr entreißen wollte, hatte ſie beſchloſſen, ihn mit aller Gewalt feſtzuhalten. Es war ein ſtiller Kampf zwiſchen den beiden Damen ausgebrochen, und wenn Katharina auch die meiſten Siege darin erfocht, ſo hatte doch Joſina die Genugthuung, ihre Anſichten über ihre Nebenbuhlerin frei ausſprechen zu dürfen, und bei der Mehrzahl der anderen Damen ein williges Echo zu finden. Was ſie aber am meiſten ärgerte, war, daß die hochmüthige Plaſſenſtein ſich ihr gegenüberſtellte, als lebten ſie Beide im tiefſten Frieden mit einander, und daß ſie immer mit der größten Freundlichkeit ihr entgegen kam. „Sie iſt eine wahre Schlange," ſagte ſie, „und mich ſoll wundern, wann Schemmey die Augen über das aufgehen werden, was allen Menſchen ſo klar iſt, wie die Sonne." Dem Freiherrn von Schemmey waren bis jetzt die Augen nicht aufgegangen; im Gegentheil, die Schlange ſchien ihn immer feſter zu umringeln. Mit ſeinem liebenswürdigen Leichtſinn und in jugendlicher Offenheit für friſche Eindrücke, vergaß er ſeine Braut und umflatterte die Dame, welche zu hoch von der Geſellſchaft geſtellt wurde, als daß ihre Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit für ihn nicht etwas unendlich Schmeichelhaftes gehabt hatte. Und als er gewahrte, daß ſie die feinen und zierlichen Redensarten der anderen Kavaliere jedesmal eben ſo fein und zierlich abtrumpfte, während ſie ſeine natürlicheren Scherze immer mit vieler Nachſicht aufnahm, da war der Hoch- und Wohlgeborene Freiherr ein vollſtändiger Sklave. Es mochte ihm endlich ganz ernſthaft die Beobachtung ſich aufdrängen, weßhalb er denn Joſina eigentlich durchaus und ohne Widerſpruch heirathen müſſe? Es konnte ihm wenigſtens nicht entgehen, daß ihre Familie und ſie ſelbſt durchaus nicht in der unbeſchränkten Achtung ſtanden, deren die Plaſſenſtein ſich erfreut hatten, und daß ihn Katharina endlich in ganz andere Familien-Verbindungen bringen würde. Zwar ſtand ihm ein Vertrag mit Joſinens Bruder im Wege; aber nach genauer Erwägung konnte er ſich nicht verhehlen, daß er Unrecht gethan, ihn ſo raſch einzugehen, und daß er durchaus keine bindende Kraft habe.

Als Joſina ihren Verlobten wie für ewig in den Kreis gefeſſelt ſah, der um ihre Nebenbuhlerin ſich geſchaart hatte, erhob ſie ſich und ſchritt in ein offenſtehendes aber leeres Nebenzimmer, um zu ſehen, ob ihr völliges Verſchwinden nicht Jenen auf ſie aufmerkſam machen könne. In einer ſehr anmuthigen Stellung, welche die vollen und edel geſchwungenen Formen ihrer Geſtalt hervorheben mußte, lehnte ſie in der Fenſterbrüſtung, drückte die Stirne an eine der Scheiben und blickte mit der Schwermuth einer verkannten Seele in die düſtere Nacht hinaus, wobei ſie den Vortheil genoß, in der Scheibe zugleich einen den Lichterglanz der anſtoßenden Räume zurückwerfenden Spiegel zu haben, ſo daß ihr nicht entgehen konnte, wenn vielleicht einer der Herren in das Zimmer treten würde, um wie bezaubert ſtehen zu bleiben und in den Anblick ihrer Geſtalt zu verſinken. Aber Niemand kam und Joſina wurde von der Langeweile nach einer Viertelſtunde wieder aus dem Boudoir getrieben, um die Erfahrung reicher, daß die Herren doch oft wahre Klötze ſeien.

Unterdeß hatte der Ball begonnen; Joſina ſah, als ſie wieder in den Saal trat, wie Herr von Schemmey Katharinen in die Reihe der Tänzer führte, dann aber ward ihren Blicken eine andere Richtung gegeben, durch einen ſehr verbindlichen Herrn, der ſchon etwas ältlich war, aber noch ganz gewandte Manieren hatte. Er hatte keine Partnerin gefunden und ſich reſignirt an einen Kamin geſtellt;

jetzt trat er, erfreut, eine noch unaufgeforderte Dame zu ſehen, mit einem: „Kann ich die Gnade haben?“ — auf ſie zu.

Joſina hatte die Gnade, worüber der ſchon etwas ältliche Herr eine große Freude an den Tag legte.

Als Fräulein von Katterbach das Geſicht ihres Partners anſah, kam ihr daſſelbe bekannt vor; ſie wußte übrigens nicht gleich, wo ſie es ſchon geſehen habe, und hatte auch in dieſem Augenblicke keine Luſt, darüber nachzudenken. Der Herr war ſehr geſprächig, ſehr unterhaltend und lebhaft, aber tanzte ziemlich altfränkiſch und geziert, ſo daß Joſina nicht recht mit ihm im Takte bleiben konnte; endlich bemerkte ſie ihm, daß ſie glaube, es ſei in Beziehung auf die ſpätere Ermüdung rathſamer, immer nur drei Pas zu machen, und nicht fünf, wenn man mit drei Pas auskommen könne. Der Herr zog ſein ſeidenes Tuch hervor, und wiſchte ſich die Stirne:

— „Sie haben ganz recht, meine gnädige Frau, aber —“

— „Ich bin noch nicht verheirathet,“ fiel Joſina etwas pikirt ein.

— „Bitte tauſendmal um gnädige Nachſicht, aber ich habe nicht die Ehre gehabt, Ihnen vorgeſtellt zu werden,“ ſagte der ältliche Herr mit einer tiefen Verbeugung.

— „Ich bin das Fräulein von Katterbach zu Diependahl.“

— „Katterbach!“ ſchrie der Herr auf, fuhr einen Schritt zurück und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen:

— „Das mußte mir begegnen! O ſuperi!“ —

Der Herr war Niemand anders, als der Blumenſchäfer von der Pegnitz, welcher der Säuberliche hieß, und den Grundſatz hatte, daß man ſich nicht unnütz in Gefahr begeben müſſe, Niemand anders, als Herr von Drieſch.

Als er die fürchterliche Entdeckung gemacht hatte, daß es die Schweſter ſeines Todfeindes war, welche er am Arme gehalten, durchlief ihn ein kalter Schauder; aber nachdem er jene Worte ſo laut ausgeſtoßen hatte, daß die Geſellſchaft plötzlich innehielt, um zu ſchauen, welches Ereigniß einen ſolchen Schrecken bei einem ihrer Mitglieder hervorgebracht habe, faßte er ſich, ſo gut es ihm möglich war. Er beſann ſich, daß er keinen Falls die Geſellſchaft durch eine unſchickliche Scene beleidigen dürfe, und indem er Joſinen eine Verbeugung machte, ſagte er:

— „Mein verehrteſtes Fräulein, ich kann nicht mehr tanzen, ich — ich habe mir den Fuß verſtaucht“ — Herr von Drieſch ſtreckte ſeinen rechten Fuß aus, der ſich in einem feinen ſeidenen Strumpfe und mit einer glänzenden Brillantenſchnalle geſchmückt, ganz reputirlich ausnahm, und dann ſetzte er hinzu, indem ein helles Roth des Ingrimms ſich über ſein Geſicht verbreitete: „ja, dieſen Fuß habe ich mir verſtaucht — in der Wolfsfalle!“ — —

Er ſtampfte den Fuß nun heftig auf den Boden, daß dieſer dröhnte, warf einen Blick lodernden Zornes auf die unglückliche Joſina und zog ſich, Verwünſchungen murmelnd, an ſeinen Kamin zurück.

Der Tanz war unterbrochen, die Geſellſchaft drängte ſich mit den Ausdrücken des Staunens, der Ueberraſchung und der Theilnahme um das verlaſſene Fräulein; Katharina trat unterdeß in das leere Nebenzimmer, wo ſie, wie nach einer großen Ermüdung tief aufathmete und ſich auf ein Sopha warf. Herr von Schemmey folgte ihr.

— „Wie, Sie ſind nicht bei Ihrer Braut, die Ihres Armes bedarf, ritterlicher Mors d'Or und Ordensherold?“ fragte ihn Katharina, indem ſie mit vieler Freundlichkeit ihren Anbeter anlächelte.

— „Meine Huldgöttin, Sie machen mir einen Vorwurf daraus?“

— „Es iſt gut, daß Sie das Huldgöttin mehr betonen, als das meine, um der Phraſe das Schmeichelhafte zu laſſen,“ verſetzte Katharina mit einem ironiſchen Blicke.

— „Wollen Sie nicht meine Huldgöttin ſeyn?“

— „Merken Sie ſich ein's, Herr von Schemmey,“ ſagte Katharina, indem ſie verlegen werdend ſich abwendete: „Sie kennen uns Frauen nicht, wenn Sie glauben, die leichte Tändelei des geſellſchaftlichen Verkehrs befriedige uns; eine wirkliche Schmeichelei liegt für uns nicht in Phraſen, ſondern in dem thatſächlichen Beweis, daß wir Achtung und Freundſchaft eingeflößt haben. Und laſſen Sie mich es geradezu geſtehen, um in der Offenheit Ihnen mit dem guten Beiſpiele voran zu gehen — Sie werden es ohnehin oft genug gehört haben, die Neugierde iſt unſere ſtärkſte Triebfeder; aus dieſen Gründen kommt es, daß wir vor allem Andern Vertrauen fordern.“

— „Ich weiß nicht, was ich antworten ſoll,“ entgegnete Herr von Schemmey, „wenn nicht allenfalls, daß ich mir vorkomme, wie ein Pinſel.“

— „Sehen Sie“ — ſagte Katharina lächelnd — „dieſe Offenheit iſt es, was ich von Ihnen erwarte. Kommen Sie jetzt. Man vermißt uns ſonſt.“ Sie ſtand auf, und ordnete etwas an ihrem Kopfputz vor dem Spiegel, der über dem Kamine des kleinen Raumes hing.

— „Kennen Sie den Herrn, welcher eben Ihre Braut beleidigte?“ ſagte ſie dann, gleichgültig hinwerfend, aber die Züge ſeines Spiegelbildes im Auge behaltend.

— „Ach Gott, nein; es iſt mir höchſt fatal; ich werde mich mit ihm ſchlagen müſſen.“

— „Sie haben ihn früher weder bei Tage noch bei Nacht geſehen?“

— „In meinem Leben nicht; weßhalb fragen Sie ſo ſcharf nach?“

— „Gehen Sie jetzt — wir haben ſonſt Neckereien zu erwarten.“

Herr von Schemmey ging; wenn er ſich vorgekommen war, wie ein Pinſel, ſo mußte dieß Gefühl wenig Beunruhigendes für ihn gehabt haben, denn als er ſich wieder in die Geſellſchaft miſchte, und ſich nach ſeiner Fräulein Braut umzuſehen ging, war er in der vollſtändigſten Triumphatorlaune, und feſt entſchloſſen, zu den übrigen unleugbar nicht gemeinen Vorzügen ſeiner Perſon jetzt auch die Tugend der Offenheit in einem möglichſt bezauberndem Grade hinzuzufügen.

Katharina trat ebenfalls wieder in den Saal und näherte ſich nach einer Weile Joſinen mit einer freundlichen Frage nach ihrem Befinden.

— „Mein Befinden iſt ſehr gut, Fräulein von Plaffenſtein,“ verſetzte Joſina; „ich kann ſagen, daß ich mich außerordentlich wohl befinde; die Heiterkeit iſt mir immer ſo ſehr zuträglich.“

— „Alſo, Sie ſind ſo heiter; nun das iſt mir ſo erfreulich zu hören, wie es für unſere gütige Wirthin ſchmeichelhaft iſt.“

— „Ach, ich bin außerordentlich — ha, ha, ha! — ich bin ungemein heiter.“ Sie verſuchte ſo laut zu lachen, wie es nur die Schicklichkeit erlaubte. „Finden Sie nicht auch,“ ſetzte Joſina hinzu, „daß es ſehr ſpaßhaft iſt, wenn man ſich im Stillen über die Lächerlichkeiten ganz hochmüthiger Perſonen amüſiren kann, ganz außerordentlich hochmüthiger, falſcher, neidiſcher, miſerabler, boshafter Perſonen!“

— „Es iſt mir etwas durchaus Neues, daß miſerable, boshafte, neidiſche Perſonen lächerlich ſeien; mir ſind ſie eckelhaft, und ich laſſe ſie unbeachtet ihrer Wege gehen.“

Katharina ſtand auf und begab ſich zu ihrem Platze zurück. Im Vorbeigehen flüſterte ſie dem Freiherrn von Drieſch, der, noch immer über ſein fatales Abenteuer nachſinnend, ſich Klatſchereien von einer alten Dame erzählen ließ, welche er nur ſehr zerſtreut anhörte, die Worte zu: „Beſuchen Sie mich Morgen, Herr von Drieſch.“

Viertes Kapitel.

— „Zieh die Vorhänge zurück,“ ſagte Katharina von Plaſſenſtein am andern Morgen zu ihrem Kammermädchen, und ſchlug ein Buch auf, das vor ihr lag; es war ein Band von Montaigne. Die Vorhänge von gelber chineſiſcher Seide mit rothen und weißen Blumen rauſchten zurück; das Tageslicht fiel hell in das Zimmer und glänzte auf dem ſchwarzen Lack des Tiſches, auf welchem Katharina den Arm ſtützte. Sie betrachtete die Platte deſſelben, auf der goldene Malereien eine chineſiſche Landſchaft mit einer Gruppe Mandarinen darſtellten; dann die hellblaue Blumenvaſe vor ihr, die den Mangel eines Straußes durch die abenteuerlichſten Gewächſe und Rankenverſchlingungen erſetzen zu wollen ſchien, welche in rother Farbe mit der Glaſur eingebrannt waren. Dann ließ ſie ihr Auge auf die Supporte gleiten, ein ziemlich werthvolles Oelgemälde in franzöſiſchem Geſchmack mit einem kraus verſchnörkelten Rahmen aus Stuccatur umher.

— „Nein,“ ſagte ſie, vor ſich hinflüſternd: „hier doch wenigſtens etwas Mythologiſches zur Abwechſelung; eine fliehende Najade und ein Faun; nun es paßt auch. Sonſt Alles chineſiſch; ſind es die Künſtler, welche ſich damit über ihre Zeit luſtig machen wollen oder iſt dieſer Geſchmack von einer innern Wahlverwandtſchaft eingegeben? Die Menſchen werden immer chineſiſcher: ſteif, egoiſtiſch, eingeknöchert; die Sitten bis zur Verzerrung in Unnatur verfallend; der einzige Unterſchied iſt, daß man bei uns den Zopf im Nacken trägt, und daß die Chineſen ihn auf dem Wirbel tragen. —

„Ziehe die Vorhänge wieder zuſammen, Lenore; es fällt ein unerträglich grelles Licht in's Zimmer.“

Das Zimmer wurde wieder in eine lichte Dämmerung gehüllt, und Katharina erhob ſich und ſchritt auf dem Hautelіſſe-Teppich hin und her. Ihre Züge zeigten etwas Abgeſpanntes; ſie war blaſſer geworden; aber was ihre Schönheit an Glanz verloren haben konnte, war mehr als erſetzt durch den Ausdruck gedankentiefer Sinnigkeit, der ſich bis zu einem auffallenden und beinahe Ehrfurcht einflößenden Grade in ihrem Geſichte ausgebildet hatte. Zuweilen nur ſchien die ſtolze und faſt marmorene Ruhe ihrer Züge von einer inneren Bewegung gefährdet zu werden; ihre Augen bekamen dann etwas Unſtätes, die Lider zwinkerten und ſie blieb einige Momente ſtehen, als ſähe ſie im Geiſte ein Hemmniß vor ſich, das ihren Schritten Einhalt gebote. Gleich darauf aber trat ſie raſcher und heftiger wieder über die Köpfe der holländiſchen Bauernhochzeit fort, die unter ihren Füßen ihre groteſken Tanzkünſte zeigte.

Der Freiherr von Drieſch wurde gemeldet. Als ihm hinterbracht worden war, daß ſein Beſuch ein willkommener ſei, ſchritt die freundliche und bewegliche Geſtalt des ältlichen Herrn über die Schwelle; mit den Manieren einer jetzt ſchon verſchollenen Etikettenperiode, die vor allen Dingen eine ſehr große Ergebenheit an den Tag zu legen geeignet waren, machte er der Dame ſeine Reverenz und küßte ihre Hand.

— „Ich freue mich außerordentlich, Sie ſo wohl zu ſehen, Herr von Drieſch,“ ſagte Katharina; „Sie müſſen ſich in der Reſidenz verjüngt haben, oder ich habe Ihnen früher Unrecht gethan, wenn ich Sie für einen Herrn über vierzig hielt.“

— „Vierzig? dafür haben Sie mich gehalten?“

— „O Sie ſind es gewiß noch nicht; bitte, laſſen Sie ſich nieder; — aber ich glaube, es iſt die Poeſie, welche ihren Geweihten eine ewige Jugend beſcheert.“

Es gab nichts in der Welt, was Herrn von Drieſch angenehmer zu hören geweſen wäre.

— „Glauben Sie, meine Gnädigſte,“ ſagte er, mit Mühe ein Lachen unterdrückend, welches als Ausbruch ſeines Vergnügens ſich laut machen wollte; „nun ja, ich habe mich ziemlich geſchont.“

— „Aber weil wir darauf gekommen ſind, wollen Sie nicht einmal eine von Ihren Arbeiten Ihren Freunden mittheilen? Wollen

Sie ewig die Hippocrene, welche ſo reichlich bei Ihnen ſprudelt, neidiſch ummauert halten, und uns Laien den Zugang wehren?“

— „Nun, meine kleine Hippocrene vermiſcht ihr Gewäſſer mit den ſtolzen Fluten der Pegnitz, deren Muſageten für die Kundmachung ſorgen zu wollen, mir verſprochen haben. Freilich, ſie laſſen mich ziemlich lange warten. Aber ich mag meine Sachen nicht ſelbſt drucken laſſen; die Typographie iſt eine Kunſt, welche ſehr im Sinken begriffen iſt; wo ſind die Chriſtoph Plantin, die Elzevier, die Stephanus der guten alten Zeit! Soll ich meinen Verſen ein Gewand geben laſſen, daß ſie ausſehen, wie eine alte Chronik auf holländiſchem Tabakpapier?“ —

So wenig in Abrede geſtellt werden kann, daß dieß für die ſämmtlichen Werke des ſauberlichen Herrn allerdings keine paſſende Ausſtattung geweſen ſeyn würde, ſo war doch noch ein anderer Grund da, aus dem Herr von Drieſch ſie noch nicht zum Drucke befördert hatte; bis jetzt war nämlich noch keines dieſer ſchmierigen, auf holländiſches Tabakpapier druckenden Subjekte, welche von Herrn von Drieſch mit dem Antrage beehrt worden waren — es war ihrer eine ganz anſehnliche Zahl — auf den geſcheidten Einfall gekommen, durch die Uebernahmen der klaſſiſchen Produkte des Pegnitzſchäfers, ſich einen unendlichen Reichthum und ihrer Firma für ewige Zeiten einen ganz ausgemacht unſterblichen Namen zu erwerben — ein Betragen, welches Herr von Drieſch vollſtändigſt zu der Annahme berechtigte, daß ſie alle Eſel ſeien.

Dagegen fand er in dieſem Augenblicke es unbegreiflich, wie er nicht früher ſchon die nähere Bekanntſchaft der Dame geſucht habe, welche jetzt, gewiß durch ihre Bewunderung ſeines Talentes gedrängt, ſo zuvorkommend die erſten Schritte dazu eingeleitet hatte und einen ſo außerordentlich gebildeten Geſchmack verrieth. Er erklärte ſich deßhalb ganz geneigt, ſeine Ueberſetzung des erſten Buches von Virgils Landbau und einige Proben ſeiner anacreontiſchen Studien Fräulein von Pfaffenſtein im Manuſcripte mitzutheilen, welche er zufällig, ganz zufällig in ſeiner Rocktaſche hatte. Das Fräulein nahm ſie mit vieler Grazie an. Als Herr von Drieſch jedoch nach ſeiner Brille ſuchte, um das, was er die ſchönſten und gelungenſten Stellen nannte, ihr vorzuleſen, ſprang ſie auf einen andern Gegenſtand der Unterhaltung ab und ſagte:

— „Wie fatal und verdrießlich muß es doch für einen Herrn von Ihren Verdienſten ſeyn, ſich in einer ſo gefährlichen als unpaſſenden Lage zu befinden; es thut mir wirklich in der Seele leid, Herr von Drieſch, wenn Sie mir anders die Theilnahme vergönnen, welche mich drängt, Ihnen dieſes auszudrücken.“

— „Was? in einer gefährlichen Lage? ich?“ rief Herr von Drieſch erſchrocken und verwundert.

— „Nun ja, gefährlich kann man es wohl nennen, denn Herr von Schemmey ſoll ſein Fleuret mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit führen.“

— „Aber um's Himmels willen, was hab' ich mit dem Fleuret des Herrn von Schemmey zu ſchaffen?“

— „Iſt Ihnen das Kartell noch nicht zugekommen? ſo werden Sie es wahrſcheinlich bei Ihrer Heimkunſt vorfinden.“

— „Ein Kartell? Sagen Sie in der That ein Kartell? ich ſoll mich ſchlagen?“

— „Nun ja!“

— „Ich? ein Menſch, wie ein Lamm? Mein Gott, mein Gott, ſagte Herr von Drieſch ängſtlich, das iſt ja abſcheulich! nein, das iſt gegen göttliche und menſchliche Geſetze; nimmermehr! nichts ſoll mich zwingen, wiſſentlich ein Gebot zu übertreten, das mir von Jugend auf heilig geweſen iſt. Ich ſchlage mich nicht!“

Er ſprang mit den Geſtikulationen der äußerſten Entrüſtung von ſeinem Stuhle auf.

— „Beruhigen Sie ſich: Sie können ſich ja auch ſchießen, wenn Sie das vorziehen.“

— „Vorziehen? ich ziehe nichts vor, weder das Schießen, noch das Stechen, noch das Schlagen; es iſt wider meine Grundſätze, ich thu' es nicht, und nun will ich ſehen, wer mir nahe kommt!“

— „Es wird Ihnen nichts helfen; Sie haben ſeine Braut am geſtrigen Abende zu öffentlich, zu eclatant beleidigt.“

— „Ah, das iſt der Grund! ſo, ſo; nun meinetwegen; Alfanzereien; wenn ich nur nicht abreiſen müßte; ich werde noch heute die Stadt verlaſſen, denn ich habe ſehr dringende, in der That ganz außerordentlich dringende Geſchäfte auf meinen Gütern abzumachen; ja, ich muß mich wirklich bei Ihnen beurlauben — ich bedauere auf das Tiefſte —“

Herr von Drieſch ſuchte nach ſeinem Hut, als Katharina ihn unterbrach:

— „Herr von Drieſch, geben Sie doch um Gottes willen unſerer mokanten Geſellſchaft die Blöße nicht; fügen Sie Ihren Freunden nicht dieſe Schmach, dieſe tiefe Beſchämung zu, wenn es hieße, Sie ſeien davon gelaufen!“

— „Davon gelaufen?“ ſagte Drieſch mit ſanfter Stimme und reſignirtem Geſichte, während ſeine Bruſt ſchmerzhaft Athem holte, wie ein Menſch, der ſeines Elends keinen Rath weiß und ſich mit gebrochener Kraft darin ergibt. — „Ich glaube, daß Keiner, der mich kennt, das ſagen würde!“ fuhr er dann mit Würde fort. —

— „Ganz unfehlbar! — Setzen Sie ſich wieder, und hören Sie mich; ich vermag vielleicht etwas über Herrn von Schemmey.“

— „Ja, man ſagt, er habe Gnade vor Ihren Augen gefunden,“ verſetzte Drieſch mit derſelben kläglichen Milde, indem er galant zu lacheln verſuchte, was ihm einigermaßen mißgluckte.

— „Ich will Sie aus der Klemme reißen, in welcher Sie zwiſchen den Vorurtheilen der Geſellſchaft und Ihren eigenen, ſo achtungswürdigen Grundſätzen ſtecken; aber Sie muſſen eine Bedingung eingehen?

— „Und die lautet?“

— „Sie muſſen ſich in Fräulein Joſina von Katterbach verlieben.“

— „In die Katterbach? o ja, bis zum Sterben; denn ich werde das Gallenfieber bekommen, wenn ich ſie ſehe. Und dann?“

— „Es kommt darauf an, daß Sie ihr völliges Vertrauen erringen.“

— „Das möchte ſchwer halten; ich habe ſie beleidigt, bin der Feind ihrer Familie und ein Mann, der gewiß ihren jugendlicheren Bräutigam nicht verdrängt.“

— „Ganz abgeſehen von Ihren glanzenden Verdienſten, Herr von Drieſch, kann nichts leichter ſeyn, als dieß. In der Stimmung, in welche Fräulein von Katterbach die Aufmerkſamkeiten des Herrn von Schemmey für mich verſetzt haben, wird ſie jeden Anbeter aufnehmen, wie ein Schiffbrüchiger die Planke, welche ihn vor dem Ertrinken rettet. Glauben Sie mir das. Ihr Bräutigam, — nun ſie wird ihn bald völlig ihr geraubt glauben; ſie wird dann keine

Ruckſichten mehr kennen; ſie wird, wenn Sie geſchickt ſind, Ihnen Alles anvertrauen, was Sie uber Schemmey weiß; und das iſt, was ich von Ihnen wieder zu erfahren hoffe. Herr von Schemmey ſpielt den Verſchloſſenen, was ſein fruheres Leben angeht; ich verzweifle daran, etwas aus ihm herauszubringen. Und doch, wie Sie begreifen werden, Herr von Triesch, gibt es Verhaltniſſe, bei welchen man ſeinem Stande und ſeinem Rufe ſchuldig iſt, die großte Beſonnenheit anzuwenden, bevor man ſich zu tief einlaßt. Sie werden mich verſtehen.“ —

— „Ich verſtehe Sie vollkommen; aber erlauben Sie mir die gehorſamſte Bemerkung, daß Sie mich da zu etwas machen, das einem Spion ganz abſcheulich ahnlich ſieht.“

Katharina erröthete: — „Sie haben nicht ganz Unrecht, mir den Vorwurf zu machen. Aber bei Gott, ich weiß mir anders nicht zu helfen und ich habe ein Ziel im Auge, das gewiß ein Gutes iſt, und von dem mein Lebensgluck abhangt. Alſo wahlen Sie, Herr von Triesch; entweder das Fleuret des Mars oder den Blumenpfeil Amor's.“

Herr von Triesch erklarte ſich entſchieden fur den Blumenpfeil Amor's.

— „So geben Sie, zuerſt Fraulein Joſina Abbitte für Ihr geſtriges Betragen zu leiſten; damit iſt die Bekanntſchaft eingefadelt; ich ſchreibe unterdeß einige Zeilen an Herrn von Schemmey.“

— „Aber zuvor muß ich noch um einige nahere Inſtruktionen bitten, worauf ich eigentlich meine Fragen bei Fräulein Joſina richten ſoll?“

— „Fragen? um Gottes willen ſo weit ſind wir noch nicht; verderben Sie nur nicht Alles damit; die großte Behutſamkeit iſt nothig, und erſt nach Wochen des emſigſten Ritterdienſtes, der unermudlichſten Galanterie durfen Sie es in zartlicheren Tete à Tete's zu ernſthafteren Unterhaltungen kommen laſſen.“

— „Gnadiges Fräulein,“ ſagte Herr von Triesch mit einem komiſchen Ausdruck unangenehmer Ueberraſchung — „ich will doch lieber noch heute abreiſen.“

— „Nein, nein, das dürfen Sie nicht, und was hülfe es Ihnen? Herr von Schemmey würde Sie auch auf Ihren Gütern zu finden wiſſen; ich ſelbſt würde ihn auf das Beſtimmteſte dazu auffordern, damit dem verehrteſten meiner Freunde nicht nachgeſagt werden könnte, er ſei feig vor einem Duell durchgegangen.“

— „Alle Achtung vor Ihrer Freundſchaft, fiel Herr von Drieſch ängſtlich ein, aber —“

— »Sie ſind gefangen, ergeben Sie ſich. Ich will Ihnen jetzt ſagen, welches die Gegenſtände ſind, die ich zu erfahren wünſche. Zuerſt, wo Herr von Schemmey war, in den letzten Tagen, bevor er nach Dievendahl kam; dann, weßhalb er ſo raſch ein Verlöbniß mit Joſinen eingegangen iſt, welche er nicht liebt; ferner, ob er nicht auch ohne eine Heirath mit ihr die Anſprüche, welche ſein Name auf die Güter des Herrn von Katterbach ihm gibt, durchſetzen könnte, und endlich, womit er dieſe Anſprüche beweist. Näheres beſprechen wir ſpäter. Nur das zwingt mich, meine Achtung und meine Theilnahme für Sie, Herr von Drieſch, Ihnen noch anzudeuten, daß ich durchaus nicht im Sinne habe, Sie bloß zu meinem Werkzeuge zu gebrauchen; ſondern, daß ein gewiſſer Plan, zu welchem Sie mitwirken ſollen, wenn er gelingt, Ihnen eine eclatante Genugthuung, Ihrem Feinde, dem Freiherrn von Katterbach gegenüber, verheißt. Verlaſſen Sie ſich darauf, aber fragen Sie nicht weiter.“

Dieſe Andeutung gab Herrn von Drieſch einen Sporn, der ihn raſch ſich erheben ließ, um mit dem größten Intereſſe ſeine Mitwirkung an einem ſo willkommenen Plane einzuleiten. Nur hätte er erſt gern etwas Näheres erfahren. Aber das Fräulein lehnte ſeine Fragen mit großer Entſchiedenheit ab.

— „Nur noch ein's,“ ſagte ſie, als er ſich empfehlen wollte; »Sie haben mich vor längerer Zeit, bei der Gräfin S., als die Rede von ſeltſamen Ereigniſſen und unerklärlichen Erſcheinungen war, mit Ihrem Vertrauen in einem derartigen Falle beehrt. Sie erzählten von einer Geſtalt, welche vor Ihren Augen aus dem Kamine ſchlüpfend, ein verborgenes Schubfach in Ihrem Saale geöffnet habe und dann verſchwunden ſei. Iſt Ihnen in der Reſidenz Niemand begegnet, Niemand aufgefallen, deſſen Aeußeres Sie an jene Erſcheinung erinnert hätte?«

— »Nein, Niemand!«

— »So bitte ich Sie, Acht darauf zu haben, ob ſich Ihnen dieſe Erinnerung nirgends aufdrängen wird; ob auch nicht bei den

Domeſtiken des Einen oder Andern Ihrer Bekannten. Seyn Sie ſcharfſichtig!«

Herr von Drieſch verſprach es, obwohl er den Grund nicht einſehen konnte, und beurlaubte ſich dann mit dem Verſprechen, am andern Tage wieder aufzuwarten, um das Urtheil der Dame über ſeine Poeſien zu vernehmen, ein Gegenſtand, den der Verfaſſer derſelben über der ſpäteren wichtigen Verhandlung durchaus nicht aus den Augen verloren hatte, und der ihm den Vertrag um ſo willkommener machte, kraft deſſen er der ubereilten Flucht aus der Reſidenz überhoben war.

Er war kaum gegangen, als dem Fräulein von Plaſſenſtein eine unbekannte Perſon gemeldet wurde, welche ſie dringendſt zu ſprechen verlange. Bevor wir dieſelbe jedoch bei ihr einfuhren konnen, muß unſere Erzahlung einige Ereigniſſe nachholen, welche ſich ſchon vor mehren Monaten, noch im Spätherbſt des verfloſſenen Jahres, während wir ſchon den Fruhling in's Land ziehen ſahen, in dem ſtillen Dörfchen Kraneck begeben hatte.

Fünftes Kapitel.

Es war in einer klaren und für die ſpäte Jahreszeit ganz erträglich milden Nacht. Bernhard ſtand am Feuer und ließ ſich von ſeiner Mutter den warmen Oberrock über der Bruſt zuſammenknöpfen. Draußen wurde an die Fenſter geklopft.

— „Fertig, Herr Doktor, fertig!“ — rief es; es war die Stimme des Vikarius.

— „Auf der Stelle!« Bernhard warf eine Jagdtaſche um und nahm ein Gewehr aus der Ecke, das mit einem Lauf von ſehr großer Lange verſehen war. Dann gab er mit einem: „Gute Nacht Mutter! bleibt meinetwegen nicht wieder auf“ — Margreth die Hand und ſchritt hinaus. Draußen ſtand Herr Gerhards, ebenfalls bewaffnet, und auf der Straße vor dem Gärtchen Herr von Kraneck mit einem Jäger, der ſeine Flinte trug, und zwei Hunde am Seile hielt.

Herr von Kraneck hatte Bernhard eingeladen, an einer nächtlichen Jagd auf Enten Theil zu nehmen. Etwa eine Viertelſtunde von dem Dorfe entfernt, in der Mitte des Gebirgsthales lag ein kleiner See, auf dem ſich die wilden Enten jetzt in großen Schaaren verſammelten, um vereint von da ihren Flug in wärmere Zonen anzuſtellen. Durch Gebüſche und über feuchte Wieſenpfade kam man an den Rand der Waſſerfläche; die ruhig ihren Silberſpiegel dem Mondlichte hinſtreckte, das ſo hell darauf ſtand, wie ein Tageslicht, welches man im Traume zu ſehen glaubt. Dicht am Ufer waren mehre Mooshütten aufgebaut; vor jeder kreiſchte eine zahme Ente ihre lang gezogenen, melancholiſchen Töne in die Nacht; ſie waren an Farbe ganz den wilden gleich und ſchwammen immer im Kreiſe umher, mit dem Beine an einem Pflock unter dem Waſſer feſtgebunden. Jeder der Jäger nahm nun Beſitz von einer der Hütten, die vorn nach dem See hin eine kleine runde Oeffnung hatten, wodurch man die Waſſerfläche beobachten und das lange weittragende Rohr ſtecken konnte, bis eine Schaar des Wildes von dem Rufe der Lockenten angezogen ſich nahe genug niederlaſſe, um getroffen werden zu können.

Bernhard mochte eine Viertelſtunde in ſeiner Hütte geſeſſen haben; die gefangenen Vögel klagten in einem fort; auf dem See hörte man die Schwärme ihrer wilden Schweſtern aufſtäuben, ſah ſie wie verſchwimmende ſchwarze Flecken in der Luft kreiſen und dann niederplätſchern, aber immer noch zu fern. Da öffnete ſich hinter dem Spähenden das ſchmale Weidengeflecht, welches als Thüre der Hütte diente, und das Mondlicht fiel plötzlich hell und voll auf die fahle Erdwand neben ihm, um eben ſo ſchnell wieder zu verſchwinden. Es war Jemand eingetreten und ſtand hart an ihm; eine feſte Hand legte ſich auf ſeine Schulter.

— „Sind Sie's, Herr Gerhards?“

— „Nein; ſeid ſtill,“ flüſterte es; „es iſt Jemand anders; ich heiße Wendels.“

— Bernhard ſah eine Reihe runder Silberknöpfe auf einer Jacke glänzen; ſie war der Fenſteröffnung der Hütte nahe gekommen.

— „Wendels? Ihr ſeid ein Scheerenſchleifer?“ — Es wurde ihm unheimlich zu Muthe, in dem engen finſtern Raume mit dem heimathloſen Geſellen und er ſtieß das Geflecht auf.

Der Scheerenſchleifer zog das Thürchen wieder zu und ſagte leiſe:

— „Laßt, laßt, Ihr könnt ganz ruhig ſeyn; ich habe zwei

Worte mit Euch zu ſprechen. Ich bin ein Scheerenſchleifer; ich bin ihr Anführer, wenn Ihr das wiſſen wollt und es etwas zur Sache thut.“

— „Und was wollt Ihr von mir?“

— „Wollt Ihr das Mädchen heirathen, das Eure Mutter auferzogen hat?“

— „Heirathen? ich? wen?“

— „Lene, ſag ich Euch.“

— „Menſch, ſeid Ihr toll?“

— „Manchmal; je nachdem man mir's macht.“

— „Wie kommt Ihr auf den Einfall?“

— „Ich habe meine Gründe gehabt, es zu glauben. Es wäre kein dummer Streich von Euch; ſie könnte Euch zu einem reichen Manne machen.“

— „Mich zu einem reichen Manne? ich glaube wirklich, daß Ihr toll ſeid! Erklärt Euch oder ich rufe! Ihr ſeid in meiner Hand.“

— „So wenig wie die Enten da drüben; habt Ihr je gehört, daß der Heidenküſter Wendels gefangen ſei? und es haben ihm ſchlauere Leute nachgeſtellt, als Ihr ſeid.“

Der Burſche drückte ſeine Finger um Bernhards Arm, wie eine Eiſenſchraube ſo feſt.

— „Seid ganz ruhig,“ fuhr er fort; „was ich Euch zu ſagen habe; iſt immer des Anhörens werth. Ich will ſie heirathen; aber ſie will aus Eurem Hauſe nicht fort; daran ſeid allein Ihr Schuld; ſonſt würde ſie das freie fröhliche Ziehen über Berg und Heide nicht aufgeben, um ſich einer alten Hexe gegenüber am Feuer zu ſchmoren, und ſich wie eine Magd ausbunzen zu laſſen, während ſie wie eine Königin im Walde draußen ſeyn kann. Ich ſchlag Euch nun einen Handel vor; er ſoll Euch nur Worte koſten, und dafür geb' ich Euch einen Namen, Güter, Land und Leute. Wollt Ihr?“ —

— „Um Gotteswillen Menſch, was wollt Ihr von mir? ſprecht weiter, ſprecht!“

— „Ihr ſagt, ſie könne Euretwegen nur gehen; Ihr haßtet ſie; ſie ſei eine Scheerenſchleiferdirne, die Ihr nicht möchtet. Sagt Ihr das frei heraus, als ob's aus Euch ſelber käme; acht Tage ſpäter habt Ihr Papiere in Händen, kraft deren Ihr nichts weiteres zu thun braucht, als Eure alte römiſche Margreth an den lichten hohen Galgen hängen zu laſſen und dann Beſitz von ſo ſchönen Gütern zu nehmen, als ihrer im Lande ſind. Wollt Ihr?“ —

— „Ich ſoll meine Mutter hängen laſſen? ich ſoll ein Geſchöpf, daß durch Gottes Hülfe zu ehrlichen Leuten gekommen und eine Chriſtin geworden iſt, Euch Diebsgeſindel wieder zutreiben? Kerl, packt Euch jetzt oder ihr bereut es! Ihr ſagt mit Wahrheit, daß Ihr mitunter toll ſeid.“

— „Ihr habt ſo Unrecht nicht,“ ſagte der Scheerenſchleifer nach einer Weile nachdenklich; „ich bin ein Narr, daß ich zu Euch kam, ohne mein Verſprechen auf der Stelle erfüllen zu können; wie kann ich verlangen, daß Ihr mir glaubt! Gute Nacht! — Nach acht Tagen komm' ich wieder zu Euch; an der Waldkapelle oben; wollt Ihr nicht hinkommen, ſo will ich Euch ſchon anderswo finden; Ihr werdet dann anders ſprechen.“

Die Weidenthüre ſprang auf und der Scheerenſchleifer glitt geräuſchlos, wie er gekommen war, hinaus. In der nächſten Erdhütte riskirte Herr Gerhards einen Schuß; ein zweiter fiel; der Gutsherr hatte geſchoſſen; auch Bernhard feuerte ſein Rohr ab, kaum wiſſend was er that, und ſprang zur Hütte hinaus. Die Hunde warfen ſich laut anſchlagend in das Waſſer, um die Beute zu apportiren.

Sie brachten zwei Stück getödteten Wildes zurück, die Herr von Kraneck als von ihm erlegt erklärte.

— „Aber eine mögte ich wohl getroffen haben,“ ſagte Herr Gerhards mit betrübter Stimme Bernhard in's Ohr; „ich habe eben ſo gut wie der gnädige Herr in den dickſten Haufen gefeuert. — Sagen Sie Herr Doktor, könnte das nicht wohl meine Ente ſeyn? Was meinen Sie?“

Der junge Doktor ſagte und meinte nichts; er ſtützte das Kinn auf die Mündung ſeines abgeſchoſſenen Rohres und blickte ſtarr auf die Waſſerfläche. Der Vikar ging und wog die Beute in ſeinen Händen, befühlte die Bruſt des Wildprets, dehnte ihm die Flügel aus, dann die Schwimmfloſſen, warf ſie auf den Raſen und ſagte ingrimmig:

„Alte Racker!“ —

— „Nun, laſſen Sie ſie jetzt nur fliegen," kam Herr Gerhards nach einer Weile wieder zu Bernhard; „die kriegen wir doch nicht mehr." Der Vikar glaubte, Bernhard beobachte die aufgeſcheuchten und über den Spiegel langgereckt dahin ſchießenden Entenſchwärme. Er mußte ihm einen Stoß in die Seite geben, um ihn lebendig zu machen.

— „Ei ſo kommen Sie doch; der gnädige Herr mögten wohl verdrießlich werden; wir haben ſchlechte Jagd gemacht."

Der gnädige Herr fanden gar nicht, daß ſie ſo ſchlechte Jagd gemacht; auch waren ſie keineswegs verdrießlich, daß ſie allein zwei Stück Wildpret geſchoſſen, während die Andren gar nichts bekommen; was ſie als vollſtändig konſtatirt annahmen. Herr von Kraneck war, als die drei Herren heimſchritten — der Jäger blieb zurück, um die Lockenten aufzunehmen — ganz außerordentlich geſprächig; Herr Gerhards deſto ſchweigſamer; Herr von Kraneck hatte ſo allerlei Stücklein, auf welche er bei ſolchen Stimmungen, um die Heiterkeit der Geſellſchaft zu erhöhen, zurückzukommen liebte, obwohl Herr Gerhards das gar nicht begriff, da er nicht das mindeſte Vergnügen daran fand, ſie zu hören.

„Monsieur l'Abbé," ſagte Herr von Kraneck, „meine Frau Gemahlin wird die Gnade haben, uns eine Flaſche Glühwein verſetzen zu laſſen; ich denke, es wird uns gut thun."

— „Gott ſteh uns bei!" murmelte Herr Gerhards; dann ſagte er laut: „Freilich, die Luft iſt etwas kalt und feucht geworden, Ew. Gnaden, und ich glaube auch, wir mögten anderes Wetter bekommen, denn wenn es am Criſpinustag kalt und" —

— „Ja, halten Sie einmal ein, Herr Vikar, was wollt' ich auch noch ſagen? — ja, von der Flaſche" — Herr von Kraneck lachte — „wiſſen Sie noch, wie Sie in die Flaſche kriechen wollten?"

— „O Ew. Gnaden, es war ja ein Aprilſcherz!"

— „April? nichts da, es war mitten im März; wollen Sie den Kalender ſehen, worin ich's angeſtrichen habe? Hören Sie, Doktor, wie der Vikar hat in eine Flaſche kriechen wollen. Eines Abends, — wir wollten uns gerade zu Tiſche ſetzen, und warteten nur noch auf den Herrn Vikar, da kommt er herein, iſt ſehr vergnügt und aufgeregt, und erzählt, drunten im Dorfe in der Schenke ſei Einer, der könne ihn in eine Flaſche praktiziren! Ei, ich dachte

Wunders, was er habe; wir nahmen es für einen Scherz; er blieb aber dabei und wurde nur gegen das Ende der Tafel durch unſre Argumente gegen die Möglichkeit des Umſtandes, daß der Hals einer Flaſche ſich ſo erweitere, um einen ganzen Vikar durchſchlüpfen zu laſſen, ein wenig zweifelhaft. Am andern Abend aber kommt er — Herr Vikar waren wieder in der Schenke geweſen — triumphirend heim: Ew. Gnaden, 's iſt nun aber ganz gewiß wahr, der Karl Habicht unten in der Schenke hat mich ausgelacht mit meinem Zweifeln und geſagt, er habe ſchon den Paſter von Werdenohl in eine Flaſche geſetzt; und das kann jedes Kind ſehen, der iſt doch noch viel dicker als ich! — Ei, du meine Güte, hat Jemand ſolchen Glauben in Iſrael gefunden? Nein, **Monsieur l'Abbé**, man kann wohl eine Flaſche in einen Vikarius praktiziren, aber nimmer einen Vikarius in eine Flaſche!"

Herr von Kraneck lachte laut über ſein Stücklein, auch Bernhard mußte lächeln, aber er fand nur, daß dieß Beiſpiel von Leichtgläubigkeit und argloſem Vertrauen einen neuen und ganz harmoniſchen Zug zu dem rührend kindlichen Karakter des gutmüthigen Vikars füge.

Man hatte das Dorf erreicht und Bernhard war von dem gnädigen Herrn mit der Einladung, eine der Enten oben im Schloſſe verzehren zu helfen, — während der Jäger ihm die andere morgen für ſeine Mutter zuſtellen ſolle — verabſchiedet worden. Margreth war noch auf; ſie könne doch nicht viel ſchlafen, ſagte ſie. Auch Bernhard, der im höchſten Grade durch das Geſpräch mit dem Scheerenſchleifer aufgeregt war, floh lange der Schlaf, als er in den Federn lag; endlich ſiegte die Ermüdung und ſeine Augen ſchloſſen ſich.

Faſt eine Stunde ſpäter wurde die Klinke ſeiner Thüre leiſe aufgehoben; dann bekam dieſe einen kurzen und heftigen Stoß, ſo daß ſie ganz geräuſchlos halb offen ſchnellte; und von einem Oellämpchen angeflimmert, vor dem ſie bedeckend die flache Hand hielt, trat Lene in das Zimmer. Sie ſtellte das Lämpchen auf den Tiſch, dann ein Buch vom größten Formate davor und näherte ſich ſacht dem Lager Bernhards. Dann ſchlug ſie die Arme über der Bruſt zuſammen, ſtand unbeweglich wie eine Statue und ſchien mit der größten Spannung ſeinem Athemholen zu lauſchen. Endlich durchfuhr ſie ein krampfhaftes Zucken oder eine innere heftige Bewegung; ſie warf ſich über das Bett, ihren linken Arm ſacht über ſeine Bruſt und den Kopf neben dem ſeinen auf das Kiſſen legend, daß beider Athem ſich vermiſchte. Bernhard flüſterte im Traume einen Namen.

Lene fuhr zurück und wieder empor; ihre Glieder zitterten; ſie ging und nahm die Lampe wieder, wobei das Buch umfiel; der Schein drang jetzt ungehindert und voll bis zu den Wimpern des Schläfers.

„Ha — was iſt? wer iſt da? Du?“ — fuhr er auf.

Lene ſtellte ruhig das Licht wieder hin und kniete auf den kleinen Teppich vor dem Bette nieder, indem ſie Bruſt und Arme daran legte.

— „Ich muß mit Euch reden, ſagte ſie leiſe; nehmt es nicht übel; ich mußte es, dieſe Nacht noch. Ihr habt mit ihm geſprochen?“

— „Mit ihm? — ach ja, mit dem Wendels!“

— „Habt ihr mir nichts zu ſagen?“

— „Nein, Lene, als daß Du mit dem Geſindel Dich nicht abgeben ſollſt.“

Bernhard war jetzt erſt ſo vollſtändig erwacht, daß er mit Ueberlegung und Beſinnung ſprechen konnte; darum ſchwieg er eine Weile. Mahnte er das Mädchen zu eifrig ab, mit dem wilden Waldgeſellen je wieder in Verkehr zu treten, ſo konnte er Hoffnungen in ihr erwecken, deren Aufkeimen ihm im höchſten Grade unangenehm geweſen wäre; that er es nicht, ſo war ſie im Stande, der Verſuchung nachzugeben, welche ſie in die unſtäte und ſchweifende Lebensart zurück lockte, und vielleicht an einem innern angeborenen Triebe ihres Blutes einen mächtigen Verbündeten hatte.

— „Höre Lene, ſagte er, Du biſt ein ordentliches und verſtändiges Mädchen; was ſollte ich Dir zu ſagen haben? Du weißt, was Du als Chriſtin geworden biſt und wirſt Dir nicht einfallen laſſen, mit dem Heidenvolk davon zu laufen und Dich in's Verderben zu ſtürzen.“

— „Was für einen Namen habt Ihr eben im Traume ausgeſprochen?“

— „Ich? im Traume? hab' ich geſprochen? Was haſt Du denn zu horchen?“ —

— „Liebt Ihr ſie?“

Bernhard fuhr mit der Hand über die Stirn.

— „Es kommen einem allerhand Gedanken im Traume, ſagte er; ich weiß nicht was Du meinſt.“

— „Es iſt gut,“ ſagte Lene, mit einer tonloſen Stimme; „ich hab' es wohl gedacht. Es iſt gut; ich weiß, woran ich bin.“

— „Hör' Lene, geh jetzt, es ſchickt ſich nicht, daß Du hier biſt.“

— „Wir ſind noch nicht zu Ende, Herr,“ ſagte Lene und ſchlug ihre Hände vor's Geſicht; ein Strom von Thränen quoll hindurch und tröpfelte auf die Kiſſen. Sie legte den Kopf darauf.

— „Um Gotteswillen, was haſt Du Mädchen? was fehlt Dir?“

— „Ein Wort! o nur ein Wort — ob Ihr das Fräulein liebt!“ —

— „Das Fräulein? — Lene, ich bin nicht viel reicher und vornehmer als Du!“

— „Iſt das der einzige Grund, daß Ihr nicht an ſie denkt?“

— „Nun ja.“

Lene drückte ihren Kopf tiefer in die Kiſſen.

— „Willſt Du jetzt gehen und ruhiger ſeyn? denk an Gott, Mädchen, das iſt das Beſte.“

— „Der hilft viel!“ ſagte ſie, ſich aufrichtend und ihre Augen mit der Schürze trocknend; ihre Stimme war feſter geworden und etwas Zorniges, Verbiſſenes in ihrem Tone.

— „Aber Euch kann ich helfen,“ fuhr ſie fort. „Ich bin ein armes Mädchen, die Niemand hat, der ſich um ſie kümmert.“ —

— „Sprich nicht ſo; haſt Du an uns nicht Freunde?“

Lene ſah ſchweigend in ſein Geſicht. — „Ich wollte, Ihr wäret es; ja ich habe es zuweilen gehofft; wir hätten glücklich und ruhig zuſammen ſeyn können, und wir wären Beide ſo geblieben, wie man uns aufgezogen hat; und das iſt das Beſte. Jetzt werden unſre Wege weit auseinander laufen; Ihr werdet über ein oder über zwei Jahre Euch ſchämen, oder thun, als wäret Ihr nicht zu Hauſe, wenn man Euch ſagt, die arme Lene ſei da und wolle mit Euch ſprechen. Es macht nichts; ich werde vielleicht doch gerächt ſeyn, es ſieht aus wie Glück, was ich Euch geben will und iſt vielleicht doch keines. Freilich, wenn Ihr ſie liebt — ja, dann iſt es eines. — O Gott!“ — ſie drückte wieder ſchluchzend ihr Geſicht in die Kiſſen.

— „Lene, Lene, armes Mädchen — ich weiß nicht, was ich Dir ſagen ſoll — aber wahrhaftig, Du mußt jetzt gehn.“

— „Sogleich,“ ſagte ſie; „hört erſt: in der Nacht, bevor wir von Bechenburg fortzogen und Ihr mich in dem Koffer Eurer Mutter kramend fandet, habe ich wirklich, wie ich lange ahnte, etwas darin gefunden, das Euch betrifft. Ihr hörtet Papiere rieſeln; als Ihr auffaht, ſteckten ſie in meiner Taſche. Ich las ſie draußen in der Küche, ich durchflog ſie, meiner Sinne nicht recht mächtig, und deßhalb weiß ich nur noch, daß damit bewieſen war, Ihr ſeiet der Sohn eines verſtorbenen Barons, aus dem Bergiſchen; Ihr heißt eigentlich von — ja, das war ein wunderliches Wort, das ich eigentlich nicht leſen konnte; aber Ihr ſeid in Paris geboren. Wie es weiter eigentlich zuſammenhängt, weiß ich nicht; aber Margreth iſt Eure Mutter nicht, Eure Mutter iſt auch eine Adelige von, — von — der Name ſteht in den Papieren, ich weiß ihn nicht mehr; ich war zu ſehr in Haſt und Angſt; auch weiß ich nicht recht, wie Eure Mutter es angefangen hat, Euch zu ſtehlen.“ —

— „Mein Gott — aber wo ſind die Papiere — wo haſt Du ſie?“

— „Sie ſind gut aufgehoben. Ich dachte ſo: Margreth wird ſich hüten, ſie Euch zu geben, weil ſie zugleich geſtehen muß, daß ſie Euch Euren rechten Eltern nicht wieder gegeben oder wenigſtens Euch Euren Namen vorenthalten hat, wenn Ihr auch von Euren Eltern ihr übergeben ſeid; bei ihr ſind ſie nicht ſicher. Ich ſchlich mich ſacht über die Stiegen in den großen Saal auf Bechenburg; dort iſt hinter der Kaminecke links eine Füllung der Lambris, die ſich verſchieben läßt, und dahinter ein leerer Kaſten, von dem Niemand weiß. Ich habe ſie hineingelegt und Ihr mögt dort nur ſuchen laſſen.“

— „Um Gotteswillen, und weßhalb ſagteſt Du dem Wendels davon, Unvorſichtige? Warum gabſt Du mir nicht gleich die Papiere? das war ſchlecht von Dir, Lene!“

— »Schlecht? ſagt Ihr, ſchlecht? ich dachte, wenn — o ſagt nicht ſo, Herr, daß ich ſchlecht gegen Euch geweſen wäre.«

— »Nun, was dachteſt Du denn?«

— »Ich dachte, es könne vielleicht — einſt — für uns Beide viel, viel beſſer ſeyn, wenn Ihr nie etwas von dem, was da geſchrieben ſtände, erführet; ich hätte dann ſtill die Schriften liegen laſſen, wo ſie jetzt liegen und Niemand auf Erden hätte davon eine Ahnung bekommen. Jetzt aber, nun Ihr — nun Ihr ſie« — Lene ſtockte und weinte wieder heftiger; dann hob ſie ihr feuchtes geröthetes Geſicht empor und ſagte:

— »Herr, das Eine verſprecht mir, daß Ihr nie in Eurem Leben vergeſſen wollt, daß ich es bin, welche jetzt Euch ein Glück gibt, das Euch freilich gehört, das Ihr aber ohne mich nie zu ſehen bekommen hättet. Das ſollt Ihr mindeſtens nicht vergeſſen!«

»Wie könnte ich das vergeſſen, Mädchen? Du kannſt von mir verlangen was Du willſt.« —

— »Und was Wendels betrifft, um deſſentwillen Ihr mich ſchaltet,« unterbrach ſie ihn — »ſo dacht' ich nicht, daß er Euch davon ſagen würde, da er Euch gar nicht Freund iſt: aber ich mußte ihm Alles ſagen; er iſt unſer Oberhaupt und hat gewiſſe Sprüche, mit denen er uns Alles abfragen kann; wir müſſen dann thun, was er immer will. Mehr darf ich Euch nicht ſagen. Jetzt will ich gehn.«

Lene ſtemmte den Arm auf die Kiſſen, legte die Wange auf die flache Hand und blickte in Bernhards aufgerichtetes und freudeſtrahlendes Antlitz. Es wurde ſo ſtill in der Kammer, daß man beider Herzen Pochen hörte. Das Bernhards ſchlug in einer berauſchenden Freude; das Lenens klopfte ſo von Schmerz belaſtet, ſo voll bitteren Gefühls von ewiger Unſeligkeit, daß es matt und wieder mit heftigem Zucken gegen die Gewalt anarbeitete, welche es zu zerſprengen drohte. Der Schmerz war zu groß; ein Ausdruck von Abgeſpanntheit und geduldiger Apathie beſchlich ihre Züge.

— »Mädchen, wie ſiehſt Du mich ſo traurig an« — Bernhard ergriff ihre Hand und drückte ſie mit dem gutmüthigen aber ſchlechten Troſte: »ſei nicht ſo traurig! ich will Alles thun, was ich kann, um Dich glücklich zu machen — Du ſollſt nur verlangen dürfen, was Du wünſcheſt, — ſei nicht ſo traurig Lene; aber in der That jetzt mußt Du gehen.«

— »Herr, Ihr treibt ſo — denkt, es läge Einer im Starrkrampf im Sarge; würdet Ihr ſo treiben, daß nun der Deckel zugenagelt würde?« —

Sie erhob ſich, nahm die Lampe und ging leiſe aus der Kammer.

Ihre traurigen Worte hatten Bernhard's Freude gedämpft; bald aber gewann dieſe mit einem ungemeſſenen Entzücken wieder die Oberhand; er war alſo nicht der Sohn, der Baſtard Katterbach's, wie dieſer ihm an jenem Abende im Walde zugeflüſtert hatte: wie eine Centnerlaſt fiel es ihm vom Herzen! Er ſchaute durch die Fenſter, ob es nicht bald tage; mit dem erſten Sonnenſtrahl wollte er zum Schloſſe hinauf, um eines von Herrn von Kraneck's Pferden zu entlehnen, dann windſchnell nach Bechenburg, um in Beſitz der Dokumente zu kommen — ſeine Gedanken flogen den Hufen ſeines geſpornten Gaules vor — über die Heide zum Stifte, zu Katharinen — er ſah ſich vor ihr ſtehen, zitternd, athemlos, ſeine Urkunden in der Hand — er ſah ſie ſelber zittern — blaß und roth werden — er ſah, er fühlte ſie in ſeinen Armen liegen. — »O Gott, o Gott, wie kann ein Menſch doch glückſelig ſeyn!« jubelte er auf und ſchlug dann ſtill die Hände zuſammen, als ob er beten wolle. Ein Huſten tönte von jenſeits der Küche her durch die nächtliche Stille. Es war Margreth.

— »Meine Mutter!« ſtammelte Bernhard betroffen — »ich denke nicht mehr an ſie, noch an die arme Lene. Was ſoll aus meiner Mutter werden? — ſie habe mich geſtohlen, ſagte Lene; Herr des Himmels, es geht nicht!« —

Er ſank in die Kiſſen zurück, ſeine Bruſt wogte von einem gewaltſamem Athem bewegt keuchend auf und ab — er rang mit ſich in einem innern Kampfe, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Eine Schaar von unſeligen Gedanken flog durch ſein fieberndes Hirn; ſeine Mutter hatte ihn ſeinen Eltern genommen — weßhalb — konnte ſie einen andern Grund gehabt haben, als ihn dem geheimnißvollen aber ſicher tödtlichen Verhängniß zu entreißen, welches die anderen Kinder der Schemmey'ſchen Familie, ſein älteres Brüderchen und ſeine Schweſter betroffen; er dankte ihr das Leben alſo, — nur ihr, glaubte er; ſie hatte ihn, wie ihr eigenes Kind groß gezogen — ſie hatte alle die unſägliche Laſt auf ſich genommen, welche die Erziehung eines hülfloſen Geſchöpfes einer Mutter aufbürdet — gegen ein fremdes Kind hatte ſie alle die Geduld, die hegende und pflegende Sorgfalt geübt — er mußte ihr ja noch mehr dankbar ſeyn, als einer rechten Mutter. Und nun, was ſollte aus ihr werden, wenn er mit ſeinen Anſprüchen hervortrat? Würde die Welt, würden die Gerichte glauben: würde es nicht heißen, ſie habe, von Katterbach beſtochen, ihn untergeſchlagen; würde Herr von Trieſch, der ſie nicht leiden mochte, den Umſtand verſchweigen, daß ſie Geld von Jenem bezogen habe, und wenn der auch, würden es die Domeſtiken, die alle es erfahren, und gewiß ſchon längſt ein Gerede in der Gegend von Bechenburg daraus gemacht? Würde es nicht heißen, wenn Margreth ihn aus bloßer Fürſicht ſeinen Eltern entzogen habe, weßhalb ſie denn nicht jetzt, nun er erwachſen ſei, das Geheimniß entdeckt habe, um die Güter nicht in fremde Hände kommen zu laſſen?

Dieſe Frage machte ihn einen Augenblick ſtutzig und ließ einen Schatten von Argwohn gegen Margreth in ihm ſelber aufſteigen. Aber Margreth, ſagte er ſich wieder, hing mit einer ſo mütterlichen Zärtlichkeit an ihm; er war ihre einzige Freude, die ſie auf der Welt hatte; gewiß war es ihr unmöglich, ſich von ihm zu trennen, und ihre Mutterrechte an ihm aufzugeben; ſie war eine alte Frau, die nicht lange mehr zu leben hatte und wahrſcheinlich gedachte, auf ihrem Todesbette ihm die Papiere auszuhändigen. Sie hatte freilich fortwährend Geld von Katterbach bezogen; aber es war ja eine Penſion, die ihr auf die Güter verſchrieben, wie ſie ihm oft geſagt, obwohl er nicht recht begriffen, weßhalb ſie gegen Andere ein Geheimniß daraus gemacht hatte; und er wußte zudem, daß ſie nichts davon für ſich behalten, ſondern es ganz für ſeine Studien verwandt habe. — Die arme alte Frau! Wenn es möglich ſei, ſie den Gerichten zu entziehen, ſollte er ſie vor der ganzen Welt proſtituiren? Und es war auch nicht möglich, ſie den Gerichten zu entziehen; ſeine Anſprüche ließen ſich ſicherlich nicht ohne Rechtshändel und ohne ihr Zeugniß durchſetzen. — Es war unmöglich, es konnte ihr den Hals koſten!

Bernhard war aus allen ſeinen Glücksträumen niedergeſtürzt und fühlte ſich wieder ſo arm, ſo verlaſſen, wie früher. Nur eine Hoffnung tauchte in ihm auf, welche er ſich im nächſten Augenblicke jedoch zum Vorwurfe machte; aber dennoch blieb ſie; Margreth konnte bald ſterben. Dann wollte er auftreten mit ſeinen Anſprüchen — aber dann, wie Vieles konnte ſich geändert haben bis dahin — würde Katharina dann nicht längſt ihn vergeſſen haben? — Er drückte ſchluchzend ſein Geſicht in die Kiſſen. Dann beſtürmte ihn ein anderer Gedanke: war er nicht vielleicht Katharinen, ihrer Liebe zu ihm, ſchuldig, daß er hervortrete, und ein Geheimniß enthülle, von deſſen Entdecken vielleicht auch ihr Glück abhing? — Ach Gott — war er ihrer Liebe ſicher? — war er nicht ein Thor, ein vermeſſener Geck, den ſie mit ihrem Zorn, ja mit ihrer Verachtung bedraut, wenn er es ſich einfallen laſſe, zu glauben, ſie liebe ihn anders, wie ihn eine Verwandte lieben würde? Sie war ſo kalt und ſtolz an ihm vorübergeritten — Bernhard ſank in ſeine Verzweiflung zurück, als er daran dachte. Aber ſein Entſchluß ſtand feſt und unerſchütterlich. Er wollte ſeine Pflicht thun gegen die, welche ihm das Leben am nächſten geſtellt. Er wollte für's Erſte abwarten, ob der Menſch, der ihn in der Entenhütte aufgeſucht, ihm die Papiere nach dem Ablauf der verſprochenen Zeit übergebe; wenn nicht, wollte er ſich ſelber auf den Weg machen, um ſie in Sicherheit zu bringen.

Der Morgen dämmerte. Bernhard hatte ſich erhoben und ſchritt in ſeinem Zimmer auf und ab; als die Sonne emporſtieg und ihre erſten Strahlen durch das Fenſter in ſein blaſſes reſignirtes Geſicht fallen ließ, hörte er Margreth rufen. Lene's Stimme antwortete nicht, wie ſie pflegte, wenn Margreth um dieſe Zeit nach ihren Dienſtleiſtungen verlangte. Er ging, um Lene zu wecken — aber ihre Kammerthüre ſtand offen; Lene war fort; ein Theil ihrer Habſeligkeiten war mit ihr verſchwunden; der andere lag in ein Bündel zuſammengeſchlagen auf ihrem Tiſche.

— „Was habt ihr mit einander gehabt?“ fragte Margreth, als ſie es hörte, mit einer ſcharfen und etwas zornigen Betonung, während ſie Bernhard ſcharf in's Geſicht ſah.

— „Nichts, Mutter!“

— „Nichts? Solch ein „Nichts“ iſt eine hinreichende Antwort; geht, ich will aufſtehen. Setzt mir erſt den Schemel hierher vor's Bett; ſo. — „Es iſt vielleicht gut, daß die Dirne fort iſt,“ murmelte ſie, als Bernhard aus der Kammer war. —

Bernhard war es ſchwer geworden, das Wort Mutter über ſeine Lippen zu bringen. Alles kam ihm verändert vor, todt und öde um ihm, Margreth fremd und kalt, das Haus wie ausgeſtorben; es war ihm krank zu Muthe. Die acht Tage, binnen welcher Wendels wiederkommen wollte, ſchlichen ſo träge an ihm vorüber, wie eben ſo viele Monden; er war jeden Abend an der Waldkapelle oben — aber Wendels kam nicht; weder von ihm noch Lene war eine Spur zu entdecken.

Sechstes Kapitel.

Der Scheerenſchleifer hatte Bernhard die Aushändigung der Briefſchaften verſprochen, als Preis für eine Art Verzichtleiſtung auf die Tochter ſeines Stammes, welche nun ſelber in ihr heimatliches Gebiet, in das Reich der Waldungen und Gebirgsſchluchten zurückgekehrt ſchien, worin Jener regierte. Was war natürlicher, als daß er jetzt an nichts weniger dachte, als daran, ein Verſprechen zu erfüllen, bei dem er kein Intereſſe mehr haben konnte? Bernhard entſchloß ſich deßhalb, nach Bechenburg zu reiſen, um nach Lene's Anweiſung ſich in Beſitz der für ihn ſo wichtigen Papiere zu ſetzen; er war nur noch unentſchieden darüber, mit welchem Vorwande er Margreth dieſe Reiſe begreiflich machen könne, und wanderte eines Abends — es mochten vierzehn Tage nach der Nacht von Lene's Verſchwinden hingefloſſen ſeyn — mit dieſem Plane beſchäftigt durch das Thal, welches ſich hinter dem Dörfchen Kraneck nach Weſten hin ausdehnte. Er war eben bei der Kapelle geweſen; jetzt ſchritt er hinab bis an das Ufer des See's, der in der Mitte des Thals lag und von einem Bache geſpeist wurde, welcher, höher im Gebirge entſpringend, zwiſchen ſchilfbewachſenen, ziemlich moraſtigen Ufern ſich der Waſſerfläche zuſchlängelte, dann ſeinen Lauf weiter fortſetzte, und das überflüſſige Waſſer des See's durch die Schlucht, welche das Thal öffnete, aus dem letzteren fortführte. Ein Steg für Fußgänger leitete hinüber; ſonſt war das Thal dadurch in zwei Hälften abgetrennt, da eine eigentliche Brücke nur in dem Dorfe ſich befand. Bernhard ſtand auf jenem Stege und ſchaute in das zuckende Spiegelbild der Sonne, das golden auf der Waſſerfläche vor ihm lag, bald vorwärts, bald rückwärts ſchießend, wie eine am Himmel vorüberziehende Wolke, die Strahlen abſchnitt oder frei ließ. Plötzlich zog ein »Hollah! Hoho!« das aus der Ferne klang, ſeine Aufmerkſamkeit ab. Er ſchaute in der Richtung aus, woher der Ruf gekommen; es war zu ſeiner Linken, etwa in der Mitte, zwiſchen ihm und dem, in der Entfernung einer ſtarken Viertelſtunde vor ihm liegenden Dorfe — ein Menſch lief und rannte, ſprang über Hecken und Zäune, immer querfeldein, in gerader Richtung auf den See zu; hinter ihm d'rein zwei Reiter, die wie in toller Jagd der Richtung folgten, welche der Flüchtling nahm, ihm oft hart an der Ferſe waren, dann aber wieder ihm einen bedeutenden Vorſprung laſſen mußten, wenn er über einen Wall oder einen Graben ſprang, über den ihre Pferde nicht wegzuſetzen vermochten, ſo, daß ſie auf Umwegen umhergeführt werden mußten. Auch hatte der Flüchtige den Vortheil, daß er leicht über die Schollen der friſchgepflügten Aecker fortrannte, während die Pferde nur mit Mühe darüber wegkamen und fortwährend ſtrauchelten.

— »Ha, ſie haben ihn!« rief Bernhard, der ſich auf ſeinem Stege auf die Zehen geſtellt hatte, und ausſchauend den Hals reckte — »da, auf der Heide werden ſie ihn einholen — nein, er wendet ſich — er läuft in den Moraſt hinein — Viktoria! er ſteht bis an die Hüften im Waſſer und lacht ſie aus!« —

Der Flüchtling war für's Erſte gerettet, denn die Reiter verſuchten vergebens, ihm näher zu kommen, da ihre Thiere bei den erſten Schritten bis an die Knie in den Moraſt ſanken, welcher den See umgab. Sie hielten und ſchienen zu rathſchlagen; dann wandten ſie, die fernere Verfolgung aufgebend, und ritten nun dem Dorfe zu. Der Menſch im Waſſer hatte die Arme untergeſchlagen, und ſchaute ihnen nach; als ſie hinter den erſten Häuſern verſchwanden, blickte er ſpähend um ſich und ſchritt weiter durch das Waſſer, dem anderen Ufer zu. Bernhard ging von ſeinem Steg herunter, bis zu der Stelle des Geſtades, welche dem Fremden gegenüber lag; es war bald Neugier, bald Theilnahme für den gewandten Ausreißer, was ihn näher zog. Dieſer hielt in ſeinem Waten inne, um ihn angeſtrengten Auges zu betrachten; dann ſtieß er einen Ruf aus, und winkte mit der Hand, wie, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Bernhard erkannte ihn an dieſem Rufe; es war Wendels.

Der Scheerenſchleifer mochte etwa hundert Schritte noch vom Ufer entfernt ſeyn, als er ſich niederbeugte und die Arme zum Schwimmen auseinanderſchlug. Es war die ſchmalſte Stelle des Sees und zugleich die tiefſte, an welcher er überſetzte; aber Wendels ſchien ein geſchickter Schwimmer, denn er kam raſch vorwärts, als er plötzlich einen heftigen ſchrillen Schrei ausſtieß und mit den Armen über dem Kopfe in der Luft umherfocht — ein heftiges Umſichgreifen, ein Arbeiten mit den Händen und den geſpreizten Fingern — dann ſanken ſie — immer tiefer — ſchnellten wieder auf, das Haar ſeines Kopfes tauchte wieder empor — es verſchwand im ſelben Augenblicke; das Waſſer ſchäumte und ſpritzte auf, dann begann es ſeine Wellen in lange Kreiſe auszudehnen und an der Stelle, wo der Schwimmer verſunken, war es nach einigen Augenblicken wieder ſpiegelglatt.

Bernhard hatte kein Auge hiefür, denn in dem Augenblicke, in welchem er die Gefahr des Schwimmenden erkannte, den augenſcheinlich ein plötzlicher Krampf gefaßt hatte, war er in das Waſſer geſprungen, um ihm zu Hülfe zu kommen. Aber er war ein ſchlechter Schwimmer, und wenn ihn jetzt ſeine Herzensangſt auch die gewaltſamſten Anſtrengungen machen ließ, ſo gelang es ihm doch nicht, tief und lange genug unterzutauchen, um den Verſunkenen zu erfaſſen. Er ſtieß einen wehklagenden Hilferuf aus, tauchte noch einmal hinab und wieder auf, um nach Luft zu ſchnappen — noch einmal — nein, die Tiefe hielt ihr Opfer feſt. Er eilte nun zum Dorfe und rief hier zuſammen, was ihm zuerſt begegnete; ihm ſelbſt war es jedoch nicht möglich, mit dieſen Leuten zum See zurück zu gehen; er fühlte ſich in ſeinen durchnäßten Kleidern zu Eis erſtarren, ſeine Glieder verſagten ihm den Dienſt, und als er am Heerde ſeiner Wohnung ſtand, ſank er vor den Augen der erſchrockenen Margreth in Ohnmacht.

Der Verunglückte wurde erſt nach drei Tagen aufgefunden. Man verſcharrte ihn, fern vom geweihten Grunde; die ärmeren Bauern hatten ſich in ſeine beſten Kleidungsſtücke getheilt und mit einigem Gelde, das ſie in ſeiner Taſche fanden, für ihre Arbeit bezahlt gemacht. Bernhard ließ emſig nachfragen, ob ſie nicht auch Papiere und Briefſchaften bei ihm gefunden, denn er ſelbſt vermochte nicht, es zu unterſuchen, weil er krank geworden war. Aber Keiner wollte etwas Dergleichen geſehen haben; er ließ ſie noch einmal die geretteten Sachen durchforſchen; nein, es war nichts da.

— „Es ſoll nicht ſeyn,“ dachte er mit jener Reſignation, welche körperliche Schwäche gibt, und ergab ſich in die Anfälle der Krankheit, die ihn wochenlang an das Lager feſſelte, und allen Hausmitteln der Frau Fabrſtein Trotz bot.

— „Sie verquackſalbert ihn,“ ſagte Herr Gerhards mit einem Unwillen, wie ihn nur ſeine Theilnahme für den Leidenden in ihm hervorbringen konnte; „es würde am Beſten ſeyn, wenn der gnädige Herr ihn auf's Schloß bringen ließ; ich würde ihn ſchon kuriren!“

— „Sie?“ ſagte Frau von Kraneck zweifelnd.

— „Zu dienen, gnädige Frau; ich wollte ihm ſchon was eingeben: zwei Schoppen alten ſpaniſchen Wein und darin eine Handvoll Pfeffer und Ingwer, und dieß eine Weile durcheinander gekocht —“

— „Das ſollte ſeine Bruſtentzündung heben?“

— „Ja wohl, gnädige Frau, das ſollte wohl beſſer ſeyn, als die Quackſalbereien der alten Margreth; der arme Schelm wird ſein Lebtage nicht wieder geſund, wenn die an ihm fortdoktert! Aber zwei Schoppen alten Spaniſchen und darin eine Handvoll —“

— „Herr Gerhards,“ ſagte Frau von Kraneck zu dem Vikar, der ein außerordentlich wichtiges Geſicht machte, als er ſein Hausmittel empfahl, „zum Doktor ſind ſie verdorben, aber ihr Rath iſt ein ſehr viel Rückſicht verdienender. — **Qu'en pensez vous, mon cher mari?**“ fuhr ſie, zu Herrn von Kraneck gewendet, fort.

— „**Ma chère,**“ verſetzte dieſer, »ich erwarte die Entſchließungen Ihres edelmüthigen Herzens.«

Dieſe Entſchließungen erfolgten und der Vikar wurde beauftragt, den Transport des Kranken in das Schloß Hohenkraneck anzuordnen und zu beaufſichtigen. Er führte dieß mit einer ſehr großen Behutſamkeit und Sorgfalt aus, aber zugleich mit unerbittlicher Härte gegen die Proteſtationen der Mutter Fabrſtein, die ſich ihren Sohn nicht nehmen laſſen wollte, oder ihm mindeſtens folgen zu dürfen verlangte, was der Vikar durchaus nicht zugeſtehen wollte.

— »Aber es handelt ſich ja gerade darum, daß er Ihre Latwergen nicht mehr nehmen ſoll,« ſagte Herr Gerhards, indem er ein Töpfchen mit einem ſolchen Inhalte, das in der Krankenſtube auf dem Tiſche ſtand, an ſeine Naſe führte: — »das ſchau Einer an,« fuhr er kopfſchüttelnd fort: »das ſoll gegen eine Bruſtentzündung gut ſeyn! Nein, Frau, ich will Ihr ſagen, was gut war, zwei Schoppen alten Spaniſchen —«

— „Ei, was,“ ſagte Frau Fahrſtein heftig, „ich bin ein eben ſo guter Doktor, wie Er, und will bei meinem Kinde bleiben!“

Die letztere Behauptung hatte eine Entſchiedenheit, welche endlich des Vikars Eigenſinn wanken machte, und ſo folgte denn die alte Margreth dem Lager ihres Sohnes, das von rüſtigen Trägern in das Schloß gebracht wurde. Frau von Kraneck hatte unterdeß ein nach der Sonnenſeite gelegenes ſtilles Zimmer mit grünen Gardinen um Bett und Fenſter verſehen laſſen; ſie erwartete dort den Kranken und beugte ſich, als man ihn niedergelegt hatte, mit forſchenden Blicken über ſein bleiches Geſicht: während Herr von Kraneck ihm an der anderen Seite des Bettes die Hand ſchüttelte und allerlei Troſtgründe ſagte, welche durch ihre Herzlichkeit erſetzten, was ihnen an Neuheit abging, fühlte er einen warmen Tropfen aus den Wimpern der guten Frau auf ſeine Stirn fallen; ſie begann gleich darauf haſtig an ſeinem Kopfkiſſen zu ziehen, um es ihm bequemer zu legen. Dann machte ſie die erſchreckende Bemerkung, daß er keine Nachtmütze habe, und eilte hinaus, um dieß unerläßliche Garderobeſtück aus dem Vorrathe ihres Gemahls zu beſchaffen; ſie kehrte zurück mit einem ganzen Arm voll Leinenzeug, und darunter eine Profuſion von Stücken, deren eigentliche Beſtimmung zu errathen über alle Phantaſie des Kranken ging. Herr von Kraneck flüſterte ihm unterdeß leiſe in's Ohr, daß Frau von Kraneck ein wahrer Engel am Krankenbette ſei; dann hielten Beide eine leiſe Berathung zuſammen, was man zur Erleichterung des ſiechen Gaſtes thun könne, ohne erſt nach ſeinen Wünſchen zu fragen, da es nicht gut ſei, ihn durch Anreden zu beläſtigen.

— „Was halten Sie von einer Flaſche Mandelmilch und einer anderen mit Limonade; würde er ſie wohl nehmen?“ ſagte Frau von Kraneck.

— „Ich glaube,“ verſetzte ihr Gemahl, „Sie werden darin meiner Anſicht ſeyn, daß es nicht ſchaden könnte, wenn ſie bereit ſtänden, falls er ſie wünſchen ſollte.“

— „Ich verſtehe,“ ſagte lächelnd die Dame; „ich hätte nicht erſt fragen ſollen.“

Sie wandte ſich zur Thüre, um die Bereitung des kühlenden Getränkes anzuordnen, als jene vorſichtig geöffnet wurde, und mit einem ſo ſelbſtzufrieden vergnügten Geſichte, wie es nur das Bewußtſeyn nahenden Triumphes machen kann, Herr Gerhards über die Schwelle trat, eine dampfende zinnerne Kanne in der Hand. Er ging wie ein Kind, das eine Treppe hinaufſteigt, jedesmal nach einem Schritte pauſirend, um ja nichts von dem köſtlichen Inhalte zu verſchütten. In der Mitte des Zimmers blieb er ſtehen, ſchaute zuerſt die gnädige Frau, dann Herrn von Kraneck und zuletzt mit einigem Ausdruck herablaſſenden Mitleids Frau Margreth an, die ſtill in einem Armſeſſel zu Häupten ihres Sohnes hockte, ſchlug darauf mit einer irdenen Tabakpfeife, welche er in der Linken hielt, an den Rand der Kanne und ſagte:

— »Dieß mögte wohl das Allerbeſte ſeyn, gnädige Frau; das wird ihm auf die Beine helfen!«

— »Was haben Sie denn da, Herr Vikar?« fragte Frau von Kraneck und langte mit einem Theelöffel in das dampfende Naß.

— »Ich bin auch mal in's Waſſer gefallen, Ew. Gnaden, und das hat mich ſo munter gemacht, als wär' ich ein Fiſch geweſen.«

— »Pfui!« rief die Hausfrau, »das brennt wie Feuer!«

„Gelt?" verſetzte Herr Gerhards, ſehr zufrieden mit der Kraft ſeines Trankes; — „es iſt aber auch vom beſten, den Ew. Gnaden im Keller haben: zwei Schoppen alten Spaniſchen und eine Handvoll Ingwer und" —

— „Erlauben Sie gütigſt, lieber Herr Vikarius," unterbrach der Gutsherr ihn, und nahm die Kanne aus ſeiner Hand; dann öffnete er das Fenſter und goß das ganze Decokt in den Baumhof hinunter.

— „Wenn meine Pferde das kalte Fieber bekommen, ſollen Sie Doktor werden, Herr Vikar; hier aber laſſen Sie ihren alten Spaniſchen fort!" —

Herr Gerhards war von der gewaltſamen Handlung ſeines ſonſt ſo ſanftmüthigen Gutsherrn in einem Grade überraſcht, daß er keine Worte finden konnte, um ſeine Mißbilligung derſelben in ſo entſchiedenem Tone auszudrücken, wie er ſie innerlich fühlte. Er ſchüttelte den Kopf, bückte ſich, um die Scherben ſeiner irdenen Pfeife zuſammenzuleſen, die er aus Schrecken auf den Boden hatte fallen laſſen, und ſagte:

— „Ew. Gnaden, ſo wird ein Kranker nicht geſund, wenn man ihm nichts eingibt; aber ich ſage kein Wort mehr." —

Der Vikar begann in der That, mit ſeinem Rathe von dieſem Augenblicke an zornig hinter dem Berge zu halten. Nur einige Tage ſpäter, als er einen Domeſtiken bedauern hörte, daß kein Madera-Wein da ſei, von dem die gnädige Frau einen Eßlöffel voll verordnet habe, ließ ihn nach heftigem inneren Kampfe ſeine Theilnahme und Liebe für Bernhard nicht länger unthätig bleiben. Er trat um Mittag, als Niemand in dem Krankenzimmer war, ſachte ein und kam mit einem großen Glaſe voll Wein an Bernhards Bett. —

— „Es fehlt an Madera“ — ſagte er flüſternd.

— „Nun, Herr Vikar, was haben Sie da?“

— „Das iſt ein Schöppchen alten Unkler rothen; von anno 1699; ich habe ſo'n Paar Krüglein auf den bitterſten Nothfall hinter die Gardine geſtellt. Trinken Sie, Doktor!“

— „Gott behüte, keinen Tropfen!“

— „Nur dreiſt, nur dreiſt; ich mögte wetten, daß ein Schöppchen von dem gerade ſo viel Kraft haben muß, wie ein Eßlöffel voll Madera, wenn nicht noch mehr, nehmen Sie nur; es wird gerade daſſelbige ſeyn, probiren Sie mal!“

Bernhard hatte Mühe, von dem Unkler rothen, von dem ein Schoppen mindeſtens ſo viel Heilkraft haben ſollte, wie ein Eßlöffel voll Madera, ſich zu befreien. Der Vikar trank endlich das Glas ſelber aus, wobei er mit großem Unmuth ſagte:

— „Auf ihr Wohlſein: aber geſund werden Sie ihr Lebtage nicht wieder, wenn Sie nicht beſſer Rath annehmen.“

Für's erſte ſchien Herr Gerhards Recht zu behalten. Bernhard ward zwar eigentlicher Gefahr bald entrückt, aber die frühere Geſundheit wollte nicht wiederkehren: es ſchien eine völlige Muthloſigkeit über ihn gekommen, die alle ſeine Kräfte niederdrückte. Er fühlte ſich verwaiſt, in einer todten Oede um ihn her. Seine Gedanken erlahmten, ſeine Gefühle irrten ſchwankend umher, ohne daß er ſie zu lenken vermocht hätte; ſie zogen dahin, von wo er ſie mit aller Macht ſeiner Seele hätte zurückreißen mögen — zu Ihr: und Sie — Sie hatte ihn vergeſſen und ließ ihn rathlos und hülflos in dem Kampf mit dem Siechthum ſeines Lebens unterliegen.

An der Stelle, wo die Bauern den verunglückten Anführer des heidniſchen Nomadenvolkes, das in ihren Wäldern hauſte, begraben hatten, ſah man mehre Tage nachher ein Kreuz aufgerichtet, das freilich von einer ſehr kunſtloſen Hand mit einigen roſtigen Nägeln zuſammen gezimmert war, aber mit einem vollen und ſchönen Immortellenkranz die Mängel ſeiner Konſtruktion bedeckte. Einige wollten auch Abends Jemanden ſich dort umher bewegen geſehen haben, eine Geſtalt, die bald wie eine Säule ſtill geſtanden, dann heftig ſich auf und ab bewegt habe. Aber Niemanden hatte Intereſſe an dem todten Heiden oder den klagenden Genoſſen ſeines Stammes zu näherer Unterſuchung veranlaßt, was es ſeyn könne, der ein ſo unpaſſendes Symbol über ſeinem Grabe aufgerichtet habe.

Siebentes Kapitel.

Wir kehren zur Reſidenz zurück.

Die unbekannte Perſon, welche bei dem Stiftsfräulein von Plaſſenſtein eingeführt zu werden verlangt hatte, trat in das Zimmer, in welchem wir oben Katharina's Bemerkungen über den ſteigenden Chineſismus ihrer Zeit und ihre Pläne mit dem fruchtbringenden Herrn von der Schäferzunft belauſchten. Es war ein junges Mädchen, noch blutjung, aber mit einem blaſſen ernſten und ſprechenden Geſichte, das an das Sprichwort: „ſtille Waſſer ſind tief" zu erinnern geeignet war. Sie war hübſch, aber um ſie ſchön zu finden, hatte man einen beſondern Geſchmack für jenes orientaliſche, dunkle, brennende Kolorit und die Symptome verhalten kochender innerer Leidenſchaftlichkeit haben müſſen, die ſich hier wohl durch den Einfluß eines nördlichen Klima's und vielleicht auch niederdrückender und zurückhaltender Erziehung gemildert, aber nicht ganz verwiſcht und ausgetilgt zeigten.

— „Was willſt Du von mir, Kind?" fragte Katharina freundlich, und nicht recht wiſſend, was ſie aus der Eintretenden zu machen habe, deren Anzug den Schnitt der gewöhnlichen Bauerntracht, aber dabei eine ganz außergewöhnliche Nettigkeit hatte.

Die Fremde antwortete nicht: ſie legte die Hände über dem Schooß zuſammen und ſah mit funkelnden Blicken Katharinen an.

— „Du biſt gewiß die Tochter eines Förſters oder Vogtes vom Lande? Du willſt einen Dienſt bei mir ſuchen? Sei nicht ängſtlich; ſprich nur, Kind."

Lene, — denn ſie war es — ſetzte ſich auf ein Tabouret, das am Fenſter ſtand und blieb fortwährend ſtumm.

— „Biſt Du gekommen, mich anzuſehen?“

— „Ja,“ ſagte das Mädchen mit einer Stimme, die von irgend einer verhaltenen Bewegung zitterte, „ich bin gekommen, um Euch ein Paar Worte zu ſagen und zu ſehen, wie Ihr dabei ausſeht.“

— „Ein wunderliches Geſchöpf,“ dachte Katharina; ſie ſieht aus den Augen, als wäre ſie geiſteskrank. — „Nun, und die Paar Worte ſind?“ — fuhr ſie lauter fort.

— „Daß Ihr eine ſehr ſchöne Dame ſeid und daß ich Euch alles Glück zu Eurem ſchönen Schatz wünſche.“

Katharina ſtand im Begriffe, die Klingel zu ziehen, um durch einen Lakaien die Wahnſinnige fortbringen zu laſſen.

— „Wartet einen Augenblick, ich bin nicht zu Ende;“ ſagte Lene ſich erhebend: „ich will Euch nur noch ſagen, daß Euer Schatz ein Schuft iſt: ja, ein Böſewicht, ein Räuber, ein Mörder, ein Betrüger!“ ſchrie ſie mit einer ausbrechenden Wuth auf, die ihre ganze Geſtalt erſchütterte.

— „Tolles Ding, wer biſt Du? was willſt Du?“

— „Ich will mich rächen an Euch, denn Ihr verdient es; ich habe geglaubt, Ihr müßtet eine Heilige ſeyn; aber Ihr ſeid nichts, wie ein leichtſinniges Weib, und während Ihr dem Einen das Herz brecht, habt Ihr Euch an den Andern gehängt, der ein Betrüger iſt. Eu'r Herr von Schemmey, von dem man ſagt, daß Ihr ihn ſeiner Braut abgelockt habt, und daß Er mit Euch verlobt ſei, iſt ein Betrüger; ich will Euch ſagen, wer der rechte Schemmey iſt, kennt Ihr den Sohn der alten Margreth Fahrſtein? nein, Ihr kennt ihn nicht mehr, Ihr habt ihn vergeſſen! Er liegt krank und Ihr kümmert Euch nicht, wo und wie!“

Katharina ſank bleich werdend in einen Seſſel; ſie bemühte ſich, einen Strom von Thränen zurückzuhalten, der aus ihren Augen drang und wendete das Geſicht von Lene ab, um den Schmerz, der ſich darauf ausprägte, vor Ihr zu verbergen. Lene glaubte, der Dolch ihrer Erbitterung, den ſie der Nebenbuhlerin geſchliffen, ſei Ihr in's Herz gedrungen, ſie fühlte eine innerlich in ihr aufjauchzende Freude und um nichts zu unterlaſſen, was ihn tiefer und feſter hineinſtoßen konne, fuhr ſie in demſelben Tone zu ſprechen fort:

— „Er wird vor Gram und Kummer ſterben, wahrend Ihr mit dem Elenden, der ihm ſeinen Namen, ſeine Guter und Alles, wodurch das Leben fur ihn Werth haben kann, abgeſtohlen hat — ſpaßt und jubelt und Eure Eitelkeit nahrt: ein gutes Paar zuſammen, denn wenn er Guter und Briefſchaften ſtiehlt, die ihm nicht geboren, ſtiehlt Ihr Euch einen Liebſten, der Euch nicht gehort.“ —

— „Schweig, freches Geſchopf!“ fuhr Katharina auf; dann bezwang ſie ihren aufkochenden Zorn; ſie ſah ein, daß dieſes dreiſte Madchen im Beſitz von Geheimniſſen ſei, fur deren Entrathſelung Katharina ihr halbes Leben gegeben hatte. Es kam darauf an, ſie ihr zu entlocken. Katharina ſann daruber nach, wie ſie dieß bewerkſtellige, ob ſie offen mit ihr ſprechen und ihre Gefühle, Ahnungen und Vermuthungen mittheilen ſolle, welche ſie vor der ganzen Welt verborgen hielt, oder ob ſie die Verſtockte ſpielen muſſe; — das Letzte war augenſcheinlich das Beſte; die Fremde war gekommen, ſie zu beleidigen und zu kranken; ein Mißlingen dieſer Abſicht mußte ſie immer argerlicher, immer redſeliger machen, um ihren Zweck zu erreichen. Katharina nahm deßhalb alle ihre Kraft zuſammen, um ruhig zu ſcheinen und ſagte ſtolz:

— „Wie kannſt Du glauben, daß ich auf Dein Geſchwatz achte; Du biſt einem Irrenhauſe entlaufen, Madchen, und ich will Dich dahin zuruckſchaffen laſſen.“

— „Einem Irrenhauſe? Geſchwatz? nun ſo hört, ob das, was ich Euch ſage, wie irres Geſchwatz lautet. Ich bin ein Scheerenſchleifermadchen, das“ —

— „Das hatte ich gleich errathen konnen,“ ſagte Katharina kalt.

— „Das bei der alten Fahrſtein aufgewachſen iſt,“ fuhr Lene ruhig fort. „Dieſe Frau hat Beweiſe gehabt, daß der, welchen ſie fur ihren Sohn ausgibt, der jungſte Sohn eines Herrn von Schemmey ſei; ich habe ſie gefunden, es waren mehre Papiere, und weil ich der alten Margreth nicht traute, hab' ich ſie an einer ſichern Stelle in dem Hauſe Bechenburg geborgen, um ſie zu rechter Zeit ihrem Eigenthumer zu geben. Wir mußten von Bechenburg fortziehen. In der Gegend, wohin wir zogen, kam der Anführer meiner Stammgenoſſen zu mir und warb um meine Hand; ich habe ſie ihm nicht verſagen wollen, aber vor meiner Einwilligung legte ich ihm auf, die Papiere, welche ich der alten Frau genommen, aus dem Hauſe des Herrn von Driesch zu holen und ſie dem angeblichen Sohne der Verwalterin ſicher zu übergeben. Es gelang ihm; er ſtahl ſich unvermerkt in das Gut und kam in einer Nacht, während ich draußen auf ihn wartete, mit den Briefſchaften unverſehrt wieder heraus. Wendels war ein ſtarker und gewandter Mann, der nichts fürchtete und den kein Riegel hemmte. Wir wanderten darauf zuſammen nach dem Dorfe Kraneck, das weit gen Süden in den Gebirgen liegt. Eines Nachmittags nun, als wir uns unſrem Ziele näherten, begegneten uns zwei bewaffnete Reiter, die plötzlich um eine Ecke des Weges bogen; der Vorderſte zog ein langes Piſtol aus dem Sattelholſter und richtete es mit dem Ruf: „Heda! halt!“ auf meinen Begleiter; ich ſprang in ein Gebüſch zur Seite und hörte wie einer der Soldaten zum Andern ſagte: „Ein prachtvolles Exemplar von einem langen ſtarken Burſchen, Peter! den wollen wir anwerben.“

— „Ein Flügelmann, Herr Leutenant,“ ſagte der Andere, der ebenfalls ſein Piſtol zog und den Hahn ſpannte.

Sie ſtiegen nun ab und Wendels, der aus Furcht vor ihren Kugeln ſtehen blieb, obwohl ich erwartet hatte, daß er trotzdem ſich durch die Flucht retten würde, wie er früher ſchon oft gethan in ähnlichen Lagen, ließ ſich ruhig von ihnen erfaſſen. Der Leutenant ſagte lachend, daß er ſchon lange davon überzeugt geweſen, wie Jener den dringenden Wunſch hege, in ***ſche Militärdienſte zu treten, daß er jetzt gerade mit ſeinem Verlangen an die rechte Schmiede gekommen ſei und daß ſie ihn nur bäten, wenn er Waffen bei ſich führe, ſie abzugeben, da er eine ſchöne Muskete nächſtens dafür wieder erhalten ſolle und einen Haufen Handgeld dazu. Sie durchſuchten ihn; erſt nahmen ſie ihm ein Meſſer, dann ein Piſtol und endlich die Papiere. Der Werber, welcher der Befehlende zu ſeyn ſchien, durchmuſterte ſie:

— „Alle Wetter, Kerl,“ rief er aus, „wem gehört das?“ dann blickte er wieder hinein. Auch der andere Soldat ſah jetzt neugierig dem erſten über die Schulter. Dieſen Augenblick nahm mein Begleiter wahr; er ſprang mir nach in's Gebüſch, lachte ganz unbekümmert und lief weiter. Die Werber eilten zu ihren Pferden zurück, ſprengten ihm nach wie Parforcejäger einem gehetzten Thiere und ſchoſſen ihre Piſtolen auf ihn ab. Wir befanden uns in einem Thale, in deſſen Mitte ein See lag; dahin lief Wendels und als ſie ihm ziemlich dicht auf den Ferſen waren, rettete er ſich mitten in das Waſſer, wo ihn der moraſtige Grund rings umher ſchützte, und er ſich auch außerhalb des Bereiches ihrer Kugeln befand. Die Werber zogen nun fort, und ritten durch das Thal, dem nächſten Dorfe zu; die Papiere nahmen ſie mit ſich. — Wendels ertrank in dem Waſſer," — fuhr Lene leiſer und ruhiger werdend fort; „da ich nun Niemanden mehr auf der Welt hatte, der ſich meiner angenommen bei dem wilden Leben, das die Meinen draußen in den Wäldern führen, und ich es bei ihnen nicht aushalten konnte, denn ſie ſind roh und fürchten kein Gebot — ſo blieb ich einige Zeit allein in der Gegend und ſpann oder nähte für die Bauern; dann ging ich hierhin, um einen ordentlichen Dienſt zu ſuchen; ich hoffte eigentlich, Laienſchweſter in einem Kloſter zu werden, aber ſie wieſen mich zurück, weil ich eine Scheerenſchleiferdirne ſei.

— „Und nun, armes Geſchöpf?" ſagte Katharina, die mit dem Ausdruck der höchſten Spannung zugehört hatte.

— „Nun hörte ich viel von Euch hier reden, wie Ihr ſo ſchön wäret, und wie Euch alle Herrn den Hof machten, beſonders aber der junge Herr von Schemmey; und als ich geſtern Morgen am Brunnen ſtand, ritt ein Kavalier an mir vorüber, der zu Eurem Fenſter hinauf grüßte. Die andern Mägde ſagten, das ſei der Herr von Schemmey; ich erkannte ihn als den Werber, der die Papiere mit ſich fortgenommen hatte.

Katharina ſprang auf und lief heftig im Zimmer auf und ab; ſie lachte, ſie weinte, ſie warf ſich wieder in ihren Seſſel und preßte beide Hände auf die Stelle, wo faſt hörbar ihr Herz ſchlug. Ueberraſcht war auch Lene aufgeſtanden und blickte verwundert auf ihr Treiben.

— „Seid Ihr in Verzweiflung oder freut Euch das?" ſchrie ſie.

— „Kannſt Du beſchwören, was Du geſagt haſt?" fragte Katharina.

— „Bei Gott und ſeinen Heiligen!" —

Katharina warf ſich auf die Knie und faltete ihre Hände; dann fuhr ſie wieder empor; der Sturm ihres Inneren ließ ihr keine Ruhe. Sie umarmte Lene, ſie küßte ſie — „Mädchen, Mädchen, ich will Dich in Gold faſſen laſſen!" — Unbeſchreiblich aber waren die Uebergänge und das wechſelnde Aufeinanderfolgen der verſchiedenſten Gefühle in Lene's Bruſt, nun ſie inne ward, welch' ganz andern Eindruck ihre Erzählung gemacht hatte, als ſie beabſichtigte. Aerger über das Fehlſchlagen ihrer Abſicht, innere Zerknirſchung, der Wunſch, auf der Stelle ſterben zu können, war, was zuerſt in ihr mächtig wurde. Sie hatte ſo lange ſich in den tröſtenden Gedanken gewiegt, daß das Herz, welches Bernhard von ſich geſtoßen habe, doch ſo viel edler, treuer und tiefer ſei, als das der vornehmen Dame, nach dem er ſeufze und die ihn über dem Spielzeuge ihrer Eitelkeit vergeſſe; und nun verrieth Katharina in dem Ausbruch ihrer ungebändigten Freude eine Leidenſchaft, vor der die ihrige nichts voraus hatte. Sie hatte ſie gehaßt und mußte ſich geſtehen, daß ſie ihr Unrecht gethan; ſie haßte ſie deſto mehr; aber ſie mußte ſie lieben, in dieſen Ausbrüchen der Liebe für den Gegenſtand ihrer eigenen Neigung, der zwiſchen beiden eine Art Schweſterſchaft bildete; ſie mußte ſich vor ihr beugen, als der Göttin, in deren Händen das Glück Bernhards lag. — Sie begann zu weinen und wandte ſich zu gehen; als ſie das Thürſchloß nicht zu öffnen verſtand, verlangte ſie mit der unartigen Ungeduld eines Kindes, hinausgelaſſen zu werden.

— „Nein, nein, Du bleibſt, Du mußt für ihn zeugen, kein Schritt aus dieſem Hauſe, bevor ich wieder da bin!" — Katharina riß nach dieſen Worten heftig an der Klingelſchnur. — „Nur noch ein's," fuhr ſie fort — „wo iſt er, ſprich wo? er iſt krank — o Gott, was fehlt ihm — iſt er in Gefahr, wer pflegt ihn, ſprich, um's Himmelswillen! — Wo iſt Margreth?" —

— „Er iſt auf dem Schloſſe Hohenkraneck bei P.***, eine halbe Tagereiſe weiter; ob er noch krank iſt, weiß ich nicht; es ſind zwei Monat, ſeitdem ich aus der Gegend ſchied; er war außer Gefahr. Seine Mutter iſt bei ihm."

Zwei Domeſtiken waren eingetreten: Katharina befahl, auf der Stelle Anſtalten zu einer Reiſe zu treffen, und während ihrer Abweſenheit Lene in ihren Zimmern zu halten, auch ſie mit Niemanden verkehren zu laſſen; Herr von Drieſch bekam die erfreuliche

Nachricht, er könne, wenn es ihm beliebe, auf ſeine Güter abreiſen; nach einer Stunde ſaß Katharina von Plaſſenſtein in ihrem Reiſewagen, der mit ihr dem Süden zurollte. Es gibt nichts muthigeres, als ein Weib, welches die Leidenſchaft führt.

Achtes Kapitel

Katharina war während der erſten Stunden ihrer Reiſe in einer Aufregung, welche ſie wenig zu beſonnener Ueberlegung ihres Schrittes kommen ließ. Endlich hatte ſie wenigſtens einen ſicheren Faden aus dem Gewebe in ihre Hand bekommen, das ſie irgendwo geſchlungen und verborgen ahnte, ohne bis jetzt die geringſte ſicher leitende Spur entdecken zu können. Daß Bernhard ein geretteter Erbe der Schemmey's ſeyn könne, hatte ihr eine Art innerer Eingebung geſagt, in derſelben Stunde, in welcher ſie das Geſchick dieſer Familie ihm ſelbſt erzählt hatte. Die alte Margreth war plötzlich mit ihm von Bechenburg abgezogen, nachdem Herr von Driesch Verbindungen derſelben mit dem jetzigen Beſitzer der Schemmey'ſchen Güter — einem Menſchen, der in dem Rufe ſtand, zu Allem fähig zu ſeyn — entdeckt hatte. Dieß hatte Katharina durch das Gerücht erfahren; ihre geheimen Nachforſchungen, wohin ſie ſich gewandt habe, waren ohne Erfolg geblieben; bei dieſem Verſchwinden Bernhards hatte Katharina zu ihrer Beſtürzung wahrgenommen, welche leidenſchaftliche Kraft ihre Neigung zu ihm genommen; eine Neigung, die ſo unglücklich war, daß ſie ſich ſchuldig zu ſeyn glaubte, mit aller Macht ihrer Seele dagegen anzukämpfen. Dieſe Macht war groß genug geweſen, — um ein Frauenherz mit dem Gefühle bodenloſen Betrübtſeyns niederzuhalten; aber nicht, es zu beſiegen. Sie hatte eine unglückliche Zeit durchlebt; eine Zeit der unglückſeligſten Halt- und Rathloſigkeit, wie ſie einem Hauptabſchnitt der inneren Geſchichte ſo mancher Menſchenbruſt ſein Gepräge gibt. Es iſt immer dieſelbe Geſchichte, welche nichts Ungewöhnliches aber deſto mehr Trauriges hat; ſie hatte das Gefühl innerer Berechtigung ihrer Liebe nicht erſticken können; es forderte ungeſtüm, daß ihm öffentlich und vor aller Welt dieß ſein Recht geſchehe; aber eine Unzahl Verhältniſſe traten dem in den Weg, welche, als Katharina ſie näher prüfte, nichts für ſich hatten, als ihre Exiſtenz und ihre Gewalt. Sie fühlte, daß ſie ihrem eignen Daſein und der von der Natur tief in ihr Herz gepflanzten Ueberzeugung es wie eine heilige Pflicht ſchulde, einer Liebe zu folgen, deren Befriedigung ſie durch Glück gut mache; und allein im Stande ſei, ſie zu der harmoniſchen, ſchönen, wie ein Kunſtwerk ſeinen Kern und Mittelpunkt in ſich tragenden Lebensgeſtaltung ſich ausbilden zu machen, welche die eigentliche Aufgabe des irdiſchen Daſeins iſt. Und was trat ihr in den Weg, um ſie für ihr Leben zu einem unglücklichen, nutzloſen, ihre Beſtimmung verfehlenden Geſchöpfe zu machen? Prinzipien der herrſchenden Meinung, welche wie weiſe Propheten mit ihren erlogenen göttlichen Offenbarungen das geſalbte Königthum ihres Geiſtes ſchulmeiſtern wollten; welche den Yſopzweig voll Eſſig, mit dem ſie tränkten, für die Palme himmliſcher Weisheit ausgaben.

Aber ſie hatten die Anſicht der Menge für ſich, dieſe Propheten; die Weisheit aller der gepuderten Perrücken, die herzloſe Ueberzeugung aller der brokatnen Reifröcke, in deren Kreiſe Katharina durch ihre Geburt gebracht war. Wohl hatten die meiſten dieſer Menſchen, die Frauen insbeſondere, ein ähnliches Geſchick einmal in ihrem Leben gehabt; ſie hatten ſich fügen, ſich opfern müſſen — und hauptſächlich daher mochte ein Theil der völligen Nutz- und Erſprießloſigkeit, der Verſchrobenheit und des Unverſtandes rühren, welche in ihrer Geſellſchaft herrſchten. Aber wehe jetzt, dem, welcher ſich herausnehmen wollte, ſeinem Schickſal eine glücklichere Wendung zu geben, als jene vermocht hatten! Sie hatten das Vorurtheil zu theuer beſiegeln müſſen, ihm mit ihrem beſten Herzblut ein Opfer gebracht; wehe dem, der durch die That beweiſen wollte, daß es ein Vorurtheil ſei!

Katharina hatte in der Reſidenz Zerſtreuung geſucht; der Aufenthalt in derſelben hatte nur ein ſtärkeres Zurückdrängen in ihr eigenes Innere für ſie zur Folge haben können. Die Menſchen waren ihr wie ein kopfnickendes, zungenſchwellendes Pagodengeſchlecht vorgekommen. Der Reichthum ihres Gefühls und ihres ganzen eigenen Seins, in dem die Liebe wie ein die höchſten Myſterien der Exiſtenz, bald in klaren Deutungen, bald in traumhaften Ahnungen verkündender Engel der Offenbarung waltete, hatte ſie daran gewöhnt, in jeder menſchlichen Geſtalt, die neu vor ihr auftauchte, etwas Unendliches vorauszuſetzen, eine eigenthumliche, von irgend einer beſondern Brechung des ewigen Lichtſtrahls erfullte Welt. Aber als ſie immer mehr inne ward, wie ſehr dieſe Vorausſetzung in's Reich der Dichtung gehore, wie flach und hohl faſt alle dieſe, auf der großen Wieſe der Gemeinplatze graſenden Geſtalten ſeien, ſchlug ihre Empfindung bei dem Anblick derſelben in ein Gegentheil der fruheren um, welches eben ſo weit von der rechten Wahrheit entfernt war. Sie verachtete ſie; ſie verachtete Alles, was ſie trieben und warum ihr Sein ſich bewegte; endlich auch das, was ſie beherrſchte, was von ihnen fur heilig gehalten wurde, ihre Anſichten, ihre Inſtitute.

Sie war auf einem ſchlupfrigen und gefahrlichen Wege fur ein geiſtreiches und lebhaft fuhlendes Weib, das immer nur Extreme kennt; das nur Kalte oder vollige Hingabe, — nür eiſige Sittenſtrenge zeigt, oder einmal beſiegt in ruckſichtsloſes Selbſtvergeſſen ſich wirft, ja oft das innigſte, treueſte und reinſte Gefuhl mit einer faſt das Maß uberſchreitenden Ungebundenheit vereinigen kann; — das endlich nur demuthige Ehrfurcht und Scheu im Glauben oder volligen Unglauben kennt, das ſanktionirte Verhaltniſſe nicht einmal zu prufen wagt, oder ſie ſammt und ſonders uber den Haufen ſturzen mochte.

Fruher hatte Katharina nicht vermocht, was ihr jetzt bei ihrer veranderten Lebensanſicht, wenn auch ſchwer, aber doch moglich wurde, ſeitdem das Schickſal oder vielmehr die eigne Leitung ihres Lebenslaufes, welche wir ſo gern das Schickſal nennen, ihr etwas von der hohniſchen Philoſophie eingetrankt hatte, die endlich auf die Spitze ihres Syſtems als Gottheit das Ich ſetzt. Sie hatte nicht vermocht durch eine Art Heuchelei und gefuhlloſer Koketterie Joſina von Katterbach ihren Geliebten zu nehmen und mit dem Herzen deſſelben ein gefahrliches Spiel zu treiben, um ihre eigenen Plane auszufuhren; fruher hatte ſie Gewiſſenhaftigkeit gegen Joſina und Stolz gegen den Brautigam, deſſen Erſcheinung etwas Verdachtiges fur ſie hatte, abgehalten, ſich in ſein Vertrauen zu drangen, um ihn verderben zu konnen — mochte er immerhin ſein Verderben durch irgend eine Betrugerei verdienen, welche ſie ahnte, aber doch nicht gewiß wußte und die ebenſo gut nur in einer Einbildung da ſeyn konnte, welche aus ihrer eigenen Leidenſchaft herfloß. Was wußte ſie denn Sicheres? Daß eine nächtliche Erſcheinung Papiere aus Bernhards früherer Wohnung entwendet, hatte ihr Herr von Drieſch erzählt: kurz nachher war ein Herr von Schemmey ganz plötzlich als anerkannter Erbe und Beſitzer der Güter jener ausgeſtorbenen Familie aufgetreten, und wenn etwas gegen ihn ſprach, ſo war es nur die ziemlich widerſprechende Art, womit man ſein erſtes Erſcheinen in der Gegend und ſeine früheren Lebensſchickſale erzählte. Er ſollte nach Einigen von einer Milchhändlerin aus der Umgegend von Paris, nach Andern als Findelkind in einem Pariſer Findelhauſe unter dem Namen Saint-Pond auferzogen ſeyn; früh gereift, war Er ſehr jung in Militärdienſte gegangen und hatte es bis zum Leutenant gebracht. An ſeinem einundzwanzigſten Geburtstage ſollte ihm nun der Vorſteher jener Anſtalt in Paris, oder der Sohn jener Milchhändlerin, die Beweiſe für ſeine Herkunft und Anſprüche überſandt haben, die von ſeinen Eltern zugleich mit ihm deponirt ſeyn und nach deren Beſtimmung nicht eher hätten eröffnet werden dürfen. Könnte es nicht möglich ſeyn, daß ſeine Eltern wirklich auf dieſe Weiſe ihn zu ſichern geſucht hätten vor dem räthſelhaften Geſchicke, welches ihre übrige Nachkommenſchaft betroffen?

Man glaubte wenigſtens in der Reſidenz an dieſen Hergang; Andre erzählten freilich, ein Herr von D., der in Paris ſich aufhielt und dem die Neuigkeit von dem Erſcheinen des jungen Schemmey mitgetheilt worden, habe ſich bei allen Findelhäuſern in jener Stadt nach einem früher Saint-Pond genannten Zögling erkundigt; in einem derſelben habe man ihm den Namen wirklich in den Büchern aufgeſchlagen und die Zeit ſeiner Depoſition treffe mit dem angeblichen Alter des Herrn von Schemmey zuſammen. Von den Papieren aber, welche ihm eingehändigt worden ſeyen, wolle der Vorſteher nichts wiſſen. Katharina hatte beſchloſſen, dieſe Andeutung weiter zu verfolgen; ſie hatte deßhalb an den Geſchäftsträger einer Bekannten, welche ihre Moden aus Paris kommen ließ, geſchrieben; aber noch war keine Antwort eingetroffen, als ſie die wichtige und entſcheidende Mittheilung erhielt, welche Lene ſich gedrungen fühlte, ihr zu machen.

In der erſten Aufregung der Freude hierüber, hatte ſie die Maßregeln, welche jetzt zu ergreifen ſeyen, nicht klar überdenken können; ſie mußte Bernhard wieder ſehen, der krank war, der ihrer

Pflege bedurfte, den vielleicht die Trennung von Ihr gewaltſam genug ergriffen hatte, um ſein Leben in Gefahr zu bringen. Schon vor dem Ende der erſten Tagereiſe aber ſah ſie ein, daß ſie als Siegerin und mit vollgültigen Beweiſen zurückkommen müſſe, wenn ſie nicht für immer in der Achtung der Welt verloren ſeyn wollte; es kam darauf an, außer Lene's Zeugniß, das der alten Margreth zu erlangen; ihr Ruf und ihr Glück hing von der Geſchicklichkeit ab, womit ſie dieſer Frau ihre Geheimniſſe entlocken würde.

Es war ein unfreundlicher und ſtürmiſcher Abend, als ihr beſpritzter Reiſewagen mühſam von vier Poſtkleppern dem Dorfe Kraneck zugeſchleppt wurde. Katharina's Herz ſchlug krampfhaft, als ſie die Mauerzinnen des Schloſſes links auf dem Bergvorſprung aus den Baumwipfeln hervorſchauen ſah, die ſich mit dem erſten Grünanflug des Frühlings überkleidet hatten, aber noch nicht wagten, ihm volle Blätter und Blüten zu bieten. Im Dorfe ſammelte ſich hinter ihrem Wagen, durcheinander rennend, ein Haufen jauchzender Buben und bellender Hunde, der ſich von Schritt zu Schritt vermehrte, und die ungewohnte Erſcheinung verfolgte, um ſich endlich einem ungemeſſenen Jubel und reſpektive wüthenden Ausbrüchen hinzugeben, als der Poſtillon die ſchmetternden Töne ſeines Hornes an den grauen Mauern der alten Kirche hinaufklingen ließ. Ueber den Thüren, deren obere Hälften geöffnet waren, blickten neugierige Bewohner; auch Frau Margreth blickte über die ihrige, als der Wagen das obere Ende des Ortes erreicht hatte, was ſich um ſo glücklicher traf, als der Bediente auf dem Bocke den ſchreienden Buben in ſeinem rothen Livreerock als eine imponirende Geſtalt erſchien, daß ſeine Erkundigungen bei ihnen nur ein ehrfurchtsvolles Verſtummen und ein augenblickliches Zuſammenbringen des Daumens und des Mundes zur Folge hatte.

Katharina ließ halten, ſtieg aus und befahl, den Wagen weiter zu fahren, um einen Auflauf vor Margreth's Hauſe zu vermeiden. Dann öffnete ſie das kleine Gitterthor vor dem Gärtchen, aus dem ihr der eigenthümliche Duft der hochaufgeſchoſſenen Buxeinfaſſungen entgegendrang. Seit Lenens Verſchwinden war der kleine Raum vernachläßigt; Laub und dürre Reiſer lagen an den Pfaden. Die Beete waren voll modernder Ueberbleibſel der vorjährigen Blütezeit, eine dürre Flora von gelbbraunen vom Wind zerfetzten Ritterſporn und Eiſenhut neben wackelnden ausgelöſchten Königskerzen. Katharinen wehte eine unendliche traurige Empfindung daraus entgegen. Hier wohnte er, allein, krank, verlaſſen, nur das welke Laub und die zerſtörten Blüten ſeiner Lebenshoffnungen vor ſich, die ausgeflammten Königskerzen ſeiner reich aufgeſchoſſenen Gedankenſaat, die einſt den Muth grünender Jugend zum Gärtner gehabt und nun von ihm verwaiſt gelaſſen war! Sie ging mit wankenden Schritten zur Hausthüre. Margreth war nicht wenig überraſcht, als ſie ſah, daß der vornehme Beſuch ihr gelte; ſie zog ſich von der Thüre zurück und nahm ihren Platz am Heerde ein, um leichter den Anſchein der Ruhe beibehalten zu können, welchen ſie bei allen außergewöhnlichen Ereigniſſen beſſer zu erheucheln, als innerlich zu behaupten wußte. Katharina trat freundlich grüßend zu ihr; Margreth wollte ihr den Saum des Kleides küſſen aber Katharina litt es nicht und reichte ihr die Hand. Dann ſetzte ſie ſich ihr gegenüber.

— „Ihr ſeid eine kluge Frau, Margreth,“ begann ſie zu ſprechen, als ſie ſah, daß Jene ſtumm blieb; „das hab ich immer die Leute ſagen gehört und da ich gerade hier durchreiſe und Euch an der Thüre ſtehen ſah, dachte ich, es ſei gut, wenn ich Euch beſuchte und Euch in einer Sache um Rath fragte, in der Ihr die beſte Auskunft geben könnt, wie ich denke.“

— „Ihr reiſet hier durch?“ verſetzte Frau Fahrſtein gedehnt; „wohin könnte das Fräulein von Pfaffenſtein reiſen, daß Ihr Weg ſie durch dieß Dorf führte? Wollt Ihr nicht meinen Sohn ſprechen?“

— „Iſt er zu Hauſe?“

— „Er iſt im Schloſſe oben; ich will ihn rufen laſſen.“

— »Er iſt alſo geneſen?«

— »Ja, — ſo, ſo; der Frühling wird ihm wohl thun.«

Margreth wollte ſich erheben und das Kind eines ihrer Nachbarn hinaufſchicken, um ihn rufen zu laſſen, als Katharina ſie am Arme ergriff und heftig ſagte:

— »Nein, nein, laßt nur, ich habe mit Euch allein zu reden. Setzt Euch wieder.«

Margreth erwartete ſchweigend, das das Fräulein fortfahre; der Beſuch begann einen angenehmen Eindruck auf ſie zu machen, denn außer der Ehre, die er ihr vor den Dörflern gab, war es Margreth ſehr recht, daß einmal wieder von ihrer Klugheit die Rede gekommen; in der Gegend von Bechenburg hatte ſie etwas gegolten, hier in Kraneck aber wußte Niemand von ihr, und ließ ſie hinter ihrem Küchenfeuer hocken; ſie fühlte ſich wie ein berühmter Mann in der Fremde; auch dämmerte, wie eine leiſe Ahnung in ihr auf, daß Katharina Bernhard's wegen gekommen ſei, was ihr ebenfalls angenehm war, und ſie nicht weniger ſtolz machte.

— Ich komme von einer Sache mit Euch zu reden,“ ſagte Katharina, „welche unangenehme Erinnerungen in Euch erwecken muß; aber ich hoffe, daß Ihr es verzeihen werdet, weil ich mir ſonſt keinen Rath zu holen weiß, und auch den Euern gern belohnen will mit Allem, was Ihr fordert. Ich ſtehe im Begriffe, mich zu verloben, Frau Fahrſtein, und zwar mit einem Herrn von Schemmey in M. —“

— „Ha! was?“ ſchrie Margreth und fuhr von ihrem Sitz in die Höhe; ſie war kreideweiß geworden, und ihre Augen ſtierten die Sprechende an; gleich darauf ſetzte ſie ſich und ſagte mit etwas gebrochener aber tonlos kalter Stimme: „Und nun weiter?“

— „Wenn Einer von den Schemmey's etwas Sicheres zu ſagen weiß, ſo ſeid Ihr es, Margreth,“ fuhr Katharine fort; „darum komme ich zu Euch; der Herr von Schemmey in M. will in Paris im Findelhauſe aufgezogen ſeyn und an ſeinem einundzwanzigſten Geburtstage die Beweiſe für ſeine Abſtammung erhalten haben. Gegen dieſe läßt ſich nun auch nichts ſagen, und es iſt Alles ganz erklärlich, wie er es angibt. Aber es iſt ein wichtiger Schritt, den ich zu thun im Begriffe ſtehe, und deßhalb hab' ich es für gut gehalten, zuerſt mit Euch darüber zu reden, ob Ihr meint, daß wirklich eines von jenen Kindern, bei welchen Ihr Wärterin waret, und die ſo geheimnißvoll alle nach einander umgebracht ſeyn ſollen, dem Tode entgangen ſeyn mag?

— „Wenn ein junges Mädchen vor ihrer Heirath für nöthig findet, erſt ein fremdes altes Weib um Rath zu fragen, ſo bleibt ſie beſſer, wie ſie iſt,“ verſetzte Margreth. „Freilich,“ ſagte ſie nach einer Weile, wie für ſich, „Ihr vornehmen Leute denkt an etwas Anderes bei Euren Heirathen, als wir geringen; ein Herr von Schemmey iſt ein vornehmer und reicher Herr!“

— „So meint Ihr alſo, ich mag ohne Bedenken mein Jawort geben?“ fragte Katharina.

— „Ohne Bedenken?“ wiederholte die Alte gedehnt.

Die beiden Frauen ſahen ſich mit geſpannten Blicken an; ſie bildeten eine merkwürdige Gruppe, wie ſie Beide einander gegenüberſaßen und über den Qualm des Heerdfeuers hin die Blicke ihrer forſchenden Augen auf einander gerichtet hielten. Die Eine mit dem lauernden Ausdruck in den waſſerblauen, in's Graue übergehenden Nixenaugen, voll anſcheinender Sicherheit, Kälte, wie vom Bewußtſeyn Alles beherrſchender und durchſchauender Klugheit mit einem Zauberkreis umſponnen, den keine feindliche Macht durchdringen zu können ſchien, um ihr etwas anzuhaben; großartig, ſtark, aus den ſtillen Regionen ihrer Beſchaulichkeit theilnahmlos auf das irdiſche Treiben blickend. Die Andere mit lebhafterem Funkeln in ihren dunkler gefärbten Augenſternen, aber dem Scheine nach eben ſo ruhig, nur der Stimme der Vernunft Gehör zu geben entſchloſſen, kalt und bedächtig ihre Worte ſetzend, als berathe ſie mit einem Advokaten den Ankauf eines Gutes. Und doch, welcher Sturm von Gemüthsbewegungen in Beiden! Welch' ſchmerzhaft zuckendes Drängen und Wirbeln von peinigenden Gedanken in der Tiefe ihrer ängſtlich geſpannten Frauenſeelen! — Raunt der Einen ein Wort in's Ohr, — und mitten in ihrem Zauberkreiſe krümmt ſich dieſe ſtolze Sicherheit ächzend zu Euern Füßen; der Anderen ein anderes — und die kalte, vernünftig ſprechende, große Dame, die eine Heirath eingehen will, wie einen vortheilhaften Handel, wird von der Leidenſchaft emporgeſchnellt, daß ſie „ein Schauſpiel für Götter“ abgibt. — Eine unnennbare Angſt ſchnürte Katharinen die Bruſt zuſammen; ſie verzagte, aus der Alten etwas herauszubringen; dieſe lauerte durch ihre grauen Wimpern mit derſelben inneren Angſt, daß man darauf ausgehe, ſie zu fangen, daß man Dingen auf die Spur kommen wolle, welche ſie verderben würden.

— „Ihr glaubt alſo auch, daß ſich gegen die Angabe des Herrn von Schemmey nichts einwenden laſſe, Mutter Fahrſtein?“ hub Katharina wieder an.

Margreth rückte den Schemel, worauf ſie ihre Füße geſtellt hatte, zur Seite, ſchlug mit einem Tuche den Staub herunter und ſagte:

— „Ihr ſeid eine vornehme Dame, aber ich hoffe, daß Ihr einer alten Frau einen Gefallen thut; ich ſehe nicht gut mehr, und mit dem Hören geht es noch ſchlechter; ja, ich bin alt und grau geworden, aber in Ehren; am letzten Palmſonntag ſind es dreiundſechzig Jahre geweſen, ſeit ich zum Erſtenmal zur Kommunion ging.“

Ihre letzten Worte ſchienen eine Gedankenreihe in ihr zu erwecken, welcher ſie für eine Weile zerſtreut nachhing. Dann fuhr ſie auf und ſagte: „Thut mir den Gefallen und kniet hier nieder, daß ich Euch beſſer verſtehen kann.“

Katharina war es nichts weniger, als angenehm, den forſchenden Blicken der Alten ſich ſo nahe auszuſetzen; aber ſie willfahrte ihr, um ſie in guter Laune zu erhalten. Sie kniete auf dem Schemel neben dem Stuhle Margreths nieder, und ſtützte ihre Ellenbogen auf die Armlehne deſſelben.

— „Jetzt ſitz ich neben Euch, als ob ich Euch beichten wollte, ſagte ſie.

— „Ja, ſo ſitzt Ihr; beichtet Ihr oft?“

— „Alle Monat, Margreth.“

— „Alle Monat“ — verſetzte Mutter Fahrſtein nachdenklich; „ja, das iſt oft; Ihr könnt nicht viel zu beichten haben! Weßhalb thut Ihr es?“

Katharina wär' in der letzten Zeit vielleicht nicht ſo eifrig geweſen, die Gebote ihrer Kirche zu erfüllen, hätte nicht ihre Präbende als Stiftsdame ihr es zur Pflicht gemacht; aber in der Hoffnung, die Alte zu erweichen, von der ſie wußte, daß ſie nie die Sakramente empfange, verſetzte ſie:

— „Wir ſind ſchwache Menſchen und zudem können wir über Nacht abgerufen werden. Niemand weiß, wann die Stunde kommt.“

— „Was haltet Ihr von Jemand, der gar nicht beichten geht?“

— „Gott iſt barmherzig; aber, wenn es ſeine eigene Schuld iſt — die Kirche ſagt, daß er ewig verdammt ſei. Doch laſſen wir das. Wollt Ihr mir nicht Eure Meinung ſagen, Mutter Fahrſtein?“

Margreth antwortete nicht, ſondern blickte eine Zeit lang ſtier in die Flamme vor ihr; dann ging ein leiſes Zucken durch ihre Geſtalt, ſie fuhr mit der zitternden Hand über ihre Brauen, legte ſie auf Katharinens Haar und ſchaute ihr angeſtrengt in's Geſicht.

— „Soll ich nicht meinen Sohn rufen laſſen?“ fragte ſie leiſe und ſanft: — „Ihr ſeid ihm immer ſo freundlich geweſen, wie er mir geſagt hat, und es würde dem armen Blut eine Freude ſeyn, wenn er Euch wiederſähe und Ihr ihn ſo gütig einmal wieder anredet, wie er früher von Euch gewohnt geweſen; er iſt ſo allein und verlaſſen hier!“

Es war Katharinen nicht wohl möglich ihr: „Nein, nein, noch nicht!“ — mit ſo viel Ruhe auszuſprechen, wie ſie ſich beſtrebte; ihre Worte ſtockten, wie von Schluchzen unterbrochen.

— „Wenn Ihr eine Frau, wie Margreth Fahrſtein, fangen wollt, ſo ſteht nächſtens früher auf, Kind!“ rief die Alte mit einem heiſern Lachen. „Bleibt nur ſitzen, ich weiß genug,“ fuhr ſie darauf fort. „Mit Eurer Durchreiſe durch Kraneck iſt es nichts; auch mit Eurer Verlobung nichts, denn Ihr liebt meinen Sohn; Ihr thut recht daran; er verdient es, und Euer Herr von Schemmey iſt ein Betrüger; was hat er für Beweiſe? ſie ſind falſch! Ihr aber ſeid hierher gekommen, um meinen Sohn zu ſehen. Und um einen Vorwand zu haben, habt Ihr Euch eine Geſchichte erdacht, als ſei Jemand in M., der ſich für einen Sohn der Familie ausgebe, in welcher ich ſo lange diente, und deren Kinder alle dahin ſind, wo ihre Eltern. Es lautete ganz gut, daß Ihr gekommen ſeid, die alte Fahrſtein um Auskunft anzugeben! Es iſt kein Herr von Schemmey in M.“ — Die Alte lachte wieder und blickte triumphirend auf Katharinen herab.

— „Das kann ich beſchwören,“ rief dieſe aufſpringend.

— „So? dann iſt er ein Schuft!“ —

Margreth wurde wieder ſtille und murmelte eine Weile unverſtändliche Worte vor ſich hin. „Mein Junge hat Euch im Herzen,“ ſagte ſie dann lauter, „und deßhalb ſiecht er; Ihr liebt ihn auch, ich will Euch die Papiere geben, denn er ſoll am Leben bleiben und ich will nicht auch noch Schuld ſeyn, daß Ihr auf ſchlechte Wege kommt, Kind. Wir ſind ſchwache Menſchen, und Niemand weiß, wann ſeine Stunde kommt. Ich will wieder beichten gehen. Ich will Euch die Papiere geben; ſagt auch nur — aber, wollt Ihr meinen Sohn heirathen?“

— „Margreth, wie denkt Ihr daran?“

— „Wenn mein Sohn ein Kavalier iſt, ſo adlig wie Ihr, und noch reicher?“

— „Ihr ſcherzt!“

— „Seh' ich aus, als ob ich ſcherze? einfältige Ziererei! ſagt ja! und gebt mir die Hand!“

— Katharina reichte ihr in freudigſter Angſt und Spannung auf ihre weiteren Worte die Hand, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

— „Ich will Euch die Beweiſe geben; aber laßt mich mit Fragen ungeſchoren; ſagt nur, ich hatte Bernhard gerettet, daß ihm nicht auch der Hals umgedreht wurde; ich habe ihn aufziehen laſſen auf einem Dorfe bei Paris — es war eine kleine Meierei, die Frau ging in der Stadt Milch zu verkaufen und kam auch in unſer Haus damit; es war um dieſe Zeit, im Frühling, und eine dunkle regneriſche Nacht, als ich hinausging; am Thore zündeten ſie die Laterne wieder an, welche der Wind ausgelöſcht hatte, und deßhalb ſahen ſie mich nicht; das Kind wimmerte; ja, ja ich weiß es noch, als ob es geſtern geſchehen wäre. Es war ein ſauerer Gang, aber ich hatte ſchon ſchlimmere Nächte durchwacht!“ — Sie ſchwieg wieder.

Das Stück Bekenntniß, welches Margreth abgelegt hatte, gewährte ihr eine Erleichterung, daß ſie immer heftiger den Drang fühlte, ſich ganz auszuſchütten; der Gedanke an den Tod erſchütterte ſie, nachdem jemand Anderes ſie daran gemahnt hatte, mehr, wie je vorher, wie uns immer Das, was ein Dritter ſagt, tief ergreift, und haben wir es uns auch hundertmal vorher ſelbſt geſagt; die frühe Angewöhnung in den Heilsmitteln ihrer Kirche die Beruhigung zu ſuchen, welche ſie jetzt ſo lange von ſich gewieſen hatte, ward mit einer unbezwinglichen Gewalt in ihr rege; „ja, ich will beichten,“ ſagte ſie flüſternd; „wir können über Nacht ſterben; ich will Euch beichten, kniet da wieder auf den Schemel; wenn ich's einem Pfaffen ſage, der verſteht mich nicht und weiß nichts von dem, was ein junges Mädchen für Leid haben kann. Deßhalb hab' ich's ſo lange nicht gethan; allein deßhalb glaubt Ihr mir nicht?“

— „Ja, Margreth, ich glaube Euch.“

— „Das wußt' ich wohl; Ihr ſeid ein Weib und Ihr liebt ihn; Ihr könnt nicht ſo lieben, wie ich es gethan habe, aber Ihr werdet mich verſtehen. Wollt Ihr ſagen, daß ich die Schuld habe? Nein, ich habe die Schuld nicht —“

— „Und wer hat ſie denn?“

— „Er hat ſie, Bernhard's Vater hat ſie. Er war ein ſchöner Mann, groß und ſchlank und ſeine Augen waren dunkel, wie Kohlen; er konnte auch ſprechen, wie ich es von keinem Manne gehört habe. Ich ſtand einmal im Garten, in der Dämmerung war es; er ritt an der anderen Seite der Hecke vorüber; da fiel mir zuerſt ein, daß er ſo ſchön ſei, obwohl ſeine Mutter mir es ſchon oft geſagt hatte. Gleich nachher kam er zu mir; er ſchwor, daß er mich lieber habe, als alle die adeligen Damen im Lande zuſammen genommen; damals hatte er es auch; und auch ſpäter hat er mich immer angeſehen, als wolle er ſagen, es thu' ihm nicht leid, daß er mich ſo lieb gehabt. — Er hatte mir verſprochen, mich zu ſeiner rechten Frau zu machen; ſeine Mutter, das falſche Weib, hatte es mir auch verſprochen, daß ich ihre Schwiegertochter werden ſollte, was ich vor Gott ſchon war. Er müſſe nur erſt majorenn werden, ſagte ſie, um ſeiner Vormünder wegen. Ja wohl, als er majorenn war — die alte Frau von Schemmey war unterdeß geſtorben — da ging er hin, und nahm eine Andere, eine einfältige, dumme Gans, die in's Haus zog und anfing zu regieren, als ſei ich mit allen Anderen ihre Leibeigene. Konnte ich das dulden, ich, die ſeine Frau war, der er es geſchworen hatte, daß ich es ſei? Nein, ich hatte ein heißes Blut damals; ich ſchwur auch, und habe meinen Schwur beſſer gehalten! ich ſchwur, daß ſie keine Freude mehr auf Erden haben ſollten, daß ich ihre Brut vertilgen wollte. Zwei Kinder ſind geſtorben; ſie glaubten, die Alte gehe ſpuken, und drehe ihnen den Hals um. Das dritte Kind — es war in Paris — da konnte ich's nicht mehr; ich habe es fortgeſchafft, und die Milchfrau hat es aufgezogen. Die Aeltern ſtarben Beide bald nach einander; ich ging nach Dievendahl zurück und diente dort bei dem neuen Herrn, der ſich von Katterbach ſchreibt. Das iſt ein rauher, gewaltthätiger Mann; wir bekamen Streit zuſammen, und ich gab ihm zu verſtehen, was ich wiſſe, daß noch ein Schemmey am Leben ſei, und daß ich ihn von ſeinen Gütern vertreiben laſſen könne, wenn ich reden wollte. Seitdem konnte ich ihn um den kleinen Finger wickeln. Doch möchte ich endlich nicht mehr auf dem Hofe ſeyn, obwohl ich's gut genug bei ihm hatte. Es wurde ſo ſchauerlich öde und verfallen dort. Ich heirathete, um ein gutes Werk zu thun, wonach ich ruhiger wurde. Den Knaben hatte ich mir von Paris abgeholt, und Katterbach gab mir zu beſtimmter Zeit Geld für ihn, weil ich ihm drohte, ich wolle ſonſt beichten gehen; er traute den Geiſtlichen nicht. Das Geld habe ich alle für Bernhard verwendet; ich habe ihn liebgewonnen, wie mein eigenes Kind; er iſt ein guter Menſch, und er wird Euch keinen falſchen Eid ſchwören, wie ſein Vater. Katterbach und ich kamen überein, wir wollten, wenn es ſeyn müſſe, ſagen, das Kind ſei von ihm und mir erzeugt; aber geſchworen hab' ich's ihm nicht, das immer zu ſagen, nein, Gott behüte mich, daß ich's dann jemals verrieth. Nein, ich habe niemals einen Eid gebrochen; das iſt die ſchlimmſte Sünde auf der Welt, iſt es nicht?"

— „Ich glaube, Margreth, aber die Beweiſe, daß es ſo iſt, wie Ihr ſagt?" —

— „Die Beweiſe? ich habe ſie in meinem Koffer. Ich habe den Geburts- und Taufſchein Bernhard's, den ich mir von dem Pfarrer holte, als hätten mich die Aeltern des Kindes darnach geſchickt. Als die Aeltern todt waren, und ich nach Paris ging, den Knaben mit mir zu nehmen, bin ich mit der Milchfrau, welche ihn von mir bekam, zu einem Notar gegangen und habe ihm geſagt, daß ich im Auftrage des Herrn und der Frau von Schemmey das Kind, worauf der Taufſchein laute, bei der Frau geborgen habe, damit es geſichert werde vor der ſonderbaren und unerklärlichen Todesart, welche ſeine älteren Geſchwiſter betroffen. Das hat die Frau bezeugt und beſchworen, und der Notar hat ein Protokoll darüber aufgeſetzt. Mit dem Kinde und den Papieren bin ich nun eines Tages zu Katterbach gegangen und habe mir eine Schrift von ihm geben laſſen, daß er um das Daſeyn von einem rechtmäßigen Kinde der Schemmey's wiſſe und es anerkenne, und ihm, wenn es ſich mit ſeinem Tauf- und Geburtsſchein melde, ſeine Güter abtreten wolle; denn ich drohte ihm, zu ſprechen, wenn er es nicht thue. Hätte ich nicht gleich auftreten können und ſagen, dieſem Kinde gehören die Güter? ja, ich hätte es können, denn die Frau bei Paris lebte damals auch noch und hätte für mich gezeugt, wenn man den Papieren nicht geglaubt hätte. Katterbach fürchtete mich deßhalb; er mußte thun, was ich haben wollte; ich ſehe noch, wie er ſchäumte und wüthete, als er ſich ſo in meine Hände geben ſollte; aber ich hatte ihn am Strick; auch gelobte ich ihm, keinen Gebrauch von ſeiner Schrift zu machen, es ſei denn, er wolle mir ſpäterhin das beſtimmte

Geld nicht mehr bezahlen. Aber geſchworen hab' ich es ihm nicht. Ich wollte nur Sicherheit, daß ich mit dem Knaben nicht zu darben brauche."

Katharina durchſchaute nun das ganze Gewebe. Die Alte war ſchlau genug geweſen, den jetzigen Beſitzer der Schemmey'ſchen Güter ganz in ihre Gewalt zu ziehen; die Beſcheinigung, durch welche er ſich ſo bloß geſtellt hatte, war in die Hände eines Werbeoffiziers gefallen, und als dieſer damit auftrat, mußte Katterbach jede Forderung deſſelben zugeſtehen, denn hätte Jener die Sache anhängig gemacht, ſo wäre dieſer zu einer ſchweren Rechenſchaft gefordert, wie er ſich habe in Beſitz von Gütern ſetzen können, deren rechten Eigenthümer er am Leben gewußt? Nur zwei Umſtände blieben Katharinen räthſelhaft: die Fähigkeit des alten Weibes zu einer ſo ſchlau verheimlichten Reihe ſchrecklicher Verbrechen und die unentſchuldbare Handlungsweiſe des falſchen Herrn von Schemmey, den ſie wohl für im höchſten Grade leichtſinnig, aber nicht für ſchlecht halten konnte.

— „Jetzt," fuhr Margreth fort, „will ich Euch die Papiere geben; aber ſchwört mir erſt, daß Ihr nicht ſagen wollt, wo ich ſei, wenn Ihr damit hervortretet und man nach mir fragt; ich möchte ruhig hier mein Ende finden, nun ich es vom Gewiſſen abgewälzt habe. Herr Gerhards ſoll mir auch die Communion bringen. Ihr mögt nun thun was Ihr wollt; aber laßt mich weiter ungefragt. Schwört mir das." Sie ſtreckte die Rechte aus, um Katharinens Gelöbniß zu empfangen.

Dieſe wich einen Schritt vor ihr zurück. „Nein Margreth," ſagte ſie, „das kann ich nicht; Euer gerichtliches Zeugniß iſt uns nöthig, denn Eure Papiere ſind fort!"

— „Fort?" rief die Alte erſchrocken und ſprang auf — „nein," ſagte ſie dann ruhig, „die liegen wohl bewahrt in meinem verſchloſſenen Koffer und der Schlüſſel iſt nicht aus meiner Taſche gekommen!" Sie zog den Schlüſſel hervor. „Da iſt er," ſagte ſie.

Margreth ging in ihre Schlafkammer. Katharina folgte ihr und ſtellte ſich auf die Schwelle der geöffneten Thüre. Es war ein kleines Gemach; der Thüre gegenüber ſtand das Bett; die Gardinen aus roth- und weißgeſtreiftem Kattun waren zurückgeſchlagen und aus den Kiſſen ſtarrte die Maske mit den Glasaugen, das wunderliche Surrogat für einen Bettgeſellen, von dem Katharina ſchon früher gehört hatte. — „Ich mag nicht gern allein ſeyn, wenn es dunkel iſt“ — ſagte Margreth mit einem Blick darauf. An der Wand über dem Bette hing ein aus Zinn gegoſſenes Heiligenbild mit einem kleinen Weihwaſſergefäß darunter, daneben ein Roſenkranz; ein zerleſenes Gebetbuch lag auf dem Stuhle vor dem Bette, und gemalte Heiligenbilder waren mit Stecknadeln an die Gardinen befeſtigt, auch an den Wänden umher zwiſchen aufgehangten Kleidungsſtücken und Flachsbündeln oder Garnvorräthen hingen Bilder aus der Lebensgeſchichte der Heiligen, Roſenkränze, Agnus Dei, Skapuliere, geweihte Kerzen und Palmbüſchel, mit Papierchen daran, auf denen geſchrieben ſtand, von welchen berühmten Wallfahrtsorten der Chriſtenheit Margreth dieſe Erinnerungszeichen mitgebracht hatte. Katharinen quoll ein Dunſt aus der Kammer entgegen, welcher ſie betäubend anwehte, wie die unheimliche und grauenhafte Gedankenatmoſphäre der alten Sünderin, welche ſo manche ſchlafloſe Nacht krampfhaft die Beeren dieſer Roſenkränze in den Fingern gedrückt haben mochte, wie um den Troſt herauszupreſſen, den ſie nicht geben konnten, ſo manches Mal ihre ſtieren Augen auf dieſe Wände geheftet haben mochte, wirre Blicke, ſtumme und unerwiederte Hülferufe der inneren Gedankenqual, die jene weichen Kiſſen des Bettes zu einer Folterbank machte, bei deren Anblick Katharinen grauste.

Die Alte ſchloß bedächtig den Koffer auf, der hinter dem Bette in einem Winkel ſtand. Zuerſt zog ſie ein braunes Pilgerkleid heraus, welches ſie abſtaubte, daß die Muſcheln, mit denen der Kragen beſetzt war, an einander klapperten, und hing es dann über die Lehne eines Stuhles. Darauf kamen mehre Kleider an's Tageslicht, welche aus feineren Stoffen waren, als Margreth ſie jetzt trug, von der Zeit ausgebleicht, aber ſorgfältig zuſammengelegt; eines, das Margreth auseinanderſchlug, um es am Fenſter zu betrachten, ſchien Katharinen den Schnitt eines Damenkleides nach einer jetzt veralteten Mode zu haben; ja, auch der Schnürleib, welcher dazu gehört haben mochte, kam hervor; dann einige verknitterte, gelb gewordene Häubchen aus geſticktem Weißzeuge, wie keine Bäuerin ſie trug. Mit einem trat Margreth wieder an das Fenſter und ſpannte es über ihren Fingern auf: „es war mir zu weit“ — murmelte ſie — „die Alte hatte einen dicken Kopf; aber ſie ſah mich gern geputzt; er ſagte auch, eine Haube ſtehe mir gut; — ja, die Papiere.“ — Sie fuhr fort auszupacken. Allerhand kleine Schmuckſachen, ein alter zerſtäubender Blumenſtrauß, dann ein kleines Packet kamen zum Vorſchein; Margreth öffnete das Letztere; es lagen zwei Ringe und eine ſchwarze Haarlocke darin; Alles wurde nacheinander von ihr gemuſtert, ehe ſie es auf einen Stuhl oder Tiſch legte; endlich war ſie faſt bis auf den Boden des Koffers gekommen; ſie warf den Reſt heftig durcheinander und rief erſchrocken:

— „Die Papiere ſind fort!“

— „Ich ſagte es Euch,“ verſetzte Katharina.

— „So hat Katterbach ſie ſtehlen laſſen! ſollte er Lene beſtochen haben? Und was wißt Ihr davon?“

— „Man hat ſie Euch genommen, Margreth; wir wollen ſehen, ſie wieder zu bekommen; ich hoffe, daß es gelingen wird, wenn Ihr Euer Zeugniß gebt. Haltet Gott vor Augen und denkt, daß es nur eine Art für Euch gibt, von der ſchweren Schuld, welche Ihr auf Euch geladen habt, etwas zu ſühnen. Denkt an Euren Tod und an Eure Rechenſchaft.“

Katharina ging. Die Alte eilte Ihr nach: „Um Gotteswillen, ich habe Euch gebeichtet, Fräulein,“ rief ſie — „Ihr mußt das Beichtſiegel achten“ — ſie ergriff Katharinen am Arme.

— „Laßt mich, Mutter Fahrſtein; wir wollen Beide nur unſre Pflicht achten. Denkt nicht mehr an das Urtheil und die Strafe, welche man hier für Euch haben kann; Ihr ſteht einem Andren zu nahe!“ —

Katharina ging, ohne daß Margreth ſie hindern konnte. Als ſie ihren Wagen erreicht hatte, befahl ſie, zum Schloſſe Hohenkraneck hinaufzufahren. —

Neuntes Kapitel.

Als Katharinens Reiſewagen etwa die Mitte des Hanges erreicht hatte, über welchem Hohenkraneck lag, ſah ſie eine leichte und ſchlanke Geſtalt den Berg herabſchreiten, die nach wenigen Augenblicken ihren mühſam emporblickenden Pferden zur Seite war und überraſcht ſtehen blieb, um die Equipage anzuſchauen. Es war

Abend geworden und begann zu dunkeln, aber ſie erkannte auf der Stelle Bernhard. Ein raſcher Ruf gebot dem Bedienten auf dem Bocke, halten zu laſſen; dann ſank ſie ſo ergriffen in die Wagenecke zurück, daß ſie ſich unfähig fühlte, ſich zu erheben, um auszuſteigen. Bernhard trat an den Wagen; er glaubte ihre Stimme erkannt zu haben; zitternd ſtreckte er die Hand aus, um den Schlag aufzureißen; dann überkam ihn ein Gefühl, als ob er davon laufen müſſe. Es war zu ſpät; der Bediente öffnete und half der Dame auf ihren Wink aus dem Wagen. Als ſie am Boden ſtand, wankten ihre Knie, daß ſie ſich an der Schulter des Lakaien aufrecht halten mußte. Aber früh daran gewöhnt, in jeder Situation ſich zu beherrſchen, faßte ſie ſich und ſagte tonlos:

— „Fahrt nur hinauf; ich werde nachkommen, wenn ich mit dieſem Herrn geſprochen habe; meldet Herrn von Kraneck, daß ich ihn um ſeine Gaſtlichkeit für eine Nacht anſprechen müſſe, weil ich kein andres Unterkommen wiſſe.“

Bis der Wagen wieder in Bewegung geſetzt war und ſich aus dem Gehörkreiſe entfernt hatte, ſtanden Beide in ſtummer Verlegenheit und ſchauten nach, als ob es nichts Seltſameres für ſie in der Welt geben könne, als eine von vier Pferden fortbewegte Reiſekaleſche — dann flüſterte Bernhard, während ſein Athem ſtockte und mit Mühe ihn die Worte hervorbringen ließ.

— „Katharina, Sie ſind es — Sie hier?“

— „Und das macht Sie ſtaunen, daß Sie keine Worte finden?“

— „Muß es das nicht?“

— „Glaubten Sie ſich am Ende der Welt geborgen? Freilich haben Sie alles Mögliche gethan, um es mich denken zu laſſen. Sie waren verſchwunden, ſpurlos, keine Silbe, keine Zeile beruhigte mich über Ihr Geſchick!“ Katharina ſprach dieſe Worte mit einiger Heftigkeit im Andenken an das, was Bernhards Verſchwinden ſie hatte leiden laſſen. Beiden aber wurde noch beklommener zu Muthe, als zuvor. Beide hatten ſich oft mit Zweifeln an des Andern Liebe gequält, aber dennoch im Innerſten ihres Herzens ein Wiederſehen nur von den Ausbrüchen ſtürmiſchen Entzückens begleitet denken können. Und nun die kalte trockene Weiſe, welche es annehmen zu wollen ſchien!

— „Hatten Sie ihre Freundin vergeſſen?“ fuhr Katharina fort, als Bernhard ſtumm blieb.

Er reichte Ihr den Arm, weil der Bergweg, den ſie hinunterzuwandeln begannen, uneben und ſteinigt war; als ſie den ihren darauf legte, durchrieſelte ſie ein Gefühl, das ihr bisher fremd geweſen — als ob ſie zerſchmelzen müſſe.

— „Ich hatte Sie nicht vergeſſen,“ antwortete Bernhard — „aber ich glaubte, ich müſſe es; ich war auf dem Wege zu ihnen, ich wollte meinen Kummer ihnen klagen, und hoffte Erleichterung von ihrem Verſprechen, auch in der Ferne ihre Theilnahme mir folgen zu laſſen. Und gerade, als meine Gedanken nichts andres in der Welt kannten, als Sie, während alles Leben meiner Seele nur Sie war — da kamen Sie an mir vorüber, als ob Sie kaum mich kannten, als gäbe es nicht zwei fremdere, durch das Leben weiter auseinander geworfene Perſonen, denn wir. Die Pflicht — vielleicht auch der Stolz, ſagten mir, ich müſſe Sie vergeſſen.“

— „Und Sie haben es gethan?“

— „Nein! ich habe es nicht gekonnt; auch nicht gewollt; von Ihnen konnte ich mich entfernen — aber von der Erinnerung an Sie — ich habe zu wenig im Leben, um das zu vergeſſen, von dem auch nur ein Traum mir einmal ſagte, daß ich einen Theil davon beſitze.“

— „Bernhard, Sie machen mir Vorwürfe, die Sie bereuen würden, wenn Sie wüßten, wie ſchmerzlich, wie heftig ich jenen Jagdmorgen verwünſcht habe, an dem mich eine Einladung des Kurfürſten, der das Jagdgebiet unſres Stiftes zum Schauplatz ſeines ritterlichen Vergnügens auserſehen hatte, zwang, ſeinem Troſſe zu folgen. Es war unmöglich, den Wunſch des Fürſten abzuſchlagen; ſo ſchloß ich mich dem Zuge an, mit trübem Muthe, ohne Luſt; als ich Sie jedoch an der Buche ſtehen ſah, freute ich mich und fühlte mich ſtolz, daß Sie Zeuge wurden, wie gut ich ein Roß — nun es war eine kleine Eitelkeit, die ich bitter gebüßt habe. Ihr ſpurloſes Verſchwinden hat mir viel, viel Kummer gemacht!“

— „Katharina,“ ſagte Bernhard — „ich weiß nicht, welcher Zufall Sie hierhin führt — und nach kurzer Zeit weiter führen wird; aber ich will ihn benutzen, um einmal das auszuſprechen, was mir das Herz abdrückt, wenn ich ſtumm damit in's Grab fahren ſoll — ich habe Sie lieber, als Alles auf der Welt, als meine Mutter, als Gott, glaube ich, ich ſterbe aus Liebe zu Ihnen!" —

Bernhard legte, ſeiner nicht mächtig, die Stirn an ihren Buſen und ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken, als er tonlos dieſe Worte geſtammelt hatte.

— „Und ich lebe für Sie!" ſagte Katharina lächelnd und weinend zugleich, indem Sie zurücktrat und ſeine beiden Hände erfaßte, — „aber Sie haben es mir ſchwer gemacht! Wollen Sie es nicht mehr thun — wollen Sie jetzt ganz, ganz — Bernhard!" — rief ſie aus und warf ſich mit ſtürmiſcher Heftigkeit an ſeine Bruſt, in einer Bewegung, welche nur durch einen Strom von Thränen ſich Luft zu verſchaffen wußte. — „Ja, Sie müſſen mich lieb haben, Sie ſind mein Alles, mein Blut, mein Herz, der Athem meiner Seele."

Bernhard faßte ein Schwindel an, als er ihre ſchlanke Geſtalt, in ſeinen tiefſten Nerven erzitternd, an ſich drückte. Das Blut pochte durch ſeine Adern, als wolle es an den Schläfen ſie zerſprengen. Sie lag wie ein willenloſes ſtammelndes Kind in ſeinen Armen, und ließ ihn die ganze Seligkeit des Beſitzes und all' die ſtolze Freude fühlen, welche wir empfinden, wenn zum erſten Male in wunderbarer Metamorphoſe die eigentliche Pſyche des Weibes ſich vor uns aus der gewohnten Hülle entpuppt und die ätheriſchen Flügel ihres Gefühls auseinanderſchlägt. Was ſie weiter geſprochen, geliſpelt und gekoſt, iſt nicht für uns geſprochen worden. Als ſie endlich zum Schloſſe hinauf gingen, erzählte Katharina Bernhard alle Umſtände, welche auf ihre Entdeckung Bezug hatten. Das Geſtändniß der alten Margreth machte einen Eindruck auf ihn, welcher, wenn er nicht an dieſem Abende gekommen, ihm kaum zu ertragen geweſen wäre; er war eben auf die Höhe des Daſeyns hinaufgehoben worden und mußte gleich darauf einen Blick in ſeine grauenhafteſten Tiefen werfen; das Leben ſchien ſich um ihn aus ſeinen Angeln loszureißen und plötzlich wie von einer ungeahnten Gewalt ergriffen, in tollen Wirbeln zu drehen; aber Katharina ließ ihm nicht Zeit, dieſen Empfindungen nachzuhängen; ſie ſchien ihm wie ein Engel darüber zu ſchweben, der ihm die rettende Hand reichte.

Von den Bewohnern des Schloſſes oben empfangen, wußte Katharina ihr Erſcheinen ſo gut zu motiviren, als es gehn wollte.

ohne Herrn und Frau von Kraneck ganz in das Geheimniß einzuweihen, das wohl entdeckt war, dem aber noch die eigentlichen Belege fehlten. Um dieſe zu bekommen, hoffte Katharina auf den Schutz des Kurfürſten und ein gerichtliches Verfahren. Bernhard hatte beſchloſſen gegen den Prätendenten ſeines Namens eine ſummariſchere Procedur einzuleiten.

Zehntes Kapitel

In der Reſidenz war wieder der Abend einer glänzenden Fête gekommen. Auch der Kurfürſt verherrlichte ſie durch ſeine Anweſenheit. Aber obwohl ſonſt dieſe impoſante Geſtalt jedesmal eine ehrfurchtsvolle und aufmerkſame Stille verbreitete, und ſeine Umgebung die unverkennbarſten Zeichen zu geben ſich beſtrebte, daß ſie mit dem Glanze ſeiner Erſcheinung, dem tiefen Geiſte ſeiner ernſthaften Bemerkungen und dem ſchlagenden Witze ſeiner Scherze viel zu ſehr beſchäftigt, entzückt, elektriſirt ſei, um noch für etwas andres Sinne zu haben — ſo bemerkte Clemens Auguſt heute doch bald, daß eine außergewöhnliche Bewegung in der Geſellſchaft herrſche.

Eine ſtarke Gruppe hatte ſich ihm gegenüber am andern Ende des Saales gebildet, Damen und Herrn, die im eifrigſten Geſpräche ſich um Herrn von Kraneck den jüngeren, den Kammerherrn drängten. Der Kurfürſt erhob ſich von ſeinem Fauteuil, und obwohl die ſchmeichelhafte franzöſiſche Phraſe, welche die ihm zur Seite ſitzende verwittwete Erbküchenmeiſterin ſagte, ohne Zweifel ſehr viel Wahres und Neues enthielt, konnte er ſich doch nicht enthalten, ohne ſie zu Ende zu hören, jene Gruppe zu vermehren. Unerhört! — nur die Nächſten nahmen im erſten Augenblicke die Durchlaucht wahr, und traten zur Seite, die Andern ſchwatzten fort, bis plötzlich die wohlbekannte tiefe, noch den Dialekt der baieriſchen Heimath verrathende Stimme des Fürſten ein augenblickliches Verſtummen und Zuſammenfahren bewirkte.

— „Nun, was habt's hier? Herr von Schemmey, Sie ſind halt ſo übermäßig luſtig, daß Sie gewiß irgend eine eclatante Niederlage erlitten haben!“

Alles lachte, und Herr von Schemmey verſetzte etwas, das man nicht recht verſtehen konnte; Herr von Kraneck nahm darauf das Wort und berichtete, was ſchon den ganzen Abend die Geſellſchaft ſo ungewöhnlich in Anſpruch nehme. Er hatte einen Brief von ſeiner Mutter empfangen, mit der unbegreiflichſten, ſeltſamſten, alle Theilnehmenden betrübendſten und doch ergötzlichſten Nachricht von der Welt. Das eines ſchönen Morgens ſo räthſelhaft verſchwundene Stiftsfräulein von Plaſſenſtein war eines ſchönen Abends wieder aufgetaucht auf dem Schloſſe Hohenkraneck, wo Niemand anfangs hatte ausdenken können, was ſie da zu ſuchen habe. Dieß aber war der Briefſtellerin nur zu bald klar geworden; es war nichts andres, als eine höchſt unvernünftige, höchſt gewiſſenloſe, höchſt ſtrafbare Leidenſchaft zu einem jungen Menſchen, dem Sohne einer ehemaligen Gutsverwalterin, welcher mit ſeiner Mutter in einem Häuschen des Dorfes Kraneck wohne — Fräulein von Plaſſenſtein war einem Roturier der unterſten Klaſſe nachgelaufen!

Obwohl die Umſtehenden dieſe kurioſe Nachricht ſich jetzt ſchon zum zehnten Male bis in die genaueſten Details, welche Herr von Kraneck nur anzugeben vermochte, hatten vorerzählen laſſen, ſo verfehlte ſie doch nicht, noch einmal den größten Eindruck auf den ganzen Kreis auszuüben. Der Kurfürſt, welcher ſah, daß man gewiß ſchon die allermannigfachſten Aeußerungen, Gloſſen und Bemerkungen darüber gemacht habe, fühlte die ganze Wichtigkeit des Augenblicks, wo es für ihn darauf ankam, auch etwas zu ſagen, das doch nicht ſchon geſagt ſein durfte, was ſich für einen Kurfürſten nicht geſchickt hätte. Deßhalb, als er ſah, daß die Andern ein ernſtes und höchſt wichtiges Geſicht über dieſen unerhörten Fall machten, nahm er ein lächelndes an und ſagte:

— „Was iſt's halt! die Männer machen oft tolle Streiche; ſollen es die Damen nicht auch einmal!“

Dieſe Bemerkung war an dieſem Abende noch nicht gemacht worden und war gewiß geeignet, die überaus große Heiterkeit hervorzubringen, welche ihr auf der Stelle folgte.

Der Kurfürſt ſah nun nicht ein, weßhalb er nicht in dieſem Tone fortfahren ſolle und richtete die nächſten ſeiner ſcherzhaften Worte an Herrn von Schemmey, welche, da ſie nicht ſehr zart waren, dieſen endlich in einen Zuſtand der wüthendſten Aufregung brachten. Er entfernte ſich, ließ Herrn von Kraneck aus der Geſellſchaft rufen und zog ihn zum Hauſe hinaus.

— „Sie müſſen mich begleiten,“ ſagte er, „ich will auf der Stelle zum Schloſſe ihrer Eltern; kommen Sie mit mir; Sie ſollen Zeuge ſeyn, wie ich mich rächen will; ſie ſoll ſich bis in's Innerſte ihrer Seele ſchämen!“

Dem Kammerherrn von Kraneck war dieſer Vorſchlag ganz willkommen; es war ein Abenteuer, das ihn noch einen Abend zum glücklichen Löwen der Geſellſchaft machen konnte. So eilten Beide nach ihren Wohnungen, um ſatteln zu laſſen und eine Stunde ſpäter trabten ſie, nur von Peter, dem Stallmeiſter, begleitet, zum Thore hinaus.

Katharinens Verweilen auf Hohenkraneck war durch den Umſtand veranlaßt, daß die alte Margreth krank geworden war und in wirren Phantaſien lag; man hatte einen Notar kommen laſſen, um ihr Zeugniß aufzunehmen, mußte aber von Tage zu Tage abwarten, bis ihr Fieberanfall ſich gebrochen habe. Dabei war es nicht möglich geweſen, die gaſtliche Schloßherrſchaft länger im Dunkel über alle Umſtände zu laſſen, welche Katharina hergeführt hatten. Sie war es ihrem Rufe ſchuldig, der Frau von Kraneck endlich — nachdem aber jener Brief an den Kammerherrn längſt abgeſandt war, — eine rückhaltloſe Offenheit zu zeigen; dieſe weihte ihren Gemahl und dieſer ſogar den treuen und theilnehmenden Vikar in das Geheimniß ein. Die guten Leute waren nicht wenig erſtaunt und erfreut, wie ſie auch nicht unterließen, ihren Abſcheu gegen Margreth in harten Ausdrücken an den Tag zu legen. Ganz beſonders freute es ſie, daß ſie gegen Bernhard immer ſo aufmerkſam geweſen ſeien und jetzt keineswegs dem Reichsfreiherrn von Schemmey beſchämt gegenüberzuſtehen brauchten. Frau von Kraneck behauptete auch, ſie habe es gleich gemerkt, daß dieſer nicht „de basse extraction“ ſeyn könne; ſie habe es auch oft geſagt, was Herr von Kraneck aber niemals gehört hatte, gewiß, weil er faſt immer ſo nachdenklich und zerſtreut zum Fenſter hinausſchaute.

Man kann ſich nun die Ueberraſchung der ſämmtlichen Bewohner des Schloſſes Hohenkraneck denken — auch Bernhard war gebeten worden, ſein früheres Zimmer wieder als das ſeine anzuſehen — als eines Tages ein Paar Kavaliere auf dem Hofe hielten, und gleich darauf ungeſtüm über die Stiegen heraufeilten, welche ſich als Niemand anders erwieſen, denn Herr von Kraneck der Jüngere, und

Katharina's Anbeter aus der Reſidenz. Der Erſtere warf ſich in die Arme ſeiner Eltern und ſtellte dann Herrn von Schemmey vor, der erhitzt und im hochſten Grade aufgeregt ausſah. Es war ein hochſt peinlicher Moment; Herr und Frau von Kraneck zeigten bei der Vorſtellung ihrem Sohne ein zweifelhaft fragendes Geſicht, Katharina war ſich eines Unrechts gegen den Ankommenden bewußt und kam aus der Faſſung und dieſer ſelbſt fuhlte ſich verlegen, als er der Letzteren Aug in Aug gegenuber ſtand. Bernhard aber war aufgeſprungen und maß, todtenbleich vor Zorn, den Eindringling, der ihn gar nicht ſah. Ein Gluck, daß Herr Gerhards, der immer in ſeinem Leben gerade auf das Ziel gegangen, da war. Er blickte erſtaunt Einen nach dem Andern an und als Keiner zuerſt das Wort nehmen wollte, naherte er ſich dem Fremden und faßte ihn plotzlich mit einer ſehr breiten und ſehr kraftigen Hand an den geſtickten Rockkragen.

— „Herr!“ ſagte er — „wer ſind Sie? Sie ſind ja ein ſauberer Geſell! Stehlen Sie Papiere, Herr!“

Der Angegriffene trat einen Schritt zuruck: „Menſch, was wollen Sie? — Herr von Kraneck, ich verlange Genugthuung fur den Schimpf, der mir in Ihrem Hauſe wiederfahrt!“

— „Ich bedaure“ — ſagte der Gutsherr mit einem verlegenen Lacheln — aber der Vikar ließ ihn nicht ausſprechen; es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß ſeine ſchlummernde Galle aufgeregt worden und ſein Zorn war deßhalb nichts weniger, als leicht zurückzuweiſen:

— „Herr,“ fuhr er fort: „ſind Sie Herr von Schemmey? Herr von Strauchdieb mogten Sie wohl ſeyn, aber“ —

Bernhard ſchob ihn in dieſem Augenblick mit einem: „Schweigen Sie!“ zur Seite und nahm das Wort:

— „Mein Herr, Sie haben ſich auf eine Weiſe in Beſitz von gewiſſen Urkunden geſetzt, welche mir gehoren, daß ich nicht weiß, welche Rechenſchaft ich von Ihnen verlangen ſoll, und ob es mir erlaubt iſt, diejenige zu fordern, welche man nur von Mannern von Ehre annimmt.“

— „Sie verderben Alles!“ rief Katharina aus.

— „Das iſt der Reichsfreiherr von Schemmey!“ ſagte Herr von Kraneck auf Bernhard deutend und naher tretend; wir haben die unzweifelhafteſten Beweiſe, daß Sie den Namen widerrechtlich uſurpiren und begreifen weder ihre Handlungsweiſe, noch was Sie hierhin führt.“

Der ſo von allen Seiten Bedrängte ſtand wie vernichtet; mit einem klagend flehenden Blick ſah er in Katharina’s Antlitz und als auch dieß keine Spur von dem Erbarmen zeigte, zu welchem er ſich jetzt in ſeiner Herzensangſt hätte flüchten mögen — mit welchen feindlichen Plänen er auch gekommen war — ſo wankte er zurück, warf ſich auf einen Stuhl und rief ſchwer athmend:

— „Laſſen Sie mich nur zu Worte kommen! Fräulein von Plaſſenſtein, iſt dieß Alles wahr? o ſprechen Sie ein Wort, halten auch Sie mich für einen Betrüger?“

— „Ich hoffe — ich wünſche mindeſtens, daß Sie ehrlich genug ſind, nicht länger Anſprüche zu machen, welche einem Andern ſeine heiligſten Rechte nehmen.“

Der falſche Herr von Schemmey hatte ſich wieder in ſo weit gefaßt, daß er recht wohl bemerkte, wie Katharina zaghaft und in höchſter Unruhe dieſe Worte ſtotterte; dieß ermuthigte ihn und er erhob ſich, um mit ruhiger Stimme zu ſagen:

— „Ich ſehe Ihnen Allen an, daß Ihre Beweiſe nicht viel werth ſind, und daß der Beſitz der Urkunden, welche der Zufall mir in die Hände ſpielte, mich dreiſt abwarten laſſen kann, welche Schritte Sie gegen mich zu nehmen vor haben. Dieß iſt mir von einem außerordentlichen Troſte. —

Er machte eine Pauſe, in welcher Herr Gerhards ſich an die Thüre ſtellte und ſie mit der Breite ſeines Rückens deckte, um dem Feinde die Flucht abzuſchneiden.

— „Denn,“ fuhr Jener fort, „ich habe jetzt um ſo eher Hoffnung, daß Sie der Rechtfertigung meiner Handlungsweiſe, welche ich mir und Ihnen ſchuldig bin, den Glauben beimeſſen werden, welcher mein einziger Troſt in dieſer Klemme iſt, worin das, was ich ſelbſt Leichtſinn nennen muß, mich gebracht hat. Hören Sie mich:

Ich bin unter dem Namen St. Pond in einem Pariſer Findelhauſe erzogen worden, ohne je eine Andeutung über meine Herkunft erhalten zu haben, außer, daß man mir oft ſagte, nach meinem blonden Haare und meinem ganzen Weſen müſſe ich aus deutſchem oder bretagniſchem Blute ſtammen. Auch fühlte ich ſchon als Knabe eine beſondere Vorliebe für Deutſchland, und als ich den Reſt einer bedeutenden Geldſumme, welche mit mir in dem Findelhauſe deponirt war, ausgezahlt erhielt, wandte ich mich nach Deutſchland, um mir eine Kornetſtelle in der P*** ſchen Armee zu erkaufen. Meine Tauglichkeit für den Dienſt verſchaffte mir bald die Beförderung zum Leutenant. Als ſolcher ward ich zu einem Werbekommando in dieſer Gegend beordert. Hier — es mußte nicht fern von dieſem Schloſſe ſeyn — ſtieß ich auf einen Burſchen, der zum Soldaten wie geſchaffen ſchien; ich ließ mich auf Unterhandlungen mit ihm ein, und fand bei ihm Briefſchaften, durch welche ſich der Beſitzer als Erbe eines Namens und eines Vermögens legitimiren konnte; zwei Dinge, welche mir gerade das Wünſchenswertheſte auf der Welt ſchienen. Während ich las, entwiſchte der Träger; ich verfolgte ihn, um von ihm nähere Auskunft zu erhalten; aber vergebens; die Urkunden blieben ohne weitern Schlüſſel in meinen Händen.

Ich weiß nicht, was mir in jenem Augenblicke vorſpiegelte, eine Laune des Schickſals oder eine höhere Fügung habe mir in die Hände geſpielt, was nur in die meinen gehöre; ich war in Paris erzogen, wie der, auf welchen dieſe Zeugniſſe lauteten, ich hatte ja hundertmal gehört, ich müſſe aus Deutſchland ſtammen — doch — ich wollte ſicher zu Werke gehen und weitere Erkundigungen einzuziehen ſuchen; ich begab mich in die Nähe der Güter, welche früher der Wohnſitz der von Schemmer'ſchen Familie geweſen waren, und die Nachrichten, welche ich dort erhielt, waren ſo, daß meine Hoffnungen nicht niedergeſchlagen wurden. Ich hätte freilich mehr Gewicht darauf legen ſollen, daß von gewiſſen Frauen in meinen Papieren die Rede ſei, welche ich nie geſehen hatte; aber wie wußte ich mich aller Umſtände einer Kindheit zu erinnern, was verbürgte mir, daß meine Ernährer mir immer die Wahrheit geſagt? Kurz, als nach einer Weile Niemand anders kam, um Anſprüche auf meinen Fund zu machen, trat ich kühn damit hervor, und drang ſo leicht durch, daß mein Glaube nur beſtärkt wurde. Um den frühern Beſitzer meiner Güter nicht zu verdrängen, nahm ich den Vorſchlag an, ſeine Schweſter zu heirathen. Das Uebrige wiſſen Sie. Ich habe genug geſagt, um Ihnen den Wunſch zu beweiſen, in Ihren Augen gerechtfertigt zu ſeyn, und erwarte nun Ihre Gegengründe zu hören."

Katharina nahm das Wort und theilte dem Leutenant St. Pond dieſe Gegengründe mit. Als ſie ſchwieg, zog er zwei Schlüſſel hervor und uberreichte ſie Herrn von Kraneck dem Jüngeren.

— „Sie werden in meiner Wohnung in M. in meinem Sekretar das finden, was ich bereitwillig dem Freiherrn von Schemmey uberlaſſe. Eine kleine Geldſumme und meine ubrigen Habſeligkeiten dort, bitte ich Sie in Verwahrung zu nehmen, bis ich daruber verfüge. Ich werde zu meinem Regimente zuruckkehren — reicher um einen froh verlebten Winter — und,“ ſetzte er mit einem Blick auf Katharina hinzu — „um eine bittere Erfahrung. Leben Sie wohl; Sie, Herr Kammerherr, werden mir einen freundlichen Handedruck zum Abſchied nicht verſagen. Sprechen Sie glimpflich in der Reſidenz von mir, hören Sie! an Fraulein von Katterbach werde ich ſchreiben.“ Er machte eine kurze Verbeugung, ſchob den Vikar zur Seite und ſchritt zur Thure hinaus.

— „Nun, Stallmeiſter Peter,“ ſagte er, als er auf dem Hofe ſtand, — „den Pferden die Stange nur wieder in's Maul! Mit der Stallmeiſterſchaft iſt's zu Ende und mit der Reichsfreiherrnſchaft auch! der Teufel hole den Leichtſinn! Aber es war doch ein luſtiger Streich! Jetzt wird's darauf ankommen, daß wir uns beim Oberſten in Gnaden lügen und nicht als Deſerteur behandelt werden. Aufgeſeſſen!“ —

Wir ſtehen am End unſerer Erzahlung, das ſich in wenige Worte faſſen laßt. Als Bernhard im Beſitz der urkundlichen Zeugniſſe fur ſeine Abſtammung war, fand der Hofrath Freiherr von Katterbach es fur gerathen, ihm ohne große Weiterungen ſeine Guter zu raumen, und ſich auf eine kleine Beſitzung, welche Eigenthum ſeiner Familie war, zuruckzuziehen. Hier ſtiftete er mit einem Muller aus der Nachbarſchaft und einem invaliden Feldchirurgus einen Verein gegen die Maßigkeit, deſſen Tendenzen er mit aller Hartnackigkeit ſeines Karakters in's Leben fuhrte, bis ſie ihn hinaus führten, was Herr von Drieſch grober ausdruckte, „er habe ſich todt geſoffen.“

Herr von Drieſch, der wieder nach Grünſcheidt zog, wurde ein ſehr glücklicher Mann; er fand endlich einen Verleger für ſeine Gedichte, welcher ſie mit ſehr kleinen Lettern, die erſt einige Jahrzehnte hindurch zu einem Intelligenzblatte benutzt waren, auf Fliespapier druckte, in den M***ſchen wöchentlichen Nachrichten erſchien eine Rezenſion darüber, welche ſehr ſchmeichelhaft und erfreulich für ihn lautete und nur das Verdrießliche hatte, daß ein Druckfehler ſeinen Namen immer in Prieſch entſtellte — Johannes, dem er ſie diktirt hatte, ſchrieb ſo jämmerlich; — eines Morgens erhielt er ſogar ein Schreiben mit einem mächtig großen Siegel, das die heilige Jungfrau und den Kaiſer Karolus Magnus zuſammen auf einem Stuhle ſitzend darſtellte, was ſich höchſt feierlich ausnahm — und als er es eröffnete, war es ſehr lang, fing mit dem Alterthume an, ging durch die Zeiten der Völkerwanderung bis in das Mittelalter, wo es bei dem Weiland unüberwindlichſten Kayſer und Herrn, Herrn Karolus dieſes Namens des V ſich des Weiteren ausbreitete, damit des Säuberlichen Gedichte in unmittelbare Berührung brachte, und endlich ſchloß:

„ſo erkläre ich:

Johann Andreas Segner, I. V. D. und Profeſſor,
der Zeit Prorector erwehnter Univerſität und Comes palatinus
aus habender Macht und Gewalt, in Kraft dieſes offenen Briefes
und durch beigelegten Lorbeer-Cranz.

Den des heiligen römiſchen Reichs Hochwohlgeborenen Freiherrn von Drieſch
u. ſ. w., u. ſ. w., u. ſ. w.

zum gekrönten Poeten; als eine Reizung, ſeine ſchöne Gaben ferner zur Ehre Gottes und Ausbreitung der Liebe zur Tugend anzuwenden. Urkundlich iſt dieſes mit dem anhangenden Siegel der Univerſität und mit meiner eigenhändigen Namensunterſchrift bekräftigt worden. So geſchehen in N. den 28. May 1746.

Segner mpp“

darunter ſtand klar und ſchön ausgedruckt das Siegel, wo wieder der große Kaiſer Karolus Magnus mit der heiligen Jungfrau auf einem Stuhle ſaß; und der Lorberkranz lag zierlich geflochten in einem eigenen Packet dabei. Wenn dieß Schreiben beabſichtigte, Herrn von Drieſch eine Freude zu machen, ſo erreichte es ſeinen

Zweck vollſtändig. Er drückte den Lorber auf das Haupt, ſeine Brille auf die Naſe, ſah in den Spiegel, hob die Arme in die Höhe und rief mit Horaz:

„**Me doctarum ederae praemia frontium**
Dis miscent superis! —

Und nun ein Lorber ſogar! Heda, Anton, den falben Fritz geſattelt.“ Er rannte zum Zimmer hinaus, ſetzte ſich auf den Falben und ritt mit bloßem Haupte, das nur der Lorber umſchlang, ſporenſtreichs nach Diependahl hinüber.

In dieſem Hauſe war Alles verändert; die Unordnung war von Eleganz, Geſchmack und Reichthum verdrängt, die wüſte innere Zerfallenheit der früheren Familie war einem wahrhaft rührenden Glücke zweier edlen und neidenswerthen Menſchen gewichen, die zuſammen den lebenden Beweis bilden zu wollen ſchienen, daß bei tieferen Naturen die Ehe ein noch unendlich ſeligeres Verhältniß bildet, als die Liebe.

Der Freiherr von Schemmey ſaß in einem Bücherzimmer, wo auch jener kleine Elzevier ſtand, den er als Geſchenk des Herrn von Drieſch bei ſeinem Abzuge von Bechenburg erhalten hatte; im Nebenzimmer war Katharina beſchäftigt, mit einem aus Weiden geflochtenen Gehäuſe, ein unangenehmes hin- und herſtoßendes Geräuſch zu machen, das nur einen guten Ehemann nicht aus der Ruhe bringt — als der gekrönte Poet, das umlorberte Haupt zur Thüre hineinſteckte, und dann in ganzer Erſcheinung vor ihnen auftauchend, in vollen Zügen das Entzücken trank, welches ihre unmäßige Verwunderung über ſeinen Schmuck ihm bereitete. Er kam den ganzen Tag nicht aus dem Lachen und als er gegen Abend den falben Fritz wieder beſteigen wollte, um ſich auf den Heimweg zu machen, fiel er in der Aufgeregtheit ſeines unbändigen Vergnügens an der anderen Seite des Sattels wieder hinunter, was für einen kaiſerlichen gekrönten Poeten gewiß ein verdrießliches Ereigniß war und auch nicht verfehlt hatte, Herrn von Drieſch gegen den falben Fritz und den Sattel und Anton, der ihn aufgelegt, und den Sattlermeiſter, der ihn aus Leder zuſammen genäht hatte, in einen unmäßigen Zorn zu bringen, hätte nicht Bernhard die beſänftigende Bemerkung gemacht, „man ſehe, daß der falbe Fritz nicht der Pegaſus ſei.“ —

Und Margreth? ich habe nicht erfahren konnen, wie dieſes wunderliche Gemiſch von Verſchlagenheit und Geiſteswirre das Ende ihrer Tage zubrachte; nur das weiß ich, daß ſie auf demſelben Kirchhofe begraben liegt, neben demſelben Hollunderſtrauche, der die Ruheſtadte des guten Vikars beſchattet und daß ſo ein Raſen das unſchuldigſte und kindlichſte Herz, welches je geſchlagen, und die verwegenſte Bruſt, in der je eine verruchte unſelige Leidenſchaft gewuthet, bedeckt.

Lene war nicht zu bewegen, von dem Reichsfreiherrn von Schemmey die Wohlthaten anzunehmen, mit welchen dieſer ſie überſchutten wollte. Ein Handwerker, der große Neigung fur ſie gefaßt hatte, war ſo glucklich, ihr Jawort zu erhalten; einige Tage vor der Heirath aber verlangte ſie ſturmiſch, in ein Kloſter aufgenommen zu werden und Katharina's Einfluß verſchaffte ihr den Eintritt in ein Ordenshaus, wo ſie ruhig und zufrieden noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Subpriorin lebte.

Levin Schucking.

Sängerleben.

Lyriſche Phantaſien nach Beethovens C moll-Symphonie.

I.

Empor! Empor!
Aus dumpfer Kerkerenge
Erhebet Euch zum lichten Sternenchor,
Und tönt mit ihm, ihr freien Liederklänge!

Ja, ich bin frei!
Ihr habt den Arm gebunden,
Die Seele ſpottet Eurer Tyrannei
Und keine Feſſel hält das Wort umwunden.

Ich ſprech' es aus.
Ob mich kein Menſch vernehme,
Es hört mich Gott: ſein Herz, das Vaterhaus,
Der Quell, das Meer der ew'gen Liederſtröme.

Ein Eichenbaum
Strebt aus des Thurms Geſteine
Dort auf, zum ſchönen lieben Himmelsraum,
Dort auf zum ſchönen lieben Sonnenſcheine:

So wird mein Lied
In Strahlen ſich ergießen,
Und ob mich hier die Kerkerwand umzieht,
Ein Frühlingsbote doch mein Volk begrüßen.

II.

Wär' ich aus meinem lieben Vaterland
Zur warmen Flur Amerika's gebannt,
Dort, wo gleich ſtolzen Schwänen, ſpiegelhelle
Sich treibt, im Tanze ſingend, Well' an Welle,
Wo meeresgleich der Flüſſe Wogenflut
Im weitgedehnten Buſen ſtrömend ſpielt,
Des ewigblauen Himmels Sommerglut
Zur Frühlingswonne ſanft und ſanfter kühlt,
Wo fern die ſchneebeglänzten Bergesgipfel
Voll Majeſtät mit gold'ner Krone ragen,
Der Palmen und der Kokosbäume Wipfel
Auf grüner Matte breite Schatten ſchlagen;
Wo in der ſtillen Ruh' der Einſamkeit
Die Erde morgenfriſch und jugendkräftig
Sich bunt und bunter webt ihr Feierkleid,
In tauſend Formen immer neu geſchäftig;
Wo noch der Bäume Wipfel überſchattend
Mit himmelangebog'nen weiten Ringen
Geſchied'ne Wälder mit einander gattend,
Der Pothos gießet aus die grünen Schlingen,
Wo neu beginnt in Farben froh zu blühen
Der Menſchenhütte lang verdorrtes Holz,
Und in der Sonne lebenreichem Glühen
Ein Laubgewölbe, kühn und blätterſtolz,
Durchtönt vom hellen Sang der Vogellieder,
Selbſt kaum den Himmel läßt, den azurblauen,
Durch ſein umgrüntes Schattendach hernieder
Zum reichgeſtickten Erdenteppich ſchauen: —
Dort möcht' ich wohl des Geiſtes heißen Drang
In ſchmerzenloſem Letheſtrome kühlen,
Dort wohl des Weltenſturmes Schlachtgeſang
Mein pochend Herz nicht mehr durchbrauſen fühlen;
Dort fächelten im Kuſſe ſüßen Schlummer
Der heißen Sterne balſamreiche Lüfte,
Dem Mund entbebet' ohne Wonn' und Kummer
Ein leiſes Lied, wie Lotosblumendüfte;
Dort, wie umwebende Lianaranken
Den Cubaril, den ſtolzen Feigenbaum,
Umſchlänge meine feurigen Gedanken
Des ſtillen Pflanzenlebens ſtiller Traum. — —
Doch hier, wo meiner Kerkerkammer Enge
Mit kahlen weißen Wänden mich umgibt,

Wo durch der Gitterſtäbe ſchwarz Gedränge
Ein Sonnenſtrahl nur ſagt, daß er mich liebt,
Hier ſchleifet das Gedankenſchwert, das ſcharfe,
Noch ſchärfer mir der rauhe Mauerſtein,
Hier ballt ſich Kraft um Kraft der Ton der Harfe,
Bis einſt ſein Klingen dringt durch Mark und Bein;
Hier — wie ich oft der Töne Meereswogen
Anſtürmend ſchwellen, jammernd niederfallen
Und neu aufſtehen hört in kühnerm Bogen
Mißtön'gen Klang im Einklang überſchallen —
Hier ſing' ich klagend, jubelnd, jubelnd klagend,
Aufflammend, ringend, wie ein Urtitane,
Ich einſam hier die hohe Freiheitsfahne
Den kommenden Geſchlechtern muthig tragend!
Hier ſtürmt Gedanken, durcheinander, ſauſend,
Zerſchmettert, neu erwachend, neu erhoben,
Bis ihr vereint in einer Hymne brauſend
Euch adlergleich nach oben hebt, nach oben,
Bis ſich der Welt das Herz auf's Neu' verſöhnet
Ein Freiheitsjubel ſchmerzverſchlingend tönet!

III.

Freiheitsjubel tönet? – Zum Gemälde,
Das ſich vor dem Geiſt mir ausgebreitet,
Paſſet ſchlecht der Freiheitsjubel. Bang erwartend,
Ihre Kinder auf dem Arme, zitternd
Steh'n die bleichen Mütter auf dem Markte.
Ihre Männer hat der Feind erſchlagen.
Ein Uhr ſchlägt's, und Trommelwirbel, Tritte
Dröhnen durch die Gaſſen hin zum Markte.
„Faßt die Kinder!“ ruft der düſtre Feldherr,
„Faßt die Kinder, werft ſie auf die Wagen!
„Junge Brut, du ſollſt uns einſt nicht ſchrecken,
„Fern auf eiſ'gen Steppen ſoll der Nordwind
„Löſchen deines Freiheitsſchwindels Funken!“
Fragend ſchau'n ihn an die Grenadiere.
„Faßt die Kinder!“ Zornig ruft's der Feldherr,
Und vom treuen Mutterherzen reißen
Sie die Jammernden, mit Peitſchenhieben
Ihre Thränen ſtillend. Weib, was ſtürzeſt
In die Arme Du dem bärt'gen Manne,
In die Fugen Du dem harten Rade?

Mann und Rad geh'n unbekümmert weiter.
Weib, was blinkt der Dolch in Deinen Händen?
„Meiner Kinder Herz hat er getroffen,
„Wird den Weg auch nach dem meinen finden!“ —
Auf in einem Angſtſchrei bebt die Erde.
Doch der Himmel ſtrahlt in blauer Seide,
Fäden Goldes webt darein die Sonne,
Blütenkränz' um grüne Bäume ſchlingt ſie.
Hörſt Du nicht die luſt'gen Lerchentriller?
Es iſt Frühling ja, mein Herz! O Frühling, Frühling!

— — — —

„Da Herodes nun ſahe, daß er von den Weiſen betrogen war, ward er ſehr zornig und ſchickte aus und ließ alle Kinder zu Bethlehem tödten und an ihren ganzen Grenzen, die da zweijährig und darunter waren, nach der Zeit, die er mit Fleiß von den Weiſen erlernet hatte. Da iſt erfüllet, das geſagt iſt von dem Propheten Jeremia, der da ſpricht: Auf dem Gebirge hat man ein Geſchrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte ſich nicht tröſten laſſen, denn es war aus mit ihnen. Dem Joſeph aber erſchien der Engel des Herrn im Traume und ſprach: Stehe auf und nimm das Kindlein und ſeine Mutter zu Dir und fliehe in Aegyptenland, und bleib allda, bis ich Dir ſage. Und er ſtand auf und nahm das Kindlein und ſeine Mutter zu ſich bei der Nacht und entwich in Aegyptenland und blieb allda bis nach dem Tode Herodis; auf daß erfüllet würde, das der Herr durch den Propheten geſagt hat: Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen.“

IV.

Süßes Bildniß,
Weil', o weile wundermild!
Meines Lebens öde Wildniß
Wird durch Dich zum Luſtgefild.

Engelholde,
Ja Du ſchwebſt erſehnt um mich;
Strahlen ſah ich ja im Golde
Deiner Lieb' und Treue Dich.

Freudig zogen
Wir vereint durch's Vaterland,
Das in unſrer Lieder Wogen
Himmelſeligkeit empfand.

Unſre Seelen,
Gleichgeſtimmt in gleichem Sang,
Ließen wonnig ſich vermählen
Harfenton und Liederklang.

Wie erbebend
Schwoll des Volkes Lobesguß,
Wie aus unſern Lippen bebend
Quoll der feur'ge Liebeskuß!

Wir ſind einſam,
Liebes Mädchen, wir allein.
O wie gern mit Dir gemeinſam
Wallt' ich doch im Mondenſchein!

Stille fragend
Weinſt Du: Iſt der Freund mir nah?
Und die Harfenſaite klagend
Seufzt mit mir: Cornelia!

V.

O weine nicht! Bin ich Dir ferne?
Ich gab mich ja Dir ganz dahin.
Wir, nicht getrennte Doppelſterne,
Durchdrangen uns mit Herz und Sinn.

Du gibſt mir Freud' in meiner Trauer,
Die Wunde heilt, gedenk ich Dein;
Vom Herzen ſchmilzt des Haſſes Schauer,
Mir fehlet nichts, denn Du biſt mein!

Ja Du biſt mein! Nicht wie die Reben
Verſchlungen mit der Ulme: ganz
Ergoß mein Geiſt ſich in Dein Leben,
Du Roſ' in meiner Tage Kranz!

Wie Nebeltrübung nur der Sonne
Erhöhet ihren Purpurſtrahl,
Verkläret Deines Blickes Wonne
Die Kerkerwand und Kerkerqual.

VI.

Wie die Kunde der Wahrheit
Ruhig und ſtill im Geiſte des Volkes ſich
Dämmernd regt, daß wie von Sehnſucht zur Heimath
Sich ergriffen fühlt jedwedes Herz,
So ſchwebt im Morgenhauch,
Glockentöne, leiſe ſäuſelnd,
Und immer lauter und klarer und mahnender
Vom Thurm ihr zu mir heran,
Die Geburt des Heilands der Welt verkündend.

O daß er geboren in jeder Bruſt,
Wahrhaft geboren zu Jüngern all'
Die Menſchen rief, daß nicht Dornenkronen mehr
Des ächten Jüngers Stirne ſchmückten!

Ich war ein Knabe.
Ruhend von Kinderſpiel
Auf Mutters Schooße, hab' ich mir oft gewünſcht,
Wann ſie von Chriſtus mir erzählet,
Daß jetzt er erſchiene, daß jetzt auch mich
Zu ſeinem Schüler der Herr erkühre,
Und folgen wollt' ich ihm, ihn nie verrathen.

Ich ward ein Jüngling.
Ich ſah der Pfaffen Trug,
Der Schriftgelehrten Wahn,
Mein freier Geiſt, jung wie ein Adler,
Sprengte die Feſſel, ich hielt der Prieſter Wort
Für Chriſti Wort, und wild auftrotzend
Ein neues Heidenthum wollt' ich predigen,
Wo Schönheit walten als ewiger Vater ſollt',
Als Gottesſohn die Liebe, wir ſelbſt als Geiſt!
In ſtolzen Liedern ſprach ich aus,
Wie ich gefunden das neue Wort.

Da ſchaut' ich um,
Und durch die Weihrauchwolken der Kirche
Schaut ich in die Wunden des Heiland's
Und in ſein ſtrahlendes Auge:
Er, deſſen Tempel ich ſtürzen wollte,
Der Hoheprieſter war er des Tempels, den ich bauen wollte.

Und ein Jünger der Liebe, ein Donnerſohn,
Rief ich Wetterflammen herab auf das Haupt
Der Lügenpropheten, der glattgeſcheitelten,
Die uns in nebelweite Ferne den Himmel [illegible]ken,
Die uns der Erde ſchöne Blüten vergiftet haben,
Den ewigfreien Geiſt in Schranken uns bannen wollen.

Menſch, Du biſt göttlich, denn Gott iſt Menſch!
Ich rief es zu dem verzagten Geſchlecht,
Ich hieß es das Haupt erheben,
Die Ketten brechen und freudig leben,
Den Himmel auf Erden gründen.
Da ſtaunte das verzagte Geſchlecht
Und ſah mich in Bande ſchlagen
Und ließ es geſcheh'n.

War es zu früh, daß ich rief:
Was ſoll die beengende Satzung?
Wer ſelbſt ſich erfaßt, ſich in Gott erfaßt,
Der lebt, ein Gott, ſündlos, frei;
Männerſtolz, in Genuß und That
Erhaben über Soll und Muß!
War es zu früh, daß ich der Erlöſung Geheimniß
Offenbart mit ſtürmiſchem Muthe,
Und ſoll mein Blut es d'rum beſiegeln?

In Gottes Händen ſteht mein Loos;
Es kommet Zeit und Stund' allein.
Ich bin lieber der Schmetterling,
Der lichtestrunken ſich in die Kerze ſtürzt,
Als daß ich miede den wärmenden Segenſtrahl;
Ich bin lieber die Blume, die im Lenz
Zu früh aufbrechend vom Sturme geknickt wird,
Als daß kein Farbenſchmuck mich umglänzt.
Mein Volk, mein theures Vaterland,
Ja ich bin dein Frühlingsbote!

VII.

Bin ich erblüht aus dieſem Drang der Zeiten,
Wie meine Winterblumen fern dem Froſt,
Und konnt' ich tragen nicht den rauhen Oſt,
Daß ein umſchirmtes Haus ſie mir bereiten?

Ihr ſchönen Blumen, ſeid denn ihr mein Bild,
Die ich erzog: voraus dem Frühling eilend,
Doch ſeinen Segen bald mit Allen theilend,
Wann lächelnd er erſcheint und lüftemild!

Und ſo, ſtatt mein, empfang' Euch die Geliebte,
Ich ſend' Euch ihr aus meiner Kerkergruft,
Ihr ſollt von ihr Euch Maienwonne ſaugen;

Seht Ihr die ſchmerzenreiche Tiefbetrübte,
Beſeligt ſie mit balſamreichem Duft,
Und leſe ſie ein Lied aus Euren Augen!

VIII

Du fragſt, warum der dunkle Grund,
Der Schmerz des Lebens,
Des Haſſes Macht, des Böſen und
Des eitlen Strebens?
Und ſiehſt doch, dunklem Erdengrund
Entſprießt die Roſe,
Erblüht bei Regenſchauer und
Zephyrgekoſe.

IX.

Wähnt Ihr, daß zum alten Stalle
Je das Volk zurücke geht,
Seit einmal in freier Halle
Froh ſein Banner hat geweht?
Wie ſich auch die Wolken thürmen,
Unſ're Sonne ſtieg empor,
Und aus Wolken und aus Stürmen
Bricht ſie leuchtender hervor.

Wähnet Ihr, mit müß'gem Beten
Sei ein großes Werk gethan?
Die mit Thaten vor ihn treten
Hört der Herr der Welten an.
Nur wer freudig, gottvertrauend
Reine Wimpern hebt zum Licht,
Sieht, in's eig'ne Herz ſich ſchauend,
Seines Heilands Angeſicht.

Wähnet Ihr mit morſchen Dämmen
Wohl den Jugendſtrom der Zeit
Je des Laufes Kraft zu hemmen,
Nun er ſich von Eis befreit?
Ueber Eure Häupter ſchreitet
Bald des Geiſtes Siegerdrang,
Kettenſchmiedend nur bereitet
Ihr den eig'nen Untergang.

Nicht der Franke ſoll ihn pflanzen,
Selbſt den Freiheitsbaum erzieh'n
Wollen wir, und unſre Lanzen
Schirmen treu und ewig ihn.
Auf der Wahlſtatt ſoll verbluten,
Wer die Heimath taſtet an,
Aber nie mit Ruſſenknuten
Steht im Bund ein deutſcher Mann.

Wehe, wenn in Eiſenbande
Ihr des Volkes Nacken ſchirrt,
Daß in's Ohr der Ruf der Schande
Ihm die Sklavenfeſſel klirrt!
Bald muß es die Schmach zerbrechen,
Ueber ſchäumt der wilde Muth,
Und dahin in rothen Bächen
Strömet ſiedend Euer Blut!

Doch wer wird des Königs Retter
Aus dem Wahn der Tyrannei,
Daß er wie ein himmliſch Wetter
Heiter macht die Luft und frei,
Daß er nach der alten Sage
Kommt wie aus Kyffhäuſers Bann,
Und ein Held mit Schwert und Wage
Seinem Volke geht voran?

Stehen nicht ihn zu empfangen
Männer auf in Süd und Nord,
Die mit glühendem Verlangen
Ihn erkieſt als letzten Hort?

Spricht er nur das Wort: Es werde!
Folgen Einem Alle nach,
Und es grüßt die deutſche Erde
Rings ein heller Frühlingstag.

— Ach, in keiner Silberwiege,
In der Krippe lag der Held,
Der im dornenvollen Siege
Gottesfrieden gab der Welt.
Nicht der Ruhe konnt' er pflegen
Auf dem goldnen Fürſtenthron,
Auf den Stein das Haupt zu legen
Hatte nicht der Menſchenſohn.

Nach dem Himmel will ich ſpähen,
Ob ein neuer Stern ſich zeigt,
Dem die Weiſen folgend gehen,
Dem ſich fromm der Hirte neigt;
Nach den Hütten will ich wandeln,
Ob geboren iſt als Kind,
Der die Jugend ruft zum Handeln
Und der Freiheit Preis gewinnt.

X.

Das Kreuz der Zeit, Du mußt es auf Dich nehmen,
Wenn Du daraus die Roſe pflücken willſt;
Laß hin Dein Blut, Dein heilig Herzblut ſtrömen,
Daß Du den Drang des vollen Buſens ſtillſt.

Ein großer Meiſter hat das Wort geſprochen,
Ich öffnete der Seele Lebensborn,
Dem Kreuz der Zeit hab' ich die Roſ' entbrochen
Und ſcheute nicht der Roſe ſcharfen Dorn.

Dem Kreuz der Zeit hab' ich die Roſ' entbrochen,
Doch ach, ſie duftet noch für mich allein!
Von ihren Dornen iſt das Volk zerſtochen,
Des Wiſſens Roſe dünkt ihm eitler Schein.

Es ſtrömt mein Blut! — O hört, wie ich Euch lade,
Taucht muthesfroh hinein Euch einmal nur;
Wie Siegfried nach dem Drachenblutesbade
Vernehmt auch Ihr die Stimme der Natur!

XI.

Freudig ſtrahleten die Sonnen
Erſt am blauen Himmelsbogen,
Als aus ihrem Feuerbronnen
Menſchenaugen Licht geſogen.

Flötend erſt ſo ſelig trübe
Hat die Nachtigall geſungen,
Als die Lieder ihrer Liebe
Menſchenohren ſind erklungen.

Erſt zur Ruhe hat auf Erden
Gott die Schöpfungsluſt gezügelt,
Als ſein Weſen all und Werden
Menſchenherzen abgeſpiegelt.

O ſo trinkt die Lichteswellen,
Daß der Himmel ſich entzündet;
O ſo lauſcht den Liederquellen,
Daß ihr Lieben ſich verkündet!

O ſo laßt erblüh'n die Geiſter
Schöpferiſch dem Wort verbündet
Daß der große Weltenmeiſter
Ganz in uns ſich wiederfindet!

XII.

Wann laut zum Kampf geblaſen
Die Schlachttromete wird,
Und hell auf grünem Raſen
Die Eiſenklinge klirrt,
Heida, im luſt'gen Fechten,
Das iſt ein leichter Muth:
Das Schwert in freier Rechten,
Das ſtählt des Mannes Blut!

Doch wann im Joch, dem alten,
Das Volk den Nacken biegt,
Und frommer Knechte Schalten
Sich lammgeduldig ſchmiegt,
Wann ohne Himmelsregen
Verdorrt die junge Saat,
Den Muth dann fortzuhegen
Iſt eine ſchwere That.

Ward freies Wort geſprochen,
Sie habens überhört,
Und hat nun ſelbſt zerbrochen
Manch' edler Mann ſein Schwert,
Der ſtumm, verſchränkt die Arme,
Jetzt ſtarret vor ſich hin,
Sie geh'n an ſeinem Harme
Vorbei mit blödem Sinn.

Und die gewagt zu werben
Um einen ſchönern Tag,
Die ließen ſie verderben,
Und Keiner fragt darnach.
Die Krämer wollen Frieden,
Die Feigen wollen Ruh,
Und ſchlöſſen gern hienieden
Die Tempelpforte zu.

Vor der wir ſteh'n und warten,
Daß d'raus der Gott erſcheint,
Der unter den Standarten
Zerſtreutes Volk vereint,
Daß dem, wie es verſunken
In Staub ſich ſchweigend duckt,
Ein neuer Lebensfunken
Durch Nerv und Adern zuckt.

Du Gott des Kriegs, wir flehen,
O Heiland, komme bald,
Laß Deine Fahnen wehen
Mit ſiegender Gewalt,

Den Himmel zeig uns offen,
Als Ende dieſer Noth,
Und wenn umſonſt wir hoffen,
So gib uns freien Tod!

XIII.

Welch fern Getöſe ſchallt zu meinem Ohr?
Kanonendonner — Trommeln — Menſchenſtimmen —
Nun wieder ſtill — Ein lautes Räderbrauſen —
Was hör' ich? Iſt das Lied, das mich hieher
Geworfen, das zum Tode man verdammt,
Aus ſeinem Grab erwacht und ruft zum Streite?

Sturm des Herrn, Du haſt begonnen,
Morgenherold, Deinen Lauf;
Brauſend vor dem Rad'n der Sonnen
Uns zum Leben weckſt Du auf!
Brüder, aus dunkler Nacht
Begeiſtert zur That erwacht,
Schlagt ſiegfreudig die Freiheitsſchlacht!

Ein Stürmen drängt, umdrängt den Thurm!
Geliebte, drück' ich Dich auf's Neu' an's Herz?
O Wald, o Auen, ſeh' ich euch befreit?
Mein Volk, voran zum Sieg, zum Sieg!

Und es glüht in blut'gem Feuer
Himmelum das Morgenroth:
Wem das Sonnenleben theuer,
Scheuet nicht den Flammentod!
Brüder die Gluten facht,
Daß in der Gottesſchlacht
Flammen die Tyrannei niederkracht!

Schon dringt der Zug zu meiner Thür heran.
Auf! auf! Mein Lied aus meines Volkes Munde
Zur That begeiſternd! Kann ich's überleben?
Ein Schwert! Ein Schwert! Ich falle für die Freiheit.

Gold'nen Tages ſchönes Auge,
Ja Du ſtrahleſt hold hervor,
Daß die Welt ſich Leben ſauge,
Ringend nach dem Licht empor!
Brüder, der Freiheitsſchlacht
Siege bekrönend lacht
Ewigen Segens Heil und Macht!

XIV.

Ja ewig, ewig halt' ich nun umſchlungen
Ein freier Mann, Du heißgeliebte, Dich!
Heut hat mein Wort die Tyrannei bezwungen,
Mit Deinem Blicke längſt bezwangſt Du mich.

So küſſe ſie, die vollen rothen Roſen,
Wie ſie mir freudig blüh'n auf Wang' und Bruſt,
Die ich zerpflückt im wilden Kampfestoſen
Für Aller Heil mit kühner Siegesluſt.

Mein Liebchen, komm, o komm in dieſer Stunde
Zum Glaubens- und zum Freiheitshochaltar:
Der Tag ſei auch Beſiegler unſerm Bunde,
Der meinem Volk ein ächter Freier war.

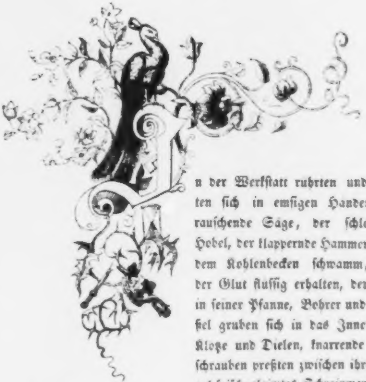
Dann laß uns ſelig ſingend froh durchwallen
Die theuern Heimathgauen Hand in Hand:
Horch, wie ſie tauſendſtimmig wiederhallen
Die Klänge meiner Bruſt im Vaterland!

Das Wort der Liebe wollen wir verkünden,
Wie es uns ſelber herrlich offenbar,
Zu einer Glut die Herzen all' entzünden,
Die Menſchen all' zu Einer Jüngerſchaar.

Du Freiheitsfürſt, an Deinem Throne nieder,
Ein Freiheitswächter, leg' ich hin mein Schwert!
Du Herzensfürſtin, ew'ge Liebeslieder
Sing' ich mit Dir am ſtillen Heimathsheerd!

Moriz Carriere.

Von einer armen Frau zu Köln am Rhein.



In der Werkſtatt rührten und regten ſich in emſigen Händen die rauſchende Säge, der ſchleifende Hobel, der klappernde Hammer, über dem Kohlenbecken ſchwamm, von der Glut flüſſig erhalten, der Leim in ſeiner Pfanne, Bohrer und Meißel gruben ſich in das Innere der Klötze und Dielen, knarrende Holzſchrauben preßten zwiſchen ihre Bügel friſchgeleimtes Schreinwerk, um den zähen Kitt im Erkalten ſich befeſtigen zu laſſen, daß er treulich bewahre und halte, was des Werkmanns kluge Hand zuſammengefügt, und in einer Fenſterniſche legte der kunſtreiche Meiſter ſelbſt die letzte Hand an das zierlich verſchlungene Schnitzwerk des Rahmens für eine Schrankthüre von Eichenholz, deren einen vollendeten Flügel der Lehrbube neben ihm mit der dunkeln Beize überpinſelte. Ueberhaupt ging Alles und Jedes hier wie am Schnürchen, denn in der guten Stadt zu Köln am Rhein war kein Schreiner über den wackern

Meiſter Melchior Winſtabel in der Sterngaſſe, der mit ſeinen zahlreichen Geſellen Wiegen und Särge verfertigte, und was außerdem noch zwiſchen der erſten und der letzten Lagerſtätte ſeine Kunden von hölzernem Hausrath etwa bedurften: Tiſche und Stühle, Truhen und Schränke, Thüren, Fenſterrahmen, Läden, Getäfel und ſonſtiges Schreinwerk, welches er Alles mit großem Aufwand von Kunſt und Fleiß auf's Zierlichſte ausſchnitzte, ſo daß er manchen Bildhauer an Geſchicklichkeit weit übertraf, wie ſchon die Arbeit darthat, welche er gerade unter den Händen hatte, und die ein wohlgerathenes Konterfei der heiligen drei Könige in einem Kranz von Trauben und Weinlaub vorſtellte, wie ſie dem leitenden Morgenſtern nachziehen; auf der andern, ſchon fertigen Hälfte, lag das Chriſtkindlein in der Krippe bei Ochs und Eſelein, nach einem Bild des berühmten Meiſters Wilhelm von Köln, von dem es in der Chronik heißt, daß er verſtanden habe, einen zu malen, wie er leibte und lebte. Die letzten Zacken des Weinlaubes ausſchneidend, brummte Melchior halb unwillkürlich die Weiſe eines zu jener Zeit in deutſchen Landen überall verbreiteten Liedchens nach, das ſein Geſell Hoyer zu den Schlägen des Klöpfels ſang, die er auf das ſcharfe Stemmeiſen in regelmäßigem Takt niederfallen ließ, um die Zähne am untern Saum der mit einem Wappen verzierten Lehne eines Stuhles auszuecken. — „Der Schwed', der iſt kommen," ſang der Geſell: „hat uns Alles genommen, . . . hat d' Fenſter eing'ſchmiſſen, . . . hat's Blei 'rausgeriſſen . . . hat Kugeln d'raus goſſen ... und Alles verſchoſſen." — „Und Alles verſchoſſen!" jubelten die übrigen Geſellen im Chorus ſo fröhlich und unbefangen nach, als hätten ſie ſelber nie einen von den nordiſchen Kriegsleuten geſehen, die, von ihrem königlichen Feldherrn in das Herz des deutſchen Reiches geführt, ſchon ſeit länger denn zehn Jahren durch Brand, Mord und Raub das Gedächtniß des bei Lützen gefallenen frommen Helden ſchändeten. — „Was gibt's da draußen zu gaffen, Maulaff," ſchnurrte Melchior plötzlich inmitten des Jubels den Lehrjungen an, und holte aus, um ihm eine Maulſchelle zu verabreichen, welcher bebend ausweichend, der Bube antwortete: „Spar' der Meiſter lieber die Schläg' für den Jungfernmarder mit dem bunten Pelz." Winſtabel ließ die erhobene Hand ſinken, blickte durch die runden Scheiben hinaus, und rief: „Es thut wahrhaftig länger kein Gut, die Welſchen müſſen mir aus dem Haus, vor dem verdammten Scherwenzeln iſt am Ende die heilige Urſel mit ihren eilftauſend Jungfern nicht mehr ſicher. Schnuppert dort nicht der Junker bei'm Kuhſtall herum, wohinein die Magd eben das Futter trug?" — Der Lehrjunge zwinkerte mit den Augen und wies mit ausgerecktem Daumen bedeutſam über die Achſel. — „Ei, ſo wollt' ich doch," ſchrie der Meiſter: „der Glunkbart baumelte am Krahn oben auf dem Münſterthurm. Das iſt ſchon wieder der verdammte Ambros, der durch das Waſchküchenfenſter dem Engellieschen die zehn Gebote auslegt . . ." — Ein heftiger Schlag und ein gewaltiges Krachen unterbrach dieſe Worte, bevor ſie noch gänzlich ausgeſprochen waren, und wie Melchior umblickte, gewahrte er den Hoyer, der hoch aufgerichtet, in einer Hand den Schlägel, in der andern das Stemmeiſen, ſtarr wie eine Salzſäule, roth im Antlitz wie der Bruſtpletz einer Bauerdirne im Kirchenputz, mit hervorquellenden Augen daſtand, und ſich nicht darum zu kümmern ſchien, daß die künſtlich geſchnitzte Stuhllehne in Stücken zu ſeinen Füßen zwiſchen den Hobelſpähnen auf dem Eſtrich lag. Wie der Meiſter ſo das ſchöne Stückchen mühſeliger Arbeit zertrümmert ſah, ſtieg auch ihm die Glut zur Stirn, und den Welſchen ſammt der Engellieſe vergeſſend, rief er: „O Du Bärenhäuter und Eulenſpiegel, was haſt Du wieder angeſtellt? Der geſtrenge Herr Hoppler peinigt mich ſo ſchon bis auf's Blut, daß ich ihm das Brautgeräde für ſeine Tochter fertig machen ſoll, damit ſie endlich einmal Hochzeit halten kann; ich habe damit alle Hände voll zu thun, und keine Hülfe, ſeit der Rupprecht von dannen gezogen iſt, der allein von Euch Allen ſich auf's Ausſchnitzen verſtand. Das war einmal wieder ein rechter Lehrlingsſtreich, Hoyer, und Du mußt wahrhaftig wie ein wüthender Bär d'rauf losgeſchlagen haben, um das ſteinharte Holz zu ſprengen." — Während dieſer Rede war der arme Knabe bleich wie die Wand geworden, hatte geſenkten Blickes die Stücke vom Boden aufgeleſen, hielt ſie aneinander, und verſetzte nun kleinlaut: „Sei der Meiſter nicht bös, es war eben einmal wieder ſtärker, als ich." — Schnell begütigt durch die demüthige Entſchuldigung, fuhr Jener fort: „Nun, nun, weine nur nicht. Wir müſſen eben eine neue Lehne machen, und das wird uns gerade auch nicht an Hals oder Hand gehen, ſelbſt wenn die Jungfer Hoppler noch ein Paar Tage länger harren und bangen müßte; die Hochzeit kommt dennoch immer früh genug, und wer weiß, wie bald ſie wünſchen wird, wir hätten ſie noch länger oder gar vollends hingehalten!« — »Der Schaden iſt auch lange nicht ſo groß,“ hob der wieder ermuthigte Geſell an: »Schau der Meiſter nur her, der Sprung geht gerade am Stern hin und durch die Rinne inmitten der Strahlen; da zieh' ich Euch eiſerne Klammern hinein, füge um den Schildrand eine erhobene eingelegte Leiſte, und ich will den ſehen, der etwas von einem Sprunge merkt.« — »O du höchſt leichtfertiges junges Blut,« fiel ihm Winſtabel ſehr ernſt in die Rede, indem er, auf ihn zutretend, ihm die Hand auf die Schulter legte, und ihm feſt in die Augen blickte: „Wo haſt Du doch die feinen Ränke und Schwänke Dir zu eigen gemacht? Wenn ich derlei wieder von Dir vernehme, ſo magſt Du immerhin Dein Bündel ſchnüren, und wo anders die Werkſtatt ſuchen, in der geſtücktes und geflicktes Pfuſchwerk geklammert, mit Leiſten eingelegt und geleimt wird.“ — Einem getretenem Pudel gleich, der die Ohren hangen läßt, ſchlich Heyer zur Hobelbank, und wagte nicht, die Blicke zu den heimlich kichernden Genoſſen mit ihren ſchadenfrohen Geſichtern zu erheben, doch hatte er keine Weile und Muße, ſich lange zu grämen und zu ſchämen, noch blieb jenen Zeit, ihn zu verhöhnen, denn von der Thüre her hob eine, Allen nur zu wohlbekannte gellende Stimme in ihrem gewohnten kreiſchenden Ton zu reden an, und die Stimme gehörte der Großmutter, vor der die ganze Hausgenoſſenſchaft nicht mindere Scheu trug, als hätte ſie ganz wen Anders, denn das holdſelige Kind des Schreiners, ihren Enkel, genannt. Unbemerkt war die alte Frau eingetreten, um den Veſpertrunk zu bringen, hatte den letzten Auftritt mit angeſehen und angehört, und rief nun: „Meiner Treu, das heißt den eigenen Kindern das Brod aus den Zähnen rücken, um es fremden Hunden vorzuwerfen. Ihr thut himmelſchreiend Unrecht, den frommen Knecht zu ſchelten, der für Euern Nutzen ſchafft und denkt, und ich meine eben, Stuhl iſt Stuhl, ob nun aus ganzem Holz oder aus Stücken zuſammengeleimt, wenn ſich's nur ſicher darauf ſitzt; der Meiſter Knieriem macht Euch auch nicht die Schuh' aus einem Stück, ſo wenig, als der Gevatter Meckmeckmeck die Hoſen. Heh, was ſagt Ihr dazu?“ — Winſtabel nahm einen Schluck aus dem Becher, welchen er dann, ſammt dem Krug und dem Brodlaib dem Altgeſellen zu weiterer Vertheilung hinreichte, und entgegnete ganz gelaſſen: „Ich weiß nicht, wie viel Stücke der Schneider nimmt, um Hoſen für mich zu machen, aber ich denke immerhin, daß er ſie für mich ſelber macht, und nicht etwa für die Weiber im Haus, und ſo bin ich vor der Hand geſonnen, ſie mir auch nicht nehmen zu laſſen. Schau die Großmutter lieber in den Hof, wo der Ambros wieder einmal der Engelliese die Schuh' von den Ferſen tritt.« — „Ach, der gnädige junge Herr,“ ſagte Gertrud mit einem Blick zum Himmel: „Wenn unſerem geringen Haus ſolches Heil widerführe! Dann würd' ich gern meine alten Augen ſchließen und das müde Haupt zur Ruhe niederlegen.“ — Hover zog bei dieſen Worten ein Geſicht, als tränke er ſtatt kühlen duftigen Weines eitel Eſſig und Galle, der Meiſter aber antwortete raſch: „Behüt' und bewahre! das Glück, welches der Welſche uns zudenkt, möcht' ich nicht erleben, und ſollt' ich darob um zwanzig oder dreißig Jahre zu früh in's Gras beißen müſſen. Da, nehme Sie Ihren Krug wieder mit, ſchau Sie draußen nach dem Rechten, und Gott befohlen!“ — Winſtabel ſetzte ſich wieder zu ſeiner Arbeit, die Geſellen folgten ſeinem Beiſpiel und meinten nicht anders, als die Großmutter werde nun ihrer Wege gehen; dieſe aber blieb wie feſtgewachſen ſtehen, und hob mit geläufiger Zunge ihr Sprüchlein an, ohne den fremden Geſellen zu Wort kommen zu laſſen, der, ſein Bündel am Wanderſtab auf der Schulter, den Filz in der Hand, beſcheidentlich grüßend auf die Schwelle trat, und nach ein Paar vergeblichen Verſuchen, die belfernde Alte zu unterbrechen, ſich geduldig darein ergab, mit den Andern zu warten, bis ſie von ſelber aufhören würde. Was ſie aber ſprach, lautete ungefähr alſo: „Der Ambros iſt ein frommes grundehrliches junges Blut, und ihr groben Klötze könntet Euch an ſeinen feinen Manieren ein Exempel nehmen. So oft er mir armen alten Frau begegnet, bleckt er ſeine blanken Zähne, lacht mir freundlich in's Geſicht, und ſagt auf Hochdeutſch: Bonsdies, Großmama! An jedem hellen Morgen, den Gott heraufſcheinen läßt, könntet Ihr ihn in der Kirche ſehen, wenn ihr Heiden anders zur Kirche gingt, als am Sonntag, wo Euch die lange Weile in's Gotteshaus treibt, oder gar die Furcht vor dem Gerede der Nachbarn und der Mahnung des Rügers. Und es wäre wahrhaftig nicht das erſtemal, daß ſo ein ſtattlicher Herr eine feine Magd heimführte, die ohne ſeine Dazwiſchenkunft etwa irgend einem ungefügen Schrollen zu Theil geworden wäre, der ihr ſtatt guter Worte grobe Reden gegeben, und alle Sonntage einen Rauſch nach Hauſe gebracht hatte. Für ſo einen Gottesläſterer und Trunkenbold aber iſt Winſtabels Engellieſe viel zu gut, das kann ich Euch ſchon ſagen, Euch Allen insgeſammt, und Jedem von Euch noch beſonders, der etwa die Naſe höher trägt, als ſein Scheitel eigentlich reicht. Schreibt Euch das nur hinter die Ohren.“ — Nachdem die Großmutter dieß geſagt, wiederholte ſie es, ihrer angenehmen Gewohnheit nach, noch drei- oder viermal in einem Athem und mit wenig anders geſtellten Worten, immer lauter ſchreiend, je ſtärker die Arbeiter hämmerten und pochten und nicht auf ſie zu horchen ſchienen, bis ſie endlich heiſer und nach Luft ſchnappend, zur Thür hinausſchoß, und zwar ſo ungeſtüm, daß der Ankömmling auf der Schwelle kaum ſchnell genug ihr Raum geben konnte; als ſie vorüber war, ſchlug er ein Kreuz und ſagte: „Gott zum Gruß, Meiſter Winſtabel, was hat Er da für einen Drachen in Sein Haus genommen?“ — Melchior ſah den Geſellen finſter und überzwerch an, und ſchien nicht übel Luſt zu hegen, ihn alsbald von dannen zu weiſen, ſowohl um der kecken Rede willen, als auch wegen ſeines Ausſehens, denn der Burſch ſah in ſeinem Koller von Büffelleder, mit dem kurzen Schwert an der Seite, und dem langen Zwickelbart in dem von Wind und Wetter gebräunten Antlitz eher einem Kriegsknecht und Landſtreicher, als einem Schreinergeſellen gleich; doch ſchnell erheiterten ſich des Meiſters Züge, und aufſpringend rief er mit freudigem Ton: „Herr im Himmel, der Eyke! Gib mir die Hand, Wetterburſch. Wo kommſt Du her? Wo willſt Du hin? Hoffentlich für jetzt nicht weiter, als wo Du biſt?“ — „Das fragt ſich noch,“ verſetzte Eyke, indem er ſein Ranzel abwarf und ſich's bequem machte: „Ich hatte freilich darauf gerechnet, bei Ihm zu verweilen, aber das Donnerwetter von vorhin hat mich bedenklich gemacht. Was hat Er da für ein Hauskreuz ſich angeſchnallt? Wäre gar die Meiſterin todt, und ....“ — Lachend und mit abwehrender Gebehrde unterbrach ihn Winſtabel: — „Gott ſei Dank, meine Urſel iſt geſund und wohlauf, aber ihr Vater iſt geſtorben, und da hab' ich denn ihre Mutter, wohl oder übel, in's Haus nehmen müſſen.“ — Eyke ſchüttelte den Kopf. „Zwei Weiber für eins,“ ſagte er: „das iſt ſchier um ein Paar zu viel, und da wird ſchwerlich meines Bleibens lange ſeyn, ſo gern ich auch bei Ihm bin. Solch ein Weiberregiment iſt überall vom Uebel, nicht nur in einer Schreinerwerkſtatt, und ich kann ein Liedchen davon ſingen, denn in den fünfzehn Jahren, ſeit ich von Ihm wegzog, hab' ich mancherlei erlebt, wovon Er ſich an Seiner Hobelbank nichts hat träumen laſſen. Er wird Augen und Ohren aufſperren, wenn ich Ihm davon erzähle, und das ſoll heut' Abend geſchehen, denn heute bleib' ich bei Ihm, und wenn er auch das ganze Haus voll böſer alter Weiber hätte." — „Es ſind ihrer ſchon noch mehr unter dieſem Dach," ſagte Winſtabel darauf: „wir haben ein ganzes Drachenneſt beiſammen. Doch das ſoll vor der Hand Dich nicht anfechten, und für's Allererſte wollen wir für einen Biſſen und einen Trunk ſorgen." — Eyke hielt den Meiſter, der zur Thüre gehen wollte, bei'm Schurzfell feſt, und meinte, er wolle lieber Hunger und Durſt leiden, als den Lärm noch einmal vernehmen, der ihn bei ſeinem Eintritt empfangen. — „Sie iſt jetzt zur Kirche Unſerer lieben Frau vom Kapitol gegangen, um den Roſenkranz zu beten," tröſtete Winſtabel: „und kommt ſo ſchnell nicht wieder. Ich will die Engellieſe rufen, daß ſie Den willkommen heiße, der als Lehrling ſie ſo oft auf ſeinen Armen gewiegt hat. Sie iſt ſeitdem um ein Stückchen gewachſen." — „So kann ich mir's ſchon gefallen laſſen," ſagte der Ankömmling, und hielt den Hausherrn nicht länger ab, der ſeiner Seits nun nach der Tochter rief, während Jener behaglich die langen Beine von ſich ſtreckte, und Hoyer von ſeiner Arbeit weg nach der Thüre ſchielte, bei welcher Gelegenheit er unverſehens ſich auf die Finger klopfte, ſtatt den Meißel zu treffen. — „Nun, Eyke," ſprach der Meiſter, „haſt Du in der Fremde auch was Rechtſchaffenes zugelernt? Du warſt zwar bei Deinem Auszuge ein gewiegtes Mutterſöhnchen mit gelenker Hand, aber Du ſiehſt mir aus, als hätteſt Du in der langen Zeit Dich mehr mit dem Rappier und der Hellebarde, als mit Hobel und Leimpfanne befaßt . . ." — „Halb und halb hat Er's errathen," verſetzte der Geſell lachenden Mundes: „aber Er braucht deßhalb kein ſaueres Geſicht zu ziehen, denn Er hat nur halb getroffen, und zur andern Hälfte gefehlt. Ich hab' in Paris bei einem kunſtreichen Meiſter das Schnitzeln und Drehen erlernt, und wenn ich auch kein Bild zuwege bringen mag, wie ich da ihrer zwei auf den Schrankthürflügeln vor mir ſehe, ſo will ich ihm doch ohne viel Federleſens ſo einen Stern ausſchneiden, wie den da auf der geborſtenen Lehne, und der Helm ſammt den

Schnörkeln ſoll wahrhaftig nicht ſchlechter ausfallen, als ob Er, mit Vergunſt, beide ſelber gemacht hätte. Ich habe unter der Schweizerwache des Herrn Kardinals gedient, und viele ſchöne Stückchen Holz mit den drei rothen Sparren der Du Pleſſis verziert, wofür mir mancher blanke Schildthaler als Trinkgeld in die Hand gefallen iſt, denn der Herr hat es ungemein gern, wenn ſein Geſinde ſich mit nützlichem Werk die Zeit vertreibt, ſtatt ſie in thörichtem Müßiggang todtzuſchlagen.“ Winſtabels Antlitz leuchtete wie von hellem Sonnenſchein, da er ſeinen ehemaligen Lehrling alſo reden hörte, und die Hand deſſelben ergreifend, rief er fröhlich: „Dich hat der Himmel zu mir geſandt, Herzensſohn. Gerade ein im Bildſchnitzen erfahrener Geſell iſt es, den ich brauche, wie das liebe Brod, ſeit der Großmutter ungewaſchenes Maul meinen Ruprecht verſcheucht hat, deſſen Hand dieſen Stern noch verfertigte. Ich laſſe Dich nicht von dannen, und will Dir gern zwiefachen Lohn und doppeltes Trinkgeld geben.“ — Die letzten Worte hatte der Meiſter leiſe geſprochen, damit die andern Geſellen ſie nicht vernahmen, und ebenſo verſetzte Eyke: „das Angebot iſt lockend, aber bei'm Schatz liegt immer der Drach'. Heh! Glaubt der Meiſter, ich hätte etwa ein härteres Fell, als ſein Ruprecht, wie Er ihn nennt? Mein Ohr iſt zwar ſo abgehärtet, als es Einer nur haben kann, der dem Trommelfell und der Querpfeife nachgezogen iſt, und den lieben langen Tag die Franzoſen hat lärmen hören, die um jede Kleinigkeit untereinander einen noch ärgern Tumult verführen, als wenn Er ein Paar von den gelben Spatzen aus der neuen Welt in einen Käfig zuſammenſperrte; aber Weibergezank kann mich aus der Haut fahren machen, und ich will zehnmal lieber Spießruthen laufen, als mich von der giftigen Zunge einer alten Hexe durchwalken laſſen. Alſo kein Wort weiter davon.“ Winſtabel zuckte die Achſel, und wollte dem hartköpfigen Geſellen mit Bitten und Vorſtellungen zuſetzen, doch wurde ihr Zwiegeſpräch durch ein lautes „Ah!“ unterbrochen, das Hoyer's hochaufathmender Bruſt ſich entrang, während ein ſchönes ſchlankes Mädchen in die Werkſtätte trat. — „Das iſt die Engellieſ',“ ſagte der Meiſter mit dem ſelbſtzufriedenen Behagen eines glücklichen Vaters: „Gelt ſie iſt brav herangewachſen? Komm' her, mein Kind, und reich' dem alten guten Freund die Hand, er hat Dich oft auf ſeinen Armen gewiegt, mit Schelmenliedchen in Schlaf geſungen, und wenn Du auch noch ſo bitterlich greinteſt und mit den Füßchen ſtrampfteſt, ſo brauchten wir nur den Eyke zu rufen, um Dich alsbald zu beſchwichtigen; dann pflegteſt Du ihn an ſeinen langen Haaren zu zauſen und dabei zu lachen, wie ein lieber kleiner Spitzbub', der Du warſt." — Zu der Zögernden ſprach der Geſell: „Gott zum Gruß, Jungfer; reich Sie mir nur in's Himmels Namen die Hand, und fürcht' Sie ſich nicht vor meinem krauſen Bart. Ich bin unter dem Kriegsvolk kein Gurgelabſchneider geworden, und habe bei den Franzmännern ſogar gelernt, dem Frauenzimmer höflich aufzuwarten und deſſen gehorſamſter Knecht zu ſeyn. Wir wollen alſo gute Freunde ſeyn bis übermorgen früh, wo ich meinen Stab weiter zu ſetzen gedenke." — Mit verſchämter Freundlichkeit und zu Hoyers ſchlecht verhehltem Verdruß reichte Engellieſe dem Geſellen die Hand, bot ihm die Zeit, und fragte ihn, weßhalb er alsbald wieder das Haus verlaſſen wolle, deſſen Schwelle er ſeit ſo langen Jahren nicht mehr überſchritten habe? Eyke ſenkte den Blick, traute ſich nicht, den eigentlichen Grund zu ſagen, der ihn ſo ſchnell von dannen trieb, und entſchuldigte ſich mit der Ausrede, daß er nun die Welt auch jenſeits des Rheines ſehen wolle, und nur im Vorbeigehen die alten Freunde begrüßen könne. „Einen Tag" ſchloß er, „hab' ich meinem Lehrprinzen beſtimmt, und dann geht's nach Deutz hinüber." — „Ein Tag ſei denn für den Meiſter," ſagte das Mädchen: „doch darf die Meiſterin nicht auch einen verlangen, und der Meiſterin Kind etwa einen haben?" — „Verſteht ſich," rief Winſtabel an des Zaudernden Statt, „ſagt er doch ſelber, daß er in Welſchland ein Weiberknecht geworden, und wird alſo nicht umhin können, Dir zu gehorchen. Ein Tag iſt für die Mutter, einer für Dich, und wenn der Eyke dann recht wacker und dienſtfertig ſeyn will, ſo wird er der guten Jungfer Hoppler dazu helfen, daß ſie bald heirathen kann." — „Wie das?" fragte Eyke erſtaunt, und Jener erklärte: „Indem Er die Ausſtattung fertig machen hilft, und vor Allem mir die Stühle ausſchnitzt. Schlag' Er ein und ſag' Er: Topp!" — Der Geſell ſchlug zwar nicht ein, und ſagte nicht „Topp!" doch meinte er, er wolle zuſehen, was zu thun ſei, und wie er ſich behaben möge, worauf Engellieschen ihm den Becher mit Wein zubrachte, ihn nochmals willkommen hieß, und dann auf des Vaters Geheiß ſich entfernte. Dem armen Hoyer ward kein Blick ihrer Augen, und minder noch ein Lächeln ihres

Mundes zu Theil; verdrießlich ging er wieder an ſein Geſchäft, während der Ankömmling ſich's ſchmecken ließ, dann, als wär' er ein ächter Holländer, ein Pfeifchen ſtopfte, und dampfend neben dem Meiſter in der Fenſterniſche ſich niederließ, um von vergangenen Tagen zu plaudern und ſchlummernde Erinnerungen wach zu rufen. — Mancherlei war es, was die zwei, ungehört von den Andern, durcheinander ſchwatzten, bevor Eyke in das Gleis des Erzählens deſſen kam, was er geſehen und erlebt.

„Er muß ſich beileib' nicht einbilden, Meiſter," ſagte der Geſell: „daß in Paris, wie bei uns, jeder ehrſame Gewerbsmann darauf hält, ein Haus für ſich allein zu haben; die Leute liegen dort gleichſam übereinander, wie die Stockfiſche in ihren Fäſſern, und wer etwas feilzubieten hat, ſei er Kaufmann oder Handwerker, gleichviel, der hat zu ebener Erde gegen die Gaſſe hinaus einen offenen Laden, wie bei uns die Gewürzkrämer. Dieſe Läden heißen dort Butiken, und das muß ſchon ein kleines und ſchmales Häuschen ſeyn, wo ſich im Erdgeſchoß nur eine einzige findet, denn gewöhnlich reihen ſich ihrer mehre an einander, und manchmal verſchmähen ſogar die vornehmſten Herren nicht, ihre Häuſer, oder ſogar ihre Paläſte durch ſolche Läden nutzbar und einträglich zu machen. Der Bildſchnitzer, der gleich nach meiner Ankunft, Anno ſiebenundzwanzig, mein Meiſter wurde, ſaß auch in einer ſolchen Bude in einem himmelhohen Haus der Sanct Andreasſtraße, und zahlte dafür ſchweren Zins an den Wirth, einen Schuhmacher, der ſein Geſchäft in dem andern Laden daneben trieb. Dieſer Schuſter, Namens Picard, war Euch ein wunderlicher Kauz, obſchon man's ihm nicht anſah, denn wenn der kleine breite Kerl mit dem Tonnenbauch, den grauen krauſen Haaren, der langen krummen Naſe und den in ſtraffen Bogen tief über die Augen herabhangenden dichten Brauen ſo auf ſeinem Schemel ſaß, und rechts und links mit den Händen ausfuhr, um den Pechfaden feſtzuziehen, wobei er ſtets mit Singen und Pfeifen einen unſinnigen Lärm verführte, ſo hätte Niemand geglaubt, daß gerade dieſer ſelbige Picard der ärgſte Aufwiegler in ganz Paris wäre, und dennoch waren es kaum zehn Jahre vor meiner Ankunft her, eins mehr oder weniger, darauf kommts wohl nicht an, ſeit der Schuſter mit einem vornehmen, mächtigen und reichen Herrn bitterböſe Händel gehabt hatte, durch welche dieſer Herr am Ende Leben und Ehre einbüßen mußte."

„Das iſt viel auf einmal," unterbrach Winſtabel den Geſellen: „und ich bitte Dich, mir zu ſagen, wie es zugegangen, weil ich mich höchlich darüber verwundere, denn ich habe auch ſchon öfters mit großen Herren zu thun gehabt, und bin dabei, im Guten wie im Böſen, immerdar zu kurz gekommen. Vielleicht, daß ich von Deinem Schuſter etwas für die Zukunft lerne."

„Was ich davon weiß, ſoll Er erfahren," fuhr Eyke fort: „aber zu lernen iſt nichts dabei für einen frommen Mann, als höchſtens, daß die Welſchen mit Haut und Haar hellauf des Teufels ſind, denn für gewöhnlich laſſen ſie ſich, ohne zu muckſen, von ihren Junkern mit Füßen treten, ihren Weibern und Töchtern Schimpf und Schande anthun, und ſich ſelber durchprügeln, wie Tanzbären, weſſen bei uns kein Kaiſer und kein Erzbiſchof ſich unterfangen dürfte, und ein andermal wieder rotten ſie ſich um irgend eines nichtswürdigen Vorwandes willen zuſammen, um zu morden, zu ſengen, zu brennen und zu plündern. Doch hör' Er, was mir von den alten Geſchichten berichtet worden. Die Pariſer hatten dazumal grauliche Furcht vor den rebelliſchen Prinzen, denen der junge unreife König nicht den Meiſter zu zeigen vermochte, und die der Königin-Mutter, ſo zu ſagen: auf der Naſe tanzten, obſchon ſie den Namen nach das Land regierte, ſeit Ravaillac, der Schuft, dem guten König Heinrich ſein Meſſer zwiſchen die Rippen geſtoßen hatte. Die Bürger bewachten in Wehr und Waffen die Thore, und ließen Niemand aus und ein, der nicht einen Thorzettel aufweiſen konnte, einen Paſſeport, wie ſie's nennen. Mein Schuſter nun war bei den Bürgern Wachtmeiſter oder Sergeant ſeines Quartiers, und hütete eines Tages das Thor von Buſſy, das zur Vorſtadt Saint-Germain hinausführt, wo die Herrn vom Hofe ſchöne Häuſer mit luſtigen Gärten haben. Der Schlagbaum war niedergezogen, und Picard plauderte, auf ſeine Hellebarde gelehnt, ruhig mit ſeinen Leuten und einigen Müßiggängern, als Klippklapp in geſtrecktem Jagdlauf ein Vorreiter daher trabte, hinter ſich eine vierſpännige Karroſſe, an der außen Pagen und Lakaien klebten, wie Schwalbenneſter am Geſims eines Hauſes, und der einige gewaffnete Diener zu Roß folgten. — Den Schlagbaum in die Höhe, Manants! ſchrie der vorreitende Stallmeiſter ſchon von Weitem mit donnernder Stimme. Manant, muß Er wiſſen, iſt nämlich der feine Ehrentitel, mit dem die Junker und ihre Ebeholden die Bürger benennen, und der ſoviel heißt, als wenn wir etwa Schroll oder Kloß ſagten, denn weil kein Herr dort ſeinen Diener anredet, ohne ihn einen Lümmel hin und einen Hallunken her zu ſchelten, ſo haben die Bedienten von ihren geſtrengen Gebietern gelernt, die geringen Leute mit allerlei unflätigen Redensarten zu bedenken. Darum wunderte der Wachtmeiſter ſich auch keineswegs über des Stallmeiſters Grobheit, und begnügte ſich, nicht darauf zu hören. Wetternd und fluchend kam jener nun näher, und gleich hinter ihm drein die Karroſſe, deren ſchnaubendes Geſpann der Kutſcher mit aller Gewalt anhalten mußte, ſollt' es ſich nicht das Hirn an der niedergezogenen Schranke einrennen. Im Wagen drin ſaß ein großer Herr, einer der mächtigſten im ganzen Land, denn er war der Regentin Günſtling, und alles mußte nach ſeiner Pfeife tanzen. Concini hieß er eigentlich, und war mit der Königin aus ihrer Heimath nach Frankreich gekommen, woſelbſt ſie ihm Namen und Titel eines Marſchalls von Ancre beigelegt hatte. Der Stallmeiſter ritt dicht an die Schranke hin, ſtieß mit dem Peitſchenſtiel den Haken aus dem Kloben, daß der Schlagbaum ſich langſam hob, und der Herr in der Kutſche ſchrie dabei aus Leibeskräften den Kutſcher zu, weiter zu fahren; dem aber grauete, denn der Wächter am Thor hatte ſeine Muskete auf die Gabel ſinken laſſen, und lugte ſcharf über das Rohr nach ihm hin, den Zeigefinger am Drücker, während Picard mit ruhiger Gewalt den Pagen vom Tritt vor dem Wagenſchlag ſchob, um ſelber den Platz einzunehmen, und den Paß des Herrn zu verlangen. — Vermaledeiter Hund, ſchnauzte ihn Concini an: wie kannſt Du Dich nur unterfangen, mir, einem Mann von meinem Range, ſolche Zumuthung zu ſtellen? — Worauf der Wachtmeiſter: Erboſt Euch nicht, Herr, und laßt Euch lieber einen Thorzettel holen; wenn Ihr wirklich ein ſo großes Ding von einem Mann ſeyd, wie Ihr ſagt, ſo wird man ja wohl nicht anſtehen, Euch einen Paß zu ſchreiben! — Der verſtockte Sünder nämlich that, als kenne er den Marſchall nicht, der doch in ganz Paris ſo bekannt war, wie ein bunter Hund, und auf's Neue anhob: O Du Erzſchuft und liederlicher Grobian, ich werde Dir meinen Paß alſobald auf die Schultern ſchreiben! Wobei er Miene machte, das ſpaniſche Rohr zur Hand zu nehmen. Doch Picard hielt ihm die Hellebarde unter den Bart, hieß ihn ſeines Weges zurückkehren, von wannen er gekommen, und da unterdeſſen das Fallgatter im Thor niedergelaſſen worden, die Wache in's Gewehr getreten war, und ein Volkshaufe ſich zuſammengerottet hatte, der nicht übel Luſt zu hegen ſchien, die Partei der Bürgerguardia zu ergreifen, ſo kehrte der Marſchall denn in Gottes Namen wieder um, indem er dem Wachtmeiſter zurief, er werde den Schimpf demnächſt wett machen. Als kurze Zeit darauf der Schuſter ganz harmlos am hellen Tage durch die Vorſtadt Saint-Germain ging, fielen zwei Lakaien unverſehens über ihn her, warfen ihn nieder, und prügelten ihn erbärmlich durch, der ſich zwar wehrte, wie ein Mann, aber der Uebermacht nicht gewachſen war. Die Leute auf der Straße kümmerten ſich nicht um den Vorfall, weil es alle Tage vorkommt, daß ein Manant von einem Herrn oder deſſen Dienern Stockſchläge erhält, und die Lakaien hätten auch unbehelligt ihres Weges gehen mögen, als der Mißhandelte ſchon für todt auf dem Platz lag, wenn nicht zum Unglück für ſie ein Lehrbube Picards zufällig herbeigekommen wäre, ſie an ihrer rothen Livree und der goldenen Roſe auf den Aermeln als zum Haus des Marſchalls von Ancre gehörig erkannt, und den Umſtehenden mit flüchtigen Worten erzählt hätte, was er ſelber ſchnell errathen: daß die Mißhandlung des Schuſters eine Rache für den Vorfall am Thor von Buſſy ſei. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von Mund zu Mund, Concini habe einen Stadtwachtmeiſter ermorden laſſen, weil derſelbe rückſichtslos ſeine Pflicht gethan, und nun rottete ſich das Volk zuſammen, warf mit Steinen nach den Lakaien, und wollte ſie greifen, die ihrerſeits vom Leder zogen, ein Paar der Nächſten verwundeten und Reißaus nahmen, verfolgt vom Halloh des Volkes, zu dem ſich bald die Reiter der Scharwache geſellten. Die Flüchtigen erreichten zwar den Palaſt ihres Gebieters, doch drang die Scharwache ihnen nach, und den gewaltigen Auflauf auf der Straße ſehend und hörend, wagte der Marſchall nicht, ihre Auslieferung zu verweigern, oder zu bekennen, daß ſie auf ſeinen Befehl gehandelt hätten. In vierzehn Tagen darauf wurden die beiden Lakaien auf dem Falkenberg, (Montfaucon) an den Galgen gehängt; der Stallmeiſter, welchen ſie in der ſcharfen Frage als denjenigen angegeben, der ihnen den Mordanfall befohlen, war auf und davon geritten, und Picard, der an ſeinen Wunden nicht geſtorben war, erhielt in aller Stille ein ſilbernes Magenpflaſter, daß er ſchweige. Er ſchwieg auch, aber deſto lauter ſchrie das Volk, wenn irgendwer auf den Falkenberg gehöre, ſo ſei es der Marſchall ſelber ſtatt ſeiner armen Diener. Dieſer Vorfall diente dazu, dem Faß vollends den Boden einzuſtoßen, und den hochmüthigen Günſtling beim Volke ſo verhaßt zu machen, wie er es bei den Hofherrn war."

„Das denk' ich mir wohl," meinte Winſtabel; „aber ich ſehe auch daraus, daß ſie in Paris, wie zu Köln, nur die kleinen Diebe hangen, und daß Dein Picard eine gute Haut iſt, die ſich für ein ehrliches Stück Geld durchgerben läßt. Wenn der alſo der ärgſte Aufwiegler in Paris iſt, was iſt's dann mit den Andern? Die müſſen vollends gute Lämmer ſeyn."

Eyke wirbelte eine dicke Rauchwolke bedächtig durch die Naſe und nickte ein paarmal bedeutſam mit dem Kopfe, bevor er wieder anhob: „Der Picard zog es vor, das Geld lieber für ſich zu nehmen, ſtatt die Schwarzröcke und Schreiber damit zu ſeinen Ungunſten beſtechen zu laſſen, und dann ſelber an Taxen und Sporteln zu verbluten, denn dieſes Geld gab ihm Mittel und Wege, gehörig Oel in's Feuer zu gießen. Hat mich der Meiſter verſtanden? Der hochnaſige Italiener wenigſtens begriff ganz gut, aus welcher Ecke der Wind wehte, und flüchtete auf ſein Landhaus, wo er übrigens auch nicht ganz ſicher war, denn zwei Herzoge hatten ſtark im Sinn, ihn dort in die Luft zu ſprengen, und ich weiß ſelber nicht recht, woran es lag, daß ſie es bleiben ließen; an ihrem guten Willen gewiß nicht. Der Concini drang in ſein Weib, mit ihm nach ihrer Heimath zu flüchten, und ließ nur mit großer Mühe den heilſamen Vorſatz ſich ausreden, aber die Königin Maria wollte ihre Jugendfreundin, die Marſchallin, um keinen Preis von ihrer Seite laſſen, weil ſie ihrer Hülfe benöthigt war, um das Land zu regieren. Er braucht nicht zu lachen, Meiſter, denn es war ganz, wie ich's Ihm ſage, und ein verzwicktes und verzwacktes Weiberregiment los, noch toller als bei Ihm im Haus, und Gott weiß, was noch daraus geworden, wär' nicht zu rechter Zeit ein Pfaff über die Weiber gekommen, der noch ärger war, als ſie. Sei Er froh, Meiſter, daß Er mit der Frau Maria von Medicis in Seinem Leben nichts zu ſchaffen gehabt hat." —

„Ja wohl wär' ich froh," ſeufzte Winſtabel, indem er die kunſtreiche Hand mit dem Meißel niederſinken ließ: „froh und ſeelenvergnügt, wenn ich nie den Namen vernommen hätte, der mir Kreuz und Kummer macht."

„Oho," ſagte der Geſell: „ich glaub', Er iſt mit der Pelzkappe geſchoſſen! Was thut Ihm hier zu Köln am Rhein die alte Königin zu Lunden? denn in England iſt ſie jetzt bei ihrer Tochter, wenn mir recht iſt." — „Mein liebes Männeken," ſprach der Meiſter: „erzähle mir nur die Geſchichte von Deinem Wirth zu Ende, und was Du ſonſt erlebt haſt, und dann ſollſt Du zum Lohn dafür erfahren, welchen Kummer mir die Königin von Frankreich verurſacht. Alles in der Ordnung und ſeiner Reihe nach." — „Wie Er begehrt, Meiſter. So hör' Er denn weiter," verſetzte Eyke, und fuhr fort:

„Meiſter Picard war nicht der Mann, den ihm widerfahrenen Schimpf zu vergeſſen, oder ſeine Rachſucht mit Geld beſchwichtigen zu laſſen, und hielt von Stund' an zur Partei der Prinzen. Als nun an einem ſchönen Morgen die Regentin den erſten Prinzen von Geblüt, den **Condé** beim Kragen hatte nehmen laſſen, bot ſich eine willkommene Gelegenheit zu Lärm und Aufruhr. Auf der neuen Brücke hielt ein getreuer Lehensmann des Fürſten mit dreißig berittenen Edelleuten, bis an die Zähne bewaffnet und zum Losſchlagen bereit, während die alte Prinzeſſin von **Condé** in einer offenen Kaleſche durch alle Straßen fuhr, und die Junker ihrer Begleitung dem Volke zuſchrieen, der Marſchall von Ancre habe den erſten Prinzen von Geblüt ermorden laſſen, und wer ein guter Franzos ſey, ſolle die Waffen ergreifen. Zu gleicher Zeit durchrannte Picard wie ein Unſinniger ſein Stadtviertel, und rief in einem fort: Barricaden, Barricaden! Auf zu den Barricaden! — Die von Paris haben nämlich die Gewohnheit, wenn ſie ſich zuſammenrotten, die Straßen mit Ketten zu ſperren, mit Fäſſern, Steinen und was ihnen ſonſt unter die Hände geräth, zu verrammeln, und dieſe Verſchanzungen nennen ſie eben Barricaden. Die Kaufleute und Handwerker in der ganzen Stadt ſchloſſen ihre Butiken, weil ſie eines gewaltigen Aufruhrs gewärtig waren; aber die Bürger blieben in ihren Häuſern, und dem Schuſter folgte Niemand, als ein Haufen zerlumpten Geſindels, das wieder auseinanderlief, ſobald ſich die Kunde verbreitete, daß der Prinz nicht ermordet, ſondern nur gefangen ſey, und ſein Leben nicht in der geringſten Gefahr ſchwebe, auf welche Verſicherung hin die Reiter von der neuen Brücke abgezogen waren, und ſammt den andern Fürſten und Herrn die Stadt verlaſſen hatten. Doch die unzeitige Flucht der Prinzen und Edelleute trug weniger die Schuld an dem Mißlingen der begonnenen Emporung, als der kühle Septembermorgen und der umwölkte Himmel, denn das Volk von Paris iſt nur gefährlich, wenn die Sonne heiß und hell ihm auf den Rücken brennt; dann ſprudelt und glüht ſein Blut wie ſiedendes Waſſer, und wäre der Tag nur einigermaßen ſchwül geweſen, ſo hätte Niemand ſich um den feigen Abzug der großen Hanſen gekümmert, die ihren Geſellen ſo jämmerlich im Stich gelaſſen. Picard ſchäumte vor Wuth, da er ſich ſo ſchnöde von den Seinen preisgegeben ſah, doch dachte er keineswegs daran, ſich ruhig in ſeine Werkſtätte zurückzuziehen, ſondern erſann einen neuen Anſchlag, der ihm beſſer glückte, nämlich: das Haus des Marſchalls in der Vorſtadt zu verwüſten. Mit den Dienern und Lakaien des verhafteten Prinzen und den Leuten der Mutter deſſelben zog er am nächſten Morgen vor des Concini Haus, und ſobald dieſer Haufen ſich nur zeigte, liefen die Arbeiter hinzu, die gerade beim Palaſt Lützelburg* beſchäftigt waren, nebſt allerlei müßigem Volk, dem der Anlaß zu plündern und zu ſtehlen ein gedecktes Tiſchlein ſchien. Die Thüren waren ſchnell erbrochen, die Diener des Marſchalls im Nu zerſprengt, und erſt gegen Mittag erſchien die Scharwache, um dem Unfug Einhalt zu thun, kam aber damit ſchon an, denn die Condé'ſchen feuerten aus Musketen und Fauſtrohren, erſchoſſen einen Hatſchier, und trieben die Uebrigen zurück, während immer mehr des Volkes herbeilief, um ſeinen Theil von der Beute zu nehmen. Nur die Dunkelheit der Nacht vermochte endlich die Wüthenden zu bewegen, mit ihrem Raub heimzugehen. Doch kaum graute der nächſte Morgen, ſo waren ſchon wieder andere Schaaren da, denn der Schuſter ließ nicht nach, weil er meinte, auf dieſe Art die Stadt doch noch in hellen Aufruhr zu bringen und den verſtrickten Prinzen zu erlöſen. Zu plündern fand ſich freilich nicht mehr viel, weil die Vorgänger ſchon gewaltig aufgeräumt hatten; das aber vermehrte nur die Wuth der gierigen Lungerer, ſie ſchlugen Fenſter und Thüren ein, deckten das Dach ab, und ſtürzten ſich auf das dicht daneben ſtehende Haus, das dem Geheimſchreiber des Marſchalls gehörte, um dort den Unfug von Neuem zu beginnen. Jetzt meinte der Picard vollends, ſein Waizen ſtehe in voller Blüte, aber die Bürger der Vorſtadt verrammelten ſich in ihren Häuſern, ſtatt gemeinſame Sache mit dem tollen Hauſen zu machen, unter Trommelſchlag rückten die Schlachthauſen der königlichen Leibwache an, thaten aber wohlweislich keinen Schuß, ſondern drohten nur mit geſpanntem Hahn und eingelegter Pike, und ließen den Aufrührern eine Straße zum bequemen Abzug frei. Ein Trompeter mit einem weißen Fähnlein an der Fanfare zog vor den Söldnern einher, und verkündete männiglich, daß keinem auch nur ein Haar gekrümmt werden ſollte, der ſchnell den Platz mit dem Rücken anſähe, daß aber ohne Gnade ſterben müßte, wer noch eine Viertelſtunde zögerte oder in böslicher Abſicht wieder käme. Das ließen ſie ſich geſagt ſeyn, und ſtoben von dannen wie Spreu im Wind. Wie üppig jedoch der welſche Dieb in ſeinem Haus eingerichtet geweſen, das kann der Meiſter ungefähr ermeſſen, wenn ich Ihm ſage, daß der Schaden an Hausgeräth allein über eine halbe Million Livres betrug; ein franzöſiſches Pfund aber iſt etwa achtzehn Stüber kölniſchen Geldes werth.“

---

* Luxembourg.

„Traun,“ ſagte Winſtabel, da Eyke gerade eine Pauſe machte, um Athem zu ſchöpfen: „die Franzmänner hauſen in ihrer eigenen Heimath kaum weniger ſchlimm, als die Schweden im deutſchen Reich, und dennoch hab' ich immer ſagen hören, daß der kein guter Vogel ſei, der ſein eigenes Neſt nicht ſauber hält. Ich will übrigens hoffen, daß Du nicht etwa das Lügen und Prahlen Dir angewöhnt haſt? Ich bin ein treuherziger Mann, und es iſt kein Verdienſt dabei, mir einen Bären aufzubinden.“

Der Geſell ward kirſchbraun im Geſicht, verſetzte jedoch mit anſcheinendem Gleichmuth: „Ich möchte Keinem rathen, mir ſo was zu ſagen; doch der Meiſter hat mich aufgezogen und gehalten, wie ſein eigenes Kind, und ich kann Ihm daher nicht bös werden, mag er immerhin reden, was ich ſonſt nicht gern hören möchte. Im Grunde kann ich Ihm auch ſeinen Unglauben nicht ganz verdenken, denn zu Paris geht es freilich anders zu, als in Köln, Bonn, Düſſeldorf oder irgendwo am Rhein, und die Franzoſen ſind ein tolles bewegliches Völkchen, das jeder Windſtoß in Unruhe bringt. Doch bleibt mir noch zu ſagen, wie es dem Marſchall an Hals und Kragen ging, den ſelbſt der junge König nicht leiden konnte, und gegen welchen doch Niemand etwas Ernſtes zu unternehmen wagte, bevor nicht der in hellen Flammen auflodernde Haß des Volkes den großen Herrn den Muth dazu gab. Das Volk aber hätte ohne Picards Zuthun ſchwerlich ſeine Feindſeligkeit ſo offen an den Tag gelegt. Das begriff der Concini auch recht gut, und fußfällig bat er ſein Weib, mit ihm nach Welſchland zu flüchten, wo ſie ſich ein Herzogthum kaufen und mit fürſtlichen Ehren ruhig bis an ihr Ende leben wollten; in Frankreich hätten ſie doch keine Freude mehr, ſeit ihre Tochter geſtorben, und über ihren Häuptern ſchwebe an einem dünnen Faden das Verderben. Seine Bitten blieben eitel, weil das ehrgeizige Weib es angenehmer fand, das große Land Frankreich als ein kleines Herzogthum zu regieren, und weder weichen noch wanken wollte. Dem Marſchall blieb daher nichts übrig, als ſich vorzuſehen, und nicht anders, denn in zahlreicher Begleitung auszugehen; am Morgen ſeines Falles war das Geleit ſo bedeutend, daß es von ſeinem Haus bis zum Louvre reichte, wohin er gekommen war, um der Königin-Mutter aufzuwarten, doch konnten ſeine Leute nicht in das Schloß gelangen, weil das große Thor geſchloſſen war, unter dem Vorwand, der König ſei unpäßlich und verlange, daß alles ſtill bleibe. Concini ahnte um ſo weniger etwas Uebles, als er meinte, der König ſchliefe noch, denn es war erſt ſechs Uhr, und der Tag kaum angebrochen; er wollte ſich in das Gemach ſeiner Frau verfügen, um das Erwachen der Herrſchaften abzuwarten. Vor dem Schweizerſaal überreichte ihm wer einen Brief, um ihn ein wenig aufzuhalten, während die Thüren nach außen geſchloſſen wurden, und ihn ſammt den dreißig Junkern, denen es gelungen war, mit ihm in's Schloß zu kommen, eine Menge von Herrn umringten, die plötzlich, wie aus dem Boden gewachſen, zur Stelle waren. Eilenden Schrittes kam der Hauptmann der Leibwache herbeigerannt, mit Namen einer von Vitri, der den Italiener ſo wenig leiden konnte, als dieſer ihn; Beide betrachteten ſich mit ſo unverhehltem Haß, daß längſt ſchon Keiner den Andern auch nur gegrüßt, viel minder noch angeredet hatte. Der Vitri war in ſolcher Haſt, daß er des Concini nicht einmal gleich gewahr ward, und blindlings vorbeigerannt wäre, hätte nicht Einer ihn aufgehalten, um ihm zu ſagen: Da ſteht der Herr Marſchall! — Wo? fragte der Hauptmann, immer noch, wie im Traum, weil ihm in der Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, wahrſcheinlich nicht ganz ſo behaglich zu Muthe war, wie etwa dem Herrn Pfarrer am Oſtertag. — Da ſteht er ja! ſagte ein Anderer, und ſobald nun Vitri des Concini anſichtig geworden, legte er ihm die Hand auf die Schulter, hob den Befehlshaberſtab empor, und rief: Im Namen des Königs, gebt Euch! — Einen Schritt zurücktretend, und nach dem Degen greifend fragte der Marſchall, was das bedeuten ſolle? Die Antwort auf dieſe Frage waren drei Schüſſe aus Fauſtrohren, die mit angeſetztem Lauf ihm den Kopf zerſchmetterten, das Herz und die Seite durchbohrten, daß er lautlos zuſammenſtürzte, während ſeine erſchreckten Begleiter ſich nach der Thüre drängten und von allen Dreißigen nur Einer den Degen zog; dieſer Eine war der Herr von Sanct Jörgen, und auch der ſteckte alsbald die Wehr wieder ein, da ihm Vitri ſagte, er und ſeine Freunde hätten nichts zu befahren, der Marſchall ſei auf des Königs ausdrücklichen Befehl hingerichtet worden, und ſie möchten ſich alleſammt nur entfernen, was ſie ſich auch geſagt ſeyn ließen, während im Schloſſe das Geſchrei ſich erhob, der welſche Tyrann ſei todt, das Volk in allen Straßen zuſammenlief, um jubelnd die Kunde zu wiederholen, ſo daß wildfremde Leute einander vor Vergnügen die Hände drückten, und Todfeinde ſich umarmten. Der junge König trat auf den Altan ſeines Palaſtes, und ward mit ſtürmiſchem Jubel von der hin und her wogenden Menge begrüßt; er nahm ſeinen Hut vom Haupt, und winkte leutſelig mit der Hand. Unterdeſſen ward die Marſchallin durch den vorhin erwähnten Gardehauptmann Vitri gefänglich feſtgenommen, und in ſolcher Haſt von dannen geführt, daß ſie nicht einmal Strümpfe an den Füßen hatte. Sie iſt ſpäter als eine Hexe hingerichtet worden. Mein Picard aber rief wieder ſein Geſindel zuſammen, plünderte das Stadthaus des ermordeten Marſchalls, und mit Mühe nur entging Concini's Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, ſeiner Wuth. Ein Herr vom Hofe rettete den armen Buben, indem er ihn als Lakaien verkleidet zur jungen Königin brachte; und weil nun die Königin Anna vernommen, der Kleine könne gar ſo hübſch tanzen, ließ ſie die Geigen rufen, und befahl ihm, einen Tanz aufzuführen, zu derſelben Stunde, in welcher draußen das erboſte Volk den Leichnam Concini's durch den Koth der Gaſſen ſchleifte, ihm alle erſinnliche Schmach anthat, und ihn endlich bei den Füßen an demſelben Galgen aufhängte, welchen er wenige Tage vorher ſelber noch auf der neuen Brücke, dem ehernen Bilde des guten Königs Heinrich gegenüber, hatte errichten laſſen, um die von Paris damit zu ſchrecken, und zwar vor allen Andern den Picard, mit welchem es ihm nun erging, wie weiland dem Herrn Haman mit dem Juden Mardochai. Als ſie endlich lange genug ihren ſcheußlichen Muthwillen mit dem Todten getrieben, riſſen ſie den Galgen ein, machten einen Scheiterhaufen daraus, auf welchem ſie den Leichnam verbrannten, um dann die Aſche in den Fluß zu zetteln. Und nun, denk' ich, wird der Meiſter merken, daß der Schuſter aus der Straße St. André doch nicht ganz ſo zahm war, als Er eben noch gemeint hat."

— „Der Himmel behüte und bewahre uns in Gnaden vor ſolchen Geſellen," ſagte Winſtabel: „und ich preiſe die heiligen drei Könige dafür, daß ich nichts von Deinem luſtigen Schuſter mit dem grauen krauſen Vließ, der langen krummen Naſe und den niederhängenden Brauen zu lernen brauche. Soviel aber iſt gewiß: an ſeiner Stelle hätt' ich allenfalls auch den Italiener maustodt geſchlagen, dafür jedoch ihm hernach ein chriſtliches Begräbniß gegönnt, und die Ruhe im Schoß der Erde gelaſſen. Doch horch, die Feierſtunde ſchlägt. Nach dem Nachteſſen wollen wir draußen auf der Steinbank noch ein Wörtlein koſen. Komm mit zu meiner Alten, daß ſie Dich willkommen heiße." — — —

Die nächſte Stunde ſchon fand ſie auf der kühlen Bank vor der Hausthüre. Einer der lieblichſten und ſchönſten Abende des heitern Frühſommers von 1642 war herniedergeſtiegen um mit friſchem Hauch nach des Tages Laſt und Hitze die fleißigen Arbeiter zu laben, wie ſie plaudernd, ſcherzend oder ſingend auf den Schwellen zuſammen ſtanden und kauerten, oder auch hin und her wandelten, um mit den Nachbarn zu verkehren, die Einen, indem ſie von den kleinen Ereigniſſen des Tages Kunde gaben und empfingen, die Andern, indem ſie des Anlaſſes wahrnahmen, bei irgend einer Mutter holdem Kind ein freundliches Wort anzubringen. Die meiſten aber drängten ſich vor Winſtabels Haus, weil ſie vernommen, der ihnen von ſeiner Knabenzeit her wohlbekannte Eyke ſei aus fernen Landen heimgekehrt, und wiſſe von ſeinen Fahrten allerlei ſo wunderſame Dinge zu berichten, als je nur ein Kölner Stadtkind deren erlebt haben möchte. Da kamen ſie von allen Seiten herbei, Gevattern und Gevatterinnen, Nachbarn und Nachbarinnen, die Alten, um den Geſellen neugierig auszufragen, ihre Töchter, um den Schreiner zu betrachten, der wie ein Kriegsmann ausſah und trotz Kirchenbann und geiſtlicher Abmahnung Mund und Naſe zum Rauchfang machte, und die Söhne, um Engellieschen, die ſchöne und ſtolze Magd, ruhig in der Nähe anzuſchauen, und allenfalls ein wenig mit ihr zu ſprechen, die ſonſt nicht ſo leicht Einem zur Rede ſtand. Doch auch heute war die Hoffnung, ihr Red' und Antwort abzugewinnen, eine eitle; ſie hatte ſich zwiſchen ihren Vater und den Ankömmling geſetzt, und machte ein Geſicht wie etwa eine Grafentochter, während Mutter und Großmutter gleich unerbittlichen Bollwerken noch zu allem Ueberfluß die Flanken hüteten, und unter andern auch den Hoyer fern hielten, der verzweifelnd über dem Entſchluß brütete, eiligſt von dannen zu ziehen, ſo weit ihn ſeine Füße trugen, um in der Ferne die Undankbare zu vergeſſen, die ſeiner herzinnigen Neigung Hohn ſprach, und der indeſſen dennoch nichts anderes zu thun vermochte, als ſie unverwandt anzuſtarren.

Der gute Eyke war vor lauter Antworten und Erzählen bisher noch nicht zum Fragen und Anhören gekommen, ſo gern er auch dieß und jenes von ſeiner lieben Vaterſtadt und den alten Bekannten darin in Erfahrung gebracht hatte; ſo beſchloß er denn, ſich geduldig in das Unvermeidliche zu fügen, ſeinen Faden in des Himmels Namen abzuſpinnen, und hob wiederum an:

„Sie war ein zierliches Geſchöpf Gottes, ein wunderniedliches Ding, die kleine Alma Zuccola. Von ihrem Vater, dem Italiener, hatte ſie die ſchwarzen Haare und das heiße Blut, von ihrer Mutter, der muntern Franzöſin, die blauen Augen und den leichten Sinn überkommen. Sie flog dahin, wie der Sturmwind, und bei aller Gewaltſamkeit tänzelte ſie doch ſo leicht und anmuthig auf den Fußſpitzen einher, wie ein flüchtiges Reh. Sie war noch keine vierzehn Sommer alt, den Jahren nach alſo ein Kind, doch von Antlitz und Geſtalt ein ſchönes Kind, kein Märzveilchen mehr, ſondern eine Roſe, wie eben die Roſen um Sommer-Johannis blühen. Die Junker und Pagen vom Hofſtaat der Regentin ſtellten daher der muntern Zofe auf Tritt und Schritt nach Art der Franzoſen mit dem größten Eifer nach, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie es kam, daß ſie den ſchmucken Herrn allen ein Schnippchen ſchlug, um mit dem Geſellen des Bildſchnitzers zu liebaugeln, der gerade im Lutzelburg das kunſtliche Getafel in die Wande fugte, wenn nicht etwa bloß darum, weil er ihrer anfangs nicht Acht hatte, ſondern ſo eifrig ſeiner Arbeit oblag, als ob es fur ihn nichts Andres mehr in Gottes weiter Welt und in der großen Stadt Paris gabe, als Holz, Eiſen und Leim. Der Geſell war ich; aber es dauerte nicht ſehr lange, ſo dachte ich an nichts andres mehr, als an blaue Augen, ſchwarze Haare, kleine Fuße und was ſonſt drum und dran ſeyn mochte, und legte einzig und allein nur noch deßhalb der Schreinerei in meinen Gedanken einigen Werth bei, weil die Arbeit mir den Anlaß bot, in die Nahe der Zuccola zu kommen, was ſie indeſſen nicht ſobald bemerkt hatte, als ſie ploglich den Stiel umkehrte, und eben ſo vor mir floh, wie ſie bisher mich geſucht. Doch floh ſie nicht zu weit, ſondern ließ ſich noch einholen, und war gerade ſprode genug, um behaupten zu konnen, ſie habe ſich mir nicht an den Hals geworfen. — Ich ſehe, daß Ihr die Kopfe ſchuttelt, liebe Nachbarn und Freunde; Ihr mußt aber fein bedenken, daß es in Paris viel anders zugeht, als in unſerer ehrbaren Stadt, und daß Alt und Jung, Hoch und Nieder dortſelbſt von Liebeshandeln ſo leicht denkt und ſpricht, wie wir von einem frohlichen Kegelſpiel am Sonntagsnachmittag, und ſo mogt Ihr mich denn eben hinnehmen, wie ich dort geworden bin, abſonderlich, wenn ich Euch bei meinem Eid betheuere, daß ich es dazumal ehrlicher meinte, als es vielleicht der Muhe werth war."

In dem Lacheln der Horer lag etwas, das der Erzahler nicht ganz richtig deutete, denn ſie ſahen ſich wie mit klugen bedeutſamen Blicken geheimen Einverſtandniſſes einander an, wahrend Hoyer ſich im Stillen erleichtert fuhlte, weil die Erwahnung der zierlichen Franzoſin ſeiner keimenden Eiferſucht gegen Eyke die Nahrung abſchnitt, beſonders da Engellieschen ſelbſt ſo ruhig und unbefangen dem alten Freund zuhorte, der alſo fortfuhr:

„Mogt Ihr nun davon denken, was Ihr wollt, ich kann und will Euch nicht verſchweigen, daß ich der Kleinen ſo lange die ſchonſten und beſten Worte gab, bis ſie endlich darein willigte, eine ſtille Abendſtunde mit mir insgeheim zu verplaudern, und mir folgenden Anſchlag dazu an die Hand gab: ich ſollte ſtatt heimzugehen, eines Abends mich nach der Feierſtunde unverſehens unter die Kellertreppe ducken, bis die Leute bei'm Nachteſſen ſaßen, und dann nach der Kapelle ſchleichen, die unmittelbar an der alten Königin Cloſett ſtieß; ſie wollte ſchon Gelegenheit finden, die nach dem hinteren Gang hinaus führende Thüre zu öffnen, daß ich eintreten und mich hinter den Altar verbergen könnte, wo ich harren ſollte, bis ſie ihre Gebieterin zur Ruhe gebracht hatte, und mich finden konnte. Ich ließ mir das geſagt ſeyn, wie Ihr Euch leicht einbilden mögt, und that, wie ſie mir es anbefohlen. Es war gerad am Abend vor Martini, und wird in dieſem Winter zwölf Jahre her. Ich hatte Sorge getragen, mir ein Paar dicke Filzſohlen zu verſchaffen, die ich mir unter die Füße band, während ich in meinem Verſteck lag, und klopfenden Herzens den Ton der Eßglocke zu hören erwartete, welche das Hausgeſinde zum großen Saal im Erdgeſchoß, und mich zu der Kapelle rufen ſollte. Das Glöcklein wollte lange nicht ſchellen, und gewiß hat kein hungriger Gauch jemals ſo ſehnſuchtsvoll ihres Tones geharrt, als ich, der ich an nichts weniger, als an Speiſ' und Trank dachte. Endlich vernahm ich das ſchrillende Klinglingling, und hob lauſchend den Kopf; doch wartete ich wohlweislich, bis ich dachte, auch der langſamſte Lakai und die trägſte Zofe müßten nun bei Tiſch ſitzen, bevor ich mit unhörbaren Tritten meinen Weg antrat, um Trepp' auf, Trepp' ab durch die finſtern langen Gänge zum Ziel meiner Hoffnung zu tappen. So gelangte ich in einen Flur, wo vor dem Muttergottesbild in der Blende ein Lämpchen brannte, und weil mir es ſeit einiger Zeit vorgekommen war, als hätt' ich etwas hinter mir leiſe einherſchlurfen hören, ſo beſchloß ich, hier zu harren, um mich zu überzeugen, ob nicht die Herzensangſt mir ein Gaukelſpiel vorgeſpiegelt. Alles blieb jedoch ſtill und ruhig, und ich näherte ſchon mich langſam der Kapellenthüre, als eine Stimme mit unterdrücktem Ton mir zuraunte: Schweige, ſo lieb Dein Kopf Dir iſt! — Entſetzt blickte ich um, und neben mir ſtand, wie plötzlich aus dem Boden gewachſen, ein Mann in der Tracht eines Geiſtlichen, der mich aus ſeinen ſcharfen durchdringenden Augen dräuend anblickte, und vor dem zu erbeben ich armer Knabe allen Grund hatte, denn die nächtliche Erſcheinung war Niemand anders, als der Herr Kardinal. Ich ſank in die Knie, hob flehend die Hände empor, und wollte um Gnade bitten, vermochte aber aus der von bitterlicher Angſt bedrängten Bruſt keinen vernehmbaren Ton hervorzubringen. Der Kirchenfürſt lächelte, Gott verzeih mir die Sünde, wie der Satan ſelber, wenn er nach einer Judenſeele die Krallen ausſtreckt, ſah mich ein Weilchen an, und ſagte dann: Kein lautes Wort, oder ich laſſ' Dich hangen. Keine Lüge, oder ich laſſ' Dich ſäcken. Raſche und klare Antwort, oder ich laſſ' Dich von unten auf rädern, Hallunk. Wie kommſt Du daher? — Gnade, Gnade, flehte ich wimmernd: ich will ſie ja heirathen vor Gott und Menſchen, und habe gewiß nichts Unrechtes im Sinn. Der Herr Kardinal kann uns gleich zur Stelle zuſammengeben, wenn Seine Eminenz glaubt, daß dadurch unſer ſündiges Vorhaben gebüßt werden mag! — Ich meinte nämlich nicht anders, als der erſte Miniſter des Königs von Frankreich bekümmre ſich um meine kleine Liebſchaft mit der Alma, und ſei mir deßhalb in eigener Perſon nachgeſchlichen; ich war eben noch ein Gelbſchnabel, ein dummer Bube von kaum zwanzig Jahren. Der Kardinal lächelte ſtill in ſich hinein, wie er ſo meine Angſt ſah, und hob dann ganz ernſthaft an: Mein Sohn, es iſt eine große Sünde, was Du vorhaſt, und ich kann Dich nicht ſo ganz und gar über die weltlichen Folgen beruhigen, welche Dein frevles Beginnen nach ſich ziehen wird. Da ich indeſſen Dich ſo aufgelegt zu Reu und Leid antreffe, ſo will ich Dir wenigſtens den Troſt der Kirche nicht vorenthalten, und zur Stelle Deine Beichte hören. Vergiß alles Irdiſche, denn ich will hier nur Gottes niedrigſter Knecht, der demüthige Prieſter Armand ſeyn, der ein verirrtes Lamm zur Heerde zurückholt. Du aber ſchütte getroſt Dein ganzes Herz aus, denn was Du auch immer mir offenbaren magſt, es ruht ſicher in meiner verſchwiegenen Bruſt unter dem Siegel des Sakraments, und Armand Du Pleſſis wird dem Kardinal nichts davon ſagen! — Wie ich den gefürchteten Herrn ſo reden hörte, vergaß ich aller Sorge, ſprach getroſt mein Sprüchlein und ſchüttete treuherzig meine Seele vor ihm aus, glaubte auch nichts anderes, als es ſei ihm nur darum zu thun, mein Gewiſſen zu beruhigen, obſchon ich jetzt recht gut weiß, daß er mich nur aushorchen wollte. Wie ich in meiner Beichte an das kam, was mir Alma wegen der Kapelle geſagt, unterbrach er mich ungeſtüm: Alſo die Thür iſt von innen entriegelt? — Gewiß, verſetzte ich: wenn die Kleine Wort gehalten hat! — Gut, fuhr er fort: ich habe genug vernommen. Warum haſt Du mir's auch nicht gleich geſagt? **Absolvo te in nomine patris, filii et spiritus sancti.** Zu einer heilſamen Buße wirſt Du ſieben Roſenkränze beten. Jetzt führe mich zur Kapelle, und bleibe in meiner Nähe, weil ich ſpäter mit Dir noch zu ſprechen habe, doch ſchweige zu Allem ſtill, was Du auch hören und ſehen magſt. Verſuche nicht, mir zu entrinnen; wenn Dir's auch für den Augenblick gelänge, Du würdeſt nicht weit kommen, und mit Verräthern pfleg' ich wenig Federleſens zu machen. Verſtanden? — Mit dieſen Worten reichte er mir ein Goldſtück, und winkte mir, voranzugehen. Wir traten in die Kapelle, deren Thüre nur angelehnt war, und ſich auf den von Zuccola's Hand friſch eingeölten Angeln leiſe drehte. Von der Decke flimmerte mit mattem Schein die Ampel, und hinter dem Vorhang des Einganges zum Cloſett vernahmen wir lautes und heftiges Reden einer durchdringenden weiblichen Stimme. Der Kardinal packte meinen Arm, als beſorgte er, ich möchte von dannen gehen, um ihn zu verrathen, obwohl mir das auch nicht im Entfernteſten in den Sinn kam, weil ich froh genug war, wenn er nur mir nichts that, und auch nicht einmal gewußt hatte, wie und an wen ich ihn verrathen ſollte. Nachdem er ſich meiner auf die genannte Weiſe verſichert, blies er die ewige Lampe aus, als wäre die geweihte Flamme nichts, als ein gewöhnliches Nachtlicht, zog mich leiſe gegen den Vorhang hin, der ich gleich einem willenloſen Lamm ihm folgte, und lauſchte an den Falten von Sammet, die er in der Mitte mit großer Vorſicht ein wenig zurückſchob, ſo daß auch ich durch die ſchmale Ritze das Gemach überblicken konnte, weil ich um eines halben Kopfes Länge über den Herrn Kardinal hinausſah. In einem Lehnſtuhl ſaß eine alte Frau in weißem Nachtgewand; vor ihr ſtand, demüthig den Hut in der Hand, ein vornehmer Herr von etwa dreißig Jahren, und ich hatte die Beiden ſo oft und nahe genug erblickt, um alsbald den König und ſeine Mutter in ihnen zu erkennen. Die Königin hatte gerade zu reden aufgehört, und der König hob an: Vergönnt mir, theure Mutter, Euch einige Umſtände in das Gedächtniß zurückzurufen, die vielleicht dazu dienen könnten, Euch ein wenig zu beſänftigen! — Maria machte eine heftige verneinende Geberde, doch ohne ſich den Anſchein zu geben, als achte er darauf, fuhr ihr Sohn fort: Es iſt wahr und gewiß, Mutter, daß Ihr an mir ein gehorſames Kind beſitzt, und was ich Euch ſagen will, geſchieht nicht, um Euch Trotz zu bieten, oder auch nur zu widerſprechen, ſondern lediglich in Form eines Bedenkens, weßwegen Ihr dennoch Herrin und Meiſterin bleiben ſollt, nach eigenem Ermeſſen und Wohlgefallen die letzte Entſcheidung in die Wagſchaale zu werfen. Darf ich reden, Frau Mutter? — Eure Majeſtät rede, verſetzte Maria von Medicis: Ihr werdet mich zwar nicht überzeugen, doch ſei die Vertheidigungsrede aus Eurem erhabenen Munde die letzte Gnade, die wir dem elenden Verräther erweiſen! — der lauſchende Kardinal preßte in dieſem Augenblick meinen Arm ſo feſt, daß mir ſeine Finger wie eiſerne Klammern vorkamen, von deren Druck ich noch wochenlang die blauen Mäler trug. Demüthigen Tones fuhr König Ludwig fort: Ein beklagenswerthes Loos laſtet auf dieſem treuen und klugen Diener. Es gab eine Zeit, da ich ihn bitter verkannte, während Ihr nicht Worte genug finden konntet, ſeine Ergebenheit zu preiſen. Wißt Ihr noch, Mutter, wie er meinem Zorne trotzend keinen Augenblick zauderte, Euch nach Blois zu folgen, nachdem des Marſchalls von Ancre unglückſeliger Fall ... — Schweigt davon, unterbrach Maria heftig ihren Sohn: um aller Heiligen Willen, reißt nicht die alten Narben auf, und vor Allem, nennt mir nicht einen unglückſeligen Fall, was nur ein ſchnöder Mord heißen darf, ein Mord in der geheiligten Freiſtätte des Königshauſes. Der Mordſtahl, der Concini's Bruſt durchbohrte, hat auch meine Seele ſchwer getroffen; die ſcharfe Schneide, unter der meine treue Galigai verblutete, hat meinem Herzen die unheilbarſte Wunde geſchlagen, und es verräth wenig kindliches Gefühl von Eurer Seite, daß Ihr ſo ſchonungslos von Verbrechen ſprecht, denen Euer Name zum Vorwand dienen mußte! — Der König hatte nicht geringe Mühe, durch Bitten und freundliche Worte den Sturm von Klagen und Thränen zu beſchwören, bevor er in ſeiner Rede alſo fortfahren konnte: Nachdem Eure Majeſtät durch Vorſtellungen und eindringliches Flehen das Vorurtheil beſiegt, das ich gegen ihn hegte, und nachdem Ihr mit großer Mühe ihm Sitz und Stimme in unſerm Geheimen Rathe verſchafft ... — Oh, hätt' ich's doch nie gethan, rief Maria: hätt' ich mir lieber die Zunge abgebiſſen, bevor ich Verblendete ein Wort zu Gunſten des undankbaren Verräthers geſprochen! — Nachdem Ihr, ſprach der König weiter: mich von ſeinen hohen Fähigkeiten ſo wie von ſeiner felſenfeſten Treue überzeugt, war es, als ob Ihr dieſe Ueberzeugung nur deßhalb mir gegeben, um Euch ſelbſt ihrer zu entäußern, und wär' ich meiner Krankheit zu Lyon erlegen, ſo wär' es auch um ſein Leben geſchehen geweſen! — Maria ſprang von ihrem Sitz empor, und rief: Ihr ſagt es, Ludwig. Wahrlich, er wäre nicht lebendig entronnen, obſchon er mit einem Fuße bereits im Bügel ſtand, um die Flucht zu ergreifen, und ſeinen geraubten Schätzen nachzueilen, die er zu Havre an Bord eines engliſchen Fahrzeugs hatte bringen laſſen. Für ihn hätt' es dort im Hafen der Gnade keine Gnade gegeben, als den bittern Tod. Jetzt aber, mein Sohn, habt Ihr keine Wahl mehr, als zwiſchen ihm und mir, zwiſchen einem Schelm von Knecht, der Euch betrügt und beſtiehlt, und zwiſchen Eurer armen Mutter, die Jener mißhandelt. Ich bin Eure Mutter, Ludwig. Wißt Ihr, was das heißt: eine Mutter? Ich hab' Euch unter meinem Herzen getragen, mir verdankt Ihr Euer Daſeyn, mir die ſorgſame Pflege Eurer zarten krankhaften Kindheit, die ohne meine mütterliche Sorge hätte verkümmern müſſen, denn Ihr ſeid der ſchwächliche Sproß eines in ſeinem innerſten Mark bereits angefreſſenen morſchen Stammes, dem Ravaillacs Klinge wahrlich nur um kurze Zeit den Weg zum letzten Ziele der Sterblichkeit verkürzte. Und wie das Daſeyn ſelbſt und des Lebens Erhaltung, verdankt Ihr auch nur mir allein das, was Eurer irdiſchen Pilgerfahrt den Werth und die Weihe verleiht: Euere Krone, die ohne meine treue Sorge für Euch verloren, oder wenn vielleicht im beſten Falle nicht ganz verloren, doch ihrer koſtbarſten Kleinode beraubt war. Zum Lohne für alles das, was ich für Euch gethan und gelitten, verlang' ich nun nichts weiter, als daß Ihr einen verſchmitzten Bedienten, wie Ihr ſie zu hunderten haben könnt, aus Eurem Hauſe weiſt, was zu thun Ihr überdieß mir längſt verheißen habt. Ich laſſe Euch länger kein Zögern zu: Eines von uns muß weichen, ich oder er, ſonſt habt Ihr keine Wahl. Sprecht zur Stelle: wer von uns ſoll den Platz räumen? Wagt es, und ſagt zu mir, daß Ihr mich verbannt, und ich will meine Trauer, mein gebrochenes Herz und die Schmach des undankbarſten aller Söhne in dem finſterſten Erdenwinkel verbergen, und Ihr ſollt nie mehr etwas von mir vernehmen. Wohlan denn, Ludwig, ſprecht das harte Wort der Verbannung raſch aus, denn dieſe Ungewißheit todtet mich mit tauſend langſamen Folterqualen. Redet, iſt es Eure Mutter, die einem Verrather weichen ſoll? — Thränen in den Augen, ergriff Ludwig ſeiner Mutter beide Hande, um ſie zu den Lippen zu fuhren, auf denen das Urtheil des Miniſters zu ſchweben ſchien; bevor aber der Konig Zeit fand, es auszuſprechen, hatte der Kardinal mich zuruckgedrangt, was ich für einen Wink nahm, ihm nicht zu folgen, und war in das Gemach getreten, wo er nun aufrecht und in ſtolzer Haltung den Beiden gegenuber ſtand, die Niemanden weniger, als ihn erwarteten. — Alles iſt verloren, da iſt er! ſprach erbleichend der Konig in dem Ton eines Schulknaben, den ſein Lehrer bei'm Naſchen im Baumgarten ertappt. — Ohne darauf zu achten, ſagte Richelieu: Wenn ich nicht irre, unterhielten Ihre Majeſtaten ſich eben von mir! — Ich glaube, wir ſprachen gerade von ganz andern Dingen! verſetzte die Konigin ſo ruhig und gleichgultig, als hatte ſie wirklich im Augenblick an nichts gedacht, als etwa an das Bologneſerhundchen, das bei des Kardinals Eintritt ſein weiches Lager verlaſſen, um ihn anzuklaffen, ſo daß ich mich wunderte, wie das belfernde Thierchen nicht ſchon fruher die Lauſcher in der Kapelle verrathen hatte. Der ſchlaue Pfaff indeſſen ließ ſich durch Maria's Verſtellung nicht tauſchen und irren, und ſagte mit einer Zuverſicht, die mich erſtarren machte: Ihre Majeſtat hat nur von mir geredet, und braucht nicht zu laugnen, daß Sie bloß deßhalb den Konig hat rufen, und mir den Zutritt wehren laſſen. Geſteht es nur, gnadige Frau! — Dieſe kaltblutige Keckheit des Kardinals brachte nun die Königin ganz und gar aus ihrer erheuchelten Faſſung, wie meiſterhaft ſie immer auch verſtehen mochte, die ihr ſchon angeborne Kunſt der Verſtellung zu uben; ſie ſchrie, weinte und tobte wie eine Raſende, uberſchuttete Seine Eminenz mit Vorwurfen und Schmahungen, und kummerte ſich nicht darum, daß einer ihrer Edelleute in das Gemach getreten war, und Alles mit anhorte, was ſie hervorzeterte. Vergebens ſuchte der Kardinal das wuthende Weib zu beſchwichtigen; ſie ſchien nicht einmal zu vernehmen, was er, knieend und mit einer von Thranen halb erſtickten Stimme ſprach, und doch waren es Worte der Demuth, die er ſtammelte. Wehmüthig und flehend, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und mit einer ſalbungsvollen Beredtſamkeit, die hingereicht haben würde, drei wilde Indianer auf einmal zu frommen Chriſten zu bekehren, betheuerte der Kardinal mit den hochſten Schwuren ſeine unwandelbare Ergebenheit, und daß ihn auf Gottes weiter Welt nichts ſo ſehr zu kränken vermöge, als der Zweifel, mit welchem Ihre Majeſtät, die Wittwe des großen und guten Konigs, ſeine Geſinnung betrachte, und die Hartnäckigkeit, mit der ſie darauf beſtehe, ihn zu verkennen. Wie jedoch die tolle Furie weder auf ihn horte, noch mit Schelten, Toben, Drohen, Weinen und Zetern nachließ, ſo erhob er ſich endlich, um zum Konig zu ſagen: Moge Eure Majeſtat gut finden, daß ich mein Amt, dieß hohe Amt des Vertrauens und der Gnade, zu den Füßen des Thrones niederlege, um in der tiefſten Zuruckgezogenheit das Unglück zu beweinen, meiner erhabenen Wohlthaterin Mißfallen mir zugezogen zu haben! — Statt ihm zu antworten, wandte Ludwig ſich zu der alten Konigin, um ſie zu bitten, ſich zu beruhigen, doch ſie tobte nur um deſto arger, und ſchrie, er ſei ein entarteter Sohn, der ſeinen Bedienten der eigenen treuen Mutter vorziehe. Worauf der Konig unwillig ihr den Rucken wandte, und, gefolgt von Seiner Eminenz, ſich entfernte. Gleich darauf traten die Kammerfrauen, und unter ihnen meine Kleine, in das Gemach, dann kam Meiſter Vautier, der Arzt, reichte der in Zahren zerfließenden Konigin irgend eine Arznei, ließ ſie in ihre Kammer bringen, und befahl, ihm eine Pelzdecke zu holen, weil er die Nacht auf dem Lehnſeſſel zubringen wolle, um bei der Hand zu ſeyn, wenn die Majeſtat vielleicht ernſtlich krank werden ſollte. Unter ſolchen Umſtanden blieb mir nichts ubrig, als den Ruckweg fur den Herweg zu nehmen. Am nachſten Morgen aber hatte ich mich kaum vom Schragen erhoben, als auch ſchon ein Gefreiter des Kardinals mit zwei Schweizern von der Leibwache kam, um mich zu holen, ſo daß mir unter dem Wamms ängſtlich und eng zu Muthe ward, wie einem armen Sunder, und mein Schutzheiliger mag wiſſen, wie nahe ich dazumal der Hochzeit mit des Seilers Tochter geweſen ſeyn mag, denn in dem Stück war Seiner Eminenz von jeher nicht recht zu trauen. Doch kam ich dießmal beſſer weg, als ich gemeint hatte; der Herr ließ mich vor ſein Angeſicht beſcheiden, ſagte mir, ich hatte ihm einen großen Dienſt erwieſen, ſcheine ihm uberhaupt nicht ohne Mutterwitz zu ſeyn, und wenn ich vergeſſen wolle, was ich zu Nacht geſehen und vernommen, ſo könne ich in ſeine Leibguardia treten, und ſolle für treuen Dienſt außer dem gewöhnlichen Sold noch reichlichen Lohn ernten. Es war mir freilich nicht ſonderlich darum zu thun, eine Hellebarde oder Muskete zu ſchleppen; da ich jedoch den Meiſter Haltunsfeſt über alle Maßen fürchtete, und eine Weigerung im beſten Falle mich wenigſtens in den Schatten der gethürmten Zwingburg bei dem St. Antonsthor gebracht hätte, ſo griff ich unbedenklich mit beiden Händen zu, froh, um ſolchen Preis meinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, und mich fürder noch vom hellen Tag beſcheinen zu laſſen. —

So weit war der Geſell in ſeinem oftmals von den Fragen der Großmutter und der andern Weiber unterbrochenen Bericht gekommen, als eine von der Stephansſtraße her die Hoheſtraße durchſchneidende und in die enge Sterngaſſe einbiegende Karroſſe die Aufmerkſamkeit des Erzählers und ſeiner Zuhörer auf ſich zog. Der Kreis ſtob auseinander, um, Raum gebend, ſich an die Wand des Hauſes zu drängen. Die Kutſche rollte alsbald näher, und hielt, zu Eykes Erſtaunen, vor des Schreiners Thüre. Doch ſein Erſtaunen ſollte bald noch wachſen. Auf dem Tritt des Wagenſchlages erblickte er, ſoviel die helle Dämmerung erkennen ließ, in der ihm wohlbekannten Pagentracht des Hauſes der Wittwe von Frankreich einen jungen Mann, der freilich für einen Edelknaben eigentlich zu groß und zu alt war, deſſen Züge jedoch ſeit langen Jahren ihm ſo feſt im Gedächtniß geblieben, daß er zur Stelle zu ſich ſelber ſprach: „der da iſt wahrlich Ambroiſe von Colombey, oder ich will kein getaufter Chriſt ſeyn.“ Indem Eyke dieß ohne Worte ſprach, hatte der bejahrte Page den Schlag geöffnet, aus dem nun drei oder vier Schoßhunde klaffend hervorſchoſſen, denen alsbald ein Geiſtlicher, und dieſem eine alte Frau folgte, bei deren Anblick der Schreinergeſell ſich die Augen rieb, wie Einer, der — eben aus tiefem Schlaf erwachend — noch zu träumen wähnt. Die Dame ihrer Seits ſchien ihn ebenfalls zu kennen, wie ſie, bei'm Ausſteigen zögernd, ihn einen Augenblick lang gleichſam fragend anſtarrte, ſo daß er bald unwillkührlich das Haupt entblößte und ſich tief verneigte, während, auf Colombey's Arm geſtützt, Maria von Medicis an ihm vorüber in's Haus ſchritt, und die Karroſſe von dannen rollte, welche, wie die Livree der Diener und die angemalten Wappen bekundeten, dem Hofſtaat des Kurfürſten angehörte.

„Schwören iſt eine Sünde, und Fluchen ein Frevel, wenn der Herr Kardinal Recht hat,“ ſprach Eyke mehr zu ſich, als zu den Andern: „aber dennoch muß ich ſagen, daß ich gewiß und wahrhaftig zehntauſend Jahrelang im Fegfeuer gebraten, geſotten und geröſtet ſeyn will, wenn nicht eben die Mutter des Franzoſenkönigs hier vor meinen leiblichen Augen aus einer Kutſche ſtieg, und ſich in eigener Perſon in das Haus meines lieben Meiſters Melchior Winſtabel verfügte, ohne daß beſagter Meiſter ſich auch nur im Geringſten darüber zu verwundern ſcheint. Ich ſchlafe nicht, ich träume nicht, und hab' auch keinen Rauſch, ſondern bin ſo nüchtern wie Ihr alle mit Euern ruhigen gleichgültigen Geſichtern . . .“ — Schallendes Gelächter der Umſtehenden unterbrach des Geſellen Selbſtgeſpräch, und dann redeten der Meiſter, die Meiſterin, die Großmutter, Engellieschen, Hoyer, die andern Geſellen ſammt Nachbarn und Gevatterinnen auf einmal mit ſo dienſtfertigem Eifer in ihn hinein, daß er kein Wort von dem wirren Durcheinander verſtehen konnte, und mithin ſo klug blieb, als er vorher ſchon geweſen, nur daß ihm ganz ſchwindlich zu Muth ward, und der Kopf brummte und ſurrte, wie ein Keſſel voll ſiedenden Waſſers. Schon dachte er allen Ernſtes daran, ſich beide Ohren vor dem Lärm zu verrammeln, als er ſich plötzlich auf die Schulter getippt fühlte, und eine laute Stimme in den Tumult hineinſchmetterte: „Schweiken dok, **taisez vous.**“ — Neben ihm ſtand der Edelknabe. — „Ach, der Herr Ambros,“ ſagte Gertrud mit verklärtem Antlitz und einem andächtig tiefen Knix; die Andern ſchwiegen, bis auf Hoyer, der etwas in den Bart murmelte, das eben kein feines Stoßgebet zu nennen war, und der von Colombey ſuchte nun in ſeiner kauderwelſchen Mundart die Willensmeinung ſeiner Gebieterin verſtändlich zu machen, welche ihm anbefohlen, »den langen Schweizertrabanten« vor ihr Antlitz zu beſcheiden und zu führen. — „Ach, welche Ehre wird dem armſeligen Menſchenkind doch zu Theil,“ rief die Großmutter, ſobald ſie verſtanden, was der Königin Bote begehrte: „ſei Er nur recht artig, küſſ' Er Ihrer Majeſtät den Rock, und richt' Er eine höfliche Empfehlung von uns allen aus, Er Erwählter der Gnade, Er blindes Huhn, das ein Körnlein findet. Wahrhaftig, ich hätte ſchier gute Luſt, mit Ihm zu gehen, um Ihm zu ſagen und zu zeigen, wie Er ſich vor der Königin zu benehmen hat . . .“ — Bei dieſer Rede der alten Frau ward dem Geſellen bange, ſie möchte Wort halten, weshalb er dem Franzoſen in ſeiner eigenen Sprache ſagte: „Geht nur voran, Herr, ich bin bereit, Euch zu folgen.“ Worauf Beide in's Haus traten und die finſtre Treppe erkletterten, die zu dem erſten Stockwerk ſteil genug empor führte.

Eyke hatte zu Paris im Louvre und im Luxemburg, ſo wie zu Ruel bei dem Kardinal ſo häufig die hohen prächtigen Säle, Gemächer und Kammern bewundert, daß es ihn ſchier unmöglich bedünken wollte, eine Königin vermöge in dem niedern Wohngemach des Bürgerhauſes auszuharren, ſo abenteuerlich der Raum auch aufgeputzt war, in welchem der Edelknabe ihn warten hieß. An den Kreuzſtöcken, die ſich mit ihren kleinen, ſechseckig in Blei gefaßten Scheiben mehr breit als hoch an der Wand gegen die Straße hinzogen, und an den Thüren hingen ſchwere Vorhänge von verſchoſſenem gelben Damaſt mit unendlich großen bunten Blumen und Schnörkeln, ſo wie an den Wänden alte gewirkte Tapeten, deren ſtattliche Gebilde, urſprünglich für einen ausgedehnten Raum berechnet, hier ſich nur in Bruchſtücken zu zeigen vermochten, ſo daß an einer Seite Diana und ihre Nymphen ſich mit den Häuptern in dem ſchwarzen Getäfel der Decke verloren, während auf der andern irgend ein flötender Damon mit ſeiner Chloe oder Lalage aus den Dielen emporwuchs, und hinter dem gewaltigen Kachelofen Actäon quer übergelegt ſich ausſtreckte, doch nicht ohne die Füße eingebüßt zu haben. Auf dem Boden lag ein Teppich, der offenbar, gleich den Tapeten, einſt die behaglichen Räume eines Herrenhauſes bewohnt hatte, und auf's Schrecklichſte verſtümmelt worden ſeyn mußte, um hier nur Platz zu finden; nicht minder ſchienen die ſchweren Lehnſeſſel und übrigen Zimmergeräthe mit ihrer abgebleichten Vergoldung ſich nach Luft und Licht zu ſehnen, und ihren Beſitzer zu verwünſchen, der ſie aus der ruhigen Einſamkeit eines Jagdſchloſſes gezogen haben mochte, um gegen die vom eigenen Heerde vertriebene Wittwe und Mutter von Königen wohlfeile Großmuth zu üben. — Zu dem unbehaglichen Gefühl, welches die Umgebungen in dem Harrenden erregten, geſellte ſich auch eine gewiſſe bange Erwartung, erzeugt ſowohl durch die ſo natürliche Befangenheit eines ſchlichten Mannes in der Nähe einer irdiſchen Größe, als auch durch die Erinnerung an die Zeit, in welcher er die Königin zum letztenmal erblickt, und ſie nicht eben allzufreundlich mit ihm geredet hatte. Doch die Beſorgniß, ſie möge ihm unfreundlich begegnen, war eine eitle, denn lächelnd trat Maria in das Gemach, und ihre Züge, obſchon gealtert, welk und dabei gedunſen wie das Antlitz eines aus der Flut gezogenen Leichnams, hatten noch viel von jenem herzgewinnenden Ausdruck der Güte und Herablaſſung, dem einſt nicht leicht irgendwer widerſtanden hatte, ſo weltbekannt auch die bodenloſe Falſchheit dieſes verſtellten Lächelns immerdar geweſen. Mit einer Ruhe und Würde, als befände ſie ſich inmitten ihrer Prunkſäle, und als beſtände ihr Hofſtaat aus den erſten Prälaten und Herren des Reiches, ſtatt aus einem Almoſenier, der eher Almoſen zu empfangen, als auszutheilen hatte, und aus zwei armſeligen jüngeren Söhnen edler Häuſer in fadenſcheinigen Mänteln, ließ ſie ſich auf den Seſſel nieder, welchen die Beiden, der ſogenannte Edelknabe und noch ein Junker, für ſie zurechtrückten, winkte dann Eyke mit einer leichten Handbewegung, näher zu treten, und redete ihn an: „Wenn unſer von Gram und Leiden allerdings einigermaßen geſchwächtes und verwirrtes Gedächtniß uns nicht täuſcht, ſo ſeyd Ihr derſelbe Gefreite von der Schweizerwache, der einſt zu Compiegne auf der Flur vor unſern Gemächern die Wache befehligte, welche unſre undankbaren Geſchöpfe, Ludwig und ſein Helfershelfer, dorthin geſtellt hatten, wahrſcheinlich aus Beſorgniß, unſere Perſon könne entführt werden.“ — Demüthigen Tones verſetzte Eyke: „Ich bitte Ihre Majeſtät, einen armen Mann nicht entgelten zu laſſen, was ein Höher und Mächtiger gegen Sie verbrochen. Ich war nichts, denn ein willenloſes Werkzeug . . .“ — „Das weiß ich ja,“ unterbrach ihn Maria: „und grolle auch nicht der Geißel, die mich ſchlug, ſondern nur der Hand, welche ſie ſchwang. Ich habe ſogar längſt ſchon meinem verblendeten und verführten Sohn vergeben, und zürne mit Niemanden mehr, als mit jenem Undankbaren und Elenden, der mir Alles ſchuldig iſt, was er vorſtellt oder beſitzt, und der ſich dennoch nicht entblödet, nachdem er mich aus dem Lande vertrieben, nun mir auch das Stückchen Brod vorzuenthalten, das mir von Gottes und Rechts wegen gehört. Was blickt Ihr mich ſo erſtaunt an, Trabant? Euer Herr läßt mir ſeit zehn Jahren von meinem Eigenthum keinen armen Thaler zukommen, von meinen Feldern keinen Halm Kornes, aus meinen Maiereien auch nicht die Rippe eines Hammels, von dem reichen Ertrag meiner Weingärten nicht ein Tröpfchen des edeln Rebenſaftes, deſſen mein kranker Leib ſo bedürftig iſt, und nach welchem ich ſchmachte, wie der reiche Mann im Evangelium. So verfährt er gegen mich, er, für den ich einſt meine Juwelen verſetzte, um ſeine Schulden zu bezahlen.“ — „Der Herr Kardinal iſt weder mein Meiſter mehr, noch ich ſein Trabant,“ ſagte Eyke: „und Ihre Majeſtät mag in Gottes Namen alles erdenkliche Böſe von ihm ſagen, ohne daß ich verpflichtet wäre, mich's verdrießen zu laſſen. Ich war ihm eilf Jahre hindurch hold und gewärtig, und ſo lange meine Pflicht mich band, diente ich ihm treu und ohne Fehl, doch jetzt bin ich wieder mein eigener Herr. Und noch einmal wiederhol' ich die Bitte: Ihre Majeſtät möge mich nicht entgelten laſſen, was ich in ſeinem Dienſt gegen ſie gefehlt.“ — „Seid unbeſorgt, guter Freund,“ hob Maria auf's Neue an, und verſetzte ſich wieder in die vornehm feierliche Stimmung, aus welcher die leidenſchaftliche Aufwallung der Erinnerung ſie für einige Augenblicke herausgeriſſen hatte: „wir ſind Euch in Gnaden gewogen, ſo ungnädig auch die Miene geweſen ſeyn mag, mit der wir Euch das letztemal betrachteten. Wir wußten damals übrigens auch nicht, daß Ihr um der ſtrengen Pflicht des Soldaten willen nicht dem menſchlichen Gefühl entſagt hattet, und erfuhren erſt nach unſerer Abreiſe, daß wir nur Euerer Vermittlung die Freude verdankten, noch einmal zum Abſchied unſere geliebte Schwiegertochter umarmen zu dürfen. Oder waren wir falſch berichtet? Sprecht.“ — „Ihre Majeſtät iſt ganz recht berichtet. Ich hatte den gemeſſenſten Befehl, Ihre Majeſtät nicht heraus, und Niemanden von Edelleuten, Damen, Dienern und Zofen hineinzulaſſen, der nicht unmittelbar zu ihrem Hofſtaat gehörte. Der König war noch vor Tagesanbruch mit dem Kardinal fortgefahren, nachdem ſie miteinander ſchier die ganze Nacht hindurch ſich berathſchlagt hatten. Ich ſtand innerhalb des eiſernen Gitters, das den Flur vor den Zimmern Ihrer Majeſtät von der Halle trennte, und hatte den Schlüſſel in der Hand. Es war noch dämmerig, und ich kaum erſt auf dem Poſten angelangt, als von außen eine Kammerfrau der Königin Anna am Schloß raſſelte, und das Begehren ſtellte, ich ſollte ihr öffnen, da ſie mit dem Frauenzimmer der Königin Maria reden müßte. Ich entſchuldigte mich mit den erhaltenen Befehlen. Sie bot mir Geld; ich wurde zornig darüber, und hieß ſie eiligſt gehen. Nun legte ſie ſich auf's Bitten, und ſagte, ſie müſſe um wichtiger Urſach halber mit einer Kammerfrau ſprechen. Ich bemerkte, es ſei mir ja nicht verboten, ihr eine zum Gitter zu rufen, und ich ſähe keinen Grund, mehr zu thun, oder ſtrenger zu ſeyn, als ich dem Wortlaut des Befehles nach unumgänglich müßte. Sie war zufrieden, mich ſo dienſtfertig zu finden, und empfahl mir, nicht zu ſäumen. Ich ging alsbald in den Vorſaal, wo ich eine junge Dienerin, Namens Zuccola, antraf, die ich mir zu folgen bat. Am Gitter angelangt, redeten die zwei Kammerfrauen leiſe miteinander; da ich aber die Zuccola ein wenig kannte, und gern in ihrer Nähe war, ſo war ich ihr gefolgt, und vernahm deutlich, was die Andere ihr ſagte: die Königin Anna begehre eiligſt mit der Königin-Mutter zu reden, traue ſich aber nicht zu kommen, wenn ſie nicht durch eine dringende Botſchaft zu ihr berufen würde; doch dränge die Zeit, denn der König habe ihr befohlen, ihm ungeſäumt zu folgen, und ihr ahne irgend ein Unglück. Nun trat ich vollends hinzu, und flüſterte den Beiden zu: die Leute der Königin-Wittwe dürfen ungehindert hin und her gehen, auch ſagt mein Befehl nichts von Ihrer Majeſtät, der Königin Anna! — Mit dieſen Worten ſchloß ich das Gitter auf; die ſchlaue Alma mochte mich wohl verſtanden haben, denn in wenigen Augenblicken kam ſie mit der jungen Königin zurück, und ich ließ ſie ohne Umſtände ein." — Maria lehnte die heiße Stirn in die Hand, und flüſterte halblaut vor ſich hin, als hätte ſie der Gegenwart Eyke's gänzlich vergeſſen: „Der Strahl hatte geſchlagen und gezündet, und noch rollte der Donner. Betäubt, zerſchmettert ſaß ich auf meinem Lager, auf welchem ich die ſchrecklich lange Nacht ſchlummerlos und in der bitterſten Angſt zugebracht. Vor die Augen meiner Seele trat das Bild des ſo ſchmählich dahingemordeten Jugendfreundes; ich ſah ſeinen verſtümmelten Körper von wahnwitzigem Pöbel durch den blutigen Koth von Paris ſchleifen; ich ſah auf dem Greveplatz den Scheiterhaufen der Geſpielin in rothen Flammen züngeln, und daneben baute meine, ach! nur allzu wahr ſprechende Ahnung die Bühne für den letzten Auftritt des Trauerſpieles: Marillac. Mir war zu Muth, als ſeyen Feſſeln für mich geſchmiedet, das Beil für meinen Nacken geſchliffen. Doch war mir Schlimmeres vorbehalten, als Kerker und Tod, nämlich Verbannung und Armuth. Anna kam, um mit mir zu weinen. Sie wußte wohl, die Aermſte, daß auch für ſie das weite grüne Frankreich nur noch ein Kerker und eine Hölle ſeyn würde, alldieweil der Satan in Geſtalt eines treuloſen, ehrſüchtigen, habgierigen, undankbaren und blutdürſtigen Menſchen die Oberhand darin gewonnen. Unter Schluchzen berichtete mir Anna, daß meine ergebenſte Dienerin, die Prinzeſſin Conty, mit Gewalt von dannen geführt, und mein treuer Arzt Vautier als ein Gefangener in die Baſtille gebracht worden. Unſer Scheiden war betrübt, ſchmerzlich, herzzerreißend, und ich glaubte die Stunde nicht zu überleben ...“ — Sich ſelbſt unterbrechend, trocknete die Königin plötzlich mit einem Tüchlein die in Zähren ſchwimmenden Augen, und ſprach in ganz verändertem Tone: „Wir vergeſſen uns, denn nicht das war es, was wir Euch ſagen wollten. Doch wenn Euere Gegenwart und Euere Worte uns wider Wunſch und Willen zu ſchmerzlichen Erinnerungen hinriſſen, ſo hat zugleich auch Euer Anblick uns an eine alte, nievergeſſene Schuld gemahnt. Wir bitten Euch daher, unſern Dank anzunehmen, und dieſe kleine, einer Königin freilich höchſt unwürdige Gabe nicht zu verſchmähen, ſondern ſie als ein ſichtbares Pfand künftigen Dankes zu betrachten und zu bewahren. Wir rechnen darauf, in einer minder bewegten Stunde aus Euerem Mund noch mancherlei von Frankreich und unſern Söhnen zu vernehmen, und daß Ihr auf keinen Fall von Köln ſcheidet, ohne es uns wiſſen zu laſſen.“ — Mit dieſen Worten reichte Maria dem Geſellen ein kleines künſtlich gearbeitetes Silberkreuz an einem dunkeln Bande, indem ſie noch hinzufügte, das Kreuz ſei vom heiligen Vater zu Rom ſelbſt geweiht, und winkte ihm, zu gehen.

Bewegt und gerührt trat Eyke auf die von einer matt flimmernden Ampel ſpärlich erleuchtete Diele hinaus, die hier ſo ungenügend den Vorſaal einer Königin vorſtellen mußte, und lehnte ſich ſinnend an das Treppengeländer. So alſo hatte er die hohe und ſtolze Frau wieder gefunden, die Mutter des Königs von Frankreich, der Königinnen von England und Spanien, und der Herzogin von Savoyen, die Beſitzerin von Schlöſſern und Paläſten in einer elenden Miethwohnung in der dunkelſten Gaſſe der Stadt Köln, in bitterer Armuth ſchmachtend, während ihre Kinder auf den erſten Thronen der Chriſtenheit, Europa's ſchönſte Hälfte zu ihren Füßen, in Glanz und Ueberfluß prunkten! Dieß herbe Geſchick ging ihm nahe, obſchon er ſich nicht verhehlte, daß Maria daſſelbe, wenn nicht durchaus verdient, doch wenigſtens verſchuldet hatte. Das fühlte er klar und deutlich, wenn er auch, ein ſchlichter Handwerker und Söldner, weder hoch genug, noch, als Zeitgenoß, hinlänglich entfernt ſtand, um die Ereigniſſe ganz zu überſehen und ſich zu erklären; doch ſagte ſein Gefühl ihm wahr, und die Nachwelt hat ſeitdem gefunden, daß ſelten Jemand in ſo hohem Grade das eigene Mißgeſchick verſchuldet, wie Maria von Medicis. Ein günſtiges Lächeln des Glückes hatte ſie neben den größten König ſeines Jahrhunderts auf den glänzendſten Thron der damaligen Welt geführt, und dieſer König liebte ſie und war ihr ſo von Herzen zugethan, daß ſie mit leichter Mühe ihn von ſeinen bekannten Schwächen geheilt haben würde, wenn ſie ihn mit Mäßigung und Geduld behandelt hätte, ſtatt ihn durch ſtürmiſche Eiferſucht zu quälen, ſtatt ihm in Anbetracht der ehelichen Treue Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ſtatt ſein Vertrauen durch eigenſinnige Kreuzung ſeiner liebſten Pläne zu täuſchen. Heinrich fiel in der Blüte ſeiner Kraft als Krieger und als Staatsmann, wie er eben im Begriff ſtand, der Welt eine neue Geſtaltung zu geben, und ſtatt nun, das Ruder der Gewalt in den Händen, die weiſen Rathſchläge zu befolgen, welche der ſterbende Held ihr hinterlaſſen, verſchleuderte Maria die reichen Hülfsquellen, das Mark des Landes, an unwürdige Günſtlinge und an Diejenigen, von denen ſie fürchtete, ſie könnten ihr das Scepter aus der Hand winden, das ſie ſelbſt gegen Geſetz und Herkommen an ſich geriſſen hatte, und entfernte den getreuen Sully aus ihrem Rathe. Sie wollte herrſchen, herrſchen um jeden Preis, ſo gering auch ihre Befähigung zu dem erhabenen Amte war. Darum erzog ſie ihren Sohn zu einem Weichling, ſtatt einen Mann und einen König aus ihm zu bilden. Die Strafe dafür blieb nicht aus. Ludwigs Geſpiele, Luynes, fühlte an einem ſchönen Morgen ſich von derſelben Herrſchſucht beſeelt, wie ſie Maria's Bruſt erfüllte, Concini mußte fallen, und der König hatte zwar nicht das Joch, aber doch den Herrn und Meiſter verändert.

Jetzt mußte Maria vom eigenen Sohn und deſſen Günſtling eine harte Behandlung erfahren; aber bald erhoben ſich mächtige Feinde gegen das neue Regiment, und die Unzufriedenen pflanzten im Namen der Wittwe Heinrichs, gegen Heinrichs Sohn das Banner der Empörung auf, nicht ohne ihre ausdrückliche Bewilligung. Damals ſtand es ſchlimm um den König und ſeine Macht, und wer weiß, wie ſich Alles noch gefügt, hätte Marien nicht ein Mann zur Seite geſtanden, der — ſeine eigene künftige Größe ahnend — die perſönliche Sache ſeiner Gebieterin und ihres Ehrgeizes höheren Zwecken opferte, ohne daß ſie deſſen ſich bewußt ward. Und wer will es wagen, Richelieu zu tadeln, weil er dem Sturz des Königs durch klugen Rath zuvorkam, und im Stillen darauf hinarbeitete, jenes Frankreich ſtark und einig zu machen, das einſt zu beherrſchen er gewiß ſchon ſich vorgeſetzt, und das ohne ihn rettungslos ſich in Fürſtenthümer und Grafſchaften zerſtückelt hätte, gleich Deutſchland und Italien? Mit bewundernswerther Feſtigkeit und Ruhe wandelte dieſer ausgezeichnete Staatsmann den rauhen Pfad zu dem erhabenen Ziele, durch klugen Rath Maria leitend, in deren Namen allein Alles geſchah, was er irgend nur vollbrachte. Auch würde er wohl nie auf den Gedanken gekommen ſeyn, ſie zu ſtürzen, wenn nicht ihr eigener böſer Genius und die Eiferſucht eines kleinen Geiſtes gegen einen großen und überlegenen ſie verblendet und hingeriſſen hätte. Maria, die einſt unbedingt ſich der verderblichen Leitung einer Galigai und eines Concini hingegeben, wollte urplötzlich ſich dem heilſamen Einfluß des ſtarken und klugen Kardinals entziehen; aber der Entſchluß kam zu ſpät, und in dem Kampf auf Tod und Leben um die Gewalt erlag das leidenſchaftliche Weib dem beſonnenen Mann, deſſen Rechtfertigung übrigens Maria alsbald durch ihr Thun und Treiben in der Verbannung ſelber übernahm, indem überall, wo ſie nach ihrer Entfernung aus Frankreich eine Zuflucht ſuchte, die Gaſtfreunde nach Verfluß einer gewiſſen Zeit ſich genöthigt ſahen, ſie von dannen zu weiſen, und Niemand ſie wieder aufnehmen wollte, bei dem ſie früher ſchon geweſen. — Solche Betrachtungen jedoch blieben dem ehemaligen Trabanten Richelieu's fremd. Indem er, wie geſagt, die Schuld der Königin ahnte und fühlte, gedachte er im Augenblicke nur ihres tiefen Falles, und empfand keine andere Regung, als die des Mitleids mit ihrem vergangenen Mißgeſchick und ihrer gegenwärtigen betrübten Lage. So ſinnend ſtand er noch da, als zur Seite eine kleine Thüre ſich öffnete, und mit einer Lampe in der Hand eine ſehr hübſche Frau auf die Schwelle trat, deren wohlbeleibte Geſtalt zu bezeugen ſchien, daß ſie die beſten Blütenjahre bereits zurückgelegt habe, und bei der letzten Hälfte der zwanzig angelangt ſeyn möchte. Das ſchwarze Haar fiel ihr in dichten Locken auf die vollen blendenweißen Schultern, und die blauen Augen ſtrahlten in aufmunternder Freundlichkeit dem fragenden Blick Eyke's entgegen, deſſen erſte Regung der Wunſch war, das liebreizende Weib mit freudiger Begrüßung in ſeine Arme zu ſchließen; doch gab er dieſer Wallung nicht nach, ſondern wendete ſich zu ſchneller Flucht, und ſprach, die Treppe hinabpolternd, zu ſich ſelber: „Ein Thor, der an alten Erinnerungen feſthält. Sie iſt doch nicht mehr meine niedliche kleine Alma, ſondern ein durch und durch anderes Weſen. Fort mit ihrem Bilde, fort mit ihr!“ Zugleich reute es ihn bitterlich, daß er ſo voreilig ſeine Liebesgeſchichte aus dem Luxemburg der Neugier der Hausgenoſſen und Nachbarn preisgegeben hatte, was er ſicherlich ſein hätte bleiben laſſen, wenn er gewußt, daß die Zuccola unter dem Dach des Schreiners hauſe. Betroffen ſah ihm Alma nach, alles Blut wich ihr aus den Wangen, um ſich zum Herzen zu drängen, ſo daß ſie wähnte, die beängſtete Bruſt müſſe ihr vor Weh zerſpringen, bis endlich der Zähren wohlthätiger Thau lindernd in die ſchönen Augen der ſo ſchnöde Mißhandelten trat.

Der nächſte Morgen war noch nicht lange angebrochen, als ſchon die Glocken von allen Thürmen mit feierlichem Klang das Feſt des heiligen Täufers Johannes verkündeten und begrüßten. Munter ſchnellte Eyke ziemlich früh von ſeinem Lager in der kleinen Speicherkammer, ſchnürte ſein Ränzel auf, um das Sonntagsgewand herauszulangen, und ſich ſo ſtattlich aufzuputzen, wie einer, der auf der Straße und in der Kirche unter ehrbaren Leuten ſich ſehen laſſen will. Auch verſäumte er nicht, bevor er die Kleider anlegte, vor einem kleinen Spiegelglas, das ihm vor Jahren einſt die Liebſte verehrt, ſein Haar zu ſtrählen, und im Nacken feſtzubinden, den Bart zu ſtutzen und in zierliche Spitzen zu wirbeln, und überhaupt diejenige Sorgfalt auf ſein Aeußeres zu verwenden, welche ihm bei den Welſchen um ſo mehr zur Gewohnheit geworden war, als der

Cardinal mit unerbittlicher Strenge von jeher auf die tadelloſeſte Ordnung und Sauberkeit in ſeinem geſammten Hausweſen gehalten hatte. Und wie er in ſeinem Feſttagsſtaat daſtand, ſah der hochgewachſene Geſell ganz freiſam und ehrenfeſt aus. Auf dem grauen, nach einer Seite zu ſpitzig aufgekrempten Filzhut ſchwankte eine bunte Hahnenfeder; auf die Schultern fiel weiß und breit der Hemdkragen; das Wamms von blauem Tuch mit ſeinen blanken Eichelknöpfen von Zinn, den bis an die Hüften reichenden Schößen und ſeinen in der Mitte des Armes geſchlitzten und etwas ausgebauſchten Aermeln ſpannte ſich feſt über den breiten Rücken und um den ſchlanken Leib; darunter fiel locker in nicht allzutiefen Falten die an der Seite mit beinernen Knöpfen beſetzte Hoſe bis an das Knie, von dem abwärts unter der zierlich geknüpften Bandſchleife der helle Strumpf ſich um die ſtraffe Wade ſchloß und in den von Fett glänzenden Schuh verlor, auf dem ebenfalls eine bauſchige Roſe von buntem Band prangte, wie ſie kein Rathsverwandter oder Gaffelherr[*] ſchöner hätte aufweiſen können, ſo daß es etwa nur noch einiger Treſſen, des Mantels, Degens und der Handſchuhe bedurft hätte, um Eyke ganz und gar einem Junker ähnlich erſcheinen zu laſſen. — Leiſe ging er nun die Stiege hinab, vorſichtig ſpähend, ob nicht Jemand auf der Diele ſich finde, der ihn aufhalten könnte, und gelangte in die untere Wohnſtube, wo auf der langen, an der Wand ſich hinziehenden Bank bereits mehre Bürgersleute in lebhaftem Geſpräch ſaßen, von denen gerade Einer zu Winſtabel ſagte: „Er bleibt uns verantwortlich, Meiſter, und muß für Alles und Jedes einſtehen, was in Seinem Hauſe ſich ereignet. Jetzt füttre ich ſchon ſeit Allerheiligen das welſche Geſindel unter Seinem Dach mit friſchem Fleiſch, mit Geräuchertem und Geſalzenem, mit Würſten und Schwartenmagen, und habe in der lieben langen Zeit dafür auch noch nicht ein Fettmännchen[**] erhalten. Ich weiß nicht, ob Seine Königin runde oder viereckige Münze führt, und ſo oft ich auch ſchickte oder ſelber kam, um zu mahnen, erhielt ich nichts, als leere Vertröſtungen, oder gar einen Platzregen von Schimpfworten, wenn gerade die alte Gertrud mit ihrem böſen Maul um die Wege war, vor der ohnedas ſchon weder Knecht, Magd noch Lehrbube ſich mehr an Seine Schwelle zu kommen getraut. Jetzt will ich' mal Geld ſehen, und müßt' ich's Ihm aus der Haut ſchneiden." — „Ich auch . . . ich auch . . . ich auch!" fielen die Andern beiſtimmend ein. — „Liebe Freunde und Gevattern," entgegnete der Hausherr: „Ihr redet grad' ſo, als hättet Ihr nur mir zu Gefallen ſeit mehr denn einem halben Jahre Fleiſch, Brod, Wein und ſonſtige Lebſucht dahergebracht, und als ob mir Gott weiß welch' ſonderliche Ehre und vortreffliche Auszeichnung damit widerfahren wäre, daß ich die alte Königin von Frankreich beherbergen darf. Dem iſt aber bei Weitem nicht alſo. Ich habe ſo wenig auch nur einen Groot geſehen, als Ihr Alle, und von der Unluſt und Verwirrung, die ſie ſammt ihrem Gefolge in meinem Hauſe und an meinem Heerde anrichtet, davon habt ihr keinen Begriff!" — „Ei, warum hat Er ſie denn eingenommen?" fragte Meiſter Druitz, ein Band- und Floretthändler aus der Gaffel Himmelreich: „es wäre anderwärts wohl des Platzes noch mehr geweſen, denn an leeren Häuſern iſt, dem Himmel ſei's geklagt, kein Mangel bei uns, ſo daß unſere Urgroßväter ſicherlich die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen würden, könnten ſie aus ihren Gräbern ſteigen, und fänden ihre einſt ſo belebte Stadt öd' und todt." — „Platz wäre wohl geweſen," fuhr Winſtabel fort: „aber der gute Wille mangelte. Und da gerade eine große Beſtellung für den Kurfürſten im Werke war, ſo ſchickte Seine hochfürſtliche Gnaden den oberſten Kämmerling von Bonn herunter, und ließ mir ſagen, ich ſollte die Beſtellung nur unter der Bedingung erhalten, daß ich die Königin in's Haus nähme, welche wir bereits nach Köln unterwegs wußten, nachdem ein drohender Volksauflauf und ein Beſchluß des Parlaments ſie aus Lunden vertrieben, und Holland wie Spanien ihr das Gaſtrecht verſagt hatte. Ich wollte nicht anbeißen, und hatte im Sinn, lieber die Kundſchaft des Kurfürſten fahren zu laſſen, ſo ſchlecht auch immerhin die Zeiten ſeyn mögen: aber die Schwiegermutter legte ſich in's Mittel, und jammerte mir ſo lange von der großen Ehre vor, die unſerm geringen Hauſe widerfahren ſollte, bis ich mich dem Befehl des Fürſten fügte." — „Was ſchwatzt Er da von Befehl," fuhr der Fleiſchhauer auf: „der Kurfürſt hat einem Bürger von Köln gar nichts zu befehlen, denn wir ſind ein Volk freier Peterlein, und hangen nur vom Reich ab. Red' Er alſo nicht ſo buntſcheckig, und helf' Er uns lieber zu unſerm Geld." —

---

[*] Zunftmeiſter. [**] Fettmännchen: die kleinſte Scheidemünze zu Köln.

„War ich es, der Euch rief?“ verſetzte Winſtabel: „oder habt Ihr Euch ſelbſt hinzugedrängt, um die Lieferungen zu machen? Mehr denn einer von Euch hat der Großmutter ein Paar neue Schuh oder meinem Weib einen Frießrock verheißen, ſo ſie ihn empföhle und ſeine Waare wacker herausſtriche. Wenn ich aber jetzt für die Einſchnitte Euerer langen Kerbhölzer verantwortlich ſeyn mußte, dann wär' ich zur Stund' ein geſchlagener Mann, und der Frohnbote könnte immerhin kommen, um meiner Hausfrau die Schlüſſel vom Gürtel zu nehmen. Laßt mir alſo meine Ruhe, ſammt und ſonders, und ſo Ihr Euch zu beſchweren habt, wißt Ihr ja den Weg zum Rathhaus.“ — Die Anweſenden murrten ob dieſer Rede, und ſchienen nicht übel Luſt zu hegen, mit derben Worten dem Schreiner über den Mund zu fahren, als raſcher Hufſchlag und das ferne Raſſeln einer nahenden Kutſche ihren Gedanken eine neue Richtung gaben. Gleich darauf wurde die Thüre aufgeriſſen, und Gertrud rief in die Stube: „Paßt auf, Melchior, der Kurfürſt kommt zur Königin, ſchon hält der Stallmeiſter vor Euerer Thür, und die Karroſſe rollt durch die Hoſengaſſe.“ — Der Unterbrechung froh, trat Winſtabel auf die Schwelle, die Andern drängten ſich ihm nach, und ſtellten ſich in einer langen Reihe auf, während der geiſtliche Landesherr, an der Hausthüre angelangt, von einem Kavalier begleitet aus dem Wagen ſtieg, und leutſelig den Gruß der Verſammelten erwiederte, worauf ſie alleſammt, als hätten ſie's vorher verabredet, mit bedeutſamer Geberde die Papierrollen und Kerbhölzer in ihren Händen in die Höhe hielten. Kurfürſt Ferdinand blieb ſtehen. Seine ſtrengen Züge, die in Form und Ausdruck mit denen ſeines großen Bruders, des weiſen Helden Maximilian von Bayern, ungemein viel Aehnlichkeit hatten, verfinſterten ſich, doch nur, um unmittelbar darauf wieder fein und faſt ſpöttiſch zu lächeln. Halb zurück gewendet, ſprach der Fürſt zu ſeinem Begleiter, laut genug, um von den Anweſenden verſtanden zu werden: „Laßt unſerm Säckelmeiſter ſagen lieber Gymnich, er möge heute noch Seiner Hochwürden, dem Almoſenier Ihrer Majeſtät, die Gelder übermachen, die wir dazu angewieſen haben.“ Mit dieſen Worten trat er in's Haus, und die Bürgersleute verneigten ſich noch um eins ſo tief und ſo freundlich, als vorher, im Stillen ſich vornehmend, des nächſten Tages zu ganz früher Stunde den Pater Fabroni um Bezahlung anzugehen, und ſich dießmal nicht wieder, wie gewöhnlich, abweiſen zu laſſen. Eyke ſeiner Seits ſah dem geiſtlichen Fürſten ſinnend nach, und fand ihn ſehr verändert und gealtert ſeit er ihn zuletzt erblickt. Dazumal freilich hatte Ferdinand erſt fünfzehn von den goldenen Stäben im Dom aufgehängt gehabt, durch welche jeglicher Erzbiſchof zu Köln die Zahl der ſeit Antritt ſeines Regimentes verfloſſenen Jahre bezeichnete; ſeitdem hatten ſich dieſen noch andere fünfzehn geſellt, und jeder davon bedeutete immer wieder ein kummervolles Jahr des grauſamen Krieges, der im deutſchen Reiche ausgebrochen, da Eyke noch ein kleiner Bube war, dann durch ſein Wüthen den herangewachſenen Lehrling abgeſchreckt hatte, auf ſeiner Wanderſchaft das rechte Ufer des Rheins zu betreten, und deſſen Ende immer noch nicht abzuſehen war; — immer noch nicht, nach vierundzwanzig Jahren blutigen Jammers.

Zwiſchen der Großmutter und Mutter kam nun die liebliche Engellieſe herbei, um den Kirchgang anzutreten; den Weibern folgte Winſtabel mit Eyke, und dieſen ſchloſſen ſich die Geſellen an, unter denen Heyer nicht fehlte. Die Wahl der Kirche konnte heute nicht zweifelhaft ſeyn; flatterte doch die bunte Kirmeßfahne auf dem Glockenthurm des Hauſes Sanct Johannis des Täufers, deſſen Feſt von jeher zu Köln in beſonders hohen Ehren ſtand. Die Straßen wimmelten von geputzten Männern, Frauen, Jungfrauen und Geſellen. Troßweiſe zogen Studenten einher, ſtolze Federn auf dem Hut, nach ſpaniſcher Sitte das lange Rappier faſt wagrecht nach hinten zu ausgeſtreckt, und den Mantel zur Seite auf dem hinausgeſtemmten Ellenbogen, ſporenklirrenden Trittes, ein verwegen trotziges Völklein, gleich den Lehrlingen der berühmten und berüchtigten Hochſchule von Paris, allen Dirnen frech in die Augen blickend, alle Männer ungeſtüm zur Seite ſtoßend oder mit ungeſchlachter Rede verhöhnend. Und wo ein Troß ſo junkerhaft aufgeputzter und zugeſtutzter Schüler ſich zeigte, da fehlten auch nicht in ihren ſchwarzen Mäntelchen, ihnen nachtretend, Bettelſtudenten und Famuli, zu jedem Dienſt und jeder Handreichung bereit, um etwa vom Feiertagsbraten einen Knochen zu erhaſchen, oder an dem nach einem Feſte nie ausbleibenden blauen Montag die Neigen der geleerten Krüge zu erlungern.

Die Prozeſſion an dieſem Tage war eine der prachtvollſten und feierlichſten des ganzen, an kirchlichen Pomp und Aufzügen zu Köln ſo reichen Jahres. Von Sanct Johann aus bewegte ſich, unter dem

Vortritt der zahlreichen Kleriſei mit ihren ſchweren Kirchenfahnen und den von Weihrauch und Myrrhen duftenden Rauchfäſſern, der ganze, am Tage vorher erſt neu erwählte Rath, an ſeiner Spitze des Landesherrn „Graven und Schöppen,“ gefolgt von den Vorſtehern der zweiundzwanzig Zünfte mit ihren flatternden Bannern, um ſich zum Hochamt nach „**Sancta Maria in Capitolio**“ zu begeben, wo der Erzbiſchof ſelber die Meſſe ſang, und in der Kapelle den beiden das Regiment für ein ganzes Jahr antretenden Bürgermeiſtern das Bildniß ihres berühmten Vorgängers im Amt, des ſtarkmuthigen Hardenrath gezeigt ward, welches dort zum dauernden Gedächtniß ſeines muſterhaften Waltens aufbewahrt wurde. — Winſtabel trat, als einer der zwei Zunftmeiſter ſeiner Gaffel, an dem ihm gebührenden Platz in die Reihe, während Engelliefe den Begleiterinnen der zur Schau getragenen Heiligthümer zugetheilt ward, und Eyke auf des Meiſters Verwendung ebenfalls im Zuge eine Stelle angewieſen erhielt, die ihm den Zutritt zur Kirche im Kapitol ſicherte, woſelbſt übrigens ſeine Andacht weder der geheiligten Stätte noch der Würde des Tags gänzlich entſprach, weil er ſo zu ſtehen kam, daß ihm gegenüber Winſtabels Töchterlein kniete, und über ihr im hohen Chorſtuhl, hinter der Königin Maria, Alma's Antlitz ſichtbar ward, aber nicht friſch und blühend, wie es ihm Abends vorher erſchienen, ſondern bleich und mit gerötheten Augen, als hätte die Aermſte die Nacht hindurch, ſtatt zu ſchlummern, gewacht und geweint. Verſtohlen nach den Beiden hinſchielend, achtete er nicht des mächtigen Tones der Orgel und der feierlichen Muſik, die unvernommen an ſein Ohr ſchlugen, ſah er kaum den von hohen Prieſtern im prachtvollſten Ornat umſtandenen Kirchenfürſten am Altar, nicht die Abtiſſin des Stiftes in ihrem Hermelin, und vergaß über ſeinen eigenen Gedanken die geſammte prachtvolle Feierlichkeit, ſo daß es nur wie im Traum geſchah, wenn er immerdar im vorgeſchriebenen Augenblick ſich bekreuzte, erhob oder das Haupt ſenkte, wie die Andächtigen in ſeiner Nähe. So feſt er aber die beiden Beherrſcherinnen ſeiner Gedanken im Auge behalten möchte, weder was er hoffte, noch was er fürchtete, geſchah; Engelliefe ſchaute nicht vom Eſtrich empor, und Alma würdigte ihn keines Blickes, was ihn verdroß, obſchon er eigentlich vor dem Gedanken erbebte, ſie könne ihn anſchauend mit ſtillem Vorwurf an eine entſchwundene ſchöne Zeit mahnen, und an den Abſchied zu Compiegne, deſſen herzbrechender Zärtlichkeit das Wiederſehen nach ſo langer Zeit wahrlich übel genug entſprochen hatte. Nur aus den Augen der Königin traf ihn zuweilen ein flüchtiger Strahl herablaſſender Neugier, während des Edelknaben ſtarre Blicke ihn gleichſam zu bewachen ſchienen, ſo oft ſie von der in engelgleiche Andacht verſunkenen Engellieſe ſich wandten.

Das wogende Meer der Befürchtungen und Hoffnungen, der Wünſche und Gedanken in Eyke's bewegter Seele gebar, bevor die heilige Handlung noch ganz zu Ende gegangen, einen zu feſter Geſtaltung ſich formenden Entſchluß in dem Vorſatz: die Vaterſtadt nicht mehr zu verlaſſen, ſondern ſich häuslich anzuſiedeln, das Meiſterſtück zu machen, ſich in die Gaffel aufnehmen zu laſſen, was ihm, als einem Bürgerskind, nicht verſagt werden möchte, und Winſtabels ſchöne Tochter als ſein eheliches Geſpons heimzuführen. Es konnte ihm nicht fehlen; war er doch ein behender und geſchickter Arbeiter, der Vieles gelernt, und auch ein anſehnliches Sümmchen ſich erſpart hatte, das er in venediſchen Goldpfennigen, wohlverwahrt in ſeinem Leibgurt mit ſich führte. Dabei war er ſich bewußt, einen ganz ſtattlichen Burſchen vorzuſtellen, der ſchon mancher hübſchen Dirne das Köpfchen verdreht, und mit Gottes Hülfe alſo wohl auch noch die Eine gewinnen könne, die er für immerdar die Seine zu nennen ſich vorgenommen hatte. Mit ſolchem Vorſatz trat er aus der Kirche. — —

Nach uralt-bürgerlichen Herkommen war zu Köln und mithin auch in des Schreiners Haus zehn Uhr die Eßſtunde; nur Domherrn und andere vornehme Leute warteten nach franzöſiſcher Sitte, bis die Eilfuhrglocke ſie zur Tafel rief. Um Mittag wurde in allen Kirchen die Veſper geſungen, und um ein Uhr durften die Schenken den zum Weine kommenden Gäſten ihre Thüren aufthun. Während der Mahlzeit fragte Winſtabel den Geſellen, wohin ſie gehen wollten, um ihren Mittag bei einem Tröpflein edeln Bleichart's zu verplaudern? und ſeines Zieles eingedenk, antwortete Eyke bedächtig: „Hör' Er mich an, mein lieber Meiſter. Es iſt nicht alle Tage Sommer-Johannis, und nicht in jedem Jahre kommt Ihm ein alter Hausfreund von langer Wanderſchaft heim. Wir wollen alſo heute 'mal ein Uebriges thun, und Alle beiſammen bleiben. Ich will eine gute Maaß Wein zahlen, und dazu die Frau Gertrud, die Meiſterin und die Jungfer freundlich eingeladen haben.“ Den Weibern war das ſofort recht, ſie ſahen einander zwar erſt forſchend an, doch gleich darauf nahm die Großmutter das Wort, um ihre Einwilligung auszuſprechen, und zu fragen, ob ſie zum Hirſchklümpchen gehen, oder über den Rhein nach Deutz fahren wollten, um ſich in den luſtigen Garten zum Marienbildchen zu verfügen? — „Ei ja,“ fiel ihr Eyke in die Rede: „da und dort ſind ſchattige Linden und kühler Wein zu finden, doch im Hirſchklümpchen iſt es heut wohl gar zu ſtill, und zu Deutz werfen die Studenten nach den Kegeln; was aber ſagt die Frau Großmutter zu dem rothen Lümpchen in Müllen*? Dort kommen, wie ich vernommen, nur ehrſame Leute hin, und dazu gibt es fröhliche Tanzmuſik.“ — Gertrud wollte Einwendungen erheben; bis Mühlheim ſei es gar weit für ihre alten Beine, meinte ſie, weil ſie ſeit langen Jahren nicht mehr vor die Stadt hinaus gekommen, und wenn die Engellieſe einmal die Fiedeln aufſpielen höre, ſo werde ihr auch das Herz in die Fußſpitzen fahren. Darin jedoch irrte ſich die gute Alte, denn Engellieſe brauchte nicht erſt die Muſik ſelbſt, ſondern nur der Muſik erwähnen zu hören, um alsbald die unwiderſtehlichſte Begierde nach einem Tänzchen zu empfinden, und ein flehender Blick aus ihren Augen reichte hin, die Großmutter ihren Wünſchen geneigt zu machen. Sobald aber die gewonnen war, hatten Vater und Mutter nichts mehr einzuwenden.

„Wohin werdet Ihr heut gehen?“ fragte Winſtabel ſeine Geſellen. — „Wie fragt Er doch?“ verſetzte Hoyer: „ich gedenke Ihm zu folgen, wenn Er mich mitnehmen will.“ „Und warum denn nicht?“ meinte der Meiſter lächelnd. — „Aber,“ fiel der Altgeſell ihm in die Rede: „Der Hoyer hat ja verſprochen, mit uns in den weißen Bären zu gehen, wo wir ein Hühnchen mit den Bäckerknechten zu pflücken haben.“ — „Mir iſt es lieber, wenn der Hoyer bei uns bleibt,“ bemerkte Winſtabel trocken; doch über und über erröthend vor dem ſpöttiſchen Lächeln ſeiner Mitgeſellen, ſagte der junge Menſch, er werde zuvor zum weißen Bären, und ſpäter erſt nach Mühlheim gehen, weil er nicht den Verdacht auf ſich ſitzen laſſen könne, als weiche er den Bäckern aus. Seiner eigenen Jugend eingedenk lachte der Meiſter hell auf, und ſagte: „Du biſt ein wackerer Knabe, Hoyer; komm' aber nicht zu ſpät; und ſchau zu, daß es keine blutigen Köpfe gibt.« — Bei dieſer Entſcheidung blieb es.

---

* Mühlheim.

Nach der Veſper fuhr Winſtabel mit den Seinen und Eyke über den Rhein, um den Weg nach Mühlheim anzutreten, der bereits von Luſtwandlern wimmelte, welche alle demſelben Ziele zuzogen, und da es bei ſo bewandten Umſtänden nicht fehlte, daß Gertrud und Urſula von einigen Baſen angeſprochen wurden, ſo blieb Engelliese gar bald auf die Unterhaltung ihres Vaters und des Begleiters beſchränkt, welch Letzterer, immer ſeinen Zweck beharrlich im Auge, mit vorſichtiger Gewandtheit das Geſpräch dahin lenkte, wohin er es zu richten wünſchte, und dann, ohne den Anlaß eben vom Zaun zu brechen, auch ſagen konnte: „Sie mag mir's glauben, Jungfer, in der Liebe ſind die Welſchen das leichtfertigſte Volk unter der Sonne, und es iſt bei ihnen keine Schande, ſondern gilt für eine witzige Heldenthat, ein armes Mägdlein durch gleißende Verſprechungen und Meineid zu bethören, um ſich hernach deſſen rühmen zu können. Wer die meiſten betrogenen Dirnen aufzuzählen vermag, der gilt unter ihnen für den Klugſten und Verwegenſten, und wenn die Andern es ihm nicht nachzuthun vermögen, ſo ſind ſie wenigſtens flink mit dem Mundwerk bei der Hand, um durch Lügen und Prahlen zu ergänzen, was wirklich zu vollführen ſie der Gelegenheit ermangelten." — „Ich habe Aehnliches ſchon oftmals vernommen," verſetzte Engellieschen ſo unbefangen, als merkte ſie in des Geſellen Worten auch nicht die geringſte Abſichtlichkeit: „und wenn ich auch immerhin dergleichen Anſchwärzungen nicht ſo unbedingt glauben mag, ſo ſcheint dennoch etwas Wahres darin zu liegen; doch mag das mehr in der Luft, als in den Leuten ſelber ſtecken, wie ich an Seinem Beiſpiel ſehe.« — „Was meint die Jungfer damit?" — „Vielleicht iſt es auch nur Verläumdung, doch ſagen die Leute im Haus, Er hätte geſtern Abend Seinen alten Schatz geſehen, und doch nicht dergleichen gethan, als ob Er ſie auch nur von Weitem je gekannt. Oder hätte Er Seine Alma wirklich nicht wieder erkannt, die Er doch in derſelben Stunde ſo lebhaft als ein zierliches Geſchöpf Gottes, als ein wunderniedliches Ding zu beſchreiben verſtanden hatte?« — Eyke war ob dieſer Bemerkung höchlich betreten, und verwünſchte im Stillen ſeine voreilige Zunge, während der Meiſter wohlgemuth dazwiſchen warf: „Gelt, ſie iſt pfiffig geworden, die Kleine; ſie bleibt keine Antwort ſchuldig, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, mein Knabe." — Indeſſen hatte der Geſell ſich wieder geſammelt, und hob aufs Neue an: „Bah, ſie iſt nicht mehr das zierliche Kind, das ſie vor langer Zeit einſt geweſen, und wenn ſie es noch immer wäre, ſo bin ich nicht mehr der Springinsfeld von dazumal, der an der Leimruthe hangen bleibt, ſondern führe ernſthafte Gedanken in meinem Kopfe, und halte große Stücke auf paſſende Verbindungen. Schau Sie, liebe Jungfer, ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß nur Gleich und Gleich mitſammen gut thut. Deutſch und Welſch beieinander, das iſt gerade wie Bier und Wein in einem Krüglein, oder auch, wenn Ihr wollt, wie ein ſtolzer Junker und die Tochter eines Handwerkers in der Ehe. Dergleichen kann ſeiner Lebtag' nur zu ſchlimmen Häuſern führen. Jeder bleibe bei ſeines Gleichen, das iſt mein Wahlſpruch." — Dieſe Worte waren dem Meiſter aus der Seele geſprochen, und darum fügte er bekräftigend hinzu: „Das iſt es, was auch ich immerdar ſage. Das Töchterlein des Werkmanns ſei einem Gaffelgenoſſen hold, etwa einem gutgewachſenen fleißigen Burſchen, hübſcher Leute Kind . . ." — „Einem guten Geſellen," unterbrach ihn Ecke: „der allenfalls auch etwas zum Beſten hat." Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Gürtel, als wollte er ſich überzeugen, ob auch ſein verborgener Schatz noch an Ort und Stelle ſei. Engelliebchen aber ließ ſich nicht anmerken, wie ſchwer ihr das eben Vernommene auf die Seele fiel, ſondern ſchien gar nicht darauf gehorcht zu haben, und ſah ſich nach der Mutter um, die ein Wenig zurückgeblieben war. — —

Hinter der ländlichen Herberge zum rothen Lämmchen dehnte ſich ein weiter Baumgarten bis zu der Ecke hinab, welche am Geſtade des Rheines der in den gewaltigen Strom ſich ergießende Strunderbach abſchneidet. Im Schatten der alten Bäume ſtanden rings im Kreiſe feſteingepflockte Tiſche und Bänke um den zum Tanzplatz ausgeſparten Raum herum, und füllten ſich allgemach mit Gäſten, ehrſamen Bürgersleuten von Köln, denen rührige Kellnerinnen den Labetrunk in hohen Schleifkannen vorſetzten, was ſich die Durſtigen gar wohl gefallen ließen, denn der Tag war heiß genug und der kleine Weg nach Mühlheim ſchon eine weite Reiſe für Leute, die im Jahre kaum einmal die Schwelle eines Stadtthores zu überſchreiten, und dann auch gemeiniglich ſich nicht über Deutz hinaus zu wagen pflegten.

An einem der Tiſche, zu allernächſt dem Tanzplatz, ſaßen zwei Männer in ziemlich unſcheinbaren Gewändern, deren Art und Schnitt jedoch deutlich zu Tage legte, daß ſie nicht dem Bürgerſtande angehörten. Den Hutrand umgaben und hielten Goldſchnüre, wenn auch verſchoſſene; Wamms, Hoſen und Mantel waren ebenfalls mit abgeblaßten Treſſen und Litzen beſetzt, und jeder der Beiden trug an der Seite einen langen Raufdegen zu Hieb und Stoß mit wohlverwahrtem Griff, an den Füßen beſpornte Reitſtiefel, und an den Händen die befranzten Handſchuhe von ſtarkem Wildleder. Der Eine war ein gebeugter Greis mit abgehärmten Zügen von feinem und nachdenklichem Ausdruck, der Andere ein Mann von höchſtens vierzig Jahren, ſchlank und ſchmächtig, mit bereits ergrauenden Haaren und einem rothen, pechſchwarz gefärbten Barte; in ſeinem Antlitz ſprach ſich unverkennbar ein gewiſſer des Befehlens gewohnter Hochmuth aus, zu welchem der Blick ſeiner unruhig flackernden Augen nicht ganz zu paſſen ſchien, ſo wie überhaupt ſein ganzes Weſen das Gepräge der Unſchlüſſigkeit trug. Auch kam es denen, welche mit neugierigem Blick die zwei abgetragenen Kavaliere muſterten, vor, als müßten ſie des Landes fremd ſeyn, und in dieſer Meinung würden ſie ſich vollkommen beſtätigt gefunden haben, wenn ſie hätten vernehmen können, was die Beiden ſo leiſe miteinander, und zwar auf Franzöſiſch ſprachen. — „Es iſt ganz unmöglich, zu Ihr zu dringen,“ ſagte der Aeltere: „wie ich bereits die Ehre hatte, Euch auseinander zu ſetzen, Monſeigneur.“ — „Die eilf Jahre in der Baſtille haben Euch ſtumpf gemacht, Meiſter Vautier,“ verſetzte der Jüngere: „Ihr hättet ſonſt Mittel und Wege finden müſſen. Sie wohnt ja in keinem von Trabanten bewachten Palaſt, ſondern in dem offenen Hauſe irgend eines Kiſtenmachers, wo täglich die Kunden ungehindert, und ſogar unbefragt aus- und eingehen, weil, wie ich für ſicher erfahren habe, nicht einmal ein armſeliger Schweizer die Schwelle hütet.“ — „Es iſt, wie Ihr ſagt, Monſeigneur. Ihre Majeſtät wohnt in der Sterngaſſe bei einem Schreiner, deſſen Name mir nicht gleich beifallen will, obſchon ich mich erinnere, daß derſelbe etwa ſoviel als Echalas beſagen will.“ — „Alſo Rebpfahl, wenn meine geringe Kenntniß der deutſchen Sprache mich nicht trügt.“ — „Sie trügt Euch hier, Monſeigneur, ich weiß beſtimmt, daß der Name ganz anders lautet, doch mag der Satan das Rabengekrächz im

Gedächtniß behalten, auch iſt es lange noch nicht der Name des Hausherrn, worauf es hier ankommt. Der Pater Fabroni hat Ihre Majeſtät glauben gemacht, der König, oder vielmehr: in des Königs Namen der Herr Kardinal hätte mich nur der Haft entlaſſen, damit ich, im Einverſtändniß mit Ihrer Majeſtät Feinden, unter dem Vorwand ärztlicher Hülfe dem allzulangſamen Freund Hein etwas Weniges unter die Arme greife." — „Wie abſcheulich, Meiſter." — „Um ſo abſcheulicher, Monſeigneur, als Seine Majeſtät in einer Wallung kindlicher Liebe, wie derlei den König manchmal anwandeln ſoll, wenn der Kardinal gerade nicht um die Wege iſt, mich hinter dem Rücken Seiner Eminenz aus dem Käfig hat ſchlüpfen und mit unterlegten Pferden in Begleitung eines mir unbekannten Edelmanns nach Aachen hat bringen laſſen, wo mein Geleitsmann mich mit einem wohlgeſpickten Beutel und der ernſtlichen Vermahnung entließ, alle mögliche Sorgfalt auf die koſtbare Geſundheit der Königin Mutter zu verwenden. Und nun ſoll ich gar ein Werkzeug Richelieu's ſeyn, ich!" — „Eine ſolche Verblendung iſt unbegreiflich, Meiſter. Die Königin ſetzte ehedem nur in Eure Kunſt Vertrauen, und wollte nie von einem andern Arzt ſich behandeln laſſen, ſo daß eine ſolche Umgeſtaltung der Denkungsweiſe ſchier nicht möglich ſeyn ſollte." — „Der elende Pfaff fürchtet meinen Einfluß, Monſeigneur, und meint allenfalls, ich könne Ihrer Majeſtät die Luft von Florenz verordnen, woſelbſt der Herr Kardinal allerdings ſo gern ſie wüßte, daß er bereit iſt, ihr dort ihre bisher vorenthaltenen Einkünfte auszahlen zu laſſen." — „Geht nicht, Vautier, die Königin ſoll nicht nach Florenz." — „Ich denke nicht d'ran, ſie hinzubringen." — „Das will ich hoffen, Meiſter, denn, wenn meine neueſten Anſchläge gegen den Kardinal glücken, . . . und ich habe nie ſo gute Ausſicht dazu gehabt, als jetzt meine Hoffnungen auf Cinq-Mars und de Thou ſie mir eröffnen, dann bedürfen wir der Königin. Deßhalb muß ich auch um jeden Preis, und zwar bald mit Ihrer Majeſtät ſelber reden; ſehr bald, eh' meine Abweſenheit von daheim verrathen wird, wo ein Getreuer an meiner Statt im Bett liegt und den Kranken ſpielt. Gelingt es mir, mit der Königin zu reden, wie ich keineswegs zweifle, ſo werde ich leicht den Verdacht gegen Euch heben, und dann wird es Eure Aufgabe ſeyn, ſie zu beſtimmen, in meine Anſicht einzugehen, wozu es übrigens keiner ſonderlichen Ueberredung bedürfen wird, da ja ohnehin ihr lebhafteſter Wunſch der iſt, nach Frankreich zurück . . ." — Der Redende ſtockte, weil der Andere ihn plötzlich am Mantel zupfte, und ihm mit den Augen winkte. Unbemerkt im Eifer des Geſpräches hatten einige Leute neben die Beiden ſich an den Tiſch geſetzt: ein Bürgersmann, ſtattlich anzuſchauen im Feſttagsſtaat, zwei ältere Frauen mit einem bildſchönen Mädchen, und ein hochgewachſener Geſell, deſſen blitzende Augen eben ſo verſtändig als ſcharf die Fremdlinge muſterten. — „Den Mann kenn' ich," raunte der Arzt in ſeines Genoſſen lauſchendes Ohr: „ſolche Züge vergeſſen ſich nicht. Er iſt derſelbe Gefreite von der Schweizerwache, der mich an einem gewiſſen Unglücksmorgen zu Compiegne aus dem Bett holte, und obſchon er älter geworden, ſo hat er ſich doch nicht ſo ſehr verändert, daß ich ihn nicht zur Stelle unter Tauſenden herausfinden konnte." — „Ich kenn' ihn ebenfalls," verſetzte Jener eben ſo: „und es iſt auch kaum ein Jahr her, daß ich ihn in der Umgebung des Kardinals geſehen habe. Ich will hoffen, daß er nicht als Späher in Köln verweilt, denn er ſcheint uns zu kennen."

Eyke kannte die Beiden allerdings, und hatte zum Theil auch verſtanden, was ſie bei ſeiner Ankunft miteinander geredet, doch kümmerte er ſich nicht ſonderlich darum, weil alle ſeine Gedanken ausſchließlich mit der reizenden Begleiterin beſchäftigt waren, die ihm gelaſſen zuhörte, und ſogar auch mit Theilnahme, inſofern er, ſtatt gegen die Welſchen zu predigen, von ſeinen Erlebniſſen „im grünen Frankreich" erzählte. Doch bald ſollte ihre Aufmerkſamkeit, ſammt der ſeinen, ſich auf einen andern Gegenſtand lenken. Engellieſe nämlich wechſelte plötzlich die Farbe, indem ſie inmitten einer begonnenen Antwort ſtockte, und der Richtung ihrer Augen folgend, nahm Eyke an einem nicht ſehr weit von ihnen entfernten Tiſche des Edelknaben Ambroiſe von Colombey wahr, der ſich mit Alma Zuccola auf's Angelegentlichſte unterhielt, und bald darauf mit ihr ſich den tanzenden Paaren geſellte. Auch Eyke war bei dieſem Anblick ein wenig bleich geworden, und es wurde ihm ſchwer, ſo viel Faſſung zu gewinnen, um die Jungfer um einen Tanz anzuſprechen, worauf ſie in der ſichtlichſten Verſtimmung erwiederte, ſie ſei von dem ungewohnten Gang noch ermüdet, und begehre nicht zu hüpfen und zu ſpringen. Verdrießlich ſah der Geſell auf ſeine Fußſpitzen nieder;

ſeine Eitelkeit fühlte ſich doppelt verletzt, weil die Verſchmähte, leicht getröſtet, ſeiner nicht fürder achtete, und die Erkorene ihn ſo offenkundig verſchmähte. Aber auch der Großmutter ſpähendes Auge hatte des tanzenden Paares wahrgenommen, und hielt den Erguß bitterböſer Bemerkungen darüber nicht zurück, ſondern ſtimmte eine lange unendliche Klage über das leichtfertige Franzoſenvolk an, das Meiſter Melchior demnächſt aus ſeinen vier Pfählen weiſen müſſe. Die arme Engellieſe ſaß unterdeſſen wie auf Nadeln, und fand keinen Troſt, als den einiger Schadenfreude in der Wahrnehmung, daß Alma häufig einen durchdringenden Blick auf Eyke warf, verſtohlen, und, wie ſie wohl wähnen möchte, ganz unbemerkt; doch die Eiferſucht eines Weibes ſieht mit den Augen des Sperbers. — „Der Elende," ſprach Engellieſe für ſich; „der Meineidige und Ehrvergeſſene! Doch hab' ich zu gutem Glück ihm noch nichts verheißen, und mag ruhig mit anſehen, wie ihm aus der Schuld ſelbſt ſchon die verdiente Strafe erwächſt." — Dieſe und ähnliche Gedanken mochte der Vater wohl von ihrer Stirne leſen, und darum flüſterte er ihr zu: „Der Hoyer bleibt doch recht lange. Meinſt Du nicht auch?" — „Wenn ihm nur kein Unglück zugeſtoßen iſt," verſetzte das Mädchen theilnehmend, und verſank in ſtilles Nachſinnen, ohne weiter des Geplauders der Großmutter zu achten, die unaufhörlich fortklapperte, wie ein Mühlwerk, über deſſen großes Schaufelrad der Waldbach entfeſſelt hinbraust. Des Vaters ſcheinbar ſo unabſichtlich hingeworfenes Wort hatte in ihr mancherlei Erinnerungen wach gerufen. Sie gedachte des hellen Oktobertages, an welchem Hoyer zuerſt in ſeines jetzigen Meiſters Haus getreten, und des Wohlgefallens, das von Anbeginn her ſeine freundlichen Aufmerkſamkeiten in ihr erregt, obſchon ſie ſich nichts davon hatte merken laſſen. Wenige Wochen nach Hoyer waren die Welſchen gekommen, und von Stund' an war es ausgeweſen mit der ſtillen Zufriedenheit in ihrem Herzen, da der luſtige Edelknabe alsbald einen mächtigen Bundesgenoſſen in der Großmutter gefunden, wie in des Mädchens eigenem, aus der Seele verborgenſten Winkel mächtig emporwachſenden Hochmuth, der ihrer Einbildungskraft einen lockenden Zauberſpiegel vorhielt, in welchem die Tochter des Schreiners ſich als eine von Geſchmeiden glänzende, in Sammet und Seide einherprunkende Edelfrau erblickte. Und wie ſie ſo recht im bitterſten Unmuth die Falſchheit des franzöſiſchen Junkers erwog, und ſie mit der ſtillergebenen Treue Hoyers verglich, ſtand der plötzlich neben ihr. Seinen Gruß erwiederte ſie mit einer Freundlichkeit, wie ſie ſeit langen Monden ihm nicht mehr von ihrem Antlitz entgegengeleuchtet, ſo daß er ſich im Widerſchein davon gleichſam verklärte. Beſorgt fragte ſie ihn, wie das Zuſammentreffen im weißen Bären abgelaufen, zeigte unverholen ihre Freude, da ſie aus ſeinem Munde vernahm, der Span ſei durch Vermittelung der Altgeſellen friedlich vertragen worden, und folgte gleich darauf nach Hoyers Begehr ihm zum Tanze, zur ſtillen Freude Winſtabels, ſo wie ohne Einſpruch von Seiten der Großmutter, die im Augenblicke mit „ihrem lieben Junker Ambros“ trutzte. — In Eyke's Herzen kochte aufbrauſende Wuth, und er fühlte ſich mächtig verſucht, den Hoyer die Wucht ſeiner ſtarken Fäuſte koſten zu laſſen. Doch theils bedachte er, daß er in ſeiner Vaterſtadt nicht wohl daran thun würde, Händel anzufangen, wie ein landfremder Geſell, beſonders da Jener, gleich ihm ſelbſt, ein Kölner Kind war; theils auch zog ihn Vautier von ſolchen Gedanken ab, der, nachdem er bisher ganz leiſe mit ſeinem Begleiter verkehrt, ihn mit der Frage anredete, ob er nicht ein Diener des Herrn Kardinals ſei? Der Wahrheit gemäß verſetzte Eyke, er habe dem Kardinal lange genug gedient, und ſei, allen Herrendienſtes überdrüßig, jetzt in ſeine Heimath zurückgekehrt, um ſein Bürgerrecht anzutreten und den eigenen Heerd zu gründen. „Uebrigens, mein Herr,“ ſchloß er: „hege ich die Erwartung, daß Ihr vernünftig genug ſeid, mir nicht die Schuld davon beizumeſſen, daß Ihr eines Morgens ſo unerwartet und ſo unhöflich geweckt wurdet.“ — „Ihr kennt mich alſo, mein Freund?“ — „Ich denke wohl.“ — „Und den Herrn neben mir ebenfalls?“ — „Darüber, mein Herr, hat Monſeigneur allein zu entſcheiden.“ — Die Fremdlinge lächelten, erfreut über das eben ſo höfliche als feine Benehmen des Geſellen, und der Jüngere von ihnen meinte, es ſei Schade, daß ein ſo gewiegter Burſch das Schurzfell vorbinden wolle, um in einer engen Gaſſe der dunkeln Stadt ſein zu höheren Dingen berufenes Daſein hinzudämmern. So gab ein Wort das andere, und im Verlauf der Unterhaltung erfuhren die zwei Franzoſen zu ihrer freudigſten Ueberraſchung, daß Eyke nicht nur mit der Königin Maria unter einem Dache hauſe, ſondern daß ſie ihn auch einer beſondern Unterredung gewürdigt habe, weſſen zum Wahrzeichen er das von ihr erhaltene Silberkreuz verwies. Mit einer vor Haſt zitternden Hand langte der Jungere nach dem Kreuzlein, druckte es inbrunſtig an ſeine Lippen und an ſeine Bruſt, nahm dann eine Borſe aus der Manteltaſche, holte, und zwar unter dem Tiſchrand, um kein Aufſehen unter den vielen Anweſenden zu erregen, blanke Goldſtücke daraus hervor, und bot ſie ungezahlt als Kaufſchilling fur das unſcheinbare Kleinod. — Abweiſend ſagte Eyke, es ſei ihm nicht feil, und der Herr moge ſein Geld lieber dazu anwenden, die Konigin in ihrer bittern Armuth zu unterſtutzen. Erbleichend knirrſchte der mit den Zahnen, und murmelte rollenden Auges mit halberſtickter Stimme: „Beim heiligen Dionys, die Zeit der Prufung iſt dem Ende nah, und das rachende Schwert bereits über dem Scheitel des undankbaren Verrathers gezuckt. Du aber biſt ein frommer, ein getreuer Knecht. Da, nimm das Kreuz zuruck, und es ſei Dir ein Pfand hoher Ehren und großen Reichthums. Du biſt zu edel geboren, um nicht auch vor der ganzen Welt ein Edelmann zu heißen, und daß es geſchehe, laß meine Sorge ſeyn . . .“ — Vautier unterbrach den leidenſchaftlichen Ausbruch mit der Bitte um einige Maßigung, eröffnete dann Eyke, es ſei eine neue Verſchworung gegen Richelieu im Werke, fur welche die beſten Ausſichten auf Erfolg vorlägen, weil der Kardinal ſo hinfallig geworden, daß er nicht mehr auf den eigenen Fußen ſich aufrecht halten konne, und an der Spitze der Verſchworenen des Konigs Liebling, Cinq-Mars, ſtehe. Nach dem Sturze des Miniſters ſolle Maria von Medicis wieder nach Frankreich zuruckberufen werden, um aufs Neue den ſchwachen Konig unter ihre Fittige zu nehmen. Da nun Vautier ſah, daß die Melodie dieſes Liedleins nicht an taube Ohren ſchlug, ging er weiter, und forderte den Geſellen auf: ihnen behulflich zu ſeyn, in aller Stille eine wackere Schaar von handfeſten verwegenen Burſchen anzuwerben, um bei dem Ausbruch der Umwalzung verlaßliche Leute bei der Hand zu haben, deren man in ſolchen unruhigen Zeiten nie zuviel und kaum genug zuſammenbringen konne; als erſtes Handgeld ſolle Eyke eine Kompagnie erhalten, ſpater wolle man den Konig durch ſeiner Mutter Einfluß dahin bringen, ihm einen adligen Wappenſchild mit offenem Turnierhelm zu verleihen, und ſomit ihm die Bahn zu den hochſten Ehren aufzuthun. — Es war wahrlich kein Wunder, wenn der gute Knabe bei dieſen ſchwindelerregenden

Reden ſeines Liebeskummers gänzlich vergaß, obſchon die in ihm rege gewordene Liebeswuth gerade das war, was ihn um ſo willfähriger ſtimmte, in Vautier's Vorſchlage einzugehen; auch willigte er ohne Schwierigkeit ein, als Bote und Unterhändler der beiden Fremden vor die Königin zu treten, empfahl ihnen in Köln die Herberge zu den heiligen drei Königen in der Mühlengaſſe zum Einlager, und verſprach, am nächſten Morgen zu guter Zeit dort vor ihnen zu erſcheinen, um Briefe und Urkunden für Maria in Empfang zu nehmen. Worauf ſie noch eine Kanne miteinander leerten, und die Franzoſen ſich entfernten, um zu Pferd zu ſteigen. Zu Köln wollten ſie ſich für Reiſende ausgeben, die aus Deutſchland heimkehrten. Den mitgenommenen Diener aber ſandte der Jüngere vorher noch gleich bei Mühlheim wieder über den Rhein zurück, damit er ſich nach Bergheim verfüge, um dort den harrenden Begleitern anzuſagen, wo ſie im Nothfall ihren Gebieter zu ſuchen hätten.

Während dieſer Verhandlungen war die Sonne ſchon ziemlich tief gegen Weſten abwärts geſunken. Ambroiſe und Alma hatten bereits den Rückweg angetreten, weil die Pflichten ihres Dienſtes ſie abriefen, und ſchienen, beſchäftigt mit ſich ſelbſt, wie ſie eben waren, die Fremdlinge an Eyke's Seite nicht erkannt, ja nicht einmal bemerkt zu haben, denn ſonſt würden ſie kaum ſo unbefangen das Gewühl der Gäſte im Baumgarten hinter ſich gelaſſen haben. Die Zuccola verdroß es, daß der Geſell auch nicht einmal ihrem forſchenden Blicke hatte begegnen wollen, und that um ſo freundlicher mit dem alten Edelknaben, der, ſeiner beweglichen Gemüthsart gemäß, ſo ſchnell in die ihm geſtellte Schlinge gefallen war, als nur je eine Nachtigall in die Lockfalle zu hüpfen pflegte. Seit den Tagen, in denen ihm zuerſt der Flaum durch das Kinn geſtochen, hatte ihm die runde Zofe über alle Maßen gefallen, und der erſte aufmunternde Blick aus den Augen der bisher ſo Spröden nun genügt, ihn vor der Hand vergeſſen zu laſſen, daß die Saat ſeiner Hoffnungen auf Engellieschen nahe daran war, in grünen Halmen zu erſprießen. Ambroiſe nämlich war immer noch zu jung, um nicht die reife Frucht der knoſpenden Blüte vorzuziehen, und viel zu ſehr in der Ueberzeugung ſeines eigenen Werthes befangen, um das Spiel der Gefallſucht mit ſeinem Herzen nur zu ahnen, geſchweige denn zu durchſchauen.

Meiſter Winſtabel mahnte zum Aufbruch, hing ſich traulich an Eyke's Arm, und ſagte unterwegs mit einer von ſo manchem tapfern Schluck gelösten Zunge: „Brauchſt Dich weiter nach den Beiden nicht umzuſchauen, mein Knabe, ſie kommen ſchon nach, und geben nicht verloren. Das iſt mir ein Hänſeltag, den ich doppelt roth im Kalender anſtreichen will, und meine heutige Zufriedenheit verdank' ich zum Theil Dir. Du haſt der Dirne wacker in's Gewiſſen geredet, und dann kam, als wär' er beſtellt, der Windbeutel Ambros mit der dicken Trutſchel des Weges daher, ſo daß auch zu gutem Glück die erzürnte Großmutter ihm nicht länger die Stange halten konnte, ſogar wenn ſie wollte. Aber ich wette darauf: ſie will nicht. Nun muß ich nur das Eiſen ſchmieden, da es warm iſt. Wenn dann auch morgen die Weiber ſich wieder anders beſinnen, ſo ſoll das entſcheidende Wort bereits geſprochen ſeyn, und ihrem tollen Hochmuth Zaum und Gebiß anlegen. Der Melchior iſt nicht erſt von geſtern her, Manneken! Hoyer iſt ganz der Freier, welchen Du der Engellieſ' angeprieſen haſt; ein Gaffelgenoß, dazu ein Knabe wie Milch und Blut, und hübſcher Leute Kind. Sein Vater hat mir ſchon zu Weihnachten geſagt, er wünſche, daß die Zwei ein Paar gäben; zu Lichtmeß haben wir, er und ich, uns den Handſchlag darauf gegeben, ohne der Weiber Vorwiſſen, und zu Mariä Verkündigung ebenſo heblings im weißen Bären beim Veſpertrunk Brautſchatz und Morgengabe ausgemacht. Zu Michaelis ſollen ſie heirathen. Die Engellieſ' bekommt einen hübſchen Pfennig mit, das Gerad' ungerechnet, und der Alte ſchenkt dem Buben das Haus im Petergäßchen, an welchem der heilige Erzengel Michael in der Mauerblende ſteht, in dem Haus eine völlig eingerichtete Werkſtätte, und dazu einen ganzen Speicher voller Dielen und Klötze ſammt nußbaumenen Floſſen, die er ſeit zehn Jahren auf dem Lager hat, — Hölzer, ſag' ich Dir, nach denen einem ehrlichen Tiſchler der Mund wäſſern muß, wenn er ſie nur anſchaut." — — Winſtabel plauderte in einem Zuge fort, als ſäß' ihm die Zunge der Frau Gertrud im Munde, ununterbrochen von Mühlheim bis Deutz, wo ſie die Fähre beſtiegen, ohne daß Eyke ſonderlich darauf geachtet hätte. Was kümmerten ihn auch fortan die kleinbürgerlichen Freuden und Sorgen einer Schreinerwerkſtatt? Sah er ſich doch ſchon in einem betreßten Rock, einen weißen Federſtutz auf dem Hut, an der Seite in dem mit Goldlilien beſä'ten Bandelier, den langen Degen, und überlegte bereits, was Montjoye-Saint-Denis ihm allenfalls auf den Schild ſetzen könnte. Schwärmeriſch brummte er auf Franzöſiſch in den Bart: „D'or à la face de gueules, chargée, accompagnée, je ne sais pas de quoi?" fand es jedenfalls für ſich weit zuträglicher, ſelber ein Wappen zu führen, als ſein Brod damit zu verdienen, anderer Leute Wappenſchilde in geſchnitzter Arbeit an Schränken, Truhen, Thüren oder Stühlen anzubringen, und der Hochmuthsteufel ſchien des Meiſters Töchterlein nur verlaſſen zu haben, um in den Geſellen zu fahren. Zu Hauſe angelangt, ſpürte er keine Luſt, einen Zeugen des zweifelsohne bevorſtehenden Verſpruches abzugeben, und unter dem Vorwand, einige Jugendgeſpielen aufzuſuchen, ging er, um in der Einſamkeit ruhig ſeinen Gedanken und Träumen nachhängen zu können. — — —

An demſelben Nachmittage hatte ſich bei der verbannten Königin eine Art von Hof verſammelt, bei welchem die Anweſenden ſich mit derſelben Ehrfurcht dem verſchoſſenen Sammet des Lehnſeſſels nahten, als ſähen ſie einen Thron vor ſich, und auf dem Thron in der Fülle ihrer ehemaligen Machtvollkommenheit die Regentin von Frankreich. Wenn irgend Etwas die unglückſelige Königin in Armuth und Verbannung zu tröſten vermochte, ſo war es gewiß die Ueberzeugung von der aufrichtigen und uneigennützigen Geſinnung, welcher dieſe Huldigungen entſprangen, denen um ſo weniger eine ſelbſtſüchtige Abſicht unterzulegen war, als Maria von Medicis zum Theil ihr kleines Hausweſen nothdürftig von den milden Gaben derer erhielt, welche ſich zu den Rollen von Hofleuten bei ihr herbeiließen. — Der Kurfürſt ſelbſt war ſehr frühzeitig nach Bonn in ſeine Reſidenz zurückgekehrt, dagegen beim Spiele der Königin Fabio Chigi geblieben, der apoſtoliſche Nuntius, der ſpäterhin als Alexander VII die dreifache Krone getragen hat. Mit ihm waren zugegen: der Nuntius Roſelli, mehre Domherrn des Erzſtiftes, der Almoſenier Fabroni, der Leibarzt Riolan und der Kavalier, welcher in ſeiner Perſon alle Würden des Hofſtaates vereinte, bis auf die des Pagen; dem Pagen aber hatte das Vorwort der Kammerfrau für einige Stunden Urlaub verſchafft. — Maria war in noch höherem Grade niedergeſchlagen, als gewöhnlich, und ſpielte ſo zerſtreut, daß die zwei hohen Prälaten nur mit großer Mühe, und vielleicht ſogar nicht ohne einigen frommen Betrug dahingelangten, ſie wenigſtens nichts verlieren zu laſſen, wenn es ihnen auch nicht möglich war, ihr auf dieſe unſchuldige und artige Weiſe diesmal die ihr beſtimmten fünfzig oder ſechzig Piſtolen zuzuwenden, die ſie als Beiſteuer oder Darlehen zu bieten nicht füglich wagen konnten. Auch dauerte das Spiel kaum halb ſo lange, als dieß an andern Geſellſchaftstagen der Fall zu ſeyn pflegte, und in ihren Seſſel zurückgelehnt ſagte die Königin, ſie fühle Schwindel und große Hitze; was vernehmend Riolan um die Vergünſtigung bat, ihren Puls unterſuchen zu dürfen. Das habe Zeit bis Abends, verſetzte ſie, und begann, mit den beiden Prälaten und ihrem Almoſenier ſich in italieniſcher Sprache zu unterhalten, die ihr, wie ihnen, geläufiger war, als die in ſpäteren Jahren erſt erlernte Franzöſiſche. — „Es iſt in der That merkwürdig,“ ſagte ſie im Verlauf des ſich faſt ausſchließlich um ganz ernſte Dinge drehenden Geſpräches unter andern zu Chigi: „bemerkenswerth und auffallend, wie ſchon der Anblick dieſer heiligen Stadt Köln auf mein Gemüth gewirkt hat. In den erſten Tagen bereits meines Aufenthaltes fühlte ich eine Verminderung des ungeſtümen Drängens und Treibens in meiner Seele, die mir zu Brüſſel wie zu London keinen Augenblick Ruhe gönnten, zu Gent mich auf das Siechbett niederwarfen, und erſt hier, wie geſagt, nachließen, um dann dem troſtreichen Zuſpruch Euerer Eminenz gänzlich zu weichen, ſo daß ich verſichern kann, ſeit dem letzten Anfall meines Uebels keinen meiner alten Wünſche oder Pläne in Gedanken mehr ausgeſponnen zu haben, was doch früherhin faſt meine ausſchließliche Beſchäftigung war, bei Tag wie bei Nacht, wenn ich nicht eben betete, und leider auch nur allzuoft inmitten des Gebetes, wie ich bereits reumüthig Euch bekannte. Seit geſtern Abend jedoch ſind meine Gedanken nicht mehr ſo durchaus dem Himmel allein zugewendet, wie bisher, und heute iſt mir vollends zu Muth, als würde ich recht bald nach Frankreich zurückkehren ...“ — „Eure Majeſtät ...“ hob Chigi, ſie unterbrechend, an, doch ſie ließ ihn nicht weiter reden, ſondern fuhr mit Lebhaftigkeit fort: „Nicht doch, Eminenz, ich verſtehe, was Ihr ſagen wollt, und kann Euch hoch und theuer verſichern, daß Ihr dießmal in Irrthum befangen ſeyd. In meinen Gedanken an die Heimreiſe lodert dießmal nicht die alte Leidenſchaft, ſondern vielmehr herrſcht darin eine feierliche, ernſte und ungemein friedliche Ruhe, beſchwichtigend und verſöhnend, ein ſo wohlthuendes und dabei doch ſo erhabenes Gefühl, wie ich dergleichen ſeit unendlich langen Jahren nicht mehr empfunden, wenn es überhaupt je zuvor in meinem Herzen auftauchte. Mit einer aller Bitterkeit entkleideten Liebe gedenke ich meiner Kinder, vor allen meiner Söhne, des armen verblendeten Ludwig, und meines guten Gaſton, der immerdar mit innigerer Liebe an mir hing, als ſein Bruder, der König, obſchon auch der ſich nie ſoweit gegen mich vergeſſen haben würde, wenn ich ihm Aug' im Auge hätte ſtets gegenüberſtehen können.“ Maria ſchwieg urplötzlich, doch möchte ſie, ihren Gedanken nachhangend, wohl meinen, immer noch weiter zu ſprechen; ihre Augen waren halb geſchloſſen, auf den gedunſenen Wangen wechſelten Röthe und Erbleichen, und einen Blick des Verſtändniſſes auf den Arzt heftend, erhob ſich Chigi nach einer Weile von ſeinem Sitze, welchem Beiſpiele die übrigen Anweſenden folgten, worauf ſie alleſammt, Einer nach dem Andern, ſich ſtumm vor der Königin verbeugten und entfernten, ohne daß ſie den Aufbruch der Geſellſchaft zu bemerken ſchien. Riolan aber ergriff ihre ſchlaff herabhangende Hand, fühlte mit andächtiger Aufmerkſamkeit den Puls, und ſeine Züge nahmen dabei den Ausdruck des feierlichſten Ernſtes an. — — —

Mit nicht minder bedenklichem Antlitz ſchritt Eyke am nächſten Morgen zu nicht ſehr ſpäter Zeit der Herberge zu, welche die beiden Franzoſen auf ſeine Empfehlung zu ihrem Nachtlager erkoren hatten. Das zu den drei Königen geſchildete Haus war nicht ſehr geräumig, aber wohnlich, mit reinlichen Schlafkammern für die Gäſte und guten Stallungen für ihre Pferde verſehen. Vautier und ſein Begleiter ſaßen bei Eykes Eintritt bereits in Stiefeln und Sporen in der Zechſtube, beſchäftigt, ein Paar Briefe mit Schnuren und Siegelwachs zu binden und zu ſchließen, die ſie gerade geſchrieben haben mochten, wie das offenbar kaum noch gebrauchte Schreibgeräth auf dem Tiſche kundthat, welches neben der eben aufgeſtellten Zinnſchüſſel mit der dampfenden Mehlſuppe unordentlich umherlag. Außer den Beiden war Niemand zugegen, bis auf ein Paar Kärrner, die an einem andern Tiſch mit ihren beinernen Löffeln herzhaft das Frühſtück angriffen — „Ihr kommt gerade recht, mein Freund,“ ſagte Vautier. „die Briefſchaften ſind in

Bereitſchaft, aber auch eben erſt fertig geworden, weil es nicht geringe Mühe koſtete, und eine gute Frühſtunde verloren ging, bevor wir ein Paar Federn, ein wenig Papier und ein Tröpfchen Tinte erhielten, mit denen mir nach langem Nachſuchen endlich ein kaiſerlicher Tabellio aushalf, den ich auf Lateiniſch darum anſprach. Doch was macht Ihr für ein trübſeliges Geſicht, als hätt' Euch der Hagel das Korn zerſchlagen? Wäre Euch etwas Uebles zugeſtoßen?“ — „O Herr,“ verſetzte der Geſell: „Ihre Majeſtät iſt in dieſer Nacht krank geworden, und liegt im heftigen Fieber, ſo daß keine Ausſicht vorhanden iſt, in den nächſten Tagen mit ihr reden zu können.“ — Erſchrocken ſprang der Jüngere auf, und rief, er müſſe die Königin ſehen. — „Ich auch,“ ſprach Vautier gleichzeitig: „bei Gott, ich auch. Dieſer Riolan verſteht Ihre Majeſtät nicht zu behandeln, und iſt überhaupt der erbärmlichſte Quackſalber. Ich begreife nicht, wie Ihre Majeſtät ihr koſtbares Leben in ſolche Hände zu legen wagt, namentlich hier zu Köln, wo die mediciniſche Fakultät die beſte in ganz Europa ſeyn ſoll, die unſerer guten Stadt und Hochſchule von Paris allemal ausgenommen, wie ſich's von ſelber verſteht.“ — „Verliert nicht ſoviel unnütze Worte, Meiſter Arzt,“ unterbrach ihn ſein Begleiter, legte dann die Hand auf Eykes Schulter, und rief ihm gebieteriſch zu: „Ich verlaſſe mich auf Euern Eifer, Herr Hauptmann; Ihr werdet mich unfehlbar heute noch, und zwar ſpäteſtens bis Mittags zu Ihrer Majeſtät bringen, und ſollten wir den Zutritt mit dem Degen in der Fauſt erzwingen. Wie viel Leute ſind bei der Königin?“ — „Fragt lieber: wie wenig? Monſeigneur,“ entgegnete der Befragte: „ein Junker, ein in's Stroh geſchoſſener Edelknabe, ein Abbé, ein Leibarzt, zwei Lakaien, ein Koch, ein Küchenjunge, und dazu, wenn Ihr ſie rechnen wollt, eine Kammerfrau ſammt zwei Gürtelmägden, und einem halben Dutzend von Schoßhunden. Das iſt der ganze Hofſtaat.“ — „Gut, vortrefflich, unvergleichlich. Sie ſollen uns nicht hemmen, und wären ihrer ein ganzes Schock. Ich will zur Stelle mit Euch gehen.“ — Der lebhafte Franzoſe griff nach Mantel und Degen, und Vautier that desgleichen, weil er im Voraus wußte, daß jeder Einwurf doch nutzlos bleiben würde. Wie ſie aber auf die Schwelle der Hausthüre traten, kam gerade auf einem von Schweiß triefenden, am Gebiß Schaum ſprühenden Gaul der

Diener haſtig angeritten, der Tags vorher von Mühlheim entſendet worden war, und ſagte, indem er aus den Bügeln ſprang, ohne nur zu grüßen: „Monſeigneur, die Herrn von Cinq-Mars und Thou ſind gefangen, der Herr Kardinal weiß Alles.“ — „Schnell mein Pferd aus dem Stall, Schlingel, ich halte Dein's indeſſen,“ rief der Herr, und wendete ſich zu dem erbleichenden Arzt: »Ich habe keinen Augenblick zu verlieren, es geht um meinen Kopf. Doch Ihr werdet ſuchen, zur Königin zu dringen, um ſie den Händen deſſen zu entreißen, den Ihr einen Quackſalber nennt. Ich ſetze das höchſte Vertrauen in Euere Kunſt und in Euere Ergebenheit.“ — „Und wohin ſoll ich Euch meine Berichte ſenden, Monſeigneur?“ — „Wohin ſonſt, als nach Paris,“ gab der Andere ganz gelaſſen zur Antwort: »doch gebt mich in Eueren Briefen nicht etwa bloß, wenn ich bitten darf.« — „Nach Paris, Monſeigneur? Habt Ihr nicht verſtanden, was Le Vaillant ſagte? der Kardinal weiß Alles.“ — „Vielleicht auch mehr, als Alles. — Mir gleich. Ich reite Tag und Nacht mit Poſtpferden, werfe mich dem König zu Füßen, und ich will doch ſehen, ob er oder ſein Kardinal wagt, nur ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen.“ — Vautier erhob neue Einwendungen, doch ohne ihm zu antworten beſtieg jener ſein Roß, das der Diener eben geſattelt und gezäumt aus dem Hofthor zog, rief, die Sporen einſetzend, noch die haſtigen Worte: „Grüßt mir die Mutter!“ und ſprengte mit verhängten Zügeln wie raſend von dannen. — Betrübt und betreten ſah Eyke lange noch dem Reiter nach, mit dem, wie er ſich deutlich bewußt ward, alle ſeine glänzenden Ausſichten auf den flüchtigen Hufen des Renners von dannen ſtoben, und hörte nur wie im Traume, was Vautier ſprach, dem es keineswegs darum zu thun war, mit derſelben unbedachtſamen Haſt zu verfahren, welche ſo eben der ungeſtüme Gaſton von Orleans an den Tag gelegt, der von der Mutter die unbändige, bewegliche und von jedem Augenblick mächtig hingeriſſene Sinnesart, und von ſeinem Vater, dem tapfern Bearner, nichts geerbt zu haben ſchien, als den unerſchrockenen Schlachtenmuth und die Verachtung jeder nahen Gefahr, ſobald er ihr in das dräuende Antlitz zu ſchauen vermochte.

Trübſelig und mit ſich ſelbſt im bitterſten Zwieſpalt, ſchlich Eyke langſam heimwärts. Ihn dauerten ſeine ſchönen Träume, die, einer um den andern, gleich glänzenden Schaumblaſen aufgeſtiegen, und ſchnell zerplatzt waren, da ſie gerade in allen ſchönen Farben des Regenbogens ſchillerten. Die liebliche junge Engellieſe, die reiche Meiſterstochter, hatte er ſich gleichſam unter den Händen wegnehmen laſſen, ohne daß er eine Einwendung hätte erheben dürfen, weil ſeine eigenen voreiligen und unbedachtſamen Erzählungen ihm die Zunge gefeſſelt; die hochgeſpannten Erwartungen ſeines Ehrgeizes waren urplötzlich zuſammengeſtürzt, wie ein Haus von Kartenblättern; und ſelbſt Alma hatte er verſcherzt, was ihn ebenfalls gereute, weil er bei näherer Ueberlegung fand, daß ja auch er um ſo viel Jahre älter geworden, und nicht mehr der Milchbart ſei, der er zu derſelben Zeit geweſen, in welcher die kleine Zuccola allen den glänzenden Bewerbern um ein Lächeln ihrer Gunſt ihn einſt vorzog. In ſeinem Mißmuth meinte er, es werde wohl am beſten ſeyn, wenn er in aller Stille ſein Bündel ſchnüre, von dannen wandere, um fern von Köln den bunten Johannistag zu vergeſſen, und unter das „Volk“ * gehe, weil das friedliche Stillſitzen am Ende doch nicht für ſeinen unſtäten Sinn tauge. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, trat er in Winſtabels Haus, und tappte ſich die Treppe hinan. Da hörte er oben ſagen: „Meint der Löffler, er dürfe ſich alles herausnehmen, weil ich geſtern für gut fand, mit ihm einen Scherz zu treiben?“ — Die Stimme war dem Geſellen bekannt, wie jene, welche auf dieſe ſchnöde Rede antwortete: „Wenn es ein Scherz war, ſo hättet Ihr keinen grauſameren erſinnen können. Der Scherz, oder vielmehr: das, was Ihr ſo uneigentlich einen ſolchen nennt, hat mich um mein Liebchen gebracht, und Ihr ſeyd mir Erſatz ſchuldig.“ — „Ihr ſeyd toll geworden.“ — „Glaubt Ihr? Nun ja denn, ich bin toll, und will mich auch danach betragen.“ — „Zurück.“ — „Ja, wenn ich mich ſchrecken ließe.“ — Nach dieſen Worten klang es wie eine Ohrfeige; als jedoch Eyke hinauf kam, fand er Niemanden mehr auf der Diele, und ſagte zu ſich ſelber: „Ich will lieber mit dem Davonlaufen warten, denn das Spiel iſt noch nicht ganz und gar aus, und wenn der Eine ſiebenzehn Augen geworfen, ſo hält der Andere noch die Würfel in der Hand, und es wäre ſchon möglich und durchaus

---

* Prov. für Kriegsvolk.

nicht unerhört, daß achtzehn fielen, wozu es nichts braucht, als dreimal ſechs. Wir wollen doch den letzten Wurf noch wagen.« — — —

Des Schreiners Haus in der Sterngaſſe war in den nächſten Tagen nach Johannis um vieles belebter, denn je zuvor. Im unteren Stockwerk wurden die Vorbereitungen zur Ausſtattung eines glücklichen Paares getroffen, im oberen feſſelte ein ſchweres, mit dem Tode drohendes Siechthum die verbannte Königin an das Lager, und den ganzen Tag ward ihre, für den hohen Rang der Kranken ſo armſelige Wohnung nicht leer von Prälaten, Abtiſſinnen, Ordensmännern und Kloſterfrauen. Selbſt der Kurfürſt Ferdinand verließ die Leidende faſt gar nicht, ſobald er in Erfahrung gebracht, daß zu erwarten ſtehe, was die Menſchen das Schlimmſte zu nennen übereingekommen ſind. Der Leibarzt Riolan arbeitete tapfer gegen das Uebel, das er für einen Rothlauf erklärte, und der getreue verſtändige Vautier konnte, trotz aller Mühe, nicht bis zum Krankenzimmer vordringen, ſondern gewann mit allen ſeinen ſchier verzweifelten Verſuchen nichts, als daß ihn die Trabanten des Landesherrn an einem ſchönen Morgen über das Weichbild der Stadt hinaus geleiteten, und ihm bei Thurmſtrafe wehrten, je wieder das Gebiet von Köln zu betreten. Am ſiebenten Tage berief Maria die beiden Boten des heiligen Stuhles zu geheimer Unterredung, und ſagte mit ſchwacher Stimme, aber ergebenem und feſtem Gemüth: ſie fühle, daß ihre Ahnung nicht gelogen, und die Heimkehr nach Frankreich ihr nahe bevorſtehe. Sie verlange, ſobald ihre Augen ſich geſchloſſen, nach Saint Denis gebracht zu werden, um dort an der Seite Heinrichs des Vierten zu ruhen. Für jetzt aber begehre ſie nach den Tröſtungen der Religion, den letzten, mit denen die treue Mutter Kirche ihre Kinder aus der irdiſchen Gemeinſchaft zu entlaſſen pflege. Sie legte darauf ihre Beichte ab, nach deren Vollendung Fabio Chigi mit prieſterlichem Ernſte fragte: „Maria von Medicis, habt Ihr auch, an der Pforte der Ewigkeit ſtehend, und bereit, die geheimnißvolle Schwelle zu überſchreiten, von wannen Niemand mehr zurückkehrt, habt Ihr auch, frag' ich, Euern Feinden hienieden vergeben?" — „Ich vergebe denen, die mir Uebels zufügten," verſetzte ſie. — „Allen?" forſchte Chigi weiter, und da ſie ſchwieg, fuhr er ſtreng fort: „Maria von Medicis, der Prieſter, der an Gottes ſtatt zu Euch ſpricht, kennt ſo wenig eine irdiſche Rückſicht, als der ewige Richter ſelbſt, vor welchen bald nicht eine Königin, ſondern nur eine arme Seele treten wird, für die kein Heil erblüht, als aus dem für alle Menſchen vergoſſenen Blute des Erlöſers und aus ächter Reue, ohne welche der Kaiſer wie der Bettler verloren wäre. Ihr müßt Allen vergeben, Maria, Allen; mithin auch ihm, der Euch durch ſeine Verfolgungen Ruhe und Frieden nahm, Euch Eueres irdiſchen Glanzes entkleidete, um Euch in Verbannung und Armuth zu ſtürzen, und der mit unerhörter und unnatürlicher Grauſamkeit ſogar die Herzen Euerer eigenen Kinder Euch entfremdete, ſo daß er in Euch die Mutter noch ſchwerer kränkte, als die Königin . . . .“ — „Und die gekränkte Mutter iſt es,“ unterbrach in letzter Kraft aufflackernd die Sterbende den Beichtiger: „die Mutter iſt es, welche den Verräther Armand Du Pleſſis vor Gottes Stuhl lädt, daß er dort innerhalb der nächſten ſechs Monde erſcheine, um ſich zu verantworten.“ Erſchöpft ſank ſie zurück, und als hätte er nichts vernommen, ſprach der Prieſter weiter: „Der Himmel, Maria, hatte Euch das hohe Amt vertraut: ein mächtiges Reich zu verwalten, und dieſem Reich einen ſtarken Herrſcher zu erziehen. Nun geht in Euch, und ſeht zu, wie Ihr Euerm erhabenen Beruf entſprochen habt. Laßt Euer Wirken nochmals in der Erinnerung an Euch vorüberziehen; vergleicht das unter Euerm Scepter von innern Unruhen, von kleinlichem Ehrgeiz der Vaſallen, von niederer Habſucht zerriſſene, ausgebeutete und ſo dem unvermeidlichen Verderben entgegeneilende Frankreich mit dem ſtarken, mächtigen und geehrten Frankreich Richelieu's, und bekennt dann, daß nach des Ewigen unerforſchlichem Rathſchluß Euer ſchmerzlicher Sturz heilſam, und der, welchen Ihr als einen Verräther haßt, nur das Werkzeug in der Hand des Höchſten war. Dazu vergeßt nicht, Maria, daß auch Richelieu Euch manches zu vergeben hat; Ihr ſandtet mehr, als einen Meuchelmörder nach ihm aus, und vor Gottes Stuhl ſtehen die Seelen derjenigen, welche bei ſolch frevelhaftem Beginnen durch Rad und Galgen den Tod fanden . . .“ — „Haltet ein, haltet ein,“ flehte Maria: „auch ihm ſei vergeben, ſo wahr ich einen gnädigen Richter jenſeits zu finden hoffe.“ — „Ich verheiße Euch ſeine Gnade, ich, der Prieſter, dem er Macht verliehen zu binden wie zu löſen,“ ſprach Chigi mit mildem Ernſt, und ſetzte dann mit ungewiſſem Ton hinzu: „Ich zweifle nicht, daß dem Herrn Kardinal der Gedanken an Euere Majeſtät manch' bittere Qual verurſacht, und noch ſchwerere Leiden verurſachen wird, ſobald Ihr im Grabe ruht. Da Ihr ihm nun vergeben habt, ſo würde es ihm ſicherlich zu großem Troſte gereichen, und ihm ſein, wahrſcheinlich nicht mehr fernes Sterbeſtündlein ungemein erleichtern, wenn er ein ſichtbares Pfand Euerer Vergebung erhalten könnte, etwa das Armband, welches Euere Majeſtät hier am Arme trägt . . .“ — „**Questo è pur troppo,**“ [*] hauchte Maria kaum vernehmlich, und Fabio Chigi drang nicht weiter in ſie, weil er einſah, daß er in der That mehr verlangt, als ein Herz gewähren konnte, das, obſchon brechend, doch immer noch menſchlich ſchlug. — Sobald die Beichte gänzlich vollendet war, und die Königin ſich wieder ein wenig geſammelt und gefaßt hatte, wurden die Thüren des Sterbezimmers geöffnet; der Kurfürſt trat ein, gefolgt von dem Hofſtaat der Verbannten, den ſämmtlichen Hausgenoſſen und vielen Geiſtlichen, alle ſanken in die Knie, und waren Zeugen der erhabenen Würde und chriſtlichen Ergebung, womit Maria von Medicis die heilige Wegzehrung empfing, und dann Abſchied von ihren Getreuen nahm, für deren jeden und jede ſie ein Wort des Dankes und frommen Troſtes hatte, nachdem ſie allen insgeſammt geſagt, ſie würden bei Eröffnung ihres letzten Willens finden, daß ſie ihrer nicht vergeſſen habe. So trat auch, als die Reihe ſie traf, die ſchluchzende Zuccola zu ihr, und überſtrömte die ihr zum letzten Kuſſe dargereichte Hand mit reichlichen Zähren. — „Du haſt treulich ausgehalten,“ ſprach die Königin: „und gehörſt zu denen, welche ich am allerſchwerſten verlaſſe. Auch macht Deine Zukunft mir das Herz beſonders eng. Seit den Blütentagen Deiner erſten Jugend trägſt Du mit ſtiller ſtandhafter Treue ein theures Bild in der liebenden Seele, und nun nehme ich mit tiefem Kummer wahr, daß das ſo ſchmerzlich erſehnte Wiederſehen Dich entzaubert hat, und Du die langgehegte wahre Liebe urplötzlich mit einer thörichten Neigung vertauſchſt. Glaube mir, Alma, mir, die ich immerdar gleich einer Mutter Dich liebte: bleibe Dir ſelbſt getreu, und mein Segen wird heilbringend auf Dir ruhen.“ — — —

---

[*] Das iſt zuviel!

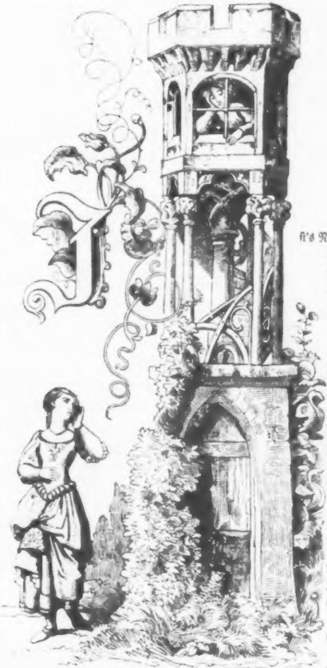
Zwei Tage ſpäter, am 3 Juli 1642, ging Maria von Medicis aus dieſer Welt, nach einer Pilgerfahrt von neunundſechszig Jahren, zwei Monden und neun Tagen. Eyke aber hatte wohl verſtanden, was die Sterbende zu Alma geſagt, und gerührt von der langbewährten Treue, welche das erhabene Zeugniß für ihn außer allen Zweifel ſtellte, wußte er auch der Geliebten letztes Zürnen zu beſchwichtigen, ſo daß der Segen der Kirche am Tage des heiligen Michael ſtatt bloß des einen, zwei liebende Paare auf einmal vereinte, und im Baumgarten zu Mühlheim eine prachtvolle Doppelhochzeit mit Schmaus und Tanz gefeiert werden konnte.

Richelieu ließ der verſtorbenen Königin ein prunkendes Todtenamt halten, doch weder ihre Leiche nach Frankreich holen, noch irgend eine ihrer letztwilligen Verfügungen vollziehen. Aber noch ehe ſechs Monden verſtrichen waren, folgte er der Ladung vor Gottes Gericht, und Ludwig der dreizehnte führte die ſterblichen Reſte ſeiner unglückſeligen Mutter von Köln nach Saint Denis, wo ſie neben den Gebeinen Heinrichs des Vierten friedlich ruhten, bis die lehrreichen, und doch ſo wenig verſtandenen Ereigniſſe jener Umwälzung ſie ſtörten, die Throne ſtürzte und Grüfte entweihte, und deren brandende Wogen auch über Sankt Petri geweihten Dom zu Köln hinrollten, doch ohne ihn zu verſchlingen, der jetzo, nach vier Jahrhunderten ſeit Conrad von Hochſtaden ſeinen Grundſtein legte, der endlichen Vollendung mit Zuverſicht entgegen ſchaut, ein Denkmal deutſcher Kraft und deutſchen Geiſtes, ſtarr und dräuend der Fremde gegenüber, der Heimath aber zum Stolze und zum Troſte. Den Dichter aber erhebt und beglückt der Gedanke, in dieſer Erinnerung an eine arme Frau zu Köln dem gewaltigen Bau ein, wenn auch noch ſo unſcheinbares Steinchen, hinzufügen zu können.

W. v. Chezy.

Lieder eines Gefangenen.

Phantaſie.



Iſt's Nacht geworden rings umher —
Die ſonnigen Au'n
Deckt ſchwarzes Grau'n,
Es tönen die Lieder des Hain's nicht mehr:
Und faßt mich ein ahnendes Trauern
In mitternächtlichen Schauern
Und ſchüttelt das bange Herz ſo ſehr.
Da red' ich ihm zu
Und wieg es in Ruh:
„Bald kommt der lächelnde Morgen
Und endet Kummer und Sorgen.“

Iſt's Nacht geworden rings umher —
Des Jahres Nacht
Im Winter erwacht,
Es blühen die Kinder der Flur nicht mehr:
Es ſtarrt wie die rieſelnde Quelle
Vom Froſte des Lebens Welle.

Und Trauer befällt mir das Herz ſo ſchwer:
Da red' ich ihm zu
Und wieg' es in Ruh':
„Bald kehren im jungen Lenze
Die Lieder und duftigen Kränze.“

Iſt's Nacht geworden rings umher —
Des Lebens Nacht!
Bricht ein mit Macht
Da mundet der Zauber der Luſt nicht mehr.
Es hält ein düſteres Bangen
Die zagende Seele befangen,
Und macht Dir die Furcht das Herz ſo ſchwer:
Da red' ich ihm zu
Und wieg' es in Ruh':
„Dort über den Sternenthronen
Muß ein liebender Vater wohnen.“

's iſt Nacht geworden um mich her —
Des Herzens Nacht
Im Kerker erwacht,
Da lächelt die Wonne der Liebe nicht mehr,
Daß ſie von Dir mich zwangen
Iſt Winter und Todesbangen,
D'rum ſchwellt mir die Sehnſucht das Herz ſo ſchwer:
Da red' ich ihm zu
Und wieg' es in Ruh:
„Es vergilt mit Himmelsfreuden
Die Liebe der Trennung Leiden.

Die Geliebte des Gefangenen.

„Liebſt Du nicht den muntern Reigen?
„Lockt Dich nicht des Balles Glanz?
„Luſtig iſt's bei Flöt' und Geigen
„Sich zu dreh'n im Ringeltanz.“

Wenn voll Sehnſucht Lieb' und Bangen
Ich am Thurm vorübergeh',
Wo mein Liebſter ſitzt gefangen,
Schallt' aus ſeines Fenſters Höh'

Flötenſpiel und Saitenklang
Froh und munter
Zu mir Wandelnden herunter: —
Gönn' Euch gerne Eure Wonne,
Euch genügt der Kerzenglanz —
Strahlt mir ſeiner Liebe Sonne,
Immer geht zu Spiel und Tanz!

„Mädchen, ſei doch nicht ſo trübe!
„Willſt Du nicht in's Schauſpiel geh'n?
„'s iſt ſo ſchön, im Kampf die Liebe,
„Mit dem Schickſal ringen ſeh'n.“

Wenn voll Sehnſucht, Lieb' und Bangen
Ich am Thurm vorübergeh',
Wo mein Liebſter ſitzt gefangen,
Rauſcht der Vorhang in die Höh':
Wie er leidet für das Recht,
Gleich den Helden
Im Gefecht,
Seh' ich meinen Auserwählten.
Freut' Euch an Theatertugend,
Grämt Euch über Bretterträg —
Meine Liebe, meine Jugend
Iſt mir Trauerſpiel genug.

„Komm' mit uns! auf Liebesſchmerzen
„Träufelt Balſam die Natur,
„Gleich dem Thau in Blütenherzen
„Auf der lenzgeſchmückten Flur.“

Wenn voll Sehnſucht, Lieb' und Bangen
Ich am Thurm vorübergeh'
Wo mein Liebſter ſitzt gefangen
Und hinauf in's Fenſter ſeh':
Schickt er freudig ſeinem Kind
Traute Grüße,
Und der Wind
Trägt herab mir ſeine Küſſe.
Meine Wangen brennen fühl' ich —
Blüh'n der Liebe Roſen auf:
Ihre Glut mit Thränen kühl' ich —
Träuft der Liebe Thau darauf.

„Willſt Du ſo Dich ſelber quälen —
„Trüben Dir der Jugend Licht,
„Und die Lebensluſt vergällen?
„Wahre Liebe thut das nicht!“

Süß ſind wohl der Erde Freuden,
Süß iſt wohl des Lebens Luſt;
Aber mit dem Liebſten leiden
Iſt noch ſüßer meiner Bruſt.
Beut mir alle Luſt der Welt,
Oder Schmerzen
Ungezählt —
Wähl' ich leicht im treuen Herzen,
Wenn voll Sehnſucht, Lieb' und Bangen
Ich am Thurm vorübergeh',
Wo mein Liebſter ſitzt gefangen
Und hinauf in's Fenſter ſeh'.

Rückerinnerung.

Will Einer Lieder ſingen
Mit rechter Herzensluſt,
Muß ihre Quelle ſpringen
Aus voller freier Bruſt.

Nur wo von Einem Streben
Der ganze Buſen ſchwillt,
Daß alle Saiten beben —
Der Liederbronnen quillt.

Nur wo in Schauern zittert
Das übervolle Herz,
Von Einer Kraft erſchüttert —
Sei's Freude oder Schmerz:

Nur da iſt rechtes Leben —
Nur da webt Geiſteskraft —
Da wirket wahres Streben —
Da krönet Meiſterſchaft.

Auch meine Tage waren
Nicht immer kahl und leer:
Hab' Manches ſchon erfahren
Vom Schickſal hart und ſchwer:

Und was im ganzen Leben
Geſcheh'n nicht Jedem iſt,
Das hat ſich mir begeben
In kurzer Jahre Friſt.

Süß iſt des Lenzes Blühen,
Hold iſt der Blumen Duft,
Hehr iſt des Morgens Glühen
Und mild die Abendluft:

Wen ſolches Liebesweben
Zum Dichter nicht gemacht,
Dem hellt kein Liederbeben
Die ſtumme Herzensnacht.

Ich lag im Thurm gebunden
Verlaſſen und allein —
Die Welt war mir entſchwunden
Im trüben Dämmerſchein:

Der Frühling kam vergebens,
Umſonſt der Maienduft,
Die Blüte meines Lebens
Verdarb in Kerkerluft.

Da ſtockte mir der Odem
Es dorrte mir die Bruſt
Und in dem dumpfen Brodem
Erſtickt die Liederluſt.

Es flohen mich die Muſen
Und meinen finſtern Groll,
Und dennoch war der Buſen
Mir zum Zerſpringen voll!

Da wuchs aus Zauberräumen
Mir eine Feenwelt,
Die je den ſchönſten Träumen
Des Frühlings ſich geſellt.

Viel herrliche Geſtalten
In alter Zeiten Schein,
Mit fröhlich ernſtem Walten —
Die kehrten bei mir ein.

Ich ſtand am Eiſengitter,
's war rabenſchwarze Nacht —
Rings brauſen Ungewitter —
Es dröhnt der Thurm und kracht:

Da ſchlug ich ihre Schlachten,
Da focht' ich manchen Strauß —
Da lernte ich verachten
Des Kerkers Qual und Graus.

Ich ſtand am Eiſengitter,
Da ſank ein Sonnenſtrahl,
So mild und doch ſo bitter
In meines Jammers Thal:

Da ſah ich bei den Milden
Die rechte Kraft gedeih'n,
Da lernte ich Unbilden
Vergeſſen und verzeih'n.

Da kam die Liedergabe
Auf's Neue mir zurück,
Mit ihrem Zauberſtabe
Berührt ſie mein Geſchick.

Und aus der kahlen Erde
Und aus der Kerkerwand
Lockt ihr allmächtig Werde
Ein blütenreiches Land.

Ein Land voll Luſt und Wonne,
Wie's keine Erde zeigt,
Wie's nur dem Himmelsbronnen
Der Poeſie entſteigt.

O ſei gegrüßt mein Eden,
Mein geiſtig Heimathland,
In dem ich an die Menſchheit
Den Glauben wiederfand.

D'rum will ich einmal ſingen
Mit rechtem treuen Fleiß,
Dann kann die Leier klingen
Allein zu Deinem Preis;

Weil nur voll Kraft und Leben
Der Liederbronnen quillt,
Wo alle Saiten beben —
Der ganze Buſen ſchwillt.

An * * * *

Mit einem Hefte Lieder.

Ein Jüngling lag gebunden in dumpfer Kerkernacht.
Was hat den armen Knaben in dieß Verlies gebracht?
Er hat gewagt, zu träumen von der Vergangenheit,
Er hat gewagt, zu hoffen auf eine neue Zeit:

Er hat gewagt, zu denken an ſeines Volkes Ruhm,
An ſeines Vaterlandes uraltes Herrſcherthum:
Er hat gewagt, zu wünſchen den Tod im Schlachtenſturm —
Da ſtießen ihn die Schergen in dieſen finſtern Thurm.

Und wie er lag gebunden in dumpfer Kerkergruft,
Und wie ihm war vergangen die Welt im Moderduft;
Und wie ihm ſelbſt der Zweifel die letzte Hoffnung fraß
Und ſeine heiße Liebe verkehrt in finſtern Haß:

Da nahten ihm zween Engel in holder Zaubermacht,
Und ſchufen einen Himmel aus ſeines Jammers Nacht.
Sie kamen jeden Morgen, ſie kamen jeden Tag —
Sie nahmen ſeine Sorgen, ſie heilten jeden Schlag.

Und wenn ſich ſeine Seele recht hart und kalt gehärmt,
Da hat ihn ihre Nähe mit Himmelsglut durchwärmt:
Und wenn er ſich zerfreſſen, das Herz im finſtern Groll,
Ihr Anblick ſchloß die Wunden ſtets wieder liebevoll.

Da ward in ſeinem Buſen ein Liederbronnen wach,
Daß alle Saiten tönten in ſeiner Seele nach.
Da ſang er dieſe Lieder mit neugeborner Luſt,
Die ſeine guten Engel ihm hauchten in die Bruſt.

— — —

Wenn Du in ſpäten Jahren der Jugendfreunde denkſt,
Der Rückerinnrung Weihe wohl auch dem Jüngling ſchenkſt,
Dann bringen Dir die Lieder des Dankes Hälfte dar,
Den tief der Sänger ſchuldet dem holden Schweſternpaar.

Das Loſungswort.

Wenn ſich ein Volk will neu geſtalten
Thut Freiheit ihm vor Allen Noth;
Denn wo gebund'ne Kräfte walten
Iſt jedes Neugeborne todt.
In Oſt und Weſt, in Süd und Nord
Iſt Freiheit d'rum das Loſungswort.

Doch nicht im zügelloſen Schalten
Der ungezähmten Leidenſchaft,
Nicht im Zertrümmern und Zerſpalten
Bewährt ſie ihre Götterkraft.
Zerſtören iſt der Knechtſchaft Loos —
Nur Freiheit iſt im Schaffen groß.

Denn, was im zarten Keim enthalten
Beſtrahlt ihr milder Sonnenſchein,
Das kann nur ſie zur Blüt' entfalten,
Das reift zur Frucht nur ſie allein.
D'rum, will ein Volk zur Kraft gedeih'n,
Muß Freiheit die Geſetze weih'n.

Und ſolcher Freiheit Segenswalten
Durchdringe Dich, mein Vaterland!
Den alten Ruhm wirſt Du entfalten —
Ein Phönix in dem Weltenbrand —
Wenn Du aus trüber Schickſalsnacht
Zu ſolchen Oſtern biſt erwacht.

Der Freiheit gottentſproßner Funken
Iſt ein uns angeſtammtes Gut:
Kein Volk, das nicht zu tief geſunken,
Ringt nicht danach mit Heldenmuth;
D'rum Freiheit, Deiner Zaubermacht
Sei dieſer Becher dargebracht!

Wunſch.

Einmal nur in dieſem Leben
Möcht' ich noch im Schlachtgewühl
Unter tauſend Kugeln beben —
Beben! doch im Hochgefühl.

Einmal möcht' ich noch erwarmen,
In der Fauſt das treue Schwert,
Sänk' ich auch in Todesarmen
Nieder auf die kühle Erd'.

Wenn ich nur in letzter Stunde
Einig noch mein Volk geſchaut,
Und die breite Herzenswunde
Seine Freiheit mitbebaut.

Aber ach! ich wünſch' vergebens;
Nimmer wird mein Schickſal hell,
Und die Waffen meines Strebens
Sind ein Stift und ein Skalpell.

Nun ſo komm Du einzig Treuer,
Komm und tauche Dich in Blut!
Komm' und tauche Dich in Feuer,
Schreib' mit Patrioten-Glut:

Schreib' in alle deutſche Herzen,
Schreib' in jede Männer-Bruſt!
Aez' in Alle Deine Schmerzen!
Sä' in Alle Deine Luſt!

Bis die Saat gedeih' und blühe,
Wie ein golden Aehrenfeld,
Bis der Funken Flammen ſprühe,
Flammen durch die weite Welt.

Iſt dann einſt der Tag gewonnen —
Heiß erſtritt'ner Siegestag!
Wo der Nebel all' zerronnen,
Der auf Deutſchlands Gauen lag;

Dann, in Frühlingslüftewehen
Bin auch ich dem Jubel nah',
Jauchze, wenn auch ungeſehen,
In das Volksviktoria!

Poetiſche Rechtfertigung
vor den Zwangloſen.*

Ihr wähnt, es habe mich die Glut
Des Weines überſtark begeiſtert,
Weil ich den friſchen Jugendmuth
Bei'm letzten Mahl ſo ſchlecht bemeiſtert,
Daß in der Freude höchſtem Drang
Mein übervolles Glas zerſprang.

Wie täuſcht Ihr Euch! Zwar läugn' ich nicht,
Daß ich in froh verbrauſ'ten Stunden
Den Geiſt, der aus der Traube bricht,
In ſeiner vollen Kraft empfunden: —
Das iſt ein alter deutſcher Brauch,
D'rum laſſen wir ſein Recht ihm auch.

Doch neulich war es andre Glut,
Die mir das volle Herz entzündet,
Die nicht entſpringt aus Rebenblut,
Die nicht in durſt'ge Kehlen mündet —
Die, zwar gekeltert und gepreßt,
Sich nicht in Flaſchen faſſen läßt.

Es war der Geiſt, der Euch durchdrang,
Als Ihr das hohe Lied** geſungen,
Der ſich aus dem Zuſammenklang
Verbund'ner Seelen hat gerungen,
Daß freudig jedes Herz empfand:
In uns erſteht das Vaterland!

Es war des Vaterlandes Geiſt,
Der jetzt der Deutſchen ſich bemeiſtert,
Der uns zu lautem Jubel reißt,
Zu jeder hohen That begeiſtert:
Der, lang gekeltert und gepreßt,
Nun ſeine Gluten ſchäumen läßt.

---

[*] Ein geſelliger Verein zu München.

[**] „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

Und als ich das errungen ſah,
Wofür ich lebenslang geſtritten,
Und Euch von Dem durchdrungen ſah,
Wofür ich jahrelang gelitten —
Was ich, verlaſſen und verkannt,
Doch ſtets mein Heiligthum genannt:

Da pochte mir das Herz ſo ſehr
In heil'gen, niegefühlten Schlägen,
Da ſchwoll die Bruſt mir hoch und hehr
Der neuen Hochgezeit entgegen,
Die nun mit wunderſamem Licht
Verjüngend über Deutſchland bricht.

Da hat die durſt'ge Herzensglut,
Die Glut der Trauben ausgetrunken
Und iſt bei jedem Trunk in's Blut
Ein Wunſch für's Vaterland geſunken,
Bis von der Wünſche heißem Drang
Das übervolle Glas zerſprang.

Was wir wollen.

An unſere guten Nachbarn im Oſten und Weſten.

Ihr wollt' mit ſchlauen Schmeichelworten
Beſchwören unſre junge Macht;
Ihr preiſ't ruhmredig aller Orten,
Was Opfer Ihr für uns gebracht:
Wie Ihr nur denkt uns zu beglücken
In nachbarlicher Lieb' und Treu';
Wie, ſcheint Ihr auch uns zu bedrücken,
Es einzig unſer Vortheil ſei.

Wir wollen nicht von Euch begehren,
Daß Ihr zur Richtſchnur uns erkührt,
Daß Ihr allein nach unſern Lehren
Den Großbau Eurer Staaten führt.

Doch wollt auch Ihr es billig finden,
Wenn wir auf eignen Pfaden geh'n —
Des Vaterlandes Heil zu gründen
Nicht ſtets auf Eure Weiſung ſeh'n.

Ihr wollt mit ſtolzen Drohungsworten
Erſchüttern, was nicht willig weicht;
Ihr wähnt mit kühnen Siegsakkorden
Schon heißer Kämpfe Preis erreicht:
Wir dürften wohl dem Schickſal danken,
Das Eurer Großmuth uns vertraut,
Die willig — in beſcheid'nen Schranken —
Die Halle unſrer Zukunft baut.

Wir wollen Keines Recht verletzen,
Doch unſer Recht ſei ungeſtört:
Und hätten wir von Euren Schätzen,
Wir gäben gern, was Euch gehört.
Doch alle unſre Volkesglieder,
Die Ihr entrißt dem Vaterland,
Die fordern wir dem Volke wieder,
Sei's anders nicht — am Schwert die Hand.

Ihr wollt, daß wir in vierzig Reiche
Zerſplittern unſer Gut und Blut,
Damit Ihr an der Kaiſerleiche
Noch leichter kühltet Euern Muth.
Doch hört, es wälzt wie Donnerrollen
Ein Eidſchwur ſich durch's ganze Land;
Er ruft, was alle Deutſchen wollen
Vom Elſaß bis zum Memelſtrand:

„Wir wollen ſeyn in Haupt und Gliedern
Ein Leib, beſeelt von Einem Geiſt!
Wir wollen ſeyn ein Volk von Brüdern,
So weit die deutſche Sprache weiſt;
Wir wollen ſeyn ein Volk von Männern,
Geweiht mit Einer Liebe Glut. —
Ein Volk von Vaterlandsbekennern,
Getauft mit Einem Opferblut!“

Und dieſer Bund, der neugeſchloſſen,
Wird froh zum Heil der Welt erblüh'n,
So wahr wir, Einem Stamm entſproſſen,
Von Einer Bruderliebe glüh'n.
Denn was wir je in feſtem Wollen,
Wir Deutſche, ernſt und treu bedacht,
Das haben wir trotz Feindesgrollen
Auch ſtets zum frohen End gebracht.

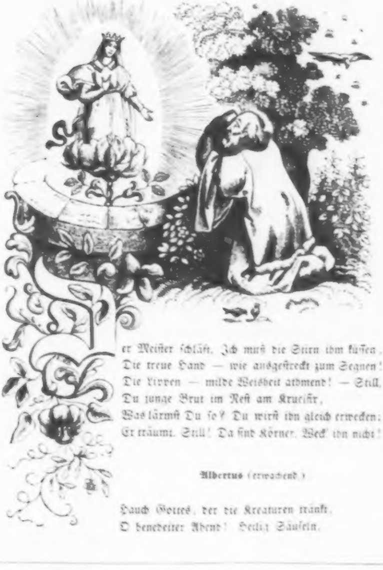
A. Mann.

Albertus Magnus.

(Kloſtergarten.)

Albertus Magnus (ſchlafend) **Johannes** (vor ihm.)

Johannes.



Der Meiſter ſchläft. Ich muß die Stirn ihm küſſen,
Die treue Hand — wie ausgeſtreckt zum Segnen!
Die Lippen — milde Weisheit athmend! — Still,
Du junge Brut im Neſt am Krucifix,
Was lärmſt Du ſo? Du wirſt ihn gleich erwecken:
Er träumt. Still! Da ſind Körner. Weck' ihn nicht!

Albertus (erwachend.)

Hauch Gottes, der die Kreaturen tränkt,
O benedeiter Abend! Heilig Säuſeln.

Ich grüße Dich, wie Dich der junge Wandrer,
Der leichtgeſchürzte, grüßt. — Sieh da, Johannes,
Biſt Du's, und haſt mir fromm den Schlaf behütet?
Ein läſtig Amt für Deine junge Kraft,
Den unbehülflichen, halbblinden Greis
Betreu'n!

Johannes.

Nichts Lieb'res, Meiſter, auf der Welt!
Du nennſt mich Sohn; was will ich mehr? O ſprich
Von Deines Aug's geſchwächter Sehkraft nicht!
Mild wie ein Vater ja vergönnſt Du mir,
An Deines Geiſtes Licht mich zu erlaben,
Dem nie erlöſchenden, das ſonnenhell
Aus Deinen Schriften mir entgegenſtrahlt.

Albertus.

Aus meinen Schriften? Wie? Was meinſt Du, Sohn?
Laß mich nachdenken . . . Ja, nun find' ich's wieder.
Das Alter hat mich arm gemacht. Einſt lohnt' ich
Die, ſo mich liebten und mir Gutes thaten,
Aus meinem Sparſchatzkäſtlein: Wiſſenſchaft.
Da kam das Alter wie ein Dieb bei Nacht
Und nahm mir Alles, das Gedächtniß ſelbſt,
Und machte mich zum Bettler. Nur zuweilen,
Erwärmt von Deiner Treu', erinn'r ich mich
An das, was ich beſaß. Ich hab' vergeſſen
Und bin vergeſſen. In Vergeſſenheit
Gleichwie im Grabe leb' ich; ſelten bricht
Ein Streiflicht durch die Ritzen. — Komm, mein Sohn,
Und leite mich zum kühlen Bronnen hin,
Den breit die alte Linde überſchattet.
Da laß uns ſitzen und in's Waſſer ſchau'n,
Die Ringe zählen, die entſteh'n, ſich breiter
Ausdehnen, wunderbar ſich kreuzen, ſchwinden, —
Von achtzig Jahren träumen, von Geſchicken
Der Könige und Völker. Eins nur bleibt,
Die Kraft des Herren, ſtet und unvergänglich;
Und dieſes eine Wiſſen blieb von Allem,
Was ich gewußt, als beſter Troſt mein Reſt. —
Mir iſt, als hört' ich aus des Brunnen's Grund
Ein immer ſtärkres Rauſchen aufwärts dringen.

Bewegt der Spiegel ſich? Sieh ſcharf hinein
Mit Deinen jungen Augen in die Flut.
Was ſiehſt Du d'rin?

Johannes.

Nichts, lieber Meiſter!

Albertus.

Nichts?
Doch eine Lindenblüte? Schwimmt ſie nicht,
Ein leichter Kahn, worin ein Käfer ſitzt,
Auf ſtiller Flut? . . . Wohl gar ein Roſenblatt?
Sag: ſiehſt Du kein's? Und duftet's Dich nicht an?

Johannes.

Nein, Meiſter!

Albertus.

Nichts! — 's iſt hart und traurig.

Johannes.

Was?

Albertus.

Nichts!

Johannes.

Lieber Meiſter, ſag', was fehlt Dir?

Albertus.

Nichts! — —
Weil ich ſo wanderfertig, wär' die Stunde
Zum Aufbruch (dacht' ich) endlich da. Sie ſäumt
Und läßt mich länger warten.

Johannes.

Wer, mein Meiſter?
Du haſt vom Wandern wohl geträumt?

Albertus.

Nur wieder
Geträumt 'nen alten Traum, als hätt' ich Alles
Erlebt, was ich geträumt. Iſt das nicht ſeltſam?
Hier ſaß ich einſt, Johannes, ſo wie jetzt,
An dieſes Brunnens ſteinerne Umfaſſung
Gelehnt, die Linde warf mir Blüten zu,

Buchfinken flogen zwitſchernd in den Zweigen
Und fütterten die zarte Brut. Ich ſah
In's Waſſer nieder unverwandt und lang
Mit Augen trüb und heiß vom vielen Wachen.
Ich hatte treulich mondenlang geſucht,
Aus voller Seel' inbrünſtiglich gebetet; —
Vergeblich Alles; unzulänglich blieb
Mein ganzes Wiſſen; — tauſend Linien
Gezognen Furchen gleich, aus denen doch
Nicht eine Blüte ſchöner Form erwuchs;
Dann wieder tauſend Formen, doch ſie alle
Vereinzelt, jede ſtarr und todt; es fehlte
Die heil'ge Harmonie, die ſie verbände,
Eins aus dem Andern wachſend zu entfalten,
Kühn ſtrebt das Ganze dann zum Licht empor.

Johannes.

Von welchem Werke ſprichſt Du? War's das Haupt,
Von dem in aller Welt die Kunde geht,
Daß Du die Kraft der Rede ihm erſchufſt,
Und welches Thomas von Aquin, Dein Schüler,
Entbrannt von heil'gem Eifer, Dir zerſchlug?

Albertus.

D'rauf kann ich nimmer mich beſinnen, Sohn.
Ein redend Haupt? Und Thomas von Aquin?
Ein frommer Mann, nicht wahr? Warum zerſchlug er's?

Johannes.

Ich hörte ſagen: weil ihn Grauſen ankam,
Daß Menſchenwitz Gott nacherſchaffen wollte;
D'rauf habeſt Du, mild wie Du immer warſt,
Statt alles Vorwurf's lächelnd nur geſprochen:
„Ein Werk von dreißig Jahren iſt dahin!"

Albertus.

Ich ſage Dir: Ein tauſendjährig Werk,
Steh'n wird's und trotzen den Jahrtauſenden!

Johannes.

O Meiſter, wirſt Du wieder jung? Wie hell
Das Wort Dir von den Lippen tönt! Wie friſch
Die Lippen, roſengleich, Dir wieder blüh'n!

Albertus.

Du ſprichſt von Roſen. Wahrlich: wie die Roſe
Von Jericho den welken Kelch, den längſt
Geſchloſſ'nen in der heil'gen Weihnacht öffnet,
Zu neuer Farbenpracht, und ſüße Düfte
Ihm dann entſteigen, alſo dünkt mir's jetzt:
Des Lebens welker, längſtgeſchloſſ'ner Kelch
Oeffnet noch einmal ſich, den vollen Inhalt
Hinauszuſtrömen in die Gotteswelt,
Und eine Weihnacht muß mir nahe ſeyn! —
Hier ſaß ich, ſchmerzenreich und im Gebet,
Da ſah ich auf der Flut ein Roſenblatt,
Gleich einer offnen Muſchel trieb es leiſe;
Bald ſchien mir's größer, jetzt ein ganzer Kelch,
Halbaufgethan; ich ſah hinein, er glühte
Wie Morgenroth, die Sehkraft faſt verging mir,
Und konnte doch das Aug' davon nicht wenden.
Da neigt ſich aus dem Kelch ein Frauenantlitz
Mir lächelnd zu, taucht aus der Blätterhülle,
Als wänd' es ſich aus zarten Schleiern los,
Wie Sonnenglanz; umfleußt es gold'nes Haar.
Jungfräulich und doch mütterlich zugleich,
Geheimnißvoll und doch auch himmliſch klar,
In unnahbarer Herrlichkeit der Schönheit,
Und doch mich zu ſich winkend, ſchwebt das Bild
Im Roſenſchimmer auf der Flut vor mir.
„Du biſt es, heil'ge Himmelskönigin,“
So ruf' ich betend, und das Aug' verhüllend,
Das all' das Leuchten nicht erträgt, „Du biſt's,
„Wie Du dem Jüngling gnadenreich erſchienſt; —
Iſt meines ird'ſchen Lebens Ziel geſetzt?
Und ſoll mein Geiſt nun wieder ſich umnachten?

(Er bricht ab und ſtarrt vor ſich hin.)

Johannes.

Aus Deinem eig'nen Munde hör' ich's, Meiſter,
Was mir als Kind die Mutter oft erzählt?
Wie Du der Mutter Gottes Dich verlobt,
Und wie ſie einſt Dir gnadenreich erſchien
Und aller Weisheit Born Dir aufzuſchließen
Verſprach, wofern Du vor dem Tode wieder
So viele Jahre, wie als Kind einſt, hülflos
Und ſchwach am Geiſt verleben wollteſt? Dir

Nach Deinem Beiſpiel fleht' auch ich inbrünſtig . . .
Barmherz'ger Gott! was widerfährt Dir, Meiſter?

Albertus.

Hier! Hier! Die heil'ge Himmelskönigin!

Johannes.

Dein Auge glüht; Dein Haupt ſtrebt hoch empor!

Albertus.

's iſt heller Tag! — Ich ſah das Werk noch einmal,
Ganz klar vollendet, ſo wie einſt! — Noch leb' ich,
Noch lebt mir die Natur. Noch ſeh' ich mächtig
Die Kräfte alle liebend ſich begegnen,
Sich zu einander neigen und verzweigen;
Es ſprießt der Stein, ſein Stamm treibt ſtarke Keime,
Schon ſeh' ich, wie die Blätter ſich entfalten,
Aus jeder Blüte ſtrebt verjüngt und reich
Ein neuer Stamm hoch zu den Wolken hin.
Und wie mir ſelbſt der Greiſenſchwäche Siegel
Gelöst iſt und entfeſſelt Geiſt und Wort,
So iſt der Bann auch von dem Werk gelöst.
Auf, auf! An's Werk! Dich hat mir Gott geſandt;
Auf Deine Scheitel leg' ich meine Rechte,
Wie Samuel auf des Hirtenknaben Haupt,
Und meine Sendung übertrag' ich Dir.

Johannes.

Zu Boden drückt mich Deiner Worte Sinn,
Obgleich ich ihn nicht faſſen kann. Doch neig' ich
In Demuth mich vor Deinem Auftrag, Meiſter!
So ſprich, was ſoll ich thun? Was für ein Werk?

Albertus.

Geheimnißvoll in Tiefen rauſcht der Quell
Des Lebens, — mir, dem ſich die Zeit vollendet,
Wie Meerflut brauſt er. Siehe! D'rüber hin
Zieh'n die Geſchlechter dürſtend in die Weite
Und ſuchen, wo er münde, d'raus zu trinken.
Geheimnißvoll in Höh'n rauſchen die Wipfel
Des heil'gen Urwald's der Geſchichte, droben
Breitet ein Aar die gold'nen Schwingen aus;
Ihr geht im Wald, was ſuchet Ihr am Boden?
Empor den Blick! — Die Stunde naht, mein Sohn!
Schon zähl' ich die Sekunden ab. Du haſt

Dich früh dem Dienſt des Herrn geweiht. Wohlan:
Die Zeit iſt da, den Dienſt des Herrn zu thun!

Johannes.

Ich bin bereit; doch beb' ich, Meiſter, ſieh
Wer bin ich, daß ich Großes ſoll vollbringen?
Ein Jüngling, ſchwach von Gliedern, gänzlich bar
Jedweder Waffe der Gelehrſamkeit,
Nicht mit der Rede Kraft begabt, das Wort
Im heil'gen Kampf zu führen, arm an Gut
Und namenlos, weil vaterlos — ſo lang,
Bis Du mir Vater warſt!

Albertus.

Nicht jener Gaben,
Noch ird'ſchen Guts und Namens, Sohn, bedarf's.
Du haſt der Gaben Gab', der Güter Gut,
Ein reines Herz, und Demuth und Geduld.
Demuth iſt Stärke, weil ſie aus dem Born,
Dem nie verſiegenden, der Stärke trinkt;
Ein Gotteshaus zu bau'n iſt der nur würdig,
Der rein das Herz als Gottes Haus bewahrt;
Und um ein Pfand zu hüten, wie ich Dir
Es anvertrau', nützt keine Wiſſenſchaft
Noch Waffe ſo untrüglich als Geduld;
Das iſt der höchſte Muth und der das Höchſte
Erringt, der nichts im eig'nen Namen, noch
Des Namens Willen unternimmt. Nun, da ich
Dich funden habe als zum Werk gerüſtet
Mit jener Kraft, die Gott dem Herrn gefällt,
Nun macht mir's Freude, daß ich allen Fund,
Den ich im langen Leben that, verzeichnet;
Und wohl beſinn' ich mich nun auch, wie Du
Ihn manche Mitternacht mit treuem Fleiß
Sorglich benutzt.

Johannes.

Meinſt Du den reichen Schatz
Der Schriften, die Dein hoher Geiſt erzeugt,
Worin verzeichnet all', was Du von Kräften
Der Stein' und Kräuter, von verborgenen
Geheimniſſen der menſchlichen Natur
Entdeckt, und andre wunderbare Kunden,
Die Lehren und Geſetze jener Kunſt,
Die Du mit Recht die königliche nennſt, —
Die Baukunſt mein' ich, — die Dein Geiſt erſann?

Albertus.

Erſonnen? Sohn, Du brauchſt ein unrecht Wort.
Der Menſch erſinnt nichts Neues, findet nur.
Von Anfang her iſt jegliche Idee,
Groß, unvergleichlich, wie ein Weltgeſetz,
Und unvergänglich, — ſchon vorhanden. Sie
Zu finden, — iſt's Verdienſt? Sie feſtzuhalten,
In ihr zu leben und für ſie zu ſterben, —
Das iſt Verdienſt. Erſt dann, wenn wir beſitzen,
Ermeſſen wir der Gabe vollen Werth,
Die uns als Pfand geſchenkt ward zum Verwerthen. —
Wohlan . . Doch halt! Noch Eins, der Roſe Deutung
Bewahre: Schweigen! Dieſe Zeit iſt rauh
Und voll Gewaltthat noch. Der Einzelne,
Wenn er nicht Herr iſt, gilt als Meiſter nicht.
Vereinter Kraft nur weichet die Gewalt.
D'rum ſteht der alte Bund feſt aufgerichtet,
Der Bund der Ordnung, Sitte und der Kunſt,
Die Kunden und Geſetze zu bewahren
Mit Gruß und Wort und Handſchlag und Symbol.
Der Ring iſt Dein. Er thut den Ring Dir auf,
Von dem umſchloſſen, ſtill doch ſegensreich
Sich tauſend Kräfte treu zum Ganzen fügen.
Die Roſe ſchau, vertieft im Stein geſchnitten,
Fortan Dein Siegel! Sieh, geſchloſſen iſt
Der Kelch. Einſt wunderherrlich geht er auf
Und weit erfüllt ſein Balſamduft die Welt! — —
Nun geh' hinauf, mein Sohn, in meine Zelle,
Du kennſt den Schrein ja, d'rauf das Kreuz gemalt,
Worin die Schriften liegen, die Du laſeſt.
Sie ſind Dein Erb' und eigen. D'runter aber
In brauner Hülle, dreifach auch verſiegelt,
Wirſt Du ein Pergament — — Wie? eine Thräne? —
Ein großes Pergament wirſt Du dort finden.
In ſchlimmer Zeit drückt' ich die Siegel d'rauf
Und alſobald verſank mein Geiſt in Schlummer.
Ich bin erwacht, brich Du die Siegel auf!
Geh hin, mein Sohn, das iſt das Pfand, von dem
Ich ſprach. —

(Er küßt ihn auf die Stirne.)

Bewahr' es treu! Der Riß zum Dom!

(Johannes entfernt ſich.)

Zu Dir, zu Dir, Du heil'ge, Gnadenvolle,
Du Schmerzenreiche, meiner Seele Braut,
Du meines Erdenlebens ſchöner Morgen,
Zu Dir, die jetzt mein ſchönres Abendroth!
Noch einmal rauſcht, ihr blütenreichen Zweige,
Noch einmal ſingt, ihr Vöglein, um mich her,
Noch einmal ſäuſle, lauer Abendwind,
Aufjauchzt, ihr Kreaturen all', ein einzig
Vollſtimmig Loblied! Sterbend ſtimm' ich ein!

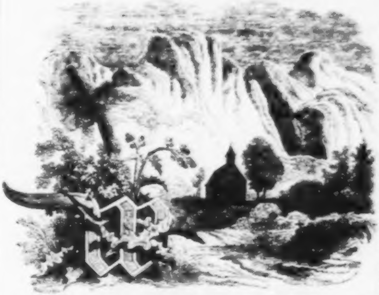
(Er geht ſchwanken Trittes zu dem Kruzifix, an deſſen Stamm die ſchmerzenreiche Mutter und lehnt das Haupt zu Füßen des Bildes.)

O Du! — Dem Knaben biſt Du einſt erſchienen
Verheißungsvoll in Deiner Herrlichkeit,
Und ich ward Dein bis in den Tod, Maria!
Wie Pilger zogen mir in langen Schaaren
Die Jahre und Geſchicke ſtill vorüber,
Und manche Noth, da Mancher ſchon verzweifelt,
Du gabſt mir die Idee, und ich blieb ſtark,
Und hoffnungsreich durch ihre Herrlichkeit.
Du ſagteſt mir: weil ich's gewählt, ſo wird
Mein Geiſt in Schlummer ſinken, doch ich werde
Erwachen, und verjüngt zu Grabe geh'n.
Es iſt erfüllt! O ſieh, ſo voll Vertrauen
Zum Himmel blick' ich jetzo ſterbend auf.
Noch währt die Nacht auch ob dem Volk; es ſchläft;
Doch ſteht das Werk als Unterpfand! So hoff' ich:
Einſt wacht es auf, doch nicht zum Tod, — zum Leben
In voller Kraft, Freiheit und Herrlichkeit;
Ein neuer Tag bricht an, der Roſenkelch
Sprengt ſeine Hülle und der Balſamduft
Ergießt erquickend ſich in alle Welt.

(Er ſtirbt.)

Eduard Duller.

Das Kirchlein mit dem böſen Segen.



Wenn in der Fremde mir's oft zu Muth wird, wie den armen Schwitzerbuben „zu Straßburg auf der Schanz,“ von dem das Volkslied ſingt: wenn „mein Trauern angeht“ und die Sehnſucht nach der Heimath an mich ſich drängt, um mich ſchwebt und flattert, gleich der Schwalbe, die, im kleinen Herzen das große Heimweh, mahnend ihre Gefährten in ängſtlicher Unruhe und Ungeduld umfliegt, bis ſie aufbrechen nach dem theuren Süden; in dieſen Stunden unerklärlicher Wehmuth hab ich mir ein Mittel erſonnen, das begehrliche Herz abzulenken von den oft unerfüllbaren Wünſche. Ein Spielzeug reicht hin ein Kind zu tauſchen, ſein Begehren ihm vergeſſen zu machen. — Unſer Herz, wie oft iſt es auch ſolch' ein begehrlich Kind; — heftig im Wunſche, doch bald geſtillt mit anderer Luſt. Bilderbücher gibt man den Kindern in die Hand und ob dem Blättern und Schauen in dem buntgemengten Reichthum von Geſtalten und grellleuchtenden Farben vergißt das trotzigſte Lockenköpfchen ſeine heißeſte

Sehnſucht nach einem neuen, wundervollen Hanswurſt, oder nach der langſt aller Gliedmaßen beraubten, tiefbetrauerten Puppe.

Meinem ungeſtumen Herzen geb' ich auch ein Bilderbuch, — das Album meiner Erinnerung, und im Anſchaun vergißt es ſeines Begehrens, freilich kaum fur langer — als ein verwohntes Kind, dem endlich doch ſein Wille geſchehen muß. Manchmal findet es ein Bild, mit dem es ſich lange einzig und allein vergnugt. Es knupft ſeine Traume feſt an ſeine Lichter und Schatten, die innerſten jungſten Gedanken ranken ſich hinuber in die aufbewahrten, erhaltenen, und in das Immergrun der Vergangenheit, ſey's auch gemiſcht von manchem andern welken Blatt, verweben ſich die thaufriſchen Roſen, das neue Grun der letzten Stunde.

Jetzt, — gerade jetzt, wo meine Bruſt lauter pocht, weil ich Deinen Namen ausſpreche, — bin ich ſo weit von dir, Heimath! — nicht einmal in der fernſten Ferne kann ich deine Berge ſchauen, Vaterland! — Aber ich habe mir ein Blatt ausgewahlt aus der Bilderſammlung meiner Phantaſie, auf deren Titel die Zeit ein goldnes, ewiges „Zum Gedachtniß“ geſchrieben, und mir wird's wohl, froh und frei um's Herz, — — beinahe ſo als wäre ich daheim. — —

Ueber meinem Haupte verſchlingen ſich tiefgrune Zweige; aus dem dichten Gelaube ſchimmert das rothe Gold ihrer Früchte; um mich her drangt es ſich in farbigem Gewuhle, Blatt und Knoſpe, Blume und Frucht. An der Terraſſenmauer hebt ſich in ſtolzer, ragender Geſtalt die konigliche Aloe, der Cactus ſpruht ſeine gluhenden Blutenkelche nach allen Seiten, wie die Funken eines Feuerwurfes, Reben wuhlen ſich hinauf an der Thurmwand und der Roſenſtrauch ſtreut ſeine duftenden Schatze mir vor die Fuße. Hoch daruber ein Himmel, ein Blau, von dem das Auge nur ungern ſich losreißt um unter ihm ein Paradies zu ſchauen. Ich ſehe Dich vor mir, Land der Etſch. Garten meines Tirols! Ich meine, ich ſitze auf der Terraſſe am Thurm des alten Lebenberger-Schloſſes. Ringsum ein ungezahlter Hort von Schönheit! Wohin zuerſt den Ausblick thun? Ein Zauberring umgibt uns, allüberall blendet uns ſein farbenſtrahlendes Geſtein, ſeines reinen Goldes Schimmer. Aus dem Gewoge von Weingelanden und Obſtwaldern tauchen die glucklichen Wohnſtatten der Menſchen auf, Dorf und Stadt, Burg und Einodhof, fromme Kirchthurme, Trummer verfallner Schlöſſer. Vom Norden herüber bis nach Süden eine Kette; von Merans Giebeln hinweg über die Edelſitze von Mais nach den Burgen links der Etſch bis hinab, wo das Thal von Botzen ſich dehnt und die Hochebne von Kaltern! So reich, ſo glücklich, ſo froh fühlt ſich der Menſch, — er kann die Herrlichkeit ſehen, ſie fühlen! — — —

Damals, als ich wirklich in jenem geprieſenen Schatten gelagert war, da hob ich den Becher gefüllt mit dem edlen Wein, der auf den ſonnigen Hängen des Lebenbergs wächſt, und mir war's, als klangen auf allen den Höhen umher zugleich die Pokale ſeliger Zecher, als reichten aus den Fenſtern der Burgen Arme herüber und ſchwangen die Becher, als wollten ſie anſtoßen mit mir, mir war's, als würde mein Jubel erwiedert aus tauſend jauchzenden Kehlen, wie einſt in dem Saale der Jauffenburg die Becher klirrten, tief hinten im Paſſeierthal, wenn am Fenſter der Lebenbergerburg das Banner der verwandten Geſchlechter geſchwungen ward zum Zeichen, daß hier der Edelherr im gleichen Augenblicke ſein Glas leere auf's Gedeihen ſeines Stammes.

Stundenlang mag man verweilen und nicht ſatt würden Aug' und Seele der wunderbaren Bilder, die ſie umgeben. Oft ſaß ich an jener lieben Stelle bis zum ſpäten Abend, bis die Berge ihre breiten Schatten warfen in's Etſchthal und die Sonne ſank hinter den Alpen, dem Geſtein des geiſterhaften Vigilijoches. Gegenüber lachten die Fragsburg, Labers, Katzenſtein, die Korngefilde Freibergs und von Schöna, die ſanften Aufſtiege zu dem burgenbeſäeten Obermais im wärmſten Abendgold, rein und klar darüber das Aethergewölbe; nur an des Iffigers Spitze hingen ſchleierdünne Wölkchen, die ſchwebende Geſtalt der treulos verlaßnen Maid von Hafling, die auf der Berghöhe ausſpäht nach dem verlornen Geliebten, wie das Volk erzählt. — Südlich verſchwimmt das Mittelgebirge, mit den prachtvollen Ruinen von Sigmundskron frei ausblickend in's Land, links begrenzt von den Felswänden ob Terlan, rechts von der Mendelſpitze, an deren kecken Abfall der Kreidenthurm von Hocheppan trotzig ſich hinausſtellt in's Thal, der letzte Reſt längſtgefallner Größe, das Hünenmal eines kühnen Geſchlechts. — Jenes purpurdunkle Violett, wie nur ſüdliche Glut es mengt, umhüllte bald dichter, bald duftiger die Schattenſeiten. Scharf ſich abſchneidend vom verblaſſenden Horizont erſcheinen die Formen der Gegenſtände, — in reizenden Contouren tritt das Gebirge ab von der Luft. In ſolcher Stunde fiel mir einmal die Silhouette eines Kirchlein's auf, das auf freiem Vorſprung des weſtlichen Mittelgebirges, gerade hin vor meinen Blicken oberhalb Lana einſam ſchwebt am Waldrand der Vollanerberge, unfern des Eingangs in das Ultnerthal. Nie war mir's ſo ſeltſam in's Auge gefallen, obwohl ich das weißſchimmernde Bethäuslein oft bemerkt hatte über den dichten Kaſtanienwäldern der fruchtreichen Niederungen. Wie eine Warte iſt's hinausgeſtellt auf einen Hügel, der ſich losringt von dem dunkelgrünen föhrenbewachſenen Stumpf des Kitzbühels, hochgetragen in weiter Einſamkeit ober all' den Herrlichkeiten, die unten ſich ausgießen am Fuße der Gebirge. — Das Kirchlein heißt Sanct Hippolyt auf Naraun; — vom Volke auch genannt, „das Kirchl mit dem böſen Segen."

An dem Abende, wo mir dieſe Kapelle ſo fremd und eigen für den Blick erſchien, vernahm ich auch, wie im Glauben des Volks halbverklungene Mähren in ſeiner Stille die Heimath gefunden, wie Geſchehenes neuerer Tage an dieſe ſich ſchließt mit unſichtbaren Geiſterketten. In die fröhlichen, jubelnden Weiſen, die ich dazumal ſang, miſchten ſich die melancholiſchen Accorde alten und neuen Schmerzes, der mir geklagt ward, und ſo tönt jetzt, wo ich im Innern jene Freudenjauchzer wiederholte, mächtiger faſt als dieſe, der Nachhall der Klage durch meine Bruſt und meine Worte ſind ſeine verwebenden Seufzer. — —

Als ich an jenem Auguſtabende durch den Anblick der kleinen Kirche aus dem träumeriſchen Schauen und Entzücken geweckt ward, bemerkte ich unfern meiner ein Mädchen, eine Magd aus dem Schloſſe, die am Blumengeländer der Terraſſe die blütenſchweren Bälſaminen feſtband an den Stäben. Ich trat' zu ihr und fragte nach dem Namen jener Kapelle.

Sie ließ von ihrer Arbeit, wandte ſich zu mir und nahm den breiten gelben, grünbebänderten Hut vom Kopfe. Zwei große, dunkle Augen ſahen mich ernſt an: „Ihr meint das Kirchl dort auf der Höh ober dem Lanag'ſchloß?" fragte ſie. „'s iſt das Sankt Hiltbold-Kirchl auf dem Naraunerbühel, — ein ſchlimmer Ort. Man redet mancherlei davon, es ſoll nicht heimlich ſeyn dort, und das Unglück ſei hingebannt auf den Platz. Drum heißt man's auch das ubel g'ſegnete Kirchl, als hatte der geiſtliche Herr ſein Amt ſchlecht verrichtet bei der heiligen Weihe.

„Erzahl' davon, was Du weißt,“ warf ich dazwiſchen, „ich hore gern ſolche Geſchichten.“

Das Madchen faßte mich wieder in's Auge und fuhr fort: „Ihr hört's gern ſolche G'ſchichten und Sagen, das glaub' ich wohl. Horen iſt beſſer, als ſie erleben. Ich kann Euch viel ſagen vom Hiltbolds-Kirchl, — s' iſt dort Allerhand geſchehen, was mir nahgeht, und was ich noch immer nicht verwinden kann. Was man Schlimmes erzahlt von der armſeligen Kapelle, daran glaub' ich nicht; — ich weiß beſſer, wie's Ungluck in die Welt kommt.“ —

Hier ſich ſelber unterbrechend, langte ſie ſich einen Korb mit friſch abgeſchnittenen Blumen herbei, der im Treibhauſe lag, ließ ſich auf eine niedre Steinbank an der Mauer nieder und ſprach: „Was ich weiß, will ich Euch erzahl'n und nebenbei der gnadigen Frau den Strauß binden fur's Nachtmahl.“ — Blumen ſchmucken namlich tagtaglich den gaſtlichen Tiſch des Etſchlanders. —

„Erſt muß ich Euch ſagen, Herr!“ begann ſie nach einer Weile, wie das ſchlimme Kirchl ſoll dort hingekommen ſeyn, und warum es fur verwunſchen gilt unter den Leuten. — Gott weiß, wie alt es iſt, wenn's gleich jetzt ganz freundlich aufgeputzt und ſauber ausſchaut. Vor Alters-Zeiten ſoll's ein Baumeiſter als ein ſeltſames Gelobniß in die Einſamkeit hinaufgebaut haben. Der Mann war ein geſchickter Meiſter in ſeinem Gewerb und hat viel Kirchen und Herrenhauſer aufgerichtet im ganzen Landl, bei den Stadtherren von Meran und Botzen, bei den Grafen auf den G'ſchloßern und den reichen Pralaten. Da hat er einmal auf einem ſolchen Schloß einen Prachtbau gefuhrt, und lange Wochen dort gehaust. Der furnehme Herr, dem er baute, der hatte eine ſchone, einzige Tochter. An ihrem feinen Geſicht verſchaute ſich der Meiſter und das Grafenkind hatte Gefallen an dem kunſtreichen Maurer. Ehe der Hebein, der grune, friſch aufgezierte Tannenbuſch, am Dachgiebel ſteckte, entſtoben die Zwei. Der Grafin Bruder ritt ihnen nach; er holte ſie ein, zuckte ſchon das Schwert auf den Meiſter, der aber kam ihm zuvor und erſtach ihn. Heimlich, im Welſchland, heirathete er das geraubte Fraulein. — Auf ſeinem Schloß, neben dem halbfertigen, ſtolzen Gebau, zerjammerte ſich der reiche Graf, der beide Kinder verloren, und er verfluchte bei allen Himmeln und bei der tiefſten Hölle den Räuber und Mörder; er fluchte Allem, was Jener thun und beginnen werde, jedwedem ſeiner Werke. — Seit dem Tag verließ Glück und Ehr' den Baumeiſter. Kein Bau gelang ihm mehr, manches Gewölb brach ihm ein, die Mauern ſtürzten, ſeine Grundfeſten verſanken. Sein Weib, das ihn lieb hatte trotz Vaterfluch, verſiechte in den fremden Landen. Er mußte ſie bald begraben. Da faßte den Mann die Reue, er zog herein in's Land und beſchloß ein Werk zur Sühne zu thun. Von den letzten Pfennigen ſeines Gutes baute er mit eigener Hand das einſame Kirchl auf dem Naraunerbüchl. Als er nach einer Stelle ſuchte, ſchweifend im Gebirg, da gefiel dem betrübten Manne dieſe Wildniß am Vollanerthal, ganz vereinſamt ſchaute der Hügel hinaus in die Weite. Vom Berg herab brachte er ſich Holz und Geſtein und baute das Häuslein mit einem Thurml und daneben für ſich eine armſelige Klauſe. Er ſchenkte den frommen Kloſterfrauen von Vorſt ſein Hab und die ließen ihm das Kirchl einſegnen von einem Geiſtlichen.

Aber ehe der fertig ward mit dem Segen, brach ein Wetter los, und der Blitz fuhr in den Thurm, und erſchlug den Baumeiſter, der eben zum Sanktus läutete. — Kirchl und Klauſe, ſeither des Meßners Wohnung, ſteh'n heut noch. Aber man glaubt, kein Segen könne von Frucht ſeyn, in dem verfluchten Kirchlein, — und Jeden, der gegen die Eltern ſich je verſündigt, den erreiche dort der Fluch derſelben, wie der des alten Grafen den Bauherrn erſchlagen." — —

„Und iſt das eingetroffen, hat der Glauben des Volks einen Grund?" fragt ich dazwiſchen. —

„Es muß wohl ſo ſeyn," — antwortete das Mädchen: — „in früherer Zeit mögen ſich etliche Fälle gefunden haben. — Auch jetzt, in der jüngſten Friſt iſt ein wunderliches Unglück dort geſchehen, und das deuten ſich die Leute nach dem alten Glauben. — „Aber ich," ſetzte ſie bei: „ich weiß das beſſer. Eine Himmelſtrafe mag das Unglück geweſen ſeyn, aber das ſchlimme Kirchl iſt nicht ſchuld."

Die letzten Worte ſprach ſie mit ihrer tiefen wohlklingenden Stimme feſt und kalt, entſchieden, voll Ueberzeugung. Sie hielt in ihrer Arbeit inne, hob das Haupt, und ich ſtaunte ob des ſtrengen Ernſtes, der in den regelmäßigen Zügen des blaßbraunen Geſichtes der bauriſchen Dirne ſich ausſprach. Nur um ihre Lippen zeigten ſich die weichen Zuge eines auftauchenden inneren Schmerzes.

„Habt Ihr nichts gehort,“ fragte ſie mich: „von dem jetzigen Meßner von Sankt Hiltbold, — von ſeinem Weibe, das im Wahnſinn ihre Kinder ertrankte. Das Weib, — ſie iſt ſeit drei Wochen todt; — war meine Schweſter. Wir ſind im Ultnerthal, bei Sankt Pankraz daheim auf einem ſchonen Hof. Vater und Mutter leben noch, wir ſind die einzigen Kinder. — 's iſt ſeltſam gegangen mit der Schweſter ihrer Heirath. Ihr Mann war unſer Nachbarsſohn, ein armer Soldnersbube, aber ein ſauberer, flinker Burſch, frank und frei in der Red' und im Handeln, luſtig und zuthunlich, voller Schwank und Liedlen, gern geſehen, wo er hinkam zum Heimgarten. Oft war er bei uns am Hof, — der Hanns hat der Traudl gefallen — und mir auch. Da hat halt der Hanns etliche Winter und Sommer vertändelt hinterm Ofen, oder auf den Bergmahdern mit mir oder mit der Gertraud; — auf einmal, zu Weihnacht'n werden's drei Jahr, halt er beim Vater an, um die Schweſter, — ſein hochwurdiger Vetter hatte ihm den Meßnerdienſt verſchafft auf Sankt Hippolyt, — und die Traudl wollt' nicht von ihm laſſen. — Meine Leute wollten nichts horen von der Heirath, — aber endlich, — da mußten ſie ja ſagen, — die Hochzeit wurde gerichtet; — doch ohne Segen, ohne Kreuz und Weihbrunn ſchickten ſie die Gertraud fort mit ihrem Mann. Sie durfte nimmer in's Haus, das hatte der Vater geſchworen. Sie hat von da an droben gehaust in der Meßnerhutte, mit drei Kindern wurde ſie beſchenkt, das jungſte kam am letzten Lichtmeßtag zur Welt. Bei dem Kirchl oben iſt es entſetzlich od' und einſam. Unten nur liegt das ſchone Land, und als durfte man nicht hinab, umgibt Wildniß, ſchlechter Wald und Sturzbach den Buhel. Nichts gedeiht und wachst oben, leer ſteht das Feldſtuck neben der Wohnung, neben etlichen Fohren ſumpft eine Moortranke fur die Paar Kuhe, das gute Waſſer muß weit den Berg heraufgetragen werden. In der Sommerhitz dorrt das Gras ab, alles Grun ſtirbt, und gewaltige Glut brennt auf dem Geſtein. Da kommt hochſt ſelten ein Menſch hinauf, ſtill und traurig iſt's und nur die Glocklein der Kapellen weinen wie Kinder, die in der Oede verſchmachten, durch die Luft. — Allmahlig uberkam die Schweſter dort oben eine wachſende Schwermuth. Sie brutete tagelang für ſich hin, las viel in alten Predigtbüchern, die im Meßnerhauſe ſich forterbten ſeit langer Zeit, ward ſtumm und ſtörriſch, — mied ſelbſt die wenigen Menſchen, die ſie ſah. Sie ſaß viel in dem Kirchlein, allein mit ihren kleinen Kindern. — Da ſoll ſie der alte Fluch erreicht haben, weil ſie eine Ungehorſame geweſen gegen Vater und Mutter, und ſie verfiel in Wahnſinn, den ihr Niemand anmerkte. — Auf Sankt Johann geht der Hanns, der Schwager, zum Pfarrer nach Vellan. Spät am Abend kommt er heim; er ſucht im Hauſe nach Weib und Kind. Da findet er endlich die Gertraud, am Rande des Sumpfes, unter den Föhren kauert ſie und ſtiert ihn an mit erſtorbenen Blicken. — Er ſpricht ſie an: „Sei ſtill“ ſagt ſie; „ruf die Kinder nicht zurück, ich hab' ſie vorausgeſchickt in den Himmel, daß ſie wegen unſerer Sünden fürbitten und loskommen aus dem Verderbniß auf dieſer Welt.“ — Im Waſſer lagen die Leichen der Kleinen. Die Gertraud blieb wahnſinnig; — aber ſie bekam ein hitzig Fieber dazu und ſie ſtarb daran.“

Hier hielt das Mädchen inne, — ich ſaß ſtumm und ergriffen. Die Erzählerin beendete eben ihren Blumenſtrauß und band ihn mit Baſt. Sie ſchwieg eine Weile, dann fuhr ſie eintönig weiter. „Die Leute glauben, die Traudl wäre närriſch geworden, weil ſie im verfluchten Kirchl ſo oft geweſen, und obendrein beladen mit dem Unwillen der eigenen Eltern. — Ich glaub', ſie iſt's geworden, weil ſie ihre Schuld eingeſehen, daß ſie mir aus Hochmuth des Hanns ſein Herz entwendet, mir ſeine Lieb' abſpenſtig gemacht hat. Ich hab damalen nicht gedacht, daß ich's verwinden werd'; — ich war ja ſo lang und ſo oft dem Hanns ſeine liebe Margreth. — Vor der Hochzeit lief ich auf und fort aus dem Ultnerthal und dien' ſeitdem am Lebenberger-G'ſchloß. — — — Unrecht und Falſchheit macht den Menſchen verwirrt, — nicht alter und neuer Fluch. Der wirkt nicht, wo die rechte Lieb' iſt. — Ich ſcheute mich nicht vor dem böſen Segen im Hiltbolds-Kirchl, nicht vor Vater- und Mutters-Verwünſchung: — morgen zieh' ich hinauf in die Oede, wenn der Hanns mich zum Weibe will.“ —

Ihre Stimme ſteigerte ſich bei dem Ende zu einer eigenthümlichen Kraft. Ihr Geſicht ward ſchon in dem Ausdruck des Trotzes, ihre Augen leuchteten; — aufrecht ſtand die kräftig ſchlanke Geſtalt, — das Schickſal und den Irrwahn grauer Zeit auffordernd, — im Herzen gewaffnet mit der allmachtigen Liebe. —

Da ward aus der Ferne ihr Name gerufen. Sie eilte fort und verſchwand im Schatten der dichten Kaſtanienbaume hinter der Burg. — Ringsum dammerte es bereits, Kopf und Bruſt voll mannigfacher Gedanken und Gefuhle verließ ich mein liebes Platzlein unter den Orangen am Thurm.

Nach einem Jahre kam ich wieder in das wirthliche Schloß ob Marling und fragte den Gaſtfreund, den Burgherrn, nach ſeiner Magd, nach Margrethen, der ſchonen Ultnerin.

Sie war nicht mehr da. In der Faſtnacht erſchien ein Freiwerber, — es war Hanns, — der Mann ihrer im Irrſinn verendeten Schweſter. Die alte Liebe, vergeblich begraben in der kaltſcheinenden Bruſt, brach ſich Bahn mit ſturmiſcher Gewalt; — ſie warf ſich dem Manne in die Arme fur Leben und Tod. — Vergebens warnten, drohten, flehten die Eltern. Margrethe legte ſich krank nieder, und wollte ſterben ohne den Erwahlten. Darauf fuhrte Hanns die zweite Gattin aus dem Hofe im Ultenthal hinauf nach Sankt Hippolyt. Die Eltern fluchten nicht mehr, wie bei Getraud's Abzug, ſie weinten, als ſie die Tochter, gleichſam wie ein zweites Opfer, nach der traurigen Stelle wandern ließen. — Margrethe aber war voll Gluckſeligkeit und Wonne, und jubelte und begrußte mit Freudenruf und Lied die verodete Hohe und die Hutte ihres Mannes. In der Kapelle kniete ſie oft, Gott dankend, ihm erzahlend von ihrem Glucke. —

Aber kaum ſind drei Monate um und der trube Geiſt, der den Hugel von Naraun umſchleicht, mit verderblichem Hauche alles Leben vergiftend, umnachtete die Sinne des kraftigen, friſchen Weibes. Sie hielt ſich verloren fur Gottes Gnade und Ewigkeit, ſie ſprach in ihrem Wahne von Fluchen, die ſie in der Kapelle laut vernommen, ausgeſprochen uber ihr Haupt, unwiderruflich, furchtbar.

Sie iſt jetzt ruhiger, — ſitzt meiſt mit verſchrankten Armen vor der Hutte. — Nie mehr betritt ſie das Kirchlein.

Wenn die Glocken läuten vom Thürmlein, flieht ſie in's Tannendickicht, in die Winkel ihrer Hütte, und hält die Hände vor die Ohren.

„Hört ihr's“ — ſagt ſie dann: — 's iſt doch wahr, — der alte Graf verflucht wieder ſeine Tochter und den Baumeiſter und mein Vater und meine Mutter beten ihm den böſen Segen nach.“ — —

Von dem leuchtenden Bilde des heimiſchen, wunderherrlichen Thales fielen dießmal meine Blicke auf dieß ernſte dunkle Nachtſtück voll unheimlichen Geiſtes und tief erſchütternder Wehmuth. —

Dort das heiterſte, überſtrömende Leben, — hier mehr als Tod. —

Im fremden Leid vergißt mein Herz ſeiner kleinen Klagen; — aber es ſucht ſich Worte für das Durchfühlte.

So entſtand die arme, kleine Geſchichte vom „Kirchlein mit dem böſen Segen.“

J. F. Lentner.

Ein Lied von der Lorelei.

Die Sonnenſtrahlen blitzen
Im Scheiden auf den Rhein,
Und Knab' und Schifferin ſitzen
Im ſchwanken Kahn allein.

Sie ſinget ſüße Lieder
Und ſpricht manch' Schmeichelwort,
Sieht dann in's Aug' ihm wieder —
Er aber kehrt ſich fort.

Denn drüben auf der Klippe
Da ſteht die Lorelei,
Von ihrer roſigen Lippe
Tönt Wundermelodei.

Um ihre Stirne hangen
Die Locken braun wie Gold,
Die Augen und die Wangen
Wie glühn, wie blühn ſie hold.

Als woll' er ſie einſaugen
So blickt der Knabe hin.
„O, ſchau nicht in die Augen!“
Fleht lang die Schifferin!

Da ſteigen mächtige Klänge
Aus tiefſter Bruſt der Fey.
„O, horch' nicht auf die Sänge
Der falſchen Lorelei.“ —

Der Knabe ruft: „Behende
Führ mich zur Klippe hin.“ —
„Das wär' ein traurig Ende,“
Verſetzt die Schifferin.

„Willſt Du mich nicht hinfahren,
Find ich den Weg allein,
Und ſchwimme durch den klaren,
Mir längſt vertrauten Rhein.“ —

„Kannſt Du nicht bei mir weilen?
Ich bin Dir ja ſo gut,
Will Alles mit Dir theilen,
Was nie die Lorlei thut.“ —

Sie faßte ſeine Hände
Und ſah ihn an ſo bang
Ob er zu ihr ſich wende —
Die Lorlei ſang und ſang.

„Ich höre ſie nur ſingen,
Seh' nur das Sonnenlicht
Aus ihren Augen dringen,
Dich — hör' und ſeh' ich nicht.“ —

Da fährt ſie ſchweigend, ſchnelle
Zur Klippe ihn heran,
Und kaum auf ſichrer Stelle
Entſchwingt er ſich dem Kahn.

Er klimmet auf zur Klippe,
Verletzt ſich Hand und Fuß,
Wird ihm nur von der Lippe
Der Lorlei holder Gruß.

Sie ſingt ſo lockend droben,
Er iſt ihr ſchon ganz nah,
Und endlich, endlich oben —
Weh' ihm! ſie iſt nicht da.

Da ſteht er einſam ſchauernd,
In Abends letztem Schein,
Und einſam fährt und trauernd
Die Schifferin auf dem Rhein.

Melancholie.

Wenn Blitze die Seele durchzucken,
Wenn Schauer den Leib überläuft,
Und wenn vor entfeſſelten Blicken
Unendlichkeitsahnung hinſtreut;

Dann ziehen die Götter des Lebens,
Begeiſterung, Liebe und Kunſt,
Unſichtbaren, flüchtigen Schwebens
Um uns durch den irdiſchen Dunſt.

Sie gießen um's Daſein ein Glänzen
Wie Abendroth Gletſcher umſtrahlt,
Wie ſpielend ein Maler mit Kränzen
Ein dürres Gerippe ummalt.

Doch bau'n ſie nicht dauernde Hütten
Im Buſen des Sterblichen auf;
Es feſſeln nicht Wünſche noch Bitten
Den regellos fliegenden Lauf.

Sie küſſen mit brennender Lippe,
Verleih'n einen ſegnenden Blick,
Und ſchwinden! — dann bleibt das Gerippe
Dann bleibet der Gletſcher zurück.

Dann ſtehen wir trüb und gebrochen
Genüber dem Eis und dem Tod,
Dann ſehnt ſich mit feurigem Pochen
Das Herz nach des Sonnenlichts Roth.

Und in dieſen ſehnenden Gluten
Der ſterbliche Leib ſich verzehrt;
Wenn immer die Wunden friſch bluten,
Wird endlich das Daſein zerſtört.

Wir wiſſen: der Götter Umfangen
Bereuet der Sterblichen Tod;
Und dennoch dieß heiße Verlangen,
Der Semele gleich, nach dem Gott!

So weit es die Götter vermögen
Verleihn ſie die Herrlichkeit gern,
Doch auf unſern nebelnden Wegen
Wird Irrlicht manch himmliſcher Stern.

Denn das iſt der Fluch, der ſo lange
Uns quält als die Erde beſteht:
Daß ſtets durch das Eden die Schlange
Bald heimlich, bald offenbar geht.

Vergifteten Hoſtien gleichen
Die göttlichſten Gaben! — Sie weih'n,
Indem ſie uns Himmelskoſt reichen,
Zum Schmerz und zum Tode uns ein.

Troſt.

Les' ich die Lieder, die ſelbſt ich gedichtet,
Wird mir die innerſte Seel' aufgerichtet,
Grüße der Frühlingsluft wehen mich an,
Friſch wie ich nimmer beſchreiben ſie kann.

Leben begrüßt mich aus jeglicher Zeile,
Leben hinſtürmend, hinbrauſend in Eile,
Leben, ein wogender, ſchäumender Bach,
Ewig im Sonnen, — im Sternenlicht wach.

Nimmer dem eiſigen Tode erliegend,
Wüſten durchſprudelnd und Felſen beſiegend;
Denn wie ich jubelte, kämpfte und rang,
Lied ward mir Alles, und Bild und Geſang.

Keine Erinnrung iſt todt und verloren,
Jung wird und neu ſie in's Daſeyn geboren;
Finſterer Sarg mag mein Buſen nicht ſeyn,
Sondern kriſtallener Heiligenſchrein.

Heilige Lieder! Ihr gleichet der Welle
Strömend im Ganges! Verkläret und helle
Gebt Ihr was d'rin ich getauchet zurück —
Leben und Liebe, und Schmerzen und Glück.

Fülle des Lebens.

Wenn der harte Felſen zittert
Von des Stromes Sturz in's Thal,
Dann nur wird die Seel' erſchüttert
Durch den mächtigen Waſſerſtrahl.

Wenn die reichſte Alpe ſpendet
Ihrer Blumen Duft und Glanz,
Dann nur wird das Aug geblendet
Durch den vollen Blütenkranz.

Wenn, wie's Weltmeer nie verſieget,
Ewig rauſcht der Liebesſtrom,
Dann nur wird das Herz begnüget
Und erfüllt vom Glücksarom.

Wenn, wie neuentdeckte Welten,
Jung und friſch das Lied entſpringt,
Dann, nur dann läßt man es gelten,
Daß der arme Dichter ſingt.

Auch von ihm will man die Fülle,
Die man heiſcht von der Natur;
Aber trägt in Staubes Hülle
Vom Vergehn er nicht die Spur?

Luſtgekrönt, wie ſturmumwettert
Tön' denn Klag- und Jubelſchall,
Bis, die Bruſt vom Sang zerſchmettert,
Todt hinſtürzt die Nachtigall.

Der, an Fabriken vermiethete, Palaſt.

Was treibt Ihr Euch bei'm Fuße
Der Kaiſerburg umher,
Und Schlöſſer und Paläſte
Der Ahnen ſtehen leer.

Fabrikherrn ſind geſchäftig,
Wo Ritter bankettirt,
Wo die turneyten kräftig
Sich die Maſchine rührt.

Und kommt ihr aus den Weiten,
So iſt's als ob der Geiſt
Der mächtigen alten Zeiten
Euch ſtolz von hinnen weiſt.

Denn in die niedern Zimmer,
Wo Page ſonſt und Knecht
Nur hauſten, zieht ihr immer,
Entartetes Geſchlecht!

Wohl ſchreitet durch die langen
Gemächer ſtark ein Geiſt;
Doch darf dem Ritter bangen,
Weil der: die Freiheit! heißt?

O, öffnet Thor und Thüren
Dem Geiſt aus alter Zeit,
So werdet nie verlieren
Ihr Eure Herrlichkeit.

Was wollt Ihr denn am Throne
Erringen Höflings-Ruhm?
Auf Rittershelm die Krone
Iſt Euer Eigenthum.

O, hemmet nicht der beſſern
Erſcheinung jungen Lauf,
Und lebt in Euren Schlöſſern
Zu ſtolzer Freiheit auf.

St. Stephan zu Wien.

Du bauest Deinen Heldenſöhnen,
Die glänzend durch den Zeitenlauf
Mit Lorber und mit Ruhm ſich krönen,
Kein Ehrendenkmal dankbar auf;

Du richteſt ihnen keine Säule
Des Nachruhms auf mit frommer Hand,
Daß d'ran das Aug' der Zukunft weile —
Du wunderbares, kaltes Land.

Du gräbſt Erinnrung hoher Seelen
In's Herz nicht, noch in Marmor ein,
Und keine Monumente erzählen
Von großen Menſchen, die einſt dein.

Genügt es Dir, daß ſie geweſen,
Daß reich war die Vergangenheit,
Und ſoll die Nachwelt einſt nicht leſen,
Wie arm die gegenwärtige Zeit?

Um das zu ſehen braucht's kein Zeichen!
Wir wiſſen's Alle — fühlen's ſchwer:
Die Größen, die ſo raſch verbleichen,
Sind keine ächte Größe mehr.

Sie folgt auf allen ihren Zügen
Als treuer Mond der Sonnenſpur;
Jetzt aber ſchwingt zu dunkeln Siegen
Die Eigenſucht ihr Banner nur.

Wer ſonſt gepflanzt auf Lebenshöhe
Die Fahne hatte, trat zurück,
Damit man ſie, die Heilige, ſehe —
Und auf den Träger fiel kein Blick.

Denn er verſchwand wie in der Wolke
Die Sonne Abends geht zu End',
Doch ein Palladium ſeinem Volke
Geweihet, ward ſein Monument.

Seht Ihr die ſtarken Pfeiler ſteigen
In koloſſaler Rieſenmacht?
Ein Eichwald, wo mit Ernſt und Schweigen
Die tiefſte Ruhe ewig wacht.

Seht Ihr ſich heben dieſe ſchlanken
Und leichten Säulen, die ſo kühn
Wie himmelſtürmende Gedanken
Empor von dumpfer Erde ziehn?

St. Stephan zu Wien.

Seht Ihr das zarte Laubwerk ſchweben,
Das ſich am Knauf zum Kreuze eint?
Es würd' im Frühlingslüftchen beben,
Wenn Zauberhand es nicht verſteint.

Seht Ihr des Glaſes Farben glühen,
Wie Liebesblicke durch die Nacht,
Wie Diamanten-Lichter ſprühen
Voll Feenglanz im tiefen Schacht?

Seht Ihr wie frei die luftige Spitze
Aufſtrebet zu der blauen Fern?
Sie trotzt dem Sturme und dem Blitze,
Sie hebt ſich ja zur Ehr' des Herrn.

Und ſeht ihr demuthvoll zur Seite
Im tiefen Dunkel jenes Bild,
— Deſſ' Nacken träget den in's Weite
Geſchwungnen Bogen — fromm und mild?

Seht Ihr's? — Das iſt der große Meiſter,
Der dieſen Bau dahin geſtellt
Mit tiefem Sinn, und Pilgram heißt er; —
Ein Pilger war er auf der Welt.

Doch ließ er dieſes ernſte Zeichen
Zurück bei ſeiner Pilgerfahrt,
Das zu Jahrhunderten wird reichen,
Wie's von Jahrhunderten bewahrt.

Er ſelbſt verſchwand, wie in der Wolke
Die Sonne Abends geht zu End';
Doch dies Palladium ſeinem Volke
Geweihet, ward ſein Monument.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Eine Neckarfahrt.

Den 11 Auguſt 1842.

Geſtern, ſpät, auf Kerners altem Thurme zu Weinsberg, war es nicht ſchon als ob wir auf einem Schiffe ſaßen und durch die ſtille Nacht im Sternenſcheine ſo fort ſchwammen? Die Kerzen unter dem Gezelte warfen Streiflichter über die Gruppen, welche ſich an die dunkeln Mauerkränze lehnten, gleichſam über Bord. „Wie Chriſtbäumchen!“ ſagte die jugendliche Aebtiſſin von Kronau, auf die kleinen Akazien deutend, welche über unſerem Haupte ſich leiſe leiſe wiegten, an jedem Zweiglein ein funkelnder Stern.

Und der frühe Morgen ſchon wieder trifft uns auf dem Dampfboote. Ein langes ſchmales Schiff; angenehmere Bewegung als auf allen, die ich kenne. Die beiden Neckarſchiffe Wilhelm und Leopold ſind **inexplosibles**; ein drittes wird erwartet. Bei einem

Unternehmen des Marquis La Roche Jacquelin zu Orleans, ein junger Legitimiſt, der in allen Zweigen der Induſtrie großartige Thätigkeit entwickelt, ſtockte irgend eine Maſchine; Niemand wußte Rath; da veranlaßte man Jenen, den Maler Gaſches von Nantes zu berufen, ein mechaniſches Genie. Der Erfolg war ſo glänzend, daß der Marquis dem Künſtler, der mit dem Pinſel nie Glück gemacht hatte, vorſchlug, ſich ganz der Technik zu widmen, und alle Mittel zur Verfügung ſtellte. Beide gründeten anfangs gemeinſchaftlich eine Fabrik zu Nantes. Gaſches erfand eine neue Gattung von Dampfſchiffen, die zugleich leichtere Bewegung und größere Sicherheit gewähren. Er hat jetzt achtzehn bis zwanzig **inexplosibles** auf der Loire. Es war vor drei Jahren, daß Reuß, der mir dieß erzählt, Vorſteher des Handelſtandes zu Heilbronn, ein umſichtiger, praktiſcher Kopf, auf einer Rheinreiſe bei Linz ein ſolches Loireboot begegnete, das durch die Schelde und den Rhein heimkehrend, mit trefflichem Bau den Reiſenden überraſchte und einen Wunſch für's Vaterland neu belebte. So trat dieſe Dampfſchiffahrt auf dem Neckar in's Leben, eines der ſchönſten Ereigniſſe für Württemberg, gleich im jungen Daſeyn munter gedeihend in Tagen, wo ſogar reiche Ströme ihre Poſt einſtellten.

Zum Glücke erkenne ich in einem großen ſtarken Mann mit blondem Schnurrbarte und militäriſcher Haltung, den Baron, einen Reiſenden von Profeſſion, der ſein Handwerk verſteht. Schon hat er Karten und die neueſten Wegweiſer vor ſich ausgebreitet; ich beſchließe alſo bei ihm zu betteln. Der gothiſche Thurm von Heilbronn und der Wartberg entſchwinden. „Er kommt ſchon im zwölften Jahrhundert als Nordberg vor,“ ſagt der Baron; „die Hauptkirche zu St. Kilian wurde 1013 begonnen. Im Götzenthurme am Neckar, welchen der mit der Eiſenhand in ſeiner eigenen Biographie „Diebsthurm“ heißt, brachte er nur eine Nacht zu, die drei Jahre ritterlicher Haft aber in Diezens Herberge, welche man nicht mehr kennt.“ — Neckargartach, am flachen Ufer. Von Neckarſulm taucht eine dunkle Mauergruppe auf. „Villa Sulmana unter Karl dem Großen,“ fährt der Baron fort. „Hinter dem Städtchen der Scheuerberg (auch Schauerberg), in deſſen Eichenwald, nach der Sage, der Frankenkaiſer auf ſeinem Jagdzuge die Quelle „Heiligbronn“ entdeckte.

„Der Dämon des Dampfſchiffes raucht auch Cigarren,“ behauptet der edle Graf und Sänger, auf ein Röhrchen an der Maſchine deutend. Das rothe Griechenmützlein auf dunkeln Locken, ſitzt er mir gegenüber neben der Herrin von Kronau, die, in einen Schottenmantel gewickelt, mit edlen, klugen, weißen Zügen, einem jener feinlebendigen Bildniſſe von Van Dyk und Van der Helſt gleicht. An ihrer Seite das ſanfte Geſichtchen des Fräuleins. Weiterhin leuchten mild die braunen Augen unſerer Gefährtin, der Reichsſtädterin, aus Leſſings Familie, die Gattin eines philoſophiſchen, durch klaſſiſche Schrift über Magnetismus berühmten Arztes. Kerner, der ſich bisher bald mit einem Doktor aus Stuttgart, bald mit einem alten Geiſtlichen im ſchwarzen Sammetkäppchen unterhielt, ſetzt ſich nun zu der freundlichen Frau, welche mir räth: „Schreiben Sie alle ſeine Seufzer nach Rickele auf, dann wird Ihr Merkbüchlein geſchwind voll.“ — Der Kocher mündet ein. Das moderne Kochendorf. Die weißen Salinen Friedrichshall; Jagſtfeld, wie der Baron bedeutet, ſchon im neunten Jahrhundert Jagesfeld genannt. Der ritterliche Dichter zeigt nach der braunen Tillykapelle, in deren Nähe ſein Ahn, Herzog Magnus, den Heldentod fand. „Dem Gerüchte nach“ antwortete Jener meinem fragenden Blicke, „hielt der kaiſerliche Feldherr vor der Schlacht Kriegsrath in dieſem Cornelienkirchlein. Es war am 6. Mai 1622. Tags zuvor hatte ſich der Markgraf Georg Friedrich mit zweitauſend Reitern und zehntauſend Mann Fußvolk auf der „Au“ zwiſchen Obereiſisheim und Wimpfen gelagert; Tilly und der Spanier Cordova hielten die Höhe und einen nahen Wald heimlich beſetzt, den eine dumpfe Sage aus Väterzeit, als einſtige Stätte blutigen Kampfes bezeichnete. Das weiße Regiment, die vierhundert Pforzheimer, geführt von ihrem Bürgermeiſter Deimling, opferten ſich hier für ihren Fürſten. Abends drei Uhr war der Streit zu Ende. Mehr denn fünftauſend Leichen deckten den Wahlplatz.“ —

Einige Spitzthürmlein der Kirche von Wimpfen im Thale, lugen nachbarlich aus Ufergrün. Es mögen gerade zwei Jahre ſeyn, daß unſer Lenau mit Freunden zu dieſem Denkmale wallfahrte; der alte deutſche Meiſter gab dem Dichtergenius einen Bruderkuß. Jene Friedenswieſe mit niedern Kreuzen, von Säulenhallen umwölbt, ein Verſteck, ſo ruhumſchloſſen, einladend zum Vergeſſen, daß man

Alles draußen ablegen möchte für immer, nichts mit hinein nehmen in den behüteten Kreis, nur lauſchend niederknien! Hier ſtanden die Wanderer. Sie entdeckten an einem der Fenſterbogen im Fels gehauen ein zartes Vogelneſtlein, gleichſam in die ſteinernen Ranken verborgen. Dieſe Kindlichkeit ergriff das Sängerherz: Eben erſchienen die Albigenſer, kühne Fresken, wie Kornelius und Kaulbach mahlen, und dazwiſchen Gebilde im ſüßen Schmelze italiſcher Farbung, wie die Epiſode: „Das Vogelneſt.“

. . . . . „Der Kirchhof iſt vom Kreuzgang eingeſchloſſen,
Wo Epheuranken an den Fenſtern ſproſſen;
Die ſchlanken Pfeiler ſind ſo feſt geſtellt,
Die Bögen leicht und kühn empor geſchwellt,
Doch luftig ragt der fromme Bau noch ſpät.
Die Mönche einſt in keuſcher Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenſchwüle;
Der Geiſt der ſo gebaut iſt längſt verweht.

An ſpitz gebognen Fenſtern iſt zu ſchauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein ſteinern Vogelneſt am Aſte ſchwebend.
Der Jungen Schnäblein heiſchend aufgeriſſen,
Die Mutter ſie zu atzen hold befliſſen,
Sie wärmend mit den aufgeſpreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und ſingen.

Ich ſtand gefeſſelt von des Meiſters Macht,
Und ſann gerührt, was er ſich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche ſtill verehrt,
Wie ſie getreu die Kinder ſchützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnſucht wecken?“

„Der Dekan der Chorherrn, Richard von Diedesheim, ließ um 1250 die alten Gebäude zu St. Peter abbrechen, geſtiftet durch Biſchof Crotoldus von Worms, und Kirche, Zellen und Kreuzgang aufbauen,“ berichtet der Baron. „Wimpfen auf der Höh zerſtörten die Hunnen. Im dreizehnten Jahrhundert gehörte die Stadt, Conradin, dem letzten Hohenſtaufen. Guſtav Adolph weilte in ihren Mauern; Graf Gallas brandſchatzte die Gegend; in der Dominikanerkirche kniete Tilly vor und während der Schlacht und, richtete zur

Jungfrau ſein blutiges Gebet. Im Pfarrhauſe des Kloſterhofs, ehmals „Kaiſersbau," übernachtete Karl V. Türenne ließ Wimpfen 1645 beſchießen." — Wir ſchiffen zu Füßen der greiſen Cornelia, über uns ihr Kranz von braunen Giebeln und Warten; ein halbverfallener Bogengang; der rothe, der blaue Thurm, Spitze an Spitze, enggeſchaart, faſt ſelbſt wie Maſtbäume, im Wiederſpiele mit der kleinen bunt bewimpelten Kauffahrteiflotte da unten. Schon winkt Ehrenberg. Vögel umkreiſen die graue Römerwarte und Baumwipfel neigen ſich herein auf die hohlen eingeſunkenen Burgmauern. „Der letzte Ehrenberg," ſagte Kerner, „wurde der Zauberei beſchuldigt und durch ſeinen Oheim, den Biſchof von Würzburg hingerichtet. Jetzt gehört die Ruine der Familie Racknitz. Am Eingangsthore ſteht die St. Albanskapelle in Trümmern." — Weiter unten Gundelsheim; darüber Burg Hornegg, leider neu angeſtrichen; wie der Baron verſichert, durch Konrad von Hornegg zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, zu Ende deſſelben, von einem zweiten Konrad, vor ſeinem Zuge nach Paläſtina dem deutſchen Orden verliehen, öfters Sitz des Deutſchmeiſters, und gleich Gundelsheim, das auch den Templern gehörte, im Bauernkriege verwüſtet. Die Rebenwand, durch eine Schlucht von der Veſte getrennt, der Michelsberg, trägt eine Wallfahrt, einſt vielbeſucht: Nun Friedhof und Kirchlein. „Eine Jungfrau, die Chriſtin wurde," erzählt Kerner, „floh in die Wälder vor dem heidniſchen Bräutigam, der ſich nicht von ihr bekehren ließ; grub dort Lieb und Leid in die Bäume, in die Felſen ein, und ſie ſagten es dem Waidmann, den eine weiße Hirſchkuh zu dem Schlummerhügel ſeiner Braut lockte. Solche Treue rührte ihm das Herz. Ein frommer Siedler, blieb er bei dem Grabe. Als auch er heimgegangen war, hat man auf der Stätte dem heiligen Michael eine Kapelle geweiht." —

Eine neue Windung des Fluſſes trägt uns der Scene von Wilhelm Hauff's „Bild des Kaiſers" entgegen, dem ehrwürdigen Schloß Guttenberg auf waldiger Höh'. Der Graf zeigt mir einen mächtigen Raubvogel, welcher über der Burg Dieterichs von Gemmingen ſchwebt. „Dieſer war geiſtig verbrüdert mit Sickingen und Berlichingen," ſagte Kerner; „und nahm Luther's Freund, Doktor Erhard Schnepf, den man aus Weinsberg verwies, zu Guttenberg auf, wo derſelbe 1527 ſeinem Beſchützer die Leichenrede hielt." —

Der Neckar, der heitere Knabe, wird männlicher. Hart am Strande Hasmersheim, bekannt durch ſein Schiffervolk: Sie fahren im Jahre oft mehr als einmal bis Amſterdam. Auch unſer Steuermann mit dem Strohhute, den ſpitzen langen weißen Zähnen im fiſchartigen Munde, den waſſerblauen Augen, iſt von hier. Gegen Jenen ſticht der franzöſiſche Ingenieur ab, mit der ſpitzen Mütze und dem ſchwarzen Soldatengeſichte. Faſt gegenüber am rechten Ufer, das Dörfchen Neckarzimmern. Hoch auf dem Berge über einander gegipfelt, Thürmlein an Thürmlein, Ruine Hornberg. Die grauen Wolken jagen darüber hin. Ich ſah den Baron herausfordernd an, der in ſeinen Büchern blätternd, endlich begann: „Hier baute Dagobert, der Frankenkönig. In Nebelfernen der Sage verliert ſich die Geſchichte der Götzburg, auf welcher Berlichingen durch harte Urfehde lang verbannt blieb, ſpäter Schild und Schwert aufhing und noch manches Friedensjahr lebte, bis er 1562 zu ſeinen Vätern ſchlafen ging in die Gruft von Schönthal. Noch ſieht man ſein Wappen hin und wieder am Gemäuer. Die Rüſtung wird gezeigt, welche er ſeinem Freunde Feierabend in Heilbronn ſoll vererbt haben. Der dreißigjährige Krieg zerſtörte die Veſte.“ — Wie ein Finger reckt ſich jetzt die Warte empor. Kerner ſteht im grauen Rocke und grauer Kappe mitten auf dem Schiffe, gelehnt auf ſeinen Stock, das bleiche geiſtige Geſicht von langen dunkeln Haaren umwallt, das Bild eines geheimnißvollen Sehers, deſſen Genius, Vergangenheit und Zukunft zu vermählen ſinnt. Kräftiger rauſchen die Wellen ihrem Dichter. Zu ihm tritt nun auch der Sänger des Sturms, eine hohe Erſcheinung, wie Raphael und die Spanier ſie nicht edler gedacht hätten, nicht lebendiger vom ächteſten Leben. Bedeutſam iſt's, wenn ſie ſo neben einander ſtehen die zwei Freunde, Arm in Arm, vom Heimathfluſſe getragen, hinausblickend auf das junge Geſtade und die altersbraunen Burgen: und ſchöner ſpiegelt ſich uns jeglich Gebild aus dem Dichterauge zurück, aus dem Auge des Menſchen, welches ſelbſt das Schönſte iſt in der Landſchaft, ein Quell der Poeſie, uralt und doch ewig jugendlich wie die Natur ringsum.

Auf der linken Flußſeite baut ſich eine niedere, baumbewachſene Felswand auf, faſt ſelbſt wie eine Kirchhofmauer, und über den Wipfeln blitzt ein Obelisk mit goldnem Knopfe, Todtenmahl von drei Geiſtlichen, welche vor wenig Jahren hier ertranken. Nicht weit davon thut ſich die Notburgahöhle auf. „Sie war einſt größer,“ meldet der Baron, welcher Kaufmanns treffliche Neckarreiſe* in der Hand hält! „der Fluß hat weggeſpült, jetzt findet kaum ein Menſch Raum. Hierher trug die Hirſchkuh ihre Geſpielin und Herrin durch den Neckar, die nächtlich vor dem Hochzeitsfeſte mit dem abtrünnigen Frankenritter, von Hornberg floh, wo ihr Vater, König Dagobert, die Grenzen ſeines Reichs gegen die heidniſchen Wenden hütete. Er folgt der treuen Hindin, welche auf ihren Hörnern Nahrung für die Einſiedlerin trägt, will die Kniende fortziehen — da löst ſich ihr Arm vom Leibe, der König flieht. Im Gebüſche rauſcht eine Schlange, das Krönlein auf dem Kopfe, ein Kraut im Munde. Notburga legt es auf ihre Wunde, die alsbald heilt, und lobt Gott mit weittönendem Geſange, das Volk ſtrömt zur Wunderhöhle und läßt ſich taufen. Die Heilige lehrt ihm die Künſte des Frankenlandes, Acker- und Rebenbau, und nach langen Jahren, als im Thale die Ernte zu reifen begann, ſprach das Königskind: „Auch meine Erntezeit iſt da. Nach meinem Tode legt meinen Leib auf einen Wagen mit zwei Stieren beſpannt, die noch kein Joch getragen haben. Wo ſie Halt machen, da bereitet mein Grab und baut ein Kirchlein.“ So entſtand das braune Kirchlein von Hochhauſen, das dort zwiſchen den Bäumen vorſchaut. Darin ruht eine Jungfrau mit der Königskrone auf einem Steine; der linke Arm fehlt ihr, in der Rechten halt ſie eine Schlange, die ein Kraut im Munde trägt.“ —

„Jetzt kommen traurige Erinnerungen,“ ſagte Kerner zu mir. „An den Fenſtern da oben ſaßen wir ſo vergnügt, ich und mein Bruder, und die ferne Freundin in der Krimm! In dieſem Schloſſe von Hochhauſen lebte der faſt neunzigjährige Graf von Helmſtadt. In ſeiner Jugend diente er ſchon unter Ludwig XV in der königl. Garde und kommandirte bei Ausbruch der Revolution ein Huſarenregiment. Er ſah ſich genöthigt, mit ſeiner Gattin, einer Tochter des Marſchall's Broglie, zu fliehen und ſeine Güter in Lothringen preis zu geben. In einer Stadt am Rhein gebar ſie ihm den erſten Sohn, bald den Gefahren der Belagerung blosgeſtellt. Eine Bombe ſchlug in das Haus. Die Grafin rettete ſich in leichter Bekleidung. Folge der Erkaltung war der Tod. Der Graf zog ſich auf ſeine Guter am Neckar zurück, wo er bis in ſeine hohen Jahre die Landwirthſchaft pflegte. Merkwürdig war es, ihn von Ludwig XV, von einer Pompadour, von Voltaire, Broglie, wie von Zeitgenoſſen ſprechen zu horen: denn noch im fernſten Greiſenalter ſtanden ihm die Bilder ſeiner fruheſten Jugend hell vor Augen. Meiſter in der Mimik, vergegenwartigte er mir oft durch Nachahmen von Haltung, Gang und Sprache, die Umgebungen Ludwigs XV und XVI. An einem ſchwelgeriſchen Hofe erzogen, war der Graf von ſeltner Maßigkeit, hatte in ſeinem ganzen Leben nie einen Tropfen Wein getrunken. „Es iſt kein Verdienſt,“ ſagte er, „meine Natur laßt es mir nicht anders zu.“ — Dagegen pflanzte er auf ſeinen Rebenbergen, die wir hier im Hintergrunde des Schloſſes ſehen, herrliche Weine, ließ ſogar Strohwein bereiten. Als ich gegen ihn äußerte: „da werden Sie ja nicht einmal wiſſen, wie er ſchmeckt,“ verſetzte er lachelnd: „Mein Koch wird mir das ſchon ſagen.“ Aber auch die vielen Gaſte, welche er immer auf's freundlichſte in den weiten Raumen ſeines Hauſes beherbergte, ſagten es ihm. Die Kunſt ſeines Kochs konnte er ſelbſt beurtheilen, denn im Genuſſe der Speiſen war er kein Homoopath. Der Koch, ehemals Franziskanermonch war ſein ſac totum im Schloſſe und begleitete auch den ritterlichen Alten bei ſeinen Ausflügen zu Pferde. Dieſe erſtreckten ſich mehrmals bis nach Weinsberg, auf mehr als ſechs Stunden Wegs. In der Schule der Enciklopadiſten aufgewachſen, hatte der Graf wenig religioſen Glauben, was beſonders ſeinen ſehr katholiſchgläubigen Schweſtern, die nur wenig von ihm im Alter verſchieden waren, oft großen Kummer machte. Erſt in ſpäten Tagen, als dem Grafen das Buch uber die Seherin von Prevorſt in die Hände kam, gingen auf einmal in ihm Ahnungen von etwas Anderem auf, und von dort an ſchrieb ſich meine Bekanntſchaft mit dem intereſſanten Greiſe, der nun zur Freude ſeiner betagten Schweſtern, auch wieder mehr zu einem innern Leben, zu Glauben und Gebet ſich gezogen fuhlte. Noch im hochſten Alter in volliger Lebenskraft, fing er auf einmal an in körperliche Schwäche zu verfallen und mußte ſich zu Bett begeben. Es erwachte eine Sehnſucht nach mir und er ließ mich zu ſich rufen. Ich traf ihn mit ganz leiſer Stimme, Geſicht und Hände mit kalten Runzeln wie die Haut einer Schildkröte. Seine Klage war hauptſächlich, daß er nicht ſchlafen könne; denn ſo oft er müde einnicke, erſcheinen die Geſtalten früherer Tage vor ihm und laſſen ihm keine Ruhe: da komme Ludwig XV mit ſtolzem Gange, die Pompadour, Voltaire, der Herzog von Broglie, das unglückliche Königspaar u. ſ. w., und gönnen ihm keinen Schlummer; er meine, wenn ich ihn magnetiſirte, ſo verſchwänden dieſe ihn beläſtigenden Trugbilder und er würde dann ruhen können. Ich ſchlug es ihm nicht ab, und nach einer kurzen Zeit des Magnetiſirens ſchlief er eine Stunde lang ganz ſanft. Als er lächelnd erwachte, ſagte er: „wie bin ich froh, nun ſind ſie fort! wie iſt es mir wohl — ſo wird es mir nun bald auf immer ſeyn!“ Ich hinterließ ihm auf ſein Begehren noch magnetiſirtes Waſſer und ſchied mit bewegtem Herzen. Nach einigen Tagen ward mir die Kunde, daß er ſanft hinübergeſchlummert ſei. Seinem Verlangen gemäß wurde er auf dem ſeinem Schloſſe gegenüberſtehenden Berge, da wo jene Häuſer — der Finkenhof — weiß herniederſchauen, beſtattet. Ueber ſeinem Grabe wird ſich bald eine Kapelle erheben.“ —

---

* Drechsler'ſche Buchhandlung. Heilbronn.

Neckarelz mit ſpitzem Kirchthurme. Am Ufer gehen Schulkinder, Knaben und Mädchen mit Büchern, wie eine Prozeſſion. Die Schiffbrücke. Keck hängt gegenüber die Neuenburg, auch Bettelſchlößchen genannt, von Taglöhnern bewohnt, und im vierzehnten Jahrhundert erbaut,“ wie der Baron einſchaltet. „Unten Obrigheim. Hier ſtand ein Merkurtempel,“ ſetzte Jener hinzu. In unbewußter Kindlichkeit träumt hier die Natur noch ihr Hirtenleben hin. Alles unſchuldiger Friede; da und dort ein einſamer Fiſchernachen im Schilfe. Lila-Sträuße blühen im verſchwiegenen Ufergrün. Kerner und der Graf ſitzen mir gegenüber. Wenn ſo hinter den zwei geiſtigen Bildniſſen die Wellen fluten, der Wald winkt, Burg an Burg auf den Neckar niederſchaut, iſt's als wären die zwei Freunde die ſichtbar gewordenen Flußgeiſter, oder Geiſter der Vergangenheit: Poeſie und Romantik.

Der braune Thurm eines Raubſchloſſes ragt aus dem Gebüſch der Dauchſtein. Neckarbinau. Jenſeits ſchimmert das Kirchlein von Mörtelſtein. Viele große buntbewimpelte Schiffe ziehen uns entgegen. Ein hoher grüner Waldberg ſteigt bis in die Wellen herab.

Das Grün ſo friſch und neu, unbegafft, unbetreten, die Reiherhalde, von der Sonne übergoldet. Sieht man nicht ſchon bei dem Namen ſchöne Ritter und Damen, Edelknaben, wallende Federn und Schleier und blendende Zelter? „Früher flogen die Reiher auf, wenn das Dampfboot den Böller löſte, hundertweiſe,“ ſagt der Condukteur, ein ehemaliger Marineſoldat; „jetzt haben ſie's aber gemerkt, daß es ihnen nichts thut. Auf jedem Baume ſind fünf bis ſechs Neſter.“ — Da fliegt doch eine Schaar, ſilberglänzend. Mehr und mehr umengen uns die Waldwände. Gutenbach am linken Ufer. Kühnere Bergverſchlingung. Auf ſteiler Kuppe die Minneburg mit geborſtenem Giebel; aus der Warte grünen Bäume. Iſt's doch beinahe als nickten ſie zu uns herunter, und als ſchifften wir bei einem Freunde vorbei. Es iſt auch die geiſtige Heimath eines Freundes. Ich meine Dich da oben zu ſehen, nicht in der Vermummung, die uns das Leben aufdrängt, nein, als Troubadour, Epheukränze windend, wie in jenem Kreuzgange, den Du kennſt, wo wir im Abendlichte ſaßen.

„Es iſt doch betrübt,“ ſprach der Doktor aus Stuttgart, daß gerade die Minneburg ſo ſchlimm geborſten. Die Sage von ihr tönt in einem Romanzenkranz, den Ernſt geſungen. Von ihm erfahren wir Minna's Lieb' und Leid, die Treue, mit welcher die Tochter des Grafen von Hornegg Jahr um Jahr auf ihren Kreuzritter harrte, vor dem Freier nächtlich im Kahne dem Ahnenſchloſſe entfloh, vom heimkehrenden Geliebten, durch ſeinen Hund entdeckt, ſterbend in der Höhle gefunden.

„Und über'm Felſengrabe
Stieg bald ein Schloß empor,
Darin ein Mohrenknabe
Bewachte Thür und Thor.
Hell ſchimmerten die Zinnen
Hernieder in das Thal,
Stumm ſchritt, in düſtrem Sinnen,
Der Ritter durch den Saal.“

„So hat ſich ſchon Mancher ein bequemes Wohnhaus über dem Sarge der Geliebten erbaut,“ ſagte ein Sceptiker in der Geſellſchaft, und gleichſam um die Wirkung dieſer Ketzerei aufzuheben, verſicherte ein betagter, in der Umgegend begüterter Graf: „Vor zehn Jahren lebte ein Siedler in der Ruine, ſchon lange Zeit, ein

Franzoſe. Sein Weſen, ſeine Rede verriethen Bildung. Man wußte nicht, wie er gekommen war, und eben ſo verſchwand er zuletzt wieder. Ich hab' ihn ſelbſt oft geſehen. Es iſt noch ein verwildertes Gärtchen oben, das er ſelbſt anlegte, und worin er — Imortellen, Roſen und Vergißmeinnicht pflanzte.“ Letzteres improviſirte der alte Herr mit ſelbſtgefälligem Lächeln, der Baron aber ergänzte: „Winneburg hieß ſie ehemals und ward, vermuthlich dem zwölften Jahrhundert entſproſſen, im dreißigjährigen Kriege verwüſtet.“

Gegenüber Neckargerach. Der Strom wird ganz dunkel von Forſt und Gebirg, die ſich darin ſpiegeln. Die Wälder kommen einladend bis an's Geſtad! Ebenfalls am rechten Ufer das Dorf Zwingenberg. Weiter oben die röthliche Veſte, nun Jagdſchloß der Markgrafen von Baden, ſtattlich gethürmt. „Im fünfzehnten Jahrhundert,“ berichtet der Baron, '„ward ſie von Kaiſer und Reichs wegen gebrochen, weil die Twingenberger gar zu verwegen hausten, und 1364 wieder aufgebaut als Lehn. Den Strudel — Zwingenberger Loch — haben wir nicht zu fürchten.“ — Das Schiff Leopold ſchnaubt vorbei. Im Ausweichen ſitzen wir einen Augenblick feſt. Franzoſiſche Flüche ſchmettern hin und her. Unſer Dämpfer, gegen die Hinderniſſe kämpfend, qualmt dicken Rauch aus — wie ein ſchwarzer Federbuſch. Der Fluß iſt rings umſchloſſen, gleich einem Gebirgſee. Links horſtet Stolzeneck; der Wipfel wallendes Grün taucht aus blutrothen Trummern, die wie ein zerfallenes Apbitheater gemahnen.

„Noch vorlangſt ſah man in einem Bogen der Ruine den Raben ausgebauen,“ nahm Kerner das Wort: „Bruder und Schweſter hausten oben. Ihn rief das Aufgebot ſeines Pfalzgrafen. Bei der Jungfrau blieb ein zahmer Rabe, der ihr überall folgte. Ein Ritter, deſſen Werben ſie zurückgewieſen, lauert ihr auf im Walde, ſperrt ſie in einen Thurm. Der Rabe wirft ihr Beeren durch's Eiſengitter. Am dritten Tage der Gefangenſchaft kehrt der Bruder heim, kämpft mit dem Räuber. Der treue Rabe kommt geflogen mit einem Schwarme ſeiner Kameraden, die krächzend den Feind umflattern, mit ihren ſchwarzen Flügeln ihm in's Geſicht ſchlagen, und als der Bruder ſein Schwert in die Bruſt des Ritters ſtößt, ſein Blut trinken.“ — „Die Veſte ward am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts zerſtört,“ bemerkte der Baron; „Pfalzgraf Ludwig II hat ſie von Walter von Elnz erkauft und 1335 denen von Erligheim als

Erbburggrafen von Stolzeneck verliehen. 1458 kam ſie an Hans von Hornegg, deſſen Händel mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg, und ſonſtige Raubereien, Haft im Heidelbergerſchloſſe ſtrafte. „Da d'rüben am rechten Ufer,“ ſetzt der Berichterſtatter hinzu, ſind rothe Sandſteinbrüche.“ — Ich necke ihn, daß er mir dieſe ſtets gewiſſenhaft zu zeigen pflege und er entgegnet: „Man kann Ihnen gar keine geologiſchen Bemerkungen machen.“ — Auf der Bank ſchreibt er ſein Tagbuch. „Laſſen Sie mir den Eremit!“ bat ich; „was muß ich Ihnen für den Einſiedler geben? Wir wollen theilen: Laſſen Sie mir Zwingenberg und ich ſchenke Ihnen die rothen Sandſteinbrüche.“ — Er behauptete, daß ich mich nicht ſchlecht bedächte, fügte aber doch, auf das Städtchen Eberbach deutend, großmüthig bei: „Erſt nach dem Jahre 1227 ſiedelten ſich hier Fiſcherfamilien an. Nah iſt der Katzenbuckel.“ — „Auch Erbach,“ ſagte der Doktor aus Stuttgart; „im Schloſſe daſelbſt ſieht man Rüſtungen von Guſtav Adolph, Wallenſtein, Berlichingen, Sickingen, und in einer Seitenniſche der Begräbnißkapelle einen Sarkophag, welcher früher in der Kloſterkirche zu Seeligenſtadt ſtand. Er umſchließt die Gebeine von Eginhard und Emma — dem Ahnherrn des gräflichen Geſchlechts.“ —

Die Berge öffnen ſich mehr, in ſchöner Geſtaltung. An ihren Fuß ſchmiegen ſich blumige Wieſen. Silberne Wellen plätſchern. Ich ſitze zwiſchen den beiden Freunden.

„Auf der Adria fuhr ich zum Letzenmale im Dampfſchiffe,“ ſprach der ritterliche Sänger, und ich fragte ihn, was ſtärker auf ihn wirke, Meer oder Alpen. „Das Meer! das macht ſich ſelbſt Berge — das lebt! Steter Wechſel — alle Stimmungen, bald Frieden, bald Sturm. — Sehen Sie nur,“ rief er, „das Kähnlein da mit dem aufgeſchichteten Reiſig und den zwei kleinen Buben, vorne einer und einer hinten. Das iſt ganz rührend. Das iſt, als wenn es Adam gemacht hätte und es wäre erhalten worden und ſchwämme nun fort und fort bis in den Ozean.“ — Nach einer Weile ſagte er, auf's linke Ufer weiſend: „Was iſt dort für ein Kapellchen? Das iſt ein herziges Bild!“ — Dicht am Waſſer, gothiſch, vom kleinen Friedhof eingerahmt, über deſſen dunkle Mauer die ſchlanke Spitze eines Tabernakels ragt. Es lag da wie ein Traum aus ferner Vorzeit. „Die Ersheimer Kapelle,“ entgegnete Kerner; „einſt Wallfahrt, noch jetzt der Gottesacker von Hirſchhorn: viermal im

Jahre ziehen von dort die Einwohner in Prozeſſion herüber zum Gebet auf den Gräbern." — „Auch die Ritter dieſes Namens," ſagte der Baron, „welche das Kirchlein ſtifteten — nicht vor Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — ruhen hier. Es iſt ſelbſt nur ein Grab — der letzte Reſt eines untergegangenen Dorfes." — Eine großartig romantiſche Scene folgt: An der Höhe thront Burg Hirſchhorn mit ausgebreiteten Zinnen und einem Gefolge von altersgrauen Warten, die Wiege des mächtigen Geſchlechts, welches ſich mit dem erſten Erbamte der Pfalz am Rhein brüſtete. Weiter unten, vom Städtchen umlagert, die ernſte Kapelle, welche den Himmel zum Dache hat. „Sie gehörte zu dem im Jahre 1406 gegründeten Karmeliterkloſter," erzählt der Baron, „ward ſpäteres Begräbniß der Erbtruchſeſſe, obſchon älter als dieſes Haus, deſſen Entſtehung ſich bis 743 nachweiſen läßt. 1632 ſtarb der Mannsſtamm aus; Friedrich von Hirſchhorn hat am offenem Markte zu Heidelberg den letzten Handſchuchsheim im Wettkampfe erſtochen, und deſſen Mutter den Mörder verflucht, daß auch ſein Geſchlecht erlöſche: Er ſah beiden Söhnen in die Gruft. Die Grafen von Wiſer erhielten das Leben." —

Eine Schaar badender Knaben plätſchert lachend gegen das Schiff: „Wie Delphine!" ſagt Kerner, der ſeine Freude d'ran hat. Am linken Geſtade ſteigt eine Kuppe auf mit einem Kranze alter Ringmauern. Fragend ſchaute ich nach dem Baron, er in ſein Buch: „Die Burg Dilsberg," ſprach er, „die Poppo von Lauffen 1208 baute und welche nach und nach in eine Feſtung verwandelt wurde. Sie kam im dreißigjährigen Kriege bald in ſchwediſche, bald in kaiſerliche Hand. Die Sage will von einem Sturme wiſſen, der dadurch zurückgeſchlagen wurde, daß die Belagerten ihren Feinden gefüllte Bienenkörbe auf die Köpfe warfen. Und jetzt" — fügte Jener mit einiger Feierlichkeit hinzu — „fahren wir in eine prächtige Scene, die ſich mit den berühmteſten Rheinbildern meſſen darf. Dort am rechten Ufer Neckarſteinach, von den vier Schweſterburgen umragt. Das Städtlein beſaßen ſchon früh die Steinach, laut Tradition, dem Sachſenlande entſproßt. Zuerſt die Hinterburg, welche ſchon 1341 baufällig war. Dann die Mittelburg, von ihrem jetzigen Beſitzer im alten Style neu gebaut. Die Vorderburg, die ſchon im vierzehnten Jahrhunderte als Greiſin erſcheint. Ueber dem Thorwege lieſt man neben der Harfe, dem Wappen der Landſchaden, welche die Burg erneuten, die Jahrzahl 1568. Der Burgherr, Hans von Landſchaden, war zum Lutherthum übergegangen und hatte den Prediger Otter gerufen, den, wie ein Gerücht kündet, Luther ſelbſt der Gemeinde vorſtellte. Von hier führt ein Pfad zum alten Kirchlein voll Grabſteine. Da ſieht man einen Ritter mit geſenktem Schwerte ruhen; zu ſeinen Füßen ein Hund: zwei Engel halten ein Kiſſen hinter dem Haupte des Schläfers; auf der einen Seite die Harfe, auf der andern ein gekrönter Heidenkopf; die Inſchrift: „1339 in die St. Michaelis obiit Ulricus Landshad miles.“ Der alte wilde Bligger von Steinach, vom Volke „der Landſchad“ geſchmäht, hauste in Raub und Mord auf der nachbarlichen Burg Schadeck — die vierte und letzte der Ruinen — bis ihn Rudolph von Habsburg mit Acht ſtrafte. Die Wuth nagte am greiſen Tiger, der eingeſchloſſen war in ſeinem unzugänglichen Felſenneſte. Man fand ihn eines Morgens als Leiche auf dem Burghofe. Sein älteſter Sohn Ulrich nahm zur Sühne das Kreuz, that Wunder der Tapferkeit bei der Eroberung von Smyrna, ſchlich ſich in's feindliche Lager und holte des Sultans Haupt, welches der Kaiſer dem Wappen des Siegers als Helmſchmuck beilegte, in ritterlichen Ehrennahmen wandelnd, was früher Schimpf geweſen. Jugendlicher als Schadeck, iſt der Stamm, welcher von hier glänzend ausging. Konrad von Steinach, zum Biſchofſtuhle von Worms berufen (1150), ſtarb zu Tyrus auf einer Sendung des Kaiſers an den osmaniſchen Hof. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erloſchen die verſchiedenen Zweige. Die Harfenberge, welche im Odenwald die Harfenburg gebaut hatten, vererbten ihr Wappen auf die Landſchaden — ein gekröntes Greifenhaupt auf einer Harfe, die man von dem Minneſänger Bligger von Steinach herleiten mag.“ —

Wir ſind in vollem Mittelalter, als ob ein Feenſchiff uns durch die Vorzeit hintrüge. Aber das Moderngothiſche ſchadet der Mittelburg — es iſt unwahr. Schirmt lieber alte Kreuzgänge, Kirchen und Söller, ſtatt neue zu bauen ohne die Seele, welche die zerfallenen und eingeriſſenen Wölbungen noch immer vergeiſtert: Der Buchſtabe tödtet. Maleriſch iſt die grünumrankte Hinterburg: der Quaderthurm mit einem Walde auf dem Scheitel, Bäume als Haupthaar — im Augenblicke des Einſturzes. So ſchwebt es als drohender Verluſt über uns. Es iſt wie ein banges Lebewohl, das die Vergangenheit uns ſtündlich ſagt: Noch ſteht es, in der nächſten Minute vielleicht ſchon verſunken! Es macht mir Schmerz. Alle Scheideſtunden, vorübergezogene und kommende klopfen bei mir an. Wir ſegeln hart unter der ſchroffen Wand, an welcher Schadeck, im Volksmunde „das Schwalbenneſt“ hängt, als wenn Geier oder Drachen ſich's gebaut hatten. Ganz bekränzt, umſchlungen vom Walde und gleichſam zärtlich zuſammengehalten vom Schmucke des jungen Gezweig's. Schwindelnd ſchwebt's oben wie ein Mauerkrönlein, von grünen Neſteln geſchnürt. Gleich einem Mährlein — ſo wild und doch ſo anmuthig! der ſchönſte Moment der Neckarfahrt.

„Als ganz junger Menſch, wie ich das Erſtemal nach Hamburg ging,“ erzahlte mir Kerner, „da fuhr ich auch auf dem Waſſer herunter und hielt unterwegs oft zum Uebernachten an. In Neckarſteinach ſchrieb ich das Gedicht „Abendſchifffahrt,“ das auch in den Reiſeſchatten ſteht und ſandte es in einen Brief an Uhland.“ —

„Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erſchallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle:
Dann ſinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.
Eines iſt dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.“

„Die Ruine Reichenſtein über der Stadt Neckargemünd (Gemunda),“ meldete der Baron. „Ziegelhauſen,“ fahrt er fort, „trägt ſeinen Namen von einer Ziegelhütte, welche das Ciſtercienſer-Kloſter Schönau 1219 errichtete. Letzteres ward 1135 durch einen Biſchof von Worms geſtiftet, unſern von Hirſchhorn, im Steinachthale, und nach vierhundertjähriger Blüte 1560 unter Kurfürſt Friedrich III aufgehoben. Die Mönche mußten den refugié's weichen, die wegen Religionsſpaltungen nach der Pfalz wanderten, meiſt Tuchmacher. Sie gründeten ein Städtlein. Im dreißigjährigen Kriege ward die Kloſterkirche verwüſtet. Auf ihren Trümmern ſteht ein Tuchmacherhaus, in deſſen Keller man das Grabmal Konrad's von Hohenſtaufen zeigt; es iſt vom Jahre 1185. Um die nämliche Zeit lebte auch in dieſem Kloſter, von einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe heimgekehrt, die heilige Hildegunde als Bruder Joſeph, ſtarb aber nach kaum vollendeten Probejahr.« — „Eine zweite Marina!“ ſagte ich und dachte an die Legende von unſerm heiß beweinten Klemens Brentano.

Erhabner wird der Landſchaftcharakter. Freier erheben ſich die Berge. Rechts eine Trümmergruppe von Felſen. Aus dem Neckarbette ſchauen Granitſteine. Je mehr Heidelberg naht, deſto mehr entfeſſelt ſich die Schönheit. Ein höherer Zauber überwältigt die Formen. Rechts am Ufer ſchimmert Stift Neuburg, der Sage nach auf dem Schutt eines Römertempels erbaut; erſt Benediktinerabtei, wie der Baron berichtet, vom Pfalzgrafen Konrad aber 1135 in ein Fräuleinſtift verwandelt, deſſen letzte Aebtiſſin Sabina war, Pfalzgräfin von Saarbrücken. Nachmals im Beſitze der Jeſuiten, und verſchönert durch den gegenwärtigen Eigenthümer, Rath Schloſſer, ein Frankfurter, Tiecks und Schlegels Freund. Weiter unten ehemalige Kloſtergebäude, der Haarlaß, wo den Novizen Flechten und Locken abgeſchnitten wurden. Man fährt wie durch ein mächtiges Portal zwiſchen dem Heiligenberg und dem alten Königſtuhl, an deſſen Fuß ſich Heidelberg ſchmiegt, da ruht ſie im Mittagglanze die Stadt. Stolz wölbt ſich die Brücke über den ſilbernen Strom. „In wenig Augenblicken trennen wir uns, um wie Häringe in die Omnibus verpackt zu werden. Geben Sie mir noch einen hiſtoriſchen Zehrpfennig mit auf den Weg!“ bat ich den Baron. „Schon die Römer herrſchten an dieſer Stätte,“ entgegnete er. Als 1156 der erſte Pfalzgraf bei Rhein, Konrad von Hohenſtaufen, ſich hier niederließ, bildete ſich eine Stadt und blieb durch fünf Jahrhunderte Sitz der nachfolgenden Fürſten. Das alte Stadtſiegel zeigt einen Löwen mit dem Kranze von Heidelbeeren. Rupprecht I legte 1346 den Grund zur Hochſchule, mit Wien und Prag die dritte im Vaterlande. Philipp der Aufrichtige feierte 1481 eines der prächtigſten Turniere. Unter Ludwig V ſtudirte Melanchton in Heidelberg und auch Luther wanderte 1518 zu Fuß in die Ringmauern ein, zur Disputation im Auguſtinerkloſter. Mehr denn hundert Maulthiere waren nöthig, die Handſchriften nach dem Vatikan zu entführen: Stadt und Schloß gab Tilly, nachmals Gallas, wilder Plünderung Preis. Schlimmer noch bekam die Nachbarſchaft des

Galliers: 1674 fiel Türenne in der Pfalz ein; vergebens forderte ihn der Kurfürſt Karl Theodor zum Zweikampfe. 1688 wüthete der Mordbrenner Melac. 1693 brachten Untreue und Feigheit des befehlenden Generals die Stadt wieder in franzöſiſche Gewalt. Grüfte wurden erbrochen, die reichen Särge herausgeriſſen und die Gebeine der alten Pfalzgrafen in den Straßen umher geſtreut. Ein **Te Deum** in Notre Dame feierte dieſen Triumph. Karl Philipp verlegte wegen Zwiſtigkeit mit den Reformirten ſeine Reſidenz nach Mannheim. Karl Theodor, welcher 1743 die Neckarbrücke baute, die noch Kugelſpuren vom Sturme (1799) trägt, wollte auch das Schloß herſtellen, aber ein Blitzſtrahl entzündete und zertrümmerte, was die Grauſamkeit des Franken übrig gelaſſen hatte. Und doch poſaunen die Auteren zu Paris von der Sehnſucht, mit welcher Deutſchland und der Rhein den Franzoſen entgegen harren! —

Nachts.

So oft ich mit Kerner durch fremde Städte wanderte, bemerkte ich die Macht, welche ſeine bleichen Züge, ſein ſchwarzes Auge üben, ergötzte mich, wie ſein genialer Kopf, der durch wunderſame Miſchung zugleich etwas vom Kinde hat und vom Propheten, mitten unter Alltagsgeſichtern auffällt. Oder fühlen die Menſchen vielleicht unbewußt das geiſtige Sonnenlicht, das von ihm ausſtrömt, das Fluidum von Liebe, das ihn umgibt und die Atmoſphäre bildet, in welcher er athmet? Wer ihn begegnet, ſieht ihm nach, die Leute flüſtern zuſammen und laufen an's Fenſter. Zumal die Studenten! Wie ein Schwarm Vögel zogen ſie ihm nach — ſie witterten den Geiſt. Mich freuten ſie die vielen Studenten. Es iſt ſo hübſch, Student zu ſeyn! Wenn ich Männer je beneiden möchte, wär's darum. Zum Hinaufſteigen nach dem Schloſſe ſtießen wir wieder mit den andern Reiſegenoſſen zuſammen. Ich ſpürte ein wenig Weihnachtzittern. Man wird auch ſo geheimnißvoll vorbereitend durch Thore und Vorhöfe geführt. Kerner lächelte ſtill vor ſich hin, als hätte er uns oben den Chriſtbaum angezündet. Niemand lebt wie er von Anderer Freude. Er iſt und trinkt ſich ordentlich ſatt umherſtreiſend, den betreffenden Punkten nahten, las ich, was er mir vor dem Scheiden eingezeichnet: „Ueber der Ruine auf „dem kleinen Gaisberg,“ ſtand die alte Pfalzgrafenburg, welche 1278 durch Brand verwüſtet, 1537 von einem Blitzſtrahl bis auf den Grund zerſtört wurde.“ Die franzöſiſchen Heckenmauern ſind in einen Park verwandelt. Den Stückgarten machte die Fernſicht berühmt. Der Hügel, auf welchem das Schloß thront, heißt der Jettenbühl, weil da in grauer Heidenzeit eine Seherin hauſte. Sie ſoll von Paläſten geweiſſagt haben, die hier emporſteigen würden, von glänzenden Geſchlechtern, ſieggekrönten Königen bewohnt. Die Eliſabethenpforte ließ Friedrich V in Einer Nacht, ſeiner Gemahlin, der britiſchen Königstochter errichten; an den dicken Thurm, welchen Melac ſprengte, ſtößt der engliſche Bau, wo ihr der Gemahl koſtbare Gemächer aufgeführt. Den geſprengten Thurm auf der entgegengeſetzten Schloßſeite, unterminirten die Franzoſen 1689. Mit dieſem iſt der viereckige Thurm verbunden, durch den man über die Brücke in den Hof gelangt: Links vom Thore der Rupprechtbau mit den Alterthümern (nach ſeinem Erbauer genannt.) Daran ſtößt „der alte Bau; an dieſen die alte Kapelle, der älteſte Theil der Burg; von Rupprecht I 1356 gegründet, unter Karl Theodor, welcher das große Faß 1751 fertigen ließ, wegen den unten liegenden Kellern, zur Küferwerkſtätte eingerichtet. Wir ſtehen der ſüdlichen Facade vom Friedrichsbau, auch „neue Schloßkirche“ gegenüber (1607 von Friedrich IV errichtet.) Seine Nordſeite geht auf den großen Altan, wohin man aus dem Schloßhofe gelangt. An den Friedrichsbau grenzt die Wohnung des Schloßküfers: der neue Hof. In ſeinen Bogengängen ohne Zweifel wollte die Gemahlin Karl Ludwigs, ihre Nebenbuhlerin, die Raugräfin von Degenfeld niederſchießen, durch den Grafen von Hohenloh daran verhindert. Auf dieſer Stelle ſoll Jetta gewohnt haben. An der Ecke, welche der neue Hof mit dem (auf der Oſtſeite des Schloßhofs liegenden) Otto Heinrichsbau bildet, ragt der achteckige Glockenthurm, 1633 durch die Schweden beſchädigt, 1764 durch den Blitz zerſchmettert. Otto Heinrich, deſſen Kunſtſinn Reiſen nach Welſchland und Hellas geweckt hatten, ließ 1556 mit Kaiſerpracht den Palaſt aufführen, deſſen Vorderſeite ſogar von Michael Angelo ſoll entworfen ſeyn, und der 1764 Raub der Flammen ward. Hinter dieſem und dem

Otto Heinrich, deſſen Kunſtſinn Reiſen nach Welſchland und Hellas geweckt hatten, ließ 1556 mit Kaiſerpracht den Palaſt aufführen, deſſen Vorderſeite ſogar von Michael Angelo ſoll entworfen ſeyn, und der 1764 Raub der Flammen ward. Hinter dieſem und dem nachbarlichen Ludwigbau, der Bibliothekthurm. Die Säulen der Halle endlich, unter welchen im Schloßhofe der 1508 in Granit geſprengte Brunnen ſteht, ſollen einſt zu Ingelheim die Pfalz des großen Karls geſchmückt haben.“ —

Wir ſaßen in dem grasbewachſenen ſtillen Hofe bis der Graf wieder herauf kam vom großen Faſſe. Er meinte, das hätte er ſich anders gedacht. „Ich werde Ihnen beſchreiben, wie es eigentlich ſein müßte.“ — Und nun hub er an, Alles phantaſtiſch zu malen und ſo lebendig vor mir aufzubauen, daß ich im weiten Spitzgewölbe wandelte bis zu der innern Halle, wo das Faß ganz allein liegt wie ein Räthſel, zauberhaft geſchnitzt, eine Welt im Kleinen; oben am Deckel eine Gallerie mit eben ſo geſchnitzten Stühlen und Tiſchen, und ſilbernen Humpen, die rings umher hangen . . . . . . Man konnte ihm Tag und Nacht zuhören, wenn er ſo aus ſich heraus erzählt. Es iſt, als wenn er auf dem Piano phantaſirt — er magnetiſirt gleichſam damit.

Immer ſtolzer richtete es ſich in der Abendbeleuchtung auf das röthliche Schloß mit den prächtigen Fenſteraugen: die Renaissance an den gothiſchen Styl gelehnt — ein buntes Gemiſch und doch gerade darum ſo wunderſam romantiſch — Harmonie im Kontraſt. Auf der einen Seite deutſche Roſenfenſter und Erker, auf der andern, hoch in den Himmel hinein, Götter und Feldherrn, unter deren ſteinernen Tritten Gräſer ſprießen. Ja es iſt beim Rokokoprunk noch tragiſcher — überall die zertrümmerte Pracht und Luſt: das Gothiſche iſt ohnehin ernſt und vorahnend. Alles vergangen, und um das Grab ſchlingt Natur ihre Liebesranken. Die Heimath des treuen Epheus! Wir ſchweiften umher in den Gemächern mit der lebendigen Tapete. „Das wäre für Schlafwandler,“ ſagte der Graf, wie wir da oben irrten auf den ſchmalen Buſchwegen, die einſt Gänge waren, und hineinſchauten in die ſtillen hohen Feſtſäle und Kloſeten; er, die Aebtiſſin, Kerner und ich — wie wenn wir wieder Kinder wären und im ſchönſten Sinne ſpielten — oder wenn wir recht wunderbar träumten, mährchenhaft, eine ferne Zeit, kommende oder vergangene. Dort zwiſchen geſprengten Mauern oder durch leere Bogen ragt ein Berg herein, ein Baum, oder die blaue Rheinebene. Hier das runde Gewölbe mit einem Raſenteppich ausgelegt, die Fenſter, epheuumſponnen, hoch, Reihe an Reihe, bis zur Decke wo der blaue Himmel hereinſieht. Oder ein Marmorkamin von jungen Bäumen umblüht. Es iſt ein wehmüthig liebevoller Spott der Natur: da iſt ſie gleich wieder — kaum ſind die Puppen fort, bemächtigt ſich der einſamen Räume, ſchmückt tröſtend was die Menſchen verließen. Den edlen Sänger, der erſt noch in Italien vor den Denkmälern aller Zeiten ſtand, dem wenig gefällt, weil ſeine geflügelte Phantaſie ihm ſtets das Schönſte, das Höchſte zeigt: ſah ich tiefergriffen. „Das geſchieht mir ſelten,“ ſagte er, „daß meine Erwartungen übertroffen werden.“ — Unvergeßlich iſt mir's, ihn hier geſehen zu haben — ſolche Menſchen machen die Scenerien erſt wahr. Der Menſch erlöst die verzauberte Natur und ruft die Seele zurück in die verwaisten Kunſtwerke. Er iſt in allen irdiſchen Tempeln das Götterbild, der ſichtbargewordene Geiſt, der Sieger. Sie gehört ganz in „die deutſche Alhambra“ hinein dieſe ritterliche, ſchwermuthsvolle Geſtalt, an der jede Bewegung Adel iſt, jeder Zug magiſche Grazie des Herzens; das ſtolze Haupt, die magnetiſchen Augenſterne, die mit ernſtem Glanze das Leben ſtreifen, gebietend in die Seelen leuchten und doch wieder kindergut lächeln können. „Ich wollte das wäre meine Stammburg hier oben!“ ſagte er, und wir Alle mochten fühlen, daß er, von vielen Fürſtenſöhnen, geiſtig da hineinverwandt iſt.

Die Damen führten mich zum Sonnenuntergange auf eine Terraſſe, wo viel Spaziervolk auf und ab zog, und Muſikklänge aus der Tiefe ſchallten. Dort iſt unendliche Trauer und Sehnſucht über mich gekommen. Ich entwich auf die Altane. Hier beſchwichtigte mich die Schönheit. Das arme kleine Ich verſank im Strome der allgemeinen, ewigen Geiſtesfreude. Ich ſaß im weſtlichen Erker, ſah auf einer Seite durch die Fenſterbogen, die Stadt zu meinen Füßen, von der Kirche mütterlich gehütet, wie von einer Gluckhenne; ſah die Brücke mit ihren Steinbildern, fern, am Saume der Ebene, die ſehnſuchtvollen blauen Berge; auf der andern die verſchwiegenen Kuppen, aus denen der Neckar eilt, zum Jünglinge herangewachſen im deutſchen Waldkranze. Golden ſank die flammende Kugel und dazu läuteten die Glocken aus der Stadt, und die Sonne flocht noch funkelnde Ringe um das Schloß, und alle Gräſer auf den Fenſterſimſen, aller Epheu um Mauern und Niſchen, zitterten im Scheideweh: es iſt das Zucken der Natur, das immer dieſer Trennung vorangeht.

Auch beim Sonnenaufgange beben ahnungsvoll die Blütenkelche in reiner Luſt. Wie war es doch einſt, als ich da oben geſtanden, ein träumendes Kind an der Schwelle der Jugend? Und jetzt wieder am Schloſſe von Heidelberg, auf der Schwelle der Jugend, aber mit rückwärts gewendetem Blicke — beim Ein- und Ausgange der Blumentage! Der Morgen mit ſeiner Silberklarheit, der Abend im Roſenſchein — ſie ſind mir verwandt: gern ſeh' ich in ihnen den Spiegel meines Schickſals, fliehe gern zu ihnen vor dem heißen goldnen Tage: Sein voller Sonnenglanz iſt nicht das Bild meines Lebens .... Wie war es doch einſt, als ich da oben geſtanden, ein träumendes Kind an der Schwelle der Jugend, vor mir das weite Daſein? Ich habe empfunden wie jetzt, nur anders gehofft. Ich fühle, daß ich arm wiederkomme, und fühle mich doch ſo reich. Ich ſchaue hinab und fühle eine ganze Welt von Jugend und Liebe in mir. Du liebe Stadt — mir iſt's als wäreſt du Deutſchlands Herz, Deutſchlands Jugend. Man fuhlt ſie wie warmes Fruhlingswehen, wie Lindenduft. Mit Stolz ſah ich auf mein ſchönes Vaterland nieder. Das laßt uns nicht ermatten, nicht altern. Du deutſcher Quell, du löſcheſt allen Durſt! Dieſe Burg gehört der Nation. Sie hat ihre Gedanken und Traume da hinauf getragen, halt geiſtig, gleich dem Gewebe von Epheu, Alles umflochten; ſie hat die Elemente ausgeſtreut, die uns hier heben und tragen. Ihre Hoffnungen und Ideale ſind es, die uns hier umfluten, des Volkes beſtes Gut, das es wie einen heiligen Wein über uns ausgießt. So viele Begeiſterungen, ſo viele Abendrothen haben die Trümmer umflammt und geweiht, daß ſie Kraft ausſtrahlen. Jeder Stein iſt elektriſirt. Und ſo blitzt und rauſcht es auf uns ein! Nicht ſinnbildlich; gewiß, es ſind magnetiſche Ausſtrömungen — ein Fluidum, ein Rapport. Es iſt nicht baare Phantaſie — ſie wird durch ein Wirkliches angeregt: ich hab' es zu entſchieden erlebt! Die Begleiter holten mich ein. Sie brachten den Profeſſor mit, von dem Kerner verſicherte, er habe ein tiefes Innenleben, zu dem nur nicht Alle durchdrängen. Ein kleiner Mann, in den ſchwarzen Augen freundliche Geiſtigkeit. „Er ſieht einer braunen Kapuzinerblume ähnlich,“ behauptete der Graf. Ich zeigte Kerner die Statue der Gerechtigkeit, die vom Nordgiebel des Friedrichspalaſtes auf die Altane niederſchaut. „Komiſch;“ rief ich, „die eine Wage hat ein Loch, der Abendhimmel ſchaut durch.“ — Kerner blickte einige Minuten ſchweigend hinauf, dann ſprach er:

Es ſteht in alten Schloßruinen
Halb Trümmer, Themis Steinbild noch;
Ich ſah es wie ein Stern geſchienen
Durch der zerſprung'nen Wage Loch.
Da dacht' ich: iſt auch hier zertrümmert
Die Wage der Gerechtigkeit,
Der Stern der durch den Riß dort ſchimmert
Der ſieht und wägt, o Menſch! Dein Leid.

Der Profeſſor bot mir den Arm zum Heruntergehen. „So belebt und erfriſcht Kerner immer,“ ſagte er; „ſo hat er mir nun wieder den Sänger gebracht, die Aebtiſſin und Sie. Ich lebe nur in der Natur; da träumt man ſo in ihr lange hin und mit einmal kommt der Menſch — und man fühlt, wie das doch etwas ganz Anderes iſt, wie das noch über Allem ſteht, der Menſchengeiſt: er beherrſcht die Natur; er iſt doch hier das Höchſte. Sie Alle haben mir viel gebracht. Ich weiß beſtimmt, daß wir uns wieder treffen müſſen. Früher machte ich Verſe, jetzt nicht mehr. Ich halte es jetzt mit der lebendigen Poeſie, wie der Augenblick ſie gibt: ein Händedruck, ein Blick — das iſt auch ein Gedicht — das klingt! Das ſchönſte, ein unmittelbares Gedicht. Die Sprache iſt doch ſchon mehr etwas Erlerntes.“ —

„Dort unten an jenem Thore, welches man das Klingenthor heißt,“ hatte Kerner geſagt, „liegt die St. Peterskirche, die älteſte in Heidelberg, vormals „Kapelle zur Jungfrau der Einöde.“ Unter allen Denkmälen Pfälziſcher Gelehrter und Staatsmänner, welche ſie enthält, erregte keines in mir ſolche Rührung, wie der einfache Stein unfern der nördlichen Seitenpforte, der uns ſagt, daß auf dieſem Gottesacker zu St. Petri die Gebeine einer ſeltnen Frau ruhen, der Olympia Fulvia Morata aus Ferrara, Gattin eines Profeſſors der Medicin auf dieſer Hochſchule im Jahre 1554. Schon in ihrem vierzehnten Jahre hatte ſich Olympia in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache ausgezeichnete Kenntniſſe erworben und widmete ſich auch andern Zweigen des Wiſſens mit ſolchem Erfolge, daß ſie in ihrem ſiebenzehnten Jahre in der herzoglichen Akademie der Wiſſenſchaft Vorleſungen hielt. Ihre proteſtantiſchen Geſinnungen zogen ihr die Verfolgungen der Inquiſition zu, denen ſie nur Grünthler dadurch entriß, daß er ihr ſeine Hand reichte. Die junge Frau folgte ihm nach Schweinfurt, wo er praktiſcher Arzt wurde, und ſpäter nach Heidelberg. Auch hier hielt ſie vor zahlreichem Auditorium Vorträge, aber nur kurze Zeit, denn ein zu früher Tod raffte ſie im Jahre 1555 am 26. Oktober dahin. Es ſollen von ihr zwei Bücher Briefe erſchienen ſein, die mir nie zu Geſicht kamen. Das erfuhr ich nur aus des treuherzigen Cruſius Chronik, der unter dem Jahre 1554 und 1555 mit vieler Theilnahme von ihr ſpricht, wahrſcheinlich wegen ſeiner Liebe zur griechiſchen Sprache. Er führt einen Brief von ihr an, der von den Bedrängniſſen Nachricht gibt, welche Olympia und ihr Gatte bei der Eroberung von Schweinfurt erlitten, und ein Schreiben, das Grünthler an den Doktor Lorenz Frieß nach Tübingen richtete, ein Bericht über Olympia's letzte Lebensſtunden, der mich ſchon in frühſter Jugend ſo herzlich ergriff, daß ich mich nicht enthalten konnte, die rührenden Worte der Sterbenden: in meiner Dichtung „die Heimathloſen“ der Sililie in den Mund zu legen.“ —

Der Profeſſor gab mir die Chronik, aus der ich Einiges kopire. Zuerſt der Brief über die Schickſale in Schweinfurt. (Seite 288.) „Gott hat uns mitten aus den Flammen herausgeriſſen, da uns einer von den Feinden erinnerte, wir ſollten aus der Stadt gehen, ehe und dann ſelbige von allen Seiten her im Brand ſtünde. Worauf wir ihme folgten und dermalen leer und bloß auszogen, daß wir nicht einen Heller hinausbrachten. Ja mitten auf dem Markt wurden uns noch darzu die Kleider ausgezogen, und blieb mir nichts übrig, als ein leinerner Rock, meinen Leib zu bedecken. Als wir vor der Stadt draußen waren, wurde mein Mann von den Feinden gefangen genommen, und ich konnte ihn mit keinem Heller löſen. Daher ich, als ich ihn vor meinen Augen wegführen ſahe, und mit unausſprechlichen Thränen und Seufftzern zu Gott gebetten, welcher mir ihne auch bald wiederum frei und loß zurück geſchickt. Hierauf kamen wir mit großer Noth und Mühe in das drei teutſche Meilen von Schweinfurt entlegene Städtlein Hamelburg, allwo uns die Leute ſchier nicht aufnehmen wollten, weil ihnen verbotten wäre, Jemand unter uns zu beherbergen. Unter denen damals flüchtigen armen Weiblein ſchiene ich gleichſam die Bettel-Königin zu ſeyn: denn ich ging in dieſe Stadt barfuß mit fliegenden Haaren, und einem zerriſſenen Kleid, ſo nicht einmal mein eigen, ſondern von einem andern Weib entlehnt war. Allda fiel ich auch in ein Fieber, ꝛc.“ Ferner die Todespoſt: (Seite 290—291.) „Sihe, mein lieber Cäli, wie mich Gott auf alle Weiſe heimſucht. Nachdem mein Vatterland verheeret, und mir die Güter geraubet worden, auch meine Freunde und faſt alle Anverwandten geſtorben ſind, hat er mir endlich auch meine allerliebſte Haußfrau genommen. Ich glaubte, wenn nur dieſe noch übrig bleibe, ſo konnte ich das Andere alles geduldig ertragen ꝛc. . . . . Sie hat mit mir nicht gar fünf Jahre gelebt, und ich habe niemals ein ehrlicher und aufrichtiger Gemüthe, und artigere und heiligere Sitten geſehen ꝛc. . . . Da ſie nun, nach einem langwierigen und beſtändigen Fieber, aus dem Schlaffe kurtz zuvor erwachte, ſchiene ſie mir, ich weiß nicht durch welche Süßigkeit, als ob ſie gantz fröhlich ſey und heimlich lache. Ich gieng näher zu ihr und fragte, warum ſie ſo holdſeelig lache? Ich ſahe, antwortete ſie, jetzt im Schlaffe einen Ort, der mit einem ſchönen und hellen Lichte angefüllet war. Und weil ſie wegen Schwachheit mehr Worte nicht hervorbringen konte, ſagte ich, ſey gutes Muths, meine liebe Frau, Du wirſt in dieſem ſchönen Lichte wohnen. Sie lächelte wieder und nickte mit dem Haupt: und ein wenig hernach ſprach ſie, ich bin ganz fröhlich. Mehr hat ſie darauf nicht geredet, außer da ſchon ihre Augen dunkel wurden, ſagte ſie, ich kenne euch faſt nicht mehr, aber alles Andere ſcheint mir voll ſchöner Blumen zu ſeyn. Und dieſes iſt ihre letzte Rede geweſen. Denn nicht lang hernach iſt ſie verſchieden, nicht anderſt, als ob ſie von einem ſüßen Schlaff wäre überfallen worden, nachdem ſie ſchon etliche Tage mit großer Verſicherung ſich zum öftern vernehmen laſſen, ſie begehre nichts mehr, als aufgelöſet und bey Chriſto zu ſeyn ꝛc. . . . .“ Cruſius ſetzt hinzu: „Sie hatte nicht gar neunundzwanzig Jahre gelebt, und hinterließ zu Ferrara in Italien eine Mutter Lucretia, in Teutſchland aber einen kleinen Bruder Aemilius. Ihr Vatter hingegen, Fulvius Moratus von Mantua, ein ſehr gelehrter Mann, war ſchon geſtorben. Sie lernte zuerſt Griechiſch in ihrem Vatterland von Kilian Sinapio, einem Arzt . . . .

Andreas Grüntbler aber, von Schweinfurt, ein gelehrter junger Mann, wurde zu Ferrara Doctor in der Arzney-Kunſt .... er lebte nicht mehr lang nach ſeiner lieben Haußfrau, und wurde, gleichwie auch ihr Bruder Aemilius, neben ſie begraben. ....“

In der Nacht ſah ich noch lang aus meinen Fenſtern zu der dunkeln Burggeſtalt hinauf. Die Sterne funkelten — was mögen die dort oben für Kränze flechten um des Schloſſes Scheitel und wie lieb herunterſchauen auf das heimliche Weben in den Gemächern, Sälen und Höfen! Die Sterne ſpielen wohl auch darin mit all' den Büſchen und Blättern, und mit den Träumen, welche die Menſchen da zurückgelaſſen; und davon bleibt es oben ſo ganz wunderſam unter den lieben Sternſpielgenoſſen, welche auch den Tag über die nächtige Anmuth nicht ganz vergeſſen — und wir finden etwas davon dort oben, ahnen es, ohne zu wiſſen wie und woher.

Den 12 auf dem Schloſſe. Morgens vier Uhr.

Auf ſchwindlichem Pfade bin ich noch in der Dämmerung bis zu einem öſtlichen Fenſter vom Otto-Heinrichspalaſt geklettert. Grau lag die Ferne da. Die Vögel ſangen noch halb im Traume. Ein einſamer Kahn glitt auf der bleichen Flut. Die Trümmer, und die Bäume, und jedes Gräslein, das in der Mauerritze ſchwankt, gehören jetzt ganz mein, mir allein. Einzelne ſilbrige Roſenblätter, die der junge Tag den Bergen entgegen ſtreut, ſchwimmen verkündend im Aether. Die Schöpfung iſt erwartungsvoll, und Laub und Halm zittern wieder, beim Empfang, wie beim Scheiden: Die Liebesſchauer der Natur. Ein helles Morgenglöcklein ſchallt. Hinter dem Königsſtuhl wird es ganz golden; aber noch keiner der verlaſſenen Götter da oben auf den Zinnen hoch in klarer Luft, empfängt einen Strahl. Jetzt muß ſie bald kommen, ſchon fliegen ihr Vögel entgegen von einem Fenſterſims. Sie iſt da — der Neckar, das Schifflein mit ſtillen Segeln auf dem perlmutternen Waſſer, die Wälder gegenüber glänzen; nur den Schloßberg hat ſie noch nicht erſtiegen.

Ja alle dieſe Empfindungen, dieß fromme Begehren und Ahnen, all' die duftigen Wünſche und hoffenden Verklärungen — alles das ließ hier wie einen gottlichen Weihrauch zuruck, der berauſcht und vergeiſtigt. Dieß Schloß mit ſeinem Thale, ſeinem Fluſſe — es iſt eine der deutſchen Tempelſtatten: verfallen, aber unauflosbar von Epheuarmen umrankt — und hinaus uber die ſinkenden Fenſterbogen und Hallen: die ewigfreien, immerjungen Berge, unſer Himmel. Mein Vaterland! Du haſt eine Vergangenheit, aber auch eine Zukunft. Deine eichgekronten Gipfel — das ſind deine unzerſtorbaren Burgen und Altare — zu ihnen erhebe dich. Wir ſind nicht arm — wir haben noch Liebe, noch Glauben: das iſt unſere Kraft. Darum haben wir die Hoffnung. Wir haben die Jugend, trotz den zerbrockelnden Denkmalen, wir haben die Hoffnung — wie uber den Bergen jetzt der neue Tag herauf ſchwebt! Sie gemahnen mich wie Druidenaltare. Es iſt hier neben der Macht, das Ideale der Schonheit; und ſo Deutſch — es macht einen gleich an das Vaterland denken. Und nicht die Pracht der Furſtenburg — deutſch iſt das Thal, das Gebirg und die jungumſproßte Ruine: eine graue Veſte, froh erneut durch kraftiges Gezweig — das iſt Deutſchlands Bild, des treuen, unverwuſtbaren, das noch Schatze von Gefuhl und Geiſt und neugeborenem Muthe in ſeinen urfriſchen Felſen und Hainen birgt. Deutſchland iſt kein Greis — Deutſchland iſt ein Jungling.

Was haben denn die Sterne fur leiſe Worte und Weiſen fur mich zuruckgelaſſen in den Hallen? Haben ſie Euch nichts aufgetragen, ihr ſtummen verdrießlichen Wachter da oben, die ihr Euch abwendet nach Weſten und nicht in die Sonne ſchaut? Da oben das Voglein trippelt umher auf dem oberſten lockern Stein vom hochſten Mauerzacken. Jetzt fliegt es weg und ſetzt ſich der Gottin auf den Zopf, und ein Freund beſucht es und nun flattern ſie hinein in den Morgen. Nicht mit Seufzern, mit verheißenden Grußen ſtreift die Luft durch die Fenſter. Die Luft, das iſt der Geiſt, der den Geiſt ſucht, und bringt und holt im oden Gemauer. Zuweilen ſehen ſie einen aber doch auch ſchaurig an die ſtarren, weitoffenen Todtenaugen des Hauſes. Ich kletterte nach der Façade hinuber und ſchaue auf den graſigen Schloßhof, in welchem der Hahn auf und ab ſchreitet, ein friedlich Hundchen beim Brunnen klafft. An der Rebentapete des neuen Hofs vor dem Fenſter mit dichtgeſchloſſenem Vorhange, näht ein emſig Magdlein. Die Narrin da oben, die

Göttin auf dem ſüdlichen Giebel des Friedrichbau's, leichtgeſchürzt, tanzend, den Kranz in der Hand — wie blickt ſie ſo wahnſinnig äffend nieder auf die morſche Pracht und Gewalt, ſo frech in das Himmelsblau: es liegt grauſe Ironie darin. Eine heilige Figur — nein, es iſt auch eine Gerechtigkeit mit der Krämerwage — ſieht neidiſch zu der Tänzerin hinauf, die ihr vor der Naſe herumhüpft. Die ſteinernen Helden erwachen jetzt auch nach und nach ſchläfrig in ihren Blenden. Dem Einen und Andern fehlt bedeutungsvoll der Kopf.

In einem kleinen Gemache zog ich ein Spieglein aus dem Sacke und kämmte meine Haare, die der Morgenwind aufgewühlt hatte. Vielleicht war das auch einmal ein ſtilles Frauenkloſet? Ich glaube, wenn die Bewohnerin wieder gekommen wäre — obſchon durch graue Jahre geſchieden: ſie vermodert, ich noch zuckend in Lebensweh und Freud — wir hätten doch viel von einander gewußt, ſie von mir, ich von ihr. Hier im Tanzſaale — da weilt nun wohl einſam manch ſehnend Gemüth — wie glücklich mochte einſt der Geliebte Hand in Hand mit ſeiner Erwählten durch die Reihen fliegen! Wenn ich lang da wäre, jeden Morgen und Abend, in der Sternennacht, bei Mondſchein, Sturm und Blitz — ich wollte ſchon alles erfahren von den Leuten hier oben — all' die langverwehten Geſchichten.

Abends.

Als ich mich am Frühſtücktiſche einfand, gab mir Kerner das Zeugniß, ich ſei zum Reiſen geſchaffen wie ein Kameel. Vom Profeſſor brachte man Blumen für die Aebtiſſin und mich, und ein Schreiben, das alſo lautete: „Dem lieben Vierblatt noch meinen Gruß und meinen Dank. Es war ein ſchöner Abend, ein ſchöner Morgen. O ihr Menſchen, wie ſeid ihr doch einzig allein des Menſchen Freude, die Hebung ſeines Herzens, die einzige rechte Aurora, die ihre Geliebten jung macht. So haſt du mich wieder jung gemacht, Abend auf der Altane, und es fiel wie ein Thau von Himmel in Himmel. In allen guten Stunden iſt der Himmel in uns, da werden die höheren Saturnalien gefeiert, wo der Diener Herr iſt;

da iſt Himmel, da iſt Wiederſehen, und die Minute iſt eine wirkliche Lebenszeit, ſie hat Flügel, weil ſie lauter Schwinge iſt, Schwinge unſeres guten Engels, und man lebt nie lange als nur in der Eile, worin wir umfaſſen, Herz Herz grüßt und Aug' in Auge ſich wiederſieht. Alter Wein iſt gut, aber nur der plötzliche junge erweckt die Lieder, das iſt Herbſtfeſt. So das erſte Leuchten der Freundſchaft, der erſte Händedruck. O wie ſehnt ſich die Traube Wein zu ſeyn, nicht weniger wie das Herz überzufließen. Ja, Ihr Lieben, ſo iſt's, und Dank dem Ewigen!" —

Nach entgegengeſetzter Richtung rollten die Wagen. Ein Gnom kutſchierte uns: Kerner, der Graf und ich, wir fuhren am Neckar hin in lauterer Morgenluft. Es war ſchön wie im Traume. Ich hielt eine Granatblüte in der Hand aus dem Strauße des Profeſſors. Zuerſt die Burg, dann das Thal, wo romantiſch ſich der Wolfsbrunnen birgt, an welchem die Seherin von einer Wölfin getödtet wurde; dann der Thurm auf dem Königſtuhle. Dann nichts als Berge und ſilbernes Gewäſſer. Auf einmal iſt's aber aus — nichts als Aecker. So lieb ich's: Soll die Entzauberung kommen — mit Einem Schlage! Nicht das Langſamabſterben. Da bleibt doch für die Phantaſie der volle Schmelz und unſterblich ſteigt gleich das Götterbild in den Himmel.

Wir ſprachen vom Traume. Der Graf ſagte: „Schrecklich, wenn der Tod ein ſchlafloſer Zuſtand wäre, denn man kann ja auch vielleicht im Sarge träumen ohne zu ſchlafen, wie man ſchlafen kann ohne zu träumen." — So wurden wir auf das Mittelreich geführt, und Kerner äußerte: „Da haben ſie immer ſchon das Bild von Raupe und Schmetterling benutzt, aber die Puppe — das ließen ſie willkührlich aus, und gerade darin hat doch die Natur ſo klar auf einen vorbereitenden Zuſtand, einen Uebergang hingewieſen." — „Ich glaube beſtimmt an ein Wiederfinden," ſetzte ſein Freund hinzu, „aber das Erkennen iſt mir zweifelhaft. Wir Drei haben uns vielleicht auch nur wiedergefunden." — „Das Erkennen mag uns eins ſeyn," entgegnete Kerner; „wenn wir uns nur wiederfinden. So kann es noch lange fortgehen mit dem Nichterkennen, aber zuletzt, wenn uns Alles erklärt wird, dann erfahren wir es." — Auch die humoriſtiſchen Momente blieben nicht aus. Als wir in einer Herberge anhielten und unſer zwerghafter Kutſcher mit langem

Oberleib und kurzen Säbelbeinen in die Stube trat, ſagte Kerner: „der Kerl war einmal Läufer beim alten Fritz; wie er ſich die Füß' ſo kurz abgelaufen hatte, und es nun nicht mehr gehen wollte, ward er Vorreiter, und jetzt wo er alt iſt, ſitzt er und fährt.“ — Dabei kam der Erzähler über ſeine eigene Geſchichte und über den poſſierlichen Anblick ſo in's Lachen, daß er ſie nicht mehr enden konnte.

In Heilbronn trennten wir uns von dem Freunde, der in weite Ferne zieht. Den ganzen Tag hatte ich ſie friſch in der Hand behalten die Granatblüte. Nach dem Abſchiede aber ſah ich, daß ſie plötzlich abgefallen war.

Emma Niendorf

Die Nonne.

I.

Oſterlied.

An der blauen Bergeskette
Ziehen Wolken licht verſchwommen;
Horch! das Glöcklein ruft zur Mette
In den düſtren Chor zu kommen.
Auferſtanden, auferſtanden
Singt es unten, klingt es oben
Und des Winters Todesbanden
Sind gelöſt und ſind zerſtoben.

Herr und Heiland Lebenskünder!
Sei bekannt von allen Zungen;
Denn dem Frommen wie dem Sünder
Iſt Dein heilger Ruf erklungen;
Herr und Heiland! zwanzig Jahre
Leb ich heut am Oſtertage.
Und der Schleier deckt die Haare
Und im Herzen wohnt die Klage!

An dem Fenſter meiner Zelle
Treibt der Weinſtock wieder Ranken
Ach! und auf des Rheines Welle
Fahr' ich drunten in Gedanken.
Auf die Burg der Väter wieder
Möcht' ich meine Schritte lenken —
Werden dort die reichen Brüder
Noch der armen Nonne denken?

Einer — Einer doch wird klagen
Wenn er kehrt und mich nicht findet,
Und ſie höniſch zu ihm ſagen:
Daß ein heilger Schwur mich bindet —
Horch! ſie ſingen „auferſtanden“ —
Wär auch ich der Todten Eine,
Doch ich ſchmacht' in Lebensbanden
Ach! und weine — weine — weine. —

II.

Im Kerker.

Ein Brod, ein Krug mit Waſſer, eine Lampe
Und dieſes Kreuz iſt alles was ich habe!
Noch brennſt du hell und ruhig kleine Lampe
Doch bald wird's finſter ſeyn in meinem Grabe.

Barmherzigkeit! ich will ja gerne ſterben
Doch laßt mich ruhen unterm grünen Mooſe.
Laßt mich ein Grab dort oben nur erwerben
Dort weht der Wind, dort blüht und welkt die Roſe. —

Sie hören's nicht! verlaſſen hat mich alles,
Sie bleiben ungerührt bei meinen Schmerzen —
Noch hallt das Todtenlied gedämpften Schalles
Der frommen Beter mit den Tigerherzen.

Sie haben mich vermauert — meine Stimme,
Mein Weinen kann zu keinem Ohr mehr dringen.
Straft Ihr die Lieb wie Haß in Eurem Grimme
So laßt mein Blut frei an der Sonne ſpringen,

Es wallt und ſiedet glühend durch die Adern —
Weh! im Verborgnen dürfen ſie mich morden.
Luft — Luft — o Gott — ein Hauch nur durch die Quadern
Wär's auch ein wilder eiſger aus Norden. — —

III.

Letzter Traum.

Verlöſcht die Lampe — Nacht und Graun umher.
Sie ſchläft, ihr Buſen athmet bang und ſchwer.
Und ihre Seele irrt im letzten Traum
Noch einmal auf den theuern Erdenraum.

„Ihr Brüder, Brüder — — haltet nehmt mich mit" — —
Sie hemmen nicht der ſtolzen Roſſe Schritt
„„Fleuch — treibe dieſes Weib von hinnen Knecht —
Verſtoßne Du aus unſerem Geſchlecht.""

Fort, fort wie Nebel und wie Wolkenzug
In ferne Lande geht der bange Flug
Wen ſuchſt Du Seele, jenen Ritter ſchön
Um deſſen Stirn ſo ſchwarze Locken wehn? — —

„Geliebter, mein Geliebter ſieh mich an,
Du flohſt, doch ich betrat die dunkle Bahn
Noch lebt Dein Kind" — — er küßt ein andres Weib
Zur Ruh mit Dir, Du bleicher Todtenleib. —

Verlöſcht die Lampe Nacht und Graun umher;
Sie iſt erwacht und ſeufzt noch einmal ſchwer,
Entflohen iſt ihr letzter Erdentraum
Und ſtille wird's im dunklen Kerkerraum.

IV.

Der Nonnenſohn. *

1825.

„Weh, weh uns, die Bauern ſtürmen herauf!
Schon hängten ſie drüben zwei Grafen auf"
Ihre Burg in Schutt — der niedrigſte Knecht
Verrieth an den Feind ihr edles Geſchlecht,
An den wilden ſchrecklichen Nonnenſohn
Und ſchon ſtürmt er das Kloſter mit wildem Hohn." —

„Voran!" er wirft mit blutiger Hand
In die Zellen und Gänge den ziſchenden Brand —
„In's Feuer die ganze Kleriſei!
Keine Klöſter mehr, die Welt iſt frei."
„Zum Keller nun durch den Schutt voran
Zu ihren Schätzen mach' ich Euch Bahn."

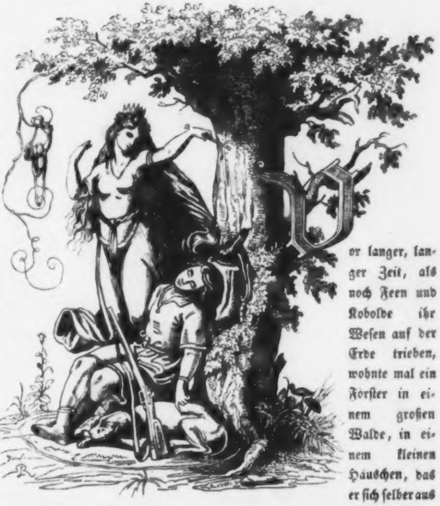
Schon klingt es hohl — reißt die Mauer ein,
Hier muß das Beſte verborgen ſeyn."
Die Quadern ſtürzen — o Spuk und Graus
Ein Schädel ſtarrt zu der Höhlung heraus
Daneben ein Kreuz! — „Fort fort von hier
Drinn ſitzt ein Geripp und drohet mir." — —

---

* In einer geſchriebenen Chronik aus den Tagen des Bauernkriegs, ward der Anführer einer Bande Bauern »Nonnenſohn« genannt.

Adelheid von Stolterfoth.

Die Geſchichte vom Einarm.



Vor langer, langer Zeit, als noch Feen und Kobolde ihr Weſen auf der Erde trieben, wohnte mal ein Förſter in einem großen Walde, in einem kleinen Häuschen, das er ſich ſelber aus großen Baumſtämmen zuſammengezimmert. Er hatte vom König, dem der Wald gehörte, den Auftrag, dann und wann die Bäume abzuhauen, damit ſie nicht in den Himmel hineinwüchſen und den Sternen ein Leid thäten, ſo wie auf das Wild: Hirſche, Rehe, Haſen und Füchſe, Achtung zu geben und es fleißig todt zu ſchießen, weil ſchon früher einmal ſich dieſe Thiere ſo ſtark vermehrt hatten und ſo viel geworden waren, daß ſie vom Walde auf das Feld kamen, und die Früchte verzehrten. Und als ſie Alles, was da wuchs, aufgefreſſen hatten und noch mehr Hunger verſpürten, liefen ſie in die Dörfer und holten das Brod aus dem Kaſten, ſo wie das Korn vom Boden.

Der Förſter hatte ſchon viele Jahre in dem Walde gehauſt, als ihm ſeine Frau ſtarb und einen Sohn zurückließ der Wilhelm hieß und damals erſt zwei Jahre alt war. Der Vater begrub die Mutter unter einem wilden Roſenſtrauch, nicht weit vom Häuschen und außerdem es ihm ſehr leid that, ſeine Frau verloren zu haben, mit der er ſo manches Jahr glücklich gelebt hatte, ſo war er auch in der größten Verlegenheit, was er nun mit dem kleinen Kinde anfangen ſollte. Wenn er ſonſt am Morgen in den Wald gegangen war, ſo hatte er dem Knaben einen Kuß gegeben, ihm verſprochen, was Schönes mitzubringen und ihn bei der Mutter gelaſſen. Dieſe nahm den Kleinen dann überall mit hin, bald in das Gärtchen am Hauſe, bald in den Wald, wo Wilhelm Erdbeeren ſuchen half. Doch ſteckte er die gefundenen, anſtatt in das Körbchen, in ſeinen Mund und aß ſie.

Als die Mutter unter dem Roſenſtrauch begraben lag, und der Förſter am andern Morgen ſeine Büchſe nahm, um in den Wald zu gehen, richtete ſich der kleine Wilhelm an einem alten Hirſchfänger, der in der Ecke ſtand, auf und rief: „Vater, hier bleiben!“ worauf ihm plötzlich einfiel, daß er ja jetzt ganz allein bei dem Kinde ſei und nicht auf die Jagd gehen könne. Verdrießlich und nachdenkend ſetzte er ſein Gewehr hin und ſann und ſann, was er wohl mit dem Kinde anfangen könne. Die Jagdhunde, die ſchon luſtig voraus geſprungen waren, kamen wieder zurück in die Stube gelaufen und drängten ſich wedelnd an ihren Herrn, als wollten ſie ſagen: warum kommſt Du denn nicht, warum kommſt Du denn nicht! Es iſt ja draußen ſo ſchön. Auch der große Kettenhund, der in der Nacht um das Haus herum lief und es bewachte, kam herein und ging zu dem kleinen Wilhelm, ſeinem täglichen Geſellſchafter, der ihm freundlich entgegenlief und gleich mit dem großen Thier zu ſpielen anfing.

Plötzlich ſchien dem Förſter ein guter Gedanke zu kommen. Ich bin ein armer Mann, dachte er, und kann dem Kinde keine Wärterin geben. Verwandte habe ich auch nicht und muß doch meine Pflicht, die mir der König auferlegt hat, erfüllen, muß in dem Wald herumſteigen und darf nicht den ganzen Tag zu Hauſe bleiben und da ich doch das kleine Kind nicht mitnehmen kann, ſo will ich es dem großen treuen Bello — ſo hieß der Kettenhund — anvertrauen, der ein gutes verſtändiges Thier iſt, und mich ſchon verſtehen wird. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Darum wird mir's der liebe Gott nicht übel nehmen, wenn ich mein Kind einem Thiere anvertraue, ſondern wird es beſchützen und bewachen. Amen!

Geſagt, gethan. Der Förſter rief den Hund herbei und machte ihm auf ſeine Art begreiflich, daß er den kleinen Knaben bewachen und nicht von ihm gehen ſolle. Bello ſchien auch alsbald ſeinen Herrn zu verſtehen, legte ſich neben das Kind auf den Boden und ſah ſo verſtändig allen ſeinen Spielen und Bewegungen zu, daß es eine Freude war zu bemerken. Der Vater nahm ſein Gewehr und ging mit den Hunden fort. Doch that er nur ſo, als wenn er in den Wald gehen wollte, kehrte aber an der Ecke des Gartens leiſe wieder zurück, und ſchlich an das Fenſter, um zu ſehen, was wohl der Hund mit dem Kinde anfangen würde. Die Beiden ſaßen eine Zeitlang zuſammen am Boden und ſpielten. Wilhelm nahm den Hund bald bei den Ohren, bald bei dem Schwanz, und zerrte ihn herum, und das geduldige Thier ließ ſich Alles gefallen, gab auch genau auf Alles acht, was das Kind machte, folgte ihm, als es im Zimmer herum und endlich zur Thür hinaus in den Garten lief. Hier hatte nun der Förſter erſt recht Gelegenheit zu ſehen, wie ſehr der treue Bello ſeine Schuldigkeit that. So lange das Kind mit Blumen und kleinen Steinchen ſpielte, lag er ruhig da und ſchaute mit den großen klugen Augen, wie es ſchien, wohlgefällig zu. Aber ſobald Wilhelm aufſtand und an das Ende des Gartens ging, wo ein kleiner Waldbach vorbeifloß, und ſich dahin ſetzte, um Hölzchen oder Blätter hineinzuwerfen und ſchwimmen zu laſſen, wie er bei der Mutter gethan, faßte der Hund das Kleid des Kindes mit den Zähnen und hielt es auf die Art feſt, oder, wenn Wilhelm ſich zu weit vorbeugte, zog er ihn ſogar mit Gewalt zurück. Dabei war der Hund ſo verſtändig, durch Sprünge und Purzelbäume das Kind vom Waſſer wieder in die Mitte des Gartens zurückzulocken und ſo trieben die Beiden ihr Spiel. Als ſich nun der Förſter, der hinter der Hecke ſtand, überzeugt hatte, er könne das Kind dem Hunde anvertrauen, empfahl er es noch einmal dem lieben Gott und eilte in den Wald hinaus, um Hirſche und Rehe zu ſchießen.

Es ſchien aber auch, als wenn eine unſichtbare Gewalt das Kind von allen Uebeln bewahrte; denn es vergingen mehre Jahre, in denen der Förſter Morgens und Nachmittags auf die Jagd ging, ohne daß dem Kinde ein Leid geſchehen wäre. Bello gab genau auf Alles Acht und litt nicht einmal, daß ſein Pflegeſohn etwas Spitziges oder Scharfes in die Hand nahm, und alle kleinen Unfälle, die bei kleinen Kindern wohl geſchehen, als Fallen oder Stoßen, geſchahen immer nur dann, wenn der Förſter ſelbſt zu Hauſe war. Denn ſobald dieſer aus dem Walde kam, war Bello ſeines Amtes entbunden und durfte ſich in ſein Haus legen, um zu ſchlafen. Das Kind hatte in dieſen Stunden eigentlich die wenigſte Aufſicht. Denn auch der Förſter, der gewöhnlich ſehr müde von der Jagd kam, legte ſich in der Mittagszeit auf die Bank und ſchlief.

So war der kleine Wilhelm acht Jahre alt geworden und man konnte nicht leicht einen hübſchern geſunderen Jungen ſehen, als ihm ein großes Unglück paſſirte. Vor dem Hauſe ſtand ein großer uralter Eichbaum, in deſſen obern Zweigen ein Eichhörnchen ſein Neſt gebaut hatte. Schon lange hatte Wilhelm gern den Verſuch gemacht, da hinauf zu klettern, um der Familie des Eichhorns, das den ganzen Tag luſtig auf und ab ſprang, einen Beſuch zu machen. Aber der treue Bello hatte ſolche Streiche immer zu verhindern gewußt, anfänglich durch Schmeicheleien, oder wenn dieſe nichts mehr halfen, indem er ihm tüchtig knurrend die Zähne wies, denn mit offenbarer Gewalt konnte er bei dem Knaben nicht viel mehr ausrichten, da dieſer mit jedem Tag ſtärker, der Hund aber mit jedem Tag älter und ſchwächer wurde.

An einem heißen Sommernachmittag, als der Förſter auf der Ofenbank lag und feſt ſchnarchte, war Alles im Hauſe in einen tiefen Schlaf verſunken. Die Jagdhunde lagen im Zimmer herum und Bello ſchlief in ſeinem Häuschen; ſelbſt die Hühner und Tauben im Hof und auf dem Dach hatten ſich ein ſchattiges Plätzchen ausgeſucht und den Kopf unter die Flügel geſteckt. Da hörte der Förſter plötzlich vor dem Hauſe ein klägliches Geſchrei, Bello ſtürzte in die Stube und zerrte ihn am Rock, bis er aufſprang und mit dem Hunde zur Thüre hinauslief. Da hatten ſie draußen einen gar zu traurigen Anblick, daß der Förſter die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug und Bello ſich vor Schmerz und Traurigkeit nicht zu laſſen wußte. Der kleine Wilhelm hatte nämlich den Verſuch gemacht, auf die Eiche zu klettern, und als er ſchon ziemlich hoch war, brach ein dürrer Aſt, er fiel herunter und lag nun zerſchmettert da am Fuß des Baumes und das Moos umher war von ſeinem Blute roth gefärbt. Wie der Förſter ihn ſo da liegen ſah, glaubte er anfänglich, er ſei todt; doch als er hinzuſtürzte und ihn aufhob, ſpürte er freilich in dem zerſchlagenen Körper noch Lebenszeichen, doch war das arme Kind voll Blut und jämmerlich zugerichtet. Er trug es in's Haus, legte es auf ſein Bettchen und lief, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollten, in das benachbarte Dorf, wo eine alte kluge Frau lebte, die es ſehr gut verſtand, gebrochene Glieder wieder anwachſen zu machen, und die aus den Kräutern des Waldes heilſame Tränke kochte, womit ſie ſchon die größten Wunden geheilt hatte. Die Hunde umſtanden indeſſen das arme Kind, und leckten ihm das Blut vom Geſicht und den Händen, bis der Vater mit der klugen Frau zurückkam. Dieſe ſah nun wohl gleich ein, daß das Kind nicht todt ſei, auch wohl an den Wunden nicht ſterben würde, dafür aber ſein ganzes Leben ein armer Krüppel bleiben. Und ſo war es auch. Der arme Vater riß ſich ſein graues Haar aus, konnte es aber doch damit nicht beſſer machen. Alle ſeine Hoffnungen waren vorbei, denn er hatte geglaubt, Wilhelm werde ihm ſpäter im Walde helfen und wenn er einmal ſtürbe, von dem König an ſeine Stelle geſetzt werden. Doch wer das Kind anſah, nachdem es die kluge Alte durch ihre Tränkchen und Säfte wieder geheilt hatte, der mußte wohl glauben, daß es nie einem ſchnellen Hirſche nachgehen, nie eine Büchſe gebrauchen, noch weniger einen Baum umhauen könnte. Aus dem ſchönen geraden Knaben war eine wahre Mißgeſtalt geworden. Die beiden Beinchen waren krumm, den linken Arm, der ganz zerſchmettert war, hatte ihm die Frau abſchneiden müſſen und es war ihm dann nur ein kleiner Stumpen geblieben, und ſogar das Geſicht war mißſtellt; denn wenn auch die

Augen noch ſo klar und freundlich waren, wie ſonſt, und die Stirne und Backen glatt wie Sammt, ſo hatte doch bei dem Herunterfallen ein hervorſtehender Baumſtamm, ein Stuck von der Naſe fortgenommen, wodurch das Geſicht ſehr haßlich ausſah. Auch war das ganze Gemuth des Knaben ſeit der Zeit traurig und ſtill geworden. Der Vater hatte ihm eine Krucke gemacht, an der er herumkroch, von dem treuen Bello begleitet, der das Ungluck ebenfalls zu fuhlen ſchien und durch den Schmerz darum viel alter und ſchwacher geworden war, als er ſeinen Jahren nach hatte ſein ſollen. Die Beiden waren unzertrennlich und gingen oder lagen den ganzen Tag zuſammen, und der Forſter, ſo wie Wilhelm furchtete nur die Zeit, wo der Hund ſterben wurde und der Knabe dadurch ſeinen beſten Freund verlore.

Da begab es ſich eines Tages, daß der Konig, dem der Wald gehorte, ſeinem Hofſtaat eine große Jagd hielt, und von dem Gebell der Hunde, dem Schreien der Treiber und den Klangen der Waldhorner hallte Berg und Thal wieder. Der Forſter war ſchon am fruhen Morgen ausgegangen, um bei der Jagd zu ſeyn, denn er hatte bei ſolchen Gelegenheiten in ſeinem Walde das Geſchaft, die Herren vom Hofe, die gerade nicht als die beſten Schutzen bekannt waren, an Orte zu ſtellen, wo ihnen die Hirſche und Rehe ſo zu ſagen in den Schuß liefen und ſie nur in die blaue Luft zu ſchießen brauchten, um am Abend doch von den Thieren, die ſie alle geſchoſſen hatten, erzahlen zu konnen. Wilhelm und der Hund ſaßen am Morgen am Eingang des Waldes und horten dem Jagdlarm zu, der ſich aus der weiten Ferne zuweilen vernehmen ließ. Ach, die Beiden waren auch gar zu gern dabei geweſen und mit den Andern unter den friſchen grunen Baumen herumgeſprungen; doch ſo mußte ſich der arme kleine Kruppel damit begnugen, auf die langen zitternden Klange der Waldhorner zu horen, die zuweilen laut wurden und Bello, der Hund, ſpitzte nur dann und wann die Ohren, wenn er aus weiter Ferne das Hundegebell vernahm und knurrte zuweilen leiſe dazwiſchen.

Plotzlich horten ſie vor ſich etwas in den Gebuſchen rauſchen und ſahen ein ſchneeweißes Reh in vollen Satzen auf ſich zuſpringen. Obgleich es nun fur Beide nichts Ungewohnliches war, ein Reh zu ſehen, ſo machte doch die ſeltene Farbe des Thieres, daß ſie ihm überraſcht entgegen blickten. Doch erreichte das Erſtaunen, ja das Entſetzen Wilhelms den höchſten Grad, als das Thier zu ſeinen Füßen niederſtürzte, und ihn mit deutlicher Menſchenſtimme um ſeinen Schutz gegen die verfolgenden Jäger und Hunde bat. Vor Ueberraſchung konnte dieſer anfänglich kein Wort hervorbringen, denn ſo lange er auch ſchon in dem Walde wohnte, hatte er doch noch nie etwas von verzauberten Thieren gehört. Das Reh erzählte ihm in möglichſter Kürze: es ſei eine Fee, die von der Königin der Feen in dieſe Geſtalt verwandelt worden, in der ſie ſo lange bleiben müſſe, bis ſie der Tod durch die Hand des Jägers ereile. So ſehr ſie nun auch dieſen Augenblick wünſche, um alsdann in ihrer urſprünglichen Geſtalt zum Hofſtaat der Königin der Feen zurückkehren zu können, ſo ſcheuche ſie doch eine fürchterliche Angſt vor dem Tode immer aus der Nähe der Jagd hinweg, ſo oft und ſehr ſie ſich auch ſchon vorgenommen habe, dem Geſchoſſe der Jäger entgegen zu treten.

Der Knabe, der ſich indeſſen an ſeinen Krücken aufgerichtet hatte, verſprach dem Reh, er wolle es ſo viel ſchützen wie möglich, und er gedachte es eben nach dem Häuschen zu geleiten, als er plötzlich mit Schrecken bemerkte, daß an der weißen Haut des Thieres das purpurrothe Blut herunter lief. Er wollte es ihm wegwiſchen und das Reh aufrichten, das von der Wunde und dem raſchen Lauf matt zuſammengeſunken war, als es ſeinen Kopf wieder erhob, und ſagte: »Ohne daß ich es wußte, hat mich der Pfeil des Jägers getroffen und meine Zeit iſt gekommen. Die Stunde naht, in der ich meine urſprüngliche Geſtalt annehme und in unſer ſeliges Reich zurückkehre. Ich werde in Kurzem wieder eine mächtige Fee ſeyn und möchte Dich gern dafür belohnen, daß Du mir in Deinem Hauſe eine Freiſtatt geben wollteſt. Sprich einen Wunſch aus und wenn die Zeit meiner Verwandlung kommt, ſoll er Dir gewährt werden. Doch ſei vorſichtig und ſprich Deinen Wunſch deutlich aus; ich kann Dir nicht mehr bewilligen, als Du Dir wünſcheſt.

Da tönte von fernher aus den grünen Schluchten und Thälern der Lärm der luſtigen Jagd an das Ohr des armen Krüppels; da ward wieder in ihm die Luſt rege, auch ſo wie die andern Jäger dem Hirſch nachfliegen zu können, durch Berg und Kluft und eine Büchſe zu haben, mit der er aus weiter Entfernung das Wild niederſchießen könne. Das Reh ermahnte ihn nochmals, ihm ſeinen Wunſch zu entdecken und mit dem Ohr nach dem Lärm der Waldhörner und Hunde hinlauſchend, ſagte er mit leiſer Stimme: Ach, wie gern wollt' ich nur einen Arm haben, und die zerſtümmelte Naſe, wenn ich nur mit dem andern die Büchſe halten und mit meinem Bello geſund und friſch durch den Wald ſpringen könnte. Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſah ihn das Reh mit den großen Augen mitleidig an, und ſagte ihm: „Dein Wunſch war allzu beſcheiden, doch ſei er Dir gewährt. Aber jetzt fühle ich, daß mir der Tod naht, drum laß mich meinen Kopf auf Dein Knie legen und dieſen Augenblick ruhig abwarten.“

Obgleich Wilhelm noch ſehr im Zweifel war, ob das Reh wirklich im Ernſt zu ihm ſpräche oder ob es vielleicht nur ein Waldgeiſt ſei, der ihn necken wolle, ſo nahm er doch mitleidig den Kopf des Thieres auf ſeinen Schoos, wiſchte ihm nochmals das Blut ab und drückte ihm die Augen zu. Bello, der Hund, der bisher ſtaunend um das Thier herumgegangen war, legte ſich jetzt zu den Füßen des Knaben und ſchlief ein. Auch dieſer konnte einer gewaltigen Müdigkeit, die ihn plötzlich überfiel, nicht widerſtehen, ſchloß die Augen und entſchlief ebenfalls unter den ſeltſamſten Träumen.

Ihm war, als wenn ſich das Reh auf ſeinem Schoos langſam erhob und ſich wunderbar in eine ſchöne Jungfrau verwandelte. Weiß war ihr Gewand und ein roſafarbener Schleier, der oben auf dem Kopfe von einem lichten Stern zuſammengehalten wurde, wallte bis zu den Füßen hinab. Sie trug in der Hand ein kleines Zauberſtäbchen, mit dem ſie einen Kreis über die beiden Schläfer beſchrieb, worauf ſie gen Himmel ſchwebte, und die ganze Erſcheinung wurde dem Blick des ſchlafenden Knaben unklar und zerfloß am Ende in eine weiße rothgeſäumte Wolke, die eilig gen Weſten ſchiffte.

Jetzt erwachte Wilhelm und Bello, der Hund, ſprang auf und machte einen Satz, wie man ſeit Jahren nicht mehr an ihm gewohnt war. Der Knabe griff nach ſeiner Krücke, die er in den Schoos gelegt hatte, doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er ſtatt derſelben das ſtattlichſte glänzendſte Gewehr, das er je geſehen, auf ſeinen Knien liegen ſah. Unter ſeinem Kopf lag eine Waidtaſche und o Wunder!

er, der noch vor einer Stunde ſich kaum an der Krücke hatte erheben können, ſprang aus Ueberraſchung der Dinge, die er hier ſah, in die Höhe, und ſah auf's Neue, erſtaunt um ſich her, denn ihm war, als ſei er plötzlich einen Fuß höher geworden. Und ſo war es eigentlich auch. Die gute Fee hatte ihr Verſprechen gehalten und ſeinen Wunſch erfüllt, indem ſie ſeine lahmen Beine gerade und ſomit länger machte und neues kräftiges Leben durch den ganzen Körper goß. Auch Bello, der Hund, war von der guten Fee reichlich mit neuen Kräften bedacht worden und machte die tollſten ungeſtümſten Sätze. Ja er ſchien ganz anderer Natur geworden zu ſeyn; denn der biedere ehrliche Kettenhund ſchien auf einmal Behagen am Waidwerk gefunden zu haben und machte ſolch' Spektakel unter den Büſchen und Bäumen, daß die Haſen und Füchſe zu Dutzenden heraus ſprangen. Jetzt unterſuchte der Jüngling, denn ſeit er einen Schuh höher geworden war, konnte man ihn keinen Knaben mehr nennen, das Gewehr und ſeine Jagdtaſche, und fand Alles in der beſten Ordnung. Das Erſtere war von der feinſten Stahlarbeit, mit Gold ausgelegt, und in der Letztern befand ſich Pulver und Blei die Menge. Auch entdeckte er beim nähern Durchſuchen ein kleines ſilbernes Schächtelchen, das er neugierig öffnete und darin drei goldene Kugeln fand, auf welchen die Worte zu leſen waren: „Zur höchſten Noth.“ —

Die Jagd kam indeſſen immer näher und um im glücklichen Fall vielleicht auch noch Theil daran nehmen zu können, lud der Jüngling ſein Gewehr mit einer tüchtigen Kugel und ſtellte ſich dicht an den Stamm einer dicken Eiche. Bald kamen ſchon ganze Schaaren Wild herangeſprengt und die zahlreichen Meuten der Hunde hintendrein, auch einzelne Reiter mit langen Hörnern, die beſtändig ihr Halloh! Halloh! blieſen. Dabei erſchien es unſerem jungen Jäger als ſehr ſonderbar, daß alle dieſe Leute, die dort das luſtige Waidwerk trieben, kohlrabenſchwarz angezogen waren. Außerdem hatten die Reiter Trauerflor auf ihren Hüten und die Hörner waren ebenfalls ſchwarz umwickelt; ebenſo das Riemenzeug der Pferde und ſelbſt die Hunde hatten ſchwarze Halsbänder. Sein Erſtaunen wuchs, als er jetzt einzelne Herren vom Hofe, ebenſo dunkel koſtümirt, zwiſchen den Gebüſchen hervortraben ſah, und endlich den ganzen Hofſtaat, an dem man vom Oberſtjägermeiſter bis zum niedrigſten Jagdwagen auch kein Tüchelchen von einer bunten Farbe ſah, ſondern Alles war ſchwarz, wie bei 'nem Trauerzuge. Jetzt erſchien auch der König ſelbſt, auf einem ſchwarzen Rappen und trug eben ſolche Kleider, an denen ſich nichts auszeichnete, als wie der ſchneeweiße lange Bart des Königs, der über die Bruſt herunter rollte und eine Krone von den ſchönſten weißen Zahlperlen, die er auf dem Kopfe trug.

Die Jagd hatte hier ein Ende; der größte Theil der Reiter ſchwang ſich von den Pferden, dieſe und die Hunde an ſchwarze Riemen zu koppeln. Der König, der auf ſeinem Roß ſitzen geblieben war, ſchien ſehr mißmuthig zu ſeyn und ſah nachdenkend den blauen klaren Himmel an. Jetzt ſchien er dort oben etwas zu bemerken und rief dem Oberſtjägermeiſter, der alſobald herbei kam, vom Pferde ſprang und der Majeſtät auf ſeine Anfrage, was dort oben in der Luft für ein ſchwarzer Punkt ſchwebe, unterthänigſt referirte: daß es ein Goldadler ſei. Der König befahl, alsbald auf ihn zu ſchießen und der ganze Hof ärgerte ſich über die Frechheit des Vogels, daß er es wage, ſeinen Kopf höher zu tragen, als der des Königs. Vier der geübteſten Schützen mit den beſten Gewehren traten vor und ſchoſſen einer nach dem andern in die Höhe. Doch ſchien ſich der Vogel wenig darum zu bekümmern, ſondern ſchwebte in ruhigen Kreiſen fortwährend in der Luft herum. Es wurden andere Jäger herankommandirt, um eben ſo wenig auszurichten und nun ließ ſich der Oberſtjägermeiſter ſeine mit Gold ausgelegte Büchſe geben, ſetzte, da er ſchon ein alter Herr war, ſeine Brille auf die Naſe, und ſchoß in's Blaue, doch kam keine Feder von dem Adler herunter. Der König, der dem Schießen aufmerkſam zugeſehen, fing an, ungeduldig zu werden und an ſeinem verdrießlichen Murmeln merkte man, daß bald ein majeſtätiſches Gewitter hereinbrechen würde, worüber der Oberſtjägermeiſter und das ganze Hofgeſinde in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Was war zu thun? Der König verlangte ſelbſt ſeine Büchſe, um eigenhändig nach dem Vogel zu ſchießen und eben ſo wenig zu treffen, wodurch höchſt ſein Zorn ſich nicht gelegt, ſondern noch vermehrt haben würde, weshalb der Oberſtjägermeiſter, ſechs Jägermeiſter und vierundzwanzig Kammerherrn zu gleicher Zeit von demſelben Gedanken bewegt ihre Knie beugten und die Majeſtät baten, doch höchſtihre Kugel nicht an ſo unwürdiges Raubzeug zu wagen. Der Oberſtjägermeiſter ſah ängſtlich im Kreiſe herum, wen er von den guten Schützen noch vergeſſen hatte, und endlich fiel ſein Blick auf den Sohn des Förſters, deſſen prächtiges ſchönes Gewehr dem alten Herrn ſehr in die Augen ſtach. Der Förſter ſelbſt, der ebenfalls vergeblich nach dem Adler geſchoſſen, traute kaum ſeinen Augen, als er ſeinen Sohn, den er heute Morgen als elender Krüppel im Graſe liegend verlaſſen, mit Ausnahme der zerſtümmelten Naſe und des einen Armes, friſch und geſund vor den Oberſtjägermeiſter hintreten ſah, der ihn aufforderte, mit ſeiner Büchſe nach dem Vogel zu ſchießen.

Das Jägervolk ziſchelte nicht wenig, als ſie einen jungen Menſchen mit einem Arme erblickten, der gar nicht bei Hofe angeſtellt war, und es beſſer machen wollte, als die alten königlichen Jäger, die doch dafür ihr ſchweres Geld bekamen. Aber Wilhelm ließ ſich durch ihre Blicke und ihr Ziſcheln gar nicht irre machen, ſtellte ſich hin, ſtreckte ſeinen linken Stumpen in die Höhe, legte die Büchſe darauf und nachdem er einen Augenblick ſcharf gezielt, knallte der Schuß. Alles ſah erwartungsvoll in die Höhe und die Geſichter der Jäger, die höhniſch gelacht, als der Vogel noch einen Augenblick ruhig ſchweben blieb, zogen ſich gar erbärmlich in die Länge, als er jetzt droben verdächtige ſchwankende Kreiſe beſchrieb und langſam herunter ſank. Der ganze Hofſtaat gab in dieſem Augenblick ein ſehr curioſes Bild; Alles riß vor Erſtaunen die Mäuler auf, als ſollte Jedem von ihnen der Adler in's Maul fallen und der Oberſtjägermeiſter vergaß in der Freude ſeines Herzens über den Schuß ſeine Würde ſo ſehr, daß er einen großen Luftſprung machte und dabei dem Oberſtceremonienmeiſter auf ein Hühnerauge trat, der vor Schmerzen laut aufbrüllte, was aber das ganze Hofperſonal für ein Zeichen annahm, ihre Verwunderung vor den allerhöchſten Ohren eben ſo laut kund geben zu müſſen und daher, incluſive Förſter, Jagdpagen und Hunde in ein erſchreckliches Freudengeſchrei ausbrach. Während dieſem Halloh ſchwankte der Adler herab und ſtürzte mauſetodt zu den Füßen des Leibpferdes nieder. Dem Könige gefiel der Schuß ſehr und wenn er auch nicht lachte, machte er doch eine gnädige Handbewegung gegen den jungen Schützen und fragte den Oberpolizeidirektor: wer iſt der Einarm?

Dieſer wandte ſich flüſternd an den hinter ihm ſtehenden Untergebenen und, um vor der Majeſtät zu verbergen, als kenne er, der Oberpolizeidirektor nicht jeden Mann im Staate, räusperte er ſich und ſpuckte ſo lange, bis ihm von hinten zugeflüſtert wurde, daß der Einarm der Sohn des Förſters ſei.

Der König war darauf ſehr gnädig, ließ dem Einarm ein Goldſtück überreichen und nahm ihn unter ſeine Leibjäger auf. Dann wandte er ſein Roß und ritt, gefolgt von dem ganzen Schwarm, nach der Stadt zurück. Der Förſter aber ging mit ſeinem Sohn in das Haus zurück und ließ ſich von ihm erzählen, auf welche wunderbare Art er und Bello wieder zu Kraft und Geſundheit gekommen ſei. Dann packte Wilhelm ſeine Habſeligkeiten zuſammen, nahm von dem Vater Abſchied und pfiff dem treuen Bello, um nach der Reſidenz zu gehen.

Da er noch nie aus ſeinem Walde herausgekommen war, ſo kamen ihm draußen die ſchön angebauten Felder und die Dörfer mit den vielen Häuſern ſehr ſonderbar vor. Auch verwunderte er ſich, daß dort ſchon die Leute von ſeinem glücklichen Schuß wußten und ihn der König unter die Leibjäger aufgenommen hatte. Zuweilen wurde er auch hierüber befragt und da man ſeinen Namen nicht wußte, nannte man ihn überall, wo er durchkam, Einarm, eine Benennung, die ihm gerade nicht ſehr gefallen wollte. Aber wie wuchs erſt ſein Erſtaunen, als er in die Nähe der Reſidenz kam und dort die breiten Straßen und die prächtigen hohen Paläſte ſah. Vor Allem aber gefiel ihm das Schloß des Königs, mit ſtattlichen Thürmen und zahlloſen Fenſtern und es würde ihm noch mehr behagt haben, wenn es nicht eben ſo ſchwarz angeſtrichen geweſen wäre und eben ſo düſter ausgeſehen hätte, wie das Jagdgefolge des Königs und die Trabanten und Heiducken, die mit ihren großen Spießen an allen Thüren ſtanden. Alles war ſchwarz koſtümirt vom Kopf bis zu den Füßen und ſelbſt in den ſchön angelegten Gärten war nichts zu ſehen, als dunkle Cypreſſen und trauriges Rosmarin. Zum Ueberfluß wehten über dem Hauptthor zwei große ſchwarze Fahnen und die beiden Eckthürme waren wie Leichenbitter in große ſchwere Flore gehüllt, die oben an dem Knauf feſt gemacht waren und bis an die Erde herab wallten.

Der neue Leibjäger ging in die Wohnung des Oberſtjägermeiſters und ließ dieſem Herrn melden: er ſey da. Da aber das Er eine ſehr relative Bezeichnung war, so wurde dem Oberſtjagermeiſter gemeldet: der Einarm ſei da, und Jener befahl darauf, dem Einarm eine ſchwarze Livree und Wohnung zu geben. So war er denn plotzlich in den Dienſt des Konigs gekommen, wo es ihm anfangs ſehr wohl behagte; nur hatte er gewunſcht, daß ſie ihn bei ſeinem Familiennamen oder wenigſtens Wilhelm genannt hatten; doch da der Konig Einarm zu ihm geſagt, ſo hatten dieß die Hofleute angenommen und Alles nannte ihn in und außer dem Dienſt nur Einarm. Schon der erſte gluckliche Schuß, den er mit dem Gewehr gethan, das ihm die gutige Fee geſchenkt, hatte ihm die Gunſt des Konigs, wie des Oberſtjagermeiſters erworben, und in traurigen Stunden, die der Erſte oft hatte, ließ er den Einarm haufig kommen, um ſich durch deſſen unglaubliche Geſchicklichkeit im Schießen unterhalten zu laſſen. Da aber nun in ſolchen Dingen, wo es die Gunſt des Herrn gilt, kein Hofgeſinde mit ſich ſpaßen laßt, ſo war bald Niemand mehr, bis zum geringſten Kuchenjungen herab, der den Einarm nicht mit ſcheelen Augen angeſehen hatte, denn der Konig gab ihm vor allen Andern gar zu ſehr den Vorzug. So aß er nur von einer Schnepfe oder einem Haſen, den der Einarm geſchoſſen, weil, wie er ſagte, ihm keim Wildpret ſchmecke, das nicht ſo kunſtgerecht erlegt ſei, wie das des Einarms. Ja, dieß ging ſoweit, daß, wenn dem König nach einem Apfel oder einer andern Frucht geluſtete, der Einarm geholt wurde, um die Frucht vom Baume zu ſchießen.

Schon oft hatte ſich der neue Leibjager bei dem andern Hofgeſinde nach der Urſache erkundigt, weshalb der König beſtändig ſo traurig ſei, und weshalb das ganze Schloß, ſo wie Alles in ſeiner Umgebung ſchwarz ausſehen müſſe. Da es aber verboten war, uber dergleichen Sachen zu ſprechen, ſo hatte man zuerſt dem Neuangekommenen nichts vertrauen wollen, und als ſpater der Einarm ſo in der Gunſt des Herrn ſtieg, war es Neid und Haß, warum ihm Keiner auf ſeine Fragen Beſcheid gab. Auch mit dem weiblichen Perſonal des Schloſſes ſtand der arme Einarm nicht zum Beſten; denn wenn auch unter allen Jägern und Hofbedienten Keiner war, der eine ſo ſchlanke kräftige Figur hatte, wie er, ſo war doch das Mägdevolk viel zu naſeweiß, um nicht an einer fehlenden Naſe ein Aergerniß zu nehmen. Auch mochte ihnen ein fehlender Arm bei gewiſſen Verhältniſſen im menſchlichen Leben gar zu unpraktiſch vorkommen, und wenn auch manches hübſche Mädchen dem Einarm nachblickte, ſo konnte ſie ihm doch dieſe beiden Mängel nicht vergeben.

Seinerſeits war auch bei ihm die Luſt nicht ſehr groß, ſich bei den jüngern Frauenzimmern auf Erkundigung zu legen, da er ſich ſchon manche ſpottiſche Antwort bei ihnen geholt hatte, und die alten Weiber, die im Schloſſe waren, ſcheute er ſeit den Zeiten, wo ihn die kluge Frau im Walde unter entſetzlichen Schmerzen krumm und lahm geheilt hatte, noch mehr. Glücklicher Weiſe war auch ſeine Neugierde eben nicht ſehr groß, weshalb er ſich leicht auf eine andere Zeit zu tröſten wußte, wo ſich ihm dieß Geheimniß von ſelbſt auflöſen würde. Und ſo geſchah es auch eines Tages früher, als der Einarm vermuthet hatte.

An einem ſchönen Morgen ritt der König mit wenigen Jägern auf die Jagd und ſtreifte, wie er oft zu thun pflegte, trübſelig über Berg und Thal. Einem ſtarken Hirſch, der vor ihm aufging, mußten die Jäger folgen, mit Ausnahme des Einarms, dem der König ſein Pferd zu halten gab, als er herabſtieg und ſich in den Schatten eines großen Baumes legte und zu ſeufzen und zu klagen anhub, wie er vielmal that, wenn er allein war. Das jammerte den Einarm ſehr und er hätte den König gern gefragt, weshalb er ſo traurig ſei; doch erlaubte ihm dies die Etikette nicht, ſondern gebot ihm vielmehr, ſich mit den Pferden weiter zurückzuziehen, um den Herrn in ſeinen traurigen Betrachtungen nicht zu ſtören. Plötzlich hörte der Einarm in den Gebüſchen ein Geräuſch, als wenn ſich ein großes Thier nahe. Es raſchelte im Laub, es knickte hie und da Zweige ab, und als der Leibjäger vortrat, um zu ſehen, was es gäbe, erblickte er zu ſeinem größten Entſetzen, wie ein wüthender Eber gerade auf den König losrannte, der ohne Waffen war und ihn in ſeiner großen Betrübniß nicht einmal zu bemerken ſchien. Das Unthier hatte den Kopf, mit ungeheuern Hauern bewaffnet, geſenkt und die kleinen Augen funkelten vor Wuth und Grimm. Kaum hatte der Einarm Zeit, ſeine geladene Büchſe vom Sattelknopf loszureißen, und wie er auf das Thier anlegte, war es von dem König keinen Schritt mehr entfernt. Doch faßte ſich der Leibjager Muth, rief beim Losdrücken inbrünſtig die gute Fee an, die ihm das Gewehr geſchenkt, und als der Schuß krachte, ſprang der König freilich entſetzt auf, aber das Ungethum walzte ſich zu ſeinen Fußen im Blute.

Der Einarm eilte hinzu und ſah, daß die Kugel ihm gerade durch den Kopf gegangen war. Der König brach in Lobeserhebungen uber den Schuß aus und vergaß die Etikette ſo weit, daß er ſich herabließ, ſeinen Lebensretter zu umarmen, und ihm eigenmundig fur ſeine Rettung dankte. Darauf beſtiegen die Beiden ihre Pferde wieder und eilten nach der Stadt zuruck, wo der König den Einarm mit hinauf in ſeine Zimmer kommen ließ und ihm befahl, einen Wunſch zu thun, den er ihm erfullen wolle. Jetzt erwachte auf einmal in dem guten Leibjager die Begierde, etwas Naheres uber die Trauer des Königs, ſo wie des ganzen Schloſſes, zu erfahren, und er trug der Majeſtat mit den allerbeſcheidenſten Worten dieſe Frage vor. Zuerſt ſah ihn der König uberraſcht an, und verbarg ihm ſeine Verwunderung nicht, daß er ihn uber eine Geſchichte befrage, die doch ſo ziemlich im Munde aller ſeiner Unterthanen ſei. Doch wurde ihm ſeine Bitte gewahrt und der König hieß ihm folgen.

Durch mehre Sale und Gange, die wie alles Uebrige ſchwarz verhangen waren, gingen ſie hindurch, und kamen in einen andern Theil des Schloſſes, der mit einer großen eiſernen Thur abgeſperrt war und nicht bewohnt wurde. Der König offnete mit einem Schluſſel, den er an ſeinem Gürtel trug, das Thor und wie ſie hindurchgingen, ſah ſich der Einarm plotzlich in ganz andere Regionen verſetzt. Hier war von keinem ſchwarzen Tuch und Flor mehr die Rede, vielmehr prangten Gange, Zimmer, Treppen und Fenſter in den hellſten freundlichſten Farben. Alles war hier auf das Zierlichſte und Prachtigſte eingerichtet. Die kleinen Divane in den Zimmern bedeckte der glanzendſte Goldſtoff; aus marmernen Becken ſprangen murmelnde Fontanen in die Hohe, die Wande waren mit Sammet und Damaſt bekleidet, und die Pracht der Mobel ſteigerte ſich von einem Zimmer zum andern. Schon in dem erſten waren ſie vom feinſten Holz, im andern von Elfenbein, dann von Schildkrot mit Gold ausgelegt und in den hinterſten Zimmern und Salen war Alles von Silber und Gold, mit Edelſteinen und

Perlen beſetzt. Das Einzige, was die Luſt und Herrlichkeit in dieſen Zimmern unterbrach, war die peinliche Stille und Oede, die hier herrſchte, ſo wie das einzige Traurige, das Geſicht des Konigs, das mit jedem Schritte finſterer wurde. In einem der letzten Sale ließ er ſich auf einem Ruhebett nieder und trocknete zwei große Thranen ab, die ihm in den Bart liefen. Das Ruhebett, auf welchem er ſaß, ſtand vor einem Gemalde, das ein grunſeidener Verhang bedeckte.

„Wiſſe,“ begann der Konig nach einer langen Pauſe zum Einarm, „daß dieß die Zimmer meiner Konigin ſind, die aber ſchon langſt die Erde verließ, um zum Wohnorte der Seligen aufzuſchweben. Sie war keine gewohnliche Sterbliche, ſondern entſtammte dem Feenreich, und ihr ward, wie allen jenen erhabenen Weſen, erlaubt, nach jedem Jahrtauſend eine gewiſſe Anzahl von Jahren auf der Erde zuzubringen, um einen Sterblichen zu beglucken. Mir wollte mein gutes Schickſal ſo wohl, daß ich gerade in dem Jahr, wo die Fee Amaranthe die Erde wieder betrat, mich nach einer Gemahlin umſah. Mein Herz war frei, ich war jung und ſtreifte mit lauter Luſt und Frohlichkeit durch die Walder dem Gewilde nach. Da begab es ſich eines Tages, daß aus dem Dickicht des Waldes ein fremder Stallmeiſter auf mich zuſprengte, mir einen Gruß von ſeiner Herrin uberbrachte, die den Wunſch ausſprach, an meiner Jagd Theil nehmen zu durfen. Naturlich bewilligte ich ihr mit Freuden dieſe Bitte, und ich, ſo wie mein ganzes Jagdgefolge, ſtanden mit ſtummer Erwartung da, als der Stallmeiſter zuruckſprengte, und wir plotzlich aus der Tiefe des Waldes das luſtige Geton einer andern Jagd horten, die uns naher und naher kam.“

„Zwiſchen den Zweigen blitzte es wie lauter Gold und Silber hervor, und die einzelnen Theile des Jagdzuges, die nach und nach erſchienen, waren mit unerhorter Pracht bekleidet und beritten. Zahlreiche Meuten der ſchonſten Hunde ſchwarmten voran; dann kamen verwegene Jagdpagen, den Falken auf der Fauſt, und ſetzten mit ihren Pferden uber Stock und Stein. Ihnen folgten eine Anzahl Jager, und was uns am ſeltſamſten vorkam, außer dem dienenden Perſonal der Jager, Forſt- und Stallmeiſter waren es nur Damen, die auf den herrlichſten Roſſen ſitzend von dem ganzen Troß ehrerbietig umgeben waren. So ſchon und ſchlank ſie auch alle auf ihren

Thieren ſaßen und der prächtige Wuchs der geringſten unter ihnen weit die Formen der ſchönſten unſerer Damen übertraf, ſo ragte doch, wie der Mond unter den Sternen, eine derſelben an Schönheit und Adel über die Andern empor. Dieſe ritt einen ſchneeweißen Zelter und ſprengte mit leichtem Anſtande gegen mich. Sie dankte mir freundlich für die Erlaubniß, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen, und bat um die Fortſetzung derſelben und ſo gern ich auch eine ganze Ewigkeit ihr gegenübergeſtanden wäre, um ihr in das wunderherrliche Angeſicht zu ſehen, ſo zwang es mich doch, ihrem Wunſche Folge zu leiſten und ich gab den Befehl die Jagd wieder zu beginnen. Du kannſt Dir leicht denken, mein Sohn, daß ich nicht von ihrer Seite kam. Doch obgleich ich ein ſehr gutes Pferd ritt, war es mir nicht möglich, dem vogelſchnellen Lauf und den entſetzlichen Sprüngen des ihrigen beizukommen. Auch mein ganzes Jagdgefolge, das doch aus den gewandteſten Reitern meines ganzen Königreichs beſtand, nahm ſich gegen das ihrige aus, wie eine Geſellſchaft von Schnecken, gegen muntere Vögel. Mir ſchien ſogleich am erſten Tage, daß es bei der ganzen Geſellſchaft nicht mit rechten Dingen zugehe und auch mein Oberforſtmeiſter machte mich mit Entſetzen auf einen Jagdwagen der Dame aufmerkſam, der einem Falken, als er ſich oben mit einem andern Raubvogel in einen Kampf eingelaſſen, zu Hülfe kommen wollte, und ſich ſchon einige Schritte aus ſeinem Sattel in die Luft erhoben hatte, als ihn ein ſtrenger Ruf der Dame wieder herabrief.“

„Nach Beendigung der Jagd lud ich die ganze Geſellſchaft in meine Reſidenz ein; doch nahm die Dame meine Einladung nicht an, verſprach aber am andern Tage wieder zur Jagd zu kommen. Ich, der ich jetzt zum Erſtenmal die Leiden und Freuden der Liebe fühlte, ſchloß die ganze Nacht kein Auge und ſchwärmte mit meinen Jägern ſchon in den Wald, als kaum ein lichter Streifen im Oſten den Anbruch des neuen Tages verhieß. Zur beſtimmten Stunde, wie geſtern, erſchien die Dame mit ihrem Gefolge wieder, ach, und ſie war wo möglich noch ſchöner, als geſtern. Die Jagd begann auf's Neue und der Tag verlief wie der geſtrige, nur daß ihr unvergleichlicher Liebreiz die Glut in meinem Herzen zu einer unauslöſchlichen Flamme angefacht hatte. Schon während der Jagd bat ich ſie, wie geſtern, mich in meiner Reſidenz zu beſuchen oder mir zu ſagen, wo ihr Schloß liege, und als ſie mir Beides abſchlug, gab ich mehren meiner gewandteſten Jäger heimlich den Befehl, ſich da und dort im Walde zu verſtecken, und am Abend jener Jagdgeſellſchaft zu folgen, um ihren Aufenthaltsort auszukundſchaften. Nach Beendigung der Jagd empfahl ſich die Dame wie geſtern, mit dem gleichen Verſprechen, morgen wieder zu kommen und ich ritt verſtimmt meiner Reſidenz zu, um in meinen Zimmern die halbe Nacht bis zur Ankunft meiner ausgeſandten Jäger zu wachen. Gegen Mitternacht kamen Mehre zurück und ſchworen, nichts geſehen zu haben. Doch blieben noch zwei meiner beſten Leute aus, auf die ich mein ganzes Vertrauen ſetzte. Auch ſie erſchienen, aber erſt mit Anbruch des Tages, und brachten mir die wunderbare Mähr, daß ſie geſtern Abend, kaum im dichteſten Walde angelangt, die Jagd der Dame gehört hätten, wie ſie mit lautem Getöſe und Halloh ſich bei mir verabſchiedet und neben ihnen daher geflogen ſei. Was ihre Pferde laufen wollten, ſeien ſie ihr gefolgt, hätten die Jagd auch eine Zeitlang vor ſich geſehen, doch habe ſich das Gefolge auf eine wunderbare Weiſe vermindert. „Großmächtigſter König,“ fuhr einer der Jäger fort, „wir hatten es mit einer mächtigen Fee zu thun. Zuerſt verſchwanden die Hunde und liefen als ſchwarze Käfer in das Gebüſch; die Pferde wurden zu Haſen und Füchſen, die darauf ſitzenden Jäger und Pagen ſchwangen ſich als Raben und Krähen in die Luft; die Damen des Gefolges wurden zu ſchönen Nachtſchmetterlingen und die Herrin auf ihrem weißen Roß verſchwand uns plötzlich ganz; doch ſahen wir wenig Augenblicke nachher ein ſchneeweißes Reh blitzſchnell im Gebüſch verſchwinden.“ So erzählte der Jäger, und obgleich ich auch ungläubig mein Haupt ſchüttelte, ſo wurden doch Feen und Kobolde ſo häufig geſehen, daß ich jener Erzählung gern Glauben beimaß. Heute, als am dritten Tage zur beſtimmten Stunde erſchien die Dame wieder, und ich wußte es während Jagd der ſo einzurichten, daß wir uns von dem Gefolge entfernten, und ich mich mit ihr im dichten Gebüſch allein befand. Hier ſprang ich von meinem Pferde, hielt ihr den Steigbügel und bat ſie auf's Ehrerbietigſte ebenfalls abzuſteigen und einige Worte anzuhören, die ich ihr ſagen wolle. Sie that nach meinem Wunſch, ſetzte ſich auf einen abgehauenen Baumſtamm, und ich malte ihr mit den glühendſten Farben meine Leidenſchaft, ſchwur ihr ewige Liebe und betheuerte ihr, daß ich im Beſitz ihrer Hand der glucklichſte Menſch ſein wurde. Anfanglich ſah mich das wunderſchone Weib ſeltſam lachelnd an, dann reichte ſie mir die Hand und ſprach zu mir: „Wiſſe, o Konig, daß ich kein ſterbliches Weſen bin wie Du. Mein Name iſt Amaranthe und ich bin aus dem Feengeſchlecht. Da uns aber erlaubt iſt, je nach tauſend Jahren, die wir im Dienſte unſerer Konigin zubringen muſſen, zehn Jahre auf der Erde zu wandeln, und uns hier der Liebe eines Menſchenkindes zu erfreuen, ſo nahm ich die Geſtalt an, in der Du mich hier ſiehſt, und ſuchte Dich auf, da ich Dein gutes edles Herz, ſo wie Deine mannlichen Geſinnungen ſchon ſeit lange kenne. Es iſt uns Feen moglich, ſchon mehre Jahre vorher, ehe unſer tauſendjahriges Dienen dort oben ſein Ende nimmt, das Herz der Menſchen zu prufen und anzuſchauen, damit uns die Wahl, die wir fur die zehn Jahre unſeres Erdenlebens treffen, ſpater nicht gereue. Denn der Mann, den wir uns fur dieſe Zeit erkoren, mag mit Fehlern behaftet ſein, wie er will, wir muſſen ihn dieſe zehn Jahre durch treu und ehrlich lieben, wie es einer braven Hausfrau geziemt."

Hier ſeufzte der Konig tief auf, fuhr aber in ſeiner Erzahlung fort.

„Mein Sohn," ſprach er zu dem Einarm, „Du, deſſen Herz noch frei von Liebe iſt, Du kannſt Dir das Entzucken nicht denken, das mich bei dieſen Worten der Fee befiel. Ich ſchwur ewige Treue und Liebe, konnte mich aber dabei der Thranen über ein grauſames Geſchick nicht enthalten, das mir den Beſitz eines ſo liebreizenden Weſens nur fur zehn Jahre geſtattete."

„Sie wurde alſo die Meinige; ich fuhrte ſie als Konigin in meine Reſidenz ein und der Jubel des Volks, das ſchon lange meine Vermahlung gewunſcht hatte, kannte keine Grenzen. Allgemein war man doch erfreut uber die Wahl, die ich getroffen, denn ſo liebreizend das Antlitz meiner Gemahlin war, eben ſo ſchon und edel war auch ihr Herz. Sie theilte den Armen mit, beſchenkte die milden Stiftungen reichlich, kurz ſie ſuchte wahrend den wenigen Jahren ihres Erdenwallens ſo viel Gluck und Wohlſtand um ſich zu verbreiten, wie nur moglich. Nach einem Jahre, das ich mit ihr in Gluck und Freuden verlebt hatte, genaß die Konigin eines

Töchterleins, friſch und ſchön wie eine Roſenknoſpe, und ganz ihr Ebenbild; auch ſah man deutlich, daß die geiſtige Kraft der Mutter ſelbſt das kleinſte Uebel von dem Kinde abzuhalten wußte. Meine kleine Prinzeſſin blieb befreit von dem Ungemach und den Krankheiten, die ſonſt wohl gewöhnlich Kinder in dieſen Jahren überfallen und blühte an Körper und Geiſt in überraſchender Schnelligkeit auf. So hatte das Kind ſein achtes Jahr zurückgelegt, als ich, an die Trennung von meiner Gemahlin denkend, die mir in kurzer Zeit bevorſtand, in heftige Traurigkeit und ſchwere Krankheit verfiel. Die Königin that Alles, um mich aufzuheitern, und wenn auch die heilſamen Tränke, die ſie aus den Kräutern zu ziehen wußte, meinen Körper in kurzer Zeit wieder herſtellten, ſo blieb doch mein Geiſt umdunkelt und ich ſah mein ganzes künftiges Leben ſo ſchwarz vor mir, wie Du es jetzt in der Wirklichkeit ſiehſt. Ach, von dem zehnten Jahr meines Glücks hatte ich mit Blitzesſchnelle eine ziemliche Zeit verlebt. Schon kam der Sommer und dörrte Laub und Gras, daß es farbig wurde und mein Herz ſchien langſam mitzuverwelken. Der Klang des luſtigen Jägerhorns, der mich ſonſt zur Freude und Luſt aufrief, zerſchnitt mir die Bruſt wie glühendes Eiſen; denn da ich meine Königin ſo unſäglich liebte, ſo konnte ich meines Jammers kein Ende finden. Nichts erfreute mich mehr, nicht die Zureden meiner Gemahlin, nicht das Spielen und Liebkoſen des Kindes — ich glaubte, es wäre die ſchrecklichſte Zeit meines Lebens geweſen."

„So ſaß ich eines Abends auf dem Altan, der in den Wald hinaus geht, als ſich mir die Königin langſam näherte, neben mich hinkniete und ihren Kopf auf meine Hand legte. Ich fühlte ihre warmen Thränen und wagte es kaum, aufzuſchauen, ja, der unglückſelige Augenblick war gekommen; ſie hatte das Jagdkleid an, in welchem ich ſie vor zehn Jahren zum Erſtenmal geſehen. „Mein Gemahl," ſprach ſie mit zitternder Stimme, „es muß geſchieden ſein. Meine Zeit iſt um, und ich kehre zu meiner Königin zurück, um neue tauſend Jahre bei ihr zuzubringen. Doch werde ich Dich früher wieder ſehen, und wenn Deine Laufbahn geendigt iſt, eine längere Zeit als dieſe kurzen zehn Jahre mit Dir glücklich verleben; auch werde ich unſere Tochter umſchweben und ſie, ſo viel es in meinen Kräften iſt, vor allem Böſen bewahren. Doch höre mich an: ein mächtiger Geiſt, der ſtets mit uns Feen im Kriege lebt, ſucht uns und dem, was wir lieben, auf alle erdenkliche Art zu ſchaden, und da ich mich ſeinen Tücken zu entziehen weiß, ſo wird er verſuchen, Dir und unſerer Prinzeſſin viel Böſes zuzufügen, wozu ihm die Leidenſchaft, die meine Tochter von mir geerbt hat, genug Gelegenheit geben wird. Darum nimm dieſes ſilberne Horn und, gib es Deiner Tochter, wenn es ſie in den Wald hinaustreibt, um durch Fels und Kluft dem luſtigen Wilde zu folgen; bedeute ihr genau, es nie zu verlieren, und in Augenblicken der Gefahr wird ein ſanfter Ton, den ſie daraus erklingen läßt, meine unſichtbaren Diener herbeirufen, ihr zu helfen.“ Bei dieſen Worten überreichte mir die Königin ein kleines ſilbernes Horn, drückte mich noch einmal an ihr Herz, und wandte ſich zum Gehen. Ich ſprang auf und bat ſie fußfällig zu bleiben oder mich mit hinauszunehmen, möge aus mir werden, was da wolle. Doch ſie führte mich an das Bett meines ſchlummernden Kindes, küßte es auf Mund und Stirne und reichte mir die Hand zum Abſchied. „Höre, o mein Gemahl,“ ſprach ſie, „mich erwartet noch ein hartes Geſchick, ehe ich aus den größeren Banden dieſes Erdenlebens in die reineren Regionen emporſchweben kann. Und darum gib mir Dein königliches Wort, mir meine letzte Bitte nicht zu verſagen — es muß ſo ſeyn. — Laß' am nächſten Morgen alle Deine Jäger und Reiſigen hinaus in den Wald ziehen, damit ſie ſorgſam umher ſpähen nach einem weißen Reh; doch ſollen ſie es ja nicht einfangen, ſondern mit einem guten Schuſſe tödten. Ich bin das weiße Reh, doch wenn dies vollbracht iſt, ſchone fortan die Thiere von ſolcher Farbe; denn es könnte ſeyn, daß ich von der Feen-Königin die Erlaubniß bekäme, Dich und mein Kind für einige Augenblicke zu ſehen, wo ich alsdann, um den Verfolgungen jenes böſen Geiſtes zu entgehen, wieder die Geſtalt eines weißen Rehes annehmen würde.“

„Nach dieſen Worten meiner Gemahlin wurde es plötzlich im Schloßhofe laut und es klirrte und tönte, als wenn ſich ein großer Jagdzug verſammelte. Und ſo war es auch. Das Gefolge der Königin, das ſie vor zehn Jahren in meine Reſidenz begleitet hatte, und ihr und mir während der ganzen Zeit getreulich gedient, zog in buntem Gewühl aus den Thoren des Palaſtes und meiner Ställe hervor. Die großen Meuten der Hunde waren gekoppelt und wurden von Jägern gehalten, Jagdpagen, den Falken auf der Fauſt, ſaßen hoch zu Roß, und die Damen der Königin erwarteten ſie unten am Portal, um mit Hülfe der Stallmeiſter ebenfalls ihre Pferde zu beſteigen. Jetzt klangen die Töne der Waldhörner luſtig empor, die Königin wandte ſich zum letzten Male gegen mich und rief mir zu: „Ade, mein herzliebſter Gemahl, ade!“ Dann öffneten ſich die Thore des Palaſtes und die Jagd zog hinaus in den dunkeln Wald.“

„Am andern Tage that ich, wie mir die Königin geſagt, und Du kannſt denken, mein Sohn, wie mir bei der Nachricht wurde, daß man ein weißes Reh aufgefunden und getödtet habe; doch ſei es alsbald verſchwunden, und habe keine Spur zurückgelaſſen. Von dem Tage an erließ ich den Befehl, daß der von meinen Jägern und Leuten der härteſten Todesſtrafe verfallen ſei, der künftig ein weißes Reh erlege oder nur das geringſte Leid anthue. Doch hat man ſonderbarer Weiſe ſeit jener Zeit keines dieſer Thiere mehr geſehen.“

Bis hieher hatte der Einarm der Geſchichte des Königs ſtaunend zugehört; jetzt aber bei Erwähnung des weißen Rehes drängte es ihn, ſeinem Herrn mitzutheilen, auf welche wunderbare Weiſe er aus ſeinem Krüppel ein geſunder Menſch geworden, und wer ihm das ſicher treffende Gewehr verliehen. Ueberraſcht hörte der König zu, als der Einarm von der ſchönen Fee erzählte, die er im Traume geſehen und riß den Vorhang von dem Gemälde herab, vor welchem er ſaß und der Jäger taumelte entſetzt zurück. Ja, das waren dieſelben Züge, dieſelbe Geſtalt, die ihm im Traume erſchienen. Jetzt offenbarte er auch ſeinem Herrn das Geheimniß mit den drei goldenen Kugeln, die er empfangen, was er bisher keinem Menſchen anvertraut hatte, und darauf fuhr der König folgendermaßen in ſeiner Erzählung fort.

„Das Gemälde, das Du hier ſiehſt, mein Sohn, iſt das Bild der Prinzeſſin meiner Tochter, und zugleich das ihrer Mutter, die auf das Ueberraſchendſte einander gleichen. Die Prinzeſſin, der auch ich den Namen ihrer Mutter, Amaranthe, gegeben hatte, blühte indeſſen von Tag zu Tag ſchöner auf, und war meine Freude und mein Stolz. Sie war ſanft und liebenswürdig, wie ihre Mutter und hatte alle ihre guten Eigenſchaften geerbt, doch auch leider, wie mir die Konigin bei ihrem Abſchied vorher geſagt hatte, deren Leidenſchaft zur Jagd, was mich vielfach beunruhigte. Aber ich vertraute dem ſilbernen Horne, das Amaranthe nie von ſich ließ, und das, wie ſie mir ſelbſt am Abend ofters erzahlte, ihr wahrend der Jagd wunderbare Dienſte leiſtete. Oft wenn ſie einem Wilde zu eifrig folgte und ſich von ihrem Gefolge verlor, ſah ſie ſich plotzlich von wilden ſchauerlichen Kluften umgeben, oder im dichten Walde, wo kein Ausweg zu finden war; aber ein Ton des Horns reichte hin, und es zeigte ſich ihrem Auge eine freiere Ausſicht, ein bekannter Punkt, der ſie wieder zur Jagd zuruckfuhrte. Zuweilen lagerte ſie ſich mit ihren Damen, von den wilden Ritten ermudet, im Schatten der grunen Baume und plotzlich uberfiel die ganze Geſellſchaft eine gewaltige Mudigkeit. Die Hunde ſtreckten ſich hin und ſchliefen ein, dem Jagdgefolge fielen auf den Pferden die Augen zu und Amaranthe ſah mit Schrecken, daß es nicht ein gewohnlicher Schlaf ſei, der ihre Umgebung befallen, ſondern die Geſichter waren hart und weiß geworden, wie Marmor, und wenn ſie eine ihrer Damen bei der Hand faßte, um ſie zu ermuntern, fuhlte ſie ſich kalt an, wie lebloſer Stein. Glucklicher Weiſe widerſtand ſie ihrer eigenen Ermattung, ſetzte das Horn an den Mund und bei dem Ton deſſelben kehrte plotzlich das Leben in die von einem boſen Geiſte verzauberte Geſellſchaft zuruck. Deßwegen aber hielt die Prinzeſſin das Horn hoch in Ehren, und that es nie von ſich. Sie hing es an einer ſeidenen Schnur, mit der ſie es von meiner Gemahlin erhalten, um ihre Schulter, und jene Schnur war unzerreißbar; denn oftmals wahrend dem Jagen durch die Walder ſtreifte das Pferd plotzlich an einem Aſt, den ſie fruher nicht bemerkt, an dem das Horn unfehlbar hatte hangen bleiben muſſen, wenn die Schnur an demſelben nicht von wunderbarer Kraft geweſen ware; ſo aber hielt ſie feſt, und nicht ſelten fiel der Aſt zertrummert zur Erde."

„Ich war in der Zeit der glucklichſte Vater, denn es gab keine verſtandigere und ſchonere Prinzeſſin, als meine Tochter, rings in allen Reichen umher. Sie war damals ſechszehn Jahre alt und der Ruf ihrer ſeltenen korperlichen und geiſtigen Eigenſchaften lockte eine Menge der benachbarten Konigsſohne an meinen Hof, die um ihre Hand anhielten. Aber Keiner wußte in ihrem keuſchen Herzen Liebe zu erwecken. Sie war freundlich gegen Alle, ſcherzte mit ihnen und zog mit ihnen durch Wald und Flur dem flüchtigen Hirſche nach, neckte und foppte ſie auch wohl, wenn ſie das Pferd nicht ſo zu regieren wußten, wie ſie; aber Alles mit einer Art, daß Keiner zürnen konnte. So meldete ſich eines Tages der Sohn eines fernen mächtigen Königs an, den ich, wie alle Andern, willkommen hieß; doch mißfiel mir vom erſten Augenblick an ſein ganzes Weſen, ſowie ſeine Geſtalt und ſein finſteres unheimliches Geſicht. Auch der Prinzeſſin ging es ebenſo, und der Fremde war ihr noch unangenehmer, da er ſich mehr als alle Uebrigen um ſie zu ſchaffen machte und ſie auf allen Schritten mit ſeinen Liebesbewerbungen verfolgte. Auf der Jagd wich er nie von ihrer Seite; und da er einſtmals Gelegenheit hatte, die Kraft des wunderbaren Hornes zu erforſchen, ſchien ihn dieß ſehr zu intereſſiren und er hatte die Frechheit, meine Tochter zu bitten, es ihm, wenn auch nur für einige Augenblicke, zu einer Probe zu leihen. Natürlich ſchlug ſie ihm dieß Begehren ab, was ihn aber nicht abhielt, ſeine Bitte öfters zu erneuern. Endlich, da er ſah, daß alle ſeine Bewerbungen fruchtlos blieben, rüſtete er ſich zur Abreiſe, bat aber vorher, daß es ihm, wie allen übrigen Bewerbern, geſtattet ſein möge, der Prinzeſſin ein Andenken zu hinterlaſſen. Dieß war eine ſehr kunſtreich gearbeitete goldene Kette, die er der Prinzeſſin überreichte und ſie dabei bat, ſie möge ſtatt der ſeidenen Schnur künftig ihr Horn an dieſer Kette befeſtigt tragen. Er drang mit dieſer Bitte ſo ungeſtüm in die Prinzeſſin, daß ſie ihm endlich bewilligte, wenigſtens während der letzten Jagd, zu der ſie mit jenem Prinzen auszog, die Schnur mit der Kette zu vertauſchen. Ach, daß ich damals mein väterliches Anſehen gebraucht hätte und jenes freche Begehren zurückgewieſen. Aber mein Geiſt war umdüſtert, und ich fand keinen Grund, dieſen Tauſch zu verbieten.“ — —

„Jetzt ſind beinahe fünf Jahre verfloſſen,“ fuhr der König mit dumpfer Stimme fort zu erzählen, „daß die Prinzeſſin in Begleitung jenes Fremden nebſt ihren Damen und einem zahlreichen Jagdgefolge zu Walde zog; — ich mußte wegen einer leichten Krankheit zurückbleiben und — — nicht zurückkehrte. Sie war verſchwunden und ſelbſt von ihrem Gefolge fand man bisher keine Spur. Ich ließ die Wälder nach allen Richtungen durchſtreifen, Wochen, Monate lang, ſetzte die ungeheuerſten Preiſe aus, wenn man eine Spur von der Verlornen bringen konne; Alles umſonſt. Ich ſandte an den Hof jenes Konigs, deſſen Sohn meine Tochter begleitet hatte, und als ich von dorther die Nachricht bekam, daß dieſer Konig nie einen Sohn gehabt, ſah ich deutlich ein, Amaranthe ſei von dem boſen Geiſte, vor dem mich die Konigin gewarnt, entfuhrt oder gar verzaubert worden. Jetzt kehrte der wuthende Schmerz, den ich bei dem Abſchiede meiner Gemahlin gefuhlt, doppelt zuruck, und da mich alle bunten Farben, da mich Alles, was mich an ein fruheres gluckliches Leben erinnern konnte, aneckelte, ſo kleidete ich meine ganze Umgebung in die ſchwarze Farbe der Trauer, die auch mein Herz und meine Sinne umzogen hatte.“

Der Einarm horte dieſer wunderbaren Geſchichte des Konigs ſtaunend zu, und wenn es auch in damaliger Zeit gerade nichts beſonders war, von dem ſichtbaren Eingreifen guter und boſer Geiſter in's menſchliche Leben zu horen, ſo war doch die Verkettung der Umſtande, die auch ihn theilweiſe in das Schickſal des Konigs verflochten hatte, außerſt ſonderbar und wohl im Stande, ihn für einige Minuten vor Verwunderung ſtumm zu machen. Dabei konnte er es nicht uber [illegible] gewinnen, auch nur eine Sekunde das Auge von dem Bild der [illegible]nen Amaranthe abzuwenden, und mochte es die Dankbarkeit für die ſchone Fee ſeyn, die ihn damals ſo reichlich beſchenkt, oder waren es die wunderſchonen liebreizenden Zuge der Prinzeſſin, genug, es wurde ihm bei dem langern Betrachten ganz warm um's Herz, und als der alte Konig zufallig den Richtungen ſeiner Augen folgte, mußte er ſie ſchuchtern errothend niederſchlagen. Jetzt erhob ſich der alte Konig von ſeinem Sitz, ließ den Vorhang vor das Gemalde fallen und ſprach ſeufzend zum Einarm:

„Mein trauriges Geſchick habe ich Dir auf Deine Bitte mitgetheilt und dieſe Erzahlung hat meinem Schmerz einige Linderung verſchafft. Schon als ich Dich zum Erſtenmale erblickte, regte ſich in meinem Herzen ein Wohlwollen fur Dich, was ſich durch Deine guten Eigenſchaften und die Treue, die Du mir bezeigt, beſtandig geſteigert hat. Weil Du mir geſtern das Leben retteteſt, erhebe ich Dich uber die Schaar meiner dienenden Jager und ernenne Dich zu meinem Forſtmeiſter.“

Der gute Einarm, der, obgleich er viel perſonlichen Muth beſaß, doch die geſtrige Errettung des Konigs ſelbſt bei dem größten

Eigendünkel nur auf Rechnung ſeines nie fehlenden Gewehrs ſchreiben konnte, fiel vor der Majeſtät auf die Knie und dankte gerührt für die bewieſene große Gnade. Sobald aber dieß neue Avancement des Einarms unter dem Hofperſonal bekannt geworden war, ermangelte dieß nicht, den Neid und Haß, den es ſchon früher auf den Einarm geworfen, noch um viele Procente zu erhöhen. Man ſuchte Alles auf, um ihn wegen ſeiner Gebrechen lächerlich zu machen, und da er früher einmal in ſeiner Gutmüthigkeit erzählt hatte, wie ihn Bello, der Hund, in ſeiner frühen Kindheit beſchützt und bewahrt, ſo gab dieſe Erziehung dem Hofgeſinde Stoff genug, den neuen Forſtmeiſter lächerlich zu machen. Wenn ſich dieſer auch früher zuweilen über dieſe liebloſen Ausfälle geärgert hatte, ſo war doch ſeit jenem Tag, wo ihm der König die traurige Geſchichte erzählt, ſein Herz ſo mit einem unbekannten ſüßen Gefühl erfüllt, daß er für etwas Anderes gar keinen Platz mehr darin hatte. Ach, ihm ſchwebte das Bild der ſchönen Amaranthe Tag und Nacht vor, und da er in dergleichen Sachen noch zu unerfahren war, um zu wiſſen, wie ſchlimm es iſt, eine Liebe, deren Befriedigung unmöglich bleibt, im Herzen anzufachen und zu nähren, ſo hatte er kein Arg darin, daß er ſich ſtündlich das Bild der ſchönen Prinzeſſin mit aller Kraft ſeiner Phantaſie vergegenwärtigte und ausmalte. Dabei blieb er nicht einmal ſtehen, ſondern, nachdem er ſich an dem bloßen Bild eine Zeitlang erluſtigt, ließ er ſie in ſeinen Gedanken eines Tags aus dem Rahmen ſteigen, ſtürzte vor der ſchönen Amaranthe auf die Knie und machte ihr eine förmliche Liebeserklärung. Da, nachdem er eine Zeitlang auf dieſe Art geſchwärmt und geträumt, fiel ihm plötzlich ein, die Prinzeſſin ſei ja verloren und würde nie mehr zurückkehren. Wohl blitzte ihm in ſolchen Stunden ein kleiner Hoffnungsſtrahl entgegen, ob es ihm nicht vielleicht gelingen könne, eine Spur von der Verlornen aufzufinden und ſie dem Vater zurückzubringen. Dieſer Gedanke, der nach und nach zum Vorſatz wurde, reifte an einem gewiſſen Tage zum Entſchluß. Alljährlich nämlich, um die Zeit, wo die Prinzeſſin verſchwunden war, ſtattete der König drei Söhne von unbemittelten Edelleuten auf das Prächtigſte mit Waffen, Roſſen, Knappen und Reiſigen aus, und dieſe mußten ſich dafür verbindlich machen, die Waldungen des ganzen Landes im Laufe eines Jahres zu durchſtreifen und nach der Prinzeſſin zu forſchen. Bisher aber waren Alle unverrichteter Sache zurückgekehrt. Wenige Tage vorher, ehe drei neue Ritter abgeſandt wurden, wandte ſich der Einarm in einer Stunde, wo der König ſehr gut gelaunt ſchien, an ihn mit der Bitte: ihn dieſes Jahr an dem Streifzuge Theil nehmen zu laſſen. So gnädig ihm aber auch der König geſinnt war, und ſo gern er ihm eine Bitte erfüllen möchte, ſo kam ihm dieſe doch ungelegen, denn erſtens möchte er den Einarm nicht gern von ſich laſſen, dann war er auch nicht edel geboren und hatte ferner eigentlich noch nichts gethan, um dafür den Ritterſchlag in Anſpruch nehmen zu können. Doch ſchlug ihm der König dieſe Bitte nicht geradezu ab, ſondern behielt ſich eine Berathung darüber mit ſeinen Miniſtern und Großwürdenträgern vor, in deren Beiſein er auch ſchon am andern Tag dieſe Sache auf's Tapet brachte. Dieß Begehren des einarmigen Bedienten kam aber dem verſammelten hohen Adel ſo unerhört und anmaßend vor, daß im erſten Augenblick Alle verſtummten, dann aber mit deſto geläufigerer Zunge über den armen Forſtmeiſter herfielen. Schon lange hatte es auch dieſe Herren verdroſſen, daß ein gewöhnlicher Menſch in der Gunſt des Königs ſo entſchiedene Fortſchritte mache. Jeder hatte ſich vorgenommen, ihm bei der nächſten ſchicklichen Gelegenheit ein Bein zu ſtellen, und da dieſe jetzt zu kommen ſchien, ſo erhoben ſich ſo viele herzogliche, gräfliche und freiherrliche Beine, daß es ausſah, als wollte der geſammte Adel einen großen Fortſchritt machen; aber wenn ſich auch der gute alte König überſtimmt ſah, ſo war es doch nur ein Rückſchritt, den die Herren machten. Das Projekt, den Einarm zum Ritter zu ſchlagen, mußte er freilich aufgeben, denn der ganze Adel verſchwor ſich, mit dem Einarm eine Lanze zu brechen und auf dieſe Art den Schmutzfleck aus ſeinem goldenen Buche in Kürzem auszulöſchen. Dafür aber erhob ſich die Majeſtät von ihrem Throne, und erklärte feierlichſt, ſie würde den Einarm, wenn auch ohne Ritterſchlag und Ausrüſtung hinausziehen laſſen, um ſein Glück zu verſuchen, ſichere ihm aber hiemit durch königliches Wort, im Falle es ihm gelange, die Prinzeſſin aufzufinden, denſelben Theuerdank zu, wie den Andern, die auf das gleiche Abenteuer auszogen. Und dieſe Belohnung beſtand in nichts Geringerem, als in der Hand der Prinzeſſin. Das kam dem verſammelten Adel doch ſehr unerwartet, und Mancher verſuchte, den König auf einen andern Gedanken zu bringen, aber vergebens. Der alte Herr hatte einmal ſein Wort gegeben und alſo blieb's dabei. Doch vermochte ſpäter der Oberceremoniemeiſter ſo viel über ihn, daß er die verſprochene Belohnung dem Einarm nur in dem Falle verhieß, wenn die wiedergefundene Prinzeſſin nichts dagegen habe; — eine Klauſel, die den verſammelten Hofſtaat ſehr beruhigte; denn daß die ſchöne und kluge Prinzeſſin einen Gemahl wählen würde, dem die Naſe fehle und der nur einen Arm habe, war Keinem denkbar.

Nicht ſobald hatte der Einarm von den Debatten gehört, die ſeinetwegen im Staatsrathe vorgefallen, ſo wie von dem Entſchluß des Königs, als er ſich bei dieſem melden ließ, um für die bewieſene Gnade zu danken. Neben dem Bilde der ſchönen Prinzeſſin, das ihm Tag und Nacht unabläſſig vor Augen ſchwebte, machte ihm auch der Haß, den ſeine Kollegen gegen ihn hegten, ſo wie die Neckereien, mit denen ſie ihn verfolgten, den Aufenthalt bei Hofe ſehr unangenehm. Bald erluſtigten ſie ſich über ſeine Gebrechen, bald über den treuen Bello und ſchon Einigemal hatte das Geſammt-Perſonal dem Hofmarſchall erklärt, daß ſie alle eine viel zu gute Erziehung genoſſen hätten, um mit einem Menſchen, bei dem ein Hund die Stelle des Lehrers vertreten, länger leben zu können.

Der König empfing aber den Forſtmeiſter ſehr gnädig, beſtätigte ihm ſein Wort, jedoch mit der Klauſel, die der Oberſtceremonienmeiſter hinzugeſetzt hatte, ertheilte ihm ſeinen Segen mit dem Verſprechen, ihn auch dann wieder gnädig aufzunehmen, wenn er ohne die Prinzeſſin heimkehre, und entließ ihn.

Der Einarm nahm ſein Gewehr auf die Schulter, hing die Waidtaſche um und wandelte mit dem treuen Bello zum Thore hinaus, dem Walde zu, in deſſen grünen Schatten ihm das Herz noch einmal ſo laut und freudig ſchlug. Sein erſter Gang war zur Hütte ſeines Vaters, dem der König zur Unterſtützung ein paar Jägerburſchen beigegeben hatte, und der Sohn kam gerade recht, um bei dem letzten Stündlein des alten Förſters gegenwärtig zu ſeyn. Freudig richtete dieſer ſich noch einmal von ſeinem Lager auf, hieß die Jägerburſchen hinausgehen, um dem Sohne den letzten Segen, ſo wie eine Ueberſicht der hinterlaſſenen Habe allein übergeben zu können. Doch ſchien von der ganzen Nachlaſſenſchaft der Segen des guten alten Mannes das Beſte zu ſeyn; denn der Einarm wußte von fruher her, daß außer einigen roſtigen Gewehren und Hirſchfangern, einer hölzernen Bank und eines eben ſolchen Tiſches ſich nichts in der armſeligen Hutte vorfand. Goldenes und Glanzendes hatte ſich nie hier befunden, ausgenommen, wenn die untergehende Sonne in einen alten zerbrochenen Spiegel ſchien, der an der Wand hing, oder ſymboliſch das Herz des alten Mannes, das gediegen und rein wie das edelſte Metall war. Doch ſchien der Förſter noch Etwas auf eben dieſem Herzen zu haben, und nachdem er den Sohn gebeten, ihn unter dem bekannten wilden Roſenſtrauch zu begraben, zog er unter dem Kopfkiſſen ein unſcheinbares Hundehalsband hervor, das er ihm mit folgenden Worten übergab:

„Es ſind ſchon ſehr viele Jahre, als ich dieß Halsband eines Morgens im Walde fand, wo es am Zweig einer Eiche hing. Ich nahm es mit, und da es mir keinen großen Werth zu haben ſchien, legte ich es um den Hals eines meiner ſchlechteſten Hunde, der vordem weder auf dem Anſtand zu gebrauchen war, noch der Fahrte eines Wildes kunſtgerecht folgen konnte. Doch ſeit jenem Augenblick anderte ſich der Hund ploßlich, ward das vorzüglichſte Thier und wußte ein Stuck Wild aufzuſpuren, wenn es in die tiefſte ungangbarſte Schlucht geſturzt wäre. Da mir dieſe wunderbare Veranderung des Hundes unerklarlich war, ſo vermuthete ich mit Recht, daß ein Zauber in dem Halsband liege. Und ſo war es auch. Ich mochte es dem ungelehrigſten Thiere anlegen, und brauchte dann nur den Wunſch auszuſprechen, ein beſonders vorzügliches Stuck Wild, das ich einſtens geſehen, wieder aufzufinden, ſo führte mich der Hund augenblicklich an die Stelle, wo es ſich befand. Nimm es deßhalb mein Sohn, als das einzige werthvolle Erbſtück, was Dir Dein Vater zu hinterlaſſen vermag.“

Somit endigte der Förſter ſeine letzte Rede, die er in dieſer Welt ſprach, ſeufzte etwas Weniges und verſchied in dem einen Arme ſeines Sohnes, der ihm alsbald die Augen zudrückte. Als ſich nach zwei Tagen, während welcher Zeit er den Vater treulich bewachte, kein Lebenszeichen mehr bei ihm ſehen ließ, machte er mit Hülfe der Jägerburſchen unter dem wilden Roſenſtrauch ein zweites Grab, legte den Vater hinein und deckte ihn mit kühler Erde zu, in die ſeine zärtlichen Thränen floſſen. Dann nahm er das hinterlaſſene Halsband, legte es dem treuen Bello um und ging ohne ſich umzuſehen, aus dem Haus und dem Garten, in welchem er die Tage ſeiner Kindheit verlebt.

Beide wandelten ſtumm dahin unter den hohen Baumen fort und da der Einarm in ſeinen ſchwarmeriſchen Gedanken an die ſchöne Amaranthe keines Wegs achtete, ſo befand er ſich bald mit dem Hunde im dickſten Walde, wo er nicht ein noch ausſah. Auch fing der Hunger machtig an ſich in ihm zu regen, und da er um ſich am Boden wohl Stachelgewachſe, aber keine eßbaren Waldbeeren ſah, ſo ſtieg der Wunſch in ihm auf, ein Haus zu finden, wo er ſich mit einem Biſſen Brod und einem Trunk Waſſer erquicken könne. Kaum hat er dieß halblaut zu ſich ſelbſt geſagt, als Bello, der Hund, der ihm beſtandig zur Seite geblieben war, plotzlich mit luſtigen Satzen in den Wald hinein ſprang und ſich dabei laut bellend oft umſah, ob ſein Herr auch folge. Dieſer, nachdem er ihn vergebens zuruckgelockt, lief ihm endlich nach und folgte dem Hund uber Berg und Thal, durch Dick und Dunn, bis zu einer Lichtung im Walde, wo mehre Hauſer lagen. Ohne an die Kräfte des wunderſamen Halsbandes zu denken, glaubte der Einarm, der Inſtinkt habe den Hund hierher geleitet und trat wohlgemuth in eins der Hauſer, wo er ſich mit Speiſe und Trank erquickte. Doch trat ihm auch hier unablaſſig das Bild der ſchonen Amaranthe vor und ließ ihn weder ruhen noch raſten. Tauſend Projekte, ſie zu befreien, durchkreuzten ſeinen Sinn, aber zu keinem konnte er ein gluckliches Ende finden, vielmehr wirrten ſich alle ſeine Gedanken zuſammen wie ein Knaul Garn. Ermudet warf er ſich auf die Ofenbank, doch kaum leuchteten die Sterne, ſo ſchritt er auch wieder in den Wald hinaus und ruſtig auf dem bethauten Boden dahin. So recht willenlos ließ er ſich vom Zufalle fortfuhren und folgte jedem Weg, der ihm angenehm dunkte, ohne ſich viel darum zu bekummern wo er hinfuhre. So lief er beſtandig im Dickicht herum, und die Sonne hatte langſt die Hohe ihrer Bahn erklimmt, als der Einarm von ſeinem Weg noch eben ſo wenig wußte, wie geſtern und heute Morgen. Seinen bellenden Magen beſchwichtigte er mit einem Stuck Brod, das er von ſeinem geſtrigen Abendmahl ubrig behalten; aber ſeinen heißen Durſt vermochten die einzelnen Waldbeeren, die er hie und da pflückte, nicht zu löſchen, und als das Kauen von Sauerklee und andern grünen Blättern ihm auch nicht viel helfen wollte, ſeufzte er zu ſeinem treuen Hunde hinab, der die Zunge herausſtreckte, um einen kühlen Wind damit aufzufangen: Ach, Bello, wenn wir nur eine gute Quelle wüßten, um uns ſatt daran zu trinken!

Sogleich ſpitzte der Hund das Ohr, machte ein Paar Sätze und ſprang wie geſtern davon, ohne ſich umzuſehen. Sein Herr folgte ihm ohne Verweilen, und als ſie bald darauf eine ſolche klare Quelle entdeckten, die murmelnd zwiſchen den Felſen hervorſprang, gab er dem Inſtinkt des Hundes nicht wieder die Ehre wie geſtern, ſondern betrachtete mit Wohlgefallen das Halsband, das ihm ſein Vater hinterlaſſen und das ihm jetzt ſchon ſo gute Dienſte that. Der Einarm lagerte ſich mit ſeinem Hund auf dem weichen Moos, kühlte ſeine Zunge mit dem kalten Waſſer und ſah dann ſeufzend an den Himmel hinauf, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Schon wieder war ihm ein Tag verloren und er ſeinem Ziel um kein Haar breit näher gerückt. Doch ſollte ihm ſo noch oft der Tag endigen und er ſich noch oft, wie heute, auf das Moos ſchlafen legen, ohne von dem Aufenthalt der Prinzeſſin ſo viel als vom Eingang des Himmels ſelbſt zu wiſſen.

Es waren ſchon ein Paar Monate vergangen und er wanderte von Morgens bis Abends unverdroſſen durch die Waldungen viele, viele Meilen weit. So oft er Hunger und Durſt verſpürte, führte ihn das Halsband an den Ort, wo Speiſe und Trank zu finden war, und ſo lag er auch eines Abends an einer friſchen Quelle und dachte mißmuthig an die langen Tage, die er ſchon vergebens in den Wäldern herumgeirrt ſei. Seine Waidtaſche lag neben ihm und als er ſo darin nach dem letzten Biſſen Brod herumſuchte, fielen ihm plötzlich die drei goldenen Kugeln in die Hände. Er beſah ſie nach allen Seiten und las den Spruch darauf, der beſagte, daß ſie nur zur höchſten Noth zu gebrauchen ſeien, und ihm wollte bedünken, er befinde ſich jetzt ſtark genug in der Klemme, als daß es ihm die gute Fee übel nehmen könne, wenn er von einem Theil ihres Geſchenks Gebrauch mache; aber auf welche Art, das war ihm noch ſehr unklar, und ſo viel er darüber nachſann, welche Procedur er mit der Kugel vornehmen ſolle, ſo kam er doch als ehrlicher

Waidmann immer wieder darauf zurück, ſie in das Gewehr zu laden und auf gut Glück in die Luft zu ſchießen.

Geſagt, gethan. Er legte die geladene Büchſe an die Wange, zielte herzhaft in die Luft und glaubte ſeine Sache ſehr klug zu machen, daß er bei dem Abdrücken laut ausrief: Die Kugel ſoll ihm anzeigen, auf welche Art und auf welchem Wege er den Ort, wo die Prinzeſſin Amaranthe verzaubert ſei, finden könne. Der Schuß knallte und der Einarm ſchaute mit offenem Munde in die Höhe um den Zauber gewahr zu werden, der ſich jetzt aus der Kugel entwickeln würde. Aber die goldene Kugel flog durch die Zweige und die Luft, ohne ſich in eine Fee oder in einen Drachen zu verwandeln und das einzige Sonderbare bei der Sache war, daß ſie beim Herunterfallen, wie es jede Kugel thut, die gerade in die Höhe geſchoſſen wird, dem armen Bello nachdrücklich auf das Kreuz fiel, und dann, als ſei es nur ein Thautropfen geweſen, in unzählige Atome zerſplitterte. Der Hund ſprang ſchreiend um ſeinen Herrn herum und dieſer ſtand verblüfft da und war von ſeinem erſten Probeſtück in der Zauberei nicht ſehr erbaut. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er nicht die beiden andern Kugeln wegwerfen ſollte, da ſie ihm ſo wenig nützten. Doch ſchwebte plötzlich das Bild der ſchönen Fee ſeinem Gedächtniſſe wieder vor mit den Zügen der Prinzeſſin Amaranthe, deren Bild ſein ganzes Herz ausfüllte. Er ließ daher die Kugeln mißmuthig in ſeine Waidtaſche fallen, rieb dem Hunde den Theil des Rückens, den die Kugel getroffen und ſeufzte leiſe vor ſich hin: Ach, Bello, wenn ich nur den Ort wüßte, wo die Prinzeſſin Amaranthe von dem böſen Zauberer gefangen gehalten wird.

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſchien der Hund ſeine Kreuzſchmerzen vergeſſen zu haben und ſtürzte mit munterem Geheul in das Dickicht des Waldes, als ſuche er ein Haus oder eine Quelle. Ueberraſcht folgte ihm der Einarm und plötzlich ſtieg ihm der Gedanke auf, daß ſich vielleicht doch die erſte Kugel wunderthätig an ihm bewieſen habe; denn ſie konnte ja durch das Herabfallen auf den Hund dieſen bezeichnet haben, daß er ihn durch die Kraft des Halsbandes, die er ſich nicht in ſo ausgedehntem Maßſtab gedacht hatte, an den längſt erſehnten Ort führen würde. Doch war es keine Kleinigkeit, dem ſchnell dahin ſpringenden Hunde zu folgen, und wäre der Einarm nicht ein rüſtiger Jäger geweſen, oder hätte ihm nicht die gute Fee damals das kräftigſte Mark in's Gebein gegoſſen, ſo würde er auf keinem Fall das Schreiten hinter dem Hunde ausgehalten haben. Die Sonne ſank, ohne daß Bello ſtehen blieb; vielmehr ſchien er beim Licht des aufſteigenden Vollmondes ſeinen Weg mit verdoppelter Geſchwindigkeit fortzuſetzen. Dabei war es nicht leicht, dem Thiere ſo raſch auf dem unebenen Boden zu folgen. Es ging bergauf und bergab, durch Felsklüfte und dicht verwachſenes Dornengeſtrüpp, ſo daß ſchon am zweiten Tage dieſer wilden Jagd dem armen Einarm die zerfetzten Kleider am Leibe flatterten und das Blut an Händen und Geſicht herablief. Wieder trat die Nacht ein, ohne daß der Hund ſtehen geblieben wäre; doch fühlte der Einarm, daß ihn bei dieſem unerhörten Rennen ohne Speiſe und Trank eine unſichtbare Macht von Zeit zu Zeit ſtärken müſſe, denn je länger er lief, je weniger fühlte er eine Abnahme ſeiner Kräfte und es trieb ihn unaufhaltſam vorwärts, dem Hunde nach. Bald kamen ſie in eine wilde ſchauerlich zerklüftete Gegend. Zwiſchen himmelhohen Felſen ſahen ſie einen kleinen dichten Wald vor ſich liegen, der ſo durch kleine Gebüſche und Schlingpflanzen zuſammengewachſen ſchien, daß er wie eine grüne undurchdringliche Wand ausſah. Und ſo war es auch. Bald hatte Bello dieſen Wald erreicht und verſuchte hineinzudringen, aber vergebens. Selbſt für den kleinen geſchmeidigen Körper des Hundes war keine Oeffnung zu finden, und die Zweige ſchienen überall netzförmig zuſammengewebt zu ſeyn. Auch dem Einarm gings nicht beſſer. Und als er nach vergeblichem Verſuch durch die Gebüſche zu dringen, ſeinen Hirſchfänger zog und einige Zweige abhauen wollte, zerſplitterte das Eiſen wie Glas in ſeiner Hand. Jetzt ſah er deutlich ein, daß hier ein böſer Zauber obwalte, und mit Freuden dachte er daran, daß es derſelbe ſei, der die wunderſchöne Prinzeſſin gefangen hielt.

Nachdem der Hund das Gebüſch mehre Male heulend umkreiſt hatte, legte er ſich zu den Füßen ſeines Herrn hin, und da ſich nach dem gewaltigen Lauf jetzt die Müdigkeit einzuſtellen begann, ſchliefen Beide in kurzer Zeit um die Wette und merkten nicht, daß der Tag verſchwand und die Nacht heraufſtieg.

Plötzlich aber hörte der Einarm im Schlaf, wie Bello der

Hund, anfing, leiſe zu knurren und zu ſtöhnen; auch glaubte er in der Ferne Hundegebell und Hörnerklang zu hören, das immer näher kam. Umſonſt verſuchte er die Augen aufzuriegeln und um ſich zu ſchauen, der Schlaf lag wie Blei auf ihm, entfaltete aber vor ihm ein ſeltſames Traumgebild, das mit ſeinem wirklichen Leben in enger Verbindung zu ſtehen ſchien. Das Hörnergetön und Rüdengebell kam näher und bald ſah er flüchtige Reiter zwiſchen den Felſen hervorkommen und glaubte im erſten Augenblick, es ſei die Jagd des Königs, ſeines Herrn, denn alle waren wie dieſe, vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz wie die Nacht. Doch als ſie nun näher kamen, ſah er mit Schaudern ein, daß es eine ganz andere ſonderbare Geſellſchaft ſei. Was er in der Ferne für Pferde gehalten hatte, auf denen die Reiter ſaßen, waren mißgeſtaltete ungeheuer große ſchwarze Käfer, auf denen häßliche Kobolde ritten. Die Thiere ſchoben ſich mit ihren vielen langen Beinen raſch vorwärts und wo ſie an einen Felſenabhang kamen, erhoben ſie ihre fürchterlichen Flügeldecken und ſchwirrten mit entſetzlichem Getöſe hinab.

Der Einarm ſah mit Schrecken, daß dieſe wilde Jagd gerade auf ihn zukam, und da er im Traume fürchtete, Bello möge erwachen, ſo faßte er den Hund am Halsbande, um ihn zurückzuhalten und zu Beider Glück, denn es hatte neben andern wunderbaren Kräften auch die, den, der es trug oder berührte, vor Geiſteraugen unſichtbar zu machen. Hart ſtreifte die Jagd an dem Einarm vorbei und er ſah, wie der ganze Schwarm einem kohlſchwarzen Pferde folgte, auf dem ein Reiter ſaß, ebenfalls in ſchwarzem Kleide und von äußerſt häßlicher abſtoßender Geſichtsbildung. Er führte das Roß am blutrothen Zügel, hatte auch ſolche Federn auf dem Barret, und an der Hüfte hing ihm ein glänzendes ſilbernes Horn. Jetzt hielt der ganze Zug, der ſchwarze Reiter ſetzte das Horn an den Mund und begann zu blaſen, und der Einarm erkannte mit freudigem Erſchrecken das Zauberhorn, von dem ihm der König erzählt. Bei dem erſten Klange fing der verzauberte Wald ſeltſam zu rauſchen an und ſich zu bewegen. Die Zweige und Gebüſche lösten ihre engverſchlungene Umarmung und thaten ſich weit von einander. In der Mitte des Waldes ward ein großer Raſenplatz ſichtbar, auf welchem, o Wunder! ein ganzer Jagdzug mit Pagen, Pferden, Jagern, Hunden und eine Gruppe ſchoner Damen ſich befand, aber alle ſchienen von Stein gebauen zu ſeyn, ſo regungs- und bewegungslos ſtanden ſie da. Noch immer tonte das Horn fort und wie vorhin in den zuſammengewachſenen Wald ein neues Leben gekommen war, ſo auch jetzt in die ſtarre lebloſe Geſellſchaft. Der ſchwarze Ritter horte auf zu blaſen, ſprengte in den Kreis und rief mit lauter Stimme: „Schone Prinzeſſin, es iſt wieder ein Jahr verſtrichen, und ich komme auf's Neue, Dich zu fragen, ob ſich Dein Herz noch nicht fur mich entſchieden hat, ob Du noch langer hier bleiben willſt, ein kaltes Steinbild, oder ob Du mir folgen willſt in die herzogliche Kammer, um da an meinem Herzen zu erwarmen." So ſprach das Ungethüm, und der Einarm horchte entzückt auf, als ihm jetzt eine Stimme antwortete, deren Silberton ſein Herz ſanft erbeben machte. „Warum kommſt Du," entgegnete die Stimme dem ſchwarzen Ritter, „um mir jedes Jahr dieſelben unnothigen Fragen vorzulegen, da ich Dir doch ſtets dieſelbe Antwort geben werde. Ich weiß es, daß Du die Macht haſt, mein warmes Blut und meinen lebendigen Leib in Stein zu verkehren und mich erſtarren zu laſſen. Doch furchte die Stunde der Vergeltung; ſie wird kommen und dann wehe Dir. Vorab nimm auf's Neue meinen Fluch, den ich Dir, Scheuſal, hiemit zurufe. Ach, daß er ſo unkraftig iſt, und nicht vermag, Dich in die Schlunde hinabzuſchleudern, wo Du hingehorſt." Die Glockentöne der Stimme verſchwammen in ein leiſes Flüſtern, das ſich rings in den Gipfeln der Bäume hören ließ, und ſo klang, als bezeuge der ganze Wald ſeinen Unwillen über das Scheuſal, das nun die Rede der Prinzeſſin mit lautem Hohngelächter beantwortete, ſeine Hand drohend ausſtreckte, worauf die Prinzeſſin mit ihrem ganzen Jagdgefolge wieder leblos und ſtarr wurde. Auch die Baume ſchloſſen ſich rauſchend wieder zuſammen und bildeten wie fruher eine undurchdringliche Wand. Umſonſt verſuchte der Einarm, die bleiernen Bande des Schlafs von ſich zu werfen und zu ſprengen: es war ihm unmoglich, er konnte kein Glied regen. Die Jagd wandte ſich und die ſcheußlichen Geſtalten ſprengten mit lautem Getöſe dahin, wo ſie hergekommen waren. Es wurde wieder ſtill und einſam im Walde, die Vögel begannen ſchüchtern ihr Lied, und erſt als die neue Sonne die

Gipfel der Eichen vergoldete, vermochte der Einarm die Augen zu öffnen und um ſich zu ſchauen. Da war Alles noch wie geſtern, die verzauberte Wand undurchdringlich und er vermochte ſo wenig, wie bei dem erſten Verſuch von den verſchlungenen Bäumen auch nur das kleinſte Reiß abzubrechen.

Der Einarm ſetzte ſich auf einen Baumſtamm: legte den Kopf auf den Arm und ſtellte die traurigſten Betrachtungen an. Was ſollte er thun? den Ort, wo die unglückliche Prinzeſſin ſich befand, hatte er gefunden, aber wie ſollte er ſie erretten? wie ſollte er den Aufenthalt jenes böſen Geiſtes auskundſchaften? und was würde es ihm auch nützen, ſich mit dem Unhold in einen Kampf einzulaſſen, in dem er doch den Kürzern ziehen mußte. Doch ſtand ſein Entſchluß feſt, wenigſtens bis zum nächſten Jahre zu warten, wo jener ſchwarze Ritter mit dem Horn wieder erſcheinen würde, und ſo lange das Gehege, in welchem die Prinzeſſin verzaubert war, nicht zu verlaſſen, ſondern es treu zu bewachen.

So vergingen ihm viele Tage, in denen er unabläſſig bemüht war, rings das Gehege zu umſpähen, ob er nicht einen Eingang fände. In der Nacht hatte er oft ſeltſame Träume, da war es ihm zuweilen, als ſchwebe die ſchöne Fee bei ihm vorüber und ſehe ihn wehmüthig an; doch wenn er im Schlaf die Hände nach ihr ausſtreckte und ſie bat, näher zu kommen, ſo ſchüttelte ſie doch ſeufzend das Haupt und ſchwand langſam vorüber. Auch war ihm zuweilen, als ſehe er ein weißes Reh aus den Gebüſchen hervortreten und langſamen Schritt's das Gehege umſchreiten. Dabei horchte aber das Thier aufmerkſam umher und verſchwand bei dem leiſeſten Geräuſch. Auch von jenen ſchwarzen Kobolden erblickte er faſt jede Nacht einen, der ebenfalls das Gehölz umkreiſte und dann wieder verſchwand. So ſaß der Einarm eines Nachmittags auf ſeinem Baumſtamme und dachte mit ſchwerem Herzen an den ſchlechten Erfolg ſeiner Fahrt, da fielen ihm plötzlich ſeine goldenen Kugeln ein, die er bisher nicht mehr beachtet hatte. Er ſuchte ſie hervor, dachte bei ſich ſelbſt, meine Noth, aus dieſem Spuke einen Ausweg zu finden, iſt doch wahrlich groß genug, als daß es mir die Fee übel nehmen könnte, wenn ich noch eine ihrer Kugeln verwende, und ſie ihr ſelbſt zuſchicke, damit ſie mir dafür einen guten Rath ertheile. Geſagt, gethan! der Einarm lud ſein Gewehr und ſprach zur Kugel, als er ſie den Lauf hinabrollen ließ: dich ſende ich hinauf in die blauen Lüfte, ſchwinge dich hoch und immer höher, bei Mond und Sternen vorbei, bis du Amaranthe, die gütige Fee, gefunden. Ich klage ihr meine Noth und die Noth der Prinzeſſin und ſage ihr, daß ich ſehnlich ihren Rath und ihre Hülfe erwarte. Der Schuß knallte und die goldene Kugel flog wie ein Blitzſtrahl gen Himmel. Oben in der Luft zerplatzte ſie mit einem lauten Knall und ein Adler mit mächtigen Schwingen ſchwebte aus ihr empor und ſtieg ſo ſchnell zu den Wolken auf, daß er dem nachblickenden Auge des Jägers bald entſchwunden war. Unruhiger als je erwartete dieſer nun die kommende Nacht, in welcher er ſicher hoffte, von der Fee eine Hülfe, wenigſtens ein Zeichen ihrer Gegenwart zu erhalten, und er hatte ſich nicht geirrt. Wenn es ſonſt um die Zeit kam, wo das weiße Reh und die geſpenſtigen Geſtalten das Gehege umkreiſten, ſo überfiel ihn ein ſo gewaltiger Schlaf, der ihm, trotz allem Beſtreben wach zu bleiben, die Augen gewaltſam zudrückte. Heute war das anders und ſobald ihm während der Nacht die Augen trübe wurden, ſäuſelte von den Wipfeln der Bäume ein erfriſchender Wind herab, der ihm alsbald den Schlaf verjagte und ihn wachend munter hielt. Plötzlich erſchien zwiſchen den Gebüſchen das weiße Reh, ging vorſichtig und leiſe auf dem Mooſe daher und wollte, wie gewöhnlich, das Gehege umkreiſen. Doch kaum hatte es ſich genähert, ſo ſtürzte von der andern Seite aus einer Felſenkluft eine ſcheußliche ungeheure Fledermaus herab, auf das arme Reh zu, das vor Schrecken ſtehen blieb und ſich nicht einmal zur Flucht wandte. Dem Einarm ſtockte der Athem, als er ſah, wie das Scheuſal jetzt über dem weißen Reh ſchwebte und die gierigen Krallen ausſtreckte, es zu zerfleiſchen. Raſch griff er nach ſeinem Gewehr, doch ſuchte er vergeblich in der Waidtaſche nach einer gewöhnlichen Kugel. Er fand nur noch die letzte der drei goldenen. Doch da er bedachte, daß die Noth bei dem armen Reh gewiß ſehr groß ſey, ſo lud er ſie, ohne ſich zu bedenken, in ſein Gewehr, legte es auf den Stumpen des rechten Armes, zielte ſorgſam nach dem Kopfe des Ungeheuers und drückte ab. Ein lauter Donnerſchlag krachte durch den Wald, die Fledermaus verwandelte ſich in eine dunkelrothe Flamme, die auf die Erde fiel, da einige Mal zuckend emporſprang und dann verloſchte. Der Einarm ſtürzte hinzu, um nach dem Rehe zu ſehen; doch blieb er überraſcht und erſtaunt ſtehen und ließ ſich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, als er dort zwiſchen Bäumen, leicht wie aus Nebel gewebt, und umgoſſen mit überirdiſcher Schönheit, die ſchöne Fee ſah, die ihm mit der Hand winkte, ferne zu bleiben und ſie anzuhören. Dann ſprach ſie mit leiſer Stimme: „Du haſt mich durch den Geiſt, den ich in die goldenen Kugeln ſchloß, gerufen, und auch ohne daß Du mir Deinen Wunſch nennſt, weiß ich ihn. Glaube nicht, daß ich dem Schickſal meines unglücklichen Kindes gleichgültig zuſah, indem ich nicht früher erſchien, Dir und ihr zu helfen. Doch auch wir Feen können nicht immer nach unſerem Gutdünken handeln. Du haſt mir durch Erlegung jenes Ungethüms einen großen Dienſt erzeugt, und wenn Du es verlangſt, will ich Dir eine Frage in Betreff jenes ſchwarzen Zauberers beantworten. Doch höre mich zuvor an. Ich habe Dein Herz erkannt, und es für gut und edel befunden; deßwegen betrübt es mich, daß Du in mich dringſt, Dir das Mittel zur Errettung der Prinzeſſin anzugeben, indem ihre Entzauberung durch Dich Dein Unglück ſeyn wird.“

Hier entfielen der Fee ein Paar Thränen, die aber nicht den Boden erreichten, ſondern ſich in der Luft zu bunten Nachtſchmetterlingen verwandelten und davon flogen. „Seit jenem Unglückstag,“ fuhr ſie fort, „hab' ich die Königin der Feen unabläſſig gebeten, mit ihrem mächtigen Zauberſtab jenen ſchwarzen Unhold zu verderben, und in kurzer Zeit wird ſie mir meine Bitte erfüllen, denn ſie zürnte mir bisher, daß ich gegen ihren Willen zuweilen die Erde betrat, um in der Geſtalt eines weißen Rehes nach meinem Kinde zu ſpähen. Darum laß ab mit Deiner Bitte und nimm von mir Ehre und Reichthum, die ich über Dich ausſchütten will, wenn Du dieſen Wald fliehſt und Dich in fernen Gegenden niederlaſſen willſt. Denn nochmals ſage ich Dir, die Errettung der Prinzeſſin ſtürzt Dich in's Verderben, aus dem Dich nur der ſonderbarſte Zufall, nicht aber meine Hand, ja ſelbſt nicht einmal die Macht der Königin der Feen erretten konnte.“

So entmuthigend dieſe Antwort für den armen Einarm war, ſo war ſie doch nicht im Stande, ſeine glühende Liebe und den Wunſch, die Prinzeſſin befreien zu können, zu erſticken. Er erhob ſeine Augen flehend zur gütigen Fee, und entdeckte ihr, wie das Bild ihrer Tochter und die Liebe zu ihr mit ſeinem ganzen Weſen ſo innig verbunden ſey, daß eine Trennung ihn elend machen, ja tödten würde. Umſonſt verſuchte es nochmals die Fee, ihn auf andere Gedanken zu bringen und zeigte ihm andere glänzende Ausſichten. Der Einarm malte ihr dagegen nochmals ſeine glühende Liebe aus und bat ſie um ihre Hülfe. „So höre mich denn an,“ ſagte traurig die Fee; „die Zauberkraft, welche meine Tochter hier gefangen hält, iſt nur durch das ſilberne Horn zu löſen, das ich meinem Gemahl hinterließ und das jener ſchwarze Ritter der Prinzeſſin hinterliſtig ſtahl, und das einzige Mittel, ſie zu befreien, iſt Deiner Hand nur dann möglich, wenn Du jenes Horn wieder erlangen kannſt. Nicht weit von hier iſt tief im Geklüfte der Felſen, die Wohnung jenes Unholdes, der aber das Horn auf das Sorgfältigſte verwahrt und es keine Stunde aus der Hand läßt. Während der Nacht ſchwärmt er mit ſeinen untergebenen Geiſtern auf der Erde herum und ſtiftet Unheil, ſo viel er kann. So wie aber der Morgen anbricht, zieht er ſich in ſeine Höhlen zurück und damit er wenigſtens am Tage den Menſchen kein Uebel zufügen kann, überfällt ihn mit dem erſten Hahnenſchrei eine Müdigkeit, die, je höher die Sonne ſteigt, beſtändig zunimmt, und um die Mittagszeit, wenn alle andern Weſen wachen, begräbt ihn mit allen ſeinen Geiſtern ein tiefer Schlaf, der mit dem Sinken der Sonne abnimmt und bei der aufſteigenden Dämmerung gänzlich wieder verſchwindet. Wie Du den Weg zu jener Höhle findeſt, weißt Du; doch ziehe mit anbrechendem Morgen fort, daß Du um die Mittagszeit hinkommſt. Bei allen Schreckniſſen, die Dir dann am Eingang der Höhle entgegen treten, denke nur, daß die Ungethüme, welche den Eingang bewachen, feſt ſchlafen und Dir nichts anhaben können. Gehe ihnen nur aus dem Wege und keines wird Dich beläſtigen. Wenn Du durch mehre Reihen dieſer dämoniſchen Wachen glücklich durchgedrungen biſt, kommſt Du an die Höhle ſelbſt, in welcher der Unhold ſchläft. Doch ſo ſchrecklich Dir auch der Eingang zu derſelben erſcheinen mag, ſteige getroſt hinein, nahe Dich dem Schlafenden und nimm ihm mit kecker Hand das Horn, das er in ſeiner Hand halten wird; dann aber beeile Dich, die Höhle zu verlaſſen und nimm Deinen ganzen Muth, Deine ganze

Beſonnenheit zuſammen, halte den Ausgang feſt im Auge, damit Du ihn, es mag um Dich geſchehen, was da will, wieder findeſt. Noch einmal ſag' ich Dir: ſobald Du im Beſitz des ſilbernen Hornes biſt, eile Dich, die Höhle zu verlaſſen, denn wenn Du Dich zurückhalten ließeſt, bis die Sonne ſinkt, wärſt Du unrettbar verloren. Haſt Du aber glücklich die Felſen hinter Dir, ſo wende Dich gegen die Höhle zurück und ſtoße dreimal mit Macht in's Horn; ich werde den Ruf hören und zu gleicher Zeit die Königin der Feen bitten, daß ſie ihren Zauberſtab zum Verderben jener feindlichen Geiſter ſchwinge. Dann kehre hieher zurück und Du wirſt die Prinzeſſin aus ihren Banden erlöſen. Doch merke genau auf meine Worte: es möge erfolgen, was wolle, ſo laß das Horn nicht aus Deinen Händen, bis Ihr Alle dieß Gehege verlaſſen habt; denn der Zauber, wenn auch gelöſt, würde Dich auf's Neue umſchlingen, ſobald Dich die Kraft des Hornes nicht mehr ſchützte. Beherzige ja dieſe Worte," ſagte die Fee nochmals, und ſetzte mit trauriger Miene hinzu: „ach, und doch ſagt mir eine Ahnung, daß Du meine Warnung nicht ganz beachten und Dich in's Unglück ſtürzen wirſt."

Mit den feierlichſten Dankſagungen verſprach der Einarm die Vorſchriften der gütigen Fee genau zu beobachten. Sie aber ſchüttelte ſeufzend das Haupt und verſchwand. Kaum graute der Morgen, ſo machte ſich der Einarm vermittelſt der geheimen Kraft des Halsbandes auf den Weg nach jener Höhle und erreichte ſie, als die hochſtehende Sonne die ſcheußlichen Kobolde, die ſie bewachten, in tiefen Schlaf verſenkt hatte. Der Einarm band den Hund an einen Baum feſt, ſtellte ſein Gewehr daneben, und ging getroſt auf ein Felſenthor zu, das ſich ſeinen Blicken darbot. Doch kaum war er hineingetreten, ſo feſſelte ihm faſt der Schrecken den ſchon aufgehobenen Fuß, um hindurchzugehen. Rechts und links lagen zwei Unthiere und glotzten ihn mit feurigen Augen an; der Geſtalt nach waren es Tiger, doch hatten ſie Fledermausflügel und Drachenköpfe, aus denen drei blutrothe Zungen dem Eintretenden entgegen fuhren. Doch zu rechter Zeit erinnerte ſich dieſer an den Schlaf, der die Thiere befangen hielt, ſchritt muthig über ſie hinweg, und ein dumpfes Grunzen war das einzige Lebenszeichen, das ſie von ſich gaben. Als der Einarm nunmehr ſah, wie gefahrlos dieſe Thiere waren, ſo ſchritt er muthig vorwärts durch den Hof zu einem zweiten Thor, an dem andere Scheuſale kauerten, und von deſſen Gewölbe obendrein ſich ungeheure Schlangen herabringelten, die bald mit ihren Köpfen die Erde berührten und ſich dann wieder in die Höhe wiegten, den Eingang frei laſſend. Dieſen Augenblick benutzte der Einarm und ſchlüpfte hindurch.

Jetzt ſah er die Felſenburg, in welcher das Ungethüm ſchlummerte, vor ſich liegen; doch war der Palaſt deſſelben nicht ſehr geſchmackvoll angelegt, ſondern gleich einem ungeheuern Felsblock, den man von allen Seiten umgehen konnte. Auch ſah man weder Fenſter noch Thür, und ſo ſehr der Einarm herum ſpähte, fand er auch nicht die kleinſte Spalte, durch welche er hätte in das Innere gelangen können. So ſchmucklos alle Wände dieſer Höhle von außen waren, ſo hatte ſie doch eine ſeltſame Verzierung, die aber dem Jäger ſehr unheimlich vorkam. An einer Seite befand ſich nämlich der ungeheure Kopf eines Drachen, der zwiſchen die Felſenmaſſen eingeklemmt zu ſeyn ſchien und der bald den blutrothen Rachen öffnete, bald ihn wieder ſchloß und dabei mit ſeinen feurigen Augen immerwährend den Bewegungen des Einarms folgte. Schon unzählige Male hatte dieſer den Felsblock umkreiſt, ohne nur eine Spur zu finden, die auf einen Eingang hätte deuten können. Die Sonne hatte ihren höchſten Standpunkt verlaſſen und neigte ſich abwärts, und die Thiere an den Thoren, die bei ſeinem Eintritt wie erſtarrt da gelegen hatten, begannen allerhand verdächtige Bewegungen zu machen, ſich zu recken und zu dehnen, als wollten ſie jeden Augenblick aus dem tiefen Schlaf erwachen. Schon fing's dem armen Jäger an, recht unheimlich zu werden und er ſchwankte noch zwiſchen zwei Entſchlüſſen: ob er nämlich die Sache für heute ganz aufgeben wolle, oder wieder hinausgehen um Bello, den Hund, zu holen, der ihm den Eingang gleich würde gezeigt haben.

Wie er ſo nachdenkend noch einmal die Höhle umkreiſte und wieder bei dem Drachenkopf vorbeikam, riß dieſer gerade auf eine ſo entſetzliche Art den Rachen auf, daß er ihm bis tief in den Schlund ſehen konnte, und plötzlich kam dem Einarm der Gedanke, daß dieß am Ende gar der Eingang zur Höhle ſei, und ſo ſchauderhaft dieß war, ſo wurde es doch allmählig bei ihm zur

Gewißheit. Anfangs ſträubte ſich ſeine menſchliche Natur ſehr dagegen, einem ſo ſcheußlichen Drachen geradezu in den Hals zu kriechen, aber da er einmal A geſagt, mußte B folgen, und er entſchloß ſich, das Abenteuer zu beſtehen. Er paßte den Augenblick ab, wo das Ungethüm ſeinen Rachen ſo weit öffnete, daß die untere Kinnlade beinahe den Boden berührte, dann ſprang er zwiſchen die Zähne, die ſo dick waren, daß er mit ſeinen beiden Armen keinen umſpannen konnte und ſchlüpfte etwas tiefer hinein, doch war die Zunge des Ungethüms ſo glatt, daß er ausglitſchte und hinfiel, und da es zu gleicher Zeit ſtockfinſter um ihn wurde, indem der Drache den Rachen wieder ſchloß, fing ihm ſeine Lage einigermaßen an ſehr unbequem zu werden. Doch kroch er muthig zwiſchen den Zähnen weiter, wobei er ſich ſehr in Acht nahm, von denſelben nicht berührt und zermalmt zu werden. Jetzt hatte er das Ende der Zunge erreicht, von wo er bequemer hinabzukommen hoffte; doch o Unglück! der Hals des Drachen verengte ſich hier ſo plötzlich, daß er kaum mit dem Arm, geſchweige denn mit dem ganzen Körper durchdringen konnte. Wie er ſo rathlos und thatlos da ſteckte, und die Muthloſigkeit und Verzweiflung ſchon ihre gierigen Fänge nach ihm ausſtreckten, ſchwebte ihm plötzlich das Bild ſeines treuen Bello vor, dem einſtens ein Stück Brod ſo im Halſe ſtecken geblieben war, wie er heute dem Lindwurm. Dabei erinnerte ſich der Einarm, wie er, um dem Hund zu helfen, mit ſeinem Finger das Brod und den Schlund des Thieres gedrückt, wodurch die Muskeln des Halſes in Bewegung geſetzt wurden und ſich weit genug öffneten, um es hinabgleiten zu laſſen. In Ermanglung eines Fingers, der ihm von außen helfen könne, fing deßhalb der Einarm in ſeiner Angſt ſelbſt an, den Drachen ein wenig im Schlunde zu kitzeln und ſtrampelte ſo gewaltig mit Händen und Füßen, daß dieß Manöver glücklich gelang. Zweimal ſetzte das Thier an, den tüchtigen Biſſen hinunterzuwürgen; der Hals öffnete ſich und der Einarm ſtürzte hinab und ſah ſich plötzlich in eine dunkle Felshöhle verſetzt, die von einem blutrothen Rubin, der an der Decke hing, matt beleuchtet wurde. Bei dieſem Scheine ſah der Einarm mit Freude, daß er am Ziele ſei; denn in der Ecke des Gemachs lag der ſchwarze Ritter in Geſtalt eines ungeheuern Rieſen auf einem Ruhebett und ſchnarchte. Zwiſchen ſeinen

Krallen hervor glänzte etwas, das der Einarm augenblicklich für das ſilberne Horn erkannte; er näherte ſich leiſe dem Rieſen, ergriff die Schnur, an dem das Wunderhorn befeſtigt war, und verſuchte es Jenem leiſe aus der Hand zu ziehen.

So wie der Dämon dieſe Bewegung ſpürte, öffnete er bewußtlos die Augen und wandte ſich ſtöhnend auf die andere Seite. Seine Krallen verſuchten das Horn feſtzuhalten; doch der Schlaf ſchien ihm alle Kraft zu benehmen; der Einarm that noch einen kräftigen Ruck und der mächtige Zauber war in ſeinen Händen. Jetzt ſeufzte der Rieſe noch einmal tief auf und mit ſolchem Getöſe, daß der Einarm meinte, das Gewölbe ſtürze über ihm zuſammen, weßhalb er ſich beeilte, den Ort ſo raſch wie möglich zu verlaſſen. Doch ſo ſchwierig ihm vorhin der Eingang geworden war, ſo ſchien es ihm jetzt faſt ganz unmöglich, einen Ausgang zu finden, und vergebens bemühte er ſich, an der Wand das Loch wieder zu finden, zu dem er hereingekommen. Die Wände des Gemachs nämlich drehten ſich wie toll im Kreiſe und mit ſolcher Schnelligkeit, daß das Ganze wie ein grauer Ring bei ihm vorbeiſchwirrte. Zuweilen glaubte er die Oeffnung zu ſehen, doch wenn er hinzuſtürzte, erſchien ſie ihm wieder an einer andern Seite. Hätte er in ſeiner Jugend mit dem treuen Bello nicht hundertmal ein gleiches Spiel getrieben, würde es ihm wahrſcheinlich nicht möglich geweſen ſeyn, aus der Höhle des Rieſen zu entrinnen; denn damals, als er noch ein kleines Kind war, machte ihm Bello eine Freude, wenn er ſich wie ein Kreiſel herumdrehte, und der Knabe verſuchte, dann ſeinen Kopf oder ſeinen Schwanz zu faſſen, worin er in Kürzem eine große Fertigkeit erlangte.

Nachdem er aber trotz dieſer Uebung unzählige Male nach der Oeffnung gehaſcht, war er endlich ſo glücklich, einen dunklen Fleck in der Felswand zu erreichen und ſah zu ſeiner größten Freude, daß es eine eiſerne Thür war, in der ein großer Schlüſſel ſteckte. Raſch öffnete er das Schloß, die Thüre ſprang krachend auf und der Einarm befand ſich mit dem ſilbernen Horn im Freien. Doch es war auch die höchſte Zeit. Die Sonne neigte ſich ihrem Untergange, und als er über die Thiere an den beiden Felsthoren hinwegſtieg, verſuchten ſie aufzuſpringen und da ihnen dieß nicht gelang, ſchnappten ſie wenigſtens mit ihrem blutrothen

Rachen nach ihm. Doch kam der Jäger glücklich hindurch zu ſeinem treuen Bello zurück, der freudig wedelte, und an ihm emporſprang. Eilig wandelte er mit dem erbeuteten Schatze zwiſchen den Felsblöcken fort, die die Höhle des Ungethüms noch in einem weiten Kreiſe umgaben, und erſt als er ſie eine gute Strecke hinter ſich hatte, blieb er nach dem Befehl der Fee ſtehen, wandte ſich um und ſtieß dreimal mit Macht in das Horn. Beim erſten Mal ſchien ein gewaltiger Erdſtoß die Felſen vor ihm zu erſchüttern, in die größten Maſſen derſelben riſſen lange Spalten und kleinere Stücke ſtürzten mit lautem Gekrache hinab. Beim zweiten Ton des wunderbaren Hornes wiederholte ſich der Erdſtoß ſtärker und ein fürchterliches Sauſen fuhr durch die Wipfel der Eichen, die Luft verfinſterte ſich und als der dritte Ton mächtig dahin ſchallte, ſchoß aus den ſchwarzen Wolken, die den Himmel bedeckten, ein blendender Blitzſtrahl herab, zertrümmerte die Felſen zu feinem Staub, der qualmend in die Höhe fuhr und riß in die Erde einen großen Spalt, aus dem eine hochlodernde Flamme emporſtieg. Und dabei zuckte die Erde und borſt an mehren Stellen, bildete hier einen tiefen Schlund, hob dort einen Hügel auf, und man ſah deutlich, daß zwei mächtige Weſen im Kampf begriffen waren. Doch die Königin der Feen ſiegte, die Spalten und Riſſe auf der Stelle, wo noch eben die Felsburg des böſen Zauberers ſtand, vergrößerten ſich immer mehr und bildeten bald eine große Vertiefung; die Flammen, welche anfänglich mit großer Gewalt gen Himmel fuhren, wurden kleiner und ſchwächer durch ungeheure Regengüſſe, die unter fortdauerndem Donner und Blitz vom Himmel herabſtrömten, und als ſie in Kurzem ganz verlöſchten, drang ein ſtinkendes trübes Waſſer hervor, das im Verein mit den Regenſtrömen bald die ganze Vertiefung ausfüllte und ſo die frühere Wohnung des Zauberers zu einem ſtillſtehenden ſchmutzigen See umwandelte.

Schaudernd betrachtete der Einarm dieſe Revolution zu ſeinen Füßen, und da er am Ende glaubte, der See könne noch weiter um ſich greifen, die Erde zu ſeinen Füßen und ihn endlich mit hinabreißen, ſo wandte er ſich zur eiligen Flucht und rannte nach ſeinem erſten Aufenthalt bei dem verzauberten Walde zurück, wo er ſich eine Zeitlang in's Gras legte, um ſich von den gehabten

Schrecken und der großen Ueberraſchung zu erholen; doch nicht lange duldete es ihn unthätig, und er bedachte, daß jede Minute, die er zögerte, die ſchöne Prinzeſſin zu befreien, ein Raub an ihrem Leben ſei, weshalb er ſich raſch wieder erhob, vor das Gehege hintrat und einen leiſen ſanften Ton aus ſeinem Horne lockte. Welch' anderes wundervolles Leben rief dieſer Ton jetzt hervor, als der früher vor der Wohnung des Zauberers. Die Sonne, die ſchon tief am Horizont ſtand, ſchien noch einmal mit erneuertem Feuer aufzuflammen. Ein leiſer Wind führte wohlriechende Blüten herbei und ſtreute ſie rings auf den Raſen des Waldes. Die Aeſte der dicht verwachſenen Bäume lösten ſich langſam aus einander und da ſich die Stämme derſelben wie dünne Grashalme rechts und links zur Erde bogen, ſo ſah er alsbald vor ſich auf dem Platze die verzauberte Jagd in wunderbarer Erſtarrung. Hier ſaß ein Jagdpage zu Pferde, den Falken auf der Fauſt, der ſchon die Flügel etwas gelüftet hatte, als wollte er eben auffliegen. Dort griff ein Jäger nach ſeinem Geſchoß und ein Anderer blickte ſich erſtaunt um, und der Zauber hatte ihn ſo, das Geſicht nach hinten gekehrt, zur Bildſäule erſtarrt. Hier umgaben mehre Damen einen weißen Zelter, auf dem die Prinzeſſin Amaranthe ſaß, doch konnte er ihr Geſicht nicht ſehen; denn in dem Augenblick der Verwandlung war ſie vor Schrecken rückwärts geſunken und lag in den Armen ihrer Begleiterin, deren wallende Hutfedern das liebliche Geſicht verdeckten.

Auf's Neue ſtieß der Einarm in's Horn und wie aus tiefem Schlaf erwachend kam Leben in die ſtarre Geſellſchaft. Die Jagdpagen ſahen ſich überraſcht um; die Falken ſchüttelten ihre Flügel und hoben die Köpfe; die Federn auf den Barretten der Damen bewegten ſich im leiſen Abendwind und mit einem tiefen Seufzer erwachte die Prinzeſſin und richtete ſich langſam auf. — Wenn auch der Einarm durch die wohlgelungenen Bildniſſe der Prinzeſſin, ſo wie ihrer Mutter, ſchon genugſam das holde Geſicht der Erſteren kannte, ſo übertraf die Wirklichkeit, wie er es vor Augen ſah, doch ſeine ſchönſten Träume. Die Prinzeſſin ſchlug die Augen auf, ſchaute ſich um und ſchien verwundert, daß ſtatt der finſtern Nacht, in der ſie ſonſt immer die Kraft des Hornes erweckt hatte, die herrliche Luft des ſchönſten Sommerabends ſie umſpielte. Ueberraſcht ſah ſie ihre Umgebung an, die indeſſen ganz munter geworden war. Die Pferde, von dem langen Stehen ungeduldig, fingen an zu treten und in die Zügel zu beißen; die Hunde wedelten um die Jägerburſchen herum, als wollten ſie ſagen: jetzt hat die Jagd wohl lange genug gedauert, wir könnten wohl nach Hauſe ziehen und ein gleicher Gedanke ſchien Alle zu beleben. Die Pagen ſtießen in's Horn und der Hofmarſchall nahte ſich der Herrin und bat um Erlaubniß, die Jagd nach Hauſe führen zu dürfen. Zu gleicher Zeit fiel der Blick der Prinzeſſin auf den Einarm, der vor Staunen und Ueberraſchung ſprachlos daſtand und kein Auge von der holden Erſcheinung abwandte. Er begegnete ihrem Auge und dachte, jetzt wird dich die Prinzeſſin als ihren Retter erkennen und ihr Herz muß flugs für dich ſprechen. Schon wollte er eine raſche Bewegung vorwärts machen, um ſich ihr zu Füßen zu werfen, da ſah er mit Schrecken, wie die ſchöne Prinzeſſin voll Abſcheu das Auge von ihm wandte, ihren Zelter herumwarf und dem Hofmarſchall zurief: „Vorwärts, eilt, eilt! dort ſteht noch einer der Unholde und ſein verwirrter lauernder Blick ſcheint uns auf's Neue bezaubern zu wollen.“ Dieſe nicht ſehr ſchmeichelhafte Rede wäre wohl im Stande geweſen, einen andern, weniger verliebten Menſchen wirklich verwirrt zu machen, wenn er ſie von der Erkorenen ſeines Herzens hätte hören müſſen. So etwas hätte ſich der Einarm nicht träumen laſſen, denn in ſeinem Eifer die Prinzeſſin zu erlöſen, hatte er ſein entſtelltes Geſicht und den fehlenden Arm ganz vergeſſen. Wie Seifenblaſen zerplatzten ſeine ſchönen Träume und wie das Waſſer einem Ertrinkenden in die Ohren ſauſt, ſo brauſte ihm die Klauſel vor den Ohren, daß er nur dann der Gemahl der Prinzeſſin werden ſolle, wenn ſie ihn aus freien Stücken hiezu erwähle, und dazu ſchwanden alle Ausſichten. Die Bewegung des armen Jägers, ſich ihr zu Füßen zu werfen, hatte die Prinzeſſin anders ausgelegt und um dem Unholde zu entgehen, gab ſie ihrem Zelter die Sporen und flog mit Windeseile in den Wald, umgeben von der ganzen Jagd, die ihre Furcht theilte und nicht geſonnen war, ſich auf's Neue verzaubern zu laſſen. Sprachlos und entſetzt blickte ihr der arme Einarm nach und ſein Schmerz war ſo groß, daß er die Lehren der gütigen Fee ganz vergaß und unwillkührlich das ſilberne Wunderhorn ſeiner Hand entgleiten ließ. Plötzlich verfinſterte ſich die Luft und der Wind, der vorhin ſo leicht gefächelt, fuhr jetzt brauſend durch den Wald, jagte ſchwarze Wolken über ſeinem Haupte zuſammen und riß mächtige Aeſte von den alten Eichen herunter. Bello, der Hund, fing laut an zu winſeln und ſprang fort. Auch der Jäger wollte ihm folgen, doch zu ſeinem größten Entſetzen fühlte er ſich am Boden feſtgehalten. Es war ihm unmöglich, auch nur einen Fuß aufzuheben. Dann durchzuckte ein ſeltſames Gefühl ſeinen Körper, ihm war, als befalle ihn von unten herauf ein gewaltſamer Krampf. Jetzt wurden ſeine Finger unbeweglich und jetzt hörte ſein Herz auf zu ſchlagen, und in wenigen Augenblicken konnte er den Mund nicht mehr öffnen und kein Auge ſchließen. Es wurde finſter um ihn und eine gänzliche Bewußtloſigkeit überfiel ihm. Er war in Stein verwandelt. Bello, der Hund, kehrte, als er ſeinen Herrn nicht nachkommen ſah, in den Wald zurück, umlief mehre Male das Steinbild und ſprang dann heulend davon, der Jagd nach, die er auch vor dem Walde antraf. Die Jägerburſchen, die glaubten, er gehöre zur großen Meute, koppelten ihn mit den andern Hunden feſt und nahmen ihn mit.

Die Freude der ganzen Reſidenz und beſonders des alten Königs, als die ſchöne Prinzeſſin bei einbrechender Nacht plötzlich mit ihrem ganzen Gefolge zurückkam, läßt ſich nicht beſchreiben. Der König weinte Freudenthränen, das Volk beleuchtete die Stadt auf's Glänzendſte, und da der König in ſeiner Freude zum allgemeinen Gebrauch ſeine Keller öffnen ließ, wurde die Nacht im tollen Jubel und lauter Luſt hingebracht. Natürlich erkundigte ſich der König, welcher von den ausgeſandten Rittern die Prinzeſſin errettet habe, und verwunderte ſich nicht wenig, als dieſe keinen wollte geſehen haben. An den armen Einarm dachte er nicht mehr, und wenn er ihn auch nie für ſchön gehalten hatte, ſo konnte er doch unmöglich glauben, daß er jener Kobold ſei, von dem die Prinzeſſin erzählte, und den ſie in der Erinnerung an die ausgeſtandene Angſt mit den fürchterlichſten Worten als das ſchrecklichſte Scheuſal beſchrieb.

So geht es in der Welt. Wenn die Citrone ausgepreßt iſt, denkt Niemand mehr an die Schaale. Wie geſagt, der Einarm war vergeſſen und wenn ſich auch zuweilen der König an ſeinen trefflichen Schützen erinnerte, ſo ließen ihn doch die vielen Luſtbarkeiten, die jetzt zu Ehren der wiedergefundenen Prinzeſſin angeſtellt wurden, nie einem ſolchen Gedanken nachhangen.

Zur Zeit der Trauer war der Hof wie die Reſidenz verlaſſen geweſen, aber jetzt, wo ſich auf's Neue Luſtbarkeiten und Feſte drängten, füllte ſich die Stadt wieder von allen Seiten mit Fremden, die theils herbeikamen, das neu erwachte, frohe Leben mit zu genießen, theils ihre Hände zu allerhand kunſtreichen Arbeiten anbieten. So begab es ſich auch eines Tages, daß drei luſtige Geſellen, als ſie von der wiedergefundenen Prinzeſſin und den vielen Feſtlichkeiten hörten, bei ihrem alten Meiſter nicht mehr bleiben wollten, ſondern ihre Bündel ſchnürten, um nach der Reſidenz zu ziehen, wo ſie hofften, ihr Glück zu machen. Der eine war ſeines Zeichens ein Gold- und Silberſchmied, der zweite ein Steinmetz und der dritte ein luſtiger Schneider; Alle drei hatten viel Muth im Leibe, aber dafür ſehr wenig Geld im Beutel, weshalb ſie die Wirthshäuſer vermieden und ſich Abends im Dickicht des Waldes ein Plätzchen ausſuchten, wo ſie die milde Sommernacht verſchliefen. An einem ſolchen Abend hatten ſie einen langen Marſch gemacht, indem ſie morgen die Reſidenz erreichen wollten, und ſchlenderten noch langſam ihren Weg daher, um ſich ein weiches Mooslager auszuſuchen, als der Schneider, der etwas abſeits gegangen war, die Geſellen durch einen lauten Ausruf des Erſtaunens zu ſich rief. Eilig kamen ſie herbei und ſahen zu ihrer nicht geringen Verwunderung mitten im dichten Walde ein Steinbild ſtehen, das nur am Arm und an der Naſe etwas verſtümmelt war. In der einen Hand hielt die Bildſäule ein mit Gold und Silber ſehr ſchön ausgelegtes Gewehr. Die drei Handwerksburſche wußten nicht, was ſie von dieſem Fund halten ſollten, und es dauerte eine Zeitlang, ehe ſie ſich über den Werth der Statue gegenſeitig dahin ausſprachen, daß ſie einen köſtlichen Fund gethan. Der Steinmetz umging das Bild viele Mal und geſtand, er habe nie eine ſo natürlich ſchöne und vollendete Arbeit geſehen; der Goldſchmied betrachtete ſorgfältig die eingelegte Arbeit des Gewehrs, und verſicherte, er ſei nicht im Stande, eine ähnliche zu machen; nur der Schneider, der ebenfalls das Steinbild mit Kennermiene betrachtet hatte, kratzte ſich hinter dem Ohr und behauptete, die Gewänder der Figur ſeien nicht nach dem neueſten Schnitt gemacht. Doch als ihm der Steinmetz erklärte, dieß ſey ein antiker Anzug, gab ſich der Schneidergeſelle zufrieden, denn im Antiken hatte er nie gearbeitet. Nachdem die Geſellen auf dieſe Art herausgebracht hatten, daß ſie hier in der Einſamkeit des Waldes einen herrlichen Fund gethan, berathſchlagten ſie, auf welche Art ſie denſelben zu ihrem Glücke verwenden konnten. Der Schneider meinte: man ſolle ein Bretterhaus um die Figur herum bauen und ſie für Geld ſehen laſſen; ein Vorſchlag, den die beiden Andern verwarfen, aber dagegen beſchloſſen, die Figur von dem Steinblock, auf dem ſie ſtand, herunterzunehmen, nach der Stadt zu führen und an den König zu verkaufen. Geſagt, gethan!

Der Goldſchmied und der Steinmetz nahmen ihre Werkzeuge hervor und während Erſterer die Silberarbeiten und Beſchläge an dem Gewehr etwas zu putzen verſuchte, begann der Andere unter den Füßen der Statue an dem Steine zu hauen; aber vergebens. Obgleich er in ſeinem Handwerk wohl erfahren war und den Meißel und Hammer zu führen wußte, brachte er doch von dem harten Stein auch nicht das kleinſte Stückchen los. Der Schneider, der dabei ſtand und den Arbeiten der Beiden behaglich zuſah, fing ſchon an, ſeine witzigen Bemerkungen über die ſtumpfen Inſtrumente des Steinmetz zu machen, als Dieſer, dem der Schweiß von der Stirn troff, mit einem lauten Fluch ſeine Arbeit einſtellte und behauptete: der Stein ſei gar nicht zu behauen.

Nachdem ſie alle drei eine Zeitlang ſich über dieſe ſeltſame Steinart verwundert hatten, kam endlich der Schneider, dem es nie an guten Einfällen gebrach, auf die Idee, den Stein etwas mit Waſſer zu benetzen, wodurch er vielleicht nachgiebiger würde. So ſehr der Steinmetz anfangs dieſen Vorſchlag als unnütz verwarf, ſo ließ er endlich doch den Schneider gewähren, der in den Ranzen der drei Geſellen nach einem Gefäß ſuchte, in das man bei einer Quelle, die ſich auch wohl finden würde, Waſſer ſchöpfen könne. Doch fand er weder Glas noch Flaſche, denn da das Kleeblatt ſeinen Durſt gewöhnlich an den Brunnen der Dörfer löſchte und kein Geld hatte, um eine Flaſche mit köſtlichem Weine füllen zu laſſen, ſo hielt es auch die leeren Gefäße mit Recht für ſehr unnütz und hatte ſich nicht damit verſehen. Der Schneider indeß, der ſein Waſſerprojekt nicht gern wollte zu Waſſer werden laſſen, ſuchte vorab nach einer Quelle, die ſich auch bald zwiſchen den Geſteinen fand. Er ſchöpfte ſeine beiden Hände voll; doch da er ſehr lange dürre Finger hatte, lief Alles zwiſchen durch und er brachte wenig auf den Platz. Auch ſein Hut, den der unermüdliche Schneider vor langen Jahren als waſſerdicht gekauft hatte, wurde unterſucht, fand ſich aber ſo ſchadhaft, daß ſich unmöglich ein Tropfen Waſſer darin halten konnte. Mit den Stiefeln der drei Geſellen war's nicht beſſer gegangen; doch wollte der Nadelkünſtler noch einen Verſuch mit ſeiner Kopfbedeckung machen und trollte ſich zu der Quelle. Doch kaum hatte er einen Schritt gethan, als er ſich mit lautem Freudenruf zur Erde bückte und den beiden Andern ein ſchönes blankes Horn zeigte, daß er in dem hohen Graſe gefunden. Ueberraſcht betrachteten Alle den ſchönen Fund und als der Goldſchmied erklärte, daß es pures Silber ſei, prieſen ſie laut das Glück des Schneiders. Dieſer unterſuchte ſeinen Fund genauer, ſetzte das Horn an den Mund, um einen Ton daraus zu blaſen; aber das wollte ihm nicht gelingen. Als er ſich über ſein Glück ſatt gefreut hatte, dachte er wieder an ſein Projekt, ging mit dem Horn zur Quelle und brachte es, mit Waſſer angefüllt, zurück. Darauf begann er den Stein zu beſprengen und lud den Steinmetz ein, noch einmal ſeine Arbeit zu verſuchen. Dieſer wollte anfänglich nicht, ließ ſich aber endlich bereden und nahm von Neuem Meißel und Hammer zur Hand. Aber, der Stein, der früher felſenhart war, hatte ſich ganz erweicht, und bei den kräftigen Hieben des Steinmetzen flogen die Stücke davon, daß es eine Luſt war, anzuſehen. Der Schneider war ſtolz auf ſeinen Einfall, ohne zu ahnen, daß es nur die Kraft des wundervollen Hornes ſei, die den Zauber des Steins gelöst und dem Geſellen die Arbeit ſo leicht gemacht hatte. Dem war aber ein Werk nie ſo raſch von Statten gegangen. Es war, als regiere eine unſichtbare Gewalt ſeinen Hammer und in ganz kurzer Zeit hatte er den Stein, auf dem die Figur ſtand, ſo weit behauen, daß es nur noch einer kleinen Mühe bedurfte, um ſie ganz herabzunehmen. Doch war es unterdeſſen dunkel geworden, die Geſellen verzehrten ein Stück trockenes Brod, das ſie noch bei ſich hatten, tranken dazu das friſche Quellwaſſer aus dem ſilbernen Horn und wurden dadurch in kurzer Zeit ſo munter, als hätten ſie den ſtärkſten Wein genoſſen. Beſonders wußte ſich der Schneider vor Luſtigkeit nicht zu faſſen und tanzte den Andern eine Sarabande vor, bis er erſchöpft auf die Naſe fiel und bald darauf einſchlief.

Kaum graute der Morgen, ſo waren die drei munter und begannen auf's Neue an dem geſtrigen Werk zu arbeiten. Da ſie die Statue ſo verſtummelt, wie ſie war, doch nicht gut verkaufen konnten, ſo beſchloß der Steinmetz, ſeine ganze Kunſt zuſammenzunehmen und dem Bild eine neue Naſe, ſo wie einen andern Arm einzuſetzen. Er ging friſch an's Werk und hatte er ſich geſtern ſchon uber die Schnelligkeit gewundert, mit der ihm Alles von Statten ging, ſo konnte er ſich heute vor Verwunderung nicht faſſen. Sobald er ein paſſendes Felsſtuck, aus welchem er einen Arm und eine Naſe meißeln wollte, mit dem Waſſer aus dem Horn beſprengt hatte, wurde es weich wie Wachs, ja formte ſich faſt von ſelbſt, und kaum hatte er einige Stunden gearbeitet, ſo war er mit dem Werke, wozu er ſonſt mehre Monate gebraucht hatte, fertig. Auch war ihm nie etwas ſo gut gelungen, und er mochte ſeine Arbeit von allen Seiten anſehen, er fand nichts daran zu tadeln. Die ganze Bildſaule war aber auch von ſo edlen Formen, von ſo ſchoner Geſtalt, wie man ſie nur ſehen konnte; ſelbſt das Geſicht hatte durch die neue Naſe einen ſo angenehmen, uberaus edlen Ausdruck bekommen, daß der Geſelle vor ſeinem eigenen Werk erſtaunte. Jetzt blieb nichts anders mehr zu thun, als einen Wagen herbeizuſchaffen, auf welchem man die Bildſaule nach der Stadt fuhren konnte, um ſie dem Konig zu verkaufen. Nach einiger Ueberlegung beſchloſſen die drei, den Schneider, der am wenigſten gearbeitet und dabei die flinkſten Beine hatte, nach der Stadt zu ſchicken, dort das gefundene ſilberne Horn zu verkaufen und aus dem geloſten Geld einen Wagen mitzubringen. Und ſo thaten ſie. Der Schneider nahm den Weg zwiſchen die Fuße und ſchritt ſo tapfer darauf los, daß er noch vor Sonnenuntergang die Stadt erreichte. Das ſilberne Horn hatte er naturlich an ſich gehangt. Wenn Leute bei ihm vorbeikamen, ſo nahm er es in die Hand und ließ es im Sonnenglanz ſpielen, damit man ſeinen Reichthum bewundern ſollte. So that er auch, als er an die Thorwache kam. Die Soldaten, die da ſtanden, ſtaunten das ſchone Stuck an und fragen ihn: woher des Wegs? Aber weil man damals noch keine Paſſe nothig hatte, ſo glaubte der Schneider auf dieſe Frage nicht antworten zu müſſen, ſondern wollte die Soldaten mit einer vornehmen Antwort abfertigen, als der Kommandant der Wache, ein alter Soldat mit einem ungeheuren Schnurrbart, hervortrat und den leichten Schneider beim Kragen in die Stube zog. Hier begann er ihn zu examiniren und wollte durchaus wiſſen, woher der Schneider das Horn habe. Und da dieſer ſehr patzig that, und nicht antworten wollte, ließ Jener ihn mit zwei Soldaten in das königliche Schloß bringen; denn beim Anblick des Horns hatte er gleich an das verloren gegangene der Prinzeſſin gedacht. So luſtig der Schneider anfangs war und ſo laut er über Ungerechtigkeit raiſonnirte, daß man einen harmloſen Wanderer anhielt, ſo wurde er doch immer kleinlauter, je näher er an die königliche Reſidenz kam. Er hatte ſich das Schloß ungefähr vorgeſtellt, wie das Stadthaus in ſeiner Vaterſtadt, wo er zuweilen wegen nächtlichen Straßenunfugs oder zu lange dauernden blauen Montags vor den regierenden Bürgermeiſter citirt wurde. Da hatte er die beiden Stadtmilizen, die vor der Thür lungerten und Wache thaten, beſtändig geneckt und gefoppt; aber hier wagte er die rieſenhaften Kerle mit langen Spießen, die vor dem ungeheuern Gebäude auf und ab ſpazierten, gar nicht einmal anzuſehen. Sein Blick ſenkte ſich zur Erde, um die Füße zu beobachten, die auch gar nicht mehr im feſten leichten Takt daher hüpften, ſondern nur ſchwerfälliger und matter wurden, je mehr ſie ſich dem Hauptthore näherten. Der Schneider wurde in ein kleines Gemach geführt, das man von außen verſchloß und ihn allein ließ. Doch hatte er nicht lange hier gewartet, als ſich eine andere Thüre öffnete, und der König allein hereintrat. Der Schneider, ſobald er die majeſtätiſche Geſtalt, den langen Bart und die goldene Krone erblickt hatte, ſtürzte auf ſeine Knie nieder und alle ſein Muth hatte ihn gänzlich verlaſſen: der Monarch hieß ihn aufſtehen, ließ ſich von ihm das ſilberne Horn reichen und da er es mit Freuden für dasjenige ſeiner Gemahlin erkannte, ließ er ſich von dem Schneider, der dachte, daß es hier am beſten ſei, die reine Wahrheit zu ſagen, die ganze Geſchichte erzählen, wie ſie das Horn gefunden, wie ſie damit die Bildſäule, der die Naſe und ein Arm gefehlt, beſprengt, und wie ſein Geſelle, der Steinmetz, die fehlenden Theile auf's Künſtlichſte wieder erſetzt habe. Der König konnte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholen und dachte gleich, daß es der unglückliche Einarm ſei, deſſen Treue und Muth die Prinzeſſin errettet und der nun dafür ſelbſt dem böſen Zauber verfallen ſei.

Da der König ein ſehr vernünftiger Mann war, man auch in damaliger Zeit, wenn einer ſich durch Muth oder Tapferkeit ausgezeichnet hatte, nicht ſo ſehr auf den Unterſchied der Stände ſah, ſo dachte die Majeſtät gleich daran, den armen Einarm durch die Hand der ſchönen Prinzeſſin glücklich zu machen, geſetzt, daß ſie ihn zum Gemahl annehmen wolle. Doch hatte in dem Punkt der Meiſter Steinmetz die bedeutendſten Schwierigkeiten bei Seite geräumt. Am folgenden Morgen ließ der König in aller Stille mehre Pferde ſatteln, belud einige mit köſtlichen Kleidern und Waffen und befahl ein Paar Vertrauten, ſo wie dem Schneider, ihm nach dem Walde zu folgen. Als ſie im Hofe aufſitzen wollten, kam gerade der Koppelmeiſter daher und führte die Hunde des Königs ſpazieren. Alle dieſe Thiere waren luſtig und ſprangen munter herum, bis auf einen einzigen, der die Ohren hangen ließ und trübſelig daher ſchlich. Sobald dieſer letzte den König erblickte, der ſich eben mit dem ſilbernen Horn zu Pferd ſchwingen wollte, brach er in ein ſo lautes anhaltendes Geheul aus, daß alle Anweſenden aufmerkſam wurden. Selbſt der König ſah hin und erkannte plötzlich in dem Hund den treuen Bello. Er ließ ihn gleich von der Koppel los machen, nahm ihn mit zum Thore hinaus, und als ſie den Wald erreicht hatten, ſprang das Thier in luſtigen Sätzen durch Dick und Dünn, daß ihm die Reiter kaum folgen konnten. Beſonders mußte der Schneider, dem das Reiten etwas ſehr Ungewohntes war, zum Sattelknopfe ſeine Zuflucht nehmen, um bei den gewaltigen Sätzen, die der Renner mit ihm über Hecken und Gräben machte, nicht in den Sand zu purzeln.

Indeſſen hatten die beiden Geſellen im Walde ſich die Zeit ſo gut vertrieben wie möglich. Schon hundertmal hatten ſie den Gewinn berechnet, den ſie aus dem Verkauf der Bildſäule und des ſilbernen Horns löſen würden, und darauf die glänzendſten Luftſchlöſſer gebaut. Sie waren darüber her, an der Bildſäule noch etwas zu putzen und zu reinigen und der Goldſchmied, der gerade zu den Füßen der Statue auf einem Stein ſaß, berechnete ſeinem Gefährten, der ſich mit dem Arm an die Figur lehnte, wie viel ihnen nicht ſchon an ſich das überaus zierliche Gewehr einbringen würde, als ſie plötzlich fern her im Walde den Ton eines Hornes vernahmen, der ſo überaus fein und lieblich klang, wie ſie nie etwas gehört. Der Wind, der früher etwas heftig durch den Wald gerauſcht, hielt plötzlich ein und ein Duft von wohlriechenden Blüten ſchwamm in der Luft, als ſeyen ſie von lauter Roſen und Liliengärten umgeben. Doch wie die Geſellen noch ſo daſtanden und nicht wußten, wie ihnen geſchah, und an ihr Herz griffen, das von dem hellen klaren Tone ſonderbar bewegt wurde, fühlte der Steinmetz auf einmal, daß ſich das lebloſe Steinbild zu bewegen anfange. Er ſprang mit einem lauten Schrei auf die Seite, und ſein Gefährte, der in die Höhe ſah, ſtürzte der Länge nach in's Gras, als er bemerkte, daß die Figur langſam das Auge öffnete. Wenn der Schneider in dieſem kritiſchen Augenblick da geweſen wäre, würde er davon gelaufen ſeyn, ſo weit ihn ſeine Beine tragen konnten. Doch die beiden andern Geſellen, die eben keine Feiglinge waren, ſprangen wohl entſetzt auf die Seite, blieben aber doch hinter einer dicken Eiche ſtehen, um zu erſchauen, was ſich da begeben würde. Das Steinbild hatte jetzt die Augen geöffnet und auf dem grauen Geſicht ſtiegen helle friſche Farben auf; Der Mund öffnete ſich, die Figur ſeufzte tief auf, bewegte dann langſam Arme und Beine, ſah ſich erſtaunt rings um und ſtieg endlich, zu einem ſchönen jungen lebendigen Menſchen umgewandelt, von dem Steine herunter und ſetzte ſich, wie es ſchien, ermüdet in's Gras.

Jetzt kamen die Töne des Hornes näher, und die beiden Geſellen ſahen hinter ihrem Baume, wie das frühere Steinbild aufmerkſam dahin lauſchte, ſahen jetzt mehre Reiter zwiſchen den Bäumen erſcheinen, von denen der Erſte eine goldene Krone auf dem Kopfe trug und das ſilberne Horn, das geſtern der Schneider gefunden, in der Hand hielt. Die Figur ſprang empor, ſtürzte dem Könige mit der Krone entgegen und dieſer ſtieg augenblicklich vom Pferde, um jenen auf das Zärtlichſte zu umarmen. Der Schneider, der ſich ſo lange tapfer auf ſeinem Pferde gehalten hatte, erſchrack nicht wenig, als er ſeine beiden Freunde verſchwunden und ſehen mußte, daß die ſteinerne Figur, die er gleich wieder erkannte, lebendig geworden war. Bei dieſem Schrecken vergaß er den Sattelknopf feſtzuhalten und ſtürzte mit lautem Geſchrei von dem hohen Pferde herunter, wodurch die Beiden hinter dem Baum auf ihn aufmerkſam wurden, und als ſie das Schneiderlein erkannten, hinter ihrem Baum, obwohl noch zagend und zitternd, hervorkamen. Der König empfing ſie ſehr gnädig, ließ ſich vom Einarm, der nun nicht mehr der Einarm war, die wunderbare Geſchichte von der Errettung der Prinzeſſin erzählen; darauf wurden dem Einarm die köſtlichen Kleider und Waffen, die der König mitgebracht hatte, gereicht, und er trat mit dem Schneider in das Gebüſch, der ihm beim Umkleiden behülflich ſeyn ſollte. Doch hatte der Geſelle noch nicht alle Angſt verloren, und unterſuchte jedes Stück von der alten Kleidung, das der ſchöne Jäger ablegte, konnte ſich auch nicht enthalten, während dem Ankleiden ihn an den linken Arm und beim Umkleiden des Halstuches an die Naſe zu tupfen, worauf ſich das Schneiderlein höchlich verwunderte, daß dieſe beiden Theile, die doch ſein Geſelle, der Steinmetz, gemacht, eben ſo friſch und warm waren, wie der ganze übrige Körper. Bello, der Hund, der ſich ſehr freute, ſeinen Herrn wieder gefunden zu haben, ſprang freudig um ihn herum und erſchwerte dem Schneider ſein Geſchäft, indem er ihm hie und da zwiſchen die Beine lief.

Der König hatte einen ſeiner Vertrauten in die Stadt zurückgeſchickt, der es der Prinzeſſin anſagen mußte, daß man ihren Erretter gefunden, den der König, wenn ſie anders nichts dagegen hätte, zu ſeinem Eidam annehmen würde.

Endlich trat der Jäger umgekleidet zur Geſellſchaft und alle erſtaunten über ſeine ſchöne und edle Geſtalt. Der König überreichte ihm das ſilberne Horn, das nebſt ſo vielen wunderbaren Eigenſchaften auch die hatte, gleich dem Gürtel der Venus, ſich alle Herzen geneigt zu machen. Die Pferde wurden vorgeführt und Alle mit Einſchluß der drei Handwerksburſchen, ſtiegen auf und ritten nach der Reſidenz zu. Dort hatte indeſſen der vorausgeſandte Bote Alles in größten Allarm gebracht, ſelbſt das Herz der Prinzeſſin ſchlug ſchneller und war in einer ſeltſamen Aufregung, denn obgleich daſſelbe noch frei war, und kein geliebtes Bild bei ſich aufgeſtellt hatte, ſo war ihr doch die Nachricht in einigen Stunden vielleicht die Gemahlin eines ganz fremden Mannes zu ſeyn, etwas überraſchend, ja beängſtigend, und man kann das keinem Mädchen übel nehmen. Trotz dem ſchmückte ſie ſich auf's Beſte und trat auf den Altan hinaus, wo ſie auch bald in der Ferne eine Staubwolke aufſteigen ſah, die immer näher kam.

Nach kurzer Zeit ritt der König in den Hof, der Oberceremonienmeiſter ſprang herzu und hielt ihm den Steigbügel und der Oberforſtmeiſter leiſtete denſelben Dienſt ſeinem früher Untergebenen, denn einerſeits die ſchöne Geſtalt des jungen Jägers und anderſeits die Kraft des Wunderhorns imponirten dem alten Herrn, ſo wie dem ganzen Hofgeſinde, das zu allen Thüren und Fenſtern herausſah, gewaltig. Auch auf das Herz der ſonſt ſo ſpröden Prinzeſſin übte dieſe Gewalt einen lieblichen erwärmenden Zauber; denn ſobald der König ihr den ſchönen jungen Mann vorſtellte, ſchlug es heftig und flüſterte leiſe, daß der Papa doch keine ſchlechte Wahl getroffen habe. Wenn ſie es ihrem Erretter auch nicht gleich in's Geſicht ſagte, ſo gab doch ihre Verwirrung und ihr Erröthen dem entzückten Jäger deutlich zu verſtehen, daß die acht Tage, die ſie ſich zur Bedenkzeit ausgebeten, nur zum Scheine waren. Das nahm der König denn auch ſo an und ließ großartige Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit treffen, wobei die drei Geſellen vollkommen beſchäftigt wurden. Der Schneider, der viel auf Titel hielt, wurde Oberhofkleiderkünſtler und mußte die Gewänder herrichten laſſen; dem Goldſchmied wurden viele Gold- und Silberbarren, woraus er mit Hülfe vieler Geſellen eine Menge goldener Gefäße und Ringe verfertigen mußte, und der Steinmetz wurde fortan Herr Hofbaumeiſter genannt und blieb von den Dreien am meiſten in der Gunſt des Herrn ſtehen; denn obgleich es den Großen im Allgemeinen nicht angenehm iſt, wenn man ihnen eine Naſe dreht, ſo hatte doch der Steinmetz dem königlichen Schwiegerſohn durch dieſe That einen großen Dienſt geleiſtet. Nach Verlauf der acht Tage gab die Prinzeſſin Amaranthe ihr Jawort, das Beilager wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und das ſchöne Paar lebte glücklich bis am Ende ſeiner Tage.

F. W. Hackländer.

Frühlingsleben

ein

lyriſcher Cyklus.

Frühlingsſonne.

Frühlingsſonne, Frühlingsſonne,
Königin in Berg und Thal!
Alles drängt in hoher Wonne
Sich entgegen Deinem Strahl.

Blüten, die die rauhe Rinde
Hielt gefangen manchen Tag,
Sproſſen nun hervor geſchwinde
Dich zu grüßen tauſendfach.

Blumen, die wir in den Tiefen
Schwarzer Erde todt geglaubt —
Nun, da deine Strahlen riefen
Richten ſie empor ihr Haupt.

Bächlein, die in ſtarrer Erden
Hielt der Winter eingezwängt,
Wie ſie fröhlich ſich geberden
Da den Kerker Du geſprengt!

Vöglein all', die fern gezogen
Waren aus dem öden Hain,
Kommen fröhlich hergeflogen,
Grüßen jauchzend deinen Schein.

Und ein Reigen von Geſängen
Der da ſchlief in meiner Bruſt,
Strebt nun auch in hellen Klängen
An Dein Licht hervor in Luſt.

Frühlingsſonne, Frühlingsſonne,
Königin in Berg und Thal!
Alles, Alles drängt in Wonne
Sich entgegen Deinem Strahl!

Dichters Frühlingsſtudien.

Wunderſeliges Behagen,
Hin und her im Waldesraume
So zu ſchweifen wie im Traume
Nun in dieſen Maientagen.

Lieben Leute, wollt nicht ſchelten!
Nennt mich keinen eitlen Thoren
Der den Müſſiggang erkoren —
Laßt es einem Dichter gelten.

In die Fremde ſeht ihr wandern
Euch ausführlich zu berichten
Völkerſitten und Geſchichten
Jedes Jahr ſo manchen Andern!

Gleiches will auch ich vollbringen:
Allen Reden, die hier rauſchen
Bäum' und Blumen, will ich lauſchen
Und im Liede vor Euch ſingen!

Im Walde.

Kann nicht lange Lieder ſingen
Hier im grünen Lenzrevier,
Aber tauſend kleine klingen
Lieblich im Gemüthe mir.

Alles, was ich ſeh' im weiten
Friſchen freien Waldgebiet,
Rührt an meines Herzens Saiten
Und alsbald erklingt ein Lied.

Dolce far niente.

In Welſchland gilt ein ſchöner Brauch:
Das „dolce far niente!“
O, wenn man doch in Deutſchland auch
Zur Frühlingszeit ihn kennte!

Das iſt die Frage.

Ueberall an Baum und Strauch
Sprießen Blüten wieder,
Und im jungen Herzen auch
Sprießen Frühlingslieder.

Blüten tragen Baum und Strauch
Wohl in dieſen Tagen —
Aber wird im Herbſte auch
Alles Früchte tragen?

Blütentod.

Da fällt die Blüte ſo roſenroth
In's Gras und muß verderben:
O Blütentod, o ſchöner Tod!
Als Blüte möcht' ich ſterben.

Einladung.

Mein Lieb, verlaß das enge Haus
Das Dich gefangen hält!
Komm mit mir in den Wald hinaus,
Verlaß die arge Welt.

Der Frühling ſteht am Thor da drauß,
Ich hab' ihn herbeſtellt:
Er führt aus dieſer Welt hinaus
Uns ein in ſeine Welt!

Empfang.

Willkommen hier
Am Wege mir,
Du holder Wunderknabe!
Komm, führe uns,
Berühre uns
Mit Deinem Zauberſtabe!

Mein Liebchen hier
Und ich mit ihr
Wir harrten Dein' gar lange;
Der Winter kam
Mit manchem Gram
Und bleichte unſre Wange.

Frühlingsleben.

Nun färb' uns bald
Im grünen Wald
Die Wangen roth, o Knabe!
Nun führe uns,
Berühre uns
Mit Deinem Zauberſtabe!

Rückblick.

„Geliebter, ſchau, da liegt die Stadt
In einem Nebelmeer,
Die uns ſo lang gepeinigt hat
Mit Sorgen trüb' und ſchwer!“

Mein Lieb, vergeß der Sorg und Pein —
Empor zum Himmel ſchau!
Wie lacht ſo hell der Sonnenſchein,
Der Himmel wie ſo blau!

Maiengruß.

O ſchau, zu Deinen Füßen
Ein Maienglöckchen klein!
Es ladet uns mit Grüßen
Zum Maienfeſte ein.

Mir iſt, als hört' ich's ſagen:
Schaut, Alles iſt bereit!
Genießet mit Behagen
Des Feſtes Herrlichkeit!

Der Bäume Huldigung.

Die Bäume neigen die Kronen
Vor Dir mein Lieb, o ſchau!
Sie flüſtern: willſt Du wohnen
Bei uns, Du ſchöne Frau?

Sie ſtrecken die grünen Aeſte
Gleich Armen aus nach Dir,
Sie bitten: o Liebſte, Beſte,
O weile, weile hier!

Der Kukuk.

„Wie ruft es in der Ferne
So hell Kuku! Kuku!
Du neckeſt uns wohl gerne,
Du loſer Vogel du!

Und eilten wir dem Tone
Mit ſchnellen Schritten zu,
So flögſt Du, uns zum Hohne,
Davon in einem Nu.“

Bedenk', wie Du vor Tagen
Mich alſo neckteſt, Du!
Drum darfſt Du nicht verklagen
Mein Liebchen, den Kuku.

Das fehlende Blümlein.

Wie drängen ſich an den Wegen
Die Blumen im Schmuck von Thau,
Als riefen ſie Dir entgegen:
Auch mich, auch mich beſchau!

Ein Blümlein nur bleibt ferne
So lieblich klein und blau,
Das zeigt ſich mir nur gerne
Komm' ich allein zur Au.

Doch kennt Dich wohl das kleine
Blaue Blümlein, denn es ſpricht
So oft ich komm' alleine:
Vergiß nur ihrer nicht!

Mittagsruhe.

Schau, das Moos zu Deinen Füßen —
Breitet ſich zu einem Pfühl,
Schau, und dieſe Schatten grüßen
Uns ſo labig und ſo kühl.

Laß mich ſitzen Dir zu Füßen —
Lenz und Liebe machen ſchwül!
Horch', Geſänge rings verſüßen
Uns die Ruh auf weichem Pfühl.

Der Bach.

„Was murmelt der Bach hier neben mir,
O ſprich, kannſt Du's verſtehn?“
Den Kuß, den Du gegeben mir
Hat er gewiß geſehn!

Er wird's erzählen den Blumen all'
Die blüh'n am Ufer entlang;
Er wird's erzählen der Nachtigall
Die drüben im Strauche ſang.

Der See.

Es ruft der See: betrachte Dich
In meinem Spiegel ſo klar!
Du liebes Kind, was machte Dich
So blaß in einem Jahr?

Es ruft der See: betrachte Dich,
Und lächle wieder ſo mild!
Ein Lächeln heute machte Dich
Zum ſchönſten Marmorbild.

Der Quell.

Da ruft es: trinke, trinke,
Mein Waſſer iſt ſo hell!
Wir folgen Deinem Winke,
Du lieber friſcher Quell.

Was iſt der Saft der Reben
Du Reiner, neben Dir?
Nur du gibſt neues Leben,
O gieb es mir und ihr!

Roſengruß.

O ſchau nur, wie von ferne
Die Roſen Dich anſehn;
Mein Lieb, ſie möchten gar gerne
Dir ſelber entgegengehn.

Doch haben ſie keine Schwingen,
Verzaubert ſteht ihr Fuß:
Die dienenden Lüfte bringen
Dir ihren Duft zum Gruß.

Eine Blume.

Du biſt eine Blum', o ſchöne Frau,
Allein von welcher Familie?
Wenn ich Deinen ſchlanken Wuchs beſchau
So dünkſt Du mir eine Lilie;
Betrachte ich der Wange, der Lippen Glühn
So mein' ich, ich ſäh' eine Roſe blühn;
Doch aus Deinem blauen Auge ſpricht
Ein Veilchen oder Vergißmeinnicht.
Mein Herz indeſſen, hat Dich erkannt
Und Dich ein Jelänger-Jelieber genannt!

Zwei Roſen.

Sieh dort am Zaun die loſe
Duftreiche wilde Roſe,
Wie flattert ihr leicht Gewand!
Wie ſpielt ſie mit dem Winde,
Gleich einem ſorgloſen Kinde
Das nie die Liebe gekannt.

Mein Lieb, und ſieh daneben
Am Stock in ſtillem Beben
Die Gartenroſe blühn!
Sie zieht ſich ſcheu zuſammen
Und birgt verſchämt die Flammen
Die tief im Kelche glühn.

Die Führerin.

„Uns hat gefangen genommen
Das Dickicht ganz und gar,
Der Pfad iſt uns entkommen
Der unſer Führer war.

Wie ließen wir uns verblenden
Nun ſchweifen wir in der Irr!
Wohin den Fuß nun wenden
In dieſem Wald-Gewirr?

Wir wandern friſch und ſchauen
Nur nach der Sonne hin!
Mein Lieb, laß uns vertrauen
Der großen Führerin.

Müde.

O lehne doch an meine Bruſt
Dein liebes müdes Haupt!
Der Sonne dank ich dieſe Luſt
Die Dir die Kraft geraubt.

O lehne Dich an meine Bruſt,
Ich trage Dich in's Feld!
Der Liebe dank' ich dieſe Luſt
Die mir die Kraft erhält.

Die Sonne ſcheidet.

Schau, wie blitzt durch dieſe Tannen
Nun der Abendſonne Strahl,
Mahnend, eh' ihr zieht von dannen,
Blickt mich an zum letzten Mal!

Muß noch manche tauſend Meilen
Ferne zieh'n aus dieſem Wald,
Doch ihr Beiden dürft nicht eilen,
Denn am Ziele ſeid ihr bald.

Die Nachtigall.

Horch auf, mein Lieb, welch' heller Ton —
Es iſt die Nachtigall!
Sie iſt mit uns dem Wald entfloh'n,
Sie folgt uns überall.

Sie ſingt nicht mehr von Klag' und Schmerz
Wie im vergangenen Jahr —
Mich dünkt, ſie ſingt von Kuß und Scherz,
Mein holdes Lieb, nicht wahr?

Freie Wahl.

„O ſieh, ſchon gingen hier auf dem Feld
Die Blümlein alle zur Ruh!
Es iſt, als ſchliefe die ganze Welt,
Als wachten nur ich und Du!“

Die Welt hat, wenn die Sonne wich
Nur Träum' und Küſſe noch:
Dann wählt ein Jedes das Liebſte ſich —
Mein Lieb, was wählen wir doch?

Heimkehr.

„Meinem eigenen Auge trau'
Kaum ich noch — Geliebter, ſchau!
Iſt dieß nicht derſelbe Pfad
Den ich früh mit Dir betrat?“

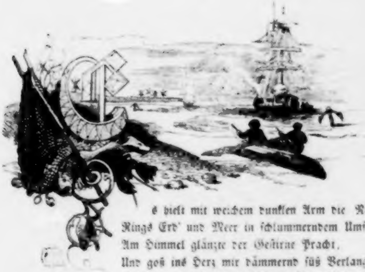
Ja, mein Lieb, und ſchau einmal:
Drüben liegt das Heimaththal!
Und der Frühling, welch' ein Glück!
Führt uns ſelbſt nach Haus zurück.

Adolph Schults.

Dünen-Lieder von Wangeroge.

Der Leuchtthurm.

I.



Es hielt mit weichem dunklen Arm die Nacht
Rings Erd' und Meer in ſchlummerndem Umfangen.
Am Himmel glänzte der Geſtirne Pracht,
Und goß ins Herz mir dämmernd ſüß Verlangen.
Entflohn dem Saal und ſeinem Kerzenſchein
Streckt ich am weichen Dünenſand mich nieder
Und ruhen fühlt ich alle Herzenspein,
Es ſang das Meer mir ſeine Schlummerlieder.

Ein dunkler Spiegel ruht ſein weiter Schooß
Matt glitzernd in der Sterne Silberflimmern.
Der Brandung Streif nur ſiehſt Du, grenzenlos
Dahingeſtreckt, im Wellenſchaume ſchimmern.
Der Löwe ruht, das rieſ'ge Haupt geneigt,
Halbträumend zucken ſeine mächt'gen Pranken
So ruht das Meer. Das letzte Lüftchen ſchweigt
Und um mich wogen träumriſch die Gedanken.

Vom Thurme dort, ſchlank wie das Minaret,
Von dem der Iman bei den Orientalen
Den gläub'gen Moslim ladet zum Gebet
Seh ich des Feuerzeichens Loſung ſtrahlen.
Es ſchlägt in feurigrother Flammenpracht
Weithin ins Meer die Brücke flammenfunkelnd
Durchbricht des allgewalt'gen Dunkels Nacht,
Rings neben ſich die Tiefe nächtger dunkelnd.

Ich ſaß und ſann! in hohler Hand die Stirn
Zum Feuerweg hinaus den Blick gewendet
Da zuckt es leuchtend durch mein träumend Hirn
Und Bild auf Bild ſah ich mir zugeſendet
Von dem, was dieſes Feuerſternes Glut
Auf weitem Meer beleuchtet und geſchauet;
Und was ich ſah in dieſer Bilderflut
Das ſei in raſchen Zügen Euch vertrauet.

II.

Lau war die Nacht, aus Oſt ein friſcher Wind
Ließ aller Segel Buſen höher ſchwellen.
Des Schiffers Bruſt umſpielten los und lind
Im Blitzgeſchmeid die dunklen Kräuſelwellen;
Sein Kiel, durchſchneidend tief die dunkle Flut,
Läßt hinter ihm die Feuerfurche ziehen.
Das Schiffsvolk träg auf dem Verdecke ruht
Und fernher glänzt des Leuchtthurms dunkles Glühen.

Des Leuchtthurms Inſel iſt ihr Heimathland
Die niedren Hütten bergen ihre Theuern.
Am Rad die Hand, dem Leuchtſtern zugewandt
Sieht den Patron man hin zur Rhede ſteuern.
Er überſchlägt der langen Fahrt Gewinn,
Sieht zum Empfang die Arme ausgebreitet
Von Weib und Kind, indeſſen leis dahin
Sein Schiff die wohlbekannte Pfade gleitet.

Wie oft in ſturmgepeitſchter Wetternacht
Hat er auf fernen Meeres Wogenſchäumen
Zum heimiſchen Leuchtthurm ſehnend hingedacht,
An deſſen Fuß ſorglos die Seinen träumen.
Die braunen Burſche, in Gefahr erprobt,
Wie mancher hat im Kampf mit Todesgrauen
Der Liebſten feſter Treue angelobt,
Würd' er des Leuchtthurms Strahlen wiederſchauen.

Sie ſchauen ihn. Aus tiefſten Herzens Grund
Dringt ein Gebet auf zu des Höchſten Throne;
Es bringt des harten Seemanns rauher Mund
Den Rettungsdank dem Vater und dem Sohne.
Noch ſtolz gebläht an Maſten groß und klein
Des Schiffes Schwingen weiß herniederwallen:
Da tönt ein Ruf: Auf! zieht die Segel ein!
All' Mann zur Hand! und laßt die Anker fallen.

III

Es ſteigt empor ein ander Bild
In düſter Schreckensgrau gehüllt.
Laut raſt die See und kochend ſchäumen
Die Wellen empor mit wildem Bäumen.
Empor zum Maſt mit wildem Ringen
Das ſchwankende Schifflein ſie gierig umſpringen:
Rings Sturmgeheul, empörte Flut.
„Ihr Burſche bergt die Segel gut!"
Im Sturme die Maſten die leichten, ſchlanken,
Erzitternd hinüber herüber ſchwanken.
Doch wie ſie auch ſchwankend zur Flut ſich neigen
Und ächzend wieder zum Himmel ſteigen
Drei Burſche braun keck und verwegen, —
Wohl nimmer beſſer das Meer durchzogen —
Sie klimmen hinauf die flatternde Leiter
Sie klimmen weiter und immer weiter,
Beherzt das Aug', beherzt die Hand.

Sie klimmen weiter unverwandt.
Ein raſcher Schnitt! mit Donnerknall
Hinflattert des Segels weißer Schwall.
Es bäumt ſich das Schiff, ein ächzend Stöhnen,
Und Planken und Rippen vom Schlage dröhnen,
Dann ſtürzt es kopfüber in die Wellen,
Die ſchäumend höher und höher ſchwellen.
Da gellt ein Schrei. Auf blickt der Patron
Allmächt'ger Gott! es iſt ſein Sohn!
Vom Sturme gepeitſcht des Segels Zipfel
Er trifft ihn, ſchleudert hinab vom Gipfel
Des Maſt's den Beherzten: ſchon iſt er verſchlungen
Und über ihn Well und Well geſprungen,
Thürmt Berge auf feuchter Berge Wucht,
Indeß in wilder jäher Flucht
Mit kreiſchenden Maſten, mit pfeifenden Tauen
Enteilet das Schiff der Stätte voll Grauen.

Da bricht des Leuchtthurms ferner Schein
In ihre Todesnacht herein:
Doch der ſonſt Ziel der Wünſche war,
Verkündet nur letzte Todesgefahr.
Denn wie wenn tauſend Donner grollen
Hört wild man die ſchäumende Brandung rollen.
Vergeblich des Patrones Bemühn
Sein Schiff dem Abgrund zu entziehn.
Zerbrochen im Wellenſturz das Steuer;
Ein feſſelfreies Ungeheuer
Stürzt taumelnd und ſchwankend im Feuerſchein
Das Wrack in des Leuchtthurms Brandung hinein.
Ein Stoß! und krachend bohrt das Schiff
Den Kiel tief ein ins ſandige Riff.
Mit Tigerſprunge maſtaufwärts zieht
Der toſenden Brandung ſchäumender Giſcht.
Hinauf zum Maſte, wo todt und roht
Das Schiffsvolk hängt in der höchſten Noth. —
Und ruhig wirft den Feuerſchein
Der Leuchtthurm in den Graus hinein.
Beleuchtend todesblaſſe Weſen
Zu ſichrem Untergang erleſen.
Er fleht der Lippen krampfend Leben
Im Stoßgebet das ſie erbeben:
Dann wilder Fluch, Verzweiflungsſchrei

Der fruchtlos Hülfe ruft herbei. —
Da wälzt mit tödtlich ſichrem Gange
Sich her die Wellenrieſenſchlange,
Hebt hoch das todgeweihte Schiff,
Hinab ſtürzt's auf das ſand'ge Riff —
Doch was nach dieſem Stoß zu ſchauen —
Das Auge wendet ſich mit Grauen.
Zerbrochner Planken wirre Trümmer
Erglänzen in des Leuchtthurms Schimmer.
Hier brechendes Aug', hier klammernde Hand;
Zerſchmetterte Leichen am öden Strand. — — —

Ad. Stahr.

Die Geburt des Amadis.

Wir waren mitten in der Napoleoniſchen Zeit; Preußen war überſchwemmt von den fremden Kriegsvölkern, zu denen man damals leider! auch deutſche Brüder zahlen mußte, weil ſie mit dem Eroberer zogen. Die Einheit Deutſchlands war Etwas, das nur Wenige in ihr frommes Gebet einſchloſſen, deſſen Verwirklichung aber die kühnſte Phantaſie nicht träumte. In den Feſtungen lag franzöſiſche Beſatzung; in den Häfen trotzten franzöſiſche Generalconſuln; die Bürger erlagen unter den Abgaben und den Laſten der Einquartirung. Die ſchönſten Zimmer ihrer Häuſer überließen ſie gezwungen den Feinden, das Gras ihrer Wieſen fraßen Normanniſche und Bretagniſche Pferde und die Zeit war noch fern

Wo kein franzöſiſch Roß mehr aus den Fluten
Des prächtig ſtrömenden Niemen trinken ſollte.

In jener gewaltſamen Zeit lag die gewöhnliche Politik der Jugend fern; der Hang zur Oppoſition, der in jungen Köpfen ſtets rege iſt, durfte ſich auf dieſes Feld nicht wagen. Mit dem Munde und der Feder war nichts zu wirken, nur das Gewaltſamſte hatte einen immer noch ungewiſſen Erfolg haben können und nicht Viele durften ſich Muth, Hingebung, Entſchloſſenheit, Schwärmerei, Begeiſterung, Thatkraft in ſo hohem Maße zutrauen. Man geduldete ſich; man ſchickte ſich; ein gutes Samenkorn ruhte noch im vaterländiſchen Boden, deſſen war ſich Jeder bewußt; die Zeit der Reife mußte kommen.

Kunſt und Poeſie beſchwichtigte die jugendlichen Gemüther; das aufſtrahlende Geſtirn Schiller's und Goethe's erhob; die üppig aufſchießenden Romantiker ergötzten und erwärmten; man ſchüttelte das Angelernte ab, man bewegte ſich hier wenigſtens freier; man fühlte ſich in einer neuen Welt. Tieck's friſche Romantik übte eine bezaubernde Wirkung. Die Romanze auf ihrem Zelter, mit weithin wehendem Schleier, durch den duftigen Wald reitend, war uns eine Verkörperung der Poeſie, der wir zu jeder Stunde wirklich zu begegnen hofften.

Durch dieſe Beſtrebungen wurden wir auch der bildenden Kunſt zugeführt. Allein hier fehlte uns im nördlichen Theile des Vaterlandes der Boden. Die Kunſt ſchwebte wie Muhamed's Sarg zwiſchen Himmel und Erde; wir ſchweiften in's Phantaſtiſche und der Ausdruck „ſchwebelnd und nebelnd“ war wie für uns und unſer damaliges Treiben erfunden. Das ferne Italien, der Katholicismus, die mauriſchen Kunſtdenkmäler in Spanien, die mittelalterliche deutſche Kunſt, dieß Alles lag noch in ziemlich unbeſtimmten Umriſſen; allein wir bezogen darauf alle unſere Gefühlsübertreibungen und unſere heitern wie trüben Sehnſüchteleien.

Von den Philiſtern des Tages angegriffen und beſpöttelt, von den Alten gründlich mißachtet, ging es dem jungen Deutſchland von damals, wie dem von Heute, mit dem Unterſchiede, daß unſere vermeinte Narrheit nicht für gefährlich gehalten wurde und die Polizei ſich nicht hinein miſchte. Die Poetiſchen ſchenkten indeß ihren Gegnern nichts; Spott und Verachtung trafen ſie nicht minder, man blieb bei ſeinen Uebungen und Gewohnheiten, die von dem, was man heutzutage praktiſch zu nennen übereingekommen, himmelweit verſchieden waren. Wir fragten nie darnach: wozu iſt es gut? ſondern nur: iſt es ſchön?

Der Reibungen und Nergeleien müde, zog ſich Mancher von der Oeffentlichkeit zurück, die damals überdieß noch nicht das breitausgefahrene Geleiſe war. Man hing ganz ſeinen Lieblingsſtudien, Neigungen und Hervorbringungen nach, die man nur dem vertrauteſten Kreiſe Gleichgeſinnter offenbarte. Es war eine ſtille Fortbildung eigener, innerſter Zuſtände; ein umſchleierter Kultus, der den Blicken des profanen Pöbels für immer entzogen war.

In ſolcher Zurückgezogenheit lebte auch ich. Das was das ſogenannte große Publikum in Anſpruch nahm, glitt an mir faſt unbemerkt vorüber; äſthetiſche Zirkel, Vereine gelehrter Pedanten, was die „gebildete Welt" Unterhaltung nannte, ſchien mir verächtlich. Ich hatte eine eigene Welt um mich geſchaffen, in der ich mich bewegte und die mich ganz erfüllte. Dieſer Hang iſt mir mein Leben hindurch geblieben; ich trieb ſtets Vielerlei für mich als ächter Dilettant; ich war mir ſelbſt genug, und fand mein Glück darin; ein ächter Egoiſt. Ich hatte mich damals mit Eifer der Kunſt zugewendet. Vor Allem war es jene wunderbare, noch ſo unbekannte Kunſt, deren Spuren die edeln Boiſſeree ſo glücklich nachgeſpürt hatten, deren Bezeichnung „byzantiniſch-niederrheiniſch" wir zuerſt aus Goethe's Munde vernahmen.

Dieſe Anregung führte mich im Geiſte nach Köln; meine Sehnſucht war groß mich in jene Schätze zu verſenken, ein Freund meiner Jugend theilte ſie. Ich konnte ſie ſchon nach wenigen Jahren ſtillen; ihm ſollte es nie ſo gut werden. Er ſchied von dieſer Welt, ohne den Dom, unvollendet, wie er iſt, angeſtaunt, bewundert zu haben, ohne den großen Gedanken mitzuempfinden, ihn auszubauen, ohne einige Steine beitragen zu können zu dem ſchönen Werke. —

Um jene Zeit befiel mich eine ſeltſame Krankheit. Man nannte es ein Nervenfieber in der gemeinen Handwerksſprache der Medizin, allein es war etwas Anderes. Wäre ich damals in die Hände eines Juſtinus Kerner gekommen, wer weiß, bis zu welchem Grade ſich mein myſtiſcher Zuſtand geſteigert haben würde. Ich lag ohne Gefühl für äußern Schmerz in völliger Abſpannung da; ich hörte und ſah Alles um mich her, allein ich hatte die Sprache verloren, d. h., ich hatte den feſten Willen, nicht zu ſprechen, und deßhalb verſuchte ich es nicht und dieß lähmte meine Zunge. Ich verſtand

Alles recht gut, wie zum Beiſpiel drei Aerzte an meinem Bette, die ſich über meine Krankheit zu berathen vereinigt hatten, übereinkamen, daß ich mich in einem Zuſtande gänzlicher Auflöſung befinde und ſehr bald ſterben würde; ich verſtand dieß und ſchauderte nicht einmal bei dem Gedanken, ſo jung ſchon, im achtzehnten Jahre, ſterben zu müſſen und ſelbſt dann, als es mir einfiel, ſie könnten mich wohl für ſcheintodt halten und zu vorſchnell begraben laſſen, machte ich nicht den geringſten Verſuch zu ſprechen. Ich blieb ſtumm. Später las ich einmal in einem wunderlichen Buche: der Menſch ſterbe, wenn ſich der Wille zu ſterben oder der Gedanke an den Tod bei ihm als herrſchend feſtgeſtellt habe und er nicht mehr die Kraft beſäße, ſich zum Widerſpruche, das iſt zum Leben, aufzuraffen. So ſollen die wilden Naturmenſchen, wenn ſie alt und ſchwach geworden, ſich in ihre Hängematte legen um zu ſterben, wie wir, wenn wir einſchlafen wollen, und der Tod bleibe ihnen faſt nie aus, wie bei uns der Schlaf. Mein eben geſchilderter Zuſtand ſcheint die Wahrheit dieſer Annahme zu beſtätigen.

Mein längeres Leben verdanke ich vielleicht nur dem Zuſtande der Bewußtloſigkeit, in den ich endlich verfiel. Mit dem Erlöſchen des Willens konnte die Natur, der Körper ganz unabhängig, die Gegenwehr bewirken. Ich lag vierzehn Tage im ſteten Traume da; ich war ein Anderer; ich war nicht mehr krank. Ein neuer, mir ſelbſt fremder Menſch, befand ich mich in ganz friſchen Beziehungen und Lebensverwickelungen; an Altes, Erlebtes, war mir jede Erinnerung geſchwunden. Meine Angehörigen wollten während dieſer Phaſe meiner Krankheit gerad am Meiſten verzweifeln, denn manchmal äußerte ſich das, was ſich mit mir bloß innerlich zutrug, ziemlich ſtürmiſch nach Außen; dann redete ich Sprachen, die Niemand verſtand, ſang Lieder, deren Urſprung Niemand kannte. Und während dieſes Zuſtandes bereitete ſich meine Geneſung vor, oder ſie war vielmehr ſchon da.

Ich kam endlich wieder zu mir ſelbſt; ich erwachte zu einem neuen Leben mit einem eigenen Gefühle. Es war ein Bedauern daß meine Träume geendet hatten, und die Wirklichkeit mich wieder umgeben ſollte, mit ihrer Sehnſucht, mit ihren unerreichbaren Wünſchen. Es dauerte ſehr lange, bis ich mich zurechtfand. Von den frühern Umgebungen wollte ich nichts mehr recht erkennen; ich floh wieder jede Berührung mit ihnen und nur jener liebe Freund war meine erſte und einzige Zuflucht. Wir verließen Morgens die Stadt, mit einer Flaſche Wein und einem Stück Brod in der Taſche, um uns an irgend einer Waldecke ſtill und beſchaulich hinzuſetzen und den ganzen Tag dort zu bleiben. Wir ſprachen auch nur wenig mit einander. Ich war ungemein reizbar. Eine Roſe brachte mich zum Weinen; ein ſpielendes Kind rührte mich; mein Herz floß von Weichheit über. Meine Verwandten machten ſich allerlei Gedanken und ſagten meiner Mutter, ich könnte nicht mehr geſunden.

In dieſer ſeltenen Seelenſtimmung empfand ich mehr als je die Luſt zu reiſen und zwei Richtungen durchzogen mich dabei. Die Eine war an den Niemen zu gehen, und in dem reichern, maleriſchen Theile meines litthauiſchen Vaterlandes, etwa zwiſchen Tilſe und Ragnit, den eben beginnenden Sommer zuzubringen. Ich hatte jene Gegend ſchon früher kennen gelernt, und die Sehnſucht, ſie wiederzuſehen, ward ſo ſtark in mir, daß ich ſie mir in Gedanken mit Reizen ausſchmückte, die ſie in der Wirklichkeit wahrlich trotz ihrer Anmuth nicht beſitzt. Nach der andern Seite war es aber wieder der Rhein und Köln, wohin ich mich für die Dauer einiger Jahre hinſehnte. Ich wollte ihn endlich ſchauen den Wald von hundert Säulen, den Torſo eines Domes, wie kein zweiter vorhanden, die heiligen drei Könige, jenen köſtlichen Altarſchrein, von der Hand des unbekannten Meiſters!

Allein nur das Erſtere ließ ſich verwirklichen. Ich ging zu einem befreundeten Gutsbeſitzer um einige Monate dort zu verleben. Die Aufnahme war ſo freundlich, wie ſie jeder Andere nur gewünſcht haben würde, die Gegend war lieblich genug, die Familie des wackern Gaſtfreundes war bemüht, mich nach Kräften zu unterhalten. Jedoch vergebens; ich verſank in immer größere Schwermuth und des Freundes Hilfe mußte von Königsberg herbeibeſchworen werden, um mich einigermaßen zurecht zu ſetzen.

Er kam alsbald in Begleitung eines jungen muſikaliſchen Geſellen und mit bedeutungsvollem Gepäcke. Da waren dicke, in Pergament gebundene Bücher aus der ihm anvertrauten Wallenrodt'ſchen Bibliothek, dann Briefe von Zacharias Werner, friſch aus Italien, alte italieniſche Geſänge und dergleichen Stoffe, um angenehme Zerſtreuung um mich her zu verbreiten. Allein, damit auch ein wohlthätiger Wechſel in der Umgebung hervorgebracht würde, ſchlug er vor, durch das Land zu pilgern, und den katholiſchen Strich Oſtpreußens, das ſogenannte Ermland'ſche aufzuſuchen, und da uns der Kölner Dom zu weit ablage, einſtweilen das Kloſter zur heiligen Linde in Augenſchein zu nehmen. Freilich ein ungeheurer Abſtand! Dieſe im Rococoſtyle elegante Architektur und der hohe, deutſchgothiſche Dom, für den ſie uns Erſatz bieten ſollte!

Das Landſchaftliche wußte uns mächtiger anzuziehen, und wir beſchloſſen, dort zu bleiben, um ſo mehr, als wir hier wieder ungeſtört unſerm Sinnen und Trachten nachhängen konnten. Was der Freund von Büchern bei ſich trug, war ſeltſam genug ausgewählt. Zuerſt nenne ich den Herrn von Morgenſtern von Jung-Stilling, dann die Bekenntniſſe der de la Mothe-Guyon, die geſammten Centurien der Prophezeihungen des Noſtradamus und den Amadis von Gallien, des Spaniers Acuerdo Olvido in einer alten franzöſiſchen Ueberſetzung. Dieſe Bücher ſind mir noch gegenwärtig; das Andere, was er bei ſich führte iſt mir entfallen. Es ſind an dreißig Jahre ſeitdem verfloſſen. —

Wenn wir Stilling und die de la Mothe-Guyon in Gemeinſchaft laſen und dazwiſchen mein Freund aus dem dicken Hefte des Noſtradamus einzelne Prophezeihungen ablas, um über den geheimen Sinn zu tufteln und dann mit mir in Erſtaunen und Verwunderung auszubrechen, wenn wir die Erfüllung der Weiſſagung in einem uns naheliegenden Ereigniß wiederfanden, ſo hatte ich mich allein und geſondert des vielbändigen Amadis bemächtigt, um dieſen Quell aller Romantik mit bedächtiger Muße und vollſtändigem Bewußtſein in mich aufzunehmen.

Dieß merkwürdige Buch, welches ſo viel Poeſie enthält, daß es ganz davon durchdrungen erſcheint, nahm mich ſo ſehr in Anſpruch, daß ich faſt wie der ingenioſo **Hidalgo de la Mancha**, den Verſtand darüber verloren hätte. Das heißt: das was die gewöhnliche Menge Verſtand zu nennen beliebt; ich ſelbſt wäre dabei natürlich ſo geſund an Verſtand geblieben, wie Don Quixotte ſelbſt, deſſen einzige Thorheit wohl nur darin beſteht, mit der ſelbſtſüchtigen Proſa der Wirklichkeit einen Kampf zu beginnen, der bei allem tiefen Ernſte doch für ſie nur den Anſchein einer Poſſe annimmt. Ich war auf dem beſten Wege in ſeine Fußſtapfen zu treten, denn ich ging in der feſten Abſicht an's Werk, den weitſchichtigen Roman in's Deutſche zu überſetzen, ganz unbekümmert darum, daß die Leute dieſe Blüte der ächten Ritterpoeſie mit ihren ſchaalen ſächſiſchen bezopften Nachahmungen, wie eine aſiatiſche Baniſe, oder den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden ſächſiſchen Kavalier zuſammenwerfen und ebenſo wie dieſe zum Gegenſtande ihres Spottes machen würden.

Ich tauchte mich gänzlich in dieß Buch und ich geſteh' es offen, daß mich ſeitdem nichts ſo ſehr entzücken konnte. Einem Liedchen daraus, das ſo anfing:

O rose, blanche et doucette,
O rose parsus toute fleur,
O rose, blanche et doucette,
Par toy suis en grand' douleur!

welches mir faſt wörtlich nachzubilden geglückt war, fand ich eine paſſende Weiſe und ſang's von Morgen bis Abend. Ich überſetzte faſt den ganzen Tag und kam nur ſpät zum Sprechen mit dem Freunde, wenn wir die gemeinſchaftliche Mahlzeit hielten und darauf ſpazieren gingen. — —

Und ſo liegt denn jetzt jene in der Jugend Tagen verſuchte Nachbildung eines der merkwürdigſten Bücher und älteſten Romane wieder vor mir.* Ein gewöhnliches Menſchenalter iſt ſeitdem verſtrichen, und auch mein Freund Raphael iſt ſchon lange heimgegangen, er, der dieſer Poeſie ſo innig verwandt war und ſie auch in mir nährte. Auch die Züge der Handſchrift ſprechen mir zum Herzen! Ein liebes Kind, die Geliebte meiner Jugend, ſchrieb ſie von den Blättern ab, die ich damals zitternd, noch von der Krankheit geſchwächt, nur gekritzelt hatte. Auch ſie iſt geſtorben und dieſe Handſchrift ihr einziges Vermächtniß. —

Dieſe liebenswerthe Erinnerung reihe ich hiemit nun den Gaben meiner Freunde an; die Geſchichte ihres Entſtehens wird die Leſer mit den Stimmungen und Neigungen bekannt gemacht haben, unter deren Einfluß ich mich der Arbeit unterzog. Nichts von dem, was ich in ſpäterer Zeit geſchrieben, noch weniger aber das, was ich mit Abſicht für dieſen Zweck verfaſſen möchte, hätte mich ſelbſt ſo zufrieden geſtellt, als dieſe Wahl, und ſomit beantworte ich denn im Voraus Fragen und Ausſtellungen, die man in dieſer tendenzluſtigen Zeit ſo bereitwillig an den Schriftſteller oder Dichter zu machen pflegt: Warum ich nämlich ein Romanfragment überhaupt, dann: Warum ich eine Nachbildung des Spaniſchen und Altfranzöſiſchen zum deutſchen Dombau beiſteure? Ich höre ſchon Einige, die mir ein Verbrechen daraus machen wollen! Immerhin: ſchalten mich dort welche einen Thoren, daß ich die Dombauſteine überhaupt unternahm, ſo mögen mich nun Andere einen Verbrecher dieſes Beitrags wegen ſchelten.

---

* Der ächte Amadis von Gallien (Beltenebros, Dunkelſchön) ſtammt aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. In ſpätern Zeiten wurde er vielfältig nachgeahmt; doch erreicht keine dieſer Fortſetzungen den erſten an naiver Poeſie und Reichthum der Erfindung.

Den geneigten Leſer aber, denn nur den habe ich im Auge, bitte ich, die gehörige Stimmung zu finden, oder abzuwarten, um die nachſtehende Geſchichte aufzunehmen, und falls ihm dieſelbe nicht ſchlecht behagt, nach dem Uebrigen in der Urſprache zu greifen, wenn er ſeiner habhaft werden kann. Dieſe eben ſo zarten als naiven, dabei urſprünglichen Erfindungen, werden ſelbſt Die ergötzen, die mit unſerm, bis auf die neueſte Zeit ſo klotzigen und plumpen Ritterromanen, die nichts als dieſen Namen mit dem Amadis von Gallien gemein haben, nichts zu thun haben wollen.

Erſtes Kapitel.

Wer die Könige Garinter und Perion waren, und von einem zufälligen Kampfe den der Letztere mit zwei Rittern hatte; hierauf mit einem Löwen, welcher in ihrem Beiſein einen Hirſch verzehrte und das was ſich weiter zutrug.

Kurze Zeit nach den Leiden unſeres Heiland's Jeſu Chriſti, lebte ein König von Klein-Britanien, mit Namen Garinter, erleuchtet durch die Geſetze der Wahrheit und herrlich ausgeſchmückt mit guten und lobenswerthen Tugenden, welcher mit einer edlen Frau, ſeinem Gemahl, zwei Töchter hatte. Die Aelteſte war verheirathet mit Langwines, dem Könige von Schottland; ſie wurde gewöhnlich die Frau vom Blumenkranze genannt, weil der König ihr Gatte, wegen der Schönheit ihrer Haare und wegen des großen

Vergnügens, welches er empfand ſie zu ſehen, ihr nicht erlaubte ſich anders zu bedecken, als mit einem kleinen Kranze oder Käppchen von Blumen. Von dieſem König Languines und ihr wurden gezeugt Agrajes und Mabile, deren die gegenwärtige Hiſtorie ſpäter gedenken wird. Die andere nach ihr geborne Tochter dieſes Königs Garinter wird Eliſene genannt; ſie war aber bei weitem ſchöner als die ältere Schweſter. So oft ſie auch von mehren Prinzen und großen Herren zur Gemahlin begehrt wurde, ſo zeigte ſie doch ſtets wenig Luſt dazu. Ihrer Zurückgezogenheit und ihres heiligen Lebens wegen, nannte man ſie gemeinhin nur die verlorene Andächtige; denn man meinte, daß einer Jungfrau von ſo hohem Stande, mit ſolcher herrlichen Schönheit ausgeſtattet, die von ſo großen Prinzen zur Ehe begehrt wurde, eine ſtete Bußfertigkeit wenig anpaſſe. Da nun König Garinter alt geworden war, hatte er zur Ergötzung ſeines Geiſtes, eine große Luſt am Waidwerk. Einſt aber trug ſich's zu, daß bei einem Luſtlager in der Nähe ſeiner Stadt Alyma ein Hirſch gehetzt wurde, welchen er ſelbſt ſo lange verfolgte, bis daß er ſich verirrte, und von Leuten und Hunden verlaſſen, ſich Gott empfahl. Nachdem er bedächtig weiter reitend, hinüber und herüber irrte, erblickte er endlich zum guten Glücke nahe beim Ausgang des Gehölzes zwei Ritter, die gegen einen Andern kämpften. Er erkannte ſie alsbald als Vaſallen, über welche ſchon manchmal bei ihm Klage geführt worden war, doch hatte er ihnen nichts anhaben können, weil ſie große Sippſchaft im Lande hatten, und auch weil ſie gewöhnlich in dieſem großen Walde ſich verſteckt hielten. Wegen dem Dritten war er ungewiß, wer es wohl ſeyn könnte. Für den Augenblick wollte er ſich aber nicht der Gnade dieſes Ritters übergeben, bevor nicht ſeine Furcht vor jenen Beiden vollkommen gehoben wäre. Deßhalb zog er ſich ein Stück in den Wald zurück, von wo aus er zu ſehen vermochte, welchen Ausgang dieſer Streit nehmen würde, und bald gewahrte er, daß die Ausdauer des einzelnen Ritters die zwei Andern überwand und tödtete. Als dieß der König ſah, ſprengte er aus dem Holz hervor, worauf Jener ihn fragte: Welche Gegend, edler Mann, iſt dieß, wo irrende Ritter, von ſolchen Räubern angegriffen werden? Ach, mein Herr, erwiederte der König, entſetzt Euch darüber nicht, denn in dieſem Lande, wie in jedem andern, gibt es gute und ſchlechte Menſchen, und die, welche Euch ſo eben angegriffen, haben ſchon unzählige Uebelthaten und Greuel verübt und nicht nur in dieſem Walde, wo ſie gewohnt waren ſich zu verbergen, ſondern auch an andern Orten, ſogar unter den Augen ihres Königs, welcher nicht Gerechtigkeit zu üben vermochte, weil ſie den beſten Häuſern dieſes Reiches verwandt waren. —

Aber wo konnte ich dieſen König, von dem ihr ſprecht, wohl finden? fragte der Ritter weiter, denn ich komme ihn zu beſuchen und bringe ihm Nachricht von ſeinem großen Freunde. Was auch daraus entſtehen möge, ſprach hierauf Garinter, ſo will ich Euch ſagen, was ich von ihm weiß. Vernehmt denn, daß ich ſelbſt der von Euch Geſuchte bin. — Bei dieſen Worten ſchlug der Ritter das Viſir zurück, legte den Schild ab, und eilte auf Garinter zu, um ihn zu umarmen, ſich ſelbſt als den König Perion von Gallien zu erkennen gebend, welcher lange Zeit ſchon gewünſcht hatte, dieſe Bekanntſchaft zu machen. Die beiden Könige waren nun höchlich darüber erfreut und kurzweilten im Geſpräche miteinander, indem ſie ſich in die Stadt zurückbegaben. Sie nahmen ihren Weg durch das Gehölz, wo ſie die Jäger anzutreffen glaubten. Aber durch einen Zufall ſetzte ein den Garntüchern entlaufener Hirſch vorüber, auf den die beiden Fürſten ſogleich Jagd machten. Als ſie dabei zum Ausgange eines dicken Buſchwerks kamen, trat ihnen ein ergrimmter Leu entgegen, der in ihrer Gegenwart ſich des Hirſches bemächtigte, und nachdem er ihn mit ſeinen ſtarken Krallen in Stücken zerlegt hatte, wandte er den Blick, hob eine ſeiner Vordertatzen auf, ſchüttelte ſeine Mähne, und begann die beiden Fürſten anzubrüllen, als wollte er eine Drohung gegen ſie ausſtoßen. Als dieß König Perion erſah, ſprach er lachend: Meiſter Löwe, ihr werdet nicht ſo rachgierig ſeyn, und uns nicht einen Antheil an Eurer Jagd nehmen laſſen. Und ſogleich ſtieg er ab, da ſein Gaul nicht näher gehen wollte, nahm das Schwert in die Fauſt, den Schild auf den Arm, und ohne daß das Nachrufen des Königs Garinter ihn davon abbringen konnte, ging er kühn auf den Löwen zu, welcher, um ſeinen Raub zu vertheidigen, dem König alsbald entgegen ſprang, und jetzt begann ein neuer Kampf zwiſchen den Beiden. Der gewaltige Löwe brachte ſeinen Mann unter ſich; allein ohne Erfolg, denn der

König war ſo tapfern Herzens, daß trotz der Gefahr, in der er ſchwebte, er ſich dennoch nicht entſetzte, ſondern vielmehr mit kräftigem Muthe ſein Schwert ſo tief in den Leib des Thieres ſtieß, daß es todt vor ihm niederfiel. Als dieß König Garinter ſah, ward er ſo erſtaunt darüber, daß er zu ſich ſelbſt ſprach: Wahrhaftig! dieſer hier wird nicht mit Unrecht einer der beſten Ritter der Welt genannt. Während dieß ſich begeben hatte, verſammelte ſich das Gefolge, welches ſeinen König aller Enden geſucht hatte. Das Wild und die andere Beute wurde von zwei Pferden nach der Stadt getragen. Unterdeß war die Königin unverzüglich von der Ankunft des Königs Perion benachrichtigt worden, und dieſerhalb ließ ſie alles Erforderliche ſchnell herbeiſchaffen, um einen ſolchen Fürſten gut zu empfangen und zu bewillkommnen. Die Könige fanden bei ihrer Ankunft das Mittageſſen fertig und die Tiſche errichtet, an welchen ſie ſich, nach den wechſelſeitig bewieſenen Höflichkeiten und Bewillkommnungen hinſetzten, nebſt der Königin und der ſchönen Eliſene, ihrer Tochter. Doch war der Liebesgott im Hinterhalte, welcher ja ſeit lange ſchon die Prinzeſſin heimſuchte, ohne ſie beſiegen zu können. Allein er durchſchaute ſie ſo, daß er wohl wußte ſie zu dieſer Stunde beſiegen zu können, und er ſah ſich bereits am Ziele.

Als König Perion, welcher vorerſt an nichts als an die gute Aufnahme denken mochte, ſein Auge endlich auf Frau Eliſene warf und ihren Blicken begegnete, ſo war es plötzlich, als könne das bisherige, ſo überaus züchtige und heilige Leben dieſer Prinzeſſin, ſie ferner nicht mehr bewahren und ſchützen vor einer außerordentlichen Liebe zu dem jungen König; und eben ſo verſpürte er es in ſich, obgleich ſein Herz bis dahin frank und frei geweſen war und ſich noch keiner zarten Leidenſchaft unterworfen hatte. Beide befanden ſich deßhalb während des Mahles in einer eben ſo ſeltſamen als großartigen Stimmung für einander, bis daß die Tafel aufgehoben wurde und die Königin ſich hinwegbegeben hatte. Eliſene ſtand auf, um ſie zu begleiten, aber ſo wie ſie den erſten Schritt that, entfiel ihr ein Ring, welchen ſie in ihren Buſen geſteckt hatte als ſie ihre Hände wuſch. Sie hatte ihn vergeſſen wegen der andern Gedanken, die ihr in den Kopf gerathen waren. König Perion befand ſich allein bei ihr. Er bückte ſich eben ſo ſchnell als ſie, um den entfallenen Ring aufzuheben, ſo daß ſich ihre Hände zu gleicher Zeit begegneten und der König Gelegenheit fand, ihr die Finger zu drücken, indem er ſich ſtellte, als nähme er den Ring. Darüber veränderte die von der Liebe berührte Jungfrau die Farbe, bedankte ſich aber ſogleich durch einen gar holden Blick. Ach! ſprach er, edle Frau, dieß wird nicht der letzte Dienſt ſeyn, den ich Euch zu leiſten hoffe, denn meine ganze Lebenszeit werde ich anwenden, Euch gehorſam zu ſeyn. Nach dieſen Worten wollte es Eliſenen geziemend ſcheinen, der Königin, ihrer Mutter, zu folgen, ohne ihm zu antworten; ſie war eben ſo beſtürzt wie überraſcht, und kannte ſich ſelbſt nicht mehr.

Da ſie dieß neue Feuer nicht zu deuten wußte, das mit ſo großer Heftigkeit und ſo plötzlich ihre frühern keuſchen Gewohnheiten zu beſiegen ſchien, ſo entdeckte ſie ſich mit Thränen in den Augen und Gewiſſensangſt im Herzen einer ihrer treuen Zofen, Dariolette geheißen, indem ſie ſie inſtändig um Rath bat, wie ſie wohl durch ehrliche Mittel erfahren könne, ob König Perion nicht ſchon anderswo ſein Herz verſchenkt habe, und ob die Zuneigung, die er ihr zu beweiſen ſcheine, nicht blos als eine Folge des Gefühls zu betrachten ſei, das ſich zuerſt in ihrem Herzen geregt habe. Die Zofe war betroffen über dieſe plötzliche Veränderung bei einer Jungfrau, die ſonſt ſolchen Dingen ſo fern ſtand. Sie zeigte alsbald den thätigſten Antheil und erwiederte: ich ſehe wohl, edle Frau, daß dieſe außerordentliche Leidenſchaft, mit welcher Tyrann Amor Euch plagt, in Eurem Verſtande kein Plätzchen mehr übrig laſſen wird, wo weiſer Rath Gehör findet. Allein dennoch werde ich, obgleich meiner Dienſtpflicht entgegen, und nur einzig meiner Anhänglichkeit für Euch gehorſam, das thun, was Ihr begehrt und zwar auf die ehrlichſte Weiſe, welche mir mein Bischen Verſtand und der Wille Euch zu gefallen finden laſſen wird.

Ohne alle weitern Redensarten machte ſich nunmehr Dariolette auf, um nach dem Zimmer, wo König Perion ſich befand, zu gehen. An der Thüre deſſelben traf ſie den Stallmeiſter des Königs, der ihm andere Kleider zum Anziehen brachte, welche die Zofe ihm abnahm, ſprechend: ich will dem Könige dieſen Dienſt erzeigen, und Ihr, Freund Stallmeiſter, geht nur, wenns gefällig iſt, an Eure andern Geſchäfte. Der Stallmeiſter war der Meinung, daß dieß der Brauch ſo an dieſem Hofe ſei, und überließ der Zofe die Kleider. Damit trat ſie in das Zimmer, wo ſie den König fand, der ſich niedergelegt hatte, aber ſogleich ſie als die erkannte, welche er mit Eliſene im Vertrauen hatte ſprechen geſehen. Er dachte alsbald, daß ſie nicht zu dieſer Stunde gekommen ſeyn würde, ohne ihm Mittel für ſeine tödtlichen Leiden zu bringen. Was wollt Ihr, meine gute Freundin? fragte er mit bebender Stimme. Herr, entgegnete ſie, ich will, ſo es Euch gefällt, Euch friſche Kleider bringen. — Ich würde lieber ſehen, ſagte der König, daß ſie für mein Herz wären, welches jetzt an Freuden nackt und entblößt iſt. — Weßhalb? fragte das Mädchen. — Weil ich, ſagte er, als ich in dieß Land ankam, von allen Leiden frei war, und nur auf neue Abenteuer ſann, welche der irrende Ritter ſtets ſuchen muß. Aber jetzt, da ich in dieß Haus getreten, bin ich, ich weiß ſelbſt nicht wie, durch eine von Euch Frauen, tödtlich verletzt. Wollt Ihr nun, gute Zofe, mir ein Mittel dagegen ſagen, ſo ſoll es eine ſo gute Belohnung für Euch abwerfen, daß Ihr mir Euer ganzes Leben verbunden bleiben werdet. — Gewiß, erwiederte ſie, ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, einem ſo erlauchten und edeln Ritter meine Dienſte zu erweiſen; wenn ich aber nur wüßte, womit? — Wenn Ihr mir als ehrliches Mädchen verſprecht, ſagte der König, mich nicht zu verrathen, es werde von Euch verlangt oder nicht, ſo werde ich Euch's ſagen. — Sprecht nur dreiſt, ſagte darauf Dariolette, denn durch mich, wird's ohne Euren Willen nicht herauskommen. — Mein liebes Kind, verſetzte darauf der König, ich bekenne Euch, daß, als ich zur Stunde die herrliche Schönheit Eliſenens, Euerer Frau, erſchaute, ich auf's Aeußerſte von der Liebe beunruhigt wurde und zwar dermaßen, daß ich dem Tode zur Beute anheimfallen muß, wenn ich nicht in Kurzem eine Erleichterung meiner Leiden finde.

So wie Dariolette, welcher der Sinn der Prinzeſſin vollkommen bekannt war, dieß vernahm, entgegnete ſie: Herr, wenn Ihr mir auf Königswort, welches in allen Fällen und vor allen Dingen wahrhaft ſeyn ſoll und als ehrenfeſter Ritter, welcher, ſo wie man ſagt, ſchon ſo viel erprobt hat um recht und gerad zu ſeyn, geloben wollt, meine Frau Eliſene zum Gemahl zu nehmen, wenn die Zeit es erheiſchen wird, ſo werde ich ſie Euch in Kurzem dahin bringen, daß nicht allein Euer Herz befriedigt werden ſoll, ſondern auch das übrige, welches vielleicht ebenſo oder mehr in Sorgen und Schmerzen wegen der ungekannten Leidenſchaft iſt. Aber Herr, wenn Ihr nicht thut was ich erheiſche, ſo werdet Ihr ſie nicht nur nicht wieder ſehen, — ſondern Ihr werdet mit Recht Euerer Reden Euch ſchämen müſſen, als nicht aus einem wahren und feſten Herzen gefloſſen, was Ihr dann auch dagegen einwenden möchtet.

Der König, welcher ſchon von Amor ſeiner Freiheit gänzlich beraubt war, um ſich mit Eliſenen zu verbinden, und daraus die edle und herrliche Frucht entſpringen zu ſehen, von der man Euch ſpäter erzählen wird, nahm hierauf ſein Schwert und die rechte Hand auf's Kreuz deſſelben legend, ſprach er dieſe Worte: Ich ſchwöre auf dieſem Kreuze und auf dieſem Schwerte, mit dem ich zum Ritter geſchlagen bin, das zu thun, was Ihr, Mädchen, mir abfordert! Hierauf nahm Dariolette das Wort: Erfreut Euch, ſprach ſie, denn auch ich werde nunmehr erfüllen, was ich Euch verſprochen habe! — Und im Augenblick verfügte ſie ſich zur Prinzeſſin, der ſie Alles berichtete, was ſie mit dem König Perion beſchloſſen hatte. Hierüber wurde die verliebte Magd ſo erfreut, daß ſie faſt die Beſinnung verlor, denn ohne Aufhören umhalſte ſie Dariolette und rief: Meine beſte Freundin, wann wird die Stunde ſchlagen, daß ich dieſen meinen Herrn, den Du mir gegeben haſt, in die Arme ſchließen werde?

Ich werde es Euch ſagen, entgegnete die Zofe. Ihr müßt wiſſen, daß in dem Zimmer, wo König Perion ſich aufhält, ein Pförtlein nach der Gartenſeite iſt, durch welche Euer Vater oftmals hinausgeht, um ſich zu erholen, und die jetzt durch eine Tapete verſteckt iſt; aber ich habe den Schlüſſel davon. Durch dieſe Thür können wir bei Nachtzeit, wenn die Hausleute ſchlafen, leicht eingehen, ohne von Jemand bemerkt zu werden, und wenn die Zeit kommt, daß ihr Euch zurückziehen müßt, ſo komm ich, um Euch abzurufen.

Als Eliſene dieſen Vorſchlag hörte, war ſie damit ſehr zufrieden, dennoch aber ſagte ſie ſeufzend: wie meine treue Freundin, können wir zum Ziele gelangen, wenn mein Vater beſchließen ſollte, bei dem König Perion zu ſchlafen? Und wenn er etwas bemerkte, wären wir in großer Gefahr. — Laßt mir dieſe Sorge, erwiederte Dariolette, denn ich werde Allem leicht vorbeugen.

Für den Augenblick brachen ſie das Geſpräch ab, weil man eben zur Abendmahlzeit rief, denn ganz auf dieſelbe Weiſe, wie das Gaſtiren ſeit Morgens begonnen hatte, ging's den ganzen Tag hindurch, bis die Tafeln aufgehoben wurden und Jeder ſich zur Ruh begeben konnte. Aber ein wenig zuvor wandte ſich Dariolette noch an den Stallmeiſter des Königs Perion, und ſprach zu ihm: Herr Stallmeiſter, mein Freund, ich bitte Euch, mir auf Eure Treu zu ſagen, ob Ihr ein Edelmann ſeyd. — Warum das? fragte der Stallmeiſter. — Ich will's Euch geſtehen, erwiederte die Zofe, weil ich von Euch etwas wiſſen will, das ich Euch bei Euerer ſchuldigen Treue für Gott und den König, Euern Herrn, mir nicht zu verſchweigen bitte. Bei der heiligen Jungfrau, ſprach er, ich will Euch ſagen, was Euch beliebt, wenn es nur meinem Herrn keinen Schaden bringt. — Das verſprech ich Euch gern, entgegnete hierauf die Zofe, denn ich werde Euch nicht um Dinge befragen, die ihm Aerger und Nachtheil bringen konnten, und Ihr hättet auch wenig Grund ſie mir zu ſagen. Aber ich wünſchte zu wiſſen, auf Euere Treu, welche Frau er am meiſten liebt. Der König, mein Herr, liebt alle Frauen im Allgemeinen, verſetzte der Stallmeiſter, und ich verſichre Euch, keine zu kennen, welcher er auf ſolche Weiſe, wie Ihr vermeint, geneigt wäre. Während dieſer Unterredung trat König Garinter hinzu, und fragte, Dariolette mit dem Stallmeiſter des Königs Perion im Geſpräch bemerkend: was ſie mit dieſem Edelmann vorhätte? Auf mein ehrlich Gewiſſen, Herr, antwortete ſie, er hat mir mitgetheilt, daß der König, ſein Herr, die Gewohnheit hat, allein zu ſchlafen. Wie ich ſchon bemerkt habe, ſcheint er überhaupt nicht Geſellſchaft zu lieben.

Da Garinter dieß vernahm, ging er ſogleich zum König Perion, und ſprach: Mein Bruder, es hat mich ein Geſchäft überraſcht und außerdem bin ich gewohnt des Morgens früh aufzuſtehen, ſo daß ich glaube, es würde das Beſte ſeyn, um Euch keine Störung zu verurſachen, wenn ich Euch keine Geſellſchaft beim Nachtlager leiſte. — Mein Herr, erwiederte König Perion, thut alſo wie es Euch beliebt.

Dieſe Antwort ſchien dem König Garinter mit dem, was ihm die Zofe geſagt hatte, übereinzuſtimmen, daher er ſogleich befahl, daß man ſein Lager aus dem Zimmer des Königs Perion forttrüge. Als dieß Dariolette hörte, dachte ſie gleich, daß ihre Angelegenheit immer beſſer ginge und ſie eilte zu Eliſenen und erzählte ihr, was zwiſchen den beiden Königen vorgegangen war. Bei meiner Treu! antwortete ſie, jetzt glaube ich wohl, da Gott ſo guten Anfang unſerm Vorhaben ſchenkt, daß das, was jetzt uns wie eine große Sünde ſcheint, hinführo zu ſeinem Dienſte hell leuchten werde. — Aber rathe nur, was wir nunmehr thun ſollen, ſprach die Prinzeſſin zaghaft, denn die große Freude die ich empfände, entzieht mir den beſten Theil meines Verſtandes. — Edle Frau, verſetzte hierauf Dariolette, laßt uns dieſe Nacht ausführen, was wir beſchloſſen haben; die Thüre ſteht, wie Ihr denken könnt, offen. Ich weigere mich nicht, ſprach Eliſene, und Dir allein überlaſſe ich die Pflicht, für Alles Sorge zu tragen, wenn die Zeit herannahen wird.

Und ſo verblieben ſie, die günſtige Stunde erwartend.

Zweites Kapitel.

Wie die Infantin Eliſene und ihre Zofe Dariolette nach dem Zimmer gehen, wo König Perion ſchlief.

Die Zeit war da, wo ein Jeder ſich der Ruhe überließ, als Dariolette, welche ſich zur Zufriedenheit ihrer Gebieterin ſehr beeilt hatte, zu ihr ſagte: Prinzeſſin, die Stunde naht, unſer Unternehmen auszuführen; kommt wenn es Euch alſo gefällt. Als Eliſene das hörte, ließ ſie ſich, wie Ihr wohl glauben dürfet, keine Langſamkeit zu Schulden kommen, ſondern erhob ſich ſchnell und machte ſich auf, nachdem ſie nur einen Mantel umgeworfen hatte; darauf traten ſie Beide in den Garten. Das Wetter war damals ſehr anmuthig und heiter, und der Mond, welcher den beiden Frauen vorweg leuchtete, ſchien glänzend hernieder. Die Eine hatte gewiß mehr Urſache zufrieden zu ſeyn, als die Andere, welche ſehr gern entweder dieſes Glück oder ein Aehnliches genoſſen haben würde, wenn ſie Gelegenheit dazu gehabt hätte. Sie ließ es ſich auch merken, und ſchien das Vergnügen zu empfinden, welches derjenigen harrte, die an ihrer Seite einherſchritt. Sie konnte ſich nicht enthalten, mit ſolcher Inbrunſt zu ſeufzen, als ſollte ſie ſelbſt, des der Prinzeſſin wartenden Augenblicks, den Geliebten zu ſehen, theilhaftig werden. Ach! meine hohe Frau, ſprach ſie, wie glücklich iſt doch der Prinz, den Ihr dieſe Nacht beſuchen werdet! Du haſt Recht, erwiederte Eliſene, aber wie? ſcheint es Dir nicht, daß das Glück mir eben ſo günſtig lächle, als ihm? Denn, bin ich gleich ſchön, ſo iſt er doch der Vollkommenſten Einer, die man kennt, ſowohl an Geſtalt als an Benehmen und Kühnheit? Glaube nur, liebſte Dariolette, daß ich mich ſo glücklich fühle, als ich nur immer ausdrücken kann. Doch um Gotteswillen, laß uns eilen, ich bitte Dich. —

Dieſe Worte ſprach ſie ſo aufgeregt, daß ſie dabei wie ein Blättchen auf dem Baume zitterte. So wie ſie geredet hatte, waren ſie an des Zimmers Thüre gekommen, wo König Perion war, welcher ſowohl wegen des Ungeſtüms ſeiner Liebesflammen als auch der Hoffnung wegen, in welche ihn Dariolette verſetzt hatte, bis jetzt noch kein Auge zuzuthun vermochte und erſt jetzt von den Abenteuern des Tages erſchöpft und endlich vom Schlafe überwältigt, eben als ſie das Pförtchen öffneten, vom Schlummer beſchlichen wurde. Es träumte ihm, als ob Jemand in ſeine Stube durch eine geheime Thüre einträte, die er nicht kannte, aber er fühlte gar bald, daß fremde Hände ihm das Herz ausriſſen und es vor ſeinen Augen in den Strom warfen. Der König fragte im Traume: warum verübt ihr ſolche Grauſamkeit? Darauf erwiederte der, welcher es gethan hatte: was liegt Euch daran, Ihr behaltet ja noch ein anderes Herz, welches ich Euch erſt wider meinen Willen rauben werde. Darüber erwachte er, und indem er ſich Gott empfahl, bekreuzte er ſich. Schon hatten die Frauenzimmer jetzt das Thürchen aufgemacht und ſchritten in das Zimmer, wodurch ein leiſes Geräuſch entſtand. Der König ſchöpfte Verdacht einer Verrätherei, wozu ihn ſein Traum geneigt machte, und indem er den Kopf erhob, lugte er durch die Bettbehänge nach der offenen Thüre, welche er früher nicht bemerkt hatte und nahm beim Mondſchein, den Schatten der beiden hereintretenden Frauen wahr. Hiedurch erſchreckt, ſprang er auf aus ſeinem Bette, nahm ſein Schwert und ging nach dem Orte hin, von wo die Schatten einherſchwebten. Als Dariolette ihn nun ſo außer ſich erblickte, redete ſie ihn mit den Worten an:

Wie, mein König, zieht Ihr mit Waffen gegen uns zu Felde, die wir gegen Euch uns ſo wenig zu vertheidigen im Stande ſind?

Der König, welcher ſie jetzt erkannte, und ſeine ſo ſehnlich erwartete Eliſene erblickte, warf, was er hielt, an die Erde und hüllte ſich ſchnell in einen naheliegenden Mantel. Hierauf ging er ihr mit der größten Ehrerbietung entgegen, da er ſie mehr als ſich ſelbſt liebte, küßte, umarmte, liebkoſte ſie, und machte ihr ein ſo freundliches Geſicht, daß nichts darüber ging. Als dieſes Dariolette ſah, ward ſie eiferſüchtig und neidiſch über dieſes Glück, und ſprach zu Eliſenen: Nun ſeyd ihr doch wohl zufrieden, denn, wie ich darüber urtheilen kann, ſo werdet Ihr wohl, wenn Ihr Euch ſchon gegen viele gewehrt habt, und er ebenſo vielen widerſtanden haben mag, gewiß kein Mittel in Händen haben, Euch hier dieſer Liebkoſungen zu erwehren. Nachdem ſie ſo geſprochen, blickte ſie nach allen Seiten, wo der König das Schwert hingeworfen haben könne, und nahm es mit als Zeuge des Eides und der Verſprechungen, die er, wegen ſeiner zukünftigen Verbindung mit Eliſene, geleiſtet hatte. Darauf verließ ſie das Gemach und ging in den Garten, indem ſie die Thüre hinter ſich zuzog und der König blieb bei ſeiner Freundin allein. Nach vielen Umarmungen und Liebetändeleien, betrachtete er ſeine Geliebte und ſah wohl, daß alle Schönheit der Welt in ihr vereinigt war und er fühlte ſich überglücklich, daß die Liebe ihm ſolche Luſt und Freude zugeführt hatte. Eben dieß war es auch, was die Prinzeſſin dachte, welche noch ſo jung und in ihrer ſchönſten Blüte ſo viele um ſie anhaltende Prinzen und Herren ausgeſchlagen hatte, um in jungfräulicher Freiheit zu bleiben, jetzt in weniger Zeit als einem Tage und in dem Augenblicke, da wie ſie wähnte ihre Gedanken am meiſten davon entfernt waren, durch die, die ſtärkſten Bande ihres keuſchen Lebens zerreißende Liebe, plötzlich von einer ſchönen Jungfrau zur ſchönen Frau wurde. Ein Beiſpiel für viele, welche ſich beſtreben ihre Gedanken von weltlichen Dingen abzuziehen und Schönheit und zarte Jugend, mit der ſie die Natur beſchenkt hat, für nichts achten, und ſich um ihr Seelenheil zu fördern in fromme Häuſer und Orden begeben, wo ſie in tiefſtem Gehorſam ihren freien Willen opfern und ſtrengen Regeln unterwerfen, um ihr Leben namenlos und ruhmlos in der Welt hinwelken zu ſehen. Wahrlich ſolche Frauen ſollten mit größter Sorgſamkeit ihre Ohren verſtopfen, ihre Augen verſchließen und ſich nur den andächtigſten Betrachtungen und beſtändigen Gebeten widmen, und dieſe als ihr wahres Ergötzen und ihre einzige Kurzweil betrachten, wie ſie's in der That auch ſeyn müſſen. Vor allen Dingen ſollten ſie ſich daher des Beſuchs der Eltern, Nachbarn und Freunde enthalten; weil oftmals deren Worte und der Umgang mit ihnen, den heiligſten und keuſcheſten Willen wankend machen können. Nicht ohne Grund habe ich dieſe kleine Ermahnung hingeſchrieben, damit es ihnen nicht ſo wie dieſer Prinzeſſin Eliſene gehe, welche ſo lange ſorglich ſich zu behüten wähnte, und deſſenungeachtet in einem einzigen Augenblicke, die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Königs Perion erſchauend, alle ihre guten Vorſätze dergeſtalt erſtickte, daß ohne die Vorſicht und die Treue der Dariolette, welche die Ehre ihrer Frau mit dem Mantel einer Verheirathung bedecken wollte, ſie auf dem Punkt ſtand — Ihr könnt mirs glauben — in die tiefſte und niedrigſte Schande zu verſinken; ſo wie es vielen Andern ſchon begegnet iſt, von denen man hie und da ſprechen hört. — Für ſolche beſonders, und damit ſie ſich in Acht nehmen, habe ich Obiges erwähnt. Sie mögen daher ſtrenge Fürſorge tragen.

Nachdem die beiden Verliebten aus ihrer Entzückung erwachten, fragte Eliſene den König, ob ſeine Abreiſe bald ſtatt finden würde. Warum, meine Liebe, fragt Ihr das? verſetzte Perion. — Weil, antwortete ſie, dieſer glückliche Zufall, welcher ſo überſchwänglich unſere glühendſten Wünſche befriedigte, mich ſchon jetzt mit der äußerſten Seelenangſt und mit ſchwerem Herzeleid bedroht, die mir ſicherlich bei Eurer Abweſenheit zu Theil werden und weil ich beſorge, daß ſie mir eher einen ſchnellen Tod als ein langes Leben verurſachen. — Seyd ohne Furcht, ſprach der König, denn obgleich mein Körper ſich von Euch trennt, ſo bleibt meine Seele immer mit der Euren; dieß wird uns Beiden Stärke verleihn; Euch, zu dulden und mir, bald wieder zu kommen.

So koſ'ten die beiden Glücklichen und nichts ſtörte ihre Seligkeit, als die, welche die Vermittlerin ihrer Zuſammenkunft geweſen war, daran dachte, daß es Zeit ſei, Eliſene an den Aufbruch zu mahnen. Sie trat jetzt in das Zimmer und ſagte ziemlich laut: Edle Frau, ich weiß, daß Ihr ſonſt meine Geſellſchaft angenehmer fändet als jetzt, aber dennoch müßt Ihr Euch entſchließen und mit mir kommen, denn die Zeit rückt vor!

Als der König dieß vernahm und wohl einſah, daß es ſo ſeyn mußte, bat er Darioletten in den Garten hinauszugehen und nachzuſehen, von welcher Seite der Wind käme, und während ſie dieß that, nahm er den zärtlichſten Abſchied für dießmal, wie ihr, die ihr liebt, wohl denken könnt. Hierauf ſprach er, Eliſene küſſend: Ich verſichre Euch meine Gebieterin, daß ich Euch zu lieb, längre Raſt in dieſem Lande halten werde als Ihr denkt, doch bitte ich inſtändigſt, das Zurückkommen an dieſen Ort nicht zu vergeſſen. Hierauf verließ ihn Eliſene und ging mit Darioletten in ihr Zimmer zurück. Der König ſchwamm in Glückſeligkeit, doch war er noch immer des Traumes wegen erſchreckt, von dem ihr vernommen habt. Um ſich denſelben deuten zu laſſen, kam ihm die Luſt, in ſeine Reiche zurückzukehren, wo dazumal viele Weiſe ſich aufhielten, die den geheimen Wiſſenſchaften oblagen, wie er denn ſelbſt vormals Vergnügen daran gefunden hatte und ſich ein wenig darauf verſtand. Noch zehn Tage blieb er jedoch bei König Garinter, ſeit der Zuſammenkunft mit Eliſenen, welche nicht ermangelte, jede Nacht an den Ort zurückzukehren, wo ſie ihren Geliebten ſehen konnte.

Als die zehn Tage verſtrichen waren, machte ſich König Perion los, gegen ſeinen Willen und ungeachtet der Thränen und Bitten Eliſenen's, und nahm alsbald Abſchied vom Hofe. — Allein im Augenblick, wo er ſein Roß beſteigen wollte, bemerkte er, daß er ſein gutes Schwert nicht habe, welches ihn baß verdroß, weil es Eins der beſten und ſchönſten der Welt war, dennoch wagte er es nicht gleich zu fordern, weil er beſorgte, daß ſein Liebesverhältniß zu Eliſenen dadurch entdeckt werden könnte, oder daß der König gegen einen der Seinigen dadurch ſich aufbringen laſſen möchte, der in Perions Gemach beſchäftigt geweſen war. Unter ſolchen Gedanken, von tiefem Leid gedrückt, trat der König nunmehr ohne Verweilen die Reiſe nach Gallien an. Jedoch bevor er fortritt, trat ihn noch Dame Dariolette an, ihn zu bitten: eingedenk zu ſeyn der großen Betrübniß in der er Eliſene ließ, und des Verſprechens, das er ihr geleiſtet hatte. — Ach, meine große Freundin, ſprach der König, ich bitte Dich, ihr zu ſagen, daß von meiner

Seite kein Fehl ſeyn wird und daß ich in Kurzem hier zurück zu ſeyn gedenke. Indeß empfehl ich ſie Dir an, wie mein eigenes Herz. — Damit zog er von ſeinem Finger einen Ring, einen ähnlichen behielt er, und ſchickte ihn ſeiner troſtloſen Freundin, darum bittend: daß ſie ihn aus Lieb zu ihm trüge. Leider konnte jedoch dieß neue Geſchenk ihre Traurigkeit nicht beſchwichtigen, ſondern es vermehrte ſie vielmehr ſo, daß, ohne Darioletten's Troſt, ſie ohne Zweifel wahnſinnig geworden wäre; die Zofe aber flößte ihr ſolche Hoffnung ein, daß durch ihre Ermahnungen, die ihr die ſie bedrohenden Gefahren vor Augen führten, ſie den Entſchluß faßte, ſich zu verſtellen. Bald fühlte ſie, daß ſie ſchwanger ſei, da floh ihr die Erquickung der Ruhe, und ſie verlor die ſchöne Farbe ihres Antlitzes. Damit kamen neue Schmerzen und größere Sorgen. Ihre Traurigkeit hatte mit ihrem Unglück den höchſten Gipfel erſtiegen, wie es nicht anders ſeyn konnte. Zu jener Zeit herrſchte ein unwiderrufliches Geſetz, daß jede in dieſem Falle ſich befindende Frau oder Jungfrau, von welchem Stande ſie auch ſei, dem Tode nicht entgehen konnte. Dieſer traurige und grauſame Brauch währte bis zur Thronbeſteigung des tugendreichen Königs Artus, des beſten Fürſten, der jemals im Lande regiert hatte, und der jenes harte Geſetz aufhob. Doch die Reihe der Könige, zwiſchen Artus und Garinter hielten den Brauch im Anſehen, und deßhalb wäre die leidende Prinzeſſin gewiß nicht losgeſprochen worden, ſelbſt wenn ſie ihre jugendliche Unwiſſenheit vorgeſchützt hätte. Wenn nun auch wegen des Verſprechens, das Perion auf ſein Schwert gelobet und beſchworen hatte, Gott auf keine Weiſe bei dieſem Vorgange beleidigt ſeyn konnte, ſo hatte doch die Prinzeſſin nicht gewußt, ihre Schuld vor der Welt zu entſchuldigen, da Alles geheim geſchehen war, wie Ihr eben vernommen habt. Dieß war die ſchwere Betrübniß, in der König Perion ſeine geliebte Eliſene gelaſſen, die ihm wohl gern Nachricht davon gegeben haben würde, wenn es ihr nur möglich geweſen wäre. Dieß konnte aber nicht ſeyn. Sie wußte, daß dieſer junge König nirgends raſtete, und daß ſein Herz nicht befriedigt war, ohne den Waffenklang, den ihm unbekannte und kühne Abenteuer verſchafften. So verzweifelte ſie denn an jeder Hülfe, kein Mittel erblickte ſie mehr, ihr Leben zu retten; was ihr jedoch nicht ſo am Herzen lag, als ihren wahren Freund und einzigen Herrn für immer zu verlieren. Da legte aber der große und mächtige Schöpfer aller Dinge — mit deſſen Erlaubniß dieſe ganze Geſchichte zu ſeinem Dienſte ſich zugetragen hat — ſolche Kraft und ſo weiſen Rathſchluß in Dariolette, daß ſie allein dieſen böslich zuſammentreffenden Umſtänden und Verhältniſſen abzuhelfen vermochte.

Es war im Palaſte des Königs Garinter ein gewölbtes Zimmer von den andern getrennt, von dem nicht weit ab ein Strom vorüber floß, zu welchem man leicht durch ein kleines eiſernes Pförtchen hinabſteigen konnte. Dieſes Zimmer wurde auf Dariolettens Rathſchlag, durch Eliſene vom König, ihrem Vater, gefordert; theils, wie ſie ſagte, zu ihrem eigenen Wohlgefallen, als auch um beſſer der Einſamkeit obzuliegen, die ſo lange ſchon ihre Neigung geweſen war. Zur einzigen Geſellſchaft begehrte ſie Dariolette, welche, wie Ihr ſchon gehört habt, die Quelle aller dieſer Sorge und Betrübniß kannte. Die Bitte wurde ihr gewährt, da der König das Vorhaben ſeiner Tochter ehrte, wie ſie es angab, und zu dieſem Zwecke ertheilte man auch den Schlüſſel des eiſernen Pförtchens Darioletten, um es zu öffnen, wenn es Eliſenen gefallen ſollte auf dem Waſſer ſich zu vergnügen. Hierdurch gewann ſie einen ſtillen Ort für ihr Beginnen; ſie wohnte ruhiger und ſicherer, als vorher, und es ward ihr klar, daß hier beſſer als irgendwo, ihrem Leiden abgeholfen werden konnte. Eines Tages, als ſie mit ihrer Zofe allein war, fragte ſie dieſelbe um Rath, was ſie wohl mit der Frucht machen ſolle, welche ihr Gott bald ſchenken würde. — Was? erwiederte Dariolette, die muß untergehen um Euch zu erlöſen. Ach, heilige jungfräuliche Mutter, ſagte Eliſene, wie kann ich den Tod über ein Weſen beſchließen, das mich an den geliebteſten Menſchen der Welt erinnert? Kümmert Euch darum nicht, antwortete die Zofe, denn wenn Ihr auch ſterben wolltet, ſo würde man das Kind ebenfalls nicht leben laſſen. Nicht ſo, verſetzte Eliſene, wenn ich ſterbe, ſo bin ich ſchuldig, allein kein Grund iſt da, daß das unſchuldige Kind umkomme. Laſſen wir vorerſt ſolche Betrachtungen bei Seite, erwiederte hierauf Dariolette. Es wäre eine große Thorheit, die Erhaltung eines Weſens wagen zu wollen, welches in der Folge die Urſache Eures Verderbens und des Verderbens Eures Freundes ſeyn wird. Denn Ihr wißt wohl, daß

Ihr ſterben müßt, wenn Ihr entdeckt werdet, eben ſo das Kind, und daß der, der Euch ſo liebt, ebenfalls nicht leben kann, wenn Ihr nicht mehr auf Erden weilet. Dergeſtalt würdet Ihr die Urſache des Todes von allen Dreien ſeyn. Aber wenn Ihr im Gegentheil der Euch drohenden Gefahr ausweicht, ſo wird eine Zeit kommen, wo Euch andere Kinder die Zuneigung werden vergeſſen laſſen, die Ihr zu dieſem Euern Erſtgeborenen hattet. So ſprach dieſe kluge Zofe, ehe der Fall eintraf und um dem Unglück vorzubeugen, verſchaffte ſie ſich Brettchen ſo breit als nöthig, um ein Käſtchen daraus zu machen, in das man ein Kind legen konnte, nebſt ſeinen Windeln und dem Degen, den ſie von König Perion beſaß. Hierauf ließ ſie Kitt bringen um die Brettchen zu verbinden, damit das Waſſer auf keine Weiſe hinzudringen könne. Nachdem dieſes geſchehen und alles zugerichtet war, ſetzte ſie das Kiſtchen unter ihr Bett, ohne Eliſenen davon das Geringſte mitzutheilen, bis daß die Zeit zur Niederkunft heranrückte. Da ſprach Dariolette: zu was glaubt Ihr meine edle Frau, daß dieſes Käſtchen gemacht ſei? Ich weiß es nicht, ſprach Jene. — Wir werden uns ſeiner bedienen, wenn wir es nöthig haben werden, verſetzte die Zofe. — Ach, antwortete Eliſene in Thränen zerfließend, ich kümmre mich wenig um das, was mit dem Käſtchen geſchehen ſoll, denn ich fühle, daß das Ende meines Lebens und aller Wonne herannaht. —

Nachdem ſie dieſes geſprochen, währte es nicht lange, daß die junge Prinzeſſin große Aengſten und Wehen empfand, die ihr gänzlich fremd waren; hierüber wurde ſie in Beſtürzung und Schwermuth verſetzt, und mußte überdieß in ihren großen Leiden noch ſchweigen, aus Furcht, gehört zu werden. So vermehrte ſich ihre Marter, bis daß der allmächtige Herr wollte, daß ohne Gefahr ihrer ſelbſt, ſie ein ſchönes Söhnlein gebar, welches die treue Zofe empfing. Wie ſie es nun hielt, ſo ſchön als wunderſam gebildet, hätte ein Jeder es glücklich ſchätzen müſſen, der ſein trauriges Geſchick nicht kannte. Aber Dariolette drängte es zur Stunde, ihren Vorſatz zu beſchleunigen, um die arme Mutter ſchneller zu erlöſen, und ganz ſo, wie ſie es früher beſchloſſen hatte, wickelte ſie das Kindlein in reiche Windeln, und trug es dann mit dem Käſtchen, von dem Ihr ſchon gehört habt, zu Eliſenen. Als die gute Prinzeſſin es ſah, fragte ſie Dariolette: was ſie damit machen wolle? Auf Treue, holde Frau, erwiederte ſie, es wird hier hineingelegt werden und dann wird es in das Waſſer geſenkt, und wenn's Gott gefällig iſt, ſo wird es davon kommen und leben bleiben. Ach, rief Eliſene, wie ſchwer und betrübend iſt mir Dein Unglück, mein armes, kleines Kind! Aber Dariolette nahm Tinte und Pergament und ſchrieb dieſe Worte: Dieſes hier iſt Amadis ohne Zeitlichkeit, ein Sohn des Königs. „Ohne Zeitlichkeit,“ fügte ſie hinzu, weil ſie dafür hielt, daß es in Kurzem todt ſeyn würde. Der Name Amadis aber war ſehr verehrt in dieſem Lande, eines Heiligen wegen, welchem ſie das Knäblein anempfohlen hatte. Nachdem dieß geſchrieben und zuſammengelegt war, wurde der Zettel eingewickelt und Alles wohl mit Wachs verwahrt, darauf an einer Schnur befeſtigt und um den Hals des Kindes geſchlungen, nebſt dem Ringe, den König Perion Eliſenen beim Abſchied geſandt hatte. Wie Alles alſo angeordnet war, kam Dariolette wieder zur leidenden Mutter und nahm ihr das Kind aus den Armen, hierauf legte ſie es in das Käſtchen und fügte den Degen des Königs, ſeines Vaters, hinzu, welchen er die erſte Nacht, die er mit Eliſenen zubrachte, zur Erde geworfen hatte, wie es vorhin erzählt worden iſt, nebſt der Abſicht, warum die Zofe ihn ſo gut aufbewahrt hatte. So alles nun in der Art vollendet war, wurde das Käſtchen unter ein gut zuſammengefügtes und feſtes Brett gebunden, doch zuvor küßte die leidende Mutter zum letzten Lebewohl unter Todesängſten ihr Kind, es der Obhut Gottes empfehlend, und Dariolette ging, das Eiſenpförtchen zu öffnen und ſetzte die kleine Arche auf das Waſſer, von dem es bald dem Meere zugeführt wurde, welches wenigſtens eine halbe Meile von dem Orte entfernt lag. Das erſte Morgenroth begann zu erglänzen, als das kleine Geſchöpf ſeinem Sterne folgte und bald hier bald dorthin durch den Ungeſtüm der Wogen geſchaukelt wurde. Aber durch den Willen Gottes, welcher, wenn es in ſeinem ewigen Rathſchluſſe liegt, jede Unmöglichkeit ebnet, ereignete ſich der Zufall, daß zur ſelben Zeit, als dieß ſich zutrug, ein ſchottiſches Fahrzeug auf der See war, in welchem ſich ein Edelmann befand, der von Klein-Britannien nach Schottland ſegelte, in Geſellſchaft ſeiner Frau, welche vor Kurzem einen Sohn geboren hatte, der Gandalin getauft worden war; der Edelmann hieß Gandales. Der Morgen war hell und das Wetter ſtill, wodurch Gandales das Kaſtchen leicht wahrnehmen konnte, wie es vom Waſſer hin und her getrieben wurde. Er ſandte ſchleunigſt Leute, um es aufzufiſchen, da er vermuthete, es ſei etwas von Werth darin. Sogleich warfen daher die Seeleute einen Hacken in's Waſſer und erhaſchten das Kaſtchen, obgleich es ſchon ſehr weit von ihnen entfernt war. Als Gandales es genommen, den Deckel aufgehoben hatte, und nun das ſchone Kind nebſt den reichen Windeln darin fand, argwohnte er gleich, daß es von einem vornehmen Orte kommen muſſe, was ihm der Ring und der Degen noch ſtarker bekraftigte. Da nahm er das Kind in ſeine Arme und wurde ſo hingeriſſen, daß er ſich verleiten ließ, der Mutter zu fluchen, welche aus Furcht vor Entehrung, ein ſolches Geſchopf ſo grauſam verſtoßen konnte. Nachher befahl er, daß die wenigen Sachen, die in dem Kaſtchen ſich vorfanden, ſorgſam aufbewahrt wurden und bat ſeine Frau, dieſes Kind, wie ſeinen eigenen Sohn zu ſaugen und groß zu ziehen.

Von da an wurden beide Kinder mit einer Milch genahrt. Noch hatte das kleine Knablein nicht geſogen, aber ſobald es nur die Bruſtwarze ſeiner Amme fuhlte, machte es keine Schwierigkeiten und ſog ſie in einem Athemzuge aus, ohne einmal abzuſetzen, ſolchen Durſt hatte es; woruber Gandales und ſeine Frau ſehr erfreut waren. Das Wetter war ſo günſtig, daß ſie in ein paar Tagen einen Hafen in Schottland erreichten und kurze Zeit darauf, kamen ſie auf eins ihrer Schloſſer an, wo der kleine Gandalin und das Kind, welches ſie im Meere gefunden hatten, groß gezogen werden ſollten. Weil Gandales ſeinen Leuten anbefahl, von dieſem Ereigniß nichts laut werden zu laſſen, und weil die Schiffer, denen das Fahrzeug gehorte, anderwarts hinſchifften, ſo wurden die beiden Kinder fur Bruder gehalten. — — —

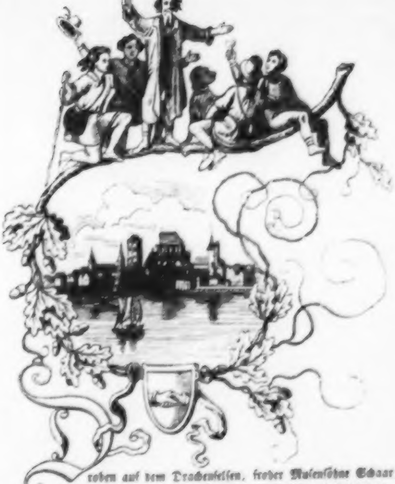
Hiemit ſei das Bruchſtuck beendigt. Der Held iſt nun geboren, deſſen Thaten eine ununterbrochene lange Kette bilden, die nicht willkuhrlich zu zerreiſſen wäre. Was ich hier bot, iſt meinem Herzen ein vieltheures Andenken. Wie es mir in einer trüben Zeit

Labſal war, die alten Worte zu verdeutſchen, ſo erhebt es mich jetzt, ſie vor dem Publikum laut werden zu laſſen. Was ich damals kaum zu hoffen wagte, hat ſich Alles herrlich erfüllt; ich habe eine große Zeit mit durchlebt, und kann noch theilnehmen an der mächtigen Bewegung, deren Ziel unberechenbar erſcheint; Deutſchland durchdringt der Gedanke an Einheit, es iſt ſich ſeiner Kraft bewußt worden; und ich ſitze als Mann rüſtig und friſch an dem Ufer des Rheins, dem erſehnten, und blicke hin nach dem fernen Jugendlande, dem heißgeliebten, in dem ſich ein Leben regt, das mich doch erfreut und anregt, wenn es gleich von dem verſchieden iſt, das mich einſt daſelbſt umfing. Wir ſind eben Kinder unſerer Zeit und eine jede hat eine nur ihr eigenthümliche Richtung.

Mit der Zeit fortgehen, ſoll ein Jeder, wie ein Jeder an ſich fortbilden ſoll. Allein gänzlich ſich verändern und umgeſtalten kann man nicht, man müßte denn zu jenen Chamäleonsnaturen gehören, die Allen zu gefallen vermeinen, und doch im Grunde Allen ſo unerquicklich ſind.

August Lewald

Der Dom des Vaterlandes.



Droben auf dem Drachenfelſen, froher Muſenſöhne Schaar,
Standen am gebroch'nen Thurme, an der Vorzeit Hochaltar,
Standen wir im Prieſterkranze: unſer Opfer war Geſang
Dir, o Heimath, die den Zweig ihrer Schönheit um uns ſchwang.

Trat zu uns und ſprach ein Männlein, ſchier verwittert, altergrau:
„Blickt den Rhein hinab nach Norden; ſeht den fernen Trümmerbau,
Früh gegründet, nie vollendet, kaum beſchützt vor Wettersnoth!
Der begann und der ihn fortführt, Jeden trifft unſel'ger Tod.

„Als vor manchen hundert Jahren, Köln ſich wagt' an ſeinen Dom,
War verſiegt in ſeinen Brunnen der geheimen Waſſer Strom.
Kam ein Heide, ſprach mit Höhnen: Eh' der Thurm gen Himmel ragt
Leit' ich einen Quell von Trier, der euch beſſer wohl behagt.

„Und des Domes Meiſter, Gerhard, war ein guter Chriſtenmann,
Baute fort im Glauben Gottes, rief die heil'gen Helfer an.
Und der Heide, mächtig ſchafft' er, und der Teufel war ſein Schild:
Und in weiten Bogen ſchwang ſich ſeine Leitung in's Gefild.

„Einſt vom Thurme ſchaute Gerhard: ach, der Bau ſo nackt und kahl!
Durch der Fenſter leere Roſen brach des Himmels freier Strahl;
Auf der Pfeiler ſchlanken Rippen wuchs noch kein Gewölb empor;
Nur ein Wald von Säulen drängt ſich vom Portal zum hohen Chor.

„Horch! da rauſcht' es tief dort unten, und es lauſcht der fromme Mann: —
In dem Bett gedrückter Bogen ſchwoll die neue Flut heran,
Eine Ente kam geſchwommen, trug ein weißes Blatt im Mund:
„„Meine Leitung iſt vollendet; was half Dir des Himmels Bund?““

„Weh mir! rief voll Grauſen Gerhard: Gottes Werk erkrankt und fällt;
Heidenwerk gedeiht und pranget! Fluch dem Bau und Fluch der Welt!
Und er ſtürzt vom Thurm, — des Meiſters Blut befleckt das heil'ge Haus; —
Und der Tempel, dem er fluchte, Menſchen bauen ihn nicht aus.“

So der Greis: und heimlich betend, ſegnet' er ſein rheiniſch Land.
Aber unſ'res Bundes Einer nahm den Becher Wein zur Hand:
Trink, du Mund der grauen Vorzeit! trink dem holden friſchen Heut!
Trink der großen deutſchen Einheit, die, ein Phönix, ſich erneut!

Trink, du Alter, auf den Glauben, der den Dom uns bauen lehrt;
Vaterland, ſo heißt die gute Botſchaft, der wir uns bekehrt.
Denn, was Chriſti heil'ge Mahnung nur gewagt und nie vollbracht,
Das vollbringt des Volkes Glauben an des ein'gen Volkes Macht.

Der Dom des Vaterlandes.

Schau hinab zum Rhein, dem hellen, wie er nordwärts Boote trägt;
Weißt Du, was er jugendfreudig an der Schiffe Brüſte ſchlägt?
Deutſchland ſendet treue Hülfe, Quadern, Säulen ſeinem Dom;
Main und Moſel, Lahn und Neckar, ſeinen Zoll gibt Fluß und Strom.

Vaterland, gleichſt du dem Rheinſtrom, ewig ſchön und ewig groß,
Gleichen deine Gau'n den Flüſſen, die da ſchwellen ſeinen Schoß.
Oſt und Weſt ſind Nachbar worden, Süden reicht die Hand dem Nord,
Senden ihrer Liebe Boten, zu des Rheins geweihtem Bord.

Und ſo flicht um alle Gau'n, ſich ein allmächtig Prieſterband;
Chriſti Tempeltrümmer bau'n ſich dir zum Altar, Vaterland!
Jede Säul' im neuen Dome iſt ein alter deutſcher Gau;
Scheidet ſie die Form, ſie tragen all der Einheit ſtarken Bau.

— Und der Alte trank den Becher: Komme jetzt mein Sterbetag,
Daß ich grüß' ein neues Deutſchland mit dem letzten Herzensſchlag!
Einſt, wenn aus der Einheit Acker, Freiheitſaaten Euch erſtehn,
Froh wie ich dann ſchließt die Augen, die den Tag des Volks geſehn.

Ludwig Braunfels.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

[illegible]

ged. v. A. Schults.

in Musik gesezt

für

[illegible]

MIT BEGLEITUNG DES

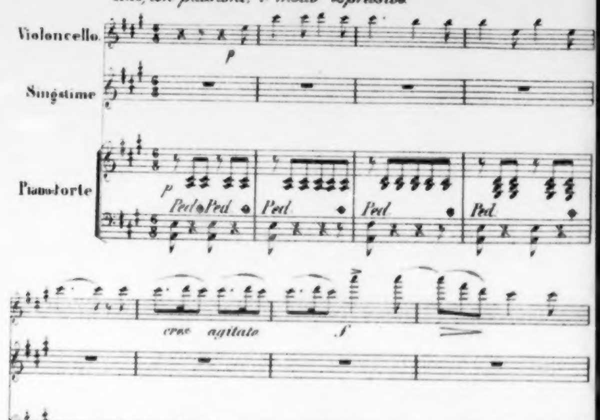
Pianoforte & Violoncellos,

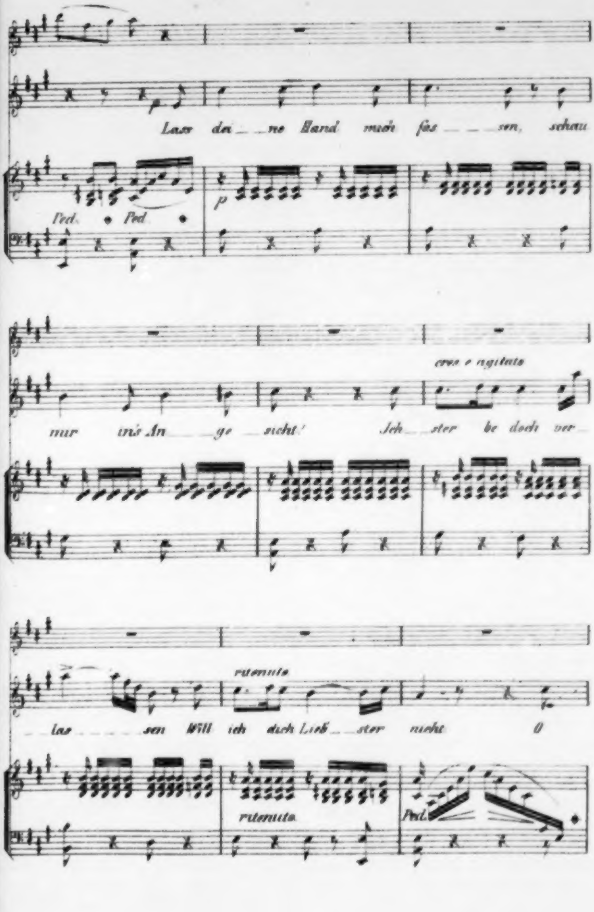
VON

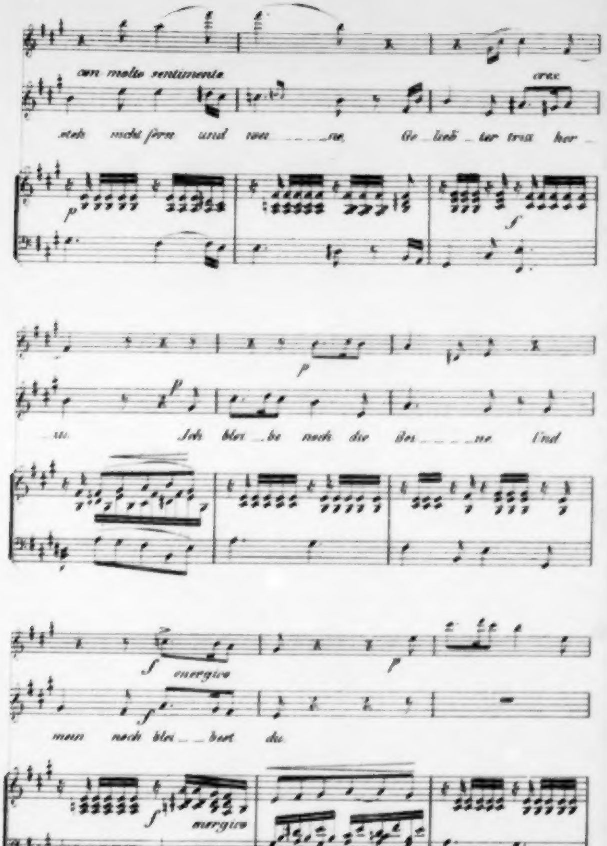
[illegible] BALDENECKER

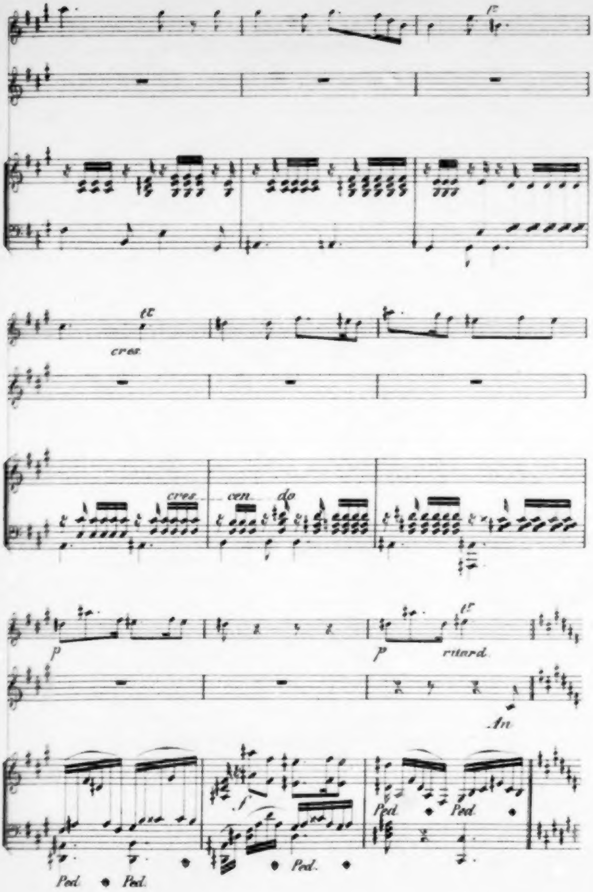
Artistisches Institut v. [illegible]

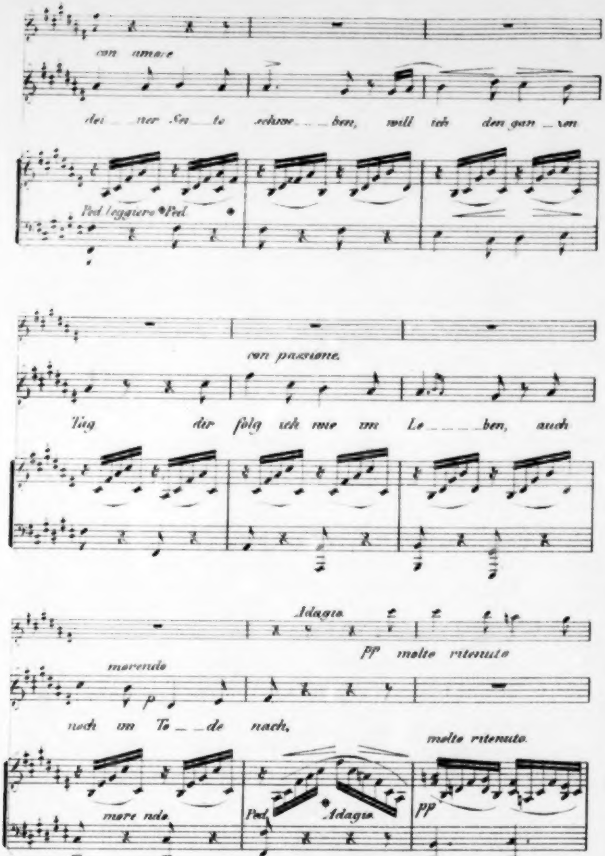
DIE STERBENDE SPRICHT

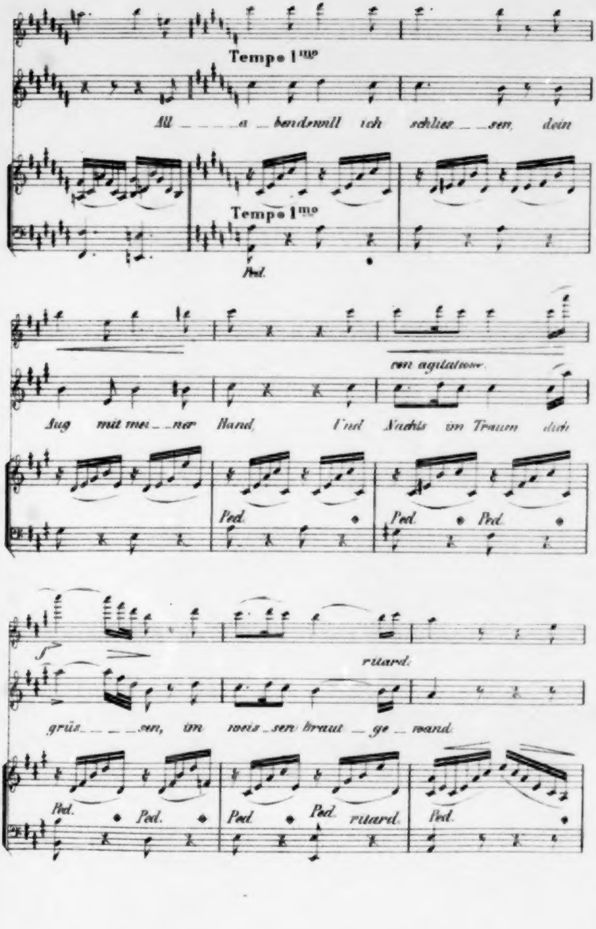

Allo, con passione, e' molto espressivo
Violoncello.
Singstimme
Pianoforte
p
Ped.
cresc
agitato
f
agitato.
ritenuto
con espressione

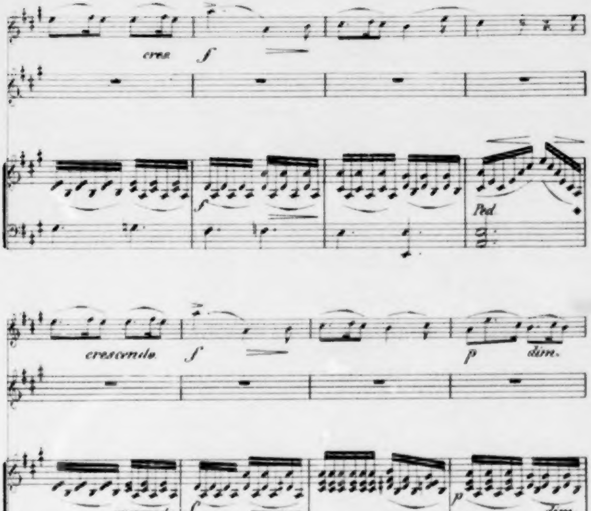

Lass dei___ne Hand mich fas___sen, schau
Ped. Ped.
p
nur ins An___ge___sicht!
cresc e agitato
Ich___ster be doch ver___
___las___sen Will ich dich Lieb___ster nicht O
ritenuto
ritenuto
Ped.


con molto sentimento
cresc.
steh nicht fern und wei_____ne, Ge_lieb_ter tritt her_
p
f
p
p
_zu. Ich blei_be noch die Dei_____ne. Und
f energico
p
f
mein noch blei__best du.
f energico


tr
tr
cres.
cres.
cen
do
p
p
ritard.
tr
An
f
Ped.
Ped.
Ped.
Ped.
Ped.


con amore
dei _ ner Sei _ te schwe _ _ ben, will ich den gan _ zen
Ped. leggiero * Ped.
con passione.
Tag der folg ich nie im Le _ _ _ ben, auch
Adagio.
pp molto ritenuto
morendo
p
noch im To _ _ de nach,
molto ritenuto.
more ndo
Ped.
Adagio.
pp


Tempo 1mo
All _ _ _ _ a _ bendwill ich schlies _ _ sen, dein
Tempo 1mo
Ped.
con agitatione
Aug mit mei _ _ ner Hand, Und Nachts im Traum dich
Ped.
Ped. Ped.
f
ritard.
grüs _ _ _ _ sen, im weis _ sen Braut _ ge _ wand.
Ped. Ped. Ped. Ped. ritard. Ped.


cres.
f
Ped
crescendo
f
p
dim.
crescendo
f
p
dim.
Ped. Ped.
pp
piu Lento
pp
morendo e
Lento
ppp
pp
piu Lento
pp
morendo
e Lento
ppp

No. 4

Die Geheimniſſe
des
Theaters.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz.

I.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —"

(Neue Ausgabe des Theater-Romans.)

◆

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An * * *

Bedürfte es einer Entſchuldigung dieſer Arbeit, ſo möchte ich ſie vor aller Welt Ihnen ablegen, eine offene Beichte, mit Allem, was ich gefehlt, was ich geſündigt. Allein Sie fordern ſie mir nicht ab — ich weiß es — Sie lächeln ſtill über die thörichte Wuth der Menſchen, die überall nur Selbſtſucht und unlautre Abſicht erblicken will.

Das Theater bildet in unſern geſellſchaftlichen Beziehungen im engern Sinne das einzige, öffentliche Element und wer fühlte nicht die bittre Ironie, die in den Worten liegt: um das Theater gruppirt ſich unſer ganzes modernes Leben? der Schein dient der Wirklichkeit zur Folie, ergänzt ſie, verleiht ihr das, was ſie reizvoller erſcheinen läßt. Die höchſte Bildung, Literatur, verwandte Künſte, Induſtrie, gemeine Erwerbſucht, Alles drängt ſich hinzu, um ſein beſcheiden oder unbeſcheiden Theil daran zu nehmen, zu behaupten. Das Theater iſt für einen großen Theil der Menſchen wirklich die ganze geſellſchaftliche Welt in einer Nuß, und eine größere Kraft als die meinige dürfte hier nur mit mächtiger Hand den Thon erfaſſen, um ihn bildneriſch zu geſtalten und der Roman unſers Lebens, mit allen ſeinen modernen Thorheiten und Schwächen, wäre für alle Zeiten gedichtet.

Man hat behauptet, daß die Kunſt hinter der Schminke faſt nur Häßlichkeiten berge, und daß man, um einen reinen, ungetrübten Genuß an ihren Hervorbringungen zu empfinden, den Umgang mit Künſtlern im Allgemeinen meiden ſolle. Janin wendet dieſen Ausſpruch auf alle Künſtler an. Er theilt das weite Kunſtgebiet in zwei große Bereiche: das Parterre und die Couliſſen. Jenes umfaßt die Genießenden, dieſe werden von den Gewährenden bevölkert. So lange man im Parterre iſt — wie gut geht es da! ruft er aus; die Kunſt ſchmückt ſich für uns, wie eine Braut; ſie lächelt, iſt holdſelig, macht nur Sammtpfötchen; ſie erſcheint glänzend, glücklich, hochgeehrt. Aber ſtets im Parterre geblieben, will man dieſe Dinge immer ſo erblicken! In den Couliſſen ſieht Alles anders aus. Dort iſt jede Kunſt nur unerfreulich. Dort belauſcht man den Dichter, wie er ſich abmüht, Reime ſucht und Sylben zählt; wie der Muſiker mit dem Fuße ſtampft, weil die Begeiſterung nicht kommen will; wie der Maler verlorene Dirnchen von der Gaſſe holt und ſie entkleidet, um Formen für ſeine Göttinnen und Heiligen zu finden, und endlich wie die hübſche Schauſpielerin, die Alles entzückte, ſich das

Geſicht entſchminkt und mit den falſchen Locken ihre Seele, ihre Leidenſchaft auf die Toilette legt.

Dies nennt der witzige Franzoſe die Couliſſen: er warnt davor. Sich hineinwagen — ſetzt er hinzu — heißt, ſich auf Tod und Leben in eine dumpfige Atmoſphäre ſtürzen, die jeder um ſein inneres Glück beſorgte Menſch ängſtlich vermeiden, oder nur mit ernſter Vorſicht ſich ihr nähern ſoll.

Es liegt etwas Wahrheit in dieſem ſtrengen Ausſpruche; für ſehr empfängliche Organiſationen hat der Umgang mit Künſtlern Beunruhigendes, Aufregendes — ja er kann unter gewiſſen Umſtänden ſogar verderblich wirken. Für Andere aber bietet das Künſtlerleben, in der Nähe betrachtet, eine unverſiegbare Fundgrube der Forſchungen, ein Studium des Geiſtes und der Seele in ihren reichſten Entfaltungen, einen poetiſchen Lüſtre um die ſchaalen Ereigniſſe des bürgerlichen Lebens, eine humoriſtiſche Laſur um ſeinen Ernſt und ſeine Trauer.

Was ich hier gebe, beruht zum Theil auf ſolchen Beobachtungen. Allein die Wahrheit in gewiſſen Schilderungen verleitet die Menſchen, ihre Blicke nach den Originalen auszuſenden, die dazu geſeſſen haben mögen, und gewöhnlich werden dieſe auch gefunden — weil ſie nun einmal gefunden werden ſollen. Es wurzelt aber eine fromme Scheu bei Vielen vor Allem dem, was die Perſönlichkeit berührt. Es gibt ſogar Eiferer, welche dieſe für etwas ſo Heiliges erachtet wiſſen wollen, daß ſie eine Schilderung derſelben, und trüge ſie auch unverkennbare Spuren der Meiſterſchaft an ſich, als etwas Unerlaubtes und höchſt Strafbares bezeichnen. Iſt es jedoch nicht der niedrigſte Grad von Egoismus, der dieſe Eiferer antreibt? iſt es nicht die lächerliche Eitelkeit, die es übelnimmt, wenn der Maler die Warze wiedergibt, die dem weiſen Manne einige Aehnlichkeit mit Klaus Narr oder Eulenſpiegel verleiht? Sind ſolche Leute nicht dem Vogel Strauß zu vergleichen, der ſich geſichert glaubt, wenn er nur ſeinen Kopf verſteckt hat?

Die Schauſpieler ſind in der That exceptionelle Menſchen, denen man Unarten zu Gute halten muß, um des Vergnügens willen, das ſie uns machen. Aus ihrer Stellung, die ſie in dem Laufe der Zeit für ſich in Anſpruch genommen haben, und die man ihnen noch immer aus kleinlichen Gründen verkümmern will, entſpringt ein greller Widerſpruch, eine ſchwer zu löſende Diſſonanz und will man nicht — mit Ausnahme der wahrhaften Größen und begabteſten Intelligenzen — die Geſammtleiſtungen Aller bei einer Bühne Angeſtellten, als das eigentliche Kunſtproduct in's Auge faſſen, ſo wird man ſtets den Einzelnen viel zu hoch im Werthe angeſchlagen finden.

Dieſe wenigen Worte vorangeſchickt, laſſen Sie mich nunmehr meinen Vorhang ohne weitere

Erläuterung aufziehen; ich wüßte auch kein im Augenblicke zu geben, wenn man mich ernſtlich um meine Tendenzen befragte.

„Und ſoll ich das Alles hier vor dieſen Leuten ſagen?“ fragt das Käthchen von Heilbronn, und ich geſtehe es Ihnen, Gütigſte, meine Naivität kommt der ſeinigen gleich. Es iſt jetzt nicht mehr an der Zeit, mit Unbefangenheit darzulegen, was man gewollt und wonach man geſtrebt, und nur das eigene Bewußtſeyn kann über die Mißdeutungen uns hinwegſehen laſſen, denen wir zum Oefterſten ausgeſetzt ſind.

Schenken Sie meinem Drama geneigtes Auge und Ohr! Sie werden hier das Theaterleben in ſeiner mannichfachſten Geſtaltung finden, ernſt und tief, heiter und leicht — verbrämt mit Kleinſtädtereien, philiſterhaften Blödigkeiten, Abgeſchmacktheiten der höhern Geſellſchaft, abenteuerlichen und grotesken Erfindungen, die nach meiner Meinung hier auch nicht fehlen durften. Denken Sie, daß ich zunächſt dieſes Alles zur Unterhaltung müßiger Leute geſchrieben habe. Ein beſcheidenes Ziel! Niemand beneidet es mir gewiß, ſelbſt wenn ich es glücklich erreiche. Wie wenig iſt doch ein Unterhaltungsſchriftſteller!

Wenn Sie aber mein Buch bis zu Ende geleſen haben werden und Sie es der Mühe werth halten, einen vorüberfliegenden Blick darauf zurückzulenken, und Ihnen dann vielleicht Gedanken kämen, über lächerliche Satzungen, die wir uns gegeben, um unſere naturgemäße Freiheit zu beſchränken und denen wir uns jetzt nur mit Widerſtreben und mit Aufopferung unſerer edelſten Gefühle unterwerfen — über verfehlte Stellungen, die uns mangelhafte Erziehung, Vorurtheile oder Eigenſinn einnehmen laſſen — über die Anmaßungen ſogenannter kluger Leute, die Alles nach ihrem Kopfe einrichten wollen — über das, was man

Charakter im Leben benennt — über die vagen Begriffe, die man von Ehre und Schande hegt — über die freche Lüge, die unſere ſocialen Beziehungen übertüncht und endlich über das Daſeyn wirklicher Parias in der civiliſirten Geſellſchaft zu Mitte des Neunzehnten Jahrhunderts — dann — ja führte Sie dann dieſe Anregung weiter, ſo ſind es Reſultate, deren ich mich nicht rühmen darf, da Sie Ihnen nur allein gehören werden. Es würde ein Zufall ſeyn; nichts weiter! aber ich will ihm und Ihnen danken!

Man hört ſo oft die goldenen Worte: Fortſchritt und Cultur. Ja, aber im Fortſchreiten ſind wir bedächtig und langſam, und von Cultur haben wir noch ſehr wenig. Wie wird eine ſpätere Zeit unſern Stolz belächeln!

Ich will dieſe ſeltſame Dedication hiemit ſchließen. Ich verſchmähte es, mich an eine allbekannte Größe zu wenden: der Autor am Eingange ſey der

Schönheit und Güte geweiht, dem klaren Geiſte und der anmuthvollen Huld, deren liebenswürdige Beſcheidenheit mir verbietet, ihren Namen hier zu nennen. Wäre es mir vergönnt geweſen, ſo brächte er Segen meinem Beginnen; er glänzte ſchützend an der Pforte meines Buchs! —

Erſtes Kapitel.

— Ihr ſchaut ſo treu herüber
Ihr Heimatberge dort. —

Schreiber.

Die meiſten der geehrten Leſer werden das Städtchen gewiß genugſam kennen, von dem ich jetzt ſprechen will. Es heißt Pogenwinkel und liegt an der Unſtrut, jenem lieblichen Fluſſe, der ein geſegnetes Land durchſchneidet, Mühlen und Fabriken treibt und fördert, Geld nach allen Seiten unter die Leute bringt und, ſich dann mit einem mächtigen Strome verbindend, dem großen Weltmeere zueilt. Pogenwinkel liegt aber noch weit von der Mündung.

Alterthumsforſcher haben ſich ſeit lange ſchon Mühe gegeben, den Urſprung Pogenwinkels zu berichtigen, allein die Sagen durchkreuzten ſich, und nur ſo viel wurde herausgebracht, daß ſeit der Erbauung des älteſten Theiles der Stadtmauer und ihres Thurmes viele Jahrhunderte vorübergezogen waren. Man wollte ſich nun an den Namen halten, um Licht zu gewinnen; allein hier verwirrten ſich die Forſcher noch weit mehr. Der Eine leitete ihn von Pagenwinkel ab und meinte, es ſey zuerſt hier das Pagenhaus der königlichen Pfalz geweſen, etwa zu Carls des Großen Zeiten; der Andere ſprach von einer falſchen Lesart in den Urkunden, und brachte Popenwinkel heraus, indem die Slaven oder vielmehr ihre Popen den Ort gegründet haben ſollten; noch Andere gingen ſo weit, an das Wort Poggio zu denken, etwa wie Poggio Imperiale der prachtvolle Palaſt bei Florenz ſich benennt. Da aber zu allen dieſen und noch vielen andern Annahmen ſich kein hinreichender Grund zeigte, ſo wollen wir lieber uns auf die Seite derer ſchlagen, die kurz und gut den Namen der Stadt von dem Plattdeutſchen „Pogge“, Froſch, ableiteten, und unſere Leſer bitten, dieſer Meinung gefälligſt beizupflichten. Pogen- oder vielmehr Poggenwinkel könnte demnächſt füglich mit Winkel der Fröſche überſetzt werden, und hiezu war allerdings der triftigſte Grund vorhanden, denn die Gegend ringsum war ſumpfig, und wenn man in ſchöner Sommerszeit abendliche Spaziergänge unternahm, ſo konnte man ſich hinlänglich an den Lobgeſängen erfreuen, welche die eigentlichen Ureinwohner des Landes, die hier lange gehaust hatten, ehe Menſchen eingewandert waren, ihrem Schöpfer zu Ehren anſtimmten.

Mit der Endung Winkel wäre man, wollte man ſtrenge ſeyn, nicht ſobald in's Reine gekommen. Es war in Wirklichkeit kein Winkel vorhanden: die Stadt lag frei und offen in einer ſandigen Ebene, die von der Unſtrut durchzogen wurde. Man muß alſo wohl dieſe Benennung daher leiten, daß unſere Vorfahren ſtets etwas Kleines, Trautes, Heimliches mit dem Worte Winkel bezeichneten, wie man wohl noch heute hört: „ein recht trautes, ein bequemes Winkelchen,“ und dergleichen. Daher nannten ſich denn auch viele unſerer kleinen, heimlichen, trauten Städte So und So — Winkel, wie zunächſt Winkel am Rhein, vor Allem aber das durch Jean Paul und Kotzebue aufgegrabene Pompeji, und ſeitdem durch ſämmtliche deutſche Lande ſo hochberühmte Krähwinkel genügend bewahrheitet.

Doch genug von dem Namen, wir wollen jetzt unſere Blicke auf die Stadt ſelbſt und ihre Bewohner lenken, weil die Hauptbelden dieſer einfachen Erzählung, oder vielmehr dieſe ſelbſt hier ihren Urſprung und ihre wahrhaftige Quelle haben.

Außer den großen und ältern Häuſern, die Pogenwinkels ungepflaſterten Marktplatz umgeben, waren in einigen Nebenſtraßen kleine, moderne, zierliche Häuſer gebaut, in dieſen wohnten Leute, die, von ihren Aemtern zurückgezogen, das wohlfeilere Pflaſter der kleinen Stadt aufſuchten, auf dem ſich's mit halbem Gelde beſſer fortkommen ließ, als auf den breiten Trottoirs der Städte, wo ſie früherhin ihre Functionen ausgeübt hatten. Dieſe Sorte von Einwohnern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrte, trug nicht wenig dazu bei, die Lebensweiſe und die Neigungen der Kleinkrämer und Handwerker, welche zunächſt am Markte in den ältern Häuſern lebten, mit fremdartigen und merkwürdigen Elementen zu durchkreuzen.

Wie überall, ſo fehlte es auch hier nicht an einer urſprünglichen, vollkommen einheimiſchen Langenweile, die unter uns ja ſo bekannt iſt, daß meine Leſer mir jede Schilderung derſelben wohl eben ſo gern erlaſſen werden, als ich ſie vermeide, um nicht dadurch ſie ſelbſt zu erzeugen. Daß die Langeweile anſteckend wirkt, iſt eben ſo bekannt, und einleuchtend iſt es gewiß, daß die Koloniſten, die aus ihrem gewohnten Geſchäftskreis herausgetreten waren, am meiſten empfänglich für den Anſteckungsſtoff waren. Es iſt mit der Langenweile wie mit der Cholera; wer ſich zumeiſt davor fürchtet, bekommt ſie. Die Bewohner des Marktplatzes waren daran gewöhnt und ſahen ihr keck in's Geſicht; wer ihr aber ausweichen wollte, kam aus dem Regen in die Traufe. Nun gerieth man bald anfänglich auf die, bei der Cholera ſo nützlich befundene Sicherungsmaßregel des prophylaktiſchen Verfahrens; man ſchuf zuerſt ein Kaſino, ohne nähere Bezeichnung, und verſuchte es einen Winter damit. Hierauf, um dies Mittel wirkſamer zu machen, nannte man es „die Erholung.“ Dann, um die Doſis zu verſtärken, nannte man es „die Erholung befördernde Eintracht“ und miethete beim herannahenden Lenze einen Garten mit Kegelbahn und ließ über den Eingang eine Tafel aufhängen mit dem Motto: „Der Menſch bedarf nur wenig und das auf kurze Zeit“, und darunter ſtand: „Nur den Mitgliedern geöffnet, die gebeten werden, ihre Hunde zu Hauſe zu laſſen.“

Aber dies Alles vermochte dem ſchleichenden Gifte keinerlei Einhalt zu thun. Die Symptome wurden Jedem bald merklich: lange Geſichter, minutenlang anhaltendes Gähnen, ſtundenlanges Schweigen, überaus einſames Tabaksrauchen, wiederholtes Leſen des Tageblattes des Städtchens, Frage- und Antwortſpiele über ſchönes Wetter und die letzten Marktpreiſe. Die Gefahr wurde dringender, als abermals ein trüber Herbſt ſich nahete und ein noch trüberer Winter drohend an die Thore klopfte.

In ſolcher Noth war es wirklich wie ein ſeltenes Glück zu betrachten, daß der penſionirte Herr Oberlieutenant Krauthöfer, ein Mann, vor deſſen Eigenſchaften ein Jeder tief ſeinen Hut abziehen mußte und für den ich meinen geneigten Leſer gern einnehmen möchte, in die Stadt ſeinen Einzug hielt, um ſeinen Wohnſitz permanent daſelbſt zu nehmen. Ein Oberlieutenant iſt zwar keine hohe Charge, allein gewiß eine, die jede Achtung in der Geſellſchaft in Anſpruch zu nehmen berechtigt iſt. Ein Oberlieutenant kann es noch weit bringen übrigens: General iſt wohl das Nächſte, was ſich ihm in Perſpective ſtellt; jedoch hat man ſogar ein Exempel, daß ein Artillerie-Oberlieutenant es bis zum Kaiſer gebracht hat. Mit einem penſionirten Oberlieutenant iſt dies nun aber freilich nicht der Fall. Es dürfte für geringen Ehrgeiz zeugen, wenn ein Mann in den beſten Jahren, der die militäriſche Laufbahn ſich erkor, ſchon auf dieſer Stufe zu ſich ſelbſt ſagte: bis hieher und nicht weiter, allein es kann verſchiedene Gründe dafür geben.

Der reichſte Mann in Rußland, in dem gewaltigen, reichen Rußland, iſt nur Fähndrich; unſer Oberlieutenant hatte manche Aehnlichkeit mit ihm; er war nur um einen Grad höher geſtiegen, und nicht vollkommen ſo reich, allein für deutſche Verhältniſſe immer im Beſitze eines achtunggebietenden Vermögens und für Pogenwinkel vollends ein Cröſus.

Er gehörte zu den extravaganteſten Köpfen, und die ſeltſamſten Widerſprüche begegneten ſich in ihm. Im Dienſte thut ein ſolcher Mann nicht gut. Er ſah dies früh genug ein, um die Hoffnung auf General-Epauletten und Marſchallſtab aufzugeben, wozu bei den Ausſichten auf einen langen Frieden ohnehin nicht ſehr zu rechnen war, und beſchloß, ſich zurückzuziehen. Zuerſt machte er Reiſen, ſah ſich in eine Menge von Abenteuern verwickelt, die ihm am Ende einen Ueberdruß erzeugten und ihn antrieben, einen ruhigen Hafen zu ſuchen. Er blickte im weiten Vaterlande umher, und ſonderbarer Weiſe heftete ſich ſein Auge auf unſer Städtchen, deſſen Lage und Eigenthümlichkeit ihn nicht nur ganz beſonders anzogen, ſondern noch der ſpecielle Umſtand, daß eines ſeiner ihm vom Vater anererbten Güter, und namentlich das, auf dem er geboren war, nur eine Stunde von dem Orte entfernt lag. So hielt er denn eben mit jenem bedrohlichen Herbſt, deſſen ich ſchon erwähnte, ſeinen Einzug, und brachte keine Frau, wohl aber einen Sohn mit von etwa ſiebenzehn Jahren, den er ungemein zu lieben ſchien und deſſen Aeußeres die engliſche Abkunft in hohem Grade verrieth.

Die engliſche Abkunft? höre ich in Gedanken meine Leſer hier ausrufen. Krauthöfer, in der Nähe von Pogenwinkel geboren, und engliſche Abkunft? Allein ich bitte, hier doch ein wenig auch an die Mutter des jungen Menſchen zu denken, von der ich in dieſem Momente der Erzählung noch nichts zu verrathen im Stande bin, weil mir ſelbſt noch die gehörige Auskunft über Alles mangelt.

Der junge Krauthöfer hieß mit Vornamen Lucile, war ſehr hoch aufgeſchoſſen, blond, mit mattgrauen Augen und langen weißen Zähnen, kleinen Händen und ſpitzzulaufendem Hinterkopfe verſehen; kurz ächt engliſche Race. Der Oberlieutenant liebte ihn wie ſeinen Augapfel, ohne jedoch beſonders viel auf ſeine Ausbildung zu verwenden. Sprachkenntniſſe hatte der junge Menſch ſchon erworben; er konnte franzöſiſch und engliſch perfect ſprechen, neben ſeiner deutſchen Mutterſprache, die ſein Vater als ſolche proclamirte; etwas Muſik verſtand er auch; er ſpielte Klavier und ſang nicht unangenehm; zum Tanze ſchien er geſchickt, Beweiſe hatte er noch nicht abgelegt, weil ihm die Gelegenheit dazu mangelte. Hier aber war der Kreis ſeiner Erziehung geſchloſſen, der augenſcheinlich nicht erweitert werden ſollte. Wozu auch, dachten viele Pogenwinkler, beſonders die ſo am Markte wohnten, er weiß genug, um genug zu haben, und hat genug, um genug zu wiſſen. Ich kann wirklich den Leuten nicht unrecht geben.

Krauthöfer's Ankunft gewährte den Einwohnern allerdings einen bedeutenden Ableiter ihres eigenthümlichen Krankheitſtoffs. Einige Wochen hindurch gab es viel über ihn zu ſprechen, viel zu ergründen, noch mehr zu vermuthen, aber bei weitem mehr zu erfinden. Er hatte einen Bedienten mitgebracht, auf den zuerſt die edle Wißbegierde ihre Angriffsplane richtete, um das lebendige Geheimniß zu enthüllen: wo der Oberlieutenant zuletzt gelebt, was ſeine Frau Gemahlin für eine Geborene geweſen, ob der junge Lucile in der Ehe gezeugt, um darnach zu bemeſſen, welchen Grad von Achtung man ihm überhaupt zu erzeigen habe und wie es insbeſondere bei der Aufnahme in die „Erholung befördernde Eintracht" gehalten werden ſollte. Allein, o Jammer! von dem Bedienten prallten alle Verſuche erfolglos zurück. Anfänglich glaubte man, er ſey zu ſchlau oder zu verſchloſſen, um etwas auszuſagen, was er von den Geheimniſſen ſeiner Herrſchaft wußte, allein bald kam man zu der Ueberzeugung, daß der Burſche zwar ſchlau und pfiffig, aber nur nach der im Lande üblichen und bekannten Weiſe ſey, indem ihn Krauthöfer im nächſten Städtchen gefunden und aufgenommen hatte und den Bauerburſchen durch das einfache Mittel in ſeinen Jäger umwandelte, indem er ihm einen grünen Rock mit betreßtem Kragen und einen bordirten Hut überwies, um ſich darein zu kleiden.

War nun aber gleich anfänglich Krauthöfer und die Seinen ein intereſſanter Gegenſtand für Pogenwinkels Honoratiorenſtand, ſo konnte das Gleiche im Gegenſatze nicht behauptet werden. Die kleine Stadt und ihr Miasma wirkte fürchterlich auf den neuen Koloniſten. Er gab es unverholen zu erkennen. Auf die ſchon nach acht Tagen oftmals an ihn gerichtete Frage — ob er bereits eingewohnt ſey und wie es ihm gefalle — antwortete er mit edler Freimüthigkeit: davor ſolle ihn Gott bewahren und keineswegs. Dies machte die guten Pogenwinkeler ſtutzig, die gewöhnlich das Sprichwort im Munde führten: es giebt doch nur ein Pogenwinkel! und wer einmal hier geweſen, kehrt gewiß wieder zurück oder vergeht vor Sehnſucht. Eine leichte Variation des bekannten „Neapel ſehen und dann ſterben!“ Wer wollte aber dies den guten Leuten verdenken? Mußten ſie nicht in dem Wahne befangen ſeyn, da ja ſo viele Penſioniſten, die doch in den Kreishauptſtädten gelebt hatten, und daher die Welt kannten, zu ihnen zogen? Mußten ſie nicht auf die

Vermuthung geleitet werden: es ſey überall gut, in Pogenwinkel aber doch am beſten? Sie konnten daher den Oberlieutenant nicht begreifen, und die ihn am glimpflichſten beurtheilten, nannten ihn: den reichen Sonderling.

Nach und nach hatte der reiche Sonderling ſich aber doch einen kleinen geſellſchaftlichen Anhang verſchafft, mit dem er ein ſtilles Weſen trieb, das wiederum zu manchem Gerede Anlaß gab. Das Publikum theilte ſich nun in Wiſſende und Unwiſſende, oder beſſer geſagt Laien, um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, und die Benennung iſt darum noch mehr zu rechtfertigen, da wirklich etwas von einer Loge verlautete, und man allerlei von geheimer Geſellſchaft und Freimaurerei munkelte. Ganz Pogenwinkel war umgewandelt, und ſeine Bewohner ſaßen und ſtanden auf Kohlen. Kam des Morgens der Barbier, ſo ſchmunzelte er beim Einſeifen und ſprach: na, geſtern war wieder ein Gebrülle und Geſtöhne bei Oberlieutenants, ſie müſſen wieder einen Recruten eingeweiht haben; und dabei zitterte er eben ſo wie der, den er barbirte, vor Begierde, mehr zu ergründen, und ſchnitt ſeinen Klienten in das Kinn. Keine Pfefferdüte wurde mehr verkauft, ohne eine Frage und Antwort über das große Stadtgeheimniß daran zu knüpfen. Die Mädchen am Brunnen erzählten ſich von den gräßlichen Geſchichten, und die Jungens auf den Straßen ſuchten die finſterſten Winkel auf und ſpielten: Vehmgericht. Wer Bogenwinkel früher gekannt, wurde nicht angenehm von dieſem Wechſel ergriffen, und wenn zwar die Langeweile dadurch etwas verhüllt war und ſie nicht mehr ſo grell und plötzlich ihre Opfer überfallen konnte, ſo war das Mittel eben auch ein Gegengift, deſſen verderbliche Folgen ſich nicht abſehen ließen, wenigſtens vor der Hand nicht.

Krauthofer's nächſte Umgebung wurde aber, wie er ſelbſt, ſcheel und mit geheimer Scheu betrachtet, und die freundlichſten Menſchen, die faſt allgemein geſucht wurden, ſahen ſich auf eine wahrhaft zurückſtoßende Weiſe behandelt.

Zu dieſen Leuten gehörte vornehmlich der Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim nebſt Sohn, der Mauthſchreiber Fizmeier, der Amtsactuar Haidvogel, und ſogar zwei bis jetzt nur als ehrbar bekannte Frauenzimmer: die Gattin des Herrn Kreisphyſicus Löffelholz, und Mindelsheims Bäschen, Clotilde. Welchem Gerede ſich dieſe Geſellſchaft ausſetzte, iſt hier kaum wiederzugeben. Sollte man wohl glauben, daß man ſo weit ging, von einer Art von Mukerei ſprechen zu wollen?

Die Feder entfällt meiner Hand, indem ich dieſes niederſchreibe. Ich bin ſo glücklich, die eben

Genannten genau zu kennen, und weiß, welche Charaktere ich im Verfolg dieſer Geſchichte zu ſchildern haben werde. Ich kann daher im Voraus mein Wort verpfänden, daß der Gedanke an die Königsberger Verirrungen jeden dieſer Herren und Damen mit Entſetzen und Abſcheu erfüllte; aber eben ſo gut kenne ich den Charakter meiner guten Pegenwinkeler, und weiß, daß der ihnen angeborene Hang zur Mediſance ſich bisher nie bis zu ſolchen ehrenrührigen Verbreitungen über ihre Mitbürger erhoben hatte. In Bezug auf das Fremde war das freilich etwas Anderes, und trotz der ihnen zur Pflicht gemachten Gaſtfreundſchaft, die ihr pecuniärer Nutzen ihnen auferlegte, geſtatteten ſie ſich doch wohl eine freiere Vermuthung, ein offeneres Wort. Viel wirkte in dieſer Beziehung der Redacteur des Tageblättchens, ein ganz heruntergekommener Scribent und eine gemeine Seele, der bei den Beſſern zwar nicht der geringſten Achtung genoß, allein doch als eingeborener Pegenwinkler ein gewiſſes Recht inne hatte über Fremde zu mediſiren.

Ich muß hier offen geſtehen, daß mich dieſer Zuſtand der Dinge, in dem von mir ſonſt ſo geſchätzten Städtchen, bitter ergriff, als ich davon Kunde erhielt, und daß ich mit ſtets wachſendem Unmuthe erfuhr, daß er über ein Vierteljahr anhielt.

Ich konnte damals dem Oberlieutenant mit ſeiner Geheimnißkrämerei ordentlich gram werden, und beſchloß, als mein Korreſpondent mich fortwährend von den ſeltſamſten Gerüchten in Kenntniß ſetzte, wodurch die trefflichſten Namen, wie der Kreisphyſicus Dr. Löffelholz, ſelber, bedroht wurden, endlich mich aufzumachen und nach Pogenwinkel zu reiſen, um der Sache auf die Spur zu kommen, und den Gehäſſigkeiten ein erwünſchtes Ende herbeizuführen.

Allein ich kam zu einer wahrhaft erfreulichen Entwickelung des Räthſels, die ohne mein Dazuthun ſich ergab, blos durch das naturgemäße Bedürfniß der rechten Zeitigung herbeigeführt.

Zweites Kapitel.

— Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel. —
Schiller.

Es war eine ſchöne Sonne, die über Pogenwinkel heraufſtrahlte, als ich durch ſein Hauptthor einfuhr und in ſeinen erſten Gaſthof „zur letzten weißen Roſe“ einkehrte. Auch dieſes Aushängeſchild hatte eine myſteriöſe Beziehung, wie ſich denn überhaupt auf Pogenwinkel Schiller's ſchönes Wort im vollſten Sinne anwenden ließ:

„Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel.“ — Der Mauthbeamte, Herr Fizmeier, ein Anglomane wie Einer, der ſich mit engliſcher Geſchichte, namentlich mit dem genealogiſchen Theile derſelben viel abgab, hatte aus der Menge unbekannten Gründen — was brauchte ein ſolcher Mann die ſeinigen auch wohl allzu offen darzulegen — jedoch wahrſcheinlich im Hinblick auf die Kämpfe der Häuſer der rothen und weißen Roſe, den Gaſthof vor Kurzem ſo umgetauft, der früher „zur Diſtel“ geheißen.

Es war eine ſchöne Sonne, wiederhole ich, denn an dieſem Tage ſollte ſich ein finſteres Brüten im freundlichſten Lichte offenbaren, dem geſellſchaftlichen Leben ein neuer Impuls gegeben werden, der fort und fort wirkend und ſich aller empfänglichen Herzen bemeiſternd, den Dämon der Langeweile für immer vertilgte. Was ſich bei Krauthofer ſo geheimnißvoll vorbereitet hatte, was Alle beſchäftigte, die Aengſtlichſten mit Bangigkeit erfüllte, was nunmehr ein volles Vierteljahr wie eine unheilſchwangere Wolke über den Häuptern gelagert, Alles das verſchwand in dieſem Momente, und froh gab ſich's kund das Neuentſtandene, Unerwartete, Unerhörte, aber dennoch Allen Willkommene.

Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Liebhabertheater, zu dem der reichſte Einwohner des Städtchens zahlreiche Gäſte eingeladen hatte, und das an dem Abende jenes ſchönen Tages mit einem Prologe von der Erfindung des Herrn Amtsactuars, bekannt als Anhänger einer berühmten poetiſchen Schule und ächter Naturpoet, eröffnet wurde. Dieſer Prolog war unter dem vielverſprechenden Titel „der Storch" angekündigt. Darauf wurde „die bezähmte Keiferin" nach Shakeſpeare gegeben. In einem weitläufigen Artikel im Tageblättchen hatte der anonyme Bearbeiter, in dem aber Jedermann den des Engliſchen hoch kundigen Herrn Mauthbeamten erkennen wollte, gründlich auseinandergeſetzt, weßhalb er das Wort Shrew weder mit „Widerſpänſtige“ noch weniger aber mit „Widerbellerin“ überſetzte, ſondern dafür „Keiferin“ erwählt hatte. Seine Bearbeitung zeichnete ſich ferner noch dadurch aus, daß er mehre Perſonen ausgelaſſen hatte, weil die Darſteller dafür fehlten. Indeſſen konnte man auf etwas Gediegenes in dieſer Beziehung gefaßt ſeyn, und war es auch, wenn es gleich zu bedauern war, daß die meiſten Einwohner von Pogenwinkel zu geringe Kenntniſſe der Literatur überhaupt und der engliſchen insbeſondere beſaßen, um ſich zum gänzlichen Verſtändniß der Intentionen ihres gelehrten Mitbürgers emporzuſchwingen, ebenſo aber auch, daß dieſer zu viel Stolz beſaß, ſich zu ihnen hinabzuverfügen oder zu ihrer Einſicht hinabzuſteigen. Schon die Wahl des Stückes deutete dies an, denn obgleich die komiſchen Scenen wohl zum Gemüthe ſprachen, beſonders wenn ſie etwas grell aufgetragen wurden, ſo hätte man doch füglich etwas Populäreres zur Eröffnung finden können. Doch wollen wir darüber mit Niemand rechten: eröffnete doch eigentlich „der Storch“ das Theater, und dieſer war populär und begreiflich, wie der Vogel, der allbekannte, der denſelben Namen trägt, und das ungewohnte, wie immerbeſſte Vergnügen, ein Theater in Pogenwinkel zu beſitzen, es zu beſitzen durch die Munifizenz eines reichen Mitbürgers, durch die genialen Talente mehrer derſelben, mußte ja ohnehin jede ſcharfe Kritik entwaffnen oder vielmehr unmöglich machen, wenn man noch überdies erwog, daß diejenigen, die mit Aufopferungen aller Art ihrer Stadt dieſen Genuß vorbereitet hatten, ſorglos und unbekümmert ihren Namen verunglimpfen ſahen, ihrer guten Sache vertrauend und dem Rechtlichkeitsgefühl ihrer Mitbürger.

Die Vorbereitungen, einſame Studien, gemeinſchaftliche Berathungen, Leſe- und Theaterproben werden leider nie ihren Chroniſten erhalten, wenn es nicht einem jener Auserwählten gefallen ſollte, ſelbſt zur Feder zu greifen. Alles ward mit dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes bedeckt, und Niemand kann auftreten und ſprechen: ich bin dabei geweſen, wenn es nicht wirklich einer iſt, der dabei geweſen, was natürlich der Theaterzettel jenes Tages belegen muß. Zwar las man um jene Zeit und nicht lange nachher eine Korreſpondenz in einem verbreiteten deutſchen Blatte, mit einem fingirten Ortsnamen bezeichnet, in dem viele Pogenwinkeler ihre Stadt erkennen wollten, allein es hat ſich ihnen längſt die beruhigende Ueberzeugung aufgedrungen, daß ſie im Irrthume waren. Keiner aus ihrer Mitte wäre eines ſo ſchwarzen Verraths fähig geweſen. Jenes Schreiben bezog ſich in der That auf ähnliche Vorgänge in einer deutſchen Reſidenz, woſelbſt auch große Theaterliebhaberei herrſchte, und man muß bei Betrachtung dieſes ſo ſeltſamen Falles, da eine Reſidenz für eine kleine unbedeutende Stadt genommen wird, ſich unwillkührlich darüber verwundern: wie viele größere und kleinere Pogen-, Kräh- und andere Winkel wir doch im Lande haben und wie ähnlich ſie ſich alle in den Hauptſachen ſehen.

Ich kann nur von der Vorſtellung am Eröffnungs-Abende ſprechen, und muß geſtehen, daß ich überraſcht war. Näher mich darüber auszulaſſen, hielte ich für unbeſcheiden. Darf ja ſchon der Inhaber eines ſimplen Freibillets an einem ganz gewöhnlichen Hoftheater nur ſehr bedingte Kritiken veröffentlichen, wenn er ſeinen Eintritt nicht verlieren will, und vollends dem Darſteller ſelbſt iſt es ſtreng geboten, ſich jeder Kritik zu enthalten, ja — ich kenne ein Hoftheater, wo den Schauſpielern ſogar der Umgang mit Kritikern unterſagt iſt, um denſelben nicht etwa Material zu liefern, ihre Arbeiten pikanter zu machen. Mein Fall iſt nun aber wirklich von noch kitzlicherer Natur, wie ein Jeder einſehen wird.

Der Eindruck iſt faſt nicht zu beſchreiben, den das Liebhaber-Theater auf Pogenwinkels Einwohner hervorbrachte. Sie hoben am Morgen nach der erſten Vorſtellung höher den Kopf und blickten leuchtend umher, und als der Wagen der Frau Rittergutsbeſitzerin von Smerſinkh über den Markt und zum Thore hinausfuhr, mit einem lichtblauen Lakai und einem dunkelgrünen Jäger hintenauf, da ſprach Kaufmann Repsberger zum Nachbar Flaſchner hinüber: „Die wär' ſonſt auch nicht hereingekommen ohne das Theater.“ Und ſie hatte bei ihm überdies einen bedeutenden Einkauf von Kaffee, Zucker, Zitronen, Roſinen, Reis und dergleichen machen laſſen. Wie denn überhaupt die Hoffnung auf baaren Gewinn der Kunſtliebe aller Orten großen Vorſchub leiſtet, und nun erſt da, wo die Künſtler vollkommen anſäſſig ſind, und man daher ihr „Durchgehen“ nicht zu befürchten hat.

Kaum war die Rittergutsbeſitzerin den Augen entrollt, ſo ſprang der alte, gnomenhafte Laternenanzünder von Pogenwinkel wie unwirrſch über die Straße. Eine höchſt auffallende Erſcheinung! Der Mann war bei ſeinem Geſchäfte ſonſt nicht eben alert, hatte es auch gar nicht nöthig, denn mit den paar Lampen konnte er wohl den Tag über fertig werden. Ueberdieß ſtand

Mondſchein im Kalender, und die Lampen blieben zur Zeit unangezündet.

— Was giebt's, Hannes, ſo früh ſchon? rief Repsberger ihm zu.

— Muß auf's Theater — rief jener zurück. — Es iſt wieder Majersprob' heute. —

Er wollte damit eine geringere Probe als die letzte oder Generalsprobe bezeichnen. Repsberger aber, der ſo wie ſein Nachbar Flaiſchner und alle Uebrigen mit den techniſchen Ausdrücken des Theaterweſens nichts weniger als vertraut war, merkte ſich das Wort und freute ſich dabei wieder auf einen neuen Genuß, indem er ſagte: — Was das noch Alles werden will — 's ſind doch Tauſendſakerloter!

Die am nächſten bei der Sache betheiligt waren, die eigentlichen, ausübenden Künſtler, waren natürlich nicht weniger davon enthuſiasmirt. Am auffallendſten war es, daß ſelbſt ältere Köpfe warmer wurden, wenn von Rollen und Spielen die Rede war. So kann ich verſichern, daß der würdige Zahlenmenſch, der Hauptkaſſenreviſer Mindelsheim, an gar nichts mehr denken konnte, als an's Memoriren, wobei ihm ſein wohlgeübtes Gedächtniß — er war nämlich der trefflichſte Kopfrechner und Mnemoniker von jeher geweſen und hätte Mangiamele und Hirſch Dänemark überwunden —

den bedeutendſten Vorſchub leiſtete. Daß Leute, wie Fizmeier und Haidvogel, bei der Sache waren, kann wohl Niemand Wunder nehmen: die waren gewiegt im Leben der Reſidenz, beſaßen die herrlichſten Kenntniſſe, und freuten ſich, einmal eine ordentliche Gelegenheit zu erhalten, um davon Gebrauch machen zu können. Sie waren in Allem bewandert, was der Bonton erheiſcht, und laſen ſogar dies oder jenes fremde Journal, wenn ſich ihnen die Gelegenheit dazu darbot. Da waren ſie denn von gar mancherlei unterrichtet, was andern Pogenwinklern unbekannt geblieben wäre. Aber ſie waren mittheilſamer Natur. Dieſer Eigenſchaften wegen wurde aber unter Beiden gewählt, als die Hauptchargen des neuen Theaters beſetzt werden ſollten. Die Wahl ſchwankte nicht lange. Der kräftige, ſprühende Mauthſchreiber, der gewandte Fizmeier, wurde zum Regiſſeur erhoben, dem zärteren, faſt weiblichen Actuar Haidvogel vertraute man das Amt eines Theaterdichters an. Oberlieutenant Krauthöfer ſelbſt behielt für ſich das Maſchinen- und Decorationsweſen, nichts weiter; als Kaſſier war er ja ohnedies und von Gottes Gnaden inſtallirt. Damen hatte man bis jetzt nur zwei enrolirt, und zwar beide

par droit de conquête ou par droit de naissance.

nämlich Frau Kreisphyſicuſſin Löffelholz auf erſterem Wege — ſie ergab ſich der Kunſt unbedingt und rückſichtslos — und Clotilde Mindelsheim, wegen der Verwandtſchaft: elle était du sang.

Um Verlegenheiten abzuhelfen, hatte ſich der junge, noch unbärtige Alfred Mindelsheim dazu verſtehen müſſen, Mädchenrollen zu übernehmen, „gleichwie beim altengliſchen Theater“, wie Fizmeier bemerkte.

Es hätte dieſer Anführung, ſo wie keinerlei Ueberredung dazu bedurft, denn Alfred war — was ſeine Luſt betraf — zum Schauſpieler geboren. Er ſpielte Alles, was ihm übertragen wurde: naive Mädchen oder Burſchen, Liebhaber oder Liebhaberinnen; er fand ſich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in den darzuſtellenden Charakter. Gewöhnlich war ſein Liebhaber, mit dem er, als Frauenzimmer gekleidet, die zärtlichen Scenen zu ſpielen hatte, Lucile, des reichen Oberlieutenants Sohn. Wenn auch zwiſchen beider jungen Leute Neigungen ſich wenig Sympathien entdecken ließen, ſo brachte doch ihr ſceniſches Verhältniß eine innigere Berührung hervor, von denen ſich beide Väter nur guten Erfolg verſprachen. Der ſtürmiſche, launenhafte und zu tollen Streichen aufgelegte Lucile ſollte — ſo wünſchten ſie — von dem ſanften, elegiſchen und zur holden Schwärmerei geneigten Alfred „etwas abbekommen" und gegenſeitig dieſer von dem Feuer des Andern durchglüht werden.

Dies letztere war jedoch nicht nöthig. In Alfreds äußerlich ſo ruhigem Gemüthe wogte es wohl auch zu Zeiten; ſein Innerſtes durchzogen auch Lavabäche der Liebe, die ſich, wie ein chineſiſches Feuerwerk, in bunten Flammengarben erhoben und dann als feuriger Springbrunnen herniederfielen. Alles dies aber konnte der Jüngling in ſich bergen, ohne daß es Jemand gemerkt hätte; es waren keinerlei Freuden und Leiden in dieſer Stimmung von großer Bedeutung, und er theilte auch Niemand etwas davon mit: er war nur in ſich glücklich. —

Welch ein Unterſchied aber, wenn man Lucile's Treiben beobachtete. Dieſer trug die Charactere, die er darzuſtellen hatte, ſo täuſchend und damit ſtets wechſelnd in's Leben über, daß eigentlich Niemand recht wußte, mit wem er's zu thun hatte. Die am oberflächlichſten urtheilten, ſagten ohne Scheu: „der Junge ſey verrückt", Andere meinten, es ſtecke viel Talent zur Liederlichkeit in ihm und er könne es noch weit darin bringen. Da Niemand des alten Krauthöfer Vermögen gezählt hatte und darüber die widerſprechendſten Gerüchte umliefen, ſo wollten Einige dem jungen Lucile Elend und Kummer für ſein weiteres Leben vorausſagen.

So viel ſchien gewiß, daß ſich in beiden ein Wunſch offenbarte, dem Theater ganz anzugehören und die Kunſt zum Hauptzweck ihres Lebens zu machen, wozu ſich bei Alfred noch die Sehnſucht nach jenem Lorbeer regte, der oft von ſo feilen Händen dem Sieger geboten wird. Sie theilten ſich ihre Gedanken mit und malten ſich mit lebhaften Farben eine phantaſtiſche, abenteuerliche Künſtlerlaufbahn aus. Lucile war in ſolchen Schilderungen unerſchöpflich; es war, als wenn er Alles ſchon einmal erlebt hätte und es aus der Erinnerung wiedergab. Alfreds ſtilleres Temperament gefiel ſich mehr im Zuhören, und wenn Lucile davon ſprach, wie er

„die Prinzeſſin Fiſch“

befreien wollte, ein neuer Amadis, dann lächelte Alfred recht ſelig beglückt in ſich hinein und blickte wie gedankenlos in's Blaue. Es ſchien faſt, als ob er ſeine Prinzeſſin ſchon befreit hätte.

Ueber aller dieſe Dinge beſprachen ſie ſich aber nur ganz geheim, mit jener Vertraulichkeit, welche die erſte Jugendfreundſchaft allein kennt. Ihren Vätern hatten ſie noch nichts davon geſagt; auch wenn Alfred in gänzlicher Hingebung ſchon oft davon geſprochen hatte, ſich zu entdecken, war es Lucile, der ihm davon abrieth und ihn zur ſtrengſten Verſchwiegenheit ermahnte.

In dieſen Stimmungen vergingen zwei Jahre, und Pogenwinkel war indeß von einer ächten Theaterſucht durchdrungen worden. Alles wollte Komödie ſpielen, was nur auf irgend eine Art Bildung kund zu geben wünſchte. Man ſchämte ſich ordentlich, bloßer Zuſchauer zu ſeyn, und am Ende war es dahin gekommen, daß man auf den Stühlen des Auditoriums, wie in den Dörfern bei Kriegszeiten, wo alle waffenfähigen Männer und Jünglinge ausgezogen ſind, nur Greiſe, Kinder und Weiber fand, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die letztern auch rekrutirt wurden, ſobald ſie ſchön waren, und alſo nur die ganz Häßlichen zum Zuſehen zurückblieben.

Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß Couliſſenintriken, wie überall, geſpielt wurden und daß man ſich allewege mit Skandalen umhertrug. Pogenwinkel war gar nicht mehr zu kennen, und der zeitungsbewanderte Haidvogel nannte des Oberlieutenants Krauthöfer Haus nicht anders mehr als Hôtel Caſtelane, nach dem berühmten Liebhabertheater des Grafen Caſtelane in Paris.

Drittes Kapitel.

Glücklich allein
Iſt die Seele die liebt.
Göthe.

Dies war der geſellſchaftliche Zuſtand des guten Städtchens, den ein mächtiger Zufall heraufbeſchworen hatte, als an einem ſchönen Tage der Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim mit einem Geſichte zu dem Oberlieutenant Krauthöfer in's Zimmer trat, auf dem man eine trübſelige Neuigkeit las. Man wechſelte die gewöhnlichen Begrüßungsformeln und ließ dann wie ſtets die Unterhaltung auf das Theater rollen. Ein junger Dichter, der viel verſprach, war aus fremdem Lande in die Reſidenz eingezogen und hatte dort bei den Theaterangehörigen und ihren Freunden großen Antheil erregt. Er reiste mit einem höchſt merkwürdigen Drama umher, von Stadt zu Stadt, und ging nicht eher von dannen, bis daß er eine Aufführung davon erlebt hatte. Dieſes Stück hatte nun der mit der Literatur auf's Innigſte verwebte Theaterdichter Haidvogel, der geprieſene Verfaſſer des Storchs, zu erlangen gewußt und es zur Aufführung vorgeſchlagen. Die Rollen waren ausgeſchrieben und ſollten vertheilt werden, die Leſeprobe war angeſetzt und der Dichter des Dramas, der wie ein leiblicher Bruder von Schiller's Mädchen aus der Fremde, ungerufen erſchien, beglückte und ſchwand, hatte zugeſagt, ſelbſt zu kommen, um bei der Generalprobe und Vorſtellung gegenwärtig zu ſeyn und ſeine Lorbeern in Perſon in Empfang zu nehmen.

Von dieſem wichtigen Ereigniß fing Krauthöfer zu ſprechen an, und ergoß ſich in Lob über die ſchöne Diction und die andern Vorzüge der neuen Dichtung, als Mindelsheims ſüßſaueres Geſicht eine noch ſäuerlichere Färbung annahm und er mit den Worten gleichſam herausplatzte:

— Ja, wenn ſich's nur ohne Alfred noch wird geben laſſen —

— Ohne Alfred? widerholte der Oberlieutenant. Wie ſo? was iſt geſchehen?

— Der Junge verläßt uns — er will ſich dem wirklichen Theater widmen und ich habe nichts dagegen —

Es iſt unmöglich, den Eindruck zu beſchreiben, den dieſe Worte auf den Oberlieutenant hervorbrachten. Der gute Mindelsheim, ein ſanfter, ſanguiniſcher Menſch, der anfänglich glaubte, daß nur das neue Stück, in dem Alfred eine wichtige Rolle bekommen ſollte, Schuld ſey, ſuchte den Zornigen dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihm die Verſicherung ertheilte, er werde ſeinen Sohn nicht eher fortlaſſen, bis die erſten Vorſtellungen vorüber ſeyen, allein das war es gar nicht, weshalb der Oberlieutenant ſich ſo ereiferte.

— Seyd Ihr denn alſo wirklich Alle des Teufels? brach er los. — Wollt Ihr alſo alleſammt ordentliche Komödianten werden! Es ſcheint mir ein förmliches Komplott verabredet worden zu ſeyn. Am Ende, Mindelsheim, laßt Ihr noch ſelbſt Euere Penſion fahren und engagirt Euch für zärtliche Väter beim wirklichen Theater, weil die dummen Pegenwinkler Euch weiß machen, daß Ihr ſo etwas ſpielen könnt —

Mindelsheim war frappirt, allein er ſchwieg. Es war ſeiner Natur zuwider, in dieſen Ton einzuſtimmen. Nach einer Pauſe, die Krauthöfer mit einem lebhaften Auf- und Abgehen ausfüllte, während ſein Freund einen halben Schritt etwa hinter ihm daſſelbe that, ſagte dieſer endlich:

— Aber um Gotteswillen, Freund, ſeyd ſo gut und ſagt mir, was Euch denn ſo ſehr in Harniſch bringt. Es muß etwas vorgefallen ſeyn —

— Nun ja — ſchnauzte ihn Krauthöfer an — es iſt etwas vorgefallen! Auch mein Junge will zu den Komödianten! Das iſt das Ende vom Liede und daran iſt nur das verfluchte Neſt Schuld —

— Oh, verfluchtes Neſt — unſer Bogenwinkel — ein Neſt — brummte ſanft verweiſend und mit einem mitleidigen Lächeln der Hauptkaſſenreviſer.

— Ja, wie denn anders? nahm jener wieder das Wort. Wäre es bei Euch nicht ſo fürchterlich langweilig, ſo hätte ich nie den Gedanken gehabt mit dem Liebhabertheater, und ſo wäre nie die Theaterwuth in Euch Allen erwacht und weder Euer Junge noch der Meinige wollten Komödianten werden.

— Ihr ungerechter Hitzkopf! erwiderte Mindelsheim in dem frühern Tone. Schmäht Ihr nun gar unſern Kunſtſinn, unſere Empfänglichkeit für das Schöne, bloß um Eurer Galle Luft zu machen. Und warum ſollen denn die Söhne, das was die Väter noch im Alter beglückt, nicht zum Zwecke ihres Lebens erwählen? Schickt es ſich für uns, Vorurtheile gegen einen Stand zu hegen, dem wir ja faſt ſelbſt angehören? —

— Den Henker auch, gehören wir dem Stande der Komödianten an! ſchrie der Oberlieutenant, ich wollte mich dafür bedanken. Die dunkelſte Röthe überflog ihn hier und wie vor Schaam oder Reue ſchien die Stimme zu erbeben.

Dann wurde er plötzlich etwas ruhiger und ſeine Hand auf Mindelsheims Arm legend, ſprach er ernſt und bewegt:

— Habt Ihr jemals mit dem wirklichen Theater in näherer Berührung geſtanden?

— Wie wollt Ihr, daß ich das hätte? entgegnete Jener — ich ſaß mein ganzes Leben im Bureau, abwechſelnd am Buche und am Zähltiſch —

— Ein einförmiges Leben, aber doch ein glückliches! ſeufzte Krauthöfer. Habt Ihr wohl intimen Umgang mit Schauſpielern gehabt?

Mindelsheim beſann ſich und ſagte dann:

— Daß ich nicht wüßte —

— Waret Ihr auch niemals in eine Schauſpielerin, Sängerin oder Tänzerin verliebt? Antwortet mir auf Euer Gewiſſen!

Der alte Mann erröthete leicht und ſprach:

— Wie fragt Ihr mich ſo ſcharf aus? —

Krauthöfer, der dieß für ein halbes Geſtändniß nahm, rief ſchnell:

— Heraus mit dem Geſtändniß — wart Ihr?

— Wie wollt Ihr, daß ſo etwas hätte geſchehen können, da ich erſt neunzehn Jahre alt, ſchon mit meiner nachherigen Frau, die Alfred's Mutter wurde — Gott habe ſie ſelig — ernſtlich verſprochen war — ſagte Mindelsheim mit ſtiller Rührung.

— Und dieſe fleiſchgewordene Proſa will nun mit einem Male ſo genial thun, ſich über Alles hinweg ſetzen, ſeinen Sohn von den Studien fortreißen und ihn dem närriſchen Frazzenleben überlaſſen! Ich bitte Euch, degradirt Euch doch nicht ſelbſt ſo ſehr und gebt Euere Menſchenwürde für eine Affenſchande hin! Sprecht, Hauptkaſſenreviſor, welch ein unſeliger Dämon konnte Euch wohl dazu beſtimmen, der Vater eines Komödianten werden zu wollen?

— Zeit und Umſtände — die Verhältniſſe — der Beruf meines Kindes zum Schauſpieler — ſagte in kurzen Abbrechungen der ſanfte Mindelsheim.

— Wiſchiwaſchi und nichts weiter! ſchrie ihm aber Krauthöfer entgegen. Seht einmal, da Ihr nichts von dem Dinge verſteht, ſo müßt Ihr Euch darüber belehren laſſen. Die Hälſe ſoll man den Jungen umdrehen, wenn ſie auf's Theater wollen. Was Euch jetzt ergötzt und erheitert, wenn Ihr es als Spiel zur Unterhaltung betrachtet, das wird Euch zur quälenden Pein wenn Ihr Euern Lebenszweck daran knüpft. Alle die kleinen Neckereien, die Euch hier begegneten, und Euch auch jetzt wohl ſchon die Haare zu Berge treiben konnten, waren die pikante Würze eines Vergnügens, das Ihr wie jedes Andere ſo lange cultivirt, als Ihr möget und bei dem Ihr die Ueberzeugung hegt, daß Ihr es in den Winkel werfen könnt, wenn es Euch nicht mehr dieſen Zweck erfüllt. Allein wie anders iſt es, wenn Ihr daran gebunden ſeyd, mit unauflöslichen Feſſeln; wenn Ihr dieſem Spiele Euere heitern Jahre leichtſinnig geopfert habt und Euch nun der Ernſt des Lebens antritt und ſeine Rechte geltend macht. Wie troſtlos, wenn Ihr zurückblickt auf die durchlaufene Bahn und überall auf Nichts als auf Nichtigkeiten ſtößt. Jeder kann die Reſultate ſeines Fleißes zählen, nur die Schauſpieler nicht. Der Schuhmacher hat ſo und ſo viel Stiefel und Schuhe gemacht, was aber der Schauſpieler? was ſind ſeine gelernten Rollen? Mit wie viel Schund und verächtlichem Zeuge hat er ſein weites Gedächtniß gefüllt und was ſind die Leiſtungen aller dieſer Anſtrengungen? Seifenblaſen! und was hat er übrig davon? Einen gemißbrauchten, zermarterten Geiſt, einen gelähmten Körper!

— Ihr ſeht ſchwarz, lieber Freund! ſprach Mindelsheim.

— Dies nennſt du ſchon ſchwarz, Du blöder Thor? nahm der Oberlieutenant wieder das Wort, ſo höre doch erſt weiter. Ich bin begierig, was Du zu dieſer tieſern Schattirung erſt ſagen wirſt. Wenn die Schauſpieler mit dem Leben ſpielen, in ihm charakterlos und unbeſtändig erſcheinen, ſo glaube nur ſicher, daß ſie es wirklich ſind. Die Fähigkeit, die ſie beſitzen müſſen, ſich in jede Gemüthsverfaſſung augenblicklich werfen zu können, muß ihrem ganzen Nervenſyſtem eine ſo beſondere Reizbarkeit verſchaffen, von der wir eben ſo wenig einen klaren Begriff uns machen können, als von dem Geruchsſinn der Hunde. Sie müſſen falſch ſeyn, wie wir es im gemeinen Leben benennen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, und ohne daß man's ihnen wie uns als ein Verbrechen anrechnen darf. Wer 'nem böſen Pferde zu nahe kommt, wird geſchlagen, wer 'nen Hund reizt, wird gebiſſen, wer mit 'nem ſcharfen Meſſer ſpielt, kann ſich leicht verwunden; die Klugheit fordert, Vorſicht anzuwenden; wer heißt uns mit Offenheit Schauſpielern vertrauen. Sie ſind loſe Läſtermäuler, Spötter, Plaudertaſchen, ſie prahlen mit deiner Freundſchaft, ohne Rückſicht darauf, was Dir daraus erwachſen könnte; ſie verſchließen kein Geheimniß, wenn ſie Eitelkeit, verwundete Eigenliebe, Rachſucht antreibt, ſie ſind mißtrauiſch — feig — kriechend — ſchlau —

— Ho, ho! halt ein! unterbrach hier Mindelsheim den Eiferer — und wenn ſich Alles ſo anträfe, ſo wirſt du doch wohl Ausnahmen gelten laſſen —

— Und nun erſt ihre Stellung im Leben! fuhr Krauthöfer fort, ohne auf dieſen Einwurf zu hören. Die Schauſpieler bilden einen Staat im Staate, eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft. Sie werden von den andern Ständen nur in ſo weit geduldet, als ſie zu ihrem Vergnügen beitragen müſſen; darüber hinaus, hört ihre Geltung auf. Lädt man ſie ein, ſo will man, daß ſie ihre Kunſtübungen auch dort fortſetzen, wo die Bretter der Bühne aufhören. Ihr eigentlicher Werth, wenn man davon überhaupt ſprechen will, iſt doch nur dort zu ſuchen, wo ſie ihre Kunſt üben, ſie ſind nur das, was ſie eben vorſtellen, wiſchen ſie die Schminke ab und ziehen ſie die Theatergarderobe aus, ſo hören ſie eigentlich auf zu ſeyn und ſind dazu verdammt ein geſpenſtiſches Scheinleben zu führen. Und ſolchen fratzenhaften Geſchöpfen wollt Ihr Euern Sohn zugeſellt ſehen, wollt ihn ſelbſt ihnen zuführen, damit er Einer werde der Ihrigen? O, Ihr alter, verblendeter Thor, geht in Euch und laßt Euch warnen!

Der Oberlieutenant Krauthöfer mochte wohl manche traurige Erfahrung gemacht haben, die ihn zu ſolchem

Ausdrücke der Bitterkeit verleiten konnte, der offenbar ungerecht war. Mag man auch dem Schauſpielerſtande im Allgemeinen Manches verwerfen können, ſo iſt doch einmal keine Regel ohne Ausnahme, und daß es Ausnahmen in dieſem Falle gibt, davon wird jeder billige Leſer gewiß überzeugt ſeyn, und zweitens ſind in obiger Schilderung die Farben jedenfalls zu ſtark aufgetragen. Ich will Krauthöfer auf dreierlei Weiſe zu entſchuldigen ſuchen, nämlich: daß er Urſache hatte, ſich über ihm von Schauſpielern widerfahrene Unbill zu beklagen, daß er zu weit ging, um ſeinen guten Freund deſto ſicherer von ſeinem Vorhaben abzubringen, und daß es ihn verdroß, durch daſſelbe ſein Liebhabertheater einer Zierde beraubt zu ſehen.

Krauthöfer wollte auch noch von der Gefahr ſprechen, die für den Schauſpieler, wenn er eine edlere Organiſation zufällig beſitzen ſollte, aus der beſtändigen Aufregung der Leidenſchaft entſpringt; er deutete Einiges über Liebe und Eiferſucht flüchtig an, aber er unterbrach ſich dann plötzlich ſelbſt und wurde finſter und ſtill. Der Wurm, der ihm am Herzen zu nagen ſchien, ſchnürte es hier feſter zuſammen und der laute Fluß der Rede mußte verſiegen.

Mindelsheim verließ ihn bald ohne eine beſtimmte Erklärung von ſich zu geben. Er wolle Alles reiflich überdenken und in Erwägung ziehen, ſagte er; Krauthöfer aber ging mit gewichtigen Planen um. Er fand es jetzt nöthig, Pogenwinkel zu verlaſſen, und mit Lucile auf Reiſen zu gehen. Dieſe Zerſtreuung hoffte er, werde genügend ſeyn, um ihn von den Theatergedanken abzubringen. Es ſollte eine weite Reiſe werden, nach Ländern, wo man keine Spur von Theater findet. Er dachte im erſten Augenblicke ſelbſt an die Inſulaner der Südſee.

— Nein, er ſoll die ſchmerzliche Schule nicht durchmachen, ſagte der beſorgte Vater, was ich darin gelernt habe, kann ich noch nicht verwinden, für's Leben bringt es mir keinen Vortheil, aber meine Ruhe hat es für ewig vernichtet. Nein, er ſoll die erſten Klaſſen dieſer Schule nicht einmal kennen lernen! Es war ein Frevel, daß ich mit der Sache wieder zu ſpielen begann, die mir einſt ſo gefährlich wurde. Aber noch iſt es Zeit! ich reiße ihn vom Rande des Abgrundes, koſte es was es wolle! Ich bin Alles im Stande zu unternehmen und zu vollbringen, wenn es das Glück meines Sohnes gilt!

Um ein zu grelles Aufſehen zu vermeiden, denn auch er fügte ſich als nunmehriger Kleinſtädter gewiſſen Rückſichten, beſchloß Krauthöfer, vorerſt noch die angeſetzten Vorſtellungen ſtattfinden zu laſſen.

wenn gleich mitunter ſchon etwas von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe verlautete. Ganz Pogenwinkel verwunderte ſich darüber; man trauerte; es drohte wieder in ſeine frühere Unbedeutenheit zurückzuſinken. Allein Haidvogel, der Patriot, gab die Zuſicherung, daß ſo lange er lebe, das Liebhabertheater nicht aufhören werde, indem er ihm ſeine beſten Kräfte zu opfern geſonnen ſey.

Alfred und Lucile ſprachen indeß, wenn ſie allein waren, von ihren Planen. Der Eine, von ſeinem Vater begünſtigt, dachte daran, in die Reſidenz zu gehen, um ſich dort durch Selbſtanſchauung und den Unterricht des größten, daſelbſt lebenden und wirkenden Schauſpielers, zur Bühne vollſtändig auszubilden. Lucile, der wilde, unbeugſame Kopf, entdeckte ihm, daß er geſonnen ſey, ſeinem Vater bei der erſten, beſten Gelegenheit davonzulaufen, wenn es ihm nicht gelingen würde, ihn ſeinen Wünſchen geneigt zu machen. Offenbar hatte Lucile ein größeres Talent und mehr Genialität als Alfred, der durch ſein äußeres wie inneres Weſen zu dem Fache der jungen, ſchwärmeriſchen Liebhaber einzig und allein Befähigung hatte.

Er wußte nichts von der Unterredung, die ſein Vater mit dem Oberlieutenant gehabt hatte, und ahnte daher auch nichts von den Zweifeln, die dadurch in demſelben entſtanden waren. Er glaubte bald Pogenwinkel verlaſſen zu dürfen, um ſich auf die Hohe Schule zu begeben. Wie voll war ſein Herz! wie hoffnungreich ſeine Bruſt! Er war nicht unglücklich in poetiſchen Verſuchen; jetzt floßen ſie ihm unwillkührlich, er durfte nur die Feder anſetzen. Bald beſang er einen Lieblingsdichter, bald die Kunſt, bald die zukünftige Geliebte, bald ſich ſelbſt. Immer war es ſein eigenes Glück, das hindurch ſchimmerte, und das ihm allein die Verſe eingab. Er liebte Alles, was ihn umgab; jedes Mädchen, ſchloß er in ſeines Herzens Schrein. Sie gehörten ihm Alle, und mit ihnen die Freuden der ganzen Welt. Das iſt ſo das Weſen eines ächt poetiſchen Gemüths.

Im Geiſte ſah er ſich ſchon als Hofſchauſpieler, als Regiſſeur des Hoftheaters, als erſten Mimen des Vaterlandes, mit Lorbeern gekrönt, wenn auch nicht auf dem Kapitol, doch zwiſchen den Couliſſen. Wie ſchön dachte er ſich das! Seine Kollegen auf dem Liebhabertheater zu Pogenwinkel nannten ihn auch wohl ſchon ſcherzend den zukünftigen Herrn Hofſchauſpieler! Wie kitzelte das ſeine Eitelkeit! —

Sein Mühmchen Clotilde hatte ihn mehr als gern; in ihrem ſtillen Herzchen war manches Wünſchen laut geworden. Das Mädchen war zwar keine Schönheit, aber gut, und würde für einen ſtillen Bogenwinkeler jedenfalls eine nicht üble Parthie abgegeben haben. Alfred ſcherzte oft mit ihrer Neigung auf eine Weiſe, die ſie für Ernſt nehmen konnte.

Der Herr Amtsactuar Haidvogel hatte in der letzten Zeit zu dem Amte eines Theaterdichters auch noch die Aufſicht über die Garderobe erhalten. Das Erſtere ließ ihm in der That Zeit genug übrig und war mehr als eine Ehrencharge zu betrachten, die man ſeinem dichteriſchen Talente als Zoll der Anerkennung gebracht hatte. Die Garderobeaufſicht hingegen war mit Mühſal verknüpft, beſonders wenn man ihr mit ſolchem Eifer oblag, wie es Haidvogel that. Der wackere Mann hatte ſo viel vom Weibe, daß das Geſchäft ſich trefflich für ihn ſchickte. In früherer Zeit hatte er mit großer Vorliebe weibliche Beſchäftigungen getrieben: er ſtickte, ſtrickte und nähete: dabei trug er ſich gern im Hauſe faſt weiblich. Seine Schlafröcke waren viel frauenzimmerlicher als die, welche Aurora Dudevant im Hauſe zu tragen pflegt, und auf dem Kopfe ſaß ihm dazu ein Häubchen, das jedem Zöfchen gut geſtanden haben würde. Das kleine, ſchelmiſche Geſichtchen des Mannes lieh ſich trefflich dieſer Metamorphoſe und entſchuldigte gewiſſermaßen ſeine Neigung; bei zunehmenden Jahren war dieß freilich nicht mehr der Fall, allein man hatte ſich daran gewöhnt und fand die Marotte nicht unliebenswürdig.

In einem Winkel des Theaters, wo von überflüſſigen Couliſſen eine Art von Kammer gebildet worden war, um die Requiſiten und andere Gegenſtände aufzubewahren, ſtand ein großer Waſchtrog, wo Haidvogel mit höchſteigenen Händen ſich dem Geſchäfte der Reinigung verſchiedener feiner Stucke der Damengarderobe zu unterziehen pflegte. Es wäre für jeden Uneingeweihten in Pogenwinkels Theater ein überraſchender Anblick geweſen, hier den hochberühmten Dichter „des Storchs,“ im ſelbſt verfertigten Häubchen waſchend an der Wanne ſtehend zu finden, umgeben von Scepter und Krone, Schwerdtern und Triumphwagen, Helmen und Uniformen, dem einfachen Mantel des Templers und dem, was dem geiſtigen Künſtler erſt eigentlich Körper verleiht, dem baumwollenen Fleiſche, der trefflich wattirten Tricothoſe.

Eines Abends — die Vorſtellung ſollte ſo eben angehen — traf in dieſem Raume Alfred Clotilden. Haidvogel war eben nach ſeiner Weiſe fleißig, er hatte einen feinen Schleier in Händen, der bei einer nächſten Vorſtellung gebraucht werden ſollte und den er keiner Wäſcherin anvertrauen wollte. Um die Wanne ſicher zu ſtützen, hatte er, der feinfühlende Liebling der Muſen, Sappho's Leier darunter geſtellt und überließ ſich ſorglos ſeinem Geſchäfte, ohne auf die beiden jungen Leute zu achten. Plötzlich aber flüchtet Clotilde vor den heftiger werdenden Zudringlichkeiten ihres Vetters hinter die Wanne, er verfolgt ſie auch hier, allein ſie wehrt ihn ab und nun beugt er ſich über und will ſie umarmen.

Haidvogel's Händen entfällt der Schleier, denn ein ungeſchickter Stoß läßt die Leier ſchwanken, die Wanne kommt aus dem Gleichgewichte und ſtürzt mit fürchterlichem Gepolter um. Die Frau Kreisphyſicuſſin, die hinter der Fahne der Jungfrau von Orleans ſich ſo eben ankleidete, fiel vor Schreck in Ohnmacht, Fizmeier, der als unermüdlicher Regiſſeur eben auf dem Schnürboden nachſehen wollte, ſtürzt von der Leiter. Ein allgemeiner Schrecken tobt durchs Haus. Alles läuft herbei, allein ein flehender Blick der jungen Leute beſtimmt den weichgeſinnten Haidvogel, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen und die wahre Urſache des Unfalls zu verſchweigen.

Nur Mindelsheim und Krauthöfer leſen in den Geſichtern der Schuldigen ſogleich die Wahrheit und der Erſtere beſchließt, ſeinen Sohn ungeſäumt fortzuſchicken, der Letztere mit dem Seinigen Pogenwinkel eheſtens zu verlaſſen. Es miſchten ſich nun Elemente in den urſprünglich harmloſen Scherz, die für die Plane der Alten nicht hineinpaßten.

Viertes Kapitel.

— Heute ſcheid' ich, morgen wandr' ich
Keine Seele weint um mich —

Fr. Müller.

Abends im Garten hinter Mindelsheims Hauſe gingen Lucile und Alfred im ernſten Geſpräche. Die Stille in der äußern Natur wogte hinüber in die Seelen der Menſchen, und ein Jeder war geſtimmt, dem innern Gotte ein reines Opfer darzubringen. In Alfred glühte es wie Dank; eine Weihrauchwolke nach der andern wallte empor; er war ganz Glück, ganz Liebe. Nichts in der weiten Welt ſtörte ihn; er erblickte vor ſich eine geebnete Bahn, die ihn zum Ziele geleiten ſollte; er war vollkommen geſund, wohl gebildet, mit Kenntniſſen ausgeſtattet, er war ſchön. Dies Alles fühlte er ſelbſt in vollſter Ueberzeugung. War dies nicht Eitelkeit? Ueberſchätzung? Beſchränktheit? Immerhin! er war glücklich.

Lucile war anders; er ſah das Leben für einen beſtändigen Kampf an; geboren werden iſt die Herausforderung, die man vom Schickſal erhält, ſagte er; nun gilt's, ein guter Fechter zu ſeyn. Die Glücksgüter, die ihm bei der Geburt ſchon zu Theil geworden waren, verſchmähte er als unwürdige Waffen; nur ſeinen eigenen Kräften ſolle man vertrauen. Er mißtraute allen ſeinen Gaben; er wußte kaum, daß er körperliche Vorzüge beſaß. Nicht Eitelkeit, nicht Ehrgeiz, nicht der Wunſch, Beifall und Lorbeern zu erndten, trieben ihn zum Theater; er ſuchte keine ſichere Stellung im Leben, denn die Geburt hatte ihm ja die ſicherſte an der Seite ſeines reichen Vaters angewieſen; er kannte nicht jene begeiſterte Liebe zur Kunſt, er fühlte ſich nicht zur Schwärmerei geneigt, es trieb ihn nur fort der ungeſtüme Drang, das Leben kennen zu lernen, den unbekannten Feind aufzuſuchen, deſſen gewiſſe Begegnung uns dereinſt bevorſteht, und den man nur ſo lange fürchtet, bis daß man ſich mit ihm meſſen konnte, dann hebt Sieg oder Unterliegen jede Furcht auf.

Auch dieſes ungeſtüme Herz war von der Ruhe jenes Abends überraſcht worden; er fühlte manche Diſſonanz beſchwichtigt; er glaubte ſicher vertrauen zu können, denn er ward ſich faſt bewußt der inwohnenden Kraft.

— Und wenn wir uns dann einſt wiederſehen, ſprach Alfred —

— Glaubſt Du daran? warf Lucile hin.

Er hatte nicht recht hingehört, und ſeine Gedanken waren von ſeinem Begleiter und dem Orte, wo ſie ſich befanden, weit entfernt. Er dachte hier an ein anderes Wiederſehen, aber Alfred verſtand ihn nicht und fuhr in ſeiner Weiſe fort:

— Warum nicht! Ich bin bei unſerem Hoftheater längſt ſchon angeſtellt, Du, von großen Reiſen heimkehrend, wie ein Meteor der Kunſt, überall einen lichten Ruhmesſchein zurücklaſſend, und wir ſpielen dann zuſammen —

Lucile lachte ſtill in ſich hinein.

— Nicht war? ein ſchöner Gedanke! Ich bin überzeugt, daß wir bei derſelben Bühne ſeyn könnten, unſere Rollenfächer würden ſich nicht durchkreuzen — ſagte Alfred.

— Nein, unſere Fächer durchkreuzen ſich nicht — ſagte trocken Lucile. Sieh, Alf, fuhr er dann nach einer Pauſe fort, mein Sinn geht gar nicht ſo eigentlich auf's Spielen —

— Nicht? Und was wollteſt Du denn? fragte Alfred befremdet.

— Ich will Direction führen —

— Damit Du Dir die ſchönſten Rollen nehmen kannſt?

— Die ſchönſten nicht, aber die ſchwerſten. Siehſt

Du, Alfred, Alles was leicht wird, ekelt mich an. Die Rollen werden mir die liebſten ſeyn, worüber man ſich nicht nur den Kopf, ſondern wobei man ſich auch die Glieder zerbrechen kann. Ich muß einmal meine Kraft ganz erproben, und ſehen, wohin es führen wird — und darum gehe ich meinem Vater durch —

— Das wollteſt Du alſo wirklich?

— Wirklich!

— Und willſt dann ſelbſt Direction anfangen?

— Eine eigene Selbſtdirection, ja — doch, Du verſtehſt mich nicht —

— O doch, ich verſtehe Dich. Du willſt Director einer herumziehenden Geſellſchaft werden, ſprach Alfred, den die Aeußerung ſeines Freundes pikirt hatte, mit verächtlichem Tone, ſchon im Vorgefühle ſeiner Hofſchauſpielerwürde.

— Nun ja, Director einer herumziehenden Geſellſchaft, das heißt ein umher ziehender Director, oder Director und Geſellſchaft in einer Perſon —

— So wollteſt Du allein mehre Rollen ſpielen, ſo eine Art von Schauſpieler wider Willen — ſagte Alfred noch wegwerfender.

— O Du verſtehſt mich doch! rief Lucile und umarmte ſtürmiſch ſeinen Freund, indem er wild auflachte. — Ja, den Schauſpieler wider Willen werde ich machen —

es wird eine königliche Poſſe werden, über die ich ſelbſt vielleicht am meiſten lache. Nun aber höre, da mir dieſe Nacht ſo ſehr gefällt, ſo will ich gar nicht mehr nach Hauſe gehen, ſondern meine Reiſe lieber gleich von hier antreten. Da habe ich Dir denn aber noch Etwas vorerſt zu erzählen, Alfredchen!

Er nahm den Freund bei der Hand und zog ihn zu einer Bank unter Bäumen, wo ſich Beide niederſetzten. Lucile bezwang ſeine excentriſche Laune und begann folgende Erzählung:

Nachdem Du weißt, was ich noch dieſe Nacht vorhabe, wirſt Du mir wohl den Gefallen thun und Deiner Gewohnheit entgegen mich nicht mit Fragen unterbrechen, die zu gar nichts führen würden, denn ich gebe Dir hiemit im Voraus die Generalantwort, daß ich Dir keine einzige ſpeciell beantworten werde. Alſo höre. Mein Vater, der Dir wohlbekannte Oberlieutenant Krauthöfer, iſt in ſeiner Jugend von demſelben Dämon geplagt worden, der mich jetzt plagt und von Hauſe forttreibt. Bei ihm war dieſer Drang aber noch merkwürdiger, als bei mir. Er war nämlich, wie Alle wiſſen, von ſtillen, friedlich lebenden Eltern, im Schloſſe zu Krauthofen, unweit von hier, geboren, und genoß dort eine ehrbare Erziehung, die faſt bis zum Tode ſeiner Eltern währte. Sie ließen ihn nämlich gar nicht die Kinderſchuhe austreten, wie er manchmal erzählte, und ſtarben in der feſten Ueberzeugung, daß ihr Sohn auch auf dem Schloſſe leben und ſterben würde, wie ſie. Allein kaum daß ſie todt waren, ſo zog der junge Herr aus und fort in die weite Welt. Heidi! Ich kann und will Dir hier keine Lebensgeſchichte meines Vaters mittheilen, denn ich weiß ſelbſt nicht gar zu viel davon. Nur ſo viel will ich Dir ſagen, daß ich ihn ſelbſt nicht als Oberlieutenant Krauthöfer kennen lernte, ſondern als Schauſpieldirector Titl, von dem Du ja auch gehört haben mußt —

Alfred verſicherte, daß er noch nie den Namen vernommen, und wollte eine weitſchweifige Verwunderung ausſtoßen, aber Lucile hielt ihm den Mund zu —

— Das iſt genug, rief er, mehr wäre gegen unſere Verabredung. Höre weiter! Wie ich zur Beſinnung aus dem Schlafe der erſten Kinderjahre erwachte, oder — was daſſelbe iſt — als ich zu denken anfing, war mein Vater Schauſpieldirector in England und hieß Titl. Meine Mutter war die Zierde ihres Geſchlechts und eine erſte Künſtlerin, wie ich ſeitdem keine mehr geſehen. Dabei war ſie ſchön — ſehr ſchön!

— Iſt ſie todt?

— Stille! Du ſollſt Alles erfahren, auch ohne zu fragen, das iſt eine ſehr widerwärtige Anmaßung, die Du Dir abgewöhnen mußt. Mein Vater zog in den drei Königreichen umher und gab eine eigene Art von Vorſtellungen. Er declamirte irgend eine Stelle aus einem großen Dichter, und dann öffnete ſich ein kleines Theater im Hintergrunde, meine Mutter erſchien in magiſcher Beleuchtung, gleichſam in noch verklärteren Formen, als ihr die Natur ſchon verliehen hatte, und ſtellte das, was eben declamirt worden war, mimiſch vor. Es war allerdings ſeltſam und unverſtändlich, allein den Engländern gefällt ſo etwas nur deſto mehr, und der Zulauf war ungeheuer. Mein Vater war aber hierauf hingewieſen und beſchränkt, denn meine Mutter war ſtumm. In ihrer Jugend ſoll ſie durch eine rohe Gewaltſamkeit den Gebrauch der Zunge verloren haben. Das Nähere über dieſen ſchrecklichen Vorfall weiß ich zur Stunde noch ſelbſt nicht.

Alfred war ganz Ohr und rückte ſeinem Freunde näher, der dieſe Erzählung im ruhigſten Tone machte, und wenig innere Bewegung dabei verrieth, gleich als erzählte er die Begegniſſe eines Fremden.

— Auch tanzen konnte meine Mutter ſehr ſchön, fuhr er fort, beſonders das, was man den pantomimiſchen Tanz nennt und was in England damals noch ſehr wenig bekannt war, aber den größten Beifall erzielte. Ein Meiſter hatte die ganze Scene der Lady Macbeth, oder der Ophelia, in Muſik geſetzt, und meine Mutter tanzte darnach; ich ſage Dir, daß es einem durch die Seele ſchnitt. Du kannſt Dir nichts Ausdrucksvolleres denken — ach! beſonders die Ophelia — wenn ſie die Blumen ſtreute — und ihr Ade! den Majeſtäten zu nickte — es war etwas ſo Wehmüthiges darin, daß ich es Dir hier nicht beſchreiben kann — doch nur weiter! Wir waren eben in Dublin und machten viel Geld. Mein Vater liebte das ſehr — Geld zu machen nämlich, aber auch meine Mutte liebte er. Nun waren in Dublin die Lords, wie überall, gleich wie vernarrt in meine Mutter. Mein Vater hätte längſt daran gewöhnt ſeyn ſollen, allein es war doch nicht der Fall: er war eiferſüchtig wie ein Spanier. Beſonders machte ihm ein junger Fant viel zu ſchaffen, der außer Irland von iriſchen Eltern geboren worden war. Er hatte zu den bei den Englandern hart in Verruf ſtehenden Eigenſchaften ſeines Volkes nun gar noch das auffahrende, leicht verletzliche Weſen und das Buhleriſche der Franzoſen. Die Art und Weiſe, wie der ſichtlich meine Mutter verfolgte, reizte meinen Vater, und unſere Freunde ſahen das Schrecklichſte kommen. Du mußt nämlich wiſſen, daß mein Vater ein Bluter iſt —

Des jungen Alfreds warme Phantaſie, die durch dieſe ganze Erzählung ſchon auf's Aeußerſte gereizt war, konnte nunmehr die angelegten Klammern nicht länger ertragen, und mit Heftigkeit fuhr ihm die Frage heraus:

— Ein Bluter? Lucile! ein Bluter, was iſt das?

— Das müßte Dir eigentlich ein Arzt erklären, und ich bitte Dich, Deine Wißbegierde gründlich von ihm ſtillen zu laſſen. Ich kann Dir nur ſo viel ſagen, daß es eine traurige Menſchenorganiſation giebt, wo die edelſten Blutgefäße, die das eigentliche Leben enthalten, in ihren feinen Verzweigungen ſo dicht unter der dünnen Oberhaut liegen, daß ſie jeder Verletzung ausgeſetzt ſind und daher die leichteſte Schramme, ein Nadelſtich hier ſogleich das Leben in ſeinem Kern angreift und augenblicklichen Tod bringen kann. Mit den Jahren ſollen ſich die Gefäße mehr nach dem Innern zurückziehen und die Haut an Stärke gewinnen, ſo lange aber noch der Menſch im rüſtigen Alter ſteht, ſchwebt die größte Gefahr bei den gewöhnlichſten Handtirungen über ſeinem Haupte. Das Barbiren, das Nägelabſchneiden, das Butterbrodſchmieren, das Apfelſchälen, Alles dieſes ſind Handlungen, die ſolch ein Menſch nur mit großer Beſonnenheit und Vorſicht unternehmen darf. —

— Wie ſeltſam!

— Schon gut! Heirathen ſolche Bluter in ihre Famililie, ſo iſt das Uebel erblich: durch Kreuzung ſoll es ausgerottet werden können, und ſo bin ich denn, Gott ſey Dank! davon befreit worden. Ach, aber ein anderes Uebel wurde mir dafür zu Theil, an dem ich langſam verbluten muß. — Doch höre jetzt nur weiter! Mein Vater achtete jede Gefahr gering; er hielt ſich gleichſam für ſtichfeſt. Nur einmal war er beim Barbiren leicht verwundet worden, dann nicht mehr. Jene Verwundung hatte allerdings einen großen Blutverluſt zur Folge, der meinen Vater dem Tode nahe brachte, allein ein geſchickter Chirurg rettete ihn doch. Du kannſt Dir nun aber leicht denken, daß ein Duell für meinen Vater keine Kleinigkeit war, und doch war er ſo kühn, den Irländer dazu zu bringen. Meine Mutter, die nicht taubſtumm war, ſondern, wie ich Dir ſchon geſagt habe, bloß den Gebrauch der Zunge verloren hatte, erfuhr Alles durch einen theilnehmenden Warner. Sie war ſchon lange auf die Vermuthung gerathen, und daher konnte es nicht fehlen, daß ſie das verſtörte Weſen meines Vaters ſich nur zu richtig zu deuten verſtand. An einem Abend, als nach der Vorſtellung meine Eltern beim Thee ſaßen und ſich, wie ſtets, einige Kavaliere eingefunden hatten, die, in den Gränzen beſcheidener Bewunderung verharrend, meinem Vater keinen Anlaß zum Argwohn gaben, trat auch jener Faun plötzlich in den Kreis. Bei ſeinem Anblicke kochte meinem Vater ſogleich das leicht erregbare Blut unter der dünnen Haut. Jener ließ es an Gelegenheit nicht fehlen, dieſen Zuſtand zu ſteigern, mein Vater verſäumte nicht, den Handſchuh aufzuheben. Es drohte ſich einer jener barbariſchen Kämpfe um ein Weib zu entſpinnen, die ſeit Troja's Zeiten ſich ſo oft in der Welt wiederholt haben. Ein Kampf, der das Thier adelt und edlere Regungen bei ihm vermuthen läßt, der aber den Menſchen offenbar erniedrigt; hier ein Kampf um ein armes, zwar ſchönes, aber ſtummes Weib, das nur flehende Blicke hatte, keine Worte, um den heraufziehenden Sturm zu beſchwichtigen. Ich ſaß dabei, ein fünfzehnjähriger Junge, und werde das Gräßliche jenes Augenblickes nie vergeſſen. „Ich bin kein Titl," ſchrie mein Vater, „ſondern ein deutſcher Edelmann, wälſcher Hund! und du mußt mir Rede ſtehen!" und noch ehe daran gedacht werden konnte, eine Adelprobe vorzunehmen, die jedenfalls nicht zu Gunſten meines Vaters ausgefallen wäre, hatte er einen ſpitzigen Theaterdegen ergriffen, und nahm eine drohende Stellung an. Der Irländer zog zur

Vertheidigung einen Dolch, und drang wüthend auf meinen Vater ein, jeder Verwundung Trotz bietend. Das konnte er wohl leicht, aber ſeinen Gegner ſetzte die unglückliche Organiſation ſeiner Blutgefäße in eine ſehr nachtheilige Stellung ihm gegenüber, trotz der längern Waffe. Deſſen ungeachtet ſtand mein Vater unverrückt da und fing den ihm zugedachten Dolchſtich geſchickt mit der zuſammengeballten Serviette auf; allein damit war das Gräßliche nicht beendigt. Die erregte Stimmung meiner unglücklichen Mutter zog ihr, in dem Augenblicke, als der Stoß gegen ihren Gatten geführt wurde, Konvulſionen zu, von denen ſie erſt ſpät befreit werden konnte, dann aber zeigte ſich's, wie mein Vater ſagte. daß ſie den Verſtand eingebüßt hatte.

Alfred war von der wunderbaren Geſchichte gleichſam umſtrickt und wagte jetzt nicht laut zu athmen.

— Es ſollte Jedem, der mit den Eigenheiten der Stummen nicht vertraut iſt, gewiß ſchwer werden, zu unterſcheiden, ob ſie vernünftig oder toll ſind; da ſich die ſicherſten Kennzeichen ja wohl nur im Zuſammenhange oder Unzuſammenhange der Rede betreffen laſſen. So mußte man denn auch in dieſem Falle den Ausſagen meines Vaters am meiſten vertrauen. Er hielt von jetzt an ſeine arme Frau in ſtrengem

Gewahrſam und ließ ſie von Niemand ſehen. Mehr als Eiferſucht war es wohl noch die Beſorgniß, daß er durch ſeine Hitze wieder einmal in den Fall kommen könnte, ſein Leben zu riskiren. Die andern Freunde hatten übrigens die Sache wieder in Ordnung gebracht und es waren keinerlei Folgen mehr zu befürchten.

Allein das ihnen lieb gewordene Schauſpiel wollten die Irländer deßhalb nicht aufgeben: ſie ſind wahre Theaternarren und kennen keinen höhern Genuß. Schon die Muſik zu den Pantomimen war ſo in Gunſt bei ihnen, daß ſie ſie den ganzen Tag pfiffen und trallerten und man faſt nichts anders hörte. Mein Vater, der ſich's nun einmal vorgeſetzt hatte, recht reich zu werden, mochte die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, ohne davon nach Kräften zu profitiren. Er ſchrieb daher ſchnell nach London und ließ eine perfecte Ballettänzerin kommen, die ebenfalls ſchön war und Talent genug beſaß, die erforderlichen Actionen und Pantomimen zu der Muſik auszuführen. Meine arme Mutter ſaß während der Zeit in ſtillem Brüten auf ihrem Zimmer und gab oft Stunden lang kein Zeichen des Lebens von ſich. Ich durfte zu ihr, denn ſie hatte mich ſehr lieb und mein Vater wollte doch nicht ſo grauſam ſeyn, ihr dieſen Troſt zu entziehen. An dem Abende nun, als die Fremde ihre erſte

Vorſtellung geben ſollte, hatte ſich durch Zufall ein Zettel in ihr Zimmer verſchleppt. Sie griff darnach mit einer ſonderbaren Gierigkeit, überlas ihn einigemale und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ich blieb bei ihr, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, dem Schauſpiele beizuwohnen, das ich ja nur von meiner Mutter ſo vollendet zu ſehen gewohnt war. Die Pantomime mußte längſt begonnen haben und mein Vater war auf der Bühne beſchäftigt; da erhebt ſich meine arme Mutter, zieht ein weites Hemde an und gürtet es mit einem Strohbunde; auf den Kopf drückt ſie den Kranz von welken Blumen und die Haare löſen ſich darunter, wie von ſelbſt und umwallen die ſchauerliche Geſtalt. Jetzt erſt überzeuge ich mich von ihrem Wahnſinn, denn es iſt nicht möglich, die Kunſt ſo weit zu treiben. Sie greift noch nach dem Körbchen, mit den alten Blumen und nun ſchwankt ſie fort, wie ein Geſpenſt anzuſehen. —

Lucile machte hier eine Pauſe. Er holte tief Athem; hatte ihn das, was er aus der Erinnerung hervorholte, jetzt ſo ergriffen, oder mußte er ſich auf den Fortgang einer Novelle ſeiner Erfindung beſinnen? mußte er noch tiefer hineinlangen in ſein Inneres und neue Kräfte ſchöpfen? Wer konnte dieß verrathen? Alfred achtete den Freund zu ſehr, um ihn durch Fragen zu ärgern.

— Ich ſchlich ihr nach — nahm Lucile wieder das Wort. Sie trat leiſe, durch eine kleine Thür auf das Theater, die nur ihr bekannt ſeyn konnte, da ſie zunächſt aus ihrem Zimmer auf daſſelbe führte, und von ihr früherhin immer benützt worden war, wenn ſie ſich zu den Vorſtellungen begab. Hier kauerte ſie nun leiſe unter dem Podium und ſchien mit größter Aufmerkſamkeit nach Allem zu lauſchen, was ſich oben begab. Mein Vater las eben die Scene aus dem Hamlet, die dem letzten Auftreten der Ophelia vorangeht; er hatte jetzt geendet, die wohlbekannte Muſik begann und die fremde Tänzerin nahm auf dem kleinen Theater ihre Poſitur ein, in dem Augenblicke als ſich der Vorhang langſam auseinanderſchob. Aber welche Schauer ergriffen jetzt die zahlreiche Verſammlung, die ſich eingefunden hatte, um die geprieſene Künſtlerin aus London zu bewundern und ihre Leiſtungen mit denen meiner Mutter zu vergleichen? Welch ein Grauen zog jetzt durch den Saal? Alle Schrecken Shakeſpeare's wurden hier überboten; Hamlet's Geiſt, dem Grabe entſtiegen, war eine lächerliche Täuſchung gegen dieſe Wahrheit, welche die Hölle aus ihren tiefſten Höhlen g[illegible]ndet hatte, um den Verbrecher zu beſtrafen. Denke dir, Alfred, vorn die Tänzerin mit großer Kunſt die Scene parodirend, die hinter ihrem Rücken in Wahrheit ſich begiebt: denn dort, wie ein bleiches Schattenbild, erſcheint die wirkliche Ophelia, und führt Alles ſo graß, ſo wahr aus, daß dem Publikum das Herz erbebt. Jetzt mit einem Male dröhnt ein einziger Schrei durch den Saal: mein Vater, der den Tanz der Fremden von den Proben her ſchon kannte, hatte der Bühne den Rücken gekehrt, da es ihn mehr intereſſirte, den Effect aus den Mienen der Verſammlung zu leſen. Bei dem Schrei wendet er ſich um. Das Geſpenſt war wie ein Blitz vorgeſchritten, hatte die Fremde zur Seite geſchleudert und führte den Tanz mit einer Wahrheit zu Ende — das heißt — wollte ihn zu Ende führen — denn mein Vater ſprang auf die Scene und ließ den Vorhang zuſammenfallen. Mit dieſem Abende waren die Vorſtellungen gänzlich beendigt. Wir verließen bald darauf Dublin und kehrten nach Deutſchland zurück; meine Mutter wurde in ein mildes Inſtitut gebracht, wo ſie gepflegt wird und wir zogen ſpäter dann hieher nach Pogenwinkel, wo wir das Leben führten, das du kennſt. —

Lucile ſtand auf: ob Wahrheit oder Dichtung, oder von Beiden zu gleichen oder ungleichen Theilen in ſeiner Erzählung war, unterſuchte ſein Zuhörer nicht. Ein geübterer Menſchenkenner als Alfred, mit Lucile's Eigenheiten vertraut, hätte Zweifel laut werden laſſen; namentlich würden Männer wie Fizmeier, ſolchen Geſchichten, die auf Englands claſſiſchem Boden ſpielten, nicht unbedingten Glauben beigemeſſen haben. Zwar war Krauthöfer im Bogenwinkel allerdings eine ſeltene, faſt wunderbare Erſcheinung, allein daß er ein Bluter und als Schauſpieldirector Titl in England bekannt geweſen ſeyn ſolle, das war deßhalb noch gar nicht ausgemacht oder nothwendig. Bis zu dieſem Aeußerſten im Reiche des Abenteuerlichen, gab es ja noch verſchiedene Mittelſtufen. Was gehört denn wohl dazu, in unſerm Einerlei der Kleinſtädterei, wo ein Menſchenleben wie das andere ſich ohne Störung wie eine Stränge Garn abhaspeln läßt, und wo es dem ſchwer Verſuchten zum Vorwurf gereicht, Vieles verſucht zu haben, in den Ruf der Abenteuerlichkeit zu kommen? Fizmeier würde gewiß das Aeußerſte gethan haben, das Geheimnißvolle, das der Sache anhaftete, abzuſtreifen, aber Alfred dachte nicht daran, und ſo hatte ihn auch wohl Lucile gerade erwählt, um ſein Herz vor ihm auszuſchütten.

— Jetzt wollen wir Abſchied nehmen; ich will meine Wanderſchaft antreten, ſprach Lucile, denn es hält mich nicht länger hier. Das unſtäte Leben iſt mir angeboren. Mein Vater verſagt mir die Einwilligung dazu, allein wer kann gegen ſeine Neigungen ankämpfen? Iſt er nicht trotz der trübſten Erfahrungen doch wieder der Schauſpieldirector Titl hier in Pogenwinkel geworden? Wird er wohl ſein ganzes Leben hindurch aufhören können, Komödie zu ſpielen? Nun Gott möge ihn behüten! Er iſt ein Bluter, aber alt genug, um nicht unvorſichtig mit Meſſern zu ſpielen. Die Duelle darunter mitbegriffen. Wie ſollte er auch wohl jetzt zu einem Duelle kommen. Seit jener Geſchichte ſind Jahre vergangen; ich war ja damals faſt ein Kind! Adieu, Alfred! was ich dir da erzählt habe, bewahre wohl! erzählteſt du es Jemanden wieder, ſo würde es dir doch kein Menſch glauben und du könnteſt am Ende noch den Namen eines Lügners erwerben. Eine ſchlimme Erwerbung. Nein, ſchweige und wandle deine Bahn muthig fort! Du wirſt zum glücklichen Ziele gelangen, ich nicht. Unſere Wege werden ſich ſchwerlich durchkreuzen. Adieu, Alfred! lerne recht viele Rollen, damit du ein reichhaltiges Repertoire kriegſt und deiner Bühne von großem Nutzen wirſt; mache keine Schulden; liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt und verehre den Geſalbten des Herrn, ich meine deinen zukünftigen

Intendanten — auf daß dir's wohl gehe auf Erden!

Mit dieſen Worten drückte Lucile Alfred leicht die Hand, dann ſeinen Hut in die Augen und ging raſch durch die hintere Pforte des Gartens, zwiſchen den Waizenfeldern hin, weiter und immer weiter, bis der dunkle Saum des Waldes ſeine verſchwimmende Geſtalt gänzlich verſchlang.

— Ein ſonderbarer Menſch! ſagte Alfred zu ſich ſelbſt, es iſt mir gar nicht als wenn er Ernſt machte. Er hat mich wohl nur zum Beſten, und die ganze Geſchichte, die er mir da erzählte, darf ich vielleicht nicht einmal glauben. Der Oberlieutenant Krauthöfer, der Schauſpieldirector Titl! ein Bluter! eine Frau ohne Zunge! Irland, Dublin, Wahnſinn, Zweikampf, Ophelia! man könnte ſelbſt faſt zum Narren werden, aber ich hüte mich wohl, viel darüber nachzudenken. Da überdenke ich mir lieber meine nächſte Rolle!

Dies war das Einzige, was Alfred über das Erzählte raiſonnirte und unter dieſem Selbſtgeſpräche ſchlenderte er gemüthlich dem Hauſe ſeines Vaters zu. Sein Glück, das ihn ſchon früher ſo ſelig durchdrang, war noch um vieles geſteigert, jetzt, da er eine krankhafte Zerriſſenheit in Lucile's Gemüth zu erkennen glaubte. Um ſich zu zerſtreuen, recitirte er halblaut einige ſchöne Verſe aus dem neuen Trauerſpiel des reiſenden Dichters, mit deſſen Studium er ſo eben beſchäftigt war, dabei hob er die Augen zum Himmel, um in die Sterne zu blicken, die ſo traut ſeinen Pfad beleuchteten und ſie zu grüßen, da gewahrte er eine weiße Schlafmütze im obern Fenſter des Hauſes und unter der Schlafmütze ein ruhiges, rothes Geſicht, das eine lange Pfeife zwiſchen den Zähnen hielt und dieſe jetzt lächelnd fletſchte und ihm zurief:

— Biſt auch du noch wach, Alf? 'ne göttliche Nacht! man mag gar nicht ſchlafen gehen? o die Natur! 's geht nichts 'rüber!

— Aber die Kunſt, Vater! rief Alfred bedeutungsvoll hinauf.

— Sie ſollen Beide leben, lieber Sohn! ſprach der Vater, Natur und Kunſt im innigſten Verein, ſie ſollen ewig bei uns ſeyn!

— So ſey's, Vater!

— Amen!

Und der Vater ſchloß das Fenſter, denn die Pfeife war ausgeraucht und der Sohn entkleidete ſich und beide gingen gewiß, „die Bruſt von Hochgefühlen geſchwängert“, zu Bette. An Lucile konnte Alfred vor lauter Glück gar nicht mehr denken.

Fünftes Kapitel.

— Seyn oder Nichtſeyn das iſt die Frage.

Shakespeare.

Lucile war aber wirklich fort. —

Als am andern Morgen der Lärm ſich in Pezenwinkel verbreitete, kämpfte Alfred lange mit ſich ſelbſt, ob er etwas von der letzten Unterredung entdecken ſollte oder nicht. Endlich ſchwieg er.

— Ich könnte dadurch in wer weiß welche Fatalitäten mit dem alten Krauthöfer kommen, dachte er, und das dürfte mir auf dem Punkte, wo ich ſo eben ſtehe, in irgend einer Weiſe hinderlich werden. Da Lucile ja doch Schauſpieldirector werden will, ſo muß man ja mit der Zeit von ihm hören, er muß wohl irgendwo ſein Weſen treiben und um Geld darf der niemals verlegen ſeyn, er wird ſich vor ſeiner Abreiſe wohl gehörig damit verſehen haben.

So meinte nun zwar der kluge, ſtets auf ſeinen augenblicklichen Vortheil bedachte Alfred; allein Lucile war ohne Heller aus ſeines Vaters Hauſe gegangen. Dieß ſetzte den Alten eben ſo in Unruhe. Er wußte nicht, was er von des Jungen Vorhaben denken ſollte; er ſchloß auf eine That der Verzweiflung.

Zuerſt mußte Caspar, der Jäger, herhalten. Er wurde ſchmählich ausgezankt, mit Unterſuchung, ja ſogar mit Gefängniß bedroht; er ſollte um Alles wiſſen. Aber der arme Burſche war unſchuldig. Lucile hatte ihn zu ſeiner Flucht gar nicht nöthig gehabt, wie meine günſtigen Leſer aus dem vorigen Kapitel genügend erſehen haben werden, und zum Vertrauten würde der junge Menſch einen Caspar auch nicht gemacht haben. War doch die Mittheilung, die er im letzten Augenblicke einem ihm zunächſt ſtehenden Freunde und Kollegen machte, mehr von dem Gefühle innerer Nothwendigkeit erzeugt, daß es Einen geben möchte in Pogenwinkel, der falſchen, über ihn verbreiteten Gerüchten entgegentreten könnte, mit den Worten: Ihr lügt, ich weiß Alles aus ſeinem eigenen Munde! Für den Fall hatte er ſich aber in Alfred ganz und gar verrechnet.

Caspar vermaß ſich hoch und theuer, er wolle Alles daran ſetzen, den jungen Herrn wieder herbeizuſchaffen, damit er dann den Herrn Oberlieutenant ſelbſt überzeugen könne, daß er nicht um ſeine Flucht gewußt habe. Steckbriefe wollte der Alte nicht erlaſſen; er begnügte ſich im Stillen zu forſchen, es dem Zufalle anheimſtellend, den verlorenen Sohn einſt wiederzufinden.

Mit dem berühmten Liebhabertheater in Bogenwinkel, welches der Stadt eine land- und weltbekannte Zierde zu werden verſprach, ſah es aber jetzt ſchlimm aus. Nach Lucile's Flucht trat eine Art von Landestrauer ein. Die Bühne wurde geſchloſſen. Vom Oberlieutenant war nicht zu erwarten, daß er ſie ſobald wieder eröffnen würde; es war wohl ſelbſt zweifelhaft, ob er ſie jemals dem „heitern Spiel der Muſen“ wieder zurückgeben werde. Alles ließ den Kopf ſinken. Wie ſich die Geſichter wieder ſo lange dehnten! wie das Gähnen wieder ſo um ſich griff! Wie jedes Geſpräch wieder mit Wind und Wetter begann und mit dem ſchlechten Wege und dem baieriſchen Biere aufhörte! Schon entfaltete das graue Ungethüm der Langeweile ſeine Fledermausflügel und ſchwebte gefahrdrohend über der Stadt. Wo waren ſie hin jene Spiele und Feſte, bei denen heitere Prieſter und Prieſterinnen im bunten Farbenſchmucke mit geſchminkten Wangen und geſalbten Locken ihre Opfer bereiteten? Jetzt ſah man ſie traurig und trübe daherſchleichen und ſelbſt von der vergangenen

Herrlichkeit mochten ſie nicht unter ſich erzählen, um die friſchen Wunden nicht ſtets von Neuem wieder aufzureißen.

Pogenwinkel war geweſen; es hatte ſeinen Culminationspunkt erreicht und ſank zurück in das Chaos.

Was war jetzt für einen ſtrebenden Jüngling hier noch zu holen? Alfred mußte fort; ſein Vater ſah es ein und ſprach es unverholen aus.

— Sein Talent kann er hier nicht mehr üben, lernen kann er hier auch nichts mehr, alſo fort mit ihm, ſo ſpricht ein kluger Vater, dem das Wohl ſeines Sohnes am Herzen liegt.

Das „kluger Vater“ betonte er mit allem Nachdruck, um damit auf Krauthöfer anzuſpielen.

Alfred's Abreiſe ſollte nicht lange mehr hinausgeſchoben werden. Die Reſidenz winkte ihm mit ihrer dramatiſchen Schule, die unter dem Protectorat des Herrn Generalintendanten, Freiherrn Piſjahn von Hegelſingen, aus dem Hauſe Retzeluch, von dem erſten Mimen Deutſchlands, geleitet wurde; dort durfte er hoffen, unter ſo hohen Auſpicien das Hoftheater zu betreten. Der Hauptkaſſenreviſor wollte alle ſeine Erſparniſſe willig daran ſetzen, um ſeinen Sohn dies erhabene Ziel erreichen zu laſſen. So ſorgt ein wahrhaft für das Wohl ſeines Kindes bedachter

Vater! ſagte er zu ſich ſelbſt. Er konnte, eingedenk des früheren Geſprächs mit Krauthöfer, dieſen kaum bedauern. Welche Ungereimtheit! äußerte er oft, ſo über eine Kunſt und ihre Prieſter zu urtheilen, die man ſelbſt übt und deren Gebilde man mit Geld- und Zeitopfern in's Leben treten läßt und allewege fördert. Mag er doch ſagen, was er will: ſind wir denn nicht Alle Schauſpieler?

In Mindelsheims Hauſe waren ſämmtliche Mitglieder des Liebhabertheaters verſammelt, bis auf zwei: Krauthöfer und Haidvogel fehlten. Alles war betrübt; es galt Alfred's Abſchied und dem Abſchied von der Kunſt, was noch ſchmerzlicher wirkte.

— O wer noch jung wäre und frei! ſagte der Eine. — Wer nur Einiges daran ſetzen könnte, um wenigſtens hier fortſpielen zu können, der Andere.

Fizmeier, der edle Anglomane, tröſtete, indem er ein Surrogat verſprach. Er wollte zu einem wohlthätigen Zwecke dramatiſche Werke vorleſen und verſprach denen, die ihm zuhören wollten, einen ganz eigenthümlichen, großartigen Genuß davon. Er verhieß, Scenen mit zwanzig Perſonen und darüber ſo auseinander zu leſen, durch Verziehung der Geſichtsmuskeln und Veränderung der Stimme, daß man ohne weiteres glauben müſſe, es unterhielten ſich zwanzig Perſonen. Welch eine Kunſt! Er verſicherte, daß ihm ſogar die Bauchmuskeln zu dieſem Behufe dienſtbar ſeyen, um jede mögliche Täuſchung hervorzubringen. Dies ſpannte allerdings einige Erwartung und nahm den Dank der Betheiligten in Anſpruch, aber für das Verlorene entſchädigte es dennoch nicht.

So ſchwebte man noch zwiſchen dem letzten Glaſe Wein und dem förmlichen, herzzerreißenden Abſchiede, als ein Hinzutretender mit lauter Stimme neue Heiterkeit proklamirte. Es war Haidvogel, der weibliche, der auch die Beharrlichkeit und Ausdauer des Weibes zu ihren andern Tugenden beſaß.

— Es iſt gerettet! unſer Theater iſt gerettet! rief er. Hier iſt die Urkunde, die mir den Beſitz auf drei Jahre zuſichert; ſeht in mir Euern Director!

Er hob einen zuſammengelegten Papierbogen in die Höhe und während Alles ihn anſtarrte und die Geſichter ſich nun mit einem Male erheiterten, brummte nur Fizmeier leiſe vor ſich hin: Er? Director? Adieu Shakespeare!

Haidvogel erzählte nun nicht ohne einige Umſtändlichkeit, daß er, von der allgemeinen Trauer innig ergriffen, ſich zu dem Oberlieutenant verfügt habe, um ihm vorzuſtellen, wie Jammerſchade es ſey, die dramatiſche

Kunſt, die doch ſo viel zu Pogenwinkels Bildung und Geſchmack beigetragen habe, gänzlich eintrocknen und verſiegen zu laſſen, um ſo mehr, da alle Mittel vorhanden ſeyen, ſie dem Orte zu erhalten: gute Mitglieder nämlich und ein hübſches Local zum Spielen. Es hätte ihm allerdings viele Mühe gekoſtet, endlich aber ſey es ihm gelungen, Krauthöfer zu bewegen, ihm das Ganze gegen eine Entſchädigung für den Nießbrauch auf drei Jahre zu überlaſſen, welche Summe er durch freiwillige Unterſchriften herbeizuſchaffen hoffe.

Hier wich mit einemmale wieder die Heiterkeit von den Geſichtern, die ſich alle plötzlich in die Länge zogen. Unterſchriften, um Entſchädigung zu zahlen, das waren Worte, die in Pogenwinkel, wie überall, nicht gern gehört werden. Die ſüße Gewohnheit, ganz umſonſt Komödie ſpielen zu können, war zu tief gewurzelt.

— Am Ende müſſen wir noch gar für Entree ſpielen! nein! das geht nicht, dazu würde ſich kein Pogenwinkler verſtehen! rief zuerſt Fizmeier, deſſen Gefühl ſich wild gegen den Gedanken empörte.

— Wir, die Schauſpieler ſollten noch zahlen! wo wäre das erhört? riefen die Andern.

— Der reiche Filz, was will er mit dem Gelde? ſchrieen Jene.

— Ich betrete ſein Theater mit keinem Fuße! ſchrien Dieſe.

Kurz, es war ein Geſchrei, wie beim einſtmaligen polniſchen Reichstage und das Ganze drohte an dieſer Klippe zu ſcheitern und auseinander zu fallen, denn geändert konnte nichts mehr werden, und Haidvogel verſicherte, Krauthofer niemals unter andern Bedingungen bewegen zu können, das Theater herzuleihen.

Von der wilden Gruppe der noch lange durcheinander Schreienden etwas zurückgezogen ſtand jetzt aber Fizmeier, mit ruhig beſchaulichem Blicke. Wahrlich, wer noch an ſeiner engliſchen Abkunft gezweifelt hätte, denn von dieſer ſprach er oft, der wäre in jenem Momente überführt geweſen. Es war die Ruhe des Staatsmannes in den Wirren der Parteien, der ſie endlich Alle zu ſeinem Zwecke hinzulenken verſteht. Wo könnte das Urbild eines ſolchen Mannes wohl gefunden, wo nur geſucht werden, als im britiſchen Parlamente? Fizmeier errang ſich durch dieſen Zug eines Meiſters für ewig eine eminente Stelle in Bogenwinkels Annalen.

— Ich bin nicht reich, ſprach er, plötzlich mit zwei langgezogenen Schritten in den Knänel tretend: — Gott weiß es, ich bin nicht reich!

Hier machte er eine Pauſe, und die wiederholte

Verſicherung von etwas ſo allgemein Bekanntem erregte ein ſolches Staunen, daß alsbaldige Stille eintrat.

— Aber doch will ich zeigen, was ächtes Bewußtſeyn der höhern Bürgerpflicht kann. Denkt an Curtius, Mitbürger und Genoſſen, er ſprang in den Pfuhl! Er brachte das Koſtbarſte, ſein Leben und ſeinen Muth dem theuren Vaterlande zum Opfer. Fizmeier thut's ihm nach! Fizmeier zahlt die Entſchädigung Krauthöfern und unſer Theater iſt gerettet!

Er drehte ſich ſtolz auf dem Abſatz um und ſchritt zum Fenſter, um von dort wieder ruhig ſeine Blicke auf die Andern ſchweifen zu laſſen und ſich an ihrem Staunen zu weiden; dann trat er wieder näher.

— Mitbürger und Genoſſen! fing er auf's Neue an, nur eine Bedingung macht Fizmeier. Theil nehmen will er an der Verwaltung des Theaters, das er Eurem Vergnügen erhielt: Haidvogel und Fizmeier ſeyen fortan die Dioskuren, um die ſich die Schaar der Getreuen reiht — das Doppelgeſpann, das den Thespiskarren zieht — das Doppelgeſtirn, zu dem Aller Blicke ſich heben!

— Nicht mehr als billig! — So ſey's — Er lebe! Curtius-Fizmeier hoch! — ſo ſchallte es von allen Seiten.

Auch das liebliche Gemüth Haidvogels war gerührt; wie dies aber die Andern bemerkten, traten Allen die Thränen in die Augen; man umhalſte und küßte ſich und die leeren Gläſer wurden auf's Neue gefüllt. Fizmeier fühlte die Höhe des Augenblicks ganz, denn er liebte es, zu ſpielen mit den Herzen der guten Pogenwinkler, noch einen Druck, dachte er, und es kann nicht fehlen, nichts verdrängt mich dann mehr und bei der nächſten Wahl bin ich auch Vorſtand der „die Erholung befördernden Eintracht". Mit raſchem Schritte trat er auf Alfred zu, legte ihm die Hand auf die Stirne, machte eine große — große Pauſe, und ſagte dann mit der Salbung eines trefflichen Kanzelredners:

— Ziehe hin! die Götter und die Kunſt mögen Dich geleiten! Ziehe hin! Unſer Segen mit Dir — Dein Ruhm — einſt — über uns!

Man verſtand allgemein den Sinn dieſer gewichtigen Worte und in das Schwellen jeder Pogenwinkler Bruſt ſchmetterte das Poſthorn des ſo eben vorfahrenden Eilwagens, der den jungen, emporblühenden Künſtler dem Kreiſe der Seinen entführen ſollte.

— Halt! ſchrie hier der ſonſt ſo ſanfte Haidvogel mit einem Male wie beſeſſen kreiſchend — Halt!

Als wenn der Geiſt über ihn gekommen wäre.

ſo erhob ſich die lange, dunne Geſtalt und das matte Auge im Altenweibergeſichte fuhr unſtat im Kreiſe umher. Der Actuar naherte ſich dem Platze, wo Fizmeier ſtand, um von dort aus zur Künſtlergemeinde zu ſprechen, als ob es die Rednerbühne wäre. In der That aber war es nichts, als ein umgekehrter Stuhl, auf deſſen Lehne Fizmeier beide Hande ſtemmte, während ſein rechtes Knie, nachläßig gebeugt, auf dem Polſter ruhte. Es war dies eine jener nachläßigen, parlamentariſchen Stellungen, die der gewandte Weltmann annimmt, wenn er mit anſcheinender Gleichgultigkeit ſeinen Gegenſtand verfolgt und dem ſichern Siege des Wortes vertraut. Fizmeier machte ſo eine vollkommene rhetoriſche Figur. Verwundert blickte er auf Haidvogel und wich nur zögernd, als ihn der ſachte bei Seite ſchob.

— Halt! kreiſchte Jener nun noch einmal. Alfred darf nicht fort, ſoll nicht fort! Hat er nicht jetzt wieder die ſchönſte Gelegenheit, bei unſerem Theater zu wirken? Kann er nicht auch hier ſeine Fortſchritte machen? Und müſſen wir ihn nicht haben, wenn wir fortſpielen wollen?

Das Poſthorn ſchmetterte draußen zum andern Male; muthiger, ungeduldiger, als das erſte. Alfred wollte fort, ſein eigener Vater hielt ihn zurück. Es war erſchütternd; man dachte unwillkührlich an das „Blast! Blast!“ des Max Piccolomini.

— Das iſt wohl zu erwägen, mein Sohn! ſprach Mindelsheim ſanft, doch ernſt — der Herr Actuar, unſer jetziger Director —

— Mitdirector — fiel ihm Fizmeier in's Wort.

— Mitdirector — wiederholte, ſich gegen Fizmeier verbeugend, der Hauptkaſſenreviſor — haben vollkommen recht. Du verſäumſt durchaus nichts, wenn Du hier bleibſt und — Du bleibſt eben dann noch bei Deinem Vater — bei den Deinen — in unſerm Pogenwinkel! —

Die Rührung war auf's Höchſte geſtiegen, nur der Mauthſchreiber ſtand ſeitwärts und trommelte auf die Scheiben. Es war ihm nicht recht, daß die durch ihn ſo ſchön vorbereitete und bis zu einem gewiſſen Grade hervorgerufene Stimmung noch überboten wurde. Da ſchmetterte das Poſthorn zum dritten Male faſt wehmüthig.

— Na, kommt der junge Herr oder nicht? ſchrie der Conducteur, gleich dem „Schickſal, roh und kalt“, den Kopf zur Thüre hereinſteckend — wir könnten ja ſchon bald auf der Station ſeyn. —

— Er kommt — rief Alfred —

— Nicht — ſetzte der Vater hinzu, und im nächſten Augenblick rollte der Eilwagen unter lautem Klatſchen und Blaſen auf dem Pflaſter dahin und mit ihm Alfred's Sehnen und Hoffen. Es bedurfte des Zuſammennehmens ſeiner ganzen Kraft, um ſich hier vorhalten zu können, wie er denn zuerſt und vor allen andern Dingen guter Sohn und Pegenwinkler ſeyn müſſe, ehe er an ſeine Künſtlerausbildung, noch an ſonſt etwas denken dürfe. Er ſagte nichts und erwiederte den warmen Händedruck ſeines Vaters und die freundlichen Beglückwünſchungen der Uebrigen mit einem ſtummen Lächeln.

— Das Geld iſt nun hin — ſagte Fizmeier gleichgiltig — aber was macht das?

— Welches Geld? fragten Einige. —

— Na, für den Platz — erwiederte Jener. Die Poſtdirection gibt nichts wieder; verloren, verſpielt! Die Theaterkaſſe kann und wird's ihm nicht erſetzen. —

— Iſt auch darauf nicht gerechnet — keineswegs! bemerkte Mindelsheim mit Würde. Meine Herren, ich empfehle Ihnen dafür meinen Sohn — beſchäftigen Sie ihn; er — nach Lucile's Entweichung — iſt wohl der Einzige, der die Kunſt zu ſeinem Berufe erhebt. —

Er blickte im Kreiſe umher, weil er nicht ohne

Stolz vermeinte, ſich trefflich ausgedrückt zu haben: nur Clotilde, ſein Bäschen, ſchlug vor ihm das hübſche Auge nieder, er bemerkte es kaum.

— Ich gebe Ihnen, meine Herren, im Namen meines Sohnes die Verſicherung, daß er mit Freuden ſeinen Kräften gebieten wird, unſerem Theater nützlich zu werden. Entwerfen Sie das Repertoire getroſt, und zählen Sie auf ihn; ich hoffe, er wird Sie und alle Kunſtfreunde wie Kunſtgenoſſen befriedigen.

Eine abermalige Umarmung folgte. Man wählte ein Comité und aus dieſem eine Deputation, um dem Oberlieutenant Krauthöfer für die Ueberlaſſung des Locals zu danken. Dies ging, wie man leicht glauben wird, nicht ohne heftige Debatten ab. Viele fanden es unnöthig, einem Manne zu danken, der ſich für die Gefälligkeit — wenn man es noch ſo nennen wollte — bezahlen ließ. Eine Botſchaft des Oberlieutenants gab indeß plötzlich der Debatte eine andere Wendung. Es war ein Billet, in dem Krauthöfer anzeigte, daß er die Entſchädigung für die Benützung der Theaterlocalitäten zur Grundlage einer Stiftung verwendet wiſſen wolle, deren Zweck er ſpäter näher anzugeben ſich vorbehalte. Dies genügte und die Dankadreſſe ging ohne Weiteres durch. Man ſah den guten Willen und wollte in der Geſinnung nicht zurückbleiben. War er doch Herr, mit dem Gelde anzufangen, was ihm beliebte, ſagten die Meiſten. Es iſt ſchön von ihm und wir müſſen das anerkennen.

Für den andern Tag ſollte ſich das Comité verſammeln, um erſtens den Rapport der Deputation zu empfangen über die Aufnahme der Krauthofer'ſchen Dankadreſſe, dann ſollte zur Wahl der künſtleriſchen Beamten, der Hausofficianten und des dienenden Perſonals an der neuen Bühne geſchritten werden und nach Beſeitigung dieſer den guten Kleinſtädtern wichtigſten Dinge und Obliegenheiten die Bildung des Repertoires vor ſich gehen. Man weiß, daß wir Deutſche überhaupt die Ordnung lieben und uns ein geregelter Haushalt über Alles geht; wodurch erzielt man dieſen aber wohl am erſten, als durch die Vorſicht, überall Hüter und Wächter, Aufſeher und Commandirer hinzuſtellen? Durch dieſe Einſchachtelung von Behörden, wo ſtets der Höherſtehende von dem unter ihm Stehenden unbedingten Gehorſam, Achtung, Rückſicht, Aufmerkſamkeit u. ſ. w. zu fordern berechtigt iſt, kann man wohl nur allein vollkommene Sicherung unſerer geprieſenen Zuſtände erwarten. Dieſes Einſchachtelungsſyſtem haben wir aber von den Chineſen gelernt, die ihre lackirten Käſtchen ſo ineinander zu ſchieben pflegen, und von ihnen kam es zunächſt auf die Apotheker, die es mit ihren Schächtelchen ebenſo machten. In ſo fern nun unſere größten und kleinſten Einrichtungen der Geſellſchaft noch viele andere Spuren von Chineſen und Apothekern an ſich tragen, ſo kann auch dieſe Ableitung nicht auffallend befunden werden.

Den guten Bogenwinklern fiel es aber in der That ſehr auf, daß Krauthöfer die Deputation gar nicht vorgelaſſen hatte und ihr nur einen mündlichen Dank vermelden ließ. Er zog ſich fortan von Allem zurück und man ſah ihn faſt gar nicht. Caſpar, der Jäger, ſagte: Der Herr ſey nicht mehr zu kennen, käme beinahe noch um den Verſtand, gräme ſich um den Sohn, ſchreibe in alle Welt, könne aber keine Spur von ihm entdecken. Er hätte ihm einmal Morgens beim Thee geſagt: er gäbe ſein halbes Vermögen drum, wenn ſein Junge wieder bei ihm wäre.

Zitzmeier, der dabei war, machte die ſehr praktiſche Bemerkung: er möge doch einmal in die öffentlichen Blätter eine Anzeige erlaſſen, etwa dieſes Inhalts:

„Ein gebeugter Vater verzeiht gern ſeinem entflohenen Sohne, wenn er zu ihm zurückkehren will und willigt in ſeine Neigung, ſich dem Theater zu widmen.“ —

Aber Caspar fiel ihm ſogleich mit den Worten in die Rede:

Ne, daraus wird nichts! Das hat er geſagt: eher dreht er ihm ſelbſt den Hals um — dann mag er nur wegbleiben.

— Ein unbeugſamer Starrkopf! rief Fitzmeier.

— Ein Charakter fürs Drama, bemerkte Haidvogel, wenn ich mir nicht ſelbſt das Wort gegeben hätte, nie in meinen Werken zu portraitiren, ſondern ſtets nur reine Geburten meiner Phantaſie hinzuſtellen, ſo müßte mir der Oberlieutenant vor allen Andern heran. Doch, von mir hat Niemand etwas zu fürchten — ſetzte er mit äußerſt ſatyriſcher Miene hinzu, hinter der der Schalk hervorguckte, und drehte dabei ziemlich gewandt ein dünnes Rohr, wie man es zum Ausklopfen gebraucht, zwiſchen die langen Finger, die ebenfalls Rohr zu ſeyn ſchienen und mit dem eigentlichen in der Dicke wetteiferten.

Alfred wurde unter den neuen Verhältniſſen zwar beſchäftigt, allein dieß genügte natürlich dem aufſtrebenden Geiſte des Jünglings jetzt nicht mehr. Er hatte bereits den Vorſchmack der Herrlichkeit der Reſidenz gehabt und es kam ihm jetzt hier Alles ſchaal und trocken vor. Nicht ganz recht war es jedoch von ihm, daß er über die Leiſtungen wackerer Künſtler, wie Fizmeier zum Beiſpiel, ſehr abfällig und wegwerfend urtheilte, ſelbſt ſein wackerer Vater ſchien ihm kein guter zärtlicher Vater mehr zu ſeyn, auf der Bühne nämlich, wo er ihn nicht zu rühren vermochte.

Dieß machte, daß er Lücken in ſeinem Herzen verſpürte. Er fühlte ſich daher geneigt einen Gegenſtand zu ſuchen, um ſie auszufüllen. Clotilden wurde jetzt größere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Neigung zu ihr befruchtete ihn zu poetiſchen Ergüſſen, wie die Wünſchelruthe die ſtarre Ader edlen Erzes der Welt verräth. Alfred ward jetzt ganz zum Dichter.

Ging er ſpazieren, ſo ſtrömte ihm, ohne irgend ein äußeres Hinzuthun der Quell der Begeiſterung; jede Kornblume, jeder Käfer gab ihm ein Lied und wenn es auch nur vier Zeilen hatte; eine Roſe aber oder ein Schmetterling, ſolche poetiſche Creaturen, erfüllten ihn bis zur Ueberſchwänglichkeit. Er war zu einem neuen Leben erwacht. Erſt jetzt wurde ihm ſein Weſen ganz klar: die Poeſie war es, was er geſucht hatte; er ſtand am Ziele. Alles dieß ſteigerte aber ſeine Empfänglichkeit, wie ſeine Anſprüche nur zu ſehr.

Wie konnte es wohl ausbleiben, daß Alfred nicht auch als dramatiſcher Dichter ſich verſuchte? daß nicht ſein erſtes Werk, das er ſchuf, der

Geſchichte der Vaterſtadt entlehnt wäre? Es war es in der That, und führte den Titel: „Tilly vor Pogenwinkel oder das Blutbad;“ es ſpielte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, einer Periode, nach der junge Dichter zuerſt zu greifen pflegen. Dergleichen Gräuel haben ſich damals überall in Deutſchland zugetragen und die Beiſpiele des Heldenmuthes und der großartigſten Aufopferung von Seiten der Bürger in unſern Städten ſind eben ſo häufig. Alfred hatte die Schiller'ſche Form ganz beibehalten und glaubte ſeinem Vorbilde ziemlich nahe gekommen zu ſeyn. Wer wollte dem jungen Menſchen das wohl für Unbeſcheidenheit anrechnen? Viele Stellen in dem Drama kamen wirklich nicht nur Schiller nahe, ſondern ſie waren Schiller ſelbſt. Alfred hatte zu viel auswendig gelernt — und das war doch wirklich kein Verbrechen — als daß ihm nicht unter dem Schreiben dieß und das bewußtlos in die Feder hätte ſtrömen müſſen.

Mindelsheim ſprach von ſeines Sohnes neueſten Beſtrebungen in dem Comité, deſſen Mitglied er war, und drang darauf, den „Tilly“ als ein vaterſtädtiſches Produkt im eigentlichſten Sinne des Worts, auf die Bühne zu bringen. Man verſprach, den Vorſchlag in Erwägung zu ziehen; allein die nächſten

Sitzungen erwogen nichts und der Vater wollte Entſcheidung. Das Stück war von den beiden Direktoren geleſen worden. Man war geſpannt auf den Ausſpruch.

Es thut mir leid, hier einigen Schatten auf die Charaktere beider Herren werfen zu müſſen, welche an der Spitze des Liebhabertheaters zu Pogenwinkel ſtanden. Beide waren Dichter, und Beide ſahen ſcheel auf den ſich ſo kühn ankündigenden Rivalen. Ob ſie's nöthig hatten, mag ich hier nicht unterſuchen, nur ſo viel iſt gewiß, ſie machten Beide ihren ordentlichen Vers und wußten, was zum Dichten gehörte.

Bis hieher waren ſie Pogenwinkels Dichter und Niemand hätte nach Anderen verlangt, ſo lange dieſe noch da waren. Sie genügten vollkommen dem poetiſchen Bedürfniß der guten Stadt. Jetzt drohete das Verhältniß ein anderes zu werden. Sie hätten ſich freilich darein fügen ſollen. Schöner wäre es geweſen, den Aufſtrebenden einzuführen in die Hallen der Sieger, ſich zu begnügen mit dem ſeither genoſſenen Ruhme und daran zu denken: daß nichts hienieden ewig währt, und daß die Jüngern den Aeltern auf dem Fuße nachtreten. Alterten denn etwa Fizmeier und Haidvogel nicht wie andere Menſchen und ſollte die Poeſie mit ihnen ausſterben, die Sonne der Dichtkunſt untergehen auf immer für Bogenwinkels Geſchlecht? Sonderbar, daß ſie das nicht einſahen, oder einſehen wollten. Genug, ſie waren dießmal ſo einig, wie nie, wenn es galt, einen Beſchluß zu faſſen, und verweigerten einſtimmig die Annahme des neuen Trauerſpiels.

— Der junge Mann müſſe mehr den Shakespeare vornehmen — meinte Fizmeier — namentlich den Coriolan und Julius Cäſar ſtudieren, um ſeine Bogenwinkler von 1632 richtig ſprechen zu laſſen.

— Der junge Mann ſolle ſich des Schillers entſchlagen, ſagte hingegen Haidvogel — er wolle ihm ganze Seiten aus dem Wallenſtein und der Braut von Meſſina nachweiſen.

Mit dieſem Beſcheide erhielt denn Mindelsheim das Manuſkript zurück.

— Jetzt iſt Deines Bleibens nicht mehr hier, Alf! ſagte er beim Nachhauſekommen aus der Seſſion zu ſeinem Sohn — ſie wollen Dich nicht aufkommen laſſen — gut, ſo ſollſt Du's ihnen auf eine andere Art zeigen. Ich bleibe dabei, um mir nichts merken zu laſſen, auch achte ich den löblichen Zweck und das Komödienſpiel iſt mir ſchon zur Gewohnheit geworden. Du aber haſt nichts mehr mit ihnen zu thun. Packe

Deine Rollen zuſammen und ſchreibe deinen Abſchiedsbrief — nun reiſeſt du wirklich!

Alfred war überraſcht von dieſer ſchnellen Wendung, die ſein Schickſal nehmen ſollte. Hatte er ſich gleich lange ſchon darauf vorbereitet und war es früher ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen, daß es endlich ſo kommen möchte, ſo hatte ſich doch auch Manches ſeitdem geändert und er bat ſeinen Vater, wenigſtens ſo plötzlich und grell nicht alle Bande zu zerreißen, die ihn an die Heimath knüpften. Das Herz war ihm ſchwer, als er daran dachte, Clotilde zu verlaſſen. Es war ſeine erſte Liebe, das, was Erfahrene eine Narrheit benennen würden, allein eine Narrheit ſüßer Art, die ihn für jetzt ganz erfüllte.

Sein Vater gewährte ihm noch eine Woche Friſt: aber wie bald war dieſe kurze Zeit vorüber. Er hatte ſtürmiſche, ſchwärmeriſche, zärtliche Zuſammenkünfte mit der Geliebten; ſie rauſchten vorüber, und der Zeitpunkt der Trennung kam. Clotilde hatte eine ganze Schublade voll Gedichte, ihr von dem Geliebten geweiht; er hatte nichts als geſtickte Pantoffeln von ihr. So ſchieden ſie eines Abends heimlich im Garten unter Küſſen und Schwüren ewiger Treue und heißer Liebe; andern Tages fand der öffentliche Abſchied ſtatt

Diesmal war er nicht ſo feierlich als das erſte Mal. Die Bogenwinkler ſchmollten ein wenig; offenbar machten die Direktoren ihren mächtigen Einfluß geltend; wer hätte es wohl mit ihnen verderben wollen?

Aber Krauthöfer erſchien. Finſter, wie er ſeitdem immer war, nahm er von Alfred Abſchied und bat ihn, wenn er in ſeiner neuen Sphäre etwas von Lucile hören ſollte, es ihm ſogleich mitzutheilen. Der arme Mann dauerte den ſanften Mindelsheim beinahe nicht. — Wäre er kein eigenſinniger, halsſtarriger Menſch, ſo könnte er jetzt ſo glücklich ſeyn, wie ich! dachte er bei ſich ſelbſt. —

Diesmal ließ man aber den Eilwagen nicht leer abfahren; kaum war er vor der Thüre, ſo führte der Vater Alfred zum Conducteur und übergab ihm denſelben feierlichſt. Dieſer hob ihn in das Coupé, neben ſeinen Platz, dann ſtieg er nach, und als das Horn des Poſtillons tönte und der Wagen den Abhang hinunter dem Stadtthore zurollte, legte ſich Alfred noch zweimal zum Fenſter hinaus und winkte mit Hand, Tuch und Mütze. Papa Mindelsheim blickte ihm mit rothem, ſehr gerührtem Geſichte ſtumm und ſteif nach, Clotilde aber zerdrückte ein Thränchen im ſchönen Auge. Der Oberlieutenant Krauthöfer ſchenkte der Scene keinen Antheil und ging ſtill und ernſt ſeinem Hauſe zu.

Wir verlaſſen jetzt aber Pogenwinkel, um Alfred in die Reſidenz zu folgen und zu ſehen, ob wir keine Spur von Lucile entdecken können, deſſen Charakter und Schickſal uns wohl eben ſo ſehr in Anſpruch nehmen dürfte.

Sechſtes Kapitel.

> Schlagt ihn todt, den Hund —
> Es iſt ein Recenſent!
>
> Göthe.

Die Reſidenz, von der wir jetzt ſprechen wollen, war eine deutſche Reſidenz, und ich darf daher nicht hinzufügen, daß unter den öffentlichen Anſtalten, die ſich durch Großartigkeit auszeichneten, die Theater in erſter Reihe ſtanden. Man zählte deren drei, von welchen jedoch nur eines mit dem ſtolzen Titel: „Hoftheater" beehrt wurde, und ſich des beſonderen Schutzes des Fürſten und eines großen Zuſchuſſes zu erfreuen hatte. Dieſes ſtand, wie ſchon erwähnt wurde, unter der Direktion des Freiherrn Piſſahn von Hegelſingen aus dem Hauſe Kotzeluch, eines der älteſten und erlauchteſten Geſchlechter des Landes. Schon zu des Rothbarts Zeiten gab es Piſſahne in Glanz und Würden, die einen berühmten Feldherrn Johann von Piſa den ihren nannten, deſſen Name nach damaliger und noch jetzt welſcher Sitte verſtellt in Piſjehann umgewandelt wurde, woraus dann das jetzige Piſjahn entſtanden iſt. Einer der Piſjahne ſoll ſich als Necromant hervorgethan haben und ſein Ruf hat ſich in Balladen und Volksliedern erhalten, von denen das eine, welches

Piſjahn und Satanas
Alldieweilen —

anfängt, an den Oſtſeeküſten viel geſungen wird. Seinem Nachkommen, dem Hoftheaterintendanten darf jedoch in dieſer Beziehung keine Verwandtſchaft mit jenem Piſjahn nachgeſagt werden; er war kein Hexenmeiſter, und ſpätere Zeiten werden auch keine Balladen von ihm ſingen. Dieß Alles hindert aber nicht, daß er wirklich ein ſehr vornehmer Herr war.

Das Hoftheater war ein prachtvoller Bau, deſſen Vollendung ungeheure Summen verſchlungen hatte; Alles daran war gediegen und von außerordentlicher Pracht. Ein alter Miniſter hatte zwar geſagt, man gehe darin zu weit und er ſehe gar nicht ein, wozu der ſardanapaliſche Aufwand denn eigentlich ſolle, da es ſchwer halten müſſe, dieſe äußere Fülle mit der innerlichen Magerkeit ins richtige Verhältniß zu ſetzen und daß weder das ſchmutzige Werktagspublikum, noch die erbärmlichen Hiſtrionen einen ſolchen Saal würdig zu füllen im Stande ſeyen — allein man hörte, wie billig, nicht auf den mürriſchen Mann, und befolgte in der Ausführung die Vorſchriften des Baumeiſters, der ſich ein Denkmal ſtiften wollte, gleichviel, um welchen Preis. Als der alte Miniſter nicht aufhören wollte, zu brummen, da wurde er endlich unter Anerkennung aller ſeiner geleiſteten Dienſte und Belaſſung ſeiner Titel und Würden wegen Alterſchwäche in Ruheſtand verſetzt.

Ein anderer Beamter, der Rath im Baudirektorium war, war zwar gefügiger in den Willen des Architekten, allein dennoch ſtimmte er gegen die beabſichtigte Ausführung des Ganzen. Er gründete ſeine Behauptung darauf, daß ein Theater ja nicht bei Tag geſehen werde, und nur für die Täuſchung berechnet ſey; daher mache eine vergoldete Latte dieſelbe Wirkung wie ſchwere Vergoldungen und Bronce, gemalter Marmor könne für wirklichen gelten u. ſ. w. Er fügte ſogar noch ferner bei, daß der Probabilität nach ein Theater wohl alle fünf und zwanzig Jahre einmal abbrenne, wie ſichs bis jetzt ziemlich gewiß herausgeſtellt habe, mithin alle gediegene Pracht nur als Verſchwendung gelten könne. Dieſer Mann, der ſich eines beſcheideneren Ausdrucks als der Miniſter bedient hatte, wurde zwar nicht vom Amte entfernt, allein ſeine Stimme verhallte ungehört. Der Bau wurde ausgeführt, und die Reſidenz hatte das prächtigſte Theater der Welt.

Glaubt man nun aber wohl, daß irgend Jemand einen Dank dafür hatte, als es fertig da ſtand? Keineswegeſ! Man war unzufrieden. Man ſah nicht auf allen Plätzen gleich gut; man hörte durchaus ſchlecht; in der Nähe der Bühne herrſchte ein gewaltiger Zugwind, und wie die Klagen ſo gewöhnlich ſind, die beim unbedeutendſten Theater laut zu werden pflegen, und die bei dieſem Wunderwerke der Baukunſt ebenfalls nicht ausblieben.

Glaubt man aber vielleicht, daß dieſes Wunderwerk der Baukunſt die im Sinken begriffene Kunſt wieder ſtützte und hob? glaubt man, daß die Künſtler beſeelt wurden von dem Gedanken in ſolchem koſtbaren Tempel ihre Vorſtellungen zu geben? Keineswegeſ! Sie lernten ihre Rollen nur zur Noth, wie früher, ſtellten dieſelben Blößen zur Schau, und die Stücke, die ſie gaben, nahmen ſich in dem prachtvollen Rahmen gerade nicht zu ihrem Vortheile aus.

Nun bleibt uns nur noch eine dritte Frage zu erörtern, ob denn diejenigen, die zu dem Baue gerathen, ſo wie die, welche ihn ausgeführt, ob die Herren der Baudirektion, die Architekten, der

Fürſt ſelbſt, der mit großmüthiger Freigebigkeit die Mittel hergegeben hatte, den Fehlgriff einſahen? ob der alte bei Seite geſchobene Miniſter, der dagegen geſtimmt hatte, wieder herbeigerufen wurde, um ſich ſeines weiſen Rathes für die Folge zu verſichern? Keinesweges! das Theater war da und man ſpielte darin; mangelhaft iſt jedes Menſchenwerk, ſo hieß es, und an Splitterrichtern wird es auch nie fehlen, wurde noch hinzugeſetzt.

Als Alfred zum erſten Male dieſes Theater beſuchte, fühlte er ſich gar wunderſam beengt. Wie drückte ihn dieſe Pracht? wie unbequem ſchien ihm dieſe Weite? So hatte er ſich die Bühne nicht vorgeſtellt, die einſt die ſeinige werden ſollte. Er war der Meinung geweſen, in Pogenwinkel ſchon ein ganz hübſches Theater kennen gelernt zu haben und dachte, in der Reſidenz findeſt du es wohl etwas größer und beſſer ausgemalt und in der Mitte iſt die Loge des Fürſten, mit rothſeidenen Vorhängen und goldenen Franſen daran.

Er hatte zu ſeinem erſten Beſuche ein Stück gewählt, das ſie daheim auch zu geben pflegten und in dem er eine Rolle geſpielt. Er wußte es auswendig und genau, wie Alles kommen mußte. Dies gewährte ihm nun einen eigenen Genuß, übte aber auch eine ganz beſondere Wirkung auf ihn aus. Bei jedem Stichworte durchzuckte es ihn electriſch und er ward roth vor Schaam und Verlegenheit, wenn etwas ſtockte und nicht richtig einfiel; kurz, er ſpielte ſelbſt mit und ängſtigte ſich wie ein Neuling, der vor dem Publikum ſteht, während die Hofſchauſpieler auf der Scene, die ihm dieſes Gefühl verurſachten, mit einer Leichtigkeit über die Stockungen hinwegglitten, die ihm faſt wie Frechheit vorkam. Selbſt die tadelnde Aeußerung des Publikums ſchien ſie nicht aus ihrem ruhigen Gleichgewichte bringen zu können.

Er verglich im Stillen das Spiel der heimiſchen Künſtler mit dem dieſer Hofſchauſpieler und ſeine kritiſche Wage neigte ſich auf die Seite der Heimath. Ich darf und kann ihm zwar hierin nicht beipflichten, allein ich mag ihn deshalb auch nicht verdammen. Das Recht der Gewohnheit übt eine ſtarke Macht; ihm unterlag ſein Urtheil. Und wußte er denn wohl, was und wenn er vor ſich hatte? Kannte er die Namen der Künſtler, die ſich vor ſeinen Augen bewegten? Wußte er, was ſich an dieſe Namen knüpfte? — Führt doch einen Laien zu dem ſchönſten Tulpenflor, er wird Farben ſehen, nichts weiter! weiß er, daß er hier den Duc de Toll, dort die ſchöne Virginie vor ſich hat, daß jenes Exemplar zu den größten

Seltenheiten gehört und einſt mit Golde aufgewogen wurde? Wüßte er das, ſo würde er die Lupe zur Hand nehmen, und ſich niederbücken zu den prächtigen Blumen, und das feine Geäder in zarten Farben bewundern, das eben dieſe Tulpe vor allen andern auszeichnet und zur Seltenheit macht. So iſt es auch mit den Schauſpielern. Man ſpricht: der Name thue nichts zur Sache; allein es gibt nichts Unrichtigeres auf der Welt, als dieſen Gemeinplatz. Hätte Alfred, wie geſagt, gewußt, wer die Künſtler waren, die er ſah und zugleich einige Kenntniß von der neueſten allgemeinen Theatergeſchichte beſeſſen, ſo würde er Alles mit andern Augen betrachtet und zum Gegenſtande reiferer Prüfung gemacht haben. Wie anders wäre ihm dann Vieles vorgekommen! Er hätte Studium erblickt, wo er jetzt Vernachläßigung zu entdecken glaubte; Stockungen würden ihm als wohlberechnete Kunſtpauſen erſchienen ſeyn; er hätte vielleicht Bewunderung gezollt, wo er jetzt leichtfertigen Tadel ausſprach. Zum Glücke behielt er ihn für ſich, denn ſonſt hätte ich mich wahrlich ſeiner ſchämen müſſen; der deutſche Kleinſtädter ſchwitzte ihm ja aus allen Nähten.

Wenn man die Jahre des Lebensalters dieſer Künſtler ſämmtlich addirte und es dann eben ſo mit den Summen ihrer Gehalte machte, welche reſpectable Summe ergab ſich da! Schließt man nun hieraus auf die Summe der Erfahrung, die ſie in ihrer Kunſt erlangt haben mußten, ſo wie auf ihren eigentlichen Werth, dann war das ſicher ein Etwas, das andern Mächten imponiren konnte, als der Ohnmacht eines Jünglings, der ſeinen Fuß zum erſten Male in dieſe geweihten Hallen ſetzte und keinen andern Maaßſtab für Alles das beſaß, als das Liebhabertheater ſeines Geburtsortes, den er wie irgend ein Handwerker mit Behendigkeit an den zu meſſenden Gegenſtand nur ſo legen zu können vermeinte.

Alfred ging nach beerdigtem Theater auf ſein Zimmer und begann ſein Tagebuch zu ſchreiben; dann machte er zwei Gedichte an Clotilde und legte ſich hierauf ſchlafen. Er dachte noch nicht ſobald ſich zur dramatiſchen Schule zu melden, denn aufrichtig geſagt, er war der Meinung, nichts Rechtes dort lernen zu können; er wollte vorerſt zuſehen, meinte er, und ſich dann beſtimmen. Es iſt doch ſeltſam, wie ſolche junge Leute ſo leicht der Dünkel beſchleicht.

Inzwiſchen war er ſchon mehre Wochen in der Reſidenz und hatte das Theater regelmäßig beſucht, ohne noch immer nicht den eigentlich entſcheidenden Schritt gewagt zu haben. Einige oberflächliche

Bekanntſchaften im Kaffeehauſe konnten auf ſeine Entſchlüſſe zwar keinen belebenden Einfluß üben, allein auf ſein Urtheil über die Leiſtungen der Hofſchauſpieler fing derſelbe nach und nach an, ſich bemerkbar zu machen. Wir wiſſen uns fürwahr über die Macht fremden Einfluſſes auf unſer Urtheil in ſolchen Dingen keine Rechenſchaft zu geben, obgleich ſie nicht wegzuläugnen iſt. Alfred hörte die Leute ſprechen von unſerer „unübertrefflichen Hegewiſch,“ von „Leinweber, dem erſten Mimen Deutſchlands,“ von dem „wackern Balder,“ von der „göttlichen St. Viol“ und wie ſie Alle hießen die Götter und Halbgötter des Tages und der Nacht. Ihm ſchien ein neuer Sinn aufzugehen und er beſtrebte ſich tiefer in das Weſen dieſer Kunſtleiſtungen einzudringen.

Eine der für ihn erfolgreichſten Bekanntſchaften machte er an dem Doctor Ladewitz, einem Manne, der zwar in der Geſellſchaft keine abſonderliche Achtung genoß, allein in dem gefürchteten Rufe eines ſtrengen Kritikers ſtand, wenn ihn nicht beſondere Verhältniſſe zur Milde ſtimmten. Ladewitz war in der Hauptſtadt geboren und hatte von Jugend auf das Theater geliebt; er ſollte Medicin ſtudieren, allein es ſagte ihm dieſes Studium nicht zu; er hatte einen unüberwindlichen Ekel vor Leichen und verließ deshalb in Trauerſpielen ſtets das Haus, ehe das Gemetzel losging. Da ſeine Eltern ſich vorgeſetzt hatten in ihm einen Doctor der Familie zu ſchenken, ſo kaufte er ſchnell das Diplom eines Doctors der Philoſophie um wenige Goldſtücke, damit er dem Wunſche ſeiner theuern Angehörigen willfahre und beſuchte nun nicht mehr das anatomiſche, ſondern das Hoftheater, wo er die lieblichſten Tänzerinnen, die geſchickteſten Sängerinnen unter das kritiſche Meſſer nahm und ohne Blutvergießen und Ekel ſecirte, dabei legte er ſich auf die Homöopathie, um doch gewiſſermaßen ſeinem erſten Berufe zu entſprechen und ſich von denen, die ihn als Kritiker fürchteten, als Heilkünſtler in ihre Nähe gezogen zu ſehen. So war ſeine Stellung zum Theater eine gemachte und nachdem einige Stürme, die jeden derartigen Anfang zu begleiten pflegen, vorübergezogen waren, auch eine recht angenehme.

Doctor Ladewitz ſollte unſerem Alfred nun den Staar ſtechen: durch ihn wurde er mit einem Male mitten in das Getriebe verſetzt, das wechſelſeitig in einander greift, um das Intereſſe an der Bühne aufrecht zu erhalten: durch ihn erhielt er Aufſchluß über die großen Namen, die ſtets den Sieg über die namenloſen Größen davon tragen. Er ſtellte Alfred auf den rechten Punkt, jene in's rechte Licht und dieſer Kunſtgriff — wenn man es ſo benennen dürfte — genügte vollkommen. Er ſah in ſeinem jungen Freunde nichts als einen angehenden Kritiker. Eine Art von Scheu hatte jenen abgehalten, von ſeiner eigentlichen Abſicht zum Theater zu gehen, mit Ladewitz zu ſprechen. Er beſorgte, deſſen Aufrichtigkeit damit zu verſcherzen; auch gefiel es ihm faſt mehr, als Kritiker zu leben. Es war ein freies, unabhängiges und leichtes Geſchäft. Die Handgriffe, die Ladewitz unſerm jungen Freunde zeigte, machten es nur noch angenehmer und leichter. Der Doctor hatte es ſo weit gebracht, über eine Vorſtellung ein Urtheil zu fällen, ohne ſie angeſehen zu haben, und ſolche Urtheile ließ er drucken und die Leute laſen ſie und fanden ſie treffend. Es war ein hoher Grad von Divinationsgabe in dem Manne, die ſich mit nichts vergleichen läßt, wenn man nicht etwa die übernatürlichen Erſcheinungen in Prevorſt und Weinsberg herbeiziehen wollte. Hier machte Alfred eine Art von Lehrzeit durch; das ſchwere Geſchütz der Kritik in Artikeln von langem Athem und in „ungebundener Rede" wurde ihm zwar noch nicht anvertraut, allein in Sonnetten, Terzinen und allerlei gereimten und ungereimten Verſen durfte er Lob ſpenden; dazu waren ihm die Spalten von Ladewitzens Journal geöffnet.

So war nach und nach Alfred auf den richtigen Weg gelangt; er verfolgte dieſelbe Straße, die jeder Theaterbeſucher in der Hauptſtadt ging. Alles beruhte hier auf Uebereinkunft: man äußerte ſich anders als man fühlte: man ehrte das Herkömmliche, man lobte das Anerkannte, man ſchätzte das Theuere, nämlich das, was viel Gage bezog, nach dem bekannten Sprichworte: Was gut und theuer iſt. Nahm man ſich bisweilen des Neuen, noch Unbekannten an, ſo geſchah es zwar mit einer gewiſſen Protectormine, aber nur mit einem Grade von Schüchternheit, um — wenn das Publikum die Protection verwarf — an ſeinem Anſehen keinen Eintrag zu leiden.

Alfred erhielt fortwährend Zuſchüſſe von Hauſe, denn ſonſt wäre es ihm nicht möglich geweſen, ſein Leben, ſo einfach es war, zu beſtreiten, da er außer einem zweideutigen Freibillet keine Art von Lohn für ſeine Arbeiten in Ladewitzens Journal erhielt. Es war Grundſatz bei dieſem Inſtitute, keinerlei Honorar zu entrichten, da es für eine Ehre gelten ſollte, daran mitzuarbeiten, wie der Redacteur alle Leute verſicherte und es auch ſo in befreundete Blätter drucken ließ. Wenn man die Maſſe der Mitarbeiter überſchaute, ſo gerieth man wirklich in Erſtaunen, da ſah man einen Guido mit zärtlichen Diſtichen und ſchwärmeriſchen Elegien, einen Moſes Carbunculus mit Artikeln, welche derbe ſarcaſtiſche Laune athmeten, einen Verax, deſſen Kritiken Feuer und Salz enthielten, einen Caſimir Bonjour, einen Jobſt von der Werra und wie ſie Alle hießen, die erleuchteten Geiſter, welche Haidvogel's Blatt belebten, das den anſprechenden Namen „das jüngſte Gericht" führte. Man ſagte zwar, der Redacteur ſpuke ſelbſt unter allen dieſen Namen und ſchreibe eigentlich das jüngſte Gericht ganz allein, allein wo hätte der Mann das Alles hernehmen ſollen? Ich neige mich vielmehr zu der Meinung anderer Leute, welche einige Kenntniß von dem Zuſtande der heutigen Tagesliteratur haben und auch in Redactionsgeheimniſſe wohl einen Blick ſchon werfen konnten. Nach dieſen fehlte es dem jüngſten Gerichte wirklich nicht an unentgeldlichen Mitarbeitern, die zwar nicht um der Ehre willen dazu beiſteuerten, denn dieſe hatten ſie nicht davon, ſondern lediglich deshalb, weil ſie die Dinte nicht halten konnten.

Alfred's Zuſchüſſe waren genugend, ihn in dieſer Lage zu erhalten; ſein guter Vater, der ſie ihm von ſeinen Erſparniſſen ſandte, war aber der Meinung, daß ſein Sohn bereits große Fortſchritte gemacht habe, und daß ihn nächſtens eine formelle Einladung des Generalintendanten in die Reſidenz rufen würde, um Zeuge von dem erſten Auftreten des Sohnes vor dem Publikum zu ſeyn. Wie freute ſich der gute Mann darauf; welche Plane machte er für dieſen Fall. Er wollte alle ſeine Freunde, Alfred's ehemalige Kunſtgenoſſen, mitnehmen.

— Ob er wohl zuerſt den Max ſpielen wird oder den Don Carlos? fragte er ſich manchmal laut und Clotilde dachte dabei, wenn ſie es zufällig hörte: Ach, wer wird denn wohl ſeine glückliche Thekla ſeyn?

Es waren Monden vergangen, ſeitdem Alfred in der Reſidenz angekommen war. Keine Veränderung in ſeiner äußern Lage; dieſelbe Sorgloſigkeit um die Zukunft. Die kleine Unruhe, die ihn anfänglich manchmal zu beſchleichen pflegte, ſchwand endlich immer mehr. So ſtanden die Sachen, als mitten im hohen Sommer ein Brief von dem Herrn Hauptkaſſenreviſor Mindelheim aus Bogenwinkel anlangte. Sein Inhalt ſtachelte Alfred plötzlich auf. Der alte Herr ſchrieb, daß er bei dem ſchönen Wetter es nun nicht länger anſtehen laſſen wolle, ſeinen Sohn zu beſuchen, und daß er und alle Bogenwinkeler Freunde in der Reſidenz erſcheinen würden, um ſich von dem Stande der Sache an Ort und Stelle zu unterrichten, indem er das Ausbleiben aller darauf bezüglichen Nachrichten dahin ſich zu deuten ſuche: daß die Ueberraſchung nur eine deſto größere Wirkung hervorbringen ſolle.

Alfred gerieth in keine kleine Verlegenheit, als er dieſe Zeilen las. Er ſann hin und her, was er beginnen ſollte: keine Zeit war zu verlieren, der Vater mit der Sippſchaft konnte alle Augenblicke eintreffen. Er kannte die gemüthliche Beſchränktheit dieſer ſonſt ſo wackern Menſchen und Kleinſtädter. Den Brief ſeines Vaters, bei deſſen Anblick dem guten Sohne die Freude ſonſt durch alle Adern lief, zerknitterte er in der geballten Fauſt und biß ſich dazu die Lippen wund. Doch dies war nur die Regung des erſten Augenblicks: das Bild ſeiner Einbildungskraft ſchwebte ihm bald deutlicher vor Augen. Er ſah ſie heranpilgern im langen Zuge zu den „geweihten Hallen Thaliens,“ wie ſie das Schauſpielhaus nannten, mit nichts Geringerem, als dem aufrichtigſten Wunſche ihn bewundern zu können, und ihren Maaßſtab an ſeine Größe zu legen und das Bewußtſeyn mit nach Hauſe nehmen zu dürfen: er ſey fortgeſchritten, oder die Schule der Reſidenz habe ihm ſeine Natürlichkeit geraubt. Dann ſah er ſie erwartungsvoll und ſpähend bei ſich eintreten: zuerſt den treuen, gutgeſinnten Vater, der aber hier mehr war, denn er ſpielte ſelbſt die zärtlichen Väter und war kein unbedeutender Kunſtrichter ſeiner Meinung nach; dann Bäschen Clotilde mit den großen, blauen Augen, dem naiven Stumpfnäschen, und dem Herzen voll himmliſcher Neigung, dann ihn, den bebrillten Mauthſchreiber Fizmeier, mit den breitumgeſchlagenen Vatermördern, dem eng zugeſpitzten Fracke, ſo reich mit Sammt ausſtaffirt, Pogenwinkels Lion; endlich den ſanften Haidvogel, der ihm ſtets ſo günſtig geweſen, aber jetzt auch in der furchtbaren Geſtalt des Kunſtrichters ihm erſchien. Wie ſo anders kamen ihm jetzt alle dieſe Leute vor, an denen er ſonſt mit Liebe und ſtiller Verehrung gehangen! Je mehr er ſeine Lage überdachte, deſto banger wurde ihm zu Muthe, deſto mehr trieb es ihn zur Eile an, etwas Entſcheidendes zu thun. Es war ihm, wie dem, der eine anvertraute Kaſſe beſtahl, den Bankerott vor Augen ſieht und dennoch immer tiefer ſich hinein wühlt in die Geldhaufen, die ihm nicht gehören und nur dadurch ſein Verbrechen vergrößert, ohne ſeinem Verderben entgehen zu können.

Endlich faßte er ein Herz und beſchloß ſich Ladewitz zu entdecken. Wie er jetzt die Verhältniſſe kannte, war der Schritt nicht leicht. Vom Kritiker zum Schauſpieler umſatteln, iſt etwa ſo, als ob man ſagen würde: ich bin jezt ſo lange Katze geweſen, ich will einmal verſuchen, wie's als Maus thut. Man verzeihe mir den Vergleich. Alfred wußte auch, wie der Doctor über die Schauſpieler dachte, oder vielmehr raiſonnirte, denn er war nicht der Mann, ſeine Gedanken zu verſchweigen, es wäre denn geweſen, irgend einen Zweck dadurch zu erreichen. Die Schauſpieler vergalten ihm auch reichlich und nie iſt wohl eine gleichere Münze ausgetauſcht worden, als hier.

Eines Morgens trat Alfred zu Ladewitz in's Zimmer. Die Wahl der Stunde war eigentlich nicht geſchickt. Ladewitz pflegte lange im Bette zu liegen und ſeinen Gläubigern Audienz zu ertheilen; dies verſetzte ihn dann immer in die unangenehmſte Laune. Sein junger Freund fand ihn zum Glücke in beſſerer Stimmung. Das Lager war weder üppig noch reich: ein Strohſack, den ein grobes Laken zur Noth bedeckte, ein rundes Polſter, mit dunkelm Zeuge überzogen, und ein alter grauer Mantel als Decke — das war's. Ladewitz lag bereits auf dem Mantel; dieſe Stellung bezeichnete das erſte Stadium, das nach dem Erwachen folgte. Er hatte einen zerriſſenen Schlafrock um die Schulter geworfen, vielleicht weil es ihn maleriſcher dünkte, und ſteckte aus demſelben einen ziemlich ſchmutzigen

Hemdärmel hervor, der, etwas zurückgeſtreift, einen hagern und ſehr behaarten Arm ſehen ließ, an deſſen unterem Ende eine gelbe, knöcherne Hand ſaß, deren Finger eine lange Weichſelpfeife hielten, aus denen der Recenſent den Rauch ſchlechten Tabaks hervorzog und durch Mund und Naſe von ſich gab. Das Geſicht war ſchwärzlich braun, der Bart ſtruppig, aus dem matten Auge war der Schlaf noch nicht gewiſcht und die Haare des Kopfes verhüllte ein Schnupftuch von blauer Leinwand mit weißen Tupfen. Er huſtete und räuſperte ſich und ſpuckte alle Augenblicke aus. „Das iſt die Galle, die ich tagüber ſchlucken muß," pflegte er dabei zu ſagen.

— Wie Sie mich da ſehen, junger Freund, rief er Alfred gleich beim Eintritt entgegen, bin ich beſchäftigt, ein Sonnett an die kleine Hegewiſch zu dichten, die geſtern ſo delicios in der Nachtwandlerin war. Die beiden erſten Quatrains ſind faſt fertig — hören Sie!

Er huſtete und ſpuckte gewaltig.

— Am Ende iſt der niederträchtige Tabak ſchuld daran — ich habe geſtern Abend ſo gut wie nichts getrunken. — He! langen Sie mir doch das Glas her, ich muß einen Rachenputzer nehmen, ſonſt erſtickt mich der Schleim. —

Alfred reichte ihm ein großes Glas hin, aus dem Ladewitz einen ordentlichen Schluck that.

— Pfui, über den Fuſel! Man weiß gar nicht mehr, was man frühſtücken ſoll! rief er ſeufzend, doch nun hören Sie!

Er las folgenden Anfang des Sonnets, indem er nach jeder Zeile eine Pauſe machte, um einige Züge aus der Pfeife zu thun.

Auf weichem Roſenlager lieg' ich trunken,
Vom Zephyr lind, wie hin und her geſchaukelt,
Im Denken Deines Anſchaun's wie verſunken,
Von Deinen ſüßen Trillern noch umgaukelt. —

Auf ſeinen Wink mußte ihm Alfred wieder das Glas reichen, und während er in zwei Abſätzen daraus trank, hatte der Jüngling Muße, die Umgebung des Dichters mit dem Anfange des Gedichtes zu vergleichen, und konnte ſich dabei des Gedankens nicht erwehren: wie doch die Poeſie Alles zu verſchönern und zu veredeln im Stande ſey.

— Wo bin ich geblieben? fragte Ladewitz, indem er das Glas abſetzte, und fuhr dann fort, nachdem er ſich orientirt hatte:

Wie das trompetelt unten, wie es raukelt,
Was kümmern mich die dummen Tonſpelunken?
Dein helles Siegeslied hat mir gewunken —

— Bis dahin und nicht weiter! rief er. — Der Reim iſt etwas ſchwierig, aber ich ſetze meinen Kopf, ich finde ihn auch ohne den Peregrinus Syntax! Könnte man nicht das alte Raukeln hier in Anwendung bringen? Raukeln für Röcheln: göttlicher Einfall! Alle Andern raukeln nur, während die Hegewiſch trillert: ich könnte mich ſelbſt beim Kopf nehmen und küſſen. Ha! wie das raukelt und maukelt! Es kommt nur auf die Art und Weiſe an, wie man's von ſich gibt. —

Er ſpuckte wieder bedeutend.

— So trug ich einmal den Preis davon, fuhr er fort, in einem poetiſchen Wettſtreite, blos durch die Kühnheit, mit der ich combinirte. Nachdem ſich Alle abgemüht hatten, in einem Diſtichon den großen Maler Rubens zu feiern — dies war die Aufgabe — ſprach ich feſt und mit Nachdruck:

Peter Paul Rubens!
Die Andern haben's geſchlubens!

Man zerbrach ſich den Kopf, man verlangte Erklärung, allein ich ließ mich auf nichts ein, und nun mußten die Andern ſo lange grübeln, bis einige von ihnen wirklich den Sinn zu erfaſſen vermeinten und mir den Sieg zuerkannten. Sehen Sie, junger Freund! das iſt die Kunſt des Verblüffens. Will nichts mehr helfen, ſo hilft dies gewiß. Auf ſolche Weiſe bringt man ſich ſtets wieder zu Ehren. Merken Sie ſich das! Eiſen, Feuer, Blut! das iſt die richtige Progreſſion. Den kleinen Unſinn verlacht man, den großen ſtaunt man an. Verläßt Euch der Sinn mit dem Reim, ſo ſchafft neue Wörter: Ihr bereichert die Sprache, ſchreit die junge Welt, die noch mit dem Ausdrucke ringt und das Alte, Vorhandene nicht einmal in die ausgetretene Form zu bringen verſteht. Die Aeltern lachen und ſträuben ſich anfänglich, werden aber am Ende doch von dem Wirbel ergriffen und mit fortgeriſſen. „Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaubſt Du ein Dichter zu ſeyn?“ Dies iſt ein Ausſpruch, vor dem ſich jeder Anfänger zu hüten hat, den jeder urkräftige Geiſt vermeiden wird, und darum ſchafft Neues — Neues — Neues! Wie gefällt Ihnen der Vers?

„In derlei Heuderlei leg' Oſterhaas dein Maiei!“

Das iſt deutſch und klingt wie griechiſch! Das heißt die Sprache beherrſchen!

Ein fürchterlicher Huſten machte dieſem Erguſſe ein erſtickendes Ende; dann aber erholte ſich der Doctor und fragte äußerſt gütig, was denn Alfred eigentlich ſo früh ſchon bei ihm wolle.

Der arme junge Menſch rückte mit ſeiner Geſchichte ziemlich umſchweifig heran und theilte dem erfahrenen Freunde ſeine Verlegenheit mit.

Das iſt in der That ſo übel nicht — ſprach dieſer, die Idee gefällt mir. Wenn ich Euch betrachte, mein Jüngelchen, ſo ſeyd Ihr zum Komödianten gut genug. Die Liebhaber werden Euch nicht ſchlecht gerathen, und werden muß der Menſch doch nun einmal etwas im Leben, ſey's auch nur ein Hofſchauſpieler. Als Schriftſteller eine feſte Stellung zu erringen, wird täglich ſchwerer. —

Hier zog er mit Stolz den zerriſſenen Schlafrock höher zum Halſe und ſuchte nach einem Knopfe, um ihn oben zu befeſtigen, allein da er vergebens ſuchte, ſo gab er dieſen Vorſatz auf, den ihm augenſcheinlich das Bewußtſeyn, eine ſolche Stellung ſelber ſchon erlangt zu haben, eingegeben hatte.

Worauf ſoll man ſich werfen? Alle Wege ſind verrammelt. Gelehrte Bücher ſchreiben? Dabei hat man nicht das liebe Brod. Belletriſtik? Das will Niemand verlegen? Ein neues Journal gründen, das ſeinen Mann nährt? Einen Namen, Freundchen, einen Namen! Wie gewinnt man den jetzt? Es iſt mißlich. Ihr habt Recht, werdet Schauſpieler, es kann Euch nicht fehlen! Dramatiſche Schule? nicht doch —

das braucht Ihr nicht. Laßt doch einmal ſehen! Seyd von der Güte und langt mir einmal den Stoß vom jüngſten Gericht her, es iſt das letzte Quartal, wo Eure Sachen darin ſtehen —

Alfred reichte ihm den Stoß, den Ladewitz, die lange Pfeife im Mundwinkel feſthaltend, mit einem leiſen Murmeln vor ſich hin durchflog und dabei bald ein Hm! Hm! bald ein Ha! Ha! ausſtieß.

— Es geht! rief er endlich, nachdem er die letzte Seite umgeſchlagen hatte — es geht wahrhaftig! Fünf Gedichte auf den Regiſſeur Leinweber und kein einziges auf Balder oder Hagen! Euer Sort iſt gemacht — vom Recenſenten zum Hofſchauſpieler iſt für Euch nur ein Schritt, gerade wie vom Sublime au Ridicule. Sagt — kennt Ihr Leinweber?

— Blos von der Bühne — erwiederte Alfred.

— Es iſt wahr, der Menſch lebt wie ein Kalmäuſer, man ſieht ihn in keiner honetten Geſellſchaft. Sprecht weiter: kennt Ihr Baldern?

— Ich ſah ihn einmal neben mir im Parterre ſtehen und redete ihn an, allein er gab mir eine kurze Antwort und ließ mich ſtehen —

— Dieſe Grobheit von ſeiner Seite leiſtet Euch einen Dienſt; ſie wird Euch Gelegenheit geben, bei Leinweber über ihn zu ſchimpfen. Doch jetzt noch

Eins: was kennt Ihr ſonſt von dem Geſindel? Ich habe mich wenig darum bekümmert, weil es für Euch bis jetzt ſehr gleichgültig war und weil ich natürlich nicht wiſſen konnte, daß Ihr ſelbſt zum Theater gehen würdet —

— Ich kenne Niemand von dem Perſonal, erwiederte Alfred, weil ich im Ganzen nur ſehr zurückgezogen lebte und mir mein Urtheil dadurch freier zu erhalten ſuchte, daß ich mich nicht durch innigere Beziehungen zu den Perſonen dabei anregen ließ.

— Gut, für dieſen Fall, ſonſt iſt's eine Narrheit, ſagte Ladewitz. Es hätte euch gewaltig irre leiten können. Eines begreife ich nun aber nicht: wie kommt es, daß Ihr nun Leinweber beſungen habt? Wurdet Ihr denn wirklich von ſeiner Kunſtgröße dazu begeiſtert? He! geſteht die Wahrheit!

Alfred erröthete und wußte nicht gleich zu antworten.

— Ha! dacht' ich's doch! rief Ladewitz — Leinweber imponirte Euch durch etwas Beſonderes. Sein Spiel, das ich zwar auch bei jeder Gelegenheit lobe, iſt meiner Treu nicht von der Art, daß man in Verzückung darüber gerathen könnte. Und fünf Gedichte in einem Quartal! es gränzt an's Uebermenſchliche. Und was für Rollen! Welcher Plunder! Wie kann man je etwas beſingen? Verzeihe ihm, Muſe, die Sünde! Was? Sogar den Cedric in der Griſeldis zum Gegenſtande eines Gedichts gewählt? es iſt zwar ziemlich banal, aber dennoch zu gut für jene Rolle — zu gut für Halm und Leinweber! Sprecht, junger Menſch! welche Abſicht hattet Ihr? Nicht wahr, Ihr wolltet Euch den Weg zum Hofſchauſpieler bahnen und verſchmähtet doch den Umgang mit den Komödianten, um Euer Urtheil über den Künſtler nicht durch innigere Beziehungen zu dem Menſchen beſtimmen zu laſſen? —

— Nein, entgegnete Alfred, ich dachte nicht an den Hofſchauſpieler — allein —

— Nun? heraus mit der Sprache!

— Ich reichte anonym ein Stück ein, das ich noch zu Hauſe gedichtet habe — es heißt: „Tilly vor Pogenwinkel oder das Blutbad“, und ich wünſchte ſehnlich, daß es noch, bevor ich ſelbſt die Bühne betreten haben würde, gegeben werde, um dann das Publikum, wie die Künſtler günſtiger für mich zu ſtimmen, wenn man erführe, daß ich der Verfaſſer ſey.

— Wie ungeſchickt! brummte Ladewitz.

— Deshalb — ich geſteh' es offen — machte ich die Gedichte auf Leinweber, und ſchrieb ihm bei Ueberſendung des Tilly, daß Derjenige, der das Stück gemacht, ſein eifrigſter Verehrer ſey, derſelbe, von dem die Gedichte auf ihn in dem jüngſten Gericht herrühren —

— Wenn Ihr Euch gleich in dem Mittel nicht vergriffen habt, ſo war doch die Anwendung falſch und die Wirkung mußte ausbleiben, rief der Doctor. Es fehlt Euch indeß nicht an Schlauheit — nur zu! Euer Tilly wird in dem Moder der Rumpelkammer ſchlummern und das jüngſte Gericht ihn nie zum Lichte erwecken. Glaubt Ihr, daß Leinweber die Stücke lieſt, die man ihm anonym einſendet? Wann ich ihn auch nicht in Schutz nehme, hier iſt er zu entſchuldigen. Ihr müßt wiſſen, es wird gewaltig viel Schund in Deutſchland ſo alljährlich zuſammengeſchrieben und wie ſoll das nun ein Menſch leſen? Kennt er aber demnach noch nicht Euern Tilly, ſo kennt er doch gewiß Euere Gedichte, und das iſt genug für ihn, um auch Euch kennen zu lernen. Geht hin, ſtellt Euch ihm vor, verſäumt keine Zeit. Ich mag Euch keine beſondere Empfehlung mitgeben, denn wir ſind eben jetzt nicht ſehr gut miteinander, ſeit ich nämlich die Hegewiſch protegire und die St. Viol fallen laſſe. Ihr braucht auch nichts weiter, als Euch auf das jüngſte Gericht zu beziehen. Ich ſehe ihn lächeln mit dem wulſtigen Munde — ich ſehe ihn liſpeln „Sey mir gegrüßt, Bruder in Apoll!“ und

Euch umarmen und Eure Antwort Euch von den Lippen wegküſſen. Geht zu ihm; bald; dieſen Abend noch. Ihr könnt auch von mir etwas einfließen laſſen; aber geſcheidt — verſteht Ihr? wie ich ihm ergeben ſey: daß ich noch immer von dem Champagner ſpreche, den er mir zu Weihnachten geſchickt, und daß ich darauf ſchwöre, nie beſſern getrunken zu haben — ja — ſagt ihm, ſo hingeworfen — ich hätte geſchworen, keinen mehr zu trinken, bis mir wieder derſelbe vor den Schnabel geſetzt würde. Sagt ihm, ich wiſſe recht gut, daß er der Frau des geheimen Secretärs Kolze einen Papagei geſchenkt, für den Artikel in dem Leipziger Blatte „Leinweber, Talma und Garrick, oder was hat die drei ſo groß und unerreicht gemacht?“ Sagt ihm, ich wiſſe das recht gut; auch daß er, als er bei dem Redacteur des „Momus“ Gevatter geſtanden, zehn Ducaten eingebunden habe; auch das ſey mir bekannt. Ich rücke nun einmal den Leuten nicht auf's Zimmer und halte ihnen keine Piſtole vor, aber eben ſo wenig ſchreibe ich klägliche Bettelbriefe. Ich habe zu leben, mehr als ich brauche und achte meine Stellung zu ſehr, um mich zu ſo Etwas zu erniedrigen. Aber der Tabak ſey verflucht ſchlecht und theuer; ich rauchte gern feine Cigarren, wenn ſie hier zu haben wären. Ich weiß keine Quelle, um zu ächten zu gelangen: er ſolle mir blos die Adreſſe ſagen, woher er die ſeinigen bezieht. Sagt ihm nichts von dem, was wir ſonſt wohl in vertrauten Stunden geſprochen; überhaupt ſchwatzt nicht und ſeyd vorſichtig. Ich mache mir wahrlich nichts aus ihm und allen Komödianten der Welt, aber ſagt's ihm doch nicht; ſagt ihm vielmehr, ich hätte im Sinne, ihn zum Gegenſtande eines Buches zu machen — eines Buches, verſteht Ihr mich? das nur ganz allein von ihm handeln ſoll. Sprecht, Ihr hättet ſchon die erſten zwanzig Bogen geleſen und es würden noch vierzig, und zehn Buchhändler liefen mir das Haus ein, um das Manuſcript zu haben. Ich entſchiede mich aber nur langſam und wollte erſt noch abwarten. Hört Ihr? ich wollte erſt noch abwarten — betont das Abwarten —

Ladewitz ſprang in die Höhe.

— Wahrhaftig, den ganzen Morgen verplaudert und muß noch arbeiten. Nun Adieu, ſagte er, und geht mir heute noch zu Leinweber und vergeßt nichts von Allem dem, was ich Euch ſagte.

Alfred lief fort; der Kopf wirbelte ihm. Der Tag verging in allerlei Denken und Ueberlegen, ſo war der Abend gekommen, und er beſchloß jetzt den ſchweren Gang zu wagen. Am Himmel droheten

Gewitterwolken, die ſich bald über der Stadt entluden. Der drängende Augenblick erfüllte ihn mit einem nie gefühlten Muthe. Er trat vor den Spiegel und probirte einige kühne Stellungen; er öffnete den Mund und ließ die volle, jugendliche Stimme ertönen. Er gefiel ſich ſelbſt und ſeine Bruſt pochte in bangen und kühnen Erwartungen zugleich.

Frei ſoll ſie athmen, noch eh' der Tag ſich endet

donnerte er, und ein langer Donner des nahenden Unwetters antwortete nachdröhnend dieſem kühnen Ausrufe.

Siebentes Kapitel.

— In ſolchen rauhen Nächten pflegt der Feind
Sich Opfer zu erſpähen.

Roderich.

Ein praſſelnder Regenſtrom goß von den Dächern, fahle Blitze durchzuckten die Luft und der Sturmwind peitſchte den bedauernswerthen Wanderer in's Geſicht, der nicht im Stande geweſen war, vor dem Ausbruche dieſes plötzlichen Unwetters ein ſchirmendes Obdach zu erreichen. Die Straßen der großen Stadt waren auf einmal geleert; Alles flüchtete mit Haſt und die Fiaker jagten nach allen Richtungen dahin; die Wachen hatten ihre Gewehre unter Dach gebracht; Kaufleute und Handwerker ſchnell ihre Läden geſchloſſen; die Hausthiere waren in ihre Ställe gekrochen und ſelbſt die armen, herrenloſen Hunde kauerten unter den Thorwegen und ſchauten ängſtlich in die ſtürmende Verheerung. Dachziegel flogen von allen Seiten auf das Pflaſter, wo ſie mit Getöſe zerſchellten; Fenſter klirrten, Läden ſchlugen krachend hin und her, Wetterhähne knarrten und drehten ſich bald links und rechts.

Auf der Hauptſtraße, der großen Pulsader des mächtigen Lebens, das ſich in der Reſidenz regte, trabte nun unſer Alfred dem Winde entgegen, im flatternden Mantel und mit offenem Halſe. Seine Haare, die ſonſt zu beiden Seiten der Ohren lang herabhingen, flatterten jetzt weit nach hinten im Winde, die kleine Kappe, die kaum den obern Theil des Schädels bedeckte, hatte ein lackirtes Leder, deſſen Enden er im Munde hielt, welches jedoch nicht verhinderte, daß das Käppchen, von jedem neuen Windſtoß gepackt und emporgeriſſen, wie ein Vogel über dem Haupte ſchwebte. Hinter dieſer abenteuerlichen Figur hinkte ein kleiner ſchwarzer Hund, von Waſſer triefend, auf drei Füßen, mit trauriger Geduld ſeinem Herrn folgend.

— Das iſt mal ein Wetter! ſprach der junge Wanderer zu ſich ſelbſt, indem er pruſtend Waſſer aus den Nüſtern wie ein Wallfiſch blies. — Doch was thut's? Ich betrachte dies Alles ſymboliſch. Schwer iſt der Weg zur Kunſt, und bald bin ich am Ziele. Dort ſteht das große ſchöne Haus, in dem ja Leinweber thront. — —

Er meinte damit das Haus, in deſſen Erdgeſchoß der gewaltige dirigirende Regiſſeur des Hoftheaters reſidirte, der Abgott der Stadt und „durch das Repertoire und der Recenſenten Gnade“ Erſter Mime des Vaterlandes.

Ehe unſer Jüngling die Thüre des großen Hauſes erreichte, bot ihm eine breite Pfütze, die der gleich einem Katarakte einherbrauſende Rinnſtein gebildet hatte, ihren braunflutenden Spiegel dar. Kein hilfreicher Steg, kein Nachen zeigte ſich ſeinem Auge, und ſo wagte er denn beherzt den erſten Schritt und watete hindurch. Fix, der dreibeinige Hund, ſchwamm ſeinem Herrn nach, die Schnauze in die Luft gereckt und ängſtlich mit dem Schweife wedelnd.

— Auch dieſe Prüfung iſt nun beſtanden, rief Alfred, als er die Pfütze im Rücken hatte, und da ſtehe ich nun an der Pforte des Tempels!

Seine etwas gemachte Begeiſterung wurde durch eine Art von Wehmuth gekühlt, als er jezt hinter ſich blickte und ſeinen getreuen Fix ſah, der ſich das Waſſer von den Zotteln ſchüttelte und mit ängſtlichem Heulen an ihm aufſprang.

— Knurre nicht, Pudel! — rief er leiſe beſchwichtigend, und ein Schauer durchrieſelte ihn dabei. Er ſtand an der Pforte des Unbekannten, und des Hundes Winſeln erſchien ihm wie Warnung. Schon hatte er die Hand nach dem Glockenzuge ausgeſtreckt:

allein als ob der Knauf glühend wäre, ſo zog er ſie ſchleunig wieder weg. Er ſprang zurück bis an den Rand der ſtygiſchen Flut, jener braunen Pfütze, die er ſo eben durchwatet hatte, um vorher noch einen Ueberblick auf das Haus zu werfen und zu ſehen, ob er auch richtig gegangen ſey.

Die Fenſterladen waren geſchloſſen; kein Licht blinkte durch ihre Ritzen; er trat jetzt wieder näher hinzu, legte das Auge daran, aber weder Schimmer noch Ton waren zu erkennen. Alles wie ausgeſtorben.

— Sollte er nicht zu Hauſe ſeyn? — dachte er bei ſich. — Je nun, friſch gewagt. —

Und der entſcheidende Zug war jetzt geſchehen, ein dumpfer Glockenton ward gehört und das feine und grobe Gekläff zweier Hunde, dann erſchell die rauhe Stimme einer alten Magd mit der Frage: wer draußen ſey? Es war weniger die ungewöhnliche Stunde, als das ungewöhnliche Wetter, welches dieſe Vorſicht veranlaßte, auch erhielt die ſtille Familie des Künſtlers keine Beſuche, die ſie nicht eingeladen hatte.

— Nur aufgemacht! rief der Jüngling, der nicht im Stande war, der trivialen Perſon, die ihn fragte, auch nur den kleinſten Aufſchluß über ſein Vorhaben zu ertheilen. — Nur aufgemacht vor allen Dingen! drinnen will ich Alles ſagen. —

Die Magd entfernte ſich brummend, und die Thüre blieb verſchloſſen. Der junge Menſch und ſein Hund ſtanden ohne Troſt, und zitterten vor Näſſe und Kälte. Doch nicht lange währte es, da naheten ſich von Neuem Schritte, und ein Lichtſchein fiel durch das Schlüſſelloch des Hausthores.

— Wer iſt draußen? — ſchell es heraus. Als er dieſe Stimme vernahm, zitterte der Jüngling ſtärker; beim Hunde bewirkte ſie keine Veränderung. Es war die Stimme Richards des Dritten, Ludwigs des Eilften, Nathans des Weiſen, Shylocks, Marinellis, der alten Hohenſtaufen; es war die dumpfe, faſt tonloſe Stimme, die doch ſo gewaltig die Menſchen zu erſchüttern wußte: der Jüngling fühlte, daß er ſeinem Verhängniſſe gegenüber ſtand.

— Ich wünſche Herrn Regiſſeur Leinweber zu ſprechen — ſtammelte er.

— Kommen Sie morgen wieder — war die Antwort.

Der Jüngling vernahm deutlich, daß der alte Sprechende ſich entfernte, und, eine gelinde Verzweiflung affectirend, brach er in die Worte aus:

— O, mein Herr, ſeyen Sie nicht unmenſchlich! Bedenken Sie, daß ein armer Menſch, der auf eine Unterredung mit Ihnen zu dieſer Stunde ſein ganzes Leben, wie der verzweifelnde Spieler ſein Letztes auf eine einzige Karte geſetzt hat, hier draußen an der Pforte harrt und um Einlaß fleht. Bedenken Sie, daß ein Wort von Ihnen ihn zum Halbgott erheben kann, und daß ſich mit dieſer Pforte zugleich die Pforte zu Ruhm und Glück öffnet, die ihm in der Nähe erleuchteter Geiſter winken, die ihn zu ihrem Ebenbilde begeiſtern könnten —

— Sie wollen zum Theater gehen? tönte es von Innen — laſſen Sie das, armer Menſch! da kommen Sie noch morgen zu früh.

— Verſtoßen Sie mich nicht ſo grauſam, ehe Sie mich kennen. Nun ich einmal hier bin, geſtatten Sie wenigſtens, daß ich Ihnen einige Gedichte zu Füßen lege, welche die Begeiſterung beim Anſchauen Ihrer hehren Kunſtgebilde mir eingeflößt hat.

So beſtürmte der Jüngling in ängſtlicher Haſt den Mimen, in der unſchuldigen Abſicht, deſſen Eitelkeit aufreizen zu wollen, und in der That, auf den Wächter der verhängnißvollen Pforte brachte dieſes eine mächtige Wirkung hervor. Der Schlüſſel drehte ſich langſam, gleich als ob der, der ihn handhabte, mit ſich ſelbſt nachdenklich zu Rathe ging. Endlich tönte es von Innen:

— Nun, ſo treten Sie denn herein, ungeſtümer Mahner — und der Schlüſſel wurde vollends umgedreht, und das Thor öffnete ſich knarrend.

— Iſt's doch meiner Treu ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte! wie könnte man zu ſolcher Zeit wohl einen ehrlichen, einen angenehmen Beſuch erwarten? ſo ſprach der Oeffnende, indem er dem Eintretenden leuchtete. Ein Mann in meiner Stellung hält ſeine Thüre verſchloſſen und iſt vorſichtig. Es giebt Geſindel, und wer hätte nicht ſeine Neider und Feinde.

Die innere Bewegung Alfreds machte, daß er, als der Schein der emporgehaltenen Kerze die lange, hagere Geſtalt und das gelbe, nüchterne Geſicht des großen Künſtlers beleuchtete, der mit huldvollem Lächeln ihm die Hand entgegenſtreckte, über die Schwelle in's Haus ſtolperte und faſt dem Meiſter zu Füßen fiel.

— Nehmen Sie ſich in Acht, Lieber! ſagte dieſer ſanft.

— O, nehmen Sie dieſen Kniefall ſymboliſch, als einen ſolchen, den ich Ihrer bewunderten Größe bringe — ſtotterte der Jüngling.

— Sie geiſtreicher Schmeichler! liſpelte leiſe der Meiſter, und führte den Jünger an der Hand in's Heiligthum, an deſſen innerer Pforte zwei böſe Hunde knurrten und Miene machten, über den ängſtlichen, regendurchnäßten [illegible] herzufallen.

— Nehmen Sie Ihr Pudelchen auf den Arm,

lieber — ſagte der Regiſſeur Leimweber — denn das hier ſind ein paar biſſige Recenſenten, die ihre Gegner tüchtig herunterzureißen pflegen. Man muß ſich erſt durch einige gute Brocken mit ihnen zu befreunden ſuchen, und das wird Ihnen ſicher, wenn wir uns näher kennen lernen, auch gelingen.

Während ſie nun durch einen langen Gang ſchritten, an deſſen oberem Ende eine halbgeöffnete Thüre das Wohnzimmer verrieth, dachte der Jüngling in ſeinen tiefinnerſten Gedanken über die hohe Wichtigkeit dieſes Augenblickes und malte ſich die nächſte Zukunft mit den Farben ſeiner glühenden Phantaſie aus. Allein dieſes Gemälde war noch nicht beendigt, als ſie ſchon am Ende des Ganges die Thüre des Familienzimmers erreicht hatten und durch ihren Eintritt in daſſelbe ein lebhaftes Geſpräch, welches eben geführt wurde, unterbrachen.

Achtes Kapitel.

> Mir ward ein weiches Herz,
> Darum iſt weich mein Wort und zittert, Herr!
>
> K. Beck.

— Ach, ſchweigen Sie mir mit Ihrem Lion Gomperz — ſprach ſo eben Madame Leinweber, eine große, ſtattliche Frau, zu einem kleinen, ſchwarzen Menſchen, der breitbeinig vor ihr ſtand, mit beiden Händen in den Taſchen. Sie hatte ſechs ſilberne Eßlöffel in der Hand und einige Ueberredung auf der Zunge, als die Störung erfolgte.

— Da iſt Herr Leinweber — Herr Leinweber ſoll ſagen — rief der kleine ſchwarze Menſch dem eintretenden Regiſſeur entgegen.

— Was ſoll ich ſagen, Liebſter? — fragte dieſer mit der ſanften Ruhe eines Engels.

— War Lion Gomperz ein großer Kritikus oder nicht? —

— Wer kann alle Recenſenten Ihrer Nation kennen, lieber Machol! — ſagte Leinweber ſehr gelaſſen.

— Meiner Nation! ſeh' mal Einer — warum meiner Nation? — brummte Machol.

— Nicht übelnehmen, bitte, Lieberchen! — ſprach der große Leinweber begütigend. — Nun ja, Ihrer Nation, die leider durch die Unduldſamkeit ihrer Nebenmenſchen ja faſt nur auf den Kleinhandel und die Theaterrecenſionen beſchränkt iſt — dieſer Kleinhandel im Bereiche der literariſchen Debatte —

Indem er dieſe letzten Worte mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln und einem ſchelmiſchen Blicke auf den jungen Menſchen begleitete, ſtreckte er mit unbeſchreiblicher Grazie den einen Arm weit aus und ſtreichelte dem wackern Machol die ſtruppigen Haare aus der Stirne.

Alfred hatte während dieſer kurzen Unterredung, mit ſeinem Hunde unter dem Arme, auf einem Flecke geſtanden, und da beide ſo eben aus der Traufe kamen, ſo hatten ſie ungefähr den Effect hervorgebracht, den ein durchnäßter Regenſchirm macht, den man aufſpannt. Es hatte ſich um ſie eine ziemliche Lache gebildet, die in zwei bedeutenden Ausſtrömungen die niedrigſte Vertiefung des Zimmerbodens ſuchte. Dies bemerkte jetzt Madame Leinweber.

— Aber was bringſt du mir denn da herein, David! — rief ſie entrüſtet ihrem Gatten zu, der eigentlich nur Tobias hieß, aber aus Verehrung für den Roſcius der neuern Zeit, den großen David Garrick, ſich deſſen Taufnamen beigelegt hatte. — Kann das Menſchenkind nicht draußen warten?

— Mit nichten, Frau — entgegnete er — ich bringe dir und uns einen Freund, den der Regen zwar durchnäßt hat, der ſich aber an unſerem ſtillen Herde trocknen ſoll, bis —

— Die Sonne der Kunſt mich durchglüht hat, die in Ihrer Nähe ſtrahlt — Sie umſtrahlt — großer Mann! fügte unſer Jüngling ſchnell hinzu.

Der ſchüchterne Ton, die niedergeſchlagenen Blicke, die hohe Röthe, die ihn bei dieſen Worten überzog, dies Alles machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf Herrn Leinweber, der mit höchſteigenen Händen, eiligſt doch ſtillſchweigend, die naſſen Kleidungsſtücke von dem Körper des Jünglings zu entfernen begann und ſie der herbeigerufenen Magd zum Trocknen in der Küche übergab, dann aber holte er einen langen großgeblumten Schlafrock herbei, hing ihm dem von ſo viel Güte Ueberraſchten über die Schultern, ſchob einen Seſſel zurecht und nöthigte ihn, ſich zu ſetzen.

— Laſſen Sie ſich's in unſerem ſtillen Kreiſe gefallen — ſprach nunmehr Herr Leinweber mit einer eigenen Art von Salbung — jene gute, ſanfte Frau iſt meine eigene Hausfrau Griſeldis, und dies hier iſt unſer lieber Herr Machel, ein großer Freund des Schauſpiels oder vielmehr der Schauſpieler, der ihnen ohne alle Intereſſen ſchöne Applauſe verſchafft und mit ordentlichen Intereſſen Geld auf die laufende Gage leiht und auf Alles ſonſt, was von einigem Werthe iſt. In der Zurückgezogenheit, zu der ſich jeder wahre, ächte Künſtler ſelbſt verurtheilen muß, wenn ihn der Lärm des lauten Marktes nicht verwirren ſoll, genügen ein treues Weib, ein mitfühlender Freund vollkommen. Mir ſind dies die Gränzen meines häuslichen Glückes, darüber hinaus ſucht der Menſch Leinweber nichts — der Künſtler Leinweber freilich noch viel —

Der große Mann riß hier die Augen weit auf und blieb, mit halbgeöffnetem Munde vor ſich hinſtarrend, ſitzen; man ſah es ihm an, daß er einen hohen Gedanken gefaßt hatte, allein ihm Worte zu verleihen nicht im Stande war. Wen — der Leinweber kannte — hätte dies übrigens wohl verwundern können? Wer, wie er, ſich mit dem Höchſten im Reiche des Gedankens beſchäftigte, findet ſeine Zunge, auch wenn ſie die beredtſte wäre, zu ſchwach, dem, was er denkt, ſtets den rechten Ausdruck zu finden.

Den Jüngling überkam ein Fröſteln; er zog den entliehenen Schlafrock feſter um ſeine erkälteten Glieder, und hatte vielleicht das beſeligende Gefühl, den größten Moment ſeines Lebens erreicht zu haben.

— Wie groß auch im Kleinſten — dies zu ſagen, konnte er ſich nicht enthalten, und ein flüchtiger Händedruck zeigte ihm, daß David ihn verſtehen mochte.

Unterdeß aber hatte ſich Frau Griſeldis wieder mit den ſilbernen Löffeln dem Hausfreunde nähern wollen, war aber von dieſem barſch zurückgewieſen worden.

— Der Schabbes iſt angegangen; Uebermorgen früh können Sie das Geld bei mir holen laſſen. Ich weiß ja was ſie wiegen; habe ja ſchon öfter die Ehre gehabt, die Bekanntſchaft mit Ihren werthen Löffeln zu machen.

— Aber Morgen brauche ich — murrte die Frau.

— Stille, mein Grieſelchen — begütigte Meiſter David — ſtöre uns nicht —

— Immer von Geſchäften! und immer nur Geſchäften! — ſagte verdrießlich Herr Machol. — Was iſt dermehr? Hat der Bäcker ſchon fünf Thaler geborgt, wird er noch ſechs Silbergroſchen dazu borgen; haben Sie dem Fleiſcher ſeit drei Monat nichts bezahlt, wird es ihm auf einen Tag mehr auch nicht ankommen! Ein groß Loch können ſie mit den ſechs Eßlöffeln ja doch nicht zuſtopfen. Alſo, was iſt dermehr?

Wir ſind früher von unſerem dramatiſchen Geſpräch abgekommen. Lion Gomperz, ſag' ich Ihnen —

— Nun, ſo bringt denn einmal Euern Lion Gomperz an's Tageslicht — ſprach Leinweber mit freundlicher Herablaſſung — womit handelte er den eigentlich?

— Gott ſoll mich ſtrafen, das iſt eine Unwiſſenheit, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte! rief Machol im Eifer. Womit Lion Gomperz gehandelt hat! Er war der größte Kenner, was jemals gelebt hat. Er hat mit Natur und Kunſt gehandelt — wie ſagt Leſſing? Er war ein Freund von unſerm großen Moſes Deſſau aus Mendelsſohn — wollt' ich ſagen umgekehrt — er iſt gegangen tagtäglich mit Leſſing ſpazieren und der ſelige Profeſſor Engel hat ihn um Rath gefragt, wie er hat geſchrieben den berühmten Philoſoph für die Welt. Wenn Fleck hat wollen ſpielen, eine neue Roll', iſt er gegangen zu Herrn Lion Gomperz — ſoll mich Gott ſtrafen! und hat geſagt. Herr Lion Gomperz ſteh' ich ſo recht bei der Stelle? die ſchöne Baraniusſin hat ſich laſſen malen vom verſtorbenen Maler Lowe in Berlin ganz klein im Ring — für wen? — für Lion Gomperz! Warum für Lion Gomperz? Beantworten Sie ſich ſelbſt die Frage. Warum würden Sie, geſchätzteſter Herr Leinweber, ſich malen laſſen für den Ladewitz? Und Lion Gomperz ſollten Sie nicht kennen? Es iſt eine Schande und eine Sünd' für die Kunſt! Ich werde Ihnen Morgen — nein Morgen iſt Schabbes — aber ich werde Ihnen Uebermorgen die Ehre haben zu bringen mit dem Gelt für die Löffel, die Haube und Speneriſche von Anne 65 und den Reichard'ſchen Theaterkalender von Anne 70, da können Sie leſen die Weisheit von Lion Gomperz — den Sie — großer Mime! noch nicht die Ehre haben zu kennen.

Lächelnd wandte ſich Leinweber von dem Sprechenden und erwiederte:

— Bis dato glaubte ich Alles zu kennen, was über unſere Kunſt geſchrieben iſt.

Er erhob ſich mit leuchtender Miene bei dieſen Worten und ging mit Schritten, die einem Triumphator wohlangeſtanden haben würden, zu einem kleinen niedrigen Schränkchen, deſſen Glasthüre er öffnete. Es enthielt ſeine Bücherſammlung.

— Hier ſehen Sie — ſprach er mehr zu dem fremden Jünglinge, als zu den beiden Andern gewendet — Schink's Dramaturgie, Klingemann's Kunſt und Natur, Zimmermann's Blätter von Lotz edirt, Schmidt's Aphorismen, Schneider's Kunſt ſich zu ſchminken, und noch einige andere Werke, die ich aus Beſcheidenheit nicht nennen will, weil ſie zum Theil von meiner Wenigkeit handeln. Es wird mir zur Freude gereichen, dieſem Vereine des Trefflichſten, was über unſere Kunſt geſchrieben wurde, auch die Orakelſprüche Ihres großen Glaubensgenoſſen anzureihen, denn Sie kennen mich ja, daß die Religion bei mir keinen Unterſchied macht, und daß ich die Selbſtverläugnung ſo weit treibe, in mancher Judenrolle für einen wirklichen Juden gehalten werden zu ſeyn.

Machel ſchmunzelte liſtig und man konnte in ſeinem Geſichte die Ueberzeugung leſen, daß er ſelbſt daran glaubte; doch verbeugte er ſich mit höflicher Nachläßigkeit.

— Bei dieſem Geplauder haben wir aber unſern jungen Freund ganz vergeſſen — nahm nach einer kleinen Pauſe Leinweber wieder das Wort. — Es würde nicht unpaſſend ſeyn, theuere Hausfrau, wenn du irgend ein wärmendes Getränke aus unſerm Vorrath herbeiſchaffteſt, um ſeine fröſtelnden Glieder zu ſtarken und zu beleben. Auf, ſäume nicht! Laß uns mit einem Glaſe Punſch oder Glühwein das Fremde hinwegſchwemmen, was einer erſten Annäherung nothwendig ankleben muß und den neuen Bund beſiegeln —

— Aus unſerm Vorrath? wiederholte Frau Griſeldis ſpöttiſch die Worte ihres berühmten Gatten, und mit gellender Stimme die Magd herbeirufend, ſagte ſie; Margreth! hol' Sie doch warme Getränke aus unſerm Vorrath!

Die Magd an dieſe Form des Befehlens ihrer Herrſchaft nicht gewöhnt, blieb mit dummem Geſichte ſtehen und wußte nicht, was ſie thun oder antworten ſollte.

— Wir, einen Vorrath! ſchrie jetzt Madame Leinweber, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. Was er für Worte macht und welch ein Anſehen er ſich gibt; als ob er nicht wüßte, daß erſt in drei Tagen die Gage fällt, daß wir ein Drittel Abzug haben, daß da die ſechs Eßlöffel auf dem Tiſche liegen, und daß der Herr Machol den Schabbes hält! das iſt unſere ganze Lebensgeſchichte mit einem Wort und das nennt er einen Vorrath! —

Meiſter David erkannte eine drohende Wolke auf der breiten Stirne ſeiner Gattin und ſuchte ſogleich einzulenken.

— Nun, nun, Griſelſchen! ſagte er begütigend, nimm doch nicht ſo ſtrenge, was ich nur bildlich, gleichſam figürlich geſprochen. Das Wetter hat ſich wahrhaftig gelegt; — er ſteckte den Kopf zum halb geöffneten Fenſter hinaus, als er das folgende ſagte — Margreth kann' — mein Seel! die Sterne leuchten wieder und die wilden Rinnſteine ſind ja auch ſchon in ihr Bette zurückgekehrt — Margreth könnte — wahrhaftig! dort ſteht auch ſchon wieder der Mond über dem Bäckenhaus und macht 'n Kipfel, wie der arme Raimund zu ſagen pflegte — und Margreth dürfte vielleicht —

— Was kann, was könnte, was dürfte die Margreth? herrſchte Frau Griſeldis ihren Eheherrn an, da ſie ſeine Verlegenheit wohl merkte, die ihn verhinderte, mit ſeinem Wunſche gerade heraus zu rücken.

— Je nun, könnte Margreth nicht bei dem Nachbar, der immer ſo freundlich meine Leiſtungen beurtheilt, alles Erforderliche erhalten? brachte Leinweber, ſich ein Herz faſſend, mit ſprudelnder Haſt hervor.

— Der Nachbar beurtheilt deine Leiſtungen freundlicher, als deine Kaſſe, ſprach die Frau, denn er hat uns ſeit lange ſchon den Credit aufgeſagt.

— Nun, ſo könnte dann wohl Machol, unſer Freund, meinte halb fragend Leinweber.

— Es iſt Schabbes, mein Theuerſter! erwiederte dieſer ausweichend. — Wir dürfen kein Geld anfaſſen —

— Nun ſo gehe, Margreth, zum Nachbar Weinhändler, ſagte ſchnell Leinweber, ſprich: Herr Machol ſey hier, dürfe aber, des Schabbes wegen, kein Geld berühren und deshalb möchte er ihm auf Rechnung vier Flaſchen Rheinwein ſenden.

Machol wollte einige Einwendungen machen, aber die Magd war ſchon lachend davongeſprungen und wie er das Fenſter aufmachte, um ſie zurückzurufen, konnte er ſehen, wie ſie mit hoch aufgehobenen Röcken, die plumpen Füße zum Sprunge nöthigend, zum Nachbar Weinhändler über die Gaſſe eilte.

— Sie werden wahrhaftig wenig mehr herausbekommen auf die Löffel, bemerkte nun Machol wichtig, dann ſetzte er bedenklicher hinzu, indem er raſch nach den Löffeln griff und ſie in der Hand wog: der Rhein iſt ein großer Strom und es wächſt viel Wein an ſeinen Ufern: Rheinwein ſchlechtweg iſt ein umfaſſendes Wort und wenn der Nachbar des Teufels wäre und Steinberger ſchickte, oder ihn auch nur berechnete, ſo ſind alle ſechs Löffel nicht ſo viel werth, als die vier Flaſchen.

Er hatte die Löffel ſo eben eingeſteckt, als Margreth wieder in's Zimmer trat und die Meldung überbrachte, der Weinhändler habe geſagt: es ſei ſchon zu ſpät und er könne nicht mehr in den Keller ſchicken, weil ſeine Leute bereits alle ſchliefen.

Neuntes Kapitel.

— Manches krauſe, weiche Blatt
Sich nun neu entfaltet hat
Ahnendem Entzücken:

Arnim.

Unter den berühmten Künſtlern, die das Hoftheater zählte, überglänzte damals ein Name alle Uebrigen. Dies war Leinweber. Alle Zeitungen verkündeten ſeinen Ruhm; keine Gelegenheit verging, wo ihm nicht Gedichte als Huldigung ſeiner Verdienſte dargebracht wurden. Man ſchien darüber einig, daß ſeit Eckhof und Schröder die deutſche Bühne von keinem Würdigern beherrſcht worden war. Mit der geringſten ſeiner Eigenthümlichkeiten wurde eine Art von Abgötterei getrieben. Trug er zufällig einen ſchlechtgemachten Rock mit langen Schößen, wie ihn jeder Commis-Voyageur zu tragen pflegt, gleich benützten es die Schneider der faſhionabeln Welt, um Redingotes-Leinweber zu fabriciren; die ſeltſame Miſchung ſeiner Geſichtsfarbe von braun und gelb war Veranlaſſung, daß ſelbſt Damen die Couleur-Leinweber dem ſchönſten Roſa und Himmelblau vorzogen. Im erſten Kaffeehauſe trank man den Milchkaffee in einer Miſchung, die dieſer Farbe faſt gleichkam und ein Gargotier, ein ſimpler Garkoch, wie wir es nennen, excellirte in Omelettes à la Leinweber, die raſenden Abſatz fanden, blos weil er es durch Liſt und Ueberredung dahin zu bringen gewußt hatte, daß der Bewunderte einigemale von ſeinen Speckpfannkuchen holen ließ und ſie für ſein Leibgericht erklärte. Der dankbare Garkoch unterließ es ſeitdem nie, zum Geburtstage des Künſtlers einen großen Pfannkuchen, von einem gewaltigen Lorbeerkranze umgeben, zu überſenden. Dieſer letztere wurde dann ſtets hoch in Ehren gehalten und an die Ecke des Rahmens, der das lebensgroße Bild des Mimen umgab, mit allen jenen aufgehängt, die ein begeiſtertes, vom Kunſtrauſche beſeligtes Publikum ihm geſpendet und die er von ſeinen Kunſtreiſen mit heimgebracht hatte. Der Mann war Mode und welche Uebertreibungen dieſe gebiert, vermag der Augenblick nie zu beurtheilen, wenn gleich die nächſte Zukunft ſie für Aberwitz erkennt.

Unter ſeinen Kunſtgenoſſen ſtand Leinweber nicht im beſten Anſehen; ſie beneideten ſeinen Ruhm, das war gewiß, wenn ſie es auch nicht eingeſtehen wollten. Sie behaupteten ſogar, daß er durch niederträchtige Schliche ſo hoch geſtiegen ſey; daß er den ſchwachen und einfältigen Hoftheaterintendanten beherrſche; daß er als Regiſſeur eine unerlaubte Macht an ſich geriſſen habe; ja — ſie gingen ſo weit, laut zu ſagen: daß er auswärts, auf den fremden Theatern, wo er gaſtirte, gar nicht gefiele, daß alle Berichte in den öffentlichen Blättern erkauft oder erbettelt ſeyen und daß die mitgebrachten Lorbeerkränze, mit denen der Speckpfannkuchen gleichen Urſprung hatten, wie man ſich deutlich durch den Geruch überzeugen könnte, indem ſie alle nach Schmalz dufteten. Dies letztere war jedoch nur offenbare Schmähſucht, denn man weiß ja, wie leicht es iſt, von den Gallerien zwei oder drei Lorbeerkränze einem Schauſpieler zuzuwerfen, ohne daß es nöthig ſey noch den Preis eines Speckpfannkuchens daran zu wagen.

Was man nun auch von den Schauſpielern über Leinweber hören mochte, ſo ſtand es doch feſt, daß ihn Niemand von ſeiner Stelle, die er bei der Bühne, wie in der Gunſt des Publikums einnahm, zu verdrängen vermochte. Beſonders war es die hoffnungsvolle Jugend, die mit einem wahren Feuereifer ſeiner Größe huldigte. Er übte eine ganz beſondere Macht über ſie aus; ſein Blick feſſelte ſie, ſein Händedruck electriſirte ſie; ein Wort aus ſeinem Munde trugen ſie umher und verkündeten es als Weisheit in den weiteſten Kreiſen.

Dieß war der Mann, an den Alfred ſich nun gewendet hatte.

In ſeiner Unbefangenheit hatte er nicht anders geglaubt, als daß ſich Leimweber ſogleich einige Proben ſeiner Kunſt vorſpielen laſſen, und ihm dann in den nächſten Tagen Gelegenheit verſchaffen würde, ſie vor dem Publikum der Reſidenz abzulegen. Er meinte, man könne ihn doch wohl nicht ſo ganz als Anfänger betrachten, da er ja ſchon oft und bei ſchweren Anläſſen „mitgethan“, wie der kleinſtädtiſche Kunſtausdruck lautete. Daneben glaubte er mit ſeinem dringenden Anliegen nicht unbeſcheiden zu erſcheinen, wenn er Leimweber ganz offen mittheilte, was ihn dazu getrieben.

Die Anweſenheit des Fremden, der ihm unter dem Spottnamen des „Komediantenmachel“ oder des „Theaterjuden“ ſchon von weitem bekannt geworden war, wie die ſeinem eigentlichen Gegenſtande fremden Verhandlungen und Debatten über das Löffelgeſchäft, die ſich bei ſeinem Eintritte erhoben, und zu Ende geführt wurden, hatten ihn unangenehm berührt, und mit inniger Freude erfüllte es ihn, daß Leimweber die Güte hatte, ihm noch allein eine Unterredung zu gönnen, als Machol fortgegangen war, und Griſeldis ſich ſchlafen gelegt hatte. Er ſchmeichelte ſich damit, einen beſonders günſtigen Eindruck gemacht, und ſich den ſo mächtigen und überall nothwendigen Beſchützer für immer gewonnen zu haben.

Mit wahrhaft rührender Zutraulichkeit hatte er nun alle ſeine Mittheilungen gemacht und ſaß mit geöffnetem Herzen da, des Orakelſpruchs gewärtig, der aus dem Munde des Hohenprieſters tönen ſollte Eine lange Pauſe folgte.

— Guter, junger Mann — ſprach endlich der große David Leinweber — wenn mir recht iſt, ſo äußerten Sie vorhin, Sie ſeyen auch Dichter: ich wäre begierig.

— Unbedeutende Verſuche, aberwitzige werden Sie ſie nennen — entgegnete Alfred, indem er einige zuſammengelegte Papiere aus der Seitentaſche zog und ſie mit einer tiefen Verbeugung dem Meiſter überreichte. Es waren dieß die Stücke des jüngſten Gerichts, in denen die poetiſchen Verherrlichungen Leinweber'ſcher Kunſt enthalten waren, nebſt noch einigen ungedruckten Stanzen und Sonetten auf denſelben Gegenſtand. — Iſt es nicht tollkühn, Ihre Größe anders als ſtumm zu bewundern? ſetzte er dabei hinzu.

Mit einer Heißgier, wie der Hungrige ſie nicht ſtärker äußert, wenn er der dampfenden Schüſſel gegenüber ſitzt, riß Leinweber dieſe dargereichten Papiere an ſich und durchflog ſie, indem er die Worte, die er las, halblaut vor ſich hinmurmelte, und bei einigen Stellen die Blicke wie ſinnend nach Oben richtete, dann wie verneinend und ablehnend mit dem Haupte ſchüttelte.

— Die Verſe ſind trefflich, die Gedanken ſchön, — ſprach er, nachdem er bis zu Ende geleſen. — Der Wille mag ſehr gut ſeyn, aber in der Wahl des Gegenſtandes haben Sie geirrt, Beſter! Nein, ich verdiene ſolches Lob nicht — ich habe es ſicher nie zu verdienen geglaubt.

Er trocknete eine Thräne ſchnell und flüchtig, dann ſtand er auf, drückte den jungen Dichter an ſich und einen kräftigen Kuß auf deſſen Lippen. Der Meiſter ſchien ſo bewegt, daß er einen Gang durch das anſtoßende Zimmer machen mußte: die Wände beengten ihn.

— Sie haben ſonſt noch nichts drucken laſſen? — ſagte er überaus gütig beim Zurückkommen — fehlen Ihnen vielleicht die Verbindungen dazu? Wenn mein kleiner Credit dazu ausreichen ſollte, Ihnen einige zu verſchaffen, ſo befehlen Sie nur über mich.

Alfred war im Himmel der Begeiſterung und der Freundſchaft. Sein Dank ſchwebte ihm auf der Zunge, aber er wollte nicht zu eigennützig erſcheinen und ſein Glück nicht mit einem Male erſchöpfen.

Seyn Sie nicht zu gütig, es erdrückt mich! rief er aus, und dieß war Alles, was er hervorbringen konnte.

— Geht Ihr denn noch nicht aus einander? Man kann ja kein Auge zuthun! — ſchallte der Hausfrau Griſeldis grämliche Stimme aus der Nebenkammer.

— Ich will mich ſogleich entfernen — ſagte Alfred mit Wehmuth, den glücklichſten Moment ſeines Lebens abbrechen zu müſſen, ehe er die höchſte Weihe erhalten.

— Künſtlers Erdenwallen! — liſpelte Leinweber. — Wir können uns nicht erheben, wie wir wollen. Breitet doch Eure Schwingen aus, arme Sterbliche. Die Füße wurzeln zu feſt an der Erde und die Lehmklöße beſchweren Euch die Sohlen. Künſtler ſollten nie ein Weib nehmen, nie eine Familie haben.

Alfred ergriff ſeinen Hut und wollte ſeine Gedichte nehmen, die auf dem Tiſche lagen, allein Leinweber riß ſie an ſich.

— Das gebe ich nicht mehr aus Händen —

ſprach er ernſt — es iſt mir ein Beweis ihres ſchönen Talents, es iſt mir ein Zeugniß der Achtung eines guten Menſchen; denn wer die Kunſt ehrt und liebt, iſt auch ſicher gut.

Er drückte und ſchüttelte lange und ſtark Alfreds Hand, die in der ſeinigen ruhte.

— Wann darf ich wieder kommen? — fragte der Jüngling ermuthigt.

— Wann Sie wollen; doch vor Allem morgen vor elf Uhr, dann will ich Sie zu unſerem Intendanten führen Ihrem Debut ſoll nichts im Wege ſtehen.

Alfred taumelte fort und als er ſich erſt am Ende der Straße umſah, ob auch ſein treuer Fix ihm folge, bemerkte er Leinweber, der bereits eine ſchwarze Nachtmütze aufgeſetzt hatte, am offenen Fenſter ihm nachſchauend.

Es war aber ſchon allgemach der Tag angebrochen.

Zehntes Kapitel.

Dien' treu — ſo dienſt Du Gott

Arnim.

Wer vermöchte es zu beſchreiben, wie unſerem Alfred dieſe erſte kurze Nacht ſeines eigentlichen Künſtlerlebens verging? Er ſchlief den Schlaf der Glücklichen und erwachte heiter und froh. Auf derſelben Stelle, wo er es hingelegt hatte, ruhte ſein Haupt; kein Traum hatte ſeinen Schlummer durchwebt; denn ſie waren ihm alle vorausgezogen und die erſchöpfte Phantaſie verſank in das Nichts, um ſich zu erneueter Thätigkeit zu ſtärken.

Als er die Augen öffnete, war heller Sonnenſchein im Zimmer. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, daß er vor Elf den Regiſſeur abholen ſollte. Er ſah auf die dicke ſilberne Uhr, ein Vermächtniß ſeines Oheims. Sie war ſtehen geblieben. Er eilte zum Fenſter, um nach dem, was draußen vorging, den ungefähren Standpunkt der Sonne zu bemeſſen. Einige bekannte Studenten liefen mit ihren Mappen in das gegenüber liegende Haus.

— Gottlob! erſt Zehn! — rief er freudig und ſprang an den Spiegel.

Seine Toilette war bald beendigt; zum Frühſtück trank er ein Glas friſches Waſſer und eilte dann mit leicht beſchwingten Sohlen Leinwebers Hauſe zu.

Der große Mann war noch nicht fertig; ein anmuthiges Genrebild zeigte ſich ſeinen Blicken.

Frau Griſeldis aß ein Butterbrod und zerſchnitt mit den fettigen Fingern alte Komödienzettel, um Haarwickeln daraus zu machen, die der plaudernde Theaterfriſeur um die Locken des Meiſters mit geſchäftiger Hand gar zierlich drehte. Das Brenneiſen hielt er vorſichtig an die Stirne, um den koſtbaren Hauptſchmuck nicht zu verſengen.

— Ich weiß nicht — ſagte der Friſeur, gerade als Alfred zur Thüre hereintrat — warum ich ſo emſig bemüht bin, ihr Haar zu erhalten. Sie ſollten eigentlich kahlköpfig ſeyn, verehrter Herr Leinweber, denn die Welthiſtorie belehrt uns, daß Cäſar ſeiner Kahlköpfigkeit wegen, den Schmuck des Lorbeerkranzes erfunden haben ſoll — und an Lorbeern fehlt es Ihnen ja eben ſo wenig als ihm.

Autſch! — ſchrie Meiſter David ſchmerzvoll Ihr reißt mich zu ſehr — paßt doch beſſer auf!

In der That war er aber ſelbſt ſchuld daran, denn während Jean, der Hoftheaterfriſeur, ihn bei den Locken feſthielt, drehte er das mächtige Haupt, um dem eintretenden Arthur guten Morgen zu ſagen.

Dieſe neue Erſcheinung zog Jean's Aufmerkſamkeit in hohem Grade an. Er hielt das Eiſen wohl fünf Minuten länger, als es nöthig war, über die Kohlen, und ließ ſeine Augen feſt auf dem Jüngling ruhen. Mehr noch ſteigerte ſich ſeine Neugier, als er ſah, daß Frau Griſeldis einen Stuhl herbeiholte, ihn mit der Schürze vom Staube reinigte, und den Fremden mit Höflichkeit zum Sitzen einlud. Leinweber bat ihn, nur einen Augenblick zu warten, er würde gleich zu ſeinen Dienſten ſtehen, und wechſelte dann noch halbleiſe einige angelegentliche Worte mit ſeinem Gaſte, die ſich jedoch bloß auf die Dichtungen bezogen, die er ſeit ſeinem Erwachen mit ſtets erhöhetem Vergnügen einige Male durchgeleſen haben wollte.

Während dieſer Zeit ſtrich Jean an Frau Griſeldis hin, und liſpelte ihr leiſe die Frage zu: ob denn dies vielleicht gar der Herr Riſenberger ſey, der vor Kurzem in Frankfurt mit ſo großem Glücke gaſtirt habe und der erſte Liebhaber der Jetztzeit ſeyn ſollte.

Madame Leinweber, die einen Scherz wohl liebte, beſonders wenn er dazu beitragen konnte, Andern, die ſie nicht beſonders leiden mochte, eine trübe Stunde zu bereiten, ging ſogleich auf dieſen ein und nickte geheimnißvoll bejahend mit dem Kopfe. Jean beſchleunigte nun ſein Geſchäft, ſo ſehr er konnte, um der Erſte zu ſeyn, der die wichtige Neuigkeit weiter tragen konnte. Von Leinweber ging er nämlich zum erſten Liebhaber des Hoftheaters, Herrn Hagen, der dieſen Ehrenplatz zu ſeiner eignen großen Befriedigung bereits ſeit mehr den zwanzig Jahren behauptete und deſſen ſchönen Haarwuchs er durch ſeine Kunſt um einige Tinten dunkler färbte. Für dieſen war die Nachricht von der größten Bedeutung.

Nachdem Jean noch viele ſeiner neugierigen Blicke nach dem Fremden geſchoſſen und ſich gleichſam mit deſſen Bilde durch und durch geſättigt hatte, eilte er wie ein Sturmwind zur Thüre hinaus und in demſelben Momente erhob ſich Leinweber, ſtrahlend im Kranze unzähliger blonden Löckchen, von ſeinem Sitze und trat vor den Spiegel. Frau Griſeldis ſtand ihm, gleich einem dienſtthuenden Pagen, zur Seite und reichte ihm die verſchiedenen Stücke des Anzugs mit Demuth hin und lächelte dazwiſchen ſehr huldreich zu dem ſeitwärts ſtehenden Alfred hinüber. Man konnte deutlich wahrnehmen, daß ſeine angenehme Geſtalt ihr Herz gerührt hatte.

Jetzt war Meiſter David Leinweber in der geziemenden Verfaſſung, ſein Haus verlaſſen zu können und ſich zu ſeinem Chef zu verfügen. Er ſtreichelte dankbar das breite Kinn ſeiner Gattin, an dem ſich einige weiße Härchen um ein braunes Maal, wie zu einem Kranze, gereiht hatten, nahm hierauf Hut und Stock und mit einem: Courage, junger Freund! Alfred bei der Hand nehmend, ſchritt er zur Thüre hinaus.

Dem jungen Menſchen pochte das Herz in gewaltigen Schlägen, wie er nun ſo an der Seite des gefeierten Künſtlers über die Straße gehen durfte und jene Grüße mit erwiederte, die von allen Seiten ihnen geſpendet wurden. Allerlei unwirſche Gedanken flogen in ihm auf, wie Seifenblaſen. Er dachte an Fauſt und er ſelbſt kam ſich dann wie Wagner vor; dann aber meinte er, er ſelbſt ſey Fauſt und neben ihm kreiſe der hölliſche Pudel. Das Hotel des Intendanten war nicht weit entfernt; bald hatten ſie es erreicht. Der vornehme Herr lebte ehelos, ſehr üppig und auf großem Fuße, denn er war ſehr reich.

Im Vorzimmer ſtand eine Menge Menſchen, die nach und nach von dem Bedienten gemeldet und bei dem Gewaltigen eingelaſſen wurde. Hier der Oellieferant, dort der Garderobier, der Schuhmacher des Theaters, der Balletmeiſter, die Primadonna, ein alter Schauſpieler, der für ſeine Tochter, welche die Genien ſpielte, um ein Benefiz ſollicitiren wollte, ein Ruſſe, der eine neue Art von Schminke aus rothen Rüben erfunden hatte, ein durchreiſender Taſchenſpieler, welcher Luſt hatte, zwiſchen zwei Luſtſpielen ſeine Kunſt zu zeigen, zwei junge Damen aus dem Chor, die ſich um einen Platz in der Garderobe ſtritten und Sachen von ähnlicher Wichtigkeit, welche die Morgenſtunden des Lenkers einer ſolchen Kunſtanſtalt in Anſpruch zu nehmen pflegen.

Als Leinweber mit ſeinem Schützling in den Vorſaal eintrat, ſtob die Menge auseinander, um ihm Platz zu machen. Er ging mit feſtem Schritte auf die Thüre zu, die in das Kabinet des Intendanten führte. Hier ſtieß er aber auf ein Hinderniß. Ein ſchwarzgekleideter, alter Herr, der Einzige von Allen, der ſaß und ſitzen konnte, denn es war in dieſem Vorzimmer nur dieſer eine Stuhl, erhob ſich mit höflichem Anſtande und den Worten:

— Der Herr Regiſſeur müſſen ſich einen Augenblick gedulden, bis der Herr Baron klingeln werden. Es war der Kammerdiener, der ſo ſprach.

— Wer iſt drinn? fragte Leinweber.

— Niemand, — war die Antwort — als eben der Herr Baron. Sie haben heute eingenommen, es iſt der Einunddreißigſte.

— Und das konnteſt Du vergeſſen? — rief hier ein ſchlanker Mann in den beſten Jahren, indem er mit Geräuſch auf Leinweber zutrat. — Ich meine nicht das Einnehmen unſers Herrn Intendanten, ſondern daß übermorgen der erſehnte Zweite und Gagetag iſt? Wahrhaftig, du Glücklicher, mußt im Ueberfluſſe ſchwelgen; ich darbe mit meiner Familie ſchon ſeit drei Wochen, denn das Bißchen, was mir meine Manichäer übrig laſſen, reicht kaum hin, für acht Tage die liebe Nothdurft zu ſtillen.

Hier hielt der Sprechende plötzlich inne, fixirte den Fremden an Leinwebers Seite und indem er eine ächt theatraliſche Reverenz machte, ſetzte er ſchnell hinzu:

— Bedaure herzlich, daß ich nicht ſo glücklich ſeyn werde, mich an Ihren herrlichen Schöpfungen erbauen zu können, da ich eben meines Urlaubs wegen hier bin, den Ihre geſchätzte Anweſenheit mir zu erhalten möglich macht. Kaum hörte ich, daß Sie uns beglückten, ſo war mein Plan gemacht. Ich überſchlug im Geiſte das Repertoire, das Ihre

Gegenwart uns bringen wird und mit Ausnahme der einzigen kleinen Rolle im Richard Savage, von der mich mein herrlicher Freund Leinweber gewiß befreien wird, bin ich während drei Wochen frei und ledig, wie der Vogel in der Luft. —

— Ich begreiſe nicht, was Du damit ſagen willſt — bemerkte Leinweber ſeinem zudringlichen Collegen.

— Was ich damit ſagen will? — wiederholte der Andere — daß ich den Gutzkow nicht ausſtehen kann und daß kein rechtlicher Kerl in ſeinem Stücke ſpielen ſollte. Ja, wenn wir zuſammenhielten! So ein erbärmlicher Recenſent, der uns erſt herunterputzt nach Noten und dann noch verlangt, wir ſollen ſeinen ſpottſchlechten Dialog lernen. Hören Sie, einen Dialog ſchreibt der Menſch — na! — Ihnen brauch' ich's nicht zu ſagen — Sie haben ſich ja auch damit abgequält. Doch jetzt iſt mir Alles gleich, wenn ich nur meinen Urlaub erhalte.

Hier ließ ſich die Klingel des geſtrengen Herrn vernehmen und unterbrach die Rede des Schwätzers, die dem, an den ſie gerichtet war, vollkommen unverſtändlich ſchien. Leinweber winkte ſeinem Begleiter, denn er durfte unangemeldet eintreten, da die Wichtigkeit ſeiner Stellung und die oft unaufſchiebbaren Geſchäfte ihm dieſes Vorrecht verſchafft hatten.

— Halt! — rief der Schauſpieler, der ſich ſo eben als Gutzkow's Antagoniſt zu erkennen gegeben hatte. — Noch auf ein Wort! wann werden ſie auftreten, Theuerſter?

— Du wirſt's ſchon zur rechten Zeit erfahren — war Leinweber's verweiſende Antwort und die Thüre des Kabinets ſchloß ſich unmittelbar hinter den Beiden.

— Wißt Ihr, wer das war, den der Leinweber ſo ſtolzthuend da hineingeführt hat? — fragte der Schauſpieler, der Mosburg hieß und das Fach des zweiten Intrigants inne hatte. — Wißt Ihr's? — Ich geb's Euch zu rathen!

Wie zu erwarten war, kannte Niemand den jungen Menſchen.

— Es iſt der Riſenberger — ſagte Mosburg geheimnißvoll — und jetzt muß mir der Intendant den Urlaub geben, er kann ihn mir gar nicht verſagen

— Der Riſenberger! das wäre etwas Neues! — rief Madame Scherwenzky, die würdige Oberin der Garderobemädchen, die unter ihrer Aufſicht eine höchſt moraliſche Innung bildeten und die außerdem noch einen großen Stein im Brette durch ihre hübſche Tochter hatte, die vierte oder fünfte Liebhaberinnen auf der Bühne darſtellte, im Leben aber äußerſt züchtig erſchien und ſich nur mit erſten befaſſen wollte. — Dies ſollte mein Louis geweſen ſeyn? rief ſie noch einmal aus — der hätte mich ja gekannt, ſo wie ich ihn! Herr Gott! und der wäre noch nicht bei ſeiner Schwerwenzky geweſen? und der ſollte noch nicht ſeinen Liebling, meine Hulda, beſucht haben? Sehen Sie, Herr Mosburg, ich bin nicht reich, aber fünf Thaler gäb' ich drum, wenn der Louis käme. Es hat ſo ſeine Gründe, das können Sie mir glauben; doch der kommt nicht — dafür iſt geſorgt — na, Sie verſtehen ein halbes Wort! Ihnen braucht man nicht mehr zu ſagen, als: Der ſpielt zu ſchön Komödie und pfuſcht unſern allmächtigen Herren Beiden in's Handwerk. Sie wiſſen, was ich ſagen will, ich brauch' Ihnen blos die Namen Leinweber und Hagen zu nennen.

— Schwerwenzk'n! — ſprach Mosburg mit Emphaſe. — Ich hab' Sie ausſchwatzen laſſen, aber der Niſenberger iſt es doch! Mir hat es der Jean geſagt, der Alles weiß und der hat's von der Leinweber'n ſelbſt gehört. Sieht Sie nun, Schwerwenzk'n, wie man ſich irren kann.

— Und doch biſt du im Irrthum, Mosburg! ſagte jetzt ein ernſter Mann, von dunkler Geſichtsfarbe.

den Rock bis zum Halſe zugeknöpft und beide Hände in den Seitentaſchen.

— Auch Du, Brutus? — ſchrie laut lachend Mosburg. — Willſt Du wetten? Sechs Flaſchen Champagner. —

— Du weißt, ich wette nie!

— Mach' einmal eine Ausnahme mit mir.

— Ich geſtatte mir Ausnahmen nie. —

— Es iſt ſo langweilig, keine Schulden zu haben. —

— Ich habe gerade Geld genug, die zu bezahlen, die ich contrahire. —

— Solche Schulden meine ich nicht — die verſchaffen keine Kurzweil. —

— Menſch, bedenke das Ende! iſt mein Wahlſpruch. —

— Ihn hat ſein Rollenfach angeſteckt; er ſpricht, wie ein Leimſieder oder wie ein Buch, wie man will!

— Denke von mir, was Du willſt. Hier aber iſt ein Brief, den ich heute empfing; hier die Theaterzeitung. — Herr Riſenberger entzückt in dieſem Augenblick die Wiener und hat ſeine Gaſtrollen an der Burg noch nicht beendigt. Was ſagſt Du nun? Willſt Du noch um ſechs Bouteillen Champagner wetten?

— Das nicht! aber trinken will ich eine. Wenn man ſo viel davon ſpricht, kriegt man ordentlich Appetit darnach. Mit meinem geträumten Urlaub iſt's nun nichts und ich muß meinen Unmuth und Aerger vertrinken. Komm' mit!

— Ich danke — habe hier noch zu thun!

— Verfluchter Jean! Mir ſolche Lügen aufzubinden — der kann ſich freuen!

Er eilte fort. Madame Scherwenzki näherte ſich dem ernſten Manne, der Balder hieß und die erſten Characterrollen, auch Väter ſpielte. Sie ſchien ſich bei ihm nach den Neuigkeiten erkundigen zu wollen, die er von ihrem Liebling erhalten hatte. Allein mit den Worten:

— Ein andermal, Madame, habe jetzt Wichtiges zu bedenken — ließ er ſie ſtehen und zog ſich wieder ſtill in eine Ecke zurück.

Während dieſer kleinen Epiſode im Vorzimmer des Intendanten ſtanden Leinweber und Alfred harrend im Kabinete deſſelben. Sie hatten ihn nicht darin angetroffen.

Alfred ließ ſeine Blicke umherſchweiſen und freute ſich, daß der Zufall ihm dazu Zeit ließ. Das Gemach zeigte vornehme Eleganz und daneben die Beſchäftigung ſeines Bewohners.

Die Wände waren mit einer grauſeidenen Tapete bedeckt, deren Ränder mit breiten Goldleiſten eingefaßt waren. Auf dem Boden ſtand ein kleines Modelltheater und auf den Möbeln umher allerhand Maſchinerien im Kleinen ausgeführt: Waſſerfälle aus Silberzindel, Springbrunnen aus platirtem Draht; vollſtändig angekleidete Figuren im maleriſchen Coſtüm; Waffen von hellpolirtem Stahl und funkelndem Meſſing; kurz — eine artige Weihnachtsbeſcheerung für Kinder reicher Leute, und in der That ſpielte der auch damit, der hier hauste. Einige zierliche Repoſitorien trugen große Folianten, die dem Unkundigen für Anzeichen von Gelehrſamkeit gelten konnten, die aber in der That nur die verſchiedenen Jahrgänge der Theaterzettel enthielten, mit den eigenhändigen Noten des Herrn Intendanten verſehen, enthaltend: ob es an dem, oder jenem Abende voll geweſen; ob der Hof anweſend war; ob das Publikum geklatſcht und einen Künſtler herausgerufen habe; ob der Herr ſich gnädig geäußert und wie lange das Spektakel gedauert. Daneben lagen die ausgeſchriebenen Rollen neuer Stücke, über denen noch ein unentſchiedenes Geſchick brütete und aufgethürmt in einem Winkel erblickte man einen Haufen zierlich eingebundener Bücher. Ach, dies waren begrabene Hoffnungen junger, ſtrebſamer Geiſter! An dieſem Haufen, in dieſem Winkel hafteten die Gedanken vieler talentvollen Köpfe! Hier ruheten die eingeſandten Manuſcripte noch unbekannter Autoren, die ſich vertrauenvoll hiehergewandt hatten, von dieſer großen, reichausgeſtatteten Bühne, Namen, Ehre, Beförderung, Mittel zur Fortſetzung ihrer Studien zu erhalten und die für all dieſes nur ein ſtaubiges Grab fanden, indem ſie vergebens einer Auferſtehung harrten. Es lag viel Geiſt und Poeſie in dieſem Winkel begraben, aber die Poeſie blieb ewig todt und der Geiſt ging nicht um. Ein ſchwerer Bann laſtete darauf, den Faulheit, Dünkel, Unverſtand im ſchrecklichen Verein hier geworben hatten. Die Wände waren kahl; nur über dem Schreibtiſche des Intendanten hing ein kleines Bild in einem Rahmen von ſchwarzem Sammt, das die ſchönſte Poſitur der erſten Tänzerin getreu wiedergab. Da er unverheirathet war, ſo durfte er ſeine Neigung zu dieſem ſchönen Kinde offener zur Schau tragen; wenigſtens mußte ſein Geſchmack vor Jedermann gerechtfertigt erſcheinen.

Jetzt bauſchte ein ſchwerer, ſeidener Vorhang ein wenig zur Seite, der eine Alkove von dem Kabinete trennte, und daraus hervor ſchlüpfte eine ſchmächtige Figur im langen, ſchleppenden Schlafrocke von braunrothem Sammt und huſchte behende zu einer Ottomane, die mit reichen Polſtern wohlverſehen, in einer Niſche ſtand.

— Ziehen Sie mir den Schlafrock über die Füße, cher ami, und rücken Sie mir das Kopfpolſter zurecht — zirpte eine heiſere, faſt unvernehmliche Stimme, die keinem andern als dem gewaltigen Intendanten angehörte.

Solch ein Contraſt verfehlt nie ſeinen Effect und auch Alfred fühlte ſich ſeltſam beengt und ergriffen. Wer jemals ſchon einem weltberühmten Helden erwartungsvoll entgegen getreten und in ihm ein kleines, unſcheinbares Männchen erblickte; wer einen in tiefen Forſchungen verwickelten Denker als jungen Milchbart vor ſich ſah, oder einen mit großer Gewalt bekleideten Geſchäftsmann, von deſſen Willen das Wohl und Weh vieler Menſchen abhängig iſt, ſelbſt kränklich, ſchwach, hilfsbedürftig fand, der wird die Wirkung dieſer Contraſte ſchon geſpürt haben.

Der Intendant mochte ungefähr ein Fünfziger ſeyn, ſein bleiches, verunzeltes Geſicht, das wohl gewöhnlich ſehr farblos oder vielmehr mißfärbig war, hatte von der willkührlichen Kaſteiung dieſes Tages nicht eben Vortheil gezogen, ſondern zeigte ſich in dem matten Glanze eines friſchgemachten Käſes. Um den entblößten Hals ſträubte ſich ein ſtarkes Collier widerſpenſtiger Haare, die ſo wie die Augbrauen und der ganz ſchmal raſirte Schnurrbart unter einer dünnen Höckernaſe, mit Steinkohle und Ebenholz rivaliſiren konnten. Den unmäßig kleinen Kopf bedeckte eine ſehr zierliche, jedoch zu eng anliegende Perücke, die vorn auf der Stirn ein glatt geſtrichenes Bandeau von Haaren zeigte, das ſich gerade über dem rechten Auge in eine tuffige Locke endigte. Würde dieſes Geſicht eine hohe Stirne gezeigt haben, ſo müßte wohl Jeder über eine ſolche Differenz erſchreckt, um einige Schritte davor zurückgewichen ſeyn; ſo aber war die Stirne nicht breiter, als zwei Finger einer mäßigen Mannshand und noch dazu etwas nach hinten geſchoben, was ſie um einige Linien verkürzte, wodurch das Enſemble gewann und im vollkommenſten Einklang erſchien. Die Lippen, die ſich beim Sprechen ſehr zierlich und nur ſo weit öffneten, um die zirpendſte aller menſchlichen Stimmen hindurchzulaſſen, waren einem Paar ſchmaler Linien zu vergleichen, wie ſie eine engliſche Reißfeder voll guter, rother Dinte zu ziehen verſteht und zwiſchen dieſen Lippen gewahrte man zwei ganz gleiche Reihen ſchöner, blaßgelber Zähne, für die jeder Sterbliche, dem ſie ſo gewachſen, ſeinen Schöpfer aus aufrichtigem Herzen Dank gezollt haben würde. Dem vornehmen

Herrn auf der Ottomane gehörten ſie aber wie Perücke und einiges Andere noch, er hatte ſie nämlich anfertigen laſſen und ehrlich bei Heller und Pfennig bezahlt.

Leinweber war gewandt und geſchwind zur Ottomane geſprungen, um dem Befehl ſeines Chefs auf's Pünktlichſte nachzukommen: dann zog er ſich wieder in eine ehrerbietige Entfernung zurück, der weitern Befehle harrend.

— Lein — hauchte der Intendant und verſchluckte den Reſt, als wäre es ihm nicht der Mühe werth, des plebejen Namens wegen ſeine hochgräfliche Lunge anzuſtrengen — Lein — Anton!

Der Regiſſeur war mit einem leichten Satze zur Kabinetsthüre, in deren Nähe ihn ohnedieß das Gefühl der Unterwürfigkeit gebannt hatte, öffnete ſie und rief „Anton!“

Der Kammerdiener trat ein.

Beim Oeffnen der Thüre war der verworrene Lärm in's Kabinet gedrungen, den die im Vorzimmer Verſammelten verurſachten.

— Was iſt draußen? — hauchte der Intendant.

— Eine Menge Leute — erwiederte der Kammerdiener.

— Mein Gott! was wollen Sie?

— Vielerlei Euere Excellenz! Urlaub, neue Koſtüme, eine neue Rolle, Vorſchuß, Bezahlung einer Rechnung, Vollziehung von Kontrakten über die neue Oellieferung, Gaſtrollen — ein Dichter bringt ein neues Stück —

— Genug! Entſetzlich! Wollen mich die Leute umbringen? Aber Lein — was iſt denn das? Warum fertigten ſie das nicht Alles ab? Warum muß es mich incommodiren?

— Euere Excellenz — ich hatte keinen Befehl dazu —

— Mon Dieu — ſo ruht denn Alles auf mir! Wozu hält man ſeine Leute? Was ſoll's mit dem Menſchen hier?

— Euere Excellenz — es iſt — ich werde —

— Gut! Anton! Sage: ich ſpreche Niemand Heute. Sie mögen ihre Namen einſchreiben; ich werde rufen laſſen — Ah!

Die ſchwache Stimme verhallte in dumpfes Stöhnen. Eine lange Pauſe trat ein. Anton war leiſe hinausgegangen; Leinweber wagte nicht zu athmen; Alfred heftete fragende Blicke auf ihn, die Jener nicht erwiedern mochte. Endlich ermannte er ſich und ſchlich näher, auf den Zehenſpitzen, leiſe wie ein Zephir; er hob ſich und beugte ſich über, wie eine Thränenweide über der Grabesurne: ſeine Augen wurzelten mit einem theatraliſchen Ausdruck gerührter Theilnahme auf dem Patienten.

— Man bringt mich noch um — hauchte dieſer von Neuem. — Noch nicht fort, — Lein — ? Was ſoll's mit dem Menſchen?

— Ein junger Dichter, Euere Excellenz!

— Dichter? o weh! ich gebe keine neuen Stücke, und Honorare werden gar nicht mehr gezahlt. Wir brauchen ſolche Betteleien nicht —

Man kann denken, daß Alfred bei dieſer Aeußerung ein Stich durch's Herz fuhr.

— Kein ſolcher Dichter, Euere Excellenz! ein Gelegenheitsdichter, Euere Excellenz, ſprach Leinweber ſchnell gefaßt.

— Gelegen — heits? —

— Und da dacht' ich — Morgen iſt ja der Geburtstag der Kleinen —

— Ma foi, oui!

— Zu dem Cadeau, das Excellenz gewiß ſchon mit hohem Geſchmack ausgewählt haben, könnten einige paſſende Verſe — dächt' ich —

— Solch ein Dichter — alſo? Parbleu! Lein — o weh! richten ſie mich in die Höhe!

Leinweber hatte keine große Mühe, den federleichten

Leichnam des Herrn Intendanten empor zu heben und ihn durch untergelegte Polſter in eine ſitzende Stellung zu bringen. Der Patient winkte mit der weißen Hand, daß der junge Menſch näher treten ſolle, und der Regiſſeur bemühte ſich, durch verſtohlene Blicke demſelben anzudeuten, ſich an nichts zu ſtoßen und dem hochgebietenden Gönner, den ſeine Klugheit ihm gewonnen, in Allem zu Willen zu ſeyn.

— **Sel** — **Eau de Luce** — begehrte der Patient; Leinweber überreichte ein kleines Fläſchchen, das Jener öffnete und zu wiederholtenmalen an die Naſe führte.

Alfred ſtand auf Kohlen. Er hatte von den abgebrochenen, leiſe geſprochenen Worten nur wenig verſtanden, und war der Meinung, daß er jetzt etwas declamiren, vielleicht gar eine Scene ſpielen ſollte, um dann zu erfahren, ob er gewürdigt werde, ſein Talent vor dem Publikum zeigen zu dürfen.

Er räuſperte ſich mehremale bedeutend und trat jetzt in eine, wie er glaubte, ſehr maleriſche Stellung vor den Intendanten hin. Dieſer aber winkte und ſprach:

— Noch näher und ohne Umſtände, damit man mich recht verſtehe und ich mich nicht zu ſehr anſtrengen darf —

Alfred ſolgte dem Befehle ſo gut er es vermochte. Während der abermaligen langen Pauſe, die nun eintrat, überdachte er ſchnell, was er ſagen ſollte; er war begierig, zu erfahren, welche Aufgabe ihm geſtellt werden würde.

— Kennt man die St. Viol? — fragte die Excellenz.

Alfred, der die leiſe Frage nicht verſtand, richtete erſt den Blick auf ſeinen Freund und ſagte dann ſehr laut und vernehmlich, weil er glaubte, ſeine volle, jugendliche Stimme im ſchönſten Lichte zeigen zu müſſen:

— Dieſes Stück iſt mir nicht bekannt —

— Die St. Viol — ein Stück? Wie? — wendete ſich der Intendant überraſcht zu Leinweber hinüber.

— Seine Excellenz meinen unſern Engel, die erſte Künſtlerin am Ballet — ſprach dieſer ſchnell einlenkend.

— Bitte ſehr um Verzeihung — entgegnete verlegen der junge Menſch — ich pflegte gewöhnlich nur das Schauſpiel zu beſuchen — und hatte auch den Namen nicht recht verſtanden —

— Das Schauſpiel? nur das Schauſpiel? und das Ballet nicht? *mein* Ballet nicht? Wiſſen Sie, daß es das erſte Ballet der Welt unter meiner Intendanz geworden iſt? daß ich ſein Schöpfer bin?

Die Excellenz ſtrengte ſich ſichtlich an: die Aeußerung des jungen Thoren hatte ſie in eine Art von Zorn verſetzt. Alfred ſtand ſtumm und verlegen; der Intendant hatte den Kopf nach der Wand gekehrt.

— Lein — ſagen Sie ihm, er ſolle nicht ſo ſchreien — er regt mir die Migraine auf —

— Schreien Sie doch nicht ſo, lieber Freund! — ſagte fein lächelnd Leinweber zu Alfred, dann wandte er ſich aber zu dem Intendanten und erwiederte: Er ſprach ſo eben kein Wort.

— Ich meinte vorhin —

— Seine Excellenz meinten vorhin, wiederholte der Regiſſeur — wenn aber Euere Excellenz erlauben würden, ſo könnte hier mein junger Freund ſogleich die Verſe verfertigen —

— Gut. Im gelben Zimmer hier neben —

— Und das Geſchenk? um darauf anzuſpielen?

— Warten Sie! Gar vielerlei — das Gedicht aber ſoll zu den italieniſchen Blumen —

— Wie fein! jetzt im Sommer künſtliche Blumen!

— Nicht wahr? He!

— Natürliche — die ſchönſten, kann im Sommer jeder Bauer ſeiner Bauerin ſchenken.

— Fi donc!

— Aber Nachgemachte [illegible] köſtlich! Alles durch Kunſt für die Kunſt!

— C'est ça! Alſo in's gelbe Zimmer — Papier, Dinte iſt dort! Er ſoll ſich in Acht nehmen — Teppich nicht beklecken! Nicht zu lang machen! O weh! Es wirkt ſchon wieder. Rufen Sie Anton

— Dürfte es mir nicht geſtattet ſeyn?

— Nein, Lein —

— Excellenz! Bitte!

— Thun Sie wie ich ſage!

Er ſchellte und huſchte hinter den Vorhang; Anton trat ein und folgte ihm ſchnell; Leinweber zog den verblüfften Alfred in's gelbe Zimmer.

Elftes Kapitel.

— Wundert Euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebehrde —

Göthe.

— Ich weiß nicht, was Sie aus mir machen? rief hier der junge Menſch, wie aus einer Betäubung erwachend, ſeinem Mentor zu. — Was ſoll ich? was wird von mir gefordert?

— Nichts, als daß Sie ein Gedicht an die Geliebte Seiner Excellenz machen, welches einen Strauß künſtlicher Blumen begleiten ſoll, die ihr Morgen zu ihrem ein und zwanzigſten Geburtstage, der für einige Jahre noch unabänderlich adoptirt wird, überreicht werden.

— Ich — ein Gedicht an eine Dame, die ich nicht kenne! an die Geliebte eines Andern, für die ich mich unmöglich begeiſtern kann.

— Machen Sie keine Schwierigkeiten, Liebſter! Es kann Ihnen nicht ſchwer werden. „Gebt Ihr

Euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie" — ſagte ſo nicht unſer Aller Meiſter? unſer große Göthe?

— Aber mich däucht, daß ſie mich ja in ganz anderer Abſicht herführten —

— In anderer Abſicht?

— Sollte ich nicht dem Herrn Intendanten eine Probe meines Talents ablegen? Wollten Sie mir nicht ein Debut bei Ihrem Theater verſchaffen?

— Das Letztere ja — von dem Erſteren weiß ich nichts. Seine Excellenz kümmern ſich wenig darum, ob Sie Talent zum Schauſpieler haben oder nicht: darin verlaſſen Sie ſich gänzlich auf mich. Auch haben Sie Beſſeres zu thun, als ſich um ſolche Lappalien zu kümmern.

— Aber warum ſtellten Sie mich denn vor?

— Damit Ihnen die Gelegenheit werde ſich Seiner Excellenz von einer vortheilhaften Seite zu zeigen. Die Gelegenheit dazu iſt da: erfüllen Sie den ehrenvollen Auftrag, der Ihnen zu Theil wurde, auf geſchickte Weiſe, ſo ſteht Ihrem Debut nichts im Wege, und fällt dies nur einigermaßen glücklich aus, ſo werden Sie angeſtellt und die Rollen werden auf Sie regnen. Ich hoffe dann nur, daß Sie ſich ſtets freundlich erinnern werden, daß ich es war, der Ihnen dazu verhalf mit ſo leichter Mühe Schranken zu überſpringen, die für Manchen zu unüberſteiglichen Hinderniſſen wurden. Jetzt aber, Herr Poet, ſchnell den Pegaſus beſteigen! das Gedicht! das Gedicht!

— Ich weiß wahrhaftig nicht —

— Nur hurtig, an's Werk! Seine Excellenz ſind heute etwas ungeduldig, wie Sie ſelbſt ſahen, und wenn ſie wieder klingeln, müßte das Gedicht fertig ſeyn, wenn es einen recht günſtigen Eindruck machen ſollte.

Er rückte Alfred einen Seſſel zum Tiſche, gab ihm die Feder in die Hand und ging dann am andern Ende des weiten Salons, unhörbar auf dem weichen Teppich hin und her, um den jungen Dichter in ſeiner Inſpiration nicht zu ſtören. Dieſer ſaß eine Weile, vor ſich hinſtarrend am Tiſche und zerkaute ſeine Feder, weniger daran denkend, was er hier eigentlich ſollte und was man von ihm verlangte, als über den urſprünglichen Zweck ſeines Hieherkommens und die ſonderbare Wendung, die ſein Geſchick zu nehmen drohte. Noch Geſtern hatte er ſich nur mit einem innern Schauer den Moment denken können, wo er Leinweber's Bekanntſchaft machen würde. Jetzt war er ſchon darüber hinaus und ſtand einen bedeutenden Schritt weiter. Aber wie ein ſtumm verſchloſſenes Geheimniß, das er ſich nicht zu berühren getraute, lag die Zukunft vor ihm da. Es war eine bittere Enttäuſchung!

— O ſchon jetzt! ſchon jetzt! — ſprach es leiſe in ihm. Es iſt nicht möglich! ich will nicht daran glauben!

Leinweber hielt im Hin- und Hergehen inne; er glaubte den Ton des Glöckchens im Nebenzimmer zu hören. Der treue Sinn eines gehorſamen Dieners hatte ſich an einen hohen Grad von Pünktlichkeit gewöhnt, aber dies verlangte auch ſein hoher Vorgeſetzter. Der Intendant hatte das Gedicht beſtellt, und klingelte er, ſo erwartete er es fertig. Ueberdieß hatte Leinweber darauf die Zukunft ſeines jungen Schützlings gebaut; nur ſo war es möglich die Zufriedenheit des mächtigen Herrn zu erringen, und nur ſo war es möglich von ihm zu erhalten, was man wünſchte.

Leinweber näherte ſich jetzt behutſam dem Tiſche, erhob ſich auf die Zehenſpitzen und beugte ſeinen langen Oberleib über die Schulter des Davorſitzenden, wie er es gewöhnlich als geübter Lauſcher zu machen pflegte; aber wie erſtaunte er, als er das weiße Papier erblickte, auf dem der verzweifelte

Kunſtjünger noch nicht eine Zeile, geſchweige den darauf correſpondirenden Reim geſchrieben hatte.

— Guter Gott! was iſt das? — rief er außer ſich — Sie haben noch nichts und Seine Excellenz kann jeden Augenblick das fertige Gedicht verlangen!

— Laſſen Sie mich, um des Himmelswillen! — erwiederte Alfred — ich bin zu gar nichts fähig — ich kann — ich werde das von mir geforderte Gedicht nie zu Stande bringen können.

— Junger Menſch! Nur nicht gleich den Kopf verloren! — ſprach Leinweber — Was iſt's denn weiter? Ich werde helfen!

Er zog einige zerknitterte Papiere aus der Bruſttaſche ſeines Fracks.

— Kennen Sie dies? — fragte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln. — Sind es nicht die Gedichte, die Sie mir Geſtern gaben? jene Poeſien, die Ihnen meine ſchwache Kunſt eingeflößt haben ſoll? Wohlan! die ſind jetzt mein Eigenthum — es ſteht mir zu, damit zu machen, was ich will. Das Uebrige laſſen Sie meine Sorge ſeyn.

Er durchflog die Blättchen ſchnell; Alfred wußte nicht, was er wollte und ſtand ihm wie erſtarrt gegenüber.

— Hier, das paßt! das Gedicht, welches Zu auf mich, in der Rolle des Köhlers Cedric in Halm's Griſeldis machten — das geht mit einigen kleinen Abänderungen zu der Blumenſpende an die Tänzerin —

— Nicht möglich!

— Nur gemach! Verhalten Sie ſich ruhig, wenn ich es vorleſe und überlaſſen Sie mir ganz die Sorge, es ſo vorzuleſen, daß es uns Beide aus der Affaire zieht. Gedenken Sie nur ſtets des Spruchs unſeres Groß- und Hochmeiſters: „Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie!“ Ich bin geneigt, dieſe ſchöne Sentenz in's Unendliche zu variiren, vor Allem aber ſo: Gebt Ihr Euch einmal für geſcheidte Leute, ſo commandirt den Mutterwitz in jedem entſcheidenden Augenblick Eures Lebens, den Euch die gütige Mutter Natur als koſtbarſtes Erbſtück mit auf die Welt gegeben.

Hier klingelte es laut und vernehmlich und Leinweber zog Alfred ſo ſchnell aus dem gelben Salon in das Kabinet des Intendanten, daß ihm keine Zeit blieb, der Weisheit ſeines Mentors irgend eine Bemerkung entgegen zu halten, die ihm auf der ungeübten Zunge ſchwebte.

Zwölftes Kapitel.

Die engliſche Geduld, die ich ſeither bewährt,
Iſt jetzt erſchöpft — mein Blut hat ſich empört.

Schöbler.

Der Intendant lag wieder in ſeiner vorigen Stellung auf der Ottomane.

— Fix und fertig, Euere Excellenz, ſagte Leinweber, und wenn Sie huldreichſt erlauben wollen, ſo werde ich die Verſe vorzutragen verſuchen.

— Gut! erwiderte der Gebieter, indem er den Schlafrock von braunem Sammt, feſter um die magern Glieder ſchlug und dabei ein pitoyables Geſicht machte, als „hätt' er Lieb' im Leibe." In Wahrheit verſpürte er aber Bauchgrimmen.

Leinweber überflog ſchnell das zu Leſende noch einmal, um ſich die Stellen zu merken, die nothgedrungen eine kleine Abänderung erfahren mußten, wenn das Ganze auf den neuen Gegenſtand, der den Verſen unterlegt wurde, paſſen ſollte.

— Nun? — ſagte der Ungeduldige auf der Ottomane.

Sogleich!

Und Leinweber begann.

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf;
Du warſt ihr Hüter in dem Heiligthume,
Bis ſie des Schickſals Blitz entzündend traf

— Gut! — ſagten Seine Excellenz — das bezieht ſich auf die erſte Vorſtellung der Zauberpantomime „die im Walde ſchlafende Schöne.“ Ich verſtehe. Aber Hüter? — geht das? doch nur weiter — ich werde ſpäter darauf zurückkommen. Weiter! —

Er preßte die Lippen auf einander und drehte ſich wieder um nach der Wand. Alfred erkannte die Verſe, die er auf den alten Cedric gemacht hatte, der die Blume Griſeldis im Walde hütete, bis daß Percival ſie traf und, von Liebe entzündet, ſie ihrem troſtloſen Geſchicke entgegenführte. Trotz ſeiner bangen, wehmüthigen Stimmung mußte er lächeln, als er die Deutung vernahm, welche der hohe Mäcen den Worten zu geben wußte und Leinweber's kühne Geiſtesgegenwart flößte ihm Bewunderung ein, obgleich er ſich eines leiſen Schauers dabei nicht erwehren konnte.

— Was ſteht nicht Alles in der Macht eines ſolchen verwegenen und klugen Menſchen? mußte er ſtill bei ſich denken.

Leinweber überſprang jetzt aber alle übrigen Verſe und ging zur letzten Strophe über. Er las weiter:

So nimm nun dieſe Blumen hin zum Lohne!
Die Kunſt kröne die Kunſt im ew'gen Wechſeltanz —
Du ſtrahleſt ewig nieder von dem Throne,
In unvergänglich ſchönem Ruhmesglanz!

— Bravo! Bravo! — rief der Intendant.

Eine Pauſe trat ein; Leinweber blickte triumphirend auf Alfred, der verſchämt die Augen niederſchlug.

— Jetzt noch einmal beide Strophen ohne Unterbrechung im Zuſammenhange — ſagte Seine Excellenz.

Leinweber las mit Emphaſe:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume,
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf:
Du warſt ihr Hüter in dem Heiligthume,
Bis ſie des Schickſals Blitz entzündend traf. —

So nimm nun dieſe Blumen hin zum Lohne!
Die Kunſt kröne die Kunſt im ew'gen Wechſeltanz
Du ſtrahleſt ewig nieder von dem Throne,
In unvergänglich ſchönem Ruhmesglanz!

— Hm! — ſagten Seine Excellenz mit Anſtrengung und richteten ſich dabei mühſam in die Höhe — die Verſe zeugen von einigem Talent und beſonders durch die Schnelligkeit, mit der ſie verfertigt wurden. Ich glaube kaum, daß ich eine Viertelſtunde bei Seite gegangen war. Allein hie und da wäre doch etwas am Ausdruck zu tadeln. Zuerſt das „Huter,“ es mußte durchaus „Hüterin“ heißen; dann iſt von meiner Liebe nicht darin die Rede; endlich würde ich's auch gern ſehen, wenn das Vaterland der Blumen, Italien, mit hineingebracht würde: es ſind nämlich italieniſche Blumen, wie ich ſchon geſagt habe. Darauf appuyire ich am meiſten; denn in dieſer Jahreszeit kann jeder Matz ſeiner Grethe Blumen ſchenken — aber italieniſche Blumen! he! das iſt etwas Anderes — parbleu!

— Ich wußte im Voraus — bemerkte Leinweber, mit geſchmeidiger Höflichkeit zu Alfred gewandt, daß der erlauchte Kenner, vor dem wir ſo glücklich ſind zu ſtehen, manche Ausſtellung an der Eingebung des Augenblicks zu machen haben wird.

— Könnte es nicht heißen — fuhr der Intendant fort — denn aufrichtig geſagt, mit der wilden Waldesnacht bin ich auch nicht ſo recht zufrieden — könnte man nicht ſo anfangen?

Die Nacht des Waldes ſchirmet viele Blumen
In ihres ſtillverſchwiegenen Schooßes Nacht —

— O ja — warum ſollte man das nicht auch ſagen können? wandte ſich Leinweber fragend an Alfred.

— Ich bemerke nur — ſprach dieſer verlegen, daß hier zweimal Nacht vorkommt —

— Zweimal Nacht? rief entrüſtet der Intendant — wer ſagt das? Junger Mann, man muß nicht blos, um zu widerſprechen, widerſprechen. — Sagen Sie doch, Leinweber, hab' ich zweimal Nacht in meine Verſe gebracht? Wäre ich heute nicht indisponirt ſo brauchte ich wahrhaftig Niemand dazu; ich machte mir ſonſt ſolchen Bettel immer ſelbſt —

— O, und wohl noch viel ſchöner! lispelte Leinweber. Allerdings, mein junger Freund, könnten Seine Excellenz ſagen:

Die Nacht des Waldes ſchirmt wohl manche Blume
In ihres ſtillverſchwiegenen Schooßes Schlaf —

— Nun ja — das mein' ich auch! — ſprach der Intendant — wer wollte mir's verwehren?

— Früher aber ſollte es anders heißen — ſagte Alfred mit ſchüchterner Stimme.

— Sie kleiner Geiſt des Widerſpruchs! fiel ihm ſchnell Leinweber in's Wort und ſtrich ihm mit dem Papiere, das er in der Hand hielt, über das Geſicht. — Seine Excellenz haben vollkommen Recht. Ganz trefflich würden ſich die erſten beiden Verſe nach der von Ihnen beliebten Abänderung ſo ausnehmen:

In ſtiller Waldesnacht keimt eine Blume.
Gar lang erſtarrt im tiefen Schlaf —

Nicht wahr, Excellenz?

So mein ich —

— Nur eine Bemerkung ſei mir erlaubt zu machen, bevor ich nun dieſe beliebte Variante niederſchreibe, ſagte Leinweber — es geſchieht wahrlich nicht, um dieſem kleinen Haberecht ſeinen Willen zu thun —

— Nun — was denn?

— Die wilde Waldesnacht, däucht mich nicht ſo übel: ſie iſt bezeichnend, maleriſch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit gnädigſter Erlaubniß. Wenn man nun etwa ſo ſagte:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume.
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf —

Würde das Euere Excellenz im Geringſten nur chokiren, ſo nehme ich meinen unterthänigſten Vorſchlag auf der Stelle zurück, allein ich gebe unmaßgeblich zu erwägen —

— Hm! in ſolcher Zuſammenſtellung geht es eher. Meinetwegen! ſchreiben Sie's jetzt auf.

Leinweber recitirte langſam, indem er ſchrieb:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume.
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf —

Dann nahm er beide Zettel und hielt ſie mit einem Geſichte Alfred vor die Augen, in dem ſich etwas Diaboliſches malte, das dieſen mit Grauen erfüllte.

Der junge Menſch wußte nicht, wie ihm geſchah; er griff ſich zu wiederholten Malen an den Kopf, der ihm fieberiſch glühete.

— Nun aber das „Hüter," das muß auch fort — ſagte der Intendant, fortwährend mit dem Geſichte zur Wand gekehrt. Hier will ich, daß es heiße:

Du ſtille Hüterin — du zarte Blume?
Hat dich des Blitzes —

Nein — ſo:

Hat dich der Liebe Blitz noch nicht getroffen —

— Schön! wir wollen verſuchen:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf —
Du ſtille Hüterin — du zarte Blume.
Hat dich der liebe Blitz noch nicht getroffen?

— Ach nicht doch! der liebe Blitz — der Liebe — Gedankenſtrich — Blitz — nämlich der Blitz der Liebe —

— Oder ſo — ganz recht! um das Zweideutige zu vermeiden —

Hat dich der Blitz der Liebe nicht getroffen?

— Mich däucht, daß der Reim — warf Alfred ſchüchtern, kaum hörbar ein.

Schon wieder! rief der Intendant. Der Reim! Reimt ſich denn nicht Blume auf Blume?

Ja freilich, ſo geht's herrlich! fügte Leimweber ſchnell hinzu. — Ihre Einwande, die ſie ſo unumwunden von ſich geben, irritiren Seine Excellenz, die ſich heute ohnedieß in einem leicht irritabeln Zuſtand befinden. Die Verſe ſind nicht mehr die Ihrigen, in keiner Beziehung, das ſehen Sie wohl ein; darum geben ſie ſich zufrieden. Wir ſchreiben alſo nach dem Willen Seiner Excellenz und nach der von Hochderſelben beliebten Abänderung:

Du warſt die ſtille Hüterin im Heiligthume —

oder beſſer, da ſo einige Sylben zu viel wären:

Du warſt die Hüterin im Heiligthume —
Hat dich der Bliz der Liebe nicht getroffen?

Nein, Excellenz, das geht wahrhaftig nicht!

— Warum? was geht nicht.

— Dieſes Wort — es iſt kein Reim auf getroffen —

— Nicht? daran hab' ich nicht gleich gedacht. Es iſt mir ſo herausgefahren — der Gedanke iſt mindeſtens ſehr poetiſch — nicht wahr?

— O außerordentlich, Wir müſſen ihn auch um jeden Preis beibehalten und ihn dem Gedichte retten.

Du warſt die Hüterin im Heiligthume.
Bis ſie der Liebe Bliz entzündend traf.

— Meine Gedanken! ſprach der Intendant.

— Ich ſchreibe:

Du warſt die Hüterin im Heiligthume
Bis ſie —

der Liebe Blitz? — Was hat die Blume mit der Liebe zu ſchaffen? Aber jede Blume hat ihr Geſchick — Meinten Euere Excellenz nicht, daß es dem trefflichen, von Ihnen umgeſchaffenen Ganzen, unbeſchadet heißen könnte?

Bis ſie des Schickſals Blitz entzündend traf.

So wäre dem Verſe wie dem Gedanken ſein Recht widerfahren und Eurer Excellenz Abänderung fände dennoch ſtatt.

— Ich denke, ſo wird ſich's machen. Ja! Ich habe jetzt nur noch das Bedenken wegen der italieniſchen Blumen. Italien muß in das Gedicht, ſonſt iſt's und bleibts froſtig; alſo etwa:

So nimm denn dieſe Blumen hin, du Theure!

Nein — nicht Theuere — das könnte ſie für eine Anſpielung halten — wie war's doch?

— Es könnte ja wohl bleiben:

So nimm denn dieſe Blumen hin zum Lohne.

Es wäre wegen des Reimes Throne; den hätten wir ſchon —

— Der Reim iſt nichts werth — der iſt trivial, den verwerf' ich; ſagen wir:

Hier nimm die Blumen aus Italiens Gefilden
Dort wo in marmornen Gebilden.
Die trauernd ſteh'n und ſeh'n dich an —

Verſtehen Sie? ſo etwas à la Göthe; doch ohne ihm ſclaviſch nachzuahmen.

Im Lande — oh! kennſt du das Land, wo die Citronen
blühn!

Da iſt Glut, Wärme, Leben! Wäre nicht ſchon Morgen der Tag und hätte ich nicht Heute eben eingenommen. Keines Gedankens mächtig! Drum helfen Sie, Leinweber! Machen Sie mir aus dem Unding einen vernünftigen Vers!

— Wenn wir nun etwa die Sache ſo änderten, daß wir die Kunſt hineinbrächten. Das glühte auch und Kunſt und Italien iſt Eins. Italien iſt ja das Land der Kunſt; die Blumen ſind ein Product der Kunſt, folglich ſind die Blumen italieniſch —

— Meinetwegen — wie Sie wollen —

Er ſprang abermals heftig auf und ſchlüpfte hinter den Vorhang. Leinweber aber ſchrieb mit ernſter Miene:

So nimm nun dieſe Blumen hin zum Lohne.
Die Kunſt kröne die Kunſt im ew'gen Wechſeltanz —

u. ſ. w.

Alfred wußte nicht, ob er wachte oder träumte, als er ſeine Verſe, aus dieſen Debatten, trotz aller damit vorgenommenen Variationen, ganz rein und unverändert wieder hervorgehen ſah.

Leinweber hatte geendet und hauchte leiſe, zu Alfred's Ohr geneigt, indem er ihm das ſauber geſchriebene Blatt vor Augen hielt:

— So ſpielt die Katze mit der Maus!

In dem Augenblicke trat der Intendant wieder zu ihnen.

— Hier ſind die Verſe! — ſagte Leinweber, ſie ſeinem Gebieter überreichend. — In dieſer Geſtalt müſſen ſie Effect machen. Ich werde Morgen der Huldin zu gratuliren nicht ermangeln und dann getreulich rapportiren, was ich darüber im Vertrauen vernehme.

— Gut! Für Heute nichts mehr von Geſchäften — das Arbeiten hat mich übermäßig angeſtrengt. Dieſe Sitzung bleibt übrigens ſtrenges Geheimniß.

— Ich ſtehe für meinen jungen Freund, der nichts ſehnlicher wünſcht, als Euerer Excellenz Beweiſe ſeiner ungeheuchelten Ergebenheit abzulegen. Ueber ſeine beſondern Wünſche in Bezug auf die Kunſtanſtalt —

— Nur Heute nichts davon! —

— Keinesweges! Morgen werde ich zur gewohnten Stunde die Ehre haben —

— Schon gut. Adieu, Lein —! Adieu!

Mit einer leichten Bewegung der Hand wurden Beide verabſchiedet; dann wurde geklingelt und der Kammerdiener erſchien, während Leinweber und ſein junger Schützling in den leeren Vorſaal traten.

Dreizehntes Kapitel.

Du biſt klug, Du biſt verſtändig
Und die Liebe kennſt Du wohl —

Calderon.

Hier ſtehen wir nun auf einem Punkte der Geſchichte, wo der Erzähler gern ausruhen möchte, um zu Athem zu kommen. Was er jetzt zu ſchildern hat, gehört zu den intereſſanteſten Geheimniſſen, die ihre Löſung von der Zukunft erwarten; das Unternehmen iſt nicht leicht.

Die Tänzerin St. Viol, die im vorigen Kapitel genannt wurde, deren Bild über dem Schreibtiſche des Intendanten, Freiherrn Piſſahn von Hegelſingen aus dem Hauſe Kotzeluch hing, die dieſer mit Blumen und Verſen zum Geburtstage beſchenkte, die als ſeine Angebetete erſchien, war wirklich ein liebenswürdiges Geſchöpf, und man denke deßhalb nicht unbillig von ihr, ohne ſie näher kennen gelernt zu haben. Sie war unſchuldig an der Neigung ihres Anbeters, wie an vielem Andern, was ihr zugeſchrieben wurde, und nur ihre Schönheit und ihr Talent, die ſie zum Gegenſtande der Bewunderung erhoben, erregten ihr auch die vielen heftigen Nachreden, die nur der Neid erzeugen konnte.

Sie war jung und ſchön und als Tänzerin vollkommen. Ihr Geſicht war das reinſte Oval, ihre Haare trugen die Farbe der tiefſten Nacht, oder — da die Finſterniß keine Farbe hat, ſo konnte ich eigentlich auch die Haare farblos nennen, wenn ich nicht beſorgen mußte, mißverſtanden zu werden. Das Geſicht war bleich, aber nicht von jener kränklichen Bläſſe, ſondern von einer durchſichtigen Weiße, die nur edeln Naturen eigen iſt, eine Weiße, welche die feinſten Blutgefäſſe im bläulichen Schimmer hindurchſcheinen läßt; die große blaßblaue Pupille ſchwamm in einem milchweißen, ſanft erhobenen Spiegel und war von langen, dunkeln Franzen eingefaßt, und den nicht zu kleinen Mund füllten prächtig gereihte, glänzend weiße Zähne ſo vollſtändig, daß die Oberlippe davon ein wenig emporgehoben wurde. Das Kinn war weder zurückgedrängt, noch knochig und breit, ſondern endigte in einer ſtark gemuskelten, kleinen Halbkugel, und dieſes, ſo wie die überaus feinen, zartgeſäumten Ohren, die runden Hände mit den länglichen, zierlich gegliederten Fingern und roſenfarbenen Nägeln, und der elaſtiſche, ſchmale und nicht abgeſtumpfte Fuß, deuteten die vollkommenſte Organiſation einer durchaus veredelten Menſchenrace an. Man hätte faſt auf einen engliſchen Urſprung ſchließen und dieſen noch überdieß in den höhern Geſchlechtern dieſes Landes ſuchen ſollen, wenn ein allverbreitetes Gerücht der ſchönen Hortenſe nicht ein anderes Vaterland zugewieſen hätte.

Man erzählte ſich nämlich, daß ihr Vater, ein in Rußland zurückgebliebener Offizier der ehemaligen kaiſerlichen Garde, ohne Vermögen und ſonſtige Mittel, genöthigt geweſen ſey, zu ſeiner erlernten, frühern Profeſſion zurückzukehren, um ſeine Tage und das Leben ſeiner Familie zu friſten. Er hatte — ſo ließ es weiter — ſich elend genug bis nach Petersburg durchgeſchlagen, und hier einen Laden mit Parfümerien und cosmetiſchen Mitteln geöffnet. Nach und nach ſey es ihm gelungen, mit einigen Fabrikanten ſeines Vaterlandes in Geſchäftsverbindung zu treten, um auf ſolche Weiſe ſeinem Handel eine größere Ausdehnung zu verſchaffen. St. Viols elegantes Magazin wurde nun das Rendezvous der Mode, und ſeine Umſtände verbeſſerten ſich ſo, daß er ſeinen Kindern, eine ſeinen Abſichten angemeſſene gute Erziehung geben konnte.

Eine beſondere Hoffnung ſetzte er auf ſeine älteſte Tochter Hortenſe. Schönheit und Anlagen berechtigten ihn dazu. Die angeborene Leichtigkeit und Grazie ihrer Bewegungen, ihre ausdrucksvollen Geſichtszüge, ſo wie der Silberton ihrer Stimme, ſchienen ſie gleich anfänglich für das Theater zu befähigen, zu dem ſie eine große Neigung gefühlt haben ſoll. Ihr Vater hatte beſchloſſen, eine Sängerin aus ihr zu machen; die zufällige Bekanntſchaft mit einer berühmten Tänzerin, die als die eigentliche Göttin des Tages betrachtet wurde, entſchied anders. Hortenſe ward ihre Schülerin und was Niemand geglaubt hätte — ſie überſtrahlte ſie bald. Ein deutſcher Prinz, der eben in Petersburg anweſend war, machte die Bekanntſchaft der reizenden Zauberin und wurde ſo von ihr ergriffen, daß er bei ſeiner Rückkehr in's Vaterland, allen ſeinen Einfluß anſtrengte, dies köſtliche Kleinod um jeden Preis der Kunſtanſtalt ſeiner Reſidenz „zu gewinnen,“ wie ſich die öffentlichen Blätter in ſolchen Fällen auszudrücken pflegen. Hortenſe St. Viol wurde verſchrieben — kam — ſah — und ſiegte unwiderſtehlich. Alles kniete nun huldigend zu ihren Füßen und ihr Ruhm tönte von einem Lande zum andern. Anerbietungen zu neuen Engagements konnten nicht ausbleiben und die Künſtlerin verließ bald die Reſidenz des Fürſten, um nach Oſt und Weſt, nach Süd und Nord zu flattern und im Fluge überall, wo ſie erſchien, zu beglücken.

Das was hier von ihrer Jugend und ihren frühern Verhältniſſen mitgetheilt wurde, flog ihr überall nach und ſchien faſt gefliſſentlich verbreitet zu werden. So folgte es ihr auch, als ſie bei dem großen Hoftheater ein Engagement gefunden hatte, deſſen Leitung dem Freiherrn Piſſahn übertragen war. Allein hier, in der großen Stadt, wo das Theater auch ein größeres Intereſſe erregte, wurden zuerſt einige Zweifel rege an dem eben Erzählten. Es gab Leute, die nie in Petersburg von ihr gehört, noch weniger ſie auf dem dortigen Theater geſehen haben wollten; die Neugierigſten gingen ſo weit, eine ausgebreitete Korreſpondenz in Bezug auf ſie einzuleiten und wenn ſie gleich mit den Reſultaten noch geheim thaten, ſo ſchien es doch faſt ausgemacht, daß Alles, was man von ihr wußte, ſo gut als erfunden war

Von jetzt nannte man ſie nur das ſchöne Räthſel: den mannigfaltigſten Erfindungen wurden Thor und Riegel geöffnet und alle — ſelbſt die abgeſchmackteſten oder abenteuerlichſten — fanden hier oder dort geneigte Ohren und von einer jeden blieb etwas haften, ſo daß ſich aus dieſem Allen ein ſo ungeheuerliches Amalgam bildete, deſſen kleinſter Theil ſchon genügt haben würde, etwas ſo leichtes wie den Ruf einer Tänzerin, unwiderbringlich zu ſtürzen.

Dies hinderte jedoch nicht, daß Hortenſe fortwährend Gegenſtand der Bewunderung blieb; ſie war ein Geheimniß, vor dem Niemand ſich fürchtete, denn ſie war zu hold und lieb, und ſelbſt ein Freiherr von Piſſjahn-Hegelſingen-Kotzeluch vergaß ſich ſo weit, ſich in ſie ganz ernſtlich zu verlieben.

Die lächerlich ſteifen Verſe, welche die Gabe des Intendanten begleiteten, wurden von Hortenſe unbeachtet in den Winkel geworfen und nach dem eigentlichen Verfaſſer fragte ſie eben ſo wenig: ſie wußte, daß der Geſtrenge ſie nicht ſelbſt zu verfertigen im Stande war, aber es war ihr gleichviel, wer ihm dabei geholfen: etwa Leinweber, dachte ſie, den ſie nicht ausſtehen konnte.

Größern Eindruck machten auf ſie einige mit flüchtiger Hand geſchriebene Zeilen, welche einen Strauß, aus wildem Mohn und andern Feldblumen gebunden, an jenem Morgen begleitet hatten. Die Worte waren kunſtlos und natürlich wie die Blumen, allein Beides war geiſtreich und gefühlvoll. Dieſe Spende nahm ſich unter den vielen koſtbaren, welche der Tänzerin überſandt und überreicht wurden, ſonderbar auch und noch auffallender war es, wie ſie ſich ihrer annahm, wie ſie ſie hervorhob unter den Andern. Die Blumen erhielten das prächtigſte venetianiſche Kelchglas, um darin ihr Leben zu verduften und die Zeilen — je nun die überlas ſie in jedem ſtillen, unbelauſchten Momente.

Mit ſeltener Ueberredungsgabe und mit einem in Deutſchland zu dieſer beſonnenen, kalten Zeit, wohl unerhörtem, feuerigem Erguß forderte der Ueberſender der Blumen eine Unterredung von dem ſchönen Mädchen. Er äußerte, daß das Glück ſeines Lebens davon abhänge, und daß ſich Mittheilungen für beide von größter Wichtigkeit daran knüpfen würden. Er unterſchrieb ſich mit einer einzigen, unverſtändlichen Sylbe: Puck. Hortenſe war wohl von mehr als Neugier getrieben, allein ſie zögerte dennoch, dem dringenden Geſuche zu willfahren und wünſchte erſt eine zweite Sendung zu erwarten.

Leimweber war bei ihr erſchienen, um ſeinen ceremoniöſen Glückwunſch abzuſtatten: er pflegte bei ſolchen Gelegenheiten, in ſchwarzer, veralteter Kleidung, mit weißen geſtrickten Handſchuhen, womit ihn die Häuslichkeit der Frau Griſeldis verſorgte, zwar nur wie ein Leichenbitter auszuſehen. Allein er war dennoch, der er war. Der deutſche große Mann verſchmäht es oftmals gern, wie ein gewöhnlicher Menſch der ſogenannten feinen Welt auszuſehen und er hat Recht daran. Warum richten die Leute ſich nicht nach ihm? Warum ſoll es nicht dahin kommen, das, was er trägt und wie er ſich benimmt, als Geſetz im Reiche der Mode anzuerkennen? Ich dachte ſchon oft in patriotiſchem Sinne über die Sache nach. Jene Reſidenzler, von denen wir ſprechen, handelten ſo, und ihr Leinweber war ihnen Norm für Vieles zu ihrem wirklichen Vortheile, wenn auch manches Fäntchen dies nicht einſehen wollte und dem Fremden fort und fort huldigte. Hortenſe empfing Leinweber kalt wie gewöhnlich er aber blieb dennoch ſo lange, bis die Menge der Gratulanten, Künſtler aller Art, junge Offiziere und alte Diplomaten, ſich aus dem Boudoir entfernt hatten. Jetzt konnte er mit ſeiner Abſicht hervorrücken. Es lag ihm daran, Alfred zu pouſſiren; dieſen jungen Freund in der Nähe zu behalten, ſchien ihm von Werth; er würde einige Staffeln weiter zu ſeiner Größe bauen können, meinte der Wackere, der nie zuletzt an ſich dachte.

Er ſchilderte ihn Hortenſe als etwas Außerordentliches, er ſprach von ſeinen Talenten, von ſeinem Gefühle, von ſeiner Poeſie; er entwarf ihr ein Bild von ihm, das ſie reizen mußte, mit ſeiner nur ihm zu Gebote ſtehenden Kraft der Rede.

— Und er will zum Theater gehen? fragte ſie.

Leinweber bat ſie, ihm das Wort beim Intendanten zu ſprechen. Dies durfte ſie ohne Bedenken, denn der vornehme Mann war zu ſtolz, um eiferſüchtig zu ſeyn.

Hortenſe ſagte es ihm zu. Aber ein anderer Gedanke regte ſich in ihr. Wie wenn jene Zeilen, die ſie ſo ſehr ergriffen hatten, von dieſem Alfred herrührten? Sie wollte ihn ſprechen, Sie ſehnte ſich ſogar darnach! aber ſie hielt ihren Wunſch noch in ſich verſchloſſen; ſie hatte ſich vorgenommen erſt eine zweite Botſchaft des Unbekannten abzuwarten. Dieſe blieb lange aus, endlich erſchien ſie doch. Es waren dieſelben ſchmachtenden Betheuerungen, daſſelbe kühne Verlangen, aber auch daſſelbe räthſelhafte Verſchleiern.

— Sollte dies wirklich von dem jungen Schauſpieler kommen, den mir jener Leinweber empfohlen hat? fragte ſie ſich zu wiederholten Malen. Und was will er bei mir? Warum kündigt er ſich auf ſo myſteriöſe Weiſe an, da er mich doch ſo leicht auf dem Theater ſprechen kann? Probe und Vorſtellung bieten ihm ja die Gelegenheit dazu dar? Was nützt ihm ſein Incognito — dieſes barocke Pucke, das ſich ja ſo bald ſchon enthüllen mußte, bei der erſten Unterhaltung?

So beſchäftigten ſie die wiederholt empfangenen Zeilen und mehre Tage waren vergangen, ohne daß ſie neue erhalten hatte, oder zu irgend einem Reſultate gelangt wäre. Endlich erſchien die dritte Sendung. Dieſesmal war ein überaus ſchwermüthiger Ton aus den Zeilen erſichtlich. Ein tiefer Kummer nagte an dem Herzen des jungen Mannes; nur Hortenſe könnte dieſem Kummer Linderung gewähren, ſo ſchrieb er. Es war nicht nur das gewöhnliche Sehnen einer liebenden Seele, nein — es war mehr oder etwas Tieferes. Ein Geheimniß lag hier verborgen, das war gewiß, das gab ſich jetzt deutlicher kund als früher, und Hortenſe fühlte plötzlich eine aufkeimende Angſt vor dem, was ihr dieſe neue Berührung bringen würde.

Alfred war indeſſen Schauſpieler geworden. Wie er es ward, wiſſen wir zum Theil; er verdankte es dem mächtigen Schutze des großen Leinweber. Warum beſchützte ihn aber dieſer? War es die Luſt, die er hatte an jungen, ſtrebſamen Geiſtern? Hatte er eine ſo große Befähigung bei Alfred wahrgenommen, daß ſie in ihm die Hoffnung erzeugte, der deutſchen Bühne dereinſt einen großen Künſtler zu gewinnen? Keineswegs — denn Alfreds Anſtellung erfolgte, ohne daß ihm auch nur die kleinſte Probe ſeiner Kunſt abgefordert worden wäre. Was brachte ihn denn nur aber ſo ſchnell zum Ziele —

„Von Tauſenden gewünſcht, doch nie errungen?“

Das Glück; dieſes unerklärliche Etwas, das unverhofft erſcheint und irgend einem Sterblichen ſchon in der Wiege das ſchönſte Angebinde bringt, und ihn dann nicht verläßt durch's Leben. Leinweber, der große Menſchendarſteller und Menſchenkenner, glaubte in Alfred das gefunden zu haben, was er wünſchte. „Dieſer Jüngling ſoll mich mit der Menſchheit verſöhnen!“ ſagte er. Aber haßte er denn die Menſchheit? Er haßte ſie nicht, aber er mißtraute ihr, er war mit ihr zerfallen. Die Sache verhält ſich ſo.

Wenn Leinweber einem jungen Menſchen begegnete, der ihm Zuneigung blicken ließ und ſich ihm voll Verehrung für ſeine hohe Kunſt nahete, ſo empfing er ihn mit offenen Armen und drückte ihn an ſeine warme Künſtlerbruſt. Da war kein Wunſch des jungen Freundes, dem der große Mann nicht entſprochen hätte, er opferte ihm Alles willig, ließ ihn Theil nehmen an ſeinen beſcheidenen Vergnügungen, nahm ihn auf an ſeinem Heerde.

Dies bezauberte: der junge Menſch fühlte ſich geehrt und ſchwärmte für den großen Mimen. Nicht lange währte es jedoch, ſo erkaltete dies Gefühl: der glänzende Nimbus zerſtob und wie dem Knaben, der einer ſchimmernden Libelle nachläuft und wenn er ſie erhaſcht, ſtatt ihre Farbenpracht nur ein trübſelig Grau zwiſchen den Fingern hat, ſo ſah ſich auch die jugendliche Phantaſie enttäuſcht, wenn ſie die Armoirbare des großen Künſtlers ganz durchdrungen hatte. Lag dies an ihm? Lag es nicht vielmehr darin, daß die armſelige Jünglingsbruſt nicht im Stande war, das Feuer einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung für einen großen Gegenſtand länger zu bewahren?

Leinwebers Zuneigung für den erkorenen Gegenſtand dauerte fort und ſuchte ſich auch die Seinige zu erhalten. Er verlangte Gaben der Freundſchaft wie er ſie brachte. Austauſch der Ideen, wie er es nannte: den unmittelbaren Erguß der künſtleriſchen Mittheilung und das daraus entſpringende Reſultat: die Recenſion. Nur das verlangte er; es war ja ſo wenig. „Lob und Tadel muß ja ſeyn!“ war ſein Wahlſpruch. Er ſtrebte nach gerechter Würdigung ſeiner Leiſtungen, aber das war in ſeinen Augen nur Lob, konnte nur Lob ſeyn, da ſeine Freunde ihm die Vortrefflichkeit zuerkannt hatten. Den Tadel ſchloß er nicht aus, allein er verlangte ihn unter vier Augen, um ihn dann zu bekämpfen mit allen Waffen ſeines Geiſtes und ſeiner

Junge und ihn von ſich abzuſchütteln. Tadel, ſchwarz auf weiß, war ihm unerträglich, empörte ihn; er verlangte chineſiſche Zeichnungen ohne Schatten; ſonſt klagte er über verletzte Freundſchaft, über Undank, er verzweifelte an Gott und Menſchen.

Doch auch gedruckten Tadel mochte er wohl leiden, aber nur dann, wenn er Andere betraf. „Daraus kann man lernen,“ ſprach er, „und der Troß der Schauſpieler iſt nicht zu gut dazu, Andern, wahrhaften Größen, als Gegenſtand zum Experimentiren zu dienen.“

Dieſe Eigenthümlichkeit des großen Künſtlercharakters, vielleicht des größten, der jemals exiſtirte, Raphael und Mozart nicht ausgenommen, war es nun aber, welche von gewöhnlichen Menſchen, denen ſie ſich ihrem ganzen Umfange nach erſchloß, mißverſtanden oder gar nicht begriffen wurde. Anſtatt ſich ihr zu fügen und um jeden Preis ſich das Glück zu erhalten, einem Leinweber als Freund, als Karyatide ſeiner unerreichten Größe zur Seite zu ſtehen, verließ die Meiſten die Luſt, und ſie entfernten ſich ſchneller, als ſie ſich genähert hatten. Das Herz des großen Mannes fühlte ſich endlich verwaist und immer ſchwerer wurde es ihm, es friſchen Annäherungen mit jener frühern Wärme zu erſchließen.

Alfred allein ſchien dieſe Zaubermacht wieder verliehen. Die Gedichte im jüngſten Gericht, der Beſuch in der Gewitternacht, der Beifall beim Intendanten, die Willfährigkeit, Schüchternheit, Begeiſterung, Alles war da, wie es Leinweber wünſchte. Der Augenblick, in dem er erſchien, war für den Künſtler kritiſch. Er hatte im Sinne eine große Kunſtreiſe zu unternehmen, und ein anderer Schauſpieler am Hoftheater, Namens Balder, ein ehemaliger Liebling des Publikums, den nur ein Leinweber verdrängt hatte, beſaß noch immer einen bedeutenden Anhang, den er während der projectirten Reiſe des Rivalen geltend machen konnte. In ſolchem Momente that ihm ein Freund Noth, ein Freund, der ihm anhing, für ihn begeiſtert war, Gedichte machen konnte, mit Journalen bereits in Verbindung ſtand und mit noch mehren in Verbindung kommen konnte. Alfred genügte ihm in dieſen Beziehungen und er wurde ihm Freund und Beſchützer. Das Debut des jungen Menſchen war ihm unweſentlich; ja, er vermied es ſogar davon zu ſprechen. Es war ein blinder Wurf in ſeinem wohlberechneten Plan; mißfiel Alfred, ſo hätte es auf ſein Verbleiben an der Bühne nachtheilig einwirken können und dieſes wollte er ihm auf einige Zeit doch geſichert ſehen. Um den ewigen Mahnungen des jungen Menſchen einigermaßen zu begegnen, ſprach er davon, ihn erſt feierlich einführen zu müſſen, in dem Kreis der Kunſtgenoſſen; dann ſollte mit Vorſicht zur Wahl der Antrittsrolle geſchritten werden. Alfred mußte ſich fügen, indeß — die Erfüllung dieſer Verheißungen erwartend — wohnte er Abends den Vorſtellungen bei und fand ſich wohl auch verſtohlen bei den Theaterproben ein.

Eines Tages, während der Probe, hatte ſich eine junge Dame, in Mantille und Hut tief verſteckt, in der Couliſſe, wo er ſtand, an ſeiner Seite eingefunden. Es war Hortenſe, die er im Dunkel des Theaters nicht erkannte. Es ſah ihm wie ein Zufall aus. Zuvorkommend knüpfte ſie ein Geſpräch mit ihm an; aber bald entfernte ſie ſich wieder.

— Unbegreiflich! ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Hier iſt von meinem Geheimniß keine Spur — da liegt Alles ſo plan und offen. Eine helle Ebene ſtatt wild romantiſchen Dunkels! Wer iſt mein Räthſel?

Eine junge Tänzerin, ſo beneidenswerth ihr Loos auch ſcheinen mag, iſt dennoch in vieler Beziehung zu beklagen. Iſt ſie ſo keuſch und rein wie eine Lilie, ſo wird ſie dennoch die böſe Welt verunglimpfen. Iſt ſie kalt wie Eis und legt ſie in ihrem jungfräulichen

Herzen keine zärtliche Regung keimen, ſo wird man ihr eigennützige Abſichten unterlegen und behaupten, ſie warte nur auf den, der ihre Reize am vollwichtigſten zu bezahlen wiſſen wird. Ergibt ſie ſich einer einzigen heftigen Leidenſchaft, mit allem innigen Gefühle, deſſen eine warme Menſchenbruſt fähig iſt, ſo werden alle Jene ihre Feinde, die ſich ihr nähern, um dieſes Gefühl in ihr zu entzünden, und unabläßig bemüht ſeyn, ihr das Leben zu verbittern. Tändelt ſie mit Allen und nimmt ſie die Liebe für einen artigen Scherz, den eine Tänzerin wohl mitmachen kann, ſo wird ſie bald den Ruf einer Leichtfertigen erlangt haben, vor der die Ehrbarkeit und die Sitte ſich abwendend ein Kreuz ſchlagen.

Hortenſe war klug und kannte ihr Herz und die Welt; ſie kannte auch die Liebe, die ſich ihr immer unter der glänzendſten Außenſeite genähert hatte. Stets ſah ſie ſich dabei mit Pracht und Glanz umgeben; ihrem Stande nach waren dieſe Verbindungen alle die legitimſten von der Welt. Aber ſie war es überdrüßig geworden, ihre weißen Arme nur in dem duftenden Boudoir um den Erkorenen zu ſchlingen; nur auf der üppigen Ottomane an ſeiner Seite zu ruhen; ihre geheime Extaſe ſtets von ihren hohen Spiegeln wiedergeſtrahlt zu ſehen. Sie ſehnte ſich nach dem, was ihr verbotene Liebe ſchien; ſie wünſchte ſtilles Glück, geheime Abenteuer, etwas Gefahr, Poeſie, Romantismus ſtatt dieſer hergebrachten Claſſicität, wie ſie Courtiſanen und Balletttänzerinen ſeit Jahrhunderten ſchon kennen.

Einen liebenden Jüngling wünſchte ſie ſich, deſſen Herz ſtill für ſie glühte, der ſich verzehrte in ſeiner Liebe zu ihr und es ihr nicht zu geſtehen wagte; einen Jüngling, der Poeſie beſäße und ihr ſeine Verſe weihte; um den ſie einige Abenteuer beſtehen müßte, den ſie nur ganz verſtohlen und ſelten bei ſich ſehen könnte. Um eine ſolche Liebe würde ſie gern ihre glänzende Stellung aufgeben, — dachte ſie — mit ihm entfliehen wollte ſie — ihm ganz zu gehören, das Theater verlaſſen, und nur in ihrer Liebe ſich glücklich fühlen.

Das arme Herz des Mädchens wünſchte ein unverdorbenes zu finden, dem es ſich anvertrauen konnte. Es wähnte ſeinen Heißhunger nach Liebe ſtillen zu können, den die ſüßen Spiele der Galanterie nicht zu befriedigen vermochten; die Tänzerin, ermüdet von den glatten Intriken, wollte ſich in ein Bad von Poeſie tauchen, um daraus geſtärkt hervorzugehen.

Armes Mädchen! du dachteſt nicht an Semele's warnendes Beiſpiel. Der achten Liebe machtige Glut vermögen nur geſunde, kräftige Naturen zu ertragen: da, wo die Weltſchlange ſchon niſtet, wo der giftige Wurm des Lebens ſchon nagt, bringt jenes Feuer nur Unheil und Verderben. —

Vierzehntes Kapitel.

— Vertraue Dich ihm an, denn er meint's gut —

Kotzebue.

— Hab' ich's doch gedacht! Geſchworen hätt' ich drauf! Wie ich ſage — ich kenne das Theater! Sind der Herr Hofſchauſpieler bei Wege? Gehorſamſt aufzuwarten! —

Mit dieſem Durcheinander trat ein bekanntes Geſicht zu Alfred ein. Es war Machel, der Unvermeidliche, Machel, der Helfer in Nöthen, Machel, der Ordner der innern Angelegenheiten an der großen Theatermaſchine.

Alfred, der von der Bedeutung dieſes Menſchen noch ſo viel wie nichts wußte, kam der Beſuch ungelegen. Er ſollte an dieſem Morgen zum erſten Male an Leinweber's Seite im Kreiſe ſeiner Collegen erſcheinen und dieſer wichtige Moment ſchien ihm eine ernſte, zurückgezogene Stimmung zu erheiſchen.

— Er hat's doch gut gemacht, der große Leinweber! ſprach Machol, indem er ſich, den Hut auf dem Kopf, zu Alfred auf's Sopha ſetzte. — Ich weiß, daß der Etat erſchöpft iſt, daß ihn Seine Excellenz niemals überſchreitet, daß man der großen Crelinger und dem großen Devrient das Gaſtſpiel verſagt hat, weil kein Geld da iſt, daß die neue Oper bis zum neuen Theaterjahr liegen bleiben muß — mit einem Wort, ich weiß, wo der Schuh drückt und doch ein neues Engagement! Es iſt alles Mögliche! Wie er es gemacht hat — gleichviel! 's gibt was zu ſchmuſen! Nu, was thut's? Schmuſen will die Welt; ſie nennt's mediſiren. Darf man fragen, wie viel? Groß wird die Gage nicht ſeyn; aber was thuts? Wir helfen nach. Der Machol iſt da! Capital iſt da! Alles iſt da! Ein Fräckche, ein Echarpche! ein Giletche! Was nur ein junger Liebhaber ſo braucht. Neben dem Herrn Hagen dürfen Sie ſich zuſammennehmen; Kleider machen Leute. Thun's anfänglich noch nicht die Rollen, ſo thut's die Präſentation. Ich ſteh' mit meinen geringen Kräften ganz zu Dienſt; ich leg' mein Geld gut an, wenn ich auch keine Zinſen bekomme; ich weiß, was ich weiß. Zählen Sie auf meine Freundſchaft, junger Mann! Wie viel erhalten Sie, wenn ich fragen darf?

— Wie viel — ich erhalte? — wiederholte Alfred gedehnt — darnach vergaß ich ſelbſt noch zu fragen. Mein Vater gab mir bis jetzt, was ich brauche —

— Schön geſprochen, auf parole! ſchön geſprochen! Der Herr Vater hat wie ein Vater gehandelt. Der Herr Vater wird aber jetzt aufhören und die Theaterkaſſe wird beginnen, in ſeine Stelle zu treten. Wie, kann man nicht fragen, wie viel man Gage erhält? Das verſteh' ich nicht. Von der Gage lebt man ja, oder vielmehr, man lebt nicht davon; denn man bekommt nie genug. Ich habe die lebendigen Beiſpiele vor mir gehabt, daß noch nie ein Herr Schauſpieler von ſeiner Gage gelebt hat; immer lebt er nur von dem, was er auf ſeine Gage borgt. Wenn Sie von der Gage leben könnten, wären Sie der größte Künſtler der Welt; aber wenn Sie gar ohne Gage lebten, wären Sie noch größer, als der größte und könnten ſich für Geld ſehen laſſen ſchon aus dieſem Grunde. Wenn man nun nicht von der Gage eigentlich lebt, die Gage aber doch die Grundlage bildet, um ſeine Finanzoperationen zu machen, ſo iſt es nöthig, vor allen Dingen zu wiſſen, wie viel man Gage bezieht — oder — verzeihen Sie meine Kühnheit — es wäre der Fall möglich, daß Sie von Haus aus reich ſind und als Volontair dienen wollten.

Das glaub' ich beinahe; Sie verrathen wirklich eine feine Bildung. Wie heißt der Herr Vater?

— Ich werde den Namen Alfred auf dem Theater führen —

— Ein Incognito, noch beſſer! da ſteckt was dahinter, ſagt Machol. Erlauben Sie mir —

— Was fangen Sie mit mir an —

— Ich ſage ja nur, erlauben Sie: ich werde Ihnen bei Gott nichts zu Leide thun. Ich trage keine verborgene Waffen. Was iſt's weiter? Ein Nadelchen — Perlen bedeuten Thränen, ſagt Leſſing, bei Ihnen ſollen ſie nur Freudenthränen bedeuten.

— Was wollen Sie damit?

— Eine Perle! Ein Penteloque an 'nem goldenen Eichenblatt, grün emaillirt, geſchmackvoll — was nur Geſchmack heißt! Sie ſollen ſie mir von Ihrer zwölften Gage zahlen — nicht eher! — alſo im beſten Falle von heute über's Jahr. Sie ſehen, ich laſſ' mit mir handeln — ich bin ja der Machol! Sie werden ſtets haben an mir einen Freund, was man Freund heißt. Thun Sie mir den Gefallen, fragen Sie nicht, was ſie koſtet, die Nadel; Sie haben ja auch nicht gefragt nach der Gage? Laſſen Sie ſeyn das Geld Nebenſache; ich werde ſchon für Alles ſorgen.

Alfred ſtellte ſich vor den Spiegel und ſah, daß die Perle in ſeiner ſchwarzen Halsbinde ſich nicht übel ausnahm. Er drang in Machol, ihm den Preis zu ſagen, um zu verſuchen, ob dieſer ſich mit ſeinen kleinen Erſparniſſen in Einklang bringen laſſen würde, denn da er faſt keine Bedürfniſſe kannte, als die nothwendigſten, ſo war es ihm noch immer gelungen, von dem Wenigen, was ihm ſein Vater gegeben hatte, noch Einiges zu erübrigen.

— Thun Sie nur nicht ſo ängſtlich! ſprach Machol, der Preis wird Sie nicht zur Verzweiflung bringen. Bagatell! Vor dem Machol und ſeinen Perlen brauchen Sie ſich niemals zu fürchten. Aber vor einer andern Perlenfiſcherei haben Sie ſich in Acht zu nehmen. Hören Sie, lieber Herr Alfred — weil Sie's denn einmal nicht anders thun wollen — Hören Sie, verehrteſter Herr Alfred! kennen Sie die Leidenſchaften?

— Jemand, der ſich der Bühne widmet, muß ſie wohl kennen — denk' ich.

— Junger Menſch! Ich meine nicht dieſesjenige Das ſind Kleinigkeiten; aber ich meine das Spiel — das iſt eine Leidenſchaft —

— Ich ſpiele nur Komödie —

— Auch gut! Wahrhaftig gut geſagt: er ſpielt nur Komödie und hat noch nicht ein einzigmal auf dem Theater geſtanden! Perfecter Menſch! weiß Gott! Dann mein ich den Trunk.

— Pfui!

— Pfui, iſt kurz und bündig. Auch gut — Pfui! Dann mein' ich: die Liebe.

— Davon ſpricht man nicht —

— Warum ſollte man nicht davon ſprechen? Au waih! Da hapert's! Da rumpelt's! Hören Sie, junger Menſch! vor der Liebe hüten Sie ſich! Man ſtellt Netze nach Ihnen, ſtraf' mich Gott, ich weiß es. Daß ich es weiß, ſey Ihnen genug. Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen. Zuerſt iſt da Madame Griſeldis Leinweber. Gott, das iſt eine Frau, wie ein Satan; ich ſage Ihnen, ein weiblicher Mephiſtopheles. Wer in deren Klauen kommt, iſt geliefert. Ein Maul, wie ein Scheermeſſer; Zähn', wie eine Hechel! Der Mann iſt zu beklagen: Schade um den großen Künſtler. Ich hab' ſie gekannt, wie ſie noch war beim Corps de Ballet. Was taugt die Mecklenburger Race zum Ballet? Sie hat durchgetreten das Podium mit ihre große Füß'. Sie iſt die Tochter eines Unteroffiziers vom Regiment Itzenplitz mit die weißen Aufſchläg'. Es war ein Elend in der Familie. Wie ſie hat geholt

Schnapps für den Papa, bin ich ihr oft begegnet und hab' ſie gekniffen in die rothen Backen und hab' geſagt: Guten Morgen, Grethe! Dann hat ſie beſtanden die Seelenwanderung. Wie der Müllner iſt gekommen mit dem König Yngurd, hat ſie ſich mit einem Male genannt Brunhild, und zu der Zeit hat ſie gemacht die Bekanntſchaft vom Herrn Leinweber und hat geheißen: Madame Brunhild Leinweber. So hat ſie geheißen bis vor drei Jahren, wo der Leinweber iſt gekommen hieher zum Hoftheater. Da hat ſie bekommen graue Haar'; was ſag ich Ihnen graue Haar? wie ein Müllereſel; ſie muß ſeyn fünfzig — ich bin höchſtens zehn Jahre älter. Nu hat ſie gemacht eine böſe Klätſcherei, die ihr hat zugezogen viele Feinde; darauf iſt geſtanden ein Spottgedicht auf ſie im Wochenblättche, da hat Einer gefragt: wie kommt die Grauhaarige zu dem Namen Brunhildis? Und von Stund an hat ſie ſich genannt Griſeldis und ſchwört Stein und Bein darauf, daß ſie niemals anders geheißen hat, und zeigt ihre Hemden und Sacktücher, die alle mit einem G gezeichnet ſind — natürlich, weil ſie eigentlich Grethe getauft iſt.

— Sie ſind ſehr bewandert in der Chronique ſcandaleuſe, wie ich ſehe.

— Ich bitt' Sie, Herr Alfred, wenn man herum lauft ſechzig Jahre in der Welt und immer mit den Schauſpielern verkehrt, dann kann man ein Lied davon ſingen. Nur ſo viel ſag' ich Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht vor der Madame Leinweber. Sie hat ein Aug' auf Sie — glauben Sie mir. Schiller ſagt: wie ſagt Schiller?

— Welche Stelle meinen Sie?

— Das ſoll man nicht wiſſen. „Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken, verderblich iſt des Tigers Zahn — doch ach! das Schrecklichſte der Schrecken das iſt ein Menſch in ſeinem Wahn!“ — Als ob er dem Herrn Leinweber ſein Griſelchen mit dem Menſch gemeint hätte, ſag' ich Ihnen; ganz nach der Natur, wie dazu geſeſſen. Nun hören Sie mich aber weiter! Vor dem Herrn Hagen nehmen Sie ſich auch in Acht. Dem geht Ihr Engagement an's Leben. Sehen Sie: Sie haben eigene, ſchöne Haare und er trägt eine Perrücke; ein Staatsgeheimniß, das der Friſeur Jean allen Leuten anvertraut; Sie haben lauter weiße, geſunde Zähne, die ſie gewiß um keinen Preis weggeben möchten und er möchte viel zahlen, wenn er ſeine ſchwarzen, langen Hauer nur los werden könnte, um ſich falſche einſetzen zu laſſen. Sie haben Fleiſch, er Baumwolle auf den Knochen; Sie haben eine

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Inſtrument von einem gleichen Klange
Tönt in verſchiedenen Händen doch verſchieden,
Beim Feigen ruht der Degen ſtets in Frieden,
Der Tapfere zieht ihn oft zu kühnem Gange.

Lope de Vega.

— Du weißt ja wie es mit den Löffeln ausſieht, Mann, es iſt nicht daran zu denken — ſprach Frau Griſeldis Leinweber zu ihrem Gatten.

— Und ich ſage Dir, es iſt kein Schritt mehr, der zurückgethan werden könnte: die Leute ſind geladen — erwiderte dieſer.

— Mein Gott! ſolche Streiche machſt du immer. Hätte nun nicht der liebe, junge Menſch zwiſchen uns auf dem Sopha mit unſerm gewöhnlichen Abendeſſen fürlieb nehmen können? Ein Häring, ein Stückchen Käſe, ein Gericht Gerngeſehen! Aber nein, das muß immer hoch hinaus bei dir und an deine arme Frau denkſt du gar nicht —

aber zu ſehr nach der alten Schule; eine Ausnahme ein Revenant in unſerer jetzigen Zeit. Denken Sie, er iſt der Einzige, mit dem ich nichts zu thun habe: er kann mich nicht leiden, er hängt an Vorurtheilen, er haßt meine Nation. Gleichviel: was wahr iſt, muß wahr bleiben, er ſpielt gut und hat keine Schulden. Von dem halten Sie ſich gefälligſt etwas zurück: es wird vielleicht nicht einmal nöthig ſeyn, denn er ſpricht Sie wohl gar nicht an. Er iſt eine Art von Menſchenfeind, das heißt, kein Menſchenfeind, vielmehr ein Sonderling, ein Freimaurer, ein Freidenker, ein Freibeuter — ich weiß ſelbſt nicht recht. Wenn Sie ſich zu dem halten, ſo iſt's aus mit dem Herrn Leinweber und mit Ihnen, rein aus. Balder und Leinweber iſt ſo viel, wie Katz und Hund. Schade, daß ſo große Künſtler ſolche Leidenſchaften haben. Sehen Sie, Leidenſchaften, das iſt mein Stichwort und nun kommt die Hauptſach': die Mamſell St. Viol —

— Ein ſchönes Mädchen —

— Schön! wie man's nimmt! Marion pleure, Marion crie, Marion veut qu'on la marie! Nichts weiter von dem Kapitel! Hand auf'm Mund — ich bin ein Politiker und ſag' Ihnen nichts mehr, als: hüten Sie ſich vor den Leidenſchaften!

— Ei, Liebſter! Es iſt die Stunde längſt vorbei, wo ich Sie erwartete und ich muß in die Probe — rief hier Leinweber etwas unmuthig eintretend.

— Aha, da iſt unſer guter Machol daran Schuld, wird Ihnen ſeine Dienſte angetragen haben; es iſt ein Ehrenmann — Sie können ſich auf ihn verlaſſen.

— Sehr ſchmeichelhaft für mich, ſchmunzelte Jener.

— Für den feierlichen Act iſt nun heute keine Zeit mehr, mein Theuerſter! Wir laſſen es daher auf morgen.

Leinweber zog die Uhr.

— Ich muß eilen, denn die Probe kann ohne mich nicht beginnen und es wird ſchon Alles verſammelt ſeyn. Morgen laſſen Sie ſich weder von Machol noch von jemand Anderem abhalten, mich zur rechten Zeit abzuholen. Adieu, Liebſter!

Leinweber lief mit dieſen Worten fort.

— So habe ich ihn noch mit keinem Menſchen geſehen. Was eine Herablaſſung! Ihr Glück iſt gemacht, wenn Sie's recht verſtehen. Befolgen Sie meinen Rath; benützen Sie meine Notizen; ſchätzen Sie mich ein wenig: Sie ſehen, was Herr Leinweber, der erſte Mime Deutſchlands, für Stücke auf mich hält!

Er verließ Alfred, dem Machol's Wiſchwaſch Stoff genug zum Nachdenken gab. Es ſchien ihm mehr Sinn darin zu liegen, als ſich im erſten Augenblicke wohl kund gab. Was aber ſollte die Warnung vor der St. Viol bedeuten? Es machte ihn unruhig, denn er hatte erfahren, daß ſie es geweſen war, die ihn neulich bei der Probe ſo vertraulich angeredet.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Inſtrument von einem gleichen Klange
Tönt in verſchiedenen Händen doch verſchieden;
Beim Feigen ruht der Degen ſtets in Frieden,
Der Tapfere zieht ihn oft zu kühnem Gange.
Lope de Vega.

— Du weißt ja wie es mit den Löffeln ausſieht, Mann, es iſt nicht daran zu denken — ſprach Frau Griſeldis Leinweber zu ihrem Gatten.

— Und ich ſage Dir, es iſt kein Schritt mehr, der zurückgethan werden könnte; die Leute ſind geladen — erwiderte dieſer.

— Mein Gott! ſolche Streiche machſt du immer. Hätte nun nicht der liebe, junge Menſch zwiſchen uns auf dem Sopha mit unſerm gewöhnlichen Abendeſſen fürlieb nehmen können? Ein Häring, ein Stückchen Käſe, ein Gericht Gerngeſehen! Aber nein, das muß immer hoch hinaus bei dir und an deine arme Frau denkſt du gar nicht —

Sie trocknete ſich die Thränen mit der Schürze, Leinweber kramte unter ſeinen alten Rollen und that beſchäftigt, um ihr nicht antworten zu dürfen.

— So machſt du's immer! — fuhr ſie unermüdlich fort — wir kommen ſicher noch auf's Stroh. Iſt das eine Ueppigkeit und ein Wohlleben! Bedenke doch nur, wie unſere gute, ſelige Eltern lebten. Ach Gott, die wenden ſich im Himmel gewiß von uns arge Weltkinder ab —

— Schweig', ſchweig', Griſeldis! Unſere ſelige Eltern waren — was auch meine Biographen drucken laſſen mögen — ſimple Schuſter und Schneider, zwar auch Künſtler in ihrer Art, doch keine Künſtler wie ich —

— Ueberhebe Dich doch nicht ſo, Tobias! Mein Vater war Regimentsſchuſter und hatte es bis zum Unteroffizier gebracht und wenn die Welt vernünftig wäre, müßte ſie ſo Etwas gewiß höher achten als ſo einen — Gott verzeih' mir's — Komödianten —

— Weib! Griſel —

Der große Mann mußte mit großer Mühe ſeinen Zorn unterdrücken —

— Nun ja, was ich ſage, iſt wahr! Ich weine mir manchmal im Stillen die Augen aus, daß ich die Frau eines Komödianten geworden bin —

— Und warſt ſelbſt, als du noch jung und hübſch warſt, gar eine Tänzerin —

— Ja, um meine guten Eltern zu unterſtützen, griff ich dazu —

— Um deine guten Eltern zu unterſtützen? Und warſt Supernumerär? Und hatteſt keinen Groſchen Beſoldung —

— Ich unterſtützte ſie doch —

— Schweigen wir davon!

— Und du ſelbſt, was warſt Du in Deiner Jugend? Warſt Du nicht ein Schneiderlehrling, und jagte Dich nicht Dein eigener Vater fort, weil Du keinen ordentlichen Stich lernen konnteſt?

— Weil Großes in mir verborgen lag, das mich zu höhern Flügen trieb — doch jetzt laſſe alle Stiche bei Seite und denke daran, zu thun, was dir obliegt —

— Ich weiß keinen Rath noch Hilfe. Um Leuten zu eſſen zu geben, braucht man Meſſer, Gabel, Löffel. Unſer Halbdutzend liegt beim Machol —

— Schaff' Rath —

— Ich weiß nur Eines, Mann, wenn wir den Machol einlüden —

— Nimmermehr!

— Er könnte die Löffel mitbringen und ſie ja nach dem Eſſen wieder mit fortnehmen —

— Wir ſind ſchon ſechſe —

— Er würde um der Ehre willen, dabei ſeyn zu können, wohl noch ein Dutzend herleihen —

— Geht nicht; Machol paßt nicht zu der Geſellſchaft, die ich geladen habe.

— Wen werden wir denn das Vergnügen haben, bei uns zu ſehen?

— Wen? wen? Frage vorerſt, welche Löffel werden wir denn das Vergnügen haben bei uns zu ſehen?

— Gleichviel, ich möchte doch aber wiſſen —

— Ich auch.

Leinweber ſchob die Mütze ſchief und kramte wilder in ſeinen Papieren. Frau Griſeldis fuhr fort:

— Ich wüßte noch ein Mittel —

— Das letzte Mittel! Nun wohl, ſo laß einmal hören —

— Wenn Balder, hier oben —

— Balder?

— Nun ja; der iſt rangirt; der hat ein ganzes Dutzend, wie ihm die Leute nachſagen.

— Man ſagt ihm ein Dutzend ſilberne Löffel nach; Bravo!

— Wenn wir ſie da lehnsweiſe bekommen könnten?

— Balder leiht mir nichts. Gift höchſtens.

— Nicht er — aber ſeine Frau.

— Verſuch's einmal.

— Sie iſt ein gutes, kleines Weibchen, die dem Theater ganz fern ſteht, und von Euern Streitigkeiten gar nichts weiß, noch wiſſen will, die thut's gewiß.

— Wenn's der Mann nicht erfährt —

— O, die braucht ihrem Mann nicht von Allem zu ſagen, wie Deine arme Frau. Um die Wirthſchaft bekümmert er ſich gar nicht.

— So gehe zu ihr.

— Er geht da eben aus dem Hauſe; ich will hinauf.

Frau Griſeldis lief aus dem Zimmer; Leinweber athmete auf, rieb ſich die Stirne und ging erwartend auf und ab. Es währte nicht lange, da trat ſie wieder ein; ihre Miene verkündete eine zerſtörte Hoffnung.

— Nun? was bringſt Du?

— Keine Löffel —

— Sagte ich nicht?

— Von Herzen gern würde ſie uns damit ausgeholfen haben, allein ſie haben ſelbſt Leute. Ein Univerſitätsfreund ihres Mannes eſſe bei ihnen und dazu haben ſie denn noch ein Paar Gäſte gebeten.

— Aufſchneiderei! Ein Univerſitätsfreund — als ob der Kerl ſtudirt hätte!

— Es bleibt nichts übrig: entweder Machel oder keine Gäſte!

— Halt! da fällt mir Etwas ein! Ein treffliches Auskunftsmittel! — Könnten wir nicht erſt unſere Suppe eſſen, wenn die oben ſchon fertig damit ſind? Unſere Margreth ſtellte ſich in Balder's Küche und ſobald die Löffel hinauskommen, wäſcht ſie ſie ab und trägt ſie herunter.

— So geht's! Du haſt doch wahrhaftig zu allen Zeiten einen anſchlägigen Kopf, Tobias! ich will der Balder den Vorſchlag machen.

Frau Griſeldis entfernte ſich wieder auf einen Augenblick und trat dann mit ihrem altbetrübten Antlitz in's Zimmer.

— Sie brauchen die Löffel ſpäter noch einmal zur Mehlſpeiſe mit Sauce — ſagt Frau Balder.

— Daß das Volk auch noch eine Mehlſpeiſe mit Sauce haben muß! Allein was thut das? Bei der Mehlſpeiſe kann man's ja wie bei der Suppe halten. Sobald wir fertig ſind, trägt Margreth wieder die Löffel hinauf! wir eſſen unterdeß etwas Anderes und haben die oben ihre Mehlſpeiſe im Magen, ſo ſtehen uns wieder die Inſtrumente zu Dienſte, falls wir noch Etwas zu löffeln haben ſollten.

— Das will ich ſchon einleiten. So wären wir aus unſerer Verlegenheit. Nun aber ſage mir auch, lieber Mann, wen du eingeladen haſt.

— Zuerſt den Doctor Ladewitz, den Redacteur, wie ſich von ſelbſt verſteht, ich muß mit dem Kerl Frieden halten, dann meinen großen Kunſtkenner Wurſtinger aus der Nachbarſchaft, der eine Schüſſel Omelette à la Leinweber mitzubringen verſprochen hat, und überdieß die Ingredienzien zum Punſch nicht fehlen laſſen wird, dann den jungen Aaronheim aus der Schnittwaarenhandlung drüben, der mir zu liebe letzten Sonntag den Balder ziſchte und deshalb aus dem Parterre geworfen wurde. Ich bin ihm eine Erkenntlichkeit ſchuldig.

— Und Balder ſelbſt muß nun die Löffel herleihen, damit wir den Menſchen bewirthen können!

— Das iſt ſo der Lauf der Welt. Balder weiß ja aber nichts davon, ſonſt würde er die Löffel mit neunfachem Gift beſtreichen, deſſen bin ich gewiß. Der haßt mich, wie ich ihn haſſe.

Leinweber warf jetzt den Schlafrock ab und zog ſich hurtig an, denn die zehnte Stunde rückte heran, und er erwartete den jungen Alfred, um ihn in das Foyer der Schauſpieler zu führen, wo ſie ſich vor dem Anfange der Probe zu verſammeln pflegten, um ihn dort Allen vorzuſtellen.

Alfred ſäumte diesmal nicht, zur rechten Zeit zu erſcheinen.

— Mein Mann iſt in ſeinem Zimmer — rief Frau Griſeldis durch die halbgeöffnete Küchenthür, indem ſie die Schürze vor das Geſicht hielt, aber den zum freundlichen Lächeln verzogenen Mund dennoch ſehen ließ.

Alfred ſprang auf ſie zu, um ihr die Hand zu küſſen, ſie aber zog ſie eiligſt mit den Worten zurück:

— Ich darf mich ja nicht ſehen laſſen — ich bin vielleicht ſchwarz im Geſicht — ach Gott! man kann ſich auf die Mägde nicht verlaſſen — man will doch, daß die Leute, die man einlädt, ſich auch ſatt eſſen können, und da darf man nicht vom Herde weg, ſonſt verſengt und verbrennt Alles —

Und dergleichen Redensarten mehr. Alfred hatte unterdeß ihre Hand, trotz allen Sträubens erwiſcht, ſie entzog ſie ihm aber nochmals, und wiſchte ſie von allen Seiten an der Küchenſchürze ab, dann reichte ſie ſie ihm mit ſchelmiſchem Gelächter und ſagte:

— Wenn Sie's denn durchaus nicht anders wollen — da! Aber bleiben Sie mir auch nicht zu ſpät, damit das Eſſen nicht warten darf; treiben

Sie meinen Mann nur nach Hauſe. Auf Wiederſehen!

Wer Frau Griſeldis kannte, wußte, wie ſtolz ſie ſich als die Frau des Regiſſeurs fühlte und mit Schauſpielern, namentlich angehenden, keinerlei Art von Komplimenten machte. Ihr Benehmen gegen Alfred konnte daher in gerechte Verwunderung ſetzen.

Leinweber empfing ſeinen Schützling in der gewohnten gemeſſenen und zärtlichen Weiſe; er ſprach wenig und ſchien mit dem beſchäftigt, was ſich im nächſten Augenblicke begeben ſollte.

Sechszehntes Kapitel.

— Wen ſolche Lehren nicht erfreu'n
Verdienet nicht ein Menſch zu ſeyn!

Schikaneder

Es war die Probe eines großen Spektakeldramas und das ganze Perſonal, Artiſten, Choriſten und Statiſten waren im Foyer oder Converſationsſaale verſammelt, und unterhielten ſich auf die bunteſte und lauteſte Weiſe, die bei Leinweber's Eintritt jedoch plötzlich unterbrochen wurde.

— Meine Herren und Damen, geliebte Freunde und Kollegen! — fing er an — Wir Alle, die wir hier verſammelt zu ſeyn ſo glücklich ſind, bauen mit rüſtigem Eifer an dem hehren Tempel der Kunſt, deſſen Portal die Inſchrift ziert: Wahrheit und Natur! Wir nähren und pflegen das heilige Feuer in uns und ſind beſtrebt, daß es ſeine Glut und ſeine Strahlen nach Außen verbreite, um die kalte, egoiſtiſche Welt zu erwärmen. So iſt denn unſer Wirken und Schaffen ein Doppeltes. Wir ſorgen für unſer Inneres, für den edeln Menſchen in uns, wie für das Aeußere, für jeden Edeln, der unſere Kunſtgränze berührt, den wir hineinziehen in ihre Zauberwelt und beſſer machen und veredeln, erheitern und erfreuen, erſchüttern und rühren.

Er machte hier eine bedeutende Pauſe und ließ ſeine Augen im Kreiſe umherſchweifen, um ſich von dem Eindrucke zu überzeugen, den dieſer Eingang auf ſeine Zuhörer hervorgebracht hatte. Allein er bemerkte ſo gut wie nichts; nur gleichgültige Geſichter, die den jungen Fremden anſtierten und neugierig zu muſtern ſchienen.

Er fuhr fort:

— Die Pflicht eines Prieſters iſt jedoch die Glut der Kunſt, zu unterhalten nach Kräften für alle Folgezeit; denn wenn wir gleich noch Alle hier Rüſtigkeit in uns verſpüren, um für lange Jahre damit auszulangen, ſo muß es uns darum zu thun ſeyn, unſer Wirken über dieſe, immer nur ſehr beſchränkte Dauer hinaus lebendig zu erhalten. Dies aber vermögen wir nur dadurch, daß wir bemüht ſind, unter jungen, ſtrebſamen Geiſtern die hervorzuſuchen, die von der Natur einen Organismus empfangen haben, unſere Lehren zu begreifen und ſich anzueignen — mit einem Worte: die unſere Schüler werden können; die dem vernichtenden Ausſpruche des Unvergeßlichen zum Trotze darthun: daß nicht vergänglich ſey des Mimen Kunſt, und daß ſie forterbe unter den Eingeweihten von Geſchlecht zu Geſchlechte; daß die Nachwelt, indem ſie unſere Schüler krönt, auch uns ſomit ihre Kränze flechte, daß Eckhof, Schröder, Brockmann, Iffland, Reineke noch unter uns leben, daß ſie uns, ihren Schülern und Nachtretern, ihr Vermächtniß ungetheilt hinterlaſſen haben.

Hier blickte er wieder mit glänzendem Auge in der Verſammlung umher, welche größtentheils ihre frühere gänzliche Theilnahmloſigkeit zeigte, mit Ausnahme Moosburg's der zum Fenſter hinaus mit einem jungen Offizier converſirte und Balder's, der ſich ſeitwärts geſetzt hatte, um das Souffleurbuch zu durchblättern.

Nachdem er eine gute Weile innegehalten, fuhr Leinweber aber fort:

— Hier ſteht nun ein ſolcher wißbegieriger Schüler, der mit ehernem Hammer an die Pforte klopft. Sollten wir ihm nicht aufthun? Sollten wir ihn nicht einweihen in die heiligen Myſterien? Ihm nicht den Bruderkuß auf die ſchüchterne, auf die keuſche Stirne drücken? Ihm nicht die Augen öffnen, damit er ſchaue die Wahrheit unverhüllt —

Ein großer Lärm unterbrach hier den Redner. Beim Klange einer Violine hüpfte ein langer Zug von Jünglingen und Mädchen durch den Saal. Die Erſtern hatten weiße Jacken an, die Letztern waren in einen kurzen Unterrock gekleidet. Leinweber hatte ſo eben die letzten Worte geſprochen: „damit er ſchaue die Wahrheit unverhüllt —“ als Moosburg die erſte der Vorübertanzenden um den Leib faßte und laut ausrief:

— Hörſt du, Kleine? da meint er dich damit —

Aber ein ſtrafender Blick des Regiſſeurs traf den vorlauten Spaßmacher und der tanzende Reihen war wie ein Traum vorübergezogen. Es waren die Mitglieder des Balletcorps, die aus ihrer Garderobe, wo ſie ſich in das erforderliche Probircoſtüm geworfen hatten, durch das Foyer, mit dem Tanzcorrepetitor an der Spitze, auf die Bühne mußten, um einen Tanz einzuüben, der in dem großen Drama vorkommen ſollte.

Nachdem die Störung vorüber war, nahm Leinweber wieder das Wort:

— Herr Alfred, der fortan unſerm Künſtlervereine angehören wird, tritt Heute zum erſten Male in Ihre Mitte, verehrte Freunde und Kollegen! Ich führe ihn ein, ich ſpreche ſeiner Aufnahme das Wort; laſſen Sie es ihm eine günſtige Empfehlung gelten. Er verdient es durch ſeine Bildung, durch ſeinen Trieb, durch ſeine Anlagen wie durch ſeinen Eifer; er wird halten, was ich hiemit in ſeinem Namen verſpreche; er wird uns Allen ein lieber Kamerad, unſerer Anſtalt bald ein willkommenes, thätiges Mitglied ſeyn!

Leinweber drückte Alfred gerührt an ſich, dann ergriff er ſeine Hand und ſtellte ihn der Verſammlung vor.

Hagen, der alternde Liebhaber, ſtürzte zuerſt auf den Jüngling zu, und betheuerte, daß er lange gewünſcht habe, auszuruhen von der zu angeſtrengten Beſchäftigung der letzten Jahre, wo er genöthigt geweſen war, auf Koſten ſeiner Geſundheit ſein Fach allein auszufüllen. Er nannte ſchnell, und als ob er ſich darauf vorbereitet gehabt hätte, alle Rollen, die er ſeinem jungen Freunde freiwillig abtreten wollte.

Moosburg trat auf Leinweber hin und ſprach gerührt: das war eine Rede voll Choral!

Aber eine alte Dame mit grüner Brille warf ihre Schnupftabakdoſe weit weg und ſprang mit jugendlicher Begeiſterung auf Leinweber los, indem ſie ausrief:

— Schweig' er doch, Moosburg, er kann nichts, als dummes Zeug machen! Leinweber, Du ſprichſt zum Herzen! ſeitdem Zuccarini nicht mehr iſt, habe ich ſo Etwas nicht gehört.

Und ſie drückte einen ſchmatzenden Kuß auf Leinweber's Wange, da er den Mund, der ſo herrlich geſprochen hatte, noch ſchnell genug zur Seite gewendet hatte.

Einige gingen noch zu Alfred hin und ſprachen gleichgültige Worte zu ihm, dann verließen ſich Alle auf die Bühne, wo des Inſpicienten Glöcklein den Anfang der Probe anzeigte. Auch Leinweber mußte fort.

— Auf heute Mittag dann! — ſagte er, indem er Alfred nochmals die Hand drückte und fortging.

Das Foyer war jetzt leer; nur Balder ſaß noch da, jetzt ſtand dieſer langſam auf und ſagte ernſt zu Alfred:

— Ich bin kein Mann von vielen Worten, und vollends wüßte ich Ihnen in dieſem Augenblicke nicht viel Erfreuliches zu ſagen. Dem Schauſpieler ſtehen mehr Leiden als Freuden am Wege. Lieben Sie das laute Leben, ſo werden wir uns wenig treffen: gehen Sie gern auf einſamen Pfaden ſpazieren, ſo bin ich Ihr Mann. Meine Erfahrungen, wenn Sie ſich derſelben zu bedienen wünſchen, ſtehen Ihnen übrigens gern zu Dienſten.

— Herr Balder! — rief der Inſpicient, den Kopf zur Thüre hereinſtreckend.

— Ich muß auf die Scene — ſagte dieſer und ging hinaus, Alfred mit dem Kopfe zunickend.

Siebenzehntes Kapitel.

— Hätt' ich's je denken ſollen, daß ich einſt in Venedig dieſe Rolle ſpielen werde?"

Zſchokke.

In dem kleinen Wirthshauſe der Vorſtadt, wo Alfred wohnte, war indeſſen eine ganze Karavane freundlicher und wohlbekannter Leute angekommen. Der Hausknecht und die Kellner freuten ſich, denn ſie wußten, daß es gute Trinkgelder ſetzte, und auch der Inhaber des Hauſes war einer tüchtigen Zeche gewiß. Wenn die Kleinſtädter nach der Reſidenz kommen, ſo pflegte dieß immer von einem gewiſſen Aufwande begleitet zu werden: ſie wollten vor Allem genießen, und ſich ihres Lebens freuen.

— George! rief ein unterſetzter, dicker Mann, als er in dem Speiſezimmer hinter einer Flaſche Rheinwein Poſte gefaßt hatte — George! wo ſind die Komödienzettel der letzten Tage?

Wir heben Sie nicht auf, Herr Hauptkaſſenreviſor, antwortete George.

— Fatale Unordnung in der Wirthſchaft! brummte der Hauptkaſſenreviſor — ſo Etwas nicht aufzuheben! Bei mir kannſt du alle Zettel unſers Liebhabertheaters von ſeinem Entſtehen an finden.

— Das werden freilich nicht viel ſeyn.

— Wir ſpielen doch alle vierzehn Tage; thut im Winter an die zwölf Mal; eine Vorſtellung im Mai, extraordinär, am Geburtsfeſttage der hohen Landesmutter und eine am Geburtsfeſttage des Allergnädigſten Herrn im Auguſt, thut in Summa vierzehnmal im Jahre, und ſo haben wir doch ſchon eine artige Sammlung.

— Freilich, freilich, Herr Hauptkaſſenreviſor! entgegnete George — aber bei uns würde das nicht langen. Bedenken Sie nur, wir haben drei Theater und die ſpielen alle Tage; das machte ja wohl im Jahre weit über Tauſend, ſollte ich meinen.

— Eintauſend und fünf und neunzig, wenn gar kein Tag ausfällt, und in Schaltjahren würden es Eintauſend und acht und neunzig ſeyn, bemerkte der Hauptkaſſenreviſor, indem er ſein Glas zum Munde führte.

— Die Herren Gäſte machen auch gewöhnlich

Fidibuſſe daraus; man hat nicht Augen genug, die Zettel der Tagesvorſtellungen zu retten. Hier ſind übrigens die von Heute.

— Lauter neues Zeug, das wir nicht kennen. Was nicht Heute Alles geſchrieben wird! Gebt Ihr denn hier die alten, guten Stücke nicht mehr?

— Das weiß ich nicht zu ſagen.

— Die von Iffland, Kotzebue, Jünger, Klingemann, Körner, Müllner —

— Alle die Herren kenn' ich nicht. Sie kommen nicht zu uns. Da wird Ihnen aber der Herr Doctor Ladewitz Auskunft geben können, der ſpeiſt Mittags hier und der iſt mit den Herren Komödianten Allen auf Du und Du. Es kommt kein fremder Künſtler her, ſo hält er es auch gleich mit dem Herrn Doctor, der ein großer Gelehrter iſt und die Recenſionen ſchreibt, wie ſie ſagen. Darauf ſind ſie gerade ſo verſeſſen, wie die Schuljungens auf den Preis und wer das beſte Teſtimonium von dem Herrn Doctor kriegt, der iſt nachher was Rechtes, und dann kommen ſie her und trinken Wein mit einander, aber immer auf Rechnung von den Herren Komödianten.

— Ladewitz, heißt der Mann? Na — da wird er ja wohl meinen Sohn auch kennen. Sag' mal, George, iſt denn kein junger Menſch kürzlich mit dem

Herrn Doctor da geweſen? Ein hübſcher Junge, ſieht mir 'was ähnlich, nur ſchlanker? He?

— Ne —

— Haſt du auch nicht davon gehört, daß neulich Einer zum erſten Male aufgetreten iſt auf dem Hoftheater?

— Ne — ſehen Sie, Herr Hauptkaſſenreviſor, darum bekümmern wir uns nicht. Wir ſehen auf die Gäſte, daß jeder ſeine Sache kriegt, und wenn er ſie gekriegt hat, daß er ſie bezahlt. In's Theater zu gehen, haben wir keine Zeit, und wenn der Herr Doctor Ladewitz nicht herkäme, wüßten wir gar nicht, daß ein Theater in der Welt iſt. Das macht auch, weil wir Vorſtädter ſind. Früher ging der Herr Doctor auch nicht zu uns her, ſondern er beſuchte das Hotel d'Angleterre, auf dem Theaterplatz, oder er ging auch wohl Abends in die ſogenannte Komödienkneipe, allein dort blieb er weg — aus Urſachen —

— Urſachen?

— Ja, man ſpricht nicht gern davon. Der Wirth wollte nicht länger aufſchreiben. Unſer Herr weiß das nun zwar, allein er wollte doch den Doctor nicht abweiſen, weil er Kunden in's Haus zieht, und eine Weile kann er nun ſchon hier auf Kreide leben. Doch, da kommt er eben über die Straße — was mag er ſchon Heute ſo früh wollen? — Hier iſt er ſchon. Nun werden Sie gleich alle nur erdenklichen Aufſchlüſſe erhalten können über's Theater. Ergebenſter Diener!

Der Doctor trat ein. Er trug eine Brille auf der ſtark gebogenen Naſe und einen ſehr weiten Paletot, der ihm offenbar zu lang war, welches daher kam, daß er ihn aus einem Magazin fertiger Kleider auf Kredit mitgenommen hatte.

— George! rief er, ich werde heute nicht hier eſſen — ausgebeten! —

— Sehr wohl, Herr Doctor! — jetzt, Herr Hauptkaſſenreviſor, können Sie mit ihm ſprechen, wenn Sie wollen: das ſind der Herr Doctor Ladewitz — ſprach George und verließ das Zimmer.

Der Hauptkaſſenreviſor ſtand auf und näherte ſich dem Doctor mit ceremoniöſer Höflichkeit.

— Wollten Sie wohl erlauben, mein hochverehrteſter Herr Doctor, daß ein ſchwacher Verehrer der Bühne ſich ihrem größeſten Kenner zu nahen wagt? — fing er an.

Ladewitz maß den Sprechenden von Oben bis unten und warf dann ganz nachläßig hin:

— 'ſchamſter Diener!

— Die Kunde von Ihren hohen Verdienſten iſt bereits überall hingedrungen: wir wiſſen, wie gütig

Sie die aufkeimende Talente unterſtützen, welchen Werth Ihr belehrender Umgang für junge Künſtler hat, und Sie geſtatten es daher, daß ein beſorgter Vater ſich Ihnen mit der angelegentlichen Bitte naht, auch ſeinem Sohne ein treuer Mentor ſeyn zu wollen.

Ladewitz, dem dieſe Anrede gefiel, und der daraus auf eine neue Mine ſchloß, die er ausbeuten könnte, erwiederte mit huldvollem Lächeln:

— Brav! brav! würdiger Mann; doch, wer ſind Sie? Mit wem hab' ich die Ehre?

— Bin der penſionirte Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim aus Pogenwinkel und bin hieher gereist mit einigen Freunden, Alle Theaterfreunde wie ich, um zu ſehen, welche Figur mein Junge auf dem Hoftheater ſpielt, wo er ſich hat engagiren laſſen.

— So, ſo! ſprach Ladewitz — aber wie heißt Ihr Sohn?

— Nun, nicht anders als ſein Vater und da der Mindelsheim heißt, ſo iſt dieß auch ſein Name.

— Mindelsheim? So heißt Niemand bei unſerem Hoftheater —

— Nicht möglich?

— Wie ich Ihnen ſage —

— Aber er reiste doch hieher, um ſich anſtellen zu laſſen —

— Ja, bedenken Sie, mein Herr, daß das nicht ſo leicht iſt —

Nicht leicht für einen Jeden; zugegeben! aber mein Sohn hatte die nöthigen Vorkenntniſſe; er wußte viele ſchöne Rollen auswendig — mit einem Worte, er war unſer beſter Schauſpieler — nämlich auf unſerm Liebhaber-Theater —

— So —

Ladewitz ſetzte den Hut auf und ließ den alten Schwätzer ſtehen.

— Aber können Sie mir denn nicht ſagen, ob ein Anfänger vor Kurzem hier debutirt hat?

— Kein Einziger. Doch halt! Sollte vielleicht Alfred —

— Richtig, Alfred! So heißt mein Junge.

— Alfred! ja — das iſt ein vortrefflicher junger Menſch, ſagte jetzt Ladewitz mit liſtigem Blicke, der iſt engagirt, hat aber noch nicht geſpielt. Heute Mittag iſt ein Diner ihm zu Ehren bei Herrn Hoftheaterregiſſeur Leinweber. Große Geſellſchaft! Alles, was Literatur und Kunſt Schönes und Ausgezeichnetes in unſerer Reſidenz umfaßt, wird dort vereinigt ſeyn. Auch ich habe die Ehre, mit dem Herrn Sohn dort zu ſpeiſen. Wie ich Ihnen ſage: Alfred iſt der Mann des Tages Alle Welt iſt darauf geſpannt, ihn auftreten zu ſehen. Man erzählt ſich Wunderdinge. Der Herr Intendant beſchützt ihn ſichtlich und Herr Leinweber kann ohne ihn nicht leben. Was fehlte ihm dann wohl noch, um ſein Glück zu machen? Uebrigens, Papachen wird es nicht ſchief nehmen, die Frauenwelt ſtellt ihm nach, ein homme à bonnes fortunes, wie mir noch Keiner vorgekommen iſt —

— George! George! noch ein Glas! — ſchrie der glückliche Vater einige Male, als aber der Junge nicht kam, goß er ſchnell etwas Rheinwein in ſein eigenes Glas, ſchwenkte es damit aus, ſchenkte es dann voll und präſentirte es dem Doctor, der es mit einer Verbeugung empfing und auf einen Zug leerte.

— Was Sie mir da ſagen, überſteigt meine kühnſten Erwartungen, ſprach der Hauptkaſſenreviſor. Nichts kommt dem Glücke gleich, Freude an ſeinen Kindern zu erleben. Allein in gleichem Maaße überfällt mich Sorge, ob es ihm auch gelingen werde, dieſer von ihm vorgefaßten Meinung zu entſprechen.

— Seyn Sie außer Zweifel darüber, würdiger Vater! ſagte der Doctor mit ſelbſtgefälligem Lächeln — die Kritik wird ihn tragen — mein Blatt iſt ganz für ihn.

Hier trat ein Fremder ins Zimmer, den Ladewitz nicht kannte, aber der Hauptkaſſenreviſor eilte ihm entgegen:

— Wärſt Du nur eine Minute früher gekommen, da hätteſt Du's hören können, was mein Alfred für Glück macht. Hier, der Herr Doctor Ladewitz — den ich Dir vorſtelle — hatte die Güte — der Herr Oberlieutenant Krauthöfer, gleichfalls aus Pogenwinkel —

— Sehr erfreut! ſagte dieſer kurz, indem er des Doctors Compliment kalt erwiederte. Weiß bereits von dem Glücke, wünſchte aber, daß alle tauſend Donnerwetter drein führen —

— Nun, nun, was gibt's denn? Warum fluchſt Du ſo garſtig? fragte der Reviſor.

Des Oberlieutenants Laune war nicht geneigt ſich in lange Erklärungen einzulaſſen. Er machte es am kürzeſten und ſchwieg. Auch er hatte ſich ſeinen Mitbürgern angeſchloſſen, um in der Reſidenz ſelbſt nach ſeinem Sohne zu forſchen, da alle Bemühungen, eine Spur von ihm aufzufinden, bis jetzt vergeblich waren. Er war nicht ſo glücklich geweſen, wie der Hauptkaſſenreviſor, der ſogleich auf die erſte Anfrage ſo erfreuliche Kunde erhielt. Aber Alfred war auch auf der mit Vorwiſſen und Genehmigung ſeines Vaters, erwählten Laufbahn und bis auf das ganz Gewöhnliche, daß er ſeinen Familiennamen verſchwieg, war nicht das Geringſte, was hier auf ein Geheimniß hindeutete. Hatte er doch ſogar ſeinen wirklichen Taufnamen beibehalten, und für ſeine Künſtlerlaufbahn adoptirt.

— Ich wünſchte, daß alle Theater beim Satan in der Hölle wären! brummte Krauthöfer, und ſetzte ſich ſeitwärts nieder, den beiden Anderen den Rücken kehrend.

— Was iſt's mit dem Manne? fragte Ladewitz leiſe den ſanften Hauptkaſſenreviſor.

— Sehen Sie, erwiederte dieſer, es iſt eine ſehr einfache Geſchichte. Auch ſein Sohn hatte Luſt zum Theater zu gehen, aber der Vater wollte das nicht zugeben, und da iſt ihm der Junge davon gegangen in die weite Welt, ohne daß man bis Heute erfahren konnte, wohin. Schlimm iſt es nur, daß der junge Menſch eigentlich kein Talent hat —

Er hatte geglaubt, daß der Oberlieutenant, mit andern Gedanken beſchäftigt, auf das, was er dem fremden Doctor erzählte, nicht hinhorchen würde, und war daher gegen den Schluß ſeiner Mittheilung etwas lauter geworden, allein ihn gewaltig übertönend, erſchallte jetzt des Oberlieutenants Stimme:

— Das zum Henker! Das darfſt Du nicht ſagen. Talent hat mein Sohn und mehr wie der Deinige und mehr als Ihr Alle. Ach, mein Gott, verſtehe ich denn nicht mehr davon, wie Du? ich wollte, ich verſtände nichts davon, dieſe Kenntniß iſt mir theuer genug zu ſtehen gekommen.

Er ſchien nach dieſem kurzen Ausbruche wieder beſänftigt und wendete ſich weg von dem alten Mindelsheim, der jetzt, um ſeinen Freund zu beſänftigen, halblaut, doch verſtändlich, zu Ladewitz ſagte:

— I ja, er hat Talent, aber nur zum Komiker. Sehen Sie, er konnte Geſichter ſchneiden und nachmachen — Alle und Jeden. Niemand war vor ihm ſicher und Sie — zum Beiſpiel, Herr Doctor, wie Sie da vor mir ſtehen, ſie auch würde er leibhaftig auf's Theater bringen, und kein Jota ſollte daran fehlen. Iſt das nicht Talent? — Ich ſollte doch meinen —

Der würdige Mann, der den Kummer ſeines Freundes ehrte und deſſen Zorn mit dieſer Rede zu beſchwichtigen geſucht hatte, hoffte von Ladewitz einen günſtigen Ausſpruch zu erhalten, der zugleich einen lindernden Balſam für Krauthöfers Wunde hätte abgeben können, allein Ladewitz ſprach finſter:

— Ein Talent? Ein beneidenswerthes ſicher nicht! Es iſt Aeſſerei! So Etwas bringt denen, die es üben, oft Verdruß, manchmal ſogar Prügel zu Wege. Im kleinen Kreiſe, unter Freunden mag ſo etwas beluſtigen, auch ſeinen ſonſtigen Werth haben, ſich an dieſem oder jenem durch die Verſpottung ſeines Weſens zu rächen. Ich wollte es aber keinem Schauſpieler rathen, einen lebenden, unbeſcholtenen Menſchen auf die Bühne zu bringen. Wahrhaftig, er käme ſchlecht weg, meine Feder zerriſſe ihn! — Adieu, meine Herren, freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Mit dieſen Worten war er zur Thür hinaus, ohne die nach ſeiner Meinung ſo einfältigen Kleinſtädter eines Blickes weiter zu würdigen.

— Da ſiehſt Du's nun! ſprach der Hauptkaſſenreviſor.

— Was ſeh' ich? rief Krauthöfer — was? was geht mich der Narr an? Wer war der Narr?

— Es iſt der Doctor Ladewitz, der die Recenſionen ſchreiben ſoll, wie mir der Kellner ſagte und der dieſen Mittag bei der Geſellſchaft iſt, die der Hoftheaterregiſſeur, der berühmte Leinweber, meinem Sohne zu Ehren, bei ſich verſammelt hat. Ich ſage Dir, mir ſchwindelt der Kopf, wenn ich mir das denke! Dieſe Carrière hätte ich mir nicht vorgeſtellt —

— Carrière nennſt Du das? Aber er hat ja noch nicht einmal geſpielt —

— Wenn ſie nicht das große Talent in ihm entdeckt hätten, — wenn ſie nicht Alle ſeiner Sache gewiß wären —

— Glaube, was Du willſt, ſanguiniſcher Thor! Ich wünſche Dir von Herzen alles Gute.

Hier erhob ſich der Oberlieutenant, weil er Caspar, ſeinen Jäger, unten ſah, und ihm Etwas auftragen wollte. Er war ſichtlich weicher geſtimmt, allein beim Hinausgehen warf er doch die Thür ſo heftig zu, daß die Fenſter klirrten.

— Der wird nicht anders, ſagte, vor Schreck zuſammenfahrend, Mindelsheim. Das viele Geld hat ſeinem Charakter dieſe Härte und Wildheit verliehen. Was hilft's ihm denn wohl, daß er weit in der Welt herumgekommen, er iſt doch nicht gefügiger, nicht abgeſchliffener geworden. Man kann ein feiner Mann werden, ohne ſeinen Geburtsort zu verlaſſen, und eine Stadt, wie Bogenwinkel, enthält der Elemente gar viele, die wohlthätig auf den Sinn und Geſchmack eines ſonſt empfänglichen Gemüths wirken. Ich möchte in keiner großen Stadt leben, es würde mich beängſtigen — ſetzte er dann mit beſcheidenem Lächeln hinzu, und mein eifrigſtes Bemühen ſoll darauf gerichtet ſeyn, meinem Alfred einzuſchärfen, doch ſtets den Sinn für das Einfache, Gemüthliche, Heimlichtraute zu bewahren — ach! nur ſo bleibt man glücklich! Ich habe mir eine Ueberraſchung ausgedacht, die dem Jungen eine rechte Freude machen ſoll. Ach, wenn der ſchlimme Krautköfer uns nur nicht Alles verdirbt, wäre er doch lieber zu Hauſe geblieben!

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war er endlich der Flaſche Meiſter geworden, an der ihm Ladewitz geholfen, und machte ſich nun auf den Weg, um in die Zimmer ſeiner Reiſegeſellſchaft zu ſteigen und ihr einen Vorſchlag zur Güte zu machen, wie es ihm in ſeiner ſanften Gemüthlichkeit zu ſagen beliebte. —

Ein Künſtlerdiner! „Alles, was Literatur und Kunſt Großes und Schönes zählt!“ ſo hatte der Doctor Ladewitz dem guten Hauptkaſſenreviſor geſagt.

Allein der große Künſtler lebte ſehr zurückgezogen. Er war ein zu tiefer Menſchenkenner, um nicht zu wiſſen, wie ſehr Scheelſucht und Mißgunſt in der Welt herrſchen und wie die Welt es liebt, „das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.“ Sein Umgang beſchränkte ſich daher nur auf ſolche Leute, die er brauchen konnte und die er ſich um jeden Preis wohlgewogen erhalten wollte. Iſt es nicht thöricht, ſich mit einem Troß von Menſchen zu umgeben, von denen man überzeugt iſt, daß ſie es nicht aufrichtig mit uns meinen, daß ſie keine Gelegenheit vorbeilaſſen, uns zu verkleinern, oder uns ſogar offenbar Böſes zuzufügen, wenn wir auch nicht die kleinſte Hoffnung hegen dürfen, ſie jemals zu unſerem Nutzen zu verwenden? Dieſem ſo natürlichen und vernünftigen Egoismus fröhnte und huldigte der große Mime auch.

Die geladene Geſellſchaft war demnach nur klein, doch gewählt. Ein wahrhaft bewährter Freund der Kunſt und großer Verehrer des Künſtlers, der Erſte der Geladenen, war jener treffliche Mann, der den ingeniöſen Gedanken gehabt hatte, eine profane Speiſe, wie den ſogenannten Speckpfannkuchen, zu einer renommirten Schüſſel der höhern Gourmandiſe zu erheben, und Leimweber's Namen ſelbſt auf den ſich täglich neu geſtaltenden Blättchen, „Speiſezettel“ genannt, eine Art von Unſterblichkeit zu verleihen. Hier ſchwieg die Kritik oder vielmehr, ſie zerfloß im herrlichſten Lobe, während Zunge und Gaumen in Hochgenüſſen ſchwelgten. Der Mann, der dieſes Verdienſt hatte, war der Garkoch Wurſtinger, erhaben über das dumpfe Getreibe der Kabale und Intrike, vom vollſtändigſten Gleichmuthe beſeelt, dem — wie ſein Name andeutete und ſein Geſchäft bethätigte — ſo recht Alles nur Wurſt war. Dieſer Ehrenwerthe änderte ſich nie, er war Leinweber treu ergeben und blieb es.

Neben ihm war der junge Leon Aarenheim gebeten, erſter Commis in einer Modeſchnittwaarenhandlung, ein junger Menſch, der mehr hielt, als er auf den erſten Blick verſprach. Er wußte nicht viel, aber was er wußte, verſtand er an den Mann zu bringen. Er ſprach über Alles, was ihm vorkam, mit einer erſtaunenswürdigen Zuverſicht; ſeine Hartnäckigkeit ſetzte eben ſo ſehr in Verwunderung. Immer wieder und immer wieder von Neuem kam er auf denſelben Punkt zurück, von dem man ihn, gleichviel mit welchen Waffen, vertrieben hatte. Im Fragen war er unermüdlich; ſeine Wißbegierde kannte keine Grenzen. Beſonders wichtig erſchien ſeine Stellung im Theater, obgleich ſie ihm ſchon oft auf ſehr handgreifliche Weiſe ſtreitig gemacht worden war. Er nahm ſie doch ſtets von Neuem wieder ein und hielt ſich gegen alle Angriffe, ſo lange er es vermochte. Die Feder war ihm überdies nicht blos ein Inſtrument, mit dem man Rechnungen ſchreibt; auch um Gedichte und Recenſionen zu ſchreiben, wendete er ſie an und ſelbſt von einem Drama, oder von mehren, ſprach er oft, obgleich er die Caprice — von Beſcheidenheit war bei ihm die Rede nie — ſo weit trieb, keinem Menſchen eine Zeile davon zu zeigen.

Zu dieſen Beiden kam der ſchon bekannte Doctor Ladewitz hinzu, ein Mann von eiſernen Grundſätzen, der ſich beſtrebte, ſie vor dem Roſt zu ſchützen und daher keine Gelegenheit verſäumte, ſie ſich vergolden zu laſſen. Er war jetzt ein Wenig mit Leinweber geſpannt, allein ſo wie dies eben die Veranlaſſung ſeiner Einladung geworden war, ſo war es auch der Grund, daß er dieſelbe nicht ausſchlug. Zwiſchen Kritikern und Schauſpielern findet dies ſtete Auf- und Abwegen der Zu- und Abneigung mehr als bei andern Gliedern der großen Geſellſchaft ſtatt. Ein gemeines Sprichwort ſagt: „Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich," ich will es ohne alle Anſpielung hier anführen, weil es mir eben einfällt.

Dieſe drei Elemente, zu denen ſich noch Alfred als viertes geſellte, die ſich aber nicht ſo gut vertrugen und vermiſchten, wie die vier Elemente in Schiller's Punſchlied, bildeten nun das ſeltene Kleeblatt bei dem von Leinweber veranſtalteten Künſtlerdiner und wenn dies nun gleich nicht alles vereinigte, „was Literatur und Kunſt Großes und Schönes zählten," ſo durfte es doch mit vollem Rechte ein Künſtlerdiner genannt werden, da es ja im Hauſe eines Künſtlers ſtatt fand und von einem ſolchen auch gegeben wurde. Mit Ladewitz wollen wir darüber nicht rechten, daß er die Backen ein wenig zu voll nahm, denn erſtlich war es ihm zur Gewohnheit geworden und zweitens konnte er in der That nur vermuthen, da ihn Leinweber nicht davon unterrichtete, wen er bei ſich ſehen würde.

Es iſt mir jedoch nicht gleichgiltig zu Muthe, indem ich die Verſammlung hier erblicke, die ſich einſilbig nähert und von der Seite betrachtet. Wenn ich die Geladenen und ihre Verhältniſſe an meinem Gedächtniſſe vorüberſchweben laſſe, finde ich, daß ſie einander nicht eben gewogen ſind: möglich, daß die Kunſt, die Madame Leinweber in der Bereitung der Speiſen zeigt, daß das Feuer der Flaſchen, daß endlich des großen Künſtlers ſtill verſöhnender Mittelpunkt, die getrennten Theile zuſammenzieht und kittet. Es iſt die milde Gabe des Göttlichen im Künſtler, daß er Alles durchdringt und beſeelt, Verwandtes enger bindet, aber auch Feindſeliges ſich näher bringt und Getrenntes verſchmilzt.

Achtzehntes Kapitel.

— Fliegenſchnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten —

Goethe.

In Leinweber's großer Stube hatten ſich nun ſchon längſt dieſe Gäſte verſammelt; es fehlte auch weder an Speiſen noch an Getränken, um ſie flott zu bewirthen. Die alten Lieferanten des Hauſes hatten ſich traitabel gezeigt und zu den alten hatten ſich noch neue geſellt und auf dem Heerde, vor dem Madame Leinweber ſchwitzend ſtand, ſchmorten und brieten und brodelten und dampften Fleiſch und Fiſch und Sauce und Compott. Bei ſolchen Gelegenheiten liebte es ihr edler Charakter, etwas aufgehen zu laſſen und ſetzte darein eine Ehre, unbekümmert, welche Demüthigung es ihr zuziehen könnte, die Rechnungen dafür nicht gehörig zu bezahlen. Auch für den Wein war geſorgt; denn Herr Wurſtinger hatte mehres aus ſeinem gut verſehenen Keller geſpendet, dabei aber auch nicht unterlaſſen ſeinen berühmten Speckpfannkuchen à la Leinweber als Contingent zu leiſten. So war alles gehörig beſtellt, bis auf eine Kleinigkeit, um dieſe Schleuſen des Genuſſes den Gäſten zu öffnen, dies waren aber die Löffel, die noch oben bei Balder zu dem Geſchäfte des Suppeneſſens ihre Dienſte zu leiſten hatten.

Frau Griſeldis brummte einmal über das andere, bald lauter, bald leiſer vor ſich hin und es war ihr in der That nicht zu verdenken, denn ſie ſah, wie von Minute zu Minute ihre Braten ſich dunkler bräunten und zu Kohle zu werden drohten und hörte, wie der Beſtand der Saucen und Brühen immer mehr einbruſſelte und ſich verringerte. Es war ein hoffnungsloſer Zuſtand und neben dem Schickſal eines Vorleſers, der ſeine Zuhörer nach und nach einſchlafen ſieht und nun ſuchen muß, ſie durch verſtärkte Anſtrengung der Stimme wach zu erhalten, iſt es wohl das einer Köchin, die mit ihren Speiſen fertig iſt und nun, auf den Anfang der Tafel wartend, genöthigt iſt, um ihre Kraftbrühen vor dem Verbrennen zu ſchützen, ſie mit Waſſer zu verdünnen — das am meiſten des Troſtes bedürftig iſt. Wie ſchwer iſt es da zu tröſten!

Leinweber mußte aber doch wohl dieſes undankbare

Geſchäft im Sinne haben, wenigſtens ſteckte er den langen, dünnen Hals zur Küchenthüre herein und liſpelte dazu mit ſeiner ſüßeſten Stimme, die Zettel als Pyramus Ehre gemacht haben würde, einige Worte, aber der gerechte Zorn ſeiner Gattin erſtickte ſie ſchnell und ihn faſt mit, denn die Küchenthüre flog ſo mächtig in's Schloß, daß ſein Hals unrettbar zerquetſcht worden wäre, wenn er ihn nicht mit Blitzesſchnelle zurückgezogen haben würde. Er ließ es daher für dießmal bei dieſem einzigen Verſuche bewenden, ſich nach dem Zuſtande der Dinge zu erkundigen und ohne eine Sylbe des Verwurfs wollte er ſich ſchon zu den Gäſten begeben, als in ihm plötzlich die ganze Würde des Mannes und Künſtlers mit dem Gefühl des beleidigten Gatten erwachte und er mit dem feſten Willen umkehrte, im Angeſichte des lodernden Herdes, des von ihm ſonſt ſo hochverehrten Symbols häuslicher Glückſeligkeit, ſeinem Weibe eine derbe, ſelbſt thätliche Lection zu ertheilen, da ſprang Margareth mit den Löffeln klappernd die Stiege herunter und ertheilte ſo das Signal zum Anrichten. Was beide Gatten für einen Augenblick entzweit hatte, war nun gehoben und Leinweber erwählte den für ſeinen ſanftern und beſonnenern Charakter ſchicklichen Theil, indem er die

Beleidigung auf ſich beruhen ließ und ſich ſtill zurückzog.

— Herr Aaronheim, hier ſtelle ich Ihnen den Herrn Alfred vor, neu engagirtes Mitglied unſeres Hoftheaters — dies, mein lieber Alfred, iſt unſer Freund Aaronheim, ein Kenner der Kunſt: ſo ſprach Leimweber zu den beiden jungen Leuten, als er wieder in's Zimmer trat. Herr Alfred iſt auch Dichter, Herr Aaronheim — und Herr Aaronheim dichtet nicht minder, werther Alfred! wie freu' ich mich, Gelegenheit zu finden, zwei junge, ſtrebende Genien mit einander bekannt zu machen, von denen die Zukunft der Literatur, wie der Bühne, ſich ſo Schönes zu verſprechen hat.

Er hatte Beider Hände ergriffen und legte ſie zuſammen, dann umklammerte er dieſe zuſammengelegten Hände mit der Seinigen und ſagte mit Erhebung:

— Möge dieſem Momente Schönes entſprießen, ich erflehe es hiemit vom Himmel.

Während er dieſen feierlichen Act vornahm, war Ladewitz und Wurſtinger in ein eifriges Geſpräch über Roſſini gerathen.

Man glaube jedoch nicht, daß dieſe beiden Männer ſich hier als Anhänger oder Gegner des berühmten

Componiſten zeigten, oder daß ſie über den Werth ſeiner Opern ſtritten, oder daß ſie darüber ihre Meinung äußerten, daß er ſo lange und in der beſten Kraft ſchon verſtummte. Nein, keinesweges! Es betraf die Nachricht, die Wurſtinger in der Zeitung geleſen hatte, daß Roſſini ſich jetzt mit dem Fiſchhandel beſchäftige und da wünſchte er nun zu wiſſen, welche Art von Fiſchen dies wohl ſeyn könne und ob ein ſolcher Handel denn ſo viel abwürfe, als der Handel mit componirten Opern. Auch reizte es ſeine Neugierde, zu erfahren, ob Roſſini denn auch „auskoche,“ oder die Fiſche roh verſende. Laderitz hatte nur Vermuthungen, die ziemlich in's Blaue ausliefen, da er nicht gern eine Antwort ſchuldig blieb, wenn man ihn fragte. Er meinte, es könnten wohl Hechte und Karpfen ſeyn, vielleicht auch Aale und Schleye oder Forellen und Salme, kurz, es fehlte nicht viel, ſo hätte er den ganzen Bloch citirt, wenn er nicht unterbrochen werden wäre. So gab er denn noch die flüchtige Verſicherung, er wolle an einen ſeiner Correſpondenten in Bologna ſchreiben, wo er gar keinen hatte, und trat dann ehrerbietig zur Seite, um Frau Griſeldis vorbei zu laſſen, die mit finſterem Blicke, aber mit von Schweiß erglänzendem Geſichte und einer etwas angerußten Naſe, in vollem Ornate der Köchin an ihm vorüberſchritt, von Margareth, welche die Suppe und die Löffel trug, mit triumphirender Miene gefolgt.

Das Künſtlerdiner nahm jetzt ſeinen Anfang. Man ſetzte ſich und begann zu eſſen und die Löffel Balder's erglänzten in den Händen der Eſſenden.

— Haben Sie ſchon Etwas drucken laſſen? fragte Aaronheim ſeinen Nachbar.

— Kleinigkeiten ausgenommen, Nichts, erwiederte ſein neuer Freund.

— Man mißt Gedanken nicht nach der Elle — fiel Leinweber ein.

— Was wollen Sie damit ſagen, Herr Leinweber? fragte Aaronheim ſpitz, da er darin eine Anſpielung auf die Modeſchnittwaarenhandlung zu ſehen glaubte.

— Ich meine, erwiederte Leinweber, daß die Kleinigkeiten, von denen unſer zu beſcheidener Freund ſpricht, dennoch von großem Belange ſind. Sie werden ſie in dem Journal des Herrn Doctors geleſen haben.

— Vielleicht die Gedichte auf Sie? fragte Aaronheim. Haben Sie auch ſchon Stücke geſchrieben? —

— Eines, ſagte Alfred kleinlaut.

— Eines, das wir bald aufführen werden, fiel Leinweber wieder ein, dem es daran lag, Alfred in einem ſchönen Lichte zu zeigen — ein Werk eines Anfängers, um das ihn mancher Meiſter beneiden dürfte.

— Wie betitelt es ſich? fragte wieder der Unermüdliche.

— Tilly vor Pegenwinkel oder das Blutbad — ſagte Alfred erröthend.

— Wahrhaftig! ſchrie Aarenheim, mein Gedanke! Sehen Sie, ich trage mich mit demſelben Stoff und habe ihn auch faſt ſchon auf's Papier gebracht. Les beaux esprits und ſo weiter! Da ich aber nunmehr weiß, daß Sie ihn bearbeitet haben, will ich ihn liegen laſſen. Ich bin nicht verlegen. Ich habe noch zehn andere Stoffe, die alle ihren Batzen werth ſind. Sie ſollen mir nicht mehr ſagen, Herr Leinweber — „wo ſolche Köpfe feiern" — nächſte Woche bekommen Sie gewiß und wahrhaftig ein Stück von mir. Es wird bald fertig ſeyn. — Aber, Madame Leinweber, die Suppe lobt die Verfaſſerin! ich eſſe auf Ihre werthe Geſundheit noch einen Löffel!

Er reichte ihr mit lieblich gezierter Freundlichkeit den Teller hin, den ſie mit einem gutmüthigen Nicken des Kopfes bis an den Rand füllte. Sie ſchätzte Aaronheim, weil er ihr in ſeiner Stellung als Commis einer Modehandlung manchen Dienſt erzeigen konnte; jetzt war er überdieß der Erſte, der ihre Suppe lobte. Es war wirklich nicht fein, daß Niemand von den Gäſten daran gedacht hatte, der Wirthin ein artiges Wort darüber zu ſagen.

— Iſt es wahr, Herr Doctor, daß die Spartaner eine ſchwarze Suppe gegeſſen haben? fragte Aaronheim, zu Ladewitz gewendet.

— Ja, ſagte dieſer mit barſcher, wegwerfender Miene, ſie war aus Schuhwichſe bereitet, weßhalb man noch Heute von Einem ſagt, dem man keine ſpartaniſchen Grundſätze zutraut: „er frißt keine Schuhwichſe.

Aaronheim blickte verlegen lächelnd umher, dann fragte er wieder:

— War das 'ne Antwort? Ich frage Sie, meine Herren und Damen, ob das eine Antwort war? Aber ſagen Sie mir dennoch, Herr Doctor, woraus beſtand die ſchwarze Suppe der Spartaner?

— Das Recept dazu finden Sie im Macbeth, erwiederte der Doctor, Sie laufen Gefahr, wo man ſie bereitet — Sie und ein Ziegenbock — denn man braucht dazu Judenleber und Ziegengall' —

Aaronheim wiederholte ſeinen Blick, wie früher, und ſagte:

— Wenn ich ſage, der Herr Doctor Ladewitz iſt ein eben ſo feiner als gelehrter Mann, ſo wird die verehrte Tiſchgeſellſchaft wohl nichts dagegen haben. Nicht einmal zu wiſſen, woraus die Spartaner die ſchwarze Suppe bereitet haben! 'n Doctor! Morgen ſchlag' ich im Converſationslexicon nach — unter ſchwarz oder Suppe muß es ſtehen, ich verſichere Sie, Madame Leinweber — entweder ſteht: ſchwarz ſiehe Suppe, oder, Suppe ſiehe ſchwarz —

Frau Griſeldis lächelte huldvoll und ſagte:

— Weil Sie da eben von ſchwarz ſprechen, trägt man denn jetzt wieder ſchwarze Blonden viel?

— Oh! erwiederte Aaronheim. Die Frau Miniſterin der Finanzen hat geſtern fünfzig Ellen holen laſſen — ſchwarze Blonden, ſag' ich Ihnen, ſo ſchwarz, wie die Suppe der Spartaner, von der unſer gelehrter Herr Doctor nichts weiß. Morgen werd ich's doch wiſſen aus'm Converſationslexicon.

Ladewitz ſchien nicht darauf zu achten.

— Apropos, kennen Sie ſchon das Converſationslexicon der Gegenwart? fragte jetzt Aaronheim Alfred — im Supplementband bekomm' ich auch einen Artikel, der Herr Brockhaus hat es mir ſelbſt geſchrieben

— und in's L kommt Leinweber — Herr Leinweber, Sie können ſich auf mich verlaſſen, mein Wort iſt keine Taſche. Sie ſollen — Hoch!

Er erhob das Glas und ſtieß mit den Andern an. Ladewitz verweigerte es.

— Was iſt das? rief Aarenheim. Warum ſtoßen Sie nicht an, wenn es gilt des großen Leinweber's Geſundheit?

— Weil ich nicht will — ſagte der Doctor.

— Der Herr Doctor verletzen etwas die Debors, ſprach lächelnd Aarenheim, deſſen freimüthige Geſchwätzigkeit und nicht zu trübende Ausdauer wahrhafte Bewunderung erregen mußte. Was macht das aber? 's thut nichts und macht nichts! Uns ſchmeckt Eſſen und Trinken und der Herr Leinweber wird doch leben, auch wenn er nicht angeſtoßen hat mit mir, der Herr Doctor.

Dann ſetzte er leiſe hinzu, indem er den Kopf zum Ohre ſeines Nachbars neigte:

— Es iſt aber wahrhaftig kein Mann für die Geſellſchaft — er ennuyirt mich, und Sie werden ſehen, ich werde noch kriegen Händel mit ihm.

Wurſtinger, der bis jetzt ordentlich zugelangt hatte, öffnete jetzt einige Knöpfe über dem Magen und rief, tief Athem holend:

— Jetzt aber keinen Biſſen mehr, ich platze!

Mit dieſem Ausrufe trat eine allgemeine Pauſe ein und die Unterhaltung beim Künſtlerdiner ſchien eine neue, abweichende Richtung erhalten zu ſollen. Wirklich bewahrheitete ſich dieſe Vermuthung. Wurſtinger war ein Mann von allerdings ausgezeichneten Fähigkeiten für ſein Fach, die ihm zunächſt Leinweber's Zuneigung erworben hatten, ſonſt aber war ſein Ideenkreis eben nicht weit zu nennen. Der Eifer, mit dem er in allen ſich darbietenden Gelegenheiten Dem oblag, was Noth that, hatte ſich auch hier an ſeines Freundes Gaſttafel bewährt: er war blos mit dem Eſſen beſchäftigt geweſen, unbekümmert um das, was ſich ſonſt in ſeiner Nähe zutrug, eifrig bemüht, ſeinen Teller zu leeren, gleichſam die Haufen aufzuarbeiten, die Madame Leinweber bemüht war, ſeinem Gebiſſe vorzulegen. Jetzt, mit dem feſten Willen, das Gewehr zu ſtrecken, that er es auch und alles Nöthigen und Bitten half nicht. „Kein Biſſen könne mehr hinunter,“ verſicherte er mit treuherziger Miene und wir dürfen dem rechtlichen Manne Glauben ſchenken, wenn wir die Glutröthe ſeines Antlitzes betrachten. Dafür aber wollte er ſich jetzt in's Geſpräch miſchen, an dem er früher nicht Theil nehmen konnte, da er zu Hauſe ſeinen eigenen Kindern ſtets einſchärfte: „es ſei unartig, mit vollem Munde zu ſprechen.“

— Alſo wieder auf Roſſini zu kommen, fing er an — und wollte eben zu ſeinem vorhin verhandelten Thema zurückkehren, als der flinke Aaronheim dem bedächtigen Manne ſogleich das Terrain abgewann und ihm in die Rede fiel:

— Glauben Sie doch das nicht — ich bitte Sie, verehrteſter Herr Wurſtinger — glauben Sie doch das nur nicht —

Verwundert ſah Wurſtinger auf ihn und fragte:

— Was ſoll ich nicht glauben?

— Daß der Meyerbeer ihn abgekauft hat — fuhr Aaronheim fort.

— Was geht denn das mich an, wer ihm die Fiſche abgekauft hat? fragte Wurſtinger.

— Fiſche? fragte Aaronheim ſeiner Seits. Ich meine, daß der Meyerbeer ihm ein Stück Geld gezahlt haben ſoll, damit er nicht mehr componire und ihm das Feld allein laſſe —

— Ach was! Lirum larum! ſprach Wurſtinger. Von Fiſchen iſt die Rede —

— Ein Mißverſtändniß alſo! rief Aaronheim, auch gut! und ſich zu Madame Leinweber wendend, da er es nicht für paſſend hielt, mit dem groben und zugleich auch ſtarken Wurſtinger anzubinden, rief er: Weiß Gott! ein delicater Fiſch! ein Hecht — ein Delphin, wie jener, der den Arion getragen. Hören Sie, Madame Leinweber, Sie ſollten einmal hebräiſche Fiſche eſſen — ein hebräiſcher Hecht iſt nicht zu verachten, meine Schweſter ſoll Ihnen das Recept geben —

Auf ſo loyale Weiſe beſtritt Aaronheim faſt nur allein die Koſten der Unterhaltung. Leinweber und Alfred verhielten ſich größtentheils ſtumm; der Erſtere mit Aufmerkſamkeit die Chancen des Geſprächs überwachend, um jede zu ernſte Wendung ſchnell abzuleiten, der Andere ſichtbar verſtimmt und mit ſeinen Gedanken weit abſchweifend. Ladewitz aß jetzt bloß und ſah nicht von ſeinem Teller auf, da er überdieß ſehr kurzſichtig war.

So ſtanden die Sachen, als das längſt erwartete Intermezzo eintrat. Balder's ſilberne Löffel mußten wieder hinauf, um ihren Dienſt an ſeiner Gaſttafel zu verſehen. Bei der Leinweber'ſchen trat eine Pauſe ein, weil eine Sauce, auf die Frau Griſeldis den ganzen Stolz einer vortrefflichen Köchin gründete, unmöglich ohne Löffel auf die Teller geſchöpft werden konnte. Nun mußte Wurſtinger's Wein herhalten: man entſiegelte einige Flaſchen und mit ihnen eine allgemeinere Converſation. Ladewitz und Wuringer ſprachen ihren Gläſern wacker zu, und die Geſichter fingen an, bläulich zu werden. Auch Aaronheim erfreute ſich des duftenden Weins; nur Leinweber erhielt ſich vollkommen nüchtern; die Trinkenden nahmen eine zu drohende Stellung gegeneinander ein, als daß er ſeine ſpähende Aufmerkſamkeit nur einen Augenblick hätte bei Seite laſſen können.

— Das Trinken befördert die Rede, während das Kauen ſie hemmt, ſprach Ladewitz, nahm ſeine Brille ab, deren Gläſer von dem Speiſendunſt getrübt waren, wiſchte ſie an der Serviette und ſetzte ſie dann wieder auf, mit herausfordernden Blicken die Tiſchgeſellſchaft ſich anſehend, gleich als ob er eben erſt ihre Anweſenheit bemerkt hätte.

— Herr Doctor Ladewitz — rief Aaronheim — wird uns jetzt auch angehören, bis jetzt war er mit Dingen außerhalb unſers Kreiſes beſchäftigt. Wahrhaftig, es hat Ihnen gut geſchmeckt — ein Compliment für Madame Leinweber.

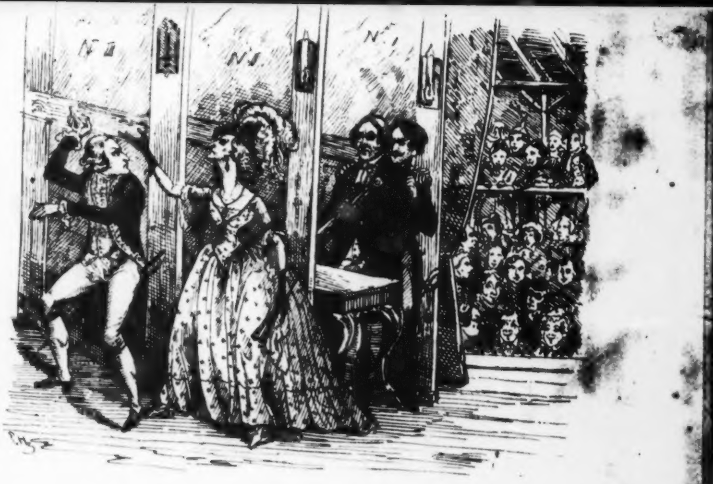
— Weß Geiſtes Kind iſt dieß? fragte Ladewitz, an die Decke blickend, als ob er ſich beſänne.

— Thut der Herr Doctor nicht, als ob er mich nicht kenne! rief Aaronheim, deſſen Munterkeit in dem Maaße ſtieg, als Ladewitz beim Trinken widerhaariger wurde. Mein Gedächtniß iſt beſſer, ich erinnere mich noch ganz gut an die ſpartaniſche Suppe —

Leinweber, der nunmehr einſah, es könne ſich die exaltirte Stimmung der beiden Tonangeber im Parterre hier auf eine für ſeinen Burgfrieden ſtörende Weiſe entleeren, ſprang, um den Unfall abzuwenden, mit ſeiner flinken Geiſtesgegenwart dazwiſchen, und rückte mit einer ſchon lange bereit gehaltenen Geſchichte heraus:

— Wiſſen Sie ſchon davon, meine Herren, was ſich ganz in unſerer Nähe zugetragen hat? fing er an. Es iſt eine drollige Piece, und wenn Sie erlauben, will ich ſie Ihnen mit wenig Worten erzählen. In Schlierſee, drei Stunden von hier, haben ſie dieſen Winter auch ein Theater. Ein umherziehender Director hatte die Conceſſion erhalten und die Geſellſchaft ſoll gar nicht übel ſeyn. Vor einigen Tagen gaben ſie Kabale und Liebe. Ein junger Menſch, noch nicht lange dabei, doch mit einigem Talente für Komik ausgeſtattet, gab den Kalb als Debüt. Die Schauſpielerin, welche die Milford gab, gehörte zu jenen alten, routinirten Primadonnen, die von ihren einſtmaligen Triumphen zehren, und auf der Bühne und unter den Collegen jene Achtung doppelt in Anſpruch nehmen, die ihnen das Publikum nicht mehr zollen will. Dieß intrikirte die Collegen. Der junge Menſch, der den Kalb gab, war ihr beſonders gram. Sie verfolgte ihn nicht nur mit den Anſprüchen, die ſie die Eitelkeit machen ließ, ſondern noch dazu mit den Ergüſſen ihrer zärtlichen Neigung, die wahrlich noch weniger auszuhalten geweſen ſeyn mögen. Jetzt kam die Scene, wo die Milford ihre Dienerſchaft verabſchiedet, das Publikum war endlich warm geworden und die berechnende Kokette hoffte nach dieſem Spiel ihren Lohn zu empfangen. Aber hören Sie, wie ſchrecklich ſich das Blatt wendete! Sie ſprach eben die Worte: „Mann des Erbarmens, ſtehſt du noch hier?“ als Kalb, ſie feſt anſtarrend, die Achſeln zuckte und einen Ton von ſich gab, der nicht zu definiren iſt, der jedoch eine ſo plötzliche Wirkung hervorbrachte, daß Alles, was vor der Bühne und auf derſelben ſich befand, ſogleich in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. Das Stück war mit dieſer Scene zu Ende; Niemand konnte, Niemand wollte weiter hören und ſehen.

Leinweber hatte abſichtlich ſehr langſam und gedehnt geſprochen, um den Gemüthern Zeit zu laſſen, in ruhige Verfaſſung zu kommen, allein das unheilvolle, gefahrdrohende Feuer Aaronheim's vereitelte ſeine ſo weiſe Bemühung mit einem einzigen, voreiligen Worte.


N° 3
N° 2
N° 1

— Abſcheulich! rief er nämlich.

— Warum abſcheulich, Herr? fragte Ladewitz.

— Die Kunſt profanirt — ſchändlich! rief Jener.

— Das alte Weib profanirte ſie zuerſt — entgegnete der Doctor.

— Wie meinen Sie das? ſchrie Aaronheim mit ſpitzer Stimme.

— Stille, um Gotteswillen, ſtille, meine Herren! fiel Leinweber begütigend dazwiſchen. Die Geſchichte iſt noch nicht aus. Die Milford ſtand einen Moment vernichtet, dann ſchoß ſie wüthende Blicke um ſich und holte aus, um dem Mann des Erbarmens eine Ohrfeige zu appliciren. Dieſer blieb natürlich nicht ſtehen und floh von einem Ende der Bühne zum andern; die Milford ihm nach, bis ſie ihn einholte. Das Publikum klatſchte und verlangte gar nicht mehr, das tragiſche Ende zu ſehen. Dieſe Auflöſung genügte ihm vollkommen. Der junge Darſteller des Kalb mußte jedoch Schlierſee verlaſſen und befindet ſich jetzt hier, um ein Engagement zu ſuchen —

Die Erzählung hatte eigentlich nur auf Alfred die rechte Wirkung gemacht. Es drängte ſich ihm ein Gedanke auf, der ihn wie eine Ahnung durchzog. Er konnte ſich keinen Grund dafür angeben, was ihn zu der Meinung leitete, Lucile könne, müſſe mit dem

Erzählten in einer nähern oder entferntern Verbindung ſtehen, obgleich er ſelbſt nicht wohl annehmen konnte, daß Lucile ſich ſo aufgeführt haben würde. Wiſſen wir denn aber, woher unſere Ahnungen entkeimen? Sind das nicht eben die richtigſten und daher wunderbarſten, die wir mit nichts Vergangenem in Verbindung zu ſetzen wiſſen und die außer aller Berechnung ſtehen? Alfred konnte den Gedanken an Lucile nun einmal nicht los werden und er fühlte ſich gleichſam zu der Frage nach dem Namen des jungen Schauſpielers gezwungen.

Leinweber wußte ihn nicht zu nennen.

— Glauben Sie ihn zu kennen, mein junger Freund? fragte er ihn.

Alfred wagte nicht, ſeine Vermuthungen hier laut werden zu laſſen. Der Vorfall ſey ihm vollkommen unbekannt — ſagte er.

— Wenn der Menſch hier zum Spiel kommt, ſagte Aaronheim, werde ich ihn auspfeifen laſſen.

— Sie? fragte höhniſch Ladewitz.

— Ja — ich — erwiederte der Andere, ſich immer mehr erhitzend — ich werde ihn ſelbſt auspfeifen. So 'n Lump, der nicht durchdrungen iſt von dem Hochgefühl der Begeiſterung und keine Achtung hat im Buſen vor dem großen Schiller!

Will das 'n Künſtler ſeyn? Pfui! 's iſt eine Schande werth.

— Warum geräth der Jüngling ſo in Feuer? fragte der Doctor höhniſch. Wenn er pfeift im Parterre, Jüngling, wird er doch geworfen werden hinaus —

— Sie werden mich nicht werfen, dafür ſtehe ich Ihnen gut, Herr Doctor! ſchrie Aaronheim empört. Es wäre etwas ganz Neues, wenn die Freibillets verwehren wollten den Abonnenten, ihre Meinung auszuſprechen. Ich ſage Ihnen, der Lump darf nicht auftreten — 's iſt eine Entweihung der Kunſt —

— Und ich ſage dem Jüngling, daß er hinaus geworfen wird — ſchrie der Andere.

— Aber, lieben Freunde! warf ſich Leinweber ins Mittel, que de bruit pour une omelette!

— So eben wird ſie gebracht — rief ſeine Gattin, als Margreth mit Wurſtingers Beitrag, der herrlichen Omelette à la Leinweber, zur Thüre hereintrat.

— Wer wird gebracht? wen bringt man? ſchnauzte Ladewitz.

Wurſtinger, der an der Scene Vergnügen fand, da der wackere Mann ja die feineren Salons der Reſidenz eben nicht zu beſuchen pflegte und daher an ihren Ton auch nicht gewöhnt ſeyn konnte, hetzte im Stillen beide Kampfhähne durch allerlei verbotene Mittel noch mehr an einander.

— Sehen Sie nur den Judenbengel! ſagte er dem Einen; — laſſen Sie ſich das nicht gefallen! zum Andern. — Ich ſtehe Ihnen bei! ſagte er endlich zu allen Beiden.

Vergebens legte Frau Griſeldis große Trümmer der ſo lieblich duftenden Speiſe auf die Teller der Gäſte; vergebens bot Leinweber ſein großes Rednertalent auf, der Sturm war nicht mehr zu beſchwichtigen, und die Gegner machten ihrem Zorn nur in einzelnen Worten Luft; um Alles zu einem furchtbaren Ausbruch zu concentriren, der nicht lange mehr ausbleiben konnte.

Alfred ſaß als ſtummer Zuſchauer dabei und empfand heimlich Ekel gegen das, was er hier ſah. Er hatte ſich das erſte Künſtlerdiner, bei dem er gegenwärtig ſeyn würde, wahrlich anders gedacht. Er war eben ein junger, unerfahrener Menſch. Künſtler und Kritiker ſind nun einmal ein „zorniges Geſchlecht“, wie der tief poetiſche Arnim ſagte. Dieſe Aeußerung Arnim's fiel Leinweber ein, und er ſegnete ſein gutes Gedächtniß, daß es ihn auf dieſen Gewitterableiter führte, wie er vermeinte.

— Der Glaube des Erfinders, fing er mit dem ganzen Aufgebot ſeiner Stimmmittel an, der Glaube des Erfinders an etwas noch Unerſchaffenes, das er zu Tage fördern, warum er ſich in den Abgrund ſtürzen und mit ganzer Seele dem Chaos ſich hingeben möchte, iſt etwas ſehr Heiliges und darum auch ſo leicht verletzlich —

Aber er predigte tauben Ohren; das Feuer der Erbitterung glimmte fort und fort, und ſo weit war er gekommen, als Ladewitz wüthend aufſprang, den armen Aaronheim, der nicht ſchweigen wollte, ergriff und ihn nach einigem, nur ſehr geringen Widerſtande, zur Thüre hinauswarf. Dieß geſchah aber ſo ſchnell, daß keine Intervention möglich war.

— Ich wollte ihm nur zeigen, daß er überall hinausgeworfen werden kann, warum nun auch nicht aus dem Parterre? ſprach er gelaſſen, aber bleich, indem er den Riegel verſchob, um das Zurückkommen ſeines Feindes zu verhindern.

— Iſt ihm ja ſchon öfter geſchehen, ſetzte Wurſtinger bedächtig hinzu. Er ſelbſt hat im Grunde nie daran gezweifelt.

Es wurde von Außen an die Thüre gerüttelt, dann geklopft.

— Meinen Hut will ich nur — Herr Leinweber, geben Sie mir meinen Hut! erſchallt Aaronheims Stimme.

Leinweber machte Miene, aufzuſtehen; Ladewitz kam ihm zuvor.

— Keinen Schritt ins Zimmer, oder ich ſtehe für nichts! ſchrie er wie toll, wo iſt der Schabesdeckel?

Er ſelbſt, Wurſtinger und Alfred trugen Kappen von verſchiedener Form, Leinweber hatte ſeinen Hut im Vorzimmer abgelegt, der neue, glänzende Hut des eleganten Aaronheim war alſo leicht gefunden. Ladewitz ergriff ihn, öffnete das Fenſter und warf ihn auf die Gaſſe, von wo ein „grober Menſch" herauf tönte, dann ward es ſtill.

— Ich weiß nicht, warum unſer Freund den Bengel nur einlädt, ſagte Wurſtinger. Er weiß ſich doch wahrhaftig nicht in ſolcher Geſellſchaft aufzuführen.

— Ich weiß es wohl, weßhalb er eingeladen wird, ſprach Ladewitz, das iſt mir aber gleich, ich nehme keine Rückſicht darauf. Ich will dem Burſchen und allen ſeines Gelichters das Handwerk wohl legen! Iſt es nicht ſchmählich, wenn ſolch ein Geſindel ſich anmaßt den Ton anzugeben? Heiliger Apollo! wozu hätten wir unſere Studien gemacht, wenn es nichts bedürfte, als eine Elle Band oder Muſſelin abſchneiden zu können, um in Sachen der Kunſt abzuurtheln? Es iſt eine Schande, daß Künſtler wie Leinweber ſolchem Treiben Vorſchub leiſten, es iſt eine Schande, daß ein Leinweber ſag' ich —

In dem Augenblicke wurde wieder ein Klopfen vernehmbar, das die Rede unterbrach, allein ſo beſcheidentlich klang, daß man nicht den wiederkehrenden Aaronheim dahinter vermuthen durfte. Der hätte, falls er Luſt gehabt haben würde, den Streit zu erneuern, ſich gewiß mit größerer Vehemenz angekündigt.

— Herein! rief Leinweber, als aber vergeblich an der Thüre gerüttelt wurde, fiel es ihm erſt ein, daß Ladewitz ſie verriegelt hatte, und er erhob ſich, um aufzumachen.

Drei Fremde traten nun mit vielen Komplimenten und den höflichſten Entſchuldigungen in das Zimmer. Alfred, der wie abweſend da geſeſſen hatte, immer an den Gegenſtand denkend, der den fatalen Auftritt eigentlich herbeiführte, da es ihm immer klarer zu werden ſchien, hier die Spur des entwichenen Lucile ſuchen zu müſſen, ſprang jetzt verwirrt und faſt beſchämt auf, denn er erkannte in den Eintretenden ſeinen Vater, nebſt dem Mauthbeamten und dem Actuar.

die ſämmtlich es für ihre Schuldigkeit hielten, dem Regiſſeur Leinweber, in dem ſie zugleich einen hohen Kunſtverwandten verehrten, ihre Aufwartung zu machen.

Alfred ſtellte die Herren ſeinem gütigen Wirthe und Freunde vor, mit denen im Geleite nun freilich ein friedlicherer und ehrbarerer Sinn und Ton eingekehrt war. Man ließ es, beſonders von der Pogenwinkler Seite, an den feinſten Complimenten nicht fehlen. Jeder Kundige und Beleſene konnte ſogleich abnehmen, daß dieſe Fremden Alberti's Complimentirbuch und deſſen Fortſetzungen gehörig und mit Nutzen durchgenommen hatten. Ihre große Höflichkeit und die ſanfte Würde, die beſonders den Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim, Alfreds Vater, auszeichnete, ſetzte aber zwei von den früher Anweſenden nur in eine noch verdrießlichere Stimmung. Beide waren nicht geneigt, Höflichkeiten auszutauſchen.

Ladewitz griff nach ſeiner Kappe und lief ohne Umſtände davon; Wurſtinger aber ſchlich ſeitwärts, drückte ſich in die Ecke eines Divans und entſchlummerte, das Geſpräch nur ruck- und ſtoßweiſe mit einem tiefen, grunzenähnlichen Schnarchen begleitend.

Leinweber war die Güte, Freundlichkeit und

Herablaſſung ſelbſt, Frau Griſeldis ſchenkte den Kaffee ein. Was die Fremden von Alfred hörten, entzückte ſie; der alte Vater ward ſo gerührt, daß ihm Thränen der Freude in die Augen traten, und als der bei ſolchen Anläſſen ſicher zielende Leinweber dieß merkte, pumpte er ſo rüſtig drauf los, daß der Hauptkaſſenreviſor am Ende das blaue Sacktuch vorhalten mußte, um ſeine tiefſte Rührung hinter einem wiederholten Schneuzen zu verbergen. Das Einzige, was den Herren nicht nach Wunſche ſchien, war, daß über Alfred's Auftreten noch nichts Beſtimmtes geſagt werden konnte, eben ſo frappirte es, daß er noch nicht aufgetreten war. Allein Leinweber wußte auch hier alle Zweifel zu heben und die Gemüther zu beruhigen.

— Wenn wir's nicht abwarten können, ſo müſſen wir die Reiſe ſchon noch einmal wagen — ſagte Mindelsheim.

— Meine Verhältniſſe werden mich fürder ohnehin öfters nach der Reſidenz führen, ſetzte der Mauthbeamte Herr Fizmeier hinzu. Er meinte damit den allgemeinen Zollverein, durch den er eine Verſetzung erhoffte, drückte ſich aber nicht deutlicher vorläufig aus, weil er engliſcher Kürze vor Allem huldigte.

Haidvogel bewunderte die Stickerei an dem Sacktuche der Frau Griſeldis und ſagte ſonſt nichts, als daß er dieſe Arbeit ein wenig verſtehe.

So endete dieſer Tag auf die angenehmſte Weiſe, deſſen Mittag ſo ſtürmiſch geweſen war.

Eine ſanfte Abendröthe thronte auf den Wolkengebirgen im Weſten, als die friedlichen Fremden Leinweber's gaſtliches Haus verließen, von ihm ſelbſt begleitet und den geliebten Alfred in ihrer Mitte. Sie kehrten nach ihrem Wirthshauſe in der Vorſtadt zurück.

Machol ſah ſie aus der Ferne.

— Wer ſind die Fremden, die dort von Leinweber's weggehen? fragte er Aaronheim, der die Zähne ſtochernd daſtand und den Laden eben ſchließen ließ.

Aaronheim ſtocherte tiefer und eifriger, warf ſich in die Bruſt und antwortete:

— Es war dieſen Mittag ein Künſtlerdiner, ich war auch eingeladen — charmante Leute! Die Leinweber kocht herrlich!

— So? fragte Machol ſpöttiſch — habt Ihr auch Suppe gehabt, womit habt Ihr ſie denn gegeſſen?

Er ging fort, ohne auf Antwort zu warten und Aaronheim ſann vergebens nach, was dieſe räthſelhafte Aeußerung Machols bedeutete. Dieſer aber dachte bei ſich, es ſieht noch nicht ſo ſchlimm aus; ſie müſſen noch mehr Löffel im Vermögen haben, als das halbe Dutzend bei mir!

Und Leinweber's Credit ſtieg um etwas bei dem theilnehmenden Freunde.

Neunzehntes Kapitel.

Ich will Euch eine Geſchichte erzählen, daß Euch die Ohren gellen und die Zähne klappern ſollen.

Schiller.

Der penſionirte Oberlieutenant Krauthöfer ſaß nachdenkend auf dem Sopha und rauchte aus einer langen Pfeife.

— Mein alter Freund iſt ein Narr — ſprach er vor ſich hin — allein ich wollte, ich hätte auch ein ſolcher Narr ſeyn dürfen, dann hätte ich doch noch meinen Sohn. Ja, wenn nur die Erinnerung nicht wäre.

In dem Augenblick, als er ſo vor ſich hinſprach, trat das Original Caspar zu ihm in's Zimmer, Caspar, der pfiffigſte Bauerburſche weit und breit, der jetzt die Ehre hatte, dem alten Herrn Oberlieutenant als Jäger und Factotum zu dienen und ihn in ſothaner Eigenſchaft auch auf dieſer Reiſe begleitet hatte.

Mit einer ſo liſtigen Miene, als es ſeinem breiten Geſichte nur möglich war, flüſterte er ſeinem Herrn die Worte zu:

— Gnädiger Herr, er iſt da —

— Der Schneider? fragte der Oberlieutenant, der alljährlich einmal die Hauptſtadt zu beſuchen pflegte, um ſich einen neuen Militärüberrock bei dem Regimentsſchneider anfertigen zu laſſen — laſſe ihn hereinkommen.

Caspar ließ ſeinen Herrn ruhig ausſprechen und wartete dann noch ein Weilchen, um ſeinen Knalleffect gehörig vorzubereiten, dann brach er los:

— Der verlorene Sohn iſt da, gnädiger Herr!

— Was für ein verlorener Sohn, treibſt Du Deinen Spott mit mir?

— Davor ſoll mich der Himmel bewahren! Nein, der gnädige Junker iſt hier — hier in der Stadt — ich habe ihn mit meinen eigenen Augen geſehen — ich habe ihn geſprochen —

— Geſprochen? Junge, wenn Du mir was vorlügſt — aber — geſprochen! das iſt etwas Anderes. Nun, ſo berichte ſchnell, Burſche, was haſt Du denn mit ihm geſprochen?

— Ich habe geſagt — aber nein! ich will Alles ordentlich und in der Reihe erzählen. Alſo —

Ich ſtehe neulich einmal unten im Hofe und ſtriegle die Pferde — ich pflegte gewöhnlich dabei irgend ein Lieblingsliedchen zu pfeifen — Huſaren, friſchen Muth, das braune Bier ſchmeckt gut —

— Nur weiter, nur weiter!

— Ja, gnädiger Herr, in der Reihe muß ich bleiben, damit ich nichts auslaſſe. Wie ich nun ſo ſtehe und ſtriegle und pfeife und pfeife und ſtriegle — der Bläſſ' muß heute zum Schmied, weiß der Teufel was ihm iſt — na! da hör' ich im Hof, keine drei Schritte von mir, ſprechen. Im ſelbigen Augenblick hör' ich aber auf zu pfeifen und zu ſtriegeln und horche. Mein Sir! denk' ich, die Stimm' iſt dir wohl bekannt, Caſpar! Die haſt ſchonſt'wo gehört. Ich kann ſie aber nicht gleich recht hinbringen, wo ſie hinſoll — da blick' ich hin und ſeh —

— Nun — und ſiehſt?

— Mein Sir, den jungen, gnädigen Herrn, wie er leibt und lebt, nur 'was größer war er geworden und 'was bläſſer hat er ausgeſehen, gerade, als wenn er älter geworden wäre und Kummer gehabt hätte —

— Nicht möglich! Alſo er war es ſelbſt? Doch weiter — weiter — was thateſt Du?

— Ich ließ Bläſſen Bläſſ' ſeyn, zog die Kappe herunter und näherte mich ihm. „Ei, junger, gnädiger Herr, ſprach ich, das iſt ja curios, daß Sie hier ſeyn thun, während wir Sie über alle Berge glaubten.“ Da fuhr er ordentlich zuſammen und wurde noch bläſſer, als er ſchon war, dann beſann er ſich aber und machte ein ſchiefes Geſicht —

— Ein ſchiefes Geſicht?

— Ein ſchiefes Geſicht, wie ich ſage. Er verzog den Mund, huſtete ein Paarmal und ſprach mit einer ganz andern Stimme, als die war, die ich früher an ihm gehört hatte: „Was will er, luſtiger Burſche, ich laſſe mich nicht zum Beſten haben.“ — Davon iſt ja gar nicht die Rede, ſprach ich, aber der junge, gnädige Herr wollen mich zum Beſten haben. Sie ſind einmal, der Sie ſind, das laſſe ich mir nicht ausreden und Sie mögen noch ſo komiſche Geſichter ſchneiden und ſich verſtellen und huſten, wir wiſſen ja ſchon lange, daß Sie ſo etwas recht gut können. Aber vor mir dürfen Sie ſich nicht fürchten, ich verrathe Sie nicht, ich diene jetzt nicht mehr beim Herrn Papa, ich hab's bei dem Alten nicht mehr aushalten können, weil er mit den Jahren immer wunderlicher geworden iſt —

— Das haſt Du von mir geſagt, Burſche?

— Ja wohl, um ihn ſicher zu machen, damit er ſich mir zu erkennen gebe —

— Wie der Burſche ſo pfiffig iſt und ſo arg lügen kann —

— Nordlinger, Euere Gnaden, die ſind erlaubt

Alſo ſehr wunderlich wurde dein früherer Herr? frug er darauf, aber immer noch mit dem ſchiefen Geſichte —

— Mit dem ſchiefen Geſichte? der verdammte Junge —, was hatte er denn darunter?

— Je nun, er wollte ſich mir nicht gleich zu erkennen geben — aber ich fing ihn doch. Hören Sie nur ruhig weiter. — Ja wunderlich wurd' er, fuhr ich fort, ſehr wunderlich! am Ende artete die Wunderlichkeit faſt in Verrücktheit aus, und das Alles, weil Sie ihm auf- und davongegangen waren! — Wie ich dieſe Worte geſagt hatte, da ſah' ich deutlich, daß er ſich wegwandte und ſich die Augen wiſchte, aber ich that, als merkte ich's nicht; darauf war aber gleich wieder das vertrakte, ſchiefe Geſicht da und er ſprach: Ich bin ein engliſcher Graf auf Reiſen, mein lieber Freund, und ich freue mich, daß die Aehnlichkeit, die er an mir entdeckt haben will, ihn irregeleitet hat, denn ich liebe ſolche Offenbarungen, wie er ſie mir machen kann. Das iſt der eigentliche Zweck meiner Reiſe. Ich beſchäftige mich damit, die Verrückten zu heilen und wenn er mir von ſeinem alten Herrn recht viel erzählen will, namentlich aus ſeiner früheren Geſchichte, die ſeinen jetzigen Zuſtand zuwege gebracht hat, ſo will ich ihm ſehr dankbar ſeyn. Das iſt nöthig, wenn der Alte geheilt werden ſoll und daß ich ihn heile, iſt gewiß. Ich nehme mir vor, nach der Beendigung meiner hieſigen Geſchäfte ſogleich zu ihm hinzureiſen.

— Und was thatſt du nun, Spitzbube?

— Ich bediente ihn ordentlich, und nachdem ich die Pferde verſorgt hatte, ließ ich mich von ihm auf ſein Zimmer führen, das er weit von unſerem Wirthshauſe bewohnt und das für einen engliſchen Grafen ziemlich unmanierlich ausſah. Das Licht, das er anzündete, ſteckte er in eine grüne Bouteille, er hatte nur einen Stuhl, auf den er ſich ſetzte, mir deutete er mit der Hand, daß ich mich auf einen kleinen Koffer ſetzen ſollte. Aber einen guten Wein ſetzte er mir vor, das muß wahr ſeyn. Er ſagte, er liebe, ſo einfach als möglich zu reiſen; er habe alle ſeine Diener zu Hauſe gelaſſen, weil ſie ihm nur Aerger und Verdruß bereiteten: nur von ſeinem Weinkeller könne er ſich nicht trennen und ſein Hausintendant müſſe ihm jeden Monat hundert Flaſchen aus England nachſenden, wo er ſich auch befinden möge —

— Lüg' Du und der Teufel! Doch was geſchah nun weiter? — Und das Alles ſagte er immer noch mit dem verzogenen Geſicht?

— Ein Geſicht, ſag' ich Ihnen, gnädiger Herr.

um vor Angſt davon zu laufen, allein ich kannte ihn doch. Denn ſehen Euer Gnaden, erſtlich waren's die Augen, die er nicht verſtellen konnte, dann hat der junge, gnädige Herr auf der rechten Seite einen Zahn, der etwas vorſteht, weil er über einen andern gewachſen iſt, das waren nun meine untrüglichen Merkmale. Ich that aber natürlich ſo, als ob ich nichts merkte und mich von ihm redlich anſchmieren laſſen wollte. Dabei aber verlangte er immer mehr von meinem alten, verrückten Herrn zu erfahren und da der Wein gut war, und er, nachdem wir die erſte Flaſche ausgeſtochen hatten, eine zweite auf den Tiſch ſtellte und wieder einzuſchenken begann, da dachte ich: Du kannſt noch weit fahren, wenn Du ſo ſchmierſt, und ließ es am Erzählen nicht fehlen —

— Na und was that er denn? Erzählteſt Du recht tolles Zeug von Deinem Alten?

— Ich erzählte, was mir in den Mund kam und ich muß geſtehen, daß mich der Wein dabei ordentlich unterſtützte. Um endlich einmal auf den Buſch zu klopfen, fing ich an, vom Theater zu ſprechen und ſagte, daß Sie in einem fort Komödie ſpielen wollten und ſich für einen großen Schauſpieler hielten und das käme wohl daher, weil Sie durch das Theater Ihren Sohn verloren hätten —

— Nun, und was ſagte er da?

— Er wollte wiſſen, wie das zugegangen wäre: und nun denken Sie ſich mal, gnädiger Herr, die Falſchheit an, nun ließ er ſich ſeine eigene Geſchichte vorerzählen und hörte zu, als ob ſie ihm 'was ganz Neues wäre —

— Am Ende iſt's doch wohl ein engliſcher Graf und das ſchiefe Geſicht und der doppelte Zahn haben Dich irre geführt. Ich habe Engländer mit ſchiefen Geſichtern genug geſehen und doppelte Zähne mögen einige von ihnen auch wohl haben. Wenigſtens wäre es nicht eben unmöglich.

— Wie Sie nur ſprechen! Hören Sie doch nur bis zu Ende — er hat's ja ſelbſt geſtanden —

— So mach' denn raſch vorwärts! —

— Der Wahnſinn von Euer Gnaden, den ich ihm ſehr ſchön ſchilderte, machte den größten Eindruck auf ihn; das konnte ich wohl wahrnehmen. Da wandte er ſich mehrmals weg und wenn er ſich wieder zu mir herwandte, da waren ſeine ſchönen Augen immer feucht. — Hört einmal, guter Freund! fing er endlich an, Ihr gefallt mir, und wenn ich's nicht verſchworen hätte, jemals mit Bedienten zu reiſen, ſo würde ich Euch ſogleich in meine Dienſte nehmen. Doch ſteht Euch dies Glück bevor, ſobald ich nach

England zurückkomme. Ich werde an Euch ſchreiben und Euch mit dem nöthigen Reiſegeld verſehen, damit Ihr zu mir ſtoßen könnt. Ihr ſollt mein erſter Kammerdiener werden. Einſtweilen könntet Ihr mir aber einen Dienſt leiſten. Ich bin incognito hier und habe mich verliebt. Wenn ich mich in meinen Staat werfen wollte und alle Orden umhängen, die ich beſitze, ſo wäre es ein Leichtes, meine Geliebte zu beſiegen. So einhunderttauſend Pfund könnte ich ihr auch an den Hals werfen und dann nähme ſie mich ſchon obenein. — Das wäre mir eine ſchöne Liebe, ſo 'n hunderttauſend Pfund an den Hals! ſprach ich.

— Hat er das wirklich ſo geſagt?

— Ich ſetze keine Sylbe zu, Euer Gnaden!

— Der verfluchte Junge!

— Aber ich will um mich ſelbſt geliebt ſeyn, und das iſt nicht ſo leicht und ſetzt mich ein wenig in Verzweiflung, fuhr er fort. Mein Ausſehen wäre nicht übel, ſetzte er hinzu, indem er ein wahrhaft gräuliches Geſicht ſchnitt, wenn ich nicht ſo unglücklich wäre, von der Natur einen etwas ſchiefen Mund zu haben, der hauptſächlich von dieſem großen Zahne herrührt, der über einen andern gewachſen iſt. Könnte ich mich entſchließen, dieſen Zahn herauszuziehen zu laſſen, ſo wäre ich der ſchönſte Menſch von der Welt, denn mir fehlt nichts dazu. Allein dieſer Zahn iſt mein Wappen gleichſam, ein Jeder aus meiner Familie bringt dieſen Zahn mit auf die Welt und muß ihn mit in's Grab nehmen, denn er iſt unverwüſtlich. — Ich mußte bei dieſer Geſchichte innerlich lachen, da ich ja wohl merkte, wo er hinzielte. Er dachte, da er mich vielleicht an dem Zahn erkannt, ſo will ich abſichtlich ſo unbefangen davon ſprechen und ihn gleichſam zur Schau tragen, ſtatt ihn zu verbergen, was den Verdacht nur vergrößern würde. — Nun habe ich da ein Billetchen an meine Geliebte geſchrieben, lieber Freund, und das ſoll Er hintragen. Von dieſem Billetchen hängt mein Glück ab, mein Leben! dies ſagte er noch und ſteckte mir das Briefchen in die Hand, aber ſeine Stimme ſchien wirklich dabei bewegt und zitterte ordentlich, daß mir ganz wehe um's Herz ward, da ich ja wohl wußte, wen ich vor mir hatte und daß es nicht der engliſche Graf mit dem ſchiefen Geſichte wirklich war, der vor mir ſaß und ſo beweglich ſprach. Ich blickte ihn jetzt eine gute Weile an und ſchüttelte bedenklich den Kopf, und dies that ich ſo lange, bis daß er mich fragte, was ich damit ſagen wollte? Sehen Sie, mein lieber, gnädiger, junger Herr, hub ich hierauf an, ich will Ihnen alle Ihre Liebesbillete beſtellen und für Sie durch's Feuer gehen, wenn Sie nur das verfluchte ſchiefe Maul ſeyn laſſen wollten und ſich mir ſo zeigten, wie Sie eigentlich ausſehen und wie ich Sie vorhin im Hofe ſah, wie ich den Bläſſen ſtriegelte und das Lied dazu pfiff, vom „Braunen Bier ſchmeckt gut.“ Er that ſo, als verſtünde er nicht recht und fragte: Braun Bier ſchmeckt Dir beſſer, als dieſer Wein? Ich aber bat ihn gar herzbrechend, er ſolle ſich nicht verſtellen, aber es half Alles nichts, es blieb beim ſchiefen Mund und beim engliſchen Grafen. Um nun ſein Zutrauen nicht zu verſcherzen und doch wenigſtens ganz hinter ſeine Schliche zu kommen, ſtellte ich mich am Ende pfiffig ſo an, als glaubte ich nun wirklich Alles, was er ſagte und um ihn recht ſicher zu machen, bat ich recht ſehr um Verzeihung, daß ich ihn für einen Andern hätte halten können, daß dieß aber daher käme, weil unſer junger, gnädiger Herr weggelaufen ſey und der arme, alte Herr deßhalb von Sinnen gekommen wäre. Darauf nahm ich das Billetchen und fragte ihn, wo ich es abgeben ſollte. Ach! ſprach er, liebſter Freund, zu dem Engel trage es hin, der mich erhören wird oder um's Leben bringt —

— Ein ſchöner Engel das! —

— Wo wohnt denn der Engel? Er nannte mir die Straße und den Namen, es klang, wie Violen, ſo faſt, wie Zankviolen — ich weiß jetzt ſelbſt nicht mehr recht, aber das Haus hab' ich mir gemerkt und kann jeden Augenblick wieder hinfinden.

— Wo iſt es? Hut und Stock — ich will hin —

— Nur nicht ſo ungeduldig, gnädiger Herr warten Sie nur erſt bis zu Ende —

— Was kannſt Du mir noch zu ſagen haben?

— Viel — viel! aber doch nicht mehr, als die Hauptſache. Nachdem ich das Billetchen dem Frauenzimmer hineingeſchickt hatte, guckte ich durch das große Treppenfenſter auf die Straße hinunter — und was ſeh' ich da? den Herrn engliſchen Grafen in eigener Perſon, aber nicht mehr mit dem ſchiefen Geſichte, ſondern ihn ſelbſt wieder, den Herrn Sohn, nicht zu verkennen. Ich ſtürze die Treppe hinab und ſuche ihm von hinten beizukommen. Es gelingt mir: ich überraſche ihn. Wie er mich ſieht, will er ſich wieder in die Poſitur ſetzen, allein ich rufe gleich: Nichts da! Sie ſind's — nun iſt keine Zeit mehr, ſchiefe Geſichter zu ſchneiden! Welch ein Glück, daß wir Sie wieder gefunden haben! wie wird ſich der alte Herr freuen. Jetzt gab's keinen Ausweg mehr, er mußte beichten —

— Na wart, Junge! ich will dich abſolviren —

— Ach Gott! guter Caſpar —

— Guter Caſpar — ſagte er?

— Ja, nu kannte er mich ſchon. Guter Caſpar, ich bin's — aber kein Menſch darf mich hier kennen. Wenn Du mich verräthſt, nur eine Silbe meinem Vater vertrauſt, Caſpar! Siehſt Du, Caſpar — ſo! — er machte ein grimmiges Geſicht, dann fuhr er fort: Dies hier iſt der Abgott meines Lebens, denn wenn ich hier nicht ankommen kann, ſo muß ich ſterben —

— Was das für dummer Schnickſchnack iſt —

— Ich bin ein Schauſpieler und heiße jetzt Pucks —

— Was? meinen ehrlichen Namen verleugnen? Pucks! Pucks! o mein ehrlicher Name!

— Hören Sie nur weiter, gnädiger Herr! Doch bin ich weder Pucks, noch Schauſpieler, noch ſonſt etwas — Hier bin ich nur verliebt, Caſpar, verliebt! Weißt Du, was das heißt, Caſpar? fragte er mich hierauf ganz ernſt.

— Na und was ſagteſt Du da, Burſche?

— I halten Sie mich doch nicht für gar ſo dumm, antwortete ich ihm. Er aber ſagte: daß Du mir dieſes Billet hinaufgetragen haſt, iſt mir eine große Gefälligkeit geweſen, die ich dir vielleicht einmal vergelten werde. Erhört ſie mich, ſo ſoll es Dein Glück ſeyn: erhört ſie mich nicht, ſo ſchieß' ich mich hier todt — morgen um dieſe Stunde, auf dieſer Stelle — unter ihrem Fenſter! — Na, dahin ſoll's nicht kommen, ſprach ich. — Und nun, gnädiger Herr, beſtellte er mich um dieſelbe Stunde auf den nächſten Tag, und dann wieder auf den nächſten — und dann wieder —

— Na — und Du?

— Ich kam, wie er mich beſtellte, pünktlich, und da hab' ich immer ſo ein Billetchen hinaufgetragen —

— Spitzbube! ohne mir ein Wort zu ſagen —

— Ich hatte es ihm ja verſprochen. Endlich aber geſtern — da ward mir's doch zu bunt. Nein, wie er da ausſah, das kann ich gar nicht ſagen. Es war ein Elend! Jetzt, dacht' ich, iſt's Zeit, dem alten Herrn Alles zu ſtecken, denn ſonſt könnt' am Ende doch Ernſt d'raus werden — er könnte ſich — ja heute — könnt' er ſich wohl erſchießen, mein' ich —

— Da wollen wir ihm ſchon 'nen Querſtrich machen. Allons, Caſpar, führ' mich hin — ſogleich! Es iſt keine Zeit zu verſäumen —

— O doch, bis auf den Abend, zur geſtrigen Stunde, iſt noch ziemlich lange hin —

— Es wäre ſchlimm, wenn's nicht ſo wäre! der Junge iſt reſolut und wenn ich als Vater nicht vorbeuge, ſo könnte er einen dummen Streich begehen.

Der alte Oberlieutenant machte ein ernſtes, faſt betrübtes Geſicht, ſah dann nach der Uhr und ſagte: Vor allen Dingen, Caſpar, lauf' und frage, wer in dem Hauſe wohnt —

— J, das brauch' ich nicht erſt zu fragen, das weiß ich ſchon; ſie heißt Zankviolen —

— Mit Deinen Zankviolen —

— Wie ich Euer Gnaden ſage: Zankviolen, 's iſt die Komödiantin, aber ſie ſpricht niemals nicht, ſie tanzt man blos —

— 'ne Tänzerin gar! noch beſſer! ruf' mir den Oberkellner, Caſpar, geſchwind!

Caſpar eilte fort und war bald mit dem Oberkellner wieder zurückgekehrt.

— Ah! Zankviolen! ſagte der mit lautem Gelächter, das iſt Demoiſelle St. Viol, unſere erſte Balletttänzerin, ein ſchönes Mädchen, alle Teufel! und eine große Dame dazu. Wollen der Herr Oberlieutenant von Krauthöfer der einen Beſuch abſtatten?

— Haſt Du darnach zu fragen? Was geht's Dich an? brummte der Alte, indem er den Schlafrock abwarf und ſein beſtes Kleid aus dem Schranke nahm.

— Ich meinte nur, ſprach der Oberkellner, ob ich nicht anſpannen laſſen ſoll? Einer ſolchen Dame pflegt man nur zu Wagen einen Beſuch abzuſtatten, überdieß iſt es weit —

— Einer ſolchen Dame! Ich will der Dame ein Licht aufſtecken, daß ſie klar ſehen ſoll — Komm', Caſpar, führe mich hin —

— Mein Gott! was hat denn dein Alter? fragte der Oberkellner leiſe den Bedienten, aber dieſer gab keine Antwort darauf und folgte ſeinem Herrn ſtillſchweigend und mit ſehr wichtiger Miene.

Zwanzigſtes Kapitel.

— Für ein ſolches Weib muß man geboren ſein —

Gutzkow.

Alfred hatte Vater und Freunde verlaſſen und ſaß auf ſeinem einſamen Zimmer. Er dachte an Lucile.

— Der Glückliche! ſprach er zu ſich ſelbſt — er hat den großen Schritt ſchon gethan, den ich erſt noch zu beſiegen habe; er hat den Schaum des ſüßen Bechers ſchon gekoſtet, ſich an ihm berauſcht. Und wenn er auch fliehen mußte, wenn er auch umherſchweift, von ſeiner tollen Laune mehr, wie von ſeinem widrigen Schickſale umhergetrieben, ſo iſt er doch glücklich, glücklicher als ich! — Was habe ich davon, daß ich pomphaft meinen erſten Schritt thun kann, auf dem Gebiete der Kunſt? Was habe ich davon, daß ich ihn thun kann unter der Aegide eines großen Künſtlers, bei einem prächtigen Hoftheater, in einer wohleinſtudirten Rolle, die dankbar genug iſt, um den Anfänger zu tragen? Meine bei der Vorſtellung gegenwärtigen Freunde werden mir Beifall ſpenden, ich werde brillant angeſtellt werden, mich vielleicht bald für mein ganzes Leben außer Sorgen geſetzt ſehen, welche Befriedigung gewährt mir das Alles? Ich beneide Lucile, der ſeinen irrenden Fuß noch vielleicht zu vielen Stätten wird hintragen müſſen, ehe er am Ende auf der Wanderſchaft ſeinen unruhvollen Geiſt aufgibt, ganz unverhofft, wie unbemerkt! — Sollte ich ihn nicht darum beneiden? Sollte ich nicht darnach ſtreben mir ein ähnliches Loos zu bereiten? — Hier iſt zwar Alles ſo glänzend, eine weite Ausſicht zeigt ſich auf den erſten Blick, allein es hängt hier ſo Vieles an und neben der Kunſt, das ſich überall aufdrängt, das mitgetragen werden muß, und das doch ſo ſchwer zu überwinden iſt. — Was ſind mir jetzt wohl dieſe Darſtellungen, in denen ich ſonſt nur reine Opfer der Kunſt erblickte? Welch ein leeres Schattenſpiel der Eitelkeit und Anmaßung enthüllte ſich vor mir? Das Ernſteſte und Erhabenſte auf der Bühne wird mir jetzt zur Parodie und Lächerlichkeit, da ich das kleinliche Treiben dieſer ſogenannten Prieſter in der Nähe erſchaute. Wehe mir, welche Enttäuſchung und noch vor der Zeit! — Der Nimbus iſt verſchwunden, der hier anfänglich Perſonen und Sachen umgab; kein Name, kein geſpendeter Beifall.

kein Glanz der Coſtüme und Decorationen, nichts von Alle dem, was auf die äußern Sinne wirkt, kann mich mehr täuſchen! In zuſammengeflickten Lumpen, bei dem Qualm einiger ſchlechten Talglichter, kann mehr von ächter Kunſt angetroffen werden, als hier, in dieſen ſtolzen Räumen, die man Hoftheater benennt! Das iſt's! Ich hege nur Ahnungen, denn ich kenne das nicht, aber ich will es kennen lernen und meine Ahnungen werden ſich beſtätigen. Grauer Nebel verdeckt mir überall die Ausſicht, Lucile ſoll mich hindurchleiten: ich will ihn aufſuchen, und nicht eher ruhen, bis daß ich ihn gefunden habe. — Wie glücklich war ich doch, als ich jede nähere Bekanntſchaft mit den Schauſpielern vermied?

Er überlas das Geſchriebene, denn er hatte, was er vor ſich hinſagte, in ſein Tagebuch geſchrieben, und ſein ſonſt ſo glücklich zufriedener Sinn erſchrak jetzt ſelbſt vor ſeiner innern Verzweiflung. Er blieb einige Zeit in ſtummem Brüten ſitzen, dann griff er wieder zur Feder und fuhr fort:

— Wider Erwarten gelang und mißlang Alles! Wenn man bedenken will, daß ich, ein unbekanntes Etwas, von dem man im weiten Reiche der Kunſt noch keine Spur antreffen kann, plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, das Mitglied eines Hoftheaters wurde! Iſt das Gelingen zu nennen oder nicht? — Wenn man aber erwägt, daß der Zauber, der mich dazu erhob, nicht von mir ausging, oder ein ſo gänzlich fremdartiger Zauber war, daß ich faſt davor zurückbeben möchte — iſt das Mißlingen zu nennen oder nicht? Weiß ich doch gar nicht, welchen Kräften ich eigentlich anheim gefallen bin? Der neue Hofſchauſpieler durfte noch keine, noch ſo geringe Probe ſeines Spieltalents ablegen, aber er hat in ein ſo nichtiges Gewebe von Intriken geſchaut, es hat ſich ihm eine ſolche Maſſe von Schwächen enthüllt und neben dieſen Schwächen ein ſolches Uebergewicht von Schlechtigkeit, daß er hier doch zu Etwas gekommen iſt, was ſeiner Kunſt frommen wird: Menſchenſtudium. Aber dies Studium wird mir ſchmerzlich und erfüllt ein jugendlich warmes Gemüth mit geheimem Schauer und Beſorgniß. Ich wäre faſt entſchloſſen, Debut und Alles im Stiche zu laſſen und Lucile aufzuſuchen, um mit ihm auf ſeiner abenteuerlichen Bahn Freud und Leid zu theilen. Vielleicht erreiche ich ſo eher Beruhigung und ein Ziel — gleichviel, welches. —

So weit hatte er geſchrieben, als er die Feder weglegte und einige Male auf und ab im Zimmer ging; dann legte er ſich in's Fenſter, weil er ſeines geliebten Vaters Stimme zu vernehmen glaubte.

In der That war dieſer ehrenwerthe Mann auch an ſeinem Fenſter, welches unter demjenigen Alfred's ſich befand und rauchte, neben ihm ragte das Köpfchen des Actuars im Nachthäubchen hervor und Beide unterhielten ſich laut und deutlich in der milden, abendlichen Stille.

— Mein Alfred macht mir Freude — ſprach der alte Mindelsheim — welch ein Glück iſt es doch, wohlgerathene Kinder zu haben! Sie können das nicht wiſſen, Herr Actuar, weil Sie ja nie in dem Fall waren —

— O ich kann es mir vermöge meiner Einbildungskraft lebhaft denken — ſagte Haidvogel. Es muß ein ſchönes Gefühl ſeyn!

— Was der große Künſtler Leinweber mir mittheilte, fuhr der edle Vater fort, verſetzt mich vollkommen in Entzücken. Denken Sie, Herr Actuar, Leinweber — Hoffnungen! Der Intendant, der Herr Baron von Piſjahn, ein ſo vornehmer Mann, hat ſich von Alfred beſuchen laſſen und ſich mit ihm unterhalten! Soll das einen alten Vater nicht freuen, der kein größeres Glück kennt, als ſeinen Sohn berühmt und groß zu ſehen. Und dahin bringt es Alfred! Es wird für uns Pegenwinkeler kein kleiner Ruhm ſeyn, ihn geboren zu haben!

— Ich bin ſtolz darauf! verſetzte der Actuar. Ich ſagte es immer, in Alfred ſteckt viel, allein in dem Lucile —

— Sehen Sie — ja — beſter Freund! der Lucile iſt ein Galgenſtrick, der ſeinem Vater großen Kummer macht; aber der Alte wollte es auch nicht anders, er iſt ſelbſt ſchuld daran. Warum widerſetzte er ſich ſeinem Sohne ſo hartnäckig und zwang ihn zu deſertiren. Beim Hoftheater hätte der freilich ſich nicht fortbringen können, wie Alfred —

— Nein, ſagte Haidvogel — denn dazu fehlte ihm das Talent —

— Nicht wahr? rief Mirdelsheim — ich behaupte das auch, aber der Oberlieutenant will es nicht zugeben. Unter uns geſagt, es thut mir leid, daß ich's ſagen muß, Krauthofer gefällt mir nicht — er ſchnappt nächſtens über —

Alfred zog ſich zurück und ſprach leiſe vor ſich:

— Nein, dahin ſoll es mit dir, guter Vater, nicht kommen! ich will dir das bereiten, was du dein höchſtes Glück im Leben nennſt! — Wie kam ich auch vorhin nur zu ſolchem Ausbruche der Verzweiflung? Nein, ich will Lucile's abenteuerliche Bahn nicht einſchlagen — ich will mich nicht ohne rothen Heller in der Welt umhertreiben, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchämen müßte — nein! um mein Ziel zu erreichen, will ich die Schule der Prüfung durchmachen. Du ſollſt ſtolz auf mich ſeyn, mit vollem Rechte, edles Pegenwinkel, mich geboren zu haben, und auch du, ſanftmüthiger Haidvogel!

— Hat da nicht Jemand mir gerufen? Mir war's, als hörte ich meinen Namen! ſo ſprach der Actuar und drehte das Köpfchen in die Höhe.

Alfred war nicht mehr ſichtbar, er fühlte ſich zu weich geſtimmt, zu liebend für ſeinen Vater und ſeine Freunde und Landsleute, als daß er, ſo gleichſam über ihnen thronend, auf ſie herabſehen ſollte. Obgleich gerade in dem höhern Stockwerke ſich die Demuth kund gab, da die Zimmer des erſten Stocks theuerer und deßhalb auch vornehmer waren. Er ſetzte ſich jedoch ganz nahe zum Fenſter, das er offen ließ und es ergötzte ihn auf gemüthliche Weiſe, den etwas tiefern Ton ſeines Vaters, wie eine ferne beglückende Grundmelodie zu hören, in die ſich von Zeit zu Zeit die trockene, ſchwirrende Stimme des Actuars miſchte. Die Worte, die ſie ſprachen, wurden ihm jetzt unverſtändlich, aber er begriff die Töne.

— Es iſt Segen für mich und mein Streben, dachte er bei ſich, es ſind ihre Hoffnungen, ihr Glück!

Er ſchloß die Augen und ſchlief faſt ein, bei dem, was er hörte, von dem er nichts verſtand, und was ihm doch ſo verſtändlich ſchien. Allein er täuſchte ſich. Die beiden Freunde waren jetzt in ein anderes Gebiet der Unterhaltung gelangt; ſie ſprachen von einer neuen Art zu inventariſiren, die der Actuar erfunden haben wollte. Alfred aber ſtand auf, ging mit raſchen Schritten zu ſeinem Schreibtiſche und riß das Blatt aus dem Tagebuch aus.

— Kein Ausbruch der Verzweiflung ſoll dich beflecken — rief er — der des gehorſamen Sohnes, des gütigſten, liebvollſten Vaters unwürdig wäre!

Ganz in der alten Weiſe legte er ſich nieder; das heißt: unausſprechlich glücklich. Die trüben Erſcheinungen des Tages hatte dieſer Moment vollkommen beſiegt; er ſegnete ſein Gefühl, das Erbtheil ſeines Vaters und wahr iſt es, daß die ſogenannten Gefühlsmenſchen immerdar die Glücklichſten ſind: werden ſie leicht verletzt, ſo tröſtet und heilt ihre Ueberſchwenglichkeit wieder leicht dieſe Wunden.

Durch die Straßen aber huſchte in dieſer Dämmerung ein bleicher, junger Menſch, der vergebens Ruhe und Troſt in ſeinem Innern ſuchte, das überreich an Schätzen war, die jedoch in Schachten vergraben lagen, zu denen ihm noch die Wünſchelruthe fehlte, um ſie heben zu können. Ein wildes Wehe ſchnitt tief in ſeine Bruſt ein, und ihm zeigte ſich kein lindernder Balſam. Es war Lucile.

Er hatte in der kurzen Zeit, ſeit ſeiner Flucht aus Pogenwinkel, die wir die erſte Hedſchra benennen könnten, auf einigen kleinen Theatern Komödie geſpielt, aber nirgend eine bleibende Stätte gefunden. Jetzt war er hier, wie er anfänglich meinte, auf der Durchreiſe. Aber Hortenſe ſehen und bleiben müſſen, war der Entſchluß eines und deſſelben Augenblicks. Wie feſtgebannt ſtand er auf ſeinem Platze, als er das Mädchen zum erſten Male tanzen ſah. Welche Erinnerungen erweckte ſie in ihm? Allen Schmerz ſeines frühern Lebens, wie er meinte. Welche mächtig tobende Gefühle! Er mußte ſie ſprechen um jeden Preis, allein der ſonſt ſo kühne Lucile, der jede Schönheit mit Sturm genommen hätte, dem keine Schranke der Convenienz unüberſteiglich ſchien, hier war er blöde, bedächtig, beſonnen in ſeiner Weiſe. Er wollte die zarten Fäden nicht zerreißen, ſondern nur entwirren, die ihn hier augenſcheinlich mit einem reizenden, räthſelhaften Geſchöpfe vereinten. Die Vereinigung ſollte bleiben, inniger, beglückender für Beide werden, aber das Räthſel ſollte, mußte auch dabei enthüllt werden. Daher ſandte er die bald ſtürmiſchen, bald ſchwärmeriſchen Botſchaften, die ihm eine geheime Unterredung zu Wege bringen ſollten. Aber der arme unerfahrene Menſch hätte ſich trotz aller Beſonnenheit, die er zu Rathe zog, doch in dem Mittel vergriffen, wenn ihm nicht die Reizbarkeit der Tänzerin auf halbem Wege entgegen gekommen wäre.

Noch einmal hatte er den Verſuch gemacht, an Hortenſe zu ſchreiben, dringender, trauriger als je. Er hatte zur Drohung ſeine Zuflucht genommen, war jedoch feſt entſchloſſen, ſie nicht in Ausführung zu ſetzen. Die Anweſenheit ſeines Vaters, die ihm durch Gaspar bekannt geworden war, zwang ihn zu größerer Vorſicht. Das, was er vorhatte, mußte vor ſeinem Vater, aus den überwiegendſten Gründen, vielleicht für's Leben mit undurchdringlichen Schleiern verhüllt bleiben. Hortenſe mußte um das Geheimniß wiſſen, das er in ſich trug und zu ihrem, zu ſeinem, zu ihrer Eltern Glücke den Ort verlaſſen. Es ſtand bei ihm feſt, die Aehnlichkeit konnte nicht trügen.

Ob Lucile wahnſinnig war, läßt ſich nicht erweiſen, allein er war gewiß ſehr unglücklich: nicht deßhalb, weil er, gleich Alfred, dem Phantome des Ruhms nachjagte, oder weil er daran verzweifelte, ein großer Schauſpieler zu werden, oder ſich zu allerlei Dingen hergeben ſollte, die ihm nicht zuſagten und die doch die Klugheit auszuführen gebot; nein! er war es durch die Geburt, durch ſein ihm verliehenes Naturell, das wie ein Strom, deſſen Bette nicht regulirt wurde, bei jedem Schneefall im Gebirge, den die Frühlingsſonne geſchmolzen, anſchwillt und verheerend gute Saat und Frucht fortſchwemmt. So tobten ſeine Gefühle und was der glückliche Augenblick manchmal in ihm ſäete oder ſchon zur Frucht hatte werden laſſen, ward ſelbſt durch den Sonnenſtrahl vernichtet, der überall hin nur Segen ſpendet.

So drohete ihm auch Hortenſe's Anblick neues Verderben.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

> Wenn es nur mögle wär, 's mache wär mögle wär,
> Mein müßt Du werde, mein müßt du ſeyn!
>
> Schwäbiſches Lied.

In einem feinen Boudoir ſaßen zwei junge, hübſche Mädchen. Das eine ſchwarz, brillant, feuerſprühend; das Andere mehr empfangend und empfänglich; von lichterer Complexion nur braun zu nennen. Die Letztere war um ein Paar Jahre älter, als die Erſtere.

— Weder Muſik noch Unterhaltung will mich Heute vergnügen, ſprach die Schwarze. Der Spaziergang hat mich ermattet; ich bin keine Freundin vom Spazierengehen, da haben die Italiener recht, wenn ſie die Deutſchen Verrückte ſchelten, wegen ihrer tollen Liebhaberei, in der Sonnenhitze auf Berge zu ſteigen, um ſich Bewegung zu machen.

— Eine Perſon wie du ſollte gar nicht mehr gehen, erwiederte die Braune. Deine Füße ſind zu edlerm Gebrauche —

— Närrin!

— Wollen wir Piket ſpielen?

— Hu! Hu!

— Soll ich Dir die Karte legen?

— Ja — nein! nein! ich will nichts wiſſen —

Und mit beiden Händen entriß ſie die Karten ihrer Freundin und warf ſie in die Schublade; dann zog ſie ein kleines Billet aus dem Buſen, überblickte es flüchtig und zerknitterte es.

Die Braune ſtand auf.

— Du gehſt?

— Ich will nicht ſtören.

Die Beziehung auf das Billet mußte in dieſer Antwort empfunden werden.

— Du glaubſt? o nicht doch! aber es verſtimmt mich. Doch Du kannſt es wiſſen. Ein Engländer verfolgt mich ſeit drei Tagen mit ſeinen Zuſchriften; ſie werden immer dringender. Heute droht er mir — hier in ſeinem letzten Schreiben —

Die Freundin hatte ſogleich darnach gegriffen, aber beim erſten Blicke darauf einen furchtbaren Schrei ausgeſtoßen.

— Denke Dir, er will ſich erſchießen, unter meinem Fenſter erſchießen, wenn ich ihn nicht erhöre.

Die Freundinnen hatten nicht bemerkt, daß Juſtine, das Kammermädchen der Schwarzen, in's Zimmer getreten war. Der Schrei hatte ſie hereingelockt.

— Mein Gott! was iſt Ihnen widerfahren? fragte ſie, ihre Herrin unterbrechend.

— Was gibt's?

— Ach, Sie ſchrien ja ſo fürchterlich — ich glaubte ein Unglück —

— Es iſt nichts, Juſtine! wir bedürfen Deiner nicht.

— Wären Sie jetzt vielleicht in der Laune, einen Beſuch anzunehmen?

Erſchreckt fragte die Schwarze:

— Einen Beſuch? wer iſt's? wie ſieht er aus?

— Ei, Sie ſcheinen ja in der That Jemanden zu erwarten, ſprach das ſchelmiſche Mädchen, indem es verſchmitzt bald auf ſeine Herrin, bald auf die Freundin blickte.

— Nun? wirſt Du ſprechen?

— Es iſt ein fremder Herr draußen —

— Ein fremder Herr?! riefen hier wieder Beide.

— Ja, ein alter, fremder Herr —

— Alt, kann doch wohl der Schreiber dieſer Zeilen nicht ſeyn —

— Und wenn er es auch wäre — ſagte die Braune, ein Narr iſt er gewiß, der irgend einem Tollhauſe entſprungen iſt. Wer wird ſich Heutzutage noch aus Liebe erſchießen! Wie abgeſchmackt und altmodiſch —

— Vor allen Dingen wäre aber zu unterſuchen, meine Damen, ſprach Juſtine mit komiſchem Ernſt, ob es erlaubt iſt, daß ein Frauenzimmer ihren Geliebten auf ſolche Weiſe um's Leben bringt —

— Juſtine hat nicht Unrecht, ſagte die Braune. Du mußt ihn annehmen und anhören. Hat er Geiſt, ſo wird er uns ein Stündchen zerſtreuen und wir wollen ihn ſo lange bitten, bis er uns verſprochen haben wird, ſeine Mordgedanken aufzugeben; iſt er aber wirklich, was er zu ſeyn ſcheint, ſo mag er ſterben — es iſt dann das Beſte, was er thun kann.

— Wenn er aber ſeinen Vorſatz aufgibt und leben bleibt, und recht lange leben bleibt — und für mich? Was ſoll ich dann mit ihm anfangen? fragte mit komiſcher Aengſtlichkeit die Schwarze.

— Das wird die Zeit lehren. Wer wird ſich im Voraus mit ſo etwas incommodiren? erwiederte lachend die Freundin. Deine Beſorgniſſe verrathen wahrlich zu viel Koketterie. Laſſe ihn kommen! Betrachte ihn wie einen neuen Roman, in dem man zur Unterhaltung wohl ein Paar Seiten leſen kann; findeſt du ihn abgeſchmackt, ſo wirfſt du ihn bei Seite —

— Und wenn er mir nun gefiele und ich darin bis zum letzten Kapital leſen wollte?

— So thu's! Allah allein iſt groß und Mahomet iſt ſein Prophet!

Hier unterbrach ein plumpes Räuſpern und heftiges Scharren, die Unterhaltung.

— Mein Gott! was iſt das? rief die Schwarze.

— Hat er einen Hund bei ſich? die Braune.

— Gott behüte! ſagte Juſtine.

— Oder vielleicht mehre? fragte ihre Herrin.

— Nicht doch! den Lärm macht er ſelbſt — ganz allein — er wird ungeduldig und wenn ich ihn nicht bald hereinlaſſe, ſo nimmt er wohl ihr Boudoir mit Sturm; ſo reſolut ſieht er aus —

— So beſchreib' ihn uns einmal — ſagte die Braune.

— Es iſt ein Original, von ungefähr fünfzig Jahren; etwas grob und ernſt, wie ein Verliebter ſieht er eben nicht aus, viel eher wie ein Gläubiger —

— So ſchließe ihm ſchnell die Thüre vor der Naſe zu! rief die Freundin.

— Nein, dann mache ſie ihm weit auf! fiel die Schwarze ihr in's Wort — denn ich fürchte die Gläubiger weniger, wie die Verliebten.

— Er ſieht wie ein Landmann aus, etwa ſo ein Gutbeſitzer, der mit Erbſen zur Stadt gekommen und nun, da er ſie gut verkauft hat, ſich noch ein Vergnügen machen will — rief hier die Freundin, die das Auge an das Schlüſſelloch gelegt hatte.

— Gleichviel! Wir haben ihn bereits zu lange ſchon warten laſſen, um ihn jetzt fortſchicken zu können. Du, liebe Hulda, mußt ihn mir aber abfertigen. Ich bitte dich, komme mir zu Hilfe! Dein leichter Sinn wird dies eher zu Stande bringen, als der Meinige. Ich bin überdieß nicht in der rechten Stimmung —

— Nun wohlan! ich will Dir zu Gefallen die Gaſtrolle übernehmen. Wenigſtens muß er in's Parterre gehen, wenn ich das nächſtemal ſpiele, und mich applaudiren. Allons, Juſtine, laſſe ihn kommen —

— Halt! nicht eher, als bis ich in die Alkove geſchlüpft bin —

Die Schwarze huſchte hinter den Vorhang und die kleine Juſtine, die ſtets bereit und aufgelegt war zu dergleichen Malicen, ging in das Vorzimmer, um den ſonderbaren und auf ſo myſteriöſe Weiſe ſich ankündigenden Beſuch eintreten zu laſſen.

Die Braune aber ſetzte ſich mit der componirteſten Miene von der Welt in der Bergère zu recht, um ihre Rolle mit Würde und Anſtand zu ſpielen.

Den Fremden fand ſie alt, groß, plump und mit einem Worte nach den hier herrſchenden Begriffen, häßlich; eine Figur, die nach allen ihren Verhältniſſen in das enge, parfümirte, mit Spiegeln, Porzellan und andern Zierlichkeiten angefüllte Boudoir durchaus nicht paſſen wollte. Auf der Schwelle blieb er einen Augenblick ſtehen und überſchaute erſt die Scene, die ſich ihm darſtellte; dann ſchritt er zögernd vorwärts, wie es aber ſchien nicht ohne Ergriffenſeyn, ſeine barſche Art brach an dieſem Schauſpiel. Wie er jetzt dem blendenden Geſchöpfe gegenüberſtand, das mit ſeiner Grazie den Fächer ſpielen ließ und einen zweideutigen Blick aus den ſchönen Augen nach ihm ſchoß, grüßte er endlich mit einer tiefen Verbeugung des ganzen Rückens und ſcharrte dazu ein Paarmal mit den Füßen.

— Gehorſamſter! ſagte er mit einer Stimme, die zornig genug aus ſeiner befangenen Gemüthsſtimmung ſich Bahn brach — Stehe ich hier wirklich vor der Tänzerin?

— Ei, mein Herr, ſo führt man ſich nicht bei mir ein — doch was wollen Sie? ich bin Mamſell St. Viol —

— Excuſiren! Ich wagte den Namen nicht auszuſprechen, den mir mein alter deutſcher Bedienter hinterbracht hatte und den er Zankviolen nannte. Jezt wird mir's klar — St. Viol wollte er ſagen. Je nun, excuſiren müſſen Sie ſchon, er weiß mit dem Franzöſiſchen nicht umzuſpringen und mir iſt auch nicht zu verdenken, daß ich den Namen nicht zu kennen die Ehre hatte —

— Sehr originell! Sie beſuchen alſo wohl nie das Theater?

— Bitt' um Vergebung! Bin nicht von hier — wohne in 'nem kleinen Städtchen, eine Tagreiſe von hier und komm nur ſehr ſelten in die Reſidenz, wo ich dann blos meine Geſchäfte abzumachen pflege. Und ſo auch dieſesmal. Jedoch bringen Sie mich nunmehro mit dem Theater allerdings in eine ärgerliche Verbindung —

— Sie machen mich in der That neugierig, mein Herr —

— Mamſell! vor allen Dingen — bei dieſen Worten ſtreckte der Fremde ſeinen Arm aus und legte ſeine ganze breite Hand auf die reichvergoldete Rückenlehne eines altmodiſchen Fauteuils — wenn ich müde bin, ſo habe ich's in der Uebung, mich zu ſetzen, und ſo will ich's denn auch hier bei Ihnen halten, obgleich Sie mich nicht dazu nöthigen —

— Ohne Umſtände, mein Herr, aber auch ohne Umſtände zur Sache —

— Sie ſollen ſogleich Alles hören. Ich habe einen Sohn, einen ſchwirbeligen Jungen, ſonſt aber hübſch und geſcheidt. Er ſieht mir in vielen Stücken ähnlich —

— Der Glaube macht ſelig —

— Dieſer Junge iſt mir davon gelaufen —

— Sie ſuchen ihn doch wohl nicht hier?

— Ja und nein, wie man will — er iſt zum Theater gegangen —

— So — ein Künſtler alſo —

— Leider! das wäre an ſich ſchon ein ſehr großes Unglück, aber er macht noch tolle Streiche dazu — einen über den andern — jetzt hat er ſich verliebt — zum Sterben verliebt und in Sie —

— Das zählen Sie doch wohl nicht zu ſeinen tollen Streichen? Wenn der hübſche, geſcheidte junge Menſch Ihnen nicht ähnlich ſähe, wahrhaftig —

— Er betet Sie an — wie man's nennt. Ich bin ſo ganz zufällig hinter alle dieſe Schliche gekommen und da dacht' ich, 's iſt am Beſten, wenn du ſelbſt nachſiehſt —

— Nun und da haben Sie denn nachgeſehen —

— Ach ja, leider!

Der gute Mann, in dem der günſtige Leſer den beſorgten Vater und wackern Oberlieutenant Krauthöfer, leicht wiedererkannt haben wird, ließ hier ſeinen Blick langſam im Boudoir umherſchweifen und verweilte dann mit großem Ernſt bei der Dame.

— Ich verbiete Ihnen nunmehr, Mamſell, kraft meiner väterlichen Autorität, meinen Jungen jemals in Ihrem Hauſe aufzunehmen —

— Dies Verbot zu erfüllen ſoll mir nie ſchwer werden —

— Mamſell, nichts für ungut! Meine Rede iſt nicht fein, meine Stimme iſt nicht fein, aber ich bin ein ehrlicher Mann und Vater. Ich kann es wohl begreifen, wie ſolch ein Frauenzimmer meinem Jungen den Kopf verrücken kann, allein leiden darf ich's doch nicht und wenn ich gleich an ſeiner Stelle vielleicht nichts anders thäte —

— Verbunden für ſolch unerwartetes Kompliment aus Ihrem Munde.

— Betrachten Sie aber nur, daß er noch ſehr jung iſt — der ganze Menſch iſt kaum zwanzig Jahre alt, und daß er um Ihretwillen bei der verwünſchten Carrière bleiben könnte, die er doch nach und nach abandonniren muß, da ich darauf mit Hartnäckigkeit hinarbeiten werde.

— Hat er Talent zum Schauſpieler? Doch das werden Sie mir wohl nicht zu beantworten wiſſen?

— Das könnte ich wohl, doch gehört es nach meiner Meinung nicht zur Sache. So viel iſt gewiß, daß ich den Schauſpieler enterbe — meinetwegen mag er verhungern —

— Wie Sie doch ſprechen! Glauben Sie denn, daß wir nicht unſer Auskommen haben? Sehen Sie ſich doch einmal recht bei mir um, ſcheint hier die Dürftigkeit zu wohnen?

Der Oberlieutenant ſah ſich hier nicht um, ſondern die Sprecherin feſt an, zuckte dann die Achſeln und ſprach:

— Crenſiren! das kann auch nicht Jeder — was Sie können. Habe ſchon von Ihrer beſondern Kunſt gehört —

Die kleine braune Dame nahm das zweideutige Kompliment für Ihre Freundin mit ſchalkhaft lächelnder Miene an, konnte aber nicht unterlaſſen, einen boshaften Blick nach der Alcove zu werfen, deren Vorhang feſt zuſammengekniffen wurde.

— Sehen Sie, ſo liebte auch ich einſt das Theaterſpiel und konnte es wohl leiden, daß die junge Brut im Allgemeinen und mein Sohn insbeſondere, mitthat. Aber als ich ſah, wie weit es führte und daß am Ende Alles zum wirklichen Theater wollte, da öffnete ich mit einem Male die

Augen und war beſtürzt, mich an einem Abgrunde zu ſehen. Unſer erſter Liebhaber und der dumme Junge, mein Sohn, ſprachen zuerſt davon. Der Vater des erſten Liebhabers, ein penſionirter Hauptkaſſenreviſor, ein ſchwacher, eitler Mann, ohne das, was man Charakter und feſte Grundſätze nennt, willigte ſogleich ein und ließ ſeinen Sohn auf die hohe Schule, wie er's nannte, das heißt, er ſchickte ihn mit Geld verſehen hieher, damit er ſich beim Hoftheater engagiren laſſe. Das ſoll ihm nun auch bereits geglückt ſeyn, wenigſtens hat mir's ſein Vater geſagt, der hergereist iſt und nun ganz glücklich iſt, ihn ſpielen zu ſehen —

— Hab' ich doch von keinem neuen Liebhaber auf dem Theater gehört — ſprach ausforſchend das Dämchen. Wie ſoll der junge Menſch heißen?

— Mindelsheim; der alte Mindelsheim iſt penſionirter Hauptkaſſenreviſor und ſpielt die edlen Väter auf unſerm Theater, ich wollte aber, er wäre mit ſeiner Theaterwuth bei den Gegenfüßlern, denn ſein Beiſpiel hat mich eben um meinen Sohn gebracht —

— Von einem Mindelsheim bei unſerer Bühne iſt mir noch nie etwas zu Ohren gekommen —

— So hat er vielleicht ſeinen Namen verändert.

Das wäre denn doch wenigſtens noch etwas Vernünftiges.

— Aber vor allen Dingen, mein Herr, wie heißt Ihr Sohn, der für mich, nach dem, was Sie mir über ihn ſagen, wie natürlich von ganz beſonderem Intereſſe ſeyn muß —

— Mein Sohn heißt in dieſem Augenblicke nicht wie ich — er nennt ſich Pucks —

— Pucks? rief das Mädchen verwundert — Pucks? Hier, mein Herr, leſen Sie einmal dieſes kleine Billet, welches ich ſo eben empfing — iſt dies die Handſchrift Ihres Sohnes?

— Das hat er geſchrieben — aber das iſt ja franzöſiſch!

— Natürlich! Erſtens führte ihn der Name St. Viol irre; er weiß wahrſcheinlich nicht, daß ich deutſch verſtehe; zweitens nennt er ſich ja Lord Pucks in dem Billete und in allen ſeinen frühern —

— In allen frühern — Lord Pucks — ich möchte den Jungen —

— Ereifern Sie ſich nicht ſo ſehr. Mein Boudoir iſt für ſolche Ausbrüche väterlichen Zornes nicht geeignet. Sind Sie denn aber auch vollkommen überzeugt, daß dieſer Lord Pucks, der an mich ſchreibt, die Ehre hat, Ihr Herr Sohn zu ſeyn, der, wie Sie ſagen, Ihnen ähnlich ſehen ſoll? Das iſt wohl nicht möglich —

— Nicht anders! ich habe darüber die pünktlichſten Nachrichten. Mein Bedienter hat ihn geſehen — ſelbſt mit ihm geſprochen —

— Und dieſer Lord Pucks will ſich heute hier unter meinen Fenſtern den Tod geben? —

— Es iſt ſchändlich!

— Er will ſich erſchießen, wenn ich ihn nicht erhöre —

— Aber erhören werden Sie ihn doch wohl nicht —

— O Rabenvater! Sie wollen alſo den Tod Ihres Kindes?

— Erhören Sie ihn, ſo iſt er nicht mehr mein Sohn. Welch ein Unglück iſt es, Vater zu ſeyn! Wiſſen Sie denn gar nichts, um der Kataſtrophe vorzubeugen? Laſſen Sie mich hier verbergen — bewilligen Sie ihm das erbetene Rendezvous — und wenn er dann kommt, ſo will ich ihn hier empfangen —

— Schauerlicher Gedanke! Nein, mein Herr, dazu gebe ich mich nicht her. Mein Mittel ſoll weniger Lärm machen, aber eben ſo draſtiſch wirken.

Seyn Sie ruhig, er ſoll ſich mit einer Windbüchſe erſchießen, das gibt keinen Knall —

— Bedanke mich ſchönſtens! Nein, Mamſell, Windbüchſe oder Piſtole — gleichviel! Ich bleibe hier und Sie laſſen ihn kommen —

— Das geſchieht nimmermehr! Sie müſſen fort und ſich gänzlich auf mich bei der Sache verlaſſen. Ich will ihn ſehen und ſprechen. Vertrauen Sie mir immerhin; es ſoll Ihrem Sohne das Leben nicht koſten, mich geſehen zu haben und ich werde ihn gebeſſert und beruhigt in Ihre Arme zurückführen —

— Konnte ich darauf bauen? Sehen Sie, Mamſell, wenn Ihnen das gelänge, ſo gäben Sie mir armem Manne mein Glück wieder. Bedenken Sie, ein Vater fleht zu Ihnen — es iſt vielleicht das erſtemal, daß Sie in den Fall kommen, im wirklichen Leben eine edle That zu üben, wozu Ihnen ſonſt nur das Theater die Gelegenheit bot —

— Sie haben eine zu vortheilhafte Meinung von mir. Jedoch muß ich offen bekennen, daß dieſe Geſchichte einer Melodramenentwicklung nicht unähnlich ſieht und dies ſpornt mich nicht wenig an, meine Kunſt zu zeigen. — Alſo, Sie verlaſſen mich und ich willige in das Rendezvous.

— Mir wird Angſt und bange dabei. Mein armer Sohn iſt verloren —

— Das nicht — wenn gleich ſeine Heilung nicht leicht iſt. Ein Schauſpieler, der ſich Lord Pucks unterſchreibt und auf ſo extravagante Weiſe von einer Künſtlerin ein Rendezvous ertrotzen will, iſt entweder ein überſpannter Neuling oder ein abgefeimter Roué, in beiden Fällen eine widerwärtige Perſonnage und ſchwer zu behandeln —

— Lucile iſt keines von beiden, aber ich fürchte — ich fürchte. Glauben Sie nicht etwa, das ſeine vollſtändige Heilung ganz unmöglich ſeyn dürfte?

— Das nicht — doch wer würde es gewiß voraus ſagen können? Vor allen Dingen muß ich aber bitten, daß Sie ſich gänzlich jeder Einmiſchung bei der Kur enthalten — dann hoffe ich das Beſte.

— Wann darf ich wieder anfragen?

— Morgen — ſo bald als möglich. Alſo Ihr Herr Sohn iſt zum Theater gegangen gegen Ihren Willen, ſo was man ſagt, Ihnen davongelaufen —

— Ganz richtig —

— Und heißt jetzt Lord Pucks — wohlan! Leben

Sie wohl, mein Herr! Morgen hoffe ich, Sie wieder bei mir zu ſehen.

Es war lächerlich, zu bemerken, mit welchem wichtigen Anſtande der ſchöne Arzt den alten Lieutenant entließ. Es war eine Luſtſpielſcene der originellſten Art.

Kaum hatte ſich aber der Oberlieutenant Krauthöfer entfernt und die kleine braune Schelmin ſich zur Alcove gewandt, um ihre ſchwarze Freundin hereinzurufen, als dieſe ſelbſt in ſeltſamem Aufputze ſchon hinter dem Verhange bereit ſtand, hervoreilte und an die Klingelſchnur ziehend, ausrief:

— Jetzt, liebe Hulda, mache, daß Du fortkommſt, denn ich ſehe den falſchen Lord unten und Juſtine ſoll ihn hereinlaſſen. Du mußt ihn meiner Heilung überlaſſen.

Die braune Hulda hatte gerade noch ſo viel Zeit, zu bemerken, daß ihre Freundin die Haare weggeſtrichen und eine tiefe Haube aufgeſetzt hatte; dazu eine grüne Brille und ein verhüllendes Umſchlagetuch und die Metamorphoſe war fertig, aus der leichten Sylphide eine pietiſtiſche Betſchweſter zu machen.

— Aber was willſt Du denn mit ihm anfangen? — war Alles, was ſie noch ſagen konnte; denn Juſtine trat ein und erhielt ein Zettelchen und Hulda wurde hinter den Vorhang geſchoben, um jetzt die unfreiwillige Zuhörerin der folgenden Scene zu werden, in welcher ſie gerne die Hauptrolle übernommen hätte, die ihrem Muthwillen beſſer zugeſagt haben würde.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimlich ſtille Liebe, von der Niemand nichts weiß. —

Volkslied.

Lord Pucks, wie er ſich nannte, ſchlich wie ein achter Verliebter am Hauſe der Angebeteten auf und nieder, blickte nach den Fenſtern, roch dazwiſchen an einer Roſe, die er in der Hand hielt und ſeufzte dazu. Er nahm an, daß hinter jener geſchloſſenen Jalouſie ein beobachtendes Auge auf ihm weilte.

Es war ein recht romantiſcher Abend — ein Abend, wie er heutigen Liebesverhältniſſen ohne Poeſie und Ueberſchwenglichkeit gar nicht einmal nöthig iſt, da ſeine Schönheit und Wichtigkeit bei ſolchen Anläſſen von alltäglichen Sterblichen weder gewürdigt noch verſtanden wird. Zu unſerem myſteriöſen Abenteuer paßte er aber vollkommen.

Zwiſchen den Bosketts einer unfernen Promenade, welche das Ende der Straße bildete, in der die Wohnung der Tänzerin lag, glitzerten die letzten

Goldtinten der abwärts ſchwebenden Sonne und Duft und Staub hüllte die Gegenſtände in einen wunderbaren, röthlichen Schimmer, der ſie faſt wie Nebelgeſtalten erſcheinen ließ; aber der Nebel war nicht froſtig, ſondern eitel Glut. Die Fenſter der Häuſer waren ſo goldig und feurig, daß das Auge es faſt nicht ertragen konnte und der Verliebte wußte es der Dame ſeines Herzens Dank, daß ſie das grüne Gitter davor geſchloſſen hatte, um ungeblendet dahin blicken zu können und ſich dem ſüßen Traume zu überlaſſen, daß ſie dahinter lauſchend ſtand.

Es war in der Straße ſelbſt einſam zu dieſer Stunde; die Bewohner hatten die Häuſer verlaſſen, um ſich in der milden Luft zu ergehen und der junge Verliebte konnte daher ungezwungener ſich ſeinem etwas auffallenden Betragen hingeben. Er ging und kam in ſtets kürzern Wendungen an dem Hauſe vorüber: er blickte oft und öfter nach dem vergitterten Fenſter hin: er führte die ſchon verwelkte Roſe häufiger zur Naſe und ließ mitunter ſo ſtarke Seufzer ſeiner Bruſt entſchweben, daß er annehmen durfte, ſie würden oben vernommen werden können. Dieſes extravagante Spiel, das eine ziemliche Weile ſchon gedauert hatte, wurde nur auf einen Augenblick durch eine überraſchende Erſcheinung unterbrochen.

Der junge Menſch gewahrte ſie kaum, als er ſich mit Blitzesſchnelle in die Vertiefung eines Thorwegs ſtellte und ſie ruhig an ſich vorübergehen ließ.

— Himmel und Hölle, dies iſt mein Vater! rief es plötzlich in ihm. Wie? kommt er von ihr? Hat er ſie geſehen? Hätte er ſchon Alles entdeckt?

Er trat hier aus ſeinem Verſtecke hervor und blickte der Geſtalt ſeines Vaters nach, die ihm jetzt mehr als je in einem zweifelhaften Lichte erſchien.

— Mein Gott! wie er die Füße hebt! wie er dahineilt auf leichtbeſchwingten Sohlen! ſagte er mit Bitterkeit zu ſich ſelbſt. Es iſt geſchehen, er hat ſie ſchon geſprochen!

Ein mildes Lächeln ſchwebte jetzt um ſeine Züge, als er ſeinem Vater weiter nachblickte Der Herr Oberlieutenant Krauthofer hatte ſeinen Rock geöffnet, deſſen Schöße, von einem lebhaften Winde bewegt, wie große Fittige an ſeinen Seiten ſchwebten, er trug ſeinen Spazierſtock erhoben und handhabte ihn anſcheinend triumphirend, wie einen Scepter oder Marſchallsſtab. Jetzt hatte er ſchon jene Region des glühenden Nebelduftes erreicht, in der ſeine dunkle Geſtalt einherſchwamm, von goldenen Reflexen umzogen; er drehte ſich ſeitwärts und eine Schnalle, womit er die ſteife Cravatte des langen Halſes befeſtigt hatte, blitzte wie ein Zauberdiamant und verlieh dem alten, abenteuerlichen Manne noch mehr Wunderbares.

Lucile ſtaunte und rief.

— Da geht er hin, der Schauſpieldirector Tirl! Alles weiß er, nichts bleibt ihm verborgen und ich ſtehe hier und mühe mich ab, hinter das Geheimniß zu kommen. Ohnmächtige Jugend!

Er dachte an Caſpar. Sollte der geplaudert haben? Aber warum erſt jetzt? Wäre ſein Vater durch einen andern Zufall von Allem unterrichtet worden?

Noch ſann er darüber nach und ſtand mit untergeſchlagenen Armen an einen Laternenpfahl gelehnt, den Stengel der verwelkten Roſe gedankenlos zwiſchen den Lippen, als Juſtine, das Zöſchen, aus dem Hauſe ſchlüpfte, ſich ganz theatraliſch rechts und links umſah, dann mit dem Zeigefinger der linken Hand an dem Mund auf den Zehenſpitzen näher ſchwebte und ihm mit verſtohlen lächelnder, pfiffiger Miene das Zettelchen ihrer Gebieterin zuſteckte.

Er öffnete es und las die Worte:

„Man muß die armen Unglücklichen, die um ihren Verſtand gekommen ſind, nicht unbarmherzig ſterben laſſen, vielmehr muß man ſich beſtreben, ſie zu heilen. Kommen Sie!“

Der Lord athmete hoch auf und folgte der kleinen Bötin, die ſich mit einem leichten Winke entfernte und ihm den Weg zeigend, in das Haus zurückſchlüpfte, aus dem ſie gekommen war. Am Ende eines dunkeln Corridors öffnete ſich leiſe und unbemerkbar eine Tapetenthüre, das Zöſchen verſchwand ſeitwärts und er ſtand auf der Schwelle des Boudoirs, wo ſich ihm ein ungeahntes Räthſel enthüllen ſollte

Vor ihm, auf den weichen Kiſſen eines morgenländiſchen Divans, ſaß die Tänzerin, in der Stellung und Haltung, die zu dem Coſtüme vollkommen paßte, welches ſie zu dieſem Rendezvous ſich gewählt hatte.

Der junge Menſch blieb einen Augenblick in ſinnender Betrachtung auf der Schwelle ſtehen: er wußte ſich den Kontraſt, der ſich ihm hier auf den erſten Blick zeigte, nicht zu erklären. Jene Aehnlichkeit mit einem geliebten Weſen, von dem es noch nicht ausgemacht war, ob es wirklich auf Erden, oder nur in ſeiner Phantaſie lebte, war verſchwunden: verſchwunden Alles, worauf ſich der Wunſch gründete, der ihn hieher geleitet hatte. Bald ward es ihm aber klar, daß hier eine Komödie mit ihm geſpielt werden ſollte: er erkannte die Maske und ging mit ſich zu Rathe, welche er für ſich zu wählen habe. Der Beſuch ſeines Vaters übe hier ſeinen Einfluß, dachte er.

Die Tänzerin bemerkte kaum dieſes Zögern, als ſie es auch richtig zu deuten glaubte, wenn ſie es einer gewöhnlichen Verlegenheit der Ueberraſchung zuſchrieb. Stand er ihr doch jetzt gegenüber, er, deſſen überſpannte Billette, womit er ſie ſo beſtürmt hatte, nunmehr durch ſeine Erſcheinung den vollſtändigſten Commentar erhielten. Sie hatte ihm geſchrieben, hatte ihn erhört; er befand ſich nun mit ihr in dem ſo heiß erſehnten Tete à Tete, fern vom Theater, fern dem Publikum, ohne Zeugen. Er hätte ſein plötzliches Glück für einen Traum halten müſſen. Er, der ſich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, vor ihren Augen, unter ihren Fenſtern zu ſterben, er ſah ſich durch die ihm gewordene Erlaubniß zur höchſten Seligkeit erhoben. Aber wie ſtand es um ſeinen Muth, als er die Augen auf das göttliche Weib heftete, das er aus der Ferne angebetet hatte? Was hatte er zu finden gehofft — und was gefunden!

Die Tänzerin blieb ruhig in ihrer Stellung, ſich weidend an der Verlegenheit ihres Liebhabers, die ſie zu bemerken glaubte.

— Ein Neuling! dachte ſie bei ſich — ein ungeſchickter Neuling! Welche plumpe Maske iſt dieſer ſentimentale Lord Pucks — Du armer Komödiant haſt wenig Talent zu dieſer Art von Rollen!

Du mußt das Theater verlaſſen und zu deinem guten Vater zurückkehren. Solchen Leuten iſt es nicht erlaubt, ihren Eltern durch ſeynſollende Genialitäten Kummer zu bereiten.

Während der Pauſe war Pucks näher getreten und hatte die Tapetenthüre leiſe hinter ſich zugezogen. Er ſprach zwar immer noch keine Sylbe, allein dies geſchah weder aus Blödigkeit, noch aus der Ueberſchwenglichkeit ſeiner Gefühle, wie das gute Mädchen wähnte.

— Nehmen Sie Platz — hauchte endlich die Schöne — bleiben Sie mir aber in einiger Entfernung —

Pucks ſetzte ſich ſcheinbar linkiſch auf die Ecke eines Lehnſtuhls und beobachtete genau das Gebot, das ihm ertheilt worden war, in der Abſicht, durch ſein Benehmen auch die Schöne irre zu leiten und ſo deſto eher zur Durchſchauung des ihrigen zu gelangen.

— Hier gilt es — dachte er bei ſich — wer den Andern zuerſt nöthigt, die Maske abzunehmen und ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

— Ei, mein Herr, ſprach ſie weiter — da ſitzen Sie mir nun gegenüber und ſchlagen die Augen nieder, wie ein Schulknabe, der ſeine Lection nicht kann. Allons, ſo ſehen Sie mich doch an!

Er that genau, was ſie ihm befahl.

— Ich errathe den Grund Ihrer Verlegenheit fuhr ſie fort. Sie glaubten mich wahrſcheinlich zu Hauſe, wie auf dem Theater zu finden. Mit rothgeſchminkten Wangen, nackten Armen, in einem durchſichtigen Gazeröckchen. Ja, mein junger Freund, wenn Sie mich ſo zu finden glaubten, ſo müſſen Sie ſich freilich arg getäuſcht ſehen.

Hier ſchnupfte ſie ſcheinbar aus einer alten Doſe, die ſie aus der Schürze nahm; Pucks ſchien nicht im Geringſten überraſcht und verharrte in ſeiner impaſſibeln Stellung. Die Schöne bemerkte es und fuhr, in ihrem Glauben von ſeiner Einfalt beſtärkt, fort in ihrer Rolle.

— Sehen Sie, mein verehrter Herr Lord, wenn der Vorhang unten iſt, dann wird die Tänzerin St. Viol wieder ſie ſelbſt — ganz ſie ſelbſt, dann erwacht ſie zu einem neuen, zu ihrem eigentlichen Leben. . Sie wird die ſorgliche Hausfrau und geht ihren kleinen Geſchäften mit aller Pünktlichkeit nach; ſie hüllt die Glieder in wärmende Stoffe, bindet das häusliche Schürzchen vor, trinkt Thee mit guten, gleichgeſinnten Geſchöpfen, liebt das Plaudern mit gutunterrichteten Seelen, ſpricht von Allem — nur nicht vom Theater und nimmt ein Prischen, wie

Sie ſehen! Was da, wir machen keine Umſtände! ſchnupfen Sie auch?

Pucks beſann ſich einen Augenblick, dann ſchien er plötzlich Muth zu faſſen und rief mit dem Tone ſchmerzvoller Enttäuſchung:

— Wie, Miß, alle mächtigen Illuſionen, die Sie umſchweben, die Ihnen alle Herzen erobern, ach, und auch das meinige! — die Verſe, die Ihnen von unſern größten Dichtern —

— Was Verſe! Was Dichter! rief die Tänzerin — hat das wohl reellen Werth? Da bekomme ich alle Tage ſolches Zeug und laſſe es zu Papilloten zerſchneiden. In dieſem Augenblicke macht mir ein junger Dichter aus Berlin ziemlich ſtark die Kur und läßt es an poetiſchem Weihrauch nicht fehlen. Er reiste dieſen Sommer in der Schweiz umher und widmete mir ſeine poetiſchen Reiſebilder. Ich lachte darüber Eine Genfer Uhr oder ein fetter Käſe aus dem Emmenthal wären mir lieber, als alle ſeine Poeſien, geweſen. Ich gab ihm das auch nicht undeutlich zu verſtehen, und um es ihm zu beweiſen, ließ ich mich von einem dicken Millionär aus Baſel umſchwärmen, der keineswegs liebenswürdig war, aber meinen Neigungen und Liebhabereien viel beſſer zu entſprechen wußte.

— Und den Ruhm achten Sie für nichts, Miß? fragte Pucks anſcheinend von dem mächtigſten Erſtaunen ergriffen.

— O dieſe Begierde nach Ruhm, die iſt mir immer fremd geblieben, ſo lange ich in meinen vier Pfählen ſitze und das gute, häusliche Mädchen bin. Im Theater, auf der Scene, da iſt es anders — da gehöre ich dem Ruhme: kehre ich nach Hauſe, ſo verläßt mich das eitle Zeug, ſobald ich aus dem Theaterwagen ſteige und meine Schwelle betrete. Dann habe ich an etwas Anderes zu denken: Ob auch mein Salat gut zubereitet iſt, den ich alle Abende recht ſauer eſſe, damit ich meine Taille behalte und nicht dick werde. Habe ich ihn verzehrt, dann denke ich, gute Nacht, Welt, ſpreche meinen Segen und lege mich ſchlafen. So halt' ich's und dabei bleibt Alles im Geleiſe —

Sie ſchnupfte wieder und Pucks wollte ſich hier nicht enthalten, die Hände zuſammenzuſchlagen und die Blicke, wie in Verzweiflung, nach der Decke zu richten. Die Tänzerin bemerkte es und glaubte jetzt den Sieg errungen zu haben.

— Sehen Sie, Mylord! ſo lebe ich und ſo ſollte jede Tänzerin leben, um das wieder gut zu machen, was ſie durch ihren Stand verſchuldet. Ich war willenlos, als mich meine Eltern zu dieſem Gewerbe beſtimmten — Ach, glauben Sie, ich hätte es nie ergriffen. Aber nun, da Sie mich ganz kennen, geſtehen Sie offen, bin ich eine von Denen, um derentwillen man ſich todtſchießt? Sprechen Sie, mein Herr!

— Nein, Miß, Sie ſind keine von denen —

Die St. Viol vermochte kaum mehr ihre Freude über das Gelingen, dieſen einfältigen jungen Menſchen wenigſtens für den Augenblick geheilt zu haben, zurückzuhalten. Sie erhob ſich, um ihn zu verabſchieden und der Scene ein Ende zu machen.

— Ich werde mich jetzt nicht todtſchießen — fügte Pucks hinzu — denn Sie gewährten mir ja, um was ich bat: Ihnen im vertraulichen Beiſammenſeyn gegenüber zu ſitzen; hiedurch haben Sie mir allerdings das Leben gerettet —

Auch er war aufgeſtanden, der Ton, womit er die letzten Worte geſagt hatte, war befremdend.

— Aber ich ſehe nun erſt, welche Künſtlerin ich vor mir habe, fuhr er fort. Sie iſt nicht blos Tänzerin, ſondern ſie vermag auch durch die Macht ihrer Rede zu wirken — erlauben Sie, Herrliche! daß Ihnen Lord Pucks nunmehr ernſtlich dafür huldige —

Ueberraſcht rief das Mädchen:

— Mein Herr, was ſoll das und wer ſind Sie?

— Ihr anbetender Bewunderer — werfen Sie fort die Maske — die Sie entſtellt —

— So werfen Sie auch die Ihrige fort — Sie ſind nicht Lord, nein! ſondern ein Schauſpieler — Ihr Vater ſelbſt vertraute es mir —

— So war er alſo wirklich hier, mein Vater und Sie haben ihn geſprochen?

— Ich habe ihn geſprochen — ja!

— Unmöglich! Er konnte Sie ſehen, Sie ſprechen, ohne daß ihn die Macht der Erinnerung ergriffen hätte, ohne daß er Ihnen offenbarte?

— Was, mein Herr?

— Nein, es iſt nicht möglich! Sprechen Sie — warum täuſchen Sie mich? oder warum wollen Sie mich täuſchen?

— Ich täuſche Sie nicht mehr, mein Herr! Ihr Vater war hier — er ſchilderte mir Ihre Krankheit und war troſtlos darüber, ich aber erklärte Sie für heilbar und ich übernahm es, Sie zu heilen.

— O, ſagen Sie mir nichts mehr von dem alten Manne, der hier war und der ſich für meinen Vater ausgab; glauben Sie nicht, was er Ihnen erzählte: er betrog Sie, wie er mich betrog: „er iſt mein — er iſt unſer Vater nicht — Sie, aber ſind meine

Schweſter — jene Unglückliche, Verlaſſene, war unſere Mutter, wo iſt ſie, kommen Sie, wir wollen Sie aufſuchen, ſie aus den Banden befreien, in die ſie der arge Zauberer ſchlug, der ſich Oberlieutenant Krauthöfer nennt, der aber Niemand anders iſt, als der fürchterliche Schauſpieldirector Titl, der Ihnen, mir, unſerer armen Mutter Unglück und Leiden noch bringen wird und ſchon gebracht hat —

Lucile ſprach dieſe Worte mit dem Ausdrucke, den das Gefühl, das ſie ihm gab, hervorrief; er griff jetzt nach der Hand des Mädchens, das ängſtlich bebend neben ihm ſtand und nicht wußte, welche Deutung es dieſer Wendung geben ſollte. Hortenſe glaubte einen Wahnſinnigen vor ſich zu ſehen, und doch brach wieder ein ſo lichter Strahl der Wahrheit aus dem, was er ſagte, daß ſie ſich ihrer Vermuthung wegen ſchalt und nichts that, um ſich der Gegenwart des jungen Menſchen gewaltſam zu entziehen, aus Furcht, ihn zu beleidigen.

— Sie ſind zu heftig aufgeregt und ich wünſchte doch eine ruhige Erklärung von Ihnen zu erhalten, dazu iſt es aber nöthig, daß Sie ſich ſammeln, ſagte ſie. Ruhen Sie ein wenig aus und laſſen Sie mich dann einige Fragen an Sie richten.

— Nein, ſchrie er in Wuth gerathend, nein!

vorerſt geſtehen Sie mir, daß mein Vater, wenn er auch hier war, doch Sie nicht geſehen und geſprochen hat!

Hortenſe's Angſt war noch bedeutend geſtiegen; ſie ſah wohl ein, daß ſie, wollte ſie Ruhe haben, ihm die Wahrheit geſtehen mußte. Hulda kam ihr zu Hilfe, indem ſie jetzt aus dem Verſtecke ſchlüpfte.

— Was iſt das? Löst ſich das Räthſel ſo? ſprach Lucile, wie aus Phantaſien zu ſich ſelbſt kommend.

— Ich war's, die den alten Herrn ſprach, der kurz vor Ihnen hier war, ſagte Hulda, aber iſt das eine Art, von Damen Geheimniſſe zu erforſchen?

— Und Sie gaben ſich für Hortenſe St. Viol aus?

— Das that ich.

— Und Hortenſe ſah er nicht?

— Er ſah ſie nicht.

— Und warum verſtellte ſie ſich?

— Um Sie zu täuſchen.

Lucile ward plötzlich bleich, ſchüttelte dann den Kopf und ließ die Blicke zweifelnd von der einen zur andern ſchweifen.

— Um mich zu täuſchen? wiederholte er dann jedes Wort langſam betonend. Gut, ich will Ihnen glauben; er ſah die Rechte nicht und ſo iſt Alles gewonnen. Laſſen Sie ſich nie vor ihm blicken, Hortenſe, ich bitte, ich beſchwöre ſie — fürwahr, es wäre ein großes, ſehr großes Unglück.

Er hatte ſich geſetzt und die Mädchen ſetzten ſich auch. Sie waren heftig ergriffen.

Hortenſe erhob ſich nach einer kurzen Pauſe und winkte Hulda in eine Fenſterniſche.

— Freundin, ſprach ſie leiſe, laſſe mich jetzt allein mit dem Fremden —

— Unmöglich, Du ſetzeſt Dich ſeinen Gewaltthätigkeiten aus. Er ſcheint mir ein Wahnſinniger zu ſeyn —

— Nicht doch. Ich muß ſeine Geſtändniſſe hören, die er mir in Gegenwart einer dritten Perſon nicht ablegen wird —

— Ich willfahre Dir nicht gern — es ängſtigt mich —

— Was kann mir widerfahren? Ein Zug an jene Glocke ruft meine Leute — ich bin ja nicht allein im Hauſe. — Beſorge nichts.

— Wenn er aber in ſeiner Verzweiflung —

— Ich ſehe an ihm keine Spur davon. Seine Aufregung wird ſich legen, ſobald er ſein Herz erleichtern kann und das geſchieht gewiß, wenn wir allein ſind — gehe!

— Gut. Bei dem leiſeſten Anlaſſe klingelſt Du aber aus Leibeskräften, ich werde die Diener unterrichten —

Hulda warf noch einen halb mitleidigen, halb ängſtlichen Blick auf den Fremden, verbeugte ſich artig gegen ihn und entfernte ſich hierauf langſam.

— Gottlob, daß ſie geht — ſagte Lucile vor ſich.

Hortenſe kehrte auf den Divan zurück, und nachdem ſie alle Faſſung zuſammengenommen, ſagte ſie nach einer Pauſe, während Lucile ſein ſtarres Auge nicht von ihr abwendete:

— Mein Gott, welche fürchterliche Wendung nahm dieſer Scherz! Aber jetzt, mein Herr, geben Sie mir die Erklärungen, die Sie mir ſchuldig ſind. Sie ſprachen vorhin Worte, die einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, als daß ich ſie nicht ernſtlich bitten müßte, meine Unruhe zu heben. Sie ſcheinen von meinen Eltern, von meiner Herkunft Vermuthungen zu beſitzen, und ich geſtehe Ihnen offen, daß Beides mir ſelbſt räthſelhaft iſt. Ich kannte meine Eltern nicht, und was ich von meinem Pflegevater erzählen hörte und ſelbſt nacherzählte, entbehrte alles Haltes, aller Wahrſcheinlichkeit.

— Verzeihen Sie mir, daß meine Heftigkeit Ihnen

Schrecken eingeflößt, ſprach Lucile. Ich bin leider vom Schickſal dazu beſtimmt, der ganzen Anlage meines Charakters nach, Alles was mir lieb iſt auf der Welt, in den Tod zu betrüben. Ein ſchreckliches Loos verfolgt mich. So auch hier. Seit dem Augenblicke, daß ich Sie das erſtemal ſah, fühlte ich mich wie durch unſichtbare Zauberbande zu Ihnen hingezogen: die Aehnlichkeit mit meiner unglücklichen Mutter, von der ich keinen Zug beſitze, ſagte mir, daß Sie meine Schweſter ſeyen, es drängte mich, es Ihnen zu offenbaren und nun, da ich ſo glücklich bin, Ihnen gegenüber zu ſitzen, jage ich Ihnen zuerſt Furcht ein, ſtatt Ihnen Vertrauen einzuflößen und als Sie endlich die Furcht überwinden und ſo gütig ſind mir ein unbelauſchtes Gehör zu ſchenken —

Hier erhob er ſich ſchnell —

— Wir ſind doch unbelauſcht? rief er mit forſchendem Ausdrucke und öffnete die Thüre, um im Vorzimmer nachzuſehen.

— Wir ſind ganz allein — ſagte Hortenſe ruhig.

— Jetzt habe ich nichts als mein Wort, meine Verſicherung. Keinerlei Beweiſe ſtehen mir zu Gebote, fuhr Lucile fort. Der alte Mann, der vorhin hier war und der Sie nicht ſehen darf, weil es Ihr Unglück ſeyn würde, wäre allein im Stande über dieſe

Aehnlichkeit zu urtheilen. Meine Mutter lebt fern von hier in England — in einer Irrenanſtalt — ſie lebt von ihrem Manne getrennt — ſeit Jahren getrennt — ſeit ſo viel Jahren etwa als Sie, ſchönes Mädchen, alt ſeyn können, ſetzte er etwas leiſer hinzu.

— Mein Gott! was ſprechen Sie da? rief Hortenſe, die Hände vor's Geſicht ſchlagend.

— Sie tragen das Zeugniß, daß Sie die Tochter meiner unglücklichen Mutter ſind, zu deutlich in ihrem Geſichte, als daß ein Zweifel darüber walten könnte. Wollen Sie Gewißheit haben, ſo verlaſſen Sie dieſen Ort und begeben Sie ſich nach England: ich will Sie dahin begleiten, wie Ihr Bruder begleiten —

Hortenſe blickte jetzt von ihrer Seite forſchend auf den Sprechenden. Es war ein ſeltſamer Ausdruck, der in den Zügen des jungen Menſchen ſich zeigte. Es ſchien ihr ein, von einer fixen Idee Befallener zu ſeyn, der jedoch im Uebrigen im ungeſtörten Beſitz ſeiner geiſtigen Fähigkeiten war. Die Bekanntſchaft war ihr intereſſant; ſie empfand keine Scheu mehr vor ihm, und ſie beſchloß, ihn von ſeiner Vermuthung auf freundliche Weiſe zurückzubringen.

— Aber welche Gewißheit könnte ich dort erlangen? ſagte ſie — die traurige, daß ich mein Daſeyn einem Fehltritte meiner Mutter verdanke — die beſchwerliche, daß ich genöthigt ſeyn würde, ihren Verführer vor die Gerichte zu ziehen — und welche Beweiſe hätte ich denn zu dem Allen bei der Hand? Nichts als die Aehnlichkeit. O, wie ähnlich ſehen ſich oft Menſchen, die in keinem Grade der Verwandtſchaft zu einander ſtehen und mir ſollte dieſes nichtige Ungefähr dazu dienen, ein Geheimniß zu enthüllen, das mit der Ruhe ſeiner Urheber zu feſt verſtrickt iſt, als daß ſie nicht Alles daran ſetzen ſollten, es mit einem ſtets undurchdringlichern Schleier zu verdecken? Dachten Sie auch wohl daran, welchen Gefahren wir uns ausſetzen?

— Kennen Sie denn aber wohl die Gefahr, die ſie hier umſchwebt und der Sie nur wie durch ein Wunder entgingen? ſprach Lucile. Wenn Sie nicht auf den Gedanken gerathen wären, den Oberlieutenant Krauthofer durch Ihre Freundin empfangen zu laſſen, wer weiß, was zu dieſer Stunde ſchon Ihr Loos geweſen wäre?

— Und was könnte er gegen mich unternehmen wollen? fragte Hortenſe.

— Was? Vernichtung! Schmach! Entſetzenvolles! rief Lucile in Feuer. Verſprechen Sie mir, ſich nicht bloßzuſtellen; verſprechen Sie mir, nicht aufzutreten, bis er die Stadt verlaſſen haben wird, was nicht lange mehr anſehen kann. Ein Unwohlſein iſt ja beim Theater ſo leicht vorgeſchoben, der Theaterarzt wird Ihnen die Gefälligkeit nicht abſchlagen, Ihnen ein Zeugniß zu ertheilen. Mir aber erlauben Sie, für Ihre Sicherheit im Stillen zu wachen! Ich betrachte Sie als meine Schweſter, erlauben Sie mir, Sie ſo zu nennen?

Hortenſe reichte ihm mit huldreichem Lächeln die Hand.

— Ich weiß es nicht, was mich zu Ihnen zieht, ſagte ſie, alle Schrecken, die Ihr Beſuch in mir erregt hatte, ſind jetzt gewichen und eine innere Stimme ſagt mir, daß mir kein Unheil durch Sie widerfahren wird. Beſuchen Sie mich und ich will Sie empfangen, aber in Bezug auf meine Sicherheit und Ihre Sorgnahme dafür empfehle ich Ihnen Behutſamkeit und vor Allem das Aufſehen zu vermeiden. Wir armen Geſchöpfe ſind dem Gerede ja ohnedieß ſo bloßgeſtellt und wie mein Verhältniß nun einmal iſt, ſo will ich viel eher, daß man ſage: die St. Viol hat einen neuen Liebhaber, als ſie hat einen Bruder gefunden und ihre Herkunft iſt noch problematiſcher als früher. Sie werden das vielleicht nicht begreifen, aber ich bitte Sie, mir zu willfahren.

Lucile küßte feurig ihre Hand, und verſprach Alles, was ſie verlangte; andern Tages wollte er wieder kommen.

Als Hortenſe allein war, überdachte ſie das neue Abenteuer, in das ſie ſich verſtrickt ſah. Sie glaubte feſt daran, es mit einem Halbverrückten zu thun zu haben. Gleichviel, aber es intereſſirte ſie doch. Der hübſche, junge Menſch, der ſich ihr ſo räthſelhaft angekündigt hatte und jetzt nach ſeinem erſten Beſuche ein pſychologiſches Räthſel geblieben war; der alte, plumpe Mann, der ihr wie eine Art von bedrohlichem Schwarzkünſtler geſchildert worden war, Alles das konnte dem jungen Mädchen wohl Stoff genug zum Nachdenken bieten, das ja ſelbſt längſt nur als das ſchöne Räthſel in der Stadt bekannt war.

Auftreten wollte ſie vorläufig nicht, um ihr gegebenes Verſprechen zu halten; ſie ließ ſich krank melden. Dafür nahm ſie ſich vor, ihr Zuhauſebleiben mit dem Studium eines kranken Seelenzuſtandes auszufüllen. Lucile's Beſuche ſollten ihr willkommen ſeyn.

Hulda, die mit ihrer Mutter das Erdgeſchoß in Hortenſe's Hauſe bewohnte, war unruhig auf ihrem Zimmer geblieben und hatte ängſtlich gelauſcht, um auf den erſten Glockenton ihrer Freundin zu Hilfe zu eilen. Als aber Alles ruhig blieb und ſie, zum Zeichen wie friedlich die Zuſammenkunft abgelaufen war, Lucile mit flinken Schritten die Treppe herunterkommen und aus dem Hauſe fliegen ſah, da lächelte ſie ſtill vor ſich hin und hatte ſo ihre eigenen Gedanken. Gedanken, wie ſie ſich für ein Dämchen von ihrer Erziehung und ihrem Stande ſchickten.

Der Oberlieutenant Krauthöfer war indeß ſeiner Seits nicht ruhig. Er ließ tüchtig ſpioniren und erfuhr bald, daß Lucile jeden Abend die Tänzerin beſuche. Er dachte nun bei ſich, die Sache doch nicht recht angegriffen zu haben, und beſchloß daher ein ſtärker wirkendes Mittel, das ihm aus früherer Zeit wohlbekannt war, zu ergreifen, um ſeinen Sohn auf den rechten Weg zurückzubringen.

Ende des erſten Bandes.

Die Geheimniſſe
des
Theaters.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz.

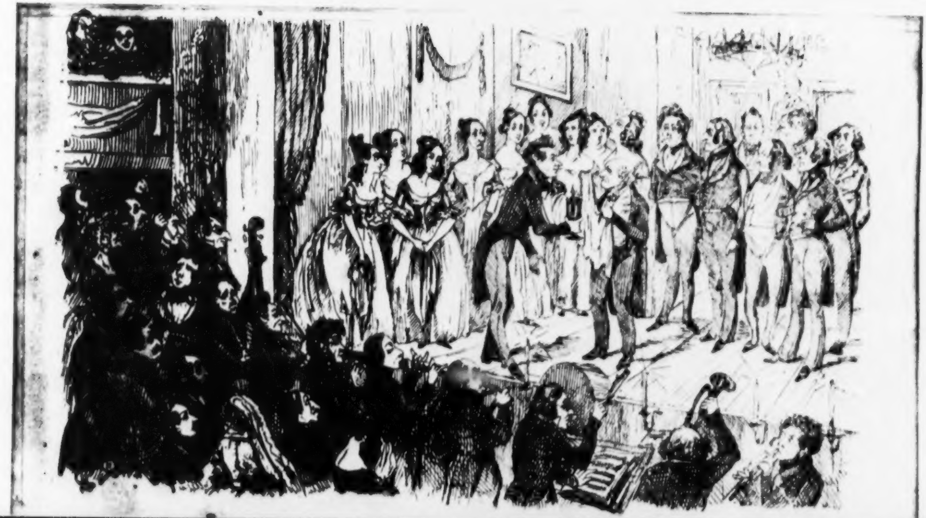
II.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —“

(Neue Ausgabe des Theater-Romans.)

◆

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.



Erſtes Kapitel.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke — —
Schiller.

— Ach Gott, rief Caſpar, als er gegen Mittag zum Herrn Mauthſchreiber Fizmeier in's Zimmer trat.

Der Herr Mauthſchreiber, der, wie ſchon erzählt wurde, in ſeinen Manieren und Gewohnheiten ja ſtets gern einen Engländer copirte, ſo weit ſich dieſes mit ſeinen Mitteln und ſeinem Wohnorte vertragen wollte — ſaß eben vor einem mäßigen Kohlenbecken, und hielt ein Stückchen Butterbrod, an eine Gabel geſpießt, über die Glut, um es zu röſten, während neben ihm der Theekeſſel dampfte. Dieſe Art zu leben koſtete nun freilich bedeutend mehr, als die der andern Leute in Pogenwinkel, und ſetzte den Herrn Mauthſchreiber oft in die anſehnliche Verlegenheit, ſeine Bedürfniſſe mit ſeinen Einnahmen nicht in Einklang ſetzen zu können, allein er brachte dieſes Opfer — ſo pflegte er's zu nennen — willig ſeiner erlauchten Herkunft. Dieß befremde meine geneigten Leſer nicht. Er ging wirklich ſo weit ſich wegen der Vorſilbe ſeines Namens gleich den Fizgeralds, Fizclarences, Fizjames u. ſ. w. von hohem engliſchen Urſprung abzuleiten. — Mein Vaterland, ſagte er dann wohl, hat auch Schulden, enorme Schulden, deren Betrag in geprägter Münze den Erdball mehrfach umgürten konnte und doch wird mein Vaterland von aller Welt geehrt. Erbärmliches Deutſchland, das den größten Werth des Mannes darin ſucht, ihn ohne Schulden zu wiſſen!

— Ach Gott, rief Caspar zu wiederholten Malen.

— Was iſt? fragte der Mauthſchreiber, der in allem britiſche Kürze liebte.

— Der Herr droben iſt verrückt geworden — war Caspar's eben ſo britiſche Antwort.

— Der Teufel! ſchrie der Mauthſchreiber auf, und ließ Gabel und Brod in die Kohlen fallen, doch nicht ſowohl vor Schrecken, ſondern aus einer Art von Freude. Er liebte es nämlich, Verrückte in der Nähe zu beobachten und mit ihnen zu verkehren.

Nachdem er die Gabel wieder herausgezogen, ſie von Aſche gereinigt und ein neues Stück Butterbrod wieder daran geſpießt hatte, ſetzte er ſich mit affectirt gleichgültiger Miene zum Becken und fuhr in ſeinem friedlichen Röſtgeſchäfte fort.

— Jetzt ſprich, Junge, aber ohne Uebertreibung — was iſt's? ſagte er.

— Ach, Herr Je, was iſt da zu übertreiben? — entgegnete Caspar. Der arme Herr hat ſo lange die unglückliche Komödie geſpielt, bis er toll geworden iſt. Denken Sie nur, Herr Sekeltär! Vorgeſtern, da weinte er faſt; Geſtern, da ſaß er und dachte und grübelte und ſprach kein Wort; und Heute, da lacht er und macht Stellungen vor dem Spiegel, wie ein Narr —

— Er wird eine neue Rolle einſtudiren —

— Ja, das ſagt er wohl auch, aber das iſt ja eben der Wahnſinn. Was gibt's denn wohl hier einzuſtudiren? Er wird doch nicht auf das große Theater gehen, wo ſie für Geld ſpielen. Auch ſpricht er ja kein Wort dabei, ſondern er macht nur Stellungen und ſpreizt ſich und dreht ſich und grinzt dabei, daß es einem treuen Bedienten durch's Herz geht. Und an Allem iſt nur der Herr Sohn Schuld —

Dem guten Mauthſchreiber Fizmeier ſchien es jetzt gerathen, um ſich beſſer zu unterrichten, die britiſche Kürze in dieſem Fall zu verbannen und ſich etwas umſchweifiger nach den nähern Umſtänden zu erkundigen.

— Der Oberlieutenant, verrückt — ſagſt Du? wiederholte Fitzmeier — nicht möglich? Warum ſollte der wohl verrückt geworden ſeyn? ſetzte er hinzu.

— Wie ich Ihnen ſagte, Herr Sekeltär! der junge Herr iſt Schuld dran. Er iſt hier und heißt Pucks, ich war durch Zufall dahinter gekommen und hab's gleich meinem Herrn geſteckt, und daß er in die Komödiantin, in die Zankviolen heißt ſie, verliebt iſt, das wußten wir auch gleich, und da hab' ich müſſen den Herrn Oberlieutenant zu dem Menſch hinführen. Na, hören Sie, ich dacht' es gleich, nur ſo etwas nicht — er iſt nämlich zu lange dort geblieben. Nun hat er ſich auch in ſie verliebt.

— Ach, was Du da ſprichſt —

— Ja, ich weiß wohl, was ich ſpreche. Ich habe gleich müſſen den erſten Schneider nach der Mode rufen laſſen, und da hat der Herr Oberlieutenant Kleider bei ihm beſtellen wollen; aber der Schneider hatte alles ſchon fertig, was der gnädige Herr nur wünſchte. Er brachte einen ganzen Pack zum Ausſuchen — es iſt eine Schande, was das für Geld koſtet und ein Jammer, wie mein alter Herr darin ausſieht, und nun die Geſichter dazu, die er ſchneidet, na! ich will nichts weiter ſagen!

Mit dieſer reſignirten Aeußerung ſchloß gewöhnlich der gute Caspar, wenn er zu dem, was er auf dem Herzen hatte, mit ſeinem Wörtervorrath nicht ausreichen konnte. Der Mauthſchreiber ließ es auch gern dabei bewenden, der nächſten Zukunft die Löſung der räthſelhaften Nachricht ruhig anheim ſtellend. Sein Röſtbrod, oder Toaſt, wie es ſeine Stammverwandten nennen, war fertig, er zog es von der Gabel und tunkte es appetitlich in den duftenden Thee.

— Ich habe immer mit innigem Vergnügen etwas von Spleen an meinem Freunde bemerkt, ſprach er im Eſſen, es freut mich, daß meine Beobachtung nicht trügte, und daß es endlich zu ſolchem erfreulichen Ausbruch kommt. Eigentlicher Wahnwitz iſt das nicht zu nennen, jedenfalls bringt es aber eine angenehme Diverſion in das Einerlei unſerer kleinſtädtiſchen Welt —

Er wollte weiter reden, aber ein plötzlicher Schreck brachte ihn dem Erſticken nahe; er verſchluckte ſich, und einige loſe Brocken des harten Röſtbrods ſchlüpften ihm in die unrechte Kehle und erregten ihm einen übermäßig ſtarken Huſten, ſo daß er nicht im Stande war, den eben mit großem Geräuſch eintretenden Oberlieutenant nach ſeiner kurzen, doch ſehr loyalen Art und Weiſe zu begrüßen.

Der Oberlieutenant Krauthofer machte aber, wie er ſich jetzt präſentirte, eine Figur, die eben ſo gut das Lachen wie das Weinen jedes theilnehmenden Menſchen herausforderte. Das Erſtere wie das Letztere aus gleich ſehr natürlichen Gründen. Denkt man ſich den ſchlichten Mann, plötzlich in der äußern Hülle eines modiſchen Fants, und bemüht, alle Gebehrden, Stellungen und ſonſtigen Eigenheiten mit einer affectirten Leichtigkeit nachzuahmen, die im completteſten Widerſpruche mit ſeiner ſonſtigen Schwerfälligkeit war, ſo wird man wohl den Grund zum Lachen leicht auffinden können; denkt man aber daran, welch ein gebrechliches Ding die Vernunft eines Menſchen ſey, und wie wenig dazu gehört, aus einem paſſabel vernünftigen Menſchen, einen total unvernünftigen zu machen, ſo ließen ſich gewiß daran die betrübendſten Betrachtungen knüpfen, die bis zu Thränen ausarten konnten.

Der Oberlieutenant war, wie ſchon geſagt, ganz nach neueſter Mode arrangirt aus den Händen des Friſeurs und Schneiders hervorgegangen. Sein graues, ſtruppiges Haar mußte dem ſtriegelnden Kamme und der fettigen Pomade weichen. Es hing jetzt glattgeſtrichen, an beiden Seiten des Geſichts herab und zeigte an der einen Seite einen ſchmalen Strich der weißen Kopfhaut. Um den Hals lag enggeknüpft und ſchmal die Schärpe von Atlas, mit einer goldenen

Nadel zuſammengeſteckt, das Pantalon wie die Weſte waren eng, und der Frack deckte mit ſeinen breiten Schößen den Hintertheil des Mannes, der in der Hand einen großen Stab von Roſenholz mit ſchwerem goldenen Knopfe trug und ihn mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Grazie gleich einem Tambourmajor balancirte. Der Mauthſchreiber rückte ſich und ſeine Taſſe in eine ſchützende Ecke, um dieſer ſchlagenden Metamorphoſe einen freien Platz zu laſſen.

— Was machſt du hier, Caspar? herrſchte der Oberlieutenant ſeinen treuen Diener an — mach' Dich hinaus, ich habe mit dem Herrn Secretär hier ein Paar Worte allein zu ſprechen —

Der gute Caspar, an ſtrenge militäriſche Disciplin gewöhnt, wollte eben das Zimmer verlaſſen, als ſein Herr ihn zurückrief:

— In einer halben Stunde den Wagen! hier aus dem Hauſe! verſtehſt Du? Mit meiner alten Cariole kann ich ja doch keine Beſuche machen, nicht wahr? Alſo, marſch fort! doch, noch eins! Sobald Du den Wagen beſtellt haben wirſt, gehſt Du zu meinem Schneider, dem Hofſchneider, und ziehſt die grüne Livree an, die er Dir geben wird, Du ſitzeſt jetzt auf dem Bock, neben dem Kutſcher. Apropos! und von Heute an heißt Du nicht mehr Caspar —

ſondern — wie ſoll ich ihn nur gleich nennen — damit es elegant klingt — Du heißeſt Jean — verſtanden?

— Jean, mein theurer Freund, finde ich eben nicht eleganter als Caſpar; Jean heißen alle Kellnerjungen, Jean und Louis iſt das Alltäglichſte was man in Deutſchland hört — bemerkte der Mauthſchreiber — ich würde viel eher zu einem engliſchen Namen rathen —

Caſpar brach in lautes Schluchzen aus: dem Oberlieutenant aber brach die Geduld, als er auf mehrmaliges Fragen die Urſache davon nicht erfahren konnte.

— Das iſt die Folge, wenn man ſeiner Brodherrſchaft treu dient! war Alles, was der arme Junge auf die an ihn gerichteten Fragen vorbrachte. Und dabei blieb es auch, denn als ſein Herr den ſchweren Stock von Roſenholz gegen ihn erhob, machte er ſich heulend aus dem Staube.

— Der Burſche hängt an Vorurtheilen und will ſeinen ehrlichen Namen höhern Zwecken nicht opfern — bemerkte der Mauthſchreiber und mit der Hand auf einen Stuhl zeigend, fügte er hinzu — ich wüßte auch in der That nicht, was man mir für meinen Fizmeier bieten könnte. Doch warum ſetzen Sie ſich nicht?

Der arme Oberlieutenant hatte einige vergebliche Verſuche gemacht, dieſer höflichen Einladung nachzukommen, allein er betheuerte endlich, daß er es vorziehe, ſtehen zu bleiben. In Wahrheit genirten ihn die ungewohnten Kleidungsſtücke, die mit Schnallen zuſammengeſchnürt waren und durch einen enggeſpannten Hoſenträger und dicht anliegende Riemen unter den Stiefeln ihren Inhaber förmlich in's Geſchirr genommen hatten.

— Es ſpricht ſich ja ſtehend eben ſo leicht, ſagte der Oberlieutenant, nachdem er ſeine Parthie in dieſer Beziehung ergriffen hatte.

— Was hat Sie aber zu dieſer plötzlichen Umgeſtaltung gebracht, mein werther Freund? fragte der Mauthſchreiber, lüſtern nach wahnwitzigen Geiſtesſprüngen.

— Was anders, als die Liebe? erwiederte Krauthofer.

Wenn man den Mann, der jetzt eine ſolche Antwort gab, ſeitdem er in Bogenwinkel wohnte, näher gekannt hatte, ſo durfte man ſich über das Geſicht nicht wundern, das der Mauthſchreiber machte und über den zwar zweifelhaften aber doch beruhigten Blick, mit dem er die Worte begleitete.

— So — alſo wirklich!

— Halten Sie mich nicht für toll, Herr! ſchrie der Oberlieutenant. — Nicht ich bin verliebt, ſondern mein Sohn, und einem verzweifelnden Vater iſt nichts zu ſchwer, um ſeinen Sohn zu retten. Gegengift muß die Wirkung des Giftes hemmen. Sie ſehen mich bereit, Alles zu thun, was mein unſinniger Junge thut. Iſt er verliebt, ſo will ich's auch ſeyn; ſpielt er Komödie, ſo ſpiele ich ſie auch; macht er Schulden, der Verſchwender, ſo will ich auch darin nicht zurückbleiben; ich will auf ſeine Thorheiten Paroli biegen, wo und wie ich kann — aber Alles ſoll nur Schein ſeyn, und deshalb bedarf ich der Hilfe meiner Freunde, und deshalb habe ich Sie zuerſt aufgeſucht.

— Es iſt mir zwar noch nicht Alles ganz klar, doch ſehe ich wohl, daß einige vorläufige Vermuthungen durch Ihre Andeutungen beinahe völlig gehoben ſind — ſagte Herr Fizmeier. Aber wollen Sie ſich denn nicht ſetzen?

— Zum Teufel mit Ihren Höflichkeiten, rief Krauthöfer, indem er den Hoſenträger zu lüften ſuchte, Sie ſehen ja wohl, daß ich's nicht im Stande bin. Doch nun zur Sache! Ich fahre von Ihnen zur St. Viol. Ich habe der Perſon Alles geſagt —

— Sie waren alſo ſchon dort?

— Ja! ich habe ſie gebeten, mir meinen Sohn zurückzugeben, den ſie in ſchnöden Banden gefeſſelt hält, und ſie gab mir glatte Worte zur Antwort. Sie wollte mir ihn geheilt zurückführen und Gott weiß, was ſie Alles verſprach. Aber davon iſt nichts wahr geworden; er frequentirt ſie vielmehr noch immer als ein Lord Pucks —

— Lord Pucks! wie kommt er den dazu? Gibt's doch in unſerer ganzen hohen Ariſtokratie keine Pucks, ſo viel mir bekannt iſt, er müßte nur vielleicht an die Earls of Puking gedacht haben —

— Ach! zerbrechen Sie ſich doch nicht den Kopf darüber, an was er gedacht hat. An's Schuldenmachen hat er gedacht; zuerſt war er im Bade und hat geſpielt, und groß gelebt und Lord Pucks geheißen, dann wie er Alles verloren hatte, iſt er mit Komödianten herumgezogen, und hat ſich nicht mehr Lord Pucks, ſondern Pucks ſchlechtweg genannt. Nun endlich iſt er hier angekommen und iſt wieder der Lord Pucks geworden und hängt ſich an die Tänzerin. Dies Alles haben mir meine Kundſchafter hinterbracht. Nun ſagen Sie mir, Fizmeier, iſt denn da der Abenteurer nicht fertig? Muß ich nicht Alles thun, um ihn zur Raiſon zu bringen, oder ihn enterben? Da will ich mir auf meine alten Tage lieber einen wildfremden Menſchen adoptiren und ihm Gutes thun, als ſolch einem Taugenichts das Erbe meiner Väter und mein mühſam Erworbenes hinterlaſſen. Es wird ſich noch eine gute Seele finden, die den Namen Krauthöfer nicht verachtet und ihn mit dem ihrigen vertauſcht —

Der Mauthſchreiber nahm dieſen letzten Theil der Rede als an ſich direct gerichtet auf, und wenn er gleich mit der Erbſchaft nicht unzufrieden geweſen wäre, ſo zuckte er doch jetzt ausweichend die Achſeln, zupfte an den breiten Jabot ſeines Hemdes und ſagte mit einiger Verlegenheit:

— Krauthöfer iſt ein Name wie ein anderer, allein es gibt Namen, deren Bedeutung höher ſtehet, als derer, welche ſie tragen. Ich würde meinen Fizmeier nicht um das größte zeitliche Glück mit einem andern vertauſchen —

Der Oberlieutenant ſah den Mauthſchreiber bedeutend an:

— Sie mit Ihrem Fizmeier, mein Lieber, dürften ſich des Namens Krauthöfer wahrlich nicht ſchämen. Ich habe Katzenmeier, Laternmeier, Ober-, Nieder- und Untermeier, Halbmeier und Doppelmeier, Vogel- und Zwiefelmeier, Gras-, Feld-, Peter-, Schmid-, Wehe- und Weidenmeier gekannt —

— Nur keinen Fizmeier, Verehrter! rief der Mauthſchreiber ſtolz, als mich und meinen Vater. Wir heißen auch eigentlich nicht Meier, ſondern Farmer, was in unſerer Landesſprache daſſelbe bedeutet und ich würde mich unbedenklich auch Fizfarmer nennen können, ohne daß Jemand nur ein Wort darein zu reden hätte.

— Laſſen wir dieſe Streitigkeiten jetzt! Ich glaube Ihnen das Wichtigſte noch nicht geſagt zu haben, fuhr der Oberlieutenant fort. Ich werde einige Hundert Thaler ſpringen laſſen, um das Letzte noch zu verſuchen. Gelingt dieſe Kur nicht, ſo gebe ich's auf, meinen Sohn zu beſſern und er iſt mein Sohn nicht mehr. Sie und meine andern Freunde, die ſich hier befinden, müſſen mir dabei helfen. Auch Ihr müßt Euch den Freuden der Welt geneigt zeigen und Euch über nichts verwundern, was ich begehen und anſtellen werde. Ich will meinem Jungen einen Spiegel vorhalten, darin er mit Schrecken ſein eigenes Schickſal erblicken ſoll: ich will die ganze Schule der Liederlichkeit vor ſeinen Augen durchmachen und ihn in Schrecken und Angſt dadurch verſetzen, aber am Ende, wenn er erfährt, daß Alles nur Schein, ein bloßer Traum war, ſoll er mir dankend die Hände küſſen und gebeſſert mit mir nach Hauſe kehren —

— Obgleich Sie mir mit dieſem Allen noch ſo viel, wie gar nichts geſagt haben, ſo glaube ich doch abnehmen zu können, daß Sie einen höchſt originellen Plan auszuführen geſonnen ſind, etwa wie Baſil, König von Polen mit ſeinem Sohn, ſprach Fizmeier, und mit Freuden biete ich Ihnen zu Allem meine Hände. Es wird ſo eine Art Leben, ein Traum werden ſollen! — Verſuche!

Hier trat Caspar in Jägerlivree ein. Der geſchmackvolle Anzug ſtand dem hübſchen Burſchen gut.

— Gnädiger Herr, ſagte er, der Wagen iſt angeſpannt —

— Gut, Burſche! wie ſoll er heißen, Fizmeier?

— Ich würde meinem Groom nie anders, wie Francis rufen, erwiederte dieſer.

— Nun meinetwegen! Sie ſollen Recht haben! Alſo jetzt zur St. Viol und bei meiner Nachhauſekunft ſollen Sie alles Nähere wiſſen. Hallo, Francis!

Er ſuchte zu ſeiner Uebung im degagirten Schritte das Zimmer zu verlaſſen und trällerte ein Liedchen dabei zwiſchen den Zähnen; aber der degagirte Schritt war ein unförmliches Watſcheln und das Liedchen ein alter Gaſſenhauer, weil ihm eben nichts Anderes einfallen wollte. Fizmeier lief zum Fenſter und ſah ihn einſteigen. Er ſaß nicht im Wagen, ſondern er lag lange ausgeſtreckt, wie ein ächter Venetianer in ſeiner

Gondel und ſchnaufte bedeutend der beengenden Kleider wegen. Als der Wagen davon rollte, und der Mauthſchreiber wieder zu ſeinem Frühſtücke ging, konnte er doch nicht den Gedanken aus ſeinem Kopfe bringen, daß es mit dem alten Oberlieutenant wohl nicht ganz richtig ſeyn dürfte.

Die Sache war aber ganz natürlich zugegangen und Krauthöfer noch eben ſo im Beſitze aller ſeiner Geiſteskräfte, wie Fizmeier und jeder Andere.

Seitdem der gute Oberlieutenant die junge Dame verlaſſen hatte, die ihn als Mademoiſelle St. Viol empfangen und ihm alle jene Verſicherungen ertheilt, die ihn darüber beruhigten, ſeinen Sohn geheilt von ihr wiederzuerhalten, waren Tage vergangen, ohne daß dieſe Verheißung erfüllt worden wäre. Er harrte vergebens auf ein Zeichen; nichts wollte erſcheinen. Indeſſen ließ er durch Caspar das Spioniren fortſetzen und dieſer erzählte ihm getreulich, daß Lucile in das Haus der Tänzerin gehe und ſie daher weit entfernt ſey, ihren Fang herauszugeben, vielmehr ſelbſt Wohlgefallen daran empfinde. Zugleich hinterbrachte Caspar alle Tage andere Neuigkeiten, die den armen, geängſtigten Vater nicht beruhigen konnten, weil ſie täglich abenteuerlicher und Beſorgniß erregender wurden. Dies waren jedoch nur Lügen, die ſich einige

Kameraden Caspar's auf Lucile's Rechnung erſannen, von dem ſie in der That nicht das Geringſte wußten. Da Caspar von ſeinem Herrn Geldſtücke erhielt, um ſich Mittheilungen zu verſchaffen, ſo war der ehrliche Junge auch redlich bemüht, ſie in dieſem Sinne auszugeben, nur war er nicht recht auf ſeiner Hut, ob er auch Wahres dafür eintauſchte. Einige ſchlaue Füchſe, an die er ſich wandte, merkten kaum, mit wem ſie's zu thun hatten, und um was es ſich handelte, als ſie auch mit ihren Aufſchlüſſen und Mittheilungen über den unglücklichen Lord Pucks nicht zurückhielten, der, auf ſolche Weiſe entſtellt und verläumdet, durch Caspar's Vermittelung als der Urtypus aller Taugenichſe ſeinem Vater geſchildert wurde.

Dieſer wußte ſich nicht mehr zu helfen. Selbſt Lucile aufzuſuchen, ihn väterlich zu rühren, ihn zur Rückkehr zu bewegen — das ſchien ihm unſtatthaft. Lucile's Halsſtarrigkeit war ihm zu gut bekannt und dann, ſelbſt wenn dieſer nachgegeben haben und nach Hauſe zurückgekehrt ſeyn würde, ſo hätte er ihn doch nicht hinter Schloß und Riegel bewahren können, und wer ſtand ihm denn dafür, daß er ihm nicht bei erſter Gelegenheit wieder und vielleicht noch unwiderbringlicher verloren ginge? Keine Zeit war zu verlieren und er griff daher zur Ausführung eines andern Planes, der ſich ihm gezeigt hatte.

Sah es gleich einer alten ſogenannten Beſſerungskomödie nicht unähnlich, ſo erſchien es ihm doch dem Zwecke entſprechend, auf kürzeſtem Wege ſich den Sohn wieder zu erobern. Er glaubte aus ſeinem frühern Leben, die Tänzerinnen genau zu kennen und auch dieſe darnach richtig zu beurtheilen; mit Geld, dachte er, werden ſolche Neigungen wohl überwältigt. Ich ſelbſt will Lucile's Nebenbuhler werden, ich ſelbſt will ihm den Spiegel vorhalten, mich zum Schein in den Schlund des Verderbens ſtürzen, und ihm zeigen, wohin ſein Treiben endlich führen muß. So dachte Krauthöfer, und da ein reicher Mann, was er will auch ausführt, ſo wurde gleich zur Ausführung dieſes Planes geſchritten

Daß aber Lucile's Neigung eine andere war, als ſein Vater vorausſetzte, daß ſie auch einem andern Mädchen galt, als ſein Vater glaubte, ſollte eine bittere Täuſchung ſeyn, eine Intrike, wie ſie nun eben das Fatum zu ſpielen liebt.

Doch wir wollen nicht vorgreifen und zuſehen, wie ſich der Lauf der Begebenheiten, ſich nach und nach entwickelnd, vor unſern Augen aufrollen wird.

Zweites Kapitel.

Das Maidlein will ein'n Freier hab'n
Und ſollt ſie'n aus der Erde grab'n —

Volkslied.

Der Wagen hielt vor dem Hauſe der erſten Tänzerin. Madame Scherwenzky, die Obergarderobiere des Hoftheaters, welche das Erdgeſchoß bewohnte und eben zu Hauſe war, ließ Alles ſtehen und liegen, was ſie unter den Händen hatte, und eilte zum Fenſter, um zu ſehen, was denn da heranraſſelte.

— Hulda! Ei, meine liebe Zeit! Huldchen! Sieh doch nur, wer da bei der Violin vorfährt. Ein alter Herr mit einem ſteifen Jäger — 's iſt, ſtraf' mich Gott! der franzöſiſche Geſandte —

Das hübſche, braune Mädchen lief ſogleich ſeiner Mutter nach, und da das Ausſteigen, trotz des degagirten Weſens, von dem Oberlieutenant nur ſehr langſam bewerkſtelligt wurde, ſo kam ſie noch zur rechten Zeit, um ihn auf dem Wagentritt zu erblicken.

Sie hatte ihn trotz der Metamorphoſe ſogleich erkannt.

— Das iſt nicht der franzöſiſche Geſandte, Mutter! bewahre, was fällt Dir ein? den Herrn kenn' ich, der beſucht mich —

— Was das Wettermädel da ſchwätzt — beſucht Dich, Huldchen? Woher kennſt 'n denn?

Aber ohne die Antwort abzuwarten, rannte ſie hinaus zur Thür, die ſorgliche Mutter, um den vornehmen Beſuch ihrer hübſchen Tochter höflichſt zu empfangen.

Krauthöfer hatte jedoch ſchon die braune Hulda unten am Fenſter bemerkt und in ihr dieſelbe wieder erkannt, die ihn neulich als St. Viol empfangen hatte; mehr bedurfte es für ihn nicht. Der Mann hatte das Theater noch nicht beſucht und war daher nicht im Stande, ſeinen Irrthum einzuſehen. Er wedelte recht liebreizend mit dem Tuche ihr zu und empfing dafür das freundlichſte Lächeln, welches die kleine Kokette im Vermögen hatte; indeſſen war aber Madame Scherwenzky ſchon da und ſtand mit zurückgeſchlagener Schürze, gleichſam etwas verſchämt, hinter der Hausthüre, um ſich den Blicken der neugierigen Nachbarn zu entziehen. Mit vielen Knixen ſchnatterte ſie dem Gaſte einen Willkomm entgegen.

— Mein gutes Kind hat mir ſchon geſagt, daß es ſo glücklich war, die hohe Bekanntſchaft zu machen. Wollen Euere Excellenz nur eintreten —

Bei dieſen Worten ſtieß ſie die Thüre des Zimmers auf.

— Die Gage läßt's nicht zu, Euere Excellenz müſſen ſich an unſerer Armuth nicht ſtoßen. Der Geſchmack fehlte nicht, wenn wir nur das Geld hätten — belieben nur, dort hineinzuſpazieren — Huldchen! — wahrhaftig, die Kleine iſt blöde und verkriecht ſich, und doch freut ſie ſich ſo außerordentlich! Excellenz können mir's glauben — Huldchen — na, wo biſt Du denn?

Da trat Hulda, das hübſche, braune Mädchen, aus dem Nebenzimmer und ſagte mit faſt zürnenden Augen zu ihrer Mutter:

— Da bin ich ja — laſſen Sie doch die vielen Worte! Ihre Dienerin, mein Herr. Ihr Beſuch erfreut mich, wenn ich mir ihn auch bis jetzt noch nicht zu deuten weiß. —

Der Oberlieutenant ging auf die Kleine zu, ergriff ihre Hand, drückte ſie an die Lippen und legte ſich dann in den Divan mit weit vor ſich hingeſtreckten Beinen, weil er nicht anders konnte.

— Ein bequemer, vornehmer, alter Herr, dachte die alte Madame Scherwenzki, als ſie das ſah, der ſich nicht im Geringſten genirt.

Hierauf wandte ſie ſich noch einmal zu ihrem Gaſte:

— Womit können wir aufwarten? Vielleicht eine Taſſe Chocolate? Trinken ihn Ihre Excellenz mit Waſſer oder mit Eiern?

Der Oberlieutenant dankte, und Hulda winkte ihrer Mutter, hinauszugehen. Das hätte die alte, liſtige Frau ohnedies gethan. Draußen ſtand ja der Bediente und von dem hoffte ſie zu erfahren, was hinter dem Beſuche eigentlich ſteckte. Um aber von Caſpar etwas herauszukriegen, verſchwendete ſie alle ihre Kunſtgriffe vergebens. Der Burſche war zu dumm und zu geſcheit, ihr etwas zu ſagen. Ein Mährchen ihr aufzubinden, wagte er nicht, und das, was er vermuthete, die Tollheit ſeines alten Herrn, verſchwieg er.

Madame Scherwenzki war unter die Thüre getreten, um die Equipage zu betrachten, da ging Mosburg vorüber.

— Was hat denn die St. Viol da wieder für einen vornehmen Beſuch? rief er ihr zu.

— Die St. Viol? daß ich nicht wüßte — erwiederte Madame Scherwenzki — der iſt drinnen bei Hulden —

— So? rief Mosburg — da gratulir' ich!

— Das kannſt Du auch, guter Junge! ſprach die Alte — es iſt der Intendant aus Petersburg, der meine Tochter um jeden Preis engagiren will. Wir werden ſehen, ob er uns die Rubel zahlt, die wir verlangen, ich kenne Petersburg, 's iſt ein theures Pflaſter —

— Der Intendant aus Petersburg? iſt denn der hier? ſchrie Mosburg überraſcht. Davon habe ich ja noch gar nichts gehört.

— Er iſt geſtern Abend hier angekommen, hat Huldchen geſehen, will ſie engagiren und reiſt dann ſogleich wieder ab — war der Alten Antwort.

— Nun, da wünſch' ich Glück! Kannſt Du mir auch 'was erwirken, Scherwenzk'n, ſo denk' an mich. Ich komme Dir nach!

Sie ſprachen noch lange Zeit leiſe miteinander. Dem armen Francis-Caſpar wurde nur noch wunderlicher zu Muthe, als er dies Alles jetzt mit anhören mußte. Petersburg — Intendant — es drehte ſich mit ihm im Kreiſe, und er glaubte, ſelbſt toll zu ſeyn, oder es mit lauter Tollen zu thun zu haben.

Anfänglich war Hulda dem Gaſte gegenüber nicht ohne Verlegenheit. Sie erinnerte ſich der erſten Viſite und ihres Verſprechens; ſie glaubte, den erzürnten Vater wieder zu ſehen und von ihm mit Vorwürfen überhäuft zu werden. Hier hätte ſie ihre ſonſt ſo geübte Geiſtesgegenwart in dergleichen Dingen verlaſſen. Was ſollte ſie ihm ſagen? Ihm den Betrug geſtehen? Ihm geſtehen, daß ſein Sohn ſich nicht todtgeſchoſſen, aber auch nicht gebeſſert habe, ſondern mit ihrer Freundin im innigſten Verein der Seelen ſchwelge? Da ſie von ſeinen täglichen Beſuchen wußte, ſo glaubte ſie auch dieſes mit einigem Rechte vorausſetzen zu können. Sie hatte aber nicht lange Zeit, ſich mit dieſen Beſorgniſſen und Ueberlegungen zu quälen, denn die Wendung, die der Fremde dem Geſpräche gab, ſtreifte mit keiner Sylbe an den ungerathenen Sohn und die Abſichten, die er ſelbſt hegte, ſtellten ſich klar und deutlich heraus. Es war nicht mehr der polternde Alte, der zürnende Vater, es war der ſchmachtende Liebhaber ſelbſt, freilich in einer eigenthümlichen Weiſe. Es wurde der eiteln Hulda nicht ſchwer, zu glauben, daß es ihren unwiderſtehlichen Reizen allein gelungen ſey, dieſes Wunder zu bewirken und ſie freute ſich ihres Sieges.

Krauthofer ſpielte übrigens ſeine Rolle, wie man es nur von ihm erwarten durfte. War er wirklich der Schauſpieldirector Ziel oder nicht, hier entfaltete er, neben einer etwas ſchwerfälligen Haltung, die ihm das Ungewohnte auferlegte, eine gar nicht üble Weiſe der Ueberredungskunſt. Es hätte indeß nicht halb ſo großer Anſprüche bedurft, um Hulda's Herz ſich geneigt zu machen. Der Beſuch hatte nun ſchon eine Stunde und darüber gedauert; man hatte ſich über Vieles verſtändigt; Krauthöfer brach auf, obgleich man ihm wohl anſah, daß er noch etwas auf dem Herzen habe. Er mochte Hulda aber nichts davon ſagen.

Sein Aufbruch kündigte ſich mit einigem Geräuſche an, und Mosburg, der noch immer mit der Mutter der Schönen ſchwatzend daſtand, lief, eiligſt Abſchied nehmend, davon, ſtellte ſich aber unweit des Hauſes auf, um den Fremden einſteigen zu ſehen.

— Verlaſſen uns Euere Excellenz ſchon ſo ſchnell? fragte Madame Scherwenzki. Meine Tochter wird es doch wohl an nichts haben fehlen laſſen? Hat ſie Ihnen auch Etwas vorgeſpielt? Zwar nur Guitarre, aber es iſt doch ſchön und ſie hat ein paar hübſche, kleine Hände — aber man ſoll ſein eigenes Werk nicht ſelber loben —

— Ihre Tochter iſt ein Engel, meine gute Frau, ſagte Krauthöfer mit großem Ernſt, und ich werde von der Erlaubniß profitiren und recht bald wiederkommen. Ich ſtöre doch nicht?

— **Wir nehmen ſonſt keine Beſuche an — nie!** entgegnete Madame Scherwenzki mit einiger angenommenen Derbheit im Ton — allein wenn Herren von geſetzten Jahren mit ehrbaren Geſinnungen —

— Schon gut — unterbrach ſie der Oberlieutenant — und indem ihm dabei ein Stein vom Herzen zu fallen ſchien, ſetzte er raſch hinzu — ich meine gerade heraus — wenn vielleicht ein junger Engländer —

— Engländer? wie kommen Euere Excellenz darauf? —

— Der ſich neulich vor dieſem Hauſe todtſchießen wollte — aus Liebe —

— Aus Liebe zu meiner Tochter?

— Wie Sie es ſo eben ſagen: wenn ein ſolcher —

— Ein ſolcher, mein Herr, kommt nicht in's Haus und iſt auch nie in's Haus gekommen —

— Verbergen Sie mir nichts, Madame, es könnte Folgen haben —

— Sie erſchrecken mich ja ordentlich — ſeufzte Hulda —

— Alſo kein Engländer?

— Möge Ihnen das Wort einer ehrlichen Frau genügen! ſprach die Alte und führte den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen.

Krauthöfer ſah, daß er hier im Nu nichts erfahren würde, und beſchloß, in den Wagen zu ſteigen.

— Wie falſch ſie ſind, dieſe Weiber! brummte er vor ſich hin. Aber feil ſind ſie auch, und meine deutſchen Goldſtücke ſollen dieſen nachgemachten Lord ſicher aus der Schanze ſchlagen!

Mit dieſem Gedanken ſetzte er ſich wieder in der Karoſſe zurecht. Er hatte ſich ſeinen Operationsplan ſchon entworfen und war entſchloſſen, ihn Schritt vor Schritt auszuführen. Lange Minen zu graben, iſt indeſſen nie die Sache eines Feldherrn, der über ſo große Kräfte zu gebieten hat, daß er den offenen Angriff nicht ſcheuen darf. Dieß war auch bei Krauthöfer der Fall. Er wollte eine entſcheidende Schlacht liefern, um des Sieges bald gewiß zu ſeyn, denn er zweifelte nicht daran, ihn zu erringen.

— Er iſt eiferſüchtig, wie ein Spanier! dachte die alte Scherwenzki bei ſich, als ſie dem Gaſte noch verſchiedene Knixe gemacht hatte und nun dem fortrollenden Wagen nachblickte.

— Er iſt aus Eiferſucht närriſch geworden, dachte Caſpar bei ſich, indem er ſich zu dem Kutſcher auf den Bock ſchwang — aus Eiferſucht auf ſeinen eigenen Sohn! der arme, unglückliche, gnädige Herr!

— Das alſo iſt der Petersburger Hoftheaterintendant! ſprach der ſpähende Mosburg, na! 's wird auch noch herauszukriegen ſeyn, wo er wohnt und was er hier will. Mit dem Engagement der Scherwenzk'n iſt's nichts, der hat andere Abſichten, denk' ich mir.

— Mutter! Mutter! rief Hulda der eintretenden Mutter entgegen — ſieh einmal hier, was ich bekommen habe!

Mit dieſen Worten hatte auch ſchon die Alte einen feinen, goldenen Schmuck bemerkt, der auf der Kommode ausgebreitet lag und ſprang darauf zu, um ihn in der Hand zu wägen.

— Wenn's auch keinen großen Werth hat, ſo iſt's doch galant — ſagte die Mutter — übrigens iſt's ein ſonderbarer Mann — hat er mich da ausgefragt, wie ein Mauthbeamter — ob Dich ein Engländer beſuche, der ſich habe vor unſerem Hauſe todtſchießen wollen —

Hulda brach in ein lautes Gelächter aus, welches ſie verhinderte, ſogleich auf die Fragen ihrer Mutter zu antworten. Endlich verſtummte es ſchnell und mit einem ſehr ernſten Geſichte ſagte ſie:

— Das Spaßhafte bei der ganzen Sache iſt, daß mir dieß eigentlich Alles nicht gilt —

— Nicht Dir? und wem denn ſonſt! etwa mir? fragte Madame Scherwenzki höhniſch.

— Mir — aber doch nicht mir, um mich richtiger auszudrücken — erwiederte Hulda. Ich empfing neulich dieſen Herrn oben bei der St. Viol in ihrem Namen und der heutige Beſuch galt wieder nur ihr — da er mich aber für ſie hält —

— Alſo gilt er, Gottlob, doch Dir, mein Kind! ſagte ſchnell einfallend die Mutter, die einige Augenblicke einen beunruhigenden Zweifel gehabt hatte.

— Mir und nicht mir — gerade wie ich vorhin ſagte. Darauf bezieht ſich auch die Frage wegen des Engländers. Der wollte ſich nämlich unter dem Fenſter der St. Viol erſchießen — allein ſein Vater — der eben hier war, —

— Der war alſo ein Engländer — deſto beſſer!

— Kein Engländer, denn Jener gab ſich blos für einen Engländer aus, iſt aber ein vacirender Schauſpieler von Natur, den der Vater enterbt hat.

— Am Ende wäre der Alte hier auch ein Schauſpieler geweſen? Saubere Beſcherung!

Hulda nahm den Schmuck mit bedeutendem Ausdrucke in die Hand und ſprach:

— Er hat ſeinen Sohn enterbt —

— Ja ſo! bemerkte nun wieder freundlich die Mutter.

— Doch erlaſſen Sie mir für jetzt alle weitern Erklärungen, fuhr Hulda fort; ich ſehe ſelbſt noch nicht recht klar in der Sache. Das Weſentlichſte iſt, daß ſich der alte Herr jetzt wirklich zum Sterben in mich verliebt hat, und Alles aufbietet, um ſeinen Sohn, den er für ſeinen Nebenbuhler hält, aus dem Sattel zu heben. Damit können wir ſchon zufrieden ſeyn. Deſto beſſer für uns. Die Eiferſucht muß unterhalten werden. Fragt er Sie wieder, ſo geben Sie nur höchſt unbeſtimmte, ausweichende Antworten. Nie darf es zur Aufklärung kommen. Die St. Viol hält es aber wirklich mit dem Sohn. Er kommt Abends zu ihr. Ich begreiſe das Mädchen nicht.

— Sie iſt überſpannt. Laſſen wir ihr den Sohn und begnügen wir uns mit dem Vater. Enterbt hat er ihn? ſagſt Du. Na, da muß er doch 'was zu vererben haben. Hat er nicht geſagt, wenn er wiederkommt?

— Morgen. Er ſprach von einem großen Feſte, das er veranſtalten will und wobei er meine Collegen zu ſehen wünſcht; Alles, was bei der Oper, dem Ballet und dem Schauſpiel einen bedeutenden Rang einnimmt. Da wird es wohl zu einer öffentlichen Declaration kommen — nicht wahr, Mutter?

— So Etwas hat er gewiß im Sinn und dabei muß man ihn laſſen. Anders darf er Dich nicht beſuchen; er muß ernſte Abſichten haben. Wenn wir nicht darauf losgingen, würde es uns niemals an Kurmachern fehlen; aber das ſind wir Deinem älteſten Freunde, dem guten Rieſenberger, ſchuldig, der darf nur Deinem Glücke, Deiner Verſorgung weichen, und wenn Dir dieſer reiche, alte Mann die Hand gibt, ſo iſt's eine Verſorgung, ſollt' ich doch meinen!

Dies war die intime Unterhaltung zwiſchen Mutter und Tochter, welche dem Beſuche des Oberlieutenants Krauthöfer unmittelbar folgte und noch lange in dieſer Weiſe fortgeſponnen wurde. Was war natürlicher, als daß ſich auf der überraſchenden Erſcheinung des alten Liebhabers Hoffnungen der ſchönſten Art gründeten, wie ſie gewöhnlich ſolchen Leuten beim geringfügigſten Anlaß gleich vorzuſchweben pflegen. Hulda war außer dem Theater, auf den erſten Blick, ein recht liebenswürdiges Mädchen und klug genug, die etwas niedrige Geſinnung je nach den Umſtänden gehörig zu bemänteln; ebenſo benützte ſie auch eine ihr angeborene, graciöſe Koketterie dazu, den gänzlichen Mangel an höherer Bildung zu verſtecken. Auf dem Theater machte ſie weniger Glück; ſie war dort eine hübſche Erſcheinung, nie mehr. Keine Rolle von Bedeutung vermochte ſie auszuführen.

Alle Mühe, die ſich die wahrhaft große Künſtlerin St. Viol mit ihr in vertrauten Stunden gab, war verloren. Was ſie erlernte, ward bei ihr zur Unnatur und es war beſſer, ſie ihrem eigenen Inſtinkte zu überlaſſen, der in Rollen einer gewiſſen Gattung doch wenigſtens das Leidliche traf.

Die Mutter, welche zwar immer über die Ungerechtigkeit gegen ihre Tochter klagte, konnte ſich dennoch nicht verbergen, daß die Welt eigentlich gar nicht ſo ungerecht war. Eine Verbindung außer dem Theater war das, wonach ſie ſtrebte; vom Theater „wegheirathen,“ wie ſie es nennen, war das höchſte Ziel ihrer Wünſche und die Hoffnung, dieſes einmal zu erreichen, war der Grund, daß ſie mancherlei Anträge der Schauſpieler von der Hand gewieſen hatte, ſo auch den des jungen Rieſenberger, eines Künſtlers, der in der Theaterwelt eines großen Ruhmes genoß.

Am Abende deſſelben Tages verbreitete ſich auf ganz natürliche Weiſe das Gerücht, der Hoftheaterintendant aus St. Petersburg, Fürſt Fertmaritoff ſey angekommen, um einige der erſten Mitglieder zu engagiren. Man nannte ſogleich Leinweber, Balder, die St. Viol, die erſte Sängerin Schmelzhaferl, eine geborene Wienerin, die liebliche Hegewiſch, allein von der Hulda Schwerwenzki ſprach kein Menſch.

Mosburg dachte ſogleich, daß ihm ſeine alte Freundin etwas vorgelogen habe und daß der Beſuch des ruſſiſchen Fürſten der St. Viol gegolten. Die andern Muthmaßungen wurden theils von ihm, theils von denen, die ſeine Mittheilungen empfangen hatten, in Umlauf geſetzt. Den Namen des ruſſiſchen Intendanten brauchte Niemand zu erfinden; Fürſt Fortunatikoff war in der Theaterwelt bekannt genug.

Drittes Kapitel.

In's Paradies gehöret auch die Schlange.

Oelenſchläger.

Die große Stadt, in welcher ſich dieſe ſehr wahrhafte Geſchichte zutrug, war eine von den wenigen Ausnahmen im lieben deutſchen Vaterlande; ſie war wirklich ſo großartig, daß die Nachbarn ſich nicht um ihre Nachbarn viel bekümmerten. Es konnte es jeder treiben, ein jeder leben, wie er wollte — **à sa guise** — wie es die Franzoſen nennen. Nur das Theater machte hierin eine kleine Ausnahme. Je mehr Freiheit ſich alle übrigen Bewohner unter ſich geſtatteten, deſto weniger räumten ſie den Mitgliedern des Theaters ein, was noch ganz beſonders vom Hoftheater zu verſtehen war. Man konnte es ihnen im Ganzen nicht verdenken. Die meiſten der Künſtler waren aus der Fremde herbeigezogen worden, und daher ihr früherer Lebenslauf, der gewöhnlich viel Abenteuerliches und Romantiſches bot, ganz beſonders als Gegenſtand der Neugier einem Jeden empfehlen: aus eben dem Grunde traten hier auch nicht jene Rückſichten ein, welche engere Verbindungen, Verwandtſchaften, Jugendfreundſchaften der ſchmähſüchtigen Welt unter ſich auferlegten.

Man hatte mit einer Art von Gier das Mädchen von dem ruſſiſchen Intendanten aufgenommen und als nun ſelbſt die Neugierigſten auf ihre Nachfrage im Gaſthofe zur Antwort erhielten, daß ein Fürſt Fortunatikoff gar nicht dort logire und daß der Mann, der plötzlich ſo viel von ſich reden mache, Niemand Anderes, als der Manchem wohlbekannte penſionirte Oberlieutenant Krauthöfer aus Pogenwinkel ſei, ſo war das ſkandallüſterne Publicum doch viel eher geneigt, hier an ein ſtrenges Incognito zu denken, als die Wahrheit anzuerkennen. Die große Bevölkerung der Reſidenzſtadt hatte übrigens niemals von dem guten Krauthöfer irgend eine Notiz genommen und den Meiſten, die in dieſer bunten, lebendigen, raſchpulſirenden Welt ſich umhertrieben, war es ein Name, zum mindeſten eben ſo fremd ihren Ohren, als der Name Fortunatikoff, den ſie bei dieſer Gelegenheit auch zum erſten Male hörte.

Daß der reiche Fremde Abſichten auf Theatermitglieder habe, war indeſſen klar; daß er ſich um die reizende St. Viel bewarb, wurde von Niemand in Zweifel gezogen, und da die ganze Poſſe, zu der einzig und allein die Liebe eines Vaters zu ſeinem Sohne die Veranlaſſung war, nur wenige Stunden über drei Tage dauerte, ſo war das Räthſel enthüllt, ehe der Troß der Neugierigen ſich in einer Menge von Combinationen gänzlich zu erſchöpfen Gelegenheit hatte.

Eines Morgens trat Leinweber ungewöhnlich frühe in das Kabinet ſeines Herrn und Meiſters. Der Intendant war ein zu vornehmer Mann, um über irgend etwas erſchrecken zu können, was nicht etwa vom Hofe ſelbſt ihn bedrohen konnte; er wandte ſich daher ſehr gleichgiltig zu ſeinem Untergebenen und betrachtete mit dem gewöhnlichen matten Blicke die Verlegenheit, die Jener ſich Mühe gab, mit dem Aufgebote ſeiner beſten Kunſt in ſeiner Miene wiederzuſpiegeln. Leinweber verdoppelte daher dieſe Anſtrengungen, und es gelang ihm ſonach, ein achtes Bild von Angſt und Schrecken darzuſtellen.

— Sind Sie krank, Leinweber? muß ein anderes Stück angeſetzt werden? — fragte der Intendant.

— Krank wohl — ergriffen — ſprach der Getreue — allein dennoch werde ich meiner Pflicht nachkommen. Euere Excellenz wollen die Repertoires ſeit meiner Anſtellung gnädigſt durchſehen, und es wird ſich zeigen, daß ich nie Urſache war, daß eine Verſtellung abgeändert werden mußte. Meine Pflicht über Alles; ich kann ſterben, Euere Excellenz, aber meiner Pflicht entſagen — niemals!

— Schon gut, Leinweber! ſagten Seine Excellenz hierauf — ich weiß das.

— Ich kenne aber auch ſehr wohl die Gränzen meiner Pflicht, Euere Excellenz, fuhr Leinweber fort, der die Kälte ſeines Herrn nur zu wohl kannte und daher mit beſonnener Klugheit nach und nach einfeuerte — meine Pflicht iſt nicht blos in den engen Bezirk jener Bretter gebannt, welche die Welt bedeuten, wie der Dichter ſagt; meine Pflicht ragt weit darüber hinaus; ich wache für das Leben und Gedeihen der Kunſtanſtalt, all mein Sinnen, Denken und Handeln iſt ſtets darauf hin gerichtet; ich wache für das Leben und Gedeihen der geheiligten Perſon meines hohen Chefs und Vorgeſetzten —

Hier zeigte der Intendant plötzlich einige Aufgeregtheit; ſein Leben und Gedeihen lag ihm natürlich am Herzen, es war das Köſtlichſte und Theuerſte, was der Edle beſaß.

— Wie ſo? was giebt's? waren die bedeutungsvollen Worte, die er an den Sprechenden richtete.

— Euere Excellenz werden wahrſcheinlich ſchon von dem räthſelhaften Fürſten Fortunatikoff gehört haben, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält. —

— Ich nehme keine Notiz von dem Manne: er iſt nicht bei Hofe vorgeſtellt und auch noch nicht bei mir geweſen. —

— Sehr natürlich! denn er fiſcht im Trüben —

— Wie das? er fiſcht? — —

— Figürlich geſprochen, Euere Excellenz! er will uns Mitglieder kapern.

— Kapern? ich verſtehe nicht — ſprechen Sie deutlich. — Was ſoll's, Leinweber?

— Ein Sprichwort, Euere Excellenz, nichts weiter. Der Fürſt will unſere beſten Mitglieder für das Hoftheater in Petersburg engagiren und lebt hier im Gaſthofe unter dem Namen eines Lieutenants Krauthöfer, allein ſein wahrer Stand iſt heraus; es ſind Leute hier, die den Fürſten geſehen haben. Er frequentirt zum Schein die alte Scherwenzki, die Garderobiere, allein man weiß daß er ſie nur zum Deckmantel gebraucht, um die St. Viol bei ihr zu ſehen, mit der er ſchon ganz im Reinen ſeyn ſoll. —

— Sacrement! das geht nicht — ſagen Sie ihm, daß es nicht geht. —

— Euere Excellenz ſprachen da ein gewichtiges

Wort. Ich ſoll ihm ſagen — iſt es mir denn erlaubt, mit dem Manne zu ſprechen?

— Mit der St. Viol darf Niemand im Reinen ſeyn — das wollen wir ihm ſchon verbieten. —

— Ja, wenn ich die Erlaubniß erhielte, mit ihm zu ſprechen — denn ich möchte um keinen Preis den Verdacht auf mich laden, als ſtände ich mit ihm in eben ſolchen verbrecheriſchen Unterhandlungen, als böte ich meine Hände zu dergleichen Attentaten. Es konnte vielleicht meinem hohen Chef zu Ohren gekommen ſeyn, daß auch ich — daß er auch mir — ich wage faſt nicht das Wort auszuſprechen. —

— Sie ſpannen mich auf die Folter — Leinweber — ich verſtehe Sie wahrlich nicht und weiß nicht, was Sie ſagen wollen. Sprechen Sie ſich deutlich aus, bei meinem Zorn! Ich löſe keine Räthſel —

— Das Schrecklichſte, was mir bevorſtehen könnte iſt, wäre — Je nun, haben Euere Excellenz nicht davon gehört, daß der barbariſche Ruſſe auch mich entführen will? —

— Auch Sie? fi donc! welch ein Menſch! Er ſoll und muß aus der Stadt — ich will ſelbſt auf die Polizei — Leinweber! anſpannen laſſen, ſogleich! Anton! ankleiden!

— Die Sorge für die theuerſte Geſundheit Euerer

Excellenz treibt mich zu der Bitte, ſich nicht der rauhen Luft zu exponiren, die dieſen Morgen weht. —

— Was? rauhe Luft? Es iſt ja eine Hitze zum Erſticken. —

Der Intendant öffnete das Fenſter, um ſich von der Wärme noch deutlicher zu überzeugen; Leinweber ſprang jedoch ſchnell herbei, drückte das Fenſter zu und ſagte:

— Dieſe Hitze kommt von Innen und täuſcht Euere Excellenz! Bitte — bitte, ja keinen Zugwind! Gedenken Sie noch Ihres jüngſten Unwohlſeyns — ach, wie untröſtlich war ich da! Wenn Euere Excellenz leiden, dann trauert die Kunſt; die Hofbühne iſt ein Körper, dem der Kopf fehlt. — Laſſen Euere Excellenz nur mich den bittern Kelch leeren: ich achte gering jeden Verdruß, wenn er dazu dient, das Beſte der Anſtalt zu fördern, wie es hier ſo augenſcheinlich ja der Fall iſt. —

Der Intendant hatte ſich von ihm ſanft zurücktreiben laſſen und war jetzt in einiger Abſpannung auf's Sopha niedergeſunken.

— Der Moskowite, ſagte Leinweber verächtlich und hingeworfen — will dieſen Abend einen Ball veranſtalten; er hat dazu den größten Theil der Künſtler unſerer Bühne eingeladen; es wird ein wenig wird darauf vergeben, auch ich bekam eine Karte — nun ſind ſolche Verſammlungen in den Tod zuwider: da wird geſpielt und Champagner getrunken, und Beides thue ich nicht; ich ſpiele nur Komödie und trinke nur Waſſer; mit den Sitten wird es wohl im Uebrigen auch nicht ſehr genau dort genommen werden, oh! und das ſchmerzt mich zu ſehr. Ich kann es nicht mitanſehen. Wer wie ich ſeit früheſter Jugend einem theuern Weſen angehört und mit ihm im beglückendſten Ehebunde lebt, iſt allen Debauchen fremd. Oh! Griſeldis! entſchuldigen Euere Excellenz die Unanſtändigkeit, daß mir die Augen mit dem Herzen überlaufen. —

Alle Kunſt Leinewebers war offenbar verſchwendet, denn der Intendant hatte ſeiner Rede auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt und ſchien mit andern Gedanken beſchäftigt. Jetzt ſprang er auf, ging hin und her und rieb ſich die Stirne. Aber ſeine Finger beſaßen nicht den gehörigen Phosphor, um aus dieſem harten Brette den Funken des Gedankens herauszulocken. Leinweber bemerkte jetzt die Verlegenheit ſeines Chefs und erkannte den rechten Augenblick, ihr abzuhelfen. Die Einladung zu dem Feſte des wackern Oberlieutenants war ihm wirklich, gleich den Andern zugekommen, mit denen er, ohne es zu wiſſen noch zu wollen, mitſpielen und zur Entwickelung des rührenden Drama's „der gebeſſerte Sohn" beitragen ſollte. Ganz entgegen ſeiner frühern Aeußerung liebte er es ſehr, bei ſolchen Feſten zu ſeyn, die ſeine Frau niemals mitmachte. Obgleich ſie ſich ſtets mit allem nöthigen Putze verſah und einen großen Vorrath von Ballrequiſiten aller Art, Toquen, Turbans, Blumen, Scharpen, Florkleidern aufzuhäufen pflegte, um bei vorkommenden Fällen nicht in Verlegenheit zu ſeyn, ſo lehnte ſie doch ſtandhaft jede Einladung ab, erſtens um ihres Mannes Liebe zu ſtacheln, wie ſie vermeinte, der ihr immer vorſagte, daß er ohne ſie kein Vergnügen recht genieße, und zweitens, um ſich den Verdruß zu erſparen, ſchöne, geputzte, fröhliche, glückliche Menſchen zu ſehen. Für Leinweber war dieſe Geſinnung ſeiner Gattin aber ein Quell ſtillen, innigen Vergnügens. Er überließ ſich dann gänzlich ſeinen Neigungen, trank viel und machte allen Schönen den Hof. — Mit frohen Menſchen froh zu ſeyn, pflegte er dann in ſeiner herrlichen Art auszuſprechen, erhöht das Leben und iſt nährende Luft dem Buſen des ächten Künſtlers.

Junge Leute, die ſich dem Theater widmeten, pflegten ohne Weiteres, dergleichen Sinnſprüche des berühmten Mimen, einander beim Abſchiede in die

Stammbücher zu ſchreiben, auch prangten ſie in getreuer Nachbildung ſeiner Schriftzüge unter den verſchiedenen Lithographien Leinweber's. Nur einige jüngere kritiſche Köpfe machten ſich darüber luſtig, aber ſie drangen nicht durch; die Welt verehrte den Großen zu ſehr, um in ihrer Meinung über ihn ſich irren zu laſſen.

— Wenn ich wüßte, ſprach er jetzt, daß es mir nicht falſch gedeutet werden könnte, ſo würde ich meine Abneigung, meinen Ekel darf ich ſagen, überwinden und die Geſellſchaft beſuchen um dann getreulich zu rapportiren.

Hier hörte der Geſtrenge zu reiben auf; er hatte mit einem Male das Rechte gefunden.

— Ich befehle es Ihnen — rief er im Nu — ja, ich will es — das will ich — Alles will ich wiſſen —

— Eure Excellenz können ſich auf mich verlaſſen; ich bin ganz durchdrungen von der Wichtigkeit meiner Sendung; dieſe Angelegenheit iſt meinem Herzen heilig —

— Heilig — das iſt das rechte Wort — es muß Ihnen heilig ſeyn! Zuerſt gehören ſie der Anſtalt — parbleu! was wäre das? Ich ſage Ihnen, Sie müſſen hin und mir Alles rapportiren. Die Mitglieder debauchiren — wer darf das? Ein paar Choriſten, ſo etwas, da wollte ich nichts dazu ſagen, aber erſte Mitglieder — meine beſten Leute! hätte er ſich an mich gewandt, ſo würde ich ſie ihm auf Gaſtrollen geſchickt haben — aber ſo — mir nichts — dir nichts — debauchiren, das geht nicht — he!

— Ich gebe die heiligſte Verſicherung, daß ich den verrätheriſchen Plan vereiteln werde —

— Verrätherei! Sakerment! Vom Ballet! die St. Viol! — Sie müſſen jetzt hin — ich will es — hören Sie? ich will es —

In ſolchen Ausrufungen erſchöpfte ſich die Lunge des armen, vornehmen Mannes noch lange, als ihn Leinweber ſchon verlaſſen hatte, froh im beſeligenden Gefühle, ſein Vergnügen mit ſeiner Pflicht gepaart zu haben und vor allen Dingen geſichert zu ſeyn, daß Niemand dem Intendanten ſeine Anweſenheit auf dem Balle des Fremden in einem falſchen Lichte darſtellen würde, wie dies jetzt durch ihn von ſeinen Kameraden dem hohen Chef vorgebracht worden war.

Indeſſen wurden in dem Saale des erſten Gaſthofs der Reſidenz alle Anſtalten zur glänzenden Bewirthung der Gäſte gemacht und die eingeladenen Theaterdamen waren ſchon längſt mit ihrer Toilette beſchäftigt. Hulda Schwerwenzki wurde von ihrer Mutter mit einer Sorgfalt geputzt, die an's Wunderbare ſtreifte; Alles ward hervorgeſucht, was glänzte, um das hübſche Mädchen im vollen Schmucke ſeiner Reize erſcheinen zu laſſen. Die Alte hätte gern zu den Hilfsmitteln ſelbſt der fremdeſten Völker gegriffen, damit ihre Tochter etwas Apartes für ſich mit zu dem Feſte brächte. Würde ihr Jemand geſagt haben, daß die Chineſinnen ihre Nägel färben und die Botocudos Ringe in der Unterlippe tragen, ihre Hulda hätte es nachmachen müſſen. So begnügte ſie ſich nun damit, ihr die Haare gleich einer Chineſin zurückzuſtreichen und ſtatt des Lippenringes ihr ein großes, goldenes Schloß mit farbigen Steinen, das ihr der Tenoriſt geliehen, auf die Stirne zu binden. Eine ſehr ſeltſame Mode, die jedoch dem ſchönen Geſichtchen keinen Eintrag that.

Hortenſe St. Viol ſaß indeß im obern Stockwerke im ernſtheimlichen Geſpräche mit Lucilen. Beide hatten noch nicht Zeit, an den Ball zu denken, von dem die Kunde auch zu ihnen gedrungen war. Lucile hatte ſogar eine Karte erhalten, die an Mylord Pucks ſchlechtweg überſchrieben war.

Er ſah jetzt auf die Uhr.

— Es iſt Zeit, zum Fürſten Fortunatikoff zu geben — ſprach Hortenſe, ihn freundlich anblickend. Der Ball wird bald ſeinen Anfang nehmen.

— Ach, mein Vater macht mir viel zu ſchaffen — ſeufzte Lucile.

— Ich weiß nicht: ich fürchte mich vor dieſem Abende — ſagte Hortenſe. Du ſollteſt nicht hingehen —

— Und doch — entgegnete er. Meine Anweſenheit dort wird die Späher von einer andern Fährte ablenken.

Er ſprang auf und drückte ihre Hand.

— Ich kann mir das Weſen meines Vaters nicht erklären und auch deßhalb will ich mir's auf dem Ball in der Nähe beſchauen. Daß er mich nicht erkennen will, davon habe ich die ſicherſten Beweiſe. Ich begegnete ihm neulich und er ſah mich ſcharf an, ohne eine Miene zu verziehen. Er ſoll dann am dritten Orte geäußert haben, Lord Bucks erinnere ihn an einen Sohn, den er einſt ſehr lieb gehabt. Er wußte, daß es mir hinterbracht werden würde.

— Sollte dieſer Ball eine Falle ſeyn? —

— Und wenn? Bin ich ein Verbrecher, den man nur ertappen darf, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern? Kann man mich binden und nach

Bogenwinkel ſchleppen? Und ſelbſt gebunden und in Bogenwinkel würde ich Mittel kennen, meine Bande zu zerſprengen, und ſollte ich ſie mit meinen Zähnen zernagen. Es gibt keinen Zwang für den, der wahrhaft frei ſeyn will! Ich muß meine große Sendung vollbringen, Hortenſe, Du weißt es und wirſt mich nicht verlaſſen!

Sie reichte ihm mit himmliſchem Ausdrucke die Hand; dann zog ſie eine Kapſel aus dem Buſen, heftete den Blick auf eine darin verwahrte Locke und ſeufzte aus tiefer Seele.

— Ich höre, daß der vermeinte Fürſt Fortunatikoff Alles thut, um das Mährchen zu nähren, das man ſich von ihm erzählt. Er ſoll große Summen verſchwenden, fuhr Lucile fort, er ſoll ſich mit abenteuerlichem Geſindel umgeben, dies Alles theilt mir Caſpar mit, der mich ſicherlich verrathen hat. Aber ich ſtelle mich, als ob ich ihm traue und bleibe ruhig bei Allem, was er ſagt. Was liegt mir daran, ob mein Vater ſpart oder verſchwendet! Ich habe darben gelernt und es iſt mir niemals ſchwer geworden. Ich könnte, wenn's blos die Dürftigkeit wäre, mich in einen Bettelorden aufnehmen laſſen — aber ſo — doch ich will mich jetzt in's Zeug werfen, um dem Balle des Fürſten Fortunatikoff und dem Lord Pucks keine Schande zu machen. Um Mitternacht biſt Du bereit —

Dies ſagte er gedämpft, aber nicht traurig, und ging.

Hortenſe war nun eilig darüber her, ihre Briefſchaften und Schmuckſachen in den kleinen, zierlichen Schatullen von Schildkröte und Elfenbein zu ordnen; einige Wechſel in die kleine Brieftaſche zu zwängen und ſah dann nach, ob Juſtine die Mallen und Koffer ordentlich geſchloſſen hatte, die in dem Garderobezimmer, neben dem Boudoir, ganz in der Stille gepackt worden waren.

Ehe Pucks nach Hauſe ging, um — wie er geſagt hatte — ſeine Balltoilette zu machen — eilte er noch durch mehre Seitenſtraßen nach einem großen Hauſe, deſſen breite Fenſterfronte vollſtändig beleuchtet war und vor deſſen Thorwege eine Schildwache auf und niederging. Es war die Poſt. Was hatte er hier ſo ſpät noch zu ſuchen? —

In Hortenſen's Garderobezimmer traten aber zwei ſtarke Männer, die alle gepackten Effecten aufluden und von Juſtinen gefolgt ſie nach einem Hauſe einer abgelegenen Straße trugen, in deren Hof ein Reiſewagen ſtand. Hier wohnten Juſtinen's

Strom. Bald darauf huſchte ein tief verſchleiertes Weſen, leicht wie ein Elfe, zu ihnen in's niedrige Stübchen. Juſtinen's Mutter war bemüht, alle mögliche Sorgfalt für die Fremde aufzuwenden.

Viertes Kapitel.

Komm nun her, du alter Beſen!
— — — — — —
Biſt ſo lange Stock geweſen.
Komm, erfülle meinen Willen.
Gothe.

Der blaue Engel in der Vorſtadt, wo der Oberlieutenant mit ſeiner Geſellſchaft von Pogenwinkel bei ſeiner Ankunft abgeſtiegen war, zeigte allerdings in ſeinen beſten Räumen keine ſchickliche Gelegenheit, um ein imponirendes Feſt, wie das beabſichtigte, zu veranſtalten. Man hatte daher ſeine Zuflucht zum Schild von England genommen, wo eine Pracht und Eleganz vereinigt waren, welche die aller andern Gaſthöfe bei weitem überboten. Zwar war es auch theurer hier, als anderwärts, aber der gute Vater ſah es auf eine Handvoll Goldſtücke hiebei nicht an: betrachtete er ja dieſen Verſuch als das lezte Mittel, ſeinen Sohn zu retten! Schlug dieſes fehl, ſo wußte er keines mehr, und Vermögen und Leben und Glück.

nichts hatte mehr Werth für ihn. Er wollte ſich dann in die Einſamkeit zurückziehen, ſeine Güter frommen Stiftungen überweiſen und dem nach ſeiner Meinung Verlorenen nur ſo viel vermachen, um es ihm nicht am Nothwendigſten fehlen zu laſſen.

Außer dem Mauthſchreiber hatte er auch Alfred's Vater eingeladen und ihm ſeinen Plan vertraut und ſich noch einen Gehilfen von ſeinem Gute verſchrieben. Dies war ſein Förſter, ein Mann, der ziemlich herumgekommen war und endlich bei ihm den Hafen gefunden hatte, um von ſeinen Zügen auszuruhen. Er war erſt ſeit Kurzem bei ihm und ſein Sohn kannte ihn noch nicht. Der Mann war ihm ſehr zugethan und von einer derben Unerſchrockenheit, ganz geeignet, eine wichtige Rolle in der entſcheidendſten Scene des Drama's zu übernehmen. Dann hatte er noch einen Pferdehändler kommen laſſen, der ſich ſeit einigen Wochen in Pogenwinkel umtrieb und vorgab, Stallmeiſter bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen von Capua, geweſen zu ſeyn. Zuletzt war es ein ehemaliger Kandidat der Theologie aus Mecklenburg, der als Miſſionär zu den Abyſſiniſchen Juden hatte wandern wollen, es dann aber vorzog — da ihn Krankheit verhinderte, ſeinen Plan auszuführen — im Vaterlande zu bleiben und als Touriſt in moderner Weiſe für einige Zeitſchriften Reiſebilder zu liefern. Er lebte ſeit einigen Tagen in der Reſidenz und da es nicht fehlen konnte, daß er alsbald von dem reichen, ruſſiſchen Abenteurer hörte, der ſich Oberlieutenant Krauthöfer nennen ließ, ſo ſuchte er deſſen Bekanntſchaft zu machen und die Folge derſelben war die Einladung zu dem Feſte.

Was die beiden Letztern betraf, ſo durfte der Oberlieutenant vollkommen beruhigt ſich auf ſie verlaſſen. Ihr Charakter verbürgte ihm das vollkommene Eingehen in ſeinen Plan, ohne alle weitere Einweihung in denſelben. Seinem Förſter hatte er vor allen Dingen eingeſchärft, ihm gegenüber eine durchaus unabhängige Haltung anzunehmen und ſich ganz wie ein Mann zu betragen, der in der vornehmen Welt zu Hauſe iſt. Zugleich verſah er ihn mit den nöthigen Mitteln, ſein Aeußeres in dieſer Beziehung gehörig zu metamorphoſiren.

Mit dem Mauthſchreiber Fitzmeier hatte er einen ſchweren Stand, doch gab der endlich um des guten Zweckes willen in Etwas nach. Ein altengliſcher Charakter, wie der ſeinige, ließ ſich nur ungern der Beſtellung. Mindelsheim war traitabler.

Die breite Treppe des Hotels war mit Teppichen belegt und mit Blumen in großen Vaſen beſtellt;

drei mächtige Lüſtres ergoßen ihre Gasflammen in reichlichen Strahlen, um ſie zu erhellen. Schon dieſes gewährte einen überaus blendenden Anblick, allein er ſteigerte ſich noch um Vieles, wenn man durch die eben ſo reich verzierten und erhellten Corridors ſchritt, die mit rothem Tuche belegt waren, wo kein Schritt gehört wurde und eine wahrhaft feierliche Stille herrſchte. Die Flügelthüren des Saales rauſchten auf und ein ſchwarz gekleideter Diener rief den Namen des Eintretenden laut durch die Räume, gewöhnlich falſch, da er nicht alle kannte, welche erſchienen und er die fremden, ihm oft ſchnell und leiſe zugeflüſterten Namen nicht verſtand.

An den Saal reiheten ſich zu beiden Seiten einige Zimmer, mit trauten Schmollwinkelchen am Kamine und in Fenſtervertiefungen, wo im grünlichen Zwielichte eines Vorhangs oder eines Lampenglaſes, jene weichen bequemen Möbel zur halbgeheimen Unterredung luden, welche eine glückliche, dem freundlichen Genuſſe geneigte Friedenszeit, wieder hervorſuchte, um ſich für die langen Entbehrungen der kriegeriſchen Periode ſchadlos zu halten.

Hier ſtanden reich aufgeputzte Kredenzen, mit unentſiegelten Flaſchen, deren Etikette Feuer und Geiſt im reichſten Maaße verhießen, dort waren verdeckte

Tiſche, aus denen ſich ein pikanter Duft verrätheriſch ſtahl und den Appetit ſchon Stunden lang vor dem Genuſſe reizte und auf den Inhalt aufmerkſam machte. In dem letzten Zimmer endlich ſtand ein ſehr langer Tiſch mit einer Decke von grauer Leinwand verhängt: auf dieſer Decke ruheten ein Paar Inſtrumente: lange, zierliche Stäbchen aus Ebenholz, an dem Ende mit kleinen Rechen von Elfenbein geziert. Dem Kundigen bot dieſer Tiſch kein Geheimniß, allein viele von den Geladenen ſtrichen mit neugieriger Miene daran vorüber und wagten es auch wohl die graue Leinwanddecke ein wenig zu lüften. Unten erblickten ſie ein grünes, ausgeſpanntes Tuch, auf dem ſie geſtickte Charaktere bemerkten; in der Mitte ſenkte ſich eine runde Vertiefung in den Tiſch. „Wahrſcheinlich eine ruſſiſche Ueberraſchung unſers freundlichen Wirthes,“ dachte mancher Neugieriger bei ſich. „Er hat wohl einen Taſchenſpieler kommen laſſen —“

Dieſes Räthſel aber, das jetzt ſo ruhig verhüllt daſtand, barg, wie das trojaniſche Pferd alle feindſeligen Elemente in ſich, um ſie ſpäter in den Frieden der Geſellſchaft zu ſchleudern.

Der Oberlieutenant hatte ſich zum würdigen Empfange ſeiner Gäſte frühzeitig genug eingeſtellt. Der Modeſchneider, dem er ſich gänzlich überantwortet hatte, um ihn zu dem Weſen eines Mannes der feinen Welt umzuwandeln, hatte ſich aus triftigen Gründen, die ihm ſelbſt am Meiſten einleuchteten, bewogen gefühlt, ſeinem Clienten eine ſogenannte Phantaſie-Uniform anzufertigen, wie ſie der jetzige Geſchmack und die Sitte erheiſchen. „Wollen ſie mich nicht etwas werden laſſen, ſo müſſen ſie mich doch etwas heißen laſſen,“ iſt der Wahlſpruch vieler kleinen nichtigen Leutchen, die in der Geſellſchaft ihren Platz ausfüllen wollen. Statt des „heißen laſſen,“ kann auch geſetzt werden „ſcheinen laſſen“ und dazu bietet ein geſchickter Schneider wohl am beſten die Hand. Eine Phantaſie-Uniform iſt aber für den, der ſie bezahlen kann, oder mindeſtens den Credit dazu beſitzt, das ſicherſte Mittel, etwas zu ſcheinen.

Krauthöfer trug eine von blaßrother Purpurfarbe mit dunkelgrünen Aufſchlägen und noch dazu mit einer leichten Pailletten-Stickerei bedeckt. Er hätte für irgend einen Miniſter irgend eines fremden Staates, etwa des Braſilianiſchen Kaiſerreichs, genommen werden können.

— Nur nicht ſo knapp, wie den letzten Anzug, ſagte er zu Monſieur Hanſelbauer, dem Premier Marchand Tailleur, deſſen langjähriger Aufenthalt in der Capitale du Monde ihn befähigte, der eleganten

Welt der deutſchen Hauptſtadt die abſurdeſten Geſetze vorzuſchreiben, wie er ſich einbildete — theurer Herr Hanſelbauer, nur nicht ſo knapp, ich kann weder gehen noch ſitzen, weder eſſen noch trinken, ich muß erſticken —

Und der Marchand Tailleur verſprach ſein Möglichſtes zu thun, Alles was ſich mit ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen vertrüge, die Bequemlichkeit ſeines Clienten mit den Regeln der Kunſt und dem, was er ſeinem Rufe ſchuldig ſey, zu vereinbaren. In dieſer angenehmen Vorausſetzung hatte denn Krauthöfer die Beſtellung gemacht. Allein o Ungemach, als der Anzug gebracht und anprobiert wurde! Da lag er gleichſam lachend und verlockend auf der Stuhllehne: nichts fehlte, es war ein Anblick zum Entzücken; die Farbenwahl, die Feinheit des Stoffs, die Zeichnung und die Ausführung der Stickerei, Alles war, wie man es nur wünſchen konnte; als aber der prüfende Blick des Eigenthümers auf den Umfang dieſer meiſterhaften Kunſtſchöpfung verweilte, da drängten ſich Zweifel in ihm empor und er fragte mit kleinlauter Stimme: — Da ſoll ich hinein?

Statt aller Antwort packte der dünne Schneider ſeinen Clienten um den Leib, maß noch einmal mit dem Kennerauge, das was er geſchaffen und rief 'ſ geht! 's muß gehen! dann warf er behende ſeinen eigenen Rock vom Leibe, zog die Uniform an und ſtellte ſich darin mit ſiegeriſchem Anſtande vor den Spiegel.

— Na? war Alles, was er dabei ſagte.

— Aber was beweiſt das? fragte wieder kleinlaut der Beſteller.

Monſieur Hanſelbauer packte wieder ſtatt aller Antwort die beiden Uniformtheile und zerrte ſie übereinander, wodurch er freilich genügend darthat, daß ſie weit genug waren, ihn gleichſam doppelt einzuſchließen, allein der Mann war auch von einer unbeſchreiblichen Magerkeit.

Was nun Krauthöfer auch noch ferner einwenden mochte, würdigte jener keiner directen Widerlegung mehr.

— Ich werde Sie anziehen, ſagte er, und es muß gehen. Verſtehen muß man es, ſich anzuziehen, das iſt freilich die Hauptſache. Man müßte ja ein wahres Monſtre ſeyn, wenn dieſe Uniform nicht weit genug wäre. Ich kann auf Ehre verſichern, daß ich hier ganz von meiner Gewohnheit abgewichen bin, und daß ich ſie eigentlich immer nur halb ſo weit mache —

— Das kommt denn aber doch wohl auf den

Körper an, für den Sie arbeiten — bemerkte Krauthöfer.

— Keinesweges, herrſchte ihn der Schneider an — was weiß der Körper davon? Wiſſen Sie denn zum Beiſpiel, wie dick Sie ſind? Das muß ein Kleiderkünſtler beſſer verſtehen und ich bin hier Ihrer deutſchen Bequemlichkeit zu Liebe ſo weit gegangen, als ich nur gehen durfte. —

In dieſe reizende Uniform wurde nun der arme, unglückliche Vater hineingezwängt, um ſeine ernſte Rolle durchzuführen. Wahrlich er entfaltete ein ſo großes Schauſpielertalent, daß es ihm auf einer wirklichen Bühne Applaus und Beifall im Uebermaße eingetragen haben würde. Aber auch hier winkte ihm ein ſchöner Erfolg, und der Gedanke an denſelben ſtärkte ihn bei ſeiner Unternehmung.

Die erſten Gäſte, welche ſich einſtellten und die faſt zu gleicher Zeit mit ihm da waren, beſtanden aus ſeinem vertrauten Förſter, dem Stallmeiſter des Prinzen von Carna und dem modernen Touriſten.

Der Förſter hatte ſich in einen Rittergutsbeſitzer metamorphoſirt, eine Rolle, die ihn am wenigſten der Verlegenheit ausſetzte, eine Blöße zu geben. Er hatte ein kurzes Beinkleid und Kappenſtiefel gewählt und dazu einen blauen Halbrock mit rothem Kragen und vergoldeten Knöpfen angezogen. Alles ſauber und wohlhäbig, bis auf die runde [illegible], mit den drei ungeheuern Petſchaften, die des Mannes langjähriges Eigenthum waren. Die Erſcheinung würde überall hingepaßt haben, nur nicht in dieſem überaus glänzenden Balllokale, wo man ihr höchſtens im Tableaurahmen oder in einem Maskenzuge zu begegnen hoffen durfte. Seine Börſe war aber gehörig garnirt, denn dies war ein Hauptrequiſit ſeiner Rolle und er durfte troß der Neckereien, die man ſich vielleicht hinter ſeinem Rücken erlaubte, darauf rechnen ihr vollſtändig zu genügen und dem Willen ſeines Herrn zu entſprechen.

Der Stallmeiſter des Prinzen von Capua war etwas abenteuerlicher gekleidet. Er ging in einem grünen Frack mit ſchmaler goldener Stickerei am Kragen, der einſt beſſere Zeiten geſehen haben mochte, jetzt aber mit ſeinem Herrn etwas heruntergekommen war. Die Pantalons waren grau und mit einer Borte beſetzt. Dieſen nicht ſehr eleganten Ballanzug hob jedoch die Figur des Mannes und der ſtattliche Bart, der faſt das Geſicht bedeckte. Der Anſtand würde dem erſten Leibjäger eines fürſtlichen Hauſes alle Ehre gemacht haben.

Der Touriſt hatte zu weißen, ſehr ballmäßigen

Beinkleidern, die nur ein wenig zu weit um die Knöchel ſchlotterten, ein kurzes Gilet von geſtreiftem Sommerzeuge angelegt und darüber einen kurzen Ueberrock geworfen, den er offen trug. Das Hervorleuchtendſte an dieſem ſehr unſcheinbaren Accoutrement war offenbar ein ſeidenes Sacktuch von ſchreiender Farbe, das er mit Oſtentation in die Bruſttaſche geſteckt hatte, und deſſen Zipfel bedeutend heraushingen. Dies gab der ſonſt farbloſen Erſcheinung einen Ton, das ließ ſich nicht wegläugnen, wenn er gleich auf dieſem Parkett nicht vom beſten Tone zeugte.

Die Kerzen brannten; die Muſiker ſtanden bereit auf der Gallerie des Saales, da öffneten ſich die großen Flügelthüren und unter dem Ausrufen ihrer Namen traten die Geladenen nach und nach in den Saal. Schon ſah man Mosburg, Hagen, Leinweber im Geſpräche mit einigen Damen vom Ballet und dem Opernchore die Räume durchſtreifen; auch Alfred kam mit ſeinem Vater, dem Hauptkaſſenreviſor.

— Begreifſt Du wohl, was dieſes werden ſoll? fragte Alfred.

— Ich will hoffen, daß es zum Guten führe, mein Sohn, erwiderte der Alte. — Das ſind die traurigen Folgen der Halsſtarrigkeit — hätte er ſeinen

Sohn den Schauſpielerſtand ergreifen laſſen, ſo wäre es nicht dahingekommen — danke dem Himmel —

Der gute Mann wollte weiter ſprechen, da eilten zwei Diener an ihnen vorüber, um dem Oberlieutenant zu melden, daß ſich Damen näherten, die er ſelbſt am Eingange mit Blumenſträußen empfangen wollte.

Wie die Flügelthüre aufging und Krauthöfer die ſo eben Eintretenden wahrnahm, winkte er dem Orcheſter, das einen rauſchenden, lange ausgehaltenen Tuſch anſtimmte, wodurch es ihm ſelbſt unmöglich wurde, den Allen wohlbekannten Namen, den der meldende Diener ausrief, zu verſtehen.

Es war aber Madame Scherwenzki mit ihrer ſchönen Tochter Hulda, die alſo bewillkommt als Königin des Feſtes in den Saal trat. Der Oberlieutenant war ſogleich um ſie beſchäftigt, nahm ſie beim Arm und führte ſie durch die Gemächer. Alles wich erſtaunt zurück.

— Was iſt das? — Hulda Scherwenzki? — Nicht die St. Viol? — Nicht die göttliche Schmalzhaferl? — Nicht einmal die Hegewiſch? — So ging's von Mund zu Mund. Aber Hulda ſenkte die Blicke, und wankte faſt zitternd an der Seite ihres Anbeters, gleichſam als hätte ſie eine Vorahnung von dem Drama, zu dem ſie hier unfreiwillig die Hauptrolle übernommen hatte. Nicht ſo die grand' maltresse de la garderobe, ihre Frau Mutter. Mit leuchtendem Auge überflog dieſe die Verſammlung und der mit einem Diadem von falſchen Steinen und hohen Schwungfedern geſchmückte Kopf wiegte ſich dabei auf dem dicken Halſe, von vorn nach hinten, als ob er abbrechen ſollte. Der Anblick würde etwas Aengſtliches gehabt haben, wäre die Säule, die den Kopf trug, nicht von gehöriger Stärke geweſen, und ſogar durch einige kropfähnliche Gewächſe noch bedeutend unterſtützt worden.

Als Mosburg im Vorbeiſtreifen ihr die geflügelten Worte zuflüſterte:

— Scherwenzk'n, biſt Du's denn ſelber? da würdigte ſie ihn keines Blickes und ſah gerade neben ihm hin, als ob er nicht für ſie in der Welt wäre.

— Mylord Pucks! erſchallte es jetzt laut an der Thüre und herein trat mit dem feinen Anſtande eines Mannes von Welt, der es gewohnt iſt, ſich in der Geſellſchaft zu zeigen, der Genannte. Er war ſchwarz gekleidet, bis auf die glänzend weißen Handſchuhe, die den kleinen Klapphut trugen. In dem Augenblicke als er dem vermeinten Fürſten Fortunatoff und deſſen Damen ſeine Verneigung machte, ſpürte die ältere derſelben, die in ſolchen Stücken Kennerin war, ein leiſes Beben in dem Arme, des ſie führen den Fürſten, das ſie ſogleich gehörig zu deuten glaubte, indem ſie es der Eiferſucht zuſchrieb. Der Lord war neben dem Fürſten die ausgezeichnetſte Perſönlichkeit, ihr Reichthum mochte wohl miteinander rivaliſiren, dachte man, und ſo konnten ſie es wohl auch in andern Stücken.

— Iſt Ihnen nicht wohl? fragte ſogleich die Mutter, weil ſie es für Pflicht hielt, dem Geliebten ihrer Tochter jede liebende, mütterliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. — Iſt Ihnen vielleicht eine Taſſe Thee gefällig? Wir dürfen ja nur zu jenem Buffet gehen, wo eben welcher eingeſchenkt wird —

— Sie erinnern mich an meine Schuldigkeit, ſagte Krauthöfer — kommen Sie! aber wohl iſt mir vollkommen —

Seine Stimme ſtrafte die Verſicherung Lügen: er konnte ſeine innere Bewegung beim Anblicke des Sohnes nicht verbergen.

Als er mit ſeinen Damen Platz genommen hatte, ſprach Madame Scherwenzki zu ihrer Tochter, um nach ihrer Meinung dem guten Fürſten auch den kleinſten Schatten zur Eiferſucht zu benehmen:

— Ich finde vollkommen beſtätigt, was Du mir geſtern von dem Lord Pucks geſagt haſt — er iſt wirklich unausſtehlich und muß hinter jedem reifern Bewerber unwiderleglich zurückſtehen —

— Aber Mama — ſagte leiſe Hulda — ſo bedenken Sie doch, daß der Lord kein Lord und der Sohn des Herrn Oberlieutenants iſt —

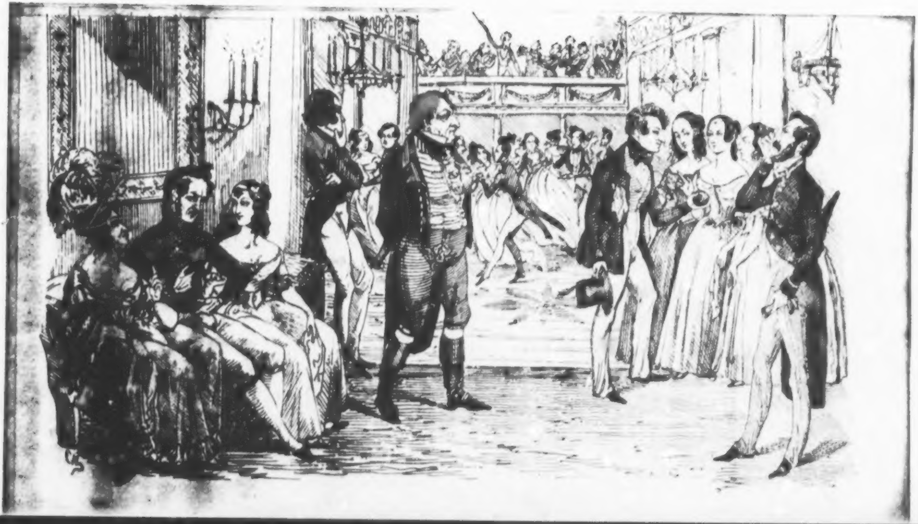
— Lariſari! ſagte die Alte — willſt Du mir da ein Mährchen aufbinden! Der Herr Oberlieutenant — wenn's denn nun einmal nicht Anders ſeyn kann und ſoll — der Herr Oberlieutenant Incognito könnten der ältere Herr Bruder, aber nicht der Vater jenes abgelebten Engländers ſeyn, wenn's überhaupt ſeyn könnte —

— Uf! ſtöhnte hier Krauthöfer, den die Phantaſie-Uniform, bei der innern Bewegung, ganz beſonders beängſtigte und Madame Scherwenzki, die dieſen Ausruf für einer Anwandelung von Ohnmacht zu nehmen geneigt war, beſtand abermals darauf, daß der arme Mann, ſeine Wallungen noch durch eine heiße Taſſe Thee vergrößerte.

Die Muſik ertönte und die junge Welt drehte ſich bald im wirbelnden Galopp; Hulda wurde von Verſchiedenen aufgefordert, allein der ernſtgebietende Blick ihrer Mutter bannte ſie an der Seite ihres Anbeters feſt. Dieſer hatte trotz ſeiner Jahre wohl einen Tanz mit ihr gemacht; er hatte ſich's auch vorgenommen, denn es lag in ſeinem Plane, ſich in Gegenwart des Sohnes als vollkommenen Sauſewind zu zeigen, allein die Ballkleidung hinderte jede ſeiner Bewegungen, die ſich über das gewöhnliche langſame Dahinſchreiten, ausdehnen wollte.

— Verdammter Schneider! jammerte er vor ſich hin; unruhig bewegte er ſich auf dem Sitze, es knackte und krachte in allen Nähten, aber mehr Luſt gewann er doch nicht dadurch und als er endlich dem Erſticken nahe, einige Knöpfe aufmachen wollte, da bemerkte er erſt mit noch größerm Schrecken, daß ihn der abſcheuliche Menſch in die Uniform hineingenäht hatte, und daß er ſo wenig wie eine Mumie im Stande ſey, ſich der ihn umhüllenden Bande ohne fremde Hilfe zu entledigen.

Das Feſt hatte indeß ſeinen rauſchenden Fortgang. Der Touriſt näherte ſich mit einer Apfelſine drei liebenswürdigen Sängerinnen, welche gewöhnlich die Damen der Königin der Nacht darzuſtellen pflegten. Aus Galanterie überging er die ſchönern erſten Stimmen und reichte der Altiſtin die Frucht, die dieſe aus Beſcheidenheit ablehnte. Der Förſter, der dieſes poetiſche Spiel aus der Entfernung mit angeſehen hatte und doch auch etwas thun wollte, um ſich jetzt



ſchon in der Geſellſchaft bemerkbar zu machen, da ſeine eigentliche Rolle erſt ſpäter angehen ſollte, trat mit gutmüthigem Lächeln näher.

Was er eigentlich auf der Zunge hatte, läßt ſich nicht wiedergeben, denn er behielt es für ſich; der dazwiſchentretende Stallmeiſter des Prinzen von Capua ſchnitt ihm das Wort im Entſtehen ab.

„Du ſüße Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Ich ſchüttle — ſieh — ich ſchüttle
O fall' in meinen Schooß!“

liſpelte der Touriſt den drei Göttinnen zu, die ſich verwundert anſahen, weil ſie nicht wiſſen konnten, daß er Göthe'ſche Verſe zu ihnen ſprach.

— Kommen Sie, ſprach der Stallmeiſter, der Spieltiſch iſt abgedeckt — es iſt eine wahrhaft italieniſche Nacht. Ich glaube in la Fenicia in Venedig oder auf Monte di Capua in Neapel zu ſeyn.

Er meinte la Fenice und Capo di Monte, oder überhaupt etwas ganz Anderes, denn obgleich er als Pferdehändler die Halbinſel durchzogen hatte, ſo verwechſelte er doch Gegenſtände und Namen und ſprach keinen der Letztern richtig aus

Der Förſter fuhr zuſammen: er beſann ſich, daß der Augenblick gekommen war, und dem Stallmeiſter ſeinen Arm gebend, rief er:

— Ja, ſpielen wollen wir, ſpielen, bis alles Geld unſer iſt, oder bis wir das unſrige verloren haben! Ich liebe das Spiel, wie ein Raſender.

— Das iſt ja entſetzlich, ſagte die eine der drei Damen, indem die beiden Herren ſie verließen. Ich habe immer eine Angſt, wenn ich vom Spielen höre —

— Es iſt ſo unmoraliſch — ſagte die zweite.

— Man meint, daß gewonnenes Geld nie Glück bringe — ſetzte die dritte hinzu.

— O doch! bemerkte der Touriſt mit freundlicher Beſcheidenheit. Auf dieſe Gefahr hin möchte ich ſchon etwas gewinnen, ſogar recht viel. Ich wüßte mir wohl ein ſchönes Glück damit zu erringen — ein Glück, wie Ihre Huld zum Beiſpiel —

— Sie Böſer! ſagten jetzt die Schönen zu Drei, wie verabredet, und ſchlugen mit den Patſchchen gar lieblich nach ihm.

Dies war eine ſtehende Redensart bei dieſen Damen und erſetzte Manches. Sie hatten dies ſtets in Bereitſchaft, und die Geiſtesgegenwart verließ ſie ſo wenig, daß ſie ſich nie darauf zu beſinnen brauchten. Es erfolgte auf jede Schmeichelei, auf jede Plumpheit, auf jede Zweideutigkeit, es war eine Art von engliſchem Pflaſter, das gute Hausfrauen für jeden Fall ſtets bei der Hand haben.

Im hinterſten Zimmer des Balllokals hatte ſich indeß der geheimnißvolle Tiſch ſeiner Hülle entledigt und ſtand nunmehr als Roulette vor den Blicken der Gäſte da. Krauthofer hatte gewünſcht, daß Fizmeier den Banquier machen ſollte, den er zu dieſem Zwecke mit den gehörigen Fonds ausgeſtattet haben würde. Allein dazu war der ſtolze Brite nimmermehr zu bringen.

— Creps allenfalls, hatte er geſagt, das galliſche Roulette aber niemals!

Alles weitere Drängen war vergeblich. Wenn Fizmeier nicht wollte, zeigte er die unbeugſame Halsſtarrigkeit des Stiers. Er hatte ſich's aber in den Kopf geſetzt, der Oberlieutenant ſolle das engliſche Würfelſpiel, Creps genannt, zur Beſſerungsmethode Lucile's anwenden.

— Iſt's nicht gleichviel, was ihn beſſert? fragte unſer kleiner Pitt.

Allein Creps war den Meiſten unbekannt und bot durchaus nicht jene draſtiſchen Momente dar, auf deren Gewalt der Oberlieutenant beſonders rechnete. Dabei bietet es dem Bankhalter bei Weitem nicht die günſtigere Chance, und Krankheit — obgleich er entſchloſſen war, beträchtliche baare Opfer für ſeinen Zweck zu bringen, war doch nicht Willens, muthwillig mehr zu opfern, als er für unumgänglich nöthig erachtete. Es blieb daher beim Roulette, welches am wenigſten Vortheil den Pointirenden verſpricht.

Fitzmeier trat alſo den ihm zugedachten Poſten nicht an, allein er gab ſich dafür mit größerem Genuſſe dem Vergnügen hin, das ihm dieſer Abend gewährte. Er trat oft aus dem Gewühle in irgend ein einſames Kabinet und beſchaute ſich in einem großen Spiegel mit heroiſcher Miene, ſich die ernſte Frage ſtellend: „Bin ich's denn wirklich?"

Er hatte einen ſolchen Abend noch nie verlebt. Alles, was er von Almacks und Routs gehört und geleſen hatte, glaubte er verwirklicht; er ſchwebte durch die Menge und blickte auf hübſche Mädchen, und fragte ſich dann wieder leiſe: „Ob ſie wohl wiſſen, wer ich bin? ob ſie's ahnen, wen ſie vor ſich haben?"

Dann ſtrich er auch bis in den Spielſaal und that ganz familiär mit dem Roulette, obgleich er kaum einen Begriff von den Berechnungen hatte, die dem Spiele zu Grunde liegen. Er warf eine kleine Münze nachläßig hin, drehte ſich dann auf dem

Abſatze um, wie er es gewöhnlich that und ſah nach der Uhr: „Eine halbe Viertelſtunde!“ rief er ſo laut, daß es Alle hörten, „dann komme ich und ſehe, wie's ſteht. Laſſen Sie mir's nur liegen!“

Er ging in's andere Zimmer und kam bereits zurück, ehe die halbe Viertelſtunde ganz vorüber war, allein die Croupiers hatten ſein Geld ſchon lange eingezogen. „Was thut's?“ ſagte er und ging dann fort, ohne auf's Neue geſetzt zu haben.

— Es iſt Crockfords! rief er dem Erſten Beſten zu, aber es iſt doch delizios! Ich liebe das Leben in der großen Welt, und ich darf hoffen — Dank ſey es dem deutſchen Zollverein! — es bald zu genießen.

Er meinte ſeine Verſetzung von Bogenwinkel.

— Ich bin noch gerade in den Jahren, Vieles mitzumachen — ſetzte er recht zuverſichtlich hinzu, indem er das Gilet mit beiden Händen herunter zog und eine Poſitur annahm, wie ein Reiter, der ſo eben vom Pferde herabſteigt.

Hinter dem Roulettetiſche ſaß aber der wackere, ſtille Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim, der ſeinem Freunde, wie überhaupt keinem Menſchen, etwas abſchlagen konnte. Er hatte vollkommenen Unterricht genoſſen in den Myſterien des Roulette und ſich ſeit zwei Tagen unermüdlich darin geübt, die Kugel zu ſchleudern; mit dem Berechnen der Gewinnſte konnte er ohnedieß gut fertig werden, da er ein fermer Kopfrechner war und alles Andere hatte er ſich gleichfalls ſchnell gemerkt. Die zuſammengeſetzten Spiele: die chevals, transversals, colonnes, quarres, Alles war ihm geläufig. Ihm zur Seite ſaß ein geübter Croupier von einer öffentlichen Spielbank, der das Spiel ausrief und das „Messieurs, votre jeu. rien ne va plus!“ ertönen ließ.

Es machte auf Alle, die Mindelsheim kannten, einen tiefen Eindruck, ihn in dieſer Function zu ſehen. Ja, ich kann verſichern, daß Mindelsheim ſelbſt äußerſt gerührt war, wenn er ſich die ganze Geſchichte zuſammenreimte und dann einen Blick auf Alfred fallen ließ, der als bloßer Zuſchauer an der Glückstafel ſtand, und ſich ſein eignes Glück als Vater dabei recht nahe vor Augen hielt.

Lucile war ganz Lord Pucks. Er ſprach nur engliſch mit Fizmeier und that im Ganzen, überaus fremd, erkundigte ſich nach Dieſem und Jenem und nahm den Feſtgeber für Niemand anders, als den Fürſten Fortunatikoff. Um auch ſeinerſeits ein Pfiffikus zu ſeyn, that der Mauthſchreiber ebenfalls unbefangen und äußerte, daß es in ſeinem Wohnorte

Pogenwinkel einen weggelaufenen Oberlieutenantsſohn gebe, der Seiner Herrlichkeit ſehr ähnlich ſehe.

— Oder vielmehr nicht gebe, da er fortgelaufen, ſetzte er dann ſchnell hinzu.

Pucks ſagte, daß er davon gehört und daß ihm dieſe Aehnlichkeit auch bereits hier ſchon ein Abenteuer zu Wege gebracht, aber keines von der angenehmſten Art.

— Es iſt nicht angenehm, einem Taugenichtſe ähnlich zu ſehen, warf er vornehm hin.

Aber Fizmeier glaubte darauf eine verbindliche Verbeugung machen zu müſſen, worüber Pucks im Ernſte lachte, obgleich er bei dem ganzen Geſpräche nicht recht zugegen war, da ihn eine innere Gier nach dem Ende dieſer Komödie verzehrte. Aber die Löſung ließ ſich erwarten.

Krauthöfer hatte indeſſen ſeine Dame einem Tänzer überlaſſen und während Madame Scherwenzki ihre Tochter tanzen ſah, war er — den Augenblick benützend — in ein Nebenzimmer geſchlüpft, um ſeinen Anzug zu wechſeln. Caſpar mußte ihm hier die prächtige Uniform, in welche er eingenäht war, vom Leibe ſchneiden, und ihn in einen Frack kleiden, der ſeinen Bewegungen etwas freiern Spielraum ließ. Mit leichterm Athem zwar, aber dennoch mit gereckter Bruſt, trat der Oberlieutenant jetzt in den Spielſaal.

Kleine Summen ſchwankten hier noch immer hin und her: Mosburg hatte Glück und ſchwur, daß er die Bank ſprengen wollte. Die Scene blieb unverändert. Da trat ein neuer Spieler zur Bank hin, ſtill und ernſt, der weder rechts noch links die Blicke ſchweifen ließ. Er ſetzte einen Stoß rother und blauer Papiere: es waren ruſſiſche Banknoten. Krauthofer hatte ſie eingewechſelt, um dem Gerüchte, er ſey ein ruſſiſcher Fürſt, neue Nahrung zu geben.

— Es ſind tauſend Rubel, ſprach er zu Mindelheim, der die Kugel rollen ließ.

Man unterſuchte die Papiere nicht, denn ſie wurden eingezogen. Zehn Stößen von demſelben Belang erging es auf gleiche Weiſe. Die Andern ſahen ſich verwundert an; auf denjenigen, der die Summen verlor, ſchien das Unglück keinerlei Eindruck hervorzubringen. Er forcirte ſeinen Satz mit ſtets gleicher Ruhe und ſchien darin eine eigene Art von Kabbala zu befolgen.

In Kurzem hatte ſich der größte Theil der Geſellſchaft um den Roulettiſch verſammelt, und nur die engagirteſten Tänzer waren im Tanzſaale geblieben. Alle kleinen Spieler ſchwiegen und hatten das Feld geräumt. Sie begnügten ſich mit Zuſchauen. Nur Einer hielt dem Fürſten Fortunatikoff Stand und ſetzte gleichfalls hohe Summen und zwar ihm nach. Man kannte den Mann nicht, allein er mußte reich ſeyn. War der Ruſſe kalt, ſo war es jedoch dieſer Spieler nicht. Er fluchte ſtill vor ſich hin und warf einigemale ſpitze Worte nach dem Fürſten hin, wenn ſie Beide verloren hatten. Dieſer that, als ob er's nicht hörte oder verſtand.

Ein hoher Satz ſtand jetzt von Beiden auf dem Rouge! die Kugel rollte, und Aller Augen, ſelbſt derer, die nicht dabei intereſſirt waren, folgten ihrem Rollen mit ängſtlicher Erwartung. Nur der vermeinte Fürſt war ſcheinbar kalt, der fremde Spieler hingegen glühete, wie Feuer. Jetzt erſchell das

Rien ne va plus —

einen Augenblick darauf fiel die Kugel und ſprang noch wie zuckend hierhin und dorthin — die Bangigkeit wuchs — jetzt liegt ſie ruhig da — es iſt Noir. Der Croupier zieht mit Gleichmuth beide hohen Sätze ein.

— Mein Herr Fürſt oder nicht! ſchrie jetzt der Fremde mit rollenden Augen, aus denen wüthende Blitze ſchoßen — hier geht etwas vor, was außer der Berechnung des ehrlichen Mannes liegt —

Zum Todtenſtille verſtärkt; die Zuſchauer dieſer Scene ſtanden wie Bildſäulen; der Oberlieutenant Krauthöfer lachte und ſagte zum Hauptkaſſenreviſor

— Continuez, Monsieur!

— Faites votre jeu, Messieurs! rief der Croupier, und Mindelsheim griff nach der Kugel, um ſie in die Maſchine zu werfen, aber der Fremde hielt ſeinen Arm auf.

— Ehe das Spiel fortgeſetzt wird, verlange ich, daß das Roulette hier unterſucht werde — ſchrie er, und mit einem Griffe ſeiner ſtarken Fauſt ſich einiger ruſſiſchen Banknoten bemächtigend, fügte er noch lauter hinzu: dieſe Papiere ſind falſch, wir ſind in eine Räuberhöhle gefallen!

Dieſen Worten folgte ein wilder Tumult: Alles drängte ſich herbei; die Tanzmuſik verſtummte; Madame Scherwenzki und ihre Tochter ſtanden bleich und bebend. Mosburg blickte hämiſch auf Beide und brummte:

— Dachte ich's doch, daß es ſo kommen würde!

Der Oberlieutenant zeigte feſte Haltung der frechen Beſchuldigung gegenüber, und begnügte ſich, zu ſagen:

— Sie werden mir Genugthuung geben! —

— Gleich zur Stelle — hier! lautete die Antwort.

Viele machten ſich jetzt eiligſt davon; Andere wollten ſich in's Mittel legen. Krauthöfer ſah im Saale umher; jetzt ſchien ſein Blick ängſtlich Jemand zu ſuchen, den er als Zeugen dieſer furchtbaren Scene zu ſehen hoffte. Aber umſonſt — Lucile hatte längſt vor dem Beginne derſelben den Saal verlaſſen.

Alle Eingeweihten fühlten jetzt faſt beſchämt das Vergebliche ihrer Anſtrengungen, nur der Fremde, der niemand anders, als der Förſter war, fuhr, ſeiner Rolle gemäß, in den wüthendſten Angriffen auf die Ehre des armen Oberlieutenants fort, der ſich nunmehr in einer wirklichen Verlegenheit befand.

Als er die Abweſenheit ſeines Sohnes merkte, war ihm alle Luſt vergangen, das Drama zu Ende zu führen, allein ein Rückſchritt war ihm unmöglich und er konnte der wachſenden Lawine keinen Einhalt mehr thun.

Jetzt geſellten ſich auch der Stallmeiſter des Prinzen von Capua, der Touriſt, Mosburg, zu den Angreifern. Sie, die am wenigſten für ihren Ruf zu befürchten hatten, ſchrien am meiſten, daß er durch dieſe Einladung gefährdet worden ſey. Alle drangen auf Genugthuung, Alle ſchwuren, ſich zu rächen. Vergebens ſuchten Fizmeier, Mindelsheim, Vater und Sohn, ſelbſt Caſpar, zu vermitteln: der darin war nicht mehr zu bewältigen. Wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, erhitzte das wilde Geſchrei die Köpfe bis zur Raſerei hier um ſo leichter, da ſie ohnehin ſchon durch des armen Schlachtopfers Champagner in Rauſch verſetzt waren.

Der gute Förſter, der die Wirkungen ſah, welche er hervorgebracht hatte, und ſich auf ſein Talent nicht wenig deßhalb zu Gute that, war indeß fortgeeilt, um ein paar Degen zu holen. Jetzt trat er mit dieſen wieder in das Zimmer, drängte die Menge auseinander und hielt ſie dem Oberlieutenant entgegen. So war Alles mit ihm verabredet worden und er that nichts Anderes, als was ihm geboten war, wußte er doch nicht, daß Alles vergebens ſey, weil der eigentliche Zuſchauer fehlte.

Der Oberlieutenant griff mechaniſch nach dem Degen, den ihm der Förſter darreichte und ſtellte ſich ihm mit den Worten:

— So ſey's denn!

Alle Damen ſtoben kreiſchend auseinander; Alfred ſprang mit Ernſt dazwiſchen und ſchrie:

— Um des Himmels willen haltet ein! Er iſt ein Bluter!

Aber in demſelben Augenblicke trat ein Mann, den wir ſeit lange ſchon aus dem Geſichte verloren hatten, in den Kreis der Parteien, es war Leinweber mit der Wache. Er als Freund der Ordnung war heimlich fortgeſchlichen, um ſie zu holen.

— Im Namen des Herrn! kreiſchte er mit einem Tone, der dem Darſteller des Gottlieb Coke vollkommen ziemte.

Krauthöfer und ſein Förſter wurden verhaftet, eben ſo Mindelsheim, der Croupier und einige Andere noch.

— — — In demſelben Augenblicke rollte der Reiſewagen aus dem Hofe hinter dem Wohnhauſe der Eltern Juſtinen's dem Stadtthore zu.

Fünftes Kapitel.

„Wer gut ſitzt, der ſteht nicht auf.“

Der Graf Lucanor.

Der Morgen nach dieſem Vorfalle war von großer Wichtigkeit. Die Verhafteten ſollten vor ihre Richter geſtellt werden. Jene erhoben die Köpfe von der harten Pritſche im Gefühle ihrer Unſchuld und in dem Bewußtſeyn, daß ein kurzes Verhör Alles im hellſten Lichte zeigen würde; allein die Richter, darauf gefaßt, eine Kette von Verbrechen zu enthüllen und unerhörte Schandthaten zu entdecken, nahmen eine ſchwere Amtsmiene an und überdachten alle Fragen, die ſie zu ſtellen haben würden, um die Schuldigen zum Geſtändniſſe zu bringen.

Die Stadt war ruhig, und obgleich das Gerücht von der Geſchichte ſich überall hin verbreitet hatte, ſo nahm doch das Volk durchaus keinen thätigen Antheil und keinerlei Vermuthung wurde laut, als ob es dahin trachtete, die Gefangenen etwa zu befreien. Etwas, das dem noch jungen Verhörrichter eine ungeheuere Freude gemacht haben würde, denn ſo wie junge Aerzte nichts ſo ſehr wünſchen, als das Auftauchen einer heroiſchen Krankheit, ſo ſehnen ſich junge Männer des Geſetzes nur ſtets nach ſolchen Gräuelthaten, die doch auch einige mächtige Folgen nach ſich ziehen.

Das Auffallendſte bei dieſem Verhöre war offenbar ſein Anfang, da ſein Ergebniß nur ſehr geringfügig war und alle Vorausſetzungen ſich in Nichts auflöſten, bis auf die Thatſache, die aber gerade Niemand vorausgeſetzt hatte: nämlich die Flucht der St. Viol mit einem jungen Menſchen. Jener Anfang des Verhörs beſtand darin, daß alle Verhafteten umſtändlich ihre Namen und andere Verhältniſſe angeben mußten, obgleich ſie jedermänniglich bekannt waren.

— J mein Gott! rief der ſo ſanfte Hauptkaſſenreviſor, nachdem er lange verwundert ſtille geſchwiegen hatte, auf zweimaliges Befragen — wozu ſoll ich denn erſt lange herſagen, was Alle längſt ſchon wiſſen? Es iſt ja als fragten Sie: Penſionirter Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim aus Bogenwinkel, wie heißt Du, wer biſt Du, und wo wohnſt Du?

Während er aber ſo ſprach, wurde von zwei Herren ſehr eifrig geſchrieben, da Alles, was die Verhafteten ausſagten, zu Protokoll genommen wurde und ſo kam es — da Gerichtsſchreiber, große Buchſtaben ziehen, und die Linien weit auseinander rücken, mit einem Worte das Papier keineswegs ſparen, daß ſchon eine erkleckliche Bogenzahl vollgemacht war, ehe noch das kleinſte Reſultat ſich ergeben hatte.

Das Ergebniß konnte jedoch nicht ausbleiben, daß die uns wohlbekannte Pegenwinkler Freunde unſchuldig befunden und auf freien Fuß geſtellt wurden. Ein ähnlich günſtiges Loos wurde dem Förſter zu Theil; der Touriſt, der keinen ordentlichen Erwerb nachweiſen konnte, bezog ſich vergebens auf ſein Verhältniß zu Ladewitzens jüngſtem Gericht und erhielt ohne Umſtände ſeinen Paß zur Weiterreiſe viſirt; nur dem Stallmeiſter des Prinzen von Capua erging es ſchlimmer. Der boshafte junge Richter wollte, wie ein geſchickter Muſiker den neuen Text einer vorhandenen Melodie unterlegt, das Geſicht des Stallmeiſters durchaus dem Signalement eines berüchtigten Roßtäuſchers unterlegen, der ſich nicht unbedeutend als Pferdedieb ausgezeichnet hatte.

Die Züge paßten ziemlich aufeinander, aber andere Beweiſe fehlten gänzlich. Er mußte mehrmals ſeinen Namen ſchreiben und man verglich dann die Handſchrift mit den auf der Gerichtsſtube vorhandenen Handſchriften des Gauners. Jedesmal waren die Buchſtaben aber nicht nur anders geformt, ſondern überhaupt ganz andere. Hier hieß es „Bone Fenturi Kolzig,“ dort „Bono Fenture Kolzik,“ dann wieder „Boni Fenturo Gelück,“ kurz immer anders, ohne niemals das Rechte zu treffen, was nur „Bonaventura Kolzick“ heißen konnte, da der Mann wirklich ein Sohn des bekannten Kunſtreiters und Seiltänzers Kolzick war, der ihn nach ſeinem Bajazzo, der bei dem Jungen Pathen geſtanden hatte, Bonaventura taufen ließ. In der That war aber der arme Bonaventura ſelbſt ein gewandterer Reiter und Seiltänzer als Schreiber, und konnte als ſolcher gar nicht begreifen, welcher große Unterſchied denn darin liege, dieſen oder jenen Buchſtaben zu wählen, da ihm ſein Name, er mochte ſo oder ſo geſchrieben ſeyn, immer gleich zu klingen ſchien und er ihn auch immer richtig ausſprach.

Dieſe ſeltſame Eigenſchaft ſeiner Sprech- und Gehörwerkzeuge und die daraus entſpringende Vernachläßigung der orthographiſchen Regeln hätten den Mann am Ende in große Verlegenheit bringen können, da der junge Richter ſich's nun einmal in den

Kopf geſetzt hatte: der vor ihm ſtehende Stallmeiſter des Prinzen von Capua und der Pferdedieb mußten eine und dieſelbe Perſon ſeyn. Wenigſtens hätte dieſer Forſchungstrieb des angehenden Juſtizminiſters dem ihm Verdächtigen ein vorläufiges langes und nach Umſtänden auch ſehr unbequemes Gefängniß zu Wege bringen können, wofür er nach Ermittelung ſeiner Unſchuld keinerlei Entſchädigung hätte in Anſpruch nehmen dürfen. Dies in Erwägung ziehend, entſchloß ſich dann endlich Bonaventura, ſein umgekehrtes Inkognito fahren zu laſſen, da er nicht wie Fürſten zu thun pflegen, einen geringern Stand angegeben hatte, ſondern einen vornehmern. Er langte, um der Sache ein Ende zu machen, mit einem raſchen Griffe in die Buſentaſche ſeines grünen Fracks und zog eine große Menge alter, zum Theil ſehr beſchmutzter Papiere daraus hervor, um das vollſtändigſte Alibi dadurch unwiderleglich zu beweiſen. Es ergab ſich nämlich durch dieſe Papiere, die in Zeugniſſen und Päſſen beſtanden, daß er mit einer engliſchen Herrſchaft, zur Zeit als die Pferdediebſtähle im Lande verübt wurden, in Italien und England reiste und daß er wirklich der Sohn des verſchollenen Seiltänzerprincipals Kolzick war. Eben ſo beſtimmt ergab es ſich aber auch, daß der Dieb ſein leiblicher, jüngerer

Bruder ſey, der ihm ähnlich ſehe aber nicht Bonaventura heiße. Der Stallmeiſter des Prinzen von Capua war nun freilich zu einem ſimpeln herrſchaftlichen Jäger zuſammengeſchrumpft, allein der Gefangene war eines peinlichen Verhörs und einer vorläufigen Gefängnißſtrafe entbunden und durfte frei mit den Andern von dannen gehen.

Der junge Richter, der von ſo kühnen Thaten geträumt hatte und mit noch kühnern Hoffnungen den Morgen begrüßte, ſah mit Wehmuth dieß Alles ſo ſchnell hinſchwinden und ſchlich ſehr betrübt zur Unterſuchung einer gewöhnlichen Bierhausſchlägerei.

Als die Gefangenen der Gerichtsſtube den Rücken gekehrt hatten, und die helle Freiheit draußen jubelnd begrüßten, entſpann ſich ein kleiner Zwieſpalt unter ihnen, über das, was ſie ihrer nächſten Zukunft in Perſpective ſtellen ſollten.

Die beiden älteſten Hauptperſonen der Gruppe trennten ſich ſogleich nach entſchiedenen Richtungen. Der Oberlieutenant Krauthöfer, den die Kunde von der Flucht ſeines Sohnes mit der Tänzerin in der Gerichtsſtube ereilt und beinahe niedergeſchmettert hatte, erhielt mit dieſer Nachricht auch zugleich den Schlüſſel zum Räthſel und wußte nun, daß er Alles an die Unrechte verſchwendet hatte. Hulda

Scherwenzki und ihre Mutter waren ihm geblieben, allein erbittert wie er war, würdigte er ſie keines Blickes mehr. Sie ſelbſt aber, durch den Vorfall dem Gerede und Geſpötte ausgeſetzt, ſprachen davon, ernſtliche Genugthuung nach der Weiſe ſolcher Leute zu fordern, das heißt auf Entſchädigung durch Geld für die zugefügte Unbill anzutragen. Nur ihre mit Ernſt einſchreitende Behörde vermochte es, ſie von dieſem Schritte abzuhalten. Die Drohung, bei dem geringſten Lärm, den ſie erheben würden, ſie von der Bühne für immer zu entfernen, konnte nur allein dem weitern Fortführen des Scandals Einhalt thun.

Krauthöfer ſagte nicht, was er vorhatte. Er ging im Stillen mit ſich ſelbſt zu Rathe. Der Hauptkaſſenreviſor ſprach davon, vorläufig noch in der Reſidenz zu verweilen, um das Debut ſeines Sohnes zu betreiben; ſeine theuern Reiſegefährten und Stadtgenoſſen waren daher genöthigt, ohne ihn nach Hauſe zu gehen, ihrer inne habenden Aemter wegen. So trennte ſich denn Alles in großer Mißſtimmung, was ſo übereinſtimmend in die Thore der ſchönen Stadt ſeinen Einzug gehalten hatte, voll der prächtigſten Hoffnungen auf hohen Kunſtgenuß und ſtolze Familienfreude.

Auf Alfred hatte Lucile's abermalige Flucht einen tiefen Eindruck gemacht. Alles, was in dieſem ſo ſtill bewegten Gemüthe noch ſo verworren ruhte, wurde plötzlich wie durch einen mächtigen Zauberſtab aufgeregt. Es tauchten Gedanken und Gefühle aus tiefſtem Grunde auf, denen zwar noch eine feſte Geſtaltung fehlte, die aber ſchon in ihrer unbeſtimmten Form den Jüngling zum Handeln drängten. Dieß verwickelte ihn in einen Kampf; während das Leben ihn hinauslockte in freie Bahnen, zog ihn die Sohnesliebe feſter zu ſeinen jetzigen Verhältniſſen; während ihm das Hoftheater mit allen ſeinen Hemmniſſen und Widerwärtigkeiten nicht als das Ziel erſcheinen konnte, deſſen Erreichung ihn beglücken würde, wollte er ſeinen gütigen Vater nicht um die unſchuldige Freude bringen, Zeuge ſeines erſten Debüts zu ſeyn.

In dieſer Stimmung verließ er den Gaſthof, um ſich allein auf einem Spaziergange zu erfriſchen. Er hatte das Thor erreicht und vertiefte ſich in ein ſchattiges Gehege, welches nach einem unfernen Dörfchen leitete, wo ein kleiner Mineralquell, eine Geſellſchaft wohlhabender Leute aus der Nähe verſammelt hielt. Der ſchöne Morgen, das grüne Laubdach, die ſingenden Vögel, die Einſamkeit, dieß Alles wirkte bald beruhigend auf den Jüngling, den die anmuthigſten Gefühle überkamen. Er dachte wieder einmal an alles Gute und Schöne, womit ihn der Himmel beſchenkt hatte; er freute ſich ſeines Talents, er überflog in Gedanken ſein Trauerſpiel, ſein Mühmchen Clotilde trat auf die Scene ſeines Herzens — kurz Pogenwinkels ſüße Erinnerung, das ganze Glück ſeiner Jugend flog vor ihm empor und beleuchtete ſeinen Pfad; die Ereigniſſe der letzten Nacht zerſtoben davor wie ſcheue Träume eines raſtloſen Fiebers.

Beim Wenden um eine dichte Baumgruppe, die ihm die Ausſicht verdeckt hatte, erblickte er plötzlich den bisher ſo ernſten und verſchloſſenen Balder, der einſam wie er, dieſelbe Richtung des Weges verfolgte. Jede andere Begegnung wäre ihm in dieſem Augenblicke unerwünſcht erſchienen, dieſe war es ihm nicht. Er hatte ſich's längſt gedacht, daß eine vertrauliche Unterredung mit dem Manne ihm manchen Aufſchluß ertheilen könnte, ihm viele ſeiner Zweifel löſen würde, allein die Gelegenheit, ſie herbeizuführen, fehlte ihm; jetzt ſchien ſie gekommen. Mit einer freundlichen Begrüßung näherte er ſich dem ſehr langſam Einherwandelnden, den er erreicht hatte, ohne ſeinen Schritt beſchleunigen zu dürfen. Balder erwiederte den Gruß, nicht unangenehm überraſcht wie es ſchien, und das leichte Geſpräch, wie es ſich von ſelbſt wohl geben wollte, ruhig anknüpfend. Ohne der abenteuerlichen und im Ganzen ärgerlichen Geſchichte auch nur mit einem Worte zu gedenken, fragte ihn Balder ſogleich: ob er denn wohl auch nach dem Dorfe gehe, um einer Vorſtellung der Wandertruppe beizuwohnen.

Alfred, der eigentlich kein beſtimmtes Ziel auf dieſem Spaziergange zu erreichen vorhatte, ſagte freudig ja, und bat um die Erlaubniß mitgehen zu dürfen.

— Ich verſpreche mir nicht eben viel von der Kunſt der armen Leute, ſagte Balder und ich bin nicht herzlos genug, an ſolchem Elend mich ergötzen zu können, wie Viele. Jede Kunſt bedarf für die Menge einer gewiſſen prächtigen Zurichtung und unſere ganz beſonders. Vor Allem iſt es aber hier der Glaube, der ſelig macht und ſo manche Größe, kann ihren Glanz unter dem Schmutze nicht bemerkbar machen, der ſie umgibt, weil ſie des Glaubens der Menge entbehrt. In dieſem Schickſale verkümmerten oft bedeutende Talente und ſo auch ein Jugendfreund, dem es ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit wegen, niemals zu Theil werden konnte, ſich auf eine erhabenere Scene für die Dauer zu erhalten, als diejenige war, die ihn der Zufall zuerſt finden ließ. Dieſen Jugendfreund beſuche ich eigentlich und wenn Sie es wollen, ſo ſollen Sie ſeine Bekanntſchaft machen. Dergleichen nützt einem angehenden Kunſtjünger ſtets und ich rathe Ihnen daher, wenn Sie über den Abend frei ſchalten können, mit mir draußen zu bleiben. Es ſoll Sie nicht gereuen.

Der junge Begleiter Balder's wünſchte nichts Beſſeres und Beide ſetzten nun ruhig plaudernd und eben ſo ruhig einherſchreitend ihren Weg neben einander fort.

— Um ſich der intereſſanten Unterhaltung meines alten Freundes aber recht erfreuen zu können, wird es nöthig ſeyn, Sie mit einigen Lebensumſtänden deſſelben bekannt zu machen. Sie werden alsdann im Stande ſeyn, ſeine Kunſt, wie ſein Schickſal gehörig zu würdigen und Alles, was Sie von ihm hören und ſehen wird an hoher Bedeutung gewinnen. Sehen Sie, der, welcher hier den Hippeldanz ſpielt, iſt es.

Balder zog einen Zettel aus der Taſche: es war das Epigramm von Kotzebue für den Abend angezeigt.

— Kennen Sie das Stück? fragte Balder.

— Man gibt es nicht mehr, antwortete Alfred, und ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich Kotzebue's Theater nicht geleſen habe.

— Da thun Sie unrecht daran, fiel ihm Balder haſtig in's Wort. Ich kann zugeben, daß die Stücke Kotzebue's wenigſtens der Mehrzahl nach, dem jetzigen Geſchmacke der Leſewelt, keine Unterhaltung mehr gewähren können, dieß ſollte aber dem jungen Mann, der ſich dem Theater zu widmen gedenkt, nicht gleichgültig dagegen machen. Alle ſoll er kennen lernen, auch aus dem älteſten, unbedeutendſten, verfehlteſten, kann er ſeine Kenntniſſe bereichern; es iſt eine Art von praktiſcher Kunſtgeſchichte, die er ſich dadurch aneignet. Er ſieht daraus, welchen Gang der Geſchmack nahm; er wird ſehen, wie das beſchaffen war, das einſt von einer Gränze Deutſchlands zur andern die Leute entzückte und ſich daraus manche Lehre entnehmen können, wie es um uns von Heute beſchaffen iſt und welch ein Loos Vielem bevorſteht, wenn es ſo ein vierzig bis fünfzig Jahre überdauert haben wird. Was aber unſere ſogenannten Bühnenlenker zurückhält, Kotzebue'ſche Stücke zu geben, könnte ich mir eigentlich nicht denken, wenn ich nicht längſt ſchon davon zurückgekommen wäre, nach einem vernünftigen, probehaltigen Grunde bei dem zu forſchen, was ſie thun oder unterlaſſen. Wir haben immer noch, in dem Genre, wo Kotzebue excellirte, nichts Beſſeres und Wirkſameres aufzuweiſen und ſo iſt eben das Epigramm, durch deſſen

Aufführung dieſe arme Wandertruppe unſer ſtolzes Hoftheater beſchämt, eines der merkwürdigſten Erfindungen und eine wirkliche Zierde der deutſchen Scene. Denken Sie ſich! ein junger Menſch muß wegen eines unglücklichen Epigramms, das er auf eine reiche, ſtolze Frau, die Gattin eines vielvermögenden Mannes macht, allſeitig verfolgt, ſeine Geburtsſtadt meiden, und während er in der Fremde umherſchweift, ſinkt ſeine Mutter und Schweſter zur tiefſten Armuth hinab. Da kehrt er nach langen Jahren als ein berühmter Augenarzt unter angenommenem Namen wieder heim, um den Sohn der Verfolger, der blind iſt, zu heilen und das Glück ſeiner Familie wieder herzuſtellen. Hiezu ein ſich kreuzendes, natürliches Liebesverhältniß, ohne alle Ueberſpannung: rührende Scenen der Wiedererkennung: das poetiſche Flötenſpiel des Blinden; ſehr ergötzliche Nebencharaktere um die Hauptperſonen gruppirt, wie der ſinnliche Lebemenſch Hippeldanz und der geiſtreiche Weltmann Klinker; die ſtolze Madame Löwe, ihr Mann der pedantiſche Aktenmenſch, ein paſſender Dialog und ein richtig berechneter Wechſel von rührenden und heitern Scenen, und nun ſagen Sie mir, nur nach dieſer loſen Inhaltsanzeige, ob Sie viele Stücke der Neuern kennen, welchen eine Erfindung wie dieſe zu Grunde liegt?

Alfred erklärte ſeine Freude, das Stück kennen zu lernen, und hoffte nunmehr, das Spiel möchte immerhin ſchlecht ſeyn, dennoch einen Genuß von der Darſtellung zu haben. Zugleich gab er die Verſicherung, ſich ſogleich an die Lectüre des Kotzebue'ſchen Theaters zu machen.

— Mein Freund, fing hierauf Balder's Mittheilung an, den Sie dieſen Abend perſönlich kennen lernen werden, war der Sohn unbemittelter Eltern, die in meiner Vaterſtadt neben den Meinigen wohnten, deren Theater eines bedeutenden Rufes genoß Es mögen nun wohl etwas mehr als vierzig Jahre ſeyn, als jener Mann, von dem wir eben ſprachen, der trotz aller ſeiner Verirrungen, dennoch unſerer Bühne von großem Werthe bleiben muß, ein überaus rührendes Drama geſchrieben hatte, das ſich aller Herzen bemeiſterte und unverſiegbare Thränenquellen eröffnet zu haben ſchien. Dieß waren die ſpäter ſo verhöhnten, von Mahlmann glücklich parodirten Huſſiten vor Naumburg. Sie können ſich von dem Glücke keine Vorſtellung machen, das ſie allgemein errangen. Keine Bühne wollte zurückbleiben, ſie auf das Würdigſte in die Scene zu ſetzen und man ging nach den damaligen Verhältniſſen ſo weit und noch weiter, als in unſern Tagen bei der Aufführung einer neuen Oper von Auber oder Meyerbeer.

Sollten Sie wohl denken, daß die Schauſpieldirection in den Schulen Kinder werben ließ, um dieſe Vorſtellung zu verherrlichen? So wurde auch in unſern Klaſſen geworben und Viele ſagten freudig zu, in dem Bewußtſeyn die Einwilligung ihrer Eltern zu erhalten. Es wurde nur verlangt, daß ein jedes Kind, ein rein gewaſchenes Hemd mitbringen ſollte, dieſes wollte die Theaterdirection dann mit ſchwarzen Bandſchleifen garniren laſſen und ſo das erforderliche Coſtüm für die armen Schlachtopfer herſtellen. Die Sache war im beſten Gange und die Jungen ſprachen ſchon von Nichts als von der Generalprobe, bei der ſie Alle zum erſten Male zu erſcheinen hatten, als ein Circular an die Eltern der betreffenden Kinder und ein Aufruf in den Klaſſen von Seite des Schulinſpectors, eines ſehr ſtrengen Pfarrers an der Hauptkirche, erfolgten und einen gewaltigen Strich durch die Rechnung zogen. Den leichtſinnigen Eltern wurde das Unſtatthafte der Sache ſo klar vor Augen geführt und die Folgen ſo ſchrecklich geſchildert, die eine ſolche Abziehung von dem Ernſte des Unterrichts, die Einweihung in die Myſterien der Couliſſenwelt und das Entwürdigende, ſeine Kinder zu dergleichen Künſten herzuleihen, nach ſich ziehen müßten, daß man alſobald die ſchon ertheilte Erlaubniß zurückzog, und zu der noch nicht ertheilten jedwede Hoffnung abſchnitt; den ungehorſamen Kindern, die gegen den Willen ihrer Eltern dennoch das Theater betreten würden, war Ausſchließung von der Schule angedroht worden. Die Trauer war allgemein, doch was war unter ſolchen Umſtänden wohl anzufangen, als nachzugeben? Nur mein Freund fügte ſich nicht dieſer Maaßregel. Obgleich bedeutend älter als ich, und einer höhern Klaſſe angehörend, machte er mich doch zu ſeinem Vertrauten und erklärte mir heimlich, daß ihn die Sehnſucht verzehrte, einmal Komödie zu ſpielen, und daß er auf keine Weiſe ſich abſchrecken laſſen werde, ja, daß er darauf gefaßt ſey, die Schule nicht mehr beſuchen zu dürfen, und daß er eher ſelbſt das Haus der Eltern meiden wolle, als ſeinem Lieblingswunſche zu entſagen. Alle Ueberredung, ſo weit ich ſie damals anzuwenden vermochte, fruchtete nichts; er wußte ſich ein Hemd aus dem Schranke ſeiner Mutter zu verſchaffen und brachte es in Gewahrſam, um es bei der Vorſtellung, mit ſchwarzen Schleifen gar rührend beſetzt, als Naumburger Stadtkind anzulegen. Dieß entſchied über das ganze Leben meines Jugendfreundes. Der Schulinſpector, ein Eiferer, wie man ſie auch Heute noch antrifft, wollte von ſeinem vorher verkündeten Beſchluſſe nicht abgehen, und der junge Schauſpieler wurde von dem

Schulbeſuche ausgeſchloſſen. Mein armer Freund ſollte zu einem Handwerker in die Lehre gegeben werden, allein dieß ſagte ſeiner Neigung nicht zu. Er bat und flehte ſo lange, bis man ihm wenigſtens verſprach, mit der Vollziehung dieſes Projectes noch zu warten. So führte er dann eine Zeit lang ein Leben ohne Zweck und ohne Unterricht und gewann dadurch den Ehrentitel eines müßigen Herumtreibers in der ganzen Stadt. Es war ein Schimpf der ärgſten Art, wenn Einer von uns mit ihm verglichen wurde, und wollte man einem ungerathenen Sohne das trübſte Prognoſtiken ſtellen, ſo ſagte man: Du wirſt werden, wie Brunner's Hans.

Da kamen Seiltänzer nach meinem Geburtsorte, deren Künſte großen Zulauf hatten. Mein Freund wohnte ihnen täglich bei und machte auf ſolche Weiſe die Bekanntſchaft der Leute; endlich, als ſie fortreiſten, war auch er verſchwunden und ſeinen Eltern, die bald darauf ſtarben, gelang es nicht, auch nur die kleinſte Nachricht von ſeinem Aufenthalte zu erhalten. Die Urſache davon war aber, daß er bei der Truppe nicht lange geblieben war und dann unter dem angenommenen Namen Stein, den er noch dieſen Augenblick führt, ſein Wanderleben begonnen hatte.

Mich brachte erſt der Zufall nach langer Zeit wieder mit ihm zuſammen, als ich ſelbſt ſchon Schauſpieler geworden war. Unſer Wiederſehen brachte einen ſchmerzlichen Eindruck auf uns hervor. Da ſtanden wir uns nun Beide gegenüber; Beide an demſelben Ziele, obgleich doch von ganz verſchiedenen Punkten auslaufend. Was er ſo gewaltſam ergriffen hatte, das hatte ich, der Jüngere, auf beſonnenem Wege, durch innere Entwickelung erreicht. Ich war dennoch Schauſpieler geworden, den donnernden Ermahnungen des Schulinſpektors zum Trotze und ohne als eines von den Kindern der unglücklichen Naumburger figurirt zu haben, und war noch dazu ein vom Glück getragener und begünſtigter Mann, während mein armer Hans, trotz aller Mächtigkeit ſeiner Anſtrebungen gegen äußere Verhältniſſe, es noch immer zu gar nichts gebracht hatte. Obgleich mit einem lebendigen Geiſte und einem ſcharfen Urtheil, das vielleicht nur zu ſtrenge war, begabt; obgleich er faſt alle Größen unſerer Kunſt gekannt und geſehen hatte, ſo kämpfte er doch ſtets mühſelig mit Armuth und Mangel, und in dieſer troſtloſen Lage war es nicht möglich, daß ſeine Leiſtungen im Gebiete der Kunſt ſich zu der Freiheit aufſchwingen konnten, die dazu gehört, ihnen den Stempel der uns erreichbaren Vollendung aufzudrücken. Dies Bewußtſeyn nagte wie ein Wurm an ſeinem Herzen, und als er bei zunehmenden Jahren keine Aenderung ſeiner Lage eintreten ſah und auch keine Verbeſſerung ſeines Schickſals nur hoffen konnte, begab ſich eine merkwürdige Umwandlung mit dem Menſchen. Eine troſtloſe Reſignation griff Platz in ihm und er ſchien ſeine Rechnung mit dem Leben vollſtändig abgeſchloſſen zu haben. Nach unſerm erſten Begegnen ſahen wir uns noch oft, wenn mich mein Weg durch eine Stadt führte, an deren Bühne er einen beſcheidenen Platz ausfüllte. Er that jetzt für ſeine Kunſt faſt gar nichts mehr und begnügte ſich mit den kleinſten Rollen, die er niemals auch nur auswendig lernte. Er galt für den ſchlechteſten Schauſpieler unter allen ſeinen Collegen. Da ſeine Gage ſehr klein war und er in keiner Weiſe den Neid der Andern erregen konnte, ſo war er wohl gelitten und man ließ ihn ohne Anfechtung ſeine einſame Straße wandeln. Eine Leidenſchaft war jetzt in ihm erwacht, die ihn für alle Entbehrungen, für alle Enttäuſchungen der Welt und des Lebens ſchadlos hielt: der Fiſchfang. Er zog zu jeder Tagesſtunde aus, mit der Angel und dem Köder verſehen und ſetzte ſich an das Ufer eines Baches oder Sees, um Stunden lang mit ganzer Seele dem Hin- und Herſchwimmen der kleinen Fiſche zu folgen, und all ſeinen Scharfſinn im Erfinden einer neuen Liſt aufzubieten, die armen Geſchöpfe, die ſo klug der Gefahr zu ſpotten ſchienen, zu täuſchen.

Ich begleitete ihn manchmal, wenn mich der Zufall ihn finden ließ, und dann erzählte er mir wohl — wie wortkarg er ſonſt auch war — von einer innigen Verbindung mit einem ſchönen Weibe. Es war, unſerer geſellſchaftlichen Ordnung nach, eine ſträfliche, allein meinen armen Freund hatte ſie doch beglückt und das Andenken an dieſelbe gewährte ihm noch ſtets eine rührende holde Erinnerung, wenn er ſich gleich über Untreue zu beklagen hatte. Seine Geliebte brach plötzlich jede Verbindung mit ihm ab, um eine neue mit einem ſehr reichen und vornehmen Herrn einzugehen. Bald darauf gebar ſie einen Sohn, zu dem mein Freund eine väterliche Liebe hegte. Er geſtand mir, daß es ſein Sohn ſey, und es betrübte ihn ſehr, ſich nicht offen ſeiner annehmen zu können, obgleich es dem Anſcheine nach für die Erziehung des Kindes nur erſprießlicher ſeyn konnte, da er in keiner Hinſicht im Stande war, ihr zu genügen.

In dieſer Lage vegetirte mein Freund nun ſo fort und ſie würde ſich für ihn wahrſcheinlich bis zu ſeinem Tode nicht geändert haben, wenn der leidige Zufall nicht die Mühe übernommen hätte, ihn noch einmal in die Wogen des Lebens hinauszuwerfen. Der ſchlechteſte Schauſpieler, von Allen dafür anerkannt und er ſelbſt, ohne Ehrgeiz nach einem andern Titel, ſollte beklatſcht werden und dadurch in ihm wieder ein Trieb erwachen, der längſt ſchon ſchlummerte, aber auch mächtig den Neid ſeiner Umgebung anfachte. Es war ein neues Stück, worauf der Direktor große Hoffnungen ſetzte; das Publikum hatte viel darüber gehört und alle Plätze waren im Voraus genommen. Da ereignet es ſich, daß ein junger Mann, der eine nicht unbedeutende Rolle darin ſpielen ſollte, heimlich die Stadt verläßt, weil ihn ſeine Gläubiger drängten. Um die Vorſtellung moglich zu machen, muß Hans der Fiſcher in die Rolle des Entwichenen treten. Er hat nur wenig Zeit zum Memoriren und der Direkter findet es nöthig, das Publikum, wie es in ſolchen Fällen üblich iſt, um Nachſicht zu bitten. Hans erſcheint auf der Scene und er iſt nicht im Stande, die Befangenheit, die ihn ergreift, zu verbergen. Er ſtellt aber eine verlegene, tölpelhafte Figur dar, einen Menſchen, der ſich bei jedem Worte verſpricht und Alles ungeſchickt macht; dieſes iſt es, was die Rolle erheiſcht und was wohl Niemand in ſo hohem Grade treu und vortrefflich durch Kunſt wiederzugeben vermöchte. Bei Hans iſt es Natur. Die Scenen, in denen er mitwirkt, gefallen am meiſten und das Stück entſpricht allen Erwartungen, die man davon hegte. Das dankbare Publikum läßt es nicht an lauten Beweiſen ſeiner Zufriedenheit fehlen; mein armer Freund wird beklatſcht und gerufen. Dieſe Auszeichnung brachte ihn aus ſeiner ruhigen Stellung, in der er nichts mehr gehofft und gewünſcht hatte, mit ſeinem Looſe gänzlich zufrieden. Die Mißgunſt ſeiner Collegen wurde rege und der, den ſie früher faſt bemitleideten, erſchien ihnen jetzt wie ein furchtbarer Rival. Der Direktor, dem ſolche Empfindungen fern blieben und der blos den Trieb fühlte, jedes ſeiner Mitglieder auf die beſte Weiſe zu benützen, dachte jetzt daran, das neuentdeckte Talent bei ſeiner Bühne zweckmäßig zu beſchäftigen. Er gab meinem Freunde eine Menge von Rollen, vor denen dieſer zurückbebte. So wie die Sarcasmen und Feindſeligkeiten, womit die Andern ihn verfolgten, zunahmen, ſollte ſich auch die Arbeit häufen; er mußte ſein ſtilles Schlendern zum romantiſchen Ufer des Fluſſes aufgeben, um auf die Probe zu geben, und ſtatt ſich den eigenen Fang am niedern Herde ſelbſt zu bereiten, war er gezwungen, nach ſpät geendeter Vorſtellung, ſeinen Hunger in irgend einer Kneipe unter lärmenden Gäſten zu ſtillen. Vorbei war es mit ſeiner idylliſchen Glückſeligkeit; in dieſem Verhältniſſe konnte er ſie ſich nicht mehr erringen. Er fluchte der einzigen, bedeutenden Rolle, die er zu ſpielen bekommen hatte, er fluchte der Gunſt, die ihm das Publikum ſo ſehr zur unrechten Zeit geſpendet, ſchnürte ſein ſchmächtiges Ränzchen, nahm ſeinen Angelſtock in die Hand, den ihm einſt ein gleichfühlender Engländer verehrt hatte, und der den ſchönſten Apparat zum Fiſchfang enthielt — und verließ die Stadt, wo er ſo lange glücklich und zufrieden gelebt hatte.

Er wanderte ohne Ziel aus den Thoren. Sich an ein großes Theater zu wenden, daran konnte er nicht denken, auch wünſchte er es nicht. Arbeit, Ruhm, große Beſoldung, daran dachte er nicht. Die Noth trieb ihn, ſich bald zu entſchließen. Nachdem er zwei Tage von Brod und Waſſer gelebt hatte, ſieht er in einem freundlichen Gebirgſtädtchen einen geſchriebenen Theaterzettel. Es war eine Wandertruppe anweſend, die ſich kümmerlich, aber ehrlich durchbrachte. Der Wunſch, eine warme Suppe zu haben, läßt ihn den Direktor um ein Engagement antreten. Es war im Sommer; die Geſellſchaft erhielt nur einen Theil ihrer kleinen Gage und wurde mit dem Uebrigen auf beſſere Tage des Winters vertröſtet. Unter ſolchen Umſtänden kommt es nicht darauf an, ob Einer mehr oder weniger dabei iſt. Das bekannte Sprüchwort: wo Neun eſſen, kann der Zehnte auch ſatt werden, läßt ſich auch umkehren: wo Neun hungern, kann auch der Zehnte mithungern. Hans wurde engagirt. Unter dieſen Verhältniſſen traf ich ihn einmal wieder, als mich mein Weg durch eine Stadt führte, wo ſeine Geſellſchaft ihre Vorſtellungen gab. Ich fand ihn ſehr verändert, faſt ſchwermüthig. Er gedachte mit Rührung ſeines früheren Aufenthaltes. So, wie dort, fand er es nirgend mehr wieder. Ein ſo liebliches Müſſiggehen, wie er es bis zu der unglücklichen Rolle, die ihn vertrieben hatte, genießen durfte, war nirgends auf Erden mehr anzutreffen. Ach, und die fiſchreichen Weiher und Bäche jenes Ortes! Oft mußte er jetzt Monate lang in elenden Orten verweilen, wo keine Spur von fließendem Waſſer anzutreffen war. Seine Angelhaken verroſteten und er mit ihnen. Er fühlte es durch und durch, daß er ſelbſt, mit Shakeſpeare zu reden, roſtig geworden war. Wie lange er mit dieſer Geſellſchaft in den waſſerarmen Gegenden umhergezogen ſeyn mag, weiß ich nicht. Ich verlor meinen Jugendfreund abermals aus dem Geſichte. Oft dachte ich an ihn, was wohl ſein Loos ſeyn möchte und ob er noch am Leben ſey. Da brachte ein günſtiges Geſchick ihn mir wieder unter die

Augen. Ich höre von einer kleinen wandernden Truppe, die in unſerer Nachbarſchaft ihre Bühne aufgeſchlagen hat, und da ich ſolche Gelegenheit nie verſäumte, meine Kunſtgenoſſen in allen ihren Schattirungen kennen zu lernen, ſo mache ich mich auf den Weg, ihrer erſten Vorſtellung beizuwohnen. Ich kann Jönen die Wehmuth nicht verbergen, die mich dabei ergriff!

Balder ſchien auf dieſem Spaziergange plötzlich ein ganz Anderer geworden zu ſeyn. Mit ſeiner Geſprächigkeit war ſeine Wärme gewachſen und erſchloß ſich in immer reicherm, wohlthuendern Maße. Bei Erwähnung dieſes Wiederſehens war er von heftiger innerer Rührung ergriffen. Er ſetzte ſich auf eine Bank am Wege und zog ſeinen Begleiter zu ſich nieder. Er blickte auf die Uhr.

— Wir kommen noch zur rechten Zeit zum Anfange, wenn wir gleich ein wenig hier verweilen, ſprach er. Mein lieber, junger Freund, das Theater iſt eine Welt im Kleinen, und es iſt nützlich und erſprießlich, es genau kennen zu lernen. Wem das Glück es gegeben, von hohem Standpunkte den Lauf der Dinge zu überſchauen und in ihr Getriebe fördernd oder hemmend einzuwirken, mag geringſchätzend darauf hernieder blicken, allein wie Wenigen iſt ein ſolches

Loos zu Theil geworden? Der großen Menge armer Erdenſöhne, die der Drang nach That und höherer Wirkſamkeit keine Ruhe finden läßt, wird das Theater ſtets eine Befriedigung in ſich gewähren. Allein, will man das, ſo muß man ſich vom rechten Geiſte leiten laſſen.

Alfred, dem die Unterhaltung mit Balder ſo erfreulich, als unerwartet erſchien, blickte ihn hier mit einem ſo offenen, treuherzigen Auge feſt und vertrauend an, daß Balder dieſen Blick lange und eben ſo feſt erwiedern mußte. Dieſer ſtumme Austauſch einer herzlichen Geſinnung vermochte mehr, als redſelige Phraſen bewirken konnten. Balder ergriff mit ſteigender Wärme ſeines jungen Freundes Hand.

— Sie ſcheinen mir jeder edlen Regung fähig, ſprach er, und ich bitte Ihnen freudig ein Unrecht ab, das ich Ihnen im Stillen manchmal zugefügt. Ich will mit Ihnen nicht rechten, warum Sie die Bahn auf dieſe Weiſe betreten, zu der Sie gewiß ein edler Trieb lenkt. Immerhin! auch dieſe Erfahrungen können und müſſen Ihnen von Nutzen ſeyn. Doch hören Sie jetzt meine Geſchichte weiter, wenn wir uns öfter ſehen, ſo ſollen andere Gegenſtände, die Sie unmittelbarer berühren, in unſere Unterhaltung gezogen werden. — Mein Freund war ſehr verändert, als ich ihn wieder ſah. Die Geſellſchaft, bei der er ſich befand, litt Noth durch den ſchönſten Sommer, der ſeit vielen Jahren in unſerer Gegend wieder einmal eingekehrt war. Die kleine, erwerbreiche Stadt, an dem Strome, der ihren Handel belebt, hatte keinen Mangel an allerlei geſchloſſenen Geſellſchaften mit ſchönen Sommerlocalen und friſchen Gärten, wo der wohlhabende Bürger ſich um einen geringen Beitrag ſein mäßiges Vergnügen zu ſchaffen wußte, ohne beſondere Luſt zu den Komödianten zu verſpüren, deren viel beſſere Leiſtungen ihm bei der Nähe der Reſidenz ohnedieß zu Gebote ſtanden. Der arme Theaterdirector wußte des Elends kein Ende und dachte an ſeinen ſchleunigen Abzug. Allein, wie war der ohne Geld zu bewerkſtelligen? Da kam er auf ein ſinnreiches Mittel, wenigſtens einmal eine Einnahme zu erzielen, die dazu dienen ſollte, den armſeligen Thespiskarren weiter zu ſchieben. Der älteſte Schauſpieler bei der Truppe war mein armer Freund. Der ſollte ſich zu einer rührenden Scene hergeben. Am andern Morgen verkündeten die Zettel, daß nach dem Schauſpiele ein ausgedienter Künſtler ſein fünfzigjähriges Jubiläum feiern werde, und von dem Director ein Benefiz und dann, im Beiſeyn aller Collegen und des Publikums, einen Pokal, als Lohn für ſeine Verdienſte, erhalten ſolle. Eine höfliche Einladung und Bitte um zahlreichen Beſuch „an den hohen Adel, das hochlöbliche Militär und das verehrungswürdige Publikum“ wie ſolches üblich war, fehlte nicht. Dieß lockte und das Haus war voll. Ich war unter den Zuſchauern. Das Stück war zu Ende und nach einer Pauſe rauſchte der Vorhang wieder in die Höhe. Ein wirklich rührendes Schauſpiel zeigte ſich den Blicken. Auf der einen Seite der Bühne waren die Herren in ſchwarzer Kleidung, auf der andern Seite die Damen in weißer Kleidung rangirt, in der Mitte ſtand mein lieber Angler, in trübſeligſter Verfaſſung, ein weißes Schnupftuch in Händen. Der Requiſiteur hatte einen großen zinnernen Humpen, das Prachtſtück ſeiner Vorräthe, blank ſcheuern müſſen und der Director ſtand jetzt da, um dieß Kleinod dem Jubilar zu überreichen. Obgleich die Worte, die er dabei ſprach, nicht ohne die gehörige Salbung waren und bei vielen Zuſchauern auch nicht ohne Rührung vorüberſchwebten, ſo wunderte ich mich doch, daß mein Freund wirklich ſo ergriffen war, daß er die einſtudirte Antwort vor Thränen nicht herauszubringen vermochte. Der Eindruck, den die Scene machte, war von der höchſten Stärke und der Erfolg war ſo belohnend und zugleich aufmunternd, daß das Publikum am andern Tage zu einer Wiederholung des Feſtes eingeladen werden konnte. Der Director aber war durch dieſen unſchuldigen Kunſtgriff in Stand geſetzt, ſeine Schulden zu bezahlen und die Geſellſchaft flott zu machen. Später verließ er keine Stadt ohne das beliebte Jubiläum zu feiern, denn der geſchenkte zinnerne Pokal wanderte immer wieder, nach beendigter Feierlichkeit, in die Requiſitenkammer zurück, und wenn die Noth manchmal auf's Höchſte geſtiegen war und die armen Leute nicht aus noch ein wußten, dann umdrängten ſie meinen armen Freund und riefen: Jubiliren Sie doch — Herr Director laſſen Sie ihn doch wieder einmal jubiliren! und ſo ward auch endlich immer der Mangel für den Augenblick bewältigt. Wie lange Stein es hier ausgehalten haben mochte — weiß ich Ihnen nicht zu ſagen. Er ſchwand mir abermals für lange aus dem Geſichte; nur dann und wann hörte ich, daß es ihm ſchlecht gehen ſolle, daß er zu dem Traurigſten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, was den Mann von Ehre treffen kann: bei ſeinen Kunſtgenoſſen Almoſen zu ſammeln. Da ſollte ich noch einmal den Armen ſehen und ſprechen. Die kleinſte, ſchlechteſte Wandertruppe, die ſich denken läßt, erſcheint in einem Dorfe, dicht vor den Thoren unſerer Reſidenz, und bei ihr befindet ſich mein Freund. Ich leſe den Namen auf dem Zettel und traue meinen

Augen kaum; ſo hatte ihn ſein unſteter Fuß doch noch eine letzte, eine ſolche Freiſtätte finden laſſen, die ihn zwar ſtets hart am Rande des Verderbens hinleitet, allein, wenn ihn äußere Zufälle nicht zum Aergſten treiben, doch vor dem Hungertode mindeſtens ſchützt. — Ich ſah ihn vor wenigen Tagen; mein Beſuch erfreute ihn; es kam wie alte, ſelige Erinnerung über ihn und er ſprach von herrlichen Erſcheinungen, die er einſt im Leben gehabt, er erwähnte mit Entzücken der großen Meiſter, die er geſehen. Er äußerte, daß er das Alles noch vor ſeinem Tode aufzeichnen wolle und daß er auf dieſe Weiſe ſein Leben, in einer zweiten Auflage prächtig gebunden, erſt recht durchgenießen wolle. Auf mich machte dieſe Regſamkeit eine trübe Wirkung. Eine innere Stimme ſchien mir zuzuflüſtern, daß dieß ein letztes Aufflackern eines erlöſchenden Geiſtes ſey. Mitten unter dieſe Reden miſchten ſich dann auch wieder Wünſche, die ſich auf das beliebte Stillleben bezogen. Er ſprach mit Leidenſchaftlichkeit vom Angeln und beklagte auf rührende Weiſe die herrlichen Weiher und den Fluß an dem Aufenthalte, wo es ihm einſt ſo wohl ergangen war und wo er, unbekümmert um die Welt und ihr Treiben, ſich ſeiner ſtillen Neigung gänzlich überlaſſen konnte. Zu dem Allem kam, um meine Sorglichkeit noch zu vermehren, ein fahles, kränkelndes Ausſehen, ein altes Geſicht, welk und abgelebt, aus dem das Auge mit ſeiner Glut gar unheimlich hervorblitzte. Ich nahm mir ſogleich vor, offen nach der Urſache dieſes ſonderbaren Zuſtandes zu fragen: denn ich ſah, daß hier etwas vorhanden ſeyn müſſe, was ihn mächtig ergriff und zugleich Hoffnungen in ihm erregte, die mir einer räthſelhaften Quelle entſproſſen zu ſeyn ſchienen. Mein armer Freund hielt nicht lange mit ſeinen Geheimniſſen zurück. Er geſtand mir, daß ſein guter Genius ihn zu dieſer Truppe geführt haben müſſe, und daß es ebenfalls ſein guter Stern ſey, der ihn ſeine jetzige Wohnung habe finden laſſen. „Er ſchlafe nämlich unter dem Dache ſeines Sohnes!" rief er mit einer freudigen Exploſion ohne Gleichen. Ich fragte ihn um das Nähere; da ſagte er mir, daß er ſein kleines Dachſtübchen, für die Dauer ſeines Aufenthaltes im Dorfe, in dem Hauſe des Gewürzkrämers, eines reichen Mannes, gefunden habe und daß dieſer Gewürzkrämer kein Anderer als der Sohn ſey, den ſeine einſtmalige „Verbindung", nach der Trennung von ihm, geboren habe. Sowohl der Name, wie auch die Aehnlichkeit mit der Mutter überzeugten ihn davon, es war gewiß, daß er ſich nicht täuſchen könne. Dieß mache ihn ganz aufleben. Bis jetzt habe er ſich noch nicht entdecken können, allein er wolle es nächſtens thun und habe denn doch nun endlich die Ausſicht, unter dem Dache ſeines Sohnes einſt die Augen zu ſchließen. „So eigentlich unter dem Dache,“ ſetzte er dabei heiter lächelnd hinzu. In dieſer Stimmung verließ ich ihn und will nun eben heute zu ihm zurückkehren, um mich zu überzeugen, ob meine finſtern Vorausſetzungen ihrer Entwickelung entgegenreifen, oder ob er ſich in glücklicher Stunde ſeinem Sohne entdeckt habe und was dieſer für den alten, armen Vater thun wolle. Sehen Sie, das iſt die Geſchichte meines Freundes, die auch Sie nun kennen ſollen, ſo weit ich ſie nämlich ſelbſt weiß; denn, was ſich in der Zwiſchenzeit wo er meinem Geſichtskreiſe entſchwunden war, mit ihm zugetragen, darüber hat er mir keinen Aufſchluß gegeben und — aufrichtig geſagt — habe ich ihn auch niemals darum befragt.

Sie waren jetzt in das Dorf gekommen, wo das große Schauſpiel „Branko von Wolfenbüttel“ angekündigt war. Die Hoffnung auf das Epigramm war vereitelt. Es war, wie dies bei den größten und kleinſten Theatern der Fall iſt, durch Krankheit eines Mitgliedes die Vorſtellung abgeändert worden. Es war ein Halbfeiertag und die Einwohner der hübſchen Landhäuſer ſaßen vor der Thüre im ſonntägigen Putze. Vor dem Thore des

Wirthshauſes zum goldenen Löwen ſtand der Director der Truppe, händereibend, auf den ihm zugedachten Beſuch geſpannt. Doch niemand kam. Balder und Alfred traten zur Kaſſe, um ſich ein Billet zu kaufen, allein der Director, der Balder kannte, ſprang hinzu, und weigerte hartnäckig das Geld von ihm anzunehmen. Er müßte ſich ſchämen von einem Kollegen den Eintritt ſich bezahlen zu laſſen, rief er einmal übers Andere.

Dieſer arme, von Nahrungsſorgen geplagte Mann beſchämte in der That manchen Verſtand reichdotirter Kunſtanſtalten.

Ein Blick in den Saal zeigte nur leere Bänke und unſere Freunde geſellten ſich wieder zu dem draußen ſtehenden Director, indem ſie ihm ihr Bedauern des ſchönen Wetters wegen zu erkennen gaben. Allein wie erſtaunten ſie, als jener mit der heiterſten Miene erwiederte:

— Das ſchöne Wetter thut heute nichts; es wird doch voll. Denn erſtens iſt der Branko ein Zugſtück, ich habe auf den Zettel ſetzen laſſen: ein Seitenſtück zum Freiſchützen, und das nützt immer. In der That habe ich auch einen lebendigen Waſſerfall darin, gerade wie im Freiſchützen. Sehen Sie, das thut auch das Seinige. Die Leute haben das Aufhämmern und Klopfen im Saale gehört und haben ſo an die vierzig Feuereimer Waſſer hineintragen ſehen, das erregt die Neugier und ſie werden ſich wundern, was das für einen Effect macht.

— Aber, mein Gott! ſagte Alfred, es iſt ja ſo nahe ſchon dem Anfange und noch immer ſo leer —

— Das wird beſtimmt nicht ſo bleiben, erwiederte der Director, ich ſteh' ihnen davor. Der lebendige Waſſerfall und überhaupt ein Stück wie der Branko von Wolfenbüttel, ſo etwas hat mich noch nie im Stich gelaſſen. Ich kann ihn hier noch einmal geben — ſie ſollen ſehen!

Dieſe Zuverſichtlichkeit, die mit dem leeren Saale in ſo directem Widerſpruche ſtand, bewog Alfred zu der Frage:

— Allein woraus ſchließen ſie denn mit ſolcher Beſtimmtheit —

Da erſchien am obern Ende der Straße ein Trommelſchläger und ſchritt wirbelnd die Straße herunter, und Alle die geputzten ſonntägigen Männer und Frauen verließen ihre Fenſter und Thüren, wo ſie nur des Zeichens geharrt hatten und begaben ſich gleich wie im feierlichen Zuge nach dem Wirthshauſe zum goldenen Löwen, wo der Director noch immer händereibend, allein jetzt zugleich mit devoten Komplimenten ſeine Gäſte empfangend, daſtand. Und immer weiter wirbelte fort der Trommelſchläger, durch alle Seitengäßchen, und als ob ſein mächtiger Arm die Grabespforten öffnete, ſtrömte es herbei — eine Menge

Volks — ſo daß man kaum begreifen konnte, wie die Häuſer und Hütten ſie nur alle beherbergt hatten.

Mit triumphirenden Blicken und den Worten: „Na, ſehen ſie wohl?“ wandte ſich der Director jetzt zu Balder und ſeinem jungen Freund, ſie zugleich freundlich ermahnend, doch jetzt daran zu denken, einen feſteren Platz einzunehmen, da der Saal bald vollſtändig gefüllt ſeyn müſſe.

Die Beiden folgten dieſem Rathe und traten ein. Tiefe Dämmerung herrſchte überall. Ein kleiner, eiſerner Reif, auf dem ſechs Unſchlittkerzen ſteckten, lieferte die ganze Beleuchtung in dem Saale, der voll von einer dunkeln, compacten, unruhig gährenden Maſſe war. Ein erſtickender Dampf verbreitete ſich ringsum und man erwartete bänglich das Aufziehen des Vorhangs, in der Hoffnung, von der Schaubühne her etwas friſche Zugluft zu erhalten. Als aber der Vorhang in die Höhe gezogen war und ſich die Stickluft dennoch nicht verdünnen wollte, erſcholl der Ruf: Fenſter auf! und ſtörte die Expoſition des Stückes bedeutend, mit welcher ſich die Schauſpieler eben alle Mühe gaben, ſo daß dadurch Vieles unwiederbringlich verloren ging, was zur Verſtändigung des Publikums durchaus nothwendig geweſen wäre, woher es denn kam, daß Niemand, von Allen, welche gekommen waren, einen ordentlichen Sinn herauszufinden wußte.

In der vierten oder fünften Scene endlich erſchien Balders alter Freund; ein leiſer Stoß mit dem Ellenbogen, gab Alfred das Zeichen, damit er ihn erkenne. Es wäre auch ohnedieß geſchehen. Der treuherzige Fiſcher hatte nur einen Knappen darzuſtellen und nahm ſich ſehr rührend in dem alten Hauskittel von gelber Leinwand aus, eine ſchmutzige Degenkuppel umgeſchnallt, in welcher jedoch kein Degen ſteckte, eine lange Stange, Lanze vorſtellend, in der Hand und einen heruntergekrämpten eigentlich dreieckigen Bauernhut auf dem Kopfe. Der untere Theil der Beine war mit Stiefeln bekleidet, in denen die weiten Pantalons ſteckten und das Geſicht grell roth geſchminkt, war von ſchwarzen Fäden durchkreuzt, an denen die unterſchiedlichen Schnurr-, Backen- und Kinnbärte befeſtigt waren. Es war dies der Anſtand und die Toilette, in denen der gute, alte Stein gewöhnlich in dergleichen Stücken vor dem Publikum erſchien; in Converſationsſtücken ſpielte er in eigener Kleidung. Nur der Unterſchied wurde beobachtet, daß er graue und ſchwarze Schattirung oder weiße Lichter anbrachte, je nachdem das Alter der darzuſtellenden Figur war und ſomit führte der Künſtler denn auch ſtets Kohle und Kreide, Watte oder ſchwarze Wolle bei ſich, bediente ſich dann und wann ſelbſt kleiner aufgeriſſener Federn und aller erdenklichen Mittel, die Täuſchung bei den Zuſchauern nach ſeiner Meinung auf's Höchſte zu treiben.

Branko von Wolfenbüttel war jetzt zu Ende und Balder eilte mit Alfred auf's Theater. Die Künſtler waren faſt alle noch auf demſelben verſammelt, um ſich hinter dem herabgelaſſenen Vorhang zu entkleiden. Nur Stein war nicht ſichtbar. Balder fragte nach ihm. Doch kaum war die Frage heraus, ſo tönte es dumpf unter dem Podium herauf, wie der Ruf von Hammlets Vater: Hier! Hier! Unſere Freunde eilten die wenigen Stufen hinab und fanden nun den alten Mann dort, wo er ſich eines gewiſſen verſchämten Gefühls wegen — er hatte ſehr ſchlechte, faſt unſcheinbare Wäſche an — fern von den andern auszog und eben jetzt den ganzen Kopf in das Waſſerfaß ſteckte, welches zur Abwendung von Feuersgefahr hier unten ſtand, um ſich der Schminke mit einem Male zu entledigen, da ihn die Ungeduld antrieb, ſeinem Balder entgegenzueilen.

Sechstes Kapitel.

Nenn' es, wie ſelbſt du willſt!
Nur nicht'ge Schwärmerei — Traum — Dankbarkeit —
Gleichviel!

Beskow „Torkel Knudſon."

Stein, Balder und Alfred ſaßen bei einem Glaſe alten Rheinwein in dem freundlichen Zimmer, welches Balder im Wirthshauſe zur Krone hatte aufſchließen laſſen. Die Zeit war bereits weit vorgerückt, denn das Geſpräch war belebt und drehte ſich um Gegenſtände, welche die Künſtler intereſſiren mußte. Alfred ſaß zuhorchend und ſtill da; er hatte ſich noch nie bei wirklichen Künſtlern befunden, das ward ihm hier klar.

— Wie? dachte er bei ſich ſelbſt, dieſer arme Mann muß ſein ganzes Leben darben und ſich damit begnügen, in Dorfſchenken ſeine armſelige Kunſt zur Schau zu ſtellen, während ſein Wiſſen und ſein Urtheil das ſo vieler andern, die im Glücke ſchwelgen.

ie weit überflügelt? Was iſt Leinweber, was ſind ſie alle in dieſer Beziehung gegen ihn?

Man war auf die ältere Schauſpielkunſt gekommen. Balder, ein warmer Verehrer Iffland's, erzählte von ſeiner Art der Auffaſſung, von ſeinen phyſiſchen Mitteln und wie wunderbar er es verſtand, ihre Ausdauer und Kraft zu berechnen, damit ihm nicht die höchſte Wirkung entgehe. Stein war nicht unbedingt damit einverſtanden, neben ſeiner Verehrung vor Iffland, war er doch nicht blind für deſſen Schwächen.

— Ich kann's nicht beſchreiben, welchen Antheil Iffland zu ſeiner Zeit beim Publikum zu erregen wußte, ſagte Stein. Nicht wahr, Balder? das kann Heute Keiner mehr — das gränzte an's Ueberſchwengliche —

— Etwa wie Leinweber? fragte Alfred ſchüchtern.

Der gute Stein lächelte und zuckte die Achſeln, ſah dann auf Balder und ſagte zu dieſem:

— Antworte du ihm darauf —

— Die Zeit iſt längſt vorüber, wo noch Enthuſiasmus für's Theater herrſchte, ſprach Balder ernſt, und Die haben wohl recht, welche behaupten, der Enthuſiasmus ſey ganz aus der Welt verſchwunden. Allein ſelbſt in jenen ſchönern Tagen, wo man unſerer Kunſt mit Freuden die wohlerworbenen Kränze reichte und ſie ihr gönnte, würde eine Erſcheinung wie Leinweber mehr abgeſtoßen als angezogen haben. Vor allen Dingen muß der Künſtler ein Menſch ſeyn; er muß ſich ſeinem Nebenmenſchen zu nähern wiſſen, ihn für ſich einnehmen können. Ich verſtehe hierunter wahrlich nicht jene freche Zudringlichkeit, womit ſich manche unſerer Genoſſenſchaft in das Vertrauen Anderer ſtehlen, noch weniger aber die höfliche Kriecherei, die durch Artigkeiten und Schmeicheleien, für jeden ohne Unterſchied in Bereitſchaft, ſich Freunde zu machen glaubt. Nein, Anmuth und Würde im Betragen, Rechtlichkeit und männlichen Stolz auf den Lippen wie im Herzen, Liebe zum Berufe, und ſtets mit Bedacht darüber wachend keine Blöße vor der Welt zu geben, ohne jedoch ängſtlich zagend ſein Inneres zu verbergen; kurz ſo ſtreng gegen ſich zu ſeyn, daß man im unbelauſchteſten Augenblick plötzlich vor aller Welt ſich enthüllen könnte; erfüllt von hoher Achtung vor ſich ſelbſt: dann iſt man ſicher keinem Beſſern zu mißfallen und nur daran kann ja dem wahren Mann etwas gelegen ſeyn. Wenn Sie nun aber Leinweber näher betrachten; da ſehen Sie: Glätte ohne Anmuth, Hochmuth ohne Würde, Formen ohne Anſtand, Offenheit ohne Rechtlichkeit — was bliebe übrig um Vertrauen, Zuneigung, Liebe oder gar Enthuſiasmus zu erwecken und zu entzünden? Was er kann, wodurch er ſich den momentanen Beifall der Menge zu erringen weiß, ſind Künſte keine Kunſt, und das, wodurch er ſich den Titel „eines erſten Mimen Deutſchlands“ zuwendete, war eine böſe Speculation auf das Herz einiger leichtgläubigen Freunde und dann Verrath an aller Freundſchaft für ewige Zeiten. Pfui! ich mag daran nicht denken, dergleichen Unwürdigkeit empört mich ſo, daß ich meine Anſtellung aufgeben könnte, um ſie nicht mit dem Nichtswürdigen an derſelben Bühne zu theilen.

Alfred gab ſich Mühe, jetzt wieder das Geſpräch auf Iffland zu lenken, um den bitteren Beigeſchmack vergeſſen zu machen, den die letzte Wendung ihrer Converſation verliehen hatte.

— Es war in Deſſau, als ich zum erſten Male den großen Meiſter kennen lernen ſollte, ſagte Balder — ich hatte damals einen kleinen, beſcheidenen Platz am dortigen Hoftheater inne, wo ich kaum bemerkt wurde. Sobald mich die Gewißheit von dem bevorſtehenden Glücke belebte, ſagte ich meinem gut abgerichteten Staar vom Morgen bis zum Abend den Namen Iffland vor, und es währte keine drei Tage, ſo ſchrie mein Vogel ſchon ganz vernehmlich ſein „Iffland, Iffland!“ wenn er am offenen Fenſter hing.

Daß die Kleinreſidenzler vor meiner Wohnung, wenn auch nicht eben zu Hunderten, ſondern Paar bei Paar ſtehen blieben und zu dem Wundervogel hinangafften, der den Zaubernamen ausſprach, der jetzt Alles anregte und bewegte, iſt wohl erklärlich und verzeihlich. Ich ſelbſt fieberte, als der Augenblick ſich nahte, wo ich Iffland zum erſten Male ſpielen ſehen ſollte. Gott verzeihe mir, daß ich das ſpielen benenne. Er trat als der geadelte Kaufmann von Brandes auf, und extemporirte ſo viel und ſo treffend, daß er uns Alle außer Faſſung brachte und zum lauten Lachen reizte: er riß allgemein hin. Das Spiel der Einzelnen verſchwand neben dem Seinigen gänzlich; allein das Zuſammenſpiel war erträglich genug, weil Angſt und Reſpect ſich in dieſer Nähe ſelbſt der Schächer bemächtigte und ſie mindeſtens zum beſſern Memoriren anſpornte. Dennoch machte mir Iffland unter dieſen Stümpern den Eindruck, als ob ein großer, königlicher Brillant in Blei gefaßt, zur Schau getragen würde. Die zweite Rolle, die ich von ihm ſah, war Bittermann in Menſchenhaß und Reue. So neu und originell er dieſen Charakter faßte und gab, ſo wenig wußte die Maſſe dieſes Kunſtwerk zu würdigen. O wie köſtlich war dieſes Langſame, Bedächtige, Wichtige — dieſes politiſche Dickthun, dieſe pedantiſche Selbſtgefälligkeit, womit Bittermann ſich ſelbſt belächelt! Es war ein Muſivgemälde der feinſten Art: wenn dort das kleinſte Glasſplitterchen fehlt, von der Größe eines Nadelkopfs, die leiſeſte Schattirung des Haupttons enthaltend, ſo gibt es eine garſtige Störung, einen Riß, einen dunkeln Fleck; und ſo auch hier: wäre eine Bewegung, ein Zwinkern mit der Wimper fortgeblieben, es hätte die ſchöne Harmonie unwiederbringlich zerſtört. Böttiger verdiente wahrlich nicht den Spott, mit dem man ſeine Zergliederung des Iffland'ſchen Spiels überſchüttet hat; man kann ſich Heute, wo Alles nur in der flinken und mit breiten Farbenflächen angelegten Freskomalerei ſein Heil ſucht, keine Vorſtellung mehr davon machen. Das Theaterpublikum, welches ſtets nur daran gewöhnt war, den drolligen Gutsverwalter beweglich und geſchäftig zu ſehen, ſtaunte bei Iffland's Auffaſſung der Rolle. Sie wollten nicht recht warm bei ihm werden, und es beſchämte mich, daß ſie die dankbare Rolle des Peter, die ich neben dem Meiſter zu ſpielen ſo glücklich war, mit lautem Beifall belohnten. Das war freilich Kotzebue's Verdienſt — wann hätte ein Peter denn wohl ſchon mißfallen?

— Alles zugegeben, nahm jetzt Stein das Wort, du weißt gewiß, daß ich nicht ſo unverſtändig ſeyn werde, Iffland's große Verdienſte wegläugnen zu wollen, allein den alten Bötticher kann ich Dir nicht ſo unangefochten laſſen. Sahſt Du Iffland jemals als Wallen in den ſtillen Waſſern, und konnteſt Du Dich mit ſeiner Darſtellung dieſer Rolle befreunden? Ich hatte nun Bötticher's Entwickelungen des Iffland'ſchen Spiels geleſen und wieder geleſen und endlich faſt memorirt; daher war ich vielleicht ſehr ſchwer zu befriedigen, oder Bötticher hatte, wie ich's ihm jetzt öfter nachweiſen kann, im Iffland'ſchen Wallen etwas gefunden, was er nun eben darin zu finden wünſchte und ihm ſo ſeine eigene Empfindungen unterlegt. Seht, ſo machen's die Kritiker oft, und die Geiſtreichſten ſind dann auch die Unzuverläſſigſten. Um irgend eine pikante Aeußerung an den Mann zu bringen, ſchweifen ſie von der Wahrheit, ſelbſt von ihrer eigenen Ueberzeugung ab. Mir ſchien Iffland's Wallen, obgleich gewandt und höchſt liebenswürdig, doch viel zu wenig humoriſtiſch. Oder ſollte das etwa für Humor gelten, daß er immer mit einer großen Papierdüte in der Hand auftrat und aus der Düte Bonbons oder Kirſchen naſchte? je nach der Jahreszeit, verſteht ſich. Ich kann Euch verſichern, Freunde, daß ich einſt über Burener's Wallen weit mehr Vergnügen empfunden, und wer war der arme Burenev gegen den reichen Iffland? Doch [illegible] Lauf der Welt!

— Immerhin, ich gebe Dir den Wallen preis, ſagte lächelnd Balder, indem er, die Verſtimmung ſeines ältern Freundes merkend, in ſeinen heiterſten Ton überging. Was aber ſagſt Du zu Ifflands Wardamm in ſeinem Schauſpiele „Erinnerung?“ Welche Weichheit, welche väterliche Herzlichkeit war das? Welch zuverſichtliches Vertrauen auf Menſchenhülfe? Welche Zerknirſchung bei getäuſchter Hoffnung, und welches Wiederaufleben und innige Vertrauen über ſeinen Leichtſinn? Man müßte neue Ausdrücke erfinden, um dies Alles in ſeiner reichen Fülle würdig zu bezeichnen! Das mußte man hören, ſehen! Nach dieſer Verſtellung ſah ich Iffland zum erſten Male etwas ungehalten. Das ſchlechte Spiel der Andern hatte ihn verſtimmt. Für die nächſte Vorſtellung war „der Fremde“, von ihm ſelbſt angeſetzt, allein er antwortete Ochſenheimer, der von Leipzig herübergekommen war, auf deſſen Frage: „das wollen wir denn doch ſeyn laſſen; die Leutchen hier können ſo etwas nicht ſpielen.“ Sehen Sie, lieber Alfred, dieſe Meinung hatte Iffland von ſeinem Fremden. Er glaubte, daß dazu eine ganz eigene Kunſt erforderlich ſey und wer griff nicht heute zu dieſem Stücke, ohne dabei zu denken, daß man mit ſo etwas am Leichteſten wohl fertig werden könnte. Ja, wie ein Lückenbüßer, der mit Doublüren beſetzt werden darf, erſcheint uns ein ſolches Stück von Iffland. Ich kann nicht vorausſetzen, daß Sie den Fremden jemals geleſen haben werden, allein thun Sie mir den Gefallen und leſen Sie ihn jetzt und überdenken Sie einmal Ifflands Ausſpruch in Bezug auf die Rollen darin.

Alfred verſicherte, ſich mit den ältern Bühnenſtücken vertraut machen zu wollen, ſich Kotzebue's und Iffland's Schauſpiele aus der Theaterbibliothek geben zu laſſen.

— Iffland's Conſtant in Selbſtbeherrſchung hätten Sie nun aber ſehen ſollen, fuhr Balder fort. Er wählte dieſes Stück, weil er es nicht für zu ſchwer hielt. Als er ſeinen Conſtant in Deſſau gab, war faſt die ganze Schauſpielertruppe von Magdeburg herübergereiſt, um dieſer Vorſtellung beizuwohnen. Ich ſtand neben Einem der Erſtern von dort im Parterre und wir ſtießen anfänglich immer einander an, ſo oft uns eine neue Schönheit in ſeinem Spiele überraſchte, aber bald hörten wir auf zu ſtoßen, denn der Reichthum des Künſtlers entfaltete ſich in ſolcher Fülle, daß wir nicht Zeit behielten, uns auf dieſe Weiſe unſere Gefühle ſtumm auszudrücken. Wir waren ſo voll Enthuſiasmus, ſo voll Freude und Rührung, daß wir nicht auf einer Stelle bleiben konnten —

— Ich denke noch daran, nahm hier Stein das Wort, der bis dahin, wie es geſchienen hatte, nur mit halbem Ohre zuhörte — welchen Genuß es mir gewährte, Eure Wonne zu beobachten, die Ihr ſo kindlich als kindiſch zur Schau trugt — denn auch ich war ja damals in Deſſau —

— Spötter! Was war das aber auch für ein Conſtant! Bei ſeiner Herrſchaft die niedrigſte Sklavenſeele, auf den Zehen ſchleichend und kaum die Erde berührend. Er ſchien um die Hälfte ſeiner Länge kürzer zu werden. Aber bei Perſonen, die unter ihm ſtanden, wie war er da plötzlich ſo komiſch und boshaft umgeſtimmt! ſo in die Höhe geſtreckt, daß man nicht wußte, ob man mehr lachen oder ergrimmen ſollte über die altfränkiſche Figur. Am allergrößten war wohl die Scene mit dem Oberhofmeiſter, wo die innere Wuth über den Geldverluſt mit dem gewohnten Reſpekt im Kampfe liegt. Das Auge glühte vor Rache über die ungerechte Excellenz, während die Beine unwillkührlich zur Thür ſchlichen, um in Devotion zu öffnen, als die Excellenz abgehen will. Aber mitten in dem zur andern Natur gewordenen Dienſteifer behielt der Grimm dennoch die Oberhand und die frech entſchloſſene Gebehrde des Menſchen ſagte: Nein — juſt nicht! Keine Thür mach' ich Dir mehr auf!

— Der Conſtant war wirklich gut — bemerkte Stein hingeworfen. Doch ſah ich ihn oft mit ſeinen beſten Rollen ſonderbar umſpringen. Er nahm manchmal die Sache leichter; auf Reiſen, beſonders wenn er ſein eigenes Coſtüm nicht bei ſich hatte, war das oftmals der Fall. Einſt ſah ich — ich weiß nicht mehr wo — den Conſtant von ihm, im fremden, braunen Kleide mit Treſſen beſetzt und fand die Darſtellung viel nachläſſiger als ſonſt, wenn er ſein eigenes blaues Kleid dazu anhatte. Die Vorführung des ganzen Charakters hatte da nicht mehr die ſo eigenthümliche friſche Färbung, welche mir ſonſt immer zumeiſt den Beifall abnöthigte. Was er an jenem braungefärbten Abende gab, ſtreifte zuweilen ſo ſehr an erworbene Manier, daß es wohl von einem Jeden leicht beſſer gemacht werden konnte. Der Künſtler erging ſich mehr in muthwilligen Späßen, aber das Charakteriſtiſche ging darüber verloren.

Auf Alfred machten dieſe Einwürfe und Aeußerungen Steins einen ſeltſamen Eindruck. Gerade daß derjenige, der als ausübender Künſtler offenbar nur niedrig ſtand und wohl nie etwas Bedeutendes geleiſtet hatte, ſo ſtreng war gegen den anerkannten Meiſter, verletzte ihn und nahm ihn beinahe gegen den Menſchen ein. Würde ihn Balder nicht früher ſo vortheilhaft und intereſſant geſchildert haben, ſo hätte er ihn gar nicht leiden mögen. Allein er wußte noch nicht, daß gerade die Stümper in der Kunſt die ſtrengſten Kritiker ihrer Mitkünſtler abgeben, ſo recht nach dem alten Gemeinplatze: daß Tadeln leichter ſey als beſſer machen. Bei Stein fand dies jedoch keine Anwendung und ſein ſtrenges Urtheil war keineswegs durch Neid und Mißgunſt erzeugt, ſo wie ſeine geringen theatraliſchen Leiſtungen nicht lediglich aus Unfähigkeit entſtanden.

— Gewöhnlich rührte die Verſchiedenheit der Ausführung eines und deſſelben Charakters bei Iffland aber nicht von der Farbe des Rockes her, wie Du ihm zum Vorwurfe machſt — ſprach Balder mit Heiterkeit. Ich ſelbſt ertappte ihn einſt auf einem ganz eigenen Geſtändniſſe. Er gab nämlich den Baron in der Läſterſchule, wie gewöhnlich mehr ſpaßmachend als reſpectabel. Er erlaubte ſich dabei eine komiſche Gedehntheit der Rede, die auch für gemeine Charaktere paßte. Dazu wurde „Zwei Onkels für Einen" aufgeführt, in welchem Stücke er den Sparmann ſpielte. Aber auch dieſen war er ſchleichend und dehnend zu geben gewohnt und er ſah wohl ein, daß beide Rollen ſo nur durch die Kleidung verſchieden ſeyn würden. Nach dem Ende der Läſterſchule rief er daher plötzlich mit Heftigkeit aus: Sapperment! dem Sparmann muß ich heute eine andere Couleur geben, ſonſt werd' ich langweilig! und richtig trug er den Geizhals raſch in Wort und Gebehrde vor und bewirkte dadurch eine köſtliche Mannichfaltigkeit. So machte er's mit vielen Rollen, die er erſt in ſeiner köſtlichen Laune zur Bedeutenheit erhob. Wie war ſein Langſalm in Kotzebue's Wirrwarr! Da war keinerlei Anſtrengung, Alles nur Erguß der Laune und des höchſten Muthwillens. Wie köſtlich war der Spaß, wenn ihm Hurlebuſch erzählt, daß Selicour ſeinen Hut aufgeſetzt habe, und er ſich daran feſthält, und immer für ſich wiederholt: „Aber warum ſetzte er denn meinen Hut auf? Warum denn gerade meinen Hut?" Dies haben ihm Viele nachgemacht, unter Andern Wurm; allein wenn es gleich auch bei dieſen wirkte, ſo muß man das doch von Iffland ſelbſt gehört haben, um die rechte Wirkung zu verſtehen.

— Als ich ſo glücklich war, mit Iffland in den Hageſtolzen zu ſpielen, fuhr Balder fort, war der große Mann ſehr leidend. Schon bei der Probe hatten ſich heftige Zahnſchmerzen eingeſtellt, die während der Vorſtellung immer mehr zunahmen. Dies verſetzte ihn in die grämlichſte Stimmung. „Wer iſt denn ſo dumm, ſagte er bei der Probe, ſo zu ſtreichen? Alles das iſt ja zum Ganzen höchſt weſentlich.“ Ich nahm mich als Pachter Linde doppelt zuſammen, um ihn nicht noch grämlicher zu machen und Iffland ſagte mir nach meiner zweiten Scene, indem er traulich meine beiden Hände faßte: — „Sie ſind auf dem rechten Wege, bleiben Sie darauf und fahren Sie fort.“ Ich war außer mir vor Freuden. Nicht um eine Million hätte ich dieſen Ausſpruch entbehren mögen. Ich konnte an jenem Abende nicht zu Bette gehen, lief in das Wirthshaus zum goldenen Beutel und trank guten, alten Franzwein, um mich meines Glückes zu freuen. — Iffland verließ uns jetzt und ich ſah ihn erſt einige Jahre ſpäter in Berlin wieder. Gleich nach meiner Ankunft eilten wir, ich und ein Freund, mit dem ich die Reiſe gemacht hatte, in's Theater. Er ſpielte den Baron in der Läſterſchule. Wie war er hier doch noch um ſo Vieles größer; hier auf dem eigenen Grund und Boden, in der eigenen von ihm geſchaffenen, ſich ihm ganz hingebenden und paſſenden Umgebung. Es kam mir vor, als befänden wir uns in einer Gallerie von Meiſterwerken und es war uns faſt nicht möglich dem Reichthum von Nuancen zu folgen; wir fühlten uns ermattet von der übermächtigen Geiſtesaufregung, die Fülle von Kunſtgröße zu faſſen und uns einzuprägen. Die ganze Vorſtellung war ſehr gelungen zu nennen, und wie ein ſchönes Bild, ganz aus einem Guß. Die Schauſpielerin, welche die Baronin gab, war gleichfalls vortrefflich. Ich hörte, daß Iffland eine Woche vor dieſer Vorſtellung täglich zu ihr hingefahren ſey, um mit ihr die Hauptſcenen ſo lange durchzuprobiren, bis das vollſte Leben und die feinſten Schattirungen daraus hervorgegangen waren. So war es damals! Mein Gott, wenn ich mir denke, wie leicht man heutzutage über dieſe Sachen hinweggeht; wie jeder, dem ein nüchterner Schwank mäßig gut gelingt, auch ſchon glaubt, ſolch eine Rolle trefflich hinzuſtellen, wenn er nur eben ſeine Späße macht und wie jedes Gänschen verſichert iſt, ſchon das Rechte zu treffen, wenn ſie ihre kleine, vielleicht nicht unangenehme Perſönlichkeit walten läßt!

— Allerdings fehlte dem Künſtler zu dem Baron in der Läſterſchule nichts — ſagte Stein, nur trieb er ein Wenig zu viel Allotria, im Gefühle ſeiner ihm reichlich zugemeſſenen komiſchen Kraft, wodurch er den würdigen Mann offenbar zu ſehr in's Geckenhafte zog. Er amuſirte allerdings mit ſeiner conſequent durchgeführten Leiſtung, ob es aber die Meinung des Dichters war, dieſen Baron ſo vorzuführen, das iſt eine andere Frage. Die Willkührlichkeit, womit Iffland bei manchen Rollen verfuhr, iſt durchaus nicht zu loben und kann wohl höchſtens nur mit dem glänzenden Erfolge entſchuldigt werden, den er dadurch zu erringen wußte. Vor der ſtrengern Kritik aber halten dergleichen Auffaſſungen nicht Stand. So gab jene Feinheit und Glätte, womit Iffland gewohnt war, alle ſeine Gemälde zu überziehen, auch dem ſchlichten, frommen Schewa in Cumberlands Juden einen kleinen Anſtrich von jüdiſcher Liſtigkeit, welche der Tiefe dieſes Gemüthes, wie der Menſchenwürde überhaupt Eintrag that. Ich habe mir den Schewa immer viel grundehrlicher, gottergebener gedacht. Ein ähnlicher Vorwurf läßt ſich Iffland als Kammerrath Fegeſack machen. Die unendlichſte Fülle von komiſchen Zügen war da, allein welche Poſſen liefen mitunter? Der Geizige von Moliere iſt doch wahrhaftig keine Operngeſtalt, wie zum Beiſpiel: Hieronymus Knicker, und ſelbſt dieſem wären alle jene Lazzi nicht erlaubt geweſen. Fegeſack iſt ein ganz ernſthafter Mann und wird nur erſt lächerlich durch ſeine ungezügelte Leidenſchaft, die ſich mit der Thorheit, im Alter ein junges Mädchen heirathen zu wollen, zum komiſchen Culminationspunkt ſteigert. Fegeſack hat ſogar einen tragiſchen Moment: wo er die geſtohlene Caſſette vermißt und ſein Schmerz, wie ein Gebirgsſtrom, alles um ſich her vernichtet, alle andern Empfindungen verſchlingt und er nur allein Gefühl für ſeine geraubte Seligkeit äußert. Iffland ließ aber dieſen großen Moment beinahe fallen, oder hob höchſtens nur das Komiſche darin hervor. Ja, wäre ich im Stande, dieſen Monolog, die Krone der Rolle, ſo zu geben, wie ich ihn mir denke, ich wollte mit meinem Fegeſack kein kleines Aufſehen machen!

— Ich freue mich, daß Du das anerkennſt, ſprach Balder — allein den Vorwurf, den Du Iffland vorhin machteſt, daß er ſich nicht ſtrenge nach den Vorzeichnungen des Dichters, bei ſeinen Ausführungen kehrte, hatten denn doch in den meiſten Fällen große Vortheile für das Ganze. Wie wunderte ich mich manchmal, wenn ich las, er habe dieſe oder jene unbedeutende Rolle zu ſeinem Gaſtſpiele erwählt, wie überraſcht war ich aber dann, wenn ich ſah, was er daraus machte. So zum Beiſpiel war der Graf Schlamm in „Haß der Frauen“ ganz etwas anderes, als ſich Kotzebue beim Dichten und Andere beim Leſen des Stückes gedacht haben werden, allein Dichter und Leſer hatten ſich nur bei dem Meiſter dafür zu bedanken. Iffland beſaß wie Keiner die Gabe durch ſogenanntes ſtummes Spiel, durch anſcheinende Kleinigkeiten, die bei Andern geradezu auf die Erde fallen, zu imponiren. So wenn er als Graf Wodmar im deutſchen Hausvater mit wahrhaft miniſteriellem Anſtand und der liebenswürdigſten Grazie, die Amaldi zum Schluſſe zur Thüre hinausbegleitete, oder wenn er im Teſtament des Onkels, mit einer Delikateſſe ohne Gleichen, Paulinen den Wein einſchenkte und präſentirte. Dies Alles läßt ſich wirklich nicht beſchreiben, noch weniger aber nachahmen, und ich muß es leider bekennen: man ſieht dergleichen auf unſerer Bühne von Niemand mehr. Die Geſchmeidigkeit dieſes Mannes, einem Jeden auf halbem Wege entgegenzukommen und ſich mit Geſchmack in alle Launen und Ideen ſeiner Umgebung zu fügen, wodurch ihm eben Alles und überall Alles gelingen mußte, war bewundernswerth. Wer das nicht ſo in ſeiner Macht hat, wird deßhalb eben anſtößig und eckig erſcheinen. Man mußte ſeinen Mondeaux ſehen, in einem ordinären Stückchen nach dem Franzöſiſchen „Aller Welt Freund“, um von der Wahrheit meines Ausſpruchs vollkommen überzeugt zu ſeyn.

— Auch ich ſah in Berlin die Läſterſchule, ſetzte Stein nach einer Pauſe hinzu, es iſt ſchon etwas länger her. Die Vorſtellung fiel gerade in Flecks ſchwere Krankheits-Periode. Man hatte am ſelben Tage eine glückliche Operation an dieſem wirklich großen Schauſpieler vollbracht. Iffland und Fleck — ganz heterogene Naturen! Jener, der geſchliffenſte Hofmann in Worten und in Berechnung all ſeines Thuns, ohne daß man ihm gerade vorwerfen konnte: er ſey vom Pfade der Rechtlichkeit gewichen; — dieſer ſtets geradezu im Ausdruck ſo wie auch in ſeinen Handlungen — man konnte ihn wohl zuweilen ungehobelt nennen. So mußten ſie ihrem inneren und äußeren Weſen nach Antipoden ſeyn, doch erkannten ſie ihren gegenſeitigen Künſtlerwerth.

— Hier muß ich Dir einwenden, ſprach Balder raſch, daß dies bei Iffland mehr der Fall war, wie bei Fleck. Ich hörte ſelbſt von Iffland die Worte: „der Menſch ſpielte wohl zuweilen, daß man ihn mit Hunden vom Theater hetzen ſollte, wenn er nämlich zu viel getrunken hatte, allein kam die gute Stunde über ihn, ſo riß er auch wieder Alles ſo zur Bewunderung hin, daß ich vor dem verfluchten Kerl auf die Knie hätte ſtürzen mögen.“ Fleck hingegen ſoll einen in Berlin gaſtirenden Kunſtgenoſſen gefragt haben, der über Iffland's Amtmann Riemen außer ſich war: — „gefällt Ihnen das? — Als der Andere nun erwiederte: ganz außerordentlich, ſagte Fleck

„Ja, ſo was kann der Kerl ſchon machen, aber von was Höherem ſoll er die Naſe laſſen.“

— Ja, warf Stein hin, das Urtheil mag Dir barſch vorkommen, immerhin! aber viel Wahres iſt daran, das iſt nicht wegzuläugnen.

Balder zuckte die Achſeln.

— Ich kann Dir darauf nur erwiedern, daß die Zeitgenoſſen Ifflands anders urtheilten, und daß man Octavio Piccolomini, Franz Moor, Wodmar, Nathan eben ſo hochſtellte, als ſeine komiſchen und launigen Charaktere.

— Wir wollen darüber nicht ſtreiten, entgegnete Stein, wahr iſt es, daß Iffland durch Feinheit des Betragens ſeinen plumpen und im Benehmen oft widerwärtigen Rivalen leicht in Schatten zu ſtellen wußte. Ein vollgültiges Beiſpiel machte mir die Stellung dieſer Männer zu einander ganz klar. Es war gerade während jener Vorſtellung der Läſterſchule, als Iffland die Nachricht von der glücklich vollendeten Operation an Fleck und dem Beſſerbefinden des Künſtlers empfing. Er wurde, als die Gardine zum letzten Male fiel, mit ungeheurem Jubel herausgerufen. Anſpruchlos trat er vor, verbeugte ſich und ſagte ungefähr die Worte: der Beifall des Publikums iſt dem Künſtler eben das, was das Lächeln der Geliebten dem Jünglinge iſt. Nehmen Sie zum Dank für dieſes Lächeln, die eben eingetroffene Nachricht von der Beſſerung unſers geliebten Kranken.“ War der Applaus vorher ſchon wüthend, ſo kannte er jetzt gar keine Gränzen. Er wurde ſo unzählige Male wiederholt, daß Iffland faſt volle zwei Minuten bedurfte, eh' er abtreten konnte. Wir Schauſpieler wiſſen aber, was nur eine Minute auf der Bühne für ein langer Zeitraum iſt. Ja, ja, das ſollten Sie gar nicht glauben, junger Freund, ſetzte er zu Alfred gewendet hinzu, wie lange es uns zu dauern ſcheint, wenn ein Beifall nur eine halbe Minute anhält, oder wenn ſie etwa ſo lang in einer und derſelben Stellung verharren ſollen, und nun gar eine Stockung, eine minutenlange Stockung würde ſelbſt das geduldigſte Publikum nicht zu ertragen vermögen. Ich kenne das leider! Doch um wieder auf unſern Gegenſtand zu kommen! Iffland war ſtets der Beſonnenere, der es über Fleck gewann und die Debors rettete, ob er aber deßhalb eine beſſere Meinung von Flecks Vortrefflichkeit hegte, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

— Um Dir meine Unparteilichkeit zu beweiſen, will ich Dir geſtehen, daß auch Iffland ſeine Rollen hatte, wo er mir nicht auf ſeiner ganzen Höhe erſchien. So zum Beiſpiel war er als Secretär Siward, in dem Luſtſpiele „leichter Sinn“ nach meiner Meinung doch zu kalt und unfreundlich. Er hatte zu dieſer Rolle ſich eine ganz eigene weiche und flüſternde Redeweiſe angeeignet. Sein Amtmann Riemen hingegen war das Non plus ultra von komiſcher Kraft. Wenn nun aber Alles ſich vor Lachen ausſchüttete, ſo erfaßte mich eine rechte Traurigkeit, weil ich meine Kleinheit dann immer erſt recht deutlich erkannte. Wozu iſt man Schauſpieler, rief's in mir, wenn man's nicht auch ſo machen kann?

— Ob wohl jetzt noch viele junge Schauſpieler ſo empfinden mögen? fragte Alfred mit Erröthen. Ich glaube Jeder dünkt ſich ſchon jetzt etwas Großes zu ſeyn und vermeint auf Leiſtungen Anderer herabſehen zu dürfen und das Anerkannte zu deuteln und zu ſchmälern. Ach, die leidige Kritik in ihrer weiten Ausbildung hat uns unſere Unbefangenheit geraubt, und uns den Genuß wie alles Streben verkümmert. Wir können ihrer nicht los werden, ſelbſt beim beſſern Wollen.

— Mit dem ächten Triebe zum Schaffen begabt, entgegnete Balder und dieſem Triebe folgend, verſiegt endlich das was ſie meinen und was ich eher Krittelei nennen möchte. Selbſtkritik im eigentlichen Sinne darf der Künſtler bei ſeinen Schöpfungen nie entbehren, allein dies hindert ihn nicht. Das Kritteln iſt nur bei der Unfruchtbarkeit; dieſe heutigen Kritiker par excellence werden ſich nie zur That ermannen können, und darum eben ſind ſie auch die geborenen Feinde jeder That. — Was Iffland in ernſtern Rollen leiſtete, erreichte die Wirkung ſeiner Komiſchen in der That. Sein Nathan war ein Cosmopolit durch und durch, ein tugendhafter Menſch in ſeiner ſchönſten Glorie. Die kleinſte Fingerbewegung war hier bezeichnend und man ſah aus Allem, daß in dieſem Manne die reine, große, vorurtheilsfreie Seele wohne. Am Abende nach dem Nathan ſah ich in Berlin wieder den Conſtant in Selbſtbeherrſchung von ihm. Hier überraſchte es mich zuerſt, daß er in manchen Stellen von ſeiner früheren Auffaſſung abwich. Ich mußte aber die bedeutende Kraft bewundern, die im Stande iſt, in der Minute ſelbſt zu ſchaffen, ohne vorher Alles genau zu überdenken.

— Das darfſt Du wahrhaftig in dergleichen Rollen wie Conſtant nicht ſo hoch anſchlagen, rief der ſarkaſtiſche Stein. Du mußt nur auch bedenken, daß Iffland, namentlich in ſeiner letzten Lebenszeit, faſt nichts ordentlich memorirte und gerade ſprach, was ihm in den Mund kam. Oft war dies, wenn auch nicht gerade beſſer, denn doch wohl auch nicht ſchlechter, als was er ſelbſt in ſeinen Stücken für ſich niedergeſchrieben hatte. Manchmal ergriff er ein Apropos und belebte die Scene dadurch, aber für den Mitſpielenden war dies ſchlimm, der Stichwörter wegen, die er bei ſolchem Verfahren unmöglich richtig bringen konnte.

Balder lächelte.

— Ich weiß, was Du ſagen willſt, fuhr Stein fort, es gibt auch Andere, die ihre Stichwörter nicht bringen, ohne daß ſie ein Iffland wären. Ach Gott, das ſind denn auch ganz elende, lumpige Kommödianten ihr ganzes Leben geblieben und keine angeſtaunten Halbgötter geworden. Doch, ſchon gut! ſchon gut! Reite Dein Paradepferd nur weiter.

— Im Abbé de l'Epee, fuhr Balder fort, war mir Iffland ein frommer Apoſtel, ohne jedoch die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, die beſonders die alten Herren jener Zeit charakteriſirte, auch nur im Mindeſten zu verläugnen. Wie fein und dabei doch wie ſo herzinnig tönten die Worte zu den Damen; „Man findet nicht überall Herzen wie die Ihrigen.“ Wie viel adelige Galanterie lag nicht in den Wendungen des ſeelenvollen Blickes und Körpers! Sonſt bekommt man doch nur ſtets einen ehrwürdigen, proteſtantiſchen Pfarrer in dieſer Rolle in Deutſchland zu ſehen. Das iſt auch recht gut! aber der, der ein Künſtler heißen und ſeyn will, muß auch das Nationelle ſeines darzuſtellenden Charakters hervortreten laſſen. Wenn Iffland Rollen wie den Geheimrath Mantel gab, einen Charakter, den ich nach meinen damaligen Einſichten reiflich durchdacht zu haben glaubte, wenn auch meine Darſtellung weit hinter meiner Idee zurückblieb, und ich dann ſah, wie brillantkomiſch, wie überreich an den feinſten Nuancen, er ſo etwas auszuſtatten wußte, dann ſchwand mein Muth gänzlich und ſeufzend ſagte ich zu mir ſelbſt: Was iſt Alles, was Du bis jetzt geliefert haſt, gegen dieſe Kunſtfülle? Wär's nicht beſſer, Du gibſt das Komödienſpiel auf und wählteſt Dir irgend ein ehrliches Gewerbe als Lebenszweck? — Ach, dieſe Selbſterkenntniß hätte wohl einen beſſern Lohn verdient, als ihr zu Theil wurde, denn wie ich einſt Abends nach der Vorſtellung dieſes Stückes aus dem Theater ging, hörte ich von einem Fremden: „Wie ſchlecht ſpielt der Balder dieſe Rolle — die muß man von Iffland geſehen haben.“

— Was Du von dem Geheimerath Mantel ſagſt, unterſchreibe ich gern. Rollen wie dieſe, oder die des Hofrath Stahl im Hausfrieden hatte er für ſich ganz zugerichtet — ſagte Stein — die kann ihm keiner — ſelbſt der fähigſte Schauſpieler nicht nachſpielen.

Balder war durch dieſes willfährige Zugeſtändniß erfreut und ſagte mit erhöhter Stimme:

— Ja, jeder andere Hofrath Stahl muß ein verächtlicher, alter Geck bleiben — Iffland blieb, bei aller Courmacherei und ſichtlich innerem Frevel, dennoch immer liebenswürdig.

— Auch den Poſert in ſeinem Spieler, gab Iffland meiſterhaft — rief Stein — auch den Kapuziner in Wallenſteins Lager, den er ſehr langſam ſalbadernd gab, auch den alten Lear ſtellenweiſe. Im Poſert beſeelte ihn ein Spitzbubenhumor, der dem Charakter ſo viel von ſeiner Widerwärtigkeit nahm, daß Einem der Kerl doch nicht geradezu anekelte. So wurde zum Beiſpiel das ewige Hüſteln bei ihm nicht anſtößig, was doch bei gewöhnlichen Darſtellern zum Uebelwerden reizt. Dann die letzte Scene der Angſt — dieſes krampfhafte in die Höhe Richten des matten Leichnams — dieſes faſt unmerkliche Einknicken mit den podagriſchen Beinen —

Balder ſchüttelte dem alten Kollegen für dieſe Anerkennung der Verdienſte des geliebten Meiſters dankbar die Hand. Er glaubte nun ſicher vor deſſen Widerſpruch zu ſeyn und ſchlug immer höhere Saiten an.

— Erinnerſt Du Dich denn noch friſch und lebendig des Wittburg in dem Stücke „Clementine oder die Verſöhnung?“ fragte Balder. Wie himmelhoch ſtand Iffland hier über der Frau von Weißenthurn und dem Peletier Volmerange, dem ſie das Stück nachgebildet hat, und den unſer Schall ſtets ſcherzend den Pelzhändler Volmerange nannte. Der ewige Vaterſchmerz um die verlorene Tochter, der ſo leicht, bei gewöhnlichen Darſtellern eintönig und widerlich werden kann, erſchien bei Iffland ſo vielfach modificirt, in ſo harmoniſchen Abſtufungen, daß man oft glaubte, es ſey gar nicht möglich, den Effect noch zu erhöhen — und doch wußte er ihn immer höher zu ſteigern bis zur wohlthuenden Entwickelung. Mir war es ſtets in dieſer Leiſtung Ifflands wie bei der Fanchon der Bethmann, nach dem Liede: „Fort, daß die Leier klinge!“ Auch dieß war ſo unnachahmlich, man wußte nicht, worin der Zauber lag — Alles erſchien ſo einfach, und doch war die Wirkung ſo wunderbar!

— Wenn er nur nicht ſo närriſch coſtumirt geweſen wäre, ſagte Stein.

— Das iſt doch eine furchtbare Anmaßung, rief Balder, ſelbſt das Allervortrefflichſte zu bekritteln! Warte, Du grauslicher Frevler! Du Mondanbeller!

— Sage das Andern, die ihre Ausſprüche nicht zu begründen wiſſen wie ich, ſprach Stein mit Ruhe.

Iffland ergriff die Stelle in dem Stücke, wo von dem alten Wittburg geſagt wird, daß er einſt Seekapitän geweſen, um ſich in eine Marine-Staatsuniform zu kleiden. Man denke! Er trug eine ſolche von blauer Farbe mit rothen Aufſchlägen: die Weſte und kurzen Beinkleider waren roth, dazu weiße ſeidene Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Steinſchnallen. Wird der in Gram und Menſchenhaß verſunkene Wittburg ſich wohl in ſeiner Einſamkeit ſo elegant aufſtutzen? Mag er immerhin noch ein Abzeichen des Seedienſtes an ſich tragen — nur keine Staatsuniform. Zudem trugen die rothen Unterkleider viel dazu bei, daß Wittburg mehr einem franzöſiſchen, feinen, alten Bedienten glich, als einem Seekapitän. Inzwiſchen, ich geſteh' es, konnte man ſich bei der Vortrefflichkeit ſeines Spieles wohl über dieſe Künſtlermarotte hinwegſetzen. Du ſiehſt, daß ich hier vor ſeiner Meiſterſchaft meine kritiſchen Segel ſtreiche!

— Nicht mehr als billig, ſprach Balder. Jetzt komme ich in der Gallerie Iffland'ſcher Meiſterwerke auf eines zu ſprechen, das ihm Viele ſtreitig machen wollen, ich meine ſeinen Wilhelm Tell —

— Halt, ſchrie Stein erbost, Du wirſt doch wohl nicht die Kühnheit haben, auch dieſem Machwerke das Wort zu ſprechen?

— Ich will geſtehen, nahm Balder das Wort, das die Perſönlichkeit des Meiſters eben nicht zu dieſer Rolle geeignet ſchien, allein er war bemüht, Vieles, wie zum Beiſpiel ſeine Wohlbeleibtheit, durch eine zweckmäßige, dunkle Kleidung zu verbergen. Eben ſo wahr iſt es auch, daß wir oft den ſchlichten Landmann vermißten, wie nach der Schußſcene, wo der Ausdruck in den Worten: „Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich Euch,“ wohl etwas zu heldenmäßig klingen mochte. Dieß Alles würde aber Heute bei Weitem nicht mehr ſo auffallen, da man den theatraliſchen Vortrag, beſonders wo er ſich in Verſen bewegt, überall ſo hoch ſchraubt. Auch kann man nicht in Abrede ſtellen, daß Schiller's Gedicht dieſe Anſicht zu beſtärken ſcheint. Groß war Iffland in der Erzählung vom Sturme auf dem See und von ſeiner Rettung. Wer könnte es unternehmen auch nur eine ſchwache Schilderung von der innern, ſchwerverhaltenen Gluth und Wuth zu entwerfen, die in dieſem Tell, wie ein Vulcan unter der Schlacke fürchterlich wühlte — als er den Landvogt in der hohlen Gaſſe erwartet? Hier wäre es Verletzung der Wahrheit pompöſe Redekunſt zu zeigen und abgemeſſene Actionen an das Publikum zu adreſſiren. Und doch thun es ſo Viele, die für gute Darſteller gelten!

Ja, ſie thun noch mehr! ſie drehen ſich in den Ruhepunkten um, damit das Parterre ſein begreife, hier ſey der Moment zum Losklatſchen. Iffland brauchte wenig Raum zu dieſem Selbſtgeſpräch. Er that einige haſtige Schritte, ſetzte ſich raſch nieder, ſprang wieder auf, ſobald es im Innern heftiger zu ſtürmen begann und umfaßte krampfhaft die Armbruſt bei den beſchwörenden Worten: „Nur jetzt noch halte feſt, Du treuer Strang.“ Meine Seele war für alles Uebrige in der Welt abgeſchieden, während der Aufſtellung dieſer gräßlichen Gedankenreihe, und mir war, als ob ich aus einem lebendig-ängſtlichen Traume erwachte, als der Meiſter ſein großes Werk geendigt hatte.

— Du glückſelig Begeiſterter! Doch Du biſt damit weiter gekommen, als ich mit meinen Zweifeln, bemerkte Stein. Aber Rollen wie Tell oder Regulus in die Iffland'ſche Art und Weiſe übertragen, konnte ich nun einmal nicht vortrefflich finden. Alles ſträubte ſich in mir dagegen. Er dehnte, und zog ſeine Reden ſo lang, monoton und unnatürlich, daß man's nicht aushalten konnte. Warum gibt der Mann dergleichen nur, wozu ihm alle Mittel gebrechen, dieß kam Einem in jedem Augenblicke in den Sinn. Er beſaß weder den Stimmumfang, noch den entſchieden tragiſchen Vortrag. Dabei erſchien er mir ganz unausſtehlich kokett. Regulus zum Beiſpiel ſpricht von ſeinen Greiſenhaaren und Iffland erſchien mit ſchöngekräuſeltem, ſchwarzlockigen Tituskopfe. Er ſpielte überhaupt dieſe Rolle nur darum gern, weil er den ſogenannten Mantelwurf ſo in ſeiner Gewalt hatte, daß er mit jeder veränderten Stellung, bei jeder leichten Körperbewegung, ſtets neue, ſelbſt ſchöne Bilder zu ſchaffen wußte. Allein eines faltigen Mantels wegen eine lange, fünfactige Tragödie mit anſehen und anhören zu müſſen, iſt doch wohl zu viel verlangt, wenn ſelbſt der Mantel des freien Römers auf den Schultern des carthaginenſiſchen Sklaven hingepaßt hätte. Eben ſo unangenehm war mir aber auch ſtets ſeine Verirrung als Wallenſtein; den Octavio Piccolomini konnte er allenfalls geben, allein bei dem Andern reicht man mit dem feinſten Verſtande nicht aus; nicht den Staatsmann allein gilt es hier zur vollkommenſten Anſchauung zu bringen, der gewaltige Kriegesfürſt will vor Allem ſein reich zugemeſſenes Theil haben. Dieſe Leiſtung war offenbar eine von Ifflands größten Schwächen und die ſchnellen Lichtblitze, die man auch hier nicht wegläugnen konnte, machten nur die troſtloſe Nacht deſto fühlbarer, die auf der ganzen Darſtellung ruhte. —

Balder that, als hörte er dieſe Aeußerung nicht; um aber gleichſam eine indirecte Antwort darauf zu geben, ſagte er.

— Auch das Pathetiſche, Großartige gelang dem Meiſter. Im Grafen von Savern —

— O weh! o weh! ſchweig' ſtille! ſchrie Stein wie toll.

— Schon auf der Probe riß der Meiſter uns gewaltig hin — ſagte Balder ruhig, während Stein ſich unter komiſchem Verzerren des Geſichts die Ohren zuhielt — es war in der Scene, wo der Graf Fridolins Unſchuld erfährt —

— Hm! Hm! brummte Stein.

— Ich meine nicht den Schluß der Scene, ſetzte Balder berichtigend hinzu, wo der Graf zum Fenſter hinaus nach Pferden ſchreit; dieſes Schreien kann jeder unſerer Heldenſpieler leicht beſſer machen und tüchtig beklatſcht werden — allein ich rede von dem Ausdruck der Seele, als der Graf noch ſein Unrecht, ſein eigenes Verbrechen nicht kennt, ſondern nur ahnet. Das war das Meiſterſtück!

— Immerhin! brummte Stein, ich laſſe Dir den Plunder! doch vom Höhern mußte er wegbleiben. Schiller und Shakeſpeare dichteten ihre Charaktere nicht für Ifflands Weiſe. Mein Gott, was war das, als er den Philipp im Carlos zu geben ſich einfallen ließ. Das war wohl ein recht feiner, diplomatiſcher Monarch, aber nimmermehr Philipp der Zweite. Damit konnten der Herr Generaldirector nicht zurechtkommen, ſo ſehr ſie ſich auch müheten. So hat aber jeder bedeutende Menſch ſeine Schwächen! Andere waren wieder keine ſo vollkommenen Hofleute, im Staatskleide mit Hut und Degen. Das konnten Schröder, Fleck, Eßlair nie erreichen, dafür durfte Iffland hingegen ihnen in andern Dingen nicht die Schuhriemen löſen.

Stein ſtand auf, nachdem er dieß geſagt hatte und ging im Zimmer auf und ab. Balder ſchien durch den abſprechenden Ton des Alten etwas verletzt und ſchwieg. Alfred, welcher fürchtete, daß die Unterhaltung völlig geſtört ſey, bat Balder, noch einige Zeit in der Charakteriſtik des Iffland'ſchen Spieles fortzufahren und verſicherte, noch nie — ſeitdem er mit Künſtlern umzugehen glaube, ein für ihn ſo anziehendes als belehrendes Geſpräch vernommen zu haben. Balder nahm hierauf leiſer das Wort, um Stein nicht in ſeinen Gedanken zu ſtören und zum Widerſpruche zu reizen.

Baron Henning in den Erben von der Weiſſenthurn gab Iffland ebenfalls ganz originell. Die Verfaſſerin hat offenbar nur einen heuchleriſchen, habſüchtigen Böſewicht zeichnen wollen, aber Iffland wußte dieſer Rolle einen ſo höchſt komiſchen Anſtrich zu geben, daß der Rath Gutmann, der — wenn gut geſpielt — immer hervortreten muß, ganz in den Schatten geſtellt wurde. Gewöhnlich gab der Meiſter in den Erben den gutherzigen Polterer, der zu ſeinen Lieblingsrollen gehörte. Eine Scene darin iſt von keinem ſeiner vielen Nachtreter jemals mit Glück wieder gegeben werden, denn ſie war wirklich unnachahmlich. Dieß war jene, wo Bergheim das Gedicht zur Geburtsfeier der Tochter ſo gutmüthig, drollig und doch ſo aus der Natur gegriffen vorträgt. Das konnte man nur nachfühlen!

— Ich habe Dir bei dieſem nichts einwenden wollen, ſprach Stein, jetzt aber will ich dir eine Rolle nennen, wo es Dir ſchwer werden ſoll, Deinen Lieblingshelden mit gleicher Wärme zu vertreten —

Balder ließ ihn nicht ausreden —

— Ich weiß, was Du meinſt, rief er. Du ſtichelſt auf den Pygmalion. Man warf Iffland vor, daß er ſich geradezu an dieſer Rolle vergreiſe, die ſeiner Individualität ganz und gar entgegenſtrebe. Pygmalion ſoll ein ſchöner Jüngling ſeyn und Iffland konnte, trotz aller Toilettenkünſte, den bejahrten, dickleibigen Mann nur wenig verbergen. Aber wenn man den alternden Damen in Frankreich noch jugendliche Rollen verſtattet, wenn die berühmte Adamberger in Wien dieſes Recht inne hatte, wenn es ausgemacht iſt, daß die wahre Meiſterſchaft ſich doch erſt mit den Jahren erringen läßt, warum hätte man da nicht über Iffland's ſeelenvollen Vortrag, über ſeine bewundernswürdige Stellungen das ſtörende Alter vergeſſen ſollen? Mich hat der Künſtler auch in dieſer Partie ſo hingeriſſen, daß ich weder ſeine Körperfülle ſah, noch der mangelnde Schmelz ſeiner Töne meine Begeiſterung zerſtört hätte.

— Nicht ich allein bin anderer Meinung, lieber Freund, ſagte Stein, und um Dir eine wirkliche Autorität entgegen zu ſtellen, nenne ich Dir Schröder. Schröder hatte von Iffland's Kunſt niemals eine hohe Meinung.

Balder zuckte mitleidig die Achſeln.

— Weil der große Schröder eben auch nur Schauſpieler war, ein erbleichendes Geſtirn, das in Iffland die aufſteigende Sonne erblickte! Schröders mißbilligendes Urtheil über Iffland ſchreibt ſich übrigens ſchon aus deſſen früheſter Zeit in Mannheim her, wurde dann ſpäter aber bedeutend berichtigt, das heißt gerechter. Iffland erwähnt die Urſache davon in ſeinem Leben. Als Schröder, der damals größte Name im deutſchen Kunſtbereiche, auf den Mannheimer Theaterzetteln prangte, bemächtigte ſich eine mit Scheu gemiſchte Verehrung des jüngern Künſtlers, der neben jenem Heroen wirken ſollte, daß er ſeinen Genius nicht frei walten laſſen konnte. So kam es, daß er ſich von dem leichter geſinnten Beil, den Schröders Gegenwart nicht im Geringſten genirte, verdunkeln ließ. Beil ließ ſein glänzendes Talent mit dem ihm eigenthümlichen Humor in allen Farben ſpielen. Hierauf erſchien Iffland — ich glaube im Jahre 85 oder 86 — zum erſten Male in Hamburg; allein auch hier war er ſo befangen und das ausgeſprochene Urtheil Schröders: „Iffland ſey nur ein gewöhnlicher Schauſpieler," wirkte ſo mächtig auf alle Mitglieder des Theaters und durch dieſe auf das Publikum ſelbſt, daß nur die Wenigſten, die wirkliche Kritik beſaßen, das bedeutende, nur eingeſchüchterte Talent erkennen konnten. Erſt zwanzig Jahre ſpäter erſchien Iffland wieder in Hamburg. Jetzt war er Generaldirektor des Berliner Hoftheaters und hatte, durch große Erfolge belehrt, die Schüchternheit bei Seite gelegt. Das Publikum ſchwelgte in Entzücken und Bewunderung. Schröder lebte damals zurückgezogen auf ſeinem Gute Rellingen bei Hamburg und kam nur ſehr ſelten nach der Stadt. So oft ihn Jemand beſuchte, hatte er die ſtereotype Frage in Bereitſchaft: „ob das Hamburger Publikum denn noch immer das Fieber habe?“ Auf Iffland machte es einen höchſt unangenehmen Eindruck, daß Schröder ſich in keiner ſeiner Vorſtellungen unter den Zuſchauern blicken ließ. War es ihm zu verargen? Einſt ſoll er den Director mit komiſcher Biſſigkeit gefragt haben: „Ei, ſagen Sie mir doch, Lieber, kommt denn der Alte gar nicht herein von ſeinem Miſt?“ Unterdeſſen hatte Iffland alle ſeine Paraderollen geſpielt; Schröder war nicht ein einziges Mal dabei erſchienen. Jetzt wurde Pygmalion angeſetzt. Sollte man nicht glauben, Schröder wollte abſichtlich die ſchwächſte Rolle des berühmten Gaſtes wählen, um nicht Zeuge ſeines Triumphes ſeyn zu müſſen? Ich wage es hier nicht, geradesweges zu behaupten, daß Schröder auf eine Niederlage Ifflands mit Gewißheit gerechnet hatte; war es aber der Fall, ſo hatte er ſich ſtark verrechnet. Trotz aller körperlichen Hinderniſſe ſiegte der große Geiſt. Das Publikum ſprach ſich einhellig zu ſeinem Ruhme aus und rief ihn nach geendeter Darſtellung hervor. Er erſchien, und mit einem jener Blicke, denen er ſo tiefe Bedeutung zu geben wußte, nach Schröder's Loge gewendet, ſprach er: „Wenn Sie heute ſo Manches in meinem Spiele vermißten, ſo rechnen Sie das auf eine entſchiedene Befangenheit, die ſich in Gegenwart des großen Meiſters meiner bemächtigen mußte.“ Giebt es eine feinere und loyalere Anerkennung der Superiorität? Und ſollte man glauben, daß dieſe Feinheit Iffland's den Widerwillen in dem ſtörriſchen, alten Manne nicht hätte mildern können? Er blieb ein Gegner Iffland's nach wie vor, und nur einmal ſoll ſeine kalte Bruſt aufgethaut ſeyn, als er den Berliner Gaſt nach Rellingen zum Diner und Souper geladen hatte. Da ließen ſich Beide die trefflichen Weine Frankreichs munden und wurden mit jeder neuen Flaſche herzlicher gegen einander geſtimmt. Schröder erſchien in der Weinlaune dem überglücklichen Iffland wie ein verklärter Geiſt, wie ein Hoherprieſter voll heiterer Geheimniſſe. Er ſprach von den Zeiten, wo er ſelbſt noch die Kunſt geübt hatte, und Iffland hing mit Thränen im Auge an Schröders Halſe und fragte wehmüthig: „Iſt denn nun Alles vorüber? Sollen wir Sie niemals wiederſehen da *oben* und uns freuen und noch lernen?“ — Schröder war gleichfalls ſehr bewegt und ſagte! „Lieber Iffland, wie könnte ich das jetzt wohl beſtimmen, wenn ich es auch gern möchte? Kommt erſt die Zeit, ſo wird ja auch Rath kommen!“ — Dieſe glückliche Stimmung war aber nur die Wirkung des edeln Rebenſaftes, der Alles

Verkehrte von beiden Herzen abſtreifte und nur den ſchönen Kern zur ſchnellen Blüthe trieb. Ach, daß ſie ſo ſchnell wieder abfallen ſollte! Warum mußte dieſe Begeiſterung mit dem Weingeiſte verrauchen? In Iffland, deſſen bin ich gewiß, wäre ſie geblieben friſch und jugendlich, auch ohne äußere Reizmittel; Schröders beſſere Aufwallungen ſchwanden dahin, als die Nüchternheit bei ihm zurückkehrte. Ein Hauptbebel, der ihn zur gewohnten Störrigkeit herabſtimmte, war aber ſeine Gattin, Frau Chriſtina. Sie war als Hausfrau rechtlich und lobenswerth, allein die Gewalt, die ſie ſich mit kaltem Verſtande über alles Thun und Laſſen Schröders anmaßte, iſt nicht zu rechtfertigen. Als Iffland bald merkte, daß ſeine lebenswarmen Gefühle nur verſchleudertes Gold waren, verſchloß er ſich in ſich ſelbſt und erwiederte die Sarkasmen und Bitterkeiten, die ihm von Schröder zu Ohren kamen, mit leichten Witzeleien in ſeiner Manier. So ſoll er beſonders darin excellirt haben, das Schröder'ſche Landhaus, ſeinen Viehſtand und alles Andere in komiſcher Art zu beſchreiben. Als man ihn in Rellingen ſelbſt in den Kuhſtällen umherführte, ſagte er mit weinerlicher Stimme: „Wie menſchlich wird doch hier die Nebenkreatur gehalten! Sehen Sie nur — die lieben Beeſter haben ſogar Verhänge an den Fenſtern!“ Was ich hier erzähle, habe ich von Augenzeugen und kann mithin das ganze Verhältniß der beiden größten deutſchen Schauſpieler als wahr verbürgen.

Stein ſchwieg eine Weile und rieb ſich die Stirne.

— Schröder war allerdings ein eigener Mann, ſagte er dann. Da fällt mir eben mein erſtes Zuſammentreffen mit ihm in Hamburg ein. Es war in der Johannisloge Emanuel, wo der Altmeiſter der Schauſpielkunſt als deputirter Großmeiſter vom Stuhle präſidirte. Sehen Sie, junger Mann — hier wandte er ſich zu Alfred — zu meiner Zeit mußte ein angehender Schauſpieler faſt immer auch Freimaurer ſeyn, jetzt iſt dieß, wie vieles Andere auch, aus der Mode gekommen. Dort ſah ich nun Schröder zum erſten Male, allein ich begnügte mich, dieß aus beſcheidener Ferne zu thun, da ich es nicht wagte, mich ihm zu nähern. Ich war noch ein überaus junger Menſch. Seine wahrhaft hohe Geſtalt ragte über die der andern Brüder empor. Er war wohlgenährt, ohne fett zu ſeyn — ein ſchöner, blühender Greis. Sein ſchlichtes Haar trug er gepudert und er war mit einem altmodiſchen Sammtkleide angethan, auf dem die Ordenszeichen hingen, die ihm wirklich ein ehrfurchtgebietendes Anſehen gaben. Sein der Vorſtellung des Nathan beigewohnt hatte. Ich ſaß in meinen Gedanken wenigſtens ſchon auf den Stufen des Künſtlerthrones und hoffte, daß mir der Altmeiſter die Hand reichen und mich um einige Staffeln höher erheben würde. An einem ſchönen Morgen warf ich mich daher in meine Feierkleider, um mich vor den großen Richterſtuhl zu begeben. Der Mächtige empfing mich zwar huldvoll, doch ſehr wortkarg. Ein leiſes Fröſteln überfiel mich. Nach einer ſchicklichen Einleitung wagte ich es denn endlich, die Vorſtellung des Nathan zu berühren, da der Furchtbare ſelbſt gar nicht davon anfangen wollte. „Ich bin im Ganzen zufrieden geweſen,“ ſagte er. Hier war ich entzückt. „Und mein Kloſterbruder?“ fragte ich mit heller Stimme. „Iſt nichts!“ lautete der fürchterliche Ausſpruch. Ich war niedergedonnert und konnte nur ein zaghaftes Wie? hervorſtammeln. Schröder fuhr fort: „der Kloſterbruder ſoll Lachen erregen, ſo gut, wie Juſt in Leſſing's Minna; beide Charaktere ſind geiſtig verwandt. Sie aber, der ohnedieß immer komiſch wirkt, müſſen ſich alle erdenkliche Mühe geben, daß man nicht über Sie lache. Sehen Sie, das iſt das Ueble bei der Sache.“ — „Wäre denn das aber kein Verdienſt von meiner Seite?“ fragte ich. — „In ſofern Sie Ihren Ton ſo zu moduliren wußten, Auge war nur klein, aber ſehr ſprechend, beſonders wenn er etwas Freundliches ſagte oder humoriſtiſch wurde. Einige Tage darauf ſpielte ich den Kloſterbruder in Leſſings Nathan und gefiel recht in dieſer Rolle. Der bekannte Profeſſor Meyer, Schröders Freund und nachheriger Biograph, der im Jahre zwei Mal von ſeinem Tuſculum zu Bramſtäde in Holſtein nach Hamburg zu kommen pflegte, ſah die Vorſtellung an und ſein Mund floß im eigentlichen Sinne des Wortes über zu meinem Lobe. Wer Meyer kannte, weiß, daß dieß nicht blos figürlich gemeint iſt. Er konnte gar nicht Worte genug finden, mir auszudrücken, welch einen wohlthätigen Eindruck meine Darſtellung, ſo einfach, mit ſo geringem Aufwand von Mitteln, auf ihn gemacht habe. Ihr könnt denken, wie werth mir die Zufriedenheit eines ſo bewährten Kunſtkenners ſeyn mußte, der alles Große und Schöne in Schröders kräftigſten Jahren geſehen, erfaßt und zu würdigen gelernt hatte. Meyer lobte in der That nur ſelten; er war, durch Schröders Meiſterſchaft verwöhnt, oft ein gar zu krittelnder Kunſtrichter, dieß hörte ich allgemein und deßhalb machte mich das Lob, welches er mir ſpendete, wahrhaft ſtolz. Berauſcht träumte ich mir ſchon Schröders Lob aus ſeinem Munde zu erfahren, der ebenfalls daß ſie nicht völlig ausgelacht wurden — allerdings, ſagte er. Allein, da man über Bonafides lachen ſoll, ſo müßte ein Schauſpieler von größerem Gewicht, von dem man ernſte Rollen zu ſehen gewohnt iſt, den Kloſterbruder geben." — Ich ging von dannen, mit Gefühlen, wie Adam ſie ungefähr gehabt haben muß, als er mit dem flammenden Schwerte aus dem Paradieſe gejagt wurde. Ach, es war das fürchterliche Prognoſtikon, das mir der große Meiſter ſtellte und das nur zu ſchrecklich ſich an mir erfüllt hat. Mein Kloſterbruder war in der That nichts geweſen und ſo Alles — Alles nichts, was ich ſeitdem geleiſtet! Ich wußte für mein gefoltertes Herz damals keinen beſſern Zufluchtsort, als an Meyers Seite. Dieſer umarmte mich ſogleich herzlich, mir noch einmal dankend für den ſchönen Genuß. Mit wehmüthigem Tone und thränenden Augen klagte ich ihm nun mein Mißgeſchick und wie der Schröder'ſche Ausſpruch mich geiſtig gelähmt habe. „Ei, zum Sapperment! ſchrie Meyer, aus vollem Halſe lachend, daraus müſſen Sie ſich nichts machen: der Schröder iſt bei aller Kunſtgröße doch ein Kerl, der ſeine Marotten hat. Was oft alle Welt vergöttert, verwirft er blos darum, weil es eben Andere vergöttern." Das war nun freilich wohlthuender Balſam auf meine verwundete Eitelkeit und ich beruhigte mein Gemüth nach und nach. Meinen Kloſterbruder konnte ich aber ſeitdem nie ohne Befangenheit darſtellen.

— Schröder erſcheint mir immer, was ich auch von ſeiner Vortrefflichkeit leſen und hören mag, ſprach Balder, wie der erhabenſte Ausdruck der unausſprechlichen Zeusperiode; hingegen Iffland wie das Bild innerer, geiſtiger Vornehmigkeit und weltmänniſcher Eleganz. Wie liebenswürdig, wie wahrhaft erhebend war ſeine Art, wenn er ſich dem ſtrebenden Jünger nahte. Es wurde in Gotha die hübſche Operette „Je toller je beſſer“ gegeben, in der ich einſt den Peter Hans Hellunder, den trefflichen Schwabenjüngling gab. Iffland, der gerade gaſtirte, ſtellte ſich in die Couliſſe und mein guter Stern beſeelte mich und gab mir Kraft, daß ich die Partie mit ganz vorzüglicher Laune darſtellen konnte. Nach dem erſten Acte näherte ſich mir Iffland verſtohlen und wisperte: „Vortrefflich geſpielt — ganz vorzüglich!“ Nach dem Ende des Stückes kam er noch einmal zu mir hin und flüſterte: Ganz vortrefflich! Ich engagire Sie, wenn Sie wollen!“ Ich knüpfte ſpäter wirklich Engagementsverbindungen mit ihm an, die aber äußerer Umſtände wegen nicht zu Stande kamen. —

— Wie fandeſt du Iffland als Hettman im Graf Benjowski? fragte Stein.

— Das Stück hat wenig Werth, erwiederte Balder, und iſt mit Recht vergeſſen. Die Rolle des Hettman iſt gänzlich verzeichnet, und nur dadurch, daß Iffland ſie durchweg im Zuſtande eines ſchweren Branntweinrauſches gab, brachte er einigermaßen etwas Zuſammenhang hinein. Wird der Hettman außer der, vom Dichter vorgeſchriebenen Rauſchſcene, nüchtern gegeben, ſo erſcheint Alles wie der grellſte Unſinn. Solch ein Narr und Feigling, wie Kotzebue's Iwan Fedorowitſch iſt, kann der Natur der Sache nach, gar nicht Hettman der Koſaken ſeyn. Iffland war hier durch und durch metamorphoſirt. Wie mächtig er aber in ſeinen Umgeſtaltungen zu ſchalten wußte, ging noch deutlicher in Leiſtungen wie der Lorenz Stark hervor. Wie außerordentlich erſchien er hier? Da war kein Zug von dem feinen Weltmann, von dem vornehmen Generaldirector; Alles ihm im Leben Eigenthümliche war verſchwunden, ſo wie er die gewöhnliche Kleidung ablegte. Man ſah in jeder Nuance nur den alten, ehrſamen Hamburger Handelsherrn, ſogar ſein Auftreten war derber und entſchiedener, als im Leben. Engel's, der Wirklichkeit abgelauſchtes Bild, ſtand lebendig vor uns da. Wie herrlich war der Zug von ihm, wenn er beim Geldzahlen den falſchen Thaler ausmerzte? dieſes ſo ganz Eigene, Humoriſtiſche, Satyriſche läßt ſich allenfalls nachahmen, wenn man das Talent dazu hat, ſchildern mit Worten kann man es nicht. Ich war einſt ſo glücklich, den Krämer Specht in dem Stücke neben Iffland geben zu können, und werde es nie vergeſſen wie wohlwollend er mich auch hier ermunterte. — Jetzt will ich aber noch ſeines Franz Moor erwähnen —

— Ja, lieber Balder, thue das! rief Stein ungeduldig, ich hoffe, daß Du hier endlich von Deiner überſchwenglichen Bewunderung zurückkommen wirſt.

— Ueberſchwengliche Bewunderung? entgegnete Balder. Mein Gott, wenn man einmal bewundert, ſo kann man ja nicht anders, als recht bewundern, das liegt in unſerer Natur. Miſcht ſich der leiſeſte Tadel darein, kann er ſich ſogar hinterher bei kalter Ueberlegung in uns und außer uns breit machen, ſo hört die Bewunderung auch ſchon auf, und wenn wir noch etwas davon äußern, ſo iſt's eine Lüge. Ich habe die ächte Bewunderung immer ſo verſtanden. — Ehe man Iffland als Franz Moor noch geſehen hatte, mußte man ſich wohl denken, was man ungefähr bei ſeinem Pygmalion dachte. Das Aeußere würde dem Geiſtigen nicht die Stange halten können;

denn trotz aller Toilettenkünſte, laſſen ſich einmal Jahre, Wohlbeleibtheit und dergleichen nicht fortbringen und total verwiſchen. Dennoch war man unbillig genug, Zauberkünſte vorauszuſetzen und zu fordern. Man begnügte ſich nicht mit der Großartigkeit in Auffaſſung und Durchführung, ſondern man wollte eben auch hier einen ganz Andern ſehen, als Iffland von Natur war. Mit dem gemäßigten Spiele in den drei erſten Acten war man ſchon nicht einverſtanden. Man wollte den Böſewicht gleich mit rothem Haar und giftigem Blick auftreten ſehen, und es fiel keinem ein, daß der alte Moor ja ſtupider als ein Cretin ſeyn müſſe, wenn er einem Geſchöpfe, das ſich als Baſilisk in jeder Miene ankündigte, nur das Geringſte glauben und die Wohlfahrt des geliebten Sohnes ſeinen Händen anvertrauen könnte. Erſt im vierten Acte hob ſich die Theilnahme höher. Eine ſolche Darſtellung des Franz war bis dahin noch nicht da geweſen, äußerte man. Unwillkürlich ſchauderte man zuſammen; allmächtig war die Wirkung! doch hatte man am Ende wieder Vieles von dem Eindrucke vergeſſen. So iſt das Publikum! Schrie der Karl Moor recht melodiſch, ſo rief Publikumchen: „brav gebrüllt Löwe!“ und Franz war geliefert. In der That aber ſtand dem damaligen Theaterpublikum

Iffland's Franz zu hoch. Viel beſſer begriff man ihn in Rollen wie den alten Grafen im Puls, den Baron Sturz in beſchämter Eiferſucht und dergleichen. Den alten Grafen gab er mit einer Feinheit und Nettigkeit von Innen und Außen, daß man es der Braut faſt übel nehmen möchte, von ihr den Sohn dieſem Vater vorgezogen zu ſehen. Dieſe liebenswürdige und dabei doch ſo höchſt komiſche Reſignation konnte nur ein Iffland in Babo's Grafen legen; wer ihn hierin nachahmen wollte, fiele in die ſchülerhafteſte Fratze. — Als Baron Sturz entfaltete er aber eine ſolche Fülle von komiſcher Laune, daß er dieſe Partie zur erſten im Stücke umſchuf. Freilich wurde Sturz erſt durch ſeine Improviſation zu einem hervorſtechenden Charakter, den die Verfaſſerin hier nicht lieferte und ſich damit begnügte, nur ein ſcharf gezeichnetes komiſches Bild zu geben.

— Wahrlich, Balder, rief Stein lachend, Du erſcheinſt mir als eine neue Auflage von Bötticher! Findeſt Du doch auch, daß nichts an Iffland's Spiel zufällig ſeyn konnte und daß das vorſtehende Toupé an der Perücke, wie eben Bötticher bemerkt, in der er im Jahre 1796 zu Weimar zum Beiſpiel den Treumund in der „ehelichen Probe“ gab, außerordentlich weſentlich für den Charakter ſey. Als ich Iffland etwa zehn Jahre ſpäter in derſelben Rolle ſah, da konnte er natürlich keine ſolche Perücke mehr tragen; er gab den Treumund im eigenen Haare, allein ich vermißte nicht das Geringſte an dieſer Leiſtung.

— Was Du ſagſt mag in Bezug auf Bötticher recht ſeyn oder nicht, ſo will ich Dir nur entgegenhalten, verſetzte Balder, daß mit dem Abkommen der Perücken unſere Darſtellungen aus dem bürgerlichen Leben allerdings eine bedeutende Schattirung eingebüßt haben. Wie denn überhaupt das Verſchwinden der äußern charakteriſtiſchen Merkmale in Kleidung und Haltung unſerer Kunſt vielfachen Eintrag thut. Daß es aber bei Iffland'ſchen Darſtellungen etwas Anders noch war als die Perücke, die ihnen Feſtigkeit und Halt gab, konnte man an jenem Treumund ſo recht deutlich bemerken. Hatte das Publikum dieſe Rolle von einem Andern vor Iffland geſehen, ſo glaubte es, er habe dieſe Partie gänzlich für ſich umgeſchrieben und mit neuen Witzfunken verſtärkt, allein es war nichts anders, als die vis comica des Meiſters, die ein ſo reges Leben in dieſe dramatiſche Kleinigkeit brachte. Dieſe Vorſtellung wird mir ewig unvergeßlich ſeyn. Ich war an dieſem Abende in Berlin, wo ich mich als Gaſt befand, in das Haus eines bekannten Arztes gebeten, wo auch Iffland hinkommen ſollte. Nachdem ich ihn im Theater bewundert hatte, wartete ich das zweite Stück nicht ab und eilte in die Geſellſchaft. Der Arzt, zu dem der Meiſter ein ganz beſonderes Vertrauen hegte, weil er ihn vor Jahren von einer ſchweren Krankheit hergeſtellt hatte, zog mich ſogleich bei Seite und vertraute mir, daß ſich Iffland ſehr günſtig über mich geäußert habe. Dies ſetzte mich, wie Ihr denken könnt, in die angenehmſte Stimmung und ich erinnere mich jenes Abends noch heute mit recht herzinniger Wonne. Dies Gefühl kann nur der Schauſpieler verſtehen und empfinden, dem etwas Aehnliches aus ſolchem Munde widerfuhr und ich würde mich wohl in Acht nehmen, dies vor andern Leuten zu ſagen.

Stein lächelte vor ſich hin.

— Wir begreifen dich vollkommen, lieber Alter! ſagte er.

— Ich kam mir in jenem Augenblick wie ein Weſen vor, dem plötzlich Flügel wachſen und das ſich nun mit Macht in die Lüfte erheben kann, fuhr Balder fort. Das, was mir der freundliche Arzt von Iffland mittheilte, ſollte fortan der Talisman bleiben, der mich beſchützte, wenn mich Zufall, Chicane oder Haß eines Obern in's Dunkel zurückdrängen würden. — Jetzt erſchien Iffland in der Geſellſchaft; ganz in dem

Air eines großen, vornehmen Mannes. Es war bei ihm Grundſatz nur in kleinen, vertraulichen Kreiſen ſich dem Muthwillen ſeines angeborenen Humors zu überlaſſen. In großen Geſellſchaften gab er ſich nicht ſo wie er war; man ſah dann nur gleichſam den Miniſter in ihm. Der Arzt, in der guten Abſicht, ſeinem berühmten Gaſte eine Freude zu machen, forderte ein hübſches Fräulein auf, den Herrn Generaldirector einige Arien hören zu laſſen. Der gute Wirth wußte nicht, wie fatal Iffland aller Singſang in Geſellſchaften war und ich Unglücklicher wurde nun gar gebeten, die Sängerin mit der Guitarre zu begleiten. Es war mir, als hätte ich eine Ahnung von dem Abſcheu, den dieſer ſeynſollende Genuß in Iffland erregte. Mein Spiel war noch mittelmäßiger als ſonſt, Hurka's „Hebe, ſieh, in ſanfter Feier" war daher kaum geendigt, als ich mich ſehr erleichtert fühlte und zum ſprudelnden Champagner zurückkehrte. Allein der Geſang hatte dennoch beim Klaviere ſeinen Fortgang. Iffland ſuchte mich auf: „Ach, Lieber, wie war ich ſo froh, als die Hebe zu Ende war: Sie meinten es ſo gut mit mir! aber ſieben Lieder habe ich noch verſchlucken müſſen. Ich habe ein ganz verfluchtes Schickſal! Komm ich in ein Haus, wo eine ſingende Tochter iſt, ſo muß ich Lieder anhören, und haben mich die lieben Kinder ſtundenlang gemartert mit ihrem Geſange, ſo ſagt die Mutter: O, Carolinchen, jetzt gib dem Herrn noch den Erlkönig! und wenn der Erlkönig tief verpackt liegt unter einem berghohen Hauſen von Noten und das tauſendſte Mal nicht gefunden werden kann, bin ich da, ſo iſt's richtig — die Canaillen finden den Erlkönig gewiß! — Nach dieſem für mich ſo herrlichen Abende ſah ich Jffland nur noch einmal wieder. Es war kurz vor ſeinem Tode in Frankfurt am Main. Er war ſehr erſchöpft, da er — bereits an ſeiner unheilbaren Krankheit laborirend — in Frankfurt und Mainz zu gleicher Zeit gaſtirte und immer noch nach den Vorſtellungen von einer Stadt zur andern fuhr. In ſeinem ganzen Weſen herrſchte etwas Fremdartiges vor, was einen ungünſtigen Eindruck auf mich machte. Seit den letzten drei Jahren hatte ſich ſein Aeußeres ungemein verändert. Das ſonſt volle Geſicht war ſchmal geworden und das rundlichte Kinn ſpitzig. Der Mund war eingeſunken, weil alle Zähne dahinter ausgefallen waren. Hiezu kam noch, um die unangenehme Metamorphoſe zu vollenden, daß er — der ſonſt Puder getragen — ſein Haar natürlich und unfriſirt zurückgeſtrichen in ein winziges Zöpfchen hatte binden laſſen. Für dieſe Art von Friſur war aber das Haar zu dünn und trug noch mehr dazu bei, das Anſehen Iffland's verfallen erſcheinen zu laſſen. Mir wurde recht wehmüthig um's Herz, als ich das Alles bemerkte. Als man ihn in Frankfurt am letzten Abende herausrief, ſagte er gerührt: „Wenn mein Andenken Ihnen nicht gleichgültig iſt, ſo habe ich dieſen Theil meiner Laufbahn ſehr ſchön vollbracht.“ Dieſe Erwähnung eines Andenkens machte auf alle ſeine Verehrer den betrübteſten Eindruck, denn wir fühlten wohl, daß die ſo reiche und glänzende Laufbahn ſich ihrem Ziele näherte. Obgleich alle Darſtellungen ſich des größten Zulaufs und Beifalls zu erfreuen hatten, ſo waren ſie doch nicht mehr von jenem Alles durchdringenden Feuer belebt. In Rollen wie der Amtmann Riemen in der Ausſteuer, wo man ſich ſonſt vor Lachen ausſchütten mußte, war dies beſonders merklich. Der Humor fehlte und mit ihm die Seele des Spiels. Mit Wehmuth begab ich mich in die Wohnung des großen Meiſters, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er packte eben ſeinen Koffer, und Herr Maurer, ſein Secretär, half ihm. Der eine Deckel wollte nicht ſchließen, er trat alſo hinauf und nöthigte mich zu ſich, um den Druck zu vermehren. Als ich neben ihm ſtand, umfaßte er mich herzlich, küßte mich und ſagte: „Wenn Sie einmal nach Berlin wollen, ſo ſchreiben

Sie mir — ich werde mich ſtets Ihrer mit Theilnahme erinnern!“ Ihr könnt leicht denken, wie mir da zu Muthe wurde; er umarmte mich dann noch einmal und ich verließ ihn ganz trunken vor Seligkeit. Leider war es mir nicht vergönnt, von ſeinem Anerbieten Gebrauch zu machen und einen Theil meiner Laufbahn unter ſeinen Augen zurückzulegen. Bei ſeiner Nachhauſekunſt machte die Krankheit bedeutende Fortſchritte und wenn ſie ihm auch wieder auf einige Zeit Ruhe ließ und ihm erlaubte, in ein Bad zu reiſen, ſo kehrte ihm die Geſundheit doch nicht mehr zurück und Iffland mußte, weit vor dem geſteckten Ziele, vom Leben den unfreiwilligen Abſchied nehmen.

Balder ſchwieg und eine tiefe Pauſe folgte.

— Jetzt iſt er hin und mit ihm iſt ein glänzendes Kunſtgeſtirn untergegangen, ſprach er dann feierlich. Solche Männer thun uns Noth, aber ſie fehlen uns leider in ſchlimmer Zeit. Iffland war ein Character; von ihm kann man ſagen: daß er den Beßten ſeiner Zeit genug gethan. Ich weiß von Augenzeugen, welche hohe Achtung er ſchon in Mannheim genoß und durch ſein herrliches Streben verdiente. Am Abende, als zum erſten Male die „Jäger“ gegeben wurden, verſammelte ſich die Menge, um dem Verehrten beim Nachhauſegehen aus dem Theater ihre

Huldigung darzubringen. Er war zu einem Feſte bei dem trefflichen Kunſtfreunde, Kammerrath Friedrich, geladen, und die Erſten unter den Einwohnern der Stadt geizten nach der Ehre, bei dieſem Feſte zugelaſſen zu werden Andern Tages — es war ein Sonntag — drängte ſich Alles auf der Promenade, weil man wußte, daß Iffland dort erſcheinen würde, und die Jugend wetteiferte, wer zuerſt, wer am ehrerbietigſten dem berühmten Manne ſeinen Gruß darbringen würde, um von ihm einen Dank zu empfangen. Dies geſchah nun freilich in Mannheim, wo von jeher ächte Kunſtliebe neben aufrichtiger Liebe zu den Künſtlern herrſchte; Mannheim iſt eine Stadt, die in dieſer Beziehung viele größere Städte beſchämt und vielleicht einzig daſteht. Wir — unſeres Standes — ſollen ſie deßhalb ſtets hochhalten und verehren. — Iffland war ein rechtlicher Mann, ein durchaus edler Charakter. Als in den Jahren der Noth die öffentlichen Kaſſen in Berlin kaum den nothwendigen Anforderungen zu genügen im Stande waren, da ließ er ſeinen bedeutenden Gehalt ſtehen und war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Wer würde ihm das nachgemacht haben? Die treue Anhänglichkeit und das Vergeſſen ſeines eigenen Vortheils wurde ihm aber auch reichlich vergolten durch die Ehren, die er genoß, und das Anſehen, in dem er fortwährend ſtand. Im Leben, namentlich in kleinern Geſellſchaften, erſchien er anſpruchlos und liebenswürdig im höchſten Grade, und ſeine Unterhaltung bewegte ſich gern in dem Gebiete, dem er angehörte. Bald theilte er ſeine reichen Erfahrungen und tiefen Anſichten über „die Menſchendarſtellung“ mit, wie er zuerſt die Schauſpielkunſt nannte, dann auch ſtreifte er gern in ein heiteres Gehege, und Niemand wußte einen ſo reichen Schatz von Theateranekdoten, Niemand war im Stande, ſie ſo reizend vorzutragen wie er. Immer — ſelbſt bei kitzlichen Schwänken — ließ er die Anmuth nicht aus den Augen; was er ſagte und wie er es vortrug, war mit dem Stempel des guten Tons bezeichnet und man hörte mit innigem Wohlgefühl zu, wenn er ſprach. Wie verſchieden war er darin von jenen plumpen Geſellen, die mit dergleichen Späßen eine Geſellſchaft zu erheitern glauben und die Zote zotiger machen, das Triviale erſt recht in den Schlamm ziehen; oder andere alte Schwätzer, die uns ja oft ſchon im Leben aufgeſtoßen ſind, die ein und daſſelbe bei jeder Gelegenheit wiederkauen, und aller Anmuth baar, durch ihre Geſchwätzigkeit ermüden, durch ihre Anmaßung abſtoßen, durch den totalen Mangel an

Charakter, der ſich in Allem, was ſie ſprechen, kund gibt, nur Widerwillen erregen. Die frohen Abende, die ich mit Iffland in Geſellſchaft verlebt habe, werden mir ſtets unvergeßlich bleiben. Einſt waren wir in einem luſtigen Kreiſe, den ein reicher Mäcen an gewiſſen Tagen um ſich zu verſammeln pflegte. Iffland's Humor ſprudelte und er ergoß ſich in einer Fülle von Anekdoten und Theaterſchwänken. Er erzählte uns von einer wandernden Truppe, welche die Räuber geben wollten, aber zu wenig männliche Mitglieder beſaß. Man war alſo genöthigt, zu dem Auskunftsmittel zu greifen, einige von dem weiblichen Perſonal, als Räuber gekleidet, erſcheinen zu laſſen. Als die Scene nun kam, wo Schweitzer die Bande fragte: „Wir haben doch Pulver genug?“ antworteten die Weiber mit klarer Stimme: „jede von uns hat zwei Piſtolen und eine Büchſe!“ — Auch die Geſchichte eines Gaſtwirths gab er zum Beſten, welcher Schauſpieler beherbergt hatte, und da ſie die Zeche nicht bezahlen konnten, von ihnen bewogen wurde, mitzuziehen als Schauſpieler und ſich auf ſolche Weiſe bezahlt zu machen. Iffland führte den drolligen Kauz von Gaſtwirth erzählend ein und ſagte nach der Expoſition: „die verfluchten Kerls konnten mich nicht bezahlen und da ſagten ſie, ich ſollte man mit ie reeſen un en Kumedijante werden. Se meenden, ich ſollte de beeſen Kenije ſpielen, et wirde ſcheen jeben. Aber — heren Se, et jung Se jar nich! hernach erſt haben Se mich laaßen den edlen Mohr ſpielen, un den hab' ich jar nich kennen in 'n Kopp einkriegen. Un da haben ſe mir in en Sarg jelegt und haben mir furtgetragen un immerſt weiter, un haben enen dodigen Hund in meiner Väter Jeruſt jelegt un haben jeſagt: det were ich!" — die Art wiederzugeben, wie es Iffland vortrug, iſt unmöglich. — Oft erzählte er auch von ſeinen Mannheimer Jugendſtreichen. Er, Beil und Bek lebten dort vereint und hatten oft an Geldmangel zu leiden. Ein Mal waren ſie genöthigt, einige Röcke einem Juden zu verkaufen, allein ſie begingen zuvor den Muthwillen, eine Arznei, in der ſogenanntes Teufelsdreck war, in die Taſchen auszuleeren. Nach einigen Tagen kommt die Frau des Juden in Iffland's Quartier gelaufen und ſpricht: „Mai, Herr Iffland, um aller Barmherzigkeit willen, was haben ſie gemacht an die Röck', die Sie meinem Amſchel verkauften? Mer kann's doch nicht aushalten vor Geſtank? Mer haben doch müſſen ſchmeißen einen Rock in den Rhein und nun ſchwimmt er auf Holland und wird die ganze Niederlande verpeſtilenzen! Was iſt geweſen im Rock, Herr Iffland?“ — Iffland antwortete ruhig: „Teufelsdreck, liebe Frau!“ — „Was?“ ſchrie die Jüdin — „Dreck von Deivel?! Gott ſey mir gnädig!“ und ſo ſtürzte ſie zur Thüre hinaus. — Obgleich Iffland gewöhnlich ſehr mäßig war, ſo trank er doch auch gern ein feines Glas Wein unter Freunden. In ſolchen Augenblicken war er ſtets der Seligſten Einer und ließ ſich durch Nichts in ſeiner Wonne ſtören. Einſt, nach einem fröhlichen Gelage, wurde er nur mit Mühe in ſeinen Wagen gebracht, man mußte ihn aber, nach ſeinem ausdrücklichen Verlangen, ſpazieren fahren. Man kehrte in einem Wirthshauſe ein, wo dann Iffland, in einer Anwandlung von burſchikoſer Luſtigkeit, mit Jubelgeſchrei alles Geſchirr zerſchlug, was er im Wirthszimmer vorfand. — —

Stein ſchnarchte laut; der letzte Theil der Unterhaltung hatte ſeinen Geiſt nicht anregen können und er war eingeſchlafen.

— Wir haben wahrhaftig die ganze Nacht verplaudert, ſagte Alfred, nach der Uhr ſehend und die Neige ſeines Glaſes ſchlürfend. Angenehm und belehrend für mich verplaudert, ſetzte er dann hinzu.

— So etwas geſchieht mir jetzt ſelten, ſprach Balder, ſonſt verging keine Woche, wo es nicht wenigſtens einmal ſtatt fand. Meine gleichgeſtimmten Freunde liebten es gleich mir, auf ſo harmloſe Weiſe die Nacht zum Tage zu machen. Wie heute Iffland, ſo war es ſonſt wohl auch irgend eine erhebende Rückerinnerung der Kunſt und des Lebens; oder es war eine neue Vorſtellung an dem Abende geweſen, deren Intereſſe uns aufregte, zu Debatten anfeuerte und den Schlaf von unſern Augen ſcheuchte. Dieß hat ſich Alles mächtig geändert und ich glaube nicht, daß die jüngern Mitglieder unſers Hoftheaters jetzt ſolchen Geſchmack theilen würden. Was ſollte auch eine ſchon vorübergegangene Vorſtellung ihnen noch zu ſprechen geben, gibt ſie ihnen doch vorher nicht einmal viel zu denken. Es iſt nicht zu hart, was ich da ſage, wenn es gleich ſo klingen mag. Heut zu Tage ſieht Alles nur zu ſehr auf den materiellen Gewinn. Das fatale Wort „praktiſch" iſt Mode geworden, und wahrlich, die praktiſchen Menſchen ſollten überall anzutreffen ſeyn, nur nicht auf dem Kunſtgebiete. Was kümmerten wir uns ſonſt wohl viel um die Gage? Rollen wollten wir vor Allem, kein Geld! Von Rollen lebten und athmeten wir, nicht von Eſſen und trinken. Ich kannte einen jungen Schauſpieler, dem die Gage ſehr knapp zugeſchnitten war, der aber, als ſein Kontrakt zu Ende lief und man ihm einen neuen mit Gehaltsverbeſſerung antrug, die Bedingung ſtellen wollte: noch weniger Gage, wie bisher, aber beſſere Rollen. Das iſt ſchön und edel, aber es iſt wahr und klänge es gleich in ihren Ohren wie ein Mährchen. Die liebenswürdige Naivität des Künſtlers ſchwindet immer mehr von der Bühne und das Bewußtvolle macht ſich immer breiter zum großen Nachtheile der Leiſtungen. Alles ſtrebt nach Gagenvermehrung, um außer dem Theater den größten Glanz um ſich zu verbreiten, alle Moden mitzumachen, ſich mit Comfort zu umgeben und es ſo zu treiben, wie es alle andern gemeinen Creaturen der Schöpfung haben können, die nicht Künſtler ſind. Der Künſtler iſt aber eben etwas Anderes und ſoll auch anders im Leben ſeyn; er ſoll nicht darben, ja er ſoll ſogar ſchwelgen und in Fülle leben, aber nicht an Tand hängen und ſeine Freude blos daran haben, was den Knoten und Philiſter erfreut. So dachten wir ſonſt. Mein Gott, und von welchen Abnormitäten hören wir jetzt!

Stein nieſte und erwachte.

— Die Nacht iſt wahrhaftig um, rief er, ſich die Augen reibend, und es wird nachgerade Zeit ſeyn, ein paar Stunden zu ſchlafen. Wenn man nur nicht alle Tage und alle Tage zu thun hätte!

Alfred fragte mit Theilnahme, ob er denn nicht auch dann und wann freie Abende habe. Stein lächelte wehmüthig.

— Aber wenn Oper iſt? fragte Alfred.

— Ich ſinge auch — ſagte Stein und lächelte bedeutend wehmüthiger.

— Aber wenn kleine Stücke gegeben werden — nur ſolche die ein kleines Perſonal erfordern? fragte Alfred wieder.

— Dann ſpiele ich gewiß — denn wir haben nur ein kleines Perſonal, und ſolcher, die eigentlich ſprechen können, ſind noch weniger — erwiederte Stein, dann wandte er ſich aber zu Balder und ſagte unwirſch: — Du, ſag' ihm doch das Alles; er weiß ja nichts vom Theater. Und nun Gott befohlen!

Er drückte ſein Käppchen auf den Kopf und eilte zur Thür hinaus. Der Tag war hell und licht angebrochen; Balder berichtigte die Zeche und verließ mit Alfred den Gaſthof. Es war ein kühler Morgen; unſere Wanderer fröſtelten; ſie ſchritten wacker zu.

— Wie iſt es möglich, ſagte Alfred, daß ein Mann wie Stein es nicht weiter gebracht hat, und in dieſer unwürdigen Umgebung ſeine alten Tage verkümmern muß?

— Dieſe Erſcheinungen ſind leider nicht ſelten beim Theater, erwiederte Balder, der Mann von Geſinnung dringt nicht durch, wird am Ende ermüdet und ſteht förmlich ab, das Feld dem geſchmeidigern Talente überlaſſend. In unſerm Reviere ſchleicht die Schmeichelei, die Kriecherei, die Angeberei ihrem fluchwürdigen Ziele zu und erreicht es durch Ausdauer und Beharrlichkeit. Wer das ſo mit anſieht, verliert leicht die Luſt, die Wette einzugehen. Nur dem Glücke hat es der ehrliche Mann zuzuſchreiben, wenn er nicht das Loos eines Stein theilen muß.

Sie ſchritten ſtumm nebeneinander; Alfred fragte um nichts mehr, denn er hatte ſich in ein Labyrinth von Gedanken verloren. Welch eine Fülle von Anſchauungen war ihm in dieſer merkwürdigen Nacht zu Theil geworden! das waren Kunſtgeſpräche, nach denen er ſich ſo lange geſehnt hatte; wie groß war der Abſtand von dem, was ſich ihm bei Leinweber als Künſtlerdiner und unter andern Formen ſo pomphaft verkündet hatte. Er nahm ſich vor, Balder's Umgang recht freudig zu ſuchen und bat ihn um dieſe Vergünſtigung, als ſie die Wohnung deſſelben erreicht hatten und Alfred Abſchied nehmend vor ihm ſtand.

— Liebſter Freund, ſagte Balder milde lächelnd.

es iſt mir angenehm, daß Sie mich verſtehen, allein ich bemerke Ihnen, daß hier unten ein Mann wohnt — hier zeigte er nach Leinweber's Fenſtern — bei dem Sie dadurch Ihren beſten Stein im Brette verlieren würden. Bedenken Sie wohl, was Sie thun. Am Ende dürfte Ihnen der unwirſche Stein, den Sie dafür eintauſchen würden, mit ſeinen kritiſchen Anſichten und mancherlei Lebenserfahrungen dennoch keinen Erſatz zu bieten im Stande ſeyn.

Siebentes Kapitel.

„Der genießt, wer thut. —

Rückert.

Alfred konnte die ſchön verlebte Nacht gar nicht aus dem Gedächtniſſe bringen. Seine gewöhnliche Umgebung kam ihm jetzt ſchaal vor und er ſuchte Balder's Umgang. Aber ſeltſam — Balder ſchien ihm wieder fremd geworden zu ſeyn; er war derſelbe ſtill in ſich zurückgezogene, ernſte, einſylbige Mann wie früher; Alfred konnte ſich dieſes Benehmen nicht erklären.

Eines Tages wollte es der Zufall, daß er ihn auf demſelben einſamen Spaziergange traf, der ihn ihm näher gebracht hatte. Mit einiger Scheu grüßte er ihn und war nicht wenig überraſcht, als Balder mit einer zuvorkommenden Freundlichkeit ſeinen Gruß erwiederte.

— Sie finden mich wieder im Begriffe, meinen Freund zu beſuchen, ſagte Balder. Der Arme iſt krank, wie er mir ſchreibt, und ich will ſehen, ob ich ihm nicht einige Hülfe bereiten kann.

Alfred bezeugte ſeine Theilnahme in ſchüchternen Worten.

— Ich würde mich Ihnen zum Begleiter antragen, ſetzte er dann zögernd hinzu, wenn ich nicht fürchten müßte, daß es Ihnen unangenehm ſey. Ich mache mir ſchon längſt darüber Vorwürfe, Ihnen durch irgend etwas mißfallen zu haben, obgleich ich mich auf gar nichts beſinnen kann.

— Seyn Sie darüber vollkommen beruhigt, mein junger Freund, ich habe Sie vielmehr recht liebgewonnen, allein deßhalb eben ziehe ich mich von Ihnen zurück. Ich mache es mit Ihnen, wie die koketten Schauſpielerinnen zu thun pflegen, die neben ihrem legitimen Liebhaber noch einen heimlich Begünſtigten haben. Dieſen tractiren ſie vor den Augen der Uebrigen mit Härte oder Gleichgültigkeit, und je härter und gleichgültiger, deſto ſicherer iſt er ſeines Glückes. Wird ihr Benehmen artiger oder entgegenkommender, ſo nimmt er daraus das Schwinden ſeines vertrauten Verhältniſſes wahr. Sehen Sie, ich mußte Sie nicht zu kennen ſcheinen und mich gegen Sie ſo theilnahmlos, wie gegen die andern Collegen zeigen, um der lauernden Intrike, die ſich überall um uns brecht, keine Nahrung zu geben. Sie wollen nächſtens debutiren, nicht wahr?

Alfred nickte bejahend mit dem Kopfe.

— Ihr Debüt wird aber zu Waſſer, wenn man von meiner Neigung zu Ihnen erfährt, ſagte Balder lächelnd. Erſtaunen Sie nicht darüber, es iſt ohne alle Uebertreibung, wie ich Ihnen ſage. Glauben Sie, daß man ſich denken kann, wir beſuchen arglos einen lieben Freund, um ihn auf Augenblicke ein hartes Schickſal vergeſſen zu machen und ihm einen Rückblick in die frohen Tage der Jugend zu öffnen? Glauben Sie, daß Jene ſich denken können, wir brächten eine Nacht damit zu, über die Vorzüge und Fehler eines längſt dahingeſchwundenen Schauſpielers zu ſtreiten und uns Anekdoten von ihm mitzutheilen und dieſen Debatten den Anſchein einer wichtigen Angelegenheit zu geben? O, glauben Sie das ja nicht! Wenn ich eine Nacht daran ſetze, mich mit Ihnen zu unterhalten, ſo geſchieht es gewiß, um über unſern Intendanten und ſeinen Regiſſeur den Stab zu brechen; ſo geſchieht es gewiß, um eine neue Ordnung der Dinge auszubrüten, die durch Kabalen gezeitigt und herbeigeführt werden ſoll. Sie will ich mir als unſchuldiges Werkzeug erkieſen, Sie will ich an dem Schleifſtein meiner Bosheit wetzen und ſchärfen und zur mörderiſchen Waffe umſchaffen. Vor Ihnen werde ich Lügen und Verläumdungen aller Art ausſchütten, und ſie dahin bringen, Alles, was an der Hofbühne ſich ereignet, im ſchwärzeſten Lichte zu ſehen: Sie werden mir dann Ihre Hülfe nicht verſagen. —

Alfred zuckte lächelnd die Achſeln.

— Meine Hülfe? wiederholte er — und wer bin ich? was iſt meine Macht?

— Junger Mann, Sie kennen Ihre Macht nicht? rief Balder verwundert aus. — Nein, in der That, für ſo unbefangen hätte ich Sie nicht gehalten. Ihre Macht iſt die Feder! Die Feder, das von den Schauſpielern gefürchtetſte und gehaßteſte Werkzeug. Sie ſchreiben und laſſen das Geſchriebene drucken, genug, daß Ihre Collegen ſie fürchten und haſſen müſſen. Bleiben Sie beim Theater, ſo muß ich Ihnen — auch wenn Sie vom Glück, von Ihrem Talente, von der Liebe des Publikums noch ſo hoch empor getragen werden, doch eine dornenvolle Bahn prophezeihen, deren Stacheln ſich bei jedem Schritte Ihrem Herzen eindrücken werden. Ach, nicht ohne Beſorgniß blicke ich auf Ihre Zukunft hin, und es würde mich recht freuen, wenn Sie von Ihrem Vorſatze abſtänden. —

— Von welchem Vorſatze? fragte Alfred.

— Schauſpieler zu werden, erwiederte Balder. Sie waren früher Kritiker, ehe Sie Schauſpieler waren, und das rächt ſich eine lange Laufbahn hindurch. Ich habe Beiſpiele davon erlebt! Lieſt man das Unbedeutendſte, das Unſchuldigſte über die Bühne, welcher ſie angehören, ſo müſſen Sie mittelbar oder unmittelbar dieß veranlaßt haben. Iſt es das Lob eines Andern, ſo ſind Sie von ihm gewonnen, beſtochen, und die Uebrigen feinden Sie an und entblöden ſich nicht, Ihnen die gehäſſigſte Nachrede zu halten. Iſt es Tadel irgend eines Mitglieds, ſo iſt es faſt nicht ſo ſchlimm, dennoch wird Ihnen der Getadelte ſeinen Haß nachtragen und die erſte Gelegenheit vom Zaune brechen, um Ihnen zu ſchaden, oder doch mindeſtens Verdruß zu bereiten. In ſolchem Falle werden Sie aber wenigſtens einige Stütze an den Feinden des Getadelten finden, die ihre Freude darüber durch kräftige Vertheidigung Ihnen zu erkennen geben werden. Bei dem Lobe eines Collegen werden jedoch deſſen Freunde, wie Sie glauben könnten, nie ein gleiches gegen Ihre Angreifer thun; denn Lob eines Andern verzeiht man nie; kein Schauſpieler hat unter ſeinen Collegen einen ſolchen Freund, den es erfreute, wenn er gelobt wird. Aber, daß der Gelobte ſelbſt ſich nicht eſſen Ihrer annehmen kann, ſehen Sie wohl ſelbſt ein. Im Gegentheil, er ſtellt ſich Ihnen zuerſt, wenigſtens dem Anſcheine nach, feindſelig gegenüber. „Wenn mich der Menſch nur nicht loben wollte," iſt die gewöhnliche Phraſe bei ſolcher Gelegenheit, „er hetzt mir nur die Feinde auf den Hals! Ich wünſchte, daß meiner nie Erwähnung geſchehe — und nun gar von einem ſolchen unerfahrenen jungen Menſchen, der es ſo verkehrt anſtellt und den Paragraph 7 der Theatergeſetze gar verletzt." Es iſt nämlich in allen Theatergeſetzen enthalten, daß kein Mitglied der Hofbühne ſo und ſo ſich mit Recenſiren befaſſen darf; ja, bei einigen iſt ſogar der Umgang mit Recenſenten den Schauſpielern förmlich unterſagt.

— Nicht möglich! rief Alfred verwundert.

— Der ſchrecklichſte der Schrecken, fuhr Balder fort, iſt aber, wenn man einen Schauſpieler im Verdacht hat, daß er ein Selbſtlob habe drucken laſſen. Dieß wird nie vergeben und hat ſchon Manchen ſo hart verfolgt, daß es ihn in Mangel, Elend und Verzweiflung jagte und ihm ein frühes Grab bereitete. Würden Sie zum Beiſpiel einigemal gelobt werden, ſo bliebe das Gerücht nicht aus, Sie hätten dieſe Recenſion über ſich ſelbſt geſchrieben und zum

Drucke befördert. Denken Sie, welche fürchterliche Folgen dieß für Sie haben könnte, und glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner Schilderung übertreibe. Eben ſo wenig glauben Sie aber auch, daß Sie ſich von dem Verdachte reinigen oder Ihre Unſchuld beweiſen könnten. Ein Zufall, irgend ein Vorgang, der an und für ſich nicht den geringſten Zuſammenhang mit Andern zeigte, würde doch ſo künſtlich verdreht, entſtellt, mit Zuſätzen ausgeſtattet werden, daß Jedermann die vollſtändigſte Ueberzeugung zu haben glaubte, Sie und Niemand anders ſeyen der Verfaſſer. Man ginge ſo weit, zu behaupten: man hätte Sie mit dem Manuſcripte in dem Redactionsbüreau des Doctor Ladewitz ertappt, oder Sie hätten Stellen daraus in einem Kaffeehauſe laut vorgeleſen, oder Sie hätten ſich gerühmt, dieß oder das zu vermögen u. ſ. w. Ja, in dieſer Kunſt, nämlich zu entſtellen, zu lügen, zu verläumden und zu erdichten, beſitzt jede Bühne ihre Meiſter — Meiſter im Klatſchen und Läſtern! und gerade die ſcheinbar ehrlichſten und wackerſten Leute ſind es, die darin excelliren. Ich verſichere Sie, guter Freund, daß es mir in allen Gliedern zuckt, wenn ich ſolchen ehrlichen Leuten begegne, und daß ich mich zurückhalten muß, ihnen nicht das Fell zu gerben.

Balder erhizte ſich und ging haſtiger. Alfred kannte den ſonſt ſo ruhigen Mann nicht wieder.

— Dieß Alles aber wohl erwogen, junger Freund, fuhr Balder gelaſſener nach einer Pauſe fort, indem er ein Streichſchwämmchen an die Cigarre ſteckte und gemüthlich umherſchaute, laſſen Sie das Debüt in Gottes Namen fahren und ergreifen Sie einen andern Stand. Sie werden ſich nicht glücklich fühlen beim Theater. Nein, gewiß nicht! Sie laboriren an dem gräulichen Zwieſpalt, das Beſſere zu begreifen, es von dem Schlechten gehörig zu unterſcheiden, ohne jedoch die Kraft zu beſitzen, es um jeden Preis zu wollen. —

— Doch! rief Alfred mit Zuverſicht. Glauben Sie mir, lieber Herr Balder, ich bin wahrlich gut!

— Und wer zweifelte wohl daran? entgegnete Balder. Würde ich ſo offen mit Ihnen ſprechen, wenn ich das Gegentheil glaubte? Allein nur, wenn die Güte, die Sie verſtehen, auch mit dem gehörigen Grade von Kraft gepaart iſt, kann ſie von Nutzen ſeyn, ſonſt nicht. Geben Sie meinem gutgemeinten Rathe Gehör, entweder verlaſſen Sie das Theater ganz oder ſchlagen Sie energiſch einen andern Weg ein. Man ſpielt hier nur mit Ihnen. Wollen Sie hier reuſſiren, ſo ſuchen Sie meinen Umgang zu vermeiden, aber nicht auf, und bringen Sie ernſtlich in Leinweber, Sie endlich einmal losſchießen zu laſſen. —

— Das will ich! ſprach Alfred. Ich bin es mir ſelbſt, wie auch meinem guten Vater ſchuldig. —

— Wenn der Vergleich nicht etwas zu kühn wäre, ſagte Balder lachend, ſo würde ich Sie den Hamlet der Komödie nennen, denn wahrlich, Sie haben einige Aehnlichkeit mit dem famoſen Dänenprinzen, dem man im Ganzen nach heutigen Begriffen etwas Philiſtröſes nicht abſprechen kann. Vor lauter Unterſuchen, Forſchen und Ueberlegen kommen Sie gar nicht zur That. Das iſt eine Art von Sucht oder Krankheit, die ſich der heutigen jungen Welt überhaupt bemeiſtert und deßhalb wird der Hamlet auch ſo vergöttert und zum Ideal erhoben, obgleich bei aller Tiefſinnigkeit der Conception er mein Liebling nie werden kann. Und, was das Tollſte dabei iſt, obgleich die größten Kritiker alle ihre Weisheit an dem Charakter des Hamlet erſchöpft haben und da gewiß nichts mehr darüber geſagt werden kann, was nicht ſchon geſagt wäre, ſo wiſſen doch die beſten Schauſpieler der Gegenwart mit der Gipfelrolle des modernen Theaters nicht halb ſo viel anzufangen, als ihre Vorgänger, deren Traditionen ſie verachteten, um einen eigenen Weg einzuſchlagen, der ſie in die Irre leitet und vom Ziele weit ablenkt. Ich habe in neuerer Zeit keinen Hamlet geſehen, der mich befriedigt hätte. Doch dieß ſey nebenbei geſagt. Ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, daß Sie ſich mit dem Studium dieſer Rolle beſchäftigen ſollten, das wäre vielleicht etwas, worin Sie reuſſirten.

Balder begleitete dieſen Scherz mit einem gutmüthigen Lächeln und indem er Alfred auf die Schulter klopfte, ſetzte er heiter hinzu:

— Es iſt indeß ſo arg nicht; Ihre Unentſchloſſenheit hat das Schickſal nicht auf die Feuerprobe geſtellt, einen ermordeten Vater zu rächen. Ich ſagte daher vorhin, Sie ſeyen ein Hamlet des Luſtſpiels der höhern Komödie, und immerhin ein Charakter, der eine innige, warme, ernſte Theilnahme einzuflößen vermag. Jene Unentſchloſſenheit, die in's Kleinliche ausartet, verlachen wir; ſie wird Karikatur wie in Sir Samuel Smith in Kotzebue's „Indianern in England“, und hat dann gewiß mit dem tiefſinnigen Vorbilde Shakeſpeare's nicht die leiſeſte Aehnlichkeit mehr.

Alfred war wieder ganz glücklich bei dieſem Geſpräche mit Balder.

— Nein, ſagte er, Ihren Umgang, wenn Sie mich deſſelben auch ferner würdigen wollen, aufzugeben, würde ich mich nie entſchließen können. —

— Nun gut, ſagte Balder, ſo müſſen Sie es aufgeben, unter Leinwebers Leitung Ihr Debüt zu feiern. —

— Immerhin! rief Alfred, ſo feiere ich es hier, unter Ihrer Leitung, unter Steins Augen — es iſt mir genug. Ich will meinen Stolz darein ſetzen —

— Und damit eine Zukunft auf's Spiel ſetzen, ſprach Balder kopfſchüttelnd. Bedenken Sie wohl, was Sie thun wollen. Die Menſchen hätten alsdann recht, wenn ſie behaupteten, daß Ihnen meine Annäherung verderblich war. Sie hatten Alles ſo richtig angegriffen und angelegt; daß ich jetzt, wo ich Sie etwas näher kenne, den Zufall anſtaune, der Ihnen dabei geholfen. Bleiben Sie dabei und verderben Sie dem wackern Zufall ſein Spiel nicht; es war ſo viel, was er für Sie gethan, und er läßt ſich ſelten in ähnlichen Fällen ſo bereitwillig finden. Dringen Sie in Leinweber, daß er Ihr Debüt anſetze und zögern Sie nicht. — Als was wollen Sie auftreten?

— Was meinen Sie, Herr Balder, ſagte Alfred ſchüchtern, wenn ich den Egmont wählte?

— Daß dieſe Wahl Sie um Alles brächte, ſprach

Balder ſchnell, dieſe Rolle iſt Ihnen zu ſchwer oder zu leicht, nennen Sie es wie Sie wollen. Wo ſollten Sie die Leichtigkeit hernehmen, die ihre Darſtellung auf dem Theater erfordert? wo die innere Kraft und ſtille Größe, die in dieſem Charakter ruht. Egmont iſt die ſchwerſte Aufgabe für uns Alle und das erſte Drama der deutſchen Nation. Es iſt eine Schande, daß es nicht auf allen Theatern heimiſch iſt, und eine größere noch, daß es die Schauſpieler gemeinhin nicht ſpielen können. Der Egmont iſt Ihnen überdieß zu alt, oder vielmehr Sie ſind für ihn zu jung. Wiſſen Sie was? machten Sie ſich nicht vielleicht ſchon über Schiller'ſche Heldenjünglinge? Haben Sie den Max auswendig gelernt, oder den Mortimer? Bei dem Erſtern riskiren Sie weniger, bei dem Letztern könnten gewiſſe Stellen Sie zu Stellungen verleiten, welche der Vortrag der katholiſchen Pracht in der erſten Scene nicht überſehen machen könnte, und wenn Sie mit dem ſchönſten Organ ſchöne, anſprechende Verſe zu declamiren wüßten.

— Ich habe auch ſchon an den Max gedacht, ſagte Alfred, aber Leinweber hat etwas dagegen. —

— Nur das Einzige, rief lachend Balder, daß er mir den Wallenſtein nicht nehmen kann und ihm der Octavio nicht genug Applaus verſpricht. Zum

Egmont hat er Ihnen wohl ſelbſt gerathen, denn da ſchlägt er mit ſeinem leichten Banſen uns Alle todt, und ich ſtehe als Alba gleich einem Statiſten daneben. Ja, das iſt dann freilich eine üble Sache und erſchwert Ihren Auftritt. Doch noch Eines! Probiren Sie's mit dem Carlos, da hat er den Philipp, während ich als Alba figurire. Gegen den Carlos wird er nichts einzuwenden haben. —

Balder fügte hier noch einige freundſchaftliche Rathſchläge hinzu, deren Befolgung er Alfred auf's ſorglichſte empfahl, damit ſeinem Debüt nichts in den Weg treten könnte. Der junge Menſch verſprach in Allem Folge zu leiſten. So hatten Sie dann das Dorf, das Ziel ihres Spaziergangs, erreicht.

Unten im Laden des ſtattlichen Hauſes, unter deſſen Dache Stein ſein beſcheidenes Kämmerchen hatte, wollte Balder einige Nachricht vorerſt über das Befinden ſeines alten Freundes einziehen. Allein der Herr des Ladens that, als wiſſe er kaum, daß ſein Haus einen kranken Mann Namens Stein beherberge und ſagte ziemlich barſch, die Herren möchten ſich nur hinaufbemühen und ſelbſt nachſehen, er habe nicht Zeit, ſich um fremde Miethsleute zu kümmern.

Balder ſtieg mit Alfred gelaſſen die Treppen hinan, die immer enger und dürftiger wurden, je näher ſie zu Steins Wohnung kamen. Endlich trafen ſie auf eine Art von wackelnder Leiter, die friſche Luft von außen wehete ſie aus der geöffneten Lucke gar freundlich an, ſie hatten den höchſten Boden des Hauſes erreicht. Da ſtanden ſie vor einer kleinen ſchwarzbraunen Thüre, auf welcher der Name „Stein“, mit Kreide geſchrieben, zu leſen war. Sie mußten einen Augenblick ſtehen bleiben, um Athem zu ſchöpfen, denn ſie waren rüſtig geſtiegen. Sie horchten, im Zimmer war Alles ruhig; nur ließ ſich von Zeit zu Zeit ein leiſes Hüſteln vernehmen. Sie klopften; eine heiſere Stimme rief „Herein!“ und nun ſtanden ſie in dem kleinen Raume, dicht an dem Strohſacke, auf dem die abgemagerte, greiſe Geſtalt des armen Stein ruhete.

Achtes Kapitel.

„Die Jugend hab' ich nicht verträumt,
Gewartet, mit der That geſäumt,
D'rum beicht' ich hier, auf's Herz die Hand,
Stets that ich, wie ich es verſtand.“
A. Lbr.

Guter Gott! möchte man oftmals im Leben ausrufen, wie viel Nichtigkeit iſt hier mit ſo großen Anſtrengungen erkauft worden! wenn man das ſchaale, langweilige Daſeyn reicher Thoren und Dummköpfe betrachtet, die ein müßiges Leben zwecklos auf perſiſchen Sammetteppichen dahinſchleppen, denen ſich die Tage, gleich einer langen, gleichförmigen Kette abſpinnen, trotz aller ſcheinbaren Genüſſe und Unterhaltungen, die ſie mit allem erdenklichen Aufwande von Fern herbeiziehen, und um ſich zu verſammeln bemüht ſind. Wie überläſtig wird ihnen das Daſeyn, wie mürriſch betrachten ſie die Welt, die ſie umgibt, wie haſchen und jagen ſie nach ſtets neuen, unbekannten Genüſſen und wie finden ſie ſich immer getäuſcht! Lebten ſie dieſen Winter in den zauberiſch glänzendſten Cirkeln von Paris oder Neapel, und verſpürten ſie auch hier ſtets dieſelbe Leere, die ſie überall als ihr unveräußerliches Eigenthum mitbringen, ſo verſuchen ſie es den nächſten Winter in der Einſamkeit eines Badeortes im Gebirge, und hoffen von den beſchneiten Bergen, von der Stille der verödeten Straßen, die während der Saiſon ein ſo reges Leben zeigten, eine wohlthuende Wirkung, einen eigenthümlichen Reiz, der aus dem Contraſt entſpringen ſoll, wie ſie gehört haben. Allein es geht ihnen hier nicht beſſer wie in Paris oder Neapel und ſie erwarten mit Ungeduld den Frühling, um der gewohnten Umgebung zu entfliehen, trotz des neu erwachenden Schmucks, den die Natur und die Menſchen um ſie weben, damit ſie ſich zum Empfange der herbeiſtrömenden Gäſte ſchicke. Sie verlaſſen dies Alles mit derſelben Leere in der Bruſt und nur ſtets von der Ungeduld getrieben endlich einmal das Amuſement zu finden, das vor ihnen zu fliehen ſcheint. So ziehen ſie fort nach Iſchl, von Iſchl nach Tyrol, nach Interlaken, an den Wundern der Berge vorüber in die italieniſche Ebene hinab. Sie erblicken die Dome mit ihren erhabenen Portiken und Kuppeln, die ewigen Schätze der Kunſt, die belebten Maſſen des regen Volkes mit demſelben Stumpfſinn, mit derſelben

Unempfänglichkeit wie Alles. So ziehen ſie von Mailand fort und ſagen: in Parma wird's uns beſſer gefallen, dort treten wir in die Werkſtätte des Correggio; unbefriedigt in Parma hoffen ſie von den Wundern des Palaſtes del T, von dem Gigantenkampfe des Giulio Romano einen reellen Genuß, wie ſie es nennen; ſo kommen ſie auch hier überall herum; allein weder Correggio in Parma, noch Giulio Pipi in Mantua, noch Palladio in Vicenza, noch Sanſovino in Venedig, weder das Leben noch die Natur, weder die Vergangenheit noch die Gegenwart ſprechen ſie an, und endlich beſchließen ſie, wieder das Bad aufzuſuchen; — ein Bad — dieſes letzte Mittel der desövrirten, vornehmen Welt und ſie kommen nach Abano, dem Geburtsorte des mächtigen Zauberers Pietro, dem lieblichen Sitze der feinen und gebildeten Einwohnerſchaft der öſtlichen Städte der Lombardei, die ihre Villen am Brentakanale verläßt, um ſich der Friſche in den euganäiſchen Bergen zu erfreuen. Allein Abano iſt nicht im Stande, unſern langweiligen Nomaden ein Genüge zu thun; ſie, die Baden und Iſchl kennen, die ſich dort langweilten, was ſollen ſie hier in dem italieniſchen Bade wohl anfangen? Sie möchten auf den Flügeln des Sturmwinds davon eilen, wenn es nicht darauf ankäme, ihre Zeit abzukommen ihre Zeit loszuwerden. Ach, die Thoren! und ſo werden ſie denn die Zeit los und mit allem ihrem Gelde, mit allem ihrem Suchen darnach, haben ſie weder Freude noch Genuß gefunden; ſie haben ſich durch's Leben gejagt und gehetzt und haben doch nicht gelebt.

Wie ſeltſam! und hier dieſer ſtille, ruhige Mann, mit ſo beſcheidenen Wünſchen, die er dennoch nicht einmal im Stande iſt zu befriedigen, wie dankbar, wie ſinnig empfängt er das kleinſte Geſchenk, das ihm das Schickſal bietet. Er ſucht nichts auf, er läßt Alles an ſich kommen und doppelt freut's ihn dann, wenn es ſo ungerufen kommt und es beglückt ihn um ſo mehr. —

Stein lag auf ſeinem ärmlichen Lager; er war ſehr ſchwach, theils durch die Krankheit, theils weil es ihm an leiblicher Stärkung gebrach. Allein er war in ſeinem Innern zufrieden, denn er genoß Ruhe, und die that ihm vor Allem Noth. Keine Sorge drückte ihn; er hatte keinerlei Verpflichtung eingegangen, deren Nichterfüllung ihm Verantwortlichkeiten zuziehen könnte, er hatte Alles abgeſchloſſen; einige kleine Schulden, deckte, das wußte er wohl, hinlänglich das, was er ſein Eigenthum nannte, und das in einigen guten Büchern, einem ſilbernen Löffel und einer ſilbernen Uhr beſtand; Kleider und Wäſch ungerechnet, für die auch noch einige Gulden zu löſen geweſen wären. Dies war für den übelſten Ausgang ſeiner Krankheit, allein er hoffte diesmal noch auf Geneſung. Er huſtete zwar anhaltend und trocken und war ſehr entkräftet, allein er tröſtete ſich damit, daß es nur ein Anfall der Grippe ſey, die ſehr graſſirte und in einigen Tagen wohl vorüber ſeyn würde.

Die eintretenden Freunde fanden ihn beſchäftigt, ein Blatt beſchriebenes Papier zu verbergen.

— Laß Dich nicht ſtören, ſprach Balder, beendige Deine Schreiberei, wir können indeſſen noch ein wenig fort gehen, und kommen dann ſpäter wieder.

— Nein, nein, bleibt nur! antwortete der Kranke, es iſt mir lieb, Euch zu ſehen.

Er deutete lächelnd mit der Hand auf ſeinen niedrigen Mantelſack.

— Darauf magſt Du Dich ſetzen à la turque, mit untergeſchlagenen Beinen, ſagte er zu ſeinem Freunde, der junge Herr da, mit dem ich ſchon etwas mehr Umſtände machen muß, mag ſeinen Platz auf dem Stuhl dort nehmen.

Die beiden Gäſte thaten, wie er ſagte.

— Mit mir geht es ganz paſſabel, erwiederte er auf die theilnehmende Frage, die ſie an ihn richteten. Mir fehlt eigentlich nichts im ſtrengſten Sinne des Wortes. Ich huſte ein wenig und will faullenzen und das kann ich ja haben. Ich brauche Ruhe. Da darf ich ja nur meine Gage im Stiche laſſen und kann dafür ſo viel Ruhe eintauſchen, als mir beliebt. Es gibt Augenblicke im Leben, wo Einem übrigens die Ruhe mehr werth ſeyn kann als die Gage. Die einfältigen Menſchen! die Alles nur ſtets auf das Geld beziehen. Es gibt Köſtlicheres! ich kenne das.

— Aber wovon beſtreiteſt du deine Bedürfniſſe? fragte Balder beſorgt.

— Bedürfniſſe? meine Bedürfniſſe? die ſind ſehr gering. Etwas um dem Hunger entgegenzuwirken, das iſt Alles; mehr braucht's nicht. Ich habe in guter Zeit geſpart und kann zuſetzen.

Bei dieſen Worten nahm er ſeine Pulverſchachtel vom Tiſche, öffnete ſie und zeigte Balder ein zuſammengewickeltes Papier.

— Dies hier iſt mein Schatz, ſprach er mit komiſchem Stolze. Wenn im Sommer die Gage auszubleiben pflegte, so bezahlte uns der Director mit Benefizen. Das was ſich zu den erſten Mitgliedern zählen durfte, bekam ſeine Einnahme ganz allein, und der Director zog nur die Tageskoſten ab. Die geringeren hatten ihre Einnahmen zu zwei und drei und endlich der Troß, die jungen Acceſſiſten und die alten Ausgedienten, die eben auch leben wollten und leben mußten, wenn ſie Komödie ſpielen ſollten, hatten eine einzige große Benefizvorſtellung zuſammen, die — wenn das Mitleid und die Selbſtſucht der Einwohner nicht im Spiele geweſen wäre — gewiß ſehr elend ausgefallen ſeyn würde. So aber hatten die Leute des Städtchens, wo wir hausten, das größte Intereſſe dabei. Ein jeder trug einige Groſchen dazu bei, damit die Schuldenlaſt, die Alle drückte, etwas geringer wurde, und Viele nahmen überdieß Billete an Zahlungsſtatt an. Von ſothanen Benefizen habe ich nun ſtets etwas zurückgelegt. Bald einen Thaler, bald einen halben — ſelten mehr. Das trieb ich denn ſo einige Jahre ſchon, um mich für den Fall der Unbrauchbarkeit vorzuſehen. So habe ich mir meinen eigenen Penſionsfond gebildet. Da ſeht' iſt's nicht reſpektabel?

Er wickelte das Papier auseinander und ließ mit Anſtand drei Holländer Ducaten ſeinen Gäſten in die Augen leuchten.

— Die werden aber auch zu Rathe gehalten, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſetzte er dann hinzu.

— Was thuſt du aber, wenn dein Schatz erſchöpft ſeyn wird? fragte Balder mit bewegter Stimme.

— Dann darb' ich, erwiederte Stein mit großer Gelaſſenheit. Aber ſobald erſchöpft ſich das nicht. Ich werde gewiß nie lange krank ſeyn. Entweder ich geneſe bald und dann kann ich ſchon wieder ein Unterkommen finden, oder ich ſterbe ſchnell. Dafür iſt ſchon geſorgt.

Dies Letzte ſagte er mit einer erſchreckenden Zuverſicht, dann aber — gleichſam um den Eindruck zu verwiſchen, den er wider Willen hervorgerufen, fügte er ſchnell bei:

— Von ſo etwas iſt indeſſen noch gar keine Rede. Wir ſind ſo eben in der heiterſten Stimmung, denn wir haben ein Luſtſpiel gedichtet.

— Ein Luſtſpiel? fragte Alfred verwundert. Das iſt ja charmant, wo der Geiſt auf ſolche Weiſe thätig iſt, da erſchließen ſich ihm noch viele Quellen des Erwerbs. Nicht wahr, Herr Balder, ſie werden das Werk Ihres Freundes gewiß recht bald zur Aufführung bringen.

— Nicht doch, verſetzte Stein mit Lachen, das ſoll er nur bleiben laſſen. Mein Luſtſpiel iſt nicht aufzuführen, und wär's auch möglich: glauben ſie, daß ich im Stande wäre, dadurch meinen Schatz hier bedeutend zu vergrößern? Für ein Luſtſpiel in einem Acte zahlen die Intendanten nichts und meines hat nicht mehr. Allein ich dachte auch nicht daran die Bühne damit zu bereichern, es iſt blos zur Bereicherung der Literatur geſchrieben. Ich machte es wie viele andere dramatiſche Dichter; ich wollte nur dem Leſer ſtille Freuden in ſeinem Kämmerlein dadurch bereiten. Es iſt nicht aufführbar, obgleich ſehr bühnengerecht, wie es ſich wohl nicht anders von einem alten Schauſpieler erwarten läßt.

— Willſt du es uns nicht mittheilen? fragte Balder.

— Wenn Ihr mit meinem Huſten und mit meiner ſchwachen Stimme Geduld haben wollt, gern! antwortete Stein. Es würde verlieren, wenn Einer darüber käme, der ſich nicht ſchon hineingeleſen und hineinverſtanden hätte. Alſo hört!

Und er begann:

Die über Nichts Lachenden

oder

das ſtrenge Verbot.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Perſonen:

Rundſtück, ein Advokat und Defenſor eines Diebes.

Fieke,
Ulrike, ſeine Töchter.

Spitzbube, ein Dieb, welcher in einem Gefängniſſe ſitzt, aber nicht geſehen wird.

Das Stück ſpielt in Schleſien, in einer kleinen Stadt, fängt Morgens zehn Uhr an und iſt ſechszehn Secunden nachher aus.

Charakteriſtik der ſpielenden Perſonen:

Rundſtück hat in Frankfurt an der Oder ſtudirt; ſein Vater war ein Bäcker, er hatte aber zu dieſem Geſchäft keine Luſt, weil ſeine Mutter vier Wochen vor ſeiner Geburt nicht mehr ausgehen konnte. Auf dem Gymnaſium hat er dem Rector einmal auf den Fuß getreten. Im zwanzigſten Jahre fing er an, ſich zu barbiren, welches er bis jetzt immer ſelbſt thut. Er ſchreibt eine unleſerliche Hand und ſtreicht die Feder öfters an ſeinen Beinen hin und her. Er braucht nur Gänſekiele und kann die Stahlfedern nicht leiden, weil er in ihnen keinen Fortſchritt erblickt. Er tragt aber immer ſchwarze Strümpfe, die er, wenn ſie ein kleines Loch bekommen, nicht gleich ſtopfen läßt, ſondern die Stelle mit Dinte ſchwarz macht. Wenn er einen Dieb defendirt, ſo bringt er ihn gewöhnlich an den Galgen. Seine Haare wachſen ſehr langſam. Seine Frau war eine geborene Fettweiß, aber ſehr mager.

Fieke iſt aufgeheiterten Temperaments und ſtrickt am liebſten Mannsſtrümpfe, aber keine ſchwarze, weshalb ihr Vater immer gewebte tragen muß. Sie iſt ſechs Fuß ſieben Zoll groß und die rechte Hand iſt etwas größer als die linke. Wenn ſie Geld findet, freut ſie ſich darüber. Sie mag gern die Oper: „der kleine Matroſe“ hören und kriegt bei der Arie: „Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens“ Appetit zu einer Pfeife Taback. Sie pflegt ihre Zähne mit Salz und buchener Aſche zu putzen.

Ulrike iſt viel grämlicher als ihre Schweſter und lacht den ganzen Tag. Sie konnte im vierten Jahre noch nicht gehen und mußte deshalb immer getragen werden. Sie ſchnarcht des Nachts im Schlafe ſehr ſtark. Bei regnichtem Wetter hat ſie auch im Hauſe den Regenſchirm in der Hand. Sie iſt dritthalb Fuß groß und hat auf der rechten großen Zehe keinen Nagel. In der Kirche ſchläft ſie gewöhnlich unter der Predigt. Sie kann gute Bierſuppen kochen, und hat auch ſonſt noch mehr vorzügliche Eigenſchaften.

Spitzbube iſt ein ſehr abgefeimter Kerl; ein Steckbrief von ihm ſteht in irgend einer Zeitung.

Erſte Scene.

Das Theater iſt in zwei Hälften getheilt; rechts die Studirſtube des Advokaten, mit vielen Büchern, wovon aber die Hälfte nicht mehr da iſt; links das Wohnzimmer mit einem Eckſchranke, welches aber nicht in der Ecke, ſondern mitten im Zimmer ſteht. Die Gardinen ſind in beiden Zimmern abgenommen und gerade in der Wäſche. Eine Thür, an welcher das Schloß verdorben iſt, vereinigt beide Zimmer. Ein Mopshund liegt auf einem Kiſſen vor der Thür und bellt, ehe der Vorhang aufgeht.

Anmerkung. Dies kann ſo lange fortdauern, bis ſich der, die Oeffnung des Theaters, gewöhnlich begleitende Lärm ſo weit gelegt hat, daß die Zuſchauer nichts von der nun folgenden Expoſition des Stückes verlieren.

Rundſtück (ſitzt an einem kleinen runden Tiſche und arbeitet an den Acten; er hat eine unangebrannte Cigarre im Munde). **Fieke** (welche an einem Mannsſtrumpfe ſtrickt) und **Ulrike** (welche nichts thut) ſitzen an einem großen viereckigen Tiſche.

Fieke und **Ulrike** (ſehen ſich zehn Sekunden lang an und beginnen dann überlaut zu lachen).

Rundſtück (ſteht in großer Hitze auf und geht mit ſtarken Schritten an die Thüre mit dem verdorbenen Schloſſe, welche deßhalb offen ſteht). Worüber lacht Ihr?

Fieke und Ulrike (ſehen ſich nach dem Vater um; zugleich). Ueber nichts!

Rundſtück (ſehr ſtrenge). So ſeyd ruhig!

(Er geht wieder an ſeine Arbeit.)

Indem der Vorhang fällt, ſchlägt die nächſte Thurmuhr zwölf; Spitzbube freut ſich — ungeſehen — auf ſein Mittagseſſen.

Ein heftiger Huſten unterbrach hier den Vorleſer; die Zuhörenden wußten nicht, ob der Spaß bereits zu Ende ſey und was er bedeuten ſolle. Balder ſchaute betrübt darein, er ſah in dem abgeſchmackten Zeuge den Erguß einer bittern Laune, die mit der äußerlichen Ruhe, die Stein zu beſitzen vorgab, im grellſten Widerſpruche ſtand.

Stein legte das Papier bei Seite.

— Es ſcheint Euch nicht gefallen zu haben, doch gleichviel; es iſt meiner Anſicht nach nicht ſchlechter als vieles andere, was in dem Genre geſchrieben wurde, ſagte er. Es iſt kurz und bündig und den Schauſpielern iſt durch die ausführlichen und umfaſſenden Anmerkungen hinlängliche Anleitung gegeben. Darin beſteht hauptſächlich das große Geheimniß der Theaterdichter, ihren Werken eine gute Aufführung zu ſichern.

Das verſtehen die Clauren, Holbein, Töpfer ſo vortrefflich. Würde Shakeſpeare ſo vorſorglich verfahren ſeyn, ſo würden viele ſeiner Stücke viel mehr gefallen, als dies jetzt ſeyn kann. Da bekommen die Schauſpieler eine ſchwere Rolle ohne den faulen Knecht der Anmerkungen in die Hand und wiſſen natürlich nicht, was ſie damit machen ſollen. Seitdem die Komponiſten den Sängern die Manieren und Roulaten in die Partien hineinſchreiben, haben wir auch viel mehr gute Sänger als früher, wo dies nicht der Fall war. Roſſini iſt der Erfinder dieſer Einrichtung, weil er ſelbſt ein guter Sänger iſt, und wer den Schauſpielern die Angabe und Anleitung zu ihrem Spiele als Anmerkung in die Rolle zu ſchreiben weiß, muß nothwendig auch ſelbſt ein Mann vom Fache ſeyn, der es gehörig verſteht. Seht Ihr nun aber das nicht bei meinem Luſtſpiele auf den erſten Blick? Iſt es möglich, daß nach meiner umſtändlichen Charakteriſtik der handelnden Perſonen ſelbſt ein Stümper ſich wohl darin vergreifen könnte? Ich gab Alles an, was ich von meinen Geſchöpfen nur vorausſetzen zu können glaubte, bis auf ihre unſchuldigſten Liebhabereien, um den Weg enger und genauer zu begränzen, den der Künſtler einzuſchlagen hat. Ein Mann, der ſich ſelbſt raſirt, muß nothwendig etwas Beſtimmtes und Feſtes in ſeinem Benehmen zeigen, er darf nicht zittern; ferner muß er einen ſcharfen Blick verrathen. Die Jungfrau, die aus dem Stricken von Mannsſtrümpfen ihre Lieblingsbeſchäftigung macht, iſt über die Jahre des erſten, unbefangenen Erröthens hinaus und zeigt einen männlichen Geiſt. Das Mädchen, das ſeine Zähne mit Salz und buchener Aſche putzt, zeigt ſich entſchieden für Reinlichkeit und ſucht die Schönheit ihres Körpers ohne kokettirende Weichlichkeit zu erhalten, wenn ſie gleich für dieſelbe den offenen Sinn hegt. Die ſchwächliche Ulrike iſt tugendhaft und ſucht durch feſtes Wollen das zu erſetzen, was die Natur ihr verſagte. Sie zeigt häuslichen Sinn und wird ihren Mann dereinſt glücklich machen. Wenn ich nun ſelbſt dieſen Charakteren ſo wenig Gelegenheit gebe, ſich zu entfalten, ſo wird das Streben des Künſtlers dies in dem engen Rahmen, den ich ihnen vorgezeichnet, anzudeuten, um ſo glorreicher ſeyn. Doch, wie ich ſchon geſagt habe, ſo wünſche ich nicht, daß das Stück gegeben werde, und will es mehr als Studium betrachtet wiſſen. Dramaturgen von einigem Belang werden meine Abſicht nicht verkennen.

Dies Alles mit der ernſteſten Miene von der Welt geſprochen, machte auf die Zuhörer einen befremdlichen Eindruck. Es klang ſo vernünftig gedacht und war doch im Ganzen purer Wahnwitz. Balder ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, allein umſonſt; Stein bewegte ſich für heute immer in demſelben Ideenkreiſe. Eben ſo vergeblich waren Balders Verſuche, Stein zu bewegen, irgend eine Pflege oder beſſere Wartung anzunehmen.

— Ich bin hier bei meinem Sohne, flüſterte er ihm leiſe zu — und kommt es zum Aeußerſten, ſo wird ein Wort von mir hinreichen, den Schleier zu zerreißen, und meinem Herzen das ſüßeſte Aſyl zu öffnen, das es ſich wünſchen kann. Er macht ſich jetzt nicht viel aus mir und kümmert ſich um den alten kranken Schauſpieler, der bei ihm unter dem Dache liegt, freilich nur wenig — allein könnte dies wohl anders ſeyn? Die Stimme der Natur ſchweigt — es iſt ſo ein eigenes Ding mit ihr und ich habe nie große Stücke auf ſie gehalten. Verlaßt mich jetzt — das Sprechen greift mich an — und ſeyd nur gar nicht beſorgt um mich. Ich habe Mittel, allen böſen Einflüſſen entgegenzuwirken, und Allem, was kommen mag, die Spitze zu bieten.

Balder und Alfred verließen hierauf ihren alten Freund mit ſchwerem Herzen; dieſer Beſuch hatte nicht in ihnen die freundliche Aufregung hervorgerufen, wie jenes erſte Zuſammenſeyn im Wirthshauſe.

Als ſie frühzeitig die Stadt wieder erreichten, wurden ſie in einer der Hauptſtraßen, von einer Menge Menſchen angezogen, die vor einem Bilderladen ſtanden. Es war dort eine Karikatur ausgehängt, die ſich auf den neulichen Vorfall bezog, bei dem auch Alfred nahe betheiligt war und der noch immer den Gegenſtand der Unterhaltung für alle Müſſiggänger und Pflaſtertreter bildete.

Auf dem Blatte erblickte man einen hagern, langbeinigen Engländer, eine hübſche junge Dame am Arme, querfeldein laufen, hintenher aber einen plumpen Lümmel von Bedienten, der wohl nahe daran iſt, die Flüchtigen zu erreichen, ohne ſie doch jemals wirklich erreichen zu können. Den Beſchluß machte ein ältlicher Mann, modern gekleidet, der mit ängſtlich vordrängender Haſt den Bedienten anzutreiben ſcheint, in der Verfolgung zu beharren und in ſeinem Eifer nicht zu erkalten.

Das Bild gab zu vielen Späßen Veranlaſſung und man trat in den Laden, um es zu kaufen. Auf Alfred machte es einen unangenehmen Eindruck und ernſt und verſtimmt nahm er von ſeinem Freunde Abſchied. So erreichte er ſeine Wohnung.

Bucks war ihm in die Erinnerung gekommen. Er dachte daran, ihn aufzuſuchen und ſich von ihm in ſeine abenteuerliche Art das Leben zu nehmen einweihen zu laſſen, da er ſich keinen Begriff davon zu machen im Stande war. Dann fiel ihm aber die Karikatur ein und die Stadtgeſchichten und Fabeln kamen ihm in den Sinn. So etwas zu ertragen, ſchien ihm unmöglich; er hielt dies für eine Schande, für einen Mackel, der auf den guten Namen geworfen wurde. Er nahm ſich ernſtlich vor, auf der nun einmal betretenen Bahn dennoch zu beharren und ſein Debut zu beſchleunigen. Am andern Morgen wollte er Leinweber beſuchen, den er ſeit mehren Tagen nicht mehr geſehen hatte. Unbefangen dachte er ſich ihm wie ſonſt zu nahen und ihm ſein Anliegen vorzutragen.

Neuntes Kapitel.

„Die Gefühle müſſen ſterben,
Die in deinem Buſen ſchlummern.“ —
O'Donnell

Als Alfred am nächſten Morgen ſich in Leinwebers Wohnung einfand, empfing ihn Frau Griſeldis mit einem Geſichte von ſeltſamem Ausdrucke. Gleich wie die vor einigen Jahrzehnten herumreiſenden Grimaciers, die mit der einen Seite lachen konnten, während ſie die andere zum Weinen verzogen, ſo zeigte auch Madame Leinweber ihr Antlitz wie ein Wappenſchild, durch einen Querbalken in zwei Hälften getheilt. Die obere, mit Stirne und Augen, drückte Kummer und tiefe Betrübniß aus, während die untere, mit Naſenſpitze und Mund, Aerger und Ingrimm unverholen zu erkennen gab. Ein gleicher, gar wunderſam verſchmolzener Zwieſpalt ſchwebte über ihrem ganzen Weſen. Während es ſich alsbald kund that, daß Alfred nicht mehr wie früher in Gnaden bei ihr ſtand, ſchien ihr ſein Beſuch dennoch willkommen, und ſie bemächtigte ſich ſeiner mit dem Weſen zudringlicher Geſchäftigkeit, als wollte ſie die Gelegenheit nicht vorüberlaſſen, ihm einmal und für allemal ordentlich das Kapitel zu leſen.

Sie nöthigte ihn trübſelig in das Beſuchzimmer und ſchloß ſogleich die Thüre. Herr Regiſſeur Leinweber ſey in dem Augenblicke für Niemand zu ſprechen, weil er eine neue Rolle ſtudire, das eröffnete ſie dem guten Alfred im erſten Augenblicke.

Dieſer fragte höflich nach ihrem Befinden, um ſich dann ſchnell zu entfernen, weil ihn das tête à tête nicht anſprechen konnte.

— Sie fragen, wie ich mich befinde? erwiederte ſie in tief klagendem, weinerlichen Tone — und Sie können noch fragen?

Erſtaunt wiederholte Alfred ſeine Frage und ſuchte den Ausdruck theilnehmender Beſorgniß dabei zu verſtärken.

— Ach, Sie haben ja den Frieden unſers Hauſes ganz zerſtört, platzte Frau Griſeldis nun endlich heraus, Sie haben mir Kummer ohne Ende bereitet, und wenn nun die Welt den großen Leinweber, das Hoftheater ſeinen Regiſſeur, der Fürſt einen treuen Diener, ich einen Mann verliere, ſo ſind nur Sie ſchuld daran. Sey doch ruhig! Kuſch! ſchrie ſie dem Hunde zu, der an Alfred bellend und wedelnd heranſprang und ihm den alten, freundlichen Empfang zu Theil werden ließ, da er ja von der Stimmung, die gegen den ſonſt ſo geliebten Gaſt jetzt in dem Hauſe herrſchte, nichts wiſſen konnte.

Alfred bat um nähere Erklärung. Frau Griſeldis fuhr mit dem beliebten O und Ach in ihrem Lamento ſo fort.

— Mein armer Mann dauert mich am meiſten dabei. Sie wiſſen recht gut, daß er Anlagen hat, ein Menſchenfeind zu werden, und wer kann's ihm nach ſolchen traurigen Erfahrungen verdenken. Er zieht ſich immer mehr und mehr von der Menſchheit zurück und lebt wild und einſam wie ein Thier in ſeiner Höhle. Den ganzen Tag ſitzt er am Schreibtiſch, und wenn ich durch die Thüre gucke, um zu ſehen, was er thut, ſo thut er nichts. Es iſt auch am beſten, daß er ſich zurückzieht, denn es iſt ja doch nicht mit ihm auszuhalten. Er mißhandelt ſeine Familie und ſeine beſten Freunde. Von mir will ich gar nicht ſprechen, aber dem treuen Hund hier hat er heute früh mit dem Fuße eines verſetzt, daß es mir durch die Seele ging, und dem guten Mosbach, der uns manchmal mit ſeinen Geſchichten zu erheitern kommt und den er ſonſt immer ſo leiden mag, hat er dieſen Morgen ſolche Grobheiten gemacht, daß er gewiß nie wieder unſere Schwelle betreten wird, und ſo werden wir denn ſo ganz verlaſſen da ſtehen und ich ſehe noch gar nicht das Ende vom Liede ab. —

Sie weinte bedeutend und ſchneuzte ſich zu wiederholtenmalen mit der Schürze.

— Aber wollten Sie mir wohl ſagen — unterbrach hier Alfred den Fluß ihrer Klage — in welcher Beziehung ich zu dieſem Allen hier ſtehen ſoll?

— O gehen Sie, brummte die Arme, wie können Sie mich denn für ſo dumm halten, daß ich Ihrer Unbefangenheit Glauben ſchenken ſollte. Sie wiſſen es recht gut, daß Sie meinen guten, leichtgläubigen Mann ſeinen Feinden verrathen haben — ach! iſt es ihm denn da wohl zu verdenken, daß ſolcher ſchnöde Undank den Menſchenhaß in ihm befeſtigt und ſteigert — u. ſ. w.

Die vorige Litanei wiederholte ſich hier, wie noch öfter im Verlaufe dieſes Geſprächs.

Alfred rieb ſich unwillig die Stirne und verlangte in beſtimmten Ausdrücken zu wiſſen, was ihm hier ſo ſchwerlaſtend auf's Gewiſſen gewälzt würde.

— Nun denn, entgegnete Frau Griſeldis — ſo hören Sie, weil Sie denn durchaus Ihre Anklage von mir hören wollen. Schon längſt wußte ich, daß Sie mit unſern Feinden hinter unſerm Rücken operiren, allein ich mochte meinem Manne nichts ſagen, weil ich ſeine Heftigkeit kenne. Ich wußte, daß Sie mit Balder ganze Nächte hinbringen, und daß der Knauſer, der jeden Groſchen, den er ausgibt, zehnmal umwendet, Sie mit Champagner und Punſch regalirt. Wird wohl ſeine guten Gründe dazu haben, dachte ich, allein daß Sie ſo falſch ſeyn könnten, habe ich mir nie gedacht —

— Madame! rief hier Alfred heftig.

— O thun Sie man nicht ſo, fiel Madame Leinweber raſch ein, wir fürchten uns nicht vor Ihnen. Der Mosbach war der Erſte, der damit zu mir kam, er war auch in einer luſtigen Geſellſchaft geweſen und kehrte daraus mit Ihnen zugleich nach Hauſe. Er ſtand verſteckt hinter Ihnen und hörte Alles mit an: wie Sie von Steinen geſprochen, und dabei auf unſere Fenſter hingedeutet. „Da liegt uns ein Stein im Wege,“ haben Sie geſagt. „Ich wollte ihm einen Stein um den Hals hängen,“ hat darauf Balder geantwortet.

— Mein Gott, wir ſprachen von unſerm Freunde Stein — rief Alfred.

— Seht doch! von unſerm Freunde, nahm

Madame Leinweber das Wort — was haben ſie denn nöthig, mit dem ſaubern Balder, der unſer Feind iſt, gemeinſchaftliche Freunde zu haben? War denn nicht mein Mann Ihr Freund? Und wer daran nicht genug hat, muß fürwahr ein ſchlechter Menſch ſeyn. O, beruhigen Sie ſich man, Herr — wie heißen Sie doch? denn Alfred iſt ja nur ein angenommener Name. Neulich war eine Freundin bei mir, die ſchwor Stein und Bein, Sie ſeyen blos ein Jude und geben ſich für einen Chriſten aus, und ſie hätte bei Ihrem Vater Band gekauft. Sehen Sie, ſo ſprachen ſchon lange die Leute von Ihnen, aber ich habe Sie immer in Schutz genommen und ſtets für Sie zum Guten geſprochen, aber nunmehr bedanken ſie ſich ſchlecht bei mir.

Sie weinte wieder ziemlich heftig.

— Ich weiß in der That nicht, Madame, was ich zu der confuſen Anklage ſagen ſoll, ſprach Alfred, am Ende wär's das Beſte, Sie in Ihrem Wahne zu laſſen. Ob ich ein Jude bin oder nicht, wird mich in Ihren Augen wohl wenig höher oder tiefer ſtellen können, denn ich war ja Zeuge, wie tolerant Sie gegen die Herren Machol und Aaronheim ſich benahmen. Was ſoll alſo dieſer Vorwurf, der im Ganzen keiner iſt. Was den Umgang mit Herrn

Balder betrifft, ſo habe ich ihn erwählt, weil er mir wünſchenswerth erſchien und mir Vergnügen machte, und weil ich nicht wußte, daß Herr Leinweber mir erſt dazu die Befugniß ertheilen müſſe. Was aber die feindſeligen Operationen hinter ihrem Rücken betrifft, ſo muß ich dieſen Vorwurf allen Ernſtes von mir ablehnen und bitte Sie, mir Denjenigen zu nennen, der Ihnen dieſe Lüge hinterbrachte.

— Ach, warum nicht gar, ſchrie Madame Leinweber, ich werde auch noch meine Freunde in ſolche Unannehmlichkeiten bringen, das hätte noch gefehlt! Genug, wir haben von glaubwürdigen Perſonen —

— Wenn Sie mir dieſe glaubwürdigen Perſonen nicht nennen, ſagte Alfred feſt, ſo ſind es Verläumder, die keine Achtung verdienen, aber ich werde Sie dennoch zwingen, Madame, Sie mir zu nennen, man muß ſeine Freunde kennen lernen. —

— Sie wollten mich zwingen? ſchrie Frau Griſeldis, aus der die elegiſche Stimmung plötzlich gewichen und in die eine wahre Wolfsnatur gefahren war. — Ei, womit denn? etwa mit den Gerichten? O nehmen Sie ſich nur in Acht, daß Sie nicht noch einmal gepackt werden, wegen der ſaubern Spielgeſchichte und des Handels mit den gemeinen Weibsbildern. O pfui! für ſo 'nen jungen Menſchen —

wenn ich das hatte wiſſen können — und meinen armen Mann da hineinzuführen — einen Ehegatten — einen Familienvater — einen fürſtlichen Beamten — den Regiſſeur des Hoftheaters — o Gott, wenn ich daran denke, daß ich Sie an meinem Tiſche bewirthet habe und dann ſo gottloſe Streiche! Wo iſt ſie hin — die Mamſel Schamlos mit dem Herrn von Taugenichts! Sie werden's wohl wiſſen, das war ja auch Ihr intimer Freund — Herr Alfred, oder wie ſie heißen mögen!

Alfred blieb ihr erſtarrt gegenüber. Einem ſolchen Weibe Rede zu ſtehen, war ihm nicht gegeben; ſein Gemüth ſträubte ſich davor.

— Madame, ſagte er trocken, nach kurzer Faſſung — Ihre Gemüthsſtimmung erlaubt mir nicht dieſe Unterredung zu verlängern, ich müßte auch meinerſeits in einen Ton fallen, der den Ihrigen überböte, und wahrlich dieß wäre dann ein Conzert — ein Sabbat infernal — das meinen Ohren wenigſtens unleiblich klänge. Ich entferne mich daher mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, mich bei Ihrem Herrn Gemahle zu beſchweren und ihn zu erſuchen, mir die Veranlaſſung zu offenbaren, welche Sie zu ſolchen Ausbrüchen des Unwillens gegen mich anreizte.

Dieſe Rede, ſo vernünftig und gelaſſen ſie auch war, konnte doch die Wuth der Frau nicht beſchwichtigen; Alfreds Gelaſſenheit ſtachelte ſie vielmehr auf. Es iſt dieß eine gewöhnliche Erſcheinung bei pöbelhaften Naturen, wenn ſie im Zorn ſind..

Als ſich der junge Menſch nun mit einer kurzen Verbeugung entfernen wollte und im Begriffe ſtand, das Zimmer zu verlaſſen, ſprang Griſeldis wie ein ſchnaubender Drache auf ihn los, packte ihn beim Arme und kreiſchte mit dem ganzen Aufgebot der Kraft ihrer Lungen:

— Nicht von der Stelle — Du haſt meinem Manne nichts zu ſchreiben — alſo verklagen willſt Du mich! Nur fort, mach' zu! gleich auf der Stelle! Hier nebenan ſitzt er! Tobias! wollt' ich ſagen David! Komm' heraus! der Herr Alfred iſt da!

Aber Niemand kam; Leinweber rührte ſich nicht in ſeinem Laboratorium und blieb ſtille, wenn gleich ſeine liebe Gattin kreiſchte, als ob ſie ermordet würde. Alfred ſtreifte ſie los von ſeinem Arme und ſchleuderte ſie in einen Winkel.

Als er in derſelben Minute das Haus Leinwebers verließ, dachte er nicht an die Folgen dieſes Auftritts, denn er war ſich kaum klar bewußt, was er gethan. Leinweber aber blickte ihm hinter dem Vorhange mit hämiſchem Lächeln nach.

Zehntes Kapitel.

„Gäben wir die Hälfte deſſen
Was wir, krank uns machend, eſſen
Denen, die macht Mangel krank;
Könnten wir und ſie geſunden,
Und uns für die guten Stunden
Gegenſeitig ſagen Dank.“

Rückert.

Alfred eilte durch mehre Straßen der Stadt in fürchterlicher Aufregung; einige Bekannte, die er von fern zu erkennen glaubte und die auf ihn zuzukommen ſchienen, trieben ihn vor's Thor; er wollte in ſeiner jetzigen Verfaſſung Niemanden Rede ſtehen.

— Mein Gott! dachte er bei ſich, welche Wendung haben dieſe Dinge für mich genommen! Was iſt's, das die Frau ſo gegen mich aufgebracht hat? Und wäre es möglich, daß auch Leinweber eine ſolche Stimmung gegen mich hegt? Iſt er ſo kleinlich mich deshalb zu verwerfen, weil ich mit Balder, ſeinem vermeinten Feinde, ein Paarmal ſpazieren ging? Balder — ſein Feind? Wie unſchuldig iſt der Mann zu dieſem Titel gekommen! Er iſt ja eben ſo wenig Leinwebers

Feind, wie ich es bin. Daß er ſeiner Größe nicht unbedingt huldigte, das iſt die Folge ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen; daß er mehr ſah und mit Nutzen ſah, als die Meiſten, die unſer Theater beſuchen. Balder verdiente mehr als jeder Andere in Leinwebers Nähe gezogen zu werden, und wahrlich nur zum Vortheile des Letztern. Wenn der ſtolze Künſtler wüßte, was ihm gebricht, er würde ſich bei Balder, wie bei keinem Andern Raths erholen können. Und deßhalb verwirft er mich, weil ich Balder's Umgang lieb gewann, weil ich ihn nicht floh, nachdem ich ihn zufällig gefunden hatte? Und was brütete ich denn Verderbliches mit dieſem gefürchteten, gehaßten Balder? Wie gleichgültig blieb Alles, was wir ſprachen und verhandelten, den Intereſſen Leinwebers und ſeines Theaters! Aber Balder, der die Menſchen und ſeine Kollegen beſſer kennt, ſagte mir's voraus; ich konnt's nicht glauben. Welche Schändlichkeit von jenem Mosbach, der aus einem aufgeſchnappten Worte, aus dem Namen Stein, gleich eine gemeine Klatſcherei zuſammenſetzt und ſie am unrechten Orte hinterbringt, und welche Gemeinheit von der andern Seite, dieſer Klatſcherei Glauben zu ſchenken! Ich will Leinweber darüber zur Rede ſtellen, ich will noch heute an ihn ſchreiben, und wenn ich mich nicht ganz in dem Menſchen getäuſcht habe, ſo muß er mir eine genügende Antwort zu Theil werden laſſen.

Dieſer Entſchluß war jedoch nur im Stande, eine ſcheinbare Beruhigung in Alfreds Gemüth hervorzurufen. Es kreuzte ſich ſo viel in ſeinem Kopfe! Sollte er es aufgeben, an dieſem Hoftheater zu debutiren? Sollte er auf ſeinen Stern vertrauend ſeinen Stab in die weite Welt ſetzen — gleich Lucile ſeinen Freund? —

Die Erinnerung an Lucile, ſo oft und wie ungerufen, ohne äußere Veranlaſſung, erregte ihn immer wunderbar. Lucile erſchien ihm ſtets in dem glänzendſten Farbenſpiele der Romantik und Poeſie. Kam ihm nur der Name in den Sinn, ſo eröffnete ſich alsbald vor ſeiner innern Welt ein reizend-phantaſtiſches Bild. Jetzt ſah er die grünen Matten der Hochlande und darüber hinaus in ziehende Wolken ragend die kryſtallenen Hörner der Berge. Es war Schottland, was er zu ſehen glaubte, das Mutterland Luciles, wo er die Mutter verloren, die er nun aufſuchte mit liebendem, gläubigen Gemüthe. Und ihm zur Seite, das ſchönſte Weib der Schöpfung, die herrliche Hortenſe, die er ſich erkoren hatte als Begleiterin, und die ihm willig gefolgt war, aus Liebe. Welch ein Bild! wie glänzend! wie entzückend.

Alfreds Traum verweilte bei dieſem Bilde mit Wolluſt und Wehmuth; dann ſchob ſich ihm — wie in einem geöffneten Guckkaſten — ein anderes Bild vor den innern Sinn.

Er erblickte Lucile mit Mangel kämpfend bei einer kleinen umherziehenden Geſellſchaft — aber beſeligt durch die Kunſt, gehoben durch den Beifall der Menge, der gleichviel — ob jenem Schauſpieler zugejubelt, der auf dem Theater ſteht, auf leeren Fäſſern erbaut, oder dieſem zwiſchen den vergoldeten Säulen des Proſceniums eines Hoftheaters — dennoch immer zum Himmel erhebt. Der Beifall des Volkes iſt das Höchſte, was der Künſtler erſtreben kann, es iſt der mächtigſte Hebel, der ihn treibt, der Gott, der ihn beſeelt. Neigt die Fasces vor dem Beifall der Menge, Ihr nüchternen Pedanten, die Ihr Euch das Richteramt ſo ungerecht anmaßen wollt.

Wie ſehr mußte er dem flüchtigen Lucile zürnen, daß er ihm auch nicht die geringſte Nachricht von ſich gegeben hatte, wie gern würde er ein ähnliches Leben ergreifen, wenn er nur etwas darüber wüßte. Wie Hamlet's Betrachtung vor dem Selbſtmorde —

Schlafen — Träumen —
Was aber in dem Schlaf für Träume kommen können.
Das iſt's, was Elend läßt zu hohen Jahren kommen. —

ſe auch hier. Alfred konnte ſich zu jener höchſten Poeſie des Lebens nicht hinaufſchwingen, die, wenn ein ſchöner Gedanke uns erfaßt, uns zur Ausführung antreibt, unbekümmert um den Ausgang. Er dachte immer an die Verſorgung ſeiner ſpätern Jahre. Darum eilte er auch jetzt nach Hauſe und ſchrieb den Brief an Leinweber. Er ſah dies als das letzte Mittel an, das ihm auf dieſem Terrain zu verſuchen blieb. Er dachte, daß das Mißverſtändniß ſich auf dieſe Weiſe leicht werde beſeitigen und erklären laſſen.

Mit großer Zuverſicht überflog er die geſchriebenen Zeilen. Er hatte ſich darin an den großen Künſtler, an den väterlich geſinnten Freund gewandt, der ihn, den Unbekannten einſt ſo wohlwollend an ſeinem Heerde aufgenommen hatte. Er verſuchte es auf gemüthliche Rührung hinzuwirken und gedachte jenes erſten Abends, als er unter Donner und Blitz an des Künſtlers Wohnung klopfte und dieſer ſelbſt ihm ſo huldreich zu öffnen kam, ihm ſeinen Schlafrock lieh und überhaupt mehr gewährte, als ſein kühnſtes Verlangen gehofft hatte. Er ſprach von allen Verheißungen, die ihm Leinweber ſeither gemacht hatte, von ſeiner Bewunderung und Liebe, die ihn zu Verſen auf den großen Meiſter begeiſtert und er ſchloß mit der rührenden Aeußerung, daß er nicht im Stande ſey, den Gedanken zu faſſen, daß Alles dies nur wie ein Sommernachtstraum zerfließen könnte, und daß er mit eben ſo großer Sehnſucht als Zuverſicht daran glaube, daß Leinweber den erſten Moment ergreifen würde, ihr altes Verhältniß herzuſtellen und die dunkeln Schleier zu zerreißen, die ſich zwiſchen ihnen hingezogen hatten.

In dieſen Zeilen lag Wahrheit. Was auch Alfred hie und da über Leinweber als Künſtler und Menſch vernommen hatte, was er auch ſelbſt über ihn gedacht und wie oft auch dies Gedachte von dem Augenblicke die Farbe des Mißmuths lieh, er mochte ſich doch nicht überreden, daß Leinweber nicht einen wahrhaft edeln Kern in ſich bewahre und er machte ſich über ſeine Zweifel im Stillen Vorwürfe da ihn Dankbarkeit an den Künſtler feſſelte.

Er hatte den Brief geſiegelt und abgeſchickt. Mit Ungeduld erwartete er die Rückkunft des Boten. Er war bald wieder da. Herr Leinweber ſey beſchäftigt und werde die Antwort ſchreiben, ſo lautete der Beſcheid, den der Bote überbrachte. Afred ſchien zufrieden zu ſeyn; er dachte, wenn Leinweber es nicht der Mühe werth hielte mit Erklärungen und Erörterungen zu machen, ſo würde er gewiß gleich geantwortet haben. Eine barſche Antwort iſt bald niedergeſchrieben und abgeſendet; bei unangenehmen Korreſpondenzen zögert man nicht, man will ſie vom Halſe haben.

Mit dieſer Beruhigung im Herzen ging Alfred auf die Straße und zum Thore hinaus. Er glaubte bei ſeinem Nachhauſekommen den Brief zu finden und zwar ſo zufriedenſtellend als human, und dann ohne Weiteres auf ſein Debut loszuſteuern. Unter manigfaltigen Gedanken erreichte er das wohlbekannte Dorf, in welchem Stein wohnte. Er ſchritt auf das Haus des Krämers zu und ohne ſich nach dem Befinden des Kranken unten zu erkundigen, da ihm die Fühlloſigkeit der Leute ja ſchon bekannt war, ſtieg er die endloſen Stufen hinan und trat in die weitoffene Thüre. Es war ihm unbegreiflich, weshalb die Thüre offen ſtand, da doch der Kranke im Bette ſo ſanft zu ſchlafen ſchien. Er ſchlich auf den Zehen, um kein Geräuſch zu machen, einige Schritte näher, zog hinter ſich die Thüre zu, und wollte ſo das Erwachen Steins abwarten, um dann mit ihm zu plaudern, wenn er vom Schlummer geſtärkt wäre. Er ſetzte ſich auf den einzigen in der Kammer befindlichen Stuhl, der unfern des Bettes ſtand.

Tiefe Stille herrſchte; kein Athemzug ward vernommen. Da kam jemand eilig und ſtolpernd die

Treppe herauf; die Thüre wurde gewaltſam aufgeriſſen und Alfred der dadurch Stein's Erwachen fürchtete, erhob ſich und ging dem Eintretenden mit leiſen Vorwürfen entgegen.

Ohne auf ihn zu achten ſtürmten zwei Männer an ihm vorüber. Es war der Hauseigenthümer und ein Beamter der Stadtbehörde. Sie bemächtigten ſich des kleinen, ſchmächtigen Mantelſacks, auf dem Balder à la turque mit untergeſchlagenen Beinen noch vor ſo kurzer Zeit geſeſſen hatte und zogen ihn hinter ſich her zur Thüre. Hier blieb der Eigenthümer des Hauſes ſtehen, blickte mit verächtlicher Miene um ſich und ſprach:

— Nein, kein Schauſpieler ſoll mir mehr in's Haus — ſie haben nichts und beſitzen nichts — und mit den paar Lumpen hier ſoll ich mich bezahlt machen. —

Nachdem er dies geſagt, gingen Beide eilig die Treppe wieder hinab, den Mantelſack polternd hinter ſich herſchleppend. Alfred ſtand wie verſteinert.

— Was iſt das? rief er endlich ſchwer athmend aus und näherte ſich dem Bette.

Da enthüllte ſich ihm der räthſelhafte Auftritt bald. Stein lag, eine kalte Leiche im Bette. — Afred blickte lange auf den Entſchlafenen hin und ließ ſeine Thränen frei über die Wangen fließen.

— Da liegſt du nun ſtarr und leblos, du armer Mann, und dein hartherziger Sohn iſt thränenlos an deiner Leiche vorübergegangen. Er ſoll es nie erfahren, daß du ſein Vater warſt; um den er ſich nicht im Leben bekümmerte, der ſoll auch ſelbſt den Schein von Sorgfalt nicht im Tode von ihm heiſchen. Und wozu brauchteſt du jetzt wohl ſeine Sorgfalt? Aber auch deinen Schatz ſoll der Habſüchtige nicht finden — ich will ſtehlen — um dem Diebe zuvorzukommen — ich will ſtehlen, um Gutes zu thun, ich will der Vollſtrecker deines Teſtaments ſeyn!

Bei dieſen Worten ſtreckte Alfred mit innerem Beben die Hand aus und ergriff die Pulverſchachtel. Nur zwei Ducaten waren noch darin, der dritte war bereits gegen Silbergeld ausgewechſelt worden, das ſich in die Ecke des Schnupftuches gewickelt vorfand. Im erſten Augenblicke gedachte Alfred dieſen Hort dem erſten, armen Schauſpieler zu geben, dem er begegnen würde; dann beſann er ſich eines Beſſern.

— Ich will damit die Schuld bei dem Hauseigenthümer tilgen und mir die Effecten Steins herausgeben laſſen, um zu retten, was ſich vielleicht von werthvollen Handſchriften darunter finden könnte, dieß waren ſeine Gedanken.

Der Mann war froh, als er das Geld ſah und lieferte Alfred ſogleich den Mantelſack dafür aus, der ihn ſelbſt auf den Rücken nahm und Balder aufſuchte, um ihm die Trauerbotſchaft zu überbringen. Er fand ihn am Eingang des Dorfs, im Begriffe, den alten Freund aufzuſuchen, weil ihn am Morgen eine ſeltſame Beängſtigung und eine Sehnſucht nach ihm ergriffen hatte. Die Meldung des Todes ſchien ihn nicht mehr zu ergreifen. Er hatte das baldige Verlöſchen dieſer Flamme an manchen Zeichen vorausgeſehen.

Balder begab ſich zum Sohne des Verſtorbenen, um mit ihm wegen des anſtändigen Begräbniſſes Rückſprache zu nehmen und einen Wächter bei der Leiche beſtellen zu laſſen. Für die Koſten wollte er aufkommen, ſagte er. Nachdem dieß Alles ſo weit geordnet war, ließ er ein Zimmer im Gaſthofe aufſchließen, daſſelbe, wo ſie das Kunſtgeſpräch die Nacht über wach erhalten hatte, und hier überließ er ſich mit Alfred dem Genuſſe, das Vermachtniß ihres verſtorbenen Freundes zu durchſuchen.

Der Mantelſack enthielt einige Bücher: Gedichtſammlungen zur Declamation und Rollen eigenhändig abgeſchrieben, dann eine Menge unzuſammenhängender Aufſätze, Anſichten über die Verhältniſſe des Theaters, Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung, kritiſche Beleuchtungen.

auch dichteriſche Verſuche — ein Chaos — in dem langen Zeitraume, der dieſe zu Papier gebrachten Gedanken entſtehen ſah, nie in Ordnung verbunden, vollkommen unzuſammenhängend. Die oberflächliche Durchſicht zeigte ſchon, daß ein gebildeter Geiſt wie dieſer, jeder großen Bühne zur Zierde gereicht haben würde, aber ſie predigte auch zugleich die Wahrheit, daß ein Künſtler, der das Beſſere will und dieſes unverholen ausſpricht, ſeinen Platz bei den großen Bühnen ſchwerlich erhalten wird.

Ein Blatt mit der Aufſchrift: „Zerſtreute Gedanken über lebenslängliche Anſtellungen" fiel Afred in die Hand und er las daraus Balder folgendes Fragment vor:

„Es war eine ſchöne Zeit in Deutſchland, als die Schauſpielkunſt noch umherſchweifte in ihrer buntphantaſtiſchen Tracht, Aller Augen auf ſich zog, mit den Reichen und Mächtigen lebte, und von dem Volke bewundert aber auch zugleich verachtet wurde. Da war der Schauſpieler noch getaucht in jene leichtſinnige Begeiſterung, die ihn erhob über die Sorgen und Aengſten des Lebens, die ihn im Augenblick ſeines Triumphes wie einen Halbgott erſcheinen ließ, ſchwelgend in Ambroſia, und nicht achtend einer Zeit, wo er den Hunger mit der trockenen Rinde ſtillen würde. War er ja doch Künſtler — was wollte er mehr? und der ſeligſten Künſtler Einer, die keines andern Materials bedürfen, um ihre entzückenden, wenn gleich leichtvergänglichen Werke zu vollenden, als der Seele, mit ihren geheimnißvoll glühenden Tiefen, des hellſehenden Geiſtes und eines vollendeten Körperbaues, einer tönenden Stimme, eines beredten Auges, kurz aller Eigenſchaften, die einen hochbegabten Menſchen zieren. Und glaubt Ihr wirklich, daß dieſe Künſtler in der Verachtung lebten, womit ein ſteriler Wahnſinn ihre Kunſt beſchüttet hatte? Oder ſeyd Ihr der Meinung, daß ſie im Alter darbten und elend verhungerten? daß Niemand ſich ihrer annahm, daß ihre Kinder zu Taugenichtſen aufwuchſen?

Meine Jugend fiel noch glücklicher Weiſe in jene Zeit, wo viele große Künſtler ihre erſte Waffenweihe erhielten, und wo manches Geſtirn niederging, das mit ſeinen erſterbenden Strahlen noch die Welt erleuchtete. Ich will hier Einiges über die dermaligen geſelligen Verhältniſſe der Künſtler niederſchreiben.

Die ſehr renommirte Truppe der Geſchwiſter Schuch durchzog Preußen mit königlichen Privilegien. Papa Schuch, der noch dann und wann einen Teufel, mit ſchwarz bemaltem Geſicht und eine mit Goldſchaum beklebte Naſe, meiſterhaft darzuſtellen gewußt hatte, war längſt abgetreten und ſeine Kinder führten das Werk fort. Hier begann Schröder als Sänger, ſeine ruhmvolle Laufbahn, die ihm zu Reichthum und Ehren verhalf. Glück und Talent waren die gekrönten Häupter, mit denen er einen Kontrakt auf Lebenszeit abgeſchloſſen hatte.

Der ältere Bachmann, ein Schwiegerſohn Schuchs war geehrt und geliebt, wie nie ein Schauſpieler vor und nach ihm, und er lebte mit den erſten Ständen auf traulichem Fuße. Ich erinnere mich noch lebhaft des ſchönen Mannes. Wenn er dahin rollte im Phaeton, im gepuderten Kopfe mit Chignon, den er wie eine Dame mit dem Kamm aufgeſteckt trug, den fliegenden Locken vorn und zur Seite, und dem dicken, gelbſeidenen Halstuche, in dem Kinn und Mund feſt verborgen lagen. Im Sommer ſtand ihm zu dem anliegenden Strumpfbeinkleide der Rock aus geſtreiftem Seidenzeuge ganz allerliebſt und — ich darf es wohl nunmehr, nach einer vollkommen ausgeſtorbenen Generation geſtehen — es kann leicht keine Karikatur von den Meiſtern in dieſem Fache heutzutage dargeſtellt werden, die jenem erſten Helden und Liebhaber, der zugleich Sänger war, in der äußern Erſcheinung gleich käme. Doch ſelbſt, wenn wir jetzt nach vierzig Jahren darüber lachen — wir lachen noch zu früh! wie nach eben ſo langer Zeit man unſere Adoniſſe lächerlich finden wird.

„Fuhr Bachmann vorüber, ſo lief man zum Fenſter; man wollte den Mann mit einer Art von inbrünſtiger Verwunderung anſtaunen, der geſtern als Orgon, Ariſt oder Craſt, ſo entzückend geweſen war. Wo iſt ſich in unſern Tagen ein Künſtler dieſer überſchwenglichen Anerkennung bewußt?

„Jener blendenden Prärogative theilhaft zu werden, verließen nun viele junge Leute, von einem leichtſinnigen Ergeitze beſeelt, die ſichern Brodſtudien, die Schreibſtuben und Werkſtätten, und ſchwuren Treue der Fahne aus bunten Fetzen, die der Menge ſo ſehr in die Augen ſtach, aber nur wenigen Geweihten zur Oriflamme wurde.

„Das liederliche Heer, das ſich um dieſe Fahne ſammelte, wuchs mehr und mehr, das Volk jauchzte den hin- und herwandernden Truppen entgegen, die Erſcheinung war noch zu neu und der Jubel mußte immer höher ſteigen. Nun aber traten bald Männer von ausgezeichneten Talenten zuſammen, denen das Herumziehen nicht mehr gefiel, deren Ehrgeitz von der Bewunderung und den guten Beſoldungen ſich lange nicht befriedigt ſah, die mit ſcheelen Augen nach den feſtgemauerten Küchen der kärglich bezahlten Staatsbeamten blickten, und ſich ſagten: Wenn uns auch beſſere Speiſen dufteten als ihnen, ſo iſt doch der Rauch des eigenen Schornſteins das Erquicklichſte auf Erden!

„Und ſie dachten ernſtlich daran, die Ausübung ihrer Kunſt an einen beſtimmten Ort zu feſſeln, ſie begründeten die ſtehenden Theater, mit ihrem Einerlei, mit ihren alternden Kräften, mit ihrem ungeziemenden Hochmuthe — und ſie ſahen nicht ein, daß die Kunſt, die leichtgeſchürzte, flüchtige Zauberdirne war, und daß ſie es noch lange vorzog, mit der flatternden bunten Fahne herumzuwandern, als ſchon die Flagge Thalia's und Melpomene's, von den Zinnen manches marmernen Kunſttempels, ſich ſtolz in die Lüfte erhoben hatte.

„Das Publikum war befremdet zwar ob dieſer Neuerungen, doch nahm es freundlich die Gäſte auf, öffnete ihnen Thür und Thor, räumte ſchnell den alten Unrath verjährter Vorurtheile auf, ließ ſie hinſetzen zum dampfenden, beneideten Heerde, zeigte den bis jetzt heimathloſen, umherſchweifenden Künſtlern das ſtillere Glück des Familenlebens, den Reiz im Innern der Bürgerlichkeit, ihre anſpruchloſe Heiterkeit, das idylliſche Glück in der engſten Beſchränkung. Arme Beſitzthümer gegen den Reichthum der innern Begeiſterung! Aber immer ſeltener war dieſe geworden. Beſonnenes

Bewußtſeyn war an ihre Stelle getreten und damit verknüpften ſich nur zu bald Sorgen über Lage, Bedarf, Stellung, Ausſichten, Zukunft, Alter, Noth, Tod und wohl noch darüber hinaus. Zu Mannheim war wohl zunächſt die Stätte, von wo alles dies entſprang. Ein mit glänzendem Talente begabter Mann wirkte dort im Vereine mit gleichgeſtimmten innig verwandten Naturen. Ich meine Iffland, der enge, mit Feinheit nachahmende, bürgerlich hoffärtige Künſtler, von karger Begeiſterung und ärmlicher Poeſie, welche reiche ergiebige Ernte wußte er aus ſeiner Begabung zu ziehen, wie geehrt und hochgerühmt ſtand er da, wie geſichert in dieſer Ehre, dieſem Ruhme, und dennoch genügte ihm dies Alles nicht!"

— Armer Freund! — unterbrach hier Balder den Vorleſer — an dieſer Einſeitigkeit laborirteſt du dein ganzes Leben. Doch die Umſtände ſind anzuklagen, die dir den freiern Aufſchwung verwehrten, deſſen dein Geiſt wohl fähig geweſen wäre — ſie ſind anzuklagen, nicht Du ſelbſt!

„Iffland ſchritt durch das Leben, fuhr Alfred zu leſen fort, im Gefühl ſeiner angebornen Würde und nahm Alles hin, was ihm die Huldigung der Zeitgenoſſen darbrachte, ohne dabei die Gedanken an Orden und Titel für ſeine Perſon aufzugeben.

und ſeinen Standesgenoſſen eine ähnliche Stellung, wie die der beneideten Staatsdiener zu ſchaffen.

„Armer Stolzer, kehrteſt du nun zurück und ſäheſt die wohlgemäſteten Greiſe ihre Penſionen verzehren, und dabei die Bühnen in Verfall, wuchernde Schmarotzerpflanzen die goldenen Säulen der Kunſthallen umklammern, die neidiſchen, hämiſchen, gleichgiltigen oder verachtenden Blicke, die ſo viele Tauſende aus andern Ständen darauf richten, nur Begierde nach einem ſchönen Mädchen hin und wieder, nirgends aber jene extravagante Kunſtbegeiſterung mehr!

„Und muß wahres Talent jetzt etwa minder verkümmern? Schleppte ſich nicht die Peche, das himmliſch ſchöne Schlangenmädchen, bei elenden Truppen hin, bis ſie der Zufall zu Schlegel führte, der vor Bewunderung ſeinen Indra und Wiſchnu und alle Würde des Profeſſors vergaß und ſie laut und öffentlich anpries? Und wie viel Julien mögen dahin ſterben, ohne daß ſie ein Profeſſor der Aeſthetik bemerkt und anpreist? Die lebenslänglichen Anſtellungen, wie ſie bei unſern Hoftheatern beſtehen, ſind größtentheils Sinecuren für faule, talentloſe Gäuche, die ſie in guter Stunde ſich zu erſchleichen wußten und dann dem Publikum das Theater verleiden, dem ſie die geſundeſten Säfte, das Mark des Lebens entziehen.

„Die Fürſten wurden von dem edelſten Gefühle geleitet, als ſie den Schauſpielern die Vergünſtigung bewilligten. Wie ſehr ſie aber dadurch der Bühnenkunſt ſelbſt geſchadet, tritt gerade in unſerer Zeit recht klar hervor. Es iſt nun ſo weit gediehen, daß die Meiſten dieſer bevorrechteten Künſtler unbrauchbar zu werden anfangen. Die Penſionirungen erwachſen-zu unerſchwinglichen Summen oder man müßte die Leute benützen, ſo lange als es geht. Will man ſie endlich erſetzen, ſo macht jedes noch ſo unbedeutende Talent dieſelbe Forderung: lebenslänglich angeſtellt zu werden.

„Aber was iſt mit dieſen Laſten und Ausgaben, mit dieſer Verwirrung in den Begriffen, wonach der dramatiſche Künſtler dem Staatsdiener völlig gleichgeſtellt ſeyn ſoll, ſonſt Erhebliches geſchehen, wenn wir es lediglich aus philantropiſchem Geſichtspunkte betrachten?

„Wie viele Talente unbeachtet untergehen, erwähnte ich ſchon, aber wie viele wackere Männer, bei der gewiſſenhafteſten Ausübung ihrer Kunſt, jetzt mehr als ehemals hungern und im Elend dahinſterben, bleibt uns zu erwähnen übrig. Denn jetzt, wo die Sache ſo vornehm betrieben wird, lockt ſie mehr Jugend aus allen Ständen zum Theater hin. Und in der Menge findet ſich immer mehr Mittelgut und ſchlechte Waare, aber auch — da nun mehr Protection nöthig iſt — Viele, die hierauf mit größerer Gewißheit zählen können, als auf ihre Fähigkeiten.

„Die Hoftheater haben eine eherne Mauer um ſich gezogen, die dem ſtillen Verdienſte, und wäre es das Größte, unerſteiglich iſt. Da gehören ſo viele Anwartſchaften wie Dienſtjahre dazu, um ſeine Bahn zu machen. Der umſonſt anfängt, wenn er nehmlich durch Beſchützer dahin gelangt iſt, überhaupt hier anfangen zu können — und zehn Jahre dient, ſpielt, wenn er anfängt ſtumpf zu werden, große Rollen, und mäſtet ſich dabei mit Braten und Wein! — Und man will, daß ſo etwas das Publikum ergötze? daß Alles dies im Stande ſey, die Leute mit jener jugendlichen Begeiſterung wieder zu erfüllen, wie damals, als wir herrlich ausgeſtattete Menſchen, das heilige Feuer hüten ſahen? . . . .

„Die menſchenfreundlichen Fürſten haben den Schauſpielkünſtlern lebenslängliche Anſtellungen zugeſichert, damit das Talent im Alter nicht darbe, und Leo, der große einzige Leo, erſchießt ſich aus Mangel auf Wieland's Grabe! . . .“

Man kann denken, welchen Eindruck dieſe Zeilen gerade in dieſem Augenblicke auf Alfred machten.

Er ſtand ja ſo lange ſchon an dem Scheidewege und war hocherfreut hier endlich eine Stimme zu vernehmen, die ihn beſtimmen konnte, welche Wahl er ergreifen ſolle. Er erkannte es, daß ſie ihm ſeine Richtung vorſchrieb.

— Ich dachte mir's gleich, daß dieſe Bekanntſchaft mir heilbringend ſeyn würde, ſprach er glühend, und ich ſegne die Stunde, wo ich Sie fand, wo Sie mich dieſem Edeln zuführten. Meine Zweifel ſind gehoben; ich folge meinem guten Sterne, er wird mich zum Ziele führen, wie er auch dieſen führte. Kommen wir nicht am Ende Alle hin?

— Was wollen ſie? fragte Balder.

— Ich will noch dem Begräbniſſe unſers theuern Freundes beiwohnen, dann ziehe auch ich in die weite Welt. Sie werden mir ihren Segen nicht vorenthalten, ſagte Alfred.

— Und Ihr Vater?

— Ich kann ihm den momentanen Schmerz nicht erſparen, aber ich nehme mir feſt vor, ſeine Hoffnungen nicht zu täuſchen. Meine guten Pogenwinkler ſollen mit mir zufrieden ſeyn, wenn ſie mich auch nicht auf dem Hoftheater debütiren ſehen können. Ich fordere noch heute meinen Abſchied. Ich habe mich Leinweber wieder genähert; er wird — er kann die ihm ſo treulich dargebotene Hand nicht verſchmähen, ich kenne ihn! er iſt argwöhniſch, aber er kennt mich. Ich will ihm Alles geſtehen, und er wird mir nicht hinderlich ſeyn. —

— Wenn ſie ſich nur nicht verrechnen, lieber Freund!

— Glauben ſie, daß er mir den Abſchied verweigern könne?

Balder lächelte.

— Fragen Sie mich nicht darum, ſprach er, ſeyn Sie aber überzeugt, daß das, was Sie von Leinweber erfahren werden, Ihren wahrſcheinlichſten Berechnungen zuwider laufen wird. Kommen Sie!

Eilftes Kapitel.

„Verächtlich iſt, Größe mit
Flitter und Kleinheit erjagt! —“
Iffland.

Als Alfred nach Hauſe kam lag ein großes Schreiben, in der Form wie ſie die Behörden bei amtlichen Gegenſtänden erlaſſen, auf ſeinem Tiſche. Es war von Leinweber eigenhändig und ſehr weitläuftig. Der große Mann ließ ſich herab, dem jungen Menſchen einen ſtrengen Sermon zu halten, ihm Alles vorzuſtellen, was er durch ſein Betragen verſcherzt habe, ihm ſeinen Verrath in den grellſten Farben zu ſchildern und ihn mit halb zärtlichen und rührenden, halb zornigen und ſchmähenden Vorwürfen zu überhäufen.

„Nie würden Sie bei mir eine Perſon oder einen Gegenſtand gefunden haben, die Ihnen hätten unangenehm ſeyn können,“ hieß es in dem Schreiben, „und ſollte ich am Ende allen Umgang abbrechen, ſo würde ich mich doch nie dazu verſtehen können, einen

Feind meiner Freunde bei mir zu ſehen. Allein Sie kennen dieſe Art von Zartgefühl nicht und weit entfernt, an irgend eine ſolche Selbſtaufopferung zu denken, wie ich deren fähig bin — wie ich jeden Augenblick beweislich zu erhärten mich anheiſchig mache — bilden Sie ſogar mit meinen Feinden gemeinſchaftliche Partei, wie ich aus der beſten Quelle weiß und wie ich — wenn man mich drängen ſollte — auch zu beweiſen im Stande ſeyn würde. Wenn unſer erlauchter Chef, der Herr Baron von Piſſahn von Ihren ſchnöden Umtrieben Kenntniß erlangte, ſo wäre es ſicher um Ihre Anſtellung bei dieſſeitiger Bühne geſchehen und Sie könnten nur Ihren Stab weiter ſetzen, ohne hier einmal zum Debüt gekommen zu ſeyn. Ich werde mich aber hüten, es zu hinterbringen, mein Mitleiden — obgleich vielleicht ſträflich, da ich nicht weiß, welcher Nachtheil aus einem ſolchen Mitgliede noch mir oder der Anſtalt einmal erwachſen könnte — mein Mitleiden, ſage ich, hindert mich daran, Ihrer Zukunft hemmend in den Weg zu treten. Ja, würde der Herr Intendant etwas von anderer Seite in Erfahrung bringen und mich in ſeiner Weisheit eine Mittheilung davon zu machen würdigen, ſo können Sie überzeugt ſeyn, daß ich die Selbſtverleugnung ſo weit treiben werde, für Sie zu bitten. Meine Gefühle ſind keine Taſche und ich ſpiele nicht damit. Guter Gott, du weißt es, daß ich auf meine Knie ſank, um dir zu danken, endlich einmal einen Freund gefunden zu haben, der mich verſtanden hatte, der mir ein theurer Jünger zu werden verſprach! Ich gelobte damals, ihm ein treuer Mentor zu werden, um mich Deiner hohen Gnade würdig zu bezeugen, o Gott! Nun — es ſollte nicht ſeyn! Ich tröſte mich mit der Unvollkommenheit aller irdiſchen Dinge. — Beſuchen Sie mich nicht mehr. Es würde mich nicht Stärke genug beſeelen, Sie an dem Heerde aufzunehmen, wo ich Sie einſt mit der ganzen naiven Offenherzigkeit des harmloſen Künſtlerherzens willkommen hieß. Auch würde meine arme gute Gattin, die ſo viel ſchon um Ihrentwillen zu leiden hatte, ſich Ausbrüchen überlaſſen, welche der Schmerz und die Liebe zu mir ihr eingeben würden und die gewiß zu entſchuldigen wären, um ſo mehr, als ſie mir Eröffnungen über ihr Betragen machte, die mich auf's Aeußerſte empört hatten, wenn ich nicht Ihre Jugend und meine leichtgläubige Thorheit in Betracht gezogen haben würde. Ja, dieſe Aeußerung gegen eine unbeſcholtene Frau, das Weib Ihres Freundes und der Artikel über meine Leiſtung als Mephiſtopheles, in der Scheerauer Theaterzeitung, ſetzten Ihrem Betragen die Krone auf und brachen den freundſchaftlichen Umgang zwiſchen uns auf immer ab. Jener Artikel iſt nämlich, wenn auch nicht unmittelbar aus Ihrer Feder gefloſſen, doch von Ihnen angegeben worden. Das iſt gewiß und Sie können und dürfen ſich nicht darüber entſchuldigen. Ich bete für Sie und wünſche, daß Derjenige, dem Sie fortan Ihre Huldigung widmen, Ihnen mehr gewähren und werden möchte, als meine ſchwache Kraft im Stande war, allein eben ſo wünſche ich auch, daß — obgleich mein Feind — er nie die traurige, herzzerfleiſchende Erfahrung machen möge, die mich jetzt ſo hart darniederbeugt. Im Geſchäftsbereiche werde ich ſtets mit der Ihnen gebührenden Offenheit und Hochachtung ſeyn und verbleiben Ihr ganz gehorſamer Diener

David Leinweber,
Regiſſeur und Schauſpieler am Hoftheater."

Alfred warf den Brief voller Unwillen auf den Tiſch. Er wußte nicht, ob er darüber lachen oder weinen ſollte. Welche Klätſchereien waren dem großen Künſtler in Bezug auf ihn hinterbracht worden. Er wollte zu ihm gehen und ihn zu Rede ſtellen; er wollte wiſſen, wer ihn verläumdet hatte und daran zugleich die Benachrichtigung knüpfen, daß er es aufgebe, auf dem Hoftheater ſein Debüt zu erhalten und um ſeinen Abſchied bitte. Aller Werth dieſer Auszeichnung ſey für ihn mit dem Gedanken dahin, daß er Leinweber's Gunſt und Schutz verloren habe. Noch war er unentſchloſſen, ob er dieſes ſchreiben oder mündlich ausrichten ſolle, als der hereintretende Theaterdiener ſeinen noch obwaltenden Zweifeln ein plötzliches Ende machte. Er legte eine Rolle Geld und ein amtliches Schreiben mit großem Siegel auf den Tiſch und überreichte ein Buch um darin den Empfang zu quittiren. Alfred wartete bis daß er ſich entfernt hatte und riß mit ungeduldiger Haſt das Schreiben auseinander. Er las:

„Die Intendanz des Hoftheaters an den
Schauſpieler Alfred.

Umſtände, die dem Schauſpieler Alfred auf anderm Wege bekannt gemacht ſeyn werden, veranlaſſen die unterzeichnete Stelle, den beiſtehenden Contrakt mit ſechswöchentlicher Kündigung aufzuheben. Um jedoch den weitern Unternehmungen des Schauſpielers Alfred nicht hinderlich zu ſeyn, wird demſelben hier eine Sechswochengage beigelegt und deſſelben ſofortiger Abreiſe von hier damit jeder Verſchub geleiſtet. Hierüber iſt Quittung zu unterſchreiben.

Die Intendanz des Hoftheaters:
Freiherr v. Biſzahn.
Mppr.“

Im erſten Augenblick war unſer junger Held heftig ergriffen: die Art und Weiſe ſeiner Abdankung gefiel ihm nicht, obgleich ihm dieſe ſelbſt nur wünſchenswerth war. Sich ſo ſchnöde entfernt zu ſehen, um eines Fehls wegen, das er gar nicht begangen, kränkte ihn tief: denn offenbar lag dem Verfahren der Intendanz die Meinung zu Grunde, er habe einen Artikel gegen ein angeſtelltes Mitglied in ein Blatt einrücken laſſen; ein Fall, der in den Geſetzen vorhergeſehen war und mit Entlaſſung beſtraft wurde. Was ſollte er aber thun? Leinweber war für ihn nicht mehr zu ſprechen: auch würde der ſich nie vom Gegentheile haben überführen laſſen; der Intendant war aber noch weniger erreichbar für ſeine ſchwache Stimme. Es blieb ihm nichts übrig, als das ſchreiende Unrecht zu tragen, oder in den Blättern dagegen zu reclamiren. Ja, dazu entſchloß er ſich endlich; Ladewitz war ſein Freund — zu ihm wollte er hin, er würde es ihm nicht abſchlagen, eine geharniſchte Vertheidigung im „jüngſten Gericht“ abdrucken zu laſſen. Es ſchien ihm der einzige Weg, ſeine Ehre vor den wenigen Freunden, die er im Publikum hatte, vor ſeinen Pegenwinklern endlich, zu retten, die ſeinen Unfall gewiß tief empfinden mußten.

Er ſuchte Balder auf, um ihm ſeinen Vorſatz und ſein Schickſal zu verkünden.

— Das Alles ſah ich kommen, gerade wie es eingetroffen iſt, ſagte Balder lächelnd — und Ihnen bleibt nun nichts übrig, als dem Himmel zu danken, daß er Ihnen ſo hilfreich bei Ihren Abſichten entgegenkam. Sie müſſen nun die Sache von der angenehmen Seite betrachten und in der That hat ſie für Sie keine wirklich unangenehme. In der Theaterwelt haben Sie noch keinen Namen und Ihre plötzliche Entfernung von hier kann ihm alſo auch keinen Schaden bringen. Aber bei Leibe reclamiren Sie nicht, dadurch würden Sie das Ding nur ärger machen. Sie hängen es dann ſelbſt an die große Glocke und was jetzt in zwei Tagen gewiß vergeſſen wird, erhält durch Ihre unſelige Reklamation auf jeden Fall eine Dauer von vielen Wochen, ſelbſt Monaten. Ihr Aufſatz wird einen andern hervorrufen, der Ihnen antwortet, dieſer einen dritten, man wird ſcheinbar für oder wider Sie ſtreiten, allein wirklich nur dem Publikum, das ſich am Scandal erfreut, einen Spaß vermachen wollen und Alle werden ſich das Wort geben, Sie zum Gegenſtande des allgemeinen Gelächters zu proklamiren. Verſchlucken Sie die Pille und verlaſſen Sie ungeſäumt die Stadt.

Alfred hatte zwar große Achtung vor der Einſich und Erfahrung Balder's, allein es wurde ihm ſchwer, dieſem Rathe ohne Einwand Folge zu leiſten. Er machte Gegenvorſtellungen.

Balder hatte Wein bringen laſſen und zutraulich einſchenkend, ſagte er:

— Ich will Ihnen eine Geſchichte ähnlichen Inhalts erzählen, die Sie von jeder Reklamation in den öffentlichen Blattern ein- für allemal curiren ſoll. Hören Sie mich an. Ich war einmal in meiner Jugend mit einem Schauſpieler bei einer Provinzbühne engagiert, der Baſtardinger hieß. Es war ein guter Menſch, allein von beſchränkten Fähigkeiten. Eines Tages ſitzt er harmlos, wie immer, eine Cigarre ſtill vor ſich hinrauchend, auf der Bank vor der Thüre des Kaffeehauſes, als ihn ein Bekannter mit den Worten antritt: Du, Baſtardinger, haſt Du das neueſte Blatt des Theaterfreundes geleſen? — So hieß damals ein ziemlich weit verbreitetes Blatt, das in der Hauptſtadt erſchien und von den Schauſpielern der Provinz mit wahrer Begierde geleſen wurde. Der aber ſo fragte war ein penſionirter Lieutenant, der eine Sängerin geheirathet hatte und ſich auf allen Kaffeehäuſern herumtrieb, Klätſchereien anzettelte und beſonders eine rechte Freude daran hatte, irgend

Jemand etwas Unangenehmes zu hinterbringen; dabei war er übermäßig neugierig und miſchte ſich mit Vergnügen in fremde Angelegenheiten. Dergleichen Müſſiggänger finden ſich leider bei allen Theatern und ſtiften überall Unheil, wo ſie hinkommen.

Baſtardinger, dem ſchon nichts Gutes bei der Frage des Lieutenants ſchwante, antwortete mit verlegenem Geſichte: Nein, ich habe den Theaterfreund nicht geleſen. — Das iſt etwas Anderes, ſagte der Lieutenant, wie befindet ſich Deine Frau? — Sehr gut, antwortet wieder der arme Baſtardinger, warum fragteſt Du mich aber, ob ich den Theaterfreund geleſen habe? Ich frage nur ſo, erwiederte der Andere mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, hat Dein Kleiner noch den Keuchhuſten? — Nein, ſpricht Baſtardinger immer dringender, aber ich möchte wiſſen, weßhalb Du mich fragteſt: haſt Du den Theaterfreund geleſen? — Es iſt nichts, antwortet unſer Lieutenant, Du biſt blos ein bischen darin mitgenommen worden.

Der arme Baſtardinger wird bleich bis unter die Nägelſpitzen.

— Was ſteht von mir im Theaterfreund, ruft er ſchnell, ich will's wiſſen! Freund, ich muß es wiſſen — verſchweige mir nichts — ich bin auf Alles gefaßt.

— Mir wär's lieber, wenn Du den Artikel ſelbſt leſen würdeſt. Deine Kunſt betrifft's eben nicht. —

— Was? ein ganzer Artikel? Komm', zeig' mir das Blatt. —

Es iſt gleich zur Hand; ich hole es vom Billard. — Allein, o Schmerz! der Marqueur ſagte, daß es am Morgen ſchon weggekommen ſey.

— Ein Feind von mir hat es geſtohlen, um es in der Stadt recht zu verbreiten, ſagt Baſtardinger, während ſein Freund ihn nach einem andern Kaffeehauſe zieht.

— Gieb her, ſchreit Baſtardinger, und reißt ſeinem Freunde das Blatt, das ſchon ganz beſchmutzt und verleſen da liegt, aus der Hand: ich will ſelbſt leſen.

Und nun lies't er allerlei gleichgültige Dinge, bis er zu dem ihn intereſſirenden Artikel kommt, endlich findet er ihn und ſieht ſchwarz auf weiß die folgenden Worte: „Vor wenigen Tagen hat die Frau unſers geſchätzten Mimen, des Herrn Xaver Baſtardinger, die in der Theaterwelt rühmlichſt bekannt iſt, ihrem glücklichen Gatten den achten Knaben geboren, der in allen Beziehungen würdig ſeyn wird, den Namen ſeines Vaters zu führen.“

— Was ſoll das ſeyn? ſchreit Baſtardinger wie raſend; gehört die Niederkunft meiner Frau in den

Theaterfreund und welche Sticheleien auf meinen Namen? Ich bin entehrt! Entweder ſein oder mein Leben! Sage mir, Freund, wo ſteckt eigentlich die Beleidigung, ich bin zu ſehr ergriffen!

— Sie ſteckt in den Worten: der Knabe iſt würdig Deinen Namen zu führen. Sieh nur, du heißeſt nun unglücklicher Weiſe Baſtardinger, folglich iſt damit geſagt, daß Dein kleiner Junge ein Baſtard ſey. Das iſt das Ganze; eine bittere Ironie.

— Ja, eine bittere Ironie! weißt Du was? Wir ſind in der Charwoche und das Theater iſt geſchloſſen; ich reiſe nach der Hauptſtadt und Du begleiteſt mich; ich fordre den Redacteur und Du biſt mein Secundant. Die verwünſchte Preßfreiheit hat ſchon viel Unheil angerichtet und doch iſt ſie den Leuten noch immer nicht frei genug!

Bevor ſie abreiſten befragten ſie noch einige Freunde um Rath. Baſtardinger zeigte den Artikel einem alten Advocaten, einem penſionirten Hauptmann, und einem angeſehenen Gutsbeſitzer. Er zeigte es einem Jeden ganz in Geheim und empfahl ihnen Allen das tiefſte Stillſchweigen in der Sache.

Der Advocat meinte auch unmaßgeblich: die Injurie entſpringe augenſcheinlich in der Beziehung zwiſchen dem Namen des Vaters Baſtardinger und der

Geburt eines Sohnes, welcher werth ſey, dieſen Namen zu tragen. Das hieße allerdings mit andern Worten: das Kind ſey ein Baſtard. Grund zu einem Injurienproceß.

Der penſionirte Hauptmann meinte: Es iſt eine Flegelei gleich unter der Nachricht, daß es Kröten geregnet habe, anzuzeigen, daß Ihre Frau Gemalin von dem achten Kinde entbunden wurde; gleich als ob Madame Baſtardinger Kinder ſo häßlich wie die Kröten in die Welt ſetze, oder regne! dieſe Kröten ſeyen übrigens würdig des Vaters Namen zu tragen. Blutige Beleidigung! Eine Ausforderung — 's geht nicht Anders.

Der angeſehene Gutsbeſitzer ſah lange in das Blatt und ſprach bedächtig: ich leſe den Theaterfreund gewöhnlich nicht und weiß auch ſo gut wie nichts von ſeiner Tendenz, hier muß ich mich aber doch verwundern, daß er zwiſchen einem Krötenregen und dem neulich gegrabenen arteſiſchen Brunnen, die Entbindung Ihrer Frau Gemalin einſchaltet. Es iſt offenbar ein Witz dahinter, wenn ich auch geſtehen muß, ihn nicht zu verſtehen.

So lauteten nun die Meinungen, die den armen Schauſpieler vollends raſend machten. Uebrigens war es auch närriſch genug, daß ein Blatt, welches ſich der Theaterfreund betitelte, allerlei Notizen, wie über Krötenregen, arteſiſche Brunnen u. ſ. w. gab, die in keiner Beziehung zum Theater ſtanden. Noch denſelben Abend reiſte Baſtardinger mit ſeinem Freunde, dem penſionirten Lieutenant, der Moormüller hieß, ab, nachdem ſie ihren Frauen einen unſchuldigen Vorwand über den Zweck ihrer Reiſe mitgetheilt hatten.

Sie kommen in der Hauptſtadt an und ſuchen ſogleich den Redacteur des Theaderfreundes auf. „Er iſt auf der Jagd," heißt es, und ſie ſind genöthigt, bis zum Abend des andern Tages in Geduld zu harren. Endlich können ſie den Herrn Redacteur ſprechen.

— Der Artikel iſt weder von mir, noch von einem Mitarbeiter dieſes Journals, ſpricht er gleichgiltig, ich habe ihn einem andern Journal entnommen, ſie müſſen ſich dorthin wenden.

Damit ließ er die Beiden ſtehen.

— Was meinſt du, Moormüller? — ſprach Baſtardinger.

— Ja, was meinſt du dazu? fragte dieſer.

— Muß ich nicht den Kelch bis auf die Hefe leeren? Komm'!

Und ſie gingen. Allein ſie beſannen ſich zu ſpät, daß ſie zu fragen vergeſſen hatten, welchem andern

Journale der Theaterfreund den Artikel nachgedruckt, oder entnommen hatte. Sie eilten daher zu dem Redacteur zurück, allein er war über die Feiertage verreiſt, wie man ihnen ſagte, und würde unter zehn bis zwölf Tagen nicht wiederkommen. Es blieb den beiden Freunden nunmehr nichts übrig, als ſich in ein Kaffeehaus zu begeben, wo faſt alle Journale gehalten wurden und um die weggelegten Blätter zu bitten. Man brachte ihnen dreißig bis vierzig große Mappen, die mit fettigen, halbzerriſſenen und ſtaubigen Journalen angefüllt waren; Alles lag durcheinander, nichts war geordnet. Welche Geduld gehörte dazu hier etwas zu ſuchen. So ſaßen ſie bei Caffee und Zuckerwaſſer emſig ſuchend von zehn Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends und durchforſchten dieſe Folianten, um die vermeinte Beleidigung von drei Zeilen zu leſen. Die Naſenlöcher, die Augen, Ohren und Mund, waren voller Staub; ihre Finger waren ſchwarz; ſie ſahen aus wie Rauchfangkehrer. Endlich um ſechs Uhr entfernten ſie ſich auf eine halbe Stunde, um etwas Weniges zu eſſen. Sie hatten noch nichts gefunden. Um drei Viertel auf ſieben ſaßen ſie ſchon wieder bei der Arbeit und um drei Viertel auf zehn hatten ſie endlich die Gewißheit der Quelle des fraglichen Artikels. Es war ein halbzerfetzter Wiſch grauen Papiers, deſſen Inhalt mit alten Nagelköpfen ſtatt mit Lettern gedruckt zu ſeyn ſchien, und auf dem die ominöſe Inſchrift prangte: „der erheiternde Spion.“ Hier ſtanden die wenigen Zeilen, die dem armen Baſtardinger bereits ſo viele Zeit, Geld und Aerger gekoſtet hatten.

Am andern Morgen kleideten ſich unſere Freunde ſchwarz, wie es bei feierlichen Gelegenheiten und Affairen von einigem Belang üblich, und gingen nach einer ewig langen, engen und ſchmutzigen Straße der Vorſtadt, die man ihnen als den Wohnſitz des Redacteurs des erheiternden Spions angegeben hatte. Sie ſuchten aber und ſuchten ohne irgend etwas zu finden, was ſie auf die Spur hätte leiten können. Endlich blieben ſie Beide vor der Thüre eines Hauſes ſtehen, das ſeinem Anſcheine nach ihnen die Reſidenz des Redacteurs zu verrathen ſchien. Sie fanden eine alte Frau im Gange.

— Wohnt hier der Redacteur des erheiternden Spions?

— Wer ſoll es ſeyn?

— Der Redacteur —

— Weiß nicht. Was für ein Handwerk ſoll er treiben?

— Den Spion — erheitern —

— Weiß nicht —

— Ein Journaliſt — ein infamer —

— Ruhig, Freund! Du biſt Vater, raunte ihm der Freund zu.

— Hier wohnt ein Vogelhändler, ſagte die Alte, mein Mann treibt das Handwerk ſchon lange, ſehen ſie dieſen Vogel, halb Stieglitz, halb Kanarienvogel — es iſt ein ſchöner Baſtard —

Der arme Menſch wurde wüthend.

— Hörſt Du? eine Anſpielung! ſchrie er wie toll, wir ſind zur Stelle —

Der Zorn macht Dich blind, calmirte der Freund, denke an Deine Kinder —

Aber er predigte tauben Ohren, er mußte Baſtardinger nacheilen, der bereits die Treppe hinanſtürmte. Jetzt ſtanden ſie vor einer verſchloſſenen Thüre und der Zufall hatte ſie richtig geleitet, ſie laſen wirklich die Worte: Redactionsbureau des erheiternden Spions. Sie ſchellten.

— Sogleich, ſchallte es von Innen.

Ungefähr eine Viertelſtunde ſpäter öffnet ein ziemlich ältlicher Mann mit einem großen Schnurrbarte: Er entſchuldigt, daß ſie ſo lange hatten warten müſſen und fragte was zu ihren Dienſten ſtehe, nachdem er ſie in ein vollkommen leeres Zimmer genöthigt.

— Ich will dem ſchändlichen Kerl — ſagte Baſtardinger erhitzt.

— Freund ſprach beſchwichtigend Moormüller, Du haſt mir Dein Wort gegeben, ruhig zu bleiben. Mein Herr, fuhr er hierauf fort zu dem Schnurrbärtigen gewendet, wir wünſchten den Verfaſſer eines Artikels zu kennen, der in der Nummer vom erſten dieſes Monats ſtand —

— Bemühen ſie ſich nur gefälligſt hier nebenan, ſagte der Schnurrbart, ich bin nur der Drucker des Journals —

Baſtardinger und ſein Freund laſſen den Mann ſtehen und begeben ſich ſogleich in das anſtoßende Kämmerchen —

Hier empfängt ſie ein jüngerer Mann, aber ohne Schnurrbart.

— Was wünſchen Sie, meine Herren?

— Eine ſchurkiſche Anſpielung —

— Ruhe, Baſtardinger, Du haſt mir verſprochen — Wir wünſchten, mein Herr, eine kleine Erklärung über einen Artikel, den mein Freund, Herr Baſtardinger, als eine Ehrenkränkung zu betrachten im Rechte zu ſeyn glaubt —

— Haben ſie die Güte nur ins Nebenzimmer zu geben — ich habe mit der Redaction nichts zu ſchaffen —

Baſtardinger und ſein Freund fühlen ihren Zorn erkalten, ihre Fiebern ermatten. Das Ganze ſcheint für dieſen Zweck recht kunſtvoll organiſirt zu ſeyn.

Jetzt ſtehen die beiden Freunde endlich vor einem Manne, von robuſtem Anſehen, mit der Verdienſt Medaille decorirt.

— Was giebt's? ſchnauzt dieſer ſie an.

— Eine Erklärung wollen wir wegen der Beleidigung, die Ihr Blatt mir zugefügt hat. Ein Artikel zwiſchen Krötenregen und Arteſiſchen —

— Das geht mich nichts an. Der Redacteur ſitzt dort hinten; ich bin der Expeditor —

Mit dieſen Worten expedirt er die Beiden in das letzte Zimmer. Hier ſtoßen ſie endlich auf eine wahrhaft bemitleidenswerthe Geſtalt, dick und roth mit grauen Haaren, von Zeitungen umgeben, eine große Scheere in der Hand. Er hebt bei ihrem Eintritt den Kopf, dann legt er die Scheere weg, wiſcht die Brille ab, ſetzt ſie wieder auf und ſieht ſie an ohne ein Wort zu ſprechen.

Baſtardinger fragt ob er endlich den Redacteur des erheiternden Spions vor ſich ſehe.

— Ja wohl, mein Herr, antwortet die ehrwürdige Geſtalt — Heiter? je nun, dem Namen nach aber im Innern nicht. Sehen Sie, ich bin eigentlich ein Barchenthändler, allein die vielen Reiſenden haben den Abſatz im Orte gänzlich ruinirt und ich war genöthigt meine Zahlungen einzuſtellen. Es ging mir ſehr ſchlecht; ich hatte nichts wovon zu leben; da nahm mir der Himmel Frau und Kinder und ich gründete den erheiternden Spion, um mich — wie Sie ſehen — kümmerlich durchzubringen. Was ſteht zu Ihren Dienſten?

— Mein Herr, Sie haben einen Artikel in Ihrem Blatte gegen mich, gegen einen Mann der Sie niemals beleidigte, gegen mich, der keinen Menſchen je beleidigt hat — einen Künſtler — den man in ſeinen Leiſtungen recenſiren, mit Gründen belehren kann, deſſen Privatverhältniſſe jedoch nicht vor das Publicum gehören, ſo wenig wie die Privatverhältniſſe irgend eines Menſchen —

— Du ſprichſt gut, mein Freund, ſo fahre fort — ſprach leiſe Moormüller —

— Mein verehrter Herr erwiderte der Alte mit Würde — Sie machen mir da Vorwürfe, die ich nicht verdiene — ich redigire mein Journal nicht —

— Aber wer redigirt es denn?

— Niemand —

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Das Journal redigirt ſich von ſelbſt. Haben

Sie an der Thüre nicht das Käſtchen bemerkt, mit der Aufſchrift: Briefkaſten des erheiternden Spions? Nun, ſehen ſie, da hinein wirft Jeder, was ihm beliebt. Abends wird es geöffnet; dann leſen wir die alten Knöpfe und Kirſchkerne, die Cigarrenſtumpfen, die Aepfel- und Kartoffelſchaalen aus den Papierfetzen heraus und drucken dann alles das ab, was nicht Kirſchkern, Cigarre, Aepfel- oder Kartoffelſchaale iſt. Haben wir noch weißes Papier im Blatte übrig, ſo ſchneiden wir Stückchen von andern Blättern ab, und füllen das Unſrige damit, ſo entſteht unſer Journal, aber es wird nicht redigirt.

— Wenn ich nun aber eine Ehrenerklärung von Ihnen verlangte?

— Eine Ehrenerklärung? ſo viele ſie wollen. —

— Was wäre damit gewonnen, Baſtardinger, ſagte Moormüller — es würde den alten Schmutz nur aufrühren. —

— Du haſt recht — erwiederte der Freund — was wollen wir machen? Irgend ein heimlicher Feind hat mir den Streich geſpielt. —

Und Beide verließen den Alten.

— Das war freilich das Beſte, was ſie thun konnten, ſprach Alfred, allein mein Fall iſt denn doch ein ganz Anderer.

— Die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende, fiel ihm Balder ins Wort, hören ſie nur weiter! Als die beiden Freunde auf der Straße waren, beſchloſſen ſie ſobald als möglich wieder nach Hauſe zu reiſen. Die Charwoche, Baſtardinger's Ferienzeit, war über den Handel zu Ende gegangen, und die Pflicht rief ihn auf ſeinen Poſten. Am andern Morgen traten ſie in ein Kaffeehaus, um zu Frühſtücken, und wollten dann den Eilwagen beſteigen. Die friſchen Tagsblätter lagen auf dem Tiſche und ſie griffen darnach, um Neuigkeiten zu erfahren. In dem einen fiel ihnen ein Artikel in die Augen, der ihren Vorfall von Geſtern aufs umſtändlichſte und mit boshaften Zuſätzen erzählte; in dem Andern war ein lügenhafter Bericht über die Explikation mit dem alten Redakteur des erheiternden Spions enthalten, in dieſem Blatte ſelbſt aber ſtand eine Charade über ein vierſylbiges Wort, deren Auflöſung auf der Hand lag, ſie war Baſtard und Dinger und eben ſo dumm als boshaft. — Meermüller wollte, gefällig wie er war, ſeinem Freunde noch Einiges vorleſen, allein dieſer riß ihm die andern Blätter aus der Hand und warf ſie weit weg. — Ich bitte dich, ſagte er, lies nicht weiter, trinke deinen Kaffee und laſſe uns abreiſen. Möge man mich von nun an Dieb, Straßenräuber, Menſchenfreſſer in allen Journalen der Welt heißen, ſo will ich mich eher viertheilen laſſen als reclamiren. — Und es iſt zwar ſchlimm, ſetzte Balder ernſt hinzu, aber, lieber Freund, es iſt denn doch das Sicherſte. Ein ſolcher Angriff in einem Blatte wirkt bei uns nie auf die öffentliche Meinung, und es kann ein Mann, der alle Tage auf ſolche Weiſe angegriffen wird, doch im Leben in hoher Achtung ſtehen. Aber die Reclamation tritt den Schmutz nur breiter und verdoppelt den Aerger und das, was in vierundzwanzig Stunden vergeſſen wäre, bringt ſie noch nach Wochen und immer wieder von Neuem in Anregung.

Alfred verſprach ſeines Freundes Rath zu befolgen und nahm ſich vor in den nächſten Tagen fortzureiſen. Seinem Vater wollte er dann erſt ſchreiben, wenn es ihm gelungen ſeyn würde bei einem andern Theater eine Anſtellung zu finden und aufgetreten zu ſeyn. Durch dieſe freudige Botſchaft hofte er das Unangenehme der geſcheiterten Hoffnung bei dem erſten Verſuche bedeutend zu mildern.

Zwölftes Kapitel.

„Nicht wird ſofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erſchluget eine Nachtigall.“

F. v. Sallet.

Es war einige Tage vor Alfreds Abreiſe, als die neueſte Nummer des jüngſten Gerichts von dem Doctor Ladewitz die Nachricht mittheilte, daß das Publikum nächſtens durch die Erſcheinung eines Herrn Alfred auf der Scene des Hoftheaters erfreut werden würde, der ſich bereits auf verſchiedene Weiſe bemerkbar gemacht hatte, nehmlich: erſtens bei dem Handel des vermeintlichen Engländers und der Demoiſelle St. Viel; zweitens durch ſeine geharniſchten und unfehlbaren Recenſionen über die Leiſtungen der Künſtler des Hoftheaters, und drittens durch den naiven Wunſch ihrem Vereine angehören zu wollen und den Beweis zu führen, daß Tadeln eben ſo leicht ſey als Beſſermachen. Dieſe ſeltſame Mittheilung machte überall Aufſehen, nur bei dem, auf den ſie zunächſt gemünzt war, erregte ſie keine Aufmerkſamkeit, da er von der bevorſtehenden Abreiſe und den mancherlei Sorgen, die ihn drückten, zu ſehr in Anſpruch genommen wurde und das jüngſte Gericht nicht mehr zu leſen pflegte.

In Pogenwinkel jedoch machte das Blatt, als es hinkam, die bedeutendſte Senſation. Zwar war das „nächſtens“ dem Kaſſenreviſor nicht recht, da er gern den Tag des Auftretens mit Beſtimmtheit gewußt hätte, eben ſo lag auch in der ganzen Abfaſſung des Artikels ein Etwas, das dem guten Manne nicht gefiel, allein ſein väterliches Herz ſchwoll doch bedeutend bei dem Gedanken, ſeinen Sohn endlich am ſchönen Ziele zu ſehen. Daß dieſer ihm nicht ſchrieb, konnte er ſich nicht gut erklären und er zürnte ihm deßhalb, allein Clotilde meinte, er würde mit ſeiner Rolle, ſeinem Coſtüm und dem Uebrigen zu viel zu thun haben und auch vorher den Erfolg des erſten Debüts abwarten wollen, um ſie dann zum zweiten einzuladen. Fizmeier meinte hingegen: was braucht er denn zu ſchreiben? tragen die Journale ſo etwas nicht in alle Welt? Er hat ja dort in der Reſidenz recht gut die Ueberzeugung, daß wir Blätter halten und leſen und ſomit Alles wiſſen, was vorgeht. Liegt Pogenwinkel nicht auch in Deutſchland?

Nach der Weiſe dieſer guten Leute hielten ſie eine

Zuſammenkunft, aus der ſich mehre Zuſammenkünfte entwickelten, da ſie ſich über das Unwichtigſte nicht leicht auf einmal verſtändigen konnten. Endlich kamen ſie darin überein, an den Herrn Doctor Ladewitz direct zu ſchreiben und ihn zu bitten, ihnen den Abend der Vorſtellung mitzutheilen, in der „der junge Novize zuerſt ſeine Waffenweihe ablegen würde.“ Haidvogel hatte den Brief abgefaßt, Fizmeier ihn durchgeſehen und approbirt; es war daher nichts verabſäumt worden, ihn des Empfängers würdig zu machen, der als Literat und Redakteur bei den Pogenwinkler Schöngeiſtern in nicht geringer Achtung ſtand.

— Man kann heutzutage nie wiſſen, ob ſo etwas nicht unter die Leute kommt, ich meine gedruckt wird, ſprach Haidvogel.

— Und vier Augen ſehen mehr als zwei, ſetzte Fizmeier ironiſch hinzu, denn er hatte wirklich Manches am Styl auszuſetzen gehabt, und ohne Umſtände verbeſſert.

Der arme Mindelsheim, nicht damit zufrieden, ſandte noch ein überaus höfliches Schreiben an den Herrn Regiſſeur Leinweber, „den großen Beſchützer und Förderer aller Kunſt,“ mit Dank und Bitte um nähere Nachricht und Clotilde legte ein Briefchen für Vetter Alfred ein, um dieſem niedliche, zärtliche und dabei naive Vorwürfe zu machen und ihm zu ſagen, daß Papa recht böſe ſey und gar nicht an ihn ſchreiben wolle, er möge ihr doch aber anzeigen, ob er den Mortimer oder den Mar ſpiele und ob ſie ihm einen geſtickten Kragen ſenden dürfe, den ſie für ihn verfertigt habe und der für beide „Charaktere“ gleich gut paſſe.

Alle dieſe Briefe waren längſt abgegangen, aber nur von Ladewitz lief eine Antwort ein. Sie meldete kurz, daß am nächſten Freitag die bewußte Komedie geſpielt werden würde. Bis dahin waren's aber noch vier volle Tage, denn der Brief kam am Montag an. Nun folgten in Pegenwinkel wieder Zuſammenkünfte auf Zuſammenkünfte, oder Sitzungen wie man's nannte. Endlich wurde es dahin entſchieden, daß man Alfred, der ſo geheimnißvoll mit ſeinem erſten Auftreten that, überraſchen wolle. Mindelsheim und Clotilde machten ſich, von den Freunden begleitet, am erſehnten Tag auf den Weg.

Es war bereits ſpät als ſie ankamen. Mindelsheim pochte das Herz, als wenn er ſelbſt auftreten ſollte und Clotildchen hatte bedeutende Wallungen. Man nahm ſich nicht Zeit nach dem Zettel zu fragen und eilte in das Theater, das ziemlich leer war.

— Wir überraſchen und wollen uns überraſchen laſſen, ſagte ſanftlächelnd der gemüthliche Haidvogel. Wiſſen wir doch nicht einmal, in welchem Stücke unſer lieber Alfred ſein Debüt feiert.

Aber Fizmeier, der von dieſer Zartheit der Geſinnung nichts wußte, hatte ſich einen Zettel geben laſſen und ſah nun mit Verwunderung, daß man zwei kleine Stücke an dieſem Abende gab und daß Alfred unter den Perſonen gar nicht genannt war.

— Sollte er krank geworden ſeyn? rief er ganz erſchreckt, oder hat uns Ladewitz falſch berichtet?

Die Stücke waren „das Univerſalgenie“ oder „Muſen und Grazien nach der Mode,“ ein Luſtſpiel in einem Akt, welches zum erſten Male gegeben wurde, dann eine unbedeutende Wiederholung eines längſt bekannten Dramas.

Erwartungsvoll ſaßen unſere Pogenwinkler Freunde als der Vorhang in die Höhe rauſchte und „das Univerſalgenie“ ſeinen Anfang nahm. Die erſten Scenen gingen für ſie theilnahmlos vorüber, denn ſie wünſchten Aufklärung zu haben, weshalb denn das Debüt ihres Mitbürgers nicht ſtatt fand. Ihr Zweifel ſollte bald gelöst werden.

Ein wüthendes Klatſchen, Lachen und Bravorufen ſchallte plötzlich wie auf Kommando durch den Saal. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit blickten ſie nach der Scene und ſahen nun Alfred, ihren Alfred, aber nicht in einer Rolle, ſondern wirklich wie er leibt' und lebte vor ſich. Sie trauten ihren Augen kaum und ſahen ſich verlegen an. Es war Alfred und er war es nicht. Sie konnten ſich's im erſten Momente nicht erklären; endlich ward ihnen Alles klar. An der lächerlichen Rolle, die er ſpielte, ſahen ſie, daß es darauf abgeſehen war, den jungen Menſchen zu erniedrigen, ihn in der Meinung des Publikums herabzuſetzen. Es war der Schauſpieler Mosbach, der ſich dazu hergegeben hatte, das äußere Weſen Alfreds zu copiren, ihn auf's Theater zu bringen und die Charge dem Gelächter preiszugeben, die wenigen Zuſchauer, die ſich zu dieſem der Kunſtanſtalt unwürdigen Schauſpiele eingefunden hatten, waren größtentheils gedungen, um bei dem erſten Auftreten Mosbach's den Lärm zu machen; das ganze Stück war dazu aus der Maſſe von vorhandenen Manuſcripten hervorgeſucht und von Ladewitz mit den nöthigen Beziehungen und Anſpielungen verſehen worden.

Leinweber hatte Alles dies veranſtaltet, um ſich für den Verrath der Freundſchaft, wie er es nannte, zu rächen. Das große Verbrechen, das Alfred begangen hatte, mit Balder einige Male zuſammengekommen zu ſeyn!

Außer den guten Pogenwinklern, die in einer ſchwer zu beſchreibenden Stimmung daſaßen und nicht wußten, wie ſie ſich auf ſchickliche Weiſe entfernen ſollten, war's nur noch Balder, den dieſer Vorfall im höchſten Grad entrüſtete. Er knirſchte vor Wuth und gab ſich das Wort, es Leinweber zu vergelten: „Wenn er ihn nur einmal bei der Hüfte faſſen könnte —“

Der hochwohlgeborne Freiher von Piſſahn geruhte bei dem Schauſpiel gegenwärtig zu ſeyn und ſein Glas nicht von der Pogenwinkler Gruppe zu wenden, die ihm der im Hintergrunde der Loge verborgene Leinweber gezeigt hatte. Die Scene ſchien den Freiherrn ſehr zu ergötzen, obgleich er hiebei wie bei vielem Andern das Warum ſich nicht genau anzugeben wußte. —

Da ward Clotilde ohnmächtig und mußte hinausgetragen werden, ihre armen Begleiter waren um ſie beſchäftigt und brachten ſie tiefbekümmert nach Haus.

Während dieſer verworfene Streich aber im Theater ausgeführt wurde, zog Alfred, eine ganze Hecke von Singvögeln in Bruſt und Kopf, deren heitere Lieder ſeiner Kehle entſtrömten, zum Thore hinaus, dachte weder an ſeine Freunde noch an ſeine Feinde, am Allerwenigſten an die Vorſtellung des Hoftheaters, ſondern ließ die Blicke heiter und ſehnſüchtig in die

Zukunft ſchweifen und ſah der vor ihm ſich öffnenden Welt recht treuherzig in die klaren Augen.

Der Abend dämmerte; der Rauch ſtieg kerzengrad aus den Schornſteinen in die Höhe und die Glocken ſummten zum frommen Geläute zuſammen, als er ſein erſtes Nachtquartier erreicht hatte, während ſein alter Vater mit kummervollem Herzen und thränenden Augen an dem Bette der kranken Clotilde ſaß.

Nach beendigtem Schauſpiele tranken aber Leinweber, Ladewitz und Mosbach einige Gläſer Punſch miteinander.

Ende des zweiten Bandes.

Die Geheimniſſe
des
Theaters.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von E. Hochdanz.

III.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —"

(Neue Ausgabe des Theater-Romans.)

* * *

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Ich habe durchzogen ſo manches Land,
Und wo ich geweſen, da bin ich bekannt,
Und wo ich geweſen, da riſſen ſich
Die Herren und Damen gewaltig um mich.
Volksweiſe.

Es war ein hübſcher Herbſtabend, als Alfred, ziemlich ermüdet, unter das Thor eines reinlichen Dorfwirthshauſes trat, aus deſſen Stube ihm ein wirres Geſchrei und lautes Gelächter entgegenſchallte. Vor dem Hauſe war Vieh angebunden und ſchwarze Jungen mit großen, über die Schulter gehängten Peitſchen, die ein tolles Rothwelſch unter einander wechſelten, deuteten unſerm Wanderer genügend an, daß drinn die Herberge heimkehrender Bauern und Viehhändler war, die den nahen Markt beſucht hatten.

Alfred blieb auf der Schwelle ſtehen und ging mit ſich zu Rathe ob er es wagen ſolle hier einzutreten; ein Blick durch's Fenſter brachte ihn zur ſchnellen Entſcheidung. Drinn im Zimmer leuchtete aus dem Haufen, breit um den Tiſch gelagerter Bauern und Handelsleute, eine hohe Geſtalt hervor, die eine jener barocken Schauſtellungen gab, wie man ſie wohl auf unſern Jahrmärkten und Kirchweihen zu ſehen gewohnt iſt, die aber für unſern guten Pogenwinkler Jüngling ganz etwas Neues war. Man konnte wirklich in mancher Beziehung geradezu behaupten: Pogenwinkel müſſe gar nicht in unſerm Welttheil liegen, weil es zum Theil ſelbſt zu abſonderlich war, zum Theil aber auch von Anderm ſo wenig wußte, obgleich es doch in dem vielen Reiſenden ſo wohlbekannten, von ihnen ſo oft durchzogenen Thale der Unſtrutt lag.

Dieſe für Alfred neue Art des Schauſpiels, die ihn beſtimmte ſich in den Haufen der Gaffer zu miſchen, war das bekannte Exercitium, das aus einem gemeinen Hutrande von Filz, durch geſchicktes Biegen und Drehen alle Arten von Kopfbedeckungen zu machen verſteht. Dies handhabte nun der Künſtler mit einer überraſchenden Gewandtheit und bildete ſeine Geſichtszüge, einer jeden Metamorphoſe, ſo zweckmäßig an, daß er Alfreds Bewunderung erregte, der ſogleich darin ein nicht unbedeutendes, ſehr ausgebildetes mimiſches Talent entdeckte. Zu dieſem hatte ſich aber auch noch eine Suade, eine Geläufigkeit der

Zunge, der Kehle, kurz aller Sprachwerkzeuge geſellt, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzte.

Der Mann ſchien in allen Sprachen zu reden, obgleich Jeder, der aller dieſer Sprachen mächtig geweſen wäre, kein Wort verſtanden haben würde. Es ging ihm ſo ſchnell vom Munde, daß das geübteſte Ohr nicht zu folgen im Stande war, und hatte man aus den bekannt klingenden Worten nun ſelbſt einige Sylben erhaſcht, aus denen man einen Sinn zu fiſchen vermeinte, ſo verſchlang der wüſte Lärm Alles wieder ſogleich und ein Toſen, wie von einem unruhigen Meere, erfüllte den Raum, bis ſich wieder die Stimme des Tauſendkünſtlers daraus erheben konnte und für ein Paar Augenblicke die Andern beherrſchte.

So hatte Alfred geglaubt, Engliſch, Italieniſch, Franzöſiſch zu hören und ganz erſtaunt ſtand er nun da, das fremde Wunder mit weit offenen Augen anſtarrend. Man bemerkte ihn nicht, weil der Künſtler Aller Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatte, denn ſelbſt der Wirth und die Mägde gafften müßig zu, da — wo die Trinker im Anſchauen verloren feierten, ſie natürlich nichts einzuſchenken hatten. — Jetzt ſehen Sie, verehrungswürdigſtes Publikum, rief der Tauſendkünſtler jetzt, den berühmten Pfarrer Höllenbrand, wie er aus chriſtlicher Liebe alle Ketzer verflucht.

Die aufgeklärten Bauern und die jüdiſchen Viehhändler lachten wild durcheinander, der Fremde aber ſchrie dazwiſchen: der Künſtler bittet um Ruhe! und ſchnell hatte er ſich aus ſeinem Tuche ein Paar Bäffchen gemacht und angelegt, und den Filzrand, zu einer runden Mütze gedreht, aufgeſetzt, dann kniete er auf einen Seſſel, und mit den Händen, auf deſſen Lehne wie auf den Rand der Kanzel ſchlagend, drehete er ſich hin und her und geſtikulirte gewaltig; die Augen rollten ihm im Kopfe, das Blut trat ihm in's Geſicht, er ſah blau und aufgedunſen aus und ſchrie dabei wie beſeſſen allerhand kauderwelſche Worte, die Niemand verſtand, aus denen aber Alfred einige lateiniſche Brocken zu erhaſchen glaubte. Dies ging ſo eine Weile fort, der Mann war erſchöpft, heiſer, die Stimme klang nicht mehr; das rohe Volk wollte berſten vor Lachen; da ermannte er ſich noch einmal zu gewaltiger Kraft, mit der Fauſt ſchlug er bald um ſich, bald die Lehne des Stuhles, welche die Kanzelbrüſtung vorſtellen ſollte, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde, er war das leibhafte Bild des geiferndſten Fanatikers. Alfred ſtockte das Blut im Herzen vor dieſer Wahrheit; er vergaß den Poſſenreißer, den Hutrand, die Bäffchen, er vergaß die ganze tolle Umgebung. Da kreiſchte der Hiſtrione lauter:

Aqua, quid aqua? —
Anathema, quid anathema? —
Hei, Pampelorius, Praetorius, lux
Frißt Katz Pomporius!

Und der Unſinn war damit zu Ende; er riß die Traveſtirung ab und wiſchte ſich mit dem Tuche den Schweiß, dann machte er ſein Kompliment und ging mit dem Hutrande umher, um die Kreuzer einzuſammeln.

— Meine hochanſehnlichen Herren, beſchämen Sie dieſen Filz — und ſchämen Sie ſich ihm zu gleichen — rief er Einigen nach, die ſich zum Weggehen rüſteten, allein die Anſpielung nicht verſtanden und dennoch weggingen ohne die Spende für die Unterhaltung zu entrichten.

Als der Mann zu Alfred kam, blieb er ſtutzend ihm gegenüber.

— Auch Sie unter meinen Zuſchauern zu finden, hätte ich nicht vermuthet — ſagte er ein wenig verlegen.

Alfred wollte ihm ſein Scherflein geben, er aber verweigerte die Annahme.

— Kunſtgenoſſen ſind frei — flüſterte er ihm zu.

Unſer Freund erröthete. Er beſann ſich ſchnell ob er den Mann nicht kennen ſollte, allein er fand nichts von ihm in der Erinnerung vor. Das Sammeln war indeß beendet und der Fremde ſetzte ſich jetzt zu einigen Kindern, unter denen ein ſchönes, hochaufgeſchoſſenes, blondes Mädchen war, und ſeine kleine Münze ungezählt in die Taſche ſchiebend, forderte er Bier und Käſe für Alle, dann nachdem er einen Biſſen und einen Schluck genommen, blickte er, umherſuchend, in die Höhe und wie er Alfred noch immer feſt, wie angewurzelt, daſtehen ſah, rückte er mit den Kindern zuſammen und lud ihn ein, ſich zu ihnen zu ſetzen.

— Ich ſoll Sie kennen, ſagte er mit Artigkeit, und doch weiß ich nicht recht — hatte ich nicht das Vergnügen ſie bei dem Herrn Regiſſeur Leinweber, oder auf dem Theater, während der Probe der Griſeldis, oder wohl gar bei dem Herrn Doctor Ladewitz zu ſehen?

— Es wäre möglich — doch weiß ich nicht —

— Ich bin der ehemalige Schauſpieldirector Bodenlos und befand mich in der Reſidenz, um eine Reihe von Gaſtvorſtellungen zu geben.

Guter Gott, ſeufzte Alfred ſtill in ſich hinein, was iſt das? Gaſtvorſtellungen und dieſe Künſte?

— Sehen Sie, fuhr Jener mit einer unbefangenen Sicherheit fort, ich ziehe es vor mit meiner

Familie Vorſtellungen auf fremden Theatern zu geben, als eine hungerleidige Direction zu führen oder gar eine ſclaviſche Anſtellung anzunehmen. Meine Familie iſt zahlreich genug und beſitzt alle nur erforderlichen Talente. Wir brauchen Niemand und tragen unſere Kraft in uns ſelbſt. Was Sie eben ſahen, darf Ihnen keinen falſchen Begriff von mir beibringen. Ich bin ein durchaus practiſcher Menſch und habe mich auf Alles verlegt und wie ein weiſer Vater und wäre er auch noch ſo reich, ſeinen Kindern einige Handwerke erlernen läßt, um im Nothfalle davon zu leben, ſo ſind meine Kinder auch mit allem Nöthigen verſehen, um ſich auf ihren eigenen Füßen durch die Welt zu bringen. Ich hege die Ueberzeugung, daß es ihnen, ſo lange ſie den Grundſätzen ihres Vaters treu bleiben, an nichts fehlen wird.

Er ſpühlte den Käſe, den er im Munde hatte, mit reichlichem Biere nach. Alfred blickte verlegen auf das ihm gegenüberſitzende blonde Kind, das züchtig die Augen niederſchlug, um ſeinem Blicke auszuweichen; er hatte nicht das Herz, aus Scheu vor den Grundſätzen dieſes Vaters, eine Frage an daſſelbe zu richten.

— Eigentlich bin ich ein reiſender Tableautiſt, wie man es in der Kunſtſprache nennt, fuhr der

Mann fort, draußen ſteht mein Wagen, wir haben alle Coſtüme bei uns und machen weder Umſtände noch Koſten den Directionen die uns auftreten laſſen. In großen Städten, wo es die Mittel erlauben, geben wir die Räuber in den Abruzzen mit Pferden, und wo es das Theater nicht geſtattet, daß wirkliche Pferde genommen werden, da packe ich meine auf Pappendeckel gemalten aus, die auch einen prächtigen Effect machen. Eben ſo geben wir brennende Städte und verändern den Namen derſelben nach Umſtänden. Die transparenten Verſetzſtücke führe ich mit; ich habe den Kreml, ich habe die Flotte; heute iſt's das Bombardement von Kopenhagen oder die Schlacht von Trafalgar mit dem Tode des Generals Nelſon; morgen der Brand von Moskau oder das Bombardement von S. Juan d'Ulloa — ich glaube ſo heißt's ja! Während der Charwoche ſpielen wir uns in irgend eine katholiſche Provinz und geben die Paſſion — die ganze Paſſion von A bis Z. Die trägt uns immer ordentlich! Da laufen die Leute mit den Roſenkränzen in's Theater und verhimmeln in lauter Andacht. Ich gebe aber auch immer die Auferſtehung mit drei Bewegungen und mit griechiſchem Feuer — das muß man ſo ſeyn — Ja! — He, ſchenk 'mal ein!

Er trank und es ſchien ihm zu ſchmecken. —

— Auf der Reiſe bringt man ſich durch, ſo gut es gehen will. Die Hauptſache iſt's, ſich auf die rechte Menſchenkenntniß zu verlegen. Iſt ein Theater in der Stadt, ſo geb' ich plaſtiſch-mimiſche Vorſtellungen, oder Tableaux-vivants, iſt irgend ein größeres Local, etwa eine Freimaurerloge da, ſo geben wir Konzert; an einer Table d'hote ſingt meine älteſte Tochter zur Guitarre, wo à la Carte geſpeiſt wird, gehen die Kleinen auf dem Kopf und auf den Händen, in Univerſitätsſtädten declamirt meine Frau von Uhland und Körner, vor Bauern und Viehjuden endlich mache ich mein Hutmanöver — ſo ſchlagen wir ſtets die Reiſekoſten heraus und das will ſchon viel ſagen —

— Was ſprichſt Du von Deiner Frau? was iſt's mit Deiner Frau? rief hier im tiefſten Baſſe eine Stimme, die aus einer unerkennbaren Maſſe, die hinten am Ofen zuſammengekauert lag, hervor zu tönen ſchien. He? was Frau? was?

— Ach, ich erzähle hier nur dem Herrn, wie wir uns durchbringen, und erwähnte Deines declamatoriſchen Talentes, Hulda, ſprach der umherziehende Tableautiſt, wie er ſich ſelbſt genannt hatte.

— Wer braucht das zu wiſſen? brummte die Baſſiſtin am Ofen.

— Ach, es iſt der junge Dichter, von dem die ſchönen Sennette an Leinweber ſind, erwiederte der Mann, die Du ja ſelbſt ſo vortrefflich ihm verdeklamirteſt.

— Was? der Dichter? ein deutſcher Dichter? ſchallte es wieder vom Ofen her. Geſchwind, Erlinde, her zu mir, neſtle mir die Gewande zu, ich will mich erheben, um ihn würdig zu begrüßen.

Während nun die ſchöne Blondine dem Gebote Folge leiſtete, benützte der Mann den Moment, um Alfred mit halber Stimme und in wenigen Worten auf die Erſcheinung vorzubereiten, die ſich ihm jetzt darſtellen ſollte.

— Was Sie jetzt ſehen werden, ſagte er, ungefähr dem Sinne nach, wenn auch mit andern Worten und mit leiſer Stimme, iſt meine Frau und die Mutter dieſer Kinder. Die Zeit des Befreiungskampfes ſah ihre Jugend. Mit einem männlichen Geiſt und einem, dieſem entſprechenden Körper ausgerüſtet, machte ſie die Feldzüge mit. Sie war freiwilliger Jäger und trägt noch jetzt die Kanonenmedaille auf ihrer Bruſt. Erſt mit dem Frieden trat ſie wieder in die Schranken ihres Geſchlechtes und da ſie eine gute Erziehung genoſſen — ſie war des Ober-Straßengefälls- und Wegegelds-Einnehmers aus Luckenwalde Tochter — ſo war es ihr leicht als

Declamatrice zu glänzen. Sie trug ſich ganz altdeutſch, ſchritt heroiſch einher und ſprach wie Chriemhilde im Nibelungenlied. Als aber das aus der Mode kam, war's aus mit ihr. Sie hatte ſich ſo feſt in ihre Manier verbiſſen, daß ſie zu nichts Anderm übergehen konnte. So war ſie mir denn unbrauchbar die arme Frau und uns Allen zur Laſt, da wir ſie ernähren mußten. Da kamen die neueſten Geſchichten mit der Franzoſenfreſſerei in die Mode. Der alte Arndt wachte wieder auf; der alte Jahn wurde hervorgeſucht, und es erſtanden Hoffnungen, daß ich meine Alte auch noch zu etwas würde brauchen können. Nun kam das „Sie ſollen ihn nicht haben!“ Ein Wink vom Himmel — Hulda lernt's auswendig, declamirt's und wirkt Wunder. Jetzt iſt mein altdeutſches Weib wieder jung, d. h. ſo in der Mode wie Anno 15; Alles kommt wieder heran, ſage ich immer, nur hübſch aufgeſpart und nichts weggeworfen.

Frau Hulda ſchlüpfte jetzt gehörig zugeneſtelt unter den zarten Fingern ihres lieben Töchterchens hervor. Alfred, der nur eine halbe Aufmerkſamkeit der Erzählung des Mannes ſchenkte, hatte dazwiſchen immer nach der lieblichen Stimme des Mädchens gelauſcht: „Aber ſo warte doch nur, Mutter, hatte es am Ofen gelehnt, mein Gott, Du biſt ja noch zu offen — das ſchickt ſich ja nicht!“ — Nun ſtand ſie da die heroiſche Geſtalt; Alfred ward von ihr überraſcht; ein freiwilliger Jäger — noch immer — in Weiberkleidern zwar, die jedoch ſo viel vom männlichen Koſtüm beibehalten hatten, als nur möglich war; eine Art von Amazonentracht, ein modernes Reitkleid, wie es unſere Damen tragen, ohne Schlepp, aber die Kanonenmedaille auf hochgeſchwellter Bruſt.

Zur Zeit der allgemeinen Landesbewaffnung, als eine hohe Begeiſterung alle Herzen entflammt hatte — ein Zuſtand, der deshalb ſchon nicht ganz ſo wiederkehren kann, weil trotz aller Anmaßung der Franzoſen, der Zuſtand der Unterjochung des Vaterlandes, der dem der Begeiſterung voranging, nie wiederkehren wird — waren die Beiſpiele nicht ſelten, daß auch heldenmüthige Mädchen zu den Waffen griffen und in den Reihen der Männer gegen den Feind kämpften. Obgleich es an Männern nicht fehlte, und den Frauen ſich der ſchönere Wirkungskreis der Pflege und Wartung eröffnete, und der Sorge um's Haus, der der Mann entriſſen war, ſo durfte man doch mit denen nicht rechten, die von ſtürmiſchern Gefühlen beſeelt, die Gefahr im Felde aufſuchten. Die Zeit forderte außerordentliche Mitte und außerordentliche Bewunderung. Dieſe Jungfrau ſchnitt die ſchönſten Haare ab, die je einen Mädchenkopf ſchmückten, um ſie zu Ringen flechten zu laſſen, die zu einem kriegeriſchen Zwecke, der Bewaffnung eines Freiwilligen etwa, verkauft wurden, jene zog mit Flinte und Torniſter aus und ſang begeiſternde Lieder mit den Kameraden beim Bivouak; überall Heroismus, überall gleiche Bewunderung.

Als aber der Friede gekommen war und das Leben wieder in das proſaiſche Geleis der Alltäglichkeit einlenkte, da war es Anders und man machte einen Unterſchied zwiſchen dem weiblichen und unweiblichen Heroismus. Die Jungfrau, die ihren Haarſchmuck geopfert, konnte nach einigen Jahren wieder in ſeiner ganzen Ueppigkeit prangen, allein die freiwillige Jägerin verließ nur ungern den grünen Rock und als ſie es that, legte ſie mit ihm nicht die Gewohnheiten der freiern Bewegung ab, die unſere nüchterne Lebensform nun einmal mit dem Weſen des Weibes nicht in Einklang zu bringen weiß. Nach und nach, als der Friede das Geſchlecht immer mehr verweichlichte, konnten die wenigen übriggebliebenen Matronen, die einſt dieſen Frieden dem bedrängten Vaterlande mit erkämpfen halfen, einem unſerer jüngern Modemenſchen wohl eine Art von Schreck einjagen und dies war auch bei unſerm Alfred der Fall, als er das rieſenhafte Weib, mit unterſchlagenen Armen faſt hohnlächelnd auf ihn herabblickend vor ſich ſtehen ſah.

Nach einer Pauſe begann ſie:

— Dies ein Dichter? Gott im Himmel!
Dies ein Dichter unſerer Gauen?
Zart geſchniegelt und gebügelt,
Wespenleibig, ſchlotterbeinig,
Duftend ſalbig, glaſig äugelnd,
Während Hermann ſich des Denkmals
Von des Bandels Händen freuet,
Hoch im Teutoburger Walde!
O entartetes Geſchlechte!
Jüngling, Jüngling ſteh' mir Rede,
Wo iſt denn Dein deutſches Wammes,
Wo die Locke Mähnenartig,
Wo des Bartes krauſe Wolle! —
Gieb mir, Mann, 'was her zu trinken —
Durſtig, durſtig, durſtig, bin ich!

Der Mann reichte ihr lächelnd das Glas und jagte die Bauern fort, die ſich wieder im Kreiſe umherſtellten, eines neuen Schauſpiels gewärtig.

— Schauen Sie, ſprach er dann zu Alfred gewendet, meine gute, alte Hulda iſt nun einmal ſo. Wie ich Ihnen geſagt habe, ſonſt kann ſie nichts, aber darin iſt ſie Ihnen einzig. Verſe kann ſie ſprechen wie 'ne Schröder, oder Crelinger, und die Viarda in der Precioſa ſpielt ihr keine nach. Auch Männerrollen gelingen ihr. Schon früher, als ich ſie kennen lernte, war ſie groß darin und damals, Anno 1815, im Herbſte, als ſie in's Standquartier zurückgekehrt war, da gaben wir noch den Flußgott Niemen und noch Jemand von Kotzebue und ich gab den Napoleon und ſie den Flußgott, den Niemen, mit einem langen Barte. Sie brauchte ſich aber nur einen am Kinn anzuhängen, denn unter der Naſe hatte ſie der Himmel mit einem geſegnet, der manchen ihrer ehemaligen Kameraden beſchämt haben mochte.

— Ja, mein Sohn, komm' her und fühle — — rief hier Frau Hulda Bodenlos, indem ſie kräftig des jungen Menſchen Hand ergriff und ſich damit hin und her unter die Naſe fuhr —

Spürſt Du's wie ein Feld der Stoppeln,
Stachlicht um den Mund mir blühen,
Wiß', daß Heute nicht der Tag war,
Wo ich mir den Bart raſirte —
Einen Tag nur um den Andern
Pflege ich des Scheergeſchäftes —
Nie jedoch berührt die Hand
Eines Kratzers meinen Bart mir —

— Ja, das muß wahr ſeyn — fiel ihr der Mann wieder in's Wort — ſie raſirt ſich ſtets ſelbſt. Doch da Du jetzt nicht mehr ſchläfſt, Hulda, ſo iß vom Käſe und trinke vom Bier, die ich baar bezahlte, und ſchlage Dir mit der Proſa des Lebens die Poeſie der Gedanken aus dem Kopfe.

Alfred hegte eine nicht ungegründete Beſorgniß, als er jetzt volle ſchäumende Gläſer einſchenken ſah, denn der poetiſche Zuſtand, ſo wie der ihm vorangehende Schlaf, deuteten ihm an, daß Frau Hulda nicht eben ſparſam von der Gottesgabe ſchon genoſſen haben mochte. Die Leute waren ihm im Innerſten der Seele zuwider, aber dennoch ſah er ſich wie durch einen Zauber in ihre Nähe gebannt. Er ſetzte ſich auf die Bank zu den Kindern, ganz nahe zum blonden Mädchen gerückt, und ohne auf das zu achten, was die Alten ſprachen und thaten, begann ein gar ſtill heimliches Geſpräch zwiſchen ihm und dem lieblichen Weſen, das wie ein Engel unter Fratzen ihm entgegenleuchtete. Zuerſt wurde das Geſpräch mit den Augen, dann mit leiſen holden Worten geführt, ſelbſtvergeſſen und in aller Unſchuld. Es war nichts Geheimes dabei und hätte von aller Welt gehört werden können, allein er war neidiſch, daß die Rohen, die das Zimmer füllten, etwas von dem hören ſollten, was ſie ſo hold und lieblich zu ihm ſprach und eben ſo das, was er ihr ſo zart zuflüſterte, und was nur ganz allein für ſie beſtimmt war.

Die Alten hatten unterdeß auch allerlei Heimliches mit einander überlegt und gepflogen, bis endlich der Herr Papa unſern Freund ſo anredete:

— Wie ich weiß, wollen Sie ſich dem Theater widmen, wie ich ſehe, ziehen Sie abenteuerlich in die Welt. Wie wär's, wenn Sie ein ſicheres Engagement dem Ungewiſſen vorzögen? Der Pfad zur Kunſt iſt ſchwer! Ihr Name — Alfred — iſt nicht mehr ganz rein in der Theaterwelt — es hat Anſtände gegeben — ich weiß Alles — Sie wurden Knall und Fall entlaſſen — warum Sperenzien machen — bei mir ſind Sie geborgen — wir haben unſer Brod und Sie ſollen es mit uns theilen. Ich habe meine eigene Garderobe und die Verſetzſtücke, Wagen und Pferd auch, wir gehen zwar daneben, allein wer müde oder marode wird, darf aufſitzen — ſeyn Sie von den Unſern! —

Nach dieſen Worten reichte er ihm die Hand hin.

Alfred erſtarrte das Blut in den Adern bei dieſem Vorſchlage und nur ein Blick auf das blonde Mädchen hielt die beleidigende Antwort zurück, die er auf der Zunge hatte.

— Bedenken Sie ſich, fuhr der Papa indeß gelaſſen fort, Morgen iſt auch ein Tag, und da können wir weiter davon ſprechen. Ich habe eine Menge Stücke für unſern Bedarf eingerichtet, nur kann ich ſie nicht mehr aufführen, ſeitdem mein einziger und erſter Liebhaber durchgegangen iſt. Alſo auf Morgen denn!

— Gut, ſagte Alfred, wenigſtens können wir ja bis zur nächſten Stadt mit einander reiſen.

Er beobachtete jetzt das Mädchen, das hoch aufathmend nach ihm blickte, als bangte es dem verheißenen Erlöſer entgegen, dann das Licht ergriff, um mit der Mutter das Zimmer zu verlaſſen, während der Vater, etwas barſch und ſtolz — Meinetwegen! — entgegnete und ſich, angekleidet wie er war, zu den Kleinen auf die Streu warf, die bereits neben einigen ſchnarchenden Fuhrleuten Platz genommen hatten.

Frau Hulda aber kehrte noch einmal von der Thür zurück, beugte ſich zum Manne nieder und ſprach die Worte aus Precioſa:

Felix iſt er —
Sieht man's ihm auch gleich nicht an! —

Dann verließ ſie mit ihrer Tochter ſchnell das Zimmer und Alfred ließ ſich das Seinige anweiſen.

Zweites Kapitel.

— Du, Du liegſt mir im Herzen,
Du, Du liegſt mir im Sinn;
Du, Du machſt mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich Dir bin!

Als am Morgen die Karavane aufbrach, liefen die Bauern zuſammen. Man hätte glauben ſollen, es wäre eine Menagerie, wenigſtens eine kleine aus Hunden und Affen und einer Menge kreiſchender fremder Vögel beſtehend, aber es waren nur Menſchen. Alles war lärmend bunt und durcheinander, und ſelbſt die Kleinen, die am Abend vorher, wahrſcheinlich vor Müdigkeit ſo ſtille geweſen waren, tobten und ſchrien wie toll.

Auf einem hohen Knotenſtocke geſtützt, mit offenem Halſe — das rothgeblümte Halstuch war um den Kopf gebunden und der Hut ſchief darauf geſetzt — der übermäßig weite Flausrock umhing die lange, hagere Geſtalt — ſtand Bodenlos, der Tableautiſt, neben ſeinem Karren, der hochauf bepackt war und vor dem ein mageres Rößlein, kopfhängeriſch, grünen

Schaum am roſtigen Gebiß, ein Bild der Entſagung, wie in tiefem Nachdenken ſtand.

Drei muntere Buben hielten abwechſelnd dem Thiere, einige dem nahen Felde entzogene Kleeſträuße vor, allein das Thier koſtete nur davon, nicht weil es geſättigt war, ſondern weil ihm Kraft und Luſt fehlten die Kinnbacken rührig zu bewegen.

Zwei kleine Mädchen ſprangen ſchreiend an dem Vater in die Höhe.

— Der Eigenſinn — ſchrie das Eine — will nicht mehr den Genius machen, Papa, und ich bin doch größer und mach' ihn —

— Und ich mach' ihn nicht — ſchrie das Andere — und wenn Du Dich auf den Kopf ſtellſt —

— Und auf den Kopf will ſie ſich auch nicht mehr ſtellen, Papa — ſchrie das Erſte — befiehl ihr doch —

— Nichts kann mir Papa befehlen — kreiſchte das Zweite — nichts! nicht ſo viel! ich kann mir mein Brod ſelbſt verdienen. Ich ſing' ſchöner wie Erlinde und laſſe mich bei der Oper engagiren —

— Das darfſt Du nicht —

— Doch!

— Papa!

— Stille, meine Kinder! ſprach Bodenlos mit

Weihe — Wo ſich Talente regen, kommt auch das Gefühl des eigenen Werthes von ſelbſt. Kuſch!

Dies Kuſch galt aber nicht den Kindern, ſondern dem alten, zottigen Pudel, der mit ungeheuerm Geheul aus dem Hauſe ſprang. Ein Stück Holz flog ihm nach. Bodenlos richtete ſich mit Majeſtät in die Höhe.

— Wer wagt es — rief er mit einer Donnerſtimme — meinen Hund zu beleidigen? Wer ſich an ihm vergreift, den mach' ich zur Leiche. Er iſt ein Künſtler wie jeder von uns.

— Halt er ſeinen Hund bei ſich — belferte die Wirthin aus dem Hauſe — das Stück Fleiſch, was er mir unter der Hand gemauſt hat, ſtand nicht auf ſeiner Rechnung, denn er hat ja nur Käſe gefreſſen —

— Dummes Menſch! brummte der Director vor ſich hin. Und das Vergnügen, das ich Euch machte, iſt das nichts? Wie oft kehren denn wohl ſolche Gäſte bei Euch ein, die ihr Verweilen unter dieſem Dache mit Luſt und Ergötzen bezahlen? Iſt es nicht mehr, als wenn ſie große Zechen machten? Wo bleibt die Frau? fragte er den Hund.

— Hau! Hau! antwortete dieſer.

— Hol' ſie! ſprach Bodenlos zu ihm, ſpuckte ſich auf den Finger und that ſo als ob er etwas in die offene Hausthür werfe.

Der Hund bellte und ſprang in's Haus.

— Das Vieh hat doch Menſchenverſtand! rief ein Bauer.

— Jetzt holt er ſie! riefen Andere.

— Mein Hund iſt derjenige — ſprach Bodenlos mit großem Anſtande, der in ſeiner Jugend den berühmten Hund des Aubry auf dem Theater darſtellte. Als ich krank, meine Kinder noch zu klein und mein Weib aus der Mode waren, ernährte dieſes kluge Thier die ganze Familie. Ein großer Dichter in Wien ſchrieb für uns ſpäter das ſchöne Stück „Adam Kratzerl und ſein Pudel“ — und er war es, der zuerſt „den Pudel als Kindsweib“ gab. Ein unübertreffliches Kunſtſtück, gegen das Alles, was Pudel bisher geleiſtet, nur Plunder genannt werden darf. In Wien rettete mein Hund, bei der letzten Ueberſchwemmung, ſechs erwachſene Menſchen und zwei Kinder — in London würde er längſt Mitglied der Geſellſchaft der Menſchenfreunde geworden ſeyn und eine goldene Medaille erhalten haben.

Dies geſprochen entſtand wieder das vorige Geheul und mit eingeklemmtem Schwanze, einen großen Knochen im Maule, ſtürzte der vierfüßige Künſtler aus dem

Hauſe. Bodenlos wollte Rache, das ſah man deutlich, denn er bewegte ſich in derſelben Richtung, die der Hund genommen hatte, allein die Erſcheinung ſeiner Gattin, die ihm entgegentrat, machte ſeinem aufwallenden Zorne ein Ende. Auch Erlinde ſtellte ſich ein. Alle waren wie am geſtrigen Abende gekleidet, nur mit dem Unterſchiede, daß Frau Hulda und ihre älteſte Tochter, große, zerquetſchte Strohhüte aufgeſetzt hatten, um ihr Antlitz vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen.

Alfred hatte bis dahin hinter dem angezogenen Sommerladen ſeines Zimmers mit einer Miſchung von Zorn und Laune die Scene angeſehen, jetzt eilte auch er hinab, um den Aufbruch nicht länger zurückzuhalten und endlich das Freie zu gewinnen, da ſelbſt das Aufſehen, welches die Leute unter dieſen Bauern machten, ſeinem ſchüchternen Gemüthe ſehr wenig zuſagte.

Mit ſeiner Ankunft ſetzte ſich auch ſogleich die Karavane in Gang, die allerdings mit dem Zigeunerzuge in Precioſa, die größte Aehnlichkeit hatte. Dieſe nahm noch zu, als der Director und Vater, den bekannten Zigeunermarſch

„Die Sonn' erwacht —“

laut und gellend vor ſich hinpfiff.

Auf dem Wagen, und zwar auf einer Anhäufung des mannichfaltigſten Trödels, thronte Erlinde, das bunte Umſchlagetuch über den Strohhut, gleich der Mantille einer Spanierin, geworfen. Ihr linker Arm, der ſchlaff niederhing, hielt eine alte Guitarre, der rechte war nachläßig auf eine Schachtel geſtützt, die die Habſeligkeiten ihrer ärmlichen Kunſttoilette barg. Neben ihr ſchritt Alfred im modernen Reiſekoſtüm, einen leichten Ränzel auf dem Rücken und einen Stock in der Hand. Auch er hatte den linken Arm auf die Schachtel geſtützt, um — wie er ſagte — ſie vor dem Herabfallen zu wahren, in der That aber um dem Mädchen näher zu ſeyn und bei jedem Rucke, den das Fuhrwerk erhielt, den zarten Arm wie unwillkührlich zu berühren. Die Knaben folgten; voran ſchritt der Vater, ihm zur Seite die beiden kleinen Mädchen, die ihren Zank mit aller Gemüthlichkeit fortſetzten. Frau Hulda aber hatte ſich, auf italieniſche Weiſe, quer auf das kleine Pferd geſetzt, das neben der Laſt, die es faſt unvermögend war aus der Stelle zu bringen, auch noch dieſen Rückenbrecher zu tragen hatte.

— Wenn das nicht die treueſte Verſinnlichung eines Thespiskarrens iſt — dachte Alfred bei ſich — nachdem er einen langen Blick darauf geworfen hatte — ſo giebt es keine mehr in der Welt!

Sie hatten bald die Gränze des Dorfes erreicht, bis wohin ſie die bäueriſche Jugend begleitet hatte. Jetzt blieb dieſe zurück und gab als Salve ein fürchterliches Geſchrei von ſich, dann — als ſich der Zug etwas weiter entfernt hatte — flogen einige Steine von der kräftigen Jugend geſchleudert, den Reiſenden nach.

Bodenlos drehte ſich um, erhob den Arm, ſchüttelte ſeinen Stab mit Macht und Ernſt und ſprach dazu die erhabenen Worte:

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!"

Aber die Buben ſtiebten davon und begaben ſich im Bewußtſeyn ihrer ſchönen That in die Schule.

Der an ſich unbedeutende und ganz gewöhnliche Vorfall hatte aber den Director aus ſeiner Stimmung und Stellung gebracht; er war durch ſein Verweilen dem unaufhaltſam fortſchreitenden Wagen an die Seite gekommen, und befand ſich nunmehr neben Alfred, den er aus der ſtummen Seligkeit aufſtörte, aus einer Unterhaltung mit Erlinden nehmlich, die bis dahin in nichts als unſchuldigen Berührungen und fragenden oder entſchuldigenden Blicken beſtanden hatte.

— Haben Sie ſich meinen geſtrigen Vorſchlag endlich überlegt? fragte Bodenlos.

— Mein Zweck iſt, mich in der dramatiſchen Kunſt auszubilden, erwiderte Alfred.

— Das können Sie bei uns am Erſten — ſagte Bodenlos ſchnell. Eben weil wir uns in allen Genres verſuchen und Ihnen ein weites Feld offen ſtehen wird. Sind wir in den Städten, ſo führen wir ſo gut unſere Meiſterwerke auf, wie das Hoftheater, das Sie ſo ſchnode abwies. Ihre Uebung wird noch reichlichere Früchte tragen, weil Sie bei uns in den Fall kommen, mehre Rollen zugleich zu ſpielen. Ich richte nehmlich die Stücke ein, wie ſie uns paſſen und da ich — wie Sie wohl bemerkt haben werden, mich keiner gewöhnlichen Bildung erfreue — ſo ſetze ich zu und ſchneide weg, hier löſe ich auf, dort verdichte ich wieder und ſo accomodire ich Alles auf's Beßte.

Alfred konnte ſeine Verwunderung nicht zurückhalten: den Mann, der dem Anſchein nach auf einer ſo tiefen Stufe in der großen Künſtlergeſellſchaft ſtand, ſich mit einem Male in ſolcher Weiſe ausdrücken zu hören. Er verhehlte ihm dieſes Gefühl nicht.

— In mir ſind zwei Menſchen, oft auch mehr, ſagte der Director. Bin ich genöthigt meine Künſte vor dem Pöbel zu zeigen, ſo verſetze ich mich ganz in den Charakter; gebe ich mich mit etwas Beſſerem, Höherem ab, ſo werde ich ſelbſt beſſer und höher. Ein Schauſpieler oder Schauſteller — nennen Sie es wie Sie wollen — muß ſtets das ganz ſeyn, was er eben ſeyn will — ſeyn muß. Es iſt ein Unglück, daß es nicht alle meine Kunſtgenoſſen beherzigen. Geſtern war ich der zotige Kneipengeſell, dieſen Morgen umgürtete ich mich mit der Würde eines Anführers, um mich gegen die Angriffe des Geſindels zu ſchützen, mit Ihnen will ich jetzt ein vernünftiges Wort ſprechen. — Ich habe ſtudirt — und hatte das, was man gewöhnlich einen offenen Kopf zu nennen pflegt; wer weiß! wenn ich beim Studiren ausgeharrt hätte, ich wäre vielleicht noch ein berühmter Mann geworden. Aber mich drängte es zur Kunſt. Das Theater zog mich vor Allem an. Das untergeordnete Weſen eines anfangenden Schauſpielers, das Auswendiglernen von mir übertragenen Rollen, die eben nicht meine Lieblingsrollen waren, dies war es nicht was meine Luſt befriedigen konnte. Ich ſtrebte nach mehr; ich wollte das Theater beherrſchen: ich träumte davon, den Geſchmack bilden, das Gute befördern zu können. Ich dachte mir das ſehr beglückend, wenn auch ſelbſt nur im kleinſten Kreiſe. So beſchloß ich denn Director zu werden. Ein kleines Erbtheil war mir zugefallen; ich wollte es daran ſetzen. Um jene Zeit lernte ich auch meine Frau kennen. Ihr Talent kam mir erwünſcht; ſie ſang und declamirte; ich geſticulirte; ein junger Freund, der ſich uns anſchloß, muſicirte. Das heißt, wir gaben Melodramen, die ich ſelbſt componirte und in denen ich den pantomimiſchen Theil übernahm. Gleich nach dem Kriege waren die Leute leicht zufrieden geſtellt; ſie erfreuten ſich der wiederkehrenden Ruhe, und genoſſen Alles, was ihnen in der Art vorkam, mit einer wahren Sonntagsandacht. Doch dieſe Periode ging vorüber; man hatte genug und der Zuſtand begann ſich bemerkbar zu machen, der ſich leider jetzt als vollkommene Ueberſattigung kund giebt. Ich mußte neue Plane ſchmieden, wollte ich mit meiner wachſenden Familie nicht Schiffbruch leiden. Ich unternahm kleine Directionen; bald war ich glücklich, bald unglücklich; was ich hier gewann, ſetzte ich dort zu. Die ordinären Komödianten, die ich nur zu engagiren im Stande war, betrogen und hintergingen mich und machten mir Verdruß auf alle mögliche Weiſe. Der behielt mir den Vorſchuß, den ich ihm geſandt, und kam gar nicht an, jener ging mir durch, der ließ ſich für ein Fach anſtellen, dem er nicht gewachſen war. Kurz, ich ſah, daß man auf etwas Anders kommen müßte, wenn man ſeines Lebens froh werden wollte. So bildete ich mir denn nach und nach mein jetziges Syſtem aus. Ich lehrte meine Kinder, was ich wußte, und Anderes mußten ſie unter meiner Aufſicht ſo lange üben, bis ſie's darin zur Meiſterſchaft gebracht hatten. So wurden ſie nach und nach Seiltänzer, Jongleurs, Sänger, Virtuoſen, Schauſpieler, alles nach Umſtänden und Bedürfniſſen. Ich ſelbſt legte mich auf manche vergeſſene oder nicht beachtete Fertigkeit, und ſuchte ſie zu veredeln, zu vervollkommnen. So ſahen Sie geſtern mein Manöver wohl gelingen, nicht wahr? Niemand excellirt darin ſo wie ich, aber ich kann auch noch andere Stückchen.

Hier machte der Redende eine Pauſe, um etwas am Geſpann zu ordnen. Alfred gewann Zeit über das Gehörte ſeine Gloſſen zu machen. Er dachte darüber nach, wie ſeltſam es doch ſey, daß gerade die Vernünftigſten und Befähigtſten in dieſem Stande auf ſolche Abwege gerathen und wie er während ſeiner kurzen nähern Bekanntſchaft mit dem Theater, nun ſchon, nächſt dem originellen Stein, den zweiten Menſchen dieſer Art angetroffen.

Er hatte nur noch Zeit dieſem flüchtigen Gedanken einen zärtlichen Blick nach Erlinde folgen zu laſſen, als das Fuhrwerk wieder in die langſame, gleichmäßige Bewegung gekommen war und Bodenlos ſich auch wieder zu ihm geſellt hatte.

— Meine Aufgabe ſcheint mir jezt, fuhr er fort, nur dieſe zu ſeyn: mich und meine Familie auf ehrliche Weiſe fortzubringen, ſie vor Mangel zu ſchützen, und die Talente auf die rechte Weiſe auszubeuten, um dieſes ſchöne Ziel zu erreichen. Dies überhebt mich manchem bittern Gefühle, das mich ſonſt wohl bewältigen möchte, wenn ich daran denke, wie es hätte kommen ſollen, und wie Alles kam. Allein als ein durch und durch practiſcher Menſch ſchlage ich mir ſolche Gedanken gleich wieder aus dem Kopfe, wenn ſie mich beſchleichen; mir liegt ob, die Gegenwart ſtets im Auge zu behalten, nicht aber der Vergangenheit nachzuhängen. Die Hauptſache iſt, daß ſich jeder in unſerer kleinen Republik nach ſeinen Kräften nützlich bezeige; unſer Pferd, dieſer Hund, meine kleinen Kinder, Alle müſſen es. Nun, da meine Frau wieder mobil worden iſt, habe ich einen Stein vom Herzen und ich kann es wahrlich dem ſo ſchön erwachten, vaterländiſchen Gefühl ihrer Mitpatrioten nicht hoch genug anſchlagen, daß ſie mir und ſich dieſe ſchöne Ruine erhalten haben, die gleichſam ein verkörpertes Lied von Körner oder Schenkendorff aus dem Jahre 13 iſt. Es ſcheint mir eine hohe Aufgabe der Zeit, Ruinen zu beleben.

Alfred hörte immer verwunderter auf des Mannes

Rede, der geſtern die burlesken, unverſtändlichen Späße den betrunkenen Bauern und Viehhändlern vorgemacht hatte. Es ſchien unſerm Jünglinge eine Größe des Characters darin zu liegen und eine bedeutende Stärke des Verſtandes; dieſe Selbſtverläugnung, dieſe Conſequenz, waren ihm bewundernswerth.

— Und welchen Plan haben Sie denn nun für das nächſte Städtchen? fragte ihn Alfred — denn bei Ihnen kann man nicht an das Zufällige, Unbeſtimmte glauben —

— Das nächſte Städtchen hat ſein Theater, erwiderte Bodenlos, ein Director befindet ſich dort, in dem Sie bald das Widerſpiel meiner Kunſt, ſo wie meiner Geſinnung erkennen werden. Er hält ſich ſtrict an den einmal hergebrachten Schlendrian, das heißt, mit zuſammengefegtem, gemiethetem Geſindel, regelmäßige Stücke, wie die großen Bühnen, aufzuführen; Alles und Alles; ein betrügeriſches und ſchändliches Geſchäft; eine Schuldenmacherei ohne Ende und eine grobe Verſündigung gegen Sitten und Geſchmack — dieß hält den Mann aber immer nicht ab, ſich hoch zu ſtellen, ja auf mich herabzuſehen, das können Sie glauben. Da ich den Plan gefaßt habe, zu den zunächſt bevorſtehenden Oſtern, der religiöſen Obſervanzen wegen — ich bin Katholik — die Reſidenz des Biſchofs zu erreichen und zugleich vorhabe, meine mimiſchen Darſtellungen während der Charwoche damit zu verbinden, die beiläufig geſagt, Sie überraſchen werden, ſo muß ich ſehen, die ziemlich lange Reiſe dahin auf die mindeſt koſtſpielige Weiſe zu machen und mir die Zeche und das Futter für mein treues Hausthier zu verdienen. Aus dieſem Grunde unterhielt ich geſtern Abend die Geſellſchaft, aus dieſem Grunde werden Sie uns dieſen Mittag wieder andere Künſte treiben ſehen und eben dies ſpornt mich an, dem Director jenes Städtchens ein Geſchäft anzutragen, das ihm zu Einnahmen verhelfen ſoll, deren er wahrlich ſehr benöthigt iſt. Meine kleinen Kinder ſollen ihm etwas tanzen, Erlinde wird ſingen, meine Frau declamiren und ich werde zum Schluſſe ein wenig aus dem Bauche ſprechen, was ich auch perfect verſtehe. So etwas paßt für ein ſolches Theater, nach meiner Meinung. Auf dem Lande darf ich dieſe Kunſt nicht üben, weil's das dumme Volk für Hexerei nehmen und mich ſteinigen würde, vor den Honoratioren der kleinen Stadt darf ich's ſchon eher wagen.

— Aber zu welchem Ende wollten Sie mich nun anſtellen? fragte Alfred, der immer mehr

Achtung vor ſeinem Begleiter bekam. — Sie ſind ja complett und brauchen Niemand mehr.

— Nicht doch, mein lieber Herr, entgegnete der Andre. Zu den Tableaux können wir Sie ſchon verwenden und dann geben wir ja auch Stücke, wo wir ein Theater allein haben können, und da fehlt uns der Liebhaber, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe. Glauben Sie mir nur, wir haben unſere Städtchen, die ſich darauf freuen uns erſcheinen zu ſehen, denn was wir geben iſt in ſeiner Art eben ſo vollendet, als das Hutſpiel von Geſtern, das Sie — ich bin davon überzeugt — gewiß noch nie mit ſolcher mimiſchen Kraft und mit ſo draſtiſcher Wirkung darſtellen geſehen haben werden. In der Kunſt kommt es wahrlich in den ſeltenſten Fällen auf das Was, ſondern faſt immer nur auf das Wie an, und ein guter Poſſenreißer iſt mir lieber als ein ſchlechter Kuliſſenreißer. Sie verſtehen was ich ſagen will und ich ſetze nichts weiter hinzu — aber meine Frau iſt eingeſchlafen und ſie kann leicht vom Pferde fallen —

Er ſprang hinzu, um die theuere Hälfte zurecht zu ſetzen, die ihrer martialiſchen Gewohnheit nach, der angehängten Feldflaſche wahrſcheinlich zu oft zugeſprochen haben mochte, denn als auch Alfred herzugeeilt war, um hülfreich zu ſeyn, ſpendete ſie ihm mit dem poetiſchſten Danke zugleich auch Düfte, die nicht mißdeutet werden konnten, ſelbſt wenn man an der Aufrichtigkeit der Geſinnung zu zweifeln im Stande geweſen wäre.

Der Zug näherte ſich jetzt dem Dorfe, wo die Mittagsruhe gehalten werden ſollte. Die Sonne brannte; drunten, am Abhange der Straße, lag das Wirthshaus, aus deſſen Schornſtein ein einladender Rauch emporſtieg. Die Kinder, von ahnender Haſt getrieben, liefen den Berg hinab, die Straße verlaſſend, auf dem weichen Raſen. Erlinde, die während des Geſprächs, das Alfred mit ihrem Vater führte, der lieblichen Unterhaltung entbehrend, ſich gelangweilt haben mochte, ſchwang ſich jetzt mit zierlicher Leichtigkeit vom Wagen und jagte ihren kleinern Geſchwiſtern nach. Bodenlos ſperrte ein Rad und lenkte das Pferd ſorgfältiger, von dem Frau Hulda jetzt abſteigen mußte. Alfred hatte ſich ſeitwärts ins Gras geworfen und ſtarrte vor ſich hin. In welche wunderbare Umgebung war er ſo plötzlich gerathen; welche neue Schattirung des Künſtlerlebens that ſich vor ihm auf? Menſchen, denen er eine gewiſſe Achtung nicht verſagen konnte und die doch der Achtung, die ſich äußerlich kund giebt, ſo ſehr entbehrten, daß er ſich ſchämte, für Einen der Ihrigen gehalten zu werden. Hier war Thatkraft, Bildung, mechaniſche Fertigkeit zur bewundernswertheſten Vollendung erhoben, ſelbſt Anflüge von Kunſt und Poeſie, und doch wieder eine Beimiſchung, die Alles dieß ungenießbar, abgeſchmackt ihm erſcheinen ließ. Ein wildes, formloſes Chaos, in welchem Lebenselemente umherſchwammen, die anders zuſammengefaßt, edel und groß genannt werden konnten.

— Das Schickſal ſcheint mich ſtets zu den ſeltſamſten Kämpfen zu treiben, ſagte Alfred zu ſich ſelbſt. Kaum wähne ich mich dem Einen glücklich entronnen, ſo ſtürze ich auch ſchon wieder in den Andern, und verwickle mich ſo, daß es ohne Wunden nicht abgeht. Ich verließ das ſtolze Hoftheater, um ein Nomadenleben zu führen — es iſt wahr! ich glaubte mir dadurch rettend zu erhalten, was die Natur vom Künſtler mir anvertraut hat. Aber wie Stein wollte ich umherziehen; das Weſen der kleinen Bühnen kennen lernen; nicht mit ſolchen Leuten wandern, wie ſie hier ſich mir darſtellen. Nun ſtimmt mich die Rede dieſes Mannes aber ſo zu ſeinem Vortheil, nun lerne ich hier ein ſo liebes Geſchöpf kennen — — —

Er ſtrich ſich die Locken aus dem Geſichte und ſetzte ſich die Mütze auf, dann ſprang er ſchnell auf und ſchlenderte ſo gemächlich dem Wirthshauſe zu, daß, als er dort ankam, das Pferd ſchon ausgeſpannt war und ſeine Reiſegefährten bereits gemächlich auf der Ofenbank ſaßen. Aber keine Suppe dampfte noch vor ihnen: ſie mußten ſie erſt verdienen. In der Mitte des Zimmers war ein alter Teppich ausgebreitet, um den Kindern das Gehen auf den Händen etwas weniger hart und beſchwerlich werden zu laſſen. Die Armen!

Bodenlos that jedoch fremd und kalt mit Alfred, weil er vorausſetzte, daß dieſen eine — nach ſeiner Meinung — falſche Schaam, abgehalten hatte, mit der Familie zugleich, den Einzug in's Dorf zu halten.

Drittes Kapitel.

Ich lieb' und lieb' und liebe
Und denk' und liebe nur Dich;
Alle Sinne werden mir trübe
Und dumm davon ſicherlich. —
Rode.

Am Nachmittage wurde die Reiſe ganz auf die frühere Art fortgeſetzt, nur mit dem Unterſchiede, daß Erlinde zu Fuße ging, um ihrer Mutter den Platz auf dem Wagen zu überlaſſen, da das arme Pferd der doppelten Laſt des Ziehens und Tragens zu unterliegen drohte. Der Verluſt dieſes Kunſtgenoſſen wäre aber dem praktiſchen Manne nichts weniger als gleichgültig geweſen.

Als der Herbſtabend zu dunkeln begann, und aus den Häuſern, an denen ſie vorüberzogen, der trauliche Schein angezündeter Lichter auf die Straße leuchtete, wurde auch manche Scene häuslichen Glückes, manche Aeußerung liebender Vereinigung von den Wanderern bemerkt, die ihrem raſtloſen Umherſchweifen entgegen gehalten, ſie mit bitterer Wehmuth erfüllen mochte. Beſonders war dies bei Alfred und Erlinde der Fall; bei ihm, weil ihm dieſe Bilder der Heimath noch zu friſch in der Erinnerung lebten; bei ihr, weil ſie ſich das Glück höher träumte, da ſie es noch gar nicht kannte.

— Ach, wir Zigeuner wiſſen ja nichts davon! erwiederte ſie ſeufzend auf ſeine Frage, ob ihr eine ſo ſtille, umgränzte Häuslichkeit wohl gefallen könne.

Die Unebenheit der Straße und die Dunkelheit brachten Alfred und das Mädchen in nähere Berührung. Es war die natürlichſte Eingebung, daß er ſeine Hand zwiſchen ihren Arm und Leib brachte, und ſie ſo führte. Sie mochte wohl noch nie in den Fall gekommen ſeyn, daß ſich jemand ſo um ſie bemüht hätte, und ſie gab ihm das Vergnügen, das ihr dieſer Liebesdienſt gewährte, dadurch zu erkennen, daß ſie langſamer ging. So kam es, daß das Pferd, obgleich müde genug, dennoch ſeinen Schritt aus Inſtinkt, im Vorauswittern des Stalles, ein wenig beſchleunigend, den Wanderern aus dem Geſichte gekommen war, die ſich ſelbſt überlaſſen und in ihrem Geſpräche recht liebevoll vertieft immer langſamer ihres Weges gingen.

Alfred glaubte in ſeiner unreifen Unerfahrenheit, dieſe Stille, dieſes Selbander zu einer wahren

Entdeckungsreiſe benützen zu müſſen, allein ſein überwallendes Gefühl, ſeine ſinnliche Sentimentalität ließen ihn nichts recht erkennen. Nur ſo viel gelang ihm, daß er gleich dem Seehelden, der kühn den Fuß an die Küſte des fremden, unbekannten Landes ſetzt, ſogleich ſeine Flagge darein pflanzte, um davon Beſitz zu nehmen. Weder die übergroße Oede, noch die unerſchöpfliche Schönheit der Gegend vermögen den Landenden von ſeinem Vorhaben zurückzuhalten. Jene fürchtet er nicht, denn er hofft ſie, durch die Civiliſation, die er mitbringt, zu bannen und zu bezwingen, dieſe rührte ihn nicht, denn er denkt nicht daran, daß ſein rohes, eigenmächtiges Eingreifen hier etwas Edles, Schönes, Ureigenthümliches zerſtören könne. Und machen es denn die meiſten Jünglinge, ſelbſt die ſanfteſten und blödeſten nicht ausgenommen, nicht eben ſo, wenn ſie Die entdeckt zu haben glauben, deren Beſitz ihnen gebührt nach ihrer Meinung?

Erlinde, in deren Augen es wie ein tiefes Geheimniß ſchlummerte, ſcheuchte zuerſt zurück vor den Fragen, welche der Jüngling an ſie richtete. Manche davon kamen ihr ſo kühn vor, aber ſie waren ſo unausweichlich, und ſie ergab ſich bald darein, ſie Alle zu beantworten. Je tiefer er hiedurch in ihre Seele ſeine Blicke zu werfen glaubte, deſto lichter wurden die Seinigen, deſto beſtimmter ſeine Ausdrucksweiſe, deſto hingebender dafür ſie. Was ihr anfänglich Scheu verurſacht hatte, machte ihr nun Vergnügen. Sie hatte noch keine Ahnung davon, als ſie ſchon mit allem ihrem Vermögen, mit allen ihren Sinnen ihm angehörte.

Worin beſteht denn wohl die urmächtige Größe eines ſolchen erſten Eindrucks? Welcher feinſte Verſtand wagt ihn bündig zu erklären? Sollte es lediglich das plötzliche Erwachen der Sinnlichkeit ſeyn? Aber Alles, was folgt, widerſpricht in ſo vielen Fällen dieſer Annahme. Wir werden hier nur zu speciell auf die Einflüſſe jener hohen Kraft gelenkt, die wir Magnetismus benennen, und von der wir tagtäglich die wunderbarſten und unerklärlichſten Reſultate ſehen.

Zwei Menſchenſeelen, die ſich nie gekannt, die nie von einander gewußt, die weit getrennt im Lebensmeere umhertrieben, müſſen ſich zur beſtimmten Zeit, an einem beſtimmten Punkte finden. Ihre Annäherung beſchleunigt ihre inwohnende, wechſelſeitige Anziehungskraft, ſie lodern zuſammen wie zwei reine Flammen, um ſich nie wieder zu trennen. Das iſt die Liebe, die das Weltall durchflutet, das ewige Geſetz, das Alles erhält, das die großen Weltkörper, wie die unſterbliche Seele in ihrer vorgeſchriebenen Bahn treibt.

Was Alfred und Erlinde an jenem Abende ihres erſten Bekanntwerdens, beim trauten Aneinanderwandeln geſprochen — wer könnte dies wiedergeben? Die Worte waren ſo einfach, wie das Gefühl, das ſie eingab, und doch ſo unendlich. Das arme Mädchen, das bis jetzt vom Leben nur bedrückt worden war, das oft ſein Brod in Thränen aß, fühlte ſich nun zu einem neuen Daſein erwacht, ein Himmel ſchloß ſich vor ſeinen Blicken auf, und es hob ſein ſchönes Auge zu den Sternen am Himmel, und dann zu ihm, der wie ein beglückender Gott an ſeiner Seite ſchritt, und er durfte ſich neigen, und die holde Thräne wegküſſen, die den herrlichen Spiegel trübte.

— Den erſten Kuß, den ich Dir gebe, ſagte er mit wehmüthiger Schwärmerei, netzt das Salz deiner Thräne; es wolle unſerer Liebe nichts Schlimmes bedeuten.

— Unſerer Liebe? fragte ſie.

— Warum wiederholſt Du? verlangte er zu wiſſen.

— Ach nichts! lächelte ſie, aber indem ſie ſeine Hand zu den Augen führte, floſſen ihre Thränen reichlicher.

Er drang in ſie, ſie wollte nichts weiter ſagen.

Endlich fing ſie, nach einer Weile, unaufgefordert, aber überaus ſchüchtern wieder an:

— Wie iſt's damit? Wirſt Du bei uns bleiben?

Dieſe einfache Frage gab ihm das Bewußtſein wieder. Was ſollte es mit dieſem Allen? fragte er ſich. Mit den Leuten zu ziehen, war ihm unmöglich, das Mädchen bereden, die Eltern zu verlaſſen, ſchien ihm ſträflich. Nach dieſem Abende ſie meiden zu müſſen, der Gedanke war ihm unerträglich. Er antwortete nicht, und ſchämte ſich; ſie wiederholte die Frage nicht wieder. —

Sie war traurig, er unwillig über ſich ſelbſt, und ſo war ihr Geſpräch unterbrochen. Sie legten ſtumm den Reſt des Weges zurück.

— Wäre es denn nicht möglich, dachte er, den Alten in eine ordentliche Bahn zu bringen? ihm den ſiegenden Beweis zu führen, daß es praktiſcher ſey, die mannigfachen Gaben und Talente, die ihm und den Seinigen zu Theil wurden, auf würdigere, der bürgerlichen Geſellſchaft wohlgefälligere Weiſe auszubeuten, und am Ende größern Vortheil und mehr Ehre davon zu ziehen?

Er dachte ſich dies Vorhaben nicht gänzlich unausführbar, und beſtimmte gleich den nächſten Morgen dazu, das Bekehrungsgeſchäft anzutreten.

— Es iſt ſo viel Gold in dem Menſchen, ſagte Alfred bei ſich ſelbſt, daß der edle Kern endlich doch die Schlacke durchbringen muß. Ich will es wagen — ja! ich rette dich, Holde, dem Leben und der Liebe!

Dieſe letzten Worte rief er laut, und wollte das Mädchen an ſich drücken, als dieſes plötzlich wie ein Reh aufſcheuchte. Er hatte noch nichts wahrgenommen, was die Urſache ſeyn könnte, allein ihr feineres Ohr hatte es.

— Das iſt des Vaters Zorn! rief ſie zitternd.

Er horchte auf; ein geller Pfiff, von einem langen Ruf begleitet, wurde vernehmbar. Sie beſchleunigten ihre Schritte, und erreichten bald eine dunkle Maſſe, welche nichts anders war, als vier dicke Mauerthürme, die das formidable Thor des kleinen Städtchens bildeten, in dem ſich ihr nächſtes Schickſal erfüllen ſollte. Wie ergreifend iſt es doch ſtets im Leben, den erſten Schritt auf einen für uns verhängnißvollen Boden zu machen! Indem wir durch dieſes Thor, über dieſe Schwelle ſchreiten, ſind wir der Wahrheit näher, lüftet ſich der Schleier des Räthſels, wird uns ein dunkler Abſchnitt unſers Lebens klar, eine Antwort auf die Frage an das Geſchick uns zu Theil werden, ſolches Bewußtſein ergreift uns immer mächtig.

Alfred zögerte, ehe er unter das Thor trat; er hielt Erlinde beim Arme. Was wollte er? Ein Verſprechen geben oder nehmen? Er hatte nicht das Herz, dieſes zu verlangen, jenes zu thun.

Da trat ihnen, allen Zweifeln ein Ende machend, die Geſtalt des Vaters entgegen.

— Nun, ſeyd ihr endlich da? rief er zornig. Wo bleibſt du ſo lange? Kennſt du nicht mehr, Erlinde, mein Gebot? Marſch!

Er ſchwang die Peitſche, die er noch vom Stalle, wo er das Roß untergebracht, in der Hand hielt und klatſchte ihr damit um die feinen, tanzgeübten Füßchen; ſie aber wankte nicht von der Stelle, ſondern blieb wie angewurzelt vor Scham und Schmerz.

Alfred trat raſch auf den Alten zu.

— Warum mißhandelt Ihr die Tochter? rief er entrüſtet. Kann ſie dafür, daß ſie ermüdet vom weiten Marſche und von den anſtrengenden Künſten, die ſie noch dabei treiben muß, nicht mit Euerm Pferde gleichen Schritt halten kann? ſchämt Euch doch der Rohheit!

— Schämen Sie ſich Ihrer Frechheit, mein Herr, entgegnete jener kalt und mit einer überraſchenden Wendung im Tone — wer gibt Ihnen das Recht mich zur Rede zu ſtellen, und überhaupt auf dieſe

Weiſe mit mir zu ſprechen? Wer iſt Ihr Ihr, mein Herr, ich bitte mir das Sie aus.

Alfred war plötzlich ruhiger geworden.

— Verzeihen Sie meiner Aufwallung, entgegnete er befrembet, die ich bei der Mißhandlung Ihrer armen Tochter nicht unterdrücken konnte. Ich war Schuld daran, daß wir zurückblieben. Ich befragte Sie um Vieles aus Ihrem Leben, und ergötzte mich an ihrem reinen Sinn, an ihrem unſchuldigen Tone. Wahrlich, Herr Bodenlos, wer im Stande iſt ſeine Tochter bei dieſer Lebensweiſe dieſe Reinheit zu bewahren —

— Halt! fiel ihm Bodenlos in die Rede — ſprechen Sie mir nichts von meiner Lebensweiſe, das verſtehen Sie nicht, und laſſen Sie mich und mein Kind ungeſchoren. —

— Rauher Mann! ſprach Alfred, Sie ſollen mich und meine Geſinnungen kennen lernen — ich gebe die Hoffnung nicht auf, ſie zurückzuführen.

Der Andere lachte wild, dann ſich zu ſeiner Tochter wendend, die noch immer wie verſteinert auf derſelben Stelle ſtand, rief er:

— Na — wird's?

Und ſie bei der Hand ergreifend, ging er mit ihr davon

Alfred wollte ihnen nicht ſogleich folgen, er ſetzte ſich auf eine Bank unter dem Thore, legte ſein Ränzel neben ſich, und überdachte das Vorgefallene. Es mochte ſchon ſpät ſeyn. Ihr lautes Geſpräch von vorhin hatte keinen Neugierigen herbeigezogen, denn Niemand ging mehr auf der Straße. Solch ein kleines Städtchen macht Abends hinter ſeinen alten Thürmen und Mauern wahrlich keinen freundlichen Eindruck. Die Leute haben ſich in die engen, ärmlichen Gehäuſe zurückgezogen, um nach den Anſtrengungen des Tages ſich beim kargen Mahle zu laben. Der bleiche, ungewiſſe Lichtſchein, der aus den kleinen, halbdunklen Scheiben bricht, zeigt das auf der Straße umherliegende Geräthe, das theils noch vom heutigen Geſchäft daliegt, theils ſchon dem morgenden entgegenharrt. Ueberall deutet Alles auf Mühen und Kümmerlichkeit, nichts auf Genuß und Freudigkeit. Niemand geht vorüber; nur hie und da ſieht man unter den Hausthüren noch eine weiße Schlafmütze leuchten, und das einzige Leben zeigt ſich in der Apotheke, wo der geſchäftige Proviſor ſeine Tränke braut, denn ſelbſt die Fuhrleute im Wirthshauſe ſchnarchen ſchon auf der Ofenbank, und der letzte Gaſt hat das Haus längſt verlaſſen, und das einzige Geräuſch, das durch die Stille tönt, kommt vom plätſchernden Stadtbrunnen, in das von Zeit zu Zeit das Quicken eines wachen Säuglings ſchallt.

Alfred konnte ruhig und ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen.

Zuerſt war er begierig darauf, die Art und Weiſe zu beobachten, wie ſich ſeine Reiſegefährten im Orte darſtellen würden. Das Hutmanöver, das Verrenken der armen Kleinen durfte doch hier nicht gezeigt werden, wo der Vater die Bühne in Anſpruch nehmen wollte. Nach dem Range, den die Leiſtungen in ſeinen Augen haben würden, wollte Alfred auch ſein weiteres Verhalten gegen die Familie einrichten, um ſeine Angriffe auf die Anſichten und Entſchlüſſe des Alten richten zu können.

Nachdem er dieſes und anderes überlegt hatte, ſtand er auf, um ſich eine Nachtherberge zu ſuchen. Er hatte Bodenlos nicht gefragt, wo er einkehren würde, und war nun mit ſich ſelbſt uneins, ob er es verziehen ſollte, ihn aufzuſuchen oder nicht. Er beſchloß endlich den Zufall entſcheiden zu laſſen.

— Find ich ſie — dachte er — gut! find ich ſie nicht — auch gut! es ſey mir ein vorläufiger Wink.

So ſtrich er durch die Gaſſen; das Städtchen, ſo unanſehnlich es ihm im Anfange erſchienen war, ſo reichlich war es doch mit Wirthshäuſern verſehen. An allen Ecken und Enden ſtreckten ſich die goldenen Arme weit über die Gaſſe hin, und hielten prachtvoll ausgeführte Embleme in Gold und Farben, die zwar von keiner polizeilichen Straßenlaterne, aber von den trüben Stalllaternen ihr Licht empfingen, die an den Wagendeichſeln von ſorgſamen Hausknechten befeſtigt waren, damit ſich zufällige nächtliche Wanderer nicht aufrennen möchten.

Alfred fragte ſich im Umherſtreifen:

— Wo mag ſie ruhen? Hier in dieſem rothen Ochſen, oder dort in der Sonne? Schirmt ſie der goldene Engel mit ſeinem Fittig, oder bewacht ſie der Stern der drei Magier dort oben an der Ecke? Dort jene Roſe iſt ihr Symbol — dort klopfe ich an — vielleicht erweckt ſie mein Klopfen — ach! und ſchläft ſie denn auch wohl?

Er zog die Klingel; ſie tönte, und die Hofhunde erwachten; ein leiſer Wind ſchrillte einher, und die Roſe von Blech im Schilde über ſeinem Haupte klirrte; ein Fenſter im Erdgeſchoß wurde geöffnet; einige Hunde bellten; die noch vor Kurzem ihn ſo lautlos umgebende Natur empfing plötzlich Leben — indem er ihren Namen dachte — ſo kam es ihm vor, der Schwärmer vergaß, daß er an die Klingel gezogen hätte.

Er gab der fragenden Stimme den gewünſchten Beſcheid und das Hausthor öffnete ſich knarrend, zur Aufnahme des ſpäten Gaſtes.

Auf ſein Befragen wurde ihm die Antwort zu Theil, daß keine Künſtlerfamilie mit ihrem Einſpänner hier eingekehrt ſey.

Er blieb auf dem Hausflur ſtehen, bis daß das Mädchen Licht gemacht hatte, und er ſtand auch dann noch in Nachdenken verſunken da, als es ſchon mit hocherhobenem Arme die brennende Kerze emporhaltend, die erſten Stufen der Treppe hinanſtieg.

— Na, iſt's gefällig, Herr? mußte ſie ihm zweimal zurufen, bis er folgte, und noch indem er ihr folgte, überwarf er ſich mit ſeinen Gedanken und konnte nicht zur Entſcheidung kommen, ob er hier übernachten ſolle, oder weiter gehen, um von Thür zu Thür zu fragen, wo Erlinde weile.

Viertes Kapitel.

> Die Gunſt des Publicums gleicht den Zugvögeln, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe im Herbſte davonziehen und im Frühjahr wiederkehren, jene aber mit dem erſten ſchönen Maitage davonfliegt und kaum bis zum letzten September nach Thaliens Schattengängen zurückgekehrt iſt.
>
> (Unterhaltungen für das Theater-Publicum München 1833.)

Die Schauſpielergeſellſchaft, die in dem Städtchen eben anweſend war, pflegte im Winter einen größeren Schauplatz aufzuſuchen und dort bis zum Beginn der ſchönen Zehreszeit ihre Kunſt zu üben. Aber mit dem Erwachen der Natur, wenn der ſpatzierluſtige Bürger die ſogenannten Zehrgärten vor den Thoren aufſuchte, um den winterlichen Reif von ſich abzuſtreifen, dann war für die Künſtler keines Bleibens mehr in dem Orte und ſie waren genöthigt, zum Wanderſtabe zu greifen. Die unbedeutendern Mitglieder wurden entlaſſen, ein Paar von den beſſern ſuchten ſich ein anderes Engagement durch Gaſtrollen zu erwerben und nur die mittlere Gattung von Künſtlern, ſeit lange ſchon anſäſſig in der Stadt, verheirathet, auch wohl irgend ein kleines, friedliches Gewerbe treibend, blieben dem Director und ſeiner Fahne getreu und zogen mit ihm aus, das Land zu beglücken.

Die Verfaſſung des ganzen Kunſtinſtituts nahm dann alsbald eine andere Geſtalt an; das im Winter regierende monarchiſche Prinzip mußte einem republikaniſchen weichen. Der Director, der blos mitreiſte, um ſeine Privatintereſſen zu wahren, indem er von der Tageseinnahme eine Abgabe für das Herleihen ſeines Büchervorrathes und ſeiner Partituren und Garderobe zu beziehen hatte, erhielt das Recht zu einer berathenden Stimme, während ſämmtliche Mitglieder die Geſchäfte leiteten, Krieg erklärten und Frieden ſchloſſen, kurz, die höchſte Macht in Händen hatten und die Einnahme unter ſich, nach Maßgabe ihrer Brauchbarkeit, theilten.

Wer jemals in dem Fall war, ſolche mittelmäßige Schauſpieler näher kennen zu lernen, wird wohl wiſſen, welch ein ſonderbares Verhältniß, aus der ſo eben angeführten Lage der Dinge erwächſt. Man ſollte glauben, daß in dem einen Intereſſe: das Schiff über dem Waſſer zu halten, alle Uebrigen einen Punkt der Vereinigung finden ſollten, allein dieſes — wie es ſcheint — ſo wichtige Augenmerk, wird doch nur in den ſeltenſten Fällen gehörig berückſichtigt. Ein jeder folgt bei den zu nehmenden Maßregeln andern Eingebungen, ein jeder folgt ſeinen blos eigenſüchtigen Zwecken.

Jeder ſtrebt auch hier nur allein zu glänzen, Einer will den Andern verdunkeln: das erbärmlichſte Publicum, das nicht fähig wäre, irgend ein gültiges Urtheil zu fällen, das kaum die Sprache verſteht, die es von der Bühne herab vernimmt, iſt ein geſuchter Mäcen, um deſſen Gunſt gebuhlt wird, nach deſſen Beifall man geizt. Faſt verhungernd auf den elenden Brettern, mit der Noth kämpfend, bedroht von Gläubigern, erhebt dieſe Künſtler dennoch der Applaus und ſie ſpielen mit einem Eifer und reißen Couliſſen ein, wenn ſie ihre Abgänge haben, als ſpielten ſie vor den erleuchtetſten Kennern. Es liegt etwas Rührendes in dem Leben ſolcher Schauſpieler. Keine Kunſt bereitet ihren Jüngern ſolche bittere Entbehrungen, und dann dieſe ſüße Täuſchungen! Der arme Heldenſpieler, der den Tag über nicht wußte, wo er den nothwendigen Tabak hernehmen ſoll, ohne den er einmal nicht memoriren kann, der im ſchäbigen, abgetragenen Rocke, durch die ſonntägigen Straßen, durch die geputzten, glücklichen Gruppen ſtreifte, der nichts ſein nennt, während Alles ſich am wohlerworbenen

Beſitze freut, der die Mühen ſeines faſt verbrauchten Lebens verloren nennen muß, der einem troſtloſen Elende entgegengeht, das bei der leiſeſten Annäherung ihm ſchon deutlich den Abgrund zeigt, in den er einſt hineintaumeln wird — dieſer arme, unglückliche Menſch — er läßt Alles weit hinter ſich zurück, wenn er Abends in das Ankleidezimmer tritt; ſo wie er die Theaterlumpen anzieht, iſt er ein anderer; er ſchreitet wie ein Held, er hebt den Kopf wie ein König, er tritt aus der Couliſſe und blickt auf ſein Gefolge, noch lumpiger als er ſelbſt — aber er iſt ſtolz darauf; er herrſcht — er ſiegt — er iſt ganz glücklich in ſeinem Wahne!

Ohne dieſe Täuſchungen, ohne dieſe Eigenthümlichkeit des Schauſpielerlebens, wie wäre wohl ſo viel Elend zu ertragen? —

Die Geſellſchaft, von der wir ſprechen, war ſchon ſeit drei Monaten in dem Städtchen, deſſen Einwohner bereits ſechs Wochen lang ſeiner artiſtiſchen Gäſte überdrüßig geworden war. Dennoch dachten dieſe nicht daran, abzuziehen. Stets unerſchöpflich waren ſie bemüht für das Vergnügen der Undankbaren zu ſorgen, die ihnen keinen Credit mehr geben wollten. Die Einnahmen waren ſo gering geworden, daß die Begünſtigtſten bei der Theilung am Ende der Woche nur wenige Gulden bekamen, die Andern nur ſo viel Kreuzer. Der Drucker und der Seifenſieder ſagten der Kunſt gänzlich den Handel auf. Die Zettel konnten nun zwar geſchrieben werden, allein ohne Beleuchtung war keine Vorſtellung möglich. Die Noth war am größten und da alle Unterhandlungen abgebrochen werden mußten, ſo zeigte ſich kein Ausweg, die Stadt mit Ehren zr verlaſſen, als heimlich durchzugehen und die übliche Hoffnung als Rechtfertigung mitzunehmen, daß es möglich ſeyn würde, aus dem ergiebigern Winterquartiere den Riß zu ſtopfen.

Der Theaterdiener und Requiſiteur, ein treues Möbel, der ſtets den Wahlſpruch auf den Lippen führte: „Mitgefangen, mitgehangen!“ und der mit den Künſtlern um die Wette hungerte, war im Schweiß ſeines Angeſichts die vielen Treppen zu den verſchiedenen Dachſtübchen hinangeſtiegen, um eine Plenarverſammlung dem ſämmtlichen Perſonal anzukündigen. Hier ſollten Vorſchläge angehört und Beſchlüſſe gefaßt werden, zum Frommen des Ganzen.

Die Stunde erſchien und die Mitglieder der Geſellſchaft traten ziemlich pünktlich, was faſt nie der Fall zu ſein pflegte, in das Ankleidezimmer des improviſirten Theaters. Es galt einer Lebensfrage.

Wir erblicken den Director, den Theaterdiener und

Requiſiteur und noch zehn oder zwölf Andere, von beiden Geſchlechtern, ungefähr zu gleicher Hälfte. Die Lage der Dinge war Allen bekannt und es durfte daher keine Anrede gehalten werden, vielmehr war Jeder bemüht, kurz und bündig zu ſagen, welche Mittel zur Abhülfe des dringendſten Bedürfniſſes zu ergreifen ſeien.

Durchgehen! war das allgemeine Loſungswort.

— Ach, wer mir das an der Wiege vorgeſungen hätte! jammerte Fräulein Miauz, die erſte Mütter und Königinnen ſpielte.

— Was weiß denn ſie noch, was ihr an der Wiege vorgeſungen wurde, rief Krach, der Heldenſpieler, das iſt ja ſchon viel zu lange her.

— Alles geht durch! ſprach lachend Lanze, der Intriguant, was iſt denn Schlechtes dabei? Eine Motion geht durch im Parlamente, der rothe Faden geht durch im Flottenſeil, der Mercur geht durch die Sonne am Firmamente und der Schauſpieler geht durch, wenn er nicht anders kann.

— Wenn Du ſo gut ſeyn willſt, mich anzuhören — ſagte hierauf Rips, der Zettelträger und Requiſiteur, der mit Allen auf Du und Du war, ſich dem Sprechenden nähernd — ſo will ich es verſuchen, noch einen Vorſchlag zur Güte zu machen. Das

Durchgehen iſt ſo eine Sache, mitgefangen, mitgehangen! — Allein ich komme mit meinen Requiſiten am Schlimmſten weg; das will Alles eingepackt und fortgeſchafft ſeyn und dann habe ich gar Vieles ausſtehen und für ſo manchen der Herren gutgeſagt — ich hätte daher einen andern Plan. Will der Seifenſieder keine Kerzen mehr borgen — gut! ſo giebt's noch eine unentgeltliche Beleuchtung — ich meine die der Sonne. Will der Zetteldrucker nicht mehr Ordre pariren — auch gut! Hier habe ich noch einen alten Zettel, von einer abgeänderten Vorſtellung, der gleich ausgegeben werden kann. Mehr als Alles dieſes kommt uns aber noch ein Umſtand zu Hülfe, der für Vieles gelten mag. Der glückliche Zufall wollte, daß ich mir von meinen Erſparniſſen ſchon längſt eine Ziege kaufte, weil mein Weib an der Schwindſucht leidet. Dieſe Ziege hat gekitzt. Wie wär's nun, wenn wir den Grafen von Burgund im Freien aufführten — he? — wenn wir, ſtatt wie ſonſt, das Bählämmel vom Metzger für drei Parterrebillets auszuborgen, mein Kitz als Lämmel gelten ließen und wenn wir am Schluſſe eben dieſesjenige junge Kitz zum Beſten des verehrungswürdigen Publicums ausſpielten? — He? — das zöge, ſollt' ich meinen! —

— Das iſt zwar ein alter Spaß — meinte der Director Goldammer — allein es könnte gehen. —

— Es wäre wenigſtens ein Behelf, ſprach Lanze.

— Um nur nicht durchgehen zu dürfen, ſetzte Fräulein Miauz hinzu.

— Alſo ſchnell die Rollen her, ſprach der Director, He, Rips — geſchwind! Wo iſt Roſenfriſch, der den jungen Grafen Heinrich macht —

— Wo iſt Roſenfriſch? Hat ihn Niemand geſehen? riefen Alle durcheinander, von banger Ahnung ergriffen.

— Ja, wo iſt er? ſchrie Lanze lachend, er wird den Weg alles Fleiſches gegangen ſeyn. Er wird dem Schickſal und unſerer weiſen Berathung vorgegriffen haben.

— Rips, lauf', bring' ihn her! rief Goldammer.

— Schleppt ihn her! Peitſcht ihn her! tragerirte Krach.

Rips war fort wie ein Pfeil und die Andern harrten ſtumm ſeiner Rückkehr in ſtummer Erwartung. Es währte nur wenig Minuten und er ſtand wieder in der Mitte der Verſammlung.

— Da haben wir die Beſcheerung! ächzte er, indem er einen Zettel hoch empor hielt. Mit gefangen, mit gehangen! —

— Was iſt's — was gibt's? rief Alles durcheinander.

Rips ſchlenderte den Zettel dem Director hin und warf ſich, mit ſeinem Tuche das Geſicht verhüllend, auf die Bank, gleich Eßlair im Beliſar, und ſtöhnte dazu:

— Mir auch zwei Pots Schminke und zwei Kronenthaler baar behalten!

Goldammer las aber mit lauter Stimme die Worte des Zettels:

Die Sonne geht auf und nieder —
Den Roſenfriſch ſeht Ihr nicht wieder! —

— Und unten ſtehen ſie Alle, unſere bisherigen guten Freunde, fiel Rips ein, und laſſen allerhand ſehr verfängliche Redensarten fallen. Der Krach muß mir eingeſteckt werden, ſchreit der Wagner Bolz —

— Was? ich? der Bolz? ſagte Krach mit ruhigem Selbſtgefühl.

— Ja, wie's der Roſenfriſch gemacht hat, ſo können's Alle machen, ſagt er, ſprach Rips.

— Was haſt Du denn mit dem Kerl von Wagner zu ſchaffen, fragte Lanze, Du haſt Dir doch hier keine Equipage angeſchafft?

— Er und der Specereikrämer boten mir an, meiner dringendſten Noth abzuhelfen, erwiderte Krach, und als ich darauf meinem Stolz entſagte und ein Anlehen bei ihnen machen wollte, gaben ſie mir zwei

Hinterräder ohne Eiſenbeſchlag und drei Pfund öligen Kaffee, wofür ich ihnen zwei Monatsgagen im Winter verſchreiben mußte. Den Kaffee trank ich, ſo ſchlecht er war, und für die Hinterräder gab mir ein Bauer, der vom Markte nach Hauſe fuhr, acht und vierzig Kreuzer!

— Das war ein gemeiner Handel! lispelte Lanze, was war es aber mit beſagtem Stolze? Worauf biſt Du denn eigentlich ſtolz, wenn Du kein Geld haſt?

— Geld, oder nicht! rief Krach, und warf den Kopf in den Nacken. Wir vergeſſen es nie, und unter allen Umſtänden will ich's Euch nie zu vergeſſen erlauben, wen Ihr vor Euch habt —

— Na, na, das iſt patzig! rief Einer.

— Stolz will ich den Spanier! rief Lanze.

— Kein Spanier, ſprach Krach, ſondern ein edler Wende!

— Wenn De Dir'ſch man nich eenbilſt! rief der Souffleur, ein geborener Zittauer.

— Ich heiße Krahlevich — von Krahlevich — Freiherr von Krahlevich! mein Geſchlecht iſt bekannt —

— Laßt ihn nicht weiter reden — ſchrie Lanze luſtig — ſonſt macht er ſich noch zum Fürſten — er ſteigt immer höher — der Krach-glob'-ich!

— Was ſollen die Späße — ſchrie der Director dazwiſchen.

Allein Krach fuhr donnernd fort: — Mein Großvater war General, mein Vater und meine Mutter ſtarben früh — falſche Vormünder verwalteten mein Vermögen — ich kam drum! Nichts blieb mir als mein Name —

— Verfluchte Wirthſchaft! ſchrie der Director. Wer hilft, wer rathet! —

Er war zum Fenſter getreten und blickte auf die Gaſſe.

— Das Volk rottet ſich zuſammen — ſie belagern uns — ſie werden uns Alle feſtnehmen! rief er.

— Verfluchter Handel! — Aufruhr und Empörung! — Sie höhnen die Kunſt! — O Gräuel, o Schande! ſo ſchrie Alles durcheinander.

Sie verließen das Fenſter um ſich ernſtlich zu berathen, was nun zu thun ſey, nur Lanze blieb ſtehen, die Blicke feſt auf die Gaſſe gerichtet.

— Ein anderes Stück! Ein anderes Stück herbei! ſchrien Einige.

— Iſt leicht geſagt, brummte der Director, welches Stück läßt ſich aber ohne Roſenkriſch beſetzen, er war überall einſtudirt!

— Das kommt vom Protegiren, murrte Krach, das Bürſchchen mußte von Allem haben. Nun iſt er beim Teufel und wir ſitzen im Trocknen.

— Wollte Sie nicht ſo gut ſeyn, Miauz? — fragte Goldammer, der weiſe Director.

— Doch nicht etwa den jungen Grafen von Burgund ſpielen? fielen Alle lachend ein.

— Und warum nicht, Gelbſchnäbel? entgegnete die Dame in hoher Entrüſtung, wäre ich's etwa nicht im Stande?

— Davon iſt die Rede nicht — aber wenn Sie die Medea — fuhr Goldammer zögernd fort.

— Und mein göttlicher Gedanke mit der Ausſpielung des Zickleins? bemerkte Rips, der Requiſiteur.

— Das wäre Eins! bemerkte der Director, dann könnt's das goldene Vließ vorſtellen, das wir auch beim Schluße dem hochverehrlichen Publicum zum Beßten geben —

— Ach, was da! laßt Euer Delibriren! ſchrie hier Lanze, der indeß immer zum Fenſter hinausgeſchaut hatte. Uns wird Gnade und Erleuchtung von Oben!

Dort einen Retter hoch zu Roß
Gewahr' ich aus dem Menſchentroß —

declamirte er und Alles ſprang zum Fenſter.

— Seht Ihr ihn dort? erklärte er, mit dem

Finger auf die Gaſſe deutend — ſeht Ihr ihn dort, unſern Retter? Es müßte mich Alles trügen, oder jener Jüngling iſt der uns vom Himmel beſchiedene Erſatz für den Durchgegangenen! Seht ihn an und läugnet, wenn Ihr könnt! Er theilt die Menge — er forſcht — er fragt — o öffne Dein Viſir — fremder, unbekannter Ritter! Dich ſendet der Himmel!

Alle folgten mit ſehnſüchtiger Erwartung den Worten und Blicken Lanze's. So bedrängt ihre Lage war, ſo wenig ſie ſich auch zu ihren Gunſten veränderte, wenn dieſer neue Ankömmling, den ihnen ihr Collegе auf ſolche Weiſe ſignaliſirte, wirklich ein Schauſpieler wäre, ſo bemächtigte ſich Aller dennoch eine laute Freude und ſie begannen die tollſten Streiche zu treiben, eine improviſirte Poſſe aufzuführen. Sie waren alsbald in der Laune, das Beſte zu geben, was ihre Kunſt vermochte, und ſie gaben Alles ſo ungezwungen und wahr, wie ſie es niemals auf dem Theater darzuſtellen im Stande waren.

Dies iſt die Art der Schauſpieler, wenn ſie noch im natürlichen Zuſtande ſind. Hoftheater und lebenslängliche Anſtellungen rauben ihnen dieſen wahrhaft liebenswürdigen Leichtmuth, dieſe Harmloſigkeit. In der peinigendſten Alternative, zwiſchen ſchimpflicher Entweichung, mit Hinterlaſſung von Schulden oder ſchmählicher Einkerkerung daſtehend, Elend im Rücken, Elend im Angeſicht, vermag ſie ein auch nur anſcheinend günſtiger Zufall, von dem ſie ſich noch keine Rechenſchaft zu geben im Stande ſind, von deſſen Einwirkung auf die Verbeſſerung ihrer Lage ſie ſich noch keine klare Vorſtellung machen können — augenblicks in Jubel und Ausgelaſſenheit zu verſetzen.

Alle ſprangen und jauchzten wie die Kinder. Miauz fiel Krach um den Hals und that als ob ſie in Rührung zerſchmölze; Lanze und Goldammer tanzten eine Gavotte, die Jüngern machten Stellungen als wollten ſie ihren Director bekränzen, und Rips ſprang auf einen Tiſch, hob das rechte Bein wie eine Fanny Elsler oder Cerrito in die Höhe und klatſchte in die Hände.

Plötzlich aber ſchrie der Director:

— Nun genug, Kinder! er kommt — er kommt! ich höre ſchon die Stimme der beleidigten Natur! — nehmt eine ehrbare Stellung an, erweiſt mir in Gegenwart des Ankömmlings alle Achtung und ſetzt Euch. Du, Rips, gehſt ihm entgegen, und führſt ihn ein!

Dieſe wohlgemeinte Ordre konnte jedoch nicht vollſtändig in Ausführung gebracht werden, denn Alfred ſtand ſchon im Zimmer, und hatte noch Zeit genug, die verſchiedenen ſich löſenden Gruppen zu beobachten. Lanze aber, der nicht leicht in Verlegenheit kam, trat ihm ſogleich mit ſeinem Lächeln entgegen.

— Sie werden nicht befremdend finden, was Sie hier ſehen, mein Herr, ſagte er, wenn Sie das Stück: Heinrich's IV. Familienleben kennen. Wie dort der engliſche Geſandte den König von Frankreich und Navarra mit ſeinen Kindern Pferdchen ſpielend überraſchte, ſo ſehen Sie hier unſern guten Heinrich, unſern Director Heinrich Goldammer nehmlich, mit ſeinen Kindern ſpielend. Er ſieht ſeinen ſchönen Zweck, in dem Topfe eines jeden ſeiner Untergebenen ein Huhn zu erblicken, längſt erfüllt, damit aber nicht zufrieden, will er nunmehr ſogar ein Zicklein, ein Schaf, einen Hammel darin ſehen. Er hat uns von dieſer ſeiner neueſten Idee in Kenntniß geſetzt und was Sie eben erblickten, waren die Aeußerungen des Dankes, ein kleines improviſirtes Volksfeſt, ein allegoriſches Feſtſpiel, das wir unſerm würdigen Vorſtande bereiteten.

— Bravo! Bravo! ſchrien Alle.

— St! gebot der Director. Ich danke Ihnen, meine verehrten Kunſtgenoſſen, für dieſe Beweiſe Ihrer Zuneigung. Allein jetzt iſt nicht Zeit unſere

Privatintereſſen zu verhandeln, ein Fremder, ein Unbekannter verlangt unſere Berückſichtigung. Daß wir luſtig und froh waren, bedarf keiner Entſchuldigung —

— Gewiß nicht, bei keinem fühlenden Menſchen nicht — fiel ihm Lanze mit Salbung in die Rede.

— Warum ſollten wir nicht froh ſeyn, da es uns gut geht? fügte Miauz mit freundlichem Grinzen hinzu und biß ſich auf die welken Lippen, da ſie nichts Anderes zu beißen hatte.

— Mein Herr! ſagte jetzt Goldammer, die vier Finger der rechten Hand in der Weſte und mit der linken die Hemdkrauſe ein wenig in die Höhe ziehend, eine Stellung, die er in Miniſterrollen gern anzunehmen pflegte und die bei ihm für feinſten Anſtand galt. Dies „mein Herr" war nach ſeiner Meinung vornehm und höflich zugleich und er ſetzte nichts weiter hinzu, Alfred's Antwort, ſo ausführlich als möglich, um ſein Begehren darzulegen, erwartend.

Die Scene, die er durch ſeinen Eintritt unterbrochen hatte, ſo wie das Weſen der Leute, hatte bei dem jungen Menſchen eine ſeltſame Ueberraſchung erregt, die etwas wie Verlegenheit in ihm erzeugte. Er hatte ſich eingebildet Schauſpieler und Theater zu kennen, und fand hier ein Etwas, das von Allem, was er bis jetzt geſehen und erfahren, gänzlich verſchieden war. Nach einigem Zögern ſprach er:

— Herr Director, Sie ſehen hier einen Jüngling vor ſich, der von dem Rufe der Ihre Kunſtleiſtungen, wie die Ihrer Mitglieder in der Welt genießen, angezogen — ſich erlaubt —

Alle machten eine kurze, ſtolze Verbeugung.

— Sich erlaubt — wiederholte Alfred, indem er die Geſellſchaft in's Auge faßte — um eine Anſtellung zu bitten.

— Hm! ſprach Goldammer — dann nach einer Weile hinzuſetzend: Ihr Fach?

— Jugendliche Liebhaber und Helden —

— Iſt zwar beſetzt — doch —

— Meine Bedingungen werden beſcheiden ſeyn —

— Wenn das iſt —

— Sehr beſcheiden —

— Da wir complett ſind — ganz complett — ſo könnte von einer Gage die Rede nicht ſeyn — wurde leicht und vornehm hingeworfen.

— Nicht?

— Wenigſtens vor der Hand nicht. Sie heißen?

Alfred beſann ſich einen Augenblick. Sein Name konnte in künſtleriſcher Beziehung bei der Aufnahme nicht entſcheidend wirken, wohl aber hätte er den

Leuten dennoch bekannt ſeyn können, er entſchloß ſich daher kurz, ihn mit einem Andern zu vertauſchen.

— Ich heiße Klingsohr, ſagte er, an den Minneſänger denkend.

— Ein ſchöner Name, ſo klingend dem Ohr! rief Miauz, dem hübſchen Jüngling recht ſchwärmeriſch zuäugelnd.

— Ich glaube, Sie hat ſich ſchon verſchamerirt! lachte Lanze laut.

Ein ſtrafender Blick des Directors machte dem Intermezzo ein Ende.

— Ihr Repertoire? fragte Goldammer.

Alfred war ſchnell fertig, und ging auf den einmal eingeſchlagenen Wege weiter, da er hoffte, daß er ihn ſchnell zum Ziele führen würde.

— In allen neuern Stücken, wie in den beſten ältern einſtudirt, ſagte er.

— Haben ſie vielleicht ſchon den Heinrich im Grafen von Burgund geſpielt? fragte der Director.

— Schon einigemale.

— Gut, ſo können Sie gleich morgen auftreten, das Stück iſt angeſetzt.

Alfred war wie vom Schlage gerührt. Er hatte dies alte vergeſſene Drama von Kotzebue nie nennen hören. Doch, was war zu thun; er mußte ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen, und die Nacht zum Opfer bringen, dachte er. Er bat ſich die Rolle aus.

War ſeine Verlegenheit groß, ſo war die des Directors nicht kleiner. Der durchgegangene Roſenfriſch, der im Beſitze der Rolle geweſen war, hatte ſie mitgenommen.

— Rips, ſagte er, gib das Buch dem Herrn, er wird ſich daraus beſſer, als aus der geſchriebenen Rolle orientiren können, da wir viel geſtrichen haben. Unſer hoher Stadtmagiſtrat liebt es nemlich nicht, wenn wir ſo lange ſpielen, weil ſonſt die Damen zu Hauſe brummen, wenn ſie mit dem Eſſen zu lange warten müſſen; viele von den Herren gehen dann auch wohl, um einem häuslichen Sturme auszuweichen, in's Wirthshaus, und dies befördert einige Unmoralität. Es iſt unſere Pflicht, dieſem Uebel zu ſteuern, und deßhalb kürzen wir dann, alle klaſſiſchen Sachen, die immer etwas langweilig ſind, ſo ziemlich, um über die künſtleriſche Polizeiſtunde nicht hinauszureichen — Na! Rips! wo iſt das Buch?

Nach dieſer langen Auseinanderſetzung, die dem guten Rips Zeit zum Suchen verſchaffen ſollte, weil nicht eben die muſterhafteſte Ordnung in den Geſchäften und Angelegenheiten der Direction herrſchte, hatte der Arme nichts gefunden. Er mußte endlich die Meldung bringen, daß der Graf von Burgund nicht zu finden ſey.

— Der Lord läßt ſich entſchuld'gen —
Er iſt zu Schiff nach England —

rief Lanze, der nicht gern einen Spaß unterdrücken mochte, mit Bezug auf den durchgegangenen Roſenfriſch.

— Rips wird das Buch aus der Leihbibliothek des Orts herbeiſchaffen, und Ihnen bis dieſen Mittag überbringen, ſagte ſchnell der Director, dem heitern Lanze den Scherz mit einem Blicke verweiſend.

— Nur recht bald muß ich bitten, bemerkte Alfred, es iſt lange her, daß ich nicht in dem Stücke geſpielt habe, und ich muß faſt Alles neu memoriren.

— So lange her kann es denn doch wohl nicht ſeyn, ſagte Mianz.

Sie meinte dies in Bezug auf Alfred's Jugend, die ihr ſehr in die Augen ſtach, er aber bezog es auf ſeine falſche Angabe, und glaubte ſich von ihr verrathen. Das Weib fing an ihm fürchterlich zu werden. Ein Hinzukommender ſollte mit einem Male dieſen wechſelſeitigen Verlegenheiten ein Ende machen. Es war Bodenlos, der ohne anzuklopfen oder ſonſtige Meldung in die Verſammlung trat.

— Da bin ich, ſprach er kurz und ohne alle

Umſtände, ich weiß Alles, und will Eurer Verlegenheit abhelfen. Der Roſenfriſch iſt durch, und Ihr könnt nichts geben, da habt Ihr mich und die Meinen — es iſt ein praktiſcher Vorſchlag, und ich glaube, wir werden Alle unſere Rechnung dabei finden.

Goldammer betrachtete den Ankömmling mit einer Verlegenheit, in die ſich Stolz miſchte; er ſammelte ſich jedoch bald, und erwiederte:

— Ei, ſind Sie einmal wieder da mit Ihren Siebenſachen, Herr Bodenlos, ſeyn Sie mir willkommen! Die Geſchäfte gehen wohl ſchlecht auf den Jahrmärkten und auf dem platten Lande — wo wollen Sie nun Ihren Theſpiskarren hinſchieben?

Während Goldammer ſo ſprach, hatten mehre von der Geſellſchaft den ihnen wohlbekannten Mann freundlich bewillkommt, und mit ihm ein Geſpräch angeknüpft, das ſich in lebhaften Fragen und Antworten ergoß, ohne ſich durch die hochfahrende Rede Goldammer's irre machen zu laſſen. Alle fielen aus der Rolle, die ſie bei Alfred's Eintritt von ihrem Director zugetheilt erhielten; das Zeremoniell löſte ſich auf, und — man wolle den Vergleich nicht übel nehmen — wie in der Hundecomödie, die in mitten der vierfüßigen Künſtler geworfene Bratwurſt, Alle plötzlich ihre zweibeinige Stellung aufgeben läßt, und ihrem Inſtinkte folgend, die Wurſt zu erſchnappen ſucht, ſo griffen auch hier ſämmtliche Mitglieder zu, als ihnen der geſcheute Bodenlos die rettende Hand reichte. Vergebens bemühte ſich der arme Director, der ſo gern das Decorum gerettet hätte, Ordnung in dies wirre Durcheinander zu bringen, das ihm über den Kopf gewachſen war.

— Brodloſe Künſte, die der Mann hier treibt, ſprach Geldammer mit halber Stimme zu Alfred-gewendet. Ich werde ihm meine Bühne nicht dazu herleihen.

— Brodloſe Künſte? rief Bodenlos, nicht ſo brodlos, als Du vorgiebſt. Wir haben ſogar Braten zum Brod, und zum Salat gutes Oel, während es Theaterdirectoren giebt, die ſelbſt keines zu ihren Lampen mehr haben. Laſſe die Flauſen! Wir ſind hier ſchon ſo ziemlich einig. Ihr ſpielt in Theilung, Du und Deine Geſellſchaft, wie mir dieſe hier ſagen, und Ihr armen Teufel habt nichts zu theilen, wohlan

ich ſey, gewährt mir die Bitte,
in Eurem Bunde der Dritte,

und ich wette, wir werden etwas zu theilen bekommen. Ich mache Euch den Vorſchlag, die Precioſa zu geben. —

— Wenn ſich die Geſellſchaft entſchließen könnte — ſprach zögernd und im Kreiſe umherblickend, Goldammer.

— Laſſ' doch das hochfahrende Weſen beiſeite! rief Bodenlos, freilich ſind ſie's zufrieden, freilich können ſie ſich entſchließen. Weshalb treibſt du's denn heute ſo, wir haben ja ſchon oft mitſammen agirt. —

Hier ſah er umher, und erblickte Alfred, den er bis dahin nicht bemerkt haben konnte, da er ſich bei ſeinem Eintreten abſichtlich zurückgezogen hatte.

— Ach! ſind Sie vielleicht die Urſache, Herr Alfred? ſprach er gedehnt, auf den geſtrigen Abſchied in ſeinen Gedanken zurückkommend.

Alfred erröthete bei der Nennung ſeines Namens.

— Alfred? fragte ſchnell der Director — nicht Klingsohr?

— Mein Künſtlername beim Theater — fiel ihm Alfred ſchnell in die Rede, mit einer Geiſtesgegenwart, die man ihm kaum zugetraut haben ſollte.

— So — ſprach Goldammer, nichts ahnend, denn dieſe guten Leute hatten bis jetzt noch keine Kenntniß von den jüngſten Vorfällen in der Theaterwelt erhalten. Sie pflegten gewöhnlich auf ihren Kreuz- und Querzügen im Sommer nichts zu leſen, und erſt Alles nachzuholen, wenn ſie im Winterquartier waren, und ſich als Ehrenmitglieder des Muſeums aufgenommen ſahen. So war denn auch der Name Alfred noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Von dieſer Seite war unſer junger Held alſo vollkommen beruhigt, nicht alſo aber von der Seite ſeines Reiſegefährten, von dem er eine nachtheilige Entdeckung befürchtete. Er ging, um ſich ſeiner Geſinnung raſch zu verſichern, auf ihn zu, und reichte ihm nicht ohne Schüchternheit die Hand. Bodenlos nahm ſie und drückte ſie ihm mit den Worten:

— Alſo, Herr Klingſohr, auch hier? Nun gut, da könnten wir ja morgen ſchon die Precioſa trefflich beſetzen. Sie treten für den durchgegangenen Roſenfriſch ein. Ich weiß, daß Sie die Rolle des Alonſo memerirt haben.

Welch ein Stein fiel Alfred bei dieſen Worten vom Herzen! An dem Alonſo fehlte ihm kein Jota; er hatte ihn noch unter Leinweber einſtudirt, und war ſeiner Sache dabei ſehr ſicher.

— Wir Beide, Goldammer und ich — fuhr Bodenlos fort — ſind die beiden Alten, Herr Krach iſt ja ein geborner Zigeunerhauptmann, mein Weib iſt als Viarda himmliſch, unnachahmlich. Herr Lanze ſpielt den Don Contreras und Pedro, den Schloßvogt, für unſere Miauz iſt die Mutter im fünften Acte und die Donna Petronella —

— So? und wo iſt denn die Precioſa, wenn ich fragen darf? fragte Miauz mit ſpitzem Tone.

— Na, und wer denn anders, als mein Kind, die Erlinde, die tanzt und ſingt, daß es eine Freude iſt.

Alfred empfand einen Stich im Herzen; er ſollte Erlinden's Liebhaber geben; der Gedanke ſchmetterte ihn faſt nieder, und erhob ihn doch auch.

— Wie iſt es möglich, dachte er, daß der Vater mir nun ſo gleichgültig dieſen Platz neben ſeiner Tochter auf der Scene anvertrauen kann? Wie kann er zugeben, daß ich ihr alle die glühenden Worte ſagen, ſie umſchließen, ſie an mich drücken darf, wie es doch die Rolle erheiſcht und mit ſich bringt? Unbegreiflich!

Aber er kannte noch nicht das Weſen der Schauſpieler. Die größten Feinde müſſen oft nebeneinander die zärtlichſten Partien machen, und dieſe gelingen ihnen dann am Beſten; wahrhaft Verliebte ſpielen dagegen die zärtlichſten Scenen am kälteſten, und es iſt ein grober Irrthum des Publikums, aus dem innigen Zuſammenſpiel von Liebesſcenen auf ein wirklich ſtatt findendes Liebesverhältniß der Darſteller zu ſchließen. Die Schauſpielkunſt iſt eben eine Kunſt der Täuſchung, und der alte Krauthöfer hatte trotz ſeiner rauhen Weiſe dennoch nicht unrecht, als er einſt zu Alfreds Vater ſagte: „Die Fähigkeit, die ſie beſitzen müſſen, ſich in jede Gemüthsverfaſſung augenblicklich werfen zu können, muß ihrem ganzen Nervenſyſtem eine ſo beſondere Reizbarkeit verſchaffen, von der wir eben ſo wenig einen Begriff uns machen können, als von dem Geruchsſinn der Hunde. Sie müſſen falſch ſeyn, wie wir es im gemeinen Leben benennen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, und ohne daß man's ihnen wie uns als ein Verbrechen anrechnen darf.“

Bodenlos aber auch kannte das Theater zu genau, und hatte bei ſeiner Tochter, wie er vermeinte, ſchon ſolche ernſte Vorkehrungen getroffen, daß bei den Liebesſcenen mit Alfred keinerlei Beſorgniß für deren Ausſpinnen über die Gränze der Bühne hinaus eintreten vermochte, bis daß er nicht über deſſen Geſinnung vollkommen im Reinen ſeyn würde. War er erſt Einer von den Seinigen, dann mochte immerhin — ihn ſtärker zu feſſeln — die Hand der Tochter ihm lohnen.

So dachte der practiſche Mann;

Doch, was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht.
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Fünftes Kapitel.

Halten Sie mich nicht auf — es iſt umſonſt. —
Als angehenden Taugenichts ſehen Sie mich wieder.
Vetter Heinrich. Schauſpiel in fünf Akten.

Das glückliche Ereigniß hatte ſich bald im Städtchen verbreitet; die Schauſpieler ſelbſt beeilten ſich, es überall hinzutragen. Bodenlos galt für einen wohlhabenden Mann, der durch eine ſeltene Induſtrie, und den feſten Vorſatz, aus jedem Umſtande Vortheil zu ziehen, wie auch durch ſeine übermäßige Sparſamkeit ſich eine ſchöne Summe erworben hatte.

Die Anweſenheit dieſes Mannes verbeſſerte nun freilich nur ſo viel in der Lage der Schauſpieler, daß ſie durch ihn im Stande waren, einige Vorſtellungen zu geben, ſie aber ſprengten überall aus, er habe ihnen die Gage garantirt und würde wahrſcheinlich in Goldammers Conceſſion treten, und ſeine Direction fortführen. Dieſes verbeſſerte augenblicklich wieder ihren Credit, und ſie bemerkten kaum dieſe Wirkung ihrer Liſt, als ſie auch wie verabredet, den vollſtändigſten Gebrauch davon machten.

Gleich am Abende dieſes Tages ſollte Alfred Zeuge eines Schauſpiels ſeyn, daß für ihn eben ſo neu als überraſchend war.

Hinter dem Rathhauſe, in deſſen Saale das Theater aufgeſchlagen war, ſtand ein kleines Häuschen, das Abends ein langes, ſchmales Stübchen im Erdgeſchoße harmloſen Gäſten öffnete, die ſich bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife wohl ſeyn laſſen wollten. Hier hatten die „Herren Komödianten“ — wie ſie die Bürger betitelten — ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, und bald war der Ton der Geſellſchaft, die ſich hier zu verſammeln pflegte, ſo um und um verwandelt, daß man die ehrenwerthen Stammgäſte nicht wieder erkannte.

Die nüchternen Spießbürger kamen gewöhnlich ſtill und ruhig hierher; einer oder der andere las das Intelligenzblatt, wozu aber keine große Intelligenz erforderlich war, zu ſeinem Stückchen Käſe oder Wurſt, manche ſtarrten blos vor ſich hin, und dachten an unbekannte Dinge, die Uebrigen endlich verhandelten mit ruhiger Stimme und gemeſſenem Tone über Korn- oder Leder- oder Hopfenpreiſe, je nachdem ſie Bäcker, Schuſter oder Brauer waren, und wenn ſie ſich ſelbſt ſteif und feſt getrunken hatten, und dann nicht mehr als nüchterne Spießbürger, wie ſie gekommen waren, daſaßen, ſo gingen ſie doch vollkommen ſtill und ruhig nach Hauſe, und nichts Extravagantes oder Phantaſtiſches kam den ehrlichen Leuten in den Sinn.

Dieſe ſchöne Harmonie zerſtörten nun aber die hereinbrechenden Schauſpieler gänzlich. Da wurden eigene ſeltſamliche Begrüßungsformeln erfunden, Aemter und Würden geſchaffen, den Andern tiefſinnige Beinamen verliehen, dazu allerlei Arbeiten und Verrichtungen aufgetragen, Strafen auferlegt u. ſ. w., kurz es war eine Loge, ein geheimnißvoller Klubb, zu dem ſich Alles drängte, an dem Alles ein übermäßiges Wohlgefallen hatte. — —

Das Stübchen war voll von Gäſten, Geſchrei und Tabaksdampf. Auf langen, niedrigen Bänken, die an den Wänden ſtanden, ſaßen dicht gereiht die Gäſte, jeder den Bierkrug vor ſich, die Pfeife im Munde, Wirth und Wirthin eilten geſchäftig umher, die leeren Krüge zu füllen, und den Ankommenden volle zu reichen, denn der Raum engte ſich immer mehr, und es ſah aus, als ob die Wände eine elaſtiſche Eigenſchaft beſäßen die Menge aufzunehmen.

Alfred war von Lanze eingeführt worden, der ſchnell eine flüchtige Verbindung mit ihm geſchloſſen hatte.

— Sie werden ſich amüſiren, ſagte er zu ihm, Sie finden in dem Flink'ſchen Bierhauſe eine artige

Geſellſchaft, lächerliche Formen zu unſerer Beluſtigung erfunden, aber auch ein offenes Geſpräch, geſunde Anſichten über Kunſt und Künſtler — kurz Alles, was man wünſchen kann.

Unſer junger Held ſaß neben ſeinem Einführer mit aufgeriſſenen Augen da und ſchien zu träumen. Solch ein widerſinniger Spuk war ihm noch niemals vorgekommen.

— Das ſind nur die barocken Formen — dachte er — daran muß man ſich nicht ſtoßen, mein neuer Freund hier prävenirte mich ja davon.

Sobald ein neuer Ankömmling eintrat, erſchallte der Ruf aus aller Munde:

„Kunkelorum, wie leben wir?“

worauf der Eintretende mit großem Ernſte antwortete:

„Im Qualm!“

Dann wurde ihm die Pfeife gebracht, und er ſuchte ſogleich das Element zu vermehren, in dem ſie Alle lebten und ſich wohl befanden, wie der Fiſch im Waſſer — den Qualm nehmlich.

Jetzt trat ein langer, hagerer Mann in die Stube. Der Ruf erſchallte, wie die übliche Antwort darauf und er ſetzte ſich, um gleichfalls zu rauchen.

— Merken Sie auf, mein junger Freund, ſagte Lanze leiſe zu Alfred, dieſer wird der Unterhaltung bald eine andere Wendung geben. Es iſt der Acciſeſchreiber Müller und ein biſſiger Kritikus, aber geſcheut.

Es war ein ſtarker Fünfziger; das Geſicht ſchwarzgalligt, die Stirne hoch und nur von wenigen dunkelgrauen Haaren umſäumt, die Naſe kurz und dick, der Mund weit, die Unterlippe grämlich herabhängend. Die grauen Augen zeigten einen ſtechenden Ausdruck. Gekleidet war der Mann in einen weiten, formloſen Frack von hellblauer Farbe mit angelaufenen Metallknöpfen, deſſen Aermel zu kurz waren und den magern, haarigten Arm bis zum Handknöchel ſehen ließen. Die für die vorgerückte Jahreszeit zu kühlen Nankinhoſen ſchlotterten um die langen Beine. Kaum hatte er ſeinen Platz, Lanze und Alfred gegenüber, eingenommen, als er ein kleines ſchwarzes Sammtkäppchen aus der Taſche zog und mit einer ſchnellen, lange Uebung verrathenden, Bewegung auf die Glatze ſtülpte.

Seine Anweſenheit hatte in der nächſten Nähe das Geſpräch ins Stocken gebracht und er ſelbſt blickte ruhig in den Rauch, den er vor ſich hinblies. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich die Zuverſichtlichkeit aus, das jetzt geronnene Unterhaltungselement, ſobald er es nur wollte, wieder in den ſchönſten Fluß bringen zu können. Er wollte dieſen Moment nicht lange hinausſchieben.

— Ihr gebt Morgen die Precioſa, fing er, zu Lanze gewendet, an, und wie ich hörte, ſollen wir Gäſte darin zu ſehen bekommen.

— Hier ſitzt der neue Alonſo, antwortete Lanze, auf Alfred zeigend, Herr Klingsohr —

Der Acciſer rückte das Käppchen.

— Sehr erfreut! von woher?

— Aus der Reſidenz — vom Hoftheater —

— So! Was macht mein Freund Leinweber? wie geht's dem Mosburg? Die Hegewiſch hält ſich noch immer tapfer, ich hörte ſie bei meiner letzten Anweſenheit mit Bewunderung; es iſt eine herrliche Sängerin! Iſt der trübſelige Balder denn noch immer da? Und Hagen, der Perückenhans?

So folgten ſich die Fragen, die Alfred nicht ſchnell genug beantworten konnte.

— Sie ſehen, mein Lieber, daß ich von Allem unterrichtet bin! rief jener immer dazwiſchen, obgleich er durch die bloſe Nennung der Namen dies noch gar nicht bewieſen hatte. Allein es iſt eine Eigenheit der Kleinſtädter, ſich immer über Alles au fait zu zeigen, was ſich in der Reſidenz zuträgt. Zum Glücke war jedoch Müller ſo wenig au fait, daß er von dem letzten Abenteuer, in dem unſer Held mit figurirte, wie — die Entführung der St. Viol, Krauthöfers

Maskerade und ſeine eigenen theatraliſchen Faten, nicht das Geringſte in Erfahrung gebracht hatte.

— Wie ich hörte, wird der Bedenlos auch einmal wieder ſeine Streiche loslaſſen; bin neugierig, was aus ſeiner Tochter geworden iſt. Ach, die Blumenſchwerdt wird mir ewig unvergeßlich als Precioſa bleiben! die bekommen wir nicht wieder. Ihr „leb' wohl, Madrid, nie wende ſich dein Glück!“ das ſprach ſie mit einer Empfindung — wie keine Andere es jemals ſprechen wird. Es iſt ſchade um die Blumenſchwerdt — es iſt ſchade, daß ſie nicht mehr unſern Ort bereiſt. Hier hätte etwas aus ihr werden können. Ich lieferte damals noch die Kritiken für den Doctor Ladewitz. Eine jede ihrer Rollen beleuchtete ich von allen Seiten. Ich hatte damals den berüchtigten Streit mit dem nunmehr verſtorbenen Kandidaten Schmidt. Er behauptete, man müſſe Mahdritt ſprechen, ich aber beſtimmte mich für Madrihd, der Streit machte großes Aufſehen in Deutſchland und blieb unentſchieden, weil Schmidt an der Auszehrung laborirte und bald darauf ſtarb. Aber die Blumenſchwerdt mochte Mahdritt oder Madrihd ſprechen, ſie war immer unerreichbar groß. Sie ſoll nach Berlin an's Hoftheater gekommen ſeyn und Alles verdunkeln, wie man mir gemeldet hat.

— J Gott bewahre, Herr Acciſer! rief hier vom andern Ende des Tiſches der Geometer Purſch, ich habe ſie erſt neulich, beim Vermeſſen, in Hopfgarten in der Scheune Komödie ſpielen ſehen, es war gerade während der Kirmeß.

— Den Teufel mögen Sie geſehen haben, ſchrie Müller, Sie verſtehen was Rechts vom Theater. —

— Na, die Blumenſchwerdt verſtehe ich doch wenigſtens, wenn ich mich auch ſonſt gar nicht mit Ihnen meſſen will, und die war's — ich habe ja nachher ſelbſt mit ihr geſprochen —

— 's iſt doch nicht möglich, ſag' ich. Die iſt in Berlin! Sie war groß und einzig. Wir ſehen ſo etwas hier nicht wieder.

— Dem Bodenlos ſein Töchterchen ſoll's auch recht gut verſtehen, mit Verlaub, bemerkte beſcheidentlich der Seifenſieder Paiterla, ein geborener Nürnberger, der ſich für ſeine Forderung durch Bodenloſens Dazwiſchenkunft gedeckt ſah, und ſich wieder zur Beleuchtung des Theaters bereitwillig zeigte.

— 's iſt 'n hübſches Menſch! brummte der Schuſter Knoll in halbem Schlafe zwiſchen den Zähnen.

— Das zieht herum in der Welt und treibt allerlei — nahm der Gewürzkrämer Dietrich das Wort — ſo etwas iſt eigentlich unwürdig, die Bretter der

Kunſt zu betreten. Ich ſage Euch, Kinder, Männer, Freunde, es iſt unwürdig dazu. Wir ſollten uns vereinigen, und nicht ins Theater gehen. Es iſt rein gottlos!

— Vandalismus! ſchrie der Acciſer.

— 's iſt 'n hübſches Menſch! brummte der Schuſter dazwiſchen.

— Man ſollte die Leute in Verſchiß thun! ſchrie der Gewürzkrämer.

— Nein, nein! man ſoll ſie unterſtützen! nach Kräften unterſtützen! rief der Seifenſieder wieder, aus bewandten Urſachen.

— Was würde aus unſerer Kunſt bei dieſen ſtrengen Anſichten werden, Dietrich? fragte Lanze.

— Was würdet Ihr dazu ſagen, Dietrich, fragte mit ſehr ſatyriſcher Mine der Acciſer, wenn ich Euch nun, ſo wie Ihr da ſitzet, vor meine Feder nähme und Euch abporträtirte und Euch dem Ladewitz zuſchickte oder irgend einem andern literariſchen Freunde und Euch vor ganz Deutſchland lächerlich machte? Ich bin's im Stande — hört! ich bin's! hol' mich Dieſer und Jener!

Der Gewürzkrämer, der nicht den Sinn der Drohung begriff, weil er ſich um das Weſen der Literaten und Journaliſten niemals bekümmert hatte, fragte naiv:

— Nun, und was wäre dann? thut's!

— Ich bitt' Euch — er fragt noch — was wäre dann? rief, um ſich blickend, Müller, der Acciſer. Könnt Ihr den Tollkopf begreifen?

— Was? — ſchrie, mit affectirtem Entſetzen, Lanze, Gevatter! Kunkelorum! Ihr ſprecht: „und was wäre dann?“ Ach Gott! wäre das wohl die Mamſell Bodenlos werth?

— 's iſt 'n hübſches Menſch fiel der einſchlafende Schuſter Knoll, wie auf's Stichwort ein.

— Eher könntet Ihr Euch einem Haifiſch zwiſchen die Zähne ſtecken, eher Euch unter's drehende Mühlrad legen, ehe Ihr Euch der Feder unſers Müller's bloß gebt — fuhr Lanze fort. Die zerfleiſcht Euch, wenn ſie will, ärger als Schwerdter und Dolche. —

— Die Feder? He, He! rief Dietrich — der Gänſekiel — wo iſt er? wo? Her mit dem Flederwiſch! — ich zerknick' ihn ſo — und ſo — und ſo —

Indem er ſo ſprach zerbrach er ein langes Schwefelholz, das da lag, um die Pfeifen anzuzünden.

Laßt ihn doch, ich will Gnade für Recht ergehen laſſen! ſprach gelaſſen der Acciſer. Was iſt mit ſolchen Leuten wohl über Kunſt zu ſprechen! Eine Blumenſchwerdt wird ſie freilich nicht ſeyn — ſetzte er dann hinzu, das frühere Geſpräch wieder in's Auge faſſend, allein ſo ganz ſchlecht denke ich mir die Bodenlos auch nicht —

— 's iſt 'n hübſches — — — lallte der Schlummernde.

— Sie iſt auch noch ſehr jung — wagte jetzt Alfred zu bemerken —

— Menſch — — — ergänzte der Schuſter ſeine Rede.

Alfred hatte während dieſes Geſprächs ſich eigene Gedanken gemacht. Er ſah, welch ein mächtiges Element das Theater in unſerm modernen Leben iſt. Selbſt dieſen ſtumpfſinnigen Menſchen, nach den verſchiedenen Abſtufungen ihrer Bildung und geiſtigen Fähigkeit, lieferte es den Gegenſtand zur lebhafteſten Controverſe: es erhitzte ſie: es ließ ſie Partei ergreifen, wie man es kaum bei den wichtigſten Angelegenheiten des Daſeyns ihnen hätte zutrauen mögen. So hat jeder kleine Ort, auch der unbedeutendſte, wenn er ſo glücklich iſt, ein Theater, auch nur für kurze Zeit, zu beſitzen, ſeine Heroen der Kunſt, ſeine Lieblinge, ſeinen Abgott. Einem oder Einer gelingt es immer, ſich die Gunſt Aller zu erringen. Daher der ſtereotype Satz der Kritiker: „Wir glauben kühn behaupten zu dürfen, daß ſich NN. jeden Künſtler in dieſer Rolle an die Seite ſetzen darf.“ oder: „Es ſollte ſchwer werden, unſerer NN. dieſe Rolle nachzuſpielen.

Der Gewürzkrämer verließ diesmal früher als gewöhnlich das Bierhaus; der Streit hatte ihm die Galle erregt und er kannte ſich und ſeine Hitze. Bierkrüge ſind bewegliche Dinge und ein Wurf kann leicht gefährlich werden. Ein Bierkrug iſt in der Hand eines zornigen und ſtarken Mannes eine gefährliche Waffe und ein deutſcher Kleinſtädter kann ſich ihrer ſo geſchickt bedienen, wie der Römer ſeines Stilets.

Es war wirklich nur zu loben, daß der Gewürzkrämer der Entſcheidung des literariſch-artiſtiſchen Streites nicht blos figürlich aus dem Wege ging.

Lanze ging in der Freundſchaft für Alfred ſo weit, daß er ihn dem beſondern Schutze des Acciſers empfahl, der ſich mit Vorliebe nach Vielem erkundigte.

— Haben ſie den für ſich, ſo iſt Alles gewonnen, liſpelte ihm Lanze in's Ohr.

— Was iſt dann gewonnen? wollte Alfred fragen, der ſich keines andern Zwecks bei ſeinem Debut mehr bewußt war, als recht nahe mit Erlinden zuſammen zu ſeyn. Ein Gefühlsmenſch, wie er nun einmal war, dachte er ſich z. B. das Umfaſſen des hübſchen Mädchens als die höchſte Seligkeit. Für ihn war der Schuſter Knell der größte Kenner unter allen Anweſenden, und er verzieh ihm gern das cyniſche im Ausdruck. Das jedesmalige Wiederholen des Refrains hatte ihn ſtets mit electriſchem Feuer erfüllt, allein er durfte nicht hoffen dieſer Freude mehr theilhaft zu werden, denn Knoll ſchnarchte jetzt ſehr deutlich und war gegen alle äußern Eindrücke, die ſich nicht mit ihm durch eine heftige Unmittelbarkeit in Berührung ſetzten, vollkommen unempfindlich.

Obgleich wachend befand ſich Alfred dennoch faſt in demſelben Verhältniß. Was ſich auch um ihn zutrug, machte keinen Eindruck mehr auf ihn. Es wurde noch viel geſtritten, geſungen und gelacht; Krach declamirte etwas Heroiſches, Lanze parodirte, Müller ſpendete Lorbeern, Alfred ſaß in ſich verſunken und gedachte ſeiner Liebe und der morgenden Probe. Es wurde noch viel Bier getrunken, und als ſie aufbrachen, fragte Lanze ſeinen Gaſt: „ob er nicht für ihn mitbezahlen wolle, er habe ſeinen Geldbeutel zu Hauſe gelaſſen.“

Dieſe Angabe war nicht zu bezweifeln; denn wozu hätte er den leeren Geldbeutel auch mitnehmen ſollen?

Der Gaſt erledigte ſich jedoch der Willfahrung der Bitte mit vielem Anſtande und der Wirth verſprach, wie ſonſt Gäſte pflegen — für Nächſtens Revange.

Sechstes Kapitel.

— — Sie aber pulſt und wogt nicht aus,
Und trägt an ihrer Bruſt nicht Spuren
Von Stürmen, die vorüberfuhren —
Das haſt nur Du mein Herz voraus!

Frankl.

Eine kleine hölzerne Nothtreppe ſtolperte Alfred am andern Morgen hinan und betrat endlich einmal im Berufe die verhängnißvollen Bretter, welche die Welt bedeuten ſollen. Jetzt ſtellten ſie aber nur das Chaos vor. Es hatte in der vorigen Nacht geregnet und da das Rathhausdach ſchon lange nicht ausgebeſſert worden war, ſo glich der Boden der Scene einem Meere, und Finſterniß ruhte auf den Waſſern.

Die Stunde der Probe hatte geſchlagen, Alfred war jedoch der Einzige, der bis jetzt noch im Waſſer plätſcherte, aber ihm war wohl wie dem Fiſch im Waſſer, denn der Augenblick war ja nicht mehr fern, wo er die Holde wiederſehen ſollte.

— Wenn ſie doch die Erſte nach mir käme

und die Andern recht lange ausblieben! dachte er bei ſich.

Und ſiehe! da tappte ſich etwas durch den finſtern Gang, dann ſchlich es furchtſam die knarrende Stiege hinauf, wie das ſchmächtige Kätzchen, wenn es morgentlich über den Boden huſcht und Alfred lauſchte mit zurückgehaltenem Athem. Das war weder Madame Bodenlos, noch Madame Miauz; ſo Vieles die auch im Uebrigen von der Natur der Katzen beſitzen mochten, ſo hatten ſie doch nicht ihren leichten Gang; eben ſo wenig war es Einer von den Schauſpielern. Eine ſchwanke, lichte Geſtalt theilte das Dunkel und Alfred auf ſie raſch und bebend hinzutretend, ſetzte ſie ſo ſehr in Schrecken, daß ihr ein Schrei entfuhr.

— Fürchten Sie ſich doch nicht, ich bin's ja nur! ſagte er und ergriff ihre Hand.

— Mein Gott, man iſt ganz geblendet, wenn man hereinkommt, ſagte ſie, ihre innere Bewegung hinter eine angenommene Ruhe ſchlecht verbergend, und ihre Hand zitterte in der ſeinigen. — Wir ſind die Erſten hier, wie ich ſehe.

— Dem Himmel ſey's gedankt! ſetzte Alfred hinzu. So können wir doch ein Wörtchen mit einander ſprechen.

— Ach, der Vater wird ſogleich kommen, ſagte ſie, und blickte ſich nach der Treppe um.

— Bis dahin ſind wir allein, fiel er ihr raſch ein, und ſo können wir's bei jeder Probe machen, wo wir mit einander ſpielen werden. Es iſt doch köſtlich beim Theater — man ſieht und ſpricht ſich allen Vätern zum Trotze. — War Ihr Vater recht böſe, letzthin? ſetzte er hinzu und blickte ihr mit Theilnahme in's Geſicht, denn das Dunkel war nach und nach gewichen und ſie ſahen ſich und ihre Umgebung jetzt ganz deutlich.

Sie ſeufzte, er glaubte es zu verſtehen, um ſo mehr fiel ihm aber des Alten Sorgloſigkeit auf; er hätte die Tochter nicht aus den Augen laſſen ſollen, dachte er.

Der ordentliche Bodenlos, der nunmehr wirklich auf der Bühne früher als die Uebrigen erſchien, grüßte Alfred kurz, und ging vorüber um allerlei ſceniſche Vorkehrungen zu treffen. Er hatte einige Kiſten von ſeinem Wagen gepackt und kramte jetzt verſchiedene Stücke Pappendeckel aus, auf denen einmal die ſchönſten Dinge gemalt geweſen ſeyn mochten, und die er nun an Bindfaden in die Höhe zog und kleine Latten dahinter befeſtigte, um die erforderlichen Lichter dort anzubringen. Er hantirte dabei mit großer

Emſigkeit und ſchien nicht zu bemerken, was um ihn vorging.

Alfred beurtheilte den Mann falſch. Das Liebesverſtändniß zwiſchen dem jungen Menſchen und ſeiner Tochter taugte ganz in ſeinen Kram, wenn er ihn dadurch ſich für das herumziehende Leben gewinnen konnte, nur dann war er dagegen, wenn Alfred nicht einwilligen wollte, mitzugehen. Hatte er dieſe Acquiſition gemacht, ſo konnte Bedenlos in den Orten, wo er gekannt war, Vorſtellungen allein geben und durfte mit Niemand theilen. Dies auszuführen lag ihm mehr als Alles am Herzen und gern hätte er in Alfred ſeinen Schwiegerſohn erblickt, wenn er ihn dadurch auf immer an ſein Gewerbe gefeſſelt ſehen konnte.

Die Probe ging ohne beſondere Umſtände von ſtatten, nur dieſe Bemerkung mußte Alfred ſich ſelbſt machen, das ihm ſelbſt unter dieſen ſchlechten Schauſpielern, das gebrach, was ſie Alle beſaßen: die Gemächlichkeit, das Zuhauſeſeyn auf der Scene. Die Verſe ſprach er beſſer wie Alle, das war ein Vorzug, den man ihm hinwieder einräumen mußte. Glücklicherweiſe beſteht die Rolle des Alonſo faſt nur in ſchönen Redensarten und die ſteifen Bewegungen, die er dazu machte, legte er ſich ſelbſt gern für ſpaniſche Grandezza aus. Lanze war, aus Erkenntlichkeit für den geſtrigen

Abend, zu dem er ihn ſo gaſtfrei eingeladen, ſehr um Alfred bemüht, und machte ihn auf Schritte und Bewegungen aufmerkſam. Schade nur, daß dieſe Anleitungen ſich durchaus auf falſche Theorien gründeten; es waren jene abgeſchmackten Theaterregeln, die von den ſchlechteſten Schauſpielern kleiner Bühnen noch immer gewiſſenhaft aufrecht erhalten werden, obgleich ſie nirgends in der Natur einen Halt finden und von großen und beſſern Künſtlern längſt vergeſſen ſind.

— Nicht aus dem Halbkreis getreten! flüſterte Lanze ſeinem Schützling zu — hübſch den Ellenbogen vom Leibe, nur den Unterarm mit runder Wendung bewegt, und dann den Strauß mit nach oben gekehrter Handfläche Precioſen überreicht. So hat's mich die unvergleichliche Madame Kurze gelehrt, die in dieſer Armbewegung ihresgleichen ſuchte. Keine Rolle ſpielte ſie ohne ſie; das war Grazie, Anſtand, Alles! — o wie unnachahmlich! — Stets, beim Gehen, die Fußſpitzen zuerſt auf den Boden geſetzt — ſo! — das iſt der Gang des Liebhabers — der ältere Militär, der Staatsmann, tritt mit dem ganzen Fuße zu gleicher Zeit auf — der Bauer und Handwerker ſchreitet auf den Ferſen. Ach! das vernachläßigen unſere meiſten Künſtler! Herr Klingsohr! ich bitte, die Fußſpitze!

Lanze kamen übrigens dieſe Bemerkungen zu, da er das Amt eines Regiſſeurs bei der Vorſtellung verwaltete. In der Karikatur des Don Contreras war er nicht übel und konnte ſeine Regeln, zum Beßten der Komik trefflich in's Leben treten laſſen. Alfred verwirrte er jedoch mit dieſem Allen, und trug nur dazu bei, ihn noch ängſtlicher und unzuverſichtlicher zu machen, als er ſchon ohnehin war. Nie noch im Leben waren dem armen Jungen ſeine nothwendigſten Gliedmaßen ſo zur Laſt geweſen, als dieſen Tag. Die Arme erſchienen ihm als gehörten ſie einem Andern, der ſie ihm aufgeladen, zu tragen, und als ſeyen ſie ihm nun eine Laſt, die ihn an jeder freien Bewegung hinderte; die Beine waren ihm complett im Wege, er ſtolperte darüber, nicht als gehörten ſie ihm ſelbſt, ſondern als lägen ſie vor ihm und er müßte ſie überſteigen. Er befand ſich in einer äußerſt beſchwerlichen und peinlichen Lage.

Die Uebrigen, die ihm bei vollkommener Ruhe als ſo ſchlechte Schauſpieler erſchienen, konnte er jetzt beneiden; ſie gingen ſo ungezwungen und frei umher, ohne alle Befangenheit und ſelbſt die gezierteſten Portebras waren natürlich und gewandt, gegen ſeine ſteifen, ungelenken Arme, die ihm als etwas außer ſich vorkamen.

Die Leute thaten übrigens ihr Beſtes. Krach übertraf ſich ſelbſt im Donnern; Viarda hätte Junker Voland ſelbſt für eine ebenbürtige Tänzerin anerkennen müſſen; Donna Pedronella gab ſich, aus Eitelkeit, wie ſie war, da ſie ſich nicht karikiren mochte, und war dadurch unvergleichlich; der Contreras wirkte komiſch; nur die beiden Väter, von den Directoren gegeben, litten an bedeutenden Gedächtnißfehlern, doch ſuchten ſie dies durch größere Pauſen und mehre — eh — eh — recht geſchickt zu verſtecken, was man in der Theaterſprache Routine zu benennen pflegt.

Erlinde war als Precioſa nicht übel; ſie war in Momenten wirklich ſchön; die Nähe des Geliebten gab ihrem Schmachten viel Empfindung, nur die Wildheit der Zigeunerin fehlte ihr und in der Scene mit dem Schießgewehr, wo ſie den Zigeuner zwingt, vor ihr her ins Schloß zu gehen, artete ſie in theatraliſche Manier aus, da ihrem Naturell alle Kraft zu ſolchen Darſtellungen gebrach. Das Lied ſang ſie ſelbſt, und es wurde nicht, wie dies bei großen Theatern oft der Fall war, in der Couliſſe von einer Sängerin geſungen, während Precioſa auf der Scene dazu die Geſten macht. Wer hätte es hier wohl für ſie thun ſollen? Sie legte Gefühl in den Vertrag, nur intonirte ſie falſch, weil ſie nicht genug übte und keine Idee vom Scalaſingen hatte. Der Tanz war aber über alle Beſchreibung reizend. Ihr ſchöner, leichter und gewandter Körper kam ihr dabei ſehr zu ſtatten. Da war nichts von eingelernten und hergebrachten Pas: kein Schweben auf den Zehenſpitzen, kein Aufheben des Beines in horizontaler Richtung! es war das zierliche, taktmäßige Schreiten, das Heben und Senken, das Beugen und Neigen eines natürlichen Tanzes. Alfred, der das Ballet der Reſidenz kannte und oft Gelegenheit gehabt hatte, die St. Viol zu bewundern, bewunderte hier dennoch zu ſeiner eigenen Verwunderung. Er mußte ſich geſtehen, von dieſem Reize in der körperlichen Bewegung noch keine Ahnung gehabt zu haben. Er hätte von Erlinde ſich ſtets ſo umſchweben laſſen mögen! —

Dies waren die Ergebniſſe der Probe. Alfred verließ wie im Taumel das Theater und eilte nach Hauſe. Wie wohlthätig würde ihm jetzt das geräuſchvolle Treiben der Reſidenz erſchienen ſeyn! Hier auf dem einſamen Stübchen, ohne nähern Freund, glaubte er vor Ungeduld, Aengſtlichkeit und Verlangen vergehen zu müſſen. Er öffnete das Fenſter;

die häßlichen Umgebungen ſcheuchten ihn zurück. Er wollte Etwas ſehen, das ihn in ſtets wacher, reger Begeiſterung erhielte, allein was er hier vor ſich ſah, bewirkte nur einen ſchmerzlichen Eindruck. Er ſchloß das Fenſter wieder, warf ſich auf's Bett — ein Sopha beſaß das Zimmer nicht — und ſchloß die Augen. Wie ſollte er die Pauſe zwiſchen jetzt und dem ſchönen Spanien, bis zu den duftigen Wäldern Andaluſiens und den romantiſch-erleuchteten Gärten mit Blumen und Springbrunnen, beſſer ausfüllen können, als wenn er ſeine ſtets ſo warme und gefällige Phantaſie zu Rathe zöge? Dieſe Zaubermacht, die ihn nie im Stiche ließ und der er ſeine ſchönſten Genüſſe bis jetzt zu danken gehabt hatte, er, der ſo gern in Hoffnungen und Träumereien ſchwelgte!

Sie wiegte ihn ſo ſanft, ſie ſchaukelte ihn ſo ſeelig, daß er bald einſchlief und ein wunderbarer Traum ſeinen Schlummer belebte.

Es träumte ihm, er befinde ſich am Ufer eines großen Waſſers, das ſtill und klar ſich vor ihm ausbreitete. Dies Waſſer war ein Meeresarm, der ihn von einer herrlich-lockenden Küſte trennte. Seine Sehnſucht trieb ihn, dieſes Land kennen zu lernen und er befragte ſich bei den Schiffern, die ſich alsbald um ihn drängten, als ſie ſeinen Wunſch erfahren hatten. Einer von ihnen, ſehr abenteuerlichen Anſehens, bot ihm ſein Fahrzeug zu billigem Preiſe an und verſicherte, des Fahrens kundig zu ſeyn. Alfred nahm das Fahrzeug in Augenſchein und erſtaunte über den geringen Umfang, ſo wie über die Gebrechlichkeit deſſelben, allein der abenteuerliche Schiffer beruhigte ihn und erſuchte ihn, ſich getroſt ihm anvertrauen zu wollen. Während der Jüngling noch mit ſich zu Rathe ging, ob er das Wageſtück beſtehen ſollte oder nicht, ſah er viele herrliche Fahrzeuge mit ſtolzen Segeln vorüberfliegen und die Paſſagiere ihm mit Hüten und Tüchern zuwinken. Sein Ehrgeiz beſtand darauf, auch ein ſolches Fahrzeug zu beſteigen, allein vergebens — war es, daß keines mehr vorhanden war, oder war es ein geheimnißvoller Zug, der ihn ſie zu ſuchen abhielt und ſtets zu dem kleinen, gebrechlichen trieb — der Traum ließ ihn über dieſen Umſtand im Dunkeln — genug er mußte ſich entſchließen, wenn er die lockende Küſte kennen lernen wollte, von dem angebotenen Ueberfahrtsmittel Gebrauch zu machen. Allein kaum war er eingeſtiegen, ſo veränderte ſich Alles um ihn her. Während das Meer ſich ſtärker zu bewegen anfing und Wellen häuſerhoch hinanſtiegen und ſich über einander mit Wuth auf das Fahrzeug ſtürzten, belebte ſich plötzlich das Geſtade mit Menſchenhaufen, die mit weitaufgeriſſenen Augen das Schauſpiel verfolgten, das ſich ihnen zeigte und an der Gefahr, in der der Arme ſchwebte, großes Gefallen zu haben ſchienen. Sein Fährmann aber lachte, mit einem faſt grauenvoll, übernatürlichem Leichtſinn im Angeſicht des nahen, unvermeidlichen Untergangs, und rief dem Jünglinge zu, daß er ihm nur feſt vertrauen möge. Allein das Fahrzeug kam nicht von der Stelle, trotz aller Anſtrengungen des Schiffers, vielmehr wurde es bald wieder ſo nahe zum Ufer geſchleudert, daß Alfred meinte, wenn er ausſteige, durch das ſeichte Waſſer ſich auf den feſten Boden retten zu können.

Aber der Schiffer verhinderte ihn daran.

Plötzlich ſchleuderten alle, die am Ufer ſtanden, eine ſolche Menge von Steinen nach dem Fahrzeuge, auf dem Alfred ſich befand, daß er nur durch beſtändiges Beugen und Niederducken, dieſem ſchrecklichen Angriffe auf ſein Leben entging, allein das vermochte er nicht zu verhindern, daß die Steine in das Schiff fielen, und ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſie über Bord zu werfen, ſo wurde es doch bald davon überlaſtet und begann zu ſinken. In Todesangſt ſah er jetzt es immer näher zum Lande treiben, wo ſeine Feinde hohnlachend auf ihn ſchauten, und ſich daran ergetzten, wie das Waſſer immer mehr über Bord trat und den Raum faſt gänzlich ausfüllte. Der Sturm heulte dazu, gräßliches Pfeifen ſandte durch die Luft, die von unzähligen Blitzen immerwährend beleuchtet war; da hoben ſich die Wellen höher und höher, ſie raſten ſchäumend heran, ein mächtiger Wurf — und das Fahrzeug lag am Ufer — es zerfiel und Alfred ſtand trockenen Fußes da — weit ab das Meer und ſein Wüthen und Alles wie zerſtoben, ſelbſt von dem Hohngrinzen ſeiner wüthigen Feinde war keine Spur mehr zu entdecken. — — —

— Aber um's Himmelswillen! was machen Sie denn, Herr Klingsohr? Es ſoll ja angehen! rief der ihn weckende Rips.

Alfred erwachte; er war im Schweiß gebadet. Die Wirklichkeit war da, er hatte verſchlafen und, ſtatt ſeine Rolle zu überleſen und manches noch an ſeinem Anzuge zu ordnen, war er von dem Traume geängſtigt worden. Mit dieſem im Herzen, voll tödtlicher Unruhe, mußte er in's Theater laufen, ſich in Haſt anziehen und noch mit einigen Vorwürfen des Directors regalirt, trat er an deſſen Seite, der den Vater Alonſo's darſtellte, auf die glühend-heißen Bretter, während die elende Stadtmuſik, durch den Vorhang von ihnen geſchieden, bereits die romantiſche Ouverture des Stücks zu parodiren verſuchte.

Siebentes Kapitel.

Sehnt der Hirſch ſich nach der Hinden,
Wählt er ſich nur Roſalinden.

Shakeſpear.

Wer von meinen Leſern oder Leſerinnen iſt wohl im Stande, ſich Alfred's Seelenzuſtand in jenem großen Momente zu malen?

Man lächle nicht über den armen Jüngling, man lächle nicht über den, der dieſe Schilderung entwirft, und bei Gelegenheit ſeines Auftretens vor dem Publikum einer kleinen Stadt von einem „großen Momente" ſpricht. Jeden in gewiſſen Vorurtheilen erzogenen Menſchen ergreift eine wahrhaft heilige Scheu, wenn er vor den Leuten ſeinen Körper produciren ſoll. Man iſt freigebig mit den Schätzen ſeines Geiſtes, man verhüllt ſorgfältig die Schätze, welche die Natur den Körper verliehen. Es gibt ſchöne Mädchen, die über und über roth werden, wenn man ihre Augen oder Zähne lobt; lobt man ihren Geiſt, der tief unter jenen Vorzügen ſteht, ſo werden ſie lächeln, und jene höher leuchten laſſen, und dieſe unbewußt der Bewunderung Preis geben. Schamhafte Patienten ſetzt es in Verlegenheit, wenn ſie ihre Zunge zeigen ſollen; viele ſcheinen ihren Körper vollkommen ignoriren laſſen zu wollen. Der Menſch iſt dazu berufen, blos durch die Kraft ſeines Geiſtes zu glänzen, und darin ſeinen einzigen Vorzug zu ſetzen. Nur Abarten auf einer niedrigeren Stufe der Erkenntniß kokettiren mit den Vorzügen des Leibes.

Daher die Todesangſt, die Jeden befällt, den die Uebung von Jugend auf nicht dazu ſtählte, eine Schauſtellung ſeines Körpers vorzunehmen. Je höher das geiſtige Vermögen eines ſolchen Menſchen iſt, deſto größer wird ſein Mißgefühl ſeyn und deſto häufiger die Linkheiten und Ungeſchicklichkeiten, die dies ihn begehen läßt, weshalb die meiſten großen Schauſpieler, und zwar die glänzendſten Talente, bei ihrem erſten Auftreten und im Anfange ihrer Laufbahn überhaupt, Jeden über ihren eigentlichen Beruf täuſchten, und gewöhnlich als ganz unfähige Menſchen gegolten haben. Der ſtolpert beim erſten Schritt, den er auf die Bühne hinauswagt, und fällt der Länge nach nieder, der ſpäter von Sieg zu Siegen ſchreitet; jener ſtottert und bleibt ſtecken, der ſpäter die wunderbarſten Proben eines trefflichen Gedächtniſſes an den

Tag legt. Dies Alles war Alfred nicht unbekannt, und er traute ſich ſelbſt zu viel Geiſt und Talent zu, um nicht ein ähnliches Unglück für ſich befürchten zu müſſen.

Er ließ daher den Director in Vorwürfen ſich erſchöpfen, und ſuchte ſich den Augenblick, wo der Vorhang aufgehen würde, mit aller Genauigkeit auszumalen. Da ſah er die dunkle Oeffnung vor ſich gähnen, und darin Kopf an Kopf, und aller Köpfe Augenpunkt er ſelbſt, frei daſtehend, ihrer Kritik bloßgeſtellt, jeder Laune des Uebermuths, des Haſſes, des Hohnes überantwortet, waffenlos und ſchwach. Als ein glücklicher Umſtand erſchien es ihm, daß er nicht erſt aufzutreten hatte, ſondern daß er ſchon daſtehen durfte, im Vorſchreiten begriffen. Zwar ſollte er längſt das Lampenfieber — wie es die Schauſpieler nennen — überſtanden haben, da er ja ſchon in Pogenwinkel ſich oftmals in gleicher Lage befunden, allein dieſe Verſtellung half ihm hier doch nicht die Angſt überwinden. Sein Blut wogte, die Adern in den Schläfen klopften und droheten zu ſpringen, die Röthe ſeiner Wangen erſchien braun unter der Zinnoberſchminke, deren er ſich bedient hatte, der Schweiß perlte auf der Stirne und dem gemalten Barte, und drohte das Kinn mit dem flüſſig gewordenen Korkſchwarz zu färben — alle ſeine Nerven bebten. Indem ſchloß die Ouvertüre; die Klingel des Souffleurs erſcholl; er fragt noch in Haſt den neben ihm ſtehenden Director, ob denn Alles an ihm in Ordnung ſey? — Da geht der Vorhang ſchon in die Höhe, eine heiße Luft, wie der Scirocco, weht ihn an, er hört verworrenes Getöſe zu ſich heraufſchallen, ſein Nachbar, der Director fängt an, Verſe zu ſprechen und bewegt ſich nach vorn; ihm iſt, als gehe ihn der Unſinn nichts an, von dem er gar nichts verſteht, aber mechaniſch folgt er der Bewegung und ſchwankt faſt wie ein Betrunkener zu den Lampen vor. Jetzt bringt der Director das Stichwort, Alonſo muß einfallen.

Wer doch improviſiren könnte! wer ein Künſtler im eigentlichen Sinne des Worts ſich im freudigſten Kraftbewußtſeyn dem Publicum gegenüber auf die feſtlich geſchmückte Bühne ſtellen könnte, und nun dem innern Gotte folgend, himmliſche, erhabene Gedanken, in wohlklingenden Worten, im wechſelnden Maße und Tonfalle der Rede entſtrömen ließe! Das wäre eine herrliche Kunſt, die den Zuhörer wie den Künſtler gleich begeiſtern, gleich hinreißen müßte. Ein ideales luftiges Gewand, um die Glieder zu ſchlagen, erhöhe den Reiz der Geſtalt, und wäre die einzige, nicht mühevolle und abſpannende, ſondern würdig vorbereitende Arbeit des Auftretens.

Wie ſo anders iſt es aber bei unſern ſceniſchen Vorſtellungen, bei unſern erbärmlichen theatraliſchen Einrichtungen!

Dieſes Herumhetzen mit Schneider und Friſeur; dieſes Abarbeiten mit den gemeinſten Dingen; dieſes Nähen, Flicken, Trennen, Binden, Schnüren, Haarkräuſeln, Schminken, wen ſollte das nicht ärgern und aus der Begeiſterung reißen? und ſo geärgert und erkaltet betreten die meiſten Schauſpieler, auch in ihrer erſten Scene das Theater.

Auch das Stichwort iſt eine fatale Hemmniß der innerlichen Flamme des Künſtlers; abwarten zu müſſen, bis ſo ein alter Don Fernando, alle ſeine Gedanken zuſammennehmend mühſam durch improviſirten Unſinn mannigfacher Art dem Endreim zuſteuert, iſt oft nicht auszuhalten. Für unſern armen Alonſo hätte das Stichwort aber immer noch lange ausbleiben können! hätte es doch der alte Don Fernando im blinden Umherſchwärmen nie gefunden, denn nun es da war, fand Alfred den Anfang der Rede nicht und blieb ſtumm und wie vertrakt.

Der Souffleur wiederholt die erſte Zeile wohl mehr als zwanzigmal, allein Alfred hört nichts mehr, das Blut brauſt vor ſeinen Ohren, es kommen ihm die tollſten Dinge in den Kopf; er ſieht die Wellen, den Fährmann, er ſieht die Steine fliegen, das Fahrzeug der Küſte zueilen, das Waſſer immer höher und höher ſteigen — welche wilden Phantome! —

— Aber, mein Gott, was machen Sie denn? rief ihm der Director leiſe zu.

Unten wurde geziſcht, der Ton brachte Alfred zum Leben zurück; es fiel ihm ein, wo er ſtand; ein Blick in die Couliſſe — er ſah Erlinde — die wüthendſte Scham erfaßte ihn — ſeine Rede fiel ihm mit einem Male ein und er brachte ſie hervor; allein ein Krampf ſchnürte ihm die Kehle zu, er war keines Tones mächtig, und das, was er ſprach, klang als wenn er ſich beim Trinken verſchluckt hätte, und ſich nun entſchuldigen wollte.

Ein wildes Gelächter folgte ſeiner Rede,

— Warum lachen die? fragte er ſo laut den Director, daß es das ganze Parterre hörte.

Dieſer, ein routinirter Mann, ruft ihm leiſe zu:

— Es bleibt Ihnen nichts übrig, fallen Sie um!

Er meinte damit, Alfred ſolle ſich ſtellen als fiele er in Ohnmacht, um dann den Vorfall mit Krankheit zu entſchuldigen, aber in demſelben Augenblicke that der junge Menſch auch wirklich einen Fall, den er mit allem

Aufgebot der Kunſt nicht ſo natürlich hätte bewerkſtelligen können. Er lag wie vom Schlage getroffen am Boden, der Vorhang fiel ſchnell herunter und der Phyſikus drängte ſich durch die Menge, um auf die Bühne zu eilen.

Als er zu ſich kam, befand ſich Alfred auf einem elenden Strohſack, in einer Atmoſphäre von vergoſſenem Weingeiſte und von den Kindern des Directors Bodenlos im Zigeunercoſtüm neugierig umſtanden. Muſik, bekannte Töne ſchallten zu ihm hin, und ſein umflorter Blick zeigte ihm, zwiſchen den Couliſſen, die unſichern Umriſſe der tanzenden Geliebten. Das Stück hatte nehmlich trotz der unglücklichen Störung ſeinen Fortgang gehabt.

— Der junge Mann kann unmöglich ſpielen, hatte der Phyſikus geäußert.

— Und wäre er todt, die Precioſa muß zu Ende gebracht werden, ſagte der practiſche Bodenlos. Ehe ich mir die Einnahme aus den Zähnen reißen laſſe, mag die Welt in Trümmer gehen!

— Wie wollen ſie aber? fragte Goldammer.

— Ob über Euch unpractiſche Leute! rief er, was iſt's denn weiter? Der Souffleur lieſt die Rolle des Alonſo und wir ſpielen dazu —

— Der Souffleur aus dem Loch?

— Der Souffleur aus dem Loch!

— Und wir oben? im Coſtüm?

— Wie denn anders?

Und wie geſagt, ſo geſchehen; das Publicum war, wie immer in ähnlichen Fällen, genügſam und das Stück hatte ſeinen Fortgang. Precioſa tanzte ihre Sarabande. Man klatſchte wie toll; dies hatte Alonſo-Alfred aus der Ohnmacht erweckt. Er fühlte ſich wunderbar geſtärkt und verlangte, hinauszutreten. Die Scene kam, wo er der Tänzerin den Strauß zu geben hatte, er war ſeiner Sache ſo gewiß, es diesmal ſchön und zuverläſſig zu machen — dieſen Moment konnte er ſich nicht entgehen laſſen. Der Fall war kritiſch.

Sollte man die Scene unterbrechen und verkündigen, daß der Unfall ohne Folgen vorüber ſey und daß ſich Herr Klingsohr im Stande fühle, ſeine Rolle bis zu Ende zu führen? ſollte man ihn unvorbereitet hinaustreten laſſen? Es wurde endlich für das Letztere entſchieden. Alfred ging auf die Seite der Scene, wo ſich einige Rüpel und Burſche des Städtchens, als Bauern ſo ziemlich traveſtirt, aufgeſtellt hatten, miſchte ſich anfänglich unbemerkt unter ſie, und ſuchte die erforderliche Faſſung zu gewinnen. Zwar war er noch ſtark ergriffen und die Füße ſchwankten unter ihm, allein er war gegen jeden neuen Anfall vorbereitet und erwartete ihn ſtandhaft; der Wille iſt ſtark; er ſagte zu ſich ſelbſt: ich will einmal nicht mehr umfallen! und er trotzte ſeiner Schwäche.

Da kam die ſchöne Stelle in der Muſik; es war ein Gräuel, wie ſie die Muſikanten gaben, doch Alfred erkannte ſie ſogleich. Er trat vor die Bauern hin, hob den Strauß, den ihm Rips gegeben hatte, nach Lanze's Anweiſung, mit ſchön gebogenem Arme empor, wandte dann die Hand auswärts und überreichte ihn Erlinden. Das Publicum, das ganz unzurechnungsfähig bei der Sache war, ließ dieſe neue Erſcheinung an ſich vorübergehen, ohne ſich zu rühren. Es glaubte, das wäre in dem Stücke nicht anders. Aber Erlinde war doch überraſcht und nahm die Blumen aus der Hand ihres Geliebten mit einem Weſen ſo ächter Liebe und Liebenswürdigkeit, mit einem ſo vielſagenden Blicke, der Freude, Dank, Begeiſterung und Hingebung zugleich ausdrückte, daß Alfred einen ganzen Himmel auf ſich herabſtrömen fühlte und ſich Gewalt anthun mußte, in der Rolle zu bleiben, und nicht mit überwallendem Gefühle vor ihr hinzuſinken.

Es lag eine Wahrheit, eine Weihe auf dieſem Spiele, wie ſie von den größten Künſtlern nicht erreicht werden. Das Schlußſonnet ſprach Erlinde ſchön; der Unterricht, den ſie von ihrer declamatoriſchen Mutter erhielt, war daraus unverkennbar.

Der Vorhang fiel, und der erſte Akt war geendigt. Im Parterre erheben ſich Debatten über das Spiel der Komödianten; Müller, der gewaltige Kritiker, zog eine Parallele zwiſchen der Blumenſchwerdt und Erlinden, die, wie natürlich, zum Nachtheile der Letzteren ausfiel.

Ueber den Debutanten verbreiteten ſich die fabelhafteſten Gerüchte. Einige ſagten, er ſey ein relegirter Student, der aus Liebe zur Precioſa, zum Theater gegangen war; andere behaupteten, er ſey von ſehr vornehmer Familie, ein Prinz, und zöge aus, den guten Geſchmack zu ſuchen, wie weiland Prinz Zerbine, dies brachte jedoch der Phyſicus auf, ein ſatyriſcher Kopf, der mit ſeinen gutmüthigen und unwiſſenden Mitbürgern gern ſeinen Scherz trieb. Die Krankheit ſey nicht verſtellt geweſen, ſetzte er dann mit ärztlicher Würde hinzu — ſondern ein wirklicher Nervenzufall, der wahrſcheinlich davon herrührte, daß er unter den Zuſchauern Jemand erblickt habe, der mit ſeinem fürſtlichen Vater in einem vertraulichen Verhältniß ſtehe, und daß er davon Entdeckung befürchte. — Das anweſende Publicum, das dieſe Erklärung des Doctors hörte, zerbrach ſich hierauf den Kopf, wer dieſer fürſtliche Vertraute unter ihnen ſeyn könne. Sie ſuchten in ihrer Erinnerung zurückzurufen, welche Gelegenheit ſich ihnen wohl ſchon dargeboten hatte, auch nur in die Nähe eines Fürſten zu kommen.

— Wir haben noch wenig mit Fürſten zu thun gehabt, ſprach Paiterle, der Seifenſieder, einmal, als ich noch daheim lernte und die Talgſchalen zur großen Beleuchtung zu füllen hatte, die bei der Anweſenheit des Königs von Baiern ſtattfand, traf es ſich, daß der Herr Hoffourier mich befragte, wie viele ſolcher Talgſchalen wohl an dem Abend in der guten Stadt Nürnberg verbraucht würden. Ich wußte ihm das nicht einmal zu ſagen, aber das war das einzigemal, wo ich mit dem königlichen Hofe in eigentlich — was man ſagt — nähere Berührung gekommen bin —

— Uns Schriftſtellern widerfährt ſolche Ehre überhaupt ſelten — abſonderlich Satyrikern — warf Müller ſtolz hin. —

— Deſto öfter uns Aerzten, ſprach der Phyſicus, da Fürſtenleiber ſo gut an überladenem Magen und an Verſtopfung leiden, wie andere Leiber gewöhnlicher Menſchen, ſo kommen ſie auch in den Fall, unſer zu bedürfen, und ſo war ich denn ſo glücklich, mit des jungen Menſchen Vater in nähere Berührung zu treten; ich griff ihm nehmlich nicht nur den Puls, ſondern applicirte ihm auch mit eigenen Händen ein Klyſtier.

Die Andern ſahen ihren Phyſicus groß an.

— 's iſt nicht möglich! der ein Fürſt? und wie ſoll er denn heißen? fragte der Geometer Purſch, ein munterer junger Mann, der nicht ſo leichtgläubig war wie die Uebrigen und ſich zuerſt gefaßt hatte.

— Für uns heißt er Klingsohr — ich darf hier nur Vermuthungen ausſprechen und muß meine Freunde bitten, nichts zu verrathen, ſagte der Phyſicus.

In dem Augenblicke hob ſich der Vorhang und die allgemeinſte Stille herrſchte ſogleich im Saale.

Der zweite Act ging ohne Störung vorüber und Alfred ſagte ſeine Rolle in gutem Ton und vortrefflicher Haltung. Viarda, offenbar die größte Kennerin unter Allen, machte ihm ihr Kompliment in Trochäen, die ſie ſehr liebte und die ihr an dieſem Abend beſſer als gewöhnlich floſſen, da ſie durch ihre Rolle in der Uebung war. Auch der dritte Act folgte dem zweiten ohne Störung. Der vierte und letzte begann. Alfred befand ſich in größerer Aufregung. Er hatte ſich ſo in ſeine Rolle hineingedacht, daß er Alles für Wahrheit nahm, was ſich auf den Brettern zutrug und wozu er ſein vorgeſchriebenes Theil mitwirkte. Das Stück hatte ihn in eine Täuſchung verſetzt, die es bei den nüchternen Zuſchauern nicht hervorzubringen im Stande war. Alfred glaubte nun wirklich Don Alonſo zu ſeyn, der nach dem Beſitze des wunderbaren Zigeunermädchens ſtrebte und der nicht mehr ferne beſeligendſte Augenblick erhob ihn mächtig.

Die Romantik des Stücks, die noch nie ſo auf ihn wirken konnte, als jetzt, da er ſich ſo ganz von ihr umweht und durchdrungen ſah, da er ſich ſelbſt mitten darin befand, berauſchte ihn; die beklekſte Leinwand, die ihn umgab, und die den duftigſten Garten unter dem ſpaniſchen Zauberhimmel vorſtellte, der reiche, üppige, wie flüſſige Harmonie dahinſtrömende Chor, Alles ſchien ihm ſchöner als er es je gehört, noch geſehen, ſeine gewaltige Phantaſie hob ihn über die erbärmliche Umgebung, wie über die ſchlechten Geſänge hinweg. Er ſpielte nach ſeiner Meinung göttlich, denn er fühlte ſich ein Gott.

So kam die letzte Scene heran; der treuen Liebe ſollte ihr Lohn zu Theil werden; der gute Vater führte ihm Precioſa in die Arme; er ſah ſie nahen mit niedergeſchlagenem Blicke, jetzt hob ſie das ſchöne Auge, in dem eine ſehnſüchtige Thräne ſchwamm; ſie ſagte ihm Alles. Und er, mit unnennbarer Glut, ſchloß das Mädchen ſeiner Liebe, ſeines Lebens, in die Arme und drückte einen langen, ſeelenverbindenden Kuß auf ſeine Lippen.

Das Publicum klatſchte und ſchrie Beifall. Der Triumph der Liebe hatte Alle electriſirt.

„Hochzeit, Kindtauf' und Verlobung!“ brüllte der täppiſche Pedro dazwiſchen, in deſſen Hülle Lanze gefahren war, nachdem er den nur im erſten Acte beſchäftigten Don Contreras beſeitigt hatte. Der Chor fiel mit ſeinem rauſchenden Wogen, wie ein Siegesgeſang, wieder ein, in den allgemeinen Jubel.

Aber Alfred hielt Erlinde noch immer umſchlungen, gleich als ſollte die ſeligſte Umarmung ewig währen; das Mädchen vermochte nicht, ſich loszureißen, ihre Beſtrebungen wurden jedoch bemerkt und erregten Unruhe unter den Anweſenden. Die beiden Väter mußten ſich endlich nähern und brachten den Trunkenen, wenn gleich langſam, zur Beſinnung. — —

Achtes Kapitel.

— Es, es, es und es, es iſt ein harter Schluß;
Weil, weil, weil und weil, weil ich marſchiren muß!
So ſchlag' ich mir es aus dem Sinn,
Und wende mich, Gott weiß, wohin!
Ich will mein Glück probiren,
Marſchiren!

Alfred fühlte ſich leichter, als er in einer ziemlich entfernten Stadt ſich wiederfand. Er lachte ſeiner Tollheit, wie er es ſelbſt nannte. Das Mädchen hatte einen mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt, allein wie vieles davon war nicht auf Rechnung einer ganz eigenthümlichen Stimmung zu bringen? Es koſtete ihn keinen großen Kampf, ihre Nähe zu meiden, und ſobald dies geſchehen war, kam ihm auch die völlige Beſinnung wieder.

Erlinde mußte in der Umgebung, wo Alfred ſie gefunden hatte, ihm faſt wunderſam erſcheinen. Sie war nicht ſchön im erhabenſten Sinne, aber von großer Anmuth und Liebenswürdigkeit. In ihrem Weſen brütete etwas Geheimnißvolles, das Naturen, wie

Alfred, beſonders anziehen mußte. Allein die Lebensweiſe des armen Kindes zu theilen, ſich mit ihren Eltern von Ort zu Ort dahin zu ſchleppen und ſich mit erbärmlichen Kunſtſtücken fortzuhelfen, um dann in größern Marktflecken ein elendes Theatergerüſte mit Hiſtrionen der gemeinſten Gattung zu beſteigen — dies erſchien ihm eine Unmöglichkeit.

Die Schauſpielergeſellſchaft, bei der Bodenlos mit ſeiner Familie noch blieb, hatte nach Alfred's erſtem Verſuch nicht eben Luſt, ſich länger mit ihm zu befaſſen. Die Meinung, daß er ein junger Fürſt ſey, trat ganz in den Hintergrund, und der Zorn und Eifer über Verletzung des Anſtandes, über Unmoralität, wurden laut und ergoſſen ſich in bittern Schmähungen. Man glaubte, daß er ſich — wäre er nicht von ſo vornehmer Abſtammung — ſchwerlich ſo etwas erlaubt haben würde: ein Mädchen, die doch nur ſeine Geliebte vorſtellte, vor Aller Augen minutenlang zu küſſen. Es war entſetzlich!

— Und wenn ſie wirklich ſeine Braut wäre, dürfte er ſich das nicht unterſtehen, rief der Acciſer.

— So lange wir denken, hat ſich ſolch' ein Scandal nicht zugetragen, ſetzte der Gewürzkrämer hinzu.

Die Schauſpieler kamen den wackern Leuten bald mit der willkommenen Auskunft zu Hilfe, wie es um Alfred's Fürſtenthum ſtehe, und erzeigten ihnen dadurch einen bedeutenden Gefallen. Sie ſagten aus, was ſie theils von Bodenlos, theils von andern reiſenden Collegen erfahren hatten, und daß Alfred, der ſich bei ihnen Klingsohr genannt hatte, eigentlich ſchon in der Reſidenz ein ſchmähliches Fiasco gemacht haben ſollte.

— Alles will jetzt zum Theater! rief Krach entrüſtet, und ſo kommt die Kunſt immer mehr herunter.

— Ich hätte doch noch etwas aus ihm gemacht, bemerkte Bodenlos, wenn er nicht gar ſo ungeſtüm geweſen wäre!

Müller merkte ſich, was er hörte, um für Ladewitz einen maliciöſen Artikel daraus zu ſchmieden, und nicht volle acht Tage waren ſeitdem verfloſſen, ſo ergötzten ſich die Hofſchauſpieler der Reſidenz mit der Lectüre deſſelben.

— Leinweber erlebt einen herrlichen Triumph an dem Burſchen, ſagte Mosburg.

— Seine Carrière iſt hin! fügte der eiferſüchtige Hagn hinzu, und zupfte dabei, im Andenken an Alfred's ſchöne Haare, an der Perücke.

Sie gingen ſo weit, Leinweber ſchriftlich zu gratuliren, der zwar in einer ſehr wohlſtyliſirten Antwort ihrer Theilnahme ſich erfreute, allein dennoch über das Schickſal des Armen, Gefallenen, ſtille Thränen vergoß, wie er ſich ſchön ausdrückte.

Dem Intendanten übergab er aber in feierlicher Audienz das Blatt, mit des Acciſer's Artikel, der lügenhaft genug abgefaßt war und zu dem Ladewitz noch viele boshafte Anmerkungen gemacht hatte. Der Freiherr von Pisjahn befahl, die ſtärkſten Stellen roth anſtreichen zu laſſen und das Blatt zu den Akten des jungen Menſchen zu legen, der ſo wie Jeder, der auch nur vier und zwanzig Stunden der Anſtalt angehörte, eher ſein Fach in der Regiſtratur als auf der Bühne bekam, und ſeine Aktenfascikel hatte. In dieſem Felde fehlte nichts und das Hoftheater unter des Freiherrn Leitung, war das Erſte in der Welt, was das Schreiberweſen betraf.

Aber auch unſere guten Pogenwinkler hielten, wie natürlich, jedes Theaterblatt, um ſtets mit Allem, die Bühne betreffenden, auf dem laufenden zu ſeyn. Als nun dieſes Stück des „jüngſten Gerichts“ kam, kitzelte es zwar Haidvogel wie Fizmaier etwas, den jungen, naſeweiſen Nebenbuhler gedemüthigt zu ſehen, allein ſie beſaßen doch Zartgefühl genug, es vor Mindelsheim, der ſchon Kränkungen genug erfahren hatte, zu verbergen.

Balder allein, der wahrhafte Künſtler, nahm den innigſten Antheil, und da er dem ſchlechtgeſchriebenen Artikel, der voll der erſichtlichſten und boshafteſten Uebertreibung war, keinen Glauben beimeſſen konnte, ſo wartete er mit Sehnſucht auf Alfred's erſten Brief.

Dieſer aber hatte, nach dem alten Sprichwort, „weit vom Ziel iſt ſicher vor'm Schuß“ den Eilwagen beſtiegen, um erſt in einer beträchtlichen Entfernung, eine Stadt zu finden, die in dem Rufe großer Kunſtliebe und eines frei ausgebildeten Geſchmacks ſtand, um dort ſeine Laufbahn fortzuſetzen.

Er athmete leichter, als er am erſten Morgen nach ſeiner Ankunft, ſich in der gänzlich fremden Umgebung ſah, und durch die Straßen ſchritt, um das Haus des Theaterdirectors aufzuſuchen. Dieſe Bühne ſtand weder unter dem Einfluſſe eines Hofes, noch war ſie zu den elenden Nothbehelfen zu zählen, die ſich ſo häufig bei uns vorfinden. Sie war dem Schutze des Publicums allein anvertraut, das in den Spielen der Kunſt eine wohlthuende Erholung nach erſchöpfenden Tagesarbeiten ſuchte, und dem Director, wenn er dieſem Verlangen durch ſeine Anordnungen zu genügen wußte, die hinlänglichſten Mittel überwies, der Anſtalt den nöthigen Anſtand zu bewahren, und durch Anſtellung guter Künſtler die Würde der Kunſt zu erhalten, nebenbei aber auch für ſeine Mühe den wohlverdienten Lohn zu erlangen.

So hatte Alfred von einem Reiſenden, der mit ihm ſeinen Lauf nach dieſer Stadt richtete, ſich die Verhältniſſe ſchildern laſſen, und hoffte hier endlich ſeine Lehrjahre beſtehen zu können. Der Reiſende, der — nach dem techniſchen Ausdrucke dieſer Herren — in Wein that — d. h. für mehre bedeutende Häuſer die Weingeſchäfte effectuirte, erfreute ſich ſeiner Hantirung wegen der ausgedehnteſten und zugleich engſten Bekanntſchaft der Mitglieder des Stadttheaters und verſprach Alfred mit geſchicktem Rath zur Hand zu ſeyn; da es ihm auf einige Flaſchen Champagner gar nicht ankam und ſomit leicht eine vertrauliche Annäherung zu Stande zu bringen war.

Alfred fand, bei ſeinem etwas frühzeitigen Beſuche, den Director ſchon vollſtändig angekleidet, die grauen Haare ſauber friſirt, eine lange thönerne Pfeife im Munde. Das Zimmer, in dem er ſaß, hielt das Mittel zwiſchen einem ausſchließlich zum Empfange beſtimmten und einem Arbeitskabinete eines vielbeſchäftigten Mannes. Es war überall eine gewiſſe nachläßige Eleganz ſichtbar; große Repoſitorien mit Rollen und Büchern; auf den Tiſchen Mappen und Muſikalien, auch größere Kupferwerke; die Büſten Schröder's, Iffland's, Schiller's und Göthe's, auf ſchwarzen Poſtamenten an den Wänden; vor den Fenſtern ein herrlicher Blumenflor.

Beim Empfange zeigte der Director Ernſt und jene Sicherheit, die der in einer bedeutenden Stellung ſich befindende, ſtets den einen Lebensweg erſt ſuchenden gegenüber, zu behaupten weiß.

Obgleich der Ruf dem Manne ein wirkſames Schauſpielertalent zuſchrieb, ſo waren doch die feinen, nicht unſchönen Züge, ohne beſonders tiefen Ausdruck — ja, ohne den ſcharf verſtändigen Blick der Augen — wären ſie faſt ausdruckslos geweſen; der Mund war eingekniffen, die Stimme klang heiſer und machte einen unangenehmen Eindruck, wenn man ſie zum erſtenmale hörte; nur die Gewohnheit konnte ſie erträglich werden laſſen.

Alfred hatte ſich zuſammengenommen, theils war die Erfahrung, die er bis jetzt gewonnen, nicht ſpurlos bei ihm geweſen, und verlieh ihm etwas Gewicht, theils war hier auch nicht das hochfahrende Weſen, das ihn einſt bei dem Hoftheaterintendanten faſt vernichtend entgegengetreten war, aber eben ſo wenig jene Erbärmlichkeit, die ihn an dem Orte ſeines erſten Debuts abgeſchreckt hatte. So trat er denn hier nicht ohne Vertrauen ſeinem neuen Verhängniß entgegen. —

Neuntes Kapitel.

> Es müßte denn ſeyn — ſprach ich, daß der Verfaſſer dieſer Erzählung, was nicht unmöglich iſt, denn es geſchieht ſo oft beim Schreiben, wirklich etwas von ſeinen eigenen Leiden und Erfahrungen darein verwebt hat.
>
> Boz.

— Ja, mein lieber Mann, ſagte der Director im vertraulich barſchen Tone, von einem ſauern Schmunzeln begleitet, indem er dabei den Rauch in kurzen Sätzen vor ſich hinblies — ja, mein lieber Mann, was wollen Sie denn eigentlich beim Theater? Das Theater hat genug Leute — ja — aber nicht die rechten. Na, nun käm's lediglich darauf an zu unterſuchen, ob ſie einer von den Rechten wären. —

Er ſchwieg und betrachtete Alfred ein wenig von der Seite, blinzelte und ſchmunzelte in einem fort, nahm die Pfeife aus dem Munde; fuhr ſich ein paar Male mit der flachen Hand über Mund und Kinn, und ſtrich ſich dann die Haare in die Höhe. Alfred ſtand ihm ſtumm gegenüber; er wartete auf ein anderes Stichwort.

— Ha — ha — dehnte und zog jener auf närriſche Weiſe — das ginge ſchon Alles an! Ich hatte einmal 'nen alten Director, der beguckte den jungen Leuten die Beine, ob ſie gerade wären, und die Hände, ob ſie nicht zu bäuriſch wären, und ließ ſich gerade ins Auge blicken, ob auch die Augen der jungen Leute nicht zwinkerten und ſchielten — das iſt nicht zum Belachen. Ja — mein lieber Mann, wer zum Theater will, muß ein vollkommener Menſch ſeyn. Was haben Sie denn ſchon für Verſuche gemacht? He? wo aufgetreten?

Das Zutrauliche des alten Herrn hatte auch Alfreds Vertrauen erweckt, und er bekannte Alles bis auf die zu lang ausgeſponnene Umarmung.

— Das iſt nicht gerade empfehlend! entgegnete darauf der Director, den wir jetzt mit ſeinem Namen Wagner einführen wollen. Mit'm Recenſentenvolke ſoll man ohne Noth nicht anbinden; es nicht ſuchen, es nicht meiden, mein' ich. Ein Freibillet — Punktum! Willſt mehr? Bin nicht zu Hauſe. Adieu partie! — Alſo bei Leinweber angefangen? Leinweber iſt ein guter Schauſpieler — aber das Leben, was von ihm gemacht wird, kann ich nicht unterſchreiben, und man verſteht da doch auch etwas von. Ja — da wird man ſich wohl in die Manier verbiſſen haben und à la Hoftheater tragiren. Hören Se', das geht hier nicht! Unſer Publicum will Natur — Wahrheit — die Kunſt muß verſchwinden, ſonſt iſt ſie nicht genießbar. Man darf die Schminke nicht ſehen, die wir auflegen. Gehen Sie einmal in's Theater bei uns, und Sie werden's gleich weghaben. Sehen Sie unſern Dicker, unſern Größer, unſern Hoch, unſern Lang, unſern Schmächtig — ergötzen Sie ſich an unſerer liebenswertheſten Fingerling, oder hören Sie unſere Braun, unſere Sommer, unſere Sündering — lachen Sie über unſere alte, würdigen Hauptmann, über unſern trefflichen Komiker Mocker — überall werden Sie die liebe blanke Natur haben, wie hier auf meiner Hand — das iſt noch die wahre, alte Schule, da weht noch der Geiſt von Schröder, Großmann, Iffland! Hah! —

Alfred verſprach freudigen Muthes, die Gelegenheit zu benützen, und dieſen Beiſpielen nachzuſtreben.

— Das würde nur zu Ihrem Vortheil ſeyn — ſagte Wagner. Aber unſere Anſtalt iſt arm, ſehr arm — ſetzte er hinzu — wir haben keinen Zuſchuß, wir müſſen alle Tage arbeiten; alle Tage arbeiten, ſonſt haben wir nichts. Das Publicum iſt unſer Herr und Meiſter. Ihm müſſen wir vor allen Dingen gefallen. Gelingt uns dies nicht, ſo ſind wir ſammt und ſonders nur arme, beklagenswerthe Komödianten!

Die Pfeife war ihm ausgegangen, und er paffte ſie an, ehe er weiter ſprach. Dieſe bequeme Pauſe benützte er, um einen Uebergang zu dem Folgenden zu bilden. Er ſchritt mehre Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er wieder vor Alfred ſtehen und betrachtete ihn ernſt.

— I nu ja! den Hals wird's ja doch nicht koſten! ſprach er dann, tief und faſt tonlos, da ſein Organ in der Tiefe nicht anklingen wollte. — Machen wir'n Verſuch. Aber als was denn? Repertoire ausgeſchrieben? Zeigen Sie her!

Alfred hatte auf einen Zettel diejenigen Rollen aufgeſchrieben, die er zum Theil unter Leinweber's Leitung einſtudirt, und übergab dieſen jetzt dem Director, der die Pfeife mit den Zähnen und den Zettel mit den Händen haltend, dieſen ſchnell, vor ſich hinmurmelnd, überflog.

— Alamir — Beliſar — Laertes — Hamlet — Max — Wallenſtein — Mortimer — Maria Stuart — hm! — 's iſt verflucht wenig; da werden wir bald fertig ſeyn! Lauter große Stücke, damit locken wir keine Katze in's Theater. Haben Sie denn nichts — gar nichts Neues? Nichts im Luſtſpiel?

oder in ältern, guten, rührenden Dramen? Keinen Eduard Rubberg in Verbrechen aus Ehrſucht? Keinen Philipp Brock in den Mündeln? Keinen Philipp von Montenach in der Johanna von Montfaucon? Keinen Balduin von Eichenhorſt in den Kreuzfahrern? He? — Ein Repertoire, das nicht dieſe Stücke auch noch zählt, iſt mir keinen Pfifferling werth — ja ha!

Der wackere Mann konnte nichts ſagen, ohne dabei in Eifer zu gerathen; er ſtrich ſich wieder mit beiden Händen in den Haaren, daß ſie ihm der Kunſt des Friſeurs zum Trotze in die Höhe ſtehen mußten.

Alfred betheuerte, daß ſein gutes Gedächtniß ihm gewiß nicht im Stiche laſſen würde, und daß er jede beliebige Rolle, in der Zeit, die man den Mitgliedern gewöhnlich zum Studium derſelben laſſe, mit Vergnügen lernen würde.

— Das wäre freilich das Beßte, ſagte Wagner. In vier Tagen könnten ſonach die Proben ſeyn. Uebereilt darf nichts werden. Es wäre auch gut, ſich in etwas Neuem zu zeigen, frei von dem Leinweber'ſchen Einfluſſe; denn wie geſagt, der taugt hier nichts. Leinweber hat im Ganzen nie großes Glück bei uns gemacht. —

Alfred bezeugte ſeine Verwunderung, da der große Mime doch überall anerkannt worden ſey, und er ſich noch recht wohl erinnere, ſchon in ſeinem Geburtsorte Pogenwinkel, der — obgleich nur klein, doch alle wichtigſten Zeitſchriften Deutſchlands hielte — über Leinweber's Gaſtſpiel in Zempelburg — ſo hieß die große Stadt, in der er ſich jetzt befand — die vortheilhafteſten Urtheile geleſen zu haben, und wie er alle Welt entzückte. Dies brachte dem wackern Director ein lautes Lachen zuwege, das ſich am Ende in einen bittern Erguß über die deutſche Theaterkritik entlud.

— Ach, die Urtheile! ſagte er unter andern — ich will nicht eben behaupten, daß ſie bezahlt ſind, allein daß ſie unter gar ſonderbaren Einflüſſen ſtehen, iſt nicht zu läugnen. Wir Zempelburger haben manches Gute in unſerer Stadt, nach dem die Journaliſten ein ungeſtilltes Verlangen tragen. Unſere Cigarren, unſere Auſtern, unſere Diners, unſer Wein, ja, das ſind weltberühmte Dinge. Bei dem thut's dies, bei dem das. Leinweber — das muß man ihm nachſagen — war ſplendid, und verdarb Allen, die nach ihm kommen werden, den Markt. Aber ſehr gefallen hat er darum doch nicht; die Zahlen fällen das beſte Urtheil; worauf nichts eingeht, das gefällt auch nicht. Da kann ich mir nicht helfen.

Er ſchlug ein großes Buch auf.

— Da — wann war er denn zum letztenmale hier? — richtig — da war's! O mein lieber Herr Gott von Soeſt, was war das? — Den Fauſt von Göthe, zum erſtenmale, Herr Regiſſeur Leinweber den Mephiſtopheles — zwei und drei, ſind fünf — fünf und acht ſind dreizehn, und ſechszehn dazu ſind hundert neun und zwanzig! Das war's Ganze — und unſere Sündering, das Gretchen! unſere angebetete Sündering! 's iſt nicht zum glauben — doch da ſteht's! — Im Shylock, wars etwas beſſer — hundert drei und vierzig — im Franz Moor, an einem Sonntage — vier hundert und ſechszig — das war die beſte Einnahme — da ſpielte aber unſer Lang den Karl, und wurde mehr beklatſcht als Leinweber im Franz. Ja, mein lieber Mann, die Einbildung iſt überall groß in der Welt, und Journaliſten und Schauſpieler leiden gleich ſehr daran, das macht ſie aber Beide nicht wirklich groß — und erhaben — und göttlich! Ha!

Er ging jetzt gelaſſen und mit Würde zur Thüre, um an die Klingel zu ziehen; ein kleiner Mann mit Halbärmeln von grüner Leinwand und einer Feder hinter'm Ohr trat in's Zimmer.

— Hm! iſt Jemand unten, Häring? fragte er.

— Der Inſpicient Biber, der Requiſiteur Silbermann und die kleine Mamſell Rettig —

— Se' ſollen kommen! das kann gleich abgemacht werden, dann bringen Sie mir die Rollen von Ruhberg und von Balduin in den Kreuzfahrern —

— Die von Balduin iſt da, aber die von Ruhberg hat der Herr Dicker noch immer, er wollte ſie ſchon neulich nicht hergeben, als ſie ihm abverlangt wurde, er ſagt, es ſey ſein Fach, und er wolle nicht —

— Herbeſtellen! Sogleich! Sieht der Menſch ſich denn nicht im Spiegel? Mit dem Bauch und den Hängebacken den Eduard Ruhberg! — Noch einmal hinſchicken darum, und die Andern ſollen heraufkommen — Verſtanden?

Häring ging kopfſchüttelnd ab. Der Director deutete ſtumm mit der Hand auf einen Stuhl und nickte dazu vornehm mit dem Kopfe. Alfred ſetzte ſich und Wagner ſchritt durch die Zähne pfeifend nach der Thüre, die ſich langſam öffnete, und drei ſehr verſchiedenartigen Menſchenkindern den Eintritt geſtattete.

Der erſte war ein hochaufgeſchoſſener, junger Menſch mit ſtruppigen Haaren, modern, doch nachläßig gekleidet. In ſeinem Weſen ſprach ſich eine plumpe Zuverſichtlichkeit aus, ſeine Rede war kurz und barſch. Dies war der Inſpicient Biber. Wie ihn der Director erſchaute, machte er einen Satz auf ihn hin, packte ihn bei der Bruſt, und verſuchte ihn zu ſchütteln, was ihm jedoch nicht gelingen wollte.

Biber wurde bleich vor Zorn, ſprach aber deſſen ungeachtet mit erheuchelter großer Ruhe:

— Na, na, freſſen Sie mich man nicht, Herr D'recter!

— Ich, ihn freſſen, Menſch! Kerl! ſchrie der Director wie wahnwitzig — köpfen, rädern ſollte ich ihn laſſen, den Vögeln zur Beute hinwerfen. Er wäre wohl werth, daß ein ehrlicher Kerl ihn fräße — eh!

— Ich müßte mich auch für die große Ehre bedanken — entgegnete Biber kalt. — Doch was ſoll's?

— Warum iſt geſtern nicht gedonnert worden in der Verfluchungsſcene?

— Herr D'recter, ich ſag' Ihnen, daß ich gedonnert habe — ich kann Ihnen Zeugen ſtellen.

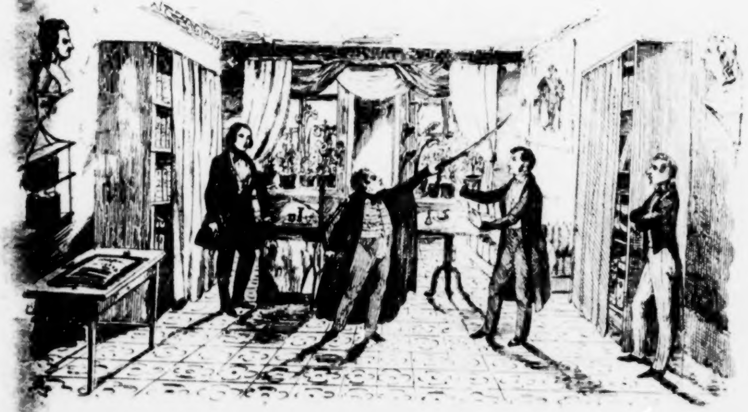
— Ich belache ihm ſeine Zeugen alle! Gedonnert wurde, aber nicht auf's Stichwort.

— Ich habe alſo gedonnert, das ſagen Sie nun ſelbſt.

— Was hilft mir das? Was helfen mir alle Donner der Schöpfung?

— Ja, was geht das mich an — daß die Ihnen nichts helfen —

— Auf alle Donner der Schöpfung huſt' ich,



wenn's nicht der rechte Donner iſt. Auf's Stichwort muß gedonnert werden, ſonſt iſt's zum Teufel holen.

— Das iſt mir auch recht; ſchaffen Sie ſich meinetwegen den Jupiter ſelbſt zum Donnern an, ich mach's ſo gut als ich kann.

— Die Strafe wird nach den Geſetzen erfolgen.

— Ich laſſe mich nicht ſtrafen —

Der Director würdigte ihn keiner Antwort mehr, wandte ſich jetzt ſchnell zum Requiſiteur und ſchnauzte dieſen an:

— Was war das geſtern für ein Säbel? Warum konnte ihn Herr Schmächtig nicht herausziehen?

Der Requiſiteur Silbermann, ein kleines, ſehr biegſames Männchen machte einige tiefe Verbeugungen, dann hob er ſich plötzlich, und zog unter dem Mantel, den er umgehängt hatte, einen breiten Pallaſch hervor, riß ihn aus der Scheide, flankirte damit dem Director unter der Naſe umher, und ſchaute mit rollenden Augen um ſich, als ob er durch ſeine Lufthiebe einen großen Sieg erfochten habe.

— Was ſoll das? ſchrie der Director, indem er ſich zurückzog und die Naſe dabei deckte.

Statt aller Antwort ließ der Menſch ſeinen Pallaſch klirrend in die Scheide fallen, und wiederholte dann dasſelbe Manöver von früher.

— Ich frage, was dieſe Dummheiten ſollen? rief der geängſtigte Director.

— Dummheiten? Sprechende Beweiſe nennen Sie Dummheiten? ſprach Silbermann mit ſeiner, klarer Stimme. Dieſer Pallaſch geht leicht aus der Scheide und in die Scheide, doch ihn handzuhaben muß man wiſſen, aber wenn die Herren von der Elle geradeswegs zum Theater laufen, da können ſie freilich nicht wiſſen, wie man mit edeln, ritterlichen Waffen umzugehen hat.

— Wie meint Er das? fragte Wagner.

— Na, iſt denn der Herr Schmächtig nicht im Seidenwaarenladen auf dem Breiten-Stege geweſen? Na, und werden Seidenwaaren mit Elle und Scheere, oder mit Lanze und Säbel verabfolgt? Oh, mein Herr Directör, Sie thaten mir geſtern gewaltiges Unrecht, mir jenen Fußtritt an einen gewiſſen Ort zu verleihen. Ich ſchluckte ihn dort hinunter, weil ich mich an meinem Vorgeſetzten nicht vergreifen wollte, ſonſt hätte ich gewiß ein Unglück angeſtellt, denn ich hatte ein geladenes Piſtol in der Hand, aus dem ich eben den Schuß ziehen wollte.

— Was, meuchelmörderiſche Gedanken? ſchrie der Director. Er iſt entlaſſen —

— Herr Directör!

— Fort!

— Herr Directör!

Silbermann lüftete den Pallaſch ein wenig, und rollte verdächtig mit den Augen dazu.

Wagner blickte auf Alfred, und nachdem er ſich auf deſſen Geſinnung verlaſſen zu können glaubte — wiederholte er ſein: Fort! mit größerer Beſtimmtheit.

Da warf aber Silbermann ſeinen Pallaſch weit von ſich, und rief mit großem Ausdrucke:

— Hier ſteh' ich wehrlos, wie ein Kind im Mutterleib! Herr Directör! ſchleppen Sie mich wie ein blutendes Schaf zum Opferaltar — ich werde keinen Widerſtand leiſten — aber bedenken Sie — das Schaf iſt Familienvater!

Alfred mußte ſich wegwenden, Mamſell Rettig lachte laut. Dies rief die Aufmerkſamkeit des Bühnenverſtands endlich auch auf dieſen Gegenſtand ſeines Zorns.

— An Ihnen iſt es nicht, zu lachen, Mamſell! rief Wagner. Was haben Sie geſtern aus der niedlichen Rolle gemacht?

— Nun was denn? fragte die Kleine ſchnippiſch — gefiel ich Ihnen etwa nicht? wie ſpielte ich denn?

— Ganz niederträchtig! ſagte Wagner ſchnell.

Die Kleine zog das Tuch aus dem Ridicul, und fing an bedeutend zu ſchluchzen.

— Oh, Hum! Hum! Hum!

— Schweigen Sie ſtille!

— Nein, das hat mir noch Niemand geſagt. Ich wurde geſtern beklaſcht, und wie! und der Herr Lieutenant von Pompelhofen hat es mir noch nach den Theater geſagt, daß ich ſehr ſchön geſpielt habe, aber ich weiß ſchon, da iſt die Sündering Schuld daran, der kratzen wir noch einmal alle Augen aus!

Und die Thränen, die dem hübſchen Kinde Zeit gelaſſen hatten, dieſe Worte zu ſprechen, brachen jetzt mit neuer Kraft hervor, und überſchwemmten das kleine Geſichtchen, das ſich inſtinctmäßig halb verſchämt, halb neugierig und hilfeſuchend nach Alfred wandte.

— Wenn der Herr Lieutenant von Pompelhofen Ihr Spiel ſo ſchön findet, ſo laſſen Sie ſich auch von ihm die Gage zahlen, Mamſell Rettig!

— Das wird er auch! rief Sie weinend. —

Alle lachten, bis auf den Director, deſſen Blick dies Lachen ſtreng verwies.

— Sie können gehen, Mamſell! ſagte er ernſt, laſſen Sie ſich nach ſechs Wochen die Gage zahlen, Mamſell Rettig! von wem Sie wollen, bis dahin aber zahle ich Sie, und verlange ordentlichen Dienſt von Ihnen.

— Ja, wie ſoll ich's aber anſtellen, damit Sie mit mir zufrieden ſind? Ich kann nicht anders ſpielen und gebe mir gewiß alle Mühe.

— Kommen Sie auf den Nachmittag mit Ihrer nächſten Rolle her, ich werde ſie mit Ihnen durchgehen, ſagte Wagner.

Mamſell Rettig verbeugte ſich kurz, und verließ das Zimmer ohne beſondern Dank.

Sekretär Häring trat wieder ein.

— Was iſt? fragte Wagner. Wo iſt die Rolle des Eduard Ruhberg?

— Die Rolle iſt nicht da, aber der ſie geſpielt hat, iſt draußen und verlangt ein Paar Worte mit dem [illegible] Director allein zu ſprechen —

— Was da! allein oder nicht allein, er ſoll kommen! ſprach Wagner.

Häring öffnete die Thüre und ließ Herrn Dicker, wohlverdientes Mitglied des Stadttheaters, eintreten. Herr Dicker trug ſeinen Namen mit Ehren, denn er ſah vollkommen aus, wie ein dickgewordener Mops, deſſen kleiner Kopf nur noch allein Zeugniß für ſeine ehemalige Schlankheit und Zierlichkeit ablegt. Man ſah ihm die guten Tage an, die ihm die Kunſt, durch die Zuneigung des Publikums, wie durch eine mehr als hinreichende Gage zu Theil werden ließ.

— Herr Dicker, warum wollen Sie die Rolle des Eduard Ruhberg der Direction vorenthalten? fing Wagner an.

— Der Eduard Ruhberg ſchlägt in mein Fach, aus dem zu treten ich noch nicht Willens bin. In meinen Jahren giebt man noch nicht über, ſollte ich meinen.

— Ja, guter Mann, ſprach Wagner, in dem frühern vertraulichen Tone, den er mit den Untergebenen, denen er ſtrafend gegenüber ſtand, abgelegt hatte. — Was gehen uns die Jahre an, darüber ſind wir hinaus. Die Mars iſt ſiebenzig alt und ſpielt die jüngſten Pariſer Fräuleins! Aber wie ſieht ſie aus? das iſt die Sache!

— Sie ſchminkt ſich ſo gut, wie wir Alle, ſprach Dicker wegwerfend, und ſchnürt ſich dazu. Ich pflegte in ſolchen Rollen auch ein Pariſer Corſett anzulegen.

— Ach, mein lieber Herr Dicker! was Sie da ſagen, rief Wagner mit Humor. Die Schminke ſoll noch erfunden werden, die aus uns Beiden Adoniſſe macht, und das Fiſchbein möcht' ich ſehen, das Ihren Bauch wegſchnürt. Oh, mein lieber Herr Gott von Soeſt! Was iſt doch das für Einbildung!

— Nun, Herr Wagner! ſtotterte Dicker wüthend, ich ſollte denn doch wohl meinen, daß mein Exterieur —

— Schön, ſchön! unvergleichlich! ſchrie Wagner

— kann gar nicht ſchöner ſeyn! aber nur nicht für den ſiebzehnjährigen Ruhberg! Nein — die Sünden des jungen Menſchen würden einen zu fetten Beiſchmack bekommen, man könnte glauben, er habe das geſtohlene Geld verfreſſen —

Dicker wurde über und über roth.

— Ueber gewiſſe Dinge mit gewiſſen Leuten zu ſtreiten, ſagte er, halte ich mindeſtens für überflüßig, um nicht mehr zu ſagen. Ich weiß ſehr gut, wie ich ausſehe. Mein Vater war der ſchönſte Mann im Lande, und ich gleiche ihm — daß unſere Phyſiognomie ihr Eigenthümliches hat, das iſt das Vorrecht alter Geſchlechter. Die Naſe der Bourbons, die Lippe der Habsburger, die Stirne der Waſa — doch was ſprech' ich darüber mit Ihnen —

— Und wenn zehnmal Ihr Bauch das Abzeichen Ihres Geſchlechtes iſt, ſo —

— Sie wiſſen ſo wenig das Exterieur, wie das Interieur eines Menſchen zu beurtheilen —

— So muß ich denn doch darauf beſtehen, daß Sie den Eduard Ruhberg abgeben —

— Verlangen Sie denn wirklich, daß ein Mitglied, wie ich, in den beſten Jahren —

— Beſte Jahre? he! zum Eſſen und Trinken — zum Leben, ja —

— Und auch zum Lieben —

— Zum Lieben? he! Larifari! Großſprecherei! warf Wagner ſatyriſch ein.

— Zum Lieben — auch! Ich kann mich vor Engagements dieſer Art nicht laſſen. Sie hatten noch nie ſolch ein Mitglied bei Ihrem Theater. Ich bin von den Damen geſucht, ich locke ſie herein, wenn ich ſpiele; man reißt ſich um mich. Was ſagſt Du, Silbermann? Der weiß, wie viele Briefe er täglich zu beſtellen hat —

— Der Herr Dicker ſchreibt alle Tage an jedes Frauenzimmer, das ihm aufſtößt —

— Als Antwort — —

— Schon gut, ſchon gut! ſprach Wagner ungeduldig, ich will von dieſen ſaubern Geſchichten nichts wiſſen und habe überdieß noch mehr zu thun. Alſo — den Eduard Ruhberg —

— Nun und nimmermehr —

— Strafe?

— So geh' ich —

— Sie geben ihn nicht her? —

— Keine Macht der Welt wird mir die Rolle entreißen; und wären Sie König Philipp, in deſſen Staaten die Sonne nie untergeht.

— Herr Dicker! meine Sonne geht unter. Wenn

Sie keinen jungen Menſchen neben ſich aufkommen laſſen wollen, ſo geht mein Theater zu Grunde — gerad' heraus: man will Sie nicht mehr in den Liebhaberrollen ſehen —

— Herr, Ihnen ſoll ja —

Er machte eine heftige Bewegung gegen den Director, der ihr jedoch einen feſten Blick entgegenſetzte.

— Gemach — unſer Kontrakt läuft bald zu Ende. Er ſey hiemit gekündigt.

— Gut, ſo werden Sie die Folgen ſehen, die Ihr voreiliger Schritt haben wird. Ich überlaſſe die Rache dieſer ſchnöden Behandlung dem einſichtsvollen Publicum, das ſeinen alten Liebling vergöttert.

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

— Ach, das iſt ja eben das Unglück, daß der Liebling ein alter iſt! Er geht nicht darauf ein und wir müſſen alſo vom Ruhberg abſtehen. Abdanken darf ich ihn nicht, ſonſt hetzt er mir in der That das Publicum auf den Hals und das ärgert mich zu Tode, wenn's einmal anfängt und macht Ihr Debut, junger Mann, total unmöglich. Aber er läuft nun von mir fort und trägt es in der ganzen Stadt umher, daß er mein Theater verläßt. Geſchwind, Biber, Silbermann, lauft in die Weinhäuſer, widerruft, verbreitet das Gegentheil, ſagt: er ſprenge das nur ſo aus, damit ſein bevorſtehendes Benefiz beſſer ausfalle. Sagt: daß ich ihn ſchätze und große Stücke auf ihn halte. — Im Ganzen bin ich auch ſehr zufrieden mit ſeinen Leiſtungen — wir arbeiten lange ſchon zuſammen — und da gewinnt man ſich lieb, recht lieb, ja! Seine Eitelkeit in Ehren — er war wirklich einmal ein ſchmucker Burſche! Aber — warum ſteht Ihr denn noch immer hier? Warum ſtürzt Ihr nicht fort? Stürzen iſt das rechte Wort — ſtürzen müßt Ihr, wenn der Director befiehlt.

Biber und Silbermann entgegneten wie aus einem Tone: Ja, aber die Strafe? Wie iſt's mit der?

— Die iſt erlaſſen! macht nur, daß Ihr dem Dicker den Paß verrennt, rief der Director.

Kaum war das Wort „erlaſſen“ heraus, ſo hatte Biber ſich auch ſchon raſch gewendet, um die Thürklinke zu ergreifen und dem Befehle nach fortzuſtürzen — nicht ſo aber Silbermann.

— Herr D'rectör! ſprach er mit tiefer Rührung — Unrecht erdulden ſchmerzt den Wurm; Unrecht wieder gut machen erhebt ihn zum Gott. Wolluſt ward auch dem Wurm gegeben! Ich danke im Namen meiner Kinder!

Er wollte niederknien, allein Biber riß ihn raſch in die Höhe und ſagte mit halblauter Stimme, während Wagner ſich zu Alfred gedreht hatte und mit ihm im Geſpräche fortfuhr:

— Knie vor Gott, alte Heulhure, aber nicht vor dieſem — wenn ich denn doch in's Zuchthaus muß!

Und damit eilten Beide zur Thüre hinaus.

Zehntes Kapitel.

— — Drauf zog ich mir Pluderhoſen an
Und war ein gläubiger Muſelmann
Ich wand mir den Turban um den Kopf,
Und nahm mich vor Freuden ſelbſt beim Schopf;
Ich ſteckte die lange Pfeif' in's Geſicht
Und rief erlöſet: „Nun bin ich es nicht!“

Leopold Schefer.

Alfred — obgleich er noch wenig Menſchenkenntniß beſaß — hatte nach dieſem Morgen vom Director Wagner eine ziemlich richtige Meinung gefaßt. Es war ein höchſt leidenſchaftlicher und in der erſten Hitze ſchnell entſchloſſener Mann, der, wenn dieſe vorüber war, ſeine Handlungen erſt überdachte und ſich dann genöthigt ſah, manchen übereilten Schritt zurückzuthun. Auf das Wohlwollen eines ſolchen Mannes war nicht mit Sicherheit zu vertrauen, das lag klar am Tage, überdieß war er geneigt, Alles ſeinem perſönlichen Intereſſe unterzuordnen. Er wurde dabei von einem dreifachen Stolze beſeelt: dem, als Künſtler zu glänzen, dem, als Director zu herrſchen, und dem, in der

Geſellſchaft eine wichtige Stellung zu behaupten. Dieſen drei Beſtrebungen ſetzten ſich jedoch Widerſprüche der mannichfachſten Art entgegen, und daher kam es, daß er mit ſich zerfallen, ein, bei aller äußern Gemächlichkeit, bei allen Zeichen einer beneidenswerthen Behäbigkeit, dennoch keine neidenswerthe Exiſtenz hatte.

Dicker's Widerſetzlichkeit, die Rolle abzugeben, lenkte jetzt des Directors Wahl beſtimmter auf die Kotzebue'ſchen Kreuzfahrer, worin Alfred als Balduin von Eichenhorſt ſein Debut feiern ſollte. So äußerlich hier auch die Empfindung waltet, ſo ſehr ſie aller höhern Begeiſterung ermangelt und ſo wenig der Künſtler, der dieſe Rolle darſtellt, von wirklicher Befähigung Probe abzulegen im Stande iſt, ſo erſchien ſie doch dem Director eher dazu geeignet, den Anfänger zu prüfen, als eine jener ſchönredneriſchen Aufgaben, die oft durch ein gutes Gedächtniß, durch ein umfangreiches Stimmregiſter ſchon glücklich gelöſt werden, oder als eine kalte Tragödien-Figur, zu der eine ſchöne Geſtalt und etwas plaſtiſche Bildungsfähigkeit das erforderliche Requiſit verleihen. Im Balduin waren menſchliche Neigungen, menſchliche Eigenſchaften, menſchliche Gefühle wiederzugeben, die ganz abgeſehen von dem innern Verband, von dem eigentlichen Weſen des Kunſtwerks, zur Anſchauung gebracht werden mußten. Die glückliche Löſung dieſer Aufgabe ſchien dem routinirten Wagner genügend, um über Alfred's Beruf zu urtheilen. Er hatte Recht, wenn er blos wiſſen wollte, ob er ſeiner Bühne ein brauchbares Individuum gewönne, Unrecht, wenn es ſich darum handelte, ob er ſie hiedurch mit einem Künſtler bereichere. Doch das Letztere lag nie in Wagner's Berechnung.

Zu Obigem kam noch hinzu, daß er ſelbſt eine Rolle in dem Stücke mit Vorliebe ſpielte, die ihm um ſo weniger gelang, als er weder im Herzen, noch in der Stimme die nöthigen Regiſter beſaß, die hier angezogen werden mußten. Er lieferte eine Verzerrung, die ihm große Mühe verurſachte und die er nach dieſer Mühe beurtheilt, als etwas Vollendetes betrachtete. Dieſe Rolle war aber der Emir der Seldſchuken.

Alfred ſtudirte den edeln Ritter Balduin mit großem Eifer. Wagner hatte ihm verſprochen, ſich ſeiner anzunehmen und ihm erlaubt, mit der Rolle zu ihm zu kommen. Wie erſtaunte aber der ehemalige erſte Liebhaber des Pogenwinkler Dilettanten-Theaters, der Schüler Leinweber's, hier ſo ganz andere Anſichten von der Kunſt der Darſtellung zu finden. Wie war er in Pogenwinkel doch ſo ganz naturgemäß verfahren; wie hatte er dort geſucht, ohne alle Anleitung, das, was der Dichter ihm vorſchrieb, ſo gut er es im Stande war, in Rede und That zu verſinnlichen! lief dabei auch manche Ungeſchicklichkeit unter, ſo war das Streben doch nicht zu verwerfen und Alfred hätte, wenn er auf dieſem Wege fortgeſchritten wäre, ein urſprüngliches Talent, das er wirklich beſaß, zur gehörigen Entfaltung bringen können.

Leinweber's kurzer Unterricht, der ihm zu Theil geworden war, verwirrte jedoch dieſe natürlichen Anlagen. Der größte Mime der Epoche beſaß nehmlich ſelbſt keine, und war genöthigt ſie zu erſetzen, wenn er den gewaltigen Gedanken, der ihn beſeelte, in's Leben treten laſſen wollte. So hatte er ſich eine Theorie gebildet, die er mit eiſerner Conſequenz feſthielt. Ein Großes im Ganzen war ihm, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach, unmöglich, er mußte daher ſuchen, im Kleinſten groß zu ſcheinen, um ſeine Wirkung zu erreichen. Sein Wahlſpruch war: „Gebt Ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken," und dieſes Muſiv gelang ihm. Mit dem Fleiße der Ameiſe ſammelte er Zug für Zug, was den Militär, den Künſtler, den Philiſter, den Mann von Welt, characteriſirt. Den Menſchen gab er nie, ſondern ſtets den Stand; ihm ordnete er das Menſchliche unter und ſo ſprach ſein Gebilde zunächſt zu den äußern Sinnen, dann durch dieſe erſt zum Verſtande, während das Herz, das Gemüth, leer ausgingen. Solche Künſtler beklagen es häufig, daß es ihnen nicht geſtattet iſt, einen Branntweingeruch ſich im Hauſe verbreiten zu laſſen, wenn ſie einen betrunkenen Bauern darſtellen; daß es bei ihrem Oſſip nicht überall nach Juchten, bei ihrem Mephiſtopheles nicht nach Schwefel riechen kann. Dem erſtern Mangel helfen ſie jedoch häufig dadurch ab, daß ſie wirklich Juchtenſtiefel anziehen, um ſich und ihre nächſte Umgebung wenigſtens in die Illuſion zu verſetzen, gleich wie jener Schauſpieler, der Erbſen in die Stiefel that, um bei jedem Schritte Schmerzen zu empfinden und natürlicher weinen zu können — dem letztern aber dadurch, daß ſie Geſichter ſchneiden und blaſen als ob ſie ſelbſt es vor hölliſchem Geſtanke nicht aushalten könnten. Nach ihrer Theorie verfahren ſie richtig; die vollkommene Ausführung des Details verdeckt die Mängel, die einer großartigen Auffaſſung im Wege ſtanden und das Kunſtwerk, das ſie geben, verdient immerhin Achtung. Es iſt faſt wie das Verhältniß der niederländiſchen Schule zur italieniſchen; ja — ein ſceniſches Bild der beſchriebenen Gattung kann ſogar auf den Rang und Werth eines Guercino Anſpruch machen, aber welch ein Schritt von dieſem zur idealen Schönheit eines Raphael, wie tief die natürlichen Thränen der Hagar, zum himmliſchen, nie geahnten Schmerze der Madonna, oder noch mehr zu ihrem ſchmerzbeſiegenden Lächeln beim Anblick des welterrettenden Kindes, deſſen Schickſal ihr göttliches Mutterauge ja vorausſieht. Dennoch beſtechen die Vollendung des Geſchaffenen, die künſtleriſch weiſe Anordnung von Licht und Schatten, das Lebendige in der Bewegung, der Ausdruck der rein menſchlichen Phyſiognomie, die Sorgfalt in der techniſchen Ausführung das Urtheil zum Beßten des Künſtlers. Welche Wirkung nun aber dieſe Theorie auf einen mit Talent begabten Jüngling hervorbringen mußte, iſt leicht zu erachten. Alfred hatte wenig Sinn für die Abſonderlichkeiten des Individuums, ihm fehlte die ſcharfe Beobachtung und er verzweifelte daran, jemals auf dieſem Wege die Palme zu erringen; ein Gedanke, der ihn in ſich zurückſcheuchte, da er vor Augen ſah, welche Reſultate hier zu erringen waren, und er ſich geſtehen mußte, daß Leinweber auf ſeine Weiſe zu einem großen Schauſpieler geworden war, der jedenfalls bedeutende, wenn auch nicht bewältigende Wirkungen hervorrief.

Jetzt kam er zu Wagner, dem Apoſtel der reinſten Naturwahrheit, wie er ſich vorzugsweiſe ſelbſt benannte, obgleich dieſer Titel auch Leinweber mit vollem Rechte zukam. War dieſer damit zufrieden die äußerlichen Merkmale zu ſammeln und dadurch ein ziemlich kaltes Menſchenbild nachzuformen, ſo ließ Wagner jene in den meiſten Fällen ganz unbeachtet, weil ihm die Natur die Geſchmeidigkeit verſagt hatte, ſich ſeiner Individualität dergeſtalt zu entäußern, um eine fremde vollkommen nachgeſtalten zu können. Dafür hielt er ſich an Gefühlsäußerungen. Ihm galt für das Höchſte, nach einer Seite hin, bis zu Thränen zu rühren, nach der andern, Lachen zu erregen. Ihm waren der Arzt, der Kaufmann, der Militär, als ſolche nichts; ihm galten nur der Schmerz, oder die Luſt, in ihren verſchiedenen Abſtufungen. Während Leinweber darüber ſtundenlang brüten mochte und wochenlang ſeinen Beobachtungen nachhängen konnte, unter welchen Aeußerungen ein alter Soldat Thränen vergießt, oder ein Arzt, nach glücklich vollbrachter Kur, ſeine Freude äußert; ſo war für Wagner dies Alles vollkommen gleichgültig, und er weinte natürlich, gleichviel, wen er darſtellte, und er weinte ſo lange, bis er das Schluchzen und Schneuzen des Parterre's deutlich vernahm und ſeines Erfolges gewiß war, und lachte er auf dem Theater, ſo hörte er nicht damit auf, bis daß es epidemiſch im ganzen Hauſe geworden war.

Aus der Vermiſchung dieſer beiden Arten der Darſtellung würde nun wohl die Anleitung zum rechten Weg gefunden werden ſeyn, allein hiezu war Alfred noch zu befangen. Er ließ ſich zu ſehr vom Augenblick beherrſchen, und beſaß auch wohl überhaupt nicht jenen heiligen Ernſt, der den ganz erfüllen ſoll, der das Höchſte in der Kunſt zu ſuchen geht. Sein ganzes Leben ſchien mehr auf Nebenwege gerichtet, die — wenn ſie zufällig in den Hauptweg mündeten — auch ſein Weſen eine Strecke darauf wieder mitmachen ließen. Solchen ſanguiniſchen Naturen iſt es nicht unmöglich bedeutend zu werden, wenn es ihnen gleich, ihrer innerſten Organiſation nach, verſagt iſt, das Höchſte zu erreichen.

Ganz in dem Sinne, der den Director Wagner beſtimmt hatte, Alfred als Balduin auftreten zu laſſen, war auch die Anleitung, die er ihm zu deſſen Darſtellung ertheilte. Sie verdarb Vieles, was unſerm jungen Freunde ohne ſie beſſer gelungen wäre, allein ſie brachte ihm dieſe Vortheile, daß ſie ihn ſicher machte, und ihn vor allen nachtheiligen Zufällen, die das Lampenfieber erzeugen konnte, bewahrte, und daß ſie endlich ſeiner theatraliſchen Erſcheinung den Stempel aufdrückte, den das Publicum an ſeinen Darſtellern gewöhnt war, und das gänzlich Fremdartige, das — beſonders bei Anfängern — oft ſo ſtörend wirkt, verwiſchte.

Alfred hatte Gelegenheit, bis zu ſeinem Debut die Künſtler des Zempelburger Stadttheaters kennen zu lernen, da alle Abende geſpielt wurde, und er keine Vorſtellung verſäumte. Im Ganzen war ein größerer Fleiß erſichtlich als beim Hoftheater. Kein einziger der Darſteller erhob ſich zwar über die Mittelmäßigkeit, allein ſie wirkten mit Eifer zuſammen. Von dieſem Eifer allein hing aber auch das Gedeihen der Anſtalt ab, mit dem das leibliche Gedeihen der Künſtler auf das Engſte übereinſtimmte. Sie waren nicht gleich den Hofſchauſpielern im Beſitze von fetten Sinecuren, ſondern von ihrer Thätigkeit hing ihr Wohlbefinden ab, und jeder mißliche Augenblick konnte die Aufhebung der Verträge herbeiführen.

Alfred fand hier im Allgemeinen eine freundliche Aufnahme. Die Intriken des Hoftheaters, die dort den Mitgliedern eine beſtändige Wachſamkeit empfahlen, die laxen Grundſätze, die dort herrſchten, Alles dies ſchien hier wegfallen zu wollen. Es handelte ſich hier ja auch nicht um ſo große Vortheile, wie die

Sicherung der Anſtellung auf Lebenszeit, und man ſah wohl ohne Neid den Kollegen Beifall erringen, wenn es nur nicht in demſelben Fache war. Das machte freilich eine Ausnahme. Wenn auch nicht eine und dieſelbe Kneipe alle Mitglieder des Theaters jeden Abend vereinigte, wie dies Alfred in der kleinen Stadt bei dem Theater des Directors Goldammer gefunden hatte, ſo hielten die Künſtler hier doch mehr zuſammen, als in der Reſidenz. Die große Stadt, mit ihrer freien Bewegung, ohne Einfluß der höchſten Stände und des Hofes, forderte zu reichlichem Lebensgenüſſe auf, und die Künſtler fröhnten dieſem im Vereine mit den übrigen Bewohnern. Durch ſolche Vermittelung war es nicht blos jene Bewunderung, nach der die Künſtler der Reſidenz nur allein geizten und ſtrebten, ſondern es war auch Liebe und Zuneigung, die ihnen hier zu Theil wurde. Daher konnte Ticker, bei ſeiner angedrohten Entlaſſung auf kräftige Demonſtrationen von dieſer Seite rechnen, die der Director allerdings zu fürchten hatte.

Alles dieſes, zu dem ſich noch eine günſtige äußere Stellung faſt ſämmtlicher Mitglieder der Wagner'ſchen Geſellſchaft auf den erſten Blick bemerkbar machte, erregte aber in Alfred das Verlangen, hier ſein Noviziat beſtehen zu können, und er betrieb ſein Debut mit Ernſt und Eifer. Was ihn noch mehr befeuerte, war ein Schreiben, welches er von ſeinem Freunde Balder erhielt, der von ſeiner dortigen Ankunft benachrichtigt worden war, und der ihn aufrichtig beglückwünſchte, dieſes Ziel erreicht zu haben, und ihn ermahnte im ernſtlichen Streben ſorglich zu beharren. Zugleich lagen dem Briefe eine ſchriftliche Empfehlung an Wagner bei, und ein vertrauensvoller Brief an den Komiker Mecker, den Balder als einen ausgezeichneten Menſchen ſchilderte, und an dem Alfred einen theilnehmenden Freund gewinnen ſollte. Der Schluß des Briefes klang am Erfreulichſten, da er die Ausſicht auf einen nicht fernen Beſuch Balder's verhieß, der an dem Theater Gaſtrollen geben wollte.

So war denn unter den ſorglichſten Vorbereitungen der Abend der Kreuzfahrer herangekommen. Alfred's frühere Abenteuer und erlittene Unbill in der Reſidenz, die mit mächtigen Zuſätzen unterdeß bekannt geworden waren, ſo wie auch ſeine Perſönlichkeit, die ſich in dieſer anſprechendern Umgebung rückhaltsloſer entfaltete, hatten das Intereſſe für ihn erregt. Man war auf ſein Debut geſpannt, und das Haus war gefüllt.

Der junge Mann, dem zwar das Herz unter dem Harniſch etwas ſtärker als gewöhnlich pochte, ſpürte jedoch nicht die frühere, [illegible] Selbſtbewußtſeyn zerſetzende Angſt mehr, und wenn er in Gedanken ſeine Scenenreihe überflog, ſo konnte er ſich mit Beruhigung auf ſich ſelbſt und ſeine Kraft verlaſſen. Dies war die Folge der Anleitungen Wagner's, ſo wie der hier zum erſten Male, mit Umſicht und mit Ernſt gehaltenen Proben. Nichts iſt dem Schauſpieler nöthiger als die Sicherheit, um ſich über ſich ſelbſt zu erheben und die Region jener idealen Welt zu erreichen, in der er ſein Gebilde ſchaffen ſoll. Würden mehr Schauſpieler ſolche Sicherheit zu erlangen ſtreben, oder vielmehr das Geheimniß kennen, ſie zu erlangen, wir würden beſſere Schauſpieler haben.

Alles, was man namentlich früher, von künſtleriſcher Ruhe ſprechen hörte, gründet ſich vollkommen nur auf dieſe Sicherheit. Die einſeitige Auffaſſung ſeichter Köpfe, die einen von den Kritikern einmal eingeführten Kunſtausdruck mißverſtand, ging zwar ſo weit hinter der künſtleriſchen Ruhe, ein kaltes, abgemeſſenes Weſen, eine ſchaale, langathmige Declamation, eine complette Abweſenheit alles Erregbaren zu ſuchen, und es war fürchterlich einen ſolchen ruhigen Künſtler als Wallenſtein oder Don Poſa zu ſehen und zu hören; allein wer wahrhaft künſtleriſche Ruhe beſitzt, jene innere, höhere Ruhe des Geiſtes, welche die Rolle ganz beherrſcht, und alle Mittel, die zu ihrer Darſtellung nothwendig entboten werden müſſen, der kann immerhin äußerlich ſo beweglich, behend und lebhaft ſeyn, als er will. Künſtleriſche Ruhe beſteht nicht darin, dem Souffleur jedes Wort abzulauſchen, und langſam und bedächtig nachzuſprechen; künſtleriſche Ruhe und die Schlafmützigkeit ſind aber eben ſo himmelweit von einander. Wahr iſt es, daß das fleißige Memoriren die künſtleriſche Ruhe mit erringen hilft, da man damit die Scene und den Moment ſich aneignet, allein hiermit allein gelangt man in den Beſitz des göttlichen Geheimniſſes immer noch nicht.

Alfred hatte ſich in ein maleriſches Coſtüm geworfen, das ihm ſehr gut ſtand, und ihm überdieß noch ſelbſt ſo wohl gefiel, daß es ſeiner freien Bewegung ſehr förderlich war. Auf dem rothen Wappenrock glänzte der Bruſtharniſch, über die Schulter war der blendendweiße Mantel mit dem Kreuze in weiten Falten geſchlagen, und den Kopf deckte der breitkrämpige, dunkelgraue Hut, mit ſchwarzen und rothen Hängefedern und dem glänzenden Amulete, das der weihende Prieſter dem Kreuzritter daran geheftet hatte.

Unſer Held ging hinter dem noch herabgeſenkten Vorhange auf und ab, um ſich nach der Weiſung des Directors mit der Scene vertraut zu machen, als er ein ſchrillendes Pfeifen hörte, das ihm durch Mark und Bein fuhr. Er blickte auf, und ſah den Director. Der ſonderbare Mann hatte nemlich die Gewohnheit zu pfeifen, wenn's ihm innerlich wohl zu Muthe war.

— Um des Himmelswillen! rief Alfred, welch ein gräulicher Ton! ich bitte Sie, hören Sie auf.

Aber Wagner lächelte, und maß ihn mit den Augen, während er ſich in ſeinem Pfeifen nicht ſtören ließ. Er war nur erſt zur Hälfte, das heißt, von unten als Türke gekleidet, da er noch Zeit genug hatte, ſein Coſtüm zu vollenden, indem der Emir erſt zum Schluſſe des erſten Actes auftritt. Kaftan, Bart und Turban fehlten noch. Im Uebrigen ſah der gute Mann ganz einem Redoutentürken gleich, der ſich zu einem wirklichen Türken ungefähr ſo verhält, wie Kotzebue's Emir zu Abd-el-Kader oder zu ſonſt einem wirklichen Emir der glühenden Wüſte.

— Sie gefallen mir! ſagte Wagner endlich und klopfte Alfred auf die Schulter — ich zweifle nicht, daß alles gut gehen wird. Aber Freundchen, nur nicht ſchüchtern, laut — vernehmlich — deutlich — gut accentuiren — jede Sylbe will ihr Recht! Und nicht wie ein Kammermädchen getrippelt; ſo ein

Kreuzfahrer muß umher fahren — recht ausgrätſchen mit den Beinen, beim Gefecht abſonderlich. Ernſt müſſen die Leute ſehen — ſonſt iſt's man nichts, und der Dicker behält recht! Ha — wir wollen ihm aber doch zeigen — daß er Unrecht hat — nicht wahr? —

Er klopfte abermals Alfred auf die Schulter, und ging pathetiſch nach dem Hintergrunde, immer vor ſich hinpfeifend, und rechts und links den Theaterleuten vornehm Grüße zunickend.

Mocker, der Komiker, der den Cuno von Düben gab, trat jetzt auf Alfred zu, und ſprach lachend:

— Wiſſen Sie, warum er pfeift?

Darauf führte er ihn zum Vorhange, und ließ ihn durch eine kleine Oeffnung das volle Haus ſehen:

Er iſt heute einmal wieder kreuzwohl auf! —

Eilftes Kapitel.

Bleib draußen, du Erde! der Himmel iſt hier!

L. Diefenbach.

Wer von meinem Leſern erinnert ſich noch, die alten Kreuzfahrer von Kotzebue geſehen zu haben? Es iſt ein Brei von Rührung und Unſinn, in einer liederlichen Sprache, mit einer Unkenntniß der Zeit und Oertlichkeit verfaßt, von dem Allen man in unſerer von den alten Leuten jetzt ſo ſehr verſchrienen Literaturperiode keinen Begriff mehr hat. Und nur dies Drama lieferte der damals beim Theaterpublicum beliebteſte Schriftſteller, als ihm die ehrenvolle Aufforderung zu Theil ward, das Eröffnungsſtück für das neue Theater in Berlin zu ſchreiben. Und was würde heute gefordert? Was müßte man heute bringen? Aber die Kreuzfahrer gefielen dennoch und ſie gefielen im erſten Jahre dieſes Jahrhunderts, als Göthe und Schiller noch in vollſter Rüſtigkeit ſchufen und beide noch ſo viele ſchöne Werke — Werke von ſo hoher, ewiger Bedeutung in ſich trugen! —

Dieſer Kreuzfahrertroß voll allgemeiner Menſchenliebe, der von der großen Begeiſterung jener Helden, von der erhabenen weltgeſchichtlichen Bewegung, die ſie in's Daſeyn rief, nicht die leiſeſte Spur verräth — der dem rührenden, moraliſirenden Türken wie ein Hauſe plumper Säufer und gemeiner Strolche gegenüberſteht, mit jenem freigeiſtigen Legaten des Papſtes, der wie ein proteſtantiſcher Pfarrer ſpricht und handelt. — Dies Alles kann dem ächten Künſtler nur wie ein Gräuel erſcheinen. Es wird ihm unmöglich gelingen, dem Scheinleben dieſer hohlen Theaterpuppen Wahrheit zu verleihen und er muß ſich darauf beſchränken, nach Wagner's Theorie, nur recht zu toben, recht zu winſeln, recht zu weinen und recht herumzufahren — wie ein ächter Kreuzfahrer. Der bunte Wechſel der Scene, die recht hübſche Erfindung der Geſchichte, die Sprünge von Freude zur Trauer, vom Wiederſehen zur Trennung, vom Einmauern zur Hochzeit, werden dann auf die rohe, ſchau- und genußſüchtige Menge ihre Wirkung nicht verfehlen.

Alfred wurde mit ſeiner Aufgabe gut fertig. Sein Niederſtürzen vor dem herabfallenden Gitter, das ihn auf ewig von der wiedergefundenen Geliebten zu trennen droht, dies rührende Wiederfinden ſelbſt, ſein Stürmen des Kloſters an der Spitze der dankbaren, Allah! rufenden Türken, deren Emir er die Tochter gerettet hatte — Alles dies gelang vollkommen, und er erhielt rauſchenden Beifall, trotz einiger Oppoſition, die ſich durch Dicker's Einfluß bemerkbar machte.

Vergebens war dieſer alte, würdige Liebling des Publicums auf allen Punkten des Parterre's ſichtbar. Es gelang aber ſeiner Anweſenheit nur, hier ein Klatſchen zu unterdrücken, dort ein Ziſchen laut werden zu laſſen, da man ſich genirte, in ſeiner Gegenwart dem Nebenbuhler und muthmaßlichen Nachfolger zu huldigen. Was half dies aber? Dort, wo Dicker in dem Augenblicke nicht war, rächte ſich's durch ungemeſſenen Applaus. Als Dicker's Beſtrebungen, gegen das Ende der Vorſtellung hin, ſtets bemerkbarer wurden, erhob ſich ſogar die allgemeine Stimme der Beſſeren immer lauter, die in Alfred einen hoffnungsvollen Anfänger erblickten, deſſen geiſtige Fähigkeiten von den beſten körperlichen Gaben unterſtützt wurden und deſſen Gewinn für die Bühne erſprießlich erachtet werden konnte.

Aber Dicker's innere Wuth ſchwoll mit dieſer ausgeſprochenen Anerkennung, die ihm ſelbſt in den Zwiſchenacten ziemlich ſchonungslos zu Ohren kam. Er war zwar unfähig, ſich im Augenblicke Genugthuung zu verſchaffen, allein er zweifelte nicht, daß ſich ihm eine ſolche darbieten würde, und lächelte dabei voll Ingrimm. Er hatte ſchon öfter den Fall erlebt, daß ſeine Feinde — wie er ſich gern ausdrückte — ihm einen Andern auf die Naſe ſetzen wollten, und zwar einen Andern noch als dieſen Balduin, den Kreuzfahrer, dennoch bedurfte es ſtets nur eines ſtolzen Schüttelns des mächtigen Nackens und die Fliege fiel aus dem Sattel — der Dicker'ſchen Naſe nehmlich.

Im vierten Acte ging der Emir der Selbſchuken — oder wie ihn der Spaßvogel Mocker nannte: der Geldſchurken — Herr Wagner — wieder ohne Kaftan, Turban und Bart, zwiſchen den Zähnen vor ſich hinpfeifend auf der Bühne hin und her. Er hatte bis zum Allahrufen und Erſtürmen des Kloſters einen vollen Act Zeit und machte ſich's deshalb bequem. Die Scene im zweiten Acte, wo er zuerſt die Tochter, dann ſeine Schätze dem edelmüthigen Befreier ſeines Kindes an den Hals wirft, hatte wie immer eine gewaltige Macht auf die Zuſchauer ausgeübt. Kotzebue erſteigt ſchon hier einen hohen Punkt der Rührung, allein Wagner klimmte noch darüber hinaus, bis zu jener ſchwindelnden Höhe, wo die Gränze des Lächerlichen gezogen iſt. Ihm gelang es, ſich hart an derſelben zu halten, das nur Mögliche zu erzielen, und Thränen ohne Ende durch eine Einzige zu pumpen, die er vergoß. Ja, eine Einzige, nicht einen Tropfen mehr!

Er greift in dieſem unnachahmlichen Momente, mit zitternder Hand auf den Kopf, findet ohne erſt lange zu ſuchen, die ihm vom Friſeur nur loſe angeheftete Silberlocke und reißt ſie aus, um ſie dem Kreuzfahrer zu geben; dann ſuchte er mit derſelben Hand die Thräne im Auge, die Einzige, erwiſcht ſie gleichfalls und ſchleudert ſie, mit dem Zeigefinger und Mittelfinger ſchnalzend, nach hinten, zur großen Erbauung der Verſammlung. Weiter konnte man es wahrlich nicht treiben! Die gekrümmte, doch edle Haltung, die ausgeriſſene Locke, die in die Luft geſchleuderte Thräne, die zitternde Stimme, die Worte Kotzebue's dazu — dies brachte eine Wirkung hervor, die ſich nicht beſchreiben läßt. Der alte Komödiant war aber auch ſeelig! —

Alfred begegnete ihm jetzt auf ſeinem ſtillen Triumphzuge.

— Haben 's gut gemacht, junger Mann, ſprach Wagner, haben ſich meine Lehren und Anleitungen gut gemerkt, nur ſo fortgefahren! ja, wenn das Küchlein nicht klüger ſeyn will, als die Henne, ſo geht's ſchon — allein heutzutage wollen die Jungen Alles beſſer wiſſen wie die Alten! Kommen Sie Morgen früh zu mir; ich werde Ihnen den Kontrakt und die Theatergeſetze übergeben. Ich hoffe, wir ſollen recht lange beiſammen bleiben.

Mit vornehmem Nicken und Pfeifen ſchritt er fürbaß und dem glücklichen Alfred wuchs eine ſo günſtige Stimmung aus dem Verheißenen, daß er ſeine Rolle unter allſeitigem Beifall zu Ende führte.

Nur Ticker war nicht zufrieden. Er konnte es nicht ruhig anſehen, daß ein junger Menſch auf dem Felde Lorbeern ſammelte, das er als ſeine Pachtung zu betrachten gewohnt war. Mit ſeinen Kollegen mochte er darüber nicht ſprechen. Er war überzeugt, keine Theilnahme bei ihnen zu finden; aber das Herz war ihm ſo voll, er mußte dieſem Drücken und Preſſen eine Abhülfe finden. Er ſuchte daher eine Taverne auf von gemiſchter Geſellſchaft, um dort einen Menſchen zu ſehen, der ihm ein offenes Mitgefühl entgegen tragen würde.

Er geſellte ſich hier bald zu einem Manne, den meine Leſer ſchon kennen, und der eben damit beſchäftigt war, eine Flaſche Wein mit großer Behaglichkeit zu leeren. Es war jener bekannte Bonaventura Kolzick, der ſich hier im Augenblick in einer ziemlich guten Verfaſſung befand. Die Anweſenheit eines Kavallerieregiments in Zempelburg hatte dieſen Pferdemenſchen zuerſt hiehergezogen, da er mit verſchiedenen Intereſſen der Herren Offiziere, ſeine eigenen ſtets in Einklang zu bringen wußte. Er war in jeder Beziehung ein ſchmiegſamer Mann und zu brauchen. Kein Handel oder Tauſch, kein Rennen, keine Wette wurden unternommen, wobei man nicht Bonaventura zu Rathe gezogen hätte; bei der Parade ſtand er in ſeinen gelbledernen Inexpreſſibles und hohen, blanken Steifſtiefeln, die ſchwanke Gerte in der Hand, neben den vornehmſten Kavalieren und ſprach mit ihnen und lachte den Bürgermädchen nach, als wäre er einer von den Ihrigen, ſo froh und ungezwungen that er's. Es giebt einige Exiſtenzen in der Welt; Leute, die auf vornehmem Fuße mit den Vornehmſten leben, obgleich ſie arme, lumpige Schufte ſind, die ſich ſchämen müßten, wenn man ihnen in honnetter Geſellſchaft einen Spiegel vorhalten würde; die roth werden müßten, wenn ſie ſich ſelber die Frage ſtellten: wie biſt Du denn eigentlich dazu gekommen, hier zu ſeyn? und die ſich formlich nur wie Komödianten betrachten ſollten, die ſich die Qual auferlegt haben, Zeit ihres Lebens eine ihnen nicht zuſagende Rolle zu ſpielen. Wie drückend! Kolzick empfand nun freilich nichts davon, weil er zu roh war.

In dem Augenblicke, wo wir ihn hier zuerſt wieder, bei der Flaſche, erblicken, hat ſich jedoch ſeine äußere Lage ſehr vortheilhaft geändert. Es war ihm nämlich geglückt, in ſeiner jetzigen Umgebung die Bekanntſchaft eines reichen, vornehmen Mannes zu machen, der neben einer Menge von Liebhabereien, auch die Liebhaberei für Pferde beſaß. Dies war der Fürſt ***. Der Herr hatte ſich nach einem bewegten Leben, für ſeine Jahre zu früh, doch ſeinen ſonſtigen Mitteln nach zur rechten Zeit, auf ein Schloß zurückgezogen, das in der Nähe von Zempelburg gelegen war und inmitten romantiſcher Waldungen einen gar reizenden Bezirk beherrſchte.

Der Fürſt war ein Wollüſtling, der keinen Preis ſcheute, um eine verliebte Laune auszuführen. Er ſaß in ſeinem Waldſchloſſe, wie die Spinne in ihrem Netze und zog ſeine Fäden bis zur Stadt, um ſeine Beute einzufangen. Man wußte viel davon zu erzählen. Es waren ganz jene horrenden Seltſamkeiten des Parc aux Cerfs, nur nach verkleinertem Maaßſtabe. In wie weit unſers Bonaventura Dienſte dem Fürſten hiebei hülfreich waren, läßt ſich nicht gerade beſtimmen, ſo viel iſt aber gewiß, daß er den Titel eines Hausintendanten erhielt und wirklich eine Art davon vorſtellte.

Bonaventura war eben mit einem Plane beſchäftigt, der ihn in die Gunſt ſeines Herrn und Gebieters noch feſter begründen ſollte, und wurde durch

Dicker's Klagen und Jeremiaden auf nicht angenehme Weiſe in ſeinem Nachdenken unterbrochen. Doch plötzlich fliegt es ihm wie ein Blitz durch den Kopf; er wird freundlicher und ſucht Dicker über dies und das auszuforſchen. Das Theater ſcheint ihn mit einem Male vom Kopfe bis zur Zehe zu erfüllen. Iſt es der Wunſch, Pferde darauf figuriren zu ſehen? möchte man faſt zu fragen geneigt ſeyn; oder iſt es irgend ein Dämchen, das ihm den Kopf verdreht hat? Er hört Dicker mit Theilnahme an; er ſchimpft mit ihm über das Unterfangen des jungen Menſchen, einen ſo würdigen Künſtler aus ſeinem Fache verdrängen zu wollen; er beklagt die Verblendung des Publicums, was ſolchen Anfänger, auf Unkoſten ſeines alten Lieblings, in Schutz nehmen kann, und er verſpricht, bei erſter Gelegenheit eine tüchtige Oppoſition zu bilden.

Dicker iſt entzückt; er will für jetzt nichts mehr; er iſt überzeugt, daß der wackere Freund auch andere Freunde für ſeine Partei werben würde, und eilt, ſich feſter in ſeine Gunſt zu ſetzen, indem er alle Fragen ſeines Gönners auf's Ausführlichſte beantwortet.

Das Geſpräch zieht ſich unmerklich durch die erſten Fächer der Bühne nach den Choriſtinnen hin, und hier iſt es Eine von allen Uebrigen, die zum Gegenſtande ſehr gründlicher Forſchungen erkoren wird. Dicker weiß nur Gutes von dem Mädchen zu berichten; es heißt: ſie habe ein ernſtes Attachement für einen der jungen Offiziere, die das Haus ihres Vaters beſuchen.

Bonaventura lacht plump. Das Attachement gefällt ihm; an den Ernſt will er nicht glauben. Endlich bricht er die Unterhaltung ab, denn es iſt ſpät. Er ſcheint zufrieden mit dem, was er erforſcht hat, und giebt dafür wiederholt die Verſicherung, ſich Dicker's angelegentlich gegen alle Anmaßungen anzunehmen.

Der günſtige Erfolg des erſten Verſuchs wurde, trotz dieſer Machinationen, für unſern Alfred durch kein äußerliches Zeichen getrübt. Hier war kein boshafter Ladewitz, der dem Theater feindſelig gegenüber ſtand, denn der gewandte Director wußte ſich die Journaliſtenfedern durch Freibillete, Einladungen und kleine Geſchenke gänzlich ſeinen Abſichten geneigt zu machen. In dieſem Verhältniſſe ſah er es auch nicht ungern, daß ſeine Schauſpieler den Umgang mit den Theaterrecenſenten pflegen und er ſelbſt beförderte ihre Abſichten in dieſer Beziehung auf indirecte Weiſe, um ſich keine Blöße zu geben. So hatte er denn auch Mocker, der ſeines beſonderſten Vertrauens genoß, den Auftrag ertheilt, Alfred mit einem der originellſten Theaterrecenſenten bekannt zu machen, der vollkommen ſervil geſinnt und in doppelter Beziehung für das Intereſſe des Directors gewonnen war, da er erſtens als Orcheſtermitglied fungirte und zweitens eine Tochter beim Chore hatte.

Nach dem Theater pflegte ſich eine kleine Geſellſchaft bei dieſem Mann, der Kanter hieß, zuſammenzufinden, wobei die bequeme Art ſtattfand, daß jeder ſich aus dem nahen Speiſehauſe holen laſſen durfte, wozu er eben Appetit verſpürte, während Kanter das Bier oder den Wein dazu gegen Bezahlung verabreichen ließ. Für den kleinen Profit, den ihm dies abwarf, beſtritt er die Beleuchtung, im Winter auch die Heizung und hielt die erforderliche Bedienung. Außerdem hatte er den Vortheil, eine angenehme Geſellſchaft ſtets bei ſich zu ſehen und dieſer war es ebenfalls lieber, ſich in einem vertraulichen Kreiſe, als in einer gewöhnlichen Wirthsſtube zu treffen, da die Zuſammenkunft noch überdies durch Kanter's Töchter und das muſikaliſche Talent der Familie noch eine nicht unweſentliche Annehmlichkeit mehr erhielt.

Hier war es, wo Alfred bald nach ſeinem erſten Debut durch Mocker eingeführt werden ſollte.

Ein freimüthiges Wort, ein derber Scherz, ein liebliches Lied, Klavierſpiel, Debatten über das Theater, fern von gehäſſigen Perſonlichkeiten, dies waren die Elemente, die Alfred ſogleich ſehr anſprachen, allein mehr als Alles war es Kanter's jüngere Tochter, die einen ſo mächtigen Anziehungspunkt bildete, daß er bald keinen Abend, ohne dieſen Kreis zu beſuchen, mehr zubringen konnte.

Er hatte ſich in ein ſolches Vertrauen geſetzt, daß er von Allen wie ein Kind im Hauſe betrachtet und von den übrigen Gäſten Hahn im Korbe geſcholten wurde.

Um ſich auch außer den Abendſtunden mit Anſtand bei Kanter's einfinden zu können, wollte er Unterricht von ihm auf irgend einem Inſtrumente nehmen. Er ſprach mit ihm davon und ſie kamen überein, daß es die Flöte ſeyn ſollte. Unwillkührlich fiel ihm dabei die furchtbare Kataſtrophe des Schiller'ſchen Trauerſpiels ein und Ferdinand's herzzerreißender Ausruf: Unglückſeliges Flötenſpiel! aber er lachte ſeiner Grille und der Unterricht begann unter den glücklichſten Auſpicien.

Kanter war Wittwer. Er hatte außer der hübſchen Henriette, zu der ſich Alfred ſo hingezogen fühlte, nur noch eine ältere Tochter. Dieſe führte das durch ſeine eigenthümliche Hoſpitalität etwas ſchwierige Hausweſen; jene hatte ſich der Kunſt gewidmet. Ihre Geſtalt, eine wohlklingende Stimme und die Gabe zu gefallen, wiegten den Vater in mancherlei roſige Träumereien von der Zukunft ſeines Töchterchens und ſeiner eigenen dadurch verbeſſerten Lage. Er beſchäftigte ſich mit der erſten Ausbildung ihres muſikaliſchen Talents, zog dann noch den beßten Geſanglehrer der Stadt hinzu und ſo hatte Henriette bald den Grad erreicht, der ſie, nach der Meinung ihrer Lehrer, zum Betreten der Bühne befähigte. Man wählte eine anſprechende Parthie, ſtudirte ſie ihr mit aller Sorgfalt ein, und ſie gefiel; dennoch aber war hiemit der glänzendſte Theil ihrer Laufbahn beſchloſſen, ſie wurde in den Chor verwieſen, aus dem man ſie nur dann und wann hervorzog, um ein kleines Solo zu ſingen, oder für ein krankgewordenes Mitglied eine Partie zu übernehmen, damit die angeſetzte Vorſtellung nicht abgeändert werden durfte; etwas, worauf Wagner mit großer Strenge zu halten pflegte.

Warum nun aber Henriette, bei unleugbarem Talente, nicht höhere Anſprüche geltend machen konnte, das lag in verſchiedenen Urſachen. Die Abendgeſellſchaften bei ihrem Vater, die namentlich einige junge Offiziere der Garniſon zu frequentiren pflegten, ſtanden bei den vornehmen Familien, denen jene Officiere zum Theile angehörten, nicht im beßten Rufe, indem ſie geradezu glaubten, daß jene Zuſammenkünfte dazu dienten, die jungen Leute zur Debauche zu verleiten. Aus dieſem Grunde herrſchte beſonders bei den Damen eine Abneigung gegen die beiden Schweſtern, die der Director nicht offen zu bekämpfen vornehmen durfte, wenn er ſich nicht ebenfalls unlauterer Zwecke angeklagt ſehen wollte. Auf der andern Seite war es Kanter's allgemein bekannter Titel als Theaterrecenſent, der den Director abhielt, zu ſeinen und der Seinigen Gunſten Dinge zu thun, die nicht von der öffentlichen Stimme gut geheißen würden. Der recenſirende Muſicus, der ſein Amt mit ſo großer Gutmüthigkeit verſah, daß er nirgend Anſtoß erregte, ſah die Wichtigkeit dieſer Gründe wohl ein, aber eben ſo gut ſah er auch, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen keine Abhilfe möglich ſey, und er begnügte ſich damit, das Unvermeidliche für den Augenblick mit Geduld zu tragen, und eine glänzende Umgeſtaltung der Dinge in Bezug auf ſein Kind der Zukunft anheimzuſtellen. Eine glückliche Verheirathung erſchien ihm hiezu als die günſtigſte Veranlaſſung, und er glaubte ſie nicht in das Gebiet des Unmöglichen hinausſchieben zu dürfen.

Der Flötenunterricht Alfred's belebte ſeine Hoffnung durch die über den jungen Menſchen bald in Umlauf geſetzten und auch zu ihm gedrungenen Gerüchte, deren Quelle ihn zwar nicht verborgen geblieben war, die ihn aber doch anſpornten, Gewißheit zu erlangen. So hatte er — der mit der ganzen Theaterwelt in Korreſpondenz ſtand — ſogleich umhergeſchrieben, und war benachrichtigt worden, daß ſein Schüler der Sohn eines nicht unbemittelten Beamten ſey, der mit ſeines Vaters Bewilligung die Künſtler-Laufbahn ergriffen habe, daß mithin wegen der Erbſchaft nichts zu beſorgen ſtehe; das Talent des jungen Menſchen leuchtete ihm auch ein, und er dachte ſich das Pärchen — ihn den Heldenſpieler — ſie die Primadonna — als prächtige Acquiſition für eine Bühne erſten Ranges, mit großer Gage trefflich verſorgt, eine Stütze ſeiner alten Tage.

Der ſchlaue Mann hatte aber auch Alfred's Stimmungen belauſcht, und wußte ihnen Nahrung zu geben.

— Wer der Neigung ſeines Herzens folgt, ſagte er ihm einmal, nachdem die Flötenſtunde beendigt war, und er ſich mit ihm allein ſah — der bettet ſich gut. Hochfahrende Träume zerfallen in Nichts, das Leben gewährt Ihnen ſelten die Erfüllung; weit ausgreifende Plane führen ſicherlich nicht zum Glück.

Ich bin von der tiefſten Abſtammung, nach den Begriffen unſerer heutigen geſellſchaftlichen Verfaſſung. Meine Eltern waren Proletarier und ſtarben, da ich noch im zarteſten Alter war. Niemand nahm ſich meiner an; ich ſtand allein in der Welt. Ich trieb mich herum, und war unter den Gaſſenbuben meines Geburtsortes der elendeſte, der verachtetſte, der nicht einmal wie der Aermſte ein Zuhauſe, Eltern, Angehörige hatte. So brachte ich meine Jugend hin; ich lernte nichts, aber ich wuchs wunderbar, obgleich es mir an aller Pflege, ſelbſt an der nöthigen Nahrung gebrach. Man zog mich ein; was war natürlicher, als daß ich Soldat werden mußte. Kein Menſch ſprach für mich. Meiner Kleinheit wegen wurde ich zum Pfeifer beſtimmt, die damals noch neben den Trommelſchlägern herziehen, und ihren Wirbel mit dem gellenden Tone der kleinen Querpfeife begleiten mußten. Hier war ich manigfachem Verderben bloßgeſtellt, vor dem mich der gütige Himmel recht ſichtbar bewahrte. Das damalige Leben in den Kaſernen war noch von Dingen beſchmutzt, der Soldatenſtand vor den letzten Kriegen überhaupt noch ſo roh und unciviliſirt, wie man ſich jetzt nicht vorſtellen kann. In unſerm Geſammtleben von heute iſt kein einziges Element mehr zu finden, was man mit jenem in

Vergleich bringen könnte. Aber der Schutz des Himmels wurde mir ſichtbar in einem Mädchen — meiner erſten und letzten Liebe — meiner Henriette! der Mutter meiner Töchter! —

Er machte hier einen Kapiteleinſchnitt in ſeine Erzählung, und ſtand auf, um ein verblichenes Miniaturbild der Verewigten herbeizuholen. Es ſah der jungen Henriette ähnlich, die nach ihrer Mutter getauft war.

— Sehen Sie ſie an, und erklären Sie ſich meine Leidenſchaft zu dem Engel! fuhr er fort — doch Sie kennen ja das noch lebende Abbild. — Auch meine Henriette war arm wie ich, und in derſelben Lage. Sie diente. Ein hartes Loos und es gehört große Liebe, große Characterſtärke dazu, es mit Ehren, mit Würde zu tragen.

Ach, wenn die Welt wüßte, wie ſchwer es wird, in den unterſten Ständen tugendhaft zu ſeyn, wie groß es iſt, die ſich entgegenthürmenden Schwierigkeiten zu beſiegen, um ſich der Geſellſchaft würdig zu zeigen, die ſo wenig ſich um uns bekümmert, ſo gar nichts für uns thut, ſo Mancher müßte ſich ſchämen und in ſich gehen und ſeinen Antheil an den unverdienten Ehren, die ihm täglich und auf allen Schritten bezeugt werden, dem Armen aber Würdigen abtreten! Henriette ward mein Engel. Der Gedanke an ſie hielt mich aufrecht, wenn ich zweifelte, die Liebe, die ſie mir ſchenkte, war der Lichtſtrahl, der mich leitete. Wir waren Eins und lebten in einander. Lächeln Sie nicht über den Pfeifer und die Dienſtmagd, die ſich ſolcher hohen Schwärmerei vermaßen: der Lieutenant und das Fräulein ſtanden in Bezug auf dieſe Gefühle und Regungen unter uns. Aber je mehr uns unſere Leidenſchaft adelte, deſto mehr ſtrebten wir, uns auch jener Feſſeln zu entledigen, die uns unſere irdiſche Exiſtenz auferlegt hatte. So war uns das Leben nicht länger zu ertragen; aber an Selbſtmord dachten wir nicht, ſondern an unſere Veredlung, um uns dadurch die äußern Verhältniſſe günſtiger zu geſtalten und ein Glück dem Geſchicke abzuringen, das es uns für immer zu verſagen ſchien. — Ich legte mich auf das eifrige Studium der Flöte. Der Muſikmeiſter des Regiments verſpürte etwas von Talent in mir, und nahm ſich meiner gütig an. Mein Fleiß machte mich in kurzer Zeit zu einem Künſtler auf dem Inſtrumente, aber der Fleiß war es nicht allein, ſondern ein Etwas, das mich erhob — meine Liebe! Ich zeichnete mich ſo vortheilhaft aus, daß mir von hohen Gönnern eine Unterſtützung zu Theil wurde, und ich — um mich auf Reiſen auszubilden — einen temporären Abſchied erlangte. Ich verließ nun meine

Vaterſtadt; unter Thränen und Betheuerungen wurde die Trennung von Henriette gefeiert; ich gab der Verzweifelnden mein Wort, nie von ihr zu laſſen — ja — ſie verzweifelte — denn ſie trug ein Kind unter ihrem Herzen, und war — hätte ich ſie für immer verlaſſen — für immer der Schmach und Schande geweiht.

Auf der Reiſe übte ich meine Kunſt mit wachſendem Beifall, der Ruf flog mir voraus, und ich ſah mich, wo ich hinkam, von auserleſenen Kunſtfreunden empfangen und geehrt. So ſehr ich mich hiedurch geſchmeichelt fühlte, ſo begnügte ich mich doch nicht damit, ſondern ich ſuchte immer weiter zu gehen. Ich ſelbſt hatte oft über die Unvollkommenheit der Flöte klagen müſſen, und ich widmete mein ganzes Denken und Trachten ihrer Verbeſſerung. Nach langem Sinnen, vielen vergeblichen Verſuchen gelang es endlich, manchen Uebelſtand zu beſeitigen. Dieſe Reſultate errangen mir den Dank der Muſikfreunde und der Flötenbläſer insbeſondere, und verliehen meinem Namen einen Werth, der den ausübenden Virtuoſen leicht überdauern wird. Auf ſolchen Wegen kam ich mit ausgezeichneten Männern in Berührung, und konnte an meiner geiſtigen Ausbildung zu gleicher Zeit mit meiner künſtleriſchen arbeiten. Meine ferne

Geliebte, die ich davon in Kenntniß ſetzte, freute ſich meiner Erfolge, und harrte meiner Rückkehr, das lebende Andenken pflegend, das meine Liebe ihr hinterlaſſen hatte. Endlich kehrte ich heim. Das erſte, was ich that, war, durch die Einſegnung am Altare mein der geliebten Henriette gegebenes Wort zu löſen. Die Mutter meines Kindes ward meine Gattin. Sehen Sie, junger Freund! dies erhebt und begeiſtert mich noch. Wie viele halten in reifern Jahren, wenn ſie es zu etwas gebracht haben, ſolche gegebene Verſprechungen für Uebereilung, und ſtürzen ein armes, vertrauendes Weſen in Elend und Noth, ohne ſich deshalb einen Vorwurf zu machen. Ich hätte vielleicht in der ſchwer errungenen Stellung, die ich damals einnahm, mein Virtuoſenleben in ſteter Wanderluſt fortſetzen, ich hätte wohl eine reiche, eine vornehme Partie ſchließen können — allein ich wurde nicht einen einzigen Augenblick von etwas dieſer Art verſucht, mich drängte es nur zu Henrietten, und zu erfüllen, was ſie von mir erwartete. So wurde nun aber mein Lebensplan äußerlich bald herabgezogen, ich mußte den Virtuoſenſtolz herunterſtimmen und in's Orcheſter ſteigen, ich mußte Lectionen geben, kurz die trübe Erfahrung machen, eine werdende Familie ohne Vermögen anſtändig zu erhalten. Gleichviel!

ich murrte nicht, denn es war ja mein freier Wille. So häufte ich Laſten auf Laſten, um mir die nöthigen Mittel zu verſchaffen. Auch zur Feder griff ich, und da zu jener Zeit, wo ich anfing, mehre Zeitſchriften entſtanden waren, und die Theaterkritik als eine Modeſache betrieben wurde, und leicht Abnehmer und viele Leſer fand, ſo wandte ich mich auch ihr zu. Auf meinen Reiſen hatte ich viele Bühnen zu ſehen Gelegenheit gehabt, und mein Urtheil hatte ſich üben und ſchärfen können. Unſere ziemlich freie Bühnenverfaſſung geſtattete dem Orcheſtermitgliede wohl das gedruckte Wort über die Darſtellungen, wenn es ihm gelingen wollte, es unpartheiiſch zu äußern, und es frei von boshaften Perſönlichkeiten zu halten. So geſtaltete ſich nach und nach ein ziemlich behagliches Leben um uns, aus Talent und Fleiß gebildet, gleich weit vom Ueberfluß wie von der Dürftigkeit entfernt. Unſere Ehe wurde nun mit dem erſten Kinde geſegnet, aber das außer ihr erzeugte, war uns ein eben ſo liebes Kind. Mein Weib blieb fortwährend der Engel meiner Tage, und obſchon ich ihr an Bildung ſehr überlegen war — ſo merkte ich dieſen Mangel nicht, da ſie ihn ſo ſehr durch andere liebenswürdige Naturgaben verdeckte, die keine Bildung uns aneignen kann. Ihr Anblick kraftigte und belebte mich ſtets wunderbar zu allen, auch den ernſteſten Anſtrengungen, denn er zeigte mir eine gute That, die beſte meines Lebens. — Leider kränkelte Henriette nach dem zweiten Wochenbette, und ihr Zuſtand nahm bald einen ſehr bedenklichen Charakter an. Der Arzt verbarg mir dieſes nicht und ich konnte mich darauf nach und nach gefaßt machen, den Engel zu verlieren. So nahete denn die Stunde heran, wo ſie mich und ihre Töchter ſegnend, die Augen ſchloß. Erſt nach einigen Jahren der Trauer, erwachte ich wieder zum Leben: meine Kinder erheiſchten meine volle Thätigkeit. Beſonders war es die Jüngere, deren Erziehung, ihren glänzenden Anlagen gemäß, mir oblag; die ältere fand ſich leicht in einer beſcheidenern Sphäre. Weniges iſt mir bis jetzt nur gelungen; die äußern Verhältniſſe ſtemmen ſich meinen beſſern Beſtrebungen mit Macht entgegen. Henriette ruht ſchlafend wie die verzauberte Schöne im Walde und harrt des ſie erweckenden Ritters. Ich kann, ich darf nichts dabei thun, und muß Alles den Anordnungen des leitenden Verhängniſſes anheimſtellen.

Hier hielt Kanter eine Weile inne, dann brach er, Alfred's Hand ergreifend, in die Worte aus: Nur dem Herzen ſtets gefolgt, es leitet uns ſicher!

Unſer Freund betrachtete jetzt die Verhältniſſe im

Kanter'ſchen Hauſe mit andern Augen; blind für das Abſichtliche in Kanter's Erzählung, in ſeiner Leidenſchaft für deſſen Tochter befangen, erſchien ihm der Gedanke an eine enge Verbindung mit dem Mädchen, unter den für ſeine Sinne einſchmeichelndſten Farben. Hier glaubte er zum erſten Male wahrhaft zu lieben, und den Gegenſtand auch ſeiner Liebe vollkommen würdig zu finden. Das unbeſtimmte Etwas, das er von früher Jugend in ſich fühlte, das er auf ſein Mühmchen Clotilde, das er für einen Augenblick auf Erlinde übertragen zu können geglaubt hatte, hier war es zum erſtenmale feſtgehalten, hier wurde es empfangen und ſtrömte beſeligend auf ihn zurück. Er hatte ſeine zweite Hälfte, die Ergänzung ſeines Ich's gefunden. Seine Gefühle ſtrömten über und gaben ſich wieder in Liedern kund, und die Tage ſeiner Jugend wurden neu um ihn; alle ſüßen Erinnerungen erwachten; er war ſo jung und ſo glücklich wie ehedem und jünger und glücklicher noch.

— Aber Kanter's Beiſpiel lehrt mich, wie man ſich in ſolchen Fällen benimmt, ſagte er zu ſich ſelbſt. Mein Vater wird nichts dagegen einzuwenden haben, denn da er mich die Künſtlerlaufbahn erwählen ließ, ſo hat er ja ohnehin den Plan mit Clotildchen aufgegeben, die am Beßten thut, irgend einem guten

Pogenwinkler ſo bald als möglich ihre Hand mit ihrem ſonſtigen Kapital zu reichen. Für uns wird geſorgt ſeyn: Henriette und ich beſitzen Talente und ich darf nur auf ihren Vater ſehen, um zu wiſſen, daß Talente nie untergehen laſſen. Ja — ich will mich um ihr Herz bewerben und dann um ihre Hand anhalten.

Und er bewarb ſich von Stund an um ihre Gunſt, die ſie ihm erſt ſehr verſtohlen, dann ſichtlich vor Allen zu Theil werden ließ. Kanter's Abendgeſellſchaft wurde nun aber nach und nach lichter, viele von den jungen Offizieren, die ſie zu beſuchen pflegten, blieben aus, und das Gerücht, daß der junge Schauſpieler mit der Choriſtin Kanter eine „Liebſchaft auf Tod und Leben“ angefangen habe, verbreitete ſich nach allen Seiten hin. Alfred, der nicht ahnte, welche Unannehmlichkeiten ihm und dem Mädchen daraus erwachſen könnten, trug ſeine Liebe nur deſto mehr zur Schau und taumelte in ſeiner vermeinten Glückſeligkeit.

Henriette Kanter war ein hübſches Geſchöpf; man konnte ihrem ganzen Weſen einen poetiſchen Anflug nicht abſprechen. Dieſe Poeſie drückte ſich beſonders in ihrem Auge aus; ihre Geſtalt war ätheriſch; die Haare üppig und voll, von einem goldſchillernden Braun; ihr Mund friſch und ihre Zähne tadellos. Es war eines von jenen übereinſtimmenden Enſembles, die gewöhnlich am meiſten junge Männer, die ſich von der Aeußerlichkeit beſtimmen laſſen, anzuziehen pflegen und ſelbſt blendendern Schönheiten den Sieg ſtreitig machen. Deßhalb war ſie aber auch ſteten Nachſtellungen ausgeſetzt, doch war ihr Leumund ſo rein, als er nach Umſtänden ſeyn konnte; gute Eltern ſtellten das Mädchen nicht eben ihren guten Kindern als Muſter der Nachahmung auf, allein bei jungen Leuten galt ſie immer noch als ein Abbild der Decenz, und das mit Recht, bei der man ſich nicht das Geringſte erlauben dürfe und als die Tochter eines ſehr ſoliden und auf die Zukunft ſeines Kindes bedachten Mannes, deſſen Grundſätze man übrigens zu allen Teufeln wünſchte.

Der jüngere Theil der Abendgeſellſchaft des Vaters lebte daher in beſtändigen, wenn gleich verkappten Angriffsoperationen verwickelt, und dies war namentlich den jungen Offizieren ein kleiner Erſatz für die mancherlei Entbehrungen, die ihnen der langweilige Garniſonsdienſt in dieſer ſo überaus friedfertigen Welt auferlegte.

Das neu ſich entſpinnende Verhältniß mit dem jungen Schauſpieler gab endlich der Angelegenheit eine andere Wendung und man kam überein, die Angriffsoperationen ſcheinbar abzubrechen, um ſie mit deſto größerer Sicherheit nach einer andern Seite hinzulenken. Die vornehme Welt, die nur unterhalten ſeyn will, hat gewöhnlich keinen Begriff von dem Ernſt ſolcher Dinge, und um ihrer Neigung zu fröhnen, kommt es nicht darauf an, ein Herz zu vernichten, das in ſeinen höchſten Gefühlen ſchwelgte und eben ſo wenig, welche Mittel ergriffen werden, um zum Zwecke zu gelangen.

Alfred, der gutmüthige Schwärmer, lebte ſo fort, trunken von ſeinem Siege, den er über Alle errungen zu haben wähnte und gewahrte nichts von Allem dem, was ſich um ihn zutrug, als daß faſt die ganze jugendliche Geſellſchaft nach und nach das Feld geräumt hatte und ihn nichts an der ungeſtörten Unterhaltung mit der Geliebten ſeines Herzens hinderte, wenn er Abends in dem traulichen Stübchen Kanter's an ihrer Seite ſaß, und der Vater mit dem kleinen Reſt ſeiner ältern Freunde converſirte.

Unter dem Theaterperſonal fehlte es nicht an Spöttereien, wie dies bei ſolchen Gelegenheiten nie zu fehlen pflegt. Mocker war unerſchöpflich, allein Alfred, der ihn gern hatte, nahm es nicht übel. Es verletzte ihn nicht nur nicht, ſondern es kitzelte ſogar ſeine Eitelkeit. Er war von den Vorzügen des Mädchens ſo ſehr durchdrungen, daß er ſich ſelbſt keine geringen zuſchreiben mochte, durch die er ſich in deſſen Gunſt ſo feſt geſetzt hatte.

In Fleiß und Eifer ließ er indeß nicht nach, wie es ihm ſonſt wohl hätte begegnen können; ſeine Liebe und das Beiſpiel Kanter's ſpornten ihn ſtets an. — Nur ſo kannſt Du ſie Dir ganz erjagen, dachte er. Dann befreiſt Du Dir die ſchlafende Schöne im Walde als Prinz und ſie wird an Deiner Seite zur Herrſcherin berufen ſeyn! —

Er hatte nehmlich im Sinne, mit ihr nach der Verheirathung zu einer andern Bühne zu ziehen, um ihren Talenten den rechten Wirkungskreis und die größere Anerkennung zu verſchaffen. Kanter beſtärkte ihn in dieſen Vorſätzen.

So weit war Alles gediehen, als er eines Abends beim ſpäten Nachhauſekommen, ein bleiches, vor Kälte ſchlotterndes Kind, an ſeiner Hausthüre fand. —

Zwölftes Kapitel.

— Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'!

Goethe.

Im erſten Gaſthofe der Stadt, wo er ſein Abſteigequartier genommen, ſaß um jene Zeit ein ſchon nicht mehr jugendlicher, doch wohl erhaltener Herr im perſiſchen Schlafrock beim Thee, die lange Pfeife mit der Bernſteinſpitze im Munde. Man ſah es ihm auf den erſten Blick an, daß er einem hohen Stande angehörte. Vor ihm, in einiger Entfernung, hält ſich ein Menſch, in unterwürfiger Stellung, mit markirten Zügen.

Jener iſt der Fürſt von ***, von ſehr altem, reichem Geſchlechte, ein Mann, der ſeine Verdienſte um den Staat auf angenehmen Geſandtſchaftspoſten, ohne große Mühe errang und nun von ſeinem thatenreichen Leben zur frühzeitigen Ruhe ſich zurückzog

— dieſer iſt ſein Hausintendant und maître des menus plaisirs, Herr Bonaventura Kolzick.

— Was haſt Du herausbekommen von dem Mädchen? fragte der Fürſt ungeduldig.

— Von dem Mädchen noch nichts, Eure Durchlaucht, über's Mädchen genug und ſo viel als wir zu wiſſen brauchen, ſagte Bonaventura. Der Vater iſt ein armer Schlucker, bei dem die Leute, beſonders die Offiziere, zu Wein gehen, auch ſpielt er im Orcheſter. Sie — die Tochter — ſingt im Chor die fünfte Radpartien — das heißt: man braucht ſie wie's fünfte Rad am Wagen.

Er that ſich auf dieſen Witz etwas zu Gute, allein der Fürſt merkte nicht darauf.

— Ihro Durchlaucht verſtehen mich — ſprach Kolzick bedeutungsvoll.

— Was? fragte der Fürſt.

— Der Hunger ſchaut bei den Leuten zu allen Näthen heraus, fuhr Kolzick etwas irritirt fort. Armuth und Elend an allen Ecken und Enden. —

— Schön! ſprach der Fürſt Wann iſt ſie zu ſprechen? die Hauptſache!

— Eure Durchlaucht dürften ja auch nur einmal zu Wein gehen —

— Zu Wein? das geht nicht — die Offiziere

— das kennt mich, und gäbe ein Gerede vor der Zeit —

— Man müßte die Stunde wählen, wo das Mädchen allein wäre. Die Theaterzeit. Der Vater ſpielt im Orcheſter und die ältere Schweſter iſt eine ſehr gute Perſon, die nichts hindert, ich habe ſie ſondirt —

— Und die Offiziere?

— Mit denen iſt's vorbei; die ſind wüthend, aber ausgeſtochen. Ein junger Komödiant iſt der Beglückte jetzt; doch mit dem wollen wir ſchon fertig werden, der ſoll nicht lange in ſeinem Glücke ſchwelgen. — Aber wie wär's, Durchlaucht, ſagte er plötzlich mit einer geſchickten Wendung, wenn Sie jetzt eben den erſten Verſuch machten? Das Theater iſt angegangen, der Liebhaber hat zu ſpielen, und das Terrain iſt frei!

— Ja! ſagte der Gebieter, und eine freudige Morgenröthe ſchien in dem abgelebten Geſichte zu zucken. —

Der Fürſt ſtand auf und ließ ſich ſorgfältig kleiden; den ſchwarzen Frack zierten zwei große Sterne, darüber wurde ein weiter Mantel geworfen. In der Toilette war der Fürſt ein noch ſtattlicher Mann; die bedeutenden Züge, die von Natur den Ausdruck einer edeln Abſtammung trugen und die der Stempel des Durchlebten ein größeres Intereſſe nur verlieh, waren wohl im Stande, die Aufmerkſamkeit eines Jeden, der ſie zum erſten Male erblickte, in hohem Grade auf ſich zu lenken.

Kolzick brachte den Fürſten zu dem Hauſe des Muſikers. Es war ſchon dunkel; aus den geſchloſſenen Läden drang Licht auf die Straße. Der Intendant legte das Ohr an und horchte.

— Alles iſt ſtill; das Mädchen iſt allein, ſagte er; dann ſtellte er ſich in einige Entfernung und ließ gedämpft ſeine Uhr repetiren. — Es iſt gerad' Theaterzeit — Vater und ältere Schweſter ſind fort — verlieren Sie keine Zeit — ich werde hier draußen bleiben und auf Hochdero Rückkunft warten.

Er öffnete leiſe die Hausthür und ließ den Verſucher in einen Bezirk ein, den Alfred für ſein Heiligthum hielt und zu dem er vielleicht jetzt, in eben dieſem Augenblicke, wie er daſtand auf dem Theater, in ſeinen geſchminkten Wangen, Wünſche der Sehnſucht und der Liebe ſandte.

Leiſe klopfte der Fürſt, nachdem er tappend im finſtern Raume die Thüre gefunden hatte; allein kein „Herein" erfolgte; er klopfte ſtärker und als noch nicht geantwortet wurde, öffnete er die Thür und trat in ein matt erhelltes Zimmer, das ein Tiſch, von Seſſeln umgeben, wie zur Aufnahme von Gäſten beſtimmt, der Länge nach theilte. Nach einer Weile, während er ſich überall umſah und ihm vielleicht die Worte durch den Kopf ziehen mochten:

„Nicht jedes Mädchen hält ſo rein."

trat geräuſchlos, wie ſchwebend, ein junges Mädchen aus einem dunkeln Nebenzimmer, deſſen Thüre geöffnet ſtand. Der Fürſt ging ſogleich auf ſie zu, denn er erkannte dieſelbe, die ihm vom Theater ſo ſehr gefallen hatte, daß er ihre nähere Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Das Mädchen ſchien wenig überraſcht, weil es den Beſuch einem Irrthum zuſchreiben zu müſſen glaubte, allein die erſten Worte, die der Fremde an Henriette richtete, zerſtörten dieſe Vorausſetzung alsbald, denn ſie lauteten:

— Wohnt hier der Herr Muſikus Kanter?

Henrietten war es unangenehm, ganz allein im Hauſe zu ſeyn, nicht als ob ſie Böſes von dem Beſuche zu erfahren beſorgte, ſondern weil ſie fürchtete, nicht im Stande zu ſeyn, die gehörige Auskunft zu geben, die von dem Fremden verlangt werden möchte.

— Ich gehöre zu den alten Bekanntſchaften des Hauſes, ſagte dieſer mit vornehmer Abſichtsloſigkeit, und mein alter Freund wird ſich meiner wohl erinnern, wenn er mich ſieht. Meinen Namen nenne ich Ihnen der Ueberaſchung wegen nicht. Sagen Sie Ihrem Vater, mein ſchönes Kind, daß ein Mann hier war, der ihn einſt in Ungarn kannte und der ihm auf vielfache Weiſe verpflichtet iſt.

Er lüftete hierauf ein wenig den Mantel und die Ordensſterne blitzten dem Mädchen in die Augen; allein als ob er es wie in der Zerſtreuung gethan und ſeinen Stand noch nicht verrathen wollte, knöpfte er den Rock ſogleich wieder zu. Henriette war erſtaunt einen Schritt zurückgetreten.

— Ich bitte, mein Herr, bat ſie ſchüchtern, mir zu ſagen, wer Sie ſind? weſſen Beſuch ich meinem Vater anzukündigen haben.

Er aber beſtand darauf, unbekannt zu bleiben. Sie nöthigte ihn zum Sitzen und er richtete nun mehre Fragen an ſie, erkundigte ſich nach ihren Verhältniſſen, wie viele Geſchwiſter ſie habe, ob es dem Vater gut gehe, der ein ſo wackerer Künſtler und des beßten Looſes ſtets würdig geweſen ſey. Henriette beantwortete dieſe Fragen des theilnehmenden Herrn mit eben ſo großer Unbefangenheit, als ſie an ſie gerichtet zu werden ſchienen. Der Fremde unterhielt ſich noch über allerlei Dinge mit ihr, bald näher, bald ferner liegend. Endlich geſtand er es ihr unumwunden, daß ſie ihm gefalle; er lobte ihre Augen, ihren Mund; er ergriff ihre Hand und ſah ſie bedeutungsvoller an.

— Als ein alter und genauer Freund Ihres Vaters wird mir eine kleine Vertraulichkeit wohl geſtattet ſeyn, ſprach er endlich, und drückte ohne Umſtände einen feurigen Kuß auf den Mund, den er ſo eben gelobt hatte.

Wie ein elektriſcher Strahl durchzuckte es ſie; ſie ward feuerroth und hatte nicht das Herz, ſich über ſeine Dreiſtigkeit zu beklagen; doch erneuerte ſie jetzt wieder ihre Frage, nach dem Namen des Unbekannten.

— Nun für was halten Sie mich denn wohl? fragte er ſcherzend.

— Sie ſind wohl ein vornehmer Offizier? meinte ſie naiv.

— O nicht doch, ich gehöre gänzlich dem Frieden an, verſetzte er, ich kämpfe nur ſtets vermittelnd und verabſcheue jeden gewaltſamen Kampf. Halten ſie mich für einen Kaufmann? fragte er weiter.

— O nein, gar nicht! ſagte Henriette, Sie ſind gewiß etwas ſehr Vornehmes.

— So? wirklich? und wie vornehm bin ich denn wohl?

— Sie ſind mindeſtens ein Baron! antwortete Henriette, der der Scherz gefiel und die jetzt ihre Naivetät ein wenig abſichtlich ſpielen ließ, da ſie merkte, daß dies dem Herrn auch zu gefallen ſchien.

— Baron? o nicht doch! etwas Höheres, liebes Kind, ſagte der Fremde.

— Nun, dann ſind Sie wohl gar ein Graf! ſprach ſie, in der Weiſe fortfahrend, wie es in den ländlichen Scenen auf dem Theater zu geſchehen pflegt.

— Auch nicht — noch höher hinauf! ſagte er, immer ſcherzend, und ſtand auf.

— Alſo Fürſt! rief ſie, die Hände vor's Geſicht ſchlagend, gerade als ob ſie die Margarethe in den Hageſtolzen ſpielte.

Darauf erfolgte keine Antwort und als ſie ſchnell die Hände vom Geſichte nahm, war der Fremde ſo leiſe fortgeſchlichen, daß ſie faſt an etwas Uebernatürliches denken mußte, oder daß das Ganze ihr nur geträumt habe, allein etwas Glänzendes, das auf dem Tiſche vor ihr lag, lenkte ſie alsbald auf andere Betrachtungen.

Großer Gott! was iſt das? ſchrie ſie voll freudigem Erſtaunen und hielt die ſchöne Broche mit blauen Steinen dicht zum Licht, um ſie recht genau in Augenſchein nehmen zu können.

Sie ſetzte ſich, um mit Muße ihren Gedanken über den Verfall nachzuhängen. Ein Fürſt, ein alter Bekannter ihres Vaters — dieſer Beſuch zu ſo ungewöhnlicher Zeit — dieſe Ueberraſchung — das Geſchenk — das Lob ihrer Schönheit — der Kuß — indem ſie Alles dies ſich recht umſtändlich noch einmal verhielt, wagte ſie ſich's kaum zu geſtehen, daß dieſer Beſuch nur ihr gegolten habe, obgleich ihr die Gewißheit einleuchtete. Sie ſah ſich mit einem Male in eine Lage verſetzt, die von Vielen beim Theater geſucht und beneidet wird: die Geliebte eines reichen, vornehmen Mannes zu ſeyn.

Aber Alfred, mit ſeinen ſoliden Abſichten, fiel ihr dann ſchnell mit Centnerlaſt auf's Herz; Alfred mit ſeiner ehrlichen, aufrichtigen Neigung!

Es entſpann ſich ein ſeltſamer Kampf in ihrem Innern, deſſen Urſache ſie ſich noch nicht recht zu erklären vermochte.

— Und kann die Neigung eines ſolchen Herrn nicht auch ehrlich und aufrichtig ſeyn? ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Muß es denn gerade eine ſtarke, bewältigende Leidenſchaft ſeyn, die ihn antreibt? Wird er den Anſprüchen ſeines hohen Ranges entſagen und zu einem armen, unbedeutenden Mädchen herabſteigen? Er liebt mich — das heißt: er hat mich gern — weil ich die Tochter ſeines alten Freundes bin, dem er auf vielfache Weiſe verpflichtet iſt und deshalb hat er mir auch dieſes herrliche Geſchenk mitgebracht.

Sie betrachtete es mit lüſternen Blicken, indem ſie ſo dachte.

Das Theater währte an dieſem Abende lange genug und ſie hatte daher Muße, allein und ungeſtört nachzudenken und mit ſich zu Rathe zu gehen, wie ſie ſich in dieſer Sache zu benehmen habe. Ihre Schweſter erwartete ſie mit Ungeduld, um ihr die Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen und ſie um Beſtätigung oder Verwerfung ihrer Muthmaßungen zu befragen; dann verlangte ſie darnach, von ihrem Vater Aufſchluß über ſeine ungariſchen Bekanntſchaften zu erlangen, allein Alfred's Beſuch ſah ſie mit Bangigkeit, gleichwie einer Störung, entgegen. Ihm die Erſcheinung des Fremden zu verſchweigen, dazu fehlte ihr der Muth und die Uebung; ihm Alles zu erzählen, dazu hatte ſie gleichfalls nicht mehr Unbefangenheit genug.

Ihre Bangigkeit ſollte indeß nicht geſteigert werden, denn Alfred, der ſonſt nie fehlte, der jeden Abend, auch nach den angreifendſten Rollen ihr eine Stunde zu ſchenken pflegte, kam diesmal nicht. Sie hatte ihm zwar verſprochen, im Theater zu ſeyn, und war nun nicht gekommen, allein dies hätte ihn ja eher antreiben ſollen, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie freute ſich, eine Urſache zur Unzufriedenheit und — zum Schmollen zu haben, weil ſie dadurch eine Rechtfertigung für ſich hatte, die ihr ſo peinlichen Erörterungen wenigſtens noch vor der Hand zu unterlaſſen.

Während Henriette der Heimſuchung ſo ſchlecht widerſtanden hatte, war Alfred von einer inneren Qual beängſtigt. Auch er war gezwungen, zum erſten Mal, ſeit ihn die Liebe beſeligte, der Aufrichtigkeit zu entſagen und ſeiner Geliebten ein Geheimniß zu verbergen.

An jenem Abende, als er von Träumen ſeines nahen Glückes, von der Erfüllung aller ſeiner Wünſche heimkehrte, fand er ein armes, der rauhen Witterung zum Trotze, nur wenig bekleidetes Mädchen, an allen Gliedern zitternd und faſt in Wahnſinn befangen, an ſeiner Hausthüre kauernd. Bei ſeinem Nahen erhob ſie ſich zaghaft und ſchaute ihn mit den ſtarren Augen genau an, dann erheiterten ſich die ängſtlich zuſammengezogenen, bleichen Züge.

— Gottlob! ſeufzte ſie.

— Was iſt das? rief er entſetzt — Du, Erlinde, oder Dein Geiſt?

— Ich ſelbſt, ſagte ſie, ich bin zu Dir gekommen, weil ich weiß, daß Du mich nicht verſtoßen, nicht mein Verderben wollen wirſt.

Er ſtand erſchreckt vor ihr und war keines Wortes mächtig.

— So öffne doch, ſprach ſie, ich erfriere ja! laſſe mich doch eintreten in Dein Haus —

— Sage mir nur, wie kommſt Du her? was iſt Dein Begehren? fragte er wieder.

— O Gott! ſeufzte ſie. Nun kenn' ich alſo mein Geſchick! Gut! Nur eine Unterredung will ich, dann geh' ich wieder fort! Bitte, laſſ' mich ein!

Er öffnete die Thür und leitete ſie bei der Hand, hinter ſich her, die ihr unbekannten, finſtern Stiegen hinauf, die zu ſeinem Zimmer führten; ihre Hand lag kalt wie Eis in der ſeinigen und ihn durchrieſelte ſchauervolles Entſetzen.

— Von der höchſten Glückſeligkeit zu dieſer Nacht des Elends! wer glaubte das wohl? rief es in ihm.

Der Leichtſinnige, Ungetreue! und ſaß er denn nicht jetzt dem Mädchen gegenüber, das ihn einſt ſo zauberhaft umſtrickte, daß er die ganze Welt um ihren Beſitz gegeben hätte? Sie war ihm gefolgt, wie das

Eiſen dem Magnete folgt, aus innerem Triebe, aus unwiderſtehlichem Hange. Wie rührend war ihr Anblick, wohl gemacht, alle Regungen des ſüßeſten Mitgefühls in der Bruſt eines Jünglings hervorzurufen. Sie war ihren Eltern entflohen, unbekümmert, welche Folgen es für ſie haben könnte. Nach Alfred's plötzlicher Abreiſe empfand ſie erſt, daß es die Aufgabe ihres Lebens war, ihm anzugehören. Sie trauerte nicht um ihn, denn ſie entſchloß ſich, ihn einzuholen. Der Vorſatz beſchäftigte ſie fortwährend, und als ſie von einem vorüberreiſenden Schauſpieler ihres Geliebten jetzigen Aufenthalt erfahren hatte, ſchob ſie die Ausführung ihres Planes nicht länger auf.

Nachts hatte ſie das Wirthshaus verlaſſen, wo ihr Vater mit ſeiner Familie nach gewohnter Weiſe eingekehrt war. Sie war nach dem Fluſſe gegangen, der vom Herbſtregen, wild angeſchwellt, an dem Dorfe vorüberfluthete, dort hatte ſie auf einem Steine ihr großes Umſchlagetuch und ihren alten Strohhut zurückgelaſſen, um denen, die es finden würden, die Ueberzeugung zu geben, daß ſie wirklich das Leben im Waſſer aus unglücklicher Liebe geendet, wie ſie es in einem Schreiben an ihren Vater bekannt hatte. Sie glaubte ſo allen Nachſtellungen entzogen zu ſeyn.

— Und wenn ſie auch um mich Thränen vergießen und mich als eine Todte betrauern, es iſt ja doch einerlei, ſo ſchloß ſie ihre Erzählung, die ſie Alfred machte, für ſie bin ich verloren, da Du nicht bei uns weilen mochteſt. Dir gehör' ich an und hier bin ich! entſcheide über mein Schickſal, mache mit mir, was Du willſt!

In Alfred's jetziger Lage hatte er nicht Muth und Kraft, dieſe heldenmüthige Hingebung des reizenden Mädchens zu faſſen und zu würdigen; ſeine unvermuthete Ankunft ſtürzte ihn nur in die unbeſchreiblichſte Verlegenheit. Zuerſt unternahm er es, ſie auf das Unſtatthafte ihres Verweilens in ſeiner Nähe aufmerkſam zu machen und ermahnte ſie, ihrem Vater den Kummer zu erſparen und zu ihm zurückzukehren. Er ſtellte ihr vor, daß es doppelt Unrecht ſey, den Fluch der Eltern auf ſein unſchuldiges Haupt zu laden, die ihn als den Urheber ihres Unglücks betrachten müßten, während er durch ſeine ſchnelle Abreiſe ein Band habe gewaltſam trennen wollen, das ihnen Beiden ſeit dem erſten Augenblicke mit Unheil drohte. —

So ſprach er zu ihr mit den eindringlichſten Worten; ſie aber hörte ihn nicht.

— Ich weiß Alles! rief ſie ſchmerzhaft. — Nicht nur, daß Du mich nicht liebſt, daß Du mein raſches

Handeln verabſcheuſt — Du liebſt eine Andre! ja — Du haſt eine Braut! ich weiß es! Die reiſenden Schauſpieler haben es auch bei uns erzählt und das brachte mich faſt zum Wahnſinn — ich mußte meiner Qual ein Ende machen — ich mußte zu Dir reiſen, um Deine Braut zu ſehen — — —

Alfred ſah die Aufregung und ſagte nichts. Dann aber ſprach er freundlich und begütigend zu ihr:

— Da Du es durchaus willſt, ſo magſt Du denn bleiben! Ich werde Dir Morgen mit dem Früheſten ein Stübchen in der Vorſtadt miethen, wo Du ſtille wohnen kannſt.

Sie küßte ihm die Hände und verſprach Alles zu thun, was er verlangen würde, nur das müſſe ſie ihm verſagen, ihn zu verlaſſen: das könne ſie nicht.

— Und wirſt Du mich auch täglich ſehen? ſprach ſie dann leiſe, ihm vertrauender wieder in die Augen blickend.

Er antwortete ein dumpfes, trübes Ja, und es war ihm ſeltſam und wunderbar zu Muthe, wie er das ſchöne Kind ſo gänzlich ſeiner Rückſicht überlaſſen ſah. Sie entſchlief beruhigt und er trat ſcheu zurück vom Lager, das er ihr eingeräumt hatte und legte ſich in's Fenſter mit bangem Vorgefühl in die Zukunft blickend. —

Henrietten gab ihre Schweſter den Rath, nur mit vorſichtiger Zurückhaltung Alfred Mittheilung des Vorgefallenen zu machen, dem Vater aber noch Alles zu verſchweigen. Sie war überzeugt, daß die alte, ungariſche Bekanntſchaft nur ein Vorwand war, die neue deutſche anzuknüpfen. Die Wahl der Stunde, wo man Henriette allein im Hauſe wußte, das Geſpräch, das Geſchenk — dies Alles konnte über Grund und Zweck des Beſuchs, für ſie, die Erfahrenere, keinen Zweifel mehr laſſen.

— Du haſt Dein und unſer Glück in der Hand, Jette, ſagte die ältere zur jüngern Schweſter. Es kommt nun Alles darauf an, dem gütigen Geſchick ein wenig entgegen zu kommen und das Ganze mit Klugheit zu einem guten Ende zu leiten. Ich hoffe, Dir darin beiſtehen zu können. Den Vater könnte eine ſogenannte ſolide Verſorgung, die er ſtets mit uns im Auge hat, davon abhalten, Dein Glück zu betreiben, und das, was uns Gutes daraus erwachſen kann, aus dem rechten Geſichtspunkt zu betrachten. Wenn der reiche Fürſt Dich wirklich liebt und für Dich etwas thun will, ſo wirſt Du keine Närrin ſein und dieſe Gunſt verſcherzen.

— Und was wird dann mit Alfred? fragte Henriette.

— Iſt das unſere Sorge? warf die Schweſter ein.

— Er liebt mich ſo innig — er meint es ſo gut mit mir! ſprach die Andere.

— Du mußt ihn hinhalten! —

Dann unterrichtete ſie Henriette, wie weit ſie in ihrer vertraulichen Mittheilung gegen Alfred geben könne.

Er kam aber auch am nächſten Tage nicht. Zuerſt hatte ihn die Sorge um Erlindens Wohnung zu ſehr in Anſpruch genommen, dann dieſe Sorge ihm einen ſo düſtern Ausdruck aufgeprägt, daß er glaubte: ein Jeder könne ſein Geheimniß ihm aus den Augen leſen, und er wagte es daher nicht, vor Henrietten zu erſcheinen, die ſich ſein Ausbleiben nicht zu erklären wußte, und nur den Zufall pries, der es für ſeine und ihre Stimmung gerade ſo günſtig verhängte.

Fürſt *** war mit dem Erfolge des erſten Beſuches zufrieden. Als genaueſter Kenner ſah er, daß hier zwei Elemente vereinigt waren, die einen nicht ſchweren Sieg verhießen; dieß waren Unerfahrenheit und Hang zur Koketterie. Hiezu miſchten ſich noch Armuth und Hilfsbedürftigkeit, um in dem reichen Manne zugleich einen Retter erblicken zu laſſen, der vielem Drückenden abhelfen werde.

Am andern Morgen wurde der Hausintendant nach dem nahe gelegenen Waldſchloſſe des Fürſten abgeſandt, um Alles zum bevorſtehenden Empfange deſſelben würdig vorzubereiten.

Dreizehntes Kapitel.

— Vom Antlitz glich es einem Biedermann,
Und ließ von außen Mild' und Huld gewahren,
Doch dann fing die Geſtalt des Drachen an —

Dante.

Unter den Offizieren, die Alfred das ernſte Verhältniß mit Henrietten ſo übel genommen, weil er ihnen dadurch einen angenehmen Vereinigungspunkt geraubt hatte, befand ſich auch ein verabſchiedeter, der in dem Beſuche des Kanter'ſchen Hauſes mehr ſah, als eine vorübergehende Unterhaltung nach beendigtem Schauſpiel. Er war älter als die Uebrigen und übte deshalb eine Art von Herrſchaft über die Andern aus. Dieſer Mann hegte Hoffnungen in Bezug auf das junge Mädchen, die durch Alfred's Dazwiſchentreten plötzlich Alle zu ſcheitern drohten.

Man kannte ſeine Herkunft nicht, doch ſagte er ſelbſt — wie es auch ſein Name zeigte — daß er aus England ſtamme. Er nannte ſich Baronet Johnſon. Er war für ſein Alter noch ſehr rüſtig und zu allen

Genüſſen befähigt und aufgelegt, wie ſie die Jugend liebt. Dies wies ihm in der Geſellſchaft jüngerer Militärs ſeine Stelle an, die er nicht nur ganz gehörig auszufüllen wußte, ſondern ſich ſogar darin ſo behauptete, daß er bald in allen kritiſchen Fällen um Rath gefragt wurde, allen Verſammlungen präſidirte, allen Veranſtaltungen durch ſeinen Beitritt erſt Sanction ertheilte, und ſo — mit einem Worte — die erſte Stimme hatte.

Um dieſes ſtolze Vorrecht ſich zu erhalten, mußte Baronet Johnſon bemüht ſeyn, ſich im Wiſſen von Stadtneuigkeiten ein Uebergewicht über die Andern zu verſchaffen; man durfte ihm nichts Neues mittheilen, was nicht ſchon längſt ihm zu Ohren gedrungen war. „Wer will dem Baronet wohl Etwas erzählen?“ das war der ſtete Refrain, den man von ſeinen Geſellſchaftern hörte. Das Reich der Neuigkeiten, welches er ausbeutete, hatte aber die ausgedehnteſten Gränzen, und erſtreckte ſich von neuen Auſtern und Perigordtrüffeln, die der oder jener Reſtaurant erhalten hatte, von neuen Bonmots und Proben der Modiſten, von Zänkereien der Literaten untereinander und Garderobengeſchwätz, bis zu den Geheimniſſen der Familien, den Zerwürfniſſen der Gatten, der Zerrüttung der Vermögensumſtände, der ernſteſten und ſchwerſten Dinge, von denen das Wohl oder Weh der Menſchen abhing. Wie er ſich in den Beſitz ſolcher Geheimniſſe brachte, blieb ein Räthſel, man glaubte an ein weit verzweigtes Beſtechungsſyſtem und an die dadurch hervorgerufene Spionage, in's Klare kam man darüber nicht, das war aber gewiß, daß der Baronet von dem Erlangten den boshafteſten Gebrauch machte, daß es das Verzeihlichſte ihm dünkte, das was er wußte an die große Glocke zu hängen, daß er ſich aber nur ſelten damit begnügte, ſondern noch allerlei verwerfliche und höchſt frivole Zwecke damit verband.

Sollte man nach dieſem nicht vermuthen, daß ein ſolcher Menſch, deſſen Weſen und Hantieren allgemein bekannt war, nicht wie die Peſt geflohen würde? Allein ſeltſam genug, er wurde geſucht; von dieſen aus Unterhaltung, von jenen aus gleichem Triebe, von andern endlich aus Furcht. Man glaubte ſich in ſeiner Nähe vor ſeinen Nachſtellungen geſchützt, man überredete ſich von ſeiner freundſchaftlichen Anhänglichkeit, man hoffte auf Schonung. Doch Niemand war, der nicht eine traurige Enttäuſchung dieſer Hoffnung zu erfahren gehabt hatte.

Der ſtets lärmende, ſchwärmende, ſich gern überhebende Kreis der jungen Offiziere, der Brennpunkt des geſammten Courweſens der Stadt, der ächte Liebeshof der Jugend, die Tafelrunde moderner Ritterlichkeit, und der Blumenflor des Leichtſinns und der Launenhaftigkeit, mußte unſerm Baronet, als der würdigſte Wirkungskreis ſeiner unwürdigen Unternehmungen erſcheinen. Die junge, glänzende, ſcandalſüchtige Welt war ihm das anhänglichſte Publicum; hier herrſchte keinerlei Furcht vor, ſondern man betrachtete ihn als das nothwendigſte Bindungsmittel allſeitiger Intereſſen.

In der Aufregung Einzelner war einige Male ſchon die Rede von Alfred und der an ihm zu nehmenden Rache geweſen, jenem jungen Schauſpieler, „der ſich mit einer unausſtehlichen Arroganz in beſtehende, Allen liebgewordene Verhältniſſe eindrängte“ — wie man ſich auszudrücken beliebte.

Das Leichteſte, was ſich hier zuerſt darbot, verwarfen jedoch die jungen Leute als ihrer unwürdig. Ein Schauſpieler iſt leider in dem Fall, von Jedem Beleidigungen erfahren zu können, die kein Anderer, ohne ſich Genugthuung zu verſchaffen, hinnehmen würde. Dem Schauſpieler wird aber Keine je zu Theil. Es iſt kein Tribunal, wo er das ungerechteſte, roheſte Betragen des Publicums einer Strafe unterwerfen laſſen kann, eben ſo wenig kann er aber einer muthigen Eingebung folgen, und ein ganzes Publicum vor die Klinge fordern. Edle Menſchen würden es aber nie über ſich vermögen — ſelbſt wenn ſie noch ſo erbittert ſind — einen andern in die Verlegenheit zu ſetzen, für angethanen Schimpf ſich nicht Recht verſchaffen zu können: der Angriff auf ein Geſchöpf, von deſſen Wehrloſigkeit man im Voraus überzeugt iſt, erniedrigt; ſo dachten auch die jungen Offiziere, und verſchmähten es, ſchnöde Rache an dem Schauſpieler auf dem Theater zu nehmen, ſie wollten eine andere Gelegenheit dazu abwarten.

Bei Baronet Johnſon unterblieb die Rache im Theater aus andern Gründen. Es ſchien ihm zu banal, einen Schauſpieler auszupfeifen und auszutrommeln. Er hatte darin ſchon das höchſte geleiſtet, indem er einmal, als er noch diente — ſo verſicherte er — die Trommler und Pfeifer ſeines Regiments auf die Gallerie ſchickte, um einen gehaßten Komödianten militäriſch hinzurichten. Hier wollte er ein eigenes Exempel ſtatuiren; ſeine Bosheit ſollte ihn leiten, und ſein Scharfſinn ihm das Mittel überantworten. Ihn, den Eindringling, ſo wie ſie, die Flatterhafte, wollte er mit einem Streiche vernichten. Bei dieſer laut ausgeſprochenen Drohung ließ Johnſon es jedoch vorläufig bewenden. Man ſah ihn keine auffallenden

Schritte thun, keine neugierigen Fragen richten, und doch waren Alfred und Henriette der Gegenſtand ſeiner forſchenden Neugier, doch ſchmiedete er einen Plan zum Verderben Beider, zu dem ihm die Hölle ſelbſt ihre Glut lieh.

Plötzlich wurden über Henriette und Alfred verſchiedene Gerüchte wach, die ſich mit Blitzesſchnelle verbreiteten, und dieſe bis dahin von der Welt kaum beachteten Perſonen zum Gegenſtande des allgemeinen Geſprächs machten.

Es war aber nicht das Wahre an der Sache, nicht daß Alfred, der Schauſpieler, die Tochter des Muſikanten heirathen werde, ſondern es waren andere Umſtände, die im Publicum circulirten und die Aufmerkſamkeit Vieler erregten.

So hieß es, daß Alfred in geheimer Verbindung mit einem räthſelhaften Geſchöpfe lebe, das Niemand kenne, weil er es gleichſam hermetiſch verſchloſſen, in einem Hauſe der Vorſtadt verborgen halte, in ein Dunkel gehüllt, das keines Sterblichen Auge jemals durchdringen könne. Ueber das eigentliche Weſen oder Unweſen dieſer Verbindung könnten natürlich nur Vermuthungen ſtatt finden, dieſe aber führten auf ſchauervolle Reſultate. Das Geringſte, was angenommen wurde, war ein verwiſſentlicher Inceſt, und Alfred traf ſchon — ehe er noch eine Ahnung davon hatte — die Verachtung, mit der die Geſellſchaft einen Uebertreter der heiligſten Naturgeſetze überſchüttet. Niemand fand ſich, der dem Angeklagten das Wort redete, aber Viele waren da, die ihn auf die bloße Sage hin verdammten.

Boshafter und unbegreiflicher war aber dasjenige, was ſich über Henriette, erſt heimlich verbreitete, dann wie ein Lauffeuer überall hinflog, wo ſich für dergleichen Gerüchte willige Ohren fanden.

Man ſagte ſich nemlich, daß das bis jetzt ſo züchtig thuende Mädchen auf dem Punkte ſtand, die erklärte Mätreſſe des ausſchweifenden Fürſten von *** zu werden, daß ſich aber alles wieder zerſchlagen habe, als der Liebhaber vernommen — nicht daß ſie die verlobte Braut eines jungen ehrlichen Mannes ſey — das würde den reichen Wüſtling von ſeinem Verführungsplane nicht abgehalten haben — nein! ſondern, daß es eine Kupplerin in der Stadt gebe, zu der ſich die Choriſtin Kanter verfüge, um ihre Reize, dem, der dafür bezahle, ohne Rückhalt Preis zu geben.

Als den Offizieren dieſe Geſchichte zugetragen wurde, ſahen ſie ſich mit einem Male an dem Ziele ihrer Wünſche. Das gemeine, heuchleriſche Geſchöpf, das ihre Anträge ſo oft zurückgewieſen, das dann wie zum Spott ein ernſtes Verhältniß einging, war jetzt in ſeiner Frechheit entlarvt, und konnte ſeinem bevorſtehenden Untergang nicht mehr entrinnen.

Aber das auf ſo fürchterliche Art gebrandmarkte Paar hatte noch keine Ahnung von den Schrecken, die es bedrohten.

Zu dem Entſetzlichſten, was die Laufbahn des Schauſpielers, mehr als die eines jeden Andern, umgibt, gehört die Leichtigkeit, mit der ein Jeder es wagt, und ungeſtraft wagen zu dürfen glaubt, ſeinen Leumund anzutaſten. Kein Märchen iſt albern, keine Combination fabelhaft genug, um nicht augenblicklich Glauben zu erringen, wenn ſie ſich nur auf einen Schauſpieler bezieht. Bei ihm bleibt ſie haften, und wird ohne Urtheil und Recht anerkannt, während man ſie bei jedem Andern, entweder mit Spott oder mit Verachtung zurückweiſen würde. Zuerſt heftet ſich die Verläumdung an Geburt und Abſtammung des Schauſpielers, dann an ſeine frühere Beſtimmung dann an ſeine Liebes- und ſonſtigen Verhältniſſe. Iſt der Künſtler durch die Umſtände genöthigt, Etwas von dem Allen der Oeffentlichkeit zu entziehen, ſo iſt der Unberufenſte darüber her, es aus eigenen, völlig unzulänglichen Mitteln zu ergänzen; will der Künſtler um der Verläumdung die Gelegenheit abzuſchneiden, Alles offenbaren, ſo zeiht man ihn mit Willkühr der Lüge, und ſchiebt ihm gehäſſig Zwecke unter, an die er nicht denkt.

Wahr iſt es, daß Schauſpieler manches dadurch verſchulden, daß ſie lügenhaft prahlen, ihre Verhältniſſe in einem nie erlebten Glanze darſtellen, und ſo die Glaubwürdigkeit verſcherzen, aber ſtets geſchieht dies aus einer Art leichtſinnigen Uebermuthes, und verdiente wohl deßhalb keine härtere Strafe als Nichtbeachtung oder Gelächter. —

Es konnte nicht fehlen, daß die Verbreitungen über Alfred und Henriette auch bald zu ihren Kollegen drangen, und es war natürlich, daß dies früher geſchah, als ſie zu den Schlachtopfern der Verläumdung ſelbſt gedrungen waren. Während nun die erſten und beſſern Mitglieder noch unter ſich zu Rathe gingen, welcher Ausweg hier in Bezug auf den jungen Menſchen zu nehmen ſey, war das Chor leichtfertiger Mädchen, zu dem Henriette gehörte, bald damit fertig, was es zu ergreifen hatte.

Alfred war indeß von ganz anderer Sorge niedergedrückt, und nur die Kunſt, die er jetzt mit größerer Liebe und mit wachſender Zuverſicht trieb, ſo wie ſein Verhältniß zu Henriette, erhielten ihn aufrecht. Nur ſpärlich ging er nach dem Häuschen in der Vorſtadt, wo Erlinde wohnte, und nur in der Abſicht, ſie von einem übereilten Schritte abzuhalten, oder aus Furcht, daß ſie ſich entdecken könne.

Wenn er auch ſchon oftmals auf den Gedanken gekommen war, ſich nach Bodenlos' Aufenthalte zu erkundigen, und ihn von Allem zu unterrichten, ſo hielt ihn doch wieder eine Scheu davon zurück. Wer hätte ihn wohl von dem Einverſtändniſſe freiſprechen mögen, wer hätte nicht mit dem Rechte der Wahrſcheinlichkeit behaupten können, er wählte jetzt dieſen gewaltſamen Ausweg, um ſich von einer Ueberläſtigen zu befreien, deren Umgang ihm keine Luſt mehr zu bereiten im Stande ſey? Dann auch wußte er, daß dieſer Vorſatz, von ihm ausgeführt, die Arme noch unglücklicher machen würde, als ſie ſchon war, da in dieſer Verborgenheit ihn dann und wann nur zu ſehen und zu ſprechen, Alles war, worauf ſie ſich nunmehr, in freiwilliger Entſagung beſchränkte. Denn er hatte ihr ſeine Liebe zu Henriette offen geſtanden, er mußte es thun, um ſein Herz wenigſtens nach dieſer Seite hin von der drückendſten Qual zu befreien.

So mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Geheimniß beſchäftigt, ſchenke er weniger als je den um ihn ſich zutragenden Ereigniſſen Aufmerkſamkeit, wenn ſie nicht in der unmittelbarſten Berührung zu ihm ſtanden, und ſelbſt das etwas veränderte Betragen Henriettens war ihm nicht beſonders aufgefallen — bis daß eines Tages ſein Freund Mecker, in der ihm eigenen harmlos ſcherzhaften Weiſe, ihn aus ſeiner Befangenheit weckte.

Alfred war eines Unwohlſeyns wegen zu Hauſe geblieben; Henriette war in einer neuen Oper beſchäftigt. Es mochte ungefähr nach dem erſten Acte ſeyn, als Mecker ſeinen kranken Kollegen beſuchte.

— Ei, fing er an, Du biſt ja wohl gar nit eiferſüchtig, daß Du wegen 'a Biſſel Kopf- oder Bauchſchmerzen derheim bleibſt, während Dein' Amourſchaft Alles im Theater überglänzt und überſtrahlt.

Alfreds Augen leuchteten.

— Nimmt ſie ſich gut aus in dem neuen Coſtüm? fragte er. Sie hat es mir beſchrieben, es muß ſehr geſchmackvoll ſeyn.

— Ach was, neues Coſtüm! fuhr jener fort. Das hat ihr die Direction nit geliefert — das kann ihr keine Direction der Welt nit liefern. Aber ſag' mir nur Eines, um Gottes Willen! haſt Du einen reichen Nabob umgebracht, oder biſt Du ſelbſt ſo reich, daß Du Deinen Mädel ſolche Präſenten machen kannſt?

Alfred's Neugier war auf's Höchſte geſpannt, und er bat den Freund, ſich kurz und deutlich zu erklären.

— Nu, ſprach dieſer, hat die Kanter heunt nit an Schmuck, wie a Prinzeſſin, ſo will ich gar nix heißen. Die Andern hab'n Alle a Neid zu'n Zerplatzen! Ich ſag' Dir, Türkoiſen, ſo dick wie die Saubohnen und Perlen dazwiſchen wie die Erbſen —

— Du ſcherzeſt, ſagte Alfred unruhig.

— Ich ſcherz' nit, entgegnete jener.

— Falſcher Theaterſchmuck!

— Ah bah! was! falſcher Theaterſchmuck! Aecht und gut. I weiß auch, was ächt und falſch iſt; ich bin ja ein Juwelier meines Zeichens, und war im erſten Gewölb am Graben, eh' ich zu'n Theater nur gerochen hab'!

Alfred erinnerte ſich jetzt, daß ihm Henriette vor mehren Wochen von einem Schmucke geſagt hatte, der ihr unter der Hand zu einem äußerſt billigen Preiſe angetragen worden wäre, daß ſie ihn aber trotz der billigſten Bedingungen nicht zu kaufen im Stande ſey. Sollte ſie ihn nun doch gekauft haben? Aber warum dies vor ihm verheimlichen? Warum den Schmuck zum erſtenmale umhängen, wo er abgehalten iſt, ſie darin glänzen zu ſehen? War es ein Schmuck vielleicht, den ſie ſtets vor ihm verborgen halten mußte, und den die Eitelkeit ſie dennoch antrieb, in unbelauſchten Momenten der Welt zu zeigen?

Dieſe Gedanken folterten ihn, dann aber dachte er wieder: wie iſt es möglich, ein ſolches Eigenthum vor den Augen des Gatten ſtets verbergen zu können? und er tröſtete ſich damit, am andern Morgen eine genügende Löſung dieſes Räthſels von Henrietten ſelbſt zu erhalten.

Mocker, den das Ende der Oper wieder in's Theater zog, verließ Alfred keineswegs in ſolcher Ruhe, wie der äußere Schein verhieß. Innerlich folterte ihn ein nie gefühlter Argwohn. Er hielt ſich Henriettens Betragen während der letzten Tage recht klar vor Augen, und es fielen ihm dabei einige ſcheinbare Kleinigkeiten ein, die jetzt mit dem vor ihm geheim gehaltenen Beſitz eines koſtbaren Schmuckes, eine ſeltſame Bedeutung gewannen.

Hatte er doch vor nicht gar langer Zeit zum erſten Male von einer alten Tante gehört, die in der Nähe auf dem Lande wohnte, und ſich nach Henriettens Umgang ſehne; hatte ſie ihm doch geſagt, daß ſie von nun an recht oft um ſie ſeyn müſſe, ſo oft als es ihr der Dienſt bei der Bühne geſtatten würde; war ſie doch ſchon ein Paarmal unter dieſem Vorwande abweſend geweſen, und hatte dann immer einige hübſche kleine Geſchenke mitgebracht. Die Tante konnte auch den Schmuck geſchenkt haben; wenigſtens lag dieß nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Ein andersmal hatte Alfred von einem Italiener, der unweit von Kanter's Hauſe ein neues, ſehr elegantes Kaffeehaus nach Art ſeines Vaterlandes errichtet hatte, einige Gläſer römiſchen Punſch holen laſſen, und auf die Frage, wie er Henrietten ſchmecke, ſagte ſie: daß ſie ihn ſchon beſſer getrunken habe. Dies war damals ſchon Alfred aufgefallen, da eine ſo genaue Bekanntſchaft mit dergleichen Dingen ihn auch auf andere frühere Bekanntſchaften leiten mußte. Jetzt dachte er darüber weiter nach und aus dieſen faſt ſchon vergeſſenen Umſtänden bildete ſich eine Kette folternder Vermuthungen, die am Ende in den großen Ring Untreue zuſammenliefen. Dieſer Ring umſchloß Alfred's fiebernden Kopf mit eiſerner Gewalt; es war ein Bann, aus dem er ſich nicht zu befreien vermochte; was er empfand, iſt nicht zu beſchreiben; es war der Wahnſinn, der furchtbarſte Wahnſinn, der den Menſchen befallen kann, die Eiferſucht.

Er ſprang in die Höhe, und kleidete ſich an; es trieb ihn in's Theater; was er eigentlich dort wollte, ſchwebte ihm nicht deutlich vor, denn er war keines zuſammenhängenden Gedankens fähig. Den Nebenbuhler wollte er ſehen, für den die Falſche den Schmuck, das koſtbare Geſchenk angelegt hatte.

Er eilte auf die Straße, die rollenden Wagen zeigten ihm bald, daß das Theater aus war. Er wollte zu Kanter, um dort ihre Heimkehr zu erwarten. Wie ein verderbenbringendes Raubthier umkreiſte er das Haus, und hatte nicht das Herz, ſich in das Zimmer an den Tiſch zu ſetzen, wo er ſo oft mit ihr geſeſſen. Plötzlich hört er ihre Stimme; er preßt ſich in eine finſtere Mauervertiefung, um ſie unbemerkt vorbeizulaſſen. Sein Athem ſtockt, ſein Blut wallt feurig wie in der Fieberhitze. —

— Ich werde ihn ſehen, ſpricht es in ihm, an ihrem Arme werde ich ihn ſehen, den Schmuckſpender, mit dem ſie Eispunſch getrunken, der mir ihre Liebe geraubt hat!

Da kam ſie her an dem Arme ihrer Schweſter, kein Mann war in der Nähe. Aber ſie weinte und ſchluchzte laut. Was hatte ſich zugetragen? — Alfred zögerte, ihr zu folgen, und als er im Hauſe bei dem Dienſtmädchen nachfragte, hörte er, daß die Mamſells ſchon ſchlafen gegangen ſeyen. In der heftigſten Unruhe begab er ſich nach Hauſe.

Vierzehntes Kapitel.

Ob noch durch Drohworte und Drang im Geiſte irr,
Betäubt das Herz, bleichen, verblühten Angeſichts,
Sie einem Unwürdigen ihren Leib hingibt — — —

— — — — —

Zieht ihnen nach eilig hinaus die Straße,
Daß nicht die Zeit ſchnell euch vorüberſtreiche!

Der Raub der Draupadi.

Am andern Tage erblicken wir Herrn Wagner mit beſorgter Miene beim Kaffee ſitzen. Die Pfeife will ihm nicht ſchmecken. Er ſcheint einen Beſuch zu erwarten, denn er verläßt oftmals den Tiſch, um an das Fenſter zu eilen, und kehrt dann immer wieder unter ſchweren Seufzern und kopfſchüttelnd zu ſeiner volleingeſchenkten Taſſe zurück.

Er erwartet Schneider, den Theaterdiener, dem er befohlen hatte, am frühen Morgen zum Regiſſeur zu gehen. Allein der Menſch blieb ihm zu lange aus, und dies erregte eben jene Ungeduld in ihm.

Endlich trat Schneider in's Zimmer, und wiſchte ſich den Schweiß ab.

— Kommt Herr Hoch? ſchnauzte ihm der Director entgegen.

— Der Herr Regiſſeur und die Frau Regiſſeurin ſchlafen noch.

— Hol' ihn der Teufel — was geht mich die Frau Regiſſeurin an? Ich frage, ob der Herr Regiſſeur Hoch kommt.

— Wann er ſchläft, Herr Director, ſo kann er ja nicht kommen — ſehen Sie! ſonſt müßte er ein Nachtwandler ſeyn —

— Einfaltspinſel!

— Danke gar ſchön!

— Hm! Er wird nachher hingehen müſſen, Schneider —

— Sehr wohl!

— Wo will er hin?

— Hin —

— Was ſoll das?

— Der Herr Director haben ja befohlen, daß ich hingehen ſoll —

— Nun — ſo laß er mich doch ausreden — weiß er denn, was ich ſagen wollte? Wo wollte er denn hin?

— Na — wie immer — ich weiß, was Sie immer ſagen — geh' er hin, wo der Pfeffer wächſt —

— Mit dem dummen Zeuge! Hör' er! Geh er zur Kanterin — das heißt ſpäter — wenn der Regiſſeur da war — und hole er ihre Chorſtimmen ab.

— Ach, Herr Director!

— Na, was iſt?

— Die armen Leute — ſie dauern mich ſehr —

— Ein liederliches Volk! War das geſtern ein ſauberer Abend.

— Mein Gott! weil das arme Ding den Schmuck anhatte? das ärgerte die Brut, und darum machten ſie ihr den Scandal. Wollen ſich nicht mit ihr in derſelben Garderobe anziehen — ſprechen von Anſteckung und Vergiftung —

— Es iſt entſetzlich! ſo lange das Theater ſteht, iſt ſo etwas nicht erlebt worden. — Es iſt Geſindel!

— Nicht ſo, Herr Director! Der Wurm bohrt am guten Holze, und die ſchlechten Früchte ſind es nicht, woran die Weſpen nagen. Das iſt Neid — purer Neid. Die Jette hat 'nen reichen Liebhaber —

— Den Alfred?

— Ach was, Alfred! Man muß ſich nicht dümmer ſtellen als man iſt, Herr Director —

— Schlingel!

— Danke ſchön!

— Was iſt's mit dem reichen Liebhaber?

— 'n Fürſt — ein leibhaftiger Fürſt — den beneiden ihr die Andern und das iſt Alles! Ach, mein Gott! iſt denn Lieben ein Verbrechen? Bis jetzt gibt's denn doch noch Unterſchied der Stände in der Welt, und zwiſchen einer Nonne und einer Choriſtin muß denn wohl eine feine Linie gezogen werden. Was der Nonne unterſagt iſt, das iſt der Choriſtin erlaubt — ſollt' ich meinen — und wenn ſich die Jette von dem Fürſten curiren läßt — das heißt die Cour machen —

— Schwätzer!

— Wie ich vom Curiren ſpreche, ſo kommt auch ſchon der Doctor. Wie heißt's im Pfefferröſel? Lupus in fabula!

Der Theaterarzt, ein noch junger, elegant gekleideter Mann trat hier in das Zimmer, und der Director winkte Schneidern, hinauszugehen; der aber nahm dem Doctor den Hut aus der Hand, ſetzte ihm einen Stuhl zurecht, und ſagte leiſe:

— Seyn Sie einmal recht gut und menſchlich, Herr Doctor! von Ihnen hängt hier ſehr viel ab. Bedenken Sie, daß wir Alle ſterbliche Menſchen ſind — doch das müſſen Sie als Doctor am Beßten wiſſen!

Dann verließ er das Zimmer.

— Sie wiſſen? fing der Director an.

— Alles, erwiederte lächelnd der Arzt, indem er mit ſeinem Stocke den Staub von den Stiefeln klopfte.

— Das Volk verdient nichts Anderes, als daß man's wegjagt.

— Gemach! gemach!

— Eine Schande für die Anſtalt! Eine Schande für die Kunſt! Eine Schande für die Menſchheit!

— Sie nehmen die Sache zu ſchwer, werther Freund!

— Was ſagen Sie da? Wie kann man ſo etwas zu ſchwer nehmen? Iſt es nicht empörend — nicht allein, daß die Perſon den liederlichſten Wandel führt, ſo iſt ſie auch noch krank — ſchändlich krank?

— Es giebt keine ſchändlichen Krankheiten, mein Vortrefflichſter! Wir kennen chroniſche, acute, anſteckende, endemiſche, epidemiſche u. ſ. w., aber von ſchändlichen wiſſen die Lehrbücher nichts. Wär' ihr Wandel liederlich, ſo wär's freilich ſchlimm, aber die Krankheit wäre dann nur die ganz unſchuldige und natürliche Folge davon, die uns gar nicht in Verwunderung ſetzen darf. Wir haben übrigens Mittel, ſolche Krankheiten ganz radical zu curiren.

— Das mag Ihre Sache ſeyn, um das Mediziniſche kümmert ſich der Director nicht. Curirt oder nicht curirt — ich entlaſſe ſie Alle —

— Den ganzen Eber? das wäre doch ſchade! Sie könnten keine Oper mehr geben —

— Was, den Eber! Die Kanter'ſche Schlangenbrut — den Vater — die Tochter — Alfred —

— Dazu haben Sie nicht das Recht.

— Ich nicht das Recht? Das wollen wir ſehen —

— In den Theatergeſetzen iſt der Fall nicht vorgeſehen.

— Weil er zu ſchändlich iſt —

— Schon wieder mit ihrem Schändlich! Was iſt denn dabei? Mir kommt ſo etwas alle Tage vor.

— O, die verderbte Welt! Doch mir gleich! ſie müſſen fort. Die Ehre der Anſtalt, meine Ehre erheiſcht es.

— Sie machen das Uebel nur ärger. Vertuſchen iſt beſſer. Vor allen Dingen muß man wiſſen, was an der Sache iſt.

— Sie zweifeln? Alle Welt ſagt es —

— Alle Welt lügt oft. Es iſt eine Sündenwelt. Die erſte Ausſage kommt von einer Dirne, die beſtochen ſeyn kann.

— Wer ſollte das gethan haben? Wem ſollte ſo viel daran liegen, eine ſolche Lüge zu verbreiten, daß er ſich's ein Stück Geld koſten ließe?

— Wer? Die Frage iſt für Ihren Stand und für Ihr Alter ein wenig zu naiv, lieber Freund! Ich laufe noch nicht ſo lange mit dem Theater, wie ſie, aber ich ſehe weiter. Ihre Hitze droht Ihnen einmal wieder mit dem Verſtande durchzugehen. Eine Dienſtmagd wird kürzlich aus dem Kanter'ſchen Hauſe fortgejagt, weil ſie des Diebſtahls verdächtig iſt. Bald darauf erkrankt ſie an einer ſogenannten Galanterie —

— Schöne Galanterie, das!

— In Fällen, wo ſich unſere züchtige Sprache des Ausdrucks ſchämt, wollen wir der franzöſiſchen gern einige Rechte einräumen. Alſo die Dirne erkrankt; bei der Unterſuchung im allgemeinen Krankenhauſe ſagt ſie aus, ſie ſey von ihrer früheren Mamſell, der ſie ſtets die Sachen in's Theater getragen, angeſteckt worden —

— Ja und dieſe habe ihr eine Salbe mitgetheilt, um ſich damit einzureiben — vergeſſen Sie das nicht — das iſt gravirend.

— Gut, ſie zeigt die Salbe vor und es iſt Mercurialſalbe —

— Nun? und bedarf's noch mehr?

— Mein Himmel! was iſt damit bewieſen? Ich wette, daß die Dirne beſtochen war! hier iſt eine andre Hand im Spiele.

— Aber das Gerücht von der Kupplerin —

— Ja — das wäre etwas — aber auch hier

glaube ich nicht unbedingt; fände ſich nicht Jemand unter ihren Leuten, der den Verſuch wagen wollte?

Der Arzt, dem dieſe Unterredung, die dem armen Director den Schweiß auf die Stirne trieb, Spaß zu machen ſchien, nach der leichten Art, wie er das Ganze nahm, zu urtheilen, wurde hier von dem ſtürmiſchen Eintritt des Herrn Braun unterbrochen, deſſen Gattin eines der erſten Fächer bei der Bühne bekleidete.

— Was haben Sie beſchloſſen? was werden Sie thun? rief er erhitzt dem Director zu, als er kaum zur Thüre herein war.

— Was ſteht zu Dienſten, wertheſter Herr Braun, ſprach der Director, bitte Platz zu nehmen.

— Sehr verbunden, fuhr jener ſtehen bleibend fort, was ich zu ſagen habe, wird bald geſagt ſeyn. Meine Frau ſchickt mich her, um Ihnen anzukündigen, daß ſie die Bühne nicht mehr betreten werde, ſo lange die Kanter im Chore bleibt.

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo erſchienen die Männer faſt aller engagirten Frauen, um dieſelbe Anzeige zu machen; Andere ſandten ihre Erklärung ſchriftlich ein. Endlich kam die alte Hauptmann angewackelt. Sie trug einen großen Federhut und war ſtark geſchminkt.

— Was ſind das für Geſchichten? kreiſchte ſie, man iſt doch auch einmal noch jünger geweſen und wußte, was ſich für die Jugend ſchickt, aber ſich ſo zu vergeſſen — nein — ſo lange die Welt Welt iſt wurde ſo etwas nicht erhört. Iſt's denn wahr? Iſt's Wirklichkeit? Braun, Größer, Dicker, Hoch! Ihr Alle, ſprecht — ſoll ich's glauben? Haltet mich — ich fall' in Ohnmacht! Solch 'ne Perſon! Das fehlte noch! Die Kunſt lechzt nach Rache! Wenn das Menſch nicht fortgejagt wird, ſo bleibt keine honnette Frau mehr hier im Engagement, von den honnetten Mädchen noch gar nicht einmal zu ſprechen!

Nur wer den Director Wagner perſönlich kannte, wäre im Stande, ſich vorzuſtellen, was er bei dieſem Auftritte empfand. Er hatte oft ſchon den größten Verlegenheiten getrotzt, die auf ſeiner mit Dornen erfüllten Bahn, ſich ihm entgegengethürmt hatten; er war mit beſchwichtigenden Worten vor das Publicum getreten, wenn es raſ'te wie der Gebirgsſee am Tage Simon's und Judä und ſein Opfer haben wollte; er hatte die empörende Anmaßung bravirt, die perſönlichſten Angriffe zurückgeſchlagen, er hatte Muth, Klugheit, Geduld, Selbſtverläugnung bewieſen, hier aber ſchienen ihn alle dieſe trefflichen Eigenſchaften zu verlaſſen. Er war Willens geweſen, das, was man jetzt ſo einſtimmig von ihm forderte, von ſelbſt zu gewähren, allein er wollte ſich keine Conceſſion erzwingen laſſen; das ſtürmiſche Verlangen der einen Seite fordert bei feſten Naturen Hartnäckigkeit hervor, und dann hatte ihm der Doctor, in deſſen Einſicht er großes Vertrauen ſetzte, einiges Mißtrauen über ſeinen früheren Entſchluß erregt.

Seiner Verlegenheit kam der Doctor jetzt mit einem bizarren Einfall zu Hilfe, den er, ſich die Gruppe der Anſtürmenden von der Seite ſtill betrachtend, in ſich zur Reife gebracht hatte.

— Mein Herr Director, ſehr werthe Herren, hochverehrte Frau, ſagte er, indem er mit ſchlauem Blicke in die Mitte des Zimmers trat — erlauben Sie mir die Bemerkung zu wiederholen, die ich ſchon früher — als ich mit dem Herrn Director allein zu ſeyn die Ehre hatte — mir auszuſprechen erlaubte, vor allen Dingen muß man Beweiſe haben, ehe man verdammt —

— Beweiſe, Beweiſe! murrte Einer — was braucht's da noch langer Beweiſe?

— Hat ſie ſich nicht mit dem ausſchweifenden Fürſten *** eingelaſſen und weiß man nicht, wie's mit dem ſteht? rief der Andere.

— Und ſitzt nicht der junge Menſch, der Alfred, jede Nacht bei ihr? der Dritte.

— Alles das beweiſt noch nichts — warf der Doctor ſtandhaft ein. Ein giltiger Beweis kann in ſolchem Falle nur auf den Grund und Boden der Wiſſenſchaft geführt werden.

— Was hat die Geſchichte mit der Wiſſenſchaft zu thun? riefen Alle, den Doctor neugierig anglotzend. Da ſprach dieſer:

— Mamſell Kanter muß ſich unterſuchen laſſen —

Die Männer ſtutzten. Die Hauptmann hielt das Schnupftuch vor die Augen.

— Mir wird ſchlimm! ſchrie ſie.

— Ja — hm! nahm der Director das Wort und ſein gewöhnliches Schmunzeln erſchien wieder tröſtlich auf ſeinen Lippen — der Doctor hat wahrhaftig recht; es fragt ſich nur, von wem und in weſſen Beiſeyn die Unterſuchung geſchehen ſoll?

— Von wem? von wem anders, als vom Theaterarzt. In weſſen Beiſeyn? A huis-clos, mon cher!

— Was iſt das? fragte einer von den Schauſpielern.

— Ich will's nicht wiſſen! ſchrie die Hauptmann, verſchämt ſich die Ohren zuhaltend, die hinter dem Franzöſiſchen eine neue Unanſtändigkeit vermuthete.

— Das heißt: bei verſchloſſenen Thüren, entgegnete der Doctor kalt. Das ausgeſtellte Zeugniß des Theaterarztes muß in dieſem Falle, wie in jedem andern dieſer Art genügen —

— Dieſer Art? fragte die Hauptmann höchlich entrüſtet. Und wann wäre ein Fall dieſer Art ſchon vorgekommen?

— Krankheit iſt Krankheit in unſern Augen, ſprach ernſt der Arzt, ſie mag von der oder jener Unmäßigkeit herrühren. Ein verdorbener Magen iſt im Ganzen nichts Anderes, Madame Hauptmann, woran Sie ſelbſt ſo häufig zu leiden haben. Die Art des Genuſſes macht, mediziniſch betrachtet, keinen weſentlichen Unterſchied.

— Fürchterlich!

— Aber wahr! ſetzte Mocker hinzu, der im Eintreten die letzte Rede des Doctors gehört hatte und draußen ſchon von der Verſammlung und ihrem Zweck durch Schneider unterrichtet worden war.

— Und wenn Ihr Zeugniß auch noch ſo günſtig ausfiele, ſchrie wieder die Alte, ſo kann man uns doch nicht zumuthen, mit einer ſolchen unterſuchten Perſon aufzutreten.

— So? fragte der Doctor ſehr ernſt und ſah forſchend nach dem Director.

— Ah — das wäre wohl man Spaß, Madame, ſagte hierauf dieſer, dann könnten Sie nichts mehr einzuwenden haben. Fällt das Atteſt gut aus, dann ſteht die Kanterin ja wie 'ne Heilige da —

— Nicht ſo ganz — nahm Braun, der in der groben Art etwas von ſeinem Namensvetter dem Bären an ſich trug, das Wort — nicht ſo ganz — dann bliebe noch immer der andere Punkt wegen des Beſuchs bei der Kupplerin in Erwägung zu ziehen — und auch dies wäre zu unterſuchen —

— Iſt ſchon geſchehen, fiel Mocker ihm in die Rede.

Alle ſahen ihn groß an.

— Gräuel häufen ſich auf Gräuel! rief die Hauptmann aus. Was müſſen meine Ohren hören!

— Sie zeigen große Characterſtärke, daß ſie bleiben, ſagte der Director.

— Sprechen Sie? Wie? drängte ungeduldig der Arzt.

— Sobald ich davon hörte, erzählte Mocker, daß die Kanter ſich ſollte — na, Sie nehmen mir's nicht übel, daß ich's gerad' herausſage — daß ſie ſich ſollte beſtellen laſſen, that mir zuerſt der junge Menſch, der Alfred, ſehr leid, weil er wirklich ſehr ein guter Menſch iſt und das Mädl unausſprechlich liebt. Ich nehm' mir daher kurz und ſcharf vor, die Sache ſelbſt im Stillen zu unterſuchen —

— Schon wieder eine Unterſuchung! ſchrie die Hauptmann.

— Weiter! Weiter! rief der Arzt.

— Weil mich die ganze Stadt kennt, hab' ich mir 'n Bart aufgeklebt und ein Peruck'n aufgeſetzt, dann hab' ich mich ein wenig dicker gemacht, als ich von Natur bin und hab' mir 'n Anſehn gegeben, als wenn ich ein ſchon ältlicher, abgedankter Offizier wäre, der vom Land hereinkommt und ſich hier in der Stadt 'n guten Tag machen will. So geh' ich zu dem Weib hin. —

— Verſchonen Sie meine Ohren! ſchrie die Hauptmann.

— Da is nix zu verſchonen, warf Mocker ein. Glauben Sie, daß ich da bin, Unanſtändigkeiten zu erzählen? Doch — damit ich's kurz mach'! Ich bin dreimal dort geweſen —

— Dreimal? riefen die Männer.

— Dreimal, wie ich ſag', wiederholte Mocker, und jedesmal hat mir das Weib verſprochen, daß ich das nächſte Mal die Kanter gewiß finden ſollte.

— Alſo doch! ſchrie die Hauptmann entſetzt.

— Ja, hören Sie nur! aber wie? Jedesmal hatte ſie eine andere Ausrede. Bald konnte ſie nit dort ſeyn, weil ſie auf die Prob' gemußt, dann war ſie krank, das dritte Mal hat ſie ſich wieder anders ausgeredt —

— Schändlich! ſchändlich! rief der Arzt.

— Aber immer hat ſie mich zu einer Andern führen wollen und ſo iſt mir's denn bald klar geworden, daß die Canaille blos den Namen von dem armen Mädl mißbraucht, um ſich Kundſchaft zu verſchaffen. — Endlich —

— Nun? Endlich? riefen hier wieder Alle, auf's Höchſte geſpannt.

— Nun werdet Ihr's hören! ſchrie die Hauptmann.

— Endlich beſtellt ſie mich auf dieſen Nachmittag um drei Uhr —

— Um drei Uhr Nachmittag!

— Da ſollt' ich, ſagte ſie, gewiß nit vergebens gegangen ſeyn —

— Das wäre doch entſetzlich!

— So klar die Lug' is, daß die Kanter nach Tiſch drei Uhr zur Kupplerin gehen wird, ſo bin ich doch bereit, mich hin zu verfügen. Aber allein geh' ich jetzt nicht, das iſt ausgemacht. Mein Freund, der Polizeicommiſſär, geht mit, natürlich auch Incognito. Hat ſie uns aber dann wieder zum Beßten gehabt, dann wird ſie auf der Stelle arretirt und die Wahrheit muß eclatant werden.

— Die Geſchichte iſt gräßlich! nahm der Arzt das Wort. Ich wünſchte faſt, ſie wäre luſtiger ausgegangen; denn was iſt's am Ende um ein gefallenes Mädchen mehr oder weniger! Das iſt etwas ſehr Alltägliches. Hier aber liegt eine Bosheit zu Grunde, die nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Eine horrende, gräuelvolle Bosheit! Wir müſſen ihr völlig auf die Spur kommen. Herr Mocker, Sie werden dieſen Nachmittag ihrer Beſtellung nachkommen; ich werde mich zur Unterſuchung verfügen. Wie oftmals eine gefährliche Operation allein vom Tode erretten kann und man ſich ihr, ohne Schmerzen und neue Gefahren zu fürchten, troſtvoll ergiebt, ſo auch hier. Die Operation, die wir vorhaben, ſoll einer Unglücklichen die verlorene Ehre wiedergeben, und iſt die Ehre nicht mehr wie das Leben? Iſt ein Leben der Schande noch Leben zu nennen?

— Mit der wiedererlangten Ehre wird es doch noch ſehr problematiſch ausſehen — meinte Dicker.

— Nach einer ſolchen Unterſuchung! rief Größer.

— Nachdem ſolche Gerüchte über ſie im Umlauf waren — ſchrie die Hauptmann auf gewöhnliche Weiſe.

— O mai! ſagte Mocker, liebe Frau von Hauptmann, haben Sie ſich doch nit ſo! wenn Sie wüßten, was Ihnen die umlaufenden Gerüchte Alles nachſagen, Sie könnten wahrhaftig nit die Augen mehr aufſchlagen —

— Was? wer? wie? was kann man mir nachſagen? ſchrie die Alte.

— Oh, fuhr Mocker ſehr gelaſſen fort, meine liebe Frau von Hauptmann, ich könnte Ihnen Dinge ſagen, daß Ihnen die Ohren klappern und die Zähne gellen ſollten —

Alles lachte, weil er ſich verſprochen hatte; die Hauptmann aber glaubte, daß man ſie verſpotte und ſchrie:

— Ich werde roth vor Zorn und Galle —

— Vor Galle wird man gelb — fuhr der Wiener in ſeiner Gelaſſenheit fort — aber Sie können weder das Eine noch das Andre mehr werden —

— Wie meint der Menſch das nun wieder? ſchrie ſie.

— Der Menſch meint, ſagte Mocker, daß Sie ſchon ſo roth waren, wie ich eintrat, und daß ſie ächtfärbig ſeyn und die Couleur nimmer changiren —

— Menſch!

— Sie können mich ſo benennen, es iſt ein Ehrentitel für mich. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen den Ehrentitel hiemit zurückgebe —

Der Director machte durch ſein Dazwiſchentreten dem Wortwechſel ein Ende. Alles ſchickte ſich an, bis auf Weiteres ſich zu vertröſten, nur Braun glaubte verſtärkten Proteſt einlegen zu müſſen und ſagte:

— Die Sache mag ausfallen wie ſie will, meine Gattin kann und wird mit der Kanterin die Bühne nicht mehr betreten.

Nachdem dies noch geſprochen war, verließ die Verſammlung den Director, deſſen Sorgen nicht verringert worden waren. Es war nicht zu umgehen: der Vater und das Mädchen mußten, wenn dieſes unſchuldig war, auf eine ſtarke Genugthuung beſtehen; auf eine Genugthuung, die auch nicht den kleinſten Makel auf ihrem Rufe ließ, und die Verläumdung zu Schanden machte. Allein der Scandal war dabei nicht zu beſeitigen.

Eine Viertelſtunde nach dieſer Conferenz wußte ſchon die ganze Stadt davon. Die Offiziere auf der Parade beſchäftigte indeß die Geſchichte am meiſten. Man ſah ſich plötzlich am Ziele; die Rache war da, furchtbarer, als ſie Einem der jungen Herren in den Sinn gekommen war. Dem Baronet Johnſon, deſſen Scharfſinn man die Entdeckung aller dieſer ſchmachvollen Verhältniſſe zu verdanken glaubte, wurde ein ſplendides Feſtdiner votirt.

Während die Unterſchriften dazu geſammelt wurden, hatte ſich der Theaterarzt mit ſeinem Antrage ſo ſchonend als möglich der Unglücklichen genähert und hielt ſie jetzt ohnmächtig in ſeinen Armen.

Fünfzehntes Kapitel.

— Arme Elvira! — —

Mozart.

Dieſe häßliche Geſchichte erfüllte alle Gemüther und ſpornte die Frommen an, ihr Anathem über das Theater zu verſtärken. Man warf den Schein der Unmoralität auf den ganzen Stand; man verſchloß den Schauſpielern den Zutritt zur beſſern Geſellſchaft; man ging ſo weit, den Töchtern guter Häuſer den Beſuch des Theaters zu verſagen. Das Meiſte zu dieſen vernichtenden Maaßregeln trugen indeß die Mitglieder der Bühne ſelbſt bei. Anſtatt die Sache von einer andern Seite zu unterſuchen; anſtatt der offen daliegenden Verläumdung auf die Spur zu kommen, kamen ſie ihr ſchon auf halbem Wege entgegen und empfingen ſie mit offenen Armen. Statt daß eine ältere Frau, wie z. B. die Hauptmann, mit der Würde, die ihr die Jahre und ihr Geſchlecht verliehen, ſich der Unglücklichen genähert hätte, um von ihr die Wahrheit zu erforſchen, war ſie es gerade, die auf einer Seite die naivſte Unbefangenheit zur Schau trug, während ſie auf der Andern mit der Lächerlichkeit einer Klatſchbaſe und mit der Wuth einer Poiſſarde zugleich das Herz des Schlachtopfers mit gierigen Zähnen zerfleiſchte. Männer, die bei gewiſſen Stellen in ihrem Ehekatechismus zu erröthen hatten, machten die eifrigſten Sittenprediger; Andere, die aller Sitte längſt Hohn geſprochen hatten und die Gefälligkeit gegen Untreue und Verführung ohne Schaam zur Schau trugen, waren frech genug, von der Tugend ihrer Frauen zu ſprechen. Dies Sichbreitmachen mit Sitte, Tugend und Ehrlichkeit, dies öffentliche Gerede über einen jedes Gefühl ſo ſchwer verletzenden Fall, erregte lautes Mißbehagen und bewegte eine ſo ſchmutzige Maſſe von Grund auf, daß ſich die mephitiſchſten Dünſte weit und breit daraus verzogen und eben das ganze Theaterweſen in einen Zuſtand momentaner Quarantaine verſetzten. Die älteſten Gehäſſigkeiten wurden wach; Geſchichten, die längſt dem Sagen- und Mährchenkreis angehörten, wurden mit einer wahrſcheinlichen Umſtändlichkeit ausgebeutet, als hätten ſie ſich erſt geſtern zugetragen und als lebten die Augenzeugen noch. Es waren die Inſecten und der Staub aus dem alten Schlafrock des Fauſt, der nach Jahre langem Hinhängen gelüftet wird.

Alfred wußte ſich weder Raths noch Hilfe. Er war gleich beim erſten Gerüchte zu Henrietten hingeeilt, allein nicht vorgelaſſen werden. Mit dem Vater zu ſprechen hatte er kaum das Herz; aber der unglückliche Mann packte ihn grimmig, als er eben zur Hausthüre hinauswollte.

— Ihnen verdanken wir Alles dieſes, rief er mit Verzweiflung in Miene und Bewegung — Ihnen alles Unglück, das über uns hereingebrochen iſt. Sie haben uns hintergangen. Während Sie ſich in das Herz der Unſchuldigen ſtahlen, hatten Sie ſchon die verbrecheriſche Verbindung geſchloſſen, die unſer Verderben bereitete —

Alfred war dieſen Vorwürfen nicht gewachſen; ſie überraſchten ihn ſo, daß er kaum eines Wortes mächtig war. Er war bleich und ſeine Lippen bebten.

— Gott! Mein Gott! war Alles was er vorbrachte.

— Rufen Sie ihn nicht an! ſprach der Vater. Was Sie vermochte, ſich in dies Haus zu ſchleichen, liegt nun klar am Tage: es war die gemeine Sinnlichkeit des Wüſtlings. Während Sie ſich in das Herz meiner Tochter ſtahlen, knüpften ſie andere, eben ſo heilige, Verſprechungen an eine andere Unglückliche, die Sie hieher verfolgte, und der Sie ein

Obdach nicht verweigern konnten, nicht verweigern mochten, weil ſie die Entdeckung fürchteten. Alle Ihre Bemühungen waren indeß vergebens! Ihre Schändlichkeiten ſind heraus und Sie für ewig gebrandmarkt — aber mein armes Kind iſt es auch mit Ihnen!

Dieſe Klage des Vaters machte auf Alfred nicht den herzzerreißenden Eindruck, ſondern ſie erfüllte ihn mit einem edeln Zorn.

— Ich bin erhaben über Ihre Anklagen, rief er jetzt, ich fühle mich rein und die Wahrheit muß an's Licht kommen, wenn es einen Gott giebt!

— Können Sie noch läugnen? fragte Kanter.

— Ich läugne nichts, aber ich kann beweiſen — ſprach Alfred ſtolz.

— Beweiſen, daß Sie kein Mädchen in Nummer Sechszehn der Carlsvorſtadt eingemiethet haben? Beweiſen, daß Sie an einem Abend, nachdem Sie uns ſpät — Ihre vermeintliche Braut ſpät verlaſſen hatten, vor Ihrer Thüre ein Mädchen fanden, das Sie eine Nacht auf Ihrem Zimmer beherbergten? Beweiſen, daß dieſes Mädchen ältere Anſprüche geltend zu machen gekommen war — daß es eine herumziehende Zigeunerin iſt, die auf Märkten und Kirchweihen auf dem Seile tanzte und aus der Hand weiſſagt? Beweiſen, daß Sie dieſer Dirne nicht auch die Ehe verſprechen, gleich meinem unglücklichen Kinde? — O, Sie mit Ihren Beweiſen! Beweiſen Sie einmal die ſchändliche Ausſage, die Sie von einer andern elenden, erkauften Dirne, gegen meine Tochter richten ließen — Beweiſe, Menſch! —

— Halt, das geht zu weit! ſchrie Alfred, ich wollte den Vater ſchonen, ich fühlte Theilnahme mit ſeinem Unglück, aber dieſe Unwürdigkeit, womit ein ſchuldloſes Betragen zu einem verbrecheriſchen geſtempelt wird, dieſe Frechheit, womit ein gemeiner Wandel zu einem erhabenen Marterthum erhoben werden, eine Falſchheit ſonder Gleichen in dem Lichte der Wahrheit dargeſtellt werden ſoll, bricht alle Rückſichten, bricht das Stillſchweigen, das ich mir über gewiſſe Dinge bis jetzt ſelbſt gelobt hatte. Ich habe nicht, wie Ihr, Spione beſoldet, um Euern Tritten und Schritten zu folgen und Euere Geheimniſſe zu erſpähen, aber dennoch habe ich Dinge erfahren, die mich vor dem Bündniſſe zurückſchaudern ließen, das ich hier zu knüpfen im Begriffe ſtand. Von wem kommt der Schmuck, der in dem Beſitze Henrietten's iſt? Wo wohnt die Tante, die ſie zu beſuchen vorgiebt? Wahrlich, ich möchte die alte Frau kennen, die in ſybaritiſcher Ueppigkeit ſchwelgt und ihre junge

Nichte mit dem Raffinement eines Gourmands bewirthet?

Kanter verſtand dieſe letzten Anſpielungen nicht, weil ihm dieſer Theil der Lebensgeſchichte ſeiner Tochter ſelbſt noch fremd geblieben war. Er begnügte ſich daher dieſer, in ſeinen Augen nur ſcheinbaren, Anklage, in der er eine letzte Zuflucht von Alfred's Verlegenheit erblicken wollte, ein höhniſches Lächeln entgegenzuſetzen und würdigte ihn keiner directen Antwort. Jeden Unbefangenen wird ein unedler Wortſtreit dieſer Art, höchſt peinlich berühren; es iſt nichts mehr im Stande, ein ſolches Gefühl in uns hervorzurufen, als ähnliche Vorwürfe von beiden Seiten mit gleicher Heftigkeit auf einander losſchleudern zu ſehen. Die Streitenden verlieren dadurch nothwendig in unſerer Achtung. Warum zögerte Jeder von ihnen, ſo lange — fragen wir uns mit Recht — dieſe Geſinnungen vor dem Andern zu verbergen und welcher Abgrund von Falſchheit liegt in dieſer Zurückhaltung? Wie war es möglich, dieſes Alles als beſtimmt vorauszuſetzen und den Groll zu verſchweigen? Wie konnte Einer ſo feſt von dem Unwerthe des Andern überzeugt ſeyn und die heuchleriſche Maske der Freundſchaft dennoch vor dem Geſichte behalten? —

Alfred überkam dies Gefühl plötzlich. Er ſah, daß er eben ſo unrecht hatte, den Vater über dieſe Dinge zur Rede zu ſtellen, wie ſeinen Vorwurfen länger Rede zu ſtehen. Es mußte ſchnell gebrochen ſeyn. Gern hätte er Henrietten noch einmal geſehen; er wollte ihr nichts Bitteres ſagen, er wäre nicht raub mit ihr umgegangen. Er war von dem Unrecht überzeugt, das die Welt ihr zufügte, und das, was er ſelbſt von ihr erfuhr, wollte er nicht durch ſein Betragen gegen ſie rächen. Die Unterredung mit ihr ſollte nur ein Verhältniß, das ihn einſt beſeligen gekonnt, auf ſanfte Weiſe löſen; es that ihm doppelt weh, es gewaltſam zerreißen zu müſſen. Daſſelbe ſetzte er bei ihr voraus. Er nahm ſich vor, an ſie zu ſchreiben.

Unwillkührlich fielen ihm jene verhängnißſchweren Worte wieder ein, und: O, unglückſeliges Flötenſpiel! rief es in ihm, als er zum Hauſe hinausſtürzte und er weinte aus ganzer Seele.

Sechszehntes Kapitel.

Elle avait . . . . .
— Mais qui donc?
— Eh! la femme que je vis passer . . . .
— Vous vites donc passer une femme?

Karr.

Die Intrike ging indeß ihrer Entwickelung raſch entgegen. Mocker und der Polizeiofficiant, in Civilkleidung, hatten ſich zur beſtimmten Stunde in das Haus der Kupplerin begeben. Auf die Frage, ob die Kanter da ſey, ſagte das Weib frech, ſie ſey da, allein ſie wolle die Herren nicht zu ihr führen, und habe der gemeinen Perſon für immer den Zutritt verboten. Sie wundere ſich, daß die Herren noch nicht wüßten, wovon die ganze Stadt voll ſey, ſie müßten wohl völlig fremd ſeyn und dergleichen.

Die Beiden beſtanden indeß darauf, wenigſtens das Mädchen zu ſprechen und Mocker zeigte ſich ſo engagirt, daß er einige **Goldſtücke**, blos für dieſe Gunſt, verſprach. Alles dies war indeß vergebens. Das abſcheuliche Weib pries ihm die übrigen

Penſionärinnen, wie ſie ſie nannte, und empfahl ſie der Gunſt der Herren mit überzeugenden Worten, allein von der Kauter wollte ſie einmal durchaus nichts wiſſen und bat dringend, daß ſie von ihrem Wunſche abſtehen möchten.

Nachdem Mocker und ſein Begleiter noch einige Zeit in ihren Ueberredungsverſuchen mit Schlauheit fortgefahren waren und die Kupplerin dadurch in eine ſichtlich bedrängte und ſchlimme Lage gebracht hatten, veränderte der Polizeicommiſſär plötzlich den Ton und fragte ernſt:

— Und drinn im Nebenzimmer iſt ſie und wir ſollten nicht einmal mit ihr ein Paar Worte ſprechen dürfen?

— Ob ſie noch drinn iſt oder ſchon fortgegangen — erwiederte das Weib von dem Tone erſchreckt, mit zaghafter Stimme — das kann ich mit Gewißheit nicht ſagen.

— Fortgegangen? während wir hier ſtehen? Ei, da müßte ſie ja zum Fenſter hinausgeſprungen ſeyn, da das Zimmer keinen andern Ausgang als dieſen hat — ſprach der Commiſſär. Ich kenne von früher die Gelegenheit.

Das Weib wurde bleich.

— Da ſteckt etwas Anderes dahinter — ſagte Mocker.

— Das wir ſogleich heraus haben werden — ſetzte ſein Begleiter hinzu.

— Was ſoll dahinter ſtecken? ſchrie das Weib. Ich bin hier in meinem Hauſe, unter dem Schutze der Geſetze. Machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt rufe ich die Polizei!

— Hier iſt ſie ſchon! ſprach der Commiſſär, indem er ſeinen Ueberrock öffnete und das allgemeine Abzeichen ſehen ließ, an dem die Polizei von jedem Einwohner der Stadt Zemkelburg ſogleich erkannt wird. — Jetzt geſtehe, alter Drache, was iſt's mit der Kanter? Geſteh, daß ſie noch nie Dein Haus betrat und daß Du ſie — oder vielmehr nur ihren Namen — als Lockvogel gebrauchteſt, um der Lüſternheit gewiſſer Leute zu fröhnen, die ihre nähere Bekanntſchaft ſuchen, ſich an Dich wendeten — geſtehe, daß Du es allen dieſen eben ſo machteſt, wie meinem Freunde, der hier an meiner Seite ſteht, und daß es Dir eben ſo unmöglich war, die Kanter Deinen Wünſchen zu gewinnen, als Dein Gewerbe zu einem edeln zu ſtempeln oder das Laſter, das Du beherbergſt, zur Tugend umzuwandeln!

Das Weib war das Bild der ausgeprägteſten Häßlichkeit: Wuth und Angſt malten ſich in ihren abgelebten und krankhaften Zügen. Sie ſah bald bittend auf den Commiſſär und bald wüthend auf Mocker, deſſen Liſt ſie dieſen Auftritt zu danken hatte. Nachdem ſie einige fruchtloſe Verſuche gemacht, bei der Lüge zu beharren, nahm der Polizeicommiſſär wieder das Wort:

— Bekenne, wer Dich zuerſt zu der teufliſchen Lüge bewog, bekenne dies und die Strafe, die Dich erwartet, ſoll dadurch gemildert werden —

— Die Strafe? welche Strafe? was habe ich denn verbrochen? heulte das Weib.

Was Du verbrochen? rief der Commiſſär. Und wäre es kein Verbrechen, ſich eines reinen Namens zu bemächtigen und ihn mit Schande zu beſudeln? Straft man den Mörder am Leben, der mit offener Gewalt die Tage ſeinen Nebenmenſchen bedroht, um wie viel mehr Dich, die Du ohne allen Muth, feig und verſtohlen die Ehre des Nebenmenſchen gefährdeſt? Ihr ſeyd die eigentliche Peſt des neunzehnten Jahrhunderts! Ihr würgt ärger als die Cholera! Sind arme, gefallene Geſchöpfe ſtets zu bedauern, ob Sinnlichkeit, ob Dürftigkeit ſie zum Falle trieb, iſt die Geſellſchaft anzuklagen, die in dieſen Beziehungen noch ſo unvollkommen iſt und doch ſo ſtrenge richtet, ſo ſeyd Ihr ſtets verdammungswerth, die Ihr zum Laſter anregt und Euern Gewinn einſtreicht. Geſtehe!

wiederholte der Commiſſär, wer Dir den teufliſchen Gedanken eingab!

Das Weib bat und flehte jetzt, daß es einen Stein hätte erbarmen können; ſie verſprach, die Wahrheit und nichts als die reinſte Wahrheit auszuſagen.

— Ja, ich bin angeſtiftet worden; ein Herr kam zu mir und gab mir Geld, wenn ich denen, die mich beſuchten, den Namen der Choriſtin nennen wollte. Ich erſchrack darüber, weil mir nie noch ein ſolcher Gedanke in den Sinn gekommen war. Ich ſagte, daß ich ſo etwas nicht wagen dürfte. Allein der Fremde, den ich zuvor nie bei mir geſehen, lachte mich aus und ſprach, es würde mein Schaden nicht ſein, er wolle mich nicht im Stiche laſſen und ich würde ſehen, wie viel ich damit verdienen könne. Endlich ließ ich mich überreden. Ach Gott, ich bin ſo arm und bei aller Schande, die ich bei meinem Gewerbe finde, habe ich doch ſtets mit Noth und Mangel zu kämpfen gehabt. Andere überhebt die allgemeine Verachtung, der ſie ſich ausſetzen, wenigſtens der Noth! — Nach meinen erſten Verſuchen ſah ich, daß die Sache einſchlug und nun wurde ich dreiſter. Die Leute zogen herbei, um ſich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen und ich ärgerte mich, immer nur mit Ausflüchten dienen zu können. Ich ſuchte mich der Mamſell

Kanter zu nähern und ihr vorſichtig genug einen Vorſchlag zu machen: allein ich muß der Wahrheit und Gott die Ehre geben, daß ſie nie von Etwas wiſſen wollte und mich mit Verachtung abwies. Nachdem ich dieſe Erfahrung gemacht hatte, ließ ich es bei dem früheren Verfahren bewenden und mißbrauchte den Namen des Mädchens — allein die täglichen Nachfragen verlockten mich und meine Armuth mag mich entſchuldigen!

Weinend ſchloß das abſcheuliche Weib ihr Geſtändniß, das der Commiſſär eiligſt nachgeſchrieben hatte, hierauf wurden zwei Polizeidiener, die draußen harrten, herbeigerufen, die ſie bis zum Abend bewachen mußten, um ſie dann ohne Aufſehen in Verhaft zu bringen.

Mocker und ſein Freund verließen das Weib und Erſterer eilte zum Director, um die Kunde von Henriettens Unſchuld triumphirend zu überbringen.

Der Blick, den wir hier auf eine Nachtſeite unſerer Geſellſchaft werfen mußten, führt zugleich auf troſtloſe Verhältniſſe, die mit dem Theater ſehr genau zuſammenhängen.

Armuth iſt in den meiſten Fällen die Urſache des Laſters. Denjenigen, denen die ſchwerſte Entſagung zu Theil geworden, wurde zugleich die fürchterlichſte

Geißel auf den Nacken gewälzt. Und man will ſie noch verdammen, dieſe Unglücklichen! So wie, nach dem Sprichworte, das Geld ſtets die Reichen aufzuſuchen pflegt, ſo ſucht das Unglück die auf, die ſchon ohnedies zu leiden haben. Wie ſchrecklich, daß Familien, die von Allem entblößt ſind, die weder Geräth noch Bett beſitzen, denen keine Steuer, keine Abgabe erreichen kann, weil ſie im eigentlichſten Sinne nicht das Geringſte beſitzen — dem Staate als Tribut den Zehnten ihrer Töchter entrichten.

Ja, die meiſten der Gefallenen treibt die Noth zum Tiefſten. Sie entſtammen jenen alten Bettlergeſchlechtern, die vom Urvater bis zum Enkel nichts hatten und nichts haben werden. Jene uralten Familien citen ihren Urſprung von den römiſchen Freigelaſſenen her, die mit der Freiheit von ihren Herren der ewigen Armuth verfallen waren: hier hat ſich nichts geändert im Laufe der Jahrhunderte. Die Söhne wurden nichts als Bettler, gleich ihren Vätern; ſie lebten von dem, aus Mitleid ihnen ſpendete, und begnügten ſie ſich damit nicht und loderte ein kräftigeres Feuer in ihrem Blute, ſo griffen ſie gewaltſam nach dem Eigenthume ihrer Nächſten und wurden Räuber und Mörder. Mit den Töchtern verfahren ſie anders. So wie ſie ſechszehn Jahre alt ſind, werden ſie in die Welt geſtoßen und da heißt es: ſeht zu, wer Euch Brod giebt! — Und ſie ſuchen es, weiß Gott wo!

Doch noch einen mächtigern Antrieb zur laſterhaften Schande als das Elend und der complette Mangel aller Erziehung giebt es: dies iſt der Mann. Es iſt traurig, es niederſchreiben zu müſſen, daß Männer aus allen Ständen, mit überwiegendem Geiſte, achtungswerth in allen übrigen Verhältniſſen des Lebens, ſcheinbar von Grundſätzen ſtark, mit ihrem Character prunkend, dennoch ſo leichtfertig über dieſen Punkt denken. Und ſie üben ihre Verbrechen ungeſtraft; ſie wiſſen die Geſetze zu umgehen und die Geſellſchaft bietet ihnen unzählige Schlupfwinkel dar, ihre Opfer mit Vergeſſenheit zu umhüllen und wie viel Thränen auch ſchon um ihrentwillen vergoſſen, dennoch nöthigt ſie nichts, auch nur ein Haarbreit von der Höhe ihres Anſehens, deſſen man ſie werth hält, hinabzuſteigen.

Wie ungerecht ſind diejenigen, die mit Verachtung auf den Lippen für die armen Gefallenen nur ein Hohnlächeln haben. Wer mag es nun den zur Feilheit herabgeſunkenen Geſchöpfen verdenken, wenn ſie auf Rache ſinnen, auf Rache gegen die Urheber ihrer Schmach, gegen die Männer. Haß, Wuth und ätzende Vorwürfe ſpiegeln ſich in dem ſeelenlos kalten Blicke;

der wie das Netz einer Spinne umſtrickend nach ſtets neuem Raube ausgeſendet wird. Die Verachtung und der Hohn prallen dann auf den Verführer zurück, und zwar mit größerem Rechte.

Wer zählt wohl die Opfer, welche alljährlich der Verführung fallen? Wie viele junge, blühende Geſchöpfe betraten als Sängerinnen oder Tänzerinnen im Chor die Bühne, und prangten in natürlichen Reizen der Jugend und Schönheit, die nach Verlauf von wenigen Jahren von der Bühne verbannt, einer Kupplerin zur Beute geworden ſind. Wißt ihr denn aber, Ihr heilloſen Sinnesmenſchen, was Ihr begehet, wenn Ihr für einige Stunden des Genuſſes, ein ſolch armes Geſchöpf zum Opfer erkiest? Werft einmal den Blick tiefer in dies Labyrinth der Schande, zu dem Ihr nie den Fuß lenktet, weil Euer Geld Euch bis ins ſpäteſte Alter die leichten Siege bei friſcher Beute ſichert. Steigt hinab zur Kupplerin, die wir eben verhaften ſahen, und laßt mich Ihr ſchändliches Daſeyn näher vor Euren Augen enthüllen.

Seht, wenn der Abend dunkelt, und das Treiben der großen Stadt ein geheimnißvolleres Anſehen gewinnt, wie aus gewiſſen verdächtigen, niedrigen Häuſern, in ſchmutzigen Winkeln gelegen, närriſch aufgeputzte Weibsbilder hervorhuſchen; ſie haben mit dem

Verſchwinden des Tages ihr Chiar' oscuro des Laſters abgelegt, und erſcheinen jetzt in voller Beleuchtung. Sie ſtellen ſich mit entblößten Schultern vor die Thüre, oder laufen die Straßen auf und ab, beim Scheine der Laterne, ſchleppen in Wind und Regen abgebleichte und unſcheinbare Ballrequiſiten an ſich zur Schau umher, und werden von der Menge verlacht und verhöhnt. Dies ſind ehemalige Schönheiten, die Euere Seufzer erhörten, mit Geſchenken überhäuft wurden, nach denen ſich — wenn ſie auf der Bühne erſchienen — alle Gläſer richteten. Jetzt kommen Sie aus dunkeln, feuchten und ungeſunden Winkeln hervor, die ſich im Hintergrunde eines Gäßchens gleich der Höhle eines Raubthieres öffnen.

Hier ſind wir zur Stelle. Dies ſind die Wohnungen der Kupplerinnen, die Ihr am Tage durch äußere Zeichen leichtlich erkennt. So ſind zum Beiſpiel die kleinen Fenſter ſtets eng verhüllt und deuten auf das tiefe Geheimniß hin, auf die namenloſen Dinge, die ſich hier begeben. Im Innern begegnet uns in dieſen Räumen eine Art von Reinlichkeit, die den Schmutz mehr verräth als verbirgt; Alles iſt oberflächlich neu übertäucht und aufgeſtutzt. Dieſes Innere entſpricht vollkommen dem Gewerbe. Die Möbel ſind ein Bett, ein Paar Lehnſtühle, ein Tiſch und an den Wänden einige Kupferſtiche in ſchmutzigen Rahmen, mit zerbrochenem Glaſe: mehr oder weniger freie Darſtellungen von Gegenſtänden, die man nur hier zu ſehen bekommen kann. Man geht in einigen Städten ſo weit, den Kupplerinnen nur dann die Duldung ihres Gewerbes zu geſtatten, wenn ſie Beweiſe über guten Leumund, über ihre Moralität beibringen können!

In dieſen Zufluchtsſtätten findet die Gefallene endlich den Gipfel ihres Elends; von hier errettet ſie nur der Tod — gleichviel wie! Er erſcheine in der Geſtalt einer abſcheulichen Krankheit — oder als Selbſtmord. Alle Täuſchungen ihres Lebens laufen hier plötzlich ihrem Ende zu; alle Hoffnungen zerrinnen mit der Schnelligkeit des Blitzes. Jeder Tag zeigt ihr ein Blick in den Spiegel, das Verſchwinden ihrer Reize deutlicher. Wo ſind ſie hin die blendendweißen Zähne, die Purpurlippen, die Feueraugen, das Elfenbein des Halſes, der ſchwellende Buſen, die Seidenhaare, deren dünne Ueberreſte ſie noch ſtets mit einer Art von andächtiger Vorliebe in kunſtvolle Schleifen flicht? Alles dies verſchwindet — man möchte ſagen von Minute zu Minute, und was hat ſie mit dieſen frechen, unverzeihlichen Raub an ſich ſelber gewonnen? Nichts. — Der Bettler nennt ſeine

Lumpen, der Wilde ſeine Hütte ſein — ja, der Sclave könnte mit größerem Rechte ſeine Feſſeln ſein nennen, als die Gefallene das Hemd, das ihre Glieder deckt. Sie iſt Alles ſchuldig.

Sie glaubte wenigſtens die Freiheit zu erringen, als ſie ſich über Ehre und Schande hinwegſetzte, allein ein ſolches Mädchen iſt der letzte Reſt der Sclaverei in der civiliſirten Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts. Die niedrigſte Entwürdigung in der häßlichſten Form iſt der Gefallenen Loos, die vollſtändigſte Sclaverei der Seele und des Körpers bei Tag und Nacht; denn ſelbſt dann, wenn alle Geſchöpfe ſich der Ruhe überlaſſen dürfen, treibt das öffentliche Mädchen noch ſein ſcheußliches Geſchäft. — — —

Ich gehe nicht weiter; zu viel ſchon des Ernſtes für dieſe größtentheils heitere Schilderung. Man ſchelte mich nicht darüber. Ich bin überzeugt, im Geiſte wahrer und hoher Moral hier eine Seite meinem komiſchen Romane beigefügt zu haben.

Die Thoren unſers Jahrhunderts, die ſich mit der Weltverbeſſerung abzugeben vermeinen, ſcheinen nur für Uebel, die ihnen ſehr fern liegen, oder wohl oft nur in ihrer Einbildung beſtehen, warm werden zu können. Zweitauſend Stunden von uns leben arme ſchwarze Sclaven, deren Schickſal unſere Theilnahme auf's Höchſte erregt, und vor unſern Augen, mit uns lebend und dieſelbe Luft wie wir athmend, ſchleppen weiße Sclavinnen ihr elendes Daſeyn hin, das durch uns ſo elend ward, ohne daß es uns im Geringſten zu berühren im Stande iſt.

O cultivirtes Jahrhundert!

Siebenzehntes Kapitel.

Ach, Kometen gleich getrieben,
Raſtlos hin und her gejagt,
Brauſt mein ungeläutert Lieben
Ohne Zügel durch die Nacht;
Bis es irrend gleich dem Blitze,
Mir zurück in's Herze fährt.
Und ſich in der eig'nen Hitze
Unbefriedigt ſelbſt verzehrt.
Dingelſtedt.

Ohnmächtig lag das unglückliche Mädchen in den Armen des Arztes. Ihre Beſinnung war entflohen, und der Augenblick ſchien günſtig, ſie durch die Unterſuchung von dem Verdachte zu reinigen.

— Willigen Sie nicht darein, ſprach der Arzt, ſo mehren Sie nur den Verdacht, und das Gerede wird ſtärker.

— Immerhin! ſagte der Vater.

— Mögen die Andern nicht mehr mit ihr auftreten, ſagte die Schweſter, gleichviel! Sie nimmt ohnedies ihren Abſchied und verläßt die Stadt —

— Das können Sie halten, wie Sie wollen, entgegnete der Arzt, nur müſſen Sie bedenken, daß es ſich hier darum handelt, vor allen Dingen eine ſchändliche Verdächtigung zu entlarven, denn daß ſie das iſt, ſetze ich willig voraus.

— Gott! Gott! jammerte die Schweſter, welche Prüfung ſendeſt du uns! Mögen die, die meiner unglücklichen Jette dies Loos bereitet haben, keine Freude der Welt mehr rein koſten. O, die Schändlichen! wenn ſie in den eigenen Buſen griffen! Wer iſt dieſe Braun! Mein Gott, welch einen Wandel führte ſie als Mädchen? wie oft betrog ſie ihren Mann, den plumpen Grobian! Aber, der Himmel iſt mein Zeuge! ich ſchwör's, daß ich mich rächen will, und ich werde es halten!

Während ſie dieſe Worte mit zum Himmel gekehrten Blicken ſprach, hatte ſich der Doctor unbemerkt der Kranken genähert — —

— Ich bin im Stande das günſtigſte Zeugniß auszuſtellen, ſprach er jetzt mit einer dem Gegenſtande ganz angemeſſenen Würde.

Die Schweſter begnügte ſich im ſtummen Entſetzen die Hände zuſammen zu ſchlagen, während der junge Theaterarzt die Ohnmächtige zu beleben ſuchte, und als dies gelungen war, ſich höflich empfahl. Henriette ſchlug die Augen auf, und fühlte ſich ſehr ſchwach. Sie blickte um ſich, als ſuche ſie noch den Schrecklichen, der ſie eben verlaſſen hatte; ſie war beruhigt, als ſie ihn nicht mehr ſah. Man brachte ſie zu Bette. Ein heftiges Fieber hatte ſie ergriffen, aber man ſandte aus Fürſorge zu einem andern, als dem Theaterarzte, um neue Aufregungen zu vermeiden.

Als die Doppelbotſchaft von Henrietten's Rechtfertigung durch Mocker und den Arzt zu dem Director kam, war er über die Urheber der Anklagen ſo empört, daß er in der erſten Wuth davon ſprach, Einige derſelben zu entlaſſen. Es war ihm nicht nur darum zu thun, ein Beiſpiel zu ſtatuiren, ſondern der pfiffige Wagner wünſchte bei dieſer Gelegenheit ſich zugleich einiger überläſtiger Mitglieder zu entledigen. Allein der ruhigere Theaterarzt rieth ihm davon ab. Wie viel Unrecht muß bei ſolchen Verhältniſſen oft ertragen werden, um den Scandal nicht noch zu vergrößern. Das Zeugniß des Arztes wurde mit Triumph den rebelliſchen Mitgliedern vorgelegt, und dann für immer in den Archiven des Zempelburger Stadttheaters begraben, wo es noch heut zu Tage als ein merkwürdiges Actenſtück geſehen werden kann. Die Gefangennehmung der Kupplerin wurde eben ſo notoriſch verkündigt.

Waren nun zwar dieſe Schändlichkeiten widerlegt, ſo blieb Henriettens Verhältniß zum Fürſten von ***, ſo wie zu Alfred übrig, allein dies war kein beſonders gravirender Punkt, auf den ſich eine Anklage hätte gründen laſſen. Dies waren Dinge, die zu den mit Stillſchweigen zu übergehenden gehörten, man könnte ſie bezeichnend: erlaubte Unerlaubtheiten beim Theater nennen, ohne ſich an den darin enthaltenen Widerſpruch zu ſtoßen.

Alfred war während dieſer Vorgänge im ſteten Kampfe mit ſich ſelbſt; er ſuchte einen Rather, einen Helfer, und er ſah ſich vergebens nach einem Freunde um. Nirgend noch wie hier hatte er einen ſolchen Verein von ſtarren Egoiſten gefunden; nirgend noch wie hier ſtand er ſo allein und verwaiſt. Er ſchrieb mehre Briefe: an ſeinen alten Vater, an Balder, er wollte einen an Bodenlos abſenden, allein er wußte ſeinen Aufenthalt nicht. So lange er ſchrieb, fühlte er ſtets eine Erleichterung ſeines Kummers — war der Brief geendet, ſo verfiel er wieder in jene troſtloſe Stimmung, wo er ſich ſelbſt beklagte, und unwillkührlich die Worte: Unglückſeliges Flötenſpiel! in ſeinem Innern wiedertönten.

Zuletzt ſchrieb er an Henriette. Er beklagte ihr Unglück; er klagte aber auch über das ſeinige. Der Vorwürfe enthielt er ſich, er ſprach kein Wort von dem Fürſten. Er ſagte ihr ein Lebewohl für immer!

Nur rohen Naturen iſt es eigen ein Band, das uns einſt glückliche Stunden bereitete, und uns zur höchſten Seligkeit des Erdenlebens erhob, wenn es unwiderruflich gelöſt werden muß, durch zornige Ergüſſe zu beſchmutzen. Ein edler Menſch kann im Augenblick der Entdeckung einer Untreue einen Mord begehen; iſt dieſer Moment jedoch vorüber, und die Beſonnenheit übt ihre Macht aus, ſo wird eine ſtille Wehmuth ihn ergreifen, und jede Gewaltthat unmöglich machen. Es iſt das Zeichen roher Gemeinheit und eines ganz niedrigen Naturells mit der ſcheidenden Geliebten zu zanken; innerer Beſchränktheit mit ihr zu rechten; eine Dummheit iſt es vor ihr zu flehen.

Alfred genas in der elegiſchen Stimmung, in die ihn das Schreiben verſetzt hatte. — Er verweilte mit ſeinen wärmſten Thränen gern bei dem räthſelhaften Bilde ſeines ſchönen Glückes, und lächelte dann etwas furchtſam, wenn er daran dachte, wie ſeine Lage erſt geweſen wäre, wenn ein Theil der Perſpective ſich bereits vor ſeinen Blicken enthüllt gehabt hätte. Er warf ſeine Blicke um ſich. Er hatte eine theure Erfahrung gewonnen; ſein junges Leben hatte ihn ſchon reichlich damit bedacht. Mit den zu ſchnellen Verbindungen beim Theater vorſichtig zu ſeyn, erſchien ihm wie eine weiſe Lehre, die er daraus ziehen ſollte. Beſonders erfaßte ihn eine heilige Scheu, wenn er an's Heirathen dachte.

— Dieſe Mädchen denken nicht daran, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſie wollen nur loſe, leckere Verbindungen, die man eben ſo leicht ſchließt, als löſt. Die Ehe iſt ihnen eine drückende Feſſel. Ich glaube, daß die wenigſten Gatten beim Theater in wirklicher Ehe leben. Die meiſten ſind nach gemeinſchaftlicher Rückſprache nur ſo zuſammengetreten.

Dies war ſeine Meinung. Es ſchmerzte ihn, daß es ſo war, weil er das vor dem Heiligthum geknüpfte Band, das unauflösliche, feſt aneinander kettende, ſich auch ſtets als das beglückendſte gedacht hatte. Gleichen Antheil an den Freuden des Lebens, gleiche Laſten zu tragen; Thränen der Freude und des Schmerzes bei derſelben Veranlaſſung, das adelte das Zuſammenleben der Gatten, das verband ſie innig, hehr, über die Dauer dieſes Lebens hinaus. Wie ſchaal, wie leer, wie höchſt ſelbſtſüchtig aber eine Verbindung, die ſich löſen kann, ſobald der erſte Rauſch verflogen iſt, der ſelbſt die Mängel des Daſeyns vergoldet, und der Blick für die Wirklichkeit entnüchtert iſt. Und doch ſah er ein, daß dieſe Leichtfertigkeit bei den ernſteſten Gegenſtänden, dem Weſen des innerſten Theaterlebens angehört und ihm auch zweckmäßig iſt. So mußte er dann wieder einmal ſchwer enttäuſcht, einen ſchönen Traum zu Grabe tragen. —

Man denke hier nicht, daß der Verfaſſer dieſes Buches übertreibe, oder daß er ſich darin gefalle, ſtets nur gehäſſige Anklagen auf einander zu häufen. Man ſuche darin keinen widerlegenden Einwand zu finden, daß hier Herr und Madame A., dort Herr und Madame B. in der beglückendſten Ehe zu leben ſcheinen, von gutgearteten, wohlgezogenen Kindern umgeben, der Häuslichkeit opfernd, fern dem prunkenden Nichts, der Eitelkeit und Galanterie, der Scheelſucht und allen Täuſchungen der Couliſſenwelt. Immerhin mögen dieſe Fälle als ſpärliche Ausnahmen gelten können; aber wenn wir die Verhältniſſe näher in Augenſchein nehmen, werden uns gewiſſe Falten auffallen, die wir bei Ehen in der gewöhnlichen Bürgerlichkeit vermiſſen, und dieſe Falten werden Schattirungen verhüllen, die im Stande wären, wenigſtens mit dem Begriffe von Eheglück beim Theater einige inhaltsſchwere Bemerkungen zu verknüpfen und unſere Meinung davon zu modificiren. Iſt die Schauſpielerwelt auch nicht „die luſtige Landsmannſchaft,“ noch weniger „la gaye Science,“ ſo iſt doch, im Verhältniß zu den andern Ständen, der Schauſpielerſtand ein Orden von der lateſten Obſervanz und aus dieſem Geſichtspunkte müſſen die Erſcheinungen in demſelben betrachtet und nicht zu ſtrenge gerichtet werden.

Alfred blickte auf Erlinde. Welche Aufopferung, welche Liebe in dieſem Geſchöpfe, das ſeine Glut zu dämpfen wußte, um in ſtiller, frommer Entſagung in ſeiner Nähe zu weilen. Sie war ſeine erſte Liebe geweſen. Sein Entſchluß war gefaßt; er mußte die Stadt verlaſſen, wo er ſich von Feinden umgeben ſah, wo ihn jeder Schritt, den er that, an eine Vergangenheit mahnen mußte, deren giftiger Stachel kaum verharſchende Wunden immer zu neuem Bluten reizte, wo alle ſeine Kraft erlahmte, wo ſein Untergang ihm gewiß ſchien. Er fühlte ſich nicht ſtark genug, gegen dieſe Angriffe ſiegreich zu kämpfen; er wollte ihnen entfliehen und durfte ſich dennoch nicht der Feigheit vor ſich ſelber anklagen.

Aber wie? Erlinde verlaſſen? Und hätte er dies auch über ſich zu gewinnen vermocht, wäre ſie ihm nicht überall hingefolgt, wie ſie ihm hieher gefolgt war? Es blieb ihm kein anderes Mittel, als ihr von ſeiner Flucht zu ſagen und es ihr anheimzuſtellen, ob ſie zu ihrem Vater zurückkehren, oder bei ihm bleiben wolle.

Erlinde's Antwort war entſchieden. Mit ihm Leben, ohne ihn Tod. Ihr Heldenmuth rührte ihn.

— Erlinde, ſprach er bewegt, Du biſt eines beſſern Looſes werth, als mit mir von Theater zu Theater zu ziehen und das Schickſal meiner abenteuerlichen Wanderjahre mit mir zu theilen. Ich will Dich zu meinem Vater bringen, dort harrſt Du mein, bis ich Dich hole. Ich führe Dich heim, wenn ein ruhiges Plätzchen mir ward, wo ich für unſere Bedürfniſſe der Sorge überhoben bin —

— Und dann? ſie lächelte bitter.

— Wirſt Du mein Weib vor dem Altare — ſetzte er nicht ohne innern Schauer hinzu?

— Ich? Dein Weib? rief ſie ſchmerzlich. O, warum dieſer Hohn? oder — dieſe Falſchheit? Laſſe mich nur immer in Deiner Nähe; meine Wünſche reichen nicht ſo hoch. Ich bin in der Niedrigkeit der äußeren Verhältniſſe geboren und ich trachte nicht nach den Ehren der Welt. Ich will Deine Magd ſeyn und mich glücklich fühlen. Nur verſtoße mich nicht! Ich kann Dein Glück ohne Neid betrachten.

— Aber Dein Vater?

— Ich habe mich losgeſagt von Allem, ich gehöre Dir nur an! fuhr ſie fort. Und jetzt will ich Dir mein Geheimniß offenbaren; Bodenlos iſt mein Vater nicht; ich bin ein fremdes Kind, das er dem

Vater abtrotzte — abkaufte — was weiß ich? Aber meinen Vater kannte ich kaum.

— Wenn er aber Rechte geltend machte?

— Rechte? Er hat keine. Beweiſe — wo hätte er die? Ich ſage Dir, ich ward geraubt, dann verhandelt, unwürdig verhandelt, als Sclavin zu ſchimpflichen Verrichtungen gebraucht. Oh, verſtoße mich nicht! Du erſchienſt mir in meinem Elende, wie ein Engel des Himmels; wie ich Dich ſah, bekam ich den Vorgeſchmack der Seligkeit. — Die Gefallene, Entehrte, in den Qualen der Hölle Verſunkene läßt nicht mehr von dem Himmel, wenn ſie ſeinen Glanz anſchaute, wenn ſie von ſeinen Freuden gekoſtet. Du kannſt mein Daſeyn vernichten, allein ſo lange ich athme, bleibe ich an Deinen Ferſen gebannt. In dem Augenblicke, wo Du mich verſtößeſt, werde ich zu leben aufhören; wenn Du mich verläſſeſt, werde ich Deinen Aufenthalt zu erſpähen ſuchen und Dich wiederfinden, und wäreſt Du noch ſo fern. Die Natur gab mir die Spur der Hunde, ſicherlich! ich treffe Dich an, wo Du Dich auch verbergen möchteſt.

Alfred's Entſchluß war gefaßt. Dieſer Feſtigkeit gegenüber konnte er nicht ſchwanken. Er nahm es für einen Fingerzeig Gottes, ſich zum Beſchützer dieſes armen Weſens aufzuwerfen; vielleicht war es ihm vorbehalten, ein großes Verbrechen zu enthüllen, und die Thäter deſſelben der vernichtenden Strafe zu übergeben. Mehr darüber von Erlinde zu erfahren war ihm nicht möglich. Ob ſie es ſelbſt nicht wußte, ob ſie es ihm verbarg, ob es nur eine Erfindung war, um ihn ihrem Verlangen geneigter zu machen, dies Alles war ihm jetzt noch nicht zu ermitteln.

Erlinde hatte, in ihrer Abgeſchiedenheit von der Welt, von der Kataſtrophe mit Henrietten nichts vernommen; was die ganze Stadt erfüllte und beſchäftigte, war nicht bis zu ihr gedrungen. Alfred ſparte dadurch ſchmerzliche Erörterungen. Sie war zu zart, nach der Urſache zu fragen, die ihn zur Flucht trieb und lebte der Meinung, daß Alfred's Braut, von der er ſie ſo oft unterhalten hatte, ihn begleiten würde, und daß ihr auch fernerhin die Pflicht die ſtrengſte Entſagung auferlege und ſie zur Rolle einer Dienenden verurtheilen würde. Aber ſie murrte nicht; ſie fühlte Kraft in ſich, das Glück ihrer Nebenbuhlerin täglich vor Augen zu ſehen und ſich dennoch in der Nähe des Heißgeliebten glücklich zu fühlen. Die Schwärmerin! —

Welche Ueberraſchung es nun aber auch für ſie war, als Alfred ihr entdeckte, daß ſie ihm nur allein folgen werde, daß er ſie nicht um einer Andern

Willen verſtoßen würde, ſo hielt ſie dennoch ein unüberwindliches Gefühl von Zartheit ab, nach dem Vorgefallenen zu fragen. Sie nahm ihr Glück wie eine Gabe des Himmels, den man ja auch nicht um die Urſache befragen darf. Mocker, der Einzige, den Alfred in ſein Geheimniß zog, war ihm mit treugemeinten Rathſchlägen zur Hand und nahm es über ſich, ihm bei der Flucht auch thätig hilfreich zu ſeyn und ſie ihm zu erleichtern.

— Weil ich in dergleichen Dingen bewandert bin, ſagte er mit ſeiner gutmüthigen Offenheit. — Bei uns in Oeſtreich iſt das Durchgehen der Schauſpieler zwar nicht an der Tagesordnung, aber doch auch nicht ganz ungewöhnlich, beſonders bei den Provinztheatern. Was aber die Verhältniſſe betrifft, ſo beſteht faſt Niemand beim Theater ohne ſie. „Was hat die jetzt für ein Verhältniß?“ iſt ſtets die erſte Frag'. „Die macht 'n Aufwand,“ heißt es gleich, „die muß ein ſplendides Verhältniß haben.“ „Sie hat 'n Verhältniß mit dem erſten Liebhaber,“ oder „er hat 'n Verhältniß mit der Soubrette oder mit der Localkomikerin.“ Das fallt keinem Menſchen auf — da fallt keinem Menſchen etwas Arg's dabei ein. — Bei Euch heißt's gleich: die leben in wilder Ehe miteinander! Ui, mein Gott! und 's ſind die zahmſten Menſchen. Da laßt Euch kein graues Haar darüber wachſen! Aber für Bruder und Schweſter dürft's Euch nicht ausgeben — das thut's nit — das glaubt Euch doch kein Menſch und Ihr werdet nur brav ausgelacht und könntet da erſt in's rechte Gerede, ſelbſt in fatale Geſchichten kommen. Eher gebt's Euch gleich für Mann und Frau aus: da kräht kein Hahn darnach. Herr und Madame Alfred zur Antrittsrolle, das klingt recht charmant! Den erſten Zettel ſchickt Ihr mir, Kinder! ich zeig' ihn hier Euren werthen Freunden und die werden eine ſolche Freud' darüber haben, daß ſie vom Quittengelb in's Grasgrün changiren ſollen.

Alfred's heiteren Sinn vermochten dergleichen Scherze nicht zu erwecken. Erlinde beſorgte aber Alles, was er ihr zur bevorſtehenden Abreiſe auftrug, mit äußerer Ruhe, die allerdings ein Abglanz ihrer inneren Heiterkeit ſeyn mochte.

Achtzehntes Kapitel.

In Kanter's Wohnung war es ſehr ſtill geworden. Henriette war kränkelnd und ließ ſich vor Niemand ſehen. Die Abendgeſellſchaft war wie auseinander geſtoben, nur Mocker und einige wenige von den älteſten Freunden kamen mehr zum Troſte des Vaters, als zum eigenen Vergnügen, die gewohnten Plätze einzunehmen und unter einſylbiger Converſation eine Pfeife zu rauchen.

Henriette hatte, ſogleich nachdem ſie ſich dem unterworfen, was der Verleumdung den Kopf für immer zertreten ſollte, ihr Geſuch um Entlaſſung eingereicht und war dem Director auf ſolche Weiſe zuvorgekommen. Sie wollte vom Theater nichts mehr ſehen und hören.

Alfred's Brief machte in ihrer Stimmung keinen beſondern Eindruck auf ſie. Was konnte er ihr jetzt noch gewähren? Sie ſah ihn auf den Wegen der

Welt treiben — und welcher Welt? Schon der Gedanke an das Theater erfüllte ſie mit Abſcheu.

Sie fühlte ſich tief verletzt; wie ſollte ſie geneſen? ſie ſah ſich tief gefallen; wie ſollte ſie ſich erheben? ſie empfand das Bedürfniß nach Rache; wie ſollte ſie es befriedigen?

Aber ſie kannte das Theater und die Schauſpieler; ſie genas und erhob ſich ſcheinbar, doch ihre Rache wurde complett. Die Leute fanden zwar Gelegenheit ſie wieder mit allgemeinen Schmähungen zu überhäufen; aber heimlich ſprach man doch von ihrem Glück und beneidete es im Stillen.

Henriette ſchrieb nehmlich an den Fürſten und kam allen ſeinen Wünſchen entgegen.

Bald verbreitete es ſich in der Stadt, daß die Kanter die Anſtellung beim Theater mit einer andern, glänzendern vertauſcht hatte. Man übertrieb, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, die Bedingungen. Wer hätte ſie auch unter die Leute bringen ſollen? Der Fürſt ſchwerlich, deſſen Vermögensumſtände ſchon an einer allmähligen Zerrüttung zu laboriren anfingen, und einer ſchnellern Auflöſung als ſeine körperliche Geſundheit entgegengingen. Der Vater Henrietten's war ſo gebeugt, daß es ihm nicht einfallen konnte, mit ſeiner Schande zu prunken. Die

Schweſter war's wohl allein, die an den Uebertreibungen Schuld war.

Man ſprach von einer prachtvollen Wohnung, von einem kleinen Hofſtaat, von Marſtall u. ſ. w., ja — man ging ſo weit, eine Verbindung an der linken Hand und die unausbleibliche Erhebung in den Grafenſtand in Ausſicht zu ſtellen.

So viel war gewiß, Henriette war Favorite. Leider hatte ſie nur zu viele Vorgängerinnen, als daß man ſich hätte zur Annahme berechtigt halten dürfen, ſie würde die Letzte ſeyn. Der Fürſt war noch empfänglich; Frauenreiz verblüht ſchnell und die Gewohnheit macht leicht unempfindlich.

Vorerſt wurde Demoiſelle Kanter mit einem artigen Trouſſeau beſchenkt, der keiner reichen Braut aus vornehmſtem Geſchlechte Schande gemacht haben würde. Das Mädchen mußte, auf Zureden ihrer Schweſter, einiges von dem Putze und Schmucke anlegen und ſo an ihrer Seite, am hellen Mittage durch die beſuchteſten Straßen gehen. Man machte Platz, blieb ſtehen, ſchaute nach und die ältere Schweſter ſah darin einen Triumph; aber Henriette glaubte auf glühende Steine zu treten und die Feuerprobe beſtehen zu müſſen. Der Kopf ſchwindelte ihr, aus allen Fenſtern ſchienen ihr Fratzen nachzuſchauen, ein luſtiges Geſindel ſchien ihr hohnlachend zu folgen. Sie kam erſchöpft und krank nach dieſem erſten Ausgange auf ihrem Zimmer an

Nur als ſie beim Theater vorbeiging, wo das Chorperſonal aus der Seitenthüre trat, da die Singprobe gerade beendigt war, hatte es ihren Stolz erregt. Sie fühlte, daß ſie es im Sinne der meiſten dieſer Mädchen und Frauen, weit gebracht hatte; aber die Mädchen grüßten ſie nicht aus Scheinheiligkeit und die Frauen grüßten ſie ſpöttiſch, als wollten ſie ſagen: das dauert nicht lang und Hochmuth kommt vor dem Fall.

Der Fürſt entriß ſie bald ihrer gewohnten Umgebung; zuerſt wurde ſie nach ſeinem Landſchloſſe gebracht, das ſie ſchon kannte, wo ihr ein prächtiges Frauengemach eingeräumt wurde, das einſt der Vater des Fürſten für ſeine Gemahlin hatte einräumen laſſen. Hier lebte Henriette vollkommen wie eine Fürſtin. Der Glanz der Umgebung, die Dienerſchaft, ein Stallmeiſter, der ihr Unterricht im Reiten gab, ein ſanftes, gelehriges Pferdchen, ein herrlicher Flügel, Muſicalien, Bücher, Tapiſſeriearbeiten, nichts fehlte um ihr den ländlichen Aufenthalt angenehm zu machen, deſſen Einſamkeit jedoch Niemand als ihre Schweſter mit ihr theilte.

Der Fürſt kam nur ſelten und ſtets am Abend;

dann verließ er am frühen Morgen wieder das Schloß. Dieß erregte zuerſt Beſorgniſſe bei der ältern und klügern Schweſter. Sie wollte auch Leidenſchaft für ihre Schweſter ſehen, die allen Gaben und Verheißungen erſt den rechten Werth zu verleihen im Stande geweſen wäre. Ohne Leidenſchaft war keine Art der Bürgſchaft ſelbſt nur für eine kurze Dauer dieſes Glückes denkbar, und der Kühlheit konnte eheſtens vollſtändige Gleichgültigkeit folgen.

Sie täuſchte ſich nicht. Die Verweiſung auf das einſame, alte Schloß, die der Fürſt damit entſchuldigte: er wolle ſeine junge Neigung, nach manchem ärgerlichen Vorgange, vorerſt noch den Blicken der boshaften Welt entziehen, hatte einen andern Grund. Die garſtige Geſchichte hatte nicht verfehlt auch auf den fürſtlichen Wüſtling ihren Eindruck zu machen, und er hatte ſich die vorübergehende Neigung für die hübſche Choriſtin bald wieder aus dem Sinne geſchlagen. Eine andere Schönheit feſſelte ihn ernſtlicher und nahm ihn ganz und gar gefangen. Nur der Brief, den Henriette in ihrer Verzweiflung an ihn richtete, lenkte wieder ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie hin. Großmüthig wie er von Natur war, mochte er die Arme, Verlaſſene, Hilfloſe, keine Fehlbitte an ihn thun laſſen. Er nahm ſich ihrer an.

Die wenigen Stunden, die er Henrietten anfänglich widmen konnte, wurden bald immer ſpärlicher; endlich blieb er wochenlang aus und kam dann nur in Geſellſchaft irgend eines ſeiner Freunde. Der Aufenthalt im Schloſſe, ſo prächtig und ſchön er ſich der Novizin verkündigte, war nunmehr einer Verbannung zu vergleichen. Henriette mußte ſich auf die Bitte ihrer Schweſter beſchweren; da ihr der Muth fehlte, es mündlich zu thun, ſo ſchrieb ſie an den Fürſten. Er kam bald darauf, in Geſellſchaft eines jungen Grafen, der ſich um Henriette viel zu ſchaffen machte. Der Fürſt verkündete ihr, daß ſie in die Hauptſtadt ziehen könne, da ſie es wünſche, und daß fortan ſein Freund für ſie ſorgen werde. Es war das Letztemal daß ſie den Fürſten ſah. Einige Tage ſpäter war ſie plötzlich, wie durch Zauberei, in eine andere Umgebung verſetzt.

Sie war nehmlich auf freundſchaftliche Weiſe abgetreten worden.

Ihre Wohnung befand ſich jetzt in einer Hauptſtraße der Reſidenz, die ſie bis dahin noch nicht kannte. Der Graf hatte ihr einen monatlichen Gehalt ausgeſetzt und ließ es ihr an nichts fehlen. Sie hatte Schmuck und Putz im Ueberfluß, und er brachte anfänglich alle ſeine müßige Zeit bei ihr zu. Es waren gewöhnlich die Tagesſtunden kurz vor dem Eſſen, und die Stunden nach Mitternacht bis zum Morgen. Aber auch das nahm, als ein Jahr kaum verfloſſen war, ein Ende. Eines Morgens kündigte ihr der Hausherr die Wohnung, die nur ſtets für einen Monat bedungen war, auf. Der Herr Graf hatte eine Reiſe nach dem Orient angetreten. Allein er war doch beſorgt um ſie geweſen, wenn er auch nicht für ſie geſorgt hatte.

Ein Banquier nahm ſich jetzt ihrer auf des Grafen Empfehlung an. Sie bezog nun einen Laden, an den ſich nach hinten ein recht anſtändig möblirtes Boudoir fügte. Der Laden war mit den neueſten Modeartikeln verſehen, weil der Banquier ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte, und zu großes Aufſehen gern vermied, wo es angehen wollte. Er glaubte, daß es unſcheinbarer ſeyn würde, wenn er die Modehändlerin beſuchte. Das Leben, das nunmehr Henriette mit ihrer Schweſter führte, war erträglich. Von dem frühern Glanze war freilich nichts mehr anzutreffen, allein an Unterhaltung fehlte es immer nicht, und wenn auch das Modegeſchäft, das nur zum Scheine betrieben wurde, wenig abwarf, ſo half die Kaſſe des Banquiers willfährig nach.

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten —

Der Banquier machte Bankrott und mußte ſich zurückziehen; Henriette war nicht im Stande, ihre Obliegenheiten zu erfüllen, und ihr Laden wurde geſchloſſen.

In ihrer dringendſten Noth ſehen wir ihr einen hilfreichen Freund erſcheinen, der uns von lange her bekannt iſt. Dies war der Commis Aaronheim, der durch ſeine Verbindungen beim Hoftheater ihr eine Anſtellung im Chor zu erwerben verſpricht. Den alten Einfluß ſehen wir plötzlich in Thätigkeit gerathen und durch des guten Aaronheims Vermittelung bei dem noch immer allmächtigen Leinweber und deſſen Verwendung bei dem Intendanten, Freiherrn von Pisjahn, wird Henriette Kanter beim Chor angeſtellt. Was liegt denn der reichen Hoftheateranſtalt an dem Gehalte einer ſupernumerären Choriſtin?

Die Dankbarkeit läßt ſie Aaronheim's Beſuche annehmen, und dieſer deckt nicht nur nach Kräften den Ausfall der Kaſſe, um den nothwendigſten Bedürfniſſen zu entſprechen, ſondern er ſorgt auch für das, wonach die Seele des letzten Angehörigen eines Theaters dürſtet. Nie noch wurde der Chor ſolcher ausführlichen Kritik unterworfen; nie leiſtete er nach dieſer ſolche Wunder des Fleißes und der Kraft; aber Henriette Kanter ward ſtets als die Seele des Ganzen genannt. Sie heißt jetzt aber nicht mehr Mamſell, ſondern Madame, obgleich ſie nie verheirathet geweſen war.

Die Dankbarkeit führt weit; Henriette ſieht ſich Mutter von einem kleinen, gelben, krausgelockten Jungen, mit großen, ſchwarzen Augen, des Vaters Ebenbild. Er war Aaronheim wie aus den Augen geſchnitten.

Der Freiherr Pisjahn hatte unter den unzähligen großen und guten Eigenſchaften, die ihn zierten, auch die der ſtrengſten Moralität. Dieſe Grundſätze ſtreiften an's Extravagante und der kleine Krauskopf war ſchuld, daß Henriette plötzlich den Abſchied erhielt. Aaronheim's Feder, Aaronheim's Einfluß, vermochten hier nicht mehr zu helfen; an eine Ehe war ebenfalls nicht zu denken; Henriette ſah ſich plötzlich mit ihrem Kinde dem tiefſten Elend Preis gegeben.

Die Reſte ihrer Schönheit retteten ſie noch einmal; wenigſtens vom augenſcheinlichen Untergange. Sie zog die Blicke eines jungen Malers auf ſich, und wurde ſein Modell. Nachdem er die deutſche Reſidenz verlaſſen hatte, um ſeiner Kunſt in Rom zu leben, und ſich dort andere Modelle zu ſuchen, blieb ſein deutſches Modell andern Malern empfohlen und Henriette nährte ſich auf dieſe Weiſe kümmerlich einige Jahre, bis ein frühzeitiger Tod ſie vor der Schande bewahrte, die ihr der Neid und die Bosheit ſchon in der Jugend angedichtet hatten.

Den Knaben nahm der alte Muſikus Kanter zu ſich und brachte ihn ſpäter als Supernumerär in's Orcheſter des Stadttheaters von Zempelburg.

Neunzehntes Kapitel.

— — Rubin, Rubin! Wo piſtu queſt?
Rubin! Rubin!
— Was befiehlſt Du, Meiſter Severin?
— Lieber Rubin, wo ſteckſtu ſo lang, daß
Du Deinen Meiſter ganz im Stich
läßt? — — —

Rubin von Venedig und Georg Paſſerpall.
(XIII. Jahrhundert.)

Alfred empfing noch die Kunde von Henriettens Abſchied.

— Unglückſeliges Flötenſpiel! ſagte er mit ſtiller Wehmuth, und ſah, wie die beſcheidene Erlinde ſein Bischen Wäſche ſorglich zuſammenlegte und den Namen in der Ecke ſeines Tuches, ſo freundlich an die Lippen drückte.

— Was ich Dir ſeyn kann, will ich Dir werden, dachte er bei ſich — Du gutes, ſeelenvolles Geſchöpf! und er empfand eine innige Rührung, die ihm glühend durch's Herz fuhr.

Mocker ſtellte ſich ein, eine Flaſche in der Hand, damit ſeinem Abſchied die Weihe nicht fehle. Auch ein Brief von Balder war eingelaufen, weiſe Lehren, gute Ermahnungen enthaltend. Es erhob Alfred in dieſem verhängnißvollen Augenblicke Worte des Troſtes von dem edeln Manne zu empfangen.

Wenn man die kurze Laufbahn Alfred's überſieht, ſo wird man erſtaunen, mit welcher Leichtigkeit er neue Verhältniſſe knüpft, mit welchem Leichtſinn er die geknüpften aufgiebt. Ueberall findet er Freunde, überall feſſelt ihn die Liebe, überall findet er aber auch Widerſacher, und die Täuſchung enthüllt ſich ihm nur zu bald, um wieder auf's Neue ihn zu berücken. Alle dieſe Umſtände können ſich nur bei dem Theater ſo ereignen. Einem mit Gefühl und einiger Sinnlichkeit begabten jungen Menſchen wird es faſt nie Anders ergehen. Die Welt, die der Anfänger, auf der erſten Stufe des Lebens und der Kunſt ſtehend, hier zum erſtenmale betritt, iſt ſo neu, ſo bunt und verlockend; Alles iſt ſo abweichend von dem was man früher geſehen und erfahren, was uns gelehrt und geprieſen wurde, was uns zu thun und unterlaſſen befohlen, daß man ſich unaufhaltſam den Eindrücken hingiebt und nicht im Stande iſt, den Augenblick zu beherrſchen.

Man lebt bald im engſten Vertrauen mit den Andern; denn wo zeigte ſich wohl Alles ſo unverhüllt als beim Theater? beſonders bei den kleinern Geſellſchaften. Proben und Vorſtellungen vereinigen faſt den ganzen Tag über Alle in dem kleinen Bezirke der Garderobe und der Bühne. Heitere Scherze, Mittheilungen der mannichfaltigſten Art, über ſich ſelbſt, über den Nachbar, über Freund und Feind füllen den Raum — die Pauſe — welche die Worte der Rolle übrig laſſen. Nur ſelten finden ſich bei ſolchen Bühnen ſchweigſame Naturen; faſt Alle ſind zur Geſprächigkeit geneigt. Das ſtille Halbdunkel hinter den Couliſſen, die am Tage ſo öden Treppen und Gänge der Theatergebäude, entwickeln ſchnell das Bewußtſeyn der unmittelbaren Nähe der im gemeinen Leben ſtrenger geſchiedenen Geſchlechter. Wer kennt nicht das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe? Dieſes Mittel bringt eine neue Art von Vertraulichkeit hervor. Dieſer oder Jener merkt etwas, forſcht, überraſcht wohl gar; dies gebiert etwas von Uebereinſtimmung; den wechſelſeitigen Eröffnungen folgen Freundſchaftsbündniſſe.

Abends ſieht ſich Jeder ſo eigentlich entblößt vor ſeinem Nachbar; dies iſt keineswegs figürlich geſprochen. Man weiß auf's Haar: wer gut rangirt iſt, wer feine, weiße Wäſche trägt, wer Geld, wer eine Uhr hat, was er gewöhnlich klirrend aus der Taſche nimmt und ſorgfältig in den Schrank, auf ſeinem Platze verſchließt. Dinge, die der Arme, der Unordentliche, der Liederliche ſonſt ſorgfältig vor ſeinem Nebenmenſchen verbirgt, werden hier mit einer naiven Offenheit, zu denen meiſt die Eigenthümlichkeiten des Schauſpielerlebens die Veranlaſſung ſind, zur Schau gelegt, daß darüber kein Zweifel obwalten kann. Hier kann Niemand eine falſche Meinung über ſeinen Reichthum verbreiten, wodurch es in andern Lebenskreiſen ſo leicht wird, ſich einen gewiſſen, ja ſelbſt hohen Grad von äußerlicher Achtung zu erringen. Man weiß im Voraus, daß es keinen eigentlich reichen Schauſpieler giebt und es kommt auch wohl Niemand in den Sinn, dem reichen Schauſpieler — wenn es zufällig einen ſolchen geben ſollte — eine beſondere Verehrung zu widmen. Beſitzt der Schauſpieler Jugend, körperliche Schönheit und ein gutes Repertoire, ſo dünkt er ſich reich genug und glücklich — und da jeder Schauſpieler, ſo lange er im Engagement iſt und ſeine Gage bezieht, ſich auch für jung und ſchön hält, und gewöhnlich Alles ſpielen will, ſo giebt es eigentlich nur dann Arme und Unglückliche unter ihnen, wenn ſie krank, hinfällig, und mithin brodlos ſind. Dann ſind ſie aber auch recht ſehr zu beklagen.

Die einzigen Dinge, womit ſich die Schauſpieler wechſelſeitig zu betrügen ſuchen und worin es Einer dem Andern gern zuvorthun möchte, ſind Abkunft und Vielwiſſen. Der hüllt ſein Entſtehen wie der Nil in unzugängliches Dunkel; Jener ſagt offen, er ſtamme von einem erlauchten Geſchlechte. Andere prahlen bei jeder Gelegenheit gern mit einer Art von Gelehrſamkeit, die beim Lichte beſehen und im beßten Falle in eine ziemliche Beleſenheit ſich auflöſt, oft aber auch bloß leere Anmaßung iſt. Auch auf alten Schauſpieleradel wird hie und da, lächerlich genug, gehalten. Manche Familie prunkt mit berühmten Mitgliedern, Andere leiten ihre Herkunft von alten Schauſpieldirektoren ab und reihen für jetzt ſchon zwei Namen an einander, gleich wie es die alten, reichen und edeln Geſchlechter in den Freiſtaaten zu halten pflegen.

Alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe, Satzungen und Gebräuche werden unter der Obhut der Theatergeſetze zuſammen und aufrecht erhalten, und bilden ſo eigentlich einen Staat im Staate. Der Schauſpieler glaubt gewöhnlich nur dem Geſetze ſeiner Anſtalt ſich verbunden, oder vielmehr er meint, ſo leicht er gegen dieſe zu fehlen ſich erlaubt, eben ſo leicht würde er auch mit den Geſetzen der großen Geſellſchaft fertig werden. Daher die unerklärliche Erſcheinung, daß ſelbſt große Künſtler, Menſchen, die ſich über den gewöhnlichen Troß hoch erhaben dünken, die ſich wohl bewußt ſind der Achtung die ſie genießen, über den Bruch eines Kontrakts, das Wegläugnen einer Unterſchrift, das Nichteinhalten eines gegebenen Verſprechens, über offenen Ehebruch und andere grobe Unebenheiten, ſo leicht hinweggehen, als könne das ihre bürgerliche Ehre gar nicht gefährden, und in der That iſt die Geſellſchaft ſo willfährig und nachſichtsvoll ihrerſeits auch darüber hinweg zu ſehen in den meiſten Fällen. Der dumme Stolz der Künſtler brüſtet ſich dabei, und meint, ſie ſeyen in ihrem Rechte und man müſſe ihnen ſo etwas nachſehen; ſie merken die Geringſchätzung nicht die eigentlich dahinter verborgen liegt. Dies iſt eine troſtloſe Seite des Theaters, die ſich nach und nach wohl aufhellen könnte, wenn nicht das Uebel in den Verhältniſſen begründet läge und der Leichtſinn dadurch ſo reiche Nahrung erhielte.

Unſer Alfred konnte — wie wir es ſahen — den Klippen nicht entrinnen. Eine Veränderung ſeines Wohnorts überhob ihn den momentanen

Unannehmlichkeiten, wie er es vorausſetzte, und ſo ward er von den Wellen trügeriſch geſchaukelt, ohne einen Hafen erreichen zu können. Was die Welt von ihm ſagte, kümmerte ihn dabei nicht. Strebte er nun als Künſtler ehrlich weiter, ſo durfte er auch auf Verſöhnung und neue Bündniſſe hoffen. Keinem Menſchen der Erde ſteht hiezu der Weg ſo offen da, als dem Schauſpieler. Abenteuer wie wir ſie Alfred bis jetzt erleben ſahen, ſind nicht ſelten; die Art, wie er ſich aus ihnen zog, um immer neuen zu begegnen, iſt aber eben ſo gewöhnlich. —

Er ſaß am letzten Abende neben dem treuen Mocker und der liebenden Erlinde, das Glas auf eine lachende Zukunft erhebend. Er dankte dem Himmel für die neuen Erfahrungen, die er ihm geſendet; aus dieſen Prüfungen bildet ſich der Mann, ſagte er. Er fühlte ſich ſtark genug für die, welche ihm noch bevorſtehen möchten, denn er hoffte mit feſtem Vertrauen, daß er das hohe Ideal, die reine Schönheit, dereinſt doch erringen würde.

— Als wir die Künſte vom Himmel empfingen, rief er begeiſtert aus — wurde uns verheißen, daß ſie die Schlacken aus dem Gemüthe entfernen würden, um den Menſchen der Gottheit näher zu bringen!

Mit ſolchen Gedanken erhob er ſich über den

Moment des trüben Scheidens, denn er wußte eigentlich nicht, wohin er ſeinen Stab ſetzen ſollte und hatte in ſeinem Leichtſinn noch gar nicht einmal ernſtlich darüber nachgedacht. Mocker leitete jetzt ſeine Gedanken darauf hin, indem er nach ſeinen materiellen Mitteln, nach ſeiner Baarſchaft, ſich erkundigte. Alfred zog einen kleinen Beutel hervor, und nachdem er den magern Inhalt durchgezählt hatte, zeigte es ſich, daß er mit genauer Noth den Ort würde erreichen können, wo ſich das nächſte Theater befand. Dort hoffte er eine Anſtellung, mindeſtens einige Rollen bewilligt zu erhalten. Wie aber, wenn dieſe Hoffnung fehlſchlüge? Eine Sammlung bei den Mitgliedern zu veranſtalten, erſchien ihm dann nur als ein zwar fürchterliches, aber doch unausweichliches Mittel; der wackere Freund bot eine, wenn auch nur vorläufige Abhülfe, indem er ein Paar Goldſtücke der Reiſekaſſe hinzufügte und ſich dafür einen Schein ausſtellen ließ. So war doch wenigſtens die traurige Ausſicht weiter hinausgerückt und dies dünkte Alfred genug.

Welch eine Kraft liegt in dieſem Leichtſinn! Mir erſcheint er bewundernswürdig. O, ihr jungen Greiſe, die Ihr ſtets rechnet und rechnet und dabei verzweifeln wollt, wenn Euere Bedächtigkeit und

Vorausſichtlichkeit das Ende nicht abſieht. Und wo iſt das Ende? Bis wohin ſieht Euer Maulwurfsblick? Kann das geringſte unvermuthete Ereigniß nicht Alles was Ihr erſonnen über den Haufen ſtoßen?

Hier ſteht ein liebendes Paar, ohne Stütze, ohne beſtimmte Ausſicht, mit wenigen Goldſtücken, an dem Scheidewege, wo die Pfade des Lebens ſich kreuzen, und es blickt ſorglos nach Allen, unentſchloſſen, aber auch unbekümmert, welchen es wählen wird. Alle Wege führen nach Rom! —

Um in derſelben Nacht noch aus ihrer gewohnten Umgebung zu kommen, die ihnen nur ſchmerzliche und unangenehme Erinnerungen bot, hatte Alfred einen ſogenannten Landkutſcher angenommen, der ſie einige Stationen weit fahren ſollte, damit er am andern Morgen den Eilwagen fände, der auf der großen Straße ihn dem nächſten Theaterorte zuführte. Dies war zugleich die Straße, die ihn auch Pogenwinkel näher brachte. Konnte er weder Anſtellung noch Gaſtrollen erlangen, ſo wollte er mit Hilfe der Mocker'ſchen Subſidiengelder Pogenwinkel erreichen, dort Erlinde ſeinem Vater übergeben und allein umherreiſen bis daß er ein Theater gefunden haben würde, das ſeiner Dienſte bedürftig wäre. Dieſer vage Plan war das Ganze was er für ſeine nächſte

Zukunft ausgeſonnen hatte; alle Eingänge waren offen gelaſſen um dem anders beſtimmenden Zufall den freieſten Spielraum zu laſſen.

„Ich hab' meine Sach' auf Nichts geſtellt —“

ſang Mocker, indem er dem ſcheidenden Freunde die Hand in den Wagen reichte und die Thüre zuſchlug. Alfred verſprach, bald zu ſchreiben. —

Der Wagen rollte fort; Beide ſaßen ſtumm neben einander; Erlinde ſuchte mit der Hand umher um die Alfred's zu faſſen und drückte ſie dann lange und innig. Bald ſchliefen ſie ein und die Nacht verging ohne das geringſte Abenteuer. Als ſie am Morgen durch das plötzliche Stillſtehen ihrer Kaleſche aufgeweckt wurden, blickte Erlinde mit freundlichem Lächeln auf Alfred; dieſer bot ihr guten Tag. Der Kutſcher öffnete ihnen den Schlag; vor ihnen ſtand der große Eilwagen, der ſie weiter bringen ſollte und die Paſſagiere ſaßen ſämmtlich im Zimmer des Poſthauſes beim Frühſtücke verſammelt.

— Man müſſe hier eine Stunde verweilen, ſagte der Conducteur, um auf einen Eilwagen zu warten, der von einem Nebencours eintreffen würde, da man ſich auf einem ſogenannten Straßenknoten befinde.

Die Reiſenden im Zimmer tranken ſtumm ihren Kaffee mit überwachten Augen und in einem verſchobenen und zerdrückten Negligé, wie man es in den Eilwagen nach einer durchgefahrenen Nacht zu ſehen gewohnt iſt. Alfred und Erlinde nahmen am untern Ende des Tiſches, etwas abgeſondert von den Uebrigen, ihren Platz ein und beſchäftigten ſich alsbald mit dem Kaffee, der ihnen hingeſtellt wurde, ohne ihrer Umgebung eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Plötzlich ſtört eine Stimme Alfred aus ſeiner Ruhe auf. Er horcht ohne hinzuſehen auf die Worte. Es waren die Gleichgültigſten von der Welt und doch wurde Alfred davon erſchüttert. Einer der Reiſenden fragte nach dem Namen und der Entfernung der nächſten Stadt. Jetzt erſt — nachdem er ſich ein wenig gefaßt zu haben ſchien — blickte unſer Freund nach dem Sprechenden hin, und als er Gewißheit hatte, daß er ſich nicht täuſchen konnte, erhob er ſich, ging auf den Fremden zu und ſtellte ſich ihm mit freundlichem Lächeln gegenüber; jener blieb aber ernſt und ließ ſeinen Blick ſchnell nach dem Platze ſchweifen, von dem Alfred ſich erhoben hatte und wo ſeine ſchöne Gefährtin ſitzen geblieben war, dann ruhte des Fremden Auge forſchend auf ihm.

— Wenn mich nicht Alles trügt — ſprach hierauf Alfred nach einigem Zögern, durch das kalte Weſen des Fremden in ſeiner gewiſſen Vorausſetzung zweifelhaft geworden — ſo glaube ich, daß ich ſchon früher einmal die Ehre hatte, Ihnen gegenüber zu ſtehen —

— Und wo ſollte das geweſen ſeyn? fragte der Fremde mit ſehr gleichgültiger Miene.

— Nicht etwa in Bogenwinkel? fragte Alfred forſchend, doch ſchüchtern.

— Kann nicht dienen, ſagte der Andere.

Alfred entfernte ſich mit einer Verbeugung und entſchuldigte ſich, daß eine Aehnlichkeit ihn irre geleitet; dann verließ er das Zimmer um eine Cigarre im Freien zu rauchen. Er ſchlenderte der Gartenthüre zu und dachte eben über Aehnlichkeiten nach, die oft ſo wunderbar uns im Leben überraſchen, als er den Fremden von einer andern Seite auf ſich zukommen ſah, und obgleich er nun ſchon zu wiſſen glaubte, daß es der nicht war, für den er ihn im erſten Augenblicke gehalten, ſo vermochte er dennoch eine innere Bewegung nicht zu unterdrücken. Sein Erſtaunen wuchs aber bei der Anrede des Fremden.

— Freilich bin ich's! rief nehmlich dieſer — aber wie Teufel kommſt Du hieher und wer iſt das Frauenzimmer, daß Du bei Dir haſt?

— Alſo doch Lucile?

— Ich ſagte Dir's ja ſchon — beantworte jetzt meine Fragen —

Alfred ließ ſeinen Jugendfreund nicht lange warten und eröffnete ihm Alles, ohne Rückhalt. Erſt am Schluſſe ſeiner Relation drückte er ſein Befremden darüber aus, daß Lucile ſich nicht im Zimmer zu erkennen gegeben.

— Blos weil Du ein dummer Dorfteufel biſt, dem ich nicht über den Weg trauen mag — erwiederte Lucile. Konnte ich denn wiſſen, was Du da Alles vorbringen würdeſt, wenn ich mich Dir ſo plötzlich zu erkennen gegeben hätte? Wer kennt die Leute, die da mit Einem die Nacht über in dem Kaſten eingeſperrt waren und überhaupt, was braucht denn das fremde Volk Alles zu wiſſen? Merke Dir das doch auch für die Folge. Nenne mich auf der Reiſe Herr Graf und Sie, und Deiner Dulcinea ſage vorläufig noch nichts von unſerer nähern Bekanntſchaft. Durch dieſe Vorſorge gelingt mir Manches und dem Herrn Grafen blüht ein Abenteuer, das der umherziehende Schauſpieler nie gefunden hätte. Doch jetzt ſage mir: wo willſt Du denn eigentlich hin? Was haſt Du für Plane, was ſoll aus dem artigen Geſchöpfe werden?

Alfred's Antwort legte ein hinlängliches Zeugniß von ſeiner Planloſigkeit und Unentſchloſſenheit ab. Lucile lächelte über den genialen Philiſter, wie er ſeinen Freund nannte.

— Weißt Du was? ſagte er endlich — ich mache Deiner Mühſeligkeit ein Ende und engagire Dich —

Alfred ſah ihn groß an.

— Haſt Du denn nicht von der neuen Unternehmung gehört — fuhr Lucile fort — die eine Muſterbühne werden ſoll, eine Pepinière für alle Theater Deutſchlands? Eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden hat ſich gebildet unter dem Vorſitze des trefflichen Haffner, in dem wir lange einen bedeutenden Dichter beſeſſen haben, ohne uns deſſen bewußt zu ſeyn, da er ſein Licht recht eigentlich unter das Scheffel ſtellte. Die reinſte Liebe zur Sache mit gründlichſter Einſicht gepaart, wird hier das Scepter führen. Die Stadt ſchwimmt in einem Meere von Kunſt und Künſtlerwonne. Mich hat man für die junge Anſtalt gewonnen und ich werde ihr Regiſſeur werden. Meine Freundſchaft für Dich ſoll handeln. Ich kenne Dich nur aus Deinen Anfängen, und dieſe verriethen einiges Talent, wie Du geworden biſt, kann ich nicht wiſſen, allein ich werde Dir Gelegenheit geben, Dich zu zeigen, und von Deiner Brauchbarkeit für uns, wird dann Deine Anſtellung abhängig gemacht werden. Selbſt das kleinſte Plätzchen bei dieſer Bühne muß ja einem jungen ſtrebenden Künſtler von hohem Werthe ſeyn —

Alfred dankte freudig und ſchlug herzlich in die dargebotene Rechte ſeines Freundes. Dann fragte er nach Hortenſe — eine Frage, die ihm ſchon lange auf den Lippen geſchwebt hatte. Lucile überhörte es aber und fragte faſt zu gleicher Zeit: ob Alfred's Begleiterin auch Komödie ſpiele? Dieſer ſuchte ihre Talente im ſchönſten Lichte zu ſchildern und Lucile rief vergnügt:

— So iſt's denn gut! Ich ſorge für Euch Beide; doch während der Reiſe nichts mehr von dem Allen! Ich bin der Herr Graf oder Monſieur le Comte — gleichviel! von dem Andern, wenn wir einmal in Ruhe ſeyn werden, ein offenes Wort!

Die Geheimniſſe

des

Theaters.

Von

Auguſt Lewald.

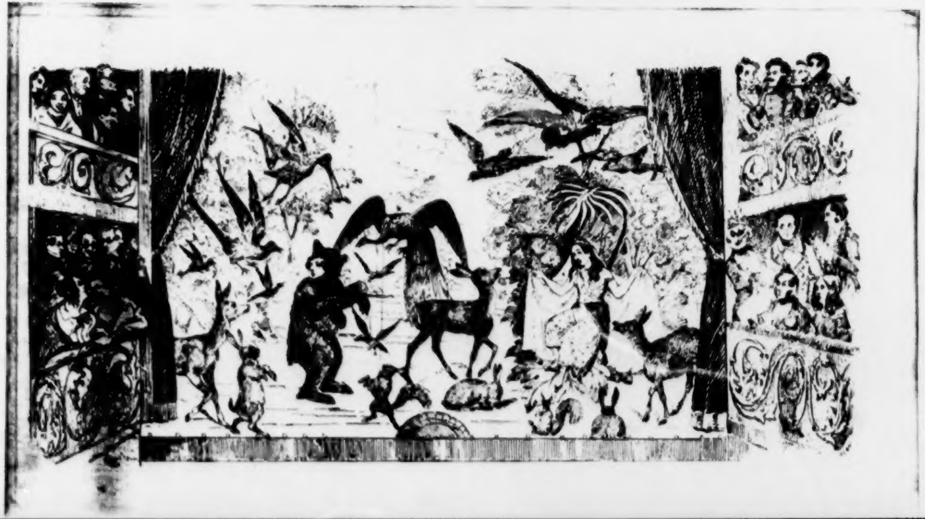
Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz.

IV.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —"

(Neue Ausgabe des Theater-Romans.)

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.



Erſtes Kapitel.

„Der größte Vorzug der Geſchichte iſt — die Wahrheit!“

Eine Eilwagenreiſe zu ſchildern liegt nicht in dem Zwecke dieſer Geſchichte. Sie wurde zurückgelegt. Unſere Reiſenden empfing ein ſchöner Gaſthof in Kallenbach — das wir hier nennen wollen, da wir keinen Grund haben, auch nur das kleinſte Incognito im weitern Verlaufe zu beobachten. Ein ſchmucker Kellner kam mit einem dicken Buche zu Lucile und ihm die Feder überreichend, bat er um Einzeichnung der Namen. Ohne ſich zu beſinnen, ſchrieb dieſer:

Von Gerning, genannt: Schröder-Eckhof, Reg.
dann darunter: Alfred nebſt Gattin, dramatiſcher Kunſt
Befliſſene.

Der Kellner machte eine tiefe Verbeugung, als er das Buch empfing, und fragte: ob die Herrſchaften auf dem Zimmer zu Nacht ſpeiſen würden.

— Wir eſſen nie zu Nacht — aber um ſieben Uhr den Wagen, und dies Billet — er hatte ſchnell

Eines geſchrieben und geſiegelt — zur Frau Präſidentin von Gelbacker.

Der junge Menſch verbeugte ſich abermals und ging. Alfred, der dabei ſtand und Hunger hatte, nahm jetzt ſeinen Hut und wollte ſich empfehlen.

— Wohin? fragte ihn Lucile.

— Zuerſt nach Erlinde ſehen und dann mit ihr ein frugales Abendbrod —

— Warum nicht gar? fiel ihm der Freund in die Rede.

— Ich habe ſeit Mittag nichts genommen und auch Erlinde —

— Was da! Ich bitte Euch um tauſend Gotteswillen formirt Euch! Ihr fahrt mit mir zu Gelbackers —

— Wir?

— Ja — zum Thee.

— Wir ſind ja dort nicht bekannt.

— Geliebteſter Pogenwinkler! ich führe Dich ein — Dich und Deine Frau Liebſte. Macht mir keine Schande. Ihr ſeyd hübſche Leute, Du kannſt gut ſprechen und biſt Dichter — was braucht es mehr? Deine Frau iſt ſehr nett, wenn ſie ſich gehen läßt. Unter meiner Aegide werdet ihr ſchon Figur machen — verlaßt Euch darauf.

— Ja — wenn Du ſo gut ſeyn willſt —

— Laß' die Komplimente — es muß ſo ſeyn. Nur ſprich nichts von unſerer Jugend — von Pogenwinkel — von all dem Teufelszeug — hörſt Du? Laß Alles hinter Dir in den Abgrund der Ewigkeit verſunken ſeyn. Du biſt aus Frankfurt — hörſt Du?

— Warum ſoll ich denn nun gerade aus Frankfurt ſeyn? —

— Weil Dir's am Beſten ſtehen wird — weil Du dem am Beſten entſprechen kannſt. Alfred iſt gut — der Name läßt etwas errathen — allein für adelich kannſt Du Dich nicht ausgeben — es geht nicht — Du würdeſt ein Dementi geben. Aber ein Sohn von der Zeil oder vom Hirſchgraben, und wenn's aus dem ſchönſten Hauſe wäre, das kannſt Du vorſtellen, das geht! Man läßt ſo etwas ahnen von einer weiten Verwandtſchaft mit dem Alten — Du verſtehſt — mit Göthe — ſo eine Findlingsgeſchichte — ſo eine myſteriöſe Broſchürengeſtalt: „Alfred G . . . ., nicht unwahrſcheinlich ein Kind des Kindes“ — das macht Dich intereſſant und die Leute total verrückt —

— Aber Lucile — dieſe Lügen — wozu denn ſolche Lügen?

— Lügen? „O, was iſt die deutſch Sprak für eine plump Sprak“ — das nennſt Du lügen? Corriger la fortune — Lügen? Und hätteſt Du nicht jeden Tag einem ſolchen Myſterium Dein Daſeyn verdanken können? Was wollen wir machen? Trete doch auf als Herr Alfred Mindelsheim — oder wie hat Dein Herr Vater geheißen, ich hab's wahrhaftig vergeſſen! — aus Pogenwinkel, und ſieh zu, was die Leute aus Dir machen werden? Ich bitte Dich um Gotteswillen, überlaſſe Dich meiner Leitung. Deine Frau iſt eine geborene — na gleichviel! — ſie iſt die Tochter einer großen Sängerin, die gleich Miß Penelope Smith einen deutſchen Fürſten geheirathet hat, an der linken Hand, verſteht ſich. Du haſt viel Geld mitbekommen und aus Liebe, zur Kunſt geſchworen. Paß' auf, wie das wirken wird! Ihr werdet der Gegenſtand eines Cultus werden, von dem Ihr Euch wahrlich nichts träumen ließet. Euer Glück iſt gemacht, durch mich gemacht —

— Aber meine Stellung iſt gefährlich; jeden Augenblick werde ich die Entdeckung fürchten müſſen —

— Spiele nur Deine Rolle gut und keine Gefahr iſt für Dich vorhanden. Zeige jetzt, daß Du ein Schauſpieler biſt. Doch wie ſieht's mit dem Wichtigſten aus? Du haſt doch ſchwarzes Zeug, Firnißſtiefel und die unerläßlichen Handſchuhe von Friſche-Butter-Farbe?

— Bis auf die letztgenannten bin ich verſehen —

— Die letztgenannten gebe ich Dir. Genuine von Madame Mulot, Rue Vivienne, Numero 17.

Lucile öffnete ſein Hutfutteral und ließ einen Ueberfluß von Handſchuhen erblicken, unter denen er ein Paar nach dem Andern hervorzog, die Finger umlegte und ſie meſſend an Alfred's Hand hielt.

— Wie iſt's aber mit Erlinde? Hat ſie das Erforderliche — ich meine zur Toilette.

Alfred geſtand zögernd und mit der aufrichtigſten Miene, daß es damit nicht beſonders beſchaffen ſey, ſonſt hätte ſie Alles — aber für einen ſolchen Thee —

Lucile klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

— Auch dafür iſt geſorgt. Ich habe einige Damentoilette bei mir. Wie man jetzt die Kleider trägt — ſo weit und lang — paßt Alles. Ueberdieß hat Deine Frau die Größe der frühern Eigenthümerin. Ich kann aushelfen!

Bei dieſen Worten ſchloß er einen Koffer auf und hing dem erſtaunten Alfred verſchiedene Damenkleider über den Arm, dann gab er ihm einige rothe Käſtchen, welche einen hübſchen Moſaikſchmuck enthielten.

— Jetzt eile — ſagte er — putzt Euch ſo ſchön als Ihr vermögt, inſtruire ſie von Allem und in einer Stunde hole ich Euch, um mit Euch zur Präſidentin zu fahren.

Alfred verließ ihn wie im Rauſche.

— Was für ein Menſch! ſagte er zu ſich. Stets in dieſem Strome der abenteuerlichſten Lüge — ein Dichter von nie verſiegender Erfindungsgabe. Allein er hat Recht; wer es nicht ſo macht, wie er, ſchwingt ſich nie zu den lichtern Höhen der Geſellſchaft. Mein Beiſpiel hat es gezeigt. Was wird Erlinde ſagen?

Er trat zu ihr in's Zimmer. Sie ſaß nachdenkend in einer Ecke des Sopha's und erhob ſich freundlich bei ſeinem Eintritte. Wie groß war ſchon ihr Erſtaunen als ſie die glänzenden Dinge ſah, die ihr Geliebter vor ihr ausbreitete, um wie viel größer wurde es aber, als er ihr das Uebrige offenbarte. Sie bebte davor zurück; nur ſein wiederholtes Bitten konnte ſie bewegen in den Vorſchlag zu willigen. Er ſtellte ihr vor, daß Lucile es übel nehmen würde und daß ſie ſeines Beiſtands, ſeines Schutzes, hier ſehr benöthigt ſeyen. Die Ausſicht, die ſich ihnen hier zeigte, war aber ſo lockend, und thöricht wäre es geweſen, ſie zu verſcherzen. Seiner Ueberredung gelang es endlich, daß Erlinde von ihren Gegenvorſtellungen und Einwänden abließ, die ihr das geringe Vertrauen auf ſich ſelbſt, eingegeben hatte. Ohne das wäre ſie ja gleich mit Allem einverſtanden geweſen, da ſie keinen andern Willen, als den ihres Geliebten kannte.

Sie kleidete ſich nun. Ihr angeborener Geſchmack leitete ſie bei der Wahl unter den verſchiedenen Gegenſtänden. Das ſchöne Haar wallte in natürlichen Locken zu beiden Seiten des Geſichts, von kleinen Schmuckkämmchen an den Schläfen zurückgehalten; das Kleid war weiße Gaze mit himmelblauen Atlasſtreifen; die Mantille von Spitzen, umhüllte leicht die entblößten Schultern und war mit einer großen Nadel von florentiniſcher Moſaik, eine Madonna nach del Sarto vorſtellend, auf der Bruſt zuſammen gehalten. Die kurzen Aermel und die noch kürzern Handſchuhe ließen den etwas magern, doch fein geformten Arm ſehen, der ſich beſonders am Ellenbogen und an den Handgelenken ſehr zierlich kund gab. Für den Fuß mußte Alfred ſorgen. Dieſer war ſo niedlich, daß kein Schuh aus dem Vorrathe Lucile's paſſen wollte und man mußte daher zu dem erſten Schuhkünſtler der Stadt ſeine Zuflucht nehmen, um dieſem Mangel abzuhelfen.

Neben dieſer Lichtgeſtalt ſchritt der ſchwarze Alfred, an dem nur die Friſche-Butter-Farbe der Handſchuhe hervorleuchtete, ſchroff ab, und Beide neben einander geſehen, bildeten jenen modernen Kontraſt, den wir in unſern Geſellſchaften ſo gern erblicken und ihn ganz dem herrſchenden Geſchmacke entſprechend finden.

Als Lucile eintrat, äußerte er ſich beifällig darüber. Er verkündete, daß der Wagen unten bereits vorgefahren ſey, und unſere drei, von dem Kellner vorgeleuchtet, ſchritten die breite Treppe hinab und ſtiegen ein. Erlinden's wallender Buſen zeugte von der ſtarken innern Bewegung; Alfred war ruhiger. Lucile's Nähe ſchien ihm genügenden Schutz gewähren zu können und er überließ ſich ſtets gern neuen, mächtigen Eindrücken.

Indem der Wagen durch die dunkeln Straßen ſo dahinrollte, hatte Lucile mit weltmänniſcher Gewandheit noch einige Bemerkungen zu machen und einige Verhaltungsregeln einzuſchärfen, die ſorgfältig gemerkt wurden.

Mit Angſt im Herzen, die ſich durch ein merkliches Zittern kund gab, ſtieg Erlinde aus. Lucile gab ihr den Arm und führte ſie die Treppe hinauf; im Vorzimmer gab ſie dem Bedienten den Shawl und trat in das Geſellſchaftszimmer, das ſich vor ihr öffnete. Alfred folgte ſehr ernſt.

Bei ihrer Ankunft herrſchte in der ziemlich zahlreichen Verſammlung, das unverſtändliche Geſumme, jenes Durcheinander von Stimmen, was wir gewohnt ſind, mit dem Titel einer geiſtreichen Theegeſellſchaft zu belegen. Nur die an der Thüre zunächſt Stehenden bemerkten die Eingetretenen, die mit ruhiger Haltung vorſchritten. Je näher ſie dem innern Kreiſe ſich näherten, der den großen Theetiſch umgab, deſto größer und bemerkbarer war aber die Aufmerkſamkeit, die ſie erregten. Hier thronte die Frau vom Hauſe, und ſie hatte es nicht fehlen laſſen, die Meldung, die das Billet Lucile's enthielt, das er ihr aus dem Gaſthofe geſchickt hatte, zu verbreiten. Man wußte nun, daß die Fremden, Herr Schröder-Eckhof, der neu ernannte Regiſſeur des Actientheaters ſey, der um die Erlaubniß gebeten, Herrn und Madame Alfred einzuführen, die zwar in der Kunſtwelt noch nicht berühmt waren, aber durch ihre perſönlichen Verhältniſſe jeder Theilnahme würdig ſeyen, die ſie durch ihre Talente gewiß zu rechtfertigen wiſſen würden.

Die Frau vom Hauſe fuhr, nachdem ſie die Ankömmlinge kurz begrüßt hatte, in dem Geſpräche fort, daß ſie ſo eben führte und Erlinde, die ſich in den Kreis der Damen geſetzt hatte, gewann Zeit, ſich die

Geſellſchaft erſt mit ſchüchternen Blicken, dann immer dreiſter zu betrachten.

Nachdem der Thee getrunken war, trat eine augenblickliche Stille ein. Die Präſidentin von Gelbacker unterbrach ſie, indem ſie einem jungen Herrn ein zierlich gebundenes Heft hinreichte.

— Dies iſt das Memoire des alten Mannes, ſprach ſie, das wir von dem Fremden erhielten. Ich habe es abſchreiben laſſen und werde es dem Drucke übergeben, das Honorar kommt armen Schauſpielkindern zu gut. Seitdem ich mich mit dem Theater beſchäftige, bemerkte ich, daß große Armuth bei dem Stande der Künſtler herrſcht. Dem Uebel muß nach Kräften geſteuert werden. Wo der Künſte mildes Scepter waltet, dürfen Töne der Klage, die das Leiden erpreßt, nicht vernommen werden —

— O wie ſchön! wie ſchön! Wie rein menſchlich und deßhalb göttlich! murmelte Alles durcheinander.

— Es ſind ſo eben wieder einige Leute da, die der Unterſtützung bedürfen; wir wollen ſie prüfen und ſind ſie im Stande ihre Verſuche mit Anſtand vor uns zu machen, ſo könnte man ſie vielleicht bei unſerm Actientheater mit einem Plätzchen bedenken, wo nicht, ſo ſollen ſie etwas von dem Honorar empfangen, um weiter zu reiſen —

— Wenn ich um Eins bitten dürfte, bemerkte ein älterer Herr, mit ſarkaſtiſcher Miene, ſo wäre es, den wackern Leuten das Geld nicht vor der Abreiſe vollſtändig einzuhändigen — et par cause —

— Sie wollen ihre ſchlechte Meinung von dem Stande nicht aufgeben — entgegnete darauf ein jüngerer Mann mit grauen Haaren und edeln Zügen, der Haffner, der Vorſtand des neuen Actientheaters war.

— Ich wünſche Ihnen, verſetzte der Andere wieder, ein Privatgelehrter Namens Ton, der einige Luſtſpiele und Dramen im Portefeuille haben ſollte, womit er ſeine vaterſtädtiſche Bühne zu beglücken beſchloſſen, daß ſie die Ihrige nie zu berichtigen Urſache haben möchten. Indeß bin ich dem Stande nicht abhold, wie ſie wiſſen, im Gegentheil —

— Weißt Du ſchon, Amelie, ſprach hier eine ältliche Dame, die Miniſterin, zur Präſidentin gewandt, den Sprecher abſichtlich unterbrechend, daß Leopold ſchon in jeder Loge einen Teppich legen ließ? Wir werden nun warme Füße haben, was bei meiner Migraine eine Hauptſache iſt. Ach, er denkt doch an Alles, er iſt zum Theaterdirector geboren —

Viele von den Herren lächelten; Leopold, der Niemand Anders als der Präſes der Theateractiencompagnie, eben jener Herr Haffner war, verbeugte ſich artig gegen das Lob ſeiner Tante. Er ſtand nehmlich faſt mit allen Honoratioren ſeiner Vaterſtadt in den engſten verwandtlichen Beziehungen.

— Wenn Du jetzt erlauben willſt, chère cousine, nahm die Präſidentin wieder das Wort, ſo wird die Vorleſung beginnen. Ich habe nur noch zu bemerken, daß ich das Manuſcript in ſeiner Originalität erhalten habe; der Alte ſpricht in ſeiner heiligen, patriarchaliſchen Einfalt — ich gebe den verehrten Anweſenden mein Wort, daß ich nichts verändert habe. Es iſt darum nur deſto ergötzlicher und zugleich belehrender — Herr von Narcot wird die Güte haben, anzufangen —

Herr von Narcot, der junge Herr, der aus den Händen der Präſidentin das Heft erhalten hatte, und ein Schöngeiſt von vorzüglichem Waſſer war, wie denn in dieſem Kreiſe — bis auf die Miniſterin, ihrem Gemal und die Präſidentin von Gelbacker — Alles Schöngeiſt oder Künſtler ſeyn mußte — Herr von Narcot ſetzte ſich an einen kleinen, mit zwei Girandolen beſtellten Tiſch, und die Brille zurechtrückend, das Buch mit den zartbehandſchuhten Händen hoch zu den Augen emporhaltend, begann er dumpf, mit näſelndem Tone:

Des alten Komödianten Denkwürdigkeiten.

— Ah, brummte Leopold, der Vorſtand, und ah! ſummte es in der ganzen Geſellſchaft nach.

— Warum Komödiant? fragte Leopold mit beſcheidener Miene.

— Wollteſt Du nicht erlauben, mein Kind — ſprach ſchnell der Präſident, dem man es längſt anſah, daß er wie auf Kohlen ſtand, dieſe Unterbrechung ſich zu Nutze machend — wollteſt Du mir nicht geſtatten, daß ich meine Parthie mache? Ich tauge ja doch nicht bei der Vorleſung, mein Schnarchen ſtört nur bei den ſchönſten Stellen.

Seine Gemahlin würdigte den enragirten Whiſtſpieler keiner Antwort, und wandte ſich zu ihrem Couſin:

— Warum Komödiant? weil es die alte, ſchöne bezeichnende Benennung iſt. Wie ungeeignet iſt das Wort Schauſpieler! Nein — wir wollen zum Alten, Guten gern zurückkehren. Ich finde es auch eben ſo recht, daß die Behörden in Preußen dazu angehalten werden, nicht mehr Hebräer, Iſraeliten, moſaiſche Glaubensgenoſſen zu kennen, ſondern ſich nur mit den alten Juden zu befaſſen; dasſelbe iſt in Baiern ſo ſchön, wo ſie keine Generallieutenants mehr kennen wollen, ſondern nur Feldzeugmeiſter. Nein — Komödianten und nicht anders darfſt Du Deine Künſtler im offiziellen Tone nennen und der Verein iſt die

Truppe nicht Geſellſchaft — es liegt etwas Höheres für mich darin —

— Amelie hat vollkommen Recht — ſagte die Miniſterin, dieſe alten Benennungen klingen ſchöner. Leopold hat ſich uns ſchon in ſo vielen Stücken bequemt, wir verdanken ihm die Teppiche, wir werden ihm ſicher auch noch die Komödianten und noch mehr zu verdanken haben. —

— Ah, fi! Komödiantentruppe — ſagte ein hübſches Mädchen — das gefällt mir gar nicht —

— Ich kann mich nicht recht dazu verſtehen — ſagte der Verſtand — ſo ſehr mir die Wünſche der theuren Couſine ſtets Befehle ſind. Was meinen Sie dazu, Herr von Gerning? fragte er Lucile, deſſen doppelter Künſtlername in dieſem Kreiſe nicht ſo ebenbürtig war, als ſein vermeinter Wirklicher, der das hochgeehrte Von vor ſich ſetzen durfte.

— Es läßt ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten und der Name thut nichts zur Sache — warf jener leicht hin — heißen ja auch die erſten Künſtler Frankreichs nur comédiens ordinaires, was in wörtlicher Ueberſetzung mit „Ordinäre Komödianten“ wiedergegeben werden könnte. Wenn ich aufrichtig geſtehen ſoll, ſo gelüſtet's mich indeſſen ſehr nach dem Inhalte dieſer Memoiren. Das Hiſtoriſche in unſerer

Kunſt intereſſirt mich am Meiſten, und ich mußte mit Bedauern bemerken, daß es bis jetzt bei den meiſten Theatern ſo ſehr vernachläßigt wird —

— Oh, wenn ich bitten darf — Schaubühne, nicht Theater — fiel die Präſidentin dem Sprechenden haſtig in die Rede.

— Warum nun aber Schaubühne? fragte wiederum Leopold.

— Nicht wahr, Du haſt nichts dagegen — fragte der Präſident, der noch immer einer Antwort harrte. Du weißt ja, Liebchen, daß ich vom Theater nichts verſtehe. —

— Auch Du — mit Deinem Theater — ſo geh' nur! ſagte die Frau mit ſchnell auffliegender Röthe, wie dies bei Hyſteriſchen der Fall iſt — ich bitte nochmals um Schaubühne — nicht wahr, Couſin, den einzigen Gefallen thuſt Du mir! In allen Deinen Ausfertigungen, in den Kontrakten: Du ſtellſt bei der Schaubühne an; auf der Schaubühne wird dargeſtellt — Nicht?

— Aber welch ein Grund? —

— Ach, ich weiß keinen anzugeben, als daß es mir mein Gefühl ſagt, es iſt ſo beſſer — ſieh — ich will ja ſonſt nichts an Dir als dieſe Conceſſion noch. Im Uebrigen mögen die Actionärs thun und handeln wie ſie wollen; ich will mich mit meinen zehn Actien ſtille im Hintergrund halten.

Der Präſident ward ſeine Mitſpieler etwas laut.

— Aber wollteſt Du wohl die Güte haben, lieber Mann, uns jetzt zu verlaſſen — ſagte die Präſidentin nicht ohne Heftigkeit — die Verleſung ſoll beginnen, und der Gegenſtand verlangt die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.

Der dicke Mann ſchlich auf den Zehen aus dem Zimmer, wie es ſchien ſehr erfreut, daß er der Verleſung entkam.

Herr von Narcot blickte hierauf lange im Kreiſe umher, und nachdem ſich Alles gereiht hatte, wollte er ſo eben zu leſen beginnen, als ſein Blick auf den Privatgelehrten Ton fiel, der nicht Platz genommen hatte, ſondern erwartungsvoll daſtand.

— Ich muß recht ſehr bitten — ſprach flehentlich der Vorleſer —

— Um was? fragte Ton.

— Sich zu ſetzen, Verehrteſter! Ich kann nicht leſen, Verehrteſter, wenn nicht Alles Platz genommen hat —

Jetzt trat abermals die allgemeinſte Stille ein; Ton hatte ſich geſetzt; Narcot hob das Buch wieder zur Brille empor und begann:

Des alten Komödianten Denkwürdigkeiten.

Einleitung.

— Ah ſo, eine Einleitung — ſchön! ſagte Ton.

— Von? — fragte die Miniſterin, die Taſſe umrührend, mit einem bedeutenden Blicke auf die Präſidentin, die ſtatt der Antwort die Augen niederſchlug.

— Ah!! ging's nur wie ein Lauffeuer durch den ganzen Kreis und Lucile drängte ſich vor, um der Präſidentin eine huldigende Verbeugung zu machen. Alfred ſaß ernſthaft dreinſehend da, ihm lag daran, den Inhalt zu vernehmen; Erlinde lächelte verlegen die Präſidentin an.

— Was hier folgt — begann Narcot jetzt aus dem Hefte zu leſen — iſt das Leben eines armen Komödianten, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren, mit einer Menge von Unannehmlichkeiten und Schickſalen zu kämpfen —

— O ich bitte, unterbrach die Präſidentin den Leſer, kann man hier Schickſale ſagen?

— Warum nicht? ſagte Leopold.

— Ich meinte nur — weil — ſagte die Dame.

— Unbedingt — fügte Ton hinzu.

Die Miniſterin nickte ihrer Couſine freundlich zu, indem ſie einen angefangenen Strumpf hervorzog und zu ſtricken begann. Narcot rückte ungeduldig auf ſeinem

Seſſel hin und her, dann drehete er ſich ſo, daß ſein Auge, wenn er es vom Hefte in die Höhe ſchlug, die Strickende unmöglich gewahren konnte und fuhr alſo fort.

— Und Schickſalen zu kämpfen hatte, die noch heute zum Theil ſich auf dem Lebenswege derer, die ſich der Schaubühne widmen, emporthürmen. Dieſe hinwegzuräumen, die Straße, die zum Innern des Kunſttempels führt, zu ebnen, die Muſen und Grazien zu vermögen, ihre geweihten Hallen zu verlaſſen und ſich unter das Volk zu begeben, das bis jetzt nur die Aftergebilde des Höchſten zur Erkenntniß nahm und am falſchen Scheine ſich ergötzen durfte, iſt der Zweck unſers Vereins. Unſere Schaubühne erhebt ſich auf feſten Grundſätzen, ihr Fundament iſt daher ein dauerndes, ihr Bau ein nach den Regeln der Kunſt, des guten Geſchmacks und der Schönheitslehre ausgeführtes Ganze. Männer und Frauen auf gleicher Stufe der Bildung ſtehend —

Hier verbeugte ſich Alles; Lucile küßte der Präſidentin mit Emphaſe die Hand.

— Der Bildung ſtehend haben es mit Wort und Hand gelobt, das heilige Feuer der Kunſt zu hüten. Um dieſes ſchöne Ziel vollſtändig zu erreichen, ſoll Theorie — die graue — mit Praxis — der grünen — Hand in Hand gehen —

— O ſchön! ſehr ſchön! murmelten Alle.

— Rück- und Vorblicke wollen wir ausſenden, an dem Stabe der Geſchichte wollen wir wandeln, dem was war, wollen wir die Kunſt ablauſchen, das was ſeyn wird, zu geſtalten; die magere, unerquicklich-unzulängliche Vergangenheit wird uns dann lehren, eine beglückende Zukunft hervorzurufen, einen ſeligen Zuſtand des Schaffens und Genießens, den St. Simonismus in ſeiner reinſten Geſtalt, auf daß Göthe's Wort verkörpert erſcheine: „Sind wir in Werdeluſt ſchaffender Freude nah!“

— O unvergleichlich! höchſt — ſehr vortrefflich! riefen Alle.

Narcot fuhr fort:

— Und ſo weiter —

— Wie? Und ſo weiter — fahren Sie fort, wir erlaſſen Ihnen nicht ein Jota — rief Ton.

— Alles! bis auf den Boden! riefen die Uebrigen.

— Ich kann nichts dafür — verſicherte Narcot — den Nebenſtehenden das Blatt zeigend — ſo ſteht's da —

— Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich unterbrochen wurde, als ich eben den Gedanken weiter ausführen wollte, daß die Geſchichte zur Ausbildung irgend einer Kunſt bis zur denklichen Höhe durchaus weſentlich mitwirke — ſagte die Präſidentin. Ich behalte mir das für die nächſte günſtige Stunde vor. Darum eben wollen wir ſammeln, was wir von geſchichtlichen Documenten in unſerer Kunſt finden und deßhalb halten wir Denkwürdigkeiten wie die gegenwärtige in hohen Ehren.

— Trefflich, aber ſchade, rief Lucile, daß die ſchöne Ausführung dieſes ſchönen Gedankens nicht jetzt ſchon uns zu Theil werden kann!

— Zu gütig, Herr von Gerning, ſagte die beſcheidene Verfaſſerin, doch jetzt fahren Sie fort, Herr von Narcot!

Und Narcot las:

— Ich ward geboren zu Neuſtift bei Freiſing, eines Bürgers Sohn —

— Ma foi, ganz antik, rief Ten — das fängt ja an wie ein Chor in der Tragödie —

— St! St! machten Alle.

— Mein Vater war Kloſterbeamter. Die Kloſterherren, bei denen ich die Principia lernte, ſagten meinem Vater: ich ſey ein fähiger Kopf und müßte ſtudiren. Hierauf ging ich alle Tage eine Stunde Vormittags und eine Nachmittags in das Kloſter hinunter, wo ich beim Pater Gilbert die fünf Declinationes auswendig lernte. Nachdem ich die Anfangsgründe der Grammatik wohl begriffen, kam es an die Argumente und damit brachte ich ein Jahr zu; aber erſt nach vollen zwei Jahren durfte ich das Gymnaſium in Freiſing beſuchen, wo die Herren Benedictiner Profeſſoren waren. Hier erhielt ich nach geendigtem Schuljahre zwei Preiſe. Damals war es gebräuchlich, daß man in die Vacanz ging, das heißt: man beſuchte die Klöſter und Herren Pfarrer, um kleine Geſchenke zu empfangen und ſomit etliche Gulden zuſammenzubringen, wovon man ſich die nöthigen Kleidungsſtücke für das kommende Schuljahr anſchaffen mußte. So ging auch ich denn von Kloſter zu Kloſter und kam endlich gar bis nach Insbruck, von Haus zu Haus um ein Viaticum bittend. Unter andern kam ich auch an die Pforte des Jeſuitencollegiums. Da ſtand eine Mutter bei einem Jeſuiten, die ihm ihren Sohn empfahl. Nachdem ſie fortgegangen war, bat ich ihn um ein kleines Geſchenk. — Lieber Kleiner, ſprach er zu mir, wir haben hier ſelbſt viele arme Studenten. — Ja, das will ich wohl glauben, erwiederte ich, aber ich gehöre auch unter dieſe Zahl. — Er lächelte und fragte, woher ich käme. — Ich bin aus Baiern, gab ich zur Antwort. — Ja, wenn das iſt, ſo muß ich ihm freilich etwas ſchenken, weil wir Landsleute ſind. Da er ſchon ſo lange herumgefahren iſt, mag er wohl etliche Tage hier ausruhen. Wart' er! — Er entfernte ſich auf kurze Zeit und brachte mir dann einen Brief. — Da Kleiner, ſprach er, übergeb' er nur dieſes Schreiben der Frau Krippelwirthin, die wird für ihn ſorgen; aber Morgen früh komm' er in die Sacriſtei, um ſechs Uhr leſ' ich Meſſe, er ſoll mir da miniſtriren, da mein Miniſtrant zu den Serviten gegangen iſt.

— Charmant! rief die Miniſterin.

— Wie ich ſagte: patriarchaliſch! ſprach die Präſidentin.

— Patriarchaliſch iſt das rechte Wort! beſtätigte Lucile.

— Wie ſo ganz verſchieden von unſern heutigen Sitten! rief Ton.

Narcot las weiter:

— Ich kam wie er geheißen und miniſtrirte. Nach vollendetem Gottesdienſt mußte ich mit auf ſein Zimmer gehen und nachdem er ſein Remiß gebetet, ſagte er zu mir: geh' nun in die Küche und hol' mir mein Frühſtück. — Ich brachte es und er ſchenkte mir eine Taſſe Caffee ein. Nachdem ich die genoſſen, ging das Fragen an. — Wer ſind deine Eltern und wie heißt der Ort, wo du geboren biſt? — Ich bin zu Neuſtift bei Freiſing geboren und mein Vater iſt

Conventdiener. — Hierauf begehrte er das Zeugniß zu ſehen. Ich überreichte ihm meine zwei Prämien nebſt dem Schulcatalog. Er durchblätterte ihn und ſteckte ihn zu ſich, dann ſprach er: Haſt dich wohl gehalten. Nun ſag' mir, wie gefällt es dir hier? — Gut; ich habe hier ſehr gute, wohlthätige Menſchen getroffen. — Ja, das muß wahr ſeyn. Wir haben für arme Studenten, die fleißig und ſittlich ſind, eine Armenkaſſe und daraus erhalten ſie wöchentlich nach ihrem Wohlverhalten das Almoſen. Doch, damit du weißt, wer ich bin: ich bin der Praefectus Gymnasii. — Ei, wie ſtieg mir da mit einem Male die Röthe in's Geſicht, da mir beifiel, daß die Präfecten gewöhnlich ſcharfe Männer waren. Er aber ſprach: da, Kleiner, ſetz' dich her; hier haſt du Dinte, Feder und Papier, ich will dir ein Argument dictiren, damit ich mich überzeuge, was du bei den Benedictinern gelernt haſt. — Ich ſchrieb und nach gemachter Compoſition übergab ich es ſeinen Händen. Er ſah es durch und war zufrieden. — Wenn du Luſt hätteſt, hier zu bleiben, und deine Eltern ihren Conſens dazu gäben, ſo würde ich in Zukunft für dich ſorgen. — O gewiß, erwiederte ich, ſie werden ſehr erfreut ſeyn, mich in ſo guten Händen zu wiſſen. — Ich ſchrieb nun an meine Eltern und der Hochwürdige legte einige Zeilen bei, die das von mir Geſchriebene beſtätigten. Ich trug ſelbſt den Brief auf die Poſt. Nun vergingen vierzehn Tage, während welcher es mir ſehr gut ging, denn ich ward bei der Krippelwirthin gut gehalten. Allein jeden Tag mußte ich auf meines Beſchützers Zimmer ſtudiren und ich durfte es ohne ſeine Erlaubniß nicht verlaſſen. Eines Tages zog er ein Schreiben aus ſeinem Pult hervor und fragte: Kennt er die Schrift? — Herr Je, rief ich, es iſt die Hand meiner Mutter — alſo haben meine Eltern geſchrieben? — Ja, aber er muß fort von hier; er muß nach Hauſe! — Da ſchoſſen mir Thränen aus den Augen und ich konnte kein Wort vorbringen. — Er blieb alſo gern hier? — O ja, herzlich gern! — Jetzt erſt las er mir den Brief vor. — Sey ruhig, ich wollte dich nur prüfen, ſprach er, deine Eltern werden die Kleider und Wäſche durch den Boten überſchicken. — Wer war nun froher als ich, daß mir Gott einen ſolchen Freund ſchenkte, der mir in allem Nothwendigen an die Hand ging und mich unterſtützte, um meine Studien fortſetzen zu können. Jetzt begann das Schuljahr, und die Unterſtützung aus der Armenkaſſe der Studenten wurde mir zu Theil, nur wurde das Geld immer an die Koſtfrau geſchickt und ich erhielt nur ein Paar Kreuzer am

Recreation. Durch die Hülfe Gottes und dieſes hoch würdigen Mannes verfloß ein Jahr nach dem andern in Frieden und Freuden, und ich reifte zum Jüngling heran. Ich war jetzt Rethor im zweiten Jahre, verſirte ſelbſt, componirte Reden vom Katheder herab, ſpielte auch in den Faſtnachtsſpielen und Proclamationen, die zu Ende des Schuljahres gehalten wurden —

— Aha, jetzt entwickelt ſich's — ſagte Ton.

— Bisher war's eine Art von Kloſtergeſchichte — ſprach die Miniſterin.

— Aber welch ein Reiz der Unmittelbarkeit — welche Naivität — rief Lucile.

Alfred, der nach Erlinde blickte, bemerkte eine auffallende Unruhe in ihren Zügen, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte. Er wurde aufmerkſamer auf das, was geleſen wurde, um vielleicht hier eine Urſache zu entdecken.

Eines Tages ließ mich der Präſect rufen. — Nun, Meiſter Jacob, ſagte er zu mir, wo nun hinaus, das Schuljahr geht zu Ende, künftiges Jahr wirſt du Akademiker, da hört die Unterſtützung auf und Du mußt für dich ſelbſt ſorgen. Ich ſelbſt werde in das Exercitienhaus nach München als Präſes verſetzt. — Das war ein Donnerſchlag für mich; ich weinte. Er tröſtete mich aber und fragte: ob ich keinen Beruf zum Geiſtlichen in mir fühle? — Ich erwiederte, daß ich Norbertiner werden wollte. Dies gefiel ihm und er ſprach: Wiſſe, daß in dieſem Jahre Studenten von guter Aufführung und fähigen Köpfen in unſern Orden aufgenommen werden. Haſt du Luſt, ſo gehe zum Pater Rector und melde ihm deine Geſinnung; ich werde auch noch ſelbſt mit ihm ſprechen und dir ein gutes Wort reden. — Ich ergriff ſeine Hand, drückte ſie an mein Herz, ſprang auf, eilte zuvor noch in die Küche und ging dann zum Pater Rector, dem ich, wie es gebräuchlich war, zu Füßen fiel und ihn inbrünſtig um die Aufnahme in den heiligen Orden des heiligen Ignatius bat. Er hob mich auf und ſprach: Ich will es alſogleich dem eben hier anweſenden Herrn Provinzial melden. Geh' er jetzt in Gottes Namen, die Antwort wird er von dem Pater Präfecten ſchriftlich bekommen. Mir war als hätte ſich ein ſchwerer Stein von meinem Herzen weggewälzt; ich eilte zurück zu meinem wohlthätigen Freund, um ihm die Worte des Herrn Rectors zu hinterbringen. Ich mußte ſogleich an meine Eltern ſchreiben und um ihre Einwilligung nachſuchen. Sie antworteten: es wäre ihnen nicht vollkommen anſtändig, daß ich in den Jeſuitenorden ginge, ſie hätten mich lieber weiß als ſchwarz geſehen. Die Norbertiner tragen nehmlich weiße Habite. Doch fügten ſie hinzu, wenn es mein Beruf ſey, ſo ſollte ich nur hingehen und Jeſuit werden. Als ich dem Pater Reisner dieſes Schreiben mittheilte, überreichte er mir ein Anderes, welches die Zuſage enthielt, daß ich von dem Pater Provinzial in den Orden des heiligen Ignatius aufgenommen ſey. Er wünſchte mir Ruhe und Zufriedenheit zum neuen Stande und ſandte mich hierauf zum Pater Provinzial. Ich fiel ihnen zu Füßen, dankte und küßte weinend ihre Hände. Ich vermochte nicht zu reden, ſtotterte nur und konnte faſt nicht die Thür finden, ſo war ich außer mir. Der Herr Provinzial gab mir ſeinen Segen und der Pater Rector drückte mir ein Paar Thaler in die Hand und ſprach: Reiſe jetzt zu deinen Eltern! Laſſe dir deinen Taufſchein beſorgen, da du denſelben am Orte deiner Beſtimmung abgeben mußt. In vier Wochen mußt du in Landshut eintreffen. — Dies war nehmlich der für die in der bairiſchen Provinz geborenen Noviciaten beſtimmte Aufnahmsort. Dem Pater Reisner, den ich wie meinen zweiten Vater betrachtete, dankte ich recht inniglich für Alles, was ich Gutes von ihm erhalten hatte; er küßte mich und übergab mich dem Innsbrucker Boten. — Leb' wohl, guter Junge, rief er mir nach, Gott ſey dein Geleitsmann und täglich werd' ich dich in mein Gebet einſchließen. Leb' wohl!

— Unendlich — ſagte die Miniſterin, die das Wort „unmittelbar“ gehört, aber wieder vergeſſen hatte, und es hier anwenden wollte.

— Aecht — wahr — treu — objectiv — ſo lauteten kurze Unterbrechungen an dieſer Stelle.

— Wir übernachteten in München, fuhr Narcot fort — und zogen am andern Morgen nach Neuſtift. Um Mittag kam ich an. Die Eltern riefen ſogleich die Familie herbei und als ich dieſer, zu ihrer großen Freude die Aufnahme in den Jeſuitenorden verkündete, legten ſie Geld zuſammen, damit ich als geiſtlicher Hochzeiter mit einem Faver, das heißt einem Blumenſtrauß am Hute, in Freiſing mit ihnen herumwandeln konnte. Als der Herr Prälat und ſämmtliches Convent durch meinen Vater von meiner Ankunft Nachricht erhalten hatte, ließ er mich ſogleich zu ſich entbieten. Ich machte ihnen hierauf meine Aufwartung in Begleitung meines Vaters. Der Prälat behielt mich nun im Kloſter, bis daß ich zu meiner Beſtimmung abreiſte. Ich erhielt ein Zimmer, aß mit den Vätern im Refectorio und ſo verging meine Vacanz in Jubel und Freude. Oft gab mir aber der Herr Prior zu verſtehen: Sie hätten immer gehofft, auch einmal ein Hofmarkskind in ihrem heiligen Orden zu ſehen. — Je nun, Gott führt ja die Seinen auf verſchiedenen Wegen zu ihrem Ziele! — Endlich brach der Tag des Abſchieds an. Mit betrübtem Herzen ſegneten mich meine Eltern, ſo wie alle Patres im Kloſter, ſelbſt der Herr Prälat kam herunter. Er empfahl mich dem Schutze Gottes und ich bat das ganze Convent, meiner Eltern eingedenk zu ſeyn. — Als der Wagen abfuhr, hörte ich beſtändig rufen: Leb' wohl, Jacob! lebt wohl, Vetter! Gottes Segen ſey deine Begleitung! und ähnliche gute, fromme Wünſche.

In Augsburg beſuchte ich den Pater Jahn, im Jeſuitencollegium; er freute ſich, mich zu ſehen und führte mich bei den andern Patres auf, die mir ſämmtlich Glück wünſchten. Der Herr Pater Jahn gab mir noch einen Brief an meinen künftigen Herrn Novizenmeiſter mit und ich empfahl mich mit tauſendfältigem Dank. Als ich am andern Tag über das Lechfeld nach Landsberg reiſte, fragte ich den Kutſcher, was das für ein Gebäude dort oben auf dem Berge wäre? — Das dort? ſagte er, indem er mit der Peitſche dorthin zeigte — das iſt das Jeſuitencollegium.

Ein Schauer überfiel mich, den ich mir nicht zu erklären wußte. Mich beſchäftigten mancherlei

Rückerinnerungen. Je nun, dacht' ich, der erſte Schritt iſt gethan und in tiefen Gedanken verſunken, merkte ich gar nicht, daß wir am Gaſthof hielten, der für die Candidaten beſtimmt iſt. Im obern Zimmer fand ich ſchon mehre verſammelt; auch ein Schulcamerad war darunter. Wir ſetzten uns zu Tiſche und Einer munterte den Andern auf. Der Gaſtwirth ließ es indeſſen an der Pforte melden, daß die Candidaten ſchon alle angekommen ſeyen. Gleich darauf langte ein Briefchen an, das uns auf den andern Morgen acht Uhr hinaufbeſchied; denn das Kloſter liegt auf dem ſogenannten Michaelisberg. Um ſechs ſtanden wir auf, verrichteten unſere Morgenandacht, gingen in die Kirche, um die Meſſe zu hören und meldeten uns hierauf an der Pforte. Man führte uns ſogleich zu dem Herrn Pater Rector des Collegii. Er ſchellte und unſer Herr Novizenmeiſter, ein großer, anſehnlicher Mann, mit einer nachdenklichen Miene, trat in's Zimmer. Der Herr Rector hielt uns eine Anrede und übergab uns dann dem Herrn Pater Novizenmeiſter, der uns in's Noviziatenhaus führte, welches durch einen bedeckten Gang mit der Kirche und dem Collegium zuſammenhängt. Er zeigte uns das Recreationszimmer, dann den Speiſeſaal, wo eben das Eſſen aufgetragen wurde. Nachdem wir [illegible] gegeſſen und hierauf wieder gebetet hatten, führte er uns, da liebliches Wetter war, über die Lechbrücke zu einer Kapelle, die man die Altöttinger Kapelle nennt. Hier wurden etliche Ave Maria gebetet und die Litanei, dann begaben wir uns wieder nach Hauſe. So wurden wir Alle vierzehn Tage lang wie Gäſte des Collegiums behandelt.

Am Vorabend des heiligen Stanislaus mußten wir beichten, am Tage des Heiligen ſelbſt communiciren. Nachdem die Andacht verrichtet war, wurden Denen, die Haarzöpfe trugen, dieſe abgeſchnitten und die Kleider ausgezogen. Wir knieten vor dem Hochaltar nieder. Der Prieſter empfing hierauf von dem Ceremoniarius die Habite und warf ſie uns über die Köpfe, dann umſchlang er unſere Hüften mit dem ledernen Gürtel und übergab uns den Roſenkranz, den wir in den Gürtel ſteckten. So ausgerüſtet, wurden wir als angehende Jünger des heiligen Ignatius zu deſſen Altar geführt und eingeſegnet. Wir legten nun das Gelübde des Gehorſams, der Demuth, der Unterwerfung und der Keuſchheit ab, und nachdem das geſchehen war, wurde der Novizenmeiſter herbeigerufen, der uns paarweiſe in das Noviziatenhaus zurückführte. Hier hielt er eine Anrede und gebot uns das ſtrengſte Stillſchweigen; Niemand durfte mehr ohne ſeine Erlaubniß ein Wort reden; dann wies er uns unſere Plätze im Studierzimmer, ſo wie bei Tiſche an. In unſern Zellen fanden wir ein Schreibepult, einen kleinen Hängekaſten, einen Seſſel, einen Gebetſchemel, an der Wand hing das Bild des Gekreuzigten. Oben auf lag ein Cilicium, eine Geißel, einige geweihte Sachen, ein Meditationsbuch, die Ordensregeln und Thomas a Kempis. Im Pult lagen ſechs Bogen Papier, zwei Federn, ein Federmeſſer, eine Papierſcheere. In dem Hängekaſten war unſere Wäſche, ein Sommerhabit und ein runder Hut. Erſt wenn man die Profeß ablegte, erhielt man den ſchwarzen Mantel, nebſt Stab und Pilgermantel. Die Fenſter gingen an einen Ort, wo man nur das Blaue am Firmament ſehen konnte, doch hatte man Sonnenſchein und Mondlicht.

— Wie einfach rührend — dieſes Kloſterleben!

— Armer Novize —

— Es iſt als ob man ihn vor ſich ſähe und ſprechen hörte — ſo rauſchte es durcheinander.

— Wird denn dieſer angeworbene Jeſuite auf's Theater gehen? fragte die Miniſterin und fuhr ſich in Gedanken mit der Nadel, die ſie abgeſtrickt, in die Friſur —

— O, wenn ich bitten darf — nur weiter! ſprach die Präſidentin —

— Bald ließ uns wieder der Novizenmeiſter in das Studierzimmer ruſen, fuhr Narcot fort, um uns die Statuten noch einmal zu erklären. Er verſprach uns ſeine Liebe, wenn wir ihm in allen erlaubten Dingen gehorchen würden.

Unſre Geſchäfte begannen nunmehr und waren ſehr verſchiedenartig. Bald mußten wir eine Trage nehmen und Holz herbeiſchleppen, dann mußten wir es klein ſägen, oder Hoſtien backen, die Gänge reinigen, Wäſche zuſammenlegen, den Gemüſegarten begießen. Oft mußten wir Alles, was wir gerade unter der Hand hatten, ſtehen und liegen laſſen und etwas Anderes vornehmen; dies geſchah aber nur, um unſern Gehorſam zu prüfen. Alle Stunden des Tages waren der ununterbochenen Arbeit gewidmet. Wir durften nie zu zwei ſeyn. Mit dem Schlage neun Uhr, nach verrichtetem Abendgebet, mußten die Lampen ausgeblaſen werden und um dreiviertel auf vier Uhr Morgens mußten wir aufſtehen. Nachdem wir uns gewaſchen, verfügten wir uns nach dem Chor der Kirche, um mit lauter Stimme unſere Morgenandacht zu verrichten. Dann kam die Meditation und nachdem dieſe vollbracht war, ging's in die Kirche hinab, um bei der Meſſe zu dienen. Hatten wir nun gefehlt oder nicht, ſo mußten wir uns doch zu des Novizenmeiſters Füßen werfen und uns eines Verbrechens oder Vergehens anklagen. Gab er Verweiſe, ſo mußten wir ſie mit niedergeſchlagenen Augen hinnehmen, ohne einen Laut von uns zu geben oder eine Miene zu verziehen. Man ſtand ſtill und ſtumm, bis daß er ſagte: Nun geh' er! Dann dankte man ihm für die ertheilte Ermahnung demüthigſt. Fehlte man öfter, ſo wurde man im Speiſezimmer abgeſtraft, z. B. man mußte auf dem Boden ſitzen oder niederknien. Hier brachte man dem Büßenden eine irdene Schüſſel, worin ein Stein lag und neben ihn ſtellte man einen Waſſerkrug. Eine gelindere Strafe war, wenn man allein an einem Tiſchchen aß — ſo man das Katzentiſchchen nannte. In dieſer Strafe verblieb man ſo lange, bis daß der Novizenmeiſter klopfte, oder ſo lange, als über Tiſch geleſen wurde. Dies geſchah aus Aſceten oder aus den Briefen der Apoſtel, oder aus der heiligen Legende. Nach dem Eſſen wurde ein kleiner Spaziergang gemacht, wenn das Wetter günſtig war, wo nicht, ſo blieb man zuſammen und erzählte einander, was man noch für Geſchäfte zu verrichten oder was man zu ſtudieren habe. Was man auch immer ſchreiben mochte, mußte dem Novizenmeiſter zum Leſen vorgelegt werden, auch unterſuchte er dann wohl das Papier im Pulte und fehlte ein Bogen, ſo hieß es gleich: Care! was hat er geſchrieben? — es fehlt ein Bogen Papier. Da mußte man ſchnell Rechenſchaft ablegen und war das Papier noch da, es ſogleich ſeinen Händen übergeben. In dieſer Ordnung ging es alle Tage. So verfloſſen Monate, Jahre — denn bei den Jeſuiten dauerte das Noviziat zwei Jahre. Endlich ſtand ich am Ziele. — Da erſchienen Anfangs Septembers Commiſſäre aus München in unſerm Collegium und verkündeten, daß Seine Heiligkeit Pabſt Clemens XIV. unſern Orden aufgelöſt habe. Der Menſch denkt! Gott lenkt! Die Patres wurden nun vertheilt, ſie konnten ein Kloſter wählen oder den Weltprieſterſtand. Mit uns Novizen machte man nicht viel Umſtände. Ihr könnt nun wieder hingehen, wo Ihr hergekommen ſeyd, hieß es. Gebt Euere Habite ab, und hängt den heil. Ignatius an den Nagel. Was Ihr in's Collegium mitgebracht, ſoll Euch nebſt dem Reiſegeld gegeben werden.

Dictum, factum, da ſtanden wir nun und ſperrten die Mäuler auf und ſchauten einander an. Mich traf dieſe Verwandlung am Härteſten. Die Andern hatten wohlhabende Eltern und kamen in ihr gutes Vaterhaus zurück; wohin aber mit mir? Zu meinen armen Eltern, die ſich ſelbſt kümmerlich ernähren mußten, indem die theuere Zeit in den letzten Jahren ſie in Armuth geſtürzt hatte, daß ſie Alles von einigem Werthe veräußern mußten? Nachdem ich ein wenig bei mir die Sache überlegt, dacht' ich: ich reiſe wieder nach München. Mein Jugendfreund Pater Reisner iſt Präſes in dem Exercitienhaus, vielleicht weiß er nun wieder Wege und Mittel, und ſo verließ ich dann Landsberg und ging nach München. Dort angekommen war mein erſter Gang zum Pater. Ich ließ mich durch den Hausmeiſter anmelden. — Grüß' Dich Gott, lieber Jacob, rief mir der wackere Freund zu, als er meiner anſichtig wurde. Wer hätte denken ſollen, daß der aller Orten ſo berühmte Orden würde aufgehoben werden! Ein Orden, der ſich immer dem päbſtlichen Hofe aufopferte, ihm ſtets treu. redlich und ſehr ergeben ſich bezeugte. Je nun, Herr! es war dein Wille! Da ſetz' Dich, und trink' ein Glas Bier! Nun, wie iſt's jetzt mit Dir? — Ja, wie wird's ſeyn! erwiederte ich, Gott mag es wiſſen! Euer Hochwürden waren mein erſter Gedanke. Es war mir, als flüſterte mir eine innere Stimme zu, geh' nach München, Dein beßter Freund, Pater Reisner lebt ja noch. Der Mann, der mich in Innſpruck wie ein Vater verſorgte, wird mir auch jetzt mit Rath und That an die Hand gehen, ſo dacht' ich. — Wir wollen ſehen, was zu machen iſt, ſagte er darauf; ſich

Dich unterdeſſen nach einem Quartier um. Mein Tiſchvorleſer war mir ſo nicht anſtändig, Du kannſt ſeine Stelle einſtweilen verſehen. Da bekommſt Du Koſt und ein Trinkgeld. Ich werde auch, obſchon wir Exjeſuiten ſind, mit dem Präfecten reden, daß er Dir Inſtructionen verſchafft. — So kam ich denn für diesmal wieder in die Höhe. Das Schuljahr fing an; ich ging ſelbſt zum Präfecten, und zeigte ihm meine Atteſtate; hierauf ging ich zum Pater Gurgler, ebenfalls Exjeſuit, der damals Profeſſor der Phyſik war, und bat ihn ſeinen Vorleſungen beiwohnen zu dürfen, was er mir auf ſehr ſchmeichelhafte Weiſe gewährte.

So war nun Alles eingerichtet, und ich lebte wieder friedlich und zufrieden, als im Monate November Herr Rieſer, Regiſſeur des Theaters in München, den Pater Reisner, der früher ſein Profeſſor in Augsburg geweſen war, durch einen Beſuch erfreute. Da ich eben etwas Nothwendiges zu ſchreiben hatte, ſo blieb ich. Unter Andern kam das Geſpräch auch auf das Theater, und da Herr Rieſer ſehr wohl gekleidet erſchien, ſo fragte der Pater, was er doch Gage hätte? Er denke, daß er ſich in guten Umſtänden befände. — O ja, erwiederte Herr Rieſer, ich habe jährlich mit meiner Frau ſechszehnhundert Gulden. — Sapperment, werden die Herren ſo gut bezahlt? — Auch habe ich das Geſchäft eines Theaterregiſſeurs und bekomme dafür ebenfalls eine Belohnung. — Hm, dachte ich ſo bei mir, da kann ja Einer wie ein Kavalier leben. Ja, wem ſo etwas doch auch beſcheert wäre! — Als Herr Rieſer fortgegangen war, ſagte der gute Pater: Wie doch das Theater ſeit einigen Jahren ſich emporgeſchwungen hat! Es iſt ſehr gut, daß man den Hannswurſt und andere Poſſenreißer von der Bühne verbannte und nunmehr nur regelmäßige und moraliſche Schauſpiele producirt werden. — Da dacht' ich bei mir, ich muß doch auch einmal das Theater beſuchen. Nachdem ich mit meiner Schreiberei fertig war, und nach meinem Quartiere ging, wurde ich durch den Beſuch meiner Eltern überraſcht. Sie klagten ſehr über die theuere Zeit, und lobten den Pater Reisner, daß er ſie der Sorge für mich überhoben und mich in den Stand geſetzt hatte, mir ſogar etwas Geld zu verdienen. — Ach, lieber Jacob, ſagte die Mutter, wenn Du uns nur ſo viel geben könnteſt, um etwas Getreide zu kaufen, damit wir Brod zu unſerm Unterhalt hätten! Mehr verlangen wir nicht. — Ich verſprach zu thun, was in meinen Kräften ſey; lud ſie ein bei mir zu eſſen, und über Nacht mein Zimmer mit mir zu theilen. Sie gingen darauf in die Kirche zum Herzogsſpital und verſprachen wieder zu kommen. Nachdem ſie dem Pater Reisner ihren Dank abgeſtattet hatten, waren ſie auch bald wieder zurück. Sie aßen mit mir, und ich gab ihnen vier Thaler, die mir die gutmüthige Hausfrau geliehen hatte.

Als wir um neun Uhr zur Ruhe gingen, konnte ich nicht ſchlafen. Mancherlei Gedanken ſtiegen in mir auf, unter Andern kam mir auch das Theater in den Sinn. — Mein, wie wär' es, dachte ich, wenn ich Herrn Rieſer beſuchte und ihn fragte, wie man denn zum Theater kommen könnte, um den armen Eltern beizuſtehen, und mit dem Theater beſchäftigte ich mich die ganze Nacht —

— Wollten Sie wohl, Herr von Narcot, unterbrach hier die Präſidentin den Vorleſer, ein Ohr einbiegen. Mir iſt das Theater entgangen — es ſollte überall Schaubühne ſtehen.

Narcot gehorchte und fuhr fort:

— Am andern Morgen weckten mich frühzeitig meine Eltern aus meinen Träumen von der — Schaubühne. Sie kamen ſchon aus der Kirche, die guten, frommen Leute. Nach dem Frühſtücke nahmen ſie unter Thränen und Dank für das ihnen gegebene Geld, Abſchied von mir. Ich verſprach von Zeit zu Zeit etwas nachfolgen zu laſſen und gab ihnen das Geleit bis Schwabing, wo der Freiſinger Bote ſchon auf ſie wartete. Als ich nach München zurückkam, war meine erſte Sorge daran zu denken, wie ich die vier Thaler zurückzahlen könnte. Zwar gab ich Unterricht, allein der trug damals noch nicht ſo viel wie heutzutage. So erhielt ich zum Beiſpiel für einen Knaben pr. Monat nur achtundvierzig Kreuzer. Mein Zimmer und Bett koſteten einen Gulden, dann noch Wäſche, Schuſter, hie und da auch ein Kleidungsſtück; es war da keinerlei Ausſicht eine ſolche Schuld zu tilgen. Dies überlegte ich nun bei mir. Ging ich wieder ins Kloſter, ſo war es mit der Unterſtützung meiner Eltern nichts. Denn wollte ich mir auch manches am Munde abſparen, jedes Stückchen Brod, jeder Tropfen Bier, gehörte dem Convent, ihm mußte es erhalten werden, und ich durfte darüber nicht zum Vortheil eines Andern verfügen.

Ei was grüble ich denn lange, rief ich plötzlich — ich wage den Schritt und mache dem Herrn Rieſer meine Aufwartung. — Ich überlegte damals nicht, ob ich auch wohl Talent zur Schauſpielkunſt beſäße, ſondern mir lag nur die Unterſtützung meiner Eltern im Sinn. Als mich Herr Rieſer in ſeinem Zimmer anſichtig wurde, rief er erſtaunt: Seh' ich recht, ſo ſind Sie ja der Herr Lector im Exercitienhaus! Verlangt etwa Herr Pater Reitner meine Gegenwart? —

Nein, erwiederte ich, ich komme für mich ſelbſt zu ſprechen und bedarf ihres freundſchaftlichen Rathes. Ich habe große Luſt zum Theater — zur Schaubühne — zu gehen, und da wollte ich Sie recht ſehr bitten, mir zu ſagen, wie und auf was für Art man dazu kommen könnte. In den Jeſuitencomödien habe ich freilich ſchon viele Rollen geſpielt, das wird mir aber wenig bei der Ausführung meines Vorhabens helfen können. — Doch, verſetzte Herr Rieſer, ich war auch Student wie Sie. Durch Fleiß, Nachdenken und Liebe zur Kunſt kann man es mit der Zeit zu etwas bringen. Doch können Sie erſt darauf rechnen, nach einem zwei- oder dreimonatlichen Unterrichte öffentlich aufzutreten. — Ich fragte ihn, ob er wohl die Güte haben wollte, mir dieſen Unterricht zu ertheilen? — Er verhieß es mir. — An Ihrem Talente, ſetzte er freundlich hinzu, zweifle ich nicht, beſonders da Sie Rhetorik abſolvirt haben, mithin in der Redekunſt ſchon mehr erfahren ſind, als manche Andere. Vor allem Andern müſſen Sie aber Haltung des Körpers, ja Stehen und Gehen lernen, bevor Sie weiter können. Jeder Anfänger muß zuerſt in die Tanzſchule des Herrn Conſtant. Der Menuetſchritt iſt das Erſte, was jedem angehenden Künſtler höchſt nothwendig zu erlernen iſt; denn dadurch lernt er den Körper zu tragen, wie auch die richtige Bewegung der Füße und Hände. Hat der Schüler dies einmal begriffen, ſo muß er vierzehn Tage oder auch nach Umſtänden länger, links und rechts auf dem Theater herumgehen, Stühle ſetzen, Briefe hereintragen, anmelden, damit er die Furcht verliert, und dann erſt, wenn dieſes Alles in gehöriger Ordnung beſeſtigt iſt, bekommt er kleine Rollen zu ſpielen. Sieht man, daß Talent, Fleiß und Geſchicklichkeit vorhanden ſind, ſo kommen nach und nach größere Rollen. Gefällt er, ſo wird er zum Herrn Intendanten gerufen, der dann entſcheidet, welche Gage er erhalten ſoll. Ich fragte ſchnell, wie viel man wohl bekommen könne? — Je nun, ſagte Rieſer, Einige haben ſchon zwanzig, ſelbſt vierundzwanzig Gulden im Monat erhalten. Es kommt hier Alles auf Umſtände an. — Ich war im Himmel und bat, daß Herr Rieſer mich doch dem Herrn Conſtant empfehlen möchte, um zu meinem Zwecke zu gelangen. Er verſprach das Beßte.

Nach vier Tagen ſagte er mir: Es wird gehen, hoff' ich, folgen Sie mir in die Tanzſtunde. — Er führte mich in das Theatergebäude —

Hier machte der Vorleſer eine Pauſe und ſah auf die Präſidentin, mit einem fragenden Blicke. Dieſe beſann ſich aber nicht lange, und ſagte verbeſſernd:

— Komödienhaus —

— in das Komödienhaus — fuhr Narcot in ſeiner Lectüre fort — und ſtellte mich Herrn Conſtant auf das Artigſte vor. Dieſer betrachtete mich lange und forſchend, endlich ſagte er: Am erſten künftigen Monats können Sie meine Tanzſtunden beſuchen. Herr Nieſer erlaubte mir noch, an Tagen, wo kein Schauſpiel war, ihn beſuchen zu dürfen. — Sie müſſen mir immer zuerſt — ſagte er — etwas laut vorleſen, dann das Vorgeleſene declamiren, und ſo werden ſie nach und nach Routine in der Declamation bekommen. —

Ich ging nunmehr an meine Geſchäfte, und war recht von Herzen froh, die erſten ängſtlichen Schritte überwunden zu haben. Ich beſuchte bald fleißig die Tanzſchule, verſäumte nicht die Declamirſtunden, ſo oft ſich die Gelegenheit mir bot, und ſo verfloß der erſte Monat. Nach dieſem fingen die Theaterproben an. Ich mußte auf der Schaubühne bald links, bald rechts gehen, dann wieder in der Mitte nach vorn, um einer Dame oder einem Herrn ein Compliment zu machen, einen Stuhl zu präſentiren, oder Verſchiedenes zu überreichen; fehlte ich gegen den Anſtand, ſo mußte ich's da capo machen. Auf den Abend zog ich eine Livree an und half Tiſch und

Stühle wegräumen, Briefe hereintragen und ſie übergeben, anmelden, und dergleichen. Dies Alles geſchah, um die Furcht zu überwinden. Endlich bekam ich eine Rolle, nicht vollends einen Bogen ſtark; eine Art von Liebhaber oder Chevalier. Ich mußte ſie memoriren und Herrn Rieſer aufſagen. Zum Glück ſpielte ich das erſte Mal mit Madame Rieſer. Bei der Probe gab man mir einen Chapeau-bas in die Hand. Ich hatte in meinem Leben kein ſolches Ding geſehen, noch weniger in der Hand gehabt, darum machte es mir viel zu ſchaffen. Es ſchlüpfte mir immer durch den Arm; der Degen kam mir oft zwiſchen die Beine, auch die hohen Abſätze an den Schuhen, war ich nicht gewohnt; kurz, alles genirte mich. Nachdem ich bei den Proben ziemlich in Ordnung gekommen war, wurde die Aufführung angeſetzt. Die Truppe, das heißt, die Acteurs und Actricen, kamen zur Hauptprobe. Herr Rieſer ſtellte mich vor. Es waren zugegen: Herr Neuſeul und ſeine Frau, die Herren Appelt, Ballo, Clement, Xaver Huber, Steiner und Madame Spezzi. Ich bat demüthigſt: ſie möchten Nachſicht mit mir haben, und ſie ſprachen mir Muth ein. Die Komödie hieß: die Probe der Treue und Zärtlichkeit. Meine Rolle war ein wahrer Papillon, wie ſie damals Mode waren. Nachdem Ende der Vorſtellung ſagten mir die Herren: bei der Aufführung ſey mir die Rolle beſſer gelungen, als bei der Probe, ich wäre degagirter geweſen. Beim erſten Abgang wurde ich ſtark applaudirt. Meine zweite Rolle war der Herr von Glocke, in dem Geheimnißvollen, dann erhielt ich den Durimel in der franzöſiſchen Einquartierung und noch drei Rollen in dem Galeerenſclaven, im Poſtzug, und in der großen Toilette.

Der Intendant, Herr Graf von Seeau, ließ mich jetzt zu ſich rufen, äußerte mir ſeine Zufriedenheit und ſchenkte mir vier Ducaten. Die Gage, die er mir feſtſetzte, war vier und zwanzig Gulden monatlich. Wer war glücklicher, als ich! Es waren die erſten Goldſtücke, die ich in meiner Hand hielt. Ich bezahlte meine Schulden, und die erſte Gage ſchickte ich meinen Eltern, und von den andern ſtets fünf oder ſechs Gulden. Als Herr Steiner, der die erſten komiſchen Bedienten ſpielte, unpäßlich wurde, und ich einſtweilen ſein Fach übernehmen mußte, erhielt ich zwei Gulden Zulage. Herrn Nouſeul hatte ich das Meiſte zu danken. Er war ein trefflicher Theoretiker und in Allem ſehr erfahren. Nur er war Urſache, daß ich ſo ſchnell fortſchritt. So vergingen mir drei und ein halbes Jahr; da ſtarb Churfürſt Maximilian

Joſeph, und das Theater wurde, der Landestrauer wegen, geſchloſſen. Nachdem dieſe zu Ende war, berief Carl Theodor den Herrn Marchand mit ſeiner Geſellſchaft von Mannheim. Wir Andern wurden entlaſſen. Mir gab Herr Nieſer einen Brief an den Director Moſer nach Nürnberg, und hier bekam ich eine Anſtellung. Durimel war meine erſte Rolle, und ich erhielt eine Wochengage von neun Gulden. Im Herbſt ging ich mit der Truppe nach Augsburg, wo er ſie der Leitung des Herrn Emanuel Schikaneder übergab. Dieſer bezahlte ihm für die Garderobe, Bibliothek und die Decorationen, Viertauſend Gulden, die er von den Banquiers vorgeſtreckt erhielt.

Wir blieben bis Oſtern; dann gingen wir nach Ulm, zur ſchwäbiſchen Kreisverſammlung. Dies dauerte nur ſechs Wochen. Während dieſer Zeit ließ der Miniſter Schikaneder rufen, und ſagte ihm: er ſolle zum Herzog nach Stuttgart reiſen, der zur ſogenannten Venetianer-Meſſe eine deutſche Geſellſchaft zu haben wünſche. Schikaneder beſann ſich nicht lange. Der Herzog ließ das Ballhaus zu einem Theater einrichten, und nachdem dies geſchehen war, reiſte die Truppe nach Stuttgart ab. Wir gefielen, weil man dort ſchon ſeit geraumer Zeit kein deutſches Schauſpiel geſehen hatte. In dem Hoftheater wurden bloß kleine franzöſiſche Luſtſpiele und Operetten von Zöglingen der hohen Carlsſchule aufgeführt. Hier profitirte Schikaneder mehr als ſechstauſend Gulden und im Herbſt reiſten wir wieder nach Augsburg zurück. Wir blieben dort bis zur Faſtenzeit und gingen dann nach Neuburg an der Donau. In der Charwoche wurde die Reiſe nach Nürnberg gemacht. Als aber der Sommer kam und viele Kaufleute verreiſten, da ward die Einnahme ſehr unbedeutend. Schikaneder war jedoch ein Spekulant. Er gab das neue Stück vom jungen Doctor Göthe: den Götz von Berlichingen, in zwei Abtheilungen, an zwei verſchiedenen Abenden. Er brachte darin Pferde auf die Schaubühne; das war etwas Neues für die Nürnberger und jedesmal wurde es zum Erdrücken voll.

— Der junge Doctor — Göthe — der die Pferde auf die Schaubühne bringt —

— Und den ſpäter ein Hund davon vertreibt —

— Der junge Doctor Göthe —

— Gerade wie man Heute von Gutzkow ſpricht —

— Das iſt denn doch etwas Anderes —

Ein allgemeines St! St! erſtickte die aufglimmende Debatte, und Narcot fuhr fort:

Auch der Siegwart, nach dem damals eben erſchienenen Roman bearbeitet, den Alles geleſen hatte, machte ein volles Haus. Um den Beuteln der Nürnberger Ruhe zu gewähren, gingen wir nach Rothenburg an der Tauber. Hier bekam Schikaneder Briefe aus Laibach, die ihm den Wunſch offenbarten, daß ſie dort für den Winter eine deutſche Truppe haben wollten; und um die Reiſe beſtreiten zu können, überſandte man ihm vierzehnhundert Gulden. Das war einem Manne wie Schikaneder ganz recht.

Es war ſchon im Monat November, als wir abreiſten. Der Director ließ einen großen Leiterwagen mit Segeltuch bedecken, und wir Männer fuhren damit bis Augsburg. Die Damen hatten Kutſchen bekommen. Von hier ging's nach Innſpruck, wo wir gerade am Katharinentag eintrafen. Man accordirte hier mit Vetturinen und die Reiſe ging durch's Puſterthal ganz glücklich von Statten, bis zur Gränze von Kärnthen. Da war aber ſo viel Schnee gefallen, daß man die Kutſchen auf Holzſchlitten packen mußte und das Räderwerk und Geſtell im Wirthshaus zurückließ. Nun ſprach man ſchon überall kraneriſch, und wir gelangten, es war ſchon ziemlich Nacht, in ein Dorf, wo wir durchaus kein Wirthshaus erſpähen konnten. Wir glaubten ſchon, daß wir in der Kutſche die Nacht würden zubringen müſſen, als mein Blick auf die Kirche fiel.

Holla, dacht' ich, wo eine Kirche iſt, muß auch ein Pfarrer ſeyn und der ſpricht lateiniſch. In der That, jenes Haus ſieht einem Pfarrhof ähnlich. — Ich ging hin und klopfte an; ein Knecht kam heraus. Wie er aber hörte, daß ich deutſch ſprach, ſchlug er mir die Thüre vor der Naſe zu. Nun fing ich zu ſchreien an: He! Domine Paroche! Domine Paroche hujus loci, veni! — Da erſchien der Gerufene, hinter ihm zwei Knechte.

— Qualis clamor?

Ich antwortete: Peregrini sumus, et non videmus in hoc pago hospitium, ubi pernoctare possemus.

Jetzt wurde dem guten Pfarrer Alles klar. Er ſagte: Betten habe ich nicht, aber friſches Stroh will ich in das Zimmer ſtreuen laſſen und für die Frauen will ich Kopfkiſſen hergeben. Hierauf fragte ich, ob wir wohl auch etwas zu Eſſen haben könnten? — Er antwortete: Wenn Sie ſich mit Dem begnügen wollen, was mein Haus vermag; wie viel ſind's Perſonen?

— Etliche dreißig, ſagte ich.

— Das iſt viel, doch ich werde Mittel ſchaffen.

He, Hausknecht, zeig' dem Kutſcher den Stall. Bringe meine Pferde in den Kuhſtall und gieb Heu und Haber heraus. Die Kutſcher mögen dann in der Geſindſtube ihr Eſſen erhalten; die Herren und Frauen treten indeß in mein Zimmer; es iſt gut warm. Ich gehe und ſorge für das Nachtmahl.

Alles ſtieg aus und eilte dem warmen Zimmer zu. Nach kurzer Zeit kam der Herr Pfarrer wieder zu uns.

— Haben Euer Hochwürden auch etwas für uns zu trinken? fragte Emanuel Schikaneder.

— Den Wein, den ich im Keller habe, trinken Sie gewiß nicht aus, lautete die Antwort.

Der Pfarrer war ein vortrefflicher Wirth und gab den Knechten ſogleich Befehl, ein Fäßchen Wein herauf zu bringen, und Schikaneder ſagte: ein Jeder möge den Wein ſogleich bezahlen, damit keine Irrung vorgehe. Wir ließen uns per Kopf eine Maaß hinſtellen; es war italieniſcher Wein und koſtete zwölf Kreuzer, die Maaß. Schikaneder trank auf die Geſundheit des Herrn Pfarrers, und Alles ſtimmte ein: die Geſundheit des Herrn Gaſtgebers! Unſere Operiſten ſtimmten freudige Lieder an, ſangen Chöre aus Schikaneders neueſter Oper, dem berühmten Schembera von Boſkowitz, und Alles war luſtig und guter Dinge.

Es iſt doch gut, wenn man zwei Sprachen kann, ſagte ich, hätte ich nicht in lateiniſcher Sprache, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, gerufen, ſo würden wir vielleicht auf der Straße campiren müſſen.

Mittlerweile wurden die Tiſche gedeckt; irdene Teller, hölzerne Löffel, Meſſer und Gabeln von Eiſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, aber Alles reinlich und gut.

Meine Herren, ſprach der Pfarrherr, im ganzen Dorfe war kein Pfund Fleiſch aufzutreiben, Sie müſſen ſchon mit einer Faſtenſpeiſe fürlieb nehmen — aber gewiß, ſatt ſoll Jeder werden.

Ehe wir es uns verſahen kam das Eſſen. Es beſtand aus einer Rahmſuppe, aus weichgeſottenen Eiern, Nudeln in geſchmolzener Butter, Fiſchen in der Sauce, Eierkuchen und gebackenen Fiſchen mit Kartoffelſalat. — Auf der ganzen Reiſe hatten wir noch nicht ſo gut und ſchmackhaft zu eſſen bekommen, als in dieſem Pfarrhof. Dabei war Alles reinlich. Nach der Mahlzeit wurde tüchtig den Flaſchen zugeſprochen. Unſer Director Schikaneder, der nie einen Spaß verdarb, forderte uns auf, wieder unſere Chöre und Arien aus bekannten Opern anzuſtimmen, und ging uns darin mit dem Beiſpiel voran. Herr Michel, der Kapellmeiſter, hatte ſeine Geige bei ſich und accompagnirte. Der Herr ſetzte ſich ſelbſt an den Tiſch und fing an unſere Fröhlichkeit zu theilen.

So ſchön, ſagte er, iſt in dieſem Pfarrhofe noch nie geſungen worden. Es iſt mir, als wenn wir Heute Kirchweih hielten.

Nach neun Uhr kamen die Knechte mit dem Stroh, die Haushälterin brachte Leintücher, die Mägde Kopfpolſter. Schikaneder fragte nach der Zeche. — Das iſt gleich richtig gemacht, antwortete der Herr Pfarrer, die Perſon zahlt vierundzwanzig Kreuzer. Der Director bezahlte und beſtellte auf den andern Morgen Kaffee für die Damen und für uns ein Glas Wein und ein Stück von dem vortrefflichen Hausbrod. Hierauf legten wir uns vergnügt nieder und ſchliefen ganz herrlich. Mit Anbruch des Tages wurde angeſpannt, und mit dem herzlichſten Dank für die Aufnahme und gute Bewirthung fuhren wir davon.

Bis zur nächſten Poſt hatten wir gute vier Stunden zu fahren und je näher wir kamen deſto wärmer wurde die Luft. Es erhob ſich jetzt der italieniſche Wind, der Scirocco, Schnee und Eis zerſchmolzen, die ganze Straße war mit Waſſer bedeckt, und wir konnten mit den Holzſchlitten nicht mehr fortkommen. Wir mußten ausſteigen, und den Reſt des Weges bis zum Stationshauſe zu Fuße zurücklegen. Es regnete ſogar. Ein greller Abſtand von Geſtern zum Heute. Ein hoher Berg, die Wurzen, lag vor uns. Der Poſtmeiſter verſchaffte uns kleine Bauernwägelchen und gab uns Ochſenvorſpann. Wir zogen es vor uns unſerer Füſſe zu bedienen, um über den Berg zu kommen, und nur wenige Frauen ließen ſich hinaufziehen. Auf dem Gipfel des Berges ſahen wir uns nach einem Wirthshaus um; wir fanden nichts als eine elende Bauernhütte. Auf unſere Frage, ob's was zu eſſen gäbe? brachte man uns Bier und Brod. Das Getränk, das uns wie Medizin ſchmeckte, nannten ſie Steinbier. Es war gräßlich zu trinken und wir mußten durſtig weiter. Die warme Stube war noch das Beßte geweſen. Tröſtlich war uns der Anblick der in der Tiefe ruhenden Station Crainburg, wo wir zu Mittage hielten. Hier wurden die Fuhrleute von Innsbruck zurückgeſandt und die Poſt genommen, um doch anſtändig und noch bei guter Tageszeit unſern Einzug in Laibach halten zu können.

Im beßten Gaſthof der Stadt „zum wilden Mann“ ſtiegen wir ab. Wir freuten uns am Ziel zu ſeyn, denn wir waren volle vierzehn Tage auf der Reiſe geweſen. Als wir am andern Morgen ausgehen wollten, um uns in der Stadt umzuſehen, bemerkten wir mit Schrecken, daß wir ſo zerlumpt und ſchmutzig ausſahen, daß wir uns ſchämen mußten, und da wir uns nicht umkleiden konnten, weil der Equipagewagen noch nicht angekommen war, ſo hieß es im Gaſthof geblieben und ſich den Appetit vergeben laſſen. Der Herr Regierungspräſident hatte indeß den Herrn Director rufen laſſen, um ſich zu erkundigen, wann er die erſte Vorſtellung geben würde. Ehe der Equipagenwagen da war, konnte jedoch keine Rede davon ſeyn. Bei dem ſo ſchnell eingetretenen Thauwetter war über dies Eintreffen nichts zu beſtimmen. Wir waren und blieben ſonach in größter Verlegenheit, denn ſelbſt die kleineren Koffer, die hinten auf unſerm Wagen aufgepackt geweſen waren, mußten auf den Equipagenwagen gelegt werden, damit nur unſere Perſonen ſpedirt werden konnten.

Da wir gar nichts bei uns hatten, und uns nicht einmal umkleiden konnten, und mittlerweile ſchon vier Tage verſtrichen waren, ſo ging in der Stadt das Gerede, wir wären wohl wieder ſo eine Komödianten-Bagage, wie ſchon in frühern Zeiten Laibach in ſeinen Mauern zu ſehen ſo unglücklich geweſen war. Zum wahren Glücke hatte ich das Stück: „Die Holländer oder was vermag ein vernünftiges Frauenzimmer nicht“, in meiner Rocktaſche, da ich unterwegs den alten Lemach einſtudiren wollte. Ich meldete dies Schikaneder; wer war froher als der! da die übrigen Rollen einſtudirt waren. Im Buchladen fand er noch die Schauſpiele: Inkle und Yariko und das Winterquartier in Amerika. So konnte man wenigſtens daran denken, die Vorſtellungen zu eröffnen, da der Herr Präſident ſich bereit erklärt hatte, die Garderobe für dieſe Stücke, ſowohl für Männer als Frauen, beſorgen zu laſſen. Jeder ging mit Freuden an's Werk und gab ſich alle Mühe. Die Holländer gefielen ſehr und die Geſellſchaft zeichnete ſich wahrhaft aus. Nun war der ſchlimme Argwohn, den das Publicum auf uns geworfen hatte, plötzlich verſchwunden; das böſe Vorurtheil war beſiegt. Zum größten Glücke kam während des letzten Actes der Equipagenwagen, und Schikaneder trat auf die Bühne, um dieſes frohe Ereigniß dem Publicum zu verkündigen. Auf den nächſten Spielabend wurde Graf Eſſer angeſetzt. Da der Directer ſchöne Coſtüme beſaß, ſo mußte hier Alles, was glänzte, hervor. Nach dem Eſſer gaben wir die Operette, Liſuart und Dariolette, und ein neues Ballet Orpheus und Eurydice. Die Laibacher hatten noch nie ein Ballet dieſer Art geſehen; als nun die Furien mit brennenden Kappen auf dem Kopfe und Flambeaux in den Händen erſchienen, ſchrie Alles: Feuer! Feuer! die Kappen brennen!

und man wollte aus dem Theater laufen. Schikaneder ſprang jedoch aus der Couliſſe, riß einer Furie das Barett vom Kopfe, hielt es der Verſammlung hin, ſetzte es dann auf und erklärte, daß nur ein in Spiritus eingetauchter Schwamm brenne und nichts weiter. Nach dieſer Erklärung entſtand ein allgemeines Gelächter und Einer foppte den Andern mit ſeiner Angſt. Unſere Vorſtellungen wurden ſehr beſucht und Schikaneder erhielt die Redouten, als Reiſeentſchädigung. Als die erſte Redoute gegeben wurde, erregte das ſeltſame Orcheſter unſere Verwunderung. Nie hatten wir noch ein ſolches geſehen, und es ging uns jetzt, wie früher den Laibachern beim Anblick unſerer Flammenbarets. Jedoch brachte uns die Verwunderung keinen Schreck, ſondern nur Lachen zuwege.

Vom nächſten Dorfe waren nämlich die Ziſchkabauern, in ihrer grünen Mütze und rothen Jacke hereingekommen, um — einem alten Vorrechte gemäß — auf der Redoute ihre ländliche Tänze zu produciren. — Mit dem Ende des Carnevals war's auch mit dem Komödienſpiel aus, denn damals durfte in den Faſten in allen kaiſerlich-königlichen Landen nicht geſpielt werden. Wir bekamen nunmehr nur halbe Gage. Herr Schikaneder machte eine Reiſe nach Klagenfurt, Linz und Salzburg, und da er von der

Regierung ſelbſt überall hin empfohlen war, ſo erhielt er auch in dieſen drei Städten die Permiſſion. Während der Charwoche kehrte er zurück nach Laibach; wir gaben noch ſechs Vorſtellungen nach Oſtern, worauf das Theater bis zum Herbſt geſchloſſen wurde. Wir ſchieden mit Beweiſen der allgemeinſten Zufriedenheit und begaben uns nach Klagenfurt.

Als wir hier über den hohen Laibel mußten, genoſſen wir das erhabene und zugleich erſchütternde Schauſpiel eines Lawinenſturzes. Wir glaubten ein Donnerwetter zu hören, ſo brüllte es um uns her und als wir hinabblickten, war die ganze Straße mit Schnee bedeckt. In Klagenfurt blieben wir bis Ende Juni; allein Profit ließ ſich in dieſer Jahreszeit nicht machen. Der Director mußte zufrieden ſeyn, die Reiſekoſten und die Gagen gedeckt zu ſehen. Nun zogen wir nach Linz, wo es im Ganzen beſſer ging. Nicht nur fanden wir hier einen zahlreicheren Adel, ſondern es lagen auch zwei Regimenter in Garniſon und die Zahl der Einwohner iſt ſtärker als in den früher genannten beiden Städten. Wir gefielen. Die großen Ballets, die wir gaben, waren bei reiſenden Geſellſchaften eine Seltenheit, und Schikaneder machte gute Geſchäfte, beſonders in der Bartholomäimeſſe, die volle vierzehn Tage währte. Nach dieſer Zeit war's jedoch mit dem Beſuch vorbei: das Militär bezog ein Lager, die Herrſchaften gingen auf Reiſen oder in Bäder und wir gingen nach Salzburg.

Hier empfahl ſich der Director dem Herrn Erzbiſchof von Colloredo, der ein großer Kunſtkenner war und den er von früher her kannte, und nach ein Paar Tagen ward die Schaubühne mit Macbeth eröffnet. Beide Theile — Director und Publicum — waren zufrieden. Wir hatten jetzt alle guten, neuen Stücke einſtudirt, wie z. B. Agnes Bernauer, das damals allgemein beliebt und an der Tagesordnung war. Wir gaben es in einer Woche dreimal und ſtets bei gefülltem Hauſe. Bei dem drittenmal war das Publicum über die Rolle des Vicedoms von Straubing ſo empört, daß man von allen Seiten ſchreien hörte: Werft den Vicedom in's Waſſer! hinunter mit dem Böſewicht! Keine Gnade für ihn!“ Das Publicum war nicht ruhig, als bis der Vicedom ganz gegen den Willen und die Vorſchrift des Dichters hinabgeworfen war, und gab dann ſeinen Beifall durch lauten Jubel zu erkennen. Von andern beliebten Stücken gaben wir: der Adjutant, die ſechs Schüſſeln von Großmann, der Römer in Deutſchland von Babo, Eugenie von Beaumarchais, Elfriede, Henriette oder ſie iſt ſchon verheirathet, und vieles andere noch.

Plötzlich überraſchte uns die Trauerpoſt, daß die Kaiſerin Maria Thereſia geſtorben ſey. Man kann ſich unſer Erſchrecken erklären, wenn ich ſage, daß die Regierung von Laibach, wegen eingefallener Landestrauer ſogleich die Permiſſion abſchrieb. Was blieb nunmehr Schikaneder übrig, als des Herrn Erzbiſchofs Gnaden um die Erlaubniß zu bitten, bis nach geendigter Trauer in Salzburg fortſpielen zu dürfen. Dies geſchah denn auch den Winter hindurch bis zum Eintritt der Faſtenzeit.

Inzwiſchen hatte Schikaneder eine Einladung nach Grätz erhalten, allein wie ſich die Geſellſchaft anſchickte, dahin zu reiſen, überfiel mich eine Krankheit und ich mußte zurückbleiben. Ich lag ſechs Wochen an einer Bruſtentzündung und ging — als ich wieder hergeſtellt war — nach Linz ab. Hier war Herr Bulla Director. Nach meiner erſten Rolle wollte er mich engagiren, allein ich dankte dafür, weil ich mir in den Kopf geſetzt hatte, nach Wien zu gehen, um Herrn Schröder, der damals im größten Rufe ſtand, ſpielen zu ſehen, und perſönlich kennen zu lernen. Ehe ich abreiſte, bat ich Herrn Borgers — ſie kannten einander von Hamburg aus — um ein Empfehlungsſchreiben an Herrn Schröder. Ich kam nach Wien. Gleich am Tage nach meiner Ankunft machte ich meine Aufwartung. Herr Schröder empfing mich ſehr höflich und erwirkte mir, ſo lange ich in Wien blieb, freien Eintritt in das Burgtheater. Als ich fortging, blickte ich gleich nach dem Komödienzettel, ob der große Mann wohl heute mitſpiele, denn ich hatte gar nicht das Herz gehabt, ihn darnach zu fragen. Wie erfreut war ich, als ich den Fähndrich und den dankbaren Sohn angekündigt ſah. Im erſten Stücke ſpielte er den Baron Harwitz, im zweiten den Vater Rode. In beiden Rollen ſtand er als vollendeter Künſtler vor mir. Dann bewunderte ich ihn noch als Hartley in der Eugenie, als König Lear, Hamlet, Guſtav Waſa. Jedesmal verließ ich wehmuthsvoll den Schauplatz — ja — ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen — ich weinte, weil ich meine Schwäche einſah, wie weit ich noch von wahrer Kunſt entfernt war. So oft die Herrn Schröder oder Brockmann ſpielten, befand ich mich unter den Zuſchauern. Starr war mein Blick auf ihre große, wichtige Mimik gerichtet; nicht die kleinſte ihrer Nuancen entging mir und ſtets unzufrieden mit mir ſelbſt, verließ ich das Theater. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Narcot jedesmal bei dem Worte, auf den Wink der Präſidentin ein Ohr biegen mußte.

— Nun aber nahm mein erſpartes Geld ein Ende

— wohin? dacht' ich. Um mich zu zerſtreuen, ging ich aus und kam in den Prater. Ich ſetzte mich an einen Tiſch und ließ mir ein Seidel Wein geben. Es ſetzten ſich einige fremde Herren zu mir und unter Andern kam auch das Geſpräch auf das Theater. Ich wurde aufmerkſamer und hörte, daß ſie Mitglieder der Marinelli'ſchen Truppe wären, die in der Leopoldſtadt ſpielte. Ein Wort gab das Andere; ich ſtellte mich ihnen als Einen von den Ihren vor und ſie fragten, ob ich ſchon Engagement habe? Ich verneinte. Da ſagte einer: Wiſſen Sie was? Die Marinelli'ſche Geſellſchaft geht immer den Sommer über nach Baden und wie wir gehört haben, ſo wird ein gewiſſer Hellmann kommen und unterdeß mit der Sartori'ſchen Familie in der Leopoldſtadt Vorſtellungen geben. Ein Anderer verſicherte hierauf, daß die Sache ſchon gewiß ſey und der Accord abgeſchloſſen. Ein Dritter wollte mit Herrn Hellmann ſchon beim Riedel im Komödiantenbierhaus geſprochen haben. — Er kommt alle Tage dahin, ſetzte er hinzu, denn er ſucht Leute und da wären Sie ihm recht willkommen. — Wo iſt denn das Komödiantenbierhaus? fragte ich erſtaunt. — Sie können gar nicht irren, war die Antwort, gehen Sie, wenn Sie aus dem Prater kommen, über die Schlagbrücke zum rothen Thurm, den Hügel hinauf, und dann immer auf der geraden Straße fort, weder rechts, noch links, dann kommen Sie zum Kärnthnerthor. Rechts iſt ein Weinhaus an der Ecke, dort gehen Sie links in ein enges Gäßchen. Links iſt das Kärnthnerthortheater und rechts das Bierhaus.

Ich nahm Abſchied von meinen neuen Bekannten und ging die Straße, ſo wie ſie mir ſie bezeichnet hatten. Als ich das Kärntherthor erblickte, fragte ich: Wo iſt das Riedl'ſche Bierhaus? — Ach, das Komödiantenbierhaus? war die verbeſſernde Antwort — da gleich rechts, wo der Bierzeiger heraushängt. — Nun wollt' ich's beſſer machen und als ich eintrat, fragte ich daher: — Bin ich da recht im Komödiantenbierhaus? — Der Oberkellner kam eben aus dem Seitenſtübchen heraus und ſchnarrte mich an: hier iſt das Bierhaus von den Herr'n Schauſpielern. Sie müſſen einen Unterſchied machen zwiſchen Schauſpielern und Hüttenkomödianten. Da ſchauen's her! da hängt die ſchwarze Tafel und da ſtehen alle Principals, die Leute ſuchen, aufgeſchrieben. Ja, ich ſchließ' ſelbſt ſogar Kontrakte in ihrem Namen ab und leiſte ſogar Vorſchuß, damit ſie weiter reiſen können. Da, ſchauen's die Namen an. Da ſtehen die Prinzipals: Wilhelm, Scherzer, Hain, Hellmann. Der Letztere iſt dermalen hier und ſucht Leute. — Während er ſo ſprach hatte ich mir eine Kanne Bier geben laſſen. Da trat ein Fremder zur Thür herein, den mir der Oberkellner als Herrn Hellmann bezeichnete. Ich glaubte, wie ich ihn erblickte, er wäre ein Zahnarzt, ſeinem ganzen Aufzuge nach. Eine rothe Tuchweſte, mit goldenen Treſſen beſetzt, ſchwarze mancheſterne Beinkleider, einen blauen Ueberrock, die Knöpfe und Knopflöcher mit Goldfaden geſtickt und ausgenäht, große Manſchetten an den Händen, gepuderte Haare mit einem dicken Paar Locken an den Seiten; ein langer Haarzopf von gewichstem Leder hing auf den Rücken herab. In der Hand trug er ein hohes ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopf und auf dem Kopfe einen kleinen aufgeſtülpten Hut. Es war übrigens ein ſtattlicher Mann von gutem Ausſehen. Mit ihm kamen mehre Perſonen, die ſich alle an meinen Tiſch ſetzten. Herr Hellmann erzählte nun, daß er über den Sommer das Marinelli'ſche Theater in Pacht genommen habe. Als er ſo ſprach, erſchienen einige von ihm engagirte Mitglieder, wie: Herr Eichinger mit ſeiner Mamſell Schweſter, und noch ein Herr und eine Frau, deren Namen mir entfallen. Sie machten ihre devoten Reverenzen; der Director hieß ſie ſich zu ihm ſetzen, dann rief er den Kellner und ließ ſie mit Kreuzerwürſteln und Kreen regaliren; auch ließ er noch ein Ziment Bier bringen. Während gegeſſen und getrunken wurde, ſprach Herr Hellmann davon, daß er ſchon am andern Morgen abreiſen wolle; ſeine Geſellſchaft wäre complett bis auf einen zärtlichen Vater, der wohl auch zu finden ſeyn würde. — Ja wohl, ſagte ich, ſchneller als Sie wohl glauben. Alle fixirten mich. —

Meinen Sie? fragte Herr Hellmann — Sind Sie vielleicht auch ein Schauſpieler? — Ja. — Wo kommen Sie her? — Von Linz. — Na, da kommen Sie ja von einem braven Theater. In St. Pölten hat man mir die Geſellſchaft ſehr gelobt. Mit Verlaub, was ſpielen 's für Rollen? — Väter. — Was? Väter? Jetzt gängen's, in ſo jungen Jahren, werden Sie ſchon Väterrollen ſpielen! —

Ohne ihm darauf zu antworten, zog ich ein Paar Komödienzettel hervor und überreichte ſie ihm. — Richtig, da ſteht dem Herrn ſein Name! rief er verwundert, nachdem ich mich ihm genannt hatte.

Es war der deutſche Hausvater oder die Familie, wo ich den Maler Lebock gab. Er überzeugte ſich hierauf noch aus mehren Zetteln von der Wahrheit meiner Angabe.

Nun, das iſt ja recht ſchön, ſagte er, da wären wir ja in einer recht glücklichen Stunde zuſammengekommen! Wenn Sie Engagement ſuchen, ſo iſt geholfen; ich ſuche Einen für ihr Fach. Aber freilich, mit der Gage werden Sie hoch hinaus wollen und viel kann ich nicht geben. Sechs bis ſieben Gulden die Woche, mehr nicht.

Da macht' ich freilich ein Paar große Augen. — Ich will mich beſinnen, ſagte ich zu ihm. — Sagen Sie mir bis Morgen früh Antwort, erwiederte er, ich wohne in der Leopoldſtadt im goldenen Lamm. Doch noch Eins, mein lieber Herr, ich muß Ihnen unter Anderm noch ſagen, daß jeder Acteur bei mir ein ſchwarzes Beinkleid, weiße Strümpfe, Haarbeutel und einen Galanteriedegen, nebſt Schnallen von Zinn oder Meſſing haben muß. —

Gut, verſetzte ich lächelnd, damit bin ich verſehen. Ich habe ſogar meine eigenen Perücken, weil ſie mir gut paſſen. —

Excellentiſſime! rief er freudig, deſto beſſer! Gerade mit Perücken bin ich dermalen nicht am beſten verſehen.

Ich wünſchte ihm darauf eine gute Nacht und wollte mich empfehlen. Als ich zu bezahlen Miene machte, gab er es nicht zu und behauptete, es käme ihm zu, meine Zeche zu entrichten.

Ich überlegte mir, wie ich mit der kleinen Gage auskommen würde; es war gerade die Hälfte von dem, was ich zuletzt bekommen hatte. Allein, was wollte ich machen! der Sommer rückte heran, die ſchlimmſte Zeit für Schauſpieler, welche Anſtellung ſuchen. In der Welt umherziehen wollte ich auch nicht; dafür aber war es mir angenehm, den Sommer über in Wien bleiben zu können, und das Burgtheater zu benutzen. Bis zum Herbſt durfte ich hoffen, wieder einen beſſern Platz zu finden. — Wohlan, es ſey! dachte ich und am andern Morgen packte ich meinen Koffer, bezahlte dem Wirthe meine Schuld und fuhr mit meinen Habſeligkeiten in die Leopoldſtadt zum goldenen Lamm. Hier fand ich Herrn Hellmann am Tiſche, Kaffee trinkend und Tabak rauchend. —

Haben Sie ſchon gefrühſtückt? war ſeine erſte Frage. Nachdem ich dies bejaht, fuhr er fort — Mittags eſſen wir zuſammen und nach Tiſche reiſen wir nach Krems, wo meine Leute indeß ſchon werden angekommen ſeyn. Wir bleiben nur vier Wochen dort, bis Herr von Marinelli mit ſeiner Geſellſchaft nach Baden gegangen ſeyn wird. Sagen Sie mir offen, brauchen Sie einen Vorſchuß? Ich gebe Jedem, der es nöthig hat, anticipando und an jedem Gagetage wird dann immer etwas abgezogen.

Ich dankte für dies Anerbieten und unterzeichnete ohne Umſtände den mir vorgelegten Kontrakt. Wir aßen hierauf in Geſellſchaft von zwei Damen und zwei Herren, die, gleich mir, von Herrn Hellmann engagirt waren. Nach dem Eſſen ging's fort; die beiden Frauenzimmer nahmen den Director in die Mitte, die beiden Herren ſaßen vorn und ich ſetzte mich zum Kutſcher, da das Wetter ſchön war und ich von der anmuthigen Gegend profitiren wollte, die ich noch nicht kannte. In Stockerau wurde über Nacht geblieben und andern Tags Mittag kamen wir in Krems an. Des Directors Wohnung war im Hauſe der Familie Sartori, die aus der Mutter nebſt drei Söhnen und einer Tochter beſtand. Wir wurden ihnen als engagirte Mitglieder vorgeſtellt und nach einem ſteifen Empfang verfügte ſich die Mutter nach dem Gaſthof, um das Eſſen zu beſtellen. Jetzt kam noch der Tenoriſt, Herr Bondra, Herr Habel und einige Andere dazu. Ich bekam in demſelben Hauſe ein Zimmerchen und da auch die Vorſtellungen dort gegeben wurden, ſo war mir das natürlich ſehr angenehm. Wir gingen ſpaziren und ich fand die Gegend maleriſch ſchön. Krems iſt nehmlich ganz von Weinbergen eingeſchloſſen; auf der Donau fuhr ein Schiff nach dem andern vorüber; links das Kloſter

Kettwein, drüben das Städtchen Stein und das Kapuzinerkloſter und in der Mitte des Panorama's der Dürrenſtein.

Als wir Abends nach Hauſe kamen, ſagte Hellmann zu ſeinem Regiſſeur Ignaz Sartori, daß er die unbeſetzten Rollen unter die neuen Mitglieder vertheilen ſolle. Für den Sonntag wurde hierauf der Deſerteur aus Kindesliebe von Stephanie dem Jüngern angeſetzt und mir darin die Rolle des Soldaten Punk gegeben. Am Dienſtag war der Beſitzung vom General Aornhoff, dann Engel's dankbarer Sohn; Donnerſtag das neue Trauerſpiel Adelſtan. Kleinere Piecen und Singſpiele folgten dann, und mit Ende des Monats fuhren wir auf einem hübſchen Schiff gen Wien ab, wo Herr Hellmann das Marinelli'ſche Theater bezog.

Bis dahin war hier eine eigene Art von Stücken gegeben worden, die Marinelli ſelbſt dialogiſirt hatte, und die von Herrn von Sonnenfels cenſurirt wurden. In dieſen glänzte Laroche als Käſperle. Er war bei dieſem Theater der erſte Komiker und zog das große Publicum heran. Hellmann wollte in dieſem Genre bleiben und fing mit dem raſenden Roland an. Allein ſo brav auch Herr Ignaz Sartori den Käſperle ſpielte, ſo wollte es doch nicht glücken, da-

Laroche zu ſehr im Andenken Aller lebte. Man probirte es noch mit drei ähnlichen Stücken, allein der Erfolg blieb derſelbe. Der Director wollte verzweifeln. Da ſprach ich eines Tages zu ihm: Laſſen wir doch einmal den Kasperl bei Seite und verſuchen wir es mit einem regelmäßigen Stück, nur dürfen wir keines wählen, das ſie auf dem Burgtheater ſchon gegeben haben. Dies iſt zu vermeiden. Auf ſeine Frage, ſchlug ich den Huſarenraub vor. Wir gaben es, und es gefiel; dann wurde Sophie, oder der gerechte Fürſt von Möller gegeben, hierauf der Kaufmann aus Moskau von Schletter und der Lügner und ſein Sohn von Goldoni. Ein ganz beſonderes Glück machte noch: „Alles in Schuh' und Strümpfen,“ das wir oft wiederholen mußten. Eben ſolches Glück machte endlich das Luſtſpiel: „der Doctor Guldenſchnitt.“ Nun wußten wir, welche Bahn wir zu verfolgen hatten, und die Arbeit wurde uns leicht, da die Geſellſchaft guten Willen zeigte. Von Opern führten wir auf: die Liebe auf dem Lande — Lottchen am Hofe — der luſtige Schuſter. Herr Vondra, ſo wie Babett und Ignaz Sartori waren Lieblinge des Publicums. Die kleinen Tanzbeluſtigungen, oder Divertiſſements, ohne die damals kein Theater beſtehen konnte, dirigirte Herr Johann

Sartori. Der Geſchmack für regelmäßige Stücke, den wir erweckt hatten, ward nun immer allgemeiner beim Publicum, und Herr von Marinelli, der oft von Baden hereingefahren war, um ſich von unſern Fähigkeiten zu überzeugen, ſagte: daß er wohl einſehe, wie er in Zukunft auch ſeine bisherigen Komödien fahren laſſen müſſe, um ſich einer geregeltern Kunſt zu befleißen. — Um dieſe Zeit kam Herr Hensler nach Wien und beſtärkte Marinelli in dieſem Vorhaben. Er ſchrieb ſpäter viele Stücke, unter denen das Donauweibchen und die Teufelsmühle, die berühmteſten geworden ſind, und durch ſeine Bemühungen kam dies Theater ſehr empor.

Die Mutter Sartori hatte inzwiſchen von ihrem Schwiegerſohn, Herr Koberwein, der in Straßburg lebte, ein Schreiben erhalten, in dem er ſie bat, ihm einen guten zärtlichen Vater zu werben. Sie theilte mir dies mit und ich ſchrieb ſogleich meine Bedingungen hin. Nach Verlauf von drei Wochen kam die Antwort. Koberwein bot mir wöchentlich ſechs und dreißig Livres und zwanzig Ducaten als Vorſchuß. Wer war wohl froher, als ich; die Straßburger Geſellſchaft war damals ſehr renommirt, und es gereichte mir zur Ehre, derſelben anzugehören. Schrödern, der noch in Wien war, ließ ich den Brief leſen, und er gratulirte mir nicht nur, ſondern ſchenkte mir auch drei neue Stücke von ſich: den Fähndrich, den Vetter aus Liſſabon und das Teſtament. Victorine und die Läſterſchule, die ſo eben die Preſſe verlaſſen hatten, kaufte ich mir. Hierauf beſuchte ich noch den Herrn Compoſiteur Mozart, und bat ihn, mir die Entführung aus dem Serail copiren zu laſſen, denn wir kannten uns von Salzburg her, wo ich bei ſeinem Vater gewohnt hatte und wo wir uns die müßigen Stunden in den Winterabenden durch Bolzſchießen auf die Scheibe vertrieben. Er war ſo gefällig und gab mir die Oper; ich durfte aber nur die Gebühr für das Abſchreiben zahlen. Durch Madame Sartori, die ſelbſt bei Herrn Umlauf ſich für mich verwendete, bekam ich noch die Oper „das Irrlicht“, ein damals neues Werk, das ein großes Aufſehen machte. Ehe ich mich nun auf den Poſtwagen ſetzte, beſuchte ich noch Herrn von Marinelli in Baden, der mir die Hand reichte und ſagte: Sollte es Ihnen dort nicht gefallen, oder das Klima Ihrer Geſundheit nicht zuträglich ſeyn, ſo ſchreiben Sie mir, und ich werde Ihnen ſogleich Reiſegeld ſchicken, denn ich hätte Sie gar zu gern bei meiner Truppe. — Mein Abſchied von der Familie Sartori wurde mir ſehr ſchwer. Sowohl die drei Brüder, als auch Mamſell Babett, nachmalige Bondra, hatten mir viel Liebes und Gutes erzeigt. Die Mutter machte ein gutes Abendeſſen zurecht und wir blieben die ganze Nacht zuſammen, bis daß der Morgen anbrach. Die Söhne begleiteten mich zur Poſt, ich umarmte jeden noch recht von Herzen, dann ſtieg ich in die Kutſche — fort rollte der Wagen zur Linie hinaus — es war ein ſchöner Herbſttag — — — —

Der Vorleſer machte hier eine Pauſe und blickte den ihn umgebenden Kreis an. Er hatte ſo ſchnell geleſen, daß noch nicht viel Zeit verfloſſen war, allein die Wirkungen zeigten ſich doch vollkommen. Die Meiſten ſahen verdrießlich drein und ſchienen wie aus dem Schlaf zu erwachen, andere ſchienen gar nicht recht bei Sinnen zu ſeyn, nur die Präſidentin von Gelbacker hatte ihre alerte Miene erhalten.

— O wie idylliſch war damals noch Alles beim Theater — wie uranfänglich — ſagte ſie —

— Wie helfen die Menſchen einander, wie bieten ſie ſich die Hände zum Gelingen, ſprach der Director Haffner mit Nachdruck, damals war es eine Freude ſich dieſen Geſchäften hinzugeben —

— Und iſt es jetzt etwa nicht auch ſo? fragte die Couſine —

— Es iſt wie mit der Menſchheit vor dem

Sündenfall, warf Lucile keck hin, Alles gut — Alles trefflich — aber verflucht langweilig. Mit der Schlange kam erſt der Pfeffer in die Suppe, der ſie ſchmackhaft machte.

Zweites Kapitel.

— Wer iſt's im Namen Belzebub's? —
Macbeth.

Die Geſellſchaft, in die ich meine Leſer ſo eben eingeführt habe, iſt keinesweges mit jenen nüchternen, nichtsſagenden Theecirkeln zu verwechſeln, wie ſie in unſern größern und kleinern Städten ſich jeden Abend bald hie bald da zu verſammeln pflegen. Hier liegt ein Etwas zum Grunde, das Höheres erſtreben will.

Es war in neuerer Zeit ſo viel von dem Verfall des deutſchen Theaters geſchrieben worden und die Unzufriedenheit mit einer mittelmäßigen Geſellſchaft, die gewöhnlich den Winter über in Kallenbach zu ſpielen pflegte, war ſo geſtiegen, daß man hier auf den Gedanken kam, ein Experiment zu wagen, um der geſunkenen Kunſt aufzuhelfen. Hiezu kam noch der Umſtand, daß ſich zu einer bedeutenden Theaterluſt, ein elgelaunter Dichter geſellte, der trotz aller ſeiner deshalb angeſtellten Verſuche, keine Bühne finden konnte, die einmal einen Verſuch mit ſeinen Erſtlingen machen wollte, und der daher aus allen Kräften bemüht war, reellen Einfluß auf eine Bühne zu erhalten. Dies war Ton, der in ziemlich unabhängiger Lage von den Reſten ſeines Vermögens wie ſeiner Tage — denn er war mit Beiden bis über die Hälfte fertig — den vernünftigſten Gebrauch machte, der ihm bekannt war. Den Ausſchlag gab inzwiſchen ein noch ziemlich junger, von Reiſen heimkehrender Kaufmann, Philipp Haffner mit Namen, der bereits Manches hatte drucken laſſen, und den man — da er ſich noch zu keinem feſten Lebensplan entſchloſſen hatte, das Geſchäft ſeines Vaters aber beſtimmt, als ſeiner Neigung widerſprechend, aufgeben wollte — nach einigem Ueberreden dahin brachte, die Direction eines neu zu organiſirenden Theaters zu übernehmen, von dem man keine geringere Meinung hegte, als daß es den dramatiſchen Dingen einen kräftigen Umſchwung verleihen und eine deutſche Muſterbühne werden würde.

Haffner war ein Mann, wie ihn ſich alle dabei Betheiligten für den erwähnten Zweck nur wünſchen konnten. Er war gefällig bis zur Selbſtverläugnung, gegen die mannichfachen Launen aller der bereits alternden Damen, ſeiner Couſinen und Tanten, mit denen er ſeit früheſter Jugend geſpielt, dann getanzt, muſicirt und franzöſiſche und italieniſche Claſſiker geleſen. Er that, was er ihnen an den Augen abſehen konnte, und ſetzte eine eigene Art von Stolz darein, ihren leiſeſten Wünſchen, wo er ſie nur zu errathen im Stande war, durch die Erfüllung zuvor zu kommen. Dies erſtreckte ſich auf alle jene kleinen Aufmerkſamkeiten, von denen zum Theil ſchon die Rede war. So hatte er denn, bei der von ihm übernommenen Directionsangelegenheit, auch in dem Schauſpielhauſe artige Veranſtaltungen zur Bequemlichkeit der Damen getroffen. In die Logen waren Teppiche gelegt worden, die Hauptactionärs hatten ſogar Spiegel und Sopha's darin, wie in der Pariſer italieniſchen Oper oder in der Mailänder Scala. Kurz, es ſchien für Alles geſorgt zu ſeyn, ehe noch die gehörige Anzahl von Mitgliedern herbeigezogen war, um auch große Stücke würdig zu beſetzen. Indeß konnte nicht in Abrede geſtellt werden, daß auch hier Alles auf's Beſte eingeleitet war, denn jeden Tag ſah man ein oder ein anderes neues Mitglied in Kallenbachs Thore ſeinen Einzug halten. Bis daß Alles vereint ſeyn würde, um die Eröffnung mit gehöriger Würde wagen zu können, dienten nun ſogenannte dramatiſch-äſthetiſche Theegeſellſchaften als Vorbereitung und Vorſchule. Sie ſollten Veranlaſſung geben, ſich kennen zu lernen, einen wärmern Ideenſchwung erregen, wechſelſeitige Anregungen hervorbringen.

— mit einem Worte, das große Werk fördern helfen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Verſammlung, die ſich uns eben darſtellte, ſo bemerken wir zuvörderſt außer dem eigentlichen Director, oder wie er ſich lieber nennen hörte, dem Vorſtande des Actienvereins, Herrn Haffner, deſſen Couſine, die Präſidentin von Gelbacker, Inhaberin von mehren Actien, und Tonangeberin in Sachen des Geſchmacks in Kallenbach, wie auch nicht unintereſſante Schriftſtellerin, dann die Tante, Miniſterin von Höhne, eine ältliche, wohlbeleibte Dame, die in ihrer Jugend, beſonders als ſie noch unverheirathet war, ſich viel mit Bildung und Aeſthetik abgegeben hatte, und zu dem Rufe einer feinen Frau, ſie wußte ſelbſt nicht wie, gekommen war, obgleich viele Kinder, das Whiſtſpiel und ein Umgang in den höchſten Kreiſen, von jener Morgenröthe nichts mehr zurückgelaſſen hatten. Der Miniſterin Gemahl, alſo der wirkliche Staatsminiſter von Höhne, Excellenz, war nicht zugegen, weil er dergleichen nicht liebte; der Präſident von Gelbacker würde ſicher auch hier nicht anzutreffen geweſen ſeyn, wenn es ſich geſchickt hätte. Allein der Thee wurde in ſeinem Hauſe getrunken und ſeine Gattin war ſtrenge. Bis zur Lectüre hatte er redlich ausgehalten und einem Jeden Rede geſtanden, dann aber durfte er ſich auf eine geheime Klauſel in ſeinem geheimſten Eheſtandsvertrage ſtützen, und ſich zum Whiſttiſch ſetzen. Wovon er denn auch, wie wir geſehen haben, den vollſtändigſten Gebrauch machte.

Nächſt dieſen beiden indifferenten Perſonen, bei denen wir uns nur der Vollſtändigkeit wegen hier aufgehalten haben, da ſie uns bei unſerm Zwecke nicht dienen können, bemerken wir noch einen jungen Mann, Namens Paul, von bleichem, ſtillen Ausſehen, der ſich ziemlich linkiſch benimmt, deſſen Weſen aber dennoch den inwohnenden Geiſt verräth. Dies war ein moderner Jüngling, der, ohne es zu wiſſen, zerriſſen war. Er hatte früher Theologie ſtudirt und da es ihm zu lange währte, bis daß er nur die Ausſicht zu einer elenden Landpfarre erhielt, überdieß auch nach reiflichem Erwägen gar keine Luſt zu idylliſchen Freuden und Landleben in ſich verſpürte, ſo hatte er ſich einer Zeitſchrift auf Tod und Leben ergeben und ſchrieb hier Recenſionen, ſtreng, pikant und ohne Rückſicht. Dies ward ihm aber bald verleidet. Er ſah, daß man bei magerer Koſt nicht fett werden konnte und er ſann darauf, ſchneller berühmt zu werden, um zu etwas mehr gemünzten Silbers zu kommen. Die Folge war, daß er ſich mit dem Redacteur des Blattes entzweite, der einen guten Mitarbeiter nicht ſo leicht wollte fahren laſſen. Es wurden Anſprüche von beiden Seiten gemacht, die nicht gut geheißen wurden; man zerrte die Sache in die Oeffentlichkeit hinüber und gab dem Publicum ein Schauſpiel, das nur zur Verhandlung bei geſchloſſenen Thüren geeignet ſchien. Daraus erwuchs Nachtheil der einen Partei wie der andern. Der junge Menſch ermannte ſich zuerſt; er war ſich ſeiner inwohnenden Kraft bewußt und wollte es der Welt zeigen. Er unternahm es, mehrere Werke nacheinander zu publiciren; allein er hatte ſich Feinde gemacht, er hatte Blößen gegeben und man beachtete ſeine Leiſtungen entweder nicht, oder man brach den Stab darüber. Dies trieb ihn mit einer Art von genialer Wuth vorwärts: ſeiner Anſtrengung gelangen große, bedeutende Werke, allein wie ihnen Geltung verſchaffen? Da kam ihm die Gründung des Muſtertheaters zu Hilfe; kaum daß er davon gehört hatte, als er auch ſchon, Alles verlaſſend, nach Kallenbach eilte und ſich jetzt mit immer gleichem Eifer auf die dramatiſche Dichtkunſt warf. Hier hoffte er endlich durchzudringen und wir erblicken ihn als Vater von ſechs bedeutend großen Dramen, von denen er bereits drei der Geſellſchaft bei früheren Zuſammenkünften vorgeleſen und auch ſchon das Verſprechen empfangen hatte, daß man ſie ſämmtlich aufführen würde. Dies gab ihm einen zwar nicht bedeutenden Halt, aber ſeinen Hoffnungen denn doch die reichſte Nahrung.

Was den Vorleſer betrifft, den wir Herr von Narcot nannten, ſo war dies ein Dilettant durch und durch. Von früheſter Jugend hatte er den Umgang mit Schauſpielern geſucht, und da ihm dies ſehr leicht gelang, er überdieß wenig lernte und in den glücklichſten Umſtänden war, ſo gehört er keineswegs zu den Zerriſſenen und laborirte auch nicht im Geringſten am Weltſchmerz. Europamüde war er auch nicht, denn es gefiel ihm bis zur Stunde ganz trefflich in unſerm Welttheil. Er hatte früher auf Liebhabertheatern geſpielt, doch nur mit Standesgenoſſen; obgleich er nicht ſtolz war, ſo behauptete er doch, es ſpiele ſich leichter mit ſeines Gleichen. Beſonders liebte er das Vaudeville und er cultivirte es auch in dem Grade, daß er mehre beliebte Stücke dieſer Gattung geſchrieben hatte. Da dieſer Genre zu dem leichteſten gehört und es weder eines großen Aufwandes von Phantaſie, noch ſonſtigen poetiſchen Talents bedarf, um etwas Mäßiges darin zu leiſten, ſo waren ſeine Verſuche überall gegeben und mit Beifall aufgenommen worden, während die viel beſſern Dichtungen Paul's noch nirgend hingedrungen waren. Narcot hatte einen Namen von gutem Klang, wie man ſich gern ausdrückt und dies erfüllte ihn mit keinem geringen Stolz. Das Wenigſte, was man von ihm ſagte, war, daß er ein großer Bühnenkenner ſey und das Theater- und Schauſpielweſen verſtehe wie Keiner.

Ich muß in dieſer etwas weitläufigen Schilderung der Individualitäten fortfahren.

Hier ſehen wir den dicken, geſchwätzigen, alten Herrn von Lekal ſtehen, der faſt nie das Theater beſuchte, ſo oft eins in der Stadt geöffnet war, und deſſen Anſichten und Urtheile mithin als foſſil betrachtet werden konnten, da ſie ſich auf eine präadamitiſche Kunſtwelt bezogen, auf längſt untergegangene Mammuths, die er mit großem Behagen aufgrub und vor den Blicken der Geſellſchaft wieder zu conſtruiren ſuchte. Mit einem ſolchen ungeheuern Stoßzahn warf er dann gern Alles über den Haufen, woran ſich die Jetztwelt ergötzte. Seine Mammuths gingen ihm über Alles; benebſt aber auch das, was er aus weitentlegenen Bereichen der Fremde herbeizog. So ſprach er ſtets der improviſirten Komödie der ältern Italiener, der ſogenannten Comedia dell' Arte das Wort. „Ja, wenn wir nur Schauſpieler hätten, wie zu Gozzi's Zeiten!" war ſein ſteter Refrain. Bei der Gründung des Actientheaters, bei welchem er ſich betheiligte, hatte er ſich die

Creirung eines eigenen Lehrſtuhls vorbehalten, um über die Mantel- und Degenſtücke der Spanier, die Comedia dell' Arte der Italiener und die altrömiſchen Maskenſpiele Vorleſungen zu halten und dann hinterher dergleichen Stücke in der Aufführung folgen zu laſſen, um den Leuten das rechte Verſtändniß von der Kunſt zu erſchließen.

Wenn meine günſtigen Leſer der Vorleſung des Herrn von Narcet, ſtatt ſie ſich von mir wiedergeben zu laſſen, ſelbſt beigewohnt hätten, ſo würde gewiß ein kleiner, ſchwarzer, nicht eben hübſch zu nennender Mann, ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn, der mit einem ſchlecht verborgenen Unbehagen, ſich bald rechts, bald links auf ſeinem Sitz drehte und wendete, dann wieder ein Paar jungen Damen Winke gab, kurz, es deutlich genug ausdrückte, daß er die Lectüre beendigt wünſchte, um ſeiner Suade freien Lauf zu laſſen und ſeine Bruſt zu erleichtern. Er hatte ſo unrecht nicht, denn die Geſellſchaft entbehrte viel, namentlich die Damen an Galanterien. Auch dies war ein Dichter, Euras mit Namen, was man ihm auf den erſten Blick wohl anſehen konnte. Er hatte wie die Löwin nur Ein Junges geworfen, und trug jetzt überall das wilde Kleine mit ſich umher und hätſchelte es wie ein Püppchen. Er beſaß eine

Beharrlichkeit, die an's Fabelhafte gränzte, wenn es darauf ankam, ſein geliebtes Kind an den Mann zu bringen. Zuerſt las er es vor und war ſehr gewandt darin, alle Vorzüge deſſelben ſelbſt in's rechte Licht zu ſetzen — nicht etwa durch die Kunſt des Vorleſens, ſondern durch den Kommentar, den er lieferte, und der wie ein Korkzieher das ſprödeſte Lob endlich der verſchloſſenſten Bruſt entlockte. Er ſtand mit den Meiſten gut, denn er hatte ſich's, neben der Hauptaufgabe ſeines Lebens, ſein Drama anhören zu laſſen, zur zweiten geſtellt, es mit Niemand zu verderben. So lobte er denn andere Schriftſteller bis zum Ekel, ſchmeichelte allen Eitelkeiten, machte den Damen Verſe und ſandte ſie ihnen dann mit Bouquets, war von jeder Partei und trug alle Farben. Solch' ein Menſch mußte reuſſiren. Dazu kam noch ſein unſchönes Ausſehen, das keine Eiferſucht erregte und das den bewachteſten Damen geſtattete, ſich ſeiner Huldigungen zu bedienen, unter dem plauſibeln Vorwande, als trieben ſie Scherz mit ihm. War es nun ein Wunder, wenn dieſe Natur ſich auch in Kallenbach fixirte, wo ſie ein günſtiges Terrain zur Erfüllung ihres heißeſten Wunſches zu finden glaubte, nehmlich das ſo oft vorgeleſene Drama endlich auch einmal aufgeführt zu ſehen?

Für die Stelle des Theaterarztes beſaß man einen Mann, der ſich von jeher durch ſeine Liebe zur Kunſt und zu den Künſtlern hervorgethan hatte. Dies war der Geheimrath Balordo, ein Mann in Amt und Würden und mit Orden decorirt. Mehr als alle dieſe äußern Zeichen zierte ihn jedoch ein Bildniß, das er in einer Kapſel von Gold auf der bloßen Bruſt trug und wie einen Fetiſch heilig hielt. Es umſchloß Göthe's Bild — des erſten Dichters aller Zeiten. Unbeſchreiblich war die abgöttiſche Verehrung, die den Doctor Balordo dafür beſeelte und obſchon dies ihn manchmal in etwas grellem Conflict mit den Meinungen der Andern brachte, ſo gleichte doch das verſöhnliche Weſen, das der Weltmenſch ſich angeeignet hatte, Alles mit leichter Mühe wieder aus. Der Comité glaubte, wie bei allem Uebrigen, auch bei der Wahl des Theaterarztes, auf den Grad der äſthetiſchen Bildung und die Richtung des Geſchmacks, Bedacht nehmen zu müſſen, ohne daran zu denken, daß das weiche, gefällige Naturell und die ſo leicht erregte Zuneigung in ſolchen kunſtgeſchwängerten Gemüthern, im Ertheilen von Krankheitsatteſten und in der Ausübung anderer zu dieſem Reſſort gehörigen Abhängigkeiten, manches Repertoire umſtoßen, ſo manchen Kunſtgenuß beeinträchtigen könne.

Die Letzten, die ich hier nenne, waren die bereits engagirten Künſtler, von denen zwar die meiſten noch keinen großen Namen in der Theaterwelt beſaßen, dafür aber den beßten Wunſch hatten, ihn ſich mit Hilfe dieſes Muſtertheaters zu erwerben. Es waren mit wenigen Ausnahmen faſt lauter Leute von Bildung, die erſt kurze Zeit die Kunſt ausübten, ſich aber in manchen andern Beziehungen hervorgethan hatten. Da war Herr Roſe ein geſchickter Maler und Muſiker, der ſchon auf einer kleinen Bühne das Unerhörte ausgeführt hatte, in einer ſelbſt geſchriebenen und componirten Oper, zu der er die Decoration gemalt, die Hauptpartie geſungen zu haben. Obgleich dies Alles nur dilettantenmäßig geweſen war und keine große Theilnahme, vom Standpunkte der Kunſt betrachtet, gewährte, ſo war es doch ein Titel geworden, den „vielſeitig gebildeten Künſtler" um jeden Preis bei unſerm Actientheater anzuſtellen. Neben Roſe befand ſich Herr Grau, ein nicht mehr ſo junger Mann, wie der früher genannte, der das Fach der erſten Liebhaber und Tenoriſten bekleiden ſollte, dabei aber auch als Komiker excellirte, wie man allgemein verſicherte. Herr Grau hatte Medizin ſtudirt, allein ſpäter die Luſt verloren und daher keine Praxis angetreten. Dann hatte er ſich mit der engliſchen und ſpaniſchen Literatur beſchäftigt und einzelne Fragmente ihrer Dichter in Zeitſchriften bekannt gemacht. Er ſchien jedoch für größere, zuſammenhangende Arbeiten dieſer Art keine Ausdauer zu beſitzen und da er neben allen ſeinen Liebhabereien auch Muſik mit Eifer getrieben hatte, ſo entſchloß er ſich denn endlich, als Teneriſt einen Verſuch zu wagen. Seine Stimme war jedoch meckernd und nicht von großem Umfange, weßhalb er kein großes Glück machte, und ſich genöthigt ſah, etwas Anderes zu ergreifen. Er, der ſchon ſo viel verſucht hatte, ſcheute vor keinem neuen Verſuche zurück, und da ihm das Theater am Erſten ein ſorgenfreies und heiteres Leben verſprach, ſo blieb er dabei, und fügte ſeinen Leiſtungen eines Tenorſängers noch die des erſten Liebhabers hinzu, und als auch dieſe nicht recht gelingen wollten, ſo griff er zum komiſchen Fache, was vielleicht ganz außer ſeiner Sphäre lag.

Zu dieſen Beiden geſellte ſich Herr Schreiner, ein Mann, der griechiſch und lateiniſch verſtand, ja ſelbſt dem Hebräiſchen nicht fremd war, ohne jedoch ein Jude zu ſeyn. Auch er hatte Theologie ſtudirt und frühzeitig ſchon Kinderſchriften in der Chriſtoph Schmid'ſchen Weiſe herausgegeben. Der Erfolg ſeiner Verſuche als Prediger, ſein klangvolles Organ.

und ſeine hohe, wohlbeleibte Geſtalt führten ihn auf den Gedanken Schauſpieler zu werden, wo er ſich für das Fach der Helden und Könige berufen glaubte. Allein wer da weiß, welch' ein Unterſchied die Perſönlichkeit eines Macbeth und Wallenſtein von der eines, wenn auch guten, proteſtantiſchen Pfarrers bedingt, wird über die Erfolge, die Herr Schreiner errang, nicht lange zweifelhaft ſeyn können.

Nachdem wir noch einen jungen Aeſthetiker hier anführen wollen, der Binder hieß, und früher auf einem Comptoir angeſtellt war, haben wir von ihm nichts zu bemerken, als daß er ſich für zweite Liebhaber, Lebemenſchen und dergleichen beſtimmte und dabei Unterricht im Engliſchen ertheilen konnte, wenn die zu erhaltende Gage ſeinen Lebensbedürfniſſen nicht ganz genügen ſollte. Herr Binder war ein durchaus galanter und eleganter junger Mann, etwas ſteif zwar, aber ein guter Tänzer und man ſah es ſeiner Haltung ſogleich an, daß er keine gelehrte Bildung genoſſen hatte.

Wenden wir uns nun zu den Damen, ſo iſt die Alles überſtrahlende Primadonna, eine Künſtlerin bei Jahren, die einſt mit großem Ruhme die Welt durchzog, und jetzt ſich für dies Theater gewinnen ließ, um mit den Strahlen ihres Niedergangs deſſen

Aufgang zu färben. Es war Madame Jäger, die in Stellungen unübertrefflich war, die das Coſtüm nach der Antike, nach Gemälden, nach dem Leben der verſchiedenen Nationen gründlich ſtudirt hatte, deren Declamation nach muſicaliſchen Geſetzen ſich geregelt hatte; eine Frau, die mit den Illuſtrationen in Kunſt und Wiſſenſchaft ſtets im engſten Rapporte geſtanden und die daher einen Aplomb hatte, dem nichts gleich kam. Ihr Gatte, bedeutend jünger, ein Mann von Bildung, der als Hüter junger Grafenſöhne bereits manches Land durchzogen, wollte ſich unter ihrer Leitung der Bühne widmen und die Errichtung des Muſtertheaters in Kallenbach ſchien ſeinem Zwecke entſprechend. Dieſem Umſtande war es wohl auch allein zuzuſchreiben, daß Madame Jäger dies Engagement angenommen, das ihr im Ganzen nicht denjenigen Grad der Huldigung zu ſichern im Stande war, auf den ſie überall — wie ſie ſelbſt ſagte — mit Beſtimmtheit rechnen durfte. Sie führte übrigens die Namen aller ihrer drei Männer und ihren Mädchennamen dazu, welches nebſt zwei Taufnamen, ein halbes Dutzend ausmachte; ſie nannte ſich nemlich: Ordalia Cordelia Flerner-Meyer-Heller-Jäger, und ſo wollte ſie auch jedesmal auf dem Zettel genannt ſeyn, um ja nicht verwechſelt werden zu können. Im

Publicum hieß ſie der Kürze wegen blos Madame Heller-Jäger oder ſchlechtweg die Heller-Jäger; ihr Gatte aber, der Doctor Jäger, mußte ſich auch gefallen laſſen Doctor Hellerjäger zu heißen.

Nun kommt die erſte ſentimentale Liebhaberin Beate Feſſel, die Tochter eines höhern Beamten, eine ſchmachtende, empfindſame Blondine, die wahrlich ihre feine und hohe Bildung zugleich nicht erhalten hatte, um dereinſt damit auf dem Theater zu glänzen. Allein ſie war zur Thekla geboren — und ſie darzuſtellen, war Beſtimmung. Die Auſpizien, unter denen die Muſterbühne in ihrer Vaterſtadt errichtet wurde, waren ſo, daß keine Bedenklichkeit mehr obwalten konnte, und Beate legte ſogar den Namen ihres Vaters nicht ab und dieſer ſah es gleichgültig, daß er auf dem Theaterzettel ganz ſo wie in dem Staatskalender zu leſen war. Ein Beweis von der hohen Achtung, die er dem jungen Unternehmen ſchon bei ſeinem Entſtehen widmete.

Noch eine Künſtlerin muß ich hier anführen, die ihres vornehmen Anſtands wegen die Hofdamen und koketten Damen ſpielen ſollte, dabei aber mit Dichtern ſteten Umgang pflog und ſich beſonders mit der Uebertragung des Nibelungenliedes neben der ausübenden Kunſt beſchäftigte. Weit vor Raupach hatte ſie ſchon den großen Gedanken gefaßt, das alte Heldenlied auf die Scene zu bringen, und hoffte bei der Muſterbühne endlich dieſen Verſuch öffentlich wagen zu können. Sie brachte ein Töchterchen mit, ſiebzehnjährig, hoch, ſchlank, aufgeſchoſſen, mit etwas gekrümmter Haltung, ſchmalen, aſiatiſchen Augen und breiter Naſe, das den nordiſchen Urſprung nicht verheimlichen konnte und in der That in Petersburg das Licht der Welt erblickt hatte. Der Gatte ſeiner Mutter war früh geſtorben. Sie hießen Stabenthal. In Kallenbach, das heißt im engern Kreiſe der Theater- und Kunſtfreunde war man der Meinung in dieſem ſonderbaren Namen ein Anagramm zu entdecken und rieth hin und her. Man hatte indeß nur Haltenbaſt, auch Balthenſtab herausgebracht, ohne jedoch daraus klüger geworden zu ſeyn.

Zu dieſen geſellte ſich noch ein rundes, nicht mehr junges gutmüthiges Geſchöpf, das ſchon lange den Namen einer äſthetiſchen Köchin im Orte führte. Es war Fräulein Rieke Wackerfeld, die Tochter eines Rentiers, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, das ſie jetzt zum Nutzen und Vergnügen gebildeter Leute in der Weiſe depenſirte, daß ſie ihnen trefflich zu eſſen und zu trinken gab, wobei ſie ſelbſt Hand anlegte, indem ſie die Küche aus dem Fundamente verſtand. „Für mich wird doch ein Plätzchen bei Deiner Bühne ſeyn, Vetter Leopold?“ hatte ſie Haffner mit einer graziöſen Naivität gefragt, die einer Gurli keine Schande gemacht haben würde, und Leopold ſtellte ſie für ein unbeſtimmtes Fach an.

Drittes Kapitel.

> — Beſſer iſt's, ſich durch Beſcheidenheit lieben zu machen,
> Als der Geſellſchaft durch Poſſen geben zu lachen! —
>
> A. d. Spaniſchen.

Dies waren nun die Hauptbeſtandtheile jener Theegeſellſchaft bei der Frau Präſidentin von Gelbacker, vor der die „Denkwürdigkeiten des alten Komödianten“ geleſen wurden. Herr von Narcot hatte ſeine Pauſe zur rechten Zeit gemacht, denn allgemein war das Bedürfniß eingetreten, die Wahl der Unterhaltung gewechſelt zu ſehen. Bei dem größten Theile war eine Art von Erſchlaffung eingetreten, bei dem kleineren eine Ungeduld zu ſprechen. Auf einen Wink trugen Bediente Erfriſchungen herein und die Eß- und Sprechwerkzeuge ſetzten ſich ſogleich in Bewegung.

Man erging ſich nun weitläufiger in der Beurtheilung der frühern Zuſtände des deutſchen Theaters, wie ſie durch die treuherzige und einfache Schilderung des Alten ſo lebhaft hindurchſchimmerte und es fehlte nicht an geiſtreichen Randgloſſen zu dieſem Texte, wie es ſich von der hier verſammelten hochgebildeten Perſonen nicht Anders erwarten ließ. Daran knüpften ſich Wünſche und Vorſätze, Vorſchläge und Ausſichten, die ſich darauf bezogen, die Kunſt der Bühne und ihre Verfaſſung wieder zu jenen großen, einfachen Anfängen zurückzuleiten. Man wollte nur darin Heil und Gedeihen erblicken. Der Eine ſprach davon, daß er ſich mit den in dem Manuſcripte genannten Stücken näher bekannt machen wolle, um eine zeitgemäße Umarbeitung derſelben zu verſuchen und ſie dann zur Aufführung vorzuſchlagen. Er wollte ſich ſogleich „Alles in Schuh und Strümpfen“ und „Henriette, oder ſie iſt verheirathet“ zu dieſem Behuſe zu verſchaffen ſuchen.

Herr von Lekal meinte, daß man beſſer daran thäte, noch weiter zurück zu gehen und ſich herbeiließe, irgend ein Myſterium oder eines von den Autos sacramentales der Spanier darzuſtellen. Dies könnte zu irgend einer heiligen Zeit, etwa um die Weihnachten oder Faſten, Statt finden und es dürfte dann ſogar gerathen ſeyn, in alter Weiſe durch die Straßen zu reiten und das Volk zum Beſuche des Schauſpiels einzuladen —

— Wer ſoll durch die Straßen reiten? rief die äſthetiſche Köchin entſetzt.

— Die Mitglieder, und zwar die erſten der Truppe, erwiderte Lokal. Und ich meine etwa nicht auf eine unſcheinbare Manier, auf ſchaal-moderne Weiſe, ſondern vielmehr im vollſten Nimbus der Kunſt; in rothem Habit mit Gold reich beſetzt — auf Schimmeln, ſämmtlich wohlberitten — Trompeter voraus — und das Sinnbild aller Kunſt, die ſich der öffentlichen Anſchauung preisgiebt, das ſilberne Beil oder die ſilberne Hacke —

Man ließ ihn nicht weiter reden — ein verworrener Widerſpruch tobte ihm von allen Seiten entgegen. Das halte man für Entwürdigung, rief der Eine; es ſage unſern Anſichten von Heute nicht zu, rief der Andere; man würde mißverſtanden werden, rief endlich der Dritte.

— Das fürchte ich am Ende auch, ſprach der diplomatiſche Lucile. Die Leute würden das Poetiſche, was in allen dergleichen Wiederbelebungen liegt, nicht begreifen, ſondern blos den unleidlichen practiſchen Maaßſtab anlegen, mit dem alle Poeſie ſo recht eigentlich todtgeſchlagen wird. Sieht das dumme Volk nicht zum Beiſpiel in der edeln Parforcejagd, nur eine Thierquälerei? Hat es nicht Mitleid mit dem Rehlein und dem Hirſchlein, das aus der Hand frißt, und beſitzt keinen Sinn für die Ritterlichkeit die darin liegt, hoch zu Roß durch die Flur zu ſtreiſen auf flüchtigem Renner, dem Geläut der Meute nach und die Fährte des Wildes bis in's Dickicht zu verfolgen, wie der Hörnerruf es weithin ſchallend verkündet —

— O, wie lebhaft Sie das zu ſchildern wiſſen, mein Herr von Gerning, ſprach die Präſidentin. Sie haben gewiß auf Ihren Reiſen ſchon oft dergleichen Jagden mitgemacht. Wir ſind hier ſo arm an dieſen Genüſſen, und ſchießen unſere Rebhühner und Haaſen auf die philiſtröſeſte Weiſe —

— Ich forcire gern, warf Lucile leicht hin, und hatte oft Gelegenheit dazu, wie ich bei meinen Verwandten mütterlicher Seits in England verweilte. Ich würde mir auch in der That nichts aus dem Umritt machen, vielmehr finde ich den Gedanken des Herrn von Lekal ſehr ſchön —

— Nun, wenn Sie, als Regiſſeur, mit dieſem Beiſpiel vorangehen wollen, ſprach die Präſidentin mit bedeutendem Blicke auf die übrigen Mitglieder, ſo ſteht ja wohl auch dieſem ſchönen Verſuche nichts im Wege, und Du könnteſt ihm wohl in Deinem Eröffnungsprogramm einen Platz einräumen, Vetter Leopold, nicht wahr?

— Mit vielem Vergnügen! ſagte der überaus Gefällige.

— Ich finde keine Urſache, hier unaufgefordert meine Meinung über den Vorſchlag, das Herumreiten betreffend, auszuſprechen, und will auch ſehr gern den Vergleich unterdrücken, der ſich mir dabei aufdrängt, fiel der ſtürmiſche Paul ein, nur möchte ich um das Eine freundlichſt bitten, über dieſen ſchönen alten Handwerksgebräuchen und dem Hervorſuchen von Curioſitäten à la Rococo, die ihr Gutes immerhin haben mögen, die junge Generation und ihre Hervorbringungen nicht zu vergeſſen. Hier ſtehen wir, wie Väter unerzogener Kinder, die ſie gern in ein Erziehungsinſtitut gebracht ſähen, und ſehnlich wünſchen, daß ihnen die Pforten geöffnet werden möchten. Wir bringen ſo eigentlich „Was wir bringen“, und unſer Wunſch iſt, zu wiſſen „Was Ihr wollt“, um uns darein zu ſchmiegen „Wie es Euch gefällt!“

— Eben ſo geiſtreich, als beſcheiden! ſprach lächelnd Frau von Gelbacker — nicht wahr, Couſine?

Die Miniſterin von Höhne gähnte zur Antwort.

— Meine drei Halbwaiſen — ſie haben nur einen Vater, das Publikum ſoll ihnen Mutterſtelle dereinſt vertreten — ſagte Paul, in ſeinem beklatſchten Vergleich fortfahrend — ſtellen ſich mit ihren Namen vor. Drei Andere, ungenannte, weil noch ungekannt, ſchlummern, von der Phantaſie behütet, im Hintergrunde. Denken Sie, verehrteſter Vorſtand des Actiencomité's, daß auch die nicht ewig ſchlafen wollen, daß der Troß der neuen Ankömmlinge ſie wecken wird, und daß ſie ſich ungeduldig erheben werden, um den Eingang zu ſtürmen, wenn er ſich ihnen hartnäckig verſchließen ſollte —

— Auch meine leichten Gebilde — rief Narcot, durch Paul's Anregung ermuthigt — ſchweben auf melodiſchem Gefieder herab, und flattern und picken mit den Schnäbeln, und trillern — es ſind die Liederſpiele, die ich in Kopf und Herzen trage und von denen ich jede Nacht eines gebären kann —

— Dem Ernſte gebührt der Vorrang, ſagte ernſt Paul — des gediegenen Wortes Ausſpruch ziemt dem Beginnenden.

— Mein freundlicher Scherz ſoll ſich nicht unbeſcheiden dazwiſchendrängen, rief Narcot, er bittet nur um die Vergünſtigung, die hehren Säulen des Tempels umſchweben zu dürfen, und hie und da ſein Neſtchen anzuhängen —

— Solche Neſter verunzieren den Bau, bemerkte Paul, ſtets ernſter werdend —

— Wer bemerkte ſie wohl, die kleinen, an den großen Verhältniſſen der Façade, verſetzte ſeiner Seits Narcot.

— Sagt man Façade oder Facciata? fragte zwiſchen hinein die Präſidentin ihren Nachbar — ich komme beim Schreiben immer in Verlegenheit, ebenſo wenn ich Statue oder Statü gebrauchen ſoll —

— Wie können Sie doch nur ſo fragen, meine Gnädigſte? rief Curas mit einem holden Lächeln — Wie Sie's ausſprechen, ſo iſt's recht. Ein Mund, wie der Ihrige, gibt Geſetze, er empfängt keine. Darum aber auch, holdeſte Geſetzgeberin, entſcheiden Sie, wer den Vorrang haben ſoll: ob der ernſte, große, gährende Ideen im Buſen tragende Paul, oder der leichte, tändelnde Narcot? Ich, für meinen Theil, beſcheide mich ja gern — für mich bleibe das dritte Plätzchen — immerhin! Wo ſolche Kräfte kämpfen, muß ich mein Flämmchen dämpfen.

— Ja, wie wär's, Couſin, wenn wir hier, beim Thee, ſo ganz à l'amiable, die Hauptgrundzüge des erſten Repertoire's entwürfen? fragte die Frau Präſidentin.

Haffner, wie immer gefällig, wollte ſchon zuſagen, aber Ton fiel ihm ſchnell in die Rede.

— Es könnte denn doch eine zu hitzige Debatte werden, meinte er, da die Betheiligten Alle zugegen ſind. Du weißt, daß auch ich darauf warte, an die Reihe zu kommen. Wie wär's, wenn Du den

Entwurf ganz allein, nach Deiner Einſicht machteſt, und dann —

Der Geheimerath Balordo, der bis dahin wenig von der Verhandlung gehört hatte, da er ſich mit Philine, der Tochter der Madame Stabenthal, ſehr angelegentlich unterhielt, rief jetzt mit einem Male:

— Himmliſch! göttlich! die Elmire einſtudirt! und wie lieblich der Geſang! Kein beſſeres Stück zum Anfang! Da — laßt Euch ſingen, was ſie mir ſang — nur mit halber Stimme, allein dieſe Hälfte iſt mehr als ein Ganzes —

Man ſah ſich erſtaunt an. Was hat der Geheimerath? Was ſetzt ihn ſo in Extaſe? ſchwebte auf allen Lippen.

— Geheimerath Balordo, lieber Doctor! welche Entdeckung haben Sie gemacht? O wir bitten, theilen Sie ſie uns mit — rief Frau von Gelbacker mit neugieriger Haſt.

— Fräulein Philine Stabenthal, ſagte der Geheimerath, ſang mir eben wie ein Heimchen in's Ohr — eine Weiſe, ſo ſüß wie Honigſeim — und die Worte — denken Sie, die ewigen Worte des Altmeiſters. Es war aus Erwin und Elmire —

— So? Scharmant! O ſcharmant! Deliciös riefen Viele.

— Ein junger Klavierſpieler in Petersburg hat das Singſpiel componirt — Madame Stabenthal hat die Partitur, die Stimmen, Alles bei ſich — wie erwünſcht —

— Was iſt erwünſcht? fragte Ton.

— Erwin und Elmira muß das erſte Stück ſeyn — Ihr könnt nichts Anders wählen! rief der Geheimerath.

Haffner lächelte zwar beifällig, doch wagte er es nicht, hier unbedingt beizuſtimmen, ſondern blickte im Kreiſe umher.

Ton lachte ſtill; Paul ſchlug die Arme übereinander und murrte: Götzendienſt! vor ſich hin; Narcot ſagte leicht, das Genre ſey ſeit den Göthe'ſchen Anfängen unläugbar fortgebildet worden; Euras wußte, daß dies Liederſpiel, bei aller Achtung vor Göthe, keine Wirkung auf der Bühne mache, und Lekal rief: ein Schäferſpiel, ein ächtes, im Reifrock, mit bunten, flatternden Bändern am Stabe, wäre ihm viel lieber und dünke ihm paſſender.

Madame Heller-Jäger erhob ſich ernſtlich gegen ſolches Beginnen und erklärte, die neue Scene mit einem Prologe, als Kunſt, im blutrothen Gewande, den goldenen Lorbeerkranz im Haar, eröffnen zu wollen; Madame Stabenthal ſprach Schiller das Wort, der eigentlichen Säule, dem mächtigen Pfeiler deutſcher dramatiſcher Kunſt: ſie wollte als Eliſabeth, Imperiali, Milford am erſten Abende glänzen; am zweiten oder dritten könnte ja Philine gern die Elmire ſingen, ſetzte ſie hinzu, ſie wollte alsdann nichts dagegen einwenden. Schreiner war zwar auch für Schiller, aber für den Wallenſtein, und Beate Fleſſel flötete ihm Beifall, und declamirte leiſe: „Wo ich ſey, und wo mich hingewendet“ — Binder ſprach ſich ſchüchtern für Raupach aus — Roſe ſich für den Spinaroſa in Houwald's Bild — Grau für den Hamlet. Lucile, von Allen befragt, gab Jedem leiſe ſeine Zuſtimmung, wie es ſich für den gewandten Diplomaten geziemte.

Die Unterhaltung wurde jetzt ſo allgemein und geräuſchvoll, daß Niemand mit ſeiner Meinung durchdringen konnte. Man nahm die Sordinen ab und ſchrie. Die Namen: Schiller, Shakespeare, Göthe, Raupach, Houwald, Müllner, wurden chaotiſch einander zugeworfen, und flogen hin und her in der Luft. Die Whiſtſpieler hatten nun ihre Partie beendigt und erſchienen wieder im Saale; durch den wirren Lärm überraſcht, fragten ſie, was ſich zugetragen habe. Man würdigte ſie keiner Antwort und der Lärm tobte fort.

Curas näherte ſich der Präſidentin.

— Die Debatte iſt heftig; ſo kommen wir nicht heraus. Ich dächte, wir überlegten den wichtigen Gegenſtand en petit comité und ließen dann das Reſultat circuliren.

Durch dieſe geſchickte Einflüſterung gab er den Gedanken der vielvermögenden Dame eine beſtimmte Richtung, da ſie niemals einen Entſchluß faſſen konnte, ohne die Meinung Anderer gehört zu haben. Sie verſprach Curas, ſeinem Rathe zu folgen und ſchon für den andern Tag das kleine Comité zuſammenberufen zu laſſen.

Während dieſes ſich rund um ſie her zutrug, ſaßen Alfred und Erlinde vereinſamt da. Niemand ſchien ſich um ſie zu bekümmern und ſie konnten ſich manches verſtohlene Wort zuflüſtern.

— Was hat Dich vorhin ſo ergriffen? fragte Alfred.

— Ich kenne die Schickſale des alten Schauſpielers — erwiederte ſie. Sie wurden in Zeiten der Noth ſchon oftmals veräußert, wenn Krankheit oder andere böſe Zufälligkeiten den Erwerb ſchmälerten. Bodenlos iſt im Beſitze dieſes Manuſcripts, ſo wie noch vieler Anderer, von denen er allen möglichen Vortheil zu ziehen verſteht.

Hier war nicht der Ort, nähere Erörterungen von Erlinden zu verlangen und Alfred mußte ſeine Unruhe zu verbergen ſuchen, bis ſie daheim auf dem einſamen Zimmer ſeyn würden.

Viertes Kapitel.

So braucht ſie denn die ſchönen Kräfte
Und treibt die dicht'riſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabentheuer treibt.
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſt das Glück, dann wird es angefochten,
Man iſt entzückt, nun kömmt der Scherz heran,
Und eh man ſich's verſieht, iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben;
Greift nur herein in's volle Menſchenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen iſt's bekannt.
Und wo Ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beſte Trank gebraut,
Der Alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüte,
Vor Eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus Eurem Werk ſich melanchol'ſche Nahrung,
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein Jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Fauſt.

Dergleichen Zuſammenkünfte, wie an dieſem Abende, waren indeß noch mehre gefolgt. Die Geſellſchaft war nun übervollzählig, denn da bei ſolchen Actienunternehmungen die Kaſſe gewöhnlich voll iſt, ſo wird bei den Engagements nicht lange nach der Brauchbarkeit und dem unumgänglich Nothwendigen gefragt, ſondern auf Empfehlungen, vorgefaßte Meinungen, Vorausſetzungen von Möglichkeiten und ſentimentalen oder ſinnlichen Zuneigungen hin, jede Rückſicht genommen und die Geſellſchaft mindeſtens um das Doppelte ſtärker, als ſie dem Bedürfniſſe nach ſeyn ſollte. Man denkt dabei nicht an die Uebelſtände, die durch das mehrfache Beſetzen eines und deſſelben Faches geboren werden, von der unnöthig vermehrten Ausgabe nicht einmal zu ſprechen. So kann man denn auch wohl leicht denken, daß bei den obwaltenden Verhältniſſen zwei junge Leute wie Alfred und Erlinde, die ſich durch ein angenehmes Aeußere empfahlen und von Lucile, dem Oberregiſſeur, noch beſonders empfohlen wurden, eine recht hübſche Stellung in Ausſicht erhielten, unter Zuſicherung eines entſprechenden Gehaltes.

Bei der Menge untereinander ſehr ähnlicher und dabei ſich dennoch ſtark durchkreuzender Intereſſen war aber trotz der Vollzähligkeit der Mitglieder, der zureichenden Finanzmittel und des ziemlich deutlichen Bewußtſeyns des beſtimmten Zweckes, die dramatiſche Kunſt zu heben, der Anfang nicht leicht.

Man konnte ſich über die Wahl der Dichter, der Stücke, der Beſetzung nicht verſtändigen. Alles trug zu ſehr den Character des Dilettirens an ſich; es wurden zu Viele um Rath gefragt; Alles glaubte darein reden zu müſſen. Die Actionäre, beſonders die Weiblichen, ſprachen in jedem Betracht ihren Liebhabereien das Wort und protegirten Dichter und Schauſpieler nach ihrem perſönlichen Wohlgefallen, das ſie für dieſen oder jenen hatten, ohne das Ganze dabei im Auge zu haben. Man hatte geglaubt dem Ziele näher zu kommen, wenn man Dichter in den nächſten Verband der Bühne zöge und ſie für den großen Zweck gewönne ein Nationalſchauſpiel auf den Trümmern der Oper und des franzöſiſchen Dramas zu erheben, allein eben dieſe Dichter waren es, die den Zündſtoff zu größerm Aerger in das Kunſtgebäude trugen und die engherzigſten Privatzwecke verfolgend, das große, ſchöne Ganze, das man beabſichtigte, bald aus den Augen verloren. Die Schauſpieler ſelbſt, ein höchſt wankelmüthiges und eigenſüchtiges Geſchlecht, verwirrten dieſe Verhältniſſe noch mehr, da ihnen hier ein ſo weiter Spielraum gelaſſen wurde. Sie neigten ſich bald zu dieſer, bald zu jener Partei, nachdem ſie einen Zweck dabei haben konnten. Lucile, dem die Pflicht oblag, dieſes Chaos zu ordnen, mit mächtiger

Hand in die Verwirrung zu greifen und ſich der Lenkſeile zu bedienen, war ſelbſt zu ſehr Dilettant, Optimiſt, glatter Weltmenſch, Windbeutel, prahlte zu gern und liebte ſich angebetet und bewundert von Allen zu ſehen, als daß er die tüchtigen Eigenſchaften, die ihm zur Stelle eines Regiſſeurs unter andern, klug beſchränkenden Verhältniſſen, befähigt haben würden, hier zur Ausübung gebracht hätte. Der Vorſtand des Actienvereins war ein Mann von großen geſelligen Tugenden, unter denen die Gefälligkeit oben an zu nennen war. Welche Verderblichkeit dieſe aber in ſich trägt, wo alle Tage die anmaßendſten Begehrlichkeiten ſie auf die Probe zu ſtellen unternehmen, wird von einem Jeden leicht eingeſehen werden.

Die einzige Verfaſſung, die dem Theater frommt, iſt die monarchiſche. Alles Ein- oder Zweikammerſyſtem iſt ſchon vom Uebel; unmöglich kann aber die Sache dort gedeihen, wo Alles mitſpricht und Alles herſchen will. Der Vorſtand muß wahrhaft große Eigenſchaften beſitzen. Es war nicht unpaſſend, als die Directrice eines nordiſchen Theaters, welcher man wegen ihrer höchſt energiſchen Geſchäftsführung Komplimente machte, auf die große Katharina hinwies und ſich die Miene gab, ein Plätzchen neben ihr, in dem Theile der Weltgeſchichte einzunehmen, der die

Kunſt umfaßt. Es wäre ungerecht, wenn man dieſes edle Selbſtgefühl verkennen wollte. Ein Theatervorſtand darf keine Blößen geben, keine Schwächen zeigen. Ein einziger Fall dieſer Art und ſein Herrſcherſtab iſt geknickt, die Glocke ſeines Ruhmes iſt geborſten, ſein Name hat den rechten Klang verloren. Die ſtrengſte Moral muß ihn unantaſtbar machen. Weder die Zuneigung zum andern Geſchlechte, noch Freundſchaft zu ſeines Gleichen darf ihn anziehen; die Schmeichelei darf ſich ſeinem Throne nicht nähern; er darf ſich weder vom Scheine der Dankbarkeit blenden, noch von der Gefälligkeit abhängig machen laſſen. Er ſtrebe durchaus nicht darnach, beliebt ſeyn zu wollen. Ernſt und ſtets gleichmüthig gehe er ſeinen Weg; ſein Benehmen gegen Alle bemeſſen; ſtreng im Fordern wie im Gewähren; ordnungsliebend über Alles; unnachſichtlich im Rügen wirklicher Fehler; milde im Beſtrafen von Vergehungen! kein Gewicht legend auf erwieſene Nachſicht. Gut iſt es, wenn der Theatermonarch ſogar der Ehe entſagt, um ſeine Grundſätze nicht den Angriffen einer zu ſehr geliebten Gattin auszuſetzen.

Zu dieſen Fähigkeiten des Characters müſſen ſich nun tüchtige Kenntniſſe geſellen. Auch hier gebe der Vorſtand keine Blöße; ſtets vorbereitet erſcheine er im Kreiſe der Kunſtangehörigen; fertig mit ſeiner Aufgabe; bereit über Alles, was vorkommen könnte, die beßte Auskunft zu geben und den beſcheidenen Widerſpruch nur dann erlaubend, wenn er ſich auf Gründe ſtützt, die den Seinen die Spitze zu bieten im Stande ſind. Eigenſinn werde von ihm unter keiner Bedingung geduldet; unwiſſenſchaftliche, unlogiſche Abgeſchmacktheiten, wie ſie die Halbbildung der meiſten Schauſpieler ſo gern zu Markte bringt, werden mit Verachtung gegeiſelt; der Dünkel des ſchaalen Egoiſten dem unauslöſchlichen Spotte geweiht. Die Unverbeſſerlichen in ſolchen Dingen werden ſogar mit Selbſtaufopferung ſogleich außer Cours geſetzt, und nach den obwaltenden Verhältniſſen, ſobald dies möglich iſt, von der Anſtalt gänzlich entfernt.

Ein ſolcher Mann muß, nach dem Zuſtande der meiſten Künſtlernaturen, der von ihrem innerſten Weſen nun einmal unzertrennlich iſt, ſeine Umgebung weit überragen; allein wenn dieſe auch nicht im Stande ſeyn wird, es ihm gleich zu thun und ſeine Größe zu erreichen, ſo darf ihr doch nicht die Fähigkeit abgehen, die Höhe zu ermeſſen, die er einnimmt. Dies wird einen höhern Grad von Achtung erzeugen, die genügend iſt und mehr bezweckt als innige Ergebenheit oder freundſchaftliche Zuneigung, welche in jedem Falle wechſelſeitig ſeyn müſſen, und die beßten Kräfte auf ungenügſame, ungeziemende und daher nachtheilige Weiſe oft in Anſpruch nehmen. Der, Ordnung, Sitte, ernſtes Streben, Zuverläſſigkeit in der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeit überwachende Verſtand, darf nie in den Fall kommen, das Außerordentliche, Außergewöhnliche von den Angeſtellten zu verlangen; das Heil der Anſtalt gehörig geſichert, darf durch Zufälligkeiten nicht gefördert und nicht gefährdet werden können. Hiedurch wird der andern Seite aber auch der Weg abgeſchnitten, nach Ungebührlichem zu verlangen.

Der Verſtand ſey übrigens noch der feinſte Menſchenkenner; er ſondire den Character der Künſtler genau, der nur ſtets leiſe Schattirungen eines überall durchgehenden Grundtones darbietet, aber er ſondire ihn ohne Aufwand äußerlicher Mittel, ohne beſondere Veranſtaltungen, ſtill und für ſich, einzig und allein in der Abſicht, ſeine Maßregeln ſtets ſo zu wählen, daß er nicht genöthigt werde, auch nur einen halben Schritt zurückthun zu müſſen.

Dies wäre freilich das Ideal eines Theaterdirectors und wie jedes Ideal auf dieſer mangelhaften Welt wohl nirgends anzutreffen. —

Das Theaterweſen in Kallenbach hatte aber eine Verfaſſung, welche an die ehemalige polniſche erinnerte.

Das Publicum, von dem doch nur die kleinſte Fraction zur unmittelbarſten Theilnahme an den Berathungen berufen wurde, ſah und hörte mit Unwillen von den Vorfällen im Schooße der Direction. Man ſtieß ſich daran, daß der Oper gar kein Raum gelaſſen wurde, und verſpottete Alles, was davon ſprach, durch Melodramen, plaſtiſch-mimiſche Schauſtellungen und allerlei neue Erfindungen und Surrogate den alten, gewohnten muſikaliſchen Genuß herſtellen und erſetzen zu wollen. Dieſe Unzufriedenheit wurde bald allgemeiner und trug ſich auf Alles über, was von den Beſtimmungen und Feſtſetzungen des Comités laut wurde. Den Dichtern, deren Werke gegeben werden ſollten, wurde im Voraus das Verdammungsurtheil geſprochen; jene Schauſpieler, die ſich der beſonderen Gunſt der Actionäre erfreuten, waren ſchon als die ſchlechteſten bezeichnet, denen man durchaus jeden Fußbreit Theaterboden ſtreitig machen müſſe. Die neuen Debutanten dürfen nicht aufkommen, hieß es dort und hier; die Anfänger müßten geſtürzt werden, um nie wieder einen Verſuch im Orte wagen zu können. Nach dieſen löblichen Grundſätzen hatte man ſich vorgenommen, zu verfahren und es heißt nicht übertreiben, wenn man dies Unterfangen mit dem Namen einer Verſchwörung belegt. Dabei ward nichts geheim gehalten; die ſtärkſten Aeußerungen geſchahen an öffentlichen Orten, nicht ſelten im Beiſeyn von Betheiligten, die dann nicht ermangelten, das, was ſie gehört hatten, zu Ohren des Comités zu hinterbringen. Allein die Damen und Herren, aus denen es beſtand, lebten dennoch fortwährend in einem hohen Grade von Sebſttäuſchung. Sie glaubten an die Dankbarkeit des Publicums für neue, bisher ungekannte Genüſſe und hofften, die ohne Grund Unzufriedenen bald in warme Anhänger umgewandelt zu ſehen, wenn nur erſt das neue Werk in voller Thätigkeit begriffen ſeyn würde. Wie in Staaten, ſo auch bei Theatern; man achtet nicht auf drohende Vorzeichen, man ſchlägt warnende Stimmen in den Wind und tanzt ſorglos auf dem leicht verdeckten Krater, deſſen bevorſtehenden Ausbruch Niemand ſo bald ſchon vermuthet. Das leichtſinnige Wort der verderbten Ariſtokratie von 1789, „Après nous le déluge," war längſt verhallt und ſie dachten nicht daran, daß die Sündfluth ſchnell und unerwartet hereinbrechen konnte, die ſie zu verſchlingen droht.

Endlich hatte man ſich über die Beſtandtheile verſtändigt, welche die Vorſtellung des Eröffnungs-

Abends bilden ſollten. Um nirgend anzuſtoßen, hatte Herr Haffner kein vollſtändiges Stück gewählt, weil jeder von den Dichtern das Seinige dieſer Ehre werth hielt und keinem Andern gutwillig gewichen wäre. Eben ſo unmöglich war es aber auch, aus dem ältern Repertoire eine Wahl zu treffen: Schiller und Göthe, ſo wie die kleinern Geiſter, hatten im Comité ihre Anhänger, und da bildeten ſich bei jedem noch ſo gemäßigtem Vorſchlage gleich die heftigſte Oppoſition. Es mußte hier zu einem Auskunftsmittel geſchritten werden. Nach heftigen Debatten kam man endlich dahin überein, am erſten Abende eine Art von declamatoriſch-mimiſch-plaſtiſcher Academie zu veranſtalten, das Geſchmackloſeſte von allen künſtleriſchen Gebräuen, ein ewiges Kitzeln und Aufſtacheln zu Empfindungen und Gefühlen, wobei es niemals zur Befriedigung kommt; ein unangenehmer Reiz, ähnlich dem, der einer vergeblichen Anſtrengung zum Nieſen vorangeht, die keine wohlthuende Exploſion zu Wege bringt; ein Gefühl in uns hervorrufend der Ueberſättigung, ohne den Hunger geſtillt zu haben. Trotz des Verſchützens allzugroßen Reichthums, der durch dieſe Veranſtaltung auf einmal zur Schau geſtellt werden konnte, blickte doch nur Unmächtigkeit und Planloſigkeit daraus hervor und die Unzufriedenen in großer Zahl, ſahen darin noch mehr und fanden Stoff, ſich lauter und unverholener über die Theaterangelegenheit auszuſprechen.

Die Muſterkarte des erſten Abends war aber aus ſehr verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Den Prolog zu dichten, war dem Herrn Doctor Jäger übertragen worden, der obgleich kein Dichter von Profeſſion, ſich dieſem Geſchäfte unterziehen mußte, um den Andern, die mit ihren Stücken ſchon der Aufführung harrten, keinen Stoff zur Eiferſucht auch bei dieſer Veranlaſſung zu bieten. Ueberdieß wollte ja des Doctors Gattin dieſen Prolog im Character der Kunſt, im blutrothen Gewande, den goldenen Lorbeer im Haar, ſprechen und dieſer wichtigen Macht mußte man ſich beugen. Außer dieſem Anfange war aber noch beſonders das Ende des erſten Theaterabends hervorzuheben, als ein eigends für dieſen Zweck bereitetes Schauſpiel. Göthe ſollte und mußte das letzte Wort haben. Doctor Balordo beſtand darauf und da man von ſeiner Stimme nach allen Seiten hin, für die Folge gewichtige Unterſtützung erwartete, ſo geſchah es, daß man ſeinen Wunſch auch bedeutend berückſichtigte. Nur die Wahl eines Göthe'ſchen Werkes war ſchwierig. Zu einem großen Ganzen konnte man ſich, wie geſagt, nicht vereinigen. Im Egmont wollten weder die Damen Heller-Jäger, noch Stabenthal die Regentin mit dem „Bärtchen auf der Oberlippe" darſtellen; ſie behaupteten, man könne dieſe Rolle weglaſſen und das Stück gewinne dadurch; dabei beriefen ſie ſich auf bedeutende Theater, die ſo verführen. Der Geheimrath Valerdo ſchrie Wehe und Zeter über Ungeſchmack und Verletzung der Achtung gegen den hohen Altmeiſter aller Kunſt. Auch andere Anſtände gab es noch dabei. Man ſah neidiſch darauf, daß irgend ein junges Gänschen in der Rolle des Klärchens glänzen ſolle; eben ſo ſchien den Schauſpielern nur der Egmont ſelbſt der Mühe werth, ſeine Kunſt daran zu verſchwenden. Die Intereſſen ließen ſich nicht vereinigen. Mit einem kleinen Singſpiele anzufangen, ſchien ganz unſtatthaft. Der Fauſt war für die Eröffnung der Bühne nicht geeignet, wie ſie ſagten, obgleich hier dieſelben Umſtände eintraten, wie beim Egmont. Für die häßliche Marthe war keine da, weil ſie ſich alle nicht zu alt und ſchön genug für's Gretchen ſchätzten. Da erfaßte Valerdo ein unerhörter Gedanke, ein Gedanke, den ihm die hohe Verehrung für ſeinen Lieblingsdichter eingab, den ihm die Liebe zur Eintracht und zum guten Vernehmen ausarbeiten und in's Werk ſetzen ließ. Dies war das allbekannte, burleſk-naive, oder ironiſch-laſcive Gedicht, „der Bär in Lili's Park," mimo-plaſtiſch darzuſtellen, ein Verſuch, wie Gothe ſelbſt ſchon mit dem Schiller'ſchen Lied von der Glocke ihn einſt früher ausgeführt hatte. Der verliebte Bär hielt ſeinen komiſch-ſentimentalen Monolog im Parke, mitten unter der Menagerie:

„Es iſt doch keine Menagerie
So reich als meiner Lili ihre —
Sie hat darin die allerſchönſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie" —

Muſik begleitete charakteriſtiſch die Worte und füllte auf zweckmäßige Weiſe in den abſpringendſten Tempos die Zwiſchenpauſen aus, die von einer Schilderung zur andern ſtattfinden mußten. Die Decoration war der Park; man ſah darin die Waſſerkünſte mit den „porzellanenen Oreaden," man hörte das „Gezwitſcher und Geſchnatter," ſah das „Geflitter und Geflatter" und hörte auch deutlich das Gebrumm des Bären. Die Stelle:

„Denn ha! ſteh' ich ſo in der Ecke,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Hör' das Gezwitſcher und Geſchnatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm';
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Da fängt es in mir an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt fährt aus der Naſen.
Es wild'ſt die innere Natur.
Was? ſo ein Thier, ein Häschen nur,
So ein Pipi, Eichhörnchen, Nuß zu knacken.
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken
Zum Dienen ungewohnt —
Und kau', und wein', und gräme halb mich todt —
Doch ach, es hören meine Noth
Nur porzellan'ne Oreaden" —

war gar zu dramatiſch und der Darſteller, der niemand anders war als Lucile-Schröder-Eckhoff, oder Herr Regiſſeur von Gerning, übertraf ſich ſelbſt in der Maske. Er hatte die Bären, die, nächſt Affen und Papageien, gewiß die ſpaßhafteſten Thiere ſind und ſich trefflich in die Geſellſchaft der Menſchen, bei einiger wirkſamen Erziehung, ſchicken, ſorgfältig ſtudirt. Wie er ſelbſt ſagte, war es ſeine Luſt geweſen, die alten Komiker im Stadtgraben von Bern und im Jardin des Plantes zu Paris zum Oefterſten zu beſuchen und ihre zarteſten Eigenheiten zu belauſchen. So kam es denn, daß er ganz Bär ſeyn konnte. Man mußte es ſehen, wie er den borſt'gen Nacken unter Lili's zarten Pantoffel ſchmiegte und ſich — nicht krauen ließ — ſondern ſelbſt kraute, ſelbſt den ungeheuerlichen Kopf an dem feinen Füßchen, das wie aus Porzellan gebildet ſchien, hin- und herrieb. Es war ein allerliebſtes Bild, etwa aus der niederländiſchen Schule im ächten Rococoſtyl.

Man wollte es dem hochgebildeten Lucile verdenken, daß er ſich dieſer Rolle unterzogen hatte, allein der Geheimerath Valerdo ſprach ihm das Wort und entkräftete Alles, was man gegen ihn aufbringen wollte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß aus der Hülle des Bärenkopfes, Lucile's eigenes Geſicht zum Vorſchein kam. Denn abgeſehen davon, daß eine Bärenſchnauze der Verſtändlichkeit der Rede großen Abbruch gethan haben würde, ſo hätte man eine ſchlechte Einſicht in das Weſen göthe'ſcher Dichtung verrathen, wenn man anders verfahren wäre. Eben ſo erſchienen aber auch alle Häher, Häschen, Eichhörnchen, kurz alles Gethier, groß und klein, der ſchönen Lili, zwar im Coſtüm des Darzuſtellenden, allein mit den glatten Menſchengeſichtern. Was der Menge unverſtändlich blieb, wenn es gleich einen ganz abſonderlichen Eindruck hervorbrachte.

Was zwiſchen Prolog und Bär lag, war ſehr mannichfaltig, gut gewählt, aber doch nicht ſehr erheblich, indem dieſe beiden Endpunkte die Aufmerkſamkeit faſt allein abſorbirten.

Das Publicum nahm die Sache, ihrer Fremdartigkeit wegen, mit ruhigem Staunen hin, ohne Zeichen des Beifalls, aber auch ohne Mißfallen zu erkennen zu geben. Dies deuteten ſich die Anordner der Feier günſtig. Sie glaubten an ungetheilte Aufmerkſamkeit, an andächtige Ruhe, und ſchmeichelten ſich damit, daß dies größere Anerkennung verriethe, als lärmendes Getöſe, das ſich überhaupt für ein geſittetes Volk, im feſtlich geſchmückten Raume, nicht wohl ſchicken wolle. „Bei dem bedächtigen Volke der Deutſchen bedürfe es anderer, jedenfalls ſtillerer Zeichen der Anerkennung von Kunſtleiſtungen, als bei den ſinnlich-roheren, plumpen Gefühlsmenſchen des Südens, die nichts anders wüßten, als mit den Fäuſten drein zu ſchlagen, mit den Füßen zu ſtampfen, und zu ſchreien, ob im Zorn, oder in der Freude, gleichviel!“ ſo äußerte ſich darüber Herr von Lekal, der dem geſetzten ſchwäbiſchen Volksſtamme, der Geburt und Erziehung nach, angehörte.

Künſtlerinnen, die im Barbarenlande verwöhnt, erſt durch Applaus zum Außerordentlichen in ihren Leiſtungen geſteigert werden konnten und mit ſolchen Anſprüchen nach Kallenbach kamen, ſahen ſich freilich hier ſehr getäuſcht, und ließen daher vieles von ihrer Virtuoſität vor den Kallenbachern, die als geſittete

Leute in ruhiger Andacht, aber auch nach den Vorſchriften feinſter, Lokal'ſcher Maximen, ohne das geringſte Zeichen des Beifalls daſaßen, wie das Bild zu Sais, unentſchleiert.

Wie nun aber auch die Stimmung hier und dort ſeyn mochte, wie abſtoßend ſich auch die Elemente im Innern berührten, der erſte Wurf war doch nun einmal geſchehen: das Schiff war vom Stapel gelaufen, die große Stunde des Gebährens war vorüber. Alle Intereſſen waren aufgewühlt, und ein Jeder hoffte auf das Gelingen ſeines liebſten Wunſches.

Fünftes Kapitel.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit — —

Schiller.

So verging die erſte Woche. Vergebens ſehnten ſich die Theaterfreunde nach geſunder Koſt. Man bereite mit Fleiß die Stücke der mit der Kunſtanſtalt verbundenen Dichter vor, wie es hieß, machte jedoch nur ſtets Verſuche mancherlei Art, um den Geſchmack des Publicums zu ergründen und zu leiten, wie man vermeinte. In der That waren es die Experimente, die ein Chemiker mit giftigen oder ekelerregenden Subſtanzen unternimmt. Alles hat ſeine Gränzen, über welche hinaus die Natur keine Folge mehr leiſtet, oder geradezu den Gehorſam auf gewaltſame Weiſe kündigt.

Da es mit den extemporirten Stücken noch nicht ging, indem es an den dazu befähigten Subjecten fehlte, ſo machte Lekal ganz ernſthaft den Vorſchlag:

ein Drama von Shakeſpeare in der Art darzuſtellen, wie es zu den Zeiten des Dichters geſchehen mochte, ſtatt der Couliſſen, weiße Leintücher, und die Frauen von jungen, reinlich barbirten Männern dargeſtellt. Er ſchlug dazu Romeo und Julie vor, und meinte, unſer Alfred werde eine ganz hübſche Julie abgeben. Man kann wohl denken, welchen Widerſpruch dieſer Vorſchlag erregte. Auf eine Rolle, wie die der Julie, machten ſämmtliche weibliche Mitglieder Anſpruch. Keine war zu jung dazu, keine zu alt. Die Jungen rufen den Alten zu: uns gehört die ſiebzehnjährige Julie! Euer Ausſehen ſtraft Euch Lügen! Die Alten behaupten dagegen: uns die Julie! denn Euere Kunſt iſt zu jung und läßt Euch im Stich! — Nach ihrem Kontrakte hätte Madame Jäger, obgleich ſie Königinnen und Mütter ſpielte, dennoch auf die Julie Anſpruch machen können. Sie beſaß einen Punkt in demſelben, wo es ausdrücklich hieß: „tragiſche Naivitäten, unbefangene, erſte Regung der Leidenſchaft in Trauerſpielen, ohne Unterſchied des Alters.“ Darauf fußte ſie.

Madame Stabenthal hingegen, glaubte ihr Anrecht darauf zu gründen, daß ihr Kontrakt die Worte enthielt: „geheimnißvolle Weſen, Damen in Schleier, Nachtwandlerinnen und Scheintodte.“ Da Julie im fünften Acte ſcheintodt iſt und auch einen Schleier trägt, den veroneſiſchen Meſſaro nehmlich, ſo konnte kein Billigdenkender ihre Anwartſchaft geradezu abläugnen.

Fräulein Beate Feſſel, die wohl der Rolle am nächſten ſtand, mußte es von den Kunſtrichtern hören, daß ſie zu hoch gewachſen, und endlich zu blond ſey. Sämmtliche Dichter machten ihr dafür Hoffnung auf dankbare Rollen in ihren Stücken, und verſicherten dabei, vollkommene Rückſicht auf ihre ſchöne, nordiſche Perſönlichkeit genommen zu haben.

Dies gab nun abermals neue, nicht minder bedeutende Reibungen, als bei der Eröffnung. Erſt die Damen unter ſich, dann in der Ausübung ihrer Macht auf die Gemüther der Herren, endlich dieſe im eigenen Intereſſe, dann gegen Shakespeare, gegen Lekal, gegen Alfred. Die nächſten Sitzungen waren ſehr ſtürmiſch. Nach einer jeden mußte der Frau Präſidentin von Gelbacker pflichtſchuldigſt rapportirt werden, und dieſe unterließ nicht, dem armen Vetter Leopold ſehr ernſte Vorwürfe zu machen. Die Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Die neue Theaterunternehmung war eröffnet und es mußte geſpielt werden; man hatte das Publicum auf die größten Genüſſe vorbereitet, allein nichts war da, um dieſe

Verheißungen zu erfüllen. In der höchſten Noth gab man die Vorſtellung des erſten Abends, dreimal nacheinander, und bemerkte dabei, man thäte dieſes um dem allgemein ausgeſprochenen Wunſche zu begegnen. Wie ſehr dies aber wirklich dem allgemeinen Wunſche des Publicums entſprach, erſah man daraus, daß Niemand kam. Der treffliche Bär in Lili's Park mußte ſeine Lazzi vor leeren Bänken machen. Während dieſer Wiederholungen gewann man jedoch Zeit, ein neues Stück einzuſtudiren. Als den älteſten unter den Bewerbern, traf Ton der Vorzug, jedoch wollten die Concurrenten ihm dieſen nicht einräumen. Es bedurfte dazu eines Machtſpruches, den Frau von Gelbacker im Namen ihres Vetters that. Die Rollen wurden in der Eile ausgetheilt, und die Proben begannen. Aber welche Proben waren dies!

Alfred, der zwar keine Liebhaberin in dem neuen Stücke zu ſpielen hatte, war jedoch mit einer recht hübſchen Partie darin bedacht worden, und verfügte ſich zur rechten Stunde in den Verſammlungsſaal. Die meiſten der Mitſpielenden waren ſchon anweſend, nur Lucile, der Regiſſeur, fehlte, und ohne ihn konnte die Probe nicht beginnen. Man unterhielt ſich inzwiſchen ſo gut es gehen wollte.

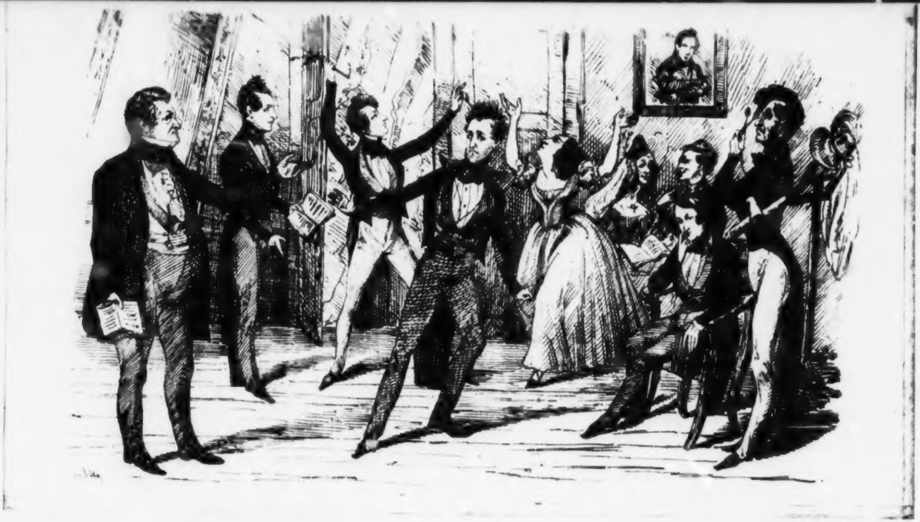
Schreiner, der treffliche Theologe, der griechiſch, lateiniſch und hebräiſch verſtand, hatte in dem Ton'ſchen Stück den edeln Vater; Grau, der Mediziner, ſollte den verzweifelnden Liebhaber darſtellen; Roſe, der Maler und Muſiker, der „vielſeitig gebildete Künſtler“ war der Intrikant des Schauſpiels. Bindern war der verlorene Sohn zugefallen, der ſich, ſeine Geliebte, ſeine Familie in Unglück und Verzweiflung ſtürzt; jene Geliebte ſtellte Philine Stabenthal vor, die in Begleitung ihrer Mutter, welche hier blos die Rolle einer Duenna übernommen hatte, auf der Probe erſchienen war.

Man harrte und harrte; Lucile erſchien immer nicht. Schreiner und Grau probirten inzwiſchen eine Scene, zu der ſich auch Roſe geſellte. Nur Grau war bereits ſeiner Rolle vollkommen mächtig, die andern Beiden laſen die ihrigen aus den Büchern ab, womit die Güte des Dichters ſämmtliche Mitglieder zu größerer Bequemlichkeit verſehen hatte. Während Schreiner ſeine Donnerſtimme bedächtig erſchallen ließ, tragerirte Grau mit dem ganzen Aufgebot ſeiner Kraft, im vollen Bewußtſeyn ſeines guten Gedächtniſſes und mit trefflicher Benützung ſeiner körperlichen Mittel. Ton, der Dichter, ſtand zur Seite, den kritiſchen Blick noch mit dem Doppelglaſe bewaffnet, und maß ſorglich

Stellungen und Accent, um den Künſtlern, nach Beendigung der Scene, ſeine Bemerkungen mitzutheilen. Zu gleicher Zeit waren Binder und Philine im höchſten Affect begriffen und probirten die Hauptſcene des letzten Actes. Sie kreiſchte in Tönen des höchſten Schmerzes; er rief alle Götter auf, ſeine Treue zu bezeugen. Es wäre, ohne die Andern, gewiß von höchſter Wirkung geweſen, ſo aber durchkreuzte ſich Alles und die ſeltſamſten Gegenſätze flogen herüber und hinüber. Zu dem Allen kam noch, daß Euras, der Nebenbuhler Ton's, eine höchſt widerwärtige Figur in dieſer Verſammlung bildete, da der Grund ſeines Kommens nicht zweifelhaft war. Er hatte ſich ſcheinbar theilnahmlos zu Madame Stabenthal in den Hintergrund geſetzt und ſprach ihr Süßigkeiten vor, wodurch er ſie an der Ausübung ihrer mütterlichen Pflicht verhinderte, da ſie eigentlich im Sinne gehabt hatte, die Rolle ihrer Tochter in der Hand, dieſer Wort für Wort von Scene zu Scene zu folgen.

Es war ein Tohu Bohu der fürchterlichſten Art; wer nicht taub davon wurde, kam in Gefahr, den Verſtand darüber zu verlieren.

Alfred ſaß nachdenkend bei dieſer bewegten Scene. Zum erſten Male befand er ſich unter ſo gebildeten



Künſtlern; zum erſten Male ſollte er ſich hier eines höhern Zweckes bei den Leiſtungen der Bühne bewußt werden. Ein Zweifel nach dem andern ſtieg in ihm auf. Sein Weg hatte ihn wunderbar geleitet; er war den grellſten Schattirungen des Theaterlebens in kurzer Zeit begegnet. Dort war es die Kunſt, von Glanz und Ueppigkeit umgeben; die Künſtler erhoben über Sorge und Mühſeligkeit des Lebens; am Throne geſchützt von der Macht; dort war es Mangel und Dürftigkeit, die ſie umgab; dieſe unſtät und flüchtig, abhängig von der Laune rohen, ungebildeten Volkes; jene reich und geehrt, — jetzt ſah er ſie ſogar mit höherer Bildung ausgeſtattet, dem Höchſten frei und muthig zuſtrebend — immer aber war und blieb der Schauſpieler derſelbe. Immer war es nur der Schein, der als Hauptſache galt; immer nur der Tand, welcher feſſelte; überall dieſelbe Unhaltbarkeit, daſſelbe Schwanken, dieſelbe Charakterloſigkeit, die hier am Ende für Charakter — oder etwas, was dieſen erſetzen ſollte, genommen werden konnte. Wenn er ſich und ſeine Stellung überdachte, ſo kam es ihm wie Verzweiflung zu Sinn. Was hatte er bis jetzt von dem erreicht, was er ſich geträumt hatte? Nur einen werthvollen Freund, einen Mann, der innige Achtung verdiente, hatte er gefunden:

es war Balder; nur ein liebenswerthes Geſchöpf hatte er kennen gelernt: es war Erlinde. Freilich ein großer Fund! Wer aber nur ſtets vereint mit beiden leben könnte! Balder war ihm fern und ihm wohl jede Ausſicht benommen, jemals wieder auf lange Dauer in ſeine Nähe zu kommen. Ueber Erlinden's Beſitz vermochte er nicht ruhig zu ſeyn. Er zitterte, wenn er an die Folgen dachte, die dies innige Beiſammenleben haben konnte. Jeden Augenblick glaubte er den zürnenden Bodenlos vor ſich hintreten zu ſehen, dann beſorgte er auch durch irgend eine Entdeckung erſchreckt zu werden. Erlinde hatte ſchon mehremale darauf hingedeutet, daß ſie Bodenloſens Tochter nicht ſey. Mehr wollte ſie nicht enthüllen. Jetzt ſollte jener Menſch wieder mit dem Manuſcripte des alten Schauſpielers in Verbindung ſtehen. Dies aber hatte ihm ja auch Erlinde vertraut.

Bodenlos, der, wie wir ihn bereits kennen, nichts unbenutzt ließ, um auf ſeine Art ehrlich ſich durch die Welt zu bringen, hatte auch nach und nach ſich eine Sammlung von Handſchriften berühmter oder intereſſanter Leute, von Memoiren und dergleichen angelegt, womit er einen erlaubten Handel trieb. Zum eigentlichen Manuſcriptenhandel, wie ihn ehrloſe Directoren, Souffleurs, auch wohl wandernde Schauſpieler treiben, mochte er ſich nie verſtehen. Dieſer letztere beſteht bekanntlich darin, daß ſolche Freibeuter ſich in den Beſitz von Abſchriften neuer Stücke zu bringen ſuchen und dieſe dann um ein Spottgeld an Bühnen verkaufen, die nicht beſſer ſind als jene, da ſie ſich des ſchmählichſten Schmuggels ſchuldig machen und ſich nicht entblöden, die Verfaſſer um das ohnehin ſchon ſo erbärmliche Honorar ſchändlich zu prellen. Dieſer Diebſtahl iſt nicht auszurotten; den auf ſolche Weiſe beraubten Schriftſtellern bleibt nichts übrig, als die Diebe in den Blättern zu nennen, woraus ſie ſich jedoch nichts zu machen ſcheinen, da die Begriffe von Ehre und Schande bei dieſen Leuten noch ſehr unausgebildet ſind. Die Geſetze aber gewähren dagegen keinen Schutz. Wird einmal Einer aufgefordert, ſich über den Beſitz eines ſolchen Stückes auszuweiſen, ſo hat er das Manuſcript gefunden oder zum Geſchenke erhalten und Alles iſt damit geſagt. Man verfolgt die Sache nicht weiter. An dieſen heilloſen Verhältniſſen kränkelt aber unſere theatraliſche Verfaſſung und es wird nicht beſſer werden, als bis unſere Geſetzgeber dieſen Theil ihrer Bücher revidirt und ergänzt haben.

Wie geſichert iſt der Franzoſe hierin und wie ſtolz kann er auf uns herabſehen! Er hat im Schutze ſeiner Geſetze eine Geſellſchaft gebildet, die den Vortheil der dramatiſchen Dichter ſtets im Auge hat und nichts geſchehen läßt, was ihn gefährden kann. Der Theaterdirector muß mit dem Ausſchuſſe dieſer Geſellſchaft über ſeine Verbindlichkeit gegen die Dichter ſich genügend ausſprechen, die ſtets mit ſeinen Einnahmen und ſeiner übrigen Stellung in die genaueſte Verbindung gebracht wird. Jeder neue Theaterdirector darf kein Stück eines lebenden Dichters auf ſein Repertoir bringen, bis daß er dieſer Obliegenheit nachgekommen iſt. Eben ſo wird Alles über die Ordnung und Reihefolge der angenommenen Stücke feſtgeſtellt, über die Art und Weiſe, wie ſie in Scene zu ſetzen ſind. Jede Eigenmächtigkeit, jede Uebertretung des Vertrags zieht große Geldſtrafen, ja — kann ſelbſt Schließung der Bühne nach ſich ziehen. Ferner wird von der Geſellſchaft der Schriftſteller darauf geſehen, daß nichts in Ueberſetzungen von andern Nationen ihr ihnen allein gebührendes Terrain betrete, ohne ihre beſondere Genehmigung erhalten zu haben. Was würden ſie wohl dazu ſagen, wenn man ihren eigenthümlichen Werken die ſtümperhafteſten Bearbeitungen aus fremden Sprachen vorzöge und ſie ſo von ihrer Nationalſcene verdrängte, wie dies bei uns ſchon ſeit vielen Jahren der Fall iſt, wo die Intendanzen und Directionen ſich nicht entblöden, es laut zu erklären, daß das Fremde dem Einheimiſchen vorzuziehen ſey, weil es mehr gefalle und weniger koſte. Sie denken aber nicht daran, daß eben dieſe Verhältniſſe es ſind, die talentvollen, productiven Köpfen die Annäherung zur Bühne unleidlich machen und daß die Hinneigung zum Fremden demnach von allen Seiten genährt wird, ſtatt daß es den theatraliſchen Machthabern obläge, ihr entgegen zu wirken. Jetzt haben die franzöſiſchen Dichter ſich ſogar das Recht erobert, daß Niemand ungeſtraft ein Drama in eine Oper umwandeln dürfe, wenn er ſich nicht früher über die Bedingungen mit dem urſprünglichen Dichter verſtändigte. Nach unſerm regelloſen Privatſyſteme ſehen wir alle Tage bald mit dieſem, bald mit jenem Schauſpiele ſo verfahren und die Plumpheit und Dummheit geht ſo weit, daß nichts Arges darin geſehen wird, und man gar nicht glaubt, irgend Jemand ein Unrecht zuzufügen, wenn man dem Repertoire ein Schauſpiel raubt, das dürftig, nur für wenige Kenner ſeinen Weg macht, um ihm dafür eine Oper nach demſelben Stoff zu geben, die reich angethan und mit Pomp umflirrt, plötzlich dem großen Haufen als lockende Aetzung hingeworfen werden kann. Die armen Theaterdichter ſind wahrlich zu beklagen! Sie ſind es nochmehr als jene leichte Schaar, die zur Fahne Thalia's ſchwört, um am Ende ihres Lebens Enttäuſchungen für geſäete Hoffnungen zu ernten. Die aufrichtigern Nachtwachen der Dichter werden noch ſchnöder vergolten.

Die Thoren, die an Muſterbühnen denken, während Alles dies noch nicht die gehörige Berückſichtigung erfahren hat! —

Bodenlos war aber wirklich zu ehrlich, als daß er mit geſtohlenem oder unrechtlich angeeignetem Gute Handel treiben ſollte. Alles dies, was er feil bot, um ſich eine Wegzehrung zu verſchaffen, war Eigenthum, in deſſen Beſitz er durch Kauf, Erbſchaft oder Schenkung gelangt war. —

Alfred aber dachte über Alles dieſes nach und hörte nichts von dem, was ſich um ihm zutrug.

Der tolle Lärm währte indeſſen immer fort. Ein jeder ſchien ſich auf ſeine Weiſe zu beluſtigen. Man war von dem Stücke Ton's unmerklich abgekommen, und übte Lunge und Arme in freierm Bereiche.

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken—“

dies waren des trefflichen Schreiners gewichtige Worte

„Man ſchleife mich nach Tyburn; Glied für Glied
Zerreiße man mit glühender Eiſenzange,
Wenn ich Dich, Heißgeliebte umfange —“

rief Grau zu gleicher Zeit.

„Die Kunſt geht nach Brod —“

ſprach Roſe mit ſarkaſtiſcher Miene.

„So begrabet mich ihr Berge —
Felſen ſtürzet auf mich ein!“

ſchrie Binder —

„Es gibt auf dieſer Welt keine Freuden als dieſe!“

rief Philine, ſich ihm in die Arme ſtürzend.

Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins;
Das iſt das Hexeneinmaleins!

ſchmunzelte Curas der gefälligen Duenna zu.

Aber Ton verzog die Miene zu grämlichem Ernſte und murmelte vor ſich hin:

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen!“

— Meine Herren, davon ſteht nichts in meinen Stücken! ſagte er dann laut, indem er zwiſchen die Tollgewordenen trat.

Alle Bande der Ordnung und der Unterwerfung waren aber gelöſt.

— Was ſollen wir hier, ſprach Grau, die Uhr ziehend, wenn wir nicht Spaß treiben? Iſt das eine Probe? Wo bleibt der Regiſſeur?

— Ja, wo bleibt Herr von Gerning? rief jetzt Madame Stabenthal, die mit Entſetzen bemerkte, das Philine im Charakter Clärchens, Binder in die Arme ſchloß. Mein Gott, was ſind das für Proben? Ich werde mit meiner Tochter nach Hauſe gehen. Komm' Philine!

— Ach, nicht doch, Mama, ſagte dieſe, wir amüſiren uns ſo gut.

— Aber mein Stück! rief Ton, wann ſoll es probirt werden? Es ſteht bereits auf dem Repertoire — es muß gegeben werden —

Seine Ausrufungen, die ſich in dieſer Art noch mehrmals wiederholten, waren nicht im Stande, die Flüchtigen zurückzuhalten. Mit verſchiedenen entſchuldigenden Redensarten verließen ſie das Verſammlungszimmer, wo ſie ohne ſein Dazwiſchentreten wahrſcheinlich noch geblieben wären. Aber dieſe nüchterne Störung mitten in dem poetiſchen Wahnſinn hatte plötzlich Alle zur Beſinnung gebracht.

Der Eine rief: das iſt keine ſchickliche Behandlung! der Andere: ich muß zum Eſſen, ſonſt bekomme ich kalte Suppe! der Dritte: ich kann meine Rolle, ſetzen Sie meinetwegen das Stück dieſen Abend an.

Alfred verließ das Schauſpielhaus wie im Traume. Curas trat zu Ton und ſprach ihm Troſt zu: Mit dieſen Künſtlern, ſagte er, darf man's ſo genau nicht nehmen. Wo ſolche Kräfte rege ſind, iſt man des Gelingens gewiß. Was iſt die Stabenthal für ein Weib! ich habe mich göttlich mit ihr unterhalten, voller Bildung! voller Bildung! Sie hatten Unrecht, nicht beſſer für ſie zu ſorgen, oder vielmehr gar nicht. In meinem Stücke ſpielt ſie die Hauptrolle: ich ſetze ſie über die Heller-Jäger!

Er wollte noch Einiges hinzuſetzen, allein Ton hielt ihm nicht Stand und eilte zum Director, um den Regiſſeur Schröder-Eckhof-Gerning der Pflichtvernachläſſigung anzuklagen.

— Mein Gott! rief Haffner dem wilden Kläger entgegen, welche Ideen haben Sie von den Geſchäften einer Theaterführung, wenn Sie dieſen pedantiſchen Zwang zum Geſetz erheben wollen? Herr von Gerning war den ganzen Morgen bei mir, um ſich mit mir über die Bildung des Repertoires zu vereinigen. Bedenken Sie doch, daß wir keinen Entſchluß faſſen konnten, ohne der Couſine von Gelbacker und der Tante Miniſterin Excellenz darüber zu referiren, und daß wir ſtets auf die Antwort warten mußten, ja daß endlich Gerning, der liebe, gefällige Menſch, ſelbſt hinlief, um eine mündliche Entſcheidung zu erhalten. Iſt das nicht wichtiger, als ſolch eine erſte Probe? Die Künſtler, die in ihrem Stücke ſpielen, ſind ja Alle erwachſen und werden ja wohl auch ohne den Präceptor ihre Sachen zu machen wiſſen. Sie waren ja auch dabei? So viel kann ich Ihnen ſagen, daß das Repertoire jetzt ſteht — und zwar feſt — ſo feſt, daß Niemand auch nur das Geringſte daran verändern kann. Wir haben für alle Fälle geſorgt. Wir haben Alles vorausgeſehen. Das Repertoire iſt ein Meiſterſtück und wir werden es gleich Morgen im Druck erſcheinen laſſen. Die Welt wird ſtaunen. Abwechslung überall; Heiterkeit und Laune; Tragik und Schrecken —

— Schon gut, ſchon gut! fiel ihm hier Ton ungeduldig in die Rede. Auf wann haben Sie denn mein Stück angeſetzt? Haben Sie auch die gehörige Zeit für die Proben berückſichtigt?

— Ihr Stück? ſagte Haffner ganz verdutzt, indem er einen dicken Pack Papier durchſtöberte — Ihr Stück? ja — wie iſt mir doch — Ei — das ſteht ja gar nicht auf der Liſte — Potz —

— Was? nicht auf der Liſte? ſchrie Ton außer ſich —

— Sicher dachten wir nicht daran — erwiederte

Haffner gelaſſen — weil es ſchon ausgetheilt iſt und probirt wurde. Wer kann auch an Alles denken!

— Mein Stück zu vergeſſen! Abſcheulich! rief der aufgebrachte Dichter.

— Da werden wir bald abhelfen können — verſetzte Haffner — ich werde morgen wieder den Herrn von Gerning zur Conferenz kommen laſſen —

— Das mag der Teufel abwarten, ich ſuche ihn gleich auf! ſchrie Ton, den Hut ergreifend und forteilend.

— Sie kommen doch dieſen Abend zur Couſine, die Fortſetzung der Lectüre anzuhören? rief ihm der Director nach.

— Er hört mich nicht mehr! ſetzte er dann ruhig hinzu. Es muß wahr ſeyn, das Geſchäft hat ſeine Schwierigkeiten, aber es iſt doch höchſt angenehm. In dem Umgang mit der Kunſt und den Künſtlern liegt ein eigener Reiz, und welche Anerkennung genießt man von den Gebildeten, wie ſieht man ſich von allen Seiten unterſtützt! Bald wird man von meinem Theater hören in der Welt. Die Journale ſprechen ſchon im Voraus darüber. Die Dichter ſind dabei zu ſehr intereſſirt, die Preſſe kann davon nicht ſchweigen. Zum erſtenmale wird hier wieder der Verſuch gewagt, die reelle Bühne mit der Literatur in Verbindung zu ſetzen und ihr dadurch die eigentliche Würde, die ſociale Bedeutung zu geben, die ſie verloren hatte und nach der ſich der wahre Künſtler vergebens ſehnte. So auf hiſtoriſcher Baſis, die wir nie aus den Augen laſſen dürfen, mit freiem kritiſchen Blick den gewonnenen Standpunkt überſchauend — mit Culturdramen und den modernen Tendenzen huldigend — in erzgekleideter Proſa — gedankenſchwer — freiſinnig —

Die Sprache lallte nur noch; er war eingeſchlafen. Die Anſtrengung beim Entwerfen des Repertoires hatte ihn bewältigt.

Sechstes Kapitel.

Und von des Traumes Lieblichkeit
Träum' ich und ſing' ich allezeit. —
Alter, vergeſſener Dichter.

Am Abend dieſes Tages war die Geſellſchaft wieder wie gewöhnlich in dem Salon der Frau Präſidentin verſammelt. Man huldigte ihr zwar, als der Beſchützerin der Kunſt und Literatur, ließ es aber dennoch an nichts fehlen, um auch ſich gegenſeitig den Hof zu machen. Alles ſchwamm in Lob wie in einer fetten Sauce; man war eben ſo verſchwenderiſch im Geben wie im Nehmen.

Es war beſtimmt, daß mit der Verleſung der Denkwürdigkeiten des alten Komödianten fortgefahren werden ſollte, ſobald der Thee beſeitigt ſeyn würde. Indeſſen lief, während die Taſſen herumgetragen wurden, das Geſpräch auf den jetzigen Zuſtand der Bühne.

— Ohne Literatur iſt kein Theater mehr, rief Paul, und ſo lange man nicht mit Ernſt daran denkt, dem Volke durch die Schaubühne das Verſtändniß ſeiner eminenten Geiſter zu eröffnen, wird es nur wie aus Cretins beſtehen. Weg mit der Oper, die nur den Sinnen fröhnt, mit dem ſogenannten Volksſchauſpiele, in welchem die Kunſt ſich herabläßt zu dem Gemeinen, während es dieſes veredeln und zu ſich erheben ſollte.

— Ich gebe Ihnen recht — bemerkte Lekal — wenn ſie die Einrichtung der antiken Theater dabei im Auge haben. Zwanzigtauſend Zuſchauer und daruber und für dieſe Alle daſſelbe Stück. Arm oder reich, Patricier oder Plebejer, ſie müſſen denſelben Geſchmack für dieſelbe Literatur mitbringen; ſie müſſen für die Schönheiten und Mängel der Dichtung denſelben Maaßſtab beſitzen. So war es noch zu Shakeſpear's, noch zu Gozzi's Zeiten. Dahin zurück, wenn die Sache gedeihen ſoll. So nur iſt es möglich, einen populären Ruhm, eine Univerſalliteratur, zu erlangen. Wie iſt jetzt Alles ſo getrennt und geſpalten! Wir beſitzen zehn, zwanzig, dreißig, vierzig Literaturen! Der Erſte unter uns iſt von der ganzen Nation nicht gehörig gewürdigt und ein Geringſter lebt nicht, der nicht ſein Winkelchen beſäße, wo es ihm allein vorbehalten wäre, etwa ein Hundert ſeiner Freunde zu delectiren.

— Es iſt ein Mangel, ſagte Paul, daß man in großen Städten daran denkt, zweite Theater für das Volk zu errichten. Dies zieht dann die ſogenannten Volksdichter nach ſich und die ſind vom Uebel. Welcher Unfug wurde ſchon durch ſie angerichtet. Setzte man nicht den armſeligen Raimund neben Shakespear? Zählte man nicht erbärmliche Grimaciers unſern erſten Darſtellern bei? Und zeigt ſich nicht in dieſen Aeußerungen der verdrehteſte Geſchmack? Wien hat hier viel zu verantworten und von dorther wurden ſeit langen Jahren unſere Bühnen mit dem tollſten Unſinn, ohne Poeſie und ſonſtigen Werth, überſchwemmt und, was das Traurigſte iſt, ſo wenden ſich die Gebildeten nicht mehr, wie ſonſt, mit Unwillen davon weg, ſondern ſie heißen das Ding gut und genießen es mit Wohlgefallen.

— Das Hauptübel liegt darin, ſagte Curas, daß die Theater nicht weit genug ſind, um eine ſehr große Volksmenge zu faſſen und daß die Eintrittspreiſe noch immer viel zu theuer ſind, als daß die ärmere Klaſſe, die der edlern und belehrenden Unterhaltung ſo ſehr bedürftig iſt, die theatraliſchen Vorſtellungen zu dieſem Zwecke benützen könnte. Es iſt traurig, daß man dem Volke Sitten und Sprache vorführt, die ihm täglich begegnen, in denen es lebt und ſich bewegt, ſtatt ihm den Sinn für das Höhere zu erſchließen. Es iſt auch eine ſchwere Kunſt, an dem wahrhaften und einfachen Schönen Gefallen zu finden und ſo lange man den Leuten die Gelegenheit läßt, ſich mit Mittelmäßigem zu vergnügen, werden ſie es vernachläſſigen, zu jenem Genuſſe erſt mit Mühe zu gelangen. So hat an einigen Bühnen die große Oper über alle andern Kunſtgattungen den Sieg davon getragen; ſelbſt das plumpe Melodrama in ſeiner gemeinen Sinnlichkeit hat das edle, aber einfache Trauerſpiel getödtet und vor der ſogenannten Lokalpoſſe und dem inſipiden Liederſpiel mußte das höhere freie Luſtſpiel erbleichen.

— Da haben ſie den literariſchen Cretinismus im Volk! rief Lekal, dem armen Narcot die Rede abſchneidend, der ſich gegen das „inſipide Liederſpiel,“ als einen höchſt ungeziemenden Ausdruck erheben wollte. — Eine Schüſſel muß für Alle aufgetragen werden. Selbſt im Ungeſchmack wollen die Leute ihre Unterabtheilung haben — es iſt unerhört! Das feinſte Ragout muß Allen behagen —

— Da muß doch immer der Gourmand durchſchimmern — fiel lächelnd die Präſidentin ein —

— Ich danke verbindlichſt, gnädige Frau! warf Lekal mit ſtumpfem Lächeln, kopfnickend hin. Würden alle jene Bänkelſänger ſtatt der trivialen Motive ihrer

Leyerkaſten, nur Treffliches unter das Volk bringen, würden die ſogenannten Volksbücher, die man auf Meſſen und Jahrmärkten verkauft, nur Werke unſerer erſten Geiſter enthalten — ſo herrſchte ſchon lange nur Ein Geſchmack auf Erden.

— Das würde doch aber das Volk der Märkte und Meſſen wahrhaftig nicht verſtehen — bemerkte Ton.

— Nicht ſogleich — Sie haben Recht — erwiederte Lekal — es würde Zeit dazu gehören, viel Zeit, ein Jahrhundert vielleicht. Allein was iſt das im Leben einer Literatur, einer Nation! Was will das ſagen? Ein unvergänglicher Ruhm würde dennoch diejenigen belehren, die auch nur den erſten Schritt zu dieſer Veredlung der Menſchen unternommen haben. Aber das Theater iſt der mächtigſte Hebel zu dieſer ungeheuern Revolution —

— Und ſetzen wir ihn nicht in Bewegung? nahm hier Lucile das Wort. — Unſer Theater, das in dieſer ſchönen Stadt ein eigentliches Normaltheater werden ſoll, hat ſich die große Aufgabe geſtellt, das Volk zu erziehen. Hier ſind alle Mittel dazu vereinigt, und wir gehen mit keckem Muthe auf das Ziel los.

Bei dieſen Worten Lucile's konnte der aufmerkſame, den perſönlichen Intereſſen fernſtehende Beobachter, die kurioſen Geſichter leicht gewahren, die die meiſten der jüngern Anweſenden zogen und zu bemänteln ſtrebten. Nach den ziemlich unordentlichen Anfängen, die eigentlich bei keinem eine günſtige Stimmung erregt hatten, war die Meinung von der Kraft und Stärke der Mittel und ihre Anwendung bedeutend geſunken.

— Unſer Theater ſoll für jeden Geſchmack, wie für jede Einſicht ſeyn; es iſt berufen — ja es hat die heilige Beſtimmung, darf ich wohl ſagen — die Maſſe zu erheben und zu bilden — fuhr Lucile fort.

— Verzeihen Sie, daß ich lachen muß — rief der ſarkaſtiſche Paul — aber ich dachte in dem Augenblicke an ihre Bärenmaske am Eröffnungsabende. Der Bär in Lili's Park war doch ganz göttlich! Man hätte nur eine kurze naturgeſchichtliche Einleitung voranſchicken ſollen, um die Belehrung für die Maſſe noch eindringlicher zu machen.

— Der Scherz iſt hier ſehr am unrechten Orte — ſagte trocken Lucile, den jungen Dichter meſſend.

— Ich ſcherze wahrlich nicht — erwiederte Jener.

— Sie wollten ja fortfahren, Herr von Gerning — fiel die Präſidentin beſchwichtigend ein.

— Ich wollte nur noch ſagen, ſprach Lucile, daß Städte wie Berlin und Wien, durch ihre Klaſſification der Theater, recht eigentlich dem Ungeſchmack vorarbeiten. Sonſt ſoll's auch ſo in München geweſen ſeyn, bis daß der hochgebildete Ludwig die Aufhebung des zweiten Theaters zu befehlen geruhte. Ein Stück aus der Leopoldſtadt fällt durch an der Burg; von dieſer Piece heißt es, ſie gehört in die Königsſtadt, wenn ſie zufällig auf dem Berliner Hoftheater nicht gefällt. Iſt denn, was hier ſchön und gut iſt, nicht überall ſchön und gut und ſollen Poeſie, Drama, Literatur, nur nach dem Hauſe, das ſie bewohnen, ihre Geltung empfangen?

— Sehr wahr geſprochen! rief Haffner — und dieſe Prinzipien oder vielmehr Maximen waren es auch, die mir vorſchwebten, als ich dieſe eine und untheilbare Theaterdirection übernahm. Ein ſchweres Geſchäft — was aber iſt dem Kräftigen wohl zu ſchwer, im Hinblick auf große Erfolge?

— Du bringſt wahrlich ein großes Opfer, Couſin Leopold, und Du verdienſt eine Art von Bürgerkrone bemerkte die Präſidentin, aber warte nur bis zu Deinem Geburtstage — es ſoll dies Jahr ein ſchönes Feſt werden — alle Künſtler werden es feiern —

Der gute Haffner verbeugte ſich feierlich und tief mit einer Rührung, als wenn die Glückwünſche ſchon da wären.

— Du ſiehſt einen ſchönen Kreis künſtleriſcher Genoſſen um Dich verſammelt, fuhr Frau von Gelbacker fort, viele davon ſind bereits mit allen Künſtlerehren geſchmückt, doch werden ſie erſt durch Deine Muſterſchaubühne die rechte Weihe empfangen und ihr Ruhm wird ſich in alle Welt verbreiten — Andere, die jetzt noch erſt die frühen beſcheidenen Schritte wagen, werden unter Deiner Leitung im Sturmſchritte das glorreiche Ziel erreichen —

— Ich habe das oft erlebt, nahm hier das älteſte der Mitglieder, Herr Schreiner, das Wort. Aus ſolchen Anſtalten wie die Unſrige, ſind oft die größten Talente hervorgegangen. Da wird der ächte Lebensfunke geweckt, genährt — ausgebildet. Ich will hier nur der großen Bethmann, der Schröder, des Pius Wolf erwähnen —

— Die Schröder ſah ich noch als Madame Stollmers im Mädchen von Marienburg debutiren — rief Lokal mit einer Begeiſterung aus, die ſich in ſeinem Auge verklärte, das weit aufgeriſſen in die Ferne ſtarrte, als wollte es eine beſeligende Erinnerung feſthalten — man konnte die junge Frau nicht eben ſchön nennen, aber reizend war ſie — ſehr reizend. Sie ſteht noch vor mir in ihrem ebenmäßigen Gliederbau, in der Fülle ſchöner, jugendlicher

Kraft, mit dem umfangreichen, klangvollen Sprachorgane, mit dem ausdrucksvollen Auge —

— Das hatte ſie wohl — bemerkte Madame Heller-Jäger, allein ſie erröthete ſchnell und verſchluckte wie es ſchien, was ſie noch hinzuzuſetzen im Begriffe ſtand.

— Haben Sie die Schröder ſchon in ihrer Jugend gekannt? fragte Madame Stabenthal mit pikanter Betonung. Sie iſt nach ihren Biographen die ſechszig durch.

— In ihrer Jugend nun wohl nicht, auch war ich ſelbſt noch faſt Kind, als ich ſie zum erſtenmale ſah, erwiederte Madame Heller-Jäger trocken.

— Sie wollten vorhin etwas bemerken, ſagte die Präſidentin, die ſehr wißbegierig war, zu ihr gewendet.

— Ich wollte nur der Schilderung des Herrn von Lekal hinzufügen — fuhr Madame Heller-Jäger fort — daß ſie für mich ſtets etwas theatraliſch-kokettes hatte, etwas Ordinäres, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, daß allenfalls für eine Soubrette paßte — verſteht ſich, ſo lange ſie noch jugendliche Rollen ſpielte —

— Mag ſeyn, rief Lekal, der nur mit großer Mühe ſeinen Erguß zurückgehalten hatte — dennoch ließ ſie keinen Zweifel, welch' tief-tragiſches Gemüth ihr inwohne —

— Dieſe Prophezeihungen ſind ſtets richtig eingetroffen, es gränzt an's Wunderbare! bemerkte die Stabenthal. Es iſt toll, was mir Alles vorhergeſagt wurde, da ich anfing —

— Erzählen ſie doch, ſprach die neugierige Präſidentin.

— Ach, wenn ich nicht zu beſcheiden dazu wäre! erwiederte jene — allein das muß ich doch ſagen — ſetzte ſie ſchnell hinzu — um wieder auf die jetzt ſo große Schröder zu kommen — als ſie noch die Donauweibchen gab, da durfte ſie ſich mit mir nicht meſſen. Ich geſtehe nehmlich offen, daß ich älter, als die Madame Heller-Jäger bin, wenn auch noch nicht ſo weit in Jahren wie Madame Schröder. Ihr Geſang war unbeſtimmt und oft nicht ganz rein; eigentliche Methode war überall nicht zu ſpüren und die unſelige Koketterie waltete in jedem Character vor. Das ſollte für Humor und Naivität gelten. Aber ſie gefiel, das leugne ich nicht, denn ſie war jung und hatte einen vollen Körper —

— Welch ein Körper! rief hier wieder Lekal, wie von ſüßer Schwärmerei ergriffen — noch ſteht ſie als Margarethe in den Hageſtolzen vor mir —

welche Wirkung! Wer weiß der Rolle wohl dieſen Anſtrich zu geben? das war genial!

— Mag ſeyn! nahm hier wieder die Stabenthal das Wort — aber die bäueriſche Gefallſucht machte ſich nur zu breit dabei —

— Und dann das wiederwärtige Drehen und Schwenzeln, wie ſtörend wirkte dieß bei allen Vorzügen, die ich ihr nicht ſtreitig machen will — fiel die Heller-Jäger ein.

Es ſchien wirklich als ärgerten ſich jetzt noch die wackern Damen, die in vollſter Kraft ihrer künſtleriſchen Thätigkeit ſtrahlten, über das Lob, das einer vom Schauplatz abgetretenen anerkannten Größe geſpendet wurde — allein es ſchien wohl nur ſo — den Tadel gab blos die Liebe zur Wahrheit ein, der Trieb die falſche Anſicht, die ein Enthuſiaſt zu Markte brachte, mit mildern Tinten zu berichtigen.

— Daß das Aeußere bei dieſer Frau den Sieg auf Koſten des Innern davontrug — fuhr die Stabenthal fort — erkannte ich deutlich in dem Singſpiele „Soliman der Zweite oder die drei Sultaninnen.“ Die damals noch Stollmers heißende Schröder hatte ſich die Partie der Marianne zu verſchaffen gewußt, obwohl ſie nicht vermögend war, die Anforderungen zu erfüllen, die man nur billigerweiſe ſtellen durfte. Hier mußte die Munterkeit mit aller Grazie einer feinen Weltdame verſchwiſtert ſeyn, um den Sultan ſo zu bezaubern, wie es geſchieht. Eben ſo muß die Stimme und die Kunſt des Geſangs der Darſtellerin dieſer Parthie beſchaffen ſeyn, allein Madame Stollmers brachte auch hier wieder nichts mit, als einen ſchönen Körper und ein anſprechendes Auge —

— Ei, rief Paul — Körper und Auge der jungen Frau müſſen in der That ſehr ſchön geweſen ſeyn, da in dem Lobe derſelben ſich alle Kritik begegnet und hier auch die leiſeſte Ausſtellung ſchweigt —

— O, wie ſehr! rief Lekal, der gar nicht mehr aus der Sentimentalität herauszukommen vermochte.

— Leider, daß wir Jüngere nicht ſelbſt darüber urtheilen können, ſagte Paul ſchmerzhaft, denn auch dieſe wirkliche Größe iſt bereits am dramatiſchen Horizont für ewig untergegangen —

— In der Oper konnte ſie nie groß genannt werden, mein junger Freund — warf die Stabenthal ein — ihr Spiel erhob ſich hier nie über die Schalkhaftigkeit einer gewöhnlichen Zofe und das Hin- und Herneigen ihres Körpers, während des muntern Geſangs, war eben ſo ſtörend als der Geſang ſelbſt, da war weder Methode, noch natürliche Anlage —

— Es war eine Art von Singerei — ſetzte die

Heller-Jäger hinzu — wie man ſie wohl von Harfenmädchen oder Zitherſchlägerinnen hört —

— Aber das Hin- und Herwiegen des Körpers beim Singen iſt denn doch jetzt noch an der Tagesordnung und gefällt mir recht wohl — bemerkte der Präſident, der bis zur Vorleſung aushalten mußte und ſich während des Geſprächs nicht zu ſeinem Whiſt verfügen durfte.

— Das große Talent zum Ernſte, zur Tragik überwog bald das zum heitern Genre, ſprach Lekal wieder, ſobald ſich ihr keine Gelegenheit bot, ſchalkhaft und munter zu ſeyn, ſo war ſie auch nicht kokett und blieb treu und wahr und rührte ungemein. Ach, und auch lieblich war ſie —

— Auf dem Theater mag ſeyn — ſagte die Stabenthal, und Ton und Ausdruck nahmen hier plötzlich eine Schärfe an, wie ſich's in dieſem Cirkel nicht wohl paßte — im Zimmer, in Geſellſchaft, kurz außer der Bühne, zeigte die junge Künſtlerin eine ſeltſame Miſchung von Genialität und einem je ne sais quoi, das ſich nicht gut von und vor Damen definiren läßt. Ihre Ausdrucksweiſe war platt —

— O, ſagen ſie natürlich, Beßte! ſprach Lekal, aber veredelter war ihre Rede, oft unbewußt poetiſch, ſo oft ſie von einem tiefempfundenen Dichterwerke in

Bewegung geſetzt wurde. — Wie ſtand ſie da in der Braut von Meſſina —

— Nur war ihr Coſtum geſchmacklos und unrichtig, fiel ſchnell die Heller-Jäger ein, die ſich beſonders mit dem Studium des Coſtüms aller Zeiten und Völker beſchäftigt hatte.

— Wie es denn überhaupt eine ſchwache Seite der Schröder war — ſich gehörig zu kleiden — rief die Stabenthal dazwiſchen.

Lekal lächelte über die beiden Damen.

— Ich werde Ihnen nicht widerſprechen — ſprach er — wenn ſie hie und da eine Eigenſchaft an meiner Lieblingskünſtlerin tadeln, die ich gar nicht für erheblich achte und die der Größe in der Kunſt wahrhaft keinen Eintrag thut. Sophia Schröder iſt und bleibt die ausgezeichnetſte Erſcheinung, die das deutſche Theater in letzter Zeit geſehen. Das ganze Weib war zur dramatiſchen Künſtlerin geboren. Von Natur beſaß ſie eine Gutmüthigkeit ohne Gränzen, aber zugleich ein ſehr feuriges Temperament. Wo ſie die Neigung ihres glühenden Herzens hinwandte, da umfaßte ſie den Gegenſtand mit ungebändigter Leidenſchaft und treuer Anhänglichkeit. Ein Unglück war es für ſie, daß ſie in der Wahl ihrer Lebensgefährten nur ſtets der blinden Zuneigung folgte —

— Ja, das muß wahr ſeyn — ſagte die Stabenthal, die ſich auf der Höhe künſtleriſcher Discuſſion nicht zu erhalten verſtand — man kann wohl ſagen, daß aus der phantaſievollen, geiſtreichen Darſtellerin ein beſchränktes, gewöhnlich-liebendes Weib wurde, wenn ſie ſich einem Manne — gleichviel, ob einem würdigen oder unwürdigen — ergeben hatte. Der roheſte Klotz wurde in ihren Augen zum Apoll, wenn die Leidenſchaft ſie gefeſſelt hielt —

— Dann aber ſtand ſie groß, unerreichbar da! rief Lekal — ich ſah und hörte ſie als junge Frau, als glückliche Gattin — an der Seite ihres Schröder — Klopſtock's Ode an Gott vortragen. Wie riß ſie Alles zur Bewunderung und Mitempfindung hin. Welch eine Fülle von Kraft in der immer mehr geſteigerten Rede! Wer vermöchte ſich ihr gleichzuſtellen!

Hier waren die Damen verſtummt, weil ſie verſtimmt waren. Sie erwiederten nichts und Niemand war da, der ſich ihrer annahm. „Wie? — hatten ſie erwartet, daß einer rufen würde — unſere Heller-Jäger, unſere Stabenthal dürften ſich ihr nicht gleichzuſtellen wagen?“ — Aber Keiner ſprach ſolche Worte.

Ein Glück war's, daß das Manuſcript des alten Schauſpielers, als günſtige Abhilfe der Verlegenheit, geöffnet auf dem Tiſche lag.

— Herr von Narcot — ſagte die Präſidentin zu dem gefälligen Vorleſer, halb wie Bitte, halb wie Befehl in ihren Ton legend.

— Ja, ſo iſt's wahrlich beſſer, bemerkte der ſarcaſtiſche Paul. Die Neuzeit iſt noch nicht reif dazu, daß man ihre Geſchichte ſchreiben könnte. Es fehlt noch der rechte Standpunkt, wo Alles ſich in die gehörige Perſpective rückt —

— Würde es nicht beſſer paſſen, wenn Sie ſagten: Wir ſind noch nicht reif dazu, vollendete Geſchichtſchreiber unſerer Zeit abzugeben? warf Lucile hin.

— O, laſſen Sie dieſen unfruchtbaren Streit, nahm Lekai das Wort. Nur aus der Geſchichte können wir lernen. Es iſt leider ſo arg mit der Kunſt beſtellt, daß wir — um uns zu erfreuen — nur rückwärts die Blicke lenken dürfen —

— Ein ſchönes Kompliment —

— Ja, in der That — —

So riefen mehre der anweſenden Künſtler. Aber ein Wink mit der Hand der Präſidentin gab Narcot das Zeichen, anzufangen. Die Stühle rückten ſich dichter geſchaart um den Tiſch, an dem, mit den weißen Handſchuhen das Heft haltend, der Leſer ſich zu ſeinem Vortrage in Poſitur ſetzte.

Alfred blickte auf Erlinde, die von ihm entfernt im Kreiſe der Damen ſaß, ſie ſchien betreten und er ſah mit geſpannter, an Aengſtlichkeit gränzender Erwartung dem Folgenden entgegen, obgleich er ſich keinen andern Grund dafür anzugeben wußte, als daß Bodenlos mit dieſem Manuſcripte in Berührung ſtehen ſollte. Bis jetzt hatte zwar der Inhalt aus nichts beſtanden, was mehr als ein anekdotiſches Intereſſe, oder einigen kunſtgeſchichtlichen Bezug angeregt hätte, allein ſein ſeltſames Vorgefühl ſollte ihn nicht täuſchen.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung der Denkwürdigkeiten des alten Komödianten.

Als ich auf meiner Reiſe nach Straßburg durch München kam, las jetzt Herr von Narcot, konnte ich mir es nicht verſagen, meine guten Eltern zu beſuchen. Ich beſchenkte ſie reichlich, ging dann mit meinem alten Vater zum Zangmeiſter, wo der Lohnkutſcher eingekehrt war, trank ein Glas Wein mit ihm und ſetzte dann, nach einem herzbrechenden Abſchied, meine Reiſe fort. In Augsburg beſuchte ich das Theater, wo gerade die Dobler'ſche Geſellſchaft anweſend war. Es wurde der Weſtindier gegeben; Madame Dobler zeigte ſich mir als eine vortreffliche Schauſpielerin und ich bedauerte nur, daß ich ſie nicht in der hohen Tragödie ſehen konnte. Als Königin Eliſabeth im Eſſex, als Medea, Merope, Gabriele de Vergy, ſoll ſie eine ſehr hohe Stufe der Kunſt erreicht haben. Unter den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft befanden ſich die Herren Roſenberger, Pappel und Keller, die ſehr wackere Künſtler waren und ebenfalls zu Koberwein nach Straßburg gingen. Dies erfüllte mich mit Freude, denn ich ſah, daß ich fortan in einen ehrenvollen Wirkungskreis treten würde.

Ueber Ulm und Donaueſchingen, durch das Kinzingerthal ging es nach Offenburg und Kehl, und von da nach Straßburg, wo ich munter und geſund anlangte. Ich ſtieg in der Stadt Lyon ab, aß zur Nacht und legte mich ſehr ermüdet nieder, woher es kam, daß ich andern Tags bis zum hellen Mittage ſchlief. Ich ließ den Friſeur rufen, kleidete mich ſo ſchön als ich's vermochte und ließ mich vom Lohnbedienten in die Wohnung des Herr Koberwein geleiten. Nachdem ich alle meine Briefe abgegeben, wurde ich ſehr artig aufgenommen und mußte zum Mittageſſen bleiben. Nun ging's an ein Ausfragen, über Wien und was ſich daſelbſt zutrug, denn Koberwein war ein Wiener. Er hatte zwei Töchter, Franziska und Kätchen, und einen Sohn, Joſeph, der ſpäter am Burgtheater angeſtellt war. Zum Kaffee kamen zwei Damen, die mit Koberweins in demſelben Hauſe wohnten. Er ſtellte mich ihnen vor. Es waren die Damen Engſt und Brandel. Schon ihr Auftreten verrieth Anſtand und Würde. Die Erſtere ſpielte alle Damen von Rang; die Letztere die Mütterrollen. Auch die Nichte des Herrn Koberwein, Johanna, lernte ich kennen. Am ſelben Abende war kein deutſches Schauſpiel, ſondern Franzöſiſches. Ich war zu ſehr von der Reiſe ermüdet, um es mit den Uebrigen zu beſuchen. Als ich Herrn Koberwein die drei neuen Opern, die ich mitgebracht hatte, übergab — es waren die Entführung aus dem Serail, die Irrwiſche. und die Pücefarbenen Schuhe — war er ſehr erfreut und äußerte: „Ei, Sie machen mich ja auf einmal reich?“

Ich durfte unter acht Tagen die Bühne nicht betreten, um gehörig von meinen Strapatzen mich zu erholen. Indeß bezog ich eine anſtändige Wohnung und richtete mich daſelbſt ein. Koberweins Schreiber, Herr Haſenhut, hatte ſie mir für zwölf Livres monatlich verſchafft. Die Truppe hatte ihren eigenen Koch, der für Alle den Tiſch beſorgte. Die Unverheiratheten gingen zu ihm, die, ſo verheirathet, ließen ſich's holen. Die Einrichtung gefiel mir. Die Eſſenszeit war Ein Uhr und es koſtete zwölf Sous, mit dem Schoppen Wein fünfzehn. Nachdem ich mit all dieſen häuslichen Angelegenheiten in Ordnung war, ging ich zum Director, um mit ihm über die Wahl der Debutrollen in's Reine zu kommen. Wir wählten: den Major im Grafen Olsbach zur erſten, den Sondorini in den Mediceern zur zweiten und den

Hofrath in „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln“ zur dritten. Dieſe drei Rollen ſollten in einer Woche abgeſpielt werden.

Beim Mittagstiſche fand ich große Geſellſchaft und unterhielt mich ſehr gut. Am Abend ſah ich im Theater den argwöhniſchen Ehemann, der vortrefflich gegeben wurde. Am nächſten Sonntage debutirte ich. Wenn das Applaudiren wirklich als ein Beweis des Verdienſtes gelten könnte, ſo war ich kein ganz ſchlechter Schauſpieler. Ich ging aber erſt nach den geſpielten drei Debutrollen zum Director und fragte ihn, ob er mit mir zufrieden wäre. Er ſagte mir, er freue ſich, eine ſo gute Acquiſition gemacht zu haben. Hierauf beſuchte ich die Damen, die mit mir geſpielt hatten und dankte für ihre Unterſtützung. Zunächſt ſollte ich nun als Baron Harwitz im Fähndrich auftreten. Da Schröders Spiel mir noch friſch im Gedächtniß war, ſo hoffte ich, daß ſie mir wohl gelingen würde. Indeſſen lebte ich mit den Uebrigen auf einem ſehr angenehmen Fuße. An dem Tage, wo kein Theater war, kamen wir bei unſern Director Nachmittags drei Uhr zuſammen, um über unſere Kunſt ſowohl, als auch über andere Gegenſtände zu ſprechen. Koberwein ſah es gern, wenn ſeine Truppe oft um ihn war. Durch ſein Beiſpiel angeregt, herrſchte Einigkeit, geſelliges

Benehmen, freundliches Zuſammenwirken unter uns. Nur Witzeleien und Perſifflagen waren von ihm unterſagt und das wohl mit Recht, weil die verletzte Eitelkeit bei dem Schauſpieler mehr als bei Andern böſes Blut macht.

Da eine Woche vor und nach den Oſtertagen in Straßburg nicht geſpielt wurde, ſo benützte Koberwein ſchon dieſe Friſt, um ſeine Sommerreiſe anzutreten. In dieſem Jahre reiſten wir in der Charwoche nach Freiburg im Breisgau, wo wir während einiger Wochen Vorſtellungen gaben und dann nach Baſel und Solothurn gingen. Nachdem der Sommer auf ſehr angenehme Weiſe in dieſem ſchönen Lande verſtrichen war, kehrten wir wieder nach Straßburg in's Winterquartier zurück. Die Geſellſchaft hatte ſich trefflich recrutirt. Wir beſaßen den Balletmeiſter, Herrn Horſchelt, der eine Tochter unſers Directors geheirathet hatte, dann Madame Mareſchall, Mamſell Vogt, Herrn und Madame Müller, die erſte Sängerin, Mamſell Fürſt von Mannheim, Mamſell Schlenz, nachmalige Madame Betfort, den Komiker Lux, Herrn Murſchhauſer und Herrn Muck; Künſtler, die ſpäter zu hohem Rufe kamen. Unſer Director hatte ſich mit dem franzöſiſchen vereinigt, da das deutſche Theater ohnehin ſtets ein Viertel an das franzöſiſche abzahlen mußte, wodurch unſere Geſchäfte beſſer gediehen.

Mit dieſer wohlausgerüſteten Geſellſchaft konnte man es wohl wagen, einen weitern Ausflug zu unternehmen, wie ſich denn hiezu eine überaus günſtige Gelegenheit darbot. Koberwein reiſte nehmlich mit ſeinem Compagnon, dem franzöſiſchen Director Gojon, nach Paris, woſelbſt die Königin Marie Antoniette ein deutſches Theater begründen wollte. Koberwein erhielt ſogleich eine Audienz bei Ihrer Majeſtät, die ſich ſehr freute, zu vernehmen, daß er ein geborener Wiener ſey. Sie durchlas hierauf die Empfehlungsſchreiben, die er ihr einhändigte und da ſie daraus erſah, daß er treffliche Mitglieder habe und im Stande ſey, auch Opern und Ballette, neben den Schauſpielen, aufzuführen, ſo machte ſie ihm Hoffnung auf gute Geſchäfte in Paris, da eine große Menge angeſehener Landsleute ſich dort befände. Zugleich verſprach die Königin, ſich bei ihrem Gemahle für das Unternehmen zu verwenden. Die beiden Directoren verließen nunmehr mit dieſer vorläufigen gnädigen Verſicherung die Hauptſtadt Frankreichs, nachdem ſie noch eine hübſche Summe für Theatergarderobe verausgabt hatten, und kehrten zu ihren harrenden Getreuen zurück.

So war das verhängnißvolle Jahr 1789 faſt zu Ende gegangen. Herr Koberwein theilte die Geſellſchaft;

die Oper blieb in Straßburg; Schauſpiel und Ballet reiſten nach Frankfurt, um daſelbſt bis zur Faſtenzeit zu ſpielen, von hier ſollten wir nach Hanau gehen, um noch zwölf Vorſtellungen zu geben. Während nun von Herrn Gojon in Straßburg Alles zur bevorſtehenden Reiſe nach Paris eingeleitet wurde, war der unermüdliche Koberwein nach Bern gegangen, und ſchrieb uns von da, wir ſollten am Palmſonntag aufbrechen — in Straßburg wären die Lohnkutſcher ſchon beſtellt — um ſo ſchnell als möglich zu ihm zu ſtoßen. Wir leiſteten ſtricte Folge, und Alles reiſte auf einer großen Wurſt von Hanau ab, der neuen Beſtimmung entgegen. Schon am Oſtermontag konnte das Schauſpiel in Bern eröffnet werden und ſo ſpielten wir mit Glück und Beifall bis Pfingſten. Da jedoch erfolgte das große Unglück. —

Wir waren nehmlich Alle auf das Landgut eines freundlichen Beſchützers der Kunſt gebeten, eine Stunde von der Stadt, und überließen uns dem Vergnügen, als ein Brief von Solothurn anlangte. Unſer Gaſtfreund öffnete ihn und las ihn ſtill für ſich. Plötzlich wurde er blaß, und rief: Allmächtiger Gott! Alles ſtürzte herbei, er war ohnmächtig geworden. In größter Beſtürzung ſchrie man durcheinander: Was iſt geſchehen? Was hat ſich zugetragen? Da nahm Einer den Brief, der des Ohnmächtigen Hand entfallen war, und las: „In Paris, in ganz Frankreich iſt die Revolution ausgebrochen; die Schweizergarde iſt ermordet“ — Man eilte in die Stadt. Da war nichts als Weinen und Wehklagen; Alles rang die Hände; Söhne und Verwandte der Einwohner von Bern hatten bei dieſer Garde geſtanden. Eine Frau von Beſenval lief mit lautem Jammer und aufgelöſtem Haar in alle Häuſer und verkündigte das Unglück, indem ſie dabei fortwährend ausrief: auch meine Söhne ſind zuſammengehauen worden!

Was war da für uns zu machen? Koberwein beſchloß, ſo eilig als möglich nach Straßburg zu reiſen. Allein noch in derſelben Nacht ſchrieb ſowohl der Banquier Frank, als auch der Director Gojon, daß in Straßburg die Revolution ebenfalls wüthe, und daß man den Befehl erlaſſen habe, alle Deutſchen binnen zweimal vier und zwanzig Stunden aus der Stadt und über den Rhein zu weiſen. Unſere Lage war mißlich, aber Koberwein, der allezeit entſchloſſene Mann, machte uns Muth, und ſagte, es würde wohl nicht lange dauern, ſo wäre die Revolution gedämpft. Er wolle uns vorläufig nach Freiburg zurückführen, um dort ſchnell einige Vorſtellungen zu geben. Er reiſte voraus und erhielt ſogleich die Erlaubniß des Regierungspräſidenten.

Unſer Verluſt war jedoch nicht gering, denn wir hatten Winterkleider und Alles, was uns auf der Reiſe entbehrlich ſchien, bei den Hauswirthen in Straßburg zurückgelaſſen. Wir ſchrieben jetzt zu verſchiedenen Malen dorthin, allein immer erfolglos, und ſo verlor ich denn Betten, Bibliothek, Kleider und Wäſche — für mich ein bedeutender Schaden. Was half's! ich mußte ihn, gleich den Uebrigen, ſo gut als es ging zu verſchmerzen ſuchen.

Im Mai, als Kaiſer Leopold in Frankfurt gekrönt wurde, verband ſich Koberwein mit dem Director Bohme, der eine gute Oper hatte, um während der Feſtlichkeiten dort zu ſpielen. Man baute zu dieſem Behufe eine geräumige Hütte unweit der Hauptwache, und tapezierte und ſchmückte ſie ganz prächtig aus, ſo daß man ſchwören ſollte, es ſtünde das ſchönſte Schauſpielhaus da. Schon war der Tag beſtimmt, an welchem die erſte Vorſtellung gegeben werden ſollte, als in der Nacht ein entſetzlicher Sturmwind raſte, der die Hütte umriß. Man nahm dies als ein böſes Omen, allein der Kaiſer und andere Fürſten ließen auf ihre Koſten Alles wieder herſtellen und gaben der Direction noch eine baare Entſchädigung obendrein. Die Vorſtellungen waren wirklich glänzend und währten noch über vierzehn Tage nach der Krönungszeit, wo ſich alsdann die beiden Directoren trennten. Böhme ging nach Weſtphalen und Koberwein nach Mainz. Hier zerſtreute ſich Alles. Ich ſelbſt ſchrieb nach Regensburg, an den Herrn von Jack, Intendanten des fürſtlich-taxis'ſchen Theaters, und bekam dort eine Anſtellung.

Mittlerweile waren ein Paar Jahre wieder verfloſſen und die Franzoſen drangen über den Rhein vor; meine Mutter war geſtorben und ich hatte meinen alten Vater bei mir, für den ich ſorgen mußte; da dachte ich: weit weg iſt ſicher vor'm Schuß, und ſchrieb an meinen guten Herrn Schikaneder nach Wien, der daſelbſt eine Direction im Stahremberg'ſchen Freihauſe auf der Wieden angetreten hatte. Die Antwort erfolgte mit dem Kontrakte und dem Reiſegelde; ſo daß ich mich ſogleich auf den Weg machen konnte. Wir reiſten am Palmſonntage mit dem Regensburger Schiff ab, und langten am Oſterſonntag in Wien, beim ſogenannten Schanzel an. Nachdem ich meinem alten, lieben Director aufgewartet hatte, betrat ich alsbald das Theater als Stadtmuſikant Müller in Kabale und Liebe.

Wir ſpielten hier alle Tage und ich verlebte eine angenehme Zeit. Damals war Schikaneder mit einem reichen Wiener Kaufmann, Herrn Zitterbart, in

Compagnie getreten, und hatte das prächtige Theater an der Wien zu bauen angefangen. Am 13. Juni 1803 wirkte ich bei ſeiner Eröffnung mit. Es wurde die Oper „Alexander in Indien“ von Herrn Täuber aufgeführt. Künſtler, wie Madame Campi, Herr Simoni, Madame Willmann, Milder, Mamſell Müller, bildeten eine Operngeſellſchaft, wie ich ſie noch nie beiſammen geſehen hatte. Winter kam nach Wien und componirte den zweiten Theil der Zauberflöte, unter dem Titel „der Kampf mit den Elementen“, dann Babylons Pyramiden. Es wurde überall ächte Kunſt geſät und reichliches Geld dafür geerntet. Im Jahr 1804 kaufte Zitterbart dem Director Schikaneder das Privilegium für hunderttauſend Gulden ab, allein ſchon im folgenden Jahr erſtand es, nebſt dem Theater an der Wien, der Baron Braun von ihm, um eine baare Million. Schikaneder hatte ſich in Nußdorf das ſogenannte Jeſuitenſchlößchen nebſt Garten gekauft, aber Zitterbart konnte ſeiner Ruhe nicht lange pflegen, er hatte das Unglück im Prater, auf einem Spazierritt mit dem Pferde zu ſtürzen und brach den Hals. Ich blieb unter der Direction des Barons Braun, der eine ganz neue Ordnung der Dinge eingeführt hatte.

Am 13. November 1805 rückten endlich die

Franzoſen in Wien ein und Alles machte lange Geſichter. Als ich meinen alten, guten Schikaneder in Nußdorf beſuchte, hatte er gerade vier Offiziere ins Quartier bekommen, und man ſchlug vor ſeinem Hauſe eine Schiffbrücke über die Donau. Am jenſeitigen Ufer, am Irrlerſee, ſtanden die Oeſtreicher hinter einer Baſtien, und mein Dicker war, eines Bombardements wegen, in großen Aengſten. In der Gegend von Kloſterneuburg ſtanden die Baiern und hatten das rechte Donauufer beſetzt. Bei dieſen drohenden Aſpecten wollte der Baron Braun das Theater ſchließen, aber der franzöſiſche Stadtcommandant, der im Palaſte des Fürſten Lobkowitz einquartirt war, gab ihm ſehr beſtimmten Befehl, fortzuſpielen, ſo lange Franzoſen in Wien ſeyen. Einige Baiern waren nach der Stadt gekommen, und ich erkannte einen Vetter unter ihnen. Wir gingen in den St. Anna-Weinkeller, ließen es uns dort bei Wein und Käſe gut ſeyn, und ſie erzählten mir, daß die Oeſtreicher bei uns im Lande ſehr übel gewirthſchaftet hätten. Da man mich ſo in der Stadt mit ihnen umhergehen und converſiren ſah, ſo wurde ich der Polizei verdächtig. Allein mir geſchah noch nichts und man fand es vor der Hand nur für gut, mich beobachten zu laſſen. —

Die Schlacht von Auſterlitz war vorüber und Napoleon zog wieder in Wien ein. Nach Schönbrunn ward ſein Hauptquartier hin verlegt. Als er auf der Schmelz die Revue abhielt, ging ich nach der Schönbrunner Brücke, um ihn von Angeſicht zu ſehen. Da kam er auf einem prächtigen Schimmel dahergeſprengt, aber ſo wie er der Brücke nahe kam, ritt er Schritt, und ich konnte ihn genau betrachten. Als er noch drei Schritte von mir entfernt war, zog ich meinen Hut ab und ſchwenkte ihn im Eifer drei Mal; denn ich dachte, wie damals viele Tauſende: dieſer große Mann hat mein Vaterland gerettet und groß gemacht. — So wie er vorüber war, ſagten einige Umſtehende: dieſer Menſch iſt gewiß ein Schwab oder gar ein Baier. — Ich kehrte mich um und verſetzte: Ja, ich bin ein Baier, iſt das etwa bei Euch hier zu Land' ein' Schand oder ein Unrecht? — Da ſagten ſie: Wir haben viele ſolche Menſchen in der Stadt! — Aber ich hörte nicht was ſie noch ſagten, ging ruhig meiner Wege, und ließ ſie reden.

Aber nach ein Paar Tagen ließ mich ſchon der Baron Braun rufen und ſprach: Seyn Sie in Zukunft behutſamer und äußern Sie Ihre Vaterlandsliebe nicht ſo öffentlich! — Nach dieſen Worten entließ er mich. Aber ich dachte: Holla! weiß es der, ſo weiß es auch ſchon die Polizei. — Dies bemerkte ich auch ſogleich, denn ſogar in dem Kaffeehauſe, wohin ich täglich ging, wurde ich von der gewöhnlichen Geſellſchaft ſehr kalt empfangen, und man bediente ſich auch einiger anzüglichen Witzeleien. Selbſt auf das Theater dehnte ſich bald dieſe Stimmung gegen mich aus. Bei Stellen, wo ich ſonſt gewöhnlich Applaus erhielt, begann man jetzt zu ziſchen.

Da ſehen Sie die Früchte der Schönbrunner Brücke, ſprach der witzige Sonnleithner zu mir, als ich in die Scene trat, das Publicum ſieht Sie ſeit jener Zeit mit ſcheelen Augen an.

Gewey, der Verfaſſer der Eipeldauer Briefe, der dabei ſtand, ſetzte hinzu: Gehen Sie nur wieder nach Baiern — Baiern iſt Ihnen ja lieber als Oeſtreich. — Ich antwortete: das iſt es mir auch, ich bin dort geboren und erzogen. Voll Aerger lief ich zum Baron Braun, meinem Director, dankte ihm für ſein bisheriges Engagement und eröffnete ihm, daß ich geſonnen ſey nach meinem Vaterlande zu pilgern. Er wünſchte mir eine glückliche Reiſe und ſagte, daß er mir die Entlaſſung nebſt meinem Paſſe zuſenden wolle.

Indem ich ihn verließ, begegnete mir ein widerwärtiger Menſch, vor dem ich immer eine geheime Scheu verſpürte. Ich habe mich enthalten, davon zu berichten, wie mich das Publicum, vor dem ungehörigen Ausbruch des Patriotismus, immer ſehr durch Beifall auszeichnete. Beſonders ſah es mich in jenen Rollen gern, [illegible] der Widerwärtige vor meiner Ankunft bei der Geſellſchaft nur allein darzuſtellen pflegte. Jetzt war er durch meine Leiſtungen vollkommen verdunkelt worden. Er war bedeutend jünger als ich, und ſtärker und kräftiger in jeder Beziehung. Auch mag meine Kunſt wohl nicht eben viel größer geweſen ſeyn, als die Seinige, ſondern mein Beifall, den ich errang, ſchien aus einer andern Quelle herzurühren. Das Publicum hatte einen Zahn auf den Menſchen, wegen ſeiner Verhältniſſe außer ſeinem Berufe. Er galt allgemein für einen wüſten Geſellen, dem man viel Böſes nachſagte. Obgleich er es äußerlich an nichts fehlen ließ, mir ſeine Freundſchaft zu beweiſen, ſo glaubte ich doch annehmen zu dürfen, daß er mir übel wollte, und das war es eben, was mich wie im Geheim ſtets aufforderte, ſeine Gegenwart zu meiden und wo ich nur konnte, ihm aus dem Wege zu gehen. So wie ich ihn daher erblickte, als ich von dem Baron

Braun kam, und meinen Abſchied erhalten hatte, ging es mir eiskalt, wie ein zweiſchneidiges Meſſer durch das Herz. „Muß ich dem auch noch hier begegnen!“ dachte ich bei mir, denn er war mehre Wochen fortgeweſen und kam ſo eben von einer Gaſtreiſe zurück, die er an verſchiedenen Bühnen abgeſtattet hatte. Er wußte daher noch nichts von der Veränderung, die ſich hinſichts meiner zugetragen hatte, denn ſonſt würde er ſich gewiß beruhigt und ſeinen ſchwarzen Vorſatz nicht ausgeführt haben.

Er näherte ſich mir deſſenungeachtet und fragte theilnehmend, wie es mir während ſeiner Abweſenheit ergangen ſey. Da ich ihm ausweichen wollte, ſo antwortete ich ihm nur im Allgemeinen und berührte das Unangenehme nicht, was ich ſeitdem erfahren hatte und was mich jetzt veranlaßte, mein liebes Wien zu verlaſſen und mein gutes Engagement aufzugeben. Er ſchlug mir vor, ein Glas ungariſchen Weins mit ihm zu trinken und dann ein wenig ſpazieren zu gehen. Es war als wenn mich eine Klapperſchlange umſchlungen hielte; ich hatte gar keinen freien Willen mehr, und mußte, obgleich innerlich von ganzem Herzen widerſtrebend, ſeine Einladung, die er mit falſcher, grinzender Freundlichkeit that, dennoch annehmen. Und ſo ſchlug er dann mit mir den Weg zur Donau ein. Titl, ſo hieß der Menſch — — —

Ein dumpfer Schrei unterbrach hier den Vorleſer, dem das Heft erſchrocken aus der Hand fiel. Lucile, der ſchon lange unruhig hin und herging, ohne von den Andern, die das ſteigende Intereſſe am Munde Narcot's hängen ließ, bemerkt zu werden, war durch dieſe plötzliche Störung ſichtlich erleichtert und ſprang auf Erlinde zu, die wie todt am Boden lag. Die ganze Geſellſchaft war in die größte Verwirrung gerathen.

— Was iſt? Um Gotteswillen? Was hat Madame Alfred? Iſt ſie ſolchen Zufällen oft ausgeſetzt? ſo ſtürmten die Fragen von allen Seiten auf den unglücklichen Alfred los, der ſelbſt nicht wußte, wie er ſich die Sache erklären ſollte. Man hob Erlinde mit Sorgfalt auf und trug ſie in das anſtoßende Boudoir der Präſidentin, um ſie aufzuſchnüren und wieder zu ſich ſelbſt zu bringen Nach vielen vergeblichen Bemühungen ſchlug ſie die Augen auf und verlangte mit matter Stimme nach Hauſe geführt zu werden.

Während dieſe Scene ſich im Nebengemache zutrug, machten ſich die Herren, die der Anſtand von der hübſchen, jungen Frau, wider ihren Willen, entfernt hielt, allerlei Mittheilungen, theils über die muthmaßliche Veranlaſſung, über die Folgen, oder über den Zuſtand ſelbſt.

— Dieſe Memoiren des alten Komödianten, ſagte Paul, ſind ſo verflucht einfach gehalten, daß man dabei einſchlafen könnte — das muß am Ende wohl auf ein zartbeſaitetes Nervenſyſtem bis zur Ohnmacht, ſelbſt bis zum Schlagfluß wirken können. Ich weiß überhaupt nicht, was man mit dem Aufwärmen ſolcher alten Geſchichten will, die Gegenwart bietet uns, glaub' ich, genugſam Stoff zur Unterhaltung —

— Es giebt keine Kunſt ohne hiſtoriſche Baſis, fiel ihm Lekal in's Wort — und ich begreife wahrlich nicht, wie Sie ſich nicht bei der Lectüre unterhalten konnten. Ich verſtehe hier nehmlich jene Art von Unterhaltung, die von dem gewöhnlichen Theegeſchwätz himmelweit verſchieden iſt, und eben daher ſich für einen Verein ſchickt, wie wir ihn hier gebildet ſehen — der für die Kunſt beſeelt —

— Ganz recht, unterbrach ihn Curas — und fanden Sie denn nicht, Herr von Narcot, daß der Styl und die Anſchauungsweiſe an ähnliche Darſtellungen von Erlebtem mahnen, wie ſie uns Göthe hinterlaſſen?

— Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich ja ſelbſt las und nicht zuhörte — erwiederte Narcot, der auch ſchläfrig geworden war und die Frage für ein Kompliment nahm, das an ihn gerichtet wurde.

— Was? Göthe! Profanation! rief der Geheimerath Balorde, der von der Patientin kam und einen ſcharfen Geruch nach Kolniſchem Waſſer und Hoffmann'ſchen Tropfen um ſich her verbreitete. Er hatte nur eben die letzten Worte gehört.

— Die kleine Frau eignete ſich prächtig zum Magnetiſiren, ſagte er dann — es ſind Mutterzufälle, nichts weiter —

— Mit Deinen magnetiſchen Kuren! rief ſcherzend Ton. Denkſt Du noch an die Haſſelbrink?

— Oho, lachte Paul, das klingt ja faſt wie: „Denkſt Du an die böhmiſchen Wälder!“

— Oder: „Denkſt Du daran, mein tapfrer Lazienka!“ warf Curas ein —

— Stille! ſtille! nahm Narcot das Wort, man unterbreche ſie nicht, jetzt kommen Bekenntniſſe zweier ſchönen Seelen —

— Es iſt weiter nichts, ſagte Ton wieder, als daß die Haſſelbrink unſern guten Geheimerath einmal tüchtig auf's Eis führte —

— Und es war zu dünn und ſeine Corpulenz brach durch — ſcherzte Paul.

— Nein, es kam Anders, erzählte Ton weiter. Die Haſſelbrink litt fortwährend an Kopfſchmerzen. Damals war alle Welt voll vom Magnetismus und unſer Balordo gleich bei der Hand, ſich mit ihr in Rapport zu ſetzen. Wer nun die Haſſelbrink kannte, wird wiſſen, was dazu gehörte. Dieſer harmoniſche Koloß, wie einſt ein halbgiftiger Recenſent die Sängerin nannte, mußte offenbar Nerven wie ziemlich ſtarken Bindfaden haben. Ihre Seele ſaß in der Stimmritze und ihr Zauber ſteckte in dem rein akuſtiſchen Bau ihrer Bruſthöhle; von Gefühl war da gewiß keine Rede, und von übermäßiger Reizbarkeit, von Senſibilität ſchon gar nicht. Die böſe Welt wollte wiſſen, daß die zu häufige Wiederkehr des Uebels vom Genuß der Spirituoſen herrühre und dagegen den Magnetismus anwenden, der, obſchon animaliſch genannt, doch ſehr geiſtig iſt, ſchien Tollheit, Wahnſinn, eine pure Unmöglichkeit. Dennoch unternahm es hier unſer Freund im Vertrauen auf ſein Ich und ſein magnetiſches Fluidum, jenes Je ne sais quoi, das den Menſchen zum Engel erhebt. Die erſten Sitzungen waren gehalten worden und die Reſultate etonnant. Man ſprach bald von nichts anderem, als von der neuen Somnambule. Wer den Kopf ſchüttelte, wurde verhöhnt. Sie ſpricht im Schlafe, ſie weiß Alles, ſie lieſt aus der Weſtentaſche, ſie guckt durch Mauern, ſie denkt mit dem Magen — enfin — Somnambulisme complet! Balordo im Gefühl ſeiner Macht, beſchloß, die arge Zweiflerwelt zu bekehren, eine öffentliche Sitzung zu veranſtalten. Auch ich gehörte zu den Zweiflern und ſtellte mich ein. An Betrug konnte hierbei nicht gedacht werden und es kam daher nur auf die eigene Anſchauung an, um ſich für vollkommen bekehrt und beſiegt zu erklären. Der wichtige Moment rückte heran. Eine ziemlich anſehnliche Verſammlung hatte ſich eingeſtellt; die Donna lag da, die Manipulation begann, der Schlaf kam. Balordo blickte triumphirend umher. Er ſtellte eine Frage; die Antwort erfolgte ſogleich; aber ſo leiſe und undeutlich, daß ſie Niemand verſtehen konnte, er ſelbſt nicht. Er fragte noch einmal. Da erhob ſich die Somnambule mit einem Male und die Hand aufheben und dem armen, verdutzten Magnetiſeur eine „Watſchen“, auf gut Wieneriſch, geben, war eins. Wir ſahen uns an und wußten nicht ob das zur eigentlichen Clairvoyance gehöre; Balordo, den ihr hier ſeht, hielt ſich die Backe. Man ſtand perplext. — „Na, nu hab' ich's ſatt!“ rief der Wiener Engel, „ich werd' ihm da immer den Narren abgeben; ich hab' mir längſt ſchon vorgenommen, die Sach' eclatant abzubrechen — da hat er's jetzt!“

Viele lachten; Curas fragte:

— Alſo, war ſie gar nicht ſomnambul? —

— Weder ſomnambul, noch magnetiſirt, erwiederte Ton, ſie hatte ſich den dummen Spaß erlaubt, ihren Anbeter, den ſie nicht leiden mochte, lächerlich zu machen, und ſich zu dieſem Zwecke von ihm magnetiſch behandeln laſſen, um den Auftritt herbeizuführen. Sie können denken, daß nach dieſer Geſchichte Balordo nicht mehr an's Magnetiſiren dachte, bis dieſen Abend —

— Aber, meine Herren, Sie ſind ſo laut, ſagte hier die Präſidentin ſanft verweiſend, die jetzt wieder zur Geſellſchaft zurückkehrte, der Herr Geheimerath läßt bitten — die Patientin fordert Ruhe —

— Aha, hat er ſich aus dem Staube gemacht! ſagte Paul.

— Er magnetiſirt ſie doch wohl nicht? fragte Ton.

— So eben geleitet er ſie zum Wagen, entgegnete Frau von Gelbacker. Aber Sie bringen mich da auf eine Idee. Der Magnetismus könnte hier wohl wirkſam angewendet werden. Ich will doch unſern Geheimerath dazu veranlaſſen —

Die Andern lächelten; aber Keiner wollte fragen: Kennen Sie die Geſchichte von der Haſſelbrink? Denn da das eine ſchon alte Geſchichte war, die Präſidentin aber, trotz ihres Ausſehens, noch ſehr jung ſeyn wollte, ſo durfte man vorausſetzen, daß ihr eine ſolche Frage nur unangenehm ſeyn würde und man unterließ ſie daher.

Achtes Kapitel.

— 's Bettelmand'l will a Wein trinken geh'n —
O ja dum de! —

Oeſterreich'ſches Volkslied.

Stumm ſaß Alfred lange Zeit ſeiner geliebten Erlinde gegenüber, deren lautes Athmen der innern Krampf noch deutlich verrieth. Er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ſich ſeine peinigende Neugierde durch Fragen Erleichterung verſchaffen könnte.

Erlinde lag da, die Augen halbgeſchloſſen und ſchien zu ſchlummern, aber ein ängſtlicher Traum belaſtete ſie. Hin und wieder ſtieß ſie einen unverſtändlichen Laut aus. Der Abend war ſchon ziemlich weit vorgerückt; in andern Verhältniſſen, als die, worin unſere Freunde hier lebten, hätte man die Zeit ſchon nach den Stunden der Nacht meſſen können.

Alfred, welcher der Lectüre nur ſehr gleichgültig zugehört hatte und mehr die theatraliſchen Zuſtände überhaupt, als die unſcheinbaren Abenteuer eines ihm völlig unbekannten, wahrſcheinlich ſchon lange verſtorbenen Menſchen in's Auge faßte, war auch durch den Namen Titl, der ſo plötzlich wie die Tuba des Weltgerichts erſcholl, wunderbar überraſcht und aus ſeinem Sinnen aufgeſchreckt werden. Gleichſam wie ein Nachhall des fürchterlichen Namens tönte Erlinden's dumpfer Schrei, dröhnte ihr Fall zu Boden und der Schreck erfaßte ihn doppelt. Plötzlich ſtand Lucile wieder, wie in jener Nacht zu Pogenwinkel, neben ihm und die wunderbare Erzählung ſtrömte ihm von den jugendlich friſchen Lippen, die ſeitdem wohl manchen erfundenen Schwank, zu Ernſt oder Kurzweil, mochten hinübergelaſſen haben, die aber damals — ſo glaubte Alfred mit Beſtimmtheit — von ſchnöder Lüge noch gänzlich unentweiht geweſen waren. Was ihm ſelbſt nur wie ein Traum in ſehr ſtillen, einſamen Stunden, wo unerklärliche Stimmungen über uns kommen, vorgeſchwebt, erhielt jetzt plötzlich wieder Leben und Geſtaltung. Krauthöfer, die myſtiſche, abenteuerliche Geſtalt ſeiner früheſten Jugend, ſtand vor ihm, als ob ſie Anerkennung forderte, alte, längſt verjährte Rechte wieder geltend machen wollte. Er glaubte ſich mit ſeiner ganzen Vernunft, mit der vollſtändigen, ihm inwohnenden Proſa, die ihn ſonſt ſo hold beglückte und jetzt faſt wider Willen vor romantiſchen, ſelbſt poetiſchen Ereigniſſen des wirklichen Lebens von ihm weggewichen war, wieder faſt umgürten zu müſſen, um den Spuk nicht die Oberhand gewinnen zu laſſen.

— Muß denn dieſer Titl mich wieder beunruhigen, der Bluter, der Schreckliche! ſagte er zu ſich. Muß er am Ende gar mit mir ſelbſt in nähere Berührung kommen durch dieſes Mädchen! Ich bin wahrlich dem Geheimnißvollen abhold, Alles Nächtliche, Geſpenſtiſche floh ich Zeit meines Lebens und nun ſo wieder Willen damit zuſammenſtoßen! Wenn ſie nur erwachte — Erlinde!

Sie ſchlug langſam die Augen auf —

— Wo iſt Bodenlos? fragte ſie ſchnell und ſchwach und ſchloß ſie wieder.

Obgleich auch dieſes ihm eine bittere Erinnerung weckte, ſo war er doch beruhigt nicht einen andern Namen bei ihrem Erwachen von ihr zu vernehmen.

— Wie kommſt Du nur auf den? fragte er ſie mit beruhigter Stimme.

— Ach, ich höre nicht auf an ihn zu denken — ſagte ſie. Er umſchwebt uns unheilbringend, ſtörend, er bedroht uns auf allen unſern Schritten. Er iſt hier —

— Du träumſt, Kind, ſprach Afred, und machſt Dir unnütze Sorgen. Wie ſollte er uns hier aufſuchen? Er iſt durch viele Meilen von uns geſchieden. Er weiß nichts von uns —

— Doch — doch hauchte ſie leiſe. Dieſe Denkwürdigkeiten kommen von ihm —

— Sind es die Seinigen? fragte Alfred mit innerer Scheu.

— Nicht die Seinigen und doch von ihm — ſprach ſie. Ich habe Dir noch nicht das Nähere ſagen wollen, was ich darüber weiß und kann es auch noch jetzt nicht, da ich es doch ſo ſehr wünſchte. Ich bin im Augenblicke zu ſchwach dazu, Dir eine wichtige Mittheilung zu machen. Aber Du erfährſt es ſicher bald — Alles — er iſt hier —

Alfred drang behutſam weiter mit Fragen in ſie; ſie mußte ſich ſammeln, um Kraft zum Fortfahren zu gewinnen.

— Ich war wie abweſend, ſprach ſie, und hörte kaum hin nach dem, was der Herr las — immer nur ſah ich Bodenloſens Geſtalt, in dem alten, weiten, grauen, ſchlottrigen Rock, mit dem trockenen Geſichte und den klugen, ſtechenden Augen, die er auf mich richtete. Obgleich ich wohl weiß, daß mir gar nichts Uebeles von ihm erwachſen kann, da er kein Recht auf mich hat, ſo entſetzt mich doch der Gedanke an ein Begegnen mit ihm, wie der Fuß zurückbebt, wenn er manchmal unverſehens in die Nähe eines kleinen, aber gräulichen Gewürms tritt, das uns nicht zu ſchaden vermag und nur unſern Ekel erregt. Ach, er hat meine arme Jugend ſchnöde gemißbraucht, bis daß ich durch Dich gerettet worden. Ich habe mich Dir zwar nachgeworfen — das iſt gewiß — aber Du haſt mich doch nicht verſtoßen. Ach!

Sie kreiſchte fürchterlich auf und Alfred ſprang hinzu, in der Beſorgniß, daß vielleicht ſich neue Nervenzufälle mit Krämpfen meldeten, allein ſie wehrte ihn mit der Hand ab und die Blicke ſtarr nach der Thüre gerichtet, rief ſie:

— Siehſt Du wohl? Dort! dort!

— Guten Abend — tönte es dumpf und kalt geruhig von dort her und näher trat es in dem grauen weiten, ſchlotterigen, formloſen Rock — es war wirklich und wahrhaft Bodenloſens trübſelige Schreckensgeſtalt.

— Guten Abend, wollte Alfred erwiedern, aber das Wort erſtarb ihm auf der Zunge. Er verließ Erlinde und ſchritt dem Menſchen entgegen, der zögernd am Eingange ſtehen geblieben war. — Mein Gott! wie kommen Sie hieher? fragte er endlich, nachdem er etwas Faſſung gewonnen hatte.

— Auf dieſen zwei ſchwachen Beinen — erwiederte Jener mit einem Gemeinplatze. Wie ſie wohl vorausſetzen können, da ich noch immer kein Glück gemacht habe, und ſich meine Umſtände nicht zu meinem Vortheile änderten, ſeitdem wir uns das letztemal ſahen. Aber hier iſt's Anders; hier iſt das Glück eingekehrt, Ihr habt Euch gut gebettet. Nun, ich bin auch hier und will zuſehen, was Ihr für Euern alten Freund thun werdet. Dann ſchweige ich, mein beßter Herr Alfred, und ſegne Ihre junge Ehe! —

Alfred winkte ſchaudernd ſeinem Gaſte in's andere Zimmer, da Erlinde ſich mit beiden Händen die Augen bedeckte; aber Bodenlos machte keine Miene dem Winke Folge zu leiſten, ſondern ſetzte ſich vielmehr recht breit in einen Seſſel und ſagte:

— Mit Verlaub!

— Was wollen Sie hier? fragte Alfred. Kann ich Ihnen worin dienen, ſo ſprechen Sie —

— Was ich will, ſoll bald geſagt ſeyn, ſprach Bodenlos, worin Sie dienen können, gleichfalls. Von dem Augenblicke, daß ſie mit jener Mamſell dort, das Complott zum Durchgehen ſchmiedeten — wenden Sie mir nichts ein, ich laſſe mir's nicht nehmen, daß Sie darum gewußt haben — verfolgte mich das Unglück. Meine arme Alte nahm ſich's gar ſehr zu Herzen, wie man die Kleider von der dort, am Ufer des Fluſſes fand und meinte, wir hätten ſie wohl zu hart und kurz gehalten und deßhalb habe ſie ſich das Leben genommen. Es iſt ſeltſam, aber ich konnte nie recht daran glauben, ich wollte mich niemals überreden, daß die dort ſich in's Waſſer geſtürzt haben könne. Aber meine Alte kränkelte ſeit der Zeit und ich hätte ihr nie ein ſo weiches Gemüth zugetraut, da ſie ja früher durch viele Schlachten und lange Dienſtjahre abgehärtet ſeyn mußte. Allein es iſt eine alte Erfahrung, daß Soldaten und andere rauhe Profeſſioniſten oft die weichſten Herzen haben und daß der Genuß von gebranntem Waſſer zwar die Nerven reizt, aber auch die Seelenſtimmung erhöht. Weshalb denn Branntweintrinker auch ſo leicht Thränen vergießen, wo andre Leute nicht daran denken, es zu thun. Zieht einmal der Gram in eine ſolche Bruſt, wie ſie meine Alte hatte, ſo pflegt die Zehrung und die baldige Auflöſung mit Rieſenſchritten hinterher zu marſchiren. So war es auch hier der Fall. Sie ward mir ganz unbrauchbar, wie damals als man die Deutſchthümlichkeit bei Seite geſchoben hatte und für die Franzoſen ſchwärmte. Wie dies von Anno 30 bis 32 der Fall war. Mein armes Weib verlor das Gedächtniß, leſen konnte ſie auch nicht mehr, die Augen trieften bedeutend, die Stimme, die ſonſt ſo kräftig ſchallte, laborirte an einer höchſt widerlichen Heiſerkeit; ein Zittern der Glieder ſtellte ſich ein und in wilden

Schwärmereien gewiegt, ſchwebte ſie hinüber in ein beſſeres Jenſeits —

Er verzog das Geſicht zum ſauern Schmerze, holte das alte, getüpfelte Tuch aus der Taſche ſeufzend hervor, das er auf der Reiſe um das Haupt zu winden pflegte, und fuhr damit mehrmals über die Augen.

— Ich ließ ſie anſtändig beerdigen — fuhr er fort. Als ich nun ohne ſie im Leben daſtand, an die mich die langjährige Gewohnheit gebunden hatte, fühlte ich mich erleichtert. Sie koſtete ziemlich viel, weil ihre Bedürfniſſe nicht klein und ſehr mannigfaltig waren und ſie verdiente verhältnißmäßig ſehr wenig. Der Zufall wollte auch, daß mein Hund erkrankte. Ich weiß nicht, aber es kam mir gerade ſo vor, als wenn der Gram das treue Thier aufrieb. Er wurde mürriſch, aß und trank nicht mehr und nahm vollkommen das Ausſehen eines Menſchenfeindes an. Kinder, die er ſonſt ſo lieb hatte, verfolgte er und zwickte ſie in die nackten Beine, die ſie jetzt der tollen Mode gemäß auch dann tragen, wenn ſie die ſchönſten Strümpfe darüber ziehen könnten. So kam es denn, daß er einſt, wahrſcheinlich in ſeinem grämlichen Nachdenken geſtört, auf ein kleines, vorübergehendes Balg, das einen vornehmen Vater hatte, losfuhr, und ihm eine ziemlich tiefe Wunde, mit ſeinem ſcharfen Zahn, in das dicke Fleiſch riß; man tobte und ſchrie, der Hund ſey toll, ich ſollte Rede ſtehen, Strafe zahlen, eingeſteckt werden — was weiß ich — um Allem dem zu entgehen, mußte ich den Thäter im Stiche laſſen und machte mich aus dem Staube. Ich brachte hierauf die beiden Kleinen, die mir zur Laſt wurden, bei einem Bauern unter, wo ſie die Gänſe hüten und dafür das Eſſen bekommen und machte mich allein auf den Weg, um mir ein Plätzchen zu ſuchen, da mir, ſo tief gebeugt vom Schmerz, das Umherziehen nicht recht mehr behagen wollte. Der Handel mit Manuſcripten, Notabene: der erlaubte, brachte mich ordentlich durch, denn meine Bedürfniſſe ſind ſehr klein, wie ſie wiſſen. Ich kam Ihnen auf die Spur, ohne Sie jedoch erreichen zu können. In Zempelburg erfuhr ich die ganze ſaubere Geſchichte —

— Wie? ſie hätten? — unterbrach ihn hier Alfred.

— Ich habe nichts verrathen, ſondern ganz fremd, und theilnahmlos bei Allem geſchienen, was ich hörte, erwiederte Bodenlos. Nun führte mich der Zufall her — ich hörte von dem herrlichen Muſtertheater, von den mächtigen Kräften, die ſich hier verſammelt hatten, um den Dienſt im Tempel der Muſen zu verſehen. Ein dunkeles Gefühl leitete mich, hier einen Freund meiner Jugend wiederzufinden — und ſo betrat ich dieſe Stadt mit allerlei kühnen Erwartungen, aber daß alle meine Beſtrebungen ſo glorreich gekrönt werden würden, das hoffte ich nicht, das durfte ein Sterblicher nicht hoffen, dem bis jetzt das Geſchick nie günſtig gelächelt hatte.

— Was gedenken Sie —

— Ich gedenke Vieles für mich hier durchzuſetzen, Vieles und doch ſo wenig — Wenig nehmlich für Sie, dem hier Alles in ſeiner Stellung leicht werden muß —

— Stellung? welche Stellung?

— Sie ſtehen, vermöge Ihrer Bildung, vermöge Ihrer Kunſt, vermöge Ihrer vermeintlichen hübſchen Frau, hier hoch in Anſehen —

— Mein Herr! —

— O nicht ſo — ich bin nicht ſtolz. Ich will dieſe kalten Titel nicht. Nennen Sie mich Freund — wir waren es einſt und ſind es noch — wir zogen mitſammen umher, wenn auch die Welt nichts davon erfahren ſoll, erfahren darf, ſo können wir's doch nicht ungeſchehen machen und wollen es auch nicht vergeſſen. Nicht war?

— Bin ich in Ihrer Schuld? Wohlan, ſo will ich's leiſten. — Alles, was Sie wollen — nur verlaſſen Sie uns —

— Das Letzte nicht, nur das nicht, Sie ſind mir nichts ſchuldig, ich ſchweige über alles Vergangene, Sie ſollen mich genauer kennen lernen. Aber nur das verlange ich von Ihnen, daß Sie mich hier — jetzt — ſchon kennen ſollen, nur ein Wenig kennen ſollen, daß Sie ein Wort zu meinen Gunſten einlegen. Ich „bin ein armer Teufel und kann nicht mehr marſchiren,“ meine Sohlen ſind durch, da ſehen Sie her, ich ſehne mich nach Ruhe und will hier bleiben —

— Und?

— Und Sie ſollen ſich für mich verwenden, daß ich ein Plätzchen beim Muſtertheater bekomme. Sehen Sie, ſo gebeugt bin ich, weg iſt mein Stolz, mein Unabhängigkeitsgefühl. Ich will nur wenig, nur einen Platz zum Sterben, zum Ruhen. Ruhe iſt für den thätigen Menſchen die Vorbereitung zum Sterben; der erſte Schritt zum Tode, bald der Tod ſelbſt. Ich werde Euch nicht lange zur Laſt fallen. Und falle ich Euch denn wohl überhaupt zur Laſt? Sie ſollen mich nur weitläufig kennen — nur ſehr weitläufig — gar nicht näher. Bin ich einmal feſt angeſtellt, ſo würdigen Sie mich keines Blickes mehr — ach! der Hunger thut ſo weh. Daß ich's ſagen muß.

Er zog hier wieder das Schnupftuch aus der

Taſche und wiſchte ſich die Augen. Alfred brach der Angſtſchweiß aus; Erlinde lag ſtieren Blicks da. Sie ſuchte ein Wort, um den frechen Schwätzer zu vernichten, ſie war ſich bewußt, es zu beſitzen, aber ſie fand es nicht in ihrem geſchwächten Gedächtniſſe.

— Erklären Sie ſich nun deutlicher, auf welchen Platz Sie denn eigentlich Anſpruch machen — ſagte Alfred.

Hier zeigte ſich plötzlich Bodenlos in ſeiner ganzen komödiantiſchen Größe. Er vergaß ſeine klägliche Rolle, ward plötzlich um einen Fuß länger und ſprach: Ich könnte hier, denk' ich, auf jeden Platz Anſpruch machen! — Plötzlich aber ſich beſinnend, lenkte er mit den Worten ein:

— Verſchaffen Sie mir den Platz eines Inſpicienten, Herr Alfred, ich will damit ſchon zufrieden ſeyn und Ihnen zeitlebens dafür danken. — Ich will Donner und Regen, Sturm- und Glockengeläute beſorgen, und Alles genau auf's Stichwort; ich will Volksgemurmel und wildes Geſchrei machen; Getrampel und Gepolter, ſo oft es dem Dichter beliebte, eine Scene, aus der er ſich nicht herausfinden kann, damit zu unterbrechen. Ach, die jungen Theaterdichter, die ſich ſo viele Mühe geben, Alles ſo gewiſſenhaft auszuſpinnen und zu Ende zu führen und dadurch ſo unerträglich langweilig werden, wenn ſie doch nur den Werth dieſer ſchönen und nützlichen Erfindungen kennten! Ja — ich will auch nachleſen und die Herren und Damen zur rechten Zeit hinausſchicken auf die Scene, ich will die Requiſiten bereit halten, die ſie draußen brauchen, zum Anfangen jeden Actes überall hin läuten und ſchellen, daß Niemand ſich verſpätet, kurz ich will der Pudel ſeyn, der apportirt und für jede Verſäumniß Fußtritte kriegt, den jeder Fehler aufgebürdet wird, der die üble Laune Aller ertragen muß, der aber nur gelobt wird, wenn Alles durch ihn nur zum fröhlichen Ende gedeiht.

— Sie fordern etwas von mir, das ich für jeden gern thun würde, deſſen ganzes Weſen mir nicht ſo durch und durch räthſelhaft wäre, als das Ihrige — ſprach Alfred. Wie können Sie aber verlangen, daß ich Ihnen das Wort ſprechen ſoll, Ihnen, deſſen frühere Laufbahn mit Geheimniſſen durchflochten iſt, von denen nicht nur das Glück meines Daſeyns, ſondern das Leben einer geliebten Perſon abhängt. Sehen Sie hier Erlinde, die durch das Gedächtniß an gewiſſe Dinge, das durch die Lectüre eines von Ihnen herrührenden Manuſcripts hervorgerufen wurde, in einen gefährlichen Zuſtand verſetzt und deren Leben, durch Ihre plötzliche Erſcheinung jetzt faſt bedroht wurde —

Bodenlos ſah ſehr blaß aus; ein innerer Grimm drückte ſich in ſeinen Zügen aus; er kniff die Lippen zuſammen.

— Sie wollen nicht ſprechen? fragte Alfred in heftiger Aufregung.

— Ich glaube, erwiederte Jener kalt, es wäre für Sie, mein werther Herr, gerathener, mich zu bitten, Geheimniſſe zu verſchweigen, als welche zu offenbaren —

— Nicht ſo! rief Alfred mit feſtem Tone, ich übergebe mich nicht Ihrer Discretion. Man möge es denn wiſſen, daß Erlinde nicht meine angetraute Gattin iſt, man möge aber auch wiſſen, auf welche Weiſe ſie zu mir kam, um Schutz vor der Behandlung eines Fremden bei mir zu ſuchen, eines Fremden, der ſich für ihren Vater ausgab, um ihre Jugend zu entwürdigen, ihre Anlagen zu mißbrauchen, eines Menſchen, der ſich Rechte anmaßte, die ihm nicht gebührten, da ſie nicht zu erkaufen ſind für einige elende Silberlinge! —

Das edle Feuer, das Alfred bei dieſen Worten durchſtrömte, brachte auf Bodenlos eine vernichtende Wirkung hervor. Er fixirte den jungen Mann eine Weile und ſprach dann gelaſſen:

— Gut, ich laſſe Ihnen den Vorrang in der Sache. Machen Sie zuerſt die ſaubere Geſchichte anhängig, treten Sie immerhin auf dieſe Weiſe gegen mich auf, ich werde mich der Unterſuchung nicht entziehen und Sie ſollen alsdann den gewünſchten Aufſchluß über Alles ſehr bündig erhalten. Aber bedenken Sie, junger Mann, alle Folgen, die dies für Sie haben könnte —

— Welche Folgen? rief Alfred in ſteigendem Affect. Wiſſen wir, wer Erlinden's Vater iſt, ſo ſoll unſerer rechtmäßigen Verbindung nichts mehr im Wege ſtehen. Er wird uns ſeine Einwilligung nicht verſagen —

Bodenlos ſchritt, wie in tiefen Gedanken, einige Mal durch's Zimmer. Eine ſchwere Pauſe brütete in dem Gemache; Erlinde weinte ſtill.

— Gut! ſagte Bodenlos endlich — ich will Ihnen den Willen thun. Die Komödie ſoll zu Ende gebracht werden. Folgen Sie mir zu Erlinden's Vater —

— Er iſt hier?

— Hier! Wohlverſtanden, der Mann, der mir alle ſeine Rechte auf ſein Kind abgetreten hat — ich hab's ihm abgekauft —

— Schändlich!

— Denken Sie hiervon, wie Sie wollen. Mögen ſelbſt die Richter dieſe Handlung verdammen. Ich weiß ſo viel, daß ich, armer Teufel, für den kleinen, ſchreienden Fratz damals ſo viel hergab, als er werth war, und daß ich etwas Gutes damit that: denn, erſtlich half ich einem armen Teufel aus der Verzweiflung und rettete den armen Wurm vom Tode, der ihn ſicherlich bei jenem Vater bald erreicht hätte. Folgen Sie mir und lernen Sie den Mann kennen, dem Ihre Erlinde, die ſo undankbar an mir gehandelt, das Leben verdankt und geben Sie mir dann Unrecht, wenn Sie können.

— Soll ich? fragte Alfred ſeine Geliebte mit Bedeutung, denn er fürchtete irgend eine boshafte Liſt von dem Abenteuerer.

— Geh' mit ihm! ſprach Erlinde leiſe und ſchwach, ein guter Geiſt flüſtert mir zu, daß in dieſer Nacht uns Heil beſchieden iſt —

— Wie? jetzt in der Nacht? rief Alfred beſtürzt, dem vor dem Abenteuerer zu grauen begann.

— Wie Erlinde ſagte — verſetzte Bodenlos — jetzt, um dieſe Stunde iſt er heimgekehrt und wir ſind ſicherer, ihn anzutreffen. Was ich hier beginne — ſagte er dann noch mit feierlichem Tone — geſchieht in der beſten Abſicht. Sie ſind reich und müſſen die Lage des Alten verbeſſern, wenn Sie ſeine Tochter freien und für mich ſorgen Sie, nach meiner früheren Andeutung, die Ihnen keine Koſten verurſacht. Alles Uebrige, was noch etwa dabei zu Tage kommen könnte, verſchweigen Sie in tiefer Bruſt. Ich waſche meine Hände. Jetzt kommen Sie!

— Laſſe das Licht brennen, bis ich wiederkomme, ſagte Alfred zu dem Mädchen und drückte einen langen Kuß ihr auf die Lippen.

Sie legte ihre beiden weißen Hände ſchmeichelnd an ſeine Wangen und ſchien in leiſen Worten Segen für das Beginnen herabzuflehen, von dem ſie für ſich und ihn viel Tröſtliches erwartete.

Neuntes Kapitel.

— Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor —

Bürger.

Sie gingen ſtumm neben einander her, bis daß Alfred die große dunkle Maſſe des Schauſpielhauſes in einiger Entfernung bemerkte und nun wahrnahm, daß Bodenlos ſeine Schritte dahinrichtete. Sein Erſtaunen wuchs, als ſie jetzt wirklich quer über den weiten Platz hinſchritten und zu dem Seiteneingang ſich wendeten, wo die Klingel herabhing, um dem Kaſtellan zu läuten. Alfred fühlte es wie kalten Schauer durch ſeine Adern rinnen.

Es geht im Theatervolke eine eigene Sage von Schauſpielhäuſern zur Nachtzeit. Man erzählt ſich ziemlich allgemein von böſem Zauberſpuk, der darin ſich herumtreiben ſoll. Selbſt ſtarke Geiſter würden es nicht unternehmen, allein um die Mitternachtsſtunde, ſich in die Garderobe zu wagen, um irgend ein vergeſſenes Stück zu holen, noch weniger aber würde ſich Einer entſchließen können, eine Nacht im Theater zu ſchlafen, wer nur eine etwas reitzbare Phantaſie beſitzt. Feuerwächter, Schneider, Maſchiniſten, welche die Nacht hindurch aufbleiben, um irgend einer dringenden Arbeit obzuliegen, Kaſtellane — ſie Alle wiſſen Vielerlei zu erzählen, von unheimlichem Lärm und auch wohl von räthſelhaften Erſcheinungen. Andere lachen nun zwar darüber, wie es immer zu gehen pflegt, aber ſelten hält es Jemand der Mühe werth, die Sachen zu unterſuchen und feſtzuſtellen, woher die Gerüchte entſtehen, die ſich überall hin verbreiten.

Für unſern Alfred, der keineswegs zu den nüchternen oder ſtarken Geiſtern zu zählen war und der ſich noch überdieß in bedeutender Aufregung befand, war dieſer nächtliche Beſuch keineswegs gleichgültig, auch in der geſpenſtiſchen Beziehung, und er blieb unwillkührlich ſtehen und griff nach dem Arm ſeines Begleiters, als dieſer ihn ausſtreckte um den Klingeldraht zu ergreifen.

— Was wollen Sie hier? fragte er ſchnell.

— Den Mann ſprechen, der uns Aufſchluß geben kann — war die Antwort.

— Den Kaſtellan?

— Zuerſt den, dann Erlinden's Vater —

— Und der wohnt hier?

— Sie werden ſogleich Alles wiſſen —

Er zog die Glocke — ein — zwei — dreimal. Die weiße Nachtmütze des Kaſtellans guckte durch's Schiebfenſter.

— Wer iſt da?

— Zum alten Jacob —

— Ach Gott, der ſchläft —

— Nur aufgemacht! Ein Trinkgeld!

Die Thüre öffnete ſich und der Kaſtellan, der die beiden Gäſte ſchnell hereinſchlüpfen ließ, ſagte mit leiſer Stimme:

— Aber Sie wiſſen es ja, daß es mir verboten iſt; wenn's Jemand erführe — Was wollen Sie denn vom Alten?

— Geben Sie dem wackern Kaſtellan Etwas für ſeine Mühe, ſagte Bodenlos zu Alfred, um ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen.

Nachdem Alfred der Aufforderung Genüge geleiſtet hatte, tappten ſich beide dem Kaſtellan nach, der rüſtig den langen Gang voranſchritt, um ein Licht aus ſeiner Stube zu holen. Wie ſonderbar war es doch! Dieſer Gang, der zum Kaſtellan, aber auch zugleich auf die Bühne führte, war Alfred ſo vertraut, er war ſo oft ſchon hindurch gegangen, und jetzt konnte er ſich gar nicht darin zurechtfinden. Er war der Meinung, daß er nach der Mittelloge gehe, obgleich er ſich gerade nach der entgegengeſetzten Richtung bewegte.

— Wo führen Sie mich denn hin? fragte er betroffen und mit immer bewegterem Tone. Soll ich hier einem Schauſpiel um Mitternacht beiwohnen?

— Nur getroſt, vorwärts! Sie können hier keinen Fehltritt thun! ſprach Bodenlos zuverſichtlich. Aha, da kommt der Kaſtellan ſchon mit Licht —

In der That gewahrte man jetzt in der Ferne einen hellen Schein, der ſich näher bewegte und ſo wie er an den Gegenſtänden vorüberleuchtete, ſie bald im röthlichem Schimmer zeigte, dann wieder in Finſterniß verſchwinden ließ, und ſo dazu diente, daß Alfred die Richtung bemerkte, nach der ſie gingen. Der Kaſtellan hatte ſie jetzt erreicht und mit vorgehaltener Hand ſorglich das Licht ſchirmend, ſchritten Sie einige Stufen zur Bühne empor.

— Es iſt eigentlich nicht erlaubt, mit offenem Lichte zu hantiren, es ſtreiter wider die Theatergeſetze, allein bis ich die Laterne vorgeſucht hätte, würden ſie zu lange haben warten müſſen. Aber jetzt —

Hier ſtanden ſie auf dem Podium und der Kaſtellan beleuchtete ſich die beiden nächtlichen Gäſte noch einmal recht deutlich, rückte die Schlafmütze, als er Alfred erkannte, und ſagte dann zu Bodenlos:

— Der Herr weiß doch aber wohl, daß davon nichts verlauten darf?

— Nur unbeſorgt — er weiß Alles —

— Was ſoll ich wiſſen? fragte Alfred ſchnell.

— Daß man hier die ſtrengſte Verſchwiegenheit fordert, über den Beſuch und Alles Uebrige, ſprach Bodenlos.

— Weil es mir nemlich ſchlechten Dank einbringen könnte, ſagte der Kaſtellan, daß ich dem alten Jacob hier im Theater ein Unterkommen gebe. Aber es geſchieht ja Niemanden ein Nachtheil dadurch und wahrhaftig — der Alte könnte nicht mehr leben, wenn ich ihm nicht das elende Winkelchen gewährte.

Alfred verſprach darüber zu ſchweigen.

— Ich will einſtweilen zu ihm gehen, um ihn auf Ihren Beſuch vorzubereiten, erwarten Sie mich indeſſen hier, ſprach Bodenlos und winkte dem Kaſtellan ihm voranzuleuchten.

— Nehmen Sie ſich in Acht, ſagte dieſer zu Alfred, und bleiben Sie hier auf der Stelle, da ſteht eine Gartenbank, auf der ſie Platz nehmen können. Die Verſenkungen ſind offen, die verfluchten Kerle, die Theaterleute ſind zu faul, ſie jedesmal nach der Vorſtellung zu ſchließen. Ja, du lieber Gott, da ſpricht man ſtets von Verbeſſerungen, von Muſtertheater und

Gott weiß von was Allem! aber bei der vorigen Direction war doch noch mehr Ordnung und der alte Jacob hat ſeine Sache gut wahrgenommen, wie er noch Theatermeiſter war. Aber der mußte auch fort! Alles neu, Alles friſch! je nun, ich bin froh, daß ſie mir noch mein beſchwerliches Amt gelaſſen haben. —

Alfred blieb nunmehr im Finſtern; denn während der Kaſtellan ſo ſprach, hatte er ſich mit Bodenlos nach der rechten Seite verloren, wo die Treppe zum obern Schnürboden führte und er hörte, wie ſie jetzt vorſichtig hinaufſtolperten und die Stufen unter ihrer Wucht knarrten und ächzten. Der Vorſchrift gemäß verhielt er ſich ruhig auf ſeiner Gartenbank und ſtarrte hinaus in die Dunkelheit, die jetzt nach und nach, je länger er darin verweilte, einige Geſtaltung in unbeſtimmten Umriſſen zeigte.

— Alſo der vorige Theatermeiſter iſt der alte Jacob — dachte Alfred bei ſich — und von ihm ſollen mir alle dieſe gehofften Aufſchlüſſe kommen? Er iſt Erlindens Vater? ihn beherbergt der Kaſtellan wider Gebot und Geſetz und läßt doch Gäſte zu ihm, die ſich bei nächtlicher Weile auf ſo geheimnißvolle Art ihm zu erkennen geben? Wie ſeltſam! Wer ſteht mir aber dafür, daß das, was ich hier in Erfahrung bringen werde, auch Wahrheit und kein Trug iſt?

Ich hätte dieſe liſtigen Menſchen nicht allein voraus laſſen ſollen. Wie? wenn er jezt das Mährchen abkartete, das mich täuſchen ſoll? Die Erfahrungen, die ich Alle ſchon beim Theater gemacht, können den Leichtgläubigſten wohl am Ende mißtrauiſch machen — oh das Theater! das Theater! wer hätte ſich das ſo verſtellen ſollen! —

Und er ſchwamm wieder, wie er ſo gern pflegte, in weitführender, vager Träumerei. Es fiel ihm ein, wie er in Bogenwinkel zuerſt Komödie geſpielt, was er dort für Intriken erlebte, dann ſeine weitern Abenteuer — vor Allem aber gedachte er wieder der Mittheilungen jener Geheimniſſe, durch Lucile, in der Nacht vor ihrer Trennung, und wie dieſer jezt nichts mehr davon erwähnte und ſo oft er — Alfred — leiſe darauf angeſpielt hatte, ſtets ſo ſchnell ausgewichen war. Endlich ſah er ſich hier auf der Schwelle der Pforte, die in das räthſelhafte Gebäude ihn einführen ſollte — bald wird die Decke ſinken, die ihm Alles verhüllte —

— Wenn nur keine neue Täuſchung dabei iſt — mußte er ſich aber immer innerlich zurufen.

Die Beiden kehrten noch immer nicht wieder. Aus den offenen Lucken ſtrömte ein kalter Zugwind über die Bretter und die Soffitten und anderes Gehäng, was den oberen Theil der Bühne füllte, wehete hin und her und warf geſpenſtiſch flüchtige Schatten auf die weißen Bretter des Podiums. Die chaotiſche Unordnung eines Theaters, nach der Vorſtellung iſt wohl vielen meiner Leſer bekannt; Alles ſtand und lag auch hier durcheinander; der Portalvorhang war halb in die Höhe gezogen; das Souffleurloch gähnte wie ein finſterer Abgrund. Die offenen Verſenkungen lagen wie ſchwarze Decken da und dahinten ſah man das ſtillſtehende Räderwerk, die Tummelbäume und den ganzen Apparat der ſceniſchen Zaubereien, ſtumm und unbeweglich matt hervorleuchten. Alfred wandte den Kopf von dieſen jetzt ſo todt daliegenden, ſonſt vertrauten Werkzeugen und blickte in das Orcheſter, auf die leeren Pulte, wo noch Notenbücher und Inſtrumente umherlagen. Eine merkwürdige Täuſchung kam ihm in den Sinn; er dachte ſich nicht, daß die Vorſtellung ſchon längſt beendigt war, ſondern er meinte plötzlich, daß ſie erſt angehen ſolle. Die finſtern Logenhöhlungen füllten ſich vor ſeinem innern Auge mit phantaſtiſchen Weſen, die ungeſtümen Lärm erhoben, da ſie des Anfangs harrten. Eine Angſt bemächtigte ſich ſeiner und er dachte: Was zögern ſie denn heute ſo lange? Warum geht denn die Ouvertüre nicht los? Und dann war es ihm, als wenn er vortreten müſſe, um dem Publicum eine entſchuldigende Rede zu halten. Allein mit einem Male war es ihm wieder, als wenn die Ouvertüre ſchon längſt beendigt ſey und es nur an ihm läge, daß das Stück nicht beginne. Es trieb ihn aufzuſtehen, vor die Lampe zu treten und die erſten Worte der Rolle herzuſagen. Dieſe erſten Worte wollten ihm aber gar nicht einfallen. Es war eine Todespein! Er mußte ſchärfer nach den Logen blicken: die Leute, die darin ſaßen, zeigten alle Knochengeſichter, die Hände, die ſie zum Klatſchen erhoben, waren Knochenhände; der Sturm wühlte dazwiſchen mit heulendem Laut; Alfred war wie im Fieberſchweiße und als Bodenlos wieder mit dem Kaſtellan neben ihm ſtand und ihn bei der Hand ergriff, ſchrack er zum Umſinken zuſammen, da er ihr Herankommen nicht gehört hatte.

— Ei, ſo erſchrecken Sie doch nicht ſo arg, ſprach Bodenlos.

Alfred ſuchte ſich zu faſſen und blickte ihn feſt an; das Licht des Kaſtellans warf einen ungewiſſen Schein durch's ganze Haus und wie es ſo an den Logenbrüſtungen umhertanzte und an den Vergoldungen röthlich dahin züngelte, ſchien es ihm wirklich, als wenn ſich was in den Logen bewegte, es waren aber nur die aufgezogenen Vorhänge, die der ſorglich gefällige Director ſeiner Couſine zu Liebe dort hatte anbringen laſſen. Alfred war aber ſo ſcheu geworden, daß er Alles dahinter ſah, nur nicht die Wahrheit.

Der Kaſtellan gab jetzt Bedenlos das Licht und ſchlich nach ſeiner Stube, während Alfred dem Lichte und ſeinem Träger die Treppe hinauffolgte.

Zehntes Kapitel.

— Ein ausgemergeltes Gerippe ſteigt aus dem Thurm — es iſt der alte Moor —

Die Räuber.

Die Warnung: „Laſſ' Dich vom Teufel bei einem Haare faſſen, ſo hat er dich ganz", wurde häufig ſchon auf das Schauſpielerleben angewendet. Wer einmal das Ding kennen gelernt hat, kann nur ſchwer davon bleiben, und der Erzähler dieſer Geſchichte darf am eigenen Beiſpiel hier die Erfahrung mittheilen, daß es ihm viele Mühe und Ueberwindung koſtete, dem durch tauſend Mühſeligkeiten und Entbehrungen dennoch nicht ſatt gewordenen Beruf zu entſagen, wenn gleich äußere Verhältniſſe und eine gewonnene reifliche Einſicht von den Dingen dieſer Welt es als Pflicht von ihm erheiſchten. So wie alte Soldaten, die immer noch glauben das abgenommene oder abgeſchoſſene Glied zu beſitzen und darin Schmerzen zu empfinden wähnen, ſo ſaß der Erzähler oft als Zuſchauer in Theatern, die ihn auch entfernt nicht [illegible] angingen und merkte mit Aengſtlichkeit auf jeden Fehler, der ſich oben zutrug, den das Publicum nicht merkte, weil es nicht in die Geheimniſſe der Werkſtätte eingeweiht war. Fiel irgend etwas, das ſich oben begeben ſollte, nicht pünktlich auf's Stichwort ein, ſo lüpfte es ihn von ſeinem Sitze und er würde gern hinaufgelaufen ſeyn, um den Fehler nach beſten Kräften wieder gut zu machen. Dies verleidete ihn am Ende den Theaterbeſuch ganz und gar; er mochte dort keinen Genuß mehr ſuchen, wo ihm einſt der höchſte Genuß zu Gebote geſtanden, Etwas darein zu reden, und das Ganze von ſich abhängig zu wiſſen. Am Ende ſiegte jedoch die Vernunft; auch der neue Beruf hatte ſeine Freuden im Gefolge; die Früchte waren erfreulicher und das Theater ſchob ſich von ſelbſt immer mehr und mehr in den Hintergrund, während die Luſt daran nach und nach erkaltete. Aber der Erzähler war noch jugendlich friſch, wie er ſich dieſer Entſagung weihte, und vermochte, auf eigene Kraft bauend und vertrauend, einen andern ſchönen Lebensweg einzuſchlagen.

Alte Schauſpieler hingegen ſterben hin, wenn ſie von der Bühne, an der ſie lange wirkſam ſtanden, entfernt werden. Der Fall iſt erwieſen. Nur ſelten gedeihen Penſioniſten zu alten Tagen; gewöhnlich vergeben ſie, ehe ſie die Früchte ihres wohlverdienten Fleißes ernten. Oft drücken ſie ihren Widerwillen gegen die Penſionirung dadurch aus, daß ſie das Theater nicht mehr zu lieben vorgeben, es nie mehr beſuchen und förmlich zu Menſchenfeinden werden, die entweder ſo geſcheut ſind, von ſelbſt allen Umgang abzubrechen, oder, wenn ſie dies nicht thun, andern Leuten zur unausſtehlichen Bürde werden.

Der alte Jacob, zu dem wir hier Bodenlos und Alfred hinaufſteigen ſehen, trug ſein Prädicat mit Ehren, denn er war wirklich ſchon ſehr alt. Dennoch hatte er noch vor Kurzem die beſchwerlichen Functionen eines Theatermeiſters verwaltet und man war recht zufrieden mit ihm, bei dem Schlendrian, der in allen Zweigen der Verwaltung eingeriſſen war. Er war durch die lange Zeit mit den alten Balken und Schnüren ſo eins geworden, ſo in ſie hineingewachſen, daß man den alten Jacob gar nicht entbehren zu können glaubte. Ohne den Alten kein Theater, ſo war die Meinung. Obgleich er ſelbſt wenig mehr leiſtete und nur ſo dann und wann die Hand anlegte, ſo verſtanden ihn ſeine Untergebenen und wußten alles in ſeinem Sinne anzuſtellen und herzurichten. So war es herkömmlich und ſo ſollte und mußte es ſeyn; nicht Anders. Geſchahen Fehler, wie dies ſehr oft verfiel, ſo dachte man auch, daß es nicht Anders ſeyn könne und daß kein Theater exiſtire, an dem das Maſchinenweſen nicht ſolchen Fehlern unterliege. „Unſer alter Jacob verſteht es gewiß und es läuft nicht ohne Fehler ab,“ wurde dann immer behauptet, „wo ſollten alſo keine Fehler ſeyn?“

Nun kam aber die neue Regierung an die Reihe, man ſprach davon, eine Muſterbühne errichten zu wollen, und da kann man leicht denken, daß der alte Theatermeiſter einer von denen war, die auf der Liſte ſtanden, um in den Ruheſtand befördert zu werden. Die Theatermaſchinerie hatte große Fortſchritte gemacht; auf Miedings Zaubereien dichtete kein emporklimmender Göthe des Jahrhunderts mehr Oden; wer beſang wohl Lättchen und Pappendeckel und Bindfaden und etwas beſcheidenen Zindel, zum Waſſerfall verwendet? jetzt galt's große panoramatiſche Anſichten, dioramatiſche Lichteffecte, Waſſer in Wirklichkeit, das von natürlichen Felſen ſich herabſtürzte, große Walzen und Flaſchenzüge, um den Zauber in Bewegung zu ſetzen — aber damit wußte Jacob nicht umzugehen, und offen geſagt, hätte er ſich auch nicht dazu verſtanden, wenn er es auch gewußt hätte. Solche alte Leute ſind von einem Eigenſinn beſeelt, den nichts zu beugen vermag.

Alſo mußte er fort und dem neuen Maſchiniſten aus Wien weichen, der einen Wald fällen ließ, um die Bodien und Gerüſte zu zimmern, damit ein mitgebrachtes Poſſenſpiel ſeiner Vaterſtadt in die Scene geſetzt werden konnte; der eine Schmiede unter dem Theater einrichten ließ, um die Klammern und Haken und Nägel und Schrauben, deren er bedurfte, zu ſchmieden, der den Arm eines Fluſſes in's Theater leitete und ein Magazin von Pulver und Schwefel zu griechiſchem und bengaliſchem Feuer errichtete, ſtark genug, um, wenn es ſich zur unrechten Zeit entzündete, wenn auch nicht den Tempel der Kunſt in die Luft zu ſprengen, wohl aber ſeine Fenſter zu zertrümmern und großen Schrecken überall hin zu verbreiten.

Ach, es brauchte des Pulvers nicht, um die Kunſt und ihre Tempel in die Luft zu ſprengen; zu der großen Verwirrung, die ſich bald dieſes Muſtertheaters bemächtigte, durften nur die neuen Maſchinerien des Wieners mit Waſſer- und Feuerwerk gehörig mitwirken, und die wahre Kunſt war total vernichtet.

Es war rührend, zu ſehen, wie der arme, alte, abgedankte Jacob daſtand, und vorerſt dem Walten ſeines Nachfolgers ſtumm zuſah, hie und da verwundert den Kopf ſchüttelte, aber dennoch ungeheißen

Hand anlegte und dies und das herbeiholte, wenn er wußte, wo es ſtand; dann auch wohl das fertige Werk des neuen Meiſters ſtillſchweigend betrachtete, als wollte er ſich belehren.

Dem Wiener gefiel das nicht. Mißlang am Abend etwas, ſo ſchob er die Schuld geradezu auf den alten Mann und deſſen unerbetene Hilfe, ja er gab es ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß wohl Bosheit ihm einen Streich geſpielt haben könne, ohne gerade den Alten dabei zu nennen. Dies war die Veranlaſſung, daß die Direction den Befehl erließ, Jacob des Hauſes zu verweiſen, und ihm zu bedeuten, daß er ſich mit ſeiner Penſion begnügen und auf ſeinen Lorbeern anderwärts ausruhen möge. Dies war aber mehr, als er ertragen konnte. Er glaubte verrückt zu werden, als er an einem ſchönen Morgen, da er ſich wieder zur Probe eingeſtellt hatte, dieſen rauhen Befehl auf eine ſehr unziemliche Weiſe und unvorbereitet erhielt. Er konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und lief zunächſt vor das Thor und um die Stadt herum, im erſten Augenblick mit ſich kämpfend, ob er nicht ſeinem Leben ein freiwilliges Ende machen ſollte. So lief er den ganzen Tag fort und fort, ohne zu eſſen noch zu trinken, und kam endlich am ſpäten Abend, gleichſam wie unwillkührlich, wieder an das Theater hin, wo damals gerade nicht geſpielt wurde.

Er ſchlich zur offenſtehenden, unbewachten Seitenthüre in das Haus, durch die Gänge, die er Alle wohl kannte, einem ſtillen Winkel zu, der ſich unter der Treppe zu den obern Schnürböden, befand, und aus dem durch zuſammengebohrte ſpaniſche Wände und Verſetzſtücke eine Art von nothdürftigem Wohnzimmer gemacht worden war. Dieſe Cabinets particuliers waren nehmlich eine Erfindung des alten Jacob; er pflegte ſie zur Zeit ſeiner vollen Wirkſamkeit zu improviſiren, zur Bequemlichkeit der Herren und Damen, die eine ſchnelle Umkleidung während der Scene zu beſchaffen hatten. Um dieſen dann den Weg in die Garderobe zu erſparen, wo ſie entfernt von der Bühne, in ſteter Unruhe und Aengſtlichkeit ſich abhetzten, baute er ihnen ein ſolches Ankleidekämmerchen, neben dem Ausgang der Couliſſe, wo ſie ſogleich beim Abtreten hineinhuſchen konnten und während des Umkleidens jedes Wort der Mitſpielenden auf der Scene vernahmen und immer genau wußten, wie weit man in dem Stücke war. Dies war allerdings eine bedeutende Erleichterung und Bequemlichkeit. Es machte ihm auch Spaß, ſolchen Bau mit einigen Comfort auszuſtatten, nicht nur mit dem nöthigen Spiegel, dem Toilettentiſche und einigen Stühlen, ſondern er lieh auch wohl vom Requiſiteur einige Blumenſtöcke aus und heftete von den Theaterbildern, die er in Verwahrung hatte, auf die linnenen Wände des Kabinets welche hin. Wofür ihm denn mancher Dank aus ſchönem Munde zu Theil geworden war.

Der Raum in dem Treppenwinkel war nun aber anders eingerichtet, weil auch zu verſchiedenem Gebrauche. Hier ſtand eine Art von erhöhter Pritſche, auf welcher ein Strohſack lag, den ein alter, zerriſſener Mantel überdeckte, daneben ſtand eine Truhe und ein kleiner Tiſch. Hier war des alten Theatermeiſters Schlafzimmer. Es genügte ihm vollkommen zu dieſem Zwecke. Am frühen Morgen erhob er ſich von ſeinem Lager, ging zum Brunnen im Hofe, um ſich zu waſchen, und nahm ſein Frühſtück beim Kaſtellan; dann pflegte er, die Eſſensſtunde ausgenommen, den ganzen Tag und bis zum ſpäten Abende auf dem Theater zuzubringen, bis daß er mit anbrechender Nacht wieder ſein Schlafkämmerchen ſuchte.

So erbärmlich und trübſelig es war, ſo war es dem alten Manne doch lieb geworden, und es meiden zu müſſen, achtete er gewiß dem Tode gleich.

Jacob hatte keinen Umgang und hing mit nichts mehr in der weiten Welt, als mit den Brettern zuſammen, die ſie bedeuten ſollen. Er war frühe mit ihnen bekannt worden, und alle Schickſale ſeines unſteten Lebens hatten ſich darauf verwirklicht. Das Theater war ihm die Welt geweſen. Alles was ſich außer dieſem Bereiche zugetragen, hatte ihn nicht berühren können; er wußte eigentlich nichts, als das was in engſter Beziehung zum Schauſpieler und ſeiner Kunſt ſtand.

An dem Abend, da er abgedankt worden war, ſchlich er zum erſtenmale wie ein Dieb nach ſeinem Schlafwinkel; es that ihm das Herz weh, als er im Finſtern ſich zurechtfinden mußte und umhertappend das Lager ſuchte, um ſeine zerſchlagenen Glieder darauf zur Ruhe zu ſtrecken, weil er es nicht wagte, Licht zu machen, um ſich nicht zu verrathen. Er gedachte ſeine verſtohlene Anweſenheit Niemanden zu entdecken, ſelbſt nicht einmal ſeinem alten Freunde, dem Kaſtellan. Er hoffte es ſo wie Heute noch eine Weile forttreiben zu können, dann ruhig dort, wo er ſo viele Jahre ſchon ſchlief, auch den ewigen Schlaf antreten zu können. — Wißt Ihr nicht wo der alte Jacob geblieben, dachte er bei ſich, ſo werdet Ihr ihn wohl riechen, wenn Ihr dann die Treppe nach dem obern Schnürboden hinaufſteigt, wie der Polonius im Hamlet —

Aber am zweiten Abend war er ſchon aus ſeinem Verſtecke aufgeſtöbert.

Das Kind des Kaſtellans hatte ihn geſehen, und ſchrie, weil es ſich fürchtete. „Die kleine Kröte!“ brummte Jacob, der ohnedieß die Kinder nicht leiden mochte. Nach langem Bitten geſtand es ihm endlich ſein alter Freund zu, das liebgewordene Plätzchen zu behalten, wenn er alle mögliche Vorſicht anwenden wollte, ſich nicht zu verrathen.

So ging ein halbes Jahr vorüber, als er einmal einen Fremden mitbrachte, den er dem Kaſtellan als ſeinen beſten Freund vorſtellte. Jener mochte ſich ſtellen wie er wollte, der Freund mußte Zutritt zu dem Alten erhalten. Er kam jedoch nur noch einmal wieder, zu kurzer Unterredung, dann verſchwand er. Eine geraume Zeit war verſtrichen, ohne daß irgend etwas in Bezug auf Jacob oder ſeinen verborgenen Aufenthalt ſich ereignet hätte; er lag oft den ganzen Tag oben ſtill im Kämmerchen und ging erſt am ſpäten Abend auf ein Stündchen aus, um dann wieder unbemerkt hinaufzuſchleichen; der Kaſtellan ſelbſt kümmerte ſich nicht mehr darum und er wußte nur ſelten, ob der trübe Hausgenoß da ſey, oder nicht, ob er Nahrung zu ſich nehme, und wovon er eigentlich lebe. Zwar bezog er ſeine ſchmale Penſion, aber niemals ſah man ihn irgend wofür Geld ausgeben.

Dies war der Mann, dem Bodenloſens Beſuch galt; er war der Freund, der ſchon einmal den Alten beſucht hatte, und der ſeit einigen Tagen ſich wieder bei ihm ſehen ließ.

Als Alfred mit ſeinem Führer gebückt in das Schlafkämmerchen trat und dieſer das Licht auf die Truhe geſtellt hatte, erhob ſich eine greiſe Geſtalt von dem Lager und empfing ſie mit ſtummem Kopfnicken.

— Dies iſt Herr Jacob Schretzenſtaller aus Neuſtift bei Freiſing gebürtig, Exjeſuit, dann Schauſpieler und zuletzt wohlbeſtallter Theatermeiſter bei dieſer Bühne, ehe ſie zur Muſterbühne erhoben wurde — jetzt penſionirt — ſagte Bodenlos.

— Aufzuwarten — ſprach der alte Jacob mit einem heiſern Tone, wie ihn greiſe Menſchen, die in ihrem langen Leben ihre Stimme ſtark ſtrapaziert haben, zu beſitzen pflegen — ganz richtig! Was wollt Ihr, Kinder? Macht's kurz, denn ich bin ſchläfrig —

— Wir wollen's recht kurz machen, entgegnete Bodenlos, denn wir haben nur zwei Fragen an Dich zu ſtellen, die Du uns hier auf Gewiſſen beantworten ſollſt. Du aber mußt ſchon ſo gut ſeyn, Deine Antworten etwas länger auszuſpinnen, um dieſen Herrn hier über gewiſſe Punkte gehörig aufzuklären. Sie müſſen vor allen Dingen dann auch erfahren, ſetzte er, zu Alfred gewandt, hinzu — daß dieſer Mann, den man hier nur unter dem Namen des alten Jacob kennt, derſelbe iſt, deſſen Memoiren ſie bei der Frau Präſidentin vorleſen hörten —

— Wie? Dieſer alte Mann? rief Alfred, obgleich er dieſes längſt errathen konnte.

— Dieſer alte Mann — wiederholte Bodenlos — mit dem ich ſchon oft in die engſte Berührung kam — er iſt der Vater Erlinden's —

— Er? und auch Er ſoll mir Aufſchluß über den räthſelhaften Titl geben? über den ſchrecklichen —

— Er und wieder er. Sag' an, alter Freund, was Du weißt — von Deiner Flucht von Wien — aber Alles auf's Wahrhaftigſte —

Und der Alte ſetzte ſich zurecht und ſagte eine Geſchichte, wie ein ausgelerntes Penſum her, der alle Wahrſcheinlichkeit gebrach, der kein vernünftiger Menſch Glauben beimeſſen konnte, und die dennoch nur reine Wahrheit enthielt.

Eilftes Kapitel.

— Iſt es Wahrheit — iſt es Traum?

Die Schweizerfamilie.

— Mein Unglück ſchreibt ſich von meinem letzten Aufenthalt in Wien her — ſo erzählte Jacob — bis dahin lebte ich ein recht beneidenswerthes Leben. Ich hatte niemals ein beſonderes Talent zum Komödienſpiel, als aber noch der alte Geſchmack herrſchte, da wußte ich mich doch immer mit Geſchick darin zurecht zu finden. Wie aber die neue Manier aufkam, da konnte ich mich nicht mehr halten. So iſt mir's nun ſtets gegangen. Das Neue war immer mein Feind — oder geht's vielleicht nicht mir allein ſo? Iſt dies etwa das Schickſal aller alten Leute? Faſt möcht' ich's glauben. — Doch ich ſoll Ihnen ja die Aufſchlüſſe geben, alſo weiter im Text.

In Wien brachte mich meine unzeitige Vaterlandsliebe in die große Unannehmlichkeit, das gute Engagement beim Baron Braun verlaſſen zu müſſen. Allein das war noch nicht das Aergſte. Es drohete mir auch Lebensgefahr und wie ich dieſer durch Zufall entgangen war, entſpann ſich daraus für mich eine Kette — ach, eine ſo ſchwere Kette — die ich nun wie ein Baugefangener bis an das Ende meiner Tage mit mir herumſchleppen muß —

— Die reinſte Wahrheit — Jacob — die reinſte Wahrheit! rief ihm Bodenlos, ihn unterbrechend, zu.

— Die reinſte — betheuerte Jener. Wer es noch nie erfahren, was der Rollenneid für ein mächtiges Ding iſt, der kann es an meinem Beiſpiel lernen. Nicht ich kannte dieſe ſchreckliche Leidenſchaft, nicht ich — aber ich war auserſehen, ihr als Opfer zu fallen. Zur damaligen Zeit lebte in Wien, mit mir bei demſelben Theater angeſtellt, ein gewiſſer Tirl, der eine ſehr ſchöne, aber ſtumme Frau beſaß —

Alfred war ganz Ohr, ſeine Adern klopften —

— Es war ein wüſter, unleidlicher Menſch, neidiſch, hochmüthig, finſter, allen Laſtern ergeben. Man ſagte, er ſey früher in Bädern umhergezogen und habe vom Spiele gelebt; er ſollte Einen auch einmal im Duell erſtochen und die ſtumme Frau auf unrechte Weiſe ſich angeeignet haben. Er mißhandle ſie, hieß es allgemein, und er dürfe ſich nicht öffentlich mit ihr zeigen, weil er dadurch die Entdeckung einer Schandthat herbeizuführen fürchte. Kurz, alle dieſe Gerüchte waren über ihn im Umlauf und Niemand ging mit ihm um. Das Publicum entzog ihm auch, wie es von allen Seiten ſolche Dinge erfuhr, ſeine Gunſt und wandte ſie mir zu, der ich ſeine Rollen zu ſpielen anfing, da die Direction daran dachte, ihn zu entfernen und mich dazu beſtimmt hatte, ſeine Stelle beim Theater zu erſetzen. Was konnte ich dafür? Wär' nicht ich's, ſo wär's ja ein Anderer geweſen. So dachte aber der böſe Bube nicht; er ſah in mir ſeinen Feind und Nebenbuhler, und da er gern in Wien bleiben wollte, im Genuß ſeines ſchönen Rollenfachs und ſeiner noch ſchöneren Gage, ſo dachte er: wenn ich nur den Jacob Schretzenſtaller aus dem Wege räume, ſo iſt mein Heil hier noch für lange Zeit geborgen und alſo — muß er fort, es koſte was es wolle. Durch Intriken war aber nichts auszurichten, weil er gar keinen Anhang hatte, ich aber die Liebe des Publicums beſaß. Es blieb ihm daher nichts übrig, als mit der Bosheit eines Banditen ſich meiner zu entledigen.

Er kam von einer Reiſe zurück, die er — wie er ſagte — nach Ungarn unternommen hatte — und wußte noch gar nicht, welche Veränderung ſich mit mir zugetragen hatte — daß ich nehmlich durch übereilte Aeußerungen die Gunſt des Publicums noch mehr faſt, wie er ſelbſt, verſcherzt hatte. Mein Gott! Was iſt wankelmüthiger als ein Publicum! Er forderte mich zu einem Spaziergange auf und ich mußte mit ihm an das Ufer der Donau hinaus. Wir ſchritten eine Zeit lang neben einander hin; plötzlich — er war ein Wenig zurückgeblieben — fühle ich mich mit ſtarkem Arm gepackt — gezerrt — geſtoßen. Ich drehe mich um und erblicke Titl, mit Schaum vor dem Munde und rollenden Augen. Er ſah wie der leibhaftige Satan aus. Ich ſuche ihn, mit dem Aufgebot aller meiner Kraft, mir vom Leibe zu halten und ſchreie entſetzt: Was wollen Sie von mir? — Dich aus der Welt haben, brüllt er mir entgegen. Du darfſt nicht länger neben mir ſtehen! — Und mit dieſen Worten ſtemmt er beide Arme auf mich hin, um mich vom jähen Ufer hinab in das Waſſer zu ſtoßen, allein in demſelben Augenblick krieg' ich einen ſchlanken, jungen Baum zu packen, der zwar nachgiebt, mich aber doch vor dem völligen Hinunterſtürzen ſchützt. So gleite ich denn nur einige Schritte weit hinab; er aber, durch das Gewicht ſeiner eigenen Kraft und die Gewalt, womit er mich ſtieß, aus dem Gleichgewicht gebracht, ſtürzt ſelbſt — da ihm der Gegenſtand aus den Händen entwiſcht — mit

Gewalt Kopf über und unter in den Abgrund und ich ſehe, wie die Wellen mit ihm ein entſetzliches Spiel treiben. Ich ſtand vor Schrecken gelähmt und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Der Fleck war ganz einſam; weit und breit keine Hilfe; aber darum hatte er ihn zu ſeinem ſchändlichen Beginnen auserſehen. Ich allein war nicht im Stande, ihn zu retten, und ich muß geſtehen — es war vielleicht eine Folge meiner klöſterlichen Erziehung — ich ſah Gottes Finger in ſeiner Beſtrafung. Wußte ich doch auch nicht, welch ein Unheil mir wohl noch daraus erwachſen könnte, wenn der Böſewicht am Leben bliebe. Ich ſah nun, wie er noch ein paar Mal die Hände wie flehend ausſtreckte, dann trieb er ſtromabwärts und ich floh von der Stelle, als wenn alle Furien hinter mir her jagten.

So kam ich nach der Stadt zurück. Ich blieb in meinem Zimmer, weil mein Geſicht ſo entſtellt war, als wenn ich einen Mord aus Vorſatz, nicht aus Nothwehr, begangen hätte. Doch konnte ich nun nicht ſo ſchnell Wien verlaſſen; ich wollte vorerſt wiſſen, was aus Titl geworden ſey und ob man ihn nicht vielleicht doch noch aus dem Strome gerettet habe. Da er verreiſt geweſen war, ſo wurde er nicht ſobald vermißt; erſt nachdem es ſeiner ſchönen ſtummen

Frau gelang, durch Zeichen ihre Beſorgniſſe über das Verſchwinden ihres Mannes zu erkennen zu geben, wurden Nachſuchungen angeſtellt, die jedoch alle fruchtlos blieben.

Mich trieb inzwiſchen Mitleid zu der armen Wittwe, die von Allem entblößt, dem ſichern Elend, in ihrer hilfloſen Lage, entgegengehen mußte. Sie nahm mich freundlich auf und es wurde mir nicht ſehr ſchwer, mich ihr verſtändlich zu machen. Ich bedauerte nur, daß mir nicht vergönnt ſeyn ſollte, ſie wirkſamer zu tröſten, da ich auf dem Punkte ſtand, Wien zu verlaſſen, und daß es mir nicht möglich war, länger daſelbſt zu verweilen. Auch dieß ſchien ſie vollkommen zu verſtehen und da ihr Mann, der Titl, eigentlich nicht ihr rechtmäßiger Mann geweſen war und da er ihre Stummheit benutzt hatte, ſie recht zu quälen und zu peinigen, ſo betrachtete ſie meine Erſcheinung wie die eines Befreiers aus ihrem langen Elend und willigte darein, mit mir, ohne irgend ein Aufſehen zu erregen, fortzugehen. Dies konnte ſie nun deſto eher, weil Alles beim Theater nur ſtets in Selbſtſucht und Vergnügen ſchwelgte und gar keiner ſich um ſie bekümmerte. So war mir denn die Erbſchaft meines Erbfeindes anheimgefallen und wenn es mich im Anfange gleich ein Wenig drückte, ſo gefiel mir doch das ſchöne

Weib ſo ſehr, daß ich mich endlich darein fand und mich in ihrem Beſitze ſehr glücklich fühlte. —

Es ging recht gut, ſo lange meine Paar Batzen verhielten; denn ſie beſaß gar nichts. Wir reiſten ſchnell, um der Nähe von Wien zu entkommen, aber dieſe Schnelligkeit zehrte meine geringe Baarſchaft noch flinker auf, als es ſonſt geſchehen wäre. Zu meinem Schrecken gewahrte ich bald, daß meine Begleiterin ſchwanger ſey. Dieß war keine kleine Verlegenheit, indem unſere Geldnoth täglich wuchs. Wir mußten nach einigen Monaten unnützen Herumziehens, wo es mir durchaus nicht gelingen wollte, auch nur das beſcheidenſte Plätzchen bei einer Bühne zu finden, in einem Dorfe liegen bleiben, weil die arme Frau ſtündlich der Niederkunft entgegenſah. Das Drückendſte für mich war, daß alle dieſe Noth mich ſo ganz unverſchuldet traf, und ich jetzt auch noch für den Vater eines Kindes gelten und die Sorge für daſſelbe tragen ſollte, an deſſen Daſeyn ich gar keine Schuld hatte. Titl war nehmlich der Vater dieſes Kindes. Ich verwünſchte mehr als einmal meinen Unſtern, mein Mitleid, meine Großmuth, mein ganzes Schickſal. Was war aber zu machen! Die Wehen kamen, eine alte Frau in der Schenke, wo wir Obdach geſucht hatten, ſpielte die Rolle der Hebamme und meine unglückliche Begleiterin genas von einem Söhnchen, das lautſchreiend das Licht der Welt begrüßte, wie es ſchien, mit großem Rechte, denn ſie verhieß ihm nicht eben auf Roſen zu wandeln. Nach wenigen Tagen ſchleppten wir uns mit dem Neugeborenen elend weiter. Bisher war ich ein ſo ordentlicher, wohleingerichteter Menſch geweſen und nun war ich mit einem Male zu einer bettelhaften Exiſtenz herabgeſunken. Da zog ich nun zu Fuße umher von Dorf zu Dorf, mit einem armen Weibe, die einen ſchreienden Säugling trug. Aber ändern konnt' ich's doch nun einmal nicht und eben ſo wenig konnte ich ſo grauſam ſeyn, ſie in dieſer Lage zu verlaſſen. Ich hoffte immer auf baldige Wendung meines Schickſals und zog getroſt weiter. Wo ſich jedoch früher dem jungen Bewerber willig die Theater geöffnet hatten, der gut gekleidet und mit Empfehlungen verſehen, ſich vorſtellte, da ſchloſſen ſie ſich jetzt vor mir, wenn ich in dem ſchlechten, hilfeheiſchenden Aufzug mich blicken ließ. Mein Zuſtand wurde endlich ſo kümmerlich, daß ich es gar nicht mehr wagen konnte, mich an große Bühnen, wie ſonſt, zu wenden. Ich zog an den Hauptſtädten vorüber, vielleicht aus falſcher, vielleicht aus wohlbegründeter Schaam und kehrte blos da ein, wo ein Afterbild der Kunſt ein ſcheues Weſen trieb, vor dem ich mich anfänglich entſetzte. Unſer Junge gedieh inzwiſchen, trotz unſerer elenden Lage, die ihm weder Pflege noch Wartung gewähren konnte und er machte uns, nachdem er die erſten Jahre der Kindheit überſtanden hatte, recht viele Freude.

Da wurde meine Begleiterin zum zweiten Male ſchwanger und nun wurde mir ein Kind geboren, das ein Töchterchen war. Uns hatte jetzt ein inniges Verhältniß verbunden; wir theilten getreulich Freud und Leid mit einander und ich trug die Laſt, für die ſtumme Frau mit ihrem Sohne nach Kräften zu ſorgen, ſo ehrlich und brav, daß es ſie zur größten Dankbarkeit gegen mich aufforderte. Ich konnte jedoch dem Himmel und ihr nicht dankbar ſeyn; ſchwerer Kummer hatte mich ergriffen, als ich das hübſche Mädchen in den zerriſſenen Windeln vor mir liegen ſah. Gott möge mir's verzeihen, es durchzuckten mich ſchreckliche Gedanken. Ich träumte in der erſten Nacht vom Strome und ſeinem jähen Ufer, wo Titl ſeinen Tod gefunden; mir war's beim Erwachen, als wenn ſein Junge, den ich da ſo mir nichts dir nichts aufziehen mußte, ſeinem Vater folgen ſollte. Als aber der Morgen in das niedrige Stübchen ſchien, wo die Wöchnerin lag und der muntere, geſunde Junge mit ſeinem fröhlichen Morgengeſchrei, als [illegible]

Gruß, hereinſprang und ſein Stück Brod verlangte, da drehete ſich mir das Herz im Leibe um und ich fluchte mir und meinem Traume.

So konnte es aber doch nicht bleiben; wir hatten kaum Brod. Wie die Matroſen im Schiffbruch darum loſen, wer um den Andern, das Leben länger zu friſten, den Tod erleiden ſolle — ſo warf ich auch in meinem Kopfe fortwährend die Looſe des Seyns oder Nichtſeyns umher. Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß Einer hier als Opfer fallen müſſe. Gern wäre ich's ſelbſt geweſen, denn das Leben war mir zur Laſt, was wäre dann aber wohl aus den übrigen geworden, die nur noch unglücklicher dadurch wurden? Da kam mir plötzlich eine tröſtliche Eingebung! Wir Beide, Vater und Mutter, hatten uns gut oder ſchlecht durchzubringen gewußt, auch der Junge wurde alle Tage größer und konnte nach und nach uns bei irgend einer Arbeit helfen — das einzige Weſen, das uns zur Laſt war, das eine noch lange, ſorgfältige Pflege erheiſchte, ohne Ausſicht, ſie uns ſobald vergelten zu können, war das Mädchen — ſeiner mußten wir uns entledigen und konnten es am Leichteſten.

Wir waren auf dem Marſche. Die Stumme trug ihr Kind. Da kamen wir zu Nacht in ein Wirthshaus an der großen Straße. Wir waren ſehr müde, aber wir wollten doch vorbeiziehen, denn wir hatten nicht das Herz uns ein ſo vornehmes Nachtquartier zu wählen. Die Wirthin ſtand vor der Thüre und ſah recht mitleidig nach uns, wie wir ſo erbärmlich unſers Weges zogen. Da hielt ich an und grüßte ſie freundlich. Ich war ſchon ſo gebeugt und weich geworden, daß ich ein Allmoſen genommen hätte, wenn mir's gereicht worden wäre. Die ſtattliche Frau mochte vielleicht ſo etwas in meinem Blicke leſen, ſie winkte meinem Jungen mit der Hand zu ſich, ſtreichelte ihn und bot uns guten Abend. Während ſie nun in's Haus eilte, um ein großes Stück Kuchen für den Kleinen zu holen, hatten wir uns auf die Steinbank vor der Thüre geſetzt und wie ſie jetzt wieder vor uns ſtand und ſich daran zu ergötzen ſchien, daß unſer Burſch ſo heißhungrig den Kuchen verſchlang, da lächelte ich und fragte ſie höflich: ob ſie Kinder habe. — Ach Gott, ſprach ſie, ich hatte einen Sohn, der mir viele Freude machte, aber der iſt nun — weiß der Himmel wo! Ich will wenigſtens wünſchen, daß der Himmel von ihm weiß. Er hat mir ſchon ſchweren Kummer gemacht. Ein anderes Kind iſt mir geſtorben und nun lebe ich mit meinen alten Manne kinderlos und einſam. Es iſt recht traurig!

Da erleuchtete ſich plötzlich eine ſehr dunkle Partie in meinem Gemüthe und ich fragte mit Zuverſicht, ob ſie uns vielleicht etwas von unſerm Himmelsſegen abnehmen wolle. Wir wären nicht abgeneigt Eines von den Kindern wegzugeben, wenn wir, ſo wie es hier der Fall war, ſein Glück vor Augen ſähen.

Da trat ſie näher zu der armen Stummen und betrachtete das kleine Mädchen, das mit ſeinen klaren Augen freundlich nach ihr ſchaute. Hierauf ſchüttelte ſie den Kopf hin und her, als ob ſie etwas überlegte. — Der Junge dort gefällt mir zwar ſehr wohl, ſprach ſie, auch iſt er ſchon weiter aus dem Kraut geſchoſſen und bedarf keiner ſo ängſtlichen Aufſicht, aber das Mädel hier iſt gar herzig und — ich habe mir ſtets ein Mädel gewünſcht. So Etwas kann Einem doch einmal, wenn's gedeiht, in der Wirthſchaft zur Hand ſeyn, und ich werd' immer dicker und beſchwerlicher.

Ich ſagte ihr darauf, daß wir auch das Mädchen viel lieber hergäben, wenn wir uns doch einmal von einem der Kinder trennen müßten und als ich nun Alles noch einmal meiner Begleiterin vorſtellte, und dieſe mir mit Zeichen antwortete, da war das ein Leben bei der dicken Wirthin, die ſich erſchrecklich verwunderte, daß die Frau ſtumm ſey und doch ſo ſchöne, liebe Kinder haben könne bei all' dem Elende.

Wir übernachteten reichlich bewirthet und als wir am Morgen weiterzogen, hatten wir ein Kind weniger aber ein Paar Goldſtücke in die Ecke der ſchlechten Windel eingebunden. Die arme Mutter mußte ſich aber auf einen Stein ſetzen und weinte heftig. Mir war's leichter um's Herz —

— Und dieſes Kind war Erlinde? fragte Alfred ſchnell.

— Was Erlinde? Was will er mit Erlinden ſagen? fragte der alte Schretzenſtaller.

— Das iſt der Name, den ich dem andern Mädchen gegeben habe — erwiederte Bodenlos.

— Alſo noch eines? ſeufzte Alfred und der Alte begann weiter zu erzählen.

— Unſer Schickſal wollte ſich nicht umgeſtalten. Die Goldſtücke waren bald verputzt und wir waren arm wie zuvor. Wir bekamen zwar hin und wieder ein Engagement bei kleinen Truppen, aber das dauerte nur gewöhnlich über den Winter und im Sommer, da hieß es, wandern. Meine Stumme tanzte ſchön und das machte ſie den Directoren angenehm, aber weiter konnte ſie auch Nichts und was ſie damit verdiente, war eben nicht viel. Hätten wir uns in's Zeug werfen können, um im glänzenden Staat zu erſcheinen, ſo wäre wohl etwas mehr damit zu machen geweſen und ich dachte mir immer, daß ſie bei einem großen Theater ſich viel beſſer hätte produziren können. Wo aber einmal das Elend eingekehrt iſt, da iſt es nicht ſo leicht zu bannen. Oftmals hängt das Schickſal eines Menſchen daran, daß er keinen Frack anzuziehen hat. Uns fehlte aber Alles und wir ſahen wirklich arg zerlumpt aus, wofür wir aber gar nichts konnten, denn das Herz blutete uns, daß es unſere Umſtände nicht zuließen uns beſſer zu kleiden. Da wollte es der Zufall, daß wir hier den Freund Bodenlos trafen, der mit ſeinen theatraliſchen, mechaniſchen und acrobatiſchen Kunſtſtücken gute Geſchäfte machte und uns einlud, mit ihm zu ziehen. Wir ſtanden uns dabei recht gut und konnten doch mindeſtens unſern Hunger ſtillen. Allein die Eiferſucht machte uns einen Strich durch die Rechnung. Die ſelige Ehehälfte ſah ſcheel nach der Stummen, weil ſie ihren Mann verliebt in ſie glaubte. Es gab Zank und Trubel und ich mußte ernſtlich daran denken das Ding zu ändern. Mir ſollte nun mein zweites Kind geboren werden und das wollte ich nur noch abwarten, um dann mein Heil weiter zu ſuchen. Es war wieder ein Mädchen und da Alles nur in der Welt auf Gewohnheit ankommt, ſo dachte ich ſogleich daran mich auf gute Weiſe deſſelben zu entäußern, denn da mir wieder eine Reiſe in die blaue Ungewißheit bevorſtand, ſo durfte ich ja faſt gar nicht daran denken, es zu behalten. Am Morgen nach der Geburt fragte ich Bodenlos ob er es haben wolle und dieſer erſtand es aus Speculation wie er ſagte. Seine Selige willigte ein, unter dem Vorbehalt, daß wir uns ſogleich nach abgeſchloſſenem Handel entfernten und ſo übergab ich ihm denn mein kleines Mädchen, das er als Chriſtin zu erziehen verſprach und erhielt von ihm einiges Geld um unſere Reiſe durch's Leben fortſetzen zu können. Die Stumme aber weinte dießmal ſtärker und ſchien einen Abſcheu auf mich geworfen zu haben. Sie wollte anfänglich nichts von dem Handel wiſſen und mit ihren Kindern ſich allein fortbetteln. Endlich gab ſie nach, als ihr vorgeſtellt wurde, daß ſie von Zeit zu Zeit ihr Kind wiederſehen ſollte und daß ſie ja noch immer ihren hübſchen Jungen bei ſich habe, von dem wir uns niemals trennen wollten. So zogen wir denn betrübt fort.

— Und dieß war Erlinde —

— Unterbrechen Sie ihn nicht — ſagte Bodenlos — jetzt kommt ein Theil der Geſchichte, der für mich ſelbſt neu und daher von großem Intereſſe iſt.

— Es war ſchrecklich, wozu wir uns bequemen mußten, um unſer Leben zu friſten. Wir zogen ſelbſt mit Seiltänzern umher. Die Stumme tanzte den Eiertanz und ich machte den Bajazzo. Der kleine Junge aber mußte ſich an die Stange klammern, wo er feſtgebunden wurde, damit ihn der Principal der Geſellſchaft auf den Zähnen balanciren konnte. Es war nicht möglich tiefer zu ſinken und das Leben erſchien mir unerträglich. Wie hatte ich angefangen und wie ſtand ich jetzt da! Wie unverſchuldet war ich in dieß Elend gekommen! Aus Mitleiden hatte ich das Ende dieſer Kette ergriffen, die ſich nun in hundert und hundert Schlingungen um mich wand und mich ſchnürte, mir die Luft zum Athmen raubte und ſo ganz elend werden ließ. Ich dachte ernſtlich daran meine Lage zu ändern, ich ſtand auf der Schwelle der Verzweiflung! zu meinen Füßen gähnte der gräßlichſte Abgrund. Anders muß es mit dir hier werden, oder untergehen! Das war fortan meine Loſung. Da lächelte mir der Himmel plötzlich; die Hülfe kommt ſo geſchwind wie das Verderben, gerade wenn wir's am wenigſten erwarten.

Wir ſpielten mit einer Bande in einer Scheune. Da kam ein Reiſender durch das Dorf und mußte eines gebrochenen Rades wegen die Nacht dort bleiben. Als er von der Vorſtellung hörte, ſah er ſie an. Die Stumme tanzte in dem Zwiſchenacte.

Gleich darauf erſchien der Fremde in unſerer Mitte und wollte mit der ſchönen Frau eine Unterhaltung anknüpfen. Ich trat hinzu und ſagte ihm, daß ſie ſtumm ſey, wenn er aber etwas wiſſen wolle, ſo wäre ich da, ihm zu antworten. Er mochte glauben, daß ich eiferſüchtig ſey und maß mich erſt lange mit den Augen, dann aber ſprach er heiter: Wir wollen dieſen Abend ein Glas Wein mit einander trinken, ich glaube, daß wir uns vertragen werden. Ich dachte bei mir: wo das auch hinaus will, mir iſt's recht und acceptirte. Als der zweite Act zu Ende war, kam er wieder zu mir und ſprach: Könntet Ihr denn das Ding nicht abkürzen, es währt mir zu lange. — Ei, entgegnete ich, die Leute, die da unten ſitzen, haben bezahlt und wollen ihr volles Maaß. — Was da, rief er, ſie ſollen es haben. Ich will das ganze Publicum mit Wein regaliren und Euch Alle dazu. Macht ein Ende, was weiß das Volk davon. Das ſind ja lauter Bauern, dumme Töffel und Hanſel. Macht noch eine Scene und dann laßt den Verhang fallen. Sagt, das Nachſpiel folge im Wirthshauſe und wer hinkommt, bekommt eine Maaß Wein. —

Ich rief den Director herbei; denn ſo iſt's ja einmal in der Theaterwelt: ſelbſt der ärgſte Plunder von Scheunentheater hat ſeine Verfaſſung und ſeinen Director, wie die Zigeunerwirthſchaften, die ja auch ihren Hauptmann haben. Ich fragte den Director, was er davon halte und der war's für ein Abendbrod zufrieden. Als ihm dies bewilligt worden war, ſchwatzten wir noch geſchwind etwas her, der Vorhang fiel, die Einladung erfolgte und das Volk lief mit uns in die Kneipe. Ich mußte mit dem Reiſenden auf's Zimmer, während die Andern unten auf ſeine Rechnung ſich beſoffen. Hier machte er mir den Vorſchlag, in ſeine Dienſte zu treten, er wolle für mich, nebſt Frau und Kind ſorgen. Ich ſah ſogleich, wo das hinaus wollte, und es bildete ſich bei mir im Augenblicke ein Plan, der mir beſſer ſchien, als den Kammerdiener bei dem Fremden zu ſpielen. Ich prahlte wie ein Künſtler und ſtellte mich ſehr ſtolz. Er wurde hitziger und rückte nach und nach mit ſeinem Antrage beſſer vor. Das Herz hüpfte mir vor Freude im Leibe, als ich merkte, daß ich mich in der Vorausſetzung nicht getäuſcht hatte. Er hatte es wirklich auf die Stumme abgeſehen, die mir längſt zur Laſt war. Ich bat mir Bedenkzeit aus, um ihr den Vorſchlag zu machen. Wie ich mir's gleich gedacht hatte, ſo war ſie nicht abgeneigt. Sie hatte zu ſchlechte Tage bei mir, der Fremde ſchien ſehr reich zu ſeyn, war auch ſonſt nicht übel und der Verſuch, mit ihm zu ziehen, war für die Arme, welche die elendeſte Exiſtenz hatte ertragen müſſen, in der That nicht abſchreckend. Ihre nächſte Zukunft konnte ſie zu dem Aeußerſten lenken. Nur Eins erſchütterte ſie; von dem Knaben wollte ſie ſich nicht trennen; dies Kind bei ſich zu behalten, machte ſie zur Bedingung. Wie ich ſie ſo weit hatte, ſuchte ich meinen Fremden wieder auf, der voll Ungeduld harrte, ſchenkte mir von ſeinem Wein ein und trank wohlgemuth. — Na, wie iſt's? fragte er. Ich ſagte ihm Alles gerade und offen, denn mir lag nun ſelbſt daran, die Sache hinter mir zu haben, um freier athmen zu können. Ich ſagte ihm, daß es nicht unerhört ſey, ſich von einer Frau zu trennen, wenn ſie ein Anderer liebe und meine Frau hätte mich wider ihren Willen und gezwungen geheirathet; ihre Kunſt ſey zu gut für meinen Stand und wenn er mir eine baare Entſchädigung zahlen wollte, ſo könnte er die Frau und das Kind haben und ich wollte ihm darüber jede Verſicherung ſchriftlich geben, daß ich allen meinen Anſprüchen für ewige Zeiten entſagen wolle. — Das Kind? welches Kind? rief er — von einem Kinde will ich nichts wiſſen. —

Das Kind müſſe dabei ſeyn, ſprach ich, denn ich könnte nicht dafür ſorgen und wollte es auch dem beſſern Schickſale nicht entziehen, dem es unter der Leitung eines Pflegevaters, wie er, entgegenſehen dürfe. Auch, ſetzte ich hinzu, iſt das Muttergefühl bei der ſtummen Mutter zu ſtark. Dies rührte ihn und er willigte ein, auch den Knaben mitnehmen zu wollen.

— Und wie hieß der Knabe? fragte Alfred.

— Ich hatte ihn nach mir Jacob genannt; Jacob Schretzenſtaller, gerade ſo, wie ich heiße, antwortete der Alte. Mit leichtem Herzen nahm ich Abſchied, ſtrich meine Füchſe ein, die mir der Herr auszahlte, und händigte ihm noch verſchiedene Papiere aus, die ich von dem wüſten Titl beſaß und die für mich keinen, für ihn vielleicht einigen Werth dereinſt noch haben konnten. Die ſtumme Frau war froh über dieſe Veränderung, drückte ihren Knaben an's Herz, nahm von mir einen kalten Abſchied und zog mit ihrem neuen Herrn davon. Ich hörte ſpäter einmal, daß ſie nach England hinüber ſind; ich habe ſie nie wieder geſehen. —

Alfred war in der außerordentlichſten Stimmung: dieſe wunderbare Geſchichte ſchien ihm Manches aufzuhellen und dann wieder neidiſch zu verbergen. Oft glaubte er, Lucile's Ausſagen ſich vor den Augen verwirklichen zu ſehen, dann aber wieder zerfloß alles in unbeſtimmte Umriſſe, die er nirgends packen konnte, die keinen einzigen Halt boten. Eines nur wußte er, daß er vor dem rechten Vater Erlindens ſaß — eins ahnte er, daß Erlinde und Lucile dieſelbe Mutter hatten; über das Schickſal des dritten Kindes war er in vollkommener Dunkelheit, eben ſo darüber, wie jener Titl wieder in England auftauchte und wie Krauthofer dazu kam, dieſen Namen zu führen. Der alte Jacob kehrte ſich an einige Fragen nicht, die Alfred in allen dieſen Beziehungen an ihn richtete, denn er beantwortete ſie kurz und unzulänglich oder gar nicht und fuhr in ſeiner Geſchichte fort, als ob ihn etwas dränge, ſie zu beendigen.

— Das Erſte, woran ich jetzt dachte, erzählte er weiter, war, nach dem Wirthshauſe zu eilen, um Kunde von meinem Töchterchen zu haben und dann Bodenlos aufzuſuchen, um ein Gleiches zu thun. Ich hatte es der Mutter verſprechen müſſen, die mir es beim Abſchied auf die Seele band. Ich hatte das Wirthshaus bald erreicht, aber welche Veränderung war in der kurzen Zeit der Abweſenheit dort vorgegangen. Die dicke Wirthin war geſtorben, der alte Wirth hatte das Haus verkauft und ſich zur Ruhe geſetzt. Mein Kind aber war fort. Der Wirth mochte es niemals leiden und nannte es nur immer, das Kukuksei. Als er nach dem Tode ſeiner Frau den Sohn auffordern ließ, ſich einzuſtellen, um die Erbſchaft in Empfang zu nehmen, war das ſaubere Früchtchen ſogleich erſchienen. Er bekam eine ziemliche Summe, und als er das hübſche Mädchen ſah, das aus dem Hauſe verſtoßen werden ſollte, ſo erklärte er, es adoptiren zu wollen und nahm es ohne Umſtände mit ſich, da Niemand da war, der Einſpruch that. Ich habe ſeitdem von dem Kinde nichts mehr gehört. Wahrſcheinlich hat es einen fremden Namen getragen, und lebt es noch, ſo iſt es wohl in fernen Landen, weit weg von hier, denn der, ſo ſich ſeiner angenommen hat, ſoll ein ſehr abenteuerliches Leben geführt haben, wie ich von allen Leuten hörte, die in ſeinem Geburtsorte lebten. Bedenlos kam mir hingegen noch oft unter die Augen, und da bedauerte ich denn immer, daß ich ihm das arme Wurm gegeben hatte, denn, obgleich er mich damals aus großer Noth riß, als er mir's abnahm, ſo ſchnitt mir's doch durch's Herz, wenn ich ſehen mußte, wie ſauer das Kind ſich's werden ließ und wie er's ſo gar hart hielt. Allein ich durfte nicht muren! verkauft, verſpielt! Ich hatte übrigens die Laune zum Komödienſpiel ganz verloren und wenn ich ſchon nie ein großes Licht am Kunſthimmel genannt werden durfte, ſo gefiel ich jetzt Keinem mehr und mir ſelbſt nicht. Ich beſchloß daher, mich auf ein anderes Fach zu legen. Da kam ich hierher. Der Theatermeiſter war gerade geſtorben. Bei den kleinen und kleinſten Wirthſchaften, mit denen ich mich umgetrieben hatte, mußte ich oft die Geſchäfte eines Theatermeiſters verſehen und verſtand ſonach etwas davon. Was hier gefordert wurde, das bemerkte ich gleich, war nichts Halsbrechendes und ſo meldete ich mich denn, und da ich ſeit dem letzten Handel mich wieder anſtändig gekleidet hatte und billige Forderungen ſtellte, auch in einem geſetzten Alter war, ſo fand ich Beifall und trat mein Geſchäft an. Es muß wahr ſeyn, ich verſtand ſehr wenig und die Geſchäfte waren unter meiner Leitung traurig genug beſtellt, aber ich gab mir Mühe, und wußte am Ende die hieſigen Mittel mit meinen Kenntniſſen ſo in Einklang zu bringen, daß keinerlei Mangel gemerkt wurde und darauf kommt es ja nur im Leben ſtets an. Was iſt gut, was iſt ſchlecht — was reich, was arm — was ſchön, was häßlich? Ich gewöhnte mein Publicum daran, meine Leiſtungen gut zu finden, und als mir dies endlich nach großer Mühe und langer Zeit ſo ziemlich gelungen war, ſetzen ſie mich ab und wollen von vorn anfangen. Aber ſie werden ſehen, was das ſagen will. Solche Abſchnitte bilden ſich von ſelbſt, ſie müſſen aber nicht muthwillig herbeigeführt werden. Das Feuer, das die neuen Herren beſeelt, wird wahrhaftig nicht ſo lange vorhalten, als die Sprödigkeit des Erzes, das dadurch in Fluß kommen ſoll. Ich will ja gern ruhig zuſehen, bis mein Stündlein ſchlägt und bis ich abgerufen werde. Nur Eines kann ich nicht verwinden, dieſen mir liebgewordenen Winkel zu verlaſſen. Ich bin zu viel ſchon in der Welt umhergeworfen worden und habe ſtets zu geringen Widerſtand geleiſtet, als daß ich jetzt nicht endlich wiſſen ſollte, welche Freude aus der Ruhe und Seßhaftigkeit erblüht. Zuerſt, als mir's im Kloſter behaglich und wohl wurde, hoben ſie die Klöſter auf und ich mußte wandern; dann — als ich's in München behaglich fand — trieb mich's zum Theater und nun hin und her und her und hin, wie auf ungeſtümem Meer. Jetzt aber halte ich feſt und wanke und weiche nicht bis ſie mich hinaustragen. Ich bin alt genug zum Sterben. Das Einzige war, was ich wünſchte, meine Töchter einmal wieder zu ſehen und ſelbſt den Jungen, den Jacob, den ich einſt ſehr lieb hatte —

Hier machte Schretzenſtaller eine Pauſe und Alfred benutzte ſie, um Bodenlos zu fragen, ob er denn noch nichts davon geſagt habe, daß er und Erlinde da ſeyen und daß auch die Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſey, den Jacob gefunden zu haben.

— Nichts habe ich geſagt, erwiederte Bodenlos, denn vom Jacob wußte ich ja kein Sterbenswort und das Andere wollte ich Ihnen aufſparen, da ich Sie als einen ſolchen kenne, der von rührenden Scenen ein großer Freund iſt. So feiern Sie denn nun ſelbſt den ſchönſten Triumph der Empfindſamkeit —

Alfred blickte zum Himmel, dann auf Schretzenſtaller. Er wollte ſo einfach als möglich und dabei ſo ſchnell es anging, die Entdeckung herbeiführen, und war nur noch über die Wahl des Ausdrucks etwas verlegen. Er befand ſich in der Lage des geſchickten Chirurgen, der mit Eile und Einfachheit eine große Operation beendigen, daß heißt anfangen will, denn Anfang und Ende müſſen hier wie in einen Ring zuſammenlaufen.

— So hören Sie denn — guter Vater! ſagte er ſchnell — Ihr Kind — Ihre Erlinde — Ihre Tochter —

Er ſtockte.

— Dacht' ich's doch, rief Bodenlos — nun weiter! Ihr Sohn — Ihr Jacob — nein, Ihr Alfred —

Dieſe Parodie, die Bodenlos in einem Anfall von Luſtigkeit, den er ſich ſelbſt nicht erklären konnte, verſuchte, ſchien Alfred zu verletzen.

— Was ſoll das? fragte er heftig.

— Ja, was ſoll das? rief der alte Jacob Schretzenſtaller — was wollt Ihr von mir? Was werde ich erfahren? Indem er ſo ſprach, tönten Geigen von unten herauf, die geſtimmt wurden. Mein Leben war ein vollſtändiges Melodrama und dies hier ſcheint die Entwickelung werden zu ſollen — ſetzte er dann hinzu.

— Mein Gott! ſagte Alfred, die Probe beginnt und ich muß auch dabei ſeyn — die ganze Nacht hier oben hingebracht — ich weiß nicht — wach' ich oder träum' ich?

— So werd' ich's denn endlich erfahren? ſchrie Jacob.

— Hier ſehen Sie, rief Alfred, von einem ſchönen Violinſolo unterbrochen, den Gatten Ihrer Tochter — Ihrer Erlinde — noch nicht — der es aber werden will — geben Sie mir Ihren Segen!

— Ich? Segen? Und hab' ich wohl ein Recht dazu? — O mein Gott! — rief Jacob.

— Dies iſt der ſchönſte Augenblick meines Lebens! ſprach Bodenlos mit falſchem Pathos und drückte Alfred an's Herz.

Von unten ſchallte ein prächtiges Tutti mit Pauken empor.

Es ſchlich etwas die Treppe herauf.

— O daß die Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß! —

rief Bodenlos.

— Mein Gott! welch' einen Lärm verführt Ihr hier oben, ſagte aber leiſe der hinzutretende Kaſtellan — man kann ja unten jedes Wort hören. Ein Glück iſt, daß das Orcheſter dabei iſt, faſt wär' ſchon Alles hier oben und die Paſtete wäre fertig. Machen Sie nur, daß Sie fortkommen, laſſen Sie den armen Jacob allein —

— Nicht mehr der arme Jacob, ſagte dieſer mit leuchtenden Augen, ich beginne ein neues Leben. Ich habe Eines meiner Kinder verſorgt! — Es war rührend, ihn ſo ſprechen zu hören. — Nicht wahr, alter Freund, ſetzte er, zu Bodenlos gekehrt, hinzu, Du gibſt Deine Anſprüche auf und läßt mich wieder in meine Rechte treten? Ich danke dem Himmel für dieſe Gnade, ich ſegne dieſe Nacht des Heils, oh, es war meine Weihenacht — ich bete Dich an im Staube!

Alle waren gerührt; Alfred war es am meiſten. Abgeſehen von dem etwas theatraliſchen Ausdruck, den der alte Komödiant ſeiner Freude zu verleihen wußte, ſo lag ihr doch ein rein menſchliches Gefühl zu Grunde und die harte Rinde, die Jahre lang

Elend, Kummer, Reue um das Herz dieſes Mannes gelegt hatten, ſchmolz mit einem Male vor dem unerwarteten Glück, das bei ihm eingekehrt war. Die kleine Gruppe, die in dem Winkel unter der Treppe von dem alten Bewohner ſelbſt, dann von Bodenlos, Alfred und dem Kaſtellan gebildet wurde, hatte nicht wahrgenommen, daß auf der Stiege und draußen auf den hängenden Gallerien, Schnürböden genannt, ſich eine Menge Zuſchauer dieſer Scene eingefunden hatten. Der Kaſtellan als der unbetheiligſte und deßhalb nüchternſte von Allen in dem kleinen Raume, merkte es zuerſt und da er ſich üble Folgen daraus zog, wenn die Wahrheit zu Tage käme, eilte er hinaus und verſicherte, man habe den alten Jacob, halberfroren und beſinnungslos vor der Thüre aufgeleſen und ihn hiehergebracht um ihn zu ätzen und zu ſich zu bringen. Die Störung ſey ihm leid und er bäte, es ſeiner Menſchlichkeit, die ja wohl Jeder gern theile, zu Gute zu halten. Da erhob ſich Jacob Schretzenſtaller aber von ſeinen Knieen, auf denen er noch immer lag, trat feſt vor und ſprach von Rührung ergriffen:

— Glauben Sie ihm nicht, meine Herren und Damen! Ich bin nicht vor der Thüre aufgeleſen worden, ich bin es meiner Familie, hier meinem wertheſten Schwiegerſohn und meinem geliebten Kinde, ſeiner

Gattin ſchuldig, offen zu geſtehen. Mich drückt keine ſolche Noth, daß ich Nachts auf der Straße umherirren müßte, ohne Obdach, wie ein alter Bettler. Allein der alte Baum läßt ſich nur ſchwer entwurzeln. Die Erde muß mit heraus, die ſeine unterirdiſchen Arme, Wurzeln genannt, einklammern und feſthalten und ich glaube, wenn man mich mit Gewalt aus dieſem Hauſe reißen wollte, ſo würde das Fundament, ſo feſt es iſt, etwas darunter leiden. Laſſen Sie mir immerhin das kleinſte Räumchen, das ich mir beſcheiden genug ſelbſt, wie Sie hier ſehen, gewählt habe. Laſſen Sie es mir immerhin — o mein theurer Sohn, unterſtütze mich!

Alfred ſprang herbei und fing ihn auf, denn die übermäßige Anſtrengung des Nachtwachens, des langen Erzählens und dieſer Scene hatten die Kraft des Greiſes erſchöpft.

— Wie? ſein Sohn? Alfred — Madame Alfred? Was ſoll das heißen?

Lucile trat nunmehr auch in den Winkel um ſich nach der Urſache der langen Störung der Probe zu erkundigen und wurde über und über roth, als er von der Geſchichte hörte. Er ſtand jetzt wie ein Lügner da, weil er von Alfred's und Erlinden's Herkunft, nach ſeiner Weiſe, Allen das bunteſte Mährchen aufgebunden hatte.

— Unglaubliche Flauſen das, auf Ehre! rief er entrüſtet — Alfred, wozu geben Sie ſich her, der alte Tollhäusler Ihr Vater? und kenn' ich den Ihrigen nicht ſehr genau?

Bei dieſen Worten, die er ſehr laut herausſtieß, öffnete Jacob Schretzenſtaller plötzlich die Augen; ein Blick auf Lucile und er ſchloß ſie wieder, aber er ſtreckte die Arme nach ihm aus und kreiſchte:

— Dies, dies iſt der verlorne Jacob! ja — es iſt Titl's armer, unglücklicher Junge! —

Alle ſtanden verwundert; Lucile wie vom Blitze getroffen; Orcheſter und Stretto unten, der Act war geendet.

Zwölftes Kapitel.

— Das iſt die Noth der ſchweren Zeit,
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth,
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit,
Das iſt die Zeit der Schwerenoth!

Chamiſſo.

Wer ein Einſehen vom Theaterweſen zu haben vermeint, und glauben könnte, daß eine ſolche Scene auf der Probe ſich nicht ſogleich in der ganzen Stadt verbreite, würde in grobem Irrthume befangen ſeyn. Es iſt das wichtigſte Geſchäft vieler Schauſpieler, alle Neuigkeiten des Theaters auszuplaudern und ihr größter Genuß zugleich. Die Stolzen werden herablaſſend, wenn es ſo etwas gilt.

Eben fiel etwas vor; aber Niemand darf die Probe verlaſſen und es brennt und drängt und ſtößt das Herz ab, die Geſchichte bei ſich verſchließen zu müſſen. Da ſieht man irgend einen von den Glücklichen, deren Geſchäft es mit ſich bringt in der Stadt umherzulaufen; ſo einen Requiſiteur, Probenanſager, Theaterdiener — und ſogleich ſtellt ſich der erſte

Held zu ihm hin und erzählt ihm das Vorgefallene, mit allen Umſtändlichkeiten, damit es herumkomme und ihm ſelbſt wieder nach Beendigung der Probe ſchon ganz fertig als Stadtneuigkeit entgegentrete, damit er daran verbeſſern, berichtigen, zuſetzen könne, nach Laune und Luſt.

Die Erkennungsſcene, das Familienbild mit melodramatiſchen Effecten, war ganz wie man es ſich nur wünſchen konnte und ging wie ein Lauffeuer nach allen Richtungen. Als die Vorſtände des Theaters davon hörten, rümpften ſie ſtark die Naſe, es war der erſte Scandal dieſer Art, der die junge Anſtalt, nach ihrer Meinung, befleckte. Man hatte nehmlich bei allen Engagements auf einen gewiſſen Grad von Bühnen- und Kunſtariſtokratie, wenn dieſer Ausdruck ſtatthaft iſt, mehr noch wie auf das Talent, die Befähigung zum Spiel geſehen und glaubte hierin mit weiſem Takte verfahren zu ſeyn. Die Ausbildung, hatte man geglaubt, würde die Muſterbühne ſchon zu verleihen im Stande ſeyn, die Kunſt würde man ſich nach vorgefaßten Begriffen ſchon zur Hand ziehen können, aber die Race ſollte rein erhalten werden, keinerlei Makel dürfe an den Mitgliedern und ihrem Namen haften. Darum hatte man vor Allem nach der Anwerbung des Herrn von

Gerning getrachtet, der von edelm Geſchlechte, wie einſt ein von Seckendorf, ein von Ziethen, ein von Holbein ſich die Bühne erwählt hatte, obgleich ihnen das Heer oder der Civildienſt ähnliche Auszeichnung geboten haben würde. Und ſo wie jene ſich Patrik Peale oder Liberati oder Fontano genannt, ſo nannte er ſich Schröder-Eckhoff, um gleichſam beſcheiden anzudeuten, wonach er ſtrebte, und den Verein mit noch zwei hochberühmten und eben ſo verehrten Namen in ſeiner Perſon zu bereichern. Nun ſollte das Alles zu Waſſer werden? Der vermeinte Herr von Gerning ſollte zu einem Abenteurer, oder was noch ſchlimmer iſt, zu dem ſchlichten Sohn eines Abenteuerers, oder gar zu einem aufgeleſenen Findling herabſinken? Und mehr noch! Jenes Ehepaar, das er mitbrachte, das er vorſchlug und empfahl, Herr und Madame Alfred, waren noch weniger wie er, verdankten ihr Entſtehen, wie ihr Zuſammenleben noch trübern Mißverſtändniſſen.

Die Herren waren außer ſich. Sie hatten keinen Sinn für das Intereſſante der Situation, die dem Forſcher in den Erſcheinungen des Lebens und der Theaterwelt ſo viele ſolide Anknüpfungspunkte gab und ſeine Erfahrungen ſo merkwürdig bereicherte — ſie waren eingefleiſchte Proſa genug, die Sache vom ernſten, das heißt ganz falſchen, und dieſes Muſtertheaters ganz unwürdigen Standpunkte zu betrachten und glaubten hier aufkündigen, entfernen, kurz ſtreng verfahren zu müſſen. Zum Glücke leuchtete aber den Bedrohten ein anderer, hellerer und weiſerer Stern.

Haffner und Konſorten begaben ſich mit gepreßtem Herzen zur Frau Präſidentin von Gelbacker, um ihr Alles mit gehöriger Schonung vorzubringen; wie erſchreckt — ja man darf wohl ſagen entſetzt — waren ſie aber, als dieſelbe ihnen mit lächelndem Munde zuvorkam, und ihnen mehr erzählte, als ſie ſelbſt wußten. Sie hatte nehmlich Alles ſchon von ihrem Friſeur erfahren, der ſie bereits vor einer Stunde verlaſſen, und konnte hierauf dem Drange nicht widerſtehen, zu den Denkwürdigkeiten des alten Komödianten zu greifen, die ſich in ihrem Gewahrſam befanden, um darin Manches nachzuleſen und ſich das eben Gehörte durch Vergleichungen und Zuſammenſtellungen zu ergänzen, da die Handſchrift nicht ſo weit als die mündlichen Ueberlieferungen des alten Jacob reichte.

— Wie? ſprach die feine Frau — ſo plump wollteſt Du in ein Netz fahren, Couſin, das Dir die gütigſte aller Schickſalsgöttinnen nicht ſchöner ſpinnen konnte? Dieſer alte Jacob iſt der Schutzgeiſt unſerer Bühne, denn auf ihr feierte er die Apotheoſe des Familienglücks! Nicht mehr Theatermeiſter, nein, ihr Patriarch ſoll er fortan ſeyn! Ich will ihn ſprechen; welcher Reichthum von Lebensanſchauungen, welche Zerriſſenheit, welche gänzliche nicht bloß Europamüdigkeit! Warum bin ich nicht die Dudevant-Sand, um daraus einen Roman zu machen! Mein „Jacob" ſollte ihren „Jacques" ausſtechen, verdunkeln. Nein, er und ſeine Kinder ſollen unſer Theater nicht verlaſſen, und nach ſeinen Verlorenen wollen wir ausſenden, und nicht ruhen, bis wir ſie gefunden. Und das ſtumme Weib, dieſes freie Weib, im engſten Sinne des Wortes, muß uns dazu tanzen. Ich brenne vor Verlangen, ihre Pantomime zu ſehen.

Die Herren Actionäre ſchüttelten zu dieſem ſchönen Erguß der Enthuſiaſtin bedenklich den Kopf, allein Haffner war nicht vermögend, ihr Unrecht zu geben.

— Wenn wir ſie nur alle ſchon beiſammen hätten! ſagte er. Wahrhaftig, würden wir nicht ſo viel zu thun haben, und wäre meine Anweſenheit zur Stelle nicht durchaus ſo wichtig, ich könnte mich dazu hergeben, die Familie des Alten mit ihren Anhängſeln zuſammen zu leſen —

— Pfui, welche Ausdrucksweiſe! rief die Couſine.

Die Familie des Alten muß herbeigeſchafft werden; Curas, der weiche, mitfühlende Menſch, muß eine Aufforderung in verſchiedene Blätter des In- und Auslandes einrücken laſſen. Es wird eine Wonne ſeyn, wenn die Langgetrennten endlich einmal ſich wieder umſchlungen halten —

— Mit dem Umſchlingen iſt es ſo eine Sache, fiel Paul ihr in's Wort, ich möchte faſt bezweifeln, ob Allen das Wiederſehen recht ſeyn dürfte —

— Den Kindern einmal gewiß — ſprach Frau von Gelbacker — der Mutter desgleichen — ach! und das ſind die Hauptfiguren meines Bildes; dann kommt der alte Jacob hinzu — aber ich muß ihn ſehen, ihn ſprechen — Julie!

Sie klingelte; ein Mädchen erſchien.

— Meinen Hut, meine Haube — meinen Mantel, wollte ich ſagen —

— Willſt Du ihn nicht lieber zu Dir rufen laſſen? fragte beſcheiden Haffner.

— O ſtöre mich nicht mit Deiner Proſa, kalter Couſin! rief ſie, ich muß ihn in ſeinem Winkel ſehen — dort — wo er die Thränen vergoß, wo er in Ohnmacht lag — o ſchnell! ſchnell! ehe die Heiligkeit des Augenblicks verdunſtet —

Sie war wirklich in Exſtaſe, denn ſie gebrauchte alle Worte und Wendungen, die ihr in den Mund kamen, ohne ſtets ängſtlich zu fragen, ob dies ihr auch zuſtehe, und ſich neugierig zu erkundigen, was die Andern davon hielten. Mantel und Hut waren inzwiſchen gebracht worden, und Curas, den ſie vor Allen Andern befähigt glaubte, ihre Gefühle zu theilen, und die Scene, die ſie erwartete, würdig in ſich aufzunehmen, den Arm reichend, eilte ſie mit einer Lebhaftigkeit von dannen, die eine ſiebzehnjährige Novize gekleidet hätte, die zum erſtenmale in ihrem Leben, außer der allgemeinen Tanzſtunde, mit einem jungen Offizier durch die Reihen fliegt.

Das Kopfſchütteln der Actionärs wiederholte ſich, und ſie folgten ihr ſtumm.

Auf dem Theater und in dem Winkel unter der Treppe war es jedoch ſchon ganz ſtill geworden und die poetiſche Frau Präſidentin ſah ſich in der Vorausſetzung ſehr getäuſcht, daß die Scene, wie das Schlußtableau eines Actes, ſich ungebührlich lange in derſelben Stellung und Stimmung erhalten haben würde und ſogar auf Verlangen da capo producirt werden könne. Die geſtörte Probe hatte ſich vollends aufgelöſt, da ja ſelbſt Regiſſeur von Gerning von mächtigen Gefühlen ergriffen worden war, und in dem Augenblick ſich nicht für fähig erklärte, ſein Geſchäft zu verſehen. Jacob, Bodenlos, Alfred und Erlinde, die dazu geholt wurden, waren aber hingegangen, Gott weiß wo, und ſo mußte die Dame, die ſich ſo viel verſprochen hatte und eine große und ſchöne Rolle dabei zu ſpielen gehofft, gänzlich unverrichteter Sache abziehen.

Während wir nun die näher Betheiligten ihre Plane für die Zukunft, ihre beizubringenden Beweiſe und zu machenden Einwände, ruhig überdenken und ergreifen laſſen, werfen wir ſchnell einen Blick auf die Stimmung des Publicums, unter deſſen Augen ſich das Muſtertheater gebildet hatte und dem es ſeine erſten Leiſtungen widmete.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die theatraliſche Verfaſſung in Kallenbach zu den häufigſten Klagen Gelegenheit gegeben hatte, allein wenn man von Verbeſſerungen ſprach, ſo wendeten ſich die Blicke der Unzufriedenen nie nach der Höhe, noch weniger nach etwas Neuem, ſondern zurück nach dem Alten, Vergangenen, das man kannte und einſt lieb gewonnen hatte, und noch werth hielt. Man wurde nicht müde, den Abgegangenen rührende Scheidegrüße mit mehr oder weniger Grazie in infinitum nachzuſenden und um die Aſchenkrüge der für ewig Verlorenen ſtets friſche Cypreſſenkränze zu winden. Wie eigenſinnige

Kinder wollten die armen Leute es gerade wieder haben, wie es einſt geweſen war, nicht um ein Haar beſſer, da ſie das weder zu faſſen noch zu wünſchen im Stande waren, aber auch nicht ſchlechter, da ſie es für leicht hielten, das, was einſt war, auch wieder ſo hinzuſtellen. Wie ſich nun aus ihrer Mitte die Actionäre bilden ſollten, da war man's wohl zufrieden und Viele ſteuerten willig dazu, ſobald aber aus den Actionären das Comité gewählt worden war, da umwölkte ſich plötzlich der Horizont. Mit Schrecken gewahrte man, was früher Aller Blicken entgangen war, daß ſich durch ſtarke Actienzeichnungen und mannigfache Umtriebe eine Partei geltend zu machen gewußt hatte, die mit der allgemeinen Stimmung wenig harmonirte. Die wollten nichts von dem Alten wiſſen, die zogen dem Hergebrachten die Grimaſſe und lachten der Gewohnheit in's Geſicht. Alles athmete Umſturz, Veränderung. In dem Maaße als ſich dieſe Partei befeſtigte und ohne nach andern Anſichten zu fragen ihre erſten Schritte that, häuften ſich die Aeußerungen der Unzufriedenheit. Das Vertrauen in ihre Einſicht und das Geräuſch, was die Sitzungen begleitete und das, was daraus hervorging, die Eitelkeit der Dichter und Aeſthetiker und die Familienverbindungen der Comitémitglieder unter einan[illegible], Alles dies verurſachte eine eigene Gattung von Verblendung über das Ergriffene und ſeine Wirkung auf die Menge. Man hörte nicht das Murren, das hie und da ſchon unverhohlen laut wurde und überſah ſelbſt bedrohlichere Zeichen. Ja, man täuſchte ſich noch, als die Verwirrung, die den Anfang der Darſtellungen und die Eröffnung des Muſtertheaters begleitete, die Gegenpartei zum lauten Widerſpruche gereizt hatte, der ſich durch Ziſchen und Lachen und endlich dadurch am deutlichſten kund that, daß man den Verheißungen der Direction allen Glauben entzog und bei den vielverſprechendſten Theaterzetteln nicht daran dachte, die Vorſtellungen zu beſuchen und das Haus leer blieb, als wenn man ſich zum Nichtbeſuch verabredet hätte.

Was bis jetzt geleiſtet worden war, hatte in der That auch noch nicht ſo recht Anſpruch auf Beifall, viel weniger aber auf Dank machen können. Es waren lediglich Verſuche geweſen, neue Stücke von bis jetzt unbekannten Dichtern, auf die Bühne einzuführen, Verſuche ſtatt der bis dahin allbeliebten Oper melodramatiſche Effecte darauf einheimiſch zu machen und endlich noch dazu blos Behelfe zu geben, ſtatt ausgeführter und gehörig vorbereiteter Kunſtwerke. War dies Alles nicht im Stande, das Publicum zu verſohnen, ſondern vielmehr ganz geeignet, ſeine gereizte Stimmung zu erhöhen, ſo war nichts mehr geſchaffen, als das Hinzukommen ſolcher Hiſtorien, wie die des alten Jacob und ſeiner Familie, um einen Ausbruch des allgemeinſten Mißbehagens und Mißfallens zu beſchleunigen. Man ſah jetzt mit erhöhter Rührung nach dem Alten, Verlorenen, das durch den Eintritt der neuen Verhältniſſe gewaltſam entfernt worden war. Wie bedauerte man die frühern, alten Schauſpieler, die lange in Kallenbach eingebürgert waren, die man ſo gut kannte, denen man überall zu begegnen gewohnt war, deren Hochzeiten und Kindtaufen man beiwohnte, die eines guten Kredits genoſſen und wenn ſie auch ſchlecht memorirten und tragirten, doch Allen wie wohlbekannte, alte Möbel vorkamen, die wenn auch hie und da beſchmutzt und lahm oder abgenützt, doch bequem waren und mit denen gar keine Umſtände gemacht zu werden brauchten. Man ging ſo weit, Alles Neue geradewegs zu haſſen; ſelbſt bis auf die glänzenden Räume des neu aufgeſchmückten Schauſpielhauſes, in denen man ſich fremd und unheimlich anſah und ſich zurückwünſchte in die alten, räucherigen Winkel, wie es ſie ſonſt hatte; ja, ſelbſt das Licht wurde verwünſcht, das ſich in reichlicherem Maße über Alles ergoß und man wollte es wieder finſter, ſogar ſtockfinſter haben. Und darin allein hatten die Leute recht, denn das reiche Licht diente nur zu zeigen, daß man über glänzende Außendinge das eigentliche innere Weſen der Kunſt zu ſehr außer Acht gelaſſen.

Wie es oft im Leben der Fall iſt, ſo mußte aber auch hier der am wenigſten Schuldige als Sühnopfer einer übeln Laune fallen.

Wir kennen bereits die renomirte Künſtlerin Madame Heller-Jäger und wiſſen es, daß ihr Gatte, der noch ziemlich jugendliche Doctor Hellerjäger, unter ihren Auſpicien ſich gleichfalls der Schauſpielkunſt zu widmen gedachte und daß er es für einen Mann von ſeiner Bildung am geeignetſten hielt, gerade auf dieſer Bühne ſeine Erſtlingswaffen zu erkämpfen. Nun muß ich aber der Wahrheit zu Ehren geſtehen, daß kein Anfänger der Welt ſich ungeſchickter bei einem ſolchen Probeact anſtellen könnte, als unſer wackrer Doctor, der ſich ſelbſt zu den gebildetſten und geſchmackvollſten Leuten zählte. Ich muß hiebei darauf aufmerkſam machen, daß es in unſerer Erziehung wahrhaft ein großer Uebelſtand iſt, den Körper ſo ſehr zu vernachläſſigen. Ich ſpreche hier nicht etwa nur von der Gewandheit allein, oder von der Wiſſenſchaft ſich nach Art und Weiſe der feinen Geſellſchaft zu benehmen, ſondern auch überhaupt von dem, was guter Geſchmack erheiſcht und von dem, was die Reinlichkeit erfordert.

Was die erſtern Punkte betrifft, ſo iſt es nicht genug zu beklagen, daß die Lehrer der Jugend ſelbſt aus Bequemlichkeit und daraus entſpringender Abneigung keinen Werth darauf legen und um darin nicht von den Schülern überholt zu werden, es ſich angelegen ſeyn laſſen, ihnen eine Art von Abneigung gegen Alles, was darauf Bezug hat, einzuflößen. Sie ſprechen davon, daß alle feinere Form, Alles, was die höhere Geſellſchaft in dieſer Beziehung fordert und als Geſetz proclamirt, lächerlich, thöricht, undeutſch, des Böſen ſey. Von Aeußerungen des Geſchmacks in Bezug auf Kleidung, Haltung und Benehmen, auf Wahl des Ausdrucks im Reden, auf Modulation und Ausbildung der Stimme wollen ſie ganz und gar nichts wiſſen und was die Reinlichkeit betrifft, ſo kann man beſtimmt annehmen, daß ſo ein junger Menſch, wenn er auch alle Tage baden ſollte, ſich nicht gehörig die Haare ordnet, die Zähne putzt und im Punkte der Kleider und namentlich der Wäſche ſich zu ſehr laxen Grundſätzen bekennt. Wer mir nicht Recht geben wollte, den erinnere ich blos an gewiſſe verſchobene Bruſtlätzchen von chiffonirtem Ausſehen, mit einer zerriſſenen oder durchbrochenen Stickerei, hinter denen ein ſehr grobes, ſchlechtgewaſchenes, durchgeſchwitztes Hemde hervorbauſcht; eben ſo an zerquetſchte Kopfbedeckungen, mit fettigen Garnirungen, an die ſchmierigen Rockkragen, die ſich ſelbſt im Uebrigen recht gut gekleidete Leute, nicht zu verargen pflegen; vom Futter, dem Innern der Taſchen, den Sacktüchern u. ſ. w. zu ſchweigen, weil ſie nicht ſo offen zur Schau getragen werden und daher wie verborgene Laſter und verſteckte Vergehungen allein dem Gewiſſen des Menſchen zur Laſt fallen, während das Uebrige auch Naſe und Auge der Nebenmenſchen afficirt und daher einer öffentlichen Rüge anheimfallen darf. Neben dieſen übeln Gewohnheiten beleidigt den Mann von feinem geſellſchaftlichen Anſtande an ſolchen Leuten noch das beſondere Weſen, das ſie ſich aneignen, und das in einer lächerlich affectirten Weiſe beſteht, die nie und nirgend Währung erhalten hat. Würde ſich ein ſolches Weſen in der Einfachheit und Natürlichkeit kund geben, man könnte es nicht nur gut heißen, ſondern allenfalls, wenn es mit ſonſtigen Eigenſchaften von Werth gepaart iſt, auch liebgewinnen, während man vor dieſen mit einiger ſehr erlaubten und gerechtfertigten Abneigung zurückweicht.

Der Doctor Hellerjäger war nun ſolch' ein kleines, blondes Männchen von dieſer Art. Seine Haltung war widerlich geſpreizt, wie ſeine Sprache; ſeine Ausſprache die ſächſiſche. Da er ſich für ſehr klug, wichtig, ſchön und berühmt hielt, ſo ſuchte er ſeine Perſönlichkeit überall in den Vordergrund zu drängen, und da es ihm total an Mutterwitz gebrach und es ihm daher ſchwer wurde, auch nur die gewöhnlichſte Unterhaltung mit einiger Artigkeit zu führen, ſo nahm er zur Plumpheit ſeine Zuflucht, die er für Geiſtreichheit hielt. Er war abſprechend in ſeinem Urtheil, geziert und gemacht in ſeinem Ausdruck, unglücklich in ſeinen Vergleichen, verletzend in ſeinen Anſpielungen, abſtoßend, wenn er anziehend ſeyn wollte, bornirt in's Unglaubliche, kurz widerwärtig im höchſten Grade. An Gelehrſamkeit, die er auf Schulen und im ſtillen Brüten ſich angeeignet haben mochte, fehlte es ihm indeß nicht. Allein er beſaß ſie wie der Geizige ſeinen Hort, als einen todten, unerfreulichen Schatz; die Weihe der ächten Bildung, einer edeln Humanität fehlte ihm, dieſe ſtaubige Maſſe wirkend in's Leben treten zu laſſen. Zu dieſen nicht lobenswerthen Eigenſchaften des Geiſtes geſellten ſich noch die oben gerügten körperlichen in reichlicher Fülle. Er gehörte nicht zu den reinlichen Menſchen, d. h. zu jenen feinen Organiſationen, welche der Reinlichkeit im Sinne der Engländer einen ächten Cultus widmen. Er lächelte gern und oft mit ungewaſchenem Munde und blinzelte dazu aus den ſchmierigen Winkeln bebrillter Augen; auch zeigte er ſeinen Schmutz mit einer unbegreiflichen Naivetät und entfaltete ihn mit einer Art von Koketterie, die um ſo widerlicher auffiel, als ſie mit großer Zuverſichtlichkeit auftrat, indem er ſich auch für einen ſehr ſchönen Menſchen hielt. Nahm er manchmal die Brille ab, welches immer geſchah, wenn er einen Gegenſtand in der Nähe betrachten wollte, alſo auch wenn er inem hübſchen Mädchen gegenüber ſtand, ſo konnte man deutlich erkennen, daß er auf dem linken Auge ſchielte; ſo lange er bedächtig und ruhig ſprach, hatte er nur ein leichtes Anſtoßen mit der Zunge bei gewiſſen Buchſtaben und ein wiederholtes Abſtoßen einiger Anfangsſilben zu bekämpfen; gerieth er aber in Feuer, ſo ſtotterte und ſprudelte er ſo ſtark, daß der neben ihm Befindliche einem ſteten Sprühregen ausgeſetzt war. Seine ruhige Haltung beſtand im gewöhnlichem Leben darin, daß er den kleinen Spitzbauch ſo weit als möglich vorſtreckte und dadurch mit dem Rücken eine bogenförmige Aushölung bildete; ging er, ſo zappelten die Hände an den herunterhängenden Armen wie die Floſſen eines ſchwimmenden Fiſches.

Die Anſtellung dieſes jungen Mannes war bei der Erwerbung ſeiner berühmten Gattin zur Bedingung gemacht worden und da er außerdem einen Schatz von Kenntniſſen, wie man ſich gewöhnlich auszudrücken pflegt, mitbrachte, ſo ſchmeichelte man ſich auch eines nicht unbedeutenden Gewinnes bei deſſen Ausbeutung im Intereſſe der Leitung der Muſterbühne.

Inzwiſchen war es dem armen Doctor gelungen, ſich im Publicum recht zahlreiche Feinde zu erwerben. Er hatte es durch ſeine Geſchicklichkeit ſo weit gebracht, daß man ihm aus dem Wege ging, wo er ſich blicken ließ und ihm nur dann mit ziemlicher Grobheit begegnete, wo er ſeinem Gegner keine Wahl des Entkommens ließ und ihm geradezu den Paß verrannte. Daſſelbe fand bei ſeinem Erſcheinen auf dem Theater ſtatt. Es war ſchon ein paar Mal in unſcheinbaren Rollen geſchehen, ohne daß er auf dem Zettel genannt worden war, und das ließ man ihm mit außerordentlicher Gutmüthigkeit hingehen, als er hierauf aber muthiger gemacht in einem von Ton verfaßten Stücke eine Hauptrolle darzuſtellen hatte und obenan auf dem Zettel mit ſeinem ganzen Namen und Doctortitel prangte, da regte ſich auch in dem Geduldigſten das Gefühl der Rache für die nun ſchon ſo lange verübte Unbill und man gab ſich ſtillſchweigend das Wort, es ihn fühlen zu laſſen.

Am Abend der Aufführung war ziemlich viel Publicum verſammelt; Hellerjäger hatte einen jungen Grafen zu geben, und erſchien an der Couliſſe, in einer rothen, goldgeſtickten Jacke, um ſeine Rolle zu beginnen, als ihn ein gellendes Pfeifen begrüßte. Er trat vor und wollte ſprechen, aber der allgemeine Unwille tobte fort und man war genöthigt, den Vorhang fallen zu laſſen. Madame Heller-Jäger, die in dem erſten Stücke unbeſchäftigt war und erſt im zweiten eine Königin darſtellen ſollte, befand ſich nur auf der Bühne, um ihren Mann zu ſchminken und durch ihre Anweſenheit zu ermuthigen; ſie fiel aber in Ohnmacht als der Spektakel losging.

Dies war zwei Abende vor dem Verfall beim alten Jacob geſchehen.

Haffner, der Actienverein, die Dichter, Alles kam in der Meinung überein, daß das Publicum noch nicht reif ſey und nach der beliebten Erziehungstheorie, die den Kindern, die keinen Brei eſſen wollen, trotz ihres ungebehrdigen Weſens und Schreiens, den Mund immer wieder voll Brei ſtopft, faßte man den Entſchluß, daſſelbe Stück mit Hellerjäger in der rothen Livrey noch einmal anzuſetzen, um die guten Leute auf dem rechten

Wege zum guten Geſchmack zu bringen. — Scheut das wilde Roß des Publicums an der rothen Jacke, rief Ton, ſo muß es daran vorüber, wir werden deßhalb den Hals doch nicht brechen!

An jenem Morgen nun ſtanden die Gruppen der Mißvergnügten eben mit unzweideutigen Geſichtern an den Straßenecken, um den Zettel zu leſen, der für den Abend wieder den Herren Doctor Hellerjäger in der rothen Jacke verkündigte, als ſich die Couliſſengeſchichte von Mund zu Mund zu verbreiten begann.

— Schändlich! übertrieben ſchändlich! ſchrie das Volk und — gräßlich iſt's, es niederzuſchreiben, Einige vom Theaterperſonal mit — auch das noch! und das ſoll ein Muſtertheater ſeyn! Unmoralität in allen Winkeln bis unter die Okeln, und das ſoll geduldet werden! Zigeunerleben — Weibergemeinſchaft — verkaufte Kinder — o, ein Muſterleben! Was wird unſere Geiſtlichkeit dazu ſagen? Wird keiner das Wort ergreifen in dieſer häßlichen Sache? Na, wartet nur, wir wollen Euch das Handwerk legen! Es erfordert's unſere Ehre, die Ehre unſerer Stadt, die Liebe zu unſern Frauen, zu unſern Kindern, wir wollen die alte Verfaſſung, wir wollen zum Alten zurückkehren, fort mit dem neuen Unweſen, mit dem jungen Deutſchland, Menzel hat Recht!

So ſchrie's durcheinander; man rottete ſich überall zuſammen. Fremde ſchüttelten ſich die Hände; die Commis verſäumten die Kunden, die Schreiber die Bureauſtunden; Alle beſchäftigte die große Angelegenheit. Man wußte im Anfange nicht recht, was man unternehmen ſollte; Pfeifen war nicht genug; man wünſchte etwas Entſcheidendes herbeizuführen. Erſt nach und nach geſtalteten ſich die verſchiedenen Ideen zu einem großen, gewaltigen Ganzen. Man beſtimmte ſich dafür, einen ordentlichen Tumult im Theater zu erregen, und den Vorſtand des Actienvereins herauszurufen, von deſſen Nachgiebigkeit man im Publicum hinlänglich überzeugt war, dann wollte man ihn auffordern, ſich der Leitung der Theatergeſchäfte zu begeben oder ihm, durch immer wachſenden Tumult, die Verſicherung abzutrotzen, den früheren Zuſtand der Dinge wieder herbeizuführen und das Regiment in die Hände des abgetretenen Directors zu befördern. Hieran knüpfte ſich dann die Gewißheit, den alten Jacob wieder in ſeine Stellung als Theatermeiſter eingeſetzt zu ſehen und ihn dadurch in den Stand zu bringen, ſeine Kinder wieder an ſich zu kaufen, in der voreiligen, aber gewiß guten Meinung, der beleidigten Moral, wenigſtens ſo weit es anging, Genugthuung zu verſchaffen.

Dieſes gewaltſame Einſchreiten wurde allgemein als unerläßlich anerkannt und demzufolge angenommen und nur über die Art und Weiſe noch Verſchiedenes ermittelt, wie die Sache am Beßten in's Werk zu ſetzen wäre. Ein Fremder, der ſich eingeſtellt hatte und an dem Vorgang mit wahrer Luſt Antheil zu nehmen ſchien, machte den Vorſchlag, von Bänken und Brettern eine Art von Lauftreppe aus dem Parterre auf die Bühne mit Schnelligkeit zu bilden, dann mit Dintfaß und Feder, eine im Voraus präparirte Entſagungsacte in der Hand, vor dem überrumpelten Haffner zu erſcheinen und ihm die Unterſchrift abzutrotzen. Man fühlte ſich ſtark in der Maſſe, in der Allgemeinheit des Unwillens und in der Uebereinſtimmung bei dem zu erwählenden Mittel.

Von dieſem Plane liefen indeß nur höchſt unvollſtändige Meldungen bei dem Comité der Actionäre ein und dieſes war zu ſehr mit den unangenehmen Vorfällen auf dem Theater beſchäftigt, als daß es dieſen mehr nach außen liegenden Erſcheinungen jene beſondere Aufmerkſamkeit hätte widmen ſollen, die der Gegenſtand doch ſo dringend erforderte. Man überhörte Alles, was noch unter Tages einlief, und ſah mit dem gewöhnlichen Gleichmuthe der Vorſtellung entgegen.

— Die Stürme werden austoben! ſagte Lekal —

aller Anfang iſt ſchwer und eine ganze Volksmaſſe ſich heranbilden zu wollen, iſt eine Rieſenarbeit — wir wußten es, als wir uns die Aufgabe ſtellten und wir dürfen jetzt nicht ſcheuen, nicht weichen.

Während des Nachmittags wurde auf allen Ecken und Enden der Stadt geworben.

— Haſt Du ſchon gehört? — Die Direction vorrufen — Rechtfertigung begehren — Zwingen — Abdiciren — Die alte Theaterverfaſſung! Sicher war man, etwas von dieſen Worten zu erſchnappen, wenn man an einer der zahlreichen Gruppen von Leuten vorüberging, die ſich überall zeigten. Lange vor dem Oeffnen war das Schauſpielhaus umlagert und die Thüre wurde faſt mit Sturm eingenommen. In wilden Sätzen wurden das Parterre, die Gallerie und die übrigen offenen Plätze beſetzt; nur die Logen füllten ſich wie gewöhnlich etwas langſamer. Der Kaſſier, der am Erſten die Stimmung der Ankommenden gewahren konnte, hielt es für ſeine Pflicht, einen Boten auf die Bühne zu ſchicken, um von ſeinen trüben Muthmaßungen Meldung zu machen. Die Herren oben warfen einen Blick durch eine Oeffnung des Vorhangs und erſtaunten über dies wogende Meer von Köpfen, das ſchon ſo frühe hier — der erleuchtete Lüſtre war noch nicht einmal herabgelaſſen — wie eine finſtere

Brandung mit verworrenem ungeſtümem Rauſchen an ihre Ohren ſchlug. Nie hatten ſie ſich noch mit einer ſo zahlreichen Gegenwart von dem Publicum beehrt geſehen, ſelbſt am Tage der Eröffnung nicht — aber noch weniger hatten ſie dieſen Ungeſtüm wahrgenommen, den die Menge heute kund gab und die das nüchternſte Volk der Welt plötzlich zum erhitzteſten, bewegteſten machte.

Man weiß, daß gutmüthige, gewöhnlich ruhige und phlegmatiſche Menſchen, wenn ſie einmal in Zorn gerathen, alle Schranken ſchnell überſchreiten und von einer Art von Berſerkerwuth ergriffen werden, die nachhaltige Folgen hat. Dies iſt von dem Deutſchen im Allgemeinen anzunehmen. Wer nur Gelegenheit hatte, eine Theaterrevolution — da andere, dem Himmel Dank, bei uns zu den großen Seltenheiten gehören — mitanzuſehen und ähnlichen Fällen bei andern Nationen beiwohnte, kann daraus ſchon deutlich ſich ſein Characterbild entwerfen. Was bei dem Franzoſen und Italiener ſchnell tobend, als Wirkung des Augenblicks beginnt, und eben ſo ſchnell verbrauſt, wird bei uns langſam und bedächtig vorbereitet, unter Erwägung aller vorausſichtlichen Chancen zu Ende geführt und dann dröhnt es noch lange fort, wie ein mächtiges Gewitter, das ſich in den

Bergen verliert, in Zeitungen und Brochüren, bis das, was einen Augenblick die Geſammtheit in Spannung erhalten konnte, von Niemand mehr beachtet, unbemerkt verhallt. Was bei den Franzoſen mit einem Gelächter endigt, bei dem Italiener vielleicht mit einem Dolchſtich, der plötzlich die Gemüther nach einer ganz andern Richtung kehrt — das führt der Deutſche mit Conſequenz zu Ende — bis zur tödtlichſten Langweile, bis zur Abſpannung. Hat man dann auch das Ziel erreicht, ſo ſind beide Parteien gewöhnlich Schachmatt und ſelbſt der ſiegenden gelüſtet's nicht mehr, der Früchte ihres Sieges ſich ſo recht vollkräftig zu erfreuen und ſie überläßt die Ausbeute willig denen, die nach ihr kommen, ſich des Feldes zu bemächtigen. Wer darauf warten mag, und ſich dieſen anſchließt, hat bei uns immerdar gewonnen.

Das wackere Publicum im Theater zu Kallenbach war in ſeinem Rechte, wenn es ſich gleich mit unſchicklichen Mitteln, es zu erlangen, verſehen hatte. Das, was den Directoren bevorſtand, war gewiß von keinem Freunde der Ordnung zu billigen; aber — ſagten ſelbſt Viele von dieſen: welche Mittel ſind denn dem Volke zuſtandig, um eine unfähige, pflichtvergeſſene Theaterdirection dahin zu bringen, ſich dem Geſchmacke des Publicums zu fügen? Ich muß geſtehen, daß dieſe Frage hier zu erörtern, den Faden meiner Geſchichte zu ſehr auseinanderzerren würde und ich mir daher das Vergnügen verſagen muß, es zu thun und es einer ſpätern Abhandlung über dieſen Gegenſtand aufzuſparen gedenke.

Ueber hundert junge Leute aus den erſten Familien der Stadt beſetzten, wie Richter über Leben und Tod, die vorderſten Bänke und die Mitte des Parterre's, unter ihnen befand ſich der Fremde, von dem die Idee eigentlich ausgegangen war, die jetzt verwirklicht werden ſollte. Die Ouvertüre wurde mit Ruhe hingenommen; eine dumpfe Schwüle war dem brauſenden Lärme gefolgt und deutete nur auf eine deſto ſchrecklichere Exploſion. Jetzt ging der Vorhang in die Höhe, die erſte Scene wurde ausgetrommelt, in der zweiten hatte der Doctor Hellerjäger zu erſcheinen. Kaum daß ſeine rothe Jacke aber am Eingange der Scene erſchien, ſo erhob ſich ein ſo fürchterlicher Tumult, daß man glauben konnte, das Haus würde vor dem gewaltigen Pochen und Stampfen einſtürzen. Dabei ziſchte immerwährendes Pfeifen durch die Luft und die tollſten, plumpſten und widerſprechendſten Ausrufungen kreuzten ſich dazwiſchen.

Durch dieſe betäubende Maſſe machte ſich endlich ſiegend, wie ein Chorus, der Ausruf Bahn: Der Director! Haffner! Der Director vor!

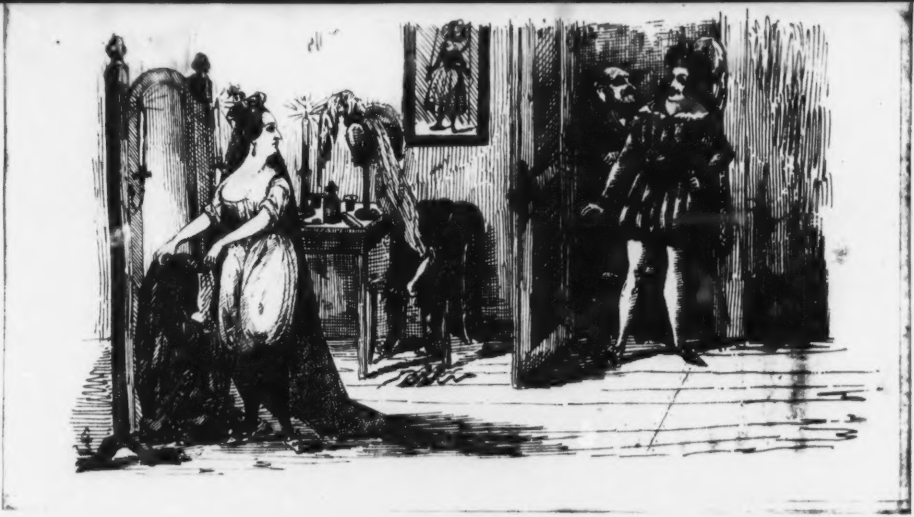
Haffner hatte Muth, wo es galt; vergebens ſuchten ihn ſeine Freunde, die auf die Bühne gelaufen waren, hinter den Couliſſen zurück zu halten, er riß ſich los aus ihren ihn feſt umſchließenden Armen, ſammelte ſich einen Augenblick und trat dann mit feſtem Schritte, aber mit einer Miene, als ob er befremdet wäre, bis an das Proſcenium. Er ſchien eine Anrede zu erwarten; da jedoch nichts erfolgte, ſo ſchickte er ſich an, eine Frage an das Publicum zu richten; dieſes aber, oder vielmehr die verſchworenen Tumultuanten, ließen ihn nicht zu Worte kommen und ſchrien von Neuem: Die Mitglieder! Die Mitglieder! Die Andern! Der Dichter des Stücks! Der Regiſſeur!

So ging es in Einem fort. — Haffner machte darauf eine Verbeugung und trat in die Couliſſe, um ſich ſogleich wieder mit Lucile, der im Charakter ſeiner darzuſtellenden Rolle des zweiten Stücks gekleidet war, auf die Scene zu begeben. Er hatte Herz und Zunge auf dem rechten Flecke und begann ſogleich: Verehrungswürdige! doch der Zuruf: Alle! Die Mitglieder! Das Comité! Der Actienverein! Der Dichter! erſtickte ſeine Stimme.

Haffner und Lucile machten nun ihrerſeits wieder eine reſpectvolle Verbeugung und traten in die Couliſſe, um alsbald wieder mit Roſe und Grau, die zufällig gerade bei der Hand waren, vorzutreten. Der Eine war als modiſcher Fant, der Andere als komiſcher Alter zum zweiten Stücke, im ſpaniſchen Coſtüme geſchmückt und gekleidet, mit welchem Anzuge ſeine betroffene und trübſinnige Miene auffallend contraſtirte und für einen Augenblick eine heitere Stimmung hervorrief, die aber ſogleich durch lautes Ziſchen und den fortwährenden Zuruf: Alle! beſeitigt und gedämpft wurde.

Wie ſchon erwähnt, war dieſe fatale Vorſtellung aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, in denen ein zahlreiches Perſonal beſchäftigt war, ſo daß alle Mitglieder beinahe im Schauſpielhauſe verſammelt waren. Einige hatte der Lärm in die Couliſſen gelockt; Andere waren noch unbefangen mit ihrer Toilette beſchäftigt und ahnten nicht, was ſich draußen zutrug.

Zu dieſen Letztern gehörte auch Madame Hellerjäger, ſie beeilte ſich, ſo ſchnell als möglich fertig zu ſeyn. Eine innere Stimme trieb ſie hinauf, um die erſte Scene ihres Mannes mit anzuſehen, denn obgleich Haffner und Lucile die treffliche Frau auf das Vollſtändigſte beruhigt hatten, ſo ſchwante ihr



doch nichts Gutes. Allein je ſchneller eine Theaterdame ſich fertig machen will, deſto länger währt es damit. Sie hatte ein äußerſt wichtiges Requiſit, Stecknadeln, vergeſſen, und während ihre Zofe fortgeſprungen war, um welche zu holen, ſtand die Künſtlerin allein in ihrer Garderobe, die Krone auf dem Haupte, und eben im Begriffe, das königliche Schleppkleid über den Kopf zu werfen, als die Thüre, die von der Zofe nicht geſchloſſen worden war, heftig aufgeriſſen wurde.

Erſchreckt blickte ſich Madame Hellerjäger um; es war Alfred, der zu ihr eintrat. So drängend der Augenblick auch war, ſo verließ ihn doch die Faſſung, als er die Dame in ſo unvollſtändiger Toilette erblickte. Seine angeborene Blödigkeit ließ ihn unwillkührlich einen Schritt zurück thun, allein der ihm folgende Garderobediener, einer von den wenigen Alten, der aus beſonderer Protection vor dem Alles wegmähenden Schwerte der Neuerer nicht gewichen war, ſchob ihn mit der Bemerkung vor:

— Fürchten Sie ſich man nicht, 's hat nichts zu bedeuten. Wer fünfundzwanzig Jahre auf dieſem Poſten ſtand, wie ich, hat wohl noch andere Dinge ſchon geſehen, als das —

— Um Gotteswillen! was giebt's? ſchrie

Madame Hellerjäger, die wie verſteinert in ihrer Stellung geblieben war —

— Das Theaterſchiff ſcheitert in dieſem Augenblicke — retten Sie ſich aus dem Schiffbruche — ſagte Alfred —

— Mein armer Mann! war Alles, was die wackere Gattin ausrief, und ſie wollte, wie ſie war, hinaus, und vor das tobende Volk treten. Aber Alfred und der Garderobediener hielten ſie zurück, und machten ſie darauf aufmerkſam, daß ſie wenigſtens Kleid und Shawl anlegen ſollte. Bebend fügte ſie ſich dieſer Forderung.

Unter wachſendem Lärm kamen nun nach und nach alle auf der Bühne anweſenden Mitglieder des Theaters und des Actiencomité's heraus, und reiheten ſich in devoter Stellung hinter den Lampen, dem Angriff die unbewehrte Bruſt herhaltend.

Es war im Ganzen die lächerlichſte Poſſe, die man nur erdenken konnte und bei der das erzürnte, ſeine ernſte Angelegenheit vertretende Publicum, eine komiſche Rolle mit übernommen hatte. Aber Niemand war da, um in ruhiger Verfaſſung ſeinen Standpunkt außerhalb der bewegenden Intereſſen einnehmen zu können und die luſtige Seite des Ganzen zu ſeiner eigenen Ergötzlichkeit hervor zu heben.

So wie ſich die Parteien zu dem Auftritte verhielten, war das, was dem Spötter den günſtigſten Stoff zur Beluſtigung geboten hätte, wahrhaft beklemmend und beängſtigend und von furchtbarer Macht.

Jetzt trat Haffner endlich aus dem Kreiſe ſeiner mitleidenden Genoſſenſchaft und fragte, mit dem ihm eigenthümlichen, gefälligen Tone: Was das verehrte Publicum zu befehlen habe?

Dieſe Frage war wohlweislich vorgeſehen worden. So keck auch die hoffnungsvolle Jugend war und ſo ſtark ſie ſich fühlte, in Maſſe ihren Angriff zu machen, ſo fehlte ihr doch der Muth, mit dem Director oder einem andern der Hervorgerufenen, eine öffentliche mündliche Unterredung zu pflegen. Vermuthlich ſtanden die Jünglinge auf einer Culturſtufe, daß ſie ſich lächerlich zu machen fürchteten, oder ſie hatten doch einige Rückſicht auf Familienverhältniſſe zu nehmen, und gedachten der Zukunft und reiferer Einſichten, die ihnen als dunkele Ahnung vorſchweben mochten. Genug, das jüngſte Gericht war wenigſtens ſo alt an Verſtand, daß es bei Zeiten ſich nach einem Sprecher umgeſehen hatte. Dies war eben jener Fremde, der ſeit einigen Tagen im Orte war, viele Empfehlungen mitgebracht hatte und auf wunderbare Weiſe ſich in das Vertrauen der meiſten jungen Leute eingeweiht ſah, obgleich er Allen bedeutend an Jahren überlegen war.

Dieſer Mann, von ſehr markirtem Aeußern, ſtieg jetzt auf die Bank, worauf er geſeſſen, zog einen Bogen Papier aus der Taſche und las der demüthig harrenden Verſammlung der Theatermitglieder ihr ganzes — wahres oder vermeintliches Sündenregiſter — laut vor.

Die plötzliche Unterbrechung des wilden, verworrenen Lärms, gefiel jedoch einem Theile des Publicums nicht, der von den nähern Beweggründen, die dieſe Verſchwörung zu Wege gebracht hatten, nichts wußte, und der blos an dem Scandal ſeinen Spaß haben mochte. Daher erſchallte es jetzt aus verſchiedenen Enden von den obern Plätzen: Halt's Maul da unten! Laßt die Komödianten zufrieden! Fort mit dem Wiſch! Das Stück! Das Stück!

Allein der Fremde ließ ſich dadurch nicht außer Faſſung bringen, und trug ſeine Beſchwerden, die in Fragen eingekleidet waren, nur mit deſto erhöhterer Stimme vor.

— Warum, ſchrie er mit aller Kraft ſeiner Lunge — läßt die Direction die Fächer jugendlicher Liebhaberinnen, dieſe Zierden jeder Bühne, unbeſetzt, und ſchiebt die einzige Demoiſelle Beate Fleſſel bei

Seite, und zwingt uns, mit der mehr als vierzigjährigen Madame Hellerjäger fürlieb zu nehmen, wenn es eine Gurli zu ſpielen giebt?

Man kann denken, daß bei dieſen Worten die zuletzt genannte Künſtlerin faſt in Ohnmacht fiel, als ſie ſich auf dieſe Weiſe nennen hörte. Sie mußte ſich an einen naheſtehenden Kollegen halten, um nicht zu wanken. Ihr Gemahl, der noch immer in der rothen Uniform daſtand, glaubte es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſeyn, jetzt zum erſtenmal das Wort zu ergreifen; er trat daher einen Schritt vor und begann:

— Meine Frau, die noch nicht vierzig Jahre alt iſt —

Allein Haffner ſtillte den neu beginnenden Lärm bei den Worten des armen Doctors und fiel ihm raſch in die Rede.

— Madame Hellerjäger hat nie nach Rollen geſtrebt, worin ſie nicht bisher und überall gefallen hätte —

— Nicht allein die Liebhaberinnen, auch andere Fächer läßt die Direction unbeſetzt, fuhr der Fremde zu leſen fort. Sie dirigirt gleichſam nur immer en famille, das darf vom Publicum nicht mehr geduldet werden.

— Sollten dieſe Uebelſtände gegründet ſeyn, ſprach Haffner, ſtets beſcheiden, ſo werden wir nicht ermangeln, ein neues Verwaltungscomité vorzuſchlagen und die Mitglieder deſſelben der Approbation des verehrten Publicums unterwerfen.

— Dies Verfahren dürfte ſeine eigenen Schwierigkeiten in ſich tragen — ſagte hier der Doctor Hellerjäger ſehr determinirt — allein das Publicum, oder vielmehr die Radelsführer des ganzen Auftritts, die dieſen Mann ganz beſonders haßten, donnerten ihm ein: Halt er's Maul, Hannswurſt! entgegen und Hellerjäger zog ſich, vor Wuth kochend, nebſt ſeiner Gattin in die Couliſſe, wo ſie endlich der ſchon längſt drohenden Ohnmacht erlag. Der Spektakel fing an bedenklich zu werden. Von oben erſchallten wieder die vorigen Rufe: Zur Ordnung! Das Stück! Laßt die Komödianten in Ruhe, ſonſt werfen wir Euch was auf den Kopf! Allein der Fremde fuhr in ſeiner Strafpredigt immer mit gleich unerſchütterlichem Muthe fort:

— Ferner darf die Oper nicht bei Seite geſetzt werden. Wir müſſen eine gute, erſte Sängerin haben, einen ordentlichen Tenor und einen tüchtigen Baſſiſten. Wir wollen und können das, was uns jetzt in den Liederſpielen die Ohren zerreißt, nicht für Sänger und Künſtler gelten laſſen. Es müſſen Leute auf den Platz, die ihn auszufüllen im Stande ſind! —

— Wir könnten über dieſen Punkt, ſagte Haffner, immer gefällig und beſcheiden, eine befriedigende Auskunft geben, wenn hier der Ort dazu wäre, unſere wohlerwogenen und geprüften Anſichten von der Kunſt auseinander zu ſetzen.

— Dann haben Sie, die Herren vom Comité, es gewagt — fuhr der Fremde fort — einen alten, treuen Mann, der lange Jahre der Bühne angehört hat, wider den Willen des Publicums von derſelben zu entfernen, und ihm die Mittel zu ſeiner Erhaltung zu rauben. Mittel, deren er um ſo mehr bedarf, als ihm obliegt, früheres Unrecht gegen ſeine Familie gut zu machen, wovon ein noch nicht gehörig bekräftigtes Gerücht in's Publicum zu dringen beginnt —

— Wir haben dies für nöthig erachtet, ſagte Haffner, dies erkläre ich hiemit im Namen meiner Herren Collegen, der Mitglieder des Comité's, weil die Fähigkeiten des Mannes bei der neuen Organiſation unſerer Bühne uns nicht genügend ſchienen, und weil wir durch das mit großen Koſten verbundene Herbeiziehen eines Wiener Maſchiniſten zum Beßten des Ganzen einen wichtigen Schritt thun zu müſſen glaubten —

— Sie inſultiren das Publicum gröblich — rief hier der Fremde mit noch lauterer Stimme wie bisher — wenn Sie Jemand entfernen, den daſſelbe in Affection genommen, wie jenen Theatermeiſter —

— Mit Erlaubniß — ſprach Haffner —

— Wir erlauben nichts! ſchrien Alle, die durch die geſchickt angebrachten Worte des Fremden: „Sie inſultiren das Publicum“, auf's Neue in Wuth verſetzt wurden. — Sie lügen! Es iſt nicht wahr! Das Maul gehalten! So tobte es jetzt durch einander und zugleich ſah man hier einige faule Aepfel und Orangen an den Köpfen der, wie am Pranger ſtehenden Künſtler vorbeifliegen.

Es war eine Scene zum Erbarmen. Alle verließ jetzt der Muth.

— Meine Herren, ich kann es vor Gott beſchwören — ſprach Haffner noch, von Grimm und Aerger plötzlich übermannt und faſt Thränen vergießend — aber jetzt war Alles umſonſt, der große Moment war gekommen, die höchſte Steigerung war erreicht. Man bildete wie verabredet die Lauftreppe und lief wirklich Sturm; der Tumult war gräßlich; die Wache trat in's Parterre; es kam zum

Handgemenge und die Verhaftungen nahmen ihren Anfang.

— Abdiciren! Niederlegen! Abtreten! Der alte Jacob hoch! Pereat das Comité!

Das waren jetzt die Loſungsworte, die aus dem wilden Geſchrei ſich bemerkbar machten. Während die Meiſten vom Theater geflohen waren und einige Damen in Ohnmacht da lagen, hielten Haffner und Lucile mit feſtem Muthe Stand, und ſuchten ſich den Aufwieglern nach Möglichkeit verſtändlich zu machen.

Schon hatte man die Abdicationsacte dem armen Director in die Hand gelegt und Dinte und Feder bereitet, um ſie von ihm unterzeichnen zu laſſen, als eine plötzliche Erkennungsſcene, ein Ausruf des Erſtaunens, die Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite hinlenkte.

Von einem großen Theile ſeiner Freunde war der alte Jacob aufgeſucht und gefunden worden, und wurde nun gleichſam im Triumphe auf die Bühne geführt, als erſte Trophäe des vermeintlich errungenen Sieges. So kam es, daß er jetzt dem Fremden gegenübertrat, der, von den jungen Leuten zu ihrem Sprecher erwählt, auf dem Theater ſtand, um Haffner zu bewegen, den Act ſeiner Entſagung zu vollziehen.

Ihn erblicken und der Schrei: Titl! war bei dem alten Jacob die Sache eines Augenblicks.

Titl! ging's von Mund zu Mund und der Name traf zuerſt Lucile, der erſchreckt emporſchaute, dann aber, als er den Fremden fixirt hatte, gefaßt ſagte:

— Der Alte iſt wahnwitzig!

Alfred und Erlinde, die ſich im Hintergrunde hielten, drängten ſich jetzt auch hinzu: aber auch Alfred ſchüttelte verwundert den Kopf.

Der Fremde jedoch wandte ſich zuerſt weg, wie von einer innern heftigen Bewegung ergriffen, dann aber kehrte er den Blick nach oben und ſprach:

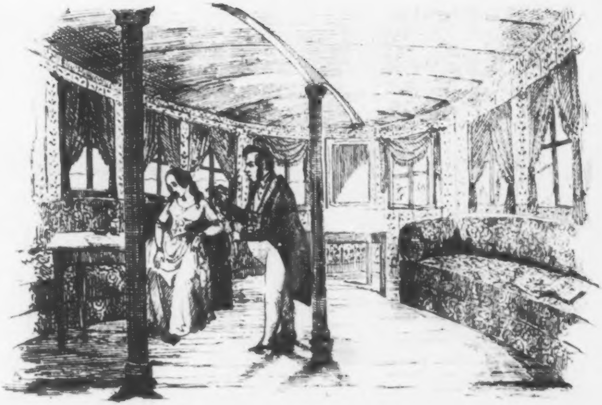
— So giebt's denn wirklich eine Vergeltung? Und mußte ich mich dazu hergeben, dieſem Menſchen ein warmes Neſt zu bereiten? — Meine Herren, ſagte er dann zu den Umſtehenden — ich kenne dieſen alten Mann von langen Jahren her und es liegt mir viel daran, ihn unter vier Augen zu ſprechen. —

Am andern Tage kündigten die talentvollſten Künſtler ihr Engagement auf und die Mitglieder des Comité's erklärten, nichts mehr mit der Verwaltung zu thun haben zu wollen. Haffner, der ſehr reizbar und kränklich war, fühlte ſich ſo verletzt, daß er von dieſem Tage an keine geſunde und ruhige Stunde mehr auf der Welt hatte. Er zog ſich gleichfalls von den Geſchäften zurück.

Nur Frau von Gelbacker blieb der Sache der Kunſt getreu. Es iſt ausgemacht, daß Frauen von einer vorgefaßten Meinung, wie von einem Zwecke, den ſie ſich einmal vorgeſetzt haben, nicht ſo leicht ablaſſen. Bei ihr verſammelte ſich fortwährend eine Art von geheimem Comité, das aus einigen treugebliebenen Künſtlern, aus Ton und aus Curas beſtand. Auch Lekal fand ſich dabei ein und ihm gelang es jetzt, einen Anſichten leichter Gehör zu verſchaffen. Das Theater in Kallenbach wurde bis auf Weiteres gänzlich geſchloſſen und der Plan gefaßt, mit den Trümmern des Ganzen in einige nahe gelegene Städte zu reiſen und dort das Bekehrungswerk in dramaturgiſchen Dingen fortgeſetzt zu verſuchen. Lekal brachte es nun ſogar dahin, daß ihm die Verſicherung ertheilt wurde, ein Stück mit dem Hannswurſt der Vor-Gottſched'ſchen Periode zu geben und dazu durch feſtlich-glänzenden Umritt nach alter Sitte, das Publicum, ſtatt durch die moderne Weiſe der Komödienzettel, einzuladen.

Die Erfolge dieſer Unternehmungen liegen außer dem Bereich dieſer Erzählung.

Schließlich muß noch angeführt werden, daß ein Paar böſer Mitglieder des Theaters, die, wie es immer bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, ſich auf die Seite der Verſchworenen begeben hatten, um der Theaterdirection Verdruß zu bereiten, ſogleich ihren Abſchied erhielten und gezwungen wurden, die Stadt zu verlaſſen. Keinem dieſer Leute hat, ſo viel man weiß, je wieder ein beſonderes Künſtlerglück geblüht. Ein ſchreiendes Beiſpiel für jene unruhigen Schauſpieler, die mit ihren Verhältniſſen nie zufrieden, auf unziemlichem Wege und ihren Vorgeſetzten ſtets feindlich geſinnt, die wohlerworbenen Rechte derſelben zu beeinträchtigen oder gar an ſich zu bringen ſuchen. Die Vergelterin ſchlummert nie und ſolche Menſchen ſchleichen gewöhnlich im Alter ohne Anſtellung, oft ohne Obdach, Almoſen heiſchend, umher, und ſind dann unverſchämt genug, einen Zehrpfennig aus der Hand zu nehmen, die ſie früher von ſich ſtießen, weil ihre ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen Plane ſie verblendeten und zu ſchlechten Handlungen verleiteten.



Die Geheimniſſe
des
Theaters.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von C. Hochdanz.

V.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —“

(Neue Ausgabe des Theater-Romans.)

* * *

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

Erſtes Kapitel.

Es ſoll der Künſtler mit dem König geh'n,
Sie Beide wohnen auf der Menſchheit Höh'n!
Schiller.

Wenn wir bis jetzt das Leben der Künſtler in ſeinen mannichfaltigſten Strahlenbrechungen an unſern Blicken vorüberziehen ließen, ſo fehlte doch noch jener reinſte Lichtkreis in unſerm Gemälde, wo Kunſt und Künſtler als eines und untheilbar erſcheinen, und dem Letztern ſich eine Kette von Triumphen bereitet, die durch nichts Aeußerliches getrübt wird und ihn über dies Leben erhebt und zur Seligkeit hinträgt. Wer ſollte ſich wohl eine Vorſtellung von den Gefühlen machen können, welche die Bruſt eines ſolchen Sterblichen durchziehen? Iſt es ihm wohl zu verdenken, wenn ſein Hochmuth bis zur Ungebühr anſchwillt und er ſich den Menſchen beizählt, die das Glück bei der Geburt ſchon auf die Höhe der Geſellſchaft ſtellte?

Nicht dem hohen Dichter werden Kränze zugeworfen, nicht dem tiefen Denker ſpannt man die Pferde aus dem Wagen, um ihn auf's Kapitol zu ziehen, nur ſparſam zeigt ſich die rauſchende Verehrung, die dem Maler und Bildhauer dargebracht wird, bei feſtlichen Mahlen und Vereinen — aber der Schönheit einer Tänzerin, die den gewandten Körper mit Grazie trägt, und den feinen Fuß, wie im Fluge, in die Luft erhebt, ſchallt begeiſterter Zuruf, fliegen Siegeskränze zu; vor ihren Wagen ſpannen ſich edle Jünglinge, ihr gehört die Huldigung des Zeitalters, aller Glanz, aller Reichthum ihr — nur ihr!

Und wer wollte es wagen, dagegen anzukämpfen? Vergebens würde man ſich abmühen den Strom der Begeiſterung in ein anderes Bett zu leiten — dieſen Strom der Freude und des Entzückens. Es iſt in der Natur des Menſchen tief begründet, daß wir die Schönheit anbeten müſſen. Sie ſpricht zu uns in den ewigen Bildwerken der Alten, wir bewundern ſie in den Schilderungen der unſterblichen Italiener, die von Niemand noch erreicht, viel weniger noch überwunden ſind. Nur der Stumpfſinn kann die Schönheit mißkennen und ihr den Sieg entreißen wollen. Sie iſt das Höchſte in der Natur; der edelſte, ſchönſte Geiſt in unſcheinbarer Hülle iſt eben nur eine Unvollkommenheit, erſt im Vereine mit der ſchönſten Form wird er ſiegreich hervortreten und allbezwingend walten können.

Hortenſe St. Viol war die berühmteſte und ſchönſte Tänzerin der Epoche. Niemand konnte ihr den Sieg ſtreitig machen. Sie ſtand auf dem Gipfel des Lebens und ſtrahlte in der vollen Macht ihrer Reize und im Genuſſe der allgemeinſten Huldigung. Niemand war da, ihr den Sieg ſtreitig zu machen. Sie hatte den modernen Tanz reformirt, indem ſie ſtatt der banalen Tanzhieroglyphen, deren Entzifferung oft dem gereifteſten Kenner ſchwer werden muß, eine Zeichenſprache ſetzte, die jede Leidenſchaft wahrhaft durch Bewegung und Geſichtsausdruck zu verkörpern verſtand. Ihre Leiſtungen waren eben ſo fremdartig, als außerordentlich. Sie bildete plaſtiſch gleich Thorwaldſen und Canova, nur unmittelbarer, und ſtatt des Marmors bediente ſie ſich ihrer angeborenen ſchönen Form, die das tiefſte Gemüth beſeelte.

Die Sprache der Tanzkunſt kennt nicht die engen Gränzen der Nationalitäten; ſie weiß ſich in allen

Ländern des Erdballs verſtändlich zu machen; und ſo war denn auch die Gefeierte überall herumgekommen, um ihren Triumphzug zu halten. Sie hatte Meere durchſchifft und fremde Küſten beſucht, überall aber hatte ſie Glück hingebracht und Freude. Ein ſchönes Gefühl, ſich einer ſolchen Kunſt bewußt zu ſeyn!

Jetzt hatte ſie ſich an der Seite Lucile's ſchon lange auf Reiſen befunden, ohne ihrem Ziele näher gekommen zu ſeyn. Sein Benehmen, das gleich anfänglich in Hortenſe Beſorgniſſe und Zweifel erregt hatte, war nicht im Stande, bei längerm und vertrauterm Beiſammenſeyn, dieſe zu heben. Sein ſtürmiſches Weſen, das manchmal die Gränzen des brüderlichen Verhältniſſes überſchritt, ſcheuchte Hortenſe in hohem Grade zurück, und ſie machte ſich dann Vorwürfe, daß ſie dem Tollen ſo leichtgläubig gefolgt war.

Lucile's Hang zum Aufwande wuchs täglich, und ſich für einen vornehmen Herrn halten zu laſſen, wobei ihm ſeine, die engliſche Abſtammung verrathende Perſönlichkeit Vorſchub leiſtete, ſtellte ſich bald als ſein alleiniger Zweck heraus. Der urſprüngliche: die Mutter in England aufzuſuchen, ſchien bei ihm von andern Intereſſen ganz verdrängt worden zu ſeyn.

Nach vielem Ueberreden war es Hortenſen endlich gelungen, Lucile aus einem Badeorte, wo er große Summen ihres Geldes verſchwendete, fort zu bringen und mit ihm eine große Seeſtadt zu erreichen, von wo ſie ein Schiff nach England tragen ſollte. Allein dieſer neue Aufenthalt wußte ihn wieder durch eigenthümliche Reize für längere Zeit anzuziehen und zu feſſeln.

Unter dem Scheine eines tiefen Incognito trieb er hier ſein Weſen und verzögerte die Abreiſe von einem Tage zum Andern. Hier fand er es aber gerathen, ſo nahe England, und täglich im Verkehr mit Engländern, eine vornehme Abſtammung anderer Art vorzugeben. Er wußte es geſchickt unter der Hand zu verbreiten, daß er ein polniſcher Fürſt ſey, den die politiſchen Zerwürfniſſe ſeines Vaterlandes zur Flucht genöthigt hatten. Man begegnete ihm mit großer Auszeichnung und er wußte ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß ſie keinerlei Verdacht erregte.

Die ſchöne Begleiterin des Fürſten, der Aufwand, dies lockte Leute herbei, die ſich in ſeiner Nähe wohlgefielen. Vor Hortenſe wußte er jedoch das Gerücht von ſeinem polniſchen Fürſtenthum geheim zu halten; nur durfte ſie ihre Kunſt nicht üben.

Unter den täglichen Gäſten, die den Salon ihres Bruders beſuchten, befand ſich ein überaus ſchöner, junger Mann, von auffallend ſchüchternem Weſen. Er umgab Hortenſe mit einer nicht zu trübenden Anhänglichkeit und wenn auch beſtändig eine unbegränzte, höfliche Zurückhaltung ſtets dabei obwaltete, ſo war doch nicht zu läugnen, daß ſie dieſe ein wenig gemildert wünſchte, um ſich ihrerſeits auch dem liebenswürdigen Manne offener nähern zu können. In ihrer jetzigen Lage that ihr ein Vertrauter Noth, da Lucile ihr täglich entfremdeter wurde. Sie war in dem Grade zuvorkommend, als der Fremde zurückhaltend war, um ihm die Augen über ein Verhältniß zu öffnen, das ſich zu geſtalten anfing und das er immer noch nicht zu begreifen ſchien.

Der ſchöne Schüchterne war ein Italiener, wie es hieß, von vornehmer Familie und ſehr reich. Niemand in dem Kreiſe wußte jedoch etwas Näheres über ihn, allein Hortenſe war, wie dies in ähnlichen Fällen immer ſtatt findet, gern geneigt, Gerüchte, die ſich über ſolche Perſönlichkeiten verbreiten, ſie ſeyen nun gut oder ſchlecht, auf Treu und Glauben hinzunehmen, ohne ihrer Quelle weiter nachzuſpüren.

Der junge Italiener ſang einen ſchönen Tenor und erfriſchte dadurch die Monotonie der Abendgeſellſchaften, die Lucile um ſich verſammelte.

Wohl ſtieg manchmal in Hortenſe der Gedanke auf, daß der Italiener wohl auch nur gleich Lucile und manchem Andern, der ſich in ſeiner Umgebung zeigte, nicht das ſeyn könnte, wofür er ſich ausgab, dann aber lächelte ſie:

— Und wär' er auch nur ein Tenoriſt von irgend einem italieniſchen Theater — was thät's? Ich vertraue mich ihm, er zeigt ſich mir ſo gut — und hat er mir zum Ziele geholfen, das ich mir vorgeſetzt habe, ſo beſteigen wir dann dieſelbe Scene, um in unſerer Kunſt zu wetteifern. Lucile muß ich ja doch aufgeben! —

Lucile hatte einen kleinen, verwachſenen Burſchen, der früher einmal Theaterfriſeur geweſen war, aus Mitleiden aufgenommen, und ihn, ſeiner Geſchicklichkeit im Friſiren und Barbieren wegen, zu ſeinem

Kammerdiener erhoben. Dieſer Menſch war zum Itrikiren geboren und vergalt ſeinem Wohlthäter ſchlecht. Durch ihn wurden geheime Unterredungen zwiſchen Hortenſe und dem Italiener zu Stande gebracht und hier war es, wo ſie den Gedanken ausbildete, auf die Neigung des ſchönen, ihr ſo ergebenen jungen Mannes die Ausführung eines Planes zu gründen.

Sie ſahen ſich öfter und ſie näherte ſich ihm mit kluger Offenheit und ſeine Blödigkeit zerſtob vor dieſem wohlthuenden Hauch mit wunderbarer Schnelle. Eine Entführung wurde verabredet; man kam überein, nach England zu fliehen; ſo wollte Hortenſe ſich ihrer Bande entledigen um ſich neue, vielleicht drückendere anzulegen. Es liegt im Weſen heftiger, den ſinnlichen Eindrücken ergebener, ſchöner Menſchen, die Vernunft nicht lange zu fragen und in jedem Wechſel eine Verbeſſerung zu ſehen.

Es war im Spätherbſt. Lucile hatte das vornehme Hotel allein mit ſeiner Schweſter inne und gefiel ſich darin, faſt ſeinem flüchtigem Naturell entgegen, eine ſtrenge ariſtokratiſche Tages- und Hausordnung einzuführen. Eine zahlreiche Dienerſchaft umgab ihn. Die Gemächer beider Geſchwiſter waren durch lange Corridors getrennt und dazwiſchen lag der Speiſeſaal und der anſtoßende Salon, der für die Stunden nach dem Eſſen, dem Kartenſpiel, dem Thee und der leichten Converſation beſtimmt war. Die Spannung, die in den letzten Tagen zwiſchen Lucile und Hortenſe immer deutlicher hervortrat, war ſchuld, daß ſie ſich nur ſelten und gewöhnlich nur bei den Mahlzeiten ſahen und ſprachen. Der eigentliche Zweck ihres Beiſammenſeyns ſchien nunmehr bei dem launenhaften Lucile gänzlich von den andern Intereſſen verſchlungen.

Durch die Hülfe des Kammerdieners gelang es Hortenſe, ihre Flucht mit dem ſchönen Italiener vorzubereiten, und von der Tafel weg, an der ſie ein Unwohlſeyn vorſchützte, ſich ihrem Bruder und den Freunden, die zugegen waren, kalt und kurz empfehlend, folgte ſie dem ſie leitenden Friſeur durch die entlaubten Gänge des einſamen Gartens, an deſſen hinterm Thore der Reiſewagen des Italieners hielt. Wie eine weiße Schneedecke lag der Mondſchein über die Gegend ausgeſpannt, durch die ſie fuhren. Bald hatten ſie den Hafen erreicht, wo das Schiff lag, das ſo eben auslaufen ſollte. In dem Augenblicke als die Schaufeln ſich in Bewegung ſetzten, erhielt Lucile ein Schreiben von Hortenſe, das ihn von ihrer Flucht benachrichtigte, ihn aber zugleich mit den nöthigen Mitteln verſah, wenn gleich nicht die begonnene Rolle nach der bisherigen Weiſe in der Stadt fortzuſpielen, doch aber ſie mit Anſtand verlaſſen zu können.

Auf dem Schiffe angekommen, führte der Italiener ſeine ſchöne Entführte in den Pavillon, den er — wie er ſagte — ganz gemiethet hatte. Seine bisherige Schüchternheit war nunmehr in wahre Unterwürfigkeit ausgeartet und Hortenſe fing an, mit ſeinem Benehmen unzufrieden zu ſeyn. Die Situation war von der Art, daß ſie dem Blödeſten etwas geiſtiges Feuer hätte einhauchen müſſen. Hier war aber nichts davon zu ſpüren, und das Gezwängte und Formelle begann in's Peinliche auszuarten. Mehr als einmal ſchwebte eine Frage auf Hortenſens Lippen, allein immer unterdrückte ſie ſie wieder, weil zu den Gefühlen, die ſie beſtürmten, ein gewiſſer Grad von Mitleid ſich geſellte, das ſie ſich noch am Allerwenigſten zu erklären wußte. Dann hatte es wieder den Anſchein, als wollte ihr Begleiter ihr ein Geſtändniß machen, von dem eine unſichtbare Macht ihn zurückhielt und auch dieſem wollte Hortenſe nicht vorgreifen, ſondern ihm die freie Eröffnung zugeſtehen.

So hatten ſie ſich eine Weile in dem elegantmöblirten Pavillon einander gegenüber befunden. Sie ſaß in der Ecke des bauſchigen Divans, er ſtand am Fenſter, den Blick auf ſie heftend, während die Räder ſchaufelten und das Schiff durch die Wellen hüpfte. Eine ſpannende Situation, die ſich noch ſteigern ſollte.

Plötzlich wurde aus einem Seitenraume der Ton einer Glocke vernommen. Hortenſe horchte auf; es kam ihr vor, als ſey ſie im Theater, und als ſollte ſich der Vorhang öffnen, um ſie in die Geheimniſſe einer ungekannten Dichtung einzuweihen. Ihr Begleiter ſprang in die Höhe und eilte dem Tone nach. Wie unſere Schöne nun allein war, fühlte ſie ſich beängſtigt, das Rauſchen der Räder wurde bemerklicher, der Wind ſaus'te ſchärfer, und die Bewegung des Schiffes ward heftiger. Sie verließen ſo eben die letzte hafenbildende Spitze und hatten nun die offene See erreicht. Es iſt ein wunderbares Gefühl, das uns in ſolchem Augenblicke ergreift und dem ſich ſelbſt die älteſten Seeleute nicht entwinden können. Sie hörte das dumpfe Rollen der Taue und das Gepolter, das das Heraufziehen des Bootes verurſacht, welches im Hafen noch hinter dem Schiffe hergeſchleppt wurde. Mit dieſer Handlung ſagt das Schiff dem Lande Lebewohl und gehört alsdann nur den Mächten des Oceans. Hortenſe kannte dieſe Bedeutung des Geräuſches nicht, das ſie vernahm, doch machte es in ihrer ohnehin peinlichen Stimmung einen ſtarken Eindruck auf ſie.

Nun that ſich die Thüre des Pavillons auf, der ſchöne Italiener trat durch dieſelbe, aber nur, um ſie offen zu halten, und einen alten, fein gekleideten Herrn einzulaſſen; dann zog er ſich mit ſeiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit zurück. — Was ſoll das? fragte ſich Hortenſe und erhob ſich langſam vom Divan.

— Verzeihung, meine Schöne, ſprach der alte feingekleidete Herr, wenn ich mir fortan erlauben werde, das Ennui der Seefahrt ihnen erträglicher durch meine Unterhaltung zu machen, wenn ſie es nehmlich im Stande wäre. —

Hortenſe antwortete mit einer artigen Wendung.

— Wahrſcheinlich ein Verwandter meines Begleiters? ſetzte ſie forſchend hinzu.

— Nichtsdeſtoweniger — entgegnete der Fremde. Er iſt ein Italiener, ich ein Deutſcher, wie ſie an meiner Ausſprache hören werden. Ich ſtand einem Bankhauſe in Berlin vor und ſetzte mich bei Zeiten zur Ruhe — nehmlich als es noch Zeit war, der Freude ſich bewußt zu werden, die eine vernünftig genoſſene Ruhe uns bereiten kann. Mit einem hübſchen Einkommen war es mir möglich, meinem Wunſche zu genügen und in England zu leben. Ich ziehe dieſen Aufenthalt jedem Andern vor. Man lebt im vollſten Maaße frei, wenn man reich genug iſt, und die Leute ſind dort ſo verſtändig, dem Reichthume gewiſſe Rechte unangetaſtet zu überlaſſen, weil ſie im Stande ſind, den Werth des Geldes aus dem rechten Geſichtspunkte zu tariren. —

Hortenſe hatte nicht recht gehört, was er ſprach; der alte Mann ſchien ihr eine nicht ſehr ergiebige Unterhaltung zu verſprechen, und ſie dachte darüber nach, wie er wohl dazu kommen mochte, den Pavillon mit ihnen zu theilen.

— Alſo nicht verwandt? fragte ſie noch einmal — wohl ein intimer Freund, den man durch Zufall hier auf dem Schiffe gefunden?

— Nicht doch! erwiederte der Andere ernſt — ich antworte Ihnen mit der Dame in Fletcher's „rule a wife and have a wife“: ſo lange man noch Leute für Geld haben kann, ſehe ich nicht ein, warum man ſich von ſeinen Verwandten bedienen laſſen ſollte!

— Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr?

— Je nun, der junge Italiener — iſt — jedoch vorerſt ein Paar Worte, meine Schöne, um Ihr Erſtaunen, das nun nothwendig folgen muß, ein Wenig zu mildern. Ein kleines Beſänftigungsmittel, ein Glockenſpiel à la Papageno —

Bei dieſen Worten ſetzte ſich der alte, feine Herr auf den Divan, neben Hortenſen, ergriff ihre Hand, drückte einen Kuß auf die Finger und ließ ſie dann ſogleich los, um ſich mit großer Reſerve in einige Entfernung von ihr zu rücken.

— Mein ſchönes Fräulein, groß iſt die Macht der Schönheit und graue Haare und ein Herz, durch das die wilden Leidenſchaften zogen, ſind nicht im Stande, ihr zu trotzen. Vergebens kämpfte ich gegen die Angriffe an, die Amor aus ihren Augen, auf mich unternahm, keine Gegenvorſtellung meiner

Vernunft richtete etwas dagegen aus — ich unterlag —

Er machte eine Pauſe, ſeufzte und blickte mit Augen nach Hortenſe, die jenen ſchwärmeriſchen Ausdruck zeigten, den Hühner, wenn ſie ſchläfrig ſind, vor dem Auffliegen, in die ihrigen zu legen wiſſen. Das Mädchen ſah ungeduldig nach der Thüre, ob denn nicht ein Befreier, in der Geſtalt des jungen, ſchönen Italieners hereintreten würde; allein vergebens, der Alte fuhr zu ſalbadern fort:

— Ich war ſchon früher ſo glücklich, Sie auf dem Theater zu bewundern; die Muſe des Tanzes ſchien ſich in Ihnen, Holdeſte, verkörpert zu haben. Damals hielt mich ein ernſtes Attachement ab, mich Ihnen zu präſentiren; ein Attachement, das mich tyranniſirte und das ich aus Beſorgniß reſpectiren mußte, um mir und dem Gegenſtande einer jüngern Zuneigung die handgreiflichſten Demonſtrationen des Rechtes vom frühern Beſitze zu erſparen. Der glücklichſte Zufall wollte, daß ich Sie in dem Orte Ihres letzten Aufenthaltes wieder ſehen ſollte! Hier erſchienen Sie mir in vollſtändig fremder, ungekannter Umgebung. Der Nimbus der Kunſt war von Ihnen gewichen und Sie ſtrahlten in einem zwar erborgten, aber nicht minder bewältigenden Glanze. Die Schweſter des polniſchen Fürſten — Notabene, ich glaubte keinen Augenblick daran — war mir eben ſo gefährlich, wie es einſt die Göttin des Tanzes geweſen. Ach! und hieß es nicht herniederſteigen — wenn die Göttin den Namen und Rang einer irdiſchen Fürſtin annahm? Giebt's einen Adel auf der Welt, der es mit dem Alter der Olympiſchen Bewohner aufnehmen könnte? Sprechen Sie, Huldin — doch nein, ſprechen Sie nicht! Hören Sie lieber!

Er berührte mit den Fingerſpitzen ſtreichelnd ihren Arm und führte ſie dann, ſie lüſtern beleckend, zum Munde. Hortenſe war nicht im Stande, zu antworten; die häßliche Seekrankheit meldete ſich durch Schwindel und die ganze Unterhaltung kam ihr vor wie warmes, ungeſalzenes Waſſer, das man trinkt, um das Erbrechen zu beſchleunigen. Der feine, alte Herr, nicht ahnend, welche Wirkung er hervorbrachte, fuhr aber alſo fort:

— Ich ließ mich in Ihrem Salon nicht verſtellen. Ich wünſchte den beſten Eindruck zu machen und ich bin nicht eitel genug, zu glauben, daß dies meinem Aeußern vorbehalten wäre. Ach, und ich hatte doch ſo ernſtlich das Verlangen, Ihr Glück zu begründen — ich fühlte zum Erſtenmale, was Liebe ſey, Liebe, wahre, unbegränzte, unerforſchliche, beglückende, Alles gewährende, wenn auch nichts dafür empfangende Liebe —

Hier folgten zwei von den Hühnerblicken, ſcharf gezielt, dann ſanft verſchwimmend und ein lächelnd, ſtummes Fragen und Forſchen nach dem Erfolg dieſer oeillade à la poule. Hortenſe war ſo heftig von Wehen ergriffen, daß ſie nichts als ein leidendes Geſicht dafür zu bieten hatte. Hier ſchien der alte, feine Herr etwas ſtutzig zu werden; er ſchrieb ſich dieſe Wirkung zu, machte eine Pauſe und fuhr dann fort, anfangs zwar ſchüchterner, dann aber nach und nach zum frühern Aplomb gelangend:

— Ich wußte, denn was iſt wohl dem Gelde, weiſe angewandt, zu wiſſen unmöglich? — Ich wußte, daß Sie wegen Familienverhältniſſe nach England reiſen wollten. Was konnte mir erwünſchter kommen! Wo? in welchem Lande der Welt, war es mir möglich Ihnen größere Freuden zu bereiten, als hier? Was Kunſt und Geſchmack ermitteln können, ſteht mir hier zu Gebot: Alles kann ich Ihnen hier gewähren; ich kann Sie in ein Eigenthum führen, deſſen ſich kein Fürſt des Erdbodens ſchämen dürfte, und ich bin eben ſo ſehr Herr meines Willens als Sklave meiner Leidenſchaft — ein Wink! und Alles, was für Tauſende ein Gegenſtand des Neides werden könnte, liegt zu Ihren Füßen, gehört Ihnen, ſeufzt nach dem Glücke, Ihrem milden Roſenſcepter unterthänig zu ſeyn, Ihnen zu gehorchen, wie der, der dieſe Worte ſchüchtern zu hauchen wagt —

Hortenſe ermannte ſich hier, und mit einem Ausdrucke, der alle Qualen ihres Innern auf der äußern Fläche ihres ſchönen Antlitzes darſtellte, fragte ſie leiſe:

— Aber wie kommen Sie — ich — hier zu ſolchem Geſtändniſſe? —

— O, laſſen Sie mich Alles ſchildern! ſprach der feine, alte Herr. Ich bin wahrhaftig kein Neuling, wenn es gilt, ein Verhältniß mit einer Künſtlerin anzuſpinnen. Ich laufe bereits lange mit. Ich habe der Frau von Buſch meine Huldigungen dargebracht, ich habe — wie Sie mich hier ſehen — der Unzelmann zu Füßen gelegen. Ich gehörte zur alten

Garbe der Sonntag — ich beſang die Neumann, wie ſie zum erſten Mal in Berlin war und überreichte der ſeligen Malibran in Mancheſter einen Strauß von Edelſteinen, den ſie während des Feſtivals in den ſchwarzen Raabenhaaren trug. Mein Gott! was wäre dem Gelde unmöglich! Allein hier, in Ihrer Nähe, gottgeweihetes Mädchen! empfand ich zum erſten Male die Nichtigkeit des Reichthums, ich trug mich mit romantiſchen Gedanken, ich fühlte zur Stelle, daß Geld allein nicht glücklich zu machen im Stande iſt; ich faßte den empfindſamen Plan, gleich wie ein Ritter der fernen Fabelzeit, blos um meiner ſelbſt willen — darf ich das Wort ausſprechen? — nein, ich darf es nicht — erlauben Sie?

Ach, Gott! ſeufzte hier Hortenſe, der der Angſtſchweiß auf der Stirne ausbrach. Der feine, alte Herr nahm dies für ein günſtiges Zeichen; er wähnte, daß ſeine wohlgeſetzte Rede auch gut angebracht ſey. Seine Zurückhaltung wich einer Annäherung, die jedoch ſtets in den Gränzen des ſtrengſten Anſtandes blieb. Hortenſe war kaum noch vermögend, die Worte hervorzuſtoßen:

— Aber der Italiener? wer — wer — iſt — dies?

— Der Italiener iſt nur mein Kammerdiener — ſprach der Andere —

Hortenſe krümmte ſich zuſammen, von innern Schmerzen gefoltert — die Seekrankheit — jede andere Empfindung beherrſchend — brach furchtbar hervor — ſie hatte in dem Momente keinen andern Gedanken als Tod — Sterben.

Der alte, feine Herr war um ſie beſchäftigt; er war zu mißgünſtig, um ſeinen Kammerdiener zur Hilfe herbeizurufen, und da er den Pavillon allein gemiethet hatte, ſo war er vor jeder unerbetenen Störung vollkommen geſichert.

Zweites Kapitel.

Es brauſet der Wind — es ſauſet das Meer
Als wenn wohl keine Rettung mehr wär' —
Volkslied.

Die Lage war kritiſch. Nie hat man wohl die Zärtlichkeit eines Liebhabers auf eine ſolche Probe geſtellt erblickt. Die kurzen, boßhaften Wellen des Kanals, welche die Schwingungen des Schiffes mehrfach zerſtücken, anſtatt es mit einem großen, mächtigen Wurfe gen Himmel zu ſchleudern, um es bald wieder mit den Rieſenarmen des aufgewühlten Abgrundes aufzufangen — wie es der großmüthige Ocean in ſeiner launenhaften Spielerei unternimmt, um die Feſtigkeit des Fahrzeuges zu erproben — erregten den Reiſenden die unſäglichſten Qualen. In jedem Momente wiederholte ſich dieſes Stoßen, dieſe zappelnde Bewegung, Alles krachte im Bau des Schiffkörpers, wie im Körper der Menſchen. Man ſchloß die Augen, biß die Lippen im unſäglichen Schmerze — man glaubte bei jedem neuen Rucke, jetzt werde man ſelbſt mit der Maſchine in Trümmer gehen und nirgends ein Rettungsmittel. Der Gedanke, ausharren zu müſſen, wirkt endlich ſo mächtig in dieſer Lage, das Gefühl des unabänderlichen Elends wird ſo groß und feſt, daß die unbedingteſte Ergebung die Folge iſt, und man als ein Spiel der Wellen und des Schickſals nur Einen Gedanken hat — Tod. Allein dieſer Tröſter kommt nicht, und das Leiden währt ſo lange als die Reiſe.

Man denke ſich nun in ſolcher Lage eine Frau, von einem fremden Gegenſtande belagert, der bemüht iſt, durch unabläßige Dienſtleiſtungen ſich gefällig zu machen, die entweder in der, an Bewußtloſigkeit gränzenden Abſpannung nicht bemerkt werden oder bei der Rückkehr einiger geiſtigen Kraft, den Ekel, den Abſcheu nur noch erhöhen.

Hortenſe befand ſich in dieſem Falle. Alles ließ ſie mit ſich geſchehen; ſich zurecht legen; ſich Madera in den Mund und cölniſch Waſſer in die Naſe flößen. Sie war völlig erhoben durch ihren Schmerz über das, was ihr ſonſt das Gefühl des Anſtandes vorgeſchrieben haben würde. So mächtig wirkt dieſes Uebel auf der See, daß die ſchamhafteſten Geſchöpfe, junge Mädchen, die auf dem feſten Lande unter keiner

Bedingung ſich nur im Negligé einem Manne zeigen würden, im Schiffe, von der Krankheit ergriffen, ſich entkleidet, aufgelöſt, wie ſie ſind, in Stellungen und Lagen dem Blicke Fremder bloßzuſtellen, ohne die mindeſte Zurückhaltung. Dies iſt das Reich der vollſtändigſten Gleichheit; hier verſchwinden alle Rückſichten! Man hat eben ſo wahrgenommen, daß der galanteſte Herr, ſich zwiſchen zwei Damen drängt, denen er im letzten Salon auf dem Lande, auf die geiſtreichſte Weiſe den Hof machte, um ſeinen Kopf über das Geländer des Schiffes zu lehnen und den Fiſchen und Meergöttern ſein Inneres zu erſchließen, eben ſo aber, daß das ſchüchternſte Mädchen ſeinen Kopf an die Schulter des nächſten Beſten legt, um von der Erſchöpfung auf einen Augenblick auszuruhen, und ſich dann an ſeiner Seite die gewünſchte Erleichterung auf's Neue zu verſchaffen. —

Dieſe Schilderungen ſollen hier nicht ausgeführt werden. Sie könnten Beiträge zur Theorie des Ekels abgeben, wie ſie der herrliche Jean Paul, ſo ergötzlich in ſeiner Badereiſe Katzenberger's vorträgt.

Zum Glücke blieb Hortenſe's Geſellſchafter von dem gräßlichen Finger der Krankheit unberührt. Er hatte viele Reiſen zur See bereits gemacht und war auch ſchon deshalb frei, weil er auf dem Lande an einer überaus ſchlechten Verdauung laborirte, was man als ein Präſervativ zu betrachten geneigt zu ſein pflegt.

War es indeſſen wohl die Macht des Meeres, welche die Menſchen gegen Eindrücke abſtumpft, die ſonſt den Landbewohner mächtig ergreifen, oder war es die Macht der Liebe, welche die Nerven ſo feſt und ſtark zu machen, die Kräfte der Seele zu erhöhen im Stande war — genug der alte Herr — fühlte nichts anders als Glück und Zufriedenheit, Wonne im Uebermaaße, ſo in der Nähe ſeines geliebten Gegenſtandes zu ſeyn und ſich damit beſchäftigen zu können, ohne von deſſen Lage ergriffen zu werden.

Wie ſelig fühlte er ſich, dieſen Kopf im Arme halten, dieſe ſchöne Stirne ſtützen zu dürfen, in dieſes holde, wenn gleich gebrochene Auge zu blicken, dieſen üppigen, halbgeöffneten Mund mit dem Tuche zu berühren, wenn die gräßlichen Verzerrungen von den Lippen gewichen waren, die das Erbrechen hervorbrachte.

Die Stunden vergingen ihm mit Blitzesſchnelle unter dieſen unausgeſetzten Beſchäftigungen. Er ſelbſt ſtärkte ſich hin und wieder durch einen Schluck aus der Maderaflaſche und ſeine Phantaſie ſchweifte in die anmuthigſten Regionen. Seine getreuliche Pflege — dies ſpiegelte ſie ihm vor — würde in dem Herzen der angebeteten Tänzerin Dankbarkeit erzeugen — er ſah ſie ihm folgen in das Aſyl des Reichthums und der Ueppigkeit — er ſah ſie entzückt über die Wunder, die er um ſie verbreiten würde. Er wollte ja nur ihr Sclave ſeyn, an ihrem Blicke hangen, in ihrer Nähe ſein Glück verzittern, vergehen in ihrem Hauche — ſie ſollte herrſchen über ihn und ſeine Schätze. Aber den Italiener wollte er für immer entfernen. Seine Rolle war ausgeſpielt und ein anſehnliches Stück Geld ihm als Entſchädigung für ſeine geleiſteten treuen Dienſte zu Theil werden.

Unter dieſen Träumereien und mannichfaltigem Ueberlegen, bemerkte er kaum, daß die Patientin ſeit einiger Zeit ruhiger zu werden anfing, und die ſtoßenden Bewegungen des Schiffs nach und nach gemächlicher zu werden begannen; man war nehmlich in die Mündung der Themſe eingelaufen.

Hortenſe erwachte wie aus einem langen Schlafe.

Sie wollte auf das Verdeck, allein der allezeit bereite Begleiter machte ſie darauf aufmerkſam, daß ihre Toilette einiger Nachhilfe bedürfe, um ſich den Blicken der Leute zu zeigen. Da fiel es der ſchönen Tänzerin wie ein Stein auf's Herz, daß ſie keine weibliche Bedienung bei ſich habe. Ein Seufzer entſtieg wie eine rührende Erinnerung ihrem Buſen. Allein ſie ſollte ſie, nach der Meinung ihres aufdringlichen Begleiters nicht entbehren. Er eilte fort um ein weibliches Weſen, unter der Schiffsgeſellſchaft aufzutreiben, das ſich zu dem Dienſte eines Kammermädchens bei Hortenſe verſtehen könnte.

Der erſte Augenblick des Alleinſeyns machte ſich auf ſchmerzliche Weiſe geltend. Der Kopf, noch ſo ſchwach von den ausgeſtandenen Leiden, war kaum im Stande, ſich Alles zu vergegenwärtigen, was vor und während der Reiſe ſich zugetragen hatte.

Sie wollte einen Entſchluß faſſen, aber ehe ſie noch darüber im Reinen war, trat der feine, alte Herr, mit freundlichem Geſichte ein, bezeugte ihr ſeine Freude über ihre plötzlich eingetretene Geneſung, verſicherte, daß ſie ſchon an Greenwich vorüber ſeyen und bald in ſeinem Hotel in London ſich befinden würden, und ſtellte zugleich eine kleine, flüchtige Griſette, von ziemlich gutem Ausſehen vor, die, einen Dienſt ſuchend, die Reiſe mitgemacht habe, mit guten Zeugniſſen verſehen zu ſeyn vorgebe, und ſich mit Vergnügen der Toilette ſeiner Gebieterin widmen wolle.

Hortenſe mußte jeden Dienſt annehmen, jede Perſon um ſich dulden, in der Verfaſſung des Augenblicks. Ein Blick in den Spiegel überzeugte ſie von der dringenden Nothwendigkeit, denn er erfüllte ſie mit Schauder. Nie hatte ſie ſich ſo erblickt. Das Geſicht war bleich, die Lippen welk, die Augen matt; das wäre aber noch erträglich anzuſchauen geweſen, da die urſprüngliche Schönheit der Form den Mangel an Glanz und Farbe überſehen laſſen konnte. Allein die Verwirrung, die das Ganze umgab und entſtellte, die feuchten, zerzauſten Haare, ein grünes Band, das hindurchgezogen war und von den angewandten Säuren, womit die Hand des ſorgſamen Liebhabers, die Stirne reichlich benetzt hatte, die Farbe gelaſſen, und ſie in unregelmäßigen Streifen den Wangen und dem Halſe mitgetheilt hatte; die zerknitterte Wäſche, die von den Eſſenzen durchnäßten und ſchmutzig gefärbten Buſen- und Halskrauſen — Alles dies gab ein ſo troſtloſes Bild —

daß Hortenſe ihre Augen von ihrem eigenen Anblicke abwenden mußte.

Mit Zögern erwartete ſie, daß ihr Begleiter ſich nunmehr entfernen würde, um ihr und ihrer neugewonnenen Zofe den Raum zu überlaſſen, allein ſie mußte mit Schrecken ſehen, daß er nicht nur keine Anſtalten dazu machte, ſondern ſich vielmehr anſchickte, die nöthigen Hilfsleiſtungen bei dem Toilettendienſte in eigener Perſon zu übernehmen. Hortenſe raffte jetzt ihre ganze Kraft zuſammen, um ihn gebieteriſch zum Rückzug zu bewegen, allein mit ſeltener Beharrlichkeit vertheidigte er ſeine Anweſenheit. Er ſchlich auf den Zehen, er benahm ſich ſo ergeben, er heuchelte die größte Zurückhaltung, ſtellte ſich abgewendet in den Winkel, oder blickte zum Fenſter hinaus, wenn er vorausſetzte, daß irgend etwas am Anzuge vorgenommen werden ſollte, das nach allgemeinen Begriffen das Auge des Mannes nicht ſchauen dürfe — dann aber war er ſogleich wieder da, mit einer Nadel, mit einem Bande, hielt dies oder das, holte herbei, legte fort, kurz war auf alle Weiſe behilflich und förderlich. Das ächte Bild eines armen, alten Courmachers, den es überglücklich macht, in der Nähe ſeiner Göttin verweilen zu dürfen, und der, um jeden Preis dieſe hohe Gunſt ſich zu erringen bereit iſt.

Hortenſe mußte am Ende über das Original lächeln, und er pries ſich ſelig, als er dieſen erſten Sonnenſtrahl des himmliſchen Blickes durch die bisher ſo trüb umwölkte Stirne leuchten ſah.

Drittes Kapitel.

Don Gayferos! Don Gayferos!
Guter, vielerprobter Ritter!

Spaniſche Romanze.

Willenlos folgte Hortenſe ſeinen Anordnungen. Sie ſah ſich in einem reichen Hotel, das ihr Begleiter das ſeinige nannte. Bei der Ankunft hatte ſie noch den ſchönen Italiener geſehen, dann war er ihren Blicken entrückt. Die auf dem Schiffe gemiethete Zofe war ihre nächſte Umgebung.

Wir haben bis jetzt das Theaterleben in ſeinen verſchiedenſten Abſtufungen ſich vor uns entfalten ſehen und abſtoßende wie anziehende, ernſte wie heitere Scenen beobachten können. Alles in unſerm Vaterlande zeigte uns aber ſtets nur ſehr beengte Verhältniſſe; die freieſte Lebensweiſe erhob die Künſtler nicht über die Gränzen der banalſten Formen; ſie hatten mit Armuth und Bedrängtheit zu kämpfen; ſie litten von den Folgen der übeln Nachrede, wie ſie das

Baſengeſchwätz in unſern Städten ausheckt; ſie waren abhängig von den Launen der Menge, die ſich unberufen in die Gränze ganz innerlicher Beziehungen miſchte und ihre Rache, ihre Parteilichkeit dort hineintrug und die Laufbahn der armen Künſtler mit zahlreichen Dornen beſtreute. Hier ſtehen wir nun auf einem andern Gebiete. Wir ſind in einem Bereiche der Kunſt, wo nur die Strahlen des Ruhmes herrſchen, wo die Sonne des Glücks nie untergeht, wo der glänzendſte Beifall und der reichſte Lohn einen unverſiegenden Quell von Genüſſen gewährt, der die Bruſt des Künſtlers anſchwellen muß. Wir wollen ſehen, welcher Grad von Zufriedenheit ſich damit verknüpft, wir wollen erwägen, ob der arme Künſtler, der neben ſeinem Karren, hungernd auf der Landſtraße einherzieht, ob der wackere Mann, der gegen Sorgen geſchützt, an einem Hoftheater ſeinen innern Gott aufopfern muß und ſich der Intrike beugt, um ſeine Kinder erziehen zu können, ob der gute Enthuſiaſt, der ſich im Hange nach dem Höchſten auf ſchweren, oft irreleitenden Bahnen abmüht und dann ſpät ſeinen Wahn zerknirſcht einſieht, gegen den vom Glück getragenen, vom Glanz umgebenen Künſtler ſo ſehr im Schatten ſteht, der die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllend, durch ihre Hauptſtädte zieht, von Allen ſehnſüchtig erwartet und von dem lauten Jubel des Beifalls getragen. Wir glauben es ausſprechen zu dürfen, daß allen dieſen Künſtlern das wahre Glück nur wie Scheinglück blüht — daß keiner von ihnen zufrieden mit ſeinem Looſe ſeyn kann, und daß Bodenlos wie Hortenſe, Leinweber wie Balder, Alfred wie Lucile, an derſelben Krankheit ſiechen und daran zu Grunde gehen müſſen. Glücklich ſind nur die, ſo genießen! Wer im Stande iſt, ſich den Genuß von Kunſtwerken zu verſchaffen, iſt der wahre König der Welt; er wähle nur ſolche, die ihm genügen und erhole und ſtärke ſich daran. Auch kein leiſeſter Tadel beflecke die Augenblicke der Weihe, in denen er ſich ſeinem edeln Schwelgen überläßt. So wie die Kritik eintritt — denn der wahre Kritiker muß nothwendig auch ein gutes Stück vom Künſtler in ſich tragen — hört die Reinheit, das Ueberirdiſche ſeiner Exiſtenz auf und er ſinkt von ſeiner Höhe um ein Bedeutendes herab. Wer ſein Glück bewahren will, bleibe ferne der Verſuchung, eine Kunſt ſelbſt ausüben zu wollen!

Der ehemalige Berliner Banquier, der ſich auf ſo wunderbare Weiſe nicht in den Beſitz, wohl aber in die Nähe des reizenden, allgemein bewunderten

Geſchöpfes wenigſtens momentan zu ſetzen gewußt hatte, gehörte zu den originellſten Erſcheinungen der Londoner Geſellſchaft. Wie er ſelbſt ſagte, ſo hatte ſein ungeheurer Reichthum ihm die Pfade geebnet, überall hinzudringen. Er hielt nicht nur jede hohe Wette, ſondern er proponirte die höchſten. Bei den Wettrennen gewannen Pferde aus ſeinem Marſtalle den Preis; man ſpeiſte bei ihm auf Vermeil, ſein Koch war der Feinſte und die Faſhion konnte dem Eindringling nicht die Thüre weiſen. Er war die unvermeidlichſte Erſcheinung, der man überall begegnete, wo es dem hohen Luxus gefiel, ſich zu zeigen. Um einen mehr ſichtbaren als fühlbaren Mangel abzuhelfen, war er bemüht geweſen, von einem deutſchen Fürſtenhauſe ſich gegen eine bedeutende Aufopferung an baarem Gelde, die jedoch für ihn keine war, den Freiherrntitel zu verſchaffen, um auf ſeinen Wagen das große und kleine Wappen lackiren laſſen zu können, es dem Pferdegeſchirr aufzudrücken, ſeiner Vaiſſelle, ſeiner Valetaille, kurz allem, was zu ſeinem Hauſe gehörte. Wenn er auch hierdurch an Anſehen keineswegs gewann, ſo ſchmeichelte es doch ſeiner Eigenliebe, die auch mitten im Dunſtkreiſe des großartigſten engliſchen Reichthums den kleinen, deutſchen Albernheiten treu geblieben war. Bei den Engländern wird der Glanz der Geburt über Alles in Ehren gehalten und der Stolz ihrer Ariſtokratie überſteigt vielleicht die Gränzen der Vernunft; aber ſie ſind eben deshalb auch ſo vernünftig, einzuſehen, daß ſolch ein Vorzug der Geburt ſich durch nichts im Leben erlangen laſſe, daß er am wenigſten aber zu erkaufen ſey. Die guten Engländer tröſten ſich dabei, denn ſie wiſſen, daß Reichthum, Talent, Betriebſamkeit im Großen eben ſo Wege zum Glanze bahnen und der ſtärkſten Eigenliebe hinlängliche Befriedigung gewähren. Die Engländer ſind die geborenen Feinde alles Scheines; daher ſieht man ſie weder mit erkauften Titeln, noch mit erbettelten Ordensbändchen prangen. Wir Deutſchen haben, troß unſers vielgeprieſenen Ernſtes, denn doch auch recht Vieles von den Komödianten an uns, und ein Hofrathstitel, und ſollte er von einem letztgeborenen Sohne des kleinſten Fürſten- oder Grafenhauſes herrühren, der weder einen Hof beſitzt, noch ſich ſelbſt zu rathen wüßte, wird von Männern geſucht und gewünſcht, in deren Character Bürgſchaften für höhere Intereſſen liegen. Wer erklärt uns dieſen Widerſpruch, der troß der auf dieſe Titel- und Auszeichnungsſucht gehäuften Lächerlichkeit, dennoch unter uns nicht auszurotten iſt?

Als Freiherr nannte ſich Herr Liebermann, der ehemals an der Berliner Börſe wohlgekannte Banquier, von Staar. Von Jugend auf war er den Theaterſchönen mit Leib und Seele ergeben, und opferte ihnen große Summen auf. Er befand ſich nie ohne eine ernſtliche Neigung nach ſeiner Art mit irgend einer Primadonna. Und was ihm zum Ruhme nachgeſagt werden konnte: er war nicht wandelbaren Gemüths; immer war's der andere Theil, der ihn aufgab, ſey's, daß man ſeiner überdrüſſig wurde, ſey's, daß man ſich durch den Wechſel zu verbeſſern dachte. So waren die Jahre gekommen, wo es dem ohnedieß nicht von der Natur bevorzugten Manne immer ſchwerer werden mußte, Eroberungen zu machen, und wenn er ſie wohl von jeher nur ſeinem Gelde verdankte, ſo mußte er nunmehr die Prämien bedeutend verſtärken, wollte er ſich den vorübergehenden Beſitz einer ſolchen geliebten Freundin verſchaffen. Nach dem erſten Augenblicke der Ueberraſchung trat bei Hortenſe der feſte Wille ein, das läſtige Band zu trennen, ehe es ſich wider ihren Willen feſter knüpfen würde. Sie erklärte dem Herrn Baron eines Morgens, daß ſie ſein Hotel verlaſſen wolle und ihm für die ihr darin bewieſene Gaſtfreundſchaft danke. Allein Staar wollte davon nichts wiſſen. Er erklärte, daß er ohne ſie nicht leben könne; daß er ihr lange ſchon nachgereiſt ſey, bloß um ihres Anblicks theilhaft zu werden, und daß es ihn mit hohem Entzücken erfüllt habe, als er von einem Freunde endlich erfahren, ſie wolle ſich nach England begeben. Zugleich ſey es ihm durch einen glücklichen Zufall hinterbracht werden, denn nichts ſey ja dem Golde unmöglich, und ein fortgeſchicktes Kammermädchen iſt nicht ſehr verſchwiegen — daß ſie mit dem Betragen ihres Bruders unzufrieden, beſchloſſen habe, ihn heimlich zu verlaſſen und allein nach England überzuſchiffen. Hierauf habe er nun ſeinen abenteuerlichen und allerdings etwas kühnen Plan gebaut, und hoffe, daß ſie ſeiner Liebe Alles vergeben werde.

Hortenſe ſah ſich jetzt mit einem Male über ihr Abenteuer aufgeklärt. Sie erinnerte ſich, ein Kammermädchen, das ſie lange Jahre um ſich gehabt, und dem ſie deshalb ihr geheimſtes Vertrauen geſchenkt hatte, wegen plötzlich eingeriſſener Unordentlichkeit in den ihr überlaſſenen Angelegenheiten, wegen Verſäumniſſe im Dienſte, wegen arger Zerſtreuungen und gänzlich veränderten Weſens, fortgeſchickt zu haben, nachdem alle Ermahnungen und Scheltworte ſich fruchtlos bewieſen hatten. Dieſes Mädchen hatte

Staar in ſein Intereſſe zu locken gewußt — aber wie? Hortenſe ſollte auch hierüber nicht lange in Zweifel bleiben.

— Ich habe den hübſchen Kammerdiener, einen verſchmitzten Italiener, den Sie kennen, ſprach Staar, dieſen Menſchen liebte das Mädchen —

Hortenſe erröthete.

— Um ſich zu beſitzen, fehlte es Beiden an Mitteln, fuhr der Baron, grauſam, ohne es zu wiſſen, mit Geſchäftigkeit fort. Ich kenne die Gewalt der Sinnlichkeit, mein Fräulein. Eine ſchöne Perſönlichkeit, eine fremde Nationalität, Jugend, eine angenehme Tenorſtimme, das Alles macht Eindruck. Ich verſah meinen Kammerdiener mit dem nöthigen Gelde, um eine Figur im Salon Ihres Herrn Bruders machen zu können, die ich mit allem meinen Gelde und mit meinem Freiherrntitel obenein, nicht vorgeſtellt haben würde. Ich bin erfahren genug, um zu wiſſen, daß ein junges, ſchönes Mädchen Ihrer Art — nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich ſo offen ſpreche, ich will damit nichts Böſes von Ihnen geſagt haben — daß ein ſchönes Mädchen, von Ihrem

Stande, ſich eher einem ſolchen glänzenden Burſchen anvertraut, und ſteckte der heilloſeſte Abenteuerer dahinter, als einem beſonnenen, ältern, wohlmeinenden Manne, und hätte er auch ſchon die vollzogene Eheverſchreibung in der Taſche. Es iſt einmal ſo in der Welt. Zum Glücke aber iſt dem Gelde Alles möglich, und man weiß ſich zu helfen. Mein Cola, den ich einſt in Neapel aufnahm, war ein Burſche, auf den ich mich verlaſſen konnte. Er konnte ſchön ſingen und war ſogar einmal ſchon erſter Tenor während einer Fierastagione geweſen; er ſagte mir oft, daß er ſein Glück auch ſo gemacht haben würde, daß er es aber vorzöge, mit einer engliſchen Excellenza, mit einem großmüthigen Cavalier' inglese fortzugehen. Er darf es nun wahrhaftig nicht bereuen, denn ſein letzter Dienſt, den er mir mit ſolcher Gewandtheit leiſtete, hat ſeine vollſtändige Emanzipation herbeigeführt. Ich habe ihm Geld genug gegeben, er hat ſein Mädchen heirathen können, und iſt bereits mit dem Dampfſchiff nach Frankreich abgereiſt, um ſich von dort in ſein Vaterland zu begeben. —

Hortenſe war innerlich erfreut, den Gegenſtand einer flüchtigen Neigung wohl für immer entfernt zu wiſſen. Es widerſtrebte ihrer Natur, dem Urheber jener Täuſchung in dieſem Augenblicke Vorwürfe zu machen; ſie wiederholte nur ihren feſten Entſchluß, ihn zu verlaſſen. Der arme Baron legte ſich abermals auf's Bitten, er weinte, er ſchwur ewige Treue, er wollte nichts, als in ihrer Nähe athmen, wenn es ihm auch nur ſelten vergönnt ſeyn ſollte, ſie zu ſprechen. Nur auf ihre beſondere Erlaubniß wollte er ſich ihr vorſtellen; ſie ſollte frei ſeyn, wie der Strahl des Lichts, und über ihn gebieten mit unumſchränkter Macht.

Dies iſt einer von den characteriſtiſchen Zügen jener Menſchen, die bloß dem Scheine nachjagen, der ihnen allen Genuß erſetzen muß. Der arme Baron wollte, daß man in ſeinen Kreiſen ihn beneide, daß man von ihm ſage, er beſitze nicht nur das meiſte Geld, und Alles, was ſich daran knüpft, ſondern auch die Gunſt der ſchönen Tänzerin, gleichviel, ob er ſie in der That beſaß, beſitzen konnte, oder nicht.

Wie er ſich nun einmal dazu gedrängt hatte, die Rolle des Schickſals, in Hortenſe's Angelegenheiten zu übernehmen, ſo war er auch Schuld, daß ſie das Incognito, in dem ſie während ihres Aufenthaltes in London verharren wollte, wider Willen ablegen mußte. Er hatte nehmlich ihre Anweſenheit verrathen, die öffentlichen Blätter ſprachen davon, und dies war genug, vornehme Herren, Künſtler, Directoren der Theater, kurz eine glänzende Welt von verſchiedenen Mächten und Berühmtheiten in ihr Vorzimmer zu leiten, die um die Gunſt nachſuchten, ihr aufwarten zu dürfen. Lange ſchlug die arme, geplagte Künſtlerin auch dieſe Angriffe zurück. Sie war in einer heiligen Abſicht nach England gekommen, ein Drang des Herzens trieb ſie einem feſtbeſtimmten Ziele zu; es war lediglich der Wunſch ihre Mutter aufzuſuchen, ihren Zuſtand zu lindern durch die Sorgfalt und Liebe eines Kindes. Neben dieſen Zwecken erſchien ihr die Ausübung ihrer Kunſt, obgleich ſie ſie liebte, und ſie ihr oft als das Höchſte in ihrem Erdenleben erſchienen war, dennoch wie Entweihung. Sie konnte den Gedanken nicht denken, um den Beifall der Menge zu ringen, während ſie ihre Mutter noch nicht gefunden hatte; es kam ihr vor, als buhle ſie um eine Gunſt, die ſie nicht verdiene. Ihre Stimmung war die traurigſte; in ſich zerfallen, rang ſie nach äußerem Troſt, den ihr nichts in ihrer jetzigen Umgebung gewähren konnte.

Ach! das Gehäuſe, in dem der Künſtler, wie die Raupe in ihrem Geſpinnſte, ſchafft, iſt oft von Außen ſo glänzend und leuchtend bemalt, daß es Aller Blicke auf ſich zieht und den Neid der Menſchen erregt, während oft nach Innen kein Strahl dieſer bunten Freude dringt und der arme, rings eingeſponnene Wurm, von mannichfachen Verhältniſſen bewegt, ſich abmüht und die Flügel zum Aufſchwunge aus der Hülle ihm erſt im Tode wachſen.

Wer unterſcheidet wohl das wahre glückliche Daſeyn von dem falſchen Schimmer hienieden?

Aber auch Du, armer Staar, jagteſt ſolch einem Phantome nach! Was Du durch all Dein Gold Dir nur zu erwerben wußteſt, war der Traum eines Traumes — war weniger als Nichts!

Viertes Kapitel.

Nimm', ich kann ſie nicht verdienen —
Deine Krone — nimm ſie hin!

Schiller.

Hortenſe bewohnte jetzt ihr eigenes Appartement, der troſtloſe Staar hatte ſie ziehen laſſen müſſen. Das Einzige, was er ſo glücklich geweſen war, ſich auszubedingen, waren die Entreén in die Loge der Künſtlerin, während der Zwiſchenacte der Vorſtellung und der Zutritt in ihren Salon, an Tagen, wo ſie empfing.

Sie hatte nehmlich einer Aufforderung, die von der Königin ſelbſt ausging, nicht länger Widerſtand entgegenſetzen können, und mußte ſich dazu verſtehen, auf dem Theater Ihrer Majeſtät zu tanzen. So ſehr ſie dieſer Umſtand auch anfänglich verſtimmte, ſo tröſtete ſie ſich doch damit, daß es ihr inzwiſchen gelingen würde, über das Daſeyn und den Aufenthalt ihrer Mutter beſtimmte Aufſchlüſſe zu erhalten, weil ſie ſonſt gezwungen geweſen wäre, die drei Königreiche die Kreuz und Quere zu durchziehen, da ſie nur ſehr weitläuftige Andeutungen zu deren Auffindung hatte.

Stets mit ihrem Plane beſchäftigt und von ihren Beſtrebungen gänzlich in Anſpruch genommen, umſchwärmten ſie die bunteſten Ereigniſſe des ſie umgebenden Lebens, die Huldigungen und Ehrenbezeugungen, die Bewerbungen und Anforderungen — Dinge, die einer Jeden, und auch ihr, zu anderer Zeit, den Kopf ſchwindlich gemacht haben würden — ohne allen Eindruck auf ſie zu erregen. Wirklich zeigte ihr Leben in London die Exiſtenz des Künſtlers auf der höchſten Staffel des Glanzes. Welch ein Abſtand zwiſchen der Erbärmlichkeit, die ſelbſt unſere erſten Theater umgiebt, und dieſer Pracht.

Eine glänzende Equipage, die irgend ein Vornehmer zu ihrer Verfügung geſtellt hatte, führte Hortenſe in die Probe. Hier war ein koſtbarer Seſſel bereitet, auf den ſie, verhüllt in eine wärmende und bequeme Morgentracht, um ſich vor dem Zugwinde zu ſchützen, Platz nahm, umgeben von einem ſtets wechſelnden Kreiſe von Herren, die hierher kamen, um ſich mit theilnehmenden Fragen nach ihrem Befinden, nach ihren Vorſätzen für den Reſt des Tages und dergleichen Dingen zu erkundigen und ſich dabei in kleinen Dienſtleiſtungen und Artigkeiten zu erſchöpfen. Der brachte Blumen, Jener ein neues Keapſake, der holte das Hündchen herbei, um der Gebieterin gefällig zu ſeyn. Jener trug den Shawl, den Hut, jeder ſchätzte ſich glücklich, wenn ihn ein ſolcher Auftrag traf und vor den Andern auszeichnete. Alles was ſie ſprach, was ſie verhieß, wurde mit andächtiger Ergebenheit ergriffen und man war ſtolz darauf, damit, wie mit einem Siegesbulletin, davonzueilen und es bei den Levers der Damen, in den Vorzimmern der Staatsmänner, auf der Börſe, in allen bedeutungs- und einflußreichen Kreiſen auf's Schnellſte zu verbreiten.

Das Balletcorps hatte jetzt ſeine Aufgaben beendigt und das Solo begann. Hortenſe ſtreifte nunmehr die ſchweren Hüllen ab und ſchwang ſich wie ein Gebilde aus Anmuth und Luft gewoben, auf die Scene. Den zierlichen Fuß bekleidete ein ſeidener Strumpf und ein Schuh, den der geſchickteſte Bildhauer aus Alabaſter geformt zu haben ſchien. Ein ſehr kurzer, faltiger Rock aus feinem Mull umgab die ſanftſchwellenden Hüften und ein enges Corſett den vollen Buſen, die Arme waren entblößt; den Hals ſchmückte ein Reif aus farbigen Steinen, die wie zierliche Tropfen in den Ohren hingen und ſich eben ſo auf der Stirne zeigten, um ſich dann in die Nacht der dunkeln Haare zu verlieren, die ein Neſt aus üppigen Flechten tief nach dem Nacken zu bildeten und mit dem blendenden Lichte des Halſes ſcharf contraſtirten. Dies ſogenannte Negligé war ſchon an und für ſich das reizendſte Coſtüm, das geſchmackvoll, leicht und zierlich, den plumpen, mit Stickereien beladenen Putz gewöhnlicher Tänzerinnen weit hinter ſich zurückließ.

Wie ſie aber nun den Fuß erhob und ſich ſchwebend in der Luft hielt, dann mit unbeſchreiblicher Anmuth ſich um ſich ſelbſt drehte, die Arme ausbreitete und lächelnd mit unſichtbaren Genien zu ſcherzen ſchien, die nur von ihrem Auge erſpäht, ſie umgaukelten: wie ihr ganzes Weſen in Seligkeit zu ſchwimmen ſchien; ihre Bewegung ſich belebter zeigte und, wie von neckiſcher Laune ergriffen, dieſer göttergleiche Leib bald in ſchwellenden Beugungen, bald in ſäuſelndem Hüpfen, Sehnſucht, Luſt, Hoffen ausdrückte, bis ſie ganz von ſeliger Erfüllung überſtrömend in Jubel ausbrach, und großartig aufſchwebend, die Geſtalt nun wie verklärt ſich frei in der Luft zu erhalten ſchien und nur dann und wann mit der Spitze des Fußes gleichſam die Erde von ſich abſtieß, da erhob ſich das Gefühl der Schauenden mit, und ein lauter Beifallsſturm brach los; die Muſiker hatten Mühe, den Enthuſiasmus, der ſich ihrer bemächtigte, zurückzuhalten und den Bogen zu führen, ſie kamen aus dem Takt, das Orcheſter ſtockte, aber die Begeiſterung verließ die Künſtlerin nicht und den innern Harmonien, die ſie durchſtrömten, allein folgend, vollendete ſie ihre große, heilige Handlung, gleich einer reinen Prieſterin der Gottheit. Das iſt die ewige Gewalt der Kunſt, die nur Thoren und Engherzige als unvollſtändig ſchmähen können; Thoren und Engherzige allein claſſificiren ihre Werke; das Wahre, Göttliche zeigt ſich im Tanze wie im Brauſen des Orcheſters, und in dieſen wie in der Macht des Gedankens durch das geſprochene Wort des Dichters.

Aber viele von den Verehrern der Göttlichen ſtanden da, zu den Lampen gewendet, und man ſah ſie ihre Schreibtafeln hervorziehen und emſig notiren. Sie verzeichneten jeden neuen Schritt, jede kühne, jede zarte Wendung, die ſie noch nicht geſehen hatten, um mit eiſerner Gewiſſenhaftigkeit vor der Oeffentlichkeit Rechenſchaft davon geben zu können.

Baron Staar ſpielte bei dieſer Gelegenheit nach ſeiner Meinung eine Art von Hauptrolle, indem er umherging und förmlich Dank und Beglückwünſchung entgegenahm, da es ihm ja allein gelungen war, der Hauptſtadt dieſen hohen Genuß zu verſchaffen.

Doch war ſolch eine Probe nur der ſchwache Abglanz des Triumphes, der Hortenſe bei der Vorſtellung am Abend erwartete. Das Haus war überfüllt und ſtrahlte im blendendſten Lichte. Die Logen kränzte ein Blumenflor der edelſten Geſchlechter. Alles hing erwartungsvoll an der Scene, deren glänzendſte Erſcheinungen nicht im Stande waren, den Gedanken an die Eine zu verdrängen. Nun erſchien ſie. Kaum war ſie hervorgeſchwebt, als ein donnerähnliches Getöſe, den Raum vom Parterre bis zu den höchſten Gallerien füllend, ihre Bewegungen hemmte. Sie ſtand ſtill und empfing die Huldigung der Tauſende, die kein Ende nehmen wollte. Sie trat vor, vor bis an die Lampen, und indem ſie das ſchöne Auge im Kreiſe ſchweifen ließ, als wollte ſie Alles, was zugegen war, zuſammenfaſſen, um es ihrem dankbaren Herzen zuzuführen, fügten ſich die Arme, wie unwillkührlich zu einem Kreutze und ſie feſt an die hochwallende Bruſt ſchmiegend, bogen ſich die zarten Knie und die ganze Geſtalt nahm den Ausdruck des ehrfurchtvollſten Grußes an, der innigſten Anerkennung ſo vieler Huld und Güte und des Volkes Toben wurde wilder, lauter, von keiner Gewalt mehr zu beſchwichtigen. Drei-, vier-, fünfmal mußte ſie dieſe Stellung wiederholen, man konnte ſich nicht ſatt daran ſehen; die Zeichner zeichneten darnach, die Bildhauer prägten ſie ſich ein, um ihre Statuetten ſo zu formen und dies Bild der Grazie den entzückten Sinnen im getreuen Abdruck feſtzuhalten.

Man war erſchöpft und ließ jetzt der Künſtlerin Zeit, ihrer eigentlichen Aufgabe nachzukommen. Gehoben von dem Vorangehenden, leiſtete ſie das Vollendetſte, was ihr zu erreichen vergönnt war; allgemein war der Ruf: ſie übertreffe ſich ſelbſt und die Kunſtfreunde, die am Morgen bei der Probe jeden Tritt und Schritt, jede Beugung des Körpers, jede Hebung oder Senkung der Arme, jedes zierliche Fußſchnörkelchen notirt hatten, mußten wieder zu ihren Schreibtafeln greifen, um Alles zu berichtigen; ſo viel Neues bekamen ſie zu ſehen und anzuſtaunen und ſo unerſchöpflich zeigte ſich die Kunſt der Herrlichen.

Jetzt war der feierliche Act zu Ende und Hortenſe entſchwebte in ihrem letzten Solo nach dem Hintergrunde, um an dieſem Abende nicht wieder auf der Scene zu erſcheinen, da war aber dem Feuer der Zuſchauenden wieder kein Damm entgegenzuſtellen. Es war als ſollten ſie ſie für immer verlieren, dieſe beglückende Erſcheinung. Noch einmal ſie zu ſehen vor dem Abſchiede hätten ſie ihr Koſtbarſtes drangeſetzt; man ſchrie und tobte in ausgelaſſener Luſt und ſie mußte ſich noch einmal zeigen. Da ſtand ſie nun, in der Eile halbentkleidet ſchon, um den Eindruck zu erhohen, der Schmuck war aus den Haar genommen und dieſes hing in langen Flechten auf den Schultern hernieder, der Gürtel und die Spangen waren gelöſt, und das Gewand, ſo durchſichtig und leicht, umwallte freier jetzt die zarten Glieder, die davon wie in Duft getaucht erſchienen. Alles war in überraſchender Entzückung, alles noch um Vieles geſteigert; den ſchönen Damen in den Logen genügte es nicht mit den feinen Händchen zu klatſchen, nein — ſie griffen an ihre Buſen, an die Haare und beraubten ſich des koſtbarſten Geſchmeides, der herrlichſten Blumen aus Edelſtein und warfen ſie jubelnd auf die Scene, der holden Fee als gerechte Huldigung der Schönheit zu Füßen.

Wie lächerlich zeigt ſich auch hier wieder unſere Nachahmungsſucht und wie kleinlich zugleich. Was dort jenſeits der Alpen und des Oceans, wahrhaft die Frucht der Begeiſterung durch die Kunſt iſt und ſich in Selbſtvergeſſenheit rückſichtslos kund giebt, wozu wird es bei uns?

Irgend eine Partei will dem Gegenſtande ihrer Verehrung ein öffentliches Zeichen derſelben geben und ſammelt Stimmen, um ſich zu verſtärken. Dann ſchickt man hin und läßt für einiges Geld bei einem Gärtner ein Paar Kränze und Sträuße kaufen. Dieſe erhalten die treuen Diener mit dem Befehl, ſolche heimlich auf die Gallerie mitzunehmen und am Schluſſe der Vorſtellung oder beim Heraustreten des Künſtlers ſie auf's Theater zu werfen. Dies geſchieht denn auch nach Vorſchrift gewiſſenhaft, wenn gleich ungeſchickt an der unrechten Stelle, und ſelten erreichen dieſe Spenden — namentlich bei großen Theatern, die Scene, der großen Entfernung wegen. Alles dies geſchieht bei unſerer Scheu vor aller Oeffentlichkeit in den Schleier der tiefſten Heimlichkeit gehüllt und die Verehrer ſelbſt, ſind von ihrem kühnen Unternehmen ſo gefeſſelt, daß ſie dem Gegenſtande ihrer Verehrung Beifall zu klatſchen vergeſſen, wo dann die welken Kränze von zarter Bedientenhand geworfen, ſelbſt dieſes nöthigen obligaten Accompagnements entbehren und nur noch kläglicher dadurch werden.

Aber dann heißt es doch: dem oder Jenem ſind Kränze geworfen und die Blätter plaudern es nach, obgleich ſie die Bedeutung und die Wirkung recht gut kennen und mühen ſich ab, es für ein Ereigniß gelten zu laſſen. Man glaube aber ja nicht, daß dieſe Blätter etwa erkauft ſind; nein, dazu iſt der Deutſche zu ehrlich — ſie thun es des holden Scheins wegen, um dem nachbarlichen Krähwinkel glauben zu machen, ſie beſäßen reichen Kunſtſinn, hohen Enthuſiasmus und könnten ſich darin mit Neapel und London meſſen.

Vor allen Dingen müßten wir aber dann auch ein eigentliches Publicum in unſern Theatern ſehen; wir haben jedoch in unſern fürſtlichen Anſtalten nur Abonnenten, die für ein Paar Kreuzer einige Abendſtunden hinbringen wollen, die ihnen daheim im Winter, mit Licht und Heizung, oder im Wirthshauſe, bei Bier und Tabak theuerer zu ſtehen kommen würden. Schaffte man nur erſt die Abonnenten und andere Begünſtigte zum Tempel hinaus und machte der

Künſtler Wohl und Wehe vom Beifall der Menge wieder abhängig, dann hobe ſich der Schlendrian bald von ſelbſt auf und die Kunſt müßte ihre angeſtammte Richtung nehmen. —

Hortenſe erlag den Gefühlen eines ſolchen Moments. Der Vorhang fiel und erſchöpft begab ſie ſich in ihren Salon, Ankleidezimmer oder Loge genannt, wo Alles in Blumenpracht duftete, und die vornehmſte Welt ſich bereits hinzudrängte, um ſie zu empfangen und ein Wort von den ſchönen, bis jetzt nur ſtummen Lippen zu vernehmen. Sie hatte aber nichts als ein Lächeln für ſie, in das ſich Alle theilen mußten.

Arme Hortenſe! Dein Ruhm laſtet ſchwer, Du mußt ihm die ganze Nacht zum Opfer bringen!

Die leichte Ballettoilette weicht nunmehr ſchwererm Glanze. Was iſt das? Sie begiebt ſich hinter die ſpaniſche Wand und Alle bleiben harrend im vordern Raume ſtehen. Eine Stunde vergeht; ein leichtes Geſpräch verbindet die Geſellſchaft und hin und wieder tönt ein Wort, leicht hingeworfen auf eine Frage, aus dem Verſteck hervor.

Da erſcheint ſie wieder im höchſten Schmucke, einer Königin würdig. Von dunkler Seide umwallt ein weites Gewand die Geſtalt, Brillanten blitzen in den Locken, auf der Bruſt, am Gürtel. Immer graziös ſchwebt die Sylphide dennoch unter dieſer erdrückenden Laſt; man zürnt ihr, daß ſie die luftgeformten Glieder dazu verlieh, allein ſo will es die Sitte — ſie iſt im Salonfähigen Coſtüm und ſie muß der Einladung folgen und ſich zum erſten vornehmſten Lord begeben, um ſeinen Gemächern, die von ſo vielem Edeln, Vornehmen, Schönen und Prächtigen ſtrahlen, den höchſten Schmuck zu verleihen.

Betrübt ſteht Staar, der baroniſirte Berliner, zur Seite, und muß zuſehen, wie ein anderer, aber jüngerer Fant, der zufällig von ſehr altem Adel iſt, ſeiner Angebeteten den Arm giebt, um ſie zum Wagen zu geleiten und ſeinen Blicken auf lange zu entführen; denn ſeiner Perſon öffnet ſich dieſer Cirkel nicht, und eine lange Nacht, was nehmlich nach dem Theater und dieſen Vorbereitungen noch davon übrig iſt, wird er Hortenſe nicht aus ſeinem Zauberbereiche laſſen. Mit Thränen im Auge ſieht Staar ſie an ſich vorüberſchweben, er ſtreckt die Hand aus und möchte ſie im wahnſinnigen Taumel am Kleide zurückhalten, aber ach! vergebens, ſie iſt ihm entſchwunden, noch ehe er ſeinen Schmerz ganz zu faſſen im Stande iſt. Nicht Alles kann doch das Geld, guter Liebermann!

Mit ihrem Prunkgeleite erſcheint Hortenſe in der Geſellſchaft; man bildet eine Gaſſe, um anſtaunend die Erſcheinung an ſich vorüber zu laſſen. Auf einer Eſtrade nimmt die Künſtlerin ihren Sitz ein, und nach und nach drängt ſich Alles zu ihr hin, um ein Wort von ihr zu hören, um die Reizende in der Nähe zu bewundern.

Hier herrſcht nicht die Neugierde, genau zu betrachten, was ſie anhat, ob ihr Schmuck ächt, ob ſie Runzeln habe, wie ſie ſich benehme, und ob ihr Benehmen überhaupt nach der vorgefaßten Meinung des Ortes, in dem ſie ſich zufällig befindet, keine Blößen gebe und nach den herrſchenden Begriffen auch wohlanſtändig ſey. Pfui, der Erbärmlichkeit, und der kleinen Elle, wonach heimiſche Verhältniſſe, die ſich über die nüchternſte Alltäglichkeit nicht erheben, an ſolche Größen meſſend gelegt werden, die das Leben überragen und auf den höchſten Gipfeln des Daſeyns thronen.

Hier erſcheint ein Weſen wie Hortenſe, als

Gebieterin, als Geſetzgeberin. Was ſie heute ſchmückt, wird Morgen eine beneidenswerthe Zuthat bei der Toilette der Bevorzugteſten ſeyn; wie ſie ſpricht, ſo wird die Ausdrucksweiſe für jenen glänzenden Zeitraum gemodelt werden, in den ſich aller geſellſchaftliche Glanz der rieſigen Königsſtadt an der Themſe zuſammendrängt; man wird Schmuckſachen, Flitter, bis zu den kleinen, beliebten, unentbehrlichen Gegenſtänden zur Erhöhung und Erhaltung der Schönheit, nach ihrem Namen benennen, und Hortenſe wird Glückliche machen, Wohlſtand befördern, und ein Jahrhundert der Mode, ſechs lange Monate, durchleben, die wie Secunden verrauſchen.

Und wie ſie daſitzt, und Huldigungen der Erſten empfängt, und die Schönſten zu ihr treten, mit Worten der Liebe auf den Lippen, mit zarten Geſchenken in den Händen, deren Koſtbarkeit der feinſte Geſchmack umhüllt, damit ſie nicht durch das Grelle den Eindruck ſchmälern, der mit ihnen beabſichtigt wird — wie ſie umherſchaut und überall nur die regſte, freudigſte Theilnahme ſieht — denn wie könnte hier wohl Neid und Mißgunſt rege werden, in dieſer Region der Größe und des Glanzes, wo Jeder genug hat, und nur von ſeinem eigenen Reichthum ſpendet, ohne eine Verringerung deſſelben zu ſpüren — wer ſollte ſie hier nicht für die Glücklichſte halten?

Sie aber laborirt an dem nagenden Fehler der Geburt; das deutſche Element, das ihr Vater ihr mitgab für's Leben, läßt das reine Glück des Genuſſes der Gegenwart, nicht bei ihr aufkommen: ſie läßt ihr Auge umherſchweifen und ſie erblickt nicht den, den ſie lieben könnte und nach dem ihr Herz ſich ſehnt, und ſie gedenkt der armen Wahnſinnigen, die ihre Mutter iſt, und die ſie aufzuſuchen in dies Eiland gekommen iſt.

Fünftes Kapitel.

> Tom friert! — — —
>
> Shakeſpeare.

Unter den alten Völkern des Erdballs galten die Verrückten für Begünſtigte der Gottheit. Verzückung, Exſtaſe, das Heilige des Zuſtandes, das wir Nüchterne jetzt, mild genug, Ueberſpanntheit benennen, erhob den Menſchen, den er befiel, zum Außerordentlichen, zum Anſtaunenswürdigſten. Wo aber ſchafft ein ſolcher wahrhaft beneidenswerther Zuſtand Höheres, als im Gebiete der Kunſt? Lächerliche Menſchen, die von der Rohheit der Kamtſchadalen ſprechen, weil ſie ihre tollen Schamane verehren, die wie im Taumel des Rauſches Klappern ſchwingen und geſpannte Thierfelle ſchlagen und den Furchtſamen oder Andächtigen die Orakel des weißen Fuchſes oder Bären offenbaren! Das Weſen der Schamanen iſt ebenfalls ein erhöhter Zuſtand der menſchlichen Natur, wie er ſich im

Kamtſchadalen äußert; der feinere Grieche betet die Pythia an, die vom goldenen Dreifuße melodiſche Verſe ertönen läßt.

Jedes künſtleriſche Schaffen bedingt den höchſten Seelenzuſtand, deſſen ein Menſch fähig iſt. Von dem Grade deſſelben wird die größere oder geringere Vortrefflichkeit des Geſchaffenen abhängen. Aber dieſe Exaltation, die gewiß jeder ſinnige Menſch als etwas Bewundernswürdiges verehrt, gränzt nahe an jenen Zuſtand, den man Wahnſinn nennt. Es iſt wie ein italieniſcher Sommertag, wo das hellſte Abendgelb ſich der tiefſten Nacht vermählt, ohne Uebergang, ohne Dämmerung. Dieſe Dämmerung iſt nur für das ruhigere Glück des Genießens, der Sturm und Drang des Schaffens kennt ſie nicht.

Mehr als jede andere Kunſt, iſt es aber die Schauſpielkunſt im weiteſten Sinne, ihrer reinen Unmittelbarkeit wegen, worin der Menſch ſich zum Kunſtwerk ſelbſt erhebt, wo der Moment es ſchafft, um es im nächſten Momente wieder vernichtet zu ſehen, die mit jenem Zuſtande der Exaltation in nächſter Verbindung ſteht. Ein ſolcher

Künſtler, wenn er ein ächter iſt, hat etwas von jenem göttlichen Wahnſinn, der, wie die magnetiſche Kraft, ſchwächere Naturen ergreift, erhebt, umſtrickt, mit ſich fortreißt zur Höhe oder zum Abgrund; tändelnd mit ihnen über lachende Auen ſchwebt, oder ſie preßt und peinigt, daß ſie Schrecken empfinden, Thränen vergießen müſſen, Alles mitfühlen, Luſt und Schmerz, Wonne und Entzücken, Heiterkeit, tolle Luſtigkeit, Abſcheu und Grauſen. Es liegt eine wahrhaft dämoniſche Macht darin und es wird nur von der Maſſe abhängen, aus der ein Künſtler geknetet iſt, ob er zu den Mitteln des Schamanns greift, ſeine Wirkung zu erzielen, oder ſtrahlen wird in reinem Glanze vom goldenen Stuhle des Sehers. Wir aber ſind nur arme Thoren, wenn wir dafür nichts haben, als den plumpen Ausdruck: es iſt ein guter Schauſpieler.

Unter den Künſtlern giebt es aber ganze Familien, über die ſich dieſer Geiſt in reichlichem Maße ergoſſen hat. Nur eines leichten Druckes bedarf es bei ſolchen, um aus dem Geleiſe der gewöhnlichen Uebung in das gränzenloſe All geſchleudert zu werden, wo es nur Kometenbahnen giebt, die weitabſchweifen bis in die fernſten Regionen, und ſich nie begegnen, es ſey denn, um zertrümmernd aufeinander zu ſtoßen.

Man glaubte, daß ein guter oder böſer Stern bei der Geburt einwirken könne, oder daß eine ſtark hervorſpringende Neigung der Mutter, ein unbefriedigtes Verlangen derſelben, während des Tragens der Frucht, auf die Beſtimmung des Kindes einen merkwürdigen Einfluß übe. Ein anderer Glaube läßt den Charakter des Menſchen davon abhängig werden, was in den erſten Momenten, nach der Trennung vom Mutterſchooße, ihn umgiebt. Daher haben ſonſt wohl ſorgſame Eltern die Wiege ihrer Neugeborenen mit Pracht und Glanz, Muſik und Geſang, Kunſtwerken oder Tänzergruppen umgeben laſſen, wie es bei Montaigne's und Heinrich des Vierten Geburt geſchah. — Eben daher werden auch die Gelüſte der Schwangeren mit religiöſer Befliſſenheit erfüllt und merkwürdig iſt es, daß bei den einfachſten Weibern dieſe oft zu einer Ueberſpanntheit der ſeltſamſten Art ausarten und eine vollkommene Umwandlung ihrer Natur andeuten. Die Arme, die mit ſchlechter Nahrung ihren Hunger knapp zu ſtillen gewohnt iſt, trachtet nach feinen Leckerbiſſen; die Keuſcheſte verlangt nach Genüſſen der roheſten Sinnlichkeit; ja — man hat ſich die unerklärlichſten, die anekelndſten Gelüſte bei den zarteſten Geſchöpfen ausbilden ſehen. Dieſe ruhete nicht eher, bis ſie ihre ſchönen Zähne, wie das Gebiß eines wilden Thieres, in den Arm eines Menſchen gedrückt, um mit Gier einige Tropfen Blutes zu ſchlürfen und man kennt die Sage von Andern, die ein unruhiger, geſpenſtiſcher Trieb Nachts von der Seite des Gatten aufrief, um den Kirchhof zu ſuchen und dort den widernatürlichſten Heißhunger — an Leichen zu ſtillen.

Was der nüchterne Verſtand auch dagegen einzuwenden haben mag, die Erfahrung läßt ſich nicht wegleugnen, daß man wohl oftmals bei Menſchen mit abſonderlichen Eigenſchaften, mit erhöhten Fähigkeiten, mit ſeltener Anlage, zu großen, erſchreckenden Verbrechen, wie zu beglückenden Unternehmungen, mit unerhörter Thatkraft, wie mit unnatürlicher Beſchränkung aller Fähigkeiten — die Urſache an ſolchen Zuſtänden der Mutter während der Schwangerſchaft nachzuweiſen wußte, und ſie vollkommen damit in Einklang und Uebereinſtimmung bringen konnte. Es giebt Dinge unter dem Monde, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt und dies iſt Eines davon.

Solchen Menſchen, die gleichſam vorherbeſtimmt erſcheinen, wird unſere Theilnahme nicht fehlen dürfen, ſelbſt wenn ſie Handlungen verüben, die unſer Inneres empören und ſtets iſt mir der merkwürdige Ausſpruch eines großen Künſtlers in dieſer Beziehung gegenwärtig. Es war einſt von der Hoffmann'ſchen Erzählung die Rede, die das Fraulein von Scudery betitelt iſt und zu ihrer Zeit ein ſo großes Aufſehen machte, daß man ſie für die Bühne einrichten zu müſſen glaubte und ſogar aufführte. Der Held iſt bekanntlich der alte Goldſchmied Cardillac in Paris, deſſen Mutter von einem Gelüſte nach glänzendem Schmuck und Diamanten während der Schwangerſchaft ſo ſtark beherrſcht wurde, daß ſie ſich einſt bei einem öffentlichen Schauſpiele an einem fremden, reich damit behängten Kavalier vergriff und mit ihm ringend beſinnungslos zu Boden fiel. Unter dem Einfluſſe dieſes Momentes kam Cardillac zur Welt, in der er verdammt war, von einer unheilvollen Liebe zu Schmuck und Kleinodien beſeelt umherzuwandern und ſich durch Diebſtahl und Mord, wie er nur immer konnte, in den Beſitz derſelben zu bringen. Alle Darſteller dieſer Figur ſuchten nun das Gräuelvolle hervorzuheben und, nach Hoffmann's Idee, eine geſpenſterhafte Fratze hinzuſtellen. „Würde ich die Rolle jemals darſtellen," ſprach Eßlair, „ſo wollte ich damit das Publicum zu Thränen rühren.“

Und er hatte Recht, der große, menſchliche Künſtler! —

Unweit von der Hauptſtadt, in einer klaren, freundlichen Landſchaft, die eine Luft umzog, ſo mild und nebelfrei ſie nur auf der britiſchen Inſel zu finden war, ſtand ein geräumiges Haus mit hellen Fenſtern und von grünenden Gehegen hinter hohen Mauern umgeben, das ein geſchickter Arzt zur Aufnahme von Gemüthskranken eingerichtet hatte. Er huldigte der neuen Methode. Aller Zwang war von ſeiner Heilart entfernt; die Wirren waren in ſteter Zerſtreuung, die mancherlei Arbeit mit geſchickt unterwebter Unterhaltung um ſie verbreitete. Am wirkſamſten zeigte ſich bei dieſem Verfahren das Komödienſpiel, weil wohl bei keiner andern Beſchäftigung Arbeit und Unterhaltung ſo eng mit einander Hand in Hand gehen. Der Doctor, der gänzlich in ſeinem Berufe lebte, dichtete ſelbſt die Stücke für ſeine Hausgenoſſen, er vertheilte die Rollen, er leitete die Proben und wenn die Vorſtellung ſtattfand, ſo ſchminkte er die Acteurs, war bei ihrer Toilette zugegen und ſoufflirte ihnen ſogar. Die Zuſchauer bildeten Jene, die in dem Stücke gerade unbeſchäftigt waren, denn die Weisheit des Arztes gönnte den Köpfen Muße vom Auswendiglernen, um ſie nicht durch Ueberhäufung noch mehr zu verwirren und das Gewonnene an Vernunft durch unreife Verſchwendung vielleicht unwiederbringlich zu verlieren.

Es war überaus merkwürdig, wie dieſe Künſtler mit Fleiß und Eifer ihrem Geſchäfte oblagen, und welche Mühe ſie ſich gaben, ihre Aufgabe zu löſen. Da war nichts von Uebertreibung ſichtbar; man konnte keine natürlicheren Schauſpieler ſehen und ſie mußten darnach ſtreben, denn ſie hatten ein Publicum, das unbeſtechlich, von keinem fremden Einfluſſe abhängig war und das ſich als unerbittlich im Richten bewies. Sie gaben den Ernſt mit einem Ernſte, der Schauer erregte, das Poſſenhafte mit der ihm zuſtehenden Luſtigkeit; ſelbſt erſchütternde Scenen ſchloß der einſichtsvolle Doctor von ſeiner Bühne nicht aus, weil er ſich von ihnen gleichſam electriſche Wirkung, wohlthuende Folgen auf das Gemüth der Kranken verſprach und eben ſo kamen oftmals Verſpottungen des eigenen Zuſtandes vor, Schilderungen von komiſchem Wahnſinn, von ſogenannten fixen Ideen, die im Geiſte der Spielenden und Zuhörenden aufzuräumen dienen ſollten. Nur glänzenden Apparat und leeres Schaugepränge, ſo wie rauſchende Muſik hielt er nicht für angemeſſen, aus Furcht, daß die bloße Sinnlichkeit dadurch erregt würde; auch phantaſtiſche oder mährchenhafte Stoffe kamen nicht vor, ſondern Alles blieb ſtreng dem Leben entnommen, klar und deutlich in der Auffaſſung, einfach und wahr in der Ausführung; nie in der Abſicht, die Stücke für Geiſteskranke geſchrieben zu haben, wie man heutzutage wohl kindiſch für Kinder oder einfältig für's Volk ſchreiben zu müſſen glaubt, hatten ſie einen geordneten Zuſammenhang, eine angemeſſene, oft edle Sprache und die zuſagendſte Entwickelung. Der Doctor bewährte ſich hier zugleich als ein vollkommener dramatiſcher Dichter und wird — wenn er einſt ſein Narrentheater herausgiebt — viele beſchämen, die ſich vergebens abmüheten, ein wahrhaft gutes, erfolgreiches Stück für die Schaubühne der Geſcheuten zu liefern.

Ich bin überzeugt, daß unſere Directionen nach den Stücken für die Narren greifen würden, wenn man ſie überſetzte und drucken ließe. Letzteres iſt nun zwar unerläßlich, des Honorars wegen, das mehre dadurch erſparen zu dürfen glauben.

So befinden wir uns denn hier in der That vor den Hallen eines zwar beſcheidenen, aber ſehr wirkſamen und auf ſein Publicum eine große Macht übenden Theaters, das mit vollerem Rechte in dieſer Beziehung „Muſterbühne" genannt zu werden verdiente, als jene, die wir ſchon kennen lernten.

Den erſten Rang in dieſem Vereine nahm eine Künſtlerin ein, zu deren innerſter Kenntniß der Arzt erſt nach und nach, und zwar nur auf ſehr unvollſtändige Weiſe gelangt war. Man hatte die arme Wahnwitzige, einſt, da er auf kurze Zeit von Hauſe abweſend war, ſeiner Pflege anvertraut und ſich darauf entfernt, ohne den nöthigen Aufſchluß über die Art und die Entſtehung des krankhaften Zuſtandes gegeben zu haben. Vergebens erwartete er von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, das Verſäumte nachgeholt zu ſehen; Niemand meldete ſich. Eine ziemlich ſtarke Summe Geldes, welche die Kranke bei ſich hatte, war genügend, um für lange Zeit die Koſten des Aufenthaltes und der Kur in der Anſtalt zu decken, und noch ehe dieſe ſie ganz erſchöpft haben konnten, floſſen neue Geldſendungen aus unbekannter Quelle in die Kaſſe des Arztes, mit der ſtets gleichmäßig wiederholten Bitte, die wahrſcheinlich für immer Unheilbare mit Liebe und Sorgfalt zu pflegen, ohne der Quelle ihres Leidens nachſpüren zu wollen.

Allein hierin täuſchte ſich der geheimnißvolle Schreiber. Das Strengverhüllte, Räthſelhafte, reizt den Forſcher um ſo mehr, ſich mit ganzer Kraft der Löſung hinzugeben. So auch hier. Da Niemand da war, der Kunde von der Fremden mittheilen konnte, ſo machte der Doctor ſie zu ſeinem eifrigſten, anhaltendſten Studium. Er ſuchte ſie auszuholen, denn da ſie bei ihrer Ankunft in keinem Zuſtande der Aufregung ſich befand, ſo hoffte er durch milde Worte Geſtändniſſe zu erhalten. Allein hier ſah er jeden Verſuch vereitelt, denn die Frau war ſtumm. Er mußte daher ſtreben, durch ſorgfältiges Belauſchen ihrer geheimſten Handlungen, einen Faden zu faſſen, an dem er ſeine Vermuthungen aufreihen könnte, die ihn dann zu irgend einer Entdeckung führen würden.

Zu dieſem Ende wurde die Stumme in ein beſonders eingerichtetes Gemach gebracht, aus dem in benachbarte Localitäten Schallröhre liefen, und in deſſen Wände, an ziemlich verſteckten Orten, Oeffnungen angebracht waren, durch die man die Blicke werfen konnte, ohne eine Entdeckung befürchten zu dürfen.

Dieſe ſorgfältig und anhaltend benützten Vorkehrungen ergaben, daß die Kranke ſich ſehr anſtändig und ruhig verhielt, wenn ſie allein war; nur manchmal laut ſeufzte und ſehr bekümmert war, dann aber wieder aufſprang und eine Weiſe mit melodiſcher Stimme halb vor ſich hinſummend, einen pantomimiſchen Tanz auszuführen begann, der den Doctor in vollſtändige Bewunderung verſetzte. Die Schönheit in den ſonſt verkümmerten Zügen dieſer Frau, erhob ſich dabei zum wahrhaft Idealen und der Ausdruck war von einem unendlichen Zauber umfloſſen. Vergebens ſtrengte er das Gehör an, um zu erſpähen, ob nicht auch Worte zur Melodie erklangen, allein die Stimme ward während des Tanzes ſo leiſe und ſummend, daß es ihm nicht möglich war, etwas Gewiſſes darin zu entdecken. Anfänglich ſtörte er ſie nicht, ſelbſt feſtgebannt von der Gewalt der Kunſt dieſer Frau, die hier, in dieſem Orte, ohne alle äußern Mittel, die unglaublichſte, ungeheuerſte Wirkung hervorbrachte, dann aber gewann er es über ſich, ſich loszureißen von dem Anblicke, und er ſuchte ſie dann zu überraſchen. Aber ſogleich wie ſie ihn ſah, nahmen ihre Züge wieder den Ausdruck der größten Gleichgültigkeit an, ſie ſetzte ſich, kalt vor ſich hinſtarrend, und erwiederte auf alle ſeine Fragen, nur durch ein Paar einfache, ſtets wiederkehrende Zeichen.

Ein Arzt dieſer Art ermüdet jedoch nicht ſo bald; während er ſeine Forſchungen um die Perſon der Kranken nicht ausſetzte, unterhielt er ein förmlich organiſirtes Spähſyſtem nach außen, und ſo gelang es ihm endlich, Einiges von dem Vorfalle in Dublin zu erfahren, wie ihn Lucile ſeinem jungen Freunde Alfred vor der nächtlichen Flucht aus dem Hauſe Krauthöfers, mittheilte, der ohne die Anwendung ſolcher Mittel ſich bis in die Irrenanſtalt wohl ſchwerlich Bahn gebrochen haben würde.

Dies Licht genügte dem Manne der Wiſſenſchaft auf ſicherm Wege weiter zu ſchreiten, um die Kranke zur Geneſung, vielleicht auch zum Sprechen wieder zu bringen, denn daß ſie nicht ſtumm ſey, ſchien ihm gewiß.

Vor allen Dingen glaubte er ſie jetzt zu den Vorſtellungen mitnehmen zu müſſen, welche von den andern Hausgenoſſen dargeſtellt wurden. Er hatte ein heiteres Stück dazu gewählt, in dem die Narren ſich ſo ergötzlich und vernünftig als möglich benahmen. Allein nachdem der Fremden Ueberraſchung, die der unvermuthete Eindruck auf ſie hervorbrachte, vorüber war, fing ſie bitterlich, aber ſtille in ſich hinein, zu weinen an, und dieſer Zuſtand hatte ſo unendlich viel Rührendes und Aufregendes zugleich, daß die übrigen Zuſchauer theils ebenfalls Thränen vergoſſen, da ſie, dem Zwecke des Doctors nach, an dieſem Abende hätten erheitert werden ſollen, theils aber der Störung wegen, ſo grimmige Mienen zogen und bedrohliche Geberden machten, daß man die Stumme, die im eigentlichſten Sinne des Worts in Thränen zerfloß, ſchnell auf ihr Zimmer zurück bringen mußte, was mit leichter Mühe bewerkſtelligt wurde, da ſie ſehr ſanft war, und ſich geduldig leiten ließ.

Nachdem ſie fortgebracht worden war, erhoben ſich einige im Parterre und äußerten ſich laut über die Anmaßung des Doctors, der ſich unterſtehe, ſo nervenſchwache Perſonen in's Schauſpiel zu bringen, und ſo das Vergnügen der Geſellſchaft zu ſtören. Einer ſtieg ſogar auf den Stuhl, der ihm zum Sitzen dienen ſollte, und bat die Künſtler oben um Verzeihung, der Störung wegen; das Weinen gelte nicht ihrer Kunſt, die ſich in ſehr luſtiger Sphäre bewege, wie er andern Tages in dem Berichte deutlich darthun wolle, den er dem Redacteur des Chronicle ſenden werde.

Es darf nicht hinzugeſetzt werden, daß dieſer Narr ein Recenſent war.

Die Schauſpieler aber, die ſtets ihren Arzt und Regiſſeur vor ſich erblickten, waren ſo ſicher geſchult und taktfeſt, daß ſie ſich um das Alles nicht kümmerten, ſondern ihre Rollen ohne allen Anſtoß zu Ende brachten. Nur Einer, der den komiſchen Bedienten ſpielte, ſchielte etwas boshaft zur Seite und bleckte die Zähne in's Parterre, wie ein knurrender Hund, allein ein beſchwichtigender Blick des Arztes brachte ihn wieder zu ſeiner Rolle zurück, die bald ein allgemeines Gelächter erregte.

Zum Glücke war hiermit der Act zu Ende. Es traten Bediente in den Saal, die den Kranken, Spielenden ſowohl, als Zuſchauern, Eiswaſſer präſentirten. Man erlabte ſich, und plauderte. Ein Herr trat zu dem erſten Aufſeher hin, und fragte, woher es komme, daß man Wahnſinnige zu den Vorſtellungen laſſe? Er wolle nächſtens ein Memoire verfaſſen, um zu beweiſen, daß der Beſuch von Schauſpielen die Nerven ſehr angreiſe und beſonders Verrückten gänzlich abzurathen ſey.

— Ganz recht, Verrückten beſonders! ſetzte, mit Nachdruck, eine ganz wohl ausſehende Dame hinzu. Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß, aber ich erinnere mich hier doch nur ſchwach, dieſe Frau, die vorhin ſo ſehr weinte, während wir Alle im vollen Lachen begriffen waren, vor langen Jahren — ja wohl ſehr langen Jahren — auf dem Theater geſehen zu haben — ſie iſt eine Schauſpielerin —

Dieſe Dame war erſt ſeit acht Tagen aufgenommen worden, und was ihr ſo weit entlegen vorkam, hatte ſich in Dublin zugetragen, wo ſie gewohnt hatte.

— Was? eine Schauſpielerin? eine wirkliche Actrice, die für Geld ſpielt? rief eine Andre — die darf hier nicht auftreten! Das leid' ich nicht — wir ſpielen zu unſerm Vergnügen! wir ſind unter uns — lauter Standesperſonen!

Es war die Frau eines Schneiders aus der City, deren Mann bankerott geworden war, und die Equipage zu verkaufen gezwungen wurde, in der ſeine Ehehälfte gern zu ſtolziren pflegte. Sie hatte darüber den Verſtand verloren.

— Guter Gott! werft keinen Stein auf ſie! ſagte hier mit Salbung ein unterſetzter Mann, der Apotheker geweſen war und einſt, als er in der Nacht aufgeweckt wurde, um eine Medizin zu bereiten, in der Schlaftrunkenheit zu viel Opium beigemiſcht und ſo den Kranken vergiftet hatte. Darüber war er toll geworden, obgleich er von der Jury freigeſprochen worden war. Wir ſind alle große Sünder! ſetzte er noch hinzu.

In dieſer höchſt ehrbaren Weiſe ging es fort; und man hätte ſchwören ſollen unter den vernünftigſten Zuſchauern ſich zu befinden. Ja, wenn man in gewiſſen Dingen angeben ſollte, wo die Weisheit aufhört und die Narrheit anfängt, es könnte die

Geſcheiteſten in Verlegenheit bringen. Das unterſcheidet ſich nicht wie das Roth und Gelb in der Narrenjacke; dazu gehören ſchärfere Augen.

Der aufrollende Vorhang ließ den weitern Verlauf des Poſſenſpiels ſehen und der heitere Wechſel poſſierlicher Scenen regte die Zuſchauer ſo ſehr an, und lenkte ihre Ideen auf ſo verſchiedene Fährte, daß ſie bald die weinende Fremde, die ſie für wahnſinnig hielten, und Alles, was ſie daran von weiſen Betrachtungen und Vorſätzen geknüpft hatten, vollkommen vergaßen.

Und auch hierin machten ſie's wie die Vernünftigen.

Sechſtes Kapitel.

Nun biſt Du da!
Ich ſah' Dich . . . , Ja,
O Freud'! . . . . o Glück!
Mir ſtrahlt dein Blick!
Und neue Glut
Durchſtrömt mein Blut! —
Ja, Du biſt da,
Biſt wieder da!
Du fliehſt? . . . o bleib!
Hier . . . . ſieh dein Weib!
Er hört mich nicht, und ich . . . . ich lebe! — —

Wahnſinn aus Liebe.

Der Doctor ließ es indeß an fortgeſetzten Beobachtungen der Fremden nicht fehlen, und ſtrengte ſeinen Scharfſinn ſtets von Neuem an ihr Inneres zu erforſchen, um daraus Schlüſſe zu folgern, die ihn auf die ſichere Bahn leiten ſollten, eine durchgreifende Kur mit ihr vorzunehmen.

Er hatte bemerkt, daß ſie voll war von drückenden Gefühlen, die ein heftiger Zwang zurückhielt und die auf ſolche Weiſe das ſchwache Gefäß am Ende zertrümmern mußten, wenn es nicht Kraft genug mehr beſäße, den Gegendruck zu leiſten. Die Stummheit hatte gleich anfänglich ſeinen Zweifel erregt. Die unverſtändlichen Laute des leiſen Geſanges, der den Tanz zu begleiten pflegte, ſchienen articulirt zu ſeyn, und er ſchloß daraus auf die Fähigkeit zu ſprechen. Sein wichtigſtes Beſtreben mußte nun darauf gerichtet ſeyn, denn Bann zu heben, der die Zunge der Unglücklichen in ſo ſchwere Feſſeln ſchlug.

Das Geeignetſte ſchien ihm dazu heimlich Papier und Schreibzeug in das Zimmer zu bringen und dann die Wirkung zu beobachten, welche dieſe Gegenſtände auf die Kranke hervorbringen würden. Der Erfolg täuſchte ſeine Erwartung nicht.

Die Kranke war von einem Spaziergang, den ſie einſam in dem dunkelſten Theil der Schattengänge, die das Haus umgaben, zu unternehmen pflegte, nach Hauſe zurückgekehrt, als ſie plötzlich die Beſcheerung vor ſich auf dem Tiſche ſtehen ſah. Der Arzt war im Verſteck, auf ſeinem Poſten.

Niemand wäre im Stande, das zu ſchildern, was in dem Gemüthe der Fremden vorging und ſich auf die lebendigſte Weiſe in ihrem Geſichte, wie in allen Bewegungen ihres Körpers ausdrückte. Ihr ganzes Weſen ſchien verwandelt.

Zuerſt prallte ſie zurück; dann ſtürzte ſie auf den Tiſch zu, ergriff eines nach dem Andern, was darauf ſtand, hielt es nah vor die Augen, drückte es an ſich, küßte es, klatſchte in die Hände, hüpfte umher, weinte, lachte, kniete nieder mit gefalteten Händen und ſprang dann lachend wieder auf, um mit einer Haſt die Feder zu ergreifen und zu ſchreiben. Die Bruſt athmete raſch und kräftig, als wollte ſie ſich der drückenden Laſt auf einmal entledigen, aber die Hand zitterte und weinend lehnte ſie ſich zurück — ſie war nicht vermögend, ihre Gefühle dem Papiere anzuvertrauen.

Der Doctor harrte noch lange, ohne daß ſich etwas in dem Zuſtande der Armen veränderte, endlich entfernte er ſich, um nach andern Patienten zu ſehen. So viel ſtand jedoch bei ihm feſt, daß er auf dieſe Weiſe die gehofften Aufſchlüſſe erhalten werde und daß — wenn die innere Bewegung ſich erſt gelegt haben würde, auch die gewünſchten Ergüſſe nothwendig folgen müßten.

Am andern Tage, als die Fremde ihren gewohnten Spaziergang angetreten hatte, begab er ſich auf ihr Zimmer, und hatte die Freude, zwei Seiten eines großen Briefbogens voll geſchrieben zu ſehen. Da ſie nicht zu den mißtrauiſchen Wahnſinnigen gehörte — wie denn überhaupt ihre Verirrung durchaus keinen unedlen Zug darbot — ſo hatte ſie nicht daran gedacht, das Geſchriebene zu verſchließen, ſondern es auf dem Tiſche liegen laſſen. Der Doctor war ſich der beſten, gewiſſenhafteſten Abſichten bewußt und griff daher nach den Papieren, um ſich Licht zu verſchaffen, wenn es der Zuſammenhang des Inhalts erlauben ſollte.

So viel er auf den erſten Blick wahrnehmen konnte, zeigte der Inhalt wohl einigen Zuſammenhang, aber die Handſchrift bot Schwierigkeiten dar und war ſtellenweiſe ſo unleſerlich, daß hiedurch das Ganze dunkel wurde. Es war die Schrift eines Ungeübten, der nur ſelten im Leben zu der Feder gegriffen hatte, um ſeine Gedanken auszudrücken. Der Ausdruck ſelbſt war deutlich und correkt; hatte die Fremde auch keine Uebung im Schreiben, ſo war ſie im Denken geübter, ja ſelbſt im Sprechen mußte ſie es ſeyn, wie nun der Doctor faſt mit Beſtimmtheit annehmen zu können glaubte.

Der Augenblick drängte; das Entzifferungsgeſchäft war langwierig und jeden Augenblick konnte die Kranke in's Zimmer treten. Der Doctor hatte aber dies vorausgeſehen und auch hiefür gehörige Sorge getragen. Eine gute Copiermaſchine war bei der Hand und da Alles ſchon dazu vorbereitet war, ſo gelang der getreue Abdruck der Handſchrift in wenigen Minuten und froh wie der Sieger im beſchwerlichen Kampfe der Zweifel eilte der wackere Arzt mit ſeiner Beute davon, um den Inhalt des Papiers auf ſeinem Zimmer mit Muße zu entziffern.

Hier ſollte nun folgen, was er fand. Klarheit und Dunkel wechſelten aber auf ſo befremdende Weiſe in der Handſchrift ab, wie es durch den Zuſtand der Schreiberin bedingt war, daß es ſchwer werden mußte, zu erkennen, was Wahrheit darin war, was der Wahnſinn an bunten, wilden Blumen hinein verwebt hatte. Ich will daher nur ſolche Stellen hier wiedergeben, die geeignet waren über die Fremde und ihre Schickſale einiges Licht zu verbreiten.

Bruchſtücke aus dem Manuſcripte der ſtummen Fremden.

— — — —

— Alter Zigeunerherzog, mein Vater! warum haſt Du die Herzogin, meine Mutter verſtoßen? Oder war ſie vielleicht nicht Deines Adels würdig? Armer thörichter Mann! der Du auf das Alterthum des Geſchlechts ſo viel hielteſt — auch meine Mutter war edel. — Nun mußte das arme Weib mit mir umherziehen und ſich an gemaltem Feuer wärmen, da ſie doch an Deinem Heerde Dir zur Rechten ſitzen ſollte — nun mußte ſie, ſtatt der wilden Lieder, die Du ſo gern hörteſt — neue, künſtliche lernen, die ihr — ach! — niemals gefallen konnten. Und das Alles, weil Du ſtolz warſt! Was hatteſt Du aber davon? — Weiblos, Kinderlos, in Deinem Alter, verbluteteſt Du, und wir weinten fern von Dir, während Du Dich fern von uns wund und krank ſehnteſt. O Du alter, thörichter Zigeunerherzog! Du adelsſtolzer Mann!

— — —

Ich ward ſo glorreich geboren! Sie ſtanden Alle an meiner Wiege, die hehren, großen, längſt abgeſchiedenen Geiſter! Sie traten Alle noch einmal in's Leben zurück, um mich zu begrüßen bei der Geburt und mir die Weihe der ewigen Kunſt zu ertheilen. So ward ich. —

Da tratſt Du zuerſt zu mir hin, Mann, mit der hohen, unvergleichlichen Stirne, wo die Blitze der Gedanken hinter der elfenbeinernen Wölbung ſchlummern, mit dem Auge voll unausſprechlicher Schwärmerei, den die Amme Phantaſie geſäugt und den alle ſchönen Träume ihren Bruder nennen — Shakespeare! — und Du hauchteſt mir den erſten Kuß auf die Wange, wie ein zärtlich liebender Vater und Deine Kraft zog mir in die Seele — —

Dann ſchritteſt Du näher, Johnſon, mit ehrbarem Schritt, auf Deinem breiten Geſichte las ich Wohlwollen; die Ermahnung kränzte Deine Lippe und Dein Auge leuchtete mir liebenden, guten Rath. Du neigteſt Dich zu mir und Deine Finger ließen ſich nieder auf mein Köpfchen und ſtrichen - ſegnend darüber hin. Da huſchte das Licht der Klugheit unter die weiche Decke und verſchmolz mit meinem Hirne —

Nun ſchwebteſt Du heran — hehre Fee — mit dem Elfenſchritt — göttergleich. — Du nahteſt mir, aber ich konnte Dich nicht erreichen — Du entflohſt mir immer, wenn ich Dich greifen wollte — und ich zerarbeitete mich — verlor die Geduld — weinte — jammerte — umſonſt — weh mir! Dieſe Leiden ach! — — Eliſa!

Da erſcheinſt Du — David! Rieſenbezwinger! Deine kleine Geſtalt ſchien in magnetiſchem Leuchten zu ſchwimmen — Dein brennendes Auge durchzuckte mich — ich glühte — Dein Mund bog ſich zu mir nieder — ich fühlte den warmen Hauch Deines Athems — Deiner Seele — ſie ſchwebte mir zu — ich faßte ſie mit allen meinen Sinnen — Du gabſt mir den Kuß der Weihe — ach! den unausſprechlichen, wüthenden, zermalmenden! David Garrik! Du warſt mein Verderben!

— Weg mit dem Ahnenſtolz! Fort mit den buntgekleckſten Wappen! Unnatürlich! Unnatürlich! Was iſt ein goldener Löwe gegen ein edles Herz? Was eine Krone gegen einen ſchönen Geiſt? Was iſt Alles gegen die Liebe? gegen Schönheit — Würde — Anmuth! Welcher Thor wird dies fahren laſſen, wenn er es beſitzt, und der Eitelkeit nachjagen? — War ich Dir nicht Alles? Gab ich Dir nicht Alles? War meine Keuſchheit, die ich Dir brachte — meine Jungfräulichkeit — meine Liebe — nicht mehr werth, als das, wofür Du ſie hingabſt? — Ich hielt Dich für ſchön — und Du konnteſt mich verlaſſen — für edel — und Du wardſt mir ungetreu — für groß, und Du warſt ſo klein, den Anforderungen des reichen, ſtolzen Mannes Gehör zu geben! — O, Du konnteſt mich verlaſſen!!

— — — —

Nun war ich die Kunſt! — Meine Größe konnte ich nicht ertragen, weil die Menſchen, die mich nicht begriffen, ſie mir nicht tragen halfen. Ich zog durch die Städte, durch die Provinzen, der Wahnſinn, der in mir wühlte, ward nicht gemerkt; ich verloderte an dem innern Feuer und die Welt hielt mein Verbrennen für Etwas, woran ſie ſich ergötzen ſollte. Da fluchte ich der dummen Welt. —

Bin ich die Kunſt, dumme Welt! ſo baue mir Tempel und verehre mich im Staube. Ich bin deiner müde, dumme Welt, und verlaſſe Dich! weil Du glaubſt, die Gottheit könne ſich erniedern, Deine Magd abzugeben.

Und ich wollte die Welt verlaſſen — aus der Welt gehen und machte mich auf den Weg. So reiſte ich denn fort und fort und wer an der Straße harrte und mein begehrte, der ſollte mich haben. Und Kindlein ſetzte ich in die Welt, gar herzige, liebliche Kindlein — Söhne und Töchter der Kunſt — und ich gab ſie den Menſchen, die ſich damit freuten — oh, mein armes Mutterherz! —

— — —

Dies waren jene Stellen, aus denen ſich eine Art von Zuſammenhang ergab, der mit den früheren Erlebniſſen der Unglücklichen ſich vielleicht in Verbindung ſetzen ließ. Dazwiſchen liefen Seitenſprünge, die keine Erklärung zuließen, ſelbſt nicht in der weiteſten Art und Ausrufungen, gute und böſe, wie ſie die Stimmungen, die gerade während des Niederſchreibens ſich der geſtörten Seelenkraft bemächtigt hatten, hervorriefen.

Der Doctor ſorgte dafür, daß die Kranke auf ihrem Zimmer durch nichts abgezogen werde, weil er vermuthete, daß die Wonne dieſer Mittheilung einen wohlthätigen Eindruck machen und eine Löſung der ſtarren Rinde, die ſich um ihr Gemüth gelagert, bewirken könnte. Vielleicht, ſo dachte er, kommen wir recht bald zu dem Schlüſſel des Verſtummens und es gelingt uns dann leichter, auch dieſes Siegel zu entfernen und von ihren Lippen, in unmittelbarſtem Erguß, das zu erlangen, was im Stande iſt, die Lücken auszufüllen, welche die Handſchrift ſtets haben wird.

Nichts trug ſich indeß zu, was die Kranke aus ihrem Nachdenken und ihrer ganzen, ruhigen Verfaſſung aufſchrecken konnte, und ſo hatte denn der beobachtende Seelenarzt die Freude, ſie mehre Stunden des Tages ſchreibend zu erblicken, und ſich jedesmal, während ſie ſchlummerte, durch die getreue Kopiermaſchine in den Beſitz des Geſchriebenen zu ſetzen.

Wir leſen weiter im Manuſcripte:

— — —

Die Kunſt geht nach Brod, darum wollte ich aus der Welt — aber die Welt iſt weit, weit und die Irrgänge kreuzen und verwickeln ſich ſo darin, daß man ſich in Jahren nicht herausfinden kann. Aber ich wollte aus der Welt, mit ſtraffen Brüſten und feuerigen Augen, mit heißem Munde und beweglichen, weichen Armen, mit einem Herzen voll Gefühl — ich wollte das Alles nicht dort laſſen, ſondern mit mir nehmen.

— — —

Da fand ich Dich wieder! auch jetzt warſt Du ſo ſchön und hold — aber ſoll denn Alles auf Täuſchung beruhen? Wie lange freute ich mich Dein? Ich glaube, es war ein Jahrhundert oder ein Jahrtauſend — allein was iſt das Alles gegen die Ewigkeit der Qual! — Die Kunſt hatte Vater und Mutter verloren und war eine arme Waiſe geworden — Da wardſt Du ihr wieder Vater und Mutter und Alles — Du wardſt ihr Gatte — Friede Deiner Aſche!

— — —

Wo biſt Du hingekommen? Werde ich Dich jemals wiederfinden? Und wenn ich Dich finde — woran ſoll ich Dich erkennen? Mein Auge iſt ſchwach

geworden und Du haſt Dich auch wohl verändert — und auch mein Geiſt — War's denn ein Wunder? — mein Geiſt hat ſich verdunkelt, er ſieht auch nicht mehr zum Beßten — für meine körperlichen Augen kann ich mir Brillen kaufen — wo aber Brillen für Augen des Geiſtes? Ach, arme Thörin! Giebt's denn körperliche Augen? Wir ſehen ja Alles nur durch den Geiſt, er ſaugt die Gegenſtände in uns. Was gefiel uns ſonſt? was ſtieß uns ab? Was zog mich ſo zu ihm hin? — Ach — daß ich ihn ſo ſchnöde verlieren mußte. — — —

— — — — —

Nach dieſem letzten Erguſſe trat Erſchöpfung ein; ſie griff einige Tage lang nicht wieder zur Feder und der Doctor unternahm es nun, mit Vorſicht einige Fragen an ſie zu richten. Allein das, was ſich in ihren Selbſtgeſtändniſſen ſo fließend ergoß, verſiegte in Gegenwart des Andern, wenn es ſich in der Form des Geſprächs geben ſollte. Alles, was er in Bezug darauf verſuchte, förderte nichts, ſie blieb ſtumm. Nach dem erſten Verſuche hatte es der Arzt nicht wieder gewagt, ſie zu den theatraliſchen Vorſtellungen zu laſſen. Jetzt ließ er eine ſanfte Muſik in der Nähe ihres Zimmers ertönen und Einige von den

Wärtern der Anſtalt mußten, von ihr ungeſehen, die Worte einer bekannten Scene ſprechen. Er wollte ſehen, welchen Eindruck dies auf ſie hervorbringen würde.

Wider ſein Erwarten horchte ſie mit freudiger Miene auf, ſobald ſie die erſten Töne vernahm, und ihr Vergnügen ſchien ſich von Minute zu Minute zu ſteigern. Sie ſtand auf und deutete an, daß ſie die Sprechenden auch zu ſehen wünſche. Der Doctor willfahrte ihrem Wunſche.

Kaum war ſie in dem Zimmer angelangt, ſo verbeugte ſie ſich gegen die Anweſenden und ſtellte ſich in Poſitur. Erſtaunt machte man ihr Platz und nun begann ſie einen pantomimiſchen Tanz auszuführen, der die Bewunderung Aller erregte. Sowohl die Haltung des Körpers, die Bewegung der Füße, der Ausdruck des Geſichts war im harmoniſchen Zuſammenhange, nur ſchien es, daß ſie dann und wann den Faden verlor und daß das, was ſie zeigte, in ſehr verſchiedenen Balletten oder Scenen vorkommen mochte.

Man ließ ſie gewähren, bis daß ſie ihre Ermüdung zu erkennen gab, dann klatſchte man ihr Beifall und ſie verließ an der Hand des Arztes das Zimmer, um ſich in das ihrige zu begeben. Mit fragendem Blicke ſah ſie den Doctor an, der ihr die Verſicherung ertheilte, nie eine ſolche Vollendung im Tanze noch geſehen zu haben, was ihr große Freude zu machen ſchien.

Nachdem ſie allein war, begab ſich der fleißige Arzt wieder auf die Spähe und ſah zu ſeiner Freude, daß ſie alsbald zur Feder griff und emſig und eifrig zu ſchreiben begann. Es war bereits ſpät am Abend, als ſie zurück in den Seſſel ſank, die Feder ihrer Hand entfiel und ſie einſchlief. Der Späher war gleich zur Hand, um das Geſchriebene zu copiren. Allein wie ſehr fand er ſich diesmal getäuſcht. Faſt die ganze Zeit über, wo er ſie ſchreibend geſehen, hatte ſie bloß ſinnlos mit der Feder gekritzelt. Das Papier war auf allen vier Seiten mit Dinte beſchmiert, ein wirrer See, eine leere Wüſte, aus der nur hier und da ein Wort, ein Name, gleich einem bewohnten Eilande hervortauchte. Allein die Kunde, welche die Bewohner ertheilten, war unverſtändlich; die Träger der Namen waren unbekannt und die Sprache, die ſie redeten, ebenfalls.

Der Arzt machte ſich Vorwürfe, daß er ſie durch dieſen Verſuch aus ihrer wohlthuenden, heilbringenden Ruhe aufgeſcheucht hatte.

Es wäre fruchtlos, hier die geringe Ausbeute gewiſſenhaft nachzuſchreiben, die aus den verſchiedenartig bald reichern, bald ärmern Ergüſſen der ſchönen Unbekannten geſchöpft wurde. Sie wäre nicht im Stande, ihre frühern Schickſale aufzuhellen, wohl aber leiteten ſie den ſcharfſinnigen Arzt zu manchem günſtigen Reſultate. Eines war ihm nunmehr gewiß, daß der Stummheit keinerlei Fehler der Sprechwerkzeuge zum Grunde liege, ſondern daß irgend ein bedeutendes Ereigniß, das ihr das Licht des Verſtandes getrübt, ihr auch die Sprache geraubt haben könne, oder daß eine fixe Idee ſie veranlaßt habe, ſich des Gebrauchs der Rede freiwillig zu entäußern. Die Hebung dieſer Umſtände mußte er nun einer Schickung anheimſtellen, wie ſie oftmals die Güte des Himmels verhängt. Inzwiſchen war es ihm doch gelungen, manches Hemmniß zu beſeitigen und ſie dem Kreiſe vertraut zu machen, dem ſie nunmehr angehörte. Er räumte ihr eine ausgezeichnete Stelle in der Geſellſchaft ſeiner Anſtalt ein und ſie wurde von Allen ihren Leidensgefährten mit vieler Rückſicht behandelt. Ihre Kunſtfertigkeit übte ſie, theils in ſtummen Partien, die der Doctor mit der Geſchicklichkeit eines trefflichen Dramaturgen in ſeine Dramen einzuflechten wußte, oder ſie tanzte große Scenen in den Zwiſchenacten.

Wenn nun gleich dieſe Leiſtungen einer Wahnſinnigen, die eigentlich niemals lichte Momente zeigte, nur unter gewiſſer Einſchränkung vortrefflich genannt werden können, ſo entzückten ſie doch die zuſchauende Verſammlung durch ihre fremdartige Größe und erregten bei den Kritikern eine Debatte, deren Aeußerung dem Arzte in andern Beziehungen ſehr willkommen war. Die Stumme blieb indeß unverändert; daſſelbe Räthſel, wie ſie es bei ihrem Eintritte geweſen war; dabei ſanft, mit einem ausgeſprochenen Hange zur Schwermuth, in deſſen Folge ſie die Einſamkeit ſuchte. Die ſchriftlichen Mittheilungen wurden jetzt ſeltener, nachdem ſich der innere Drang dazu durch die pantomimiſche Darſtellung erleichtert ſah, in welcher der Scharfſinn des Arztes in der That, manches von dem deutlich geſtaltet fand, was auf dem Papier nur dunkel angedeutet worden war.

So ſtanden die Sachen als ein Ereigniß ſich zutrug, daß alle Bemühungen des wackern Doctors für den Augenblick mit Freuden krönen ſollte, und um ſo erfreulicher war, als es unerwartet erſchien, wenn ſeine Folgen auch gleich dieſen Eindruck aufhoben.

Siebentes Kapitel.

> Ich habe dich wieder, noch glaub' ich es kaum!
>
> Caſtelli.

Hortenſe hatte während ihres Beiſammenſeyns mit Lucile nach und nach Alles erfahren, was ſich auf das Verhältniß ihrer Mutter bezog. Da er ſich aus ſeiner Jugend und dem Aufenthalte in England, mit dem Schauſpieldirektor Titl und ſeiner Mutter nicht erinnerte, je von einer Schweſter gehört, noch weniger aber ſie geſehen zu haben und ihn auf die Vermuthung, daß Hortenſe die Tochter ſeiner Mutter ſey, nur die auffallende Aehnlichkeit mit dieſer hinlenkte, ſo glaubte er, daß ſie einer ſpätern Verbinbindung, nachdem Titl-Krauthöfer ſeine Gattin zurückgelaſſen hatte, ihr Daſeyn verdanke.

Hortenſe war nunmehr nach England gekommen, ſowohl in der Hoffnung, ihre unglückliche Mutter zu finden, wie in der ſichern Erwartung, von ihr ſelbſt oder auf Familien-Papieren über das Räthſel ihrer Geburt ſelbſt Aufſchluß zu erhalten.

So weit ihre früheſten Erinnerungen reichten, hatte ſie ſich bei einem wüſten, abenteuerlichen Manne befunden, der ſich für ihren Vater ausgab und der mit ihr bald in großen Städten, bald in Badeorten lebte. Während ſie ſich in einer der erſtern aufhielt, hatte ſie Unterricht im Tanzen erhalten und durch ein frühreifes Talent, das ihren Lehrer in Kurzem überflügelt hatte, die Aufmerkſamkeit der berühmteſten Künſtlerin erregt, die ſich gerade in demſelben Orte anweſend fand. Sie nahm ſich ihrer an, und ſtattete ſie mit dem Beßten ihrer Kunſt aus. Ihre Lehren fielen in fruchtbaren Boden und leiteten Hortenſe zu der Vollkommenheit, in der ſie jetzt prangte.

Jetzt aber, als ſie älter wurde, und ſie reifer über ihr früheres Umherſchweifen an der Seite eines Mannes nachdenken konnte, für den ſie die ächte Zuneigung des Kindes zu ſeinem Vater nie empfunden zu haben ſich bewußt war, hatte ſie einen ſeltſamen Traum von frühern Verhältniſſen. Wenn ſie auf Reiſen in ein ſtattliches Wirthshaus auf dem Lande trat, war es ihr, als ſey ſie dort heimiſch und es zog wie helle Strahlen durch ihr Gedächtniß und es knüpften ſich Fäden an ihre Erinnerung, als habe ſie das ſchon einmal erlebt und als ſey ſie gewohnt, in ſolcher Umgebung zu ſeyn und zu hantiren. Dies Gefühl verzog ſich jedoch wieder, ſobald die Scene ſich veränderte, und ſie dachte nicht weiter daran.

Und iſt es nicht manchem Leſer auch ſchon widerfahren, als habe er die und die Situation in ſeinem Leben wörtlich ſchon einmal erlebt, und iſt es ihm nicht beim Anblick einer wildfremden Gegend, die ſein Fuß zum erſten Male betritt, als habe er ſie ſchon einmal gerade ſo vor ſich geſehen?

Einige wollten daraus die Annahme begründen, von einem frühern Daſeyn, deſſen Bewußtſeyn uns entſchwunden iſt und nur ſo manchmal bei beſonders erheblichen Anläſſen in uns wieder auftaucht, ich aber möchte jenes Gefühl viel eher den ahnungsvollen Träumen zuſchreiben, die uns vom Himmel manchmal geſchickt werden und denen wir keine Aufmerkſamkeit ſchenken, um ſie zuſammenhängend im Gedächtniß zu erhalten, oder deren Erinnerung uns mit dem Erwachen des Lebens verloren geht, bis ein äußerer Zufall ſie theilweiſe wieder erweckt.

Eines Morgens ſah Hortenſe zur ungewöhnlichen Zeit, ihren unermüdlichen Baron Staar, von der ihm beſonders ertheilten Erlaubniß, bei dem Lever der Künſtlerin unangemeldet zu erſcheinen, Gebrauch machen. Hortenſe befand ſich noch im tiefſten Negligé. Befremdet fragte ſie ihn nach der Urſache des allzufrühzeitigen Beſuchs, jedoch er war ſo außer Athem, daß er nicht fähig war, ihr eine zuſammenhängende Auskunft zu ertheilen. Aber ſeine Augen leuchteten und die Flügel der bedeutenden Adlernaſe hoben ſich ſtolz, wie die geblähten Segel einer mäßigen Schaluppe.

— Mit Geld kann man Alles, nichts iſt dem Reichen unmöglich — Gott ſegne mir den Reichthum! platzte er endlich heraus, aber die Anſtrengung, die ihm dieſe Exploſion verurſacht hatte, ſchnitt ihm ſogleich wieder die Sprache ab. Vergebens war Hortenſe's Ungeduld; er öffnete die Knöpfe ſeines Gilets und ſein Jabot hob und ſenkte ſich mit einer Vehemenz, als ob die Bruſt darunter in Stücke gehen ſollte.

— Ich hab' ſie heraus — ſagte er endlich, nachdem ihm wieder etwas überflüſſige Luft zugeſtrömt war — meinen langwierigen Bemühungen iſt es gelungen. In Berlin iſt's eine Kleinigkeit — in London nicht — London iſt zu groß, und die Liſten der Polizei ſind nicht ſo exact wie bei uns, im Preußiſchen —

Hortenſe konnte ſich nicht mehr halten; ſie bat, ſie flehte — Alles vergebens. Die phyſiſche Unmöglichkeit war da, er konnte noch nicht zuſammenhängend erzählen. Sie mochte das nicht einſehen. Sie warf ſich ihm zu Füßen und umarmte ſeine Knie, ihre warmen Lippen preßten ſich auf ſeine beringten Finger, ihre langen, ſchwarzen Seidenhaare, die noch keine Flechte, kein Kamm geordnet zurückhielt, wallten wild um ihre Formen und umhüllten zum Theil die Füße des Barons. Jetzt zögerte er vielleicht abſichtlich, denn er hatte ſeinen Athem wiedergefunden, aber er war nahe daran, ſeine Beſinnung zu verlieren.

— Stehen Sie auf, liebſtes Kind, ſprach er nach einer Weile, Sie machen mir wahrhaftig heiß, und was ſoll das?

Er hob ſie ſanft auf und führte ſie zu einem Seſſel, dann öffnete er ein Fenſter und ſchnupperte ein Wenig kühle Morgenluft ein.

— Ah — puh! — ah!

Er kehrte ſich dann nach Hortenſe um und ſagte mit ſehr liebreichem Ernſte:

— Ihre wahrſcheinliche Frau Mutter, etwas wahnwitzig und ſehr ſtumm, dabei ſchön, und Ihnen darum ähnlich, befindet ſich in der Anſtalt von John Cawler Esquire, fünf Meilen von London, und wenn's Ihnen belieben ſollte, ſo können wir in dieſem Augenblicke uns in meinem Wagen dahin verfügen. In einer halben Stunde ſind meine Pferde dort. Ich habe den Doctor ſchon von Allem gehörig prävenirt.

Statt aller Antwort ſchellte Hortenſe und befahl ihrem eintretenden Mädchen, Mantel und Hut zu bringen, während ſie mit eigenen Händen ſich die Haare emporband und zuſammenſteckte. In wenigen Minuten ſchwebte ſie am Arme des Barons die Treppe hinab und ſetzte ſich an ſeine Seite in den bereit ſtehenden Wagen.

— Bekomm' ich keinen Kuß? fragte er ſüß.

Schon wollte ſie ſich zu ihm hinbeugen, als ſie ſich ſchnell anders beſann:

— Erſt wollen wir ſehen, ob Ihre Nachrichten nicht trügen; es wäre fürchterlich, wenn dieſer Sturm von Gefühlen vergebens aufgeregt würde, es könnte mich tödten —

Er mußte achſelzuckend den ſchon geſpitzten Mund wieder in die Breite ziehen.

Achtes Kapitel.

Hört Ihr jene Brandung ſtürmen,
Die ſich an den Ufern bricht?
Aſien riß ſie von Europa —
Doch die Liebe trennt ſie nicht!

Schiller.

Die Pferde des Barons hatten die fünf engliſchen Meilen bald zurückgelegt und ſie hielten vor der Anſtalt des Doctors. Sir Cawler empfing ſie ſelbſt in ſeinem Kabinet. Als er Hortenſe anſichtig wurde, trat eine fliegende dunkle Röthe ihm bis unter die Augen, die dann ſchnell wieder der Bläſſe Platz machte, die gewöhnlich das Antlitz des Forſchers und Denkers überzogen hielt.

— Verzeihen Sie, mich etwas verwirrt zu finden, ſagte er dann zögernd, nicht aber nur allein eine Aehnlichkeit zwiſchen zwei Perſonen, von ſehr ungleichen Jahren, wie ſie mir nie bis jetzt vorgekommen, als auch der Gedanke, an der Pforte eines Geheimniſſes zu ſtehen, die ſich mir nach ſo langen vergeblichen

Beſtrebungen öffnen, und ein gutes Werk, das mich die Liebe zur Wiſſenſchaft wie zur leidenden Menſchheit unternehmen ließ — krönen ſoll, dies iſt es, was mich mit einer außerordentlichen Mächtigkeit ergreift. Seyn Sie mir herzlich willkommen!

Hortenſe ſtand im Ergriffenſeyn dem Doctor wenig nach, und ſelbſt der Baron war im Gefühle, daß er durch gut bezahlte Kundſchafter dies aufgeſtöbert hatte und nun dieſen hohen Sieg des Reichthums feiern konnte, im hohen Grade gerührt.

Der Doctor ließ vor allen Dingen ein gutes Frühſtück bringen, und lud ſeine Gäſte ein, es ſich ſchmecken zu laſſen. Hortenſe wies jedoch das Anerbieten zurück, ihre bittende Miene ſagte, was ſie wünſchte: den Augenblick, ihre Mutter zu ſehen, nach dem ſie ſo viele Jahre ſchon geſchmachtet, nicht weiter hinaus zu ſchieben.

— Ich möchte auch darum bitten — ſagte der Baron, indem er wichtig auf ſeine Uhr ſah — denn ich muß bis zur Börſe zurückſeyn, wegen einer Taubenpoſtwette —

Hortenſe warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

— Sie können bei der Frau Mutter bleiben, ſo lange es Ihnen gefällt — ſagte er — meine Equipage ſoll Sie abholen —

Sie würdigte ihn keiner Antwort.

— So gern ich ſelbſt den Augenblick des Wiederſehens beſchleunigen möchte — ſprach der Arzt mit mildem Ernſte — ſo verlangt der Schritt doch eine ſehr reifliche Erwägung. Vor allen Dingen muß ich den heutigen Zuſtand meiner Kranken mit aller mir zu Gebote ſtehenden Einſicht unterſuchen, um zu erfahren, ob der Körper ſich in jenem normalen Gleichgewicht der Geſundheit befindet, die heftige Erſchütterung der Seele auch ohne Nachtheil ertragen zu können. Sehr leicht könnte, wenn jenem nicht die erforderliche Kraft inwohnt, das Gehäuſe zerbrechen, und der Geiſt dort einen Frieden finden, den ihm hienieden zu verſchaffen, wir uns vergeblich abmüheten. Eben ſo muß ich aber auch mit mir noch zu Rathe gehen, wie ich den Moment des Wiederſehens herbeiführen ſoll; ob auf ſchnellem oder langſamem Wege. Das Plötzliche wie das

Vorbereitende hat ſein Für und Wider. Die unvorbereitete Erſcheinung kann zwar ſehr günſtig wirken und den Schleier mit einem Male zerreißen, allein ſie kann auch tödten. Wer vermöchte es, die unſichtbaren Verbindungen der Seele mit dem Körper, und die Stärke der Fäden, die ſie an einander knüpfen, mit ſolcher Gewißheit zu berechnen und zu beſtimmen, um ſich die That, die zur Entſcheidung führen muß, ohne reifliche Ueberlegung, zu erlauben? Die vorbereitete Erſcheinung, das Nach und Nach, kann wohl die gewaltſame Wirkung bedeutend mildern und jede Gefahr entfernen, aber ſie kann auch gänzlich fruchtlos vorüber gehen, und iſt dies der Fall, ſo iſt uns damit das Heft entſchlüpft, woran wir den ganzen räthſelhalten Seelenzuſtand nach unſerer Willkühr zu gängeln vermögen, und damit iſt für immer die Hoffnung verſchwunden, der Kranken den Verſtand wieder zu verſchaffen, und die Beſtrebung ſo langer Mühen iſt rettungslos in einem See verſunken, der gleichgültig ſeine Wellen darüber hin kräuſelt. In einer frühern Zeit, als mir noch nicht die reichhaltigſte Erfahrung berathend zur Seite ſtand, hatte ich dergleichen Uebereilungen oft zu beklagen und es bewegt mich noch tief, wenn ich daran denke, wie ſchnell ſich ſolche Geſchichten, mit allen ihren merkwürdigen und erſchütternden Einzelheiten mir aus der Erinnerung wiſchten, weil meine regſte Theilnahme, meine angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit, meine heiligſte Pflicht, mein ganzes Leben, ſtets neue Fälle wieder in Anſpruch nahmen. Nie aber forderte mich eine Erſcheinung ſo mächtig wie dieſe auf, Alles was ich weiß und vermag, ſorglich zu Rathe zu ziehen, um ſie bleibend im Gedächtniſſe mir zu erhalten, denn nur das Gelingen einer Kur heftet ſie mit diamantenen Stiften für's Leben darin feſt.

Hortenſe hörte dem weiſen Manne mit rührender Anhänglichkeit zu. Die Gewiſſenhaftigkeit, die ihn erfüllte, belebte ihr Vertrauen. Der Baron fragte, ob es denn wohl erlaubt ſey, die Einrichtung der merkwürdigen Anſtalt in Augenſchein zu nehmen, beſonders das Theater.

— Mit Einſchränkung, erwiederte der Doctor. Die Kranken dürfen durchaus von dem Zweck Ihres Beſuches keine Ahnung haben, weil ſie das behelligen würde. Am wenigſten dürfen ſie vermuthen, daß ſie den Gegenſtand Ihrer Neugier abgeben ſollen. Während ich mich auf einige Zeit zurückziehen will, um mich dem Nachdenken zu überlaſſen, mag ein Aufſeher, der meine Vorſchriften genau kennt, Ihnen Einiges zeigen. Vor Allem aber müſſen Sie ihm nicht widerſprechen, und ſich für neuangekommene Penſionäre ausgeben, falls Sie gefragt werden ſollten.

Hortenſe widerſtrebte dieſer Vorſchlag. Sie zögerte, mit ihrer Bitte hervorzukommen, aber ſie hielt den wackern Arzt zurück, als er ſich entfernen wollte und in ihrem Auge glänzte eine Thräne. Der zarte Menſchenfreund hatte ihren Wunſch errathen.

— Sie könnten Ihre Mutter unbemerkt belauſchen, wenn Sie Kraft in ſich fühlen, den Anblick zu ertragen, ohne durch das leiſeſte Zeichen Ihre Anweſenheit zu verrathen. Allein die geringſte Störung würde die Kranke beunruhigen und den Moment noch vielleicht für lange hinausſchieben, der ſie Ihnen wieder ſchenken ſoll. Fühlen Sie ſich ſtark genug dazu?

O Gott — ja! rief Hortenſe, von Ungeduld getrieben, dann des Doctors Hand wieder ergreifend, ſetzte ſie hinzu: beobachten Sie mich genau, ſorgfältig und bemerken Sie etwas in meinen Mienen, was Ihnen verriethe, daß ſich Schwäche meiner bemächtigte, ſo werfen Sie mir dieſen Shawl über den Kopf und entfernen Sie mich ſo ſchnell als möglich aus der Nähe meiner Mutter —

— Ich nehme eine hohe Entſchloſſenheit in allem Ihren Thun wahr — das Räthſelhafte in Ihrer Geſchichte hat Sie wahrſcheinlich mit dieſer Gabe reichlicher verſehen, als Andere Ihres Geſchlechtes und Standes. Kommen Sie, folgen Sie mir — ſagte er dann lächelnd — es wird ſolcher gewaltſamen Mittel nicht bedürfen — Sie werden ſich ſchon zuſammennehmen und den Anblick aushalten.

Mit dieſen Worten reichte er ihr artig den Arm; der Baron wollte folgen.

— Mit Erlaubniß! ſagte der Doctor, es darf ſonſt kein Zeuge dabei ſeyn, der nicht von der Heiligkeit des Moments, ſo wie wir Beide, erfüllt wird —

— Ich kann Schweigen — rief Staar.

— Davon iſt hier nicht die Rede, ſprach der Arzt und ihn mit der Hand ſanft abwehrend, verließ er mit Hortenſe das Zimmer, den armen Baron in Verzweiflung zurücklaſſend, der hier, wie ſtets, wieder das leere Nachſehen hatte, obgleich Alles von ihm nur allein ausgegangen war.

Durch lange Gänge ſchritt unſer Paar nach einem Seitenflügel des Gebäudes. Nur wenige reinlich gekleidete Bewohner des Hauſes waren ihnen zu Anfang ihrer Wanderung begegnet, die theils mit ſcheuer Neugierde nach ihnen blickten, theils unter höflicher Begrüßung an ihnen vorübergingen.

— Dies ſind von meinen Penſionären, ſagte der Doctor mit dem Ausdrucke der liebenswürdigſten Gutmüthigkeit, ſie gehen in die Singprobe, wo ſie einen heitern Chor einſtudiren. Es ſind die Muſikaliſchen.

Je mehr ſie ſich dem Seitenflügel näherten, deſto ſeltener wurden dieſe Begegnungen. Endlich wurde es ganz öde und ſtill. Hortenſe bemerkte dies dem Doctor und fragte ihn, warum er denn ihre arme Mutter ſo gänzlich abgeſchieden halte.

— Von Allen, die hier mit mir wohnen, erwiederte er, iſt mir die Geſchichte ihres Lebens bekannt. Sie wurden mir von ihren Verwandten übergeben und die Urſache ihrer Zerrüttung iſt mir kein Räthſel. Nur Ihre Mutter blieb es mir bis jetzt. Dies machte ſie zum Gegenſtande meiner eifrigſten, unausgeſetzten Beobachtungen und deshalb wohnt ſie hier. In jeder andern Beziehung iſt ſie nicht einſamer als die Uebrigen. —

Sie waren jetzt durch eine hohe Thür in eine Art von Vorſaal getreten.

— Von nun an, ſagte der Arzt mit leiſer Stimme und ſehr feierlichem Weſen, öffnen Sie den Mund zu keiner Frage, ſondern verſparen Sie Alles, was ſich in Ihrem Buſen regt und hinausſtreben will, bis wir wieder dieſen Ort verlaſſen haben. Bedenken Sie, daß Sie ſich der geheimnißvollen Werkſtätte nahen, wo neben dem Körper Ihrer Mutter, ihr Geiſt wie abgeſchieden und außer ihr waltet, und daß der Augenblick nicht ferne mehr iſt, wo das ſie bis jetzt trennende Element auf's Neue durch ein Band für's Leben geknüpft werden ſoll. —

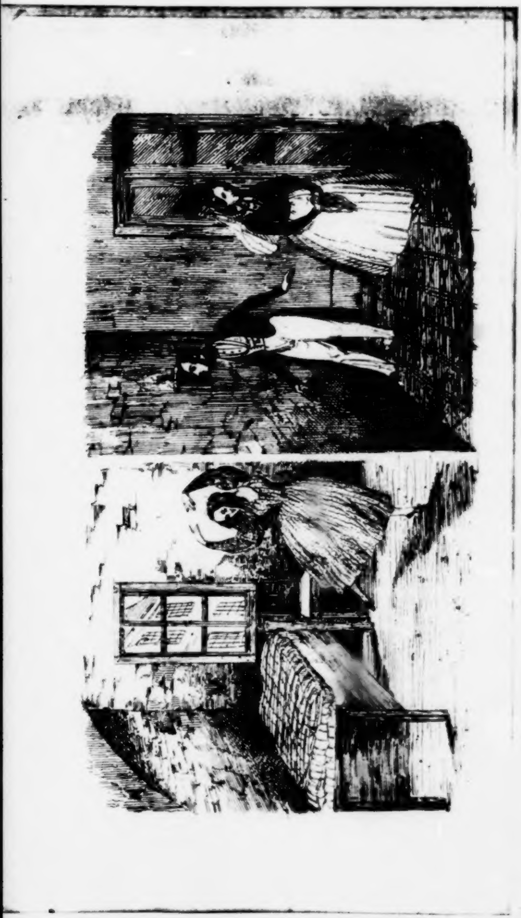
Eiskalt lag die Hand des Mädchens in der

Hand ihres Führers; mit zurückgehaltenem Athem ſchritt ſie ihm nach, durch eine Thür über einen Gang, den ſie queer durchmaßen, dann durch eine zweite Thür, auf eine Wand zu, in der ſich ein Schieber auf den leiſen Druck des Doctors zur Seite bewegte. Hier lagen überall dicke Teppiche; ihr Tritt war unhörbar.

Eine Bewegung der Hand deutete Hortenſe an, daß ſie durch die kleine Oeffnung ſchauen ſollte, die ſich ihrem Blicke zeigte. Wie ſchnell folgte ſie dieſer Erlaubniß! Wie hing ſie feſt an der Oeffnung! wie pochte ihr Herz in Doppelſchlägen!

Was ſie ſah, war die gewöhnliche Tanzübung der Stummen, die dieſe gerade im Begriff war, vorzunehmen. Hortenſe ſchwamm in einem Meer von Gefühlen. Die Aehnlichkeit ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß ſie ihre Mutter vor ſich ſehe. Allein wer war ihre Mutter? woher kam ihr dieſe hohe Kunſtvollendung, von der ſie ſich gleich auf den erſten Blick überzeugte? Welch ein fürchterliches Schickſal hatte ſie von der Seite ihrer Kinder, ihres Gatten geriſſen?

Jetzt wandte ſie den Kopf von der Oeffnung —



ſie athmete ſchwer — dann wollte ſie wieder die Blicke in das Zimmer ihrer Mutter ſenden, allein die Thränen verdunkelten ihre Augen und ſchnell die Hand des Doctors ergreifend zog ſie ihn mit haſtigem Drängen zur Thüre.

Faſſen Sie ſich, ſprach der Doctor zu ihr, als ſie auf ſeinem Zimmer angelangt waren, denn von Ihrer Faſſung allein wird es abhängen, Ihre Mutter zu ſehen und zu ſprechen —

— Zu ſprechen? fragte Hortenſe ſchmerzlich.

Zu ſprechen — wiederholte der Arzt. Meine Meinung ſteht feſt, daß die Stummheit der Kranken nur eine Folge des Wahnſinns iſt — ein plötzlicher Schrecken kann ſie von dieſem befreien und ihr zugleich die Sprache wiedergeben —

Welche Hoffnung geben Sie mir da?

— Fühlen Sie ſich ſtark genug dazu, mich in dieſem Augenblicke zu begleiten?

— Warum ſollte ich wohl den ſeligſten Augenblick meines Lebens — —

— Bedenken Sie wohl — ſeyn Sie auf Alles gefaßt — es iſt ein Moment, der ihre Nerven ſo ſehr erſchüttern könnte — wenn Sie nicht Ihre ganze Kraft ſammeln — es könnte Sie niederſchmettern —

— Auch ſie? — O, dann erlaſſen wir ihr dieſe Prüfung —

— Sie — wird gleichſam verklärt daraus hervorgehen — die Erſchütterung, die ihr das Leben wiedergiebt, könnte nur auf Sie die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen —

— Und ſie hätte mit der wiedergewonnenen Vernunft die Tochter verloren und müßte ſie ewig beweinen? ſagte Hortenſe ſchmerzhaft, dann faßte ſie ſich aber ſchnell und ſetzte mit Feſtigkeit hinzu: Kommen Sie, ich fühle mich ſtark!

Sie folgte wieder dem Doctor nach dem entlegenen Flügel des Hauſes.

Wer ſie geſehen hätte, würde ihr die erforderliche Kraft zum bevorſtehenden großen Momente nicht zugetraut haben; bleich und ſchwankend ſchritt ſie einher. Aber die ganze Maſſe ihres Blutes hatte ſich zum Herzen gedrängt, um hier alle Kraft, alle Glut zu verſammeln.

Sie ſtanden jetzt vor einer Thüre; der Doctor blickte noch einmal feſt aber mild auf Hortenſe, dann öffnete er ſchnell das Zimmer, ohne ihr Zeit zum Beſinnen zu laſſen und ſie befanden ſich der Stummen gegenüber, die ſchreibend am Tiſche ſaß und über die unvermuthete Störung erſchreckt, ſchnell den Kopf emporhob.

Hortenſe ſtand, bleich wie ſie war, an einen ihr zunächſt ſtehenden Stuhl geſtützt, aber feſt und unverwandt ihr Auge auf die Mutter richtend. Dieſe aber hatte ſie kaum erblickt, als ſie die Feder weit von ſich warf, in die Höhe ſprang, und den Mund wie zum Sprechen öffnete. Wildklingende, unverſtändliche Töne drängten ſich aus ihrem Buſen empor; die Aehnlichkeit mußte auch ſie plötzlich ergriffen haben — ſie rang nach einem Ausdruck ihrer Gefühle — aber ſie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Da näherte ſich ihr Hortenſe — und mit dem einſchmeichelndſten, gefühlvollſten Ton, hauchte ſie ihr das ſüßeſte Wort zu, das ſie ſeit ihrer früheſten Jugend nur unter Thränen geſprochen, und auch jetzt nicht Thränen frei.

— Mutter — meine liebe Mutter! — ſagte Hortenſe.

Die Kranke riß die Augen weit auf, als wollte ſie ſich ganz erfüllen von dem Bilde, das ihr vorſchwebte, und wie von einer unbeſchreiblich gewaltſamen Kraft plötzlich wild heraus geſtoßen, ertönten die Worte:

— Was iſt das?

Mit dem ſeligen Blicke eines Verklärten hob der Doctor die Arme zum Himmel, während Hortenſe die Hände ihrer Mutter ergriff und ſie küßte und mit Thränen benetzte. Dann führten ſie Beide zum Ruhebette.

Die Kranke ſchloß die Augen und wiederholte jetzt, ſanfter, ohne die frühere gewaltſame Anſtrengung zu gebrauchen:

— Ah, was iſt das?

Der Arzt winkte Hortenſe, bei Seite zu treten, um die Kranke zur Ruhe kommen zu laſſen, allein kaum hatte ſie die Augen wieder geöffnet, ſo rief ſie auch gefaßter noch, als früher, und mit vollſtändiger Deutlichkeit:

— Wo iſt meine Tochter? — — —

Unter Pflege und zarter Sorgfalt vergingen die erſten Stunden; die Kranke fühlte ſich ſchwach, aber der Himmel ſchien ihr mit dem Gebrauch der Sprache, auch den Verſtand wiedergegeben zu haben, und ſie konnte ſich mit leiſer Stimme mit ihrer Tochter unterhalten. Der gute Doctor ſprach davon, daß der Sommeraufenthalt in einer Gebirgsgegend und ein kräftigendes Bad, die Kur glücklich vollenden werde. Hortenſe wollte bis zu dieſem Zeitpunkte in der Anſtalt verweilen. Sie ſchrieb an den Baron, daß ſie es als den einzigen Beweis einer wahren Neigung für ſie betrachte, wenn er gegen Niemanden den Ort ihres Aufenthalts verriethe, um in ihrer heiligen Pflicht keiner Störung ausgeſetzt zu ſeyn. Ihm ſelbſt eröffnete ſie die himmliſche Ausſicht, ſie auf ihrer bevorſtehenden Reiſe begleiten zu dürfen. Sie fühlte wirklich, daß ſie ihm dankbar ſeyn müſſe, da es ſeinen raſtloſen Bemühungen zuerſt geglückt war, den Aufenthalt ihrer Mutter zu erſpähen. —

Am ſpäten Abend erhob ſich die Kranke ſitzend in ihrem Bette; ſie ergriff Hortenſe bei der Hand, blickte ſie lange aufmerkſam an, und fragte dann ſchüchtern:

— Wie heißt Du, mein Kind?

— Hortenſe —

— Ach, ſo hieß Keines meiner Kinder — aber doch, Du biſt's! Du biſt's!

Sie ſprach hierauf noch Einiges; oft lange Reden, ſo zuſammenhängend, daß man keine Spur ihrer frühern Zerrüttung darin bemerkt hätte, dann aber wieder raſch abbrechend und in eine Region der vollſtändigſten Unverſtändlichkeit ſich verlierend.

Hortenſe beruhigte ſich dabei, daß der ſchwache

Kopf ihrer Mutter ſich erſt nach und nach wieder des Bewußtſeyns erfreuen würde; ſie vertraute den Worten des Arztes, und hoffte, Ruhe würde Stärke bringen, und die verheißene Kur Alles ſchön Geordnete dann für immer befeſtigen. Aber zur Ruhe war die Kranke nicht zu bringen; vielmehr loderte ein inneres Feuer, das ſie zu verzehren ſchien, immer heftiger und heftiger, und Mitternacht war vorüber, als Hortenſe in neue Beſorgniſſe über dieſe merkwürdige und ſeltſame Organiſation verfiel.

Die wichtigen Bekenntniſſe die ihr von der Kranken gemacht worden waren, in die ſie die ſpannendſten Schilderungen verwebte, verſiegten jetzt, und glühende Phantaſien ſprangen wie Irrwiſche zwiſchen durch; ſo wie es gegen den Morgen ging, wurde Alles wieder trüber und verworrener; eine ängſtliche Haſt ſchien die Kranke ſtets vorwärts zu treiben, und dieſe Haſt wuchs, je ſchwerer es ihr wurde, ſich auszudrücken. Man ſah es ihr an, daß ſie wieder länger nach dem Ausdrucke ſuchen mußte, und daß ſie oft, trotz der Mühe, die ſie ſich gab, das rechte Wort doch nicht finden konnte; auch die Zunge wurde ſchwerer; und Hortenſe ſah mit unſäglicher Beklemmung den Augenblick eintreten, der die Kranke wieder in ihren frühern Stumpfſinn zurückſinken laſſen würde. In dieſer Aengſtlichkeit befangen, folgte ſie aber mit immer größerer Aufmerkſamkeit den Mittheilungen, und ſuchte ſie für ewig ihrem Gedächtniſſe einzuprägen.

Sie hatte es nicht bemerkt, daß der Schein der Lampe trüber brannte, nur immer gehorcht hatte ſie, auf die Worte der Kranken, die ſich nur noch gewaltſam der ſchwer athmenden Bruſt entrangen; jetzt brach die Sonne des Morgens durch den Vorhang, und beſchien das Geſicht der Kranken, das bleich und ſeltſam entſtellt war. Hortenſe kniete nieder am Bette, die Hand, die ſie ergriff, war ſtarr und kalt — noch einen tiefen Athemzug, und ſie ſah ihre wiedergefundene Mutter als Leiche vor ſich.

Ein Nervenſchlag, der hinzugetreten war, hatte vollkommene Verſöhnung und Vollendung herbeigeführt, obgleich ganz außer der Berechnung des weiſen Arztes. — —

Hortenſe hatte keine Thränen für die Todte; nach dem was ſie ihr in den letzten Stunden offenbart hatte, mußte ſie ſie ſelig preiſen. War ihr doch nun ſelbſt alle Freude am Leben verleidet. Sie wußte, daß noch in irgend einem Winkel der Erde ihre Geſchwiſter lebten, allein ſie hatte keine Luſt, ſie zu ſuchen; ſie durfte hoffen, noch ihren Vater auffinden zu können, aber der Gedanke an ihn, füllte ihr Herz mit Bitterkeit.

— Und ich ſelbſt, rief ſie voll Schmerz, ich ſelbſt taumelte an dieſem Abgrunde! ich konnte mich freuen, dieſer täuſchenden Blumen, ich konnte mich zu ihnen niederbeugen, ſie zu pflücken! ich konnte wähnen, daß die Kunſt da ſey, die Menſchen zu beglücken, und ich auch bildete mir ein, dieſe Zauberkraft zu beſitzen! — O pfui, pfui! über die Selbſtſucht und Täuſchung! Dieſe kalte Leiche wird mich ewig daran mahnen, welche Gefahren mich umgaben, in der lachendſten, verlockendſten Geſtalt. Der Tod meiner Mutter, der mir erſt ihr unglückliches Leben enthüllte, wird mich bewahren, und mir ein warnendes Beiſpiel ſeyn!

Der Arzt mußte ſie mit der größten Vorſicht behandeln, um ſeine Anſtalt nicht durch einen neuen Penſionär bereichert zu ſehen. Sie war nicht von der Leiche zu entfernen. An demſelben Tiſche, wo ihre arme Mutter zu ſchreiben pflegte, ſetzte ſie ſich nun hin, um das aufzuzeichnen, was ihr aus den letzten Erzählungen derſelben klar geworden war. Sie wollte Alles nach dem friſchen Eindrucke aufbewahren, da ſie ſpäter ihrem Gedächtniſſe nicht traute. — — — —

Maria Cardell hatte mit ihrer ſeltnen Schönheit, und ihrem großen Talente für die Tanzkunſt, auch ein leicht entzündbares Herz von der Natur empfangen. Von armen Eltern — ihr Vater war herumziehender Taſchenſpieler geweſen und führte den Namen des Zigeunerherzogs — mußte ſie ſich's zum beſondern Glücke anrechnen, ſchon in frühester Jugend bei einem der erſten Theater in London angeſtellt zu werden. Hier lebte ſie nun, bald umgeben von den erſten und vornehmſten Herren des Hofes, und den hervorragendſten Geiſtern, die in der Wiſſenſchaft, wie in der Geſellſchaft, glänzten. Sie hatte Gelegenheit, Kenntniſſe in allen Beziehungen zu erlangen, und ſie benützte ſie. Der Beifall, den ſie unter dieſen Umſtänden erhielt, gränzte an Vergötterung. Da lernte ſie ein junger Edelmann von altem Geſchlechte kennen. Die heftigſte Leidenſchaft entzündete ſehr bald die beiden jungen Herzen. Sie war heldenmüthig entſchloſſen, das ihrige brechen zu laſſen und der Verſuchung zu entfliehen. Der Lord aber hatte, wie er glaubte, Kraft genug, nicht zu entſagen. Maria machte ihm die rührendſten Vorſtellungen; er klagte ſie der Kälte an; er warf ihr vor, ſeiner Liebe nicht werth zu ſeyn. Sie duldete Alles. Nun drang er in ſie, ihm ihre Hand zu geben. Er wollte Allem entſagen, um ihren Beſitz; wer kennt nicht ſolche Schwärmerei der Jugend! Maria's Kampf war nur noch ſchwach. Die Gattin des geliebten Jünglings zu werden, erſchien ihr als das höchſte Glück auf Erden. Sie willigte endlich ein, und das junge Paar entfloh nach Deutſchland. Hier lebten ſie einige Zeit zurückgezogen von der Welt, nur ſich und ihrer Liebe. Maria war ſo glücklich, daß ſie es nicht bemerkte, wie trüb und ernſt plötzlich die Stimmung ihres Gatten wurde. Endlich, nachdem dieſer Zuſtand bereits einen hohen Grad erreicht hatte, fragte ſie ihn theilnehmend nach der Urſache. Er blieb einſylbig. Sie glaubte, daß Nahrungsſorgen ihn drückten, und machte ihm den Vorſchlag, an einem bedeutenden Theater eine Anſtellung zu nehmen, da ſie gewiß war, in ihrer Kunſt ein Kapital zu beſitzen, von deſſen Zinſen ſie reichlich leben konnten. Dieſer Vorſchlag reizte ihn zum erſten Male zum

Zorn. — Wie, hatte er geſagt, glaubſt Du, daß ich mich ſo erniedrigen könnte, das Weib, das meinen Namen trägt, auf den Brettern vor aller Welt tanzen zu ſehen? Für Geld, für eine kleine Münze in die Macht eines Elenden gegeben zu ſehen, der ſie mit Schimpf und Schande bedecken kann und meinen Namen dazu?

Dieſe Aeußerung ſchaffte ihr mit einem Male Licht. Der Argwohn ſchlich ſich in ihr Gemüth; ſie ſah ihren Gatten Briefe leſen und heimlich beantworten und ſie verlangte den Inhalt dieſer geheimen Schreibereien zu wiſſen. Sie belauſchte ihn und wußte nun woran ſie war. Die Familie in England hatte ihren Aufenthalt erfahren und beſtürmte nun den jungen Mann, der Ehre Gehör zu geben, eine unwürdige Gefährtin zu verlaſſen und nach Hauſe zu kommen. Dort wollte man ſchon Mittel finden, die Bande gewaltſam zu löſen, zu denen ihn vielleicht Unbeſonnenheit und Verblendung getrieben hatten und würde darauf bedacht ſeyn, ihn eine Verbindung ſchließen zu laſſen, die ſeinem Namen wie ſeinen übrigen Verhältniſſen entſprechen würde. —

Maria's Gatte widerſtand dieſen elterlichen Ermahnungen nicht. Nachdem der erſte Rauſch der

Leidenſchaft verflogen war, ſtellte ſich das Gefühl der Traurigkeit und des Ueberdruſſes ein, das jedem Rauſche zu folgen pflegt. Er vernachläßigte ſeine Gattin; war er um ſie, ſo hörte ſie kein ſanftes Wort mehr aus ſeinem Munde: ſie fühlte es, daß ſie ihn ſchon für ewig verloren hatte. Nur Eines wollte ſie noch wagen, um ſeine Liebe wieder zu erregen. Ach, es war eines jener unſchuldigen Reizmittel, die nur noch von mittelmäßigen Luſtſpieldichtern auf dem Theater angewandt, ihre Wirkung erzielen und die ſie von daher kannte. Sie wollte ihn eiferſüchtig machen. —

Unter den Freunden ihres Mannes befand ſich ein kühner, unternehmender Menſch, der ſich für einen Engländer ausgab, obgleich Jedermann daran zweifelte. Was er unternahm, ergriff er mit Leidenſchaft und es war nur zu bedauern, daß ſein Willen ſich faſt nie auf das Gute lenkte. Jetzt war er Spieler mit Leidenſchaft; Morgen wagte er das Leben für eine Schäferſtunde. Dieſer Menſch, der ſich Capitän Johnſon nannte, hatte es oftmals verſucht, ihr Erklärungen mit unerhörter Dreiſtigkeit zu machen. Sie wies ihn mit Verachtung ab und drohte es ihrem Manne zu ſagen.

— Und was iſt's weiter? ſprach er — ein Duell! dann aber biſt Du ganz mein, ſchönes Weib! —

Jetzt fiel ſie auf den Gedanken, dieſen Bewerber ſcheinbar anzuhören, um dadurch die Eiferſucht ihres Mannes zur glücklichen Löſung ihres Zwieſpalts zu benutzen. Aber die Aermſte dachte nicht, welche Gefahr ihr daraus erwachſen konnte. Ihre innigere Bekanntſchaft mit Johnſon brachte eine vollkommene Veränderung in ihrem Innern hervor. Sie mußte wider Willen dieſe Thatkraft, dieſes überwallende Feuer mit der Kälte und der Erſchlaffung, die ſich ihres Gatten bemächtigt hatte, in Vergleich ſetzen und je mehr ſich dieſer von ihr entfernte, deſto feſter ſchloß ſie ſich an Johnſon. Sie ſchauderte in ruhigen Augenblicken vor dieſem neuen Verhältniß zurück, aber die Nähe des Geliebten hob jeden Zweifel über Recht und Unrecht. Was ſie früher gewünſcht hatte, das fürchtete ſie jetzt: die Eiferſucht ihres Gatten, und hätte ſie Verſöhnung oder einen Zweikampf herbeigeführt, es würde ihr gleich ſchrecklich geweſen ſeyn. Sie wünſchte jetzt nichts, als das Fortbeſtehen dieſes Geheimniſſes, allein die Schändlichkeit ihres Gatten ſollte ihm ſchnell den Schleier entreiſſen. Er entfloh und hinterließ ſie hilfsbedürftig aber getröſtet; Johnſon trat bald darauf in die Rechte des Entflohenen.

Johnſon, deſſen Finanzen im Zuſtande der höchſten Zerrüttung ſich befanden, hatte längſt von dem Talente ſeiner Geliebten Kunde gehabt und darauf die Hoffnung eines reichlichen Auskommens gebaut. Zu dieſem Ende legte er ſeinen bisher geführten Namen ab und nannte ſich Titl, um in Oeſtreich, wohin er ſich begab, ſelbſt das Theater zu betreten, Er behauptete eine große Neigung dazu von jeher beſeſſen zu haben, und wirklich widmete er ſich dieſer neuen Laufbahn, mit einem leidenſchaftlichen Eifer, der ihm bald ein ſchönes Ziel verſprach. Allein ſein zu großer Eifer ſollte ihm verderblich werden. Er hatte ſich Feinde gemacht und war rings von Verrath umgeben — in allerlei ſchlimme Händel verwickelt — ging er eines Tages aus, um nicht mehr wiederzukehren.

So lautete die mündliche Mittheilung an ihre Tochter; aber meine Leſer wiſſen bereits, was der armen Maria Cardell bis zu ihrem Tode ein undurchdringlicher Schleier verhüllte.

Bis hieher hatte ſie ihrer Tochter die Geſchichte ihres Lebens im Zuſammenhange erzählt; jetzt aber trat der Moment ein, wo ihre Lebensgeiſter mit den unſichtbaren Mächten des Jenſeits den letzten, ſchweren Kampf begannen; ihr Gedächtniß trübte ſich; ihr Verſtand ſchweifte öfters ab: ihre Zunge erlahmte.

Aber das erfuhr dennoch ihre Tochter, daß ſie in ihrer Noth, ſich Mutter fühlend, die erſte Hand ergriff, die ſich ihr zur Rettung darbot, wie ſie dann immer tiefer und tiefer ſank, und in Armuth und Elend durch's Land zog; wie ſie Kinder gebar und es zugab, daß man ſie von ihr trennte; wie ſie dann mit ihrem Sohne, dem Einzigen, den ſie ſich erhalten hatte, von einem anſcheinend wohlthätigen Manne aufgenommen worden war.

Seit Johnſon's Verſchwinden hatte ſie nicht mehr geſprochen; war's eine Art von engliſcher Halsſtarrigkeit oder Lebensüberdruß, ſie fühlte kein Bedürfniß der Mittheilung mehr; der Mann, mit dem ſie jetzt lebte, verſtand ihre Mutterſprache nicht und ſie wollte nicht Deutſch lernen. Dieſe Abgeſchiedenheit, worin ſie ſich freiwillig verſetzte, verbunden mit ihren ſeltſamen Schickſalen, deren Lauf ſie nun um ſo ungeſtörter und zwar fortwährend nachhing, — dies Alles legte wohl den Grund zu ihrer ſpätern Verſtandesverwirrung, die ſie wohl lange ſchon beherrſcht haben mochte, ehe ihre Umgebung es vollkommen gewahr wurde.

Den eigentlichen Namen des Mannes, der ihrem Schickſale nun die neue Richtung gab, wußte ſie nicht mehr, deſſen aber erinnerte ſie ſich, daß er ebenfalls den Namen Titl annahm, den er aus den Papieren ihres verſchwundenen Gatten kennen gelernt hatte. Er gab ihrer Sehnſucht nach, die ſie ihm oftmals ſchriftlich ausgedrückt hatte, und ſchiffte mit ihr und ihrem Sohne nach England über. —

Wie die Unglückliche nun aber auf die letzte Kataſtrophe kam — da verwirrte ſich Alles in ihrer Erinnerung dergeſtalt, daß für Hortenſe kein Anhaltspunkt mehr vorhanden war. Der Wahnſinn ſcheint ſie aber immer feſter und feſter umſchlungen zu haben, und jener wohlthätige Mann, der ſich ihrer angenommen hatte, war wohl genöthigt geweſen, ſich mit ihrem Sohne von ihr zu trennen, und ſie der Anſtalt des Doctors zu überlaſſen, wo ſie Hortenſe nun gefunden hatte; um dieſe flüchtige Skizze ihres Lebens von ihr zu erhalten und dann weinend über das Unglück dieſer armen Frau ihr die Augen zuzudrücken.

Daß Lucile, ihr Bruder, jener Sohn ſey, war ihr nicht mehr zweifelhaft; allein Lucile mußte auch den Mann kennen und das war eben jener Krauthöfer, aus deſſen Nähe ſie damals aus der Reſidenz geflohen war. Krauthöfer war jedoch nicht ihr Vater — wer war es denn aber? Johnſon — der Lord — der Andere, mit dem die Mutter ſo elende Tage verlebt hatte? — Sie wollte keine Nachforſchungen anſtellen — ſie verlangte nicht, ihren Vater zu kennen. —

Der Adel ihrer Seele kampfte mit ihrer Gutmüthigkeit. Sie wußte, daß ihr eine Schweſter in Deutſchland lebte — ſie war im Stande, ihr vielleicht hartes Loos zu erleichtern — allein ſie fürchtete ſich davor, in ihr eine Bekanntſchaft zu machen, die ihr Inneres auf's Neue zerriſſen, ſie für ewig unheilbar verwunden würde.

Bis zur Beerdigung der Leiche blieb ſie in der Anſtalt. Die ernſteſten Betrachtungen, der tiefſte Schmerz erfüllte ſie; ein Plan für ihre ſtille Zukunft reifte in ihrer Seele

Wenn ſie nun ſo da ſaß und ihre Jugend überdachte und ſich den Mann vergegenwärtigte, der ſich ihrer ſeit früheſter Kindheit angenommen hatte, deſſen wüſtes, rohes Weſen ſie ſtets ſo eingeſchüchtert hielt und der ſie dann dem Balletcorps in Petersburg übergeben hatte, und ihren Blicken hierauf für ewig entſchwunden war — dann erbebte eine Saite in ihrem Herzen, als wenn dies derſelbe Mann geweſen, der einſt ihre Mutter auf gleich räthſelhafte Weiſe verließ und deſſen Tod dieſe beweint hatte. Sie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß jener wohl ihr Vater geweſen ſeyn könne, ſein Bild ſtand immer wieder vor ihrem innern Blicke und doch wollte ſie es gern vergeſſen.

Für ſolche Stimmung bleibt kein Troſt, als das Reiſen. Sie wollte, blos von einer Dienerin begleitet, dieſes Mittel ergreifen. Der Kunſt wollte ſie für immer entſagen; ſie hatte die Freuden dieſer Welt aufgegeben. —

Der Tag des Begräbniſſes war vorüber, ſie verabredete Alles mit dem Doctor in Bezug auf ein einfaches Denkmal, das er der Verblichenen ſetzen ſollte und ſie verließ die Anſtalt ſtill und feſt. Ob ſie unglücklicher geweſen war, als ſie ihren irrenden Fuß auf dieſe Schwelle geſetzt, ob jetzt, da ſie ihre Schritte zum letzten Abſchiede hinaus in die Welt trug — ich wage es nicht zu beſtimmen. Sie hatte ſich Ruhe errungen und Ruhe iſt immer Gewinn.

Die große Stadt mit ihrem Treiben war ihr verhaßt. Sie wollte unbemerkt ihr entfliehen. Wie wäre dies aber wohl möglich geweſen, da Tauſende ihrer Rückkehr warteten. Man konnte ſich die totale Umwandlung, die ſich in ihrem Weſen bemerkbar machte, nicht erklären, und da ſie auch nichts that, um darüber Aufſchluß zu geben, ſo wurde ſie wieder, wie oft ſchon im Leben, der Gegenſtand der albernſten Mährchen und Erfindungen, aber ein Räthſel für Alle.

Allen Menſchen konnte ſie entfliehen; allen Fragen konnte ſie ſich entziehen, nur Staar, dem Unvermeidlichen, mußte ſie Rede ſtehen. Er wußte Einiges von dem Geheimniß ihres Herzens und er ruhete nicht, bis er, nach ſeiner Meinung, Alles wußte.

— Es ſind Familiengeſchichten, die Niemand intereſſiren, ſagte Hortenſe — meine gute Mutter iſt indeß geſtorben; die Freude des Wiederſehens hat ſie getödtet. Sie können denken, lieber Freund, wie ſehr mich das erſchüttert hat. Ich darf in Ihrem

Nebel hier nicht bleiben, ich will einen ſchönern Himmel ſuchen, um meinen Schmerz auszuweinen —

— Ich gebe Ihnen vollkommen Recht — ſprach Staar — allein Sie haben mich vorhin Freund genannt — wie wär's nun, wenn ein Freund Sie begleitete?

— O nicht doch!

— Warum nicht doch? Komplimente? Ich will nicht hoffen —

— Ich bedarf keines Freundes —

— Aber ein Freund wie ich —

— Iſt ſehr zu ſchätzen —

— Nicht wahr?

— Doch umſonſt! ich danke Ihnen! mein Entſchluß ſteht feſt — ich reiſe allein!

— Wie eigenſinnig! Ich habe mich doch ſo auf

Sie gefreit — ich werde ohne Sie nicht leben können. —

In dieſem Tone ging es lange fort: Hortenſe fertigte den Ueberläſtigen immer kälter ab. Er ging und kam wieder: er wollte ſie erſtürmen und gab ſeine Bewerbungen nicht ſo leicht auf.

— Denken Sie, ſagte er, als er am Abende wieder gekommen war, ich könnte mich zu etwas entſchließen — ich bin ſehr reich, wie Sie wiſſen — und mit Geld kann man Alles ausrichten — ich bin entſchloſſen — nehmen Sie mich? Ich biete Ihnen meine Hand an. —

Hortenſe konnte ihr Gefühl nicht bemeiſtern und verließ das Zimmer. Er glaubte, daß ihre innere Bewegung bei dieſem Antrage ſie überwältigt habe und erwartete mit Geduld ihre Wiederkehr. Allein er wartete lange Zeit vergebens. Er hörte Geräuſch im Nebenzimmer und zweifelte nicht, daß es von Hortenſe herrühre.

— Ich gebe Ihnen mein Wort, rief er durch die geſchloſſene Thüre, Sie ſollen Freiin von Staar werden — wir reiſen — wohin Sie wollen — keine Antwort? Wohlan — ich ſage Ihnen noch einmal, daß ich ohne Sie nicht leben kann und Sie werden meinen Tod nicht wollen. Gute Nacht! Morgen frühe bin ich wieder hier — beſinnen Sie ſich, herziges Mädchen!

Er ging und kehrte gleich wieder um.

— Ich mache Ihnen nichts vor — wirklich getraut — vor dem Altar — dann reiſe ich mit Ihnen, wohin Sie wollen! —

Als er am andern Morgen wiederkam hatte Hortenſe London für immer verlaſſen.

Schon längſt hatte ſie den Wunſch gehegt, das ſchöne Land Italien ganz kennen zu lernen; freilich war ſonſt der andere Wunſch damit verbunden, dort ihre Kunſt zu üben und den Taumel des Sieges in mächtigen Zügen zu ſchlürfen. Jetzt war's im Gefolge trüber Gedanken, daß ſie dieſe Reiſe antrat. Sie wollte ſich ein ſtilles Plätzchen aufſuchen, um ihr Leben in der Einſamkeit zu vergraben. Die Sehnſucht, dieſes Ziel zu erreichen, beflügelte alle ihre

Unternehmungen. Sie bediente ſich jener Erfindungen, welche das Verſetzen weiter Entfernungen mit fabelhafter Schnelligkeit ausführen. Nur wenige Tage und ſie hatte das Meer durchmeſſen, war an den Ufern des Rheins vorübergeflogen, hatte die Eisberge der Schweiz geſehen und verweilte ſchon an den Geſtaden des Comerſees, um hier den Ort ihrer Ruhe zu entdecken. Aber dieſe Gegend war zu offen; ſie ſah ſich hier noch immer den Blicken der Touriſten zu bloß geſtellt, ſie eilte weiter. Die Abhänge der Appeninen waren zu rauh oder zu beſucht, die Städte erſchienen zu geräuſchvoll; ſo war die Hälfte der Halbinſel faſt durchzogen, ohne das Gewünſchte, vollkommen entſprechend, angetroffen zu haben. Da feſſelte das Städtchen Ascoli den Schritt. Hier, auf hohem Fels am Meere, im Schatten dichter Haine, jedem Blicke verſteckt, auf ſteiler, faſt unzugänglicher Höhe, lag ein kleines Caſino, wo einſt der melancholiſche Dichter Shelley gewohnt hatte. Hortenſe kannte ſeine Werke — ſeine Cenci hatte ihr Inneres oftmals erſchüttert — ſie kannte auch ſeinen Tod. — Shelley's wilde, grauſenhafte Tiefe, ſein Schickſal, waren ihr verwandte Dinge, der Ort, der ſein Gedächtniß barg, ſagte ihr zu, ſie erſtand die kleine Beſitzung. Bald war ſie eingerichtet. Ihre Bedürfniſſe waren die einfachſten.

Wochenlang lebte ſie in ſtrengſter Eingezogenheit; die Straßen der Stadt betrat ſie nie. Endlich entſchloß ſie ſich zu kleinen Meerfahrten, die ſie in einer gekauften Barke, von einem ihrer Diener gelenkt, unternahm. Das Ziel war ſtets das Nonnenkloſter, auf einer Landſpitze am jenſeitigen Ende der Bucht von Ascoli; ihre Beſuche galten der würdigen Aebtiſſin, aus altem, erlauchten Geſchlechte, die ſeit früheſter Jugend im Kloſter war und von der Welt und ihrem Treiben nichts wußte. Nichts anders als das Gelübde ihrer Mutter, während ſchwerer Krankheit gethan, hatte ſie vermocht, dieſes Leben der ſtrengen Entſagung zu umarmen. Die fromme Einfalt dieſer Frau legte ſich wie ein linder Balſam auf Hortenſen's Wunden; ihre Beſuche wurden häufiger und es regten ſich bald Empfindungen, wenn ſie die Schwelle des Kloſters betrat, die ihr nur hier ſo gedeihlich überkamen, und ſchnell verbleichten, ſobald ſie die Wellen wieder nach ihrem Hauſe wildſchaukelnd zurücktrugen.

Neuntes Kapitel.

Wer hat den Weg durch's Meer gefunden
Der nicht mit Todesſtürmen ſtritt?
Mir iſt ein Herz mit ſeinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt.

Tiedge.

Pegenwinkel war in Aufruhr. Ein Brief — von wem abgeſandt, weiß ich nicht zu ſagen — hatte die Ankunft berühmter Künſtler gemeldet. Was ſonſt der Brief enthielt, beſchäftigte den Empfänger nicht ſehr. Dies war nehmlich Niemand anders, als unſer guter, alter Bekannter, der Herr Mauthbeamte Fizmeier, der noch immer nicht verſetzt worden war, aber immer noch mit gleichem Eifer das Theater dirigirte. Er ſtand jetzt allein an der Spitze, da es dem ſanften, gutmüthigen Haidvogel nicht möglich geweſen war, neben ihm auszuhalten.

Der Brief enthielt zwar allerdings eine Meldung der Kallenbacher Vorfälle, der Gerüchte, die ſich daran knüpften, der Verwandtſchaftlichkeit dieſer Geſchichten mit dem Pogenwinkler Cröſus — aber Alles dies ließ Fizmeier ziemlich unberührt. Nur ein Gedanke beſeelte ihn, ſein Theater, bei Gelegenheit dieſes ſo ſeltenen Beſuchs, im vollſten Glanze zu zeigen und den Schauſpielern von Profeſſion gehörig zu imponiren. Eine Zuſammenkunft der erſten Mitglieder des Liebhabertheaters ſchien ihm vor allen Dingen unerläßlich, und er ſetzte ſich ſo eben an ſeinen Schreibtiſch, um das Circular hierzu mit allen nur möglichen Schnörkeln des Styls und der Schrift aufzuſetzen, als er einen Beſuch erhielt, der ihm die Ueberzeugung brachte, daß er zu ſpät damit komme, denn Alle wußten bereits Alles, ganz Pogenwinkel war in der freudigſten Gährung.

Der alte Mindelsheim, Alfred's Vater, keuchte zuerſt zu ihm herauf.

— Habt Ihr's bereits erfahren? ſchrie er, mein Junge kommt zurück von ſeinen Irrfahrten und will bei uns eine Gaſtrolle geben.

— Das geht nicht! ſchrie Fizmeier — wahrhaftig das geht nicht, alter Freund!

— Wie ſo? Wißt Ihr denn ſchon?

— Freilich weiß ich! Aber es geht nicht, es läuft gegen die Statuten. Ein wirklicher Schauſpieler darf nie unſere Scene betreten —

— Bah, was! ein wirklicher Schauſpieler! Ein Pogenwinkeler Kind! mein Sohn! —

— Gleichviel! Er darf bei uns nicht ſpielen — 's geht nicht!

— Aber davon iſt ja auch gar nicht die Rede —

— Ihr ſagtet ja doch vorhin — Gaſtrollen geben —

— Ah! Dummes Zeug! Das verſtand ich nur ſo — als ob ich ſagte: er wird ſich einige Zeit bei uns aufhalten — eine Sohnesrolle bei mir ſpielen. Aber wißt Ihr denn Alles? Die Sippſchaft zum alten Krauthöfer ſoll ſich gefunden haben. Der Lucile, die Frau Liebſte — Alles iſt wieder da —

— Nebenſachen! Hier gilt's, den Komödianten zu zeigen, was wir können und leiſten —

— Ja — das iſt die Frage!

— Nichts iſt die Frage mehr — Alles iſt ſchon beantwortet —

— Aber —

— Was aber? —

— Aber — Aber —

— Je nun, drückt los!

— Ich meinte —

— Quetſcht doch nicht ſo, Ihr bringt mich zur Verzweiflung —

— Mein Junge, meinte ich, wäre mir ſchon recht, aber die mit ihm kommen — Ihr wißt, Director, ich bin aufgeklärt, allein man muß ſich doch den Dehors bequemen —

— Vorurtheile!

— Mehr! Mehr! Man ſpricht bereits von — ja — mit Reſpect zu ſagen — man ſpricht von Geſindel —

— Glaubt doch das nicht! Mitglieder ſind's, des aufgelöſten Muſtertheaters —

— Allein der Grad der Verwandtſchaft unter dieſen verſchiedenen Mitgliedern —

— Nun?

— Weggelaufene Frauen — verkaufte, verpfändete Kinder — Vielweiberei — Vielmännerei — ſehr unmoraliſche Geſchichten — ich will Alles daran ſetzen, meinen Sohn aus dieſer Gemeinſchaft zu reißen. Er ſoll übrigens ein tüchtiger Künſtler geworden ſeyn, habt Ihr nicht auch davon gehört?

— Mir Alles gleich! Wenn ich nur ſchon wüßte, mit welcher Vorſtellung wir ſie empfangen ſollen. Sie müſſen uns in voller Thätigkeit, unſere Bühne im größten Glanze ſehen. Jetzt iſt es Zeit, zu beweiſen, daß die ächte Kunſt ſich auf die Privatbühnen geflüchtet hat — wir müſſen unſers erhabenen Leinweber's Worte zur Thatſache erheben — da! —

Er riß mit ſeiner gewohnten Heftigkeit den armen, dicken Mindelsheim, der ganz anderer Sorge und Freude voll war, mit einem zappelnden Rucke zu einer Handſchrift, die unter Rahmen und Glas über ſeinem Schreibtiſche hing. Die Buchſtaben, waren ſchön geformt und die Worte lauteten:

„O, wer ſo glücklich wie Sie, in unabhängiger Stellung der Kunſt leben könnte! wie groß, wie beſeligend dieſer Gedanke! Ob eine Scheune oder ein Saal die Scene — ſpielen dürfen, was man will — ſpielen können, was man ſoll — nur ſich Rechenſchaft geben dürfend — nur der Stimme des innern Gottes folgend; — ich drücke Dir die Hand, Bruder in Apoll! mein Meiſter! Gehe fortan ſtets beglückt, auf der Bahn der Kunſt durch's Leben!“

— Das hat er mir bei ſeiner letzten Durchreiſe in's Stammbuch geſchrieben — der große Leinweber ſelbſt — ſagte Fitzmeier, nachdem er die Worte abgeleſen hatte — allein nie konnte ich mich entſchließen, ſie mit den andern Blättern im Futteral zu laſſen — hier ſollten ſie, ein ſtetes Angedenken, mir vor Augen ſchweben. Soll mich das nun nicht ſtolz machen?

Mindelsheim hatte den Zettel unter Glas ſchon oft geſehen, und gab Fizmeiern auch diesmal recht.

— Was geben wir aber? ſagte dieſer. Würde man mir's übel deuten können, wenn ich mein Neueſtes aufführen ließe?

Darauf wollte er eigentlich hinaus, und aus Mindelheims Antwort darauf ſchließen, wie wohl der Vorſchlag aufgenommen werden dürfte.

Mindelsheim war wahrhaftig nicht der Mann, zum Widerſpruch geeignet.

— Wie denn anders? ſagte der.

— Wie nenn' ich's aber? fragte Fizmeier weiter. Ich war mit dem Titel nicht zufrieden. Er muß entſcheidender ſeyn; der Gegenſtand, meine Tendenz, muß ſich darin ausſprechen —

— Auf meiner Rolle ſteht — wollte Mindelsheim eben ſagen, aber Fizmeier fiel ihm in's Wort —

— „Thee und Butterbrod“! 's ſagt wahrhaftig nicht genug, es muß noch ein Oder dazu. Ich habe mir da ein halbes Dutzend Titel aufgeſchrieben. Was haltet Ihr von: Die Folgen eines Theeabends?

— Das klingt recht angenehm — ich wünſchte aber etwas Moraliſches, vielleicht etwa: Ueble Wirkungen einer durch ſchlechte Lectüre verdorbenen Erziehung? —

— Wo denkt Ihr hin, Mindelsheim! Zu lang, viel zu lang. Wenn Ihr das auf den Zettel bringen wollt, können keine großen Buchſtaben genommen werden und es nimmt ſich nach nichts aus.

— Ihr mögt Recht haben — allein ein langer Titel hat doch auch ſein Gutes, wenn die Buchſtaben auf dem Zettel auch kleiner ſind. Er reizt die Neugier; ſolch ein Titel verſpricht viel und braucht wenig zu halten.

— Ihr ſprecht, wie Ihr's verſteht! — Dabei kommen wir aber nicht von der Stelle. Wißt Ihr was? Ich ſetze: „Thee und Butterbrod, oder: Was vermögen ſchlechte Bücher nicht?“ Ein modernes Melodrama von Fiz. Nichts weiter! Boz, Phiz, Fiz, das iſt ſo Mode! Und dabei ſoll's bleiben. — Wir müſſen aber probiren und das gut, ſag' ich, damit wir keine Blößen den Fremden geben, und Leinweber's großes Wort zur Wahrheit machen.

— Sollen denn die Fremden auch bei der Probe zugegen ſeyn?

— Nicht um die Welt —

— Aber mein Junge doch —

— Ich bitt' Euch, ſeyd Ihr bei Troſt?

— Ich wollte ihm man gern zeigen, wie ich den edeln Vater nehme. Die Rolle iſt verflucht ſchwer —

— Ja, das glaub' ich —

— Ihr habt ſo etwas Schweres noch nie geſchrieben —

— Das freut mich! Aber die Probe iſt heilig — Niemand darf zugegen ſeyn, als die Mitſpielenden. Da halt' ich darauf, wie beim Hoftheater. Daß Ihr's wißt. —

— Alſo beim Thee und Butterbrod bleibt es?

— Es bleibt dabei — da man's von allen Seiten wünſcht. Ich muß ja wohl nachgeben. Sagt doch Allen, daß ſie die Rollen lernen — und beſonders bittet Klotildchen —

— Die nimmt ſich gewiß zuſammen! erwiederte der Vater freundlich.

Der gute Mindelsheim baute nehmlich ſehr auf den guten Eindruck, den das liebe Kind auf Alfred machen müſſe. Er glaubte, daß die frühere Liebe ihn wieder mächtig ergreifen, und Alle Verbindungen, in der Fremde geſchloſſen, dadurch gelöst werden würden. Er kannte ſo wenig die Welt und die Menſchen! — Er verließ jetzt Fizmeier, um den Beſchluß des Directors zu verkünden. Alles ſollte ſich fertig halten, ſeine Rollen wacker durchnehmen und überdenken, und nachſehen, ob die Bänder auch an den Bärten und Schuhen überall in Ordnung wären, wie die athenienſiſchen Komödianten im Sommernachtstraum.

Inmitten dieſer friſchen Thätigkeit erſchienen nun aber plötzlich die Verkündigten. Es waren außer Alfred, noch Bodenlos, Jacob und Erlinde, die in Bogenwinkel einrückten.

Johnſon war, nachdem er ſich mit Jacob lange unterhalten, heimlich verſchwunden; Lucile hatte ſich ebenfalls aus dem Staube gemacht.

Jacob ſagte, daß Johnſon allerdings jener Titl ſey, als den er ihn ſogleich wiedererkannt habe, und derſelbe, der ihn in die Donau habe werfen wollen, und mit deſſen Frau er dann auf Reiſen gegangen. Er ſey damals, wie durch ein Wunder, mit dem Leben davon gekommen, indem ihn Fiſcher in ihren Booten retteten. Auch habe ſich ergeben, daß er eigentlich der verlorene Sohn jener Wirthsleute war, denen er ſein junges Töchterchen übergeben, und daß er, nach dem Tode der Wirthin, dieſes Kind abgeholt und erzogen habe, bis daß er es dann ſpäter — unſtät, wie er immer war — verlaſſen, und nicht wiſſe, wo es geblieben ſey.

Es war wohl leicht erklärlich, daß ein Menſch, wie er, ſich davor ſcheute, neue Entdeckungen herbei zu führen, und daß er daher den Zug nach Mecca-Pogenwinkel nicht mit unternahm.

Was Lucile betrifft, ſo äußerte er ſich gegen Alfred hingeworfen, in ſeiner Weiſe, daß ihn die Sentimentalität erdrücken, und daß aller Familienjammer, der ja hier nicht ausbleiben könne, und ganz Pogenwinkel dazu — ihn anekle. Er wolle dem Oberlieutenant Krauthöfer noch nicht, und am Allerwenigſten in dieſer Geſellſchaft, unter die Augen treten. Auch ſey er gar nicht neugierig auf die Aufklärungen, die ſich weiter ergeben dürften.

Somit war er auf und davon: Niemand wußte wohin. —

Bodenlos hatte am meiſten darauf gedrungen, die Wallfahrt nach Pogenwinkel zu unternehmen. Er ſetzte große Hoffnung auf den reichen Krauthöfer, mit dem er ſich durch die ſeltſamſten Abenteuer verſchwägert glaubte, dann war es Alfred's Verheirathung mit Erlinden, die ihn gleichfalls intereſſirte, und zum Schluſſe lachte ihm das Liebhabertheater, das ihm nach Umſtänden ein Unterkommen für ſeine alten Tage bereiten konnte. Ein practiſcher Menſch von Bodenlos Schlage, richtet ſein Augenmerk ſtets auf mehre Dinge zugleich, um — wenn ſelbſt manches fehlſchlägt — doch noch immer einen Anhaltspunkt zu haben.

Jacob folgte ſtillſchweigend und getroſt ſeinen Kindern; er freute ſich der Unterredung mit Krauthöfer, um von den Schickſalen der Mutter ſeiner Kinder Nachricht zu erhalten; er hatte Thränen und ſeinen Segen bereit, um das ſchöne Werk zu krönen, das Wiederſehen zu feiern, die Kinder zu verheirathen, zu vergeben und Vergebung zu heiſchen, dem Laſter zu verzeihen und der Tugend zu vergelten — kurz — er kam, ausgerüſtet mit einem weiten Herzen voll melodramatiſcher Requiſiten, in das kleine Pogenwinkel, feſten Willens, den Einwohnern ein rührendes Schauſpiel zu geben, wozu ſeine hagere, krankhafte Geſtalt und die langen weißen Locken, die ſeinen Nacken deckten, ein treffliches Coſtüm boten.

Erlinde folgte mit Beklommenheit. Schon der Name Pogenwinkel, in Verbindung mit dem, was ſie durch Alfred davon wußte, hatte ſie gegen Alles darin eingenommen. Es iſt das Grab der Kunſt und unſerer Liebe, mußte ſie immer denken, obgleich ſie ſich keinen Grund dafür anzugeben wußte. Gern wäre ſie zurück geblieben und hätte die Männer allein hinreiſen laſſen, wäre es ihr geſtattet geweſen. Sie dachte gewiß, in Pogenwinkel aus einem ſchönen Traum erwachen zu müſſen, den ſie noch gern fortgeträumt hätte — ſey es nun durch herbeigeführte Entdeckungen, durch Krauthöfer etwa, oder durch Alfred's frühere Liebe, oder durch Kränkungen anderer Art — Etwas mußte ſich ereignen, von tödtlicher Einwirkung.

Alfred war zunächſt nur von dem Wunſche beſeelt, Vater und Vaterſtadt wiederzuſehen; ſeine Geſellſchaft bedrückte ihn zwar, allein Erlinde's Liebenswürdigkeit war ihm tröſtlich, und er gedachte, ſie als ſeine Braut einzuführen, ſeinen Begleitern aber hatte er ein wohlanſtändiges Weſen empfohlen, und auch zum Theil für ihr Aeußeres, dabei unterſtützend, Sorge getragen, ſo daß ſie ſeiner Verwandtſchaft auf keinen Fall Schande machen konnten, nach ſeiner Meinung.

Zehntes Kapitel.

O patr[illegible]

Tancredi

Die vier Ankömmlinge erregten in Pogenwinkel ein bedeutendes Aufſehen. Obgleich man ſich mit vielen nicht ſehr artigen Geſchichten im Städtchen herumtrug, ſo wußte doch Niemand etwas Rechtes. Alfred und Erlinde machten übrigens als junge, hübſche Leute, wie ſich's von ſelbſt verſteht, eine artige Figur; Jacob Schretzenſtaller, Erlinden's Vater, erſchien als ein ganz netter alter Mann von ehrwürdigem Anſehen, nur Bodenlos hätte füglich anders ausſehen müſſen, um den guten Eindruck nicht zu ſtören. Obgleich Alfred dafür geſorgt hatte, daß er gute Wäſche und einen neuen Rock auf den Leib kriegte, ſo ſchlotterte und baumelte doch Alles ſo um ihn herum und er ſelbſt nahm ſich ſo befremdlich in der ordentlichen Kleidung aus, und trug bis auf das weiße Hemd, die ungewohnten Dinge mit ſolcher Prätenſion zur Schau, daß es zu lautem Aerger von beiden Seiten Veranlaſſung war. Den Vorſtellungen, die ihm die Andern machten, trat er mit Anmaßung entgegen und behauptete, nur er wiſſe wie man ſich zu tragen und zu betragen habe, er ſey weit in der Welt herumgekommen und ſie könnten in dieſer Beziehung alle Tage von ihm lernen.

Alfred war ungemein ſentimental geworden. Schon von fern nickte ihm der alte, etwas ſchief geſtellte Thurm des Städtchens, ſo wehmüthig an, daß er ein ſehr weinerliches Geſicht ziehen mußte und wie ein Trappiſt ſchweigſam wurde. Als er nun aber immer näher kam und nun endlich die erſten Häuſer erreicht hatte, und vor der Thür des erſten gelben Eckladens, den jungen Fritz Schönleber ſtehen ſah, wie er ſich die Hände rieb und ſo freundlich und ſelbſtſtändig ihnen in den Wagen blickte, da ward's ihm ganz abſonderlich zu Muthe, und ſein feuchter Blick fiel ganz unwillkührlich auf das große Aushängeſchild, wo mit dicken goldnen Buchſtaben zu leſen war:

HANDLUNG

von

FRIEDERICH SCHOENLEBER Junr.

Das gab ihm denn Stoff zu den wehmüthigſten Betrachtungen.

— Der iſt nun auch ſchon ſein eigener Herr, ſprach es in ihm — ſein Alter wird wahrſcheinlich geſtorben ſeyn — wenn aber ſein Alter noch lebte, der eigentlich noch gar nicht ſo alt war — welche Freude hätte er an ſeinem etablirten Sohne! Und ich, wie ſchnöde bin ich mit meiner Zeit umgegangen! Was habe ich auf all dieſen weiten Wegen und Umwegen zu Wege gebracht? Und mein armer Vater freut ſich doch, daß er mich wieder ſieht und umarmt im Ganzen, wenn wir's beim Licht beſehen, einen Taugenichts — nichts weiter!

Dieſe allgemeine Betrachtungen führten ihn hinauf zu ſpecielleren.

— Wenn ich nun vor dem Hauſe meines lieben Vaters halte, ſo iſt nichts natürlicher, als daß er meinen Reiſegefährten eine Gaſtfreundſchaft erzeigt und ſie einlädt, bei ihm abzuſteigen. Kann ich denn nun aber wohl dieſe Leute unter dem Dache meines Vaters beherbergen laſſen? Wer ſteht mir gut für dieſen Bodenlos? Welche Scenen können da noch kommen, zu denen ich Vatern und Klotilden mir nicht eben als Zeugen wünſchen darf. Aber wenn ich ſie in's Wirthshaus ſchicke, was könnte daraus nicht noch Alles entſtehen? Wenn Bodenlos beim Wein ſitzt, ſo fließt ihm Gift von der Zunge — ätzendes Gift — das im Stande wäre, mich meiner theuren Vaterſtadt auf ewig zu entfremden.

Bei Alfred dürfen uns dieſe ſpäten aber ſehr wahren Betrachtungen nicht wundern. Nur der Moment brachte ihn auf Gedanken, wenn er da war; voraus hatte er nur immer ganz unbeſtimmte Gefühle.

Das heftige Stoßen auf dem elendeſten Pflaſter von der Welt brachte ihn endlich wieder zu ſich ſelbſt; er fuhr mit dem Kopfe an Erlinden's Kopf, die ihm mit etwas erzwungener Freundlichkeit zulächelte; ihm aber entſtrömten die ſalzigſten Thränen in demſelben Augenblicke. Sie fragte beſorgt, ob er ſich wehe gethan habe? er aber ſchwieg und weinte ſtärker. Sie ſchwieg traurig, denn ſie ſah darin ein trübes Anzeichen. Unten auf der Straße, etwa nur noch zwanzig Schritte von den Pferden, ſtanden einige Leute, mit erwartenden Blicken dem einherholpernden Wagen entgegenſchauend. Jetzt aber trat ein unterſetzter

Mann aus der Umgebung der Andern hervor; er trug graue Beinkleider, eine lange und breite weiße Weſte, und einen hellblauen, ſpitz zulaufenden Frack! Ganz ſo wie ſonſt — treu und unverkennbar; aus dieſem Frack zog er ein dunkelrothes Sacktuch, das er des Tabacks wegen ſtets von dieſer Farbe trug und mit dieſem Sacktuch wehete und wedelte er nun ſo heftig in der Luft herum, daß eine lange, hagere Geſtalt neben ihm wie toll und wild zu nieſen beginnen mußte. Dies aber war der treue Haidvogel, und der Andere, der Wehende, war der gute, ſanfte Vater, der in dieſem Augenblicke manches vergaß, was ihn ſtrenger ſtimmen ſollte und ſich der reinen Vaterliebe überlaſſend, ſeinen hoffnungsvollen, geliebten Sohne ſo ſelig entgegenwedelte.

Nun erſt beugten ſich Alle aus dem Wagen und Erlinde, ihr Köpfchen ſchnell zurückziehend, fragte theilnehmend:

— Ach, das iſt wohl Dein Vater?

— Ja — ha — hu! ſchluchzte ihr Alfred zur Antwort.

Der Wagen hielt. Beide Thüren wurden zugleich geöffnet und da die Andern ſitzen blieben, um Alfred zuerſt hinauszulaſſen, dieſer aber ſitzen blieb, um ſich während des Ausſteigens der Andern, erſt ein Wenig zu ſammeln, ſo entſtand eine Stockung, die wir nicht näher zu beſchreiben brauchen, da Jeder ſich leichter das Aergerliche derſelben vorſtellen mag.

Bodenlos ſprang endlich zuerſt heraus. Er ſtürzte ſich in die geöffneten Arme des alten Mindelsheim und anticipirte deſſen Begrüßung mit einem kräftig betonten, aber unpaſſenden:

— Seyn Sie mir willkommen, edler Mann!

Während er ſich hierauf zu den Andern wandte, riß Mindelsheim Alfred zu und an ſich und Beide lagen ſich heftig weinend in den Armen.

Bekanntlich iſt's ein Schauſpiel für Götter zwei Liebende zu ſehen; aber Vater und Sohn nach ſo langer Zeit in beglückender Umarmung zu betrachten, war gewiß nicht minder ſchön.

Fizmeier war zum Wagen getreten um Erlinden galant den Arm zu bieten, Haidvogel hob den alten

Jacob aus dem Wagen; man begrüßte ſich mit vielen Komplimenten, die Nachbarn traten theilnehmend näher, man rief, man fragte, man lud ein, man war entzückt — endlich bat Mindelsheim alle ſeine lieben Freunde in ſein ſchlechtes Haus zu treten.

Hier erwartete Alfred's noch ein bitterſüßer Moment: am zierlich gedeckten Kaffeetiſche harrte Mühmchen Klotilde mit rothen Augen. Er faßte ſich ein Herz und ging auf ſie zu, ihr herzlich die Hand drückend. Sie aber konnte ſich nicht recht von Herzen freuen.

Man ſetzte ſich im Kreiſe und unter warmem Kaffee und friſchgebackenen Kuchen begann eine lebendigere Unterhaltung, die bald auf das Gebiet der Kunſt hingeſpielt wurde, da Alfred aus übergroßer Wallung das Zimmer verlaſſen hatte und die Familienbeziehungen dadurch in's Stocken gekommen waren.

Der junge Mann war aber in der ſonderbarſten Stimmung. Sein Herz floß beim Anblick der lebloſen Gegenſtände über, während die lebenden ihn kälter ließen oder gar unangenehm berührten. Das kam daher, weil die lebloſen Gegenſtände alle noch die Alten waren und ſich in nichts verändert hatten, die

die lebenden aber eine ganz andere Phyſiognomie zeigten. —

Sein guter Vater war um ein bedeutendes dicker und röther geworden; das ſtarke Tabakſchnupfen hatte ſeinem Gurgelbaß ſo etwas näſelndes hinzugefügt, das höchſt unangenehm klang und das, was er ſagte, war ſo höchſt altmodiſch, daß Alfred gar nicht mehr im Stande war, ſich das, was er fand, mit dem Bilde zuſammenzureimen, welches ihn von ſeinem Vater auf den Wanderungen immer ſo tröſtlich begleitet hatte.

Und auch Klotildchen hatte ſich verändert: die Wangen waren eingefallen, die Augen erloſchen, im Munde fehlten zwei Zähne und dann die Kleidung! ſo ängſtlich verhüllt, ſo gar nicht mädchenhaft, ſo gar nicht jugendlich. Geſprochen hatte ſie noch wenig, allein ihre Stimme ſchien ihm ſo zirpend und zitternd geworden zu ſein, ſelbſt die letzte Schauſpielerin bei dem Theater, das er ſo eben verlaſſen hatte, wußte höhern Reitz in ihren Ton zu legen. Und was ſie ſprach, wie einfach war das, da war ja keine Spur von Geiſt zu entdecken! — Mit dieſem Mühmchen konnte ich einſt ſchwärmen! dachte er bei ſich — wie war das wohl möglich?

Mit der Veränderung, die ſich bei Fitzmeier und Haidvogel zeigte, nahm er es nicht ſo genau, weil dieſe überhaupt keinen ſtarken Eindruck auf ihn zu machen im Stande waren. Sie waren übrigens Beide nur älter geworden und letzterer bedeutend abgemagerter noch als früher. Im Uebrigen waren es dieſelben galanten Leute und feinen Männer. Fitzmeier in der Wäſche über alles glänzend: weiße Cravatte und weiße Weſte; Haidvogel dunkel zwar, aber dennoch elegant.

Erſt als Alfred auf der Hausflur ſtand, war er mit einem Male wieder jung geworden. Er konnte ſich in jenem Moment zurückverſetzt glauben, wo Fremde und Heimath ſich um ſeinen Beſitz ſtritten und das Poſthorn dazwiſchen ſchallte, um ihn zu ſeiner Beſtimmung fortzurufen, gleich dem Max Piccolomini die Pappenheimer Trompeten.

Hier ſtanden noch die alten mit Wachs gebohnten Schränke, mit den großen Meſſingbeſchlägen geſchnitzte Treppengeländer mit den Löwenköpfen, die ihre Zunge herausſtreckten, das abgegriffene Rehfüßchen am Glockenzuge, das räucherige Bild vom keuſchen Joſeph über der Stubenthüre und die blanken Zinnteller am

Schragen — Alles ſtand da, wie er es verlaſſen hatte und es ſah ihn ſo feſtlich an, als ob es ihm zurufen wollte: Sieh, wir haben uns ſo ſchön und blank hingeſtellt, um Dich zu begrüßen, damit es Dir bei uns wohlgefalle und Du nicht mehr auszieheſt in die böſe, kalte Welt, wo Dir Dein Herz ſo oft zerfleiſcht wurde und Deine ſchönſten Hoffnungen zerrannen und ſich in troſtloſe Täuſchungen auflösten. Sieh, hier iſt's noch eben ſo, wie ehemals. Dein Vater geht an uns ſtill vorüber und überdenkt ſeine Rollen; fällt ſein Blick auf uns, ſo nimmt er ſein dunkelrothen Sacktuch und fährt leicht über uns hin, um mit väterlichem Sinne den Staub von uns zu nehmen. Während des kurzen Tages iſt es ſo ſtill um uns, wie während der langen Nacht; kein Mahl vereint hier eine lärmende Geſellſchaft; nur ſelten erwacht ein lautes Geſpräch in dieſen Räumen. Blos einmal im Jahre kamen die Freunde, mit blank gewichsten Stiefeln und im Sonntagsſtaate und ſetzten ſich an Deines Vaters Tiſch und den Raum rings um uns her füllte Bratenduft und beim lauten Anſtoßen der Gläſer hörten wir hellen Freudenruf und dazwiſchen erſchallte Dein Name. Siehe, das war an Deinem Geburtstage, da freuten ſich mit Deinem Vater Deine Freunde, und nun ſage, als Du draußen und ferne von uns lebteſt: wer trank da auf Deine Geſundheit?

Und Alfred mußte ſich ſchmerzlich ergriffen fühlen bei dieſem ſtummen Zurufe, denn in der That konnten ja die alten hölzernen, ſteinernen Hausgenoſſen nicht mit ihm ſprechen und doch verſtand er Alles ſo deutlich. Das iſt die Macht der Heimath! Und wenn wir einſt wiederkehren, dorthin, wo unſere Wiege ſtand, und Häuſer und Berge und Fluß und Wald zu uns vernehmlich und deutlich ſprechen und wir uns vergebens umblicken nach unſern Bekannten, die faſt Alle ſchon von der Erde für immer verſchwunden ſind und nur hie und da Einer vom Alter gebeugt, oder durch die Hand der Jahre verändert vorübergeht und uns nicht kennen will, eben ſo wie wir ihn nicht erkennen — dann ſchwillt das Herz von gewaltigem Schmerze und wir ſchlagen uns an die Bruſt und klagen uns an, daß wir draußen heimathlos, ungeliebt und unverſtanden der Lockung und Täuſchung nachliefen und unglücklich wurden, während wir hier in der heimathlichen Erde hätten gedeihen können, um mit den Uebrigen alt zu werden und mit ihnen von der Welt zu gehen, wie es des Himmels Schickung verhängt. —

Alfred kehrte ſehr verſtimmt zur Geſellſchaft zurück. Der Kaffee war jetzt getrunken und der Imbiß folgte, um das Abendeſſen vorzubereiten. Eine fortlaufende Reihe von Genüſſen. Man ſprach viel über Kunſt. Das Triumvirat, Jacob Schretzenſtaller, Bodenlos und Fizmeier tauſchte Anſichten und Meinungen aus. Der Letztere wollte von dem Verfall des Theaters nichts wiſſen, und meinte, es gebe noch kleine Winkel auf dem Heerde der Kunſt — er drückte ſich Kunſtheerd aus, was aber augenſcheinlich einen Doppelſinn gab — wo ein reines, wohlthätig erwärmendes Feuer unterhalten werde. Er ſtichelte auf Pogenwinkel und ihr Liebhabertheater an und lud ſie zur morgigen Vorſtellung ein, die Abends acht Uhr ihren Anfang nehmen ſollte.

Es iſt ſeltſam, daß in unſern kleinſten Städtchen, wie in den großen Weltſtädten Paris und London, das Theater erſt zu ſehr ſpäter Stunde ſeinen Anfang nimmt. So z. B. in Plauen, Hof, Pogenwinkel und andern Orten, wo früher die Kaſſe eröffnet wird, als in Stuttgart, Frankfurt, München, Scheerau und Maulbronn, was doch Reſidenzen und berühmtere Handelsplätze ſind, als die früher genannten. Die Pogenwinkler und andere Kleinſtädter geben aber gern in ihr Caſino oder in einen Garten vor dem Thore, um dort etwas zu ſich zu nehmen und begeben ſich alsdann erſt, wenn ſie dieſes Vergnügens vollkommen genug haben, in ihr Theater

Bodenlos und Jacob Schretzenſtaller führten ſich ſehr ordentlich auf und gaben keinerlei Blößen an dieſem erſten Abende. Es war ſpät und die Stunde des Abſchieds rückte heran. Die Fremden begaben ſich in den Gaſthof; Erlinde mußte mit ihrem Vater gehen und Alfred blieb bei den Seinigen zurück. Jetzt wurde der armen Erlinde das Herz ſchwer und eine heiße Röthe überflog ihr Geſicht.

— Was Geſtern noch ſich ſchickte, ſchickte ſich Heute nicht mehr! tönte eine trübe Stimme in ihr — und es war ihr, als wenn der böſe Geiſt zu ihr trat und ihr fort und fort in die Ohren ſummte:

Wie Anders Mädchen war Dir's
Als Du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt.
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen! — — —

Alfred ſagte zuerſt ihr ſchmerzlich gute Nacht, dann kälter Klotildchen. Nachdem ſie fort waren, hatte er mit ſeinem Vater noch eine lange Unterredung, die ernſt und ernſter wurde und in der er mit offenem Gemüthe beichtete, weil er ſich dadurch erleichtert fühlte, und Alles, Alles Vergangene verzieh der Vater gern, nur für die Zukunft hatte er einige deutlich ausgeſprochenen Wünſche.

— Sieh, ich bin alt, ſprach er, und möchte Dich, Junge, gern um mich haben. Mit der Kunſt iſt hier auch etwas zu machen, wie Du Dich Morgen überzeugen wirſt und was Du draußen gelernt, wird Dir hier wohl zu Statten kommen. Es kann nicht fehlen, daß Du's hier noch bis zum Director bringſt, wenigſtens wüßt' ich Niemanden, der ſich mit Dir auf die Liſte ſetzen kann, wenn's Fizmeier einmal nicht mehr fortführen kann, ſei's durch Alte oder durch ſonſt Etwas. Von mir erbſt Du etwas Ordentliches; allein Klotilde hat ein ſchönes Vermögen. Sie war Deine erſte Neigung, überdenke! Mir iſt auch die Andere recht — ich bin ein guter Vater — aber ich geb' Dir's zu betrachten. Beſſer iſt beſſer!

In dieſem Tone ging's fort, bald in weitern, bald in engern Kreiſen umſchwebte die Rede des Vaters ſtets denſelben Gegenſtand und als Alfred ihm gute Nacht ſagte, nahm er die Ueberzeugung mit ſich fort, daß ihm die Verbindung mit Erlinde doch gar nicht recht ſey und daß nur ſeine große Güte und ſeine Liebe für den Sohn, ihm anfänglich ſeine Zuſtimmung entlockt habe.

Als aber nun Alfred über den Flur und die Treppe hinaufging, da begann der Wechſelgeſang der alten Hausmöbel wieder von Neuem und erſchütterte manche Partie ſeines Innern, wohin das Wort des Vaters noch nicht hingedrungen war.

Es war ein abſpannendes Gefühl in ihn gezogen, ein unerklärliches Heimweh in der Heimath ſelbſt. —

Aber auch die arme Erlinde, die, betrübt bis zum Tode, zum erſten Male in ihrem Leben ſich in dem Zimmer ihres Vaters entkleiden und mit ihm zu Bette gehen mußte, dachte zum erſten Mal ernſtlich über ihr Schickſal nach und ſtellte ſich Alles, was kommen könnte, vor, allein das ſah ſie nicht voraus, daß ſie auf dem Punkte ſtand, ihren Gatten für ewig zu verlieren, der nicht ſtark genug war, den alten Erinnerungen und der eindringlichen Rede ſeines Vaters gegenüber.

Elftes Kapitel.

Seltſame Laune des Schickſals.

Die Brandſchatzung von [illegible]

Wie ſie ſo ſanft ruhen! Könnte man als Motto über die Thore unſerer deutſchen Kleinſtädter ſchreiben. Nichts begiebt ſich in ihrer Nähe und Ferne, von wahrhaftem, bewegenden Intereſſe, das ſie auch nur ein Wenig aus ihrer Ruhe ſchreckt. Mit großem Unrecht nennt man die Deutſchen ein Volk von Philoſophen und Denkern, viel eher ſollte man ſie Poeten nennen. Alles Mährchenhafte, Seltſame, Phantaſtiſche reizt ſie; wenn ſich ein Mord im Serail zugetragen, oder das Meerweibchen an der Küſte von Indien gezeigt hat, das ficht ſie an: daher proſperiren auch nur ſolche Journale und Zeitungen recht eigentlich bei uns, die recht viele ſolcher Neuigkeiten geben. Verlaſſen ſie dieſen Dſchimiſtan der Erholung und begeben ſie ſich auch zuweilen in's Praktiſche, ſo iſt es Wein und Bier, was den Bürgersmann, Pferde und Hunde, was die jungen Leute höherer

Stände noch daneben in Anſpruch zu nehmen weiß. Wo ſelbſt ein Theater iſt, wird aber auch dieſes gehörig beſprochen.

Daß das Theater bei unſern Pogenwinklern das Alpha und Omega aller Unterhaltung war, wiſſen wir bereits, und rührend war es, mit welcher ſie in ihrer vollſtändigen Abgeſchiedenheit, dieſer Idee treu blieben und ihre Theaterverhältniſſe ſtarr und unverrückt in ihrer Ruhe erhielten, während ſich draußen am dramaturgiſchen Horizonte furchtbare Stürme erhoben und Götter eingeſetzt und abgeſetzt wurden.

— Ich muß Dir doch, ſprach Mindelsheim am andern Morgen, nach dem Caffee, zu ſeinem Sohne, um von dem Ernſte der geſtrigen Unterhaltung geſchickt abzulenken, damit durch zu große Eile nichts verdorben werde, meine kleine Sammlung zeigen, die ich mir während Deiner Abweſenheit angelegt habe, dann überhörſt Du mir die Rolle und kannſt, während ich auf die Probe gehe, mit Deinen Gefährten auf den Kirchthurm ſteigen, um ſie über die Lage unſerer Stadt und den Lauf der Unſtrut zu orientiren. In die Probe darf ich Dich nicht mitnehmen, ſo leid es mir um Deinetwillen thut, es widerſtreitet unſern Statuten und Fizmeier hält ſtrenge darauf. Du darfſt das nicht übel nehmen.

Er führte hierauf ſeinen Sohn zu einem ziemlichen Schranke, öffnete deſſen Glasthüre und deutete auf die Gegenſtände, die darin lagen, alſo ſprechend:

— Es hat Mühe gekoſtet, manches Stück zu erſtehen. Vieles wurde mir von vorüberziehenden Schauſpielern abgegeben, gegen Douceur verſteht ſich. Ich nenne dieſen Schrank mein kleines Muſeum großer Geiſter und es ſtärkt mich wunderbar, wenn ich davor ſtehe; auch thue ich's gewöhnlich, wenn ich mit der Löſung einer großen dramatiſchen Aufgabe ſchwanger gehe. Der edle Vater in Fizmeiers „Thee und Butterbrod“ iſt nicht leicht; der Fizmeier iſt ein Kreuzkopf wie Du weißt, und bringt allerlei an, was mein altes Hirn nicht mehr recht capiren will; Du würdeſt ſchon leichter damit fertig werden können. Aber ſeine Sprache iſt ſüperb! das hat er weg. Soll ich Dir etwas herſagen? Doch nein, das hernach! Alſo hier ſieh: dies iſt eine Tabaksdoſe, deren ſich der alte, berühmte Lang in Wien bedient haben ſoll, als er am Stockſchnupfen litt. Es iſt noch von ſeinem Tabak darin. Ich habe mir alle Mühe gegeben, die

Sorte zu erkennen. Aber es will nicht gehen, er iſt ſchon zu alt und trocken. Dieſe Doſe ſoll einſt mit mir begraben werden. — Hier ſieh eine Perücke, in der Leſſing ſeine Minna von Barnhelm geſchrieben haben ſoll. Der Buchhändler Langjokel, der ſtets auf ſo etwas Jagd macht, ſoll im Sinne haben, die Minna nachzudrucken und ſie mit der Perücke im Stahlſtich illuſtrirt und vermehrt, dem Publicum zu übergeben. Er ſtellt mir Tag und Nacht nach, um der Perücke habhaft zu werden, und hat geſchworen, er müſſe ſie haben und ſollt' er ſie ſtehlen. Du kannſt Dir denken, daß der Hungerleider im Stande iſt, ſo etwas zu thun, allein ich bin auch auf meiner Hut und habe den Langjokel förmlich bei meinen Leuten ſignaliſirt und ſie hetzen ihn fort, wenn er ſich bei mir blicken läßt. — Hier iſt der Löffel, mit dem Leinweber gewöhnlich ſeine Suppe zu eſſen pflegte. —

Alfred überkam ein Lächeln.

— Warum lachſt Du ſo ungläubig, Kerl? fragte Mindelsheim ſeinen Sohn.

— Weil ich den Löffel kenne! ſagte Alfred — Von wem haben Sie ihn?

Ihm fiel der erſte Abend in Leinweber's Hauſe ein. —

— Von wem ich ihn habe? Schnack! rief der Vater — von einem ehrlichen Iſraeliten, der mit altem Silber handelte, und bei dem der große Leinweber ſich dafür neue Löffel eintauſchte. Was Du hier ſiehſt, iſt authentiſch; nicht den leiſeſten Zweifel geſtatte ich Dir. Hier bringe ich Dir den erſten Milchzahn der Sonntag; ihre Mutter hatte ihn ſorgfältig aufgehoben, als er der berühmten Henriette beim Wechſeln ausgefallen war und ich bekam ihn von einem Einwohner der Prager Judengaſſe, der einſt durch Pogenwinkel reiſte, und mit der Mutter, zur damaligen Zeit, als die Tochter noch nicht ſo berühmt war, einige Geldnegozen gemacht haben ſoll. Der Mann kaufte ihn aus reiner Speculation; es war ein weißes Kinderzähnchen, wie jedes Andere. Nun mußte ich's ihm mit Ducaten aufwägen; nicht mehr als billig! denn wenn er auch nur Silber dafür gezahlt hat, ſo hat ihm doch der Zahn, als todtes Kapital, die Zinſen aufgefreſſen. Ich bereu' es nicht, ihn theuer bezahlt zu haben, es iſt das pikanteſte Stück meines Muſeums. Nur dieſes Andre kommt ihm vielleich gleich: in dieſem Spiritus bewahre ich eine Warze, die dem großen Schröder nächſt dem Nabel gewachſen ſeyn ſoll. —

So ging's noch eine Weile fort. Haare, Backenzähne, Mundtaſſen, Warzen, ſelbſt Spulwürmer großer und berühmter Künſtler kamen an die Reihe. Die Stunde, die zur Probe rief, erlöſte den armen Alfred von den Seltenheiten. Es machte, abgeſehen von der Unbedeutenheit der Gegenſtände, ſelbſt im Falle ihrer Aechtheit, noch nebenbei den unangenehmſten Eindruck auf ihn, dergleichen Dinge wie Reliquien und die Schauſpieler in einem Nimbus der Heiligkeit verehrt zu ſehen. Ach, er hatte den Stand kennen gelernt und war der Sache bis auf den Kern gefahren.

Sein Vater verließ ihn jetzt und Alfred ging fort, um Erlinde aufzuſuchen. Im Vorbeigehen guckte er durch die offene Küchenthür, um Klotildchen einen guten Morgen zu wünſchen. Er fand ſie kalt und verlegen, einſylbig, wenn er ſie nach Vergangenem fragte. Das arme Mädchen hatte ſeine empfindſame Periode ſchon weit hinter ſich und dachte jetzt ernſtlich daran, einen Mann zu bekommen. Nur für den wollte es das Biſchen Freundlichkeit und Munterkeit aufſparen, das noch aus der frühern Jugendzeit ihr geblieben war. Der tägliche Verkehr mit den Mägden, die Küche, die Wäſche, der Aerger und Verdruß, der mit dieſen Geſchäften in engſter Verbindung ſtand, gab dem Ausdrucke Klotildens etwas überaus Herbes und Präoccupirtes. Jetzt war mit Gedichten und ſchönen Redensarten nichts mehr bei ihr auszurichten, und vollends wenn ſie Alfred an ſie gerichtet haben würde. Ach, dieſer Alfred gehörte ja, wie ſie erfahren hatte, einer andern an; dieſer Alfred, der ſich nie in Bogenwinkel mehr gefallen könnte, wie ſie vermeinte, der die Welt als Schauſpieler durchzogen hatte. — Seine Ankunft hatte einen rechten Sturm in ihr zu erregen vermocht, der zwar ſchnell vorüberging, ſich aber dennoch in öfter wiederkehrenden Thränen entlud; und um ſich Ruhe im Gemüth zu verſchaffen, tröſtete ſie ſich mit dem: „es hat nicht ſeyn ſollen.“ —

Von ihr ging Alfred in den Gaſthof, wo ſeine Reiſegefährten abgeſtiegen waren. Er fand ſie nicht zu Hauſe und Erlinde allein. Sie ſaß bleich, mit verweinten Augen da, und reichte ihm die ſchöne Hand zum ſtummen Gruße.

— Warum biſt Du nicht mehr wie ſonſt? fragte Alfred, ſie mit Theilnahme betrachtend.

— Es iſt nichts mehr wie ſonſt — ſprach ſie betrübt vor ſich hin.

— Und bin ich nicht mehr derſelbe, der ich war? Bin ich nicht Dein Gatte? Erwartet uns nicht der Segen des Vaters — die Einſegnung am Altare?

Sie ſeufzte ſchwer und tief.

— Wie Du doch biſt! ſagte er. Du gemahnſt mich an die wunderbaren Geſchichten, die ich einſt las, von den alten, umherziehenden Geſchlechtern, von den Zigeunern, denen es nirgend wohl wird, als in ihrer wilden Ungebundenheit. Jedes ruhige, geheiligte Verhältniß, und ſchlöße es für Andere noch ſolche Beglückung in ſich, ihnen ſagt es nicht zu. Daſſelbe Beiſpiel geben aber alte Schauſpieler, die das Umherſchweifen von einem Theater zum andern gewohnt ſind. Dort kämpfen ſie mit Mangel und Noth, mit Beſchwerde und jeglichem Ungemach, aber Alles verſüßt das luſtige, ſelbſtvergeſſene Leben, eben in der ſchweren Sorge auch liegt ihnen der Reiz. Man hat geſehen, daß ſie in der geregelten Verfaſſung eines Hoftheaters, wo ſie jeder

Nothdurft überhoben ſind, jeden Tag wiſſen, was der Tag bringen und fordern wird, hinſiechen, und die erſte Gelegenheit ergreifen, ſich ihrer vermeinten Feſſeln zu entledigen. So machſts Du's nun auch. So lange ich mit Dir umherzog, es uns oft am Beſten gebrach und wir ſorgen mußten für unſere nächſte Zukunft, in die uns jeder vorſorgliche Blick verſchloſſen war — da ſah ich Dich froh und heiter über alle Beſchwerde mit leichtem Fuß hinweghüpfen und mich mit Dir erheben. Nun aber, da ſich Deine ſchönſten Hoffnungen verwirklichen ſollen, da Dir an der Seite Deines rechtmäßigen Gatten, in dem Hauſe Deines Schwiegervaters gute Tage entgegenwinken, nun läßt Du den Kopf hängen und ſiehſt kummervoll —

Erlinde blickte ihn lange an und ſagte:

— Ich werde nicht bei Dir bleiben können —

— Nicht bei mir bleiben? rief Alfred — und gabſt Du mir nicht Dein Wort darauf, für's Leben? Als Du mich ſuchen mußteſt, allein viele Meilen laufen, um mich wiederzufinden, da thateſt Du es mit leichtem, frohem Herzen, und bateſt mich Dich nicht zu verſtoßen, und hielteſt bei mir aus und wollteſt lieber Schande und Schmach tragen, als von der Liebe Deines Herzens laſſen. Ich beherbergte Dich und bewahrte Deine Unſchuld und Du warſt mir treu wie die Sclavin ihrem Herrn ſeyn muß, der ſie kauft. Ich aber that nichts dieſe Treue zu verdienen; ich trug meine Liebe anderswohin und Du murrteſt nicht darüber. Als ich Dich nun aber zu meiner Gattin erkohr, gerührt von ſo viel Treue und Liebe, nach ſo beſchwerlicher Prüfung, da jauchzteſt Du auf voll Luſt und fragteſt nicht nach dem Segen der Eltern, nicht nach der Weihe der Kirche, nicht nach Spott und Hohn der Menſchen, nicht nach dem Fluch, der ſolche Verbindungen treffen ſoll. Du warſt mein und ſchwurſt es zu bleiben. Mich aber drückte es, Deine Schwäche mißbraucht zu haben und ich ſtrebte, das ſchmerzliche Gefühl zu verſöhnen, weil es einen Widerſpruch in mir erzeugte, das meinem Glücke, das ich in Deinem Beſitze fand, einen bittern Beigeſchmack verlieh. Nun endlich iſt der Augenblick gekommen — mein Vater, der gute treffliche Mann weiß Alles — nur noch einige Tage verweile ich in dieſer Wittwenſchaft und ich führe Dich dann ein in das Haus meines Vaters als meine Gattin, die Du ſchon längſt warſt, die Du aber jetzt auch heißen ſollſt vor der Welt —

— Iſt denn dieſe Stadt die Welt? fragte Erlinde mit leiſer Stimme. Was liegt mir an dieſer Stadt. O, ich wollte, daß unſer Fuß uns nie hieher getragen hätte.

— Unbegreifliches Mädchen! rief Alfred. Unbegreiflicher Hang nach dem Verſteckten, Unerlaubten!

— Verſteckt? Unerlaubt? fragte ſie von Zorn plötzlich erregt. Was nennſt Du ſo? Ging ich nicht an Deiner Seite als Dein Weib vor aller Welt? Bedarf's der Erlaubniß dieſer Leute, mich Dein Weib zu nennen? Warum ſchämſt Du Dich meiner hier? Warum darf ich nicht hier Dein Weib heißen?

— Weil wir hier endlich den Punkt im Leben erreicht haben, ſagte er, den wir als ein Ziel betrachten dürfen. Wir wollen hier verweilen, uns einrichten — es iſt hier von keiner flüchtigen Berührung die Rede, die einige Stunden dauert und mit wechſelvoller Unterhaltung hingebracht wird. Hier wird ein tieferer Blick alsbald in die Verhältniſſe geworfen; die Unterhaltung iſt nun ſpärlich, eintönig, man muß dafür beſorgt ſeyn, daß ſie einen ihr willkommneren Stoff aus reinen Privatbeziehungen ſchöpfe. Du haſt zu viel Einſicht, um das nicht ſogleich zu begreifen —

— Und Du könnteſt hier bleiben?

— Eine Zeit lang — warum nicht? Denke Dir den Aufenthalt in meiner guten Vaterſtadt nicht gar ſo ſchlimm. Du wirſt recht liebe, anziehende Menſchen kennen lernen. Dein alter Vater bleibt bei uns —

— Glaube das nicht —

— Er wird ſich hier gefallen. Wohlthuend iſt es, nach Stürmen im Hafen zu ruhen —

— Und die Kunſt?

— Haben wir hier nicht ein Liebhabertheater?

— Du könnteſt der Kunſt entſagen?

— Und können wir ſie dort nicht üben?

Erlinde ſchwieg.

— Iſt es nicht gleich hier oder dort, ſo oder ſo Komödie zu ſpielen? Und iſt es nicht edler und ſchöner es als Herr zu thun, denn als Sclave, den die Menge bezahlt um ihn zu verhöhnen und zu geißeln? ſprach Alfred. Ich denke unſere Erfahrungen werden dem, was ich ſage, auch bei Dir das Wort ſprechen —

— Nein, rief Erlinde begeiſtert — ich fühle es, daß ich in Dir nur die Kunſt liebte, entſagſt Du ihr — ſo bin ich Dir — ſo biſt Du mir verloren. Ach Alfred, welches Streben beſeelte Dich, wie ſchön erſchienſt Du mir!

Er ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich.

— Wir wollen dies Kapitel für den Augenblick ruhen laſſen, ſprach er, denn im Ganzen ſind wir ſchon alte Eheleute und als ſolche muß man dergleichen Erörterungen immer zu rechter Zeit abzubrechen wiſſen. Das Weitere findet ſich dann ſchon ſpäter. Ich bin eigentlich hergekommen, um Deinen Vater und Bodenlos auf den Thurm zu führen, wo ſie ſich über die Lage unſers Städchens und den Lauf der Unſtrut orientirn ſollen. Ich weiß nicht, ſeit ich wieder hier, iſt ein eigner Geiſt des Gehorſams in mich gefahren. Mein alter Vater hat mir das aufgetragen, und es thut mir ſo wohl ſeinen Befehl zu befolgen. Wollteſt Du mich jetzt etwa begleiten?

Erlinde nahm den Vorſchlag an und griff nach Hut und Shwal. Sie ſchien wie electriſirt, als er das zu ihr ſagte.

Sie ging ſtumm an ſeiner Seite und bald hatten ſie die Kirche erreicht. Der Küſter ſchloß die kleine Thür auf und ſie ſtiegen die engen, nicht gut erhaltenen Stufen mühſam hinauf. Oben erklärte Alfred die Gegenſtände, die ſie ſahen. Es war eine Gegend, wie man ſie bei uns ſo häufig findet. Ein ziemlich breites Thal; Ackerland; auf der Höhe der Wald. Mitten hindurch floß die phlegmatiſche Unſtrut, brauſte dann etwas unter Mühlrädern hervor und trieb einige Schneidemühlen und Fabriken. Zunächſt unter ſich ſahen ſie die Straßen des Städchens mit ihren unanſehnlichen, ſpitzgiebeligen Häuſern, aus denen der Rauch der Mittagsküche emporſtieg.

— Großer Glanz und Reichthum herrſcht hier nicht, ſagte Alfred, aber meine Geburtsörtler haben doch wenigſtens Alle ihr warmes Eſſen zu Mittag, das haben nicht alle Schauſpieler und können es ſich auch mit aller ihrer Kunſt nicht ſchaffen —

Erlinde durchzuckte es bei dieſen Worten.

— Siehſt Du, Kind, fuhr Alfred, nichts merkend, fort, dort unten, das hohe, neue Dach, das iſt unſer Liebhabertheater, das unter den Auſpicien des verabſchiedeten Oberlieutenants Krauthöfer ſteht —

— Krauthöfer? rief Erlinde — o meine Mutter! — o Gott! wie drückt mich dieſes Leben! Alles, Alles erwacht hier — ich weiß nicht, welche Macht dieſe häßliche Umgebung ausübt. — Sie machte eine Pauſe, plötzlich inne haltend, und ſprach dann weggewandt: — Sieh, Alfred! ich wollte mich von Deiner Seite fort, hier über dies Geländer ſchwingen, aber der Name Krauthöfer brachte mich zurück —

— Um Gotteswillen! komm' — fort von hier! rief Alfred, und ſie bei der Hand ergreifend, führte er ſie die Stufen hinab, und ſie ließ ihn ruhig gewähren.

Zwölftes Kapitel.

> Den wohlgehörnten Mond d' Latern
> z' erkennen giebt,
> Ich ſelber den Mann im Mond,
> wofern es Euch beliebt!
>
> Sommernachtstraum.

Jacob Schretzenſtaller und Bodenlos waren inzwiſchen in Pogenwinkel herumſpaziert, um ſich Häuſer und Menſchen zu betrachten. So waren ſie auch zu dem Hauſe gekommen, deſſen Räume friedliche, ſelbſtzufriedene Menſchen dem Dienſte der Muſen geweiht hatten.

Bodenlos ſchnupperte zur offenen Thüre hinein, guckte ſich pfiffig um, und ſprach dann:

— Herr Kollege, wenn mich nicht Alles trügt — dies iſt ein Theater. Sehen Sie hier ein Verſetzſtück, dort die Kammer, wo die Thür offen ſteht, iſt die Requiſitenkammer, alte Hüte, ein Gewehr ohne Schloß, ein Trödelbild, Scepter und Krone und Paſteten von

Pappendeckel. Aber wenn auch alles dies nicht wäre! Werfen Sie einen Blick in dies holde Local, und fallen Ihnen dabei nicht alle Ihre Sünden ein, ſo haben Sie kein Gewiſſen im Leibe!

Und indem er ſo ſprach, ſchob er ſeinen alten Begleiter in ein Zimmer, deſſen Fenſter, wie in einem Kerker, oben an der Decke angebracht waren und ein ſpärliches Licht hindurchließen, um die Gegenſtände des Raumes gehörig würdigen zu konnen. Eine Reihe niedriger Tiſche lief an den Wänden herum und an dieſen waren groteſke Zeichnungen mit Kohle und rother Farbe zu ſehen, und darunter allerlei Namen, auch Verſe. Hie und da war ein kleiner Spiegel angeheftet, und am obern Ende dieſes Zimmers hing ein größerer, der in ſeinem trüben Glaſe das Bild einer qualmenden Oellampe reflectirte.

Unſere Reiſenden waren eingetreten, um ſich beſſer umzuſehen, da ſie allein zu ſeyn glaubten, und gewahrten jetzt erſt, unter einem ganzen Berge von Kleidern, der unweit des obern Spiegels aufgehäuft lag, eine Bewegung, wie von einem lebenden Weſen. Es war jetzt, als ob der Wald von Dunſinam ſich vor ihnen bewegte, und ſie ſahen nun erſt mit Staunen und

Schrecken, daß das, was vor ihnen kribbelte und krabbelte, wirklich ein Menſch ſey, der ſeine Kreuzſpinnenartigen Arme und Beine mit Mühe aus einer Menge von Röcken, Jacken und Beinkleider heraus zu wickeln ſich beſtrebte, die auf ihn geſtürzt war und ihn zu erſticken drohte. Jacob und Bodenlos ſprangen ihm bei, und mit vereinter Anſtrengung gelang es, ihm nach einer kleinen Weile zum Stehen zu bringen. Unter vielfältigem Danke, der wegen des Mangels an Athem, nur in abgebrochenen Sätzen herausgeſtoßen werden konnte, war der Dünne nun bemüht, die Garderobeſtücke vom Boden aufzuleſen und auf die verſchiedenen Ankleideplätze der Mitglieder des Liebhabertheaters zu tragen und dort aufzuhängen. Bodenlos leiſtete ihm dabei Hülfe und der Dünne erſchöpfte ſich dafür in den ſchönſten Artigkeiten.

Es war Niemand anders, als der wackere Haidvogel, der jetzt nur noch das Amt eines Garderobeninſpectors zu verſehen hatte und ſo eben damit beſchäftigt war, die Toilettengegenſtände für das neue Stück Fizmeier's, das an dieſem Abend gegeben werden ſollte, für die Mitſpielenden in Reih und Glied zu bringen. Je ſchwächer ſein Leib wurde, deſto regſamer ward ſein Geiſt, und ſo drohte denn, auch dies leichte Handwerk, ihn vor der Zeit aufzureiben.

— Fizmeier iſt mein Freund und ein trefflicher Dichter, ſagte er, der das Theater kennt: wie ſollt' es wohl auch anders ſeyn können, da er die lange Routine hat; allein Eines muß ich denn doch tadeln! Dieſe Nachahmung des Shakespeare. Er kann nie genug Perſonen anbringen; immer muß das ganze Perſonal heraus. Da ſehen Sie einmal, meine lieben Herren! iſt das eine Garderobe für ein Konverſationsſtück? Thee und Butterbrod heißt die Piece und das Perſonal! Hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie hier zu finden, ich wäre ſicher, unter der Laſt erlegen — doch mit wem habe ich das Vergnügen zu ſprechen — meine theuern Lebensretter! wahrſcheinlich von unſern Kunſtbefreundeten Gäſten — was ſteht zu Dero Dienſten?

— Der Wunſch, Ihr Theater zu ſehen, führte uns her — erwiederte Bodenlos — wir glaubten, von gewiſſen äußern Merkmalen geleitet, nicht irre zu gehen — und ſiehe da —

— Siehe da, erhaſchte Haidvogel daſſelbe Wort

— ſo bin ich denn ſo glücklich, ganz unverhofft die werthe Bekanntſchaft zu machen — allein das Theatergebäude iſt jetzt nicht wohl anzuſehen, da ſo eben die Probe des neuen Stücks —

— Eben die Probe iſt es, die uns intereſſirt, ſprach Bodenlos vornehm, würde es nicht möglich ſeyn, uns auf das Theater zu führen?

— Es läuft unſern Theatergeſetzen zuwider, meine Herren, war des Andern Antwort — unſer Director Fizmeier ſchwingt ein eiſernes Scepter — und noch überdieß wird ein Stück von ihm ſelbſt probirt. Auch bringen Sie ſich um die Ueberraſchung des Abends —

Hier nahm der ehrliche Jacob das Wort, und bemerkte, daß es bei ſo alten Theaterverwandten Perſonen wie ſie, überhaupt mit aller Ueberraſchung rein vorbei wäre, und daß eine gut abgehaltene Probe ihnen dafür einen überſchaulichen Begriff von der ganzen Anſtalt gewähren könnte, der für ihn wenigſtens von höherm Belange wäre, als Alles Uebrige. Bodenlos, der nicht leicht abzuweiſen war, hörte nicht auf, ſeine Bitten hinzuzufügen und der arme Haidvogel, ohnedieß eine butterweiche Seele, kämpfte hart zwiſchen Dienſtpflicht und Dankbarkeit, endlich aber ſiegte die Letztere. Ein Blick auf die Kleider, die noch am Boden lagen, und ein zweiter auf diejenigen, ſo ſchon auf den Plätzen hingen, gaben den Ausſchlag.

— Ich zappelte wahrhaftig noch, und wäre wohl gar elendiglich erſtickt, ohne Ihre geneigte Hilfe! ſprach er lächelnd — wohlan! kommen Sie, ich führe Sie auf die Scene und ſtelle Sie unſerm Director ſelbſt vor. Er iſt ein Mann von geſelliger Bildung, und wird zu Gunſten ſolcher Gäſte eine Ausnahme zu machen wiſſen.

Bodenlos und Jacob verneigten ſich und folgten.

Die Scene war nur ſehr klein und von den in dem Stücke vor und hinter den Couliſſen beſchäftigten Menſchen wahrhaft überfüllt. Möbel aller Art ſtanden umher und beengten noch mehr den Raum und die ſchlechte Beleuchtung — es brannten nur ein Paar Talgſtümpfchen — machten das Vorſchreiten faſt unmöglich. Die Luft füllte das Summen vieler leisſprechenden Leute, aus dem ſich das geſe

Schreien des dirigirenden Fizmeier vernehmlich heraus hob. —

Bleiben Sie nur einen Augenblick hier ſtehen — ſagte Haidvogel zu ſeinen Schützlingen, ich will unſern Director von Ihrer Anweſenheit präveniren, damit Sie nachher, wenn er Sie durch Zufall bemerken ſollte, keiner Unannehmlichkeit ausgeſetzt ſind.

Darauf verließ er ſie und ging auf Fizmeier zu.

— Ei, iſt das hier ſo ſtreng? fragte Jacob ſeinen Gefährten.

— Die thun ja, wie beim Hoftheater! erwiderte Bodenlos.

Haidvogel mühete ſich vergebens ab, dem Fizmeier beizukommen, der wie ein Irrwiſch hierhin und dorthin flatterte und nirgends zu haſchen war. Endlich ward er des magern Garderobeinſpektors inne und ſchnautzte ihn an:

— Nun, was giebts? Hat's einen Anſtand? Fehlt's wo?

Haidvogel huſchte an ihn heran und ſprach leiſe mit ihm.

— Was da! ſchrie Fizmeier — geht nicht!

Haidvogel ſummte wiederholt —

— Haltet die Probe nicht auf — beim Teufel!

— Aber — ſchämt Euch doch! Sie hören's ja! Sie haben mir wahrhaftig das Leben gerettet! —

Und wieder ſummte er lange leiſe.

— Wo ſind Sie?

Er ließ ſich jetzt zu den Fremden hinführen, die ihn mit vielen Komplimenten entgegenſtolperten. Beide Theile ſtießen ſich an verſchiedene Gegenſtände, die im Dunkeln angehäuft ſtanden und fielen ſich im eigentlichen Sinne in die Arme, als ſie dieſen nur bloß in der Abſicht ausſpreizten, um einen Stützpunkt zu finden.

— Verzeihen Sie unſerer Kunſtliebe — ſagte Bodenlos.

— Unſere langjährige Gewohnheit des Theaters — ſagte Jacob.

— Ich bitte — keine Entſchuldigung weiter! rief Fizmeier, als feiner Weltmann. Haben Sie Nachſicht mit uns — wir ſind nur ſtille Bürger, die in der Kunſt ihre Erholung ſuchen — daher keine Strenge —

Er blähte ſich unter dieſer beſcheidenen Phraſe, denn er fühlte ſich ſtark in ſeinem Dilettantismus.

— Sie ſehen, unſer Theater iſt klein, ſetzte er hinzu.

— Ein hübſcher Saal — ſagte Bodenlos. Wenn Sie uns nun aber recht ſehr verbinden wollten, ſo nehmen Sie weiter keine Notiz von uns — wir werden hier ſeitwärts ein Plätzchen finden — fahren Sie in Ihrer Probe fort — iſt es ein Schauſpiel?

— Ein modernes Melodrama — „Thee und Butterbrod, oder: was vermögen ſchlechte Bücher nicht?“ Aus der Zeit für die Zeit — ſonſt keinerlei Verdienſt — erwiederte Fizmeier beſcheiden.

— Dies iſt allerdings an der Zeit, ſetzte Bodenlos hinzu.

Jacob Schretzenſtaller war indeſſen zu dem Tiſche getreten, auf welchem die zwei Talgſtümpfchen brannten, und hatte das dort liegende Buch durchblättert.

— Mein Seel, rief er, das Stück iſt ſchön geſchrieben! Ich habe noch nie ein beſſer geſchriebenes Melodrama geſehen. Und ein ſchöner Titel: „Thee und Butterbrod, oder: was vermögen ſchlechte Bücher nicht!“ Es iſt Schade, daß es nur drei Acte ſind, mit einem ſolchen Titel hätten ſich mindeſtens fünf machen laſſen —

Fizmeier dankte für die gute Meinung im Voraus.

— Wir wollen die Herren nicht länger aufhalten — ſprach Bodenlos, und Jacob beim Arme ergreifend, trat er mit ihm zur Seite in's Dunkel der Couliſſen.

Der Souffleur ſtieg in den Abgrund und klingelte, und die Probe begann.

Eine dicke, nicht unſchöne Frau, im runden Häubchen und kurzen Röckchen, ſo daß man die drallen Füßchen wahrnehmen konnte, trat ein. Es war die Frau Kreisphyſicuſſin Löffelholz. Sie ſah ſich überall um, ging dann bis dicht vor den Souffleur und ſprach ſehr ſchnell, dabei leiſe und vollkommen unverſtändlich:

„Wie ſtill und ruhig noch Alles hier iſt! Immerhin! ich will meine Wachſamkeit verdoppeln. Der Graf fürchtet nichts — und ſein Bruder — der Arme! — Gut! meine Parole iſt: Tod und Eiferſucht! mein muß der Sieg werden! Stille, man kommt!“

Sie ſah Fizmeiern an, der vorn, neben dem Souffleur ſeinen Sitz genommen hatte, um die Scene zu überſchauen und die Probe zu leiten.

— Rechts, Frau Kreisphyſicuſſin, wenn ich bitten darf, ſagte er galant.

Sie ſollte nehmlich rechts abgeben, und ſie that es.

Das geht ja prächtig, ſagte Jacob, bis jetzt ſpürt man noch keine Längen —

Der Kaufmann Repsberger trat auf die Scene und declamirte:

„Das iſt alſo der Schauplatz giftiger Thaten!“

Madame Löffelholz kehrte um und ſagte ſehr leiſe:

„Ich glaube — da iſt Jemand —“

Repsberger: Hör' ich recht?

Madame Löffelholz: Sind Sie's?

Repsberger: Nein — ich bin es nicht —

Madame Löffelholz: Wer ſind Sie denn?

Repsberger: Ein Rächer der Unſchuld — und Sie?

Madame Löffelholz: Eine Streiterin für die Freiheit unſers Geſchlechts —

— Bravo! Wie zeitgemäß! Das ſind Ideen, welche die Geſellſchaft bewegen — wie paſſend für Ihre Zuſtände — rief hier Bodenlos.

— Wie das die Pogenwinkler ergreifen muß! rief Jacob.

Repsberger. So ſtreben wir nach demſelben Ziel. Ich verlaſſe nicht eher dieſes Haus, bis ich die Unſchuld mit mir nehme. Ich komme bewaffnet mit der beſten Sache — der Himmel ſelbſt flößt mir Vertrauen ein!

Madame Löffelholz. Doch Vorſicht! vor Allem Vorſicht! Er bewacht die geraubte Schöne mit der Liſt eines Drachen. Der heutige Thee ſoll dazu dienen, ihn vollſtändig zu entlarven —

Repsberger. Ach, er weiß nicht, daß dieſe Liebe das Hauptmoment meines Daſeyns bildet! Ich ſeufze bereits fortwährend ſeit einem Jahre, oder noch länger — ach! wo iſt er hin, der ſchöne Augenblick, wo ich es ſah zu erſtenmale, dieſes vollendete, intereſſante Geſchöpf —

Madame Löffelholz: Stille, man kommt —

Sie ſah ſich hier ängſtlich um, und zog ſich dann, Repsberger an der Hand führend, ſeitwärts, um zu lauſchen.

— Eine ſchöne, höchſt klare Expoſition, warf Bodenlos dazwiſchen.

— Und die Scene ſpielt demnach im Dunkeln — ſetzte Jacob hinzu

— Iſt den Herren vielleicht etwas unverſtändlich geblieben? ſagte Fizmeier. Frau Phyſicuſſin, ein Bischen lauter!

Hier traten zwei neue Perſonen auf — nicht wie im Sommernachtstraum — Wand und Mondſchein, ſondern zwei Perſonen von Fleiſch und Bein — der Herr Oberlieutenant von Smorſinky, der im Urlaub war und mitſpielte, und Alfred's Bäschen, Klotilde.

Der Oberlieutenant hatte ein weiches, klangvolles Organ und war ein ſtattlich gewachſener junger Menſch. Klotildchen kennen die verehrten Leſer bereits.

Sie begannen:

Der Oberlieutenant: Nun, grauſame Schöne? Verſchmähen Sie noch ſtets meine Bewerbungen? Wollen Sie mich noch immer nicht erhören?

Klotilde: Ach, das Glück des Lebens iſt ein zartes Pflänzchen, das die Hand des Laſters niemals pflücken wird —

Der Oberlieutenant: Barbarin! was ſoll ich thun, um mir Ihre Liebe zu erwerben? Ich bin Alles zu unternehmen im Stande, um mir Ihren Beſitz zu erwerben. Ich lege Rang, Stand, Reichthum, kurz viel — ſehr viel zu Ihren Füßen —

Klotilde: Nicht doch! Ich ziehe alle Schätze einer Hütte vor —

Fizmeier ſprang auf.

— Nicht doch, das zerſtört ja Ihren ganzen Karakter! ſchrie er.

— Wie Sie einen doch erſchrecken können — ſagte Klotilde bebend — was hat denn mein ehrlicher Karakter mit Ihrem Stück zu ſchaffen? —

— Sie erſcheinen ja eigennützig — nichtswürdig —

— Warum nicht gar! was Alles noch? rief Klotilde faſt weinend.

— Mit einem Worte: Sie ſagen: ich ziehe alle Schätze einer Hütte vor, und ſollten ſagen: ich ziehe allen Schätzen eine Hütte vor —

— Ach, darauf wird doch ſo viel nicht ankommen! ſagte Klotilde, beruhigt über das Mißverſtändniß, wie Sie deshalb nur gleich ſo auffahren können. Alſo noch einmal:

— Nicht doch! Ich ziehe allen Schätzen eine Hütte vor — in einer Wüſte könnt' ich leben — umgeben von intereſſanten Weſen, die der vergiftete Hauch der Geſellſchaft noch nicht verdorben hat —

Hier unterbrach Fizmeier die Künſtlerin:

— **Verderbt, ſchrieb ich** —

— Diesmal haben Sie recht! Verzeihen Sie, es kommt mir immer ſo in den Mund, entſchuldigte ſich Klotilde.

— Da Sie ohnedieß unterbrochen ſind — ſagte Jacob, die Doſe Fizmeiern offerirend —

— Danke — wir ſchnupfen nicht — erwiederte dieſer.

Der Oberlieutenant — fortfahrend — Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Ihren Widerſtand zu beſiegen, und wenn meine Ergebenheit, meine Zärtlichkeit, meine Standhaftigkeit — meine — aber — warum ſouffliren Sie denn nicht?

Der Souffleur: Ich thue, was ich kann, beſter Herr Oberlieutenant — Sie verhaspeln ſich, weil Sie zu ſchnell ſprechen —

Der Oberlieutenant: Es iſt wahrhaftig nicht Ihres Amtes, mich zurecht zu weiſen. Ich ſtehe in der Reſidenz und bin jeden Abend im Hoftheater — ich werde wohl wiſſen, wie ich die Rolle zu nehmen habe —

Fizmeier: O, wenn ich bitten dürfte —

Der Oberlieutenant: Ich probire gar nicht mehr — wer wird ſich zurecht weiſen laſſen — ich ſpiele die Rolle ganz im Leinweber'ſchen Genre — ich kann ihn copiren — das ſagen alle Kameraden —

Fizmeier: Laſſen Sie ſich doch nicht abhalten — fortzufahren — ich bitte —

Der Oberlieutenant: Blos aus Rückſicht für Sie, Herr Mauthſchreiber — alſo — wo blieben wir —

Der Souffleur: Ich gebe die Hoffnung nicht auf —

Der Oberlieutenant: Das nicht — ich ſag's nicht zweimal —

Der Souffleur (aus dem Loche kriechend und ſich den Staub von den Knieen wiſchend): Wenn Sie mich chicaniren wollen, ſo gehe ich nach Hauſe, ich bin nicht Ihr Narr und heiße — Kaminfegermeiſter Olbrich — wenn Sie 'was zu beſtellen haben —

Fizmeier: Um Gotteswillen! geht nicht fort! Olbrich — thut mir das nicht!

Der Souffleur: Ah — was da! ich bedanke mich für die Ehre und Grobheiten noch obenein — Adieu!

Da war kein Halten; Fizmeier wollte berſten, allein er hielt zurück aus Schaam vor den Fremden. Doch die Gegenwart der Fremden ſollte der Probe zum Heil gereichen.

— Würde mir's vielleicht geſtattet ſeyn dürfen — fragte Bedenlos mit großer Artigkeit — die Stelle des fortgegangenen Herrn zu erſetzen. Ich werde das Möglichſte thun, um mir die Zufriedenheit des Hochverehrten Perſonals zu erringen —

Damit ſtieg er, unter vielfältigen Komplimenten aller Anweſenden und den beſondern Dankſagungen Fizmeiers in die Unterwelt.

— Ich muß noch einmal um die Rede bitten, des Zuſammenhangs wegen, ſagte Fizmeier.

— Mit Vergnügen! ſprach der Oberlieutenant jetzt und ſtellte ſich wieder in Poſitur.

Bodenlos ſoufflirte trefflich.

Der Oberlieutenant. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Ihren Widerſtand zu beſiegen, und wenn meine Ergebenheit, meine Zärtlichkeit, meine Standhaftigkeit — meine — ah ſo! — nicht im Stande ſind, Sie zu rühren — ſo will ich Schreckniſſe um Sie häufen — und mein und ihr Leben ſtehen auf dem Spiele! — Doch genug — die Geſellſchaft verſammelt ſich — es iſt die Stunde, den Thee zu nehmen. Kommen Sie, Gräfin!

Klotilde ließ ſich ruhig von ihrem Vorführer abführen und das Theater verwandelte ſich in einen Saal, wo ein großer Theetiſch ſervirt ſtand.

— Wir denken uns das am Abend prächtig erleuchtet — rief Fizmeier. Thee und Kuchen ſtehen bereit — jetzt wird Alles nur markirt. Meine Herren, die Verwandlung iſt geſchehen, Sie können Ihre Scene anfangen

Repsberger und der alte Mindelsheim traten nunmehr auf.

Repsberger. Im größten Schmerze meldete mir meine Schweſter den ihr zugedachten Schimpf — ihre Schilderung ergriff mein Herz in einem ſolchem Grade, daß ich ſogleich einen Urlaub forderte, um dieſe verwickelte Sache ſelbſt aufklären zu können. Ich war in einem Satze hier — ich habe Alles verlaſſen — Vaterland, Pflichten, Familie, Geſchäfte, Vergnügungen, um eine unſchuldige und unglückliche Schweſter zu rächen, ich komme nun bewaffnet mit meinem guten Rechte und mit Standhaftigkeit, um einen Verräther zu entlarven und ſein Inneres mit blutigen Zügen ihm in ſein Geſicht zu ſchreiben. —

Bedenlos ſoufflirte, da der Schauſpieler ſehr gut auswendig gelernt hatte, in der flüchtigſten Eile, um ihm nur nachzukommen und rief jetzt faſt athemlos —

— Und dieſer Verräther biſt Du!

— Nein, ſagte Repsberger, der den Clavigo nie geleſen hatte, verwundert, davon ſteht nichts in meiner Rolle —

— Richtig — erwiederte Bodenlos — 's ſteht nicht da — es ſchien mir aber aus dem Vorhergegangenen zu folgen — bitt' ſehr um Verzeihung!

— Weiter, wenn ich bitten darf! ſprach Fizmeier, der die Replik zu verſchnupfen ſchien.

Mindelsheim. Ich bitte noch einmal um das Stichwort — die Zwiſchenreden haben mich ein Wenig aus dem Konzert gebracht —

Mit großer Bereitwilligkeit wiederholte Repsberger:

— Und ſein Inneres mit blutigen Zügen ihm in ſein Geſicht zu ſchreiben —

Mindelsheim. Handeln Sie, wie Sie zu handeln müſſen glauben können —

— Iſt's denn ſo recht oder hat der Abſchreiber hier vielleicht einen Fehler gemacht — unterbrach er ſich ſelbſt —

— Wie ſo? fragte der Dichter ziemlich ſpitz —

— Nehmts nicht für ungut — aber vier Infinitive hinter einander: handeln müſſen glauben können —

— Steht's ſo da? fragte Fizmeier —

— Buchſtäblich! rief Bodenlos herauf.

— Nun, wenn ich's ſchreiben konnte, werdet Ihr's auch wohl ſprechen können —

— Meinetwegen denn! warf Mindelsheim pikirt hin —

Alſo: Handeln Sie, wie Sie zu handeln müſſen glauben können — vertrauen Sie ſich mir — Sie ſind vollkommen ſicher —

Repsberger. Sie? ein Kriminalrath — mein ehemaliger Unterſuchungsrichter?

Mindelsheim. Halt, junger Menſch! Verwechſeln Sie mich nicht mit jenen ſtarren Richterſeelen, die bei dem Unglück der Menſchen unempfindlich bleiben. Unter dieſem Rocke ſchlägt ein großmüthi ges Herz — eine edle Seele belebt dieſe alte Bruſt und nur die höchſte Tugend konnte dies reiche Gemüth dazu bewegen, das rauhe Amt des Richters zu ergreifen —

Reysberger. Verſtehe ich Sie recht?

Mindelsheim. Der Finger der Vorſehung wachte über Ihre Schritte —

— Warum macht Ihr denn aber eine Fauſt, wenn ihr vom Finger ſprecht? ſchrie Fitzmeier außer ſich.

— Ach — Ihr habt Heute auch immer etwas an mir zu tadeln, entgegnete Mindelsheim, die Herren müſſen glauben, ich ſey ein Anfänger — ſo wartet doch nur! wißt Ihr denn ſelbſt nicht, was Ihr geſchrieben habt?

— Der Finger der Vorſehung wachte über Ihre Schritte und die eiſerne Fauſt — ſeht Ihr wohl? — die eiſerne Fauſt der Gerechtigkeit wird ſie beſchirmen! — Sie hatten einſt einen Vater —

Reysberger. Sie errathen mein tiefſtes Geheimniß — woher kommt Ihnen dieſe Kunde?

Mindelsheim. Sie trauerten um ihn —

Repsberger. Tief — im Herzen — oh!

Mindelsheim. Nun, ſo hören Sie denn! dieſer herrliche Greis, deſſen weiße Haare, die der Kummer vor der Zeit bleichte — den Stempel der Achtung auf ſeine ehrwürdige Stirne drückte — dieſer Greis, den das Grab ſeit langen Jahren der Welt entzog — er lebt —

Repsberger. O ihr Mächte des Himmels! lebt!!!

Bravo! Bravo! rief Jacob.

Fizmeier verneigte ſich gegen ihn.

— Nur ein wenig mehr Feuer wünſchte ich bei der Stelle — ſagte er zu Repsberger.

— Ich bin ſchon ganz heiſer von den vielen Proben und muß meine Mittel auf den Abend verſparen, entgegnete dieſer.

Mindelsheim. Er iſt hier — hier im Nebenzimmer — unter der Geſtalt eines alten Offiziers, wird er der heutigen Theegeſellſchaft beiwohnen — Kommen Sie, mein Herr! Ihr Sohn erwartet Sie!

Er eilte an eine Seitenthür und der alte Vater, von dem penſionirten Regierungsaſſeſſor Fechtſpieler dargeſtellt, ſchwankte auf die Scene.

Fechtſpieler. Sohn!

Repsberger. Mein Vater! — Durch welches Wunder!

Fechtſpieler. Durch dieſen hier —

Er zeigte auf Mindelsheim.

Repsberger. Sie wären — ? —

Fechtſpieler. Du kennſt ihn noch nicht ganz — auch mein Vater —

Repsberger. Gott! mein Großvater!

Mindelsheim. Auch er lebt! doch genug hievon — man kommt! Entfernen Sie ſich ſchnell!

Klotilde trat hier ſchnell ein und lief auf Repsberger zu.

Klotilde. Bin ich endlich ſo glücklich, Dich zu finden — Himmel!

Repsberger. Iſt's möglich? Geliebte!

Klotilde. Welches Opfer wäre mir wohl zu groß geweſen, nur eine Viertelſtunde den Sterblichen allein zu ſehen und zu ſprechen, der es zuerſt verſtanden hat, dieſes Herz mit dem ungekannten Reiz eines unbeſtimmten und himmliſchen Gefühls zu durchdringen! jener großmüthige Mann, der mir eine Liebe einzuflößen wußte, die erſt mit meinem Leben enden wird — wenn nicht unvorhergeſehene Fälle — ach, Ferdinand! ich wollte dieſer glänzenden Umgebung entfliehen, wo ein Ungeheuer, das Dir ſo unähnlich iſt, mich wider Willen gefeſſelt hält — ich eile hieher, um in Deinen edlen Zügen nach Gefallen zu ſchwelgen! Elend und Kummer an Deiner Seite, werden mir willkommner ſeyn, als aller Glanz, den jenes Ungethüm um mich her aufthürmt — ich trotze der Macht des Zwingherrn — der mich mit ſeiner Liebe verfolgt — ich verabſcheue ſeine Anerbietungen und ich eile hieher, um meine Thränen bei Dir, an Deiner Bruſt verſiegen zu ſehen, oder von demſelben Streiche getroffen zu werden, der Deine Tage bedroht! Ah!

Bedenlos legte hier das Buch hin.

— Erlauben Sie, ſprach er, ſich die Augen wiſchend — wenn das ganze Stück ſo geſchrieben wäre, könnte man's wahrhaftig nicht aushalten —

Repsberger. Erſtaunenswürdiges Mädchen, deren Erhabenheit nur mit den alten Heldinnen der Fabelzeit verglichen werden kann! Dieſe Hingebung verdoppelt meine Liebe zu Dir und müßte ich hier auf der Stelle ſelbſt den Tod finden, ſo würde Dein Bild doch ewig in meinem Gedächtniß fortleben —

Klotilde. Nichts ſoll mich von Dir trennen!

Repsberger. Wir bleiben noch in den Armen des allesumſtrickenden Todes vereint!

Mindelsheim. Edles Paar! Gefahren umdrohen Euch — allein ich hoffe, ſie alle zu beſeitigen. Die Geſellſchaft wird ſich ſogleich hier verſammeln, entfernt Euch für jetzt und erſcheint dann im Kreiſe der Andern, harmlos und heiter — und nichts verrathe Euere innere Bewegung. Folgt mir!

Alle drei gingen hier ab.

— Man ſollte gar nicht glauben, welche Abenteuerlichkeit Ihre große und weiſe Einſicht und Geſchicklichkeit in dies ſo ganz moderne Thema zu bringen wußte — ſagte Jacob. Ich bin in der That außer mir —

— Sie ſind ſehr gütig! ſprach Fitzmeier verbindlich. Der Chor, meine Herren und Damen! Allons! friſch und lebendig eingetreten.

Unter einer rauſchenden Muſik trat die Theege ſchaft ein und ſtimmte folgenden Chor an —

Im glänzenden Saale.
Beim üppigen Mahle.
Die Humpen zur Hand —
Die Alten ſich freuten.
In rauheren Zeiten —
Lag d'rin wohl Verſtand?

Wir kreiſen um Tiſche,
Wo Butter, die Friſche.

Uns leuchtet vom Brod.
Wo Thee's holdes Ahnen
Aus Glanzporzellanen.
Die Wirthin uns bot!

D'rum zuckert und würzet
Die Taſſen und kürzet
Den glühenden Trank!
Chineſiſche Fernen
Zieht her zum Modernen.
Und ſpendet ihm Dank!

Der Chor war noch nicht zu Ende, als eine für Fizmeier höchſt unangenehme Störung erfolgte. Man meldete nehmlich die Ankunft eines vornehmen Fremden im erſten Gaſthofe des Städtchens. Zwei hochbepackte Wagen, ein gallonirter Jäger, ein Kammerdiener, ein ſehr fein gekleideter Herr. Die Erſcheinung war für die guten Pogenwinkler von ſo außerordentlichen Umſtänden begleitet, daß an einer Fortſetzung der Probe nicht mehr zu denken war. Man muthmaßte hin und her. Einige glaubten, es könne der franzöſiſche Exminiſter Thiers ſeyn, der nach Deutſchland gekommen war, um es kennen zu lernen und von Pogenwinkel zufällig auch gehört haben könne. Man hatte ja ſogar eine Parodie des Rheinliedes auch hier verſucht, welche anhub:

Sie ſollen ſie nicht haben.
Die Unſtrut frei und rein —

eine bequeme Art, die ſich auf die Weiſeritz, Pleiße, Panke und andere deutſche Flüßchen, mit Beibehaltung des urſprünglichen Reimes anwenden ließ. — Andere dachten im erſten Augenblicke auch an Spontini, der eine Art von Verbannungsreiſe angetreten haben ſollte, und vielleicht nach Pogenwinkel gekommen ſeyn konnte. — Die Kühnſten meinten endlich, es dürfte wohl der Allerhöchſte Landesherr ſelbſt ſeyn, der incognito die intereſſante Stadt auch einmal ſehen wollte. — Die Nachricht löste alle Bande.

— Mag es ſeyn, wer will! — rief Repsberger — ich muß in den Laden, man kann nicht wiſſen, was der Fremde braucht!

— Ich muß wiſſen, wer es iſt! rief Fechtſpieler — wäre es Thiers, ſo wird er ſicher mich ſprechen wollen.

— Einen Muſiker, wie Spontini, wäre ich wohl neugierig, einmal zu ſehen — ſprach Mindelsheim.

Fitzmeier konnte ſelbſt die Neugier nicht unterdrücken.

— Mag's ſeyn, wer will, ſagte auch er, ſo lad' ich ihn ein, der Vorſtellung beizuwohnen. Probirt iſt im Ganzen genug und nehmt Ihr Euch auf den Abend zuſammen, ſo wird's ſchon gehen. Der Fremde ſoll Reſpect vor unſerm Liebhabertheater kriegen!

Bodenlos kroch ſomit aus der Soufleurſchale und ſchloß ſich nebſt dem alten Jacob ſämmtlichen Mitgliedern des Liebhabertheaters an, die in Maſſe ſich auf den Markt begaben, wo die Reiſewagen vor dem Gaſthofe zur „letzten weißen Roſe" hochaufgepackt, daſtanden.

Dreizehntes Kapitel.

Nachdem wir nun alle unſere alten Freunde in Pogenwinkel wieder geſehen haben, in ihrem immer gleichen Thun und Treiben, wie in ihrem Sinnen und Denken — ein Vorzug, der unſern Kleinſtädtern unbenommen bleiben muß, für die es keiner Lava und keines Aſchenregens bedarf, um ſie ſpäteſten Folgezeiten unverändert aufzubewahren — wollen wir uns einmal nach einem ihrer Mitbürger umſehen, den wir nicht in Mindelheims Familienkreiſe, nicht auf den Brettern des Liebhabertheaters, nicht auf offenem Markte wieder ſahen, der ſtill und abgeſchieden, wie ein Menſchenfeind, in ſeinen vier Pfählen ſteckt, und über ein mißlungenes Leben ſich traurige Gedanken macht, und im Beſitze deſſen, was ſo vielen das Wünſchenswertheſte ſcheint, wahrhaft unglücklich iſt.

Alfred hatte geſucht an die ſtets verſchloſſene Thüre ſeiner Wohnung zu pochen, allein umſonſt, ſie öffnete ſich nicht. Krauthöfer war keinem Menſchen mehr zugänglich.

Es war eine ſchöne Zeit, als er in die Welt zog, begabt mit gutem Muthe und mit einem guten Herzen, unbekümmert um das Geſchrei der Menge. Er hatte für das Große Sinn und den Blick, das Schöne zu erkennen, trotz der Verkleinerungsbrillen, die unſere ſogenannte Bildung ſo willfährig feilbietet. Ein ziemliches Vermögen war ihm nach dem Tode ſeiner Eltern anheimgefallen und hatte ihn in jungen Jahren das beträchtliche aber oft ſo verhängnißvolle Geſchenk mit einer Freiheit gemacht, allen ſeinen Neigungen ſich überlaſſen zu dürfen.

Allein unſer wackerer Freund verließ mit viel zu überſchwenglichen Ideen das Vaterhaus, um ſeinen Spaziergang durch die Welt anzutreten. Weiß der Himmel, was Schuld ſeyn mochte! waren es einige Bücher, die ihm der Zufall in die Hände geſpielt hatte und deren Inhalt nicht in ihm vergähren konnte, oder war es ein ſehr poetiſcher Candidat, der eine Zeit lang Hauslehrer bei ſeinen Eltern geweſen war — der ihm auch eine ſtarke Doſis von ſeiner Poeſie mitgetheilt hatte — kurz — der junge Krauthöfer paßte gar nicht für's practiſche Leben. Er träumte wie ein Don Quixote. Bald wollte er ſich dem Dienſte der Schönheit weihen und ging darauf los, die Schönſte zu ſuchen; man kann denken, wie ſchön er ankam. Dann ſollte es die Tugend ſeyn; hier ging er natürlich noch mehr in der Irre. Endlich nahm er ſich vor, daß ſich ihm die Wahrheit entſchleiern ſollte — und da fiel er Gaunern in die Hände. Jetzt glaubte er es gefunden zu haben, daß nur in der Arbeitſamkeit der Stein der Weiſen ruhe. Er unterſtützte große Unternehmungen und verſpeculirte ſein Geld. Hier geprellt, dort hingehalten, hintergangen, verrathen, gefoppt und beſtohlen, war er an Erfahrung überreich, ohne ſich indeß eine Lehre daraus ziehen zu können. Er war halb geſättigt und ſtrebte immer neuen Genüſſen nach; endlich war es blos noch die Abenteuerlichkeit, die ihn feſſelte. Ein Kampf mit Windmühlen war ihm ein Ziel.

In dieſer Seelenſtimmung hatte er die Stumme geſehen. Der ſeltſame, Alles gleichſam bewältigende Reiz, den ſelbſt die erbärmlichſte Umgebung, nicht Kummer und Entbehrung verwiſchen konnte, der ſich auch ſo noch mit wunderbarer Kraft erhielt, hatte ihn gefeſſelt; das abenteuerliche Weſen, in der er ſie ſand, ſteigerte noch um ſo viel mehr den mächtigen Eindruck. Hier glaubte er nun endlich die Aufgabe ſeines Lebens erfaßt zu haben, das Ziel, nach dem ſein Streben bisher ſo ungewiß ſteuerte. Es ſchien ihm Pflicht, dies edle Juweel in eine entſprechendere Faſſung zu bringen: ſeinem Wunſche konnte er den gehörigen Nachdruck durch äußere Mittel geben; die Schaale des Kummers, die dort bis zum Ueberlaufen gefüllt war, mußte mit Freuden gegen ein Loos vertauſcht werden, das ſelbſt noch in ſeiner vollſtändigſten Verhüllung, als eine Erlöſung angeſehen werden konnte, er erwarb ſich die Begleiterin auf einer Strecke des Lebensweges; er, der keinen der gewöhnlichen Schritte dazu gethan hatte — war plötzlich Gatte und Vater geworden.

Das iſt das Unglück, das uns ſtets verfolgt, wenn wir plötzlich aus der engen Umzäunung unſers kleinſtädtiſchen Philiſterlebens in das wogende Meer der Welt hinausgeſchleudert werden. Ein armer Junge, der nie Herr einiger Kreuzer war, wird durch den unvorhergeſehenen Beſitz weniger Gulden zum extravaganteſten Verſchwender werden.

Krauthöfer dachte ſein Glück errungen zu haben.

Wie ſehnte er ſich jetzt wohl nach Ruhe, wie gern hätte er jetzt zum erſten Male in dem Glücke des Beſitzes geſchwelgt. Allein die Art und Weiſe, wie er dazu gekommen war, ließ ihn keine feſte Stätte finden. Nur im Fluge, wie im Rauſche, ſollte er ſein Glück genießen. Und nur zu bald ſollte ſich ſein müder Fittig ſenken — nur zu bald ſollte der Rauſch verfliegen!

Dem Anſinnen ſeiner Lebensgefährtin nachkommend, zog er mit ihr nach ihrem Vaterlande — England. Die Inſel bot ihm ein angenehmes Feld, Welt und Menſchen kennen zu lernen, er war in der günſtigſten Verfaſſung, ſeinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. An der Seite einer ſchönen Frau, die ihn lebhaft intereſſirte, im Beſitze eines hübſchen, muthwilligen Knaben, der ſich geiſtreich entwickelte und den er wie ſeinen Sohn liebte, wünſchte er nichts mehr auf der Welt. Allein ein Trieb ſchien in der ſtummen Frau erwacht zu ſeyn, der ihr keine Ruhe ließ und ſie einem mächtigen Verhängniſſe entgegentrieb.

Krauthöfer hatte das Bewußtſeyn, ihre Lage vom Elend zum Wohlſtande erhoben zu haben; er war ihr ein freundlicher, treuer Gefährte, der ſie mit

Sorgfalt und Liebe umgab! daß ſie ihm folgte, war ihr freier Wille geweſen — und doch bemerkte er ſtets dieſe Unruhe, dieſe Aeußerungen neuer Wünſche, dieſes Streben nach Veränderung, das nie geſtillt werden konnte. Aus der Erfüllung des einen Verlangens keimte auch ſogleich wieder ein neues hervor. Sie zogen von einer Stadt, aus einer Gegend in die Andere. Gefiel es dem Geplagten hier und glaubte er für einige Zeit ſeinen Wohnſitz hier nehmen zu können, ſo erwachte bald der ungeſtüme Drang in der Frau, einen andern aufzuſuchen, um ihn kurz darauf wieder gegen einen neuen zu vertauſchen.

Ueberall, wohin ſie kamen, äußerte ſich dieſer Trieb des Unbeſtändigen auch noch auf eine befremdlichere Weiſe. Keine Zerſtreuung war bunt, mannichfaltig, feſſelnd genug, um länger als für die kürzeſte Dauer vorzuhalten. Stets auch hier derſelbe Hang nach Veränderung. Die Frau ſchien beſtändig nur nach der Erfüllung eines einzigen Wunſches zu ſtreben, die ſie nirgend finden konnte, dies dämmerte endlich als Gewißheit hinter dem räthſelhaften Weſen hervor und Krauthöfers innere Ruhe begann ſich ſchon mächtig zu trüben, als eine neue, bisher ungeahnte, Wendung ihn auf andere Meinung brachte.

Der Wunſch trat endlich klar hervor, einmal wieder die Bühne zu betreten. Krauthöfer hatte die Kunſthöhe ſeiner Begleiterin längſt erkannt; ſie tanzte oftmals vor ihm, wenn er am Klavier ſaß und phantaſirte; bewundernswerth war es dann, wie ſie jedem ſeiner Gedanken, Ausdruck und Bewegung anzupaſſen wußte; auch ſie phantaſirte, es war der innigſte Erguß einer hohen Begeiſterung. Er mochte ſich dieſem Anſinnen um ſo weniger entgegenſtellen, da er daraus eine Beruhigung aller bisher ſtattgefundenen Zweifel ſich entfalten zu ſehen hoffte. Man wandte ſich einer großen Stadt zu und die Stumme betrat dort das Theater. Mehr Pantomime als Tanz war das, was ſie leiſtete; beſonders großartig erſchien ſie in den leidenſchaftlichen Scenen, im Wahnſinn und Niemand ahnte noch, wie nahe verwandt ihr eigener Seelenzuſtand dem war, was ſie ſo meiſterlich darzuſtellen wußte.

Die neue Beſchäftigung füllte ſie nun wohl mehr aus; ſie ſchien gern länger an einem und demſelben Orte zu verweilen; ſie liebte es, nach dem Schauſpiel mit ihrem Begleiter ſich noch an öffentlichen Orten zu zeigen, wo der zauberiſche Verein ihrer Schönheit und glänzenden Kunſtfertigkeit, verbunden mit ihrem beklagenswerthen Zuſtande, eine erhöhte Theilnahme für ſie erweckte. So war ſie eine Zeit hindurch zufriedengeſtellt und dachte nicht daran, ihren Aufenthalt zu verändern, bis dann plötzlich der unbezwingliche Drang ſie auf's Neue ergriff, und ihren Sinn ſo arg trübte, daß Krauthöfer ſich ſo ſchnell als möglich entſchließen mußte, die leichte, kaum aufgeſchlagene Hütte wieder abzubrechen und den Wanderſtab weiter zu ſetzen. Die ganze Inſel waren ſie auf ſolche Weiſe durchzogen, keine größere, keine kleinere Stadt war von ihnen unbeſucht geblieben, ſie waren bei den Vornehmen auf ihren Edelſitzen eingekehrt — überall ſpähte die Stumme, wie nach etwas Verlorenem, das ſie hier wiederfinden ſollte und das ſie doch nie wiederfand.

Krauthöfer's Weſen fing nun an, ſich gänzlich zu verändern. Er wurde rauher; ſein offener Sinn verſchloß ſich nach und nach und Argwohn mancherlei Art zog in ſein Herz. Er kam auf den Gedanken, daß die Stumme, die hier im Lande geboren war, wohl einem früheren Geliebten nachſpüre, er ſah ihrem Treiben mit mißtrauiſchen Blicken zu und als er endlich ihrem Wunſche nachgab, nach Irland überzuſchiffen, da war es ihm, als ob er ſich ihrer ſobald als möglich entledigen müſſe, um nicht länger der Spielball einer Ungetreuen und Undankbaren zu ſeyn, an deren Verſtand er überdieß noch zu zweifeln anfing.

Jetzt ſpornte auch ihn die Eiferſucht an, dort ſchnell aufzubrechen, wo es der Stummen zu behagen ſchien und aus dieſer Mißſtimmung erwuchs eine immer tiefere Zerriſſenheit ihres Verhältniſſes, das plötzlich eine ſchmerzliche Löſung in der Verſtandesverwirrung der Unglücklichen finden ſollte. Ein gewaltſamer Auftritt, den eine angeborene Fehlerhaftigkeit in Krauthöfer's Organiſation — er war ein Bluter — doppelt gefährlich für ihn gemacht hatte, beſchleunigte den Ausbruch des bis dahin nur ſtille brütenden Wahnſinns der Stummen und er war vollkommen mit ſeinem Gewiſſen abgefunden, wenn er ſie nunmehr den Händen der Heilwiſſenſchaft anvertraute. Er fühlte ſich erleichtert, als er dieſer letzten Pflicht für ſie nachgekommen war und mit ſeinem Pflegeſohne, dem er den Namen Lucile gegeben hatte, und einem bedeutenden, durch die Kunſtfertigkeit der Stummen vergrößerten Reichthum nach Deutſchland zurückſchiffen konnte.

Hier ſuchte er das Städtchen auf, in dem er ſeine Jugend verlebt hatte und erſchien ſeinen alten Mitbürgern wie eine Merkwürdigkeit, die ihnen der Himmel beſcheert hatte, ihren Scharfſinn daran zu üben. Sein Wunſch war darauf gerichtet, ihr Vertrauen zu gewinnen, ſich ihnen gefällig zu erweiſen und hierzu wählte er als erſtes Mittel, auf ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe wohlthätig einzuwirken. Er hatte einige von den Einwohnern kennen gelernt, die ihn auf den erſten Blick, nicht ohne die nöthigen Eigenſchaften erſchienen, ſich den mit ihnen anzuſtellenden Verſuchen glücklich herleihen zu können. Er zog ſie in ſeine Nähe; ſie hatten Luſt, ein Liebhabertheater zu begründen, wie dies in unſern geſelligen Vereinen ja ſo gewöhnlich iſt; er war mit Vergnügen bereit, ihnen dabei behilflich zu ſeyn. Doch wie bald mußte er es bereuen, den mächtigen Leidenſchaften, die das Theater bei der Jugend erregt, Thür und Thor geöffnet zu haben. Lucile's Neigung zum Schauſpieler, ſein Entweichen, ſein abenteuerliches Umherziehen, warf ihn auf's Neue der Sorge in die Arme, die ihn hinaustrug in das bewegte Leben, von dem er ſo gern für immer Abſchied genommen hätte, und ihn nunmehr nicht losließ und keine Ruhe mehr hienieden gönnte.

Nur nach und nach hatte er ſie ſcheinbar wieder gewonnen. Mit gewaltſamer Härte hatte er ſich losgeriſſen von allem äußern Verkehr und lebte hinter Schloß und Riegel, wie abgeſtorben, eine magere, höchſt nothdürftige Verbindung nur noch mit der Welt unterhaltend. Lucile, deſſen Mutter — ihr Andenken durchfluthete noch ſein Inneres, aber Niemand bemerkte es; Kaspar, ſein treuer Diener, ſah in ihm nur den ſchlimmen Herrn, wie er ihn draußen ſchilderte, entſtand von ihm das Bild eines Geizhalzes und Menſchenfeindes. Niemand erkannte den Unglücklichen, gänzlich Vereinſamten.

Zur Zeit, als die Schauſpieler in Pogenwinkel eintrafen, die einſt ſo mächtig auf ſein Leben eingewirkt hatten, erhielt er auch einen Brief aus England von ſeinem vertrauten Geſchäftsfreunde, der ihm meldete, daß die Zahlung für die von ihm verſorgte Kranke fortan nicht mehr zu leiſten ſeyn werde, da dieſelbe mit Tode abgegangen ſey.

Es ergriff ihn noch einmal mächtig die Erinnerung. Vorbei, für ewig vorbei! Hinübergeſchwunden war ſie für ihn, wie ein undurchdringliches Räthſel. — Da hörte er in ſeiner Abgeſchiedenheit manches

Gerücht, was in Kaspar's Munde ſich zur Fratze vollends geſtaltete. So viel entnahm er indeſſen daraus, daß Alfred Mindelsheim heimgekehrt ſey, mit einer jungen Braut und mit deren Verwandten. Der Wunſch, vielleicht etwas Näheres über Lucile zu erfahren, regte ſich in ihm und er kämpfte mit ſich, ob er ſeinem Verlangen nachgeben und ſich mit dem Zurückgekehrten und den Fremden in Berührung ſetzen ſollte.

Da erſchien ein zweiter Brief aus England; er war von dem Arzte ſelbſt. Die wenigen Papiere, welche die Stumme hinterlaſſen hatte, hatten dem würdigen Manne die Gelegenheit verſchafft, den Namen desjenigen zu erfahren, der ihm einſt dieſen Patienten überantwortet und die ganze Zeit her ſo reichlich für ihn geſorgt hatte. Auch jene Papiere lagen dem Schreiben bei. Krauthöfer erhielt hiemit über alles Aufſchluß. Die erſte Liebe der Tänzerin, ihr Fall von Stufe zu Stufe, bis daß ſie ihn gefunden, um ſich an ihm wieder aufzurichten, ihr Wahnſinn, Alles fand er verzeichnet. Jetzt erklärte ſich ihm ihre Unruhe, ihr Spähen und Forſchen. Nicht erſtorben war die Liebe in ihrem Herzen zu dem, der ſie verlaſſen konnte, nach ihm wandte ſich beſtändig ihr

Blick, nach ihm ſehnte ſich ihr Geiſt, und ſie trübten ſich Beide, als ſie ihn nicht mehr fanden. Unauslöſchlich wirkt die Macht der erſten Liebe fort und fort; wie Ihr auch ſie zu betäuben trachtet, wie Ihr auch ſie betäubt zu haben wähnt; es kommen der unbelauſchten Momente viele, wo die Flamme hindurchbricht und Euch ergreift und oft tödtlich verletzt, wenn der Tod auch erſt nach Jahren erfolgt und Ihr Niemand ſeine Urſache geſtandet. —

Krauthöfer's Clauſur konnte nicht ſtrenger werden, als ſie ſchon war, aber ſie wurde dafür unabänderlich beſchloſſen. Er war zufrieden mit dem, was er wußte; kein Wunſch ſtahl ſich mehr aus ſeiner Bruſt, der ein Saamenkorn in die Welt hinausgetragen hätte, Seine Lebensernte lag reif, aber abgemäht, hinter ihm.

Vierzehntes Kapitel.

Es darf nach dem Vorhergehenden nicht erſt hier erwähnt werden, wie vergebens Leute, wie die Herren Bodenlos und Schretzenſtaller ſich bemühten, ihre Aufwartung dem Herrn Oberlieutenant Krauthöfer zu machen. Man hatte es ihnen wohl im Voraus geſagt, daß ſie nicht durchdringen würden, allein ſie waren nicht die Leute, die ſich ſo leicht zurückſcheuchen ließen. Die Verſuche, die ſie machten, dienten jedoch nur dazu, die ängſtliche Vorſicht Krauthöfer's zu verdoppeln.

Der Zufall, der den vornehmen Fremden nach Pogenwinkel führte, war allein im Stande, ſie von dieſen Beſtrebungen abzubringen, und dem armen Einſiedler ſeine Ruhe zu gönnen.

Eine Stunde, nachdem die Probe ſo plötzlich unterbrochen worden war, ſahen wir ſchon die vornehmſten Männer des Städtchens, ſo wie die fremden Künſtler, erſtere in ſchwarzer Feſtkleidung und mit weißgeſtrickten Handſchuhen angethan der „letzten weißen Roſe“ zueilen und mit ängſtlicher Miene ſich in dem Vorzimmer des erſten Stockwerks nach der Erlaubniß erkundigen: wann es ihnen geſtattet ſeyn würde, ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Man wird neugierig ſeyn zu erfahren, wer denn die wichtige Perſon war, die eine ſolche lebhafte Regſamkeit hervorzubringen vermochte. Es war in der That weder Thiers, noch Spontini, noch der geliebte Landesvater — und doch dieſer Andrang, dieſe unaufhaltbare Wuth ſich vorzuſtellen; wer war der Mann, der den Pogenwinklern, in gewiſſer Beziehung einen höhern Reſpect einflößte, als alle Genannten zuſammen? Wenn wir bedenken, welche Theaternarren ſie waren, ſo wird es uns einleuchten; der Fremde war nämlich der bisherige Chef ſämmtlichen Theaterweſens im Lande, das hohe Vorbild ihrer ſehnſuchtsvollen Beſtrebungen — der Freiherr Piſſjahn von Hegelſingen und dem Hauſe Kotzeluch in höchſt eigener Perſon.

Der treffliche Freiherr war aber leider nicht in der Stimmung die Huldigungen der guten Pogenwinkeler anzunehmen. Seine Mißgriffe und Eigenmächtigkeiten hatten, neben der vollſtändigſten Unkenntniß der Theaterverwaltung, die Bühne, die ſeiner Leitung überantwortet war, ſo ſehr heruntergebracht, daß die ernſten Klagen, die überall gegen ihn laut wurden, endlich durch nichts mehr beſchwichtigt werden konnten. Würde dasjenige, was er wirklich verſchuldet, nur erſt der Anfang eines Vorfalls geweſen ſeyn, ſo hätte er ſich wohl noch, trotz ſeiner Unfähigkeit, zu halten gewußt, allein ſein durch und durch krankes Regiment war ſchon einem andern gefolgt, das die Säulen des Tempels ſo tief unterwühlt hatte, daß dem vollſtändigen Einſturz nicht mehr vorzubeugen war. Die Sündfluth brach herein und die Sünder durften an keine ſpätere Zeit mehr appelliren.

Ein unfähiger Intendant, der das Vertrauen ſeines Fürſten bereits früher zu eigennützigen Zwecken mißbraucht hatte, der ſeiner Privatreizbarkeit die Ruhe der Anſtalt opferte, der die beſten Kräfte entfernte oder niederdrückte und der Dummheit und Anmaßung Thür und Thor öffnete, der ſich zu Thaten endlich herabwürdigte, die keine Entſchuldigung finden konnten — war entfernt worden und Baron Pisjahn rückte in ſeine Stelle. Sein Stolz auf den Ruhm alter

Ahnen, Herablaſſung und Wohlwollen gegen Untergebene, Reichthum und ein durch und durch vornehmes Weſen, ließen hoffen, daß er die Mängel der frühern Verwaltung leicht vergeſſen machen würde. Allein die Art und Einrichtung eines ſolchen Hoftheaters trägt den Keim des Verderbens in ſich, wenn ihm nicht eine große, durchgebildete Volksmenge, die ſich für die Kunſt wahrhaft intereſſirt, das Gegengewicht hält. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo muß es früh oder ſpät einmal in ſich zuſammenfallen; es iſt wie mit einem Auswuchs, einem üppigwuchernden Ueberbein, das dem geſunden Körper die Kraft entzieht und wenn dieſe verſiegt, oder ſich nach einem andern Orte hinwendet, mit dem Gliede auf dem es ſitzt, fallend abſtirbt und abfällt.

Wie der unglückliche Ludwig XVI. für die Sünden ſeiner Vorgänger bluten mußte, ſo ſtürzte jetzt unter dem Schwachkopf Pisjahn der Bau zuſammen, um ihn mit in ſeinem Falle zu begraben, an dem Andere verderbend gerüttelt hatten.

Neigungen, und Abneigungen, und Liebeleien aller Art hatten die unangenehmſten Auftritte herbeigeführt. Der jedesmalige Günſtling herrſchte unumſchränkt und bei Piſjahn's Wankelmuthe war dadurch ein beſtändiges Steigen und Fallen der bedeutendſten Mitglieder unvermeidlich, nachdem ſie eben bei dem neuen Herrſcher im Herzen des Freiherrn und auf den Brettern gut oder ſchlecht angeſchrieben waren. Nicht Verdienſt entſchied, nur Laune; nicht die Stimme des Publicums, die ſich offen und laut ausſprach, wurde gehört, nur die geheime in dem Boudoir des Intendanten; nicht Vorſtellungen wurden angenommen, nicht triftige Gründe wurden gehört, das „Cartel est notre plaisir“ herrſchte in ſeiner ausgedehnteſten Weiſe und füllte Jeden, der ſich ihm beugen mußte, mit Schrecken, dem, der dies zu thun verſchmähte, mit ſtillem Ingrimm und Abſcheu.

Das Publicum entſchied ſich endlich dafür, das ſo ſchmählich herabgewürdigte Inſtitut nicht mehr zu beachten. Um es wieder anzuziehen wurden allerdings Anſtrengungen gemacht; man verſchrieb theure Gäſte; man verſchwendete große Summen zur Ausſtattung neuer Opern; man berief ſich darauf, daß noch nie ein ſolcher Glanz auf der Hofbühne der Reſidenz geſehen worden war. Allein das Publicum, das bezahlte Scribenten ſich nicht entblödeten undankbar und ſtumpfſinnig zu ſchelten, war durch nichts mehr in die verfehmten Hallen zu ziehen, es ſey denn, daß die ganze Anſtalt von Grund auf ſich regenerirte. Die ungeheuren Auslagen waren nicht zu decken; nach Ablauf des Theaterjahres kamen die ſehr proſaiſchen aber eben ſo gewiſſenhaften Beamten der Rechnungskammer; die Rechnung wurde geſtellt und ein Deficit kam zu Tage, ſo groß, daß die beſte Verwaltung, die im Stande geweſen wäre, alle Mißgriffe gut zu machen und alle Spaltungen zu verſöhnen, den Riß in den Finanzen noch in vielen Jahren nicht zu ſtopfen vermöchte. Dies gab den Ausſchlag. Der Freiherr von Pisjahn war gezwungen, ſeinen Abſchied zu nehmen, um der Abdankung auf ſchickliche Weiſe vorzubeugen, zugleich aber beſchloß er, den Schauplatz ſeiner bisherigen Thaten zu meiden, um auf ſeine Güter zu gehen und von dort eine Reiſe nach dem Süden anzutreten.

Glückliche Welt, in deren Bereich die Sonne, wie in König Philipp's Staaten, nie untergeht! Was war einem Pisjahn die Ungunſt des Schickſals, die Ungnade ſeines Fürſten, die Mißachtung der Beſſern im Volke? —

Pisjahn empfing die Pogenwinkler kalt aber herablaſſend und ganz ſo, als ob er noch grand maitre des menus plaisirs wäre, er ſagte ihnen ſogar, daß er in ihrem Theater erſcheinen würde, wenn er über Nacht in ihrer Stadt bliebe, allein die Eile ſeiner Reiſe zwinge ihn früher aufzubrechen. Dies war ein Beſcheid, der Keinem von ihnen beſondere Freude machte. Fizmeier hatte ſich von der Anweſenheit des Freiherrn bei der Vorſtellung zum mindeſten die Annahme ſeines modernen Melodramas für das Hoftheater verſprochen; die Darſteller hatten gehofft Lob und Beifall aus dem Munde eines großen Kunſtkenners zu erhalten; Bodenlos aber ein Engagement mindeſtens als Souffleur. Der erſten Einladung folgten nunmehr noch allerlei Ueberredungsverſuche zum Bleiben, jedoch ſtets mit demſelben ungünſtigen Erfolg, und man hatte den Verdruß, daß nach eingenommenem Mittagsmahle der hohe Herr eben ſo zu demſelben Stadtthore hinausfuhr, wo er hereingefahren war, denn Pogenwinkel, die Stadt, zählte zu ihren tauſend liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten auch noch die tauſend einte, daß ſie eigentlich gänzlich abgelegen von der Hauptſtraße war, und man blos des Poſtamts wegen, um die Pferde zu wechſeln, eine Viertelmeile umfahren mußte, man mochte von Oſt, Weſt, Süd oder Nord kommen. Das Poſtamt lag aber deshalb nicht an dem Straßenknoten, ſondern in Pogenwinkel, der Stadt, damit von den Reiſenden Pflaſtergeld und Brückenzoll entrichtet würde, für Pflaſter und Brücke, die ſeit grauen Jahren nicht mehr ausgebeſſert wurden. Dafür aber hatten die Reiſenden freilich das Vergnügen, Pogenwinkel kennen zu lernen und falls ſie etwa ein Rad brachen oder ſonſt einen Unfall erlitten und über Nacht liegen bleiben mußten, ſo durften ſie — wenn gerade geſpielt wurde — auch das Liebhabertheater beſuchen. Der Wirth zur „letzten weißen Roſe," bei dem alle Fremden von Diſtinction hingefahren wurden, war immer mit Billetten dazu verſehen.

Nach Pisjahn's Abdankung hatte die Verwaltung des Hoftheaters eine Umwandlung erlitten, die man wohl eine Reform nennen durfte.

Zwar hatte die Anſtalt Leinweber, den großen Mimen, verloren, der mit ſeinem verehrten Gönner zugleich die Bühne verließ, um ſich einer andern Anſtalt beglückend zuzuwenden; eben ſo waren die erſten Solotänzer entlaſſen worden und das Ballet dadurch zu einem bloßen Divertiſſement herabgeſetzt, das man zum Aufputz gewiſſer Scenen in den Opern brauchte;

allein ſtatt dieſer Verluſte gewann man nur einige tüchtige Künſtler, jung, kräftig, und vom beſten Willen beſeelt, und der wackere Balder, der ſo lange von ſeinem ſchönen Wirkungskreiſe entfernt gehalten wurde, um ihn nur ſpärlich und unbedeutend darin zu beſchäftigen, trat jetzt glänzend in ſeine Rechte ein und dieſes Ereigniß allein war ſchon im Stande, die vollkommenſte Verſöhnung des Publicums mit der Anſtalt zu bewerkſtelligen. Balder wurde Regiſſeur, mit der ausgedehnteſten Vollmacht und einem Antheil an den Einnahmen, aber auch mit einer Verantwortlichkeit für den möglichen Ausfall derſelben gegen die Ausgabe. Man ſage nicht, daß dieſe Einrichtung eines Hoftheaters unwürdig ſey, indem ſie der Speculationswuth des Einzelnen Thür und Thor öffne und die ächte Kunſt an den Beifall der Menge vertröble. Daß nichts unternommen und verſucht werde, was den Ruf und die Ehre des Inſtituts gefährde, davon ſey man im Voraus bei der Wahl des unumſchränkten Regiſſeurs überzeugt und das überwache man mit unnachſichtlicher Strenge; in dieſer Beziehung konnte man auch bei Balder vollkommen außer Sorge ſeyn. Wichtig iſt es jedoch, ſich des Fleißes und der Anſtrengung des Leitenden gehörig zu verſichern, und in ſo fern iſt es weiſe, ſein perſönliches Gedeihen von dem Gedeihen der Anſtalt abhängig zu machen. Er wird alsdann dahin trachten, mit neuen Stücken, die dem Publicum von auswärts angeprieſen werden, nicht zu zögern; er wird kein ſchlechtes Stück um ſeines Privatvergnügens wegen wiederholen, wenn er gleich im Voraus weiß, daß die Kaſſe dabei leer ausgeht; er wird weder aus Gefälligkeit, noch um die Mode mitzumachen, die ihm anvertrauten Summen an Gäſte verſchwenden, die Niemand anziehen, ſie aber den Dichtern entziehen, die mit ihren Stücken das Repertoir unterſtützen, der Literatur und Kunſt Ehre bringen und durch ihre geiſtreichen Kombinationen im Stande ſind, tüchtige Schauſpieler heranzubilden. Ein Regiſſeur, der auf der Höhe ſteht und ſeine Aufgabe im vollen Maße begreift, wird bei einem Hoftheater weniger darauf ſehen müſſen die vollſten Häuſer zu erzielen, als ſich der fortdauernden Gunſt und des Vertrauens des Publicums zu verſichern; er wird bemüht ſeyn, die überantworteten Summen zu ſparen und ſie nur zum wirklich Beſten auszugeben, und dies wird ihm weſentlicher erſcheinen, als ſie durch neuen Zuwachs zu vermehren.

Dies waren des wackern Balder's Maximen, die er bald nach dem Antritt ſeiner Function durch den Druck bekannt machte, zur wahren Freude aller ächten Kunſtfreunde.

Daß Pisjahn's gar nicht wieder gedacht wurde, als wenn er nie hier geherrſcht hätte und auch Leinweber bald vergeſſen war, dürfte hier nebenbei gar nicht erwähnt werden, gälte es nicht, einen Zug im Character des Publicums zu beleuchten, der uns oft ſchon mit Bedauern erfüllt hat.

Wenn etwas im Stande iſt, das beſorge Streben der Schauſpieler „mit der Gegenwart zu geizen,“ wie der große Dichter das Ausmünzen des Augenblicks benannte — zu entſchuldigen, ſo iſt es die Vergeſſenheit, worin das Publicum ſeine Lieblinge begräbt, die es geſtern noch ganz erfüllten, die Leichtfertigkeit, womit es neue Götzen auf die umgeſtürzten Altäre ihrer Dahingeſchwundenen erhebt und bereitwillig ihnen denſelben Cultus darbringt. Wäre den meiſten Schauſpielern mehr Ernſt und Tiefe gegeben, als ſie wirklich im Leben zu beſitzen pflegen, der Gedanke daran könnte ſie zur Verzweiflung bringen. — Was? das Einzige, was ihnen als Gewinn erſcheint, was ſie zu neuen Strebniſſen begeiſtern ſoll, was ihnen die

Kraft erneut, zu größern Werken zu ſchreiten, iſt ſo leicht verflüchtigt, wie der Aethertropfen, der im Fallen den Boden nicht erreicht? Das Gefühl, wenn ich hingeſchwunden bin, bleibt nichts von meinen Schöpfungen zurück, um der Folgezeit mein Wirken zu zeigen, iſt bei Weitem nicht ſo vernichtend, als der Gedanke, wenn Euch, Mitlebende, meine Schöpfungen nicht mehr entzücken, ſo denkt Ihr derſelben nicht mehr und bleibt gleichgültig dabei, daß ich ſie nur vor andern Zuſchauern in einem andern Tempel aufſtelle und begnügt Euch nicht nur mit dem, was ein Neuer, der nach mir kam, in unvollkommener Geſtalt Euch darbringt, ſondern Ihr gedenkt nicht mehr meines ſo aufrichtigen Strebens, und nehmt Schein für Glanz, Manier für Wahrheit, Tod für Leben und freut Euch eben ſo daran und ſetzt es wohl gar noch höher an! — Wäre es wahr, daß den Werken des Schauſpielers keine Dauer über die Gränzen ſeines Lebens hinausverliehen iſt, wer wollte ſich darüber grämen? Das wußte man, als man nach dieſer Kunſt griff! was iſt's denn überhaupt mit der Dauer menſchlicher Werke? Selbſt die Pyramiden zerfallen, nichts zeigt ſeit Jahrtauſenden die urſprüngliche Pracht ihrer Wände, ihrer kunſtvollen Bekleidungen, und ſie ſtarren nun ſchon Jahrhunderte hindurch wie plumpe rohe

Steinhaufen aus dem Sandboden der Wüſte auf. Was Schauſpieler ſchufen, ſtirbt nicht ſo bald; es athmet aus Lied und Schrift der ſpäteſten Nachwelt, von wundervollen Arabesken umhegt und umwoben und der Klang ihrer Namen lebt mit dem der Dichter fort, deren Werke ſie mit in's Leben führten. Aber die Gegenwart nur iſt ungerecht, die Mitwelt iſt undankbar gegen dieſe Kunſt, das iſt eine Erfahrung, die jeder Tag uns lehrt und die den Stolzeſten niederbeugen kann. Daher giebt es keine lächerlichere Eitelkeit, als wenn der Schauſpieler ſich für einen Beifall, für einen Hervorruf in Ausdrücken bedankt, die wie von einem ausgemachten, feſtbeſtehenden Wechſelbündniß auf Jahre hinaus ſprechen. Wenn ſie ſagen: dieſe Stunde iſt die ſeligſte meines Lebens, ich werde meine Scheerauer oder meine Pogenwinkeler ſtets in meinem Herzen tragen, von dem ſeligſten Gefühl beſeelt, daß ſie meiner auch in der Ferne gedenken. — Armer Thor! wer nennt hier Morgen noch Deinen Namen? Der erſte, beßte Hannswurſt nimmt ſo ganz und gar Aufmerkſamkeit und Theilnahme und Liebe und Bewunderung in Anſpruch, daß für Dich nicht das Wenigſte übrig bleibt. Das Publicum, das Dich Heute herausbrüllte, hat eben auch einmal nach ſeiner Weiſe Komödie geſpielt und Dich nur mit gleicher Münze bezahlen wollen. Es war die Erregung des Augenblicks, die ihm dieſe Kunſtleiſtung eingab, Du aber ſollſt doch Dein Handwerk beſſer verſtehen und Trug und Täuſchung von Wahrheit unterſcheiden können. Wer im Theater von Mancheſter weinte wohl, als die junge, ſchöne Malibran ſo plötzlich geſtorben war und ihre Nachfolgerin den Tag darauf die Desdemona gab und nicht ein Tauſendſtel ſo trefflich war, wie die Hingeſchiedene? Sie ſang aber dennoch die Cavatine und wurde eben ſo rauſchend applaudirt, wie die Diva, ihre Vorgängerin. Die große Todte mag im Sarge noch geſchauert haben bei dieſer großen Undankbarkeit!

Allein nicht blos die kalten Fabrikherren von Mancheſter ſind ſo undankbare Männerherzen, ſondern bei uns ſind die gefühlvollſten Kunſtſchwärmer nicht anders. Die Pietät iſt nur auf den Lippen des Publicums; die Herzen kehren ſich immer dem augenblicklichen Genuſſe zu und wenn es tief verletzt, leicht vergeſſen zu werden, ſo ſchneidet es noch tiefer ein, daß, was man als heilige Nahrung eines edeln Ehrgeizes betrachtete, was man als Lohn für Verdienſt erkennt zu haben glaubte, mit eben ſolcher Leichtigkeit für Jeden in Bereitſchaft gehalten ſieht. — —

Obgleich Piſsjahn weder von ſeinen jüngſten Schickſalen, noch von ſeiner Reiſe etwas verrathen hatte, ſo war doch Alles durch ſeine Dienerſchaft herausgekommen und wenn dies im Stande war, Fizmeier und Conſorten einigermaßen zu tröſten — den nunmehr abgeſetzten Intendanten nicht unter den Zuſchauern zu wiſſen — ſo belebte es die Hoffnungen eines Andern, wie z. B. Bodenlos, der auch wieder an dieſes zufällige Ereigniß den Glauben einer kleinen Anſtellung bei dem Hoftheater knüpfen zu dürfen glaubte. Niemand, wie der Schauſpieler, iſt ſo leicht geneigt, ohne hinlängliche Erwägung von Umſtänden und Verhältniſſen, an die Erfüllung ſeiner Lieblingswünſche zu glauben. Zur ſelben Stunde ſetzte er ſich hin, um an den Herrn Hoftheater-Regiſſeur Balder ſeine Bittſchrift abzufaſſen. —

Fünfzehntes Kapitel.

Die wirklich abgeſchmackte Vorſtellung des Fizmeierſchen Melodrama's war zu Ende; die Schauſpieler hatten ihr Möglichſtes gethan; der alte Mindelsheim war ein Muſter des zärtlichſten, edelſten Vaters geweſen und labte ſich an der Ueberzeugung, ſeinem Sohne ein großes Beiſpiel von Kunſtvollendung, die im Stillen erworben wird, gegeben zu haben. Er täuſchte ſich nicht. Alfred fühlte, daß es keines abenteuerlichen Umherziehens bedürfe, keiner Wagniſſe und Selbſttäuſchungen, um bei der Ausübung einer Kunſt zur Ruhe und zur Glückſeligkeit zu gelangen.

Er war Erlinden bisher ausgewichen; ihre ſonſt ſo ſanfte und nachgiebige Natur war wie verwandelt; er fürchtete ſich vor einer Unterredung. Ihr feſter Wille, wieder ohne Aufenthalt in die Welt zu ziehen und ſich allen Wechſelfällen unſtäten Umhertreibens zu überlaſſen, erſchreckte ihn. Er zweifelte daran, die Macht zu beſitzen, ſie davon abbringen zu können.

Einige Tage waren ihm indeß ſtill und ruhig in ſeinem väterlichen Hauſe verfloſſen: immer milder umfing ihn der Zauber, der ſich darin verbreitet hatte. Die Einfalt, die dort herrſchte, mahnte ihn an ſeine ſo glückliche Jugend, ihm fielen die Gedichte ein, die er gedichtet hatte und wenn er den Gegenſtand beobachtete, dem ſie damals galten, ſo freute ihn jetzt ſchon der Fleiß, die häusliche Haltung, der Gehorſam, das Pflichtgefühl, der Trieb zur Ordnung, und das Kleinliche in der perſönlichen Erſcheinung ſeines Mühmchens wich gänzlich vor allen jenen freundlichen Eindrücken.

An einem Abende, wo er mit ſich allein in einem kleinem Gehölze am Ufer der Unſtrutt luſtwandelte, ſah er plötzlich Erlinde, ebenſo, wie er, allein, in dunkelm Hut und Mantel auf ihn zukommen. Er ſchämte ſich, ihr hier auszuweichen, obgleich er in dieſer Stimmung am wenigſten darauf vorbereitet war, ihr zu antworten.

— Es iſt eine Schickung des Himmels, daß ich Dich finde, ſagte ſie ernſt zu ihm, ich reiſe. —

Alfred hatte nichts anders erwartet und doch berührte ihn ihr Ton ſchmerzlich, mit dem ſie das ſagte. Er warf ihr die Kälte vor, mit dem ſie dieſen Schritt thun könne.

— Den Entſchluß zu faſſen, koſtete einen ſchweren Kampf, ſprach ſie, jetzt ihn auszuführen, bedarf's der Ruhe. Der Kampf iſt vorüber. Sieh, Alfred, ich mache Dir keinen Vorwurf, es iſt ſo recht gut, daß wir uns trennen.

Sie gingen langſam nebeneinander hin. Er verſuchte mehrmal, ein Geſpräch anzuknüpfen, es wollte ihm nie gelingen.

— Wir wollen einander nicht täuſchen, nahm ſie endlich das Wort — ach es fällt genug Täuſchung, abſichtlich und unabſichtlich in unſer armes Leben und auch das Unſere war nicht frei davon. Laſſe uns jetzt offen miteinander ſprechen. — Wie ich Dich zum erſten Male erblickte, da erſchienſt Du mir, in dem gränzenloſen Elende meines Daſeyns, wie ein höheres Weſen, von dem mir Rettung werden ſollte. Ich blickte zu Dir mit kindlichem Vertrauen empor; ich glaubte an Dich. Dieſer Glaube hat mich nicht betrogen. Was konnte ich Dir aber ſeyn? Wie war ich Dir erſchienen? Daran dachte ich nicht: die augenblickliche Regung, die mein Weſen in Dir erzeugte, die Theilnahme, die Du mir ſchenkteſt: — das war mir genug. Ich glaubte nun auch an unſere Liebe. Da fühlte ich erſt recht peinigend die Entwürdigung, in der ich mich umherſchleppte, und ein innerer Abſcheu gegen meinen Peiniger, den ich lange genährt, reifte dem Ausbruch entgegen. Die Abneigung, die Du offen gegen unſer Treiben an den Tag legteſt, befeſtigte meinen Entſchluß. Da ſtieg mein Leben zum Gipfel der höchſten Seligkeit — ach! daß es nur bittre Täuſchung ſeyn mußte! Jener Abend, wo ich als Precioſa in Deinen Armen lag, an Deiner Bruſt alles Glück, allen Schmerz empfand — ich ſelbſt — Precioſa — das unglückliche, von Zigeunern geraubte Edelkind — da hätte ich ſterben, vergehen müſſen, und ich wäre glücklich geweſen, wie kein anderer Menſch es je auf Erden war. —

Alfred ſchritt ſchweigend neben ihr her. —

— Du flohſt. Wie hätte ich ohne Dich leben können? Mich arme Thörin hatte der Wahn ergriffen, mit Dir zu leben! Ich erſann die Liſt mit den Kleidern am Bache und floh Dir nach — und wärſt Du am Ende der Welt, ich wollte Dich finden — dacht' ich. Warum betrog ich Bodenlos — mich? Warum ſtürzte ich mich nicht in den Bach? Ich hätte mir ſchwere Augenblicke erſpart — ich glaube keinen ſchwereren mehr zu erleben. — Und wie ich Dich nun hatte — wie ſelig ich da war. — Aber Dein Empfang ſchmetterte mich nieder. Ich ſah, was ich längſt nur dunkel geahnt hatte, verwirklicht. Ich war Dir nur das Zigeunermädchen, nicht Precioſa, die Glanzumſtrahlte — mich hatte alle Kraft verlaſſen. Dein Mitleid aber täuſchte mich noch einmal und erhielt mich am Leben. Du ſtießeſt mich nicht ganz von Dir und ich konnte nicht ſterben. Ich zehrte mit inniger Luſt an meinem Schmerze, es liegt eine Wolluſt in den Martern begraben, ich wollte ein Opfer der Liebe werden. In meine Abgeſchiedenheit drang hin und wieder ein halbverſtandener Laut; ich wußte Dich bedroht, da bildete ich mir ein, Dein Schutzgeiſt zu werden. — Du erhobſt mich zu Dir! Ein nie geträumtes Glück! Wir reiſten — ich durfte Deinen Namen führen — war Dein Weib! Nun glaubte ich einzuſehen, warum der Himmel mich vor Selbſtmord bewahrt hatte und ich betete ihn an in meinem Ueberglücke und ſchaudere leiſe vor dem geheimnißvollen Dunkel der Wege, auf die uns das Verhängniß willenlos hinausſtößt. Mein Muth belebte ſich. Die Kunſt — ein Künſtler — ein Götterleben ſtrahlte mir! An Deiner Seite, liebend, geliebt. —

Sie verſank in ſchmerzliche Erinnerung — dann fuhr ſie fort:

— Da kam die innere Angſt über mich. Das Räthſel meiner Geburt — Bodenlos — es regte ſich inmitten meines Glück die Ahnung, daß es keine Dauer haben würde. Die Erfüllung blieb nicht aus: ich fand meinen Vater — wir mußten Dir hieher folgen und hier zerfloß mein Traum — Alles! ich ſah die Selbſttäuſchung ein. Was war ich Dir geweſen? was die Kunſt? Du ſtrebſt einem Glücke nach auf andern Bahnen — drum laſſe mich nun ziehen, wohin mich mein Verhängniß ruft. Ich habe jetzt nicht mehr die Kraft, die Rolle der Entſagenden zu ſpielen. Die Macht der erſten Täuſchung iſt dahin; ſie kehrt nicht mehr wieder. Lebe wohl! —

Sie reichte ihm nicht die Hand und ſah ihn dabei nicht an. Ihre ſonſt ſo linde Stimme hatte eine rauhe Feſtigkeit angenommen, in der ſich die Stärke und Unwiderruflichkeit ihres Entſchluſſes abſpiegelte;

Alfred hatte nichts entgegenzuſetzen als Worte kalten Wohlwollens, die nicht im Stande waren, ihm ihr Herz wieder zuzuwenden.

— Und wenn auch Dein ungeſtümer Sinn Dich denn von meiner Seite reißt, ſagte er zu ihr, wird Dein alter, lebensmüder Vater ſich nicht nach Ruhe ſehnen? Laſſe ihn hier, bei mir, meiner Pflege anvertraut —

— Mein Vater? fiel ſie ihm mit Heftigkeit in's Wort — mein Vater könnte nicht ruhig ſterben, würde er jenen Brettern entfremdet, die ihm alles Süße, alles Herbe des Lebens ſpendeten. Der ſtille Winkel, wo Du ihn fandeſt und der jetzt unbeſtritten ihm zu Theil bleibt, wird wieder ſeine Wohnung ſeyn und ſo lange er ſich noch rühren kann, wird er die gemalten Felſen aneinanderbohren und die Wälder hinnageln und Säle und Zimmer, Pracht und Elend hinzaubern, wie es gebraucht wird —

— Und wenn wir ihm hier dieſelbe Gelegenheit bieten? fragte Alfred. Wenn ich ihm ein Aemtchen bei unſerm Theater verſchaffte, wenn er mit Bequemlichkeit —

— Die Bequemlichkeit würde ihn tödten, rief Erlinde. Sieh, wenn Du mich liebteſt — mich, wie ich da bin, mit dieſem Leib, mit dieſer Seele, wenn Du durchdrungen wärſt vom Licht dieſer Augen, wenn Dich dieſe Lippen verlockt hätten und Du könnteſt dies nicht haben — wenn ich Dich nicht möchte — wenn ich Dir zu hoch ſtünde — ich Dich nicht beachtete, nicht einmal bemerkte — und Du lernteſt eine Dirne kennen, die gerade ſo ausſieht wie ich — mein Augen hätte, meinen Mund — und ſie zeigte ſich Dir gefällig — würdeſt Du ſie da wohl umarmen und dächteſt: nun hab ich Erlinde? — Nur ein Schwächling würde das — ein Mann müßte ſie fliehen, weil die Aehnlichkeit ihm den Verluſt nur deſto fühlbarer machte. Siehſt Du, ſo iſt's mit Euerm Treiben hier. Dies Afterbild der Kunſt macht ihre vollkommene Abweſenheit zur endloſen Qual. Hier Komödie zu ſpielen, achte ich der Zwangsarbeit gleich, ja der Folter, denn eine Zwangsarbeit wird mitleidsvoller auferlegt. Der Künſtler kann leichter Wolle kratzen und ſpinnen, als in Feſſeln ſeine Kunſt üben.

— Arme Verblendete! ſeufzte Alfred, ich ſehe, daß Du dem verderblichen Einfluſſe Deiner ganzen Erziehung nicht entriſſen werden kannſt —

— Meiner Erziehung? ſprach ſie bitter, warum höhnſt Du mich? Wer hat mich erzogen? Ich wuchs auf wie Unkraut am Wege; ich lernte nichts als mein Brod verdienen; ich wußte nicht, was ſich ſchickt und nicht ſchickt und das Wenige, was mich jetzt drückt und manchmal mit Zweifeln peinigt und ängſtigt, verdanke ich erſt Deinem Umgange. Was Gutes und Schlechtes an mir iſt, iſt mir angeboren, ich eignete mir nichts Fremdes an und entäußerte mich keiner einzigen meiner Eigenſchaften —

— Das iſt's, was dieſem Stande Verderben ſtets bereitete und bereiten wird, ſo lange man nicht an die Errichtung von Schulen denkt, um junge Künſtler zu erziehen, die ſich auch dereinſt durch bürgerliche Tugenden auszuzeichnen vermögen.

So ſprach Alfred und blickte nicht untheilnehmend auf Erlinde.

— So ziehe denn hin in Gottes Namen! ſagte er dann erhoben, der Himmel leite Dich auf allen

Deinen Wegen! Und verlierſt Du einſt den Pfad, und droht es Dich, in die Irre zu führen, dann lenke den Schritt zurück, hieher — um einen Faden anzuknüpfen, denn Du jetzt — vielleicht zu raſch zerreißeſt.

— Ich danke Dir! entgegnete ſie. Die Welt ſteht offen und ich will ſie kennen lernen. Nie lenke ich die Schritte hieher zurück, weil ich ſtets eingedenk ſeyn werde, was ſie von hinnen trieb. Möge das, was Du hier fortan umarmen wirſt, Dich ſtets beglücken und nie die Reue Dich ergreifen, um das, was Du aufgabſt.

— Meine kurze Bahn, die ich durch's Kunſtgehege that — ſagte Alfred — hat meinen Sinn erhellt, meinen Kopf genüchtert. Wohl mir, daß ich die kurze Täuſchung nicht theuerer erkaufte. Das, was ich an Ruhe verlor, wird bald wieder eingebracht ſeyn und meine gereifte Lebenserfahrung keinen Schwindel wieder in mir aufkeimen laſſen. —

Erlinde hatte bis dahin große Faſſung bewieſen. Sie ſtanden jetzt an einem Scheidewege. Das Gehölz war zu Ende; rechts zog ſich ein ſchmaler Weg, ſeitab vom Fluſſe, ungefähr auf hundert Schritte dem niedern Stadtthor zu; links dehnte ſich eine Kaſtanienallee längs des Grabens, um die Stadtmauer hin, die nach dem entgegengeſetzten Thore führte, wo der Gaſthof lag, in dem Erlinde mit ihren Kunſtgenoſſen wohnte. Hier blieb ſie ſtehen und ſah noch einmal lange auf Alfred; ihr Blick zerſchmolz in eine Weichheit, welche die ganze Schwere des Augenblicks verrieth. Sie ſprach:

— Und wirſt Du Dich nie zurückſehnen, nach dieſer ſchönen Freiheit? Wirſt Du nie gedenken der Zeit, wo die wilde Sorge Deinen Kopf umflatterte und eine liebende Hand Dir ſtreichelnd die heißen Schläfe kühlte? Wo Du im Arme der Liebe eine Scene probirteſt, deren Gelingen Dir gewiß ſchien, weil Du ſie nach dem Leben geben konnteſt? Wo Du die Größe des Dichters begriffſt, weil Du über der Kleinheit des Lebens ſtandeſt? Wie kann die Kunſt gedeihen, wenn wir ſie aus dem freien, ihr urſprünglich angehörenden Bereich in die Engen des kleinlichen Lebens verpflanzen! o Gott! ſo giebſt Du ſie denn auf und biſt mir verloren auf ewig! — Ich wollte kalt bleiben, ſtark ſcheinen vor Dir — aber Du weißt es ja längſt — meine Schwächen habe ich Dir nie verborgen — ich bin eben nur ein Mädchen!

Alfred reichte ihr die Hand hin — allein ſie legte die Ihre nicht hinein.

— Nach Valencia! Nach Valencia! rief ſie gleich Precioſa und war wie der Pfeil auf dem Wege zum andern Thore ſeinem Blicke entſchwunden.

Trübſinnend ſchaute er ihr nach; dann wandte er ſich und ging langſam und bedachtſam durch's graue Stadtthor ſeinem Vaterhauſe zu.

— Das Bittere dieſes Ereigniſſes, tröſtete er ſich, wird gute Folgen haben und der Eindruck wird andern Eindrücken weichen. Im Ganzen tauge ich für dieſes Leben nicht und mein guter Vater iſt ſelbſt zu der Einſicht gelangt, daß ich auf dem wirklichen Theater keine Lorbeern ernten werde. Ich will mich einem andern Pfade zuwinden. Gott Lob, ich bin nun frei, die Stürme ſind vorüber und Sonnenſchein iſt wieder. — Die Heimath, dieſe ſtille häusliche Glückſeligkeit hat mich mächtig ergriffen; hier iſt der wilde Brand der Leidenſchaft zerſtückt in kleine Flämmchen, die das Daſeyn angenehm erwärmen; hier lodert kein Haß, hier ſchleicht keine Feindſchaft; alle Menſchen lieben ſich wie Verwandte und kümmern ſich um einander bis in's Kleinſte; Nichts kann der Eine unternehmen, was nicht Alle wüßten, von dem nicht Alle ſprächen — wie lieb und traut — ſtatt draußen unbeachtet von den Andern, ſchroff und ſtarr ausgeſchloſſen von ihren Kreiſen — wo nirgend ein mitfühlend Herz ſchlägt. — Mir thut es wohl, meinen lieben Mitbürgern einen Gegenſtand ihrer Neugier abzugeben — es iſt mir lieb, es zu wiſſen, daß ſie ſich um Alles kümmern, was mich angeht. Ich will ihnen darin nicht nachſtehen und ihnen dafür eine gleiche Aufmerkſamkeit widmen.

Unter dieſem Selbſtgeſpräche, das er mit ſich in Gedanken hielt, war er über die Schwelle getreten und erblickte Klotilde, mit einer Kaſſerole in der Hand, in der ſie Mehl und Butter zur Abendſuppe, zuſammenrührte. Mit leichterem Herzen und größerer Freundlichkeit konnte er ihr jetzt guten Abend bieten. Es war ihm, als wenn ihn ein mächtiger Zauberer aus feſſelnden Banden losgelaſſen hätte. Er blieb ſtehen, um einen Blick durch die blanken Scheiben in die Küche zu thun; er nickte freundlich und dachte auch hier iſt Poeſie, dann ſang er in ſich hinein:

Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah —
Lerne nur das Glück ergreifen —
Denn das Glück iſt immer da!

Er ſtieg in ſein Zimmer hinauf und da überkam ihn in ſeiner jetzigen Stimmung erſt recht die Weihe der ſeligſten Erinnerung. Erlinde ſchwamm fort in die Nebel der Vergangenheit, die er bald gänzlich zu vergeſſen ſtreben wollte.

Sechszehntes Kapitel.

Die neckend frohen Spiele
Der kindlich ſchönen Zeit,
Erzeugen nun Gefühle
Der tiefſten Traurigkeit!

Cramer.

So manches Jahr war ſeitdem verſtrichen. Ein glühender Hochſommer lockte zu Luſt und Geneſung in einen vielbeſuchten Badeort. Auch dem wackern alten Herrn Mindelsheim war von ſeinem Arzte die Reiſe angerathen worden. Wir ſehen ihn, den Wohlbekannten, mit beſorgter Miene, aber liebevoll von den Seinen Abſchied nehmen. Die freundliche Gattin und zwei kerngeſunde Kinder begleiten den Vater zur Poſt.

— Adieu, Alfred! ruft Klotilde.

— Werde recht geſund und bring' uns was Schönes mit! rufen die Kinder.

Mit Thränen in den Augen ſteigt der Gatte und Vater ein, aber ſie laufen ihm über, als er zum Thor hinausfährt und der alten Zeiten gedenkt und nun über die Kirchhofsmauer blickt und das Kreuz auf dem Grabe ſeines Vaters gewahrt, des verſtorbenen Hauptkaſſenreviſors.

— Auch ich werde nun wohl bald dort ausruhen — dachte er bei ſich — man mag's immer wenden und drehen wie man will, man kommt doch ſtets an's Ziel.

Dieſer alltägliche Gedanke ſtimmte ihn aber noch bedeutend weicher. Erſt die Ankunft in der ſchönen und glänzenden Umgebung des Badeortes heiterte ihn wieder auf. Hier ward ihm die unvermuthete Freude zu Theil, den trefflichen Balder zu treffen, der auch gekommen war, dem Feder- und Räderwerk des Körpers neue Schwungkraft zu verſchaffen.

Alfred war um viele Jahre jünger als ſein Freund, dieſer aber dennoch bedeutend kräftiger und friſcher. Das thatenloſe Leben, was jener führte, die ruhige Langeweile, die ein kleinlicher Egoismus um ihn gewoben hatte, erſchlafften Geiſt und Körper ſchneller, als es das überhäufteſte Geſchäft mit Aerger und Zerſtreuungen aller Art im Stande geweſen wäre.

— Ich führe mein bewegtes Leben noch immer fort — ſagte Balder — der Kampf, den ich kämpfe, wird erſt mit dem Stillſtehen dieſes Herzens enden. Ich habe das Bewußtſeyn, Gutes gewirkt zu haben und mein Daſeyn nicht ohne Spuren für die Nachkommenden zurückzulaſſen. Das erhält länger und mit Hilfe dieſer heilbringenden Fluth hoffe ich noch auf eine hübſche Reihe wirkungsreicher Jahre.

Hieran ſchloß er dann eine Schilderung ſeiner Thätigkeit. Vielfach verkannt, oft in ſeinen ſchönſten Fortſchritten gehemmt, verwünſcht, wo er Gutes ſchuf, verfolgt, wo er weiſe waltete, nur von den Wenigſten gewürdigt, nur von den Edelſten erfaßt und werth gehalten — ſtärkten ihn dennoch Bewußtſeyn und Vertrauen. Er hatte das Theaterſchiff immer glücklich durch drohende Klippen zu lenken gewußt, das Gemeine abgewehrt, dem Ungeſchmack geſteuert, und das Allgemeine oft mit Gewalt, dem mächtigſten Widerſtreben trotzend, zum Beſſern erhoben. Bunte Ereigniſſe, merkwürdige Schickſale, trübe Erfahrungen, dies Alles drängte er in kräftigen

Umriſſen feſtgehalten, in die raſche Erzählung, womit er die erſten Stunden des Wiederſehens dem Freunde verkürzte. Dieſer wußte leider nichts von ſolchem Belange entgegenzuſtellen. Sein Leben war ohne Farbe und Schein kümmerlich dahingeſchlichen und ſtand bereits, den Jahren zum Hohne, dem Verſiegen nahe.

Alfred war in Pogenwinkel geblieben, hatte ſich an die kleinen Pfoſten des Vaterhauſes angeklammert, um ſich aus dem vermeintlichen Schiffbruche des Lebens, bei kaum beginnendem Sturme zu retten, hatte dann Klotildchen, die ihm vom Himmel ſchon bei der Geburt Beſtimmte, ehrſam zum Altar geführt, hierauf einige Kinder mit ihr gezeugt, von denen wieder etliche geſtorben waren — hatte hierauf ſeinen geliebten Vater, den wackern Hauptkaſſenreviſor, zur Erde beſtattet, und nach dem ihm gegebenen Verſprechen — um Freund Fizmeier nicht in Verlegenheit zu ſetzen — die zärtlichen Väter auf dem Liebhabertheater zu Pogenwinkel geſpielt. Als aber auch Fizmeier dahingeſchwunden war, und eine neue Generation die Straßen und Plätze in Pogenwinkel zu füllen begann, da war's mit dem Liebhabertheater aus. Die junge Welt brachte andere Neigungen und Liebhabereien mit und war nicht einmal dahinzubringen, das Parterre zum Zuſchauen zu füllen, vielweniger eine Rolle ſelbſt zu übernehmen. Wie Alfred nun einſah, daß ſie ohne Theaterſpiel eben ſo zufrieden und zufriedener waren, als er einſt in ſeiner Jugend, ſo war er gleichſam gezwungen in Klotildchens, ſeiner geliebten Gattin, Refrain einzuſtimmen: das Komödienweſen iſt doch zu nichts und hätte Dich einmal recht unglücklich machen können, und es iſt gut, daß es damit nun vorbei iſt, des Beiſpiels wegen für unſere Kinder! —

Alfreds Leben gewann aber dadurch nicht eben an reizvollem Zauber der Abwechſelung. Wie er im Stande war, gerad zu beſtimmen, welche Speiſe täglich auf ſeinen Tiſch kommen würde, wie ſich dieſe Ordnung ſtrenge ganz ſo wie bei ſeinem ſeligen Vater erhielt, eben ſo wußte er auch alles Uebrige, was ihm der Tag bringen würde. Es kam kein Räthſel mehr für ihn; er ſah mit ruhigem Auge über ein helles, ebenes Feld.

— Ich hätte Ihnen doch mehr Beharrlichkeit zugetraut, ſagte der tieferuſte Balder mit der ſtarkgefurchten Stirn und dem hagern, etwas gebeugten

Körper, wie er ſo neben dem ſchwerathmenden, wohl beleibten Rentier Mindelsheim aus Bogenwinkel einherging. —

Es hatte ſich in dem Badeorte auch eine Schauſpielertruppe eingefunden, die in einem kleinen Locale, das nur wenig von den Badegäſten beſucht wurde, ihre Vorſtellungen gab. Balder, ſeinem Amte getreu, überall dem Beſſern in der Kunſt nachzuſpüren, und wenn es ſelbſt mit Aufopferung geſchehen ſollte, hatte bereits einigen Vorſtellungen beigewohnt, und indem er dieſe Leute mit Glimpf beurtheilte, ſprach er mit ganz beſonderer Theilnahme von einer Schauſpielerin zu Alfred und forderte ihn auf, mit ihm in's Theater zu gehen, wenn ſie wieder in einer Hauptrolle ſich zeigen würde. Obgleich nun Alfred's Phlegma und die Sorge für die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, die er Klotilde angeloben müſſen, ihm das frühe Niederlegen zum Geſetz gemacht hatte, ſo gab er doch endlich den wiederholten Aufforderungen ſeines Freundes nach und verſprach an ſeiner Seite, der Vorſtellung eines neuen Luſtſpiels zuzuſehen.

Sie hatten ſich vor der Allee, die zum Theater führte, das Stelldichein gegeben; Alfred war der

Erſte auf dem Platze. Der gemüthliche Balder, der ſich vorgenommen hatte, recht eifrig ſich durch verfeinerten und ungewohnten Lebensgenuß, aller Sorgen zu entſchlagen, war länger bei Tiſche ſitzen geblieben und hatte dann noch eine Fahrt nach einer Höhe unternommen, um einer ſchönen Fernſicht gegenüber den Caffee zu ſchlürfen.

Die Allee war leer; der geringe Beſuch, den das Theater erfuhr, lockte wenig Spaziergänger her, die das Oeffnen der Kaſſe erwarteten. Alfred bewegte ſich allein in einer der Seitengänge langſam einher. Er mußte faſt wider Willen ſeine Gedanken auf's Theater lenken; war er doch nach ſo langer Zeit einmal wieder im Begriffe, ſich dieſem entwöhnten Genuſſe zu überlaſſen. Jetzt wurde es in der Allee etwas lebendiger; es waren wahrſcheinlich Schauſpieler, die ſich in die Garderobe begaben. Abenteuerliche Geſtalten; modiſche, abgetragene Kleider, unordentlich angethan, wie vom Trödel erſtanden; markirte, bleiche Geſichter, von Leidenſchaft durchwühlt, matte Augen voll Kummer — magere Koſt, ſchlechte Zeit überall hervorguckend.

Alfred konnte, trotz ſeiner vollkommen veränderten

Sinnesart nicht theilnahmlos auf dieſe Erſcheinungen blicken, die plötzlich wie alte Erinnerungen vor ihm aus dem Boden wuchſen. Da ſchritt eine bleiche Frau des Weges. Ein einſt dunkelrother, ſehr verſchoſſener, enger Mantel hüllte die hagere Geſtalt ein, ein zerknitterter Strohhut deckte die hohe Stirne, die keine Locken beſchatteten. Sie ſchleppte ſich ſchwer die kleine Anhöhe hinan, die zum Tempel der Kunſt führte. Ein ſchönes Mädchen, noch dürftiger gekleidet, wie die Frau, und zwei eben ſo hübſche Knaben in Blouſen von roher Leinwand, gingen mit. Alfred blieb wie angewurzelt ſtehen. Die Frau hatte ſich oben erſchöpft auf eine Bank geſetzt und die Kinder ſpielten um ſie her. Alfred ging ihr nach — es zog ihn unwillkührlich hin. Da pflückte eines von den Kleinen Blumen, welche die Anlange zierten, und die Mutter wehrte es ihm laut. Die Stimme klang heiſer aber ſie war Alfred doch ſo bekannt; er blickte ſchärfer nach der Fremden — noch ſchärfer — er wußte nicht, ob er ſie anreden ſollte. Sie aber ſtand unwillig auf, rief ihre Kinder und ging raſch in's Theater. Das neugierige Angaffen hatte ſie geärgert.

In demſelben Augenblicke war Balder erſchienen.

— Sehen Sie, ſagte er, wie pünktlich ich bin. Ich komme lange vor der zum Anfange beſtimmten Zeit. Dort geht ſo eben unſere Primadonna in die Garderobe, um Toilette zu machen. Es iſt die Madame Schretzenſtaller, von der ich Ihnen ſagte, und die uns heute entzücken ſoll.

— Schretzenſtaller? rief Alfred -- alſo doch — ſie! — ſetzte er leiſe hinzu.

— Es iſt unglücklich, ſprach Balder, daß die Frau nicht früher einen guten Platz gefunden hat, um ſich auszubilden. Sie hat Talent, es liegt ſogar Genialität in ihren Darſtellungen — aber —

— Aber? fragte Alfred —

— Aber es iſt nichts mehr mit ihr zu machen – ſie iſt in der Miſère untergegangen, das Loos von ſo vielen Weibern unſers Standes. Ihre inwohnende Genialität ſtürzte ſie in's Verderben. Jetzt hat ſie Kinder auf dem Hals und führt noch immer den Namen ihres Vaters, blos mit dem Unterſchiede, daß ſie das Mamſell in Madam verwandelt hat und froh ſeyn muß, wenn ſie hie und da nur Brod hat.

Gewöhnlich lebt ſie vom Betteln, das heißt vom Kollektiren.

Alfred ſchützte Kopfweh vor; es war ihm unmöglich, dem Spiel der Unglücklichen zuzuſehen.

Es beruhigte ihn, daß ſie ihn nicht wieder erkannt hatte. War ihr Auge ſo trübe geworden, oder hatte er ſich ſo ſehr verändert, das ſoll hier unentſchieden bleiben.

Noch am Abende deſſelben Tages ſandte er ein Päckchen mit Goldſtücken, auf verſtohlene Weiſe, an Madame Erlinde Schretzenſtaller.

Er beſuchte die Allee, die zum Theater führte, nicht mehr, und an andern Orten ſtieß ihm das trübe Bild nicht wieder auf. Dieſe ſtumme Begegnung hatte aber in Alfred's Herzen alte Wunden geöffnet; wehmüthige Erinnerungen zogen wieder über ihn her, und das Bad entließ ihn wohl wahrhaft kränker, als es bei ſeiner Heimkehr den Anſchein hatte.

— Bewundernswerther Freund! hatte Alfred zu

Balder beim Abſchied geſagt, der Sie dieſen Jugendmuth, dieſe feſte Treue ihrer erſten Liebe, der Kunſt, bis in's reifſte Alter bewahren konnten, ich muß Ihnen Glück dazu wünſchen. Doch ſagen Sie mir nun aufrichtig — was halten Sie von dem Einfluſſe, den die Ausübung einer Kunſt auf das Leben hat? —

— Mein wackerer Alfred, erwiederte Balder ſehr ernſt — was ich davon halte? Wo der Keim vorliegt, der Hoffnung zur Reife verſpricht, da werden auch das äußere Glück, wie die innere Zufriedenheit, nicht ausbleiben. Nur Halbheit der Geſinnung wirkt verderblich. Die Verbindung mit der Kunſt muß auf Tod und Leben ſeyn; man muß ſich für ſie in den Feuerpfuhl ſtürzen können und ſähe man gleich voraus, nichts als verſengte und zerſchellte Glieder dabei zu gewinnen. Sie verlangt die größten Opfer — die anhaltendſten. Eine Untreue an ihr rächt ſich fürchterlich. Es gehörten faſt größere Eigenſchaften dazu, ſich ihr mit ächter Liebe zu widmen, als große Schöpfungen in ihr zum Leben zu fördern. — Dies iſt, was ich davon halte, mit wenigen Worten — mehr als das aber ſage ich Ihnen: Meine fünf Jungen lernen jeder ein Handwerk. Sie werden Maurer, Tiſchler, Zimmermann, Steinmetz und Schloſſer — und ſo werden ſie — hoff' ich, Häuſer bauen, dauerhafter, als ihr Vater es im Stande geweſen iſt.

Letztes Kapitel.

— So will ich ſchlummern und träumen in dieſem luft'gen Raum —
Iſt doch ja unſer Leben nur ein grauer Nebeltraum. — —

Ganzhorn.

Still und in ſich gekehrt war Alfred bei ſeiner Heimkehr. Mit Trauer erſah Klotilde, daß die Kur nicht die gehoffte Wirkung gemacht hatte.

Nichts zehrt mehr an der Lebenskraft, als die immer wiederkehrende Einförmigkeit in der Lebensweiſe, und nichts zerſtört leichter die Illuſion, die ein Menſch ſich über des Lebens Dauer machen möchte. Der Vielreiſende, der Beſchäftigte, ſpinnt ſeinen Faden länger aus, und kehrt er die Blicke zurück, auf den Weg, den er durchlaufen, ſo ſieht er die lange Kette von Ereigniſſen, den weit hinwallenden Zug der Perſonen, die damit in Verbindung ſtanden, und er faßt es kaum, daß er dies Alles erlebt hat, daß ſich ſo viel Großes, Merkwürdiges, Schlechtes, Kleines, reibend, ſtoßend und überſtürzend in dem engbegränzten Rahmen zuſammen bringen laſſe, den wir ein Menſchenleben heißen. Und das, was der gemeine Sinn, in ſeiner einfältigen Demuth, eine Spanne Zeit zu nennen pflegt, erſcheint ihm weit, groß und erhaben, als ein wichtiger Theil der Ewigkeit.

Das Zuſammentreffen mit Balder, und die geſunden Anſichten über Kunſt und Künſtler, Welt und Menſchen, die ſich in ſeiner Unterhaltung ſo natürlich ausſprachen, hatten des reichen Alfreds Blicke auch auf die durchlaufene Bahn zurückgelenkt, und mehr als eine wehmüthige Erinnerung in ihm belebt. —

Er dachte an ſeine Jugend — an ſeine Anfänge — an Luciſe. Er hatte ſeitdem nichts von ihm erfahren.

Es wurde immer einſamer um ihn; die Reihen ſeiner Freunde und Bekannten lichtete der Tod. Die Freuden des Häuslichen, im Kreiſe von Frau und Kindern, genoß er nur halb; denn er war finſter und kränklich.

So erſchien denn endlich die letzte Krankheit. Er lag ſeit mehren Wochen im Bette; der Herr Kreisphyſicus Löffelholz hatte ihm bereits den Paß zur Ewigkeit ausgefertigt. Klotilde und die Kinder jammerten.

— Ach, Herr Kreisphyſicus, Sie glauben nicht, was wir für ein Leiden mit dem armen Mann haben! Wenn ihn die Beſinnung verläßt, da kommt ihm immer der alte Theaterkram in den Kopf. Er glaubt, daß er Komödie ſpiele, und declamirt aus allen bekannten Stücken und dann will er manchmal, daß ich einſtimme und ihm die Stichwörter bringe. Was ſoll ich da thun?

— Ihm zu Willen ſeyn, gute Frau! erwiederte der wackere Löffelholz, ihm das Leben verſüßen, ſo lange Sie's noch im Stande ſind.

Das war nun freilich hart für die gute Frau, allein ſie mußte ſich doch darein fügen, wenn ſie ihren geliebten Kranken beruhigen wollte. So begab es ſich denn, daß Alfred mit demſelben roſigen Kunſtſchimmer aus dem Leben ſchied, wie er in daſſelbe eingetreten war. Im Halbbewußtſeyn, das ihm die

Wirren des Fiebers manchmal aufdämmern ließen, ſprach er über Kunſt, und hoffte bei ſeiner Geneſung, das Liebhabertheater in Pegenwinkel wieder zu eröffnen.

— Es wird ja wohl Sinn und Gefühl nicht ſo ganz ausgeſtorben ſeyn — ſagte er.

Dann ſchwamm er wieder hinüber in das Gebiet der Träume und Alles verwirrte ſich ſcheinbar, eigentlich war es aber nur ein lebendigeres Erwachen alter Erinnerungen, warmer, jugendlicher Lebensbilder und beglückender Träume, die er einſt gehabt.

Es war ſpät am Abend und die Lampe im Zimmer des Kranken braunte düſter. Klotilde und die Kinder ſaßen in ſtiller Betrübniß im Nebenzimmer, da hörten ſie Alfred laut ſprechen, und ſchlichen leiſe näher.

— Werft nicht mit Euern Steinen, ſchrie er, Ihr trefft mich ja zu Tode! Haltet ein! Fährmann, rechts gehalten — wo der Vorſprung iſt — ich rette mich empor zu des Tempels Stufen! Ich weiche nicht — höhnt mich — verfolgt mich — ich bleibe doch, was ich bin — ein Künſtler! — Klatſcht! Klatſch! aber ſteinigt mich nicht!

Es war der Traum, den er einſt vor ſeinem erſten Auftreten hatte, der ihm jetzt wieder vorüber gezogen war.

Löffelholz, der indeß ſtumm eingetreten war, ſprach:

— So klatſchen wir doch — es wird ihn beruhigen! —

Und er ſchlug laut die Hände zuſammen und die Andern ſtimmten ein, wie man im Theater Beifall klatſcht, und ſie weinten heftiger.

Da erhob ſich Alfred im Bette, und begann aus einem damals eben erſchienenen Drama zu declamiren:

Die letzten Momente des Lebens, entſetzlich!
Alles möcht' ich noch einmal bedenken,
Was ich gedacht und gethan — und wie das Meer
Drängt ſich in Maſſe Alles zu Hauf
Ueber mich her! — —
O ſchöne Menſchenkräfte,
Die ich vergeuden mußte,

Weil kein Beruf ſie einte —
Wird's anders werden? ach, wer hilft mir Armen
Ueber den elementariſchen Schauer hinweg,
Der den Tod begleitet! — — —
Kein Beifall? Noch kein Beifall? Tod und Verd — — —

Auf den Wink des guten Arztes klatſchten die Wittwe und die Waiſen noch einmal dem Todten Beifall — denn er ſank bei den letzten Worten leblos in die Kiſſen zurück, und hörte ihn nicht mehr. Wie ſie aber näher traten, um zu ſehen, weshalb er ſo plötzlich zu declamiren aufgehört, war das Auge ſtarr — nur ein ſelig zufriedenes Lächeln umſpielte die bleichen Lippen. — — —

Der erſte Schnee war auf die Gräber der todten Pogenwinkler gefallen, und hing — eine trübe Zier — in den welken Blumen, die ſich um Alfreds ſchmuckloſes Kreuz ſchlangen — da bemerkte der Todtengräber Spuren von Tritten zwiſchen den Gräbern, als er am frühen Morgen ausgegangen war, um die Zelle für den jüngſten Bewohner dieſes ruhigen Gefildes zu bereiten. Er folgte der Spur und war nicht wenig entſetzt, als er auf dem Hügel des Herrn

Oberlieutenants Krauthöfer einen Menſchen mit zerſchmetterter Hirnſchaale fand, der ſich in der verfloſſenen Nacht hier durch einen Schuß das Leben genommen hatte. Der wüthende Orkan, der die ganze Nacht über geheult hatte, deckte den Knall der Piſtole ſo vollkommen, daß der nahe wohnende Todtengräber nichts hörte.

— Obgleich das Geſicht unkenntlich iſt — ſagte er zu den herbeigeholten Beamten — ſo erkenn' ich ihn doch an den elenden Kleidern für denſelben Menſchen, der ſich geſtern ſo angelegentlich nach der Stätte erkundigte, wo wir den ſeligen Herrn Oberlieutenant eingeſenkt haben. Sollte es nicht deſſelben weggelaufener Sohn ſeyn, der dem alten Herrn ſo viel Kummer machte? Wäre der zur rechten Zeit erſchienen, als die Aufrufe in den Zeitungen erfolgten, ſo hätte er auch nicht nöthig gehabt ſich todtzuſchießen. Nun hat freilich das ſchöne Vermögen das Waiſenhaus —

— Er hat's auch nicht nöthig! ſagte lächelnd der Beamte — Kommt in's warme Zimmer, wir wollen Protokoll aufnehmen! —

Man fand nichts bei der Leiche, was die Vermuthung des Todtengräbers beſtätigt hätte. Sie wurde hart an der Friedhofsmauer verſcharrt. —

Von Lucile hat man nie mehr etwas vernommen.

In dem Nonnenkloſter bei Ascoli betete eine bleiche Nonne noch viele Jahre und wurde von Allen wie eine Heilige verehrt. Niemand, als die fromme Abbatiſſin, wußte von ihrem frühern Leben.

Erlinde ſtarb gleich allen umherziehenden Schauſpielern; ſie verſchwand unbemerkt von der Scene; Niemand fragte nach ihr, Niemand gedachte ihrer. —

Epilog.

Das Werk muß den Meiſter loben! ſprechen ſtolz Maler und Bildhauer, wenn ſie eine Schöpfung ihres Genius vor den Blicken der Menge ausſtellen, und kein Wort von ihrer Seite verbreitet ſich über Zweck und Intention, es Jedem freiſtellend, was er von dem Seinen hineinzutragen geneigt iſt.

Wir wollen auf andere Weiſe wirken und das Rechtverſtandenwerden iſt damit ſo eng verknüpft, jene Wirkung iſt hievon ſo abhängig, daß wir minder ſtolz und um unſern guten Ruf beſorgter, keine bedeutendere Arbeit aus der Werkſtätte entlaſſen, ohne ihr einen erklärenden Zettel anzuheften, um uns vor Mißdeutungen zu verwahren und ein leichteres Verſtändniß unſern verſteckten Abſichten zu ſichern.

Auch ich erlaubte mir von dieſem ſchönen Vorrechte Gebrauch zu machen, in den Zeilen, die ich dem Beginn dieſer Geſchichte voranſchickte. Allein ſeit jenem Beginne und dieſem Schluſſe liegen ſechs lange Monate — eine Zeit, welche die ſchönſten Tage des Jahres einſchließt, tauſend Zerſtreuungen ernſter und heiterer Art — Glück genug, wenn meine Leſer den Anfang der Geſchichte nicht vergeſſen haben — wie dürft' ich wohl hoffen, daß ſie jene Vorrede zu derſelben, noch im Gedächtniß haben ſollten?

Darum erlaube ich mir nun zum Schluſſe die Bitte — die Einleitung auch als Begleiterin gelten zu laſſen — oder es ſo betrachten zu wollen, als wenn ſie hier am Ende des Buches erſt abgedruckt wäre, deſſen Ausgang man nicht finden könnte, ohne über ſie zu ſtolpern — oder ſie zu leſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Aus dem

katholiſchen Leben

der

Gegenwart.

Aus dem

katholiſchen Leben

der

Gegenwart.

Von

Auguſt Lewald.

* * *

Schaffhauſen.
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1862.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Einleitung.

Glückſeliges Leben iſt Freud' an der
Wahrheit.

St. Auguſtinus.

Wir befinden uns im Strudel einer Bewegung, wie ſie ſeit Jahrhunderten nicht vorhanden war. Sie treibt die Menſchen dazu an, die Materie ſich dienſtbar zu machen. Während kluge Leute dieſe Erſcheinung mit größerm oder geringerm Erfolg ausbeuten, um ihren Egoismus zu ſättigen, geht die Welt vorwärts, immer kühner und weiter, auf dem Wege des ſogenannten unendlichen Fortſchritts. Ob ihr freiwillig zurückbleibt, oder euch dagegen zu erheben verſucht, gleichviel! ſie geht vorwärts die Welt, nach einem bis jetzt noch unerkannten Ziele, das an das ſchreckliche Mene thekel phares erinnert. Ein jeder ſieht ein, daß es geboten ſei, dieſem großen Ereigniß gegenüber ſeine Stellung zu nehmen und dieſelbe zu behaupten. Dies iſt gewiß, nach heutigem Ausdrucke, eine brennende Frage. Sie umfaßt das Erbe unſerer Kinder, den Fortbeſtand der chriſtlichen

Religion, die ganze Zukunft der europäiſchen Geſellſchaft. Es genüge hier nur der allbekannten Signatur der Zeit zu erwähnen, und auf den göttlichen Willen hinzuweiſen. Dieſer verlangte ſtets in gleichen und ähnlichen Fällen wann die fieberhaften Aufregungen der Habgier und des Ehrgeizes die Völker ergriffen hatten, daß durch die Macht des Chriſtenthums, durch ſeine Bekenner ſelbſt, dem allein Guten und Wahren wieder zum Siege verholfen werde.

Wir — ich und meine mir zuſtimmenden Leſer — gehören gewiß nicht zu denen, welche allen Forſchungen des Menſchengeiſtes, und den daraus entſpringenden Erfindungen und Entdeckungen, feindlich ſich gegenüber ſtellen wollen. Hier macht eine Naturkraft den Arm des Menſchen entbehrlich; dort zieht ein glücklicher Entdecker, aus der zum Dienſte des Menſchen geſchaffenen Materie, eine neue Kraft für allgemeine Bedürfniſſe; die Aufhebung der Entfernungen, die den Menſchen vom Menſchen getrennt hielten; die Vermehrung der Verkehrsmittel, die einen leichtern Austauſch der Güter bewerkſtelligen, die für Alle aus dem Schooße deſſelben Vaters ſtammen: Alles, was ich hier aufgezählt, iſt weder ein Uebel für den Einzelnen, noch für die Geſellſchaft. Dagegen aufzutreten, wäre ungerecht, thöricht, blind. Es gelänge auch keiner menſchlichen Kraft, den rollenden Wagen des materiellen Fortſchritts aufzuhalten, auf welchem die Induſtrie, als zeitliche Herrſcherin, in Siegespracht dahinfährt.

Allein trotzdem drängt es uns dazu, die Nachtheile aufzudecken, welche aus dieſem Zuſtande erwachſen. Wie der arme Arbeiter frühzeitig hinſtirbt, der ſeinen Fabrikherrn durch übermäßige Anſtrengung bereicherte; wie das Geſchlecht, durch zu frühzeitiges Anhalten der Kinder zur Arbeit abgeſchwächt wird; wie nicht ſowohl der Arm des Menſchen durch die Maſchine erſetzt, ſondern vielmehr der Menſch zur Maſchine herabgewürdigt wird; wie, um maaßloſen Gewinn zu erzielen, die Production ſich überbietet, und alle geiſtige, moraliſche und religiöſe Cultur unterdrückt; wie das allgemeine Gefühl für Gehorſam und Liebe nach und nach gänzlich erſtickt wird. Hieraus müſſen ſich jene antiſocialen Elemente entwickeln, welche am Ende die Geſammtciviliſation untergraben, und es kann nicht geläugnet werden, daß Neid, Selbſtſucht, Haß und Empörung, in der Stille oder offenkundig, bereits die furchtbaren Waffen ſchmieden, die früh oder ſpät die europäiſche Geſellſchaft zertrümmern können.

Hier zeigt ſich nur der einzige Rettungsweg. Die Materie ſoll nicht *herrſchen*. Sie bleibe eine Sclavin des Geiſtes, ſie diene der Menſchheit zu einer weitern Verherrlichung Gottes. Wie zur Zeit die Sachen ſtehen, darf auch der kühnſte Erfinder ſich nicht rühmen, daß er die Materie beherrſche; erſt die *chriſtliche* Entſagung berechtigt ihn hiezu. An die Stelle des kalten Ehrgeizes des Egoiſten trete die Nächſtenliebe. Man arbeite, um Andern beizuſtehen; man beſitze um Andern zu geben! Dem redlichen Gewinne müſſen freiwillige Steuern von jedem Einzelnen auferlegt werden. Dann wird die chriſtliche Nächſtenliebe und der materielle Fortſchritt Hand in Hand zum Glücke der Geſammtheit beitragen.

Die Materie hat keine Seele, ihren Schöpfer zu erkennen, kein Herz, ihn zu lieben; keinen Willen, ihn zu verherrlichen; keine Stimme, ihn zu preiſen; nur der Menſch beſitzt das Alles, und nur er vermag die geſchaffene Natur zur vollkommenſten Verherrlichung Gottes zu erheben. Aus den Werkſtätten und Fabriken, von den Werften und Arſenalen, von Allen, die unter dem Einfluſſe des materiellen Fortſchrittes ſich befinden, muß der große Ruf erſchallen: Ad majorem Dei gloriam! Nur dann werden wir in dem materiellen auch den moraliſchen Fortſchritt begrüßen.

Wir verzweifeln nicht an der Möglichkeit eines derartigen Umſchwungs; wenn er auch nur langſam und zuerſt vereinzelt auftritt. Wir knüpfen unſere Hoffnung an unverkennbare Zeichen, zu denen ſich reichhaltige Thatſachen geſellen. Dieſe ſollen für ſich ſprechen, und wir haben nicht nöthig dabei irgendwie zu polemiſiren. Die Angriffe, die auf die katholiſche Kirche gerichtet werden; die Regirung der Kirche überhaupt, wie ſie vielfach ſich äußert, liegt bei unſerm Vorhaben außerhalb der Betrachtung. Nicht um zu ſtreiten, ſondern gleichſam vor Aller Augen handelnd, in Perſon, werden die Mächte des Chriſtenthums den Feinden deſſelben gegenübertreten, als ewig leuchtende Bekenntniſſe in dem mächtigen Kampfe zwiſchen der gläubigen Welt und der Welt des Unglaubens. Aus den peinlichen Wirren des Haders, aus dem Qualm gehäſſiger Vorurtheile ſoll dem Leſer dieſer friedlichen Darſtellungen ein ſonnenheller Blick eröffnet werden auf die Himmelsruhe und ungeſchwächte Kraft des Guten im wahren Glauben.

Wir werden Menſchen ſehen, in deren Herz eine reine Flamme lodert; es werden ſich uns Werke offenbaren, die wie durch Wunder erſtehen und gedeihen, und aus denen der Beiſtand Gottes ſo erſichtlich wird, daß inmitten aller Uebel, die uns drohen, die Seele des Chriſten von dem herrlichen Vorgefühl eines unendlichen Sieges erfüllt wird. Dieſer Sieg aber wird nicht abhängig ſein von dem zufälligen Ausgang irgend eines ephemeren Kampfes.

Als im Jahre 410 nach der Geburt unſers Heilandes Alarich mit ſeinen Gothen, Alles verheerend, plündernd und mordend in Rom einzog, betrat einer dieſer Barbaren, die zur Secte des Arianus gehörten, die Schwelle eines Hauſes, in welcher eine Jungfrau einen aufgehäuften Schatz prächtiger Gefäße bewachte, welche aus einer nahen Kirche dahingeflüchtet waren. Im Begriff, auf dieſe Beute ſich zu ſtürzen, ſchreckten ihn die ruhigen Worte der Frommen zurück: daß er thun möge, was ſeines Willens ſei: aber dieſes Geräthe ſei Eigenthum des heil. Apoſtelfürſten Petrus, und dieſer würde den Tempelräuber beſtrafen. Der Barbar hätte nun ſeine Hand eher nach glühenden Kohlen ausgeſtreckt: er ging fort, und nachdem er ſeinem König Alarich Kunde gegeben, erhielt er den Befehl, ſowohl die Weihgeſchenke des Apoſtels, als auch ihre fromme Hüterin, unter ſicherer Bedeckung, unverſehrt nach der Kirche von St. Petrus zu bringen, woſelbſt ihr eine Freiſtätte gewährt ſein ſollte. Als nun die ganze Schaar von Plünderern, Kelche, Patenen, Lampen, Kreuze, die von Smaragden und Rubinen funkelten, in andächtigen Händen vor ſich hertragend, fortzog, verwandelte ſich das Ganze alsbald in eine Prozeſſion. Die allwärts fliehenden Chriſten, Frauen, mit zerſtörtem Antlitz, ihre Kinder an der Hand, wehrloſe Greiſe und bebende Männer, von paniſchem Schrecken erfaßte Heiden, mit dieſen Allen friedlich gemiſcht die Barbaren, deren Waffen und Kleider von Blut trieften, und auf deren finſtern Geſichtern die beſtialiſche Raubgier mit plötzlicher Glaubensanwandlung kämpfte, ſchloſſen ſich aneinander, und indem ſie durch die von Tumult erfüllten Straßen nach St. Peter zogen, durchbrachen ſie die wüſten Horden der Plünderer, und durch ihr Geſchrei erſchallten die langen, feierlichen und ekſtatiſchen Töne eines Hymnus!*)

So hütet auch jetzt noch chriſtliche Frommigkeit ihre unantaſtbaren, heiligen Schätze, und durch das Lärmen der wilden Gothen ertönt derſelbe mächtige Hymnus zweier Jahrtauſende!

---

*) Gregorovius: „Rom“, bei Cotta.

Klöſter und Orden.

Drei Dinge ſind: Gott, der Nächſte,
die Welt.

St. Auguſtinus.

Die Stufenfolge in der Erſcheinung der Orden, mit allen ihren nachfolgenden Verzweigungen, war durchaus nicht zufällig. Der früheſte Zweck bei ihrer Einführung war: Anbau des Landes und Sicherung früherer Kenntniſſe und Geiſteserzeugniſſe. F. v. Hurter ſagt in dem vierten Bande, ſeiner Geſchichte des Papſtes Innocenz III., in Bezug auf ihre Entwicklung:

„Als die Gottesgelehrſamkeit immer mehr zur Wiſſenſchaft ſich ausbildete und den menſchlichen Scharfſinn in einer Weiſe beſchäftigte, durch die er oft zu nutzloſen Grübeleien und abenteuerlichen Spitzfindigkeiten verführt ward: und als unter dem Volke die Ermahnungen zu den Kreuzzügen und durch die Warnungen vor den Irrlehren die Neigung für lebensfriſche Verkündigung der chriſtlichen Wahrheiten ſich regte, wurden die Orden geſtiftet, welche nach oben gewendet durch tiefere Erfaſſung des chriſtlichen Lebens das objektive Wiſſen mit dem ſubjektiv ergriffenen Glauben verſöhnten; nach unten aber gerichtet, aus den Kreiſen des Volkes ausgehend und in dieſe hineintretend, den Boden der Gemüther bearbeitend, das chriſtliche Leben auf dieſem zu nähren ſich beſtrebten. Zuletzt dann, als die Wiſſenſchaft im Allgemeinen das Uebergewicht über den Glauben an ſich zu reißen ſchien, kam derjenige Orden, welcher auch dieſe Elemente zur Vermittlung zu bringen ſuchte.

„Aber außer dem Verhältniſſe der Orden zu dem menſchlichen Bedürfniß iſt noch ihre Stellung zur Kirche zu würdigen. Bei aller Verſchiedenheit der Mittel und Zwecke iſt ihre Grundlage der Gehorſam. Er war die Wurzel, aus der ſie hervorgingen, und die Frucht, die durch ſie gereift werden ſollte. Dieſe zur eiſernen Nothwendigkeit gemachte Bedingung mußte ſie unabweislich auf dem Gebiete des Glaubens bauen, indem dieſer nichts Anderes iſt, als ein Gehorſam auf dem Felde des Ueberſinnlichen, wie der Gehorſam ein Glaube in dem Gebiete der Lebensthätigkeit iſt. Mit dem Gehorſam verwuchſen alle Orden nothwendig mit dem Glauben, wie bei den Secten, aus einem entgegenſtehenden Prinzip hervorgegangen, das umgekehrte Reſultat in mehr oder minderm Maaße ſich ergeben hatte.“ —

So haben ſich die Orden, durch aller Zeiten Wechſel, bis auf den heutigen Tag erhalten. Von dem „Fortſchritt“ wiſſen ſie freilich nichts, er iſt draußen an den Mauern ihrer Klöſter mit Windlichtern im Sturme dahingefahren, ohne daß ſie in ihren ſtillen Zellen davon beunruhigt worden waren.“ „Wie wohl ward es mir,“ ſagte mir einſt ein ehrwürdiger Mönch, der im Leben eine bedeutende Rolle geſpielt und große Reichthümer beſeſſen hatte, „als ich Alles der Welt überließ, und nun in dieſer Zelle der Riegel zwiſchen mir und jener Welt auf ewig ſich vorſchob!“ Man muß Klöſter beſucht und mit Ordensgeiſtlichen verkehrt haben, um ſich der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieſes Gefühls vollſtändig bewußt zu werden. Es iſt ſo wohlthuend, ihre anſpruchloſe Gaſtfreundſchaft zu empfangen, daß ich meine Leſer hiermit auffordern möchte, die Gelegenheit dazu nicht zu verſäumen. Wer anklopft, dem wird geöffnet. Bedürft ihr der Ruhe? hier iſt eine Zelle. Wollt ihr beten, die Kirche iſt geöffnet. Sucht ihr Arbeit? es giebt im Ordenshauſe genug zu ſchaffen; geiſtliche Arbeit? die Kloſterbibliothek ſteht euch zu Dienſten, und die Mönche wiſſen, was ſie enthält. Iſt euer Herz betrübt und belaſtet, hegt ihr Zweifel? hier findet ihr Tröſtungen und Licht. Sucht ihr endlich das, was ihr „die höhere Bildung“ benennt? ihr findet die höchſte: die großen Benedictiner und Jeſuiten ſind noch nicht ausgeſtorben.

Aber Gott iſt hier vor Allem die Hauptſache: er iſt den Ordensleuten Alles in Allem. Noch irgend Etwas neben Gott, iſt nicht mehr Gott, alſo Nichts in ihrem Sinn. Wir Weltmenſchen empfinden daſſelbe in uns ſelbſt: eine getheilte Liebe ſtellt unſer Herz nicht zufrieden; es iſt nicht mehr Liebe für uns. Ich fragte einmal in Paris eine Schweſter vom heil. Herzen Jeſu um ihr Urtheil in einer naheliegenden Sache, welche die ganze ungeheure Bevölkerung eben in Bewegung ſetzte. Sie erwiderte mir lächelnd, daß ſie davon nicht das Geringſte erfahren habe. Wie? dachte ich im erſten Augenblick von der ganzen Aufregung nichts? Aber ich beſann mich bald und ſchwieg beſchämt, weil ich vergeſſen konnte, daß Gott hier allein die Herzen erregt. Alles was außerhalb der Kloſtermauern ſich zuträgt, erſcheint ihren Bewohnern kleinlich, dem Vergehen geweiht: ſich darum bekümmern, entfernt ſie von Gott, und Gott von ihnen.

Dieſe ſtrenge Iſolirung von der Welt ſchließt aber nicht aus, daß man Troſt und Hilfe aller Art den Menſchen zuwende. Es ſchließt mit einem Worte die Nächſtenliebe nicht aus. Aber auch hierbei muß man ſich auf den Standpunkt der Ordensleute ſtellen. Sie ſagen: nicht wir können tröſten: Gott nur allein vermag es; nicht wir können helfen, alle Hilfe iſt nur bei Gott. Wir können unmittelbar weder Troſt noch Hilfe ſpenden. Alles muß zuerſt Gott aufgeopfert werden, auf daß es von Ihm die Weihe der Liebe empfange, durch die allein unſere Werke andern heilſam werden können.

Das iſt wie die ſchöne, befruchtende Wärme der Sonne, im Vergleiche zu jener räucherigen kleinen Flamme weltlichen Wohlthuns, die nur ſo lange brennt, als man nachſchürt, und am Ende nichts als einen Aſchenhaufen zurückläßt. Nur wer nicht an ſich denkt, ſorgt im rechten Sinn für Andere. Sonſt wird mit Liebe, Wohlthun, Freundſchaft, eine Art von Tauſchhandel betrieben. So etwas bedarf der Directoren, Inſpectoren, Aufſichtsbehörden, eine Legion von Verwaltungsbeamten, wie jeder weltliche Handel es mit ſich bringt. Dies iſt in allen, auch anſcheinend löblichen menſchlichen Dingen der Fall, die durch und in Gott nicht verbunden ſind. Wo Gott nicht der gemeinſame Gegenſtand der Liebe iſt, entſteht der Egoismus, und ob er noch ſo verhüllt aufträte. —

Louis Veuillot erzählt uns in ſeinem neueſten Werke *) eine anmuthige Geſchichte von chriſtlicher Frömmigkeit, die hier eine Stelle finden kann. Ein edles Fräulein aus ſehr vornehmem Geſchlechte, mit großer Schönheit, und mit noch viel größerer Tugend geſegnet, ließ eine hohe Mauer um ihr Haus bauen, in welchem ſie ſchon ſeit einigen Jahren eine Nähſchule für arme Waiſen gegründet hatte. Nach und nach war aus der Hausordnung eine Regel geworden: die Gründerin und die Lehrerinnen wurden Schweſtern; die freiwillig übernommene Mühe des Unterrichts erhob ſich zum Gelübde. Die Kleidung geſtaltete ſich demnach um. Statt der Seide, Wolle; ſtatt der Haube oder des Hutes der demüthige Schleier und die Mütze der Dienerinnen Chriſti. Bald war die Stadt in Bewegung, daß ein Kloſter in ihren Mauern ſei, und die Behörde erſchien, um ſich darüber Aufklärung zu verſchaffen, was die gnädige Comteſſe treibe.

„Wir halten eine Nähſchule,“ lautete die Antwort, „wir nähen und leben von dem Ertrage unſerer Handarbeit.“

„Das iſt mithin eine induſtrielle Unternehmung.“

„Wenn Sie es ſo nennen wollen, ja. Sie enthebt die Stadt der Sorge für etwa hundert arme Weſen, die weder Brod noch Obdach haben.“

„Wir wollen uns darüber nicht in's Detail einlaſſen. Sie ſuchen Arbeit, verfertigen ſie und laſſen ſich

---

*) Ça et là. Paris 1860. 2 Bde. 4. Aufl.

dieſelbe bezahlen. Das nennen wir Handel treiben. Haben Sie ein Patent gelöst?“

„Vergebung! daran hab’ ich nicht gedacht.“

Die edle Dame kam alsbald dieſer Verpflichtung nach, und die wachſame Behörde hatte eine unmenſchliche Freude darüber, in ihr Regiſter einzutragen: „Gräfin **, unverheirathet, Nähterin.“

Das Kloſter war aber einmal da!

Und ſo ſchafft der mächtige Geiſt der Zeit, unbemerkt in der lauten Bewegung des Marktes, die ſich anmaßt allein wirken zu wollen, fort und fort fromme Werke. Und Alle leben, wachſen und gedeihen. Es kommen Novizen in die Klöſter; Schülerinnen in die Schulen der Nonnen und Brüder, die in heilſamen Dingen unterrichten; Weltmenſchen zu den geiſtigen Exerzitien; Sieche zu den Barmherzigen. Es bekehren ſich Ungläubige endlich zum Glauben. Dieſe ſtille Bewegung, dieſe Siege, dieſe heilige Wechſelwirkung erfüllen den Klerus mit Eifer und Muth, und ſtärken ihn zu neuen Werken. Trotz der Glaubensſpaltungen, ja, trotz des Unglaubens ſogar, iſt dieſe große Bewegung eine wahrhaft nationale geworden. Was ſich ihr gegenüberſtellt, wird ſelbſt wider Willen hineingezogen, wenn es ſich auch nur archäologiſch, in Form eines Alterthumsvereins, präſentirt. Man reſtaurirt Kirchen: weil ſie chriſtliche ſind; Denkmäler der Kunſt werden erhalten; es ſind gleichfalls chriſtliche. Die eigentliche Impietät hat keinen Boden, als hie und da in dem ſchmutzigen Bette einer gewiſſen Strömung der Zeitliteratur, der ebenſo wenig allgemeine Beachtung findet, als er überhaupt Achtung verdient.

Die Ordensgeiſtlichen ſind ſich unverändert gleich geblieben. Wer ein Karthäuſerkloſter beſucht, glaubt ſich in das Mittelalter verſetzt. Es iſt dieſelbe unbewegliche Ruhe, treu ihrem glorreichen Wahlſpruch:

Stat crux dum volvitur orbis!

Sie nehmen vielfach beladene Pilger auf; ihr Kloſter iſt eine Herberge der Seelen. Im Wechſel aller Dinge zeigen ſie uns ein ſchwaches Bild des ewig Unvergänglichen; was ſie in uns erregen, iſt die Idee ewiger Ruhe. Die nach Ruhm oder Gold jagen, erblicken hier Menſchen, die vollkommen glücklich ſind, obgleich arm, vergeſſen und der lebenslänglichen Schweigſamkeit unterworfen. Sie haben keine Namen, die ſie voneinander unterſcheiden; ſie nähren ſich ſtets von denſelben Speiſen; ſie tragen immer daſſelbe härene Gewand; ſchlafen immer auf demſelben harten Brette; ihre Zelle öffnet und ſchließt ſich alltäglich zur ſelben Stunde; was ſie geſtern thaten, thun ſie heute auch und thun ſie morgen wieder.

Man kommt zu ihnen, um Tröſtungen zu ſuchen. Nach einigen Tagen kehrt man erhoben und getröſtet in die Welt zurück, zu ſeinen Geſchäften. Man möchte die Glücklichen beneiden. Sie aber bemitleiden den Fortziehenden, und empfehlen ihn der Gnade Gottes.

Und nun zu den Dominikanern! Es iſt ein kleines, armes Kloſter. Sollte ſich der weltliche Arm bis hieher verirren, er würde der „todten Hand" keine Schätze entwinden. Das einzige Werthvolle, was die Mönche beſitzen, iſt eine Bibliothek, das Vermächtniß eines frommen, kenntnißreichen Pfarrers. Das ganze Mobiliar würde kein Trödler erſtehen wollen. In dem am reichſten aufgeſchmückten Theile des Kloſters, der Kapelle, ſind die Geſtalten der Heiligen aus Gips, die Bilder ſind auf Papier gedruckt. Alle Wände ſind weiß getüncht: die Altäre aus weißem Holze. Jedoch herrſcht überall Reinlichkeit, Ordnung, Correctheit, wie im mönchiſchen Leben überhaupt. Ich ſah kein einziges Kloſter, wo es mir nicht ſo entgegentrat.

Das waren aber keine Karthäuſer. Die Dominikaner haben eine andere Vocation, einen andern Ernſt, einen andern Frieden: aber daſſelbe Herz. Sie ſind verpflichtet, mit dem Lauf der äußern Dinge ſich bekannt zu machen: aber ſie werden dennoch nicht von ihnen verſucht. Sie gehören zur ſtreitenden Macht im Reiche des Friedens. Das merkt man ſogleich an ihrer Unterhaltung. Sie ſind weder Republikaner noch Liberale, aber dennoch ſind ſie ächte Patrioten in ihrer Weiſe. Sie wollen, daß die Fahne des Erlöſers ſtets und für immer über dem Vaterland ſchwebe, und ſie ſind ſtark in dem Glauben, daß es ſo ſein und bleiben werde.

Ein junger Mönch ſprach von ſeinen Hoffnungen und Erwartungen. Er ſah in nächſter Zeit eine große katholiſche Erhebung zum Schutze des heiligen Stuhles Petri. Er erblickte die geknechtete Kirche befreit, und die Menſchheit durch Miſſionäre von den Irrthümern zurückgeführt. Er hoffte auf die Fürbitte ihres heiligen Schutzpatrons. Sein ſchönes Feuer hatte uns Alle ergriffen, und wir hätten in dem Augenblicke einen Kreuzzug in's Werk ſetzen mögen.

„Aber,“ wurde ihm eingewendet, „bedenken Sie, hochwürdiger Vater, welche Schwierigkeiten gleich an der Pforte ihres Kloſters ihnen entgegen treten würden!“

„Immerhin!“ lautete ſeine Antwort. „Streben wir darnach, Heilige zu werden, ſo müſſen wir auch Märtyrer werden können. Wie lange iſt es her, da ſchien die Kirche ein abgeſtorbener Baum im weiten Garten Gottes. Blicken Sie doch um ſich! wie ſprießt jetzt überall das Laub, wie erheben ſich ſelbſt die abgeriſſenen Aeſte! warum ſoll denn der Stamm nicht auch zu neuem, mächtigen Leben wieder gedeihen?“

Als ich einſt am Friedhof in der guten katholiſchen Stadt München, um die Mittagsſtunde, von einem ſtarken Morgenſpaziergange im Schatten ausruhete, fiel mein Blick auf das kleine Haus, in welchem ſich erſt vor Kurzem einige Väter vom Kapuzinerorden eingerichtet hatten. Eine ziemliche Anzahl armer Menſchen hatte ſich davor verſammelt. Alte und junge, Weiber und Männer, Greiſe und Kinder. Sie hatten Töpfe und Schüſſeln, und die frommen Väter theilten unter ihnen warme Suppe und Brod aus. Das war mehr als eine Suppenanſtalt im heutigen Sinne. Hier war keine beſondere Verwaltung, als die der Frommigkeit und Chriſtenliebe: es brauchte keinen Schein der Behörde, um der milden Spende theilhaftig zu werden. Es war keine außerordentliche Anſtrengung erforderlich, die Wohlthätigkeit in's Leben zu rufen: es bedurfte keiner öffentlichen Aufforderung, die auf die beſondere Noth der Zeit hinwies. Noth iſt zu jeder Zeit vorhanden, und ihr abzuhelfen lag hier ſelbſtverſtändlich in der Natur der Sache. Wie die Hungrigen ſich ſättigten; wie die Mönche unermüdet neuen Vorrath herbeitrugen! Es war ein Bild, daß Einem das Herz im Leibe lachte.

Wie oft mit inn'ger Luſt mein Auge hing,
An eines Kloſters unſcheinbarer Pforte!
Ein bleicher Bettler faßt der Glocke Ring,
Und ſpricht zum Gruß die inhaltsſchweren Worte:
Gelobt ſei Jeſus Chriſt! darauf empfing
Er ein Stück Brod, und an demſelben Orte,
So oft die Glocke und der Gruß erklangen,
Sah man den Bettler eine Gab' empfangen.

Und wer ſie reichte, ſagt mir, wo gereift
Iſt ihm die Frucht, wo liegen ſeine Güter?
Wo hat er ſeinen Vorrath aufgehäuft,
Von wannen ſeine Zinſen denn bezieht er?
Iſt der's, der dort von Thür' zu Thüre ſchweift?
Iſt der wohl ſolcher reichen Schätze Hüter?
Wie drückt er zaghaft an der Thüren Klinken!
Ein Bettler ſelbſt, ſo will es mich bedünken.

Ein Bettler und doch reich; Armuth, die Wunder thut;
Ein Habenichts — und doch ein Kaufmann ſonder Gleichen.
In här'ner Kutt', im Strick, baarhaupt und unbeſchuh't,
Will er für Geld euch ſeine Waare reichen:
Es iſt der Segen, der auf Wohlthun ruht.
Laßt die Gelegenheit euch nicht entweichen!
Das Geld, das ihr ihm gebt, ſchenkt er den gänzlich Armen.
Und ſo ihr euch erbarmt, wird Gott ſich eu'r erbarmen. —

Erbarmen! hier bin ich an einer Stelle, wo ich mir eine Frage an meine Leſer erlauben will. Wer unter uns hegt Erbarmen; wer iſt denn heutzutage barmherzig? Iſt es der Fabrikant, der von ſeinem Ueberfluſſe den fleißigen Arbeitern, die ihm dazu verholfen haben, ein Krankenhaus einrichtet; oder ihnen einen Theil des Lohnes auch dann noch ausbezahlt, wenn ſie nicht mehr die ganze Arbeit in gewohnter Weiſe verrichten können? Iſt es derjenige, der zu wohlthätigen Sammlungen ſteuert? der bei ſeinem Tode eine Stiftung macht? der bei keinem Diner fehlt, das zu guten Zwecken veranſtaltet wird? Looſe nimmt, wann eine Armenlotterie angezeigt wurde? der dem ſtädtiſchen „Armenverein“ — oder beſſer Almoſenverein — ſeinen monatlichen Beitrag leiſtet, und damit für jetzt und immer ſich von der Behelligung loskauft, daß ein Bettler an ſeiner Thür ein Almoſen begehre?

Ich bin weit entfernt, dies zu tadeln; ich freue mich vielmehr, daß Mitleid und Theilnahme für das Loos unſerer hilfsbedürftigen Mitmenſchen ſo tief in unſern Herzen wurzeln; daß die modernen Richtungen der Selbſtſucht, des Eigennutzes, der übertriebenen Genußſucht, der Gleichgültigkeit in religiöſen Dingen den Keim in uns nicht zerſtört haben, der offenbar göttlichen Urſprungs iſt. Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt! Dies Gebot iſt die Grundlage aller Civiliſation. Es wird ſelbſt von denjenigen befolgt, die es nicht als ein göttliches Gebot betrachten, ſondern das Wohlthun für ein Reſultat der menſchlichen Einſicht halten.

„Aber es giebt dennoch etwas Höheres als das: nämlich das Gebot: Liebe deinen Nächſten mehr als dich ſelbſt! Und dieſes, dagegen läßt ſich nicht ſtreiten, iſt die herrlichſte Blume, die ſich aus dem Chriſtenthume entfaltet.

Auch hier kann ein Blick auf die Gegenwart und unſere Umgebung uns zeigen, daß dieſer höchſte Grad der Liebe zu den Nebenmenſchen noch jetzt geübt wird. Ein jeder hat wohl ſchon die Erfahrung gemacht, daß ein Freund für den andern ſeine Zeit, ſein Vermögen, Geſundheit und Leben nicht geſchont hat; daß ſorgende Liebe mit Aufopferung jeden Lebensgenuſſes, mit gänzlicher Selbſtverläugnung, ſich einem leidenden Verwandten hingegeben. Allein dieſe Beiſpiele waren zu allen Zeiten vereinzelt und ſelten. Es handelte ſich nun darum, ſolche liebende Herzen zu finden und in eine Geſammtheit zu vereinigen, um auf dieſe Weiſe die Barmherzigkeit der Menſchen in einem mächtigen Brennpunkt zu ſammeln. Der dies unternahm, war bekanntlich der heilige Vincenz von Paul in Paris. Auch jene, welche ihn nicht als Heiligen anrufen, müſſen in ihm den liebevollſten Menſchenfreund erkennen und verehren, der jemals gelebt; und ebenſo auf ſeine Ausdauer, Umſicht und grenzenloſe Demuth gerührt blicken, da er ohne mit Glücksgütern ſelbſt geſegnet zu ſein, Werke in das Leben rief, die alle Mittel in ſich vereinigen, das tiefſte menſchliche Elend, die unleidlichſten Schmerzen des Körpers und der Seele zu lindern, und dieſe Werke ſo organiſirt und ſo feſt begründet hat, daß ſie ihn nicht nur ſo lang ſchon überdauern, ſondern auch trotz der heftigſten und ſchändlichſten Angriffe, trotz aller Surrogate, welche die Stiftungen des heiligen Vincenz entbehrlich machen ſollten, fortbeſtehen und jedem Unbefangenen den Zoll unwillkürlicher Achtung abnöthigen. Und hierin herrſcht Uebereinſtimmung unter allen Confeſſionen. Der Orden der „Barmherzigen“ fragt nie, weß Glaubens der Leidende ſei: ſie ſtehen am Lager des Juden, Türken und Heiden, mit derſelben opferwilligen Liebe im Herzen, wie an dem Lager des Katholiken.

Trotz der großen und ſchweren Aufgabe, der ſich die barmherzigen Schweſtern unterziehen, iſt der Drang, in den Orden zu treten, immer ſehr groß. Man zählt ſo viele Zeichen der Zeit auf und man ſollte an dieſem nicht vorübergehen. Wer ſich auch nicht auf die Statiſtik des Ordens einläßt, wird ſich doch wohl erinnern, von Zeit zu Zeit in den Tagesblättern gefunden zu haben, daß Jungfrauen aus den edelſten und reichſten Geſchlechtern aller Länder das klöſterliche Gelübde ablegten. Jungfrauen, die in der Welt zu den vornehmſten zählten, als Koniginnen der Bälle und Feſtlichkeiten zu glänzen berufen waren und vielleicht als ſolche ſchon eine kurze Zeit geglänzt hatten; denen die erſten Partien von ſelbſt ſich anboten; die im Tanze, wie zu Pferde, in den Logen der Theaters, wie im Salon, die allgemeinſte Huldigung empfangen haben wurden, wenn ſie es nur gewollt. Waren ſie mit einem weichen, mitleidigen Herzen begabt, ſo hätten ſie ja Wohlthaten ausſtreuen und Segen des Himmels für ſich erflehen laſſen können. Aber ein wunderbarer Zug, ihrer Umgebung und der Welt ein Rathſel, trieb ſie in den Orden. Und was tauſchten ſie hier ein, für Glanz und Herrlichkeit der Welt? Muhe und Sorge, Arbeit und Laſt für ein wollenes Kleid und für ſpärliche Koſt. Kein Lohn irgend einer Art wird ihnen von Menſchen geſpendet!

Werfen wir vorerſt einen flüchtigen Blick auf das umfangreiche Wirken dieſer Barmherzigen. Ein Weib ſchreitet durch die kalten Nachtnebel. Ihr Gang iſt ſchwankend, ihr Blick iſt ängſtlich zur Erde gerichtet. Sie drückt etwas an ihr Herz, als wollte ſie es erwärmen. Endlich erreicht ſie eine verſchloſſene Pforte; ſie zittert, bückt ſich — und als ſie ſich wieder erhebt, iſt die Laſt verſchwunden. Sie trägt nichts mehr in den Armen. Ein trübes Gefühl durchzuckt uns, das Weib iſt eine Mutter, und die Laſt iſt ihr Kind. Sie läßt den Hammer an der Thüre fallen und eilt davon.

Nun erſcheint an der Schwelle, die ſchon von unzähligen Thränen benetzt ward, die neue Mutter, welche das Schreien des Säuglings ſtillt. Sie betet für die Unglückliche und hat ein Lächeln für den Pflegling. Sie ſieht Jeſus in ihm; Jeſus in der Krippe, den armen Heiland in die Welt tretend. Sie betet zu Ihm: o Herr! ſei ein Vater dieſem unſchuldigen Weſen, und ſei gnädig den Verirrungen ſeiner Mutter!

Hierauf ſchließt ſich die Pforte wieder! Die Nebel der Nacht entweichen, und der Morgen bricht an. —

Dort geht ein Kind in die Schule. Wohin? — Zu den Schweſtern. Wir gehen mit. Ein wackerer weltlicher Lehrer begleitet uns. Wir ſind ergriffen von dem Anblick; es iſt eine herrliche Illuſtrirung des göttlichen Wortes: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen!“ Der Lehrer flüſtert mir zu: „ich verſehe gewiſſenhaft mein Amt; doch hier iſt mehr, dies iſt ein Opfer. Ich erziehe die Kinder der Reichen, die Kleinen ſind blühend und athmen nur Glück; was ich ausſäe, gedeiht unter den Augen einer verſtändigen Mutter, welche die Erziehung im Hauſe vollendet. Hier nur Armuth, Entbehrung, Krankheit. Welche Liebe muß an dieſem Orte walten, um dieſer vernachläßigten Geſchöpfe ſich anzunehmen!“ Er wandte ſich an die Schweſter mit der Frage, ob ſie Alle gleich liebe?

„Alle,“ erwiederte ſie, „denn ich liebe Jeſus in ihnen. Ein jedes vergegenwärtigt mir eine beſondere Eigenſchaft unſers Heilands. Dies Kind Seinen Glauben, jenes Seine Reinheit; eines Seinen Gehorſam; ein anderes Seine Geduld; ein anderes wieder Seine Demuth; Alle aber Seine Unſchuld und ſeine Armuth.“

Dabei hing eine Zähre am Rande ihrer Wimper und ihre Stirne ſchien zu leuchten. Ich ermaß bei ihren Worten, wie die Liebe zu Jeſus auf die Liebe der Lehrerin zu den Kindern einwirkt. Alle Herzen vereinigen ſich am Fuße des Kreuzes. —

Ein armer Kranker liegt da; mit offener Wunde, welche die Schweſter verbinden ſoll. „Ach,“ fleht er, „ich kann es nicht zugeben. Meine Wunde erregt Ekel. Sie würden ihn nicht überwinden können.“

„Laſſen Sie mich das Werk vollbringen,“ ſagt die Schweſter, „meine Hand iſt geübt und ſicher. Die Liebe ſteht mir bei.“

Der Kranke bedeckt ſein Geſicht mit beiden Händen und läßt ſie gewähren. Die demüthige Jungfrau beginnt; doch plötzlich hält ſie ein. Mitleid und Ekel haben ſie ergriffen; ſie erbleicht, erröthet, dann athmet ſie hoch auf und bekreuzt ſich; dann vollendet ſie ſchnell das Werk. Sie hatte ihren Geiſt auf Jeſus gerichtet;

ſie ſah ſeine blutenden zuckenden Wunden. Sie ſah Veronica, die Ihm den Schweiß trocknet. So lindert ſie die Schmerzen eines Armen, und leiſtet im Geiſte Jeſus ſelbſt ihren Beiſtand! —

Eine Schweſter tritt in den Kerker, mit den Worten: Gott waltet über alle Seine Geſchöpfe!

„Das iſt eine Lüge!“ ſchreit ihr der Verbrecher entgegen. Dein Gott iſt mir ein Gott der Rache. Ein einziges Wort: und du fliehſt vor mir. Ich habe gemordet.“ —

Die Schweſter ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus. Der Mörder lacht. „Siehſt du,“ ruft er wild, „wie du zurückbebſt? du, eine barmherzige Schweſter. Das iſt die Barmherzigkeit deines Gottes. Ich will nichts von Reue wiſſen und mag ich auch in die Hölle fahren.“

„Jeſus, du Gott der Gnade! Jeſus, du heiliges Opfer!“ betet jetzt die Schweſter. „Du kannſt ja beleben, was ſchon dem Tode verfallen war. Du erhobſt Magdalena. Du verſtießeſt nicht das ſamaritaniſche Weib. Du nahmſt Dich der Ehebrecherin an, als ſie Deine Kniee umfaßte, und bringſt als guter Hirt die verlorenen Schafe zurück. Laſſe dieſen Menſchen noch ſo lang leben, bis er Dir danke! Verleihe mir Muth und ſchenke ihm Liebe. Deine Leiden, mein Bruder, werden dir heilſam ſein. Selbſt der Gerechte hat einſt für die Sünden der Welt gelitten. Bruder, der Erlöſer nimmt ſich der Leidenden an. Iſt dein Verbrechen auch groß, ſo iſt Seine Gnade doch unendlich. Der gute Schächer weinte ja auch in der Stunde des Sterbens, und ihm ward verziehen.“

Beruhigter fragte der Mörder: „Und was könnten alle meine Thränen, wenn ich ſie vergöſſe, mir nützen? würden Sie den Mord von meiner Seele waſchen?“

„Eine einzige Thräne iſt dies im Stande,“ ſpricht mit himmliſcher Ruhe die Nonne.

„Nun wohl! Sie ſind mir zum Troſt erſchienen,“ ſagt der Mörder, „Sie ſind das erſte Weſen, das ſich mir ſanft und freundlich genähert hat. Damit nun mein zerriſſenes Gemüth Vertrauen faſſe, daß Gott mir verzeihe; verzeihen auch Sie mir — und reichen Sie mir Ihre Hand.“

Die Schweſter reichte ſie ihm mit ſanftem Ernſte. Das iſt die Kraft, die in unſerer erhabenen Religion wurzelt. Sie bahnt der Unſchuld den Weg in den Kerker des Laſters, um es zu erheben aus ſeinem tiefen Elend. Sobald das Verbrechen zum bereuenden Schmerze geworden iſt, darf es frei zur Reinheit emporblicken. Gott erhob die Reue zur ſchönſten menſchlichen Tugend. —

So iſt das Walten der Barmherzigkeit! Die Neugeborenen hält ſie in ihren Armen, wie den ſterbenden Greis; die Kranken, die Wahnſinnigen, die Verbrecher pflegt ſie alle mit gleicher Liebe; Unwiſſende lehrt ſie Tugend: Unglückliche äzt und kleidet ſie: armen Verlaſſenen ſteht ſie als Engel zur Seite. Nicht ein Land allein, nicht eine Nation, die ganze weite Erde, alle Völker ſind ihr Wirkungskreis. Die Mutter folgt ihrem Kinde nicht über das Meer; ſie giebt ihm ihren Segen mit auf die Reiſe: ſo hat die Mutterliebe ihre Grenzen; aber die heilige Chriſtenliebe folgt dem Scheidenden bis in die fernſten Welttheile; ſie iſt grenzenlos. Ihr erblickt ſie auf dem Schlachtfelde, mitten im Kugelregen, Wunden verbinden und Sterbende troſten. Ueberall, im Sturme der Schlachten und der Meere, geht ſie getroſt und gehorcht Ihm, Dem Sturm und Wellen gehorchen. Die Barmherzigen ſind die ſtillen Prediger der Liebe, im Gefolge ihres ewigen Symbols, des Kreuzes!

Der heilige Franciscus von Aſſiſi hatte in ſeiner kleinen Hütte auf Portiuncula, neben dem unſcheinbaren Kirchlein der ewigen Gnadenmutter, das mitten in herrlichen Roſenhecken lag, den Gedanken gefaßt, ſeinen Orden der mindern Brüder*) zu gründen. Die Armuth erkor er ihm als Braut für's Leben. Der Orden war nicht beſchuht, durfte ſich auf keinen Stab ſtützen, keine Reiſetaſche noch Geld tragen. Nur in der Liebe ſollte ſein ganzer Beſitz beſtehen.

Der heilige Franz ſendete ſeine Brüder aus, den Menſchen den Frieden zu verkünden und ſie zur Buße aufzufordern. „Friede ſei mit euch!" iſt der Gruß der Franciscaner geblieben. Sie ſind nach der Regel, die der Heilige für ſeinen Orden entworfen, unter ſich Alle gleich; keiner ſoll Prior heißen.

Das große Beiſpiel, welches dieſe Männer gaben, hatte in Aſſiſi das edle Fräulein Clara, aus dem alten Geſchlechte der Ciſſi, zu dem Heiligen geführt, und ungeachtet ihre Eltern und Verwandten ſich ihr heftig widerſetzten, unter ſeinem Schutze den Orden „der armen Frauen" geſtiftet, welche ſpäter Clariſſinnen genannt wurden.

Ich will meine freundlichen Leſer in ein ſolches

---

*) Minoriten, pères mineurs, nach ihrem Stifter auch Franciscaner genannt.

Kloſter führen. Wir befinden uns in einem glänzenden, modernen Badeort. Dort befindet ſich ein arteſiſcher Mineral-Brunnen, deſſen aufſteigende Säule von allen Kurgäſten höchlich bewundert wird. Es iſt in der That ein recht hübſches Schauſpiel, das die Blicke anzieht, während die beſcheidenen Gebäude, welche in einer Vertiefung am Wege in friedlicher Ruhe daliegen, nur von den Wenigſten bemerkt werden. Es ſind die Mauern eines alten Kloſters, das ſeit der Seculariſation ein halbes Jahrhundert verödet dalag und dem langſamen Verfall geweiht ſchien. Jetzt iſt es nothdürftig zur Aufnahme von Religioſen wieder eingerichtet worden. Sie nehmen ſich jener armen, unglücklichen Geſchöpfe an, die gleichſam ſeit ihrer Geburt ſchon dem Verderben preisgegeben ſind und den Fluch ihrer Erzeuger durch das Leben ſchleppen müſſen. Es ſind Kinder, die ihren Vater auf Erden nie kennen, deren liederliche Mütter ſie in die Welt hinausſtoßen, deren unſchuldige Blicke auf Verbrechen haften müſſen, die ſie noch nicht zu begreifen im Stande ſind; oder ſolche, deren unbarmherzige Eltern ſie auf Stundenweite betteln ſchicken, und ſie mißhandeln, wenn ſie nicht die vorausbeſtimmte Summe nach Hauſe mitbringen; die den Diebſtahl wie ein Handwerk lernen, das ihnen durch das Leben helfen ſoll. Kinder, die nur Flüche, nie den Namen Gottes ausſprechen hörten, die das Vater Unſer nicht einmal kennen, und ſich vom Vieh durch nichts unterſcheiden, als die dem Menſchen allein eigenthümliche Tücke und Bosheit.

Wir ſtehen an der Pforte: ein ſtarker Zug am Klingeldraht und ſie wird uns geöffnet. Ein freundlich jugendliches Geſicht erwidert unſern chriſtlichen Gruß beim Eintritt mit, „In Ewigkeit, Amen!“

Die junge Nonne, wie wir ſpäter erfuhren die Elementarlehrerin, führte uns in das Sprachzimmer und bat uns dort, die Frau Oberin zu erwarten. Alles athmete in dem höchſt einfach möblirten Saale eine köſtliche Reinlichkeit und Ordnung in ſolcher Verbindung, die man als Reinheit bezeichnen kann. Bald trat die ehrwürdige Frau zu uns ein, und wir ſetzten uns nach der erſten Begrüßung. Mein Auge verweilte mit inniger Theilnahme auf dieſem Geſichte, das in dem blendend weißen Kopftuche, in der feingefältelten Halsbenge und dem geſteiften, in eckige Falten gebrochenen kurzen Schleier, wie in einem zierlichen Rahmen ringsum eingeſchloſſen, einem herrlichen Matronenkopfe des jüngern Holbein ähnlich ſah. Dies edle milde Geſicht muß ſelbſt den Engeln ſchön erſcheinen, ſo ſtark trug es das Gepräge der Sorgen, die von der Liebe zu Gott und den Menſchen eingeflößt waren. Daneben thronte die Ruhe des Kloſters, jener Ausdruck des Friedens, den kein Beruf im weltlichen Verkehr aufkommen läßt.

Dein großes Herz, hochwürdige Frau! hat ſich kleinen Pflichten geweiht, und ſie alle treulichſt erfüllt. Das leſe ich in deinem Auge bei unſerer erſten Begegnung. Du haſt Alles geopfert; Jugend, Freiheit, Zukunft; du lebeſt Tage und Nächte für Kinder, die dich zwar Mutter nennen und doch nicht deine Kinder ſind; du haſt Liebe für ihr Leben und weineſt auf ihren Gräbern, und doch ſind ſie dir fremde Kinder. Und bei all dieſem Entſagen, dieſem Kummer, dieſer Sorge, biſt du freundlich und heiter geblieben. O ſei dafür geſegnet von Gott, gleich wie du von mir und meiner ſanften Begleiterin im tiefinnerſten Herzen geſegnet wardſt!

Die Frau Oberin erzählte uns in Kurzem die Geſchichte ihrer Berufung in dies Haus. Die neue Arbeit war anfänglich ſehr erſchwert, da die Kinder ſchrecklich verwahrlost waren und viel Verſtocktheit und Bosheit zeigten. Es war nicht möglich, ohne Strenge zu verfahren, und das that den Nonnen wehe.

Da es Zweck der im Hauſe gewährten Erziehung iſt, aus den Kindern tüchtige Dienſtboten zunächſt für ländliche Haushaltungen zu bilden, ſo kann natürlich nicht daran gedacht werden, dem Gaumen Leckereien zu bieten; aber die Ernährung iſt kräftig und genügend, wie das Ausſehen der Kinder zeigte.

Wir gingen durch die Schlafzimmer. In einem jeden ſechs bis neun Bettſtellen; reinliches Linnen, wollene Decken. Der Mangel an Federdecken iſt im Winter ſehr empfindlich, beſonders wenn eines der Kinder erkrankt. Eine ſolche Federdecke iſt aber zu theuer; denn das Kloſter iſt blutarm. Die Nonnen, deren eine in jedem Saale ſchläft, geben ſelbſt her, was ſie nur entbehren können, um die Kleinen damit zu bedecken. Das verſchlägt jedoch nicht für Alle. In den Fächern eines Wandkaſtens liegt die Wäſche der kleinen Schutzbefohlenen. Die guten Schweſtern nähen und flicken daran, ſo lange ſich's thun läßt. Ein Fach war leer. Das vierjährige Kind beſaß gar nichts. Seine Mutter ſitzt ſchon drei Jahre im Zuchthaus. Es wuchs ganz verlaſſen auf, bis daß es zu den frommen Schweſtern kam. Da bietet ſich denn für den Beſucher von ſelbſt die Gelegenheit zu helfen.

In dem Schulzimmer ſaß die Schweſter, welche uns eingelaſſen hatte, bereitete die Aufgaben für den andern Tag vor, und ſah die Schreibtafeln durch. Wir gingen durch die Küche, wo drei Kinder das Brod zur Abendſuppe einſchnitten. Sie können ſchon der Köchin zur Hand ſein. Im Garten war eine Schweſter beſchäftigt, Wäſche zu fälteln; ein Paar erwachſene Mädchen, von zwölf bis ſechszehn Jahren, ſtrickten und ſtoppelten an ihrer Seite. Das Eine war von wohlhabenden Eltern auf ſeinen Wunſch in das Kloſter geſchickt worden, um das Leben darin zu lernen. Es will ſpäter Nonne werden. Die kleinern Mädchen umſpielten die arbeitende Gruppe. Eines davon tappte, mit ſeiner von Gartenerde beſchmutzten Hand, auf die feine Wäſche, welche die Schweſter fältelte. Dieſe war weit entfernt, ſich darüber zu ärgern, daß der muthwillige Unband ihr ſo mühſam fleißiges Werk zerſtört hatte. Sie lachte und ſagte: „Nun muß ich's noch einmal waſchen!“

In einem weltlichen Inſtitute wäre das ſicher nicht ohne Strafe für das Kind abgelaufen, und ein ſtrenger weltlicher Richter wird daher die gute Nonne tadeln und ſprechen: „So erzieht man nicht.“ Aber die fromme Schweſter ſoll ſich ſelbſt in Geduld und Demuth bewähren und ſich hüten, daß in ſolchen Augenblicken der Jähzorn ſie überraſche. Und dann iſt das Beiſpiel, welches ſie den Kindern durch ſich ſelbſt vorführt, nicht von größerm Werthe für dieſelben, als ein Auffahren oder gar Schlagen der muthwilligen Kleinen?

Das Bild im Garten, wie es ſich uns darſtellte, war ſchon reizend an ſich; durch die von ihrer Arbeit lächelnd aufblickende Nonne, mitten aus der etwas verdutzten

Kindergruppe, würde es zu einem der lieblichſten Genrebilder, die ich jemals geſehen habe.

Einige von den Kindern waren kränklich dem Kloſter übergeben worden; geſunde und regelmäßige Nahrung, und nicht anſtrengende Beſchäftigung in freier Luft, hatten das Uebel gelindert. Die meiſten ſpielten im Garten und ließen ſich durch unſere Anweſenheit nicht ſtören. Die Frau Oberin rief etliche zu uns her, und ſie antworteten frei und unbefangen auf unſere Fragen. Den großen Garten müſſen ſie ſelbſt bebauen helfen, und dieſe Arbeit, ſo wie die Elementargegenſtände, dann Kochen, Waſchen und das übrige Hausweſen, umfaßt den ganzen Unterricht. Mit ſechszehn Jahren werden ſie entlaſſen; mit drei Jahren aufgenommen. Beim Austritt wird dafür geſorgt, daß ſie einen paſſenden Dienſt bei guten chriſtlichen Leuten erhalten.

Die Glücklichen, die dem Elend und der Armuth aus der Ferne beiſtehen, ahnen nichts davon, welche wohlthuende Sorgfalt dieſe Frauen in ihrem beſcheidenen, ſo ärmlichen klöſterlichen Haushalt entfalten! Und jemehr Klöſter ihr beſucht, umſomehr wird euere Bewunderung zunehmen. Ueberall iſt es daſſelbe Ziel; überall ſind es dieſelben Mittel; überall dieſelben unverbrüchlichen Geſetze, und doch wieder wie unendlich die verſchiedenen Brechungen des einen Lichtes; die geiſtvollſten Variationen auf den ewigen Grundaccord: „die Liebe über Alles!“ Dies findet ſeine vollſte Anwendung bei den Schweſtern vom Heiligſten Herzen Jeſu, welche ſich mit der höhern wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung befaſſen, wie bei den ihnen verwandten Engliſchen Fräulein; bei den Urſulinerinnen, Saleſianerinnen, Clariſſinnen, bis zu den Armen Schulſchweſtern, den ärmſten und demüthigſten von Allen, welche jedoch derſelbe Lebensnerv beſeelt. Dieſes ſtille, aber keineswegs geheimnißvolle Wirken, wie es nur Unwiſſenheit oder böſe Abſicht darzuſtellen bemüht ſein kann, keimt und ſproßt, blüht und reift neben den lauten Erſcheinungen der Zeit, in ſich begnügt, opferwillig und freudig, ein Beleg für den nie erſterbenden Grundzug in der menſchlichen Bruſt.

Ich wohnte in einer deutſchen Hauptſtadt einer Feierlichkeit bei, die mich in dieſem Glauben beſtärkte. In der kleinen Ordenskirche des heiligen Vincenz von Paul ſollten ſechszehn Novizen den Ordenshabit empfangen und vierzehn Profeßſchweſtern das Gelübde ablegen. Dieſe Doppelfeier iſt mit jener ſinnvollen und bedeutenden Symbolik umgeben, die alle Ceremonien der katholiſchen Kirche auszeichnet. Die Kirche der Barmherzigen prangte im Feſtſchmucke der Blumen, Draperien und Kerzen. Es waren viele Leute anweſend; Andächtige und Neugierige. Mit dem Glockenſchlage Neun begann der Geſang, und aus der Pforte, die in das Kloſter führt, traten die Novizen, von einigen Schweſtern begleitet. Es waren junge Mädchen, von kräftigem, blühenden Ausſehen; denn nur Kraft und Geſundheit geſtattet ihnen im Noviziat auszuharren, da die ſchwerſte Arbeit ihrer wartet. Sie trugen blendend weiße Kleider, ein weißes dreieckiges Tuch deckte Hals und Schultern, und eine breite ſchwarze Schürze, ſo wie eine Haube von gleicher Farbe vollendeten den Anzug. Ihr Anblick erregte das Gemüth der Anweſenden. Die kleine Schaar jugendlicher Herzen, die nun nach kurzer Prüfungszeit entſchloſſen auf der Schwelle ſtanden, von welcher nur ein Schritt ſie von der Welt trennen ſollte! Doch nicht für immer; wenn auch ſchon bekleidet mit dem ernſten Gewande der Nonnen, können ſie noch zurücktreten, wenn weltliche Gelüſte ſie überkämen, wenn die Erinnerung an die Freuden des jugendlichen Lebens ſie ihrem Entſchluſſe untreu machen würde. Die Kirche iſt nie unerbittlich; es herrſcht kein Zwang in ihr; und alle ihre Satzungen ſind zu weiſe, als daß irgend ein Werth auf ein erzwungenes Gelübde gelegt werden könnte, welches weder dem, der es leiſtet, erſprießlich, noch der Kirche ſelbſt von Nutzen wäre.

Nach den Novizen erſchienen die Profeßſchweſtern in der Ordenstracht, einen kleinen Kranz von rothen Roſen auf dem Schleier. Dieſe hatten das Noviziat vollendet und waren bereit, das Gelübde auf immer zu leiſten. Der Kranz von rothen Roſen bezeichnete ſie als Bräute des Himmels. Auch ſie waren von einigen barmherzigen Schweſtern begleitet. Waren die Novizen an der Evangelienſeite des Altars niedergekniet, ſo nahmen dieſe ihren Platz an der Epiſtelſeite deſſelben ein. Der kleine Zug der Profeßſchweſtern ergriff die Verſammlung noch mehr als die Novizen. Bei ihnen war keine Rückkehr mehr möglich. Die in der Kirche anweſenden Eltern, Geſchwiſter und Verwandte mögen wunderbare, auch wohl peinliche Gefühle in jenem Augenblick empfunden haben. Ein Paar junge elegante Leute in meiner Nähe, die wohl eine Schweſter in dem Zuge gehabt haben mögen, ſahen mit ſtiller Rührung vor ſich hin. Ihre Mutter weinte vielleicht; ein aufgeweckter Weltmenſch von Vater war wohl gar nicht einmal zugegen, weil er das Ganze eine thörichte Verirrung ſchalt, die nicht mehr „zeitgemäß“ ſei und ihm ſeine liebe Tochter auf ewig entriſſen habe. Und derſelbe Vater hatte ſich vielleicht glücklich geſchätzt, wenn irgend ein Menſch aus Texas, oder Weſt- und Oſtindien um ſeine Tochter gefreit und ſie heimgeführt hatte! Das wäre doch zeitgemäß geweſen, denn es paſſirt freilich alle Tage. Und wenn er ſie auch nie mehr wiedergeſehen; wenn das Glück, das ihr bevorſtände, noch ſo zweifelhaft wäre; wenn der Charakter und die Verhältniſſe des Mannes noch ſo wenig gekannt; wenn ſeine Speculationen noch ſo gefährlich; wenn das Klima noch ſo drohend — immerhin! die Sache iſt doch zeitgemäßer!

So räſonnirt die Welt; allein das nach ihrer Meinung nicht Zeitgemäße hatte ſo eben dreißig jugendlich ſchlagende Herzen überwunden und mit Liebe und Demuth erfüllt.

Nachdem die Jungfrauen ihre Plätze eingenommen hatten, begann die Predigt. Sie drang, in milde Worte gekleidet, dennoch ſchneidend in die Sache, und legte ihre tiefinnerſte Seite bloß. Obgleich die Jungfrauen ihren zukünftigen Beruf ſchon kannten und das Opfer, das ſie brachten, vollſtändig erwogen haben mußten, ſo hielt der Prediger dennoch eine Schilderung alles deſſen für nothwendig, was die Ordensregel erheiſchte, und knüpfte daran eine Aufzählung jener Dinge, welche nun ohne Sehnſucht, ohne Reue für immer den Blicken der barmherzigen Schweſtern entſchwinden ſollten. Drei Opfer verlangt die Regel. Das erſte iſt: „Ihr ſollt der Welt entſagen.“ Für Viele ſchwer, für Andere leicht. Wer hätte nicht ſchon in der Jugend eine Abneigung für die Genüſſe des Lebens empfunden? Wem wurde nicht ſchon beim erſten Male der Becher der Freude vergällt?

Ich begegnete einſt auf einer Reiſe einem jungen Grafen aus altem deutſchen Geſchlechte, der in Begleitung ſeines Erziehers die oberitaliſchen Seen ſich beſah. Zwanzig Jahre ſpäter trat er mir als Mitglied der Geſellſchaft Jeſu wieder entgegen. Er erinnerte ſich jenes flüchtigen Beiſammenſeins. „Auf jener Reiſe,“ geſtand er mir, „der erſten, die ich in meinem Leben machte, und während welcher ich zum erſten Male mit der Welt in unmittelbaren Verkehr trat, war ich ſchon ſo vollſtändig überſättigt, daß ich den beſtimmten Entſchluß faßte, in einen Orden zu treten.“ Und ſo hatte denn der junge Graf auch wirklich den unzeitgemäßen Schritt ausgeführt. —

Das zweite Opfer erheiſcht ſchon ſtärkere Ueberwindung. Mit dem Ausſcheiden aus der Welt ſollt ihr auch euere Angehörigen verlaſſen. Eltern, Geſchwiſter, Verwandte, Freunde, ſie ſind euch nicht mehr, als andere Menſchen auch. Ihr ſehet ſie nicht wieder; ihr höret ſie nicht mehr; ihr empfanget von ihnen keine Liebeszeichen mehr. Das iſt ſchwer und hart. Aber die Kirche, die ſo viel Milde und Liebe in ſich ſchließt; die katholiſche Kirche, die für diejenigen, welche ſich zu ihr bekennen, der Hort aller Gnaden iſt, die weit über das Irdiſche hinausreichen; ſie will auch, daß Jene, die ſich ihrem Dienſt ausſchließlich widmen, nur ihr allein angehören, und nur den Lohn, den Troſt auf Erden ſuchen, die nur ſie zu ſpenden im Stande iſt. Was vom profanen Standpunkt als zu hart erſcheint, verliert mithin vom Standpunkt des katholiſchen Glaubens dieſe Härte.

Die Anweſenden blickten nach den Schweſtern, und keine gab ein Zeichen, daß ſie beſonders ergriffen ſei von den Worten des Predigers. Das war ihnen Allen, nach modernſtem Ausdruck, ein „überwundener Standpunkt.“

Nun geſchah des dritten Opfers Erwähnung: in der That das Schwerſte von Allen. Nicht nur die Welt, nicht nur das Liebſte, was ihr bis jetzt in ihr beſeſſen, ſollt ihr verlaſſen; ſondern ihr müßt euch ſelbſt, euer eigenes Selbſt, für immer aufgeben und vergeſſen. Von dieſer Stunde an habt ihr kein Eigenthum mehr anzuſprechen; ihr könnt über euere Perſon nicht mehr verfügen; nichts auf der Welt gehört euch mehr an, welchen Namen es auch tragen, welcher Natur es auch ſein möge. Nur euerm Berufe dürft ihr leben; mit aller Kraft vollführen, was er euch auferlegt; nur der Ordensregel ſeid ihr fortan unterthänig.

Wie viele von denen, welche dieſes leſen, mögen ſich in ihrem Herzen empört fühlen und dieſes Opfer unnatürlich, die Menſchheit entwürdigend und was weiß ich Alles ſchelten! Sie bedenken nicht, an wie manchen Stellen im Leben die übernommene Pflicht dieſelbe Forderung ſtellt, wo das Gewiſſen an die Stelle des Gelübdes tritt. Sie bedenken nicht, daß der Dienſteid oft nicht weniger verlangt und daß der Fahneneid ebenſo feſt bindet, nur daß die Ziele, für die er ebenſo gebieteriſch blinde Folgſamkeit fordert, nicht vorher ſo klar und beſtimmt ausgeſprochen; die Zwecke nicht ſo lauter und rein ſind, als bei dem Gelübde der barmherzigen Schweſtern. Aber dennoch erſchienen dieſe Mädchen in dem Augenblicke wie Helden, die uns eine mit Andacht vermiſchte Bewunderung abnöthigten.

Nur Eines iſt es, fuhr der Prediger fort, zwar das Schwerſte von Allem an ſich betrachtet, aber dennoch allein im Stande, zur Erreichung des Uebrigen die Hilfe zu bieten. Dies iſt der unverbrüchliche Gehorſam. Er allein ſtärkt die Gemüther; er iſt der bindende Kitt aller übernommenen Pflichten; er bewirkt das Wunderbarſte, er krönt das Ganze.

Hier erzählte der Prediger folgenden Zug. Ein vornehmer Herr in Paris lag auf dem Sterbebette. Ein Prieſter und eine barmherzige Schweſter waren bei ihm. Die Schweſter betete in ſichtbarer Bewegung und heiße Thränen ſtrömten aus ihren Augen. Der Kranke hatte bereits den letzten Kampf begonnen, da ſchlug die Uhr vom nahen Kirchthurm die neunte Abendſtunde. Mit einem Blick auf den Sterbenden wollte die Nonne ſtillſchweigend das Zimmer verlaſſen. Der Prieſter befragte ſie, warum ſie gehe. „Mir iſt befohlen, um neun in das Kloſter zurückzukehren, und ich bin Gehorſam ſchuldig,“ lautete die Antwort. Still weinend entfernte ſich die Nonne, nachdem ſie dem Sterbenden noch die Hände geküßt. In derſelben Nacht gab der Kranke den Geiſt auf. Es war der Graf Mornay, ein Sohn des Herzogs von Dalmatien, die Nonne aber war ſeine Tochter, eine Enkelin Soult's, welcher der Gehorſam über dem Gefühle ſtand, ihrem eigenen Vater die Augen zuzudrücken.

Nachdem die Predigt beendigt war, begann ein feierliches Hochamt, welches der Superior des Kloſters celebrirte. Während deſſelben fanden die vorgeſchriebenen Ceremonien in einer würdevollen Ordnung ſtatt. Auf den dem Altare zunächſt befindlichen Betſchemeln lagen die Habite der Nonnen in ihrer Vollſtändigkeit da. Jetzt wurden die Novizen von zwei ältern Schweſtern dorthin geleitet, und jede empfing die für ſie beſtimmte Kleidung, mit welcher ſie ſich in das Kloſter begaben. Als ſie von dort wieder zurückkehrten, hatten ſie ſtatt ihrer frühern Laientracht das Nonnengewand angelegt. Auf dem Schleier lag ein kleiner Kranz von weißen Roſen.

Die Profeßſchweſtern traten nun vor den am Altare ſitzenden Superior und knieten nieder. Der Sakriſtan hatte vierzehn Kerzen in Bereitſchaft, die mit Blumen und bunten Bändern verziert waren; der Prieſter überreichte ſie brennend den knienden Bräuten des Herrn; hierauf wurden ſie ausgelöſcht und wieder dem Sakriſtan abgegeben. Dieſe leicht verſtändliche ſymboliſche Handlung verfehlte gewiß nicht den tiefſten Eindruck auf die anweſenden Laien zu machen. Ob auf die Schweſtern auch? Gewiß keinen andern als einen höchſt freudigen, da ſie ja bereit waren, im nächſten Augenblick das Gelübde zu leiſten.

Dieſer feierlichſte Moment erſchien, und die Anrufung des heiligen Geiſtes ging ihm voran. Die dreißig Jungfrauen, Novizen und Profeßſchweſtern lagen vor dem Altare auf ihrem Angeſichte hingeſtreckt. Man ſah nichts als die lange Reihe ſchwarzer Gewänder, obenauf die Linie weißer Schleier, von den Roſenkränzen unterbrochen; Alle regungslos, wie todt — wie ſie auch einſt im Grabe ruhen werden. Ueber ihnen erhoben ſtand aber der Prieſter im goldenen Meßgewande und betete mit leiſer Stimme die Litanei vom heiligen Geiſte. So lange dies währte, gab ſich unter den Daliegenden nicht das geringſte Lebenszeichen kund; bei allen dieſelbe Regungsloſigkeit, dieſelbe Verabgründung in die ganze, große Wichtigkeit der heiligen Handlung.

Jetzt erhoben ſie ſich. Zuerſt knieten die Novizen vor den Prieſter, der ſeinen Sitz wieder eingenommen hatte. Nach einer kurzen Anſprache begann er die Fragen an ſie zu richten, auf welche ſie gelobend zu antworten hatten.

Alle thaten es mit feſtem Tone und deutlich. Sie begaben ſich auf ihre Plätze zurück, und nun knieten die Profeßſchweſtern vor den Prieſter, um ihr auf ewig bindendes Gelöbniß abzulegen. Es geſchah mit freudig erhobener Stimme.

Die Jungfrauen empfingen hierauf die heilige Communion, und das Amt wurde bis zu Ende celebrirt; dann begann der letzte Theil der Ceremonie. Die Novizen erhielten aus der Hand des Prieſters ein Kruzifix, mit dem ſie, die Blicke feſt darauf geheftet, nach ihren Plätzen zurückgingen. Die nunmehr dem Orden wirklich verbundenen jungen Schweſtern erhielten einen Roſenkranz, den ſie ſtets an ihrem Gürtel tragen müſſen. Auch dieſe Handlungen wurden mit einem unbeſchreiblichen, wahrhaft anmuthigen Anſtande von dem Prieſter ſowohl, wie von den Empfängern vollzogen. Das Te Deum laudamus ſchloß die Feierlichkeit.

Die Nonnen zogen links in ihr Kloſter; der Prieſter ging rechts in die Sakriſtei. Der Meßner löſchte die

Kerzen und die Leute verließen die Kirche. Ob viele wohl gebetet haben mögen für die lieben Schweſtern, daß Gott ſie ſegnen und ſtärken wolle in ihrem ſchweren, heiligen Berufe? Ich glaube es. Für die Meiſten war es aber auch ein Schauſpiel. Hinausgetreten in das laute Leben, heimgekehrt in ihre gewohnte Umgebung ſchwand der empfangene Eindruck zu immer unbeſtimmtern Conturen und gab zuletzt nur noch einen Stoff zum Erzählen. Die Wenigſten dachten wohl daran, welchen Eindruck die Schweſtern von der Handlung behielten, welche Wirkung ſie auf ihr Leben hatte, wie ſo gänzlich verwandelt ſie aus der Kirche in die Räume des Kloſters traten. Die Kranken werden es empfunden haben, wie glücklich ihre Wärterinnen ſich fühlten, als ſie an jenem Tage wahrnahmen, wie die ſanften, ſonſt ſo ruhigen Augen, ſo überſelig belebt waren.

Wir können unſere Schilderungen nicht weiter ausdehnen. Es würde den Raum, den wir uns ſelbſt ſteckten, zu ſehr überſchreiten. Wir haben in dem Wenigen, was gegeben werden konnte, dargethan, wie lebensfriſch und kräftig ſich dieſe Seite des katholiſchen Lebens durch ſo viele Jahrhunderte bis auf dieſe Stunde erhalten hat. Die Bewegung iſt wahrhaft grenzenlos. So eben rüſtete der ehrwürdige Franziſkanerorden in Oeſterreich eine Miſſion nach Inner-Afrika aus, die am 28. Oktober in Trieſt ſich eingeſchifft hat. Sie beſteht aus vier Ordensprieſtern, vierzehn Profeßbrüdern und ſieben weltlichen Laien. In Alexandrien ſtießen fünf aus Neapel kommende Brüder zu ihnen, welche vornehmlich in Pflege und Behandlung der Kranken ſich vervollkommnet haben. In Cairo werden ſie von zwei

Prieſtern und einigen im Dienſte der Miſſion bereits erprobten Laien erwartet, um ſich ihnen anzuſchließen. Dann wird ein Perſonal von fünfunddreißig Individuen die Reiſe durch die Wüſte antreten, und wenn nicht unvorhergeſehene Hinderniſſe ſtattfinden, im März die Station am weißen Fluſſe erreicht haben.

So regt ſichs in der Ferne wie in der Nähe. In dem armen Hospiz auf dem St. Gotthard haben die Mönche im ſo eben ablaufenden Jahre 14,963 Arme verpflegt und ſonſt noch 25,490 Rationen ſammt verſchiedenen Kleidungsſtücken an bedürftige Reiſende ausgetheilt. Sie erkauften dieſes ſchöne Recht mit eigener Entbehrung und Abtödtung!

Der heilige Auguſtinus ſagt in der Erklärung des vierten Pſalms: „Um zur innigſten Vereinigung mit Gott zu gelangen, müſſen wir unſer Herz allen flüchtigen und vergänglichen Dingen entziehen, deren Mannigfaltigkeit es zerſtreut, theilet und außer Stand ſetzt, Gott zu finden. Das lehret uns die heilige Schrift ſelbſt, wenn ſie uns befiehlt, Gott zu ſuchen mit Einfalt des Herzens.“

Die katholiſche Kirche bereitet den Weg dazu für jeden, der ihn betreten will. Wir aber erblicken in all dieſem die ideale Seite unſeres Lebens in der Gegenwart, die glänzend und ſiegend über dem herrſchenden Materialismus emporſteigt.

Wunder.

> Und was nützte es mir, daß ich alle Schriften über freie Künſte, ſo viel ich ihrer leſen konnte, allein las und verſtand, während ich ſelbſt ein ſchändlicher Sclav böſer Begierden war? Und ich freuete mich jener Schriften und wußte nicht, woher das Wahre und Gewiſſe in ihnen käme; denn den Rücken hatte ich gegen das Licht und gegen das Beleuchtete das Antlitz; daher war mein Antlitz, womit ich das Beleuchtete ſah, ſelbſt unbeleuchtet.
>
> Bekenntniſſe des h. Auguſtinus.

Wir treten jetzt in ein Gebiet, das uns mit heiliger Scheu umfängt; der Ungläubige ſelbſt geſteht es ſich ganz heimlich: es giebt Dinge unter der Sonne, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Er glaubt zwar nicht an jene Wunder göttlichen Urſprungs, die ſo vielfältig und auf das Glaubwürdigſte uns verbürgt ſind; aber er hängt im Stillen jedem Aberglauben an, der von einer überreizten Phantaſie ausgeheckt, wie ein wirres

Gewebe den menſchlichen Geiſt gefangen hält. Während er ſelbſt nicht im Stande iſt, ſich da herauszuwinden, ſchilt er mit frecher Stirne alle Wundererſcheinungen innerhalb der Kirche, vor denen ſich die Andacht und Verehrung der Chriſten ſammelt, einen bethörenden Aberglauben. Solchen lauten, wenn gleich ſehr ſeichten Verſprechern, ſprechen nun die Maſſen eben ſo laut nach, und am Ende läuft Alles auf eine völlig grundloſe Anmaßung hinaus. Ich ſtehe nicht an, hier die Worte eines Mannes anzuführen, der zwar bei unſerm Gegenſtande nicht als competent zu betrachten iſt, allein in andern deſto mehr zu bedeuten hat, nämlich Goethe; er ſagt: „Ein „aufgeklärter“, ziemlich roher Menſch verſpottet oft in ſeiner Seichtigkeit einen Gegenſtand, vor dem ſich die erſten Zierden der Nation mit Ehrfurcht verneigen würden.“

Aus den Wundern blickt uns das Licht der Alles erfüllenden, in Allem waltenden, allenthalben gegenwärtigen, die Frommen väterlich beſchirmenden, die Wankenden erſchütternd mahnenden, die Frevler oft furchtbar zermalmenden höhern Macht. Durch das Materielle, was die Wunder oft in die profane Wirklichkeit herabzieht, bricht mit gewaltigem Rauſchen das Ueberirdiſche durch und zwingt dem Sterblichen deſſen Anerkennung, zwingt ihm die Ueberzeugung ab: daß dieſes doch das einzig Wahrhafte, das Alleinige ſei, wonach ſein Verlangen aus allen Kräften ſich richten müſſe. In dem Wunderglauben erkennen wir daher die lebendige, feſte Ueberzeugung des Zuſammenhangs des Himmels und der Erde, des erkennbaren, vernehmlichen, offenbaren Einwirkens Gottes auf das geſammte Geſchlecht und auf den Einzelnen. Ueberall, zu allen Zeiten, an Alle ergehen Winke, Segnungen und Mißgeſchicke, Errettungen und Unfälle, und ſie haben ſtets denſelben Zweck: zu warnen, zur Buße zu wecken, zu belehren.

Bei meinen katholiſchen Leſern darf ich mit Beſtimmtheit vorausſetzen, daß ſie alle von der heiligen Kirche anerkannten Wunder glauben. Louis Veuillot drückt ſich darüber ſehr bündig aus: „Nur Etwas, das möglich wäre, kann man bezweifeln; die Möglichkeit iſt Sache der Menſchen. Aber das Unmögliche läßt keinen Zweifel zu, weil es die Sache Gottes iſt. Daher erſcheint mir nichts natürlicher, im gewöhnlichen Sinne genommen, als das Uebernatürliche. Es hat über ein Jahrhundert gewährt, bis daß man die Menſchen zum Unglauben verleitet hatte und ſie ſo verdummte, daß ſie nichts mehr anerkennen wollen, was nicht von irgend einem Profeſſor der Chemie oder Phyſik ausgeht. Beim rechten Lichte beſehen, bleiben uns aber Chemie und Phyſik die Rechenſchaft ſchuldig. Man konſtatirt Geſetze, Kräfte, Verwandtſchaften, Miſchungen: aber die Erklärung bleibt in den meiſten Fällen aus. Das Uebernatürliche trägt uns wie die Erde, umgiebt uns gleich der Luft; wir können es ſehen und empfinden. Es iſt in der That nichts Anderes, als die natürliche Manifeſtation Gottes, welcher als Herr inmitten Seiner Geſchöpfe waltet. Iſt es denn nicht natürlich, daß Er, als Herr über Alles, mit Allem was Ihm gehört auch frei ſchalte?“

Es giebt Leute, die, obſchon ſie zu den „Gebildeten und Aufgeklärten“ gehören, dennoch ſich bereit finden, unter gewiſſen Verwahrungen den Wunderglauben paſſiren zu laſſen.

Sie geben zu, daß wenn es auch nichts Uebernatürliches im eigentlichen Sinne gebe, noch jemals gegeben habe und geben werde, es wohl nicht wegzuläugnen ſei, daß wahrhaft unerklärliche Thatſachen, die außerhalb aller Forſchungen und Entdeckungen, wie aller wiſſenſchaftlichen Theorien liegen, ſich zutragen können, und daher uns unbekannten Naturgeſetzen zugeſchrieben werden müſſen. Allein ſie ſind hier im Irrthum. Die uns verborgenen Geſetze der natürlichen Ordnung der Dinge, die der wiſſenſchaftlichen Forſchung entweichenden Wirkungen der Naturgeſetze, gehören durchaus nicht zu dem Gebiete der Wunder. Selbſt wenn wir noch ſo viele Schleier lüften, die uns das Geheimniß jener Geſetze und Kräfte bisher verhüllt haben, ſtehen wir dem Ueberſinnlichen ebenſo fern wie heute.

Die Wunder ruhen wie Alles nur in der *Allmacht Gottes*, die ſich von den Naturgeſetzen in gewiſſen Fällen entfernt, um die Aufmerkſamkeit der Menſchen, auf *Ihr* beſonderes Walten hinzulenken. Stellen wir den vermeintlich unbeugſamen Naturgeſetzen einen freien, uneingeſchränkt ſchaltenden, allmächtigen *göttlichen Willen* gegenüber, ſo werden wir das Richtige leicht zu finden wiſſen.

Nun aber giebt es Andere, welche den Wunderglauben zwar ſtillſchweigend hinnehmen, aber die neuern Erſcheinungen deſſelben in Zweifel ziehen. Sie ſagen: man müſſe unterſcheiden zwiſchen Dogma, Cultus, authentiſcher Geſchichte — und falſcher Doctrin, Aberglauben, abgeſchmackten Gaukeleien und ſtrafwürdigen Speculationen. Im Intereſſe des Glaubens und der Kirche ſelbſt wäre es geboten und nützlich, kindiſche Erfindungen, die ſich in der neueren, ſo weit vorgeſchrittenen und aufgeklärten Zeit an das Tageslicht wagen und die man ſich beſtrebt, im Volke zu verbreiten, der öffentlichen Verſpottung preiszugeben. Sie wollen wegen der alten Traditionen nicht rechten; jedoch um keinen Preis einen Zuwachs derſelben!

Allein eben jene glaubwürdigen Traditionen bieten uns das Mittel, die obige Anſicht zu widerlegen. Wann Wunder geſchehen, ſo haben ſie einen beſtimmten Zweck. Die Wunder, die der Heiland that, bezeugten Seine göttliche Sendung, um die Völker der Wahrheit zuzuführen, welche ihre Wiedergeburt ermöglichte. Die Sendung des Heilands wurde von den Apoſteln fortgeſetzt, und deßhalb haben auch dieſe Wunder gethan. Dieſe Wunder können von keinem Chriſten geläugnet werden, da ſie authentiſch ſind und einen integrirenden Theil deſſen bilden, was die Kirche als unantaſtbar und heilig erklärt hat. Die Kirche ſetzt aber die Miſſion der Apoſtel fort. Dies kann wieder nicht in Zweifel gezogen werden; denn es iſt ein Glaubensartikel. Sehen wir nun, daß der Heiland, die Apoſtel und die Kirche nur einen und denſelben Zweck haben, ſo müſſen wir auch erkennen, daß dieſer noch immer nicht vollkommen erreicht, mithin die Miſſion noch nicht erfüllt iſt. Derſelbe Unglaube, der das Marterholz auf dem Calvarienberg erhöhete, wäre er nicht heute noch ebenſo bereit es zu thun, wenn die Leidenſchaften die Menſchenherzen bis zur Flamme des Haſſes erregen würden? Harren nicht noch ſo viele Millionen Ungläubiger der Taufe? Und bleibt nicht eine ſehr große Zahl Getaufter übrig, die zum Glauben zurückzuführen iſt? Warum ſollte nun wohl Gott, der Herr, keine Wunder mehr wirken? Warum ſollte Er nicht auf unſere Bitten ſie gewähren? Wann ein Prieſter oder Laie mit einem Glauben, wie der heilige Apoſtelfürſt ihn beſaß, zu Gott beten würde, einen Lahmen zu heilen; warum ſollte ein Lahmer im Angeſicht eines ungläubigen Volkes ſich nicht erheben und gehen können, um durch ein ſo gewaltiges Zeichen das Volk zu bekehren? Iſt Gott jetzt weniger mächtig wie in den Tagen der Apoſtel? Und ſollen wir deßhalb ein Wunder läugnen, das uns von Zeitgenoſſen bezeugt wird, weil einige heilloſe Schreier mit Blindheit geſchlagen ſind?

Die Ekſtatiſchen in Tirol; die Jungfrauen von Kaldern und Capriana; jene Anna von Mörl, die von Tauſenden aus allen Ländern und Ständen ſeit dreißig Jahren beſucht ward, von denen kein einziger ſie geſehen, der nicht mindeſtens tief ergriffen war; alle mündlichen, ſchriftlichen und gedruckten Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß hier den Forſchungen der Wiſſenſchaft Gränzen gezogen ſind, und daß alle verſuchten Erklärungen nach gewöhnlich plumpen Vorausſetzungen die erſtaunenswürdige Thatſache nur in ein deutlicheres Licht ſetzen.

Bei dem Maaße, das wir bei dieſen Schilderungen einzuhalten uns ſelbſt auferlegt haben, können wir hier nur wenige Beiſpiele aus neueſter Zeit anführen. Wir wählen hiezu ſolche, die wir zu den größten und erhebendſten zählen: die Erweckung ſolcher Seelen, in welchen bisher der Glaube nicht war. Dieſe Wunder ereignen ſich, gleichſam dem Widerſpruch und den Zweifeln zum Trotze, in unſern Tagen am häufigſten. Es iſt dieſelbe göttliche Gnade, wie ſie uns durch alle Jahrhunderte als lebendiger Quell aus den Legenden entgegenſtrömt. Gleich dem Seraph, welcher dem heiligen Franciscus erſchien, und ihm die Gnade der Wundenmahle herniederbrachte, erſcheinen vielen noch jetzt dieſe himmliſchen Sendboten. Sie bringen plötzliche Heilung in Krankheit, Tröſtung in Leiden, endlich Auferweckung und Belebung der Seele.

Der dieſes ſchreibt, war ein Zweifler und dann ein Gleichgültiger, dem Namen nach Proteſtant. Ich bekenne es hier offen wie ſehr ich entartet und verſunken war. Nachdem ich faſt die äußerſte Grenze ſchon erreicht hatte, traten ernſte Kämpfe im Geiſte ein, zu denen ſich eine den Aerzten unerklärliche Krankheit des Körpers geſellte. Alle Kraft hatte mich verlaſſen, und ich fiel jeden Tag zu einer gewiſſen Stunde in einen Zuſtand, der mich den augenblicklich bevorſtehenden Tod erwarten ließ. Keine Arznei verſchlug etwas dagegen. In dieſem Leiden erglänzte mir plötzlich ein Licht, das meinen zurückgelegten Weg bis zu den Anfängen beleuchtete; es hatte mir ſchon oft geſtrahlt, ich aber mich davon abgewendet; jetzt erſt zeigte es mir deutlich mein ganzes, großes, beweinenswerthes Elend. Ich hatte Mitleid mit mir ſelbſt; ich weinte über mich ſelbſt.

Die Mahnungen, die an mich ſeit meiner Jugend ergangen waren, in den Schooß der Kirche zu treten, die ich ſtets überhört oder ſelbſtſüchtig und eigenmächtig übertönt hatte, ſie fielen jetzt in meinem ringenden Zuſtande wie Glockenklänge wieder in das Herz; das ſtille Beiſpiel einer mir ſtets nahen frommen Seele vollendete ohne jegliches Zureden meine innere Bekehrung. Ich konnte nicht mehr vom Fenſter weichen, wenn die Andächtigen in die gegenüberliegende Kirche gingen; ich mußte in meinem Zimmer voll Inbrunſt niederknieen, wenn die Glocken die hochheilige Wandlung verkündigten; ich legte mein ſtilles Glaubensbekenntniß vor mir ab, und obgleich noch ſchwach und entkräftet, ſogar von neuer heftiger Krankheit plötzlich wieder heimgeſucht, ging ich auch meiner äußern Bekehrung freudig entgegen.

In welchen Zuſtand gerieth ich, als nach abgelegter Generalbeichte der hochwürdige Prieſter zu mir ſprach: „Jetzt ſind Sie wie ein neugeborenes Kind!“ Ja, ich fühlte es damals, und dies Gefühl lebt fort in mir. Ich bin taub geweſen und erhielt das Gehör, blind und erlangte das Geſicht wieder; ich war gelähmt und ich gehe; geſtorben und ein Ruf aus der Höhe ließ mich wieder zum Leben gelangen. Wenn das Holz meines Schreibtiſches plötzlich wieder Blätter und Blüthen triebe, ſo wäre dies Wunder doch geringer, als jene Wunder, die in einer Seele entſtehen, die zu Gott zurückkehrt. Auch hier erſetzt ein plötzlich wieder friſch gewordenes Leben den Tod; der todte Stamm ergrünt von Neuem und trägt Früchte und hebt ſich gen Himmel!

In dieſem Falle befinden ſich mit mir viele Tauſende, die an ſich ein Gleiches empfanden, und wir alle vermögen nur mit dem ſeraphiſchen Heiligen Franz von Aſſiſi in den erhabenen Hymnus einzuſtimmen:

Altissimo, omnipotente, bon Signore.
Tue son le laude, la gloria, le honore, et ogni benedictione![*]

---

[*] Anfang des berühmten „Sonnengeſangs“, den der Heilige nach ſeiner Verzückung im Jahre 1224 gedichtet, während welcher er die Verſicherung ſeines Heils erhielt.

Hier will ich nun zum Belege des Geſagten einige Bekehrungen anführen, welche als Wunder der Allmacht Gottes, und nur ſo allein, ihre Erklärung finden.

Darf ich wohl noch an den Juden Maria Alfons Ratisbonne aus Straßburg erinnern? Er hatte gar keine Religion und hegte nur einen unverſöhnlichen, ſchon mit der Milch eingeſogenen Haß gegen das Chriſtenthum. Zu Rom beſuchte er einen Freund, der katholiſch geworden war, der ihm eine Gedenkmünze der allerſeligſten Jungfrau umhing und dem er ſcherzend verſprach, Morgens und Abends das Memorare des heiligen Bernhard zu Ehren der Mutter Gottes zu beten. Und die Mutter Gottes erhörte ihn und nahm ihn beim Worte. Es iſt erſchütternd, daß Sie ihm ſelbſt erſchien; keinen vollen Monat hatte er zu ihr gefleht.

Und jener Hermann Cohen, der jüdiſche Virtuoſe aus Hamburg, der mit vierzehn Jahren nach Paris kam und dort nach ſeinem eigenen Geſtändniß von Verirrung zu Verirrung getrieben war und ein eifriger Schüler jener Secten wurde, welche durch Atheismus, Communismus und Empörung gegen alles Beſtehende, die Welt erneuern wollen. Dabei hatte er ſich in der Muſik trefflich ausgebildet und ſeine Concerte trugen ihm viel Geld ein. Er durchzog als Künſtler, wie ſie ſich nennen, die Schweiz, Deutſchland, Italien, Frankreich und England. Er ſelbſt geſteht, daß er an den vergifteten Lehren hing, die er ſeit ſeiner Jugend eingeſogen hatte. In dem Prieſter erblickte er einen mit der „modernen" Geſellſchaft unverträglichen Menſchen, den ſie ebenſo ausrotten müſſe, als die Mönche, die ihm als Ungeheuer erſchienen. Welch ein Leben er führte, kann man ſich denken. Er gehorchte rückſichtslos den wildeſten Leidenſchaften, folgte allen ſeinen Launen, ſo daß ſeine Familie darüber faſt in Verzweiflung gerieth.

Wie dieſer unſelige Zuſtand endlich ein Ende genommen und die Gnade in ſein Herz eingezogen, darüber will ich ſein Selbſtbekenntniß ſprechen laſſen.

„Nachdem ich ganz Deutſchland durchzogen und das Gold, das ich einnahm ebenſo ſchnell wieder verthat, kehrte ich nach Paris zurück und wurde hier bald der Günſtling und das Schooßkind des Publikums. Was das Glück Reizendes, was die Welt Verführeriſches hat, bemächtigte ſich meines Geiſtes, ſo lebte ich in den Tag hinein. So viel Beneidenswerthes eine ſolche Lebensweiſe in den Augen vieler immer auch haben mag, mich befriedigte ſie nicht. Ich fühlte eine beſtändige Unruhe.“

„Es war im Mai, an einem Freitage des Jahres 1847,“ ſo ſchreibt Hermann an den P. Maria Alphons Ratisbonne, deſſen Bekehrung der ſeinigen ſo ähnlich iſt, „als der Prinz von der Moskowa mich bitten ließ, für ihn die Leitung eines Chors von Dilettanten in der Kirche Ste. Valère zu übernehmen. Im Augenblicke, als der Segen gegeben wurde, fühlte ich zum erſtenmale eine ſehr lebhafte, aber unbeſchreibliche Erregung in meinem Innern. Am darauf folgenden Freitag hatte ich dieſelbe Empfindung, jedoch viel ſtärker und ich fühlte wie eine *bedeutende* Laſt auf meinen ganzen Leib drückend mich zwang, mich zu neigen und ſelbſt wider meinen Willen mich tief zur Erde zu bücken.“

Die Unruhe, die ſich ſeiner jetzt mit nie zuvor empfundener Gewalt bemächtigte, trieb ihn an, ſeine

Abneigung zu überwinden und ſich mit einem Prieſter über ſeinen Zuſtand zu beſprechen. Inzwiſchen übten die Concerte und lärmenden Feſte aller Art noch immer ihren verderblichen Einfluß auf ihn aus. Der Abbé Legrand, Promotor der Erzdiöceſe von Paris, an den er ſich gewandt hatte, beſchenkte ihn mit Lhomonds „Erklärung der chriſtlichen Religion.“ Durch das Leſen dieſes Buches erwachte in ihm der Gedanke, Sonntags der Meſſe anzuwohnen. Er reiſte nun nach Ems, um ein Concert zu geben, und hier, am erſten Sonntag nach ſeiner Ankunft, am 8. Auguſt 1847, erhielt er zuerſt die Gnade einer übernatürlichen Reue.

„Ich begab mich zur Meſſe,“ ſchreibt er an den P. Ratisbonne, „und es feſſelten wie immer die Ceremonien meine Aufmerkſamkeit; aber nach und nach fingen die Gebete, die Geſänge, die zwar unſichtbare, aber doch von mir gefühlte Gegenwart einer übermenſchlichen Macht an, mich in eine Aufregung, Verwirrung, in eine heilige Furcht zu verſetzen; mit einem Wort, es gefiel der göttlichen Gnade, ſich mit aller Gewalt über mich zu ergießen. Bei der Erhebung der heiligen Hoſtie fühlte ich plötzlich meine Augen in eine Fluth von Thränen ausbrechen, die unaufhörlich in wohlthuender Fülle über meine glühenden Wangen herabfloſſen. O glückſeliger Augenblick! ewig denkwürdig für das Heil meiner Seele! Du haſt noch nicht aufgehört, meinem Geiſte gegenwärtig zu ſein mit all den himmliſchen Empfindungen, die du mir von oben gebracht haſt! Selbſt jetzt noch rufe ich inbrünſtig den allmächtigen und barmherzigen Gott an, er wolle mir verleihen, daß die ſüße Erinnerung an deine Schönheit ewig meinem

Herzen eingegraben bleibe mit den unauslöſchlichen Malen eines Glaubens, der all den Gnadenerweiſungen — und einer Erkenntlichkeit, die dem Maaße der Wohlthaten entſpricht, mit denen Du mich zu überhäufen Dich herabgelaſſen haſt! — Ohne Zweifel fühlte ich, was der heilige Auguſtin fühlen mußte im Garten von Caſſiacum, in dem Augenblicke, als er vernahm: tolle! lege! Was Sie, mein theurer Pater, fühlen mußten in der Kirche zu Rom am 20. Januar 1842, da die allerſeligſte Jungfrau ihnen erſchien!" —

„Während meine Thränen ſtrömten, fühlte ich die ſchneidendſten Gewiſſensbiſſe über mein ganzes vergangenes Leben. Plötzlich und von ſelbſt, wie durch ein Schauen, fing ich an innerlich und mit großer Geſchwindigkeit Gott eine allgemeine Beichte abzulegen, über all die ungeheuern Fehltritte, die ich ſeit meiner Jugend gethan; ich ſah ſie aufgeſchlagen vor mir zu Tauſenden, abſcheulich, wie ſie ſich einander drängten, wie ſie den ganzen Zorn des ewigen Richters verdienten. Allein bald folgte hierauf auch eine von mir bisher niemals empfundene Beruhigung der Seele, daß der barmherzige Gott mir verzeihen, daß Er ſeinen Blick abwenden werde von meinen Vergehen, daß Er Mitleid haben werde mit meiner aufrichtigen Zerknirſchung, mit meinem bittern Schmerze, mit meiner heftigen Reue. Ja, ich fühlte, daß Er Gnade an mir gethan, und daß Er als Sühne angenommen jenen feſten Entſchluß, Ihn über Alles zu lieben, und mich in Zukunft ganz zu Ihm zu bekehren. Beim Austritt aus jener Kirche zu Ems war ich ſchon Chriſt . . . . . ja, ein ſolcher Chriſt, wie man es ſein kann, wenn man die heilige Taufe noch nicht empfangen hat.“ —

Ich habe dieſen Brief des ſo merkwürdigen hochbegnadeten Mannes im Auszuge hier wiedergegeben, weil er am deutlichſten den Zuſtand ſchildert, in welchen das Wunder ihn verſetzte. Wer jemals ähnliche Thränen geweint, wird für die Wahrheit der Schilderung einſtehen.

Am 28. Auguſt deſſelben Jahres 1847, an einem Samſtage, auf den das Feſt des heiligen Auguſtin fiel, empfing Hermann die Taufe in der Kapelle U. L. F. von Sion zu Paris, deren Vorſtand der Abbé Maria Theodor Ratisbonne, ein Bruder Alphons' iſt, und an welcher eine Anzahl von Schweſtern und junger Penſionäre leben, welche die Gnade bewältigt oder die Liebe zuſammengeleſen hat. Die ganze katholiſche Familie, die jetzt unter dieſem geſegneten Dache zu Jeſus und Maria betet; ſie Alle, vom Vorſtande bis zur ärmſten Waiſe, ſie haben, nachdem ſie Iſraeliten geweſen, die Wirkungen der göttlichen Barmherzigkeit empfunden.

Der Neophyt beſchreibt den Augenblick ſeiner Taufe in einem Briefe. Als der Prieſter unter den drei Kreuzeszeichen das Waſſer ausgoß über ſeine Stirne, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, unter Anrufung der allerſeligſten Jungfrau, des heiligen Auguſtin und des heiligen Heinrich, da ſprang er auf einmal, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, auf — die Augen des Leibes ſchloſſen ſich und er gerieth in den Zuſtand der Verzückung. Er ſchaute den unendlichen Raum, das unermeßliche Licht, die Schaar der Engel und Cherubim, alle Heiligen, unſern Herrn und Heiland neben ſeiner göttlichen Mutter! Er ſchaute das Paradies der triumphirenden Kirche. Nach dieſer Ekſtaſe fühlte er ſich ruhig, wie ein Kind auf dem Schooße ſeiner Mutter. Er hatte die Welt aufgegeben und kümmerte ſich nicht mehr um ſie. Sein Wahlſpruch, den man am Anfang aller ſeiner Briefe findet, war fortan: „Alles für Jeſus!“

Am 8. September, dem Feſte Mariä Geburt, empfing er das Skapulier; den 2. December darauf, am Tage des heiligen Franz Xaver, ertheilte ihm der Erzbiſchof von Paris das h. Sacrament der Firmung. Von nun an wandelte er fort auf ſeinen frommen Wegen. Er ſtiftete die Congregation der nächtlichen Anbetung des Hochwürdigſten Gutes, und feierte ſie zuerſt mit ſeinen Verbündeten in der Nacht des 6. December 1848 in der Kirche „Unſerer lieben Frau vom Siege“ zu Paris. Zu Ehren des heiligen Altarsſacraments verfaßte er auch die Geſänge.

Nachdem Hermann von Chriſti Himmelfahrt bis zum Pfingſtfeſte 1849 geiſtliche Uebungen gemacht, trat er ſein Noviziat an in dem ſtrengen Orden der unbeſchuhten Karmeliter, der ſeinen Sitz in Agen hat, nachdem er früher noch eine Reiſe nach Rom unternommen hatte. Am Charſamſtage 1851 erhielt er die Prieſterweihe, legte ſeinen weltlichen Namen ab und hieß nun Bruder Auguſtin Maria vom Allerheiligſten Sacrament. Zu Oſtern feierte er das erſte heilige Meßopfer.

„Sie mögen jetzt kommen,“ ruft er am Schluß der Widmung ſeiner Geſänge aus, „ſie mögen kommen, die mich früher gekannt haben und die einen Gott verachten, der aus Liebe für ſie geſtorben iſt! — Sie mögen kommen, o Jeſu! und ſie werden ſehen, wie Du die Herzen umwandelſt.“

Die Muſik übt Bruder Auguſtin noch immer; allein es iſt nur noch religiöſe Muſik, die er liebt. Er begleitet die Geſänge ſeiner Brüder auf dem Harmonium und legt bei jeder Wallfahrt die er unternimmt, neue Lieder der Gnadenmutter zu Füßen. Im Bekehren Ungläubiger iſt er ſtets von Eifer erfüllt; darauf wirkt er hin in ſeinen Predigten, und obgleich ſeine Mutter und ſeine Verwandten ihn ſchelten, er habe den Verſtand verloren, wurde dennoch einer von ihnen ſo wunderbar ergriffen als er die heilige Euchariſtie von P. Auguſtin unter einem Traghimmel getragen ſah, daß er zum chriſtlichen Glauben ſich bekehrte. Andere Israeliten ſind ſeinem Beiſpiele bald nachgefolgt.

P. Auguſtin wandert als Prediger durch die Provinzen und hält ſeine Reden aus dem Stegreiſe. Sie ſollen wahrhaft hinreißend wirken. Beſonders entflammt erſcheint er, wenn er das allerheiligſte Sacrament ſchildert; dann gehört er ſich ſelbſt nicht mehr an; er ſteht gänzlich unter dem Einfluſſe Deſſen, der Seine Gnade über ihn ergoſſen. Als er zu Marſeille gepredigt hatte und dann vor dem dabei anweſenden Biſchof niederknieen wollte, ſchloß ihn dieſer in ſeine Arme und ſagte: „Der Herr ſegne Sie für all das Gute, das Sie mir erwieſen; Ihr Wort iſt in mein Innerſtes gedrungen und ich will es dort bewahren bis an mein Ende.“ — Obgleich ſehr leidend, fährt er in dieſem frommen Wandel fort, nach der ſtrengen Regel der Mönche vom Berge Carmel. Am 24. April 1854 predigte er in St. Sulpiz in Paris, wo er auf die Bekehrung eines jungen jüdiſchen Malers, Bernhard Bauer aus Peſth, einwirkte, der bald darauf auch Carmeliter wurde.

Gleicht das nicht einer Legende, die ſich unter unſern Augen, in dem ſo arg als irreligiös verſchrienen neunzehnten Jahrhundert zuträgt? Wären hier wohl noch Bemerkungen zu machen nöthig, wo die Thatſachen ſo greifbar vorhanden ſind? — Gleich der armen kranken Jungfrau Katharina von Siena, die durch ihre Worte voll Einfalt Wunder der Bekehrung wirkte, ſehen wir daſſelbe hier durch ein Weltkind verrichten, das aus dem verderblichſten Irrthum durch ein Wunder geriſſen wurde, um ein im Unglauben eingeſchlummertes Geſchlecht zur Liebe Gottes zu erwecken.

„Ehe wir unſern Gegenſtand verlaſſen, kann ich mir es [illegible]ht verſagen, noch ein Ereigniß anzuführen, welches ich [illegible]laubwürdig halte, und weil ich unter meinen [illegible]ht ſolche mir vorſtelle, die über eine ſcheinbare [illegible]ngläubigkeit dieſer Art zu ſpotten im Stande wären.“

Der Doctor Fabas in dem bekannten Pyrenäenbade les Eaux-bonnes, wurde zu einem eben dort angekommenen Patienten gerufen, der eine Schießwunde im Beine hatte. Sie zeigte die Beſonderheit, daß ſich Würmer in ihr erzeugten, die durch kein Mittel zu vertilgen waren. Der alte erfahrene Arzt erklärte, daß ihm ein ſolcher Fall noch niemals vorgekommen ſei, und auf ſein Befragen erzählte ihm der Verwundete, wie er zu der Wunde gekommen.

Im Jahr 1793 ſchickte der franzöſiſche Nationalconvent Truppen nach Spanien, bei denen er ſich als zwanzigjähriger Menſch befand. Mit ihm zogen noch zwei Kameraden, alle drei ungläubig, gottlos, ganz nach der Mode damaliger Zeit. In einem einſam gelegenen Gebirgsdorfe ſahen ſie ein Muttergottesbild an einer Kirche errichtet, welches trotz der bilderſtürmenden Revolution, noch auf ſeinem Piedeſtal ſich befand. Um dem Aberglauben der Bauern zu trotzen, wie ſie ſagten, kommen ſie auf den unſeligen Gedanken, ihre Gewehre auf das Standbild abzufeuern. Der Erſte ſchießt und trifft es an der Stirne; der Zweite auf der Bruſt; der Dritte, nach einigem furchtſamen Zögern, aber ohne zu zielen, am Bein, gerade unter dem Knie. Der Erſte beſtand in der nächſten Affaire mit großem Muthe, aber am Abend auf dem Marſche erreicht ihn eine Kugel, wie von unſichtbarer Hand geſchoſſen, an der Stirne und ſtreckt ihn todt nieder. Am andern Tag ein zweites Rencontre mit dem Feind. Ein am Boden liegender ſchwerverwundeter Spanier rafft ſeine letzte Kraft zuſammen, und ſchießt den Zweiten durch die Bruſt, an derſelben Stelle, wo er das Bild getroffen hatte. Auch er war auf der Stelle todt. Der Dritte, der von heftigen Gewiſſensbiſſen gequält wurde, ging glücklich aus allen Gefechten und befand ſich bereits auf dem Marſche nach Frankreich, als auch ihn unweit von jenem Gebirgsdorfe, wo der Frevel verübt worden war, ein Schuß, der ſich von ungefähr entlud, am Beine traf. Der herbeigerufene Chirurg hielt die Wunde nicht für bedeutend, allein ſie heilte nicht; die Würmer machten dies unmöglich, und das hatte, als er in Eaux-bonnes ankam, bereits über zwanzig Jahre gewährt. Die Wunde hatte ihn aber wieder zum Chriſten gemacht; er hoffte zwar nicht mehr geheilt werden zu können, aber reuig und büßend, durch die Gnade der von ihm beleidigten Himmelskönigin, mit Gott verſöhnt zu ſterben.

Der Doctor Fabas in Eaux-bonnes war ein von Vielen gekannter, ſehr geachteter und glaubwürdiger Mann. Für ſolche Leute, die ſtets ein „se non è vero è ben trovato“ im Munde führen, iſt hier keine Belehrung beabſichtigt.

So predigt Gott noch immer durch Wunder! Arme ſchlichte Menſchen, demuthige Prieſter, ſchüchterne Frauen, ſelbſt das Lebloſe werden von Ihm erkoren, den Unglauben zu beſiegen und das wieder aufzubauen, was die Zerſtörungsſucht der Zeit in der Erziehung, im Familienleben, in der Gottesfurcht untergräbt.

Hätte die Kirche es nöthig, Wunder zu erfinden, ſo könnte man jedes Wort dagegen erſparen, es wäre verloren; denn die Kirche wäre an ſich ſchon todt. Erfindet ſie aber die Wunder nicht, ſo iſt jeder Widerſpruch, den man vorbringt, ohnehin ohnmächtig und gänzlich wirkungslos.

Gnadenorte.

> Die Andacht iſt eine Gnade; du ſollſt ſie unaufhörlich ſuchen, ſehnlich darum bitten, ſie mit Geduld und Vertrauen erwarten, ſie fröhlich aufnehmen und demüthig bewahren; du mußt aber auch ſelbſt eifrig mitwirken und es übrigens Gott anheimſtellen, wann und wie er dieſes himmliſche Licht dir ſenden wolle.
>
> Thomas von Kempen.
> Von der Nachfolge Chriſti.
> IV. B. 15. K.

Wer ſah wohl jemals fromme, andachterfüllte Menſchen eine Höhe erſteigen, von der die Glocke zur Frühmeſſe einlud, ohne ſich dem Himmel nähergerückt zu empfinden? Wie erſchienen ſie uns da ſo ſelig in dem lieblichen Rahmen der Landſchaft? Eine Fröhlichkeit ſtrahlte aus ihren Geſichtern; ihr zufriedenes Herz leuchtete ihnen aus den Augen. Mit der Andacht vermiſchte ſich die reine Himmelsluft, die liebliche Muſik des Windes, der geſunde Hauch der Wieſen und Wälder, wie zu einer entzückenden Feier. Wer ſollte da nicht grüßen: *Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!* und der Antwort lauſchen: *In Ewigkeit, Amen!*

Aber noch feierlicher und ergreifender muthet es uns an, wenn wir einer Wallfahrt begegnen; wenn wir ſehen, wie Hunderte, ja Tauſende, aus weiter Entfernung, unter frommer Auferlegung herber Entbehrungen, im Staube des Weges dahinwallen, um den Ort zu erreichen, wo ſie bereuen und büßen und durch eine heilige, geheimnißvolle Vermittelung mit *Gott* ſich verſöhnen wollen. Die Fahne mit dem Bilde der *Gottesmutter* wird dem Zuge vorangetragen; aber der Glaube fährt wie Säuſeln durch die Falten des Paniers und läßt das Bild Marias über den Häuptern der Dahinziehenden in der Luft ſchweben. Nach der Fahne wird das Kruzifix getragen; das ruht feſt in der Hand des Trägers, wie das Vertrauen, das Alle beſeelt, wenn ihr Auge darauf ſich richtet. Und Gebete und Lieder umgeben die lange Wanderung und wie eine Roſenkette begleitet der ſtete Gruß an die „*geheimnißvolle Roſe*“ den Tag vom Aufgang bis zum Niedergang.

Ueberall tritt uns dieſe Erſcheinung vor den Blick; ebenſo in den civiliſirten Staaten Europa's, wie in den Ländern anderer Welttheile, deren Bevölkerungen noch nicht bekehrt ſind. Wallfahrten und Pilger! ſie ziehen glaubensmuthig und wegesfroh den Gnadenorten zu, auch wenn noch ſo große Gefahren ihrer warten.

Die Wallfahrten und Gnadenorte hängen auf das Engſte mit der vorigen Schilderung zuſammen. Wie wir dort die plötzliche Erweckung der Seele durch eine unerklärliche und unmittelbare Einwirkung einer höhern

Macht betrachteten, ſo ſind es hier die Gnaden, welche durch freiwillig dargebrachte Opfer uns von beſonders dazu befähigten Kräften vermittelt werden. Die profane Welt ſieht mit Geringſchatzung darauf hin: ſie kennt den Gegenſtand nicht und fällt mithin ihr verwerfendes Urtheil. Möhler aber ſagt in ſeiner berühmten „Symbolik“ über dieſe ſo fruchtbare Aeußerung katholiſchen Lebens: „die mit Opfern verbundene Verehrung des Heiligen (die den Wallfahrten zu Grunde liegt), iſt dem, der Sinnenwelt noch angehörenden Menſchen, ein unabweisbares Bedürfniß, um deſſen bewußt zu werden und es feſt zu halten, was in ſeinem überſinnlichen Theile vorgeht.“ Eine abſichtsvoll „tolerante“ Meinung hat ſich wohl allenfalls herbeigelaſſen, die Wallfahrten der Landleute als eine Erholung anzuſehen, die ihnen nach eingeheimster Ernte wohl zu gönnen ſei, wie den vornehmen Ständen eine Badereiſe etwa: allein ſie ſind mehr: ſie tödten den Körper ab und ſtärken die Seele; ihre Wirkung iſt daher umſoviel höher zu ſchatzen, als die Seele den Körper überragt.

Die falſchen Vorſtellungen von der Unſittlichkeit, die während einer langen Reiſe zwiſchen den beiden Geſchlechtern ſtattfinden kann, hier zu widerlegen, wird man uns wie billig erlaſſen. Die Unſittlichkeit iſt unter unſern Stadt- und Dorfbevölkerungen auf die verſchiedenartigſten Wege an den Tag getreten. Sie ſchämt ſich nicht mehr unverhüllt zu erſcheinen, und es bedarf dazu am wenigſten einer religiöſen Veranſtaltung, wie es die Wallfahrten ſind. Weiß man, wie dieſe von frommen Prieſtern geleitet, von Gebeten erfüllt, durch geiſtige Anſprachen mehrmals des Tages geſtärkt, durch Faſten und Abtödtungen aller Art geläutert werden, und auf das zu erwartende Heil dadurch hingewieſen wird, ſo kann man der Unterſchiebung irgend welcher ſündhafter Zwecke, nichts als die tiefſte Verachtung entgegenhalten.

Die Wallfahrten beruhen auf zwei wichtigen Momenten: die Verehrung der Heiligen und die Opferidee. Jene gehört allein der katholiſchen Kirche an; dieſe ſämmtlichen chriſtlichen Bekenntniſſen. Ein proteſtantiſcher Theolog ſagt in einem frühern Jahrgange des Cotta'ſchen Morgenblatts (1858): „Hofft der Menſch im Gebete, die hilfreiche Hand Gottes zu erfaſſen, ſo ſagt es ihm ſein Gewiſſen, daß er ohne Gegenleiſtung keine Ausſicht, weil keinen Anſpruch, darauf hat. Durch das Opfer will er ſich der Erhörung ſeines Gebetes auch würdig machen. Was geopfert wird, kann von jedem Beſitze, über den der Opfernde verfügt, genommen werden. Opferungsfähig iſt ebenſowohl das leibliche Leben, ein hergeſagter Spruch nicht weniger, als freiwillig übernommene Mühen und Entbehrungen; ſo wie der gefaßte Entſchluß, alle ſündhaften Geſinnungen und Neigungen zu ertödten.“

Die katholiſche Kirche aber ſtellt uns die Heiligen als religiös ſittliche Vorbilder auf, die wir um ihre Fürbitte bei Gott anrufen dürfen und können, aber durchaus nicht anrufen müſſen. Es wird uns als nützlich und heilſam anheimgeſtellt, nicht aber geboten. Ferner iſt die Verehrung der Heiligen nicht mit Anbetung zu verwechſeln; wie es hie und da von Unwiſſenden ausgelegt oder beſſer falſch verdolmetſcht wird. Die Verehrung verhält ſich, nach Möhler's Erklärung, zur Anbetung wie die zwiſchen den Geſchöpfen beſtehende gegenſeitige Beziehung zu dem Abhängigkeitsverhältniß aller derſelben, zu ihrem gemeinſchaftlichen Schöpfer und Herrn. Sollen wir Chriſtum anbeten, ſo ſind wir genöthigt, Heilige zu verehren. Ihr Glanz iſt nichts Anderes, als eine Ausſtrahlung Seiner Herrlichkeit und ein Beweis Seiner unendlichen Macht, die aus Staub und Sünde, ewige, lichtdurchdrungene Geiſter hervorzurufen vermag. Wer Heilige verehrt, verherrlicht Chriſtum, deſſen wahrhafte Gottheit ſie bezeugen. Und ſo mögen wir denn ſagen, daß gleichwie Gott kein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen ſei, ſo auch Chriſtus kein Gott eines im Todesſchlafe verharrenden Geſchlechtes, ſondern eines wirklich geiſtig erweckten und zur Heiligung und Beſeligung hinanwachſenden Volkes.

Liegt es nun ſchon allgemein in der menſchlichen Natur, daß ſie ſich dort hingezogen fühlt, wo irgend Großes und Folgenreiches geſchehen iſt, oder wo ſelbſt nur einmal ein bedeutender Menſch geweilt hat: um wie viel mehr muß dies der Fall ſein, wo es derſelbe Zug der Seele iſt, der ſo viele Tauſende aus weiter Ferne verſammelt, die Unbekannten durch daſſelbe fromme Bedürfniß einander näher rückt, und mit Einem Bande der zu erhoffenden Gnade feſt umſchlingt; wo endlich der Glaube die Gemüther lebendiger erfüllt, als dort, wo über dem traurigen Beſtreben, die Religion ganz körperlos zu machen, alles Innere mehr und mehr ſich verflüchtigt.

Von allen auf dem weiten Erdkreis zerſtreuten und mit Recht „Gnadenorte“ benannten Stätten, ſind die vornehmſten diejenigen, wo die Bilder der Königin aller Heiligen, wie ſie ja auch in der loretaniſchen

Litanei genannt wird, welche die Gottesmutter unter den holdeſten und erhabenſten Beinamen anruft, der beſondern Verehrung ausgeſtellt, ſich befinden; und unter dieſen iſt es wieder das heilige Haus zu Loreto, welches nach jenen Stätten, wo der Herr einſt gewandelt, die heißeſte Sehnſucht der Pilger anzieht.

Die Legende iſt bekannt, wie das kleine Haus, in welchem Maria gewohnt, an den jetzigen Ort gekommen. Niemand als die Engel ſelbſt ſchafften es dahin, um es vor Entweihung zu bergen. Es iſt rührend zu betrachten, wie ſorgſam die himmliſchen Wächter und Hüter, denen das heilige Werk übertragen war, dabei verfuhren. Wie ſie das Haus über das Meer trugen und dann von einem Ort zum andern ſchafften, bis ſie es für vollkommen geſichert hielten. In dem ſchönen Lorbeerhain fand es endlich ſeinen Platz, von dem das Haus und die Stadt, welche bald darauf um daſſelbe entſtund, den Namen „Loreto“ erhielten. Hier iſt es, im Centrum des Glaubens, ſeit Jahrhunderten ein Gegenſtand tiefſter Verehrung geworden: der Zielpunkt unermeßlicher Pilgerſchaaren: der ewige Springquell der Gnade für jegliches Leid und Gebreſten des Körpers und der Seele. Selbſt wer nicht gläubig die Schwelle dieſes Heiligthums betritt, wird angezogen, erfüllt, in ſich gekehrt, erhoben. Die Luft, die er hier athmet, iſt von frommen Wünſchen und Gebeten ſo ſehr durchhaucht, daß er ſich des Gefühls der Andacht nicht zu erwehren vermag, die ihn vor dem Göttlichen erfaßt und hält.

So reiſte auch ich einſt — wahrlich noch nicht zum geiſtigen Leben erweckt und lediglich hingegeben den äußern Eindrücken, von Rom nach Loreto, in der Abſicht, ſagen zu können, daß ich auch an dieſem denkwürdigen Orte geweſen ſei. Wir fuhren in einer ſchönen Herbſtnacht dicht an dem Geſtade des adriatiſchen Meeres, über welchem ein prachtvoller Sternenhimmel ausgebreitet lag, in deſſen Mitte der Mond ſchwamm. Wir hatten eine weite Ausſicht und es zeigte ſich gewiß gar Manches, was der Bewunderung wohl werth war: uns ging es aber gar ſeltſam in jener Nacht. Wir waren ganz von [illegible] erfüllt und blickten unverwandt vor uns hin, als ſollte ſich uns eine Viſion enthüllen. Keiner der Reiſenden wagte die Stille zu unterbrechen.

Da glimmte plötzlich die erſte Glut im Oſten herauf und umfing im ſteten Emporwallen, wie mit einer Flammenglorie, den Gipfel eines hohen Felſens, der vor uns lag und den prächtige Gebäude krönten. Langſam zogen wir den beſchwerlichen Weg hinan und als wir endlich unfern von unſerm Ziele ſtanden, blitzten die erſten Sonnenſtrahlen von den goldenen Kreuzen der Kuppeln, und die rothe Glut, die uns bisher entzückt hatte, machte dem jungen Tage Platz, der mit einem hellgrünen ruhigen Lichte Alles verklärend anhauchte. Wir waren in Loreto. Eine lange und enge, etwas anſteigende Gaſſe von uralten, himmelhohen, ſchwarzen Häuſern eingefaßt, deren Verkaufsläden um drei Uhr Morgens ſchon geöffnet und mit Käufern von Roſenkränzen, Bildern und Kreuzen gefüllt waren, führte uns zu einem majeſtätiſchen Platze, auf welchem der Dom und mehrere Paläſte ſtehen.

Der Dom, la chiesa della Santa Casa, enthält Meiſterwerke der Malerei und Skulptur, aber das Koſtbarſte iſt die Santa Casa ſelbſt, über welcher er ſich wolbt. Sie iſt aus Backſteinen gebaut, ungefähr

15 Fuß hoch, 32 lang und 13 breit. An der nördlichen Seite befindet ſich die Thür, an der gegenüberſtehenden ein Fenſter, der urſprüngliche Boden fehlt; Marmorplatten erſetzen ihn. In dieſem unſcheinbaren Raume waltete das heiligſte Leben, das je die Erde getragen!

Um dieſes heilige Haus, gleichſam wie deſſen Gehäuſe, iſt ein prachtvoller Bau von weißem Marmor aufgeführt, voll der ſchönſten Basreliefs von Michel Angelo und Bramante. Das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde, der Sage nach vom heiligen Lucas, aus Cedernholz vom Libanon geſchnitzt, iſt mit den koſtbarſten Edelſteinen bedeckt, die im Lichte der vielen Ampeln und Kerzen ihre Strahlen entſenden.

Als die Franzoſen Loreto in Beſitz nahmen, plünderten ſie den Schatz und nahmen auch das Gnadenbild mit fort; aber im Jahre 1801 wurde es an dem ihm gebührenden Orte zu allgemeiner Verehrung wieder aufgeſtellt. Es erhebt ſich jetzt, tiefgeſchwärzt durch die Zeit und den ununterbrochenen Dampf unzähliger Lampen und Opferkerzen, hinter einem reichen Gitter, hoch über die auf dem Boden dicht hingeſtreckten Beter. Zum Schutze der Andächtigen und wie man ſagt der hier ausgeſtellten Schätze, halten an allen Seiten des die Santa Casa umſchließenden Marmorbaues päpſtliche Grenadiere in voller Parade die Wache.

Nachdem das heilige Frühamt beendigt war, wurde es uns vergönnt in das Innere des Heiligthums einzutreten. Ein Prieſter langte eine Schaale hervor, deren ſich die allerſeligſte Jungfrau bediente, nach der Sage ſoll ſie daraus gegeſſen haben: man legte die mitgebrachten Roſenkränze hinein, um ſie zu weihen. Dann wurde etwas von den Mauerſteinen abgeſchabt und in ein Papier gewickelt, ebenſo ein Stückchen von dem Schleier des Muttergottesbildes und über Alles ein Certificat beigelegt, welches den Gläubigen als Andenken mitgegeben wurde. Hochbeglückt verließen ſie damit die Kirche. Wir hatten ſchon wenige Monate darauf Gelegenheit die Kraft dieſer geweiheten Gegenſtände zu erproben. Eine uns ſehr theuere Perſon lag zu München in ſchwerer Krankheit. Zu ihren Schmerzen geſellte ſich eine innere, verzweiflungsvolle Unruhe, die jedem Verſuche des Arztes Hohn ſprach und nicht weichen wollte. Als man ihr die aus Loreto mitgebrachten Reliquien auf der Bruſt in der Gegend des Herzens befeſtigt hatte, ward die Kranke, ohne daß ſie gewußt was man mit ihr vorgenommen, plötzlich beruhigt und nun konnten die angewandten mediziniſchen Mittel ungehindert ihre die Heilung vermittelnden Kräfte üben.

Es verleiht der Glaube Stärke,
Ew'ger Liebe Wunderwerke
Helfen Kranken aufrecht ſteh'n;
Glaube, feſter Stab hienieden,
Glaube, Weg zum wahren Frieden,
Glaube, der nie wird vergeh'n! —

Unter den Opfergaben, welche von allen Nationen hier dargebracht wurden, verdient jedenfalls auch die prächtige Canzone erwähnt zu werden, welche Torquato Taſſo im Jahre 1557, von Bologna nach Rom reiſend, zu Ehren ber heiligen Jungfrau an dieſem Orte dichtete.

Aus ihr entſtrömt die höchſte Andacht, zu welcher die Religion jemals zu begeiſtern vermochte. Und dieſe Andacht iſt wahrlich noch nicht erloſchen! Das bezeugen in dieſen Tagen der Noth und des Elends in jenem Lande die zahlloſen Wallfahrten, die nach Loreto pilgern, um Fürſprache von Maria zu erflehen; das bezeugten und verkündeten der Welt jene unglücklichen Helden des Tages, Lamoricière und Pimodan, als ſie vor dem Gnadenbilde der Santa Casa knieten, ehe ſie dem ſchnödeſten Verrathe zum Opfer fielen. Und wer gedächte nicht zugleich der traurigen Wallfahrt der kriegsgefangenen Beſatzung von Ancona, die, nach Loreto geführt, dort ihre Waffen niederlegte, die ſie für die Rechte der Kirche in der Schlacht ſo muthig getragen?

Die Rathſchlüſſe Gottes ſind unerforſchlich! —

Der alte Matth. Merian ſagt in ſeiner Topographia Bavariae von dem kleinen offenen Ort Altötting, „daß er weder Dorf noch Markt ſei, aber durch die große Wunderthaten und Miracul, welche die göttliche Allmacht durch Fürbitt Seiner Mutter dieß Orts wirket, wohl das teutſche Loreto nicht unbillig zu nennen.“ Ueber weite Schlachtfelder, Hohenlinden, Ampfing, Mühldorf, das Mordfeld, wo die große Ungarnſchlacht ſtattgefunden und Oetting bis auf die Kapelle zerſtört ward, führt die Straße von München dahin. Der Ort kann ſein Alter ſo weit zurück datiren, als das hochberühmte San Jago de Compostella in Spanien, wo die Gebeine des Apoſtels Jacobus des Kleinen ruhen; nämlich bis in das ſiebente Jahrhundert, wo der heilige Rupert, der in dieſer Gegend das Chriſtenthum verbreitete, die Gnadenkapelle weihete.

Wir haben hier keinen mit Kunſtſchätzen der Plaſtik und Malerei angefüllten Dom vor uns. Der Durchmeſſer der runden Kapelle beträgt nicht mehr als zwanzig Schuh; die Höhe iſt im Verhältniß. Hieran ſchließt ſich ein ſpäter erbautes Langhaus, damit die wachſende Zahl der Andächtigen Platz fände. Der ganze Bau iſt mit Votivtafeln gleichſam bedeckt; die frommen Wünſche, der inbrünſtige Dank, die Abbildungen in Gyps, Wachs und edelm Metall, welche die Rettung aus Nöthen, ſo wie die Heilung körperlicher Leiden beurkunden. Noch rührender ſprechen zu uns die Krücken, welche hier von den Geheilten niedergelegt und zum Gedächtniſſe aufbewahrt wurden.

Bereits im fünfzehnten Jahrhundert kamen ganze Städte in Prozeſſionen, um die heilige Gnadenmutter von Altötting zu verehren. Greiſe und Frauen pilgerten oft barfuß mit brennenden Kerzen in den Händen; vornehme und reiche Perſonen erbettelten ſich aus Demuth auf dem weiten Wege das Brod und Waſſer, von dem ſie lebten. Es iſt erwieſen, daß von 1666 bis 1719 weit über zweiundzwanzig Millionen in Oetting communicirten; und als ich, hoffentlich nicht zum letzten Male, vor wenigen Jahren den Gnadenort beſuchte, waren vom erſten Januar bis zum Feſte Mariä Himmelfahrt (15. Auguſt) ſchon mehr als zweimalhunderttauſend Wallfahrer dort geweſen.

Das der Verehrung ausgeſtellte Bild, unter dem Namen der „ſchwarzen Mutter Gottes von Altötting“ in der ganzen katholiſchen Welt gekannt, iſt aus Holz geſchnitzt, zwei Fuß und drei Zoll hoch, und bemalt. Die urſprüngliche Holzfarbe hat im Geſicht, durch Alter und Rauch, ſich in tiefes Braun — nicht ſchwarz — umgewandelt. Man ſieht nur die Köpfe und Hände der Mutter und des Kindes, da der übrige Körper, nach altem Brauche, mit Gewändern und Schmuck angethan iſt. Die Häupter tragen ſilberne vergoldete Kronen. Koſtbare Ketten, Kreuze und Skapuliere decken Bruſt und Hals. Das Bild umrahmt ein Tabernakel aus maſſivem Silber, welches auf einem gleichfalls ſilbernen Altar ſteht, über dem ſich ein Baldachin von demſelben Metalle, aus dem Jahre 1518, erhebt, welcher die heilige Dreieinigkeit verſinnbildet.

Während des dreißigjährigen Krieges wurde das Gnadenbild mehrmals von Oetting weg, in Sicherheit gebracht, wie dies auch mit andern Kirchenſchätzen, z. B. den heiligen drei Königen in Köln, geſchah. Als dies auch im ſpaniſchen Succeſſionskriege der Fall ſein ſollte, widerſetzte ſich den 27. Juli 1704 das Volk mit bewaffneter Hand der Abführung, weil es unter dem Schutze des Bildes alle Drangſale des Krieges zu beſtehen hoffte. Als nun die feindlichen Huſaren erſchienen, wetteiferten ſie mit den Einwohnern in der Verehrung Maria's und erklärten, daß ſie früher im Sinne hatten Alles zu verwüſten, und nur durch die Anweſenheit des Bildes davon abgehalten wurden. Auffallend iſt es auch, daß bei den zahlloſen feindlichen Durchzügen während 1800 und 1809 nicht das Mindeſte in der ſtets geöffneten heiligen Kapelle verletzt wurde, obgleich die Begier nach Beute hier wohl hätte befriedigt werden können.

Die damaligen franzöſiſchen Truppen ſind gewiß nicht ſehr gläubig geweſen; aber der Ort hat ihnen dennoch Ehrfurcht eingeflößt. In Altötting ſelbſt erfuhr ich, daß Napoleon I., als er daſelbſt vor der Poſt hielt, ausſtieg und in die Kapelle trat, um dort über die Dauer einer kurzen Andacht zu verweilen.

Neben dem Gnadenbilde erblickt man die knieende Geſtalt eines Ritters aus Silber gegoſſen, und ſehr viele andere koſtbare Gegenſtände, Ampeln, Gefäße, in welchen die Herzen bayeriſcher Fürſten verſchloſſen ſind u. ſ. w. Ein reiches Verzeichniß enthält die Namen deutſcher und fremder Fürſten, ſo wie anderer hoher und berühmter Perſonen, die hier andächtig geweſen ſind. Beſonders zu erwähnen iſt der Beſuch des Papſtes Pius VI., welcher auf ſeiner Reiſe von Wien nach München am 25. April 1782 in Oetting eintraf und bis zum 26. verweilte. Auch Prinz Eugenius „der edle Ritter“ hielt hier am 16. Juni 1714 mit ſeinem Gefolge eine zehnſtündige Andacht, die er Abends mit einer Prozeſſion um die heilige Kapelle beſchloß. Dann Graf Wilhelm Slawata, der mit Martiniz in Prag aus dem Fenſter geworfen wurde; er kam um der heiligen Jungfrau für ſeine Rettung zu danken. Vor Allem aber war es Tilly, der fromme Held, welcher ſeine große Verehrung zu verſchiedenen Malen hier durch eifrige Andachtsübungen, ſo wie durch Stiftungen und koſtbare Geſchenke bethätigte. Gleich nach ſeinem Hinſcheiden wurde, wie er es begehrt hatte, ſein Herz hieher gebracht; ſein Leichnam folgte aber erſt dreizehn Jahre ſpäter von Ingolſtadt, wo er beigeſetzt worden war. Seiner, bei der letzten Anweſenheit ausgeſprochenen Bitte, in der heiligen Kapelle einſt begraben zu werden, konnte nicht entſprochen werden und er ſelbſt wählte dafür die St. Peterskapelle in dem Kreuzgange der Stiftskirche. Dort ruht er nun in ſeiner ſtillen Gruft, der Sieger in ſechsunddreißig Schlachten; von dem geſagt wird, daß er nie berauſcht geweſen, nie ein Weib berührt, nie eine Schlacht verloren habe. Sein deckelloſer Sarg iſt mit einer Glasplatte verſehen; man erhält eine Lampe und kann den Helden mit Muße betrachten, wie er daliegt in ſeiner aſchgrauen zu Zunder gewordenen Bekleidung, wie er uns anſchaut aus den weiten Augenhöhlen, der grinſende Mund, aus dem einſt die mächtigen Kommandoworte ſchallten, ſtumm aber wohlerhaltene Zähne in den Kiefern, als wolle er ſie noch immer ſeinen Feinden weiſen. Und in der That der todte Held hat deren noch immer genug, die er ſelbſt nicht mehr beſiegen kann. Es muß daher jeden Freund der Wahrheit mit Freude erfüllen, daß man in neueſter Zeit bemüht war, den Grafen Johann Tſerklaes von Tilly, der im Leben ſelbſt von ſeinen Feinden hochgeachtet war, von den Schlacken zu reinigen, welche Parteileidenſchaft und Unkenntniß auf ſeinen Namen geworfen hatten. Es iſt dargethan, daß von keinem Standpunkte der Wiſſenſchaft aus dem General Tilly heute noch die Abſicht einer Zerſtörung der Stadt Magdeburg beigemeſſen wird, daß er vielmehr an jedem Orte die Mannszucht unter ſeinen Leuten mit Strenge handhabte, und unter allen ſeinen Gegnern ſowohl als Mitſtreitern auf's Glänzendſte hervorragt. Ein großes Verdienſt hat ſich in dieſer Beziehung Onno Klopp durch ſein umfangreiches, auf ſorgſamen und gewiſſenhaften Studien beruhendes

Werk erworben.*) Ebenſo ehrend wird man den hohen Sinn Königs Ludwig I. von Bayern anerkennen müſſen, der die geſchichtliche Bedeutung Tilly's recht begriff, und dem alten bayeriſchen Feldhauptmann zu München ein Standbild errichten ließ.

Wir konnten uns vor der Leiche Tilly's umſoweniger einer ſolchen Betrachtung entziehen, als wir hier, ſelbſt wider Willen, auf die zahlloſen Verunglimpfungen im Geiſte hingelenkt wurden, die Leichtſinn und blinder Haß auf ſo manchen Namen gehäuft haben, der von Katholiken mit Recht verehrt wird.

Der einſt überreiche Schatz der heiligen Kapelle, der im Laufe der Zeiten viel verloren hatte, iſt noch immer ſehr erheblich. Mehr als der materielle Werth verleiht ihm aber der hiſtoriſche, ſo wie der Name des Gebers und der Grund der Widmung, das eigentliche höhere Intereſſe.

Von einem Kunſtwerke, wie das ſogenannte „goldene Röſſel", welches Herzog Ludwig der Bärtige von Bayern-Ingolſtadt im Jahre 1413 mit vielem Andern, was jedoch nicht mehr vorhanden, aus Frankreich mitbrachte, bis zu den Ohrringen, die eine junge Frau dem Schatze als Opfer ſpendet, welche Reihe von Gegenſtänden der verſchiedenſten Art und alle nur zu einem Zwecke hier vereinigt! Die Lüge, die Tilly's Andenken umſtrickt gehalten, verfolgt ihn ſogar bis hieher. Von dem prächtigen Crucifixe, das er der Kapelle geopfert, heißt es in einer von einem proteſtantiſchen Verleger herausgegebenen Beſchreibung Altötting's, es ſtamme aus dem Sturme von Magdeburg; es iſt jedoch erwieſen, daß die Infantin Clara Eugenia, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, es Tilly zum Geſchenk gemacht, der in ſeiner Uneigennützigkeit es nicht für ſich behielt, ſondern es dorthin ſpendete, wo er ſo oft Troſt geſucht und gefunden.

---

*) Tilly im dreißigjährigen Kriege von Onno Klopp. 2 Bde. Cotta. 1861.

Dieſe Opferwilligkeit iſt inzwiſchen noch nicht ausgeſtorben: auch im letzten Jahrzehnt floſſen Weihegeſchenke in den Schatz des kleinen Gnadenkirchleins zu Ehren der allerſeligſten Jungfrau und um Ihr zu danken. Neben Gräfinnen, Bürgerinnen; Königinnen der Bälle ſpendeten Colliers und Bracelets; das ſchüchterne Kind des Handwerkers ein Ringlein, das es von der Mutter ererbte. Aber dieſes Alles wird überboten und zeigt ſich wahrlich verklärt als zuverſichtlichſte Glaubenstreue, wenn die Pilger mit ſchweren Kreuzen beladen, betend, auf den Knieen das Gotteshaus umkreiſen, und zu allen Tageszeiten, mit der Stirne den Boden berührend, zur Gnadenmutter flehen, Gott um Vergebung ihrer Sünden, um Stärkung in Leiden und Befreiung von denſelben, zu bitten.

„Daß, wen ein Weib gebar, ſein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch ſind der Menſchen Laſt und Leid verſchieden.“ —

Und ſo wie es in dem ſchönen Chamiſſo'ſchen Gedichte weiter heißt, ſtehen auch hier die Kreuze nach verſchiedener Größe und Schwere für die Träger zur Auswahl. —

Zwei Orden leiten die Uebungen der Pilger: Kapuziner und Redemptoriſten. Die armen Bettelmönche beſuchte ich zuerſt: ſie lebten hier wie überall dürftig und thätig. Ein junger Pater führte mich im Kloſter umher. In einem Saal wird das härene Tuch gewoben, aus welchem die Kutten verfertigt werden. Sie liefern es auch andern Klöſtern. Mein Führer war der Bibliothekar. Ich war überraſcht, auch die neueren Werke der hierher gehörigen Literatur vorzufinden. Dergleichen Gaben werden von dieſen armen Ordensleuten mit Dank angenommen und mit Gebet für den Spender vergolten.

Die Väter Redemptoriſten ſind lediglich zum Dienſte der Wallfahrt da und als Beichtväter berühmt. In ihrem überaus einfachen Hauſe, ſo wie in dem daran ſtoßenden Garten verräth Alles eine ſtrenge, auch dem Auge des flüchtigſten Beſchauers wohlthuende Ordnung, dabei aber auch einen feinen gebildeten Geiſt.

Fünf Gotteshäuſer ſind dem Büßer alle Tage geöffnet und auch alle Tage gefüllt; und nun denkt euch dies Alles nicht mit dem bigotten puritaniſchen Anſtriche; nicht mit der Augenverdrehenden Karrikatur der Demuth: nein! hier lacht euch die Andacht freudig in's Herz, das in ſeinem Innerſten aufjubelt, wann die hellen Glockentöne euch rufen, und die rauſchende Muſik den Jubel in gleichem Tone beantwortet, die zweimal an jedem Morgen aus der kleinen Kapelle über den weiten Platz dahinſtrömt und zum Amte ladet.

Seht den Altar aufgeſchmückt!
Der Gefäße reiche Pracht,
Hundert Kerzen, überdacht

Von dem Blumenbaldachin!
Alles was das Herz entzücket,
Es erfaßt mit Himmelsmacht,
Iſt dem Bilde hier verlieh'n.
Von dem hohen goldnen Throne,
Aus der Krone von Juwel,
Blickt herab der Jungfrau Reine,
Milden Blicks mit klarem Scheine,
Unſers Troſtes lautrer Quell.
Vor dem Lächeln Ihres Mundes
Mildert ſich die Majeſtät,
Die der Gottesmutter Hoheit
Immerdar als Kleid umwebt
In des Weſens hehrer Anmuth,
In den Zügen des Geſichts,
Kündet ſich's: Fleh hier Vergebung,
Statt des ernſten Strafgerichts.
Am Altar im weiten Kreiſe
Sieht man in dem Marmelſtein,
Von dem Knien der Pilgerreih'n
Ausgedehnt ein tief Geleiſe.
Hundertjähr'ge Andacht hat
Dieſe Rinne ausgehöhlet;
Und die Thränen, die vergoſſen,
Die nur Gottes Aug' gezählet,
Wuſchen dieſen Boden glatt.
Gnade iſt hier ſtets entfloſſen,
Die den Hunger machte ſatt,
Und dem reu'gen Sünder hat
Die Verzeihung aufgeſchloſſen. —
Viele hier aus ſünd'gen Banden
Sich empor zur Freiheit wanden;
Die da kamen tief in Wehen,
Sieh', getröſtet frei ſie gehen;

Die nicht kannten Ruh' und Frieden,
Sind geſühnt von hier geſchieden;
Jene, die der Gram verzehrte,
Gnade hier vertrauen lehrte;
Und die ſchon das Heil verloren,
Fanden's wieder, neugeboren;
Doch den Beſſern und den Frommen
Iſt hier freudig Licht erglommen,
Feſte Zuverſicht im Glauben,
Den die Welt kann nimmer rauben. —
O wer zählte all die Spenden,
Die hier aus Marias Händen
Strömten von der Gnade Thron;
Einer nur ſie Alle kennet,
Jungfrau, der Dich Mutter nennet,
Jeſus, Dein und Gottes Sohn!*)

Was ich hier ſchilderte wiederholt ſich an allen Gnadenorten auf die gleichmäßigſte Weiſe; wie zu Loreto und Altötting, ſo iſt's in dem hochbegnadeten Maria-Einſiedeln; in den Karpathen, wie in der ſpaniſchen Sierra, in Czenſtochau, wie in Antocha, bis in den kleinſten Gnadenkapellchen auf hohen Felsſpitzen, die der Pilger nur mühſam erklimmt. So ſah ich's ſchon in früheſter Jugend, obgleich noch ſelbſt abgewendet von der Gnade, mit Augen der Neugier, aber mit unerklärlicher innern Luſt, in meinem Vaterlande, das zum größten Theile von dem Glauben abgefallen, und überdieß noch einer ganz gegenkirchlichen Zeitrichtung hingegeben war. Aber die Kirche zur „heiligen Linde“, in den Wäldern des preußiſchen Ermelandes verborgen, hielt dennoch ihre Pforten den frommen Wallfahrern aus Polen geöffnet, und in ihrem Innern ſtand der Lindenſtamm, in welchen das Bild der Mutter Gottes geſchnitten iſt. Und eine alte Sage wehete durch die Räume, von dem Heidenjünglinge, der einſt die Chriſtenjungfrau entführt, und von ihr bekehrt worden war. Und wie die Sage es ſeit Jahrhunderten verkündet hatte, ſo ſah ich auch, die Wipfel draußen, alle, alle wie zum ehrfurchtsvollen Gruße nach der Kirche tief zu Erden geſenkt!

---

*) Aus dem Gedicht „die Wallfahrt", das, ohne meinen Namen, 1852 bei Manz in Regensburg erſchienen iſt.

Ein Jahrtauſend und mehr iſt über dieſen Stätten dahingerauſcht; Geſchlechter ſind verſtoben, die Erde hat ihre Oberfläche mehr als einmal verändert; die geprieſenſten Syſteme, Einrichtungen und Schöpfungen des Menſchengeiſtes wechſelten und verſanken, um neuen Platz zu machen; der Machtſchritt eines gewaltſamen Zeitgeiſtes fordert unerbittlich ſeine Opfer; aber nichts hemmt den Quell der Gnade, nichts die fromme Zuverſicht der Menſchen, ihn durch Opfer zu erreichen. Das heilige Haus von Loreto, das uralte Bild von Altötting, die arme Zelle des heiligen Einſiedlers Meinrad in der Schweiz, der Lindenſtumpf aus alter Heidenzeit im Preußenlande an der Weichſel, die Waldraſt in Tirol, Maria Taferl, Maria Zell — ſie alle bekunden und bezeugen, daß die Völkerſchaften der Erde ihre Vertreter hierher ſenden, wie ſeit ſo vielen Jahrhunderten, ſo noch jetzt in unverminderter Zahl. Wer jemals an ſolchen Orten weilte, wurde wunderſam von dieſer Wahrheit berührt, wann er vernahm, wie in allen

Sprachen Stoßſeufzer und Gebete ſich zum Himmel erhoben, und wenngleich nur im Kleinen, er ein Bild der ungemeſſenen völkervereinigenden Macht der allgemeinen Kirche erhielt.

Es möge hier wieder ein Wort Goethe's angeführt werden, das er bei Gelegenheit eines Beſuchs von Maria-Einſiedeln äußerte: „Es mußte ernſte Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immerbrennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Seelen mit großer Beſchwerlichkeit heranpilgern ſollten, um an dieſer heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch ſei, ſo deutet es auf ein grenzenloſes Bedürfniß der Menſchheit, nach gleichem Lichte, gleicher Wärme, wie es jener Erſte im tiefſten Gefühle und ſicherſter Ueberzeugung gehegt und genoſſen." So hat denn ein Geiſt wie Goethe, troß ſeinem „Wie dem auch ſei", alſo in dem von ihm Unbegriffenen, das „grenzenloſe Bedürfniß der Menſchheit," in der ſchönen Form von Wallfahrten ſich Gnade von Oben zu erflehen, anerkennen müſſen!

Wir bedürfen dieſes Zeugniſſes nicht; aber es iſt immerhin intereſſant. Wir gehören zu jenen, die glauben, lieben, verehren, anbeten, abbüßen, und Alles in Demuth tragen, was uns dadurch auferlegt wird. Uns gegenüber ſtehen die, ſo nicht glauben und dafür haſſen, ſpotten, und mehr Reſpect vor der brutalen Gewalt haben, ſie komme woher ſie wolle, als vor der Macht Gottes. Dieſen mag die Aeußerung Goethe's an dieſer Stelle etwas bedeuten. Uns lehrt ſie, daß der katholiſche Glaube im Stande iſt, Nationen wie Einzelne zu erleuchten, und die ihn durchſtrömende Wahrheit mindeſtens ahnen zu laſſen. Wir müſſen billig unterſcheiden zwiſchen dieſen, und ſolchen die ſich dadurch berühmt zu machen ſuchten, daß ſie gegen alle göttliche Wahrheit frevelten.

In dieſem Gefühle wollen wir von den Gnadenorten, mit dem alten Liede ſcheiden, das die Wallfahrer bei ihrem Abzuge anzuſtimmen pflegen:

Wir ſcheiden unter heißen Thränen
  Von Deinem ſüßen Gnadenthron;
Maria! ſieh', ach! unſer Sehnen,
  Nach Dir und Deinem lieben Sohn!
Wir müſſen fort von hier; uns ruft die Pflicht.
Doch Du, Maria, Du verlaß' uns nicht,
Maria! Maria! nur Du verlaß' uns nicht!

Wie rührend, wenn es am Schluſſe heißt:

Und ſchwingt der Geiſt ſich zu dem Throne
  Des ew'gen Himmelsrichters hin;
Dann bitte Du bei Deinem Sohne,
  Mit göttlich treuem Mutterſinn.
Sei Du ſein ſtarker Anwalt bei'm Gericht:
Verlaß' ihn Mutter, ach verlaß ihn nicht!
Maria, Maria, verlaß ihn dann nur nicht!

Märtyrer.

> Der iſt Dein treueſter Diener, der weniger darauf ſieht, von Dir zu hören, was er ſelbſt will, als vielmehr darauf, das zu wollen, was er von Dir hört.
>
> St. Auguſtinus, Bekenntniſſe.

Das ganze unendliche Leben im Glauben erzeugt ſich aus ſich ſelbſt. Der Stammbaum dieſes Lebens überragt den der älteſten Geſchlechter. Aus dem Blute, das die erſten heiligen Märtyrer vergoſſen, entſtammten die Kreuzfahrer, und dem Blute dieſer verdanken die Miſſionäre ihr Entſtehen, die wieder zu Märtyrern werden. Dieſe große Familie, die für das Kreuz zu ſterben gelobt hat, pflanzte ſich rein und unvermiſcht fort von der Kirche in den Katakomben, durch alle Jahrhunderte, bis zu unſern Tagen; ſie kämpft und ſiegt, trotz aller Angriffe und Verläumdungen, unbekümmert um das Geſchrei der „zeitmäßigen Intereſſen.“ Es iſt immer derſelbe Glaube; es iſt immer daſſelbe Blut; es gilt immer demſelben Siege. Es ſind die Auserwählten Gottes, dieſe Kämpfer. Er ruft und ſie erſcheinen; wie die Sonnen auf Seinen Ruf erſchienen, um die Finſterniß zu verſcheuchen.

Wir haben auf unſerem kurzen Wege bisher viel Wunderbares geſehen; hier ſtehen wir vor dem Wunderbarſten, was uns noch begegnet.

Betrachten wir das Leben der Miſſionäre; mit welcher unnennbaren Glut ſtreben ſie zu Gott, wie opfern ſie Ihm Alles; wie durchpilgern ſie die Welt und durchſchiffen die Meere, um Ihm Weihrauch anzuzünden auf den Altären der Wildniß. Was kümmern ſie Entbehrungen, Leiden, Verfolgungen, Tod? Der Letztere iſt ihnen erwünſcht, um mit einem großen Beiſpiele die Wahrheit zu beſiegeln. Und dieſe Wahrheit heißt: das Kreuz, das einſt die römiſchen Adler überwältigte, iſt für ewige Zeiten auf dem Kapitol erhöht worden, um die Welt zu beherrſchen. Das Labarum ſchwebt noch immer in den Lüften: In hoc signo vinces! Alle bis jetzt noch in Nacht verſunkenen Völker der Erde werden erwachen, und ihren Befreiern und Erweckern entgegenjubeln: Benedeit ſei, der da kommt im Namen des Herrn! Und dieſer Freudenruf wird nur von dem ewigen Hoſannah der Himmel übertönt werden.

In der katholiſchen Welt beſitzen wir noch zur Stunde Kollegien, wo Apoſtel gebildet; Seminarien, wo Märtyrer erzogen werden. In den größten Städten, wo der Pfuhl ausſchweifender Sittenverderbniß in weitem Kreiſe die Peſt verbreitet; wo der Unglaube ſo gräßliche Frevel gebiert, daß von den rohen Maſſen der Name

Gottes nur noch beim Fluchen ausgeſprochen wird; wo in den Schulen nichts weiter gelehrt wird, als was zur Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit in den mannigfaltigen Geſchäften des Lebens verhilft; wo Alles nur darauf berechnet wird, Ehrgeiz und Genußſucht aufzuſtacheln; dort beſtehen auch Häuſer für angehende Miſſionäre, für das katholiſche Apoſtolat, wo die Schüler nichts lernen, als für den Namen, den Ruhm und die Ehre, für die Liebe Gottes — zu ſterben. In ſolchem Dienſte ſteht nun zwar die geſammte Prieſterſchaft der katholiſchen Kirche, und es giebt ſicher keine edlere Miſſion auf Erden. Aber je ſchwieriger und härter die Dienſte, je mehr ſie Erniedrigung, Muth und Opfer verlangen, um deſto höher verklären ſie Diejenigen, welche ſie leiſteten. Die Kirche ſpricht ſie heilig, und wir verehren ſie in der Krone des Martyriums.

Um hierzu befähigt zu ſein, muß ſich der Miſſionär von den Dingen dieſer Welt noch mehr losſchälen, als ſelbſt die ſtrengſte Ordensregel es verlangt. Er verläßt ſein Vaterland, um es nie wiederzuſehen. Er verläßt die Brüder, die der gleiche Zweck in dem Miſſionshauſe mit ihm vereinigt hatte. Unter fremdem Himmel, bei wilden Stämmen, deren Sprache und Sitten er nicht kennt; bei Menſchen, die nichts von den Menſchen beſitzen, unter denen er geboren, als höchſtens ihre Laſter in erhöhtem und abſchreckendſtem Grade, wird er ſein Werk vollbringen müſſen. Welch ein Loos gegen das des unbeſchuheten Karmeliters, der durch die Fluren ſeines Landes wandelt, der den Himmel der Heimath erblickt, und ſich von Menſchen umgeben ſieht, die ihm ähnlich ſind, ebenbürtig, verwandt!

Der Miſſionär kennt keine bleibende Stätte; keinen Stein, um das Haupt darauf ruhen zu laſſen; keinen Freund, keinen Vertrauten, keinen geiſtigen Beiſtand. Er wallt dahin durch weite Räume. Einige neubekehrte Chriſten auf einem unermeßlichen Striche zerſtreut, bilden ſeine Gemeinde. Er muß ſie unaufhörlich aufſuchen, und läuft dabei die ſchrecklichſten Gefahren, die ihm das Klima, die wilden Thiere und die oft noch wilderen Menſchen bereiten. Legt ihm Gott, um das Maaß der Prüfung zu vollenden, noch ein langes Leben auf, ſo werden mit der Laſt des Alters ſeine Mühſeligkeiten immer größer. Die Kraft und die Gluth werden ſchwinden, welche in der Jugend ſelbſt der Gefahr einen Reiz verleihen, und das Brod der Verbannung wie Labſal erſcheinen laſſen. Er wird ſeine müden Glieder auf jenen Pfaden dahinſchleppen, die der Schweiß ſeiner Jugend benetzte, der keine Früchte getragen. Sein Herz wird dann vielleicht die Trauer eines Vaters empfinden, der ungerathene Kinder erzeugte. Die Bosheit der Menſchen wird ſich von ſeinen Lehren wieder abgewendet haben; die Abtrünnigen werden in die frühern Irrthümer verſinken, und mit geſenktem Herzen wird er in ſeinem Innern das Echo des ewigen Schmerzrufs vernehmen: Curavimus Babylonem, et non est sanata! So wird er mit Demuth erwarten, daß ſeine Tage enden — in der Wildniß, wo er gelebt; in einer Höhle, auf harten Steinen, im Dickicht eines Urwalds, dem vorbeiſtreifenden Thiere zur Atzung. Denn der Friedhof, das letzte Aſyl in geweihtem Boden, entgeht dem Miſſionar. Selbſt des Grabes iſt er beraubt.

Wir dürfen wohl nicht erſt unſern Leſern in das

Gedächtniß rufen, daß dieſe Blätter Schilderungen katholiſchen Lebens enthalten. Die Miſſionäre anderer Bekenntniſſe, wie z. B. die der Anglicaner, liegen außer unſerm Geſichtskreis, und wir verweiſen auf die weitläuftigen Berichte in Reiſewerken und andern Schriften, die ihre Lebensweiſe in ihrer Familie, von ihrem Hausſtande umgeben und mit reichen Unterſtützungen bedacht, ihre Thaten und ihre Erfolge ſchildern.

Der katholiſche Miſſionär irrt, ohne jeglichen Schutz, nur allein auf Gott vertrauend, in tiefſter Dürftigkeit durch die Wildniß. Der hochwürdigſte Kardinal Wiſeman hat ausgerechnet, daß durchſchnittlich ein katholiſcher Miſſionär zur Beſtreitung aller, auch der kirchlichen Bedürfniſſe, nicht mehr als zwanzig Pfund, alſo zweihundertvierzig Gulden empfängt. Ein Reiſender traf in Aſien einen apoſtoliſchen Vicar in einer elenden, ſelbſt gezimmerten Hütte, die ihn nicht vor dem Wetter ſchützte, ohne Strümpfe und Schuhe und in einer zerlumpten Sutane.

Trat ja einſt der große Apoſtel Indien's, der heilige Franz Xaver, als er ſich anſchickte die Miſſion zu beginnen, vor ſeinen General, den heiligen Ignatius, im zerriſſenen Rocke, und dieſer zog die warme Flausjacke aus, um ſie ſeinem Schüler auf die weite Reiſe fürſorgend mitzugeben, mit den Worten: „Du haſt ja kaum Deine Blöße zu bedecken!“ Die Demuth und Armuth ſtirbt in dieſem Geſchlechte nicht aus.

Der älteſte und wichtigſte Verein innerhalb der Kirche, für Ausbreitung des heiligen Glaubens, iſt die Propaganda in Rom. In ihren Anſtalten, die zum Theil weit zerſtreut ſind, befinden ſich Zöglinge aus faſt allen Nationen. Sie entſendet jährlich zwiſchen ſieben und zehn Miſſionäre. In Bayern hat König Ludwig I. einen ähnlichen Verein geſtiftet, der nach ihm benannt iſt. Er hat jährlich über dreißig bis vierzigtauſend Gulden zu verfügen, die größtentheils in Bayern zuſammengebracht werden. In Oeſterreich beſteht der Leopoldiniſche Verein, der beſonders für afrikaniſche und amerikaniſche Miſſion thätig iſt. Seine Einnahme betrug ſchon einmal fünfundachtzigtauſend Gulden. Der bedeutendſte aller dieſer Vereine iſt jedoch ein franzöſiſcher, und nennt ſich „Lyon-Pariſer Verein zur Verbreitung des Glaubens.“ Er zählt Mitglieder in vielen Ländern und gebot im Jahre 1860 über eine Einnahme von mehr als zwei Millionen. Trotz dieſer großen Summen konnte den einzelnen Miſſionären dennoch nicht mehr bewilligt werden, da durch die Metzeleien im Libanon das Volk der Maroniten, und durch den Rücktritt eines Theils der bulgariſchen Nation in den Schooß der Kirche auch dieſe kräftig unterſtützt werden mußten, weil die Kirchen und religiöſen Anſtalten in Bulgarien den ſchismatiſchen Griechen verblieben. Zu Zeiten empfangen die Miſſionäre keinen Pfennig. Die Propaganda in Rom fiel ſchon zweimal, unter Napoleon I., dann 1848, den Revolutionaren in die Hände, und fügt es Gott, daß der heilige Vater auf eine Zeit lang Rom verlaſſen müßte, ſo ſteht dieſer ehrwürdigen Congregation ein gleiches Loos zum dritten Mal bevor. Aber dennoch blüht die katholiſche Miſſion in allen Weltgegenden, denn ſie beruht nicht auf menſchlicher Hilfe, ſondern auf dem Segen, den Chriſtus, der Herr, den Apoſteln und ihren Nachfolgern gegeben hat: „Siehe, ich bleibe bei euch, bis an's Ende der Welt!"

Wer erklärt es uns nun aber, weßhalb ſich immer noch Menſchen finden, die in dieſer Welt voll Glanz und Zerſtreuung, die ſo viele Ausſichten jeder Art dem Ehrgeiz bietet, ſich einer ſo anſtrengenden, keinen irdiſchen Lohn darbietenden, und höchſt gefährlichen Arbeit unterziehen mögen? Menſchen, die darnach ſtreben, ſie erſehnen und erflehen, und ſchon in ihrer Kindheit von dieſer Beſtimmung träumten? Das iſt in der That das ſchönſte, das höchſte Myſterium der menſchlichen Seele. Wir haben früher erzählt, wie Einige auf unerklärliche Weiſe ſich bekehrten. Manchmal plötzlich, manchmal nach ſchwerem Ringen. Die Thatſache haben wir vor uns; allein wie ſie entſtand, was vor dem Momente des Beginnens dieſer übernatürlichen, wunderbaren Wirkung in der Seele ſich zutrug, das wiſſen wir nicht; das entweicht vor jeder Unterſuchung. Die früheſte Spur der Gnade in uns iſt niemals aufzufinden.

Die von dem Lichte Gottes erleuchtet und zu jedem Opfer bereit ſind, richten die Blicke auf Jeſus, und rufen mit dem erſten Bekenner auf Golgatha: „Ich ſehe die Himmel offen, und den Menſchenſohn ſtehend zur Rechten Gottes!" Dürften wir nun wohl noch weiter forſchen wollen? Darin allein liegt der mächtige Zug im Menſchen, in den Spuren der Apoſtel zu wandeln. Das treibt ihn an, Seelen zu ſuchen und mit Gefahr ſeines Lebens ſie zu bekehren; das ſtärkt im Kerker und tröſtet und erhebt auf dem Scheiterhaufen; unter den Qualen der Folter, in der Mitte der Wildniß, in den Schrecken der Nacht und des Meeres bleibt ſein Auge der ewigen Klarheit geöffnet und der Troſt tönt in ihm fort: Video coelos apertos, et Filium hominis stantem a dextris Dei!

Der große Apoſtel Indiens drückt dieſes Gefühl ſehr beredt und herrlich alſo aus: „Das Mühſal einer ſo langen Seereiſe, die vereinte Laſt der Sünden Anderer und ſeiner eigenen, ein ungemeſſener Aufenthalt in einem von der Sonne ausgebrannten Lande, alle dieſe Unbequemlichkeiten werden zu wahren Tröſtungen, wenn ſie um der Liebe Gottes willen erduldet werden und laſſen uns unendlich himmliſche Süßigkeiten koſten. Ich bin überzeugt, daß die Liebhaber des Kreuzes Jeſu Chriſti ſich glücklich ſchätzen, Mühſal zu ertragen, und daß es ihnen gleich dem Tode wäre, nichts zu erdulden und zu leiden. Kann es denn wohl einen härtern Tod geben, als ohne Jeſus Chriſtus zu leben, wenn wir ihn einmal gehabt haben: oder Ihn zu verlaſſen, um unſern natürlichen Neigungen zu folgen? Glaubet mir, es giebt kein Kreuz, das dieſem zu vergleichen wäre. Welches Glück iſt es hingegen, alle Tage ſterbend zu leben, und unſere Leidenſchaften zu bekämpfen, nicht um unſeres Eigennutzes willen, ſondern um Jeſu Chriſti willen!"

Das erklärt hinlänglich die Erſcheinung der Schulen für Miſſionäre und ihrer Schüler, die nach dem Martyrium geizen, wie gewöhnliche Menſchen nach Titel und Orden. Verſchiedene Naturen, verſchiedene Zwecke, verſchiedene Ziele. Wir wollen hier, an dieſem Platze, die größere oder geringere Berechtigung der Einen und der

Andern nicht wägen und meſſen: allein ſelbſt die, welche den Beweggrund eines heiligen Franz Xaver nicht ganz zu erfaſſen vermögen, werden zugeſtehen müſſen, daß etwas Erhabenes in ihm ruht.

Treten wir nun an der Hand eines erprobten Führers, in eines dieſer Häuſer! Es iſt Louis Veuillot, und das Haus iſt in Paris.

Das Seminar der fremden Miſſionen wurde vor zweihundert Jahren gegründet; die Revolution ſchloß es — zerſtörte es; die Gegenwart hat es wieder aufgerichtet. „Das Blut der Märtyrer iſt die Saat des Chriſtenthums,“ ſagte der Kirchenlehrer Tertullian in den Zeiten der erſten Kirche. So iſt es noch jetzt. Ueberall könnt ihr die Spuren der Verwüſtung an dem Hauſe noch ſehen; allein die Mauern ſind wieder aufgerichtet, der Garten iſt voll Blumen, das Haus iſt gefüllt, der Glaube erglüht in den Herzen und ſtille Heiterkeit herrſcht in allen Räumen.

Zwei unverſiegbare Quellen ſind hier geöffnet. Zuerſt die Kapelle, der demüthige Tempel des lebendigen Gottes, wo jeden Tag das Opfer dargebracht wird, welches trägt die Sünden der Welt; dann die Kammer der Märtyrer, wo die Reliquien jener Glieder der Gemeinde aufbewahrt werden, die durch den Tod Gott bekannt haben. Dort ſind die Schwerter, die ſie trafen, die Feſſeln, die ſie trugen, die Geißeln und Peitſchen, die ihr Fleiſch zerriſſen, einige Stücke ihrer von Blut gefärbten Kleidung, einige Knochenüberreſte ihres geheiligten Leibes. Alle, die ſich vor dieſen Schätzen verſammelten, haben ſie verehrt; in allen dieſen Herzen entzündeten ſie eine Glut, die nie erkalten wird.

Veuillot führt uns zu einer Feierlichkeit in's Seminar. Vier junge Prieſter ſollen andern Tages abreiſen. Freunde und Verwandte, welche es über ſich gewinnen können, dieſer ergreifenden Abſchiedsceremonie beizuwohnen, wurden dazu eingeladen.

Es iſt acht Uhr. Die Verſammlung umgiebt eine Statue der heiligen Jungfrau, die im Garten unter einem Laubdache ſteht. Man ſingt das Magnificat. Wie bedeutungsvoll tönt die Stelle: **Beatam me dicent omnes generationes!** Alle Chriſten, alle die ſo glücklich ſind, die Worte und Geſänge der Kirche mit ihren Handlungen im Leben in Einklang zu ſetzen, haben es erfahren, welchen tiefen und rührenden Sinn die jedesmaligen Umſtände in dieſe begeiſterten Worte legen, und welches Licht ſie in der Seele ausſtrahlen laſſen. — **Beatam me dicent omnes generationes!** Welchen Strom wonniger Empfindungen mußten die Worte, in dieſem feierlichen Augenblicke, in die jugendlichen Herzen ergießen, die dazu berufen waren bis an's Ende der Welt den Namen und die Herrlichkeit Maria's zu tragen, damit ſie ſelig preiſen alle Geſchlechter!

Wie ſtehen ſie da! geſchürzt wie auf der Reiſe, dieſe guten Engel der heiligen Wahrheit, beladen mit der Barmherzigkeit Gottes; ſie ſuchen auf die im Schatten des Todes ſchlafenden Völker, um ihnen Jeſus und Maria zu bringen.

Nach dem Magnificat und dem **Ave maris stella** verlaſſen ſie den Garten, den Ort, wo ſie während ihrer Lehrzeit Ruhe und Erholung gefunden, und den ſie nicht mehr wiederſehen werden. Auch Ruhe und Erholung werden ſie fortan nicht mehr genießen. Man begiebt ſich in die Kapelle, die mit Andächtigen gefüllt iſt. Kein Pomp; der Altar ungeſchmückt; eine apoſtoliſche Armuth überall. Auch die Andächtigen, die zugegen, zeigen dieſelbe Einfachheit. Die Freunde und Verwandten der Miſſionäre gehören nicht zur großen Welt. Man erblickt Soldaten, Bediente, Arbeiter, Handwerker, Brüder der chriſtlichen Doctrin und einige Prieſter.

Man hält das Abendgebet nach der im Hauſe üblichen Weiſe. Man betet für die Wohlthäter, für die Feinde, für die Armen, die Gefangenen, die Betrübten, die Reiſenden, Kranken, Sterbenden und für Alle die im Elend und in Schmerzen leben; dann kommt das Gebet für die Abgeſtorbenen und die Gewiſſenserforſchung. Welch ein Adel ruht im chriſtlichen Leben! ruft hier Veuillot aus.

Hierauf wurde der Text im Evangelium des andern Tages zur Meditation angezeigt. Es war das von dem Gleichniß des Hausvaters, der ſeine Arbeiter in den Weinberg ſchickt: **Et dixit illis: Ite et vos in vineam meam, et quod justum fuerit dabo vobis.** „Gehet in meinen Weinberg!“ Seit bald neunzehn Jahrhunderten trieb dieſes Wort die Herolde des Evangeliums in alle Theile der Erde, und überall pflanzten ſie den göttlichen Baum, der die Frucht des ewigen Lebens trägt. Welch ein unermeßlicher Horizont eröffnete ſich bei dieſen Worten vor den Blicken der jungen Miſſionäre!

Die Gebete haben geendet und jetzt beginnt der Abſchied. Der Superior hält eine kurze Anſprache. Es ſind einfache, aus den heiligen Büchern geſchöpfte Worte. „Ihr werdet Feinde zu beſiegen haben," ſpricht er. „Welche Feinde aber ſind es? Die Welt, die Hölle, Ihr ſelbſt. Die Hölle, der ihr die Welt zu entreißen habt; die Welt, die nicht von der Hölle befreit ſein will; ihr, die nur dann über Hölle und Welt zu ſiegen im Stande ſeid, wenn ihr die Eitelkeit der menſchlichen Gedanken überwindet, nicht an das Uebermaaß der Mühen denkt, dem Wunſch nach Ruhe nicht nachgebt, und ebenſowenig den andern Bedürfniſſen des Körpers und des Herzens. Die Weisheit der Menſchen wird euch thöricht ſchelten, und ihr ſeid es in der That. Stulti propter Christum! die Hölle wird euch Fallſtricke legen; die Welt endlich wird euch wie verſchworene Aufwiegler betrachten. Man wird euch vertreiben, mit Ruthen peitſchen, einkerkern, an das Kreuz heften. Glücklich ſind die unter euch, die alle Schmach und Leiden des göttlichen Meiſters theilen werden, und die, gleich Ihm, am Marterholze noch für ihre Henker beten können: Expandi manus meas ad Dominum!"

So giebt es denn, auch in unſern, ihres Unglaubens wegen ſo verſchrienen Tagen, noch Menſchen, die ſolche Worte ſprechen; noch Menſchen, die ſie hören können. Und das ſind keine hergebrachten Redensarten, es ſind wahrhaftig keine rhetoriſchen Phraſen; es iſt die einfache, reine Wahrheit. Da ſtehen ſie wirklich die das hören; die fortziehen, die ſo ſterben werden. Und nur ein Gefühl empfinden ſie heute, das einer unbegränzten freudigen Dankbarkeit für Ihn, der ſie zu dieſem Leben aufgerufen hat, und ihnen ſolchen Tod verheißt.

Die Miſſionäre reihen ſich vor dem Altar. Es ſind vier; der älteſte iſt fünfundzwanzig Jahre alt. Eine ſtrahlende Freude überſtrömt die beſcheidenen Geſichtszüge der jungen Glaubenshelden. Der eine iſt für Hongkong beſtimmt; der zweite für das Innere von China; der dritte für Cochinchina, der vierte für die Halbinſel Korea. Die beiden letztern Miſſionen gehören bekanntlich zu den gefährlichſten, weil die blutigſte Verfolgung dort nie raſtet. Der junge Miſſionär, der für Korea beſtimmt iſt, hatte ſich dieſes Land im Stillen erſehnt. Erſt kurz vor der Abreiſe erfuhr er, daß es ihm zu Theil geworden.

Der Chor ſingt die ſchönen Worte, die dem alten wie dem neuen Bunde angehören, da ſie der heilige Paulus, der Apoſtel der Nationen, aus den Propheten Iſaias und Nahum entlehnt: Quam speciosi pedes evangelizantium pacem, evangelizantium bona! Und während des Geſanges küſſen alle Anweſenden knieend die beglückten Füße, welche die Freudenbotſchaft und den Frieden des Herrn in weite Ferne zu tragen erkoren ſind.

Veuillot wohnte auch ein andermal einer ſolchen Ceremonie bei, die in Paris während des lärmendſten Faſchings ſtattfand. Er giebt von dem Kontraſte deſſen, was ſich auf der Straße, und von dem, was ſich in der Kapelle zutrug, in ſeiner kraftvollen, geiſtſprühenden Weiſe eine lebhafte Schilderung.

Die Feierlichkeit nahete ſich bereits dem Ende, als ein Greis, von einem der Directoren des Hauſes geleitet, zum Altare geführt wurde. Er ſchritt mühſam einher und die ganze Verſammlung ſchien von einer unbeſchreiblichen Bewegung ergriffen, welche die jungen Miſſionäre am Altare theilten. An jenem Abend waren es deren ſieben. Der Greis kniete nieder und hatte bereits den vier Erſten die Füße geküßt; da beugte ſich der fünfte wie unwillkürlich und ſtreckte ſeine Hände dem Alten entgegen, um ihn zu hindern, daß er vor ihm kniee. Aber der Greis warf ſich dennoch vor ihm nieder, und heftete ſeine Lippen auf die Füße des Jünglings, welcher plötzlich erbleichte. Dann drückte er ſie an die Stirne, und ſeine weißen Haare bedeckten ſie ganz; dann ſeufzte er tief, und der Seufzer fand Wiederhall in den Herzen Aller, die zugegen waren. „Ich habe nie einen Menſchen bleich werden ſehen, wie damals dieſen jungen Menſchen,“ ſetzt Veuillot hinzu. Es war bereits der zweite Sohn, den dieſer Abraham Gott darbrachte — und er hatte keinen mehr zu opfern.

Man unterſtützte den Greis und er erhob ſich; küßte hierauf noch den beiden letzten Miſſionären die Füße, und begab ſich an ſeinen Platz zurück. Der Chor, der einen Augenblick inne gehalten hatte, ſang: Laudate, pueri, Dominum. —

Es ſind die überraſchendſten Erfolge, welche durch die katholiſche Miſſion überall, wohin ſie dringt, errungen werden. Die genaueſten Angaben liegen uns vielfach darüber vor. Trotz der Armuth und Entblößung von menſchlichen Hilfsmitteln, trotz der Decimirung der

Prieſter und auch der durch ſie Bekehrten. Das mag uns als Unterpfand des göttlichen Schutzes und Segens gelten, die der heiligen Kirche verheißen wurden, und uns ein Sporn ſein, wenigſtens dem Verein für „Ausbreitung des Glaubens“ beizutreten, denn Gottes Vorſehung weist den Menſchen irgend eine Thätigkeit bei allen Seinen heiligen Abſichten an: einem Jeden nach Vermögen und Kräften. Möge dabei die Fürbitte des Patrons des Miſſionsvereins, des heiligen Franz Xaver, hilfreich ſein, der ſelbſt den Freuden der Welt, dem Reichthum und allen Ehren entſagte, um den ſchweren Pfad zum Martyrium zu wandeln, auf welchem er ſo glorreiche und ewigleuchtende Reſultate errang!

Seht Franz Xaver, der ſich an ferne Küſten,
Von frommer Gluth erfüllt, verſchlagen ließ;
Den, nur dem Kreuz vertrauend, in den Wüſten,
Wo jeder Schritt neue Gefahr verhieß;
Wo mit dem Raubthier Räuberhorden niſten,
Der Muth, den Glaube zeugt, niemals verließ;
Die Wüſte, das Gebirge, wie das Meer,
Sie Alle füllt dein Ruhm, o Franz Xaver!

Wie drängen ſie ſich hin, ſein Wort zu hören!
Sein Wort, das unbekannt iſt ihren Sprachen,
Und doch wird er nicht müde, ſie zu lehren,
Er will durch Zeichen ſich verſtändlich machen;
Und ſie begreifen; nicht der Thrän' erwehren
Kann ſich ſein Aug', als ſie ihm ſchöne Sachen,
Dankbar ihm huldigend, zu Füßen legen,
Durch Zeichen flehend um der Taufe Segen.

Es ward der Gabe Sprache ihm von Oben;
Wer recht zu lehren weiß, wird bald verſtanden.
Es gibt nur Eine Sprache, Gott zu loben,
Und Kreuz, ſo heißt das Wort in allen Landen:
Crux, croix und croce, cross und cruz! gewoben
Iſt es aus Einem Stoff, und nicht erfanden
Die Menſchen es; gleich tönt's in allen Zungen,
Drum iſt's in alle Zonen hin gedrungen.*)

Von den Märtyrern der Zeit, die für den Glauben und die Kirche dulden und bluten, von den eingekerkerten, von den vertriebenen und von den vor die Gerichte geſchleppten Prieſtern; von dem auf den Pariſer Barrikaden, den Verwundeten und Sterbenden das Liebesmahl ſpendenden, erſchoſſenen Erzbiſchof Hyacinth von Affre, bis zu dem erhabenen Marterthum unſeres heiligen Vaters Pius des Neunten, hier zu ſprechen, verbietet uns die Anlage, die wir dieſen Schilderungen zu Grunde gelegt haben, und die von uns feſtgehaltene Rückſicht, nach keiner Seite hin zu verletzen. Wir wollen es hier nur berühren, weil es den Beweis zu vervollſtändigen hilft: daß inmitten des Materialismus der Gegenwart, auch ein idealer Aufſchwung des Geiſtes und Gemüthes noch den Raum findet, ſich im ſchönſten Lichte bemerkbar zu machen. Der prunkende Schimmer deſſen, was man „die moderne

---

*) Aus meinem noch ungedruckten Epos „Ignatius von Loyola.“ Proben daraus ſtanden in der Zeitſchrift „Deutſchland“ und in dem „Pfennig-Album“ für den heiligen Vater.

Intelligenz“ benennt, kann Denjenigen, die ihre Blicke auf dieſe Erſcheinungen richten, nicht mehr allzureizend erſcheinen, und wenn von einer „Ariſtokratie des Geiſtes“ überhaupt die Rede ſein kann, ſo wird wohl Keiner anſtehen, die demutherfüllten Geſtalten unſerer Schilderungen dahin zu zählen.

Pariſer Lichtbilder.

> Si le monde allaist toujours en empirant, au long temps que le monde a duré, nous serions tous anéantis, il n'y auroit plus rien qui valust entre nous. (Considérat. sur l'hist. de France par Louis Leroy. 1570.)

Nie wohl hatte die heilige Kirche, ſeit den früheſten Tagen, eine größere Gefahr zu beſtehen, als in Frankreich zur Zeit ſeiner blutigen Revolution, aber nie hat ſich ihre göttliche Kraft auch ſtärker offenbart, als in dieſem Lande. Man zerſtörte die Gotteshäuſer, man ſchändete die Tabernakel, man mordete die Prieſter, mit einem Federſtriche decretirten die Wahnſinnigen das Daſein Gottes hinweg. Die Ehe war aufgehoben, die Familie abgeſchafft, die Erziehung der Jugend Abtrünnigen überantwortet, die Wiſſenſchaft lag uneingeſchränkt in den Händen der Gottesläugner. Und während dieſer entſetzlichen Epoche wurden dennoch Männer des Glaubens geboren, die bis in die Gegenwart hereinragen. Alle Würdenträger unſerer Kirche, ſelbſt der jetzt regierende

Papſt, ſind jener Zeit entſtammt. Ihre Wiegen ſchwammen auf den blutigen Wellen jener großen Sündfluth, die ſo viel Heiliges und Großes verſchlangen. Auch die Laien, die heute für die Kirche kämpfen und dulden, ſind in den Schulen des Unglaubens unterrichtet worden. Aber Gott wirkte auch hier durch Wunder. Er kommt ſtets wann Er angerufen wird; aber Er kommt auch, ohne daß man Ihm rufe. —

Kaum ein halbes Jahrhundert war vergangen, und fromme Prieſter brachten auf den reicher wieder aufgerichteten Altären ihre Opfer dar, und Millionen lagen vor dem unſichtbar gegenwärtigen Gotte auf den Knieen und flehеten ihn an, daß er ihnen ihre Sünden verzeihe. Das Land, das von den abſcheulichſten Gräueln verwüſtet worden war, deſſen guten Boden die Rüſſel der Encyclopädiſten zerwühlt hatten, auf den Voltaire'ſches Salz geſtreut ward, um ſeine Fruchtbarkeit für alle Folgezeit zu erſticken; es erhob ſich plötzlich, noch zuckend in politiſchen Kriſen der bedrohlichſten Art, zu dem vollen Bewußtſein, daß es ſeinen Gott beſitze, und barg vor Allem, noch ehe es andere Fragen zum völligen Abſchluß bringen konnte, dieſen heiligen Hort, um ſeiner ſicher zu ſein und ſich an ihm zu erkräftigen. Und ſo iſt den Frankreich ein katholiſches Land wieder geworden, das ſich daran erinnert, den erſten chriſtlichen König beſeſſen zu haben, der nach der Sage, beim Anhören der heiligen Leidensgeſchichte das Schwert gezogen und dabei ausgerufen haben ſoll: „Wäre nur ich zur Stelle geweſen!“ Dies hat Frankreich den Beinamen, der älteſten Tochter der Kirche verſchafft, und es wird immer ſein Stolz bleiben, wenn auch eine noch ſo große Schaar von Irregeleiteten, Gleichgiltigen und Zweiflern außerhalb der Kirche vegetirt und dabei fleiſchlich gedeihen mag. Was man die „Kirchliche Reaction“ nennt, datirt nicht von heute. Sie erwacht, ſobald die erſte frevelnde Hand an das Heilige gelegt wird. Der Baum des Katholicismus trägt ſtets befruchtenden Samen; je heftiger der Sturm, deſto weiter wird er getragen, deſto eher findet er ſeinen Boden.

Wo iſt Voltaire und ſein Ruhm? Im heutigen Frankreich iſt die Bezeichnung „Voltairien“ faſt einem Schimpfe gleich zu achten. Schon damals, als der blutige betrunkene Pöbel ſeinen Sarg in das Pantheon übertrug, und ihn in den Straßenkoth fallen ließ, ſagte eine Zeitgenoſſin, Madame Roland, „ce monstre salit la boue!“ Er beſchmutzte den Koth, in den er fiel. Man wird ihm keine Statuen mehr ſetzen und wird ſeinen hundertjährigen Sterbetag wohl ſchwerlich öffentlich feiern; aber den „Dreizehn“, Chriſtus und ſeinen Apoſteln, die er, wie er ſich vermaß, für immer vernichten wollte, werden noch immerfort geweihete Kerzen auf geheiligten Altären verbrannt. Als Voltaire alt geworden war, huldigten ihm die Menſchen und warfen ſich vor ihm nieder, und da fing er an Gott zu fürchten: denn er fühlte ſein Ende nahen. Ja, Voltaire fürchtete Gott wie der Teufel Gott fürchtet: er haßte und erbebte dennoch. Da mußte er ſterben. Seine Seele erſchien vor Gott — Voltaire's Seele! Wen ergriffe nicht ein Schauder bei dem Gedanken? Voltaire ſah Jeſus, von der Glorie der Heiligen umgeben, und nahm dies Bild mit ſich hinab in die Nacht der Verdammniß. —

Und Rouſſeau, der neben ihm in der Gruft des

Pantheon liegt. Wer zollte ihm wohl noch eine beſondere Ehrfurcht heutzutage? Wer gedenkt ſeiner armeniſchen Maskerade, ſeiner Julie, ſeiner Thereſe, ſeiner Klagen über Unglück, das Niemand als ihm ſelbſt zuzuſchreiben iſt, der eine Miſchung von Niedrigkeit und Hochmuth war? Sein Leben beſtand darin, ſeinen Gott, ſein Vaterland und ſeine Kinder zu verläugnen. Der große Mann! —

Gleich beim Eintritte in Frankreich, im deutſchen Elſaß, finden wir viel treue katholiſche Sitte, obgleich der Proteſtantismus, beſonders im obern Theile des Landes, in Colmar und in der reichen Fabrikſtadt Mühlhauſen, breiten Boden gefaßt hat und die bedeutendſten Leute in den Gemeinden zu ſeinen Anhängern zählt. Die Katholiken beichten und communiciren fleißig, machen kleine Wallfahrten, den Roſenkranz in der Hand und knien vor den Crucifixen an den Wegen. Die Hauptwallfahrt wird nach Marienthal unternommen. Die guten Mütter, die guten Frauen des Elſaß pilgern zur heiligen Jungfrau, um die Gebenedeite für ihre Söhne und Männer anzuflehen, die in Afrika dienen. Es iſt bemerkenswerth, daß hier dieſe andächtige Hoffnung auf Maria's Fürbitte den tiefſten Eindruck auch auf die Frauen proteſtantiſcher Confeſſion macht. Näher betrachtet, kann es wohl nicht anders ſein. Die Verehrung Maria's muß auf das Herz jeder Frau eine große Wirkung üben. Eine tugendhafte weibliche Natur wird darüber trauern, wenn ſie dieſes Troſtes entbehren muß. Sie wird im innerſten Herzen katholiſch empfinden, wenn ſie ſich auch nicht entſchließen will, es öffentlich auszuſprechen.

Man könnte viele Beiſpiele von dem großen katholiſchen Geiſte anführen, der unter den Frauen im Elſaß hervorragt. Ich will mich darauf beſchränken, nur zwei anzuführen. Ein Freund erzählte mir von einem Frauenbunde in Straßburg, der die angeſehenſten Frauen in ſich ſchließt. Sie durchziehen die Stadt mit kleinen Wagen, auf denen drei große Gefäße ſtehen. Sie betteln von Haus zu Haus um Lebensmittel für die Armen. Das eine Gefäß iſt für die Suppe, das zweite für die Gemüſe, das dritte für das Fleiſch beſtimmt. Zur Eſſenszeit halten ſie auf freiem Platze vor irgend einer Kirche und vertheilen die Gaben an die Hungerigen. Das iſt gewiß ſehr lobenswürdig, ein Werk der Liebe. Allein die Demuth tritt noch hinzu, und dann wird es bewundernswerth. Wann die Hungrigen geſättigt ſind, ſo ſchöpfen die mildthätigen Frauen auch ihre Kelle und ſättigen ſich mit dem, was die Armen übrig ließen. —

Der hochwürdige Biſchof von Straßburg, einer der gelehrteſten Prälaten, nach dem Zeugniſſe der Franzoſen ſelbſt, iſt der Sohn reicher Landleute in der Umgegend von Schlettſtadt, das, wie Zabern in Saverne, Finſtingen in Fenetranges, Waſſelheim in Waſſelonne, in Scheleſtadt umgetauft wurde.

Als nun der Prälat zum erſtenmale ſeinen Geburtsort beſuchte, wurde er, wie man ſich denken kann, von der Bevölkerung, die ſämmtlich gut katholiſch iſt, mit ländlichem und zugleich kirchlichem Pomp empfangen. Man ſtreuete ihm Blumen auf den Weg, ſang Benedictus, und kniete nieder. Er ſegnete ſie mit der Hand und den Worten: Pax vobiscum!

Da trat die Mutter des Biſchofs, die ehrwürdige

Frau Räß auf ihn zu, und hielt ihrem Sohne, in Gegenwart des herbeigeſtrömten Landvolkes, mit Kraft und wahrhaftem Anſtande eine kurze Anrede, in welcher ſie ihm die Pflichten ſeiner hohen Würde vorhielt. Sie ſprach davon, daß er ein gutes Beiſpiel für Alle abgeben müſſe, und wie man den Böſen bekämpfen ſolle, um das Volk Gottes zu Gott zu führen. Der Biſchof ſchwieg tief bewegt und voll Achtung, ſo lange es der Mutter gefiel ihn zu ermahnen, dann kniete ſie nieder und ſagte: „Und jetzt, Monſeigneur, geben Sie mir Ihren Segen!“

Der Biſchof ertheilte ihn unter Thränen ſeiner Mutter. Und dieſe, in ihrer Einfalt, ſah nicht ein, wie erhaben ſchön das war, was ſie eben gethan hatte. —

Im Weſten Frankreichs finden wir Provinzen, in welchen die Kirche ebenfalls unvergängliche Wurzeln geſchlagen hat. Hier wütheten die Gräuel der Revolution am heftigſten, weil der Widerſtand auch hier am ſtärkſten war, und von der Gewalt nicht bezwungen werden konnte. Das Grütli und ſeine Verſchwörung, ſie mögen immerhin poetiſcher und pittoresker erſcheinen, als die angezündeten Wälder und die verwüſteten Fluren der Vendee und der Bretagne; aber Tell erſchoß Geßler, als dieſer erſt in ſein ſtillfriedliches Familienleben den Eingriff gewagt hatte; die franzöſiſchen Bauern erhoben ſich für den Glauben zum Kampfe gegen Hunderttauſende von Geßlern, und fielen als freiwillige Opfer! Selbſt ein Marſchall Soult, der 1814 erſt einen Herrn verrathen hatte, wollte eine Subſcription eröffnen, um den Glaubenshelden der Vendee ein Denkmal zu errichten; allein ſie bedürfen deſſen nicht, ihr Ruhm ſteht feſt in der Geſchichte, und die Memoiren der Madame de Larochejaquelain, der Wittwe zweier edeln Gatten, die für ihren Glauben ſtarben, haben den Leſern gewiß ebenſoviel Thränen entlockt, als die Verfaſſerin ſelbſt vergoſſen hat. Die Vendee und die Bretagne zählt ihre Märtyrer nach Tauſenden: ſie gehören der Geſchichte unſerer Zeit an, und wenn wir es auch nicht vermögen, ihre Namen und Thaten in dem engen Rahmen dieſer Schilderungen aufzuſtellen; ſo mußte ihrer doch hier Erwähnung geſchehen. —

Um das katholiſche Leben, wie es zur Zeit in Frankreich ſich darſtellt, recht zu begreifen, muß man aber ſeine Blicke vornehmlich auf Paris richten. „Auf Paris?“ hör' ich meine Leſer verwundert fragen, und ich muß darauf antwortend, um einige Geduld erſuchen.

Wenn man von Paris heimgekehrt iſt, und dort mit größerer oder geringerer Theilnahme das rege Treiben beobachtet, wohl auch das Pariſer Leben „*genoſſen*“ hat, ſo gehört es zum guten Ton unter gewiſſen Leuten, darüber zu ſchimpfen, und zur Wahrung ſeines guten Leumunds vor Dieſem oder Jenem, mit deutſcher Geſinnung zu prahlen, allen franzöſiſchen Schmutz von ſich abzuſchütteln und das „moderne Babel“ an den Pranger zu ſtellen. Daß in einer Weltſtadt von dem Umfang und der Bedeutung des heutigen Paris, die ſocialen Extreme ſich ſchroff gegenüber ſtehen: oder daß Luxus und Dürftigkeit, Tugend und Laſter, hier oft ſich inniger berühren, ſich in einander verſchlingen, und ungeheuerliche Geburten zu Tage fördern: daß den concentrirteſten Reichthümern vielfach Mittel zu Gebote ſtehen, die Armuth zu berücken und zu verführen, und daß endlich eine überfeinerte Sinnlichkeit auf wahrhaft entſetzliche Bahnen leitet, vor denen jedes ſittliche Gefühl zurückſchaudern muß: wer wohl dürfte ſich unterfangen, dieſe fürchterliche Wahrheit wegläugnen zu wollen, die zwar keine Entſchuldigung, aber ihren erklärenden Grund darin findet: daß die zwei Millionen, die hier in dem Bezirke einer Stadt zuſammengedrängt wohnen, ihr Leben nach verſchiedener Weiſe friſten müſſen, ihre Bedürfniſſe befriedigen, ihr Element ſuchen, in welchem ſie nach ihrer Art ſich behaglich fühlen wollen. Nirgend wie hier zeigt ſich die Kontagion, die nicht vermieden werden kann; nirgend wie hier empfindet man aber auch, daß der Menſch des Menſchen bedarf, um ſeine Ziele im Guten wie im Schlimmen zu erreichen. Dieſes unaufhaltſame Drängen und Treiben, welches den Fremden ſchon auf der Straße, bei dem oberflächlichſten Blicke unangenehm berührt und zurückſcheucht, welche Bedeutung erhält es erſt, wenn es näher durchforſcht, ergriffen, empfunden, an ſich ſelbſt erprobt wird, und wir uns entſchließen müſſen, den modernen Todtentanz mitzuwalzen, gegen den die naive Auffaſſung Holbein's und der andern Maler, wie ein wehmüthiger Scherz erſcheint. Aber Paris iſt ein Meer, das alle faulenden und ſchädlichen Stoffe in ſich birgt, ohne die Peſt zu verbreiten. Dem ſtagnirenden Sumpfe entſteigen die Alles ringsher verpeſtenden Miasmen; die gewaltige Bewegung des Meeres erſtickt ſie im Keime; ſeine Wogen decken ein ewiges Grab, aber auch ein ewiges Leben. Was in einer kleinen Stadt Allen zum unausbleiblichen Verderben gereichen würde, weiht hier nur einen kleinen

Theil dem ſittlichen Untergang, und geht an dem Uebrigen ſpurlos vorüber. Was der Vernichtung als überreif verfiel, mag immerhin verweſen; das Edle, Gute, Fromme, Gotterfreuliche keimt und gedeiht daneben in heiliger, ſtarker und geſunder Kraft fort. Faßt man dies in's Auge, ſo findet man leicht den Commentar zu den wechſelvollen und ſich häufig widerſprechenden Erſcheinungen des Pariſer Lebens. Die Verkaufsladen ſchließen ſich in ſtets ſteigender Progreſſion an Sonn- und Feſttagen, weil die chriſtliche Bevölkerung angefangen hat, nur in ſolchen Laden ihren Bedarf zu holen, die dieſer Vorſchrift nachkommen; die Kirchen und Beichtſtühle ſind immer gefüllt und zwar zu allen Tageszeiten; die Predigten und Anſprachen, die von den vorzüglichſten und berühmteſten Kanzelrednern, bei verſchiedenen Anläſſen, als Retraite, um Erbauung zu wecken, zum Almoſenſpenden anzufeuern, wohl jeden Tag in der Woche, in den Hauptkirchen gehalten werden, ſind ſtark beſucht; allen ſonſtigen Andachtsübungen wohnt die Menge bei, die Mitglieder der Bruderſchaften (confrèries) nehmen täglich zu, und in allen Ständen zeigt ſich derſelbe Geiſt.

Eine Wanderung durch die Stadt wird uns die Beiſpiele liefern.

Vor uns liegt die altehrwürdige Kathedrale Unſerer lieben Frau; heute ſind die großen Pforten des Portals weit geöffnet. Euere gewöhnlichen Pariſer Correſpondenten, meine lieben deutſchen Leſer, wiſſen euch ſtets nur zu berichten von den erſten Theatervorſtellungen, die ſie wohl nach neueſtem Schriftgebrauch „ein Ereigniß“ nennen. Wie ſich dann bei einem ſolchen Ereigniß die

Maſſen herzugedrängt, wie die Carroſſen der glänzenden Welt im langen Zuge vorgefahren und die ſchönen, vornehmen Damen in die „Tempel der Kunſt" gewallfahret. Je nun! was jene Herren euch mit großem Pompe journaliſtiſchen Styls ſchildern, ihr ſehet es heute an der Frauenkirche ſich wiederholen. Eine ſtolze Wagenreihe, aber nicht die Coupés und Cabriolets, in denen man zum Theater fährt, ſondern die prächtigen Staatskutſchen, blaſonnirt und vergoldet, die Prachtlivreen der alten Geſchlechter, die in ihren, von Kloſterähnlichen Mauern umgebenen Erbſitzen der Vorſtadt St. Germain, ein zurückgezogenes Leben führen, rollen vor. Es ſind die Farben der Larochefoucauld, Soubiſe, Clugny, Latremouille, Montmorency, Grammont, Latour. Das iſt doch auch wohl ein Ereigniß; die Herren Zeitungscorreſpondenten mögen es zu Gute halten, wenn ich es ſo zu nennen mir erlaube. Aber welche Urſache liegt hier zu Grunde?

Als der heilige Ludwig aus Paläſtina zurückkehrte und die heilige Kapelle in ſeinem Palaſte erbaute, legte er in derſelben die größte Reliquie nieder, die ſeinem glühenden Eifer gelungen war, zu erlangen: die heilige Dornenkrone Chriſti. Die heilige Kapelle wurde in der Revolution zerſtört, aber die Reliquien konnten gerettet werden. Sie wurden nun in der Kathedrale aufbewahrt, wo die heilige Krone, ein Nagel des Kreuzes, und eine Kreuzpartikel (das aus der Pfalz ſtammende palatiniſche Kreuz) am Gründonnerstage zur Adoration auf einem eigens dazu errichteten Altare ausgeſtellt, und am Charfreitage um vier Uhr den Gläubigen zum Kuſſe dargereicht werden. Tauſende, viele Tauſende drängten ſich hinzu, dieſer Gnade theilhaft zu werden. Die Fürſtin aus altem Hauſe, die reiche Weltdame von neuerem Datum, Soldaten von allen Graden, der Handwerksmann, Bürgerfrauen und Mädchen, der Künſtler im mittelalterlichen Haarſchmuck, der glattgeſchniegelte Elegant, das zitternde Alter, die kräftige Jugend. Ich, der ich ſtundenlang, mich langſam vorſchiebend, dem Heiligthume nahete, fühlte mich unangenehm geſtoßen und gedrängt, und ſah mich genöthigt, der vorwärts arbeitenden Kraft hinter mir feſten Widerſtand zu leiſten, und ſie zurück zu drängen. Als ich endlich ſo glücklich war, innerhalb der Schranken, den Heiligthümern gegenüber mich zu befinden, warf ich zufällig, ehe ich niederkniete, einen Blick rückwärts. Aber wie ward ich da wehmüthig beſchämt, als ich eine kleine ehrwürdige Greiſin, im eleganteſten Hute und feinſten Zobelpelze erblickte, die zitternd und ſchwankend aus dem Gedränge ſich wickelte, und nun einſah, daß dieſe alte Frau, um ſich vor Erſticken und Erdrücken zu ſchützen, mir die Püffe in den Rücken verſetzt hatte, die ich geduldiger hingenommen haben würde, wenn ich ihre Urheberin geſehen.

Die heilige Kapelle (la sainte Chapelle) wird nach ihrer völligen Wiederherſtellung dieſe großen Reliquien wieder zurück empfangen. Sie wurde an dem einen Flügel des jetzigen Juſtizpalaſtes erbaut, der ehemals die Reſidenz der alten franzöſiſchen Könige war, als noch der gegenüberliegende Louvre ein Jagdſchloß, inmitten der Gehölze am rechten Ufer der Seine, und die Tuilerien eine Ziegelbrennerei waren. Die Kapelle, welche als Schloßkirche diente, beſteht aus einer Krypta und dem obern Bau. Die Erſtere lag noch in Trümmern als ich ſie zuletzt ſah: die Letztere war faſt gänzlich wieder hergeſtellt. Es waren für das Werk ſchon über zwei Millionen Franken aufgewendet worden; eine ungeheuere Summe, wenn man die Kleinheit des Gebäudes betrachtet, die ſich jedoch ſehr bald herausſtellt, wenn man die Pracht dieſer Conſtruction dabei in Erwägung zieht. Die Wände ſind, bis zu den Gewölben hinan, faſt ganz aus Glas beſtehend, das mit Malereien bedeckt iſt, die nur von ſehr ſchlanken, zierlich gearbeiteten Säulen unterbrochen werden. Die untern Theile des Mauerwerks ſchmücken Arabesken, in den brennendſten Farben ausgeführt, die in dem morgenländiſchen Style gehalten ſind, den der heilige Ludwig aus dem Oriente mitbrachte. Ueber dem Altare erhebt ſich ein aus Cedernholz geſchnitzter, auf Säulen ruhender Baldachin, unter dem der Reliquienſchrein ſeinen Platz erhält. Rechts vom Altar befindet ſich eine weite halbrunde Niſche, in der Art der Divans in den Feſtlocalen vornehmer Orientalen, welche **la Salle du Roi** heißt, wo Ludwig der Heilige die Meſſe hörte. Gegenüber iſt ein kleines Fenſter, **le bon jour à la Reine** genannt, von welchem aus die Königin Blanche die heilige Handlung am Hochaltar wahrnehmen konnte. Daneben endlich iſt das kleine Gemach, mit vergittertem Fenſter und einer eiſernen Thür mit ſchweren Riegeln und Schlöſſern, gleich einem Kerker verwahrt, wo Ludwig XI., in ſteter Furcht und Angſt für ſein Leben, während der Meſſe ſich aufhielt. Die heilige Kapelle verleiht dem ſtolzen Paris, durch ihr hohes, vergoldetes Dach, das alle übrigen Dächer überragt, und von welchem ſich die kühne, gleichfalls mit Vergoldungen überdeckte Nadel (Flèche) hoch emporhebt, noch überdieß einen unbeſchreiblichen Schmuck.

Verläßt man die Frauenkirche und zieht die lange St. Jacobsſtraße hinan, ſo erreicht man die Kirche der heiligen Genovefa, der Schutzheiligen von Paris. In der Revolution wurde aus dieſer Kirche ein ſogenanntes Pantheon gemacht, das dem Andenken „großer Männer“ von dem „dankbaren Vaterland“ gewidmet worden war, nun aber wieder Gott zu Ehren neu geweiht wurde, und die goldene Tumba mit den Reliquien der Schutzpatronin wieder erhalten hat. In der Gruft befinden ſich zwar noch immer die Särge von Voltaire und Rouſſeau, während Andere auf die Friedhöfe geſchafft wurden, und die Inſchrift über dem Eingange prahlt noch immer: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Dies hindert aber nicht, daß hier fortan wieder Gott dem Herrn, und nicht dem Unglauben und der menſchlichen Eitelkeit gehuldigt wird, und daß täglich Hunderte von Andächtigen vor den Reliquien der heiligen Genovefa im Gebete knieen.

Von hier führt die St. Jacobsſtraße uns ſtets weiter, faſt bis zu den äußerſten Barrieren, nach der Straße der Urſulinerinnen. Hier halten wir vor der kleinen, unanſehnlichen Pforte eines anſcheinend gewöhnlichen Wohnhauſes, die uns in einen Hof führt. Auf unſere Frage ſagt uns die Pförtnerin, daß wir nur in die Thür rechts eintreten ſollen. Wir ſtehen hier abermals in einem Gott geheiligten Raum. Es iſt eine mäßig große Kapelle, deren Wände und Pfeiler mit rothem Sammt überzogen ſind, reich mit Gold verbrämt, den heiligen Namen Maria und Sprüche der heiligen Schrift, in Stickereien, dem Blicke darbietend. Auf dem Altare ſchwebt, von Engeln getragen und von myſtiſchem Kerzenſchein umgeben, ein reicher Tabernakel, zur Anbetung aufgethan; und innerhalb des Gitters, welches den Raum der Kapelle in zwei ungleiche Theile ſcheidet, knieen fünf ſchwarzgekleidete, von ſchwarzen Schleiern umhüllte Frauengeſtalten, tief im ſtillen Gebet verſunken. Vor dem Gitter, wo auch wir uns zu beten anſchickten, knieeten — ſo oft wir kamen, und es lagen einmal zwei Jahre dazwiſchen — ſtets Beter in Andacht. Dieſer Ort, den der gewohnliche Beſucher der ſehenswerthen Stadt Paris, der ſie in wenigen Tagen oder Wochen, nach der Anleitung ſeines Reiſehandbuchs, ganz und gar kennen lernen will, gewiß nicht beſucht, iſt die Kapelle der ſühnenden Anbetung (de l'adoration réparatrice). Dreißig edle Frauen, großtentheils aus vornehmem Geſchlechte, haben ſich in eine religioſe Genoſſenſchaft zuſammengethan, zur ewigen Anbetung des heiligen Sacraments des Altars, um für die Gräuel der erſten Revolution, für jene Menſchen und ihre Handlungen, Gnade zu erflehen. So oft man die Kapelle beſuchen mag, immer wird man einige dieſer hochherzigen chriſtlichen Frauen, ihrer freiwillig übernommenen Pflicht obliegen ſehen und eine Anzahl Andächtiger, die ſich ihnen anſchließen, um ihr Gebet zu verſtärken.

Ich kann das Gefühl nicht ausdrücken, das mich ergriff, als der hochwürdige Vater Riſard von der Geſellſchaft Jeſu mir dieſe Thatſache mittheilte, und als ich zum erſten Mal in jenen geheiligten Raum trat. L'oeuvre du bon Dieu! das Werk des guten

Gottes, ſo nennt das Volk dieſe und ähnliche Aeußerungen des chriſtlichen Lebens. Und es ſind deren genugſam aufzuweiſen. L'oeuvre du bon Dieu iſt die duftendſte, in chriſtlicher Demuth prangende und dabei doch ſo majeſtätiſche Blüthenkrone, die ſich aus dem modernen Babel erhebt, das neben dem ewigen Grabe auch ein ewiges Leben in ſeinem Schooße birgt. Die größte Erſcheinung auf dieſer Welt, die katholiſche Kirche, ſcheidet ſich nicht nach Staaten oder Nationen, ſie waltet überall gleich, und ihr Gebiet iſt nicht kleiner als der Erdboden. Daher wird ein Katholik, der mit Recht ſich dagegen emporte, ſeine Landsleute franzöſiſcher Sitte und Pariſer Moden huldigen zu ſehen, den hier von mir geſchilderten Erſcheinungen ſeine innigſte Anerkennung zollen dürfen, ohne ſeinem nationalen Bewußtſein dadurch zu nahe zu treten. Ich haſſe die Scheinheiligkeit, die ängſtlich wacht, daß Jemand am Sonntag in ſeinem Zimmer die Taſten eines Klaviers berühre; allein deſto mehr ergreift mich die Aeußerung ächter, opferfähiger Liebe. Mir iſt in keiner puritaniſchen, in keiner pietiſtiſchen Gemeinde, die ihr Chriſtenthum in Tractätchen und jeder andern beliebigen Weiſe mit der großen Glocke ausſchellt, ein Zug vorgekommen, wie die ſtillverborgene Buße der geräuſchloſen ewigen Anbetung, in der Kapelle der Rue des Ursulines zu Paris, inmitten des allgemein als frivol und ſittenlos verſchrieenſten Volkes. Der Tumult des Lebens, der Troß der Genießenden wälzt ſich an den Mauern der Kapelle vorüber; aber dennoch finden ſich genug, um ſie alle Tage, vom Morgen zum Abend, mit Andächtigen zu füllen. Man ſage nicht: in der ungeheuren Bevölkerung giebt es wohl Einige, die das thun mogen. Es genügten nicht Einige; es gehören Tauſende dazu. Die leichte Art, mit der man ähnliche Dinge, deren Erklarung nicht auf der Hand liegt, abzuweiſen ſucht, iſt bekannt genug. Sie erſcheint allerdings denen am Bequemſten, die entweder aus Unverſtand, oder aus einer ihnen inwohnen Scheu, die ſie ſich ſelbſt nicht geſtehen mögen, an dem Vorhang nicht lüpfen wollen, der das Heilige verbirgt. —

Eine liederliche Hand hat dem großen Haufen zwar den Vorhang von den „Geheimniſſen von Paris“ weggezogen: allein ein Geheimniß iſt damals von ihr noch nicht enthüllt worden; das ſchauerige Myſterium des „Tempels“ in Paris, jenes Thurmes, in welchem die gekrönten Schlachtopfer ihre letzten Tage zubrachten. Von dort aus beſtiegen Ludwig XVI., der Enkel des heiligen Ludwig und Maria Antoinette, die Enkelin des heiligen Leopold, als Märtyrer das Schaffot, und in demſelben Thurme ſtarb ihr Sohn, dem ihre irdiſche Krone gebührte, weil Gott auch die reine Unſchuld der hingeopferten Tugend beigeſellen wollte. Ein franzöſiſcher Schriftſteller hat mit hiſtoriſchem Ernſte und lauterſter Gewiſſenhaftigkeit erſt vor wenigen Jahren dieſes Geheimniß an das Tageslicht gezogen,*) und wer mit ihm durch das alte Gemäuer des „Tempels“ wandert, in den engen Gemächern weilt, treppauf, treppab durch die Gänge ſchweift, die Winkel durchſpäht, von den Mauern die Geſtändniſſe erduldeter Qualen, die Worte der Verzeihung beim Abſchied vom Leben herunterlieſt, der ſieht ſich plötzlich zur Höhe der entſetzlichen Schädelſtätte getragen, von welcher er das brandende Meer der franzöſiſchen Revolution, ihrer ungeheuerſten Verbrechen und der abſcheulichſten Frevel, ganz überblickt.

---

*) Der Vicomte A. de Beaucheſne: Louis XVII., sa vie, son agonie, sa mort. Paris. Plon frères.

Das iſt es, was trotz der allgemeinen Bewegung der Geiſter, der unendlichen ſocialen Umgeſtaltung, in vielen Köpfen und Herzen, die wahrlich nicht zu den letzten und ſchlechteſten zählen, eine unüberwindliche Neigung erzeugt hat, eine fromme Begierde, Werke der Sühne zu vollbringen. Ein edler Sinn wacht darüber, daß ſie nicht den Leidenſchaften des Tages Nahrung geben, daß ſie nicht zu Demonſtrationen im modernen Sinne ausgebeutet werden können. So verſchließt ſich denn Alles in dem ſtillen Raum der Menſchenbruſt und in der Kraft des Gebetes.

Man erinnert ſich noch heute der rührenden Wandinſchrift in der Haftzelle der Königin:

27 mars 1793, 4 pieds, 10 pouces, trois lignes;

und darunter:

3 pieds, 2 pouces;

das war die Größe ihrer Kinder. Und es giebt noch jetzt viele Leute, die bei dieſer Erinnerung Thränen vergießen.

Iſt es dann nicht erklärlich, daß man auch jener Inſchriften gedenkt, welche im Zimmer von Madame Eliſabeth auf der Wand ſich vorfanden?

Per agoniam, et passionem tuam,
Libera nos!
Per mortem, et sepulturam tuam,
Libera nos! — —

Daß man dabei an den Gegenſatz zurückdenkt, der Litaneien im Kerker und des Ça ira draußen? Die Pariſer empfinden es tief, wenn auch Viele unbewußt, daß die Ausgleichung noch immer nicht gefunden iſt und ſchwer gefunden werden kann, und begnügen ſich daher bei den frommen Werken, die ſie im Stillen üben.

Man ſchelte uns nicht, weil wir in den Aeußerungen der Andacht bei den Pariſern dieſen Grundzug annehmen, allzu devot oder gar reactionär. Es kommt uns nicht in den Sinn, an dieſem Orte für die alte Regierungsform, oder die alte Dynaſtie plädiren zu wollen. Wir beſchränken uns nur auf das religiöſe Moment in den angeführten Thatſachen, und möchten im Voraus dem banalen Irrthum begegnen, als ſeien ſie nur allein von den Prieſtern hervorgerufen. Es iſt nicht darüber zu ſtreiten, daß Prieſter großen Einfluß auf ihre Pflegbefohlenen auszuüben vermögen; und mit Recht Seelſorger genannt werden. Allein welche Macht ſtände dem eifrigſten, beredteſten und dazu fähigſten Prieſter zu, wenn nicht die Menſchen ihm dabei durch ſich ſelbſt Beiſtand leiſteten? Wie würden ſeine Worte in einer Stadt wie Paris, ins Leere verhallen, wenn ſie nicht in den Herzen eine mächtige Reſonanz fänden? —

Wir wollen weitergehen, und ſind deſſen gewiß, noch mehrere Belege für unſere Meinung zu finden.

Am Ende der engen und ſchmutzigen Siegesſtraße, die von dem Börſen- nach dem Siegesplatze führt, liegt die Kirche der Minoriten (petits pères oder pères mineurs), ſonſt auch „Unſere liebe Frau vom Siege“ (Notre Dame des Victoires) genannt. In dieſer Kirche ſtrahlt im ununterbrochenen Glanze der Kerzen und Ampeln das Gnadenbild der heiligen Gottesmutter, das ſich durch unzähliche Wunder den zu ihm Betenden bewieſen hat. Die Inſchriften auf Marmortafeln, welche die Wände bis zum Gewölbe vollſtändig bekleiden, bezeugen es. Es ſind hier nicht die gewöhnlichen Votivbeine und Arme, die Wickelkinder, die Krücken, die Augen, die wohl auch im Stande ſind, das Gemüth der Chriſten troſtreich anzuregen, ſondern es ſind deutliche, Allen verſtändliche Worte, die ſowohl zum Herzen wie zum Verſtande ſprechen.

Hier iſt es eine Gattin, welche Maria für die Rückkehr ihres Gatten dankt: dort danken Eltern für den gebeſſerten Sohn: Geſchwiſter danken für ihre Ausſöhnung nach langem Zwiſte; eine Schiffsmannſchaft dankt für die Errettung aus Sturmesnoth: Soldaten geloben ewige Dankbarkeit den Kriegsgefahren glücklich entkommen zu ſein u. ſ. w. Das Gnadenbild in der Minoritenkirche iſt dem unbefleckten Herzen Maria's geweiht. Zu allen Zeiten ſind an dieſer Stelle Wunder geſchehen. Dieſes Bild bekehrte Alphons Ratisbonne und den Virtuoſen Hermann, der jetzt im Ordenskleide der Predigermönche auf ſo feuerige, eindringliche Weiſe zur Buße und Bekehrung Anderer wirkt. Dies iſt das Muttergottesbild, aus deſſen Hand die Segensſtrahlen ſich ergießen, wie wir es auf der Medaille abgebildet ſehen, die auf ſo vieler Tauſend Katholiken Bruſt ruht. Zu allen Stunden iſt die Kirche mit Andächtigen gefüllt, die vor dem Altare des heiligen Joſeph und des unbefleckten Herzens Maria's dem Gebete obliegen. Dabei bemerkt man ein ſtetes Kommen und Gehen in dieſen Hallen.

In der großen Sacriſtei iſt ein förmliches Bureau organiſirt, wo die Certificate über die Aufnahme in die Erzbrüderſchaft des unbefleckten Herzens ertheilt werden. Gegenüber drängt man ſich, um Kerzen aller Art zu kaufen und ſie vor dem Bilde der Gnadenmutter anzuzünden. Vor dem Eingange ſind Medaillen, Bilder und Beſchreibungen zu haben. Es iſt ein glaubenerfülltes Treiben, wie man es ſtets an Wallfahrtsorten erblickt, und es wäre nichts beſonders Auffallendes dabei, wenn man nicht daran dächte, daß dieſe Erſcheinung in Paris ſtattfindet: gerade in der Mitte zwiſchen dem Palais-Royal und dem Boulevard, nur hundert Schritte von dem Theater des Vaudeville, der frivolſten Bühne der Welt, und der Börſe, dem coloſſalſten und verderblichſten Spielhauſe der Welt entfernt!

In der zweiten Hälfte des April wurden mächtige Gerüſte in der Kapelle des Gnadenbildes aufgeſchlagen: die Apoſtelſtatuen des Eingangs wurden von ihrer Stelle gerückt, die Beichtſtühle entfernt, die Ampeln erloſchen, und das Bild auf dem Altare, mit dem ſtrengen und doch ſo liebenden Ausdruck, das den göttlichen Knaben, auf der Weltkugel ſtehend, umfangen hält; die darunter im Glasſchrein ruhenden Reliquien der heiligen Aurelia,*) und die beiden Gemälde, zur Seite des Altars, wurden ſorgfältig verhängt. Nur der Lichterſtock mit den unzähligen Opferkerzen brannte fort, allein er wurde aus dem Bereiche der Kapelle gerückt. Es galt einer durchgreifenden verſchönernden Reſtauration, um die nahe bevorſtehende Maiandacht deſto prächtiger zu feiern. Jeden Tag ſah man mehrmals den ehrwürdigen greiſen Pfarrer von Notre Dame des Victoires, Abbé Desgenettes, der nunmehr verſtorben iſt, zu den Arbeitern kommen, um ſie anzuweiſen und das Werk zu überwachen. Mit den letzten Tagen des April war Alles beendigt, und am Vorabend des erſten Mai wurde die erſte Andacht gehalten, wie es auch in andern Kirchen von Paris, doch oft mehr elegant und weltlich, wie z. B. in Notre Dame de Lorette und la Madeleine, wenn auch ſtets mit großem Glanze, der Fall iſt.

---

*) Ob dies die Tochter Hugo Capets ſei, die der Sage nach 1027 in Regensburg geſtorben, oder jene weniger bekannte Heilige, die 383 in Straßburg ſtarb, habe ich nicht erfahren. Das Heiligen-Lexicon führt noch fünf außer dieſen an.

Unſere Kirche N. D. des Victoires war ſchon vor der Zeit überfüllt, und wer zuletzt nicht den Weg durch die große Sacriſtei, in welche man aus dem Hofe des Mairehotels in der Börſenſtraße tritt, eingeſchlagen hätte, würde nicht mehr in die Kirche haben hineindringen können.

Wie ſchön war hier Alles! Wie glänzten die neuen Vergoldungen und die friſchen Farben im Kerzenſcheine! Von allen Pfeilern ſenkten ſich rieſige Standarten von veilchenblauem Sammt mit goldenen Stickereien, aus denen der Name Marias hervorleuchtete, und in deren Mitte ſich ein ſtets wechſelndes Bild zeigte, welches einen merkwürdigen Moment aus dem Leben der heiligen Jungfrau darſtellte. Der Altar war mit Kerzen beſäet, und zwiſchen denſelben erhoben ſich hohe Büſche von weißen Roſen, weißen Paſſionsblumen und Lilien. An dem, den Altar umgebenden, Goldgitter hatten fromme Hände ihre dargebrachten Blumenſpenden geheftet, die in ihrem mannigfachen Farbenſpiel, zu dem weißſchimmernden Schmuck des Altars, einen maleriſchen Kontraſt abgaben und das Bild wie mit einem zierlichen Rahmen einfaßten.

Im hohen Chore, vor der kleinen Orgel, hatten ſich die Sänger verſammelt, und ſtimmten ihre herrlichen Hymnen an. Schöne Stimmen, beſonders der hohe Discant der Knaben, von ausgezeichnetem Klange. Mit inniger Wonne horchte das Ohr, während die Bruſt ſich ſtärker hob, das Auge ſich mit Thränen füllte, und Gemüth und Sinne ſich zum Himmel emporſchwangen. Ein ausgezeichneter Prediger hielt, während des ganzen Monats, den Sermon. Die Feier währte von halb acht bis halb zehn. Am freudigſten und mein Herz im Innerſten rührend und bewegend, klang mir ſtets ein altes Lied an die heiligſte Jungfrau, welches zu Anfang und Ende des Dienſtes von den Sängern angeſtimmt wurde, bald mächtig anſchwellend, bald leiſe verſchwebend, das ſich meinem Gedächtniſſe für immer eingeprägt hat. —

Während der Charwoche leiteten ausgezeichnete Prieſter die Retraiten für Männer und Frauen in den verſchiedenen Hauptkirchen der Stadt. Vor Allen zeichnete ſich hierbei der hochwürdige Vater Felix von der Geſellſchaft Jeſu aus, der nebſt dem Jeſuiten Vater Ravignan, für den bedeutendſten Prediger von Paris galt. Vater Ravignan iſt ſeitdem aus dem Leben geſchieden. Außerdem wurden, während der ganzen öſterlichen Zeit, um zwei und um vier Uhr, alſo nach Pariſer Sitte, noch vor dem Eſſen, Gelegenheitspredigten (sermons d'occasion) gehalten; namentlich viele zur Beförderung der Mildthätigkeit. Ich hatte Gelegenheit mich von ihrer unmittelbarſten Wirkung auf das Augenfälligſte zu überzeugen. Der Redner charakteriſirte in kurzen aber ſchlagenden Worten die verſchiedenen ſocialen Richtungen. Er zeichnete den hohen Adel mit ſeinem großen Grundbeſitz, den Bankier mit ſeinem ſtets circulirenden Reichthum, die Künſtler, Dichter, Schriftſteller mit ihren geiſtigen Erwerbsquellen, den Bürger mit Induſtrie und Handel, den kleinen Mann mit den Dienſten, die er zwar zu ſeinem eigenen Vortheil, aber dennoch Allen darbringt, den Bauer der die Frucht zur Ernährung für Alle baut und den Kern des Heeres aus ſeiner Mitte ſchickt zum Schutze des Landes, das Alle trägt, den Prieſter endlich, der Alle lehrt, unterweiſt, emporrichtet, ſtärkt und ſegnet. Er zeigte die Wechſelbeziehung Aller zu einander; er wies nach, wie Eines dem Andern giebt und von dem Andern empfängt, und ſo ſich einander ergänzend, die Geſellſchaft, die große Familie des Staates bildet. Nur Eines iſt davon ausgeſchloſſen, ſagte er, nur Eines iſt ſtets bereit zu empfangen, und giebt dafür nichts her. Ein Jeder bringt ſeine Waare auf den Markt; ſeine Arbeit, ſeine Kunſtſchöpfungen, die Früchte ſeines Bodens, ſeine Lehren, ſeine Erfindungen, ſeinen mächtigen Schutz, den er willfährig den Beſtrebungen der Andern verleiht. Nur der Eine hat keinen Boden, um Früchte zu erzielen, keinen Geiſt, Kunſtwerke zu ſchaffen, kein Wiſſen, um zu lehren, keine geſunden Knochen zur Arbeit, keine Macht, um zu beſchützen. Hilflos ſteht er da, ſtreckt die zitternde Hand aus und blickt euch mit dem matten Auge an, damit ihr ihm gebet, daß er das Leben, das nackte Leben friſte. Ihr wendet euch ſchaudernd von ſeinem Elend weg, und wenn ihr euch ihm nahet, ſo reichet ihr ihm eine Spende — aus Mitleid. Aber ihr täuſchet euch; betrachtet die Sache näher und ihr werdet finden, daß der Mann, den ihr einen armen Bettler nennt, auch eine Waare hat, die er euch geben kann, eine köſtliche Waare, eine Waare von unnennbarem Werthe. Dieſe Waare iſt der Segen Gottes, den er für euch erbittet. Das Gebet des Armen verſchafft ihn euch. Kauft ſie von ihm, kauft reichlich ein bei den Armen und ihr werdet das Himmelreich dadurch gewinnen.

Das hier nur kurz Angedeutete, von dem geiſtlichen Redner in ſtrengſter logiſcher Folge Entwickelte, in reichſter Ausmalung und in beredteſter Weiſe Vorgetragene, bewirkte eine wunderbare Rührung, und als man die Kirche verließ, ſaßen Schweſtern im Ordenshabit, Damen in ſeidenen Gewändern, ſchlichte Bürgerfrauen und Mädchen, und hielten den Hinausgehenden Büchſen, Teller und prachtvolle Vaſen von Vermeil hin, welche die großen Familienwappen zierten, und rechts und links flogen die Sous der Proletarier, die Frankenſtücke, die Napoleons; und Jeder wollte die Noth der Aermſten lindern helfen und den Segen Gottes damit erkaufen. Dieſe Pariſer der Gegenwart bekunden es noch immer, daß aus ihnen der mildthätigſte Menſchenfreund, der heilige Vincenz von Paul, hervorgegangen iſt.

So ungerecht es auch iſt, ſo iſt man dennoch hier und dort Scenen abhold, wie die eben erwähnte. Solche Franzoſen, die ſich der Kirche gänzlich verſchließen und ſich ſo obenhin mit ihrem weiteſten Gewiſſen nach Gutdünken abfinden, nemen wohl die Bemühungen des

Prieſters ein guêt-à-pans, zu deutſch: eine Falle; die vermittelnden Damen, ſeine Helſershelfer, ſind ihnen unliebſame dévotes, womit ſie Heuchlerinnen bezeichnen wollen. Es erſcheint ihnen wie Zwang; ſie ſagen, die Kirchenbeſucher würden zum Almoſen gepreßt und dergleichen mehr. Die religiöſen Züge, von der Kirche genährt und belebt, die ſie nicht in ihrer einfachen Größe und Schönheit zu faſſen vermögen, ſtacheln ſie zum Zorn auf, geben ihnen Worte der gehäſſigſten Entrüſtung ein. Es iſt daſſelbe Gefühl, welches eine in ſchmutzige Lumpen gekleidete Straßenkehrerin antreibt, mit dem Beſen ein wenig Koth auf eine Dame zu werfen, die in Sammt und Seide an ihr vorübergeht. Der Straßenkehrerin mag dieſe erbärmliche Rache genügen; aber Leute, die im Stande wären, die Dame zu grüßen und ihren Dank dafür zu empfangen, ſollten es billig verſchmähen, in den Koth zu treten, um ſie auf gemeine Weiſe zu beſchmutzen. Dies iſt ein unerklärliches, aber wahrhaft trauriges Zeichen unſerer Zeit, das wir bei dieſem Anlaß erwähnen zu müſſen glauben.

Wir kannten viele ſolcher ſogenannten dévotes oder Betſchweſtern, wie wir ſagen würden. Ich gedenke hier längſtvergangener Zeiten, als ich einſt in der guten katholiſchen Stadt Warſchau am frühen Morgen von einer jungen, ſchwarzverſchleierten Dame überraſcht wurde, die mir eine Büchſe entgegenhielt, um für das arme Haus „zum Kindlein Jeſu“ einzuſammeln, woſelbſt Arme und Kranke, Alte und Junge Verpflegung finden. Sie wurde, des Anſtands wegen, von zwei ältlichen Herren in Uniform und mit Orden geſchmückt, begleitet, um anzudeuten, welchem Stande ſie angehöre, und um jedes Mißtrauen zu verſcheuchen. Als ſie mich verlaſſen hatten, hörte ich ſie bei meinem Wandnachbar eintreten, und ſo machten ſie die Runde bei allen Fremden des Gaſthofs. Die junge Dame ſprach zitternd einige Worte, als ſie die Gabe von mir erbat, und ich konnte mir denken, wie ſehr ſie dieſer Morgenbeſuch angriff. Aber ſie unterzog ſich dennoch der frommen Pflicht, und ich muß geſtehen, daß die ganze Art und Weiſe, wie dies geſchah, mich mit Bewunderung erfüllte.

Betrachtet einige dieſer frommen Frauen näher und ſehet einmal zu, ob ihr ſie verachten, ob ihr ſie Heuchlerinnen ſchmähen könnet.

Dieſe hier iſt von altem Adel: unter ihren Ahnen zählt ſie große und mächtige Männer, die dem Staate im Frieden und im Felde gedient haben. Nicht ein Verbrecher iſt darunter. Keine Strafe beſudelte jemals dieſen Stammbaum. Sie beſitzt einigen Stolz darauf; aber ſie verſchmäht es dennoch nicht, Vereinen und frommen Bündniſſen anzugehören, die von Bürgerfrauen geleitet werden, die in dieſen Werken erfahrener ſind als ſie. Die Schönheit ihrer Jugend iſt noch nicht ganz verblichen; ihr ganzes Leben war dem Wohlthun geweiht; mit ihrem Gatten lebte ſie in unverbrüchlicher Treue. Jetzt geht ſie getroſt dem Alter entgegen und widmet ſich ausſchließlich den Werken der Demuth und Buße. Statt des Roſenkranzes von Gold und Edelſteinen, der ſonſt um ihren Arm geſchlungen war, ſeht ihr jetzt eine Schnur von Kügelchen aus Holz und ein eiſernes Krucifix daran; die Brillantagraffe, die ſonſt den koſtbaren Shawl befeſtigte, erſetzt jetzt eine gewöhnliche Stecknadel an einem ſchwarzen Halstuch; das ſtolz emporgetragene Haupt iſt von vielem Beten ſo gebeugt, wie ihr es jetzt ſehet. So wie ihr ſie jetzt in der Kirche als Almoſenſammlerin erblickt, ſo könnt ihr ſie in den Hütten und Kammern der Armen beobachten, oder am Bette irgend eines gefallenen Weſens, deſſen letzten Kampf ſie durch ihr Gebet unterſtützen will.

Neben dieſer Betſchweſter ſitzt eine bleiche, abgemagerte alte Frau in Trauerkleidern. Sie hatte dreißig Jahre, von einem beſcheidenen Wohlſtand umgeben, mit einem Gatten gelebt, den ſie zärtlich liebte und den der Tod ihr entriſſen hat. Man hat ihr einige Arme zur Pflege übergeben. Trotz der Anſtrengung, die ihr ſehr ſchwer wird, kommt ſie dieſer Pflicht gewiſſenhaft nach. Sie feiert mit ihren Armen die Jahrestage, die ſie ſonſt mit ihrem Gatten zu feiern pflegte. Seinen Geburtstag, ſeinen heiligen Namenspatron, ihren Hochzeitstag. An ſeinem Sterbetage geht ſie mit ihren Armen in die Kirche. Alsdann fließen ihre Almoſen ebenſo reichlich als ihre Thränen.

Jene dort iſt eine Stiftsdame; eine hagere Geſtalt. Die ſpöttiſche Welt, die ſich darauf verſteht, wird in ihr alsbald „eine alte Jungfer“ erkennen und daraus ſchließen, daß „ſie ſitzen geblieben.“ Allein die Sache war ſo. Ihre jüngere Schweſter hatte ſich von dem Manne entführen laſſen, mit dem ſie ſchon halb und halb verlobt war. Da überließ ſie ihnen ihr Vermögen und beſchloß unvermählt zu bleiben. Ihre Schweſter ward unglücklich in dieſer Ehe und dies erfüllte ſie mit Traurigkeit und ließ ſie vor der Zeit alt werden. Da ſie nun erkannte, welche Gewiſſensbiſſe den quälen, der ſeinen blinden Leidenſchaften ſich überläßt; da ſie das

Unglück ermeſſen hatte, welches den verfolgt, der ſeiner Pflichten vergißt, ſo beſchloß ſie als ernſter Schutzengel über Mädchen zu wachen, welche den Abgrund nicht ſehen und die ſtets bereite Gefahr nicht kennen. Sie hat Vielen ſchon die Aufnahme in ein Kloſter erwirkt, Vielen aber auch die kleine Mitgabe verſchafft, um ihren Hausſtand ſich gründen zu können.

Hier ſehen wir eine Frau, deren Herz noch keinen Troſt gefunden, und welches deßhalb ganz freudenlos iſt. Sie hat Alles geopfert, allein ſie empfindet noch den Schmerz darüber und erwartet den Tod in ſtiller Ergebung. Ihre Nachbarin dort war in der Jugend ſchön und liebenswürdig, allein ſie opferte ſich ihrer kranken, launiſchen Mutter, duldete deren harte Behandlung und beklagte ſich niemals. Niemand wußte um ihr Geheimniß, als Gott allein. So verging ihr Leben in ſteter Entſagung und Hinopferung.

Allein Alle, die ich bisher meinen Leſern vorgeführt, ſcheinen den vermeintlichen „höhern“ oder doch „beſſern“ Ständen anzugehören, und haben ſich zum großen Theile in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuſcht geſehen. Da ſind ſie denn „zu Kreuze gekrochen“ und Betſchweſtern geworden. Ich kenne dieſe ordinären Einwände der Gegner und will mich ſchnell nach einem andern Beiſpiele umſehen.

Hier ſteht eine Frau vor uns, wohlbeleibt und kräftig; ihr Alltagsgeſicht zeigt keine Spur von innerm Kampf oder Krankheit. Sie iſt einfach, reinlich und tüchtig gekleidet; ihr Gang, ihre Haltung iſt ohne allen Adel, aber auch ohne Prätenſion. Es iſt die Gattin eines reichen Schreiners, eines „Möbelfabrikanten“ in großem Styl. Sie präſidirt vielen Vereinen, deren Mitglieder Gräfinnen und andere hohe Damen ſind, welche die Aufträge der Schreinersfrau ausführen. So iſt es überall in dem weiten Gebiet, wo die ſchönen Satzungen der heiligen katholiſchen Kirche zur Geltung gelangen. Dieſe Frau Müller, Schulz oder Schmidt, giebt nun aus ihrem eigenen Beutel den Armen eine ſehr erkleckliche Summe; aber ſie ſchaltet über eine drei oder vier mal größere zu demſelben Zwecke, die ſie von Andern empfängt. Hier iſt ſie Vorſteherin, dort Schriftführerin, hier einfaches Mitglied, dort blos Vermittlerin; aber überall iſt ſie dabei, leitend, ordnend, ſchreibend, ſammelnd. Sie ſcheut keinen Weg, keine Mühe, keine Nachtwache. Sie baut Kirchen und Kapellen, und ſtattet ſie aus; ſie gründet Vereine, Bündniſſe, Bruderſchaften, Schulen; ſie beſucht die Gefängniſſe, und tröſtet ihre unglücklichen Bewohner; ſie wartet und pflegt Kranke, kleidet Arme, nimmt Waiſen auf und unterrichtet ſie; ſie veranſtaltet Vorträge, die zur Barmherzigkeit auffordern, und ſitzt an den Kirchenthüren mit dem Almoſenteller; ſie rüſtet Lotterien aus zu Wohlthätigkeitszwecken; ſie bettelt bei Vornehmen und Reichen und ſogar bei den Journaliſten um Anzeigen und Gratisaufnahme der Inſerate. Sie hat ihre Adjutanten, die ſie trefflich in Athem zu halten weiß. Unter allen Ständen beſitzt ſie Freunde und Vertraute, welche ſie nie im Stiche laſſen. Niemand begreift wie ſie Das alles in's Werk ſetzen kann; allein das wiſſen Alle, die ſie kennen, daß wenn es ihr zwar nicht ſelten an Zeit gebricht, zu eſſen und zu ſchlafen, ſie dennoch eine Morgenſtunde ſich abgewinnt, um der heiligen Meſſe beizuwohnen.

Ich glaube, meine Leſer werden dieſe heuchleriſche Betſchweſter gewiß nicht verurtheilen. Um die Gallerie zu vervollſtändigen ſehe ich mich nur noch genöthigt, eine junge Frau anzuführen, die den Schein vollſtändig gegen ſich hat.

Sie iſt blühend, ſchön, immer heiter, lebt in der Welt, muſicirt, und erſcheint hüpfend und lächelnd in dem Vereine der Andern, gerade wie ein flatternder Schmetterling in einem Cypreſſenhaine. Hier haben wir endlich das was wir ſuchten. Dieſe Heuchlerin macht die Sache mit aus purer Koketterie, weil es Mode iſt, und um ſich vor ihren jungen Freundinnen einiges Relief zu geben, ſelbſt auf die Gefahr hin, deßhalb beſpöttelt zu werden. Allein es iſt doch etwas Anderes, was dieſe liebenswürdige Erſcheinung zu den frommen Uebungen führt. Sie iſt Gattin und Mutter, und als ſolche der Schutzgeiſt ihrer Familie. Ihr Mann hat ein wildes Leben hinter ſich, und die rohen Sitten, die daraus erwuchſen, konnten nicht nur für ihn allein, ſondern auch für die Kinder verderblich werden. Deßhalb wandte ſie ſich mit aufrichtiger Ergebung zur Frömmigkeit. So gelang es ihr den Gatten zu ſänftigen; ſie lehrte ihn von Neuem die vergeſſenen Gebete ſeiner Jugend; ſie führte ihn zuerſt in die Kirche und dann zu den Armen. Er liebt ſeine Frau, in welcher er einen Engel ſieht und folgt ihr; aber das hindert ihn nicht, zu fahren, zu reiten, zu tanzen, zu jagen, und jedes erlaubte Vergnügen zu genießen, das ſeine junge Frau, ſo weit es ſich ſchickt, mit ihm theilt. An dieſer Betſchweſter findet man gewiß nichts zu lachen, oder zu verdammen; vielleicht beklagt ſie einer oder der andere meiner Leſer, der für runzelige Geſichter, weiße Haare und rothgeweinte Augen kein Mitleid empfindet. Immerhin! Es iſt und bleibt ein Hochgefühl, ſich als Chriſt zu fühlen, und von der Verurtheilung der Menge nicht berührt zu werden, weil man von ihr nicht erreicht werden kann.

So auch ſchreitet der Prieſter durch die modiſche, elegante, kokette, ſpottiſche und frivole Welt, die ihn überall umgiebt, ihn verunglimpft und ſelbſt thatſächlich angreift.*) Er kennt nicht Furcht noch Scheu, und weiß, daß der Wahrheit dennoch der Sieg zu Theil werden müſſe. Der franzöſiſche Prieſter wandert in ſeiner nachſchleppenden Sutane, deren Ende er durch den Gürtel zieht, damit ihm nicht darauf getreten werde, und ſeinen großen Abbé-Hut auf dem Haupte, durch die wogende Menſchenmenge in den Straßen von Paris. Er will dadurch ſchon im Aeußern bekennen wer er ſei, unbekümmert, welche Wirkung ſein Aufzug auf Juden und Heiden mache, unbekümmert, was ein unſinniger, ungläubiger Pöbel ihm Unartiges und Verletzendes zufügen könnte.

Mir erzählte in Paris ein Prieſter, daß er einſt als er das Hochwürdigſte Gut zu einem Kranken trug, genöthigt war, durch eine enge Gaſſe zu gehen, an deren Ende eine Kneipe lag, die von lärmenden Trinkern ſtrotzte. Er zauderte, als ob er ein von feindlichen Kugeln beſtrichenes Defilé zu paſſiren hätte, und dachte ſchon daran, einen Umweg zu nehmen, als er ſich plötzlich ermannte, das Allerheiligſte feſt an das Herz drückte, und ſo muthig vorwärts ſchritt. Kaum hatten ihn die Zecher erblickt, ſo bildeten ſie eine Gaſſe, wie zum Spitzruthenlaufen, und unter Hohn und Gelächter mußte der Prieſter, der den Heiland trug, hindurch. „Der Heiland vergab denen, die ihn läſterten; dachte er, und vergiebt denen noch die es thun.“ Der ungläubige Heinrich Heine mußte ja noch ſterbend das Bekenntniß ausſtoßen: **Dieu me pardonnera, car c'est son métier!** welche Worte freilich von den ungläubigen, blinden Bewunderern des Dichters eine andere Auslegung erhielten, als den tiefen Sinn, der in den anſcheinend nur frivolen Worten des Sterbenden liegt.

---

*) Mir iſt bekannt, daß in einer deutſchen proteſtantiſchen Stadt, die ich nicht nennen will, Prieſter in der Sutane, von ganz wohlgekleideten Gaſſenbuben, mit Steinwürfen und dem Geſchrei „Ein Jeſuit" verfolgt wurden, ohne daß es ihnen verwehrt werden wäre.

Unter dem Spottrufe Croa! Croa! das Rabengeſchrei nachahmend, weil der Pöbel die ſchwarzgekleideten Prieſter den Raben vergleicht, ſetzte er ſeinen Weg fort. Als er bei dem Letzten in der Reihe vorbeikam, rief ihm dieſer zu: „Nun, guter Freund, wird es mit Dir und Deinem Herrgott bald vorbei ſein. Mache Dich nur darauf gefaßt.“ Da blieb der Prieſter ſtehen, und nicht achtend den wilden, ihn umdrängenden Haufen, der ein wüthendes Gelächter ausſtieß, rief er dem Frevler entgegen: „Mit deiner Vernunft wird es bald zu Ende ſein, denk' ich, nachdem was ich ſo eben von dir gehört habe.“ Und ſogleich erſcholl ein raſendes Bravo und ein Hoch dem Prieſter, der unbeläſtigt weiter zog.

Hier können wir einen Vergleich nicht zurückweiſen. Verlegen wir einmal die Situation nach einem andern Lande. Ein betrunkener Pöbelhaufe würde hier gewiß an dem kühnen Prieſter eine rohe Rache geübt haben. Die Franzoſen waren deſſen unfähig: die überraſchend ſchnelle Antwort entwaffnete ſie nicht nur, ſondern der bewieſene Muth des frommen Mannes, ſeine Geiſtesgegenwart entlockte ihnen auf der Stelle laute Bezeugungen der Anerkennung und des Beifalls, und vielleicht auch eine innere Erleuchtung, die in einem katholiſchen Herzen immer vorausgeſetzt werden darf.

Das frevelhafte Bekenntniß des Unglaubens giebt ſich auf die troſtloſeſte Weiſe unter den Proletariern kund; jenen Leuten, die mit ſchwerer Arbeit wenig verdienen; die ihre Arbeitgeber ſichtlich bereichern, und ſelbſt dabei darben; die von Mißgunſt und Neid gefoltert werden und ſich von Gott verlaſſen wähnen, bis ſie durch Leichtſinn, Liederlichkeit, ſchlechtes Beiſpiel und die noch ſchlechtere neue Lehre, von der „Gleichheit und Brüderlichkeit“ aller Menſchen, ebenſo falſch und heuchleriſch erſonnen, als verderblich in der Anwendung, gänzlich verwirrt und verführt, zu der entſetzlichen Tiefe gelangen, an Gott zu zweifeln, oder gar Sein Daſein zu läugnen.

Dem entgegen muß hauptſächlich die chriſtliche Liebe wirken. Sie lehrt, daß Gott das Glück überall in gleicher Weiſe reichlich vertheilt hat. Um ſich glücklich zu fühlen, hat der Menſch nichts weiter zu thun, als an dem Platze begnügt zu leben, wo Gott ihn hingeſtellt, wie Gott es ihm befohlen. Die Freudigkeit des Gemüths ruht in der Pflicht. Wenn Gott dem Menſchen befiehlt: Lebe für Deinen Nächſten und ſei demüthig, ſo ſpricht er nichts anders aus, als: Sei glücklich. Die Liebe für die Scholle, welche unſere Wiege getragen, verleiht der Ausübung der Pflicht einen höhern Reiz. Daraus entſtammt der ächte Patriotismus, wie ihn der Landmann beſitzt.

Das Herz unterziehe ſich willig der Feſſel, die ihm die Pflicht auferlegt; die Vernunft anerkenne das Gebot der Nothwendigkeit: bleibt dem Menſchen dann noch ſo viel von ſeiner ihm inwohnenden Kraft, irgend etwas außer ſich zu bewältigen, ſo iſt er vollkommen frei. Deßhalb trachtet der Bauer nicht nach dem Scheinbild der Freiheit, das ihm vorgeſpiegelt wird; er baut ſeinen Acker, er liebt ſeine Muttererde, wäre die Ernte auch noch ſo unergiebig, weil ſie ſeine Wiege trug, ſeine Hütte trägt, ſeine Gräber umſchließt, und ſeine Kirche auf ihr errichtet iſt. Allein der Proletarier lebt in der Stadt, zwiſchen Mauern eingeſchloſſen, auf der Gaſſe; er hat zu Zeiten zwar auch ſein Vergnügen, aber er iſt dennoch unglücklich. Er fühlt ſich Sklave, und wenn er ſelbſt in wildem Aufruhr Könige verjagte, und Regierungen ſtürzte, er bleibt Sklave.

Der arme Fabrikarbeiter, der von der Hand in den Mund lebt, geht früh an die Arbeit, ſein Weib mit ihm, die Kinder bleiben ſich ſelbſt überlaſſen. Sie treiben ſich in den Straßen umher, ohne Aufſicht, ohne Unterweiſung; ſie wachſen auf wie das Vieh; eine Brut, um einſt das Bagno zu bevölkern, oder unter der

Guillotine zu verbluten. Ein fürchterlicher Gedanke! Wer könnte hier helfen, wer wäre hierzu berufen, wenn nicht die Kirche?

Das erwogen denn auch die frommen Väter von der Geſellſchaft Jeſu, im Gefühle ihrer hohen, ihrer eigentlichen Miſſion.

Nicht weit von der Mündung des Kanals vom heiligen Martin, dicht an der Barrière dieſes Namens, liegen in einem Umkreiſe von etwa zwei bis drei Stunden mehrere großartige Etabliſſements, die ſehr viele ſolcher Arbeiter, eigentlich Tagelöhner beſchäftigen. Unter dieſen befinden ſich, nach einem mir ertheilten glaubwürdigen Nachweis, etwa dreißigtauſend Menſchen deutſchen Stammes, katholiſchen Glaubens. Sie ſind aus dem Elſaß, aus Baden, aus der Gegend von Mainz, Trier und Köln hieher gezogen, von dem ſichern Erwerbe angelockt, und ſtehen bei den Fabriksherren und Vorſtehern, ihrer deutſchen Treue und ihres deutſchen Fleißes wegen, im beſten Anſehen. Mit dieſen ſchönen Eigenſchaften brachten ſie auch noch ihre Gottesfurcht mit; allein dieſe ihnen erhalten zu ſehen, war mehr als zweifelhaft. Die nächſte Kirche war weit entfernt; die Zeit der Meſſe — nach Pariſer Sitte für ſie zu ſpät, da ihre Arbeitsſtunde früher ſchlug, und Sonntags keine Predigt, die ſie zu verſtehen im Stande geweſen wären.

Da gingen vier deutſche Väter Jeſuiten her, und faßten den Entſchluß, dieſe Seelen für den Himmel zu retten. Ohne Geld zogen ſie weit hinweg von ihrem Mutterhauſe in der Straße Sèvres St. Germain, an das äußerſte Ende der Straße Lafayette, etwa drei

Gehſtunden von einander gelegen, um dort ein Haus ihres Ordens zu gründen. Es war ein ſchweres Unternehmen, aber treu im Sinne ihres Stifters, ſchracken ſie nicht davor zurück. Der heilige Ignatius pflegte ein altſpaniſches Sprichwort im Munde zu führen: „Wann einem Spanier der Hammer bricht, ſo ſchlägt er mit dem eigenen Kopf den Nagel ein."

Mit dem Wenigen, was ſie hatten, mietheten die Patres eine ſchlechte Wohnung in einem Häuschen, zu der man einige Stufen abwärts, wie in einen Keller ſteigen mußte, und die ſo eben ein Lumpenſammler mit ſeiner Familie verlaſſen hatte. Das Waſſer triefte von den Wänden dieſes ungeſunden Aufenthalts, der von dem Schmutz der frühern Bewohner ganz erfüllt war. Der Abend kam und die Wohnung war noch nicht hergerichtet. Die Väter hatten den ganzen Tag viele Geſchäfte abzumachen gehabt, und noch keinen Biſſen gegeſſen. Jetzt war Zeit, daran zu denken, denn ſie waren bis zur Ermattung erſchöpft. Mit heiterem Muthe zündeten ſie ein Feuer vor dem Hauſe auf dem Platze an, holten aus der Nachbarſchaft gedörrten Fiſch, und bereiteten ihr Mahl. Sie betrachteten ſich wie Miſſionäre in einer unwirthlichen Gegend, und die Folge ſollte ſie bald belehren, daß ſie wirklich unter die Heiden gezogen waren. Nachdem ſie ihr Haus eingerichtet, gingen ſie daran, eine Kirche zu bauen. „Womit?" fragten ſie ſich. „Mit Gottes Hilfe!" klang es in ihrem Herzen. Das Almoſen floß anfangs ſpärlich, allein es blieb doch nicht gänzlich aus. Und ſie ließen Steine herbeiführen und legten den feſten Grund, auf welchem ſich ein weites

Gotteshaus erhob, denn groß ſollte die Gemeinde werden, wie die frommen Prieſter erhofften.

Die Kirche ward nur aus Holz erbaut in Baſilikaform, ohne Schmuck, aber edel in ihrer Einfachheit: die Dachſparren unverſchallt und unvertüncht, ein Gotteshaus, wie es wohl für das Bedürfniß der erſten Chriſtengemeinden genügte: luftig und frei, aber auch dem Ungeſtüm des Wetters ausgeſetzt, durchweht von beſtändiger Zugluft, vor Schnee und Regen nicht geſchützt. Auf den Hochaltar ward der heilige Nährvater Joſeph zur Verehrung erhöht, dem die Kirche geweiht wurde.

Als Alles fertig war, um das erſte heilige Meßopfer zu feiern, und die erſte Predigt zu halten, ſtellte ſich auch ſogleich die Gemeinde ein. Wie eilten ſie herbei die wackern gottesfürchtigen Deutſchen, die ſtillen Geſichter unter der elſäſſiſchen Haube, die ernſten bärtigen Männer mit dem breitkrämpigen Hute: ſie drängten ſich zu den Beichtſtühlen, ihr Gewiſſen ſehnte ſich nach der lang entbehrten Labe der himmliſchen Speiſe. Sie freuten ſich, nicht verwildern zu dürfen: wären ſie am Ende verwildert, ſo hätte es nur aus Gewohnheit geſchehen können, und weil ſie ſich nicht zu rathen und zu helfen gewußt. Jetzt fühlten ſie es dankbar, daß ſie gerettet ſeien, und ſie horchten auf die Warnungsrufe von der Kanzel, die ihnen der ſonſt ſo milde, liebreiche Menſchenfreund, der hochwürdige Vater Modeſt, mit Strenge wiederholte: „Hütet euch vor dem verderblichen Umgange mit ſolchen Kameraden, die nicht glauben an Gott!“ Und dann durfte man auch nur die ehrlichen Deutſchen beten ſehen, ihre Inbrunſt, ihre aufrichtige Andacht, um überzeugt zu ſein, daß ſie der Glaubensloſigkeit ihrer

Umgebung zum Trotze an Gott glaubten. „Kommen Sie Sonntags zu uns,“ ſagte der hochwürdige Vater zu mir, „Sie werden eine Freude haben, unſere Gemeinde beten zu ſehen.“ Und ich verſchaffte mir dieſe Freude in doppeltem Maaße, denn ich betete mit ihr. —

Das Werk war aber nur zur Hälfte vollendet. War auch für das Heil der Eltern geſorgt, was ſollte aus den Kindern werden, die auf der Straße lagen und wild aufwuchſen? Auch hier wußte die chriſtliche Liebe Rath. „Wir müſſen eine Schule einrichten,“ ſagten die Väter. „Womit?“ war wieder die natürliche Frage, und „Mit Gottes Hilfe!“ ſchallte es wieder aus dem Herzen.

Aus frommen Spenden konnten ſie ein paar Schuppen in der Nähe kaufen, und ſie nothdürftig mit dem Erforderlichen verſehen. Einige jüngere Brüder wurden von dem Mutterhauſe abgeſandt, um als Schulmeiſter zu fungiren, und die Väter führten die Aufſicht. Die Kinder in den Straßen wurden zuſammengeleſen und in die Schule geführt, und ich ſah deren ſechshundert etwa, in verſchiedenen Klaſſen,*) die nach Alter und Fähigkeit eingetheilt waren. Welche Freude gewährt es, dieſe jungen, früher einem ſichern Verderben verfallenen Geſchöpfe hier reinlich und anſtändig zu erblicken, die erſten und fleißigſten mit ihren Preiſen, den Zeichen ihrer Ordnung und ihres Talents, den Kreuzen am Bande geſchmückt, deutſch und franzöſiſch ſchreibend und leſend, rechnend und auch in andern Gegenſtänden wohl unterwieſen. Mit den frommen Jeſuiten haben ſich die

---

*) Im Jahre 1856.

Schulſchweſtern verbunden, um das gute Werk in Bezug auf die weibliche Jugend zu vollenden.

Aber auch nach einer andern Seite hin, wollten die Väter ihre ſegensreiche Wirkſamkeit erſtrecken. Es kommen viele deutſche Landeskinder nach Paris, um dort Dienſte zu ſuchen. Dieſe unwiſſenden, hilfsbedürftigen Weſen laufen die größte Gefahr. Schon bei ihrer Ankunft an den Linien lauert das Verderben auf ſie. Die Verführung ſpiegelt ihnen leichten, lockenden Erwerb vor. Kuppler erwarten ſie und ſchleudern ſie, unter glänzenden Vorſpiegelungen, in Häuſer, wo ihr zeitlicher und ewiger Untergang gewiß iſt. Jetzt empfangen ſie die Arme chriſtlicher Liebe. Sie erhalten ſogleich bei ihrer Ankunft die Weiſung, ſich in das Haus Nr. 126 in der Straße Lafayette, bei den Jeſuiten* zu melden. Dieſe haben von guten deutſchen Herrſchaften, welche Dienſtboten aller Art brauchen, Aufträge, und wiſſen hiernach den Ankömmlingen aus dem Vaterlande eine ſchickliche Unterkunft alsbald nachzuweiſen. So wirken ſie überall hin und verbreiten Segen, wo früher Unſegen brütete. Und all' das mit der Hülfe Gottes, die ſie immerfort begleitet, und ſich ſo vollſtändig bewährt, daß ſie es endlich unternehmen konnten, zu dem Bau eines ſtattlichen Hauſes zu ſchreiten, das neben der Kirche gelegen, mit dieſer durch eine bedeckte Halle verbunden iſt. Das neue Haus der deutſchen Jeſuiten in Paris erhebt ſich in mehreren Stockwerken, und iſt nicht prächtig, aber bequem und wohnlich, und den Ordenszwecken entſprechend eingerichtet. In den obern Räumen ſind die Zimmer, mit einer herrlichen Ausſicht über ganz Paris, zur Aufnahme Derer beſtimmt, welche hier ihre Retraite machen und ſich die Exerzitien geben laſſen wollen.

Das hat das ſo ſehr verſchriene, ſittenloſe Babel vor ſo vielen andern Städten denn doch voraus. Paris deckt in ſeinem Innern ein ewiges Grab der Verweſung, aber auch ein ewiges freudiges Leben!

Eines Tages fand ich die frommen Väter, die ich gern und oft beſuchte, weil ſie mich mit ſo lieber Freundlichkeit empfangen hatten, in eine gar ungewöhnliche Bewegung verſetzt. Es war ihre Recreationsſtunde und ich fand ſie in dem Refectorium verſammelt, Buchſtaben aus Pappendeckel ſchneidend, dann ſie malen und vergolden. Es galt dem Friedensfeſte nach dem beendigten Kriege in der Krimm, das auch ſie in ihrer Kirche, am nächſten Sonntage um vier Uhr abhalten wollten. Die Altäre waren zierlich aufgeſchmückt, aus den vergoldeten Buchſtaben waren Sprüche gebildet worden, und als Inſchriften angebracht; die Kirche bot einen heitern und zugleich feſtlichen Anblick. Zur bezeichneten Stunde begab ſich ein langer Zug herrſchaftlicher Equipagen nach der Kirche der Deutſchen, deren Daſein im übrigen Paris ſo wenig gekannt war, daß mein Fiaker mir ſeinen Dank ausdrückte, durch mich ſeine Lokalkenntniß erweitert zu ſehen, indem er, wann Fremde zufällig darnach gefragt haben würden, keine Auskunft zu geben vermocht hätte.

Es waren ſämmtliche Herren und Damen von den deutſchen Geſandtſchaften erſchienen und außerdem noch eine große Anzahl deutſcher Notabilitäten, für welche Stühle am Altar des heiligen Joſeph vorbehalten waren. Den übrigen Raum füllte die dichtgeſchaarte Gemeinde.

Der hochw. Weihbiſchof von Paris, Monſeigneur Sibour, der Bruder des nachmals in der Notredame-Kirche ermordeten Erzbiſchofs, hielt die Feier.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen mit inniger Rührung, weil ich dabei des Troſtes gedenke, den ich namentlich von dem hochw. Vater Modeſt erhielt, und zugleich mir die ſchönen Augenblicke zurückrufe, die mir mitten in dem Pariſer Treiben, die Unterhaltung mit dem hochw. Superior, Vater Chable, und den andern Vätern gewährte. Ich wünſchte damals ſo ſehr, noch einmal im Leben über die gaſtliche Schwelle jenes Hauſes treten zu dürfen, um dort zu ernſtem Zwecke für einige Zeit zu verweilen; als ich aber vor zwei Jahren Paris wieder ſah, war Vater Chable, der noch im beſten Alter ſtand, geſtorben, Vater Modeſt hatte, einer andern Beſtimmung wegen, das Haus verlaſſen, und ich ſelbſt befand mich in einem ſo leidenden Geſundheitszuſtande, daß ich meinen Vorſatz nicht ausführen konnte.

Dieſe für mich ſo werthe Bekanntſchaft verdankte ich der beſondern Empfehlung des franzöſiſchen Jeſuiten P. Riſard, und daß ich dieſen kennen lernte, wiederum der Güte eines frommen engelgleichen Gemüthes, das in dem Mutterhauſe der Religioſen vom heiligen Herzen unſers Erlöſers, ſeinem gotterfüllten Berufe lebt, und dem ich die Labe des mütterlichen Grußes aus der Heimath, ſo glücklich war bringen zu dürfen.

In der Straße von Varenne, am äußeren weſtlichen Ende der St. Germain-Vorſtadt, wo bekanntlich die hohe und älteſte Ariſtokratie von Frankreich wohnt, und zwar in dem Hotel, welches früher den Herzogen von

Biron gehörte, befindet ſich das Kloſter vom heiligen Herzen, du sacré coeur, wie auch der übliche Name in Deutſchland iſt: ein Erziehungsinſtitut, anerkannt vom erſten Range. Hier werden Töchter der vornehmſten Familien erzogen. Die engliſchen Fräulein, dames anglaises, obgleich auch als vorzüglich geprieſen, werden erſt nach den dames du sacré coeur genannt. Das Hotel Biron iſt eines der prächtigſten von Paris, und wie alle Wohnungen der vornehmen Welt, durch einen mit einer hohen Mauer umgebenen Hof von der Straße geſchieden, und durch einen weiten Garten von den Nachbarhäuſern getrennt. Die Pariſer nennen das entre cour et jardin; anders könnte ein reicher und vornehmer Herr ſich ſeine Wohnung nicht denken. Wie bei uns, die Wohnzimmer von dem Gewühl und Lärm der Straße beläſtigt, und wohl gar dieſem Straßentreiben aus ſeinem Fenſter zuſchauend, erſcheint einem Pariſer höhern Standes unerträglich.

Durch ſolche abgeſchiedene Lage iſt es leicht, aus einem dieſer Hotels ein Kloſter zu machen, weßhalb ſich denn auch das Biron'ſche beſonders dazu ſchickte, das mächtige Mutterhaus des weitverzweigten Ordens der dames du sacré coeur zu werden, der ſeine Wirkſamkeit über alle Welttheile verbreitet, und in deſſen Schooße die wunderbarſten Bekehrungen, durch den Zurücktritt in die allgemeine Kirche, ſich ereignen. —

So erblicken wir denn auf dem weiten Raume der ungeheuren Weltſtadt die Stätten reichlich zerſtreut, wo chriſtliche Gottesverehrung, wahrhaft fromme Andacht und werkthätige Liebe zu Tage treten. Wie goldene Saaten auf dem weiten Blachfelde, erheben ſich aus dem weltlichen Getümmel, die mit mildem Ernſt mahnenden Dome und Thürme, von der prächtigen Magdalenenkirche am äußerſten Ende des die Stadt umgebenden Boulevardgürtels, und der ihr zunächſt liegenden elegant geſchmückten Kirche U. L. Frau von Loreto, bis zu der gothiſchen Kirche des h. Merry, der noch ältern, in romaniſchem Style erbauten Pfarrkirche des Louvre, dem h. Germanus von Auxerre (St. Germain l'auxerrois) geweiht, *) die in der Revolution zerſtört, nunmehr wieder in ihrer alterthümlichen Pracht daſteht; der kleinen beſcheidenen Kirche U. L. F. der guten Neuigkeit (N. D. bonne nouvelle), der Kirche U. L. F. der guten Hilfe (N. D. du bon secours), der hochberühmten Wundererfüllten Kirche U. L. F. vom Siege (N. D. des Victoires) der Bußkapelle mit den Gebeinen der königlichen Märtyrer Ludwig XVI. und Maria Antoinette und ſo vieler Anderer, die ich hier nicht namhaft machen kann. Alle dieſe liegen auf dem rechten Ufer der Seine, wo das geſchäfttreibende, lebensfrohe, luſtfröhnende, theater- und tanzſüchtige, frivole und ſybaritiſche Paris ſich tummelt. Aber am linken Ufer, dem ernſten, bei weitem ſtillern und einſamern Paris, wo die wiſſenſchaftlichen Sammlungen, die Hochſchule (Collège de France)

---

*) Einer der erhabenſten Heiligen unſer Kirche, der in Frankreich, England und Italien Großes wirkte, und hier beſondere Verehrung genießt. Er ſah auf einer Reiſe ein ſiebenjähriges Mädchen, Genovefa, deſſen heiligen Beruf er erkannte, und die Worte ſprach: „Bemühe Dich, was Du mit dem Herzen glaubſt, und mit dem Munde bekennſt, in Werken zu erfüllen.“ Dies Kind wurde ſpäter die Schutzpatronin von Paris.

die Akademien (l'Institut), ſich befinden, da bietet ſich eine fortlaufende Kette von Erſcheinungen, welche chriſtliche Anregungen hervorrufen, und katholiſches Leben kundgeben; von der Kirche der Invaliden und der Kirche von St. Sulpiz, bis zur heiligen Kapelle, der Kathedrale U. L. F., der heiligen Genovefakirche, und dem Thal der Gnade (Val de Grace). Hier breiten ſich große Magazine aus, die ſtatt der Modeartikel am andern Ufer, mit Schildern prangen, an welchen zu leſen iſt: „Chriſtliche Buchhandlung, Chriſtliche Kunſtgegenſtände, religiöſe Skulpturen, religiöſe Gemälde;“ bis zu den Gaſthöfen herab, die hier „zum Vatican,“ zur „Stadt Rom,“ zum „heiligen Geiſt,“ benannt ſind. Hier ſind die Klöſter, die Häuſer der Religioſen, die Congregationen; hier ſind die Redactionsbureaus der katholiſchen Zeitſchriften und Tagesblätter; hier wohnen die Streiter der Kirche, die freilich nach verſchiedenen Richtungen hin, und in abweichenden Nuancen, dennoch daſſelbe eine und große Ziel verfolgen. Hier concentrirt ſich die erhabene Idee der Anbetung und Verherrlichung Gottes in ſeiner Kirche; die Ausſtrömung der einzigen Wahrheit, des einzigen Lichtes, das mehr als alles Uebrige der Hauptſtadt Frankreichs zum Ruhme gereicht.

Wer dieſe Seite des Pariſer Lebens kennt, wird keinen Augenblick darüber in Zweifel bleiben, wo die gute Geſellſchaft dort angetroffen werde. Er wird den thörichten Wahn als Verläumdung ſchelten, der dem Auslande glauben machen will: die gute Geſellſchaft ergötze ſich an den obſcönen Schilderungen der Romanſchreiber, fülle die niedern Schauſtellungen voll gemeiner

Zoten und abgeſchmackter Anſpielungen, oder jauchze den ſchmutzigen Pamphletiſten Beifall zu, die das Heilige angreifen, und allem Erhabenen den Krieg erklären. Zu beklagen iſt es ſehr, daß trotz dem Anathem, welches unſere Sittenrichter auf dieſes Verderbniß der Pariſer ſchleudern, es gerade jene Producte ſind, die den Weg über den Rhein finden, und wahrlich nicht um abzuſchrecken, in unſeren Bibliotheken und auf unſeren Bühnen Poſto faſſen. Als einzige Entſchuldigung mag dafür gelten, daß die bedauernswerthen Colporteure ſolcher Waare nicht in die eigentlich gute Pariſer Geſellſchaft gelangen, da es bekanntlich leichter iſt in einem Clubb, oder einem Künſtlerkreiſe, in der weiten modernen Bedeutung dieſes Namens, ſelbſt in den überladenen Salons der an der Börſe reich gewordenen Emporkömmlinge ſich einzubürgern: als jenen geräuſchloſen Pfaden nachzuſpüren, um das Vertrauen ernſter Menſchen zu gewinnen, welche eben dieſe Pfade wandeln. Obgleich öffentlich, ſowohl an den heiligen Stätten, wie in den frommen Werken, bietet dieſer Bereich dennoch der Frivolität eine unüberſteigliche Schranke. Die Inſchrift an den Sakriſteien der großen Pariſer Kirchen: Défense d'entrer aux mécréants, wiederholt ſich gleichſam unſichtbar an den Eingängen zu dieſen Kreiſen, und wenn auch die luſtige, der allgemeinſten Indifferenz huldigende Welt, dagegen ſich auflehnen mag, ſo müſſen wir dieſe Abſchließung dennoch als gerechtfertigt in Schutz nehmen.

Mögen dieſe Zeilen manchen Leſer durch den Pariſer Schmutz hindurch zu den Höhen geleiten, die ſie zu ſchildern verſuchten.

Geſellenhäuſer.

Wir begannen unſern Weg von den Pforten der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, und erhoben uns dann in die myſtiſchen Regionen der Wunder und Gnaden; allein wir verloren die Erdenſpur nicht dabei, und unſere Blicke hafteten ſtets an concreten Erſcheinungen, wie ſie das Leben bietet. Indem wir nun unſere Schilderungen in einer Rundſchau betrachten, finden wir, daß wir allgemach zu unſerm Ausgangspunkt wieder hingelangt ſind. Wir ſtehen abermals an den Pforten der Milde und der Barmherzigkeit; ein Schritt über deren Schwelle bereitet uns aber eine neue Ueberraſchung, die um ſo mächtiger wirkt, als uns dabei der Gedanke ergreift, wie unendlich reich die chriſtliche Liebe ſich darſtellt, wie mannigfaltig ihre Strahlenbrechungen ſind.

Wir haben es hier nicht mit Almoſen zu thun, die kranke und elende Menſchen vor dem Hungertode ſchützen ſollen; nicht mit Heimathloſen und Unbeſchäftigten, die Sitz und Arbeit erhalten; es handelt ſich nicht darum, der Armuth ein freudenloſes Daſein zu friſten, und den Untröſtlichen, Verlaſſenen Schutz und Erbauung zu gewähren. Was wir hier beobachten, iſt der Sorge um den ſogenannten Mittelſtand entſproſſen, jenen Stand, der arbeitet und für ſeine Mitbürger arbeiten muß, der ſichtbarlich das Getrieb des bürgerlichen Lebens im Gang erhält. Es iſt die große, breite Unterlage des Volkes und eigentlich das Volk im engern Sinne des Worts. Dieſen Stand vor den Gefahren des Leichtſinns und der Verführung zu bewahren, gab die Idee zu den katholiſchen Geſellenvereinen. Der erſte, der ſie in Deutſchland praktiſch ausführte, war der hochwürdige Domvicar Adolph Kolping in Köln, der deßhalb auch mit dem Ehrentitel „Geſellenvater“ benannt wurde.*)

Mehr als je forderten unſere gegenwärtigen Verhältniſſe Abhilfe gegen die lockendſten Verführungen von allen Seiten, den der junge Handwerker auf ſeinen Reiſen, fern von Eltern und Familie, ausgeſetzt iſt. War es auch ſonſt leicht einen jungen, unerfahrenen Menſchen zu verführen, ſo lag doch darin ein bedeutender und hemmender Unterſchied, daß der Geſelle im Hauſe ſeines Meiſters gleichſam eine Familie wieder fand. Die patriarchaliſchen Sitten ſind alle bekanntlich aus dem heutigen Leben verſchwunden. Die Meiſter können ihre vielen Geſellen nur ſelten mehr in die Wohnung, nicht an ihren Familientiſch nehmen. Man darf nicht hoffen, daß dies ſich wieder ſo geſtatten konnte. Man müßte den ganzen Strom der Zeit wenden können, um das zurückzurufen. Soll aber die Hoffnung des Bürgerſtandes ſo unſicher hinausgeſtellt ſein in alle Strömungen der Zeit? Soll es geſchehen dür[illegible] daß die jungen Arbeiter überall wo ſie weilen, genöthigt ſind, das Evangelium des Leichtſinns zu hören, und während Sonntags die Kirchen zur Erbauung der Chriſten geöffnet ſind, draußen in Selbſtvergeſſenheit herumzuſchwärmen, wie der verlorene Sohn? Der Geſelle auf der Wanderſchaft, der Arbeit ſucht und nicht weiß, wie bald er ſie findet, hat gewiß ſchon oft unſer Mitleid erregt: aber weit mehr iſt er zu beklagen, wenn er in der fremden Stadt einen Meiſter fand und er am Sonntag einſam ſich fühlt, und die wilde Fröhlichkeit, die ungeſtüme Luſt ſich zur Geſellſchaft erwählt. Wer nicht die Arbeitskraft des Menſchen gleich der Arbeitskraft einer Maſchine berechnet, muß von den Folgen, welche dieſe Lage erzeugt, ſtark berührt werden. Sie liegen zwar außerhalb der kalten Anſchauung unſerer Nationalökonomen, aber um ſo näher liegen ſie der chriſtlichen Anſchauung.

---

*) Ich folge in dem Nachſtehenden zum Theil dem hochw. Abte Hanenberg und Kolping ſelbſt.

Dieſe hat zur Gründung der Geſellenvereine geführt, damit ſie den jungen Männern einen Schutz bieten können, und ſie in der Fremde Troſt, Heimath, Familienfreude finden. Auch der Fröhlichkeit iſt eine Stätte gegönnt; nur keiner ſolchen, die den Keim bitterer Reue in ſich trägt. Sodann aber umſchließt der Verein ſo ziemlich Alles, was in der Gegenwart ein Bedürfniß für Arbeiter iſt. Man ertheilt mannigfache Belehrung durch Vorträge; Anregung im Umgange mit talentvollen Geſellen, verſchafft einen erweiterten Blick über die Zuſtände der Welt. Dabei aber wird ſtets im Auge behalten, daß es ein Verein chriſtlicher Männer zu chriſtlichem Streben iſt! Das iſt eben die lebendige Einigung in der Chriſtenheit, daß das, was einen Einzelnen auf beſondere Weiſe angeht, auch von den Anderen im

Herzen getragen werde. Der Zweck des Vereins beſteht hiernach: tugendhafte Jünglinge, die den Segen einer guten Erziehung ſich bewahrt haben, einander näher zu bringen und zugleich jenen eine feſte Zuflucht zu bieten, welche Fehler begingen, aber mit Ernſt ſich zum Beſſern wenden.

Der hochwürdige Geſellenvater Kolping, der in ſeiner Jugend ſelbſt Geſelle war und ſein ganzes Leben mit dem Erforſchen der Zuſtände der Handwerker ſich befaßt hat, thut den traurigen Ausſpruch: daß zwei Dritttheile der auf den Werkſtätten der größern Städte arbeitenden Geſellen aus dem Chriſtenthume entweder praktiſch und theoretiſch, oder doch praktiſch herausgekommen ſind. Es iſt zwar immer noch ein guter Grund da, das beweiſen am Beſten die Theilnehmer an den Geſellenvereinen, die wohl ſchon in ganz Deutſchland über vierzigtauſend geſtiegen ſind: aber es giebt große Werkſtätten von 10, 20, 30 bis 40 und mehr Geſellen, wo keiner es wagt, auch nur den Namen Gottes mit Ehrfurcht auszuſprechen. Das ſagt der glaubwürdigſte Gewährsmann, und wer ſollte da nicht — wenn er in die Zukunft blickt — an Bürgerſinn und Bürgertugend verzweifeln?

Die Geſellenvereine ſind als eine wahre Heilanſtalt zu betrachten, die in der Reihe der unaufhörlich neu auftauchenden für alle möglichen körperlichen Uebel, einen zwar abgeſonderten, aber bevorzugten Platz zu beanſpruchen haben. Sie ſollen in der arbeitenden Bürgerſchaft die Geſundheit bewahren, damit ſie im Beſitze der guten Sitte, des chriſtlichen Hausbrauches, der häuslichen Ehre, der Tüchtigkeit des Charakters verbleibe. Solch ein rechter Bürger wird dann an ſeinem Platz, verſteht ſich für ſeine Bildungsſtufe, auch ein ganzer Mann ſein. Ihn umgiebt zwar nur ein kleiner Wirkungskreis, aber weil ihm die Kräfte dazu reich gegeben ſind, ſo füllt er ihn auch aus, und darum weil in dieſem Stande die geſunden fünf Sinne, der praktiſche Verſtand, die einfache Wahrheit Fleiſch und Blut annehmen müſſen, darum iſt er auch der Bewahrer der Stärke, darum ein Bollwerk gegen die Zerſtörung von unten, gegen die bittere Armuth, welcher er tröſtend zunächſt ſteht.

Ein jeder ſolcher Verein hat ſeine ordnenden Beamten: einen Verwaltungsrath, einen Kaſſier, einen Schriftführer. An der Spitze ſteht der Präſes, welcher, der Natur des Vereins nach, immer ein Prieſter iſt. Die größern Vereine haben auch einen Vicepräſes. Für ſolche etwa, die den geiſtlichen nicht an dieſer Stelle ſehen möchten, würde wohl als einziger Grund gelten können, daß ihre Art und Weiſe zu leben, mit dem Urtheil des Geiſtlichen nicht recht zuſammenpaßt. Das ſoll aber nicht der Fall ſein. Das menſchliche Leben iſt von den Armen des Geiſtlichen umfangen, und wenn wirklich die Noth an den Mann geht, dann ſuchen diejenigen Leute, die noch ein klein wenig Glauben bewahrt haben, gewiß den Prieſter auf.

So viele Geſellenvereine ich ſchon beſucht, ſo viel ich darüber geleſen und davon erfahren habe, ſo bin ich ſtets zu der feſten Ueberzeugung gelangt: daß — nach dem körnigen Ausdrucke Vater Kolpings — „ſeitdem die Prieſter unter die Handwerksburſchen gegangen,“ und dieſe ſie als Väter der Vereine angeſehen, ihre Herzen förmlich zuſammengewachſen ſind. Es herrſcht hier eine

Wechſelwirkung, wie ſie wohl nirgend ſchöner angetroffen werden kann, und für jeden erhebt ſich daraus die ſchöne Hoffnung, daß das Volksleben wieder auf's Neue im lieben deutſchen Vaterlande ſich beleben kann.

Meine Leſer, welche noch keinen Geſellenverein kennen zu lernen Gelegenheit hatten, will ich zu einer größern Verſammlung führen, die gewöhnlich ein Mal in der Woche ſtattfindet, während jeden Abend das Haus den Mitgliedern, ſo viel deren kommen mögen, offen ſteht. Es iſt ein großes, ſtattliches Haus, Eigenthum des Vereins, das zu ſeinen Zwecken vollſtändig eingerichtet iſt. Am Portale grüßen wir das Standbild des heiligen Nährvaters Chriſti, der ſelbſt Handwerker, als Patron des ganzen Standes verehrt wird, und über dem Bilde leſen wir in Stein gehauen die Worte: Gott ſegne das ehrbare Handwerk!

Wir treten in die untern Räume und ſehen uns in ein ſogenanntes Caſino oder Muſeum verſetzt, wie ſie die andern „Schichten der Geſellſchaft," nach heutiger Ausdrucksweiſe, ebenfalls beſitzen. Die Stunde der eigentlichen Verſammlung hat noch nicht geſchlagen, und wir ſehen an den Tiſchen jüngere und ältere Männer in Büchern und Zeitungen leſend, mit denen ein Paar vorhandene Repoſitorien gefüllt ſind. Unſer Eintritt verurſacht keine Störung; blickt hie und da einer von den Leſenden auf, ſo empfangen wir ſeinen ungezwungenen, freundlichen Gruß. Eine geöffnete Thüre läßt uns den Garten ſchauen, fleißig gehegt und gepflegt. Dort iſt der Turnplatz, wo einige junge Leute mit Uebungen beſchäftigt ſind; weiter hinten vernehmen wir das Rollen der Kugel beim Kegelſpiel. Ein Kellner bringt uns die Nachricht, daß uns der Herr Präſes in ſeiner Wohnung erwarte, um uns das Innere des Hauſes zu zeigen. Wir ſteigen zu ihm hinauf und er führt uns in die Räume umher, die zu den Geſangſtunden, für andern Unterricht, zur Aufnahme armer, arbeitsloſer, zugewanderter oder erkrankter Geſellen zweckmäßig eingerichtet ſind. Dann ſehen wir die Zimmer der Reconvaleſcenten. Alles athmet die ſchönſte Ordnung und heiterſte Reinlichkeit. Auch die Geſchenke, welche das Geſellenhaus bei verſchiedenen Gelegenheiten von milden und ſchönen Händen empfing, werden uns mit einem wohlberechtigten Stolze, gleich Trophäen gezeigt, welche das beſcheidene Talent, das in dieſem Bereiche wirkt, ſich eroberte; endlich rollt man uns die prachtvolle Fahne auf, mit dem Bilde des heiligen Schutzpatrons und mit Stickereien bedeckt, mit welcher der Geſellenverein bei der Frohnleichnamsprozeſſion einherzieht, und die er ſich aus eigenen Mitteln, die durch Vermächtniſſe und Stiftungen nicht mehr unbedeutend ſind, hat anſchaffen können.

Jetzt hat die Stunde geſchlagen und wir treten in den großen Verſammlungsſaal. Er iſt einfach aber geſchmackvoll decorirt. Ringsumher läuft eine Gallerie, um bei Conzert und Schauſpiel Zuſchauer aufzunehmen. Am obern Ende iſt ein großes Kruzifix angebracht, um auch der geſelligen Freude die höhere Weihe zu ertheilen. Bei unſerm Eintritt ſteht Alles mit herabgezogenem Hute, die Hände gefaltet, dem Kreuze zugewendet. Der Glockenton der nahen Kirchen verkündet die Stunde des Ave Maria. Der dreimalige Gruß und das Gebet für die Abgeſtorbenen iſt nun vollbracht; eine lautloſe Stille folgt noch auf einige Augenblicke; dann eröffnet der Präſes die Verſammlung mit kurzen, freundlichen Worten und die Unterhaltung beginnt. Alle die zahlreichen Tiſche ſind ſchnell beſetzt; wir ſetzen uns mit den andern eingeladenen Gäſten an dem Tiſche des Präſes, der mir an ſeiner Seite den Platz einräumt. Es beginnen die Vorträge.

Der erſte handelte von der Vermehrung der Glücksgüter und ihrer ungleichen Vertheilung auf der Erde. Der Gegenſtand klang mit einem ſehr beliebten Schlagworte der Zeit zuſammen, und die Gelegenheit war gegeben, ſich über die modernen Theorien zu verbreiten, die in den letzten Jahrzehnten erfunden worden, um das Glück der ſogenannten „untern Schichten der Geſellſchaft“ nach dieſer Seite hin zu begründen. Die Lehren der Socialiſten und Communiſten, von den Fourrier'ſchen Phalanſtères, die nicht viel anderes ſind, als unſere Strafarbeitshäuſer; bis zu der Plünderung der Reichen mit bewaffneter Hand, nach dem erlauchten Grundſatz „Eigenthum iſt Diebſtahl,“ kamen zur Sprache. Es wurde gezeigt, wie nichtig die Phraſe ſei: daß jeder Bauer ſein Huhn im Topfe haben müſſe. Da ein Geiſtlicher den Vortrag hielt, ſo konnte es nicht auffallen, daß er ſeinen Ausgangspunkt aus der heiligen Schrift entnahm, und es war intereſſant, mit welcher geiſtigen Ueberlegenheit er den Stoff behandelte, und daraus für den ſo modernen Gegenſtand alle nur möglichen Conſequenzen zog. Es war das Wunder von der Vermehrung der Brode am See Tiberias, deſſen tiefe, ganze Bedeutung der Redner erſchöpfte. Vor Allem gab er zu bedenken, daß die Hungerigen, die der Herr durch ein Wunder ſpeiste, in die Wüſte gekommen waren, nicht um beſſer ihres Leibes zu pflegen, ſondern um Ihn zu ſuchen, um Sein Wort zu vernehmen. Dann erwähnte der Redner, daß das Wunder erſt eintrat, als die Jünger den Verſuch gemacht hatten, durch menſchliche Mittel abzuhelfen, und einſahen, daß ſie nicht genügen würden. Das erſte Mittel, ihre Baarſchaft freiwillig zu opfern und für zweihundert Zehner Brod zu kaufen, erwies ſich ebenſo unvollkommen, als das andere, dem Beſitzer ſeine Brode und Fiſche zu nehmen und ſie zu vertheilen. Quid haec inter tantos? ſprach der Jünger Andreas, der Bruder des Simon Petrus. Als nun aber Chriſtus hierauf das Wunder that, da waren es doch nur Brode und Fiſche, womit er den Hunger der Menge ſtillte. Er gab ihr nur das Nothwendige und überfüllte ſie nicht mit Leckerbiſſen, was ebenſo leicht in Seiner Macht geſtanden wäre. Und nachdem ſich Alle geſättigt, wurden noch zwölf Körbe mit dem Uebriggebliebenen gefüllt. Hieraus zieht der Redner ein Gleichniß mit jenem ewigen Brode der Euchariſtie, welches Alle ſättigt und doch niemals erſchöpft wird. Nur der Segen Gottes vermag es, die weltlichen Güter ſo zu vermehren, daß jeder ſeinen Theil daran habe. Nicht einen ſo großen zwar, wie die brutale Gier ihn verlangt, ſondern jenen beſcheidenen Theil, welcher dem augenblicklichen Bedürfniß entſpricht. Wir beten ja nur ſtets um unſer tägliches Brod in einem Gebete, das uns der Herr ſelbſt gelehrt. Es ſollte daher kein Menſch, auf ſeinen Reichthum vertrauend, auch für den morgigen Tag ſicher Brod zu beſitzen glauben. Aber auch den kleinen, nothwendigen

Theil kann uns weder Klugheit noch Kraft, weder Liſt noch Gewalt verſchaffen. Die Böſen werden mit allen ihren Anſchlägen und Komplotten ihn weder für ſich, noch für ihre Nebenmenſchen mit Sicherheit zu erlangen wiſſen. Er iſt thatſächlich gar nicht vorhanden, und um ihn zu beſitzen, muß man Gott bitten, daß Er ihn alle Tage durch ein Wunder erſchaffe. Keine Induſtrie kann uns reich machen; keine Thätigkeit, welcher Art ſie ſei, ohne den Segen von oben. Wer andere Wege einſchlagen wollte, vermehrte nur die Zahl der Armen und machte ſie nur immer noch elender. Das Reich der Unordnung, des Haſſes und der Sklaverei dehnte ſich nur immer weiter aus.

Ich ſelbſt, hier ſpreche ich nicht im Namen des Redners, ſondern in dem meinigen, kenne einen vortrefflichen Mann, der eine große Fabrik beſitzt, und von dem Obigen ganz erfüllt iſt. Seine Arbeiter, mehrere Hundert an der Zahl, bilden Mitglieder ſeiner Familie. Von ihrem Lohne laſſen ſie ſich einen Abzug gefallen, um daraus eine Unterſtützungskaſſe zu bilden. Am Schluſſe des Jahres verſammelt ſie ihr Prinzipal und macht ihnen Mittheilung über den bisherigen Fortſchritt der Geſchäfte. „Ihr habt mir zu dieſem Gewinne durch euere Thätigkeit und Treue geholfen,“ ſpricht er, „und es iſt billig, daß ihr euern Antheil bezieht.“ Dann legt er den Betrag, der nach Prozenten feſtgeſetzt iſt, in die allgemeine Kaſſe der Arbeiter. Dieſe Kaſſe verwalten ſie ſelbſt, wie auch alle ihre ſonſtigen Angelegenheiten. Wenn einer von ihnen ſich eines Vergehens ſchuldig macht, ſo ſprechen ſie ſelbſt das Urtheil, welches in den ſchwerſten Fällen bis zur Entlaſſung aus der

Fabrik lauten kann. So gern ich es thäte, ſo verbietet es mir doch die Achtung vor der Beſcheidenheit dieſes Ehrenmannes, hier ſeinen Namen zu nennen.

Was dieſer Mann durch den Segen Gottes bewerkſtelligt, kann ein Jeder im Großen, wie im Kleinen, bewerkſtelligen. Aus dem Vorrath von fünf Gerſtenbroden wurden fünftauſend Hungerige geſättigt! Was Gott einſt am See Tieberias wirkte, kann Er zu jeder Zeit und an jedem Orte vollbringen. Er kann es und Er will es. Allein unter der einzigen Bedingung, daß wir uns in die gehörige Verfaſſung ſetzen, Seine Gnade zu empfangen. Sonſt giebt es kein Mittel. Würden wir das als ein ſolches betrachten, den Reichen zu nehmen, um den Armen zu geben, ſo gelangten wir dadurch nur zu dem erſtaunenswerthen Ergebniß: fünf Gerſtenbrode unter fünftauſend Hungrige zu vertheilen. Quid haec inter tantos? wie der Jünger ſagte.

Das war der Inhalt des Vortrags in jenem Geſellenhauſe, und ich glaube nicht, daß jemals etwas Beſſeres von einem Profeſſor der Moral oder einem Publiziſten des Feuilletons über dieſen Gegenſtand geſagt werden könnte. —

Nach den Vorträgen, die ſich über Gegenſtände des populären Wiſſens verbreiteten, und die mit ruhiger Aufmerkſamkeit angehört wurden; kam Anderes an die Reihe. Ein junger Geſelle trat als Improviſator auf und begrüßte die Verſammlung mit vieler Laune in Knittelverſen. Ein Anderer ſprach des „Sängers Fluch“ von Uhland, und zeigte ein richtiges Verſtändniß, ſo wie einen feinen Anſtand. Dann folgten Geſänge, komiſche und ernſte, Zither- und Guitarrenſpiel; dazwiſchen ließ ſich das Orcheſter, aus Geſellen beſtehend, mit größern Muſikſtücken hören. In den Pauſen waltete die Converſation auf die ungezwungenſte Weiſe, aber ſtets in den Grenzen des Tones der gebildeten Geſellſchaft.

Zwei Intermezzi fanden an jenem Abend ſtatt, die jedoch nicht auf dem Programm der Unterhaltungen ſtanden, und welche ich deßhalb hier ſpeciell erwähnen will.

Der Präſes erhob ſich und las ein Schreiben vor, das er erſt kurz vorher empfangen hatte. Eine Schreinerwittwe in einer benachbarten Stadt wendete ſich an ihn mit einer Bitte. Durch den Tod ihres Mannes ſei ſie außer Stande das Geſchäft fortzuſetzen, und habe für drei noch unerwachſene vaterloſe Waiſen zu ſorgen. Sie ſehe ſich überdieß genöthigt Schulden zu bezahlen, die ihr verſtorbener Mann, während einer langen Krankheit, zu contrahiren ſich gezwungen ſah. Sie ſuche nun einen geſchickten Geſellen, dem ſie ihre Kundſchaft ruhig überlaſſen könne, allein bis jetzt vergebens, da es ihr nicht möglich ſei, denſelben ſo zu bezahlen, wie ein ſolcher Mann es mit Recht zu beanſpruchen habe. Nun wende ſie ſich deßhalb vertrauensvoll an den Vorſtand des Geſellenhauſes, ihr in dieſer dringenden Angelegenheit behilflich zu ſein. Fände ſich ein ſolcher Mann bereit, ſo verſpreche ſie ihm, nach Ablauf eines Jahres, bis wohin ſie das Geſchäft von Schulden befreit haben würde, einen beſſern Lohn, wie er ihn nur wünſchen könne.

„Iſt Einer unter euch,“ ſagte der Präſes, „welcher der Wittwe, die mir als eine rechtliche Frau bekannt iſt, beizuſtehen geſonnen wäre?“

Alles ſchwieg. Ich ließ die Blicke im Kreiſe ſchweifen und glaubte auf den meiſten Geſichtern Theilnahme und Bedauern zu leſen. Die Heiterkeit, die noch kurz vorher durch den Saal geweht hatte, war plötzlich einem tiefen Ernſte gewichen. Da drängte ſich ein junger Menſch durch die Menge, die unſern Tiſch umſtand. Es lag ein edler Ausdruck in ſeinen männlichen Zügen; dabei zeigte er ein Bild der Demuth. Mit geſenktem Blicke, gleichſam als ſcheue er ſich das Bekenntniß ſeiner bevorzugten Lage und ſeines innern Werthes, an dieſem Orte vor ſeinen Freunden und Kameraden zu offenbaren, ſprach er: „Ich habe mir etwas zurückgelegt und will auf zwei Jahre ohne Lohn zu der Wittwe in Arbeit gehen. Ich bin gerade bei keinem Meiſter und kann abreiſen, ſobald als es gewünſcht wird.“

Alles erhob die Gläſer, um ihm ein Hoch zu bringen, die Geſellen drängten ſich um ihn, ihm die Hand zu ſchütteln; aber die Worte, die ihm der Präſes nachrief, hörte er nicht mehr, denn er hatte ſich Allem faſt gewaltſam entzogen und war durch die ſchwirrende Menge nach einem Tiſche in der fernſten Ecke des Saales geeilt, um ſich — als wäre nichts geſchehen — ein Glas Bier geben zu laſſen. Es freute mich, daß er nicht in üblicher Weiſe in zierlichen Worten dankte, wie es mancher Andere gethan haben würde. Sein beſcheidenes, natürliches Benehmen machte auf die Anweſenden nur eine größere Wirkung; die freudige Aufregung hatte ſich ſogleich gelegt, man ließ den braven Geſellen in

Ruh, der ſich bald darauf entfernte, und die Unterhaltung nahm wieder den gewöhnlichen Gang.

Da nahete ſich ein Anderer dem Präſes, und ſagte ihm einige Worte in's Ohr. Dieſer ſtand auf und verließ den Saal. Die Zeit war ſchon ziemlich weit vorgerückt, und die Verſammlung nahete ſich ihrem Ende. Ich bedauerte ſchon, mich bei dem Präſes nicht verabſchieden, und ihm für den genußreichen Abend heute noch danken zu können. Da erſchien er wieder und raunte mir zu: „Ich komme nur, um Ihnen gute Nacht zu ſagen.“ Ich drückte die Beſorgniß aus, die ich gefühlt, es könne ihn ein Unwohlſein angewandelt haben, denn er war ſtets leidend und ſein bleiches Geſicht zeigte die deutlichſten Spuren davon. Er aber ſprach: „Wir Prieſter müſſen ſtets gerüſtet ſein. Der junge Menſch, der mich abrief, verreiſt morgen zu allerfrüheſter Tageszeit, und da hat er mir heute noch, oben in meiner Wohnung gebeichtet, um morgen in der erſten heiligen Meſſe geſpeiſt zu werden, da morgen zur Beichte die Zeit nicht langen würde.“

Welch ein Abend! mußte ich zu mir im Nachhauſegehen ſagen. Welche Erfahrungen in ſo wenig Stunden! In welchem Kreiſe, hieße er Muſeum, Caſino, Harmonie, Reſſource, Clubb, in welcher excluſiven Geſellſchaft der Welt hätte ich ſo viel erlebt und gelernt, ſo viel für ruhige Betrachtung zu Ueberdenkendes nach Hauſe gebracht, als in dieſem edeln Vereine ſchlichter Handwerker?

Die Geſellen der in Deutſchland überall beſtehenden Vereine, haben eigene Wanderbücher, in welchem ihnen jeder Präſes bezeugt, wie lange ſie ſeinem Vereine angehört, und wie ſie ſich in demſelben verhalten haben. Dies dient ihnen nicht nur als Empfehlung beim Eintritt in einen neuen Verein, ſondern auch bei dem neuen Meiſter, der ſie in ſeine Werkſtatt aufnimmt. Er kann ſicher ſein, einen Gottesfürchtigen und fleißigen Arbeiter zu erhalten.

Wer von meinen Leſern am Tage des heiligen Nährvaters Joſeph, oder an einem andern der höchſten Feſte, wie z. B. zu Weihnachten oder Oſtern eine Anzahl junger Männer, oftmals die Hundert weit überſteigend, in der ſchönſten Haltung zum Altare treten und niederknien ſieht, um das heilige Mahl zu empfangen, der wiſſe, daß dies unſere lieben Geſellen ſind, die wir ſo eben hier kennen gelernt haben. Wer ſie aber noch näher kennen lernen will, der gehe in ihr Haus, in ihren Verein. Faſt eine jede Stadt, wo Katholiken wohnen, beſitzen einen; die Stadt ſei groß oder klein. Ich kann einem Jeden, und gehörte er den höchſten Ständen an, einen eigenen Genuß, eine ſonſt wohl nie empfundene Freude verbürgen.

Vater Kolping erzählt: „Ich kenne einen Verein in Deutſchland, den ich nicht näher nennen will, darin iſt ein hochgeborener Fürſt Vorſtandsmitglied, und dieſer hält es gar nicht unter ſeiner Würde, ſo oft er kann, in dem Geſellenvereine zu erſcheinen, wenigſtens wöchentlich einmal. Er iſt Vorſtandsmitglied, er ſitzt bei den Geſellen und iſt bei ihnen, wenn ſie zum heiligen Tiſche des Herrn gehen. Wenn irgend Rath zu ertheilen iſt, ſo iſt der Fürſt immer der väterliche Rathgeber der Geſellen, und die Geſellen tragen den Fürſten nicht auf der Hand, ſondern im Herzen; aus ſeinem Auge leſen ſie, was ſie ihm thun können, und wenn ſie den Fürſten noch höher heben könnten, als er ſteht, ſie thäten es mit Freuden. Das iſt wahre Popularität, und der Fürſt büßt ſicher nichts ein, wo er ſich in chriſtlicher Demuth herabläßt, und die Armen beſucht, und ihre Freuden theilt.“

In meinem Wohnort, der zum größten Theil von Proteſtanten bewohnt wird, hat ſich auch ſeit wenigen Jahren ein Verein zuſammengethan. Er entſtand faſt unſcheinbar und hat es doch ſchon bis zur Zahl von über achtzig Mitgliedern gebracht. Neben der Erholung werden Anleitungen zum Zeichnen, Singen, in der Muſik überhaupt und in anderm nützlichem Wiſſen ertheilt, und auch ſonſt belehrende Vorträge gehalten. Im Advent wird die Krippe aufgeſtellt, ein plaſtiſches Kunſtwerk, das die Geſellen verfertigen. Späterhin im Faſching wird eine Comödie geſpielt. Im vorigen Jahre war hiezu „der verlorene Edelſtein des hochwürdigſten Cardinal Wiſeman, auserſehen worden. Es mußte überraſchen, welche Talente ſich bei dieſer Gelegenheit hervorthaten. Ein junger Handwerker, der eine ungewöhnliche Begabung zur Poeſie beſitzt, hielt einen Prolog, den er ſelbſt in ſchönen, wohlklingenden Verſen, verfaßt hatte. Aus der geſchickten Löſung der ſchwierigen Geſammtaufgabe blickte durchaus nichts von außen eingetrichtertes hervor; Alles war naturwüchſig und deßhalb höchſt anmuthend, und es ſtörte keineswegs den Genuß, daß nicht ein Einziger ſich bemühete, der unſeligen Ziererei, den ihm angeborenen, landläufigen Accent ſeiner Heimath, die Natürlichkeit des Ausdrucks zum Opfer zu bringen.

Freuen wir uns des Geſellenvereins; er iſt ein geſunder Baum, der mitten in dieſe Zeit gepflanzt wurde! Wie ſonſt wohl ein ſchlichter Bürgersmann ſich hochgeehrt dünkt, in einem Kreiſe von Männern höhern Ranges ſitzen zu dürfen, ſo ſehen wir hier den umgekehrten Fall: daß Männer, die ſich der höchſten Bildung und bevorzugten Stellung rühmen, unter jungen Handwerkern mit Ehren ſitzen. Das Beiſpiel enthält eine weittragende Lehre. Es wäre ein großes Uebel, wenn die Alles überſtürzende Zeit den Gewerbsmann dahin gerathen ließe, ſeinen höchſten Ehrgeiz wirklich darin zu ſuchen, in einem andern Kreiſe die Wurzel ſeiner Ehre zu ſuchen, als in dem Kreiſe, der unmittelbar zu ihm gehört.

Schlußwort.

Kann ich das, was meine ſchwache Hand hier aufzeichnete, ein Bild der katholiſchen Kirche nennen? Ein Bild des Lebens in ihr? das zu glauben wäre ſtolze Vermeſſenheit, die bei einem Autor, der ſich die Aufgabe ſtellt, Züge der erhabenſten Demuth zu ſammeln, doppelt ſtrafbar erſchiene. Meine Arbeit entſprang aus dem Drange zu beweiſen, daß die vorgefaßte Meinung Vieler, die außerhalb der Kirche ſich befinden, von der geſchwächten und wohl gar in ihren Grundfeſten erſchütterten Kirche, lediglich auf einem ſehr unfrommen Wunſche beruhe, und daß nur Unkenntniß oder Blödſinn ein volles pulſirendes Leben für abſterbendes Alter halten könne, welches von einer Zeit, wie die jetzige, dazu verurtheilt ſei, einem leeren Nichts zu weichen. Wäre dies möglich, ſo müßte nicht der Herr ſelbſt auf Erden erſchienen ſein, um die Kirche als Seine Kirche zu gründen. Sie wird fort und fort beſtehen, nach Seinem Ausſpruch, bis an das Ende der Tage, und der Born des Heils wird niemals in ihr verſiegen.

Einige Ausſtralungen dieſes Heils habe ich gleichſam muſiviſch hier zuſammengetragen, nachdem ich auf mannichfachen Wegen, durch treue und gewiſſenhafte Studien, ſie zu erforſchen geſucht habe, mich ihnen zu nahen bemüht war. Wenn ich auch ſo glücklich geweſen bin, einen noch größern Theil des von dieſen Strahlen befruchteten Reiches kennen zu lernen, ſo mußte ich mir dennoch ein Maaß auferlegen, welches zu überſchreiten, nur einer weit größeren Befähigung, als der meinigen, vorbehalten ſein dürfte. Nur was für mich erreichbar ſchien, habe ich hier erſtrebt, und wenn ich hierbei dem hohen Gegenſtand auch nicht entfernt genügte, ſo wird man doch wohl ſo geneigt ſein, einzuräumen, daß ein Streben in dieſer Richtung nicht verwerflich ſei, wenn die Darſtellung, die es verſucht, auch unvollkommen iſt.

Ich muß hier meine Zuflucht zu einem Anwalt nehmen, deſſen Autorität von Niemand angefochten wird. Er ſagt: „Unüberſehbar iſt das Herrliche und Große, was die Kirche auch in den trübſten Zeiten geleiſtet; erziehende Kraft bewährte ſich immer auf den Grund derſelben Lehre, wie ſie in den noch ſchönern Zeiten zum allgemein verehrten Dogma war ausgebildet worden; ja die ganze Fülle von Kraft, welche das Chriſtenthum in den erſten Jahrhunderten entwickelte, entfaltet es auch noch jetzt, obgleich in ganz anderer Weiſe als früher, da der zu bearbeitende Gegenſtand ein ganz anderer geworden war. Unter dieſen Umſtänden traten vom zwölften Jahrhundert Secten auf, von geſtern her, ohne alle Geſchichte, aus wenigen ausgewählten Perſonen beſtehend, denen es vergönnt war, eine Kirche zu träumen, und es wagten der beſtehenden, durch ſo viele Stürme und

Umwälzungen hindurch gegangenen, Kirche vorzuwerfen, ſie habe ihre Beſtimmung verfehlt, und mit der bereits durch die Kirche erlangten Bildung, lehnten ſie ſich wegen des Ungebildeten in ihr gegen ſie auf. Hätten dieſe Gebilde der Phantaſie und der Selbſtſucht, als was ſie gewiß anzuſehen ſind, die Laſt der Zeiten getragen, welche der katholiſchen Kirche auferlegt wurde, ſie wären im erſten Augenblicke ſchon in das Nichts zurückgeſunken, aus welchem ſie hervortauchten.“ *)

Und ſo erblicken wir ſie noch heute in vollſter Kraft, in unverlöſchlichem Glanze, in ehrfurchtgebietender Majeſtät; gleich einem hohen, zum Himmel aufſtrebenden Dom, umrankt von dem ehrwürdigen immergrünen Eppich der Legenden und Traditionen, der von dem farbenreichen Leben unaufhaltſam ſproſſender Blüten der Gegenwart durchwirkt iſt. Faſt kein Tag vergeht, an dem nicht neue Blüten erſtehen. Der heutige bringt uns die frohe Kunde, daß das Kloſter in Pirmaſens Schweſtern nach dem fernen Wien entſendet habe, um einen dort lebenden Wohlthäter, einen ſchlichten Bürgersmann, in ſchwerer Krankheit zu pflegen und zu tröſten. Geſtern hörten wir, daß die franzöſiſchen Prieſter Fabriken gründen, zur Anfertigung von Kirchenparamenten, um den armen Seidenwirkern von Lyon und St. Etienne, die wegen der Handelsſtockung, von ihren Herren entlaſſen wurden. Brod zu verſchaffen. Glaubt ihr, daß der morgende Tag hinter Geſtern und Heute zurückbleiben werde? Welchen Eindruck üben da wohl

---

*) Möhler, in ſeiner Symbolik.

die Angriffe, Pamphlete, Decrete, Beſchränkungen? Die Liebe waltet frei, ungehemmt ſtark; ſie durchſtrömt als lebendiger Pulsſchlag den ganzen Organismus; die ewige Liebe iſt der Athem der Kirche; jene Liebe, in deren Preis das große Gedicht Dante's verhallt:

L'amor che muove il sol e l'altre stelle!

Inhalt.

Seite
Einleitung 1
Klöſter und Orden 7
Wunder 40
Gnadenorte 58
Märtyrer 80
Pariſer Lichtbilder 97
Geſellenhäuſer 142
Schlußwort 159

Inigo.

Inigo.

Eine Bilderreihe aus dem Leben
des Heiligen
Ignatius von Loyola.

Von

August Lewald.

Schaffhauſen
Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1870.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Tomad, Señor, y recebid toda mi libertad, mi memoria, mi entendimiento, y toda mi voluntad, todo mi haber, y mi poseer: vos me lo distes, á vos Señor lo torno, todo es vuestro, disponed á toda vuestra voluntad. Dadme vuestro amor y gracia, que esta me basta.

S. IGNACIO DE LOYOLA.
(Contemplacion para alcanzar el amor).

Inhalt.

Seit

Vorwort.

I. Spanien und die Spanier 1
II. Der Thurm von Loyola 8
III. An dem Hof der Königin Iſabella . . . 23
IV. Najera 38
V. Pampelona 60
VI. Im Thurm von Loyola 72
VII. Montſerrat 108
VIII. Ein Bettler 141
IX. Die Höhle bei Manreſa 169
X. Vor der Höhle 181
XI. Befreiung 185
XII. Die geiſtigen Uebungen 194
XIII. Auf der Reiſe 209
XIV. Jeruſalem 221
XV. Der Schüler 225
XVI. Das Gelübde 234
XVII. Das Wiederſehen 239
XVIII. Zehn Gefährten 245
XIX. La Storta 248

Anmerkungen 255

Vorwort.

Schon vor Jahren wurde das Buch entworfen, welches hier der Oeffentlichkeit übergeben wird. Der Verfaſſer ließ es ſich nicht beikommen als Dichter glänzen zu wollen, indem er ſich anſchickte, ſeiner Bilderreihe eine Form zu geben, die ihn einem ſolchen Verdachte bloßſtellen könnte. Mit den ſchaffenden Gedanken kommt die Form wohl von ſelbſt. Hier aber wurden die gebahntern Pfade der Proſa auch deshalb verſchmäht, damit das Ganze nicht in die Region der Novelle und Erzählung gerathe, was bei dem erwählten Stoff gleich unerlaubt und unverzeihlich wäre.

Statt eines gegliederten Ganzen in lebendiger Verbindung, das ein einheitliches Metrum erheiſcht haben würde, ſtellt ſich hier eine Reihe von Bildern dar, deren jedes in beſonderm Rahmen begränzt, von dem hiſtoriſchen Hintergrund ſich abhebt, wie ihn das Land, die Nation und die Zeit geſchaffen. Dies gibt den Maßſtab zur Beurtheilung, indem es neben dem allgemeinen Standpunkt, in Beziehung zur Religion und Geſchichte, auch die Abſicht der Vorſehung in das Auge zu faſſen geſtattet, in ihrem Verhältniß zu den Handlungen der menſchlichen Freiheit und ihren Folgen.

Man erblickt den Weg, die Erweckung und die Thaten eines jugendlichen Helden, in welchem die katholiſche Kirche einen ihrer Heiligen feiert. Wenn wir die wunderbare Einigung von Kraft, Muth, Geiſteshoheit, unvergleichlicher Demuth bis zur vollſtändigſten Selbſtentäußerung, wodurch ſeine Seele freie Bahn zum erhabenſten Gedankenflug erhielt, betrachten, ſo wird es als natürliche Folge erſcheinen, daß das von ihm gegründete Inſtitut auf die Völker und ihre Herrſcher ſo mächtigen Einfluß übte. Die Bilderreihe ſchließt an der Wiege der Geſellſchaft Jeſu.

XI

Möge das Buch den Leſer in die Abgeſchiedenheit ſeiner beglückendſten Sehnſucht geleiten, in das Reich ewiger Jugend, wo die Gerechtigkeit, die Wahrheit und der Friede herrſchen. So unvollkommen das Dargebotene als dichteriſches Kunſtwerk iſt, ſo ſchwebt dennoch darüber ein Gedanke voll herrlicher und vollendeter Poeſie:

Das Kreuz des Erlöſers.

I.

Spanien und die Spanier.

Es liegt ein Land gen Süden ausgebreitet,
Das inſelgleich ſich aus den Wellen hebt;
Das Innere ein Felſenzug durchſchreitet,
Um deſſen Haupt der Lämmergeier ſchwebt;
Ein einziger Paß zu dieſem Lande leitet,
Von wechſelſeitigem Verkehr belebt,
Das Meer umwogt es nach den andern Seiten
Und lenkt den Blick in ungemeſſene Weiten.

Wo ſich die Thäler hin zur Küſte ſenken,
Da flammt ein Garten nie geſchauter Pracht;
Was die Natur hervorbringt an Geſchenken,
Dringt hier an's Licht mit üppig voller Macht.
Kein Winter naht, ihr Schaffen einzuſchränken,
Des Tages Knoſpe tödtet nicht die Nacht,
Vom Himmel ſenkt ſie ſich gleich einem Duft,
Und wehet zärtlich ſäuſelnd durch die Luft.

Die Schönheit, die ſich hier dem Blick entfaltet,
Wird von dem Ernſt des Innern noch gehoben;
In düſterer Erhabenheit geſtaltet,
Die ſtarre Eiſesſtirne ſturmumwoben,
Die Flanke, die der wilde Sturzbach ſpaltet,
Ein Felſenlabyrinth, verſchränkt, verſchoben,
So machtvoll zeigt ſich's, daß es will gemahnen,
Es ſei das Werk rebelliſcher Titanen.

Iberia hieß das Land. In alten Tagen
Galt es als Ende der bewohnten Welt.
Gen Süden, dort am Meer, zwei Felſen ragen,
Markſteine ſind's, von Herkules geſtellt,
Kein Schiffer mochte hier die Durchfahrt wagen;
Gen Weſten, von dem Abendſtral erhellt,
Liegt Finisterre, ſchon der Name deutet,
Daß über dieſe Gränze Niemand ſchreitet.

Der einzige Paß im Norden, wo empor
Die Berge ſchroff ihr ſtolzes Haupt erheben,
Bot fremden Schaaren ſich als Eingangsthor,
Die ſieggewohnt nach neuen Siegen ſtreben.
Zahllos in Schwärmen brechen ſie hervor,
Sich eine Heimath gründend, hier zu leben.
Die alte Welt ſank unter Schutt und Trümmern,
Doch fing ein freudiger Morgen an zu ſchimmern.

Von jener Völkerwanderflut geſcheucht,
Die ſich im Sturm aus Nord und Oſt ergoſſen,
Ein deutſcher Stamm Iberia erreicht,
Weſtgothen ſind's, dem Weichſelſtrand entſproſſen;
Mit ihrem Nahen das Heidenthum erbleicht,
Denn ihnen war das Heil der Welt erſchloſſen.
Die fremde und die eingeborne Raſſe
Verſchmilzt das Kreuz in eines Volkes Maſſe.

Durch dieſes hehre Licht werden Nationen;
Sie ſchafft die Sprache nicht. Das Vaterland,
Wo Menſchen nachbarlich beiſammen wohnen,
Umſchlingt die Einzeln mit viel holdem Band;
Jedoch der Kraft, in eigener Macht zu thronen,
Verleiht der Glaube nur das Unterpfand.
So iſt aus dem Gemiſch unzähliger Horden,
Durch ſolche Macht ein Spanien geworden.

Für dieſe Wahrheit alle Thaten zeugen,
Die ruhmgekrönte Tapferkeit errungen.
Der Tod führte Jahrhunderte den Reigen,
Das Kreuz allein, er hat es nicht bezwungen.
Des Mohren Halbmond mußte ſich ihm beugen,
Der aus der Wüſte war hieher gedrungen,
Ob er auch Königskronen ſich erworben;
Der Eine ſiegte, der am Kreuz geſtorben. —

Es pflanzt ſich fort dies Volk aus Völkerſchaften,
Gleich wie ſein Boden, wunderbarer Art;
Wo Schluchten ſchroffer Felſenrieſen klafften,
Mit Reizen ſüdlich ſchöner Flur gepaart.
Daraus erwuchs ein Kranz von Eigenſchaften,
Wie man in keinem Land es ſonſt gewahrt:
Des Südens ſinnlich Feuer, des Nordens kalter Muth,
Ein ſtetig feſt Beharren, Thatkraft, die niemals ruht.

Nichts ſchöneres, als dieſes Landes Kinder,
Stolz, ſtreng und ernſt und leidenſchaftlich kühn;
Treu ihrem Gott, dem Könige nicht minder,
So ſieht man ſie durch die Geſchichte zieh'n.
Hier Denker, Dichter, mächtige Erfinder,
Dort Krieger, die für Ruhm und Ehre glüh'n;
Ein Geiſt, ein Licht, ein Sieg ſtralt hier zuſammen,
In Saragoſſas und Numantias Flammen.

Mit ſpaniſcher Macht ſucht Colon eine Welt,
Diaz zum Cap der guten Hoffnung dringet,
Und Fernan Maghellan durchſchifft den Belt,
Der durch das Eis des Südpols hin ſich ſchlinget;
Vasco da Gama iſt der vierte Held,
Dem durch das indiſche Meer die Fahrt gelinget;
So reihen ſich ſtets Siege zu den Siegen,
Die Erde ſoll nur Einem unterliegen.

Der neue Pfad durch nie durchſchiffte Wogen,
Trägt ſtarke Helden zu dem fremden Strand,
Von Jugend auf im Waffendienſt erzogen,
Erkämpfen ſie das neuentdeckte Land.
Durch Wüſt' und Urwald ihre Heere flogen,
Bis zu der Andes himmelhohem Rand,
Bis zu der Stadt der Inca alten Thoren,
Dringt vor die Herrſchaft der Conquiſtadoren.

Sie haben Alle für das Kreuz geſtritten,
Sie Alle waren Männer kühner That.
Die Dichter ſtritten in der Kämpfer Mitten:
Camoëns war in Indien Soldat,
Ercilla malt der Araucaner Sitten,
Kämpfend mit Wilden; Garcilaſo naht
Im Sturme Tunis und im Kampfe ſtunden
Cervantes, Lope, Calderon, reich an Wunden.

Doch eine höhere Macht ſich ihnen einet,
Die Macht der Demuth und der Chriſtenmilde,
Als Friedensbote ſegnend ſie erſcheinet
Auf dem mit Blut getränkten Schlachtgefilde.
Der Prieſter, der die Opfer ſtill beweinet,
Bringt Himmelstroſt für Chriſten wie für Wilde,
Und ſollt' er auch als Martyrer hier ſterben,
Er will im Tod für Alle Heil erwerben.

Sie ſind es, die den Sternen gleich erſtralen,
Die Helden, die, zur Glorie entrückt,
Ihr Leben ließen unter Marterqualen,
Von reinſter Himmelsſeligkeit beglückt.
Aus ihren Herzen, wie aus Opferſchalen,
Entſtrömt ihr Blut. Sie loben hochentzückt:
„Herr, Deine Leiden kühlen unſre Schmerzen,
Und Deine Dornen roſig blüh'n im Herzen!“

Wer nennt wohl alle Genien, die im Licht
Vor Gottes Throne blühend ewig ſchweben?
Ein freies, engelgleiches Band umflicht
Gemeinſam Alle im verklärten Leben.
Der Erde abgewendet iſt es nicht:
Wenn flehend Hände ſich zu ihnen heben,
So ſind es ſie die heiligen Auserwählten,
Die Leiden linderten und Schwache ſtählten.

Auf Spaniens Boden, aus der Zeiten Saaten,
Erwuchs mein Held. Es zierte ſeine Wiege
Ein adelig Wappen, wohl verdient durch Thaten,
Ein Name, reich geſchmückt durch viele Siege.

Treue und Wahrheit waren ſeine Pathen,
Von ihren Gaben ſtralten ſeine Züge
In hoher Schönheit. Löwenkraft der Tugend
Entfaltete ſich ihm in früheſter Jugend.

Dem Mutterarme war er längſt entwunden,
Sein Tag in freiem Sonnenduft verfloß;
Da nahen kriegeriſche Schreckenskunden.
Voll Feuer ruft er: „Mutter, wär' ich groß,
Ich zöge aus und kehrt' ich auch mit Wunden
Bedeckt in meiner Väter altes Schloß,
Ich fühle mich zum Kampfe auserkoren,
Aus Noth wird erſt des Lebens Werth geboren!“

Inigo ſprach's, dem an des Lebens Saum
Des kühlen Jugendſchlummers Lüfte laden;
Doch er will Wirklichkeit, nicht leeren Traum,
Nach Thaten dürſtet er, darin zu baden.
Hinaus zu Roß! in ungemeſſenem Raum
Muß ſeine ſprühende Hitze ſich entladen. —
Die fromme Mutter hebt die feuchten Blicke
Betend empor zum Lenker der Geſchicke.

II.

Der Thurm von Loyola.

Auf dem jähen Abhang ragt
Stolz und feſt ein alt Gemäuer,
Deſſen Schild am Giebelfelde
Zeigt zwei Löwen eingehauen,
Und ein Keſſel hängt daran,
Was, nach ſpaniſchem Sinn gedeutet,
Sagt: Gaſtfreundſchaft erbe fort
Hier vom Vater auf den Sohn.

Ein erlaucht Geſchlecht bewohnet
Dieſes Haus; ein Thurm zu nennen
Iſt es alſo hoch und eng.
In Biscayas Waldgehegen
Iſt Loyolas Thurm vor allen
Edelſitzen hochberühmt,
Wenn auch andre Pracht und Größe
Schon nach außen hin verkünden.

Heute weht die Trauerfahne
Auf dem Thorgewölb, es klingen
Trüb und langſam aus dem Thale,
Wo Aspeizia liegt, die Glocken.
Sie beſtatten dort die Herrin,
Gattin des Beltran d'Oñez,
Der gebietet auf Loyola.

Sie war jene fromme Mutter,
Die mit ſorgerfülltem Herzen
Auf den Knaben blickt, der feurig
In den Kampf zu zieh'n begehrt,
Und den ſie ſich wollt' erhalten,
Da ſchon ſieben ihrer Söhne
In dem Heer des Königs dienen.
Gott enthob ſie ihren Sorgen,
Und der Knabe, dem ſie galten,
Weinte nach, der frommen Mutter;
Doch, was ſie um ihn gelitten,
Hat vergeſſen er alsbald. —

Trauernd ſtill ſitzt Don Beltran
In der Halle; Inigo
Ihm zu Füßen, tiefgeſenkt
Das gelockte ſchöne Haupt.

Nur die Töchter hört man ſchalten,
Zu bewirthen ihre Muhme
Die Gebieterin von Guevara,
Die zur Trauerfeier kam.

Andern Tags zur neunten Stunde,
Durchſchritt Don Beltran d'Oñez
Feierlich die langen Gänge,
Um ſeinen erlauchten Gaſt
Hin zum Mahle zu geleiten,
Das im Saale ihrer harrte.
Angethan in ſchwarzer Wolle
Sind die Frauen. Lange Schleier
Fallen mantelähnlich nieder
Von dem Haupte bis zur Sohle,
Das zurückgeſtrichene Haar
Decket tief die Trauerſchnebbe;
Doch der Dame von Guevara
Glänzet trübe zwar, doch koſtbar,
Von der Stirn ein Diadem
Ganz aus ſchwarzen Edelſteinen.

Wenig Worte ſind gewechſelt,
Gramerfüllet ſind die Herzen
Und die Trauer der Gewänder
Spiegelt ſich in Allen ab.

Auch der Knabe, der am untern
Ende ſitzet, weint verſtohlen,
Doch verbeißt er ſeinen Gram,
Wenn der Andern Blick ihn trifft,
Gleich als ſchämt' er ſich der Thränen;
Ueber ſeine Züge leuchtet
Dann ein unverſtelltes Lächeln.
Fittige des Himmels ſcheuchen
Aus dem Herzen ihm den Schmerz,
Tröſtend möcht' er Allen nahen.
Lieb' und Leid, in Eins verſchmolzen,
Wandeln Trauer ſchon in Freude. —

In dem hohen Erkerbogen
Steht die Muhme, ihr zur Seite
Don Beltran.
„Euer jüngſter Sohn,"
Spricht ſie, „wird zur ſchweren Laſt
Euern alten Tagen werden,
Da ihm nun die Mutter fehlt,
Seine erſten Schritte leitend.
Denkt ihr, daß er ſeinen Brüdern
In des Krieges Laufbahn folge?
Mächtige Stirne, tiefer Blick
Und was ſonſt ich wahrnahm, deuten
Einen Geiſt an, höherm Wirken

Auserſeh'n, wenn die Erziehung
Ihn zu andern Zielen führt.
Hört mich an! Vertraut ihn mir.
Ich laß' ihn ihn Avilas
Guten Schulen unterrichten,
Und mein Haus beut ſich ihm dar,
So durch Beiſpiel, wie durch Lehren,
Für das Leben ſich zu bilden,
Wie es einem Sohne ziemt
Aus dem Hauſe der Loyola.
Wie man's nennt: die gute Nahrung
Für die feinſte Bildung ſoll er
Mütterlich von mir erhalten."

„Ausgezeichnet iſt die Ehre,
Die ihr mir dadurch erweiſet,"
Spricht der Vater hocherfreut.
„Doch nur Eins ſchafft mir Bedenken,
Ob auch Inigo drein willige,
Der ſich keinem Zwange fügt.
Allzulebhaft, zornig faſt
Iſt ſein Weſen; es bezwinget
Oft die ſeltenen Eigenſchaften
Seines kindlichen Gemüths.
Offenen Herzens, treuen Sinnes

Und, ſo weit es ſeine Jugend
Zuläßt, ſtolz und muthvoll auch.
Immer träumt er nur von Kämpfen.
Hört er, Siege ſeien erfochten,
Will er gleich den Brüdern auch
Solche Thaten einſt verrichten.
Noch ein Knabe, hat er Waffen
Stets am Liebſten und er würde
Nicht mit Büchern ſich begnügen,
Wenn ſein Arm dereinſt erſtarkt. —
Seht, da naht er ſich, wir fragen
Ihn zur Stelle, ob er mit euch
Ziehen will, ſich auszubilden
In der höhern Lebensart.“

So der Vater. — Und der Knabe,
Als er von dem Vorſchlag hörte,
Ehrerbietig ſeiner Muhme
Hand zu ſeinen Lippen führend,
Dann den ernſten Blick zum Vater
Raſch erhebend, ſpricht er feſt,
Nichts als dieſe kurzen Worte:
„Wenn, Señor, ihr's zugebt, ſei es.“

Schmerz und kummervoll der Abſchied
Von den Schweſtern; das Geſinde

Weint, da es die Kunde hört.
Alle liebten Inigo.
Leichter fügte ſich der Vater,
Auf des Himmels Schutz vertrauend.
„Jedem Leben droh'n Gefahren,“
Denkt er, „und des Feindes Macht
Lauert am Wege, alſo gilt es
Beide Dinge zu erkennen:
Den Gefahren auszuweichen
Und des Feindes Macht zu lähmen.
Dies zu lernen, zieh' er aus,
Beſſer wird er's draußen können,
Als in dieſem alten Schloß.“

Keine Thrän' im ſchönen Auge,
Wenn auch Schmerz die Bruſt empfindet,
Knieet Inigo und küßt
Seines Vaters Hand, die ſegnend
Ihn das Haupt berührt. Dann zieht er
Mit der Dame von Guevara
Fort von Allem, was er liebte.
Ob er einſt es wiederſehe,
Der Gedanke liegt ihm fern,
In die Zukunft nur gerichtet
Iſt des muthigen Knaben Blick.

Mehr ſchon als ein Jahr verrann.
Inigo iſt jetzt entwachſen
Seinem Knabenalter; freudig
Läuterte ſich Geiſt und Körper.
Wie in jungen Reben keimte
In ihm eine glühende Kraft,
Die des Jünglings Seele weckte. —

Don Antonio Manriquez,
Herzog von Najera und
Den Loyola nahverwandt,
Ließ bei ſich im Stillen reifen
Einen Plan, den er gefaßt,
Um an Inigos Entfaltung
Seinen Antheil zu erwerben.

Eines Tags ward Inigo
Hinbeſchieden zu dem Herzog,
Der zu ihm die Worte ſprach:

„Dieſer Brief von deinem Vater
Ward mir geſtern eingehändigt,“
Dabei zeigt er auf das Schreiben;
„Er will dir das Vorwärtsſtreben
Auf der Ehre Bahn erleichtern
Und der Muhme treuer Obhut

Dich entheben, ſie genügt nicht
Einem Jüngling, wie du biſt.
Nur im Stolz kannſt hier du wachſen,
Der Gewalt und Unrecht zeuget;
Doch das Leben, es verlanget
Keinen unbeugſamen Mann.
Wer gelernt hat zu gehorchen,
Herrſchet über ſich und Andere
Leichter, nach der Pflicht Gebot.
Eine Schule beut ſich dir,
Wie ſie einem Ritter ziemt,
Höher als die hohen Schulen
Von Paris und Salamanca;
In Valladolid, wo glänzend
Alles Große ſich verſammelt,
Um der Größten darzubringen
Seine tiefe Huldigung.
Unvergleichbar iſt der Glanz
Der ſich dort dem Auge kundgiebt.
Pfauenfarben, Demantblitze,
Feuerſprühen, Geiſtesleuchten,
Und dazu, wie Morgenwehen,
Zarte Stimmen, Lautentönen;
Ein unendliches Gemiſch
Von ſo wunderbarer Art,
Als ob noch Abencerragen

Oder Zegris geiſterhaft
Sich der Chriſten Ernſt geſellten,
Der am Hof der Königin
Allen Glanz und allen Reichthum
Beider Hemiſphären ſchirmt.“

Aufgeregt ſprach dies der Herzog
Don Antonio Manriquez,
Zwar in Waffen längſt ergraut,
Doch dabei der eignen Jugend
Froh gedenkend, als er noch
An dem Hof als Page diente.
Eine innere Mahnung wendet
Ihn von der Erinnerung ab,
Die nicht ziemen will dem Alter,
Und er lenket alſo ein:

„Jener ernſte Schirmherr ſtralet
Unverhüllt, als höchſte Weisheit,
Ueber alle Zauberpracht,
Die wie Geiſterwehen ſich regt. —
In Valladolid, der guten
Alten Hauptſtadt von Caſtilien,
Fehlt es nicht an Gotteshäuſern,
Gnadenbildern, frommen Klöſtern

Und an heiligen Gewölben
Wunderſamer, ſeltener Größe.
Solchen prächtigen Altarſchmuck,
Solche reiche Meßgewande,
Von der Königin Hand geſticket,
Zeigt die Erde ähnlich nicht.
So die liebenden Gedanken,
Hier verſenkt und dort erhoben,
Schlingen feſter um die Sinne
Ein beglückend Zaubernetz.
Dort am Hof erblüh'n allein
Ruhmesknospen für den Jüngling,
Die zu Ehrenſonnen werden.
Dies hab' ich mir ſtill bedacht
Und mein Hoffen trifft zuſammen
Mit der reifſten Ueberlegung,
Die ich pflog mit deinem Vater.
Dorthin bring ich dich und ſtelle
Dich der Königin Huld anheim."

Inigo ſtand da, verwirrt,
War es Zagen, war es Freude,
Was ihn ſtark ergriffen hatte?
Feigling war er nicht, es fluthen
In ihm andere Gefühle.

Freudigem Gehorſam miſcht ſich
Jugendliche Eitelkeit.
Don Antonios prächtiges Schildern
Hielt vorerſt ſein Ja zurück.
Was er ihm von Ruhmesknoſpen
Und von Ehrenſonnen ſprach,
Klang ihm hohl, wenn er bedachte,
Welcher Platz für ihn ſich finden
Ließe auf ſo hoher Bühne.
Stammbaum und Geſchlecht ſie wieſen
Ihm den letzten Platz nicht an,
Und auch Gaben zu beſitzen
Glaubt er, die zu achten ſind.
Kennt er auch nur eine Sprache,
Welche ihn Natur gelehrt,
So erhofft er doch den Schlüſſel
Jener Sprache bald zu finden,
Die am Hofe wird verſtanden.
Doch was ihm wie kalter Stahl
In das Herz fuhr, die Erwiederung
Auf des Herzogs Antrag hemmte,
Ein Gedanke war's allein,
Der ſein Selbſtvertrauen tödtet.

„Nun? du ſchweigeſt?“ fragt Antonio
Ungeduldig.

„Herr, ich ſchweige,
Weil ich kaum bewußt mir bin
All des Herrlichen, das ihr
So beredt mir habt geſchildert.
Wenn ich dorthin mich verſetzt ſäh',
Würd' ich einem Schmutzfleck gleichen,
Den ihr ſelbſt nicht kennen wolltet.
Gönnt mir Friſt, auf daß mein Vater
Mir die nöthige Summe ſende,
Würdiger mich auszuſtatten."

Wie erſchallte da ein heitres
Lachen aus Antonios Munde!

„Iſt es das nur?" fragt er freundlich.
„Wie gefällt dir dieſe Spange?
Wie die Kette?" und er hält ſie
Prächtig funkelnd ihm nun hin.
„Alles iſt ſchon vorgeſehen,
Wie du es nur wünſchen kannſt.
Avila hat wohl noch Schneider,
Welche ihre Kunſt verſtehen.
Einen alten Meiſter kenn' ich,
Der einſt Mohrenritter ſchmückte,
Und der dich nun ſchmücken ſoll.
Glaube mir, du wirſt erglänzen

Gleich dem prächtigſten der Ritter,
Der ſich an dem Quell der Schönheit
Kühn um ihre Gunſt bewirbt.“

Kurze Zeit, ſo war's geſcheh'n.
In ein Wamms von feinem Tuche,
Blau von Farbe und benäht
Reich mit goldnen Paſſementen,
Ganz gefüttert mit dem Vließe
Orientaliſcher Vicuñas,
War nun Inigo gekleidet.
Auf dem Haupte, ſchief geſetzt,
Prunkt die Mütze, die verbrämt iſt
Mit ſiberiſchem feinen Marder.
An der goldnen Kette hängt,
Damaſcirt, der Dolch mit reichem
Handgriff, aus Toledos Werkſtatt.
Andere Waffenzier geziemte
Inigo zur Zeit noch nicht.
Von des Königs Gnade mußte
Er die ernſte Wehr erwarten,
Die des Ritters Ehrenzeichen.

„Ha, wie ſteht's nun mit dem Zweifel?“
Rief der Herzog von Najera.

„Wirſt du ſo, als deines edeln
Vaters würdig, dich behaupten
An dem glanzumfloſſenen Hof?
Und die Truhe dort, ſie birgt
Vieles andre noch, das brauchbar;
Feines Linnen, Spitzen koſtbar,
Aus den fernen Niederlanden,
Gut geordnet und verſchloſſen.
Und jetzt auf, mein Inigo,
In des Gottesſohnes Namen,
Der ſiegreich am Kreuz geſtorben
Und uns Alle führt zum Siege,
Zu dem Borne aller Herrlichkeiten!“ —

Und ſie ritten, Inigo vertrauend,
Voll der Dankbarkeit und froher Hoffnung
Nach Valladolid, der alten Hauptſtadt,
Wo die Königin ſo eben Hof hielt.

III.

An dem Hof der Königin Iſabella.

Von den Damen ihres Hofs umgeben
Sitzet Iſabel in ſtiller Haltung,
Hohen Adels Ausdruck in den Zügen;
In den Augen, auf der Stirne Fläche
Kann man leicht das Walten der Gedanken
Wohl erkennen, doch die Kraft des Körpers
Hat damit nicht gleichen Schritt gehalten.
Nicht mehr iſt's die Königin und Heldin,
Die in dreißig Schlachten einſt geſiegt hat,
Der die letzten Mohrenkönige
Ihre Kronen einſt zu Füßen legten,
Die achthundert Jahre ſie getragen.
Iſabellas Heldenzeit umgaben
Große Männer, die ſie früh erkannte,
Auf daß ſie der Welt ſich offenbarten.
Ihm, dem kühnſten Seemann aller Zeiten,
Gab ſie Schiffe, um die andre Hälfte

Unſerer Erde aufzufinden; kämpfte
An der Seite des gran capitano,
Des Gonſalvo de Cordova; ſandte
Die Eroberer Cortez und Pizarro
Aus auf ihre weiten Heldenzüge;
Und erfand in ſeiner ſtillen Zelle,
In der armen Franziskanerkutte,
Jenen Franz Ximenes von Cisneros,
Groß durch Tugenden, Talent und Thaten,
Denen ſie die Bahnen angewieſen.

Da ſitzt nun die hohe Frau und Herrin,
Angethan mit weiblich ſchöner Anmuth;
Mit dem klaren Blick, der ſchweigend redet,
Mehr als Worte es zu thun vermöchten.
Um ſie webt der Duft der ſtrengſten Keuſchheit
Majeſtätiſch einen Purpurmantel,
Und die Weisheit ihrer Stirne ſtralet
Mehr noch als die Kronen, die ſie ſchmücken.

Vor die Königin tritt Don Antonio,
Inigo an ſeiner Hand; ſie beugen
Ihre Kniee ehrfurchtsvoll und ſenken
Tief das Haupt; hierauf nennt Don Antonio
Sein Verlangen und des Jünglings Wunſch.

Lange blicken Iſabellas Augen
Hin auf Inigo mit ſtillem Prüfen,
Dann reicht ſie ihm dar die Hand zum Kuſſe:
„Wohl, ſo ſei's! ich will Befehl erlaſſen,
Daß er die Erziehung hier vollende,
Die zum Pagendienſte ihn befähigt,
Gleich den andern adeligen Söhnen.“

Inigo iſt keines Wortes mächtig;
Was er ſieht und was er hört, es hatte
Ihm den Mund verſchloſſen, doch die Freude
Aeußert ſtürmiſch ſich auf andre Weiſe,
Als Antonio ſeine Hand ergriffen
Und ihn zu der Königin Füßen führte.
Auf die Stufen ihres Seſſels ſtürzte
Inigo, den Rand des Kleides zitternd
An die Lippen drückend. Alle Damen,
Die zugegen waren, ſchauten freundlich
Seine ſtumme, freudige Erregtheit.
Da ſich Inigo ermannend ausrief:

„Dieſer Ehre werd' ich ſtets gedenken,
Dieſe Gnade ſoll mich ſtets anfeuern!
All mein Blut, mit Freuden ſei's vergoſſen.
Was in dem erleſenen Augenblicke

Hier zur Stelle mich mit Dank erfüllet,
Soll in Glück und Unglück mich beſeelen!“

„Ihr gefallt mir, Inigo, ich hoffe,“
Sprach die Königin, „daß ihr gedenket
Deß, was ihr verheißen, ſo ihr wachſet
In der Zucht der Ehrenhaftigkeiten,
Wie es Ritter ſollen. Wir befehlen,“
Sagt ſie noch, zu dem Gefolg gewendet,
„Daß drei Pferde ihm bereit gehalten,
Auch zwei Diener ihm gegeben werden,
Weiteres uns vorbehaltend.“ Dann
Winkt ſie mit der ſchönen Hand zum Abſchied.

Inigo, noch immer auf den Knieen,
Drückt noch einmal ihres Kleides Saum
An die Lippen, und ſich drauf erhebend
Tritt er zu Antonio und ſie gehen
Beide ſchweigend in gehobener Rührung.

Bald des Königs Blick verweilte
Freundlich auf dem jungen Pagen,
Der an zierlich freiem Anſtand,
An Gelenkigkeit und Klugheit

Alle anderen überragte,
Die darob nicht Neid empfanden,
Weil er anſpruchlos, beſcheiden,
Sich aus ihnen Freunde warb.

In den Waffenübungſpielen,
Wie im Zähmen wilder Roſſe,
War er gleich behend und kräftig;
Ebenſo wenn die Serviette
Ihm der Majordomus reichte,
Zu bedienen bei der Tafel,
Wußte er mit zartem Anſtand,
Um die Wette mit den andern
Pagen, ſeinen Dienſt zu üben.

Alle Damen gaben Zeichen
Der Zufriedenheit, nur Eine
Hielt zurück mit ihrem Lob.
Kalt nur blickt ſie auf ihn hin.
„Er mag zuſeh'n," ſprach ſie einſt,
„Zu verdienen, was zu Theil ward
Ihm, noch eh' er es verdiente."

Eine Fürſtin, die ſo ſprach,
War's aus königlichem Blute,
Die das Recht beſaß, daß zwei

Offiziere ihres Hofſtaats
Ihr den Stuhl zur Tafel rückten.

Haßte ſie den jungen Pagen,
Wollte ihn ihr Zorn verderben?
Macht und Anſeh'n, es zu können,
Hat ſie. Was hat Der verbrochen,
Der als Diener ihr gehorſamt,
Nur als Lohn der Ehre Gunſt?
Und ſie war ſo ſanft und milde,
Ihre Schönheit war die Zierde
Und ihr hoher Geiſt die Seele
Dieſes königlichen Hofs.
Sie war jung, lebhaft, empfindſam,
Und ſie wußte wie mit Zauber
Die Umgebung zu beſtricken,
Ueber die der Rang ſie hob,
Den ſie ſtreng nur geltend machte
In des Hofes Gegenwart.
Das Gefühl der innern Freiheit
Wahrte ſie ſich unantaſtbar,
Sie bedurfte keines Rathes,
Keinerlei Verſchwiegenheit.

An dem Hofe Iſabellas
Unbekannt zu jener Zeit

Waren ſchnöde Luſtbarkeiten,
Poſſenhafte Schaugepränge,
Masken, loſe Tänze, wie ſie
Eine ſpätere Zeit wohl kannte.
Alles, auch des Lebens Luſt,
War in ernſte Form gehüllet,
Selbſt das Sinnliche war ſinnreich,
Nicht gemein; ein ſtolzer Adel
Und ein ſchöner Heroismus
Zeigte ſich in allen Dingen.
Liebe war nicht flackernd Feuer,
Auch nicht Glut, die wild verzehret;
Sie erfüllte junge Herzen
Mit den Wonnen zarter Hoffnung
Eines unbewußten Ziels.

Auf dem Anger vor dem Schloſſe,
Auf dem weiten, freien Felde
Uebte ſich die kühne Jugend
In den mannichfachſten Spielen,
In dem Glanz der Waffenpracht.

Auch im Scherze wurden Siege
Hier in ſolcher Art gefeiert,

Wie ſie Sieger nur erfreuen
Können, wenn es ernſten Thaten
Auf dem Feld der Ehre gilt.

Wie ein Abglanz aus den Tagen,
Die mit ihrem Licht entzückten
Mohrenritter, Mohrenfrauen,
Die in den Romanzen leben,
Streift es in die Gegenwart.

Hoch vom Söller blicken Damen
Auf die Spiele, die jetzt Chriſten,
Frohgewandt, als wie zum Ernſte,
Starke Waffen in den Händen,
Mit Gefahr des Lebens üben.

Jene Kämpfer auf den Roſſen,
Die im Spiel das Leben wagen,
Wollen Mitleid von den Herzen,
Die ſie früher ſchon verwundet,
Als die Waffen ihres Gegners.

Jene Sieger nur erglühen
Für den Preis, den ihnen huldig
Eine von den ſchönen Damen

Darreicht, eine Buſenſchleife,
Oder auch die Hand zum Kuß.

So geartet ſind ſie Alle;
Liebreiz weckt in ihnen Demuth,
Kein unlauterer Gedanke
Miſcht ſich ein in ihr Verlangen,
Sich der Frauen Dienſt zu weih'n.

Inigo blickt auf zum Söller,
Wo im Kranze junger Schönen
Er die Schönſte unter Allen
Wahrnimmt. Unter ihren Augen
Fühlt er wachſen ſeinen Muth.

Als die Spiele jetzt geendet,
Winkt die Schönſte mit dem Finger,
Und es naht ſich ihr der Sieger,
Inigo, mit frohem Beben
Kniet er vor der Huldin hin.

Und ſie löſet eine Schleife
Aus der Locken prächtiger Fülle,
Heftet ſie ihm auf die Achſel

Und ſpricht: „Traget meine Farben
Als Erinnerung dieſes Orts.

„Mögen ſie euch ſtets begleiten,
Wohin euch das Leben führet,
Mög' ihr Anblick euch erleichtern
Jedes Kampfes Ungemach."

Da vertheilet ſich der Kreis
Und heran der König ſchreitet:

„Holde Freundlichkeit der Damen
Jugendfriſchem Muth gebühret,
Doch wohl eine andre Hoffnung
Nährt des ſtolzen Jünglings Herz.
Ich war Zeuge deines Muthes,
Deiner Fertigkeit und Stärke,
Und was du im Spiel erprobet
Wandle ſich in ernſte That.
Gilt der echte Ruhm dir mehr,
Willſt du Lorbeern dir verdienen,
Oeffne ich dir heut' die Schranke.
Deinem König wirſt du folgen
Fortan, wo ein Unternehmen
Seine Gegenwart erheiſchet:
Sei es unter Kriegesklängen,

Sei es unter Völkerjauchzen.
Ich ernenne dich vor Allen
Hier zu meinem Escudero"

Don Fernan, der alte König,
Der einſt Sieger war in Schlachten,
Der gewohnt war, jedem Feinde
Stand zu halten, wo es ſei,
Pflegte jetzt an ſeinem Hofe
Luſt der Tafel, Jagdvergnügen,
Spann dabei geheime Ränke —
Frucht des Argwohns und der Schwäche.
Während ſeine Falkeniere
Von der Fauſt die muthigen Vögel
In die Lüfte ſteigen laſſen,
Auf den Reiher ſich zu ſtürzen,
Schmachtet Colon in dem Kerker,
Weil Fernan ſein Wort gebrochen;
Und der größte Held der Krone,
Don Gonſalvo de Cordova,
Wird entfernt vom Hof und Heere,
Deren höchſter Glanz er war.
Armer, armer Escudero,
Inigo, beklagenswerther!

Solchen Königs Gunſt gewährt
Deinem Herzen kein Genüge.

Wenn der Dienſt ihm will geſtatten
Auszuruh'n, verſenkt in Sinnen
Sich des Jünglings reicher Geiſt;
Dann gedenkt er anderer Zeiten,
Die er aus den Schilderungen
Alter Bücher kennt. Sie dringen
Auf ihn ein mit ſtarker Macht.
Gerne möcht' er, gleich den tapfern
Paladinen, an die Höfe
Auszieh'n, wohl bewehrt und glänzend,
In den Farben ſeines Landes,
Herolde voran und Ritter
Im Gefolge, aufzufordern
Einen ebenbürtigen Gegner
Zu der Ehren Waffengang.
Doch wohl heftiger wühlt ein Schmerz
Ihm das Herz auf, wenn der Kämpfe
Er gedenkt, die Chriſtenhelden
Nach den fernſten Landen trugen,
Die Ungläubigen zu beſiegen.
Freudig gäb' er hin das Leben,
Welch unendlicher Gewinn,
Dort die Ruheſtatt zu finden,

Wo der Heiligen Heiligſter
Einſt gewandelt auf der Erden!
Und in wunderbarer Stunde
Weckt Erinnerung die Täuſchung,
Daß, was er einſt hat geleſen,
Schöner Worte Pracht und Zier,
Lebend wär'; er ſieht und hört es.

Mitten durch das Volksgewühl,
Eingerahmt von ſeinen Kriegern,
Zieht ein König ſtolz vorüber.
Er hält an vor Inigo,
Und ſein Mund ſpricht freundlich: „Komm'!
Denn ich weiß, wonach dir lüſtet."
Wie ein Seliger folget er,
Und der Traum gewinnt an Leben.

Die Paniere hoch in Lüften
Von der Vögel Meng' umflattert,
Kiel und Steuer von der Wogen
Sanftem Plätſchern leicht bewegt,
Und die ungemeſſene Weite
Von des Oſtens Glut umſäumt.
Harrend ſteh'n die rüſtigen Krieger,
Auf erhöhtem Platz der König;
Prieſter hier, dort Troubadoure;

Schallende Muſik! Sie ſtimmen
Auf dem Schiffe, vor der Abfahrt,
Auf des Steuermannes Ruf
Das »Veni creator!« an.
Dann wird Feuer angezündet
Auf des Königes Befehl,
Und das Schiff beginnt die Fahrt
Durch die Flut ſchäumender Wogen.

Fortgeweht auch dieſer Traum!
Doch der regen Phantaſie
Roſige Segel ſchwellen und treiben
Hin zu einem andern Bild.

Auf der grünen Flur, aus Blumen
Aufgerichtet iſt ein Thron;
Drauf, geſchmückt von achtzehn Lenzen,
Sitzt ein Frauenbild hold und zart,
Und, verſchränkt zu heiterm Reigen,
Lieblich eine Engelſchaar
Schlingt umher der Anmuth Fülle.
Dieſes Bild — es iſt kein Traum!
Inigo darf ſeine Sehnſucht,
Alle Liebe ſeines Herzens,
Seines Daſeins reichſten Schmuck,
Auf des Blumenthrones Stufen

Huldigend ihr zu Füßen legen,
Die zur Dame er erkoren.
Seine Wange röthete
Zärtlichkeit, doch vor dem Auge
Senkt Beſcheidenheit die Wimper.
Ihn erfaßt der Demuth Fülle:
Sie in Purpur, eine Krone
Stralet über ihrem Haupt —
Ihm iſt nur ein Platz beſchieden,
Klug und ernſt ſein beſtes Streben
Ihr als Opfer darzubringen,
Daß ſie Freude drob empfinde.

Ein geheimnißvolles Weben,
Feuriger Liebe mächtig Walten,
Reinſter Keuſchheit Offenbarung,
Stellen ihn auf ernſte Probe.
Mit dem Muth will er ſich waffnen,
Den der Himmel ihm verlieh'n,
Seines Lebens Weg zu finden.

IV.

Najera.

Don Antonio Manriquez,
Herzog von Najera, hatte
Eben Heerſchau abgehalten,
Denn es thürmten ſich die Wetter
Drohend auf von allen Seiten.
In Italien losgelaſſen
War der Krieg, und innen flammte
— Klug erwogen ſchien der Zeitpunkt —
Alter Groll in junger Fehde.

Don Antonio ruht im Seſſel,
Abgelegt des Kriegers Rüſtung
Wiſcht den Schweiß er von der Stirne;
Wenn gleich ein erprobter Held
Und in Allem wohlerfahren,
Haben Jahre, alte Wunden

Und des Sinnenlebens Wucht,
Seine Kräfte längſt gemindert.
Sorgenvoll ſitzt der erlauchte
Alte Herzog von Najera.
Seine Stadt im Baskenlande,
Schön gelegen unter Allen
In dem Labyrinth der Hügel,
Angebaut von fleißigen Händen,
Iſt dem Aufruhr preisgegeben.
Die Beſatzung iſt zu ſchwach,
Kräftigen Widerſtand zu leiſten;
Leicht bewältigt kühner Angriff
Ihre Zahl, und Boten bringen
Täglich neue Hiobspoſt.

„Um die längſt verjährten Rechte
Mit Gewalt ſich zu erzwingen,
Alter Treue ſie vergeſſen,
Die ſie ihrem König ſchulden.
Keine Friſt mehr! die Empörer
Soll die Macht des wahren Rechtes,
Des Gehorſams Strenge lehren."
Alſo denket Don Antonio,
Müde in dem Seſſel ruhend
Und mit aufgeſtütztem Haupte,
Wie ein alter General,

Der, gehorchend ſeiner Fahne,
Sich erprobt in vielen Schlachten,
Die er muthig hat gekämpft,
Unbekümmert um ein andres
Recht, als das der Siegesehre
Und der Krone ſeines Fürſten.

Da tritt vor den greiſen Krieger
Inigo, voll Hoffnungsfreude.

„Ich ſah euch die Truppen muſtern,
Die ihr gen Najera führet,“
Spricht er, „und ich kann nicht länger
Das Begehren unterdrücken,
Mich zu euerm Dienſt zu ſtellen.
In dem Waffenhandwerk hab' ich
Unter euern Augen wohl
Leichte Proben abgelegt;
Doch nun will ich dieſe Kenntniß
Auch in ernſter Weiſe üben.
Die Gelegenheit iſt da.
Meine Bitte hat der König
Mir in Gnaden ſchon gewährt.
Haben meine Väter einſt,

Für den Glauben froh begeiſtert,
Mit den Mohren ſich gemeſſen
Und ſiegreich ſie überwunden
Unter dem Panier des Kreuzes,
So iſt's jetzt derſelbe Glaube,
Iſt's das alte Kreuzpanier,
Das uns in der Schlacht voranweht.
Ja, es ſind Ungläubige,
Die des Worts vergeſſen konnten,
Das der Herren Herr geſprochen:
Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers.
Iſt das Land, das mich geboren,
Angeſteckt von ſolcher Fäulniß,
Die in Gährung umgeſchlagen,
Dann — ſo dünkt mich's — iſt es Zeit,
Sie zu dämpfen, zu erſticken
Alle Kräfte aufzubieten.
Nichts gilt mehr des Landes Elend,
Das es ſelbſt heraufbeſchworen;
Nichts das Blut der Basken, haben
Sie es ſelbſt ja preisgegeben,
Einer ſchlechten Sache dienend.
Unſre Sache iſt die Ehre,
Iſt der Glaube, iſt der König,
Der katholiſch heißt, ihm dienen
Muß der Baske. Spanier iſt er."

Lächelnd reicht die Hand dem Sprecher
Don Antonio, wie von Thränen
Glänzet ihm dabei das Auge.

„Spanier ſind wir! und ein Baske
Kann nicht anders ſprechen. Rüſte
Dich zum Marſche, Inigo,
Denn du ſollſt an meiner Seite
Fechten in dem Streit um's Recht.“ —

Und zur ſelben Stunde gingen
Alle Krieger in die Kirchen,
Und die Fahnen ſieht man ſenken
Mit den Bildern von Maria
Und San Jago, dem Patron,
Während Prieſter am Altare,
Sie zu ſegnen, ſind verſammelt.
Nach gepflogener Reu und Buße,
An der Seite Don Antonios
Lieget Inigo; die Stirne
Ruhet auf dem Stein des Bodens,
Lang verſenkt in tiefer Andacht,
Bis die Speiſung ihm zu Theil ward.

Andern Tags verläßt das Heer
Schon die Stadt; ein Fähnlein führet

Don Antonios ſchöner Kämpe,
Prangend in der blanken Rüſtung,
Mit dem Kreuz als Helmeszier,
Jene Schleife mit den Farben
Seiner Dame auf der Bruſt,
Wie es Zeit und Sitte heiſchen.

Um Najeras Mauern tobte
Wild entbrannt der blutige Kampf.
Durch der Saaten fleißigen Anbau
Stampfen Roſſe, ſchallt Commando,
— Eine Sprache, unverſtändlich
Den Bewohnern dieſes Landes —
Uebertönet von dem Krachen
Weithin donnernder Geſchütze.
Doch im eigenen Idiome
Schallt die Antwort donnernd wieder,
Wie ein Chor in mächtigem Baſſe.

„Um die Privilegien laßt uns kämpfen,
Die der Caſtilianer uns geraubt hat,
Sollt' es Gut und Blut und Leben koſten!
Denkt des Bundestages an der Eiche

Von Guernica, der ſeit tauſend Jahren,
Seit Pelayos Zeiten ward gehalten,
Denket Unſerer Frau von Cavadonga,
Freie Basken ſind wir und wir bleiben's!“

So die Männer von Biscaya,
Stark gehämmert, ſcharf geſchliffen,
Leidenſchaftlich, glühend ſtolz;
Auf das Alter ihres Stammes.
In dem Paradieſe ſchon,
Sagen ſie, daß Gott zu Adam
Baskiſch nur geſprochen habe.

Dieſer praleriſche Stolz,
Beigeſellt feurigem Muthe,
Stärket, längern Widerſtand
Ueberlegner Macht zu leiſten.
Baskenfrauen tragen Waffen
Ihren Männern zu; begeiſternd
Rufen ſie, die ſchon verwundet,
Stets zu neuem Kampfe auf.
Kein Geſchlecht, kein Alter feiert.
Knaben ſieht man in den Reihen
Mit des Vaters Waffen kämpfen,
Alle Schrecken ſind entfeſſelt,
Die der Bürgerkrieg gebiert,

Der für eingebildet Recht
Das Geſetz mit Füßen tritt,
Welches Allen gleichen Schutz,
Gleiche Rechte kann gewähren. —

Kalte Kühnheit, im Gehorſam
Wurzelnd, trägt den Caſtilianer
Fort und fort zu neuen Siegen,
Felſenfeſt iſt ſeine Treue;
Er bekämpfet ſeinen Feind,
Iſt er ebenbürtig tapfer,
Nicht verachtend ihn, nicht haſſend.
Feigheit nur kann er verachten
Und den Haß nur haſſet er.
Was der Spanier ſo vollbringt,
Schlüg' es noch ſo tiefe Wunden,
Trägt den Stempel innerer Größe.

Dies fühlt Inigo; ſein Sinn,
Jugendlich und friedlich, wendet
Sich nicht ſchaudernd von dem Anblick
Eines blutgedüngten Feldes.
Mitten unter Leichen bebt
Nicht ſein Herz, das nur von Minne,
Eines edeln Jünglings würdig,

Ward erfüllt. Er hebt die Waffe,
Seinen Gegner zu erreichen,
Weil die Pflicht es ſo gebeut. —

Aufruhr iſt der Hyder gleich,
Der die abgeſchlagenen Köpfe
Aus der Kraft des eigenen Bluts
Stets von Neuem wieder wachſen.
Das erfordert langes Kämpfen,
Mit dem Kampf wächſt die Erbitterung,
Und das Weh', das er bereitet,
Dringt nicht zu des Kriegers Herzen.

Don Antonio Manriquez
Steht im freien Feld dem Feinde;
Vor Najera andere Truppen
Unter Inigos Befehl.
Hart belagert wird die Stadt;
Hunger, denkt man, ſoll ſie zwingen,
Doch ſie leidet keinen Mangel,
Angefüllte Magazine
Sichern ihren Unterhalt.
Das währt Inigo zu lange.

Sind die Mauern ſteil und hoch,
Droh'n auch Schanzen und Baſtionen,
Höher, wohlbefeſtigter
Iſt der Muth, der ſie erſtürmt.
Inigo weiß dieſen Muth
Schnell zu Thaten zu entflammen.
In der einen Hand die Fahne,
In der anderen den Blitz
Seines guterprobten Schwertes,
Tritt er hin vor ſeine Mannen,
Strenge Worte an ſie richtend:

„In dem fernen Wälſchland kämpfen
Unſerer Brüder Heeresſchaaren,
Fremde Länder zu erobern
Für die Krone unſeres König,
Damit prächtiger ſie erglänze,
Während hier, im eigenen Lande,
Freche Zwietracht unternimmt,
Schmachvoll ihren Glanz zu trüben.
Wehe! Wer dies thut, er legt
An den König ſelbſt die Hand,
Und noch höhern Frevel übt er
Gegen Gott, den höchſten Herrn,
Da er das Gebot verletzet.
Wir ſind hier, um dies zu rächen.

Drum kein Säumen länger. Folgt mir!
Auf zum Sturm! die Fahne trage
Mit dem Kreuze ich voran,
Fechtend unter ſeinem Schutze
Für des Königs heilig Recht.
Stürzet hin vor uns den Feind,
Den das Vaterland erzeugt hat!

Dies geſagt, auf ſein Commando
Bringt man Leitern, die bereit ſind;
Unter Schmettern der Trompeten
Schallt das Rufen: „Auf die Mauer!“
Und als ob's zum Feſte ginge
— Denn gar feſtlich war's zu hören —,
Krachet eine einzige Salve,
Das Signal zum Sturm zu geben.

Oben auf den Mauern herrſchet
Erſt Verwirrung, dann Entſetzen;
Gänzlich unerwartet kommt
Den Belagerten der Angriff.
Inigo erreicht vor Allen,
Schwingend das Panier, den Wall.
Die ihm folgen, ſtürzen wüthend
In die Stadt, den Feind verfolgend;
In den Straßen wird gekämpft,

Blut fließt überall, und Plünderung
Schließt ſich an das Blutvergießen,
Wie der Kriegsbrauch früherer Zeit
Es den Stürmenden erlaubte.
Einhalt wird hier nicht geboten,
Jedes Menſchenwort zerſtöbe
Vor der aufgereizten Wuth,
Die, zur Raſerei geſteigert,
Alles Menſchliche erſtickt.

Auf dem Platze lodern Feuer,
Ihre rothe Gluth beleuchtet
Kriegerhaufen, die verſammelt
Die gemachte Beute theilen.
Plötzlich ordnen ſich die Maſſen,
Und ein hoher Greis durchſchreitet
Ihre Reihen. Frohes Rufen
Schallt ihm überall entgegen.

„Wo weilt Inigo? Wer ſagt mir's?"
Fragt er.
„Wo iſt unſer Hauptmann?"
Fragen Alle ſich beſinnend.
„Auf den Mauern, er der Erſte,

Iſt nun plötzlich uns entſchwunden,
Hat ein Unfall ihn betroffen?“
Und ſie gehen ihn zu ſuchen,
Die, berauſcht von Beuteluſt,
Ihren Führer nicht vermißten.

Unfern ſitzt er, der Verlorne,
Von Gedanken trüb umwallt. —

Eine Nacht, ſo ſüdlich duftend,
Hat vom Himmel ſich geſenkt;
Leuchtend rollen die Geſtirne
Ihre Bahn am Firmament.
Schlummern ſollen die Geſchöpfe
In der treuen Gotteshut,
Zu vergeſſen alle Leiden,
Die vom Leben unzertrennlich.
Inigo, den Wall erſteigen
Konnt' er heldenkühn und tapfer,
Nun jedoch erwacht das Mitleid;
Seines Herzens Citadelle
Muß er den Beſiegten öffnen.

Da tönt Glockenton zu ihm;
Ein Geſang ſchallt aus der Ferne,
Der ſich miſcht in die Geſänge,

Die im Himmel ewig ſchallen,
Um den Segen zu erflehen
Allen Sündern hier auf Erden.

Ganz von höherm Geiſt erfüllt,
Glaubet Inigo zu ſchauen,
Segnend den geweihten Prieſter
Das Myſterium vollbringend;
Wie den heiligen Fronleichnam
Allen noch ſo tief Gefallenen
Er, die Schuld verſöhnend, darreicht.
Seine Seele in das Schauen
Sich verſenket ganz und gar.
So von Einſamkeit umſchloſſen,
Kehret ſich ſein Sinn zum Beten
Für die, ſo im Kampfe ſtarben.
Die Geſtorbenen, ſie leben,
Und das Leben dünkt ihn Tod.
Den er niederſtrecken konnte,
Den er ſeinen Feind genannt,
Iſt gezwungen er zu lieben
Nun, von Reue tief ergriffen.
So gewandelt iſt des Herzens
Unergründliches Empfinden:
Er beneidet jetzt die Todten.

„Herr, hier bin auch ich!" ſo ruft er.
Und wie leiſe Antwort tönt es:
„Harre, deiner Jugend ſpend' ich
Meinen Ruhm als ewiges Erbtheil."
Worte ſind's nicht, die vernehmbar,
Spaniſch klingt's nicht, was er hört,
Und doch iſt es ihm verſtändlich.
Seinen Athem hält er an,
Fürchtend, daß ein leichter Hauch
Das Geheimniß ſtören könnte,
Während ſich der Wunſch beflügelt,
Daß es näher ſich enthülle.

Alles ſchweigt. Kein Engel deutet
Aus den Wolken ihm das Räthſel;
Seine Weisheit aber reicht nicht
Hin, es ſelber ſich zu deuten.
Endlich ſchwebt's wie lichter Schein
An der Seele ihm vorüber.
„Harr' in Demuth deines Erbtheils,"
Sind die Worte, die ihm bleiben,
Deren er ſich nur erinnert.

Jetzo nahen die ihn ſuchen.
„Inigo!“ vor Allen ſchreitend
Ruft Antonio, ihn erblickend.
„Du biſt müde, armer Knabe,
Anders iſt das Steckenſpiel
Mit den Höflingen zu treiben,
Anders iſt's im ernſten Spiel
Mit dem Schwerte drein zu ſchlagen,
Inigo, mein junger Hauptmann!
Ja, der heutige Tag bezeugt es,
Daß ich nicht getäuſcht mich habe,
Als ich deinem Muth vertraute,
Der's vor aller Welt beweiſt,
Daß in Spanien Ritter leben,
Die des alten Ruhmes werth.“

Inigo erhebt ſich ſchnell
Und verbeugt ſich vor dem Oheim,
Der geſprochen, wie es einem
Spaniſchen Granden wohl geziemt.
Alle Ritter, die um ihn,
Schwingen freudig ihre Waffen
Ihm zu huldigen; ſie rufen
Stürmiſch jubelnd ſeinen Namen:
„Inigo, er lebe hoch!
Unſerm tapfern Führer Preis!“

„Hoher Oheim, edle Ritter!“
Der Gefeierte erwidert.
„Sehr ermüdet ſuchte ich
Fern von dem Tumult ein Plätzchen,
Auszuruhn' auf Augenblicke.
War es Schlaf, was mich befiel,
Nicht zu ſagen weiß ich's, Träume
Zogen ſtill an mir vorüber,
Spiegelnd ab mein junges Leben,
Das ſo wunderbar aus Blüten,
Die nur Duft und Liebe hauchten,
Ueber Nacht die Frucht ließ reifen
Eines blutumfloſſenen Sieges.
War ich's denn, der ihn erfocht?
Mußt ich bänglich ſelbſt mich fragen.
Woher kam dir wohl der Muth,
Deiner Einſicht zu vertrauen?
Was erweckte dir die Kraft,
Solches Spiel auf gutes Glück
Ohne Zagen einzugehen?
Und wie da ich ſinnend ſitze,
Fällt mir ein Erlebniß ein,
Das ſich zutrug, als ich eben
An den Hof gekommen war.
Einſt auf einer Reiſe war
Ich, mit anderen Edelknaben,

Im Gefolge unſers Königs.
Einen Raſttag hielten wir
Bei dem Abte eines Stiſts.
Nach dem Mahl erging man ſich
Auf den luſtigen Terraſſen,
Wo ein Haufe munterer Knaben
Eben ſeine Spiele trieb.
Lächelnd blieb der König ſtehn',
Deſſen Güte euch bekannt iſt,
Und rief ſie zu ſich heran.
'Sagt mir frei', ſo ſprach der Herr,
'Wer von euch der Tüchtigſte?'
Alle ſtanden da verlegen,
Bis daß Einer trat hervor,
Der die kluge Antwort giebt:
'Der hochwürdige Herr Abt
Kennt uns Alle, den er will
Tüchtig nennen, der nur iſt es.' —
Und ſo iſt's auch mir ergangen,
Als hier mein erlauchter Feldherr,
Mir die Fahne anvertraute.
Er erkannte mich als Führer,
Und ich durfte ſeine Weisheit
Nicht zu Schanden werden laſſen.
Was ich that, ich war es ſchuldig;
Aus der Schuld mußt' ich mich löſen.

Wenn ihr nun als Tüchtigem
Mir ſo hohe Ehren zollet,
Wär' ich nicht des Namens werth,
Zollt' ich euch nicht gleiche Ehre.
Ohne eure Tapferkeit
Wäre nicht der Sieg gelungen.
Ich trug euch das Banner vor,
Caſtilianiſche Ritter waren's,
Tüchtige Helden, die ihm folgten.“

Höher noch erſchallt der Jubel.
Inigos Beſcheidenheit
Ueberragt noch ſeine That.
Da naht ſich ein alter Krieger:
„Von der Beute haben wir
Euch das Köſtlichſte beſchieden,
Wie ſich's für den Hauptmann ſchickt.“

„Köſtliches gehört der Kirche,
Tragt es hin, die Prieſter mögen
Ihrer Weisheit nach es walten.“

So ſpricht Inigo und folgt
Seinem Oheim in das Schloß.

Die Fanfaren längſt verhallten,
Still und ruhig ſind die Gaſſen,
Nur der Wachen ebenmäßiger
Schritt iſt hörbar in der Nacht,
Und ihr Anruf bei dem Nahen
Anderer Wachen, die vorbeiziehn,
Um die Loſung zu vernehmen.

Auch im Schloſſe herrſchet Ruhe,
Bleiern liegt der Schlaf auf Allen,
Doch der junge Held ſitzt wachend.
Aus dem Reichthum ſeiner Seele
Schöne Stralen ſich ergießen
Mit unendlicher Gewalt;
Lieb' und Hoheit eng verbunden,
Drängen ſich im Wort hervor,
Das beſchwingt zum Vers ſich füget.
Seiner hohen Dame will er,
Würdig wie er ſie verehret,
Als den Zoll der Dankbarkeit,
Die Gefühle offenbaren,
Die ihn immerdar beherrſchen.
Und die Worte eines Troubadours,
Die in frühern Zeiten einſt erklungen,
Schwermuth der verlaſſenen Liebe ſchildernd,
Reihen ihren fremden Klang den Strophen,

Krönend ſie mit unnennbarem Schmerze.
Was er niederſchreibet, es iſt deutlich
Leuchtend ihm im Angeſicht zu leſen;
Suchen wir den Ausdruck zu entziffern
In dem Liede, wie wir's mitempfinden.

„Das Weh' des Herzens denkt zurück
An Liebe, mackellos und rein,
An ein nun fernes Glück,
An ſeliges Beiſammenſein.
Den Feind konnt' ich bezwingen,
Doch nicht das heiße Ringen,
Für euch allein nur hinzugeben
Dies arme Erdenleben,
Mit ſeiner ganzen Luſt, mit allem ſeinen Weh':
Amour m'a mis en grand mal-aise,
Dolent je suis par mal d'aimer!

„Zu Ende iſt's mit meiner Kraft,
Ich konnt' ertragen jede Pein;
Jedoch die bittre Haft
Muß überwunden ſein.
Von eurer Huld geſchieden,
Von euerm Blick gemieden,
Kann dieſes Erdenleben
Mir keine Freude geben.

In Gram verſank ich, da ich Abſchied nahm:
Hélas! je ne vois plus celle,
Qui tient et ma joie et mon ame!

O Herrſcherin, ſo rein und gut,
Quelle der Hoheit, zart und mild,
In der mein Daſein ruht,
Die einzig meine Sehnſucht ſtillt.
Nur ſie allein kann meinem Leben
Ruh' und Frieden wiedergeben.
Allein verſchmachte ich in herbem Weh':
S'y viegne à moi, car d'aimer souffre,
Qui sait guérir du mal d'aimer!

V.

Pampelona.

Granadas Gruft umſchließt die Königsleichen
Fernan und Iſabella lange ſchon,
In ihren unermeſſen weiten Reichen
Sitzt Carl, ihr großer Enkel, auf dem Thron;
Die Krone, die er trägt, iſt ohne Gleichen,
Nie erbte ſolche Macht ein Königsſohn,
Mit ihr vereint die römiſche Kaiſerwürde,
Der Erde höchſter Glanz und ſchwerſte Bürde.

Europas Länderzier, ſie liegt verwüſtet:
Burgund, Italien, Frankreich; jede Spur
Des Friedens iſt verſchwunden; es gelüſtet
Den Fürſten, ſcheint's, nach blutigen Siegen nur.
Nach jeder Niederlage neu gerüſtet
Erſtehen ſie auf blutgetränkter Flur.
Kein Abkommen mehr gilt, nicht was verſprochen,
Beſiegelt in Verträgen, wird's gebrochen.

Der König Franz und Kaiſer Carl bekriegen
Als böſe Nachbarn ſich um giftige Frucht,
Dem böſen Neid entkeimt. Sie unterliegen
Den Feſſeln der unbändigen Herrſcherſucht.
Der Eine will dem Andern ſich nicht fügen,
Und wär' er auch geſchlagen in die Flucht,
So ſammelt er die letzte Kraft verwegen
Und zieht, wenn auch geſchwächt, dem Feind entgegen.

So dauert's in hindröhnenden Gewittern,
Kein Lorbeer ſchlinget ſich um Schwert und Schild,
Der Kämpfer Waffen voreinander ſplittern,
Doch keine Siegesluſt der Bruſt entquillt.
Gequälte Volker ziehen Tod, den bittern,
Schmachvollem Leben vor; ſie wollen wild
Partei ergreifen und mit Liſt und Ränken
Sich bald zu dieſem, bald zu jenem ſchwenken. —

Jetzt ſieht man durch das Thal romantiſcher Sagen,
Wo Roland einſt den grimmen Rieſen ſchlug,
Viel Waffen blitzend auf zur Sonne ragen;
Der Wiederhall erklingt vom Reiterzug,
Den Roß und Saumthier über Felſen tragen;
Und unten ſchreitet Fußvolk, wie im Flug.
Kein Widerſtand wird weit und breit geſehen
Und ungehindert ihre Banner wehen.

Das ſind Franzoſen, die der König Franz
Entſendet hat, ſein Recht ſich zu erzwingen;
Ihr Führer iſt André von Foix, der Glanz
Von ſeinem Ruhme ſichert das Gelingen;
Das Königreich Navarra ſoll er ganz
In den Beſitz der Krone wieder bringen,
Den der Vertrag von Noyon ihr verheißen,
Den keine Macht der Erde darf zerreißen.

Doch dieſe Macht, ſie naht. Das ſpaniſche Heer,
In glühender Haſt zieht es dem Feind entgegen,
Um vor Navarras Hort und feſter Wehr,
Pampelona, ihm ſich in den Weg zu legen.
Und während die Colonnen ringsumher
Schon in der Ebene fechten allerwegen,
Fehlt noch der Hauptmann, der an höchſter Stelle
Befehl zu geben hat zum Schutz der Wälle.

Wer ſprenget dort hinein zum finſtern Thor?
Ein ſchwerer Panzer deckt die ſchmächtigen Glieder;
Das Auge ſtralet unter'm Helm hervor,
Der Locken Schmuck fällt auf die Schultern nieder,
Er iſt's, den ſich der Feldherr auserkor,
Er iſt erprobt und er vertraut ihm wieder.
Wie bei Najera wird er ſich bewähren
Und ſeinem Feinde nie den Rücken kehren.

Doch wie verändert iſt des Jünglings Art!
Der zarte Hauch entwich aus ſeinen Zügen;
Der Ausdruck des Geſichtes rauh und hart,
Ein ſtarrer Trotz, den nichts vermag zu biegen.
Die Sorgen, die um ihn ſich reich geſchaart,
Auf ſeiner Stirn gleich ſchweren Wolken liegen.
Das Volk Pampelonas hält ſich angſtvoll fern,
Es hofft nichts Gutes von dem finſtern Herrn.

Jetzt hält er auf dem Platz und unverweilt
Giebt er Befehl, die Mannſchaft zu verſtärken
Auf den Baſtionen; drauf er ſelber eilt
Beſichtigend nach allen Außenwerken.
Nachdem er ſeine Macht hat klug vertheilt,
Denkt er: der Feind wird es alsbald wohl merken,
Daß keinen Stein mit mörderiſchen Händen
Aus dieſen Mauern er uns ſoll entwenden.

Trompetenſchall. Ein Offizier hält dort,
Er fordert auf die Stadt zur Uebergabe.
Vertheidigung umſonſt. Es ſoll ſofort
Vernichtet ſein der Bürger ganze Habe.
Ihm wird als Antwort nur ein kurzes Wort:
„Niemals!“ — Da eilt er hin im ſchnellſten Trabe.
Und bald darauf die ehernen Feuerſchlünde
Erdonnern durch die Felſen und die Gründe.

Ein wirres Kämpfen war's von beiden Seiten.
Hier Ausfall, Stürmen dort: die Mine ſpringt
Unter den Füßen die darüber ſchreiten,
Und deren Hand noch kühn die Waffe ſchwingt.
Die Roſſe raſen wild, und Furien, die ſie reiten;
Ein Troß, dem Wetter gleich, in's Fußvolk dringt,
Wuthſchnaubend, ſchweiß- und blutbedeckt, nichts
achtend,
Obwohl ſie Brüder ſind, einander ſchlachtend.

Sie halten Kriegsrath in der Veſte.
„Bricht
Der nächſte Morgen an, ſo bleibt kein Wählen.
Zu halten iſt Pampelona länger nicht,
Da Proviant und Munition uns fehlen.“
So ſpricht ein greiſer Hauptmann.
„Eure Pflicht
Uebet zuerſt, ſie wird den Muth euch ſtählen!“
Ruft ihm entgegen eine barſche Stimme;
Die Andern hören's mit verbiſſenem Grimme.

Die Stimme Inigo war's.
„Die Bürger alle,
Sie wollen retten, was noch nicht zermalmt —“
So tönt's einſtimmig durch die weite Halle.

„Blicket dorthin, an wie viel Punkten qualmt
Die Feuersbrunſt hier oben. In dem Thale
Vernichtet iſt die Ernte, die dort halmt.
Der Hunger blickt aus Augen trüb und hohl,
Und all eur Muth ſchafft nicht des Volkes Wohl!“

Und draußen tauſend Rufe ſich erheben:
„Es kommt uns kein Entſatz! Kein Aufſchub mehr!
Pampelona werde heute übergeben!
Tollkühn, nicht muthig, wäre Gegenwehr.
Und retteten wir nur das nackte Leben,
Die Thore öffnet dem Franzoſenheer!
Nehmt die Bedingung an, die man euch ſtellet,
Daß nicht ein ſtrengeres Urtheil werd' gefället!“

Auf Inigos Befehl thut ſich die Pforte
Weit auf. Er tritt hinaus, zum Volk zu ſprechen.
„Was ihr verlangt, beherzigt meine Worte!
Das wird des Königs Strenge an euch rächen.
Sieg oder Tod will ich an dieſem Orte,
Dies habe ich gelobt, nie werd' ich's brechen.“ — —
Auch nicht ein Funke Antheil will ſich zeigen;
Das Volk verharrt in regungsloſem Schweigen.

Noch ein Moment. Der junge Führer blickt
Die Offiziere an, die ihn umgeben.

„Wir nehmen hin, was Gott uns hat geſchickt,
Er kann uns fällen, er kann uns erheben.
Der Tapfre fühlt im Tode ſich beglückt,
Unmöglich iſt's der Ehre baar zu leben.
Ich geh' den letzten Gang. Zur Citadelle!“
Nur Ein Ruf ſchallt:
„Wir folgen dir zur Stelle!“

Auf ſteilem Weg hinan die kleine Schaar
Dem kühnen Führer nach, wie Sturmeswehen.
Der muthigen Kraft entſchwindet die Gefahr,
Bewußt iſt ſie ſich, jede zu beſtehen.
Der Trieb der Ehre fachet wunderbar
Die Herzen an. Und wie den Feind ſie ſehen,
Und wie im Bogen Feuerkugeln fliegen,
Da rufen ſie beherzt: „Wir werden dennoch ſiegen!“

Zu den Franzoſen dieſer Ruf erſcholl,
Sie lachen auf mit unverhohlenem Spotte
Und böſem Grimm: „Das Murmelthier, es ſoll
Wohl bald herab aus ſeiner Felſengrotte!“
Da ſpricht André von Foix, der Würde voll,
Verweiſend ernſt das Wort der wilden Rotte:
„Muth bleibet Muth, ob auch der Feind ihn habe!“ —
Dann fordert er noch einmal Uebergabe.

Doch Inigo verwirſt ein ſolch Begehren
Zum zweitenmal. Das Häuflein drängt heran.
„Sprecht! wer verläßt mich? Ich will's Keinem
wehren!“ —
„Den Tod! den Tod!“ ſo rufet Mann für Mann. —
„Der Himmel hört's! Laßt uns die Blicke kehren
Zu ihm!“ ſpricht Inigo und knieet dann
Laut betend hin mit ſeinen Mannen allen,
Indeß zum Sturme ſchon Signale ſchallen.

Die Feinde klommen jach auf ſchwanken Leitern
Zur Mauer auf; doch ſtürzen ſie zurück.
Die Spanier ſehen froh den Angriff ſcheitern,
Da wühlen Kugeln in ein Mauerſtück;
Die Breſche gähnt, man ſieht ſie ſich erweitern,
Die innere Veſte öffnet ſich dem Blick.
Auf Mauertrümmern herrſchet das Gedränge,
Lechzend nach Blut im wilden Handgemenge.

Ein Stein, der von der Mauer ſich reißt los,
Trifft Inigo; ſein rechtes Bein zerſchellt.
Im eignen Blut, das auf den Boden floß,
Hält muthig er und ſtandhaft noch das Feld,
Bis daß ſein linkes Bein ein Mordgeſchoß
Erreicht und er, zum Tod verwundet, fällt;

Dies bricht den Muth der unerſchrockenen Krieger.
Entſchieden iſt die Schlacht; der Feind iſt Sieger.

Sie wähnen's nur. Der wahre Sieger fiel
Dort auf der Breſche. In dem Herzen wühlen
Ihm Todesſchauer, doch der Winde Spiel
Kann nicht der Schläfen heftige Pulſe fühlen;
Denn innen lodert Leben noch. Sein Ziel
War nicht erreicht. Und in den Schmerzgefühlen
Haucht's leis ihn an:
„Im Kampfe für die Welt
Sollſt du nicht ſterben, glaubenstreuer Held!“ —

Die Feinde den Verwundeten umſtanden,
Die Zeugen ſeiner Unerſchrockenheit;
Sie wuſchen ihm die Wunden, ſie umwanden
Mit Tüchern ſie. Die Bahre war bereit
Ihn hinzutragen, wo die Zelte ſtanden,
Der von des Lebens Feſſeln ſchien befreit.
Da ſchmettern Freudenrufe her; ſie melden
André von Foix, den kriegserfahrenen Helden.

Vom Lärm erwacht iſt jetzt der Todtgeglaubte,
Verwundert blickt zuerſt er auf den Kreis,
Der ihn umſteht, dann mit geſenktem Haupte
Bringt er die Worte vor, kaum hörbar leis:

„Ein trauriges Geſchick den Sieg mir raubte,
Ich bin gefangen!“ —
„Nein, ein edles Reis
Vom Stamm der Ehre bleibet immer frei,
Ob's auch im Kampfe überwunden ſei.“

Dies ſpricht André von Foix, darauf die Hand
Reicht er ihm dar. „Behaltet euern Degen
Zum Zeichen, was ich ſprach. Dann ſoll Verband
Der Feldarzt euch um eure Wunden legen,
Bis eine beſſere Unterkunft ſich fand,
Den kranken Körper kräftiger zu pflegen.
Wollt bis dahin im Lager dort verweilen.
Was ich vermag, will gern ich euch ertheilen.“

Ein ſchwacher Druck der Hand bezeugt den Dank,
Den Inigo empfindet. Dann aus Schilden,
Aus Moos und Blättern, zartem Laubgerank
Iſt man bemüht ein Lager ihm zu bilden.
So tragen ſie behutſam ihn entlang
Des Weges, aus den blutigen Gefilden,
Dorthin, wo ihre weißen Zelte ſchimmern
Und die Wachtfeuer durch die Büſche flimmern.

Doch nur gehalten ward hier kurze Raſt.
Im Lärm der Waffen und der lauten Troſſe,

Beleuchtet von Pampelonas rothem Glaſt,
Die Nüſtern ſchnaubend ſtampfen wilde Roſſe;
Hier iſt nicht Bleibens für den kranken Gaſt;
Man bringt ihn zu dem nächſtgelegenen Schloſſe.
Es iſt Loyola. Hold wird in den Hallen
Der Heimath Luft den Leidenden umwallen.

Als ſenkten tiefer ſich die ſchwanken Aeſte,
So ſchien's, da ſich der Zug jetzt naht der Brücke.
Voll trüber Ahnung ſieht die Kriegesgäſte
Der Burgherr nahen.
„Den ich euch hier ſchicke,"
Das ſtand auf einem Zettel. „iſt der Beſte,
Der jemals fiel in eines Kampfes Tücke.
Sorgt, daß der Held, vom Feind euch anvertraut,
Bald wieder neu erſtarkt zur Sonne ſchaut."

Es iſt der Bruder, der die Zeilen lieſt.
Der Vater, Don Beltran, ſchied längſt vom Leben.
Don Martin Garcia von Loyola iſt,
Als Aelteſtem, die Herrſchaft übergeben.
Da Inigo er mit dem Arm umſchließt,
Fühlt er das Herz ſich ſtolzentzückt erheben:
„Du haſt errungen dir als höchſte Beute
Bewunderung ſelbſt vom Feind in dieſem Streite.

So ruft der Bruder; Schmerz weicht vor der Luſt.
Nicht fremd ſind ihm die mächtigen Gefühle
Des Ruhmes und der Ehre; ſeine Bruſt
Bot er dem Feinde oft im Schlachtgewühle;
Und war er vieler Siege ſich bewußt,
So trug er auch der Wundenmale viele.
Der wunde Held, den in das Haus ſie tragen,
Erweckt in ihm nicht eitel banges Klagen.

VI.

Im Thurm von Loyola.

Im kühlen Zimmer, in dem matten Schein
Liegt Inigo, nicht mehr gequält von Schmerzen;
Der greiſe Wärter ſchlief ermüdet ein;
Rings Alles ſtumm, faſt ausgebrannt die Kerzen.
Es ruhte tiefe Trauer, im Verein
Mit Gottvertrau'n, in der Bewohner Herzen.
Sie ſchlummern jetzt; nur in den Außenhallen
Hört man der Wachen ſcharfen Schritt erſchallen.

Der heiligen Wegzehrung erhabenen Hort
Empfing der Kranke, wohl bereit zu ſterben.
Des Lebens Reiz ſchwamm unaufhaltſam fort,
Nicht denkt er mehr daran, um ihn zu werben.
Das feſtgeſchloſſene Auge ſchaut den Ort,
Den Stralen ewigen Lichtes roſig färben;
Der innere Blick in ungemeſſene Weiten
Schweift hochentzückt zu Gottes Herrlichkeiten.

In dieſer Stille, die kein Hauch erregt,
Scheint ſich zu öffnen leis die Eingangsthüre,
Das karge Licht wird flackernd jetzt bewegt,
Als wenn ein Luftzug durch's Gemach hinführe;
Des Kranken Puls erbebt, das Herz ihm ſchlägt,
Als ob es Wunderbares hier verſpüre;
Drauf liegt er regungslos gebannet da,
Denn in der That ihm iſt ein Wunder nah'.

Es ſchreitet hin zum Kranken, ernſt und groß,
Gewandet wie in Duft, von Huld umfangen,
Ein Greis, aus deſſen Blick ſich Lieb' ergoß,
Um deſſen Haupt ſich lichte Stralen ſchlangen;
Mit zarter Hand deckt er die Wunden bloß,
Berührt ſie ſanft und drauf noch Stirn und Wangen
Dem Leidenden; dann ſchwindet er fürwahr
Unhörbar fort, wie er gekommen war.

Welch ein Geſicht! Es ſtrömt mit aller Macht
Ein Nieempfundenes durch die matten Glieder;
Die Bruſt zu neuem Leben angefacht,
Hebt ſich in Doppelathemzügen wieder.
Da tönt ein Feſtesläuten durch die Nacht,
Aus der Kapelle ſchallen frohe Lieder;
Der Morgen glüht, die Nacht ſchon längſt verann,
„Ermuntert euch, St. Peters Tag bricht an!“

Die ihr ſo kummervoll entſchlieft, es ruft
Der junge Tag mit Feſtesgruß: „Erſtehet!“
Es zieht ein Segen durch die Morgenluft,
Der Odem Gottes über'm Erdkreis webet;
Am Altar brennen Kerzen, Weihrauchduft
Erfüllt die Kirche, zum Gebete gehet! —
„Iſt der Apoſtelfürſt bei mir geweſen?“
Spricht ſcheu der Kranke und läßt Meſſen leſen. —

Und er genas; es ſollen nicht die Qualen
Geſchildert werden, die ſein Leib empfand;
Im Jugendmuth empfangene Wunden prahlen,
Sie ſind zukünftigen Ruhmes Unterpfand;
Den Glanz der Laufbahn ſucht ſich auszumalen,
Den gleicher Schmerz ſchon auf das Bett gebannt.
Mit der Geneſung hebt ſich in der Bruſt
Mit neuem Leben auch des Lebens Luſt.

Nur Eins kann Inigo nicht überwinden;
Wie er der Welt nun wieder zugekehrt
Und ſich der Sinne Macht will neu entzünden,
Nur Eins den Taumel des Erwachens ſtört:
Die Wohlgeſtalt des Leibes mußt' entſchwinden,
Der ſtolze Gang iſt fortan ihm verwehrt;

Der rechte Fuß weit überragt den Linken
Und Inigo kann nur am Stabe hinken.

Denkt er wohl noch der heimlichen Begrüßung,
Als leis die Thür ſich aufthat in der Nacht,
Eintrat der Greis und ſeiner Wunden Schließung
Durch magiſche Berührung ward vollbracht?
Vielleicht — wer wüßt' es — iſt es eine Büßung,
Die jener Heilige hatte vorbedacht.
Denkt Inigo daran? wir glauben's kaum,
Es webt in ihm nur wie ein ſchöner Traum. —

Doch bis zu ſeiner gänzlichen Befreiung
Aus langer, unwillkommener Zimmerhaft,
Der Leib erliegend faſt in der Kaſteiung,
Der Geiſt mit friſcher Kraft empor ſich rafft;
Bis er zur That geſtärkt, will er Zerſtreuung,
Und er begehrt, daß man ſie ihm verſchafft.
Was ihm noch iſt verſagt, will er in Bildern
Ergötzlich ſchau'n, wie es die Dichter ſchildern.

„O Amadis von Gallien, ſtarke Hand!
Wie Moſes ausgeſetzt im Fluſſesbette,
Die Königstochter dich bei'm Baden fand,
Die Dame der Guirlande, Dariolette!
Gawein, Garinter, Alles ſich verband

Dir zum Verderben; daß ſie dich errette,
Befliſſen war die Schöne, Huldigreine!
Bringt mir dies Buch, das iſt es, was ich meine.“

Und dabei dacht' er jener Dame noch,
Gar holder Blicke und viel ſüßer Mienen,
Gedachte zärtlich an das Blumenjoch
Und an die Sonne, die ihm einſt geſchienen:
Dann dacht' er an ſein Mißgeſchick: „Und doch,“
Ruft er wehmüthig aus, „will ich ihr dienen!“
So harret er der Bücher, die ſie bringen,
Um ſich in's Reich der Poeſie zu ſchwingen.

Doch aus des Schloſſes alter Bücherei
Holt einer, der nicht leſen kann, die Bände,
Von fahrenden Rittern gab's dort mancherlei,
Nur Anderes ergreifen ſeine Hände;
Er holet lauteres Gold und läßt das Blei
Im Staub des Schranks, hinlehnend an die Wände.
Der Kranke, lüſtern nach Amadis Ruhme,
Lieſt: „Leben Chriſti und der Heiligen
Blume.“

Unmuthig, doch verwundert, in den Händen
Hält er die Bücher, die der Diener fand:
Nicht Unterhaltung können ſie ihm ſpenden,

Nicht Mißmuth ſcheuchen, der ihn hält umſpannt.
Er legt ſie fort; doch ſeine Augen wenden
Sich wieder auf ſie hin und unverwandt
Blickt er die Bücher an; die Titel nennen
Das Heiligſte — er will den Inhalt kennen.

Aus ſeiner bangen Seele tiefem Bronnen,
Ergießet ahnungsvoll ſich fromme Glut;
Was er erlitt, es füllt ihn nun mit Wonnen.
Daß ihm erhalten ward des Lebens Gut,
Das bis zum letzten Athem war verronnen,
Er danket es der himmliſchen Obhut.
In jener Nacht ließ Petrus ihn geneſen!
Das treibt ihn an, die Bücher jetzt zu leſen.

Und er beginnt. Bald wie in magiſche Kreiſe
Ziehn' ihn die Worte ſtark und ſtärker hin.
Es iſt dem Geiſte ungewohnte Speiſe,
Doch hebt's wie Schleier ſich von ſeinem Sinn;
Des Gottes Leiden und der Heiligen Weiſe,
Er findet ſeines Sehnens Troſt darin,
Und nach und nach erweckt's ein Wiederhallen:
„Auf ſolche Bahnen möcht' ich weiter wallen!"

Obſchon er hinkt — des Körpers Mißgeſtalt
Vermag hier keinen Eintrag mehr zu üben —

Gehorchend einer höheren Gewalt,
Kann keine Eitelkeit ihn mehr betrüben.
Das Leben birgt noch beſſeren Gehalt,
Um Den zu werben, iſt es ihm geblieben.
So tönt's in ihm mit wachſendem Entzücken,
Und was er lieſt, will ihn der Welt entrücken.

Hoch ragt das Kreuz und tief zu ſeinen Füßen
Die Heiligen durch Thaten es verehren;
Er ſieht bei Faſten und in ſtetem Büßen
Sich ihre Macht zur Herrlichkeit verklären.
Es war, als ob ſie freundlich ihn begrüßen,
Es war, als könnt' er ihre Stimmen hören:
„Wir waren einſt wie du, der Luſt entſproſſen,
Und dennoch hat ſich uns das Heil erſchloſſen.“

Die Lichtgeſtalten wandeln wie im Leben;
Es ſind Spanier gleich ihm. Leander naht;
Fulgenz, den glänzend Glorien umweben;
Dann Iſidor, die Heiligen, deren Saat
Für Tauſende die Nahrung hat gegeben,
Die ſchlichten, frommen Männer ſtiller That!
Fürwahr der Helden Kreis iſt nicht zu zählen;
Wen ſoll ſich Inigo als Vorbild wählen?

Der wird es ſein. Des Auges Blitz verkündet
Lebendiger des hohen Geiſtes Kraft.

Den Namen kennt er, Inigo befindet
Sich halb gelöſet aus des Zweifels Haft.
Gleich ihm war dieſer Heilige einſt verbündet
Genüſſen, wie die eitle Welt ſie ſchafft;
Am Hof erzogen, in des Reichthums Fülle,
Riß von den Lüſten ihn der ſtarke Wille.

Pedro Gonzalez, den des Spottes Geifer
Unedlen Volks hin zu dem Siege führt,
Daß unaufhaltſam er im Seeleneifer
Verſtockte Herzen bis zur Buße rührt.
Durch Mühſal und Entbehrung wird er reifer,
Und ob er auch des Körpers Kraft verliert,
Die innere Kraft, ſie wächſt mit dem Ermatten,
Weil ſich mit ihr die höchſten Kräfte gatten.

Mit Segen und Gebet zog er im Kriege
Dem Könige zur Seite; ſtatt des Schwertes
Das Crucifix, als Zeichen aller Siege,
Glorreichſter Siege, nie beſtrittenen Werthes.
Die Unbill unterwarf er ſtrenger Rüge,
Was wüſten Abfall drohte, er bekehrt es;
So ſchritt er hin durch Drangſal und Gefährde,
Wie Einer, der nicht angehört der Erde.

Hierauf ſucht er die abgelegenen Orte,
Tief in den Schluchten des Gebirgs verborgen;

Dort ſpendet er den Balſam ſeiner Worte
Und führt durch Nacht hinan zu hellem Morgen.
Gleichgültigem Stumpfſinn öffnet er die Pforte,
— Was ſelbſt er duldet, ſchafft ihm keine Sorgen —
Um einzugehen in den ewigen Frieden,
Bis er ihm ſelbſt vom Herren ward beſchieden.

„Dies ſei mein Held, dem ich nachſtreben will,“
Ruft Inigo in ſehnſuchtfrohem Hoffen.
„Aus dieſem hehren Beiſpiel nun entquill
Allein mir Troſt. Nicht deß, was mich betroffen,
Gedenk' ich mehr. Begraben ſei es ſtill;
Nur eine einzige Bahn ſteht mir jetzt offen:
Die Demuth beug' den hochgemuthen Sinn
Und leite zu dem Weltheiland mich hin!“ —

Doch in der Flucht der ſchweifenden Gedanken,
Im ſteten Drange der Gemüthsbewegung,
Fühlt er oft ſchon erlangte Kräfte ſchwanken
Und Ohnmacht folgen mächtiger Erregung.
Er möcht' empor ſich raffen und die Schranken
Der krampfhaft peinigenden Ueberlegung
Kühn überſpringen; doch der Körper ringt,
Zu ſchwach noch, mit dem Geiſt, der auf ſich ſchwingt.

Wie einſt der heilige Auguſtinus hörte,
Im Elend weinend, eine Stimme ſüß,
Die, was er ſuchte, ihn zu finden lehrte,
Ihm die drei Worte zurief: „Nimm und lies!“
Und er darauf urplötzlich ſich bekehrte —
Dieſelbe Macht ſich Inigo erwies;
Das Leſen ward ſein Stern, es ward ſein Segen,
Der ihn geleiten ſoll auf lichten Wegen.

Er ſchält von der Erinnerung ſich los
Des Lebens in den Reihen junger Krieger,
Des Reizes, der am Hofe ihn umſchloß;
Vergeſſen will er, daß ihm einſt als Sieger,
Gar holdes Lob von ſchönen Lippen floß.
Er harret eines Ackers, den als Pflüger
Er urbar mache, daß ihn Früchte ſegnen,
Auf die des Himmels Gnaden niederregnen.

„Ich will von jetzt entſagen allen Träumen
Von Sinnesluſt und weltlich eiteln Ehren,
Will ſuchen Einſamkeit in Waldesräumen,
Um dort mit meinem Gotte zu verkehren;
Bis daß der Sünde frevelnd Ueberſchäumen
Des Innern Friede nicht mehr kann zerſtören;
Dann für die Gluten, die mein Herz durchwehen,
Den Weg von Dir zum Handeln mir erflehen.

„Laß mich einſt werden, was Dir jene waren,
Die Dir nur dienten in der Zeitlichkeit.
Laß mich, wie ſie, durch wilde Meere fahren,
Zu künden Deine Macht und Herrlichkeit.
O laß es zu, mich ihnen beizuſchaaren,
Mit Glaubensmuth zu heiligem Kampf und Streit.
Verleihe meinem Wirken das Gelingen,
Mein Leben will ich gern zum Opfer bringen.

„Noch weiß ich nicht, wohin ich ſteuern ſoll,
Noch nicht was ich ergründen kann und wagen,
Kein Ruf von Oben meinem Geiſt erſcholl,
Nur mein Gefühl allein durft' ich befragen;
Daß wirklich heiliger Regung es entquoll,
Des Herzens Stimm' allein kann es nicht ſagen.
Doch Du Maria, künd es mir, o Milde!" —
Und flehend ſank er hin vor ihrem Bilde. —

Viel der Tage ſind verſtrichen,
Viel der Nächte ſind durchwacht;
Streng gebannt der ſieche Körper
In des dumpfen Zimmers Haft.
Alle Bücher ſind geleſen;
Inigo erblickt die Helden
In des Glaubens Lichtgewande,

Wirkend in vereinter Kraft,
Rieſenhaft, doch ſchön geſtaltet,
Rings im Kreiſe ihn umſchweben;
Und ein wunderſeltſam Klingen
Aus der Höhe niedertönt,
Das des Lebens Wogen ſänftigt,
Damit finſtrer Flut entſteige
Wie am Schöpfungstage Licht,
Sich der ſeeligen Lieb' zu einen.

Dieſer Liebe Vorgefühl
Wirft auf Inigos bleiche Wange
Der Geſundheit Roſenſchein.
Schauernd drückt er ſeine Lippen
Auf die Bücher, die der Brand,
Der in ſeinem Innern glüht,
Könnt' in lichte Flammen ſetzen.
Dann gemahnt's ihn, daß zur Ruhe
Er dem Geiſt die Bahn anweiſe,
Und er ſetzt ſich hin, zu ſchreiben,
Ueberdenkend, was er las.
In dem kindlich frommen Sinne,
Der ihn gänzlich hat erfüllt,
Ahmt er nach die Schreibeweiſe
Kundiger Mönche alter Zeit.
Bunt in Farben, ſchön verzieret,

Schreibt er heilige Namen hin.
„Jeſus“ ſtrahlt im reichſten Golde
Und „Maria“ purpurroth.
Auch in klangvoll ſchönen Verſen
Haucht er hin, was ihm als Sehnſucht
In der Seele Tiefen ruht.

Mit Befremden ſeh'n die Schweſtern'
Inigos Umwandlung an;
Mehr mit Bangen ſieht's der Bruder,
Dem das Schreiben und Studiren
Eine Folge ſcheint zu ſein
Peinvoller Unthätigkeit,
Die ein Quell der langen Weile.
Gerne ſäh' er, daß ein Roß
Inigo beſteig'; im Freien
Würde bald der trübe Ernſt
Wie ein leichter Dunſt zerſtieben.
Manchmal geht er barſch ihn an,
Faſt erzürnet ſpricht Don Garcias:
„Inigo iſt ein Träumer worden
In der langen Krankheit Nacht.
Ueber nebelhafte Bilder,
Wie ſie Schlafende umſchweben,
Iſt die ſchöne Wirklichkeit
Und das Leben ihm entſchwunden.

Du biſt Edelmann vor Allem,
Dir obliegen andre Pflichten
Als den Mönchen und Doctoren;
Jeder walte ſeines Amtes.
Hohe Geltung haſt du dir
An des Königs Hof errungen,
Und dein tapfrer Degen hat
Deinen Kriegerruhm bewährt.
Laß das Leſen und das Schreiben,
Lege an die ſchmucke Zier
Eines Ritters, wie die Sitte
An dem Hofe es verlangt;
Und bis du zur Weiterreiſe
Dich geſtärkt, durchſtreifeſt du,
Hoch zu Roß, an meiner Seite
Unſre friſchen Jagdgehege,
Die zu dir von Jugend ſprechen
Und von freundlichſter Erinnerung
Jeden Schritt begleiten laſſen.“

„Wenn die Kraft uns hat verlaſſen,“
Sagt drauf Inigo unverweilt,
„Suchet jeder eine Stütze,
Die ihm taugt. Ich danke, Bruder,
Dir für deinen Biederſinn.
Nenne ſtörriſch nicht mein Handeln,

Wenn ich deinen Rath verwerfe.
Laß mich weilen, wo ich weile.“ —

Ob auch oft ſich's wiederholt,
Immer wird mit gleicher Strenge
Das Verlangte abgewieſen;
Doch es kann nicht Inigo,
Was in ihm dadurch erregt wird,
Mit der gleichen Strenge ſchlichten.
Sorge füllt ihn, ſchwere Sorge;
Den Geſchwiſtern zu mißfallen,
Macht ihm Schmerz und dazu eint ſich
Holde Rückerinnerung
Eines edeln, liebenswerthen
Daſeins, das er will verſcherzen. —
Wenn die Sonne rings beſcheinet
Alle Gegenſtände, Alles
Wie durch Zauber, in Gedanken
Neu, als lebt' es, ſich entzündet —
Fühlt ſich Inigo gehemmt,
Was ihn bindet hier zu löſen
Und es ſchweifen die Gefühle
Wie auf ungeſtümem Meer;
Eine Tiefe grundlos ſtarrend,
Die der Anker nicht erreicht.
Lieb' umgiebt ihn und er ſoll

Allen liebevoll vergelten,
Soll auf Fragen Antwort geben,
Die nur Liebe an ihn richtet;
Muß es hören, wie bemüht
Alles iſt, ihn lind zu tröſten,
Mit der Wiederkehr zum Leben,
Das aus reichgefülltem Horne
Ihn mit lang entbehrten Freuden,
Wieder überſchütten wird.
Doch die Flamme, die der Himmel
In ihm angefacht, ſie lodert
Heller auf als jede Tröſtung,
Die auf Erdenfreuden hinweiſt.
„Vaterhaus, ein morſcher Bau,“
Tönt in ihm die mächtige Stimme,
„Engbegränzet, wie hier Alles
Dem Verfalle preisgegeben!
Iſt nicht jener Bau wohl mehr,
Der, in Unermeßlichkeit
Ewig ſtralend, Heil verheißt;
Zu dem Jeglicher berufen,
Seine Wohnung dort zu nehmen,
So er treu dem Bauherrn dient
In dem engen Raum der Zeit,
Die hienieden ihm gewährt iſt?
Stirbt er früher oder ſpäter,

Sein barmherziger Herr bemißt
Nicht nach Jahren ſeine Dienſte,
Sondern nur nach ihrem Werth.
Zieht er ein in jenes Haus,
Sind Jahrtauſende ſein eigen,
Hätt' er hier auch früh vollendet.
Darum ſchweige jede Neigung,
Die mit irdiſcher Liebe noch
Mich verlockend will umſpinnen.
Könnt' ich ihr mich nicht entreißen,
Zählt' ich mich zu den Verworfenen!
So ſteh' ich am Scheidewege.
Giebt's hier noch zu überlegen?
Meine Väter waren Helden,
Klug im Rath, im Leben wahr,
Ihrer würdig ſei der Enkel.
Unſer Herr, der ewig ſchaffend,
Zeigt den Menſchen ihre Wege.
Wandernd zog Er durch die Orte,
Seinen Segen zu verbreiten,
Sich aufopfernd, voll von Eifer.
Alſo muß der Menſch Ihm folgen,
Immer weiter muß er ſchreiten
Und wie Er gehorſam bleiben
Bis zum Tode. Dann erringet

Auch der Menſch den Preis und Lohn,
Den in Jeſus ſelbſt er findet.“ —

Dieſes Sinnen war's, das träufelnd
Lind wie Balſam, allen Streit
Heilte und zum Schweigen brachte.
Was ihm jetzt das Herz durchdringt,
Iſt nicht Kampf mehr, iſt der Friede,
Den er mit dem Leben ſchloß.
Alle Rechte giebt er auf,
Die ihn an dasſelbe knüpfen,
Alle Würze, die es darreicht,
Sind ihm nun wie Hauch der Grüfte.
Liebe, die am Fleiſche hängt,
Trägt in ſich Verweſungskeime.

„Sünder bin ich, ſchwerer Sünder,“
Ruft er unter Thränen aus,
„Und ich muß mein Fleiſch verachten,
Will ich meine Seele retten!“
Ungeblendet von dem Lichte,
Frei erhob er nun das Auge,
Aller Wettſtreit war geſchlichtet;
Erde hier, der Himmel dort —
Er erwählte ſich den Himmel.

Früh zu dem geliebten Bruder
Tritt Don Martin Garcias ein;
Ungewöhnlich iſt die Stunde
Und der Morgen iſt ſo ſchön.
Will er ihn zu heiterm Ritte
Laden, wie er oft gethan?
Heute dürft' es ihm gelingen,
Denn das Auge Inigos
Blickt ſo freundlich, gleich der Sonne,
Die durch's hohe Bogenfenſter
Ihre ſchönſten Stralen ſendet.
Nicht ſchaut ſo auf ihn Don Garcias,
Trüb umſchleiert iſt ſein Blick
Und es iſt, als ob Entſetzen
Sich in ſeinen Zügen male.
Mühſam, einſilbig entringt
Sich der Morgengruß den Lippen,
Dann ſetzt er ſich wie gebrochen,
Und der tiefe Athemzug
Hebt ſich ſtöhnend aus der Bruſt,
Eine lange Pauſe füllend. —

Drängt's auch Inigo zu fragen,
Muß er ſchnell es unterdrücken,
Da Don Garcias wie verloren
Vor ſich ſchaut, als ob im Dunkel

Der Erinnerung Bilder weben,
Deren Urſprung räthſelhaft.
Träumer iſt er nie geweſen;
Daß ein Traum ihn übermannt,
Nicht zu denken iſt's, die Wunde
Ward durch Menſchenhand geſchlagen;
Und ſo wartet Inigo,
Um den Schmerz nicht aufzureizen,
Bis des Bruders ſtiller Kampf,
Durch die eigene Kraft gemildert,
Sich in Worten werd' entladen.
Den Moment zu überwinden,
Hat ſich Inigo erhoben.
In der Ecke lehnen Waffen,
Blanke Rüſtung, Schild und Schwert,
Fremde, kriegeriſche Gäſte
In des Krankenzimmers Frieden.
Er ergreift nun eins um's andre,
Läßt es funkeln, wäget es,
Schwingt das Schwert, die Kraft zu zeigen,
Daß den Bruder es erfreu'.
„Sieh, ich bin kein Schwächling mehr!“
Ruft er dann zu ihm gewendet;
Doch Der bleibt in ſich gekehrt,
Dumpf aus ihm die Worte tönen:
„Armer, ohnmächtiger Staub,

Der von Thaten träumt, die nimmer
Er mit ſeinem Arm vollbringt.“

Das erfaſſet Inigo,
Nicht mehr kann er an ſich halten,
Jetzt zu ſchweigen wär' Verſtellung;
Was des Bruders Bruſt zerreißt,
Muß er kennen, um den Schmerz
Brüderlich mit ihm zu theilen.
„Du erſcheinſt mir wie ein Dulder,
Der, an Lieb' und Glück verarmt,
Um die letzte Habe trauert.
Kamſt du nicht, es mir zu ſagen?
Kann ein wühlend heißer Kummer
So verlegen ſein um Worte?“

Nur noch ernſter wird der Bruder
Und im höchſten Unmuth ſpricht er:
„Ahnungen belehren uns
Ueber Zukunft oft; es ruhet
Wahrheit in der Vorbedeutung.
Unſers Hauſes Glanz erliſcht.
Das Entſetzlichſte verkünden
Uns die Schrecken dieſer Nacht.“

„Welche Schrecken, die ſolch Unheil
Unſerm Haus verkünden? Rede!“

„Hörteſt du nichts?“

„Nichts vernahm ich —“

„Unbegreiflich! jeder Schlaf,
Auch der tiefſte, mußte weichen.
Selbſt der müdeſte der Knechte,
Sprang vom Lager angſterfüllt.
Alles rannte durcheinander,
Aengſtlich fragend, händeringend.
Weiber beten, Kinder winſeln;
In den Ställen wildes Stampfen
Und dazwiſchen grauſig Brüllen,
Gleich als ob der Hölle Wuth
Sich auf dieſes Dach geſchleudert,
Um den altergrauen Thurm,
Aus dem grünen Epheuteppich,
Der lebendig ihn umklammert,
In den Abgrund hinzuſtürzen.
Hoch vom Söller blickt’ ich aus,
Wähnend, daß die Elemente
Losgebunden ſich bekämpfen.
Aber ſtill und ruhig lag
Rings das Thal; der Sternenhimmel
Ueber ihm. Kein Lüftchen regte
In dem Piniendache ſich,

Das den Blumengarten ſchirmt.
Und doch bebten dieſe Mauern,
Und es ſchwankten Säul' und Pfoſten,
Wie wenn die Gewölbe brechen
Sollten, Alle uns begrabend
In der Erde finſterm Schooß.
Wie das krachte! Wie das Toben
Rollte über unſern Häupten,
Und du konnteſt dabei ſchlafen!“

„Schlafend war ich nicht; denn Schlaf
Iſt dem Tod verwandt. Ich lebte
Ein gedankenreiches Leben!
Wachend lag ich im Gebete
Dorten vor der Jungfrau Bild,
Bis der Tag ergraute. Nichts
Störte mich im heiligen Schauen,
Himmelsrein und engelsmild.
Will verſuchen, dir's zu ſchildern,
Wenn mir Worte es geſtatten.“

Und mit hocherhobenem Haupte,
Vor ſich hin den Blick gerichtet,
Als ob ſich das Staunenswerthe
Immer noch vor ihm geſtalte,
Hebt er an in tiefem Tone.

„Dort auf dem Schemel lag ich hingeſunken,
Mein ſchweres Haupt ſenkte ſich tief zur Erde;
Nicht fühlt' ich Menſchenwonne noch Gefährde,
Zum Göttlichen hin zog mich's demuthstrunken.
Ich klagte mich mit unverholenem Grämen,
Der Sünden an, die ſich mit tauſend Schlingen
Um meine Jugend hingen,
Und deren ich gedachte nun mit Schämen.
Da hoben plötzlich mich, den Nachtumhüllten,
Geſichte, die der Trübniß Quelle ſtillten.

„Von roſigem Gewölk' ward ich umwallt,
Aus dem entſtrömt ein zauberiſcher Duft,
Und vor mir in der glanzerfüllten Luft
Erſcheint der Jungfrau himmliſche Geſtalt.
Nicht Täuſchung war's; ich ſah ſie wirklich ſchweben
Vor meinen Augen, die der Glanz nicht blendet,
Und die zu ihr gewendet
Vielmehr in Licht gebadet ſich erheben.

„Der Perlenkrone Schmuck im langen Haar,
Geziert das wallende Gewand mit Sternen,
Wie ſie erglänzen aus des Aethers Fernen;
Und unter ihren Füßen ſah ich klar
Des Mondes Silberſichel mild erſcheinen,
Und Gottesherrlichkeit mit Huld ſich einen

In der Erſcheinung himmliſcher Geſtaltung.
Der rechte Arm umfängt das Jeſuskind,
Ein Knäblein zart, ein Gott in ſeiner Haltung;
Die linke Hand reicht mildiglich und lind
Die Lilie dar, aus deren Blätter Schooß,
Die Seligkeit ſich in die Bruſt mir goß.“

Jetzt, als Inigo geendet,
Bebt in ihm ein Nachempfinden,
Und es ſäuſelt, duftet, pranget,
Was er in der Stralenglorie
Hat erſchaut, als ſäh' er's noch.

„Was du glaubſt erlebt zu haben,“
Alſo ſpricht Don Martin Garcias,
„Iſt eins jener Truggebilde
Feſſelloſer Phantaſie,
Wie ſie vor den Dichtern ſchweben.
Deinem kriegeriſchen Geiſte
Eint ſich auch die Dichtergabe;
Dieſe nährte deine Krankheit,
Während jener unterlag.
Durch die Macht der Phantaſie
Wardſt du aus der Zeit entrückt,
Und in deine ſchmale Zelle,
Wähnteſt du, der Himmel ſinke

Zu dir nieder. Nicht beſeelt
Iſt dein Bild von Lebenswärme,
Was du ſchauteſt, war ein Traum.“

Dieſe bittern Worte reizten
Inigo zu heftigem Unmuth.

„Nicht die Schmähung wohl verdient
Das, was mir die ſtarre Kruſte
Von der Seele hat gelöſet.
Ein Weg iſt's, den Alle geh'n,
Doch ſucht jeder ſeinen Fußſteg,
Der nur ihn zum Ziele führt.
Iſt auch das nur Traum? Ich denke
Deine Zweifel zu beſiegen!“

Dann, nach wenigem Beſinnen,
Spricht er milder zu dem Bruder.

„Du labſt dich beſonnen ruhig,
Von des Lebens Flur erquickt.
Wonnevoll ſiehſt du die Kinder
Wachſen, blühen und gedeihn,
Und ein langes Leben trugſt
Du in dir die ſchöne Hoffnung,

Daß ſie dich umgeben würden,
Wenn die letzte Stunde ſchlägt.
Freundlich ſchmückten deine Tage
Alle Segnungen des Himmels;
Auch die Schrecken dieſer Nacht
Werden ſie dir nicht entreiſſen.
Mir entfiel ein andres Loos.
Wie in jungen Reben ſchon
Glut und Kraft im Bunde keimen,
So durchziehn ſie eine fromme
Jünglingsſeele, ſie entzündend.
Nennſt du meinen Körper ſchwach,
Muth der Seele wird ihn ſtärken.
Iſt der eine Fuß hier kürzer
Als der andre, ſie gelangen
Alle beide doch an's Ziel,
Wo ich mein Panier erhebe,
Wo ich offenen Aug's dem Bruder
Darf begegnen, deſſen Weſen,
Mir im vollſten Ehrenſchmucke
Stets als Beiſpiel vorgeleuchtet. —
Dort ſiehſt du die Kriegeswehr,
Die ich in Pampelona trug,
Allzulang entbehrt' ich ſie.
Glaube mir, ich bin geneſen
Und mein Blut ſtrömt leicht und friſch!

Doch nicht gleich den Blütentagen
Früherer Zeiten will ich ſchmiegſam
An des Hofes Tändeleien
Mich ergötzen; ernſter ſoll
Meines Lebens Strom mich tragen.
Nie hat höher mir das Herz,
Hoffnungsreicher nie geſchlagen!“

Bitter lächelnd ſpricht Don Garcias:
„Kind, die Zeiten ſind vorüber,
Die dein Blut in Wallung ſetzen.
Keine Ritterzüge ſchiffen
Mit dem Kreuzpanier gen Oſten;
Keine Helden ziehn mehr wandernd
Durch die Lande, um zu kämpfen
Für den Preis und Ruhm der Schönen.
Welche Heldenthaten träumſt du?“ —

Als dies ſprach der Bruder höhnend,
Tritt der Burgwart ein, zu melden,
Daß des Thurmes feſt Gemäuer
Von der Spitze bis zum Fuß
Sich geſpalten habe; Riſſe
Zeigten ſich nach jeder Richtung.
Dann mit ausgeſtrecktem Finger
Nach der nahen Wand er deutet,

Und als beider Brüder Augen
Sich nach jener Stelle kehren,
Sehen ſie der Sonne Stral
Durch die weite Spalte dringen.

„Wunderbar! ſo nahe drohte
Dir die plötzlichſte Vernichtung,
Und du ahnteſt nichts davon!
Ich will fort, um nachzuſehen,
Welche Gräul ich noch entdecke,
Die der Höllenſpuk verübte.“

Als Don Garcias fort gegangen,
Sagt geheimnißvoll der Burgwart:
„Höllenſpuk, das war's, Señor!
Alle wiſſen wir im Schloß,
Wie das Kreuz ihr habt umklammert,
Da ihr lagt im ſchweren Leiden,
Ernſt zu büßen eure Sünden.
Drob ergrimmt der Menſchen Urfeind
Und läßt nach ohnmächtigem Zürnen
Alle Wuth der Hölle los,
Um dem ſeiner Macht Entriſſenen
Grauſe Schrecken zu bereiten.
Daß an euch ſolche Gewalten
Unbemerkt vorübergingen,

Zeigt, daß Mauern ſie zerſchmettern
Können, doch des Kreuzes Macht
Schützend über Den ſich neiget,
Den der Höllenüberwinder
Durch der Gnaden Ueberfluß
Hat zu Seinem Dienſt erkoren.“ —

Als er dieſes ausgeſprochen,
Einer Prophezeihung gleichend,
Schritt der Alte aus dem Zimmer. —
Inigo erfaßt ein Wohlſein,
Wie noch nie er's hat empfunden.
Unverloren war ſein Sehnen,
Sein Gebet, es ward erhört.
Ganz der Sinnenwelt entäußert,
Gott, den Herrn, allein nur wollend,
Dies Beginnen, ſtreng gelobet,
Kann die Hölle nicht vernichten.
Inigo läßt frei empor,
Schreiend faſt, die Worte ſchallen:

„Mitleidsvoll erhörſt du mich!
Du, der an des Lazarus
Grabesſtätte haſt geweinet,
Allerbarmer biſt mir nah'!
Liebe biſt du ganz, ich will

Deinem Herzen gläubig trauen.
Dein nun bin ich, wer kann rauben
Dir, o Herr, Dein Eigenthum!“

Eingeſchloſſen in dem Zimmer
Bleibet Inigo fortan;
Niemand gönnet er mehr Zutritt.
Wenn er vom Gebete ruhet,
Sitzt er da in tiefem Sinnen.
Faſt verſchmäht er anzunehmen
Die Bedürfniſſe zum Leben.
Immer wiederkehrend kommt
Der Gedanke zur Betrachtung:

„Halte fertig dich zur Reiſe,
Denn die himmliſche Erſcheinung,
Wahrheit iſt ſie, unumſtößlich.“

Greift dann wieder zu den Büchern,
Senkt ſich in vergangene Zeit,
Forſchend nach dem ewigen Rathſchluß,
Der die Heiligen hat gelenkt.
Manche Stelle ruht im Dunkel,

Die ſich ſeinem Geiſt entzieht;
Höchſte Weisheit iſt ſein Ziel,
Wie die Heiligen ſie verſtunden.
Raſtlos Sinnen, Forſchen, Deuten,
Lange Nächt' und Tage mehren
Seine Laſt, des Staubs Beſchwerde.
Alles liegt noch da im Keim,
Auf der Seele tiefſtem Grunde.
Noch bedecken des Gedankens
Ackerfurche niedre Stoffe,
Die ihn hindern ſich zu klären.
Langſam nur führt Gott die Seinen
Stets von Stuf' zu Stufe aufwärts,
Sie zu prüfen im Beharren,
Ob ſie werth der Gnaden Fülle.
Iſt die Prüfung überſtanden,
Dann erſcheint Er wie ein Blitz,
Mit des heiligen Geiſtes Macht,
Sie für Seinen Dienſt zu weihen.
Inigos Gebet durchhallen
Worte, aus der Höhe ſtrömend,
Troſtesodem weht ihn an:

„Wahre Weisheit iſt der Unſchuld
Einzig nur allein verbunden,
Und ein Herz, ſich ſelbſt vergeſſend,

Hat dadurch ſchon Gott gewonnen,
Nur der Demuth wird die Krone.“

Wie er die Erleuchtung hat,
Rufet Inigo beſeeligt:
„Gott iſt groß, ich bin ſehr klein!
Gott iſt Alles, nichts bin ich!“

Schön erglänz' des Lenzes Sonne,
Blüten duftend ſich entfalten,
Ueberall im Haag und Buſche
Trillern Vöglein hoch und tief.
Inigo, die Kraft zu üben,
Reitet durch die Flur, es reitet
Mit ihm der beſorgte Bruder,
Um vor Unfall ihn zu ſchützen.

Da, mit ſtralendem Geſichte,
— Nicht der Abglanz war's der Sonne,
Sondern neuerſtarkter Kräfte —
Kehrt ſich Inigo zu jenem,
Als ein Kreuzweg ſich ihm zeigt.

„Dieſer Weg hier vor uns weiſet
Mich auf meine Pflicht. Er führt

Zu dem Herzog von Najera,
Der in Navarete weilt
Ihm bin ich zu Dank verbunden.
Während krank ich dalag, hat
Sein Beſuch mich oft erfreut,
Drum erfreu' ihn jetzt der meine,
Der geneſen mich ihm zeigt."

Garcias hält und blicket ſcharf
Ihm in's Auge:
„Navarete,
Im unwegſamen Gebirge,
Wohl drei Tagereiſen ſind es;
Nicht gewachſen der Beſchwerde,
Wirſt auf's Neue du erkranken."

„Ich beſteh' die Reiſe," war
Alles was er drauf erwidert.
Schweigend ritten ſie denn weiter.
Plötzlich aber hält der Bruder
An zum zweitenmal. Es ziehen
Sich auf ſeiner Stirne Falten,
Zeichen unmuthvoller Sorge.

„So vollführe den Entſchluß,
Sprich es aus: Du kehrſt nicht wieder."

Inigos Ohr ſchien wie verſchloſſen.
Keine Antwort wurde Garcias.

Bald darauf, am frühen Morgen,
Reitet Inigo, begleitet
Von dem Bruder, nach Oñate,
Um die Schweſter noch zu ſehen,
Die dort wohnt mit ihrem Gatten;
Denn der Weg nach Navarete
Führt an ihrem Sitz vorüber.

Denkend an die nahe Zukunft,
Ueberlegend was ihm vorſchwebt,
Bleibet Inigo ernſt und ſchweigſam
Wie ſein Bruder, dem die Mißluſt
Auch die Zunge hält gefeſſelt.

Vier und Zwanzig Stunden weilt er
In Oñate bei den Seinen.
Als die Stunde naht des Abſchieds,
Bricht die ſtillverhaltene Wehmuth
Den Geſchwiſtern faſt das Herz.
Ihre Blicke es verkünden,
Daß die Trennung länger dauern
Werde, als es der Beſuch

Bei dem Oheim wohl erheiſchte.
Unter Thränen bei der Schweſter,
In dem ſtummen Schmerz des Bruders,
In dem Lebewohl, das Inigo
Aus gepreßter Bruſt ſich drängt,
Aeußert ſich dies Vorgefühl.

Es kehrt heim Don Garcias.
Inigo und zwei der Diener
Wenden ſich den Bergen zu,
Wo der Weg nach Navarete.

VII.

Montſerrat.

Aus dem Garten reich an Segen,
Den Natur auf allen Wegen
Ausgeſtreut mit voller Macht;
Hinter blumiger Auen Wogen,
Die, von Fruchtgeländ umzogen,
Stralen in des Mittags Pracht,
Heben ſich in rieſigen Terraſſen,
Zerklüftet von der Stürme Wuth,
Des Montſerrat trotzende Felſenmaſſen,
Ein Denkmal urweltlicher Flut.

Gleich zerſägten Wänden ſtrecken,
Bildend unnahbare Hecken,
Hohe Riſſe ſie empor;
Rieſenthürme ſieht man ragen,
Deren Fuß die Wellen ſchlagen,
Schäumend aus der Klüfte Thor.

Grauſig ſcheint der Oede tiefes Schweigen,
Von Nacht umdüſtert, unwegſam,
Kein Wandrer unternäh'm es zu erſteigen
Die dräuend wilde Felſenklamm.

Horch! ein Schall herniedergleitet!
Eine Glocke wird geläutet,
Sie ſpricht ein verſtändlich Wort:
Daß im wildeſten Gehege
Andacht himmelwärts ſich rege
Und die Schrecken banne fort.
Süßer Hauch, ein weihrauchgleiches Düften
Schwebt mit dem Glockenton herab,
Die Felſenwand mit ihren Schauerklüften,
Sie iſt kein lautlos finſtres Grab.

Jetzt ſind es tauſend Jahre ſchon
Seitdem dort oben ſchallt der Glocke Ton;
Seitdem den Hirten unten auf der Flur
Sich kundgethan des hohen Wunders Spur.
In einer Kluft ſah'n Lichter ſie erglänzen,
Und aus des Aethers ſternerfüllten Gränzen
Erblickten Flämmchen ſie lind abwärts ſchweben
Und nacheinander ſich zur Kluft begeben.

Die Luft erfüllte wonneſüßer Klang,
Der aus dem Himmel zu den Menſchen drang,
Und Wohlgerüche hoben ſich aus Klüften,
Viel zarter wie der Blumenbeete Düften.

In Schaaren zog das Volk herbei,
Der Biſchof kam, mit ihm die Kleriſei,
Und von dem Himmelston und Duft geleitet
Die Prozeſſion den Felſenpfad beſchreitet.
Durch wüſte Trümmer führet keine Bahn,
Doch ſteigen unermüdet ſie hinan,
Da hören ſie zum himmliſchen Getön'
Aus hohlem Grund wie Orgelklang es weh'n.
Ein tiefer Riß liegt ausgebreitet,
Der ſich zu einer Höhe weitet,
Aus der hervor unzählige Flämmchen blinken,
Als wollten ſie zum Eintritt winken.

Hinein! wo ſolche Einladung erfloß,
Da folgt getroſt man in der Erde Schooß!

In der Vertiefung, die ſie dort enthüllt,
Stralt nun im eignen Licht der Jungfrau Bild.
Der weite Mantel iſt zurückgeſchlagen,
Auf ihrem Haupt ſieht man die Krone ragen,

Und auf dem Schooß, mit mütterlicher Luſt,
Drückt ſie das Kindlein an die Bruſt:
Den Segen ſpendet es mit einer Hand,
Die andre hält den Erdenkreis umſpannt.
Unendlich Heiliges erfüllet ganz
Des Fundes Ort mit nie geſchautem Glanz.
Der Biſchof hebt den wunderbaren Hort
Und trägt ihn aus der Felſenhöhle fort,
Nach ſeinem Sitz, Manreſa, ihn zu bringen;
Doch draußen war's, als legten ſich ihm Schlingen
Um beide Füße, feſt bleibt er gebannt,
Und dieſes Zeichen hat er bald erkannt.
In dieſem Sinn ſpricht er:
„Der höhere Wille
Gebeut, daß hier in feierlicher Stille
Das Werk der Andacht treu vollzogen werde,
Hoch über dem Getrieb der lauten Erde.
Laßt uns hier oben mit freudiger Schnelle
Dem lieben Bild erbauen die Kapelle.
Der Glocke Klang ſoll zu des Altars Stufen
Auf dieſen Platz die Menſchen fortan rufen,
Sich im Gebet zu Ihr hinan zu ſchwingen,
Salve Regina täglich hier zu ſingen."

So glomm das Morgenroth der heiligen Stätte
Aus nachterfüllter Felſen ſtarrem Bette,

Als Grundſtein jener Herrlichkeit,
Die ſiegen wird für alle Zeit.
Denn ob ſie auch in wilder Gier
Beraubten dich der reichen Zier,
Ob ſie mit ihren ſchmutzigen Händen
Der Kronen Schmuck dir frech entwenden,
Und Deine Diener ſchicken in's Exil,
Du bliebſt der Hort der Gläubigen, ihr Ziel!
Und Montſerrat und Compoſtella ragen,
Die Spaniens große Heiligthümer tragen
Aus blutiger Tage Pein und Qual,
Der liebenden Verſöhnung ewiges Mal.

Mutherweckend ſchallt das Läuten,
Ladend ein aufwärts zu ſchreiten.
Erſt ein Steinwall, drauf ein andrer
Legt ſich in den Weg dem Wandrer.
Hat den zweiten mühſam er erſtiegen,
Sieht er einen dritten vor ſich liegen;
Doch das Läuten aus der Höhe
Zieht mit Macht ihn in des Heiligen Nähe.
Ein leuchtend weiß Gemäu'r, ein Thurm daneben,
Jetzt ſich aus den Schlacken vorerſt erheben;
Doch ſieben Wälle muß man überſteigen,
Bis Kirch' und Kloſter ganz ſich zeigen.

Sie ruh'n in der Vertiefung, beide ſchützen
Die Kreuze, die von den Thürmen blitzen,
Und auch der Fels, der drüber ſich thürmt,
Als ungeheures Dach das Ganze beſchirmt.

Ringsum auf jähen Zacken, weit und breit,
Sieht kleine Siedeleien man zerſtreut,
So hoch, daß kaum das Auge ſie erſpäht,
Der Weg ſo ſteil, daß man ihn kaum beſteht.
Der Siedler dreizehn ſind es, ſtill und fromm,
Nur ſelten Einer zu dem Andern klomm.
Unausgeſetzt einfältiglichem Walten
Ergeben ſind die ehrwürdigen Geſtalten.

Wenn ſie ſich, vom Gebet geſtärkt, erheben,
Dann wenden ſie ſich zu dem irdiſchen Leben.
Um ihre Hütten blüht ein kleiner Garten,
Wo ſie der Früchte und der Blumen warten.
Dann regt und rührt ſich's rings umher,
Kein Plätzchen weit und breit bleibt leer;
Ein Flattern, ein Zwitſchern, ein Singen,
Bald auf, bald niederwärts ſchwingen
Sich muntre, klein' und große Vögelein,
Sie ſtatten Beſuch ab den Einſiedelei'n.
Sind gleich den Siedlern frei von Sorgen,
Vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen.

Keins irrt das Andre; ein Jedes ſein eigen,
Singt ſein Lied und will nicht ſchweigen,
Und von des kargen Mahles Reſten
Streuen die Siedler all ihren Gäſten.
Sie picken es ihnen furchtlos aus der Hand,
Denn Alles iſt hier ja ſo nah verwandt:
Vöglein und Blumen und Garten
Und die Menſchen, die ihrer warten.

Am Abend iſt Alles beſtellt; es ziehen
Die Wolken, die im Untergang glühen,
Und aus des Himmels Blau
Träuft nieder der Thau.
Jetzt ſchlafen die Vöglein all,
Verſtummt iſt Laut und Hall.
Die Siedler vor ihren Klauſen ſitzen,
Kleine Kreuzchen aus Holz ſie ſchnitzen.
Das Höchſte, in ſeiner Herrlichkeit,
Verſchmäht nicht den Zoll der Niedrigkeit.
Der Pilger, der den Schritt zum Heiligthum lenkt,
Wird mit den kleinen Kreuzchen beſchenkt.

Jetzt ſinkt der letzte Stral hinab
In's aufgethürmte Wolkengrab,
Die Ebne drunten im Nebel verſchwimmt,
Am Himmel kein Sternlein noch erglimmt;

Doch die dräuenden Rieſen im finſtern Gewand
Erglühen urplötzlich am obern Rand;
Die Adern der Schöpfung erbeben,
Die ewige Liebe verleiht Lebloſem Leben.
Da tönt der Glocke feierliche Kunde:
Den Gruß Maria aus des Engels Munde.
Die Siedler frohe Andacht überfließet:
Maria, voll der Gnaden, ſei gegrüßet!

Nach dem Gruße ſind die Pilger,
Frauen, Männer, jeden Standes,
Aus der Kirche auf den ſteilen
Felſenſtegen fortgezogen;
Nur die Aermſten ſind verblieben,
Derer keine Herberg wartet.
Dieſe lagern in dem Vorhof,
Um den Brunnen, der dort plätſchert,
Deſſen Waſſer ſie erlabt,
Ein Stück Brod damit zu feuchten.

Aus der Kloſterpforte nähern
Ihnen ſich die guten Brüder
Vom Benedictinerorden,
Schüſſelchen und Flaſchen tragen
Sie im Arm und in den Händen.

Wie die erſten Heiligen leben
Sie, ſelbſt arm und in Entſagung,
Nichts entbehrend, der Verheißung
Gottes feſt vertrauend fühlen
Sie der Mühſal ſich entrückt.
Nur für jene Pilger halten
Wein und andere Erquickung
Sie bereit, die milde Spenden
Sind von Freunden ihres Kloſters.

Gleich wie gute, treue Eltern,
Die für ihre Kinder ſorgen,
Pflegen ſie die armen Gäſte;
Knieen zu den Müden hin,
Aetzen, die ganz kraftlos ſind,
Laſſen tropfenweis den Wein,
Den ſie ſelbſt niemals gekoſtet,
Zwiſchen heiße Lippen ſickern,
Die Verſchmachtenden zu laben.
Und bei dieſer Arbeit zeigt
Sich ein Lächeln, mild und freundlich,
In der Mönche bleichem Antlitz.
Kaum daß auf der hohen Stirne
Eine Falte es verräth,
Welche Strenge ſie beherrſcht,
Welche Laſten ſie ertragen.

Wiſſen ſie ja doch, daß ihnen
Gottes Allmacht Beiſtand leiht,
Und daß, wenn ſie zu Ihm rufen,
Seine Troſtesſtimm' erwiedert:
„Ich bin mit euch, zaget nicht!“ —

Gott, der ſtarre Felſen ſchuf,
Schickt auch Thaugewölk' befruchtend;
Deſſen Wieg' die Krippe war,
Deſſen Todesbett das Kreuz,
Das Myſterium heiliger Liebe,
Wirket Wunder immerdar.

Mettenglöcklein hell erklingt,
Freudiger Schimmer überall,
Kündigt an der Sonne Nahen,
Und des Weltpalaſtes Kuppel
Prangt im Glanz der Edelſteine;
Saphirblau, durchzuckt von Flammen
Feurigen Rubins; dies malt
Nicht das ſchwache Wort, es kann
Nur die Andacht es empfangen.

Unten an des Montſerrat
Erſter Felſenſtufe ſieht man
Einen jungen Pilger halten.
Es iſt Inigo, der edle,
Tapfere Ritter von Loyola,
Held im Waffenſpiel und Krieg
Und im Frauendienſt nicht minder,
Einſt erfüllt von holden Träumen,
Süßer Minne Luſt und Schmerz. —

Als er zog aus Navarete,
Wo nur wenige Tag' er weilte,
Abſchied nehmend von dem Oheim,
Dankend ihm aus vollem Herzen
Für den früh verliehenen Schutz,
Ließ er ſeine beiden Diener
Heimwärts nach Loyola reiten:
„Bringe,“ ſprach er zu dem Einen,
„Meinem Bruder, dem Don Garcias,
Gruß und Lebewohl, ich ſchlage
Ein den Weg zur weitern Reiſe,
Wo ihr mir entbehrlich ſeid.“

Dann beſchenkt er ſie und wendet
Sich gen Oſten, nach der Küſte,
Als wollt' er das Meer erreichen;

Doch er bleibt in Igualada,
An dem Fuß des Montſerrat.

Inigo, der Pilger, wird
Einem Mönche zugewieſen,
Der vor langen Jahren ſelbſt
War als Pilger hergezogen,
Den die Heiligkeit der Stätte
An des Felſens Höhe band,
Wo der Andacht Feſtgewoge,
Sich endloſen Segens freuend,
Alle Tage ſich erneut. —

Jean Chanones heißt der Bruder,
Frankreich iſt ſein Vaterland.
Einfalt, Frömmigkeit erfüllen
Ganz ſein Weſen; ſeine Worte
Laſſen in der Büßer Herzen
Paradieſesfreud' erblühn.
In der Zelle noch berühren
Ihn der Erde bitt're Leiden,
Die er in der Beichte hört,
Doch er tröſtet, er vergiebt ſie,

Löſet ſie mit ſeinem Wort;
Schlimme Leidenſchaften, Bosheit,
Laſter aller Art, er blickt ſie
An mit Blicken frommer Liebe,
Seines Herrn dabei gedenkend.
Selbſt das Häßlichſte wird Schönheit,
Wenn es ſich zu Gott gekehrt,
Wenn in ihm der Reue Blüte
Sich zur Frucht des ewigen Lebens
Betend zu entfalten ſtrebt.

Vor Chanones ſteht der Pilger.
Eine edelſtolze Anmuth
Malet ſich in ſeinen Zügen,
In dem aufgeſchlagenen Auge
Schimmert eine Menſchenſeele,
Angeregt von reiner Flamme,
Die ſich nicht verläugnen kann.

Bei dem Eintritt in die Zelle
Hat der Fremde Stab und Bündel
Abgelegt gleich an der Thür,
Und das Schwert am Ledergürtel
In die Ecke hingelehnt.

Inigo erzählt dem würdigen
Vater Jean Chanones Alles,
Was auf Herkunft, Stand und Alter
Sich bezieht, und ſchließet dann
Mit dem offenen Geſtändniß:

„Dies geſagt, hochwürdiger Vater,
Wißt ihr, wer ſich an euch wendet;
Doch diejenige Macht zu ſchildern,
Die mich aus der Welt Geräuſch
Trieb in eure Einſamkeit,
Um mein Weſen ſo zu läutern,
Daß es Gott nur in ſich faſſe —
Dies bedarf der Vorbereitung,
Die unmöglich war. Nicht künſtlich
Will ich meine Worte ſtellen,
Nur was feſt und zuverläßig,
Will ich klar und treu berichten,
Rückhaltslos und ohne Scheu,
Meines Urtheils mich enthaltend,
So beſchönigend, wie verdammend.
Leider hat Gewohnheit mich
Zu dem Gegentheil erzogen.
Gönnt, hochwürdiger Vater, mir
Raſt an dieſer heiligen Stätte,
Was zu beichten ich euch habe,

Wohlerwägend, überdenkend,
Von der Jugend bis auf heut,
Nach der Ordnung aufzuſchreiben.“

Drauf der Pater Jean Chanones:

„Glücklich ſind, die Gott gefunden,
Ihm zu dienen immerdar;
Doch ſchon Die ſind's, die ihn ſuchen,
Denn die Gnade iſt für Alle.
Ruh' zu finden iſt nicht ſchwer,
Aber Sicherheit in Ruhe
Gibt die Wahrheit nur allein:
Daß der Menſch im Stand der Gnade,
Ueber die Natur erhoben,
Seinem Gotte ähnlich iſt,
Deſſen Geiſt ihn überſtrömet.“ —

Jetzt entläßt er Inigo
Und verordnet, daß ihm werde
Eine Zelle angewieſen,
Abgeſondert, ſtill und einſam,
Da er keines Raths bedurfte,
Keiner näheren Verbindung
Mit den Menſchen um ihn her;

Was er vorhat, kann er nur
Mit des Höchſten Beiſtand löſen.

Inigo ſitzt nun allein,
Schreibend hin, flammenden Herzens,
Was ihn auf des Lebens Wogen,
Steuerlos und ohne Kompaß,
In der Irre umgetrieben,
Bald zu Thaten ihn verlockte,
Bald in Müſſiggang ihn ſenkte.
Dunkles Ringen, helle Träume,
Nie geſättigten Begehrens
Ungelöster Widerſtreit!
Dieſer Arbeit voll Bedrängniß
Pflog er ohne Unterlaß.
Zu der Heiligung bedarf es
So der Freuden auch der Leiden,
Und der Weg zum Himmel iſt
Ohne Mühen nicht zu finden.

Schwer iſt: Gegenwart vergeſſen;
Schwer: der Zukunft ſich entſchlagen
Und auf der Vergangenheit
Leiſes Flüſtern hinzuhorchen;

Jener Zeit, die nicht mehr iſt,
Als ob man ſie eben lebte.
Ueberdenkend ſeine Thaten,
Längſt vollbracht, an Folgen reich,
Die das Daſein bisher füllten,
Und aus dieſem todten Vorrath,
Seine Schwächen all' zu ſammeln,
Sie mit ſtarker Hand erfaſſen,
Sie mit Augen der Vernunft
Ohne Wanken anzuſchaun,
Und das eigne Ich vergeſſend
(Den Tyrann und Feind der Wahrheit),
Schmerzenlos, was Schmerzen brachte,
Ohne Luſt, was Luſt einſt bot,
Zu bekennen unverhüllt. —

Froſt erfaßte Inigo,
Faſt zu ſchwer wär' es zu leiſten,
Wehte nicht der heilige Geiſt
Manchmal ihm aus einem Wort,
Einen Troſt in's bange Herz,
Der in Thränen ſich ergoß.
Thränentroſt, der Quell der Reue,
Der die Hoffnung ihm gewährte:
Einem weihen ſich zu können,
Es nicht außer ſich zu ſuchen,

Es zu finden in ſich ſelbſt,
In ſich tragend es zu lieben
Mit der Seele Feuerhauch.

In der kleinen, öden Zelle,
Weit, weit ab vom Hof des Kloſters,
Schreibet Inigo zwei Tage
Und zwei Nächte ungeſtört.
In den Abgrund ſchaut das Fenſter,
Hart an ihm vorüber klettert
Ohne Führer, überlaſſen
Nur ſich ſelbſt, auf ſteilem Pfad
Ein beladnes Maul, das Vorrath
Zu den Siedeleien bringt.
Grobe Schellen klingeln dann,
Die an ſeinem Halſe hängen.
Drauf iſt's wieder ſtill und ſtumm.

Wenn die Thür ganz leis ſich öffnet,
Iſt's ein alter Laienbruder,
Aus den Bergen bei Cervara,
Der ſtillſchweigend Leibesnahrung
Vor dem Pilger niederſtellt;
Hochverwundert, daß am nächſten

Morgen, wenn er wiederkehrt,
Alles unberührt geblieben.
Und der alte Laienbruder
Brummt in ſeinen Bart bei'm Fortgehn:
„Sind Oliven und Radieschen,
Feine Zwiebel und Salat
Dir nicht gut genug, Herr Pilger?
Biſt wohl weit von hier zu Hauſe!
In ganz Catalonien ſpeiſt
Ein Hidalgo nichts, das beſſer."

Und am andern Morgen wieder
Findet das frugale Mahl
Er, ſo wie er's hat gebracht.
„Armer Pilger, du biſt krank!"
Und er fragt, ob er verlange
Eine Suppe oder Wein?
Zweimal wiederholt die Frage;
Keine Antwort.
„Er iſt taub,"
Denkt der alte Laienbruder
Aus den Bergen von Cervara.

Schon zwei Tage ohne Nahrung
Hat der Pilger zugebracht,
Da bringt an dem dritten Morgen

Er die Suppe gut gewürzt
Und den Becher duftigen Weines;
Doch vor Schreck entfallen ihm
Dieſe auserleſenen Gaben.
Der, den er ſchon halbverhungert
Glaubt, iſt über alle Berge,
Nur ſein Bündel und ſein Degen
In dem Winkel deuten an,
Daß er noch nicht gänzlich ſchied. —

Deine Gabe, alter Bruder,
Ging nicht ab dem ſtummen Kämpfer;
Seine Lebenspulſe ſtrömten
Kräftiger denn je, es labten
Gotteshuld und frommer Eifer
Bei der Arbeit ihn; er floh
Aus dem Dunkel ſeines Daſeins
An das Licht, das ihn erwartet.
Dem troſtloſen Selbſtgerichte,
Das ihm wie ſein Schatten folgte,
Iſt er nicht mehr überlaſſen.
Einen andern Richter fand er:
Sein Bekenntniß hört die Liebe
Und der Richter heißet Gnade.

Jetzt geleſen hat der Pater
Jean Chanones bis zum Ende
Inigos geſchriebene Beichte,
Und es ſind der Blätter viel.
Still vor ſich hat er geleſen,
Ohne alle Unterbrechung.
Als er an die letzten Worte
War gekommen, wiederholt er
Dieſe laut, mit kräftigem Nachdruck:
„Alles nur allein geſchehe
Stets zur größern Ehre Gottes,
Was im Leben ich beginne!“

Unverzagt, faſt traulich blickt
Inigo auf Jean Chanones,
Als er ſeine eigenen Worte
Aus des Paters Mund vernimmt,
Der ſich liebreich zu ihm wendet:
„So haſt du, mein lieber Sohn,
Deines frühern Lebens Ende
Glücklich nun erreicht mit Gott,
Heilvoll ſei dir dieſe Stunde!“ —
Beide jetzt ergeben ſich
In die Zukunft. Inigo
Will zum heiligen Grabe pilgern,
Bettelnd durch die Länder wandern,

Sich vom Brod der Schmerzen nähren,
Alle Büßungen ertragen,
Feſt vertrauend, daß die Kraft,
Die des Böſen Beiſpiel folgte,
Alſo ſich umwandeln könne,
Daß fortan ſie nur das Gute,
Sich als Ziel des Strebens wähle.

„Solcher Wandel wird dir immer
Gottes Wohlgefallen bringen;
Hochbedrängt in jeder Noth
Wird dir Heil aus Seinen Höhen,
Der in Seiner Majeſtät
Seine Stimme von dem Himmel
Zu dem Niedrigſten auf Erden
Schallen läßt: Das iſt mein Wille!

Ruhig mild trof dieſe Rede
Von Chanones Lippen; doch
Bald erhob ſich ſeine Stimme:

„Mag nun das Leben ſich noch ſo hoch thürmen,
Mögen Beſchwerden, ſelbſt Schrecken dir dräun —
Das Eine, die Wahrheit, ſie wird dich beſchirmen,
Den Muth dir erhalten, die Kraft dir erneun.

„Bewahre dir rein, was jetzt dich durchglühet,
Göttliches Irdiſchem innig gepaart,
Dann wandre getroſt, der Zweifel entfliehet,
Auch wenn ſich das Ziel noch nicht offenbart.

„Einſt ſiehſt du gewiß zum Himmel es ragen;
Der mächtige Urbau, er trägt und erhält,
Er hat auch dein Pilgern bis hieher getragen,
An ihm die Gefahr ſich bricht und zerſchellt.

„Die Reue, erweckt durch die Pein deiner Sünden,
Die weinende Schuld, ſie führte dich her;
Sie führe dich ſtets den Heiland zu finden,
Der ſich dein erbarmet, du weineſt nicht mehr.

„Vergebung, Verſöhnung, durch Buße errungen,
Auf's Neue geboren, am grünenden Stab
Durchſchreite die Pfade, die vielfach verſchlungen
Dich führen durch's hoffende Leben zum Grab."

Ganz verändert iſt der Prieſter;
Aus den Zügen wich die Milde,
Eine Hoheit überſtralt ſie.
Menſchliches und Irdiſches
Hat der Mund nicht mehr zu ſprechen,
Evangeliſch, überſinnlich

Wallt des Prieſters Geiſt in Worten:
„Laß uns jetzt zur Sühnung ſchreiten
Nach dem Wort des Herrn der Himmel:
„„Kommet Alle zu mir her,
Die mühſelig und beladen,
Denn erquicken will ich euch!““

Andern Tags am hohen Feſt
Der Verkündigung Maria
Hell in Frühlingswonne badet
Sich die frühe Morgenſtunde;
Als das Opfer ward vollbracht,
Wurde Inigo geſpeiſet
Mit dem Brode ewigen Lebens. —

Innigſte Vereinigung
Zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf!
Ewiger Quell, der unverſiegbar
Seine Gnaden niederſtrömt;
Allgemeines Band des Glaubens
Und ſein göttlich Unterpfand!
Inigo empfand in ſtummer
Wonne, heimatlich berührt
Seine Seele. Nicht der Erde
Heimat war's, der er gedachte.
All ſein Trauern war zerfloſſen

Und die Zukunft lag nun wieder
Wie ein Tag vor ſeinem Blick,
Deſſen Bahn ein ſichrer Muth
Gottvertrauend mag durchſchreiten.

Tief anbetend kniete er,
Dankend, flehend, daß ihm Gott
Seine Gnaden wolle ſpenden.
Stunden ſchwanden hin, ſie zogen
An dem Betenden vorüber;
Ueberſinnlich war ſein Weſen
Und dem Maaß der Zeit entrückt.

Von dem blauen Himmel blickten
Schon die Sterne auf ihn nieder,
Als er aus der Kirche ſchreitet,
Seine ſtille Zelle ſuchend.
Wie er ſie dann bald verläßt,
Klirrt ihm etwas an der Seite.
Seinen guten Degen hat er
Ueber ſeine Pilgerkutte
Jetzt umgürtet.
„Wollet mir,“
Spricht er drauf zu ſeinem Beichtiger,

„Mir erwirken, daß die Nacht
Dankend ich noch darf verweilen
Vor dem heiligen Gnadenbilde
Und den Flügelſchlag der Seele
Im Gebet zu Ihr erhebe,
Die das Wort in ſich getragen,
Das mir heute alle Pforten
Friſchen Lebens neu eröffnet.“

Gern gewährt wird dieſe Bitte.
Eh' er ſcheidet, ſegnet ihn
Jean Chanones, dann entläßt er
Ihn zu ſeiner frommen Pflicht.
„Jeſus Chriſtus bleibe treu!
Ohne Ihn kein menſchlich Daſein.
Er, der war und iſt und ſein wird,
Er, der alle Zeit erfüllt,
Der als Menſch den Tod beſiegte,
Iſt der Weg zum ewigen Leben.“

Dieſe Wahrheit oft vernommen,
Blüht ſtets neu von Prieſterlippen;
Göttlich ſind die Wort', erhaben,
Dennoch jedem leicht verſtändlich,
Nicht Bewunderung heiſchen ſie,
Zeugniß geben ſie von Liebe,

Wollen auch nur Lieb' erwecken.
Denn des Prieſters Amt erheiſchet:
Gott die Welt zurückzugeben,
Die vom Böſen ward verſucht.
In den Worten, unerſchöpflich,
Ruhet alle Wiſſenſchaft
Und die Weisheit aller Zeiten.

„Amen! Amen!“ Das war Alles,
Was drauf Inigo erwidert.
Dann entfernt er ſich und bald
Lag er mit dem Angeſichte
Auf dem Boden vor dem Bilde.

Bei dem früheſten Morgengraun,
Als das erſte Amt vorüber,
Ziehen viele Pilger ein,
Andre aus; die Lieder ſchallen
Zu dem Morgenſtern empor,
Der noch vor der Glut im Oſten
Nicht entſchwunden war. Es miſchte
Inigo ſich in die Menge,
Die vom Felſen abwärts zog.
Auf den langen Stab ſich ſtützend,

Mit Marias Konterfei
Aufgeſchmückt; die Kürbisflaſche
Angeknüpft am obern Ende,
Wie es iſt der Pilger Weiſe.
Eine dunkle Kutte deckt ihn,
Die ein dicker Strick umgürtet;
Fadenſcheinig und zerſchliſſen,
Hat er ſie von einem Bettler
Eingetauſcht für ſeine reichen
Kleider, wie ſie Ritter tragen.
Jetzt umhüllt vom Kleid der Armuth
Fühlet er ſich recht geſchmücket.
Dankesfroh ſpricht er zum Bettler:
„Deine Hand, die hier ich halte,
Hat den letzten Pfeil gezogen
Aus dem Herzen mir, der bohrend,
Wenn auch ohne Spitz und Eiſen,
Mir den Hochmuth wecken konnte.
Jetzt erſt bin ich, der ich ſein will!“
Roſenkranz und Bußwerkzeuge
Hangen an dem Strick; das Haupt
Iſt entblößt, die Haare flattern
Wild im ſcharfen Windeshauch.
Unbekleidet ſind die Füße,
Nur der eine kranke ruht
Auf der ſtarken Binſenſohle,

Die, obgleich ſelbſt rauh und hart,
Ihn beſchützet, daß die Steine
Ihn im Gehen nicht verwunden.

Wo iſt hin das Schwert gekommen,
Das an ſeiner Seite klirrte,
Als er in die Kirche ging?
Wo ließ er das gute Eiſen
Aus den Werkſtätten Toledos,
Damaszirt, das Steine ſpaltet,
Das ihm diente in den Kriegen,
Nie befleckt von frevler Mordluſt,
Seiner Ritterehre Stolz! —

Als er vor Maria kniete
In vergangner Nacht, gelobt' er:
Daß er Ihrem Ruf gehorchen,
Ihrem Wink nur folgen will,
Ihr nur weihen will ſein Leben.
Unglück kann ihn nicht zerſchlagen,
Ob ihn auch das Schlimmſte treffe;
Was er liebt, raubt nicht der Tod,
Was ihn leitet, überwindet.
Stärkre Waffen ſchützen ihn,
Als das Toledauer Schwert.
Von den Knien erhoben hängt er,

Tief im Innerſten erbebend,
Seine Waffe an dem Pfeiler
Neben dem Altare auf.
Nicht nach junger Ritter Brauch,
In der erſten Waffenwacht
Sich zu weihn zu blutigen Kämpfen;
Nein! in ſeiner Geiſteswelt
Wandelt er auf Himmelsſtufen
Frei von jeder irdiſchen Feſſel,
Weltlichem Geſchick entzogen.
Einen ewigen Bund geſchloſſen
Hat er, dem ihn nichts entreißt,
Und ſomit bedarf er nicht
Mehr der Toledaner Klinge,
Die, weil ſie einſt werth ihm war,
Er im Heiligthum zurückläßt.

Heller iſt der Tag erwacht,
Zwitſchern, Trillern in den Lüften,
Jede Blume hebt ihr Haupt,
Labend ſich an ihren Düften.

Pilgerreihen ziehn daher,
Welche ſingen, beten, leſen;

Dieſe ſuchen noch den Arzt,
Jene dort ſind ſchon geneſen.

Hier ein Kind getragen wird,
Greiſe dort am Stabe wanken,
Alle Pilgerſtäbe ſieht
Man des Glaubens Grün umranken.

Unter ihnen ruht die Welt,
Ihrer Drangſal trüber Reigen
Schwand den Wallern hin, die hier
Aufwärts oder abwärts ſteigen.

Mit dem Tode ſelbſt verſöhnt,
Der dem Himmel mäht die Garben;
Er iſt Leben, wiſſen ſie,
Denen, die im Herren ſtarben.

Wie der Morgenthau erfriſcht,
Wie der Blumenduft, das Singen
Holder Vögelein ergötzt,
Die ſich in die Lüfte ſchwingen;

Alles hier ſo brüderlich
Sich in wonniger Liebe einet,

Feſtlich, wie dem jungen Tag
Jetzt die Frühlingsſonne ſcheinet.

Jeder Groll iſt abgethan,
Neid und aller Zwiſt entſchwunden,
Nichts beklemmet mehr die Bruſt,
Die den Frieden hat gefunden.

Aus der Wunderfülle hat
Wahre Freiheit ſich erhoben,
Gläubig kühn und friſch und zart,
Wie die Liebe ſie gewoben.

Und ein mächtiger Chor erſchallt
Von den Pilgern, die da wallen;
Heut wie damals hört man ihn
Durch ganz Catalonien ſchallen:

Liebliche Roſe, Lilie der Keuſchheit,
Demant voll Klarheit, Königin der Welt!
Blicke hernieder, leit' unſre Wege,
Wir haben Alles anheim Dir geſtellt.

Hüt' uns vor Sünden, ſchütz' uns in Stürmen,
Du, die ſo glorreich und göttlich erhöht!

Hör' durch die Himmel aufwärts erſchallen
Unſre Verehrung, unſer Gebet!

Du, ſtets für Alle geneigte Fürſprecherin,
Nah' dem Allmächtigen mit unſerm Flehn,
Unſere Herzen füllt das Vertrauen:
Um was Du bitteſt, Das wird geſchehn!

VIII.

Ein Bettler.

In dem Hafen Barcelona
Liegen Schiffe abgetakelt,
Keine bunten Wimpel flattern
Sieht man, keine ſtolzen Flaggen
Wehen, aufgehißt am Maſt.

Keine Menſchen auf den Brücken,
Magazine feſt geſchloſſen,
Der Verkehr, der hier gewaltet,
Iſt erſtickt, kein Laut erſchallet;
Alles öde, geiſterhaft.

Eine Kettenſperre zeigt ſich
Vor der Bucht, daß Niemand wage
Ein und aus den Kiel zu lenken;

Alles muß am Bord verbleiben,
Wie es eben ſteht und geht.

Wohlbewaffnet gehen Wächter,
Hie und da auch leiſe Späher,
Jene ſchnell herbeizurufen,
Wenn ſich einer ſollt' erkühnen,
Zu verletzen das Gebot.

Tiefe Trauer, Angſt und Grauen
Füllt das reiche Barcelona;
Leer die Plätze, und die Häuſer
Auch der Reichſten ſind verödet;
Reich und Arm in gleicher Noth.

Schauet um euch! ſeht es bläuet
Heiter eures Himmels Wölbung,
Und die Wogen eures Meeres
Brechen leuchtend ſich am Ufer
Mit melodiſch gleichem Hall!

Die Natur in prächtiger Fülle,
Die aus ewiger Kraft entglommen,
In der Schönheit unverändert;
Und inmitten dieſes Lebens
Liegt die Stadt gleich einem Grab.

Doch — dort landwärts iſt Bewegung,
Nur den Hafen ſperrt die Kette,
Alle Thore ſtehen offen.
Keiner zieht herein, es ziehen
Alle eiligſt nur hinaus.

Fragt die Flüchtenden; von bleichen
Lippen wird die Antwort ſchallen:
„Was uns landwärts treibt vom Herde,
Iſt die Furcht; die Luft vergiftet,
Jeder Athemzug bringt Tod.

„Wo ihr hinſchaut, fragt und forſchet,
Hört ihr: dieſer iſt geſtorben,
Jener iſt aus Angſt entflohen,
Andre liegen krank darnieder,
Alles hüllet ſich in Schwarz.

„Mit den Schiffen aus der Ferne,
Von den neuentdeckten Küſten,
Kamen ſeltne Koſtbarkeiten,
Doch des Siechthums neue Plage
Schwamm mit ihnen auch heran.

„Eh' wir kannten ſolche Schätze,
War der Hafen Barcelona

Wie ein offnes Haus betrachtet;
Cataloniſche Treu bewährte
Sich im Tauſch und Handel ſtets.

„Ein und aus die Fremden zogen;
Jetzt ſucht Niemand unſern Hafen,
Und die drinn ſind angekettet,
Alle müſſen ſie ertragen
Unverſchuldet Ungemach.“ —

Alſo ſprachen ſie im Gehen,
Keiner hemmt dabei die Schritte;
Niemand möchte rückwärts ſchauen,
Wo in menſchenloſer Wüſte
Unſichtbar ein Dämon herrſcht.

Grauenvoll traf ſolche Kunde
Inigo im tiefſten Herzen,
Der mit neugeſtärkter Hoffnung,
Barcelona ſich erkoren,
Um von dort zum heiligen Lande
Hinzuſchiffen. Jetzt am Wege
Sitzt er da in trübem Sinnen.

Statt der Meereswogen, die
Zu dem Ziel ihn tragen ſollten,
Sieht er ziellos ſich und bang
Andern Wogen überlaſſen.
Seiner Nächſtenliebe Eifer,
Schon zum weiten Flug gerüſtet —
Und ein Zufall hält ſie auf!

Auf der Straße ihm vorüber
Ziehen Frauen; eine richtet
Ihre mitleidsvollen Blicke
Auf ihn hin, der muthlos ſcheinet,
Krank und leidend und auch arm.

„So ihr wollt, Señor,“ dies ſpricht ſie,
„Nach Manreſa, dann bedient euch
Unſers Reitthiers, das uns unnütz,
Da den Weg vom Montſerrat
Wir zu Fuß nach Hauſe machen,
Wie es Pilgern nur geziemt.“

„Auch ich pilgre,“ Inigo
Sagt's im Aufſtehn, ſich verbeugend;
„Dankend lehn' ich eure Güte
Ab, die ſchwachen Füße tragen

Mich wohl hin zu dem Hoſpiz,
Das ich in Manreſa finde."

Seltſam ſtach die Haltung ab,
Der beſcheidne Ton, die Worte,
Mit dem Aeußern dieſes Pilgers,
Deſſen Kleidung eines Bettlers,
Deſſen Hand, man ſollt' es glauben,
Dankend einen Maravedi
Aufgehoben hätte, den
Ein Vorübergehender
Ihm aus Mitleid zugeworfen.
Als er jetzo ſich erhebt,
Iſt's als ob entſchwundenes Glück,
Wie ein Licht vergangner Tage
Glimmend, die Geſtalt umſpielt,
Und die Hülle Lügen ſtrafe.

Jene Pilger aus Manreſa
Fühlten ſämmtlich dieſen Eindruck;
Ehrerbietig hatten ſie,
Jung und rüſtig wie ſie waren,
Ihren Schritt ſo ſehr gemäßigt,
Daß der Hinkende vermochte
Unbeſchwert ihn einzuhalten.

Da ereilt verhängten Zügels
Sie ein Reiter.
„Wollt, Señor,"
Redet Inigo er an,
„Mir, den der Alcade ſendet,
Antwort geben auf die Frage:
Habt am Fuß des Montſerrat
Einem Bettler ihr die reichen
Kleider, wie ſie hohe Herren
Tragen, gegen ſeine Lumpen
Eingetauſcht?"
„Das iſt die Wahrheit,"
Spricht erröthend Inigo.

„Ganz unglaublich ſchien's dem Richter,"
Sagt der Bote noch, „ich wurde
Euch in Eile nachgeſchickt,
Da der Bettler euern Weg
Nach Manreſa uns bezeichnet.
Bis ich heimgekehrt ſein werde,
Harrt der Arme im Gefängniß,
Im Verdacht, daß er ein Dieb ſei
Oder gar ein Mörder" —

„Schrecklich!"
Unterbrach ihn Inigo,

„Eine Wohlthat, die zu üben
Ich gedachte, führte ihn
Dem Verderben nah. O eilet,
Daß ſein Kummer bald ſich ende!“

„Sorget nicht, es braucht nicht mehr
Als zwei Stunden ſcharfen Rittes
Und der Mann iſt wieder frei.“
Damit lenkt er um und ſpornt
Wacker ſeinen Gaul, der bald
Dem Geſichtskreis iſt entſchwunden. —

Wie die Andern nun verſtohlen
Und von Rührung tief ergriffen
Ueber das, was ſie vernommen,
Auf den unbekannten Pilger
Ihre Blicke richten, wandert
Dieſer hauptgebeuget ſeines
Weges ſtill dahin; es packt
Alle ſie ein leiſer Schauer.

„Haſt den Feu'rblick du bemerkt,
Den er auf den Boten warf,
Der die Frage des Alcaden
An ihn ſtellte? Ja, fürwahr,
Zürnend ſah er und gewaltig.“
So der Eine.

„Und dann wieder,
Welche Demuth in dem Auge,
Als er offen es geſtand,
Daß er mit dem Bettler tauſchte!“
Spricht drauf eine Dame.
„Stürme
Haben dieſes Jünglings Herz
Früh durchzogen; halb gebrochen
Flüchtet es zum Quell der Gnaden.
Abgethan hat es der Erde
Glanz, den ihm Geburt verlieh.
Hohen Standes iſt der Pilger.“

So läßt eine andre Dame
Sich vernehmen und dann tritt ſie
Zu dem Pilger raſch, der ſeitwärts
Von den Herrn und Damen wandelt.

„Wollt, Señor, es mir verzeihen,
Daß ich euere Betrachtung
Störe,“ fängt ſie an. „Wohl weiß ich
Was die Buß erheiſcht, ich will
Nicht Bequemlichkeit euch bieten,
Ihres Ernſtes Werth zu ſchmälern.
Einem Herrn von euerm Stande,
— Wir erkannten's, trotz der Kleidung —

Dürft' jedoch in dem Hoſpiz,
Unter der Inſaſſen Menge,
Keine ruhige Freiſtatt werden.
Nehmt daher in meinem Hauſe
Einen ſtillen Aufenthalt,
Der in nichts beſchränken ſoll,
Was die reuige Buße fordert,
Was ihr zu entrichten ſchuldig.“

„Einer ſchönen Frauenſeele
Huld erkenn' ich an mit Dank.
Schmerzlich iſt mir's abzulehnen,
Was ihr mir ſo freundlich bietet.
Meines Pilgerns Ungemach
Nicht vermag die Kraft zu lähmen,
Die ich in mir fühle; müſſig
Darf ich nicht dem Leibe fröhnen,
Und was euch wie Trau'r erſcheint,
Iſt ein Etwas, das ich liebe,
Das ich mir im Herzen nähre,
Was zum Leben mich erſtarkt.“

Dies geſagt ſchweigt Inigo,
Und ſie wandern Alle ſchweigend,
Bis Manreſa ſie erreichen.

Donna Ines, jene Dame
Iſt es, die in ihrem Hauſe
Eine Freiſtatt ihm geboten,
Die ſich wieder zu ihm wendet:
„Euern Frieden nicht gedenk' ich
Mehr zu ſtören, edler Herr,
Jedes Leiden überwindet
Der wie Erz geſtälte Glaube.
Nur um Eins zu bitten gönnt mir.
Von dem Weg ſeid ihr erſchöpft,
Darum laßt es euch gefallen,
Daß ich euch von meinem Hauſe
Gute Speiſen ſende, die
Eure Kräfte ſchnell erſetzen,
Um ſie fähiger zu machen,
Was euch auferlegt zu tragen."

„Der barmherzig Waltende,
Der das Leben uns verlieh,
Iſt die Kraft, der wir allein
Nur bedürfen, ihm zu dienen."

Inigo, nachdem die Worte
Tonlos faſt er hat geſprochen,
Beugte tief das Haupt und wandte
Seinen Schritt nach jener Seite,

Wo das Haus der Nächſtenliebe
Seine Pforte offen hielt
Armen, Elenden und Siechen.

Lange blickten die Gefährten
Nach dem fremden Pilger.
„Wahrlich,
Rufet Donna Ines, „Jener,
Der dort hilflos und gebrechlich
Hin zu dem Hospize ſchleicht,
War ein großer Herr, den Gott
Hat zum Heiligen groß gezogen.
Sein zerriſſenes Gewand
Ueberſtralet Fürſtenkronen,
Der Erlöſer iſt ihm nah!“

Eine heilige Ahnung quoll
Auf in ihrer frommen Seele,
Und die Glut der Spanierin,
Gab ihr ein, ſie auszuſprechen.

Die Barmherzigkeit und Liebe
Hat jetzt Inigo empfangen,

Ihn zu läutern, zu erheben,
Ihn mit Schätzen zu bereichern,
Die des Sehnens heißen Brand
Wohl in freudig Glühn verwandeln.
Denn der Liebesgott der Chriſten
Sendet ſeine Pfeile nicht,
Menſchenherzen zu entzünden
Wechſelſeitig irdiſcher Neigung:
Er kehrt nach der eignen Bruſt
Allzuerſt den Pfeil, damit
Seines Blutes heiliger Born
Alle tränke, und aus ſeinem
Opfertode Gegenliebe
In den Herzen ſicher keime. —

Ordnung, Stille, Ruhe weben
In dem Raum. Die Dornenlager
Laſſen aus gequälten Herzen
Keine Klagen mehr entweichen.
Alle Seufzerlaſt entſchwindet;
Nur gehauchte Dankesworte
Schweben durch die Krankenſäle,
Wenn auch trüb verhängt, durchſtrömt
Von dem Licht der Chriſtusliebe.

Inigo ſucht unverweilt
Sich des Dienſtes zu befleißen
In dem Hauſe, gleich den andern
Krankenpflegern. Wenn auch Schmerzen
Er dabei empfindet, denkt er:
„Wenn ich bei der Arbeit ſterben
Sollte, ſterb' ich doch aus Liebe!“
Doch für Augenblicke regt ſich
Noch ein anderes Gefühl.
„Bin ich ſolchen Todes würdig?“
Fragt's in ihm. „Hat mich verlaſſen
Ganz der frühere Hochmuth, iſt's
Schon ein Ziel, das ich erreichte,
Oder iſt's ein Weg zum Ziel?
Nicht kann's der Verſtand erkennen,
Der unmächtig ſich erweiſt.“
Wie ein Held will er bekämpfen
Der Vergangenheit Gedächtniß;
Alles was ihn dran gemahnt,
Soll für immer ſein vernichtet.
Nicht genug, daß er in Lumpen
Sich gekleidet, daß ſein Haar
Wild ihm Haupt und Kinn umſtarrt,
Daß er emſig iſt bemüht,
Sich in rauhem Cataloniſch
Gleich den Bauern auszudrücken,

Und was ſchwerer iſt, darin
Auch zu denken ſich bequemt,
Damit Niemand es vermuthe,
Daß er hoch geboren ſei
Und nach Stand und Namen forſche;
Wählt er demgemäß die ſchwerſten
Dienſte ſich, die widerwärtig
Die Natur ſich aufzulehnen
Zwingen, und übt gern ſie aus.
Blutige Wunden wäſcht er rein,
Kniend küßt er ſie, umwickelt
Sie mit reinen Binden, tröſtet
Lind die Kranken, daß die böſen
Feindlichen Gewalten nicht
Ihrem Lager nahen können,
Mit den Worten heiliger Dulder.

Iſt dies Abtödtung? Genügend
Findet Inigo ſie nicht.
Eig'ne Schmerzen ſoll der Leib
An ſich ſelbſt empfinden, daß er
Aehnlicher den Duldern werde.
Seinen ſchönen Zügen hat ſich
Noch nicht ausgeprägt der Ausdruck
Klarer, ruhiger Selbſtbeſchauung.
Alles wogt in ungeſtümem

Drange; in den Blicken malt ſich
Dieſes Fluten ſeines Innern.
Dämmen muß er dieſes Fluten,
Friedlich muß die Ebbe wogen,
Damit ſich das Herz erweite,
Groß und ganz Gott aufzunehmen. —
Wie der ärmſten Kranken Einer,
Ganz vergeſſen, ungekannt,
Mißgeachtet will er leben.
Schaudernd bebt er da zurück,
Des Verſuchers Stimme hört er,
Frecher Spott ertönt aus ihr:
„Biſt der Düfte überdrüſſig,
Womit Lüſte dich umfingen?
Iſt der Roſenſchmelz vergangen,
Deine Glut ſo ſehr erloſchen,
Daß du an Entſagen denkſt?
Und was nenneſt du Entſagen?
In dem Nebeltraume dünkt dir,
Daß du könnteſt Bahnen wandeln
Gleich den Helden Gottes; dich
An den Cedern anzuranken,
Denkſt du, ewigen Ruhm zu theilen!
Nichts erneuert mehr dein Leben,
Reinheit, Jugend ſind entſchwunden,
Und nur Eins iſt dir geblieben:

Jener Ehrgeiz eitler Thoren,
Dem von Jugend auf du fröhnteſt.
Nur der Erde angehörig
Wähnſt den Himmel du zu ſtürmen.
Thor, erwäge deinen Werth!“

Die unheilige Stimme macht,
Daß ihm die Gedanken ſtocken.
All ſein Sehnen liegt gefeſſelt,
Dem erhabenen Liebesopfer
Nachzuſtreben.
„Bleib dir treu!“
Ruft jetzt eine andere Stimme,
Wie ein Aeolsharfenklang,
Nicht verhallend, mächtig ſchwellend,
Jenen Mißton übertönend.
„Bleib dir treu, ſo wirſt du ſiegen!
Sei kein Feigling in dem Kampfe;
Was das Leben dir verſagt,
Wirſt im Tode du erringen,
Tod aus Liebe ſei dein Preis!“

Inigo gibt laut zur Antwort
Auf des Himmels tröſtend Wort:
„Tod aus Liebe nur verlang' ich!
Sterben gieb in Liebe mir,

Bräutigam der Seelen, Jeſu!
Daß in Dir zu neuem Leben
Ich erwach im Morgenglanz!“ —

Von der mächtigſten Bewegung
Wird ſein inneres Sein getrieben,
Sich nach Außen zu verbreiten.
Doch die Wirkung der Bewegung
Iſt, daß ſie das Ausgeſtreute,
Mannigfaltig, wie es iſt,
Nicht in ſich zerſplittern läßt,
Sondern hin zum Mittelpunkte,
Zu dem Geiſte wieder leitet,
Damit Einheit draus entſtehe.

Wie die Hand des klugen Gärtners
Seine Bäume einzeln ſchüttelt,
Daß die dürren Reiſer fallen,
Die Schmarotzerpflanzen los
Ihre Beute fahren laſſen
Und der Stamm ſich kräftiger
Dann entwickle; ſo erſetzt
Inigo die Hand des Gärtners,
Jener Sturm von Gott geſandt,
Der ihn ſchüttelnd packt und löſt
Aus den Schlingen der Verſuchung.

Welche Prüfungen ihn treffen
Mögen, er wird ſie beſiegen.
Wort und That will er ſich weihen,
Mühen ſuchen, elend wandern
Durch die Zeit, ſo wie ſie's fordert.

Ganz erfüllt von Freudigkeit
Wählt er, ſeinen Leib ertödtend,
Täglich ſchärfere Kaſteiung,
[illegible] ſo Alles auszurotten,
Was dem Fleiſche noch gehorcht.
Der gemeine Sinn erfaßt's nicht,
Weil ihm's unnatürlich dünkt;
Doch dem höheren erſcheint ein
Solches Thun übernatürlich.

Alles was bisher er übte,
War geringfügig und klein,
Wenn der Heiligen er gedachte,
Und vor Allen an Franciscus,
Der, gleich ihm in Ueppigkeit
Aufgezogen und gewandelt,
Sich der härteſten Buße weihte. —
Aus den ſchärfſten Dornen windet

Er den Gürtel und umſchlingt
Damit ſeinen Leib. Verwunden
Muß ihn jegliche Bewegung.
Selbſt das Brod, das Mitleid ihm
Als Almoſen ſpendet, weigert
Er ſich anzunehmen; rohe
Kräuter ſucht er ſich als Nahrung,
Würzt ſie mit des Herdes Aſche;
Gleich dem heiligen Franciscus
Spricht er: „Keuſch iſt Schweſter Aſche.“
Was von ſeinem Mahle übrig,
Reicht er dann den Hunden hin,
Die ſich lungernd um ihn drängen,
Doch vor ſolcher Speis entfliehn.
Wie ein ſeelig Lächeln ſchwebt es
Dann um ſeine welken Züge.

Lange Stunden kniet er betend
Und inbrünſtiglich verſunken;
Wenig Augenblicke Schlafs
Auf dem harten Stein genügt ihm,
Und die Stärkung einer Woche
Bietet ihm des Prieſters Hand
Jeden Sonntag nach der Beichte.

Dann entſtrömt aus ſeinem Auge
Unaufhaltſam ſüßer Thau,
Treuer Rührung Himmelsglänzen.

Dies die Rüſtung, die ihn deckt,
Kampf und Müh'n die Stirn' zu bieten,
Zu bezwingen Zeit und Raum,
Für die Ewigkeit zu ernten.

Iſt der Menſch noch ſo bemüht,
Sich mit Allem zu verſehen,
Was ihn tüchtig macht zu ſchreiten
In neu ausgeſteckten Bahnen —
Hemmt ihn Eins, das an den Sohlen
Haftet und ihn nicht verläßt:
„Geſtern“, das allein ſein eigen,
Tritt dem „Morgen“ ſchroff entgegen,
Den er erſt erringen will,
Und ſein „Heut“, das in der Mitte
Steht, verlieret Stab und Leiter. —
Inigo ſoll es erfahren.

In Manreſa — gute Chriſten
Wohnten in dem Städtchen — fromme

Andacht glimmt in allen Herzen;
„Bet' und arbeit'!“ war die Loſung
Aller; fremder Lärm verſcheuchte
Nie des Tages ſtillen Frieden,
Wie ihn die Gewöhnung wob.
Dies zu kräftigen, zu erhalten,
Schritten durch des Volkes Treiben,
Arbeit und Gebete theilend,
Prieſter, in des Amtes Würde.
Alle ſind ſie Gott geweihet,
Alle ſind durch Ihn geheiligt,
Haben ſelbſt ſich aufgegeben,
Seinem Willen unterworfen;
Darin gleichen Alle ſich.
In der äußeren Erſcheinung
Sind getheilt ſie. Jene dort
Vom Dominikanerorden,
Bettler zwar, doch rein gewandet,
Streng in ſich, doch jedem freundlich,
Kennt der Greis ſie, wie das Kind.
Ohne Bangen naht ſich ihnen
Jeder mit vertrautem Gruße,
Ihre Hand, die Segen ſpendet,
Liebend zu den Lippen führend.
Seltſam packt es da die Herzen,
Einem Fremden zu begegnen,

Hinkend in Manreſas Gaſſen,
Abenteuerlich, gewaltſam
Wie von Schickſalsſchlägen hingeworfen,
Grauſig Elend nach ſich ſchleppend,
Wankend, bebend, hilfsbedürftig,
Jeder Hilfe unzugänglich,
Die zu bieten wird verſucht.

Wahnſinn iſt's! ſo denken Viele;
Lachend folgen ihm die Kinder,
Spotten ſeiner, er erträgt's.
Hat ja Der, dem er will dienen,
Bittern Hohn und mehr ertragen!
Dankend nimmt er Alles hin
Als die Buße eitler Ehre,
Seines Jugendlebens Wurzel,
Irdiſcher Dinge falſcher Schein.
Zornlos ſieht er die Verſpotter;
Das beſtändige Verlangen
Nach des Himmels Harmonien
Zieht mit einer ſanften Neigung
Ihn zur ganzen Menſchheit hin.

Aber ſchwerer war die Buße,
Als der Kinder Spott zu tragen,
Die ihm jetzt ward auferlegt.

Jene Damen, denen er
Auf dem Wege war begegnet,
Als er nach Manreſa ging,
Lichteten dem Volk das Räthſel,
Prieſen, was ſie wahrgenommen
Edles und vornehmer Art,
Trotz des Elends, das es deckte.
Ihre Muthmaßung bemühte
Sich, wie trübgewordenen Firniß,
Was ſie ſahen, zu entfernen
Und den Fremden mit dem Glanze
Seines Urſprungs zu bekleiden.
Eine Waffenrüſtung mußte
Einſt wohl dieſer Jüngling tragen,
Seine Hand ſchwang einſt das Schwert,
Seine Stimm' erſcholl den Schaaren,
Die zum Kampf er hat geführt,
Und was ihm das Bein verkürzte,
War ein feindliches Geſchoß.
Das beſtätigt noch die Kunde
Von dem Vorgang mit dem Armen,
Den er traf auf Montſerrat,
Dem er reiche Kleider ſchenkte,
Und dafür die Lumpen tauſchte.
Spott und Hohn verkehrten ſich
Nun in tiefe Ehrerbietung;

Der vornehme Büßer ward,
Wo man ihn erblickt, begrüßet.
Bald erzählt man Wunderbares,
Was man will erlauſchet haben,
Keiner hat's geſehn, doch Alle
Hörten's von glaubwürdigen Leuten.
So tönt's in der Menge Chor.

Die Bewohner von Manreſa
Bleiben nicht bei'm Grüßen ſtehn,
Weiter noch geht die Verehrung.
Sie erwarten ihn am Wege,
Suchen ihn wie einen Arzt,
Der den Urſprung, die Bedeutung
Und die Heilung jeden Uebels
Kennt und willig Hilfe beut.
Fragend, bittend nahen ſie
Sich dem Fremden, Rath zu holen
Gegen ihrer Seele Pein.
Liebevoll hört er ſie an,
Und das fremde Leid entflammet
Seine eigne Phantaſie.
Die Beſinnung kommt; er fragt ſich:
„Bin ich denn ein Auserwählter,
Der den Gang der Vorſehung
Und der Menſchen Leidenſchaften

Weiß verſöhnend auszugleichen?
Durch Nachdenken zur Erkenntniß
Tracht' ich Seelen hinzulenken,
Als ob es Zerſtreuung wäre,
Damit Leiden ſie vergäßen;
Ich, der ſelbſt noch weit entfernt
Von der reinſten Seelennahrung,
Die das Schauen und Erkennen
Erſt in Thun und Wirken wandelt,
In dem Bunde höchſter Freiheit.

Da erbebte Inigo.
Einen Zornesruf von oben
Glaubt er donnernd zu vernehmen:
„Nicht geſühnt ſind deine eignen
Sündigen Schwächen; deine Prüfung
Iſt an dir noch nicht vollendet!“ —

Eine heftige Bangigkeit verſpürt er,
Zeiht ſich des verdammenswertheſten Irrthums.
Das maßloſe Drängen will durch Schweigen
Er bekämpfen und dem Volk entfliehen,
Harrend bis der ewigen Wahrheit Gnade
Ihn mit ihrem Lichte überſchütte.
Zu den Heiligen nimmt er ſeine Zuflucht.
Sie, die treuſten Ebenbilder Gottes,

Möchten ſeiner heißen Wünſche Sorgen
Vor den Thron des Allerbarmers tragen,
Daß ſein irres Wandern ſicher ende
An des Werdens ewig blühendem Ziel.

Solche Furcht wächſt mit der Seele Reinheit.
Seine Nächſtenliebe nur beſchränkt ſich
Nun auf Zärtlichkeit und Kindesfrommheit;
Doch die Hoffnung wird darum nicht ſchwächer,
Daß die göttliche Verheißung werde
Sich erfüllen nach des Höchſten Willen.
Gott allein iſt ihm der Inbegriff
Aller Seligkeit; den Weg zu Ihm
Hat mit größter Strenge er zu wählen.
Was von dieſem lautern Wege abweicht
Iſt verwerflich, denn es tritt dann Täuſchung
An die Stelle angeſtrebter Wahrheit. —
Hätt' er der Verſuchung nachgegeben,
Sich zu denken an der Büßung Gränzen,
Wär' er dann dem kecken Wahn verfallen,
Daß des Geiſtes Weh'n, nach ſeinem Willen,
Sich auf Andre auch erſtrecken werde,
Eh' er ſelbſt das höchſte Sein ergründet —
So hätt' er mit einer Hand vernichtet,
Was er mit der andern ſchon erreichte.
Eigenliebe wär's, die er befriedigt,

Statt der Liebe, die zu Gottes Ehre
Nur ſich ſelbſt zum Opfer bringt.
Der Bettler
Weichet allen aus, die ihm ſich nahen.
Gleichgiltig erſcheinet er den Leuten;
Doch die Quelle der Gleichgiltigkeit
Iſt der Ausfluß heiliger Gefühle. —

Nach dem Montſerrat lenkt oft die Schritte
Inigo, verharrt dort im Gebete
Vor Marias Bild; ſpricht mit dem Prieſter
Don Chanones, ſeinem erſten Leiter,
Der in dieſem heldenmüthigen Büßer
Einen Streiter ahnt, von Gott berufen.

IX.

Die Höhle bei Manreſa.

Wo iſt ein Ort der Abgeſchiedenheit,
Wohin kein Laut des Lebens dringt,
Wo aus dem Schutte der Vergeſſenheit
Sich rein und feſt ein neues Daſein ſchwingt?
Wo Das, was ſich ereignete, entſchwunden,
Wo Das, was Glück genannt ward, liegt zertrümmert,
Wo keinen Schmerz mehr bergen alte Wunden,
Des Geiſtes Auferſtehen nichts verkümmert.

Der Zufluchtsort, der eine Gränze ſetzt
Der Anmaßung und Thorheit einer Welt,
Die müde Seele mit Erbarmung letzt
Und ſie in Schauerlodern aufrecht hält,
Daß ſie, geſammelt in ſich ſelbſt, geſchieden
Vom Mitgeſchlecht, ſich hebet aus den Sünden
In's Morgenroth des Kreuzes, um den Frieden,
Der der Gedanke Gottes iſt, zu finden.

Ein neuer Bau, nach ſtrengem Maaß vollſtreckt,
Erhebt ſich aus der Tiefe dann verklärt;
Beſchreiten darf ihn, den der Herr erweckt,
Mit hohem Machtthum fühlt er ſich bewehrt.
Wer dieß erreichte, der kann ohne Wanken,
Was Sünde trennte, heilend wieder binden,
Das ewige Sein, ſchon in des Daſeins Schranken,
Am Strahl der Glaubensſonne zu entzünden.

Im Ueberſtrömen ſeines Herzens flieht
Jetzt Inigo Manreſa; es gebricht
Ihm jedes Mittel und der Mangel zieht
Als ſein Gefährte mit, er achtet's nicht.
Was er zurückläßt, kann ihn nicht gefährden,
Das was er ſucht, ein volles Maaß von Freuden
In der Entbehrung Drangſal; die Beſchwerden,
Sie kann der Herr mit Glorie umkleiden. —

Um Mittag iſt's; im Hauſe Alles ruht
Am ſchattenreichſten Platze; rings iſt's leer.
Sieſta hält man, denn die Luft iſt Glut
Und jeder Athemzug ſo bang und ſchwer.

Kein Leben regt ſich; läge auf dem Platze
Das Gold in Haufen ausgeſtreut, es ließe
Den Aermſten ſelbſt nicht lüſten nach dem Schatze,
So werth iſt ihm die Schattenruh', die ſüße.

Das iſt die rechte Zeit; jetzt unbemerkt
Kann Inigo enteilen aus der Stadt;
Was er in ſich verbirgt, hat ihn geſtärkt,
Bald ſchon hat er erreicht den Llobregat;
Doch weiter aus bewohntem Umkreis wendet
Sich nun der Schritt durch ſchauriges Geſtrüppe,
Da iſt ſein Pfad mit einemmal geendet
Vor einer wildbewachſenen Felſenklippe.

Sie mahnt an Montſerrat; doch ruft hier nicht
Der Glockenton ſein gaſtlich Friedenswort;
Nicht brennet hier der Ampel ewig Licht
Als Leuchtthurm zu dem gnadenreichen Port;
Die dichten Nebel undurchdringlich liegen
Auf jähem Abgrund, und ſtatt Feſtgeläute
Hört man ein Krächzen durch die Lüfte fliegen
Von Geiern, ſtreitend um die friſche Beute.

Ein ſtarker Luftſtrom ſtöhnt aus jedem Spalt,
Tief aus dem Fels erhebt ſich's wie Gebell;
Der Boden bietet nirgends feſten Halt,
Und unter'm Fußtritt kollert das Geröll.

Mit Wonne grüßet Inigo die Schauer,
Die von der Welt ihn ſcheidend hier umragen;
Mühſelig klimmt er auf die Felſenmauer,
So lang es ſeine Kraft nur kann ertragen.

Da endlich bricht ſie; er erliegt der Noth,
In Schweiß gebadet und kein Glied ſich regt;
Die Sonne ſank, verglommen iſt das Roth,
Der Nachtwind eiſig durch die Büſche fegt.
Er fühlt es nicht; Hoffnung wie Sorgen ſchweigen!
Er ruht ſo ſanft, als ſchlöſſen weiche Arme
Ihn ein, als ob der lieben Engel Reigen
Ihn löſt' aus allem Ungemach und Harme.

Die erſte Nacht der Wildniß iſt vorbei,
Die Sonne ſteht ſchon hoch, da er erwacht.
Betroffen hebet er den Blick, doch frei
Beſchaut er dann den Weg, den er vollbracht.
„Wo bin ich?“ ruft er ſtaunend aus, die Spuren,
Wie er hierher gelangt, zeigen die Hände,
Die Füße, die zerriſſen: „Böſe Fluren
Hab' ich durchwandert, hölliſche Gelände!“

Er mißt den Abgrund, ſchaut dann auf zur Höh':
„Wo iſt ein Dach, das Schutz leiht meinem Haupt?“
Nicht mehr verlangt er; Hunger thut nicht weh'.
Der aus der Steine Ritzen Wurzeln klaubt,
Sich dran zur Noth zu ſättigen, dann zu faſten,
Sieht nicht darauf, ob Früchte für ihn ſprießen
Und Andres noch aus ſtets gefülltem Kaſten.
Für Durſt wird wohl noch eine Quelle fließen.

Dort eine Oeffnung! hin zu ihr gebückt,
Das Buſchwerk und die loſen Steine räumt
Er ſchnell hinweg; bald iſt es ihm geglückt;
Aus einer Höhle rein die Quelle ſchäumt.
Von oben dringt ein Lichtſtrahl ein; zur Seite
Iſt wohl ein ebner Platz ſich drauf zu ſtrecken,
Die tiefſte Stille herrſcht in's Weit' und Breite,
Nichts wird ihn hier aus der Betrachtung wecken.

„Gefunden!“ ſchreit er auf in freudiger Haſt;
Der Aufſchrei ruft kein einziges Echo wach.
„Hier will ich wohnen, hier ſei meine Raſt,
Hier hab' ich, was mir lange ſchon gebrach.
Dies feuchte Dunkel ſtrömt aus Paradieſen,
Zu ſtillen meines Herzens laute Schläge.
Sei du, Allgütiger, dafür geprieſen!
Das Siegesziel ſei's meiner langen Wege.“ —

Was er prophetiſch nannte: Siegesziel,
Errungen iſt's noch nicht. Der Höhle Raum
Zeigt nichts als öder Schauer wirres Spiel;
Der Eindruck gleich dem fieberhaften Traum.
Erſtarret hier vom Froſt, jäh nach der Hitze,
Die draußen ſengt, in hungerndem Erſchlaffen
Ruht er auf einem Stein, doch von dem Sitze
Sinkt er herab und kann ſich auf nicht raffen.

Die Hände feſt gefaltet, regungslos,
Das Aug' geſchloſſen wie zur Todesnacht;
Der klare Quell, der dort zur Seite floß,
Ihn zu erreichen hat er nicht die Macht.
Doch der Gedanken Flug kann nicht erſticken
Des Körpers Ohnmacht; wie zu großen Bildern
Sie ſich geſtalten vor den innern Blicken,
Des Erdenlebens Löſung ihm zu ſchildern.

Welch eine Macht iſt's, die der Seele Grund
Verändernd ſolchen Wunderzauber übt,
Daß ſich dem Geiſte deutlich gebe kund,
Was vor dem äußern Aug' ſich nicht begiebt?
Vollkommene Ruhe und theilnehmend Handeln
(Kein ſolches, das von Außen wird getrieben
Und ſo die Ruhe könnt' in Unruh' wandeln),
In ſich gebunden, Eines nur geblieben.

Ein Schauen iſt's, in das ſich unbewegt
Die Seele ſenkt; es ſchweigt die Willenskraft;
Erforſchen will ſie nicht, was ſich zuträgt,
Sie iſt gebannt in unfreiwilliger Haſt,
Sie fühlt ſich arm und klein; gehüllt in Schleier
Liegt noch in ihr die halb errungene Gnade,
Bis daß durch Leid geſtählt, in Demuth freier,
Der ſo geprüft, hinwandle ſeine Pfade.

Ein Schauen iſt's, das Inigo erfaßt.
Vor ihm liegt ausgedehnt ein weiter Raum;
Es drängen ſich darauf in wilder Haſt
Endloſe Haufen bis zum fernſten Saum;
Geſtalten weſenhaft vorüberziehen,
Als ob des Lebens Odem ſie durchwehe,
Als wollten ſie des Jammers Abgrund fliehen
Und konnten doch nicht fort aus ſeiner Nähe.

Nicht Fromme ſind's; es iſt kein lichter Kranz
Von Auserleſenen mit erlauchtem Haupt;
Es iſt des Todes alter Wirbeltanz,
Der, ſchwelgend in der Luſt, die Beute raubt.
Sie Alle müſſen mit: „Komm!“ ruft der Tod und
zügelt
Und bändigt die Begierden, dämpft die Brände

Der Herzen, daß, zum wilden Reih'n beflügelt,
Sie widerſtandslos reichen ſich die Hände.

Sie Alle müſſen mit zum finſtern Haus!
Der ſonſt auf üppig ſeidnem Polſter ſaß,
Er ſchläft in der Verweſung Nacht und Graus,
Aus ſeinem Grabe ſprießt ein armes Gras.
Das Ende iſt's von allem Erdenſchimmer,
So war's, ſo wird es ſein in allen Zonen.
Hochfahrender, das Ende ſind nur Trümmer,
Trug auch dein Haupt des Lebens ſtolze Kronen!

Verworrene Stimmen ſchlagen an das Ohr,
Wie ſie das Leben täglich hört.
Die rohe Sinnlichkeit platzt dort hervor
In frecher Luſt, als ob ſie ewig währt;
Hier ſtolzt der Ehrgeiz, der zum Wahnſinn ſteigert
Die Selbſtſucht, die des Nächſten Glück zertreten,
Der Neid, der ſeinem Nächſten Beiſtand weigert,
Gottloſigkeit, die es verlernt zu beten.

Sie drehen ſich im Wirbeltanz bergab,
Nichts hält ſie auf; nicht hemmen können ſie,
Was hin ſie treibet nach dem offenen Grab,
Der Reihen wird zur langen Agonie. —

Inmitten dieſes Lärms, aus dem Gelage
Der Sinnlichen, die ſich im Tanze ſchwingen,
Erhebt ſich eine himmelſchreiende Klage
Mit letzter Kraft in der Verzweiflung Ringen.

Sie klagt das Leben an, ſie will den Tod,
Die Worte flammen. Angſt in der Geberde
Fleht hier ein Menſch um Rettung aus der Noth,
Die gräßlich ihn umſchlingt noch auf der Erde.

Er ſchreit: „Viel hab' ich durchgeſtritten und mein ganzes, langes Leben
Sah das Böſe ich im Kampfe gegen mich das Haupt erheben;
Tückiſch trafen ſeine Waffen, giftig wie die Viper ſticht,
Ich erlag oft ſchweren Wunden, doch die Schmerzen fühlt' ich nicht.
Wenn gleich lebend, wie ein Leichnam mußt' ich auf dem Holzſtoß liegen,
Den der Hölle Flammen züngelnd, roher Sinnlichkeit umfliegen;
Ihrer Lockung hingegeben, ward ich von der Glut verzehrt,
Keiner Waffen war ich mächtig, nur mit trotzigem Stolz bewehrt.

Wollt' in ſeltnen Augenblicken ſich die Seele aufwärts ſchwingen,
Im Bewußtſein ihrer Feſſeln war's nur ein vergeblich Ringen;
Ein Gorgonenhaupt verſteint mich, das auf mich die ſtieren Augen
Richtet! Mein verpraßtes Leben will zu keinem Aufſchwung taugen.
Zitternd lieg' ich armer Sünder, nicht entſühnet, nicht gereint,
Ach, die Sonne der Vergebung nicht dem Hoffnungsloſen ſcheint!“

So wie aus aufgewühltem Meer,
Aus Schmerzen, ganz verlaſſenem Verzagen,
Erwachen heulend ringsumher
Mißbrauchten Lebens Selbſtanklagen. —

Die Stimmen ſchweigen jetzt, ein Duft ſich ſenkt;
In heller Pracht ein Meteor erſcheint,
Den ganzen Raum erfüllend unbeſchränkt,
Sein Flammen ſich zu einem Kreuz vereint.
Es ſtralt weithin durch Höh'n und Tiefen,
Sein Feu'r durchdringt der Erde Schichten,
Erwecket die dort tauſend Jahre ſchliefen;
Die Todten ſtehen auf; der Herr wird richten. —

Es ruhet Inigo, weitab vom Strand,
Den des Verkehres Wechſelflut umſchäumt,
In einer Höhle iſt er feſtgebannt,
Scheinbar unthätig liegt er da und träumt;
Doch iſt er nie beſchäftigter geweſen,
Ein großer Pulsſchlag durch die Adern quillet,
Ein frühlingswonniges, unnennbares Geneſen,
Und neu aufblühende Zuverſicht ihn füllet.

Des Lebens Urgewalt erwacht; kein Träumen mehr!
Denn ihm erſcheint ein Antlitz, irdiſch nicht;
So freundlich mild und dabei doch ſo hehr,
Aus deſſen Blick der ganze Himmel ſpricht.
Es iſt ihm jetzt ganz nah; er könnt's erreichen,
Doch wagt er nur mit ſehnſuchtstrunknen Augen,
Die er bezeichnet mit des Kreuzes Zeichen,
Die Allmacht jenes Blicks in ſich zu ſaugen.

Unwiſſend war er und nun plötzlich wird
Vom höchſten Wiſſen ſein Verſtand erhellt;
Myſterien enthüllen ſich vor ihm, es klirrt
Die letzte Feſſel, die zur Erde fällt.
Ein goldener Stralenregen flutet nieder,
Auf ſeines Lebens neuen Lichtes Phaſe;
Ein ſelig Stilleſein umſchließt ihn wieder
Mit heiliger, ſeraphiſcher Ekſtaſe. —

Was mit ihm vorging? Niemand ſagt es an;
Niemand vernahm es, der ſich drum bewarb.
Das, was er davon aufſchrieb, hat er dann
Verbrannt nur wenige Tage, eh' er ſtarb.
Doch wehrt ein Luftzug gänzlicher Vernichtung;
(Ein Zufall nicht, wer möcht' es Zufall nennen?)
Er giebt der Flamme andre Richtung.
Wir ſollen Etwas von dem Inhalt kennen.

Des Schauens Inhalt vor ihm offen lag:
„Ich bin von Gott, gehör' ihm nur allein,
Für Ihn geſchaffen nur, und drum vermag
Ich nur mich Seinem Dienſte ganz zu weih'n!“
So ſtand's auf jenen Blättern, die nicht brannten,
Doch flammender als Flammen noch die Lehre,
Zu der der Meiſter und die Jünger ſich bekannten:
„All was wir thun, zu Gottes größerer Ehre!“

X.

Vor der Höhle.

Zwei junge Burſche den Fels hinangehn,
Sich Schwämme zu ſuchen an ſchattigem Ort,
Da bleiben ſie plötzlich verwundert ſtehn:
„Siehſt du auch den Todten, der lieget dort?"
Der Eine zum Andern ſpricht. „Laß ſehn,
Ob er noch lebt; wir tragen ihn fort."
Am ſchmiegſamen Baumſtamm behend ſie ſich ſchwingen,
Den aus der Tiefe heraufzubringen.

Vor einer Höhle klaffendem Schlund
Liegt da ein Mann, erſtarrt zum Tod;
Ganz eingefallen, zerſchlagen und wund,
Von ſeinen Wangen entwich das Roth.
Die Burſche drücken ihm in den Mund
Den Saft von Beeren, wie der Felſen ſie bot,
Und wie ſie fortfahren mit ſolchem Beginnen,
Die ſtockenden Pulſe von neuem rinnen.

Und wie ſich der Erſtarrte nun regt,
Und das Leben löſet Glied für Glied,
Das Auge ſich öffnet und ſich bewegt,
Ein ſchüchterner Stral daraus erblüht,
Das Herz in leiſem Pochen ſchlägt,
Die Lippen nicht mehr der Krampf verzieht;
Die Burſche ſich fragend anblicken, ſie wagen
Einander ſich kaum ihre Meinung zu ſagen.

Da tönet vernehmlich: „O Jeſus!“ Erwacht
Iſt er endlich.
„Kein Zweifel iſt's mehr,“
Sagt leiſe der Eine und neiget ſich ſacht:
„Der Bettler iſt's, der von Weitem kam her,
Und von der Reue zur Buß angefacht,
Zu tragen hatte der Sünden Laſt ſchwer.“

„Der Verrückte iſt's, der dann plötzlich verſchwunden,“
Erwidert der Zweite, „den haben wir gefunden.“

Das verweiſt ihm der Erſte, nicht liebelos
Soll er ſprechen von dem, der vor ihnen liegt:
Ein Heiliger iſt es, im Dulden groß,
Kein irdiſcher Schmerz hat ihn beſiegt;
Die göttliche Liebe ihn umſchloß,
Der Engel Schaar ihn ſchützend umfliegt;

Sein neues Erſcheinen wird ſich glorreich bewähren,
Und der Spott ſich dann in Verehrung verkehren.

„Was Spott, was Verehrung!“ der Andere meint,
„Darum erheb' ich mit dir keinen Streit;
Mir gilt nur Eines, denn wie mir's ſcheint,
Iſt ſeine Seele noch nicht befreit.
Auf! tragen wir ihn hinab vereint
In das Hospiz und liegt es auch weit
Von unſerm Weg — dort find' die arme Seele
Den Troſt für den Tod, daß er ſie nicht quäle.“

Sie heben ihn auf; er iſt ſo leicht,
Der wochenlang ohne Speiſe und Trank,
An der Schwelle des irdiſchen Todes erbleicht,
Am Ausgang der Höhle zu Boden ſank.
Die rüſtige Hand einander gereicht,
Der Beiden Arm den Körper umſchlang,
Und ſo mit feſtem Fuß, auf ſteilen, kürzern Pfaden
Erreichen ſie das Ziel, der Laſt ſich zu entladen.

Vor dem Hospiz da halten ſie an.
Die Klingel ſchallt, der Pförtner kommt.
„Wir bringen euch hier den kranken Mann,
Ihr werdet ſchon wiſſen, was ihm frommt.

Wir fanden ihn vor dem Eingang zur Höhle,
Die unfern von hier in den Fels ſich erſtreckt,
Seht zu, ob aus dem Todeskampf die Seele
Zu neuem Leben ihr wieder ihn weckt.“

Man eilt herbei und ſorglich bemüht
Iſt alſogleich die hilfreiche Hand,
Bevor das Leben ganz entflieht,
Zu bergen den Gaſt, den Gott ihnen geſandt.
Wie ſie nun erforſchen des Herzens Schlagen,
Anblicken die Züge in Todesnacht
Und ihre Erinnerung drauf befragen,
Erkennen ſie, den man ihnen gebracht.

Doch liegt er ſtumm, nicht höret er,
Was fromme Liebe von ihm will:
Was er zur Labung wohl begehr'?
Er regt ſich nicht und bleibet ſtill.
Und während auf geheimnißvollen Wegen
Ganz unberührt von äußerem Verlangen
Die Vorſicht ihn der Freiheit führt entgegen,
Sieht nur der Arzt vom Fieber ihn umfangen.

XI.

Befreiung.

Noch hinſterbend (karge Sorgfalt
Konnte das Hospiz nur bieten)
Ward nun Inigo auf's Neue
Schwer von Trangſal heimgeſucht.
Immer ſtand ſein früheres Leben
Sündhaft, wie er es benannte,
Ihm vor Augen; ſeine Beichte
Schien ihm unvollſtändig; alle
Gnade hatte ihn verlaſſen,
Jede Tröſtung war gewichen,
Und ſein Lebensmark verdorrt,
Konnte nicht den innern Streit
Argen Zweifelwahnes ſchlichten.

Dieſem Zuſtand abzuhelfen
Nahmen die Dominikaner
Ihn in ihrer Liebe Huth.

Eine Zelle, räumig, luftig,
Ward dem Kranken angewieſen,
Laienbrüder warten ſein;
Zart Behandeln, weiſer Zuſpruch
Heben ſeine Kräfte wieder.
Fromme Prieſter ihn beſuchen,
Daß es heller in ihm werde,
Daß nicht böſer Mehlthau ſenge
Guten Kern, dem aufzuſprießen
Eine Morgenſonne lächelt;
Daß erquickend er ſich hebe
Als ein Palmbaum, der am Throne
Allen Lebens ewig ragt.

Schon erwacht er aus dem Grauen;
Von der Pein ward er verlaſſen,
Und der Odem ewiger Wonnen
Scheucht die körperloſen Schatten
In den Abgrund, der ſie ſchuf. —
Daß der Nachhall jener Schmerzen
Ihm für immerdar entſchwinde,
Uebernimmt ein heiliger Mönch,
Der fortan ſein Leiter wird.
Er naht Inigo mit Vorſicht,
Will nicht lange forſchen, fragen,
Denn er kennt das Doppelleben

Einer ſolchen Menſchenſeele
Aus Erfahrung mannichfach.

„Jene ſtarken Ketten, welche
Welt und Sinne um ihn ſchlugen,
Sind noch nicht vom Sohn des Lichtes
Gänzlich abgeſtreift"; dies ſpricht er.
„Selbſt in großen Prüfungen
Auserwählt geübte Seelen
Fühlen dann vorübergehend,
Durch ein Uebermaaß von Pein,
Sich erſchöpft zum fernern Werden.
Dies beruhet nicht im Willen,
Sondern in dem unvollkommenen
Naturell des Menſchen, bildend
Einen Stachel, der ihn hindert,
Im Bewußtſein ſeiner Gnaden
Sich geſichert ganz zu fühlen.

„Solche Unvollkommenheit
Sei für Den, der ſie empfindet,
Nicht betrübend; vielmehr zeig' ſie
Ihm das große Werk der Liebe
Deutlich, das vollzog der Herr,
In der ſinnumſtrickten Seele.
Dieſe Unvollkommenheit

Dien' dazu, daß das Empfangene,
Wie ein unentweiht Geheimniß,
Bleibe ſtreng in ſich verſchloſſen,
Daß die Welt es nicht erfahre,
Daß dem Hochmuth nicht verfalle,
Der den eignen Unwerth kennt."

Aehnlich wiederholt der weiſe
Heilige Leiter ſolche Lehren.
Inigo wird dadurch beſtärkt
Im Gefühl der reinſten Demuth,
Die im Sinn des Evangeliums
Wohl beſprochen, oft vernommen,
Aber ſchwer zu üben iſt.
Inigo will, um dies zu können,
Wieder ſich in's Leben wagen.
„Auf! zur größern Ehre Gottes
Will ich ausziehn; es genügt nicht,
Daß ich ihm allein nur diene!
Alle Herzen müſſen Ihm
Liebend huldigen; alle Stimmen
Sich zu Seinem Preis vereinen,
Das Hoſannah Ihm zu ſingen!" —

Eh er ſich zur Wandrung anſchickt,
Pilgert er nach Montſerrat,

Um die Mutter aller Gnaden
Für die reif gewordene Abſicht
Ihm nun auch den feſten Schritt
In des Lebens Labyrinthen
Von dem Sohne zu erflehn.

Bei dem kindlich frommen Prieſter
Des Benedictinerordens,
Jean Chanones, der ihm früher
Hat das junge Herz getränkt
Aus dem Borne guter Lehren,
Tritt er ein in froher Stimmung,
Die dem Zagen des Gemüths
Und dem Dunſt der Bangigkeit
War gefolgt und ihn durchrieſelt
Mit gar holder Lebenshoffnung.
Arbeit will er ſuchen gehn;
In der Hitze, ſchweißdurchnäßt,
Soll des Körpers Kraft gehorchen,
Als ſei er aus Erz geſchmiedet.
Er hat Gottes Beiſtand, den
Er nur ahnte, jetzt empfunden;
Selbſt unbeugſam allgewaltige

Noth auf Erden kann das Antlitz
Gottes ihm nicht mehr verhüllen,
Das verheißungsvoll er ſchaute.

„Erſt ermäßigt eure Strenge,“
Lautet Jean Chanones' Mahnung,
„Denn ihr habt im vollſten Maaße
Eurer Buße ſchon genügt.
Neue Friſche euch belebet,
Lenkt das Aug' nun erdenwärts,
Daß es ſchaue, wo ihr wandelt.“

Inigo gehorcht in Allem,
Was der Prieſter ihm befiehlt.
Er legt ab die ſchmutzige Hülle,
Die den Körper noch umgab;
Abſchreckend ſelbſt war ſie denen,
Die ſich mitleidsvoll ihm nahten.
Angethan mit dem Gewande
Lang, wie Kleriker es tragen,
Von beſcheiden grauer Farbe,
Und darüber einen Mantel;
Dazu eine warme Kappe
Für das Haupt, das trotz der Jugend,
Nicht vom vollen Schmuck der Haare
Mehr geziert wird wie vordem.

Der Gehorſam, den er übte,
War der eines ſanften Kindes,
Das ohn' Widerſpruch befolgt,
Was der Vater von ihm heiſcht.

Süßer Friede nun begann,
Feſte Tröſtung ihn zu laben;
Bitterkeit, aus Schmerz entſtanden,
War entſchwunden ſchon für immer.

Auf den Stufen vor der Kirche
Des Dominikanerkloſters
Knieet Inigo, das Offizium
Von der heiligen Jungfrau betend,
Während eine Prozeſſion
Auf dem Platz vorüberzog;
Da ergriff Verzückung wieder
Plötzlich ihn, wie in der Hohle
Einſt an ihm ſchon war geſchehn.
Der Dreieinigkeit Myſterium,
Gottes Weisheit in der Schöpfung,
Seine Gegenwart im Opfer,
Alles dies in der Geſammtheit

Wundervoll in Eins verkettet,
Wurde klar von ihm begriffen.

Er erhebt ſich von den Knieen,
Eilt in Thränen zum Altare,
Danket inbrünſtig und lang.
Dann hinauf zum Montſerrat,
Daß ſein Freund ihm auf die Reiſe
Seinen frommen Segen ſpende.
Zu Chanones ſpricht er kraftvoll
Dieſe feſt entſchloſſenen Worte:
„Meiner Sünden Flut entrann ich,
Die mich lang im Kreiſe trieb.
Angſt und Zweifel ſollen nicht
Ihre Ketten um mich ſchlingen,
Nicht dem eiteln Zeitvergeuder
Ihre Dunſtgeſtalten zeigen.
Mir die Arche iſt erſchienen,
Die mich ſicher durch Gefahren
Dieſes Lebens tragen wird.
Allen, die in Luſt gewiegt,
Noch auf grünem Ufer wandeln,
Will ich rufen: Klimmt zur Arche,
Denn auch euch dräu'n Flutgewalten.

Gott vergönnt es mir zu retten
Viele aus dem Grab der Wellen,
Die dem Säumigen entgegen
Wild und ſchreckenvoll erbrauſen
Aus dem Meer der Ewigkeit."

Milde ſpricht hierauf Chanones:

„Von der Seufzerlaſt befreit
Iſt die Bruſt dir, daß die Liebe
Unaufhaltſam ſtröm' hervor.
Das, wonach du lechzteſt, wird
In dem reichſten, vollſten Maaße
Dir vom Himmel jetzt gewährt.
Ziehe hin! ich ſegne dich
Als dein treuer Freund und Bruder.
Im Gebete dein gedenken
Will ich hier und dort für immer.
Meine Mitgift auf die Reiſe
Wahre ſtets in deinem Herzen,
Aus drei Dingen nur beſteht ſie:
Stille, Ordnung, Wärme ſind es."

XII.

Die geiſtigen Uebungen.

Tief aufathmend ſitzt der edle
Inigo in ſeiner Zelle,
Noch einmal ſtill überdenkend
Alles was er will und hofft.

Seine Ausrüſtung zur Reiſe
Schafft ihm nicht die kleinſte Sorge;
Auch nicht zählt er ſeine Mittel,
Ihre Koſten zu beſtreiten;
Seine hellen, offenen Augen
Lenken ſich auf andre Dinge;
Uebernommene Liebespflichten
Mahnen ihn, darauf zu ſinnen,
Wie ſie auszuführen ſind.

Menſchen hofft er zu bekehren,
Die Vergängliches nur lieben,

Die an Niedriges gefeſſelt
Von dem Ueberſinnlichen
Sich mit froſtigem Hohne wenden,
Keine Tugendübung kennen,
In den Lüſten wie verſteint. —
Schwer ſind Mittel zu erfinden:
Trotz zu wandeln in Gehorſam,
Eignen Unwerth zu erkennen,
Mattigkeit zum Kampf zu ſtählen,
Unruh' weckend, die nur ſtillet
Die Vereinigung mit Gott.
Fromme Lehren, ſie verhallen,
Klängen Worte noch ſo mächtig,
Heut vernommen, bald vergeſſen;
Dieſer Balſam heilt die Krankheit
Einer ſolchen Seele nicht.

Erſt geöffnet muß die Pforte
Stehn, daß Vorſchrift und Ermahnung
Mit lebendig kräftiger Weihe
Sie zur Reue auferwecke.

Inigo ſucht dieſen Schlüſſel
Mit Bedacht. Gält es im Sturme
Sünder, wie ein feſtes Bollwerk
Zu erobern wär's ihm leicht,

Denn ein Held iſt er und furchtlos.
Hier die Fahne vorzutragen,
Die zum Siege führt, erheiſchet
Eine andre Kraft als Muth.

Da erſcheinen Lichtgedanken
Plötzlich wie ein Sonnenſtral,
Der durch trüben Nebel bricht.
Don Chanones Worte ſind es,
Die er in den Segen miſchte,
Den er Inigo ertheilte.
„Stille, Ordnung, Wärme ſind es!“
Alſo lauteten die Worte,
Die der fromme Prieſter ſprach.

In die Stille muß Der fliehen,
Der dem Ruf des Herrn will folgen;
Fern von Täuſchungen, die blenden,
Vom Getümmel, das betäubet,
Seiner Reue überlaſſen,
Tief verborgen vor den Menſchen,
Nur mit ſich allein und Gott. —

Drauf die Ordnung in Vertheilung
Des Gebetes, der Betrachtung;
Den entſprießenden Gedanken

Ihre Richtung vorzuzeichnen
In geregelter Bewegung;
Daß die Seele feſte Stützen,
Eine nach der andern finde,
Um zu Gott ſich zu erheben. —

Iſt in Einſamkeit und Schweigen,
Was das Fleiſch bisher geknechtet,
Abgeworfen; dann entſtrömet
Segensreich die innere Wärme,
Um die Keime des Gewiſſens
Ihrer Reife zuzuführen.
Feurige Hitze dorrt und ſengt,
Nur Phantome kann ſie brüten,
Die kein Lebensklang durchhallt.
Wärme iſt die zarte Kraft,
Die in Stille Segen reifet,
Von der Ordnung Maaß bewahrt. —

Inigo ſitzt alſo brütend;
Was ihm die drei Worte ſagen,
Hat er an ſich ſelbſt erfahren,
Wenn er denket früherer Tage,
Als ihn Luſt und Glanz umgaben;
Wie den guten, alten Fahnen
Er in blutigen Kampf gefolgt,

Und den Kriegern ſie voran
Selbſt in eigner Hand getragen.

Jetzt geht er an's Werk. Zum Schreiben
Hat er juſt ſich angeſchickt.
Fünfzehnhundert drei und zwanzig
War es, in des Jahrs Beginn,
Als er niederſchrieb die erſten
Worte eines mächtigen Büchleins,
Klein von Umfang, doch an Stärke
Seiner Wirkung wunderbar.
Seelen hat es mehr gerettet,
Als ſein Inhalt Lettern zählt.

Der weltlichen Wiſſenſchaft
Wie der Gottgelahrtheit fern
Stehet Inigo, ihm dienen
Kann Das nicht, was er erlernte;
Nur die Frucht des eignen Denkens,
Eine göttliche Entſtrömung
Iſt's, was ihm die Feder führt.

Er ergreift den Leſer mitten
In der Sünde und bewältigt

Ihn durch Gleichniſſe und Bilder,
Durch Anleitungen und Vorſchrift;
Bis aus Furcht und bangem Zagen
Frei die Liebe ſich erhebt,
Und in Gottes Hand gegeben
Sich die Heiligung der Seele
Stufenweis vollendet hat.

In dem Buche herrſcht kein Dunkel,
Das ergrübelt werden müßte;
Keine Stelle läßt den Sinn
Bloß errathen oder ahnen.
Deutlich bringt's dem Leſer nahe,
Wo es ihm und Was ihm fehle,
Und gibt Mittel an und Lehre,
Wie ſelbſthandelnd er's gewänne.

Des vorhergegangenen Wandels
Gute Thaten, Angewöhnung,
Sünden, die man nicht beachtet,
Das Ureigne des Characters —
(Das wie eine Macht erſchien,
Der das ewige Theil erlag) —
Alles ſondert die Betrachtung;
Eine neue Kraft erwacht,
Und Verſtand, Gedächtniß, Wille

Sind vereint, den Trieb zu ſchaffen,
Sie zu brauchen. Die Erkenntniß
Wächst; es wandelt ſich die Reue
Schon als ahnungsreiche Sühne.
Ein geheimnißvoller Kampf
Zwiſchen der Verſunkenheit
Und dem mächtigen Drang zur Höhe
Gähret auf. Des Kämpfers Weſen
Wird durchſchauert von dem Glück
Höherer Empfängniß und
Von dem Vollgefühl ureignen
Handelns, das die Nacht bezwingt.
Göttliches und Menſchliches
Hat in ungetheilter Kraft
Sich verbündet, das Geſchöpf
In die Würde einzuſetzen,
Die hienieden ihm erreichbar.

Trunken kreiſt im Dunſt die Sünde:
Die gefallenen Engel, Adam
Und die Menſchen, ſich verirrend
Von dem Pfade Gottes; Tod,
Das Gericht, der Hölle Gluten,
Ewige Züchtigung des Böſen;
Während aus der Höh' erſchallt
Silberhell der Freudenchor:

„Alle guten Geiſter loben
Gott, den Herrn, in Ewigkeit!“

In unendlichem Gefühl
Wogt das Herz auf im Gebete,
Das erlöſend aus Vergangnem
Rückverſetzen will die Seele
In die Gegenwart des Höchſten.
Anſchaulich enthüllt das Leben
Jeſu ſich und die Myſterien
Die es füllen, bieten ſich
Geiſtig der Betrachtung dar.
Doch die angeſtrengte Denkkraft
Sehnet ſich nach kurzer Raſt,
Daß ſie neue Macht gewinne.
Da läßt Inigo ein Bild,
Reich an Farben, wie an Licht,
Zu dem müden Denker ſprechen,
Deſſen Lebensadern füllt es
Aus mit himmliſcher Geneſung.
Chriſtus zeigt ſich als ein König,
Der von Gott ward eingeſetzt,

Daß die ganze Welt ihm diene.
Herrlich ſtralt er in dem Bilde!

Vor Jeruſalem, der Stadt,
Lagert Er mit ſeinen Schaaren.
Am Paniere ſtralt als Inſchrift:
Armuth, Demuth, Schmach!“ es rauſchet
Dennoch herrlich in den Lüften,
Und es iſt, als ob man höre
Allverſtändlich dieſe Worte:

„Meinem Scepter unterworfen
Seien der Ungläubigen Lande!
Wer mir folgen will, der kleide
Sich, ſo wie ich bin gekleidet;
Nahre ſich mit keiner andern
Nahrung, als die meine; lebe
Anders nicht, als wie ich lebe.
Er ſei feſt entſchloſſen, meine
Mühen mit mir gleich zu theilen,
Meine Sorgen mitzutragen,
Und Gefahren, die mir drohen,
Als die Seinen zu bekämpfen.
Wenn er dies erfüllt, genießt
Antheil er an meinem Siege,
Meiner Glorie, meinem Heil,

Nach dem Eiſer und dem Muthe,
Die er meinem Dienſt geweiht."

Dieſer Aufruf war erklungen
Aller Welt. Des Herrn Panier
Schwebet über einem Heere,
Höchſter Tugend, höchſter Glorie
Inbegriff. Der Engel Chöre,
Schaaren ſeliger Geiſter reihen
Sich im Bund zu hehrem Schutz.
Patriarchen und Propheten,
Die Apoſtel, Martyrer,
Büßer, Jungfrau'n, Kirchenväter,
Heilige Päpſte, Prieſter, Mönche,
Einſiedler, Bekenner ſind es.

An der Ebne fernem Rand,
Die ſich vor dem Blicke breitet,
Zeigt ſich nun ein zweites Heer,
Ganz verſchieden von dem erſten.
Jene Stadt iſt Babylon,
Und des Heeres Fürſt heißt Satan.
Glanz, geräuſchvolles Getümmel
Herrſchen hier; auf dem Paniere
Steht in rothen Flammenzügen:
„Reichthum, Ehre, Stolz" geſchrieben.

Laut verkünden Satans Herrſchaft
Glänzende Verheißungen,
Die das Heer in alle Lande
Siegend hinverbreiten ſoll. —

Eine Wahl iſt jetzt zu treffen,
Und die in ſich ſchon vertiefte
Keuſche Seele wird erweckt,
Sich zum Handeln anzuſchicken.
Sie genießt des frei'ſten Vorrechts:
Heil und Unheil kann ſie wählen;
Hier verlockende Genüſſe,
Die zu ewigem Tode führen;
Stete Opfer dort und Leben!
Inigo hat ſeine Schüler
Bis hieher gelenkt; es weht
In dem Bild der beiden Heere,
Was als Kriegsmann er an ſich
Selber einſt erfahren hatte.

Feierlich erhebet ſich
Nun die Seele zu Maria,
Innig flehend und beſchwörend,
Daß ſie zur Erkenntniß komme;
Ihren göttlichen Beruf
Mit der ſichern Hand erfaſſend,

Alles Widerſtrebende
Angeborner Neigung tilgend,
Im Apoſtolat der Welt,
Oder in der Schaar Geweihter
Nur dem Herrn allein zu dienen.

Aus des Innern Tiefe löst ſich
Da auf einmal klar und licht,
Nicht in Bildern mehr, in Wahrheit,
Wie zur Frucht die Blüte reift,
Als des Erdenwallers einziges,
Letztes Ziel: Göttliche Liebe!
Das Gebet zur Gottesmutter
Ward erhört; Sie lächelt huldig
Auf den Flehenden hernieder,
Und die Harmonie der Himmel
Schwebt beſeligend um ihn.
Feſt ſteht Gott nun in dem Herzen,
Glücklich iſt die Wahl vollbracht.
Welche Bahn er auch betrete,
Welchen Stand er ſich erküre —
Des Erlöſers Kreuz zu tragen,
Iſt er willig und bereit,
Im Gehorſam bis zum Tode,
Wie der in der Zeit geborene
Gottmenſch ihn bewähret hat.

Unerſchöpflich iſt die Liebe
Gottes; ſie erſchuf, erhielt
Und erlöſete die Menſchen.
Er hat ſie zu ſeinem Tempel
Eingeweiht, in ihnen ſtralt
Sein göttliches Ebenbild;
Seine Unermeßlichkeit
Iſt mit ihnen ſo verbunden,
Daß von Seinem Leben ſie
Leben und für Ihn nur leben.

Süßer Friede ſenkt ſich nieder,
Heiliger Geiſt, es iſt dein Nah'n,
Alle Schmerzen, alle Opfer
Lindernd überſtrömt Dein Hauch.

Jeſus Chriſtus hat geſiegt!
Und als Sieger, durch die Zeiten
In der Herrlichkeit hinſchreitend,
Einen ſich der Heiligen Schaaren
Zahllos gottesfreudige Seelen. —

Mit dieſem Schatz verläßt die Einſamkeit
Nach zehen Monden jetzt der fromme Mann.

Wie Harfenklang umrauſcht's ihn, Kampf und Streit,
Der Zweifel Pein, dies Alles ſchweigt fortan.
Das Aug' blickt wieder hell, die Bruſt ſo weit,
Zum neuen Leben offen liegt die Bahn,
Des Heiles Kraft, die ihn ſo hoch erhoben,
Er darf ſie jetzt bei Anderen erproben.

An jenen Orten, wo der Herr gelitten,
Wo ſich das Glaubenslicht zuerſt entzündet,
Wo Chriſtushelden ruhmvoll einſt geſtritten,
Des Kreuzes Glorie ſich durch Sieg verkündet,
Auf jenem Boden, wo die Heiligen ſchritten,
Wo jeder Pilger ſeine Heimat findet:
„Dort wo vergeſſen alle Erdenſchranken,
Die auf das Ewige zielenden Gedanken."

Jeruſalem! dich, Hehre, will er ſchauen,
Zum heiligen Grab, das dorten leuchtet, wallen,
Wo Thränen gleich der Perlen Zierde thauen,
Der Hymnen Flut durchſtrömt die weiten Hallen,
Wie Wellen ſich ergießen durch die Auen.
Auf Golgatha will Inigo niederfallen,
Anbetend vor der Gnade ewigem Bronnen,
In der Zerknirſchung, voll der ſeligen Wonnen.

In ſeinem Geiſt erblickt die Stadt er ſchon
Im Wüſtenſande, in erhabener Trauer,
Der mühevollen Reiſe Ziel und Lohn;
Er naht dem heiligen Ort mit frohem Schauer;
Dort zieht in ſtiller Pracht die Prozeſſion
Sich langſam um der Grabeskirche Mauer,
Dann das Vexilla regis hell anſtimmend,
In Siegespracht hin durch die Luft verſchwimmend.

Er wähnt zu treten aus der Kirche Thor;
Ein glühender Abend ſenget faſt die Gegend;
Ihm winkend ſteigt der Oelberg dort empor,
In ſchattigem Dunkel ſeine Zweige regend;
Ein heimlich Rieſeln hold umtönt das Ohr,
Iſt's wohl der Quell, die Gräſer dort bewegend?
Sind's Engelflügel, die den Ort umwehen,
Der einſt den Herrn der Welt hat beten ſehen?

Dorthin verloren hat ſich all ſein Weſen,
Vollkommene Freiheit quillet um ihn her,
Verkündend das urwüchſige Geneſen,
Der engverbundenen Kräfte Wiederkehr. — —
Doch bin zum Ort, den er ſich auserleſen,
Erſtreckt ſich noch vor ihm Berg, Thal und Meer,
Noch weilt er in den altbekannten Räumen,
Labend erwärmt von ſchönen Zukunftsträumen.

XIII.

Auf der Reiſe.

„Freie Ueberfahrt geſtatt' ich
Dir nach Rom, als frommem Pilger;
Doch nur unter der Bedingung,
Daß nicht von den Paſſagieren
Du am Bord Almoſen heiſcheſt,
Und für deine Nahrung ſorgſt.“

Alſo ſprach des Schiffes Führer,
Das zur Ueberfahrt bereit lag
In dem Hafen Barcelona.
Schwere Sorge, Inigo
Hatte feierlich gelobt
Nur erbettelt Brod zu eſſen!
So durchzieht er nun die Straßen,
Streckt die Hand Jedem entgegen,
Kümmerlich, gebeugt von Krankheit,
Mühſam hinkend, Bild des Elends!

Er, der einſt in Sammt und Seide,
Reich bewehrt, ein Held im Kampfe,
Angeſtaunt, verehrt und glänzend,
Jetzt beſorgt, daß auf der Reiſe,
Er dem Hunger nicht erliege.

Hier ein Armer bricht vom Brode,
Das ihm ſelbſt geſpendet wurde,
Mitleidsvoll ein Stückchen ab,
Es dem Pilger hinzureichen;
Dort ein Reicher ſucht bedächtig
Eine kleine Münze, wirft ſie
In die dargeſtreckte Hand.
Doch auch Schimpf und ſchnöde Worte
Werden Inigo zugeſchleudert:
„Fort, ihr unverſchämter Bettler!
Solche Pilger kennt man ſchon,
Rom hat keinen noch gebeſſert!“
Dieſe Reden hört er ſchweigend,
Und er denkt dabei zerknirſcht:
„Hab' ich denn ein Recht auf Mitleid,
Wie der Menſch es kann gewähren?.....

Endlich ſieht er ſich im Stand,
Der Bedingung zu genügen;

Um der Liebe Gottes willen
Wird am Bord er aufgenommen.

Brod im Sack, im Kürbis Waſſer,
Durſt und Hunger zu befriedigen
Auf der Meerfahrt Dauer, will er,
Eh' er noch das Schiff beſtiegen,
Was von kleiner Münz ihm übrig,
Nicht behalten, denn es ſtritte
Wider die gelobte Armuth.
„Schenk' ich es den Schiffern", denkt er,
„So erkauf' ich ihre Gunſt,
Daß ſie Gutes mir erweiſen;
Heb' ich's auf, bis daß ich lande,
Wär's da nicht, als wenn der Glaube
An die treue Vaterhuld
Gottes mich verlaſſen habe,
Die mir Nahrung ſtets gewährte,
Um zu friſten meine Tage?" —
Und er nahm den winzigen Schatz,
Den die Milde ihm beſchieden,
Legte ihn am Ufer hin,
Wo ein Stein, vom Meer geglättet,
Ragte aus dem Sande auf,
Sichtbar Allen, die ſich nahten;

Still durchzogen von der Hoffnung,
Daß ein Armer dort ihn finde.

Heftig weht der Sturm; es kämpfen
Wellen, wie im Schlachtgewühl
Streiter auf einander platzen;
Heulend kreiſcht des Sturms Commando,
Die Befehle des Piloten
Hören die Matroſen nicht.
Hin und hergeſchleudert, angſtvoll
Jähen Untergang erwartend,
Zeigen endlich ſchroffe Felſen
Sich den Schiffenden, ſie bergen
Eine Bucht in ihrem Schooß.
Das iſt Wälſchlands Küſte, Gaeta
Heißt das Städtchen, deſſen weiße
Mauern licht herüber ragen,
Von dem Felſenwall geſchützt.
Glücklich iſt erreicht der Hafen,
Und am Land die Paſſagiere.
Inigo eilt in die Kirche,
Dann macht er ſich auf den Weg
Hin nach Rom. Palmſonntag war es,
Als mit aufgeſchwungenen Armen,

Dankend, lobend, Inigo
Einging in das Thor der Stadt.

Andachtsvoll bringt er des Leidens
Woche zu; Papſt Hadrian
Spendet mit dem Segen ihm
Die Erlaubniß zu der Wallfahrt
Nach dem heiligen Grab. Dann wandert
Er mühſelig wie bisher
Nach dem Hafen von Venedig,
Um von dort ſich einzuſchiffen.

Einſam — die Begleiter hatten
Ihn verlaſſen, weil er hinkte
Und ſie ſchnell des Weges zogen;
Auch ſein ſieches Ausſehn konnte
Wohl Verlegenheit bereiten
Denen, die ſich ihm geſellten,
Da die Peſt im Lande wüthet;
Alſo einſam, ganz verlaſſen
Von den Menſchen, ging der Bettler,
Aller fremden Hilfe baar,
In dem unbekannten Lande,
Deſſen Sprache kaum er kennt.

Keiner Straße kundig, die ihn
Hin zu ſeinem Ziele führe.
Auf dem öden Feld erlag er,
Im Gebete ſchlief er ein. —
Und im Schlaf träumt er — wie wachend —
War's ein Wachen? Wer ergründet's? —
Mit den Augen ſeiner Seele
Sieht, empfindet er die Nähe
Seines Herrn, dem er dienet.
Er, der Herr, erſchien dem Schläfer,
Hob von ihm die Sorge tröſtend
Und verhieß ihm, daß er glücklich
Alles überwinden werde. —

Noch am Abend dieſes Tages,
Als die letzten Sonnenſtralen
Sich in den Lagunen ſpiegeln,
Hat Venedig er erreicht.
Aber Niemand kann er fragen,
Wo ſich ein Hospiz ihm öffne,
Das die müden Pilger pflegt.
Im Gewirre der Kanäle
Gondeln raſch vorüber gleiten,
Schwarz von Farbe, Nacht bedeckt ſie;
Auf den ſchmalen Uferpfaden,
Auf den Brücken, auf dem Platze

Von San Marco fluthet Leben,
Sinnlich lärmend, ſinnberauſchend
Und ertödtend auch. Der Bettler
Steht erſchüttert, es ergreift ihn
Die Erinnerung, wie ein Bild,
Das er wirklich einſt erſchaute,
Und er muß die Augen ſchließen
Wie vor einem Höllenſpuk.

Er vertieft ſich in die Gäßchen,
Wo nur hie und da ein Flämmchen
Einen Heiligenſchein erhellt.
Durch die Stille ſchweben Schatten
Weniger Menſchen, die Geſchäfte
Spät noch aus dem Hauſe rufen;
Sie beachten nicht den Pilger,
Der im Dunkel dort dahinſchleicht,
Suchend, wo er Ruhe finde.

Da wird ſtummer noch die Stille
Und die Dunkelheit wird dunkler;
Nirgend regt ſich's mehr, es waltet
Tiefſte Nacht und tiefſtes Schweigen.

Vom Kanal empor zum Himmel,
Der ſich ſchwarz darüber ſpannet,

Strebt ein mächtig kühnes Bauwerk.
Nicht erkennt man ſeine Formen;
Nur der Thore weite Spannung,
Stolze Säulen, die ſie ſtützen,
Zeigen ſich dem Blick, und Pforten
Aus gediegenem Erz, geſchloſſen.
Eine majeſtätiſche Ruhe
Schirmt den Ort, zur Ruhe ladend
Müde, heimatloſe Wandler.
Dieſer Ladung folgt der Pilger.
Auf den hohen Marmorſtufen,
Ueberwölbt von dem Portale,
Sinket hin der müde Leib,
Und das bröckelnde Geſtein
Schieben zitternd ſeine Hände
Sich zu Häupten, wie ein Polſter.

Drinnen in dem Schlafgemach,
Auf dem weichen Lager ſchlummert
Unter ſeidenem Baldachine
Marc Antonio Treviſano
(Später einſt Venedigs Doge),
Edel, tugendvoll, barmherzig,

Des Palaſtes Herr; verehret
So von Hohen, wie von Niedern.

Wohl beſchirmt iſt ſolch ein Schlummer,
Eine Engelſchaar umſchwebt ihn,
Und der heiligen Schützer gibt es
Ja genug für fromme Schläfer.
Keine Bangigkeit erfüllt ſie,
Rein und zart iſt ihr Gewiſſen.

Plötzlich regt ſich Marc Antonio,
Hebt das Haupt und ſieht ſich um
In dem weiten Prunkgemache,
Das der Ampel Schein beleuchtet.
Nichts zu ſehen.
„War es nicht,
Als ob Jemand rief: ‚Erwache?‘“
Alſo ſpricht er und vernimmt
Deutlich aus der Höh' die Worte:
„Auf dem Stein vor deiner Thür
Liegt mein Diener, bett' ihn weicher!“

Schnell erhebt ſich Marc Antonio,
Frommer Schauer wohl ergreift ihn,
Doch er will es ſelbſt vollführen,
Was die Stimme hat gefordert.

Keinen Diener weckt er, ſchreitet
Durch die langen Säulengänge
Bis zur großen Eingangspforte.
Hier — als er ſie hat geöffnet —
Stößt ſein Fuß auf einen Körper,
Der ſich regt bei der Berührung.
Marc Antonio beugt ſich nieder,
Unterſtützt den fremden Mann,
Hebt ihn auf, mit ſanfter Rede
Ladet er ihn ein, zu treten
Unter ſein gaſtfreundlich Dach.
Ihn mit Ehrfurcht zu empfangen
Lehrte Marc Anton die Stimme,
Die ihn aus dem Schlaf erweckte,
Und Den ihren Diener nannte,
Der vor des Palaſtes Pforte
Hart gebettet und verſchmachtend
Lag, dem Tode preisgegeben. —

Dankend für die nöthige Pflege
Will ſich Inigo entfernen;
Denn das Uebrige verſchmäht er,
Was er wie Verehrung anſieht,

So auch jedes Anerbieten,
Ihm die Reiſe zu erleichtern.
Hin zum heiligen Land getrieben
Fühlt ſein Geiſt ſich unbezwingbar
Und der Körper muß ihm folgen.

„Wenn kein Schiff mich aufnimmt,“ ſpricht er,
„Mag ein Brett mich überfahren,
Mir genügt der Schutz des Herrn,
Dem ich diene all mein Leben,
Der mir niemals fehlen wird.“

Ihn erfaßt darauf ein Fieber,
Und der Arzt verordnet Ruhe.
Nichts; er wanket hin zum Hafen,
Suchend wo ein Schiff er finde.
Eine Kriegsgaleere liegt
Segelfertig da nach Cypern,
Die ihn aufnimmt, daß von dort
Er nach Paläſtina ſchiffe.
Wüſtes Kriegsvolk die Matroſen,
Wildes Fluchen, freche Sitten;
Er, der ſchwache kranke Bettler,
Mahnt ſie mit des Glaubens Worten,
Von der Sünde abzulaſſen.
Sie verhöhnen ihn und wollen

Sich des Ueberläſtigen wehren,
Deſſen Sprache unverſtändlich;
Wollen ihn an ein Geſtade,
Eine namenloſe Wüſte
Bringen und ihn dann verlaſſen.
Im Geſichte ſchon die Wildniß,
Packt ein jäher Sturm das Schiff,
Das in's Meer zurückgeſchleudert
Paläſtinas Küſt' erreicht
Und in Jaffas Hafen ankert.

Wie es Inigo erhoffte,
So bewährt ſich's. Jener König,
Herr des Himmels und der Erde,
Der dem Sturm gebeut, verläßt nicht
Die ihm dienen und vertraun.

XIV.

Jeruſalem.

Die heilige Stadt hat glücklich er erreicht,
Vor Leid und Freud will ihm das Herz zerſpringen.
Das Gegenwärtige ſeinem Blick entweicht,
Vergangenes ſchaut er lebend ihn durchdringen:
Er ſieht den Mann am Kreuz; die Sonn' erbleicht
Bei ſeinem Tod, die Nacht hebt ihre Schwingen,
Die Erde bebt, aufzucken Höllenflammen,
Die alte Welt ſie ſtürzt in ſich zuſammen.

So fühlt's der Pilger an den heiligen Stätten,
Während das Volk geſchäftig draußen rennt;
Die Juden, die dort feilſchen, ſchachern, wetten,
Der Türke, der von wildem Haſſe brennt,
Die Chriſten, unter'm Druck deſpotiſcher Ketten,
Ein liebeloſes, finſtres Element.
Der Pilger will hier lehren und beleben,
Die Tiefgebeugten aus dem Staub erheben.

Bald will die fromme Arbeit er beginnen,
Den ſtumpfen Sinn erwecken durch ſein Wort,
Dem Himmelsgute freien Raum gewinnen,
Damit es ſich verbreite fort und fort;
Was früher es gehemmt, es ſoll zerrinnen
Vor jenem Licht, der Völker Schirm und Hort;
Den Trotz der Heiden und ihr ruchlos Handeln
Kann es allein in milden Frieden wandeln.

Das machte Aufſehn und es drohn Gefahren
Dem frommen Miſſionär. Der Provinzial
Der Franziskaner weiß, daß ſolch Gebahren
Zur grimmen Wuth antreibt der Feinde Zahl.
„Tod oder Sklaverei!“ ſpricht Inigo. „Und ſchaaren
Sich Leiden noch ſo viel, Trotz jeder Qual,
So grauſam ſie auch ſei! nicht ſoll's gelingen,
Mich von den heiligen Orten wegzubringen.“

Der Provinzial darauf mit Milde ſpricht:
„Den Scheitel deckt noch deiner Haare Bräune
Und deine Bläſſe ſchuf das Alter nicht;
Ich leſ' in deines dunkeln Auges Scheine,
Daß deiner Bruſt es nicht an Muth gebricht,
Doch Muth und Kraft und Jugend im Vereine
Mit dem in dir entflammten Opferwillen
Vermögen unſre Sorgen nicht zu ſtillen.

„Wir leben hier in ſtetiger Bedrängniß,
In Armuth müſſen wir das Werk vollführen;
Und träfe dich ein grauſames Verhängniß,
So würden wir auch deſſen Folgen ſpüren.
Dir drohe Tod, der Sklaverei Gefängniß,
Wir könnten, dich zu retten, nichts erküren.
Schon Vielen iſt vor dir es ſo ergangen:
O, eile fort, erfülle mein Verlangen!"

Was er Verlangen nannte, war Gebot;
Es war des heiligen Vaters eigner Wille,
Dem Ordenshaus zum Schutz in ſeiner Noth
(Damit es ungeſtört die Pflicht erfülle,
Dem Pilgerſtrom zu ſpenden Dach und Brod,
Und Hader nicht dem Liebeswerk entquille)
Die Macht zu leihn, in Kirchenbann zu legen
Den, der es wagte, Rachſucht zu erregen.

„Sohn," ſprach der Franziskaner Provinzial,
Die Augen Inigos an ſeinen hingen:
„Es gibt der guten Werke ohne Zahl,
Und viele kannſt du einſt mit Gott vollbringen;
Den Eifer lob' ich, doch nicht deine Wahl;
In Jugendkraft wird Größeres dir gelingen.
Halt aus, mein Sohn, dir anderwärts beſchieden
Iſt deine Arbeit, zieh' mit Gott, in Frieden!"

Verſtummt iſt Inigo; kein Wort er ſpricht;
Doch konnte man die Antwort deutlich leſen
In ſeinem demuthvollen Angeſicht.
Er hatte den Gehorſam ſich erleſen
Zur unverbrüchlichen, zur heiligen Pflicht,
Davon erfüllet war ſein ganzes Weſen.
Jetzt wie von Dankgefühlen hingeriſſen
Sieht man die dargereichte Hand ihn küſſen.

Um Weihnacht war's; es treibt den Pilgersmann
Nach Betlem, an der Krippe anzubeten,
Den Segen zu empfangen, um ſodann
Geſtärkt die Heimkehr wieder anzutreten;
In Trauer zwar, daß er nicht weilen kann,
Steigt er zu Schiff; doch günſtige Winde blähten
Die Segel und noch nicht dem Gram entſchlagen,
Sieht er Venedig aus den Wogen ragen.

Hier ſteht er wieder vor den offenen Schranken;
Viel Wege ſich vor ſeinem Blick ausbreiten,
Doch ihn erfaßt ein ſonderbares Schwanken,
Weiß er denn nicht, auf welchem er ſoll ſchreiten?
Ein Arzt, will heilend er ſich nah'n den Kranken,
Um ſicher zur Geneſung ſie zu leiten;
Er muß zu lernen emſig ſein befliſſen:
Sein Geiſt iſt reich; nur arm ſein menſchlich Wiſſen.

XV.

Der Schüler.

Es pilgert Inigo Gott vertrauend weiter.
Wohl kläglich iſt's, zu gehn in fremden Landen,
Wenn Armuth iſt der ſtändige Begleiter
Und Körperſchmerzen ſich mit Noth verbanden!
Doch werden ſeine Züge plötzlich heiter,
Ob auch die Sinne Ungemach empfanden,
Als er am Horizonte kann erſpähen,
Den blauen Höhenzug der Pyrenäen.

Wie klopft ſein Herz, als er die Felſengränze
Nun überſchritt und hört der Heimath Laute;
Geſchmückt lag das Land im jungen Lenze,
Wie Jugendgruß es ihn ſo mild anſchaute.
Wohl waren hingewelkt die bunten Kränze,
Von denen Luſt auf ihn einſt niederthaute;
Nicht denkt er ihrer; was ihn jetzt durchbebt,
Ein Sehnen iſt's, das nach Geſtaltung ſtrebt.

Nicht Ruhe ſucht er, müde von der Reiſe;
Dort liegt das Schloß der Ahnen — fort! vorbei!
Kein Wiederſehens Gruß und ob's in ihm auch leiſe
Wehmüthig klingt; er ſchreitet frank und frei
Aus der Erinnerungen Zauberkreiſe,
Ihn ruft an's Ziel ein helles Feldgeſchrei,
Daſſelbe was ihm oft ſchon war erklungen,
Wenn er in Zweifeln nach dem Licht gerungen.

Zurückgekehrt aus weit entlegenen Fernen
Will er zu ernſter Arbeit ſich bequemen.
Was er verſäumt hat, will er jetzt erlernen,
Nichts auf der Welt ſoll ſeinen Eifer lähmen.
Er eilt mit Wiſſensdurſt zu den Ciſternen
Des Wiſſens; nimmt dann, ohne ſich zu ſchämen,
Bei Knaben in der Schule ſeine Stelle,
Beginnend an der Wiſſenſchaften Schwelle.

Je mehr der Quellen ſich vor ihm erſchloſſen,
Um deſto ſchwerer iſt ſein Durſt zu ſtillen;
Bei Tag und Nacht ſtudirt er unverdroſſen,
Der Weisheit Schätze emſig zu enthüllen:
So klimmt er jetzt empor von Sproß zu Sproſſen,
Mit gleichem Fleiß und gleichem ſtarken Willen.

Getrieben von des innern Dranges Wogen,
Ward weit und weiter er ſtets fortgezogen.

Alcala ſah er, dann Toledo ragen,
Erſtralend im unendlichen Gebiete;
Auch Salamanca, das in jenen Tagen
In der Gelahrtheit reichſtem Schmucke blühte;
Hier ſucht er Löſung unverſtandner Fragen,
Doch mehr als Drang nach Wiſſen noch durchglühte
Ihn ſicheres Gefühl im frohen Ahnen,
Zu ſtreiten unter des Erlöſers Fahnen.

Indeß wir dieſes Leben hier betrachten,
Reich an Begeiſterung und in hartem Ringen,
Bald forſchend ſteigen in des Wiſſens Schachten,
Dann in die Tiefen ſeiner Seele dringen;
Sieht man wie in der Welt ſich Gluten fachten,
Um wilde Flammen ſtatt des Lichts zu bringen,
Ruhloſe Geiſter, die mit Worten ſtreiten
Und ſich zu heißer Arbeit vorbereiten.

Jedoch der Kirche Macht ſtand in den Wirren,
So viele Gegner ſich ihr auch erhoben;
Der Hölle Kunſt, zorniger Worte Schwirren
Iſt gleich wie Schaum an ihrem Fels zerſtoben;
Ob Tauſende auch weitab von ihr irren,
Sie bleibt von ewiger Heileskraft umwoben.
Sie ſpricht; und vor der allgewaltigen Stimme
Erſticken muß der Feind in hohlem Grimme.

In der Sorbonne, Kämpfe wild entbrennen.
In der Scholaſtik feſt geſchloſſenen Schranken
Turnirt der Geiſt; gleich wie beim Lanzenrennen
Durchkreuzen ſich die mächtigen Gedanken.
Der will zur ſtrengen Lehre ſich bekennen,
Den Andern ſieht zur Neuerung man ſchwanken;
Die Gährung ſtrömt bis in des Volkes Maſſen,
Die nicht verſtehn des Streites Sinn zu faſſen.

Dorthin zieht's Inigo, es ſelbſt zu ſehn,
Zu prüfen, was ſie lüften und umſchleiern,
Den großen Rednern will er nahe ſtehn,
Die Siege für die Kirche mitzufeiern;
In ihre Schule will er lernen gehn,
Und ſelbſt die Andachtsübungen, die theuern,
Beſchränkt er, dieſen Studien obzuliegen,
Gerüſteter dann in den Kampf zu fliegen.

Was er erfaßt, wird er ſich auch gewinnen.
Sein Muth iſt treu und unerſchütterlich;
Die Gluten, die in ſeinen Adern rinnen,
Sind ſpaniſch Blut und er fühlt ritterlich.
Nicht beten will er nur und grübelnd ſinnen,
Es ruft die Zeit ihm zu: „Ermanne dich,
Es harren deiner eines Helden Thaten!“ —
Der Held jedoch bedarf zum Sieg Soldaten.

Er ſchaut ſich um im Kreis; er ſucht Gefährten
Und ſondert ſie im Geiſt nach ſeiner Weiſe;
Ob ſie der Lehr', dem Zweifel angehörten,
Ob ſie ſchon ſtarr in des Unglaubens Eiſe,
Ob rückzuleiten ſeien die Bethörten,
In die verlaſſnen ewigen Geleiſe?
Dann überdenkt er, was er ſollt' erwählen,
Zu retten dieſe ſchwerbedrohten Seelen.

Gefährten ſucht er; bald ſind ſie gefunden.
Peter Lefevre und Franz von Xavier,
Beide noch jung, die ihm am nächſten ſtunden,
Der erſte mild und fromm, der andre zäh;
Doch ward ſein ſtarrer Ehrgeiz überwunden,
Es löſte weiſe Inigo das Weh
Fiebernden Strebens in ein heiß Erglühen,
Mit ihm vereint ein gleiches Loos zu ziehen.

Zu dieſen noch vier Schüler ſich geſellen,
Laynez und Azevedo, Salmeron,
Alphons aus Bobadilla, alle ſtellen
Sich ihrem Führer zur Dispoſition.
Spanier gleich ihm, der Jugend Kräfte ſchwellen
Die heiße kühne Bruſt; ſie ſprechen Hohn
Jeder Gefahr, wenn Inigo ſie führet,
Dem ihre Liebe, ihr Vertraun gebühret.

„Des Herzens und des Geiſtes gleiche Spenden,“
Spricht Inigo, „die Einheit der Geſinnung,
Muß, ſollt' uns auch das Glück den Rücken wenden,
Uns kräftigen zu dauerhafter Innung.
Wir laſſen uns vom Ruhmesglanz nicht blenden,
Und leg' ich Werth auf euere Gewinnung,
So will durch euch nicht *meine* Macht ich gründen,
Denn nicht an mich, an Gott will ich euch binden.

„Als noch das Schwert allein die Herrſchaft führte,
Da hielten feſten Stand die Ritterorden;
Den blutigen Speer der Heldenlorbeer zierte,
Als es nur galt im Kampfe wild zu morden;
Doch in dem Streit, der unſere Zeit berührte,
Sind andere Waffen nöthig uns geworden,
Und geben wir den Sieg nicht ganz verloren,
So brauchen ſtatt der Ritter wir Doctoren.

„Ein Krieg umzieht die Welt mit wilden Wettern,
In Köpfen und in Herzen ſieht man's gähren,
Der Sinne Luſt will Alles niederſchmettern,
Nichts kann der Ungebundenheit mehr wehren.
Vergebens blickt das Auge aus nach Rettern,
Es droht der tolle Troß ſich ſtets zu mehren,
Den Habgier, Neuerungswuth und Selbſtſucht leiten,
Der Kirche alte Rechte zu beſtreiten.

„Hier ſchleichen ſie heran aus Kloſtermauern,
Dort ſchreiten ſie im Feldſchmuck frech einher;
Bald ſieht man ſie im Hinterhalte lauern,
Dann miſchen ſie ſich laut in den Verkehr;
Hier zeigen ſie dem Volke mit Bedauern,
Wie ſehr das Joch der Kirche laſte ſchwer,
Und welch ein Glück es ſei, ſich frei zu dünken,
Um in den Pfuhl der Sinnlichkeit zu ſinken!

„Sie bringen Licht — ſo ſagen ſie — es taget
In Wiſſenſchaft und Leben im Verein.
‚Die Schranken nieder! tummelt euch und waget,
Die Nacht entweicht!‘ ſo hört man wild ſie ſchrei'n.
Doch, wenn ihr unaufhaltſam Feuer ſchlaget,
Gebt Acht, daß Licht nicht werde Loheſchein;
Der leuchtet auch, allein von ſeinem Wehen
Sieht man des Irrſals Grauſen auferſtehen.

„Das Licht zu dämpfen heiſchet nicht die Noth,
Es mag nach Gottes Willen ſich verbreiten;
Doch zügle man's, wenn's zu verſengen droht,
Daß es ſtatt Heil nicht Unheil mög' bereiten;
Daß jene Hand, die uns die Leuchte bot,
Sich nicht erkühne, Heiliges zu beſtreiten,
Daß aus den Zweifeln neuerungsſüchtiger Thoren
Nicht unendlicher Zwieſpalt werd' geboren.

„Das aber droht. Bald iſt's die Eiferſucht
Bei dieſen, die ſich Macht erringen wollen;
Dort iſt die Widerſetzlichkeit die Frucht
Der Leidenſchaften, die der Kirche grollen;
Bei Vielen iſt es Habſucht, die verrucht
Nach fremden Schätzen greift, die ſämmtlich rollen
In deren Schooß, die keinen Zügel kennen
Und ſich gewaltſam vom Geſetze trennen.

„Zur Eile treibt's. Der Kläger viel erſtehn,
Die Klagen wachſen an mit wilder Schnelle.
Des Aufruhrs flammend Banner ſieht man wehn,
Getragen von des Volks unruhiger Welle.
Die feſte Hand muß jetzt das Ruder drehn,
Damit des Feindes Macht brech' und zerſchelle.
Hier heißt's: durch Beiſpiel läutern, beſſern, lehren,
Dem Lichte nicht, der Feuersbrunſt zu wehren!" —

Die Antwort ſchallt: „Wir Wenige wachſen ſchon,
Wir ſind gerüſtet und geſtählt zu tragen;
Die ſchwerſten Mühen ſeien unſer Lohn,
Uns fehlet nicht der Muth Alles zu wagen.
Bald ficht für Gott ein ſiegreich Bataillon,
Durch das der Feind in ſchnellen Niederlagen
Verbluten ſoll. Laßt uns in Reihen treten,
Gott ſpendet Segen Dem, was wir erflehten!“

XVI.

Das Gelübde.

Es ſchreiten Sieben durch die ſtillen Gaſſen
(Noch ſchläft das lärmende Volk von Paris),
Ein falbes Zwielicht färbt die Häuſermaſſen,
Ein lauer Morgenwind aus Oſten blies;
Sie eilen zu den kieſigen Terraſſen
Des Marterbergs des heiligen Dionys.
Was treibet ſie wohl hin zu dieſer Stelle
So früh, bei kaum erwachter Tageshelle? —

Und wie ſie ſteigen, hebt ein tiefes Summen
Sich hinter ihnen noch aus halber Nacht;
Der Vögel Morgenlied macht es verſtummen,
Es ſind der Glocken Stimmen, die erwacht.
Was will Gezirp', wenn ſolch' harmoniſch Brummen
Die Luft durchbebt in majeſtätiſcher Pracht?
Es iſt ein Hymnus auch, ein Feſtesrauſchen:
„Laßt uns das Leben mit der Andacht tauſchen!“

Heut iſt Maria Himmelfahrt! Wie feſtlich
Zeigt ſich ringsum im Schmucke die Natur.
Ein glüh'nder Pupurſtreif verkündet öſtlich
Des Sonnenballes unumwölkte Spur;
Im vollſten Glanz des Sommermorgens köſtlich
Scheint ſich zu laben jede Creatur;
Auch jene Sieben, die am Ziele ſtehen,
Sind wonnig tief erregt vom Gotteswehen.

So treten ſie jetzt in die Hallen ein,
Die auf des Hügels Fläche ſich erheben;
Sie glänzen in der Feſteskerzen Schein,
Die hohen Pforten öffneten ſich eben
Und laden jeden frommen Chriſten ein,
Hier in Gebet zu Gott empor zu ſchweben;
Doch die Gefährten meiden jene Schwelle
Und wenden ſeitwärts ſich in die Kapelle.

Am Pfeiler öffnet hier ſich eine Thüre
Von Eiſen; eine enge Stieg' hinab
Sich ſenkend, als ob ſie den Wandrer führe
Aus Feſtesglanz zu einem finſtern Grab;
Vorſorglich dann, daß man ſich nicht verliere,
Der Eine ſeine Hand dem Andern gab;
So jene Sieben heimlich abwärts ſchleichen,
Als wollten ſie der Menſchen Blick entweichen.

Hier iſt die Krypta, wo in Mauerniſchen
Der frommen Mönche Leiber friedlich ruhn,
Die Namen alle that der Tod verwiſchen,
Ein einfach Kreuz bezeichnet nur die Truhn;
Doch heute prangt's auch hier von blumigen Büſchen,
Der Ampeln wehende Flämmchen ſieht man nun,
Dort an der Thür, zum Dienſte angethan,
Des Prieſters harrend, ſteht der Sacriſtan.

Und während Sechſe hier nun Paar um Paar,
In Andacht knieen an des Gitters Sproſſen,
Das reichlich heut bekränzt rings den Altar
Mit einem Blumenhaag hält eingeſchloſſen,
An jener Stelle, wo die Richtſtatt war,
Auf der Sanct Dionys ſein Blut vergoſſen;
Erklingt ein Glockenton durch's ſtille Haus,
Anzeigend eine Meſſe geh' heraus.

Lefevre iſt's, der dort zum Amte ſchreitet,
Ihm war die Prieſterweihe ſchon verliehn;
Den Kelch er ſeiner Hülle nun entkleidet,
Und durch die Krypta Weihrauchdüfte ziehn;
Das heilige Werk er bis zu Ende leitet,
Dann reicht er Jenen, welche vor ihm knieen,
Nachdem der Sacriſtan das Licht entzündet,
Das Brod, das feſter ſie an Chriſtus bindet.

Von des Myſteriums Allgewalt erfüllt
Vermag ſein Haupt nicht Einer aufzuheben;
Das Herz von ſeliger Andacht überquillt,
Iſt's doch, als ob die Engel niederſchweben!
Als ob ſich ſchon vor ihrem Blick enthüllt
Das neue, Gott allein geweihte Leben;
Und ein Gefühl von höchſtem Gottvertrauen
Erfaßt ſie, als ſie auf den Prieſter ſchauen.

Und vom Triumph Maria's wie verkläret,
In ihrem Schooße ſelbſt, umſchlang Ein Band
Hier ſieben Chriſten, die ſich abgekehret
Von irdiſcher Sinnenluſt und eitelm Tand;
Und vor Maria's Sohne, der ſie höret,
Geloben ſie in ſeines Prieſters Hand:
In Armuth und in Keuſchheit hinzuleben,
Zur Ehre Gottes Alles aufzugeben.

Dann auch geloben ſie: an Chriſti Grab
Die reine Lehre predigend zu verbreiten,
Und mit dem Kreuze und dem Pilgerſtab
Die weiten Steppen Aſiens zu durchſchreiten,
Den Segen, den der Himmel ihnen gab,
Dort auszuſtreun für alle Folgezeiten;
Doch würde Gott nicht die Gewährung ſchenken,
So wollten ſie nach Rom die Schritte lenken.

Eh' ſie ſich trennen, Inigo noch ſpricht:
„Ein Jeder nun zerreiße, was ihn bindet
An dieſe Welt, die Seinen, damit nicht
Die Reue einen Weg zum Herzen findet;
Er theil' ſein irdiſch Gut, wie es die Pflicht
Gebeut und wie es auf dem Recht begründet,
Und ſind wir dieſer Sorgen frei und ledig,
So treffen wir uns wieder in Venedig!" —

XVII.

Das Wiederſehen.

Und ſie zerſtreuten ſich. Nach kurzem Säumen
Sehn Inigo wir auf der Wanderſchaft;
Noch einmal hebet ein verſchwommen Träumen
Erinnerungen aus der langen Haft;
Sie ſchlummerten wie unter ſchattigen Bäumen,
Doch treten ſie hervor mit neuer Kraft,
Als er mit unterdrücktem freudigen Beben
Sieht aus den Felſen ſich Loyola heben.

Das ſind die Mauern, die das Kind umkroch,
Das ſind die Plätze, wo der Knabe ſpielte,
Dort von der Eingangsbrücke hohem Joch
Der Jüngling nach dem Horſt des Geiers zielte;
An jenem friſchen Quell ſtehn Blumen noch,
Wie damals, als ſein Schaum die Stirn ihm kühlte,
Er denkt: „Erinnerungen — ſchöne Leichen!"
Und macht ſtill vor ſich hin des Kreuzes Zeichen.

Der Bruder und die Diener ſehn ihn an
Verwunderungsvoll. Das iſt nicht mehr derſelbe!
Ward aus dem friſchen Jüngling ſolch' ein Mann?
Der Wange Röthe ſpielte ſich in's Gelbe,
Wo ſich der Locken Fülle ſchön entſpann
Dort glänzt wie Elfenbein des Hirns Gewölbe,
Des Auges Stral erſcheint nicht mehr gefährlich,
Und an dem Stabe hinket er beſchwerlich.

Die Hülle täuſcht; was ſie in ſich verbarg,
Das kann der Leute Blick ſich nicht entfalten.
Den Leib nur ſehen ſie, den ſchlechten Sarg,
Kaum von der Sehnen Klammern noch gehalten;
Doch dieſes Lebens kräftiges Seelenmark,
Des allgewaltigen Strebens hohes Walten,
Was es durchdringt und was es will umfaſſen,
Kann durch die That ſich nur empfinden laſſen. —

Nicht weilt er lang im Schloß; trotz Aller Bitten
Verläßt er es und eilt Aspeizia zu,
Dort im Spitale, in der Armen Mitten,
Gönnt er vom Wandern ſich die erſte Ruh';
Dann geht er durch die Stadt; in alle Hütten
Tritt er als fremder Gaſt, doch gleich im Nu
Iſt Alles ihm befreundet und gewogen
Und wäre überall mit ihm gezogen.

So mächtig wirkend iſt ſein Wort, daß Alle
Ihn hören wollen, ſich zu überzeugen;
Zu klein zeigt ſich der Saal, die Kirche, Halle,
Er muß auf's freie Feld dem Volk ſich zeigen,
Und Tauſende, bei ſeiner Stimme Schalle,
Sind feſtgebannt in ehrfurchtsvollem Schweigen,
Sie ſind zur Buß bereit durch ſeine Lehren,
Und wundergleich ſieht man ſie ſich bekehren.

Doch er ſtrebt weiter; ſelbſt die Geiſtlichkeit
Zwingt er mit Ernſt zu einem ſtrengern Leben;
Er ſchildert den Verderb der Zeitlichkeit,
Die Qualen derer, die ſich ihr ergeben,
Drauf läßt die Blicke er zur Ewigkeit
Der tiefergriffnen Hörer ſich erheben,
Und als er ſie befreit von Erdennöthen,
Führt er die Ordnung ein in den Gebeten.

Auch zu den Kindern wendet er ſich milde
Von dieſen Höhen ſeiner Wirkſamkeit;
Die Lehre zeigt er hier in manchem Bilde,
Den tiefen Sinn im anmuthsvollen Kleid.
So zähmte er das Ungeſtüme, Wilde,
Und zog es zu der ſtillen Frömmigkeit,
Zum Heiligen den Geiſt der Jugend lenkend,
Der eignen Jugend ſtill dabei gedenkend.

Und ihrer denkend, wird ſein Blick getrübt,
Nicht um der längſt vergeſſenen heitern Stunden;
Nicht um Das klagend, was er einſt geliebt,
Nicht um vermeintes Glück, das hingeſchwunden.
Nein, eine ſchnöde That, die er verübt,
Reißt im Gewiſſen auf die alten Wunden,
Wohl weitab liegt die Zeit, die ſie ihm ſchlug;
Es war die ſchwerſte Bürde, die er trug. —

Als eines Tags die Menge ihn umſtand,
Begann er ſchüchtern, nicht wie ſonſt in kühnen
Gewaltigen Worten: „Was in dieſes Land
Mich führte war die ſchwerſte Schuld zu ſühnen
Und mich zu löſen aus der Sünde Band.“ —
Man ſchaut auf ihn, mit Zweifel in den Mienen:
„Kann er ſich ſolchen Fehltritts unterwinden
Und dabei doch die Wahrheit uns verkünden?“

Doch er fährt fort: „Ein Knabe wollte naſchen,
Da ſah er einen Obſtbaum glühend prangen,
Er kletterte hinan, den Zweig zu haſchen,
An dem die reifſten Früchte zahlreich hangen,
Flugs füllt er wie ein Dieb damit die Taſchen
Und ſtillte dann ſein ſündhaftes Verlangen.
Kein Lauſcher ſah’s, es macht ihm wenig Sorgen;
Nur Einer hat’s geſehn, dem nichts verborgen.

„Deß wurde ein Unſchuldiger angeklagt,
Der ſtatt des kleinen Diebs die Straf' empfing.
Ich ſeh's euch an, wie ihr neugierig fragt:
‚Wer war der Knabe, der ſich's unterfing?'
Er iſt's, der ſelbſt ſich anzuklagen wagt" —
— Und Aller Aug' an ſeinem Munde hing —
„Die Schaam, die er jetzt hier vor euch empfindet,
Ihn nicht von ſeiner ſchweren Schuld entbindet."

Drauf führt er einen Alten reuevoll
An ſeiner Hand hin in des Kreiſes Mitten:
„Hier iſt der Ehrenmann! vergolten ſoll
Es ihm nun werden, was er einſt gelitten;
Daß er empfange meiner Buße Zoll,
Will ich ihn hier vor euch in Liebe bitten;
Dann daß er Glauben ſchenke meiner Reue,
Und mir in ſeinem Herzen mild verzeihe.

„Zwei Meierhöfe, die ich mein hier nenne,
Sie mögen ihn entſchädigen; doch die Schuld,
Die fälſchlich ihn befleckte — ich bekenne,
Die kann mir nur vergeben ſeine Huld,
Daß ſie nicht länger mir im Herzen brenne.
Ich harre ſeines Ausſpruchs in Geduld.
Mögt ihr der ſpäten Buß' Entſchuldigung ſchenken,
So wollet meiner Schickſale gedenken!"

Gerührt zu Thränen ſtürzt auf ihn die Menge,
Der alte Landmann will die Hand ihm küſſen;
Doch er entziehet ſchnell ſich dem Gedränge,
Befreit von ſchwerer Laſt iſt ſein Gewiſſen.
Bald löſt die weiche Stimmung ab die Strenge,
Und unaufhaltſam wieder fortgeriſſen
Von dieſem Boden der erlauchten Ahnen,
Verfolgt er die von Gott gezogenen Bahnen.

XVIII.

Zehn Gefährten.

Zu denen, die um Inigo ſich reihten,
Geſellten ſich hinzu noch andere drei:
Le Jay, Codure, Brouet, die Kampfbereiten,
Gelehrt vor Allem und geſund und frei.
Verſchiedene Wege führen nun aus weiten
Entfernungen die neun in Lieb und Treu
Verbundenen zu der Lagunen Wellen,
Dem Willen ihres Führers ſich zu ſtellen.

Doch Inigo empfängt dort trüb und kalt
Die guten, thatendurſtigen Gefährten;
Es ſtellt ſich unerbittlich die Gewalt
Entgegen Dem, was ſie ſo heiß begehrten.
Drei ſtarke Mächte ſind es, die geballt
In einen Bund die freie Schiffahrt ſtörten:
Papſt, Kaiſer und Venedig drohn der frechen
Moslemin grimmen Uebermuth zu brechen.

Da ſtanden die Gefährten an dem Strande
Und blickten nach den Kriegesgaleaſſen,
Bewimpelt und bemannet, um vom Lande
Hinaus zu ſteuern in die Wogengaſſen;
Sie ſahn ſich ausgeſetzt auf dürrem Sande,
Vom Gram der Unmacht hingebeugt, verlaſſen.
Kein friedlich Handelsſchiff die Fahrt will wagen,
So viele ſie auch bittend d'rum befragen.

Endlich ergaben ſie ſich dem Geſchick;
Das heilige Land war ihnen jetzt verſchloſſen,
Da hoben ſie zu Gott empor den Blick,
Zur friſchen That gerüſtet unverdroſſen.
„Was Gott uns ſendet, iſt uns ſtets zum Glück!“
Ruft Inigo, drauf ſetzten die Genoſſen,
Von den Lagunen Abſchied nehmend, heiter
Den Pilgerſtab nach Rom gewendet weiter.

Sie zogen predigend hin durch die Gauen,
Den Welſchen keine lockenden Geſtalten;
Bleich, düſter, ſtreng — von Kindern und von Frauen
Für Boten einer böſen Macht gehalten.
Die fragten oft mit ſchlecht verhehltem Grauen:
„Wer ſind die euch gebietenden Gewalten?
Wer ſandte euch, der Süden oder Norden,
Und welch' ein Inſtitut iſt euer Orden?“

Dann ſagten ſie: „Uns brüderlich vereint
Des Heilands Kreuz zu Gott gefälligen Werken;
Wo Ketzerei und Laſter frech erſcheint,
Da ſtreben wir, den Glaubensmuth zu ſtärken;
In off'nem Kampf erlegen wir den Feind,
Wo wir des Argen Hinterliſt bemerken,
Und weil uns Jeſu Banner Sieg verlieh,
So nennen wir uns: Jeſu Compagnie!"

Sie hofften, Gott werd' ihnen es vergeben,
Was in dem Worte Frevelhaftes lag,
Nicht dachten ſie ſich brüſtend zu erheben,
Wie es den Schein auch für ſich haben mag;
Der Führer denkt mit wonnigem Erbeben
Stets noch der Viſion an jenem Tag,
Da ſich vor ihm die beiden Heere ſchaarten,
Zum Kampfe unter fliegenden Standarten. —

XIX.

La Storta.

Die Nacht des Südens wölbt ſich licht und hehr,
Gleich einem ſterndurchwirkten blauen Zelte,
Hoch über'm Appenin von Meer zu Meer,
Das leis die Wogen an das Ufer ſchnellte;
Die Fluth — des Lebens rüſtiger Verkehr —
Ruht aus, bis daß den Oſt der Goldſaum hellte.
Damit die Ruhenden ſich neu erlaben
An Dem, was Erd' und Himmel Schönes haben.

Der dort ſo ſchweigſam mit den Andern zieht,
Ihn treibt es, eine Heimath ſich zu gründen;
Was in der Tiefe ſeiner Seele glüht,
Soll ſich von dort vor aller Welt verkünden,
Die ſehnlichſten Gedanken ſind bemüht,
Seit lange ſchon dies Endziel aufzufinden,
Schwer war's, die Hinderniſſe zu bezwingen
Und aus den Schachten bis hieher zu dringen.

Zur Seite durch die nächtlich ſtille Friſche
Murmelt ein Strom, die Kühle ladet ein
Zur Ruh' den Müden; doch aus dem Gebüſche
Erglänzt es wie ein rother Edelſtein;
Ein Lämpchen glimmt in jener Mauerniſche,
Dort wird erfriſchender die Ruhe ſein;
Kein Rauſchen ſtöret dort, kein ſchallendes Getriebe,
Es brennet vor dem Abgrund ewiger Liebe.

In die Kapelle tritt der Wandersmann
Und wirft ſich auf den Boden am Altare,
Zerknirſcht, wie's nur ein ſchwerer Büßer kann:
Iſt's, daß der Herr vor jeder Schuld ihn wahre?
Fleht um Vergebung er den Himmel an?
Fleht er, daß weltlich Glück ſich um ihn ſchaare? —
Ein tiefer Athem hebt ſich aus der Lunge,
Und dann entſchweben Worte ſeiner Zunge.

Kein leiſer Hauch regt ſich in der Kapelle,
In ſanften Pulſen ſchlägt ſein frommes Herz:
„Empfange, Herr, das Opfer hier zur Stelle,
Das meine Seele traget himmelwärts,
Dein ſei Gedächtniß, Freiheit, jede Welle
Des unbeſtimmten Willens und das Erz
Des mächtigen Verſtands, des Geiſtes Leuchte,
Die Deine ewige Huld dem Menſchen reichte.

„Was ich beſitze, haſt Du mir gegeben,
Ich gebe demuthsvoll Dir's wieder hin;
Ich unterwerſe Dir mein ganzes Leben,
Verfüge über mich in Deinem Sinn!
Laß Deine Lieb' und Gnade um mich ſchweben,
Dann weiß ich, daß ich reich und glücklich bin.
Nur dieſen Schatz gedenk' ich zu vermehren,
Was ſollt' ich weiter noch von Dir begehren!“ —

Doch ha! — ein Wunder war's, was nun geſchah!
Ein Lichtſtrom ſenkt ſich von der Decke nieder;
Ein Glanz, wie noch kein ſterblich Aug' ihn ſah,
Ein Strahl verſchlang den andern immer wieder,
Und ſtralender als Sonnen ſchwebt es nah',
Es ſind der Engelchöre Lichtgefieder,
Der ewige Vater ſteigt mit ſeinem Sohne
Herab in Majeſtät von ſeinem Throne.

Auf Jeſus, der das Kreuz hält in der Hand,
Zeigt hin der Vater:
„Jhm ſei ſtets verbunden,
Bleib' Jhm auf Erden immerdar verwandt,
Weih' jede Jhm von deinen Lebensſtunden!“ —
Da ſtreckt der Sohn nach ihm die heilige Hand
Im himmliſch reinen Schmucke ihrer Wunden:

„Zieh' hin gen Rom; Ich werde mit dir ſein!“ —
Die Viſion entſchwand. Er war allein.

Ein lauer Hauch, gleich Oſtermorgens Weh'n,
Zieht durch die tauſendjährigen kühlen Mauern;
Der, deſſen Aug' das Wunder hat geſehn,
Sank hin, ergriffen von geheimen Schauern,
Noch weiß er nicht, was mit ihm iſt geſchehn,
Des Eindrucks frohe Schrecken überdauern
Die Nacht; der neuerſtandene Tag erfüllt
Den Raum mit farbigem Licht, das durch die Fenſter quillt.

Glühend vom Glück des Heils ſtürzt jetzt hinaus
Der Wandersmann; die harrenden Gefährten
Umſtehen ihn: „Iſt, was ihn treibet, Graus?“
So fragen ſie ſich: „Welche Schrecken ſtörten
Ihn aus der Freiſtatt dieſes heiligen Bau's?“
Mit Ungeſtüm zu wiſſen ſie begehrten,
Was ihn ergriffen hat; er ſagt es nicht,
Der Mund bleibt ſtumm, doch leuchtet ſein Geſicht.

Noch bebt in ihm die wunderbare Stunde,
Noch wallt, was er geſchaut, in Glorienpracht,

Es hört ſein Ohr aus ſeines Gottes Munde,
Der ſeligſten Verheißung hehre Macht;
In Worte faſſen kann er nicht die Kunde
Der himmliſchen Erſcheinung dieſer Nacht.
Vom Schein beirrt, mit liebendem Erbarmen,
Hält ihn Laynez beſorgt in ſeinen Armen.

Er redet ſanft zu ihm: „Wir bitten, deute
Mit kurzem Wort uns an, was ſo dich beugt,
Welch' einer böſen Macht wardſt du zur Beute?“ —
Das gibt die Kraft ihm wieder; Inigo zeigt
Gen Himmel: „Dort wohnt jene Macht, die heute
Dem Flehen meiner Seele ſich geneigt,
Die ſtets mich hat geſchützt in Sturm und Wetter,
Die heilige ſtarke Macht, mein Hort und Retter!“

Von der Begeiſterung Licht emporgetragen,
Vor dem des Morgens heller Stral erblaßt,
Vermag er nun die Schilderung zu wagen,
Die Bruſt entlädt ſich frohbewegt der Laſt;
Er überhört der Andern müſſig Fragen,
Der Worte Strom ergießt ſich ohne Raſt.
„Mit uns iſt Gott, wir können nicht erliegen,“
So ſchließt er, „ob wir dulden oder ſiegen!“

Lefevre und Laynez, die um ihn ſind,
Zuerſt bewältigt von des Wunders Stärke,

Erfüllet dann, wie Säuſeln hold und lind,
Der heilige Wille im allmächtigen Werke;
Nicht frevelhaft und kühn iſt mehr, was blind
Umhertappt nach dem ſichern Augenmerke,
Was in den Heldenmüthigen wogt und gähret,
Gelangt zum Ziel, das Wort hat es gewähret.

Sie glauben an das Wunder treu und fromm.
Schon ſehen ſie Rom vor ihrem Blick ſich heben;
Dort ſteigt empor Sanct Peters hoher Dom,
Der Vatican in ſeiner Pracht daneben,
Still fließt in ſeinem Bett der Tiberſtrom,
Mit jedem Schritt erſtarkt ihr inneres Leben;
Jetzt, als durch's Thor del popolo ſie ſchreiten,
Da jubeln auf der Seelenharfe Saiten. — —

* * *

Was hier wir ſah'n, begann mit Pagenträumen,
Mit Minneluſt und holden Blumenkränzen,
Mit kriegeriſchen Muthes Ueberſchäumen,
Mit blanker Waffen mörderiſchem Glänzen,
Dann zog's unmerklich uns nach andern Räumen
Hinüber, aus der Sinnenwelt Begränzen
Zu ſtralenden, ekſtatiſchen Viſionen
Und zu der Wunder myſtiſchen Regionen.

Die Bilderreihe ſchließt ſich hier. Das Leben,
Das ſie zu ſchildern unternahm, es eilt
Fortan im Rieſenſchritt, thatenumgeben,
Zu ſchlichten und zu ordnen unverweilt;
Es ſoll ſich immer mehr und mehr erheben,
Ob Schmerzen auch ihm bleiben zugetheilt,
Gereint durch Schmerzen werden ſeine Werke,
Und in der Demuth reifet ſeine Stärke.

Das Bild, das ſich in jene Höhle ſenkte,
Als die Ekſtaſe Inigo umwob,
Der heilige Held, der Gottes Banner ſchwenkte
Und alle Gläubige zu ſich erhob;
Es war ſein Heil, wohin den Schritt er lenkte,
Jetzt ſteht's vor ihm und ſchürt zu Dank und Lob.
Hier Joſaphat, dort Babylon! In's Feld!
Chriſtus bekämpft den Drachen dieſer Welt!

Ja! kämpfen ſollt Ihr! Auf ihr muthigen Streiter!
Und ſpräche auch der ſtolze Feind euch Hohn.
Tragt eure Waffen tönend immer weiter,
Das Chriſtenvolk iſt Eine Nation!
Streitwagen Gottes, hie ſind Gottes Streiter!
Des Herren Schlachtſchwert hie und Gideon!
Den Giftgeſchoſſen trotzend, ſelbſt im Fallen
Wird des Triumphes Glorie ſie umwallen.

Anmerkungen.

Zum Titel.

Der heilige Stifter der Geſellſchaft Jeſu hatte in der Taufe den Namen Eneco erhalten, wie in der Mundart der nordöſtlichen Gebirgsbewohner der ſpaniſche Namen Inigo lautet. Dieſer Heilige lebte als frommer Einſiedler und ward zum Abte des Benedictiner-Kloſters St. Salvator de Onna erwählt, wo er ſich ſo väterlich ſorgſam für Alle erwies, daß ſelbſt Juden und Sarazenen bei ſeinem Tode Thränen vergoſſen haben ſollen. Der heilige Ignatius von Loyola nahm erſt ſpäter aus beſonderer ehrfurchtsvoller Andacht für den heiligen Martyrer, den Biſchof Ignatius von Antiochien, den Namen deſſelben an. Aber bis zehn Jahre vor ſeinem Tode zeichnete er ſeine ſpaniſchen Briefe faſt durchgängig Inigo, und nur die lateiniſchen ſtets Ignatius.

Zum Motto.

Dieſes wird unter dem Titel „Selbſtaufopferung des heiligen Ignatius“ gebetet und iſt jedem Katholiken bekannt. Die Worte ſind den geiſtlichen Uebungen entnommen, aus der Betrachtung „um die Liebe zu erlangen,“ und lauten in der Ueberſetzung: „Nimm Dir, Herr, und empfange von mir meine ganze Freiheit, mein Gedächtniß, meinen Verſtand und meinen ganzen Willen. Alles, was ich habe und beſitze: Du haſt es mir gegeben, Dir, Herr, ſtell' ich es wieder zurück; Alles iſt Dein, ſchalte damit nach all' Deinem Wohlgefallen. Gib mir Deine Liebe und Gnade, das iſt mir genug.“

Spanien und die Spanier.

Die Weſtgothen, nachdem ſie zwiſchen Loire und Garonne ein Reich mit der Hauptſtadt Toulouſe gegründet hatten, das ſich auch über einen Theil von Spanien erſtreckte, brachten das Chriſtenthum in jene Gegenden. Anfangs katholiſch, wurden ſie durch Zwang ihrer Könige, die der Sekte der Arianer angehörten, zu dieſer Irrlehre gezwungen, die zwar im römiſchen Reiche ſchon völlig unterdrückt, ſich bei den germaniſchen Stämmen noch einige Jahrhunderte erhielt und, von den Potentaten beſchützt, mächtiger war, als die Kirche. Da die Irrlehre des Arius aber den Keim ihrer eigenen Vernichtung in ſich trug, ſo verſchwand ſie endlich vollſtändig, nachdem König Reccared, ſeit 587, ſich zur Kirche öffentlich bekannte und der Arianismus auf der Synode zu Toledo 589 verdammt worden war.

Auf S. 5. Conquiſtadoren wurden nicht nur die Eroberer in den ſpaniſchen Colonien genannt, ſondern dieſe Benennung ging auch auf ihre Nachkommen über, die mit Grundbeſitz und Privilegien bedacht wurden. Daß dieſe mit den ſpaniſchen Prieſtern im Bunde die Eingeborenen ausgerottet haben, um ſich im Alleinbeſitz des Landes feſtzuſetzen, iſt eine von den Lügen, wie ſie heute noch von Gegnern der Kirche erfunden werden. Schon Humboldt widerlegte ſie, nachdem er jene Gegenden beſucht hatte und in Mexico über 6 Millionen Bevölkerung fand, unter denen etwa nur eine Million Weißer anzutreffen war. Der Senator Michael Chevalier, eine gewiß anzuerkennende Stimme, ſagt in den Briefen über Nordamerika: „Die Spanier waren keine dummen

Vertilger, ſondern vielmehr thätige Werkzeuge der Geſittung unter dem rothen Stamm; ſie mußten ſich manchmal als ſtrenge Erzieher zeigen, nie jedoch ſpielten ſie die Rolle launiſch wilder Tyrannen; ihre Politik, im Ganzen genommen eine katholiſche, hatte zugleich eine demokratiſche, volksthümliche Tendenz.

An dem Hof der Königin Iſabella.

Iſabella nennt der berühmte, auch bei uns hochgeachtete ſpaniſche Publiciſt Donoſo Cortes, Marquis de Valdegamas, „die größte Königin, die merkwürdigſte Frau Spaniens". Sie war ebenſo ausgezeichnet durch hohe Frömmigkeit wie durch ſtaatsmänniſche Talente. Sie war es, die Columbus in den Stand ſetzte, die neue Welt zu entdecken, das größte Ereigniß, mit welchem das Mittelalter abgeſchloſſen und die neue Zeit eröffnet wurde. Mit ihrem Gemahl, Ferdinand V., König von Aragonien, regierte ſie ihr Erbe, das Königreich Caſtilien, gemeinſchaftlich. Allein Iſabellas großer Geiſt war es, der alle Unternehmungen mit Einſicht, Feſtigkeit und Standhaftigkeit leitete. Nach dem Könige der Weſtgothen, Reccared, der Spanien von dem 180 Jahre beſtehenden Joche der Arianer erlöste und die katholiſche Monarchie und Nation gründete, wurde das Land unter Iſabellas Regierung auch von den Sarazenen gänzlich befreit, die es ſeit acht Jahrhunderten verheert hatten. Sie vertrieb ſie aus ihrem letzten Beſitze, Granada. Immer zu Roß an der Spitze der Truppen, leitete ſie die Schlachten durch ihre weiſen Rathſchläge und begeiſterte das Heer durch ihre Frömmigkeit. Bei der Belagerung von Granada erſcheint ſie wie eine zweite Johanna d'Arc. Die Geſchichte nennt ſie mit dem glorreichen Namen: „Iſabella, die katholiſche".

Franz Ximenes de Cisneros, die merkwürdigſte Erſcheinung im Anfange der neueren Zeit, war ein armer Mönch vom Orden des hl. Franciscus. Er blieb arm ſelbſt dann, als er den reichſten Biſchofsſitz der Chriſtenheit einnahm. Iſabella wußte auch dieſen großen Mann in ſeiner ſtillen Zelle aufzufinden. Nach vieler Mühe gelang es der Königin, ihn für ihren Dienſt zu gewinnen, jedoch ſtellte er die Bedingung, daß er in ſeinem Kloſter bleiben dürfe. Er wurde nun in alle Staatsangelegenheiten eingeweiht; über Alles, was dem Rathe vorgelegt werden ſollte, wurde erſt ſeine Meinung eingeholt. Die Königin ſchlug Ximenes dem Papſte für den erledigten erzbiſchöflichen Sitz von Toledo vor. Nach einem Monat kam das päpſtliche Breve an, das ganz den Abſichten der Königin entſprach. Als Ximenes einſt mit ihr gearbeitet hatte und ſich entfernen wollte, ſagte ſie wie gleichgiltig zu ihm: „Vater, da iſt ein Brief vom Papſt an euch; leſet ihn und ſeht, was er von euch will.“ Er nahm das Breve, berührte es mit ſeiner Stirne und küßte es; als er aber die Aufſchrift las: „An unſern ehrwürdigen Bruder Franz Ximenes von Cisneros, erwählten Erzbiſchof von Toledo“, da erbleichte er; er nannte es einen an ihm verübten Verrath und konnte ſeinen Zorn und ſeine Verwirrung nicht unterdrücken. Die Königin wurde nicht aus der Faſſung gebracht und ſagte: „Wohlan, faſſet Muth, erſchreckt darüber nicht! ihr ſollt euerm Ordensgelübde nicht entſagen. Gott hat es in eure Hand gelegt, mehrere Poſten zugleich vollkommen auszufüllen. Der erſte Miniſter der Krone Spanien wird in euch dem Kardinal-Erzbiſchof von Toledo nicht ſchaden und auch dieſer dem vollkommenen Ordensbruder des hl. Franciscus ebenſowenig.“ Ximenes hörte nicht darauf; er verließ das Zimmer, ohne Abſchied zu nehmen, um, wie er ſagte, über ſein Unglück zu weinen. Erſt nach ſechs Monaten, als der Papſt wiederholt den Befehl erneuerte, mußte er ſich demſelben fügen und die Würde annehmen. Aber ſtets verharrte er in der Armuth. Er war ein großer Staatsmann und gelehrter Theolog; kannte die alte und die neuere Literatur; ein Mann der Verſöhnung und Milde, aber ein Schrecken der Mauren, wenn er ſie im Felde bekämpfte, und ihr Apoſtel, ſobald er ſie durch ſeine Predigten belehrte. Herr der Schickſale des größten Reichs der Erde; ein vielſeitiger Geiſt, der die Welt durch die Unermeßlichkeit ſeiner Unternehmungen und durch die Gewandtheit ſie auszuführen in Staunen ſetzte. An den Läſterern ſeiner Handlungsweiſe und ſelbſt an den Feinden ſeines Lebens hat er ſich nie gerächt. Er ſchaffte Mißbräuche ab, gab den Prieſtern ſeines Sprengels weiſe Vorſchriften, bewirkte eine Reform der Bettelorden, gründete die Univerſität zu Alcala de Henares, beſorgte die Herausgabe des Alten Teſtaments in ſechs Sprachen und die des Neuen Teſtaments in der Urſprache. Während der Minderjährigkeit des Königs Karl ward er Regent. Er brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronſchulden und erwarb die veräußerten Domänen wieder; die Macht der ſpaniſchen Großen demüthigte er und die Kriegsmacht ſtellte er auf einen bedentenden Fuß. Nie verleitete ihn ſein Religionseifer zu Grauſamkeiten; ſo ſteht Ximenes von allen Parteien anerkannt in der Geſchichte da. — Karl V. hat ihn für Alles, was er geleiſtet, mit dem ſchnödeſten Undank gelohnt.

Zu S. 34. „Dann gedenkt er anderer Zeiten,
Die er aus den Schilderungen
Alter Bücher kennt ꝛc.“

Dieſe Schilderungen ſind keineswegs erfunden, ſondern nach alten Werken hier kurz wiedergegeben Was von den Paladinen erwähnt wird, kann als bekannt vorausgeſetzt werden; weniger Das, was den Auszug der Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande betrifft. Unſer vor Kurzem in Paris verſtorbener Landsmann, der gelehrte Dr. Georg Kaſtner, führt in ſeinem „Manuel général de Musique militaire“ an: Daß im Jahr 1248, als Ludwig der Heilige ſich in Aigues-Mortes nach Paläſtina einſchiffte, die Muſiker ſeiner Kapelle den König begleiteten. Als die Clercs und die Trouvères am Bord waren, rief der Hochbootsmann mit lauter Stimme: „Chantez, de par Dieu!“ worauf ſie im Uniſono: Veni creator Spiritus! anſtimmten. Dieſes ſowie das Anzünden eines Feuers auf dem Schiffe bei der Abfahrt berichtet auch Jean de Joinville, Seneſchall des Grafen von Champagne, der als tapferer Ritter an dem Kreuzzuge theilnahm und denſelben mit aller Genauigkeit in ſeiner Histoire de St. Louis beſchrieben hat.

Zu S. 36. „Aufgerichtet iſt ein Thron,
Drauf, geſchmückt von achtzehn Lenzen,
Sitzt ein Frauenbild hold und zart“ ꝛc.

Inigo bezeichnete ſelbſt, in einem Geſpräche mit dem P. Gonzalez de Camara, dieſe jugendliche Neigung mit den Worten: „Dieſe Dame war mehr als Herzogin“. Am Hofe waren zu jener Zeit nur zwei Prinzeſſinnen von königlichem Geblüt: Germaine de Foix, die Nichte Ludwigs XII., und die junge Katharina von Aragonien, Tochter der Königin Johanna.

Najera.

Zu S. 43. „Um Najeras Mauern tobte
Wildentbrannt der blutige Kampf“ ꝛc.

Als 711 in der ſiebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera die Araber den gothiſchen

Heerbann theils vernichtet, theils zerſtreut hatten, hielt ſich ein Kern Gothen nur noch allein im nordweſtlichen Gebirge, das ſich nach den Pyrenäen hin erſtreckte, in Guipuzcoa, Alava und Biscaya. Dies ſind die Basken. In der Höhle U. L. F. von Cavadonga hielten ſie eine Volksverſammlung und erwählten den tapfern, aus Königsblut entſproſſenen Pelayo als Haupt. Von hier ging die Neubildung der ſpaniſchen Nation aus. Das chriſtliche Königreich Leon entſtand, daneben das Königreich Navarra. Die Basken, deren Leib zu Arbeit und Hunger, deren Gemüth zu ſterben bereit, zu Land und zu Waſſer robuſt — daher das ſpaniſche Sprichwort: „flink wie ein Baske“ — waren ſtolz auf ihre rein iberiſche Abkunft und hielten ſeit tauſend Jahren ihren Bundestag bei der Eiche von Guernica in Biscaya. Die Städte beſaßen große Freiheiten (fueros) und das Anſehen der Krone war ſo weit heruntergekommen, daß bewaffneter Widerſtand als geſetzlich angeſehen wurde. Wir dürfen wohl nicht erſt an die neueren Zuſtände erinnern.

Zu S. 58. „Suchen wir den Ausdruck zu entziffern
In dem Liede, wie wir's ſelbſt empfinden.“

Es wird erzählt, daß der jugendliche Held nach der Schlacht von Najera Verſe an ſeine Dame richtete; es ſoll jedoch hier beſonders erwähnt werden, daß das Lied, welches ihm hier zugeſchrieben wird, einem alten Troubadour frei nachgebildet wurde und die Schlußzeilen jeder Strophe demſelben angehören. Die Zeit, die der Jugend Inigos voranging, war reich an Lyrikern, deren Liebeslieder an den Höfen circulirten.

Zu S. 62. „Den der Vertrag von Noyon ihr verheißen.“

Franz I., König von Frankreich, befehdete Spanien um den Beſitz von Burgund, Lothringen und Italien, die Karl V., ein Enkel Max I., beſaß, dem dieſe Länder als Erbe von ſeinem Vater zugefallen waren. In vier Kriegen wurde Franz beſiegt, hielt aber keinen der Verträge, die Karl mit ihm geſchloſſen hatte.

Im Thurm von Loyola.

Zu S. 78. „Leander naht“ ꝛc.

Die Heiligen Leander, Fulgentius und Iſidorus waren Brüder, die ſich durch Frömmigkeit und hohe Gelehrſamkeit auszeichneten. Leander hatte von dem arianiſchen König der Weſtgothen, Leovigild, viel Böſes zu ertragen. Als dieſer aber auf dem Sterbebette lag, fühlte er Reue über das, was er dem hl. Biſchof zugefügt und übergab ihm ſeinen Sohn und Thronerben Reccared zur Erziehung im katholiſchen Glauben, der ihn, auf den Thron gelangt, in ſeinem Reiche als herrſchend begründete und die falſche Lehre des Arius verbannte.

Zu S. 79. „Pedro Gonzalez, den des Spottes Geifer
Unedlen Volks hin zu dem Siege führt“ ꝛc.

Der Heilige Gonzalez wurde 1190 zu Aſtorga im Königreiche Leon von vornehmen Eltern geboren. Er ſtudirte mit großem Erfolg, war aber vom Weltgeiſt erfüllt und von Eigenliebe getrieben. Er wählte den geiſtlichen Stand, weil er durch die Verbindungen ſeiner Familie eine hohe Beförderung in demſelben zu erreichen hoffte. Sein Oheim war Biſchof von Aſtorga und gab ihm, nachdem er ſeine Kenntniſſe geprüft, ein Canonicat und übertrug ihm die Würde eines Domdekans. Gonzalez wollte ſeine Beſitznahme mit größtem

Glanze bezeichnen und hielt den Einzug in die Stadt auf einem prächtig geſchmückten Roſſe. Allein dieſes bäumte ſich und warf ſeinen Reiter ab. Der Unfall wurde von der Menge mit Lachen und Geſchrei aufgenommen. Dieſe Demüthigung hatte die gute Wirkung, daß der junge Dekan in ſich ging, alle Eitelkeit aus ſeinem Herzen verbannte und es den Eindrücken der Gnade öffnete. Er bekämpfte den Stolz durch fortgeſetzte Abtödtungen, und die Siege über ſich ſelbſt machten aus ihm ein Muſter von Reue und Demuth. Er trat in den Orden des hl. Dominikus und widmete ſich gänzlich dem Unterrichte. Laſterhafte Wüſtlinge zerfloſſen bei ſeinen eindringlichen Ermahnungen in Thränen und bekannten reumüthig ihre Ausſchweifungen. So ward er das Werkzeug unzähliger Bekehrungen. König Ferdinand III. bewog Gonzalez, mit ihm in den Krieg gegen die Mauren zu ziehen, um die Sitten der Hofleute und Truppen zu überwachen und zu beſſern. Auch hier bewies ſich ſeine ihm von Gott verliehene Kraft. Bei der Einnahme von Cordova (1226) mäßigte er die Wuth der Sieger, beſchützte die Unſchuld und erhielt vielen Tauſenden der Einwohner das Leben. Nachdem der Krieg zu Ende, zog er ſich in die Einſamkeit zurück, drang in das

Gebirge, in die entlegenſten Wohnſitze, um die Unwiſſenheit und Rohheit der Bewohner zu vertreiben.

Montſerrat.

Der Montſerrat iſt eine 4000′ hohe Felswand mit wunderlichen Zacken, Hörnern, Nadeln und Kegeln, von ſchaudererregender Steilheit. Die Blöcke drohen jeden Augenblick in den unten tobend ſchäumenden Llobregat herabzuſtürzen. Die Wand iſt gleichſam terraſſirt in 6 bis 7 Abſtufungen. Unten gedeiht noch der Weinſtock, die Fluren zeigen Bäume, Blumen, Kräuter. Quellen ſind nicht da, nur der Thau befruchtet Alles. In der Mitte der Höhe liegt in einer Vertiefung, groß und weit, von weißen Mauern umgeben, das Kloſter des hl. Benedict. Die Auffindung des hl. Wunderbildes im J. 880 in einer Höhle des Berges wird in dem Gedichte treu nach der Legende beſchrieben. Dreizehn Einſiedler wohnten hier auf den einzelnen Spitzen der Felſen, die durch ſteile Wege verbunden waren. Die unterſt gelegene Siedelei heißt die des hl. Benedict, ihr Bewohner führt die Aufſicht über die Andern.

Die Siedeleien beſtehen aus einer Mauer, die ſich an die eingebogene Wand des Felſens ſtützt. Die Art und Lebensweiſe ſchildert das Gedicht. Dieſe friedlichen Freiſtätten wurden aufgehoben, geplündert, zerſtört. Aber durch den andächtigen Eifer des ſpaniſchen Volkes neue Siedeleien wieder nothdürftig hergeſtellt, in welche Eremiten einzogen, deren Schickſal, wenn ſie dort noch vorhanden ſind, in der Zeit, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, nicht ſchwer vorauszuſehen iſt.

Zu S. 119. „Jean Chanones heißt der Bruder, Frankreich iſt ſein Vaterland" ꝛc.

Jean Chanones (die Spanier ſchreiben „Xanones", wie die Franzoſen ſtatt „Don Quixote" Don Quichotte) war Weihbiſchof des Biſchofs von Mirepoix im Languedoc. Nach einer Pilgerfahrt zu U. L. F. auf dem Montſerrat beſchloß er, die geheiligte Stätte nicht mehr zu verlaſſen. Er ſandte ſeine Demiſſion ein, unterwarf ſich der Regel des hl. Benedict, zeichnete ſich durch ſeine hervorragende Frömmigkeit und große Tugenden aus und ſtarb 88 Jahre alt, gleich einem Heiligen verehrt, nachdem er 58 Jahre im Kloſter gewirkt hatte.

Zu S. 126. „Sind Oliven und Radieschen,
Feine Zwiebel und Salat,
Dir nicht gut genug, Herr Pilger“ ꝛc.

Ein ſpaniſches Sprüchwort: „Oliven, Salat und Radieschen ſind Speiſen eines Ritters.“ Daß die aus Spanien direct bezogenen Zwiebeln feiner und ſüßer ſind als unſere, weiß man in Seeſtädten.

Zu S. 171. „Kein Leben regt ſich; läge auf dem Platze
Das Gold in Haufen ausgeſtreut, es ließe
Den Aermſten ſelbſt nicht lüſten nach dem Schatze“ ꝛc.

Spanier und Süditaliener ſind durch keinerlei Verſprechungen zu bewegen, in der Mittagshitze irgend eine Commiſſion zu übernehmen. Sie fürchten den Sonnenſtich und bleiben unbeweglich im Schatten liegen. Dies hat namentlich zu dem banalen Urtheil über die Faulheit der Südvölker geführt. Man muß aber in Barcelona, in Neapel und ſonſt geſehen haben, wie die Hafenarbeiter ſchon um drei Uhr Morgens bis zum Eintritt der Hitze, ganz entkleidet und nur mit einem Schamtuch umwunden, ſchwere Laſten durch's Waſſer hindurch in die vor Anker liegenden Schiffe tragen, um anderer Meinung zu werden.

„Zu S. 226. „Was er verſäumt hat, will er jetzt erlernen" ꝛc.

Der Heilige war drei und dreißig Jahre alt, als er ſich entſchloß, Latein zu erlernen, um dadurch das Mittel zu erlangen, in das Wiſſen der Gelehrten einzudringen. Er mußte hier mit den Anfangsgründen beginnen und nahm in Barcelona unter den Schulknaben ſeinen Platz. Nach zwei Jahren war er ſchon im Stande, die von dem Kardinal Ximenes neugegründete Univerſität Alcala zu beſuchen; von hier begab er ſich nach der Hochſchule von Salamanca und endlich im ſieben und dreißigſten Jahre nach Paris, das damals die berühmteſte Hochſchule beſaß. Die Scholaſtik beherrſchte alle ernſten Geiſter. Die Politiker und Diplomaten ſchöpften ihre Weisheit innerhalb der Gränzen deſſen, was die gelahrten Doctoren in ihren ſtreng religiöſen Discuſſionen feſtſtellten. Aus allen Theilen Europa's ſtrömten Wißbegierige herbei, um Budäus, Lascaris, Ramus und die andern berühmten Männer zu hören.

Ueberall herrſchte ſchon die Bewegung, die Uneinigkeit, die Sucht nach Neuerung, durch Luthers Auftreten angefacht. Die Pariſer Univerſität hatte bisher noch feſten Stand gehalten. Der Heilige trieb Philologie im Collège de Montaigu, dann ging er in das Collège de Ste. Barbe und machte hierauf ſeinen theologiſchen Kurs bei den Dominikanern.

Zu S. 229. „Gefährten ſucht er, bald ſind ſie gefunden“ ꝛc.

Pierre Lefèvre, ein kenntnißreicher, talentvoller und frommer Mitſchüler des Heiligen, ſtand ihm bei ſeinen Studien zur Seite.

Franz Xavier, obgleich noch jung, lehrte ſelbſt Philoſophie und war von Ruhmſucht beherrſcht. Der Heilige übte einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn, daß er ihn für einen unvergänglichen Ruhm entflammte.

Zu dieſen beiden geſellten ſich der ſcharfſinnige, gelehrte Laynez aus Almazan, der gewandte Alphons Salmeron aus Toledo. Dieſe Beiden, von dem Rufe des Heiligen angezogen, eilten herbei, um ſich ihm anzuſchließen. Zugleich vertrauten ſich ſeiner Führung an: Nicolaus Alphons, der nach ſeinem Geburtsorte ſich Bobadilla nannte, ein ausgezeichneter Arzt, und Simon Rodriguez, ein ſchöner Jüngling, voll Tiefe des Gemüths und eine Perle als Aſketiker.

Alle ſechs Spanier, mit Ausnahme Leſèvre. Franz Xavier und Leſèvre waren 22, Salmeron 18 Jahre alt.

Die drei, die ſich ſpäter dieſen beigeſellten, waren Franzoſen: Claude le Jay gehörte der Genfer Diözeſe an, Jean Codure war aus Embrun und Pasquier Brouet aus Bethancourt in der Picardie.

La Storta.

Die Verbindung der Zehn war geſchloſſen, die Geſellſchaft Jeſu thatſächlich vorhanden. Es fehlte zu ihrer Begründung die Feſtſtellung der Geſetze, die eigentliche Verfaſſung, und dieſe mußte vom Papſte ihre Beſtätigung erhalten.

Die zehn Genoſſen hatten ſich zerſtreut, ſieben von ihnen beſuchten die berühmteſten Univerſitäten, um Anhänger zu ſuchen. Der Heilige, Leſèvre und Laynez gingen nach Rom.

La Storta liegt etwa zwei Stunden nördlich von Rom. Unweit davon iſt das Schlachtfeld, wo der römiſche Kaiſer Maxentius geſchlagen wurde und in der Tiber ertrank. Hier offenbarte ſich dem Heiligen die wunderbare Erſcheinung, als er allein, in der kleinen Kirche am Wege, zu Gott flehete. Es war im Monat October des Jahres 1538. „El padre eterno me puso con su hijo“, ſo äußerte er ſich ſelbſt über dieſes Ereigniß.

Zu jener Zeit war Roms Macht den Stürmen der Empörung ebenſo ausgeſetzt, wie jetzt dreihundert und dreißig Jahre ſpäter. Die Kirche hatte, im Vertrauen auf das Wort ihres göttlichen Hirten, den Dingen, die ſich überall gefahrdrohend vorbereiteten, ruhig zugeſchaut. Rom umgab ſich mit weltlichem Glanze, wie ihn die wieder aufgefundenen heidniſchen Künſte und Wiſſenſchaften, deren Belebung es ſich angelegen ſein ließ, ihm geſtatteten. Rom ſchien die Welt auch durch ſeinen Kunſtluxus beherrſchen zu wollen, wie er ſich in der Zeit der Wiedergeburt — Renaissance — kund gab. Die Maſſen vermochten nicht genaue Rechenſchaft ſich zu geben über den neuen Aufſchwung, der das Heidenthum in ſeiner verlockendſten Geſtalt auferweckte. Der Naturalismus in den Künſten verletzte die chriſtliche Keuſchheit; die Götter des Olymps, die vor den früheſten Apoſteln in Nacht verſunken waren, erſtanden wieder und wurden enthuſiaſtiſch begrüßt und bewundert. Die Glorification der alten heidniſchen Kunſt überwucherte die andachtsvolle Sitte der Religion des Kreuzes; die frommen Uebungen, ſelbſt die Dogmen wurden durch dieſe Wiederbelebung des ſogenannten „guten Geſchmacks" in den Künſten ernſtlich bedroht. Man war ſchon nicht mehr weit von dem ſchlimmen Wege, einer ſinnlichen, entnervenden, materialiſtiſchen Theogonie zu verfallen.

Auf dem heiligen Stuhle ſaß Leo X., der Medicäer, der ein heißer Verehrer der Künſte und Wiſſenſchaften war, und jene von den Päpſten Nicolaus V. und Julius II. weiſe gezogenen Gränz-Linien überſchritt. Obgleich der Papſt, der ſtets in ſeinem Leben und Glauben in ſtrenger Würde ſich behauptete, über jeden Vorwurf erhaben war, ſo ſuchte man den Vorwand zum Tadel in ſeiner überwiegenden Theilnahme für die neuen Richtungen und die dadurch herbeigeführte Verſchwendung. Man ſprach in der Welt von Mißbrauch; Rom ſtand unter dieſer Anklage. Ehrgeiz, Selbſtſucht, Habgier ſchürten. Die Lage mußte zu ernſtem Nachdenken führen, aus dieſem erwuchſen Zweifel und vom Zweifel iſt's nur ein Schritt zum Schisma oder zum Unglauben. Dieſer Schritt war gewagt worden; einige deutſche Staaten, die Schweiz, England ſagten ſich von der Kirche los; in Piemont, in den Alpenthälern, an den Ufern des Rheins und in Frankreich keimten ähnliche Gelüſte.

Die Fürſten ſahen es alsbald ein, daß ſie durch die Trennung von dem einen und allgemeinen Mittelpunkt ſich der geiſtlichen Güter mit Gewalt bemächtigen könnten, deren der Clerus ſchon durch die Thatſache der Trennung verluſtig wurde.

Dieſe Kriſe war bis dahin die gefährlichſte, welche die Kirche zu beſtehen hatte. Die erhobenen Anklagen vervielfältigten ſich, verbreiteten ſich mit raſender Schnelligkeit und wurden in die Maſſen geſchleudert unter der Parole „Unabhängigkeit und Freiheit“. Das Dogma und die Moral wurden Gegenſtand der Discuſſion. Die Vertheidiger des Katholicismus wurden überſchrieen unter einem Sturm von Beſchimpfungen und wirklichen Gottesläſterungen.

Papſt Paul III., aus dem Hauſe Farneſe, war ſchon lange bemüht geweſen, den Wirkungen des Uebels kräftig entgegen zu treten. Er ernannte die weiſeſten Kardinäle und Prälaten, um die Mittel aufzufinden, die vielen und tiefen Wunden heilen zu können. Nur wenige geiſtliche Orden wären im Stande geweſen, dabei mitzuhelfen.

Das war der Zeitpunkt, als der hl. Ignatius von Loyola, Lefèvre und Laynez in demüthigſter Ehrfurcht mit ihrem Anliegen ſich dem Papſte zu Füßen warfen. Dieſe Männer, die für ſich und ihre Geſellſchaft ihre feſte Entſchloſſenheit kund gaben, in die allgemeine Strömung ein Gegengewicht zu ſenken, mußten von einer höheren Kraft beſeelt und durchdrungen ſein. Was man von ihnen wußte, bekräftigte eine ſolche Vorausſetzung.

Der Papſt empfing ſie mit hoher Freude. Laynez wurde als Lehrer der Scholaſtik, Lefèvre als Lehrer der hl. Schrift an dem Collegium della Sapienza angeſtellt; Ignatius erhielt den Auftrag, mit apoſtoliſcher Vollmacht, den ſittlichen Zuſtand der Römer zu beſſern, die durch ein lange Zeit ungeſtörtes, andauerndes Glück und durch einen zu weit getriebenen und zur Leidenſchaft gewordenen Geniencultus verweichlicht und entartet geworden waren.

Der Segen des Himmels begleitete ihre Arbeit. Hierauf verſammelte Ignatius ſeine Genoſſen, entwarf die Grundzüge der Geſellſchaft, die er zu ſtiften beabſichtigte und die, nachdem ſie von Allen angenommen waren, dem Papſte überreicht wurden. Nachdem der Papſt ſie geleſen und aufmerkſam meditirt hatte, rief er aus: „Hier iſt Gottes Finger!“

Den 27. September 1540 wurde die „Geſellſchaft Jeſu“ durch die Bulle „Regimini militantis Ecclesiae“ von Paul III. proclamirt.

Im Verlage der **Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung** in **Schaffhauſen** ſind erſchienen:

Anna. Von August Lewald. Mit reichem Prachttitel, eleg. geh. . . fl. 4. 12. Rthlr. 2. 15. Fr. 9
Eleg. in Callico gebdn. fl. 4. 40. Rthlr. 2. 24. Fr. 10.

Dieſe neue Gabe des beliebten Verfaſſers wird namentlich in Frauenkreiſen freundliche Aufnahme finden. Ueberhaupt wird man jede Anna mit keinem Geſchenke angenehmer erfreuen können, als mit dieſer ſinnigen, auch äußerlich reizend ausgeſtatteten Erzählung.

Moderne Familiengeſchichten. Von August Lewald. 3 Bände. fl. 5. 48. Rthlr. 3. 12. Fr. 12.

„Zu dem Allerbeſten, was wir haben, gehören August Lewald's „moderne Familiengeſchichten“. August Lewald, der Begründer und langjährige Redakteur der „Europa“, ſchreibt bekanntlich einen höchſt eleganten und flüſſigen Stil; er gehörte früher zu den faſhionabelſten Schriftſtellern und das Erſcheinen eines ſeiner belletriſtiſchen Werke wurde vor ſeiner Converſion ſtets als ein Ereigniß gefeiert. Seit ſeiner Converſion — denn Lewald iſt Convertit — iſt es freilich auf proteſtantiſcher Seite ſtille über ihn geworden; aber die ſchönen Erzeugniſſe ſeiner Feder ſeit dieſem Wendepunkt in ſeinem Leben („aus dem katholiſchen Leben der Gegenwart“, „Clarinette“, „der Inſurgent“), insbeſondere ſeine ſoeben erſchienenen „modernen Familiengeſchichten“ beweiſen, daß die Kraft und Gewandtheit ſeines erfindungsreichen Geiſtes auch im hohen Alter nicht abgenommen haben. Dieſes letzte Werk iſt eine wahre Perle der Dichtung und wird nach hundert Jahren noch nicht im Preiſe geſunken ſein. Hier werden wir auf jene Höhe gehoben, wo Moral und Schönheit, Tugend und Poeſie harmoniſch in einander klingen; die Kunſt der Anlage und Entwickelung, Schilderung und Sprache iſt von einer Vollendung, welche den Gedanken nicht aufkommen läßt, daß irgend etwas anders ſein könnte, ohne ſchlechter zu werden. Wie fein ſind die Hauptperſonen des Stückes gezeichnet, und mit welcher Conſequenz durchgeführt; wie hauchen uns alle Scenen mit dem Dufte der unmittelbarſten Wahrheit an! Die vielen Landſchafts- und Sitten-Schilderungen zeigen, daß Lewald auf ſeinen Reiſen viel und mit Geiſt geſehen und erlebt, daß er ſich eine Fülle der mannigfaltigſten Kenntniſſe und Erfahrungen geſammelt, und ſeine Bilder dem wahrhaftigſten Leben abgelauſcht hat. Möge das ſchöne Buch, in welchem ein echt katholiſcher Geiſt weht, recht große Verbreitung finden: beſonders wer um die Wahl eines ſchönen Weihnachtsgeſchenkes verlegen iſt, dem kann ich nichts beſſeres empfehlen, als dieſe „modernen Familiengeſchichten". (Augsburger Poſtzeitung.)

Von demſelben Verfaſſer erſchien früher bei uns:

Clarinette. Roman. 3 Bde. fl. 5. 36. Rthlr. 3. $7^{1}/_{2}$.
Fr. 12.

Der Inſurgent. Roman. 2 Bde. fl. 5. 48. Rthlr. 3. 12.
Fr. 12.

Aus dem kathol. Leben der Gegenwart. kr. 48. Ngr. 15.
Fr. 1. 75.

Letzte Fahrten.

Zwölf Reiſebriefe

aus dem Jahre 1870

von

Auguſt Lewald.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mainz,
Druck von Franz Sauſen.

Inhalt.

Seite

Erſter Brief.

München. April 1870.

Die Depoſſedirten. Ein Abend in der Bierhalle. Meine Jungfernrede vor neun Monaten 1

Zweiter Brief.

Von München bis Wien.

Der Plainberg. Modernes Geſindel. Zichl und das Concordat. Rhein und Donau 21

Dritter Brief.

Wien.

Das junge Deutſchland. Mazzini. Graf Henri de Rochefort. Der politiſche Materialismus. Oeſterreichs Lage. Graf Montezuma und das Reich der Kaziken 47

Vierter Brief.

Von Gloggnitz bis Mürzzuſchlag.

Das patriarchaliſche Regiment. Sedlnizki. Die Studenten-Emeute. Koſſuth. Das Frühſtück auf dem Bela. Ein Gebirgsſchütz. Verſorgungsanſtalten für arme Mädchen 92

Fünfter Brief.

Graz.

Alexander Bach. Eine Schillerfeier. Neue Aera in Oeſterreich 137

Seite

Sechſter Brief.

Unterwegs.

Schloß N. . . . Ein Dorfſchulmeiſter. Eine chriſtliche Idylle 173

Siebenter Brief.

I. Schloß N. . . . Die Verwandten. Suez. Bierkneipen am Nil. Peſchel: die Europäiſirung Aſiens. —
II. Zwei Dromedare. Ich und Napoleon I. Auguſte Barbier. Le prestige. Napoleon (Jerome) . . . 214

Achter Brief.

Schloß N. . . . Hermann Cohen. Bernhard Bauer. Das heil. röm. Reich. Die großen Päpſte. Dante. Macchiavell. Mein Kaiſer 282

Neunter Brief.

Schloß N. . . . Ein Feſtſpiel vor 50 Jahren. Rohitſch. Kroatien. Sophienſchloß 327

Zehnter Brief.

München.

Graf Bismarck. Die Schullehrer in Wien. Der Hochwürdigſte Biſchof Räß. Das Elſaß deutſch . . . 354

Elfter Brief.

Vor Karlsruhe.

Le Siecle de Louis XIV. Das Leben der Marquiſe von Maintenon. Abfertigung und Mahnung 410

Zwölfter Brief.

Die neue Aera für die Menſchheit beginnt 507

Erſter Brief.

München, April 1870. **Die Depoſſedirten. Ein Abend in der Bierhalle und meine Jungfernrede vor neun Monaten.**

Wie ſchön war geſtern der Abend am See, wie ſüßduftend der Laubgang vor deinem Hauſe! und welchen heißen Staub habe ich dafür eingetauſcht. Eine Spanne Zeit von wenigen Stunden und welche örtliche Entfernung dehnt ſich ſchon zwiſchen uns!

In Deiner heimathlichen Stille, waren uns die leiſeſten Stimmen der Schöpfung vernehmbar. Sie lehrten uns, daß Eines nur für das Andere da ſei, um ſich gegenſeitig zu ergänzen. Es war Alles ſo leicht verſtändlich.

Hier im Geräuſche der Welt wird es ſchwer ſich zu faſſen. Lächle nicht! Nur kurze Zeit bedurfte es, und ich fühlte mich unheilbar verſtimmt.

Ich denke hier natürlich nicht an die moderne Geiſtreichheit, die jedem unbefangenen Gemüthe unleidlich werden muß, ebenſowenig an die ſchrankenloſe, frech zur Schau getragene Unwiſſenheit, das ſpöttiſche Kichern der Albernheit, die plumpen Ausbrüche der Läſterung und die Alles überzuckernde heilloſe Heuchelei, welche zuſammen den Inhalt der verſchiedenen Abſtufungen der Unterhaltung in den Salons bilden. Dies Alles iſt wie ein verſteinerter Gemeinplatz. Man kann ihm ausweichen, man macht einen Umweg ohne ſich daran zu ſtoßen.

Aber auch außer dieſem, nach den heutigen Bedürfniſſen der Geſellſchaft modificirten Cellularſyſtem; in der freiern Bewegung großer Städte, auf dem lauten Markte des Lebens, läßt ſich mein Vertrauen nicht erwecken.

Wie ſoll ich's anfangen, dies Ziel zu erreichen?

Helden, deren Herz eine ſublime Begeiſterung erfüllt, eine Glaubensfülle, um Berge zu verſetzen, Werke des Heils, die wie durch ein Wunder entſtehen und wachſen; das findet ſich nirgend mehr vor, um das chriſtliche Gemüth aus ſeiner Stille zu erheben, damit das Vorgefühl in ihm erſtarke, daß dem jetzigen Verfall ein ſiegreiches Glück folgen werde. —

Erſt zwölf Stunden bin ich hier und was habe ich ſchon ſehen, hören und leſen müſſen! Das Leſen hätte ich freilich laſſen können, es trieb mich aber an, den Courszettel der literariſchen Tages-Börſe einzuſehen; es geſchah nicht aus bloßer Neugierde, ſondern um mich zu orientiren, mich au courant zu ſetzen.

Und da ſchauerte ich wirklich zuſammen.

So ſieht's aus? und ich ſchicke mich an, gleich dem jungen Scythen Anacharſis, auf eine ähnliche Entdeckungsreiſe auszugehen! Und wenn ich auch nicht, gleich meinem Vorgänger, den Bacchusdienſt einzuführen gedenke, da das Eulen nach Athen führen hieße; ſo könnte vielleicht doch — je nachdem ſich die Zeiten geſtalten — mich ſein tragiſches Schickſal ereilen.

„Es weiß Niemand ſein Ende vorauszuſehen," ſagte der greiſe Cazotte, wenige Tage bevor er guillotinirt wurde.

Ich will dennoch das Wagſtück unternehmen. Zaghaftigkeit iſt mein Fehler nie geweſen.

Ich faßte zugleich den Entſchluß, den Inhalt meiner Reiſe dir zuvor mitzutheilen, in vollgiltiger Friſche des empfangenen Eindrucks, im Zuſammenhange mit frühern Gedanken, Erinnerungen, Erfahrungen, die ſich in das Ganze, ſehr natürlich, verweben laſſen, und es dann, wohl redigirt, dem Druck zu übergeben.

* * *

Nach dieſem kurzen Präludium, folge nun mein Bericht von der erſten Etappe.

Ich ließ mich in den „Bayeriſchen Hof" fahren. Da es noch eine Stunde bis zur Mittagstafel war, warf ich — nach meiner Gewohnheit — einen Blick in das Fremdenbuch und da kein Name anweſend war, der mich intereſſirte, ging ich in das Leſezimmer. Einige Frauen, engliſche und deutſche Kleinſtädter, unterhielten ſich laut und verleideten mir und Anderen, die ſich von den Zeitungen unterhalten ſehen wollten, die mich ohnehin nicht anmuthende Zerſtreuung.

Die Anderen, welche das Zeitungsleſen wie eine ernſte Beſchäftigung übten, ſetzten ſich hinaus in die Halle; ich, der ich allen Reſpect vor Zugluft habe, blieb in Geſellſchaft der Plapperſchweſtern und griff nach den kleinen Tageblättern, die keine ſtrenge Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Ich ergriff eines nach dem anderen und vermag es nicht auszuſprechen, welchen Eindruck dieſe Interpreten der Zeitbewegung auf mich machten. Sie ſprechen von Errungenſchaften und ſcheinen dabei nur an ihre Abonnentenzahl zu denken, dieſe Mehrer des Reiches ungebundenſter Freiheit. Wie ſie's treiben, paßt nicht zu guten Sitten. Viele, die ſich vom Spott nähren, ſollten doch wenigſtens das altgebräuchliche „mit Reſpect zu ſagen“ als Motto voranſtellen. Die Sucht, ſpottend Partei zu nehmen; Alles zu verſpotten, was nicht in ſeinen Kram taugt, erſtickt bei dem Leſer das Zartgefühl, bahnt dem heilloſeſten Zweifel die Wege und vermag unendliches Elend anzurichten. Das, „wer die Lacher auf ſeiner Seite hat, iſt des Sieges gewiß,“ iſt ein gemeiner Troſt für die Dummheit.

Dem Manne ziemt, der furchtbaren Zeitbewegung gegenüber, der Ernſt allein. Ernſt in unſerm ganzen Weſen, in Bezug auf Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit; ernſthaft aus Pflicht und aus Bedürfniß; ernſthaft in allen Geſchäften und ſogar in unſeren Liebhabereien. Ueberall und beſtändig ernſthaft. Uns bei jeder Veranlaſſung, durch gedruckte ſchlechte Witze, zum Lachen reizen zu wollen, iſt ein tölpelhaftes Beginnen; den Spott als Waffe zu gebrauchen, iſt — wie die Sachen ſtehen — eine elende verlorene Mühe. Der Spott von heute iſt der künftige Text zu einer neuen Carmagnole. Aber der Spott hat ſchon jetzt das Recht erlangt, Alles zu vernichten und zu verderben. Wir muntern ihn ja dazu auf und unterſtützen ihn durch materielle Mittel.

Was trägt nun aber die eigentliche Schuld?

Die Dinge ſind es, die ſich in unſerer armſeligen Welt begeben.

Die Poeſie, dieſe wunderbare Erſcheinung unter den Menſchen; dieſer Adel, der alle Ahnen überflügelt, der Aufſchwung wahrhaft großer Gedanken, der Alles beſeelte, iſt der Welt entſchwunden. Was wir davon beſitzen, oder dafür ausgeben, iſt einem, mit Trompeten und Pauken ausgeſtatteten, Schwarzwälder Uhrwerk zu vergleichen. Iſt die Feder geſprengt oder der Schlüſſel verloren, ſo iſt kein lebender Ton mehr in dem kunſtloſen Holze.

Mit der ächten Poeſie ſchwand aber Alles dahin:

Macht, Jugend, Wärme und Kraft. Es trat ein Stillſtand ein, dem die Abſpannung folgte. Man gewöhnte ſich daran, die Blätter in die Hand zu nehmen und ſich an ihrer Verſpottung der mühevollſten, im beſten Verſtändniß angeſtrebten Unternehmungen, an dem Geſchwätz ihrer Feuilletons zu ergötzen und ſich von den Correſpondenzen nähren zu laſſen, die den Leſer in die Realität führen und ihm das Ideale, als Phantom, als ſeltſame Ausgeburt früherer Generationen zeigen.

Mit dieſem allermodernſten Behelf, dünkt ſich nun Jeder befähigt, die Geſchichte ſich ſelbſt zuzuſchneiden. Daß dabei nicht an die Geſchichte gedacht wird, wie ſie vielleicht einmal in der Schule gelehrt wurde, verſteht ſich hiernach von ſelbſt. Das ſind veraltete Echo, die nicht mehr befragt werden.

Der Jugend gehört die Welt, deren Geſchichte erſt kurz vor der Gegenwart beginnt. So jung ſie noch iſt, ſo greis an Enttäuſchungen! Junge Ruinen, Trümmer von fünfzehn bis achtzehn Jahren!

Was iſt das Alte; wo iſt es hingekommen? Das Geräuſch der Wortführer hat es übertönt; der Kampf der Parteien hat es in Nacht gehüllt. Das Banner mit dem alten Wappen, der legitime Thron, die Religion, die Vorzeit, Alles entſchwunden!

„Das iſt Alles vorbei,“ ſpricht hier ein alter Saldat.

„Man glaubt nichts mehr,“ ſpricht dort ein junger Prieſter.

So weit iſt es mit uns gekommen. Alles iſt dahin; nur die Oppoſition lebt und als ihr getreuer Begleiter, ihr luſtiger Rath, der Spott, der ſie treibt, reizt und neckt, der Floh in ihrem Hemde.

Mein Hunger riß mich aus dieſen, den Appetit nicht fördernden Betrachtungen. Man läutete zur Tafel und ich griff haſtig nach dem allerneueſten Tagesberichte, dem Menu des Kochs. Dann muſterte ich die Miteſſenden.

Mir gegenüber ſaß ein ernſter, junger Mann, mit intereſſanten, bleichen Zügen. Wem wäre wohl bei ſeinem Anblick Caſerta, Portici, Pompeji und Herculanum eingefallen? Und dennoch war es etwas Verwandtes: eine große Ruine! Der einſt das Königreich beider Sicilien beherrſcht, ſaß wie ein ſchlichter Gaſt um ein Uhr, an der Wirthstafel, und wartete, bis ihm ein Stück Rindfleiſch vom Kellner präſentirt wurde, das ihm der neben ihm ſitzende Commis-voyageur übrig ließ; denn es ging à tour de rôle.

Es war ein ganz paſſables Schauſpiel, den jungen Mann zu ſehen, den der Verrath vom Throne gejagt und für deſſen Rechte ſich keine andere legitime Macht erhoben hatte.

Nach dem Eſſen, begegnete ich auf der Treppe einem Andern, der einſt Herzog von Naſſau geweſen, auf der Straße einem langſchwarzbärtigen Menſchen, der eine ordinäre Judenphyſiognomie zur Schau trug und kein Anderer war, als Don Franz von Aſſis, der Gemahl Iſabellas von Spanien, und als ich den Bahnhof ſpazierend erreichte, ſaß in einem Wagen erſter Klaſſe, ein Vierter, ein Erzherzog von Oeſterreich, den ich noch vor ein paar Jahren, aus dem Hofe des Palazzo Pitti, mit Vieren hatte hinausfahren ſehen.

Aber kein einziger von denen an der Tafel, ſtellte wohl bei dem Anblick des entthronten Königs von Neapel eine Betrachtung über die Vergänglichkeit irdiſcher Macht und Größe an, die ihm den Appetit beeinträchtigt hatte. Allen war vielmehr die Gelegenheit ſehr intereſſant, durch welche die leis geführte Unterhaltung, der in der Nähe des Königs ſitzenden, einen lebendigen Stoff erhielt.

Die Gaffer auf dem Bahnhof verriethen nur eine plumpe Neugier und ſchienen die Steine zu zählen, die der im Waggon ſitzende, Pfirſich verſpeiſende, Leopold von Toscana, zum Fenſter hinauswarf.

Ich habe dieſe Gruppe Depoſſedirter, wie die Diplomaten ſie nennen, nicht willkührlich hier zuſammengekoppelt, ſondern der Zufall bot ſie mir in Wirklichkeit dar. An der Wirthstafel, auf der Treppe eines Gaſthofs, auf der Straße zu Fuß, in dem Waggon eines ordinären gemiſchten Zuges!

Was wie ein feierliches Drama uns vor den Blicken vorüberzieht, erregt nichts als die oberflächlichſte Neugier. Alle dieſe gekrönten Häupter einer ſo eben verrauſchten Gegenwart, die dem Volke zurückgegeben, doch nicht zum Volke gehören, obgleich ſie ſich unter ihm herumtreiben: jene Höfe in Hiezing, in Frohsdorf und in Prag, in der Schweiz und in England, jene Orleans, die in Amerika fochten — Alles, was ſo hoch herabgefallen, dient der Neugier zur Unterhaltung, zur Beluſtigung, gleich einer Parodie, die keine Schonung kennt. Heute parodirt das Geſtern und wird Morgen von dieſem parodirt. Die Parodie iſt ſchneller als der Tod. Was kann in unſerm Wirrſal Schutz vor ihr verleihen?

Sollte eine ſolche Betrachtung nicht eher geeignet ſein, eine ernſte Lehre unſerer hochfahrenden Eitelkeit zu ertheilen, als den frechen, unbändigen Spott herauszufordern, die Gemeinheit der Parodie, in höchſter Potenz? Das iſt ein ſeltſames Kapitel in der Geſchichte menſchlicher Größe. Und ſoll ich nun noch Dir die Epiſoden anführen, die in den Geſammtinhalt verflochten ſind?

Jener Otto von Griechenland, der dreißig Jahre damit umging, ſein Volk zu beglücken, ohne auch nicht entfernt das Zeug dazu zu haben, bis daß ihm endlich die Hauptſtadt ſeiner müde, bei der Rückkehr von einem kurzen Ausflug, den Hafen verſperrte. Er durfte keinen Fuß mehr ans Land ſetzen und kam als entthronter König an demſelben Tage wieder in München an, da man die Propyläen eröffnete, die ſeine Verherrlichung als Konig von Hellas, an der marmornen Stirne tragen.

Soll ich dir noch ein traurigeres Bild aufdecken, von dem jungen, edeln Habsburger, der ſo gemüthliche Verſe machte? Der in Mexico erſchoſſen wurde, weil die Mexicaner dagegen energiſch demonſtriren wollten, daß man in Europa die Naſe in ihre Affairen ſteckte.

Was wiegen da noch, die gemeinen Beſchimpfungen des Papſtes, der Erzbiſchofe, Biſchofe, Pfarrer, der Kloſtergeiſtlichen, kurz der geſammten katholiſchen Kirche! Man leſe die Spottblätter des Tages, ſehe wie der Lowe den Schlag vom Eſelshuf empfangt und man wird ſich ſagen müſſen, daß Das die eigentliche Seele unſerer modernſten Geſchichte iſt. —

Ich hab' es aufgegeben, die Tageblätter zu leſen. Sie hatten mir heute, als Voreſſen zum eigentlichen Diner, den Magen verdorben. Es ſind Garküchen, aus denen Der nicht ſeine Nahrung holen ſollte, der andere Mittel beſitzt, ſich die ſeinige zu verſchaffen.

Um dem eigentlichen Lebensprincip der Politik von heute nachzuforſchen, darf man ſich nicht bei den frivolen, zu Markt gebrachten, Sophismen aufhalten, es nicht in vorüberſchwindenden Floskeln, in ephemeren Phraſen zu finden hoffen; da muß man ſich geradezu an die Zeit ſelbſt wenden, ſie ihres eiteln Aufputzes entkleiden und in ihrer vollſtändigen Nacktheit betrachten, um ihre Widerſprüche klar und deutlich zu erkennen.

Das kann man aber nicht im einſamen Studirzimmer, nicht an der Seite eines geliebten Freundes, im Genuſſe paradieſiſcher Naturſchönheiten. Das erfordert eine robuſte Ausdauer zu einem rüden Tagewerk.

Das hab' ich mir zugetraut und entſchloß mich zur Reiſe.

Ich beſuchte Abends ein recht elegantes Bierhaus, davon es hier viele, unter dem Titel „Halle" gibt, und fand dort einen lieben Bekannten aus früherer Zeit, der mich einer Geſellſchaft ſehr achtbarer Männer vorſtellte, die in einem Nebenzimmer eine Art von Sitzung hielt. Ungeachtet der Anweſenheit eines Fremden, nahm die Unterhaltung uneingeſchränkt ihren freien Lauf. Die Stimmung, ſo wie die darin vorwaltenden Meinungen, waren gemiſcht. Es war keine Clubbſitzung einer Partei.

Obgleich ich nur wenig mitſprach und mich auf's Zuhören beſchränkte, ſo fühlte ich mich doch von den Unterhandlungen mehr auf- als angeregt und es iſt mir Bedürfniß, einiges von dem Empfangenen aufzuſchreiben. Unterließe ich's, ſo könnte ich nicht einſchlafen.

Die Verſammlung oder „Geſellſchaft," wie man zwar ſolche Zuſammenkünfte beim Bier nennt, beſtand aus den verſchiedenartigſten Elementen, ſämmtlich ſtimmberechtigt. Es war eine Art von Wortzänkerei. — Streit wäre mit der dabei herrſchenden Gutmüthigkeit nicht zu verbinden; Kampf wäre zu hoch gegriffen und für das Vorhandene gänzlich unzuläſſig. Ein gegenſeitiges Anſchreien, ein improviſirtes Unterbrechen, das über Stock und Stein ſeitwärts abſchweifte, dann ein sotto-voce, das ſich durch einen Schlag mit dem Meſſerrücken an das Bierglas Gehör verſchaffte, ein Oho! ein Gelachter. Das ging wie es wollte: hier war man ſicher, ſich nicht zu compromittiren.

Aber was ſonderte ſich aus dem Allen? Was ſtellte ſich dem unbefangenen Zuhörer dar?

Es war die Welt: die Zeit in vollſter Bewegung in dem kleinen Raum einer Bierſchenke, heutzutag „Halle“ genannt.

Da regte ſich der Zweifel, hier behauptete ſich eine feſte Zuverſicht; hier verbarg ſich ein gutes Stück Despotismus hinter einer laut ausgeſprochenen Liebe zur Freiheit: der Glaube erhob ſich neben dem craſſeſten Materialismus; dabei war keine Spur von Barbarei, aber ebenſowenig von Politur zu bemerken. Das wahrhaft Edle war in dem Kreiſe nicht vorhanden, jedoch auch nichts Gemeines. Es waren Leute von anſtändiger allgemeiner Bildung.

Alle waren darin übereinſtimmend, daß die Zuſtände, nach eines Jeden Einſicht zu verbeſſern ſeien.

Aber ſie dachten nicht daran, daß das Gewebe des ſocialen Lebens, einer ſanften, ſchonenden Hand bedarf. Sie meinten nur, daran herumzureißen, hineinzureißen; was ſie vorſchlugen war immer und immer wieder nur eine Reihe von Vergewaltigungen. Es war aber Keiner unter ihnen, der den geſchickten Mechaniker abgegeben hätte, den neuen Webſtuhl zu erfinden, um das ungeſchickt Zerriſſene wieder herzuſtellen.

Die Philoſophie, behauptete Einer, ſolle die Religion erſetzen; die bis an die Zähne gewaffnete Eroberung könne allein der Revolution vorbeugen, ein Anderer; der geſunde Menſchenverſtand müſſe endlich den Glauben, auf ein von ihm anerkanntes Maaß zurückführen, ein Dritter. Der Vierte bewies, daß der Materialismus das Recht erlangt habe, den geſunden Menſchenverſtand vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern. Der Liberalismus proclamirte ſich ſelbſt, als den Beherrſcher aller Intelligenz. Ein Induſtrieller rief ſtolz, in der Induſtrie gipfle die Beglückung der Menſchenfamilie; ſie ſei zwar noch nicht der prophezeihete und erwartete, einſtweilen aber der improviſirte Meſſias des modernen Lebens.

Alles dies flog vereinzelt unter dem Dampf der Cigarren umher, ohne jeden innerlichen Zuſammenhang und die troſtloſe Conſequenz leitete zu einer Negation, die ſich nach allen Seiten hin in das pure Nichts verflüchtigt.

Ich erlaubte mir endlich, beſcheiden um das Wort zu bitten. Plötzlich trat aufmerkſame Stille ein. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Einmiſchung eines unberufenen Fremden zu entſchuldigen geeignet war, ſagte ich ungefähr:

Die Dinge ſtehen wirklich ſchlimm; das Kind iſt von lange her ſchief gewickelt, wie man ſich im familiären Leben ausdrückt. Man geräth aus einem Chaos in das andere. Die Confuſionen wechſeln nur die Plätze. Wo es ſich darum handelte, Mißbräuche abzuſtellen, bahnte man dafür Verbrechen den Weg. Man ſtrebt nur noch nach unerhorten Dingen. Es wird dahin kommen, oder man iſt hier und dort ſchon ſo weit: einen Thron zu haben ohne Monarchie, ein Scepter ohne Legitimität, eine Nation ohne Namen: denn die Uſurpation wird nur in ihrem Intereſſe handeln, wenn ſie unſere ganze Vergangenheit unter Siegel legt, wie man ein Grab verſiegelt. Unſere Sitten werden nicht mehr in der Erinnerung wurzeln; wir werden eine Politik haben ohne Prinzipien. einen Despotismus, gleichviel von oben oder unten, ohne Gegengewicht. Meine Herren, ich erlaube mir, es offen auszuſprechen und zwar nur im allgemeinſten Sinne, ohne irgend welche beziehungsweiſe Anwendung: daß wer ein Terrain genau ermeſſen will, zuerſt genaue Kenntniß von deſſen Unebenheiten erlangen müſſe. Bis jetzt aber empfing nur der flache Boden den Dünger der Tagespreſſe und von hier aus ſoll es unternommen werden, gegen das

Höhere und Höchſte Sturm zu laufen. Die Tagespreſſe hat zwar das Leſen im Volke verallgemeinert, ohne jedoch die Kenntniß des Wahren, Guten und Schönen unter den Leſern zu verbreiten. Vor dieſer Zeit waren die Menſchen feſter, treuer, ſtolzer, aber auch großmüthiger. Sie liebten ein Etwas, das man ihnen nicht mit dem Leben entreißen konnte, ſie haßten ein Etwas, das ihnen, ſo lange ſie lebten, nicht nahen durfte. Dieſe Liebe und dieſer Haß ſind am Entſchwinden. Und dies iſt das Werk der Tagespreſſe, die das moraliſche Temperament der Menſchen umgewandelt hat. Es iſt ein unleidlicher Zuſtand, der die Atmosphäre vergiftet. Jetzt ſind es nur noch wortreiche Sektirer, über die ſich ſpötteln läßt, aber der blutige Ernſt wird nicht ausbleiben und Martyrer fordern, deren Blut dem Wiederaufbau Halt und Feſtigkeit verleiht. Schon Seneka ſprach es aus: „Die Dinge bewegen ſich im Dunkel eines undurchdringlichen Geheimniſſes verborgen.“ Was hat der Gottloſigkeit der franzöſiſchen Revolution ein mächtiges Halt zugedonnert? Waren es die Schriftſteller, die Tagesblätter, war es eine politiſche Macht, welche die Franzoſen zum Glauben an die göttliche Ordnung zurücklenkten? Nein, Robespierre war es. Wenn das Unheil den allerſchrecklichſten Grad erreicht hat, wird die Umkehr zum Heile nicht ausbleiben. Sie wird aus der Erſchöpfung der gräuelvollen Unordnung von ſelbſt erwachſen. Aus dem letzten, vielleicht blutigen Zuſammenſtoß der Parteien, wird die helle Wahrheit hervorgehen. Und ob auch Haß und Verläugnung bis zum Wahnſinn ſich geſteigert hätten, die beiden Schweſtern, Religion und Cultur, werden vor den Glücklichen einer ſpätern Generation ſich umarmen und die jüngere Schweſter wird der, unmittelbar vom Himmel ſtammenden, ältern Schweſter den Sieg zuerkennen. Der Idealismus der Religion wird die Geiſter beſeelen und das, was der rohe Materialismus verdrängte, wird wieder Ueberzeugung werden. Die Literatur und die Künſte, deren früheſte Aufgabe es war, alles Schöne, Edle, Hohe, Heilige zu verherrlichen, werden für dieſe Aufgabe ſich wieder begeiſtern.

Dies war mein speech. Es iſt ſchwer von einem ſolchen Improviſo ſein eigener Stenograph zu ſein. —

Man war ſo gaſtfreundlich geweſen, mir ruhig zuzuhören und nach dem ich geendet, klatſchten ſogar Einige Bravo. Ich nahm meinen Hut, grüßte höflich und ging, unbeſorgt um die Nachrede, die mir gehalten wurde.

Und ſomit bin ich für heute fertig. Auf dem Tiſche finde ich die Karte eines alten Bekannten aus Paris, der in meinem Gaſthof Nachmittags ankam, und mich auf Morgen 6 Uhr zum diner à part einladt. Ich werde alſo noch einen Tag hier zubringen. Vielleicht habe ich dann noch dieſem Briefe etwas anzuhängen.

Gute Nacht für Heute!

Andern Tages.

Vicomte S. (der Name darf in dem gedruckten Briefe nur ſo bezeichnet werden), war ſchon in die Kunſtausſtellung gefahren, als ich ihm meine Aufwartung machen wollte. In der Jugend garçon d'atour des Grafen von Artois, erhielt er durch deſſen Protection eine Stelle bei den beaux-arts. Dies führte ihn zum Studium der Kunſtgeſchichte und obgleich es nur oberflächlich blieb, verlieh es dennoch ſeiner Erſcheinung in den Salons, was man eine „allgemeine Bildung" zu nennen beliebt und ihn befähigte, wie die Anderen auch, über dies und das mitzuſprechen. Durch und durch Legitimiſt, würde nach ſeiner Meinung Frankreich nicht eher in ſich beruhigt und glücklich ſein, bis daß ein Enkel des heiligen Ludwig, als Majesté très chretienne deſſen Thron einnimmt.

Seine Liebhaberei hatte ihn in die Ausſtellung getrieben und ihn ſo lange gefeſſelt, daß ich ihn erſt zur Stunde des Diners zu Geſichte bekam.

Wie ich meinen Tag hinbrachte, iſt nicht der Mittheilung werth. Die Bilder reizten mich nicht und ich blieb ihnen fern. Ein treffliches Bild kann mich ſtundenlang beſchäftigen. Sei es im Atelier des Künſtlers, oder in den Gallerien. Die Ausſtellungen aber, die ich durchrennen muß, um Alles in mich aufzunehmen, was ſich mir darbietet; wo ich bei ſo manchem den

Blick abwende, weil es geradezu beleidigend ſich ihm aufdrängt: wo Das, was mich entzückt, zur Bewunderung hinreißt, was ich noch gern einmal wiederſehen möchte, ſich bald in eine mir unerreichbare Ferne verliert, in eine nicht mehr zugängliche Privatſammlung vielleicht verſchwindet: es hinterlaßt mir einen bleibend fatalen Eindruck, den der ſpärliche augenblickliche Genuß nicht verhindert. Es iſt damit wie mit der Tagesliteratur. Dieſe verallgemeinert die Leſeluſt, die Tageskunſt, die Schauluſt. Beide beſitze ich nicht vorwiegend.

Beim Diner drückten wir uns erſt nach Jahren wieder einmal die Hand. Der Franzoſe empfing mich wie man einen Bruder empfängt, den man lange nicht geſehen hat, mit einer herzlichen Umarmung. Sie beſitzen ihr épanchement, das eine viel edlere Bedeutung in ſich faßt, als die unter uns ſogenannte Gemüthlichkeit, die mit dem eigentlichen Gemüthe nicht verwandt iſt.

In dem Winkel einer Kneipe, wo eine hübſche Kellnerin, dem Durſtigen einen friſchen Trunk reicht und der gegenüber ſitzende ihm die Doſe offerirt, hört man den Ausruf: „Hier iſt's recht gemüthlich!“

Von der Ausſtellung wurde wenig geſprochen: ich hatte ſie nicht geſehen, und ihn hatte ſie nicht befriedigt. Dafür griff die Politik Platz in die Unterhaltung. Das Reſultat war, daß man auch in Paris aus dem, bisher noch bemäntelten Unwohlſein des Kaiſers, eine gefährliche Krankheit für Frankreich ſich geſtalten ſieht. Die Kur wird durch eine künſtlich geſchürte Thätigkeit an allen Ecken und Enden unternommen. Aber mit Recht legt man ſich die ängſtliche Frage vor, ob dann dieſe gewaltige Bewegung, auf das Wort des Meiſters, ſich alsbald in Nichts auflöſen werde; ob der erſchütternde Lärm, der aus unzähligen Vereinen, Bündniſſen und Volksverſammlungen ringsum ertönt, nur von Aufwallungen erzeugt wird, die wie die Wellen des Meeres einander verſchlingen, um ſpurlos zu verſchwinden? Daß dieſe moderne Bewegung einen wahrhaft erhabenen Gedanken, einer ächten Begeiſterung entquillte?

Wir begegneten uns in dem Einen: daß die Treiber, wie die Getriebenen, ſich als Automaten darſtellen, die ein Wagen, durch comprimirte Luft in Bewegung geſetzt, unaufhaltſam einem gähnenden Abgrund zuſchleudert.

Und damit für Heute genug.

Mein Freund reiſt nach dem Orient, und will ſo en passant, die Eröffnung des Suez-Kanals ſich anſehen. Wir reiſen zuſammen; woraus mir eine Bequemlichkeit erwächſt, da er ſeinen Kammerdiener bei ſich hat. Ich brauche mich um die unausbleiblichen Plackereien nicht zu kümmern. Er wird unſere Fahrbillete beſorgen laſſen. Die vorläufige Abmachung iſt, daß jeder ſeinen morgenden Vormittag nach Belieben ausfülle und wir uns zur rechten Zeit im Bahnhof treffen.

Du wünſcheſt mir eine glückliche Reiſe und ich Dir eine gute Nacht!

Meinen zweiten Brief ſchreibe ich Dir von der nächſten Etappe.

Zweiter Brief.

Von München bis Wien. Auf dem Plainberg. Modernes Geſindel. Iſchl und das Concordat. Rhein und Donau.

Ich muß mir die nöthigen Raſttage gönnen, die mir neben dem Erſatz meiner Kräfte, auch zu Studien dienen ſollen, um meinen verflogenen Erinnerungen zu Hilfe zu kommen, ſie zu ſammeln, damit ich einen einigermaßen zutreffenden Maßſtab für die mir auf Tritt und Schritt entgegentretenden Erſcheinungen erlange und ihn mit Sicherheit anwende.

Den Weg hieher legte ich in curioſer Geſellſchaft zurück.

Auf dem Bahnhof in München meldet mir des Vicomte's Kammerdiener, daß er meine Effecten beſorgt habe, ſein Herr, Monsieur le Vicomte, aber nicht mitreiſen könne, weil eine plötzliche Abhaltung ihm dazwiſchen gekommen ſei. Die durchlaufenden Karten bis Wien habe er aber ſchon für uns Beide am Morgen geholt, um keinen Aufenthalt bei der Abreiſe zu haben;

jetzt ließ ſein Herr mir ſagen, daß er mich noch einzuholen hoffe und zugleich bitten, ich möge über den von ihm gemietheten Platz verfügen.

Neben mir ſteht ein junger, bleicher Menſch von wohlconditionirtem Aeußern, der mir mit einer Art von Vertrauen, wie mir ſcheint, in die Augen blickt. Ich bildete mir's wenigſtens ein.

Geht die Reiſe weit? fragte ich ihn.

Er ſagte mir kurz, daß er zu ſeiner Ausbildung reiſe und obgleich ihm der Kedive keine Einladung geſchickt habe, er auf eigene Fauſt der Eröffnung des Kanals von Suez beiwohnen, dann über China nach San Francisco und mit der Pacificbahn nach New-York gehen wolle, um von dort nach Europa zurückzukehren.

Mir ſchwebte ſchon die Frage auf der Junge, ob ich die Ehre habe, Herrn Gerſtäcker vor mir zu ſehen, allein das Ausſehen meines Interlocuteurs beantwortete ſie alsbald zu meinem Glück, da meine Naivetät ſich dadurch bloßgeſtellt hätte, einen jungen Menſchen für einen Mann zu halten, der ſeit einem Menſchenalter den Erdball nach allen Richtungen durchmeſſen hat.

Ich ſchlug ihm vor, mit mir die Reiſe zu machen, indem ich ihn den zweiten Platz im Coupé erſter Klaſſe anzunehmen bat und ihm den Zufall mittheilte, der mich in den Beſitz deſſelben brachte. Er ging darauf ein, nachdem er ſein ſchon gelöſtes Billet verkauft, was bei dem großen Zudrange von Reiſenden bald erledigt war.

Mir erſchien es angenehm, mit einem permanenten Geſellſchafter mich verſehen zu haben, und ich gab ihm darüber unverholen meine Freude zu erkennen. Ich glaube, ſo weit meine Erinnerung reicht, es war nicht übel, was er darauf erwiederte; die Worte ſind mir, entfallen. Seine Tournüre war zwar etwas plump allein ich durfte mir ſelbſt deshalb weniger Zwang auferlegen. Er beſaß Wiſſen, nur war er damit aufdringlich, vorlaut, immer fertig zum Widerſprechen. Das hatte ich in der erſten Stunde weg und ſann auf ein Mittel, es nicht bis zur Unerträglichkeit kommen zu laſſen.

Er ſprach über Alles, was er wußte und auch über das, was er bei ſeiner geringen Erfahrung unmöglich wiſſen konnte. Wenn er ſich nun manchmal zu tief wagte und wie in einer finſtern Gaſſe ſich verrannt hatte und trotz der Leuchtkugeln ſeines Geiſtes nicht vorwärts kam; dann bot ſich mir nur eine einzige Abhilfe. Ich ſchmeichelte ihm, wie man ein ſtetiges Pferd ſtreichelt, um es von der Stelle zu bringen und dieſe freilich aus der Manège geholte Menſchenkenntniß gelang immer bei der Anwendung. Ich lobte dann die Klarheit ſeines Geiſtes, bewunderte ſeine immenſe Gelehrſamkeit und ertrug die kleinere Laſt der Lüge willfährig im Verhältniß zu der Wucht eines unerträglichen Ennuy, das mir ſeine tiefen Forſchungen im Gebiete des Unerforſchlichen verurſachten.

War ich für jede Art von Geſpräch nicht aufgelegt, ſo hatte ich noch eine andere zweckmäßige Procedur in Bereitſchaft.

Da unſere Bekanntſchaft nur ein Rencontre war, und auf mich und mein Leben keine nähere Beziehung hatte, ſo ſuchte ich zu vergeſſen, daß Jemand an meiner Seite ſaß, und das gelang mir vollkommen. Ich ſtreckte mich gelaſſen, nahm eine Broſchüre, ein Blatt aus der Taſche und las oder that nur ſo. Ward ich es müde, ſo ſchlief ich. Mochte ich das nicht, dann öffnete ich mein Neceſſaire, knupperte ein Bisquit oder ſaugte an einer Orange. War ich damit fertig, dann guckte ich zum Fenſter hinaus und bat meinen Nachbar ſehr höflich um Vergebung, daß ich ihm den Rücken zukehre.

So beherrſchte ich ihn, wenn er am heftigſten perorirte.

Das lernt man in der Welt. Indem man ſich zum Sklaven der Umſtände ſelbſt verurtheilt, gelangt man zur Ueberlegenheit. Würde man ſich erhitzen, wollte man, mit einem überläſtigen Nachbar, in einen Streit ſich einlaſſen, ſo wären unangenehme Reibungen unvermeidlich; zeigt man ſich unbeweglich, gleichgiltig, ſo gleitet das Geſpräch eine Weile noch darüber hinweg, bis es von ſelbſt verſandet.

Dies verdanke ich nicht der Kraft des Willens allein, ſondern es iſt mehr ein Reſultat der Erfahrung.

Mein Doctor — denn das konnte ja nicht zweifelhaft ſein — kam ſoeben aus Frankfurt, wo er dem „Philoſophiſchen“ Kongreß beigewohnt hatte.

Was er dort erfahren hatte, ſoll Dir nur beiläufig erwähnt werden, um Dich nicht zu verſtimmen. Es iſt ſchwer zu glauben, welche künſtlich angelegte Wildniß der Gedanken, die einfachſten Gegenſtände umzingelt, und ſie allen möglichen Digreſſionen als Spielball überläßt. Das nennen ſie Philoſophiren! Wer ſo wie wir, ſich auf eine ſtrenge geiſtige Diät geſetzt hat und ſich lediglich mit dem Zuſtand der Seele beſchäftigt, vermag nicht jenes Treiben zu begreifen. Ich habe ein Martyrium beſtanden.

Gleich anfänglich ſtreichen etwelche dieſer „Philoſophen“ ihre Namen aus der Mitgliederliſte, weil es ihnen ſchien, daß die Verſammlung von dem Glaubensſatz eines perſönlichen Gottes ausgehe. Daran knüpfen ſich Debatten über die religiöſen Zeitfragen; über die Begriffe: Wiſſen und Glauben, über eine Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Der Frankfurter Rabbiner, will von keiner Hinweiſung auf ein Religionsbekenntniß etwas wiſſen, da die Religion nicht abhängig von irgend einer Gottanſchauung ſei. Evangeliſche Prediger ſtimmen ihm bei, indem ſie die Courtoiſie gegen Israel ſo weit als möglich treiben. Es wird lange über die Unſterblichkeit der Seele geſprochen, dann uber die Gleichberechtigung der Frauen; ihrer Erziehung jenen Grad des Wiſſens zu ertheilen, ſie zu einer Befahigung zu erheben, daß ſie mit philoſophiſcher Gründlichkeit in den wichtigſten Dingen mitſprechen können.

Daran knüpfte mein Doctor noch eine Verhandlung über ein neu erſchienenes Buch: „Bibel und Natur,“ das die Fragen unterſucht, ob der Unglaube wirklich ſittliches Verderben bringe, ob es Wunder gebe, ob ein jüngſter Tag kommen werde, ob denn die Natur ſich um die Religion zu kümmern habe.

Ich hielt es hier nicht mehr aus und nahm zu meinem glimpflichſten Abwehrmittel Zuflucht, indem ich Bisquit und Orange hervorholte.

Er ſagte mir, ich könne das Buch in jeder Buchhandlung, um einen Gulden achtundzwanzig Kreuzer haben.

Nachdem ich mein erſtes Mittel angewendet, griff ich zum zweiten und that als ob ich ſchliefe.

Abends ward es mir nicht ſo gut.

In Salzburg aßen wir in Geſellſchaft in der Reſtauration des Bahnhofs. Ich mußte des Doctors Brühe mir gefallen laſſen. Er ſaß mir gegenüber, er überſchüttete mich reichlich und ich mußte ſtillhalten.

Sein Thema war, daß der Menſch noch lange nicht eine vollſtändige Kenntniß aller ſeiner Bedürfniſſe habe. Gerade das Auffinden neuer, bisher ungekannter Bedürfniſſe, bilde jedoch den glänzendſten Charakter unſerer Natur.

Es war komiſch, daß er in der Befriedigung des nächſtliegenden Bedürfniſſes, ſeinen Hunger zu ſättigen, hierauf gerathen war.

Im Sprudelſchwall ſeiner Worte iſt mir Vieles, von dem was er ſagte, verloren gegangen, da ein herrlicher Saibling meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und ich großen Reſpect vor Gräten habe.

So viel blieb mir, von dem, was er ſagte:

Er frage nicht darnach, ob wir Kinder Gottes oder des Zufalls; ob wir Lieblinge einer gütigen Vorſehung oder Sklaven einer ehernen Nothwendigkeit; ob wir Erbe des Staubes oder einer ewigen Herrlichkeit ſeien; das käme hier gar nicht in Betracht. Alles was den Menſchen zu handeln antreibt, geſchieht nur um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen: ſowohl die grobſinnlichen für den Körper, wie die höhern für den Geiſt. Die erhabenſten und die niedrigſten Handlungen laufen nur darauf hinaus. Er und alle dazu berufenen Kinder der Neuzeit ſtehen zuſammen, allem Aberglauben, und den daraus erwachſenen Thorheiten und Lächerlichkeiten, ein für allemal den Laufpaß zu ertheilen und die wirkliche Größe des Menſchen, durch die Befriedigung des

Geſammtinhalts ſeiner Bedürfniſſe, aus dem langverjährten, in ſich fortgährenden Schlamm, in die Regionen freiheitlicher Vergeiſtigung hinaufzuläutern.

Mein Saibling war verzehrt und ich hatte mir Käſe geben laſſen. Die Furcht vor den Gräten war beſeitigt und ich konnte meinem Unwillen freien Lauf laſſen.

Die Befriedigung der Bedürfniſſe führt nicht zur Vergeiſtigung, ſondern nur zum Genuß, warf ich hin. Was er anſtrebe, ſtellt ſich der freiheitlichen Glückſeligkeit, als unüberſteigliches Hinderniß in den Weg. Der Genuß führe nur zur zeitweiſen Sättigung. Aber er und ſeine Anhänger ſprechen für den Geſammtinhalt der menſchlichen Bedürfniſſe. Mithin auch von den geiſtigen. Werden ſie, auf ihrem Wege fortſchreitend, wohl jemals dahin gelangen, den Ausruf: Ach, wie unglücklich bin ich! zum Schweigen zu bringen? Sie ſollten doch einmal unſere Bauern anſehen, die ſich noch wirklich für Kinder Gottes halten und ſich auf den feſten Glauben ſtützen; die noch nicht aufgeſtachelt ſind in ihrem Sinne, wie die Proletarier der Stadt. Sie ſollten auch auf dieſe geſchäftigen, thätigen, im Schweiß des Angeſichts ihr Brod eſſenden Menſchen blicken, die großes Mühſal nur mit einem Bischen Genuß verſetzen und erheitern; deren Glückſeligkeit fließe unwiderſprechlich mehr aus dem Bitterquell der Arbeit als aus der Süßigkeit des Genuſſes.

Er wollte lächelnd mich unterbrechen; ich fuhr ihm jedoch in die Parade.

Wir wollen dem Himmel danken, — ſagte ich, daß er den Menſchen Arbeit gibt und nur ſo blutwenig ſogenannte Genüſſe ſchenkt. Dies fühlt jeder Menſch im natürlichen Zuſtande. Dies Gefühl iſt göttlichen Urſprungs und daher unwiderleglich. Der eingeriſſenen Sucht, ſtets neue Bedürfniſſe aufzufinden und ſie um jeden Preis zu befriedigen, entkeimen alle Sonderbarkeiten, Thorheiten, Lächerlichkeiten und — gerad heraus geſagt — Schlechtigkeiten der Gegenwart. Es muß mit aller Kraft hier Einhalt gethan werden, damit nicht die gleißende Glückſeligkeit des Fortſchritts, die wahrhaft Glücklichen aus dem Geleiſe bringen.

Er warf mir höhniſch ein, daß ich hier wohl nur die Bauern meiner Gegend im Auge habe, allein es wohnten auch noch Andere dieſſeits der Berge. Die ſolle man nicht ungerecht als Ketzer verdammen. Der Menſch ſei nicht allein zum Schwitzen unter dem Joche und dann zum Faſten, Beten und ſich zu kaſteien, erſchaffen.

Solche Wendung verdroß mich ernſtlich und ich ſchwieg, indem ich mir ein Papelito drehte. Dies bot ihm Gelegenheit fortzufahren.

Der Menſch will nicht nur klug und weiſe ſein, ſo nahm er ſeinen letzten Anlauf, den ich ihm gönnte, anfänglich mit ironiſcher Betonung, — ſondern er kann es auch und iſt es wirklich zum großen Theile. Das liegt in der Größe und Erhabenheit ſeiner Natur. Das darf nicht erſt bewieſen werden. Die Menſchen haben die Sprache, deren ſie ſich bedienen, die Logik, die Philoſophie aus ſich geſchaffen. Sie haben die Papiermühle erfunden, dieſe wahrhafte Veredlung des Lumpenſtoffs, die Lettern, die unvergleichliche Kunſt, die Gedanken für den Geiſt von Millionen, bis in die entfernteſten Länder, für Jahrhunderte und Jahrtauſende zu bannen. Wenn es dem Bauer nicht möglich iſt für zehn die Arbeit eines Tages zu beſchaffen, ſo zeigt ſich hier ein einzelner Arbeiter, der dies nach allen Seiten in's Unendliche vollführt. Daher lautet die Loſung nicht mehr: Gebt Gott, was Gottes und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt: ſondern nur Gebt den Menſchen, was des Menſchen iſt. Das iſt die vollkommene Freiheit, ganz, nach ihrer weiteſten, umfaſſendſten Größe.

Meine Papiercigarre war fertig: ich ſtand auf und ſagte ihm gute Nacht. —

Wir können unſer Geſpräch morgen im Waggon fortſetzen, rief er mir zu.

Ich werde noch einen Tag hier bleiben, rief ich zurück.

Da ſprang er mir nach, bedauerte, es nicht zu können und hoffte mich noch in Wien wiederzuſehen. Einige kurze, verbindliche Worte zum Abſchied und der weiſe Jüngling war mir glücklich entſchwunden.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mir's, als ob ich von einem ängſtlichen Alpdrücken befreit würde; denn der „novus Doctor,“ mit Molières Latein zu ſprechen, „qui tam bene manget et bibat et partet,“ war mir im Traume nicht von der Seite gewichen.

Ich trat zum Fenſter, die Sonne ſchien prächtig und beleuchtete den gegenüberliegenden Plainberg mit ſeiner herrlichen Kirche, und dem wunderthätigen Marienbild.

Was war natürlicher, als der Zug, dorthin eine kurze, morgendliche Wallfahrt anzutreten. Ich verſäumte es nie, wenn ich Salzburg, auch nur auf einen Tag beſuchte.

Es belebt wunderbar das Gemüth, dort zu beten, wo das kleine Bildchen in ſeiner einfältigen Einfachheit alle die Sinne feſſelnden Herrlichkeiten des Hochaltars überſtrahlt.

Es iſt etwa anderthalb Fuß hoch und kaum ein Fuß breit, und zeigt das liebreiche Angeſicht der Gnadenmutter, das in unnennbarer Holdſeligkeit, zu dem in ihrem Schooße ruhenden zarten Kindlein niederſchaut und mit ſanfter Hand, die aus Ehrerbietung zu zittern ſcheint, die Windeln entfernt, während das Kind die Aermchen entgegenſtreckt.

Die Legende berichtet, daß das Bild im Beſitz des Bäckermeiſters Paul Regner in einem Marktflecken des baieriſchen Waldes war, deſſen Haus während des dreißigjährigen Krieges von den Schweden eingeäſchert ward. Dort fand man es unverſehrt unter den dampfenden Ruinen.

Später wurde das gebenedeite Muttergottesbild in das Bisthum Augsburg gebracht und erſt dreißig Jahre ſpäter, auf Verwendung des Erzbiſchofs Maximilian Gangolf wieder nach Salzburg überführt, um es dann an ſeiner jetzigen Stelle, in der prächtigen Kirche auf dem Plainberg, der allgemeinen Verehrung auszuſtellen. Fromme Pilger aus weiteſter Ferne wallen nun unaufhörlich dorthin.

Willſt du Umſtändliches darüber erfahren, ſo findeſt du es in dem bei Puſtet in Regensburg erſchienenen vortrefflichen Werke: „Marianum, Legende von den lieben, heiligen und gottſeligen Dienern Unſerer lieben Frau und den berühmteſten Gnadenorten der hohen Himmelskönigin,“ das der hochwürdige Pfarrer Georg Ott, damals in Beratzhauſen, verfaßt hat.

Was überſtiege wohl den himmliſchen Genuß, ſo recht aus innerſtem Herzensdrang zu beten? Iſt dies nicht die höchſte Befriedigung eines in uns ſtets regen Bedürfniſſes?

Die Schöpfung in ihrer vollen Schönheit wäre für den Menſchen kurz, ohne das Gebet, eine todtenſtille Wüſte.

„Beten iſt die Feierſtunde des Herzens. Es iſt ein

Lichtſchöpfen des Geiſtes, das Athmen höherer Lebensluft; Beten iſt die Poeſie der Ewigkeit. Das Herz empfindet, der Wille verlangt, der Geiſt denkt; aber höher als Alles iſt das Gebet. Denn das Gebet umfaßt den ganzen Menſchen; im Gebete ſammeln ſich alle Kräfte der Seele, brechen auf und ſtrömen alle Quellen des innern Menſchen. Das Gebet iſt die That des ganzen Menſchen; ſein eigentliches, intenſivſtes Leben; ein heiliges Feuer, das ſein Leben läutert; ein helles Licht, das ſein Thun verklärt; der Grund und Mittelpunkt ſeines ganzen Seins. Das Gebet iſt die höchſte Stufe, die der creatürliche Geiſt überhaupt erreichen kann in ſeinem Aufſchwunge nach oben, es zieht ihn am nächſten zu Gott hin und ſtellt ihn in die Strömung des Ewigen.“

Ich konnte es nicht unterlaſſen, Dir dieſe Stelle im Auszuge aus der Kollektion, die ich größeren Werken entnommen und ſauber abgeſchrieben, meiner kleinen Reiſebibliothek einverleibt habe, mitzutheilen. Sie iſt in Hettingers „Apologie des Chriſtenthums“ enthalten, deren vier Bände meine faſſende Habe zu beträchtlich vermehrt haben würden, ſo ſehr ich's gewünſcht hätte, ſie als Reiſebegleitung ganz mit mir zu führen.

Auch der Unglücklichſte birgt und bewahrt noch feſt in ſeiner Seele eine Hoffnung, wie ein Reicher einen Diamant hinter Schloß und Riegel bewahrt. Dieſe

Hoffnung iſt ein Thema, unendlicher Variationen fähig. Alle entſtammen einem in ſich geeinten Bewußtſein: daß wir einen allmächtigen Freund beſitzen, der uns erhört und uns zu helfen ſtets bereit iſt, wenn wir zu ihm beten. Die Wirkung des Gebets hängt von der Schönheit und von der Erhabenheit des Ausdrucks nicht ab. Wenn wir recht beten, wie wir ſollen, ſo wird Er uns ſchon die Worte auf die Zunge legen. Er wird es dir zutheilen, um was du beteſt, wie es bei Geibel heißt:

Wie hätt' Er Macht nicht, auch dein Herzensflehn
In Seines Rathes Schluß mit aufzunehmen,
So wie der Dunſtkreis deinen Hauch empfängt,
Und dann Erhörung über dich zu regnen?

Aus der Kirche getreten, wollte ich noch zu den Buden gehen, die allerlei Gegenſtände, religiöſe und profane, feil halten, mir einige Abbildungen der Muttergottes zu kaufen, um ſie daheim zu verſchenken.

Da ſtanden Leutchen, nach der Redeweiſe und Ausſprache zu urtheilen, Norddeutſche, die das gemiſchte Waarenlager umſtanden und es kleinlich fanden. Ich fand es für den Ort zu reichlich ausgeſtattet.

Ich ſagte, ſie möchten in das Gotteshaus eintreten, dort gebe es mehr und ſchöneres zu ſehen.

Da ſagte eine junge Dame in dickem Chignon, deren Sammethütchen zwiſchen den Augenbrauen ſaß: die Luft in einer Kirche ſei ihr zu drückend und an einem ſo ſchönen Sommermorgen geradezu unerträglich.

Ein eleganter Herr, in der weiten Jacke, ſetzte ſchnell hinzu:

Kant, der große Philoſoph, dem man doch gewiß die Fähigkeit zu urtheilen nicht abſprechen werde, und der die Macht beſaß, durch das Gemüth, ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu werden, wie er es in einer darauf zielenden Broſchüre bewieſen hat, trat niemals in eine Kirche, weil ihm Beten und frommer Geſang zuwider waren und das Läuten ihn ſtets in eine tödtliche Angſt verſetzte.

Ich bemerkte, daß die Macht des Gemüths den berühmten Mann im Stiche ließ, weil hier der Verſtand des großen Denkers offenbar verfinſtert war.

Das naſeweiſe Geſichtchen mit dem fabelhaften Chignon blitzte mit den Augen zu beiden Seiten des Sammtdeckels etwas zornig und ſagte:

„Auch anderen geht es ſo, wie dem Philoſophen Kant. So ſehr mir auch die Opern Meyerbeers gefallen, ſo wird mir angſt und bang, wenn ſie im letzten Acte ſeiner Hugenotten mit der großen Glocke läuten. Wenn ich mich nicht vor meinen Nachbarn ſchämte, ſo liefe ich aus der Loge. Ich haſſe das abſcheuliche Gebimmel. Es iſt eine Störung, welche das äſthetiſche Gefühl empört und mitten im herrlichſten Genuſſe an den Sonntag erinnert.“

So führt mich meine Reiſe von Schritt zu Schritt, zu den untröſtlichſten neuen Entdeckungen.

Klage mich nicht der Weitſchweifigkeit an. Andere Reiſende laſſen es auch niemals daran fehlen, alle Umſtändlichkeiten, die Zahl der Perſonen, der Pferde und Eſel, die Qualität der mitgenommenen oder vorgefundenen Proviſionen, der Ungemächlichkeiten und Gefahren zu ſchildern, wie wir es von einem alltäglichen Bergbeſteiger bis zu einem Abeſſinienreiſenden zu leſen gewohnt ſind.

Ich mache hier eine Pauſe und ſtecke meinen Kopf tief in den Kragen meines Pelzes, den ich, wie Du weißt, auch im heißen Sommer nicht laſſen kann. Ich verſenkte mich in eine lange Reihe von Gedanken.

Sind wir denn dazu da, fragte ich mich, ſolche Schmach zu erdulden und allen Unrath jener Mißgeſchöpfe, den ſie auf uns ſchütten, hier mit einem ſtummen Bückling, dort mit einer kalten Rückenwendung allein zu beantworten? Sollen wir uns Finſterlinge, Schleicher, Heuchler, Sittenverderber, Sklaven eines verrotteten Aberglaubens, ungeſtraft ſchimpfen laſſen; nichts darauf erwidern, wenn man uns und das Heiligſte, was in uns lebt, verhöhnt, verſpottet und mit vom Koth der Gaſſe beſchmutzten Füßen, darauf herumtrampelt?

Ich hätte weinen mögen vor Zorn.

Ein dunkles Vorgefühl naher Ereigniſſe übermannte mich.

Ein großes Schickſal ſchreitet gleichſam unſchlüſſig auf und ab, die Erde erbebt unter ihm und die Menſchen wiſſen nicht, wie bald es ſie ergreifen wird.

Niemand in der Welt, ſelbſt Bismarck und Napoleon nicht ausgenommen, dürften es in dieſem Augenblick vorherzubeſtimmen wagen, wo es zur Zeit mit der Geſellſchaft hinauswill. Jetzt ſtehen die Dinge ſo: die Völker werfen eine Münze, mit Cäſar oder Pompejus Bildniß, in die Luft; Kopf oder Schrift! Republik oder Mornachie! Der Zufall wird ſcheinbar entſcheiden.

An jedem Einzelnen iſt es, ſo denkt wohl jeder auf Mittel zu ſinnen, die Gefahr abzuwehren, und wann ſie näher rückt, ihr mannhaft gegenüberzuſtehen. Das, was uns Katholiken bewegt, muß das Wirkliche, wie es ſich und wo es ſich uns feindſelig zeigt, ſtreng in's Auge faſſen. Denn aus den kleinlichſten Anläſſen wird der Kampf immer heftiger entbrennen. Aber entſcheiden wird er nichts, weil in der Welt von den Menſchen nichts entſchieden werden kann, ohne die perſönliche Einwirkung des Herrn, der über Alles gebietet. Zu keiner Zeit wird die Menſchheit über ihr Schickſal aus ſich ſelbſt beſtimmen können.

Unſer Gott lebt. In ihm iſt alle Macht, alle Gerechtigkeit vereinigt. Er iſt das Prinzip aller Pflicht. Die Geſetze der Natur, wie die Freiheit des Menſchen, bleiben ſeiner ſchöpferiſchen, väterlichen Hand anheimgeſtellt. Ueber alles Irdiſche hinaus belehrte **Er** die Seele von jenem andern Daſein und die Menſchheit ward dadurch erhoben, zu einer neuen höhern, herrlichern Ordnung einzugehen. Er hat ſie dazu erkoren und verlangt, daß man nur **ihm** gehorche.

Die in ihrer erſtarrten Weisheit frierenden Thoren nennen das eine unerträgliche Sklaverei, es wird jedoch ein Tag erſcheinen, an dem ſie ſich nach dieſer wonniglich erwärmten Sklaverei zurückſehnen werden. Und wenn es auch noch dazu käme, daß ein neuer Wohlfahrtsausſchuß wieder ein Decret erließe, daß man den Namen **Gott** nicht ausſprechen dürfe und ſeinen geheiligten Statthalter auf Erden plündert, verjagt und kaum noch lebend dulden will. —

Als ich ſo weit mit meinen Gedanken gekommen war, hob ich den Kopf aus dem Kragen des Pelzes und freute mich, daß ich das Gewäſch des mit dem Trödler in der Bude feilſchenden, nobeln Geſindels keiner Entgegnung gewürdigt hatte.

Noch an demſelben Tage führte mich der Dampf nach Linz.

Bei meiner letzten Anweſenheit ließ ich hier einen Freund zurück, den ich jetzt nicht mehr am Leben fand. Den Dr. **Bammesberger**, Profeſſor der Moraltheologie. Er hatte mit mir in Bad **Iſchl** die Kur gebraucht und einen gar heitern Umgang mit mir gepflogen. Er war der Sohn des Müllers im Ort, in deſſen geräumigem ſchönen Haus Kaiſer Franz Joſeph Abſteigequartier nahm, während ſeine reizende Campagna noch im Bau begriffen war. In dieſer Mühle wurde das Concordat mit dem heiligen Stuhle vom Kaiſer unterſchrieben, und des Müllers Sohn ließ auf einer Marmortafel mit goldenen Lettern dieſes Ereigniß an der, der Straße zugekehrten Fronte des Hauſes, den Vorübergehenden in das Gedächtniß rufen.

Die Ereigniſſe aber, die dieſem folgten, brachen dem Manne das Herz und er ſtarb in den beſten Jahren.

Ich weiß nicht ob die Gedächtnißtafel noch an ihrem Platze iſt. Sie wird von der vorüberrauſchenden Gegenwart als ein „Monument von unſerer Zeiten Schande“ betrachtet.

Das bereits durchlöcherte Concordat wird und muß zu Boden; wozu die Erinnerung der Mühle zu Ischl?

Die dunkle tiefe Furche, die durch die Macht unglückſeliger Verwickelungen in der Geſchichte des Kaiſerſtaats gezogen wurde, verdankt ihr Entſtehen allein dem jeſuitiſchen Werke des Concordats. So heißen es die Völker in den Königreichen, Erzherzogthümern; die Deutſchen, die Ungarn, Böhmen, Polen, Italiener, Südſlaven; ſie Alle litten unter dem Einfluſſe des von den

„Schülern Loyolas“ ausgeheckten und durch das Concordat ausgeführten Verdummungsſyſtem.

Die Schlachten, Niederlagen, Abtretungen und Entäußerungen aller Art, die Oeſterreich nach innen und außen ſo ſehr geſchwächt und zeriſſen haben, ſie Alle hat das Concordat verſchuldet und factiſch herbeigeführt. Wäre dieſe Peſt in der Iſchler Mühle nicht zum Ausbruch gekommen, dann wären die Staatsmänner in Wien gewiß erleuchteter und die Feldherren auf den Schlachtfeldern ſicherlich größere Strategen geweſen!

Die Friedensbedingungen in Villafranca und Nicolsburg hätten dann anders gelautet. — —

Man ſieht ja deutlich, wie weithin beglückend blos die Riſſe in das Concordat gewirkt haben, ſchon einzig und allein durch die Gebahrung der Preſſe. Iſt es nur einmal gänzlich beſeitigt und ſind erſt die Jeſuiten vertrieben, dann wird ſich eine Glorie über die Lande „dieſſeits und jenſeits der Leitha“ ausbreiten, deren Strahlen bis jetzt nicht zu ermeſſen ſind. —

Da floß die Donau zur Seite der Bahn.

Der längſte Strom Europas: indem die Wolga, obwohl länger, einen Theil ihres Gebietes in Aſien durchſtrömt.

Was man auch ſagen mag, ich gebe dem Rhein vor der Donau den Vorzug.

Wie treffend ſind Göthes Worte auf die Rheinquellen:

Sehet den Felſenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch
Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder nach dem Himmel.
Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort — —

Sein weiter Lauf trägt das Gewicht unſerer ganzen Geſchichte; ſeine Ufer von hochbegabten deutſchen Stämmen bewohnt, waren ihr Schauplatz und die Bevölkerung mit ihr auf's innigſte verflochten. Sie bezeichnet die früheſte Cultur, bis auf unſere Zeit in hohem Grade ausgebildet. Von der Cultur des Bodens bis zu der des Geiſtes. Handel und Wandel; und Wiſſenſchaft; blühende Städte, treffliche Inſtitute, überall hin verbreiteter Segen der Civiliſation.

Und nun ſchwillt er
Herrlicher: ein ganz Geſchlecht

Trägt den Fürſten hoch empor.
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen; Städte
Werden unter ſeinem Fuß.
Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.
— — Sauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Aber auch der ſchwungvolle Schluß des prächtigen Gedichts läßt ſich auf den Rhein anwenden, denn das einfältige Wort: er verlaufe im Sande, hat ſich längſt überlebt. Von den reichlich dahinſtrömenden Armen, führt einer ſeinen Namen, der in die Nordſee ſich ergießt:

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz. —

Der Lebenslauf unſerer Donau iſt viel einfacher und fordert keinen ſo gebieteriſchen Wiederhall heraus.

Sie entſpringt im Schwarzwald aus Quellen, deren unbedeutende Namen nach einem kurzen Lauf von den Uferbewohnern ſelbſt ſchon vergeſſen ſind. Erſt wenn ſich ihre Gewäſſer vermengt haben, erhält ſie im fürſtlichen Schloßhof zu Donaueſchingen, in eine Art von

Brunnen gefaßt, ihren ſtolzen Namen, den ſie nun vor aller Welt trägt.

Nach dieſer kümmerlichen Kindheit wallt ſie ziemlich langweilig und unbeachtet, und gelangt erſt mit dem Eintritt in Bayern zu dem ihr gebührenden Anſehen. Von Ulm ab wird ſie ſchiffbar.

Der geniale König Ludwig der Erſte von Bayern, wie man ihn oft nennen hört, hatte neben vielen anderen ihm wohl nur allein großartig ſcheinenden Planen, auch den ſich angeeignet, eine Idee Kaiſer Karls des Großen auszuführen. Er wollte, um dem Handel in Deutſchand das mittelalterliche Gewicht wieder zu verſchaffen, Donau und Main durch einen Kanal verbinden. Aber die Idee realiſirte ſich nur halb; das heißt, der Kanal wurde zwar fertig, jedoch nicht benutzt, weil inzwiſchen, die von dem König nicht vorhergeſehenen Eiſenbahnen, bereitwillig die Vermittlung des Handelverkehres übernahmen. Man ſpricht jetzt davon, den Kanal künſtlich zu verſanden, und wo jetzt ſein ſchmutziges Waſſer ſich zu langweilen ſcheint, Eiſenſchienen zu legen, die ſich beſſer rentiren werden.

Auch eine andere Idee führte derſelbe kunſtliebende König aus, um die Donauufer intereſſant zu machen. Hier ſollte nach ſeiner Meinung einem höhern Intereſſe gedient werden, als dem Handel und Wandel.

Es wurden zwei Stätten von ihm gegründet; Prachtdenkmale, um den Patriotismus der Deutſchen zu entflammen; Hallen, die ſchon beim Eintritt jedem von uns zurufen: Sei ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſein; biſt du es, in dem Grade den Wir anerkennen, ſo wird dein Name hier in Erz eingegraben und noch mehr! du haſt ſogar die Hoffnung, daß deine Büſte daneben aufgeſtellt wird!

Dann eine zweite Halle, dort, wo der ſchon erwähnte Kanal beginnt, die in der deutſchen Bruſt das Andenken an irgend welche glorreiche Siege wachrufen ſoll.

Auch dieſe Unternehmungen, ſo ſchön und koſtſpielig ſie ſind, erreichten nicht ihren Zweck. Dieſe Poeſie verfing nicht bei dem Volke.

Bei den maſſenhaften Volksverſammlungen, wo Alle keine Koſten ſcheuen, ihre eigentlichen Geſchäfte, ihren Broderwerb auf Wochen einſtellen und auf weiten Strecken zum Stelldichein ſich begeben, iſt es Niemand eingefallen, das patriotiſche Hochgefühl dadurch zu begeiſtern, daß man Walhalla oder die Siegeshalle an der Donau zum Verſammlungsorte erwähle.

Ja, iſt es nicht noch auffallender, daß die beiden ſogenannten Parteien der Fortſchrittler und der Patrioten in Bayern, noch niemals auf den Einfall geriethen, ſich in der bayeriſchen Ruhmeshalle in München, mit dem Standbilde der Bavaria, zuſammen zu finden, um über das Wohl des Vaterlandes zu berathen, ſondern immer nur ein Wirthshaus und im Sommer einen Bierkeller ſich erkieſen?

So blieben denn die Verſuche des Königs, die Geſtade der Donau den nationalen Zeitbeſtrebungen näher zu bringen, erfolglos, und der großmüthige Ludwig, der in ſeinem Teſtament die Walhalla der deutſchen Nation vermachte, wird ſich vorausſichtlich ebenſo verrechnet haben. Das Schickſal dieſer großartigen Bauwerke, zu deren Erhaltung weder die Fürſten noch das Volk die Beiſteuer leiſten werden, dürfte vielleicht daſſelbe ſein, als es dereinſt anderen, wiewohl viel unbedeutern Ausgeburten der Laune eines Fürſten zu Theil wurde: zum Beiſpiel dem Sonnentempel in der Eremitage zu Bayreuth, die noch hie und da von einem fahrenden Touriſten in flüchtigen Augenſchein genommen werden.

Die Donau fließt in ihrer Apathie ruhig fort, bis ſie die Kaiſerſtadt par excellence erreicht und hier ein Volk ſich in ihr ſpiegeln und baden läßt, das immer lachte, wenn Europa weint; das in ſich verliebt war und ſich hielt, wenn der Bürgerkrieg zu entbrennen drohte; eine Welt der Luſt und der fetten Küche, der Schelmenliedlein und der ungezügelten Genüſſe, während einer in ſchweren Kämpfen ringenden ſtrengen Zeit. Ein Volk, das dem Karren des Thespis huldigt und ihm fortwährend theuere Opfer bringt und erſt dann vor den unausbleiblichen Schranken anhalten wird, wo die jungen Panther, die es ausgebrütet und gehegt hat, mit aufgehobenen Tatzen es in Empfang nehmen werden.

Wir wollen uns inzwiſchen mit dem herrlichen

Dome von Regensburg begnügen. Hier erblicken wir ein Denkmal, das nicht einer dünkelvollen Macht ſein Daſein verdankt, und ſtatt neugieriger Touriſten, fromme Beter zu allen Stunden anzieht. Dort an der linken Seite des Chors, wo jeden Morgen die friſchen Blumen geſtreut ſind, iſt die Ruheſtätte des frommen Biſchofs Wittmann, der in der hochleuchtenden Reihe, ſeiner berühmten Vorgänger, einen ſo hervorragenden Platz durch die zwar nicht glänzenden, aber großen und tiefen Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Gemüthes einzunehmen berufen war.

Dritter Brief.

Wien. Das „junge Deutſchland.“ Mazzini. Der Graf Henri de Rochefort. Der „politiſche Materialismus.“ Oeſterreichs Lage. Graf Montezuma und das Reich der Kaziken.

So hab ich denn vor der Hand der großen, der eigentlichen Donau, den Abſchied gegeben, um ihr vielleicht ſpäter wieder, etwa im Prater, einen flüchtigen Beſuch abzuſtatten und mich der Stadt zugewendet.

Dies legt es mir an's Herz, den früher nur obenhin angedeuteten Grad der Bildung und Geſittung in Wien ſelbſt mir näher zu betrachten und daraus die Erfolge zu bemeſſen, die es auf den öffentlichen Stapelplätzen haben konnte.

Wie ſteht es überhaupt um die Civiliſation der großen Städte, wo die Werkſtätten der Bildung, von allen Blasbälgen des Fortſchritts in glühendſter Thätigkeit erhalten werden? So lautet die Vorfrage, die ich mir ſtelle.

Sollte die ſchnöde Behauptung ſich bewähren, daß die Civiliſation nicht anſteckend ſei, weil Diejenigen, welche dem Heerde derſelben am Nächſten ſtehen, am Wenigſten von ihrem Einfluſſe verſpüren?

Wir wollen ſehen. — Ich bitte Dich mir die Beſchreibung meines letzten Wiener Lebenslaufs zu geſtatten, dabei aber mich früherer, länger andauernder, zu erinnern.

Ich war am frühen Morgen aufgeſtanden, hatte einigen intimen Freunden meine Karte geſandt und um die Stunde bitten laſſen, ihnen meinen Beſuch abzuſtatten; dann warf ich mich in einen Fiaker, um mir das neue Wien zu betrachten, das ich bereits ſeit fünfzig Jahren oft beſuchte, vor etwa ſechs Jahren zum letzten Male ſah, und während dieſer kurzen Friſt, in ſeinem Aeußern, großmächtig verändert fand.

Man hat oft ſchon vergleichsweiſe einen großen Staat ohne wirkliche Macht, einen Staat auf thönernen Füßen nennen hören; mit gleichem Rechte kann man von dem neuen Wien ſagen, es ſei eine große Anhäufung von coloſſalen Gebäuden auf gläſernem Fußgeſtell.

Alle dieſe ſchweren Wuchten mit Balconen und Terraſſen, von Karyatiden ſtämmigſter Conſtruction getragen, aus feſten Steinen in übereinander gethürmten Stockwerken erhoben, ruhen in friedlicher Zuverſicht auf immenſen Glaskaſten, denen man höchſtens das

Vertrauen ſchenken kann, den glänzenden Tand, der ſie füllt, gegen Staub und Schmutz zu bewahren.

Wie anders ſtellte ſich das alte Wien, mit ſeinen bombenfeſten Gewölben dar, die den Namen allen Magazinen jeder Art, in den Erdgeſchoſſen, verliehen hatten!

Für jetzt darf Wien noch ein ungeheurer Bauplatz genannt werden; ſo viel iſt noch im Bau begriffen, trotz dem was als ſchon fertig den Fremden überraſcht, und noch mehr ſoll in Planen, Entwürfen und Ueberſchlägen bereit liegen.

Für die Circulation der freien Ideen iſt durch die Preſſe gehörig geſorgt; für die Circulation der Flaneurs und Gamins breite Straßen mit gläſernen Schaukaſten; für die unberufenen Volksverſammlungen und Aufläufe große Plätze!

So hat der moderne Staat ſich an der Oberfläche der Hauptſtadt ſchon ſehr ſtattlich herausgeputzt.

Es imponirt, was man ſieht. Alles iſt in der Erfindung hochtrabend, prunkvoll, maſſenhaft und zum Theil in der Bearbeitung des Materials vollendet und dennoch macht es nicht den Eindruck, den die Meiſterwerke der Baukunſt ſonſt in uns erwecken.

Hier bleiben wir kalt und finden, daß die alten Modelle, die dem neuen Architecten wohl vorſchwebten, verunſtaltet von ihm wiedergegeben wurden und daß, was er aus ſich geſchöpft und erfunden, als Gegenſatz des wirklich Schönen und Würdigen erſcheint.

Alles tritt verworren, unregelmäßig, nicht als eine nothwendige Geburt der Zeit, durch ihren Charakter bedingt, vor uns. Es ſchmeckt zu ſehr nach einer über Nacht zugefallenen Erbſchaft, die der Parvenü mit Haſt verpufft, um ſich prahlend hervorzuthun.

Was ich ſah, ſo ſchwerfällig es war, zerſtäubte und verrann. Es ſagte mir nichts. Ich mußte immer und immer wieder an einen Börſenſpeculanten denken, der plötzlich überreich geworden und den Großen in ſeiner Manier ſpielt, indem er Diners und Soirees gibt, mit feinen Delicateſſen ſeine Gäſte vollſtopft, und ſie dennoch vollſtändig leer entläßt, weil er ihnen nichts zu ſagen weiß als Das, was in dem Kurszettel geſtanden hat.

Das hat keine Geſchichte und wird keine haben; weder der Parvenü der Börſe, noch die neue Stadt Wien, die auch nichts weiter iſt. Die Stephanskirche und die alte Kaiſerliche Hofburg ſind nicht mehr an der rechten Stelle; hier in Wien werden ſie höchſtens, in einer vielleicht nicht gar zu fernen Zeit, wie ein nichtiges Curioſum betrachtet werden, das vordem einmal eine Bedeutung hatte.

Jedes der neuen großen Häuſer iſt eine Karavanſerei; eine ungeheure Herberge, die Alles aufnimmt, aber Niemand wird im Gedächtniß behalten, wer ſie einſt mit ihm bewohnte. —

Da hielt mein Fiaker und deutete mit der Peitſche vor ſich hin.

Es war das neue Hofoperntheater.

Man hat es richtig begriffen, daß bei dieſen „Kunſttempeln" modernſten Schlages, der verſchwenderiſcheſte Glanz zur Nothwendigkeit geworden iſt. Ganz abgeſehen davon, ob das, was ſie ſpielen, ſich damit verträgt, es erfordert, es verdient; ſo verlangt es gebieteriſch das äußere Anſehen, das bei dem jetzt herrſchenden öffentlichen Geſundheitszuſtand in Kunſtſachen nur durch eine übermäßige Prachtfülle erreicht werden kann.

Den kleinern Theatern iſt hierin das Wetteifern nicht möglich und ſie müſſen ſich entſchließen bis zu einer Stufe hinabzuſteigen, wo ſie Das für die dramatiſche Kunſt werden, was der Fiaker für ein edles Pferd iſt. Der Sammelplatz aller Unreinigkeit, eine Abdeckerei.

Wie ich ſo weiter fuhr, fielen mir die entgegengeſetzten Wege ein, die von den jugendlichen Weltreformern in den verſchiedenen Ländern Europas eingeſchlagen wurden, um weiter zu kommen.

Unſer junges Deutſchland griff ſeine Sache damit an, in Roman und Vers dem Beſtehenden in ſehr ernſter Weiſe auf den Leib zu rücken. Es hatte den Muth ſich allen ihm drohenden Verfolgungen auszuſetzen und Einiges davon ſogar auszuſtehen. Ob es den Glauben beſaß, etwas Großes mit ſeinem Unterfangen zu erreichen, mag dahin geſtellt bleiben. Es genügte ihm ein augenblickliches Intereſſe zu erregen; ein Buch herauszugeben, von dem die alltägliche Blätterkritik Notiz nahm und das einmal geleſen, nicht wieder in die Hand genommen wurde. Es war eine Schriftſtellereitelkeit. Nichts weiter.

Die jungen Umſtürzler jenſeits des Rheins und der Alpen griffen die Sachen anders an. Hier geſellte ſich zur Eitelkeit ein heißeres Blut. Was bei uns verſtockt und verſteint war, brachten ſie, durch der Umſtände Gewalt begünſtigt, leichter in Fluß.

Mazzini begann mit der Theaterkritik. Er ſtimmte darin mit Richard Wagner überein, daß er ſich zum muſikaliſchen Reformator aufwarf. In ſeinen Scritti letterari erſchienen ſeine Ergüſſe, die es beweiſen ſollten, daß bis zu ſeiner Epoche eigentlich die Muſik nicht exiſtirte.

„Was man bisher mit dieſem Namen belegt hatte,“ war nach ihm: „nichts als eine Folge von Tönen, die nach einem willkürlichen Canon aneinander gereiht wurden, der allen natürlichen Geſetzen widerſprach. Die ſogenannten großen Componiſten waren nichts als trafficanti di note. Es fehlte denſelben die Weihe einer ewigen Glaubensmacht, die Taufe einer Miſſion.

Weiter heißt es bei ihm:

Muſik iſt die Algebra der Seele, durch welche die Menſchheit lebt.

Muſik iſt der Wohlgeruch des Weltalls.

Muſik iſt der Glaube einer Welt, deren Poeſie nichts als höchſte Philoſophie iſt.

Melodie iſt die Individualität; Harmonie der ſociale Gedanke.

Der Muſik gebührt in der Zukunft ein ſehr ausgedehnter Beiſtand der wiedergeneſenen Geſellſchaft. Der Muſik muß das Antragsrecht zu einem Gedanken übertragen werden, den die anderen Künſte nach und nach weiter bilden und auszuführen haben werden.

Die Zukunftsmuſik wird die zwei Fundamentalſätze zuſammenfaſſen: Individualität und Gedanke — Gott und der Menſch." —

Du haſt genug an dieſen Pröbchen, die ich Dir aus meinen Aufzeichnungen hier abſchreibe; denn Mazzini's Schriften führe ich nicht mit, wie Du Dir wohl denken kannſt.

Wie weit es dieſer genueſiſche Advocat, der keine Clienten hatte, ſeit dieſen ſchriftſtelleriſchen Anfängen gebracht hat, weiß die Welt. Es war ein gewaltiger Sprung, von dem Standpunkt eines muſikaliſchen Reformators, bis zu einem — wenn auch unglaubwürdigen — Schöpfer einer neuen politiſchen Ordnung, zu einem Wiederherſteller der tief geſunkenen Geſellſchaft, zu dem Erfinder einer, der Menſchheit beſſer anſtehenden, verbeſſerten Religion. Die Scritti letterari geben hinlänglichen Aufſchluß über den Charakter dieſes „negativen Advocaten," wie ihn ſeine Landsleute ſelbſt einſt genannt haben, die auch auf ſeinen maßlos ſchwülſtigen Styl ihr bezeichnendes Wort Ribombo anwenden. Indeß iſt er da; er lebt als unüberwundener, beſtändiger Verſchwörer, als ein literariſcher Maſaniello, der gefährlicher iſt als der Maſaniello der Gaſſe.

Ein Seitenſtück zu Mazzini bietet mir der Graf Henri de Rochefort, der das vor ihm voraus hat, daß er de vieille souche iſt und niemals eines Andern, ſondern nur ſein eigener Advocat ſein wollte, und auch, gegen Mazzini gehalten, ſich wie eine Miniature zu einer gouache verhält. Oel wäre zu viel.

Der Pariſer Graf ſtrebte anfangs nur darnach ein Held des Boulevard zu werden. Er war ganz und gar, was wir einen Spaßvogel nennen, ein Balddortbaldhier; boshaft, nicht ſowohl kritiſch als tadelſüchtig; dem, was ihm nicht gefiel, ſpritzte er Tinte in's Geſicht.

Von den Tugenden eines Demokraten reinſten Waſſers bemerkte man aber noch nichts an ihm. Er ließ ſich Monsieur le comte tituliren; blickte mit unverholener Geringſchätzung auf Andere, ſpottete ebenſo über das arme Menſchengeſchlecht und ſah Gott wie eine Erfindung an, die dem Herrn Grafen Stoff zum Lachen gibt. Das ſind aber noch keine demokratiſchen Tugenden. Der ernſthafte, wahrhafte Demokrat iſt und ſchreibt auch anders.

Was er mit ſeinem Treiben erreichte, war der wohlfeile Erfolg, nur eben für einen Spaßvogel der kleinen Tagespreſſe zu gelten. Einen literariſchen Ruf bei denkenden, gebildeten Leſern zu erreichen, das durfte er ſich nicht einfallen laſſen.

Aber Du mußt ihn kennen lernen, wie er in jener Zeit war.

Ein Menſch ermordet einige öffentliche Buhldirnen, mit dem Raſiermeſſer, um ſie zu berauben. Rochefort vertheidigt ihn brillant. Hätte der Mörder ein Redetalent, ſagt er, ſo würde er den Richtern den Beweis geführt haben, daß er nur darin gefehlt, einen Theil der weiblichen pariſer Bevölkerung, der an einem gefährlichen Abſturz ſich befand, ſtatt durch ermahnendes Zureden, durch ein Raſiermeſſer aufzuhalten.

Als großer Kunſtfreund geht Rochefort zu der Verſteigerung eines berühmten Thiermalers. Er möchte ein theueres Bild erſtehen, ſeien es Schafe, wiederkäuende Ochſen, gleichviel! Und dafür wollte er bereitwillig ſeine Seele dem Teufel verkaufen. Er bat Satan, er möge ſich gefälligſt zu ihm bemühen, um über den Handel ſich mit ihm zu verſtändigen. Aber Satan kam nicht. Rochefort glaubt deßwegen, weil die große Anzahl ähnlicher Geſchäfte, die der Böſe im Mittelalter eingegangen, nicht beſonders lucrativ für ihn geweſen ſei; denn ſchon lange hört man nicht mehr, daß er Jemand ſeine Seele abgekauft habe. Der Herr Graf behielt ſeine Seele, allein ſeine Mittel erlaubten ihm nicht, auch nur die kleinſte Skizze des Malers zu erwerben.

Er nennt die Zeit klaſſiſch, da die Mörder auf der Landſtraße, ohne Liſt anzuwenden, ſich auf die Vorübergehenden ſtürzten und ſchnell mit ihnen fertig wurden. Einen, der ſeine Frau heimlich ermordete: eine Frau, die ihrem Manne ſtatt Zucker Vitriolſäure in den Kaffe ſchüttete, durfte man ſchon als exceptionelle Weſen betrachten.

„Ha! wie weit ſind wir auch hierin ſchon vorgeſchritten!“ ruft er aus.

Das war das erſte Ziſchen der jungen Schlange. Jede Woche ein paarmal. Und immer ſpaßhaft und demokratiſch dabei, mit beiläufigen ganz allerliebſten Gotteslüſterungen, im Dienſte der Freiheit und von der Eitelkeit erfüllt, daß ſein Geiſt Alles überrage. Es iſt als gewiß anzunehmen, daß ihm ſein Geiſt noch mehr gefalle, als das Vieh auf den Bildern jenes Malers, von denen er keines für ſich erſtehen konnte.

Warum ſollte ein Demokrat nicht von ſeinem eigenen Werth erfüllt ſein?

Dieſe Verehrung ſeiner ſelbſt führte den armen Grafen ſpäter zu dem Ergebniß, nicht nur ſchöne Gemälde um jeden Preis zu erhandeln, ſondern auch en Seigneur zu leben und es in den Wind zu ſchlagen, zehn, zwanzigtauſend Franken für Preßvergehen zu zahlen, ſo oft er dazu verurtheilt wurde.

Er wuchs, wurde groß und ernſt, trotzdem er ſtets für die Leſer eine lächerliche Seite behielt.

Mazzini, der mit regierenden Häuptern, wie früher mit Componiſten umſprang; Rochefort, der eine Laterne anzündete, die Frankreich in Flammen zu ſetzen drohte.

Und unſer junges Deutſchland, deſſen gewaltig ſich ſtellende, ſchreibſelige Stimmführer endlich froh waren, auf die Bretter zu flüchten, die die Welt nur bedeuten, um hier als Dramaturgen, Directoren, techniſche Leiter, Intendanten, einen Unterſchlupf zu finden, deſſen Krönung der Titel eines Generalintendanten oder Generaldirectors bildet. —

Hiermit wäre ich zu meinem Ausgange gelangt. Meine Gedankenreihe begann ſich zu entwickeln, als der Fiaker auf das Wiener Operntheater mit der Peitſche hinwies. —

Aber noch Eines bleibt mir beizufügen.

Zwiſchen dem Jahre 1830 und Jetzt waltet ein mächtiger Unterſchied. Leider ſind wir in der That weiter gekommen. Das bedarf keiner nähern Erörterung.

Dann aber muß man bedenken, daß aus den kleinlichen damaligen Verhältniſſen bei uns, aus den Redeübungen in den abonnirten Geſellſchaften, „Muſeum“ geheißen; aus keuſchen Träumern, aus den Gamins der holperigen Pflaſter in kleinen und kleinſten Städtchen, aus den Begabtern, in denen ſich eine Welt der Zukunft poetiſch geſtalten wollte, denen die Wirklichkeit zu einer wunderſeltſamen Erſcheinung ward, keine gewaltigen Volkstribunen über Nacht erſtehen.

Das waren gewiß ſehr brave Männer, aber ſchlechte Muſikanten, wie Clemens Brentano ſagte.

Es erweckt mir noch immer eine ſchmerzliche Erinnerung, wenn ich eines Abgeordneten zur Frankfurter Nationalverſammlung gedenke, eines jungen Schullehrers, der jedesmal die Abſätze in ſeiner Rede mit den Worten anhub: „Nun wohlan denn!“ und eines andern guten Bekannten, der mir bei der erſten Begegnung vor der Pauls-Kirche entgegenrief: „Iſt es nicht wie ein romantiſcher Traum, der uns hier zuſammenführt?“

Leider war das Erwachen trübſelig genug.

Und die Anderen drüben, die ſich in den Strudel unbeſonnen ſtürzten, die Alles zu wagen ſich berechtigt glaubten, weil ſie eigentlich nichts dabei wagten und zu eigener Verwunderung ſich emporgehoben fühlten, zur Sonne der Volksgunſt, zu Reichthum und Glück.

Sie hatten nur zuzugreifen in das ſie umwogende Leben, in die Verhältniſſe der Geſellſchaft, in welcher ſie lebten, in das wüſte Treiben, das in den engen, ſtinkenden Quartieren der Großſtadt ſich ihnen darbot. Sie war Werkſtätte und Stoff zu ihren Arbeiten. Hierdurch nimmt oft das Oberflächliche eine tiefere Färbung an. Was ſie zu Tage förderten, war nicht die Frucht einſamen Nachdenkens. Es war nicht in einem Stübchen ausgeheckt worden, deſſen Fenſter in den Hof ſehen und die Armſeligkeit der Umgebung nie aus dem Geſicht entſchwinden läßt.

Die Anderen von drüben haben Alles ſelbſt erlebt, ſelbſt gehandelt.

Wollten ſie die Sinnlichkeit geißeln, ſo hatten ſie erſt geſtern eine üppige Nacht, eine Orgie mit durchſchwelgt. Sollte es dem Luxus gelten, ſo durften ſie die Augen nur im eigenen Zimmer umherſchweifen laſſen.

Ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, daß ich hier von einer frühern Periode ſpreche. Seitdem iſt auch bei uns ein lebhafter Umſchwung zu Tage getreten, ein im Vergleich großartiges Emporſtreben aus jener Beengung. Das iſt, trotz aller Verirrungen und Anmaßungen, nicht wegzuläugnen.

Die Wechſelwirkung, die ſich aber zwiſchen uns und Jenen zur Zeit bemerkbar macht, vermag jedoch nicht den getrübten Ausblick zu erhellen.

Wien.

Wir ſind von der Zukunft durch eine tiefe Kluft getrennt.

Von unbedeutenden Dingen nicht zu ſprechen, die mögen im alten Plunder ruhen wie vergeſſene Moden.

Ich möchte aber nur das erwähnen, was uns täglich ernährte; von dem unſer ganzes Daſein erfüllt wurde: was uns aneiferte, unſern erbitterten Widerſpruch oder unſere begeiſterte Zuſtimmung hervor zu rufen.

Wie der Blitz in ein ſchönes Haus fährt und ihm plötzlich das dunkle Kolorit einer Ruine verleiht, ſo erſcheinen die Wirkungen der Ereigniſſe von 1866 auf die heutige Geſellſchaft.

Alles, was früher beſtand, Legitimität, Ariſtokratie, Religion, Sitte, Künſte, hat die Kluft verſchlungen. Es iſt Alles verwittert, nichts in der Gegenwart wird es zurückrufen, es in der frühern Weiſe wieder herzuſtellen vermögen. Und wenn die Revolutionsarbeit Alles vollbracht haben wird, ſo wird man nur auf Trümmern ſtehen und vergebens auf die Poſaune der Auferſtehung warten.

Alsdann wird man erſt die wahre Bedeutung des Fortſchritts erkennen, den man die unendliche Vervollkommnung der Menſchheit nannte.

Man wird die Wirkungen vor Augen ſehen, die er auf das Geſammtleben, auf Sitten, übliche Gewohnheiten, auf Redlichkeit und wahrhafte Bildung ausübte, und wird ihm wenig zu danken haben.

Nur das Eine wird man ihm zugeſtehen müſſen, daß er ſeine Apoſtel zur Herrſchaft gelangen und ihre Deviſe zur Wahrheit werden ließ: **„Uns gehörſt du an,** Volk, denn in uns iſt die Herrlichkeit des Fortſchritts verkörpert.“

Dieſe Beſtrebungen einer Menge von zum Theil gebildeten und begabten Männern nach einem und demſelben Ziele, der allmächtigen Herrſchaft über die Maſſen, hatten bei'm Beginn die verſchiedenartigſten Elemente unter ſich verbunden. Das konnte nicht von langer Dauer ſein; es mußte ſich klären. Aber wie?

Man griff zur politiſchen Maskerade, zur Verſtellung, die nun tropfenweis in das Räderwerk der Staatsmaſchine eindrang.

Die Sucht Miniſter zu werden entbrannte und damit gelangte die Revolutionsidee zur Herrſchaft, zur Macht. Von jetzt an war die Arena geöffnet.

Eiſen und Blut, diplomatiſche Künſte, bezahlte Preſſe, ſtanden den neuen Gewaltigen zu Gebot. Sie herrſchten und konnten ihre Wurzeln um ſo tiefer ſchlagen, weil ſie den revolutionären Geiſt mit dem Deckmantel der Monarchie umgaben.

Hier haben wir den realen Inhalt unſers modernen Lebens; darum das uns umtoſende Geſchrei, welches aus den Kreiſen der ſocialen Bewegung erſchallt und den politiſchen Fanatismus wach ruft, der in der unbeſchränkten Preſſe ſeinen Wiederhall findet und ſie zur Nothwendigkeit macht. Wer es läugnen wollte, der müßte mit geſchloſſenen Augen und zugeſtopften Ohren dahinleben.

Die Lenker des Ganzen, vom Miniſter bis zum Volkstribun, gründen auf dieſe allein richtige Erkenntniß der Lage ihr Anſehen und ihre Macht.

Auch in anderen Zeitläufen hat es Regierungen gegeben, die mehr oder minder despotiſche Mittel zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft ergriffen. Dieſe gingen jedoch mit mehr Aufrichtigkeit zu Werk. Sie benannten nicht das Joch, das ſie dem Volke auflegten: Fortſchritt und Freiheit. Sie proclamirten nicht die Lüge als Wahrheit und ihre Niederlagen als Siege.

Metternich kokettirte niemals mit der Republik, er verhehlte keinen Augenblick, während ſeines langen Regiments, ſeinen Despotismus. Heute zieht die regierende Macht an der Spitze der Factionen mit einem goldenen Zauberſtabe einher und leitet ſie in die Klüfte der politiſchen Hölle.

Für den offenen Despotismus zu feig, der bei den beſtehenden Verfaſſungen auch nicht ausführbar wäre, begnügt ſich das neue Syſtem damit, gegen Meinungen zu kreuzen und in Bezug auf Religion, Moral, Freiheit, mit ſich handeln zu laſſen.

Deutſchland, an das ich hier zuerſt denke, mußte ſolcherweiſe zu einem Bazar werden, wo alle intellectuellen Dinge ihr Ellenmaß und ihren feſten Tarif erhalten ſollen.

Die Lüge iſt lebendig geworden und wandelt unter uns. Der die Kette ſchmiedet, führt die Freiheit im Munde.

Das aber iſt nicht, wie man glauben machen will, die Folge der ſchweren Ereigniſſe, die ſeit 1789 ſich aufeinander über Europa ergoſſen haben. Es iſt nicht etwa aus einem errungenen großen Siege hervorgegangen, ſondern es hat ſeinen Urſprung in der Schwäche, die ſich anmaßt, während einer ſchwierigen Epoche die Zügel der Staaten zu ergreifen; ferner in der Unwiſſenheit und in einem brennenden Epikurismus, der ſich in eine verſtellte Mäßigung hüllt und einſtweilen mit einem Schaukelſyſtem ſich begnügt, bis ein großer Moment eine Chance ſicher geſtellt haben wird.

Hierin liegt die Unmoral unſerer Zuſtände.

Indem man der Tugend alle Hoffnungen raubte, enthob man das Verbrechen den Gewiſſensbiſſen. Nichts ſoll fortan beſtehen als die Macht, gleichviel von welcher Seite.

Und Das nennen ſie freiheitliche Errungenſchaften und brüſten ſich mit dem Fortſchritt!

Die Monarchie, gleichbedeutend mit dem Inbegriff aller Ehre und Loyalität; die repräſentative Staatsform, welche die Oeffentlichkeit bedingt und garantirt, wie ſollten die ſich mit der Handhabung einer Regierung in Verbindung denken laſſen, die verſteckt nur die Schande einer allgemeinen Knechtſchaft im Schilde führt und über die von ihr zugemeſſene Freiheit ſtets ein zuwartendes Auge behält.

Für das, was wir um uns ſich zutragen ſehen und was ſich an Namen knüpft, die ich Dir nicht aufzuzählen brauche, weil Du ſie kennſt, von den größten bis zu den kleinſten hinab, beſitzen die Franzoſen längſt ſchon die Bezeichnung *le Ministérialisme*. Das Wort hat ſeine Definition zwar noch nicht im Dictionnaire de l'académie erhalten, allein deſto gründlicher durch die Verwüſtungen, die es in der Geſellſchaft anrichtet. Ich würde als deutſche Ueberſetzung oder vielmehr Umſchreibung der franzöſiſchen Bezeichnung, „politiſcher Materialismus“ vorſchlagen.

Das Gegentheil davon wäre:

Alles in Liebe zu dem angeſtammten Fürſten zu vereinigen und damit die Achtung vor den beſtehenden politiſchen Inſtitutionen, für den Cultus des Monarchismus vor Allem zu befeſtigen. Das wäre gewiß würdiger und reicher an Segen, als die Maſſen aufzuwiegeln, die ſich um die jeweiligen Träger der Macht tumultuariſch drängen, welche ſie dann — wann ſie ſich ihrer Natur und den Umſtänden nach etwas unbequem machen, mit Hilfe der Polizei und wenn das nicht auslangt, der Soldaten, zu Paaren treiben.

Ein ſolches Regiment, wenn es ſo von den Miniſtern ausgeübt wird, kann nicht begeiſtern und zu ruhmwürdigen Thaten anfeuern.

Einer der wichtigſten Grundpfeiler der für jetzt beſtehenden Macht iſt wo anders zu ſuchen, als in der Begeiſterung, die zu ruhmwürdigen Thaten antreibt. Dieſe Forderung klänge unſerer Proſa der Gegenwart gar zu poetiſch und würde belacht. Ihr gilt die öffentliche Meinung als Schirm und Hort. Dieſe muß ſie für ſich haben und die Thaten werden ihren Fortgang finden und wenn auch nicht begeiſtern und zu hohem Ruhme gelangen, doch auch von Schimpf und Spott befreit bleiben, während Diejenigen damit reichlich bedacht werden, die das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen wiſſen.

Die öffentliche Meinung wird durch die Preſſe des Tages vermittelt. Sie iſt ihr Organ und von unberechenbarem Einfluß. Die Redacteure beherrſchen die Maſſen und ihre Vorſorge geht darauf aus, daß die öffentliche Meinung aus allen Poren der Geſellſchaft gleichmäßig dringe, eine zu weit ſchweifende Imagination in beſtimmte Gränzen gehalten werde und der geſunde Menſchenverſtand — ein in der That ordinärer Patron, den ein Jeder nach dem ihm zuſtehenden Maaße als Trinkbruder Abends in ſeiner Kneipe findet — zu ſeinem ausſchließlichen Rechte gelange.

Zerlegen wir einmal dieſe öffentliche Meinung in ihre Elemente.

Die Verfaſſung ſetzt die Freiheit der Preſſe: dieſe die Publicität: dieſe endlich die öffentliche Meinung. Das iſt die natürlich ſich bildende Aufeinanderfolge.

Was aber wird daraus, wenn dieſe Elemente in ihrer Quelle und noch mehr in der Anwendung verderbt, durch ſich ſelbſt umgeſtoßen, unbrauchbar geworden ſind?

Die repräſentative Regierungsform hat alsdann ſtatt der öffentlichen Meinung ein Chaos zur Baſis. Taufe man es, wenn man will, die Majorität. Erreiche man dieſe durch Zwang oder Gold, gleichviel! Eine öffentliche Meinung im wahren Sinn wird dennoch niemals an den Tag treten. Was wir in Zeitungen und Broſchüren zu leſen bekommen, ſind immer nur Parteianſichten, wenn ſie ſelbſt ihre Unabhängigkeit ſo viel als möglich ſich bewahrten.

Sollte die ganze, die wahrhafte, durch nichts beeinträchtigte, von keiner Seite beeinflußte öffentliche Meinung zu einer gegebenen Zeit im Stande ſein, alle Hinderniſſe zu überwinden, alle Dämme zu durchbrechen, ſo müßte ein ungeheuerer Skandal daraus entſtehen, aus dem zugleich ein ernſtes Gericht ſich entwickelte.

Die politiſche Schande würde vor dem Volke, auf offenem Markte ausgeſtellt; die Mittel wären enthüllt, die angewendet wurden; der heilloſe Erfolg, der Alles in Grund und Boden verderben konnte.

Heuchler und Schmeichler, die ſich zwiſchen den Monarchen und das Volk eindrängten und Beiden den freien Blick entzogen. In zweiter Reihe die Liſt und der

Trug der Schnapphähne, die ſich um die Träger der Gewalt drängten und bei dem Anbruch der verhängnißvollen Stunde noch etwas für ſich erhofften, obgleich der Götze und ſein Altar ſchon umgeſtürzt waren. Hier die Leute von der Feder, dort andere in der unnahbaren Stellung der Redner auf der Tribüne.

Aber dieſe ganze zahlreiche Gruppe, die ſich ſammt und ſonders vermeſſen hatte mit der öffentlichen Meinung ihr Spiel zu treiben, die es unternahm, ſie nach ihrem Bedürfniß zu ſchaffen, oder ſich dünkte von jedem Urtheil Anderer unerreichbar zu ſein, jetzt vor dem Volke an den Pranger ausgeſtellt, von der wirklichen, unabhängigen, unbeſchränkten Meinung gerichtet; ſie würde ſich vergeblich nach einem Vertheidiger umſchauen.

Einſtweilen iſt es noch nicht ſo weit. Die Machthaber dürfen noch immer den Staat, in welchem ſie wirthſchaften, für einen Ball anſehen, den das Glück ihnen zuwarf, damit ihr Eigennutz mit ihm ſpiele. Darin iſt das große Freiheitsſyſtem der Menſchenbeglückung enthalten, das unter dem Schutze der lebendigen Theilnahme der Partei, an der vollſtändigen Zerſtörung der Staaten fortarbeitet.

Ein alter redſeliger Bürgersmann, den ich geſtern im Prater beim Kaffee an einem Tiſche allein ſitzend fand, äußerte ſich, indem wir über das Vorſtehende unſere Anſicht ausgetauſcht hatten:

Wenn der Teufel einen Plan ausgebrütet hätte, unſer liebes Vaterland zu Grunde zu richten, ſo könnte er es nicht geſchickter angreifen als Die. Alles muß hin werden. Die rohe, unbändige Jugend muß bei Zeiten im Fortſchritt ausgebildet werden und ihre früheren Lehrer überſehen und auspfeifen. In dem Maaße, wie dieſe Ausbildung wächſt, wird ſich Alles zu einem verfeinerten Unglauben hinneigen. Neue Schriften, die Irrthümer verbreiten, dürfen nicht widerlegt werden. Ihr Einfluß, ſo zerſtörend er ſei, ſoll durch nichts gehemmt werden. Der übermäßige Stolz der Herren von Oben verlangt, daß die von ihnen eingeſetzten Beamten jede Gewaltthätigkeit zur größern Ehre des modernen Staats ausüben dürfen. Wer dagegen muckſt, iſt ein reactionärer Jacobiner. Gott der Ordnung und des Friedens ſei uns gnädig! —

Ich erſchrecke, wenn ich heute den langen Brief überſchaue, den ich geſtern Abend an Dich ſchrieb, und dennoch ſetze ich mich an den Schreibtiſch, nicht um ihn zu ſiegeln, ſondern um daran weiter zu ſchreiben. Ich habe noch gar viel auf dem Herzen. Es wird immer nur ſkizzenhaft bleiben, denn mit einer zuſammenhangenden Ausführung will ich Dich verſchonen. Das müßte ein dickes Buch werden. —

Der bedeutendſte Fehler unſerer Zeit liegt darin, daß ſie zur Löſung ſocial-politiſcher Fragen nicht geeignet iſt. Ihr Charakter iſt zu wandelbar, um ein Ding andauernd zu wollen. In der Politik läßt ſich nur dadurch Dasjenige mit Beſtand ausführen, was man ſchon lange gewollt hat.

Die, ſo zu ſagen, improviſirten Neuerungen ſind ſtets vom Uebel. Die Zeit ſoll und muß gleichen Schritt mit den wirklichen Bedürfniſſen des Volkes einhalten, um das Neue zu rechtfertigen. Die zu ſchaffenden Inſtitutionen müſſen lange in dem Bewußtſein des Volkes herangereift ſein, ehe ſie Beſtand erhalten.

Das will nichts ſagen, daß man proclamirt, wir ſind ein neues Volk, das neue Aufwallungen empfindet und dadurch auch neue Bedürfniſſe hat.

Dieſe Aufwallungen, dieſe Bedürfniſſe finde ich jetzt nur befriedigt durch die Börſe und ihre Lotterieanlehen. Entweder ſpielt das Volk hier wirklich mit, oder es iſt ihm ein Platz im Parterre vorbehalten, wo es mit lüſtern begierlichen Augen dem Spektakel zuſieht.

Ich ſchaue mich um in Wien. Gibt es denn nicht andere Aufwallungen und Bedürfniſſe, als das Börſenſpiel?

Wie habe ich es überſehen können! Die Induſtrie zeigt ſich mir im vollſten Lichte, auch ſie iſt eine „allzeit Mehrerin“ des nationalen Reichthums, die auch dem Aermſten den Weg bahnt, ſich aus dem Elend emporzuraffen.

Aber iſt dies wirklich der Fall?

Der Schwindel des Ehrgeizes, der die Geſellſchaft ergriffen hat, wird mir zu einem optiſchen Glaſe, das die hochgeprieſenen Gegenſtände verkleinert.

Da ſich alle Schichten untereinander verirrten und keine Gliederung mehr beſteht, kann von relativer Opulenz nicht mehr die Rede ſein. Für Alle wird mit gleichem Maaße gemeſſen. Wer mit Nichts anfängt, will über Nacht reich werden wie ſein Nachbar, der ein großes Vermögen einſetzt. So beginnt ein anhaltender Wettlauf der Nebenbuhler, den das Glück oft begünſtigt.

Dann aber zeigt ſich's, daß Einer, der zehntauſend Gulden jährlich erübrigt, kaum damit ausreicht, weil Luxus und Opulenz ſeine Bedürfniſſe vermehrt haben. Er hoffte nach ſo und ſo viel Jahren ſich zurückziehen und ausruhen zu dürfen. Er ſieht ſich getäuſcht. Es war ein Wahn. Er arbeitet, rennt, ſchwitzt heut mehr als ſonſt. Seine Livreebedienten, die der Luxus ihm zu halten auferlegt, ſchlafen ungeſtört; er jedoch liegt wachend auf weichem Lager und überdenkt und berechnet neue Unternehmungen, damit er die Dienerſchaft ernähren und ſtandesgemäß ausſtaffiren könne. Der Luxus iſt nicht mehr der Ueberfluß, ſondern die Forderung der Nothwendigkeit. Das Ueberflüſſige iſt gegenwärtig ſchon das Nöthigſte geworden. Eine reiche

Dienerſchaft, ein Stadthaus und eine Villa, Pferde und Wagen und dann erſt noch das Brod. So iſt die heutige Geſellſchaft. Ich erlaube mir den trivialen Gemeinplatz: Umgekehrt würde ein Schuh daraus. Er erſcheint mir paſſend.

Man hatte ſich ſehr getäuſcht zu glauben, daß der hohe Grad der Entwickelung und Ausbreitung der Induſtrie der Geſellſchaft zu Gute komme. Man wollte darin nicht nur eine Vermehrung des Nationalwohlſtands erblicken, ſondern auch eine Beruhigung der Gemüther, indem ſie die Gedanken auf eine den ganzen Menſchen in Anſpruch nehmende Thätigkeit hinlenkte und zugleich den Sinn für eine beſtimmte Ordnung erweckte.

Wir wiſſen jetzt genau, was die Bevölkerungen der großen induſtriellen Werkſtätten nach dieſer Seite hin geleiſtet haben, und was ſie noch leiſten werden, unterliegt keinem Zweifel.

Darin gipfelt der wahre Fortſchritt des Jahrhunderts. —

Die Zünfte und Innungen ſind aufgelöſt, die unbeſchränkte Gewerbefreiheit mußte darauf folgen und die ſociale Bewegung gerieth in Fluß.

Die Arbeiter wollen von dem Drucke des Kapitals befreit ſein; ſie verlangen Verminderung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, Beſchränkung der reichen Klaſſen. Dieſe Idee beherrſcht bereits das Leben des Volkes. Wieweit ſie ſchon zur Ausführung gediehen, zeigen uns die täglich ſich erneuernden Thatſachen. Eine mächtige Koalition ſchürt hier, beſchützt, fördert mit bedeutenden ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln.

Ich will nicht verſchweigen, daß in dem Allen bis zu einem gewiſſen Grade eine zu Grunde liegende berechtigte Urſache ſich vorfindet: aber das bewegende Element iſt eben doch nichts anders als die Selbſtſucht, aus der die große Induſtrie ſich entwickelte.

Die feudalen Kämpfe der frühern Zeit werden jetzt in Duodezformat, aber nur um ſo verderblicher fortgeführt. Handelsmann gegen Handelsmann; preiſt Einer ſeine Waare als „ſpottbillig“ an, ſo bietet ſie ein Hauſirer aus: „ſpottbillig, zum Lachen.“ So auch die Handwerker gegen ihren Nachbar; eine Induſtrie gegen die andere, auf Tod und Leben. Endlich die Arbeiter gegen die Arbeitgeber.

Die induſtrielle Macht ſaugt allen Wohlſtand auf und entzündet den Krieg Aller gegen Alle, nicht nur in einem Lande, ſondern im Leben der Völker. Ich habe hier nur auf jene Erſcheinung hinzuweiſen, die man mit „Internationale Arbeiterverbindung“ bezeichnet.

Das fortwährende Gegeneinanderkämpfen auch auf dem induſtriellen Gebiet iſt das unerfreulichſte Symptom in der Gegenwart; das Loos der Menſchheit wird dadurch in Nichts gebeſſert. Die ſich immer weiter und weiter vergrößernde Entfaltung des Reichthums wäre ſelbſt nicht zu beglückwünſchen.

Man wird mir vorhalten, daß mein Urtheil zu einſeitig iſt, daß ich nicht auch das berückſichtige, was wir dem induſtriellen Aufſchwunge verdanken.

Die Induſtrie iſt eine Wiſſenſchaft, ein Studium, ein Princip. Das habe ich ganz außer Acht gelaſſen.

In erſte Reihe ſind die unbeſtreitbar großen Erfindungen und Endeckungen zu ſetzen, die wir dem Studium und der Wiſſenſchaft zuzuſchreiben haben, aus welchen wir uns ein Princip aneignen.

Zum Beiſpiel: die Vervollkommnung der Schießwaffen, durch welche die Schlachten ſo ſchnell entſchieden werden und der Friede wiederhergeſtellt wird.

Die mächtigen Maſchinen, die den Orkanen und den Wellen trotzen; die Dampfkraft, die den Atlantiſchen mit dem ſtillen Ocean und das Mittelländiſche mit dem rothen Meere verbindet und jede räumliche Entfernung aufhebt; die eiſernen Sklaven, deren ſich der Ackerbau bedient, die der wohlthätige Dampf zur Arbeit treibt und dem Bauer das: „Im Schweiße deines Angeſichts,“ erſpart; die Aerzte, die ſich der vollkommenſten Werkzeuge bedienen und durch Mikroscop, Stetoscop, Chemie in die Natur unſerer Organe einen erweiterten Einblick erlangten; dies ſind nur zu geringſtem Theil die großen Errungenſchaften, die mir eben einfielen, weil ſie am nächſten lagen. Der Genius des Fortſchritts hat ſie geſchaffen und ſie der

Beherrſchung Aller überlaſſen. Es iſt der Ausdruck der modernen Civiliſation, die den Menſchen hoher, freier und unabhängiger nach jeder Richtung hin werden läßt.

Leider kann ich die erleuchtete Befriedigung, die aus dieſem Erguß ſich kund gibt, nicht theilen.

Die Vervollkommnung der Waffen, durch die edeln Menſchenfreunde Dreyſe und Chaſſepot, hat nicht verhindern können, daß die Schlachten ebenſo mörderiſch bleiben wie vor ihrer Zeit, und wenn allenfalls durch ſie dem Kriege ein ſchnelleres Ende gemacht wurde, ſo war es wohl nur, weil der Gegner in Bezug auf die Waffen noch in zu großem Nachtheil ſich befand. Iſt das gehoben, ſo wird der Kampf auch nicht mehr in einer Schlacht entſchieden ſein. Die ausgiebigeren Mordgewehre haben bewieſen was ſie können. Wie viele Tauſend junger Chriſten, geſund von Fleiſch und Bein, liegen auf den Feldern Sebaſtopol, Solferino, Magenta, Mentana, Schleswig-Holſtein, Königgrätz! Sie haben die Wege nach China und Japan bahnen helfen; ſchöne, große und kleine Städte von Grund aus zerſtört und mit den naturgemäßen Erdbeben einen in den Erfolgen nicht zu unterſchätzenden Wettkampf beſtanden. In Summa: ſie haben Throne umgeſtoßen, das geheiligte Recht verletzt und dafür das Recht des Stärkern den Völkern gepredigt.

Nachdem ich mit dieſer kriegeriſchen Seite der Induſtrie, den Hinterladern, den großen Stahlgußkanonen, die bei den internationalen Ausſtellungen zum Bewundern ausgeſtellt werden und „bang machen“ ſollen, fertig bin, ohne daß es mir möglich war, einen der Menſchheit nützlichen Zweck darin zu entdecken, will ich mich mit meinen Fragen an einzelne Gruppen wenden, die friedliche Gewerbe treiben.

Die Fabrikanten antworten: die Ueberfruchtung der Production, die maßloſe Konkurrenz, die Anſprüche der Arbeiter, die Furcht vor einem Krieg, das ſind beängſtigende Zuſtände.

Die Kaufleute klagen: Ob auch die örtlichen Entfernungen verſchwinden und der Handel den Erdball umfaßt, ſo mache ſich eine größere Entfernung von der alten Redlichkeit in Handel und Wandel dafür geltend, die keine Schienen und Kabel vermitteln können.

Aber die Bauern, die ſind ja doch offenbar im Vortheil mit ihren ackernden, ſäenden, dreſchenden Dampfmaſchinen. Höre ſie ſelbſt!

„Wir haben ſonſt gerne den Pflug geführt, eingedenk des himmliſchen Ausſpruchs: „Im Schweiße deines Angeſichts.“ Wir fanden unſer Glück darin, dem Gebote Gottes und der Kirche zu dienen. Jetzt halten wir zwar weniger Knechte und Mägde, denen geht es aber nunmehr ſchlimmer, als da ſie bei uns dienten. Sie laufen in die Städte und ergreifen dort Das, was ſich ihnen darbieten will.

Sie werden Hausknechte, Bediente, Schenkwirthe, Kellnerinnen und noch Anderes. Trunkſucht, Unſittlichkeit, Habſucht, Neid, Gottloſigkeit, allgemeines Elend ſind, mit nur wenig Ausnahmen, die Früchte.“

Der Dampf, der die eiſernen Sklaven bewegt, wird niemals den Segen des chriſtlichen Schweißes erſetzen. In dieſem iſt ein Lebensprincip enthalten, von dem die Chemie nichts weiß.

Und erſt in Tagen der Angſt und Noth, wenn die vervollkommneten Waffen ihr ernſtes Spiel beginnen: dann werden die eiſernen Sklaven nicht für jene Arme einſtehen, die ehemals den geliebten Boden der Heimath, Scholle für Scholle, vertheidigten.

Wo der Glaube untergraben wird und zum Theil ſchon erſtickt wurde, kann die Bemühung nicht gelingen, durch alle nur immer möglichen Entdeckungen und Erfindungen eine vollſtändig umgewandelte Ordnung der Dinge zu erzeugen, und ſtatt Befriedigung nur Klagen erwecken.

Der Götze, den der heilloſe Fortſchritt verehrt, iſt ein Knauſer, der ſeine Gläubiger prellt. Man errichte ihm noch ſo viel Altäre, von Bonzen umgeben, die für Alle den größten Wohlſtand und die uneingeſchränkteſte Freiheit und Macht prophezeihen, die täglich ja ſtündlich einen neuen Fortſchritt in ihr Regiſter eintragen; was hilft's? Das Volk merkt nichts davon, die Zeiten werden immer ſchlimmer.

Nur der vergnügliche Fortſchritt, beſonders der in der Fähigkeit der erleichterten Ortsveränderung, kann nicht geläugnet werden. Er führt dazu, den Menſchen den Beſuch fortſchrittlicher Verſammlungen mit ihren mannichfaltig arrangirten Feſtlichkeiten und Genüſſen zu vermitteln. —

Ich habe Dir meine Meinung, wie ſie ſich mir im Angeſicht des Wiener Tohu-Bohu erſchloß, offen ausgeſprochen. Allein ich bin deshalb doch kein ſtarrköpfiger Reactionär. Ich möchte als ſolcher Dir nicht erſcheinen.

Der wirklich vorhandene, überall ſichtbare Uebergang zur Erneuerung kann nicht geläugnet und noch weniger gehemmt werden. Auch ſehe ich nicht in Allem was geſchieht und die zerſtörenden Ideen um ſich greifen läßt, die Schuld von Aufwieglern.

Es kennt den Gang der Natur und der Geſchichte nur ſehr oberflächlich, er iſt, nach Liebig, nur als ein Spaziergänger an ihren Gränzen zu betrachten, wer da glaubt, daß einzelne Menſchen, oder die durch ſie verbreiteten Ideen, die große Umgeſtaltung der Staaten und der Geſellſchaft auf die Dauer bewirken können.

Was man neue Ideen nennt, iſt nur das geiſtige, dem Bewußtſein übergebene Band deſſen, was ſchon früher in der Wirklichkeit, in tauſend Verhältniſſen da war und das Thun und Treiben der Menſchen beherrſchte, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt waren. Dieſe

Verhältniſſe zu kennen, dies Treiben zu ergründen und dabei zu ermitteln, inwiefern mit Beſonnenheit dem Andrängen der Zeit zu entſprechen ſei, ohne daß die geweckten Kräfte vernichtend auf die Ruhe der Staaten wirken, dies iſt die große Aufgabe, zu deren Löſung das Zauberwort noch Keiner gefunden hat.

Nicht nur Oeſterreich — ganz Europa iſt ſchwer erkrankt. Mit dem Medikaſtern kann die Krankheit nicht gehoben werden. Das muß ja ſelbſt Denen klar geworden ſein, die ihre homöopathiſchen Arzneien in Portefeuilles aufbewahren.

Das furchtbarſte Unglück für den edeln Menſchen wäre, wenn er fort und fort das Schickſal ſeines Vaterlandes den finſteren Mächten des Zufalls preisgegeben ſähe. Wenn die Hoffnung in ihm erlöſche, daß im Geiſte ſeines Volkes, im Herzen ſeiner Mitbürger, die ſichere Bürgſchaft ſich vorfände für Glück, Freiheit, Selbſtſtändigkeit und Macht des Vaterlandes. — —

Aber nicht nur allein der Boden, den wir bewohnen, erhebt die Heimath zum Vaterlande: es gibt ein geiſtiges Land, wo unſere Sitten und Tugenden, wo unſere Seelen heimiſch ſind, und nur in ſo fern dieſes Land mit der Heimath Eins wird, haben wir ein Vaterland.

Die Tyrannei, von welcher Seite ſie komme und unter welchem Schilde ſie verhängt werde, handelt mit verbundenen Augen, wenn ſie das göttliche Licht, das Anderen leuchtet, auszulöſchen trachtet. Dies iſt meine Ueberzeugung und dieſe theilen Alle, wenn ſie das jetzige blinde Zerſtörungswerk betrachten und ſich ihm mit aller Kraft widerſetzen. Ein ſolches Beginnen iſt nicht revolutionär. —

Für Heute will ich ſchließen. Ich bin müde und habe ſo ziemlich mich ausgeſchüttet. In's Breitere mich über dieſen Gegenſtand zu ergehen, verbietet mir die Gränze, die unſer Briefwechſel uns vorſchreibt.

Wenn der Engel, der mir die Gabe des Denkens erhält, dafür Sorge trägt, daß die vielfältigen fremden Erſcheinungen mich nicht verwirren, ſo hoffe ich, Dir noch von hier einen Brief zu ſenden. Dann will ich den finſtern Unmuth überwinden und mit vollem freudigen Herzen der Steiermark zueilen.

Wien.

Ich habe einer Sitzung im Reichsrath beigewohnt. Es war eine ruhige. Was die Redner ſprachen, erläßt Du mir. Du bekommſt es ja gedruckt zu leſen.

Giskra beſitzt eine überwiegende Perſönlichkeit. Ich ſah ihn ſchon in Frankfurt. Damals wirkte die hohe, breitſchultrige Geſtalt, das jugendlich ſchöne Geſicht mit dem ſlaviſchen Ausdruck; vorſpringende Jochbeine, breite Wangen und die eigenthümliche Oeffnung des Mundes, die zum Ausſprechen des brz, wrbcz, skrezk u. ſ. w. erfordert wird und zur Gewohnheit geworden iſt. All das harmonirte recht gut und machte die Erſcheinung ſchon an ſich intereſſant.

Auf der Tribüne ſpricht Figur und Anſtand ſehr bedeutend mit.

Der witzige Detmold, der klein und bucklig war und niemals die Tribüne beſtieg, ſondern immer vom Sitze ſprach, fragte mich einmal, als Gagern eben mit ſonorer Stimme eine Rede vom Stapel ließ, die nicht ſehr gedankenreich war:

„Glauben Sie wohl, daß Gagern den Präſidentenſtuhl einnähme, wenn er wie Freudentheil ausſähe?“

Das war ein unanſehnliches, häßliches Männchen, das voll Lebendigkeit hin und her hüpfte, ſich rieb und kratzte, ſonſt aber geiſtvoll und offen ſeine Meinung vortrug.

Er langweilte, man rief „zum Schluſſe,“ wann er ſprach: während man den ſchönen Kopf Gagerns, deſſen breite Brauen das tiefliegende Auge beſchatteten, ruhig anſchaute und die wohllautende Rede dazu mit in den Kauf nahm.

Aber man iſt auch hierin weiter gekommen. Ich fühle jeden Tag mehr, wie ſehr ich zurückſtehe: ich, der ich nicht von der erſten Kaiſerwürde in Frankreich datire, ſondern von dem Tage, an dem das Königthum von Gottes Gnaden das Schaffot beſtieg. Großer Gott, ich ein Revenant des vorigen Jahrhunderts! Und die

Männer von 1813 todt und die von 1815; von 1830 verſchollen, von 1840 überlebt, von 1848 nur noch athmend, und jetzt noch allein die von 1866 in vollſter Blüthe der Lebenskraft, aufplatzend zur Fruchtbarkeit, aus der das Geſchick der Welt heranreiſt.

Welche Sprünge! Mit der ſchrecklichen Dirne Empörung gehen ſie um, als wären ſie ihres Gleichen; ſie leiten ſie bei der Hand auf die Wege, die ſie ihr ſchon im Voraus gebahnt hatten.

Wie unerſchütterlich im Eifer, wie beharrlich im feſten Muth, wie groß im Zorn, wie unerſchöpflich an Kraft! Alle Tage ſchlagfertig.

Und die Preſſe, die dabei hilft, fördert, anbahnt, leitet und allen Geiſt der Gegenwart dem vorübergehenden Haufen zur Aetzung hinwirft.

Ein alter Junge von 1792 kann nichts mehr lernen und muß ſich ſelbſt das Zeugniß ausſtellen, daß er unfähig ſei, ein der Anerkennung werthes Urtheil darüber abzugeben. Allein es drängt ihn einige Ideen, die ſich bei dem Leſen der Ideen Anderer in ſeinem Kopfe erzeugen, auch in ſeiner Weiſe zu erwähnen.

Mein Reſumé lautet: Ein langer Leichenzug iſt's; die in den Särgen liegen, wurden nicht durch Gebrechen und Krankheiten hingerafft, ſondern durch die elektriſche Entladung ihrer eigenen Staatsexperimente. Es ging ihnen wie dem Erfinder des Schießpulvers, Treffend iſt die Schilderung, welche Dr. Fiſchhof von der Lage entwirft:

Als Arzt ſieht er die Miniſter wie ein Concilium medicum an dem Krankenbette des Kaiſerſtaates verſammelt: nach den ſich widerſprechenden Gutachten, hat man den Eindruck, daß an der Geneſung ſtark gezweifelt wird. In der That ſcheinen die Heilmethoden nunmehr erſchöpft.

Dr. Fiſchhof beginnt bei dem partriarchaliſchen Despotismus Metternichs, geht dann zum Despotismus Bachs, einer ſeltſamen Miſchung von Aufklärung und klerikalem Weſen, der das Konkordat abſchloß und die Univerſitätsreform durchführte und Dem Ungarn die Anfänge von Juſtiz und Verwaltung verdankt. Daran reiht er die hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten Goluchowskis, der die ſlaviſche Herrſchaft an die Stelle der deutſchen zu ſetzen verſuchte. Hierauf den liberal deutſchen Centralismus Schmerlings mit dem Motto: „Wir können (auf Ungarn) warten." Dann die Siſtirungspolitik Belcredis, mit ſlaviſchem Uebergewicht, und endlich den Ausgleich mit Ungarn.

Die Erbitterung der Nationalitäten iſt durch alle dieſe Experimente nur im ſteten Wachſen geblieben.

Jedes dieſer Syſteme ſollte den Widerſtand beſeitigen und aus dem ſtaatlichen Wirrſal erretten.

Ein einſichtsvoller Korreſpondent des „Schwäbiſchen Mercur" fügt ſeinem Berichte hinzu:

„Wir wollen den ſchleunigen Zerfall Oeſterreichs nicht prophezeihen; dieſer Vorgang iſt manchmal ſehr chroniſcher Natur; auch kann's gelingen, durch das Heer, auf Koſten der Staatsgläubiger, das Reich noch einmal zuſammenzuhalten, aber ein Blick auf die Schwierigkeiten Oeſterreichs und die ſchon verſuchten Rettungsmittel iſt zur Orientirung manchmal nöthig."

Es hat an Volks-Arbeiter- und allen nur immer möglichen Zuſammenkünften und Verſammlungen nicht gefehlt, aber ich habe keine beſucht. Mein berühmter Landsmann Hippel, weiland Bürgermeiſter von Königsberg, ſagte: „Ich mag nicht zahme Thiere wild, und wilde zahm gemacht ſehen, denn ich bin ein zu großer Freund der Natur."

Deshalb ſehe ich mir auch keine Menagerie an, wo der Thierbändiger der Beſtie ſeinen Kopf in den Rachen ſteckt.

Wie ein alter Papagei auf der Stange wollte ich aber nicht einſchlafen. Im Wirbel und Strudel der großen Kaiſerſtadt gibt's Geſchöpfe aller Art. Es iſt wie ein See. Am Ufer die langbeinigen Reiher, die ſcharf zugeſpitzten Schnäbel gierig aufgeſperrt; im Schilfe quakende Fröſche, im Geſtein ſich aufblaſende Kröten und Geier und Sturmmöven, die über dem Ganzen ſchweben.

In ſolchem Gemengſel ſich zu iſoliren, iſt für mich Genuß. Man kann kalter Beobachter ſein, denn man wird nicht hineingezogen, nicht davon berührt.

Das Getöſe auf dem Fiſchmarkt von Sta. Lucia in Neapel, der Lärm des Boulevard du Temple ſtörten mich niemals im Denken bei der Arbeit; aber im ſtillſten Winkelgäßchen einer kleinen Stadt brachte mich ein Geſpräch, ein Zank, ein Handel, ein ſich unterhaltendes Klatſchpack vor meiner Stubenthür oder unter meinem Fenſter „ganz aus dem Häuſel," weil ich wider meinen Willen in Mitleidenſchaft gezogen wurde.

In Wien war mein Sta. Lucia und mein Boulevard du Temple die Tagespreſſe. Sie bot mir die Unterhaltung für den letzten Tag meines Aufenthalts, den ich mit gleichgiltigen Viſiten nicht verſchlemmen wollte. Die meiſten Freunde und alte Bekannte waren abweſend in der Sommerfriſche, und die ſehr kleine Anzahl neuer, die daheim geblieben war, hatte ich bereits geſehen.

Ich fand, daß die Wiener Zeitungen allen anderen gleichen. Der Vertrieb des Handels mit Gedanken geſchieht jetzt überall auf gleiche Weiſe; ein Journal wie der Hoff'ſche Malzextract: daran darf man ſich nicht ſtoßen. Die Kunſt zu ſchreiben iſt auch eine Induſtrie geworden und die Befähigten verdienen mitunter bedeutend viel Geld. Im Verhältniß mehr als der Berliner Malzfabricant, der größere Auslagen bei ſeinem Trafic hat, als ein Blatt Papier und Tinte.

Daß man von einer Judenpreſſe ſpricht, finde ich nicht nur ungerecht, ſondern abgeſchmackt.

Das Gebäude ſtand fertig, noch ehe jüdiſche Baumeiſter dabei vorzugsweiſe mitwirkten. Der Plan war ohne Einmiſchung der Juden entworfen.

Die ſo weit vorgeſchrittene Zeit kann es noch immer nicht laſſen, ungeachtet ihrer hochgeprieſenen wiſſenſchaftlichen Aufklärung und Toleranz, die gleichen Beſtrebungen der Juden zu verachten und wenn ſie es vermöchten, zu unterdrücken.

Es iſt erwieſen, daß noch immer mehr Chriſten als Juden in der Tagesliteratur ihre Beſchäftigung ſuchen und daß jene — ſo unglaublich es erſcheint — mit frecherer Gewalt gegen die Kirche Sturm laufen. Nicht ſowohl gegen die „allein ſelig machende,“ die ſie ſchon in den letzten Zuckungen wähnen, ſondern auch gegen die andere, die dieſen Vorzug nicht für ſich in Anſpruch nimmt.

Die Glaubenskraft des Mittelalters, wie die glücklichen Zeiten eines David und Salomo, ſind für Juden und Chriſten längſt verloren gegangen. Die Vermiſchung Beider hat nur bewirkt, daß der leichtſinnige Geiſt der Zeit durch den jüdiſchen Leichtſinn, der aus dem ſichtbaren Verfall der Religioſität unter den Juden entſprang, jenen ſtärkenden Zufluß empfing, aus dem ſich Etwas erhob, was man als wohlthätige Frucht der Cultur betrachtet.

Das war das Schlußergebniß meiner mehrſtündigen Studien der *jüdiſchen Chriſtenpreſſe*, wie ich das Ding nennen möchte. —

Den Wienern bietet ſie mannichfaltige Zerſtreuung. An den ernſten, berichtenden, räſonnirenden, unterhaltenden Theil reihen ſich die Ankündigungen.

Ausſtellungen der Induſtrie, verbeſſerte Lampen, vervollkommnete Seife, unübertreffliche Locken und Chignons, Fortepiano, Harmonium, Pianino, unſchuldige Heilmittel, chineſiſche Künſtlichkeiten und wie viel Anderes noch, angenehm und nützlich für das Leben. Dazu die Diners, die Conzerte, die Bälle im Pariſer Genre, wo die „*Fiakermilly*“ irgend ein junger menſchenfreundlicher *Herr von hoher Geburt* vor aller Welt am Arm führt, um die Lüderlichkeit in ihre Rechte wieder einzuſetzen. Wo endlich ein viel genannter *Staatsmann allererſten Ranges* mit einer „*Künſtlerin*“ des *Joſephſtädter* Theaters neckiſche Unterhaltung pflegt über ihre beiderſeitigen Mühen, Beſtrebungen und *Zwecke*.

Bei meiner letzten Anweſenheit in Paris befand ich mich auf einem Familienball. Ein junger, hübſcher Mann, mit einer ausgeſprochenen Creolenphyſiognomie fiel mir auf, der keinen Tanz ausließ. Ich fragte nach ſeinem Namen.

Graf Montezuma, lautete die Antwort.

Mit Theilnahme fragte ich, ob er von dem alten Kaiſer von Mexico abſtamme. Es war nicht der Fall, ſondern man hatte, als geſchichtliche Erinnerung, den Namen willkürlich einer ſpaniſchen Familie ertheilt, die ihn jetzt noch führt.

So gleichgiltig mir dies war, ſo ward ich eine dadurch erregte Verſtimmung nicht los.

Ich mußte an die altmexicaniſche Kazikenverfaſſung denken, über die ſich bis jetzt der norddeutſche Bund noch nicht emporgeſchwungen hat.

Unter dem Schutze des norddeutſchen Bundes verhauchen die kleinen „conſtitutionellen Erb-Monarchiechen“ ihr Daſein. Es ſtirbt ſo eben Schwarzburg-Rudolſtadt an Diphteritis. Da gilt keine Schonung. Der Miniſter von Rudolſtadt, ein Herr von Beltrab, früher ein preußiſcher Landrath, gehört ſeit 66 zu den entſchiedenſten Feinden Preußens, ohne die Dazwiſchenkunft der preußenfreundlichen Favoritin des Fürſten hätte damals das Rudolſtädtiſche Contingent Front gegen Preußen gemacht. Uebrigens iſt Beltrab entſchiedener Katholik und ſogar Jeſuitenzögling! So ſteht's in der Zeitung für Norddeutſchland.

Rudolſtadt iſt nicht im Stande die Bundesexigenz zu zahlen, alſo Execution, Sequeſtration der Regierung und fort mit dem Jeſuiten!

Nahe am Verenden ſteht eine andere „conſtitutionelle Erb-Monarchie,“ ein edler, alter Reußenzweig.

Auch ihm iſt nicht zu helfen. —

Die tiefere Bedeutung, die in dieſem naturgemäß erfolgenden Anheimfallen im norddeutſchen Bund, und dem gleichzeitigen Auseinanderfallen des Kaiſerſtaates ſich kund gibt, geht an den Wiener Maſſen vorüber und dient ihnen höchſtens zu ſchlechten Witzen auf jenen.

Daß „deutſche Civiliſation,“ wirkliche, von Wien aus nach dem fernen Oſten verſchleppt wurde, iſt entſchieden nicht wahr. Was ſich davon dort vorfindet, wurde auf Reiſen erworben, wo jeder nach ſeiner Weiſe ſich aneignete, was ihm für ſein Bedürfniß paſſend ſchien und für ſeinen eigenen Standpunkt erreichbar war. Begabte, tüchtige Männer geben davon Zeugniß in allen Bereichen des Wiſſens.

Die hier gemeint ſind, ſtehen oft in der lebendigſten Wechſelwirkung.

Indem ſie dort im fernſten Oſten jahrelang wirken, vermitteln ſie uns die Früchte ihrer angeſtrengteſten Studien und eröffnen der europäiſchen Wiſſenſchaft Bereiche, die uns ohne ſie wohl für immer unzugänglich blieben.

Welcher Stoff wird dadurch dem großen Studium der vergleichenden Sprachenkunde zugeführt! Ich war ein oft beglückter Zeuge dieſes Austauſches gelehrten Wiſſens, ohne Spur von jeder Anmaßung.

Was ich kennen lernte, waren Briten und Deutſche. Vornehmlich treten — nach meiner Erfaſſung — die Württemberger hier ſtark hervor.

Es wäre unverzeihlich, wenn ich nicht ſogleich den Namen eines noch jungen Mannes herſetzte, der mir in nächſter Nähe wohnt und an deſſen belehrender Unterhaltung, die meine beſten Lobſprüche nicht erreichen, ich meine Freude hatte.

Ich nenne hier den an der Münchener Univerſität angeſtellten Profeſſor Dr. Haug aus Württemberg, der weit über ein Jahrzehnt einer Braminenſchule in Oſtindien vorſtand, und in dieſem Augenblick mit ergiebigen Arbeiten über das Pehlwi der einſchlägigen Literatur einen unſchätzbaren Werth zugeführt hat.

Kaum erblickt er mich im Tamboſi'ſchen Schatten — gleich iſt er da, bei ſeinem Alten. „Ich lerne auch von Ihnen,“ ſagte er freundlich. „Wir lernen Einer vom Andern!“ — —

„In Frankreich verſtehen ſie das Ding beſſer,“ ſagt Yorik zu Anfang ſeiner Sentimental journey. Ich behaupte, in Wien verſtehen ſie das Ding gar nicht. Sie wiſſen mit ihrer Bildung — was ſie im

Allgemeinen darunter verſtehen — ſelbſt nichts Rechtes anzufangen.

Würde Wien, als ſolches, dazu mitgewirkt haben, ſo ſtünde aber deutſches Weſen in allen Beziehungen und Richtungen in anderer Achtung als jetzt im Oſten der Monarchie ſelbſt.

In frühern Jahren war es in Wien üblich, von den Ungarn die dümmſten Geſchichten zu erzählen.

Die Antwort iſt bekannt, die Einer einmal darauf gab: „Was kann man vom Ungar verlangen, hat er zum Nachbar hier den Türk und dort den Oeſterreicher!“

Nirgend zeigt ſich das Ideale, kein Funke von Poeſie, kein Zartgefühl. Alles iſt mit grobem Salz marinirt und dann den Liebhabern von der Gaſſe überlaſſen.

Es ſind nicht mehr die alten Wiener, wie ſie lebten und dachten, unter einem eiſernen Geſetz. Die Macht iſt jetzt zu einem willenloſen Vorſteher eines Club degradirt worden.

Da fallen mir Verſe ein vom alten Wieland aus einem Märchen, das ich einſt in meiner Jugend las. Ich will ſie Dir herſetzen, indem ich mir eine kleine Variation erlaube:

Der Luſt vergeſſen
Die Wiener nie,
Haben wohl Müh'

Doch gut zu eſſen;
Bau'n ſpat und früh
Sich luft'ge Schlöſſer,
Ausmalend ſie.
Sind große Meſſer
Vom Wann? und Wie?
Hätten's gern beſſer,
Doch kriegen ſie's nie. —
Morgen früh auf den Semmering!

Vierter Brief.

Von Gloggnitz bis Mürzzuſchlag. Das patriarchaliſche Regiment. Sedlnizki. Die Studenten-Emeute. Koſſuth. Das Frühſtück auf dem Bela. Ein Gebirgsſchütz. Verſorgungsanſtalten für arme Mädchen.

A. Eine Rückschau.

Mein Gemüth war finſter, als ich meinen Leib der Eiſenbahn übergab. Die alte gute Bekannte, die nur die „Kaiſerſtadt“ hieß, die ich eben verlaſſen hatte, und wie ich glaubte auf Nimmerwiederſehen, war Urſache.

Als ich ſie zum erſtenmal beſuchte, war ſie mir liebenswürdig im Sichgehenlaſſen, wahrhaft großſtädtiſch erſchienen. Es ſind jetzt ſchon über fünfzig Jahre.

Ich hatte damals ſchon Berlin, Paris, Warſchau kennen gelernt.

In Wien fand ich das alle Großſtädte characteriſirende Ganze wieder, aber dabei noch eine Beimiſchung, etwas ihm eigenthümlich, nur ihm allein angehöriges, was mich anheimelte und für die Dauer des Aufenthaltes genügend feſſelte, obgleich ich es nicht bei mir daheim hätte eingeſchleppt ſehen mögen.

Indem ich nun daran zurückdachte, hatte ich gehofft, daß die friſche Morgenluft, außerhalb der Linie, den Menſchen in mir auferwecken würde; aber der Teufel des Ingrimms wollte nicht von mir weichen.

Wann ich ſonſt — wie oft! — mit dem ordinären Lohnkutſcher von Wien abreiſte, ſo empfing mich ſchon bei der „Spinnerin am Kreuz“ die Idylle. Grüne Wieſen, friſche Quellen, Bäche, Häuſer und Schlöſſer; ich ſtreckte euch die Arme entgegen, ich durfte halten laſſen wo ich nur wollte; Alles gehörte mir! Ich durfte Alles genießen, mir zum Aufenthalt wählen, wie der Kaiſer, ein Miniſter, ein Banquier es nur vermochten.

Aber jetzt vermögen auch ſie es nicht mehr. Die Eiſenbahn hat es unmöglich gemacht.

Dieſen Morgen kam aber noch mehr hinzu, was meinen Mißmuth vertiefte. Der Wind übte eine wahrhaft tyranniſche Macht. Die Wolken ſtreiften die Höhen, von den Bergen keine Spur, und hie und da durch das Nebelflattern — Nebelreißen heißt's in Wien — ein Fetzen von Anbau, ein Geſträuch, oder der tief gebeugte Wipfel eines Baumes ſichtbar, in dem ſo herrlich ausgeſtatteten Boden der Steiermark. —

Ich duckte mich in die Ecke zog mir den Pelzkragen über die Ohren und ſchloß die Augen. Wie lebend zog ſeit lang Entſchwundenes an mir vorüber.

Ich erblickte mich, wie ich zum erſtenmal nach Wien kam. Ich ſtand im fünfundzwanzigſten Lebensjahr und hatte, nach der Beendigung des Krieges, etwa zwei Jahre bei meinen Verwandten in Breslau zugebracht.

Hier beſchäftigte ich mich mit Sprach- und Literaturſtudien, ſchrieb daneben in Hell's Abendzeitung und den Berliner Geſellſchafter von Gubitz und hatte in Breslau zwei Feſtſpiele, zur erſtmaligen Feier der Schlacht bei Belle-Alliance und am Geburtstage Göthes, zur Aufführung gebracht, denen ein ein kleines Luſtſpiel „Der Großpapa" mit Beifall gefolgt war.

Dies beſtimmte mich, mit einigen größern Sachen für die Bühne nach Wien zu gehen, um dort mein Heil, namentlich mit einer Bearbeitung nach dem Spanier Don Juan de la Matos Fragoſo zu verſuchen: weil gerade zu jener Zeit die ſpaniſchen Nachbildungen von dem Theaterſecretär Schreivogel, der ſich dabei Weſt nannte, mit vielem Beifall aufgenommen worden waren. La vida es suenno von Calderon: El Desden con el desden von Moreto.

So kam ich denn nach Wien mit einem ausgiebigen Paß und anderen nöthigen Papieren und wurde ſogleich auf die Polizei geführt. Ich hatte einen Regierungspaß, der mich als **Johann Auguſt Lewald, Privatgelehrter, evangeliſcher Konfeſſion,** bezeichnete. Auf die Frage um meine Subſiſtenzmittel, konnte ich mit einem Creditiv auf das berühmte Bankhaus Arnſtein und Eskeles antworten und ein zweites Schreiben eines meiner Breslauer Vettern vorzeigen, das mich einer der erſten Großhandlungen Daniel Coith und Söhne empfahl, unter deren Adreſſe die Briefe für mich ankamen.

Das ſtellte vollkommen zufrieden und eine Aufenthaltserlaubniß auf eine nicht zu kurze Friſt wurde mir ausgeſtellt — aber nicht eingehändigt. Einer von den Schreibern empfing ſie mit der Weiſung:

„Führen Sie den Herrn da zum Herrn Regierungsrath . . . . . Haben Sie nur die Güte zu folgen.“

In einem obern Stockwerke angekommen, durchſchritten wir einen Corridor, in welchem Viele ihre Audienz erwarteten.

Auch ich mußte warten, während mein Führer in ein Zimmer ging und nach kurzer Zeit wieder da war, um mir zu melden, daß der Herr Regierungsrath, er war der Oberdirector der Polizei in höchſt eigener Perſon, mich erwarte.

Ich war durch das Ceremoniell ein wenig unruhig geworden; beim Eintritt in das Zimmer mehrte ſich dies Gefühl.

Hinter einer großen ſpaniſchen Wand aus Glastafeln, wie wir ſie jetzt an Schaufenſtern haben, erblickte ich einen noch jungen, elegant gekleideten Herrn, der mich ſtehend empfing, dann meinem Begleiter winkte, mir einen Stuhl zu rücken und ihn hierauf ſich entfernen hieß.

Er hatte das kurze Protokoll, das unten aufgenommen worden war, durchleſen, ging gleich auf meine literariſchen Beſtrebungen ein und freute ſich ihres Gelingens, das er mir als ganz ſicher vorherſagte. Dabei fragte er mich fein und gewandt über mein früheres Leben aus: aber immer wiederholte er, wie ſehr es Wien zu ſtatten käme, wenn ihm von draußen tüchtige Kräfte zuſtrömten.

Er ſtellte ſich wirklich, als wenn ich — nach heutiger Redeweiſe — eine neue Aera dem Theater eröffnen würde.

Verdutzt verließ ich die Polizei. Das ganze Verfahren war ſo fremdartig und widerſprach in Allem Dem, was man ſich von der Wiener Polizei überall erzählte. —

Kaum war ich in meiner Wohnung auf dem Kohlmarkt, unweit der kaiſerlichen Hofburg, um daran zu denken, wie ich mich am ſchicklichſten einrichten ſolle, als mir auch hier ſcheinbar der Zufall hilfreich entgegenkam.

Ein artiger Mann, der im Hauſe gekannt war und über den ich mich erkundigen konnte, ſtellte ſich mir vor und trug ſich als Bediente und Commiſſionär an. Ich dingte ihn ſogleich und er hatte bald mein volles Vertrauen ſich erworben. Seine Geſchäfte bei mir nahmen nur den Vormittag in Anſpruch. Nachmittags ging er anderen nach, um die ich mich nicht zu bekümmern hatte. Er war ſehr pünktlich in allen Beſorgungen; beſtellte meine Aufträge bei den Freunden, holte meine Briefe, trug ſie zur Poſt, kurz, er wußte von allen Verbindungen, die ich unterhielt.

Da ereignet es ſich einmal, daß ich das mit einem Freunde verabredete Stelldichein einzuhalten verhindert bin. Der Vormittag war zu Ende und ich ſage meinem Bedienten, er möge noch am Nachmittag deſſelben Tages die Botſchaft ausrichten.

Deſſen konnte ich allerdings ſicher ſein, aber die mir darauf zu Theil werdende Ueberraſchung wurde von mir nicht geahnet.

Ziemlich ernſt fährt mich am andern Tag mein Freund an:

„Aber was fallt Ihnen denn ein, ſchickens mir einen Polizeimann auf's Bureau; die Anderen ſchaun mich an, ich weiß gar nit wie mir wird.“

Als ich meinen Bedienten zur Rede ſtellte, daß er die Commiſſion einem Andern übertragen, war die Sache bald gelöſt. Mein Bediente war bei der Polizei angeſtellt und hatte Nachmittags ſich wie gewöhnlich, ſeines Dienſtes wegen, in die Amtstracht geworfen.

Ich entließ ihn auf der Stelle und nahm mir einen andern, der mir von einem harmloſen, unbeaufſichtigten Schauſpieler empfohlen wurde. —

Wien hatte damals ein glattes, nobles Antlitz. Der gährende Schmutz war überall den Blicken entzogen.

Es mag auffallen, daß ich auch hier wieder mit der Außenſeite beginne, wie ſie ſich in ihren Gebauden ausdrückt. Aber es iſt und bleibt ein charakteriſtiſches Moment, über das man nicht hinaus kann.

Die ſonſt ſo ſehr gerühmte ältere Wiener Civilbaukunſt hatte ihre gewundenen Verbindungsgänge, die couloirs, ohne Zugluft und Licht und eine Reihe hintereinander liegender Höfe.

Der erſte glänzte von Reinlichkeit, zeigte Brunnen und Zierpflanzen; der zweite enthielt Remiſen und Ställe, im dritten waren die Wohnungen für die Dienſtboten, den Herrn Kammerdiener, die Frau Kammerdienerin, die Kammerfrau der Dame vom Hauſe, den *chef d'office* oder den Koch, die Köchin nebſt den „Kuchelmenſchern“ u. ſ. w.

Endlich im vierten waren Gänge, die zu den Abtritten führten, deren ſich nur die Wenigſten bedienten, weil in jedem Schlafzimmer der noblern Valetaille ein Leibſtuhl vorhanden war.

In dieſem Bereiche roch es ſchon bedeutend ſchlecht und die leckere Außenſeite war der Erinnerung entſchwunden.

Nun kam aber noch der fünfte Hof, klein und von den Nachbarhäuſern durch himmelhohe Mauern geſchieden. Ein Zwinger für allen Unrath des ganzen Hauſes, der jahrelang hier brütete und gohr. Hier wurde das Gemüſe geputzt, das Geflügel geſchlachtet und Alles hingeſchüttet, was Augen und Naſen beleidigte!

Es klingt hart und für die heutige Geſellſchaft als übertrieben, wenn ich dieſen räumlichen Inhalt eines großen Bürgerhauſes mit dem damaligen Leben vergleiche, in dem ich mich bewegte, mit dem „Obers," der crème der Gebildeten, mit der ich in nahen Beziehungen ſtand.

Man war nach Außen luſtig und guter Dinge, nobel und prächtig, man ſprach frei und zog los über Alles, obgleich man ſich von Spähern und Angebern, Naderern und Spitzeln umgeben wußte. Man verſpottete ſie.

Aber in die fröhlichſte Unterhaltung, im geſchloſſenen Kreiſe, miſchte ſich die Frage:

„Habt ihr's denn ſchon gehört? Vorige Nacht ſind wieder dreißig nach Munkacz transportirt worden. Der und Der ſoll auch dabei ſein."

Munkacz war berühmt wegen ſeiner unter dem Waſſer liegenden Kerker.

Und wenn ich's noch näher haben wollte, durfte ich ja nur, während meines dreijährigen Aufenthalts in

Brünn, einen Spaziergang auf den Spielberg unternehmen, um einen lieben Freund, den Grafen St. Genois zu beſuchen, der damals Kommandant des Spielbergs war; und über die, mitten auf dem Wege, der zur Höhe führte, liegenden Eiſengitter ſchreitend, vernahm ich das Raſſeln von ſchweren Feſſeln, und wohl auch ein lautes Aufſeufzen dazwiſchen. Das waren die „Staatsgefangenen," die armen, edeln Italiener, die vom Galgen zu dieſer Exiſtenz begnadigt vorden waren. Graf Silvio Pellico und Maroncelli! —

Die jungen Kavaliere beſuchten die öffentlichen Bälle, bildeten eine Gaſſe und warfen ihre Klapphüte zwiſchen die Tanzenden, deren Stolpern ein unendliches Gewieher erweckte. —

Und ein junger Mann, Pächter einer adeligen Herrſchaft, der zur Abrechnung in die Stadt gekommen war, wurde von Kavalieren zum Abendeſſen in einem Gaſthof eingeladen, wo ich zu Nacht aß. Es war ein vollkommen ſchöner Mann, deſſen Kinn und Mund ein prächtiger nußbrauner Bart zierte.

Die Herren Kavaliere wurden immer luſtiger, ſetzten ihrem Gaſte zu, bis daß er betrunken war und als ein paar Kellner hinzuſprangen, um ihn in's Bett zu bringen, riefen die edeln Ritter lachend, ſie wolltem ihrem Freunde den Liebesdienſt ſchon ſelbſt erzeigen.

Andern Tages fanden ſich wieder Einige vom vorigen Abend zum Mittag ein. Von dem ſchönen jungen Mann war nichts zu ſehen.

Er konnte ſich auch nicht wohl ſehen laſſen, denn wie mir der Wirth „zum goldenen Hahnen“ es ſelbſt in's Ohr raunte, „haben die Herren dem frechen Burſchen mit Gewalt den Bart abgeſchnitten, und da er ſich wehrte, ſei er auch wohl arg zugerichtet worden. Es iſt nämlich nur gewiſſen Truppengattungen erlaubt derlei Bärte ſich wachſen zu laſſen.“

Hier ſah ich den Wirth ſcharf an.

Der zuckte die Achſel, drehte ſich auf dem Abſatz um, ohne ein Wort zu ſagen. —

Das war das patriarchaliſche Regiment vor fünfzig Jahren.

Im Jahr 1846 kam die „Europa“ in andere Hände, nach Leipzig. Ich dachte daran, mir einen andern Wirkungskreis zu wählen.

Nachdem ich mit bewährten, einſichtsvollen Freunden Rath gepflogen, faßte ich den Plan, in Wien eine ſogenannte Office correspondence in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu gründen.

Mitte November 1847 hatte ich die Vorarbeiten beſchafft und langte mit den wichtigſten Empfehlungen in der Kaiſerſtadt an.

Damals war die alte Despotie, „das patriarchaliſche Regiment,“ nicht mehr vorhanden. Es herrſchte ein Despot, der von einem Patriarchen nicht die Spur zeigte, der Graf Sedlnizki, unumſchränkt, vor dem ſich Alles beugen mußte; von dem man ſich erzählte, daß er an ihn gelangte kaiſerliche Decrete in den Papierkorb warf, und daß er an ihn zu wiederholten malen gelangte Befehle nicht ausführte.

Das mag übertrieben ſein; allein ſo viel iſt gewiß, daß das herrſchende Syſtem den unruhigen Bewegungen gegenüber, die ſich überall zeigten, die ſtrenge Ueberwachung und die dazu erforderliche Machtvollkommenheit in die Hände eines „Generalgewaltigers" legte, wie ſonſt bei den Ruſſen Derjenige hieß, der von ſich aus Spießruthen verhängen konnte, deſſen ſtrenger unbeugſamer Charakter nur dann die nöthige Bürgſchaft leiſtete, wenn man ſeiner Handlungsweiſe keine Schranken ſetzte.

Man kann wohl denken, daß ich an dieſe Macht mich zu allererſt empfohlen ſehen mußte.

Ein regierender Herr hatte ſeinem bevollmächtigten Miniſter den Auftrag ertheilt, mich officiell dem Grafen Sedlnizki zu empfehlen — ich bemerke hier, daß es nicht der württembergiſche war, den ich während meines mehr als halbjährigen Wiener Aufenthaltes gar nicht kennen lernte.

Dann hatte ich eine recht warme ſchriftliche Empfehlung von meinem hohen Gönner, dem verſtorbenen Fürſten Karl Egon von Fürſtenberg, der dem

Grafen über mein Vorhaben eine umſtändliche Mittheilung machte.

Ich hielt ſchriftlich darum an, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen. Er war bereits durch den Geſandten, an den ich empfohlen war, von meiner Anweſenheit unterrichtet und ließ mich ſchon auf den nächſten Tag beſcheiden.

Aufrichtig geſagt, ich war neugierig den mächtigen Herrn Grafen von Angeſicht kennen zu lernen.

Wie denkſt Du ihn Dir wohl?

Groß, ſtolz, vornehme Haltung; ein ernſter Czechenkopf mit feſtem durchdringenden Blick! —

Nachdem einige Herren mit Portefeuilles ſich entfernt hatten, wurde ich eingeladen einzutreten.

Es war durchaus kein Empfangzimmer eines hohen Beamten, ſondern ein mit Schränken, Büchern und Acten angefülltes Büreau. Vor ſeinem Arbeitstiſche, an den ſich ſein Rücken lehnte, ſtand ein kleiner unanſehnlicher Mann, im blauen Ueberrock, bis an den Hals zugeknöpft; ein bleiches, nichtsſagendes, altes, glattes Geſicht, deſſen Stirne dünne, ſtark weißmelirte Haare glattgeſtrichen umgaben, das mich mit matten Augen beim Eintreten zu meſſen ſchien, dann ſchnell nach dem ihm dargereichten Empfehlungsbriefe des Fürſten von Fürſtenberg griff und ohne mir ein Wort zu ſagen, ihn zu leſen begann.

Da er in ſeiner anlehnenden Stellung ſtehend verharrte, wurde auch ich nicht zum Sitzen eingeladen und dieſe Unhöflichkeit deutete mir zugleich an, daß man mich bald abzufertigen im Sinne habe.

Nachdem er das Schreiben durchflogen, ſagte er — es waren die erſten Worte, die er an mich richtete:

„Sie ſind alſo nach Wien gekommen, Ihre ſchmutzige Wäſche bei uns zu waſchen!“ —

Meinen Unmuth verdeckte ich durch ein leichtes helles Auflachen, und antwortete raſch und ohne das geringſte Ueberlegen:

„Ew. Excellenz bedienten ſich ſo eben einer Redeweiſe, die bei uns, wo ſie erfunden wurde, ſchon längſt nicht mehr üblich iſt. Es beſtätigt mich in der Annahme, daß man in Wien in dieſen Dingen wirklich rückſtändig iſt. Zu den Zeiten des jungen Deutſchland nannte die Tageskritik ein neues Buch von dieſem oder jenem Lion der Preſſe „ein Ereigniß.“ Jetzt hat man die Abgeſchmacktheit längſt vergeſſen, aber geſtern ſagte mir noch ein gebildeter, junger Wiener: „ein neues Stück von Neſtroy ſei für Wien ein Ereigniß.“ Und angenommen, der Vergleich mit dem Reinigen der ſchmutzigen Wäſche wäre neu, ein pikanter Einfall Ew. Excellenz, der zum erſtenmal auf mich losgeſpritzt würde: ſo müßte ich immer fragen, wie paßt er hierher? Hat Durchlaucht von Fürſtenberg in dem Empfehlungsſchreiben über meine Reinlichkeit ein Urtheil gefällt? In meinem Koffer, der auf der Mauth geöffnet wurde, fand ſich nichts Schmutziges vor. Nach entgegengeſetzter Seite, würde eine Bedeutung eher gefunden werden: ich wäre nach Wien gekommen, um Ihre ſchmutzige Wäſche zu waſchen; allein ich habe im Sinne nicht mit Seife, ſondern nur mit Dinte zu arbeiten und ſtehe hier vor Ew. Excellenz, mir die Erlaubniß zu erwirken, Ihnen vor Allen mein Memoire und mein Programm zu geneigten Händen zu überreichen, um Ihre Zuſtimmung zu der Art und Weiſe zu erhalten, wie ich mein Werk in Thätigkeit zu ſetzen gedenke.“

Während ich ſprach, ruhete mein Blick auf dem Grafen, der mich ſtarr mit ſeinen matten Augen fixirte. Kein Zug in ſeinem Geſichte verrieth, daß er ungeduldig werde. Ich hätte, glaub' ich, eine Stunde lang fortſprechen können. Ich fühlte die Geringſchätzung, die darin lag, ſo ſtark, daß ich mich kaum bezwingen konnte.

Nachdem ich ihm die Papiere eingehändigt, verließ ich ihn raſch mit einer ſtummen Verbeugung. —

Ich ſuchte dann die anderen mir dargebotenen Wege einzuſchlagen. Freiherr von A., der ſich meiner mit Wärme annahm und der allabendlich von der Partie Metternichs war, ſagte mir, daß der Fürſt ſich für mein Project intereſſire und mir den Rath ertheilen laſſe, mich mit dem Hofrath Pilat, dem Redacteur des „Beobachter“ in Beziehung zu ſetzen.

Ich that es alsbald und fand für meine Vorſchlage und Anerbietungen das offenſte Gehör.

Den kleinen, zugeknöpften Böhmen incommodirte ich während dieſer Zeit nicht weiter.

Inzwiſchen munkelte man verſtohlen von einer Camarilla-Emeute in der kaiſerlichen Hofburg ſelbſt.

Die auftauchenden Gerüchte von einer geheimen ſocialen Bewegung, die Kundgebungen in der Preſſe, die namentlich in „den Grenzboten“ von Wien aus und zwar von tüchtigen Publiziſten geſpeiſt wurden, manches was in dem juridiſch-politiſchen Verein vorkam: es ſprach ſich darin ein Etwas, ein bisher Unerhörtes aus.

Eine Oppoſition erhob ihr Haupt, nicht allzu kühn, aber auch nicht furchtſam.

Durch eine Anregung, die hier nicht näher bezeichnet wird, berief man einen kaiſerlichen Familienrath, dem Metternich beiwohnte.

Man verlangte von ihm, daß er an ſeinem „Syſtem“ Aenderungen vornehme, und der ſich offenbarenden Zeitbewegung in etwas zugeſtändlich entgegenkomme.

Das hieß das Unmögliche verlangen. Metternich verſtand nur ſo zu regieren, wenn die Zeit dieſelbe blieb. Daß den Ausſchreitungen Schranken entgegen geſtellt werden konnten, dieſe Macht trauete er ſich zu;

allein er war zu klug und zu ehrlich, etwas Anderes zu verſprechen.

Eine Ehrlichkeit, über die man ſich heute längſt hinweggeſetzt hat.

Da ſoll die heißblütige Erzherzogin Sophie, die ſich mit Recht als die Mutter des künftigen Kaiſers betrachtete, in heftiger Erregung aufſpringend, ihren Stuhl dem Fürſten vor die Füße ſchleudernd, ausgerufen haben: „So ſtürzen Sie denn Alles in den Abgrund der Anarchie!“

Wer war dabei? So wurde sous cape erzählt; ich erzähle nach. Im Vorzimmer waren Lakaien und laut ging's her. — —

Von jetzt an kam allerlei Auffälliges.

Ein Drama „Agnes Sorel,“ das im Burgtheater gegeben wurde, brachte Tiraden, daß wir uns fragten, ob denn die Cenſur ſchlafe?

Man verlangte den Verfaſſer. Ein unbekannter Name, der einem Dorfrichter bei Wien angehörte.

Ich erhielt plötzlich eine Ladung vor den Polizei-Oberdirector Muth.

Herr Muth war Vorſtand der Polizei in Brünn geweſen, als ich in den Jahren 18 bis 21 dort am Theater angeſtellt war. Wir waren mithin alte Bekannte.

Und ſo wurde ich auch von ihm empfangen.

Er erkundigte ſich nach dem Gang meiner Anliegen und gab die Zuſicherung, daß mir in Allem, was ich literariſch unternehmen würde, kein Hinderniß in den Weg gelegt werden ſolle. Dann ſtand er auf, klingelte und ſagte zu dem eintretenden Schreiber, indem er meine Hand ergriff:

„Herr Lewald iſt mein Freund, ſtellen Sie ihm eine Aufenthaltskarte auf jede von ihm beliebte Friſt aus.“ — — —

Kurz darauf ruft mir Caſtelli beim Morgengruß auf der Straße entgegen:

„Weißt ſchon? Sie haben den Louis Philipp fortgejagt.“

Der Sturm brach los und Metternich war noch da.

Einige Tage darauf, es war an einem Sonntag, ſitzen wir bei Bauernfeld, der im ſtädtiſchen Landhaus wohnte, und empfangen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde mündliche Depeſchen, von der Studentenemeute im Univerſitätsgebäude, die eine jetzt längſt verſchollene Größe, Profeſſor Hye, dirigirt.

Abends hält eine Fraction Studirender eine geheime Sitzung im Weißhappelſchen Kaffeehaus auf der Jägerzeil.

Montag feiern die Arbeiter und ziehen Arm in Arm in langen Reihen über Graben und Kohlmarkt. Das Trottoir gehört ihnen.

In die Herrenſtraße iſt nicht vorzudringen; am Landhauſe geht's ſchon toll her.

In den „drei Laufern," an der Ecke des Kohlmarkts und der Herrenſtraße, liegen zwei Herren, Cigarren im Munde, die mir zurufen, ich möge hinauf kommen. Es waren der badiſche und der bayeriſche Miniſterreſident.

Ueber mein ernſtes Geſicht lachten ſie.

Die Macht war ja noch in feſten Händen. Metternich war noch da.

Um Mittag traf der erſte Schuß einen Mann aus dem Volke.

Er wurde mit entblößter Wunde auf eine Bahre gelegt und durch die Straßen getragen. Ein unabſehbares Gefolge, das laut durcheinander ſchrie.

Die beiden Herren legten ihre Cigarren fort und wurden ernſt; ich brauchte es nicht erſt zu werden, denn ich hatte dergleichen ſchon oft erlebt.

Als ich von meinem Diner in „Stadt Frankfurt" nach Hauſe gehe, höre ich vom Mehlmarkt her wilden Lärm und Schüſſe fallen.

An der rothen Thurmbaſtei iſt das große Thor geſchloſſen; man wird mit der Laterne genau betrachtet und durch die Seitenpforte nur einzeln hinausgelaſſen.

In der Jägerzeil iſt's ruhig. Ich gehe in's „Karltheater," wo geſpielt wird.

Als wir das Theater verließen, ſah's ſchon lebendiger aus.

Haufen wollten in die Stadt, aber die Ferdinandbrücke war abgeſperrt.

Plötzlich erhebt ſich Wien in ſtrahlendem Lichterglanz über die ſchwarzen Mauern der Baſtei. Alles drängt zur Brücke. Eine Militärperſon zu Pferde beugt ſich zum Volke und wiederholt ſtets die Worte: „Fürſt Metternich hat abgedankt.“

Mit Vivat und Hurrah wird geantwortet.

Brücke und Thor ſind frei: Alles ſtrömt in die erleuchtete Stadt.

In der Nähe der Burg, in der engen Hofſtallburggaſſe iſt's finſter. Unter unſern Füßen klirren Glasſcherben: als wir uns dem Ballhof nähern, wo Metternich reſidirte, waten wir förmlich darin.

Alles hier ſtumm, öd und wie ausgeſtorben. Wie man denken kann, gut beſetzt, um jeden Angriff abzuhalten. Es wurde keiner verſucht: das Volk war mit Dem zufrieden, was geſchehen war, und dachte nicht an perſönliche Rache.

Als Morgens ſieben der intime Hausfreund des Fürſten, Herr von Hügel, deſſen Blumenausſtellung in Hiezing uns noch vor acht Tagen ein ſo friedliches Intereſſe geboten hatte, herbeieilte, um ſich nach Metternichs Befinden zu erkundigen, ſagte die Fürſtin:

„Denken Sie, er hat ſich geſtern, ſobald der gar zu arge Lärm ſchwieg, in's Bett gelegt und ſchläft ruhig bis zu dieſem Augenblick.“

Dieß hinderte jedoch nicht, daß ein paar Stunden darauf ein Reiſewagen an einem unſcheinbaren Seitenportale hielt, der einen „Herrn Müller“ über Dresden nach London entführte.

Die Empörung blies und die alte Polizei war nach allen Winden zerſtoben.

Wo Sedlnizky hingekommen? Wer weiß es. Es fragte, glaub' ich, Niemand nach ihm.

Inzwiſchen waren die zum Theil hohen Perſönlichkeiten, welche das Ganze hervorgerufen hatten, ſich bewußt geworden, daß die Dimenſionen ſich bald zu einer ungeahnten Größe zu ſteigern begannen.

Anfangs waren die Beſen wohl bald gefunden, die auf zwei Beinen ſtehend, oben einen Kopf, mit Schürhacken und Waſſereimern umherrannten, hier Lohe anfachten, dort Sündfluth verhängten.

Aber ſie zu bannen, dazu fehlte das Wort.

Die unheilvollſte Revolution war im Gange.

Die Wenigſten wußten, was ſie eigentlich erlangen wollten.

Das Volk hatte dem politiſchen Leben gänzlich fern geſtanden und was man heutzutag die „Fragen,“ die

„brennenden Fragen" nennt, davon war damals noch nie die Rede geweſen.

Plötzlich wurde ein Schlagwort gefunden.

Man vereinigte ſich darin: Wir müſſen eine Conſtitution haben! Der Kaiſer muß uns eine Conſtitution geben!

Der dachte ſich Das, der Jenes dabei. Auf dem Lande verſtanden ſie darunter die Freiheit Laubſtreu im Walde einſammeln zu dürfen, wie mir von einem Abgeordneten in Frankfurt allen Ernſtes geſagt wurde.

Die Sorge der Anleiter und Treiber war darauf gerichtet, den Kaiſer dahin zu bringen. Und zwar ſo ſchnell als möglich, ehe Zwiſchenereigniſſe den ganzen Spuk vereiteln könnten.

Man dachte daran den Kaiſer zu überfallen und ihn mit ſanfter Gewalt zu nöthigen, dem Volke ſeinen Willen zu thun.

Im Weißhappel'ſchen Kaffeehaus auf der Jägerzeil hielten Studenten Sitzung. Sie hatten ſich genaue Kenntniß davon verſchafft, daß man vom Kaiſer-Joſephplatze, durch die Bibliothek, leicht in das Innere der Burg eindringen könne. Sie waren entſchloſſen, jedem Widerſtand thätlich zu begegnen und zum Kaiſer gelangt, dieſem ihre Forderung ernſtlich an's Herz zu legen.

Einige aus der Verſammlung, die dem Vorhaben nicht beiſtimmten, ſuchten mich auf, den ſie ſchon längſt als ihren Freund kannten und ich beſtärkte ſie darin, ſich von ſolchen Unternehmungen fern zu halten.

Ein ähnlicher Plan wurde von anderer Seite bis zu einem gewiſſen Grade ausgeführt.

Vom Michaelerplatze war ein Häuflein wirklich in die Burg eingedrungen und bis in die erſten Vorgemächer gelangt.

Hier mochte es wohl in einem Empfangſaal geweſen ſein, wo ein begeiſterter Freiheitsjünger, deſſen Namen damals einen poetiſchen Klang hatte und jetzt in politiſchen Dingen oft genannt wird, ſich auf die Stufen eines Thronſeſſels niederwarf, um mit Bleiſtift auf einem Papierwiſch den engſten Rahmen einer Conſtitution für den Kaiſerſtaat zu entwerfen.

Neben ihm kauerte ein beliebter Theaterdichter, um ihm dabei zu leuchten. Ich kannte Beide perſönlich.

Weiter gelangte die Sache aber nicht; vor den innern Zimmern war ſchon nöthige Vorkehrung getroffen.

Nach ſolchen ſiniſtern Anſchlägen, wie benahmen ſich die Wiener?

Ich habe hier die Geſchichte vom Sonntag, Montag und Dienſtag erzählt.

Mittwoch Mittag macht Kaiſer Ferdinand eine Rundfahrt durch die Stadt. Alles war gut von Statten gegangen, da fällt's mit einem Mal einem Haufen ein, die Pferde auszuſpannen und den kaiſerlichen

Wagen in die nicht ferne Burg zu ziehen. Es geſchah am Kohlmarkt, unter meinem Fenſter.

Das war ein recht trübſeliges Bild.

Der Kaiſer erſchrack ſo heftig, weil er wahrſcheinlich ſich einen Ueberfall dachte, daß er in ſein gewohnliches Uebel, einen kataleptiſchen Zuſtand, verfiel. Neben ihm ſtand die arme Kaiſerin Anna Maria Pia, die mit erhobenen Handen die Menge beſchwor, von ihrem Unternehmen abzulaſſen, und auf dem Vorderſitze erblickte man, in unverrückter Stellung, den jungen Erzherzog Franz Joſeph, das bleiche Geſicht mit glatt anliegenden Haaren, in der weißen Uniform, den Hut in der Hand. —

Am Abend deſſelben Tages wurde Koſſuth ein Fackelzug gebracht und ich hörte ſeine Rede, die er von einem Balkone herab ertönen ließ und die mit den volltönendſten, in allen Revolutionen landlaufigen Redensarten geſpickt war, die begeiſtertſten Zurufe erhielt. — —

So drängten ſich die disparateſten Begebniſſe.

Nun ſandten die verſchiedenen Nationalitäten ihre Deputationen nach Wien. Das konnte nicht ausbleiben; es verſtand ſich von ſelbſt. Allein wie ſtellte ſich eine Nationalität, ein Volksſtamm dar, der an der allgemeinen Bewegung theilnehmen, ſein Wort mitſprechen und ſeine alten Rechte wahren. und neue für ſich erhalten wollte?

Auf dem Platze dort ſind es die Kroaten, die mit flatternden, über die Hoſen herabhängenden Hemden und in ein langes, weites hellblaues Wamms gehüllt, mit einer rothen Zipfelmütze auf dem Kopfe, herumzotteln, indem ſie einen ihrer Originaltänze ausführen.

Man fragt ſich: weßhalb ſind ſie ſo luſtig, oder wollen ſie den Wienern einen Spaß vormachen?

Nicht weit davon ſtrampfen auch die Ungarn in ihrer ſtrammen Tracht ihren Tanz.

Außer einigen Gamins und gewöhnlichen Bummlern nimmt jedoch Niemand Notiz von dieſen nationalen Erſcheinungen, die geradezu unerklärlich für Zeit und Gelegenheit ſind; über den Beginn der Umwälzung, über das Verſtändniß, das im Volke darüber herrſchte, über die Männer, die ſich dabei in erſter Linie betheiligten, aber wohl Aufſchluß zu geben vermögen.

Hören wir weiter!

Heute begegnet mir ein guter Bekannter, ein Italiener, deſſen Name in der muſikaliſchen Welt durch ſeinen Bruder guten Klang gewonnen hat.

Er iſt ſehr aufgeregt, offene, glühend rothe Bruſt, an dem Hut ein Stück Wachstuch befeſtigt, darauf das Wort „Italia“ in großen weißen Lettern.

Er packt mich am Arm und zieht mich zu einem Fiaker, wir ſteigen ein und fahren der großen Donau zu.

Auf meine Fragen ſchüttelt er den Kopf und ſagt nichts, als: „Du wirſt ſchon ſehen.“

Endlich wird gehalten. Wir ſteigen aus. Vor uns ſchnauft mit comprimirtem Athem der große Dampfer Bela.

Eine Ehrenwache aus Wiener Jugend ſteht unterm Gewehr. Ein Haufe Neugieriger, nicht allzugroß, harrt deſſen, was kommt.

Trommelwirbel und die militäriſchen Honneurs.

Es iſt Koſſuth, dem es gilt.

Er geht die Front hinunter, wie ein inſpicirender General und ſpricht zu den jungen Leuten einige Worte, die ihm mit „Eljen“ antworten.

An ſeinem Arme hüpft tänzelnd eine junge Frau, die der Ehrenwache wie eine Königin zunickt.

Der Gefeierte begibt ſich in's Schiff. Mehrere folgen, mein Italiener und ich ſind dabei.

Im großen Saale iſt eine lange Tafel gedeckt. An der einen Seite die Ungarn, an der andern Italiener, dieſe jedoch in minderer Zahl.

Reden, Toaſte werden ausgetauſcht, die auf eine innige Verknüpfung der beiderſeitigen Intereſſen und auf die Losreißung vom deutſchen Joche zielen.

Ein Kanonenſchuß, der Bela beginnt ſich zu regen.

Wer nicht nach Peſth mitwollte, mußte an's Ufer eilen.

Mein Italiener drückt mir die Hand, mit bedeutendem Blick zum Abſchied.

Er begleitete den Helden des Tages Donau abwärts.

Ich rüſtete mich bald darauf zur Abreiſe, obgleich ſich mir zwei Gelegenheiten darboten, in Oeſterreich zu bleiben.

Herr Guſtav Heine, der Bruder des Dichters, ging damit um, ſein Fremdenblatt zu gründen und machte mir ein wahrhaft nobles Anerbieten, wenn ich einen Theil der Redaction übernähme.

Zu gleicher Zeit ſchrieb mir Holtei von Graz, der Verleger der dortigen Zeitung, Herr Leykam, wolle mir die Redaction deſſelben anvertrauen.

Mein Beſchluß nach Stuttgart zurückzukehren, war jedoch unwiderruflich gefaßt.

Auf der Poſt, im Begriff abzureiſen, tritt mich Meſſenhauſer an, um mir ſein Trauerſpiel „Catilina“ in der ihm eigenen wunderſchönen Handſchrift zu übergeben und bittet, im jetzt günſtigen Zeitpunkt, mich für die Aufführung zu verwenden.

Daneben wartet der junge Jellinek, der, während des politiſchen Drucks, in der Selbſtverbannung in Berlin lebte und erſt vor Kurzem voll Hoffnungen nach Wien geeilt war, um ſein Theil an der Befreiung zu nehmen. Er brachte mir Grüße von dem Dr. Karl

Hock, der die Herausgabe einer „Conſtitutionellen Zeitung" begonnen hatte und mich auffordern ließ, ihm Artikel für das Feuilleton zu ſchicken.

Das Schickſal dieſer Drei iſt bekannt genug.

Karl Hock wurde Sectionschef, Freiherr, eine Autorität im Finanzfache und ſtarb erſt vor wenigen Monaten eines natürlichen Todes.

Meſſenhauſer und Jellinek wurden im Stadtgraben ſtandrechtlich erſchoſſen. —

B. Zur Wirklichkeit im Waggon.

Ich war mit Italienern zuſammengepfercht, einer von ihnen, den ſie Signor Conte nannten, und der ſtets von ſeiner Vaterſtadt Venedig und ihren Intereſſen ſprach, ſaß mir gegenüber, die Aermel aufgeſtreift bis zum Ellenbogen, den braunen, breitkrämpigen Hut tief hinten in den Nacken geſchoben, und mit den Händen geſtikulirend, als wollte er mich bei jedem Wort anpacken. Er ſchimpfte auf Oeſterreich. Die Anderen ſtimmten ein.

Als wir in Gloggnitz hielten, ſtieg ich aus und ſuchte mir einen andern Wagen. Ich wählte mir einen, aus welchem mich zwei Beine in grünen Strümpfen anlockten. Sie gehörten einem großen ſchönen Mann, in ächt ſteyriſcher Gebirgstracht, was mir die grünen Strümpfe gleich verriethen, der ſeinen Jagdſtutzen an der Seite mit einem Arm umfing und gleich zuſammenrückte, um dem alten Herrn den Platz neben ſich anzubieten.

In der Wagenabtheilung ſaßen außer mir und dem Jäger ein Prieſter, der las, ein älterer Mann mit ſeiner Frau, die bleich ausſah und leidend ſchien, und ein ziemlich geründetes Menſchenkind, deſſen Augen ſcharf hinter der Brille hervorſchauten.

Mit dieſem war mein ſteyeriſcher Nachbar in ein eifriges Geſpräch begriffen, das ſchon lange gedauert haben mochte. Der Bebrillte hörte ihn lächelnd an, ohne ihm zu antworten.

„Jetzt magſt mit Deiner Eiſenbahn von Wien nach Petersburg reiſen, das iſt Dir erlaubt, aber Du mußt nur nit dabei vergeſſen, daß man nit per Eiſenbahn in den Himmel kommt und daß kein Gas Dir dahin leuchtet. Dazu mußt Du eigene Flügerl haben; ſonſt kommſt nun und nimmermehr hin.“

Der Bebrillte wandte ſich zu mir:

„Der Menſch macht mir Spaß. Wir ſehen uns zum erſtenmal und er bedient ſich des vertraulichen Du, als hätten wir ſchon ein Scheffel Salz mit einander gegeſſen.“ —

Der Steyerer lachte laut auf:

„Du machſt ein Geſicht, daß Du mich erbarmſt. Ich will Dir ſagen, wie man's anſtellen muß, um ſich an den Werken unſers Herrn und Schöpfers zu erfreuen, um unſerm Kopf die Sorgen abzunehmen, um uns mit

Herzensluſt zum Tagwerk zu ſtarken. Geh! mach's wie ich. Steig mit mir hinauf in's Gebirg. Da gibt's Gamſen, Füchs, Adler, mitunter auch Wölf und Bären. Da iſt's luſtig. Edelweis und Speik wachſen dort auch und der ſtarke Wind reinigt unſere Lungen vom Staub, den wir hier unten ſchlucken müſſen. Bald hangt die Donnerwolk wie ein Leintuch vor Dir, Du ſteigſt mitten durch auf den nächſten Steinblock und hupfſt immer höcher in die Scharten und da haſt Du die Wolk unter Dir und ſie donnert und blitzt Dir grimmig nach und kann Dir doch nix Böſes mehr anthun. Wenn Du das einmal angehört haſt und den Sturm der dazu ſeinen Jodler pfeift, Du möchteſt von der Muſich der Deinigen nix mehr hören wollen. Und wann's Nacht wird, und Du durch den Gießbach mußt, über die Stein torkelſt, die Dir unter die Füß wegrutſchen, dann weißt Du, was es heißt ein Mann ſein. Ueber Dir der Himmel mit all ſeinen Sternen, daran erkennſt Du die Größe Gottes, entblößt dein Haupt und beteſt. Dann erſcheint er Dir, und Du dankſt ihm, daß er Dir Kraft und Muth und Geſundheit ſchenkt und deinen Stutzen und deinen Hund dazu.“

Hier entſtand ein Pauſe. Wir fuhren eben in den kühn angelegten, langen Tunnel, die „kalte Rinne“ ein, wo das Getöſe der Maſchine jedes Einanderverſtehen unmoglich machte. Bald darauf lag das freundliche Mürzzuſchlag vor uns.

Unter einer Halle am Bahnhof war eine lange wohlſervirte Tafel, mit einladenden Speiſen und Getränken, die mit reinen Leintüchern, des Staubes und der Inſekten wegen, zugedeckt war, die vor unſeren Augen erſt entfernt wurden, um uns den Anblick noch appetitlicher erſcheinen zu laſſen.

Hier wurde Raſt gehalten und während man ſich zur Weiterreiſe ſtärkte, griff das Geſpräch wieder Platz.

Da der Gemſenjäger mit beiden Backen kaute, ſo nahm der Rundbauch mit der Brille die Gelegenheit wahr, ſeinen Gegner zu belehren. Er rechnete dabei auf des Steyerers craſſe Unwiſſenheit und ſuchte ſeine Weisheit, nach der Mode, populär vorzutragen.

Zuerſt ſprach er von den Vorurtheilen, die im Volke wurzeln. Griff dann das Faſten und die Abſtinenz an, während er dabei ganz unmenſchlich in den Mund ſchob, endlich das Lächerliche, das überhaupt in jeder Enthaltſamkeit liege, die jeden naturgemäßen Trieb zu erſticken verſuche. Das Alles entkeime blos der rohen und grauſamen Berechnung der Pfaffen. Sie wollen das Volk hinfällig und krank erhalten, damit es recht oft in den Beichtſtuhl einkehre und es ſo zu knechten.

Der Prieſter winkte dem Jäger, daß er nicht darauf antworten möge und der Mann mit der Brille hatte Raum, mit ſehr verſtändlicher rother Proſa ſich weiter vernehmen zu laſſen, bis er zu dem Schluſſe gelangt war: daß, wenn die Pfaffen ſich nicht mit dem geſunden Menſchenverſtande verbänden, man die nächſten Mittel und Wege einſchlagen würde, das Volk ihrer Gewalt zu entreißen, damit die wiſſenſchaftliche Aufklärung und Freiheit allein und ohne ſie die Herrſchaft über den Geiſt des Volkes ausübe.

Hier wiſchte ſich der Jäger den Mund, that einen herzhaften Schluck und lachte wie ein Schelm:

„Alſo Du, mit Deiner Aufklärung, wirſt unſer Herr ſein, meinſt Du? Und das nennſt Du Freiheit? Du willſt nit, daß wir Alle gleich, Kinder Gottes ſein ſollen, der uns auf das ewige Leben hingewieſen hat, und uns hier Prüfungen, Arbeit und auch Freuden zutheilt. Es gefallt Dir nit, daß ein Gamsjager das weiß und ſich eben ſo klug halt, wie eppa Du. Ihr wellt allein 's Kommando führen, ihr gelehrte Herren, und wir Ungelehrten ſollen robotten für euch. Das könnt euch ſchon gefallen, aber uns net. Und Ihr mögt's anſtellen wie immer, Ihr bringt nix zu Stand. Sagt nur, der Prieſter muß aus der Schul weg, gut; die Kirchen ſollen nur Sonntags offen ſein oder ganz geſchloſſen bleiben, gut; die Klöſter ſollen Kaſernen und Fabriken werden, auch gut: dazu magſt Du die Macht haben. Aber Das, merk wohl auf! Eh Du's ausführſt, ſchick mir Polizeidiener und Mannſchaft und ſchärf ihnen ein: daß ſie fein bloßfüßig in der Nacht kommen, daß ſie meinen Hund erſt niederſchlagen und meinen Stutzen in die Gewalt kriegen; ſo — wann ich ſchlaf, mögen's mich mit gute neue Strick binden, mir einen ſtarken Knebel zwiſchen die Zähne ſchieben, denn — thun ſie das nicht, bei'm lebendigen Gott, ſo wahr ich Anton Stuffler heiß, ſie kommen nit Alle heim, die Du ausgeſchickt haſt und die mich feſthalten, halten keinen Lebendigen. Und ſo wie ich, gibt's hier herum viel Tauſend. Eins wißt ihr nicht, ihr Herrn, euer Maaß iſt voll, geſtrichen. Wie euch die Prieſterröck und die Meßgewand zuwider ſind, ſo uns noch mehr eure narriſche Fräck und Hüt und Brillen und was ihr an euch habt. Wir wollen nix mehr wiſſen von eure Bücher, von eure Lehren, das haben wir Alles ſchon viel beſſer. Ihr ſeid Lügner, Aufſchneider, Ruheſtörer. Das habt ihr ſchon auch in Oeſterreich bewieſen. Macht das Volk nur recht wüthig, gegen Gott und jede Obrigkeit, am End geht's doch an euch ſelbſt aus. Seid's denn gar ſo dumm und glaubt's, der liebe Gott wird ſich von euch abſetzen laſſen und hätte keine, die ſich ſeiner annähmen?"

Er wandte ſich nach mir, nahm ſeinen Hut ab und neigte das Haupt.

„Ich muß da ſeitwärts hinein, eine ſtarke Stund. Da haben wir unſere Jagd. Seine Excellenz, mein Herr Graf, kommen morgen Mittag mit den andern Herrn von Wien und da hab ich noch Vieles in Stand zu ſetzen."

Ich ſchüttelte dem wackern Mann die Hand, wünſchte ihm Glück und fragte nach dem Namen ſeines Herrn. Er nannte mir ein oftmals in der Geſchichte ruhmvoll genanntes Geſchlecht.

Ich hoffte, daß es nun bald weiter gehen würde, allein es mußte ein Lokalzug abgewartet werden, um einige Reiſende, die ſich am Bahnhof geſammelt hatten, wieder nach Wien mit zunehmen.

Der Bebrillte hatte den Jager abgeſchüttelt und fing wieder an, zu peroriren.

„Ich bin wahrhlich kein geſchworener Feind des Adels,“ ſagte er, „und mag es wohl leiden, wenn die Motten es leiden wollen, daß ſo ein Stück Pergament bei den Familien aufbewahrt wird; aber daß ſie ihr Vergnügen an niedrigen und verächtlichen Dingen, wie zum Beiſpiel die Jagd, finden können, zeigt doch auch deutlich auf welcher Höhe ſie ſtehen. Ein gekauftes Stück Wild kann ſie aus der Langweile, aus der Unerträglichkeit des Anſchauens ihrer ſelbſt, ihrer innerſten Krankheit nicht reißen, aber die Jagd kann es. Sie werden durch ſie zu einer gewaltſamen Beſchäftigung hingeriſſen, die ſie von dem Gedanken an ſich ſelbſt ablenkt. Der Vornehme von Geburt glaubt jedoch, es ſei etwas Edles und Großes an der Jagd, ein ritterliches Vergnügen, das herrliche Waidwerk. Iſt das nicht Trug und Phantom? Iſt es nicht Wahnſinn?“

Ich ließ den Schwätzer fortſchwatzen und drehte ihm den Rücken. —

Zur Seite des Perrons ſtand eine Gruppe junger Mädchen von geringem Stand. In ihrer Mitte ein ſehr hübſches Kind, etwa zwanzig Jahr alt, bald das Tuch zu den gerötheten Augen führend, bald den Mund zum Lächeln verzogen. Die Andern umhalsten, küßten es der Reihe nach und wiſchten ſich dazwiſchen die Augen.

„Daß Du aber ſo bald ſchon reiſt,“ ſagte die Eine.

„Ja, weißt,“ ſagte die Fortreiſende, „es hat ſich nur um etwas dabei gehandelt, daß ſie haben mein Photographie zuerſt begehrt.“

„Ja, warum denn?“ fragte die Erſte.

„Na, ſie haben wiſſen wollen, wie ich ausſchau. Das iſt doch klar. Und wie ich das Bilderl an die Frau — Oberin hätt i bald geſagt — an die Frau Vorſteherin vom Inſtitut eingeſandt hab, hat ſie Reiſegeld geſchickt und möcht nur glei nach Wien.“

Der Zug war vorgefahren und man rief „Einſitzen!“

Das hübſche Mädchen hüpfte in die dritte Klaſſe und nun riefen die Anderen allzumal durcheinander: „Reiſ' mit Gott! B'hüt di' Gott! Schreib' fein! Bet' fein! Gedenk an uns!“

Eine einzige ſtand ſeitwärts und weinte bitterlich und blieb ſtumm.

Das fiel mir auf. Beneidete ſie die Fortziehende, die ein Glück erwartete, welches für ſie niemals zu erlangen wäre?

Sie war nicht ſchön und unter Allen am dürftigſten gekleidet: ſie blickte ſo demüthig zur Erde, als ihre Thränen floſſen.

Am Hals trug ſie ein kleines, ſchwarzes Kreuz, das führte ſie zu den Lippen, troknete mit der Hand die Augen und zog einen beſcheidenen Roſenkranz aus der Taſche: er war von Holz und das Kruzifix von Eiſen.

Sie ſchien mir die Einzige, welche die Freundin bedauerte, die ihr nicht blos eine Bekannte, eine Jugendgenoſſin war.

Und ich hatte mich nicht getäuſcht.

Das Mädchen in der dritten Klaſſe dankte Allen für die ihr geſpendeten Abſchiedsrufe, und nannte dabei die Namen ohne Zuſatz: „Bleib geſund, Nanni! Gott b'hüt di a, Miedl! Bleibt's mir Alle wohlauf!“

Dann aber blickte ſie nach der Traurigen mit dem Roſenkranz, ſtreckte weit den Arm zum Fenſter nach ihr aus und rief mit bewegter Stimme:

„Und Du, mein herzliebe Broni, gram Di nit, i ſchreib Dir glei, nur bet fein alle Tag für mi!“

Dieſer Ausdruck zarter Freundſchaft, der Hübſchen und Häßlichen, bei der Trennung, enthielt etwas ungemein Rührendes.

„Fertig!“ rief der Zugführer und pfiff, die Locomotive antwortete und der lange Zug that einen gewaltigen erſten Ruker.

Die Abreiſende nickte noch einmal, ihrer Broni ein letztes Lebewohl und die Thränen rannen über die Wangen. Die Nanni und die Miedl und die Anderen ſchlenderten plaudernd davon und hatten ſchon den Bahnhof verlaſſen, da der Zug raſſelnd, dampfend, pfeifend und ſchnaufend über den Semmering Wien zueilte.

Das Kind im Waggon war mehr als hübſch. Das Geſicht wiederſtrahlte eine wahrhaft innere Geſundheit und Keuſchheit. Ihr Ton war herzlich offen, aber durchaus nicht keck.

Wohin führt Dich dein Loos? Ich hätte ſie fragen mögen, warum gaben Dir weder Eltern noch Verwandte das Geleit? Biſt Du verwaiſt? Warum verläßt Du deine Heimath? Warum weinte die einzige Broni ſo ſtill um Dich?

Ich hätte ihr zurufen mögen: Nimm Dich in Acht, bleibe treu, unterlaſſe nicht zur heiligen Jungfrau zu beten!

Das Herz war mir wie zugeſchnürt. Ein armes, junges Kind wagt allein den erſten Schritt in's Leben. Wolle Gott ihm beiſtehen in ſeiner Unbefangenheit, die ohne Ahnung der ihr drohenden Gefahren, einer mitleidloſen ſchillernden Welt ſich überläßt. Wie groß und entſetzlich iſt es ſchon, wenn treue Aufſicht und Erfahrung zur Seite ſtehen. Wie ſchwer iſt es ſelbſt dann, vor dem Fall ſich zu ſchützen. Nur eines Augenblicks bedarf es: einer leeren Vorſpiegelung, einer Lüge, um über die Unſchuld den Sieg davonzutragen; um alle Hoffnungen auf Glück zu zerſtören, ein ganzes Menſchenleben zum fluchwürdigſten Elend zu verdammen!

Ich habe oft geleſen, wie ſehr man ſich darüber empört fühlt, Diejenigen mit den Namen Barbaren, Vandalen belegt, die ein Denkmal, ein Kunſtwerk beſchädigen. Und dabei ſchreiben ſie Bücher, welche Seelen beflecken und Herzen tödlich verwunden. Sie erfüllen die Welt mit ſchreienden Klagen über einen alten zerbrochenen Topf, über irgend einen alten Schinken, über ein ſchlecht reſtaurirtes Mauerwerk. Aber dieſe Archäologen und Aeſthetiker, dieſe Directoren und Konſervatoren der Integrität in Sachen der Kunſt, bleiben empfindungslos, wann eine Seele an ihrer Reinheit geſchädigt, eine Tugend geſchändet wurde. Es gibt Fälle, wo ſie darüber lachen können.

Ich habe das erlebt. —

Da hatt' ich nun Dir Etwas vom Lande zu erzählen. Es ſchien die lang erwartete und erſehnte Idylle zu werden, die ſich mir in der ſchönen Steyermark offenbarte. Aber da mußte ich ihr ſo einen Schluß anhängen, der den Charakter der Idylle gänzlich aufhob, die ohnehin in dem Style Geßners, von mir nicht abgefaßt werden konnte. Der Grund davon war, daß eine Dame aus St. Petersburg in verſchiedenen deutſchen Städten umherreiſte, um für ihr Inſtitut daſelbſt unbeſcholtene Mädchen zu engagiren und daß in Paris, Wien und in anderen Großſtädten ſolche Inſtitute ſich mehren, die für eigene und fremde Rechnung Candidatinnen unter vortheilhaften, ſehr anlockenden Bedingungen zu gewinnen ſuchen, um ihnen gelegentlich gute Stellen zu verſchaffen.

Ich will Dir da eine tragiſche Geſchichte herſetzen, die dicht vor mir ſich zutrug, da ich in Baden-Baden mich aufhielt. Sie betrifft einen ähnlichen Anlaß in ſeinen Folgen.

Die Fremden alle hatten eine alte, häßliche Frau, beinahe täglich, mit einem Engel zur Seite auf den Promenaden geſehen; ſie nannten ſie die Fee Caraboſſe mit irgend einer Königstochter der blauen Bibliothek. Die Eine ſo häßlich, als die Andere ſchön, die Frau etwa ſiebenzig Jahr, das Kind etwa dreizehn oder zwölf.

Welch ein himmliſcher Vorfrühling! ſo natürlich anmuthig, leicht, ſchlank aufgeſchoſſen. Die langen ſchwarzen Flechten berühren faſt den Boden.

Aller Augen waren ſtets auf das Paar gerichtet; junge Herren folgten ihm, grüßten. Wenn's der Alten zu arg wurde, verließ ſie den Spaziergang. Man hörte, daß das Kind ſie Mutter nennt. Die Alte ſagt laut: „Wir müſſen nach Haus, die Tante wartet mit dem Abendbrod.“

Niemand ward aber dadurch getäuſcht. Die Tante iſt die Mutter, die Alte die Großmutter, der Engel kennt keinen Vater.

Dieſe Tante war Tänzerin bei dem Ballet eines Hoftheaters, das im Sommer ſeinen Mitgliedern Ferien gab, die ſie zu Gaſtſpielen oder zum Ausruhen an lieblichen Punkten verwendeten.

Durch meine früheren Beziehungen zum Theater, war ich auch mit der Balletdame bekannt. Die Alte ſchien mir ſehr gewogen und ich unterhielt mich gern mit ihr, denn ſie ſtrotzte von den ſeltſamſten Erfahrungen, die ihr wie ganz natürlich erſchienen. Als könnte jeder Menſch ſo etwas an ſich erlebt haben.

Einmal ſucht ſie mich auf. Es will ihr etwas das Herz abdrücken. So hatte ich ſie noch nie geſehen.

Es war zu Anfang Winter. Die Saiſon war längſt geſchloſſen und die Mutter-Tante hatte bereits wieder zu tanzen begonnen. Die Alte lebte mit ihrer Enkelin in ſüßer Ruh und ſtiller Vergnüglichkeit. Da ſchreckt ſie ein Brief ihrer Tochter auf, den ſie mich leſen läßt, während ſie wild und zerſtört vor ſich blickt und dazu murmelt: „Und ich mußte ſo alt werden, um Das noch zu erleben!“

Der Brief den ich leſe, meldet in kurzen Worten:

Der Vater des Kindes habe bis jetzt ſeine Tochter der Pflege der Mutter nicht entziehen wollen, da er wußte, daß es ihrem Herzen wehe thun würde. Jetzt aber, da das Kind in das Alter trete, um ſeinem Stande gemäß erzogen zu werden, fordere er's zurück, damit es in einem vornehmen Pariſer Internat die Bildung erlange, in einem Salon mit Anſtand erſcheinen zu können. Er wolle ſeine Tochter anerkennen.

Die Tänzerin wird in wenig Tagen ihr Kind abholen und ſie dorthin bringen, wo ein Abgeſandter des Vaters ſie erwarten wird, um es in ſeiner Hut nach Paris zu begleiten, da über den Stand der Mutter dort nichts verlauten ſoll. Der Vater iſt nämlich ein deutſcher Edelmann, ſehr vornehm und reich. Und nur Er will gekannt ſein. Das arme Kind wird in Paris für eine mutterloſe Waiſe gelten.

Die rauhen, heftigen Worte der Alten verhallen wirkungslos und ihre Verwünſchungen ſtößt ſie in ihren vier Wänden aus. Die Tänzerin, die dem Glück ihres Kindes nicht im Wege ſtehen will, iſt mit ihm auf und davon.

Ich gab der armen Großmutter den Brief zurück, die in ihrem richtigen, natürlichen Gefühl aufſchrie und dabei mit wildem Lachen die Worte ausſtieß:

„Sie ſoll vornehm, reich und geehrt daſtehen in der Welt — und keine Mutter haben — und ihre Mutter in Schande dahinleben! Iſt ſie dann wohl vornehm? Kann ſie da wohl geehrt daſtehen?“

Hier brach das arme Weib in ein wildes Heulen aus. Dann ſtrich ſie die grauen Haare von der rothen Stirne zurück und trocknete mit den zitternden Fingern die eingeſunkenen Augen.

Ich beſuchte ſie tagesdrauf. Sie irrte im Zimmer auf und ab, ein unheimliches Zucken flatterte um ihren Mund. Es fehlte ihr Alles. Das Kind hatte ſie nun ſchon zwölf Jahre ſtets um ſich gehabt und es, nach ihrer Meinung, gut und fromm als Chriſtin erzogen. Und nun ſoll es in Paris erzogen werden! Um die Verderbtheiten der Welt an der Quelle zu lernen, um ſchlecht zu werden, wie Alle.

Das rief ſie mir entgegen.

„Ich hatte ſie ſo lieb, wie mein eigenes Leben, und würde ſie, wie meine eigenen Kinder, erzogen haben.“

Sie dachte nicht an den Fehltritt der Tochter. —

Als ich ſie um die Weihnachtszeit beſuchen wollte, hieß es: ſie ſei abgereiſt. Niemand im Hauſe wußte zu ſagen, wohin. Sie war verſchwunden.

Plötzlich kehrte ſie wieder zurück. Als ich davon hörte, begab ich mich zu ihr. Sie ſuchte ſich zu ſammeln und theilte mir mit, was ſich während ihrer Abweſenheit zugetragen hatte.

Bei dem Herannahen des heiligen Abends ließ es ſie keine Ruhe. Sie ging aus und kaufte ein. Bilderbücher, Noten, Zuckerwerk, ein ſeidenes Tüchel. Das herzige Kind war daran gewöhnt, von ihr beſchert zu werden, und ſie hatte den großen Gedanken, deßhalb nach Paris zu reiſen. Sie dachte ſich die Freude, wenn Faniska die alte Mama kommen ſieht.

Es fror ſtark, ſie war ſiebenzig und gebrechlich, des Reiſens ungewohnt, noch dazu geizig; aber ſie kratzte zuſammen was ſie hatte, und reiſte.

In Paris angekommen, fuhr ſie alsbald bei'm Inſtitut vor, deſſen Adreſſe ihr bekannt war.

Die Internes wurden dort faſt unter klöſterlicher Clauſur gehalten und es war ſchwer, bis man Faniska in's Parloir herabkommen ließ.

Die alte Großmutter ſchilderte mir nun weitläufig, wie das Kind blaß und abgehärmt ausgeſehen. Zu Hauſe war es mit der guten Koſt überfüttert worden. Was das Kind gern aß, wurde auf den Tiſch gebracht; je mehr es zu ſich nahm, deſto größer die Freude, weil es als Zeichen der Geſundheit galt.

Im Inſtitut herrſchte aus doppelten Gründen ein ſtrenges Regime.

Der Plan in dem alten Hirne ward zur Ausführung reif.

Chriſtabend war's und die Großmama ſchellte wieder an der Pforte.

Man wollte ſie nicht einlaſſen: es ſei nicht erlaubt, ſo häufig zu kommen. Sie ſuchte nun, ſo gut es gehen wollte, begreiflich zu machen, daß es wegen der Beſcheerung ſei. „Mais c'est encore trop-tôt pour donner les étrennes!“ wurde ihr entgegnet. Eine der Lehrerinnen erinnerte ſich, dieſe deutſche Sitte ſchon erlebt zu haben und man führte Faniska in das Parloir.

Aber die Alte hatte den Weihnachtstiſch in ihrer Wohnung arrangirt und wollte ihr Kind mitnehmen und gelobte, es längſtens in zwei Stunden wieder zurückzubringen. Das war eine unüberſteigliche Schwierigkeit: alles Kapituliren umſonſt.

Sie mußte ohne Faniska das Inſtitut verlaſſen. Sie würde ſich den grauſamſten Beſchimpfungen, einer Verhaftung ausgeſetzt haben.

Ihre Liſt, das Kind über den Rhein zu entführen, war zu plump angelegt, aber davon ſie überzeugen zu können, wäre für Jeden unmöglich geweſen.

Als ſie mir das Alles, nur viel umſtändlicher, als ich es Dir hier mittheile, erzählte, ſah ſie einer wilden Bärin im Käfig gleich, die in die Kette beißt, mit der man ſie zurückhält, wann man ihr die Jungen wegnimmt.

Hierauf ſank ſie mit einem gräßlichen Schrei in ſich zuſammen.

Für immer verloren, die Freude, die Wonne, den Stolz ihres Lebens! Das Kind der Schande ihrer Tochter war ihr dies Alles geweſen. Ihre unſchuldigen häuslichen Künſte, die altmodiſchen Leckerbiſſen, die geſtrickten Toilettſachen, die Schönheitswäſſerchen, die ſelbſt deſtillirten Magenſtärkungen — die nur Faniska galten — ruheten für immer. Das Häuschen, wo ſie wohnte, ſah aus wie jenes Schloß, als des Sängers Fluch darüber ergoſſen war.

Die Tochter kehrte heim, allein ſie konnte die unaufhörlichen Vorwürfe nicht ertragen, den Aerger nicht aushalten und ſie reiſte fort, um in der Fremde ihren Schmerz mit Anſtand zu umkleiden und ſo lange es gehen wollte, eine Linderung im Strudel der Welt, durch Balletſprünge zu erlangen.

Dann verfiel ſie dem Wahnſinn.

Nun begegnete ich der Alten nur noch auf einſamen Pfaden. Ich redete ſie nicht mehr an. Es war ein unheimlicher Anblick, wenn die zerſtörte Geſtalt die welken, hängenden Lippen bewegte und doch nicht ſprach. —

Solche Geſchichten könnte ich Dir noch viele erzählen, die mir vorgekommen ſind.

Die jungen Geſchöpfe erwiedern den erſten Händedruck ſchüchtern, antworten mit einem Seufzer, blicken unbefangen vor ſich hin, dann entſchlüpfen ihnen leiſe, faſt unverſtändliche Worte, die Bruſt hebt ſich höher, als wollte ſie ſich von einer Laſt befreien. So wird mit achtzehn Jahren die Lehre begonnen, die vollendet iſt ehe das zwanzigſte Jahr erreicht wurde. Plötzlich werden ſie nach einem kurzen Prolog in das heftig bewegte Drama des erſten Actes verſetzt. Und wie löst die Gerechtigkeit den letzten? Schauderhaft!

Jene beſcheidene, anmuthige, folgſame Elevin des Stuttgarter Ballets, die kleine Ruef, die wir Alle das „Rueferle“ nannten, die uns, die bei dem Theater Angeſtellten, ſtets ſo artig grüßte: ich ſah ſie einmal, in anderen Verhältniſſen, in München wieder. Es war die Frau Gräfin Chorinsky aus ihr geworden. —

Genug!

Boſſuet ſagt:

„Sein Glück zu finden, wo man ſoll, iſt die Quelle alles Guten: gleichwie die Quelle alles Böſen darin beſteht, daß man es dort ſucht, wo man nicht ſoll.“

Die Dinge fielen mir eben ein, als ich das ſchöne Mädchen nach Wien reiſen ſah.

Fünfter Brief.

Graz. Alexander Bach. Eine Schillerfeier. Neue Aera in Oeſterreich.

Aus Graz.

Indem ich dieſen Brief beginne und nachdem ich mich in der mir ſo lieben, ſonnigen, reizend gelegenen Hauptſtadt des herrlichſten der Kronlande wieder zur Genüge orientirt habe, iſt es mir unmöglich, an die früheren Mittheilungen anknüpfend, meine gefällten Urtheile nicht zu ergänzen und durch die neueſten Erſcheinungen in dem ſocial-politiſchen Leben in ihrer vollſtändigſten Weiſe zu bekräftigen.

Ich erwähle mir hierzu ein mächtiges, ein großes Beiſpiel.

Es gibt unzweifelhaft ein noch größeres. Eine geiſtige Macht, die zur Erkenntniß gelangt, daß ſie einen falſchen Weg eingeſchlagen und mit Aufopferung aller Güter und Gunſtbezeugungen mitten durch die Dornen, von Verleumdungen und Spott verfolgt, nur der in ihr erweckten Wahrheit gehorchend, ſich darüber hinwegſetzt, abtrünnig geſcholten zu werden.

Mein Mann, von dem ich hier ſprechen will, hatte das nicht nöthig; er war, eine Seltenheit in dem trüben Gewirre ſeiner Zeit, ein von Natur wahrer und einfacher Charakter, der ein Ziel vor Augen hatte, das er unabläſſig anſtrebte.

Er wollte ſeiner Gegenwart leben und rechnete mit Dem, was um ihn ſich zutrug, bemüht, es mit ſeinem innerſten Bewußtſein und ſeinem Gewiſſen in Einklang zu bringen, um auf dieſe Weiſe einen feſten Boden zu gewinnen, Dasjenige, was ihm vor der Seele ſchwebte, aufzurichten und zwar ſo, daß heranſtürmende Wogen es zwar mit Schaum bedecken, überſchwemmen, ſelbſt zum Theil verſtümmeln, aber niemals von Grund aus zu zerſtören im Stande wären.

Dieſer Mann iſt Alexander Bach, ein Oeſterreicher durch und durch, nicht wie es bei den Anderen heutzutage heißt, „vom reinſten Waſſer“, ſondern wie ich es zu ſagen vorziehe, „vom edelſten patriotiſchen Feuer“ durchglüht.

Niedergebeugt von den unverzeihlichen Mißgriffen der Politik, von der unerhörten Corruption in der Verwaltung, von der Knechtſchaft, die auf Land und Volk erſtickend laſtete, hob ſich ſein Blick mit Stolz, wenn er jener Zeit vor Kaunitz und Metternich gedachte, in welcher Oeſterreich die Vorhut Deutſchlands, Wien in

Wort und Schrift die eigentliche deutſche Hauptſtadt war, weil mit der Chriſtianiſirung auch alle großen Veränderungen der Lande germaniſchen Stammes hier ſich am früheſten und vollendetſten zeigten.

Bach rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Kraft in der reich geſegneten öſterreichiſchen Erde liege, Alles, was auf ſie faſt vernichtend niedergedrungen war, immer wieder durch richtig bemeſſene Pflege auferſtehen zu laſſen.

Oeſterreich, durch Erbe, Heirath und Tractate ein Aggregat ſo verſchiedenartiger Beſtandtheile, ſagte er ſich, iſt vorzugsweiſe ein hiſtoriſcher Staat und darf — in ſeiner binnenländiſchen, allen Einflüſſen der Jahrhunderte ausgeſetzten Lage, auf dem Kreuzweg der Nationen, in dem ewig bewegten Leben des ſtets ſich erneuernden Zeitendrama nicht anders denn als die beruhigende Kraft betrachtet und zur Geltung gebracht werden.

Monarchie und Dynaſtie bedingen ſich hier wechſelſeitig, ſind durch Nothwendigkeit unzertrennlich, wie nach Außen, ſo nach Innen, als das einzige Bindungsmittel und Symbol der *Einheit* in ſo vielfacher *Verſchiedenheit*.

Kaum wohl kann das große Wort der *Legitimität* irgendwo einen innigeren Anklang haben, als gerade hier, in der alten Kaiſerſtadt, in der alten Kaiſerburg?

Was wogen begangene Staatsfehler, was verlorene Schlachten, was verlorene Provinzen, dagegen gehalten?

Man beklagt ſich nicht über ſein Loos, welchem ſeine Liebe und ſein Intereſſe, wie in einer glücklichen Ehe, identiſch ſind, auf theuere Perſönlichkeit gegründet, nicht bloß auf eine oftmals drückende Pflicht, nicht auf hohle Abſtractionen, nicht auf eiskalte Berechnung des ſelbſtiſchen Vortheils.

In dieſem Sinne ſtand Bach ſeiner Zeit gegenüber.

Seine Vorſätze zwangen ihn, den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten. Er hätte es ſicherlich verſchmähet, in der Wiener Tagespreſſe vor deren gewöhnlichen Leſern ſich vernehmen zu laſſen, ſelbſt wenn es die Cenſur erlaubt haben würde. Die täglichen Intonationen ſagten ihm nicht zu.

Es lag ihm weniger daran, die Nichtigkeit, den Ekel, die Ueberſättigung, den Abſcheu vor dem Gemeinen und die Unmöglichkeit dieſen Gefuhlen zu entrinnen, zu ſchildern, als vielmehr den moraliſch geiſtigen Standpunkt einer erleuchteten Generation anzuregen und in Bewegung zu ſetzen.

Dies gelang ihm in hohem Grade. Er konnte bald freudig erkennen, daß ſeine Anregungen in der außer-öſterreichiſchen Preſſe, in dem ſocial-politiſchen Leben Wiens eine zwar anfänglich nur ſchwache Oscillation hervorrief, die jedoch gegen die vor Kurzem noch herrſchende Apathie für den Aufmerkſamen von einiger Bedeutung war.

Alles war ſo klar angelegt, daß es Jedem auf den erſten Blick verſtändlich wurde.

Bach war keiner von Denen, die allein im Beſitze alles Wiſſens ſich dünken und Anderen ihre Meinung als einzige Richtſchnur aufdringen wollen.

Er begnügt ſich damit, die Geſellſchaft, wie ſie ſich in der Gegenwart geſtaltete, als ein intelligenter Forſcher zu begleiten, bis zu der Grenze, die ſie nie überſchreiten wird, wenn ſie ſich nicht anderer, geeigneter Hilfsmittel zu bedienen im Stande iſt.

Ueber dieſe unterläßt er es vor der Hand Auskunft zu ertheilen. —

Im juridiſch-politiſchen Verein war zuerſt Das, was bei ſeiner Gründung durch ihn bezweckt werden wollte, durch Aeußerungen gediehen, die in der allgemeinen Unterhaltung, in aparten Beſprechungen, in Diſcuſſionen ſelbſt zu Tage traten. Freilich kam es dabei noch nicht zu Reſolutionen. Aber in den Herzen war laut geworden, was die Worte noch verſchwiegen. Es war Leben, politiſches Leben erwacht, über deſſen Weſen ſich Viele noch nicht einmal Rechenſchaft zu geben wußten.

Alexander Bach war Vorſtand des Vereins. Er war einer der anerkannteſten Juriſten und genoß als Advocat den Credit einer weit ausgebreiteten, vornehmen Kundſchaft.

Da kam die Februarrevolution von Paris herüber und trug Funken in das Wiener Glimmen.

Eines ſchönen Morgens war im Aufgange zu den Localitäten des juridiſch-politiſchen Vereins ein Zettel angeheftet, auf dem die Worte ſtanden: „Hier ſind Miniſter zu haben.“

Es wurde als ein ſchlechter Witz betrachtet und gleich entfernt; allein die Worte erhielten ihr ernſte Deutung, denn nicht lange darauf, ſo waren Mitglieder des Vereins zu den wichtigſten Portefeuilles gelangt.

Baron von Doblhof trat in's Miniſterium und mit ihm Bach als Juſtizminiſter, welchen Poſten er auch im Miniſterium Schwarzenberg behielt und dann das Miniſterium des Innern übernahm, um endlich ſeine großartigen Plane in Ausführung zu bringen.

Hier entwickelte ſich ſein ſtaatsmänniſches und zugleich ſein darin wurzelndes großartiges organiſatoriſches Talent, während einer verhältnißmäßig nur kurzen Zeit, im vollſten Maße.

Treu eingedenk des Wahrſpruchs eines weiſen Mannes im frühen Alterthum: daß „wer eine Stadt ohne Tempel, das heißt ohne Religion bauen wollte, es ſo viel wäre, als ſie in der Luft bauen,“ dachte auch Bach zuerſt daran, den Boden des Glaubens zu befeſtigen, um ſeinen Neubau zu beginnen.

Aber nicht entfernt kam es ihm in den Sinn, daß man durch Geſetze eine Religion erſt ſchaffen ſolle, ſondern umgekehrt, daß die Geſetze aus der Religion zu conſtruiren ſeien.

Er ſtand, wie man ſieht, der heute angewandten Methode geradezu entgegen.

Sein Ideengang war der natürliche.

Auf die Frage: „Hat das Chriſtenthum durch erlaſſene Geſetze die Altäre der falſchen Götter umgeſtürzt?“

Mußte die Antwort folgen: „Im Gegentheil. Die ſtrengen Geſetze gegen die Chriſten haben Dieſen zum Siege verholfen.“

Sobald ſich das Geſetz, von Menſchen gegeben, auf einen Ringkampf mit der Religion einlaſſen will, dann tritt das unbemeßbare Mißverhältniß zwiſchen Beiden zu Tage. Die Religion erſcheint koloſſal dem menſchlichen Geſetze gegenüber, das nicht im Stande iſt, bis zu ihm hinanzureichen.

Die ſtaatliche Macht darf nur darin der Religion ihren Schutz zu Theil werden laſſen, daß ſie dieſelbe Das ſein läßt, was ſie iſt: ganz himmliſch; aber ſie hüte ſich wohl, ſie menſchlich machen zu wollen durch Geſetze ihrer eigenen Erfindung. —

Der bitterſüße Rauſch war verflogen, der mit der Berufung des Erzherzog Johann begann, auf einen von ihm einmal ausgebrachten banalen Trinkſpruch hin proviſoriſch den Kaiſerthron deutſcher Nation als Verweſer einzunehmen, und dann mit der Ernennung der fünf Reichsregenten endete.

Die Weisheit, welche die Regierungen aus der großen, erſchütternden Bewegung geſchöpft hatten, reichte wieder nicht weiter als bis zur Eſchenheimer Gaſſe in Frankfurt.

Ueberall herrſchte, wie man ſich bei mir zu Haus ausdrückt, ein Holterdipolter, ein furchtbares Durcheinander, ein unerträgliches Etwas, das die Nation hinter's Licht führen wollte.

Man lebte unter dieſem Eindruck und wußte nicht wohin ſich wenden, um eine Leitung, ein Einſehen, eine Abhilfe zu finden.

Es iſt anzunehmen, daß die Fürſten ebenſo rathlos waren. Sie rechneten auf das Zuwarten, welches ſchon oft aus Verlegenheiten riß. Inzwiſchen ſpielten die Hoftheater fort, es wurden Jagden abgehalten, die Bundestaggeſandten verzehrten ihren hohen Sold in Hüll und in Füll und in Freuden, und das Regieren war ihnen ein leichtes Ding.

Damals konnte man nach den verſchiedenſten Richtungen von Männern, die der Strömung nicht fern ſtanden, im Norden und Süden es mit dem Tone der Ueberzeugung ausſprechen hören, daß Oeſterreich eigentlich am beſten gefahren ſei und für ſich das ſchönſte Theil aus der Revolution gezogen habe.

Oeſterreich der Concordatſtaat!

Ja! es war hier nicht wie anderwärts, wo man von Dem zu Jenem überſpringen mußte und ſtets ein neues politiſches Glaubensbekenntniß aus der Taſche ziehen durfte. Von dem Verlauf der Tagesbegebenheiten holte man ſich nicht die Richtſchnur für ſein Gewiſſen.

In Oeſterreich ſtand man auf feſtem Grunde. Man überließ ſich keiner optiſchen Täuſchung, welche Hirngeſpinnſten und unvergohrenen Gedankenſplittern eine Weſenheit zugeſteht.

Nur in Oeſterreich wurde nicht von Reaction geſprochen; ſelbſt die unverbeſſerlich Grollenden ſchluckten ihren Geifer ſtillſchweigend; man wußte nicht ein einziges Opfer zu nennen; man hörte von keiner Verſchwörung, von keiner Verurtheilung, die in anderen Ländern manchmal aus Rückſicht für Diejenigen verhängt wurde, die die Lüge einer Verſchwörung zu ihrem eigenen Vortheil erfunden hatten.

Die allerdings unleugbaren Vortheile lagen zu offenkundig vor aller Welt Augen. In der Verwaltung, der Rechtspflege, dem Unterrichtsweſen. Die Länder der Monarchie waren auf's Neue dem Haſſe der Nationalitäten unter ſich zum Trotze, zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, dem die Gemeinſamkeit der Intereſſen zum bindenden Kitte diente. Für alle Kronländer gleiches bürgerliches Recht, ein Strafrecht für Alle, gleichmäßige Beſteuerung, Gleichheit vor dem Geſetze, Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit und Ablöſung der damit verbundenen Laſten; die Zollſchranken zwiſchen

Ungarn und den anderen Ländern der Monarchie waren gefallen und zugleich das Prohibitivſyſtem.

Und alle dieſe großen und weitreichenden Dinge auf dem Boden des Concordats entſtanden und ausgeführt, das ihrem Fortgange auch nicht ein Strohhälmchen in den Weg warf.

Das Concordat regelte die Beziehungen der heiligen Kirche Gottes zum weltlichen Staat und war nicht intolerant.

Im Glauben feſt, rief es dem Fremden zu „Wir ſind katholiſch!“ Das Land in Treuen ließ den Ruf erſchallen: „Wir ſind Oeſterreicher!“ Aber als letztes Wort erſcholl: „Sei hier zu Hauſe, erfreue Dich der vollſtändigſten Gaſtfreundſchaft. Nichts ſoll Deine Gewiſſensruhe ſtören, Deine Gewohnheiten beeinträchtigen.“ —

Da glaube ich von meinen Leſern einen Einwurf zu vernehmen. Und gerade von ſolchen, die nicht in einer ſyſtematiſchen Feindſchaft gegen alles Katholiſche befangen ſind.

„Wenn dies auch ſo wäre,“ ſagen ſie, „ſo iſt denn doch nicht wegzuleugnen, daß zwiſchen dem Zuſtande der katholiſchen Kirche, oder ſagen wir weitergehend, der Religion überhaupt und der gegenwärtigen Cultur ein Mißverhältniß obwalte. Die Religion in der dogmatiſchen Hülle des Mittelalters paßt ſo wenig zu dem Grade heutiger Bildung, daß ſie die Ruhe, deren unſere

Zeit bedarf, nicht ſichert, ſondern untergräbt. Den leichtfertigen Freigeiſt führt dies zu einem theoretiſchen Atheismus; Derjenige, welcher ehrlicher zu Werke geht und ſein räſonnirendes Denkvermögen anſtrengt, um zu erforſchen, was ſchlechterdings über die Natur des menſchlichen Verſtandes ſich erhebt, vermag dies Experiment nicht zu einer Beſchäftigung ſeiner ſelbſtthätigen Kraft zu machen. Was die Angelegenheit jedes Menſchen iſt, wird ſomit dem Geiſtlichen überlaſſen. Nun erlaube ich mir aber das offene Geſtändniß abzulegen: Wenn ich den Prieſter in's Auge faſſe, ſo vermiſſe ich im Allgemeinen eine moraliſche, liberale, kurz eine menſchenwürdige Aufklärung. Der Prieſter erſcheint mir — ich nehme natürlich Einige aus, die mir bekannt wurden — beſchränkt im Kopfe und daher nicht im Stande über religiöſe und ſittliche Gegenſtände zu räſonniren. Was ſie erlernt hatten, was ſie wußten, leiſtete ihnen dabei keine Dienſte. Was können ſolche Männer mit den dürren Formeln und den ſalbungsreichen Worten, auf den freien, kühnen, philoſophiſchen Denker, auf die ſchöngeiſtige Dame und auf die gewandte raffinirte Jugend wohl wirken? Iſt es da nicht natürlich, wenn bei dieſem Zuſtande der angeſtellten öffentlichen Verwalter der religiöſen Lehre die untergrabene Cultur alle möglichen verderblichen Auswüchſe treibt?"

Ich erlaube mir hierauf zu antworten:

Die Religion iſt die heiligſte Sache der Menſchheit.

ſie beruht auf einem innern, allen Menſchen gemeinſamen und eben darum allgemein gültigen Grunde. Auf dieſem weſentlichen Fundament iſt ſie erhoben. Den Schein der Ehrfurcht hat ſie nicht erſt durch politiſche Heuchelei zu erringen. Die Ehrfurcht, die ihr von Millionen gezollt wird, iſt wahr, treu und ungezwungen, die Liebe zu ihr iſt uns angeboren.

Sie erwähnen, daß Ihnen einige Prieſter bekannt geworden, die Sie als Ausnahme gelten zu laſſen geneigt ſind: ich, der ich hierin weitere Erfahrungen gemacht, kann Ihre Aeußerung auf eine große ſehr große, Zahl ausdehnen.

In ihren ſchlichteſten, einfachſten Reden, ohne beſtechenden Farbenton, ohne irgend welchen redneriſchen Ausdruck, ſtrahlt das Licht des Glaubens, von einer zweifelloſen Aufrichtigkeit erhoben, und dringt in das Herz des Zuhörers, den es mit einer bewundernden Liebe erfüllt. Eine noch ſo geiſtreiche, ſchön durchgearbeitete Predigt dürfte keine ähnliche Wirkung erreichen.

Das iſt die wahrhaftige chriſtliche Poeſie! Sie ruht im Herzen, im Auge, deſſen Blick im Mittelpunkte der Schöpfung, den allmächtigen Herrn derſelben bewundert und liebt.

Aber es war nicht von chriſtlicher Poeſie die Rede, in Ihrer Bemerkung, ſondern von einem wirklichen Einfluß, den die Prieſter der katholiſchen Kirche auf der Bildungsſtufe der Zeit einnehmen.

Ich bin im Stande Sie durch eine Thatſache darüber aufzuklären, und habe nicht nöthig, wie unſere Widerſacher es thun, Luftbilder eigener Erfindung aufzutiſchen.

„Was Seelengröße, hoher Geiſt, Verachtung des gemein Irdiſchen iſt, wird Keiner faſſen, in dem ſie nicht ſchon keimen oder blühen, und dem nicht ſchon bei ihren Namen das Auge und die Bruſt weiter wird.“

Mit dieſen Worten Jean Pauls eröffne ich meinen Bericht.

Es war am zehnten November 1859, da wurde im k. k. Gymnaſium zu Graz von einem Profeſſor eine Feſtrede zu Ehren der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Schiller’s gehalten. Sie erſchien zugleich im Druck, unter dem Titel: „Ein Lorbeer- und Olivenzweig zur Schillerfeier.“

Ich holte mir das Heftchen aus der Buchhandlung, um meinem Freunde Einiges daraus mitzutheilen, das durch den Redner ſowohl, als durch den Ort, wo er ſprach, eine Bedeutung erhielt, die durch das bereits mit dem heiligen Stuhle abgeſchloſſenen Concordat noch erhöht wurde.

Der Redner begann mit einem Wahrſpruche des Hiſtorikers Salluſt: „Was das Genie Vortreffliches ſchafft, gehört, gleichwie der Geiſt, der Unſterblichkeit an.“

Dieſe Worte, durch die er ſogleich ſeinen Standpunkt bezeichnete, reihen ſich an den obigen Ausſpruch Jean Pauls, ohne weitere Erörterung.

„Was irgendwo ſich ereignen mag,“ ſo heißt es weiter in der Rede, „ſei es eine Errungenſchaft des erfindenden Geiſtes, oder eine Wendung der Dinge in politiſcher Beziehung, es treibt, wie ein in den See geſchleuderter Stein, wogende Kreiſe nach allen Seiten hin: es entflammt Millionen Geiſter, es erregt Millionen Gemüther, und wird zur brennenden Frage des Tages, bei deren Löſung ſich das Herz Europas, Deutſchland, niemals unbetheiligt findet.

„Aber mitten in all das unharmoniſche Getriebe und Gewoge, mitten in den Tageslärm der politiſchen und nationalen Fragen hinein, tönt wie ein verſöhnender Accord ein Ruf, und er bringt Harmonie in die bewegten Waſſer. Es iſt ein altes Wort aus Göthes Dichtermund, und deutet mit Freundestreue auf Schillers Verdienſt; es fordert im „Epilog zur Glocke:“

„So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

„Das Wort iſt in Erfüllung gegangen: nicht erſt heute, denn längſt iſt der „gute und große Mann“ — wie ihn Johannes Scherr in ſeiner Feſtſchrift „Schiller und ſeine Zeit“ nennt — der Liebling ſeiner Nation geweſen, längſt iſt ihm die Anerkennung ſeines Werthes geworden; aber heute geſchieht mehr, heute am hundertjährigen Gedächtnißtage ſeiner Geburt reicht ihm ganz Deutſchland einmüthig den Ehrenpreis, heute feiert die deutſche Nation mit lautem Jubel, vor der ganzen Welt, den edeln Sohn des Vaterlandes, den edeln Dichter.

„So iſt Deutſchland, in dieſer Ehrenſache wenigſtens, eines Sinnes, und während ſonſt in alter Stammeseiferſucht die Völker faſt drohenden Armes ſich gegenüber ſtehen, ſchlingt ſich heute freudetrunken Hand in Hand, durch's ganze Land, zum treuen Bunde der Einigkeit.

„Und wahrlich, es iſt an der Zeit — jetzt, wo ſie von allen Seiten an dem deutſchen Eichbaum rütteln zu können glauben — jetzt, wo der wälſche Uebermuth eben die Frucht der jammervollen Zerſplitterung genießt — es iſt an der Zeit ſich bewußt zu werden: daß wir eigentlich Eins ſein könnten, Eins ſein ſollten: es iſt an der Zeit, dieſe Einheit wenigſtens ideal zu feiern, in der Gedächtnißfeier jenes deutſchen Mannes, der in ſeinem „Wilhelm Tell" die Mahnung ergehen ließ:

„Die angeborenen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an;
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!
D'rum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig!
Seid einig, einig, einig!" —

Bis hierher ſteht der Rede gewiß nichts im Wege, auch außerhalb der Gränzen des Concordatſtaats, vor den aufgeklärteſten Leuten gehalten zu werden. Es dürfte vor dem Geburtshauſe des Dichters, zu Marbach am Neckar, eine Verſammlung der eifrigſten ſeiner Verehrer Nichts daran auszuſetzen finden.

Aber weiter!

„Und doch iſt es ſonderbar, daß Deutſchland Jahrhunderte hindurch reich an großen Männern, gerade an Schillers Geburt eine ſtolze Ruhmesfeier knüpft“ —

(Das iſt nun freilich anders geworden, ſeitdem die Rede gehalten ward — muß ich hier einſchalten. Die dii minorum gentium ſind bekannt genug.)

„Nicht ein ſiegreicher Held auf dem blutigen Schlachtfelde, nicht ein weiſer Steuermann am Ruder des Staats, nicht ein ſcharfſinniger Erfinder weltumwalzender Maſchinen, nicht ein tiefforſchender Begründer ernſter Wiſſenſchaft — eines Dichters Herz iſt es, das ſich alle Herzen eroberte, eines Dichters Genius iſt es, den Alle liebend verehren, eines Dichters Streben iſt es, dem das dankbare Deutſchland ſeine Huldigung bringt.

„Und doch iſt dieſes wieder nicht ſonderbar, denn es iſt der deutſche Dichter, mit ausgeprägt acht deutſcher Natur, dem man dieſe Liebe zollt, und indem das deutſche Volk den edeln Sänger der Ideale feiernd ehrt, ſtammet dieſe Verehrung aus der idealen

Seite des deutſchen Volkscharakters und windet zugleich damit der deutſchen Idealität einen Ehrenkranz.

„Hierin alſo findet die deutſche Nation den Anlaß und die Berechtigung den idealen Dichter zu feiern, und wenn ſie ſeiner begeiſterten Aufforderung zufolge, unermüdet ſtreben würde nach dem Edeln, Erhabenen und Reinen, ſo wäre ſie nicht nur in ihrer Einigkeit und vor dem Verfalle geſichert, ſondern ſie würde auch allen Völkern Europas voraus, ſiegreich auf der Ruhmesbahn voranſchreiten.“ —

Es wird nun weiter geſchildert, wie Schiller ſich aus dem „gemeinen Markt des Lebens“ in die reinen Höhen des Ideals erhoben, um der Lehrer und der Veredler ſeiner Nation zu werden. Alles was der Redner vorträgt, weiß er geſchickt mit Citaten aus den verſchiedenſten Werken zu durchweben, die von großer Beleſenheit, die ſich weit über ſeinen Beruf hinaus erſtreckt, Zeugniß ablegen. Göthe, der Literarhiſtoriker Hillebrand, W. Menzel, Scherr bis hinab zu dem „Aeſthetiker“ Carrière und noch andere, die zu kennen ich nicht die Ehre habe.

Da war gar nichts, was eine Unterhandlung zur Berichtigung herausgefordert hätte: das ward Alles, von dem Tone der Ueberzeugung getragen, ſo klar und bündig vorgebracht. Da war nicht die leiſeſte Anſpielung auf naheliegende Dinge, die ſich Einer an dem Platze unſers Profeſſors ſicher nicht hätte entgehen laſſen. Kein einziger ſchlimmer Gedanke in dem wohllautenden Fluß der ganzen Rede.

Der in Heidelberg, Jene in Gießen, Erlangen, Göttingen, oder anderswo, hätten es nicht unterdrücken können, ihre ganze Armee, mit dem Train von Privatneigungen, marſchiren zu laſſen, gegen den Aberglauben, den Ameiſenhaufen dunkler Ideen, denen der Genius des Lichtes, in Schiller verkörpert, nicht den völligen Garaus machen konnte. Wie viel Unverdautes hätte da wohl die heranreifende Jugend zu koſten bekommen, um ſich für's Leben den Magen daran zu verderben.

War denn aber, ſo hör ich fragen, Nichts, was dieſen wohlduftenden Eindruck ſtörte? Miſchte ſich nicht der leiſeſte Schatten hinein? War es möglich, daß ein katholiſcher Prieſter ſeinen gefährlichen Poſten, den Dichter der „Götter Griechenlands“ zu preiſen und zu verherrlichen, inne hielt und war der jeſuitiſche Scharfſinn nicht thätig, verſteckte Winkelzüge, ſtatt roher Ausbrüche, anzuwenden?

Dieſe Fragen kann ich mit einigen Stellen der Rede beantworten. Was ſie an Schiller auszuſtellen findet, zeigt wieder nur den Ausdruck der duldſamſten und verſöhnlichſten Menſchenliebe.

Der Redner dachte auch bei dieſer Gelegenheit nicht entfernt an ſich, er wollte nicht durch keck hinausgeſchleuderte Phraſen groß thun, und wahrſcheinlich einen wohlfeilen Beifall bei dem größten Theil ſeiner erwachſenen Zuhörer ſich erringen; er blieb ſeiner Aufgabe getreu, in der Bewunderung der Tugend Schillers fortzufahren, und nur einer ſchmerzlichen Erwähnung ſich nicht zu entziehen, die jedoch wieder eine begründete Entſchuldigung in ſich ſchloß.

Es lag wohl eine rührende Selbſtverläugnung darin, als er die ſich ihm aufdrängende Verſuchung bekämpfte, die mir durch den Sinn ſeiner Worte hinlänglich verſtändlich war, als er den traurigen Zwieſpalt nicht verhehlte, in den der Dichter ſich zur Chriſtusreligion geſtellt hat. „Leider, daß es nichts Vollkommenes gibt unter der Sonne!“ fügte er hinzu.

Um dies zu erklären, lenkt er den Blick auf das achtzehnte Jahrhundert und die Culturgeſchichte.

Er ſchildert den unheiligen Geiſt, der über die Machthaber auf den Thronen, und die Machthaber auf dem geiſtigen Gebiet, ſich gelagert hatte.

Er führt Friedrich den Zweiten an: „ein Mann auf dem Throne, in Allem groß, dem der Chriſtusverſpotter Voltaire den letzten poſitiven Halt hinweggewitzelt; den Kaiſer Joſeph, edel als Fürſt, der das Licht einer falſchen Aufklärung anzündete, deſſen Flammen und Flämmchen in die abgelegenſten Thäler hinein und ſchwererſteigliche Bergeshöhen hinan leuchten ſollten.“

„Die Gottesläugner durften ſich ungeſcheut erheben und ſchritten triumphirend an den verlaſſenen Kirchen, an den ſäculariſirten Ordenshäuſern vorüber. Die gelehrte Welt, großgezogen an humaniſtiſcher Weisheit, errichteten auf den meiſten Lehrſtühlen der eigenen Vernunft einen abgöttiſchen Altar, auf welchem der mit der Muttermilch eingeſogene Jugendglaube ihrer Zuhörer als unnützer Plunder verbrannt wurde.

„Die höchſte Bildung, ſo weit ſie von der Ariſtokratie der Geburt repräſentirt wird, war in ſchmählicher Nachahmung des franzöſiſchen Beiſpiels, in die gemeinſten Laſter verſunken und ſprach es mit empörender Frechheit aus: die Sittlichkeit ſei nur für das Volk der Arbeiter und die Kinder gut.“

In dieſe Zeit fielen Schiller's Jünglingsjahre.

„Sein idealer Sinn, beleidigt von der Wirklichkeit, die ihn umgab, entſetzt durch die Sittenloſigkeit der vernehmen Welt, empört durch die Heuchelei der Pietiſten, unter dem Druck der militäriſchen Zucht in der Karlsſchule, verleitet durch die Witze Voltaires und die herzbethörenden Phraſen Rouſſeaus, — dies ſtachelte ſeinen nach Freiheit dürſtenden Genius auf, in Sturm und Drang warf er die Blüthe des religiöſen Glaubens aus dem elterlichen Hauſe von ſich, und ſtimmte ein in das Loſungswort ſeiner feuerigen Jugendgenoſſen — Natur, Freiheit, Humanität, Weltbürgerthum!

„Ach, ſo ſchöne Worte! aber werthlos und weſenlos, ohne das Eine: Gott! Alles iſt Trug, ohne die Grundlage: **Gottesfurcht und Erlöſungshoffnung in Chriſtus!**

„Aber während die Anderen, im maßloſen Streben nach Natur, in die gemeinſte Rohheit und Sinnlichkeit verſanken, während ihre Freiheit in Geſetzloſigkeit, ihre Humanität in Selbſtvergötterung, und das Weltbürgerthum in Verrath des eigenen Vaterlandes umſchlug: rang ſich die edle Natur Schillers aus der Verſtrickung los, hielt ſich frei von jeder unreinen Leidenſchaft, bewahrte unverſehrt jede Mannestugend, und ward mehr und mehr geläutert und geſtählt, der begeiſterte Herold ſittlicher Schönheit, der unermüdete Kämpfer für das Recht zu werden.

„So wird er, als eine ächt deutſche Siegfriedsnatur, zum beſtändigen Kämpfer gegen den Drachen des rohen Materialismus; ſo iſt er ein Hort gegen die ſklaviſche Huldigung gemeinſinnlicher Lebensauffaſſung; ſo iſt er ein Prediger des ſittlichen Adels der Menſchheit, und wir — wir freuen uns doppelt, wenn Schillers herrliche Dichtungen an jenen nicht verloren gehen, bei denen die erhebenden und erlöſenden Worte der Kirche keinen Eindruck machen können, weil ſie ihrer Stimme das Ohr verſchließen.“ —

Wie an früheren Stellen, bei ſich darbietender Veranlaſſung, einzelne Gedichte: „die Macht des Geſangs,“ „die Kraniche des Ibicus,“ ein Chorgeſang aus „der Braut von Meſſina,“ von einigen Schülern des Gymnaſiums declamirt wurden; ſo geſchieht es auch an dieſer Stelle der Rede mit den Zeugniſſen des Dichters für die Religion des Kreuzes.

„Der Sänger welcher im Gang nach dem Eiſenhammer die Idee verherrlicht, daß die reine Unſchuld unter Gottes unmittelbarem Schutze ſtehe; der Dichter, welcher im Grafen von Habsburg den Lohn der kirchlichen Ehrfurcht beſingt; der im Kampf mit dem Drachen den chriſtlichen Gehorſam des chriſtlichen Ritters feiert, er erfaßte ſogar den tiefern Sinn des chriſtlichen Lebens, und verherrlichte ihn als eine reine Perle ſeiner Glanzperiode in dem Johanniter:

„Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beſchützt,
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.
Aber ein ſchönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur Du verknüpfteſt, in einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!“—

Meine Leſer hatten ſich etwas anderes erwartet von dem hochwürdigen Herrn Gymnaſialprofeſſor in

Graz, und werden ſich freuen, gleich wie ich mich gefreut habe, daß die arge Vorausſetzung falſch war. Wenn auch ein Ketzergericht im Großen und Ganzen ſich für Ort und Stunde freilich nicht geſchickt haben würde, ſo ein kleines Scharmützel gegen den Freidenker, ein Bischen Großinquiſitormiene, um ein Stück Sündenregiſter mit dem Bann zu belegen und was etwa vom Dichter übrig blieb, wie nur etwa den unvollendeten Gypsabdruck einer erzgegoſſenen wahrhaft ſittenreinen Größe hinzuſtellen; das hätte man doch erwarten dürfen.

Und von all dem nichts.

Selbſt die äußere Erſcheinung des Redners, in moderner Haltung. Kein Kahlkopf, keine wichtige, gravitätiſche Miene, kein gelehrtes Stirnrunzeln, kein doctoraler Aplomb.

Die Sätze, ohne jedwede rhetoriſche Ausführung, in ihrem natürlichen Zuſammenhange, wie hingeworfen, im vollendeten Converſationstone vorgetragen. Er fing nicht mit den Alten an und ſtellte ſie als die ewigen Muſter auf; er ließ Dante, Taſſo, Shakeſpeare bei Seite; erwähnte nicht der romantiſchen Schule und ihrer Quelle in dem gläubigen Spanien; nicht der Verirrungen auf Abwegen in neueſter Zeit.

Er ſprach nicht als Enthuſiaſt, ſondern ſchritt ruhig und friedlich dahin, wie auf einem lieblichen Spaziergange, an deſſen Reizen er auch Andere willig theilnehmen ließ.

Indem er ſeinen Helden feierte, hatte er deſſen Licht auf ſich reflectiren laſſen und ward davon ſo durchdrungen, daß er mit ſeinem Helden Eins zu werden ſchien.

Iſt das nicht ſchön? Merkwürdig in der Nacht des römiſchen Concordats!

Jedoch einem Vorwurfe durfte er ſich nicht ausſetzen: dem des Indifferentismus, deſſen Wirkungen, jeder poſitiven Religion verderblich, ein der wahrhaftigen Humanität entſchieden feindliches Element in ſich bergen. Dagegen mußte der glaubenswarme Prieſter ſich offen verwahren.

Aber nie geräth er dabei in zelotiſchen Eifer und verunziert und befleckt den Eindruck, den er beabſichtigt. Wie ſchön iſt es wieder, wenn er zum Schluſſe ſagt:

„Möge Schiller dankbare Freunde finden aller Orten, aller Zeiten, wir freuen uns darüber; denn uns, die wir Katholiken ſind, iſt ſein Zuruf nach idealer Weltanſchauung, nach ſittlichen Vorbildern, die Ermunterung zum Streben nach dem Höchſten, nicht fremd: ſondern unſerer Natur auf das harmoniſcheſte entſprechend.

„Denſelben Ruf, den der Dichter, in ſeiner Weiſe, an die Menſchheit ergehen läßt, ruft uns in heiliger und göttlicher Weihe auch die Kirche zu. Unſere heilige Religion hat uns dieſe Idealität in höherem Sinne, mit der trefflichſten Grundlage, und nicht mit dichteriſcher, ſondern mit realer Wahrheit, längſt zur Richtſchnur gemacht. Nicht bloß die ſchöne Kunſt, ſondern auch die heilige Wiſſenſchaft, nicht allein die eigene menſchliche Kraft, ſondern die göttliche Gnade, ſoll uns zu einer edeln, ſittlichen, ſchönen Lebenserfaſſung leiten.

„Darum feiern wir ja aus Grundſatz jene ſeligen und großen Menſchen, die dies Ideal anſtrebten und erreichten, und wir erkennen es und freuen uns, wenn es auch allenthalben anerkannt wird, daß es ein Lebensbedürfniß ſei, das Andenken ſittlich erhabener Geiſter hoch zu halten.

„Und ſo haben wir gern die Hand geboten den Brüdern deutſchen Stammes, zur gemeinſamen Feier jenes Mannes, der uns Allen angehört, weil er durch und durch deutſch iſt, und weil die deutſche Nation nur Ehre an ihm erlebt, und ihre eigene uralte Ehre in ihm wieder gefunden hat.

„Möge unſere heutige Einigkeit ein Vorbild, ja der Beginn ſein, der ſteten Einigkeit zu allem Guten, Schönen und Großen, und möge Schillers Genius, nach weitern hundert Jahren, unſere ſo reich und ſo tiefbegabte Nation zur vollen Ehre und Kraft erwacht und geſtählt erblicken.“ —

An dieſe, faſt im Prophetenton geſprochenen Worte reiheten ſich Hochrufe für Schiller und jeden deutſchen Mann von ſittlicher Tugend, der ſein Vaterland liebt, und auf dieſes Vaterland ſelbſt. —

Da hör' ich wieder welche von der andern Seite, die ich gut kenne, einwenden:

„Es hat in unſerer Zeit immer etwas Bedenkliches, vor Allem der Jugend und dem ſtets jugendlich kindlichen Volke gegenüber, Heroenbilder aufzupflanzen, an denen man auch geiſtiger Weiſe einen Theil mit dem Mantel zudecken muß.

„Ein Hinweis, bei ſolcher Gelegenheit, auf die Heiligen Gottes, iſt durchaus unſtatthaft.

„Die Kirche ſtellt ſie uns vor zum Schutz und Beiſpiel für Alle, und zwar für jedes Gebiet des Lebens. Wir dürfen und ſollen ſie von allen Seiten betrachten; während jene modernen Heroen eines Cicerone bedürfen, der die Beſchauer erſt an den rechten Standpunkt ſtellt."

Ein anderer Dreinredner geht weiter und behauptet: „Wenn es noch ein wirklich katholiſches Deutſchland gäbe, ſo müßte es ſich bei ſo einer Schiller- oder anderen Feier nur paſſiv, wahrhaft leidend, verhalten. Wenn man die eine Liebe, deren nur jedes Menſchenherz im vollen Sinne fähig iſt, der wahren Mutter der Lebendigen, der Kirche widmet, kann man für König Friedrich, Kaiſer Joſeph, Dichter Schiller u. ſ. w. nur Gefühle hegen, wie ſie der *Gerechtigkeit* und dem *chriſtlichen Mitleid* entſprechen.

„Der heutige Geniencult und die Monumentomanie haben ihren Grund in dem ſyſtematiſchen Beſtreben des Freimaurerthums, neue Feſte und neue Heilige an die Stelle jener des Chriſtenthums zu ſetzen. Wenn man Schillers *poetiſchen* Werth nicht in Betracht dabei zieht, ſo läßt ihn Das, was übrig bleibt, für Maurer groß, für Chriſten aber gewiß ſehr klein erſcheinen.“ —

Hätte dieß der Redner, Gymnaſialprofeſſor Dr. *Richard Peinlich* in Graz, in ſeinen Ideenkreis mit hineinziehen wollen, er würde ſich offenbar vergriffen haben und ſeine verſöhnende Hand, gerade herausgeſagt, mit der kritiſchen Peitſche bewaffnen müſſen. Vor dieſem, nicht zu entſchuldigenden, Mißgriff haben ihn ſeine Bildung, ſein Geiſt und Takt glücklich bewahrt.

Er *mußte* die Klippe umſchiffen, die ihn dem Verdacht ausſetzte, als ſei er ein Feind der im beſſern Sinne *aufklärenden* Bildung. Sein Ziel: *Wahrheit* in den Grundſätzen, hat er offen dargelegt und durch die Mäßigung in der Ausführung derſelben ſeinen Leitſtern im Amte erwieſen.

Auch der Katholik, der Alles glaubt, was der Glaube verlangt, wird ſich nicht enthalten können, zu ſchätzen und zu lieben, was zu ſchätzen und zu lieben erlaubt iſt. Darüber beſteht kein Zweifel.

Als neulich des katholiſchen Abgeordneten Waldeck Begrabniß mit großer Oſtentation in Berlin ſtatt fand, meldet ein Correſpondent eines ſehr verbreiteten Blattes wörtlich:

„Conſtatirt muß die Thatſache werden, wie die Rede des katholiſchen Propſtes am Sarge, der von der großartigen Bedeutung des Entſchlafenen für das Volk wenig wußte, aber deſto mehr ſeine Anhänglichkeit an die Formen der Kirche betonte und darin auf Nachahmung hoffen wollte. Der würdige Herr hatte Recht in ſo weit, als Waldeck in der That ſich an die Kirche hielt, die Sterbſacramente begehrte und empfing; er (der Propſt) erinnerte ſich aber nicht daran, daß Waldeck einſt gegen die Macht des Papſtes donnerte (!) und bis an ſein Ende der Hierarchie entgegentrat, wo ſich dazu Gelegenheit fand. Wenn deſſen ungeachtet die katholiſche Partei den verſtorbenen Volksmann für ſich vindizirte, der bekannte Rath Müller an der Seite des Kreuzes und mit den katholiſchen Geſellen dem großartigen Leichenzug voranſchritt, ſo beweiſt das nur: wie weit unter Umſtänden der katholiſche Klerus ſeine Gränzen zu ſtecken verſteht.“ —

Da muß man Reſpect haben! Nicht wahr?

Der Propſt zu St. Hedwig hätte am offenen Grabe erwähnen ſollen, daß der im Glauben treu verſtorbene Waldeck gegen den Papſt gedonnert habe!

Und welche ſchöne Toleranz leuchtet aus der wirklich unſinnigen Schlußbemerkung?

Von einem noch grünen Kritiker von Renommee las ich erſt neulich:

„Als Schiller, der Knabe, anfing Geſchichte zu ſtudiren, zog ihn vor allem die Periode jener phantaſtiſchen Zeit an, welche den Geſammtoccident zu einer Flamme entzündend, die katholiſche Weltanſchauung auf den Höhepunkt führte — die Zeit der Kreuzzüge."

Dieſer Trompetenſtoß ſtörte mich aus dem Schlummer, der mich bei dem Leſen ſeines Artikels zu beſchleichen anfing.

Als ich das Blatt in die Hand nahm, wußte ich wohl, daß die darin credenzten Schüſſeln nach dem modernſten Küchenrecept zubereitet ſeien; allein eine ſolche Brühe hatte ich nicht erwartet. Die Zeit der Kreuzzüge als eine phantaſtiſche aufzutragen! Es iſt wahrhaft ſublim abgeſchmackt.

Die Kreuzzüge entſprangen einer ſehr reellen Quelle und die Zeit war viel weniger phantaſtiſch, als es zum Theil die jetzige, nach verſchiedenen Richtungen hin iſt.

Es handelte ſich nicht darum, zu wiſſen, ob das heilige Grab den Jüngern Chriſti, oder den Anhängern Muhammeds angehören ſollte; es handelte ſich darum, zu entſcheiden, welche von Beiden die Welt beherrſchen ſollten.

Zur Zeit der Kreuzzüge beherrſchten die Moslim den ganzen Orient, und droheten den Occident in ihre Gewalt zu bringen. Die europäiſchen Völker bangten und zitterten. Welch ein anderer Damm wäre im Stande geweſen, den Strom aufzuhalten und zu erſticken, wenn nicht der, den die Vereinigung aller chriſtlichen Völker bildete? Der göttliche Hauch der Religion entflammte ſie zu einer allgemeinen, edlen Begeiſterung. Der Zauber des Gedankens, das heilige Land zu erobern, über dem der Himmel ſich aufgethan, um dem Sohne Gottes Zeugniß zu geben, belebte Alle und nahm die ganze Chriſtenheit für ſich ein. In dieſe einfache Form wurde die hohe Idee der Kreuzzüge gekleidet, welche eine ſchnelle Vereinigung der Völker, eine wunderbare Uebereinſtimmung der Gefühle, der Intereſſen und Anſichten in ſich ſchloß, und auf unerwartete Weiſe der religiöſen Zwietracht, den politiſchen Wirren und den Bürgerkriegen ein Ende machte.

Würde der phantaſtiſche junge Kritiker nur ein wenig von den damals abgehaltenen Concilien wiſſen, von der Frechheit des „geſunden“ Menſchenverſtandes, die ſich überall Bahn brach, ſo müßte er auch einſehen, daß die europäiſche Bildung, ohne die Kreuzzüge, in die Finſterniß der Barbarei zurückgeſunken wäre. Der Name Jeſus Chriſtus und das Anſehen, das der Glaube an Ihn verlieh, wirkte ſtärker, als das Schwert der Kämpfer.

Ich bin feſt überzeugt, daß ein Geiſt wie Schiller die Zeit der Kreuzzüge nicht für eine abenteuerlich phantaſtiſche anſah und ſein „Ritter von Rhodus" und „die Johanniter" aus einer anderen Anſchauung erfloſſen ſind.

Aber ich habe meine Leſer ſchon zu lange von Schiller unterhalten und wohl noch ſo manches auf dem Herzen, ihnen von anderen Handwerkern zu ſagen.

Man ſtoße ſich nicht an die Bezeichnung, ſie iſt modernſten Gepräges.

Nach dem Ausſpruch eines Abgeordneten im Norddeutſchen Reichsparlament, als es ſich um das literariſche Eigenthumsrecht handelte, gehören die Dichter in die Kategorie „der geiſtigen Handwerker."

Klingt das nicht vollends wie Gewieher? —

Doch, kehren wir zum Concordat zurück.

In Oeſterreich iſt das Wort „Aera" bis zur Lächerlichkeit abgegriffen worden. Ein Zeitraum von wenigen Wochen wurde in ſeiner wandelbaren ſocialen Exiſtenz zu einer neuen Aera geſtempelt.

Da hörte man von einer Schmerling-, von einer Giskra-Aera u. ſ. w. Gleichviel war es, wie lange Regen oder Schnee der Himmel auf die Aera eines Miniſteriums herunterfallen ließ; wie viel Ochſen, Kühe, Hammel und Schweine während derſelben geſchlachtet, wie viel Gemüſe zu Markt gebracht, wie viel Menſchen geboren und geſtorben waren. Das Endergebniß war ſtets daſſelbe. Alles Geſchehene verſank in das Grab der Vergeſſenheit.

Die neue Aera ſah wieder, gleich der alten, junge und alte Frauen ihre Einkäufe in derſelben Fleiſchbank machen. Leben muß der Menſch! —

Der Abſchluß des Concordats begründete eine neue Aera in Oeſterreich.

Sie kann nicht zerſtört; ſie kann nicht aufgehoben, nicht von einer neuen abgelöſt werden. So lange es noch katholiſche Gewiſſen gibt, bleibt das Concordat in voller Kraft.

Allein noch Eines bleibt übrig zu widerlegen.

„Die dogmatiſche Hülle des Mittelalters, die ſo wenig zu dem Grade heutiger Bildung paßt, daß ſie Dem, was die Zeit erſtrebt und ſich zum Theil ſchon erobert hat, hemmend in den Weg tritt.“ —

Darauf will ich eine Antwort aus dem Buche: „Deutſchlands nächſte Aufgabe,“ von den Gebrüdern Reichensperger geben.

„Im „Mittelalter, wo der Spiritualismus im Zenith ſtand, erhoben ſich zu den Füßen der mächtigen Kathedralen, mitten in einem Walde von Thürmen, alle jene Palaſtſtädte des Großhandels, mit deren Luxus das Gepränge unſerer heutigen Nabobs auch nicht von

Ferne einen Vergleich aushält. Und jene erſtaunliche Kunſtpracht, deren ſpärliche Reſte wir kaum zu unterhalten vermögen, war keineswegs in dem Umfange, wie der des heutigen Luxus, auf das Elend eines zahlloſen, ſtets dem Winde des Zufalls preisgegebenen Proletariats gegründet. Sagt uns doch ein glaubhafter Zeitgenoſſe, der Italiener Guicciardini, von Flandern, wo Pracht und Induſtrialismus am höchſten blühte, daß der Wohlſtand ſich bis in die unterſten Schichten erſtreckt habe.

„Was Alles mit den damaligen Mitteln der Erde und dem Meere abgewonnen und daneben zur Ehre Gottes, für Religion und Gottſeligkeit geleiſtet worden iſt, thut in unwiderleglicher Weiſe dar, daß das ächte chriſtlich religioſe Leben keineswegs dem practiſchen, oder jenem männlichen Unternehmungs- und Forſchungsgeiſt Abbruch thun muß, der ſich der Natur zu bemächtigen und ſie botmäßig zu machen weiß.“ —

Doch jetzt wieder ſpeciell zu Dir, lieber Freund!

Ich möchte gar zu gern ein Stückchen Idylle meinen Reiſebriefen einverleiben. Wohl wüßte ich ſie zu finden; allein es führte mich von dem für jetzt einmal eingeſchlagenen Wege zu weit ab.

Die ganze Oberſteyermark böte die herrlichſte Scenerie, in ihren Höhenzügen bis hinan zu den Alpen, bei deren

Anblick der bekannte Naturforſcher Leopold von Buch, in dem köſtlichen Badeort Gleichenberg, begeiſtert ausrief: „Dieſer Ort führt ſeinen Namen mit Recht, dies ſind Berge ohne Gleichen!"

Und dann alle Thäler, die man durchzieht, bis zu der weltberühmten Wallfahrt Mariazell, an die mich der geweihte Pilgerſtab, der daheim an meinem Schreibtiſch lehnt, täglich erinnert.

Welche Kette der reizendſten Jdyllen bieten ſich in dieſem lachenden Winkel der öſterreichiſchen Monarchie dar!

Und zwar keine ſolche aus Milch, Butter, Käſe, Hühnern und anderen ländlichen Gegenſtänden, ausſtaffirt mit Sennerinnen, barfüßigen, plumpen Burſchen, mit Vieh, Schweinen und Gänſen, wie ſie die ſogenannten Genremaler und die ſüddeutſchen ordinären Dorfgeſchichtſchreiber zu malen und zu ſchildern verſtehen. Wo Alles ſo erlogen iſt. —

Es war Abend; der Himmel grau; nur hie und da ſchimmerte es aus der Höhe.

Ich verließ den „Elephanten", mein Abſteigequartier, und ſchlug den Weg durch den ältern Stadttheil ein.

Das Geräuſch der Straßen wurde ſchwächer und über den niedrigen Häuſern wurde ein erweiterter Horizont ſichtbar. Endlich war ich dort hingerathen, wo die einzelnen Wohnungen ſchon auf Aeckern und in Gärten ſich verlieren und das ſtädtiſche Ausſehen mit dem ländlichen ſich vertauſcht.

Ein paar ſpielende Kinder ſah ich, einige einſame Spaziergänger, die hier eine von den Tagesgeſchäften ungeſchwängerte Luft einathmen wollten, begegneten mir und ich war bald in's Freie gelangt, eine weit ausgedehnte Ebene, über die der Mond langſam ſich erhob.

Damit ging mir plötzlich ein Licht auf.

Ich hielt mich ſtets für geſcheut und erſtaunte jetzt über mich ſelbſt, wie ich in einer ſolcher Selbſttäuſchung ſo lange hatte verharren können!

Mein ſtolzes Selbſtgefühl fühlte ſich ſehr herabgedrückt.

Was war es?

Der plötzlich erglommene Mondſchein beſtrahlte auf einem Mittelabhange der fernen Berge ein Schloß, an deſſen Mauern meine herzigſten Jugenderinnerungen hafteten.

Hier verlebte ich zwei glückliche Sommer bei meinem Freunde. Er hatte ſich der Tonkunſt mit ganzer Seele ergeben, und ich ſollte ihm den Text zu einer Oper liefern. Componiſt und Dichter zuſammen, in täglicher perſönlicher Berührung am Werke ſchaffend, das müßte die Sache auf's Beſte fördern, dachten wir.

Der Freund war nun längſt todt; aber der heutige Schloßherr war ſein Sohn, den ich damals als Knaben ſchon kannte.

Es bedurfte eines kurzen Ueberdenkens. Meine Jugend trat mir lebhaft vor Augen; jene glücklichen Stunden ſprachen zu mir und ich hörte aufmerkſam zu. Ich griff zu; die Idylle war gefunden.

Der Sohn meines Freundes hatte ſich noch nicht lange mit einer Tochter aus einem guten bürgerlichen Hauſe verheirathet, wie ich erfahren, und lebte mit der jungen Frau fern von der haute volée, in ländlicher Ruhe, um ſie nicht in ſchiefe Beziehungen zu bringen.

Das war klug von ihm. —

Ich kehrte ſehr befriedigt von meinem Abendgang in den „Elephanten“ heim und ſchlief im Nachdenken darüber ein, wie ich mich aus allem und jedem politiſchen Aerger löſen könne, um mit jungfräulichem Verſtand, reiner Seele und unſchuldigem Herzen, wie ſie die mich erwartenden Verhältniſſe, die ich aufzuſuchen ausgehen wollte, verlangten, in mich aufzunehmen, und von dieſer Bereicherung Dir in meinem nächſten Briefe das Intereſſanteſte mitzutheilen.

Sechſter Brief.

Unterwegs. Schloß N ...... Ein Dorfſchulmeiſter. Eine chriſtliche Idylle.

Ich wählte den erſten Zug. Ich konnte nicht ſchlafen, hatte die Nacht halbträumend von neuen, anmuthigen Abenteuern dagelegen und freute mich, als der heranbrechende Tag es mir erlaubte, ihnen entgegenzufliegen.

Aufrichtig geſtanden, muß ich ſelbſt eine Aehnlichkeit mit dem ingenioso hidalgo des Cervantes conſtatiren, die nicht einmal durch Zeit und Land ſich unterſcheiden läßt: denn die Zeit war meinem Suchen ebenſo fremd und feindſelig gegenüberſtehend, wie dem ſeinigen und das Land, das ich durchzog, war ebenſo wie das Land ſeiner Ritterfahrten, von ganz anderen Intereſſen erfüllt und aufgeregt, als von dem Preiſe der Dulcinea und ihr zu Ehren eine Lanze zu brechen mit wem es ſei: gleichwie auf dem Boden der reinmateriellen Dinge, im Drängen und Wogen nach augenblicklicher

Sättigung, ein Ausgehen darauf, Zuſtande des einfach natürlichen Lebens in ſeiner vollſtändigen innigen Zartheit aufzufinden, den Schein des Lächerlichen auf ſich lenkt. Aber wohlgemerkt! nur den Schein, denn es iſt längſt erwieſen und anerkannt, daß die eigentliche Weisheit im Junker von La Mancha blühte.

Erlaſſe meiner Beſcheidenheit die Anwendung davon auf meinen Hang zur Idylle. —

Es war ſo ſchön, als ich aus dem „Elephanten“ entfloh und mich im Freien befand.

Der Bergwald begränzte die Ausſicht; ſchwere Halme ſchaukelte der Morgenwind auf den Aeckern; fettes Gras auf den Wieſen, das den ſteyriſchen Kühen den erſten „Obers“ der Welt bereiten hilft; die Kohlarten gleich Staudengewächſen; an jeder nur einigermaßen behäbigen Wohnung ein Gewächshaus; an der Kamerz hangen köſtliche Trauben, Birnen von einer etwas beunruhigenden Größe an den Bäumen, deren Schatten dem müden Wanderer deßhalb nicht anzurathen wäre.

Eine ganz beſonders auffallende Schönheit der Landſchaft bildet das Ephen, in welchem mancher Thurm, manches alte Mauerwerk, wie in einem Futterale ſteckt.

Alles, was mein Auge umfaßt, verhält ſich in einer ſtillſchweigenden Harmonie zu einander. Die Dinge empfangen und ſpenden ſich wechſelſeitig Leben und Schönheit.

Wir nahen uns einem von vielen Menſchen bewohnten Orte. Der Thurm zeigt es uns an, deſſen Glocken eben geläutet werden.

Sollten hier nicht auch jene wechſelſeitigen Beziehungen walten, die aus der todten Natur, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, uns zum Gemüthe ſprechen?

Aber was finden wir? Neid, Zank und Streit, Undank, ſelbſt gegen den Schöpfer!

Das Alles fährt mir beim Läuten des Kirchthurms ärgerlich durch den Kopf. Aber guter Gott! wie wär's erſt dann, wenn die Kirche nicht da wäre, und die Glocken nicht läuteten! —

Die Eiſenbahn bringt mich ſchnell vorüber. Mein Träumen iſt zu Ende, wir halten im Bahnhof, und ich muß mich nach einer Gelegenheit umſehen, um die drei Stunden bis zu dem Schloſſe meines Freundes zurückzulegen.

Mit dem Zeiſelwagen, deren zwei daſtunden, zu fahren, war unmöglich; ein ziemlich eleganter Einſpänner war ſchon belegt und da ſtand nur noch eine alte Landkutſche, wie ſie mich ſchon vor fünfzig Jahren von Ort zu Ort führte; nur daß ſie jetzt etwas gebrechlicher und ſchmutziger ausſah, wie damals.

Ein Rückſtändiger gleich mir, ein Freund alter Unbequemlichkeiten, ſelbſt längſt verjährten Unordnungen und Unzulänglichkeiten, unter Umſtänden und nach Maßgabe, nicht immer obhold, konnte ſich's nicht beſſer wünſchen.

Ich miethete das ſehr herabgekommene Fuhrwerk, und nahm meinen Platz in ſeinem zerlumpten Innern. Es ſtieß gewaltig. Meine Cigarre wollte nicht brennen. Ich fragte den Kutſcher, ob er Feuer habe, er drehete ſich nach mir um und ich ſah, daß es ein munterer Burſche von ziemlich geſetztem Alter war, etwa fünf und dreißig bis vierzig, dem der Schalk aus den Augen blitzte. Bei höher Gebildeten nennt man es „der Geiſt."

Ein gutmüthiger Zug um den Mund, der mir — der ich Phyſiognomiker bin — ſchon Vertrauen eingeflößt hätte, wenn es nicht mehr noch ſein Aufputz gethan.

Unter ſein Leinwandblouſe, die vorn offen war, bemerkte ich eine Sonntagsweſte von blauem Sammt, mit blanken Knöpfen. Solchen Leuten der Art, die am Sonntag ihren Staat anlegen, darf man ſchon trauen; es ſind nicht die ſchlimmſten.

Ich ſchwang mich aus der Caroſſe auf ſeinen Sitz, bat ihn ſeine Pfeife auszuklopfen, indem ich ihm eine Cigarre offerirte.

„Wie ſtill und ruhig iſt's hier allweg," damit fing ich die Unterhaltung an, „wie thut es ſo wohl" —

„Ja, hier herum gibt's noch brave Leut', die ſich nichts drein reden laſſen, heut iſt Sonntag, jetzt ſchicken's ſich zum Kirchgang." —

„Seid ihr von hier?" fragte ich.

„Eben auf der Herrſchaft des gnädigen Herrn geboren, zu dem ich Euer Gnaden hinfahre.“ —

„Aber Eure Sprache klingt ſo fremdartig.“ —

„Das macht, weil ich weit und breit herumgeworfen bin. Mein Vater ſelig war ein unruhiger Kopf und wanderte aus. Zuerſt an den Rhein, dann verlockt's ihn hinüber nach Frankreich, wo es uns gar ſchlecht erging. Die Eltern ſtarben im Elend und ich mußte bei Fremden dienen, bald dort, bald hier, wo ich Brod fand. Mit Pferden wußt' ich gut umzugehen und ſo hat mir's grad niemals gemangelt. Endlich ward ich's ſatt, nachdem ich Alles erfahren und zum Theil nothgedrungen hatte mitmachen müſſen: Club, internationale Verſammlung, Strike und all das Teufelszeug, was damit zuſammenhängt; da nahm ich mir vor, hierher in mein Daheim zurückzugehen und zu merken, wie's da ausſchaut. Gott ſei Dank! hier liebt und ehrt man noch für jetzt den Pfarrer und den gnädigen Gutsherrn; hier gibt's keine Sozialiſten, die ſagen: der Baron iſt zu reich, er muß mit uns theilen. Aber wie lang wird's noch heben? Das kann über Nacht umſchlagen. Da iſt der Gewaltsmann, der Rechbauer, der ſich für den Weiſeſten hält, weiſer als Alle, die ſeit zweitauſend Jahren auf Erden gelebt. Nur Er allein weiß was Rechts. Mit dem Concordat fort! die Verehlichung wird auf dem Rathhaus zu Protocoll gegeben und nicht in der Kirche eingeſegnet;

Juden, Türken, Heiden konnen mit Chriſten ſolche Ehen eingehen: keine exercirte Soldaten mehr, ſondern Haufen von Landmiliz, die den Krieg in die Länge ziehen und mehr Geld und Menſchenopfer fordern, wie man es in Amerika geſehen hat. Schauen's! Das iſt der Herr Rechbauer, und bei all dem Unſinn, der jedem Chriſtenmenſchen die Haare zu Berg treibt, halten ſehr Viele zu ihm, deren Zahl alle Tage zunimmt."

Es war mir intereſſant, von meinem Kutſchbockpolitiker ein ſo zutreffendes Urtheil über den „Gewaltsmann," wie er ihn nannte, zu hören. Ich hatte mich in Graz nicht um die von Rechbauer angerichtete Wirthſchaft bekümmert. Die ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften, die er ſich zutraute, waren mir längſt lächerlich erſchienen.

Gegen die Auflehnung der katholiſchen Polen will er die Aufhebung des Concordats als Mittel; gegen die von den Tyrolern behauptete Glaubenseinheit wendet er die obligatoriſche Civilehe an und gegen die czechiſchen Rebeller das Milizſyſtem!

Das paßt gut aufeinander.

„Ja, Euer Gnaden mögen mir's auf's Wort glauben, auch hier herum ſpukt ſchon die Rechbauer'ſche Weisheit," fuhr mein Kutſcher fort. „Noch geſtern, als ich auf dem Bahnhof hielt, ſagte mir ein Bekannter, ein Pfifficus erſter Klaſſe, aus dem Ort: „Meinſt du nicht auch, Toni, es geht nicht gerecht zu in der Welt?

Man mag arbeiten und ſich ſorgen und ſparen, ſo viel man will, man bringt doch nichts Rechtes vor ſich und Andere wieder thun nichts und ſchwelgen im Ueberfluß." — „Schwenkſt du auch ſchon zu den Rothen?" machte ich. „Nein, das nicht, aber die Rothen ſind nicht im Unrecht. Euer Baron zum Beiſpiel: hunderttauſend Gulden, ſagt man. Mit dem vierten Theil wäre er immerhin reicher als Alles hier herum. Sag mir, Toni, wozu brauchen wir ſolche Barons?" Und das, Euer Gnaden, habe ich geſtern erſt mit eigenen Ohren hören müſſen."

„Nun ſagt mir aber auch, mein guter Freund, was haltet ihr von den reichen Baronen? Braucht man ſie oder nicht, und wozu?"

Ich gab ihm eine friſche Cigarre, er that wie Racines Hippolyt in der „Phèdre:" Sa main sur les chevaux laissait flotter les rênes und im langſamen Fortrollen unſers Rumpelkaſtens begann er ſeine Meinung mit ziemlicher Weitläufigkeit auseinander zu ſetzen.

Was er in ſeiner Manier vorbrachte, mag und kann ich Dir hier nicht wiederholen. Es lief darauf hin, daß er ſich überzeugt halte, die Verſchiedenheit der Stände ſei hienieden eine nothwendige Bedingung des Daſeins, wenn gleich untereinander alle Chriſten, als Kinder Gottes, ſich gleich ſeien. Der Herr Baron, ſein Gutsherr, habe ihm das ſelbſt geſagt, als er ihn in einer ſchweren

Krankheit mehrmals heimſuchte. Wo der liebe Gott Einen hinſtellt, da ſteht er und muß zuſehen, daß er nicht umfalle. Eben ſo ſpricht der Pfarrer. Die ächte Gleichheit und Brüderlichkeit iſt in der Kirche. Aber die Rothen, die von dem Baron nichts wiſſen wollen, haben es ſchon offen erklärt, daß ſie auch nächſtens den Pfarrer fortjagen werden.

„Das iſt freilich nicht zum Lachen, aber nun kommt ein anderer Schwindel dazu, über den man doch lachen muß,“ ſagte er, indem er die Pferde durch einige Schläge aus dem Schlummer weckte —

„Was wäre das?“ fragte ich.

„Das allgemeine Stimmrecht heißen ſie's. Du wirfſt dein Zettel mit dem Namen eines Abgeordneten in den Topf da, und biſt eben ſo viel und gleich dem Baron und dem Pfarrer. Ich, der ich mit Reſpect vor Euer Gnaden, tagtäglich den Miſt aus dem Stalle ſchaffen muß, ſoll mir einbilden mit den Herren auf gleicher Linie zu ſtehen, die ſtudirt und in der Politik hochbewandert ſind. *Ich ſoll wählen!* Wen? Den *ſie* wählen ſollen, das wiſſen ſie; wir Anderen, Volk, wie wir heißen, wählen Den, welchen uns der Herr Baron, der Herr Pfarrer, oder gar der Rechbauer, unter die Hand gibt. Solche Wirthſchaft ſchlägt ganz und gar dem Faß den Boden aus. Das iſt das Ende. Der Mord alles freien Wollens. Statt des Rechtes eines Jeden, wird Treuloſigkeit und Verrath für Alle herrſchen.“

Er würde nie und nimmer ſich zur Abgabe eines Wahlzettels hergeben, damit endete ſeine Erklärung, die dadurch oftmals unterbrochen wurde, daß er abſtieg, um an ſeinem Geſpann zu baſteln und zu neſteln, wo jeden Augenblick etwas riß und losging.

Ich unterhielt mich dabei ſehr gut und dankte dem Himmel, der mich einen ſo geſunden Philoſophen, braven Mann und guten Kutſcher hatte finden laſſen. An der Seite Rechbauer's ſelbſt, oder an der eines andern großen Staatsweiſen, hätte ich mich nicht ſo erbaut und erfriſcht gefühlt. —

Wir näherten uns jetzt dem Ziel unſerer Fahrt und ſtiegen allgemach von der Höhe, zu der ſich die Converſation geſchwungen hatte, bis zu der eigenen Perſönlichkeit nieder.

Mein Kutſcher hatte mir ſchon von ſeinem Lebenslauf einiges mitgetheilt, er fügte nur noch hinzu, daß er eine brave Frau hier geheirathet habe und eines Knaben Vater ſei, deſſen ſich der Herr Pfarrer annehmen wolle, um einen Prieſter aus ihm zu machen.

Dann erlaubte er ſich die Frage, welchem Stand ich angehöre. Als ich ihm darauf geantwortet, konnte er ſein Erſtaunen nicht bemeiſtern. Er bat um Entſchuldigung, allein was ihn drückte, mußte heraus. Er hielt meine Antwort für Scherz, da er bisher glaubte, daß mit meiner Hantirung nur ein verächtlicher Begriff verbunden werden könne.

Es wurde mir nicht ſchwer, ihm dieſen Irrthum zu benehmen. Er glaubte mir auf's Wort.

Ich meinerſeits war vollkommen überzeugt, daß er ſich zufriedener fühlte durch die Art und Weiſe, wie er mit ſeiner alten Landkutſche alltäglich dieſelbe Strecke zurücklegte, als ich durch diejenige, die meinen Weg durch Zeit und Raum, beflügelt, raſtlos, mich ein langes Leben hindurch aufſuchen ließ. —

Am Portal der äußeren Mauer ließ ich ihn halten. Ich ſagte, es geſchehe, ſeine müden Gäule zu ſchonen, in der That aber war es, um keine risée bei'm Vorfahren am Schloſſe zu riskiren. Die kleine Anhöhe würde ich mit Vergnügen zu Fuße zurücklegen.

Beim Abſchied empfahl er ſich zur Weiterbeförderung nach dem Bahnhof, wo ich ihn angetroffen hatte. Ich verſprach es ihm, allein das Verhängniß wollte es anders fügen.

Schloß R . . . . . .

Ich trug meine geringe fahrende Habe ſelbſt. Nachdem ich den kleinen Doppelkoffer, den Pelz und ein paar Bücher dem Bedienten im Vorſaal abgegeben, nahm ich eine Karte heraus, damit er mich bei'm Herrn Baron melde.

Bald darauf brachte er die Antwort: der Herr Baron ſei aus und werde erſt zur Tafel wieder da ſein, allein die gnädige Frau Baronin ſei bereit mich zu empfangen.

Ich fand zwei Damen, deren eine ſich weniger, die andere ſich ſehr gezwängt benahm. Ein mehr als kalter Empfang, dem eine angemeſſene, weltläufige Schicklichkeit, ſelbſt einem fremden, ganz unerwarteten Beſucher gegenüber, einen mildernden Anſchein gegeben haben würde.

Da erſchallt plötzlich ein helles Lachen und hereintritt ein Herr mit weißem Schnurrbart, der mir beide Hände entgegenſtreckt und mich beim Namen ruft.

Ich erkenne einen alten Freund, aus den Jahren, die ich in meiner Jugend in Brünn zubrachte, den Hauptmann B. Wir lebten viel zuſammen. Abends trafen wir uns bei Markowic, dem ungariſchen Weinwirth, und faſt jeden Tag begleitete er mich zu dem Grafen St. Genois, dem Commandanten des Spielbergs. Ich habe dieſes trübſeligen Spaziergangs ſchon früher Erwähnung gethan.

Jetzt fielen uns jene Tage ein, als wir uns herzlich umarmten. Die Damen ergriffen die Gelegenheit, um ſich zu entfernen und die ältere ſagte: „daß ſie die Freude des erſten Wiederſehens nicht ſtören wollen und ſich das Vergnügen näherer Bekanntſchaft für ſpäter vorbehalten.“

Ich erwiderte ſehr ſchnell: daß ich dieſe Verheißung ihrem vollſten Sinne nach acceptire, und legte ſo viel Herzlichkeit als möglich in die Worte.

Die Damen grüßten ſteif, lächelten nicht im Geringſten und verließen uns.

Die ältere, des Barons Gattin, hatte ein hübſch geformtes Geſicht, brünett, nicht gerade geiſtreiche Augen, aber ein ruhiger, geſcheiter Blick, der offen ſich auf die Gegenſtände lenkte.

Die jüngere, faſt noch Kind, dem Ausſehen nach etwa ſechszehn Jahre, war weniger anſprechend. Die Haare blond, blaßblaue Augen, die bei'm erſten Abord nichtsbedeutend erſchienen. Sie hatte bei meinem Empfange nicht den Mund aufgemacht. —

Mein Freund war, ſeit unſerm Brünner Beiſammen, vom Capitän zum Oberſten avancirt und wenn ſchon um einige Jahre jünger als ich, dennoch über das ſechſte Stufenjahr hinaus.

Es drängte mich etwas Näheres über den Baron und ſeine Familienverhältniſſe zu erfahren, da ich ihn ſeit ſeinen Anfängen ganz aus dem Geſichte verloren hatte, damit ich als ungeladener Gaſt, in ſeinem engen Familienkreis, nicht allzu fremd erſchiene. Mein Oberſt ſchien dieſem anzugehören.

Er ſchlug mir einen Gang durch den Park vor, wo wir gehörig Zeit hätten, da die Glocke erſt um vier

Uhr zu Tiſche rufe und weithin zu hören ſei. Es werde überdieß zweimal geläutet, um Jedem Zeit zu gönnen, ſich zur Suppe einzufinden. Die gnädige Frau halte ſehr auf Ordnung in allen Stücken.

„Nach dem Tode ſeines Vaters,“ ſo begann mein Freund ſeine Mittheilung, „trat unſer Baron Philibert, jung, reich und unabhängig in die große Welt. Es war natürlich, daß er daran dachte, ſich eine Parthie zu finden, die ihm ebenbürtig; reich und aus vornehmem Hauſe.

„Seine Wahl war bald getroffen. Eine Zierde der hocharistocratiſchen Salons wurde der Gegenſtand ſeiner Huldigungen und zeigte ſich ihm gleichfalls huldvoll zugeneigt.

„Schon glaubte er am Ziele zu ſtehen, als ihm ein Mitwerber in den Weg trat. Es war einer ſeiner nächſten Verwandten, älterer Linie, der den Grafentitel führte. Kurz, es war Graf Bernhard, mein Vetter von mütterlicher Seite, ſehr reich und vornehm, von gereifter Erfahrung, allen Anfoderungen der hohen Geſellſchaft vollſtändig gewachſen. Von den Eltern der Dame erhielt er den Vorzug vor ſeinem jugendlichen Neffen, der darüber verzweifeln wollte.

„Gleich nach der Hochzeit hatte der Graf Paris zu ſeiner Reſidenz erwählt, wie es nahe lag, um den Gegenſtand der Herzensneigung ſeines Neffen aus deſſen Geſichtskreis zu entfernen.

„Die junge Gräfin litt aber bald an einer Ueberreizung der Nerven, die dem Salonleben zugeſchrieben wurde und der Graf verſtand ſich dazu, in ſeinem alten Stammſchloſſe, in den Kärnther Tauern gelegen, einige Sommermonate zuzubringen, um die einſame Ruhe und die herrliche Luft wirken zu laſſen. Ich beſuchte ihn dort, allein die junge Frau kränkelte auch hier und nach Paris zurückgekehrt, ſtarb ſie zu Anfang des Winters.

„Graf Bernhard verſank nach ihrem Tode in tiefe Melancholie, die er — wie verlautete — dadurch lindern wollte, daß er den Ort ſeines kurzen Eheglücks verließ. Er ging auf Reiſen und blieb Jahrelang aus, ohne irgend einen von der Familie über ſeinen jeweiligen Aufenthalt in Kenntniß zu ſetzen.“

Der Oberſt ſetzte hier ab, weil es eine Rampe hinanging.

Ich rief etwas ungeduldig dazwiſchen:

„Das Vorſpiel war das, gut aber etwas gedehnt. Nun wünſcht' ich einmal die erſten Acte des Drama zu erfahren, die vor meiner Ankunft ſich abwickelten, um meine Rolle hier mit Anſtand durchführen zu können.“

„Geduld!“ fuhr der Oberſt verſchnaufend fort. „Philibert brachte den ganzen Sommer auf ſeinem alten Stammſchloſſe zu. Dort beſuchte ich ihn alljährlich. Es ließ ſich mit ihm ein recht vernünftiges Wort austauſchen, ſein Ueberdruß an dem Verlauf der ſocialpolitiſchen Dinge ſprach mich an und das Familienſchloß war mir auch ein lieber Aufenthalt. Es machte nicht den Eindruck einer der Verwilderung überlaſſenen Einſamkeit auf mich, ſondern einen ganz entgegengeſetzten. Es war einer ſtarken Veſte zu vergleichen, die Souterrains in den lebendigen Felſen gehauen, und dabei ſtieg der Koloß ſo frank und leicht aus dem Boden, wie ein Baum.

„Seitdem Philibert ſich vor einigen Jahren verheirathet hatte, ſchmollte ich mit ihm. Er hatte die Tochter eines Kaufmanns erwählt. Ich mißachte den Bürgerſtand gewiß nicht, er aber hätte anders wählen können und ſollen. Gleichviel! ich zog mich zurück. Kam nun noch dazu, daß er der neuen Frau Baronin zu lieb das Stammſchloß nicht mehr zur Sommerreſidenz erkor, weil der Kaufmannstochter natürlich der Sinn für die alte Ehrwürdigkeit abging, ihr die Räume zu finſter waren und was weiß ich, was ſie ſonſt noch daran auszuſetzen fand. Philibert ließ daher dies liebliche Bergſchloß, das er nach ſeines Vaters Tode vernachläßigt hatte, auf's Schönſte wiederherſtellen, fügte ihm die Attribute einer allermodernſten Villa hinzu und wohnt jetzt für immer hier.“

Winter und Sommer?

„Winter und Sommer. Wie's jetzt ſo viele der vornehmſten Kavaliere machen. Graf Wickeburg und ſeine Familie halten's drüben in Gleichenberg ebenſo. Es gehört ein ſtarker Magen dazu, wie ſonſt in Wien zu bleiben. Vor zwei Jahren traf ſich's, daß ich zufällig, auf einer Kirchweih, Philibert's Frau kennen lernte. Er ließ es an einer Einladung nicht fehlen und da ſie keinen üblen Eindruck auf mich machte — ſie benahm ſich natürlich an der Seite ihres Mannes, der ſie mit einem nahen Verwandten bekannt machte — freier und natürlicher, als heute mit Deinem Hereinplatzen mit der Thür in's Haus. Auf ſo etwas iſt man hier niemals gefaßt, das merke Dir zur Richtſchnur."

Was iſt's aber mit dem blaßaugigen, blonden Mädchen?

„Das iſt die Schweſter" —

Blos zum Beſuch, in der Sommerfriſch?

„Nein, für immer, beſtändig" —

Mit der kommt man wohl leichter zurecht. Das heißt man ignorirt ſie —

„Was fällt Dir ein? Die hat das erſte und letzte Wort."

Das ſtille, einfältige Ding, das ſo ſauertöpfiſch drein ſah?

„Stille Waſſer ſind tief, bedenke das hier zu allererſt. Die erſte Zeit nach ihrer Verheirathung war die junge Frau trüb, in ſich verſchloſſen; das bekümmerte Philibert. Da kam ihre Schweſter Maria aus der klöſterlichen Erziehungsanſtalt in das elterliche Haus zurück. Man machte von hier aus den Vorſchlag, die jüngere Schweſter als Geſellſchafterin der ältern zu berufen. Die Mutter war damit nicht ſogleich einverſtanden. Ihr bürgerlicher Stolz machte ſeine Einwände bei ihrem gefügigern Manne geltend. Allein die Bitten ihrer ältern Tochter und Philiberts wurden ſo dringend, daß ein Widerſtand von der Mutter Seite nicht mehr möglich war, nachdem auch der Zweifel beſeitigt worden war, daß für die Weiterausbildung deſſen, was ſie aus dem Inſtitute an Erlerntem heimgebracht, auf's Beſte geſorgt werden könne.

„Hier?“ rief ich mit wachſendem Erſtaunen.

„Ja, der Herr Benefiziat nicht nur allein, ſondern auch der Schulmeiſter im Dorfe, haben bereitwillig dieſe Pflicht übernommen. Nun, Du wirſt Dich bald überzeugt haben, wie's hier mit dieſen Dingen beſtellt iſt. Seltſam genug. Aber wer duldſamer Natur iſt, wie ich zum Beiſpiel, läßt jedem die Freiheit ſo einfältig zu ſein, als er will.“ —

Hier hörten wir läuten: mein Oberſt unterbrach ſich, ergriff meinen Arm und ſang mit lauter Stimme das bekannte Lied:

„Meiner Liebſten Stimm' iſt ſchön,
Wann ihr lockendes Getön
Durch der Bäume Dämmrung bricht;
Aber höher hebt's die Bruſt,
Und den Magen regt die Luſt,
Wann das Tafelläuten ſpricht!“ —

Als ich ſo an ſeiner Seite dahinſchlenderte, kam es mir zu Sinn, daß ich in der höchſt ſonderbaren, hier obwaltenden Conſtellation, wenn ſie der Schilderung nach ſich bewährte, meine Rechnung wohl finden dürfte: ein in ſich befriedigtes, ſich wechſelſeitig bedingendes und ergänzendes Daſein in einer kleinen Gruppe glücklicher Menſchen zu beobachten.

Nach dem Eſſen lud mich Philibert auf ſein Zimmer, um den Kaffee zu nehmen.

Was ich auf dem Herzen hatte, mußte jetzt ſchnell heraus.

Der ſchöne Mann, den er mir ſelbſt als den Schulmeiſter ſeines Dorfes vorgeſtellt, der bei Tiſche ſo überall mit darein ſprach, ſich ſo ungezwungen benahm, und ſo that, als ob er im Schloſſe zu Hauſe wäre; und dem, vom Kammerdiener bis zur Livree, eine Aufmerkſamkeit bezeigt wurde, wie es ſonſt bei einer freiherrlichen Dienerſchaft dem Dorfſchulmeiſter gegenüber nicht der Fall iſt —

Philibert ließ mich nicht weiter meine Beobachtungen auskramen und ſagte: „Unſer Sylveſter iſt eben ein ganz beſonderer Schulmeiſter, mußt Du wiſſen. Er iſt mein beſter Freund. Wir waren Studiengenoſſen. Wir theilten Leid und Freud, beſtanden jugendliche Abenteuer aller Art. Nach der Univerſität ſchieden ſich unſere Pfade. Ich war reich, er war es nicht. Ich dachte an's Heirathen und wollte meine junge Häuslichkeit in eine ländliche Einſamkeit verlegen. Bis der Plan, eine Partie zu finden, ſich verwirklichte, trug ich Winters der Geſellſchaft in der Reſidenz den ſchuldigen Tribut ab, und gönnte mir dann eine lange Sommerfriſche vom erſten Erwachen des Frühlings bis zum ſpäteſten Herbſte. Da beſuchte mich Sylveſter.

„Er gefiel ſich wohl bei mir und ich machte ihm den Vorſchlag zu bleiben. Er würde es mit Freuden angenommen haben, wenn ſich ihm eine ernſte Beſchäftigung dargeboten hätte. Er beſaß vielſeitige Kenntniſſe, aber die ſogenannten practiſch anwendbaren gingen ihm ab. In der Wirthſchaft war er nicht zu brauchen und eine bloße Verwalterſtelle hätte ich ihm auch nicht anbieten mogen“ —

Ich mußte lachen: „und da machteſt Du ihn zu Deinem Dorfſchulmeiſter!“

„Ich ſehe ein, daß Dir das ſchwer verſtändlich iſt, bis Du mich nicht zu Ende gehört haben wirſt. Du begreifſt nicht, wie ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, der auch nur in geringem Grade mit Dem begabt wäre, was man Phantaſie, Imagination, Poeſie benennt, dazu ſich hergeben kann, mit der Erziehung der Bauernkinder ſich zu befaſſen. Aber gerade jene ſubtilen und ſublimen Elemente in ihm haben ihm den freiern Aufſchwung über ſeinen Standpunkt im Leben ermoglicht, ihn die darin wurzelnden Hoffnungen mit erweitertem

Blick ermeſſen laſſen und endlich zu dem gereiften Entſchluſſe verholfen, wie und wo für ihn eine dauernde Befriedigung zu finden ſei.

„Seine Gedanken ſtrömten alle nur nach dieſer einen Richtung und ſeine ſtill verſchloſſene, tiefe Innerlichkeit war bald vor dem Zuge der herzlichſten Freundſchaft gewichen. Er theilte mir mit, daß er trotz der ernſten Studien, denen er ſich unterzogen hatte, niemals hoffen dürfe, auf gewöhnlichem Wege dem Staate nützlich zu werden. Er ſei nicht geeignet, ſich vornehme Beſchützer zu gewinnen, ſich vorzudrängen und Anderen den Rang abzulaufen.

„Er wiſſe zur Ausführung ſeiner Ideen nur einen Anhaltspunkt zu finden, der ihn von dem Einfachnatürlichen nicht entfernte, das in unſerer modernen Weltgeſtaltung am ſelteſten anzutreffen iſt. Es hatte ihn darauf hingeleitet, ſich dem Lehrerſtande zu widmen; aber nicht etwa Lehrer an einer großen Anſtalt, welcher die Aufgabe hat, Gelehrte zu bilden — nein! er wollte nach eigenen Principien eine Schule auf dem Lande halten, und die Kinder der Bauern zu guten Menſchen erziehen.

„An dieſem Gedanken hing er mit der vollſten Schwärmerei ſeiner Seele und mit dieſer Eröffnung trat er vor ſeinen beſten Freund. Der Schulmeiſter unſeres Dorfes war ſo eben geſtorben und er bat mich, darauf hinzuwirken, deſſen Lehreramt antreten zu dürfen.

„Anfangs hörte ich ihn mit zweifelhaftem Lächeln an, wie es jeder gethan haben würde, der die Bildung und Bedeutenheit Sylveſters mit dem in Vergleichung zog, was er für ſeine zukünftige Lebensſtellung ſich erwählt hatte. Allein keine Einrede verfing. Er wollte ſich jeder Prüfung unterwerfen und alle von ihm erheiſchten Garantien leiſten. Zugleich bekannte er ſich dazu, neue Ideen, ſo weit es in dieſer Sphäre möglich wäre, niemals unbedingt zu verwerfen; jedoch betheuerte er dabei, keinen verderblichen Samen jemals dadurch auszuſtreuen.

„Dies Alles legte er mir, mit Ordnung in gehöriger Uebereinſtimmung verbunden, dar und ich mußte ihm verſprechen, ſofort die nöthigen Schritte einzuleiten.

„Ich that es mit voller Ueberzeugung. Sylveſter, ſo mußte ich mir ſagen, will an dem Wohle der Menſchen mitwirken, ohne ſich mit weithinſchallendem Geſchrei in die Maſſen zu ſtürzen und für einen zweifelhaften Erfolg die beſtehenden oder erſt muthwillig heraufbeſchworenen Wirren zu vermehren. Sein Streben wollte aus der Stille des Tiefinnerlichen ſich entwickeln.

„Nun weißt Du über unſern Schulmeiſter Sylveſter vor der Hand genug. Du wirſt ihn kennen lernen und bei ſeiner Offenheit wird es Dir als gewiegtem Menſchenkenner nicht ſchwer fallen, Dir ein Urtheil über ihn zu bilden.

„Jetzt aber iſt es Zeit! die Damen erwarten uns auf der Terraſſe.“

Die Baronin reichte mir die Hand: ihre Schweſter grüßte mich lächelnd. Wir waren nun ſchon bekannter geworden. Philibert hatte geſagt, daß ich ein lieber Freund ſeines Vaters geweſen und ihn ſchon ſeit den Kinderjahren kenne.

Während des Tafelns war ein lebhaftes Geſpräch geführt worden, an welchem die Damen ſich betheiligt hatten. Ich wurde von ihnen über meine Reiſen befragt und die Baronin richtete recht lüſterne Blicke auf ihren Mann, während ihr Mündchen ſich wie zu einer Frage ſpitzte, die ſie aber nicht ausſprach.

Philibert antwortete darauf aus dem Stegreif:

„Ueber's Jahr, Käthchen, wenn Du willſt, in's Bad — nach Italien, wohin es ſei, und Mariechen begleitet uns — nicht ſo?“

„Das wollen wir uns noch überlegen,“ ſagte die Baronin darauf mit ernſtem Tone.

Jetzt beim Thee war das Eis der Unterhaltung zwar gebrochen, allein an einen alltäglichen Wortſchwall, eine Fluth von Fragen, an Scherz und Gelächter kein Gedanke. Man bewegte ſich innerhalb der beſcheidenſten Gränzen einer Converſation, die ſich auf einen beſtimmten Gegenſtand erſtreckt. Und dieſer war, nicht ohne meine Anregung: Sylveſter, der Schulmeiſter.

Zu melden habe ich noch, daß außer Philibert und ſeinen Damen, dem Oberſt und mir, noch eine alte Dame, eine Verwandte des Hauſes, die Fräulein Pepi titulirt wurde, zugegen war.

Um den Faden des Geſprächs länger auszuſpinnen, brachte ich immer friſche Einwendungen vor und darf wohl nicht erſt verſichern, daß ſie fingirt waren.

Philiberts Gattin hielt den Satz aufrecht, daß der Lehrer auf dem Lande um Neues ſich nicht zu bekümmern habe, am wenigſten daran denken dürfe, es zu erfinden. Seine Aufgabe ſei, das religiöſe Band feſt und unauflöslich um die jugendlichen Herzen zu ſchlingen, nach alter Weiſe und Form, damit das junge Heidenthum nicht auch in dieſer Urſchichte der Geſellſchaft verheerend eindringe.

Und damit ſollte der Menſch fortkommen im Leben? Und wie ſtellt es nun der Herr Schulmeiſter hier an, um aus den Bauern auch tüchtige Arbeiter auf ihrem Felde zu machen? denn mit dem Beten allein wächſt ihnen kein Halm, entgegnete ich. Welcher Mittel zum Zwecke bedient er ſich? Wie geſchieht die Ausbildung der intellectuellen Anlage in Verbindung mit der moraliſchen, ohne welche ein taugliches Werkzeug des Sittengeſetzes im Kreiſe der Geſellſchaft niemals ſich bewähren wird. Sylveſter und die Seinesgleichen vom

Fach können doch ihre Lehrmethode nicht wie ein Handwerksgeheimniß betrachten. Die Klötze, aus denen der Künſtler ſeine Ideale formen will, müſſen rein, fein, fleckenlos ſein. Wo finden die Dorfſchulmeiſter ſolches Material für die ihrigen?

„Ach, wäre Herr Sylveſter nur hier," ſagte Schweſter Mariechen, von einem recht keck herausgeſtoßenen Seufzer begleitet, „er würde auf ihre Frage eine ſehr beſtimmte Antwort in Bereitſchaft haben" —

Philibert nahm ſchnell das Wort:

„Du mußt den Ausbruch einer naiven Empfindlichkeit meiner Schwägerin zu gute halten. Sie iſt, wie wir Alle, von Sylveſters Verdienſten überzeugt. Ich wünſchte auch, daß er hier wäre, um Dir in angemeſſener Weiſe zu antworten. Er, ſo wie auch unſer hochwürdige Benefiziat, die ſonſt ihren Abend bei uns zubringen, haben ſich verabredet, unſer erſtes Beiſammenſein nicht ſtören zu wollen, bis wir ſelbſt wieder mit Dir bekannter geworden ſein werden.

„Ich will es daher verſuchen, Dir in Sylveſters Namen Deine Anſpielung auf den Bildhauer, ſeinem Marmorklotz gegenüber, zu beantworten.

„Die Kinder, mit denen Sylveſter es zu thun hat, die er ausbilden ſoll, empfängt er ſchon vorgebildet aus den Händen der Mütter. Dieſe erſte Erziehung vermag nichts zu erſetzen. Alle Schulreformen mit ihrem vergrößerten Lehrapparat reichen dazu nicht aus. Eine jede Mutter hat den Willen, aber auch die Fähigkeit, ihre Kinder zu erziehen. Es iſt Läſterung, dies zu verneinen. Sylveſter iſt erfüllt von dieſem Glauben und wie er mir oft geſtand, hat er durch die Erfahrung gelernt, daß in der fortgeſetzten Belebung und nachhaltigen Unterſtützung der mütterlichen Kraft nur allein ein glücklicher Erfolg durch ihn in der Schule zu erzielen ſei.“

Verſteh’ Dich ich recht, ſagte ich, ſo gerathe ich zu dem Schluß, daß die Erziehung der Kinder bei den Müttern beginne. Das iſt allerdings ein weites Feld.

Die Baronin: Die Arbeit iſt dennoch nicht ſchwer. In der ärmſten Hütte gewahrt man, was ein Mutterherz faſt ohne alle Beihilfe an ſeinen Kindern zu thun im Stande iſt. Die meiſten Frauen, die Arbeit im Hauſe haben, haben auch den größten Theil des Tages ihre Kinder neben ſich. Der Unterricht der Mutter ſetzt weder Wiſſen noch Kunſt voraus. Er beſteht nur darin, des Kindes Aufmerkſamkeit auf ſeine Umgebung zu lenken, ſeinen Sinnen die nöthige Uebung zu verſchaffen, um das Gedächtniß zu fördern, das Sprechen und dadurch das Denken zu lernen, endlich Fertigkeit in den natürlichen Bewegungen des Körpers zu erlangen. Den Müttern die Hand zu bieten, damit ſie hiebei den richtigen Weg einſchlagen und verfolgen, erfordert anfänglich einige Aufmerkſamkeit, dann neben dieſer, eine unausgeſetzte Beharrlichkeit. Dem Herzen der Mütter und ihrem durch das Herz vorbereiteten, wie Sylveſter es nennt, inſtinktartig, einfach und richtig geleiteten Verſtand, darf wenig nachgeholfen werden. Man wird nur die Mittel, die ſie anwenden ſollen, ihnen ſo an die Hand zu geben haben, wie ſie dieſelben wirklich gebrauchen müſſen.

Wie das anzuſtellen, begreife ich wieder nicht, rief ich mit verſtellter Verwunderung aus. Trotz aller reichen Erfahrungen komm' ich mir, dieſem ungeahnten Fortſchritt gegenüber, wie meine eigene Mumie vor. Die geiſtigen Strahlen, die man nur mit einiger Aufmerkſamkeit und Beharrlichkeit in die Köpfe unſerer Bäuerinnen ſchießen zu laſſen hat, um neben der nährenden Milch ihrer Bruſt, ihnen auch den Milchſaft des Geiſtes zu erſchaffen, damit er wieder nur durch Fingerzeige dahin gelange, brauchbare, geſittete Menſchen zu erziehen, das geht über meinen Horizont. Ich bitte daher um weitere Belehrung meiner Unwiſſenheit. Ich dächte auch die Bauernkinder ſind nicht alle über einen Kamm zu ſcheeren. —

Die Baronin: Doch! in der Stadt mag's ſein, da werden die Kinder zu irgend einem Stande erzogen. Der Bauer ſoll nur ein rechtſchaffener Bauer werden; das ſei ſein Stolz, das Bewußtſein des ächten Adels ſeiner menſchlichen Natur. Er iſt auf der Welt, zunächſt Gott ſeinen Nebenmenſchen zu dienen; was er für ſie verrichtet, erhält jedoch erſt ſeine Weihe durch das Chriſtenthum.

Ich beneide ihren Schulmeiſter um ſeine beredten Advocaten, ſagte ich, allein noch bei Weitem mehr um ſeine Methode, aus dem Bauer einen Menſchen par excellence zu bilden. Wäre ich nicht zu alt, um zu lernen, ſo könnte ich mich entſchließen, einen Curſus bei ihm durchzumachen.

„O, man iſt nie zu alt um zu lernen,“ ſprang Marie ſchnell ein, „der heilige Ignatius von Loyola hat noch mit vierzig Jahren unter den Knaben auf der Schulbank Platz genommen. Aber da war doch ein Unterſchied.“

Allerdings, rief ich lachend, ich bin kein Heiliger und mache nicht Anſpruch darauf jemals einer zu werden.

Darauf wollte ſie auch nicht anſpielen, erwiederte ſie. Sie meinte nur, daß Ignatius ein Bettler war, den er auch in ſeinem Aeußern zur Schau trug, wodurch die Knaben ſich ihm ohne Scheu näherten. Ein vornehmer Stadtherr, in modiſcher Toilette, würde ſie aber nur einſchüchtern und müßte ſich vorerſt mindeſtens als Bauer coſtümiren. —

Ich ſagte darauf, daß ein ſolches Traveſtiſſement auch nichts helfen würde. Ich ſei zum Schauſpieler verdorben und müſſe daher den Wunſch aufgeben, die Bekanntſchaft mit Sylveſters Menu zu machen.

So weit waren wir, als unſer Oberſt den prächtigen Gedanken in die Höhe ſchießen ließ:

„Ich dächte auch, es wäre an der Zeit, die Gränze der Kinderlehre zu überſchreiten und den Herrn Sylveſter ſeine Zauberſtückchen üben zu laſſen, wie es ihm beliebt. Der Abend wird kühl und ich will noch ein wenig meine Füße bewegen, ehe ich mich einſperre.“

Wir waren ſogleich bereit, es eben ſo zu halten; nur ſchlugen wir verſchiedene Wege ein. Er ſtieg hinab in den Küchengarten, wo es windſtiller war, wie er ſagte, wir erhoben uns noch weit über die Terraſſe, um dann auf jähem Abhang das Dorf zu erreichen.

Schweſter Maria ſchlug ein helles Liedchen an, hörte aber gleich wieder auf.

Ich fragte, warum ſie ſo plötzlich ſchweige.

„Ich ſinge es in Gedanken weiter,“ ſagte ſie. „So ganz ſtill, von keinem lauten Tone geſtört — dann iſt mir's, als ob ich den friſchen Duft einer herrlichen Blume am frühen Morgen einathme.“

Tante Pepi bemerkte: „Was das nun wieder iſt! Was man ſingt, will man auch hören und noch mehr, man will auch gehört werden“ —

„Das klingt wohl ſehr natürlich,“ ſprach die Baronin, „allein das Inſichverſenken Marias iſt es auch und wohl noch mehr. Dieſes läßt ſie nur Das vergeſſen, was ſie umgibt, und darin liegt die höhere Befriedigung, die ſie empfindet; das Andere jedoch iſt nichts als eine liebe

Uebung, eine Beſchäftigung, die ſich an die Umgebung wendet und ſich mit ihr in nähere Beziehung verſetzt. Hierin liegt in dieſem Falle allein die Befriedigung, die keinen rein innerlichen Genuß aufkommen läßt."

„Es verhält ſich anders damit, dabei bleib' ich," ſagte Fräulein Pepi. „Der Ton will gehört ſein, dazu ward er geſchaffen. Der geſungene Ton dringt am ſicherſten in's Herz, wie zum Beiſpiel die ſingende Frömmigkeit am herrlichſten den geraden Aufflug zum Himmel nimmt" —

„Vortrefflich!" rief mit freudigem Ungeſtüm die Baronin, „daß Du unſere Gedanken auf den ewigen Himmel hinlenkeſt, zugleich aber auch auf die ſtille Muſik, die ſein Anblick in uns erweckt, die als Dank in das unvernehmbare, geheimnißvolle Concert der Schöpfung einſtimmt" —

„Jeder ſchöne Abendhimmel, den ich erlebe," ſetzte Maria hinzu, „erſcheint mir immer ſchöner als der ihm vorher gegangene. Und wenn ich ſo recht von dieſer himmliſch erhabenen Schönheit durchdrungen bin, ſo ſind alle Falten meines Herzens geglättet, es liegt wie ein reiner Spiegel und was ich in meinem Leben von Gott und den Menſchen Barmherziges und Wohlthätiges erfahren, kann ich in demſelben erblicken."

Unterdeß waren wir zum Dorf hinabgeſtiegen. Vor uns lag ein kleines, ſchmuck ausſehendes Haus. Das Schulhaus. Zwei große Fenſter, in deren Mitte die

Thür. Das Fenſter rechts, wahrſcheinlich die Schulſtube, nicht erleuchtet, durch das Fenſter links ſieht man in eine helle Stube. Vor dieſem Fenſter draußen, eine lange niedere Steinbank.

Die Baronin, Maria, Fräulein Pepi knieten auf dieſelbe, der Benefiziat, der ſich zu uns gefunden, und ich ſtanden hinter ihnen und ſchaueten über ſie hinweg.

In der Stube ſprach des Schulmeiſters Mutter, Frau Monica, das Abendgebet mit lauter Stimme, hierauf ging ſie mit ihrem Sohne hinaus und nahm die Lampe mit.

Die vor dem Fenſter Knieenden erhoben ſich.

„Wir haben hier wieder einmal ein verborgenes Stückchen Erdenglück belauſcht,“ ſagte die Baronin. „Iſt es nicht erhaben? Die alte Mutter iſt noch immer die Hoffnung, die Freundin — und ſelbſt, ſo zerbrechlich ſie auch iſt — der feſte Stab ihres Sohnes, wie ſie es ſeit ſeiner Kindheit ſtets geweſen. Sie iſt weit über die Siebzig hinaus, aber ſie ſtammt noch aus der alten Zeit, wo man ſtärker war und ſeinen Muth zum Leben allein aus der lautern göttlichen Quelle ſchöpfte. Sie weiß die Geſchichte ihrer Zeit auswendig und hat Vieles davon mit erſchaut. Als ihr Sohn den Plan ausführte, hier Schulmeiſter zu werden, iſt ſie mit ihm hergezogen, um ihm das Hausweſen zu führen, wie ſie ſagte — aber ſie thut wohl mehr als das. Es iſt ſo eine Art von Kommanditgeſchäft, ich glaube, die Kaufleute nennen es ſo. Sie haben Beide, die Mutter ihre Jahre und Erfahrungen, der Sohn ſeine Kenntniſſe und Geläufigkeit im Umgange, als Kapitalien in die gemeinſchaftliche Kaſſe eingelegt und in dieſer engen Verbundenheit bilden ſie eine eigenthümliche Kraft, die in nicht ſelten vorkommenden Fällen bewundernswerth genannt werden darf.“

„So iſt es!“ ſprach der Benefiziat mit großer Wärme. „Welche Frau! In den Jahren der Ruhe, wo man ſich zum Sterben einrichtet, immer noch unausgeſetzt rührig, hilfreich, wo man der Hilfe bedarf, wohlthätig bei den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtehen, und wie viel erreichte ſie damit!“

„Spricht ſich nicht dieſer Zuſtand eines ungeſtörten, friedlichen Glücks deutlich hier aus?“ rief Maria. „Seht doch nur, das liebe, wohnliche Häuschen, die zierliche, regelmäßige Ordnung, gewiß! der Eindruck iſt ein unvergleichlicher! Hier möchte ich wohnen“ —

„Als Frau Schulmeiſterin?“ fragte ich neckend. —

„Als Frau Schulmeiſterin! warum nicht?“ lautete ihre Antwort. „Ich habe Sinn für ächte, einfache Poeſie. Ach, wie hübſch wär' es, wenn die armen Kleinen bei frühem, kalten Morgen herbeiliefen, mit ihren rothen Händen meine Hand ergriffen, um ſie zu küſſen und ich dabei ihre erfrorenen Näschen mehr verſpürte, als den warmen Hauch ihrer Lippen.“ —

Fraulein Pepi meinte: das ſei eben keine ſchöne Betrachtung —

„So iſt ſie," bemerkte die Baronin. „Sie denkt an die kalten Näschen der Schulkinder, die ihre Hand bei'm Kuſſe berühren, ſtatt uns zu ſchildern, wie ſie das Gefühl erheben würde, an der Seite eines edeln Mannes zu leben, der trotz einer ausgezeichneten Bildung, den beſcheidenen Platz in der Dorfſchule ſich erwählte" —

„Eine Vorliebe, die unerklärlich bleibt," ſagte Pepi.

Der Benefiziat wollte darin eine, wenn gleich in Demuth ſich bergende Verachtung der Dinge von Heute erblicken.

Er wurde unterbrochen. Sylveſter trat aus der Thüre.

„Als ich die Hausthüre ſchließen wollte, hörte ich hier draußen ſprechen, und wie ſehr bin ich überraſcht!" —

„Hörten ſie auch, wovon wir ſprachen?" fragte die Baronin.

„Ich lauſchte nicht — ich öffnete ſogleich." —

Die Damen erzählten ihm, daß ſie auf der Steinbank gekniet und mit ſeiner Mutter und ihm das Abendgebet geſprochen und daß es nun an der Zeit, trotz des ſchönen Abends, der eigentlich ſchon in Nacht übergegangen war, an die Heimkehr zu denken. Er bat um die Erlaubniß uns begleiten zu dürfen.

Das Geſpräch wandte ſich wieder zu der Herrlichkeit eines ſchönen Nachthimmels, wie der war, der ſich über uns ausſpannte.

Die Leute in der Stadt wiſſen nichts davon in ihrer Lampenbeleuchtung und begnügen ſich dabei, wenn ſie in einer Oper von dem Theatermaſchiniſten eine winzige Karikatur der ſtrahlenden Welten, die von ihnen unbeachtet über ihnen kreiſen, zu ſehen bekommen. Sagte die Baronin.

„Wär' ich einer von den Fürſten, die noch etwas zu befehlen haben," ſprach Maria mit drolliger Gravität, „ſo ließ ich jede Nacht mit der Sturmglocke das Zeichen geben und meine Unterthanen, Männer und Frauen jeden Alters und Standes, müßten in's Freie hinaus, um die Blicke zum Himmel und den Sternen zu erheben" —

Die Baronin. Sehr gut. Aber einige Ausnahmen würde Deine fürſtliche Hoheit immerhin geſtatten müſſen" —

Maria. Und welche?

Die Baronin. Ich wagte zuerſt zu bemerken, daß es zu Zeiten regne, wo alsdann der Himmel bewölkt, die Sterne nicht ſichtbar —

Maria. Das verſteht ſich von ſelbſt. Bei ſchlechtem Wetter könnte das Läuten unterbleiben —

Die Baronin. Die heitern Winternächte müßten aber auch eine Ausnahme geſtatten, da die Strenge der Jahreszeit der ſtrengen Ausführung des fürſtlichen

Edikts Huſten, Grippe und anderes Ungemach in ſichere Ausſicht ſtellte —

Maria. Gegen ſolches Ungemach konnte man ſich durch warme Kleidung ſchützen —

Die Baronin. Aber ich bitte dich — die armen Leute, die keine haben —

Maria. Ich will mich beſinnen — „j'aviserai,“ wie die Königin von England in ſolchen Fällen vorgeſchriebenermaßen ſpricht. —

Fräulein Pepi. Der arme Fürſt iſt auf den Strand gerathen!

Maria. Keineswegs. Dann erginge mein Befehl an das Medicinal-Collegium oder an die Akademie der Wiſſenſchaften, den Kältegrad zu beſtimmen, der meine Unterthanen von dem Beſchauen des nächtlichen Himmels entbände —

Sylveſter. Aber die Kranken? könnten Sie ſo grauſam ſein?

Maria. Fangen nun auch Sie an, mich zu necken? Das fordert ja die Menſchlichkeit. Die Kranken ſind ausgenommen.

So lange die Neckerei ſich zwiſchen den beiden Schweſtern bewegt hatte, hielt ich mich zurück, jetzt aber ſagte ich im unterwürfigſten Tone:

Wenn ich nicht befürchten dürfte, Ihro fürſtliche Hoheit zu ermüden, ſo erlaubte ich mir noch den Einwand, vorausgeſetzt daß es nicht allzu große Mißſtände herbeifügte, eine Ausnahme hinſichtlich der Blinden zu geſtatten, dieweil ſie des Sehorgans beraubt, nicht im Stande wären —

Ich wurde von Philibert unterbrochen, der bereits eine Weile unbemerkt uns behorcht hatte.

„Genug! Wie ſie Dich quälen, arme Maria! Laß mich einmal im Namen des Fürſten für Dich antworten, wie es heutzutage in ähnlichen Sachlagen von den Miniſtern geſchieht:

„Man bringe eine ausführliche Denkſchrift bei'm betreffenden Miniſterium ein, da ſollen alle dem Edict etwa widerſprechende Punkte in reifliche Erwägung gezogen und mir darüber ausführlicher Vortrag gehalten werden."

Maria. Bravo! Da jedoch hier unter uns kein Einziger das Ausnahmeedict für ſich anſprechen wird, ſo wollen wir unſere Augen zu den unzähligen Welten erheben, deren Lichtentſtrömung aus den weiteſten Entfernungen unſer Auge erreicht. —

Philibert. Das iſt wunderſchön! Uns armen Menſchen wird es jedoch niemals ſo wohl, wie den ewig in gleicher Weiſe ſich umkreiſenden Sternen. Wenn wir auch in den Stunden der Erhebung den ewigen Einklang wahrnehmen und empfinden, ſo iſt das irdiſche Leben in der Wirklichkeit zu reich an Disharmonien, um uns nicht auch den ſeligſten Frieden auf grelle Weiſe zu ſtören.

„Was meinſt Du damit? ſoll ſich das auf uns beziehen?“ unterbrach ihn die Baronin.

„Es ſind allerdings einige Virtuoſen im Anzug, von denen es zweifelhaft, ob ihre Inſtrumente mit unſerem Grundton zuſammen klingen werden. Mit einem Wort: wir bekommen unerwartete Gäſte, die ihre politiſchen, moraliſchen, ſocialen, religiöſen Rhapſodien, oder wohl auch ihre drolligen Scherzos uns zur Unterhaltung aufſpielen werden. Wenn ich ſie nenne, wird Niemand in dieſem vertrauten Kreiſe mich der Mediſance beſchuldigen, um ſo mehr, wenn ich vorausſchicke, daß ſie mir ohne Ausnahme in ihrer geſellſchaftlichen Stellung höchſt ehrenwerth erſcheinen“ —

„Du ſagteſt vorhin mit einem Wort und machſt ſo viele Worte,“ ſprach die Baronin in leichter Erregung, „als legteſt Du es recht darauf an, unſere Geduld auf die Probe zu ſtellen.“

„Es iſt etwas daran, Käthchen. Es wird Geduld nöthig ſein, in unſerer gewohnten conzertanten Weiſe nicht aus dem Tacte zu gerathen. Alſo: unſer Conſul in Trieſt ſchreibt mir, daß unſer Oheim, Graf Bernhard, von ſeiner Reiſe nach dem Orient zur Eröffnung des Suezkanals zurückgekehrt, bereits die Reiſe nach Deutſchland angetreten hat, für eine kurze Friſt unſere ländliche Stille theilen will und ſich förmlich bei uns anmelden läßt.“

„Wenn’s ſonſt nichts iſt, ſo würde ich nur wünſchen, daß es ihm bei uns wohl gefiele. Wir wollen's an nichts fehlen laſſen," ſagte Mariechen.

„Daß er ſich nicht langweile, dafür hat der weltkluge Herr ſchon mehr als hinlänglich geſorgt. Er nimmt als nächſte Mittel zum Zweck unſere behagliche Stellung, die herrliche Luft, die ländliche Ruhe, die duftigen Berge, dabei aber noch das Wiederſehen ſeiner nächſten Verwandten nach ſo vielen Jahren in Anſpruch, die er in der Vorausſetzung unſerer ſich von ſelbſt verſtehenden Gaſtfreundſchaft hier bei uns um ſich verſammelt ſehen will. Käthchen und Marie, ihr habt jetzt Alles in Bereitſchaft zu ſetzen, damit die Ankunft der Gäſte euch keine Verlegenheit bereite" —

Die Baronin. Aber die Liſte müßte ich doch haben, wenn ich Vorkehrungen treffen ſoll —

„Von einer Liſte wird wohl keine Rede ſein, mein Käthchen, ſorge Dich nicht zu ſehr. Unſere allernächſten Verwandten, ſo ſchreibt mir der Conſul im Auftrag. Und das iſt nur eine beſcheidene Zahl. Zuerſt der Landrath von Weilen mit Frau und Tochter, Vetter Hanns und endlich Couſine Iduna, der Blauſtrumpf."

Maria. Ach Gott! ſteh' uns bei!

Die Baronin. Wir wollen uns fügen, ſo viel unſere Kräfte leiſten können.

Philibert. So iſt's recht. Erwarten wollen wir wie's der Himmel beſchloſſen hat. —

Wir hatten jetzt das Haus erreicht. Benefiziat und

Schaumeiſter empfahlen ſich. In dem Laubgang plätſcherten die Brunnen und koſeten mit den Düften gleichwie in der ſpaniſchen Romanze von der ſchönen Fatme.

Ich war von einem wahrhaft köſtlichen Gefühle durchdrungen. Dem der Ruhe. Jedoch ſehr verſchieden von der Ruhe eines engliſchen Sonntags, die einem furchtbaren Strudel plötzlich Stillſtand gebietet, gleich einem Starrkrampf, der am Montag endet, um am früheſten Morgen wieder das Schachern, Prozeſſiren, Sündigen, auch Gutes thun und treiben, von vorn anzufangen.

Die Ruhe, die ich empfand, iſt unveränderlich. Sie bildet ein leiſes, beſtändiges, jedoch nicht einförmiges Wallen, das ſanft belebend das Herz berührt: eine Ruhe, die nicht erſt der Sonntag erzeugt und der Montag entzieht; eine beſeligende Ruhe, welche die ganze Woche zu lauter Sonntagen macht.

Eine jetzt ſo überaus ſeltene Empfindung, daß man leider vorausſagen darf, die Erde werde nun bald auch nur den ſchwächſten Schatten dieſer Herrlichkeit nicht mehr kennen. —

An den Mittelbau, der die größeren Räume umfaßte, hatte Philibert, als er das Schloß für immer bezog, einen Pavillon reihen laſſen, der den wohnlichen

Bedürfniſſen in Allem beſſer entſprach. In dem erſten Stockwerk waren ſeine Wohnzimmer, in dem zweiten die Zimmer für Gäſte. Ich hatte hier die meinigen eingeräumt erhalten.

Die Architektur war von dem Mittelbau etwas abweichend.

Die großen Fenſterbögen hatten nach des Südens Weiſe altanartige Austritte.

Das Fenſter war geöffnet, ich ſtand draußen. Ich glaube faſt, ich ſprach halblaut mit mir ſelbſt.

Ich dankte Gott, daß er mich dieſe Wahrheit in der weit ausgedehnten Umgebung der Lüge hatte finden laſſen.

O du herrlicher, milder, ſchöner Wirkungskreis edler Menſchen! —

Plötzlich höre ich unter mir laut ſprechen.

Es ſind Frauenſtimmen: die Baronin und ihre Schweſter. Ich war im Augenblick ganz Ohr; der gemeine Ausdruck iſt hier bezeichnend.

„Was haſt Du mir noch zu ſagen, Maria?“

„Höre mir einen Augenblick zu. Ich will Dir was vorſagen“ —

Und nun recitirte Maria einige Verſe; es war ein frommer Aufruf, bei'm erſten Erwachen, im Gebet ſich zu Gott zu erheben.

Ich konnte jede Sylbe verſtehen. Sie ſtanden gleich mir außerhalb des Fenſters, gerade unter mir.

„Von wem iſt das?“ fragte die Baronin.

„Von mir und da — nimm,‘ ich hab’s für Dich aufgeſchrieben. Morgen früh magſt Du es leſen — beten, nenn’ es wie Du magſt. Wie ſagt doch Herr Sylveſter? Der liebe Gott ſieht’s nicht darauf an, ob die Gebete recht zierlich und lang ſind“ —

Hier unterbrach eine tiefe Männerſtimme aus dem Innern des Zimmers die Unterhaltung.

„Der gnädige Herr läßt die Frau Baronin erinnern, daß es ſchon recht ſpat iſt“ —

Darauf folgte ſchnell:

„Ich danke Dir, Maria, du fromme, reine Seele!“ Dann ward’s plötzlich ſtill und ich ſah ein wandelndes Licht durch das Fenſter des erſten Stocks.

Nun ſprecht mir von claſſiſchen Idyllen und Eklogen und ſonſtigem Brimborium!

Hier habe ich eine Naturpoeſie ohne Götter, Nymphen, Schäfer und Schäferinnen, wahr und ächt wie Gott ſie geſchaffen, wie das Chriſtenthum ſie vervollkommnet, veredelt, geheiligt hat. — —

Ich hoffe, daß trotz der Schwache und Unvollſtändigkeit der Schilderung mein geliebter Freund, dem zuerſt dieſe Mittheilung galt, nicht unempfindlich geblieben ſein wird und auch der Leſerkreis, den ich für das Buch zu finden hoffe, wird mir keine Ueberſpanntheit, Empfindelei und falſche Begeiſterung vorwerfen.

Was ſonſt außer dieſem Kreiſe am Boden kollernd, knurrend, bellend fortwuchert, unterliegt keiner Beachtung.

Siebenter Brief.

I. **Schloß N ....** Die Verwandten. Suez. Bierkneipen am Nil. Peschel: die Europäiſirung Aſiens.

II. Zwei Dromedare. Ich und Napoleon I. Auszug und Heimkehr. Auguſte Barbier. **Le prestige.** Napoleon (Jerome).

Von den erwarteten Gäſten war bisher nur Herr von Weilen mit ſeiner Gattin Laura und Tochter Ottilie eingetroffen: Iduna, die Schriftſtellerin, war — als die Einladung erfolgte — von Hauſe abweſend; Junker Hanns meldete an, daß er ſich das Vergnügen und die Ehre nicht verſagen könne, ſeinem Großoheim entgegen zu reiſen, und ihn in den Kreis der ihn ſehnſüchtig erwartenden Verwandten zu geleiten.

Endlich, nach etwas längerer Dauer als man vermuthet hatte, erſchien die Stunde des Wiederſehens.

Ich muß Dir geſtehen, daß ich einen guten Eindruck empfing.

Der alte Graf hatte ſich brav gehalten. Trotz ſeiner Jahre und ſeines bewegten Lebens war er friſch, offen und natürlich, wenigſtens dem erſten Anſchein nach. Weilen kannte er noch nicht. Weilens Gattin war ein Kind als der Oheim die Heimath verließ: Die Begrüßung war herzlich und wehmüthig zugleich.

Er verſank beim Anblick der Frau von Weilen in Erinnerungen an ihre Mutter, ſeine längſt verſtorbene Schweſter; dann an ſeine Gattin, endlich — als er unſeres Oberſt anſichtig ward, der ſich beſcheidentlich ſeitwärts gehalten hatte, umzog Heiterkeit ſein Geſicht:

„Auch Du, mein alter tapferer Landsknecht, biſt da, um mir den Willkomm' zu geben, ſei herzlich dafür bedankt!"

Aber der Oberſt verzog grämlich ſeinen Schnurrbart:

„Für den Landsknecht bedank ich mich nicht. Ich hab mein Lebenlang nur einer Fahne gedient und bin überhaupt niemals von einem Lande in's andere gelaufen. Ich bin ſehr dafür, daß Der reiſe, wer die Mittel hat und dem ſich die Gelegenheit bietet; nur muß er auch wieder nach Hauſe kommen. Man ſoll reiſen um ſein Vaterland deſto mehr ſchätzen zu lernen."

Der Graf bat ihn lachend um Verzeihung und wandte ſich zu den Damen.

„Unſer Freund hat recht, mich aber trifft ſeine Spitze nicht," ſagte er, „Derjenige kann von Glück ſagen, dem ſich eine Laufbahn zu großen, edeln, heroiſchen Thaten öffnet. Ein ſo außerordentlich vom Schickſal

Begünſtigter darf ſie nicht verlaſſen. Sie wird, bleibt er ſtandhaft und treu, ihm den Nachruhm ſichern. Bei den anderen armen Erdenſöhnen iſt an Nachruhm nicht zu denken. Man weiß höchſtens, wie wir leben und was wir treiben, aber nach unſerem Tode ſind wir vergeſſen. Um nun der übeln Nachrede zu entgehen, ſo lange ich mich noch darüber zu ärgern im Stande bin, reiſe ich in der Welt umher und biete der Schmähſucht nur die geringſten Anhaltspunkte."

Und was iſt's am Ende um einen großen Nachruhm? Beſonders in unſeren Tagen. Eine vorübergehende Meinung, ein Hauch von einigen Wenigen, ſetzte ich hinzu.

Er verſicherte, daß er nie bei ſeinen Unternehmungen an den Nachruhm gedacht habe. Es gebe Emotionen, die nicht von außen geweckt und genährt werden, und die ſich in keiner Sprache der Welt ausdrücken laſſen. Was ſeine Erinnerungen in ihm wachgerufen, das habe gleich alten Gobelins ihm den lichten Spiegel der Gegenwart verhängen wollen.

Auch Fräulein Pepi erfreute ſich einer ungemein warmen Begrüßung. Er wunderte ſich, daß die liebe Baſe, trotzdem ſie ſchön und reich war, unverheirathet geblieben.

Sie erwiderte, daß ſie von Natur vorſichtig bis zur Aengſtlichkeit ſei und daß ſie, wenn ſich ihr auch Partien darboten, ſtets daran gedacht habe, daß man ſehr oft im Spiel, auch bei den beſten Karten, verlieren könne.

C'est l'affaire du sentiment, meinte er. Er wolle den heutigen Tag mit einem weißen Steinchen bezeichnen. Es ſei ihm noch ſelten ſo wohl zu Muthe geweſen. Es ſei ihm, als wäre er bei Sturm und Wetter eingeſchlafen und von einem ſonnigen Frühlingsſtrahl aufgeweckt worden.

Die Art, wie er dieſe ganz gewöhnlichen Dinge äußerte, war die verbindliche Höflichkeit eines jungen Menſchen, der etwa — um eine Anſtellung zu erlangen — ſich in den Kreis eines mächtigen Beſchützers einführen will.

Auf die Damen machten ſeine Worte einen verſchiedenartigen Eindruck, wie ich deutlich ſah. Pepi lächelte ihrem Vetter nickend; die Baronin glaubte für die Artigkeit ihm eine komiſche Verbeugung ſchuldig zu ſein; Maria ſah ernſt, als ob ſie nichts gehört habe.

Das liebe Mädchen war in Allem apart. Maria war kein friſches Roſenknöspchen, das am Hauche ſeiner fünfzehn Frühlinge gar hold aufblüht. Von der Glückſeligkeit, die auf ihr ruhte und von der ſich nicht der leiſeſte Strahl in ihrem nicht ſchönen Auge ſpiegelte, wußte nur der, der ſie näher kannte. Ich fühlte eine wahre, eine ſeltene Freude, mich mit ihr zu unterhalten. — —

Bei Tiſche flog das Geſpräch loſe hin und her. Die von der Reiſe erſt angelangten, der Graf und Neffe Hanns, hatten Hunger und Durſt mitgebracht. Weilen und Sylveſter trugen die Koſten der Unterhaltung faſt allein.

Die Damen vom Hauſe hörten zu; Frau von Weilen warf nur manchmal ein Wort hin, das nicht von Bedeutung war, und ihre ſchöne Tochter, Fräulein Ottilie, ſchlief beinahe ein da von Theater, Moden und den neueſten Romanen keine Erwähnung geſchah.

Ich hatte die Ehre dem Grafen zur Rechten meinen Platz zu erhalten; ihm zur Linken ſaß Philibert.

Sylveſter war ihm aufgefallen und er erkundigte ſich leiſe, welche Stellung der feine, hochgebildete Mann, der ihm nur als Herr Sylveſter vorgeſtellt war, in der Geſellſchaft einnehme.

Philibert erklärte ihm ſo kurz als möglich, wie es die Gelegenheit gebot, daß es der Dorfſchulmeiſter ſei.

Glaubſt Du nun wohl, daß er ſich gar nicht darüber verwunderte?

„Es iſt ein Whim,“ flüſterte er lächelnd, „wie er ſonſt nur bei Engländern angetroffen wird.“

Ich mußte dabei an jenen Lord Don denken, der ſich darin gefiel, als vacirender Komödiant auf vielen Schaubühnen ſich in der Rolle des Engländers in einer kleinen deutſchen Poſſe bewundern zu laſſen. Er excellirte allerdings und machte unſere Bühnenlords zu

Schanden. Bei ſeinem Debut in Stuttgart machte ich ſeine Bekanntſchaft und ſagte ihm, daß ich ihn nicht begreiſe.

„Es ſei ihm ſo gekommen, er wiſſe ſelbſt nicht wie. Ein Whim!“ ſagte er ernſt.

In Stuttgart ſei er das letzte Mal aufgetreten. Er wolle jetzt Europa verlaſſen und nach dem Ganges ſich wenden, um ſich dort mit ernſteren Dingen zu beſchäftigen.

Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. — —

Aber unſer deutſcher Sylveſter und ein Whim! Wie ſchnell ſind die Weltmenſchen mit einem verkehrten Urtheil bei der Hand.

Graf Bernhard hatte ſich geſetzt und ſchnell waren die Stühle, die um einen vollſtändig ſervirten Theetiſch ſtanden, von der Geſellſchaft ergriffen und im Kreiſe um den alten Herrn rangirt.

Der Wunſch gab ſich mit Acclamation zu erkennen, einen Originalreiſebericht von einem ſo bewährten Erſtatter über die Eröffnung des Suezkanal zu erhalten. Lobſprüche wurden nicht geſpart, die der Graf ironiſch erwiederte; Maria verhielt ſich ſtumm und Frau von Weilen vergaß die Höflichkeit ſo ſehr, über ihre Theilnahmloſigkeit zu lachen.

„Ich wag' es nicht,“ ſagte Maria ſehr ruhig,

„zwiſchen unſerer Empfänglichkeit eine Parallele zu ziehen, allein die Erzählung des Herrn Grafen wird mich gewiß wie alle Andere intereſſiren, obwohl der Stoff mir fremd iſt und zu fern liegt, ich glaube nicht, daß mir Jemand wegen dieſes offenen Geſtändniſſes im Ernſte böſe ſein wird.“

Graf Bernhard ſelbſt benahm ihr ſogleich dieſe Beſorgniß, indem er ihr vollkommen recht gab. Es that ihm leid, Koſten, Mühen, Gefahren ſelbſt, daran geſetzt zu haben, um den Gegenſtand, der ihm fremd und fern lag, aufzuſuchen und ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Obgleich er reiſe, ſchiebe er es ernſtlich zurück, wollte man ihn zu den Touriſten zählen; er verachte dieſe unleidlichen modernen Zigeuner.

Als es nach Suez ging, war er allerdings auf eine ſolche Behelligung gefaßt. Aber der großartige Humbug, dem es galt, lehnte ſich nicht ſo gewaltig dagegen auf. Was er fand, war jedoch über alle Erwartung in jeder Weiſe ertödtend. Muſik, ohrenzerreißend, Orgie, Bacchanal, glitzender Plunder, langweiliger, dümmer und einfältiger als man ſich's denken kann.

Kairo war auf ein paarmal vier und zwanzig Stunden zu einer Art Baden-Baden geworden; mit dem Unterſchiede, daß der Franzoſe Dupreſſoir keine Schulden zu machen braucht, um ſeine Gäſte zu befriedigen, während der ihn überbietende Khedive, eine Milliarde Schulden contrahirt.

Leſſeps wußte wohl, warum er die ungeheuern Dampfbagger noch bis zur Stunde der Eröffnung ihre rieſenhafte Aufgabe unausgeſetzt betreiben ließ. Es half Alles nichts. Die Schiffe fuhren auf, blieben in Sand und Schlamm ſtecken. Das Ding war eben noch nicht fertig und Leſſeps, der ſich ſchon als *Duc de Suez* im Spiegel ſah, muß einſtweilen noch hundert Millionen ſich zu verſchaffen ſuchen, um weiter baggern zu laſſen.

Inzwiſchen will er die Sahara in einen Meerbuſen verwandeln. Bleibt der Mann leben, ſo wird unſer Globus ſich noch manches von ihm gefallen laſſen müſſen.

Ueber die Feſtlichkeiten, denen unſer Graf Bernhard am Arme unſers Geſandten in nächſter Nähe der höchſten Spitzen anwohnte, ſchreibe ich Dir kein Wort.

Du, mein lieber Freund und ihr, meine heutigen Leſer, kennen die ganze Reihenfolge aus unzähligen Beſchreibungen.

Die Mährchen der Scheherazade fielen Einem nicht ein. Orientaliſch war nur der Schmutz, die Bettelhaftigkeit und das arme ägyptiſche Volk. Alles Uebrige war Pariſer Gemeinheit, Chriſtoffle ſtatt altem Luxus, der an Pharaonen, Kalifen, Sultane gemahnt hätte; eine Einrichtung im Großen und Ganzen, wie ſie der Banquier Sotentout ſeiner Entretenue, Mamſell Philine beſchafft, nur hier in unendlich erweitertem Maßſtabe. Tapeten, Möbel, Spiegel, Alles wie

Monſieur Sotentout, von den erſten Pariſer Fourniſſeurs.

Im Hauſe des Khedive zeigte eben der Aufputz die Armuth.

Nichts auf der Tafel, wo der europäiſche Sultan Franz Joſeph mit Beuſt, dem Großvezier, die Sultanin Eugenie, der Thronfolger von Preußen ſich reiheten, was an Aegypten erinnert hätte. Nicht einmal der Khedive ſelbſt und ſein ſauertöpfiſcher Sohn Tafwik-Paſcha, der die Europäer nicht leiden mag.

Gibt die Königin von England hohen Gäſten ein Diner, ſo ſteht neben manchem engliſchen geſchichtlichen Gefäß oder Aufſatz auch Vieles als Tafelzierde, was aus dem fernſten Indien in den königlichen Schatz wanderte. Vor Allem iſt der Tigerkopf, ein Automat, die Beute aus dem Kriege mit Tipoo-Saib, als Prachtſtück inmitten der Tafel zu bewundern, wie Jedermann weiß.

Und ſo iſt es an jedem Hofe; häufig auch bei den kleineren; ſelbſt bei, im eigentlichen Sinn, vornehm lebenden Privatleuten.

In einem engliſchen Hauſe in Hamburg, Charles Pariſh, war es Gebrauch, das Tafelgeräthe ſammt und ſonders jedes Jahr nach beendigter Saiſon in London gegen neues, im modernſten Geſchmack geformtes umzutauſchen. Die alten Familienſtücke waren jedoch niemals dabei, ſondern prangten in gediegener Pracht und Ehren auf dem vier, fünf Etagen hohen Paradeſchenktiſch. Und die aus London verſchriebene Vaiſſelle, die dem Modeluxus diente, war Silber und nicht Britania-Metall, heut Chriſtoffle.

In Port Said endlich, einer durch Leſſeps Zauberſtab entſtandenen Stadt, deren Straßen von hölzernen Hütten gebildet ſich ſo ausnahmen, wie die Marktbuden auf unſeren Feſtwieſen, wurde ein allgemeines Dankgebet verrichtet.

An prächtigem Aufwand fehlte es hier nicht.

An einem auf dem Ufer des Menzalleh-Sees unter einem Zeltdach errichteten Altare wurde ein katholiſches Amt celebrirt; daneben hielt der Scheikh der Ulemas ein einfaches Dankgebet.

Das Amt celebrirte der hochwürdigſte Erzbiſchof von Alexandrien; die Predigt hielt der Almoſenier der Kaiſerin Eugenie, Abbé Bauer.

Der Graf, ſichtlich vom Sprechen angegriffen, lehnte ſich in den Fauteuil zurück.

An uns war es nunmehr, das Wort zu ergreifen.

Philibert ſtimmte ſeinem Onkel vollkommen bei.

Der Khedive, als Reformator ägyptiſcher Zuſtände, ſpiele in der That eine klägliche Rolle, ſagte er. Was ſollen breite Straßen da, wo die Sonne alles verſengt, und wo die alten engen Gäßchen weiſe angelegt waren? Große, theure Magazine für europäiſche Kaufleute, zum Schaden der arabiſchen Händler, wo man ſonſt wohlfeiler und alles ächter kaufte.

Die großen Bauten, die im Hochſommer vollendet werden mußten, ſollen neben den vielen Millionen auch Hunderte von Menſchenleben gekoſtet haben, die der angeſtrengteſten Arbeit in der Hitze zum Opfer fielen.

„Ob das Alles auch wahr iſt“ — warf Frau von Weilen ein.

„Sicherlich,“ ſagte der alte Graf, der ſich wieder erholt hatte. „Dieſe ſchauervollen Begebenheiten trugen ſich beim Bau des rieſenhaften Kunſtreitercircus und des franzöſiſchen Theaters zu. Und all Das für den Khedive, ſeinen Hof, die Geſandten und die andere europäiſche Bevölkerung. Man wird vielfach erinnert an die Zeit, da die Israeliten von ihren ägyptiſchen Vögten zum Bau von Städten und Schatzhäuſern getrieben wurden, wenn man die Schaaren brauner Menſchen ſieht, die von ihren eigenen Landsleuten mit langen Stäben zur ununterbrochenen Arbeit angehalten werden, die ihnen keinen Nutzen gewährt. Der Araber beſucht kein Theater, und auf die Kunſtſtücke des Circus blickt er verächtlich, weil er eine ſolche Beſchaftigung entehrend für Mann und Weib hält. Die ſittenloſeſten Dirnen aus Paris halten daneben ihre Waare feil, und die arabiſchen Frauen, ohne Erziehung und ohne ſittliches Bewußtſein, bewundern die Toiletten und die Freiheiten dieſer fremden Koloniſten.

Philibert war wieder gleich mit einer launigen Bemerkung bei der Hand, die ihm jedoch einen lauten Tadel von patriotiſcher Seite eintrug.

Er belachte nämlich das deutſche Kneipenleben an den Ufern des Nil. Daß man dort ſinge und declamire beim Bier wie daheim. Da gibt es ſchon Geſangvereine, auch einen Handwerkerverein, der gute muſikaliſche Kräfte beſitzt. Ein deutſcher Schriftſteller berichtet ſogar in den Blättern, daß ihm die Auszeichnung zu Theil ward von einigen Mitgliedern des Vereins das Geleite bei der Abfahrt zu erhalten.

„Ich bin ein Kind meiner Zeit," rief Vetter Hanns bitterbös, „und finde daran nichts zu belachen. Wir ſind einmal ein gemüthlich Volk und freuen uns auf unſere Weiſe, gleichviel ob die Krokodile und Nilpferde ſich darüber ärgern. Wär' ich dort, ich tränke und ſänge mit. Ich bin jung und weiß nicht ob ich alt werde; darum will ich mich am Leben freuen ſo lang es mir noch angehört. So denken wir Kinder der Zeit und da iſt nichts Arges dabei."

Philibert beruhigte ihn, er wolle nichts dagegen einwenden. Aber am deutlichſten zeige ſich die Anomalie in dem internationalen Handelscongreſſe, der in Kairo während der Kanaleröffnung ſtattfand. Es iſt öffentlich eingeſtanden worden, daß die Mitglieder des Congreſſes, Namens des Khedive eingeladen, bei ihrem erſten Zuſammentreffen in Paris und Marſeille mit Staunen gewahrten, daß eigentlich Niemand recht wußte, um was es ſich handle. Erſt während der Seereiſe konnten die, welche nicht ſeekrank wurden, die Zeit zu oberflächlichen Beſprechungen anwenden. Sie beſchloſſen vor Allem, nicht wie die anderen „Eingeladenen" ſich betrachten laſſen zu wollen, ſondern als Körperſchaft aufzutreten, dem Khedive die Präſidentſchaft anzutragen, ein Programm zu entwerfen, in welchem es ſich vorläufig nur um „Fragen" handeln konnte und unter ſich einen Vorſitzenden zu wählen.

Abends war man gemüthlich — ich lache nicht, lieber Vetter Hanns — es war gewiß für jeden, der ein deutſches Herz im Buſen trägt, von der wohlthätigſten Wirkung, Herrn von Keudell in der ſtrammen preußiſchen Kuiraſſieruniform unter den deutſchen Landsleuten beim Biere zu ſehen und ihnen Auskunft über Alles ertheilend, was ſie zu wiſſen wünſchten, wenn er es ſelbſt wußte.

Als Hanns hierauf das Wort wieder nehmen wollte, ſchnitt es ihm Weilen mit der Bemerkung ſchnell ab, man möge die Sache von allen Seiten betrachten, die lächerliche ſei die vorherrſchende. Alles war unvollendet, unausgegohren, in ſich widerſprechend und dabei für den Augenblick einer Hoffnung in's Blaue geltend. Das ordinärſte Volk der Preſſe aus Frankreich und zum Theil auch aus Oeſterreich drängte ſich hinzu, um mit Hilfe ſeines Conſuls von dem

Khedive, der die Preſſe fürchtet, mit fünf und achtzig Franken täglich freigehalten zu werden. Die Conſuln vertheilten dieſe ſogenannten „Einladungen“ auch an ſolche, die recht gut ihre Zeche zu bezahlen im Stande geweſen wären.

Der Kaiſer, der Kronprinz, die Staatsmänner, das beſuchte nicht den Souverän in der üblichen Form, die ſelbſt aus dem ſtrengſten Incognito kenntlich hindurchſchimmert; ſondern — ohne daß man ſich die Unbequemlichkeit des Incognito auferlegt hätte — im wahren aller Welt kenntlichen Range, wie man einen nicht ſouveränen Standesherrn durch ſolchen Beſuch zu ehren, zu beglücken gedenkt.

„Da nennt ihr nur immer den Kaiſer, den Kronprinzen, die Staatsmänner,“ rief Frau von Weilen, „und der Kaiſerin der Franzoſen wird mit keinem Worte gedacht. Wär's dem lieben Onkel nicht gefällig uns zu ſagen, ob er denn der hohen ſchönen Dame gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkte?“

Graf Bernhard machte nicht viel Aufhebens. Er ſah ſie zuerſt, als ſie ſich vom Schiffe an's Land begab. Sie ritt dabei auf einem Dromedar, lachte höchſt neckiſch, nicht im geringſten wie das rire généreux einer dame de haut parage, unter dem Klatſchen und Lachen des arabiſchen Janhagels, was ihr Spaß zu machen ſchien. Als ſie dann dem öſterreichiſchen Kaiſer den Arm reichte, hüpfte ſie einher, ſprach viel und mit einem Wort, machte den Eindruck einer ganz gewöhnlichen Weltdame, in ihrem accoutrement: ein ſeidenes Kleid mit Volants, der Buſen und die Schultern halb entblößt, ein ſchwarzes Hütchen nach letzter Mode, Veilchen vorgeſteckt und ein weißer Teint, der ſo paſtös aufgetragen war, daß ihm die Sonnengluth nichts anzuhaben vermochte. Beim Feſte in Jsmaela ſah er ſie dann zum zweitenmal. Da war ſie ſchon kaiſerlicher, wenngleich nicht eben vornehmer. Sie trug ein dunkles Sammtkleid, durchweg mit Bienen geſtickt. Sie ſollen aus Brillanten gebildet geweſen ſein. Der Graf kam ihr nicht ſo nahe, um es unterſcheiden zu können. Seine Augen trugen nicht ſo weit. Sie machte eine Polonaiſentour mit und entfernte ſich hierauf bald, wie die anderen höchſten Gäſte auch. Die Räume waren zu klein, die Unordnungen ſtatt Anordnungen in Maſſe vorhanden, man war froh wieder draußen zu ſein. — —

Das Thema war erſchöpft; der Suezkanal mag ruhig verſanden, oder mit friſchen hundert Millionen zu einer rentablen Durchfahrt ſich herſtellen laſſen; ſeine proviſoriſche Eröffnung war bereits in den offenen Schlund der Tagesereigniſſe hinabgeſtürzt, als ich mich anſchickte das Leichenreſumé darüber zu entwerfen.

Mit dem „weſtöſtlichen Divan“ des Khedive wird es nicht beſſer gehen.

Und für all das ſoll das Journal, ſollen die fliegenden Wiſche der Druckerſchwärze ſchadlos halten?

Närriſcher Wahn! — —

Die unterſeeiſche Telegraphenverbindung mit Indien, die vor wenig Tagen eröffnet wurde, zeigte dagegen ein fertiges Reſultat, vor dem man allen Reſpect haben kann, ſo man überhaupt dazu geneigt wäre.

Prinzen, Lords, Diplomaten ließen zwiſchen London, Indien und Amerika Glückwünſche kreuzen, als wenn es nichts wäre. Unſer Freund Khedive, der König von Portugal, der Präſident der Vereinsſtaaten, der Vicekönig von Indien, antworteten in aller Eile.

Die Gratulation, die der Vicekönig von Indien an den Präſidenten der Vereinsſtaaten ſandte, hatte den weiteſten Weg zu machen, achttauſend vierhundert zwei und vierzig engliſche Meilen, natürlich über London.

In vierzig Minuten war der Glückwunſch angelangt. — Was die Verbindung mit dem äußerſten Oſten angeht, ſo ſind die amerikaniſchen Rieſenbahnen, die einen Welttheil durchſchneiden, bereit, dieſes Geſchäft zu vermitteln.

In Waſhington haben bereits mehrere Gewerbsvereine Denkſchriften bei'm Congreß eingereicht, in welchen ſie um geſetzliche Maßregeln zum Schutze der Taglöhner und Handwerker bitten, gegen die Concurrenz der chineſiſchen Kuli, jener nüchternen und unermüdlichen

Arbeiter, die ſich in Amerika nach allen Seiten hin einniſten.

Es iſt längſt erwieſen, daß man am ſchnellſten von London, Rotterdam, Bremen ungeprellt und ungehudelt nach dem Oſten Aſiens gelangt, wenn man mit dem Dampfer nach Newyork, von dort in ſechs Tagen mit der Pacificbahn nach San Francisco und von hier ſich beliebig nach Aſien einſchifft.

Das iſt mehr, als den Engländern eine Durchfahrt zu verſchaffen, um den ſchändlichen Opiumhandel nach China ihnen zu erleichtern, den ſie jetzt über Brindiſi, das Brunduſium der Alten, ſchon damals Stapelplatz nach dem Orient, leiten wollen und Herrn Leſſeps ein Schnippchen ſchlagen.

Die Pacificbahn wird die Enden der Welt, den äußerſten Weſten mit dem äußerſten Oſten verbinden und einem ununterbrochenen Völkerverkehr dienen.

„Die vereinigten Staaten, ſagte O. F. Peſchel ſchon in der deutſchen Vierteljahr-Schrift (Juni 1857), ſind nicht mehr auf den atlantiſchen Horizont beſchränkt, ſeitdem ſie den Weg jenſeits der Felſengebirge fanden; ſie ſtanden nunmehr auf dem Boden des neueſten Theils der neuen Welt, dem älteſten Staate des älteſten Welttheils im kulturgeſchichtlichen Sinne gegenüber, von ihm getrennt durch einen neuen Ocean, oder vielmehr durch ihn als das vollkommenſte Verkehrsmittel verbunden.

„Das rege Volk der Amerikaner bleibt auch nicht träumeriſch an den Geſtaden ſtehen, ſondern es iſt emſig darüber, ſich eine Zukunft in Aſien zu ſuchen.

„Während dies von ihnen auf dem naſſen Wege erreicht werden ſoll, hatte ſchon längſt ein mächtiger Gehilfe ihnen vorgearbeitet. Die Ruſſen haben von Sibirien aus ihre Macht in Aſien ſtets weiter, man möchte ſagen, ungeſtört ausgedehnt. Das Mutterland wächſt gegen Aſien hinaus, der Zuſammenhang mit der Eroberung wird nie unterbrochen. Bei den großbritaniſchen Beſitzungen in Indien bietet nur das Meer einen ſolchen Zuſammenhang, das heißt: die Herrſchaft über das Meer, das vergänglichſte Moment politiſcher Kraft.

„Es ſcheint beſchloſſen, daß das große aſiatiſche Feſtland, dem die Halbinſel Europa angehört, von den occidentaliſchen Völkern in einer Weiſe europäiſirt werde, die von den prahleriſchen Kindereien des Khedive ſich mächtig unterſcheidet.

„Die Kataſtrophe wird damit enden, daß europäiſches Weſen und abendländiſcher Geiſt durch die geſprengten Thore des Reiches der Mitte triumphirend einzieht in den volkreichſten Staat des klügſten und am früheſten verfeinerten Volkes.“ —

Mit dieſer ſo wohl begründeten Anſicht des treff=

lichen Peſchel hatte ich geſucht die entſtandene Pauſe auszufüllen, da trat Philibert mit einem Zeitungsblatt in der Hand wieder in unſern Kreis.

„Damit es nicht den Anſchein hat, als ob ich dem Vicekönig von Aegypten darüber zürne, daß er uns keine Einladung ſchickte, und nur die Kehrſeite des Unternehmens in greller Weiſe beleuchtete, um mir dafür eine gewiß beſcheidene Genugthuung zu verſchaffen, da es nur gleichſam unter vier Augen geſchah, ſo kann ich zur Rechtfertigung des von mir Vorgebrachten einen Gewährsmann ſprechen laſſen, dem Niemand die Anerkennung verſagen wird. Es iſt einer von den in lebendiger Schilderung von Erſchautem und Erlebten nicht leicht zu übertreffenden Schriftſtellern, Hackländer, der vom Khedive eingeladen, mit der ehrendſten Gaſtfreundſchaft ganz beſonders ausgezeichnet wurde und unter dem Titel „Aegyptiſche Bilderbogen" ſeine Reiſeberichte in einem Wiener Blatt abdrucken ließ.

„Obgleich er überall höchſt rückſichtsvoll ſich äußert, ſeine Erwartungen von der glänzenden Zukunft des Unternehmens ſo hoch ſpannt als nur immer möglich und für den Khedive nur das Beſte in Bezug auf ſeine Abſichten und deren Erreichung in Bereitſchaft hat, ſo gelangt er dennoch zu einem Abſchluß, einem Total, dem er Ausdruck zu geben ſich nicht verſagen will.

„Ich leſe euch die Stelle vor; es iſt nicht lang und trägt das Intereſſe in ſich, meine früheren Aeußerungen zu bekräftigen.

„Ich hatte Kairo ſeit achtundzwanzig Jahren nicht geſehen," ſchreibt Hackländer, „und fand hier Alles unter dem ſteigenden europäiſchen Einfluſſe und gerade nicht zum Vortheil der altorientaliſchen Stadt verändert.

„Nur in den engen, dunkeln Bazars mit ihren Schattendecken aus Teppichen oder Matten, hoch oben über die gewundenen Gaſſen geſpannt, hat ſich noch das alte, reizende, orientaliſche Leben erhalten, und hier haben wir wieder manche Stunde vertrödelt und verträumt; das ſind immer noch die alten gemüthlichen Geſellen, auf einem Stückchen bunten Teppichs kauernd, das Nargileh rauchend, den Tſchibuk, leider auch häufig die proſaiſche Papier-Cigarre.

„Da haben wir uns wieder einmal von ihnen zeigen laſſen die bunten Teppiche aus Perſien, Smyrna und Kurdiſtan; die Waffen aus Damaskus oder Koraſſan, vielleicht auch aus Solingen; da haben wir gehandelt um den ächten gelben Tabak aus Kleinaſien, oder um den braunen Sakkieh, um einen dunkeln Burnus, oder um eine bunte Kuffieh, das Kopftuch, das hier alle Welt trägt.

„Da ſind wir als gute Freunde von ihnen geſchieden, auch wenn wir nicht des Handels einig wurden und mit dem bekannten Augenaufſchlagen und dem gewiſſen Zungenſchnalzer entlaſſen wurden.

„Und die alten, ehrwürdigen Pyramiden, Aegyptens uraltes Wahrzeichen, freilich ſtehen ſie noch da im Sande hinter dem ſchmutzigen Orte Gizeh, und die Tauſende von Fremden, die an ihnen auf und ab geklettert ſind, haben die Phyſiognomien der uralten Steine nicht verändern können.

„Batſchiſch wird dort noch auf jeder Stufe verlangt, ächte und falſche Skarabäen werden dort noch immer von zerlumpten Arabern zum Verkauf angeboten; noch immer ſtarrt das Rieſenhaupt der Sphynx gegen Oſten auf die weite Fläche hinaus, wie träumend von längſt vergangenen Zeiten, wenn ſie den wehenden wirbelnden Sand ſieht — aber — bis an den Fuß der Pyramide des Cheops führt eine breite, mit Akazien bepflanzte Fahrſtraße und mündet in den Hof eines Landhauſes, das ſich der Khedive ſeitwärts erbauen ließ, während wenige Schritte unterhalb deſſelben ein Hotel entſtand, in dem man für zwanzig Francs täglich in Koſt und Logis genommen wird . . . . .

„Schrecklicher Gedanke! Der gewaltige Zauber der Einſamkeit, der früher die Rieſengräber der Pharaonen ſo poetiſch umwehte, iſt gebrochen, aber nicht glücklich gelöſt worden. Man wird künftig auf der Spitze der Pyramiden das Frühſtück einnehmen, vielleicht an dem Steinſarge Cheops diniren und langweilige Geſichter werden es beautifull finden, ihren Thee zwiſchen den Tatzen der Sphynx zu trinken.

„Immerhin — uns bleibt die Erinnerung, welche überhaupt das Schönſte im Leben iſt, und wenn wir uns mit einer glücklichen Phantaſie zurückträumen in unſere oft mühſamen Fahrten in dem Wunderlande Aegypten, werden alle Schatten verſchwinden und wir gedenken nur der Palmenpracht des Nilthales mit dem Wunderbaue der Pyramiden.“ — — —

Schloß N.....
Nachts auf dem Zimmer.

Ich verließ ſtillſchweigend den Salon, um dieſen langen ſiebenten Brief endlich abſenden zu können.

Die Kaiſerin Eugenie zu Dromedar, brachte mich auf einen Dromedar, der mir einſt in Fontainebleau gezeigt worden war, der Napoleon I. in Aegypten getragen, von deſſen Höcker herab er vielleicht die famoſe Anſprache an ſeine Soldaten hielt vor der Schlacht bei den Pyramiden.

Das alte Thier wurde in Ehren gepflegt. Es bekam ſeinen Bedarf an rauhen Diſteln, ſo lange ſie ſein Magen verdauen konnte.

Dann war's ebenfalls um jene Zeit, bei unſerer zweiten Einnahme von Paris, 1815, als ich mir in der Pariſer Notre-Dame den Schatz der Kirche beſah. Man zeigte mir zuerſt den Krönungsmantel Napoleons I., aus dunkelviolettem Sammt, durchweg mit Bienen geſtickt und mit Hermelin gefüttert.

In der Abtheilung unter dieſem bekam ich den Mantel und die anderen Paramente in weißer Seide und Gold zu ſehen, womit der kurz darauf von Napoleon gefangen gehaltene Papſt Pius VII. bekleidet war, als er die Weihe der Salbung an ſeinem Kerkermeiſter zu vollziehen, unter militäriſcher Bedeckung nach Paris geſchafft worden war. —

Ich bitte meine Leſer mir für den Raum einer halben Stunde zu erlauben, die Gegenwart bei Seite zu laſſen und ſie einzuladen mir zu folgen.

Es iſt ein Halt, den ich am Ende einer großen hiſtoriſchen Periode in Anſpruch nehme. Und ich fühle mich nicht unberufen das Wort zu ergreifen.

Es war im Jahr 1807, da ſah ich Napoleon, den Kaiſer, zum erſtenmal.

Oberſt Forreſtier, unſere Einquartirung, verſchaffte mir die Gelegenheit. Er führte mich in den innern Schloßhof, um die Ankunft des Kaiſers zu ſehen, der von einem Ausritte erwartet wurde.

Man wußte damals nichts von Holzſchnitten. Die Bilder, die man von dem Helden des Tages ſah, waren geſchabt, verwaſchen, geäzt, oft ſchlecht colorirt — ſie ſtellten ihn vor wie einen Bramarbas, in der ſchwergeſtickten Marſchallsuniform, dem dreieckigen goldbordirten Hut, mit dem Buſche dreifarbiger Straußfedern, und in der Gegend der Magenhöle mit breit umgelegter dreifarbiger Schärpe. Immer in ganzer Figur.

Und nun, wie ſoll ich mein Erſtaunen ſchildern!

Ich war überraſcht von Napoleons Schönheit. Ein Burſche von ſechszehn Jahren, wie ich damals, weiß doch wohl über das zu urtheilen, was ſchön oder nicht am Menſchen.

Ein kleines, feines, ebenmäßiges Geſicht, die Farbe ein tiefes Gelb, durchaus nicht krankhaft, wie es den Südländern eigenthümlich, dunkelſchwarz glänzende, glatt anliegende Haare und bei'm Oeffnen des Mundes ein Zug von blendender Lieblichkeit.

Das Alles wurde während eines Moments ſichtbar.

Napoleon ſprengte zum Thor herein.

Zwei Stallmeiſter fielen ihm in die Zügel.

Er ſprang ab, ſtreichelte den Gaul, einen Schimmel, und ſprach ſcherzend einige Worte zu ihm hin.

Dann ſtieg er ſchnell ein paar Stufen hinan und verſchwand hinter dem Vorbau, der den Eingang zur ſogenannten Kammertreppe den Blicken entzog.

Das Einzige, was auffallend in dem Geſichte hervortrat, war ein etwas ſtark hervortretendes Kinn.

Wenn Winkelmann ſagte: „Auf der Stirne des Apoll ſitze Menſchenverachtung“ — es mag fürchterlich für Den klingen, der im Stande iſt die Erhabenheit des Gedankens zu erreichen.

So iſt mein hier folgender Vergleich abſichtsloſer:

Das ſtark geformte Kinn deutet auf Mannesmuth, feſten Sinn, Beharrlichkeit. Es ſcheint mir nicht unwichtig es ſo zu faſſen. Die unterſetzte Statur war durchaus zierlich. Man muß bedenken, daß der ſtark hervortretende Bauch durch den Schnitt der Uniform bedingt wird. Im grauen Ueberrock war dies nicht der Fall. — —

Als Napoleon geſtorben war, ſorgte ich alsbald, von St. Helena einen ächten Originalabguß ſeiner Todtenmaske zu erhalten.

Es waren dieſelben feinen Linien, nur etwas in die Länge gezogen. Die Augen waren geſchloſſen. Der Mund war geöffnet und zeigte die Kronen einer Reihe ſchön geformter Zähne. —

So war der Kaiſer der Franzoſen Napoleon.

Der Kontraſt wird nur deſto greller hervortreten, wenn wir uns nach dieſer Excurſion zu ſeinem Gegenſtück wenden: Gefühllos wie Marmor, verſchmitzt, perfid. Tauſend Widerſprüche in Charakter und Geiſt.

Im Jahr 1812, es war im ſchönen Monat Mai, da alle Blüthen ſprangen, führte der franzöſiſche General Loiſon das Kommando in Königsberg. Neben ihm exiſtirte keines. Die offene Stadt, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Preußen wie es damals noch beſtand, war der Sammelplatz der Heeresmaſſen, die Napoleon I. von hier über den Niemen nach Rußland führte.

Ehe er ſelbſt eintraf, denn darüber hin waren etwa fünf Wochen verſtrichen, lief eine gar ſeltſame Zumuthung bei den Königsberger Stadtverordneten ein. Es klang wie eine poetiſche, wehmüthige Regung, trug aber zugleich ein Etwas in ſich, das einem Schimpf ähnlich ſah.

Napoleon hatte den beſtimmten Wunſch, ſo viel als Befehl — ausgeſprochen, er wolle während ſeines etwa dreitägigen Aufenthalts die Räume bewohnen, welche von der Königin Luiſe während ihrer letzten Anweſenheit bewohnt worden waren. Der Königin, der er, um den Preis ihrer Ehre, Preußen wieder herſtellen wollte.

Die Väter der Stadt ſteckten die Köpfe zuſammen. Das war der Kirchenrath Buſolt'ſche, ehemals Hippelſche Garten, mit dem großen *Salve!* über dem jetzt immer verſchloſſenen Thor und mit Verſen nach damaligem Styl geſchmückt, wie: „Verliebte wandeln im Thal, Denker auf den Höh'n, die Wahl hat ihre Qual, wir gehen, wo wir gehn!“

Man unterſuchte das Haus und die umliegenden Höfe. Da war ſchwer herauszukommen. Für den Kaiſer nothdürftig, für den perſönlichen Dienſt, bah! mit dem werden keine Umſtände gemacht: allein mit dem Gefolge! In dieſer Bedrängniß plötzlich ein neuer Allarm.

Graf Segur, der Haus- und Reiſemarſchall iſt eingetroffen und verlangt, daß ihm Guides zur Verfügung geſtellt werden, um ihn in ſeinen nothwendigen Geſchäfts-wegen zu führen.

Man eilt in die Stadt. Der Graf iſt erzürnt über das deutſche Phlegma, das ſich ſo langweilig in der Angelegenheit benahm. Es wird ihm Bericht erſtattet. Was iſt zu thun? der Kaiſer trifft vielleicht ſchon am Nachmittag ein.

Da kommt Einer darauf, daß die Königin Luiſe einmal in dem großen gräflich v. d. Gröbenſchen Hauſe, in der Landhofmeiſterſtraße gewohnt habe. Damit wäre für das Gefolge geſorgt und der Kaiſer müſſe mit den großen Räumen im Schloſſe ſich zufrieden ſtellen laſſen, da nichts anders für ihn ausfindig gemacht werden könne.

Einige junge Bürgerſöhne, die geläufig franzöſiſch ſprachen, wurden als Guides in's Schloß berufen und für mich ſorgte der Statdrath Bertram, ein intimer Freund meines Vaters, ſo gut, daß ich zum eigentlichen Guide de l'empereur angenommen und als ſolcher dem Grafen Segur vorgeſtellt wurde und meinen Platz im Vorſaal zu den Gemächern angewieſen erhielt.

So hatte ich den Vormittag über ruhig und ungeſtört dageſeſſen, als plötzlich Stadtrath Bertram mit ſchnellem Satze hereinſprang und mir zurief: „Jetzt aufgepaßt! Jetzt geht's los!"

Und wirklich wurde eine Bache und dann eine zweite von Livreebedienten hereingetragen, geöffnet und ihres Inhalts entleert, der proviſoriſch auf ein paar Tiſche gelegt wurde, die ſchnell zuſammengeſchoben wurden.

Ich ſah verdutzt hin und rührte mich nicht. Die Bedienten entfernten ſich ohne auf mich zu achten.

Als ich mich jetzt näherte und ein Nachtgeſchirr, eine chlisopompe, ein bassin, Alles von purem Gold und mit dem kaiſerlichen Adler geſchmückt, beſah und ſogar anzurühren mir erlaubte, wurde ich plötzlich durch einen heftigen Druck am Kopfe erſchreckt. Ich greif darnach, aber zu gleicher Zeit ſeh' ich mich in dem Spiegel, Napoleons kleinen Dreiſpitz auf dem Kopfe, den mir Bertram aufgeſetzt hatte und dazu wie ein Kobold lachte.

Zum Glück b[illegible] wir ungeſtört. Der kleine Hut war mit Badinen, Gerten und andern familiären Gegenſtänden angekommen.

Endlich erſchien Napoleon, ein Gefolge von Fürſten; Mameluken im Corridor: eine Abtheilung Chasseurs à cheval: ein Piket von dreihundert grénadiers de la garde. Und dazu die Buſoltiſche Idylle! —

Am andern Tage frühſtückte ich mit einigen von den Dienern. Die Speiſen waren von den franzöſiſchen Köchen bereitet. Das Dejeuner des Kaiſers wurde zu gleicher Zeit an unſerm Tiſche vorübergetragen. Zwölf Braves des Braves, vollig kriegsgerüſtet, escortirten die Speiſen, damit kein unangenehmes Gewurz hineinfalle.

Während des Eſſens erhielt ich von Ségur den Befehl, mich um drei Uhr bereit zu halten, um den kaiſerlichen Zug in den Hafen zu führen. Und ſo geſchah es. Voraus zwei Chasseurs à cheval, die geſpannten Piſtolen auf das Volk gerichtet, zwiſchen ihnen ich im Wagen, dann Mameluken, der Kaiſer, die Fürſten u. ſ. w. Ich ſah nichts davon, da ich vorwärts zu ſchauen hatte. Und als ich in's Schloß zurückkehrte, wurde mir geſagt: „man bedürfe meiner nicht mehr. Adieu!“

Wenn man Alles, was ich hier nach beſtem Wiſſen über des Kaiſers Erſcheinung in Königsberg mitgetheilt habe, zuſammenfaßt, ſo muß man erkennen, daß zwiſchen dem erſten Entſchluſſe zum Aufbruch und ſeinem eigentlichen Beginne ein Niederſchlag der Gefühle ſtattgefunden, wie er nur auf eine Weiſe zu erklären möglich wird.

Eine Zuverſicht mit einer ſcheinbaren Anwandlung von Poeſie und dann das Uebrige, bis zur Ueberſchreitung des Niemen.

Man ſagte ſich, irgend eine unheilvolle Prophezeihung der Lenormand läge dahinter verborgen, denn er war aberglaubiſch. Sicherer ſcheint mir anzunehmen: daß ein plötzliches Inſichgehen ihn ergriff. Der alte Wahlſpruch des Camoëns iſt mir ſtets gegenwärtig:

„Es kann ſich über Zukunft leicht belehren, der auf des Herzens Ahnungen will hören.“ —

Meiner Guidenſchaft enthoben, war ich jetzt auf dem Schloßplatze und ſah, wie Napoleon auf ihn herunter ſchaute.

Er ſtand, den Hut auf dem Kopf, am offenen Fenſter, die Arme gerad zu beiden Seiten auf das Fenſterbrett geſtemmt. Sein Sinn ſchien abgewandt von der Scene.

Ich ſah ſein Auge in die Ferne ſchweifen und vielleicht in der dichten Maſſe des in ſtillem Ingrimme verharrenden Volkes den Urheber eines Gedichts ſuchen, das eben friſch aus Spanien angekommen ſein ſollte und geheimnißvoll — jedoch in deutſcher Sprache — verbreitet worden war und eine trübe Weiſſagung des alten Berggeiſtes „Pyrenäus“ für den Weltbezwinger in prächtigen Terzinen enthielt. Der Verfaſſer war ein Königsberger Student, Friedländer, der vor einigen Jahren als Profeſſor in Halle geſtorben.

Mit dieſem Gruße ließ man ihn ſeinem entſcheidenden Verhängniſſe entgegenziehen: mit anderen, eigends für den Zweck erſonnenen Grüßen empfing man ihn in Königsberg, nachdem ſich jenes erfüllt hatte.

Herr von Kotzebue, der nicht nur ruſſiſcher Generalconſul, ſondern auch Theaterdirector bei uns war, ſorgte für ein Gelegenheitsſtück „Der Flußgott Niemen und noch Jemand:“ in welchem der alte Gränzſtrom perſonifizirt, im Geſchmacke des Charon coſtümirt, ſeinen Rachen in Bereitſchaft hält und dem „Noch Jemand“ in der Geſtalt Napoleons tüchtig in Knittelverſen die Leviten lieſt.

Alle Abende gegeben, füllte das Stück das Theater. Das Publikum ließ keine Schimpfrede auf den Boden fallen, eine jede war ſeiner Seele entnommen. Aber wenn dann noch zum Schluſſe, um den Reiz zu verſtärken, gar der alte Fritz in einer Glorie erſchien, ganz ſo als ob er lebte, dann war's ein Lärm, wie man ihn zur Zeit wohl wieder in den Theatern hört.

Dieſem Empfange in Königsberg, fehlte es dem von der Bereſina nach Hauſe flüchtenden Kaiſer auf der Weiterreiſe nicht an ähnlichen Kundgebungen.

Ein Berliner Künſtler hat in Form einer Viſitenkarte einen großen zottigen Hund abgebildet, der Waſſer aufleckte. Erwärmte man die Karte über einem Lichte, ſo wurde der Hund grün wie Galle und das Waſſer roth wie Blut und im Innern ſeines Leibes wurde ein kleines Kärtchen ſichtbar, jener Länder, die er verſchlungen hatte.

Ein anderer Hund zeigte, gegen das Licht gehalten, ſtatt des Hundkopfes das Porträt Napoleons.

Ein Porträt Napoleons aber verwandelte ſich durchſcheinend in einen Haufen Todtenköpfe.

Während dieſer ſchmählichen Verhöhnungen ſtanden die Preußen auf, wurden die Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig geſchlagen und Napoleons Thron von Paris nach Porto Ferrajo auf Elba verlegt.

Aber ſelbſt ſein Unglück verſöhnte die Völker nicht.

Ein Blatt erſchien, auf welchem man den Erkaiſer, eine lächerliche Krone auf dem Haupte, auf ſeinem vom Meer umſpülten Felſen ſitzen ſah, ein Scepter in der Hand, ſeine Truppen exercirend. Dieſe waren Ratten und Mäuſe in langen Kolonnen aufmarſchirt, die eigentlichen Autochthonen der Inſel Elba, und wie man weiß, ein kriegeriſches Geſchlecht, das Alles benagt was es erreichen kann.

In Frankreich erſchien Napoleons Jugendgeſchichte und ſeine erſten Liebſchaften, in welchen er als Scheuſal figurirte. Das waren die dem Träger des Namens „Napoleon“ zuletzt gezollten Ehren.

Alle dieſe Pasquille wurden ungeſtraft in Paris verkauft; und man darf hinzuſetzen, daß die große Maſſe daran keinen Aerger nahm. So gründlich haßte man den Mann, deſſen goldenes Sternbild von der Vendomeſäule geriſſen, an einem Stricke durch den Koth geſchleift worden war.

Jetzt zündete das Vive Henri IV.

> Vive Henri IV. Vive ce Roi vaillant!
> Ce diable en quatre, a le triple talent,
> De héros et de battre, et d'être un vert-galant[1])!

---

[1]) Un vert galant. Ein luſtiger Courſchneider, nach heutigem Ausdruck.

J'aimons les filles, et j'aimons le bon vin!
Comme nos bons drilles[1]) à de petits refrains &c.

Die Kugeln welche Labédoyère und Ney niederſtreckten, trafen zwar ſchmerzlich das Herz der Nation; die „gloire“ war dahin; aber dennoch erzählte man ſich ſchon die „mots généreux“ des geiſtreichen Louis XVIII., die Herzogin von Berry war bald die Beſchützerin von Allerlei geworden, was den Pariſern Spaß macht. Es gab ein théatre de Madame, eine bonnetière, eine couturière und Gott weiß was Alles, „de Madame.“

Fuhr der König aus, ſo ſpielten die Drehorgeln: „Où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille“ und „Aux coeurs bien nés que la patrie est chère.“

Aber ſelbſt während der Hundert Tage ſang man Napoleon unter der Naſe ein Lied, welches den Refrain hatte: „Rendez-nous notre père de Gand,“ — Gent — wohin ſich Ludwig XVIII. vor ihm geflüchtet hatte.

Als die Polizei einſchreiten wollte, zeigte man das Lied gedruckt und da ſtand: „Rendez-nous notre paire de gants.“ Es war, wie ſie behaupteten, ein Volkslied, etwa wie unſer: „zu Lauterbach hab' i mei Strumpf verloren.“ Ganz unſchuldig. —

Auch Karl X. wurde perſönlich geliebt. Er beſaß nicht den Geiſt ſeines Bruders, aber er war der vollkommenſte Cavalier d'ancienne souche und Meiſter in der Kunſt der mots généreux.

---

[1]) Comme nos bons drilles, wie unſere Soldaten (drille, alt für Soldat).

Nach Ausſage der Kenner in ſolchen Dingen bezauberte er Alles, was ſich ihm nahte. Ich denke hierbei nicht an die eigentlichen Legitimiſten: aber es ſchlug noch im ganzen franzöſiſchen Volk eine Ader, durch die das Blut heißer und beſchleunigter rollt, wann ein Enkel des heiligen Ludwig den Thron einnimmt.

Trotz aller Verirrungen, aller Ueberſtürzungen, erwacht zu Zeiten der Ernſt im Menſchen, der zur Rückkehr, der zur endlichen Sühne treibt.

So viel ſteht feſt, daß für Napoleon alle Sympathien erloſchen waren, daß man ſeiner Familie mit Geringſchätzung gedachte und ſicherlich keinem einzigen Gliede derſelben eine von den großen Eigenſchaften beimaß, die den Kaiſer ausgezeichnet hatten, und daß es damals wohl keinem Franzoſen in den Sinn kam, einen Napoleoniden ſich als Prätendenten zu denken. —

Selbſt ſeine Wittwe, Maria Luiſe von Oeſterreich, die Napoleon den Titel „Kaiſerliche Majeſtät“ als Herzogin von Parma verdankte; die Mutter des „Königs von Rom,“ den ſie als Herzog von Reichſtadt, „im Garten von Schönbronnen,“ auf das Kläglichſte verkommen ließ, ſorgte für eine würdigere Nachkommenſchaft, indem ſie zu einer morganatiſchen Ehe ſchritt und in dieſer eine ganze

Reihe Kinder zeugte, die ſie trefflich verſorgte, und ihnen den Namen Montenuovo (Neuberg, Neipperg) beilegte.

Kann es einen ſtärkeren Beweis der Verachtung Napoleons geben, als den ſeiner eignen Frau, aus hochfürſtlichem Geblüte? — Ha! —

Ich war dazu gekommen, einen Milchbruder Napoleon I. nicht nur genau kennen zu lernen, ſondern auch durch ihn eine Charakteriſtik der ganzen Sippe zu erlangen, die er — der Kaiſer — zu Macht und Reichthum erhoben: dieſen Survillers, einſt König von Spanien, jenen St. Leu, einſt König von Holland, dieſe Murat, Borgheſe, Hortenſe, Bacciochi! E tutti quanti!

Der Milchbruder Santini trieb ſich mit dem Burſchen Alexander Bonaparte (der heilige Napoleon kam erſt ſpäter hinzu) in den Gaſſen des kleinen ſchmutzigen Ajaccio herum. Es dauerte jedoch nicht gar lange. Mit dem elften Jahre wurde Bonaparte nach Brienne in die Militärſchule geſchickt, weil ſein Geiſt ſich bedeutend entwickelte, und ſein Vater Hoffnungen darauf gründete.

Als dann aus dem Burſchen Bonaparte Napoleon geworden war, zog er Santini zu ſich. Er begleitete ihn überall hin. Zu glänzenden Heldenthaten konnte er ihn jedoch nicht ſtempeln, dafür füllte er den intimen Dienſt um den Kaiſer vollſtändig aus. Bei'm Entkleiden, bei'm Aufſtehen, in der Nacht, am Tage, wann die Geſchäfte ruheten, immer war Napoleon und Santini beiſammen und dieſer hatte das Ohr des Kaiſers, das er jedoch als ſehr gewiſſenhaft und von dem Stolze der Ehrlichkeit durchdrungen, wie ich ihn durch drei Jahre zu kennen Gelegenheit hatte, nie auf die Weiſe alltäglicher Günſtlinge mißbrauchte.

Es war in Brünn, während ich dort drei Jahre als Schauſpieler lebte. Santini war mit Napoleon auf Elba geweſen, hatte mit ihm den Triumphzug nach Paris mitgemacht und die hundert Tage in ſeiner gewöhnlichen Function hantirt. Da kam das Exil auf St. Helena, und dahin durfte ihm kein Santini folgen. Der treue Diener ſeines Herrn wurde nach Brünn internirt und dort ziemlich obenhin überwacht, da er von hier nichts unternehmen konnte, was nur irgend eine Folge zu haben verſprach. Oeſterreich zahlte ihm eine Subvention von monatlich hundert Gulden.

Ich ſuchte Santinis Bekanntſchaft, was mich einem Verdachte bloßſtellte, weil damals die deutſche Jugend zu rumoren begann. Mir gleich. Nach unſerer erſten Begegnung, ſuchten wir uns auf; fanden uns; machten täglich unſere Spaziergänge in dem Santini angewieſenen Raume, und mein geläufiges Franzöſiſch erleichterte die Sache bedeutend.

Mit dem Jahre 21 hörte die monatliche Subvention auf. Napoleon war todt, Santini erhielt noch einmal zwölfhundert Gulden und hatte Oeſterreich zu verlaſſen, wenn die Familie des Kaiſers ſich nicht ſeiner annehmen wollte. Alle wieſen jeden Anſpruch Santini's zurück. Sie hätten ihr ganzes Unglück dem unerſättlichen Ehrgeiz des Kaiſers zu danken und wollten ſein Andenken für immer aus ihrem Gedächtniß auslöſchen.

Endlich meinte Joſeph, nunmehr Graf von Survillers benamſet, einem menſchlichen Gefühl Gehör zu geben, indem er Santini den Antrag ſtellen ließ, als Kammerdiener bei ihrer Mutter, Madame Lätitia in Rom einzutreten, wo er einen leichten Dienſt haben würde, die wenigen Beſuche anzumelden, die ſich bei ihr einfinden.

Darauf antwortete Santini kurz und beſtimmt.

„Ich, der die Ehre hatte, dem Kaiſer perſönlich zu dienen, nehme keinen Dienſt bei einem von ſeiner Familie an.“

Wir begingen einen recht rührenden Abſchied. Armer Santini!

Er war mir entſchwunden. Ich hörte nichts von ihm.

Das war im Jahr 1821. Drei und dreißig Jahre ſpäter führt mich ein Zufall, den ich mir nicht geträumt hätte, wieder nach Paris. Ich hatte den Auftrag erhalten, mit meinem alten Freunde Giacomo

Meyerbeer Unterhandlung zu pflegen über die erſte Vorſtellung ſeines „Nordſtern,“ die er in Stuttgart aufführen laſſen und ſelbſt einſtudiren und dirigiren ſolle.

Wie ich nun da ſo Abends mich in das Gewühl des Boulevards menge, ſtellt ſich einer mir in den Weg. Es iſt Santini. Welche Ueberraſchung!

„Wie mir Louis Philippe meinen alten Herrn ſo hoch in Ehren hielt, ihn wieder auf die Siegesſäule ſetzte, und zwar ganz ſo, wie er war, im grauen Rock und kleinen Hut, da faßte ich mir ein Herz und meldete mich zu einem Dienſt. Gleichviel was. Denn ich war nahe am Verhungern und hätte bei den Bauern als Knecht gedient, wenn ſie mich nehmen wollten.

„Und der weiſe König hörte mich gnädig an. Ich hatte mich nicht verrechnet.

„Maintenant je suis de la maison du Roi!“ rief er lachend und lud mich andern Tages in die Tuilerien, um mit ihm zu frühſtücken.“

Weiter erfuhr ich nichts mehr von ihm. Er war bedeutend älter als ich. —

Und noch einmal kam ich in eine nähere Beziehung zu Napoleon I., und das ſoll hier ſogleich eine kurze Erwähnung finden.

Als ich mein Haus in Baden bewohnte, kommt die Gräfin Luxburg von Säckenheim herüber und beehrt mich mit einem Beſuche, der zu einem Geſchäfte die Einleitung bilden ſoll. Eine längliche Geſtalt, aus deren Kopf zwei tief dunkle Augen blicken, die allenfalls auf eine einſt vorhandene Schönheit ſchließen laſſen.

Sie iſt die Mutter jenes einſt vielfach genannten Grafen Leon, eines wilden, zügelloſen Menſchen, eines natürlichen Sohnes Napoleon I. Er prozeſſirt mit ſeiner Mutter, gegen die er die unverſchämteſten Anklagen erhebt, um die Herausgabe des Vermögens, das ihm, nicht ihr gehöre.

Als eine Lebensaufgabe betrachte ſie es, ihre „Denkwürdigkeiten" herauszugeben, und ſie habe zu deren Redaction Jules Janin auserſehen gehabt; dieſer nehme aber in Zeitungsartikeln ſo ſchmählich Partei gegen ſie, wahrſcheinlich von ihrem Sohne durch große Verſprechungen gewonnen, daß ſie auf ihn nicht mehr rechnen dürfe, und da ſei ihre Wahl auf mich gefallen. Ich erſchrack und verſtummte; ſie überſprudelte von meinen großen Vorzügen, ſie beſchäftige ſich viel mit Literatur und da kenne ſie meinen Werth aus Ueberſetzungen.

Neugierig war ich denn doch zu wiſſen, wie ſie zu Napoleon oder er zu ihr gekommen.

Sie war die Tochter eines armen Offizier und wurde in St. Cyr erzogen. Bei den Prüfungen war der Kaiſer ſtets zugegen. Die Fragen, die an ſie ergingen, beantwortete ſie offen, klar und beſcheiden, und Napoleon lobte ſie. Am ſelben Abend lud ſie die Murat, ſeine ſtändige Kupplerin, auf ihr Zimmer ein, um ihr einige Geſchenke für ihr gutes Beſtehen bei der Prüfung zu machen. Im Zimmer ſtand ein gedeckter Tiſch mit Näſchereien, Wein und feinen Nippes. Kaum noch hatte ſie Zeit gehabt Alles zu beſehen, als der Kaiſer durch eine Tapetenthür eintrat, durch welche die Murat alſogleich verſchwand.

Napoleon zog die Erſchrockene feſt an ſich und erlaubte ſich eine Unanſtändigkeit. Sie hob die Hand und gab ihm eine Ohrfeige.

„Ah, que vous êtes sotte!“ rief er lachend und rief die Murat herein, die dem dummen Mädel ihre weiſen Lehren einprägte.

„Eh bien! je suis contente! je suis l'épouse d'un Comte du St. Empire.“

Die Luxburg wurden mit anderen Edelleuten von jenem Kurfürſten von Bayern, jenem Kaiſer Karl VII. gegraft, der mit Spanien und Frankreich verbunden, Deutſchlands Boden mit Blut düngte und Maria Thereſia ihr Erbe entreißen wollte.

Der Comte du St. Empire, der der Gräfin zu Theil wurde, war übrigens ein Gegenſtand allgemeinſter Verſpottung, ſeiner Dummheit wegen.

Daß ich die mir zugedachte Ehre zurückwies, wird man mir glauben.

Das nicht unbedeutende Vermögen ſoll jetzt den deutſchen Luxburg zugefallen ſein. —

Erſt mit Louis Philippe, der alsbald der gemeinſten Verſpottung anheimfiel, erhoben ſich vereinzelte Stimmen zur Verherrlichung des „Mannes.“

Zwei junge Gascogner Méry und Barthélemy ſchrieben ihren „Fils de l'homme“ und gaben die „Némésis“ heraus. Philippon erfand ſeine unheilſchwere „Birne,“ um in der „Carricature“ des Königs Kopf zu verſinnlichen; der Regenſchirm den er ſtets unter dem Arme trug, und die „poignées de main,“ mit denen er bald nach ſeiner Erwählung Krethi und Plethi regalirte — dies Alles wurde für ihn zu Geißelhieben der Satyre.

Mit ſeiner Erniedrigung wuchs aber die Erinnerung an die Gloire, und an Den, dem man ſie verdankt hatte. Als der König im verſöhnlichen Sinne den Kaiſer nicht als Imperator, ſondern in ſeiner populärſten Erſcheinung wieder auf die Vendome-Säule ſtellen ließ, beging er den ihm ſchädlichſten Mißgriff. Der Mann im kleinen Hute trug bald den Sieg über den Mann mit dem Birnenkopfe davon. —

In Deutſchland fand dieſe Rehabilitation des „kleinen Korporal“ Widerhall. Ein Jahrzehent war eben erſt verſtrichen; die Wunden der langen Kriege Napoleons waren noch nicht vernarbt, und ſchon ſollte den Leuten weiß gemacht werden, daß man den vor Kurzem noch allgemein verwünſchten Unterjocher vom objectiven Standpunkte der Geſchichte in ſeiner Größe zu bewundern habe.

Heine ließ ſeinen Tambour Legrand durch die Welt trommeln und der Janhagel lief wie mit einer Wachtparade hinterher. Aber an dem Tage, als man des Kaiſers Standbild wieder auf die Säule ſtellte, ließ ſich eine Stimme von Paris aus vernehmen; die ächt patriotiſche Stimme eines jungen Franzoſen, Auguſt Barbier, welche für Frankreich ehrenvoller klang, als die des undeutſchen Heine für uns.

Ich will es hier verſuchen, die Gedanken des Dichters ſo treu als möglich wiederzugeben, wenn es mir auch nicht gelingen ſollte, der Macht des Ausdrucks im vollſten Maaße gerecht zu werden.

I.

Auf, Heizer, ſchnell herbei die Kohlen,
　Mit Eiſen, Kupfer, Blei heran,
Den Blaſebalg laßt Athem holen,
　Bediene recht die Glut, Vulcan!
Gib fette Speiſe dieſem Schlauche,
　Damit ſein Zahn ſie raſch zermalmt,
Sonſt laſtet ſie im Rieſenbauche,
　Wenn nicht ſein Gaume glüht und qualmt. —

So recht! — Du Flamme — rein, doch unbeſtändig,
　Ohn' Ende ſprühend, und gefärbt wie Blut;
Auf! ſtürz' heran! Es werde drin lebendig,
　Die Erze packen ſich mit Wuth!
Ha, welch ein Springen, Toben, Haſſen,
　Auf Kupfer Eiſen, und auf Eiſen Blei,
Ein Strecken, Krümmen, ſich vernichtend Faſſen,
　Gleich der Verdammten Wehgeſchrei! —

Nun iſt's geſcheh'n — die Flamme iſt getödtet,
Die Eſſe raucht und glüht nicht mehr.
Das Erz nur wallt, von innerer Glut geröthet;
Stoßt auf des Zapfens mächtiges Wehr!
Auf Ungethüm! nun brüll' und ſchwelle
Mit wildem Satz auf deinem Herd,
Gleich wie der Sturzbach von der Quelle,
Wie vom Vulcan die Flamme fährt.
Dem Erdenſchooß gib deine Lave,
Des raſchen Guſſes glühenden Lauf;
Zur Form von Thon ſtürz' Erz als Sclave,
Und ſteig' daraus als Kaiſer auf! —

II.

Und immer Du! — Napoleon, Dein Bildniß! —
Wohl haſt Du Krieger, hart und ungerecht,
Die ſchöne Welt verkehrt zur blutigen Wildniß,
Nur um ein Lorbeerreis, gering und ſchlecht. —
Für Frankreich war's ein Tag der herbſten Wehen,
Als auf der Höh' des Piedeſtals
Dein Bild als einen Dieb man konnte hängen ſehen,
Den Strick aus Hanf um ſeinen Hals;
Wie an der Siegesſäule Stufen
Des fremden Kriegers Hand verſucht,
Mit ſchwerer Müh' und unter Hurrahrufen,
Herabzuziehn des Erzes mächtige Wucht. —
Und endlich fiel es dann hernieder:
Zuerſt das Haupt mit Siegeslaub,
Dann ſtürzten jählings nach die Glieder,
Der eherne Leib ſtürzt in den Staub. —

Der Hunn', der blöde Hunne und der Ruſſe,
So ſchmutzig und im Auge niedre Wuth,
Sie ſchleiften nun den Kaiſer hin zum Fluſſe,
Vor Frankreichs Volk, das keinen Einhalt thut. —

Wer in der Bruſt ein Herz fühlt ſchlagen,
Dem bleibet die Erinnerung wach,
Die Schmach von jenen unglückſeligen Tagen
Schleppt jeder bis zum Tode nach.

Ich ſah die Fremdlinge im Dunkel hoher Hallen
Beladen plumpe Karren mit unſerm Ruhm,
An unſerm Marmor hört' ich Hämmer ſchallen,
In des Muſeums Heiligthum.
Wie ſie dann Alles ſich erwählten,
Zum frechen Raub an unſerm Herd,
Und wie ſie unſere jungen Bäume ſchälten,
Als Futter für ihr Pferd.
Ich ſah des Nordens Sohn uns geißeln wie die Hunde,
Ihn, mit dem wulſtigen Maul und fettigen Haar,
Wie unſer Brod er fraß und weg vom Munde
Uns athmete die Luft, die unſer eigen war.
Ich ſah, Franzoſenjugend! unſre Weiber,
Unedel, leichtgeſinnt und nicht vor Schande roth,
Vor dem Koſak enthüllen ihre Leiber,
Berauſcht vom ekeln Dufte, den er bot. —
Und wollte mich auch Ingrimm faſſen,
Bei dieſem Uebermaß von Schmach und Hohn,
Nie würd' ich einen Menſchen haſſen . . . . . .
Nur Einem fluch' ich — Dir, Napoleon! —

III.

Ha Korſ', mit glattem Haar, Frankreich war ſchön genug,
Vom Sonnenglanz des Meſſidor umſtrahlt,
Ein unbezähmbar Roß, das keinen Reiter trug,
Mit ſeinem goldnen Zügel nie geprahlt.
Ein wildes Füllen, gehorchend keinem Ruf,
Noch dampfend von der Könige Blut,
Die Erde ſtampfend mit dem freien Huf,
Zum erſtenmale fühlt ſich groß ſein Muth.
Jetzt ſtreichelte noch keines Menſchen Hand
Den Rucken ihm, als ſchimpflich ſchnöden Lohn,
Kein Sattel ſich um ſeine Rippen wand,
Den aufgebürdet ihm der Fremden Hohn
Jungfräulich war ſein Haar, das flüchtige Roß,
Mit ſtolzem Aug', von mächtigem Glanz erhellt,
Gebäumt und ſchlagend ſtand's wie ein Coloß,
Sein Wiehern ſchon erſchütterte die Welt. —

Doch Du erſchienſt — und wie Du es erblickt,
Die Weichen ſchlank und ſo gelenk zum Lauf,
Da packteſt Du, Centaur, die Mähn geſchickt,
Und ſchwangſt geſtiefelt Dich ſogleich hinauf.
Wie flog es hin zum Krieg! im wilden Tanz,
Im Trommelwirbel und durch Pulverdampf.
Zur Rennbahn gabſt Du ihm die Erde ganz,
Zu loſen Spielen — Schlacht und Kampf.
Da war nicht Raſten mehr, nicht Ruh der Nacht,
Stets wilder Sturm und immer Müh und Noth.
Sein Huf die Menſchen nur wie Sand zerkracht,
Und bis zum Bug ſtand es getaucht im Blut.

Durch fünfzehn Jahr' ſein harter Huf zerſtob
In Nichts der Sterblichen Geſchlecht,
Durch fünfzehn Jahr' jagt wüthend ſein Galopp,
Die Millionen in's Gefecht.
Dann ward es müd, noch eh' zu End gebracht
Die Bahn, wo nie am Ziele winkt ein Lohn,
Stets hinzuraſen müd, mit grauſer Macht,
Gleich Staub zu wirbeln auf die Nation.
Mit ſteifem Bug und keuchend, ohne Kraft,
Hinſtürzend unter'm eigenen Gewicht,
Bat's Korſe Dich: Befrei' mich aus der Haft!
Doch, Henker Du, Du hörteſt nicht!
Den nervigen Schenkel drückſt Du an,
Wähnſt zu erſticken ſeinen Schrei,
Kehrſt ihm den Zügel in dem Maule dann,
Und brichſt aus Wuth die Zähne ihm entzwei. —
Da ſtieg's noch einmal; doch am blutigen Tag,
Als ſeine Kraft für immer von ihm wich,
Es ſterbend auf dem Bett von Kugeln lag,
Und in dem Sturz zerſchellt es Dich!
— — — — — — —

IV.

Nun ſtehſt Du auf von deinem tiefen Fall,
Dein Adler ſtrahlt in neuem Glanz,
Du ſteheſt auf, willſt herrſchen überall,
Dein Bildniß ſchmückt der Lorbeerkranz.
Nicht iſt's Napoleon, der Kronen ſtahl,
Der Freche, dem der Raub geglückt,
Der unter'm Sammt des Throns nach banger Qual
Die junge Freiheit mitleidslos erſtickt. —

Nicht iſt's des heiligen Bundes alter Sklav,
  Der Frankreichs Schmach als Kugel nach ſich zog,
Auf ſchwarzem Fels hinſtarb nach langer Qual,
  Und ſeinen Nacken fremdem Stocke bog!
Napoleon iſt nicht beſudelt mehr,
  Gedankt ſei es der Schmeichler Schaar,
Den Lügendichtern und dem Lorberheer,
  Den Göttern gleich ſtrahlt wieder der Cäſar.
Sein Bildniß glänzt auf's Neue überall,
  Sein Name hallt an jedem Thor,
Wie einſt, da wilder Trommelſchall
  Ihn laut verkündete dem Ohr.
Und wie zur Wallfahrt, wie zur ſtillen Buß,
  Paris, gleich einem frommen Pilgerchor,
Zieht alle Tage zu der Säule Fuß,
  Und ſenkt ſein Herrſcherhaupt in Staub davor.
Das Volk mit welken Palmen aufgeſchmückt,
  Häuft Immortellenkränze vor dem Erz,
Das thränenlos nie Mütter angeblickt,
  Weil es entſtand, als Müttern brach das Herz.
In ſchlichter Jack' und mit zerriſſener Sohle,
  Bei Zinkenklang und Pfeifenton,
Tanzt jauchzend bald Paris die Carmagnole,
  Rings um den großen Napoleon! —

V.

Vorüberſchwindet gute, edle Fürſten,
  Die Glück befördert weit und breit,
Die nur nach einer Dankesthräne dürſten,
  Euch wird zum Lohne nicht Unſterblichkeit.
Umſonſt erleichtert ihr des Volkes Kette,
  Umſonſt müht ihr euch ab,

Das Volk liegt ſorgenfrei im ruhigen Bette,
  Und wandelt unbekümmert hin zum Grab.
Vorüberzieht, kein Mal erhebet
  Zu euerm ewigen Ruhme ſich dereinſt;
Denn Der allein für Folgezeiten lebet,
  Den, bange Mitwelt! du beweinſt. —
Das Volk liebt Den nur, der im Feld
  Gebein von Tauſenden zuſammenſchlägt,
Der Pyramiden baut, das iſt ſein Held,
  Wenn's auch die Steine dazu ſelber trägt. —

Das Volk — je nun — es iſt die Dirn der Schenke,
  Die ſich berauſcht am blauen Wein[1],
Sie liebt die Feuerbrunſt und eiſerne Gelenke,
  Der Kerl, der ſie umfaßt, muß ganz ihr Herrſcher ſein;
Daß ſie im ekeln Neſt ihm Liebe hege,
  Von Glut und wilder Leidenſchaft geſacht,
Geb' ihr der kühne Mann zum Sinngenuß auch Schläge,
  Vom Morgen bis zur ſpäten Nacht! —

Früh Morgens.

Ich warf mich ermüdet auf's Bett und ſchlief einige Stunden. Das Ave Maria Läuten weckt mich täglich und nachdem ich auch heute ſo glücklich war, die Himmelskönigin um ihren Schutz anzuflehen und mein Herz voll Andacht zu ihr zu erheben, ſetze ich mich geſtärkt an den Schreibtiſch, um den Brief zu beendigen, der noch dieſen Vormittag an Dich abgehen ſoll.

---

[1] Die gemeinſte Sorte, vin du broc, die aus dem Behälter geſchöpft, nicht eingeſchenkt wird. Es kann auch Brantwein darunter verſtanden werden.

Wir dürfen es dem erglühten Patrioten nicht übelnehmen, wenn er überſieht, daß die Fremden nur ihr zurückerobertes Eigenthum mitnahmen: daß er aber Napoleon für dieſe Schmach verantwortlich macht, beweiſt, daß er den Raub im Herzen verwünſcht.

Was Barbier in ſeinen Verſen ausſprach, wurde ziemlich allgemein empfunden. Die Immortellenkränze an der Säule konnte Niemand als Ausdruck der Volksſtimmung betrachten, die damals noch zahlreichen Reſte der „großen Armee" lieferten ſie. Selbſt die lange Agonie von ſechs Jahren, die Napoleon erlitt, brachte keine Verſöhnlichkeit in die Gemüther.

Man ging ſo weit, von ihm zu verlangen, daß er ſeine Welttragödie wie ein Melodrama des Boulevard hätte beſchließen ſollen.

Als er rathlos am Strande des Meeres umherirrte, habe man einen Selbſtmord von ihm erwartet, nicht aber die larmoyante Schlußphraſe: „daß er ſich unter den Schutz des größten, aber auch des edelmüthigſten ſeiner Feinde begebe." —

Die Spottſchriften und Carricaturen, die heulende Emeute an allen Ecken, der knurrende Unmuth in allen Winkeln, die Attentate folgten ſich mit erſchreckender

Schnelligkeit. Der Stand der Dinge ſtellte Niemand zufrieden, obgleich das Bürgerkönigthum ohne Louis Philippe Vielen annehmbar erſchienen wäre. Aber für das Geſchlecht der Bonaparte dennoch keine Sympathie: „Ils n'avaient plus de chance! Exclus à jamais."

Mir ſteht darüber ein Urtheil zu. Ich wohnte in Paris und lebte in weitverzweigten literariſchen und politiſchen Beziehungen.

Man träumte damals, im Jahr 1831, von einer Weltliteratur. Mein „Europa" ſollte in Paris bei Treuttel und Würz erſcheinen. Man dachte ſogar daran, die Autoren, jeden in ſeiner Sprache, aufzunehmen. Ein *Journal polyglotte*. Eine Anzahl Kapitaliſten hatten Summen gezeichnet: Madame Rothſchild ſich warm betheiligt; Caſimir Perrier allen Beiſtand verſprochen und dieſer Louis Philippe für die Sache intereſſirt.

Wir hatten eine Zuſammenkunft auf dem tribunal de commerce gehabt und ich ging voll der ſchönſten Hoffnungen nach Hauſe.

Da ſitzt mich erwartend Heine, und ruft mir entgegen: „Sie haben ſich noch zu nichts verbunden?"

Nur vorläufig Alles, erwidre ich.

„Dann danken Sie Gott! Die Cholera iſt in Paris. Geſtern ſtarben fünftauſend. Perrier iſt verrückt geworden."

Und ſo war es in der That. —

Das Jahr 1836 war das Jahr der Höllenmaſchine. Man bedauerte die Opfer, aber die Errettung des Königs machte ebenſo wenig Eindruck als der Umſtand, daß Fieschi ein Korſe war, irgend einen hervorbrachte. Die politiſchen Aktionen ruheten, die Debatte trat an die Stelle, der freche Spott wurde aus Furcht nicht gezügelt, der Zuſtand war von allen Seiten unterwühlt.

Es begann der Cultus des Virtuoſenthums, als ächte Kennzeichnung einer entnervten Zeit. Die Civilliſte, wie man damals die Königliche Majeſtät verächtlich zu benennen anfing, warf mit Legions-Kreuzen um ſich und Streicher und Bläſer und Taſtenſchläger wurden „decorirt.“ So wurde auch dieſes Inſtitut Napoleons in den Augen des Volkes entwerthet.

Das Unglücksjahr 1842 brach vollends die Kraft des Orleans'ſchen Stammes, ſo viel noch davon im Volke wurzelte.

Frankreich hatte ſeine Hoffnung auf den jungen Herzog von Orleans geſetzt, deſſen Charakter, ſo weit er ſich bisher zu entwickeln Gelegenheit hatte, ihm darauf ein Anrecht verlieh.

Vom Herzog von Berry konnte man nicht daſſelbe ſagen. Er war abſtoßend. Ich hörte ihn bei einer Feſtlichkeit, die man in Melun ihm zu Ehren veranſtaltet hatte, achſelzuckend ſagen: „c'est bien manqué!“

Und wie wurde er bei ſeiner Landung in Cherbourg empfangen!

Zwölf junge Adelige hatten um die Ehre gebeten, ſeine Barke von Jerſey an die franzöſiſche Küſte zu rudern. Ein Herr Grandſire, Royaliſt von ächtem Schlage, hatte es übernommen, gleich an der Landungsſtelle einen Pavillon auszurüſten, damit der Herzog der Ruhe pflege.

Zum Lohne dieſer treuen Geſinnung wurde Grandſire bald darauf nach Paris gerufen und als Secretär bei der Adminiſtration der großen Oper angeſtellt. Das Bett, in welchem der Herzog in Cherbourg die erſte Nacht geruht hatte, wurde wie ein Heiligthum in einem beſonderen Saale des Erdgeſchoſſes im Opernhauſe gehalten und ſo wollte es die Fügung des Schickſals, daß man Berry, als er bei'm Hinaustreten erdolcht wurde, auf daſſelbe Bett legte, um in den Polſtern zu ſterben, auf denen er die erſte Nacht, von großen Hoffnungen gewiegt, eingeſchlummert war. —

Des Herzogs von Orleans unerwarteter Tod war verhängnißvoll für Frankreich, vielleicht für Europa. Der König ertrug ſein trauriges Geſchick mit Würde und als Weiſer. Er ſuchte auf friedlichem Wege den Durſt der Franzoſen nach der „gloire“ zu ſtillen.

Das Nationalmuſeum in Verſailles, die Zurückbringung der Leiche Napoleons, konnten theilweis ſchon dieſen Zweck erfüllen, obgleich die Letztere für die in Afrika beſchaftigte Armee nicht auszubeuten war.

Bemerkenswerth war es jedoch, daß der große Pomp des Leichenbegängniſſes wie ein Schaugepränge hingenommen wurde und die Herzen dabei ſo eiſig blieben, wie die Bäume der champs-élysées, unter deren winterlich entlaubten Aeſten der impoſante Zug ſich dahin bewegte.

Der König wurde dadurch nicht populär: er war Gegenſtand fortwährender Verdachtigungen der gemeinſten Art: er wolle ſich nur bereichern und kein Mittel ſollte ihm zu ſchlecht ſein.

Die Abtragung der amerikaniſchen Schuld, die Verheirathung Montpenſiers, Alles war, wie ſie ſagten, nur für den Sackel der Orleans. Und als der Sturm dann wirklich losbrach, da war Louis Philippe mit ſeiner Weisheit am Ende. Die letzten Momente ſeiner Regierung zeigten, daß er den Kopf verloren hatte. —

Jetzt aber regte ſich ein Wehen in der proviſoriſchen Gruft unter dem Invalidendome, wo der alte Meiſter des Krieges ruhete.

Dies Wehen begriff alsbald ſein Neffe über dem Kanal. Es zog ihn hin und er ſagte ſich: „Jetzt iſt der Augenblick gekommen.“

Was ihm dieſe Zuverſicht eingab, wollen wir zuerſt in unſere Betrachtung ziehen. Es war der Glaube an das wieder auferweckte „prestige,“ das in dem

Namen Napoleon liegen ſoll. Wie es ſich bei'm Erſten, als er von Elba zurückkam, bewährt hatte.

Ich habe den Dictionnaire de l'académie vor mir aufgeſchlagen, und finde, daß man bei uns den falſchen Begriff damit verbindet, die Franzoſen wollten durch ihr *Prestige* eine Vormundſchaft über die Völker üben. Man höre:

„*Prestige*, Illusion attribuée à la magie, à quelque sortilège; fascination. ‚Tous les changements que semblaient opérer les magicieus d'Egypte, n'étaient que des prestiges, que de purs prestiges. Il y a du prestige à cela.'

„Il se dit par extension, des illusions, qu'on sait être produites par des moyens naturels. ‚Les prestiges de la fantasmagorie, de l'optique, de la perspective.'

„Il se dit figurément: Des illusions opérées sur l'ame, sur l'esprit, sur l'imagination, par les productions de la littérature et des arts. ‚Les prestiges de l'éloquence. Les prestiges du théatre. Les prestiges de l'art.'

„Prestigieux, prestigieuse. Qui opère les prestiges. ‚Un art prestigieux. Une éloquence prestigieuse. Un debit prestigieux." —

Das wird genug ſein, um das zu erklären was Louis Bonaparte antrieb, dem prestige zu vertrauen und daß er nicht daran dachte, uns die Suppe zu ſalzen.

Sollen wir das Wort ſeiner eigentlichen Bedeutung nach deutſch geben, ſo würde ein wirklich zauberhaftes, die Sinne umſtrickendes „Blendwerk“ es bezeichnen; das bloße Gaukelſpiel einer aufgeregten Phantaſie.

Die Stütze des prestige du nom mag etwa mit dem Stück von dem Steinklotze gleichbedeutend ſein, aus welchem der Künſtler meißelte und den er ſtehen ließ, damit ſein monumentales Standbild nicht das Uebergewicht bekomme und umſtürze, oder ein zu hoch geſchwungener Arm, ein zu kühn ausſchreitendes Bein nicht zuſammenbreche.

Auf dieſe Magie vertraute Ludwig Napoleon Bonaparte, als er in einer eiſigen Februarnacht, in nichts weniger als ebenbürtiger Geſellſchaft die Küſte Frankreichs betrat. Er irrte ſich ſcheinbar nicht. Allein er hatte ſich doch verrechnet.

In ſeiner Begleitung bemerken wir ſogleich einen hübſchen jungen Mann, der hier ein großes Wort mitzureden hat. Wir kennen uns und er drückt mir affectvoll die Hand. Später leiſtete er mir Gefälligkeiten, die ich als Dienſte von Bedeutung anerkennen muß.

Er war es, der mich mit dem Privatſecretär Edgar Neys zuſammenführte, der mir alle Geheimniſſe der Correſpondenz ſeines Herrn mit ſeinem Schwiegerſohne Perſigny, Geſandter in London verrieth, von dem damals der Abſchluß des Krimmfriedens allein abhing. Mein Bericht war lange in Stuttgart eingetroffen, als die Geſandtſchaft in dem kleinen Hotel der Rue d'Agueſſeau in ihrer ruhigſten Stellung noch verharrte.

Jener Menſch, der mir als fremden Agenten ſo dienſtwillig ſich ankündigte, wäre im Stande geweſen mich zu ängſtigen, wenn ich die ganze Tragweite ſeines Beginnens mit einem Blicke umfaßt hätte. Solche Leute wählen gewiſſe Perſönlichkeiten blos um ſich mit ihnen ſehen zu laſſen. Mein Mann z. B. ergreift meinen Arm, ſpringt eine Treppe hinauf, öffnet einen Saal, in dem nähende Frauen ſitzen, die er nicht grüßt, öffnet mit einem Schlüſſel eine im Winkel verſteckte Tapetenthür, es geht eine Wendelſtiege hinan und wir treten in ein Gemach, wo ſchreibende Männer ihm ihr Geſchriebenes überreichen und ſich darüber eine helle Debatte entſpinnt.

C'est un des nôtres, ſagte er auf mich deutend, und ſo erhielt ich meinen passe-partout bei allen hier eintretenden Zuſtändlichkeiten.

Der Name des Mannes wird ſeit lange ſchon und wohl noch bis zur Stunde genannt. Er heißt Solms und iſt von Geburt Israelit aus dem Elſaß. Seine Voreltern mögen aus der Grafſchaft Solms herſtammen. Er aber ſetzt ſich an ihre Stelle und nennt ſich *Mr. le Comte* *de Solms.* Und Napoleon III. gibt es zu. Und es iſt nicht etwa ein leeres Hirngeſpinnſt menſchlicher Eitelkeit; die ſich vorbereitende Weltgeſchichte bietet einem Comte de Solms die Bahn zu freiem, feſtem, ſelbſt kriegeriſchem Schreiten.

Um mit ihm fertig zu werden, noch dies:

Wir trafen uns bei'm Frühſtück in der „maison dorée.“ ohne daß wir uns geſucht hätten. Es waren etwa zwei Jahre ſeit unſerm frühern Abord verſtrichen.

Er hatte ſich mit der Tochter aus gutem, katholiſchen Hauſe verheirathet, das zu Monſeigneur Dupanloup in engen Beziehungen ſtand. Was er mit beſonderer Würde hervorhob.

„Je suis tout-à-fait guéri, ſo ſchloß er die Auseinanderſetzung ſeiner innern Umwandlung. Avant tout, il fallait étudier l'homme, et laisser à part la carricature, que les révolutions en avaient fait. Elles avaient souillé non seulement le sommet de la société, elles venaient comme les flots d'un torrent, inonder sa base. La société, j'en suis sûre, fera dans un court délai, un retour sur elle-même. En attendant, j'ai pris mon parti. Je suis campagnard, et rien de plus et j'élève les boeufs de mon beau père.“

Es war gegen Abend, als wir uns in den Gemächern befanden, die nach der Seite der Rivoliſtraße in den Tuileriengarten ſehen und die terrasse des feuillans beherrſchen. Sie waren zur Aufnahme S. M. des **Königs Wilhelm** von **Württemberg** ausgerüſtet und deßhalb gewählt worden, um dem Herrn die Gewohnheit aus ſeinem Zimmer in's Grüne zu blicken, auch hier zu befriedigen.

Plötzlich wird die Thür à deux battans aufgeriſſen und der eintretende huissier ruft:

Sa Majesté l'empereur!

Es iſt Er ſelbſt, der ſich überzeugen will, daß Alles nach ſeinen Befehlen für ſeinen cher cousin ausgeführt wurde.

Er ſchaut überall mit der kleinlichſten Aufmerkſamkeit nach allen Gegenſtänden, ſpricht dabei mit den Perſonen vom Dienſt des kaiſerlichen Perſonals, ſo wie auch mit denen vom deutſchen Gefolge und verläßt uns dann ſchnell, ſo wie er kam.

Aber was ſoll ich ſagen!

Daß Napoleon III. häßlich iſt, wußte ich längſt. Der lange Oberkörper, dazu die kurzen, eingebogenen Beine: die halbgeſchloſſenen Augen, die Niemand frei in's Antlitz ſchauen: die Naſe, mit dem weit hinausgedrehten Bart darunter, der zugleich den Mund zudeckt aus ganz abſonderlichen Gründen.

„Il a la bouche pourrie,“ ſagte mir Solms, was ſo viel heißt, als: „er hat faule Zähne und einen ſtinkenden Athem.“ —

Er debutirte mit der großen ſprüchwörtlich gewordenen Lüge: „l'empire c'est la paix,“ die ihm ſowohl von den Bannern ſeiner Freunde, wie von den bereitgehaltenen Dolchen ſeiner Gegner entgegengrinzt.

Und hier beginnt der Abſtand, die unverſöhnliche Kluft zwiſchen Oheim und Neffen.

Frau von Staël nannte den erſten Napoleon: „Robespierre zu Pferd;“ ſie müßte den jetzigen: „Robespierre auf dem Schaukelpferd“ nennen.

Jener, ein Korſe und Soldat von Geburt, durch und durch ein Kind der Revolution, ohne andern Titel als ſein Genie, ſeinen Feuermuth, ſeine felſige Lebensſchule.

Dieſer, eine Jugend voll Abenteuer hinter ſich, die ihn zu den ausſchweifendſten Handlungen greifen ließ; Flüchtling, Verbannter, aus Lebenshaft Entſprungener; im Weltleben ſeine Geſundheit aufreibend; nur von dem großen Ehrgeize beherrſcht, die verſcherzte Krone des Oheims, einmal wieder zu gewinnen. Nur von einem Stern geleitet, dem vermeintlich untrüglichen Zauber ſeines Namens. Dem *Prestige!*

Napoleon III. kann höchſtens für die Parodie ſeines Oheims gelten. Man hat ein Recht zu fragen: iſt es denn wirklich ein großes Volk, das wenige Jahre nach dem Tode eines großen Mannes einem ſolchen Machwerk der Zeit eine kaiſerliche Mäſtung einräumt?

Ueber Eines dürfen wir ruhig ſein. Napoleon III. wird keine einzige der ungeheuren Fragen der Vergangenheit und Zukunft, welche die Völker in dieſem Augenblick beſchäftigen, zu löſen im Stande ſein.

Er wird aber auch nicht an den Felſen geſchmiedet, der Welt ein erſchütterndes Beiſpiel ſein, ſondern in irgend einem Winkel ſeine Tage friſten, gleich ſo vielen Anderen, die auf der Weltbühne ihrer Rolle nicht gewachſen ſich zeigten.

Für jetzt iſt er noch Kaiſer der Franzoſen und heißt Napoleon III. Alle ſeine Unternehmungen ſcheiterten an der Unvollſtändigkeit und nie gelangte auch nur eine einzige zu einer wichtigen Entſcheidung.

Hierbei reichte „*le prestige du nom*“ nicht aus. —

Der anfängliche Ludwig Napoleon Bonaparte war von den Franzoſen nacheinander zum Prinzen, zum Kaiſer gemacht worden und die anfangs erſtaunte Welt fand es dann bald natürlich, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde.

Die Schwierigen beruhigten ſich bei dem Gedanken, daß der neue Kaiſer Napoleon die unruhigen Elemente in Europa niederhalten müſſe. Freilich haben ſie ihre Anſicht längſt geändert, da der vermeinte Polizeidiener ſelber ein Unruheſtifter geworden iſt.

Allein man ſprach dennoch von den hohen Eigenſchaften, welche in dem Geſchlechte der Bonaparte erblich ſeien: man rühmte des Mannes Entſchloſſenheit und mehr noch ſeine Verſchloſſenheit, welche am zweiten December den „Sieg der Ordnung“ herbeigeführt hatte und Napoleon als den Zertreter der Anarchie hoch leben ließ.

Er hatte aber in der That nur einen Alp verſcheucht und dafür Drachenzähne geſäet, deren Ernte ihm gewiß war. — —

Wer einiges Vertrauen bei den Pariſern genoß, konnte kurz nach den Ereigniſſen ſelbſt die Gräuelſcenen des zweiten December auf eine Weiſe ſchildern hören, die dem Auslande verſchwiegen wurden.

Eine betrunken gemachte Soldateska warf ſich, auf irgend einen Verdacht hin. auf irgend welche Angabe eines feilen Spions oder rachſüchtigen Feindes, in die Häuſer der Bürger und mordete nach Luſt.

Der Bediente eines meiner Bekannten, der einen Teppich vom Balcon ausſchüttelte, wurde erſchoſſen und das Haus von der eindringenden Truppe faſt verwüſtet, weil ſie ſagten: der Menſch habe auf ſie feuern wollen.

Ein anderer Freund, hochbejahrt, der es mir ſelbſt erzählte, ſtand vor ſeinem Kaffeehauſe, wo er zu frühſtücken pflegte, als ihn ein Nebenſtehender in das Haus zurückriß, weil er bemerkte, daß man auf ihn anlege.

Der arme alte Mann, der am Ende der Vorſtadt St. Denis wohnte, irrte den ganzen Tag umher, ohne daß es ihm möglich war ſeine Wohnung zu erreichen. Alle Straßen waren voll Toben und Gemetzel.

Erſchöpft ſank er Nachts in einer einſamen Gegend an der Banlieue zu Boden. Einige rüſtige Leute fanden ihn und brachten ihn nach Hauſe. Vier und zwanzig Stunden hatte er ohne Nahrung in Todesangſt zugebracht, ſowohl für ſeine Perſon als ſeine Familie.

Solche Geſchichten bekam man viel zu hören.

Die Welt draußen vernahm nur, Napoleon habe ſeine Feinde nach Cayenne geſchickt, dorthin wo der Pfeffer wächſt. War das nicht natürlich!

Aber in Paris wußte man, daß unerhörte Gräuel und zwar zu den offenbaren auch noch heimliche verübt worden waren, und man konnte Schwüre vernehmen, daß man ſie ihrem Urheber nie verzeihen werde, deſſen Thron bis zum Sitze in Menſchenblut ſtehe. — —

Der Krimkrieg war zu Ende. Er war in Frankreich niemals populär, und der Friede der ihm folgte, konnte ihn auch nicht dazu machen.

Die Geburt des kaiſerlichen Prinzen erregte keinen Enthuſiasmus. Ein alter Oberſt ſagte in meiner Gegenwart in einem Café, ohne Rückſicht auf mich, den

Fremden, zu nehmen: „Welche Bürgſchaft gewährt das Kind dem Lande? Hatten Napoleon I., Karl X., Ludwig Philipp nicht auch Erben und was half es ihnen?“ —

Das erſte Wort, welches man vom alten Napoleon kennt, als man von ihm ſelbſt noch gar nichts wußte, ſteht in den Memoiren Webers, des Kammerdieners der Gemahlin Ludwig XVI, verzeichnet:

Als der unglückliche König einſt im Tuileriengarten ſpazieren ging, riefen die Sansculottes: „Voyez-donc, le Roi est laché[1])!“ — Da traten zwei junge Burſche aus der Menge und der eine ſagte zu ſeinem Kameraden: „Comment, le Roi n'a pas de canons, pour balayer cette canaille?“

Das war Napoleon Bonaparte und der andere war Bourienne.

Louis Napoleons erſtes bekanntes Wort, welches weit älter iſt, als die „Idées napoléoniennes,“ war ein Schwur, den Carbonari geleiſtet —

Der Nimbus des letzten Napoleon iſt jetzt ſchon verſchwunden. Er wird auf ſeiner ſchwindelnden Bahn von einem Geiſte fortgetrieben, der außer ihm iſt und mächtiger iſt als er. Das gedemüthigte, geknechtete Frankreich büßt ſchwer dafür, ihn gewählt zu haben.

Die unerhörten Gegenſätze, welche die Köpfe wir-

---

1) Laché (losgelaſſen — von der Kette.)

belig machen, wollen gelöſt ſein. Der Glaube an die hinreißend verführeriſche Gewalt des Namens „Napoleon," iſt — trotz der jüngſten Volksabſtimmung — abhanden gekommen. Es war ein Sieg, den Jeder voraus ſah, an dem Niemand zweifelte. Die Berufung an das Volk, von der herrſchenden Macht ſelbſt eingefädelt und geleitet, konnte nicht mißglücken. Die Geheimniſſe dieſes modernen Gewaltmittels ſind nun ſchon allzubekannt und ſeine Wirkungen werden darnach gewürdigt. Dieſe Geheimniſſe beſtehen zunächſt darin, die urtheilsloſe Maſſe der Individuen gegen die organiſchen Staatsgewalten in's Feld zu führen. Darin begegnen ſich Demokratie und Abſolutismus.

Die Macht hatte jedoch keinen wirklichen Gewinn daraus erzielt und es blieb in letzter Inſtanz nur noch dasjenige Mittel übrig, welches in den Tuilerien als Sicherheitsventil für das Kaiſerthum angeſehen wird: einen neuen Krieg zu beginnen.

Damit wurde der alte Tigergeiſt in einem Theil des Volkes, in der Hofſippſchaft, in der militäriſchen Kaſte, in den Beherrſchern der Preſſe auferweckt. Die erſte ſehnt ſich darnach, das lächerliche Syſtem des Scheinparlamentarismus los zu werden; die Armee trachtet darnach, ſich in „Gloire" zu berauſchen; die Preſſe darf ihrem Uebermuth gegen Deutſchland frech den Zügel ſchießen laſſen.

Es iſt keine Frage, daß durch das von dem Kaiſer ergriffene Mittel ſelbſt Franzoſen, außerhalb der angeführten Kategorien, die ſich bisher noch ihr freies Urtheil bewahrten, den Verſtand völlig verlieren konnen.

Bei dem Siegesfeſt nach dem Krimfrieden, welches eine Illumination hervorrief, wurde der Apparat angewendet, welcher bei dem Empfange der Königin von England gedient hatte. Beſonders glänzend war nichts; nichts auch was der Gelegenheit ſein Entſtehen verdankte.

Das Einzige was ihr entſprach, war die große Revue auf dem Marsfelde. Der Kaiſer verließ mit glänzendem Gefolge die Tuilerien und nahm den Weg durch den Garten. Er ritt etwa fünfzig Schritte dem Gefolge voraus.

Ehe er die große Allee erreichte, wendete er ſich im Sattel und rief: „Comte Orloff!“

Der noch immer ſchöne Siebziger ſprengte hin und ritt dem Kaiſer zur Seite; die Uebrigen blieben weit zurück.

Auf der Waſſerterraſſe des Gartens promenirte aber eine Unzahl Polizeimänner in Civil, ebenſo auf der andern Seite, die Rivoliſtraße entlang, auf der ſogenannten „terrasse des feuillans.“

Orloff wurde der Mann des Tages. Sein impoſantes Ausſehen und dabei ſein faſt geſchmeidiges Benehmen brachte eine Menge Anekdoten über ihn in Cours. Jener Kontraſt gefiel und erhielt eine ſymboliſche Auslegung.

Des Kaiſers „Ministre d'état,“ dieſer allereigentlichſte Miniſter zum Staate, Herr Fould, mit dem ſtolzen Beinamen Achilles, der früher B. Fould und Oppenheimer firmirte, und ſich daher vortrefflich auf Handel und Wandel verſteht, ſucht den Einklang in die Welt zu bringen, indem er die Stimmgabel aller Orcheſter ſich ſenden läßt, um den richtigen Diapaſon zu finden, decretirt für Alexander von Humboldt eine Statue in's Verſailler Muſeum und beſtiehlt, in Verbindung mit dem Kriegsminiſter, das für das Heer ausgeworfene Budget, um dem Kaiſer viele Millionen für ſeine geheimen Zwecke zuzuwenden.

Das franzöſiſche Volk aber, quand même, trägt ſeine Sparpfennige zuſammen und bringt in elenden Zwanzigſousſtücken dem Kaiſer zweitauſend Millionen dar, deren er nur fünfhundert begehrt hatte.

Aber trotz dieſer glänzenden Erfolge, und ſelbſt der Bonapartiſchen Geheimpolizei hohnſprechend, wucherten andere politiſche Neigungen unumwunden im Boden.

Um Neujahr 1854 verſammelten ſich in dem Hofe eines Hotels der Rue Labruyère, während ich mich im Vorderhauſe bei meinem Brüſſeler Freunde Gatty befand, eine Anzahl ausgezeichneter Männer der Fuſion, um für die jungen Prinzen in Eiſenach große Kiſten mit étrennes zu verpacken, und der kleine, petillante Herr, der jetzt athemlos hereinſtürzt, iſt Herr Thiers ſelbſt, der ſeinen Beitrag eigenhändig übergibt.

O du armer prince impérial. Dir wird es nie ſo gut werden!

Vor einiger Zeit erſchien, kaum einen Druckbogen ſtark, ein Heft unter dem Titel: „Nouvelle lettre sur l'histoire de France, Monographie de Mr. Napoléon Bonaparte (Jérome)“ in einer Buchhandlung zu Frankfurt, in welchem nicht nur der auf dem Titel Genannte, ſondern das ganze Geſchlecht der Bonaparte geradezu an den Pranger geſtellt wurde.

Die Veröffentlichung erſchien nach jener berüchtigten Rede, die der Prinz in den Tuilerien einſtudirt und im Senat gehalten hatte. Er durfte keinen Anſtand nehmen, da er ſich von Soldaten, Gendarmen, Polizeiſpionen aller Art geſchützt wußte; er wußte, daß die Preſſe geknebelt war und daß die Kerker in Frankreich und die Beinhäuſer von Lambeſſa und Cayenne immer noch Raum genug für neue Schlachtopfer haben.

Er wagte nichts dabei unter dem Einfluſſe der Macht, die Meineid, Liſt und Gewalt ſeinem Vetter Ludwig Napoleon Bonaparte verliehen hatten und in deren Schatten er ſich barg.

Allein er wagte dennoch viel, indem er in einer ihm ſehr geläufigen cyniſchen Weiſe das Leben ſeiner Tante Hortenſe Beauharnais beleuchtete und ihrer Liebſchaften mit Werhuel, Flahaut und noch Anderen gedachte und damit die Geburt ſeines kaiſerlichen Vetters und deſſen Halbbruders Morny auf ihr Entſtehen zurückführte.

Er hätte Das unterlaſſen ſollen. Man wußte es ja ohnehin. Er hätte daran denken ſollen, daß die Bonaparte ihre eigene Moral haben, die ſich von denen anderer Leute bedeutend unterſcheidet!

Die legitime Abſtammung Ludwig Napoleon Bonaparte's in Zweifel ziehen in einem Augenblick, wo er daran dachte, nach ausgeführtem Staatsſtreich ſeine Herrſchaft für immer zu befeſtigen!

Mir fällt in dieſem Augenblick eine Stelle aus dem Purgatorio ein; ich glaube aus dem Cant. XX. Es ſcheint mir etwas Prophetiſches darin zu liegen:

Quindi non terra, ma peccato ed onta
Quadagnerà, per sè tanto più grave
Quanto più lieve simil danno conta —

Warten wir ab! Du haſt an dieſem Brief zu leſen!

Achter Brief.

Hermann Cohen. Bernhard Bauer. Das heil. röm. Reich. Die großen Päpſte. Dante. Macchiavell. Mein Kaiſer.

Schloß N......

Während ich Dich und meine günſtigen Leſer in vergangener Nacht im Fluge die weite Bahn habe zurücklegen laſſen, von der Bereſina bis zur neueſten Geſchichte, fand ich heute unſern Kreis lieber Menſchen, als wir uns zur „Jauſen" auf der Terraſſe zuſammenfanden, unverrückt an derſelben Stelle, wo ich ſie geſtern verlaſſen hatte.

Sylveſter war bei der umſtändlichen Erwähnung des Leſſeps'ſchen Humbugs nicht zugegen geweſen. Hatte er eine Abhaltung, oder war ihm der Gegenſtand nicht anſprechend? Wer weiß es.

Als er heute wieder unter uns erſchien, ſcholl ihm die mehrſtimmige Frage entgegen:

„Aber wer iſt denn dieſer Abbé Bauer, iſt er ein Deutſcher, wie ſein Name vermuthen läßt?"

„Und wie kommt denn er dazu, Almoſenier der Kaiſerin, einer ſtreng katholiſchen Spanierin, zu ſein?“ erhob ſich ſpitz Fräulein Peris Stimme aus dem tutti.

„Der ein ſo abenteuerliches Leben hinter ſich haben ſoll, das kommt noch hinzu,“ hallte Laura von Weilen in tiefem Tone nach.

„Eine ſeltene Gemüthsbewegung ergreift mich bei Ihrer Auffoderung“ ſprach Sylveſter, man hörte es an ſeiner Stimme. „Ich fühle mich hingezogen, weit weg hier, in wüſte Gegenden, wo der Fürſt der Welt ſeine Herrſchaft aufrecht erhält, und die vom Himmel dazu Auserſehenen mit der Bibel, dieſer alten Wahrheit, aus der Höhe ihn ſiegreich bekämpfen. Ja, ich bin im Stande auf Ihre an mich gerichtete Frage, wenigſtens was den erſten Theil derſelben betrifft, genügende Antwort zu ertheilen. Ich habe des hochwürdigen Abbé Bauer perſönliche Bekanntſchaft zu machen das Glück gehabt und darf ihn meinen Freund nennen.“

Ein leiſes Ah! aus dem Munde der Damen, ein Näherrücken der Stühle, und auch uns Andere verlangte es nach der Mittheilung des Herrn Schulmeiſter.

Er hatte nach Beendigung ſeiner Studien eine Reiſe nach dem Süden, größtentheils zu Fuß unternommen; die geringen Koſten erhielt er durch ſeine Mutter vorgeſtreckt, denn er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, durch den Druck ſeiner Reiſebemerkungen die Summe ihr wieder zu erſtatten.

Als er ſich im Sommer 1854 in Bordeaux befand, hörte er, oder las vielmehr in den Blättern, von einer außerordentlichen religiöſen Feierlichkeit, die in der Kirche des Carmeliter-Kloſters zu Brouſſey in Ausſicht ſtand und eine ungeheure Menſchenmenge anziehen würde. Der Weg betrug etwa acht Stunden, und es war wohl mehr als bloße Neugier, die Sylveſter antrieb ſich dorthin zu begeben.

Es handelte ſich darum, einen von den berühmten Vorträgen des Pater Auguſtin zu hören, den er aus Veranlaſſung der Profeßablegung eines Novizen halten werde.

Und zwar war Pater Auguſtin, gleichwie der Novize, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, beide als Juden geboren.

Der jetzige Pater Auguſtinus, vom ſtrengen Orden der unbeſchuhten Carmeliter, führte früher den germaniſirten Vornamen Hermann, zu ſeinem Familiennamen Cohen und war der Sohn wohlhabender Eltern in Hamburg. Er widmete ſich der Muſik, reiſte als bewunderter Virtuos und führte ein Leben darnach, wie die Welt es kennt und liebt.

Seine Bekehrung geſchah plötzlich, in wunderbar überraſchender Weiſe und bietet eine Aehnlichkeit mit der Bekehrung Maria Alphons Ratisbonne, die ich als bekannt vorausſetzen darf.

Während Cohen auf eine an ihn ergangene Einladung die Direction eines Chors von Dilettanten in der Kirche St. Valère zu Paris übernommen hatte, fühlte er ſich bei der Ertheilung des Segens plötzlich auf's heftigſte von einem ihm unbekannten Gefühl ergriffen. Es war unbeſchreiblich. Er konnte es nicht Schmerz, nicht Freude nennen. Einige Tage ſpäter befand er ſich wieder in der Kirche, es war an einem Freitag, während des heiligen Opfers um dieſelbe Stunde geſchah es, als ob eine ſtarke Laſt ihn niederdrückte. Er mußte willenlos in die Kniee ſinken.

Da ſtieg in ihm der Gedanke auf, in die heilige Kirchengemeinſchaft einzutreten und ſich dem Prieſterſtande zu weihen. Das Treiben, das ihn bisher erfüllte, erſchien ihm plötzlich als ein Haſſenswerthes und er erhielt die Gnade einer wahrhaft übernatürlichen Reue.

Dieſe Erleuchtung kam ihm im Mai 1847.

Allein er gab dennoch ſeine Concerte fort bis zu Ende des Jahres 1848, um durch die Erträgniſſe ſeine Schulden zu tilgen und alle Verbindlichkeiten, die ihn an die Welt feſſelten, gebührend zu löſen. Er bedurfte dazu dreißigtauſend Franken, die er durch die Ausübung ſeiner Kunſt in einem Jahre ſich erwarb.

Am 28. Auguſt, dem Feſte des heiligen Auguſtin, im Jahre 1847, erhielt Hermann Cohen die Taufe, erſte Communion und Firmung. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht empfand er zum Orden vom Berge Carmel. Er vertiefte ſich in das Leben des heiligen Johannes vom Kreuze und der heiligen Thereſia. Welche geheimnißvolle Umſtände zunächſt die Veranlaſſung geweſen ſein mögen — darüber hat er ſich gegen Niemand ausgelaſſen.

Er reiſte nach Agen, machte geiſtliche Uebungen und trat dann ſein Noviziat zu Brouſſey an. Dort waren die unbeſchuhten Carmeliter im Jahre 1840 wieder als Orden, zuerſt in Frankreich, erſtanden.

Sylveſter unterbrach hier ſeine Erzählung.

Seine Zuhörer, bemerkte er ſcherzend, werden ungeduldig und unzufrieden ſein, daß er ſie von dem unbeſchuhten Carmeliter Pater Auguſtin ſo lange ſchon unterhalte, da ſie etwas über den Almoſenier der Kaiſerin, den Abbé Bauer, wiſſen möchten und er ſich dazu anheiſchig gemacht hatte, dies Verlangen ihnen zu befriedigen.

Allein er mußte vorher ihre Geduld in Anſpruch nehmen.

Zwiſchen Hermann Cohen und Bernhard Bauer zeigt ſich nicht nur eine Aehnlichkeit in den äußern Entwicklungen ihres Lebenslaufes, ſondern nach den gleichen innerlich beſtandenen Kämpfen ſahen ſie ſich auch durch die namlichen Siege beglückt und am Ziele als Brüder im Herrn für ewig verbunden.

Dies wolle er mit einigen Zügen kurz bezeichnen.

Dabei holte er ein kleines Büchlein aus der Bruſttaſche, das er mir ſpäter gab, als ich den Wunſch außerte, mir Einiges daraus abzuſchreiben. Es war eine recht gelungene Ueberſetzung der franzöſiſchen Bekehrungsgeſchichte der beiden Israeliten Hermann Cohen und Bernhard Bauer von J. B. Gergerès, der ein vertrauter Freund des Letztern wurde. Das kleine intereſſante Buch iſt im Verlag von Kling in Tuttlingen erſchienen.

Sylveſter hatte mehrere Stellen ausgewählt, die er uns meiſterhaft, von einer ſichtbaren höhern Weihe durchdrungen, ohne alle äußere Gefühlsbetonung vortrug.

Auguſtin predigte in Bordeaux auf derſelben Kanzel, auf welcher kurz zuvor Ravignan und Lacordaire gepredigt hatten. Er — ein Neuling — dem die Sprache der Kirche, die eigentliche Redekunſt theils nicht geläufig, theils unbekannt war. Er mußte tief in ſein Inneres zurückgreifen, mußte das Erlebte, an ihm einſt verderblich vorübergegangene, im Geiſte ſich wiederſpiegeln laſſen und ſich ſelbſt eine glänzende und begeiſterte Genugthuung geben, das Erhabene und Machtige, das nun ſein Theil geworden, mit Geiſt zu ſchildern und von der Gnade entflammt, Bekehrungen zu erwirken. Und dies gelang ihm.

Hier begann Sylveſter uns die Stellen aus einer ſeiner Predigten zu leſen.

„Ich bin umhergetrieben worden, habe die Welt geliebt — aber Niemand findet dort das Gluck. Um es zu finden, habe ich Länder und Städte durchzogen, Meere durchſchifft. Die großartigen Schönheiten der Natur, die Bälle in den glänzendſten Salons, die Feſtgelage, alle Genüſſe, die man erkaufen kann, aber ſie enthielten nicht das Glück. Die Befriedigung eines ungemeſſenen Ehrgeizes, Freundſchaft, ſinnliche Hingebung an ein anderes Weſen, aber nirgend war das Glück zu finden.

„Wo biſt du denn, Glück? Ich will dir Alles zum Opfer bringen: Geſundheit, Vermögen, mein Leben, Alles, Alles!

„Wie kommt es, daß nur ſo Wenige das Glück beſitzen, da doch Alle zum Glück geboren ſind? Es kommt daher, daß wir uns während des Suchens durch Irrlichter täuſchen laſſen.

„Endlich gelang es mir, es zu finden. Das Glück der Seele beſteht in dem unwandelbaren Beſitze eines wirklichen Gutes; dieſes wirkliche Gut muß das vollkommenſte Weſen ſein. Dieſes höchſte Gut ſchließt in ſich alle Vollkommenheiten; es iſt das Unendliche — es iſt Gott! Ja, es bedarf des Unendlichen für ein unerſättliches Herz; des Unendlichen, welches das Herz erhebt zu einer Höhe, die alle Höhen überragt.

„Aber ihr werdet ſagen, wie kann man zu Gott gelangen? Ich antworte: die Vernunft erhebt euch zu ihm. Die Vernunft, welche den Menſchen erhöht über alle Geſchöpfe. Die Vernunft zeigt uns einen mächtigen, gütigen und gerechten Gott.

„Aber was iſt denn Gott in ſich ſelbſt? Hier erhebt ſich der Glaube von dem höchſten Punkte, den die Vernunft zu erreichen vermag, und offenbart uns die Natur dieſes Gottes. Die Vernunft findet hier ihre Schranke — der Glaube zeigt uns den Glanz des dreimal heiligen Gottes .....

„Es iſt ein Wort, das wie ein Zaubermittel wirkt, ein Wort, das Licht, Feuer, Liebe, Glück, Ehre, Ewigkeit, Unermeßlichkeit in ſich ſchließt: Dies Wort iſt Jeſus Chriſtus, Sohn Gottes und Gott ſelbſt.

„Der Glaube zeigt uns das Glück in Gott und in Jeſus, ſeinem Sohne; dies iſt ein Geheimniß, das der Stolz nicht begreifen will und doch liegt gerade darin der Beweis, daß dieſe Wahrheit von Gott komme, weil der Menſch nichts erfindet, was er nicht begreifen kann ......

„Es iſt unmöglich, daß Der glücklich iſt, der Jeſus nicht liebt!

„Man liebt das Glück, aber Jeſus, das einzig mögliche Glück, wird nicht geliebt! Man liebt den Reichthum, aber Jeſus, die einzige Fülle aller Schätze, wird nicht geliebt! Man liebt das Vergnügen, die

Größe — aber Jeſus, die holdeſte Luſt, der Abglanz der ewigen Glorie, wird nicht geliebt! . . . .“

Sylveſter legte das Heft vor ſich auf den Tiſch und blickte nach den Damen.

„Nun?“ ſagte Maria. Die Anderen ſchwiegen.

„Darf ich noch etwas zur nähern Kenntniß des Pater Auguſtin leſen, ohne dem Verlangen nach den Schickſalen des Abbé Bauer wehe zu thun?“

Die Damen nickten zuſtimmend. Sie ſchienen tief ergriffen: ſelbſt Frau von Weilen zeigte Intereſſe; ihre Tochter Ottilie war eingeſchlafen.

Sylveſter nahm das Heft und las:

„Einſt hatte ich auf einem Pfade, der nur von Verbrechern betreten wurde, die Höhe eines ſteilen Felſen erſtiegen; meine Füße waren blutig zerſchunden, ich ermattet, elend. Ein losbrechendes Gewitter, ein vom Sturme gepeitſchter Gebirgsbach, entwurzelte Bäume und Felsblöcke, die im jähen Sturz mit dem Donner wetteiferten; der Abgrund, der vom Blitz erhellt, mir als mein offenes Grab erſchien, das mich jeden Augenblick zu verſchlingen drohte, dies umgab mich. An die Felswand gedrückt, mich an ihre vorſpringenden Theile klammernd, ſchleppte ich mich mühſam fort.

„Plötzlich gewahre ich zur Seite eines Granitblocks eine kleine, wie golden ſchimmernde Pforte.

„Ach, öffnet um Gotteswillen, ſchrie ich aus allen

Kräften, öffnet einem verirrten Wanderer, der zum Tod ermattet, nicht weiter kann.

„Und ſiehe! Alsbald trat ein ſchöner Jüngling heraus, nahm mich bei der Hand und führte mich in ſeine geheimnißvolle Wohnung. Er nahm von mir das von Blut und Schmutz beſudelte Gewand, tauchte mich in ein köſtliches Bad, in deſſen berauſchendem Wohlgeruch ich Kraft, Geſundheit und neues Leben wiederfand.

„Ich hörte nichts mehr von dem Toben des Wetters; der Jüngling hielt über dem Bade ſeine Hände ausgeſtreckt. Sie waren durchſtochen und bluteten ſehr. Ich fühlte wie das rothe Blut meinen Körper überſtrömte. Allein es theilte mir nicht ſeine Farbe mit, es wuſch mich blendend weiß und ſelbſt mein Inneres ſchien mir wie von einem unbekannten Glanz erfüllt zu werden.

„Hierauf kleidete mich der herrliche Jüngling in königlichen Purpur; ich fühlte mich von einem Feuer durchdrungen, das von ihm ausging; aus ſeinem Antlitz erſtrahlte ein glänzendes Licht, das den weiten Raum erhellte. Er reichte mir eine wunderbare, eine göttliche Speiſe und von der Wunde an ſeiner Seite ließ er köſtlichen Wein in einen Becher fließen, der mich zur höchſten Seligkeit berauſchte.

„Während dies geſchah, glaubte ich, es deutlich zu ſehen, wie die Cherubim ihn anbeteten und ihm dabei

Rauchwerk opferten. Ich war wie betäubt; er legte mein Haupt an ſeine Bruſt — ich ſchlief ein.

„Mein Schlummer war nur kurz, der Jüngling weckte mich auf und ſprach: Komm' täglich zu mir, ich will dich erleuchten, ich will dich erwärmen.

„Ach laſſe mich hier weilen. Segne mich! ich will für immer dieſe ſüße Seligkeit koſten. Aber wer biſt Du denn, der ſo Wunderbares vermag?

„Ich bin die Liebe — das allerheiligſte Sacrament.

„O Jeſu im allerheiligſten Sacrament, verzeihe mir, daß ich ſo ſpät Dich erkannt habe. Nirgends fand ich Freude, Glück, Seligkeit: in Dir beſitze ich Alles.

„Ja, meine jungen Freunde, wollet ihr glücklich ſein, lernet das allerheiligſte Sacrament kennen. Empfanget es. Liebe ſuchet ihr? Aber ſie wird nicht gefunden in einer unbeſtändigen Neigung; im Herzen des Gekreuzigten nur findet ihr ſie, wie es geöffnet durch die Lanze des Schergen, eine immer fließende Wunde iſt, aus der jeden Augenblick die Quelle der Liebe und des Glückes ſtrömt. Wollet ihr glücklich ſein? Höret den heiligen Franz von Aſſiſi: „Mein Gott iſt Alles, o Jeſu!“ ſo ſtrömte der Liebesſeufzer aus ſeiner Bruſt. Betrachtet ihn, den Thoren, der Vaterland, Ehren, Familie, Reichthum aufgibt, um Jeſus der Welt zu predigen, einen berühmten Orden ſtiftet, ſein Zeitalter und die Folgezeit mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Sehet Franz Xaver, in Prüfungen, Verachtung, Mühen und Noth ausharrend, höret ſeinen Ruf: „*Mein Gott, erweitere mein Herz, damit es nicht unterliege!*"

„Und ihr, fromme und heldenmüthige Töchter des heiligen Vincenz von Paul, wo ſchöpfet ihr fortwährend das Feuer, den Eifer, die ihr in dem erhabenen Beruf des Apoſtelthums für die Armen an den Tag legt? In den *Armen* liebet ihr *Jeſus im allerheiligſten Sacramente.*

„Und darum habet ihr aus weiter Ferne mich, den *armen Jünger Jeſu* kommen laſſen, daß er jetzt die Hand ausſtrecke und für euch um Brod bittet; bettelnd um der Liebe Jeſu willen, der geſagt hat: „*Alles, was ihr in meinem Namen gebet, das gebet ihr mir!*"

„So kommet denn Alle, die ihr hungert und dürſtet nach Glück und Liebe, kommet zu Jeſu! Er gibt euch ſein ganzes Herz: er gibt euch all ſeine Herrlichkeit. Liebet ihn, werdet Eins mit ihm! Er iſt Alles!

„Lieben wir Jeſus! nie werde ich ablaſſen, alle Menſchen zu ermahnen ihn zu lieben. Lieben wir Jeſus! *Es gibt nur Ein Glück: Jeſus lieben und von Ihm geliebt werden!*" — — —

Dieſe Predigt hielt er in der Kirche von St. Sulpice in Paris. Ihr weiter Raum war überfüllt. Theils die alltägliche, theils fromme Neugierde, theils der angeregte Wohlthätigkeitsſinn, der neben dem, den berühmten, in Paris noch nicht vernommenen Prediger zu hören, den Nebenzweck in's Auge faſſen ließ, für die Töchter des heiligen Vincenz von Paul eine Sammlung zu bewirken, um ihrem Armenhaus zu St. Genevieve Mittel zum Fortbeſtande zu verſchaffen; dieſe an und für ſich äußerlich verſchiedenen Beweggründe floſſen in einen Punkt übereinſtimmend zuſammen, daß die Verſammlung während anderthalb Stunden lautlos an des Predigers Lippen hing. Nachdem er zum Schluſſe die Arme ausbreitend, Alle beſchwor, an ſeinem Glücke theilzunehmen, da entſtand im ganzen Raume eine geräuſchvolle Bewegung und nur die heilige Majeſtät, die ſich über Auguſtins Worte und Haltung ausbreitete, hielt den Ausbruch eines lauten Beifallsſturms zurück. —

Als Pater Auguſtin die Kirche verließ, folgte ihm ein junger Mann, der ſich ihm unter höflicher Begrüßung naherte und ihn begleiten zu dürfen bat.

Dies war Bernhard Bauer.

„Nous voilà, enfin!“ rief der Oberſt, indem er durch einen laut ausgeſtoßenen Seufzer ſeine Bruſt wie von einer Laſt befreien wollte. Sylveſter fuhr fort.

Bernhard Bauer iſt der Sohn jüdiſcher Eltern in Peſt, 1829 geboren. Schon 1832 ſtarb ſein Vater und ſeine Mutter zog mit ihren fünf Kindern nach Wien. Die Familie war mit dem Wiener Rothſchild verwandt, aufgeklärt und gebildet, was man nun eben ſo benennt. Von Religion wurde bei Bernhards Erziehung vollſtändig Umgang genommen. Als er die Univerſität bezog, war er Rationaliſt, und ſchlechte Lectüre verwilderte ihn ganz und gar.

Er wollte Maler werden, allein das Jahr 1848 machte dieſem Vorſatz einen Strich durch die Rechnung.

Er wurde eines der eifrigſten Mitglieder der revolutionären Vereine und hatte die Ehre von Koſſuth öffentlich umarmt zu werden.

In den Märztagen ſtand er an der Spitze des Aufſtandes, der Metternich ſtürzte und vom Kaiſer Ferdinand das Verſprechen einer Verfaſſung erzwang. Er allein wagte es zum Erzherzog Albrecht als Delegirter zu gehen und von ihm eine Amneſtie für die politiſchen Gefangenen zu verlangen, die er beim Kaiſer durchſetzen ſolle. Als dieſe Amneſtie hierauf wirklich erfolgte, wurde Bernhard von der akademiſchen Legion Wiens abgeſandt, um den Pariſer Studenten eine Adreſſe zu überbringen.

Die Junitage in Paris hatten ihn erhoben, aber nach und nach entwich dieſes Hochgefühl einer falſchen Freiheit, bei den Schreckensſcenen, die ſie im Gefolge hatte, bei den verwerflichen Grundſätzen, denen der Name „Freiheit“ zum Deckmantel diente.

Zur Sühne, daß er ſo lange dieſem Götzen gedient hatte, ſchlug er ſich auf die Seite der Ordnung und trat als Freiwilliger in die Nationalgarde.

Inzwiſchen ließ ſich ſeine Mutter in Paris nieder und im Jahre 1851 nahm er wieder das Malen vor. Er machte eine Reiſe nach Italien und kam bis Neapel, wo er Bekanntſchaft mit einem jungen Franzoſen anknüpfte, der ein eifriger Katholik war.

Sie fühlten ſich zu einander hingezogen; Beider Gemüth war zart beſaitet, für alles Schöne und Große bis zur Schwärmerei erwärmt; nur Eines trübte den Einklang, Bernhard war von den ungereimteſten Vorurtheilen gegen das Chriſtenthum eingenommen.

Der junge Franzoſe verließ Neapel, und Bernhard, aus Kummer und Langweil, einen lieben Geſellſchafter verloren zu haben, reiſte vierzehn Tage ſpäter ebenfalls ab und ging zu ſeiner Familie nach Paris.

Dieſe empfing ihn kalt, und er begab ſich nach Bordeaux, wo er mit ſeinem Freunde aus Neapel wieder zuſammentraf und ihr inniger Verkehr von neuem begann.

Nun fühlte er erſt, nachdem er an ſich ſo manches Trübſal hatte erfahren müſſen, daß ſein Freund mehr ſittlichen Werth habe, daß deſſen von Seelenruhe zeugende Lebensweiſe dem Zuſtande, in dem er ſich befand, vorzuziehen ſei. Nach ernſtlichem Nachdenken kam er endlich darauf, daß wohl ein vernünftiger Glaube dem Freunde einen ſo beneidenswerthen Zuſtand verſchaffe.

Mit dieſem Glaubenskeim im Herzen, reiſte er während der heiligen Woche nach Perigueux, wohnte dort dem Gottesdienſte bei und empfing davon einen lebhaften Eindruck.

Die fromme Mutter ſeines Freundes hatte inzwiſchen mit ihm einen Briefwechſel eingeleitet, der ſich über die wichtigſten Glaubenswahrheiten erſtreckte. Bernhards Sinn ward dadurch bedeutend umgewandelt. In den erſten Tagen des Mai ſandte ihm die fromme Dame eine geweihte Medaille, und wagte die Bitte, daß er ſie tragen möge, ſchickte ihm dazu das Memorare des heiligen Bernhard, um es täglich zu beten und lud ihn ein, den Maiandachten anzuwohnen.

Hier vollendete der geheimnißvolle gewaltige Zug zu dem allerheiligſten Sacramente an ihm, wie ſchon an vielen, vielen Tauſenden, auf unausſprechliche, auf eine unbeſtimmbare Weiſe die Bekehrung. Die Sprache der Menſchen vermag die Reihe der Wunder und Gnaden einer Seele nicht zu ſchildern, es iſt und bleibt ein heiliges Räthſel. Im Juni zog er ſich zu ſeinem Freunde zurück, der einem altadeligen Geſchlecht angehörte und ſchon nach einigen Monaten wurde er in der Schloßkapelle deſſelben getauft und gefirmt.

Bernhards Familie wußte nichts von dieſem Schritte, oder ſie ſtellte ſich nur ſo. Seine Mutter rief ihn nach Paris zurück. Von den Stürmen, die ihn hier erwarteten, will ich ſchweigen.

Er war nun allein darauf beſchränkt für ſeinen Unterhalt ſelbſt zu ſorgen und arbeitete fleißig.

Zum Beichtvater hatte er ſich den Pater Ravignan erwählt.

Das erſte, was er zu ſeiner geiſtigen Befreiung als zweckdienlich unternahm, war ſein Beitritt in den Verein der nächtlichen Anbetung. Er ſelbſt äußerte darüber:

„Ich bin überzeugt, daß, was in dieſen Nächten mir von Jeſus geſpendet wurde, die größte Gnade enthielt, die ein Menſch hienieden erlangen kann: die Gnade des Berufs zum Ordensleben.“

Nachdem er, wie ich bereits erwähnte, in der Kirche St. Sulpice die Predigt Auguſtins angehört hatte, ſtand ſein Entſchluß feſt. Wir ſahen ihn, wie er dem begeiſterten Prediger folgte, um ihn mit ſeinem Anliegen bekannt zu machen.

Er ſah ſeine Mutter nicht mehr und reiſte nach Agen, um daſelbſt geiſtliche Uebungen zu halten, ging nach Paris zurück, um ſeine letzten Geſchäfte mit der Welt abzuthun, ſtellte ſich hierauf zum Noviziat in Brouſſey und erreichte das von ihm ſo heiß erſehnte Glück, als ein neuer Schüler des heiligen Johann vom Kreuz das Ordenskleid des Carmel zu erhalten.

In derſelben kleinen Zelle verlebte Bernhard ſein

Noviziat, wo P. Auguſtin vor ihm dieſelbe Zeit zugebracht hatte.

Mit fünf und zwanzig Jahren war er zur Profeßablegung bereit. P. Auguſtin, der ſich erkrankt in dem Pyrenaenbade Bagnères de Bigorre befand, war auf dieſe Nachricht herbeigeeilt, um ſich an der erhabenen Feier zu betheiligen.

Die Aehnlichkeit ihrer Lebensſchickſale, die Verirrungen ihrer Jugend, ihre politiſche Rolle während der Revolution in Paris und Wien, die an beiden Seelen zu Tage getretenen Gnadenwirkungen, dies Alles bewahrte ſelbſt für den, der hierin keinen Triumph der katholiſchen Kirche ſehen wollte, eine ungewöhnliche Anziehungskraft.

Was ich, der zugegen war, dabei empfand, kann ich in dieſem Augenblick nicht ſchildern. Niemals haben mich die berühmteſten Prediger, die beredteſten Miſſionare, ſo gefeſſelt, bezwungen, beherrſcht!

Nachdem P. Auguſtin raſch an ſeinen Zuhörern vorüberführte, wie ſie ihre Jugend hingebracht, rief er im unendlichen Schmerze aus:

„Warum habe ich nun ſo eben von unſerm ſündhaften Leben geſprochen? Glaubt man, daß es Freude macht, eine ſolche Vergangenheit zu enthüllen? Fühlt ihr es nicht, welche Pein dem Selbſtankläger daraus erwächſt, Erinnerungen aufzufriſchen, die Gott ſei Dank beinahe erloſchen ſind, und die nur noch gleich einem ſchaudervollen Traum uns vorſchweben.

„Ja, theurer Bruder,“ rief er zu Bernhard gewendet aus, „wenn Gott heute aus einem verworfenen Volke zwei ſo ſchwere Sünder, wie wir ſind, zurückruft, ſo will er uns den verhärtetſten Sündern zum Beiſpiele und zur Ermuthigung aufſtellen. Sie ſollen erkennen, daß es keine Stufe des Böſen, keinen Grad der Verhärtung gibt, von denen Seine Gnade uns nicht zurückziehen könnte, ſo lange die Stunde des Gerichts noch nicht geſchlagen hat . . . . . —

„Darum müſſen wir oft vor der Welt bekennen, welche Sünder wir geweſen! Es klingt faſt wie ein Schimpf für uns, wenn wir es in dieſem geweiheten Gewande ausſprechen. Aber es iſt nur um ſo nothwendiger, um die ganze Macht des Blutes Jeſu über die Seelen großer Sünder zu würdigen.

„Glaubt ihr aber, meine Brüder, Gott habe uns bekehrt nur um unſer ſelbſt willen? Nein, tauſendmal Nein! Auch um euerwillen iſt es geſchehen. Ihr ſollt von uns lernen, die Klippen zu meiden, an denen wir ſcheiterten. Er hat uns als Signale an die Pforte der Hölle geſtellt, damit wir euch abwehren, hindurchzugehen.“

Nachdem er ſich zu Bernhard wieder gewendet, rief er aus:

„Drei Nägel haben den göttlichen Heiland an das Kreuz geheftet: die Hoffart, die Habſucht und die Begier der Sinne. Drei Gelübde werden Dich heute für immer an das theure Herz unſers lieben Jeſus binden und durch dieſe drei Gelübde ſchwörſt Du jenen drei, den gefallenen Menſchen hartnäckig beherrſchenden Leidenſchaften Kampf auf Leben und Tod.

„Der *Gehorſam* bemeiſtert und zähmt die Hoffart und ringt ſie zu Boden.

„Die *Armuth*, als feſtes Gelübde, macht Geiz, Habſucht, Verlangen nach irdiſchen Gütern zur Unmöglichkeit.

„Die *Keuſchheit* endlich macht den Menſchen einem auf Erden wandelnden Englel gleich. Aber der Engel hat kein Verdienſt, weil er keinen Kampf beſteht. Der keuſche Menſch, der ein engelgleiches Leben in dieſem ſchmutzigen Leibe führt, trägt Siege davon.

„*O, ihr Alle, die ihr mich höret, muß dann ein Jude kommen und die Chriſten beſchwören, Jeſus Chriſtus anzubeten!*“ — — — —

Nachts.

Ich muß es Dir überlaſſen, den Eindruck zu ermeſſen, den dieſer Ausruf auf Alle hervorbrachte.

Auf mich beſonders. Mit tief geſenktem Haupte ſaß ich da, und dachte: ob ich glücklicher geweſen, wenn ich meinen Taufſchein in der Wiege gefunden hatte, als jetzt, da ich mir meinen Glauben nach ſchweren, langen Irrfahrten errang und dadurch etwas von dem majeſtätiſchen Aufſchrei des unbeſchuheten Carmeliters, wenn gleich nur im kleinſten Strahlenbruchtheile, auf mich zurückfiel.

Es iſt nicht Stolz; man kann ſich in aller Demuth glücklich fühlen. —

Sylveſter erzählte, wie er ſich dem Carmeliter P. Bernhard näherte, und freundlich von ihm empfangen wurde.

Ich hörte nicht darauf, was er ſagte, und hing meinen eigenen Gedanken nach. — — —

Zwei Abende, die wir noch im Schloſſe ruhig mit einander verlebten, wurden von Sylveſter allein mit ernſten Mahnungen ausgefüllt.

Da die verrückten Forderungen der Franzoſen ſich in beſtimmterer Form enthüllten; als das bisherige Gerücht immer greiflicher wurde: es handle ſich um einen Vernichtungskampf der romaniſchen und germaniſchen Raſſe, um ein Vorrecht der erſtern, die andere zu beherrſchen; ſetzte Sylveſter mit kurzen Worten dieſe Anmaßung in das rechte Licht.

Obgleich ich mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zuhörte, ſo wäre ich doch nicht im Stande, Das was er vortrug, vollſtändig und bündig hier mitzutheilen. Sylveſter hatte einige Hefte mit Aufzeichnungen, die ich mir von ihm erbat, und mit Hilfe dieſer und dem Inhalte meines literariſchen Schnappſacks hoffe ich, wenn auch nur nothdürftig, ſo weit es ſich um den hier allein vorliegenden Zweck handelt, den Kampf zwiſchen Guelfen und Ghibellinen, und das Ende des Mittelalters, in einer Nuß vorzutragen.

Die alte Raſſen-Eintheilung, die ſich auf den Körperbau und die Hautfarbe gründete, und in fünf Abarten zerfiel: die kaukaſiſche, als die mit den vorzüglichſten Eigenſchaften begabte; die malayiſche, ihr am nächſten ſtehend; die amerikaniſche, wilde Rothhäute; die mongoliſche, in Mittel- und Nordaſien; die äthiopiſche, die Schwarzen, die Neger, als die niedrigſte — hat ſich längſt als unſtatthaft erwieſen.

Es zeigten und zeigen ſich unter den Menſchen in allen Weltheilen Einzelne und Geſammtheiten, die edel erſcheinen und der Civiliſation fähig ſind.

Das Römerreich hatte allerdings ſeine Herrſchermacht über Germanien ausgedehnt. Es legte Straßen an, befeſtigte Plätze, die Kaiſer verlegten ihre Sommerreſidenz in das von friſcher Luft durchwehete, anmuthige Waldgebiet am Rhein.

Und ſomit darf nicht in Abrede geſtellt werden, daß der alten Römer Abkömmlinge, als Romanen, ein wirkliches Anrecht, ja Erbrecht, auf die kleine Halbinſel zu beanſpruchen hatten, welche der mächtigſte Welttheil, Aſien, gegen Nordweſt hinausſtreckt und der Europa geheißen wird.

Um dieſe Beſitzergreifung zu befeſtigen, wurde das heilige römiſche Reich gegründet.

Unter den äußerſten Wirren und Verirrungen, in welchen Wiſſenſchaft, Religion und Sittlichkeit, die Werke der Menſchen und ihre ſocialen Einrichtungen zu Grunde gingen, widerſtand nur der Felſen der Kirche und des Evangeliums. Dieſen aber war es auch vorbehalten, durch kräftige Heilmittel die Menſchheit in Zucht zu halten.

Die Kirche mußte die Sprache einer ſtrengen Erzieherin ſich erwählen; der Papſt mußte als die oberſte Gewalt einſchreiten, handeln.

Gregor VII. nahm den päpſtlichen Stuhl ein. Wider ſeinen Willen. Er lehnte die Wahl mit demüthiger Aufrichtigkeit ab.

Er bat den König Heinrich IV., einen ſchwankenden, trotzigen, ausſchweifenden und despotiſchen Fürſten, der die Kirchen ihres Schmuckes beraubte und in dieſen Edelſteinen ſeine Buhldirnen prunken ließ, ihm nicht ſeine Zuſtimmung zu geben, weil er den Schwierigkeiten zur Führung des Pontificats nicht gewachſen ſei; ja — er drohte ihm ſogar, daß er als Papſt des Königs Laſter und Verbrechen nicht ungeſtraft werde laſſen können.

Dennoch erfolgte des Königs Zuſtimmung, als die letzte weltliche Beſtätigung eines Papſtes.

Wie er als Papſt Gregor VII. regiert, davon legen die glänzendſten Blätter der Geſchichte Zeugniß ab. Die Lüge und die ſchändlichen Unternehmungen Heinrichs IV. gegen den Papſt haben aus dieſem ein ſo gemeines Zerrbild geſchaffen, das bei Unwiſſenden heute noch Geltung hat, obgleich die ruchloſen Lügen von proteſtantiſchen Geſchichtſchreibern, die keineswegs Partei für die heilige Kirche nehmen, längſt widerlegt wurden.

Zum Beiſpiel bei Neander, Profeſſor in Berlin, nicht ohne Vorurtheil gegen katholiſche Sachen, in deſſen Kirchengeſchichte ſich in Verbindung mit einem tiefen Geiſte eine milde Geſinnung paart, um die großartigen Erſcheinungen in der Kirche gerecht zu würdigen, wie er dies bei Gregor VII. ſehr ausführlich darlegt.

Und um nur noch einen von proteſtantiſcher Seite anzuführen.

Luden faßt in ſeiner Geſchichte des deutſchen Volkes (Bd. VIII.) das Hauptſtreben Gregors dahin auf:

„Das, was nach Hildebrands (als Papſt hatte er den Namen Gregor angenommen) Vorſtellung im Leben ſein und erreicht werden ſollte, läßt ſich in drei Sätze zuſammenfaſſen, welche einander bedingen und auseinander folgen:

„Reinheit und Einheit der Kirche durch den Papſt und unter dem Papſte: Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und aller ihrer Angelegenheiten von jeglichem Einfluß irgend einer weltlichen Macht: Unterordnung aller weltlichen Macht und aller weltlichen Angelegenheiten unter die Kirche und deren Haupt den Papſt.

„Jeden Falls,“ fährt Luden fort, „ſcheint Hildebrands Plan aus den edelſten Gefühlen der menſchlichen Bruſt entſprungen zu ſein. Mitleid mit dem Unglück der Menſchen, und der innige Wunſch, die Urſachen deſſelben zu entfernen, ſcheinen ihn erzeugt und ein kräftiger Verſtand ſcheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Verſuch zur Verbeſſerung und Veredlung des Lebens in dem religiöſen Gewande des lebendigen chriſtlichen Glaubens. Man thut Hildebrand Unrecht, wenn man ihm Liebe zu den Menſchen abſpricht, oder ſogar an ſeiner Frömmigkeit zweifelt: viel wahrſcheinlicher iſt, daß ſein ganzer Plan aus Religion und Liebe beſtanden habe.“

Heinrich, obgleich er ſich unterworfen hatte, griff doch wieder zu den Waffen, nachdem Clemens III. als Gegenpapſt gewählt worden war. Rom wurde kämpfend erobert: der Papſt hatte ſich in die Engelsburg geflüchtet. Der Normanne Robert Guiscard eilte zu ſeiner Befreiung herbei und geleitete ihn nach Salerno. Bald darauf ſtarb er mit den Worten:

„Ich habe das Recht geliebt, das Unrecht gehaßt darum ſterbe ich im Exil.“ — —

Hundert Jahre waren ſeitdem vorüber geſchwunden, voll der bedeutungsvollſten Ereigniſſe.

Gregor's Einfluß auf die Wahl ſeiner Nachfolger äußerte ſich auch nach ſeinem Tode. Wenn gleich die Umtriebe Heinrichs, die noch immer fortdauerten, und die durch ihn veranſtaltete Aufſtellung von Gegenpäpſten, den erwählten Papſt verhinderten, den heiligen Stuhl Petri zu Rom einzunehmen, weil Rom von fremden Kriegern beſetzt war.

Peter der Einſiedler erſchien plötzlich, ganz unvorbereitet und rief begeiſtert Fürſten und Völker zu einem Zuge auf, um die Chriſten im Orient von dem Joche der Ungläubigen zu befreien. Jeſus Chriſtus habe an ihn dieſen Befehl unmittelbar erlaſſen.

Jeruſalem ward eingenommen und Gottfried von Bouillon als erſter König ausgerufen. — —

Arnold von Brescia verdrehte die Köpfe der Römer durch ſeine glänzende Rednergabe, mit ſeinen einſeitigen und gefälſchten Lehren.

In Rom war die Republick wieder hergeſtellt, und der Papſt ſollte auf den Zehnten und freiwillige Opfer beſchränkt werden.

Im Namen des „Senatus populusque romanus" wurde der Kaiſer Konrad III. eingeladen, in Rom ſeinen Sitz zu nehmen und von hier, wie einſt Conſtantin und Juſtinian, die Welt zu regieren.

Der Papſt Eugen mußte ſich nach Viterbo begeben.

Da erſchien auf's Neue eine vom Himmel geſandte wunderbar hohe Geſtalt am Horizont der Kirche: der heilige Bernhard von Clairvaux.

Seine Worte begeiſterten abermals zu einem Kreuzzuge, der jedoch durch die Treuloſigkeit der Griechen nicht ſo glänzend ausfiel, als der erſte.

Des heiligen Bernhard ſegenreiches Wirken für die Kirche dauerte fort bis an ſein Lebensende. —

Nun folgte unausgeſetzt der Kampf der Päpſte mit den Hohenſtaufen. Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II., Conrad IV., bis auf Conradin, der 1268 ſein Leben auf dem Schaffot endete, als letzter ſeines Geſchlechts.

Als Friedrich II., erſt drei Jahre alt, nach ſeines Vaters Beſtimmung die Erbfolge geſichert erhalten, hatte einer der größten Päpſte, Innocenz III., den heiligen Stuhl beſtiegen.

Er war im Beſitze großer Kenntniſſe, die er ſeinen Studien zu Paris, Rom und Bologna verdankte, und ſtand am Anfange des Mannesalters.

Wir können hier nicht auf die Thaten Innocenz III. näher eingehen und müſſen auf ſeine eigenen Schriften, die 1552 in Köln und 1578 in Venedig erſchienen, den dazu hinlänglich befähigten Leſer verweiſen; Andern, die ſich in deutſcher Sprache über ſeine vollſtändige, allumfaſſende Wirkſamkeit unterrichten wollen, empfehlen wir das berühmte Werk von Friedrich Hurter:

„**Geſchichte Papſt Innocenz III. und ſeiner Zeitgenoſſen,**“ welches er bekanntlich noch als erſter Geiſtlicher der Hugenotten in Schaffhauſen und Dekan der Synode nach dreißigjährigen Studien vollendete und bei Juſtus Perthes in Hamburg verlegte.

Innocenz III. Thätigkeit beſtand — um es hier nur kurz anzudeuten — außer ſeinem reinkirchlichen Wirken: Bekehrung und Verfolgung der Albigenſer, Einſetzung von Ketzergerichten, Anfeuerung zu einem Kreuzzuge, Einberufung des zwölften öcumeniſchen Concils; auch noch als kirchlicher Politiker darin: den Kirchenſtaat zu befeſtigen, die Entfernung der Ausländer von der Herrſchaft Italiens zu erreichen und den lombardiſchen Städtebund gegen Kaiſer und Adel zu ſchützen. Bald war er durch ſeine weitreichende theologiſche und juriſtiſche Bildung, durch die Klarheit ſeines ſtaatsmänniſchen Geiſtes und ſeine Geſchäftsgewandtheit dahin gelangt, in allen Staaten Europas als Schiedsrichter und hierdurch als Oberlehnsherr zu walten. Von Portugal bis Norwegen, von England im Weſten bis zu den Bulgaren und Dalmatinern im fernen Oſten galt ſein Machtſpruch.

Dieſer großen Thätigkeit entriß ihn ein früher Tod. Er erlag im ſechs und fünfzigſten Jahre auf einer Reiſe von Genua nach Piſa, um, wie er es oft ſchon gethan, zwiſchen dem Streite beider Städte, perſönlich ein heiliges Mittlergeſchäft zu üben. —

Die Nachfolger des großen Papſtes hatten jetzt von dem wortbrüchigen und gewaltthätigen Hohenſtaufen Friedrich II., dem einſtmaligen Schüler, ja! Pflegeſohn Innocenz III. viel zu erdulden.

Er ließ ein „ſicilianiſches Geſetzbuch“ (1231) zuſammenſtellen, fünfzehn Jahre nach dem Tode ſeines großen Erziehers, das alſo eingeleitet wird:

„Dem Kaiſer gebührt die Schutzvogtei über die römiſche Kirche, da dieſe ein weſentliches Attribut des römiſch-deutſchen Kaiſerthums iſt, und auch die Erhaltung des öffentlichen Friedens davon abhängt.“

Von der Theilnahme der Kirche an der öffentlichen Gewalt iſt nirgend die Rede, was ihr allenfalls noch zugeſtanden wird, iſt Gnadenſache. — — —

Darob entbrannte der Kampf in ſtets wachſender Wuth zwiſchen „Welfen und Waiblingen,“ in Italien „Guelfen und Ghibellinen.“

Eines der höchſten Aemter in ſeiner Vaterſtadt bekleidete Dante Alighieri. Florenz war von Parteien zerriſſen, die ſich die „Weißen“ und die „Schwarzen“ nannten.

Die ſchwächere Partei, „die Weißen,“ ſuchten Hilfe bei dem Papſt Bonifaz VIII. und dieſer beſchloß den Bruder Philipps IV. von Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu ſchicken, um Ordnung zu ſchaffen.

Dante widerſetzte ſich, weil er von dieſer Einmiſchung Schlimmes für Florenz befürchtete, wurde zu einer Geldſtrafe verurtheilt, und da er dieſe nicht leiſten konnte, ſeiner Güter beraubt und verwieſen.

Obgleich er ſchon die ſieben erſten Geſänge ſeines unſterblichen Gedichts niedergeſchrieben hatte, ſo war es ihm jetzt ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden, und er ſann nur darüber nach, den Zerfall des Vaterlandes zu verhüten und auf die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verfaſſung ſein Augenmerk zu richten.

Das führte Dante darauf hin, ein Staatsrecht zu vertheidigen, in welchem er mit der ihm innewohnenden religiöſen Glut Gottes heilige Weltordnung erblickt. Er hatte es ſchon früher in ſeinem „Gaſtmahl“ entwickelt, allein näher geht er darauf ein in ſeiner lateiniſchen Abhandlung „*de Monarchia.*“

Meine kleine Bücherſammlung daheim iſt nicht arm an Danteliteratur aus alter und neueſter Zeit. Der erlauchte Geiſt, deſſen Werk den Vorrang vor den anderen Auslegern ſchon ſo lange behauptet und deſſen Pſeudonym „Philalethes“ ein offenes Geheimniß, erzeigte mir die Gnade — Ehre darf ich es nicht nennen, denn wodurch hätte ich ſie verdient? — mir ſein Werk direct in ſeinem Auftrage zuſenden zu laſſen, kurz nachdem es erſchienen war.

Allein da bei dieſem meinem Büchlein von dem Ernſt gründlicher Forſchung überall abzuſehen iſt, in dem Sinne, wie ich es hinſchrieb und wie ich es bei meinen Leſern vorausſetze, ſo wende ich mich an einen liebenswürdigen Gewährsmann, den geſchmackvollen Beurtheiler des „Lebens und der Werke Dantes“ in kleinem Format, Herrn Hartwig Floto, und erborge von ihm was ich brauche.

Den Tractat „*de Monarchia*“ zu kennen iſt durchaus nothwendig, um Vieles in der „*divina comedia*“ zu verſtehen, ſchickt Floto voraus.

Unter der Monarchie verſteht Dante die Herrſchaft des römiſchen Kaiſers, der nach der Idee des frühern Mittelalters der Herr der ganzen Erde war. Könige, Herzoge, alle Menſchen waren unterthan jenem ihrem höchſten und einzigen Oberhaupte, dem Kaiſer, dem Herrn des heiligen römiſchen Reichs. Die Erde ſollte nur ein Reich, eine einzige große Monarchie ſein: während jetzt die Menſchheit ohne Kaiſer, ein vielköpfiges Ungeheuer iſt.

Dieſe Oberherrlichkeit verbürgt den Frieden. Nichts iſt der Menſchheit heilſamer, als ein allgemeiner Friede.

Aber auch Gerechtigkeit verbürgt ſie; da ſie als letzter Ausfluß alles Rechtes für alle ſtreitigen Fälle die höchſte Inſtanz, die äußerſte Zuflucht bildet. Nichts iſt ja ſehr der Gerechtigkeit hinderlich,[1] als Habgier und Ehrgeiz. Der Kaiſer iſt frei von dieſen Leidenſchaften, da ſeine Macht und Majeſtät ja nicht mehr wachſen kann.

Aber dieſe Oberherrlichkeit iſt noch dazu nothwendig, damit die Freiheit herrſche. Unter dem Kaiſer iſt die Menſchheit vollkommen frei: denn die Völker wirkten dann nur gleichſam für eigene Rechnung, nicht zum Vortheil eines Herrſchers.

Allein es iſt zu erwägen, daß aus jeder Stadt nicht alle kleinen Rechtshändel vor den Kaiſer gebracht würden; auch müßten die allgemeinen Geſetze in Bezug auf Nationen, Königreiche, Städte, theilweiſe Berückſichtigung erfahren.

Im zweiten Buche „*de Monarchia*" ſucht Dante zu beweiſen, daß Gott ſelbſt: erſt das römiſche Volk, dann den römiſchen Kaiſer zu jener Oberherrlichkeit über die Menſchheit auserkoren hat. Er verachtet die Völker, welche wider die Römer murrten und zürnt den Königen und Fürſten, die nur darin einig ſind, ſich aufzulehnen wider ihren Herrn, ihren geſalbten römiſchen Kaiſer. Er geht ſo weit in ſeinen Illuſionen, ſo zu ſchließen: „Ich bin der feſten Meinung, daß die Steine in Rom's Mauern und der Boden, auf dem die heilige Stadt ſteht, der Verehrung würdig ſind."

Im dritten Buche führt er den Beweis, daß die Autorität des Kaiſers unmittelbar von Gott verliehen ſei, nicht von einem andern, dem Papſte, als dem Stellvertreter Gottes.

Mit dem Panzer des Glaubens angethan, will er den frevelhaften Lügner hinausjagen, der das behauptet.

Der Papſt widerſpricht dem Satze, daß die kaiſerliche Majeſtät unmittelbar von Gott ſtamme. „*Der Papſt iſt Stellvertreter unſeres Herrn Jeſu Chriſti,*“ das anerkennt er, „*und Petri Nachfolger; dem wir nicht ſo viel Ehre zu erweiſen haben wie Chriſto, aber ſo viel wie Petro.*“

Dann führt er noch andere Läugner verſchiedener Kategorien an, darunter ſolche, *die aus ehrlichem Eifer der Wahrheit widerſprechen*, oder „*Söhne des Teufels,*“ *die ſich Söhne der Kirche nennen, in denen Habgier und Verſtocktheit das Licht der Vernunft ausgelöſcht haben.*

Nach vielen beigebrachten, weithergeholten Gründen, die gegen die päpſtliche Partei ſich richten, und für deren Aufzählung ich an dieſem Platze die Geduld nicht vorausſetzen darf, ſchreite ich zu dem Reſultat der ganzen Unterſuchung, die ſich in den folgenden Sätzen zuſammenfaſſen läßt:

Das menſchliche Leben hat zweierlei Zwecke; *erſtens*: die Seligkeit *dieſes* Lebens, zu welcher uns unſere Vernunft und die Philoſophie führen können; *zweitens*: die Seligkeit des *ewigen* Lebens, zu der uns die Offenbarung leitet.

Aber der Menſch würde dieſer Beſtimmung nicht genügen, wenn ſeine Leidenſchaften nicht mit Gewalt gebändigt würden.

Jenen beiden Zwecken gemäß, bedarf die Menſchheit einer doppelten Leitung.

Der Papſt muß ſie nach den Lehren der Offenbarung zum ewigen Leben führen: der Kaiſer muß ſie der Vernunft und Philoſophie gemäß, der irdiſchen Glückſeligkeit zulenken, welche darin beſteht, daß ſie ruhig lebe in Frieden und Freiheit.

„Dies iſt jenes Zeichen, auf welches der Ordner des Erdkreiſes, der römiſche Kaiſer, beſonders zuſteuern muß: daß nämlich auf dem winzigen Wohnplatz der Sterblichen Freiheit und Friede herrſche.“

Von dem Hohenſtaufen Friedrich II. ſpricht er ausdrücklich, als vom letzten römiſchen Kaiſer.

Die Habsburger läßt er gar nicht als Kaiſer gelten, weil ſie ihre Pflicht nicht erfüllten.

Dante ſtand mithin ſchon außerhalb des Mittelalters, da er den Kaiſer als Selbſtherrſcher anerkannte und dem Papſt nur neben ihm eine zwar immerhin wichtige, aber dennoch von jenem abhängige Geltung einräumte.

Unter den blutigſten Händeln der Parteien, ward „Hie Welf! Hie Waiblingen!“ zur ſtehenden Loſung.

Das dauerte, ſo weit wir es hier in Betrachtung zu ziehen haben, bis 1303.

Da beſtieg Bonifaz VIII. den päpſtlichen Thron. Ein kraftvoller, aber leidenſchaftlicher Mann, der im größern Maße die Eigenſchaften eines weltlichen, als eines geiſtlichen Fürſten beſaß.

Seine, man darf wohl ſagen, unüberlegten, nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen wurden entſtellt umhergetragen, und ihnen eine Bedeutung angedichtet, daß er ſogar als Gegner der Kirche, als ein Läugner ihrer Wahrheiten erſchien.

Er wurde vor ein Gericht geſtellt, zu welchem König Philipp von Frankreich die Richter erwählte.

Bonifazius hatte ſich vor einem Conſiſtorium zu Anagni durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen gereinigt und war eben im Begriff, Frankreich mit dem Interdict zu belegen und die Unterthanen des Königs von ihrem Eide der Treue zu entbinden, als man von der andern Seite kurzen Proceß mit ihm machte.

Man überfiel ihn in ſeinem Zimmer und mißhandelte ihn.

Er behauptete bei dieſer Behandlung die muthige Haltung eines Martyrers. Man führte ihn hierauf gefangen nach Rom, wo ihm der Gram bald zur Erlöſung verhalf.

Damit war das Papſtthum geſtürzt. Aber wie trug ſich's zu?

Als er daſaß, in ſeinem Dünkel und von ſchimmerndem Glanz umgeben, in ſeinem Palaſt von Anagni, eilte ein römiſcher Edelmann auf ihn zu — und man höre! — und ſchlug ihn mit der gepanzerten Fauſt in's Geſicht.

„Dieſer Fauſtſchlag," meint unſer liebenswürdiger Gewährsmann, Herr Hartwig Floto, „war der Schluß; er war das kurze und energiſche Finale des Mittelalters."

Wir ſind nicht ſeiner Meinung, obgleich zwei Jahre ſpäter König Philipp (ſogenannt der Schöne) von Frankreich die Päpſte aus Rom bannte und nach Avignon verwies.

Uebrigens will ich mir nicht anmaßen, mit den Studien Floto's etwa meine geringe Beleſenheit vergleichen zu wollen, oder gar meine mir angeeigneten Reſultate über jene zu ſetzen; was unſer Urtheil unterſcheidet, beruht auf der uns eigenthümlichen Welt-Anſchauung. — — —

Angenommen, das Mittelalter wäre überwunden, ſo bleibt für uns immerhin die Frage offen:

Ob von einer Rückkehr zum Mittelalter nicht etwa Heil zu erwarten ſei?

Man ſchreit uns entgegen, ſchon dieſe Frage ſei ein Attentat gegen den „Geiſt der Zeit."

Wir laſſen uns durch dieſes alltägliche Schellengeläute nicht irre machen.

Auf unſerer Seite iſt der Fortſchritt vom Heidenthum zum Chriſtenthum.

Wir hegen die feſte Zuverſicht:

„Wenn das Chriſtenthum das Heidenthum überwinden konnte, als daſſelbe noch am Leben war, ſo wird es wohl auch jetzt noch mit deſſen Mumie fertig werden!“

Dreihundert Jahre und darüber ſind es, daß die neue Aera der Wiedergeburt — Renaiſſance — den civiliſirten Nationen, wie eine Alles mitfortreißende Strömung, ſich kundgab. Es war die Wiedergeburt des Heidenthums im Schooße der chriſtlichen Geſellſchaft.

Die Mediceer beſchützten dieſe Beſtrebungen.

Der St. Peterskirche wurde das heidniſche Pantheon aufgeſetzt und der Hofarchitect Bernini hatte ihrem Portal einen ſchwülſtigen Schmuck nach dem andern angehängt.

Mit dieſer ſchmählichen Verirrung im Süden, begann eine heftige Neuerungsſucht im Norden, die ſich über das Gebiet des Glaubens verbreitete, und gleich einem eiſigen Wirbelwinde nach Italien hinüberſtrich, wo jetzt Johann von Medicis als Leo X. den Stuhl Petri einnahm.

Ein kunſtſinniger Fürſt, der darauf ſann, Rom wieder zur erſten Stadt der Welt durch die Kunſt und Wiſſenſchaft der Renaiſſance zu machen. — —

Ein talentvoller Mann, den das wechſelvollſte Schickſal verfolgt hatte, der bald zu hohen Aemtern, zu Geſandtſchaftspoſten gelangte, die er mit Klugheit und Gewandtheit ausfüllte; dann wieder durch Verdächtigungen an den Bettelſtab gebracht, aus der Heimath vertrieben, gefangen, gefoltert, *Nicolo di Bernardo*, aus dem Geſchlecht der Macchiavelli und gewohnlich nach dieſer Abſtammung kurzweg Macchiavell geheißen, wurde von Leo X., der ihm einen den zeitlichen Umſchwung auf den geiſtigen Gebieten fördernden Einfluß zutraute, nach Florenz beſchieden, und vom Cardinal Julius von Medicis, ſo wie von der geſammten vornehmen und mächtigen Familie, zu Gnaden aufgenommen und in den wichtigſten Dingen zu Rathe gezogen.

Allein ſeine Lebensſchickſale wechſelten bald von neuem. Die Florentiner ſelbſt waren und blieben ihm abgeneigt; er ward von den öffentlichen Geſchäften abgerufen, lebte noch einige Jahre mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, unter denen ſein Werk „*il Principe*“ zu hoher Bedeutung gelangte, und ſtarb verkannt und geſchmaht. —

Sylveſter hatte eine Abhandlung Macchiavell's zur Hand, die lange nach deſſen Tode der Herausgeber ſeines Schauſpiels, „*Mandragora,*“ „im Geſchmacke jener Zeit,“ eine Abſcheulichkeit für die unſrige, beidrucken ließ.

Macchiavell nennt hier die Macht des Papſtes eine höchſt ſeltſame, die nur durch die, ſie an

Seltſamkeit noch übertreffenden Mittel aufrecht erhalten wird. Darunter verſteht er die Mönchsorden, die eine ſtets mobile Miliz bilden, die von irgend einem Staate recrutirt und erhalten werden muß, obgleich ſie keinem andern Befehle gehorcht, als dem ihres ſonderbaren Oberherrn in der Fremde, wenn ſie auch dadurch in offenen Widerſpruch gegen die zeitliche Gewalt im eigenen Staate geräth.

Hierauf ſchreitet Machiavell zur Characteriſtik der verſchiedenen Orden, die Alle ſchlecht wegkommen, und gelangt zu dem Schluß, der auch in dem Grundgedanken ſeines *„Principe“* enthalten iſt, daß ein weltlicher Fürſt allein und ohne Einſchränkung, von welcher Seite es ſei, berufen werden müſſe, um Italien zur Einheit zu führen, und nach den von ihm im *„Principe“* entworfenen Lehren zu regieren.

Man glaubt zu träumen!

Noch immer Mittelalter. Und der Schlag mit geharniſchter Fauſt, der den armen Bonifaz VIII. in's Geſicht traf, umſonſt!

Doch eine kleine Geduld und wir werden hoffentlich am Ende ſein.

Der italieniſche Herausgeber der hier angeführten Schrift fühlt ſich bemüßigt, mit verſöhnender Hand einige Striche dem grellen Bilde hinzuzufügen.

Er ſagt:

„Behüte Gott, daß ich irgend wie dazu beitragen möchte, einem dieſer verſchiedenen Orden zu nahe zu treten! Ich muß vorausſchicken, daß ſie, wo ſie lediglich durch ihre Einmiſchung in die Handlungen des bürgerlichen Lebens eingreifen, ſei es als öffentliche Behörde, als Lehrer der Moral, als ausübende Magiſtratsperſonen, nur Gutes ſtiften. Aber nachdem ich dieſes anerkannt habe, will ich auch näher darauf eingehen, wie ſie ihre Aufgabe erfüllen.

„Es mag wohl Niemand ſein, der nicht unter den Ordensbrüdern Freunde gefunden hätte, ja mehr noch — Brüder, nachahmungswerthe Vorbilder! Niemand, der ihnen nicht zu Dank verpflichtet wäre.

„Wie oft hat man ſie nicht in ihrer groben Kutte helfend dem Unglück und dem Elend Beiſtand leiſten ſehen?

„Wie oft ſah man nicht dieſe verehrungswürdigen Männer den letzten Seufzern der Sterbenden Troſt und Muth einflößen?

„Wie oft ſah man ſie nicht den ſchuldvollſten Verbrecher auf dem Todeskarren zur Richtſtätte begleiten? Bebend und todtenbleich wie der, den das Schaffot erwartet; mit ihm hinaufſteigend und umgeben von einer vor Entſetzen bangenden Volksmenge, auf der blutigen Scene neben dem Opfer des Geſetzes und dem Henker ſtehend, und nur durch die Kleidung von Beiden unterſchieden.

„Dieſe Vorläufer der Hinrichtung, grauſamer noch

— darf man behaupten, als die Hinrichtung ſelbſt, die zu erdulden jene wahrhaft gotterfüllten Menſchen über ſich nahmen, ſo oft ein Sünder den Tod verdient hatte.

„Allein nachdem ſie die Functionen in der bürgerlichen Geſellſchaftsſphäre mit den religiöſen im engſten Verbande ausübten, hatten ſie mehr als jede andere denkbare Macht auch die Mittel in Händen, alle diejenigen in der weiten Welt der Chriſtenheit zu verrufen und zu verketzern, die nach den von dem Tyrannen in Rom ihnen erlaſſenen Inſtructionen nicht blos gewagt hätten, den *ungemeſſenen Ehrgeiz* und die *Verbrechen der Kirche* zu enthüllen, ſondern noch dazu es öffentlich zu beweiſen, wie ſehr die Exiſtenz jenes Tyrannen inmitten des ſchönen Italiens, von Anfang an bis in alle Folgezeit ihrer Fortdauer, dem unglücklichen Lande höchſt verderblich war und ſein würde.

„Mit Recht darf man daher behaupten, daß die *franzöſiſche Republik* (wohlverſtanden: der Verfaſſer ſpricht von der 1791), indem ſie *jene Macht vernichtete*, mehr den Intereſſen Italiens Rechnung getragen hat, als denen einer minder großmüthigen Politik.“

Und wo ſtehen wir jetzt?!

(Auf demſelben Platze.)

Im Morgengrauen.

Traum einer langen Nacht! wie eine Klage
Durchweht des Volkes Geiſt, hinſummend leis,

Des alten Kaiſers Rothbart fromme Sage,
Und von des Walſer Birnbaums dürrem Reis;
Wann dieſes blüht und jener fährt zu Tage
Aus tauſendjähr'gen Schlafs ſtarrendem Eis,
Dann werden Deutſchlands Sterne wieder ſcheinen,
Des Reichs zerſtückte Glieder neu ſich einen.

Dann werden auferſteh'n die edlen Recken
In ihrer alten Pracht und Herrlichkeit,
Ein Purpurglanz wird Deutſchland überdecken,
Zu huld'gen ihm wird Alles ſein bereit. —
Glaubt ihr, nach Willkür könnt ihr ihn erwecken?
In der Parteien Zwiſt und leerem Streit
Werd' euch ein Kaiſer wieder neu geboren?
Ein Spielball für das Volk? — Ihr eiteln Thoren!

Des Mittelalters chriſtlicher Gedanke,
Das Reich voll Herrlichkeit und heil'ger Weihe,
Es fand im innern Hader ſeine Schranke,
Jetzt tritt's nicht mehr in anderer Staaten Reihn.
Die Gegenwart, die helle und doch kranke,
Ob ſie Vergangenheit des Dunkels zeihn,
Sie wird — trotzdem viel Lichter in ihr tagen,
Das Mittelalter doch nicht überragen.

Kaiſer und Papſt, die höchſten der Gewalten!
Der Stellvertreter Chriſti ſalbt den Kaiſer,
Der wird dadurch geheiligt und gehalten,
Der wird dadurch erſt zu dem ächten Kaiſer.
Der Papſt allein kann ihn zur Buß anhalten,
Nur um ſo höher ſteht darum der Kaiſer;
Sein Thun kann keines Menſchen Urtheil richten,
Nur Chriſti Stellvertreter darf hier ſchlichten.

Dies war der Quell der Souveränität,
Dies war der feſte Grundſtein aller Macht;
Der neue Geiſt, der überall jetzt weht,
Hat Hohn und Abſcheu über ſie gebracht.
Dem Volke ſagt man: wie ein Bund beſteht
Von Fürſt und Pfaff, zur Sklaverei erdacht;
Den Fürſten ſagt man: trauet nicht dem Gleißen
Der Pfaffen, die euch eure Macht entreißen!

Und während Viele ſich darauf verlaſſen
Und ſich voll Scheu jetzt von der Kirche wenden,
Predigt man andre Weisheit auf den Gaſſen,
Die nicht vermag den Taumel zu beenden;
Denn während ſie die alten Mächte haſſen,
Des Herrn Geſetz in ihrem Anſehn ſchänden,
Erheben ſie das Volk auf ihrem Schilde
Zur Macht, das ungelenke, rohe, wilde.

Dies iſt die Frucht! Ihr Fürſten, euer Wahn
Hat euch vor jener Macht mit Furcht erfüllet,
Die einſt, vor tauſend Jahren, euerm Ahn
Vielleicht nicht jede Herrſcherluſt geſtillet;
Doch zu dem Abgrund führet dieſe Bahn,
Die ſich dem Auge noch nicht ganz enthüllet.
Ihr ſtandet heilig auf der Himmelsleiter
Mit dieſer Macht, ſonſt Menſchen und nichts weiter.

Was euch getrennt, was in der Zeiten Welle
Sich ſtets zerſetzender um euch gelegt,
Der Zweifel und des Truges Unheilquelle,
Die euch zu argem Bruderhaß erregt,
Die ſtopfet zu und laßt an ihrer Stelle,
Von alter Glaubensluſt und Kraft bewegt,

Die Zungen aller Glocken einig rufen
Zum heiligen Opfer an des Altars Stufen.

Ach! der dies niederſchreibt, beherrſchet kaum
Den tiefen Schmerz, der um die Bruſt, gleich Feſſeln,
Den Athem engt. Er weiß, es iſt ein Traum! — —
Die Flamme ziſcht, es wallt der Dampf aus Keſſeln;
Die Räder knarren, ein Toſen füllt den Raum,
Es peitſcht Gewinnſucht, wie mit ſcharfen Neſſeln.
Die Seelen nicht, die Menſchen zu verbinden,
Sieht Eiſenbahnen überall man gründen.

Dies iſt das Glück, das in dem Fortſchritt liegt,
Es zappelt Alles in demſelben Netze;
Ob Alles auch zerſtiebt bald und verfliegt,
Es dauert dennoch immer fort die Hetze!
Doch glaubt ihr, daß der Fortſchritt alſo ſiegt,
Daß er ohn' Ende über Schranken ſetze? —
Was wir entſtehen ſehn, iſt eine Fabel,
Es mahnet an des Thurmes Bau zu Babel.

Die Kirche nur ſteht feſt! — ob auch die Welt
Sich wider ſie erhebt in hellen Flammen.
Der Krieg hört auf, es ſtirbt der ſtärkſte Held,
Der Herrſcher ſtolze Macht, ſie ſtürzt zuſammen;
Der Glaube nur bleibt ſiegreich in dem Feld,
Die Feinde in dem Strom der Zeit verſchwammen.
Die Kirche überlebt die Häreſien,
Sie führt den Leichenzug der Dynaſtien!

Dies ſchrieb ich nieder, als ſie ſich anmaßten, von der Paulskirche aus einen Kaiſer zu machen.

Der Fürſt Waldburg-Zeil, der mir gegenüber ſaß, gab — als man ſeine Stimme einforderte — den prächtigen Beſcheid: „Ich bin kein Kurfürſt.“

Was wir ſeitdem erfahren haben und zunächſt noch erfahren werden, wird an meinem Kaiſertraume nichts ändern.

Neunter Brief.

Letzter Abend im Schloſſe N ...... Ein Feſtſpiel vor 50 Jahren. Rohitſch. Kroatien. Sophienſchloß.

Nachts im Schloſſe N......

Unſer Häuflein hatte ſich mit ſchwerem Herzen auf dem gewöhnlichen Platze, der Terraſſe, eingefunden.

Es ſollte die letzte Zuſammenkunft ſein. Die Ereigniſſe drängten zum Abſchied. Ein jeder hatte ſeine Partie bereits ergriffen, oder wenigſtens einen Plan dazu fertig im Kopfe.

Kurz geſagt: Weilen wollte in ſeine Heimath, um ſich den ihm gleichgeſinnten Männern zu Nutz und Frommen des allgemeinen Beſten thätig anzuſchließen.

Junker Hanns wollte zur deutſchen Fahne ſtehen und den großen Kampf mit ausfechten helfen.

Der alte Graf hatte vor, ſich den Dingen ſo viel zu nähern, als nur möglich und dann in einem der Hauptquartiere, gleichviel in welchem, Poſto zu faſſen.

Iduna war darauf gerathen, in Dresden oder

Leipzig Vorleſungen über eine deutſch-nationale Kleidung der Frauen zu halten, weil direct und indirect Anregungen dazu ihr bekannt geworden waren, hier „von einem deutſchen Mädchen," dort „von einer deutſchen Frau," ja ſogar „von einem deutſchen Manne und ſeiner Frau." Sie wollte mit Kraft daran gehen, dieſe hochwichtige Frage zur endlichen Löſung zu führen.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß der Gedanke ſchon nach der Niederlage des erſten Napoleon zur Ausführung gelangte und daß die Frauen bald in der auffallendſten Maskentracht erſchienen, gleich Ritterfrauen, in breiträndigen Baretts, Bauſchärmeln, herabhängenden Taſchen, reich benäht, daß die Beſonneneren ſich ihrer ſchämten und dafür eine altmodiſche bürgerliche Haustracht wählten, die aber auch wieder conventionell verunſtaltet wurde. Nach meiner Erfahrung ſei das *Allereinfachſte* empfehlenswerth und das hätte ſich erwieſen *zur Zeit der Kontinentalſperre*, als die Damen in einem Kleide von engliſchem Kattun erſchienen und froh waren, ſich damit präſentiren zu können in jeder Geſellſchaft. Nicht im Vollgenuß eines Uebermaßes von Glück darf daran gedacht werden, Sachen, die der Eitelkeit zunächſt dienen, feſtzuſtellen; unter dem Druck feindlicher Einwirkungen wird ein erwünſchtes Ziel weit eher erreicht.

Baron Philibert rief es zunächſt nach *Graz*, wie ſich das von ſelbſt verſtand.

Weilen's Gattin meinte: „Je nun, es wird ſich für uns wohl auch noch etwas finden, nicht wahr, Ottilie?“

„Ach Gott, ja wohl!“ antwortete dieſe, „warum denn nicht?“

Sylveſter führte wieder die ganze Unterhaltung, gleich wie an den vorhergehenden Abenden.

Er erhebt ſeine Mahnung gegen den Wahn der Franzoſen, die Welt verbeſſern zu wollen in einem Anfalle wilder Schwärmerei. Er will dieſen Ehrgeiz erklären und zeigen, wie er aufzuhalten ſei und wie jene, die von ihm erfüllt ſind, auf den richtigen Lebenspfad zurück zu lenken wären.

Hier folgt, was ich behalten habe.

„Es bedarf der einander zuſtimmenden Gelegenheiten, um die Aeußerungen der Fähigkeiten unſerer Natur zu entwickeln. Wie es Fähigkeiten des einzelnen Menſchen gibt, welche aus Mangel entſprechender Gelegenheit niemals erweckt werden, ſo gibt es ſicherlich auch bleibende Fähigkeiten des ganzen Geſchlechts, welche ſo lange in Unthätigkeit ſchlummern, bis ſie ein künftiges Ereigniß einmal in's Leben ruft.

„Eine jede Veränderung unſeres Innern — könnte man denken — würde der Selbſtſtändigkeit unſeres Weſens ſchaden: allein durch Neuheit und Mannichfaltigkeit der Anſchauungen erweitert ſich die Seele, und ohne in ihren Kräften eine eigentliche Umwandlung zu erfahren, entfalten und verbreiten ſich dieſe in einem Wachsthum erhöheter Thätigkeit während der Dauer fortſchreitender Zuſtände.

„Die *Geſellſchaft* iſt das Gebiet, auf welchem unſer Geiſt ſich mit Freiheit entwickelt. Sie iſt der Bildung aller unſerer Begriffe von *natürlicher* und *moraliſcher* Schönheit unentbehrlich. Sie iſt die erſte Triebfeder, die unſere erfinderiſchen Kräfte in Bewegung ſetzt.

— — „Phyſiſche und örtliche Umſtände, die durchaus nicht immer als Vorzüge anzuſehen ſind, werden von der Einbildungskraft mit einer Gewalt beliehen, welche über die weſentlichſten Beſtimmungen im Leben gebieten ſoll. Daher die gegenſeitige Geringſchätzung der Nationen. Daher der eingebildete Vorzug, den ſich die Franzoſen noch heutzutage über andere Stämme der Menſchheit anmaßen wollen.

„Frankreich will dafür angeſehen ſein, als ob es eine von den übrigen Nationen ganz verſchiedene Bahn durchlaufe. Hierin ſtimmen wir ihm bei. Wenn es aber auf dieſer Bahn ſich unterfängt, die Rechte anderer Nationen durch Hinterliſt zu kränken, ſo werden wir uns die Freiheit nehmen, ihr eine neue Richtung zu geben.

— — „Nationelle Ueberhebung hat immer ſtattgefunden. Eine ſolche Parteilichkeit, ſobald ſie nicht ihre Gränzen überſchreitet, geht edeln Endzwecken zur Seite, und die reinſte Vaterlandsliebe gründet ſich oft auf örtliche Beziehungen und auf Vorliebe für gewohnte Einrichtungen.

„Allein dieſe Zuneigung für das Vaterland muß ſich mit gerechter Beurtheilung und Behandlung fremder Nationalitäten vertragen. Nur tiefe Unwiſſenheit iſt die Quelle jenes Haſſes, jener Verachtung für alles Fremde und Auswärtige.

— — „Nicht länger ſollten ſich Nationen oder einzelne Menſchen als den Stolz der Schöpfung betrachten, ſondern, wie es in dieſem Augenblick mit Gottes Hilfe wohl geſchehen wird, genügend belehrt werden, ihre Beziehungen aus dem weiteſten Geſichtspunkte anzuſehen, die Wichtigkeit ihrer Lage in Rückſicht auf ſich ſelbſt und auf das Ganze, auf ihre Zeitgenoſſen und auf künftige Geſchlechter zu erwägen, und durch die feſtgeſetzte Ordnung der vermittelnden Urſachen geleitet werden, die Menſchen im Allgemeinen zu ſchätzen und um ihre Veredlung und Erhöhung bemüht zu ſein.

„Während der Zeit voll entſetzlicher Verbrechen und einer verrückten Tollkühnheit, hat ſich die Geſellſchaft in Frankreich emancipirt, allein ſie hat mit dem genommenen Gute nicht hauszuhalten gewußt. Sie beſitzt nach moraliſchem Begriffe nichts mehr davon; aber ſie hat ſich großjährig erklärt. Jetzt ſollte ſie einmal daran denken, in die natürliche Ordnung der Dinge einzutreten.

„Allein ſie ſteht mitten im Wirrwarr, der ihr den freien Blick hemmt. Nur wer draußen ſteht, gelangt zu dem wahrhaft jammervollen Schluß: zu einer abſoluten Verneinung, zu einem baaren Nichts.

— — „Iſt die Moral untergraben, dann iſt die Gefahr von der Geſellſchaft nicht mehr abzuwenden. Die rein materiellen Intereſſen haben keine andere Hypothek, als die Moralität der geſammten Civiliſation.

„Und pflanzt ſich dieſe Erfahrung nicht von dem öffentlichen, dem politiſchen Leben in die intimſten Beziehungen fort? Bietet uns nicht das Familienleben ſchon oft genug ein Bild gräulicher Verwüſtung? An die Stelle der Blutsverwandtſchaft tritt Meinungsverwandtſchaft; in ein und demſelben Hauſe, an demſelben Tiſche, ſitzen Gläubige und Ungläubige. Dieſe ſind voll vom Lobe des Monarchen, jene verlangen die unbedingteſte Volksſouveränität. „Zur weitern Ausführung dieſes Thema wäre erforderlich, das ganze moraliſche Budget der heutigen Geſellſchaft zu unterſuchen, das Activ- und Paſſiv-Vermögen endgiltig zu conſtatiren, um daraus das Maß aller Befürchtungen und Hoffnungen, welche die gebildete Welt erfüllen, nicht nur für die nächſte Zukunft, ſondern auf weiter hinaus, tariren zu können.

— — „Es ſieht zwar ſo aus, als ob Alles in der Geſellſchaft ſich berühre, zuſammenſtoße, vermiſche; allein es ſieht nur ſo aus. Thatſächlich mißtraut Eines dem Andern, flieht einander, bliebe gern für ſich. Da Alles ſich jedoch in demſelben Kreiſe bewegt, muß man ſich finden. Es ſcheint mir nicht unpaſſend, die franzöſiſche Geſellſchaft von heute mit einem Walde zu vergleichen, deſſen Bäume von ungleicher Höhe und Stärke, durch denſelben Orcan entwurzelt und auf daſſelbe Niveau hingeſchleudert wurden.

— — „Die überhand nehmende Beſtechung hat die Fäulniß im Gefolge. Diejenige Regierung, die das offene und geheime Beſtechungsſyſtem nicht aufgibt, zieht die Revolution heran; denn ein ſolches Verfahren kann nur mit Anarchie und ihrem ſchrecklichen Gefolge enden. —

„Wenn die menſchliche Natur jedoch nach dieſer Seite hin der Ausartung blosgeſtellt iſt, ſo iſt ſie auf der andern auch einer verhältnißmäßigen Vervollkommnung, vermittelſt der geſammelten Weisheit mehrerer Zeitalter fähig. Es läßt ſich aus dem gegenwärtigen Fortgange der Geſellſchaft die Möglichkeit höherer menſchlicher Vorzüge ahnen, und könnte man diejenigen Umſtände, welche am ſtärkſten darauf hinwirkten, den Geiſt und Charakter der Nationen umzuwandeln, unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt bringen, ſo würde ſich auf dieſen Grund ein Lehrgebaude aufführen laſſen, welches die vergangenen Ereigniſſe zuſammenhängender erklären, und uns im Voraus einige Blicke und Ausſichten in die künftige Weltgeſchichte eröffnen würde.“ —

Das war der Schluß ſeines Vortrags. —

Jetzt bei der Durchſicht des Manuſcriptes, ehe ich es dem Druck übergebe, nach wenigen Wochen ſchon, ſind dieſe Worte bis zu einem gewiſſen Grade in Erfüllung gegangen. —

„Und Sie, geliebter Freund,“ fragte ich ihn, „was werden Sie ergreifen?“

„Ich verharre in meinem gewohnten Wirkungskreis,“ erwiederte der wunderbare Menſch, „und pflanze dort zum Beſten weiter, was mir der Wind — der Sturm von draußen zuträgt, und wie es für uns zuträglich ſich zeigt.“ —

„Und unſere verehrten Damen vom Hauſe,“ fragte ich.

„Wir greifen zu, wo wir können, und ſchaffen nach Kräften, was von uns verlangt wird,“ ſagte die Baronin.

„Ja, das werden wir, aber vor Allem wollen wir recht inbrünſtig beten,“ ſetzte Maria ſchnell hinzu, „nicht etwa um für die eine oder die andere Partei den Sieg zu erflehen, aber damit der Krieg aufhöre und die Menſchen wieder eines beglückenden Friedens ſich erfreuen, um zu Gott zurückzukehren, von dem der Wahn und die Mordluſt ſie entfernt hatte.“

Da ertönte plötzlich eine bariſche Stimme. Es war der Oberſt, der den ganzen Abend nicht ſichtbar, weil er ungeſtört ſeinen Gedanken auf einſamen Wegen nachhängen wollte.

„Steckt ihr noch beiſammen?“ rief er. „Gut Nacht. Ich geh' morgen früh nach Wien. Sans Adieu!“ —

Den Reſt der Nacht brachte ich mit Ordnen meiner Papiere und Einpacken meiner Habſeligkeiten zu. Ich hatte mir vorgeſetzt, vor Tagesanbruch das Schloß zu verlaſſen, um nicht in den Fall zu kommen, noch einmal mich zu verabſchieden. Iſt ein Abſchied einmal überwunden, ſo bin ich deſſen froh; ſelbſt von gleichgiltigen Perſonen verſtimmt es mich und nun gar von theuern, die ich hier zurückließ.

Ich wollte, wenn auch nicht mit frohem — ſo doch mit freiem Herzen, hinaus in's Weite. Ich hatte mir etwas auszuführen vorgenommen, was ich — wenn ich mich von allen Seiten betrachte — einen muthwilligen Streich nennen möchte.

Er gelangte wirklich zur Ausführung, und da ich erſt jetzt ein Raſtquartier wieder inne habe, ſo kann ich dazu kommen, Dir das Abenteuer zu ſchildern und dieſe Schilderung dem letzten Abend auf dem Schloſſe Philiberts anzureihen, zu der ſie freilich paßt, wie die Fauſt auf's Auge, nach gemeiner Ausdrucksweiſe, die nicht zu verſchmähen iſt, wenn ſie richtig bezeichnet.

Wundre Dich nicht allzuſehr, den ſtolzen Namen zu leſen, von wo ich Dir den Brief abſende, und ſchenke mir ein wenig Gehör!

Römerbad. Aus dem
Sophienſchloß.

Früher, da ich einmal Graz beſuchte, hatte ich einen ähnlichen Trieb empfunden, einen Weg einzuſchlagen, der ſich mir aus meinem Fenſter, wie von ſelbſt, darbot.

Ich wollte einen Gucker über die kroatiſche Gränze thun.

Ich träumte dabei nicht von zauberiſchen Gegenden, von Paradieſen, wie ſie von den Künſten geſchaffen werden und das Leben jeden Tages verſchönern: ich erwartete vom Volke keine edeln Ausbrüche des Gedankens, keine überſchwängliche Lebensäußerung.

Aber ich hoffte, daß wenn auch über Kroatien, dem wichtigſten, anſpruchvollſten der dreieinigen Königreiche, ſich nicht ein funkelnder Himmel ausſpannte, die guten Leute doch zum mindeſten ein dunſtfreies Panorama der in Europa zu Recht beſtehenden Geſittung beherrſchen würden.

Dieſe Vorausſetzung war nicht aus der Luft gegriffen.

Während meines Aufenthalts zu Brünn (drei volle Jahre, bringe ich wiederholt zur Erinnerung), hatten mich die kroatiſchen Kolonien in Mähren viel beſchäftigt. Sie wanderten zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ein. Sie ſprechen unter ſich ihre altkroatiſche Sprache, ohne Beimiſchung mähriſcher Idiotismen, obgleich ſie im unbedingten Verkehr, mit der mähriſchen und deutſchen Bevölkerung, in dieſen Sprachen ſich auszudrücken verſtehen und werden von Dem, was ſich ſeit drei Jahrhunderten in ihrem Stammlande zugetragen, durchaus nicht beeinflußt.

Die **Hannaken**, die nächſt Brünn hauſen, boten mir reichlichen Stoff zu meinen Studien, da ſie die Bräuche und den Aberglauben ihres Mutterlandes treu bewahren.

Der **Hannak** iſt gut gewachſen, Geſichtsform edel, Auge hell. Auch die Weiber zieren regelmäßige Züge und ein ſchlanker Wuchs.

Meine lieben Hannaken waren am Sonntag altkroatiſch gekleidet: ein Hemd mit ſehr weiten, mit bunter Wolle benäheten Aermeln, welches als beſondere Zierde **über** dem Beinkleide herabhängt; dann ein weißer oder öfter **blauer**, mit Schnüren beſetzter Leibrock, loſe über die Schultern geworfen, und Cziszmen, enge Stiefel mit zwei Nähten an der Seite. Dazu ein zugeſpitzter kleiner Filzhut.

Das Koſtüm ſah ich vollſtändig wieder bei den, während der Revolution von 48, in Wien auf den öffentlichen Plätzen tanzenden Deputationen aus Kroatien, mit Ausnahme des Filzhutes, ſtatt deſſen die Tänzer eine hellrothe Zipfelmütze aufhatten.

Die Frauen der Hannah trugen Sonntags ein feines Hemd mit bauſchigen Aermeln, ſchön ausgenäht in farbiger Wolle; der Rock ſehr faltenreich und ein mit Spitzen beſetztes Tüchel auf dem Kopf. Da ſie viel auf einen ſchönen Teint halten, ſo erſcheinen ſie in ihrem Sonntagsſtaat ſtets roth und weiß geſchminkt. — —

Im Jahre 1820 hatte ich den Einfall, ein Feſtſpiel zu verfaſſen, und es in Brünn zur Aufführung zu bringen, in welchem ich meinen Hannaken eine Rolle zutheilte.

Es führte den Titel „der Nachwelt Huldigung,“ wurde von meinen Freunden, den Eigenthümern der J. G. Traßler'ſchen Buchhandlung, äußerſt ſplendid gedruckt und von ihnen und mir der ganze Erlös den öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten zugewendet.

Gelegenheit dazu gab das Geburtsfeſt Sr. M. des Kaiſers am 12. Februar.

Als Schauplatz war von mir gewählt worden der hinter der Metropolitankirche befindliche, ſteil nach der Schwarzawa ſich herabſenkende Hügel, früher der Petersberg, ſeit 1818 der Franzensberg geheißen, als man dort einen Obelisk zu Ehren der Segnungen des Friedens errichtete.

Die handelnden Perſonen waren:

Der Genius. Der Bürger. Ein Knabe. Ein Mädchen. Chor von Soldaten. Chor von Bürgern. Einwohner aus der Hannah und der Umgegend von Brünn.

Wie der Titel es verhieß, war das Spiel die Huldigung der Nachwelt. Ich hatte mir angemaßt zu prophezeihen, was in hundert Jahren aus der ſchönen Gegenwart an Glück und Heil entſproſſen ſein würde.

Ich laſſe hier die betreffende Stelle nach dem vor ein und fünfzig Jahren bei Traßler in Brünn erſchienenen Exemplar abdrucken, das ich zu dieſem Ende im Original nach Mainz ſende.

Der Bürger ſpricht:

Vor vielen Jahren, Kinder, trug ſich's zu,
Daß ſich ein ſchwerer Krieg durch's Land ergoß.
Der Grauſe hatte eine Welt entzündet,
Im Oſten und im Weſten donnerten
Karthaunen wild zu Schrecken und Verderben,
Ein breiter Blutſtrom goß ſich durch die Flur,
Und Leichen ſchwammen aufgethürmt darin.
Wir können uns kein lebend Bild entwerfen
Von allem Gräuel jener trüben Zeit.
Denkt nur: die Söhne, Väter, Bräutigam und Freunde
Dahingeſchlachtet in der blut'gen Schlacht,
Und Töchter, Mütter, Bräute, arme Waiſen
An Jener Leichnam troſtlos, jammervoll;
Die Hab' verbrannt; — in ſteter Noth das Jetzt
In Furcht und Angſt vor Gräßlicherem preiſend.
So ſchwanden Jahre hin, doch nicht der Gräuel;
Der wuchs und wuchs — kein Retter ward geſendet. —
Da ſtrahlte auf von Moskau's Schneegefilden
Ein herrlich Nordlicht, Freiheit uns verkündend,
Auch in des Ebro Paradieſes Auen
Wollt' nimmer Sklaverei die Loſung werden.
Hoch ſchlug im Oſt und Weſt die Flamme auf,
Und nun entbrannte Glaube auch im Herzen
Europa's, Glaub' an eigne Kraft!
Das ganze Deutſchland griff zur Waffenwehr.
So rang man nun um Alles, was uns theuer,

Um Freiheit, Namen, Weib und Kind und Herd,
Und muth'gen Kämpfern ward der Sieg verlieh'n.
(Man hört in weiteſter Ferne einen Marſch.)

(Pauſe.)

Hört ihr herauf den muntern Marſch erſchallen?
Schon zuckt der Sonne erſtes, frohes Licht,
Den ſchönſten Tag des Jahres zu verkünden,
Und feſtbekränzt naht ſich der Krieger Schaar. —
Ein ſchöner Sieg war's. Dauerhafter Friede
Entkeimte aus der blut'gen Säezeit.
Bald krümmte willig ſich des Speeres Wucht,
Das Schwert gab ſeine Schärfe willig her,
Als Pflugſchaar nutzten ſie dem ſtillen Fleiß,
Der Reiterhelm hing unterm niedern Dach
Der ſichern Hütte, und ein Schwalbenpaar
Und Friedenstauben brüteten darin.
Gewerbe regten neu und rüſtig ſich,
Aus Oefen und aus Eſſen wälzte Rauch
Sich, fleißverkündend, auf zum blauen Himmel,
Und mild verklärend, wie der Sonne Strahl
Im Purpurlichte Euch den Garten zeigt,
Der hier zu Euern Füßen ausgebreitet,
Strahlte der Friede über'm ganzen Land! —

(Man hört in weiteſter Ferne, doch von einer andern Seite, einen Nationaltanz anklingen.)

Schon glühet Alles rings im Freudenlicht,
Den muntern Landmann weckt die Sonne ſchon,
Geziert mit ſeinen Sonntagskleidern tritt
Er froh den Weg zu dieſer Heilſtatt an.
Bald iſt er hier in lautem Jubelſchall,
Das Feſt mit Sang und Tanze zu begrüßen. — —

(Man hört in weiteſter Ferne das Volkslied.)

— — Horch! horch! ſchon ſtrömt der frohe Hymnus auf,
Den das beglückte Volk zum Himmel ſendet.
Verſammelt ſind ſie unten ſchon und ſchauen
Nach Morgen, wo der Sonne Strahlengluth
Der Nachtgewölke letzte Spur bezwingt.
Und wie ſie ſteigt und ſich im Lauf verklärt,
So ſteigen ſingend ſie und jubelnd weiter!

(Er hebt das Kleinſte in die Höhe, der Knabe klammert ſich an ihn, die Bühne wird nun nach und nach ganz hell.)

Seht nun hinunter, wie's dort fröhlich wimmelt,
Und ſchaut hinauf, wie dort die Sonne ſchwebt,
Werft dann das Auge auf die reiche Landſchaft,
Ein Haus beim andern, froher Menſchen Stätten,
Bis wo die Berge Euch die Ausſicht hemmen,
Ein Garten iſt's. — Und alles dieſes Glück
Hat Er, der Friedensbringer, Er allein
Mit ſeinem milden Menſchenſinn vollbracht.
Drum Heil dem großen, edeln Kaiſer Heil!
Für ew'ge Zeit dem Friedensbringer Heil!

(Ein kurzer Marſch ertönt. Soldaten ziehen auf, dann feſtlich geſchmückte Landleute, zuletzt Bürger beiderlei Geſchlechts, dann Kinder.)

(Wenn der Marſch ſchweigt, beginnt die Tanzmuſik, wozu ein ländlicher Tanz aufgeführt wird. Die Tanzmuſik löſt ſich in ſanfte Accorde auf. Alles zieht ſich nach dem Hintergrunde, Wolken ſenken ſich herunter und verdecken die Handelnden. Aus den Wolken erſcheint der Genius.)

Genius.

Ihr ſaht ein Bild der nächſten Folgezeit,
Was jüngſt geſchah, wird ein Jahrhundert ſegnen,
Des Friedens Milde wird hernieder regnen,
So lang vom Thron ſtrahlt Habsburgs Herrlichkeit.
Den Himmliſchen zur Wonne, ein Entzücken

Den Unterthanen, ſtrebte Franzen's Kraft,
Die unermüdet Gutes wirkt und ſchafft,
Die weiten Reiche ſeiner Krone zu beglücken.
Der Glaube trennt; — ein nationelles Band
Stellt oftmals eine ſteile Mauer hin,
Verſchieden bleibet ſtets der Völker Sinn
Vom Po bis zu des ſchwarzen Meeres Strand;
Doch Eines nur beſeligt heute Alle,
Und Oeſtreich's, Ungarn's, Mähren's, Wälſchland's Mann
Ruft laut den Seinen zu mit Jubelſchalle:
Wir ſind Ein Volk, das frei ſich fühlen kann.

Wer widerſpricht? Steht's nicht nach hundert Jahren im lieben Oeſterreich ebenſo?

Nur muß hier noch einer Antwort Erwähnung geſchehen, die ein gelehrter Kenner auf die wahre Natur meiner Vorherſagung ertheilt. Es iſt der hierzu vollkommen berechtigte öſterreichiſche Hiſtoriker und Politiker Helfert. Er ſagt in ſeinem neueſten Werke:

„So bilden weder Polen, noch Magyaren, noch Tſchechen das Holz, aus dem ſich ein neues Oeſterreich ſchnitzen laſſen will: nicht viel beſſer iſt es, um von den Italienern in Dalmatien und Tirol zu geſchweigen, mit den Kroaten, Rumänen und Serben. Die ſüdſlaviſchen Träume der letztern, die Hinneigung der erſtern nach Rumänien haben, je länger je mehr, zur Folge, daß dieſe Völker ihr Zuſammenſein mit Oeſterreich-Ungarn nur für ein proviſoriſches anſehen.“

So war ich denn entſchloſſen, die Frage, die mich beſchäftigte, endlich einmal an Ort und Stelle zu unterſuchen und mich zu überzeugen, ob mein Herz oder mein Kopf mehr ihre Rechnung dabei finden werden.

Da mein Weg mich jetzt ſüdöſtlich entführte, ſo ſah ich meinen philoſophiſchen Wagenlenker nicht wieder, der mich nach Philiberts Schloß von Nordoſt her gebracht.

Ich fuhr auf der Eiſenbahn nach Pöltſchach, und hier mußte ich mich nach einem Gefährt umſehen.

Die Zeiſelwägen waren alle beſetzt, und fuhren nach entgegengeſetzten Richtungen ab. Ein recht hübſcher Wagen für zwei Perſonen hielt noch am Ausgange des Bahnhofs, deſſen Kutſcher mir einen Platz antrug, da er erſt einen Paſſagier hatte, wenn ich nach „Sauerbrunn“ wollte. Das iſt nämlich der Titel der Heilquelle bei dem Flecken Rohitſch.

Ich ſtieg ſogleich ein und er rief einen Herrn herbei, der mit höflichem Kopfnicken ſich zu mir ſetzte, ohne ein Wort zu ſprechen. Er war hochgewachſen, ſeine Geſichtszüge waren ernſt, gekleidet war er ſchwarz, in einem langen Rocke, der auf ungariſche Weiſe mit Schnüren ausgenäht war.

Der Weg betrug etwa zwei bis drei Stunden.

Wir waren ſchon mehrfach an Kreuzen und Kapellen vorbeigefahren, wo ich gleich meinem Reiſegefährten es nie unterließ, den Kopf zu entblößen.

Da wandte ſich plötzlich mein Sitznachbar mit freundlicher Miene zu mir und ſagte:

„Wie gern bekenne ich, daß ich Ihnen Unrecht gethan. Als ich Sie in der Modetracht ſo da ſitzen ſah, dachte ich mir, daß Sie auch einer von denen ſind, die den Sauerbrunnen beſuchen, um ſinnliche Genüſſe ſich zu verſchaffen. Es war mir wirklich unangenehm. Nun aber, da ich ſehe, daß Sie ein treuer Sohn der Kirche ſind, bin ich ſehr erfreut. Vielleicht kann ich Ihnen während Ihres Aufenthalts einen Dienſt erzeigen, oder dazu beitragen, ihn angenehmer zu machen, wenn Sie dort fremd ſind. Ich werde von keiner Kur an freier Bewegung gehindert, ich bin Gottlob! geſund. Mein Zweck iſt nur, zwei Freunde, Prieſter zu ſehen, die nach beendigter Kur zum dritten Mal die Reiſe nach Oberägypten und von da nach Jeruſalem unternehmen werden. Sie werden ſie kennen lernen. Ich bin der Kanonikus***, an der Domkirche zu Gran.“

In ziemlicher Entfernung, von einer Höhe, erblickte man den Sauerbrunnen; der Flecken Rohitſch, der recht maleriſch ſich zeigte, wurde kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt.

Aber die Gartenanlagen, die Raſen- und Blumenteppiche, eine Reihe langgeſtreckter Bauten, im verſchiedenſten Styl, mit Säulen geziert, mit offenen Gängen, das war eine Ausſicht, die bei näherer Beſichtigung etwas erwarten ließ.

Bald darauf waren wir angelangt; der hochwürdige Herr eilte, ſeine Freunde aufzuſuchen und ich verfügte mich zu dem Dirigenten des Kurortes, Sok, dem ich von Graz aus auf das wärmſte empfohlen war, nachdem wir verabredet hatten, uns zu einer beſtimmten Stunde in der Reſtauration wieder zu treffen.

Mein Empfang bei dem Herrn Dirigenten war kurz, aber ſehr verbindlich. Er werde mit großem Vergnügen mir in Allem zu Dienſten ſtehen. Wegen einer paſſenden Wohnung für mich ſei er aller Sorge überhoben. —

Ich ſpitzte das Ohr, weil ich mich ſchon in einem Salon der Prachtgebäude in Gedanken inſtallirt erblickte.

„Neben ſeinem Hauſe," fuhr er fort, „wohne eine brave Wittwe, die einige Zimmer für Gäſte meiner Art, die eben keine Kurgäſte ſeien, in Bereitſchaft halte. Da würde ich ungeſtört treiben können, was mir beliebte und er werde bei der Nähe unſerer Wohnungen eher im Stande ſein, ſich um mich zu bekümmern."

Das letztere war nicht der Fall. Er beſuchte mich nicht und ein- oder zweimal blieb er bei mir einen Augenblick ſtehen, wenn er auf dem Kurplatz an mir vorüberſtrich. —

Mittags fand ich meine geiſtlichen Herren am obern Ende des großen eleganten Speiſeſaales, die einen Platz für mich in Bereitſchaft hielten.

Der Saal war elegant und ganz gefüllt. Es mochten wohl ein paar Hundert an den Tiſchen ſitzen. Gezählt habe ich ſie nicht.

Unweit von uns war inmitten des Saales ein großer runder Tiſch, auf dem nur ein Gedeck lag. Vier Männer in kroatiſcher Tracht waren beſchäftigt, Flaſchen, Blumen, Gläſer, Teller in Reihen aufzuſtellen.

Endlich erſchien der Herr, dem dieſe Vorbereitungen galten.

Eine große, ſtarkbeleibte Geſtalt in der Tracht des Landes. Er blieb hinter dem Tiſche vor ſeinem Stuhle ſtehen, um die Grüße der ſämmtlichen Damen mit Würde zu empfangen, die ſie mit Schwenken von Blumenſträußen, Tüchern, Servietten wie raſend ihm darbrachten.

Er erwiederte dieſen Sturm durch ein ruhiges Ausſtrecken ſeiner rechten Hand, deren Finger mit großen Brillantringen förmlich überzogen waren, und ein ſanftes, von einem huldreichen Lächeln begleitetes Kopfnicken.

Nach einer Weile ſetzte er ſich zum Eſſen, bedient von ſeinen Haiducken oder Panduren. Ich fragte nicht nach ihrem Titel.

Aber meine Herren blickte ich fragend an.

„Das iſt einer der vornehmſten und reichſten kroatiſchen Magnaten und die geben es ſo groß,“ ſagte der Graner Kanonikus. —

Abends war Ball.

Der Ungar in ſeiner knappen, zierlichen Tracht ſchickt ſich naturgemäß zum Tanze an. Als geborener Reiter ſpringt er auf den Boden und entfernt die vom langen

Schließen der Kniee am Sattel entſtandene Unbequemlichkeit dadurch, daß er die Beine weit auseinander reckt, einen Sprung verſucht und als dieſer gelingt, die Sporen klirrend zuſammenſchlägt und ſeiner Dame die Hand reicht.

Allein dieſe in ihrer hausbackenen Tracht: Mantel, Schürze, Haube, zeigt weder Zierlichkeit noch Anſtand. Und wenn auch die Bänder an der Haube, bei'm Tanze am ſchönen Nacken flatternd, für etwas gelten ſollten, ſo bleibt die Schürze und der Mantel. — —

Jetzt geht's los! Sie tanzten, glaub' ich, den nationalen Czardas zu einer Muſik, die eine Zigeunerbande machte. Ich hätte aus der Haut fahren müſſen oder zur Peitſche greifen mögen — und da Beides nicht möglich war — ſtürzte ich hinaus in die Nacht, bis mir der Höllenlärm entſchwand. —

Am andern Abend bei der Tombola, wo nichts meine ruhige Beobachtung ſtörte, zeigte ſich auch bei den Damen in Haube und Schürze die leidenſchaftlichſte, nach unſeren civiliſirten Manieren an Wildheit gränzende Begier nach Gewinn und die Luſt am Beſitze irdiſcher Güter.

Morgens trank ich meinen Becher Sauerbrunnen, der von zierlichen Mädchen an der Quelle ſelbſt, viel appetitlicher und reinlicher als z. B. in Kiſſingen, kredenzt wird.

Für die den Brunnen Gebrauchenden wird eine Meſſe in einer kleinen Kapelle am Wege geleſen, durch deren geöffnete Thür die Bademuſik hereinſchallt.

Auf einer Höhe ſteht die Marmorbüſte des Grafen Attems, der die Kuranſtalt in's Leben gerufen, und ſie zu ihrer jetzigen Höhe durch Opfer aller Art von ſeiner Seite erhoben hat.

Es iſt laut anzuerkennen, was einzelne Ariſtokraten in dieſen Dingen geleiſtet haben. Was Attems in Rohitſch und wohl noch bei Weitem mehr that Graf Wickeburg für Gleichenberg. —

Aber Rohitſch liegt ja nah an der Gränze; ſteieriſche Luft beſtreicht es; die Landeskinder von jenſeits mögen wohl eine Kur dort wie eine Reiſe in's Ausland betrachten.

Sehr nahe bin ich einem ächt kroatiſchen Bade, unbeſtritten entſpringt der Quell kroatiſchem Boden, ſeine heißen Dämpfe ziehen am kroatiſchen Horizonte dahin.

In einem Huſch bin ich dort. Nur kurz iſt der Weg. Das Bad heißt Krazina.

Ich komme an und eile nach dem Badhaus, wo Männer und Frauen, Alle zuſammen, in einem großen Baſſin voll dampfenden Waſſers ſich abwuſchen, in welchem am unteren Ende friſch geſchlachtete Schweine abgebrüht wurden und Kerle umherwateten, um die Badenden zu ſchröpfen, ſo daß Alle in einer ſchmutzigen Blutlache plätſcherten und ſich dann in ihre Wolldecken hüllten, ſich auf ihre bereit gehaltenen offenen Fuhrwerke warfen, und bei frugaler Erfriſchung das Geſchäft des Abtrocknens den wohlthätigen Strahlen der Sonne mit Wohlgemüthlichkeit überließen.

Ein ziemlich honoriges Gaſthaus, wo ich mein Quartier genommen hatte, war leer. —

Ich verlor nach dieſer Erfahrung alle Luſt, weiter in das vornehmſte der ſüdſlaviſchen Königreiche vorzudringen. Ich darf mir zwar nicht herausnehmen, ein Urtheil oder auch nur eine Meinung zu äußern, die auf Geltung zu rechnen hätte, allein darin wird man mir beiſtimmen, daß ohne irgend ernſte und höhere Zwecke zu verfolgen, ein blos neugieriger Reiſender zum Vergnügen dort nichts zu ſuchen hat, wo ein abſtoßender Naturzuſtand ihm entgegentritt, Vergangenheit und Gegenwart nicht durch geſchichtliche Denkmäler erſichtlich vermittelt wird, und uns Alles kalt läßt, was uns anderswo als ein ſeit lange Gekanntes, wenn wir ihm lebend gegenüberſtehen, zur Achtung und Bewunderung hinzureißen vermag.

Als ich dem kroatiſchen Dunſtkreiſe entfloh, hoffte ich auch der Kroaten los und ledig zu ſein.

Allein es ſollte mir nicht ſo gut werden.

Mit Gefährt, dann Eiſenbahn nach Cilly, das ich ſehr ſchmutzig und übelriechend fand, von hier nach Bad Tüfers, das höher und luftiger liegt, und nun ohne Aufenthalt in's Römerbad, das eingeklemmt zwiſchen hohen waldbewachſenen Hügeln, unmittelbar neben der Quelle, ſich als ein langes ſchönes Haus, von fünf Stockwerken und dem Anbau der Badanſtalten, darſtellte, an deſſen Fronte mit großen Buchſtaben zu leſen iſt: „*Hervatzkistan. Thuria.*“

Dieſer Raum iſt im kroatiſchen Bann.

Für die Nichtkroaten iſt inzwiſchen von Herrn Ullmann in Trieſt treffliche Vorſorge getroffen.

Links auf der Höhe, zu der man auf Stufen ſo bequem als möglich ſteigt, liegt ein ſchön reſtaurirtes altes Schloß, mit einem angebauten eleganten Flügel. Das iſt das Sophienſchloß, von wo ich Dir meinen neunten Brief ſende.

Mir iſt hier wieder einmal von Herzen wohl zu Muthe.

Ich ſehe keinen Kroaten und die Gäſte aus Fiume, Görz, dem übrigen Littorale, Trieſt, ſind mit mir derſelben Meinung. Wir eſſen in einem kleinen Saal unter uns; eine Minestra con frommaggio und dann ein risotto con polastro. Die Unterhaltung iſt lebhaft und wird deutſch und italieniſch geführt. Ich fand die Damen gebildet, entgegenkommend artig und ohne die geringſte conventionelle Grimaſſe. Das iſt Alles recht ſchön.

Wenn ich aber in meinem Schloſſe da droben bin, Herr von zwei Sälen, mit bequemer Ausſtattung, an jedem Fenſter ein Austritt nach wälſcher Art —

Welchen reichen Schatz von Genüſſen birgt die Natur für das Menſchenherz, das der Empfindung derſelben fähig iſt!

Es iſt mir, als leuchte die Sonne ſchöner; die Luft iſt friſcher und belebender. Der Blick von oben in die Gebüſche, in die ſich ſchlängelnden Pfade, auf die hüpfenden Lichter und Schatten, iſt entzückend. Ein Wohlduft ſtrömt zu mir empor. In dieſer Natur fühlt man ſich zu dem Gedanken hinangetragen: es müſſe auf der Welt nur Blumen, reinſte Luft und Tugenden geben. Selbſt wenn der unausbleibliche Ernſt des Lebens uns hier naht, und ſeinen Schleier auf uns wirft, ſo glaube ich, daß die Trauer ſich in Freudenthränen verwandeln würde. — —

Doch jetzt fort aus Oeſterreich, um mich in die Nähe der großen Ereigniſſe zu verſetzen, die eine neue Aera begründen werden.

Hier iſt das Wort längſt eine Lächerlichkeit geworden. Ein Zeitraum von wenigen Wochen wird einer unhaltbaren ſocialen Exiſtenz zu einer neuen Aera Man hört in Oeſterreich von einer Schmerling- und Giskra-, von einer Belcredi- und Schwarzenberg-Aera ſprechen. Nur die groben, ſtarren, unverſöhnlichen, auf ihr Recht, gleich den Ungarn, pochenden Czechen, verbinden mit der Bezeichnung ein weiteres Maß, indem eine Partei das ganze, über ſie von jeher verhängte öſterreichiſche Regiment, als ſtehende Rubrik, unter dem Titel „Gräuelthaten und Grauſamkeiten der öſterreichiſchen Galgenära" umfaßt! — Beneidenswerthe Zuſtände!

Noch einmal gedenke ich in Oeſterreich, und zwar an ſeiner äußerſten Gränze einzukehren.

Iſt Kraft und Luſt im nächſten Jahre ungebrochen, ſo will ich Dalmatien beſuchen, dieſes geſegnetſte, vom Himmel bevorzugteſte Marſchland. Da will ich, wie einſt im pays des landes ich that, Stelzen unter meine Ferſen ſchnallen und gleich einem Reiher, Trappen, mit Luſt den Sumpf durchwaten.

Ein Wiener Verleger kündigt ſo eben eine bei ihm erſchienene Reiſe in Dalmatien an und ſagt zu deren Empfehlung: „Das ſeltſame Land werde nur ſtets eine Schweiz im Meere genannt." Iſt das nicht ſchon der Standpunkt der deliziöſen *Rivalexière Du Barry?* Hoff'ſcher Malzextract, Erbſenwurſt ſtehen viel höher.

Aber derſelbe Verleger leiſtet mehr:

Er kündigt die dritte Volksausgabe des Garibaldi'ſchen Romans: „Die Herrſchaft des Mönchs" an, und nennt ihn nicht nur epochemachend, ſondern auch als Beweis dienend, daß die erhabene Intention des gefeierten Helden Wiederhall findet im Herzen des deutſchen Volks.

Dreimal Pfui! ruft ihm das deutſche Volk zu.

Ehe ich die „ſchöne Gegend“ verlaſſe, muß ich noch ein eben jetzt dort auftauchendes Weſen ſignaliſiren, welches eine vollſtändige Fäulniß des Geiſtes mit unglaublicher Keckheit an den Tag legt.

Der moderne Zeitgeiſt, der zum Unverſtande führt, hatte Aehnliches noch nicht zu Stande gebracht. Da mußten noch andere unerhörte Kräfte thätig ſein.

Ein luther'ſcher Geiſtlicher macht eine Rundreiſe in Montenegro, ob als Sendbote oder auf eigene Rechnung, darüber ſchweigt er. Was Oeſterreich nicht vermochte, eine Bildung, die es ſelbſt nicht beſaß, nach dem Orient zu tragen, das iſt jetzt dem allgewaltigen Preußen vorbehalten, das eine überſtrömende Bildung beſitzt.

Er zog in Montenegro umher, forſchte bei den Leuten und was fand er?

Die vollſtändigſte Kenntniß von den Kriegsereigniſſen. Er brauchte nur wenig zu ſagen, da waren die Czernogorzen gleich bei der Hand: „was ſie Preußen zu verdanken haben, wie Preußen ſie frei mache, wie eifrig ſie für den geliebten Herrn, den Kronprinzen von Preußen, beten!“

Zwiſchen dieſen hirnverrückten Geſtändniſſen fließt noch ein Bach, der den Ekel vermehrt.

Es iſt abzuwarten, welche Anſprüche daran geknüpft werden.

Genug, es iſt Zeit, daß ich mich der Geſchichte des Tages mit kräftigem Muthe zuwende.

Hier iſt der neunte Brief. Er ſei Allen, die ihn leſen, zu Gnaden empfohlen.

Ich mache den Weg über Mariazell, wo ich einen Tag verweile. Dann über Türnitz, Anaberg, das ſonnig daliegende Lilienfeld, nach St. Pölten, wo ich ſogleich erſte Klaſſe nach Linz nehme und ohne allen Aufenthalt München zudampfe, wo mein zehnter Brief geſchrieben werden ſoll.

Zehnter Brief.

München. Graf Bismarck. Die Schullehrer in Wien. Der Hochwürdigſte Biſchof Räß. Das Elſaß deutſch.

München.

Meine Reiſe wurde nur auf eine Stunde in Linz unterbrochen, wo man auf der Bahnhofreſtauration Mittag hielt.

Kaum hatte ich meine Schöberlſuppe erhalten — ſie iſt obligat, wie das „Bitte?" des bedienenden Kellners — als ein auffallend modiſch gekleideter junger Menſch an meinem Tiſche Platz nahm und mich höflich grüßte.

Er war mir ſchon im Fahren aufgefallen; wir ſaßen in demſelben Wagen. Er hielt das Maul keinen Augenblick ſtill, ſchwatzte über Politik, Literatur, Handel und Wandel. Es war der Fortſchritt in höchſter Blüte.

Indem er ſich mir gegenüber ſetzte, ließ er ſich alſo vernehmen:

„Ich möchte wiſſen, mein Herr, ob wir darin übereinſtimmen, was eigentlich unter der modernen Civiliſation verſtanden wird. Für mich iſt es die uneingeſchränkteſte Konkurrenz. Das iſt der wichtigſte Sieg" —

Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, ſagte ich ſo höflich als es mir möglich war. Nach Allem, was Sie im Wagen über Wichtiges und Unwichtiges äußerten, geſtehe ich offen, daß ich nicht nur ein ſtabiler, ſondern ſogar ein rückſchrittlicher Menſch bin und es am Beſten wäre, den Ernſt der Unterhaltung zwiſchen uns ruhen zu laſſen. Mit dem Eſſen wird es ſchon friedlich ablaufen, ich will Ihnen gern die Auswahl der beſten Biſſen überlaſſen.

Er lächelte ſchelmiſch.

„Meine Biſſen werden gezählt und ſehr klein ſein."

Während wir Anderen ſchon mit beiden Backen haueten, verlangte er mehrere Male Waſſer, um ſeine Hände zu waſchen, dann warf er ſeine Serviette fort: ſie ſei feucht. Als eine andere angelangt war, begann er ſein Glas zu reinigen. Mit ſeinem Teller nahm er dieſelbe Prozedur vor. Allein nachdem er ihn von allen Seiten abgerieben und immer dazwiſchen dicht vor die Augen gehalten, verlangte er einen anderen Teller und ein anderes Glas.

Jetzt ſchnitt er ein Brod an und ſchien nachzudenken.

Er hielt mir das Brod hin und fragte: „Glauben Sie, mein Herr, daß dieſes Brod gut ausgebacken iſt?"

Ich antwortete, um darüber zu urtheilen, müßte man die Lebensweiſe und das Klima des Landes kennen. Das Brod ſcheint Ihnen nicht gehörig gebacken; allein für die hier lebenden Magen wird es gerade ſo recht genießbar ſein.

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, aber mein Magen iſt gar zu empfindlich und ich muß härter gebackenes Brod haben.“

Wir Anderen waren bereits bei'm Nachtiſch, als er ſiegreich mit einem mürben Kipfel auf ſeinen Platz ſich ſetzte.

„Nicht ohne Mühe,“ ſagte er, „konnte ich dieſes feinen Kipfels habhaft werden. Ja, ja, man merkt an Allem, daß Wien ſchon weit hinter uns liegt und daß wir uns in Linz unter Rudigiers mildem Hirtenſtab befinden, auf deſſen Weide das Futter nur gedeiht, was für Schafe, im eigentlichen Sinn, zu taugen vermag.“

Auf der Tafel ſtanden noch zwei Schüſſeln: Geflügel und Rindsbraten. Er begehrte Kalbfleiſch. Man ſagte ihm, daß keines mehr da ſei. Er befragte mich. Ich war für Geflügel. Einer vom Nachbartiſch, der ſich einen Spaß machen wollte, meinte: Rindsbraten ſei vorzuziehen.

Neue Verlegenheit.

„Allerdings iſt Rindfleiſch kräftiger, aber es iſt zu ſchwer — ich nehme doch lieber vom Huhn.“ —

Wie er einen Flügel auf der Gabel hatte, erſchien der Kellner um die Rechnung zu machen.

Unſer Mann des Fortſchritts hatte Huhn und Rindsbraten auf dem Teller und Wein im Glaſe. Das machte einen Gulden und fünfundſechszig Kreuzer.

Er ſchob ſogleich den Teller weit von ſich und fing an, dieſe Summe in kleiner Münze zuſammenzuleſen, indem er dazwiſchen brummte, daß es denn doch unverſchämt theuer ſei.

Sie mögen daran erkennen, ſagte ich lachend, daß wir doch noch nicht ſo gar weit von Wien entfernt ſind.

„Die Bemerkung iſt nicht übel,“ rief er, „aber jetzt wäre es doch Zeit zu diniren.“

Die Zeit war freilich da. Draußen wurde geſchellt. Man lief auf den Perron, um einzuſteigen. Mein Nachbar allen voran. Nicht einmal ſeinen Wein hatte er angerührt. Ich traf ihn im Wagen im vollen Schwall der Rede, ſein Abenteuer lachenden Zuhörern zum Beſten gebend.

Er fragte, was ich zu bezahlen hatte.

So viel Kreuzer, als Sie auf Ihren Gulden zu legen hatten.

„Schändlich! und ich bin hungrig aufgeſtanden. Aber merkwürdig bleibt es immer, daß mir das ſchon zum drittenmal paſſirt.“

Er nahm den Fahrtenplan, begann ihn zu leſen und ſchlief darüber ein.

Als man in München hielt, erwachte er.

„Wo ſind wir?“ fragte er.

„In München. Ausſteigen!“

„Ach was, München! Ich fahre weiter!“

Und er ſchlief wieder ein. — —

Armer Menſch! Eine Intelligenz, wie die Deine, muß einer überlegenen Thätigkeit eng verbunden ſein. Kräftige Arme, die nicht auch ein allzeit thätiges Hirn in Bewegung ſetzt, nützen der Geſellſchaft nichts und ſind, beſten Falles, eine ſchimmernde Lüge, die ſelbſt ein wahres Talent erſtickt.

Als im Jahr 13 ſich die Preußen begeiſtert erhoben, fochten die Rheinbundſtaaten noch für die Sache ihres „protecteur,“ und der König von Preußen ſelbſt, noch in der Gewalt ſeines Drängers, war gezwungen, gegen den Unterzeichner des Vertrags von Tauroggen die Geſetze des Treubruchs für den Augenblick zu verhängen.

Nicht lange, ſo ward es anders.

Die Befreiungskriege, wie man ſie nannte, wuchſen zu einer bedeutenden Höhe in der deutſchen Geſchichte.

Später und bis vor Kurzem war dieſer Glanz im Volke erloſchen. Man wollte jenen ruhmvollen Kampf, dem wir unſere nationale Selbſtſtändigkeit verdanken, nicht mehr Befreiungskrieg nennen. Es hatten ſich andere Begriffe von innerer Befreiung herangebildet, die ausgegohren und zum beſten Frommen in's Leben geführt werden mußten.

So entſtanden denn in den vierzig Friedensjahren manche Ausgeburten, ſteigerten ſich zu einer unſeligen Ueberfruchtung, und ſchufen unter Anderen ganze Sortimente von Mondkälbern, nach Jedermanns Gefallen, denen es auch niemals und nirgend an Liebhabern fehlte.

Die Revolutionen in Frankreich thaten manchmal dieſem cisrhenaniſchen Treiben Einhalt und brachten in unſeren paſſiven Fortſchritt einige Bewegung, welche die Geiſter beſchäftigte, erwärmte, unterhielt, ſelbſt erleuchtete, die Kritik förderte und uns Erſatz für ächte Kunſt, für Poeſie, für politiſche Macht und Größe, für Ruhm und Achtung zu bieten ſchien, aber die Nützlichkeit der Unternehmungen, mit der darauf verwendeten Anſtrengung, nicht in Betracht zu ziehen lehrte.

Solche Bewegungen folgten immer ſchneller aufeinander. Es war in der letzten Zeit, als läge die Geſellſchaft im Fieber. Fehlte es an Stoff zu ſolchen Aufregungen, ſo wurde er von der Preſſe, manchmal von irgend einem Winkelblatt geſchaffen.

Dann hieß es: „Das Herz der Völker erbebt! die Welt erwartet bangathmend große Revolutionen! Die

Geſellſchaft will nicht mehr im Dunkeln tappen, ſie will wiſſen, wohin ihr Weg führt!“

Trotz dieſer ſtürmiſchen Zeitbewegung dauerte jedoch eine nicht zu ſtillende Langweiligkeit fort und fort. Man könnte ſie wahrlich unerſättlich nennen.

Um nicht in der gewöhnlichen Tageslaſt der Kammern, Zeitungen, Ausſchuß-, Clubb- und allerhand Sitzungen als Menſch unterzugehen, griff man zu den verſchiedenartigſten Zerſtreuungen.

Turntage, Sängerbündniſſe, Schützenfeſte, Ausſtellungen aller Art, mit Zügen — wirklichen Prozeſſionen vergleichbar, mit Fahnen, Bildern, Blumen, Fackeln — das riß nicht ab und bildete eine fortlaufende Kette das ganze Jahr hindurch.

Hieraus erwuchs nun ein ſicherer Vortheil.

Die deutſchen Stämme berührten ſich: man lernte ſich in Maſſe kennen. Man legte Vorurtheile ab, die Bayern beurtheilten nicht mehr die Preußen nach einem Berliner Exemplar, das ſie zufällig in Reichenhall oder Aibling kennen gelernt hatten.

Man ſetzte ſich darüber mit ſtillſchweigendem Anſtande hinweg, daß ein Berliner, wenn er einen Begegnenden nur leicht am Fuße ſtreift: „Bitte tauſendmal um Vergebung!“ ausruft, daß ein Stuttgarter dabei nichts als: „Hopia!“ ſagt und ſeines Weges geht, daß der Bayer, wenn er dir die Zehen abgetreten hat, nicht einen Laut von ſich gibt, als verſtände ſich's von ſelbſt.

Man ſah aber bald ein, daß zwiſchen der Derbheit des Pommer, und der Grobheit des Altbayern, und der Heißgrätigkeit des Schwaben eine ſtarke disponirende Verwandtſchaft beſtehe und daß Alle ſammt und ſonders gern Mehlſpeiſen genießen, gleichviel ob ſie Spätzle, Knödel, Klöße, Kliet oder Keulchen heißen. Obgleich ich hier doch den nördlichſten Meeresſtrand und das ſüdlichſte Bergrevier in's Auge faſſe.

Was dazwiſchen lag, ſprach ſeine Abneigung nie ſo entſchieden aus.

Die Keime zu befruchten fehlte es jetzt nur noch an der Gelegenheit. Aus ſich ſelbſt erwächſt keine Begeiſterung. Es fehlte der Generation an einfacher Kraft. Die hohe Ausdehnung des Wiſſens trägt nicht dazu bei, den Menſchen im Ganzen zu entwickeln. Was zur Erſcheinung gelangen ſollte, mußte losgeſchält ſein von gegenwärtiger Abhängigkeit und gegenſeitigen Bedürfniſſen; es durfte nicht das Werk eines ſich zur Höhe ſchwingenden Verſtandes ſein, ſondern die freie, ächte Geburt des menſchlichen Herzens.

In dieſem Augenblick wird uns dieſes Glück zu Theil.

Die nationale Ueberhebung unſerer Nachbarn, ihre lächerliche Eitelkeit, die ſich einbildet, mehr zu ſein und zu gelten als wir, und uns zwingen will, ihrem Maßſtab von Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum uns in Geduld zu fügen; eine tiefe faſt unglaubliche Unwiſſenheit, die dieſem Beginnen zur Seite geht; eine Quelle von Haß und Verachtung, die daraus entſprang und ſich frech und unverholen gegen uns ergoß: dies blies uns zuſammen und flammte in einer großartigen Begeiſterung über Deutſchland.

Um uns auf dieſe Höhe zu treiben, fehlte noch der Mann der That. Der Männer des Gedankens hatten wir überzählig genug. Kein deutſcher Profeſſor würde Deutſchland gerettet haben. Statt wichtige Zeitfragen gebührend zu löſen, hat ſich unſere Gelehrſamkeit mit Quark abgegeben —

Endlich erſchien der von Millionen Erſehnte. Ein Mann von übermenſchlicher Thatkraft und in ſo weit wahrhaftig und ehrlich, wie man es wohl nie an ſolcher Stelle angetroffen. Die Ehrlichkeit allein kann aber nur in Verbindung mit allen anderen nothwendigen Fahigkeiten in ſolchen Dingen Großes wirken.

Der Graf von Bismarck gedachte des Ruhmes, den die Geſchichte Preußen zugeſtehen muß, daß es bei einer neuen politiſchen Ordnung der Dinge ſtets vorangegangen und die Umſtände zu benutzen verſtand, bis dieſe ſich änderten und neue Maßregeln an die

Tagesordnung kamen. Dabei vergaß er nicht, daß, wer ſeiner Nation zu Hilfe kommen will, wiſſen muß, was ihr Noth thut.

Es mußte die Splitterpolitik aufhören und eine Geſammtheit geſchaffen werden.

Wie es der Graf ins Werk ſetzte, weiß die Welt.

Er ſcheute nicht zurück vor Eiſen und Blut. —

Wer ein Elend empfindet und es für ewig erklärt, läſtert die menſchliche Natur.

Wer die Hilfe entdeckt, muß den augenblicklichen Schmerz nicht ſcheuen, der mit ihr verbunden ſein könnte.

Der Arzt wird ein Wohlthäter durch Mittel, welche dem Gaumen widerlich erſcheinen.

Dieſe widerliche Empfindung darf Geiſter nicht irre machen, welche die unabweisbare Nothwendigkeit einer neuen Geſtaltung zur Rettung aller Heiligthümer des Vaterlandes anerkennen. Weder Ruhm noch Sicherheit wären erreicht worden, wenn wir dieſen großen Zeitpunkt träumend an uns hätten vorübergehen laſſen, in der Hoffnung, daß ein unerwartetes Glück uns plötzlich entgegentreten, und uns mit Selbſtſtändigkeit ohne unſere Mühe und Anſtrengung überſchütten würde.

Dennoch gab und gibt es geiſtreiche Männer von Treue und Gewiſſen, die nur ſcheu und furchtſam hinter den Vorhang blickten, wo die Umwandlung von Schwäche in Stärke begann. Auch dies iſt in der Natur begründet. Wir haben es unter uns erlebt. Nur im Geiſte.

kann das Werdende ſich ſpiegeln, ehe es geworden. Der Geiſt aber iſt eine Welt von Kräften, von denen einige vorwärts, andere rückwärts wirken. Nur ſtarke Geiſter ſind es, in denen die Zukunft als Hauptbeſtandtheil erſcheint.

Ich will nicht unterlaſſen, die Stelle eines Berliner Blattes, als Beleg des von mir hier geſagten, anzuführen. „Es gehört zu den bedeutenden Eigenſchaften unſeres deutſchen Staatsmannes, daß er, im Gegenſatze zu der hergebrachten, ſich in Geheimniß hüllenden Staatskunſt, die großen Ziele ſeiner Politik überhaupt, ſowie die Aufgaben, welche er unter den jedesmaligen Verhältniſſen in's Auge faßt, ſtets im gegebenen Augenblicke mit unumwundener Offenheit ankündigt. Die große moraliſche Macht, welche dieſer Behandlung der politiſchen Fragen inne wohnt, wird dadurch noch erhöht, daß Graf Bismarck ſich in ſeiner geſammten Wirkſamkeit auf die tiefe Gemeinſchaft mit dem deutſchen Volke und auf die offene begeiſterte Zuſtimmung deſſelben ſtützen kann. Die diplomatiſchen Aeußerungen des Bundeskanzlers haben meiſt den Charakter diplomatiſcher Thaten, indem ſie nicht blos auf einem klaren und entſchloſſenen Willen beruhen, ſondern zugleich auf dem Bewußtſein der politiſchen und materiellen Kraft, um das Gewollte zu erreichen und durchzuführen. Auch jetzt hat Graf Bismarck für den demnächſtigen Friedensabſchluß Auffaſſungen und Forderungen verkündet, in welchen er ſich von der entſchiedenen Ueberzeugung und dem feſten Entſchluſſe ganz Deutſchlands geſtützt und getragen weiß. Mit ihm will das deutſche Volk wirkliche Bürgſchaften für die künftige Sicherheit Deutſchlands und iſt ſich bewußt, darin zugleich Bürgſchaften für den Frieden Europa's zu fordern."

So unbefangen das lautet, ſo dürfen wir dennoch nicht an ein Extrem der Offenheit und Ehrlichkeit bei dem Herrn Grafen denken, wie man es ſich im gewöhnlichen Leben vorſtellt. Ich ſagte ſchon früher, daß die Ehrlichkeit, nur in Verbindung mit vielen anderen nothwendigen Fähigkeiten, in politiſchen Dingen Großes wirke."

In der Art und Weiſe, wie der Graf ſich mit den fremden Regierungen benahm, zeigte er eine Verſchlagenheit und Liſt, wie ſie dem feinſten Diplomaten nicht zu Gebote ſteht. Sein hohes Herz mag ſich in dieſen niedrigen Banden nicht wohl befunden haben, es entſprach nicht ſeiner Neigung, aber es war als Mittel zum Zweck nicht zurückzuweiſen. Betrachtet man des Grafen Bismark Wirken ſeit 1866 im Zuſammenhange, ſo muß man erſtaunen. Nichts entging ſeinem Blicke, ſeinem Gedächtniſſe, ſeinem Genie. Er zog aus Allem Nutzen für ſein Werk.

In Spanien bricht die Revolution aus. Mit feſter Hand will er ihr die einzig gedeihliche Richtung geben.

Er ſendet Boten nach Spanien, die ſeiner Idee Eingang verſchaffen ſollen.

Mir ſind Exemplare davon vorgekommen, mit denen ich hier in München eine kurze Zeit verkehrte.

Ein feiner Herr, der vorgab, nur um ſpaniſche Bilder kennen zu lernen einen Winter ſich in Spanien umgetrieben zu haben, der in einem Gaſthofe zweiter Ordnung wohnte, um ſich nirgend vorſtellen zu dürfen, der aber auf ſeinem Zimmer Waſa, Altenburg, Miniſter empfing, zur Königin-Mutter kam u. ſ. w.

Dann eine vorgeblich engliſche Familie, die gleichfalls in Spanien gleiche Zwecke verfolgte und Damen aus deutſchen Familien mit ſich führte.

Die Sache ſchien gemacht und nun trat an die Stelle des intriguirenden Diplomaten der offenherzige Staatsmann mit ſeiner weiſen Combination.

Der Fürſt Anton von Hohenzollern, hochgebildet, wie ein Jeder weiß, der das Glück hat ihn näher zu kennen, aus dem katholiſchen Seitenzweige des Preußiſchen Königshauſes, im reifſten Mannesalter, mit einer bereits großjährigen Nachkommenſchaft geſegnet, war gewiß Derjenige, der durch ſeine erhabene Stellung und ſeine hinzutretenden perſönlichen Verhältniſſe die Frage gelöſt haben würde, die noch jetzt unentſchieden im blauen Nebel zerfließt.

Wir erſehen hier den ganzen Werth des erlauchten

Grafen, der keiner Schule entſtammt und ſeine eigene Geſchichte für ſich hat.

Dies iſt die ächte Politik, die einzig zeitgemäße. Verſchwörungen und Intriguen ſind Erfindungen feiger, ohnmächtiger Thoren. Vor ihnen öffnet ſich nicht das eiſerne Thor der Zukunft.

Da erließ der König Ludwig II. von Bayern den Marſchbefehl.

Und die Truppen marſchirten. —

Eigenthümlich und intereſſant war dabei, wie der Kriegsminiſter, Freiherr von Pranckh, ſeinen Antheil an der Sache, die vielen Herren in die Naſe ſtach, vor dieſen zu interpretiren unternahm.

„Sie wiſſen es," ſagte er, „ich bin ſtockbayeriſch, ein Particulariſt, wie kaum ein zweiter, ich will die Selbſtſtändigkeit Bayerns auf's ſtrengſte gewahrt wiſſen — und dennoch bin ich für's mitziehen in den Krieg, im Anſchluß mit den Preußen." —

Die Aufnahme der bayeriſchen Landeskinder von Seite der Preußen war eine begeiſterte, und ihre brüderliche Verſchmelzung folgte faſt unmittelbar.

Im gegenwärtigen Augenblick iſt der Stand des Soldaten eine Erhebung aus den ungebildetern, ſelbſt niedrigen Culturſphären.

Die Beſchäftigungen des Soldaten, welche bei aller

Abwechſelung die ſtrengſte Genauigkeit erheiſchen, ſind belebter und unterhaltender, als die gemeinen Handarbeiten. Die beſondern kriegeriſchen Uebungen bilden und veredeln nicht nur die Haltung des Körpers, ſondern können bisweilen ſelbſt Geſinnungen verleihen, welche den Geiſt veredeln.

In der Bruſt des gemeinen Soldaten (man ſoll das noch immer gebrauchte Wort „Gemeiner" überall ſtreichen) herrſcht oft ein Gefühl von perſönlicher Würde und Ehre, von dem die anderen niederen Stände keine Ahnung haben und das ſelbſt bei Leuten von Anſehen und Vermögen nur ſelten angetroffen wird.

In Frankreich iſt zur Zeit ein bitterböſes Buch erſchienen, welches auf die ſich vorbereitende Kriſe einen gewaltigen Einfluß übte, indem ſie dem bisherigen Einwohner der Tuilerien in das Gedächtniß rief, daß ſein Miethkontrakt bald gekündigt werden dürfte und er daran denken müſſe, ihn für ſich und ſeine Rechtsnachfolger endgültig und bündig abzuſchließen, wolle er nicht, gleich ſeinen Vorgängern, in's Ausland wandern.

Dies Buch iſt Lanfrey's „histoire de Napoléon I." Das Urtheil über des Kaiſers Feldherrntalent iſt gerecht, aber ebenſo leidenſchaftlos und ſtreng ſpricht Lanfrey über des Korſen Abſolutismus, ſeine Selbſtüberſchätzung, die ſein Hirn mit einem ſchwindelnden Wahnſinn erfüllte.

Die Heuchelei und die Lügen Napoleons I. und ſeiner Werkzeuge werden ohne Schonung aufgedeckt. Hiermit wird auch der Imperialismus des Neffen in ſeinen Fundamenten erſchüttert, und die Theatercouliſſen ſchwanken, hinter denen ſeine Liſt ihre Plane ſchmiedet.

Lanfrey will die Freiheit und den mit ihr wiederkehrenden Frieden. Allein als unzertrennlich iſt hiervon die Herrſchaft Frankreichs von den Pyrenäen bis an den Rhein.

Ein Pariſer Blatt ſchrieb: „Es muß zu Ende kommen. Man muß wählen zwiſchen Despotismus und Freiheit, zwiſchen Wohlſtand und Ruin, Erniedrigung und Ehre, zwiſchen Kaiſerthum und Republik.“

Und was thut der Kaiſer Napoleon, zubenamt der Dritte, in dieſer unangenehmen Lage? Er denkt an einen neuen Staatsſtreich und wirft ſich einem ſich aufdrängenden Menſchen in die Arme, weil er ſich Liſt genug zutraut, deſſen Charakterloſigkeit für ſich mit Erfolg auszubeuten.

Ollivier war es, der ſich dem Kaiſer zur Dispoſition ſtellte. Ollivier, den ein noch nie wahrgenommener Egoismus beherrſchte, maßlos in ſeinen Anforderungen, mit frecher Stirn eine Fechterſtellung behauptend, die er nur ſeinem Hintermann auf dem Throne verdankte. Von einer unbefangenen Unwiſſenheit in allen Dingen, die er vertrat, voll wahnſinniger Bosheit gegen ſeine Widerſacher.

Es ließ ſich auf dieſen Menſchen nicht Diderots Wort anwenden: „daß man auch im Böſen ſublim ſein müſſe: da die Einheit des Charakters ſtets imponire. Während die Leute einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern, ſpucke man auf einen kleinen.“

Ollivier wurde auch während der Zeit ſeiner Großmächtigkeit das Letztere reichlich zu Theil. —

In einer alten Reiſebeſchreibung las ich einmal, daß zwei Könige einer Südſeeinſel einen Krieg wegen einer alten, zufällig aufgefundenen Grenadiermütze anfingen, indem die erſte Gemahlin eines jeden ſie zu ihrem Kopfputze auserſehen hatte.

Man mag die Geſchichte belachen: aber immerhin war zu dieſem Kriege mehr Veranlaſſung, als zu dem, von jenem ſtolzen und verrückten Ungethüm in Paris hervorgerufenen, entſetzlichen Kampfe.

Er ſoll jetzt, von Teufeln verfolgt, von Land zu Land flüchten.

Wir wollen hier nicht mehr ſein gedenken. —

Die Lehre, die 1813 gegeben wurde, die Völker zu Bundesgenoſſen im Kampfe aufzurufen, ſtellt ſich heute in ihrer ganzen ſchaudererregenden Größe in Frankreich dar.

Wenngleich aus den Luftballons die im Regierungsſyſtem vorherrſchende Klarheit und die daraus hervorgehende Ordnung wie Manna auf die franzöſiſche Erde herabträufelt.

Die große Frage iſt:

„*Wie* kann die Civiliſation Europa's, nach dem, was ſich heute ereignet,- feſt verbürgt werden?

Wie das allgemeine Intereſſe aller civiliſirten Völker?

Wie bringen wir die *beſondern* Intereſſen in ſolche Stellung, daß ihre Verbürgung zugleich eine *allgemeine* wird?"

Die Antwort, die darauf zu geben iſt, lautet in Kurzem:

Nur dann iſt das Gleichgewicht begründet, wenn Jeder, indem er für den *eigenen* Vortheil ſorgt, zugleich den *allgemeinen* beſördert. Darauf gründet ſich das *politiſche Recht*. Allein wie dahin zu gelangen, iſt bei der augenblicklichen Sachlage nicht abzuſehen.

Einſtweilen iſt Preußen im Uebergewicht der Situation.

Es wäre entſetzlich, wenn wir dadurch eine allgemeine Beherrſchung im jeweiligen preußiſchen Style zu erdulden haben würden.

Das wäre eine ſo fürchterliche Ausſicht, daß man beinahe annehmen könnte, es ſei eine Abſicht der Vorſehung, bei den natürlichen Gränzſcheiden der Erde der Möglichkeit eines Ereigniſſes vorzubauen, welches der Freiheit und dem Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechts ſehr nachtheilig ſein würde. Anſtatt jener glücklichen Verſchiedenheit, welche die eigenthümlichen Kräfte des Geiſtes erwecken und zu mannichfaltiger Thätigkeit ſpornen: anſtatt des kühnen, originellen Schwungs geſonderter Stämme, eine nach der Schablone gebildete Einförmigkeit der Denk- und Handlungsweiſe anzunehmen, müßte jede edle Unternehmung erſticken.

Und kommt nun noch in Betracht, auf welche plumpe, herausfordernde Weiſe ſich das Preußenthum vernehmen läßt! Ich war in Baden und Württemberg Zeuge von Auftritten, die ich mit Derbheit tadelte, indem ich — um mich vor Beleidigung zu ſchützen — hinzuſetzte, daß ich die Ehre habe, ein geborener Altpreuße zu ſein und mir ein Recht zuſtehe, Landsleuten gegenüber auch meine Anſchauung offen zu äußern.

Im vergangenen Sommer ſitzt ſo einer an der Mittagstafel des bayeriſchen Hofes. Ein Organiſationsbeamter, der wegen der Gürtelbahn am Bodenſee oder anders dergleichen nach München geſchickt wurde. Neben ihm ſitzt ein Schweizer deſſelben Zeichens, ſtill und beſcheiden und hört zu, wie der Andere — der Preuß — die Schweiz und die Schweizer verſpottet. Das geht in einem fort mit Ho! Ho! und Ha! Ha! und weitaufgeriſſenem Maule, daß man dem Burſchen bis in den Magen ſieht.

Der Schweizer zeigt gleich von Anfang die große Ueberlegenheit an Bildung, indem er in Stillſchweigen verharrt und ſeines Gegners Unwiſſenheit und Unwahrheit nicht vor der Geſellſchaft erniedrigen will.

Als der Herausforderer nun immer kecker wurde, erſchien mir der Schweizer geradezu erhaben. Er gab es zu, daß jener über ſeine vermeintliche Einfalt triumphire und lieferte den Beweis einer Selbſtverläugnung, die zu den ſeltenſten Eigenſchaften gehört, ohne auch nur mit einem Blicke eine Mißachtung des Herzens zu verrathen, ſondern mit dem Kopfe nickend, traulich zuhörend.

Ich brauſte auf und wollte endlich für den lieben Schweizer, der noch dazu ein Verwandter der Hurter'ſchen Familie iſt, ein Wort einlegen.

Da zupft mich mein Nachbar am Arm und zeigt mir einen am untern Ende Sitzenden, der mit erhobenem Glaſe aufgeſtanden iſt, um es auf meine Geſundheit zu leeren. Dieſe altmodiſche Uebung kam hier zu rechter Zeit, da ſie mich in's Lachen brachte und ich dadurch einem ärgerlichen Handel aus dem Wege ging.

Die Schlachten, die geſchlagen wurden, ſind Alle glorreich überſtanden.

Von dem blutigen Hintergrunde hebt ſich die Geſtalt des alten Soldaten, der **König Wilhelm** von Preußen.

Unermüdet an der Spitze, im Treffen, im Recognosciren. Eine anſprechende Miſchung von Strenge und

Milde, von Ernſt und einem an das Naive ſtreifenden Temperament: von großer Entſagungsfähigkeit bei den höchſten Zielpunkten, die ein ungemeſſener Ehrgeiz anzuſtreben ſich vorſetzt.

Und ſollte man es glauben? Dieſer Charakter offenbart ſeine Schwäche — es iſt das Streben nach Popularität.

Was wäre denn die Abſicht, bei der Veröffentlichung ſolcher Telegramme?

„Der König an die Königin. Fritze hat geſtern wieder dieſe oder jene Heldenthat verübt —

„Unſer Fritze war wieder ſiegreich u. ſ. w.“

Die Bezeichnung Fritze iſt weder der Sachlage entſprechend, noch der Würde der hier genannten Perſonen, die ſie zu jener einnehmen.

Wie dann? Es iſt ja nicht ausbedungen, daß Fritze ſtets ſiegen muß. Wenn er nun einmal unterläge, dann müßte es, um conſequent zu verfahren, heißen: ich darf mir nicht erlauben, was mir einfällt, herzuſetzen.

Es iſt mir unendlich leid, daß ich dieſen Einwurf gegen ein erlauchtes Haupt erheben mußte, dem ich eine angeborene Huldigung zolle: ſeinen Verdienſten war ich nicht fähig zu nahe zu treten: meine Hingebung für die Wahrheit ließ mich nicht ſchweigen. —

Die eigentlich leitenden Kräfte Bismarck und Moltke, die des Königs Oberbefehl dienen: die anderen, die Helden, Fürſten, Offiziere, die ihm handelnd zur Seite ſtehen, die opferfreudigen Kämpfer, die mit Gott für ihren Fürſten und das Vaterland ihr Leben darbringen, ſind des größten Lobes würdig.

Sie vertrauen auf des Himmels Schutz.

Die Prieſter und die Geiſtlichen der verſchiedenen Confeſſionen ſind nicht nur dabei, um den Gottesdienſt in ihrer Weiſe zu halten, ſie ſtehen auch im Kugelregen den Verwundeten und Sterbenden mit ihren Tröſtungen bei.

Das erleichtert auch die Bruſt deſſen, welcher der Gefahr fern ſteht. Neben den verderblichen Mitteln, uns Leiden zuzufügen und uns von der Erde zu vertilgen, bleibt uns doch der Glaube an die göttliche Barmherzigkeit.

Dieſer Glaube iſt wach.

Seht nur, wie die Kirchen ſich augenblicklich füllen, wenn ein Bahnzug mit Truppen oder Verwundeten eine längere Raſt hält. Wie es ſie hintreibt vor den Altären zu knieen, zu beten, auch zu weinen! —

„Ach,“ antwortet man, „das iſt kindiſch und paßt nicht für uns und den Krieg, der jetzt ſo energiſch geführt wird. Dann hat ja alle Weisheit ein Ende. Ein ſolcher Zuſtand, wie Der ihrer zerknirſchten Beter, iſt nur in der Unbildung dieſer Leute zu ſuchen. Da ſind die Schulen daran ſchuld. Das Volk kann kaum leſen, noch weniger ſchreiben.“

Im Himmel brauchen ſie Beides nicht zu können;

hier auf Erden iſt es darum nöthig, daß der liebe Gott ihnen durch Zeichen das ertheilt, was ſie brauchen: eben jene überzeugenden Wunder, die vor zweitauſend Jahren den Heiden den Schooß der Wahrheit öffneten. —

Da hat in Wien ein allgemeiner Lehrertag, im Juni 1870, ſtattgefunden. „Es waren an drei oder gar viertauſend Männer, ſo heißt es, die im Schuldienſt hervorragende Stellung einnehmen.“ Und die haben unumwunden ausgeſprochen:

daß der Religionsunterricht mit Wunder und anderm Aberglauben nicht in die Schule gehöre, daß dieſer von dem andern Unterricht getrennt werden, und es den Eltern freigeſtellt ſein müſſe, die Kinder in der Religion unterrichten zu laſſen.

Die Wiener haben begeiſtert dieſem offenen Bekennen zugeſtimmt, ſie freueten ſich, wie man ſich dort unten an der Donau vernehmen ließ, „dieſes wichtigen Schrittes auf der fortſchrittlichen Bahn,“ und erſtickten förmlich die Helden des Tages in Ehren, Feſten und Ueppigkeiten aller Art, wie ſie ſeit der unſeligen Zeit des Congreſſes in Wien nicht erlebt worden.

Wir dürfen ruhig ſein. Bis jetzt droht keine Gefahr.

Sollte es aber jemals dahin kommen, eine ſolche Brut heranzuziehen, und ſie ſich über alle Länder verbreiten zu laſſen, dann würde die Poſaune des Weltgerichts erſchallen — die Erde zerſtöbe — der jüngſte Tag!

Mitten durch dieſes mörderiſche Wettern der Geſchütze, die Jubelſalven, das Trauergeläute von unzähligen Kirchen und Kapellen, läßt ſich ein langer ſchnarchender Ton ſonderbar genug vernehmen, der von diesſeits nach jenſeits einen Freund in Paris aufwecken ſoll.

Dieſer Schnarcher entfährt „Hegels größtem Schüler,“ dem Dr. David Friedrich Strauß, „dem Meiſter der deutſchen Sprache, dem ſtiliſtiſchen Klaſſiker der Neuzeit“ und richtet ſich an Herrn Erneſt Renan.

Hegels größter Schüler beginnt damit, Herrn Renan eine Schmeichelei darzubringen: „daß mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen freundliche Aufnahme fand, iſt mir eine große Beruhigung geweſen.“ So geht es fort.

Dann kommen bekannte Wahrheiten, gegen die ſich nichts einwenden läßt. Abgedroſchenes Zeug könnte man's nennen, was Herr Strauß Herrn Renan für deutſche Leſer weitläufig vorträgt.

„Frankreich iſt ſeit den Zeiten Richelieus und Ludwig XIV. gewohnt, die erſte Rolle unter den europäiſchen Nationen zu ſpielen (ich meine „ſpielen“ iſt hier ein ganz ungeſchickter Ausdruck, der ſtiliſtiſche Klaſſiker hätte hier etwa „behaupten“ ſetzen ſollen), und durch Napoleon I. iſt es in dieſem Anſpruch beſtärkt worden.“

Wie neu und groß! wo mag er das wohl aufgefunden haben? Nun kommt er an uns Deutſche. „Jede Nation hat ihre Zeit, und — wenn ſie rechter Art iſt, nicht blos eine.“

So kam durch unſere Literatur die geiſtige Führerſchaft an Deutſchland, während die politiſche bei Frankreich verblieb. Und ſo weiter, und ſo weiter!

Aber was will Hegels größter Schüler mit dem langen Briefe an Herrn Renan? Ich will es mit den Worten des Briefes hierherſetzen:

„Ich denke doch, es ſei nicht „übel gethan“ (ſchön geſagt!) wenn in dieſer Kriſis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der ſeinigen unabhängig und dem politiſchen Parteitreiben ferne ſteht, ſich über die Urſachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenſchaft gegen einander ausſprechen. Denn erſt dann wird dieſe meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben ſcheinen, wenn ſie Ihnen zu einer ähnlichen, von Ihrem Standpunkt aus, Veranlaſſung gibt.“

Zum allerletzten Schluß noch das neckiſche:

„Erhalten Sie mir unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung.“

Was iſt das! So ſchreibt man einem Mädchen, aber nicht einem Renan in ſtreng ernſter Angelegenheit. Herr Renan könnte Das übel nehmen.

Doch nein, er antwortet:

„Frankreich wollte keinen Krieg! Frankreich iſt im Grunde ſehr friedlich geſinnt. Glauben Sie mir (Herr Strauß): die alleinigen Urſachen dieſes Krieges ſind die Schwäche der conſtitutionellen Inſtitutionen und die verderblichen Rathſchläge, welche ehrgeizige und ſchwachſinnige Militärs, unwiſſende und eitle Diplomaten dem Kaiſer gegeben ꝛc.“

Das iſt die ganze Weisheit, die der „größte Schüler Hegels“ von dem Franzoſen erbettelt hatte, von jenem ehemaligen Abbé Renan, der ſeinen Herrn und Meiſter verrathen, nicht blos um Silberlinge gleich Judas, ſondern um fünfzigtauſend Franken an Napoleon, dann um theueres Geld an Zeitſchriften und Verleger. Sein „Leben Jeſu“ kann füglich ein Evangelium nach Judas genannt werden.

Die Wallungen werden von Tag zu Tag ſtärker. Die nicht zu den Waffen griffen, nehmen die Feder zur Hand.

Da hat auch Wolfgang Menzel ein Bändchen vom Stapel gelaſſen. Er hatte wohl ein Recht dazu.

Menzel iſt ein gewandter Geiſt und von einer maßloſen Beleſenheit in der ſeit einem halben Jahrhundert etwa in Umlauf geſetzten Literatur.

Bei'm Niederſchreiben dieſes Namens ergreift mich eine Wehmuth, die ich nicht zu bezwingen im Stande bin.

Menzel war nicht nur mir freundlich zugethan, ſondern ich bin ihm noch beſonders zu großem Danke verpflichtet.

Er vermittelte meine Verbindung mit dem Cotta'ſchen Hauſe, die bis zu deſſen Auflöſung beſtanden hat, und mir nicht unbedeutende Vortheile verſchaffte. Ich war ihm dankbar von ganzem Herzen und diente ihm mit meinen Kräften, wie und wo er es nur erheiſchte.

Als ich nach Stuttgart überſiedelte, nahm er mich — bis daß ich meine wohnliche Einrichtung treffen konnte, in ſeinem Hauſe auf, und ließ mich an ſeinem Tiſch eſſen. Kann man zärtliche Freundſchaft weiter treiben?

Während ſeiner dreimonatlichen italieniſchen Reiſe, überließ er mir die Oberaufſicht ſeines Literaturblattes zum „Morgenblatt," zwar mit dem nothwendigſten Material, jedoch mir geſtattend, auch Einiges, das ſich nicht eben aufſchieben ließ, einzurucken.

Er kam zurück und war zufrieden. Ich hatte von mir aus über ein erſtes Werk von Ernſt Willkomm, ein Drama, berichtet.

Da kam Gutzkow mit der Wally!

Menzel ſchäumte, man weiß was er that.

Ich ſtand auf dem Punkt, meine Wochenſchrift

„Europa“ herauszugeben. Meine Idee war, damit zum erſtenmal eine Nachbildung des „Feuilleton“ einzuführen.

Wie war das möglich, ohne die jüngeren Kräfte anzuſpannen: Gutzkow für die literariſchen Ueberſichten, Laube, Winbarg und die Anderen.

Ich wagte dieſe Nothwendigkeit Menzel vorzuſtellen.

Da rief er: „Nun und nimmermehr! Entweder oder! Wer nicht mit mir iſt, iſt gegen mich!“

Der bekannte Diplomat Kölle war zugegen.

Achſelzuckend verſuchte ich noch ein paar Worte; er aber ſchnitt mir die Rede ab, daß mir nichts übrig blieb, als mich zu entfernen. So ſtehen wir noch Heute.

Was Menzel in jüngſter Zeit brachte, trug den patriotiſchen Stempel aufgeprägt, nicht blos zur Schau angeheftet. Aber es kam nach ſeiner Meinung zu früh, um vollſtändig gewürdigt zu werden.

Da geräth denn ein guter Freund darauf, von Menzel und ſeinem neueſten Buche zu ſprechen, und ihn mit Guizot in eine Linie zu ſetzen. Menzel ſei der deutſche Guizot!

Guizot, im ſtreng katholiſchen Nimes als Hugenott geboren, noch zur Stunde in ſeinem Glauben feſt wurzelnd: deſſen Jugend, während der Schreckenszeit, durch den Tod ſeines Vaters auf der Guillotine eine blutige Weihe empfing, der mit ſeiner Mutter nach Genf entfloh, dann in Paris Geſchichtsvorträge hielt und dabei — obgleich noch ſehr jung — Werke ſelbſt verfaßte, überſetzte, oder herausgab, die allgemeine Aufmerkſamkeit, ja ſelbſt Aufſehen erregten. Anderthalb eng gedruckte Seiten von Brockhaus Converſationslexicon bringen die Titel dieſer Werke, woraus man auf ihre Bedeutung ſchließen kann. Daneben ſeine Stellung an der Spitze politiſcher Vereine einnehmend, z. B. als Präſident der Geſellſchaft „Aide toi, le ciel t'aidera.“ Um zu leben mit ſeiner hochgebildeten Gattin, die Jugend- und Erziehungsſchriften herausgab, für das tägliche Brod arbeitend, da er ſich das Mißfallen der Regierung zugezogen und ſeine Profeſſur verloren hatte. Erſt unter Louis Philippe Miniſter, für den zuerſt der Name „Doctrinaire“ erfunden wurde: und dieſer, in ſich kriſtallhelle, gelehrte und ſtaatskluge Guizot, der eine lange, höchſt einflußreiche politiſche Laufbahn in ſchwierigen Zeitläufen zurücklegte, und mit den höchſten Trägern der Macht und der Wiſſenſchaft in regſtem Wechſelverkehr geſtanden — und

Wolfgang Menzel — nachdem wir ſeiner in Ehren gedacht, dürfen wir wohl den einfältigen Vergleich der Wahrheit gemäß zurückweiſen — Wolfgang Menzel, deſſen Hauptbeſchäftigung, ſeit vierzig Jahren, darin beſteht, von Körben und Ständern umgeben, die von Büchern ſtrotzen, ſie zu leſen und zu rezenſiren. —

Und hier ſtehe ich vor einem andern Namen, der wenn auch nicht in dem Grade, wie der Wolfgang Menzel, mich mit Bedauern erfüllt, dennoch ein wehmüthiges Gefühl mir erweckt, das ſich ungeachtet der widerſtrebendſten Verhältniſſe des Augenblicks, nicht zurückweiſen läßt.

Als ich bei Menzel vorübergehend Quartier aufgeſchlagen hatte und mit den Vorbereitungen zu meiner Wochenſchrift beſchäftigt war, bringt mir mein Verleger einen jungen Menſchen von geſundem, fettem Ausſehen, der ſich bei mir anwerben laſſen will. Er heiße Berthold Auerbach, habe bereits unter angenommenem Namen ein Buch herausgegeben, wolle eine Reihe jüdiſcher Emanzipationsnovellen, betitelt „Ghetto“ ſchreiben u. ſ. w., kurz der junge Menſch hatte große Roſinen im Sack, wie man ſich bei mir zu Land ausdrückt. Berthold Auerbach war Jude und ſein wirklich bedeutendes Talent zeigte ſich in Allem, was er mir für meine Zwecke lieferte.

Dabei war er von einer rückſichtsvollen Beſcheidenheit und die Zuneigung, die er bei mir wahrnahm, entgalt er mit unverkennbarer Anhänglichkeit.

Während dieſes an ſich ſchon innigen Verhältniſſes, brachte er mich auf eine überraſchende Weiſe zur Höhe deſſelben.

Er überreichte mir den erſten duftigen Strauß ſeiner

Dorfgeſchichten, um damit unſer „Europa“ zu ſchmücken.

„Der Tolpatſch,“ „Das Hairle!“ die gegen die neueſten — und wenn noch ſo gerühmten, nicht zurückſtehen.

Das hob mein Blatt und ich verdankte es meinem Berthold.

Was an mir war, that ich denn auch ihn zu fördern.

Er hatte ein Stück geſchrieben, das ich drucken ließ und einigen Bühnen empfahl. Es wurde gegeben, allein für's Drama hatte er kein Talent.

Als er den erſten Band ſeiner „Dorfgeſchichten“ ſo ziemlich beiſammen hatte, ging ich damit zum alten Hallberger, dem Vater des jetzigen, der nichts davon begriff und es abwies.

Späterhin fand ich Gelegenheit, mit Baſſermann und Matthy in Mannheim von den Dorfgeſchichten zu ſprechen, die ſich denn auch alsbald als erſte Verleger dazu verſtanden.

Auerbach bereitete ſich nun auf eine Ueberſiedlung nach Berlin vor, um dort ſeinen zu erzielenden großen Wirkungen in's Angeſicht zu ſchauen. —

Da ſitzen wir noch eines ſpäten Abends beiſammen. Schweren Herzens. Auerbach erzählt mir, wie er zum Studiren gekommen, wie es ihm gelungen aus ärmlichem Banne nach allen Seiten ſich aufzuſchwingen.

Sein Vater in Nordſtetten anſäßig, betrieb mit ſeinen Brüdern Viehhandel. In ihm wollten ſie ein Etwas entdeckt haben, das einmal in der Welt ein Wort mitzuſprechen hätte, wenn's zu einem allgemeinen Lärm käme, der nicht ausbleiben kann. Die Bedeutung, die ein ſolches Vorgehen von israelitiſcher Seite hätte, ſprang von ſelbſt in's Auge.

Der Plan war bald entworfen.

Dem alten Nordſtetter Viehhändler lebte ein Bruder in Karlsruhe, der durch Handel und Wandel reich geworden war: dieſem wollte er ſeinen Sohn ſenden, daß er ihn in ſein Haus aufnehme und ihn etwas ordentliches lernen laſſe.

Mit kargem Imbiß und wenigen Kreuzern verſehen, machte ſich das arme Judenjüngelchen auf den Weg.

Von Nordſtetten nach Karlsruhe iſt's ein weiter Weg. Die Füße ſind ſchon wundgelaufen. Fuhrknechte, die auf der Straße daher fahren, winken ihm, der weinend am Graben hockt, und nehmen ihn auf den Wagen.

Abends ziehen ſie am Durlacher Thor ein, und der Knabe geht den Bruder des Vaters aufſuchen, der an feierlich beleuchteter Tafel, bei feſtlichen Speiſen, den Eingang des Sabbaths feiert und ſich's wohl ſein läßt.

Das Jüngelchen tritt in's Zimmer und bringt furchtſam ſein Anliegen vor.

Aber wie wird es von dem reichen Herrn Auerbacher angeſchaut!

Sein Bruder ſolle für ſeine Brut ſelber ſorgen. Er kümmre ſich nichts darum.

Der arme Knabe wurde ohne Stückchen Brod von der Schwelle gejagt und da er ſonſt nicht wußte, wohin, ſchlich er zum Wirthshaus vor dem Durlacher Thor, wo die Fuhrknechte eingeſtanden waren.

Allein wo waren die? Nichts von ihnen zu ſehen, noch zu hören. Er ſetzte ſich daher auf die Schwelle hungernd und weinend vor Schmerzen.

Endlich — der Schein einer Laterne. Die guten Burſche ſind eben heimgekommen und finden den Knaben. Mitleidig heben ſie ihn auf und betten ihn ſo gut es geht auf Streu im Stalle, decken ihn mit der Pferdsdecke zu, geben ihm ein Stück Wurſt, das ſie noch übrig hatten, für andern Morgens früh.

Ach, wie nimmt der Knabe Alles ſo dankbar an, aber hungern muß er, weil er von der Wurſt der Knechte nicht eſſen darf.

Wie nun ein armer Seitenvetter ſich ſeiner annimmt und ihm ſein Ziel erreichen läßt, folgte nun weiter.

Das wurde von Berthold in einer unvergleichlichen Weiſe — wie ſie wohl keinem Andern zu Gebote ſtünde, erzählt. Eine jüdiſche Dorfgeſchichte!

An jenem Abend ſchloſſen wir unſere Herzen noch feſter aneinander, auf Nimmergetrenntwerden! —

Auerbach ging nach Berlin, ſchlug eigene Wege ein;

die unſern trennten ſich immer mehr: ſeine Berühmtheit wuchs: ich konnte mich nicht mehr darum bekümmern.

Nur ſelten, von Zeit zu Zeit, begegneten wir uns. Manchmal in einem Bade.

Ich erinnere mich einmal in Kiſſingen, als meine Frau ihn nach ſeinem Befinden fragte, antwortete er:

„Ich bin der Spielball, den die vornehme Damenwelt zu ihrem Ergötzen einander zuwirft!“

Ich ſchauerte zuſammen. —

Geleſen habe ich ſeitdem nur einen Brief von ihm, den er mir in einer Angelegenheit ſchrieb, die mir längſt entfallen war, und den er als ein Zeugniß dem Druck übergeben wollte.

Ich ließ ablehnend antworten und nun glaube ich, daß wir Beide wohl uns nicht mehr perſönlich berühren werden. Die gegenſeitige üble Laune wird uns behüten.

Auerbach hatte Berlin verlaſſen, und ſich nach Süddeutſchland begeben, um der Action näher zu ſein.

Von Nordſtetten aus erließ er ein Manifeſt. „Was will der Franzos, was will der Deutſche?“ zunächſt für das Volk an der Straße.

Allerwärts wurde der Aufruf enthuſiaſtiſch begrüßt. Daraus folgte, daß Auerbach dem Enthuſiasmus nach, oder entgegen reiſte.

In Cannſtatt, wo er einige Tage verweilte, trieben es die Leute bis zum Exceß. Man lief vor ſeine Wohnung, machte Muſik, ſchrie und tobte vor Freude, ihn zu beſitzen.

Er hielt eine Anrede, die mit dem Rufe ſchloß: „Hoch Deutſchland!“ Neuer Lärm, „die Wacht am Rhein,“ „Ich hatt' einen Kameraden!“ ſo gings die Nacht hindurch. —

Auerbach fühlte ſich berufen, als Mann des Volkes in Deutſchlands Geſchicke einzugreifen, und um jeden Augenblick gleich bei der Hand zu ſein, fand er es nöthig, ſich nach Mundolsheim zu begeben, weil man von hier den Straßburger Münſter ſah, der eben beſchoſſen wurde.

„Er wollte dem Kampfplatz nahe ſein,“ wie er ſich ausdrückte.

Es war eine kleine Anhöhe, auf der eine Bank für den Großherzog von Baden hergerichtet war, alſo jedenfalls außer Schußweite, und dies ward der Kampfplatz, den Auerbach einnahm, um Senſations-Blähungen freien Lauf zu laſſen, die man bei einem ſonſt geiſtreichen und talentvollen Manne für unmöglich halten müßte, ſtünden ſie nicht mit ſeinem Namen in der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt.

„Man wird ſich kaum über die Seufzer eines Mannes des Lachens enthalten können,“ ſagt mein alter Hippel, und ſo iſt's bei Auerbach's Beklemmungen wohl jedem Leſer ergangen.

Schon gleich bei'm erſten Aufſtoßen erfahren wir, daß der Feſtungscommandant Uhrich den Bürgermeiſter Humann mit einem Revolver erſchoſſen habe. Wie fürchterlich! Dann geht das Gerücht: Der Biſchof von Straßburg wird herauskommen: der Biſchof von Straßburg iſt herausgekommen: endlich — „ich wußte, daß der Biſchof von Straßburg heute herausgekommen war“ — aber das war ja für Niemand ein Geheimniß. Wer aber dieſer Biſchof, dieſer wichtige Unterhändler war, davon weiß Auerbach nichts.

Der Kirchenfürſt Andreas Räß iſt zugleich ein deutſcher Schriftſteller, der Begründer der katholiſchen Zeitliteratur in Deutſchland, der Zeitſchrift „der Katholik,“ die er mit dem hochwürdigſten Biſchof Weiß von Speyer bis 1842 redigirte, und die noch jetzt in hohem Anſehen ſtehend, bei Franz Kirchheim in Mainz erſcheint.

Ferner lieferten Räß und Weiß das berühmte Legendenwerk.

Biſchof Räß gründete überdieß die freien Gymnaſien in Straßburg und Colmar, und im Augenblick beſchäftigt ihn die Herausgabe des zehnten Bandes der „ausgezeichneten Convertiten ſeit Luther,“ deſſen neun erſten Bände, die wir allein ſeinem Fleiße verdanken, bereits im Drucke vorliegen.

Ich denke, das war ſchon der rechte Mann, für

Straßburg bei einem deutſchen General ein gutes Wort einzulegen.

Würde Auerbach über Straßburg und Alles, was ſich zur Zeit ſeiner Anweſenheit auf „dem Kampfplatze“ daran knüpfte, nicht ſo total ununterrichtet geweſen ſein, er hätte, „als der Biſchof von Straßburg herauskam,“ ein Wort über die Bedeutung dieſes Unterhändlers ſagen müſſen.

Noch mehr. Der Biſchof von Straßburg iſt, gleich dem Nordſtetter Helden, der Sohn ſchlichter Eltern. Sie waren reiche Bauersleute in Sigolsheim, nicht weit von Schlettſtadt.

Aber einen charakteriſtiſchen Zug will ich noch herſetzen, um zu zeigen, wie die demüthigen Kinder der Kirche beſchaffen ſind.

Als der hochwürdigſte Biſchof Räß, zum erſtenmal als ſolcher, ſeinen Geburtsort beſuchte, ward ſogleich eine große Feierlichkeit geſtegreift, ländlich, wie nicht anders, aber deſto ſchöner zum Herzen ſprechend. Die Geiſtlichkeit und die Einwohner bildeten ein würdiges Gefolge. Man ſang und warf ihm Blumen auf den Weg. Hoſannah! Benedictus qui venit in nomine Domini!

Er ſegnete mit der Hand, mit der Stimme und dem Herzen die Knienden, mit dem biſchöflichen Gruße: „Der Friede ſei mit Euch!“

Da tritt die Mutter des Kirchenfürſten, die ehrwürdige Frau Raß aus der Menge, und ſtellt ſich vor ihren Sohn.

In Gegenwart Aller, die plötzlich ſtehen bleiben und verſtummen, hält ſie ihm mit Kraft und wahrhaft erhabener Einfachheit eine mütterliche Anrede, in der ſie ihm an die Pflichten erinnert, die ihm ſeine hohe Stellung nunmehr auferlegt. Sie ſagt ihm, er müſſe als Biſchof ſtets mit dem guten Beiſpiel vorangehen, er müſſe den böſen Feind bekämpfen, um das Volk Gottes zu Gott hinzuführen.

So lange ſie zu ſprechen Luſt bezeugte, hörte ihr Sohn zu. Man ſah ihm an, wie ergriffen er war. Da kniete ſie plötzlich, tiefgeſenkten Hauptes nieder, und ſprach:

„Jetzt, hochwürdigſter Herr, erflehe ich mir Ihren Segen!“

Der Biſchof ſegnete ſeine Mutter unter herabſtürzenden Thränen.

So that dieſe Bäuerin in ihrer Einfalt; ſie dachte nicht daran, wie groß und erhaben ihre That war.

Auerbach's Lächerlichkeiten hier weiter anzuführen, wäre Verſchwendung an Zeit und Papier. Weder in dem Münſterbau, noch in dem größtentheils von Erwins kunſtgeübter Tochter vollendeten und hoch bewunderten Bau ihres Wohnhauſes, mit der berühmten Stiege, würde der blödſichtige, eitle Menſch, auch wenn er darüber unterrichtet geweſen wäre, zu der Erkenntniß der hohen, einfachen Idee gelangt ſein, die der deutſchen Kunſt und der ſie umgebenden Fülle der Zierrathen und des Schmucks zu Grunde liegt.

Friedrich Schlegel ſagt in ſeinen Vorleſungen über die altdeutſche Baukunſt: „daß ſie das empfängliche Gemüth immer mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen und auch Verwunderung über das Seltſame ergreift. Das Kreuz und die Roſe ſind Hauptſinnbilder und Grundformen dieſer geheimnißreichen Baukunſt. Was das Ganze ausdrückt, iſt der Ernſt der Ewigkeit, ja — wenn man will — der Gedanke des Todes, des irdiſchen nämlich, umflochten von der lieblichſten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.“

Auerbach zieht gen Berlin, weil ſeine Familie um ihn beſorgt iſt. Zuerſt aber muß er einer heiligen Pflicht genügen.

Er erläßt eine Proclamation an die Bürger von Straßburg, verpackt und verpicht ſie ſorgſam in Flaſchen und übergibt ſie der Ill zu richtiger Beſtellung.

Straßburg iſt über, man hat jedoch nicht gehört, daß dieſe Flaſchen mitgewirkt haben.

Da ſchreien ſie von Paris herüber um warme Unterhoſen, Jacken, Binden. Man ſendet und ſendet, aber ſie erfrieren dennoch.

Und was iſt ein Winter in Paris? Einen Tag hatten ſie zehn Grad Kälte.

Ein verzärteltes Geſchlecht!

Als Fürſt Barclay de Tolly Finnland eroberte, mußte eine Nacht auf dem zugefrorenen finniſchen Meerbuſen campirt werden. Aber lagern durfte ſich das Heer nicht: ſie wären Alle erfroren. Die Gewehre und Waffen wurden pyramidaliſch zuſammengeſtellt und die Mannſchaft durfte darüber gebeugt, oder daran gelehnt, ausruhen.

Am andern Morgen wurde die entſcheidende Schlacht ſiegreich geſchlagen.

Und nun noch ein kleineres aber charakteriſtiſches Beiſpielchen.

Meine Mutter, aus Kopenhagen gebürtig, begegnet dem däniſchen Conſul — es war um Weihnachten und hart am zugefrornen Pregel — und da ſie ſich ſtets freute, däniſch zu ſprechen, bleibt ſie ſtehen um zu plaudern.

Da ſagt der Conſul: Ich will Sie begleiten, Madame, hier im Stehen wird's Ihrem Kleinen zu kalt, im Gehen nicht ſo.

Was antwortet die Mama?

„Mein Sohn friert nicht. In ſeinen Adern fließt däniſches Blut.“

Nicht genug, daß die phyſiſche Natur unſerer Generation verdorben iſt, geht die Erziehung darauf hinaus, mit der moraliſchen dieſelbe Prozedur vorzunehmen.

Vom Schlachtfeld hab' ich nichts zu berichten. Ich ſchreibe für keine Kriegszeitung und ebenſo wenig für den Colporteur.

Dafür will ich meiner Laune folgen und ein Bischen ſchimpfen, ich will hoffen zur Beluſtigung meiner Leſer.

Da fällt mir eben das Erſte Beſte in die Hand.

Ein gefangener Franzoſe gibt einem an der Straße ſtehenden Mädchen — wahrſcheinlich einer Liebſchaft — die Hand. Das Mädchen wendet ſich aber ab von ihm und ſagt: „Allez-vous-en, lâche!“ — Dieſer in Frankreich beſonders verpönte Ehrentitel (Und wo wär' er's nicht? meine Bemerkung), affizirte den Verſchmähten aber nur wenig und er antwortete nur: „Que voulez-vous? on nous a abandonné.“ Weitere Geſpräche verhinderte das: „Will er woll 'ran bleiben!“ eines eskortirenden Dragoners.

Bis dahin war Alles naturgetreu und wahr.

Nun aber ſchreibt der Redacteur des Blattes dazu: „So kurz dieſe Unterhaltung war, ſo charakteriſirt ſie doch, nach beiden Seiten hin, die Lage.“ —

Von einem franzöſiſchen General leſe ich in einem deutſchen Blatte, wegen geſchwollener Mandeln habe er ſein Commando abgegeben. —

Und was wurde da in einem Theil unſerer Local-Preſſe für ein Lärm erhoben!

„Die Pfalzburg ſei über!

Es war, als ob damit Alles gewonnen ſei.

Wenn die Franzoſen eine ſo kraſſe Unwiſſenheit gezeigt hätten!

Die „Pfalzburg“ entpuppte ſich als das Städtchen Phalsbourg, das hinter ein paar alten verfallenden Thürmen ſeine ſtinkenden Gaſſen und Winkel den Blicken entzieht.

Doch wollen wir ein wenig ſyſtematiſch zu Werke gehen.

Das erſte, worauf unſere Eroberer verſielen, war ſtatt „Nancy“ Nanzig zu ſchreiben.

Aber ſie wußten nicht, daß man ihnen darin ſeit länger als einem halben Jahrhundert von anderer Seite zuvorgekommen. In dem total franzöſirten Baden-

Baden und zwar in der Hauptſtraße, am Graben, iſt zu leſen „Hotel à la Ville de Nancy“ und darunter: Gaſthaus zur Stadt Nantzig.

Alſo: Nanzig, gut! Bei „Bivouac“ bleiben ſie jedoch franzöſiſch: ſtatt ſich des alten deutſchen Wortes Beiwacht zu bedienen, das die Anderen erſt zu ihrem Bivouac verſtümmelten, und das eine Lagerſtätte im Freien während des Krieges bedeutet. Mancher Dummbummel meint ſchon damit eine Conceſſion zu machen, wenn er Bivak ſchreibt.

Conſequent müßte man auch „Chopine“ ſtatt Schoppen ſchreiben und ſprechen, denn die Franzoſen haben ſich unſern Schoppen alſo angeeignet: „boire chopine.“

Man müßte euch ſogar einen Heiligen ſich von ihnen aufdringen laſſen, den ſie als „St. Alivergott“ anrufen und den ſie in Deutſchland als Ach, lieber Gott! oft nennen gehört haben.

Das Unſinnigſte aber war, daß allgemein angenommen wurde, von Granaten und Bomben zu ſagen, ſie ſind crepirt.

Es zeugt von einer Unkenntniß des Franzöſiſchen und zugleich dennoch die Narrheit, ſich etwas damit zu wiſſen, als ob's was wäre!

Das Wort *crever* hat verſchiedene Bedeutung, je nach ſeiner Anwendung (voyez, Mrs., le dictionnaire de l'académie).

Es heißt zunächſt: wühlen, einbohren, dann zerplatzen, berſten. Alſo ganz zutreffend bei den Geſchützen.

In dem Sinn unſeres deutſchen Crepiren iſt es nur ein gemeiner Sprachgebrauch bei todten Thieren und auch da bedient ſich ein Gebildeter des Wortes „mort“ ſtatt „crevé“ und ſagt „ce chien est mort d'une attaque.“

Und die ſich anfänglich ſo viel damit wußten, daß Thionville eigentlich Diedenhofen, Waſſelonne Waſſelnheim urſprünglich hießen, ſchreiben ſtatt Mömpelgard, das für deutſche Geſchichte eine andere Bedeutung hat, als jene elſäſſiſche Städtchen, nur immer Montbeillard, und ich bin ſchon darum befragt worden, ob jene Damen, zwei ſich hier aufhaltende Schweſtern, aus Montpellier ſeien. Sie gerirten ſich auch danach und ſprachen nur franzöſiſch, dieſe Mömpelgarderinen.

Alle ſchreiben noch „Lille,“ ein unausſtehliches Wort, das längſt ſeinen ſchönen volltönenden deutſchen Namen hat, nämlich Ryſſel.

Die Preßbummler, die jetzt ſo Allerlei hinſchreiben, müßten erſt anfangen ſich mit ihrem Gegenſtand zu beſchäftigen, aber ſie ſehen: es geht ſo auch und die Zeit drängt gewaltig.

Es ſind wohl weit über dreißig Jahre, da kaufte ein junger unternehmender Mann in Straßburg ein zuſammenhängendes Gewirr der verſchiedenſten Baulichkeiten, theils noch ſtandfeſt, theils dem Zuſammenſturze nahe. Man ſah im erſten Augenblick nicht ein, was er damit im Sinne hatte. Allein bald klärte ſich's auf. Er gründete eine Karavanſerei, das er „à la Ville de Paris“ betitelte. Die alten Gaſthöfe hatten ſich überlebt und man lobte Diemer's Ville de Paris, ungeachtet mancher Mängel und Unbequemlichkeiten.

Auch ich nahm einmal Quartier bei Diemer und fand die freundlichſte, im gewöhnlichen deutſchen Sinne „gemüthlichſte“ Aufnahme.

Die Speiſen, die Bedienung waren jedoch ächt franzöſiſch, womit man ſtets zufrieden ſein kann, wenn ſie auf die rechte Weiſe ſich darbieten.

Von den bewohnbaren, beſſern Zimmern war jedoch nichts mehr zu haben und ich wurde vier Stiegen hoch in ein dumpfes Loch geführt, wo ich ein altmodiſches Himmelbett mit dunkeln Vorhängen als Lager erhielt.

Aber kaum hatte ich mich hier nothdürftig inſtallirt, ſo ging ein Schnaufen, ein Geſurre, ein ſchwerfälliges Flattern los. Ich hatte ein Heer von Fledermäuſen aus den Bettvorhängen aufgeſcheucht.

Ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Als ich nach einigen Jahren auf einer Reiſe nach Paris Straßburg wieder beſuchte, kehrte ich bei Diemer ein.

Da ſah es ſchon anders aus.

Ueber dem architectoniſch ſchön ausgeführten Eingangsthor prangte in goldenen Buchſtaben: „Hôtel à la Ville de Paris.“ Die Fronte zeigte eine Reihe hoher Fenſter, an denen koſtbare Vorhänge ſichtbar waren, in einem Theil des weiten Hofraumes waren die Verbindungswege zu den zerſtreuten Wohn- und Geſchäftsraumen mit hellen Glastafeln gedeckt: was früher einer Pfütze glich, war jetzt mit Quaderſteinen ausgelegt, dazwiſchen bowling green, Fontänen, Gebüſche.

Und wenn ich ſeither wieder komme, iſt es immer Diemer, der deutſch-gemüthliche Straßburger, der mich in ſeinem großen Arbeitszimmer am franzöſiſchen Kamine empfängt, mir eine treffliche Havannah offerirt, aber kein franzöſiſches Wort verlauten läßt.

Dann erſcheint der Garçon und meldet, daß die Mahlzeit ſervirt ſei.

Auch das hatte einen ſo anſpruchsloſen Anſtrich, daß ich hier in Straßburg mich viel mehr angeheimelt fühlte, als in den Städten Norddeutſchlands, wo ſolch ein Burſche von Oberkellner ſich in die Bruſt wirft, um auf franzöſiſch zu imponiren. Wie es mir z. B. in einem namhaften Hotel in Leipzig paſſirte, wo mich der Menſch mit: „Monsieur, vous serez servi à l'instant!“ begrüßte, und mir dann ſtinkenden Fiſch vorſetzte, weil Abends keine Gäſte kämen, die es vorzögen, in den „charmants jardins publics“ ihre Abende zuzubringen. —

In den letzten Jahren bin ich wohl zwanzigmal bei Diemer eingekehrt. Und was hat er aus ſeiner Karavanſerai geſchaffen? Welch' koſtbarer Bau iſt die Prachtcolonnade aus rothem Sandſtein!

Er ſprach davon, ſich zur Ruhe zu ſetzen und das Werk ſeinem Schwiegerſohn zu übergeben.

Jetzt weiß ich nichts darüber zu ſagen. Ich bin nicht mehr nach Straßburg gekommen.

Es freuete mich zu hören, daß die Gerüchte: Diemer's Hotel ſei zuſammengeſchoſſen worden, gelogen waren. —

Und wiſſen meine Leſer, was eine „Maison de confiance“ iſt? Der Name klingt nur franzöſiſch, aber wir dürfen es uns zur Ehre rechnen, ihn in Deutſchland ſo heimiſch zu machen, wie ich ihn bei meinen Straßburgern gefunden habe.

Eine „Maison de confiance“ ſetzt Alles daran, das Vertrauen nicht nur ihrer Kunden, ſondern aller zufälligen Käufer ſich zu bewahren. Gute Waare, feſte Preiſe: von beiden wird unter keiner Bedingung abgegangen.

Da iſt mein Haus Javal, wo ich gewöhnlich einkaufe.

„Aber, Herr Javal“ — auch hier wird deutſch geſprochen — „iſt es nicht zu hoch, was Sie fordern?“

„Es iſt theuer, aber die Waare iſt auch darnach — ſehen Sie hier mein Buch — Dr K. — R. — die

Sie kennen — meine ſtändigen Kunden, zahlen mir denſelben Preis.“ —

So ſah es in der rein bürgerlichen Sphäre mit dem Deutſchthum in Straßburg aus. Aber ich kann meine Leſer weiter führen. Ich will ſie nicht damit behelligen, was jetzt in unſerer Periode der Kritik — abgeſehen von der kritiſchen Periode — von allen Seiten herbeigeſchleppt wurde, um den Beweis zu führen: daß der ganze Nordoſten Frankreichs rein deutſch ſei. Es ſoll hier nur mein beſcheidenes Theil zur Sprache kommen, das was ich ſelbſt erfahren habe.

Wie hoch erfreute es mich, als ich mit den Brüdern Stöber in literariſche Bundesgenoſſenſchaft treten durfte! Als ſie mir von ihren ſo tief empfundenen deutſchen Gedichten zum Druck anvertrauten!

Allein wohl zu merken, trotz dieſer urdeutſchen Strömung im Elſaß dachte keiner daran, ſein Franzoſenthum aufzugeben und ein deutſcher Kleinſtaatler zu werden.

Schon der Altvater der deutſchen Literatur im Elſaß, Ehrenfried Stöber, 1779 geboren, hat ſich darüber vernehmen laſſen:

> **Meine Leier iſt deutſch, ſie klinget von deutſchen Geſängen;**
> **Liebend den galliſchen Hahn, treu iſt, franzöſiſch mein Schwert,**
> **Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen;**
> **Elſaß heißet mein Land, Elſaß, dir pochet mein Herz.**

Grundfalſch iſt es, wenn man dieſes Geſtändniß auf einen Zwieſpalt zwiſchen dem deutſchen Herzen und dem franzöſiſchen Verſtande zurückführen will.

Aus meinen willkürlich, die Kreuz und Quere hingeworfenen Bemerkungen wird man ſich überzeugt haben, daß ich den Tagespaſſionen nicht neue Nahrung zutragen und noch weniger im Sinn habe, für eine Sache zu plädiren. Die deutſchen Gefühle meines Herzens ſollen mir die vernünftige Urtheilskraft nicht getrübt haben.

Das Geſtändniß der Straßburger: Franzoſen bleiben zu wollen, iſt kein den Deutſchen vor die Füße geworfener Schimpf, es iſt die einfache Aeußerung einer ſehr natürlichen Regung in der vollſtändigſten Reinheit einer wahrhaft hochzupreiſenden Offenheit.

Frankreich iſt eine Einheit, die um einen großen Mittelpunkt kreiſt.

Es fehlt hier keinen Augenblick der verzehrendſten Thätigkeit an ausgiebigem Stoff. Jetzt ſcheint es, als ſollte mit dem Fortbeſtehen von Friede und Freiheit Ernſt gemacht werden.

Die junge Generation will von Deutſchland nichts wiſſen. Aber was nützten ihr Stöber's Gedichte, wenn ſie ſich zum Staatsdienſt meldet? In der Politik, in der Finanz, in der Induſtrie, ſelbſt in der Literatur werden die Anforderungen franzöſiſch geſtellt.

Die junge Welt geht mit der Zeit. —

Wie weit es mit der Oberflächlichkeit bei uns getrieben wird, iſt doch gar zu bunt!

Ich kann es mir nicht verſagen, ein Pröbchen im Original mitzutheilen.

„An Stelle des lauten Franzöſiſch der Beamten mit dem Ausrufen entſtellter deutſcher Namen, das dem die Verkehrswege Bereiſenden widerwärtig, dem Elſäſſer ſelbſt lächerlich klingt, tritt uns in der Berührung mit dem Volke ſelbſt der bei aller Härte anmuthige Klang des Alemanniſchen entgegen, das, wie in den Thälern des Schwarzwaldes und der Schweiz, ſo hier in den Thälern des Wasgaues und der gemeinſamen rheiniſchen Ebene erklingt. Und das noch wohlklingendere Hochdeutſch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundart die Reinheit der gemeinſamen Bildungsſprache verbindet, gibt die Ueberzeugung, daß dieſer Theil des deutſchen Volks unter aller aufgeſtrichenen franzöſiſchen Schminke im Ganzen und Großen ſeine Natur noch treu erhalten hat. Selbſt in ſolchen Städten, welche als vorzugsweiſe franzöſirt bezeichnet werden, wie Mühlhauſen und Straßburg, wird der Deutſche die Wahrnehmung machen, daß überall, wo das Volk unter ſich iſt, nicht nur im Verkehr mit der Landbevölkerung — wo kein franzöſiſches Wort gehort wird — ſondern auch unter den Städtern ſelbſt, bei Kindern wie bei Erwachſenen, dieſe anmuthige deutſche Sprache gehört wird; und er wird an ſolchen öffentlichen Orten, wo beide Sprachen geſprochen werden, leicht unterſcheiden, wie die deutſche Sprache dem Elſäſſer von Herzen kommt, die franzöſiſche dagegen nur als eine conventionelle Sprache gebraucht wird.“

Es wäre zum Kranklachen, wenn es nicht zum Aergern wäre, daß ſolches Zeug von einer als Autorität ſich brüſtenden Feder in die Welt hinausgetragen und von den Fernſtehenden als baares Gold empfangen wird.

1) Ich antworte dem Manne, Böckh heißt der gelehrte Thebaner, Punkt für Punkt. Der franzöſiſche Beamte ruft die Namen, wie ſie eben heißen, und darf ſie nicht anders ausrufen. Im Ganzen beſchränkt ſich das nur beim Halten des Zuges im Bahnhof. Rief er ſtatt Thionville Diedenhofen, ſo könnte ein Mißverſtändniß entſtehen und der Beamte wäre ſtraffällig. Ich habe auch niemals bemerkt, daß die Leute ihn auslachten.

2) Wenn Herr Böckh im Elſaß dem anmuthigen Klang des Allemanniſchen begegnet, ſo beſitzt er ein eigenthümlich beſaitetes Trommelfell, oder er hat nie das Allemanniſche gehört. Was ich faſt glaube.

3) Nun ſpricht er gar von dem wohlklingenden Hochdeutſch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundart die Reinheit der gemeinſamen Bildungsſprache verbindet — und das Hochdeutſch der Gebildeten im Elſaß, wer es jemals gekoſtet, hat gewiß kein Gelüſten darnach.

4) Und er hat immer noch nicht genug. Unter den Stadtern, bei Kindern wie bei Erwachſenen, wird dieſe anmuthige deutſche Sprache gehört und man wird leicht unterſcheiden, wie die deutſche Sprache von Herzen kommt, die franzöſiſche dagegen nur als conventionelle gebraucht wird. Was Herr Böckh übrigens mit ſeinen „Gebildeten“ meint, ſind höchſtens die Weiber auf dem Markt, die mit dem gemeinen Volke parliren. Meine Diemer, Javal, Stöger, Strobel, die kennt er nicht.

Genug! ich habe oben erwieſen, weßhalb die Jugend franzöſiſch iſt und ſein muß.

Aber das Straßburger Patois; der abſcheulichſte Miſchmaſch, den man hören kann!

Und Allemanniſch!

Da fällt mir gerade der Anfang eines Allemanniſchen Liedes ein. Der Morgenſtern ſingt's, der ſo lang über die Schläfer wachen muß, bis die aufgehende Morgenröthe ihn ablöſt.

Iſt der Gedanke nicht ſchon lieb an ſich?

De Morge will un will nit cho,
Un wone lo, ſchloft Alles no;
I weck ſie nit, ſo lang i cha,
I lueg e wengli d' Gegnig a.

Als nun die erſten deutſchen Preßfieranten in das geöffnete Straßburg einrückten, da mag es den guten Bürgern nicht mehr zum Aushalten geweſen ſein.

Da fiel mir Einer auf, der die Straßburger anhielt, ſie um ihre deutſche Geſinnung befragte und dann ſeine Anſicht dahin offenbarte, daß bei allem Grauſenhaften der Belagerung und der unausbleiblichen Folge der Uebergabe ſich als deutſch kundzugeben, eine Seite ſich dem Beobachter darbiete, die barok, um nicht zu ſagen, den Gegenſatz ins Auge faſſend, komiſch wirke.

Ein andermal ſagt derſelbe Held:

„Je mehr er über die Situation nachdenke, deſto mehr fühle er, daß ſein Verſtand hintergangen werde. Alle Verſuche, das deutſche Element in Straßburg hervorzurufen, kommen ihm wie ein kindiſcher Einfall vor."

Solche Herren wurden dann freilich franzöſiſch abgefertigt und zwar nicht fein.

„Ils ont le coeur au ventre, ces machines! — Ce sont des momies dans la science politique!" War noch das Glimpflichſte, was man ihnen in's Angeſicht ſchleuderte.

Zum Singen iſt die Zeit nicht gemacht, hört man oft. Aber in den früheren Feldzügen, unter blutigem Kampf, Entbehrung, Elend aller Art, rauſchten die Lieder vom Wachtfeuer, wunderbar angethan mit paſſenden Singweiſen. Gleich den Lerchen ſtiegen ſie trillernd aus der offenen Ackerfurche und entwickelten ihren hellen Geſang über Wald und Flur und Berg und Thal.

Das hat in dieſem Kriege Niemand erreicht: obgleich es der modernen Dichter ſehr viele verſuchten.

Aber die Gegenwart iſt zum Singen nicht gemacht.

Wo die herrlichen Säfte der Zukunft das Lebensmark des Volkes zu durchziehen angefangen haben, da hört man die Rufe: „Fort mit der Religion! Befreiung vom Aberglauben! Das liberale Reich der Vernunft muß des Volkes eingefleiſchtes Eigenthum werden!“

Und zur Betheuerung der vielſagende Gedankenſtrich — geballter Fäuſte. —

Als die Bayern in die Schloßruinen, wo einſt Robert der Teufel gehauſt, ihren Einzug hielten, fühlten ſie das Bedürfniß nach einem paſſenden Geſang. Aber wo hernehmen und nicht ſtehlen?

Kein Improviſator, weder für die Worte noch für die Weiſe.

Da halfen ſie ſich ſo. Beim Einmarſch ſpielten ſie das Nonnenballet und als ſie ein paar arme Strolche wollten laufen laſſen, mußten dieſe noch erſt die Gnadenarie „Grâce! Grâce!“ ſich anhören.

Solche Muſik führten ſie mit. Iſt das nicht auch bezeichnend für das hier entworfene Bild?

* * *

Als ich im Jahre 1861 mich bei dem großen Sängerfeſt in Nürnberg befand, ſagte mir ein Mann,

den ich weiter nicht kannte, er wiſſe von einem Liede eines begeiſterten Dichters, komponirt von einem gleichen Patrioten, das Beide fertig in Bereitſchaft hielten, um es erſt dann, wenn es zu Krieg am Rhein kommen ſollte, in Hunderttauſenden von Exemplaren hinausflattern zu laſſen. Unſere Krieger würden es ſingen, deſſen ſei er überzeugt.

Ob es der *Dichter* oder *Componiſt* der „*Wacht am Rhein*" war, der alſo zu mir ſprach, weiß ich nicht zu ſagen.

Und ſoll ich meine Meinung ſagen, wie die zunächſt vorliegende Frage ſich beantworten läßt?

Napoleon III. wird Kaiſer der Franzoſen — *bleiben*, wollen wir ſagen. Er und *Bismarck* haben die Mittel dazu in Händen.

Es iſt zu betrachten gleich einer *Verlängerung des Waffenſtillſtands auf unbeſtimmte Zeit*, ohne das Ding bei dieſem creditloſen Namen zu nennen.

Was hernach kommen wird, kann von dem *politiſchen* Verſtande, der die Erfolge nur allein nach irdiſchem Begriffe bemißt, nicht vorausgeſagt werden. Um Das zu können, müßten ſie die Kraft beſitzen, ſich über ihr Ziel hinauszuwagen.

Mein elfter Brief wird von Karlsruhe aus meinen Leſern überſandt werden.

Elfter Brief.

Vor dem Ettlinger Thor zu Karlsruhe.

Was unſere jetzigen Kämpfer im Felde, hie und da für eine, in ihnen zu allererſt ſich entzündende Flamme der Begeiſterung angeſehen haben möchten, iſt ein altes, ſtill bewahrtes, oder laut ſchallend verkündetes Eigenthum deutſcher Herzen.

Hölderlin ſprühte es aus:

„Du kommſt, o Schlacht! ſchon wagen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher die Kunſt des Arms; doch ſichrer
Kommt über ſie die Seele der Jünglinge;
Denn die Gerechten ſchlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Zähmen die Kniee der Ehreloſen.
O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb ich nicht: doch
Lieb ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland!“

Und nun um des Gegenſatzes wegen, zu dieſem begeiſterten Ausrufe des Dichters, eine ähnliche Stimme von einer Seite, wo nichts von Begeiſterung ſich findet. Sie ertönt aus der „Diogenes-Laterne“ (Leipzig 1799, bei W. Rein), von dem ſich ſelbſt alſo betitelnden: „Satyriker“ Johannes Falk,

Germanien! Germanien! wie wallt
Mein kindlich Herz bei Deinem theuern Namen!
Ach! es zerſpringt — ich halt, ich halt es kaum,
Bei'm Anblick Deines blutig rauchenden
Zerſtückten Leichnams. O daß jeder ſchändliche Mißbrauch,
Daß jedes geiſtverengende Vorurtheil,
Die in Deinen Gauen herrſchen,
Vertilget wären, wie nun Deine Veſten,
Von Frankenhand zerſtört, im Staube liegen.

Im Jahr 1813, als wir in Paris waren, ſchrieb ich in den „Rheiniſchen Mercur,“ den Görres in Koblenz redigirte:

„Und Elſaß, Lothringen, und berggekrönter Wasgau,
Begrüßt mit Jubelſchall der alten Brüder Schaar.
Wir ſind befreit; entwurzelt iſt der Giftſtrauch,
Und aus dem Boden ringsum keimet Hoffnung.
Selbſt aus der Feuerſchlünde unheilbringendem Rohr,
Sieht man der zarten Palme friſches Reis entſprießen“ — — —

Das war überſchrieben „dem Friedeneroberer.“

Im Januar 1814 war ich weniger poetiſch geſtimmt, denn ich ſtand mitten im Feuer.

Danzig war noch immer franzöſiſcher Waffenplatz. Im Tilſiter Frieden hatte es nur dem Namen nach ſeine Selbſtſtändigkeit zurückerhalten. Drinnen commandirte der General Rapp.

Zu Ende 1813 betrug die Garniſon dreißigtauſend Mann. Die Ruſſen belagerten die Feſtung, und wurden durch achttauſend preußiſche Landwehrmänner unter dem Oberſt Graf Dohna verſtärkt.

Den Oberbefehl über die geſammte Belagerungsarmee hatte der Herzog Alexander von Württemberg, Oheim von mütterlicher Seite, des Kaiſer Alexander I. — Ausfälle der Belagerten, Angriffe der Belagernden; hitzige Kämpfe, mörderiſches Blutvergießen. Keine Entſcheidung. Danzig hielt ſich.

Da erſchien Knall und Fall ein engliſches Geſchwader und ließ ſeine Congreveſchen Raketen los. Sie erreichten Punkte, die von der Landſeite nicht erreicht werden konnten. Sie ſetzten den Franzius'ſchen Holzgarten, mit Holz für die Werfte, in Brand und vernichteten nicht nur einen augenblicklichen Werth von Hunderttauſenden, ſondern auch auf eine lange Dauer einen wichtigen Handelszweig.

Rapp ſtanden keine Mittel mehr zu Gebote ſich länger zu halten. Hunger und Krankheiten wütheten, Unordnungen konnten durch die grauſamſte Strenge nicht mehr unterdrückt werden. Er nahm den 1. Januar 1814 die Bedingungen der Capitulation an: die Polen und Deutſchen unter ſeinen Truppen in ihre Heimath zu entlaſſen, während die Franzoſen als Kriegsgefangene in das Innere von Rußland geführt werden.

Die Belagerung hatte elf Monate gedauert: dreihundert Häuſer waren niedergebrannt; mehr als tauſend Häuſer bis zur Unbewohnbarkeit beſchädigt und Tauſende von Menſchen verhungert!

Es war am zweiten Januar 1814, als die kriegsgefangenen Franzoſen auf dem Glacis die Waffen ſtreckten. Ein eiskalter Wind blies von der „friſchen Nehrung" und im Schnauzbart funkelten und prickelten kleine Eisperlchen.

Der ruſſiſche Herzog hatte ſeine Leute voran poſtirt, die Preußen etwas ſeitwärts und zurück, als gehörten ſie nicht ſo recht dazu. Das wurmte uns wohl.

Rapp erſchien in einem grünen Sammtpelz zu Pferde und hielt ein weißes Tuch vor die Augen. Das rührte keinen Menſchen, ihn — den Henker — ſcheinbar ſo gerührt zu ſehen. —

Nun zogen wir in die Stadt.

Das Haus, wo ich einquartiert wurde, wackelte hin und her, als ob's betrunken. Als ich eine Kaſſe aufſuchte, um etwas Geld zu erheben, wurde ich in das erſte Hotel „la Ville de Berlin," das einem Franzoſen Serre gehörte, gewieſen und fand die Geldfäſſer in einer Barake des Hofes untergebracht, weil man nicht wagte, dem ſtattlichen, ſtark mitgenommenen Hauſe, eine ſolche Laſt aufzubürden. —

Und was wird heute ſo viel darüber geſchwatzt, daß ſie in den Feſtungen Pferdefleiſch eſſen müſſen, bald kein Salz mehr haben werden, keine Cigarren u. ſ. w. Ihr Andern, die ihr ja auch unbelagert, wie ihr ſeid, zu Nutz und Frommen, Luſt und Spaß, Pferdefleiſchmahlzeiten haltet!

In Danzig herrſchte unter den Einwohnern die fürchterlichſte Hungersnoth. Wurde bei einem Ausfall Vieh erbeutet, ſo durften einige Metzgermeiſter, wenn die Reihe ſie traf, auf ein paar Stück rechnen, die ihnen für theueres Geld überlaſſen wurden.

Sie bekamen dann eine Sicherheitswache vor's Haus, und verſteigerten die einzelnen Theile, oft in die kleinſten Stückchen zerlegt, aus den Fenſtern, den untenſtehenden Hungrigen.

Ich erfuhr, daß fünf Bürger einmal eine Ochſenzunge um ſechszig danziger Gulden, etwas über fünfzehn der unſrigen erſtanden, um ihren Familien eine Suppe zu verſchaffen.

An Salz war lange nicht mehr zu denken. Man erinnerte ſich endlich, daß ein alter bretterner Schuppen noch da ſei, der zu Zeiten des alten Fritz als Salzmagazin gedient hatte. Man verbrannte das verfaulte Holz, und mit der Aſche ſalzte man die Speiſen.

Daß bei alldem die Mildthätigkeit ſich rührte, um den Aermſten beizuſtehen, darf nicht verſchwiegen werden. Aber es wurde mir von den glaubwürdigſten Seiten beſtätigt, daß eine Unterſtützung von drei Thalern wöchentlich nicht genügte, um eine kleine Haushaltung vor dem Verhungern zu ſchützen. —

— — —

Rapp's Wirthſchaft in Danzig war eine Zeit der „terreur.“

Einer der erſten deutſchen Reſtaurants hatte ſich erlaubt einige Offiziere, die ihm viel ſchuldig waren, etwas derb zu mahnen und ihnen, befriedigten ſie ihn nicht, den Tiſch zu kündigen.

Rapp erfährt es. Das muß eclatant von dem frechen Deutſchen verbüßt werden.

Am Sonntag, während der Parade, wird der Bürger auf den Platz escortirt. Hier wird ihm eine große Caſſerole aufgeſetzt, an deren Handgriff ein Ochſenſchweif befeſtigt iſt, der über den Rücken hinabhängt; auf der Bruſt wird ihm ein halbes Kalb befeſtigt. Nun wird ihm befohlen, daß er langſamen Schrittes die Front hinabgehen ſoll. Vor ihm ſchreiten zwei Grenadiere, ihm zugekehrt, rückwärts ſchreitend, die Bayonnette auf ſeine Bruſt gerichtet, damit er nicht aus dem langſamen Tact komme. Dazu Trommelwirbel.

Der Marſch iſt zu Ende, der Danziger Bürger hat die Strafe überſtanden; zu Hauſe angekommen, fällt er, vom Schlage gerührt, todt zu Boden, umgeben von ſeiner zahlreichen Familie. —

Die Gelderpreſſungen, die ſich Rapp erlaubte, waren nicht mehr den Bürgern zu leiſten möglich. Seine Maitreſſen, die er ausſtattete, wann er ihrer überdrüſſig wurde, verſchlangen bedeutende Summen, und er ſelbſt dachte daran, Schätze für ſeine ſpäteren Ausſchweifungen anzuhäufen.

Man wird die Bürger ſchon mürbe machen, daß ſie mit ihrem letzten Pfennig herausrücken. Dieſe Bosheit beherrſchte den eingefleiſchten Teufel.

Die ſtolze Zierde Danzig's iſt der Artushof. Es gibt wohl wenig Städte, die einen ſolchen Prachtbau beſitzen. Er liegt an dem langen Markt mit der herrlichen Pfarrkirche zu U. L. Frau, einer der größten Kirchen in Europa, voll altdeutſcher Kunſtwerke, unter denen das berühmteſte: das jüngſte Gericht von Michael Wohlgemuth, mit der Hauptfigur, dem heiligen Erzengel Michael, hervorſtrahlt, in deſſen Goldrüſtung ſich die äußeren Gegenſtände, je nach der von ihm eingenommenen Stellung, abſpiegeln. Dies Bild war während der Einnahme unter Napoleon I. wohl nach dem Louvre geſchleppt, dann aber nach der Einnahme von Paris nach Danzig zurückgebracht worden.

Rapp legt ein Piket Soldaten in den Artushof. Die Kaufherren, die dort ihre Börſe halten, müſſen bei Wind und Wetter — es war im Winter — draußen auf dem Platze ſich verſammeln.

Aber noch mehr!

Von der Eingangspforte des Artushofes wird bis in die Mitte des Platzes ein bedeckter Gang aufgeführt, an deſſen Ende eine Kloake, wo die Soldaten ihre Nothdurft verrichten.

Hier mußten — — der Zorn übermannt mich!

In der Stadt wütheten epidemiſche Krankheiten. Unſer Dohna legte ſich und ſtarb.

Ich erkrankte auch und wurde in's Militärſpital gebracht. Wie ich ſpäter erfuhr, nannte man meinen Zuſtand das Hoſpitalfieber. Ich wurde raſend und Leute, die vorübergingen, ſahen, welche Sprünge ich gegen das Fenſter machte und wie mehrere ſtarke Leute mich nicht zu bändigen im Stande waren.

Um den Platz zu räumen, da die Kranken in Danzig ſich fort und fort mehrten, wurde ich — als es Frühling zu werden begann — reconvaleſcirend nach Königsberg transportirt, um die ſorgfältigere Pflege meiner Familie zu überlaſſen.

Meine vollſtändige Geneſung erfolgte jedoch für jetzt nicht, und man forderte die Commiſſion der Militärärzte auf, ein Gutachten darüber abzugeben, ob es gerathen ſei, mich in Reih und Glied treten zu laſſen. Zwei Hausärzte meiner Verwandten, die mich von

Jugend auf in Krankheiten behandelt hatten, wurden zur Conſultation herbeigezogen.

Das Urtheil lautete: daß ich ein „Candidat der Phtyſis“ ſei, kein langes Leben vor mir habe und für das Militär durchaus nicht tauge.

Es bewirkte, daß mir der kommandirende Oberfeldherr, Graf Bülow von Dennewitz, einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit ertheilte, um, wenn meine Geſundheit ſich befeſtigen würde, zum activen Dienſt mich wieder zu melden.

Ein reicher Vetter, in weitausgebreiteten Speculationen, der zu reiſen genöthigt war, war ſo freundlich, ſich meiner anzunehmen.

Im Sommer 1814 waren wir in Berlin. Gerade an demſelben Tage, als der Verräther Moreau, um eine gemeine Rache an einem Gegner zu verüben, in fremdem Solde ſein Vaterland, ſein Volk bekriegen wollte.

Im erſten Hotel unter den Linden, „die Sonne,“ hatte Ehren-Moreau ſein Quartier. Und die Berliner bildeten Haufen, um ihn anzugaffen und zu beklatſchen, ſo oft er am Fenſter erſchien. Geſprochen hat er nicht. Er war in einen dunkelgrauen Civilrock gekleidet, und des Kerls Geſicht und Haar war ebenſo grau.

Andern Tags hatte er zwei Beine weniger am Leibe.

Von Berlin reiſte mein Vetter nach Warſchau. Ich mit, das verſteht ſich. Da blieben wir ziemlich lang. Er bekam mehrmals ſchwere Geldfäſſer von Königsberg, wofür er „Bomaſchken,“ ruſſiſches Papiergeld, einwechſelte. Das zählte nach Fünfmalhunderttauſend, bis zur Million. Mit den Sendungen kamen bekannte und verwandte Königsberger als Cargadöre, was mir ſehr angenehm war.

Ich ſchickte meinen lieben Schweſtern von dem feinen und berühmten Warſchauer Schuhwerk, und meiner Mutter das herrliche Mariemonter Mehl, wie es nirgend ſonſt angetroffen wird. —

Da ſpukt's auf einmal: der Bonapart iſt wieder los. Und richtig, ſo war's auch. Meine Geſundheit hatte in Warſchau manche Probe beſtanden und es prickelte mich, mit hinauszuziehen. Man ſtellte mir vor, daß der Dienſt bei den Ruſſen mir, als in Preußen abgedient, angerechnet werden würde, und führte mir Beiſpiele an. Aber welchen Dienſt ſollte ich mir erwählen? Ein Fähndrich oder Unterlieutenant war nicht nach meinem Geſchmack.

Nun war während 1814, als Fürſt Repnin ruſſiſcher Generalgouverneur von Sachſen war, der Baron Roſen Director der hohen Kriegspolizei. Roſen war in Warſchau und ich ſtand mit ihm auf intimem Fuße. Einige ſeiner Subjecte waren mir auch näher bekannt geworden und ſo ließ ich mich denn anſtellen „im ſchreibenden Hauptquartier des Feldmarſchall Fürſt Barclay de Tolly bei der Direction der hohen Kriegspolizei."

Der Poſten war commod; wir gingen nur langſam voran und als das ruſſiſche Hauptquartier einen achttägigen Raſttag in Aſchaffenburg hielt — war die Schlacht von Waterloo geſchlagen worden.

Bei Großgerau, das ſich neulich durch Erſchütterungen berühmt machen wollte, ging das Hauptquartier, von dem fünftauſend Mann ſtarken Sacken'ſchen Corps begleitet, über den Rhein, nach dem gegenüberliegenden Oppenheim.

Der Marſch, den ich jetzt zurücklegte, ſtellte ſich meinem Gedächtniſſe lebhaft dar, als ich die Namen wieder las, wie Saargemünd, Bar le Duc, St. Avold, Chalons, Commercy, Pithiviers u. ſ. w., u. ſ. w., die von der deutſchen Truppen Tapferkeit in letzter Zeit einen ſo weithin tönenden Klang wohl über den Erdkreis erſchallen ließen.

Wir Ruſſen kamen ſpät, aber wir kamen. Wir hatten unterwegs unſere blutigen Händel, wenn auch keine Kämpfe und Niederlagen. Bei Chalons ging's ſcharf her und als wir einzogen, trugen die Frauen ſchwarz, wie es uns heute von Verſailles und anderwärts gemeldet wird.

Am dritten Auguſt feierten wir Friedrich Wilhelm III. Geburtstag in Paris, ſo gut es anging.

Im Foyer der großen Oper konnte man Hardenberg und Metternich mit einander auf und ab ſpazieren ſehen.

Die Gamins legten ſich auf den Boden, wenn die Bergſchotten, die mit Wellington angekommen waren, auf kleine Eſel ſtiegen, deren Trott ſie geſünder als den der Ponys hielten, um zu ſehen, ob denn die ſtarken Kerle unter den Schürzen wirklich keine Hoſen trügen.

Die Fürſten, die „heilige Allianz“ in der erſten keimenden Blüthe, machten weder einen mächtigen noch wunderbaren Eindruck.

Der alte Marſchall Vorwärts hatte den geſunden Gedanken, das Monument unſerer Schande: *le pont de Jena* in die Luft zu ſprengen. Da ließ ihm Kaiſer Alexander I. ſagen: „Er laſſe eine Compagnie Ruſſen auf die Brücke marſchiren, dann möge er die Sprengung ausführen.“

Der Alte ward wie raſend. Er ging nach Fontainebleau, wo er ſein Müthchen maleriſcher kühlte. Dort warf er ſich mit dreckigen Reiterſtiefel und Sporen in das „lit de cérémonie,“ in welchem Napoleon I. mit Maria Louiſe die Brautnacht vollzogen hatte.

Es war ein prachtvolles Lager. Ich habe es angeſehen. Alles vom feinſten Fadentuche mit koſtbaren Spitzen beſetzt: über den gleichen Vorhängen reiche Ueberwürfe von violettem Sammt, mit Borduren und eingeſtickten Bienen überſäet. Farbe und Wappen der Familie Bonaparte.

Und wie ſah das aus. Blücher hatte ſich üppig wohlbefunden als „wie fünfhundert Säue," ſo zerriſſen und kothig war Alles.

Abermals entging uns der Siegespreis.

Alexander geizte nach der Ehre, einen Refrain nach der Melodie „Vive Henri IV." von den Pariſern zu hören. Ich war an dem Tage du jour in der Kanzlei des Hauptquartiers und gab die Erlaubniß, daß man es ſinge, drucke und vertheile. Es lautete:

„Vive Alexandre. Vive ce Roi des Rois,
Sans rien prétendre, sans nous dicter des lois,
Ce prince auguste a le triple renom
De héros, de juste, et de nous rendre un Bourbon!"

Nun ſind wir zum dritten Mal an Ort und Stelle und zwar mit ſehr großen blutigen Opfern dahin gelangt. Nach furchtbarerem Kampfe als die beiden frühern Male.

Der jetzige leuchtende Punkt in unſerer Geſchichte wird beeintrachtigt durch das Material, welches ihm von allen Seiten durch die Preſſe zugeſchleppt wird.

Die Sieger, ſowie die Unterlegenen ſtehen noch bleich und bebend von den Schrecken des Kampfes und ſchon ſchreibt irgend ein Sohn mit Bleiſtift einen Bericht nach Haus, der mit roher Freude ſtrotzt, mit lächerlicher Großſprecherei ſeine Thaten erzählt, oder den

Feind ſo niederträchtig ſchildert, daß es keine große Sache iſt, einen ſolchen niederzuwerfen.

Die Daheim haben den Wiſch kaum erhalten, ſo tragen ſie ihn zur nächſten Redaction, die damit ihren Abſchnitt „Vom Kriegsſchauplatz" ſchmückt und vervollſtändigt.

Das iſt unſere umlaufende politiſche Scheidemünze, wie ſie täglich im Verkehr erſcheint; dieſe Preſſe darf nicht vornehm ſich geberden, weil ſie bereits zu einer Stufe herabſank, wie jene Dirnen, die Alles gern hingeben, was ſie haben, aber die am Ende vom Lied doch nicht mehr geben können, als was ſie haben.

Euer Großmeiſter Hegel warf es euch ſchon vor, daß ihr kein Mittleres, zwiſchen würdeloſer Wegwerfung an das Fremde und eitler Selbſtverehrung und Beräucherung, kennt.

Sind nicht die meiſten dieſer Briefe ſich überbietend an Schilderungen der Morde, die der Schreiber verübte? Da haben Bauern ihn fangen und die Zunge ausſchneiden wollen, wie ſie am vorigen Tage es einem „ſeinigen" Kameraden gethan. Darauf hat er drei von den Kerls niedergemacht und ihre Häuſer angezündet.

Sie ſchilderten die Qualen, die ſie zur Beſtrafung ihrer Opfer anwenden, lebendig und oft mit einer Schadenfreude, die an Humor ſtreift. Das aus

Rache vergoſſene Blut fließt gleichſam im Gelächter aus ihrem Munde.

Und dies haben wir aus allen Theilen Deutſchlands erfahren.

Nicht zu gedenken, daß in unſeren Alpenrevieren in jedem Augenblick die Meſſer parat ſind, oft ohne die geringſte, oft ohne jegliche Urſache blind zuzuſtoßen.

Die Großſprecherei iſt bei den Süddeutſchen weniger vorhanden. Das ſogenannte Renomiren, Schwadroniren gehört mehr den Niederdeutſchen an. Das iſt allbekannt. Dieſe Leute geberden ſich ganz heiter, ſprechen von Wein, den ſie auffanden, von Frauen, die ſich ihnen auf Gnade und Ungnade ergaben, und ſchreiben das Alles in den Wind, als wär's ein komiſches Heldengedicht.

Aber der bitterſte Verdruß ergreift uns vollends, wenn wir die Dummheit ſo weit treiben ſehen, den Feind, den glorreich beſiegten, als erbärmlich und verächtlich hinzuſtellen.

Im Kampfe, Feind gegen Feind, erfüllt die edelſte Bewegung den ganzen Menſchen.

Sieg oder Tod für's Vaterland und für die gerechte Sache!

So lautet das Feldgeſchrei auf beiden Seiten.

Dieſe Erhebung weicht vor dem zweiten Moment: Nothwehr. Dann in der Hitze des Kampfes ſteigert ſich die Exaltation bis zur wahnſinnigen Höhe.

Man hat oft gehört, daß bei Erſtürmung einer Schanze Roſſe, die ihren Reiter verloren hatten, mit den Truppen anſtürmten, als wollten ſie ihren Theil am Siege haben.

Die Roſſe ergreift der Koller; die Menſchen Das was die Nordlandsſagen von der Berſerkerwuth uns erzählen.

Wir müſſen vor allen Dingen gerecht ſein!

Napoleon läßt Turcos aus Afrika heranmarſchiren.

Wann aber hat ein Feldherr bei'm Feinde um die Erlaubniß angehalten, aus welchem Theile ſeines Reichs er ſein Heer vervollſtändigen ſoll?

Als die Ruſſen gegen Napoleon I. auszogen, kamen Baſchkirenhorden mit, ohne alle Disciplin. Man ſprengte aus: ſie fräßen die kleinen Kinder, und die Mütter hielten die übrigen wohl verſteckt. Ich ſehe ſie noch mit ihren gelben Kalmukengeſichtern, den vorſtehenden Backenknochen, den ſchief geſpaltenen ſchmalen Augenhöhlen und der hohen ſpitzen, ſeitwärts aufgeſetzten Pelzmütze. Kinder zu freſſen, zeigten ſie durchaus kein Verlangen, ein jeder Baſchkir führte aber mehrere Pferde mit, um ſie mit dem Raube zu beladen, den er durch Plünderungen oder Privatdiebſtahl ſich zu erbeuten hoffen durfte.

Und Oeſterreich, das uns mit dem allerſchlimmſten Auswurf bedachte, der unter dem Namen „Rothmäntler“ für alle Zeit berüchtigt wurde.

Sie mögen heute als Gränzer disciplinirter ſein.

Ich beſitze einen Kupferſtich, auf dem „Rothmäntler“ in drohender Stellung, mit der Unterſchrift: „Geld! Geld!“ Das war das einzige deutſche Wort, das ſie wußten und ſich ohne Säumniß klingend beantworten ließen.

Und die armen Turcos, die bös verläumdeten, wie bald ſind ſie zu Ehren gekommen bei näherer Bekanntſchaft. Sie ſpielen mit Kindern den ganzen Tag; ſie haben ein gutmüthiges Ausſehen; zeigen ſich dankbar gegen den Arzt, der ihre Wunden verbindet; einige wollen in Berlin bleiben und ein Handwerk treiben, das ſie zu Hauſe erlernt haben. Einem Prediger aus Algier, der ihnen Stellen aus dem Koran langſam vortrug, die ſie mit lauter Stimme nachſprachen, küßten die Turcos die Hand und riefen: „Du biſt von Gott geſandt!“ Das kann man jetzt ſchon überall leſen.

Seien wir vor Allem gerecht!

Die Franzoſen ſchießen aus dem Hinterhalt auf ihre Feinde, ſie werden dazu angeführt von ihrem Maire, vom Gutsherrn, von einem Prieſter, der ihnen vielleicht ſagt: der Sieg der Deutſchen ſei der Sieg der falſchen Lehre über die Kirche.

Blicken wir zurück in Deutſchland!

Wem wäre bei Bockenheim wohl jemals etwas anders als „Aeppelwein“ eingefallen — und jetzt „auf deiner Schwelle, weſſen Blut?“

Und Bornheim, das „gemüthliche“ Bornem, wo man ſo gut aß und trank, ſich anliebelte und ſchaarenweis hinauszog, um ſich zu erlaben, nach des Tages Laſt — das Mörder unter ſeinen Bewohnern birgt, die ein Augenblick ungerechtfertigter Rachſucht zu grauſenerregenden Thaten erweckt! —

Wir hatten eben unſer Diner beendigt und ſtanden unter der Thür des Pariſer Hofes, als der Fürſt Lichnowsky vom engliſchen herüberkam und zu dem Oeſterreicher, Herrn von Meyern, ſagte: „Sie haben Ihren Gaul hier untergeſtellt. Leihen Sie ihn mir auf ein Stündchen, ich will vor's Eſchenheimer Thor und ſehen, was die Kerls treiben.“ Als man ihn davon abzubringen ſuchte und ihm die Gefahr vorſtellte, welcher er ſich ausſetzte, rief er lachend: „Immerhin! Schießen ſie mich herunter, ſo findet der Gaul wohl ſelbſt ſeinen Stall wieder; fällt der Gaul, ſo zahl' ich Ihnen den Preis, den Sie fordern.“

Das Pferd wurde vorgeführt und er ſchwang ſich hinauf. Einer fragte: „ob er denn auch Waffen bei ſich habe?“ Er ſchüttelte den Kopf und ſprengte nach der Zeil, wo er ſich in Breuls Magazin einen Life preserver geben ließ, ihn lachend in die Luft ſchwang, dann in die Bruſttaſche ſteckte, uns zum Abſchied winkte und den verhängnißvollen Ritt unternahm, der ihm meinen alten Schulkameraden, Hanns von Auerswald, in den Wurf führte, einen indifferenten, gutmüthigen, alten Herrn, dem Niemand ein Leides zugefügt haben würde, hätte er nicht den gehaßten Fürſten begleitet. —

Und ſtürmte nicht Frankfurter Volk mit Meſſern und Stricken an der Oſtpforte der Paulskirche, um Die von der „Rechten“ zu morden, hätten nicht die den Platz nach dieſer Seite einſchließenden Preußen, die Schmerling mit Oeſterreichern aus Mainz herbeigerufen hatte, die Meuterer mit dem Bajonet heimgeſchickt? Dieſe bekannten Thatſachen wurden aber nicht aus Nothwehr gegen einen fremden Eindringling, oder als rächende Vergeltung für begangene Unthaten eines Feindes veranlaßt; es lag unter der dünnen Schichte von „Aeppelwein“ und Alltagsſchlemmerei, um durch ein Zeug, wie der Friedensſchluß von Malmö, in Brand geſteckt zu werden! — —

Pater Haspinger führte den Aufſtand der Tyroler gegen die Bayern und Franzoſen. Wer tadelte Pater Haspinger? Stand er nicht in hohen Ehren, bis in's hohe Alter, wo ich ihn noch ſelbſt in Hiezing in würdiger Ruhe antraf?

Wälzten die Tyroler nicht Felſenblöcke und gefällte Bäume von der Höhe des Kuntersweges auf die unten im Engpäſſe vorüberziehenden bayeriſchen Truppen?

Schoſſen Speckbacher und die Anderen nicht aus jedem Verſteck auf eine fremde Uniform?

Und wer rechnete es ihnen zum Verbrechen an? Sind und bleiben ſie nicht die das Vaterland vertheidigenden Helden?

Ich glaube kaum, daß meine Leſer den charakteriſtiſchen Zug eines Tyroler Bauern kennen.

Ein verwundeter Bayer hinkt auf einen Brunnen hin, um ſich an einem kühlen Trunk zu erlaben. Unter der Thür des Hauſes ſteht ein junger Burſch, und legt die Flinte auf ihn an. Da lauft ſchnell der alte Bauer herbei und ruft: „Geh! ſei barmherzig, laß ihn erſt trinken!“ Nachdem er getrunken, knallt's und der Verwundete hat Leiden und Durſt überſtanden.

Zugeſtanden muß werden: ein Franzoſe hätte ein ſolches Mitleid nicht empfunden.

Die Aeußerungen wahrhaft menſchlichen Mitgefühls ſind in dem gegenwärtigen, mit aller Rohheit geführten, barbariſchen Kampfe dennoch ein hervorſtechender Zug. Aerzte, Ambulancen; Vereine, die großen Hilfsmittel zu verſchaffen; andere Verbindungen, dieſe an richtiger Stelle abzuliefern; Beiträge von Städten, Korporationen, Privatperſonen, die nicht verſiegen, erfüllen des Volkes Leben.

Aber mit Erlaubniß! Iſt denn dieſes Mitgefühl in früheren Zeiten anders geweſen? Sind die heutigen Johanniter, ſo ſehr ich ihre Verdienſte auch nicht im geringſten zu ſchmälern gedenke — nicht ein ſchwaches Abbild jenes Verbandes, deſſen Namen ſie führen; der als Orden ſich den Leidenden, Kranken und Verwundeten, aber auch als Kämpfer für die Chriſtenheit, ſich in der Schlacht dem Tode weihete?

Wer wollte da, nach heutigem Begriffe, von einer „neuen Errungenſchaft“ ſprechen?

Es war nur der Unterſchied, daß der Orden der Johanniter ſich dem Herrn verlobte; daß ſeine Mitglieder von dem Glauben überzeugt waren, daß er ſie, wenn ſie in ihrem doppelten Berufe fielen, zu ſich emporheben würde. Das erwarteten ſie ſtündlich, in jeder Minute, vom Himmel über ihrem Haupte. Mit dem Gebete des Sterbenden, verbanden ſich die Gebete Aller. Der Tod war nicht ſchwer. Der Herr rief und ſie leiſteten Gehorſam, wie es der Orden erheiſchte.

Kein Auge wurde dabei vom Weinen roth; jetzt weinen die Soldaten bei jeder Gelegenheit, wie ſie ſelbſt ſchreiben — wenn's keine Uebertreibung iſt.

Aber die Johanniter erwarben Länderbeſitz, häuften große Reichthümer, und wurden den Fürſten gefährlich.

Das iſt nun nicht bei den heutigen der Fall.

Dafür aber, hört man nicht täglich von den gemeinſten Lumpereien, von Betrug und Diebſtahl, die von den

Menſchen mit dem rothen Kreuz auf der weißen Binde, ausgeübt werden?

Ich breche ab. Ich bin trotz meiner Jahre nicht weiſe genug, hier eine Verſöhnung heraus=zudüfteln.

Unſere Zeitgenoſſen lebten fünfzig Jahre wenn gleich nicht in ſtillem Frieden, jedoch ohne Krieg und Kampf in Feuer und Eiſen, um Gut und Blut. Die Erſcheinungen während eines ſolchen Zuſtandes waren ihnen unbekannt; ſelbſt gute Schilderungen, wenn und wo man ſie zu Rathe zog, langten nicht aus. Bei der großen Meinung, die man von der vorgeſchrittenen Bildung, von der allgemeinen, nach allen Richtungen hin verbreiteten Civiliſation, in ſich trug, wollte man ſich einſeitig ein Regulativ der Höflichkeit auferlegen, das dann wechſelſeitig Geltung erhalten ſolle, um in dem Gegner auch den ebenbürtigen zu erkennen. Die Sache war zu naiv, gelindeſt ausgedrückt. Es fehlte nichts, als zu fordern: die feindlichen Offiziere ſollten vor der Affaire ihre Karten austauſchen, oder, wenn's anging, ſich die Hände reichen!

„Und na nu! Man druff!“ wie die Preußen ſagen.

Auch ſollten keine rohe, unciviliſirte Truppen den unſeren gegenübergeſtellt werden, die ſämmtlich civiliſirt waren.

Man wird traurig, wenn man das anhört. Es iſt leeres Geſchwätz, aber es wird vernommen, verbreitet ſich überall hin: während die Völker im Kampfe fallen, ſtumm aber groß, ob Landwehrmänner oder Turcos ſie niedermetzeln. —

Wir mißbrauchen unſere ſo tapfer errungene Gewalt des Siegers, wenn wir die Leiden einer großen Nation, die ihre Leiter und Beherrſcher, nicht ſie ſelbſt über ſich heraufbeſchwuren, in falſchem Lichte ſo darſtellen möchten, als wäre ihre Rache, die ſie an ihrem Feind nehmen, unerlaubt, als wäre es ein Zeichen der Verworfenheit, in welche ſie verſunken ſind, als ſei ein ſolches Beiſpiel in der Geſchichte noch niemals dageweſen. — —

Wenden wir uns der großen Preſſe zu, die zu den weiteſten Leſerkreiſen ſpricht.

Da leſen wir: Unſere „vornehmen Damen" ſollten ſich ſchämen, mit ihrem franzöſiſch parliren zu prahlen, und ſich damit nur um die franzöſiſchen Verwundeten zu bemühen, ihnen Kaffee, Wein und anderes Labſal zu reichen, während ſie die Deutſchen keines Blickes würdigen.

Das iſt nicht nur gehäſſig, unchriſtlich, ſondern auch ſchlechtweg dumm und gemein.

Der gefangene, noch überdies kranke oder verwundete Franzos iſt nicht mehr unſer Feind, und wär' er's noch, ſo iſt unſere Pflicht, Menſchlichkeit zu üben. Nun ſind aber, wie bekannt, die gebildeten Klaſſen im Stande franzöſiſch zu ſprechen, ohne deßhalb zu „vornehmen" zu werden. Die ſchlichten Bürgerfrauen können es nicht. Jſt es nun eine tadelnswerthe Anmaßung, dieſe Lücke auf menſchenfreundliche Weiſe auszufüllen?

Und wie oft haben wir dieſen Tadel in ſchärfſter Weiſe von Seiten vernehmen müſſen, daß wir darüber erſchracken.

Nun aber, da wir einmal mit der Tagespreſſe, wie ſie in den großen Zeitungen verlautet, im Abrechnen begriffen ſind, wollen wir uns zwei Stücke herausholen, die eine ſtrengſte Verurtheilung verdienen.

Ein kurioſer Herr, der ſich auf Phyſiognomik ganz beſonders verſtehen will und dem man es gern verzeiht, wenn er einen Unſinn losläßt, wie:

„Heut ging ich an einem Soldaten vorüber mit den Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexiko bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel gereckt — ein herrlicher Studienkopf mit der ſtark knochigen markirten Naſe des ächten Troupier.“

Darüber kann man ſich tröſten, wenn behauptet wird, daß die alten fränkiſchen Kampfgeſellen gerade ſolche Naſen haben müßten.

Wenn aber unſer weiſe Phyſiognomiker in demſelben Augenblick eine zweite Mißgeburt zur Welt bringt und ſich dazu ſtolz aufbläht, als repräſentire er ſeine Zeit, ſo muß man ihn in die Schranken weiſen, die ihm gebühren.

„Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen, ſagt er, vermittelte ich auf Wunſch eines preußiſchen Unteroffiziers die Beſchaffung von Schaufeln für die Gräber und hatte dabei mit einigen Einwohnern franzöſiſch zu ſprechen; da ſchob eine ſchwarze Geſtalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite und vor mir ſtand — nie werd' ich des Anblicks vergeſſen — der verurtheilte Curé, ein ächtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein ächtes Pfaffengeſicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangſt verzerrt. »Oh, pour la grace de Dieu, Monsieur,» hub er an, »j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime, du quel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh, pour la grace de Dieu, procurez-moi un prêtre de ma réligion!» Mich ekelte des Menſchen, der ſeinen Gott auf den Lippen, in ſeiner letzten Stunde noch log. Ich ſchickte ihm einen katholiſchen Prieſter, den ich nach vielem Suchen traf.“

Welche verruchte Geſinnung erlaubt Dir ein ſolches Wort auf einen geheiligten Stand zu ſchleudern, das als unvertilgbarer Schimpf auf Dich zurückfällt.

Pfaffe und Prieſter iſt daſſelbe; die vermeintlich geringſchätzige Bedeutung, welche Du damit verbindeſt, iſt für uns nicht da.

Die geweihten Männer, welche die Taufe, die Firmung vollziehen, die Abſolution ertheilen, die Brautpaare einſegnen, uns die letzte Wegzehrung ſpenden, die Reliquien der Heiligen bewachen und unſere Gräber einweihen und an ihnen für die Verſtorbenen ihre Gebete zu Gott emporſenden, ſind uns der Inbegriff aller Schönheit und Majeſtät, ihre Geſichtszüge tragen dazu nichts bei.

Hat die Seele des Unglückſeligen, den Du ſchilderſt, im fürchterlichen Kampfe mit der gefallenen noch widerſtrebenden Materie die Sehnſucht nach einem Beichtvater in maßloſen Aeußerungen ausgeſtoßen, um zur reinen Anbetung, zur Liebe, zur Verdemüthigung geleitet, mit dem Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus verſöhnt, aus dieſem Leben zu ſcheiden; ſo mag dies einem Kopfe wohl jenen Ausdruck verleihen, der Deinem blöden Auge, Deinem Geiſt, der von der Liebe nichts weiß, als unerklärlich erſcheint.

Wir wollen für Dich beten: Herr erleuchte ihn!

Wir wiſſen, daß es Prieſter gab, die ihrer heiligen Beſtimmung nicht entſprachen. Aber die bei Weitem ſtärkere Mehrzahl darf deßhalb nicht überſehen werden. Die treuen Diener Gottes ſterben nicht aus. Die herrlichen Keime gelangen immer wieder zur Reiſe. Und ob die entartete Geſellſchaft unſerer Tage in ihrem Hohne gegen die Kirche noch ſo weit gehe, ſo wird ihre göttliche Sendung dennoch in ihrem unausſprechlichen majeſtätiſchen Adel ſich aus ſich ſelbſt wieder gebaren.

Die Gnade ruft die Menſchen, deren ſie ſich bedienen will, und ſie ſtellen ſich ihr, wie die Geſtirne aus der Nacht erſchienen, als ſie der Herr rief, am Himmel zu ſtrahlen.

Da leſe ich weiter in zwei Zeitungen, Großpreſſe:

Als am 30. September 1681 Montclar und Louvois an der Spitze von vierzigtauſend Mann von Straßburg Beſitz nahmen, ſollten alle Privilegien aufrecht erhalten, die Proteſtanten nicht angetaſtet werden. Kaiſer Leopold I. ließ Alles geſchehen.

Nun aber heißt es wörtlich weiter:

„Auf Anrathen ſeiner, von den Jeſuiten geleiteten Maitreſſe Maintenon nahm der König Ludwig XIV. das Münſter den Proteſtanten. Noch viele Kirchen hatten die Proteſtanten „freiwillig“ herzugeben.“

Kann es eine größere Anmaßung geben!

Ferner ſteht in einem anderen Blatte groß und dick gedruckt zu leſen:

„Von dem ſeit Richelieu eingeführten Pfaffenregiment, das etwa hundert zwanzig Jahre angedauert hat, bildeten ſelbſt die Zeiten der vermeinten Selbſtregierung Ludwig XIV. nur eine ſcheinbare Ausnahme, indem die, ſeit dem Tode des Cardinal Mazarin, nacheinander das Gewiſſen des bereits bigotten Königs beherrſchenden

Beichtväter, P. P. Annat, Ferrier, La Chaiſe und Letellier, nicht zu gedenken der gleißneriſchen Betſchweſter Maintenon und ihrer geiſtlichen Berather, ſich vor jenen in römiſchem Purpur prunkenden Prälaten, weniger durch geringern Einfluß, als durch ihre äußerliche anſpruchsloſere Stellung unterſchieden.“

Wenn ein Unwiſſender, ein kenntnißloſer Menſch, oft Gehörtes nachſchwatzt, wär's auch noch ſo einfältiges Gewäſch, ſo begnügt man ſich, ihm zuzurufen: Eſel, halt's Maul, das verſtehſt du nicht.

Tritt aber Einer mit einem Apparat auf, der ihm den Credit des Wiſſens bei den Unwiſſenden verſchaffen ſoll, und ſpricht Dummes und Falſches in einem und demſelben Athem aus, ſo iſt er entweder ein lügenhafter Prahler, der ſich für etwas ausgibt, was er nicht iſt, oder ein nichtswürdiger Parteigänger, ein gewiſſenloſer Verläumder, der an den Pranger geſtellt zu werden verdient.

Um die obigen Anklagen gegen die Marquiſe von Maintenon vollſtändig zu entkräften, genügt es einfach, ihren Lebensweg zu betrachten.

Es iſt nicht dieſe zufällige Widerlegung, die mich darauf leitet: ich habe mich früher anhaltend mit der Geſchichte der ſogenannten claſſiſchen Zeit Ludwig XIV. beſchäftigt, die heute gerade wieder Mode geworden.

Die Leſer ſollen erfahren, wie ich zu dieſen Studien kam und wenn ich deßhalb bis zu den Anfängen mich wende, ſo benutze ich Eſſays, die von mir ſchon zum kleinſten Theil im Jahr 1856 vor die Oeffentlichkeit gebracht wurden. — —

Jahre lang blickten mich bei emſigen und oft mühſeligen Arbeiten fünf Köpfe an, die in Erz abconterfeit und auf zierlichen Piedeſtalen von weißem Marmor erhoben, auf meinem Schreibtiſche ſtanden. Wenn ich oft rückgelehnt in den Seſſel meine Gedanken ſammelte oder meinen Geiſt ausruhen laſſen wollte und meine Augen zur Zimmerdecke hob, ſo ſenkten ſie ſich doch bald wieder und fielen auf die mich ſtarr anblickenden Köpfe von Bronce, mit den unwandelbaren Zügen, die ich dann ſorgfältig ſtudirte und mir daraus manches Verſchleierte aus dem Leben ihrer Originale zu entziffern ſuchte. Griff ich dann wieder zur Feder, um meine Arbeit fortzuſetzen, ſo geſchah es oft nur mit Bedauern, an der Entzifferung nicht länger hängen zu können, und nur mit Mühe entſchlug ich mich meinen unterhaltenden Träumereien und konnte nur ſchwer wieder in das Geleiſe einlenken, welches mir die Arbeit vorſchrieb.

Ich pflegte dann wohl noch in den mir ſelbſt eingeräumten Freiſtunden an den Schreibtiſch zurückzukehren, und blickte über die verſchloſſene Mappe und die ruhende Stahlfeder hinweg auf die ernſten Züge der erzenen Geſellen, und eine an Ruhm und Geiſt reiche Zeit, der große Hof eines mächtigen Königs, das claſſiſche Jahrhundert, dem er den Namen gab, der in ſich gerechtfertigte Stolz einer Nation, mit einem Worte „le siècle de Louis XIV.“ breitete ſich vor mir aus; eine Zeit voll würdevoller Majeſtät und hohen Glanzes, mit mächtigen Allongeperücken angethan, mit Lorbeern umſchlungen, von denen drei in der Welt noch jetzt die „großen“ heißen und als Denkſteine ihrer Zeit hoch emporragen: der König Louis le grand, der Finanzmann und Diplomat le grand Colbert und der Dichter le grand Corneille. Wobei es bemerkenswerth und keiner Erklärung bedarf, daß bei dem Könige das Eigenſchaftswort nach dem Namen, bei den Anderen dem Sprachgebrauch entgegen, daſſelbe Wort vor den Namen geſetzt wird.

Meine fünf ſtummen Schreibtiſchgefährten waren auch von den Größen dieſer Art, obgleich nur einer von ihnen dieſen Beinamen wirklich trug.

Der Erſte zu meiner Rechten, mit dem länglichen, ſtrengen Geſichte, mit dem faſt trübſeligen Ausdruck unter der weiten Perrücke, war der Kopf des großen Corneille. Daneben erhob ſich ein Haupt mit edeln Zügen und naiv kindlichem Blick, die offenbar zu der ſtolzen Haarzierde bedeutend im Widerſpruche ſtanden und ſich im natürlich geſcheitelten Haare dem Charakter entſprechender gezeigt haben würden; dieſes Haupt gehörte dem guten Fabeldichter Jean Lafontaine. In der Mitte ſtand ein breiter ſtolzer Kopf, ſeine Allonge pünktlich ausfüllend, der dem unfruchtbaren Geſetzgeber

Nicolas Boileau-Despreaux angehörte. An ſeiner Seite blickte aus weit geſchlitzten Augen das jugendliche Geſicht, in ſchönen Lineamenten, Jean Baptiſte Pocauelin hervor, der als königlicher Kammerdiener den adeligen Namen „von Molière" dem ſeinigen hinzugefügt hatte. Offenbar verriethen dieſe Züge, dieſe niedere Stirne, von der nur wenig unter der Lockenfülle ſichtbar wurde, am wenigſten von dem Geiſte, Scharfſinn und muthigen Talente, welches dieſen Kopf einſt in der Wirklichkeit ausgezeichnet hatte.

Der fünfte endlich und letzte in der ganzen Reihe zeigte ein welkes Geſicht, in die Breite gezogene, verſchwommene Linien, große Augen, die man ſich im Leben wohl überſtrömend denken konnte, mit einem ſorglichen, faſt ängſtlichen Ausdruck, als wenn banger Schweiß unter der Perrücke hervorbreche. Dieſer Kopf gehörte Jean Racine. —

Daß ich bei dieſer Arbeit von ſelbſt darauf hingeführt wurde, dem Leben der Frau mich zuzuwenden, die fünfzig Jahre an der Seite eines Louis XIV. als ſeine rechtmäßig angetraute Gemahlin, aushielt, — das richtige Wort fliegt auf's Papier, ich ſtreich es nicht — iſt begreiflich. Sie war ein duldſamer Charakter, deſſen eigene Bewegung, obwohl unausgeſetzt, nach außen keine gewaltig erſchütternde Umgeſtaltung des Beſtehenden herbeiführen konnte.

Die Politik fand ſie vom Laſter zerwühlt und die

Bahn war bereits gebrochen für einen Danton, wie für einen Mirabeau, der die Monarchie gerettet haben würde, wenn er nicht in dem Augenblicke, vom höchſten Grade der Unſittlichkeit verzehrt, zuſammengebrochen wäre.

Siècle de Louis XIV.

Leben der Marquiſe von Maintenon.

Erſter Theil.

Ein Abenteurer d'Aubigné, ſaß in Niort im Gefängniſſe, als ihm ein Töchterchen geboren wurde, das er Françoiſe taufen ließ. Die Familie war hugenottiſch. Nachdem der Vater ſeine Strafe abgeſeſſen, wanderte er mit Frau und Kind nach Amerika aus. Das Kind hatte das dritte Jahr erreicht; acht Jahre darauf, in Kummer und Elend, ſtarb der Vater und die Mutter kehrte mit Françoiſe nach Frankreich zurück und als die Mutter bald darauf ihrem Manne folgte, nahm eine alte Tante das Mädchen zu ſich in's Haus und behandelte das Kind roh und hart.

Dies währte bis zum ſechszehnten Jahr. Françoiſe war ſchön und verrieth glänzend geiſtige Anlagen. Es fanden ſich Leute genug, die davon Notiz nahmen und ſich Mühe geben wollten für ihre beſſere Unterkunft zu ſorgen. Sie lockerten das Band zwiſchen ihrem Schützling und der alten Tante und dieſe Emancipation allein reichte ſchon hin, den ſtarken ſelbſtſtändigen Willen des jungen Mädchens zu offenbaren, das der falſchen Lehre augenblicklich entſagte und in den Schooß der heiligen Kirche zurücktrat.

Das war den meiſten ihrer Beſchützer entgangen, oder ſie legten keinen beſondern Werth darauf. Ihre

Beſtrebungen waren nach einem andern Plane entworfen.

Zur Zeit lebte in Paris eine Hetäre, Anna, wie ſie ſich ſelbſt nannte: Ninon von Lanclos, von ſo großartiger Sorte und ſo außerordentlichen Eigenſchaften, daß man ſie mit Recht berühmt nennen darf. Sie war durch Beleſenheit zu einem nicht gewöhnlichen Grade von Bildung gelangt, ſie ſang, ſpielte Clavier, tanzte, war witzig, geſchmackvoll und von Anbetern umſchwärmt. Unter dieſen wählte ſie ſtets einen, der ihr zuſagte und gab ihn auf, wann er ihr nicht mehr gefiel, um ſich einen Andern auszuſuchen. Nie nahm ſie von ihren Liebhabern Geſchenke an; nie zeigte ſich bei ihr eine andere Leidenſchaft als die Sinnlichkeit. Um ſorgenfrei zu ſein, hatte ſie ihr Vermögen auf Leibrenten geliehen und dadurch ein ſehr mäßiges Einkommen für ihre Verhältniſſe von etwa zehntauſend Livres.

Zu dieſer Lehrmeiſterin wurde Françoiſe von ihren Patronen gebracht.

Das arme Kind begriff nichts von Dem, was es ſah und hörte; das gar holde Weſen der Ninon und die faſt zärtliche Aufnahme machten jedoch einen ſo ſtarken Eindruck auf daſſelbe, daß in ſeine Befangenheit ein lichter Schein ſeltener Erkenntniß hereinbrach.

Die Schriftſteller und Dichter gaben viel auf Ninons Urtheil. Sie laſen ihr die Werke vor, ehe ſie veröffentlicht wurden. Da geſchah es denn auch, daß der

Dichter Scarron, ein Krüppel der erbarmungswürdigſten Art, ſich in den Salon der Gefeierten hintragen ließ, um ihr das Neueſte von ſich vorzuleſen.

Scarron war, was die Franzoſen „cul-de-jatte“ nennen, hier unüberſetzbar. Um ſich ſelbſt fortzubewegen, mußte er am Boden liegend mit Füßen und Händen rutſchend arbeiten, wobei er die Hände durch Riemen ſteckte, die an Holztafeln befeſtigt waren, die ſie vor Verwundung ſchützten.

Man gefiel ſich darin, Scarron als einen luſtigen Charakter darzuſtellen, deſſen ganze Art und Weiſe nur der Wiederhall ſeiner im höchſten Grade burlesken Dichtungen war. Die Luſtigkeit war jedoch bei ihm nur aus der bitterſten Reſignation entſtanden; er ſpottete über ſein Elend, um zu beweiſen, daß es ſeinen ſtarken Geiſt nicht niederbeugen könne; er nannte ſich „un raccourci de la misère humaine“ und bat um die Gnade, für eine von der Königin erhaltene Unterſtützung, ſich „son malade en titre d'office“ nennen zu dürfen. Seine Luſtigkeit war das, was man im trivialen Ton eine „Pfuicourage“ nennt. Bei Heinrich Heine habe ich ſelbſt ähnliche Ausbrüche erlebt, die er unter verzerrtem Lächeln losließ und die mir ins Herz ſchnitten.

Vor ſeinem Tode gab Scarron ſeine burlesken Werke heraus und widmete ſie „*à sa chienne*“ und ſein letztes Wort war: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſo leicht wäre, ſich über den Tod luſtig zu machen.“

Unſere **Françoiſe** empfand inniges Mitleid, als ſie Scarrons phyſiſches und moraliſches Leiden betrachtete. Sie faßte den Vorſatz ſich ihm zu nähern und ihn dringend zu bitten, ſie als ſeine Krankenwärterin bei ſich aufzunehmen.

Scarron traute ſeinen Ohren nicht. Er ſchrie lachend auf: „So ſummte es mir im Kopfe, als mir in der Schwimmſchule das Waſſer in die Ohren lief und ich mich zum Krüppel erkältete. Vielleicht gibt mir das heutige Ohrenbrauſen meine geraden Glieder zurück!“

Alle, die zugegen waren, nannten dieſen Ausruf eines Poeten würdig und **Ninon** meinte: „Da wäre kein langes Beſinnen! Eine Annehmlichkeit, die ſich von ſelbſt darbietet, ſoll man nicht geradezu von der Hand weiſen. Françoiſe Anerbieten kalt zurückweiſen wäre undankbar, um nicht zu ſagen, plump, von einem feinen Geiſte nicht zu erwarten. Ihnen, mein liebes, ſchönes Kind,“ ſagte ſie dann zu dem thatſächlich unbefangenen Kinde, „öffnet ſich bei Ihrer Armuth an Gütern ein ergiebiger Erſatz, der Ruhm; dieſe großartige Tröſtung jedes Ungemachs wird nicht ausbleiben und Sie unſerer Welt gleich einem Wunder erſcheinen laſſen.“

Françoiſe hatte mit Mühe der langen Rede ſtichgehalten; ſie dachte nur an die eigenthümliche Stellung, die ſie ſich erwählt, und die ihr beſſer erſchien, als die glänzendſte, die ein Menſch ſich erringen kann.

Mit tief geſenktem Köpfchen ſtand ſie ſchweigend da. Gedanken, noch ſo hoch, können durch menſchliche oder Engels-zungen offenbart werden; Liebe jedoch allein durch Handlung. Dieſer geben Abſicht und Endzweck den Namen.

Die ſie Umſtehenden verriethen einige Ungeduld: ein Räuſpern, Stuhlrücken, ein „Nun, Françoiſe, bedenkſt Du Dich?“ der Ninon weckte das Kind auf:

„Ich weiß bei dem, was ich vorhabe, nicht wozu es mir heilſam iſt. Mir ſind Armuth, Ruhm und die Dinge der Welt unbekannt.

„Ein Urtheil über mein Thun liegt in der tiefen Macht der Vorſehung verborgen, die ich anbete, aber nicht ergründen will.

„Ich, mein eigenſter Wille, bilde ſich ganz nach dem Deinigen, o mein Gott!“

Dieſe Worte verdankte ſie der lichten Erkenntniß des größten, heiligſten, uneigennützigſten Beiſpiels der Liebe, welche das Leben für die Erlöſung Aller opfert.

Scarron ergab ſich denn auch wirklich in den Willen der ſechs-zehnjährigen ſchönen Krankenwärterin. Der geiſtreiche Menſch hatte keinen Begriff von der Würde des Geiſtes und deſſen unantaſtbarer Legitimität. Scherzend wie immer, rief er: „die Probezeit möge gleich morgen angehen, und es ſtünde zu jeder Stunde Françoiſe frei, ihm das Verhältniß aufzukündigen; er wolle dann ſich angelegen ſein laſſen, ſie in ein Kloſter zu bringen, wo ſie ihrem religiöſen Triebe und der Pflege Kranker auf eine ihr zuſagendere Weiſe genügen dürfte, als bei ihm.“ —

Andern Tages war Françoiſe an Scarrons Lager und hörte auf Alles, was er verlangte, mit großer Bedächtigkeit, um es ſich ſofort in’s Gedächtniß zu prägen, und es ihm, auch ohne daß er es von Neuem verlangen durfte, darzureichen und zu gewähren.

Scarron, der boshafte Kritiker, iſt überraſcht, aber er geſteht es ſich und ſeinen Freunden nicht. Das Lob ſeiner Pflegerin will ihm nicht von den Lippen; ſeine Sarkasmen, ſein Tadel treffen ſie vor den Leuten, ohne ſie in der That zu treffen.

Eine Woche iſt vorüber und Scarron ſcheint in einem Moment von Rührung ernſtlich ergriffen. Die körperlichen Mühen und Beſchwerden ſind es nicht allein, die ſeine Pflegerin zu erdulden hat; welche Anſtrengung des Geiſtes, welche unerhörte Verſchwendung von Lachen und Mitleid, welche Ergüſſe von Witz, Muth, Engelsgüte! welche erbarmungswürdige Verſplitterung der edelſten Kräfte!

Er fühlt ſich unwürdig eines ſolchen Opfers, ſeine ſatyriſchen Eitelkeiten, die er zur Schau trägt, ſchweigen; der Menſch erwacht in ihm.

Mitleid im Blicke, ergreift er Françoiſe bei der Hand: „Sie wollen alſo unwandelbar dem Vorſatz treu bleiben, mein Elend zu theilen und die Freuden des Lebens entbehren. Sie könnten bei den Ihnen von Natur verliehenen Gaben in Reichthum und Glanz ſich wiegen. Nun, ſo will ich denn, ſo viel an mir iſt, Ihnen gerecht werden. Ich biete Ihnen meine Hand — werden Sie meine Gattin.“

Und nach ein paar Wochen war die ſechszehnjährige Madame Scarron — denn das, was hier erzählt wurde, von der Ninon angefangen bis hierher, umſpannte einen ſehr kurzen Zeitraum — in ihrem ſehr geordneten Haushalt wohl inſtallirt. Zur Zufriedenheit Beider. Er mochte wohl ſein Weſen etwas weniger boshaft geſtimmt empfinden und wies ſogar für jetzt noch die Glückwünſche ſeiner Freunde zurück, die ſie ihm ſpöttiſch darbrachten: Françoiſe dachte gewiß: „jetzt darf und kann er mich nicht fortſchicken, und von dem übernommenen Liebeswerke trennen. Meine Pflicht iſt jetzt erſt geweiht und geheiligt und bis zum Tode unverbrüchlich.“

Daß die Ehe keine gewöhnliche war, iſt wohl leicht einzuſehen. Angenommen ſelbſt: die Frau beſorgte die treueſte Pflege und Abwartung ihres Mannes in allen Stücken, ſo war dieſer dadurch nicht zu einem Bürger von Paris geworden, was man ſonſt darunter verſteht. Der Glanz ſeiner ſcurrilen Laune vor den Freunden, die ihn beſuchten, wird — ſind ſie fort — um ſo eher in Läſterungen, Beſchimpfungen, empörten, verweigerten Gehorſam ausarten, um ſich von dem auferlegten Zwang zu erholen. Die hohe Poeſie der Dulderin wird von der gemeinen Proſa des Leidenden, auf die härteſte Probe geſtellt. Aber der Glaube, der aus dem tiefſten Schmerze zur weltbeglückenden Höhe gedrungen, tröſtete ſie bald. Es waren für ſie zwei Leiden, die ſich wechſelſeitig ſtützten; eins gehörte zum andern.

Ungefähr zehn Jahre waren vorüber. Von den geiſtreichen Geſellen, die Scarrons Lager umſtanden und ihren Witz an ſeiner rauhen Feile ſchärften, hatte ſie keinen Vortheil für ihre Bildung. Die Ausfälle, Einfälle, Anſpielungen gingen für ſie verloren. Die Zeit war herangebrochen, in der ſich eine ernſte, höhere Richtung kund gab; die ſogenannten Klaſſiker regten ſich bedeutend, und Die ließen ſich bei Scarron nicht ſehen.

Ihre geiſtige Bildung ſchöpfte ſeine Frau aus einer ſich von ſelbſt ihr darbietenden Quelle, der reichhaltigen Bibliothek ihres Gatten. In ruhigen Stunden ließ er ſich vorleſen aus Büchern, die er ihr angab und erklärte ihr Stellen, die ihren Horizont überragten. Schlief er, ſo benützte ſie ſeine Anweiſungen, und ſtudirte oft ganze Nächte mit ungeſtümem Eifer. —

Als Scarron ſtarb, gerieth ſeine Wittwe in große Noth. Sie war entſchloſſen, ſich durch Unterricht eine Erwerbsquelle zu verſchaffen. Es war ihr bereits der Antrag von einer portugieſiſchen Familie als Erzieherin ihrer Kinder gemacht worden und ſie ſtand im Begriff nach dem fernen Land auszuwandern, als plötzlich ein

Anerbieten von anderer Seite ſie an Paris feſſelte, um hier eine unerwartete und reiche Erbſchaft anzutreten.

Die Marquiſe von Montespan war von ihrem Gemahl als „dame d'honneur" an den Hof gebracht. Sie war nicht ſchön, aber anmuthig und liebte den Glanz. Die erklärte Geliebte des Königs war die ſanfte Herzogin von Lavallière und er dachte für jetzt nicht daran, dieſen Gegenſtand ſeiner unbemeſſenen Leidenſchaft mit einem andern zu vertauſchen.

Die Marquiſe von Montespan verſchaffte durch ihren Einfluß als Ehrendame der Königin der armen, ſechs und zwanzig jährige Wittwe Scarron eine kleine Penſion. Vier Jahre ſpäter hatte ſich die Scene verändert. Die Montespan hatte die Lavallière verdrängt und war an ihre Stelle gelangt.

Der Marquis von Montespan betrachtete die ihm von dem Könige zugedachte Ehre nicht in der am Hofe üblichen Weiſe. Er wollte mit ſeiner Gattin Paris verlaſſen, wurde in die Baſtille geworfen, bald darauf verwieſen und ſeine Ehe durch einen Machtſpruch getrennt. Was aus ihm geworden, iſt unbekannt.

Madame de Montespan kümmerte ſich nicht weiter um das Schickſal des Ehrenmannes, deſſen Namen ſie führte, und betrachtete ihren befriedigten Ehrgeiz als höchſtes Glück.

Sie forderte und behauptete den Rang einer Königin, der ihr gewährt wurde.

Aus dieſem Verhältniß war eine ziemliche Nachkommenſchaft entſtanden, die von Ludwig XIV. als legitim erklärt wurde. Die Töchter vermählte er mit Prinzen von Geblüt, einem Bourbon-Condé, einem Orleans. Zu zwei muntern Jungen, welche die Titel Herzog von Maine und Graf von Toulouſe führten, berief die Montespan die Wittwe Scarron, der ſie ſtets wohlwollend ſich bezeigt hatte, um die erſte Erziehung und den früheſten Unterricht ihrer Söhne zu überwachen.

Unſere Freundin, die wir als das ſchüchterne Kind Françoiſe kennen gelernt und lieb gewonnen haben, war nunmehr eine Frau von dreißig Jahren, die bei aller Einfachheit eine edle Eleganz, den Abglanz ihres Charakters zur Schau trug: ſie war ſtets liebenswürdig, höflich und immer bereit, einen Jeden der ſich ihr nahete, zu verbinden.

Der König, der ein guter Vater war, ſah oft nach ſeinen Buben und lernte die Erzieherin kennen. Er war damals erſt ſechs und zwanzig Jahre alt, obgleich er ſchon den Inhalt eines Jahrhunderts durchlebt hatte.

Die Erſcheinung der Madame Scarron war dazu geeignet, den König auf eine ihm unerklärliche Weiſe zu berühren, die von derjenigen ſich vollſtändig unterſchied, die in ihm der Anblick einer ſchönen Frau durch friſch bewegten Pulsſchlag hervorrief.

Sie ſah einem alten Bilde gleich, das er einmal in der Kirche geſehen hatte. Der ſchöne Kopf war ſtets mit einer Kapuze aus dichten, ſchwarzen Spitzen umgeben, dies verlieh ihm einen Ausdruck von Strenge, die alſo zur Schau getragen, mit den Empfindungen des Königs in augenblicklichen Widerſpruch trat.

In den Zügen Françoiſe herrſchte jedoch ein wonniger Dreiklang: Glaube, Liebe, Schönheit. Eines und dasſelbe Wort, eine und dieſelbe Bedeutung. Das war freilich dem Werke eines alten, frommen Malers zu vergleichen, außerhalb der rauſchenden Zeit des Tages, und unbegriffen von den Höflingen und ihrem Anhang.

Der König begnügte ſich damit, ihre Unabhängigkeit zu ſichern und kaufte für ſie das Landgut Maintenon, welches ihr zweitauſend Livres Jahresrente verſchaffte.

Sie nahm das Geſchenk demüthig an. Das iſt Alles. Die Annäherung des allmächtigen Gönners warf keinen Schatten auf die in ihrem Innern leuchtenden Sonnenſtrahlen. Sie dachte an ihr Werk, dem ſie ihr Leben bisher geweiht; hier erſchien es übermenſchlich, aber nur um ſo heiliger, reiner, erhabener.

Es handelte ſich hier nicht mehr um Ergötzlichkeiten, die man nach Laune erwählt, um ſie nach dem „bon plaisir“ mit andern zu vertauſchen. Das Wahre und Tiefempfundene von dem Schimmer einer ungekannten, ja ungeahnten Leidenſchaft umleuchtet, fand den Weg zum Ziele.

Der König verdammte das, was die Luſt und das Ergötzen ſeines Hofes war, was er ſelbſt hervorgerufen, gehegt und gepflegt hatte. Er erröthete, wenn er jener Frauen ohne Leidenſchaft und Liebe gedachte, die ſelbſt das Laſter noch herabwürdigten durch ihre Gemeinheit und Treuloſigkeit. Der Ungeſtüm des Bewußtſeins ſeiner Machtvollkommenheit möchte die jungen Wüſtlinge mit glühendem Eiſen zeichnen, da ſie unwürdig waren, den Namen ihrer Vorfahren zu tragen.

Dieſe Verſtimmung ließ er ſo zu ſagen ſtoßweis laut werden. Allein immer wieder erwachte in ihm der ſtarke Glaube an ſeine Allmacht, die in allen Dingen Geſetz und Richtſchnur ſich ſelbſt ertheilte.

Die Montespan blieb ſeine Maitreſſe, obſchon er ſie nur ſelten am Hofe ſah.

Wie Françoiſe — wir wollen den Namen hier noch beibehalten, denn die ihn trägt, iſt ungeachtet ihres merkwürdigen Lebensweges und ihrer großen Erfahrungen, ſtets dieſelbe geblieben — wie Françoiſe auf die ſtolze Montespan einwirkte: daß dieſe aus ſich den König aufgab, und ſich in ein Kloſter zurückzog, darüber weiß ich nichts zu berichten. Sie ſtarb als Ordensſchweſter der „Töchter des heiligen Jacob.“ Sicherlich waren es nicht die gleißneriſchen Künſte der heuchleriſch frömmelnden Betſchweſter, die ſie dazu bewogen, um ſich an ihre Stelle als Maitreſſe feſtzuſetzen.

In ihren Unterhaltungen ſprach Françoiſe dem König von den großen und ſchönen Dingen, die von ihm nur allein auszuführen ſeien. Er war ein aufmerkſamer Zuhörer.

Das war ein ihm fremder, beſeligender Zuſtand, den er mit aller Macht, die ihm zu Gebote ſtand, feſthalten wollte.

Seine bisherigen verbuhlten Händel erſchienen ihm ſammt und ſonders wie ein gährender, ſäuernder Stoff, der ſich immer nur durch einen Knall entlud, um ſogleich wieder friſche Blaſen zu bilden.

Wann er zurückſchaute, ſo war es eine Maſſe von Schönheit aller Art, die Köpfe blond, braun, freudig, traurig, ernſt und lachend. Das Schönſte war nicht herauszufinden. Keine von allen verdiente Königin zu ſein. Die ihm angetraute war es aus politiſchen Gründen geworden. Sie war nun todt; ſeine Hand war frei. Und er ſah ſich ſeiner bisherigen Sphäre enthoben.

Es war ihm, als wenn er jetzt, nach einer wild durchlebten Jugend, zum Mann herangereift wäre.

Er machte Françoiſe zu ſeiner Gemahlin und ernannte ſie zur Marquiſe von Maintenon.

Sie wußte nichts, als ihm, neben der ergebenſten Verſicherung beſtändiger Liebe und treuer Ergebenheit, die von innerſter Freude durchglüheten Worte zuzuflüſtern: „ſie hoffe Alles von ſeiner ernſten Miene, von ſeinem geſetzten Weſen, das er nun ſchon lange zur Schau trage, um mit ihr zum Altare zu gehen.“

„Was ich erlebe, iſt ein Gedicht!“ rief er entzückt.

„Ich wünſche ſehnlichſt, Sire, daß Ihr Herz ruhiger ſchlage; geht es nicht anders, ſo müßte Ihr oft bewährter Heldenmuth den Frieden gewaltſam erzwingen, bis daß er zur Gewohnheit ward. Dieſer Friede iſt das einzig wunſchenswerthe Gut hienieden. Ich habe Ihr Herz noch nicht ergründet; Sie ſelbſt ſind vielleicht noch nicht ſo weit gelangt; Sie haben es nicht verſucht, nicht daran gedacht. Wagen Sie es nur einmal recht ernſtlich, um Das zu entdecken, was ſich mit dem Gedanken an die gnadenvolle Liebe nicht vertragen will. Reißen Sie es aus, wie man Unkraut ausreißt. Das iſt der Preis des Seelenfriedens, wenn Sie ihn wahrhaft wollen. Und wollen Sie ihn nicht, ſo ſage ich Ihnen, Sire, Sie müſſen ihn wollen. Die Erde gehört den Menſchen, das Herz der Menſchen allein Gott. Ich denke nicht an eine grämliche Abſperrung, die jeden Nebenmenſchen zurückweiſt und jedes hilfreiche Beiſpringen ihm verjagt. Das wäre ein grober Irrthum. Man lebt mit dem Nebenmenſchen und liebt den Nächſten, wie ſich ſelbſt. So liebt man Gott, wie Er geliebt ſein will. Aber man darf nicht Tröſtungen von den Menſchen verlangen; denn Gott allein ſpendet Troſt. Man begehre auch nicht die Liebe von den Menſchen; denn Gott allein vermag zu lieben. Und was man nicht von den Menſchen begehren kann, iſt auch Niemand im Stande, Ihnen aus ſich ſelbſt nach eigener Willkür zu ertheilen. Denn wir beſitzen es thatſachlich nicht. Troſt und Liebe muß zuerſt Gott aufgeopfert werden, um dann von dem Herrn die Weihe der Caritas zu empfangen, durch welche unſer Mitgefühl für den Nebenmenſchen erſt heilſam wird.“

So ſprach Françoiſe d'Aubigné, Wittwe Scarron, zu Ludwig XIV., ihrem Gemahl.

Die Worte, in ihrer nackten Einfachheit, wurden von ihm nicht widerlegt. Die Leidenſchaft ſchwieg.

Dieſe Unterhaltungen wurden in ſtets gleicher Strenge fortgeführt.

„Ihr Ehrgeiz, mein königlicher Herr, iſt darauf gerichtet, ſich von der Welt über Alles geliebt, angebetet zu ſehen. Darin liegt die größte Gefahr für Sie: erſticken Sie dieſen Trieb ſobald als möglich; vergönnen Sie ihm nicht, ſo lange Sie zu beherrſchen, bis zu dem verhangnißvollen Zeitpunkt, mit dem die Jugend uns verläßt. Wie ſie bei'm Erwachen unſers Bewußtſeins die Pfade mit Verlockungen beſtreut, ſo werden wir, treten wir in das höhere Alter, aller Täuſchungen inne, und unſere Reue dient uns nur zur Vermehrung unſers Kummers. Was uns das Leben geboten, zeigt ſich dann in ſeiner Nacktheit. Was blieb uns von unſern längſt verjährten, nichtigen Einbildungen? Wie flattern ſie jetzt umher, die elenden Behänge, die ſie einſt umſchleierten? Wir ſtellen uns an, als verachteten wir das Leben in der Welt — umſonſt! — Das Leben und die Welt will nichts von uns wiſſen, Ihr großes Herz, Sire, ahnt in dieſem Augenblick noch nicht dieſen vernichtenden Abgrund; allein ich darf es Ihnen nicht verſchweigen, da Sie mir, ſtillſchweigend zuhörend, das Recht dazu gegeben haben, daß ſich in dem furchtbaren Abgrund ein Schutt anſammelt, der jeden höhern Aufſchwung nicht mehr geſtattet. So komme ich denn immer wieder darauf zurück: um Gott ganz ſein eigen zu nennen, muß man ſich zuerſt nur Gott allein hingeben. Vollſtändig.

„Alles fremde, unkeuſche Gefühl, das von langer Zeit im Herzen glühete, muß gelöſcht werden. Aber nicht blos dadurch, daß darauf leichthin geblaſen wird — nein! ſondern gründlich zerdrückt und erſtickt. Unterläßt man es, ſo wird der Friede nimmermehr erlangt. Ich verſtehe darunter eine vor dem Prieſter abgelegte Beichte, und nicht etwa eine Mittheilung im Vertrauen an einen Andern. Jenes iſt die Demuth in tiefſter Zerknirſchung, die ſich ſelbſt anklagt; das Letztere iſt das Bekenntniß einer Schwachheit, die deshalb entſchuldigt ſein will. Und der Grund von beiden Arten der Mittheilung liegt gemeinſam in den Worten: „Mein Herz ſucht etwas, was ihm fehlt.“

„Ein ſolches Wort darf man jedoch nur auf den Knieen, in Gegenwart Gottes, ausſprechen, wenn es Erfolg haben ſoll.“

Sie ſchwieg. Ludwig, der ihr noch manches vorklagen wollte, ſchwieg auch.

Er verließ ſie, ging in die Kapelle und ließ den Père La Chaiſe, ſeinen Beichtvater, kommen.

So ſchuf ſie den ſinnlichen Despoten in einen Frommler und Jeſuitenſchüler um! — —

Leider waren ihre Bemühungen nicht im Stande, den König zu einem gläubig frommen, Gott demüthig ergebenen Chriſten zu bekehren.

Seine Gemahlin Maria Thereſia, Tochter Philipp's IV. von Spanien, hatte ihm ſechs Kinder geboren, von denen fünf im kindlichen Alter ſtarben, und nur ſein Sohn, der Dauphin Ludwig, am Leben blieb.

Durch ihn erſchien die Nachfolge auf den Thron geſichert. —

Was Françoiſe bisher erduldet, was ſie mit ungebrochener Kraft ertragen, was ſie mit raſtloſem Eifer zu bekämpfen bemüht war, entgeht jeder Schilderung. Gewöhnliches Urtheil würde ſie unglücklich nennen, denn der Gedanke an ſinnlichen Ehrgeiz fiele wohl Niemand ein. Sie beherrſchte den König nicht, der nicht aufhörte, nach „l'état c'est moi" für ſein ganzes Volk denken, handeln und genießen zu wollen, und im heißen Sprudel des Affects, in der blutigen Verwickelung von Intriguen und Schlachten, aller Beſinnung los und ledig wurde.

Allein Françoiſe war nicht unglücklich. An ihr bewährte ſich das Wort: „die Kraft des Felſen erſcheint nie großartiger, als wenn die Brandung daran aufſteigt und ſeinen Gipfel erreicht.“

Sie überblickte klar die Lage der Dinge. Durch das raſch auf einander folgende Hinſterben der königlichen Kinder, das ſich ſogar auf alle Enkel mit erſtreckte, und, lächerlich genug, einem Frieſelausſchlag zugeſchrieben wurde, der die Dynaſtie und gerade nur dieſe hinraffte, kam Françoiſe auf den Gedanken, daß die Sterbefälle durch das Gift des Herzogs von Chartres herbeigeführt wurden, der ſpäter als Herzog von Orleans, während der Minderjährigkeit des Urenkels Ludwig XIV., als Vormund des jungen Königs, den er zum vollendetſten Taugenichts zu erziehen gedachte, die Regentſchaft uneingeſchränkt, nach zügelloſeſter Willkür führte. Denn auch der Dauphin war plötzlich, ohne vorhergegangene Krankheit, in ſeinem fünfzigſten Jahre vom Leben geſchieden.

Das verlieh Françoiſe den Muth, den König mit dem Aufgebot ihres mächtigen Einfluſſes zu einem Schritte zu veranlaſſen, der noch nie da war, der ſelbſt bei den hohen Richtern, die ihn zu beſtätigen hatten, Erſtaunen und Bedenken hervorrief und im Volke einen ungünſtigen Eindruck machte, das ſonſt ſich daran gewohnt hatte, alle Verfügungen des Königs faſt anbetend zu empfangen.

Man weiß, daß die „frömmelnde“ Marquiſe von Maintenon die Söhne der Montespan vom König Ludwig XIV. als legitime Prinzen von Geblüt anerkennen ließ, und ihnen damit das Recht auf die Thronfolge ſicherte.

Das that ſie, weil ſie dieſe Söhne kannte, deren Herz und Geiſt ſie gebildet, die ſie nach chriſtlichen Grundſätzen erzogen, für die ſie einſtehen zu können glaubte, wenn ſie auf dem höchſten Platze Frankreichs Wohl zu bewahren hätten.

Sie that es nicht, wie man von anderer Seite ſagt, aus thörichtem Haß gegen das Haus Orleans, ſondern weil ſie in dem Orleans, der jetzt noch Herzog von Chartres heißt, das laſterhafte Verbrechen deutlich vor ſich hatte.

Obſchon ſie ſeinen Orgien niemals beigewohnt, ſo war ihre Einbildungskraft geeignet, ſich das Ungekannte in der furchtbarſten Gräßlichkeit vorzuſtellen, wenn dieſe gleich noch hinter der Wirklichkeit zurückſtand, weil ihr das ſchlüpfrig Verführeriſche fehlte.

Françoiſe wußte nichts von dem Orden der „Honigfliege,“ den die Maitreſſe des Herzogs von Chartres, unter gewiſſen Bedingungen und Angelobungen, während der „nuits blanches“ zu vertheilen hatte.

Dafür aber kannte ſie den armen Apothekerſohn, der als Abbé in Paris aufgetreten war, ſich als gewandten Weltmann, tauglich zu allerhand Geſchäften, einführte, und dann der Hofmeiſter des Herzogs von Chartres wurde. Der Menſch hieß Dubois und gehörte vielleicht zu den Schöngeiſtern, die ſich bei Scarron zu verſammeln pflegten.

Françoiſe kannte ihn. Ihn beherrſchte damals eine ehrſüchtige Flatterhaftigkeit. Er ſah häßlich wie die Sünde, war unverſchämt und feig, und der würde des Regenten, ſeines ehemaligen Schülers, rechte Hand ſein. Frankreich würde, vom Laſter verrathen, durch die Entehrung gerettet werden ſollen. Das mußte und ſollte durch ihr Vorgehen für die als legitim anerkannten Prinzen verhütet werden. Die Welt hat es erfahren, wie die Dinge nach Françoiſe's Tode wurden, als Orleans ſeinen ſchändlichen Handlanger Dubois nach einander Biſchof und Kardinal werden ließ. Natürlich nur dem Titel nach. Bei dem erſten mit der Bedingung: daß er einen Biſchof fände, der ihm die Weihe ertheile. Man ſagt, es habe ſich einer dazu herbeigelaſſen. Der Kardinal ward ihm in Folge von Hofintriguen von dem Regenten ertheilt, wie jeder andere beliebige Titel.

Welche Zeiten! welche Schändlichkeit überall, wohin man die Blicke wendet!

Das war denn doch eine eigenthümliche, beneidenswerthe Stellung, die auf den damals mächtigſten Herrſcher eine ſolche Gewalt auszuüben vermochte. Da ließ ſich denn wohl mancher Verdruß, manches Aergerniß hinnehmen und verſchmerzen. Wer würde deswegen in das gemeine Leben ſich zurückbegeben wollen: wer wollte dem großen Looſe entſagen und dies nicht für eine moraliſche Erniedrigung anſehen?

Neben der Pflicht, der ſie ſich unterzogen, iſt es Françoiſe ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden, der unerſättlichen Macht ihres Gatten und Herrn die Spitze zu bieten, die jeden Augenblick ſich ſelbſt zu verzehren bereit iſt, wenn ihr ein ergiebiger Nahrungsſtoff ausgeht. —

Die fähigen Köpfe, mit denen ſich Ludwig umgeben hatte, die Colbert, Louvois, Turenne, Vauban, die ſeiner Regierung den hohen Glanz verliehen, der Welt Sand in die Augen ſtreuten und bei den Franzoſen zuerſt die „Gloire“ emporſproſſen ließen — wurden weder von ihm, noch vom Volke gehörig gewürdigt.

Nach ſeinem Wahlſpruche: „l'état c'est moi,“ eignete er ſich alle Erfolge zu; das Volk ſah in jenen Männern nichts, als die Handlungen unterwürfiger Diener eines Despoten.

Colbert's großes Talent — es darf hier nicht von wirklichen Verdienſten geſprochen werden — ſein ihm eigenes ſtaatsöconomiſches Syſtem auszuführen, und ſeine nach allen Seiten hin ſchöpferiſche Thätigkeit, die freilich des Volkes Pfennige nicht ſchonte, erbitterte dieſes in ſo hohem Grade, daß es des Miniſters Leichenzug ſtörte und an dem Todten Rache nehmen wollte.

Nachdem Colbert geſtorben, nahm die Lage eine andere Wendung. Louvois, der Kriegsminiſter, trat an deſſen Platz und war damit „Premier,“ „Reichskanzler,“ wie man's heute nennen würde. Er hatte ein tüchtiges Heer geſchaffen, denn er es nicht an blutigem Exercitium fehlen ließ. Er war die eingefleiſchte Kriegsfurie. Ludwig war unerſättlich, wenn es neuen Eroberungen galt, und Louvois war unermüdet, dieſen Heißhunger wach zu erhalten, ſtatt zu ſeiner endlichen Stillung die wirkſamen Mittel zu ergreifen. Seine Raubzüge in den Niederlanden, der Pfalz, im Elſaß, die Plünderung und Zerſtörung von Heidelberg, Worms, Speier, Mannheim ſind die beredten Zeugen von des Himmels Langmuth, der dieſe Abſcheulichkeiten geſchehen ließ.

Hier war Françoiſe ohne jeden Einfluß auf ihren Gemahl. Wie ließe ſich denken, daß ſie mit Louvois die gemeinſchaftliche Sache ergriffen hätte, nach Allem, was wir von ihrem bisherigen Leben erfahren und unſern Leſern getreulich berichtet haben!

Louvois ſah jedoch wohl ein, daß ihm in der Gemahlin ſeines Herrn mit der Zeit ein Widerſtand erwachſen könne, der ihn zum Weichen brachte. Er erlaubte ſich anzügliche Bemerkungen, Mahnungen an den König, Verdächtigungen, und ging ſo weit die Heirath, da ſie nun einmal geſchehen, wenigſtens öffentlich zu verläugnen.

Das ging zu weit. So ließ Ludwig nicht mit ſich ſprechen: auf ſolche Weiſe nicht in ſeine Handlungen eingreifen, die ihn rein perſönlich angingen und mit dem „l'état c'est moi“ nichts gemein hatten.

Der bisher allmächtige Miniſter empfing eine Behandlung wie der letzte Hofſchranze.

Er hatte alle hohen Aemter und Intendanturen in ſich vereinigt, und ſo waren auch die königlichen Bauten ihm untergeordnet.

Bei der Beſichtigung des Parkſchloſſes Trianon in Verſailles, fand der König, daß ein Fenſter zu groß angelegt war, und ergriff dieſe Gelegenheit gegen Louvois, der ihn begleitete, eine beſchimpfende Rede auszuſtoßen, und ſich ſchnell entfernend, ihm nicht das Gehör ſeiner Entſchuldigung zu gönnen.

Der Gekränkte ſoll, den Ort und die Anweſenden vergeſſend, den verzweifelten Ausruf gethan haben: „Ich bin verloren, wenn ich ihn mir nicht durch einen neuen Krieg vom Leibe halte!“ —

Es war andern Tages, im Gemache der Marquiſe von Maintenon, als er dem König Bericht von den Maßregeln erſtattete, mit der Moſelarmee vorzugehen und Trier einzuäſchern.

Da flammte die Marquiſe, die Gemahlin des Königs, wie ein Wetterſtrahl auf, und lag mit einem Wurfe zu ſeinen Füßen, die Hände über dem Kopfe ringend, in voller Verzweiflung.

Schnell traf ſie das eiſige Wort Louvois: „er habe um dem König Gewiſſensunruhe zu erſparen, den Befehl zur Einäſcherung der Stadt bereits, ohne deſſen Vorwiſſen ertheilt.

Ludwig hatte bis dahin geſchwiegen; jetzt ſprang er auf, ergriff eine Feuerzange am Kamin und holte einen Hieb gegen den Miniſter aus, den die Marquiſe auffing und ihn zur Thür hinausdrängte.

Louvois ſtarb aus Aerger, vergiftet, wie man ſagt, kurz, die Welt ward von dem blutſchnaubenden Menſchen befreit, der gleich der Peſt Leichen auf Leichen häufte, um den erbärmlichſten Nutzen für ſeinen verwünſchten Hochmuth zu ziehen. Ein Charlatan des Gräuels. —

Leben der Marquiſe von Maintenon.

Zweiter Theil.

Wir haben es bis zu dieſer Stelle mit Aeußerungen zu thun gehabt, die eine Bezeichnung „le Siècle de Louis XIV.“ in dem Sinne, die ihr gewöhnlich beigelegt wird, durchaus nicht rechtfertigen. Ich will jetzt meine Leſer nach einer andern Seite blicken laſſen, die eine Stelle in dem Gemälde einnimmt, welche jenen Namen mit Recht verlangen darf. Hier wende ich mich wörtlich an mein früher erwähntes Eſſay.

Trotz ihn verkleinernder Neider und Feinde, ward Racine als ein Dichter erſten Ranges anerkannt. Das Trauerſpiel „Brittanicus“ lag vollendet vor ihm und es bedurfte nur einer kleinen Arbeit, um es ausführbar zu machen. Der dazu beſtimmte Abend ſah jedoch ein leeres Haus.

Die gewohnlichen Zuſchauer des Hotel de Bourgogne, die wohlhabenden Kaufleute der rue St. Denis waren dießmal nicht zugegen, weil ſie dem Reize einer erſten Vorſtellung nicht widerſtehen konnten, die in einem der Volkstheater ſtattfand.

In dem Theater des Hotel de Bourgogne befand ſich eine Bank gleich dem ehemaligen „Komödiantenbankel" vor dem Hofburgtheater in Wien, welche „le banc formidable" genannt wurde. Dort fanden ſich die Autoren und Kritiker bei neuen Stücken ein, um ihre Meinungen darüber auszutauſchen und zu loben oder zu verdammen. Bei der erſten Vorſtellung des Brittanicus war Niemand zugegen. Nur Bourſault, (wegen der wenigen Briefe an ſeine Babette zu den Klaſſikern gezählt), ſah man allein im Parterre und Corneille der Große ſaß finſter in dem Fond einer Loge.

Da konnte kein Intereſſe aufkommen; man wußte nichts von dem Erfolge zu berichten; die Neugier ward nicht angeregt und auch die acht folgenden Vorſtellungen blieben daher unbeſucht. Nur Boileau, der größte und anerkannteſte Kritiker, neigte ſeine Perücke tief, umarmte Racine und rief ihm mit Emphaſe die Worte zu: „Voilà ce que vous avez fait de mieux!" Dieſe Huldigung vor aller Welt übertönte den Tadel, daß der fünfzehnjährige Brittanicus ein zu junger Held für eine Tragödie und Nero zu grauſam geſchildert ſei. Jetzt forſchte man nach den Eigenſchaften des Stückes, welche, nach Boileau's Ausſpruch, alles Andere, was der Dichter bis dahin geſchaffen, verdunkeln ſollten.

In einem wirklich ſo ſchönen Werke, wie Brittanicus, war dies nicht ſchwer. Bei der nunmehr hervorgerufenen Abſicht, Schönheiten zu finden, drang auch der minder geübte kritiſche Geiſt etwas tiefer als gewöhnlich in das Werk und man war erſtaunt, kühne Gedanken in einer Weiſe ausgedrückt zu finden, wie ſie nie zuvor bei Racine bemerkt wurde.

Die Hofleute unterließen nicht, durch das Recitiren einen hellen Wiederhall in den vergoldeten Sälen von Verſailles zu erregen. Die Verſe:

„Pour toute ambition, pour vertu singulière,
Il excelle à conduire un char dans la carrière,
A disputer des prix, indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux romains,
A venir prodiguer sa voix sur un théâtre,
A réciter des chants, qu'il veut qu'on idolâtre;
Tandis que les soldats, de moments en moments,
Vont arracher pour lui les applaudissements“ —

welche Nero charakteriſirten, machten auf Ludwig XIV. einen ſolchen Eindruck, daß er den Entſchluß faßte, nie mehr in Balleten, wie er früher gethan, aufzutreten, und obgleich er nur „le Soleil“ oder „Apollon“ und dergleichen vornehme Perſonagen darſtellte, ſo fand er es fortan, durch Racine belehrt, unter ſeiner Würde, den Sonnenhelm oder die Lorbeerkrone auf eine Perücke zu drücken, die nur dazu beſtimmt war, die ehrwürdigen Goldreife Dagobert's und Childerich's in ihrem Lockenwald zu verbergen. —

Neben Racine ſtand nur noch Corneille. Dieſer ſteht in ſeiner rauhen Stärke, in ſeiner ruhigen Einfachheit nicht über ihm. Man kann auf ſie Beide ein Wort anwenden, welches Jean Paul bei dem Vergleiche von zwei anderen Großen einmal äußerte: „Sie ſtehen nicht über, ſondern neben einander — Beide nehmen zwei abgeſonderte Gebirgsſpitzen ein.“

Was aber Corneille als Dichter auszeichnete, das beſaß er auch im Leben.

Ihn erfreute ſein Ruhm. Allein nie begehrte er darnach, ſich von deſſen Fittigen über die Gränze, die ſeinen Verhältniſſen durch die Geburt gezogen war, in eine Region tragen zu laſſen, die ihn der Gefahr des Ikarus hätte ausſetzen können. In dieſem, im eigenen Gehege, blieb er von Neid und Mißgunſt, von Bosheit und Verfolgung unangefochten. Bürgerliche Genügſamkeit und würdevolle Entſagung woben ein dichtes Netz um ſein Dichterdaſein, welches die Moskitoſtiche der Feinde abhielt und nur dem ſanften Duft der Anerkennung und des Beifalls das Eindringen geſtattete. Corneille erſcheint neben Racine gleich einem durch innere Kraft geſtählten Herzen. —

Dem Herzen Racine's hatten alle menſchlichen Leidenſchaften ihr Geheimniß im Stillen anvertraut. Bei dem Einkleiden einer Nonne weinte er wie dieſe ſelbſt, aber ebenſo konnte er mit dem Mädchen weinen, das der Geliebte verlaſſen hatte. Die geiſtreiche Sevigné ſagte von Racine in ihrer frivolen Weiſe: „Er liebt Gott, wie er ſeine Mädchen liebte, und iſt für die heiligen Dinge ebenſo erglüht, wie er es früher für die profanen geweſen iſt.“

Racine hatte das nicht ſeltene Schickſal, daß ihm aus ſeinen Neidern Feinde wurden; aber er beſaß auch das unſelige Talent, ſich mit ſeinen beſten Freunden zu überwerfen.

Der große Molière, der vom König und dem Hof hochgeſchätzte Schauſpieldirector, hatte nicht nur Racine’s Erſtlingswerk: „Die feindlichen Brüder,“ zur Darſtellung angenommen, ſondern er ſelbſt ſpielte darin.

Als nun aber Racine mit ſeinem „Alexander“ herausrückte, erzürnte er Molière dadurch, daß er das Stück nicht ihm, ſondern der mit ihm rivaliſirenden Truppe des Hotel de Bourgogne überließ. Der Gedanke an ſeine wichtige Stellung zum Hofe, zum Könige, zu deſſen Gemahlin umnebelte Racine ſo ſehr, daß er glaubte mit den Erſten, wie gleich und gleich, verhandeln zu dürfen.

Seine „Berenice“ widmet er Colbert, dem allmächtigen Staatsmann. In der Vorrede heißt es: „Auch die geringfügigiſten Dinge, welche dem Ruhm des Königs dienen, oder ihm Vergnügen machen, ſind Ihnen, Monſeigneur, von Wichtigkeit.“ — Wer ſähe nicht, daß die ſcheinbare Beſcheidenheit, welche in dem Vergleiche der Berenice mit den geringfügigſten Dingen liegt, in dem Nachſatze durch einen unmäßigen Stolz reichlich aufgewogen wird. —

Aber der Fall folgte dieſem Hochmuth auf dem Fuße. Die Italiener, „les bouffes,“ brachten eine Parodie der Berenice auf ihre Scene, und Racine, der ſich durch dieſe Ausübung eines Rechtes, welches den fremden Hanswurſten zuſtand, in ſeiner eigenen Perſon lächerlich gemacht glaubte, beſchwor Himmel und Erde gegen die Komiker, und als dieſes nichts half, drohte er mit dem Entſchluſſe, das Dichten aufzugeben. Der nach Zerſtreuung jeder Art lüſterne Hof hatte bei der Parodie ebenſo ſehr gelacht, als bei dem Trauerſpiele geweint, und da das Vergnügen bei jener Wirkung überwiegender war, ſo überhörte man die Drohung und überließ es dem Dichter, ſich durch ein neues Werk wieder in Erinnerung oder durch ſein Schweigen in ewige Vergeſſenheit zu bringen.

Racine war ſo geſcheit, das erſtere zu wählen. Er ſchuf, nicht ohne Beziehung auf die am Hofe beſtehenden Verhältniſſe, die Tragödien: „Bajazet,“ „Mithridate,“ „Iphigénie en Aulide.“ Eine ununterbrochene Reihe großer Erfolge, die ſeine Feinde zu einer Verſchwörung gegen ihn aufſtachelten, die von ihm allein nicht bewältigt worden wäre, wenn ihm nicht unerwartet ein glänzender Stern neuer Hoffnung, neuen Glückes geleuchtet hätte.

Kaiſer Karl der Große hatte die Gebeine des heiligen Cyrus (St. Cyr) nach Frankreich gebracht. Der Name hat eine ſymboliſche Bedeutung, wie etwa der Cid, Herr; nur noch höher. Cyrus bedeutet griechiſch: Kraft, Macht; perſiſch: chur, die Sonne, daher der König-Cyrus; hebräiſch Koreſch und ſo mehr.

Zuerſt wurden die Reliquien nach Lyon, dann an verſchiedenen Orten und zuletzt in Compiegne, dem bis zur Stunde oftgenannten Jagdſchloſſe, untergebracht. St. Cyr wurde als Stifter des Ordens vom Berge Carmel, oder als Abt dieſes Ordens verehrt.

Die Abtei von St. Cyr, die wenigen Mönche, die in dem weitläufigen Gebäude wohnten, wurden nach einem Kloſter ihres Ordens verpflanzt, und die Marquiſe von Maintenon ihrer eigenen, von Nahrungsſorgen und Gefahren umgebenen Jugend gedenkend, gründete ein Aſyl für bedrangte, ſchwankende, jugendliche Seelen. Vor der Ausführung des Planes hatte ſie gelehrte Männer, Prieſter und Rechtsgelehrte zu Rathe gezogen, die ihr Beiſpiele aus der Geſchichte von ähnlichen Vereinen, zu gleichen Zwecken geſtiftet, anführten.

Dadurch in ihrem Vorhaben beſtärkt, widmete ſie der

„Maison de St. Cyr“ die zärtlichſte Fürſorge, eine wahrhafte Mutterliebe. —

Um den jungen Mädchen eine ſchickliche Erholung zu gönnen, wurden allerlei Verſe angefertigt, hausbackene Waare, im Hauſe ſelbſt verfaßt, und für den Bedarf nothdürftig eingerichtet, und der Jugend erlaubt, dieſe Sachen auswendig zu lernen, und laut vorzudeclamiren.

Die Ergötzlichkeit war vom Lehrerperſonal erfunden, und wurde vor dem Könige, der Frau Marquiſe und einigen, zur Intimität gehörigen Perſonen aufgeführt. Es war nicht zu verwundern, daß ſich auf dem allerhöchſten, den übrigen höchſten, und hohen Antlitzen die gräßlichſte Langweile malte. Man fand, daß einige der jungen Damen ſehr ſchön rezitirten, und mit Verſtand und Gefühl begabt ſeien, allein man bedauerte, daß ſie keine beſſere Gelegenheit erhalten hatten, dieſe Vorzüge im rechten Lichte zu zeigen.

Man ſprach davon, aus den größten und beſten Dichtern Fragmente zu wählen und dieſe von den Damen declamiren zu laſſen. Allein die Wahl mußte eine ſehr ſtrenge, wohl überlegte ſein und verſprach wenig Ausbeute, da die größten Schönheiten nur ſtets die Verherrlichung ſinnlicher Leidenſchaften enthielten, wie es ſich durchaus nicht mit der Erziehungsanſtalt vertrug. Da kam Frau v. Maintenon auf einen glücklichen Gedanken. Sie hatte ſtets ihre Gunſt über Racine ausgebreitet und feindſelige Angriffe auf ihn hatten ihr großes Mißfallen erregt. Hier war der Moment gekommen, ihm Gelegenheit zu einem neuen Triumphe zu bereiten, bei dem er zugleich den giftigen Einflüſſen von Außen gänzlich entrückt war. Er ſollte eine Dichtung für die Damen von St. Cyr liefern, deren Erfolg nur von dem Beifall der Majeſtät und ihrer engſten Umgebung abhängig ſein würde, in deren Strahlenglanz keine mißliebige Kritik Eingang fände, noch viel weniger aber ſich nach Außen, für das profanum vulgus, entladen dürfte. Die Frau von Maintenon ließ Racine kommen und beſtellte bei ihm ein Gedicht in Abſätzen, Geſängen und Strophen, wozu ſie ihm das Thema „Eſther" gab, deren Schickſal ſie in einigen Stücken gern mit dem ihrigen verglich. —

Racine ging überglücklich an die Arbeit. Wie von ſelbſt nahmen die abgeriſſenen Strophen und Geſänge einen innerlich zuſammenhängenden Gang, und aus den geübten Händen des Dichters gleitete ein einfach rührendes, von reizenden Verſen erfülltes Drama auf das Papier, welches aus dem alten Buche „Eſther" manchmal wörtlich geſchöpft war. Als Racine ſein Werk der hohen Gönnerin überreichte, wurde ſie von der dramatiſchen Form unangenehm berührt, ſöhnte ſich aber nachher damit aus, als ſie den ſchönen Inhalt kannte, und unterzog ſich mit innigem Vergnügen der Mühe, das Stück ſelbſt den geliebten Zöglingen einzuſtudiren.

Das war ein buntes Treiben in dem ſonſt ſo regelmäßigen Hauſe von St. Cyr, wie es nie erlebt worden war. Alles war von Eifer durchdrungen, und die Fräulein freuten ſich noch nebenbei über die ſchönen Coſtüme. Mademoiſelle de Caylus, die im Hauſe erzogen und erſt ſeit Kurzem daraus entlaſſen war, drang in die Patronin des Inſtituts, ihr doch auch eine kleine Rolle zuzutheilen.

Es war keine Möglichkeit dazu vorhanden, alle Rollen waren bereits auf die ſchicklichſte Weiſe vertheilt und keine Freundſchaft reichte ſo weit, ſeine Rolle für die frühere Gefährtin zu opfern. Frau v. Maintenon hätte ſehr gewünſcht Demoiſelle de Caylus zu verbinden, welche ſich der Thränen nicht enthalten konnte und in ihren ſchönen, halbaufgelöſten Flechten einer büßenden Magdalena gleichſah. Der weiche Poet blickte mit inniger Theilnahme auf das reizende Mädchen, und richtete alle ſeine Denkkraft darauf hin, wie er hier Hilfe bringen könne. Die ganz abſonderliche Gelegenheit, die nie dageweſene Erſcheinung, der Ort, Alles ſchien hier eine poetiſche Einleitung zu erheiſchen. Hatte er es in der Tragödie ſelbſt nicht an Anſpielungen fehlen laſſen, die für die Marquiſe de Maintenon feine Complimente enthielten, ſo bot ſich ihm jetzt noch eine Seite dar, ſolche directer und wirkſamer an ihre Adreſſe gelangen zu laſſen. Eſther ſollte einen Prolog erhalten und zwar einen, der im Coſtüme vorgetragen würde.

Die ſchöne Magdalena ſteckte ihre Flechten auf und befeſtigte einen weiten Schleier daran, die Rührung und die Thränen im Blicke aber entfernte ſie nicht, und ſo trat ſie vor die hohe Verſammlung und ſprach im Charakter der „Piété“ den ſchönen Prolog, den Racine mit ſeiner Galanterie für das reizende Kind verfertigt hatte und der nunmehr wahrhaft geſchickt die Tragödie einleitete.

Der König, die Damen, die Hofleute waren entzückt. Man urtheilte übereinſtimmend, daß nichts Schöneres und Rührenderes jemals geſehen worden ſei. Alles zerfloß in Thränen. Die Frau Marquiſe wurde mit Lobeserhebungen überſchüttet, weil ſie zu dieſem Feſte Veranlaſſung gegeben und bei der Ausführung ſo thätig mitgewirkt hatte. Alles, was man ihr ſpendete, ließ ſie mit graziöſer Beſcheidenheit auf den überglücklichen Racine niederſtrömen, der von nun an ihr erklärter Günſtling wurde.

Der Dichter wurde bei den ſogenannten „petites réunions“ zugelaſſen, und das war eine Gunſt, nach welcher die angeſehenſten und vornehmſten Perſonen vergeblich angelten.

Damit das Publicum über dieſe Tragödie, mit welcher eine neue Epoche für das franzöſiſche Theater anzubrechen verſprach, ſein Urtheil ausſprechen könne, wurde den Zöglingen des Hauſes von St. Cyr die Erlaubniß zum Drucke gegeben: allein mit dem Beiſatze, daß die Dichtung nicht als Tragödie auf dem Titel bezeichnet werden dürfe, um jeden Anſtoß zu vermeiden, den dieſer der profanen Kunſt entlehnte Titel erregen könnte. Man gerieth darüber in eine kleine Verlegenheit, da das Kind doch einen Namen haben mußte. Das den Damen ertheilte Privilegium half ab: es gab folgende Bezeichnung an: „Esther, ouvrage de poésie, tiré de l'écriture sainte, propre à être récité et à être chanté.“

Racine befand ſich wohl in ſeinem neuen Verhältniß. Die Sonne, in deren Strahlen er ſich wärmte, war die belebende Macht an dieſem Hofe. Frau v. Maintenon ſchätzte den Dichter wahrhaft, ſie traute ſeiner Ergebenheit, ſeiner Aufrichtigkeit. Er hielt ſich fern von den Intriguen, er lebte ſtill ſeinen Studien, er war wohl bewandert in der heiligen Schrift und ſeine Verſe athmeten ſtrenge Religioſität und laſen ſich, als hätte man die Capitel des alten Teſtaments mit wohlklingenden Reimen verſehen und ſie in die federgleich zuklappenden Cäſuren gefügt, um ſie als hochtönende Alexandriner vor der modernen Welt Parade machen zu laſſen. Dieſe Regeneration frommer Sprüche und heiliger Wahrheiten erſchien der ſtrengen Marquiſe als ein ſehr verdienſtliches Werk. Racine, dem eine ſolche Gunſt der Geſinnung nicht entgangen war, dachte zwar nicht daran, ſich dadurch große leibliche Vortheile für ſeine Stellung zu erringen, aber ſein Stolz wurde erregter und ſein Selbſtbewußtſein, welches daraus erwuchs, bereitete ihm arge Täuſchungen.

Im Beſitze ſo hohen Vertrauens, täglicher Zeuge der intimſten Geſpräche über die Verwaltung, über die politiſchen und diplomatiſchen Beziehungen Frankreichs, öffnete ſich ſeinem leicht erregbaren Geiſt eine neue Scene, die ſein poetiſcher Sinn mit Tragödienfiguren bevölkerte, die er in dramatiſchen Rapport zu einander ſetzte und in Conflicte brachte, zu denen er endlich als „bühnenkundiger“ Mann eine rechte und gerechte Entwicklung und Löhnung zu finden bemüht war. In dieſer Chimäre beſtärkte er ſich ſo, daß er am Ende daran glaubte, ſich eine hohe ſtaatsmänniſche Divination zuſchrieb, und feſt vertraute, die Welt werde ſich nach ſeinen müßig erſonnenen Hirngeſpinnſten geſtalten: ein Fehler, in welchen gar oft Gelehrte und Dichter fallen, wenn ſie das Reich gelehrter Forſchung und poetiſcher Träumerei verlaſſen und aus ihrem magnetiſchen Halbſchlafe in den Zuſtand praktiſcher Clairvoyance zu gelangen vermeinen.

Die bunteſten Pläne durchkreuzten den Kopf des Dichters; überall mochte er eingreifen, Mißbräuche abſtellen, auf Verbeſſerung dringen. Er theilte ſeiner hohen Beſchützerin Vieles davon mit und ſuchte ſie dafür zu intereſſiren. Ihr kühler Verſtand erkannte jedoch in Allem Racine's Unzulänglichkeit, und ſie hatte nur immer einen und denſelben Rath für ihn in Bereitſchaft: ſich um ſolche Dinge nicht zu kümmern, weil er dadurch Intereſſen verletze, die ihn um die Gnade des Königs bringen könnten. Dies reizte Racine's Empfindlichkeit: es war ihm unerträglich mit Allem an der Schwelle abgewieſen zu werden. Da gerieth er auf einen, wie er meinte, glücklichern Einfall. Die fromme Frau Marquiſe hatte ein weiches Herz, ſtets offen und empfänglich, wenn es von dem Elende, welches die unteren Claſſen drückt, berührt wurde. Dieſes Elend wollte er zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen machen, er wollte in die Hütten und Höhlen des Jammers ſteigen, wo Hunger, Krankheit, Verwahrloſung brüten und das herrliche Ebenbild Gottes ſelbſt dem Mitleide entziehen und zum Scheuſale werden laſſen, zum Fluche der Geſellſchaft durch Ehrloſigkeit und Verbrechen. Dann wollte er den Urquellen dieſer erbarmungswürdigen Zuſtände nachſpüren und die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit des Königs aufrufen, ſie auf ewig zu verſtopfen.

Als er dieſen Gedanken mit großer Empfindſamkeit vor ſeiner Gönnerin in beredter Weiſe entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß ſein Vortrag ein gewiſſes Wohlgefallen in ihr hervorrief; als er jedoch davon ſprach, den Gegenſtand in einem gedruckten Memoire dem König zu Füßen zu legen, zogen ſich ihre ſchönen Brauen zuſammen und ihre Miene verrieth Beſorgniß und Bedächtigkeit. —

Seit der Aufführung der „Eſther,“ waren nun ſchon zwei Jahre verſtrichen und Racine wurde daran gemahnt, ſein müßiges Dahinſchlendern am Hofe durch ein ernſthaftes Stück Arbeit wieder einmal zu unterbrechen. Die Frau Marquiſe übergab ihm eines Tages die heilige Schrift, wo die Capitel 9. 10. und 11. des „vierten Buches der Könige" aufgeſchlagen waren. Dieſe ernſte Beſchäftigung ſollte dem auf fremden und unpaſſenden Gebieten herumſchweifenden Genie wieder einen beſtimmt begränzten Spielraum gewähren und zugleich einem längſt gehegten Wunſche der frommen Frau entſprechen. Frau von Maintenon reſumirte den Inhalt in folgender Weiſe: „In derſelben Stadt leben zwei Geſchlechter der königlichen Race, getrennt durch Haß und Blutvergießen. Das eine ſitzt ſiegreich auf dem Thron, der Abgötterei verfallen; das andere iſt überwunden, aber im Beſitze der Nationalreligion. Im Tempel wird ein Kind, der königliche Sproß, geheimnißvoll bewahrt. Nach außen aber drängen Uſurpation und Recht, Religion und Götzendienſt unwiderſtehlich auf einander los und über Allen waltet der ewige Wille Jehovah's, des Gottes der Rache. Hier das in den undurchdringlichen Schleiern des Allerheiligſten aufbewahrte königliche Kind Joas; dort die mit aller irdiſchen Macht bekleidete, blutige Königin Athalia, dem Baal opfernd. Nach Gottes ewigem Rathſchluſſe war die Erhaltung des Knaben Joas, jedoch nicht, damit er dereinſt König werde, ſondern damit aus ihm, die unmittelbare Nachkommenſchaft ſich fortpflanze, aus welcher der Heiland geboren werden ſollte. Mit dem Knaben Joas beſteigt einer der Ahnherrn des Meſſias den Thron, nach dem alle Gerechten ſeit dem höchſten Alterthume ihre hoffnungsvollen Blicke richteten."

Welch eine Aufgabe für Racine! Mit aller Kraft ſeines Geiſtes durchdrang er ſie, um ſie ſeiner würdig zu vollenden. Plötzlich zerſtoben ſeine Welt- und Staatsverbeſſernden Ideen und wie bei den Dissolving-Views verſchwammen alle ſeine hängenden phantaſtiſchen Gärten voll philanthropiſcher Aſyle, Spinnhäuſer, Volkswerkſtätten, Spitäler und durch ihre zerfahrenden Linien brach die Pracht des Salomoniſchen Tempels in feſter Form; der Hoheprieſter trat aus dem Gezelte, welches die Bundeslade den Blicken entzog, und die Stimmen der Jungfrauen vermählten ſich mit den Klängen der Saitenſpiele.

Racine wurde nicht mehr geſehen; Tagelang ſaß er an den Schreibtiſch gebannt und warf Verſe auf das Papier, die zu den ſchönſten gehören, welche in dem franzöſiſchen Sprachgebiete gehört wurden. Aber in dieſer Einſamkeit überfloß manchmal ſeine Seele von lange niedergekämpfter Bitterkeit und ein Groll machte ſich Bahn, den früher erfahrene Unbill erzeugt hatte. Er ſelbſt täuſchte ſich über manches Harte in ſeinen Aeußerungen, wenn ſeine fließenden, harmoniſchen Verſe nur die Härte umhüllten. An dieſen ſelbſt würde jede Härte vor der unbarmherzigen Feile gewichen ſein; die

Härte aber der in den Verſen niedergelegten Gedanken that ihm wohl, und dünkte ihm eine erlaubte Rache.

So hatte er denn auch, neben manchem Andern, folgende Verſe ſtehen laſſen, die er dem lieblichen Judenmädchen Salomith in den Mund legt:

Hélas, dans une cour où l'on n'a d'autres lois,
Que la force et la violence,
Où les honneurs et les emplois
Sont le prix d'une aveugle et basse obéissance;
Ma soeur, pour la triste innocence,
Qui voudrait élever la voix?

Dieſe Verſe, auf den Hof Athalia's angewendet, hatten durchaus nichts Anſtößiges; allein unter den obwaltenden Umſtänden konnten ſie einer für Racine ſehr gefährlichen Deutung kaum entgehen. Dieſe und ähnliche Stellen waren nach Außen gedrungen; man wußte nicht wie. In den Paläſten haben die Wände Ohren, wie das Sprichwort ſagt. Vielleicht hatte Racine im einſamen Studienzimmer ſeine Verſe ſelbſt recitirt, vielleicht hatte er ſie einem vertrauten Feinde mitgetheilt. Wer ſein Geheimniß verrathen ſieht, trägt allein die erſte Schuld. Seine Freunde drangen in ihn, dieſe Ausbrüche zu unterdrücken; man gab ihm zu bedenken, daß er ſeine ehrenvolle Stellung dadurch in Gefahr bringe; er gab nach und ſtrich.

Allein der leiſe Wind, der große und kleine Neuigkeiten auf ſeinen Schwingen den Mächtigen zuträgt, war auch hierbei auf gewohnte Weiſe geſchäftig geweſen und hatte gegen das neue Trauerſpiel „Athalie“ eine Mißſtimmung hervorgerufen, welche ihm alsbald die erſten Schritte erſchwerte. Es waren keineswegs Intriguen, ſondern der Dichter ſelbſt war es, der es verhindert hatte, daß das Werk wie Eſther in dem Hauſe von St. Cyr zur Darſtellung kam. Allein ganz aufgegeben durfte es deßhalb nicht werden und Frau v. Maintenon ſetzte es durch, daß es in ihren Zimmern zu Verſailles, von eben jenen Fräulein von St. Cyr, jedoch nicht im Coſtüm, ſondern in ihren gewöhnlichen Kleidern dargeſtellt werden dürfe. Der Erfolg war wieder ſo glänzend, daß der Vorſtellung alsbald in derſelben Weiſe eine zweite folgte. Damit aber war es aus; Racine's Stern war untergegangen. —

Erſt elf Jahre ſpäter wurde an Athalie gedacht. Die Aufführung fand in St. Cyr ſtatt, und ein Schauſpieler von Profeſſion, der alte Baron, ſpielte den Hohenprieſter Joad und verſah zugleich das Amt eines Regiſſeurs, wie man es heutzutage nennt.

Alle übrigen Rollen füllten Standesperſonen aus. Athalie gab die Präſidentin von Chailly, Abner der Herzog von Orleans, Joſabeth die Herzogin von Bourgogne, das königliche Kind Joas war der junge Graf d'Espare, den Götzenprieſter Nathan gab der Herzog von d'Ayen, die liebliche Salomith ſang die Gräfin von Noailles und Zacharias war ein Herr von Champeron. —

Racine war inzwiſchen in jener langen Zeit poetiſcher Unthätigkeit wieder in ſeine politiſchen Träumereien gerathen. Das Elend des Volks lag ihm am Herzen; er glaubte wieder einmal an ſeinen Einfluß, an ſeine Stellung, an ſeinen ruhmvollen Namen. Er führte den lang gehegten Vorſatz aus, und ſchrieb eine umſtändliche Abhandlung über die Urſachen des Elends im Volke, in welcher er Mißbräuche der Verwaltung aufdeckte und Vorſchläge zu ihrer Abſtellung machte. Er zweifelte nicht, daß man ihn hart angreifen würde, aber er hatte ſich ſchon gewappnet dieſen Gegnern ſchlagend entgegen zu treten. Daß der König ihn vor ſich beſcheiden werde, ſtand bei ihm feſt. Er ſchwelgte in der Hoffnung, dann Gelegenheit zu haben ſeine Anſichten näher zu begründen und ſeinen Anklagen größeres Gewicht zu verleihen. Dieſe Vorausſicht einer mündlichen Erörterung mit dem König erfüllte ihn mit unſäglichem Glück und dieſer Moment erſchien ihm als das höchſte Ziel ſeines Lebens.

Aber die erſten Tage vergingen; zwei Wochen rannen dahin; Niemand bekümmerte ſich um ihn. Die Abhandlung über das Volkselend hatte auf dieſes ſelbſt keine Wirkung geübt, aber den Verfaſſer ſehr elend gemacht.

Der Dichter, der den Hof und das Volk zu ergötzen verſtanden hatte, wurde überhört, wenn er ſich anmaßte, auf einem ihm fremden Gebiete, mit rauher Kühnheit ſeine Stimme zu erheben.

Er hatte nicht den Muth, ſeiner hohen Gönnerin mit directen Fragen entgegenzutreten, und leichte Anſpielungen, welche die Farbe des Unmuths nur zu ſehr zur Schau trugen, wurden, um ihn noch tiefer zu verwunden, keiner Antwort gewürdigt.

Es war eine peinliche Spannung in alle Beziehungen Racines gefahren, die Fäden, die ihn an das Hofleben banden, erſchienen ſo geſpannt, daß ſie in nächſter Zeit reißen mußten. Eine Einladung zu einer petite réunion war ſeit lange nicht mehr erfolgt; an einem ſchönen ſonnigen Tage wurde Racine damit überraſcht. Es war wie ein freundlicher Sonnenblick über die vom Herbſt faſt ſchon entblätterte Landſchaft. Der Dichter hob wieder einmal ſtolzer das Haupt und er mochte wohl denken, was ein Jahrhundert ſpäter ein Dichter einer andern Nation ausſprach: „Es ſoll der Dichter mit dem König geh'n!“

In der Zeit bis zur anberaumten Stunde zerarbeitete ſich Racine mit allen nur erdenkbaren Möglichkeiten: was der König von ihm noch werde wiſſen wollen; welche ſpezielle Vorſchläge ihm abverlangt werden würden; zu welchem Miniſter er gewieſen werden dürfte, um in der Sache weiter vorzugehen; ob der König vielleicht in höchſt eigener Perſon, nach dem üblichen Ausdrucke, mit ihm — Racine — arbeiten würde; er dachte daran, wie er dieſer Huld gegenüber ſich benehmen ſollte, und war im Voraus ganz erfüllt von der regſten Dankbarkeit. So nahte der Augenblick heran.

Es waren nur wenige der vertrauteſten Umgebung bei der Marquiſe verſammelt; für Racine war darum die Ehre deſto auffallender. Der König machte mit der Dame des Hauſes einen Gang in den Garten und die Letztere lud durch eine leichte Handbewegung den Dichter ein, zu folgen. Erwartungsvoll, mit hochklopfendem Herzen ſchritt er unter den Bäumen, an der Seite des großen Monarchen. Die Maintenon war beſorgt um ihren armen Schützling geweſen, dem der König keine Aufmerkſamkeit mehr zu ſchenken geneigt war; es hatte ſie gefreut, daß ſie endlich einmal wieder die Gelegenheit herbeigeführt ſah, dem König den Dichter zu nähern, und ihr Beſtreben ging darauf aus, dieſen wieder in den ihm gebührenden Wirkungskreis durch eine ſtarke, mächtige Hand gewieſen zu ſehen, welcher er keinen Widerſtand zu leiſten im Stande wäre. Sie wollte dann alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel anwenden, ihn in dieſem Kreiſe dauernd zu erhalten und ihm Luſt und Muth zu entziehen, darüber jemals wieder hinauszuſchweifen.

„Der König iſt unzufrieden mit den Schauſpielern,“ fing Frau von Maintenon an, nachdem ſie unbelauſcht in dem tiefen Boskett ſich befanden, „das Trauerſpiel und immer das Trauerſpiel! Warum fehlt das Luſtige? Wie unterhielt es uns, als es Ihnen einfiel, „les plaideurs" zu dichten. Seit Jahren hat uns nichts mehr der Art erfreut."

Racine erſtickte faſt, als er dieſe Worte vernahm Er war keiner Antwort fähig und überdachte, ob er vielleicht von dieſem Felde nicht mit kühnem Schwung, auf ſein Schlachtroß, das Volkselend, ſich ſchwingen könnte. Da er aus unerklärlicher Beſtürzung kein Wort vorbringt, nimmt der König, das Thema fortſpinnend, mit feſterer Betonung das Wort:

„Wir ſind im Verfall: und unſer berühmter Espri ſpaziert fort! Unſer Luſtſpiel ging ſeit zwanzig Jahren immer mehr herunter. Es iſt nicht mehr anzuſehen, Woher kommt das? Ich will es von Ihnen wiſſen, der ſich mit dieſen Dingen ſein Lebenlang ernſtlich beſchäftigt hat."

Racine konnte hier nicht mehr ausweichen. Er war überraſcht durch die Frage und mußte ſeine, auf ganz andern Wegen herumſchweifenden Gedanken mit größter Schnelligkeit in ein neues Treffen ſammeln und ſie ſchlagfertig machen. Mit verlegener Miene und zweifelhaftem Tone ſprach er:

„Der Grund, Sire, iſt in Verſchiedenem zu ſuchen. Molière iſt ziemlich abgeſpielt; man kann ihn nicht alle Abende geben. Seit er todt iſt, will aber Niemand mehr in ſeinem Genre dichten, weil man ihn nach dem

Urtheile der Menge niemals erreichen würde. Die comédiens ordinaires ſind deßhalb in großer Verlegenheit. Um nur einigermaßen unſer lachluſtiges Volk zufrieden zu ſtellen und den Scherz nicht gänzlich verſiegen zu laſſen, greifen ſie nach allen alten Scharteken; ja, ſie entblöden ſich nicht, die erbärmlichen Poſſen Scarrons wieder hervorzuſuchen, die jeden Gebildeten anekeln müſſen.“ —

Der unglückliche Name Scarron war kaum heraus, da wurde die Frau Marquiſe wie mit Scharlach übergoſſen und den König ſchauderte es, als wenn ihn eine Klapperſchlange geſtochen hätte.

Racine mochte in die Erde ſinken; die Gemahlin ſeines Königs, ſein Schutzengel bis dahin, ſteht als die von ihm tief beleidigte Wittwe Scarron vor ihm, die für ihren Mann ein mildes Almoſen erhielt, bei deſſen Empfang ſich Scarron die Ehre erbeten hatte, der „Krüppel der Königin“ heißen zu dürfen.

Da ſagte der König mit ſtolzer Kälte: „Ich habe kürzlich von Ihnen, Monſieur, eine gewiſſe Schmiererei geleſen, in welcher Sie ſich bemühen, die Urſachen des Volkselends unter meiner Regierung zu entdecken. Die Poeten ſind gewöhnlich erbärmliche Staatsmänner. Wir leiden übrigens durchaus keine, ſelbſt indirekte Kritik unſerer Macht.“

Racine verſuchte leiſe zu erwiedern: „Ich proteſtire, Euere Majeſtät —“

Aber der König fiel ihm ſchnell ein: „Was kümmern mich Ihre Proteſtationen, Monſieur! Bleiben Sie ein andermal in Ihrer Sphäre, und ſuchen Sie in Ihrem eigenen Intereſſe ſich mit andern Dingen zu beſchäftigen.“

Dies iſt wörtlich nach den handſchriftlichen Memoiren der Ninon de l'Enclos. — —

Dies geſagt, verabſchiedete ihn der König durch eine eigenthümliche Handbewegung, die nach dem Zeugniß von Zeitgenoſſen ihre Wirkung nie verfehlte, bei dem ſolchergeſtalt Entlaſſenen tiefſte Zerknirſchung hervorzurufen.

Bald darauf ſtarb Racine, an der Entziehung königlicher Gunſt.

Nun kamen für Ludwig die Tage der erzwungenen Entſagung. Seine Heere fanden im Felde überlegene Gegner, und ſeine böſen Ränke ſchlugen nicht mehr zu ſeinem Vortheil aus.

Er ſchloß ſich ab, und ſtarb langſam dahin, in ſeinem ſieben und ſiebzigſten Jahr.

Seine Gemahlin nahm eine beſcheidene Wohnung in ihrem Hauſe von St. Cyr, das in allen ſeinen Theilen wohlgeordnet und eingerichtet war und den Erzieherinnen und Lehrern überlaſſen werden durfte; die Marquiſe behielt ſich die Pflege der Kranken vor.

Es iſt eine der heiligſten Pflichten; es iſt der Grundpfeiler der ächten Menſchenliebe, und entſpringt einer beſonderen Oekonomie des Herzens.

Die Marquiſe von Maintenon überlebte ihren Gemahl vier Jahre, und da ſie drei Jahre älter war, ſtarb ſie im vier und achtzigſten, in der ſtillſten Zurückgezogenheit.

Das Leben dieſer merkwürdigen Frau, mitten in einer Zeit des unſittlichſten Schwindels, in nächſter Beziehung zu den Profeſſoren der ſieben Todſünden, in dem Gemengſel einer Geſellſchaft, die nur noch bei'm Läſtern an Gott dachte; umgeben von den Schulen der Beſtechung und der gemeinſten Lüſte; erſcheint dem Auge des gewiſſenhaften Forſchers, wie von einer höhern Miſſion geleitet — gleich einem Apoſtolat — ein Leben, aus dem man die Lehre für ſich zieht: wie man für den Namen, den Ruhm und die Liebe Gottes des Herrn leben und ſterben ſoll.

Françoiſe d'Aubigné, Marquiſe von Maintenon, ruhe in Frieden.

Kurze Abfertigung und Mahnung.

Sagt mir, wie mögt ihr auf euerer erkämpften Höhe euch ſo ſehr vergeſſen? Seitdem man Begriffe von Selbſtachtung hat, bediente man ſich nicht ſo ſchmutziger Beſchimpfungen, ſolcher elenden Pamphlets, roher, verabſcheuungswürdiger Lügen und hinterliſtiger Ränke. Ihr fühlt euch, wie ihr ſelbſt ſagt und vorgebt, im Vollbeſitz der Macht, und bietet euern Witz, euern Kredit, euere Verehrer täglich auf, den Troß im Volke für euch zu mehren. Das thut ihr unter der Fahne: „Freiheit in Allem, für Alle!“

Aber euer Haß gegen die gläubigen Katholiken macht euch „Apoſtel der Freiheit“ zu Despoten; was ihr auf dem offenen Markte euerer Preſſe, in euern Clubbs und Verſammlungen nicht anbringen könnt, das laſſet ihr draſtiſcher auf der Bühne darſtellen, und hüllet die Glieder ſchmutziger Komödiantinnen, der gemeinſten Sorte, in Gewande, deren Anblick uns ſtets eine fromme Empfindung erregt; laſſet Mönche Polka und Cancan tanzen, und ſchleppt dieſe gemeinen Entſtellungen vor das Angeſicht eines lachluſtigen, vornehmen und geringen Pöbels.

Iſt es den Katholiken nun zu verdenken, daß ſie über dieſe Unbill erboſt werden? Daß ſie in ihrer Volkspreſſe denſelben Ton anſtimmen, und die Stärke ihres Aergers ihren Ausdrücken eine Präge verleiht, die vor dem Gebildeten nicht beſtehen kann? Kommt nun dazu, daß die Bevölkerung auf dem Lande eine wirkliche Entfremdung der religiöſen Sitte fürchtet, und dazu wohl berechtigt iſt; ſo läßt ſich leicht erklären, warum die Sachen zur Zeit ſo und nicht anders in Süddeutſchland ſtehen. —

Wenn wir uns nun hier auf dem lauten Markt euerer Preſſe euch gegenüberſtellen, ſo denken wir nicht daran, in ein Schimpfturnen uns einzulaſſen. Und wahrlich, wählten wir auch die lüderlichſte, gemeinſte Beſchimpfung, ſie käme der Beſchimpfung nicht gleich, die ihr uns nun ſo lange ſchon täglich an den Kopf werfet: „Wir ſeien vaterlandsloſe Landesverräther!“ Kann man ſchändlicher verfahren?

Als die Bayern zu euch ſtießen, frohe Kameradſchaft ſchloſſen, an der Beiwacht ganz „heimlich“ wurden, und an euerer Seite mitſtritten und fielen: waren das die „vaterlandsloſen Landesverräther?“ Fragten jene, fragtet ihr, welcher Religion?

Der Biſchof von Orleans, Monſeigneur Dupanloup, ſagt in einem offenen Briefe: „Die Franzoſen verdanken ihre Niederlage allein ihrem Mangel an Wahrheitsliebe, ihrer Vergnügungsſucht und ihrer unkatholiſchen Geſinnung.“

Wir führen weiter aus: ſie verdanken es ihrer verderbten und entnervten Literatur. Darunter ganz nichtswürdiges Zeug. Die franzöſiſche Nation wurde dadurch immer mehr herabgewürdigt, ſie rannte durch eine blühende Gaſſe von Ausſchweifungen aller Art, die jedem Manne von Ehre und Geſchmack zum Vorwurf gereichen müſſen, und die Folge war, daß ſelbſt beſſere Köpfe, edlere darf ich hier nicht ſagen, ſich zu Wagniſſen herabließen, um einem ſolchen Publikum zu gefallen.

Dieſe unmoraliſche Brunſt müſſen die Franzoſen jetzt theuer bezahlen. —

Hier ſtoßen wir auf einen mächtigen Unterſchied. Wir Deutſche raſen nicht nur ſo dahin, wir ſtreicheln das widerſpenſtige Roß mit der Hand, und ſetzen uns dann feſt im Sattel zurecht. Es koſtet nur einen Schritt, und man gewöhnt ſich an die außerordentlichſten Lebensverhältniſſe. Ob Luftballon oder Eiſenbahn, ob Tauben oder Poſtbote, ob ein reiſender Redacteur uns Dies oder Das vermittelt, wir fühlen uns ruhiger, weil wir uns ſelbſt keinen Vorwurf zu machen haben. Das iſt das Sicherheitsſchloß der allgemeinen Sittlichkeit, die den deutſchen Charakter umgibt. Mit der wachſenden Arbeit gegen den Feind wuchs zwar die Leidenſchaft, die Nothwendigkeit, das Urtheil zu ſchärfen; mithin auch die Sucht wichtig zu erſcheinen; der gute Wille ward mit Galle verſetzt; allein dies zuſammengenommen, verletzt nicht den Grundzug unſerer angeborenen Sittlichkeit.

Warum aber ſo gut geartet, durch Selbſtentſtellung einer Sucht verfallen, alles Ueberſinnliche allegoriſch zu deuten, oder dem craſſeſten Materialismus das Wort zu reden?

Von der Bibel ſprechen ſie im poetiſchen Sinn,

oder nach philoſophiſchen Begriffen, vom literariſchen Standpunkte, oder vom rationellen, nicht zu vergeſſen das „vertrauliche“ Element, das nur vollſtändig für die Eingeweiheten herauszufinden iſt, die im Stillen ihre wahre Meinung lachend ſich mittheilen.

Hiernach gibt es in der Skepſis keine Abſtufung mehr. Entweder — Oder: Der Menſch iſt Gott, nach der Lehre der Rationaliſten — der Gott ward Menſch, nach der Lehre der Kirche.

Da leſen wir in dem Blatte des Herrn Dr. J. von Goſen, das ſich ſtets der tapferſten Correſpondenzen aus Rom zu erfreuen hat: einen Schwank, mit der Ueberſchrift „Roms letzte Stunden.“

Wie noch nie, ſtimmten wir hier mit Herrn Dr. von Goſens gutgewähltem Titel überein.

Wir haben in früheren Briefen es unſeren Leſern mitgetheilt, wie oft ſchon der heilige Vater aus Rom verjagt, gefangen fortgeſchleppt, ja — wie ihm einſt ein feindlicher Feldhauptmann mit dem Eiſenhandſchuh in's Geſicht geſchlagen — und wie dann jedesmal das Triumphgeſchrei der Abtrünnigen laut erſcholl: „Jetzt iſt's aus mit Rom; mit dem Papſt ſind wir fertig.“

Aber immer wieder war der Papſt da, und Rom war wieder Rom durch ihn, wann Gottes Rathſchluß es ſo fügen wollte.

Jetzt iſt's anders. Herr Dr. J. v. Goſen darf ſeine Ueberſchrift kühn ſtehen laſſen, von keinem Katholiken angefochten, was ſonſt ſeinen Einfällen nach dieſer Seite nicht leicht zugeſtanden wird.

Roms letzte Stunde iſt erſchienen, da eine gewaltige Herrſchermacht, mit dem ſchweren Kirchenbann belaſtet, ihren Sitz im Palaſte des Quirinal aufſchlägt.

Wir dürfen nicht den leiſeſten Zweifel hegen, daß es ſo kommen wird.

Correſpondenten belehren uns: „daß der Haß gegen die Dauer der Religion in Rom nicht mehr zu zügeln ſei."

Es ſind nun faſt zwei Jahrtauſend, daß die Kirche unter dem Primat des Nachfolgers des heiligen Petrus an zweihundert Millionen getreuer Gläubigen vereinigt hatte. Schlagen wir nun die Leſer der „Gartenlaube" und des „Lahrer hinkenden Boten" auf drei bis vier Millionen an, was gewiß räſonnabel iſt, und fiele durch unrichtige Zählung ferner noch etwas von den zweihundert Millionen weg — wir räumen das Alles ein — ſo bleibt doch immer noch eine ungemein große Zahl in „Glaubenseinheit" verbunden, wie dies auf keinem andern Gebiete wahrgenommen wird.

Hofft ihr ein auch nur annäherndes Factum durch euere laut ausgeſchrieene „Unglaubenseinheit" zu erzielen?

Warten wir ab. Einſtweilen trennen ſich ſcharf, in dem gebildetſten Volke Europas, die ſogenannten Altkatholiken, die von dem Jeſuitenunweſen, das Pius IX. in Banden hält, nichts wiſſen wollen, von der „Sekte der Neukatholiken" — wie der frevle Wahnwitz in einem Tageblatt die Bekenner der Unfehlbarkeit zu nennen ſich erfrecht.

Vor einigen Tagen laſen wir: Pius IX. wolle mit den Römern verkehren; er möchte durch die Straßen ſchreiten, ſeine Arme ſegnend über Alle ausſtrecken und die Empfindungen lauten Dankes dafür entgegen nehmen. Das Volk iſt des langen Unfriedens müde, will Freundſchaft (ho! ho!) und Verſöhnung mit ſeinem Papſte und den Dienern ſeiner Religion.

Heute bläſt man aus einer andern Tonart.

Pius grollt ſeinem Volke und aller Welt; hilflos und verlaſſen gefällt er ſich darin, die Rolle eines Gefangenen und Martyrers zu „ſpielen." Er mag nicht vor den Augen ſeiner früheren Unterthanen erſcheinen, deren Ovationen er jetzt ebenſo ſehr ſcheut, „als er ſie früher geſucht hat." (Pfui! Auswurf!)

Im Vatican iſt Noth an Allem, der Papſt hat kein Geld, um ſeinen Schweizern und Gendarmen den Sold zu zahlen. Die letzten Reſte des Peterspfennig, welche in der Münze niedergelegt waren, ſind verſchwunden. Im Vatican iſt man überzeugt, daß der Papſt bald die undankbare Stadt verlaſſen werde. Da jedoch ſeine Geſundheit ein nördliches Klima nicht ertragen kann, ſo ſucht „man" (wer?) unter den Inſeln des mittelländiſchen Meeres umher, ob eine ſei, die den Oberherrn der katholiſchen Chriſtenheit würdig beherbergen könne.

In Rom iſt ſeines Bleibens nicht; Alles iſt von ihm abgefallen. Selbſt die Blüthe des Adels, auf die Pius, weil die Jeſuiten in jenen Kreiſen großen Einfluß hatten, ſicher zählen zu können glaubte. —

Nun wiſſen wir's ja, ganz umſtändlich. Armer Pius IX., „leer im Beutel, krank im Herzen," ungeliebt und der Fürſorge der Mächte überantwortet, daß ſie ihm einen Stein ausfindig machen, darauf er das Haupt niederlege.

So ſoll es ja ſein; ſtünd es ſo, da wär er ſo recht mitten inne ſeines apoſtoliſchen Berufs. Aber es gibt hier noch Einiges zu ergänzen.

Der heilige Vater hat — ſo meldet unwiderleglich ein „katholiſches" Blatt — monatlich fünfzigtauſend Scudi, jährlich mehr als eine Million, zu erheben. Und das iſt ein ſehr geringer Bruchtheil des vom Cardinal Antonelli, ſchon lange vor der Uſurpation, in die Kaſſe des römiſchen Finanzminiſteriums deponirten, und auf den perſönlichen Namen und Credit des heiligen Vaters geſchriebenen Fonds aus dem Erträgniſſe des Peterspfennig.

Wie unerhört! Ein Jahreseinkommen von mehr als einer Million aus einem Kapital, abgeſehen von den übrigen Geldzuflüſſen, gibt Anſpruch für einen armen Mann zu gelten, und den vom Mitleide treuherzig geſpendeten, vielleicht letzten Pfennig mit aller Seelenruhe einzuheimſen.

Soll das Volk nicht darüber belehrt werden, daß in der gegenwärtigen Kriegesnoth es in einer dem Himmel wohlgefälligern Weiſe das Werk barmherziger Samaritaner üben könne? —

Dieſe ſich ſtets von ſelbſt überbietenden und einander verſchlingenden Lügen und Verketzerungen werden von dem Chriſtenthum, wie es in der katholiſchen Kirche feſt begründet ſteht, ſogleich mit dem richtigen Maßſtab gemeſſen.

Damit mag aber freilich die eben „aufkeimende“ Freiheit des Denkens auf Hinderniſſe ſtoßen. Die „bisher beſtandene“ wird nicht dadurch erſtickt.

Es gibt im Leben der Menſchheit, wie in dem Leben des Einzelnen, verſchiedene Phaſen, die es nach außen verändern, im innern aber nicht berühren. Dieſe

Umgeſtaltungen verlaufen manchmal glücklich, manchmal unglücklich.

Der einzig mögliche Fortſchritt iſt nun der: **im Guten zu beharren, oder zum Guten zurückzukehren.**

Was ſonſt von einer Geſellſchaft angeſtrebt würde, die Sorge für gutes Leben, für politiſches Anſehen: Alles, was ſie an irdiſcher Macht ſich aneignet, an wiſſenſchaftlicher, militäriſcher, induſtrieller Civiliſation: das zählt Alles nicht mit, wenn man von Fortſchritt ſpricht.

Nehmen wir an: ein junger Menſch von zwanzig Jahren, unwiſſend, arm, hinfällig, ſonſt fromm und gut, hätte mit vierzig Jahren Kenntniſſe erlangt, Reichthum dazu, ſei aber nunmehr ungläubig und verderbt. Iſt das für ihn ein Fortſchritt? Nimmermehr, er wäre hinfälliger, unwiſſender und unglücklicher, als in ſeiner Jugend. Sein Fortſchritt beſtünde darin, umzukehren, ſich zu verjüngen, ſein Vermögen ſeiner frommen Jugend zu opfern, und Alles, was er an Kenntniſſen ſammelte, wenn's ſein müßte, über Bord zu werfen.

Dieſe Bekehrung des Einzelnen, iſt auch die einzige fortſchrittliche Verjüngung der Geſellſchaft.

Eine Geſellſchaft, in der dieſer gährende Stoff nicht mehr aufſteigt, ſtirbt dahin, trotz ihrem Glanze. Sie beſitzt unverſöhnliche Feinde — nicht die Dummen und Elenden von der Gaſſe — die Leidenſchaften ſind es, die ſie über die Pflichten täuſchen, die ſie dem Volke ſchuldig ſind, deſſen Erziehung und Leitung ihr überlaſſen iſt.

Die „Geſellſchaft“ iſt nicht ein kunterbuntes Durcheinander.

Zuerſt iſt's die Hierarchie der Familienväter. Die Grundbeſitzer, die Unternehmer, die Reichen; Alles was commandirt, zählt zur Geſellſchaft. Der Reſt iſt Volk, und im beſten Sinne, das Kind vom Hauſe.

Nun iſt der Familienvater nicht ſchuldig, ſeinen Kindern eine abwechſelnde Unterhaltung darzubringen. Zu zwei Dingen iſt er verpflichtet: Brod, ſo viel als möglich; vor allen Dingen aber: den Glauben, die Nahrung der Seele.

Seine Arbeit verſchafft das Brod; ſein Unterricht, ſein Beiſpiel, den Glauben. Erfüllt er dieſe Aufgabe, ſo wird er verehrt, geliebt, gefolgt. Erfüllt er ſie nicht, ſo erzieht er ſich nur Undankbare, und erſchöpfte er ſeine Kaſſen in ungeheuerer Verſchwendung.

Man wird von ihm unerlaubte Dinge verlangen; Dinge, die nicht in ſeiner Macht ſtehen. Die Familie ohne Führer ſpaltet ſich, als natürliche Folge der Empörung, und ſtirbt.

Das hier in der Familie geſchilderte wiederholt ſich in einer Stadt, in einer Nation. Die Herrſcher und Leiter ſind dem Volke Wahrheiten und Tugenden zu lehren ſchuldig. Darauf hat jeder Menſch ein Recht.

Weitere Rechte in der Politik, an der Arbeit, an öffentlicher Unterſtützung, an lauten Volksbeluſtigungen: das iſt zum Lachen!

Das Volk arbeitet, weil es fleißig iſt; es wird unterſtützt, weil die chriſtliche Gemeinde dies von ſelbſt ausübt; es begnügt ſich mit Wenigem, weil es glaubt; es bleibt ruhig gefaßt in ſich, weil es hofft; es iſt glücklich, weil es liebt; es fühlt ſich frei, weil es vernünftig iſt. —

Ich komme zum Schluſſe.

Wer nicht feſt an die Kirche glaubt, wird an ſich glauben, und wer an ſich glaubt, wird dem Erſten, Beſten glauben, der ihn an Wiſſen und Talent übertrifft. Die Knechtſchaft der Geiſter, außerhalb der Kirche, iſt eine furchtbare Vorſtellung. Jeſus Chriſtus allein befreit durch die Kirche den Geiſt, und der lauteſte Aufruf der Freiheit, der jemals in der Welt gehört wurde, iſt der:

Ich glaube an die heilige katholiſche Kirche!

Ebenſo wie die bürgerliche Geſellſchaft, wenn ſie wohlgeordnet iſt, den Menſchen von der Ungerechtigkeit befreit; befreit die Kirche den Menſchen von dem Irrthum. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt die Mutter des Rechts; die Kirche die Mutter der Wahrheit. Wer die bürgerliche Geſellſchaft verläßt, wird ein Tyrann, oder ein Schlachtopfer Anderer. Wer die Kirche verläßt, wird ein Sclave, oder ein Beherrſcher der Gedanken Anderer. —

Zweifeln wir nicht: es wird anders werden.

Unter dem Banner des Unglaubens wird die deutſche Nation niemals ihre Herrſchaft über die Welt ausdehnen.

Die Wiſſenſchaft aus Gott, die arg verſchrieene, „abergläubige, verdummende, nicht zeitgemäße,“ weil im Widerſpruche mit den erleuchteten Männern und Wortführern des Tages; das iſt: die ächt katholiſche Wiſſenſchaft, wird der Welt die Freiheit bringen, ſie wird den finſtern Abgrund erleuchten. Auf der weiten Erde wird, das Kreuz tragend, die Menſchheit in dem feuerigen Rufe ſich vereinigen:

„Es hat geſiegt; es regiert und herrſcht, und wir ſind frei!“ — — —

Mit ſchwerem Herzen trat ich in’s Freie.

Ich ſah im Geiſte zwei Standſäulen. Eine ſchien der frechſten Tollheit errichtet; dicht daneben die andere, der Terreur — dem Schrecken.

Leiſe vor mir hin ſagte ich die Worte des heiligen Apoſtel Paulus, in ſeinem Briefe an die Epheſer:

„Wandelt nicht wie Unweiſe, ſondern wie Weiſe, und benützet die Zeit; denn die Tage ſind böſe. Darum werdet nicht unverſtändig, ſondern verſtehet, was der Wille Gottes iſt.“ —

Verfolgt ihr in Europa die chriſtliche Religion in der Weiſe, wie ihr begonnen habt, in der empörendſten, die es geben kann: läugnet ihr in demſelben Athem euere Abſicht: legt Concordatsbeſtimmungen willkürlich aus und ſucht damit „gebildete“ Gimpel in euer Netz zu fangen; ſo iſt an euere Herrſchaft über die Welt nicht zu denken.

Und mit dem Papſt werdet ihr vollends nicht fertig werden.

Es kommt die Zeit des Martyriums, der Miſſionäre, die das Kreuz in die weiten Länder des Oſtens und Weſtens tragen.

Und die Civiliſation der kleinen Halbinſel Europa?

Sie wird dieſes Ende erleben. —

„Die heilige Mutter-Kirche war groß und geachtet, bevor der Sachſe in Britanien Fuß gefaßt, bevor der Franke über den Rhein gegangen; als die griechiſche Beredſamkeit noch in Antiochia blühte; als Götzenbilder noch im Tempel von Mecca verehrt wurden. Und ſie wird noch in unveränderter Kraft beſtehen, wenn vielleicht ein Reiſender aus Neuſeeland, in der Mitte einer einſamen Wüſte, auf einem gebrochenen Bogen der Londonbrücke ſtehen wird, um die Ruinen der Paulskirche zu ſkizziren.“

Dieſes prophetiſche Wort ſpricht ein berühmter engliſcher Autor, Macaulay, nicht Katholik, in ſeinen historical and political essays.

Die Welt ſteht fertig da, weil Gott den nach ſeinem Ebenbilde geſchaffenen Seelen einen Ort des Wachsthums, der Entwickelung, der Erſchließung alles Höhern zum Wohnſitze geben wollte, die einſt ſeiner ewigen Seligkeit theilhaft zu werden beſtimmt ſind.

Dieſe Welt zu ſtudiren, mag die Neugier befriedigen; ſie zum eigenen Nutzen ausbeuten, mag von erklecklichem Vortheil ſein; die Hauptſache bleibt jedoch, die Göttlichkeit der Seelen zu begründen.

Mag unſere Zeit immerhin die Naturkräfte benützen und mißbrauchen; es mehre ſich der Reichthum; die Bequemlichkeiten des Lebens mögen ſich in's Unendliche vervielfältigen; mögen die gemeinen Hantirungen der menſchlichen Intelligenz noch ſo pompös betitelt werden; ſinge und ſpreche man von Fortſchritt, Civiliſation, Humanität; das ſollte die Zeit nicht vergeſſen: daß Alles hinſterben wird. Daß es ebenſo ſterben wird, ſterben muß, wie es zu leſen iſt auf den berühmten Ruinen: Ninive, Babylon, Memphis, Tyrus, Carthago, Corinth, Rom ſelbſt, das alte.

Lachet ihr Thoren, die ihr euch für weiſe haltet, wenn ihr auf ein Gebiet blicket, wo nur ein göttliches Leben waltet; wo der Prieſter in ſeinem hohen Amte herrſcht und dem Himmelreiche Heilige wirbt.

Der Prieſter, als ſolcher, iſt die ſtärkſte Kraft auf der Welt.

Um es zu bleiben, muß er jede Diſſonanz vermeiden. Er muß Eins in ſich ſein. Deßhalb muß er nach der abſoluten Vollkommenheit ſich ausbilden. Gott iſt heilig, Gott iſt gut, Gott iſt weiſe, Gott iſt ſtark, Gott iſt der Inbegriff aller Wiſſenſchaft. Alle dieſe Vollkommenheiten, in der Hülle eines ſterblichen Leibes, in der Geſtalt einer für jeden Verſtand leicht begreiflichen und unendlich liebenswürdigen Weſenheit vereinigt, nannte ſich Jeſus Chriſtus. Das iſt das Vorbild des Prieſters.

Davon ſind wir gläubige Katholiken durchdrungen und um ſo mehr im Einklange mit dem höchſten Haupte der geheiligten Hierarchie. Wir lieben es unendlich, wir wollen, daß es alle ſeine Vorrechte behalte, daß es nichts kränke, und wir beten, daß Gott ſeine Thränen trockne, die auf jene vernichtend fallen, die ſie ihm erpreſſen.

Er iſt für uns der König der großen Doctrin, in ſtrahlender Majeſtät, der Hüter des Rechtes, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der Verweſer aller Liebe Jeſu Chriſti.

Welcher Menſch hörte wohl jemals Worte, wie die an Simon, den Apoſtel gerichteten:

„*Et ego dico tibi quia . . . . Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam!*“

Das iſt die Beſtätigung, ein Eid Gottes! Die Erde erbebte, als er geleiſtet wurde. — — —

Und wenn von Opfern die Rede ſein ſoll — was

ſind denn alle Opfer, die von Anderen dargebracht werden, gegen das Opfer der Miſſionäre? Ohne feſten Wohnſitz, ohne Freund, ohne geiſtigen Beiſtand, durchſtreift er Wüſten und Felſen. Seine Gemeinde iſt klein und weit umher zerſtreut. Er achtet nicht des Klima, nicht der wilden Thiere; ſeine wüthendſten Feinde ſind die Menſchen ſelbſt, an deren entſetzlicher Bosheit das heilige Blut Jeſu Chriſti keine Macht mehr übt. Am Ende ſeiner Tage wird ihm nicht einmal ein geweihetes Grab zu Theil. Wo wäre für ihn ein Kirchhof zu entdecken?

Iſt ein ſolches Leben zu begreifen? Nach der Natur nicht. Und wie wird es dennoch zu erklären ſein, daß ſich alle Tage Menſchen finden, die ſich dieſer blutigen, ruhmloſen Aufgabe widmen? die als Kinder ſie ſchon erſehnt, vor ihren Eltern ſie geheim gehalten, durch unabläſſige Gebete von Gott die Erfüllung ihres heißeſten Wunſches empfingen. Das iſt — meine lieben Anbeter des geſunden Menſchenverſtandes — ein Geheimniß des Himmels, deſſen myſteriöſe Entfaltung der Menſchenſeele. Euere Gelehrten ſtehen hier unwiſſend, da ſie von der Beſtimmung und den Pflichten der Seele nichts wiſſen.

Dies Geſchlecht der Miſſionäre ſtirbt nicht aus. „In lumine tuo videbimus lumen!“ Im Lichte des Herrn erfaſſen ſie prophetiſch die Wonne des Lebens, das ſich für Gott ganz hingibt. Sie wollen ſich daran ſättigen. Alle Blumengewinde der Welt vermögen ſie nicht abzuhalten, dieſe edeln Feſſeln ſich zu erringen.

Am Tage, der auf Golgatha folgte, ſteinigten die Juden den erſten Bekenner. Mit leuchtendem Antlitze rief er laut: „Ich ſehe die Himmel offen, und den Menſchenſohn zur Rechten Gottes des Vaters!“ —

Damit iſt Alles erklärt. Hier iſt der unwiderſtehliche Zug zu dem apoſtoliſchen Leben. —

Und die Gräber der jetzt in Frankreich Gefallenen! Euere edle Begeiſterung, die ihr mit eurem Leben bezahltet, wird nicht die Früchte bringen, wie das Martyrium der Miſſionäre.

Euerm weithin leuchtenden Siege wird kein dauernder Friede folgen, wie dem endlichen Siege der Martyrer.

Die Verachtung der Religion, die Geringſchätzung alles deſſen, was nur entfernt ſich darauf bezieht, wird es nie mehr dahin kommen laſſen, daß die Kirchhöfe der Chriſten, Gräber mit blühendem Graſe, im Schatten des alten Glockenthurmes dicht aneinander gedrängt, von Thränen benetzt, von Gebeten befruchtet, nur noch als geheiligter Boden von den Knieen berührt werden.

Zwölfter Brief.

Morituri te salutant!

Mit dieſem furchtbar ernſten Gruße beginne ich den letzten Brief dieſer Sammlung.

„Die dem Tode Geweihten grüßen Dich!“ — —

Dr. Haffner ſagt in ſeinem Werke „der moderne Materialismus,“ indem er auf den practiſchen Commentar hinweiſt, welchen die Lehre des Materialismus in den Schauſpielen Roms gefunden hat:

„Dort, wo das römiſche Volk die Tragödie ſeines weltgeſchichtlichen Lebens ſpielte, müſſen wir die Frage ſtudiren: was die Welt wird, wenn der Materialismus zur Herrſchaft gelangt? Der Blutdurſt, mit welchem alle Stände und alle Altersclaſſen, zarte Frauen und edle Veſtalinnen, ernſte Philoſophen und liederliche Lebemänner, die Hinſchlachtung von Tauſenden mitanſehen; der gräßliche Wahnſinn, mit dem die Gladiatoren ſich zerfleiſchen, um mit ihrem Blute ein Ergötzen zu ſpielen: die fürchterliche Grauſamkeit, mit der Menſchen den Beſtien zur Speiſe vorgeworfen werden: das Schauſpiel der Amphitheater iſt die Illuſtration der practiſchen Seite des Materialismus.“

„Die Arena“ — es ſind Haffners Worte, die ich anführe — „ſpiegelt nur das innere Weſen des römiſchen Volkes. Was hier mit öffentlichem Gepränge ſich vollzieht, das vollbringt jeder römiſche Bürger an den Sklaven, die er nach Belieben tödtet, an den Kindern, die er nach ſeiner Willkühr in die Gräben der appiſchen Straße wirft. Das ganze kaiſerliche Rom hat die Theorie des Materialismus adoptirt und in allen Gebieten des öffentlichen und ſocialen Lebens hat die Idee des Geiſtes, des unſterblichen und ewigen Lebens, der Glaube an die Gottheit ſich dem Untergange zugeneigt. Wenn jemals der Materialismus hoffen konnte, die Welt zu beherrſchen, und den Aberglauben an den „Geiſt“ für immer zu verbannen, ſo hatte er dieſe Hoffnung damals, als Nero herrſchte und Domitian auf dem Throne der Cäſaren ſaß.

„Aber kehren wir in die Arena zurück. Wir werden in ihr neben den blutenden Opfern der epicuräiſchen Philoſophie, die erhabenſten Zeugen des Geiſtes finden. Zeugen nennt ſie die chriſtliche Welt. Es ſind die Martyrer. Ihre Heldenſtärke, ihre übernatürliche Kraft, ihre Sehnſucht nach dem Tode, ihr Glauben an das ewige Leben, ihre verklärte Erſcheinung, das himmliſche Licht, das ihre Geſtalt umleuchtete: iſt ſie nicht ein Zeugniß der geiſtigen Welt? oder genauer: iſt es nicht der Geiſt ſelber, der ihnen in die irdiſche Welt hineinleuchtet und ſeine Wirklichkeit in dem Augenblick offenbart, in welchem ſie auf immer vergeſſen ſchien?

„Aber die Martyrer nicht allein erſcheinen als ein thatſächliches und unmittelbares Monument des Geiſtes. Das ganze Chriſtenthum, dieſer in allen ſeinen Gliedern geiſtige Bau, iſt ein ſolches. Wo die chriſtliche Religion ſich entfaltet, da iſt der Materialismus nicht blos widerlegt — er iſt zur Unmöglichkeit geworden. Angeſichts der Wiſſenſchaft des Chriſtenthums, Angeſichts der Kunſt des Chriſtenthums, Angeſichts der erhabenen Myſtik und aller Wunder des heiligen Lebens, welche aus der chriſtlichen Kirche, wie aus geheimnißvollem Blüthenkelch uns entgegentreten: wer wollte da zu der Lehre Democrits zurückkehren, und das Weſen der Gottheit, als Eingebung der Furcht, das Daſein der Seele als ein Aggregat von Atomen darſtellen? —

„Alſo Alles, was ſeit Jahrtauſenden der Menſchengeiſt als überſinnliche Wirklichkeit verehrt, iſt Nichts, iſt unwirklich, iſt Schöpfung des Deliriums. Das iſt hart und keck. Es erweckt ein Gefühl, wie wenn uns plötzlich das Auge ausgeriſſen und die ſchöne Welt der Farben vor uns verſchwinden würde; als ob man uns das Ohr zerſchlagen und uns die herrliche Welt der Töne nehmen wollte, um uns nichts zu laſſen, als Gaumen und Naſe und die träge Haut.

Es iſt grauſam, was dieſe Erklärung uns zumuthet, eine Verſtümmelung unſers Selbſt, viel fürchterlicher, als je das Meſſer eines Cannibalen vollbracht hat." — —

Wir ſtehen jetzt vor der Frage: „Iſt es häretiſch zu behaupten, die römiſche Kirche könne ausarten, wie die übrigen, und der apoſtoliſche Stuhl könne auch vom Glauben Chriſti abweichen?"

Die Beantwortung finden wir in dem Actenſtück der katholiſchen Verſammlung in Fulda, wie es uns das Paſtoralblatt für die Erzdiöceſe München-Freiſing klar auseinander ſetzt. Wir werden einige Stellen daraus entnehmen.

„In der katholiſchen Kirche iſt große Sorgfalt darauf zu legen, daß wir das feſthalten, was überall, was immer, was von Allen geglaubt worden iſt; denn das iſt das wahrhaft und eigentlich Katholiſche. Das aber wird erſt dann der Fall ſein, wenn wir uns richten nach der Allgemeinheit, nach dem Alterthum und nach der Uebereinſtimmung. Dieß die Regel des katholiſchen Glaubens. Es mag überflüſſig ſein, für Katholiken eigens hiezu die Bemerkung zu fügen, daß bei Feſtſtellung dieſer „Allgemeinheit" nicht jeder einzelne Gläubige, ſondern lediglich das kirchliche Lehr- und Hirtenamt berückſichtigt werden muß.

„Keinem Katholiken iſt es zweifelhaft, was er zu glauben hat. Da es aber nicht Sache der Autorität iſt, wiſſenſchaftliche Begründungen ihrer Entſcheidungen zu geben — ſie hat deren höherer Art, die von ihrem Stifter ertheilte Vollmacht und den Beiſtand des heiligen Geiſtes — ſo liegt es an uns, ſolche aufzuſuchen, damit unſer Glaubensgehorſam ein vernünftiger ſei, und damit wir immer bereit ſind, jedem der uns Rechenſchaft abverlangt, Rede ſtehen zu können.“ — —

Wir kommen auf das Dogma: „Von der Unfehlbarkeit.“

„Daß uns,“ heißt es weiter in dem erzbiſchöflichen Erlaß, „von der Kirche nichts anders verkündigt werden kann, als das was wir empfangen haben, müſſen wir feſthalten, unverbrüchlich, ſo lange wir glauben, daß ihr die Verheißung Chriſti gilt: Er werde bei ihr bleiben, alle Tage bis zum Ende. Darnach ergibt ſich von ſelbſt, daß nie und nimmer etwas von der Kirche als Dogma definirt werden kann, was ſchlechthin neu wäre.

Im vorliegenden Falle wäre es jedenfalls, ſelbſt vom katholiſch-gläubigen Standpunkte völlig abgeſehen, rein überflüſſig, das zu erörtern. Denn die Lehre von der päpſtlichen Unfehlbarkeit kann auf keinen Fall „etwas Neues“ genannt werden, da ſie nunmehr über fünfthalbhundert Jahre Gegenſtand der eingehendſten *theologiſchen* Erörterungen und Streitigkeiten geweſen iſt.

Eine andere Frage aber iſt: iſt *dieſe Lehre als Dogma eine neue?*

Dieſe Frage kann befriedigend nur gelöſt werden, wenn die *Unfehlbarkeit* als *weſentlicher Beſtandtheil* der *Primatialgewalt* aufgefaßt wird.

Die Sache liegt ſo:

Chriſtus hat, als er eine ſichtbare Kirche geſtiftet, die geſammte von ihm zum Heile der Menſchheit ausgeübte Gewalt auf ſeine Kirche übertragen. (Matth. 28, 18. 19. Joh. 20, 21.) Dieſe ſeine Gewalt umfaßt ein Dreifaches: die *königliche*, die *prieſterliche*, die *Lehrgewalt*. Nun hat Er aber ſeine Kirche nach katholiſcher Lehre ſo eingerichtet, daß an ihrer Spitze, an *Seiner Statt* ein einziger Mann ſteht, auf dem die ganze ſichtbare Kirche ruht, als auf ihrem Grundſteine. Deſſen Würde aber iſt, ſo lautet das Dogma: kein bloßer primatus honoris, ſondern ein primatus jurisdictionis, d. h. er hat nicht blos die höchſte Würde, ſondern in ihm ruhet die *höchſte Autorität* und *Macht*. Iſt nun die Macht der Kirche eine *dreifache*, ſo muß nothwendig der *Primat* gleichfalls dieſe drei Gewalten haben: „die *höchſte Regierungsgewalt*, über die hinaus keine höhere Inſtanz angerufen werden kann; die *höchſte prieſter-*

liche Vollmacht, d. h. die höchſte und umfaſſendſte Vollmacht über alle und jede Gnadenſchätze der Kirche, endlich die *höchſte Lehrgewalt*, d. h. die Macht in Glaubensſachen die letzte und höchſte Entſcheidung zu treffen, ſo daß an keine höhere Autorität mehr gegangen werden kann. Das lehrt nun auch ausdrücklich Schrift und Tradition.“

Zum Schluſſe noch ein Rückblick auf die Hauptfrage, nach dem biſchöflichen Erlaſſe, da wir das nähere Eingehen nicht berückſichtigen konnten.

„Iſt die Lehre von der *höchſten, in letzter Inſtanz entſcheidenden* Lehrgewalt des *Statthalters Chriſti* als Dogma *neu*? Wer hat das Recht, die *Allgemeinheit*, das *Alterthum*, die *Uebereinſtimmung* für ſich in Anſpruch zu nehmen, die Anhänger oder die Gegner dieſer Lehre?

In der kirchlichen *Tradition* immer feſtgehalten, aber von der kirchlichen Autorität bis auf die jüngſten Tage nicht ausdrücklich, mit nicht zu mißdeutenden Worten formulirt; in der *Schrift*, wie uns die ununterbrochene Auslegung der Kirche verſichert, zwar nicht mit den *Worten*, wohl aber klar dem *Sinne* nach enthalten, iſt dieſe Lehre das was die Schule nennt: „revelatum formaliter ac immediate implicite.“

Bisher gehörte ſie unter die „puncta fidei,“ jene religiöſen Wahrheiten, die man, um ſelig zu werden, zwar nicht ausdrücklich ausſprechen und bekennen, die man aber doch inſofern glauben muß, als man Alles im Allgemeinen feſthält, was Gott geoffenbart hat und die Kirche glaubt. Es ſind aber auch die „puncta fidei“ Dogmen. Nunmehr, durch die Verkündigung der Kirche, iſt die Lehre zu einem „*articulus fidei*“ geworden, den man ausdrücklich glauben und bekennen muß, wenn man das Heil erlangen will.“ —

„Ueber die Unfehlbarkeit des Papſtes, im Anſchluſſe an das neueſte Hirtenwort der hochwürdigſten Herren Biſchöfe Deutſchlands“ ſpricht ſich der hochwürdige Domprediger, Herr Joſeph Ehrler, in einer in der Metropolitankirche Unſerer Lieben Frau zu München gehaltenen Predigt, am allerbündigſten aus, und wir erlauben uns aus dem, zum Beſten der verwundeten Krieger gedruckten, vor uns liegenden Exemplare, ihn hier mit ſeinen eigenen Worten ſprechen zu laſſen, indem wir das unſerm Zwecke dienende in abgeriſſenen Skizzen herausheben.

Nachdem der Prediger erwähnt, wie die großen Uebel der Zeit, die ernſte, unheilvolle Weltlage, die drohende Zunahme des Unglaubens und der Abfall vom Chriſtenthum, der ſich an manchen Orten ſo raſch vollzieht, die ſchrecklichen Stürme, welche den Boden der bürgerlichen Geſellſchaft unaufhörlich durchwühlen, der Spott und die Verhöhnung alles Heiligen und der wachſende Cultus der Sinnlichkeit — in der Seele des heiligen Vaters den Entſchluß zur Reife brachten, die von Gott beſtellten Hirten zu einem allgemeinen Concil zuſammenzurufen, um mit ihnen über die Heilmittel zu berathen, die dem Verderben einen Damm ſetzen könnten, oder die wenigſtens geeignet ſind, die treuen Kinder der Kirche aus dem Irrſal der Zeit zu retten — führt der Prediger an, was Verläumdung und Lüge, was Bosheit und Haß jemals gegen die Kirche aufgeboten, ſei in dem jetzt angeſponnenen ſchmachvollen Streite übertroffen worden.

Die Sache iſt zu friſch, als daß es hier für uns nöthig wäre, darauf umſtändlicher einzugehen. Mittlerweile iſt die Definition der päpſtlichen Unfehlbarkeit neben anderen Beſchlüſſen über das Weſen des chriſtlichen Glaubens erfolgt. Der öcumeniſche Charakter des vaticaniſchen Concils iſt durch die Erklärung der hochwürdigſten Herren Biſchöfe zu Fulda feſtgeſtellt und der Prediger kann die Belehrung über das „Dogma der päpſtlichen Unfehlbarkeit,“ dieſer Erklärung anreihen.

„Der Papſt iſt unfehlbar, heißt nicht mehr und nicht weniger, als er kann nicht irren, wenn er als Oberhaupt und Lehrer der Kirche, in Sachen des Glaubens und der Sitten, eine feierliche, für die ganze Kirche bindende Entſcheidung gibt. Er iſt die letzte

Inſtanz in der Kirche und von ſeiner feierlichen Entſcheidung in Sachen des Glaubens und der Sitten kann es keine Appellation an einen höhern irdiſchen Richter geben. So hat es das Concil im heiligen Geiſte erklärt.

„Der Papſt kann als Menſch ſündigen und fehlen, wie wir Alle; er kann in wiſſenſchaftlichen Dingen und als Privatperſon ſelbſt in Glaubensſachen ſich irren; aber wenn er als Oberhaupt und Lehrer der Kirche in Sachen des Glaubens und der Sitten eine feierliche Entſcheidung gibt, welche die Gewiſſen der Gläubigen bindet, ſo kann er keine Lüge und Unwahrheit verkünden. Seine Ausſprüche ſind wie die Ausſprüche der Kirche als unfehlbare Wahrheit anzunehmen. — — —

„Wir ſind gewöhnt in unſeren Tagen, jede Wahrheit der Religion mit den Augen der Vernunft zu betrachten und zu meſſen. Wir ſind geneigt, der Stimme der Vernunft in Sachen des heiligen Glaubens vielleicht bereitwilliger zu folgen, als es der hohen himmliſchen Tugend des Glaubens entſpricht. Fragen wir denn unſere Vernunft, ob ſie nicht durch die innere Wahrheit der Lehre, von der wir ſprechen, gezwungen wird, zu bekennen: *Der Papſt muß unfehlbar ſein, wenn wir anders auf kirchlichem Boden ſtehen wollen.*

„Ohne einen ſolchen Gerichtshof wäre die Pflicht des Glaubens und der Unterwerfung eine Immoralität und Tyrannei; und die Kirche des neuen Bundes ſtünde hinter der Synagoge zurück, zu der Gott durch den Mund ſeiner Patriarchen und Propheten in unfehlbarer Weiſe geredet hat. Wenn ich glauben und einen innern Gehorſam des Gewiſſens einer Lehre bezeugen, wenn ich bei dem Verluſte meiner Seligkeit etwas für wahr halten und annehmen ſoll, dann muß ich die untrügliche Bürgſchaft haben, daß ich nicht vor einer Lüge mein Haupt beuge."

Der Prediger führt Beiſpiele aus den erſten Jahrhunderten an. Der heilige Cyprian ſchreibt: „Ein Gott und Ein Chriſtus und Eine Kirche und Ein Lehrſtuhl auf Petrus durch Chriſti Wort gebaut."

„So wurde den Entſcheidungen der Päpſte zu allen Zeiten Gehorſam und Unterwerfung gezollt. In apoſtoliſcher Machtfülle verurtheilte Innocenz XI. die Sätze des Michael Molinos; Clemens IX. die Irrthümer des Paſchaſius Quesnel; Pius VI. die Irrthümer der Synode von Piſtoja; Gregor XVI. die des Lamennais und Hermes; Pius IX. verwarf die falſchen Lehrſätze des Günther und Frohſchammer. Als allgemeiner Lehrer der Kirche verkündigte er: den Glaubensſatz der unbefleckten Empfängniß Mariä, ohne daß ein Biſchof das damalige Hirtenwort des heiligen Vaters unterſchrieb. Kein Menſch, mit Ausnahme der von der Kirche Getrennten, zweifelte, daß allen dieſen Ausſprüchen der Päpſte Gehorſam im Gewiſſen zu leiſten ſei. Erſt ſeit das jetzige Concil tagt, hat man es unternommen, das oberſte Lehramt des Papſtes zu beſtreiten und zu leugnen.“ —

Der Prediger wendet ſich zur Bekräftigung, an die klaren Worte der heiligen Schrift.

Zuerſt die Worte des Herrn: „Du biſt Petrus, d. i. Fels, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen.“ (Matth. 16. 18.)

„Dieſer Fels der Kirche iſt im höchſten Sinne betrachtet, der heilige Glaube, wie der heilige Ambroſius ſagt: „Der Glaube iſt die Grundveſte der Kirche; denn nicht vom Fleiſche, ſondern von dem Glauben des Petrus iſt geſagt worden, daß die Pforten des Todes ihn nicht überwältigen werden.“

„Nicht blos der ewige Beſtand des Felſen Petri in allen Stürmen der Welt, ſondern noch mehr ſeine unerſchütterliche Dauer in der Wahrheit, iſt in dieſer Verheißung des Herrn enthalten.

„Den heiligen Petrus und ſeine Nachfolger ſetzte der Heiland als oberſte Hirten in der Kirche ein und ſprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ (Joh. 12., 17.) Was heißt weiden anders als regieren? Was iſt regieren anders, als vorſchreiben, was zu thun, und wenn es ſich um das Gebiet der Religion handelt, vorſchreiben, was zu glauben iſt?

„Für den heiligen Petrus und ſeine Nachfolger — denn alle Verheißungen des Herrn ſind nicht ihm perſönlich, ſondern in ſeiner amtlichen Stellung, als dem Haupte der Kirche gegeben, und ſie müſſen ſich darum in ihrem gnadenvollen Inhalte auf alle ſeine Nachfolger beziehen — betet der Herr, daß ihr Glaube nicht abnehme. „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht abnehme, und wenn du dereinſt bekehrt ſein wirſt, ſo beſtärke deine Brüder.“

„Wenn Chriſtus betet und von ſeinem Vater Etwas verlangt, ſo muß dem Gebete ſeine Erhörung werden.

„Ich weiß, wem ich glaube,“ ſagt der heilige Paulus. (II. Tim. 1, 12).

„Aber,“ ſagt ihr, „das untrügliche Lehramt liegt in den Concilien. Ich gebe das vollkommen zu, und behaupte dennoch, daß ſich daſſelbe zum Heile der Kirche noch in einer andern Weiſe äußern müſſe. Wir haben geſehen, mit welchen Schwierigkeiten die Veranſtaltung einer allgemeinen Kirchenverſammlung verbunden iſt. Hat nicht die Welt den Zuſammentritt des Concils für unmöglich gehalten?

„Der Herr verhieß: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Matth. 28, 20.)

„Wenn nun ein Streit über eine Lehre in der

Kirche entſteht, zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Concil nicht einberufen werden kann, wer ſoll den Streit ſchlichten? Soll das Unkraut fortwuchern und gedeihen, bis äußere Verhältniſſe es geſtatten, eine Kirchenverſammlung einzuberufen? Heißt das nicht die Wahrheit der Macht der Menſchen und der Bosheit der Welt preisgeben? Soll die Chriſtenheit in ſolchen Zeiten nicht wiſſen, was ſie glauben und thun ſoll?

„Die Gewiſſensruhe der Gläubigen und das Heil der Kirche nöthigen unſere Vernunft zu dem Schluſſe, daß das unfehlbare Lehramt ſich noch in einer andern Form bethätigen müſſe, und der von dem Herrn ſelbſt dem heiligen Petrus übertragenen Fürſorge wird von unſerer Vernunft freudig zugeſtimmt.

„Wenn der heilige Geiſt ſpricht, dann ſpricht er ſtets zur rechten Zeit das paſſende und nothwendige Wort. Und wenn in Tagen, in denen das Oberhaupt der Kirche ſeines weltlichen Beſitzes und ſeiner politiſchen Gewalt entkleidet und beraubt wird, die geiſtliche Würde und Souveränität in der ganzen Fülle und Tragweite feierlich anerkannt und verkündet wird, ſo kann ich nur einen Akt der Vorſehung hieran anerkennen und anbeten.

„Die Biſchöfe, zu einem Concil verſammelt, ſind nicht blos die Abgeſandten eines Bisthums, ſondern ſie ſind die von Chriſtus beſtellten und vom heiligen Geiſt geleiteten Richter des Glaubens, wie der heilige Paulus ſpricht: „Habet Acht auf euch, und auf die ganze Heerde, in welcher euch der heilige Geiſt zu Biſchöfen beſtellt hat, um zu regieren die Kirche Gottes, die er ſich durch ſein Blut erworben hat.“

„Und wenn wirklich einige Biſchöfe Gegner der päpſtlichen Unfehlbarkeit waren, ſo macht der Widerſpruch Einzelner einen Beſchluß der Kirchenverſammlung nicht ungültig.

„Der Katholik ſteht feſt zur Seite des heiligen Vaters. Er erinnert ſich an das Wort des Herrn: „Es iſt nothwendig, daß Aergerniſſe kommen; aber wehe dem Menſchen, durch den Aergerniß kommt.“ (Matth. 18, 7.)

„Hebt endlich die Sünde eines Papſtes ſeine Gewalt und Vollmacht auf? Gewiß iſt es zu wünſchen, daß die höchſte Tugend und Gelehrſamkeit die erhabenſte Würde begleite und ſchmücke. Aber wenn es Gott zuläßt, daß es nicht der Fall iſt, dann wird das Wort des Heilands ſich erfüllen: Auf Moſes Stuhl ſitzen Schriftgelehrte und Phariſäer. Alles, was ſie euch ſagen, das haltet und thut, aber nach ihren Werken ſollt ihr nicht thun.“

„Unſere Stellung iſt durch den Beſchluß der Kirchenverſammlung und die Erklärung unſerer Biſchöfe entſchieden.

„Wir ſtehen auf der Seite des heiligen Vaters und der mit ihm vereinigten Biſchöfe.

„Und wenn auf der andern Seite Männer von Anſehen und anerkannter Gelehrſamkeit, und zugleich von den größten Verdienſten um unſere heilige Kirche ſich befänden, das hält uns nicht ab, uns treu und feſt um unſern heiligen Vater zu ſchaaren. Nicht auf die Gelehrten und Weiſen, nicht auf Wiſſenſchaft und Kenntniſſe, ſondern auf die Biſchöfe hat der Herr ſeine Kirche gebaut. Unſere Kirche hat ſchon größere Stürme, als die gegenwärtigen, ſiegreich überwunden, und wird glorreicher auch aus dieſen Kämpfen hervorgehen.“ —

Hier ſchweigt der Prediger.

Wir haben nur noch ein kurzes Wort beizufügen.

In meinem erſten Briefe theilte ich meinen Leſern mit, was ich jenen wackern Münchener Herren zu hören gab, in deren Mitte mich der Zufall gerathen ließ.

Ich ſagte: „Ob auch Haß und Verleugnung bis zum Wahnſinn ſich geſteigert hätten, die beiden Schweſtern, Religion und Cultur, werden vor den Glücklichen einer ſpäteren Generation ſich umarmen, und die jüngere Schweſter wird der, unmittelbar vom Himmel ſtammenden, ältern Schweſter den Sieg zuerkennen. Der Idealismus der Religion wird die Geiſter beſeelen und Das, was der rohe Materialismus verdrängte, wird wieder Ueberzeugung werden. Die Literatur und die Künſte, deren frühеſte Aufgabe es war, alles Schöne, Edle, Hohe, Heilige zu verherrlichen, werden für dieſe Aufgabe ſich wieder begeiſtern.“

Indem ich dieſe Worte hier wiederhole, ſehe ich meine Leſer, am Schluſſe dieſer belangreichen Wanderung, bei ihrem Anfange ſtehen.

Nicht etwa, daß ich mir erlaubt hätte, ſie willkürlich und abſichtlich im Kreiſe ſpazieren zu laſſen, d. h. ſie bei der Naſe zu führen.

Nein, unſer Marſch ging ehrlich vorwärts, von Etappe zu Etappe.

Inzwiſchen aber erſtand ein wunderbares Ereigniß, meine zuverſichtliche Hoffnung thatkräftig zu beſtärken, ein ſolches, wie ich's vor neun Monaten nicht ahnen konnte. —

Kein Zweifel mehr, daß es ſo kommen wird.

Die Signatur der Zeit iſt nicht der Unglaube der Maſſen; es lebt noch der Glaube im Volke.

Die Zeit iſt groß.

Sie wird die Befreiung bringen.

Mit der Proklamirung der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der heiligen Kirche als Dogma, beginnt eine neue Aera für die chriſtliche Menſchheit.

Der Divan.

Eine Sammlung

von

Novellen, Genrebildern und Memoiren

von

August Lewald.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Divan benenne ich dieſe Sammlung, ihres weniger anregenden, als beſchwichtigenden Inhalts wegen. Das Publikum erhält ſchon ſeit lange zu große Doſen ſpaniſchen Pfeffers, es iſt auch einmal Zeit, wieder Mohnkörner zuſammenzutragen. Dieſe ſchon einzeln und zerſtreut da geweſenen Sachen mögen als Lectüre für die Ecke des Divans ausreichend befunden werden. In dieſer und keiner andern, ſtolzern Beziehung habe ich den Titel gewählt.

Beſcheidene Anſprüche ſieht man oft übertroffen; ich bin zufrieden, wenn die meinigen nur erfüllt werden, und dieſe Zuſammenſtellung deſſen, was mehrentheils nur für beſtimmte Kreiſe von Leſern erdacht und erſonnen, bearbeitet oder überſetzt ward, nun auch eine weitere Verbreitung genöſſe, und denen, die nach den Bändchen greifen, eine angenehme Unterhaltung gewähren möchte.

Stuttgart, Februar 1839.

A. L.

Der Rächer.

Novelle.

1.

Im traulichen Kreiſe ſaßen im Sommer des Jahres 1815, im Hauſe des Weinhändlers und Weingartenbeſitzers Robert Weiler, unweit des ſchönen Rheinſtroms, drei Perſonen, die der Zufall hier vereinigt hatte, in ganz verſchiedenen Gedanken vertieft, ohne eine Sylbe zu ſprechen. Der Krieg mit allen Gräueln wüthete in der Nachbarſchaft, Truppenzüge aller Nationen und aller Waffengattungen durchzogen den Flecken und beunruhigten ſeine friedlichen Bewohner; die Lebensmittel, ſo reichlich ſie auch das fruchtbare Land hervorbrachte, waren nicht hinreichend, die Schaaren der fremden Kriegsvölker zu ſättigen, und der Unruhe, Unſicherheit und Beſorgniß gab es ſo viel, daß kein Hausvater ſein Haupt ruhig niederlegen konnte.

Dieſe und ähnliche Gedanken beſtürmten auch die Bruſt des wackern Robert Weiler, dem man auf den erſten Blick den Biedermann anſehen konnte, deſſen äußere Form die Welt zwar abgeſchliffen hatte, deſſen Inneres aber rein und unverdorben geblieben war. In ſeiner Jugend, und ehe er ſich in ſeinem Vaterlande verheirathete, durchzog er Europa in Geſchäften eines Handlungshauſes und überall in der geſammten Chriſtenwelt, wo man dem goldenen Traubenblute hold war, ſah man Weiler gern erſcheinen, weil man ſicher war, durch ihn unverfälſcht und rein die edle Himmelsgabe zu erhalten. Neben ihm ſaß Maria, die beſorgte Hausfrau, Weilers Ehegattin. Mit Schmerz ſah ſie ihre Vorrathskammer geleert. Alles, was zum Bedarf des Haushaltes für den Winter hingereicht haben wurde, war in wenigen Wochen aufgezehrt worden, und die Durchzüge der Fremden dauerten fort; der Bedarf vermehrte ſich faſt in dem Grade, als der Mangel hereinbrach. Zwiſchen dieſem Paare ſaß eine Jungfrau in tiefen Träumen. Die hohe, edle Geſtalt hatte den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen, eine Guitarre ruhte im Schooße und die Augen hefteten ſich auf das Bild eines bejahrten ruſſiſchen Offiziers, das an der gegenüberſtehenden Wand, von einem Lorbeerkranze umgeben, aufgehängt war. Es war ſchon ſpät am Abend. Die Lichter in den Fenſtern des Fleckens waren ausgelöſcht worden, dieſe Nacht war man einquartierungsfrei und neue Truppen wurden für den Augenblick nicht erwartet. Die Einwohner machten ſich dieſe Ruhe zu Nutze, gleichſam als ſuchten ſie für viele ſchlafloſe, in Angſt und Bedrängniß zugebrachte Nächte, ſich durch die heutige zu entſchädigen. Nur hie und da funkelte ein Stern am Himmel, den dickes ſchwarzes Gewölke umzogen hatte, welches dann und wann ferne, falbe Blitze zerriſſen, und ein dumpfes Donnern ſchien die Schläfer drohend zu mahnen, in dieſer Zeit des Schreckens ſich nicht ſorgloſer Ruhe hinzugeben. Eine drückende Schwüle war im Zimmer, hochaufathmend bemerkte dies Weiler; die Stille unterbrechend und gezogenen Schrittes ging er zum Fenſter, das er öffnete, da klang vom nördlichen Ende der Straße Galopp herauf. Schnaubend flog ein Reiter vorüber, das Poſthorn ertönte, und in dem nahe gelegenen Poſtgebäude wurde es lebendig. Hie und da öffnete ſich eine Thür und die Männer ſchlichen in Hemdsärmeln und Nachtmützen herbei, um zu hören, was der Kourier oder die Eſtafette Neues brachte; denn ihren Schlaf ſtörte jedes zufällige Geräuſch, es war nicht der ruhige Schlummer des Friedens, ſondern nur die Abſpannung nach getragenen Tageslaſten, die ſie auf das Lager geworfen hatte. Der Reiter war abgeſtiegen, ein Andrer hatte ſeine Taſche vorgeſchnallt und war augenblicks weiter geſprengt, und in dem Gaſtzimmer der gegenüberliegenden Schenke erhellten ſich die Fenſter, Gläſer blinkten auf dem Tiſche und der Angekommene ſaß erzählend davor von einem Haufen neugieriger Zuhörer umgeben.

„Da muß ich wohl auch hinüber,“ ſagte Weiler, zu den Frauen gewendet, „es ſcheinen wichtige Nachrichten angekommen zu ſeyn, denn ſelbſt der Poſtmeiſter begibt ſich zu dem Fremden in's Wirthshaus. Es wird ein Bericht von der Armee in den Niederlanden ſeyn, vielleicht iſt eine Schlacht vorgefallen, und das intereſſirt uns ja wohl noch ganz beſonders, da wir ſo manches Liebe dort haben.“ Dieſe Worte wurden mit Beziehung zur jungen Dame geſagt, die bei dem Poſthornſchalle mit Weiler's Gattin aufgeſprungen und zum Fenſter geeilt war. Geſchäftig reichten die Frauen Weilern Mütze und Rock, und mit der Bitte, ſie recht bald mit den Neuigkeiten bekannt zu machen, leuchteten ſie ihm zur Thüre hinaus.

2.

In der Schenkſtube drüben war alles in einer ſonderbaren Bewegung. Die Verſammlung hatte ſich in verſchiedene Gruppen getheilt. Hier ſtanden Einige, die ſich mit lautem Hurrah an die Bruſt ſanken, ſich umarmten und die Gläſer leerten, dort ſtritten Andere laut und heftig und ſchienen gerade das Gegenſtück zu jenem Bilde der vollkommenſten Einigkeit liefern zu wollen. Die meiſten jedoch ſaßen an dem großen eichenen Tiſche, der mit Gläſern und Flaſchen beſetzt war, um den Poſtillion, der mit der Eſtafette angekommen war und horchten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ſeinen Neuigkeiten, die er von der letzten Station mitgebracht hatte. Eine große Schlacht war bei Waterloo geſchlagen, die verbündeten Heere hatten geſiegt und Napoleon's Macht für immer vernichtet, ſo lautete der vorläufige Bericht in kurzen Worten, der jedoch von dem Berichterſtatter mit vielen Einzelnheiten ausgeſchmückt wurde, von denen man nicht wußte, ob er treu das Gehörte überliefere, oder ob er ſie ſeiner eigenen Phantaſie verdanke. Noch ſaßen Erzähler und Zuhörer beiſammen, als abermals lautes Blaſen und das Rollen eines Wagens ſie Alle an's Fenſter rief. „So wird's in dieſer Nacht noch öfter geben, ſagte der Poſtillion, denn alle Pferde ſind für die Kouriere und Feldjäger requirirt.“

Vom Poſthauſe her, wo der Wagen gehalten hatte, kam jetzt ein Knecht durch die Nacht geſtolpert und klopfte an Weiler's Haus. Es war ein Brief an dieſen, den der Feldjäger abgegeben hatte. Weiler, welcher eben zurückgekehrt war, erkannte die Aufſchrift. Sie war von ſeinem geliebten Freunde, dem ruſſiſchen Obriſten, Grafen W . . . Eiligſt ging er zu den Frauen hinüber, die frohe Kunde ihnen mitzutheilen.

„Von Ihrem Vater, mein Fräulein!“ rief der Eintretende der jungen Dame zu. „Am Leben iſt er alſo gewiß,“ fügte er bei, „und die trüben Ahnungen, deren Sie ſich in den letzten Tagen nicht erwehren konnten, ſind wohl nur leere Beſorgniſſe geweſen.“ — Man öffnete das Schreiben, deſſen Anfang ſehr erfreulich klang, deſſen Schluß jedoch die junge Dame und ihre Freunde, denen ihre näheren Verhältniſſe bekannt waren, in eine traurige Stimmung verſetzte und dennoch den Ahnungen der letzten Tage die unangenehme Bedeutung verlieh.

Bei Mont St. Jean und Gemappe, wo ein Vorwerk mit dem bedeutungsvollen Namen, „la belle Alliance“ gelegen war, hatten Napoleons Schickſal und das von Frankreich ſich entſchieden. Die Preußen und Engländer waren Sieger geblieben, und die Franzoſen vernichtet worden. Die verbündeten Heere drängten unaufgehalten nach Paris vor, das ohne Zweifel bald von ihnen erreicht ſeyn würde und der Obriſt benutzte die Gelegenheit einer Sendung nach dem Kaiſerhofe in Wien, um ſeine theure Tochter zu ſehen und werde wahrſcheinlich kurz nach dieſem Brief ſelbſt bei ihr eintreffen. — Mit ihm würde der ihr beſtimmte Bräutigam erſcheinen, ſeine Braut als Gattin heimzuführen. Dieſer Schluß vernichtete alle Freude, die der Anfang des Briefes den Leſenden gemacht hatte. Um die Urſache hievon zu erfahren, ſind wir genöthigt, die geneigten Leſer einen Blick in die früheren Verhältniſſe der Perſonen werfen zu laſſen.

3.

Fern von der Hauptſtadt lebte Graf W... auf ſeinem Schloſſe. Er war frühe Wittwer geworden, und nur eine Tochter nahm ſeine ganze Liebe und Sorgfalt in Anſpruch. Mit dieſem Kinde wuchs ein ſchöner Knabe auf, ein Neffe des Grafen, der Sohn eines theuren Bruders, der als kleines Kind ſchon ſeine Eltern verloren hatte. Die zarte Seraphine und der lebhafte Nikita ſpielten zuſammen und verträumten harmlos die erſten Tage einer frohen Kindheit. Beide waren ſchön und liebenswürdig, beide gleich geiſtreich, ſie ſchienen für einander geſchaffen, und der Vater beſchloß frühzeitig, durch eine Verbindung ſeinen Stamm und Namen durch den Neffen fortpflanzen zu laſſen, da der Himmel ihm während ſeiner kurzen Ehe keinen Sohn beſcheert hatte. Seraphine mußte ihrer Ausbildung wegen nach der Reſidenz, in das Haus eines vornehmen Verwandten. Nikita blieb bei dem Vater zurück, unter der Aufſicht eines Hofmeiſters, eines finſtern, aber dem Rufe nach ſehr gelehrten Franzoſen. Nikitas Geiſt erfaßte Alles mit der größten Lebhaftigkeit, und ſo kam es denn auch, daß er in allen Wiſſenſchaften die überraſchendſten Fortſchritte machte. Sein Lehrer, Garofel, ließ es an nichts fehlen, dieſem lebhaften Geiſte Nahrung zu geben, und eben ſo — da er in allen Künſten und den Uebungen, deren ein junger Edelmann nicht gut entbehren kann, ſehr erfahren war — bildete er den Körper ſeines Zöglings aus, wodurch dieſer in den Stand geſetzt wurde, deſſen hohe Vorzüge erſt recht geltend zu machen.

Der alte Graf erfreute ſich an dem Gedeihen ſeines Schützlings und Neffen, der ihm die ſchönſte Hoffnung für die Zukunft eröffnete. Mit dem innigſten Wohlgefallen jedoch bemerkte er die Hingabe des jungen Nikita für ſeinen Lehrer, die ſchwärmeriſche Ergebenheit, die ihn für denſelben erfüllte, die durch das ſtete Beiſammenſeyn mit dem verſtändigen Manne, dem der junge Graf ſo viel verdankte, ſehr leicht erklärt wurde, und als ein Beweis von ſeinem kindlich dankbaren Gemuthe gelten konnte.

Mehrere Jahre verſtrichen auf dieſe Weiſe. Auf Veranlaſſung des Vaters hatten Nikita und Seraphine einen Briefwechſel begonnen, der die lange Getrennten wieder näher bringen ſollte. Ihre Briefe ſprachen mit zarter Achtung und in der Anerkennung ihrer gegenſeitigen Vorzüge, von ihrem Verhältniſſe, und nichts ließ den Grafen zweifeln, daß ſein Wunſch, die Verbindung zwiſchen dieſen von ihm ſo innig geliebten Geſchöpfen geſchloſſen zu ſehen, in Erfüllung gehen würde.

Der Augenblick war da, wo Nikita in Begleitung ſeines Hofmeiſters auf Reiſen gehen ſollte. Der Graf entſchloß ſich, bis St. Petersburg mitzureiſen, dort des erſten Wiederſehens Zeuge zu ſeyn, und dann mit ſeiner Tochter nach ſeinen Gütern heimzukehren, während die Beiden Andern ihre Reiſe nach England, Frankreich und Italien fortſetzten.

Seraphine trat als vollendete Schönheit ihrem zukünftigen Gatten entgegen, und dieſer erhöhete durch ſein Aeußeres, wie durch ſeinen gebildeten

Geiſt, bei der holden Jungfrau die Neigung, die ſie ſchon früher für ihn gehegt hatte. Der glückliche Vater verlobte das liebende Paar, und nach einigen Tagen fröhlichen Zuſammenſeyns trennte man ſich auf entgegengeſetzten Pfaden.

4.

Die Stille im väterlichen Schloſſe, die mit dem geräuſchvollen Leben der Reſidenz ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, ſagte der ſinnigen Seraphine in hohem Grade zu. Der Gegenſtand ihrer gewöhnlichen Unterhaltung war der entfernte Bräutigam, von dem die Braut eine Menge Anekdoten und Charakterzüge erfahren mußte, die ihre Meinung von der Vortrefflichkeit des Erwählten nur zu erhöhen im Stande waren.

Anders verhielt es ſich jedoch mit einigen Stimmen, die nach und nach laut wurden und die ſo manches verkündeten, was auf den Charakter des Jünglings, beſonders aber auf den Charakter ſeines Lehrers, kein vortheilhaftes Licht fallen ließen. Der ganz gegen die Gewohnheit ſeiner Landsleute finſtre und zurückgezogene Garofel war ſeit lange ſchon ein Gegenſtand der Neugierde der

Beamten geweſen, um ſo mehr, da außer ihm nur Ruſſen, und zwar nur Leibeigene des Grafen im Schloſſe waren, die alle Dienſte des Hauſes verſahen. Niemand von dieſen Leuten hatte gewagt, eine Meinung über das Treiben des Fremden, der das unbegränzteſte Vertrauen des Herrn genoß, zu äußern, und ſo ſah dieſer auch nur den ſorglichen Erzieher und Freund ſeines Zöglings in ihm, wie er ſich ihm in allen Beziehungen ſtets gezeigt hatte.

Jetzt jedoch, wo der Gegenſtand der Neugierde und wohl zu gleicher Zeit auch des Neides entfernt war, wo der Graf mehr als ſonſt ſeinem alten treuen Haushofmeiſter wieder Gehör gab und ſich wieder mehr als ſonſt mit dem Sekretair unterhielt, wo beim Entkleiden mit dem Kammerdiener ſo manches Wort über Nikita's vollendete Bildung und den vortrefflichen Erzieher Garoſel gewechſelt wurde, da wurde von den wackern ruſſiſchen Hausbedienten die Gelegenheit ergriffen, und mit gutmüthiger Treuherzigkeit wurden Zweifel offenbart, die Jahrelang von ihnen genährt worden waren.

Alles beſchränkte ſich indeß auf ein geheimnißvolles, nicht zu enträthſelndes Beiſammenſeyn des Lehrers und des Schülers, auf ein Ausbleiben aus dem Schloſſe während ganzer Nächte, auf Zuſammenkünfte des Franzoſen mit unbekannten Männern in dem benachbarten Walde. Auch wollte Serjei, der alte Haushofmeiſter, Zeuge eines Auftritts geweſen ſeyn, wo Garofel mit flammenden Blicken, in drohender Stellung vor dem auf den Knien liegenden Grafen Nikita geſtanden, der einen Dolch in der Hand hatte. Alle dieſe Berichte, die den Grafen anfänglich zu einem kurzen Nachdenken verleiteten, entrüſteten ihn jedoch bald gegen ihre Verbreiter, und ein ſtrenges Verbot von ihm machte auf einmal alle dieſe Sagen verſtummen.

Es liefen Schreiben von den Reiſenden ein, die den Vater und die Braut — ſo ſchien es — mit gleichem Entzücken erfüllten und ſchon ſah man der nahen Wiederkehr des Geliebten entgegen, als von unbekannter Hand aus London Briefe für den Grafen ankamen, die wohl im Stande waren, Unruhe in ſein Herz zu ſäen. Man ſchrieb nämlich: der junge Graf befinde ſich von einem Manne begleitet, der in dem ſeltſamſten Rufe ſtände und durch den er in Verbindungen gerathen ſey, die ſich keineswegs für einen Grafen von W . . . ſchickten. Der Vater ſolle eiligſt den Begleiter ſeines Sohnes von dieſem zu entfernen ſuchen, um dadurch einem früher oder ſpäter unabwendbar hereinbrechenden Unheile vorzubeugen. Nach dem erſten erſtarrenden Schrecken kehrte die Ruhe und Beſonnenheit wieder, und der alte Graf war über dieſen anonymen Brief erbittert, den er nichts anderm, als den Beſorgniſſen der theils einfältigen, theils neidiſchen Hausbeamten zuſchrieb, die ihn wohl geſchmiedet und auf dieſem Wege ihm die Warnung hatten zukommen laſſen. Die Briefe Nikita's und Garofel's fuhren fort mit den angenehmſten Schilderungen des Geſehenen und Erlebten den alten Herrn zu erfreuen, und nicht eine Spur von Unannehmlichkeit war daraus abzunehmen. Eine Anfrage an den ruſſiſchen Geſandten in London, der ein alter Freund des gräflichen Hauſes war, wurde dahin beantwortet: der junge Graf halte ſich großentheils auf einem gemietheten Landſitze in der Nähe von London auf, komme ſelten zur Stadt und erſcheine ſeit ſeinem erſten Antrittsbeſuche nicht mehr in dem Hotel des Geſandten.

3.

Um dieſe Zeit war Napoleon von Elba entflohen und die Ruſſen ſetzten ſich in Marſch. Graf W... ſtellte ſich zu ſeiner Fahne, um bis zum letzten Hauche ſeinen Arm dem Vaterlande zu weihen. Seraphine ſchrieb an ihre Tante und mütterliche Freundin nach St. Petersburg.

„Wir reiſen, liebe Tante! Sie werden erſtaunen,
„aber es iſt dennoch ſo. Ich begleite
„meinen Vater zur Armee, um, wenn auch
„nicht beſtändig um ihn, doch in ſeiner Nähe
„zu ſeyn. Befürchten Sie nicht, daß ich den
„Unruhen der Reiſe, den Beſchwerlichkeiten und
„der Sorge unterliegen werde, Sie werden
„mir im Gegentheile mehr Troſt und Freude
„gewähren, als die Einſamkeit dieſes Schloſſes,
„die mir durch die Abweſenheit meines Vaters
„ganz unerträglich ſeyn würde."

„Ach, welche Tage voll Unruhe und Beſorg„niß verlebe ich hier, bei dem äußern Anſcheine „der beglückendſten Ruhe. Welche feindlichen „Gefühle wühlen in meiner Bruſt, während „Friede auf meinen Zügen ruht und meinem „geliebten Vater nicht der leiſeſte Zweifel über „mein Glück aufſteigt.“

„Wie dieſe Verſtellung mir, der ſo Offenen, „Wahren möglich iſt? hör' ich Sie fragen. Sie „wird mir ſchwer genug, ſie untergräbt, ich „fühl' es, meine Tage und wird mich frühe „in das erſehnte Grab geleiten, das mir die „einzige Zuflucht beut, meiner Lage ein Ende „zu machen. Ihnen, der vertrauteſten Freun„din, der zärtlich beſorgten Mutter, muß ich „mein Herz erſchließen, Ihnen muß ich es „ſagen, was meinem Vater zu geſtehen frucht„los wäre, oder ihn mit mir gleich unglücklich „machen würde.“

„Ich bin Nikita verlobt, ich ſoll in Kurzem „ſeine Gattin werden, und die anfängliche Scheu, „die ſich beim erſten Anblicke, der Bewunde„rung ſeiner ausgezeichneten Schönheit beigeſellte,

„hatte einem unheimlichen Gefühle Platz gemacht,
„das mir unerklärbar war, und doch
„mich jederzeit erfüllte, wenn ich an ihn dachte
„oder ſeine Briefe las, die voll Zärtlichkeit und
„Huldigungen für mich waren. Dieſer peinigende
„Zuſtand wurde durch das Geſchwätz
„des Schloßgeſindes beſtärkt, das ſich bis zu
„mir Bahn machte und nur dadurch erſtickt
„wurde, daß die Erbitterung meines Vaters
„es den Bedienten mit aller Strenge unterſagte.
„Briefe jedoch, die ich von unbekannter
„Hand aus London erhielt, beſtätigen Alles
„Schreckliche, was ich ahnete. Nikita, es kann
„nicht anders ſeyn, iſt ein gefallner Jüngling,
„der ſich Ausſchweifungen ergeben hat, die ihn
„zu Laſtern geführt haben, von denen kein
„Rückweg zum Pfade der Tugend mehr möglich
„iſt. Denken Sie ſich meine Lage. Kann
„ich den unerſchütterlichen Glauben an Nikita's
„Tugend in meines Vaters Herzen zerſtören?
„Kann ich wohl hoffen, daß mein Vater, der
„alle jene Stimmen der Warnung gleich mir
„vernommen hat, ohne ſie der geringſten Beach-

„tung werth zu halten, meinen Worten Glauben beimeſſen wird? Und endlich, wenn es mir gelänge, würde ich nicht, um mich von einem läſtigen, mir Verderben bringenden Ehebande zu befreien, dem Vater ſeinen Himmel rauben und ihm die frühe Grube bereiten?“

„Nein, ich will das Opfer ſeyn und meinem Schickſale ruhig entgegen gehen. Möge es Nikita noch recht lange gelingen, meinen Vater zu täuſchen, und dieſer nie die Wahrheit durchdringen, die ihn ſo gränzenlos elend machen müßte. Dies iſt meine Lage. Allein, mir ſelbſt überlaſſen, ohne Freundin, bin ich hier allen Qualen der bängſten Erwartung preisgegeben. Ach! welch unſeliger Augenblick, ihn, den Gefürchteten dereinſt wiederzuſehn!“

„Zu Ihnen, theure Tante, reiſen, während des Feldzuges bei Ihnen leben, das würde mich zu andrer Zeit ſehr glücklich machen, aber in meiner jetzigen Stimmung tauge ich nicht für die glänzenden Zirkel, die mich einſt ſo ergötzten und die nicht im Stande ſeyn

„würden, meinen Kummer zu zerſtreuen. Eine „Reiſe zu machen, der Gedanke, meinem Vater „nahe zu ſeyn, ihn, wird er verwundet, pflegen zu können, dieſe Beweggründe beſtimmen „mich, ihm zu folgen. In einer ſchönen Gegend am Rheine, in einem Badeorte, wird „er mich zurücklaſſen und dann ſich zur Armee „begeben.“ —

6.

Die Reiſenden durchflogen Deutſchland bis zum Rheine. In dem herrlichen Wiesbaden beſchloß Graf W... ſeine Tochter zurückzulaſſen, bis daß das weitere Vorrücken der Armee ihr das Nachreiſen erlauben würde. Ehe ſie ſich trennten, erhielten ſie noch einen Brief Nikita's aus London, worin er ſeine Freude äußerte, Schwiegervater und Braut ſich ſo nahe zu wiſſen und die gewiſſe Zuſicherung ertheilte, nächſtens nach dem feſten Lande zu ſchiffen, um Theil an den großen Begebenheiten zu nehmen und ſeiner hohen Geburt würdige Thaten zu vollführen. Mit hochherzigen Gefühlen las der Vater dieſe Zeilen, und voll Beruhigung über das Schickſal ſeines Kindes an der Seite dieſes Mannes verließ er getroſt ſeine Tochter und ging ſeiner ernſten Beſtimmung entgegen.

Die ſchnelle Reiſe, ſo wie das ungewohnte
ma, hatten die Geſundheit der ſchönen jungen
ſiſchen Gräfin, die den ganzen Badeort in
fruhr gebracht hatte, erſchüttert, und da der
fall auch einen wohlhabenden Weinhändler, Na-
ns Weiler, der bei ſeinen Reiſen in Rußland
auf dem Schloſſe ihres Vaters geweſen war
ihn ſeit langer Zeit ſtets mit guten Rhein-
inen verſorgt hatte, in Wiesbaden anweſend
n ließ, ſo nahm ſie deſſen freundliches Aner-
ten an, einige Zeit bei ſeiner Familie zu leben,
unweit des Bades, in einer ſehr geſunden,
zenden Gegend, ihren Wohnſitz hatte. Das
hige Beiſammenſeyn mit dieſen guten Leuten in
n paradieſiſchen Rheingau brachte die ange-
hmſte Wirkung auf Seraphinens Gemüth hervor.
Nach und nach ſchwand der trübe Schleier, der
re Stirn umflort hatte und ihre Zukunft erſchien
nicht mehr ſo ſchrecklich. Ohne Stolz hatte
ſich ihren Wirthen bald genähert und wechſel-
tiges Vertrauen knüpfte ein ſchönes Band. Nur
ochen waren erſt dahingeſchwunden, und ſchon
ar die Fremde, obgleich an Stand, Reich-

thum und Bildung ſo ſehr überlegen, eben ſo vertraut im Hauſe, als ſie von Allen mit gleichem Vertrauen behandelt wurde. Wenn man Abends unter der großen Linde im Garten, Robert Weiler, ſeine Frau, die ſchöne ruſſiſche Gräfin, im einfachen Hauskleide und Ferdinand Weiler, den Sohn des Hauſes, ſitzen ſah, ſo hätte man Alle für Glieder einer Familie angeſehen.

7.

Ferdinand Weiler hatte ſeine Studien in Hei-
rg kaum geendet, als der Krieg auch ihn
den Wiſſenſchaften weg, zu den Waffen rief.
r diente im Preußiſchen Heere als Freiwilliger,
igte Tapferkeit und hatte das Unglück, bei der
chlacht von Montmartre den linken Arm einzu-
üßen. Dieſer Umſtand verhinderte ihn diesmal,
n dem Kampfe thätigen Antheil zu nehmen. Seine
eſundheit hatte gelitten und er verließ, ſobald
r Frühling erwachte, Frankfurt, ſeinen gewöhn-
chen Wohnort, um in dem Rheinparadieſe, bei
inem Vater friſches Leben einzuathmen. Hier war
kaum angelangt, als Gräfin Seraphine erſchien,
nd mit ihr, unter dem väterlichen Dache, eine
iegekannte Seligkeit für ihn erblühte. Die kör-
erliche und geiſtige Schönheit der hochgebildeten
Dame war für ihn ein Gegenſtand der Bewun-

derung. Nie hatte er ſolcher Vollkommenheit gegenübergeſtanden, und mit ängſtlicher Scheu vermied er ein Alleinſeyn mit der jungen Gräfin, obgleich ſeine ganze Seele darnach dürſtete, ihr immer recht nahe zu ſeyn, und den ganzen Reiz dieſer holden Erſcheinung in ſich aufzunehmen. Dieſer Zuſtand, der wohl keinem Jünglinge von zartem Sinne und Gemüth fremd ſeyn kann, erfüllt, bei allem Peinigenden, dennoch mit einem hohen Grade von Seligkeit. Man flieht den Gegenſtand, von dem man ſich mächtig angezogen fühlt, und dieſer ſtete Kampf endet damit, daß man einſam in wachen Träumen der Geliebten Bild denkt, der Geliebten Nähe fühlt, daß man jeden kleinen Zufall ſich mit den hellſten Farben ausmalt, der die Geliebte uns nahe brachte, jedes Wort ins Gedächtniß zurückruft, das der Geliebten oft abſichtslos entfuhr und dennoch in irgend einer Zuſammenſtellung Sinn und Bedeutung erhält. Solcher Augenblicke eines träumeriſchen Alleinſeyns verlebte nun Ferdinand viele, ſie machten ſein einziges Glück, und die Wonne, an die Geliebte zu denken, raubte ihm nicht der murmelnde

hein, nicht das Gezwitſcher der Vögel im Fels-
eſträuche, ſelbſt nicht das Geſchwätz der Fiſcher
nd Winzer. Alles dies zog ungehört und unge-
hen an ihm vorüber, während andre Bilder,
ndre Töne an ſeinem innern Sinne vorüberglit-
n, und er bemerkte ſelbſt nicht die Gruppen ſchel-
iſcher Dirnen, die unweit von ihm kicherten und
h über ihn luſtig machten, er überhörte die Bei-
amen eines Schwärmers und Träumers, die ihm
s ganze väterliche Haus ertheilt hatte.

Es war unmöglich, daß die rührende Geſtalt
s armberaubten Jünglings, mit dem ſtillen We-
n und den denkenden, männlichen Geſichtszügen,
cht alsbald Seraphinens Aufmerkſamkeit auf ſich
zogen hätte. Mit Theilnahme beobachtete ſie
n und gern hörte ſie der Mutter lobende Be-
hte über Ferdinands Fleiß und ſeine im letzten
ldzuge bewieſene Tapferkeit, die ihm den Ver-
t des Armes und das eiſerne Kreuz als Lohn
chieden hatte.

8.

Folgendes iſt der Auszug eines Briefes, den Ferdinand an einen vertrauten Freund in Frankfurt ſchrieb:

„Du wunderſt Dich gewiß, mich noch nicht
„wieder in Frankfurt zu ſehen, mehr noch, kein
„Wort über mein längeres Ausbleiben zu erfahren.
„Den Grund davon mit klaren, dürren
„Worten Dir anzugeben, iſt mir unmöglich
„und deshalb zögerte ich, Dir zu ſchreiben. Ich
„glaubte nämlich, es würde mir immer mehr
„und mehr klar werden, weshalb ich eigentlich
„hier bleibe und meinen Gewohnheiten und
„Neigungen mich ſo ganz entfremde, allein das
„längere Verweilen im väterlichen Hauſe iſt
„und bleibt mir ſo dunkel, wie es anfänglich war.“

„Daß wir Beſuch haben, und zwar einen
„recht angenehmen, muß ich Dir noch melden.“

„Eine junge Gräfin von W… aus Rußland,
„die im nahen Wiesbaden unpäßlich wurde,
„und unter dem ſtillen Dache meines Vaterhauſes,
„fern von lärmenden Zerſtreuungen,
„geneſen will. Unſere Väter ſtehen in Geſchäftsverbindung,
„und dies brachte das Anerbieten
„von unſerer und die Annahme von ihrer Seite
„zu Wege. Sie iſt ſchön, mit Talenten reich
„begabt und liebenswürdig. Sie iſt die erſte
„Ruſſin, die ich kennen lerne, und ich muß ſagen,
„wenn es mehre ihresgleichen in dem
„kalten Lande gibt, ſo muß dies ein Eldorado
„für alle Heirathskandidaten ſeyn. Nur Schade,
„daß man, um ſolch ein Weibchen heimzuführen,
„ſeine Ahnen, und 30 bis 40000 Bauern
„haben, mit einem Worte, ein ruſſiſcher Bojar
„ſeyn muß.“

„Ich ſehe Dich lächeln! Du glaubſt jetzt ganz
„deutlich, den Grund meines Hierbleibens zu
„wiſſen. Ein Mägdlein iſt's, eine junge Bojarin!
„Mit nichten, Freund! Was würdeſt du
„ſagen, wenn du ſäheſt, wie ich der reizenden
„Geſellſchafterin aus dem Wege gehe, wo ich

„kann? wie wenig ich mit ihr ſpreche? wie ich „oft ganz theilnahmlos an der Unterhaltung da „ſitze und nachdenkend ins Blaue ſtarre, während Seraphine uns les adieux du troubadour oder dergleichen vorſingt. Halbträumend „ſtimme ich dann in das Lob meiner Eltern „ein, die Beide verſichern, nie ſo ſingen gehört „zu haben, und ich muß Dir aufrichtig geſtehen, daß ich dann von ihrem Geſange nichts, „gar nichts hörte.“

„Dieſe liebe Erſcheinung kann es alſo durchaus nicht ſeyn, was mich hier feſthält, wohl „aber eine gewiſſe Schwermuth, die, wie ich „beſorge, [illegible] Frankfurt zunehmen würde, und „der ich hier, unter den heimathlichen Felſen „und Bäumen, an den Wellen des alten Vater Rheins, mit großem Vergnügen nachhänge. „Ich glaube, meine Verſtümmelung gebiert mir „dieſe Laune. Nie machte mich der Verluſt meines Armes unglücklicher, als jetzt. Ich bin „von jener Eitelkeit zu weit entfernt, mit dem „Stumpfe wie mit einer Trophäe zu prahlen.

„Die unwiſſende Kanonenkugel kann dem Feig„ſten auch einen ſolchen Streich ſpielen. Oft„mals iſt mir's, als hätt' ich meinen linken Arm „noch und empfände die wüthendſten Schmer„zen darin. Iſt das nicht ſonderbar? Kann „das noch ſchmerzen, was man nicht mehr be„ſitzet? Mir fällt hier das Mährchen von dem „Ritter ein, dem ein Waſſerweib das Herz ge„raubt hatte und der dennoch die wüthendſten „Schmerzen darin verſpürte. Auch mein Herz „ſchmerzt. Es iſt zu viel Blut darin. Denke „Dir nur, die ganze Maſſe von Blut, die ſich „ſonſt in dem linken Arme bis in jede Finger„ſpitze frei bewegen konnte, muß ſich jetzt in „dem weit kleinern Raume herumtummeln und „findet nun ſchon in der Schulter ihren cul „de sac oder Kehrwieder. Doch fort mit die„ſem Geſchwätz, mein rechter Arm iſt müde „und mahnt mich aufzuhören. Vor der Hand „ſiehſt du mich noch nicht wieder. Mein eiſer„nes Kreuz ſchützt den Vater vor mancher Un„bill frecher Einquartierung, und das iſt wohl „der eigentliche Grund meines verlängerten

„Hierſeyns; denn daß die alten Felſen mir „ſieben Mal Seraphine antworten, wenn ich „dieſen melodiſchen Namen dort rufe, iſt zwar „recht hübſch, doch aber zu einförmig, um mich „ſo lange hier feſſeln zu können.“

9.

Ein Brief, den Seraphine aus London bekam, hatte einen ſo tiefen Eindruck auf ſie gemacht, daß alle Bewohner des friedlichen Hauſes ihr die theilnehmendſte Aufmerkſamkeit ſchenken zu müſſen glaubten. Sie erſchrack, da er ihr eingehändigt wurde, erblaßte da ſie ihn geleſen hatte und begab ſich auf ihr Zimmer, wo ſie einen ganzen Tag einſam verweilte und erſt am Abende mit rothgeweinten Augen in dem Kreis erſchien. Die Tage, welche dieſem folgten, waren eben ſo traurig verſtrichen, und Allen wurde es klar, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage.

Mit Beſorgniß und Schonung nahten ſich Vater und Mutter, und gleichſam als würde die Laſt, die ihren Buſen beengte, leichter, ſchüttete ſie ihren Kummer willig vor ihnen aus. Sie erzählte von ihrem Verlobten, von den warnenden Stimmen, die auf räthſelhafte Weiſe ſie von dieſer Verbindung zurückzuhalten ſtrebten, und denen eine unerklärliche Angſt in ihrem Innern zu Hilfe kam, ihr die Zukunft an der Seite dieſes Gatten als unheilbringend zu verkünden. Robert Weiler und ſeine Frau bemühten ſich, ihren Gram zu zerſtreuen und ſie die Warnung Unbekannter in einem zweideutigen Lichte erblicken zu laſſen; ſie munterten ſie auf, mit fröhlichem Muthe ihrer Beſtimmung entgegen zu gehen und ihrem zukünftigen Gatten nichts von dem Argwohn merken zu laſſen, den ſeine Anweſenheit und liebevolle Sorgfalt bald gänzlich heben würden.

In dieſer Stimmung war es, als die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo und der Brief des alten Grafen, die Kunde ſeiner baldigen Ankunft in Begleitung Nikita's, in Weiler's Wohnorte anlangte. Ferdinand war nicht zugegen. Der wilde Zug der Wolken am blitzenden Gewitterhimmel und der aufrauſchende Strom, deſſen Wellen vom herannahenden Sturm gepeitſcht wurden, hatten ihn, wie gewöhnlich, zu den Felſen, ſeinem Lieblingsplatze, hinausgelockt, wo das ſiebenfache Echo den rollenden Donner majeſtätiſch nachhallte.

10.

Einige ferne Schüſſe fielen und die Frauen fuhren erſchreckt in die Höhe.

„Es ſind Nothſchüſſe vom Rheine her,“ bemerkte Robert, „hört ihr den Sturm pfeifen? Die Nacht iſt finſter und die Schiffer werden der Bank nicht vorüberſegeln können.“ — Seraphine wollte zum Rheine hinab, eine unbeſchreibliche Angſt hatte ſie überfallen. Sie warf ihren Shawl um, gab Weilern den Arm, und in eiliger Haſt lief ſie das Felsgeſtade hinab, daß ihr Begleiter ihr kaum zu folgen vermochte.

Gleichſam hochaufzürnend ſchäumte die grüne Welle in ihrem Felſenbette, indeß ein ſcharfer Wind pfeifend durch das Laub fuhr und die dürren Aeſte klappernd zuſammenwarf. Wild jagten düſtre Wolken vorüber, durch deren Riß ein flüchtiger Mondſtrahl fiel, ſeine blaſſen Lichter auf den Wellen ſpiegelnd, die vor den leuchtenden Blitzen bald verſchwanden, die Fluß und Felſen mit ungewiſſem Scheine auf Augenblicke erhellten.

Die Nacht war keine jener angenehmen, wo Alles, von milden Mondſtrahlen übergoſſen, ein Bild voll Ruhe und Frieden, unſere Bruſt mit Ruhe und Frieden erfüllt; wo der ſchöne Rhein ſeine Wellen geſchwätzig murmelnd über das Geſtein rollen läßt, wie ein geſprächiger Alter, der ſeinen Kindern und Enkeln ſchöne Sagen erzählt; wo die Burgen als alte ergraute Zeugen daſtehen und ihre bemoosten Thürme gleichſam die Häupter bejahend neigen, um die Sagen zu beſtätigen. Wer an jenem Abende die Landſchaft ſah, und als Staffage darin das faſt fliehende Mädchen im weißen lichten Nachtkleide, den weit in der Luft dahinfliegenden weißen Shawl, hinter ihr den bejahrten Mann, Angſt und Sorgen in den Zügen, der würde geglaubt haben, ein Modell vor ſich zu erblicken, wonach der kühne Maler Salvator Roſa ſeine Studien arbeitete.

Doch weiter abwärts des Stromes zeigte ſich ein anderes Bild, wilder und gräßlicher und mehr geeignet, unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen.

II.

An den wilden Felſen lag Ferdinand, dem Spiele der Wellen, Wolken und Blitze, dem Rollen des Donners und ſeinem ſiebenfachen Wiederhalle lauſchend und horchend. Es war eine jener kühnen Plattformen, die der Fuß der mächtigen Baſaltrieſen gleichſam zum Hohne weit über das Rheinbette hinausgeſtoßen hatte, der nun ſeit Jahrhunderten zornig und wüthend alle ſeine Kraft, doch vergeblich, aufbietet, den frechen Eindrang in ſein Gebiet zu rächen. Tief unter ihm kletterten zwei Fiſcher im Geſtein umher, mit ihren Salmreuſen beſchäftigt, die ſie Abends dort gelegt hatten und einen reichen Fang erhofften. Auf der Straße am jenſeitigen Ufer zogen ſich langſam einige zweirädrige ſchwerbepackte Karren hin, deren Führer die Pferde fruchtlos antrieben, und deren Rufen und Peitſchenknallen deutlich herüber ſcholl und die Pauſen, die das Rollen des Donners dann und wann ließ, recht tröſtlich ausfüllten. Ganz aus der Ferne, vielleicht aus dem Wirthshauſe in St. Goar, ſchallte Muſik herüber und ſtimmte ſonderbar genug zu dem wilden Naturkonzerte, zu dem das unheimliche Schnaufen einiger Eulen in den alten Felſenhöhlen ſich viel beſſer ſchickte.

Dieſe Scene hatte nun ſchon mehre Stunden unverändert gedauert und Ferdinand war in ſeinen gewöhnlichen Träumereien ſo vertieft, daß er den feinen Regen nicht einmal bemerkte, der eine ziemliche Weile ſchon zu fallen begonnen hatte, als die Schüſſe am jenſeitigen Ufer, ganz in der Nähe, ihn plötzlich aufſchreckten. Die Fiſcher warfen ſich ſogleich in ein bereitſtehendes Boot und ſteuerten hinüber, aus den Häuſern ſah man wandelnde Lichter ſich zum Ufer bewegen und deutlich brachte der Wind verworrene Stimmen zu den mit ſeltener Akuſtik verſehenen Wölbungen des Felſens.

Nicht lange währte es und Ferdinand erblickte ein größeres Boot mit mehren Menſchen und Lichtern vom jenſeitigen Ufer ſtoßen und nicht ohne Müh gegen Wind und Wellen herüberſchiffen. Er war hinabgeeilt, um ſich von dem Vorfalle zu unterrichten und nöthigenfalls die Hilfsbedürftigen in das nahe Haus ſeines Vaters ſchaffen zu laſſen.

12.

Das Boot legte an und herausſtiegen zwei Männer in Mäntel gehüllt, die mit großer Sorgſamkeit einen Knaben, der verwundet ſchien, auf eine weiche Decke legen ließen. Der ältere der beiden Männer nahm ſeinen Mantel ab und bedeckte den Verwundeten, in einem todesähnlichen Schlummer Verſunkenen damit. Der Jüngere, ein ſtattlicher Mann, blieb während deſſen, in Gedanken vertieft, den Blick auf den Knaben geheftet, ſtehen, und erſt, als ein Bauer mit einer Laterne ſich nahete, um dem Schlafenden in's Geſicht zu leuchten, fuhr er zornig auf, die Laterne mit einem dicken Stocke, den er in der Hand trug, zertrümmernd.

Ferdinand näherte ſich dem ältern Fremden ihm Obdach und Pflege anbietend und ſich zu-

gleich nach dem Unfalle erkundigend, der ihr Er-
cheinen wahrſcheinlich veranlaßt hatte.

„Wir ſind von Räubern überfallen worden,“
rwiederte der Fremde. „Kutſcher und Bedienter
ind todt auf dem Platze geblieben und dieſer
Mohrenknabe wurde gefährlich verwundet. Das
Ziel unſerer Reiſe iſt nicht mehr fern. Unweit
on hier muß Herr Robert Weiler wohnen und
en eben ſuchen wir.“ —

„Es iſt mein Vater,“ fiel Ferdinand ein „und
ch will ſogleich hineilen, um Alles zu Ihrem Em-
pfange vorbereiten zu laſſen. Dieſe guten Leute
verden ſie gern zu dem Hauſe hinaufgeleiten.
Doch, welche Gäſte hab' ich meinen Eltern zu
nelden?“

„Ruſſiſche Offiziere,“ verſetzte der Andre.

„Vielleicht Graf W . . ., der Vater der Gräfin Se-
aphine?“ fragte Ferdinand mit bewegter Stimme.

Bei dieſem Namen fuhr der jüngere Fremde raſch
auf, und indem er ſich nach dem Sprechenden
ehrte, rief er rauh: „wer nannte hier Sera-
phine?“

„Es iſt ein Sohn Robert Weilers, Herr Graf,“ bemerkte der Aeltere ſchnell. „Er will uns zum Hauſe ſeines Vaters geleiten.“

„So laßt uns eilen,“ ſagte tief der Andere, „wir wollen Seraphine nicht länger warten laſſen.“

Und mit einem barſchen „Vorwärts“ fing er an, das Felſenufer nicht ohne Beſchwerden und faſt keuchend hinanzuſteigen, ihm zur Seite ſein räthſelhafter Begleiter, hinter ihnen Ferdinand, dann zwei Fiſcher, die den Mohrenknaben trugen, der bei jedem Blitze und Donner, die jetzt zahlreicher und über den Häuptern der Gehenden ſich entluden, krampfhaft zuſammenzuckte, und zwei andere Fiſcher mit Laternen. So ſtiegen ſie weiter und weiter, und nach einer Viertelſtunde hielt der abenteuerliche Zug vor Weilers Hauſe, zum nicht geringen Entſetzen der ihren Mann und Seraphine erwartenden Hausfrau, die noch immer nicht nach Hauſe gekommen waren.

13.

„Hier, Mutter, bring' ich Fremde, wahrſchein-
ich der Vater unſers Gaſtes, mit einem Gefährten,
ie von einem Unfalle unweit von hier, am jen-
eitigen Ufer betroffen wurden. Es iſt ein Ver-
vundeter dabei. Schnell Betten und Arznei ge-
chafft" — mit dieſen Worten ſchritt Ferdinand
en Andern voran in's Haus, die, wie es ſchien,
inen heftigen Wortwechſel in ruſſiſcher Sprache
ührten.

In geſchäftiger Eile öffnete Madame Weiler
as beſte Zimmer des Hauſes und nöthigte die
remden hineinzugehen. Auf ein weiches Sopha
n dem untern Wohnzimmer legte man den Mohren-
naben, deſſen Wunde, nach der Ausſage eines
erbeigeruſenen Wundarztes nicht tödtlich war.

Eine tiefe Stille folgte dem geräuſchvollen erſten
Eintreten der Fremden in Weilers Haus, die nur

dann und wann durch ein hohles Aechzen aus der Bruſt des Mohrenknaben unterbrochen wurde. Ferdinand erkundigte ſich nach Seraphinen, allein dieſe war mit Robert noch nicht heimgekehrt. Die Mutter war mit beſorgter Miene in Küche und Keller beſchäftigt, um einige Erfriſchungen und Wein den Fremden vorzuſetzen, durch deren Erſcheinen Alles im Hauſe von einer Bangigkeit erfüllt worden war, die ſich leichtlich durch die Schwüle erklären ließ, die bei dem näherrückenden Gewitter immer fühlbarer wurde.

Die Unbekannten hatten den erhaltenen Wein ausgetrunken, und der Aeltere von ihnen erſchien mit den leeren Flaſchen, bittend, ſie nochmals zu füllen. Ferdinand war fortgegangen, nach Seraphinen und dem Vater zu ſehen, die Mutter war allein, füllte die Flaſchen und trug ſie zu den Fremden in's Zimmer.

Wie verändert fand das Auge der ſorglichen Hausfrau dieſes Prunkgemach, in den wenigen Augenblicken, da es den Fremden zum Aufenthalte gedient hatte. Die Mantelſäcke lagen in größter Unordnung auf den ſchöngeglätteten Boden. Ein paar Säbel, Piſtolen und zwei Jagdflinten waren umher geworfen. Die durchnäßten Mäntel waren auf Stühlen und Sopha zum trocknen ausgebreitet; ein Offiziershut mit ſchwarzer Feder war einer Büſte des Apoll aufgeſetzt und einige lange Pfeifen lehnten an einer Urne voll ſchöner Blumen. Am Tiſche, beide Fäuſte geballt vor der Stirne, ſaß der jüngere Fremde. Ein ſchönes Jünglingsgeſicht, doch bleich und wie vom Entſetzen verzerrt, das dunkle Auge großgeöffnet und vor ſich hinſtarrend, der Mund wie zum Hohne verzogen. Auf und ab aber ging der ältere, eine lange, hagere Geſtalt, mit einem gelblichen Geſichte und ſpärlichem grauen Haare, das den Fünfziger nicht verkennen ließ.

Heiter lächelnd ging dieſer der eintretenden Hausfrau zu, ſie, wie er ſagte, von der Laſt zu befreien. Wie er ſich dem Tiſche näherte, um die Flaſchen darauf zu ſetzen, erhob der Jüngling ſein Haupt und ſah ihn mit einem furchtbaren Blicke an, einem Blicke, in dem ſich Anklage, Reue, Wuth und Verzweiflung ausſprachen. Zitternd erreichte

Madame Weiler die Thüre und pries ſich glücklich als ſie wieder draußen war, mit dem feſten Verſatze, nicht wieder zu den unheimlichen Gäſten hineinzugehen.

14.

Auch im Wohnzimmer konnte ſie nicht bleiben. Hier lag der verwundete Mohrenknabe. Sein Aechzen und Wimmern hätte die gute Frau nicht verſcheucht, denn ſie war gewohnt, am Bette der Kranken pflegend und tröſtend zu verweilen, aber die ſonderbare Art, wie dieſer Verwundete bei ihr erſchienen war, ſeine für ſie ſo furchtbaren Begleiter und die ſchrecklichen Phantaſien, die den Knaben erfüllten und ihn oftmals die Worte: Mord! Rächer! Verrath! dann wieder ruſſiſche und franzöſiſche Worte mit gräßlichem Tone ausrufen ließen, erregten der armen Frau Angſt und Entſetzen.

Sie ſtand alſo unter der Thüre, nach den lieben Hausgenoſſen ſpähend, deren langes Ausbleiben ihre Angſt noch um Vieles vermehrte. Ferdinand kehrte endlich allein zurück. Ein bedeckter Wagen mußte ſchnell nach dem Weinberge hinunter, um Seraphine abzuholen, die in dem Häuschen dort halb ohnmächtig ſich befand und bei dieſem Wetter nicht zu Fuße das Wohngebäude erreichen konnte.

In haſtiger Eile fuhr Ferdinand den holprigen Weg zum Rheine hinab, die Roſſe antreibend, die, von den Blitzen geblendet, ſchnaubten und ſprangen. Vorſichtiger lenkte er den Wagen heim. Der Vater hatte Seraphine im Arme, die mit geſchloſſenen Augen einer Leiche gleich dalag.

„Die liebe Gräfin iſt plötzlich krank geworden,“ ſagte Robert, indem er Seraphine behutſam aus dem Wagen in das Wohnzimmer leitete. „Aufgeregt, wie ich ſie nie ſah, war ſie am Rheine angelangt, mit großer Unruhe forſchte ſie, wo die Schüſſe gefallen ſeyn mochten, die ihr gewiß — ſo ſagte ſie — großes Unheil bringen würden, und da ſich keine Spur erſpähen ließ, begab ſie ſich, fortwährend ängſtlich, in unſer Sommerhäuschen. Das zunehmende Gewitter, das fürchterlich an den Felſen wiederhallte und die Unruhe in ihrem Innern, die mir ganz unerklärlich war, wirkten mit ſolcher Macht auf ihre Nerven, daß ſie in eine anhaltende Ohnmacht fiel, die mich in nicht geringe Beſorgniß ſtürzte. Allein, ohne Mittel ſie daraus zu wecken, durfte ich doch auch die Kranke nicht verlaſſen, um Hilfe herbeizuſchaffen. In dieſer Noth erſchien Ferdinand, und als er mit dem Wagen zurückkam, war Seraphine, wenn gleich noch ſchwach, doch ſchon wieder zum Leben zurückgekehrt.“ —

15.

Kaum hatte Robert Weiler dieſe Worte geendigt, als ein leiſes Stöhnen aus einem dunkeln Winkel der Stube ſeine Aufmerkſamkeit dahin wendete. Es war der Mohrenknabe, und nun erſt erfuhr er die Ankunft der Fremden.

Man klopfte, und hereintrat der Aeltere der Angekommenen, mit der Frage nach der jungen Gräfin von W... Befinden. Bei dem Tone ſchlug Seraphine das ſchöne Auge auf und blickte mit dem Ausdrucke des höchſten Entſetzens nach dem Fragenden hin. Dieſer nahete ſich höflich.

„Sie iſt es ſelbſt, die verehrte Gräfin,“ ſagte er. „Welche Freude, daß wir ſie endlich wiederſehen, wie beſorgt war mein junger Freund auf der ganzen Reiſe und welche Sehnſucht trieb ihn an, ſie in größter Eile zurückzulegen.“

„„Iſt mein Vater hier?““ fragte Seraphine in heftiger Bewegung.

„Wir ſind ihm vorangeeilt," entgegnete der Fremde, „die Ausfertigung ſeiner Depeſchen hat ihn einige Tage länger im Hauptquartier zurückgehalten. Sein Weg wird ihn nicht über dieſen Ort führen und die Eile und Wichtigkeit ſeiner Aufträge erlauben ihm ſelbſt den kleinſten Umweg nicht. Er wird uns daher in Frankfurt treffen und wir müſſen alſo bald unſere Reiſe dahin antreten, wenn wir den geliebten Vater vor unſerer Abreiſe in die Heimath noch ſehen wollen."

„„Mein Vater nicht hier — Er allein — und ich mit ihm! So gehen denn meine trüben Ahnungen in Erfüllung!““ — wimmerte leiſe die Gräfin.

Alle Hausgenoſſen hatten theilnehmend ihre Augen auf Seraphine gerichtet und bemerkten das Entſetzen nicht, das den Fremden ergriff, als er das Bild des ruſſiſchen Offiziers an der Wand erblickte. Es war der alte Graf W..., zum Sprechen getroffen. In demſelben Augenblicke ertönte furchtbar des Mohren Aechzen, und Alle fuhren ergriffen in die Höhe.

„Eine ſchreckliche Nacht,“ bemerkte der Fremde. „Ein Ueberfall von Räubern, Bedienter und Kutſcher getödtet, ein Verwundeter, dazu das furchtbare Ungewitter, wahrlich nicht unter ſolchen Zeichen hofften wir das erſehnte Ziel der Reiſe zu erreichen. Doch dieſer Augenblick und der Zuſtand meines Zöglings ſind nicht geeignet, das Wiederſehen zu feiern. Wir bitten, uns unſere Schlafzimmer anzuweiſen, um morgen, nach einigen Stunden Ruhe, unſere Reiſe nach Frankfurt anzutreten.“

„„Morgen ſchon Euch verlaſſen, um dem ſichern Elende entgegenzugehen!““ ſagte Seraphine leiſe zu dem neben ihr ſitzenden Robert. —

„Ja, morgen,“ ſprach ſtark betonend der Fremde. „Wir dürfen keine Zeit verlieren.“ —

16.

„Nein, das dürfen wir nicht," rief der an- ere Fremde, raſch in's Zimmer tretend, „noch ieſe Nacht, noch in dieſem Augenblicke müſſen ir fort! Wo iſt Seraphine, meine innigſtgeliebte Theure." —

Hier, indem er ſich dem Sopha näherte, von em Seraphine ſich erhob, fiel ſein Blick auf as Bild ſeines Pflegevaters, und mit dem Schrei es furchtbarſten Entſetzens zurücktaumelnd, hatte er ſchnell hinzugeſprungene Begleiter alle Mühe, hn vom Fallen abzuhalten.

„Die Bewegung ſeines Blutes von dem ſo urchtbaren, als plötzlichen Ueberfalle," ſagte der Aeltere, „er iſt bis zum Tode erſchöpft von der ſtarken Aufregung aller Sinne und dem Aufbieten aller Kräfte. Nur ſeinem tapfern Muthe gelang es, die Räuber zum Fliehen zu bringen und unſer Leben zu retten.“

Er hatte den jungen Grafen zu einem Stuhle geführt und ihn darauf niedergelaſſen. Nach und nach erholte er ſich. Er verlangte Seraphine zu ſehen. Sie näherte ſich ihm. Er gab ihr die Hand und ſah ſie mit einem langen verweilenden Blick an.

„Nikita!“ ſprach Seraphine, „wollten Sie mir wohl für einige Minuten ein Geſpräch unter vier Augen gönnen?“

„„Bei ſeiner Schwäche,““ — fiel der Andere ſchnell ein — „„es iſt wohl nicht rathſam.““ —

„Gleichviel, Garofel, ich will's!“ ſagte Nikita, „ich bin ſtark genug,“ ſetzte er bedeutend hinzu, „und es iſt beſſer, daß ich's thue.“ —

Auf ſeinen Wink entfernten ſich Garofel und die Hausbewohner in das anſtoßende Zimmer, wo Eiferer, wie es ſchien, abſichtlich eine ſo laute Erzählung des gehabten Unfalls zum Beſten gab, daß es unmöglich geweſen wäre, ein Wort von dem Geſpräche Nikita's und Seraphinen's, das ziemlich lebhaft im Nebenzimmer geführt wurde, zu vernehmen.

17.

Ein heftiger Gewitterſchlag, der auf das Dach des Hauſes fiel, machte der peinlichen Unterhaltung jedoch ein Ende. In dem Zimmer des Brautpaares hörte man einen Fall und einen dumpfen Schrei. Man eilte herbei. Die Lichter waren verlöſcht, Graf Nikita lag am Boden, Seraphine war todtenähnlich in einen Seſſel geſunken, der Mohrenknabe hatte ſich krampfhaft auf ſeinem Lager erhoben und ſchrie gellend: „Mord! Mord!“

Das Geſinde trat mit Licht herein. Das ganze Zimmer war ein Bild der grauſamſten Verwüſtung. Der Blitzſtrahl hatte die Fenſter zertrümmert, das Gemälde von Seraphinen's Vater von der Wand heruntergeſchlagen, die meiſten Meubel zerſchmettert und über einander geſtürzt.

Feuer war nicht entſtanden und daher waren die Nachbarn ruhig geblieben.

Seraphine erholte ſich zuerſt: „Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht,“ ſagte ſie zu Weiler. „Mein Vater wartet und ich will ihn nicht vergebens warten laſſen. Von Frankfurt führt ihn ſein Weg nach Wien zur Geſandtſchaft, mein Schickſal ruft mich nach dem fernen Rußland. Vielleicht ſind wir dann auf ewig geſchieden und ich fühle, wie heilbringend es für mich ſeyn wird, ſeinen Segen zu empfangen und Troſt und Stärkung auf der weiten Reiſe zu erhalten. Laſſen ſie uns einen kurzen Abſchied nehmen, um uns dieſe Stunde nicht zu erſchweren.“

Lautes Weinen der Hausleute unterbrach ſie. Seraphine hatte keine Thränen. Sie ſchien einen innern ſchweren Kampf gekämpft zu haben und als Siegerin daraus hervorgegangen zu ſeyn. Garofel war nach Poſtpferden fortgegangen. Weilers Gattin packte unter beſtändigem Weinen die Koffer. Nicht lange währte es, ſo fuhren zwei, mit Vieren beſpannte Wagen vor Weilers Thür. Robert erbot ſich, des Mohren Pflege in ſeinem

Hauſe zu beſorgen und ihn dann den Reiſenden nachzuſenden. Allein Garefel beſtand darauf, ihn bis Frankfurt mitzunehmen, wo es ihm an zärtlicher Hilfe um ſo weniger fehlen würde.

Nachdem das Geſinde reichlich beſchenkt worden war und Seraphine von ihren Wirthen den zärtlichſten Abſchied genommen hatte, ſtieg ſie und Nikita in den erſten Wagen, während Garofel ſich zum Mohrenknaben in den zweiten ſetzte. Dumpf ertönten die Hufſchläge der acht Pferde durch die ſtille Nacht und das Horn der Poſtilione erſchallte muthig. Das Gewitter hatte ſeine ganze Wuth in dem letzten Schlage entladen und war verſtummt. Die Sterne glänzten aus der Höhe und eine friſche Luft verkündete den nahen Morgen. Aber nicht nach Frankfurt rollte das Fuhrwerk, ſondern nach Süden, dem fernen Mannheim zu. Kein luſtiges Geſpräch, wie es Reiſende wohl zu führen pflegen, erſcholl aus den Wagen und weit ab von ihnen zog ein finſterer Reiter, in ſeinem Mantel gehüllt, die einſame Straße, einem nächtlichen Nebelbilde gleich, das die erſten Strahlen der Sonne verſcheuchen würden.

18.

Im finſtern Unmuthe ſchritt Robert Weiler, am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht, in ſeinem vom Blitze zerſtörten Zimmer umher. Sein ganzes Haus ſchien ihm verwüſtet und öde. Vor der Thür ſaß ſeine Gattin, weinend und in die Ferne hinausſtarrend, nach den blauen Höhen des Taunusgebirges, die in der ſchönen hellen Morgenſonne ſo freundlich wie ſonſt wohl herüberblickten, ihr aber nicht wie ſonſt das Herz erfreuten. Das Hausgeſinde ſaß müßig in der Küche, kein Feuer brannte auf dem Heerde, alle Arbeit ruhete. Es waren keine Befehle gegeben worden und man ſchien abwarten zu wollen, bis der große Schmerz der Eltern ſich gelegt haben würde.

Nicht nur Seraphine, der milde Friedensengel in dieſem Hauſe auf eine ſo befremdende Weiſe, ſchnell und unvorbereitet entführt worden, auch Ferdinand hatte das väterliche Haus heimlich verlaſſen. Niemand wußte wohin. Nicht eine Zeile war von ihm zurückgeblieben, die den troſtloſen Eltern Nachricht über ſeine plötzliche Entfernung geben konnte, und ſie waren daher den peinlichſten Gefühlen der Ungewißheit ſchmerzlich überlaſſen.

Man hoffte bis zum Mittage, bis zum Abende, allein vergebens. Man durchſpähete die Gegend, allein fruchtlos. Am andern Tage mit dem Früheſten ließ Weiler ſein Pferd ſatteln, um nach Frankfurt zu reiten und dort Nachrichten von ſeinem Sohne zu erhalten. Es war ihm kein Zweifel, daß Ferdinand, von Liebe für Seraphine erfüllt und beunruhigt durch die Art und Weiſe, wie Nikita ſie dem elterlichen Hauſe entführt hatte, ſich nach Frankfurt begeben habe, um dort, wo möglich, Aufſchluß über dieſes Verhältniß zu erlangen und mit Seraphinens Vater ſelbſt zu ſprechen. Dies ſchien Robert Weiler der wahre Grund von Ferdinands heimlicher Entfernung und deshalb hoffte er mit Gewißheit, ihn in Frankfurt anzutreffen. Allein, ſo emſig er auch forſchte und alle Gaſthöfe, vom erſten bis zum letzten durchſuchte, ſo war es ihm doch unmöglich, eine Spur von den Reiſenden, wie von ſeinem Sohne, anzutreffen, und eben ſo wenig gelang es ihm, den Aufenthalt ſeines alten Freundes, des Obriſten Grafen W..., auszukundſchaften.

19.

Eben ſo troſtlos, als er ſein Haus verlaſſen hatte, kehrte er zu demſelben zurück, die Thränen der Mutter floſſen reichlicher und ſein Unmuth wuchs. „Nur eine Sylbe hätte der Junge von ſich hören laſſen ſollen,“ brummte Robert, „ſein Vorhaben iſt gewiß gut, und iſt er am Leben, ſo ſetzt er es wohl auch durch, aber ſeinen Eltern ſolchen Kummer zu bereiten, das iſt nicht recht.“

Viele Wochen waren vergangen und noch kam keine Nachricht von den ohne Spur Entſchwundenen, und in ſtets bläſſeren Farben entſchwanden die Schrecken jener Nacht und immer mächtiger wurde das Vertrauen auf des Himmels Hilfe bei Ferdinands Eltern, und der ſanfte Fittig der Zeit fächelte Troſt ihnen zu und die Wunden des tiefen Grames fingen allmählig zu vernarben an, da riß eine Zeitungsnachricht auf's Neue ſie auf und ſie begannen ſtärker zu bluten als je.

Man las nämlich in den öffentlichen Blättern: „Der K. Ruſſiſche Obriſt, Graf W..., der mit einer wichtigen Sendung aus dem Hauptquartiere Sr. Durchlaucht nach Wien beauftragt war, iſt auf unerklärbare Weiſe verſchwunden, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, trotz der ſtrengſten Nachforſchungen, eine Spur von ihm und der Urſache ſeines Verſchwindens zu entdecken.“

Zitternd ließ Robert das Blatt der Hand entfallen und lange kämpfte er mit ſich, ob er es ſeiner Frau mittheilen ſollte. Dieſe aber, die das Entſetzen in ſeinen Zügen las, drang in ihn und er reichte es ihr hin.

Immer verworrener wurde das ſchauderhafte Räthſel, immer unerklärlicher der Zuſammenhang dieſer ſeltſamen Begebenheit. Stand ihr Sohn, wie es ihnen nun gewiß ſchien, mit allem dieſen in näherer Verbindung, ſo war auch er den Gefahren preisgegeben oder jeder irdiſchen vielleicht ſchon auf immer entriſſen. Welchen Weg ſollten Privatleute einſchlagen, um der Verſchwundenen

Spur zu entdecken, da Behörden, und Militair-Behörden, denen damals Alles, offene Gewalt und die Schlauheit einer ſicher erſpähenden Polizei, zu Gebote ſtand, dies nicht vermochten.

Die armen Eltern mußten ſich in ihr trauriges Schickſal finden und von der Zeit Aufſchluß und Troſt erwarten. —

20.

In einer wilden romantiſchen Gegend des linken Rheinufers ſtanden zwei Bauern, die Reiſig aus dem Walde holen wollten, mit ihren leeren Karren haltend und horchend am Wege.

„War Dir's nicht auch, als hörteſt du ein leiſes Wimmern?“ ſprach der Eine.

„„Ja wohl,““ erwiederte der Andere, „„und zwar recht unheimlich klingt's! Wär's nicht heller Tag, ſo würde ich glauben, daß es damit nicht ſeine Richtigkeit hätte.““ —

„Pah, dummes Zeug,“ meinte der Erſtere, „ein Verunglückter iſt's und aus jener Kluft ertönt's. Wir wollen hin und ſehen, ob der Hineingeſtürzte noch gerettet werden kann.“

Und ſomit eilten Beide der Gegend zu, woher das Gewimmer tönte.

Sie ſtanden bald auf der Spitze des mit jungem Laubholze bewachſenen Felſens, das mit ſeinen verſchlungenen Aeſten und ſeinem Blätterreichthum die Ausſicht in die Tiefe den Blicken entzog. Das Gewimmer klang jetzt vernehmlicher, es waren Töne, vom tiefſten Schmerze erpreßt, die ſich aus der Bruſt, abgebrochen, von Zeit zu Zeit entluden.

„Wenn der da unten liegt,“ bemerkte der Eine, „ſo iſt auch keine Hilfe mehr für ihn und zu verwundern iſt's, daß dann noch ſo viel Leben in ihm iſt, dieſes Aechzen von ſich zu geben. Komm, laß uns gehn.“

Der Andre aber wollte dem Dinge auf die Spur kommen und begann ſich durch das friſche Laub durchzuarbeiten und ſo weit in den Abgrund hinunterzugleiten, als es ohne Gefahr gehen wollte. Sein Bemühen wurde belohnt. Ein paar hundert Schritte war er abwärts gekommen, da zeigte ſich ihm ein ſchreckliches Schauſpiel. Ein Menſch im Hemde, ganz im Blute gebadet, lag da in den dichten Zweigen, die, mitleidiger als die Menſchen, die ihn in die Kluft hinabſtießen, ihm gleichſam ein weiches Lager von friſchem Laubwerke bereitet hatten. Ein Glück war es jedoch für den Unglücklichen, daß die Bauern dazukamen, denn dieſes ſchwebende Bette hätte nachgeben und der Arme in die bodenloſe Tiefe hinabſtürzen können. Mit ſorgfältiger Eile, nachdem ſie ſich vom erſten Schrecken erholt hatten, erhoben ſie den Schwerverwundeten, und es gelang ihnen, ihn bis auf die Straße zu ihrem Karren zu bringen. Bald waren Betten herbeigeholt, und ein Mantel, den Nackten darauf zu legen und damit zuzudecken; dann fuhren ſie langſam mit ihm nach ihrem Dorfe zurück und hielten vor der Thüre des Pfarrers mit ihrer befremdenden Ladung.

21.

Mit mildem, menſchenfreundlichem Sinne, der unter den Bewohnern der ſchönen Rheinufer ja ſo heimiſch iſt, öffnete der Pfarrer dem Hilfsbedürftigen ſeine gaſtliche Thür. Die Ausſage des Wundarztes beſtätigte leider die Vermuthung, die ſich Jedem beim erſten Anblicke des Fremden aufdrang. Mehre Stichwunden und eine Kugel unter der rechten Schulter, ſo wie der ſtarke Blutverluſt, hatten wenig Hoffnung zur Wiederbelebung des Halbtodten übrig gelaſſen. Der Natur, wie man ſich auszudrücken pflegt, oder der innern Kraft des Patienten mußte es überlaſſen bleiben, das Beſte bei ſeiner Heilung zu verrichten.

Viele Tage vergingen, ohne ein Anzeichen des wiederkehrenden Lebens. Einzeln ausgeſtoßene ſchwache Schmerzenslaute waren von Zeit zu Zeit die Merkmale, daß die Auflöſung noch nicht gänzlich eingetreten ſey. Endlich am fünften Tage öffnete ſich das matte Auge zum Erſtenmale und der Name „Tochter!“ entſchwebte wie ein leiſer Hauch den bleichen Lippen.

Die Freude des wackern Pfarrherrn und des Arztes war grenzenlos. Der Letztere hatte nun die frohe Ueberzeugung, daß das Rettungswerk möglich ſey, und alle Anſtrengungen wurden verdoppelt. Sie werden mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt. Von Tage zu Tage nahmen die Kräfte des Fremden zu, bald war er ſeiner Sprache wieder mächtig, doch, dem Verbote des Arztes gehorſam, bezwang die Familie des Geiſtlichen willig ihre Neugier und verhinderte den Kranken, ihnen einen Aufſchluß über ſein trauriges Schickſal zu geben, der ihnen Allen ſo wünſchenswerth und zur Entdeckung eines gräulichen Frevels ſo nothwendig ſchien.

Im dunkeln Zimmer, ohne viel zu reden, wurden die erſten Wochen von dem Patienten hingebracht. Es lag für den Augenblick den Menſchenfreunden mehr daran, ein Leben zu retten, als vielleicht deren Mehre dem Henkerbeile zu überliefern, da ſie überdieß der feſteſten Ueberzeugung lebten, daß kein Frevel hienieden unbeſtraft bleibe und die Urheber früh oder ſpät der Strafe der himmliſchen Gerechtigkeit nicht entgehen würden.

22.

An einem milden Herbſtmorgen, als die Sonne gar lieblich durch das gelbe Laub ſchien, hatte der Arzt das Fenſter der Krankenſtube geöffnet und der Familie die Erlaubniß ertheilt, ſich dem Patienten zu nähern, da kein Rückfall mehr zu befürchten ſey und Aufheiterung das Werk der Geneſung beendigen helfen ſollte.

Mit Thränen im Auge empfing der Fremde ſeine Wohlthäter, deren Pflege und Menſchenliebe er ſein Leben verdankte. Wie ein finſtrer Traum war ihm die ganze Leidenszeit entſchwunden, und nur eine Sorge war es, die ihn beim Wiedererwachen ſeiner Seele erfüllte, und dieſe ſchüttete er ſogleich vor dem würdigen Geiſtlichen aus.

Nicht die Verfolgung und Beſtrafung jener Uebelthäter, die ihm das Leben rauben wollten, war es, was den Gegenſtand ſeines erſten Geſpräches mit ſeinem Wohlthäter wurde, ſondern Kunde von ihr zu erhalten, von deren Daſeyn das ſeinige abhing. Sie in Gefahr oder für ſich verloren zu wiſſen, hätte den geſchwächten, alten Mann zurück und dem gewiſſen Tode in die Arme geworfen.

Eine Tochter, eine geliebte Tochter, war es, die er beſuchen wollte, um ſie mit dem Manne ſeiner Wahl zu verbinden, als die Böſewichter ihn überfielen und in jenen Abgrund den ſcheinbar Todten hinabwarfen.

Dieſe Tochter befand ſich bei einem bewährten Freunde, Robert Weiler; ſie von dem Unfalle ihres Vaters zu benachrichtigen und ſie zu ihm einzuladen, war der Auftrag, den er dem Pfarrherrn auf die Seele band.

Welchen Erfolg dieſer Auftrag hatte, kann der Leſer im Voraus wiſſen. Troſtlos hörte Weiler die Botſchaft, eben ſo empfing der Geiſtliche die Antwort. An der Seite jenes Mannes, dem ſie der Vater beſtimmt hatte, war ſie plötzlich verſchwunden, ohne Nachricht über ihr ferneres Schickſal den beſorgten Hinterbliebenen zu ertheilen. Auch der Sohn des Hauſes war in den finſtern Strudel mit fortgezogen worden, und der beabſichtigte Mord und die Beraubung des Obriſten erleuchtete dies Dunkel gerade nur ſo viel, um es noch ſchrecklicher zu machen, wie ein Bliz, der die Nacht zwar erhellt, doch nur, um bei ſeinem Entſchwinden ihre undurchdringliche Schwärze noch deutlicher zu zeigen.

23.

Auf bergigten Pfaden, durch gänzlich unbekannte Gegenden, rollte Seraphinens Wagen fort, und ſchon längſt müßte ſie Frankfurt erreicht haben, wenn die Straße dahin geführt hätte. Eine rauhe, ihr unverſtändliche Sprache tönte in ihr Ohr, arme, häßliche Bewohner des Landes drängten ſich bettelnd um den Wagen und wenn das Stillſchweigen unterbrochen wurde, das Seraphinens finſter brütender Begleiter ſorglich beobachtete, ſo geſchah es nur bei ſolchen Gelegenheiten, wo — wie es ſchien — einige derbe Flüche in der Landesſprache von ihm ausgeſtoßen wurden, mit denen er die Gabe begleitete, die er den Armen zum Wagenfenſter hinauswarf.

Seraphine ſaß, in ſich gekehrt, in die Ecke des Wagens gedrückt, und wenn ihr Blick auf Nikita fiel und er den ſeinen ſcheu und finſter zu Boden kehrte, ſo war ſie gewiß deſſen, was ihr Herz ſo ſehr mit trüben Ahnungen erfüllt hatte. Sie ſah ſich in der Gewalt eines Menſchen, den ſie fürchtete und zu deſſen räthſelhaftem Weſen ſie eben ſo ſorgfältig den Schlüſſel ſuchte, als zu finden vermied. Ihr Schweigen war ruhige Ergebung in die Schickungen der Vorſehung. Nach kurzer Raſt ward ſtets wieder aufgebrochen, und die Reiſe wurde mit unglaublicher Schnelligkeit zurückgelegt. Garofel ließ ſich nur ſelten ſehen, weil er den verwundeten Mohrenknaben bewachte. So waren viele Tage vergangen, als einſt an einem heitern Abend, als der Berge Spitzen im violetten Dufte ſchwammen, der Wagen einen jähen Abhang hinunterfuhr, um eine Ecke bog und vor einem freundlichen, doch weitläufigen Gebäude hielt.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſprach Nikita, „hier iſt mein Schloß, hier bin ich Herr und Gebieter und meine Seraphine ſoll Alles mit mir theilen.“ Mit dieſen Worten hob er ſie aus dem Wagen und führte ſie die breite ſteinerne Treppe unter einem mit Weinlaub umrankten Vordache hinauf in das Haus.

Sie traten in eine geräumige Halle, deren nun kahle Wände einſt mit großen Gemälden geſchmückt geweſen ſeyn mußten, denn man ſah deutlich die leeren größern und kleinern Felder, die ſie vormals ausgefüllt hatten. Der ganzen Halle ſah man es an, daß ſie lange unbewohnt geweſen war, und ſie erregte ein Gefühl der Unbehaglichkeit, wie es uns ſtets in weitläufigen, öden Gängen und Sälen zu beſchleichen pflegt. Aus dieſer Halle gelangte Seraphine, deren Hand in der des ſie leitenden Nikita bebte, zu einer Reihe von Zimmern, die einen freundlichen Eindruck auf ſie machten. Sie ſchienen in größter Eile eingerichtet worden zu ſeyn. Farbige Tapeten, ſchöne Vorhänge, reiche Möbel aller Art und was ſonſt zur Bequemlichkeit der Bewohner erfordert wurde, war hier vereint. Die hohen Bogenfenſter waren geöffnet und die reine, heitre Gebirgsluft durchſtrömte dieſe Gemächer, ganz im Gegenſatze zur Halle, wo eine lang eingeſchloſſene Luft den Athem beengte.

Seraphinens Bangigkeit verließ ſie hier auf einige Augenblicke, dieſer Aufenthalt trug wirklich einen ſehr heitern Charakter an ſich. Ihr Auge ſchweifte in das grüne Thal, durch das ein Flüßchen unzählige Silberarme ergoß, ihre Bruſt trank den balſamiſchen Abendduft, das heiterſte Himmelblau glänzte tröſtlich hernieder, und wer Alles dies jemals genoſſen hat, wird es leichtlich glauben, daß Seraphine freier athmete und ein ſanfter Hoffnungsſchimmer ihr gepreßtes Herz erleichterte.

21.

Mit einer leichten Verbeugung verließ Nikita dieſe Gemächer, indem er Seraphine anzeigte, daß ſie zu ihrem Gebrauche bereit ſtänden.

Mit ſich allein zum Erſtenmale nach langer Zeit war die Gräfin jetzt erſt im Stande, einen ruhigen Rückblick auf ihre Entführung aus Weilers Hauſe zu werfen und jene Umſtände in genauere Erwägung zu ziehen, die ihr vorangingen und ſie begleiteten. Irgend ein grauſes Verbrechen war begangen worden, irgend ein ſchreckliches Geheimniß verbarg ein undurchdringlicher Schleier, den vielleicht die nächſte Zukunft ihr lüften ſollte.

Nachdem die erſten Stunden in dieſen ernſten Betrachtungen verſtrichen waren, hatte ſie Faſſung genug gewonnen, Nikita, wenn er erſchiene, alle Fragen über ihr und ihres Vaters Schickſal vorzulegen, deren Beantwortung ihr von der größten Wichtigkeit war.

Allein Nikita kam nicht. Immer tiefere Dunkelheit begann in den hohen Gemächern zu walten. Da öffnete ſich die Thüre und herein trat ein ziemlich bejahrtes Mütterchen, mit einer brennenden Wachskerze. Stillſchweigend näherte ſie ſich dem Kamine, indem ſie die auf dem Geſimſe ſtehenden hohen Armleuchter anzündete, darauf ſchloß ſie die Fenſter, ließ die faltigen Vorhänge zufallen und entfernte ſich leiſe, gleichſam als wollte ſie Seraphine nicht ſtören, die auf dem Sopha lag und mit der Hand ihre thränenſchweren Augen bedeckt hatte.

An der Thüre drehte ſie ſich jedoch um und mit leiſer, heiſerer Stimme fragt ſie, in ſchlechtem Franzöſiſch: „ob die Gräfin ein Nachtmahl befehle, und wann ſie entkleidet zu ſeyn wünſche?“ —

Dieſe Fragen ließen Seraphinen keinen Zweifel, daß ſie Nikita heute nicht mehr ſehen werde, und wenn ſie gleich nichts ſo innig wünſchte, als von ſeiner Gegenwart für immer befreit zu ſeyn, ſo war jedoch der Aufſchluß, den er ihr zu geben hatte, von ſolcher Wichtigkeit für ſie und von ihr ſo ſehnlich herbeigewünſcht, daß ſie ſein Ausbleiben ſchmerzlich beklagte.

„Wo iſt Graf Nikita?“ fragte ſie die Alte.

Von keinem Grafen dieſes Namens war dieſer jedoch etwas bekannt. Lord Darnley, berichtete ſie, mit dem die junge Dame angekommen ſey, hätte ſich gleich, nachdem er ſie verlaſſen hatte, auf's Pferd geworfen, um in die Stadt zu ſprengen, und einen geſchickten Wundarzt für ſeinen Liebling, den ſchwarzen Baudi, herauszuholen, der ſchwer krank aus dem Wagen gehoben worden, und bei deſſen Bette Monſieur Garofel Wache hielt.

Dieſe Kunde genügte Seraphinen, um ihre Meinung von Nikitas Unternehmungen zu beſtärken. Lord Darnley hieß er hier, ſeinen ſeit vielen Jahrhunderten erlauchten Namen mußte er ſcheu verbergen, um unter einem erborgten ſeine Frevel zu verüben!

Sie war zu ermattet, um mehr zu fragen, zu verwirrt, um den Bemerkungen der Alten das

Ohr zu leihen, die mit einer Art von zudringlicher Geſchwätzigkeit ſich breit zu machen anfing und ſich erſt entfernte, als Seraphine mit matter Stimme einige Erfriſchungen begehrt hatte.

25.

Nur Eines wollte Seraphine wiſſen. Nikita ſey, ſo hatte die Alte geſagt, in die Stadt geſprengt, um einen Wundarzt zu holen. Die Stadt mußte nahe ſeyn. Wie hieß dieſe Stadt? Dies zu wiſſen ſchien ihr allein wünſchenswerth.

Nicht lange währte es, ſo öffnete ſich die Thür und die Alte trat ins Zimmer, einen ſilbernen Präſentirteller tragend, auf dem einige Erfriſchungen in zierlichen Gefäßen ſich befanden.

„In der Nähe welcher Stadt,“ fragte Seraphine, „befinden wir uns hier?“

„„Bei Turin,““ war die Antwort der Alten. „Unſer Thal iſt eine Tagereiſe von der Hauptſtadt entfernt.“

Seraphine ließ ſich entkleiden und die Alte verließ ſie.

„In Piemont alſo,“ ſagte Seraphine zu ſich ſelbſt, „in dem Lande, das das Ziel meiner ſteten Sehnſucht war. Die Schweiz ſind wir durchflogen. Alle jene Herrlichkeiten zogen meinen Blicken vorüber, die ich einſt bewundernd zu ſchauen gedachte und die mein finſtrer Gram und das Ungewiſſe meines Schickſals mich kaum bemerken ließen. Hier, unweit von den ewigen Eispalläſten, von dem Montblanc und dem freundlichen Chamouny, umgeben von der majeſtätiſchen Gebirgsnatur, die ich an der Seite des geliebten Vaters nach beendigtem Feldzuge zu beſuchen hoffte, lebe ich jetzt einſam und abgeſchieden. Ach, und mein Vater weilt fern von mir! Wo mag er weilen? und kennt er das Schickſal ſeiner unglücklichen Tochter? — Welch ein Loos wird meiner warten? Welche Abſichten wird Nikita auf mich haben? Was wird mir die nächſte Zukunft bringen?“

In ähnlichen Gedanken vertieft brachte Seraphine den Reſt des Abends hin. Die Ermüdung von der langen und in ſo großer Eile zurückgelegten Reiſe forderte jedoch den ihr gebührenden Tribut. Im Seitenzimmer befand ſich ein ſchönes

Bett, das reiche Vorhänge umgaben und der Gott der Liebe aus cararischem Marmor schwebte gleichſam auf ſeinem Fußgeſtelle in einem Winkel des Zimmers, und erleuchtete daſſelbe, eine Kryſtallſchale hoch emporhaltend, aus welcher eine ſanfte Flamme loderte.

26.

In einem andern Flügel des Gebäudes belauſchen wir nunmehr eine andere Scene.

Auf weichem Lager hingeſtreckt, im Erdgeſchoſſe, zunächſt des etwas verwilderten Gartens, aus dem blühende Zweige, durch die Eiſengitter der geöffneten Fenſter, als liebliche Gäſte, duftend hereinblickten, lag Bandi, der verwundete Mohrenknabe, mit Wohlbehagen ſeine feinen gelenken Glieder dehnend und ſtreckend und ſich freuend, aus dem unruhigen, einherpolternden Wagenkaſten befreit zu ſeyn. Das Fieber hatte ihn verlaſſen und die Wunde ſchmerzte nicht ſehr; da in allen Städten, wo man durchgekommen war, es ihm an ärztlicher Hilfe nicht gemangelt hatte.

Neben ihm ſaß mit beſorgter Miene Laura, Lord Darnley's Pflege-Töchterlein, ein holdes liebliches Engelsbild. Die blonden Haare flogen in leichten Locken um den weißen Nacken, das große blaue Auge ruhete liebevoll auf dem geliebten Bandi, indeß ihre zarte Hand ſeine ſchwarze ergriffen hatte.

In einem entfernten Winkel des Gemaches ſaß Garofel im hohen Lehnſtuhle und war beim Geſchwätze der holden Laura eingeſchlafen, die immerfort ihrem Bandi zuflüſterte. Eine vor ihm ſtehende Lampe warf ein grelles Licht auf Garofels Antlitz. Die eingefallenen gelben Wangen, die geſchloſſenen Augen gaben ihm den Anſchein eines Todten, doch ein Zucken der hochgezogenen Augenbrauen und ein hörbares kurzes Athmen gaben zu erkennen, daß noch Leben in dieſem Gehäuſe wohne.

Bandi konnte wenig Auskunft über ſein trauriges Schickſal geben. Er war mit dem Lord und deſſen Begleiter im preußiſchen Hauptquartier angekommen. Dort hatten ſie einen alten Officier getroffen, der viel mit dem Lord zu thun gehabt habe. Oftmals ſey es zu bitterm Wortwechſel gekommen, dies hätte er aus dem Tone und den Mienen abnehmen können, denn die Sprache ſey ihm gänzlich fremd und unverſtändlich geweſen. Nach einem Aufenthalte von mehren Tagen ſeyen ſie abgereiſt, Tag und Nacht immer fort, und hätten ſich einem großen Fluſſe genähert, an deſſen Ufern ſchöne belaubte Berge ſich erhoben. Dort, in einer wild-romantiſchen Gegend, da eben ein Gewitter furchtbar tobend am Himmel heraufzog, und der Mond von den pechſchwarzen Wolken überzogen worden war, ſey plötzlich der Lord und Garofel zum Wagen hinausgeſprungen. Alsbald ſeyen ein Paar Schüſſe gefallen, und bei dem Scheine der Blitze wäre Garofel ſichtbar worden, wie er die ſchnaubenden Pferde hielt, neben denen Kutſcher und Bedienter todt am Boden lagen. In demſelben Augenblicke hörte er es wieder knallen und empfand einen brennenden, unerträglichen Schmerz in der Schulter, worauf eine Betäubung folgte, die ihn nicht eher verlaſſen hatte, als bis er ſich neben Garofel in einer wohlverſchloſſenen Kutſche befand, die mit großer Schnelligkeit dahinrollte. Er wurde wie ein ſchwer Verwundeter gepflegt und verbunden und es war ihm verboten worden, mit den Leuten, die ſich ihm näherten, zu ſprechen, welches zu befolgen ihm um ſo leichter wurde, da er die Sprache nicht verſtand, indem man weder Engliſch noch Franzöſiſch in jenem Lande hörte. Den fremden Offizier hatten ſeine Augen nicht wieder geſehen, wahrſcheinlich hatte er bei dem nächtlichen Ueberfall der Räuber das Leben verloren. Der Lord hätte auf der ganzen Reiſe kein Wort mit ihm geſprochen, und ſich nur ſtets mit einer jungen, ſehr ſchönen Dame beſchäftigt, die mit ihm in einem andern Wagen geſeſſen habe, und von großer Betrübniß niedergebeugt ſchien. Dieſe Dame ſey auch im Schloſſe angelangt und Laura werde wahrſcheinlich gleich am nächſten Morgen ſie ſehen, und dann ſollte ſie recht viel von ihr dem kranken Baudi erzählen, denn ſolchen Eindruck habe noch nie eine Frau auf ihn gemacht.

Bei dieſen Worten ward es lebendig in den entfernten Gängen des weitläufigen Gebäudes. Laura hüpfte an's Fenſter und ſah wandelnde Lichter im Garten. Garoſel rührte ſich im Lehnſeſſel und erwachte.

„Sie ſind bei der Arbeit,“ ſprach die eintretende Alte zu Garofel, „und Rinaldo iſt heimgekehrt. Die Fremde ſchläft ruhig, und wenn Ihr der Zuſammenkunft beiwohnen wollt, Herr, ſo laßt mich nur bei Bandi indeß und geht.“

„„Schon gut,““ erwiederte Jener dumpf, „„was gab es Neues ſeither?““

„Bis auf den alten Piemonteſer, der uns noch immer nicht in Ruhe laſſen will“ — dies hatte die Alte kaum ausgeſprochen, als die Flamme der Lampe hoch aufloderte und ein leiſes Flüſtern ſich durchs Gemach zog. Mit einem Schrei kreuzte ſie ſich und zog die kleine Laura, gleichſam wie zum Schutze an ſich heran, indem ſie ihr Antlitz ängſtlich verzerrte.

Mit dem Ausrufe: „Poſſen!“ ſchritt Garofel haſtig zur Thüre hinaus.

27.

Früh am andern Morgen erwachte Seraphine. Jetzt erſt überblickte ſie ihren Kerker ganz bei den Strahlen der Sonne, und mußte geſtehen, daß es der reizendſte war, den man ſich denken kann. Mit Geſchmack und Pracht war Alles in den Zimmern vereint, was zu den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens gehört, und aus den Fenſtern genoß man einer wahrhaft paradiſiſchen Ausſicht.

In ſich gekehrt ſaß ſie da, ihre Lage überdenkend, als ſich die Thüre öffnete und die Alte freundlich grüßend mit dem Frühſtücke hereintrat.

Sie freute ſich mit übel angebrachter Geſchwätzigkeit über Seraphinens Ausſehen, dem man die Beſchwerlichkeiten der Reiſe nicht im Geringſten anmerke, wie ſie meynte, und erkundigte ſich, ob Seraphine vielleicht durch Muſik unterhalten ſeyn wolle. Sie würde ihr dann Laura, des guten Herrn Pflege Töchterlein ſenden, die gar anmuthig Guitarre zu ſpielen verſtehe.

Seraphine dankte. Sie wollte ſich nach dem ſogenannten „guten Herrn" erkundigen, als ein Bedienter eintrat, den Lord zu melden.

Mit einem Beben wurde er von der Gräfin angenommen und die Alte entfernte ſich.

Im eleganten Morgenanzuge nach neueſter Mode, der der ſchönen kräftigen Mannsgeſtalt beſonders gut ſtand, trat Nikita mit feinem Anſtande ins Zimmer.

Wenn während der ganzen Reiſe ein finſtrer Ernſt ſich auf ſeinen Geſichtszügen gelagert hatte, er es ängſtlich vermied, Seraphinens Blicken zu begegnen und mancher Tag vorüberging, ohne daß ein Wort über ſeine Lippen kam, ſo zeigte ſich von allem dieſem bei ſeiner jetzigen Erſcheinung das Gegentheil.

Heiter und aufgeweckt trat er ein und mit dem Tone der leichten Unterhaltung erkundigte er ſich nach Seraphines Wohlbefinden und nach dem Eindruck, den ſein Landſitz auf ſie gemacht habe.

Beſorgniſſe mancher Art, verſicherte er, namentlich ein verwickeltes Geſchäft, deſſen Ausgang zweifelhaft war und bei welchem ſein ganzes Vermögen auf dem Spiele ſtand, hätte die Schnelligkeit ſeiner Reiſe veranlaßt und ſeine finſtre Laune während derſelben zu Wege gebracht. Ein Ritt jedoch, den er geſtern noch nach Turin machte, hätte ihm die volle Ueberzeugung verſchafft, die Sache ſey gut geendet. Dies und die glückliche Ankunft Seraphinens, ſo wie die bevorſtehende Verbindung mit ihr, bei der nächſt zu erwartenden Ankunft des alten Grafen habe ihm jedoch ſeine vollſtändige Heiterkeit wieder verliehen. Es würde ihn glücklich machen, wollte Seraphine dieſe theilen und ſich ganz den ſanften Eindrücken hingeben, welche die reizende Umgebung dieſes Aufenthaltes und das Glück der Liebe auf ihr Gemüth hervorbringen würden.

Dieſe Rede erſchütterte Seraphine tief. Eine Menge von Gedanken ſtrömte wild durcheinander, eine Menge von Gefühlen durchkreuzte ihre Bruſt und ſie war dennoch nicht vermögend, zu antworten. Es lag in dem, was Nikita ſagte, eine ſolche ſchamloſe Frechheit, daß ihre reine Seele davor verſtummen mußte.

Nikita ſchien von dieſem Schweigen nicht überraſcht. „Es ſind Jahre, ewig lange Jahre verſtrichen,“ fing er nach einer Pauſe an, „daß wir uns nicht ſahen. Wild und ungeſtüm war des Jünglings Treiben, und konnte nur ſelten der ſanften Jungfrau Beifall erlangen. Die unruhigen Wellen des Lebens, die Stürme des Krieges und Gefahren aller Art haben jedoch den Mann zu jener ruhigen Beſonnenheit geleitet, die allein im Stande iſt, das Glück des Lebens zu begründen.

„Sie heißen hier nicht Nikita von W...?“ fragte Seraphine endlich zögernd.

„„Ich mußte einen fremden Namen annehmen, einer Laune Ihres Vaters, meines Beſchützers zu willfahren. Ich wurde in London von Speculanten in ein ergibiges Geſchäft mit Seidenwaaren hineingezogen. Die Unternehmungen brachten reichen Gewinn und ich fand keine Urſache, mich ihnen zu entziehen. Der Stolz Ihres Adels iſt Ihnen bekannt. Man hält ſich für entehrt, irgend ein bürgerliches Gewerbe zu treiben. In England iſt dies nicht der Fall. Ich kaufte ein anſehnliches Beſitzthum einer ausgeſtorbenen Familie, und mit Hilfe bedeutender Verbindungen gelang es mir, den Titel dieſer Familie mir anzueignen. So ward ich Lord Darnley. Als ſolcher erſchien ich in dieſer Gegend und legte bedeutende Fabriken an, die hier zu Lande noch ſelten waren. Ich ließ Maulbeerpflanzungen machen und führte engliſche Maſchinen ein. Meine Manufacturen überflügelten alle übrigen. Dies erregte Neid und machte mich verhaßt. Selbſt meinem Leben wurde nachgeſtellt. Dies und mein fremder Titel, der mich gleichſam in zwei verſchiedenen Geſtalten während meines Aufenthalts in London erſcheinen ließ, als Graf Nikita von W . . . in den Salons des Geſandten und als Lord Darnley an der Börſe, brachte die verſchiedenartigſten Gerüchte über mein Treiben in Umlauf. So ſind auch einige beunruhigende Nachrichten, ich weiß es, zu Ihrem Vater gelangt. Wie freute ich mich, ihn hier an Ort und Stelle ſelbſt vom Gegentheil zu überzeugen. Allein ſeine Sendung nach Wien hat dieſes Glück noch verſchoben. Nun wird er jedoch bald hier ſeyn, ſich von dem wahren Zuſammenhange meiner Angelegenheiten unterrichten, ſich des Wohlſtandes, ja Reichthumes erfreuen, der mich umgiebt und mit Freuden unſern Bund ſegnen.‟‟

Seraphine ſah hier Nikita forſchend in's Auge. „„Alſo mein Vater lebt?‟‟ fragte ſie feſt.

„Welcher Zweifel!‟ erwiederte Nikita. Noch geſtern erwartete ich ein Schreiben von ihm, das ſicherlich nicht lange ausbleiben kann. Seine Geſchäfte in Wien werden bald beendigt ſeyn und in Kurzem werden wir ihn hier bewillkommnen.‟ —

„„Wenn dem ſo iſt, warum aber meine Entführung aus Weilers Hauſe? Warum hieß es, Sie brächten mich nach Frankfurt zu meinem Vater, während Sie mich weit weg in die Thäler von Piemont auf Ihr Schloß brachten? Warum beobachteten Sie endlich über Alles dies ein ſo tiefes Schweigen, das mir Ihre Abſichten in einem ſo zweideutigen Lichte erblicken ließ? Glauben Sie nicht, daß ich auf meine Fragen von Ihnen in dieſem Augenblicke eine mir genügende

luskunft erwarte. Sie erzählten mir ja bereits
s manches, was mir hinlänglichen Ausſchluß ge-
en konnte, und ich will Ihnen glauben, bis mir
as Gegentheil klar wird. Doch dieſe eine Bitte
ewähren Sie mir, bis zur Ankunft meines Va-
ers gönnen Sie mir eine tröſtliche Einſamkeit.
Mir ſelbſt überlaſſen will ich verſuchen, alle trü-
en Eindrücke zu verſcheuchen, die die jüngſten
reigniſſe auf mein ohnehin zur Schwermuth ge-
eigtes Gemüth hervorgebracht haben. So wird
s am Beſten gelingen, erſcheint dann der er-
ehnte Vater ſelbſt, Ihnen von ganzem Herzen
eine Neigung zuzuwenden.““

„Sie wollen mich nicht wiederſehen?“ ſprach
ikita weich —

„„Nicht eher, bis ſie an der Hand meines Va-
ers erſcheinen,““ erwiederte Seraphine.

„Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden,“ ſagte Ni-
ita, „ich werde unſichtbar für Alles ſorgen,
as dieſen Aufenthalt Ihnen angenehm machen
ann. Muſik und Geſellſchaft“ —

„„Keine Geſellſchaft,““ bat Seraphine — „„al-
ein““ —

„Nun wohlan, ſo will ich Ihnen eine Geſellſchafterin bringen, die Sie durch Muſik erheitern und deren Geſchwätz Ihre Schwärmereien nicht ſtören ſoll. Es iſt ein liebliches Kind, das leider ſtumm geboren iſt.“

Hier ging er zur Thüre und führte ein ſchönes blondgelocktes Mädchen herein, in deſſen Augen Thränen glänzten. Sie trug eine zierliche Mandoline in der einen Hand, in der andern einen lieblich duftenden Blumenſtrauß, den ſie mit beſcheidenem Gruße Seraphinen gab.

Sie küſſend, rief die Gräfin wehmüthig aus: „„Stummgeboren?““

„Leider!“ entgegnete Nikita. „Die kleine Laura kennt nicht das Vergnügen des ſüßen Geſchwätzes, das ihrem Geſchlechte ſo viel Freude gewährt. Ich hoffe, dieſe Geſellſchafterin ſoll meine trübgeſtimmte Freundin nicht beläſtigen.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer und Laura ſpielte ein liebliches Lied, wie es in jenen Thälern häufig erklingt und das Ceraula genannt wird. Die liebeathmenden, wohlklingenden Worte konnte ſie aber nicht dazu ertönen laſſen, ſo gern ſie es auch ſonſt wohl gethan hätte, denn ihre harmoniſche Stimme war verſtummt und ſeit dem geſtrigen Abende, wo ſie noch an Bandi's Lager ſo viel des ſüßen Geſchwätzes von den Lippen entſtrömen ließ, war ihre Zunge gebunden.

28.

Es war ſchon tief in der Nacht, als der räthſelhaft verſchloſſene Garofel in ſeinem von einer trübbrennenden Lampe matt erhellten Zimmer, das mit Büchern, phyſikaliſchen Apparaten, Retorten, Skeletten und dergleichen angefüllt war, noch auf- und abging; mit ungeduldiger Haſt ſchien er jemand zu erwarten. Von Zeit zu Zeit fuhren die gelben, vertrockneten Hände in die wenigen grauen Haare, gleich als ob ſie den faſt kahlen Schädel durch Reiben erwärmen wollten; die ſtechenden Augen flogen durch die Fenſter, als ob ſie jemand erſpähen wollten, und ruheten dann wieder auf dem Zifferblatte der Uhr, als könnten ſie den Gang der Zeiger beſchleunigen.

Da klopfte es dreimal dumpf, und hereintrat eine lange, dürre Geſtalt, in einen rothen Mantel gehüllt, ein kleines dreieckiges Hütchen ſchief auf die ſchwarze Lockenperücke gedrückt.

Freundlich lachend ging ihm Garofel entgegen. „Ah, Signor Lubechio,“ rief er aus, „kommt Ihr endlich? mit welcher Sorge erwarte ich Euch.“ Und ſomit wurden Stühle zuſammengerückt und das purpurne Blut der ſüßen italieniſchen Traube perlte im hohen Stengelglaſe.

Mit hohlen Backen und faſt zuſammengeklemmten Lippen ſog Doctor Lubechio langſam das glühende Feuer hinein. Er hatte Hut und Mantel jetzt abgelegt, und ſaß da in einer ſchwarzen Jacke und eben ſolchen Strumpfhoſen, welche Tracht ſeiner übermäßig langen, hagern Geſtalt ein noch ſeltſameres hervorſtechenderes Anſehn gab.

„Der junge Graf, oder Lord Darnley, oder Rinaldo, dein würdiger Schüler, mein guter Marco iſt alſo endlich wieder hier angelangt,“ fing der Fremde nach einer Pauſe an, „iſt vor einigen Tagen ſchon angelangt, hat ſchon mehre Sitzungen gehalten, und obgleich ich nur einen Büchſenſchuß weit von hier wohne, ſo erfahre ich es doch heute erſt. Das zeugt von einer Geringſchätzung meiner Perſon und meiner Dienſte, und Beide glaub’ ich, ſollten beſſer bei Euch angeſchrieben ſtehen.“

Gareſel, oder wie der Andre ihn nannte, Marco, wollte ihm hier in die Rede fallen, allein Lubechio winkte mit der knochendürren Hand ſo ſtark, daß die Finger zuſammenſchlotterten und zog lachend den Mund auf die Seite.

„Wenn gleich,“ fuhr er fort, „treue Freunde lohnt das Bewußtſeyn. Doch eine ſonderbare Neuigkeit muß ich Dir mittheilen, Marco. Unſerer Abrede zufolge, ſtellte ich den alten Piemonteſer dar, der in dieſes Schloſſes Gängen herumſpuken ſoll, zum Schrecken aller Bewohner deſſelben, die nun einmal in ſteter Angſt und Beſorgniß erhalten werden ſollen. Obgleich ich einen Kopf länger bin und ihm im Geringſten nicht ähnlich ſehe, ſo machte doch dieſe Kleidung nebſt dem rothen Mantel und die Scheu, die Alles bei meinem Anblicke entfernt hielt und wohl gar in die Flucht jagte, daß es Niemand einfiel, mich für einen Andern, als den Geiſt des in ſeinen Sünden zur Hölle gefahrenen alten Marcheſe Paſtulocci, des ehemaligen Beſitzers dieſes Schloſſes und Rinaldo's Schwiegervater, zu halten. Viele Wochen treibe ich nun ſchon mein Weſen und freue mich innig der guten Wirkung, die ich hervorbrachte, denn ſchon ſpricht man im Schloſſe und in der ganzen Umgegend von nichts, als von der Erſcheinung. Wie ich nun heute wieder in der gewohnten Tracht die Gänge Mitternachts durchſchreite, um mich zu Dir zu begeben, vernehme ich deutlich leiſe Fußtritte mir zur Seite, ich blicke ſcheu dahin und ſehe den Piemonteſer leibhaftig, nicht ſein Afterbild wie meines, ſondern ihn ſelbſt wie er leibt und lebte. Ich verdoppelte meine Schritte, er die ſeinigen, ſo verfolgt er mich bis in den dunkeln Gang, der nach Deinem Zimmer führt. Hier iſt er auf einmal ſpurlos verſchwunden und ich war in meiner Angſt kaum im Stande, die Klinke Deiner Thür zu finden. Was denkſt Du zu dieſer Sache?“ —

„„Daß Dir das böſe Gewiſſen, mein guter Doctor, einen Streich geſpielt hat,““ erwiederte lachend Garſel. „„Den Piemonteſer deckt die Erde mehre Fuß hoch und es ſoll dem alten Sünder ſchwer werden, dieſe Decke zu lüften und uns aus den Schauern der Grabesnacht freundliche Beſuche abzuſtatten, uns, mit denen er —

da er noch hienieden wandelte, es gar nicht ſo freundlich meinte. Wie ich Dir ſagte, eine Zugluft, der ungewiſſe Schein einer flimmernden Lampe, die Stunde der Mitternacht und die eigene Unruhe haben Dir den geſpenſtiſchen Begleiter erſchaffen. Es iſt nichts daran!‟‟‟ —

„Wie Du nun ſo ſprechen kannſt,‟ verſetzte der Andre, „alle möglichen Urſachen einer ſolchen Täuſchung ſind mir wohl bekannt und Furcht kenne ich wahrhaftig nicht. Dies war jedoch der alte Paſtulocci, darauf will ich ſterben. Zucke die Achſeln immerhin, wir wollen nicht weiter darüber ſprechen, Du ſelbſt wirſt ihn noch einmal ſehen und Dich von der Wahrheit ſeiner Erſcheinung überzeugen. Jetzt von etwas Anderm. Ihr habt die neuen Maſchinen aus England herübergeſchafft, wie mir Francesco ſagte. Auch bei uns ſoll der Dampf ſeine Rolle ſpielen! meinetwegen, ſpielt er ſie doch jetzt in der ganzen Welt. Die Jungen ſind fleißig und die Fünffrankenſtücke ſind von einer Wahrheit, die unglaublich iſt. Nur ſollen ſie vorſichtiger beim unter die Leute bringen ſeyn. Neulich kam ein Apotheker in Chambery in arge

Händel, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er den ſaubern Vogel, einen der Unſern, noch in der Gaſtſtube ſeines Nachbarn angetroffen, da er denjenigen aufſuchen ſollte, der ihm die falſche Münze gegeben hatte. Mir iſt noch nichts Unangenehmes begegnet. Noch geſtern ſpielte ich in der großen Bank in Turin und gewann herrliche Piſtolen, während ich allen Leuten beklagenswerth ſchien, die viele Hundert Fünffrankenſtücke aus meiner Taſche in die Bank rollen ſahen.“

„„Die Geſchäfte gehen vortrefflich,““ ſagte Garofel nach einer Pauſe, „„und dennoch ſiehſt Du mich in Sorgen. Mein Zögling macht einen dummen Streich über den andern. Die Liebe ſetzt ihm arg zu. Das Verhältniß zu Laurens Mutter iſt Dir bekannt. Die ſchöne junge Wittwe war der Lockvogel, wodurch wir ihn kirrten. So weit taugte die Verbindung zu unſerm Plan. Allein ſeine blinde Liebe rannte mit der Vernunft davon. Bianca beherrſchte ſein Herz und drohte uns Gefahr. Es galt, entweder ſie oder den Jüng- zu verlieren, dem ich Jahre geopfert, von dem ich ſo viel hoffte. Der Entſchluß war bald gefaßt und Bianca ward das Opfer. Ihr Tod zog den des alten Paſtulecci nach ſich, den der Gram dahinwürgte, und ſo waren wir Beider mit einem Male los. Eine Reiſe nach England ſollte ihn zerſtreuen. Dort fand er alte Verbindungen, jenes Land war der erſte Schauplatz ſeiner jugendlichen Verirrungen, ich hoffte viel von dieſer Reiſe. Das Unglück wollte, daß der Krieg mit Frankreich losbrach. Sein Pflegevater befand ſich im Hauptquartier des Fürſten Blücher, und die ihm von Jugend auf beſtimmte Braut war ihrem Vater gefolgt und hielt ſich am Rheine auf. Es liefen Briefe ein, die ihn aufforderten, ſogleich dahin zu kommen, um ſich mit der jungen Gräfin zu verbinden und dann nach Rußland zu reiſen. Daß dies ihn uns ganz entziehen würde, war vorauszuſehen und daher mußte Alles aufgeboten werden, es zu vereiteln. Wir befanden uns in der Nähe des Rheines. Es war eine furchtbare Nacht, die gleichſam zum Morde aufforderte. Meine Hand iſt darin geübt, wie Du weißt. Der Wagen hielt, um irgend einer Urſache Willen. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt und eben ſo ſchnell ausgeführt.

Ich ſprang mit zwei geladenen Terzerolen, die ich auf der Reiſe ſtets bei mir trage, zum Schlage hinaus. Im Nu fiel der Kutſcher getroffen vom Sitze, der Bediente ſprang vor Schreck aus dem Schlafe auftaumelnd herbei, ein kräftiger Stoß befreite mich von dieſem läſtigen Zeugen. Jetzt wurde ein Schuß auf gutes Glück in den Wagen gethan. Ein Schrei des Mohrenknaben und der auf der andern Seite hinausſpringende Graf, ließen mich bemerken, daß ich den Rechten verfehlt hatte. Schnell lief ich hinten um den Wagen und erreichte den Grafen, mit einigen Meiſterſtichen, die ihn an keine Gegenwehr denken ließen und ihn bald für ewig zum Schweigen brachten. Mein Schüler ſtand erſtarrt mir zur Seite, meine ſchreckliche Thätigkeit konnte ihm keine Lebensregung einflößen. Schnell entkleidete ich den Obriſten, und warf den nackten Körper in eine unferne Schlucht, wo ich ihn bis zum jüngſten Tag gut aufgehoben wähne. Nun zog ich meinen Zögling zum Rheine, deſſen Rauſchen wir deutlich nicht weit von der Straße hörten. Dort hatten die Dorfbewohner das Schießen gehört und waren zuſammengeeilt, aus Beſorgniß, ein Trupp Koſaken nähere ſich ihren Wohnungen. Als ſie uns erblickten, kamen ſie uns mit ängſtlicher Theilnahme entgegen, und erzählten uns ſelbſt von einer Räuberbande, die die Gegend unſicher machte und deren Opfer wir wahrſcheinlich geworden wären. Natürlich war es, daß wir nicht widerſprachen. Wir mietheten einen Kahn, der uns und den verwundeten Bandi zum andern Ufer hinüberführte. Aber welch ein Schreck und Ingrimm bemächtigten ſich meiner, als wir grade hier ins Netz lieſen. Wir landeten bei der Wohnung, wo Seraphine, Nikita's verlobte Braut, ſich aufhielt und ihren Vater mit größerer Sehnſucht als ihren Geliebten erwartete, der nun ohne jenen erſchien.

Halb bewußtlos folgte Nikita meinen Eingebungen, und Seraphine fuhr mit uns noch in derſelben Nacht, wie ſie vermeinte, nach Frankfurt, wo ſie ihren Vater zu finden hoffte. Der verwundete Mohr, ein Blitz der herabfuhr und das Bild des alten Grafen zertrümmerte, dies Alles trug nicht wenig bei, das morſche Gebäude von Nikita's Muthe zu erſchüttern. Kurz, ich hatte meine

oth mit ihm. Statt nach Frankfurt, eilten wir
nſern geliebten Thälern zu, und die angenehme
erſpective, die ſich hier dem ſinnlichen Jüng
nge eröffnete, auf den die ſchöne Slavin einen
efen Eindruck gemacht hatte, machte die Schrecken
ner Gewitternacht an dem Rheinufer immer mehr
nd mehr verſchwinden. Nun aber denke Dir
eine Wuth! Nikita der Thor, verliebt ſich ernſt-
ch, und ſtatt des gehofften Endes vom Liede,
roht uns eine Heirath oder eine Flucht auf ſeine
üter nach Rußland. Dem muß zuvorgekommen
erden. Was räthſt Du mir, alter Meiſter Lu-
echio? Was iſt hier zu thun?‟‟

„Seraphine muß erfahren, daß ihr Vater von
er Hand des Geliebten‟ —

Garofel ließ den Alten nicht ausreden. „„Ich
erke wohl, mein alter Meiſter, daß Dein Verſtand-
on Deinen Jahren gelitten hat. Seraphinen
ine ſolche Mittheilung machen hieße ja die Rach-
ber unſer Aller Haupt heraufbeſchwören. Welch
ine Kette von Entdeckungen würde dieſer einen
olgen, und unſer Untergang müßte die unausbleib-
iche Folge ſeyn. Nein, nur ein Mittel iſt da,

uns an das Ziel unſerer Wünſche mit einem großen Schritte gelangen zu laſſen. Seraphine muß ſterben. Sobald als möglich, doch ohne ſeinen Argwohn über ihre Todesart zu erregen. Es muß ſcheinen, als ob Gram und Kummer ſie getödtet haben. Dann bleibt er der Unſrigen Einer und wird in neuen Zerſtreuungen Troſt ſuchen. Der Graf iſt todt, Seraphine auch, Nikita, als Erbe des unermeßlichen Reichthums, bleibt bei uns und wir ſind die Herren ſeiner Millionen. Was ich dann noch beabſichtige iſt noch zu früh, irgend einem Menſchen zu offenbaren, aber Du wirſt noch Deine Wunder ſehen. Die alte Klotilde ſoll Seraphine zur gelegenen Zeit ein Tränkchen geben. Sie iſt die rechte Hand dazu!““ —

Lubechio bewunderte Garefels ſchlaue Bosheit.

„„Jetzt gehe zu den Freunden, die Geiſterſtunde iſt längſt vorüber und Du haſt von dem unruhigen Paſtulocci nichts mehr zu befürchten. Sieh nach den Arbeiten, und ziehe die nöthigen Erkundigungen ein. Ich bin zu müde und anderer Sorge zu voll. Morgen werden mich die Freunde ſehen.““

Mit dieſen Worten verließ Lubechio den alten Garofel, indem ſich Beide freundlich grinzend zum Abſchiede die blutigen Hände ſchüttelten, als wären ſie die erſten Biedermänner des Landes, und befreundet durch eine gemeinſchaftliche gute Sache.

29.

Bandi war ſeit mehren Tagen ſchon ſo weit wieder hergeſtellt, daß er im Garten ſpazieren gehen konnte. Mit jeder Stunde nahm ſeine Kraft zu und der Knabe kletterte über Hecken und Zäune, über Felſen und Abgründe, und durchſtrich die Gegend mit der Behendigkeit des Eichhörnchens. Wenn er manchmal ſo recht weit vom Schloſſe ſich auf ſeinen Streifereien entfernt hatte, ſo kam es ihm wohl in den Sinn, gar nicht mehr dahin zurückzukehren, ſondern nach der nächſten Stadt zu wandern und dort ſich einen andern Herrn zu ſuchen; denn in dieſem Aufenthalte gefiel es ihm nicht mehr. Der Lord hatte ihn in London von einem Schiffscapitain ausgelöst, bei dem ihn ein Fremder, nebſt einigen Effekten, als Pfand für die ſchuldige Ueberfahrtsſumme zurückgelaſſen hatte. Seit einigen Jahren hatte er den Lord auf Reiſen begleitet und ſo gern er immer wieder nach London reiste, ſo widerwärtig war ihm der Aufenthalt auf dem Schloſſe in Piemont. Es kam ihm vor, als ob in dieſen Mauern ungeheure Verbrechen gebrütet wurden, und als ob alle Laſter an der Schwelle lauerten und verderbenbringende Netze um die Füße der Eintretenden ſchlängen. Sicher wäre er entlaufen, wenn ihn nicht zwei ſtarke Bande gehalten hätten. Die kleine, muntere Laura und das fremde Fräulein, für die er willig ſein Leben gelaſſen haben würde, und die — dies ſagte ihm eine innere Stimme — hier große Gefahr bedrohe. Dieſe Gedanken und die Sorge, was er wohl dazu beitragen könne, das Gefürchtete abzuwenden, beſchäftigten ihn auf ſeinen einſamen Wegen.

So war er eines Tages in ein tiefes, eng eingeſchloſſenes Waldthal hinabgeſtiegen, wo ihm ſo leicht von dieſer Seite kein Jäger des Landes gefolgt wäre, und ergötzte ſich eben an dem friſchen Grün, das die beiden Ufern des ſanft ſich durchſchlängelnden Baches kränzte, als er im Schatten hoher, dicht verwachſener Gebüſche einen ſchönen Jüngling, deſſen milde, etwas bleiche Züge jedoch von einem ſtarken Barte entſtellt wurden, in tiefen Gedanken verſunken daliegen ſah. Er näherte ſich neugierig, und der Fremde fuhr nicht ohne Schreck in die Höhe. Es ſchien ihn zu befremden, ſich hier in der faſt unzugänglichen Abgeſchiedenheit von einem andern Menſchen beunruhigt zu ſehen. Ein zweiter Blick auf den Störer, auf deſſen ſchwarze Farbe und die Schlinge, worin er ſeinen Arm trug, jagte eine plötzliche Röthe in die bleichen Wangen und er ſtand mit ſichtbarer Theilnahme in den ſchönen Augen vom Raſen auf, um den zögernden Bandi vertraulich bei der Hand zu nehmen.

Wie dem troſtlos zum Himmel Aufblickenden plötzlich die Nachricht eines nicht verhofften Glückes, ſo ſchien dem Fremden, bei dem Anblicke des Mohrenknaben ein Hoffnung- und Troſtesſtrahl durch die Seele zu leuchten.

30.

Der Mohr betrachtete mit der ſeinem Volke und ſeinem Alter gewöhnlichen Neugier den Fremden, welcher ſich ihm mit einer Vertrauen erweckenden Miene nahete. Zu ſeinem nicht geringen Befremden wußte der Unbekannte ihm von ſeiner Verwundung am Rheine und von ſeiner Reiſe in dieſe Thäler, ſo wie von dem ſchönen Fräulein zu erzählen, das mitgekommen war. Auch das Schloß Darnley's kannte er und die Erſcheinung des alten Piemonteſers, der die Leute dort in Furcht und Schrecken ſetzte, hatte er mehremal ſelbſt geſehen, wie aus ſeinen Beſchreibungen deutlich abzunehmen war. Bandi fühlte ſich zu dem Manne hingezogen, wenn gleich die vertraute Bekanntſchaft mit ſo vielen geheimnißvollen Dingen faſt unheimlich erſchien. Mit augenſcheinlicher Bekümmerniß erkundigte der Fremde ſich nach der jungen Dame Befinden. Ihr Zuſtand war das Einzige, was ihm unbekannt war, von dem er doch ſo gern in Kenntniß geſetzt zu ſeyn wünſchte. Was Bandi hievon wußte, theilte er gern mit.

Die fremde Dame werde ſorglich gehütet, daß ihr nichts Widerwärtiges begegne. Sie lebe einſam und ſey beſtändig traurig. Die kleine Laura, ſeine liebſte Freundin in dem alten Schloſſe, leiſte ihr Geſellſchaft und erheitre ſie durch Guitarrenſpiel, aber die holde Stimme dürfe ſie nicht dazu ertönen laſſen. Stumm umgibt ſie ihre geliebte Fremde, denn nur ſo iſt es ihr erlaubt, bei ihr zu ſeyn. Ein einziges Wort, in Gegenwart der Unbekannten ausgeſprochen, würde ſie in großes Unglück ſtürzen, und beiden das Leben rauben, ſo laute das Verbot, welches der furchtbare Garoſel erlaſſen hatte.

Immer mehr und mehr ſchwand die Scheu, welche Bandi anfänglich in Gegenwart des Unbekannten empfand; da dieſer durch ſein Benehmen und die Verſicherung, daß er der Schutzengel der lieben Dame ſey, die Bandi nur ſelten aus der Ferne geſehen und die ihm in den Fieberträumen der Krankheit wie ein heilbringendes höheres Weſen geſtrahlt hatte, immer zutraulicher mit ihm wurde.

Der Fremde ſchien ſo eben aus dem Jünglings in das Mannesalter getreten zu ſeyn. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ernſt, doch männlich ſchön, und wenn gleich einige Spuren von Gram die Lippe umzogen, ſo leuchtete doch aus dem großen Auge wieder eine ſolche Fülle von Lebensluſt, die anzudeuten ſchien, daß der inwohnende heitere und kräftige Geiſt äußere Drangſale leicht zu bekämpfen wiſſen werde.

Immer öfter ſehen wir Bandi den Felſenpfad hinab, zum Fremden eilen, immer geſprächiger wird jener, immer aufmerkſamer auf ſeine Berichte dieſer. Schon wird man im Schloſſe auf Bandi's häufige Abweſenheit aufmerkſam und er hat die größte Vorſicht nöthig, die Argusaugen, die ihn bewachen, von der rechten Spur abzulenken.

31.

Im Schloſſe ging Alles, dem äußeren Anſcheine nach, den gewohnten Gang fort. Im entfernten Seitenflügel wurden die nächtlichen Arbeiter fleißig vernommen; der alte Lubecchio ſchlich leiſe, um die Schlafenden im Schloſſe nicht zu ſtören, zu ſeinem Jugendfreunde Garofel, mit dem er durch vielfältige, enge Bande verknüpft war, und der Geiſt des alten Piemonteſers, wie alle Bewohner die Erſcheinung nannten, die ſich dann und wann in dieſen Bezirken ſehen ließ, beunruhigte mehr als je die furchtſamen Gemüther.

Seraphine ſaß einſam und traurig in ihrem Zimmer, ihre Lage überdenkend. Nur ſelten ſah ſie Nikita, in dem ſie ihren Entführer erblickte und den ſie ſelbſt — ihr ſagte es eine innere Stimme — von dem Morde ihres Vaters nicht freiſprach. Ja, ſie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Vater ermordet ſey. War er am Leben und wußte er ihren Aufenthalt, wie hätte er ſäumen können, zu ſeiner Tochter hinzueilen, oder ihr doch mindeſtens Nachricht von ſich zu geben. Aber der herrliche Greis war todt und ſein Liebling, den er zum Erben und Schwiegerſohne machen wollte, hatte ſelbſt, aus unbegreiflichen Urſachen, ſeine Hände nach dem Leben des Wohlthäters und Vaters ausgeſtreckt.

Die kleine, ſtumme Laura war die einzige Geſellſchaft, die ſie hatte. Muſik erheiterte ſie auf Augenblicke nur, um dann wieder ſo recht ihrer Schwermuth, durch bange Accorde angefacht, ſich hingeben zu können. Fürchterlich waren die Drohungen geweſen, die Garofel bei dem Mädchen angewandt hatte, ſie zum Stummſcheinen zu zwingen. Selbſt die Religion, dieſe milde Tröſterin im Leiden, mußte ſich ſeinen finſtern Zwecken leihen, und ſo war er gewiß, daß Laura ihr Schweigen nicht brechen werde. Die alte Klotilde war die Einzige, die als Dienerin ſich Seraphinen nähern durfte und für jede Bequemlichkeit Sorge trug. Der nicht weitläufige Bezirk des Gartens war ihr zum Spazierengehen angewieſen worden, über deſſen Mauern hinaus die arme Gefangene ihren Fuß nicht ſetzen durfte.

32.

Nikita, Darnley oder Rinaldo, wie er hier genannt wurde, durchſtrich ſeiner Gewohnheit nach die Gegend, um ſich durch Jagd zu zerſtreuen. Nur ſo konnte er die innere Unruhe, die lauttönende Stimme des Gewiſſens betäuben, die ihn, wenn er im Schloſſe weilte, immerwährend folterte. Hiezu das heiße Verlangen, Seraphine zu beſitzen und von ihr geliebt zu werden, deſſen Stillung ihm mehrmals ganz unmöglich ſchien, und das brauſende Blut in ſtets neue Wallungen brachte.

Als eine Kette von Verirrungen konnte man Nikita's Leben bezeichnen. Ein Böſewicht ließ ihn fahren, um ihn dem Andern in die Hände zu werfen und ſo war er der Spielball teufliſcher Verſucher geworden, deren Netzen er nicht zu entkommen vermochte. Mit Allem ausgerüſtet, was den Mann liebenswürdig machen konnte, mit Schönheit des Körpers und einem lebhaften Geiſte begabt, gewandt im Benehmen, mit mannigfachen Kenntniſſen verſehen und wohlgeübt in der Kunſt, ſich einzuſchmeicheln, betrat Nikita die Bühne der Welt. Sein Lehrer Garofel hatte ihn mit allen dieſen Fähigkeiten ausgeſtattet und jede Anlage in dem Jünglinge ſorgfältig genährt und ausgebildet, die ihm dazu geeignet ſchien, ſeinen Zweck zu erlangen. Schon im Hauſe des alten Grafen W..., ſeines edeln Pflegevaters, erregte es zuweilen Mißfallen, daß der Jüngling mit innigerer Anhänglichkeit an Garofel, als an ihm ſelbſt hing. Immer enger knüpfte ſich dies Band, und als die Zeit herannahete, wo der Lehrer ſeinen Zögling auf Reiſen begleiten ſollte, ſchien Nikita keinen eigenen Willen mehr zu haben und ſelbſt in den unbedeutendſten Angelegenheiten erſt Garofels Ausſpruch abzuwarten, ehe er einen Entſchluß zu faſſen wagte.

Im Fluge war Deutſchland durchzogen und in England finden wir die Reiſenden, in der großen Weltſtadt London, ganz jenen Zerſtreuungen hingegeben, die eben der Jugend ſo verderblich ſind und vor deren bezaubernder Nähe Jünglinge gehütet werden müſſen. Garofel überließ ſeinen Zögling ſich ſelbſt, und dieſer ſäumte denn auch nicht, die ihm gewährte Freiheit auf die ſchlimmſte Art anzuwenden, das heißt: ſich in einen Strudel von Zerſtreuungen zu ſtürzen, der ihm alle Beſinnung raubte.

Spiel und ſinnliche Liebe waren die erſten Dämone, die den feurigen Jüngling bei ſeinem Eintritt in's Leben empfingen und ihm ihre Krallen tief in das weiche Herz drückten. In hundert Verirrungen und Verlegenheiten ſah er ſich verflochten, und neue Verbindungen mußten in Eile geknüpft werden, ihn aus jenen zu befreien, hatten jedoch die Doppelzahl von Verirrungen zur Folge, ernſter und zerſtörender, als die erſten es waren.

Die bedeutenden Summen, die er von Hauſe empfing, langten nicht hin, ſeinen Aufwand zu beſtreiten, die Untreue ſeiner Geliebten ließen ihn die Lauterkeit der wahren Liebe immer mehr verkennen und forderten ihn auf, ſich an dem treuloſen Geſchlechte zu rächen und zu betrügen, wo er es vermochte. Garofel hatte ihm bereits von ſeinem erſparten Vermögen Vorſchüſſe gemacht, die des Alten Kaſſe bald erſchöpfen mußten, wie Nikita wohl einſah; ſeine Verlegenheit überſtieg alle frühern.

Ein reicher Edelmann aus Piemont hielt ſich in London auf, der ein Gegenſtand der Neugier war, und eine allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, was in London gewiß nur dem Außerordentlichen gelingt.

Nikita ſtand in der Halle der italieniſchen Oper, als ein Wagen vorfuhr und ein ziemlich bejahrter, hagerer Mann ſchwarzgekleidet herausſtieg, der einem jungen, himmliſch ſchönen Frauenzimmer den Arm bot, die ihm im leichtſchwebenden Gange nach dem erſten Logenrange folgte.

Nikita war von der Erſcheinung geblendet. Seit einigen Tagen hatte er in der Nähe von London auf dem Gute eines Freundes gewohnt und war erſt vor einigen Stunden nach der Stadt zurückgekehrt. Mehre junge Leute ſeiner Bekanntſchaft ſtanden unweit von ihm und ſchienen eben ſo erſtaunt, wenn gleich nicht ſo befremdet wie er, der Erſcheinung nachzuſtarren. Natürlicherweiſe ſuchte er ſogleich Erkundigung einzuziehen und erfuhr, der Fremde ſey der Marcheſe Paſtulocci und der Engel an ſeiner Seite die einzige Tochter des Alten. Paſtulocci ſey hier mit einer koſtbaren Gemäldeſammlung angelangt, die er verkaufen wolle, ſein koſtbarſtes Stück ſey aber das herrliche Modell, zu dem ſich wohl die meiſten Liebhaber fänden, das aber dem Alten nicht feil wäre.

Nikita wußte genug. Dieſes Mädchen ſchien ihm der höchſte Preis des Lebens, ſie wollte er erringen, koſte es, was es wolle, und in dieſem Gedanken brachte er den Abend an ihrer Seite in derſelben Loge zu. Seine Blicke ruhten auf ihr, ſie ſchwelgten in ihren Reizen und mit Wonne durchbebte es ihn, als er das erſte Wort aus ihrem Munde vernahm. Der Alte war mürriſch und einſylbig und obgleich es Nikita an nichts fehlen ließ, ſeinen Witz leuchten zu laſſen und jeden Faden aufzugreifen, um daran die Perlen einer geiſtreichen Unterhaltung zu reihen, ſo gelang es ihm doch nur, die unbedeutendſten und gewöhnlichſten Antworten dem Fremden zu entlocken.

Das Theater war geendet, die Fremden ſtiegen in den Wagen und ſchon war ſein Rollen dem Ohre Nikita's nicht mehr vernehmbar, als dieſer noch immer daſtand und dahin ſtarrte, wo er ſeinen Blicken entſchwunden war. Sinnend erſchien er an dem Tiſche ſeines Hotels, wo Garofel ihn bereits erwartete.

Mit einer freudigeren Miene, als dieß jemals der Fall geweſen war, empfing dieſer ihn dort. Der Empfang ſchien etwas Ungewöhnliches anzudeuten.

„Denke Dir," hob der Alte nach einer Weile an, „ein Jugendfreund, ein Mann, mit dem ich in der genaueſten Verbindung ſtehe, der meine Geſchäfte im Vaterlande auf das Gewiſſenhafteſte und Freundſchaftlichſte beſorgt, iſt während unſrer Abweſenheit hier eingetroffen und wird einige Zeit hier verweilen. Morgen führe ich Dich hin. Dir wird dieſe Bekanntſchaft von hohem Intereſſe ſeyn."

Mit hochklopfenden Pulſen vernahm Nikita dieſe Worte. Garofel war ein Piemonteſer, kein Anderer, als der Marcheſe Paſtulocci konnte dieſer Landsmann ſeyn. Er hätte ſo gern gefragt, aber die Beſorgniß, ſeine ſchöne Hoffnung könnte dennoch wohl durch die Antwort Garofels zerſtört werden, hieß ihn die Frage unterdrücken. Er ſollte ſie ſehen, ſie näher kennen lernen, durch ſeinen Lehrer eingeführt und empfohlen dieß Heiligthum betreten — ja — es konnte nicht anders ſeyn, ſeinem Lehrer, dem er ſo viel ſchon verdankte, ſollte er auch dieſe Seligkeit noch ſchuldig ſeyn! Sein Blut wallte heftig. Ja — er war zum Glücke geboren, dieſes Engels Liebe erringen, erſchien ihm als das Höchſte. Halb träumend ließ er ſich zur Bank ziehen, die in einem benachbarten Saale von einigen Fremden aufgelegt worden war. Er ſpielte hoch. „Heute kann mir's nicht fehlen!“ dachte er. Allein er verlor Alles, was er bei ſich hatte, ſpielte am Ende auf „Parole,“ wie man es nennt, und mußte einem vertrauten Freunde eine große Summe ſchuldig bleiben.

33.

Mit Ungeduld erwartete Nikita am andern Morgen ſeinen Lehrer, der ihn zu dem Fremden führte. Er hatte ſich nicht getäuſcht, es war Paſtulocci, der Vater des Engels. Die Jugendfreunde hatten ſich viel zu erzählen und waren ſo ſehr in einander verloren, daß Nikita's im erſten Taumel des Wiederſehens gar nicht gedacht wurde. Jetzt ſtellte ihn Garofel dem Marcheſe vor. Mit durchdringenden Blicken betrachtete ihn dieſer. „Sie waren geſtern unſer Nachbar in der Oper," ſagte er nach kurzer Pauſe, „Sie waren uns fremd, daher waren wir zurückgezogen, wie man es ſtets gegen Fremde ſeyn ſollte. Heute ſind Sie es nicht mehr. Als Zögling dieſes Mannes ſind Sie mir bekannter als Sie denken. Entſchuldigen Sie, wenn mich Geſchäfte für einen Augenblick noch verhindern, mich den Annehmlichkeiten Ihrer geiſtreichen Unterhaltung hingeben zu können. Wollen Sie indeß mit der eines unerfahrenen Mädchens ſich begnügen, die außer ihren heimiſchen Bergen und Thälern wenig von der Welt kennt, und fühlen Sie Luſt, ſich in dem ſchlechten Idiom zu üben, das in unſerm Vaterlande geſprochen wird, und das Sie durch Ihren würdigen Lehrer wohl kennen werden, ſo folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wo meine Tochter angenehm überraſcht ſeyn wird, die nähere Bekanntſchaft ihres geſtrigen Logennachbars zu machen.“

Mit dieſen Worten öffnete der Marcheſe die Thür und in einem Saal, an deſſen Wände Titians und Raphaels Madonnen in göttlicher Schönheit ſtrahlten, ſchwebte die Sylphengeſtalt der jungen Piemonteſerin in der Wirklichkeit dem Eintretenden entgegen.

Die Hand Nikita's zitterte in der des Alten, als dieſer ihn ſeiner Tochter vorſtellte. Lächelnd drückte ſie ihm der Vater, als er ihn mit dem Mädchen allein ließ.

So geübt Nikita darin war, den unſcheinbarſten

Gegenſtand zu ergreifen, um daran ein Geſpräch zu knüpfen und ſo einer Bekanntſchaft von wenigen Stunden, den Schein einer Vertraulichkeit zu verleihen, die ſonſt nur die Folge jahrelanger Verbindung zu ſeyn pflegte; ſo wollte es ihm hier doch nicht glücken, dieſe Kunſt im glänzenden Lichte zu entfalten. Das Mädchen war einſylbig und im höchſten Grade unbefangen. Sie antwortete gerade ſo viel, als nöthig war, ohne unhöflich zu erſcheinen, und daher war der Faden der Unterhaltung eben ſo ſchnell abgeriſſen, als er ſchwer angeknüpft wurde.

Nikita ſchwieg endlich und begnügte ſich, ruhig vor ihr dazuſitzen und ihr hohes Bild in ſich aufzunehmen. Durch ſeine Blicke, denen ſie nur zu oft begegnete, unruhig gemacht, erhob ſie ſich vom Stuhle und bot ſich ihm zum Führer an, indem ſie ihm die Meiſter der ſchönen Gemälde nennen wollte, die im Saale aufgeſtellt waren. Nikita folgte ihr. Sie hatte ein weißes Stäbchen von Elfenbein in der Hand, deſſen ſich Paſtulocci bei ſeinen Erklärungen zu bedienen pflegte und wußte von allen Schönheiten Rechenſchaft zu geden und von den Meiſtern, ihrem Leben, den Schulen u. ſ. w. ſehr viel Intereſſantes mitzutheilen, allein Nikita ließ die todten Schönheiten auf der Leinwand unbeachtet und hatte nur Sinn für die lebende Göttin, die ihn jetzt durch dieſe Kunſtſchöpfung leitete und deren Führung er ſich durch Gottes weite Schöpfung mit innigem Behagen ſo gern überlaſſen haben würde.

Dem Mädchen war ſeine anſcheinende Theilnahmloſigkeit an ihren Erklärungen nicht entgangen, ſie gab es auf, ihn mit allen Schätzen der Sammlung und ihres Wiſſens bekannt zu machen und ergriff eine Guitarre, um auf dieſe Weiſe vielleicht ſeine Aufmerkſamkeit angenehmer anzuregen.

Wirklich belebten die Töne, die der Bruſt, der Seele des Engels entſtiegen, immer mehr und mehr ſeine Nerven. Mit Entzücken horchte er ihren ſchwellenden und dahinſterbenden Lauten und war ſo im Anſchauen und Hören verloren, daß er nicht das Eintreten der beiden Alten vernommen hatte, die lächelnd den auf die Knie geſunkenen Verehrer der Schönheit und des Talents wieder zum Stehen brachten.

„Meine Bianca ſingt und ſpielt nicht übel,“ ſagte Paſtulocci, über deſſen Miene ſich eine zuvor nicht bemerkbare Heiterkeit verbreitet hatte, „doch iſt dieß ein Talent, das in unſerm Vaterlande nicht zu den ſeltenen gehört.“

Das Geſpräch wurde allgemein, auch Nikita nahm Theil daran, doch waren ſeine Gedanken abweſend.

34.

Der Freund, der ihm an der Bank das Geld geborgt hatte, drang auf Zahlung, weil auch ihn ſeit einigen Tagen das Unglück verfolgt hatte und er durch dieſe Summe ſein verlornes Glück wieder zu erhaſchen hoffte. Nikita war nicht im Stande, ihn zu befriedigen, und da er ſich an Garofel wandte, zuckte dieſer bedauernd die Achſeln, denn die Summe überſtieg ſeine Kräfte bei Weitem, da Nikita ihn ſchon mehremal bedeutend in Anſpruch genommen hatte.

Die Verlegenheit wuchs und es war kein andres Mittel übrig, als Paſtulocci ſich zu entdecken und durch Garofel's Vermittlung ſchoß dieſer die Summe vor.

Nikita war ihm dafür dankbar verbunden, allein ein andrer Dienſt des Marcheſe ſollte ihn noch höher verpflichten.

Unter andern beſuchte Nikita eine kleine Taverne, die nicht im beſten Rufe ſtand, und in deren räucherigen, niedrigen Zimmern einige unbekannte Individuen, größtentheils Franzoſen und Italiäner, ein Hazardſpiel etablirt hatten, wo jeder Fremde ſtarkberupft für die Unterhaltung ſeinen Dank entrichten mußte.

Hier war Nikita, von luſtigen Brüdern verleitet, hingerathen und trotz des allgemeinen Unglücks der Pointeurs, ſchien ihn das Glück gerade an dieſem Orte zu begünſtigen. Er pflegte hierher zu wallfahrten, wenn ſich große Ebbe in ſeiner Schatulle zu zeigen anfing und faſt konnte er mit Sicherheit annehmen, ſich hier zu erholen, ſo ſonderbar ſchien ihn das Glück hier in Schutz zu nehmen. Mehre Abende nach einander war er hierher gegangen und immer mit geſpickter Börſe hatte er dieß Haus verlaſſen. Der Gewinn war ihm um ſo unentbehrlicher geworden, da er durch bedeutende Verluſte ſeine Kaſſe geſchwächt ſah, und den Marcheſe nicht beläſtigen wollte, ehe er ihm die ſchuldige Summe abgetragen haben würde.

Einige junge Londoner Kaufleute hatten bedeutend verloren und eben langte die Nachricht an, der Eine von ihnen hätte ſich aus Verzweiflung erſchoſſen. Von dem bedeutenden Verluſte dieſes Unglücklichen hatte die Bank größtentheils die Nahrung erhalten und gleichſam als ſuche ſie ein neues Opfer, fiel das Mißgeſchick des abgegangenen Pointeurs nun mit aller Gewalt auf Nikita, der ſeine Geldſtücke nach einander über die grüne Fläche dahinrollen ſah und ſo eben im Begriffe war, eine Summe, als Satz auf eine Karte, auszuſprechen, deren Belauf ſich nicht mehr in ſeiner Kaſſe vorfand, als Paſtulocci in einen Mantel gehüllt an den Spieltiſch trat und dem Abzuge mit ſtiller Aufmerkſamkeit zuſah. Die Karte war gefallen. Nikita hatte verloren. In gräßlicher Verwirrung blickte er einen Moment vor ſich nieder, als Paſtulocci mit ſtarker Stimme dem Bankier einzuhalten gebot und in demſelben Augenblicke Gerichtsdiener die Ausgänge beſetzten.

„Hier iſt falſches Spiel!“ ſchrie der Marcheſe. „Man unterſuche die Karte!“

Es geſchah und Bankier und Spieler wurden gefangen fortgeführt.

„Für dieſen verbürge ich mich,“ ſagte der Marcheſe und ging frei mit dem erſtaunten Nikita von dannen.

35.

Immer ſtärker wurden die Bande, die den ruſſiſchen Grafen an den italiäniſchen Marcheſe knüpften, immer häufiger wurden ſeine Beſuche bei ihm, immer feſter umſtrickte die ſchöne Bianca des Jünglings Herz mit den ſüßeſten Feſſeln. Er konnte nicht ohne ſie leben, er hielt um ihre Hand an. Der Marcheſe verlangte die Einwilligung der Familie.

Jetzt kam es darauf an, den noch lebenden Pflegevater zu verläugnen, um Nikitas Unabhängigkeit und ſeinen freien Willen darzuthun. Der Freund und Lehrer mußte hiezu behülflich ſeyn. Vom Feuer der Liebe durchglüht, machte Nikita ſeinem Garofel dieſe Eröffnung. Zögernd willigte endlich dieſer ein. Es galt des einzig geliebten Zöglings Glück, eine Weigerung von ſeiner Seite hätte den Theuren zum Selbſtmorde geführt.

Nikita konnte frei über ſeine Hand und ſein Vermögen ſchalten, dies bezeugte Garofel, und der Marcheſe verlobte ſeine ſchöne Tochter dem überſeligen Nikita.

Die Vermählung ſollte im Vaterlande der Braut vollzogen werden.

Im Taumel des Entzückens ſchwelgte der bethörte Jüngling, und der Gedanke an den Grafen W..., an Seraphine, an jene Perſonen, welche durch Blut und frühere Bande der Dankbarkeit ihm verbunden waren, ſchwand wie ſein guter Stern fern ab über die Gränzen ſeines Vaterlandes, ihn feindlichen Dämonen zur Beute überlaſſend.

Um dieſe Zeit ließ der ruſſiſche Geſandte die erſten Warnungsſtimmen ſeinem bewährten Jugendfreunde, dem Grafen W..., in die ferne Heimath erklingen.

* * *

36.

Der Marcheſe, Bianca und Rinaldo langten in Turin an, wo die Vermählung vollzogen wurde; hierauf begaben ſie ſich in das Felſenthal, wo der Marcheſe ein ſchönes Schloß beſaß, das wir als Rinaldo's Wohnſitz bereits kennen lernten.

Wir übergehen die erſte Zeit dieſes ehelichen Beiſammenlebens, das wenig trübe Augenblicke dem jungen Paare gewährte. Sie lebten in ſtiller Zurückgezogenheit ſich und ihrer Liebe, im glänzendſten Ueberfluſſe. Garofel war ſeinem Zöglinge gefolgt, und er und Paſtulocci waren die einzigen Geſellſchafter Rinaldo's und Bianca's.

Dann und wann ſprach der alte Lubecchio ein, ein ziemlich finſterer, unwirſcher Geſelle, der jedoch mit dem Marcheſe in enger Geſchäftsverbindung lebte und deſſen nächtliche Zuſammenkünfte mit dieſem und Garofel, oft eine ſichtbare Veränderung in ihrer Stimmung hervorbrachten.

Nikita, oder wie er hier gewöhnlich genannt ward, Rinaldo, hatte die unheimliche Erſcheinung des alten Lubecchio im Schloſſe ſtets ungern geſehen, ohne ſich einen Grund dafür angeben zu können; denn das Aeußere des Mannes konnte, obſchon es nicht zu den angenehmen gehörte, dennoch keinen Widerwillen einflößen.

Lubecchio war mit einbrechendem Abende im Schloſſe angelangt. Bald darauf wurde Nikita zu dem Marcheſe hinbeſchieden. Er fand dieſen ernſt und trübe im Lehnſtuhle. Garofel und Lubechio auf und abgehend.

„Es iſt Zeit,“ fing Garofel nach einer Pauſe an, während welcher Nikita ſeine Ungeduld ziemlich laut werden ließ, „daß Du über unſere gegenſeitigen Verhältniſſe, unſere Art und Weiſe zu leben, und die Gattung unſeres Erwerbes, die Aufſchlüſſe erhältſt, die unſer ferneres Beiſammenſeyn erheiſcht, da wir Deiner Mitwirkung in dieſem Augenblicke ſehr bedürfen.“

Dieſer Eingang ſchien Nikita zu überraſchen. Garofel bemerkte es und fuhr fort:

„Es kann, bei der Abgeſchiedenheit, in der Du lebſt, nicht bis zu Dir die Klage gedrungen ſeyn, daß dieſe Provinzen mit einer Menge falſchen Geldes überſchwemmt worden ſind, und die Regierung zu den ſchärfſten Maßregeln, dieſem Uebel zu ſteuern, aufgefordert wurde. Es ſind große Strafen für die Anfertiger und Verbreiter dieſer Münze und eben ſo große Belohnungen für die Angeber derſelben ausgeſprochen, alle umlaufende Münze wird eingezogen, eingeſchmolzen und umgeprägt. So hofft man dem Uebel zu ſteuern. Lubecchio hier und der Marcheſe hatten ſeit vielen Jahren einen Antheil an der großen Falſchmünzercompagnie in England, die aller Reiche Münzſorten nachahmte und durch ihre Verbreitung ungeheure Summen gewann. Auch die neue Münze dieſes Landes war bald täuſchend nachgeahmt, und der Gewinn bei dem erſten ziemlich bedeutenden Transporte übertraf ſo ſehr unſere Erwartung, daß ein jeder Theilnehmer einen großen Vortheil beziehen konnte.

Dieſer günſtige Fortgang und der ſchnelle Umſatz machen es nöthig und wünſchenswerth, in möglichſter Eile einen zweiten Transport von England kommen zu laſſen. Zu gleicher Zeit ſollen die Stempel und Maſchinen herübergebracht werden, um fortan in dieſem einſamen Waldthale, wo kein Wanderer den Dampf der Eſſe erblickt und das Getöſe der Hämmer vernimmt, das Geſchäft zu betreiben und das fernere koſtſpielige und beſchwerliche Reiſen zu erſparen. Du biſt dazu erſehen, Nikita, Dein Schwiegervater iſt zu alt und kränklich und es iſt zugleich nothwendig, daß Du in Perſon jene Verbindungen kennen lernſt und auf's Neue knüpfeſt, indem Du als Erbe und als künftiges Haupt der Kompagnie von uns Allen angeſehen wirſt.“

Nikita war überraſcht und vermochte nicht zu antworten. Die Schändlichkeit des Gewerbes, die Gemeinſchaft mit Falſchmünzern, die Ehre, der Schwiegerſohn des Hauptes derſelben zu ſeyn, und die Anwartſchaft, die er hatte, es dereinſt ſelbſt zu werden, alle dieſe Betrachtungen durchſtrömten im Fluge ſeinen Kopf. Garofel ſchien die Bewegung in ſeinem Innern zu bemerken, und kam einer Aeußerung von ſeiner Seite zuvor:

„Ich ſehe Dich überraſcht“ ſprach er, „und das befremdet mich nicht. Du biſt einer von denen, die die Nothwendigkeit recht gut einſehen, ſich in den Beſitz von ſo vielem Gelde, als möglich, zu ſetzen, die ohne daſſelbe verzweifeln müßten, da es nun einmal zu ihrem Leben, das einzig und allein aus ſinnlichen Genüſſen beſteht, wie die Luft, die ſie athmen, erforderlich iſt, allein die ſich deſſenungeachtet zu deſſen Erwerbe nicht die geringſte Mühe geben wollen. Du biſt reich, allein was Dein Pflegevater Dir jetzt ſendet, iſt nicht imStande, die Hälfte Deiner Ausgaben zu decken. Du biſt mir und Deinem Schwiegervater große Summen ſchuldig, ja — ſelbſt dieſes Ehrenmannes,“ hier wies er auf Lubecchio, der grinzend daſaß, „Schuldner biſt Du, ohne es zu wiſſen. Wie willſt, wie kannſt Du uns bezahlen? Wie willſt, wie kannſt Du den Aufwand ferner machen, den Du bis jetzt machteſt? Stirbt Dein Pflegevater, ſo haſt Du nichts zu erwarten. Seraphine iſt Erbin, und nur durch eine Verbindung mit ihr wäreſt

Du zu dem Beſitze der großen Güter des Grafen von W . . . gelangt. Jetzt biſt Du arm und ladeſt zu dem Fluche der Armuth auch den der Undankbarkeit Dir auf, wenn Du Dich von unſerer Gemeinſchaft losſagen wollteſt und jetzt, wo wir Deiner jugendlichen Kraft bedürfen, ſie uns entziehen würdeſt.“

Nikita's Ehrgefühl ſprach noch zu laut, allein Garofels eindringliche Reden, der Gedanke an Armuth und Elend, ſeine Liebe zu ſeinem Lehrer und Jugendfreunde, das innige Verhältniß ſelbſt zum Marcheſe, Alles dies vereint ließ ihn endlich den Entſchluß faſſen, die Reiſe nach England zu unternehmen. Garofel begleitete ihn dahin.

Während dieſer erſten Reiſe gebar Bianca, Laura und das Wochenbett, aus dem der Kleinen Leben freundlich emporblühete, ward der Armen Grab. Nikita kehrte als Vater und als Wittwer heim. Bei einem Charakter, wie ihn Nikita beſaß, konnte weder der Schmerz noch die Freude tiefe Wurzel ſchlagen. Die Reiſe nach England hatte ihn in ein Meer von Zerſtreuungen und neuen Verbindungen geſtürzt. Bianca's Tod hatte in

Garofels Geiſte neue Plane keimen laſſen, Nikita und durch ihn ſich ſelbſt, zu großen Schätzen zu bringen.

Nicht lange überlebte der Marcheſe den Tod ſeiner Tochter. Unvorſichtigkeit beim Laden ſeiner Jagdflinte, ſo ſagte man, machte ſeinem Leben ein Ende. Die kleine Laura wurde einer alten Dienerin, Klotilde, zur Erziehung überlaſſen und Nikita ging mit ſeinem treuen Lehrer für längere Zeit auf Reiſen, dem alten Lubecchio die Leitung der Geſchäfte überlaſſend.

Auf dieſen Reiſen wurde der Briefwechſel mit Seraphinens Vater wieder angeknüpft. Der Krieg war ausgebrochen. Nikita befand ſich in England, ſollte im Hauptquartiere den alten Grafen abholen, dann in ſeiner Geſellſchaft die Braut beſuchen und ſie nach Rußland, von dem Segen des Vaters beſchirmt, geleiten.

Garofel hatte Briefe aus Piemont erhalten, daß Alles ſeit dem plötzlichen Tode des alten Marcheſe mißglückte, was auch unternommen werden mochte. Gefahr und Verluſt ſtießen den Waghälſen auf allen Wegen auf. Lubecchio hatte die Liſt gebraucht, den alten Paſtulocci, dem er an Geſtalt nicht unähnlich war, als Geiſt erſcheinen zu laſſen, um die Arbeiter, welche durch die vielen Widerwärtigkeiten lauer zu werden anfingen und ſich wohl gänzlich von dem Vereine losſagen wollten, mit hohler Geiſterſtimme zu ihrer Pflicht anzuhalten. Der Verſtorbene hatte die Anhänglichkeit dieſer Leute zu gewinnen gewußt und ſeine Erſcheinung die gehoffte Wirkung zur Folge. Die Bande, die ſich zu löſen droheten, wurden wieder feſter zuſammengehalten und das Werk ward mit größerem Eifer denn je fortgeſetzt, die falſche Münze verbreitet und großer Gewinn den Theilnehmern beſchieden.

37.

So war die Lage der Dinge, als Seraphine von Nikita auf das einſame Waldſchloß gebracht wurde. Sie durfte von ſeiner frühern Vermählung nichts erfahren, deshalb war der kleinen Laura von ihrem Vater Stummheit auferlegt worden. Von der alten Klotilde war keine Entdeckung zu befürchten. Jetzt aber erſchien der alte Marcheſe als ein Straf- und Nachegeſpenſt, dem finſtern Grabe entſtiegen. In ſeiner ganzen Perſönlichkeit durchſtrich er die Gänge des Schloſſes um Mitternacht, verweilte in den Gewölben der Arbeiter und ließ dumpf und ſchaurig ſein „Wehe" ertönen. Dies war der alte Piemonteſer, wie er hienieden wandelte, „Mord und Wehe," rief dumpf die Erſcheinung und entſchwand den ſtaunenden Blicken derer, die von einer heiligen Scheu gefeſſelt daſtanden und nicht zu folgen wagten.

Selbſt Lubecchio und Garofel, beide in Sünden und Verbrechen aller Art ergraute Männer, konnten ſich bei dieſer Erſcheinung eines geheimen Grauens nicht erwehren, und der Weheruf des Ermordeten ſchnitt tief und ſchmerzhaft in ihr Herz.

Es hatte ſich ihrer eine Zaghaftigkeit bemächtigt, die ihnen als ſicherer Vorbote eines nahen Unglücks gelten konnte, und ſie wünſchten ſehnlich, ſo viele Schätze als möglich zuſammenzubringen, um dann dieſe Gegend für immer zu verlaſſen. Allein zu dieſem Ende mußte noch manches ausgeführt werden, wozu ſie Nikita's Hilfe bedurften und dieſer hatte ſich einer Leidenſchaft hingegeben, die ihrem Vorhaben völlig entgegen war. Er liebte nehmlich, zum Erſtenmale in ſeinem Leben, mit aller Stärke ſeiner feurigen Seele, Seraphine, und um ſo leidenſchaftlicher ſtrebte er nach ihrem Beſitze, und um ſo unglücklicher machte ihn dieſe Liebe, da er ſich wohl bewußt war, daß dieſer Engel ihn nie wieder lieben könne, ihm nie die Hand am Altare reichen werde.

Er kämpfte fürchterlich mit ſich ſelbſt. Oft ſtand er auf dem Punkte, ihr Alles zu entdecken und mit ihr aus dieſem Aufenthalte der Gräuel und Schrecken zu entfliehen. Aber was würde er nach einem ſolchen Geſtändniſſe erringen? Gegenliebe gewiß nicht! — durch dieſe Aufrichtigkeit, durch ſeine Reue, würde Seraphine aber Vertrauen zu ihm gewinnen, und eine Hand ergreifen, die ſie aus dieſer Gefahr, aus dieſer ſchrecklichen Lage befreien wollte. Er mußte Seraphinen Alles entdecken, er wollte ihr Beweiſe geben, daß es ihm mit der Rückkehr zur Tugend Ernſt ſey, er überredete ſich, daß die Nähe dieſes Engels ihn beſſer mache, er wähnte, daß für ihn noch Heil hienieden zu finden wäre. Er täuſchte ſich bitter. Wer den finſtern Mächten gehört, kann ihren Schlingen nicht mehr entkommen.

38.

Mit Abſcheu und Entſetzen vernahm Seraphine ſeine Geſtändniſſe. Sie hatte Alles durch ihn erfahren und kannte nun die Teufel, die ſie umgaben. Ihr Vater war von den Böſewichtern ermordet und ſie ſelbſt in ihre Gewalt gegeben. Sie ſah ſich von einem Wüthenden um Gegenliebe beſtürmt, deſſen Anblick ihren ganzen Haß rege machte. Sollte ſie dieſe Hand ergreifen, um ſich von ihr wieder in die Welt zurückführen zu laſſen? Konnte ſie es thun? und unter welcher Bedingung? die Hand dafür ihrem Entführer als Preis überlaſſen? An ſeiner Seite ihre Tage verleben? Dieſe Gedanken, dieſe Fragen drängten ſich ihr auf, aber ihre Beantwortung blieb nicht lange zweifelhaft. Eher durch einen Sprung aus den Bogenfenſtern ihres Zimmers in den jähen Abgrund ihre Freiheit erringen, als Nikita's Bewerbungen ruhig anhören, dieſen Entſchluß faßte das geängſtigte Mädchen, und die Drohung, ihn mit Schnelligkeit auszuführen, ſcheuchte Nikita von der Heißgeliebten zurück.

Einige Tage waren verſtrichen und Seraphine war wieder mit ſich und ihren Sorgen allein. Laura's Guitarrenſpiel war nicht im Stande, ſie zu zerſtreuen, ſeitdem ſie die ſchreckliche Gewißheit hatte, daß ihr Vater nicht mehr am Leben und ihre fürchterliche Ahnung vollkommen erfüllt wäre.

Nikita brütete indeß über einen Plan zur Flucht. Für immer wollte er dieſe Gegend verlaſſen, Seraphine mit ſich nehmen, ſie in ihrer Heimath in den Beſitz ihres rechtmäßigen Erbes einſetzen und ſich dann ſelbſt dem Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit übergeben, ſo hoffte er ſeinen Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft genugzuthun, um ein laſterhaftes Leben zu ſühnen.

Das Daſeyn war ihm unerträglich. Durch Seraphinens verachtende Kälte hatten ſich ſeine Blicke erſt von den äußern Erſcheinungen auf ſein Inneres gekehrt. Er fühlte wohl, daß er auf Glückſeligkeit hienieden nicht mehr rechnen konnte, und ein Gefühl der Ehre, das troß aller ſeiner Verirrungen dennoch nicht gänzlich in ihm erſtickt war, zeichnete ihm den einzigen Weg vor, den er einzuſchlagen hatte.

Die Gedanken an ſeine Flucht, die Hoffnung, durch dies Vorhaben wenigſtens Seraphinens Verachtung von ſich abzuwälzen, gaben ihm eine innere Ruhe, in dem erforderlichen Maaße, um ſeine Anſtalten mit Vorſicht zu treffen.

39.

Garofel's forſchendem Auge entging die Veränderung in Nikita's Innerm nicht. Mit Argwohn und Mißbehagen durchblickte er ſeine erwachende Neigung zu Seraphinen, deren entſchieene Abneigung nur dem Feuer in der liebenden Bruſt mehr Nahrung geben mußte.

Dieſe Liebe war jedoch den Abſichten ganz ntgegen, deren ſchneller Ausführung kein Hinderiß in den Weg treten ſollte. Seraphine ſollte rch ihren Tod Nikita's Anwartſchaft auf ihre Güter begründen und dieſer als Graf W. . . . h in den Beſitz derſelben ſetzen. Lubecchio ward eſes Vorhaben mitgetheilt, und die beiden Teufel aren bald über die Art ſeiner Ausführung einig.

Es war an einem heißen Nachmittage. Alles Schloſſe hatte ſich den Erquickungen der Sieſta erlaſſen. Laura lag im Graſe hinter einer ſchattigen Laube, von ihren überhängenden Zweigen faſt verdeckt. Obgleich ſie die Augen geſchloſſen hatte, ſo wollte der Schlummer ſich nicht auf ſie herabſenken, denn ſtets gedachte ſie der armen Fremden, und ihres traurigen Looſes, ſ wie ihrer eignen peinlichen Lage, bei Verluſt ihres Lebens und das der unglücklichen Unbekannten, kein Wort über ihre Lippen kommen laſſe zu dürfen.

In dieſem Zuſtande des wachen Träumen naheten ſich Schritte der Laube und zwei Männe nahmen darin Platz, deren heiſere Stimmen ein leiſe, doch lebhafte Unterredung pflogen. Laur erkannte ſie bei faſt geſchloſſenen Augen und de Gegenſtand ihrer Berathung, der ſie mit eine Eiſesſchauer übergoß, ließ ihr vollends keine Zweifel, daß Garofel und Lubecchio ſich unbemer in der Laube wähnten. Dieſe Ungeheuer ſprache von Seraphinens bevorſtehender Vergiftung un der Art, ſie auszuführen. Laura öffnete bald di Augen und erblickte den grinzenden Lubecchio, wi er ein kleines, ſorglich zuſammengelegtes Papie aus dem Gürtel zog und es Garofel einhändigt und wie dieſer verſprach, es noch heute in Seraphinens Nachttrunk zu miſchen.

Ein unwillkührliches Stöhnen entfuhr Laura's gepreßter Bruſt und die Alten erbebten. Aengſtlich ſahen ſie ſich um und erblickten die Kleine, die täuſchend genug einer Schlafenden nachahmte. „Ha, die Natter!“ rief knirſchend Garofel mit gezucktem Dolche. „Was willſt Du thun?“ kreiſchte Lubecchio. „Dieſer Mord würde Aufſehen machen und Rinaldo's Argwohn erregen. Das Kind ſchläft, und ſein Tod, ſo gleichgültig er mir wäre, iſt uns von keinem Nutzen, da ſein Leben unſerm Plane unſchädlich iſt.“

„Du haſt Recht,“ murmelte der Andre, indem er den Dolch verbarg, „jetzt fort an's Werk, der Abend iſt nicht mehr fern; denn die Sonne wird bald hinter jenen Bergeskuppen verſchwinden und dann bricht unſere Dämmerung an. Komm', folge mir!“ mit dieſen Worten entfernten ſich Beide.

Die arme Laura war faſt vor Schrecken geſtorben. Kaum waren die Alten ihrem Geſichte entſchwunden, als ſie aufſtand und an allen Gliedern zitternd, wie ein geſcheuchtes Reh zu Seraphinen eilte, um dieſe gleich einem Schutzgeiſte zu umſchweben.

10.

Seraphine ſaß nachdenkend wie gewöhnlich, den Kopf in die Hand geſtützt und das mit Thränen gefüllte Auge zum Himmel erhoben, als Laura zu ihr eintrat. Es herrſchte Dämmerung im Zimmer und Seraphine bemerkte die Kleine nicht ſogleich, die ſich leiſe weinend in einen Winkel ſetzte.

„Armes Kind,“ fing Seraphine nach einer Pauſe an, als Laura's Schluchzen ihr ihre Gegenwart verrathen hatte, „welch ein Schmerz mag Dir dieſe Thränen auspreſſen? Dir iſt die freundlich tröſtliche Gabe der Mittheilung nicht verliehen und ich kann Deine Leiden Dir nicht tragen helfen und ſie erleichtern, wie Dein Saitenſpiel mir oft meiner trüben Stunden Laſt erleichterte.“

Laura blickte ſie wehmüthig an und drückte einen heißen Kuß auf die ihr dargebotene Hand.

Klotilde trat mit Licht ein und fragte, ob Seraphine den Nachttrunk begehre, ein im kurzen, aber heißen Sommer jener Thäler übliches kühlendes Getränk, das vor dem Schlafengehen genommen wird. Seraphine wünſchte es und Klotilde näherte ſich ihr mit einem ſilbernen Becher, worin die kühlende Miſchung bereitet war.

Schon ſtreckte die Gräfin die Hand darnach aus, als Laura hinzuſprang und mit dem Ausdruck des heftigſten Entſetzens in ihren Mienen, den Becher der Alten aus der Hand ſchlug, und während ſein Inhalt den Boden tränkte, Seraphine umſchlingend ausrief: „Trinke nicht! es iſt Gift! und müßte ich's gleich mit dem Leben büßen — Du ſollſt nicht ſterben!" —

„Um Gott! was iſt dem Kinde?" ſchrie Seraphine, indem ſie die Kleine krampfhaft wie zu ihrem Schutze an ſich preßte, der eiligſt entfliehenden Klotilde nach.

Jetzt folgte eine lange Pauſe, in der Beide ſich umarmt hielten, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Du ſprichſt, Laura?" war Seraphinens erſte Frage.

„Ja, ich ſpreche," erwiederte dieſe, „eine fürchterliche Drohung hatte mir den Gebrauch der Sprache in Ihrer Gegenwart unterſagt. Aber jener Trank war Gift, ich belauſchte die Henker, der Himmel hatte mich auserſehen, ihr teufliſches Vorhaben zu vernichten. Ein Wort von mir konnte Ihnen das Leben retten und ich ſprach es freudig, wenn gleich ich die ſichere Ueberzeugung habe, daß mein Tod die unausbleibliche Folge ſeyn wird.“

Hier ſchmiegte ſich Laura an Seraphine, um Abſchied von ihr zu nehmen, denn ſie glaubte Stimmen von außen zu vernehmen, und erwartete Garofel eintreten zu ſehen, unter deſſen Dolchſtichen ſie ihr Leben auszuhauchen gefaßt war.

Mehre Stunden vergingen jedoch und ungeſtört blieben die Beiden. In ängſtlicher Umarmung harrten ſie jeden Augenblick des ſichern Todes; unerklärlich erſchien ihnen die zögernde Rache der Alten.

Plötzlich erſcholl wildes Geſchrei in den entfernten Gängen. Der Schein vieler Lichter ward aus ihren Fenſtern ſichtbar, und nun naheten ſich Schritte und Stimmen Seraphinens Gemach. Die

Thür ward aufgeriſſen und unbekannte Männer mit wilden Geſichtszügen, Fackeln in den Händen, traten ein und riſſen die beiden Ohnmächtigen in gräßlichem Jubel mit ſich fort.

11.

Schon lange keimte Unzufriedenheit mit den Beſchlüſſen der Obern in den Herzen der Münzarbeiter. Der Gedanke, den größten Theil des Gewinnes in Garofels Händen zu ſehen, dabei deſſen eiſerne Strenge und Tirannei, hatten Alle mit Haß gegen ihn erfüllt und es bedurfte, wie ſchon erwähnt wurde, der Liſt Lubecchio's, der als ſpukender Marcheſe, der früher von ihnen geliebt und geehrt worden war, zur Pflicht ermahnte, um den Ausbruch einer Meuterei zurückzuhalten.

Dieſe Liſt fruchtete jedoch nichts mehr, als des Marcheſe wirkliche Erſcheinung, Lubecchio's Betrug aufgedeckt und den Haß gegen ihn und Garofel um ſo mehr vergrößert hatte.

Jetzt erſchien der Marcheſe nicht mehr zur Pflicht und zum Gehorſam ermahnend, ſondern als ein Rachegeiſt, Fluch und Verderben auf das Haupt ſeiner Mörder herabbeſchwörend.

Die Verſchwörung glomm ſicher und heimlich fort, und eben die Nacht, wo Seraphine den Giftbecher leeren ſollte, war von den Arbeitern dazu beſtimmt worden, Garofel, Lubecchio und Rinaldo zu ermorden.

In dem abgelegenſten Theil des Schloſſes befanden ſich mehre lange Koridors, die zu großen unterirdiſchen Räumen führten, wo rußige Wände, vom Tageslicht nie erhellt, das Gewerbe bezeugten, das ſeit vielen Jahren hier betrieben worden war. Hier befanden ſich die großen Oefen zum Schmelzen des Metalls, die ungeheuern Blasbälge, die Glut zu beleben, ein neues Bild des Orcus, von teufelähnlichen Menſchen belebt. Neben dieſem Orte waren andere mit dem Strecken der Metallſtäbe und dem Prägen und Stempeln der Münzen beſchäftigt. Dieſe Räume waren tief unter der Oberfläche der Erde und nur dumpf erſcholl das Getöſe der Hämmer und Maſchinen bei ſtiller Nacht den Bewohnern des Schloſſes. Rinaldo war abweſend in Turin und Garofel und Lubecchio machten ihrer Gewohnheit nach die Runde, als ſie plötzlich, ehe ſie zur Beſinnung deſſen kommen konnten, was mit ihnen vorging, von hinten ergriffen und hoch emporgehoben, mit ſchrecklichem Hohngelächter in die Flammen des hohen Ofens geſchleudert wurden, die praſſelnd ihre Gebeine umſchlangen und verzehrten. Nicht ein Laut wurde von ihnen vernommen.

Nun ſtürmten die Raſenden nach den Gemächern des Schloſſes, alles, was ſie fanden, für gute Beute erklärend.

Es war Mitternacht, und nach gewohnter Weiſe ließ ſich der Geiſt des Marcheſe in den Gängen der Arbeiter ſehen. Alles war hier verödet, die Arbeit — ſo ſah man deutlich — in Haſt verlaſſen, und in den obern Gemächern ertönte wilder Lärm. Den ſchwebenden Geiſterſchritt vergeſſend ſtürmte der vermeintliche Marcheſe die Treppen hinan. Bei ſeinem Anblicke entflohen die Meuterer, vieles von der reichen Beute ängſtlich im Stiche laſſend, womit ſie ſich beladen hatten.

„Der Geiſt! Der Alte!“ ſo ging es von Mund zu Munde, und die Räume wurden leer beim Herannahen des Geiſtes. Unfern von ihm ſah er zwei Frauenzimmer von den Wüthenden herbei-

geſchleppt, allein auch dieſe entflohen, ſich mit dem
heiligen Kreuze bezeichnend. Der halbohnmäch
tigen Seraphine gegenüber blieb der Marcheſ
ſtehen. Laura hatte ſie feſt umſchloſſen. Wi
nun immer fern und ferner die Tritte der Fli
henden tönten, nahete ſich Bandi mit einer Fack
und rief: „Der Weg iſt rein, wir können entkom
men!“ und der überſelige Ferdinand Weiler, den
er war der vermeintliche Marcheſe, riß Seraphi
feurig in ſeine Arme, während Bandi Laura hint
ſich fortzog und mit der Schnelligkeit des Wind
eilten ſie fort aus dem verödeten Raubneſte.

12.

Ferdinand Weiler war in jener Nacht, wo die Erſcheinung Nikita's in ſeinem väterlichen Hauſe von ſo angſterregenden Umſtänden begleitet, die Entführung Seraphinens zur Folge hatte, gleichfalls aus der Heimath entſchwunden, zur großen Beſorgniß ſeiner Eltern.

Es war ihm unerträglich, dies herrliche Geſchöpf, das ſeine Seele mit der innigſten, heiligſten Liebe erfüllt hatte, in der Macht der räthſelhaften Fremden zu wiſſen. Sein jugendlicher Ungeſtüm trieb ihn an, ihnen zu folgen, und ſchnell hatte er ſich mit einem kleinen Geldvorrathe verſehen, der ihm zu Gebote ſtand, war zu Pferde geſtiegen und folgte in einiger Entfernung dem Reiſewagen. In dem, dem Schloſſe Nikita's zunächſt gelegenen Orte nahm er ſeinen Wohnſitz, und erſpähete, ſo viel er brauchte, um ſeine Maßregeln darnach ergreifen zu können. Viele von den Einwohnern waren in Nikita's Dienſten, theils als Falſchmünzer, theils als Hehler und Verbreiter des falſchen Geldes. Ferdinand gab ſich für einen jener Jünglinge aus, die politiſcher Verhältniſſe wegen ihr Vaterland verlaſſen mußten, und ſagte, daß er in dieſen einſamen Thälern Ruhe und Schutz ſuche. Da er ſeine Bedürfniſſe baar bezahlte, ſich dem Anſcheine nach nicht in das Treiben dieſer Leute miſchte, und ihnen in jeder Hinſicht ein unſchädliches Subject zu ſeyn ſchien, ſo gönnte man ihm freundlich dieſen Zufluchtsort und behandelte ihn ſo gaſtfrei, als es den armen Bewohnern des Orts möglich war.

Ferdinands Streben ging dahin, ausführliche Kundſchaft über Nikita, ſeinen Wandel und ſeine Verhältniſſe zu erhalten. Bald wußte er alles, was er wünſchte. Vornehmlich war es die Nachricht von der Erſcheinung des alten Piemonteſers, worauf er einen Plan gründete, Seraphinen wenigſtens nahe zu ſeyn und ſie ſchützend zu umgeben.

Tagelang ſtrich er in den Schluchten umher, die Nikita's Schloß umgaben, und näherte ſich mit

Vorſicht den Mauern, die den Garten deſſelben einſchloſſen, in der Hoffnung, Seraphine zu erblicken. Der Zufall führte ihn eines Tages zu einem Schutthaufen an dem äußerſten Ende des Gartens, wo ein kleiner Erdwall, mit jungen Weiden bepflanzt, die einzige Einhegung deſſelben ausmachte. Ueppig wucherndes Unkraut hatte den Schutthaufen bedeckt und Eidexen und Kröten, die hier lange ungeſtört gebrütet hatten, ſchoſſen blitzſchnell, vom Stocke Ferdinand's aufgeſchreckt, daraus hervor, ſich in das hohe Gras verbergend. Bald ward eine Oeffnung ſichtbar, groß genug, einen Mann aufzunehmen, und als Ferdinand mit gebogenem Nacken hineingetreten war, zeigte ſich ihm ein langer Gang, der ſich unter die Erde hinabſenkte und hie und da durch Oeffnungen im Gewölbe, von heruntergefallenen Steinen gebildet, ein hinlängliches Tageslicht erhielt, um ohne Laterne darin fortſchreiten zu können. Ohne ſich zu beſinnen, drang er vorwärts. Der Gang ſenkte ſich allmählig, der Boden war uneben durch die aus dem Gewölbe heruntergefallenen Steine und die Dunkelheit, die mehr und mehr, je weiter Ferdinand verrückte, zunahm, zwang dieſen endlich, von ſeinem Vorhaben, das Ende des Ganges zu erreichen, abzuſtehen und ſeine Schritte wieder dem Eingange zuzulenken.

Noch in derſelben Nacht wollte er jedoch ſein Ziel verfolgen. Mit einer kleinen Laterne verſehen, die er unter einem weißen Mantel verbarg, machte er ſich auf den Weg, zum verfallenen Gemäuer, als eben die Mitternachtsſtunde geſchlagen hatte. Er war in die damals in Deutſchland allgemein beliebte altdeutſche Tracht gekleidet, trug einen Zwickel- und Knebelbart und lang in Locken herabfallendes Haar, welches Alles zuſammen ihm ein höchſt fremdartiges Anſehen in den Augen der Piemonteſer gab.

Bei dem Scheine ſeiner Laterne ſchritt er muthig vorwärts und bald vernahm er den Schall verworrener Stimmen, das Klopfen der Hämmer, kurz das Geräuſch einer ämſigen Thätigkeit. Mit Vorſicht ging er weiter, als er plötzlich von einer alten Pforte ſich aufgehalten ſah, die ihn von dem Orte zu trennen ſchien, woſelbſt die Leute bei ihrer Arbeit verſammelt waren. Unentſchloſſen, was er thun ſollte, ſtand er mit angehaltenem Athem da, als plötzlich die Pforte mit Ungeſtüm aufgeriſſen wurde und zwei junge Burſchen mit rußigen Geſichtern auf ihn zutraten, die jedoch ihn kaum wahrgenommen hatten, als ſie mit Geheul ſich bekreuzend zurücktaumelten und allgemein der Angſtruf erſcholl: „Weh uns! der Piemonteſer!“

Ferdinand that einen Schritt und ſtand in der Werkſtatt der Falſchmünzer. Die Arbeiter wagten es nicht, ihn anzublicken und ihre Verwirrung benutzend zog er ſich mit dreimaligem Weherufe zurück.

Was er andern Tages vernahm, ließ ihn nicht lange in Zweifel über die Wirkung, die ſeine nächtliche Erſcheinung hervorgebracht hatte.

Allgemein herrſchte die Meinung, der Piemonteſer ſey erſchienen, um den Frevler zu ſtrafen, der es gewagt habe, ſeine Geſtalt anzunehmen und die Arbeiter zu ermahnen, bei ihrem ſchändlichen und gefährlichen Gewerbe zu verharren. Man war gewiß, daß Lubecchio ſelbſt jenen Frevel verübt hatte, und ſah die jetzige Erſcheinung des Marcheſe und ſeinen dreimaligen Weheruf als

Vorbedeutung großen Unheils an. Dieſe Stimmung der Arbeiter war Ferdinand erwünſcht. Er erſchien nun regelmäßig und öfterer als ſonſt und ſuchte, was er aus mündlichen und bildlichen Schilderungen von dem Ausſehen des Piemonteſers erfahren hatte, auf ſein Aeußeres überzutragen. So griff die Kunde von des Alten Erſcheinen immer mehr und mehr Wurzel und veranlaßte ſelbſt den ſchlauen Lubecchio, von ſeinem Frevel abzuſtehen.

Um dieſe Zeit war Bandi durch Zufall mit Ferdinand bekannt geworden, und dieſes hatte eine genauere Kenntniß der Verhältniſſe im Schloſſe, beſonders in Bezug auf Seraphine, für Letztern zur Folge. Ferdinand beſchloß Seraphine zu retten, und jene Nacht, wo die Meuterei gegen Garofel und Lubecchio ausgeführt werden ſollte, von welcher er Kunde erhalten hatte, ward von ihm beſtimmt, Seraphine aus dieſem Schloſſe zu entführen.

Wie es glückte, haben die Leſer bereits erfahren.

Nicht nach Ferdinands bisherigem Wohnorte, ſondern nach der entgegengeſetzten Seite, wo das

Thal ſich auf die Heerſtraße öffnet, lenkten ſie ihre Schritte, bald war ein Städtchen erreicht und der Obrigkeit ſogleich die Anzeige von allem gemacht. Die Einziehung der Falſchmünzer war die Folge, deren jetzt der Unterſuchungsprozeß harrte.

13.

Zwei Tage ſpäter, als eben die abwärts ſinkende Sonne die Bergesſpitzen vergoldete, ritt Nikita in das Thal hinab, von dem er bald auf immer Abſchied zu nehmen hoffte. In Turin hatte er alle Vorbereitungen zur Reiſe nach Rußland getroffen, und freute ſich, Lubecchio's und Garoſel's Liſt hintergangen zu haben und an Seraphinens Seite nunmehr einem beſſern Wirken entgegenzuſtreben. Er wollte alles aufbieten, ſich ihrer Liebe werth zu zeigen, und ein Strahl der Hoffnung durchleuchtete ſein Innres, ihm die Erreichung dieſes Ziels verheißend; ſollte es ihm aber unmöglich bleiben, ſie ſich zu gewinnen, ſo war ſein Entſchluß gefaßt, ſich der ſtrafenden Gerechtigkeit zu überliefern und die Ausſicht dieſer freiwilligen Sühne gab ſeinem bebenden Innern Beruhigung.

Indem er die Worte überdachte, mit denen er ſich Seraphinen nähern wollte, war er in den Hof eingeritten und ward nicht wenig durch die Verödung des Gebäudes überraſcht, aus dem ihm Niemand entgegenkam, ihm das Pferd zu halten. Nur zwei große Rüden ſprangen heulend und wedelnd auf ihn zu, wie er das Pferd ſelbſt in den Stall zog. Es überlief ihn ein Grauen, da er dieſen leer fand. Er trat in's Haus, er durchſtrich die Säle, alles leer und ausgeſtorben. Die Unordnung zeugte von der Eile und Ueberraſchung, in der die Bewohner das Haus verlaſſen hatten.

Ein ſchreckliches Licht fing in Nikita's Innerm zu dämmern an. Die Zunft der Falſchmünzer war ausgeſpäht und den Gerichten überantwortet worden. Ihn hatte ſein guter Engel während dieſer Kataſtrophe fern gehalten, um ihn von der Schmach zu befreien.

Was aber war aus Seraphinen geworden? ward ſie mit ergriffen, um gleich einer Schuldigen gerichtet zu werden? In dieſen Gedanken ver tieft, ſaß er da, als die häßliche Geſtalt Klotildens ſich langſam zur Thüre hereinbewegte. Gleich einem Drachen hütete ſie dies Zauberſchloß und ſeine Schätze. Sie hatte ſich während der allgemeinen Verwirrung verborgen und die Ankunft des Herrn ſie aus ihrem Schlupfwinkel hervorgelockt.

„Saubere Geſchichten,“ fing ſie an, „ſind, während Sie abweſend waren, hier vorgefallen. Alles iſt verhaftet, und vielleicht jetzt ſchon gehängt. Garofel und Lubecchio ſind verbrannt. Ein paar Beine von ihnen zog ich geſtern noch unverzehrt aus dem Ofen, in welchen ſie von den Arbeitern geworfen wurden. Das fremde Schätzchen endlich, Laura, Bandi und der Geiſt des alten Piemonteſers, der aber Fleiſch und Bein, wie wir hatte, ſind auf und davon.

„Ja, ja, es war alles recht fein gekartet, und ſo fein die alten Schurken ſich auch zu ſeyn einbildeten, ſo wurden ſie doch überliſtet. Für Sie, junger Herr, iſt nun keines Bleibens mehr hier! Dort im Kaſten ſind Goldſtücke und Brillanten, die nehmen Sie und machen Sie, daß ſie fortkommen. Setzen Sie Ihrem Schätzchen nach und fangen Sie ſich dieſelbe noch einmal! Ich bleibe hier, wo ich jetzt ſchon ſo lange bin. Was ſoll ich in der Welt beginnen, die mich ausgeſtoßen hat — aber Sie — junger Herr" —

Nikita winkte mit der Hand, und die Alte entfernte ſich leiſe murrend. Einem Lebloſen gleich ſaß Nikita da. Die Nacht war hereingebrochen und Klotilde trat wieder in's Gemach.

„Der Mond ſcheint und das Roß wiehert draußen. Verlaſſen Sie dieſen Ort und überlaſſen Sie ihn den Rachegeiſtern und mir. Sie aber verfolgen die Straße nach Deutſchland. In dieſem Lande harren Ihrer Gefahr und Verrath, dort werden Sie Ihr Schätzchen wiederfinden, denn dorthin ſehnte ſich ihr Geiſt, während ſie hier im Käficht ſchmachtete. Fort! Fort! junger Herr!"

Mit dieſen Worten hatte ſie Nikita zur Thüre hinausgeſchoben, das Geld und die Juwelen in einen Mantelſack geſteckt und dieſen dem Pferde aufgeſchnallt, das muthig ſcharrend und wiehernd im Hofe ſtand. Faſt bewußtlos beſtieg er es, träumend zog er zum Thore hinaus und der freundliche Mondesſtrahl leuchtete dem Unheimlichen auf die Straße den ſchweizeriſchen Alpen zu. —

11.

Seine Stimmung kontraſtirte aber gewaltig mit
iner Umgebung. Milde fächelte der Wind, hei=
r lächelte der Mond hernieder aus dem reinen,
it Sternen überſäeten Blau, und die fernen Ge=
irgsrieſen waren mit einem leichten Duft umzo
en, der aus den Gründen ſich feenartig zu ih=
en erhob. Alles deutete eine große, hehre Ruhe
n, und in Nikita's zerriſſenem Innern tobte die
Brandung eines ſtürmiſch erregten Gewiſſens.
lle Frevelthaten, zu denen er Hand und Willen
eliehen hatte, wurden vergebens begangen. Die
lrheber waren dem fürchterlichſten Tode zur Beute
eworden und er ſelbſt war gezwungen, auf ſei=
em Roſſe, mit einigen Goldſtücken und Kleino=
ien, für den Bedarf weniger Monate verſehen,
in einſamer, troſtloſer Wanderer einem ungewiſ=

ſen Ziele nachzujagen, das in keinem Falle glücklich ſeyn konnte.

Wo ſollte er nun hin? Nach den Ufern des Rheines? Dort durfte er hoffen, Seraphine wiederzufinden — dort findet er aber auch ihren Entführer, ihren Befreier, dort ſchwebt der Schatten des ermordeten Grafen um ſie, ſie zu ſchützen vor ſeinen frevelhaften Unternehmungen. Und was wollte er unternehmen? Sie zum zweitenmale dem Schooße jener ſtillen Familie entreißen? Zu welchem Ende? Sie beſitzen — konnte er das noch hoffen? Sie in ihr Erbe einſetzen, und ſo ſein Unrecht gut zu machen ſtreben? War ſie nicht Erbin, konnte ſie es nicht antreten ohne ihn, wann ſie wollte? Es theilen mit ihrem Befreier, ihrem Beſchützer? Und würde ſie das wohl unterlaſſen? Nein, er der Glückliche wird beſitzen, was für Nikita unwiederbringlich verloren war. Nur ein Weg ſtand Nikita offen.

Der Morgen graute und Nikita ritt träumend die Straße entlang; der Abend zog dämmernd herauf und unſern Reuter ſehen wir eben ſo einſam und finſter ſeine Straße ziehen. Er fühlte kein Bedürfniß, ſeine faſt erlöſchenden Kräfte anzufeuern. So verrannen die Tage und Nächte. Nur wenig Ruhe, nur wenig Nahrung gönnte er ſich. Raſtlos trieb es ihn fort zum Rheine.

13.

Mit hochklopfendem Herzen und ungeſtüm wallendem Blute erblickte er Frankfurts Dom. Er zögerte, bis der Abend hereinbrach, und begab ſich dann in die Stadt. Ein ſchlechtes Wirthshaus am Thore nahm ihn auf. Seine Sorgloſigkeit während der ganzen Reiſe hatte ihn den Verluſt ſeines Mantelſacks nicht bemerken laſſen, den der alten Klotilde zitternde Hände dem Pferde aufgeſchnallt, und worin Kleider, Wäſche und Baarſchaft enthalten war. Das wenige Geld, das er durch Zufall bei ſich gehabt hatte, war zu Ende, und ſein Ausſehn war das eines Bettlers. „Ich brauche nichts mehr hienieden,“ murrte er dumpf in ſich hinein, „bis zu meinem Ziele reicht dies wohl noch hin.“ Hiebei wog er die wenigen Geldſtücke in der Hand und zog mit wehmüthigem, verwirrtem Lächeln einen breiten Dolch aus der Weſte, den er lange betrachtete und dann wieder ſorgfältig verbarg.

Andern Tages wollte er zum Rheine hinab, und ſich Weilers Wohnorte nähern; dort die Gelegenheit erſpähen, Seraphine, die er ſicher dort zu finden hoffte, allein zu ſprechen, und im ſchlimmſten Falle mit ihr zuſammen die Reiſe in's finſtre Reich anzutreten.

„Im Leben konnte ſie nicht die Meine werden, ſo ſoll ſie es im Tode!“ rief er in wilder Verzweiflung aus. „In ihrer ſeligen Umarmung will ich mein ſchuldvolles Leben aushauchen, in Entzückungen verſchlungen, will ich den letzten Athemzug ihr von den Lippen küſſen und ſie dann in die Arme des Vaters zurückführen, den ich ihr zu früh geraubt habe.“

Trüb umflort war der Morgen, als Nikita Frankfurt verließ. In haſtiger Eile ſprengte er auf der Heerſtraße dem Rheine zu. Nachmittags erblickte er unfern das Dörfchen, an deſſen Ende Weilers friedliche Wohnung gelegen war.

Er näherte ſich mit ängſtlicher Sorgfalt, und umkreiste das Haus und den Garten immer enger und enger, gleich dem Raubvogel, der ſich eine Taube zum Raube auserſehen. Jetzt konnte er durch die Hecken ſehen. Er glaubte ſie zu gewahren. Sie war allein, ſie hob ihr Auge zum Himmel, ſie ſchien ihres hingemordeten Vaters zu gedenken, da umzog ein ſeliges Lächeln ihre Miene, es galt ihrer Befreiung, ihrer Liebe!

Nikita's Hand zuckte nach dem Dolche.

Da trat ein ſchöner junger Mann aus der Laube. Das Entzücken malte ſich in allen ſeinen Zügen. Er ergriff Seraphinens Hand — — — Nikita verließen die Sinne, er rief in wilder Verzweiflung: „Nein, es iſt zu teufliſch!“ und ſtieß den gezuckten Dolch mit ſolcher Heftigkeit in die Seitentaſche ſeines Rockes zurück, daß er ſich ſelbſt blutig ritzte. Beſinnungslos ſtürzte er zum Ufer des Stromes. Ein Kahn wollte eben zu dem gegenüberliegenden abſtoßen. Er rief, man nahm ihn auf. Auf der ſpiegelglatten Welle ſanft geſchaukelt, ward ſein Blut ruhiger. „Fort! hinweg! ſie nicht mehr ſehen und ſo der Verſuchung entfliehen!“ dachte er, als er am andern Ufer an's Land ſtieg und nun mit eiligen Schritten die abgelegenen Schluchten des nahen Waldgebirges ſuchte, um ſich und ſeinen Schmerz allen Augen zu verbergen.

Immer wilder ward die Gegend. Immer ſtiller und finſtrer die Nacht. Bäume und Felſen ſchienen ihm bekannt. Dort war der Abhang, wo die Leiche des Grafen hinabgeworfen wurde. Hier verübte Garofel den Frevel. Schrecken umgaben ihn und bannten ihn hier feſt. Er wollte fliehen und vermochte es nicht. Ermattet ſank er hin und entſchlummerte. Furien verfolgten ihn ſelbſt im Schlafe, und Schreckbilder erfüllten die Träume des Elenden.

16.

In dem freundlichen Hauſe im geſegneten Rheingau
das wir aus dem erſten Theile dieſer Erzählung
bereits kennen, war nach langer Zeit der Oed
und Trauer einmal alles wieder in einer frohen
rührigen Thätigkeit. Daß es einem Feſte gal
ſah man auf den erſten Blick. Silber und Zin
war in glänzenden Reihen aufgeſtellt, der weiße
ſtattliche Damaſt lag bereit, um die Tafeln da
mit zu bedecken, in der Küche dreheten ſich di
Spieße, und das Küchenperſonal, durch eigend
gemiethete Aushilfsköche verſtärkt, befand ſich i
voller Thätigkeit.

Im Zimmer, das mit Blumen ſchön aufgeſchmück
war, ſtanden der ruſſiſche Obriſt, Graf W..
und der Beſitzer des Hauſes, Robert Weiler, i
traulicher Umarmung. Des Letztern Sorgfalt wa
es gelungen, den ſchwer verwundeten Freund durc

treue Pflege dem Leben zu erhalten. Nun ſtand der Gerettete da, Thränen des Dankes in den Augen, ſein ſeltſames Geſchick überdenkend. Es war das ſchöne Feſt ſeiner Geneſung. Der Gedanke an die Tochter allein trübte den Genuß der Gegenwart, allein Robert hatte ihm den Troſt gegeben, auch die Tochter ſey gerettet, wie Briefe ſeines Sohnes Ferdinand ihm gemeldet hätten.

Nicht nur der Geneſung des Freundes galt das heitere Feſt, ſondern auch den Freuden des Wiederſehens. An dieſem Abende ſollten die erſehnten Kinder eintreffen und den bangenden Eltern gerettet in die offenen Arme ſinken.

Schon dunkelte der Abend und der Saum des Mondes brach am Rande des Horizontes durch lichtes Gewölke, am Ufer ſchaukelte der Nachen im ruhigen Strome, und der Obriſt wollte hinüberſchiffen an's jenſeitige Ufer zu der Stelle, wo die verruchten Mörder ihm das Leben hatten rauben wollen. Er ſtützte ſich, den Freund umſchlingend, und wollte ſo eben zur Thüre hinausſchreiten, als er plötzlich ſtehen blieb und mit von Freude verklarter Miene aufhorchend, leiſe, faſt bebend die Worte ſprach:

„Hörteſt Du nicht? Ich glaube — man ſprach, unter jenem Fenſter — ruſſiſch? —

Lächelnd ſah ihn Weiler an.

„Es iſt ſo — fuhr der Obriſt fort — es iſt ihre Stimme — meiner geliebten Tochter Ton!“ und der gute Vater, noch geſchwächt von der Krankheit und zu ſehr ergriffen von dem Uebermaße der Freude, mußte ſich in einen naheſtehenden Seſſel werfen, um nicht ein Opfer dieſer gewaltſamen Erſchütterung zu werden.

Augenblicks öffneten ſich die Flügel der Thüre und herein ſtürzten Seraphine, Ferdinand, Bandi und Laura. Umarmungen und Ausrufungen von allen Seiten. Die Mutter eilte herbei; das Hausgeſinde, alles weinte, der Jubel dieſer frohen, glücklichen Menſchen trug den Dank für dieſen ſchönen Augenblick, nach ſo vielen ſchwarzen Stunden des Leidens und der bangen Erwartung, zum Himmel empor.

Graf W... unterbrach endlich feierlich die zu laute Regung. „Jetzt, Freunde, Tochter! laßt uns in einfachen, doch herzlichen Worten Dem danken, der unſer Schickſal ſo weiſe lenket und über Dornenpfade ſtets zu der Wonne himmliſcher Glückſeligkeit leitet. Auf! Folget mir! wo könnte dies ſchicklicher geſchehen, wo könnte unſer Herz ſich leichter und freier zu ihm aufſchwingen, als an dem Orte, wo ſeine Weisheit wachte, als die Mörder mein Leben bedroheten. Kommt, laßt uns dies Opfer der reinſten kindlichſten Dankbarkeit nicht länger mehr aufſchieben und einen Zoll entrichten, der unſerm Herzen bis jetzt eine ſüße Laſt war!“ —

Alle folgten zum Rheine. Der Nachen war gefüllt und durchſchnitt die hellen, ruhigen Wellen, gefolgt von vielen andern kleinen Fahrzeugen, worin die frohen theilnehmenden Nachbarn, zu der Fahrt an's gegenſeitige Ufer, ſich angeſchloſſen hatten.

47.

Tief im Dickicht ſchlummerte Nikita den unruhigen, halb wachen Schlaf des Verbrechers. Da rauſchte es unfern von ihm, verworrene Stimmen tönten, er ſah mit halbgeöffneten Augen hin und erblickte eine Menge Menſchen mit entblößten Häuptern im Kreiſe ſtehen. Der Mond ſtand in voller Pracht am wolkenleeren Himmel und verklärte den Scheitel eines hohen Greiſes, der inmitten der Verſammlung niedergekniet war, und die Augen in frommer Rührung zum Himmel erhoben, leiſe Worte eines Dankgebetes ſprach.

Ihm zur Seite ſtand eine hohe Frauengeſtalt, vom Mondlichte übergoſſen in himmliſcher Klarheit da. Er blickte ſchärfer hin. Kein Zweifel blieb ihm. Es waren die Geiſter der Gemordeten, der Verklärten. Dies war die Stelle. Hier fiel der Obriſt! Er mußte Zeuge ihrer Verklärung ſeyn

Im Ausbruche des Wahnſinns brach er ſeitwärts durch die Gebüſche, die ihn dem Blicke der Andern entzogen, in eine unwegſame Kluft hinab, von Furien verfolgt. Auf einem ſchroffen, felſigten Abhange gelangte er zum Rheine. Erſchöpft warf er ſich in einen bereitſtehenden Nachen. Nicht lange währte es, ſo langten die Andern unfern davon am Ufer an. Er ſah die bekannten Geſtalten in die Nachen ſteigen und zum andern Ufer hinüberrudern. Nach und nach erwachte die Beſinnung. Nicht Geiſter, Menſchen, gerettete Menſchen waren es. In ohnmächtiger Wuth knirſchend lag er da. Es näherten ſich Leute. Ehrliche Bauern aus der Nachbarſchaft, die herübergekommen waren, gleich den andern Zeugen der Feierlichkeit zu ſeyn. Mit Staunen fanden ſie den unheimlichen Fremden, als ſie den Nachen beſtiegen. Auf Nikita's Bitten entſchloſſen ſie ſich jedoch, den Hilfloſen, Erkrankten zum andern Ufer hinüber zu führen.

48.

In Weilers Hauſe und Garten hatte eine allgemeine Fröhlichkeit ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Die heitern Nachbarn hatten dem vornehmen Fremden, den ſie während der Zeit ſeines Aufenthaltes unter ihnen lieb gewonnen hatten, kleine Ueberraſchungen bereitet. Sein Namenszug prangte erleuchtet in einem von Blumen errichteten Freudenbogen vor dem Hauſe. Ziſchend flogen Raketen in die Luft und Böller donnerten jubelnd dazwiſchen. Im Hauſe, ſich der kühlen Nachtluft entziehend, ſaß der Geneſene zwiſchen der Tochter und ihrem Retter, neben dem Freunde und den Seinigen.

Der Nachen, worin Nikita lag, war nun auch unfern des Hauſes gelandet. Während der Ueberfahrt hatten die guten Leute, die ihn führten, ihm Nachricht von der Feier ertheilt, die hier Alles mit ſo großer Freude erfüllte. Einer jener Bauern war es, der den nackten, halbtodten Obriſten gefunden und gerettet hatte und der nun reichlich von ihm, doch reichlicher noch durch ſein Bewußtſeyn gelohnt, eine Hauptperſon des Feſtes war.

Beſorgt fragte er Nikita, wo er die Nacht zubringen wolle, und erbot ſich, ihn in's nahegelegene Wirthshaus zu geleiten. Nikita lehnte es ab. Hier wollte er bleiben, ſo lange es ſeine Kräfte zulaſſen würden, weil — wie er ſagte — er ſich unter den frohen Menſchen wohl fühlte.

Seitwärts hatten ſeine Führer ihn in eine dunkle Laube gebracht und ihn mit Erfriſchungen und einer Flaſche ſtärkenden Weines verſehen. Die Glut des Rebenſaftes durchrann ſeine Adern und ein Feuer erwachte in ihm, verzehrend und wild, die letzten Reſte ſeines ausgebrannten wüſten Innern mit unwiderſtehlicher Macht ergreifend.

„Hier ſteh' ich nun an dem furchtbaren Markſteine,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „was ich erſtreben wollte, ich hab' es erſtrebt! Alles, was ich unternahm, wäre mißglückt? Thor, der ich bin! Alles, was ich unternahm, im Wahnſinn unternahm, die verderblichen Folgen nicht berechnend, lenkte eine gütige, unſichtbare Hand zu meinen Gunſten! — Seraphinens Vater lebt — Garofel und die Schändlichen, die den Mord verübten, büßten ihre Verbrechen durch grauenvollen Tod! Seraphine iſt gerettet, ich lebe noch! Ich bin ihr nah und nur von mir hängt es ab, mich ihr zu nähern, ſie als meine rechtmäßige, mir vom Vater zugeſicherte Braut, zum Altare zu führen. Bin ich nicht Graf Nikita? kann man mich eines Verbrechens zeihen? Ich bin Nikita, ich will hintreten und meine Seraphine dem Vater abfordern und wehe ihm! wenn er ſie mir verſagt.“ —

So ſprach er im wilden, ausbrechenden Wahnſinn. Die Flaſche war geleert. Erhitzt, doch gemäßigt, ging er zu dem Schenktiſche, und im bunten Gewühle Fremder und Unbekannter ward ihm willig eine neue Flaſche gereicht. Auch dieſe ward geleert. Eine dritte folgte. Sein Wahnſinn war durch die Trunkenheit geſteigert. Taumelnd durchzog er den Garten, ſang und ſprach tolles Zeug durcheinander, und die ruhig frohen Landleute ſtoben auseinander, wo der wilde Gaſt ſich blicken ließ.

19.

Im Hauſe ſaß der Obriſt neben ſeiner Tochter und Ferdinand. Dieſer war im Anſchauen Seraphinens verloren. Eine ſchwere Laſt bedruckte ihm das Herz. Er hatte längſt es gefühlt, daß nur ſie, die Einzige, ſein Lebensglück begründen könne, und wenn er wieder an die Verſchiedenheit des Standes gedacht hatte, ſo war es ihm nicht möglich, einen Entſchluß zu faſſen, der ihn ſeinem Glücke hätte näher bringen können. Mit edelm Bewußtſeyn ſagte er ſich, daß das, was er unternommen, ihm ein Recht auf die Dankbarkeit des Vaters gegeben habe, er ſagte ſich, daß die Freundſchaft ſeines Vaters und des alten Grafen ebenfalls zu ſeinem Gunſten ſpreche, er fühlte zu gut, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſich Gewißheit zu verſchaffen, allein nicht vermögend war er, eine Sylbe hervorzubringen.

Seraphinens Blicke ruheten auf ihm. Sie hatte ihm längſt ihr ſchönes Herz aufgeſchloſſen, ihm geſtanden, was ſie für ihn empfinde. Sie erwartete von ihm, daß er dem Vater ſeine Anträge eröffne, dann wollte auch ſie unverholen ihre Neigung geſtehen.

Der Obriſt hatte nach den erſten Erhebungen zu Gott und den Ausbrüchen der Freude des Wiederſehens eine ernſte, ſogar trübe Miene angenommen. Es war die Erinnerung an Nikita, die ihn ſo verſtimmte. Lange hatte er ſtumm und in ſich gekehrt da geſeſſen, als er endlich mit einem tiefen Seufzer, zu Ferdinand gekehrt, begann.

„Gefangen wurden Alle, wie ſie mir ſagten. Doch — was wurde aus Nikita?“ —

„„Er war abweſend,““ erwiederte Ferdinand.

„Und glauben Sie, daß er entkommen ſeyn wird?“ fragte der alte Graf weiter.

„„Die Eile, mit welcher wir die Gegend verließen, machte es unmöglich, Erkundigungen über ihn einzuziehen,““ entgegnete der Andre.

Der Graf wiſchte eine Thräne aus ſeinen Augen, die Erinnerung an den Verlorenen hatte ihn tief ergriffen.

„Nikita iſt dahin!“ fing er nach einer Weile an. „Zu meiner Beruhigung will ich annehmen, daß er nicht mehr am Leben iſt! Ich kann ihn mir nicht ſo tief geſunken denken, und nach dem, was Ihr mir erzählt, iſt er der ſchwärzeſte Verbrecher, der je auf Erden lebte. Komm, meine Tochter! erfülle den Wunſch Deines Vaters, deſſen Lebensende herannaht und der noch gern, ehe er hinüberſchlummert, Dich einem Beſchützer anvertraut wiſſen will, der alle Bedrängniſſe des Lebens von Dir abwendet. Hier dieſer Jüngling, der Dir ſo viel Treue bewieſen, der ſich Deiner annahm und Dich aus ſo großen Gefahren befreite, ſey der Mann, dem Du Deine Hand zum ewigen Bunde reicheſt. Verſteh' ich Deine Blicke, ſo iſt mein Wunſch der Deinige, und ich gründe in dieſem Augenblicke das Glück meines Kindes!“

Stumm, im Uebermaß des Entzückens ſank Seraphine ihrem Vater um den Hals, Ferdinand ergriff die dargebotene Hand des Alten in heftiger Bewegung.

Alles drängte ſich glückwünſchend um das Brautpaar, die Freude wurde allgemeiner, man ließ die Glücklichen hochleben und rings um Weilers Haus hatte die Freude rauſchend und lärmend ihren Sitz aufgeſchlagen.

Seitwärts im Dunkel einer Laube lag Nikita allein, vom Rauſche ſeiner Sinne befangen; zähneknirſchend, wild rollend das Auge, Flüche in ruſſiſcher Sprache dumpf vor ſich hinmurmelnd. Ein vorüberlaufendes Mädchen haſchte er ſchnell und wollte die Urſache des erneuten Jubels von ihr wiſſen. Aengſtlich riß ſich dieſe von ihm los, indem ſie ihm die Urſache mittheilte. Wild ſprang er auf, mit einem Male war der Rauſch von ihm gewichen, alle Sehnen gewaltſam geſpannt, ſtand er da, ſogleich aber ſank er tief brütend auf die Bank in der Laube, ſein ganzes Weſen in tiefem Schmerze aufgelöst.

30.

Tiefer dunkelte die Nacht, hörbarer rauſchten der Rhein und das Laub der hohen Bäume durch die Stille. Die Gäſte hatten taumelnd ihre Nachen geſucht und der Geſang der Schiffenden war lange ſchon in die Ferne verhallt. Da bewegte ſich aus dem Dunkel der Laube Nikita's Schreckgeſtalt hervor, mit leiſem Schritte um das Haus ſchleichend, gleich dem Raubthiere, das um Mitternacht ſeine Höhle verläßt, von Mordgier getrieben. Bleich und verzerrt das Antlitz, die Augen wildrollend, die Haare von Schweiß triefend, über der Stirne herunterhängend, die Knie ſchlotternd und die Zähne fieberhaft zuſammenſchlagend, ſo wankte er daher, wie ein Geſpenſt.

Unbeſtimmt, was er beginnen ſollte, einem Etwas entgegengehend, das er nicht kannte, und dem er eben ſo wenig zu entrinnen vermochte, ſchien er an dieſem Orte feſtgebannt, die Mächte, denen er längſt verfallen war, hatten unſichtbare, unzerreißbare Schlingen um ſeine Füße gelegt, er ging ſeinem entſetzlichen Verhängniſſe mit ſchnellen Schritten entgegen.

Das Uebermaß der Freude hatte den alten Grafen erſchöpft. Er ſehnte ſich nach Ruhe. Seraphine und Ferdinand ſtanden Hand in Hand an ſeiner Seite, als er in ſein Schlafgemach ſich zurückzog. Robert und die Hausleute waren noch beſchäftigt, die Ordnung im Innern wieder herzuſtellen und Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen. Bandi und Laura ſaßen traulich koſend unter der Hausthür.

Die Stille der Nacht hat für Glückliche wie für Unglückliche ſo viel Einladendes, Anlockendes, daß auch unſer glückliches Paar beſchloß, ſich darin zu ergehen und in wechſelſeitiger Eröffnung ſich die Bruſt zu erleichtern.

Arm in Arm ſchritten ſie die Stufen vor dem Hauſe hinunter. Die Beruhigung, allen Gefahren entronnen und am Ziele ihrer Wünſche zu ſeyn, hatte ſie mächtig erfüllt, nur in einzelnen

Worten konnten ſie ihr Glück ausſprechen. Der Abend war ſo ſchön, in Tönen wollte ſich ihr Gefühl ergießen. Ferdinand lief in's Haus, um die Guitarre zu holen.

Sie ſaß auf einer Raſenbank, die Augen zum Himmel gekehrt und hauchte leiſe die Worte vor ſich hin: „Wie glücklich machteſt du mich, guter Gott! ich träumte während eines tiefen, beängſtigenden Schlafes einen ſchweren Traum, allein es war nur ein Traum — ich erwachte im Paradieſe der Liebe zur ſchönſten Wirklichkeit! —

Ein dumpfes Seufzen an ihrer Seite ſchreckte ſie auf.

„„In's Paradies gehört auch der Teufel!““ ſchrie es wild, und ſie fühlte ſich von ſtarken Armen umklammert.

„Hilf, Himmel!“ ſchrie ſie von Angſt durchbebt, indem ſie ſich vergebens aus der Umarmung loszureißen ſuchte.

„„Schreie nicht, mein Täubchen!““ kreiſchte es, und ihren Mund deckten wüthende Küſſe. „„Mein biſt Du! und ich laſſe Dich nicht!““ Sie ſah einen Dolch über ihrem Buſen, hocherhoben zum

Stoße blinken, ein Schrei entfuhr ihr — da fiel ein Schuß, und brüllend ließ das Ungeheuer ſeine Beute fahren und wälzte ſich am Boden.

Seraphine ſank bewußtlos nieder, Robert, Ferdinand und die Andern eilten mit Lichtern herbei. Laura war faſt ohnmächtig hingeſunken und Bandi um ſie beſchäftigt.

Man eilte zu dem Erſchoſſenen. Nikita lag in ſeinem Blute, mit gebrochenen Augen da.

„Laura hat ihn erſchoſſen!“ ſagte Bandi.

31.

Mit dem größten Entſetzen erfüllt, eilt Alles im Hauſe, den Knall vernehmend, herbei. Man findet den Fremden im Blute ſchwimmend, Seraphine ohnmächtig an ſeiner Seite. Beide wurden in's Haus gebracht und dort, beim Scheine der hereingebrachten Lichter, erkennt der Obriſt Nikita.

Man iſt bemüht, das Leben in ihm wieder zu erwecken. Ein Arzt wird herbeigeholt, es gelingt ſeinen Bemühungen, den ſtarren Todesſchlaf, der bereits auf Nikitas Schläfen ſich gelagert hatte, noch auf wenige Augenblicke zu verſcheuchen. Nikita ſchlägt die Augen auf und mit irrem Blicke ſich im Kreiſe umſehend, ſchließt er ſie bald wieder mit einem furchtbaren Schrei. „Auch hier verfolgſt du mich, furchtbarer Schatten!“ ruft er, da er im Wahne ſteht, ſein Erwachen ſey jenſeits und er erblicke dort wieder den ermerdeten Obriſten.

„Ich lebe — Du lebſt!“ ſagt dieſer mild und nähert ſich dem Unglücklichen, indem er ſanft ſeine Hand ergreift. „Armer Verführter! benutze die wenigen Augenblicke, die Dir noch hienieden zu Theil werden, Dich zu Gott und ſeinen Tröſtungen hinzuwenden!“ —

Häufige Thränen entſtrömten Nikita's Augen. Er verlangte Seraphine zu ſehen. Sie trat zu ihm hin. Er bat um ihre Verzeihung, beklagte ſeine unglückliche Verblendung, die ihn dem Glücke entriß und ſolchen Qualen Preis gab, und ſchloß dann beruhigt die Augen, um ſie nie wieder zu öffnen. Der ſtarke Blutverluſt hatte ihn erſchöpft und in einem tiefen Seufzer athmete er ſein Leben aus.

32.

Kaum war er hinüber und die Anweſenden, von mannigfachen Gefühlen bewegt, umſtanden noch die Leiche, als Laura, die bis dahin von Allen unbemerkt in tiefer Ohnmacht gelegen und durch Bandis Bemühen wieder erweckt war, mit lauter Klage hereinſtürzte und ſich auf den Entſeelten warf, indem ſie ausrief: „ich habe meinen Wohlthäter ermordet. Nikita war mein Wohlthäter!“ Man hatte Mühe, ſie von der Leiche zu entfernen und ſie einigermaßen zu beruhigen. Nach und nach erfuhr man von ihr, daß ſie und Bandi unter der Thür des Hauſes geſeſſen. Bandi habe ſich auf einen Augenblick von ihr entfernt und da ſie allein war, ſey ihr der Fremde auffallend geweſen, der ſich Seraphinen genähert hatte. Ihre ängſtliche Beſorgniß nahm zu, als er die Freundin umarmte und wie es ſchien heftige Worte mit ihr wechſelte. Sie getraute ſich nicht zu ſchreien, noch weniger ſich zu entfernen, um Jemand herbeizurufen, weil ſie glaubte, die Unternehmungen des Entſetzlichen beobachten zu müſſen. Nun ſah ſie den Mordſtahl in ſeiner Hand blinken und kein Zweifel blieb ihr, daß es Seraphinens Leben galt. Ein Schrei, ein Laut von ihrer Seite und das Ungeheuer tauchte den Dolch in der Theuren Bruſt. Bewußtlos ergriff ſie eine geladene Jagdflinte, die an der Thür hing und deren Berühren allen Leuten im Hauſe ſtrenge unterſagt war. Dieſer Augenblick jedoch hob das Verbot auf. Sie ſpannte den Hahn, und als ſie den Dolch blitzend über Seraphinens Haupt gewahrte, drückte ſie los. Der Himmel hatte der Kugel ihren Lauf vorgeſchrieben, ſie war dem Böſewicht durch's verderbenſchwangere Herz gefahren. Eine tiefe Ohnmacht umfing die arme Laura, aus der ſie erwachte, um zu ihrem tiefen Schmerze den zu erblicken, den ſie erſchoſſen hatte. Sie wußte ſich nicht von dem Gefühle Rechenſchaft zu geben, das ſie an der Leiche Nikita's ergriff; ſie kannte die Bande nicht, die ſie an den Schrecklichen knüpf ten; ein unnennbares, geheimnißvolles Etwas erfüllte ſie mit Wehmuth, mit Schauder über ihre That; ſie wußte nicht, daß ſie das entſetzlichſte Verbrechen begangen, daß ſie ihren Vater ermordet hatte. Doch der Himmel ſelbſt hatte in ihre Hand den Racheſtrahl für die ſchwarzen Thaten gelegt, die der Vater verübt hatte, und ſie als Werkzeug ſeiner gerechten Vergeltung gebraucht.

Als man Nikita entkleidet hatte fand man eine Brieftaſche auf ſeiner Bruſt, die dem Obriſten übergeben wurde, ohne daß eine neugierige Hand ihren Inhalt entweiht hätte.

53.

Der Reſt der Nacht verſtrich traurig und ängſtlich. Alle Bewohner des Hauſes hatten durch Schreck und Angſt mehr oder weniger gelitten. Die Beſtürzung, die Alle ergriffen hatte, läßt ſich nicht beſchreiben.

Am andern Morgen, als der Obriſt beruhigter war, öffnete er die Brieftaſche und fand einige Blätter von Nikitas Hand geſchrieben, wie es ſchien, wenige Stunden vor dem unſeligen Unternehmen, das ſeinen Tod herbeiführte. Es waren abgeriſſene Sätze, welche die Gefühle ausſprachen, die ihn durchglühten.

„Sie wird ſich ſträuben die Taube! Sträuben und endlich ſich willig in ihren Käfig fügen. Wie ſeltſam mir zu Muthe iſt, mich ihr zu nähern! Mein Herz pocht! — Furcht iſt es nicht. Nein, bei jener finſtern Macht, die

„mich durch's Leben leitet, Nikita kennt keine „Furcht! Gefühllos, ſtarr und unbeweglich ſah „er Bianca's brechendes Auge — er fürchtet „ſich nicht, Seraphinens Auge zu begegnen.“ —

„Seltſam beklemmt iſt meine Bruſt. Mir „ſchien es, als wenn Furien mich hieher trieben! — Wie war es ſonſt ſo anders. Mit „welcher kühnen Stirn konnte ich ſonſt meinem Opfer entgegentreten. Nie fühlte ich „Reue — nur meiner Stärke war ich mir „bewußt, ſtolz herabblickend auf die Elenden, „die den Fuß noch küßten, der ſie zertrat.“ —

„Ja, Seraphine! ich fühl's, daß ich Dich „liebe; zum Erſtenmale regt ſich dieſe Leidenſchaft in meinem Herzen, wie ich ſie früher „nie fühlte. Dem Rauſche der Luſt iſt ein „Gefühl beigemiſcht, ein ſanftes, zärtliches „Gefühl, das mich beglücken würde, wenn Du „es theilteſt! Daß Nikita wieder zurückkehren „könnte, in den Kreis der Menſchen, zu den „Gewerbhütten der Arbeitſamkeit! daß er theilnehmen könnte an Allem, was ſeine Brüder „freut, beſeligt, was ſie in Trauer verſenkt! —

„Seine Brüder — wo ſind ſeine Brüder?
„werden jene Glückſeligen ihn, den Geächteten
„wieder aufnehmen in ihren Kreis? — Wird
„Jener, der nie ſtrauchelte, nicht herabſehen
„auf ihn mit hohnverzerrter Miene und wähnen, ſeine dargebotene Hand verunreinige die
„ſeinige? O es iſt ſchrecklich! ſchrecklich! ein
„Ausgeſtoßener zu ſeyn!“ —

„Wie fühle ich bei dem Klange dieſer Flöte
„mein Herz erweicht. Ach! ſie ſtimmt mich zu
„einer Wehmuth, die mich mein Unglück erſt
„recht fühlen läßt. Ich denke meines Vaterlandes! meines Vaters? O ihr verträumten
„Jugendjahre! fernhin ſchwindende Wölkchen
„am Horizonte meines Lebens, wer vermag
„Euch zu haſchen? Sehnend folgt mein Auge —
„doch ich bin feſtgebannt an dieſer Stätte.
„Das Jenſeits öffnet ſeinen Schlund, mich ewigen Qualen zu überliefern. Warum ward
„ich nicht zum vollendeten Verbrecher? Roh,
„unerſättlich in meinen Begierden nicht kennend die ſanften Reize, die das Leben ausſchmücken, nicht kennend, was Edelmuth ſey,

„was Reinheit der Geſinnungen und des „Herzens!“

„Fluch den Thoren, die mir den Spiegel „zeigten und ſich beſtrebten, das Ungeheuer zu „zähmen! Fluch der menſchlichen Erziehung, die „mir ward! Fühlt der Tiger, die Hyäne bittere „Reue, wenn ihre Krallen von Blut triefen „und den Zahn ihre Mordluſt einſchlägt in „das Fleiſch der Gemordeten? Bin ich eine „Hyäne geboren, warum wolltet ihr einen Menſchen aus mir machen? Und ich? warum peinige ich mich, bärme mich ab mit Hirngeſpinnſten, die der Aberwitz erfand? — So lange „ich noch Kraft in mir ſpüre, lache ich der „Thoren!“ —

„Ich kann nicht anders! — Alles, was ich unternahm, ſollte mich zu *dieſem* Ziele führen. „Ich kann *ſie* keinem Andern überlaſſen. Sie „muß *mein* werden, oder ſterben! — Hier „iſt der Schauplatz, wo ich neue Thaten „beginnen will. Hier herum müſſen die Truppen meines Volkes ſtehen, unter fremdem „Namen will ich Dienſte ſuchen, und im

Schlachtgetümmel meine innere Qual übertäuben!“ —

Dieſe und ähnliche Gedanken fanden ſich auf den Blättern verzeichnet. Sonſt befanden ſich noch falſche Päſſe und dergleichen in der Brieftaſche und ein Papier, das der Obriſt zuletzt entfaltete und das ihn mit Entſetzen erfüllte. Es war Lauras, der Rächerin, Taufſchein. Sie war Nikita's Tochter.

31.

Im ſtummen Schmerze vernichtete der würdige Greis dies Papier. Er hatte beſchloſſen, Laura an Kindesſtatt anzunehmen, damit ſie nie erfahre, wer ihr das Leben gegeben und welch ein gräßliches Schickſal ſie vollzogen hatte. Nie wurde dies Geheimniß enthüllt. Der Alte nahm es mit in die Gruft.

Seraphine und Ferdinand wurden verlobt, und als ſie den Rhein verlaſſen und von ihren väterlichen Gütern Beſitz genommen hatten, erhielt Ferdinand eine Anſtellung im Staate, wo ihm Ehren zu Theil wurden, die ihn den angebornen ſeiner Gattin völlig gleich ſtellten.

Des Obriſten ſpäterer Abend war heiter. Dem Andenken des Gefallenen wurde manche ſtille Stunde geweiht und alljährlich zu den Heilquellen des Rheins gewallfahrtet, um friſches Leben in das kalte Vaterland mitzubringen, und den Gefühlen wehmüthiger Erinnerung und ſtärkender Erhebung dort zu opfern.

Der Divan.

Eine Sammlung
von
Novellen, Genrebildern und Memoiren
von

August Lewald.

Zweites Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Italieniſche Novelletten.

Eine Nacht in Venedig.

> Una barghetta in mar
> Solcando va.
> Vi sono due Sposi

— He! Gondolier! Es wird Nacht! deine Gondel!

— Unmöglich, Herr, ich bin ſchon gemiethet.

— Ich muß deine Gondel haben. Erkennſt du mich denn nicht?

Der Mann, der dies ſprach, öffnete hier ſeinen Mantel und lüftete den breiten Hut ein wenig.

— Corpo di bacco! Ich wußte nicht, daß Ihr es ſeyd, Eccellenza!

— Hier ſind zwei Zechinen, und nun marſch fort!

— Eccellenza! Ich kann nicht. Der junge Deutſche, den Ihr Geſtern ſelbſt nach Murano geführt habt und dann wohlbehalten zurückbrachtet, hat mich gedungen. Er will dieſen Abend wieder hin.

— Das weiß ich.

— Und mir ſcheint, daß er Heute ſeine Schöne nach Venedig mitnehmen will, denn —

— Von wem weißt du das?

— Von Niemand. Ich denk's blos ſo. Der junge Deutſche fragte mich Heute, ob in der Gondel noch eine Perſon mehr ſitzen könne.

— Er fragte dich — gut — hier nimm noch zwei Zechinen und nun fort!

— Aber Ihr, Herr, ſeyd kein Gondolier — wenn ſich etwas ereignete, ſo käm' Alles über mich.

— Sey ruhig und gehe!

— Gebt aber wohl Acht, Herr!

Der Mann im Mantel ſprang hier voll Ungeduld in die Gondel; dann warf er Mantel und Hut ab und ſtreifte nach Art der Schiffer, die Hemdsärmel in die Höhe und ſetzte eine Mütze auf, die er faſt über die Augen zog. Hierauf unternahm er noch einige Veränderungen mit ſeinem Aeußern, offenbar um ſich unkenntlich zu machen, und legte ſich, wie zum Schlafen in der Gondel nieder. Er ſchien aber in der That nur in tiefem Nachdenken verſunken.

Man konnte nur den Namen: Nanna, und die Worte: Verfluchter Deutſcher, zwiſchen den knirſchenden Zähnen vernehmen.

— Gondolier, hörſt du nicht die Glocke von San Marco herunter tönen? rief eine rauhe Stimme. Es iſt ſpät! Auf, nach Murano!

— Gleich, Herr, ich bin bereit.

Der verkleidete Gondolier warf einen ſcheuen Blick auf den jungen Menſchen, der in dieſem Augenblicke in die Gondel ſtieg. Es war ein ſchlanker, blonder Jüngling, mit großen, blauen Augen. Er trug ein flaches Käppchen auf den reichen Locken, und der beim Einſteigen halb geöffnete Mantel ließ eine blendend weiße, eng anliegende Kleidung erblicken, die ihm, neben der finſtern Geſtalt des Italieners, eine höhere Schönheit verlieh. In den Augen des Letztern zuckte ein wildes Feuer und er blieb unregſam und ſtieß nicht vom Lande ab.

— Nun, wird's bald?

— Gleich, gleich, Herr! erwiderte der Finſtere, indem er ein rührſames Weſen anzunehmen ſchien.

— Die Nacht iſt ſchön.

— Sehr ſchön, Herr. Dort hör' ich eine Serenade. Welch ſchöne Stimmen, welch herrliche Inſtrumente! Es iſt eine große Barke mit Muſikern, welche den großen Kanal herunterſchwimmt. Ihr wißt ja wohl, Herr, daß Heute Maskenball in den Theatern iſt.

— Ich werde auch hingehen.

— Aber in Murano iſt Keiner! bemerkte lachend der Gondolier.

— Wir kehren bald nach Venedig zurück.

— Wohl, ich erinnere mich; Ihr ſagtet mir's ja ſchon Heute, wie Ihr mich gemiethet habt. Ihr werdet nach Venedig zurückkommen mit Eurer —

— Nun — mit Eurer? was ſoll das heißen?

— **Eccellenza** verſteht mich ſchon, ſagte boshaft der Gondolier.

— Unverſchämter!

Der vermeinte Schiffer ruderte ſtärker und verbiß ſeinen Zorn. Aus ſeinen Augen ſchoſſen Blitze. Endlich hatte er wieder Faſſung geſammelt und fuhr fort:

— Wir Gondoliere, Herr, ſind ſolche Abenteuer und Geſchichten ſchon gewohnt. Wir ſprechen davon wie von ganz gewöhnlichen Dingen, ſollt Ihr wiſſen. Wir ſind aber deshalb weder unverſchämt noch neugierig. Es erheiſcht ja ſchon unſer Vortheil, Alles zu verſchweigen, was wir ſehen. Denn wer wollte wohl einen plauderhaften Gondolier wieder miethen? Ein ſolcher müßte bald ſein Geſchäft mit einem andern vertauſchen, oder verhungern.

— Beim Teufel, du biſt ein Philoſoph.

— Zu gütig, Herr Cavalier!

Nun ſchwiegen ſie. Die Gondel flog eilig dahin: bald war ſie in Murano.

— Zur Stelle, Herr.

— Gut. Du gibſt mir alſo dein Wort, daß noch eine Perſon ohne Gefahr —

Ihr habt ja ſelbſt geſehen, wie ſchnell das Schiffchen ging; auch vier können darin ſeyn.

— Gut. So erwarte mich hier. Aber entferne dich keinen Augenblick, damit, wenn ich wiederkomme —

— Schon gut, ſchon gut, Herr!

Der Jüngling ſprang leicht an's Ufer und richtete ſeine Schritte auf ein Haus, das nur wenig entfernt war. Er klopfte zweimal ziemlich ſtark an die Thür, die nun mit Vorſicht geöffnet wurde. Auch der Gondolier war an's Land geſtiegen und folgte dem Andern mit den Augen. Er vernahm eine leiſe Stimme, welche zu dem Jüngling ſagte:

Nur herein, Herr Cavalier, die Signora erwartete ſie ſchon. — Und die Thür ward von Innen verſchloſſen.

Der Gondolier ſpazierte unter den Fenſtern dieſes Hauſes, das ihm wohlbekannt zu ſeyn ſchien.

Und in der That, es war das Caſino, welches der reiche Graf C .. ſeiner Gattin zum Sommeraufenthalte gekauft hatte; hier lebte ſie, während er ſelbſt in ſeinem alten Palaſte in Venedig wohnte. Der Gondolier blickte nach einem Lichterſcheine, der durch die Fenſter fiel; dort war das Zimmer der jungen Gräfin. Dieſes Licht ſchien ihm ihr Tugendwächter zu ſeyn. Es war eine Art jenes Aberglaubens, der uns beherrſcht und deſſen ſich Niemand zu Zeiten erwehren kann: liſcht dieſes Licht, ſo dachte er, dann bricht die Gräfin ihrem Gatten die Treue. Und ſo heftete er feſt und unverwandt ſein Auge auf das Fenſter. Nach zweiſtündigem Harren zeichneten ſich zwei Schatten auf den erhellten Vorhängen. Der eine Schatten näherte ſich dem Lichte, und die tiefſte Dunkelheit herrſchte in der Gräfin Gemach.

Der Gondolier ſchauderte zuſammen. Mit dieſem Lichte war das Loos der Gräfin gefallen. Er maß das Ufer mit weiten Schritten; man konnte es ihm anſehen, daß ein Heer wilder Gedanken ihm durch das Hirn zog. Er ſtieß die Worte: Mord — Feuer — Schlüſſel — Meer

— in Zwiſchenpauſen aus tiefſter Bruſt hervor. Endlich ſagte er dumpf und kalt:

Ich will ſie nach Venedig zurückführen. —

Er ſchien erſchöpft; mit Mühe ſchleppte er ſich zur Gondel, warf ſich hinein, wie ein Zermalmter, Vernichteter. Erſt das Geräuſch, welches das Oeffnen der Thüre des Caſino's verurſachte, brachte ihn wieder zum Leben; er erhob ſich mit ſeiner gewöhnlichen Kraft und nahm den früheren, heiteren und ſorgloſen Ton an.

— Komm', Nanna, komm'! Verbanne die Furcht, ſagte der junge Menſch zu einer ſchwarz verſchleierten Frau, die er am Arme führte.

— O, mio Caro!

— Dieſer Gondolier iſt ein wackrer Mann, obgleich er finſter ſchaut und Mütze und Tuch ihm das halbe Geſicht verdecken. Dabei iſt er discret, mein Gondolier, und gar nicht neugierig. Nicht wahr, Freund?

— Wohl, wohl Eccellenza!

— Nun fort! —

Die Gondel entfernte ſich vom Ufer.

— Iſt es nicht herrlich, Nanna, bei Sternenſchimmer im Golf von Venedig zu ſchiffen? Sieh, wie das Meer ruhig und ſchön iſt. Seine ſtralende Fläche zeigt nur die Furchen, die unſere kleine Gondel darauf zieht; und der leichte Wind, der uns zum Lande treibt, ſcheint uns die Wohlgerüche der ſüdlichen Küſten zuzuweben. Venedig iſt die Stadt der Liebenden. Wie ſtill es ringsumher iſt. Nie koſtete ich ein holderes, ein entzückenderes Vergnügen. Aber warum erwiderſt du nichts, Nanna? Warum findeſt du keine Worte für dieſes überſchwängliche Gefühl, das auch dich umgibt, in dieſer herrlichen Nacht, voll ſtralender, göttlicher Poeſie? Was fürchteſt du, Geliebte?

— Nichts, nichts, Theurer! Was ſollte ich an deiner Seite wohl fürchten? Liebe ich dich denn nicht vor Allen auf der Welt? Bin ich nicht dein — ganz dein — ſeit wenigen Augenblicken?

Hier ſtand die Gondel ſtill. Unter der Mütze des Schiffers glühèten ein Paar zornige Augen.

— Alſo dieſe Nacht löſchten ſie das Licht zum erſten Male? — tönte es gepreßt aus ſeiner Bruſt.

— Biſt du müde, Schiffer?

— Nicht doch.

Und er ruderte weiter.

— Sey vorſichtig; wir ſind hier auf der Hälfte des Weges, am weiteſten von beiden Ufern entfernt. Wenn uns hier etwas begegnen ſollte, ich kann nicht ſchwimmen.

Wie, Eccellenza, Ihr könnt nicht —

— Nein. Du verwunderſt dich darüber, weil das Waſſer dein Element iſt. Je nun, du retteteſt mich wohl.

Nanna drängte ſich, wie aus einer unerklärlichen Angſt, an ihren Geliebten.

— Du kannſt alſo nicht ſchwimmen! ſchrie der Gondolier mit wildem Lachen, und ſtand in ſeiner ganzen Länge auf, wie ein finſteres Rachegeſpenſt. Ha! Ha! Du kannſt alſo nicht ſchwimmen, Fremdling!

Er warf ſeine Mütze in's Meer und zeigte ſeiner Gattin das zürnende Antlitz.

— Erkennſt du mich? brüllte er. Nun, nun, fürchte dich nicht, du ſollſt nicht lange leiden. Hier, auf der Stelle, wirſt du mit ihm ſterben.

— Mein Gatte! ſchrie Nanna entſetzt.

Der junge Deutſche griff nach dem Dolche, aber der Graf legte ſich ſchnell mit der ganzen Wucht ſeines Körpers auf den Rand der Gondel; ſie ſchlug um und alle Drei ſtürzten in's Meer. Der Graf hatte ſie bald wieder erreicht und ſchwang ſich hinein, dann blickte er zufrieden auf die Beiden, welche mit den Wogen vergebens kämpften.

Er lachte hell auf.

— Nicht wahr? es iſt ſchön, beim Sternenſchein auf dem Golf zu ſchiffen! Du hatteſt Recht, junger Menſch, nie koſteteſt du ein beglückenderes Gefühl. Nun, Nanna, warum wirfſt du dich ihm nicht an die Bruſt? Du haſt ja nichts zu fürchten an ſeiner Seite; liebſt du ihn nicht mehr als Alles auf der Welt? Gehörſt du ihm nicht ganz an, ſeit wenigen Augenblicken?

Während dieſer Worte betrachtete er alle vergeblichen Anſtrengungen, die ganze Todesangſt der Ertränkten; er hörte ihren Hülferuf; er ſah ihre letzten Zuckungen, ihren entſetzlichen, furchtbaren, letzten Kampf. Und als ſie verſchwunden waren, verſchlungen von den Wellen, ſagte er:

— Nun bin ich gerächt! —

Und er ruderte nach Venedig zurück.

Corſiſche Geſchichte.

. . . . . Domine . . . . .
Odisti omnes qui operantur iniquitates: perdes omnes qui loquuntur mendacium . . . .
Virum sanguinosum et dolosum abominabitur Dominus . . . . .
. . . . . Judica illos, Deus . . . . .

Psal. 5.

1.

Es gibt ein Land, deſſen Sitten uns noch wenig bekannt ſind, und deſſen Einwohner uns Halbwilde ſcheinen. — Wir wiſſen nicht die Namen ſeiner Berge, ſeiner Provinzen, faſt keiner ſeiner Städte. — Seine Bevölkerung iſt für die meiſten unter uns eine problematiſche Chiffre. — Wir ſtellen uns faſt die Frage, ob ſie denn dort

Getreide bauen, ob man dort Brod eſſe, nich
ganz nackt lebe, unter Zelten oder unter freien
Himmel; ob man dort an einen Gott glaube
Und dieſes Land iſt die alte Wiege einer ſtarke
und großmüthigen Nation, das Vaterland meh
als eines berühmten Helden; dieſes Land gehör
Frankreich, liegt beinahe vor den Thoren vo
Paris, und heißt Corſika.

Und nun hört zu, was ich Euch von dieſe
Lande erzählen will.

Maſtro Giacomo Santo Todi, der Patro
einer Barke von Roſtino, hatte zwei Knaben un
ein Mädchen. Lucia oder **specchiou della piev**
(der Spiegel des Dorfes), wie man ſie auf zeh
Meilen nannte, war der Abgott des Maſtr
Giacomo Santo und der Stolz Pietrino's un
Matteo's, ſeiner beiden ſtarken Jungen, der erſte
Schützen der ganzen Inſel.

„Lucia iſt ein heiliges Mädchen, Gnora[*] Mari
Fiora,“ ſagte der Patron Santo zu ſeiner Fra

„Die **Madonna dei sette dolori** ſey dafü geſegnet, Scio'*) Santo," erwiederte faſt weinend Maria Fiora.

---

[*] Verkürzung von Signora.

Lucia war friſch und ſchön. Ihre Stirne war breit und rein, ihr Profil griechiſch und ihr Auge afrikaniſch. Der weiße Meſaron**) hüllte ihren jungfräulichen Kopf zum Entzücken ein, und ihre weichen, ſchwarzen, herrlichen Locken, die von dem weißen Tuche noch gehoben wurden, hatten das Gefieder des Raben um nichts zu beneiden. — Lucia war ein hübſches, junges Mädchen, eben ſo gut als ſchön, ſo ſanft als ſtolz, ſo arbeitſam als nachdenkend, savante (denn ſie konnte leſen) und dabei war ſie beſcheiden. Sie wußte alle Oden von Fulvio Teſti auswendig, und wenn ſie mit ihrer tiefen, tönenden Stimme nach einer langſamen, ſanften und traurigen Weiſe die Worte ſang:

„Nato era Maggio e lieti.
Rideau nel prato i fior,
l'aque nel fiume . . . . ***)"

---

*) Abkürzung von Signor.

**) Das Stück Mouſſelin, welches die korſiſchen Frauen auf dem Kopfe tragen. Der genueſiſche Pezotto.

***) Der Monat Mai war geboren und die Blumen lachten heiter auf der Wieſe, die Waſſer in dem Fluſſe . . . .
(Fulvio Teſti.)

ſo blieb man ſtehen, um ihr zuzuhören, man athmete nicht. Die Burſche träumten davon während der ganzen Woche, und die jungen Mädchen weinten darüber vor Wuth.

Patron Santo war unter Segel gegangen und ſeit acht Tagen ſchon ſpazierte er und ſeine beiden Söhne auf dem Molo von Livorno. Es war ſechs Uhr Abends und die heitere und laue Oktoberſonne verſchwand langſam in dem Meere und vergoldete die Bäume des Hügels, das rothe Dach, die weißen Mauern der Capanuccia Santo's, das ſchöne Geſicht Lucia's unter der Thür und in weiter Ferne die Segel eines Schiffes, welches man kaum am Horizont wahrnahm.

Ein junger blonder Menſch, mit beweglichen und graziöſen Zügen, einer Jagdflinte auf der Schulter und einer ungeheuern Malermappe unter dem Arm, ſteht plötzlich zwiſchen der Sonne und Lucia, und der große Schatten, der durch dieſe parallele Stellung mit dem untergehenden Geſtirn entſteht, erhebt ſich wie ein dunkles Gewölk und verfinſtert das ſchöne Geſicht des Mädchens, das noch vor Kurzem von den Strahlen wie verklärt wurde.

Der Anblick des jungen Menſchen verrieth einen Fremden; ſein Coſtum war halb das eines Jägers, halb das eines Modeherrn, und hätte Pietrino und Matteo gewiß zum Lachen gereizt, wenn ſie nicht mit Patron Sante in Livorno geweſen wären.

Eine reich geſtickte Kappe von rothem Sammt ſaß nachläßig auf den Locken des Fremden; ſein kurzer Frack von feinem grünen Tuch war überall zierlich ausgenäht. Ein Beinkleid von weißem Leder zeichnete anmuthig ſeine ſchmächtigen Formen; Kamaſchen von Leder, mit tauſend kleinen ſilbernen Knöpfchen, bedeckten mit faſt mathematiſcher Genauigkeit den obern Theil der feinen Schuhe dieſes eleganten Jägers. Die Flinte, welche beinahe die Schulter des jungen Menſchen zu zerquetſchen ſchien, war deſſen ungeachtet ein artiges kleines Spielzeug, überall mit Silber verziert und wie ein Spiegel glänzend. Dieſe herrliche Waffe hing an einem Riemen von rothem Saffian mit Gold geſtickt, und kreuzte ſich auf der Bruſt des ſchönen Jünglings mit einer Schnur aus Blau und Gold, woran ein reiches Jagdmeſſer hing.

Man vergleiche mit dieſem ſchönen Blondin eine rauhe Geſtalt von brauner Farbe, mit ſchwarzen glänzenden Augen, mit langem ſtruppigem Haar, in einer ſpitzigen Mütze, Jacke und Beinkleider von brauner Farbe, wie der Pelz eines Bären; an dem breiten Gurte zwei ungeheure Piſtolen, einen Säbel und einen Dolch, in der Hand einen kurzen, dicken Stutzen. Und nun ſage man, ob man den ſchönen Fremdling für einen Landsmann des Herkules, für einen Jäger von Benzolasca halten wird?

Auch Lucia hielt ihn nicht dafür, ſondern ſie erkannte auf der Stelle den Franzoſen in ihm, obgleich ſie früher nie einen geſehen hatte. Ein corſiſches Mädchen erſchrickt jedoch über nichts. Lucia hielt die Hand vor die Augen und betrachtete den Fremden, der unbeweglich auch ſie betrachtete.

„Wollt Ihr bei uns ausruhen, Signor? Da Haus Todi's iſt den Fremden ſtets geöffnet.“

Und ohne Antwort abzuwarten, rief ſie die Mutter herbei.

„Mamma, hier iſt ein Herr, der Gaſtfreundſchaft anſpricht.“

Und Maria Fiora, die Hausmutter, macht ihren ſchönſten Knix, und bittet den Fremden, einzutreten. Dieſer, ohne den Mund zu öffnen, hatte ſeine Augen feſt auf das Engelsgeſicht Lucia's gerichtet, und that, was Ihr gethan haben würdet, junge Leſer von zwanzig Jahren: er trat in das Haus.

„Und Euer Hund?“ fragte Lucia, die dieſen unentbehrlichen Begleiter des Jägers vermißte. „Wie? Ihr habt keinen Hund?“

„Ich habe keinen; ich bin ein Maler und durchziehe die Inſel, um ſchöne Punkte zu zeichnen. Das Gewehr trage ich nur zu meiner Vertheidigung, denn es ſcheint mir in dieſem ſchönen Land von Räubern zu wimmeln.“

„Räuber?“ erwiederte Lucia, indem ſie einen fürchterlichen Blick auf den Franzoſen ſchleuderte, „Räuber in Corſika, mein Herr? Und das ſagt

Ihr in dem Hauſe eines Corſen? Vor der Frau und der Tochter eines Corſen?“

Lucia's Geſicht hatte einen ſolchen Ausdruck edeln und männlichen Stolzes angenommen, ihre Lippen zeigten ſo viel Verachtung, ihre Augen ſo viel Zorn, daß der Fremde erbleichte und zurückwich.

„Signore,“ nahm ſie dann mit einem ruhigen Ernſt das Wort, „Ihr ſeyd hier unter dem Schutze der Gaſtfreundſchaft, die bei uns, die Ihr Räuber nennt, heilig iſt; Ihr habt nichts zu fürchten; doch merket wohl, daß ohne dieß die Tochter von Giacomo Santo Todi Euch Eure kühnen und unüberlegten Worte hätte bereuen laſſen. Mein Vater und meine Brüder würden dieſen Schimpf mit Blut abzuwaſchen wiſſen.“

„Wie, Mademoiſelle,“ erwiderte hierauf der junge Menſch, „dieſe corſiſche Gaſtfreundſchaft, die Sie mir ſo eben anrühmen, würde mich alſo vor dem Stilet Ihres Herrn Vaters und den Kugeln Ihrer Herrn Brüder nicht bewahrt haben?

„Sie hätten Euch unter ihrem Dache geſchützt, Signore, ſelbſt mit ihrem Blute hätten ſie Euch im Nothfalle vertheidigt. Würdet Ihr aber ihr Haus verlaſſen haben, ſo hättet Ihr klug daran gethan, ihnen nicht zu begegnen. Doch genug davon! Ihr habt nichts zu befürchten, ich wiederhol' es Euch. Mein Vater und meine Brüder ſind nicht auf der Inſel, und in Corſika gibt es eben ſo wenig Spione als Räuber, Signore.“

. . . . Vierzehn Tage nachher, an einem ſchönen Novembermorgen, hatte der Fremde die Capanuccia des alten Santo verlaſſen, ohne Abſchied genommen zu haben.

2.

Lucia magerte ab und wurde bläſſer; kein Geſang, kein Scherz, kein Tanz des Sonntags mehr. — **Ou specchio della pieve** war getrübt.

Lucia brachte die Nächte weinend zu. Am Tage arbeitete ſie und antwortete ihrer Mutter, welche ihre Traurigkeit und verweinten Augen in große Unruhe verſetzten: „Mamma, mir fehlt nichts.“

Patron Santo und ſeine Söhne kehrten von Livorno zurück. Pietrino, der ältere Sohn, ſprach unaufhörlich von einem jungen franzöſiſchen Maler, dem Ritter von Polleville, der ihm das Leben gerettet hatte, als genueſiſche Schiffspatrone ihm aus Neid nachſtellen ließen. Patron Santo hatte dem Franzoſen die Hand gedrückt und dazu die ächt corſiſchen Worte geſprochen: „Signor Francese, mein Leben, das Leben meiner Kinder, mein Schiff, mein armes Haus in Ruſtino, Alles gehört Euch. In einem Jahr, in zwanzig, in hundert Jahren, wenn ein Polleville eines Freundes bedürftig iſt, und noch ein Todi auf der Erde lebt, ſo rufe er, und der Todi wird kommen, und wär' er am Todtenbette ſeines Vaters, oder netzte er die Lippen ſeiner ſterbenden Mutter mit dem letzten Tropfen Waſſer. **Signor Francese,** bis in den Tod, bis zum zehnten Glied. **Addio, e bon viagghiou!**“

Ihre Mutter ſagte ihr einſt eines Tages: „Lucia, haſt Du mir nichts Geheimes mitzutheilen?“ Die Stimme und das ganze Weſen Maria Fiora's zeigte etwas Fremdartiges. Lucia zitterte, wurde bleich, und ſchien faſt umzuſinken.

„Lucia, haſt Du mir nichts Geheimes zu ſagen?“ wiederholte die Mutter.

Lucia verbarg ihr Geſicht in ihre Hände und ſchluchzte laut.

„Lucia, haſt Du mir nichts Geheimes zu ſagen?“

„Nein, meine Mutter,“ ſprach endlich Lucia, indem ſie einen ſtarren Blick voll Unempfindlichkeit auf ihre Mutter richtete.

„So ſey verflucht!“

„Amen! . . . .“

Die beiden Frauen hatten ſich verſtanden. —

3.

Es war im Monat Februar; das Wetter war kalt und regneriſch. Maſtro Giacomo Santo Todi ſtand mitten in dem niedern Zimmer ſeiner Capanuccia, den Rücken nach dem Herde gekehrt, auf dem ein Feuer brannte. Das Zimmer war mit Rauch erfüllt, der langſam aus einem im Dache befindlichen Loche emporſtieg. Pietrino und Matteo ſtanden ihm zur Seite, Maria Fiora ſtand vor dieſer Gruppe mit einer gelben Schürze in der Hand. Lucia hielt ſich die Hand vor den Augen *).

Den Ausdruck, der ſich in den Geſichtern dieſer Menſchen malte, zu beſchreiben, wäre unmöglich.

---

*) Vor der Revolution wurden die corſiſchen Mädchen, die einem Verführer zum Opfer gefallen waren, gezwungen, eine gelbe Schürze als Zeichen der Schmach zu tragen

„Weib,“ ſprach endlich Patron Santo zu Lucia, „Du haſt meinen Namen beſchimpft, Du biſt entehrt. Du haſt Deinen Verführer nicht nennen wollen; jede Rache iſt alſo unmöglich. Du kennſt das Loos, das Deiner wartet. Nur eine Wahl gibt es für dich .....“

„Sie iſt getroffen! .....“

„Die Schürze? .....“

„Den Tod! .....“

„Wohl, Lucia Todi, Deine Wahl gibt Dir das Recht, Dich noch einmal ſo nennen zu hören. Lucia Todi, der Himmel verzeihe Dir.“

„Und Du, Patron Santo?“ flehte Lucia auf den Knien.

„Meine Tochter, ich verzeihe Dir!“

„Requiescat in pace.“

Maria Fiora erſtickte eine Thräne, und ſprach mit bebender Stimme: „Amen!“

„Amen!“ wiederholten Pietrino und Matteo tief bewegt.

„Amen!“ fügte Lucia mit feſter Stimme hinzu und ſtand auf.

Die Mutter warf die gelbe Schürze in's Feuer, Lucia ergriff einen Strick und eine Axt und ging hinaus. Pietrino und Matteo nahmen ihre Flinten, Hacke und Spaten und folgten der Schweſter, indem ſie die äußere Thür hinter ſich zumachten. Patron Santo und Maria Fiora blieben allein zurück und ſahen ſich ſchmerzergriffen an; dann, von einem ſympathetiſchen Gefühle ergriffen, ſanken ſie auf die Knie und beteten.

Zweihundert Schritte im Walde grub Lucia ein Grab. Pietrino und Matteo befeſtigten den Strick an dem ſtärkſten Zweig eines Baumes. Als das Grab gegraben war, ſprach Lucia zu ihren Brüdern: „Jäger, erzeigt mir eine Gnade. Lucia Todi fürchtet nicht den Tod, aber ſie will ihn einer Corſin würdig erdulden .... Ihr habt Eure Flinten bei Euch ....“

Pietrino und Matteo blickten ſich an.

„Jäger, verweigert mir nicht dieſe letzte Gunſt; der Strick gebührt dem genueſiſchen Dieb. Sprecht, wollt Ihr?“

Sie gaben ihre Einwilligung durch ein Kopfnicken zu verſtehen.

„Dank, Jäger!“

„Jeſus, nimm dich ihrer armen Seele an!“ ſprach Matteo.

„Lucia Todi, fahre hin in Frieden,“ ſprach Pietrino.

Die beiden Schüſſe erfolgten zu gleicher Zeit. — Die Gerechtigkeit der Menſchen war vollzogen.

4.

Seit zwei Jahren war Todi's Haus in Trauer verſunken, denn ſobald der Ehrenpunkt befriedigt worden war, ſprach das Herz, und Lucia's Tod ließ eine unendliche Leere in der Capanuccia.

Pietrino war Soldat in Frankreich, und Matteo allein bei ſeinen alten Eltern. Maria Fiora hatte ſeitdem nie mehr den Namen Lucia vor ihrem Manne auszuſprechen gewagt. Dieſer ſchreckliche Zwang tödtete die arme Mutter. Maſtro Giacomo Santo konnte nun unter dem Vorwande, ſeine Frau zu beweinen, bittere Thränen dem Andenken ſeiner unglücklichen Tochter fließen laſſen. Dieß erleichterte ſeine Bruſt. Matteo war Patron von Todi's Barke geworden, denn der Greis hatte weder Muth noch Kraft mehr zur Arbeit.

An einem ſchönen Oktobertage, als die Sonne ſich bereits zum Untergange neigte, erſchien ein junger Menſch in Reiſekleidern vor dem Alten, der unter der Thür, ſich wärmend in den Strahlen der Herbſtſonne, ſaß.

„Tretet ein, Signore, und ſeyd willkommen!"

„Erkennt Ihr mich, Signor Todi?"

„Signor' no. — Mein Geſicht iſt ſchwach geworden, und ich erkenne Euch faſt nicht mehr."

„Erinnert Ihr Euch nicht des Malers Pelleville zu Livorno?"

„Jesù santo! Pelleville! Seyd Ihr's, Signore Francese! Die Madonna dei sette dolori ſey geſegnet, wie mein armes Weib Maria Fiora zu ſagen pflegte*).

„Ja, mein lieber Maſtro Todi, Ihr habt Recht, Euch über meinen Anblick zu freuen; denn ich bringe Euch gute Nachrichten von Eurem Sohn Pietrino."

„So habt Ihr Pietrino geſehen?"

„Ja wohl ſah ich ihn, und freute mich ſeines

---

*) In Corſika wie faſt in dem ganzen übrigen Italien gibt man den Todten das Prädikat: „arm," z. B. il povero N. oder la povera N.; wie wir der ſelige N., die ſelige N. ſagen würden.

Anblicks. Der wackere Burſche hat mir mit Wucher zurückgezahlt. Hatte ich ihm vor drei Jahren in Livorno einen Dienſt erzeigt, ſo hat er mir dieſen im vorigen Winter in Paris reichlich vergolten. Jetzt, da Alles vorüber iſt, Papa Todi, und da Euer Sohn ſich herrlich befindet, darf ich Euch wohl Alles ſagen. Ihr habt ſeit dem Briefe keinen mehr von ihm erhalten, nicht wahr?"

„Ja, ja, Signore Francese, ſeit jenem verwünſchten Februar," erwiederte ſeufzend der Alte.

„Ja wohl, der verwünſchte Monat; denn er hätte dem wackern Pietrino recht unheilbringend werden können, und noch dazu durch meine Schuld. Wenn aber das Unglück ſich ereignet hätte, ſo würde ich mich erſchoſſen haben; doch Alles ging gut, Gott ſey Dank! So hört nun, Signor Todi."

Und Polleville erzählte umſtändlich, wie er eines Tages in den Straßen von Paris Pietrino begegnet ſey und ihn erkannt habe. Dieſer wäre erfreut geweſen, ſeinen Retter wieder zu ſehen und von dieſem Augenblick an waren ſie öfter zuſammen. Polleville hatte ſich durch ſeinen Leichtſinn einen ernſten Handel zugezogen. Man ſtellte ſeinem Leben nach; aber Pietrino deckte mit ſeinem Körper Polleville und ſtreckte zwei Mörder todt nieder. Der arme Pietrino ſollte dafür vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und nur dem Einfluſſe Polleville's war es gelungen, ihn zu retten. Jetzt war Alles wieder im beſten Gleiſe und Pietrino im Range vorgeſchritten. Der Maler hatte die Reiſe nach Corſika lediglich unternommen, um dem alten Vater dieſe Umſtände zu hinterbringen, ehe ein falſches Gerücht ihn vielleicht davon in Kenntniß ſetzte. — Todi wiederholte ſeine Einladung, und der Franzoſe trat in die Hütte.

„Pietrino hat mir traurige Geſchichten erzählt,“ ſagte er. „Ihr habt das Unglück gehabt, Frau und Tochter zu verlieren.“

„Das iſt Gottes Fügung, **Signor Francese Requiescant in pace.**“

Der Franzoſe blieb vierzehn Tage in der Capanuccia, von den zarteſten Aufmerkſamkeiten des

Greiſes und des Patron Matteo umgeben. Er unterhielt ſich mit Jagd und Fiſchfang; dann kehrte er nach Paris zurück.

Wie weinten die beiden Corſen beim Abſchiede.

3.

Ein Jahr ſpäter war Pietrino Sergeant geworden und befand ſich in Urlaub bei ſeinem Vater. Ein wenig Heiterkeit war wieder in die Hütte eingekehrt, gleichwie an jenem Tage, als die Dankbarkeit dem franzöſiſchen Maler Gaſtfreundſchaft darin angedeihen ließ. Pietrino erzählte ſeinem Vater Garniſonsgeſchichten, militäriſche Anekdoten und Waffenthaten.

Eines Tages fand der Sergeant in einem alten Kaſten einige Bücher, welche Lucia gehört hatten. Seine erſte Bewegung war, ſie voll Abſcheu und Gram wegzuwerfen. Da er ſich aber in Frankreich civiliſirt hatte und nun leſen konnte, ſo nahm er ſie wieder zur Hand. Es waren die Oden von Fulvio Teſti. Auf der innern Seite des Einbands waren Liebesſchwüre geſchrieben.

„Dein, Lucia, für's Leben. C. v. P."

„Giuro d'amarti sempre."

„Du biſt meine geliebte Gattin, und ich werde eine Schwüre vor dem Altar erneuern. C. v. P."

„Non ti pentirai d'esserti, data a me, bella ucia."

Ein in einander geſchlungenes C und L und wei von einem Pfeil durchbohrte Herzen folgten. r erkannte die Handſchrift.

Ein dumpfes Brüllen drang aus ſeiner Bruſt. r war allein im Hauſe und verbarg das Buch n ſeinem Torniſter.

Sechs Monate ſpäter war Pietrino wieder bei einem Regimente. Er ſuchte Polleville auf und eigte ihm die Oden von Fulvio Teſti.

Sie ſchlugen ſich ohne Zeugen; Polleville blieb. ietrino wurde von einem Kriegsgericht zum Tode erurtheilt.

Maſtro Giacomo Santo Todi, der bald darauf arb, verfluchte Pietrino's Gedächtniß, weil er roß ſeines heilig gegebenen Worts Polleville getödtet hatte.

Matteo, der noch einige Jahre einſam umherſchiffte, ging an der Küſte von Sardinien mit ſeiner Barke zu Grunde.

So hatte denn auch Gott Recht geſprochen. —

Giulia Fanarotti.

Wir ſind in Venedig, dem meerentſtiegenen, der Stadt der bunten Maskenfeſte, aber auch der Stadt der Thränen und Seufzer, der Rache und des Bluts.

Es iſt Mitternacht, der Mond beleuchtet den weiten Halbkreis der ſtolzen Kuppeln und Thürme. San Marco und della Salute ſcheinen aus Silber gegoſſen; mauriſche Minarets, Statuen, Säulen, werfen ſcharf gezeichnete Schatten auf das Moſaik-Pflaſter des Marcusplatzes. Alles ſtill; ein Todesſchweigen herrſcht; Alles ſchläft, vom Dogen bis zum ärmſten Gondolier. Nur das Meer bebt und brauſt, und ſcheucht ſeine Wellenin die tauſend Kanäle, welche die Stadt durchſchneiden und eintönig an ihre Bollwerke von Granit ſchlagen.

Alles ſchläft — doch nein! dort hinter dem prächtigen Palaſte Fanaretti öffnet ſich eine kleine Thür; ein ſchwarzer Domino, von zartem Wuchſe, tritt mit leichtem Schritte heraus; er ſcheint eine Entdeckung zu beſorgen. Wie ſein Herz ſchlagen muß! Er athmet ſchwer — und, ſchnell um die Ecke der Straße San Angelo biegend, huſcht er längs des Marcusplatzes, im Schatten ſeiner immenſen Colonnade, geheimnißvoll wie ein Geſpenſt von dannen.

Jetzt hat der Domino den Dogenpalaſt erreicht und bleibt ſtehen; man ſieht den heftigſten Kampf in ſeinem Innern — er zittert und muß ſich an eine Säule des alten Baues lehnen; doch plötzlich ermannt die Maske ſich, ſchreitet vor mit einer Kühnheit, die ſich in allen ihren Geberden ausdrückt — jetzt ſteht ſie vor dem verhängnißvollen Rachen des Löwen, der über Venedig herrſcht... vor jenem Rachen, der die Denunciationen aufnimmt und dafür Folter und Tod wiedergibt.

Noch ein Moment der Unentſchloſſenheit — der Angſt, und der Zettel ſinkt hinab, und der erzene Leib des Löwen tönt davon in ſeinem Innern gleichſam ächzend nach. Bei ſeinem Tone bebt die Maske wieder an allen Gliedern, maſchinenmäßig will ihre Hand das Papier zurückholen... allein zu ſpät! der Löwe hält ſeine Beute feſt, und der ſchwarze Domino ſchleicht fort, den Tod im Herzen — denn was er hineingeworfen, war die Anklage, und dieſe ſollte unmittelbar den Tod über den Angeklagten verhängen.

Dieſe Maske war ein junges Weib: Giulia Fanarotti; der durch ſie Angeklagte: Benvenuto Orſini, Senator, ſechzig Jahre alt; Venedigs Ruhm und Stolz.

Warum aber auch hatte er ſich mit ihr vermählt, der alte Herr? Warum verliebte er ſich in dieſe italieniſche Schönheit von zwanzig Jahren? Warum traute er der Unſchuld dieſer himmliſchen Züge? Warum endlich empfing er in ſeinem Palaſte mit väterlicher Liebe den Sohn ſeines Jugendfreundes Ceſario Tadolini aus Piemont?...

Giulia war ſo ſchön... Ceſario war es nicht minder; ſie mußten ſich lieben, und in ihrem italieniſchen Herzen tobte dieſe Liebe wie ein Vulkan, deſſen Ausbruch Verbrechen und Rache gebar.

Verbrechen! — war denn aber Giulia nich gut? Sie war die Luſt und der Stolz ihres alten Gatten geweſen, ehe ſie den Piemonteſer gekannt hatte. Allein dieſer Moment entſchied ih Schickſal. Und welches Schickſal! Großer Gott die Lagunen haben es in ihrem Schooße begraben

„Welch' fürchterlicher Zwang — welche Qual Giulia! Göttin! nie ſind wir unbelauſcht, un ich wollte Dir doch ſo gern ſagen, wie ich Dic liebe. Mein Herz iſt berauſcht von der ſeligſte Trunkenheit. Dieſen Abend müſſen wir uns ſehen! Höre mich! **Bene mio!**... dieſen Aben iſt Ball bei dem Senator Carulli...“

„**Giesù Maria! ecco marito mio!...**“

„**Addio, anima mia!**“

„**Addio, cor mio! speranza mia!...**“

Und ihre Stimmen verhallten in dem Marmorgewölbe... die Thür der geheimen Treppe ſchlo ſich ſchnell, denn Benvenuto Orſini trat in da Gemach der Gattin. Eine vertraute Kammerfra hatte Wache gehalten, und benachrichtigte Giulia zur rechten Zeit durch ein verabredetes Zeichen.

* * *

Es war eine jener italieniſchen Nächte, wie ſie Dichter und Maler oft ſchon als Vorwurf ihrer Kunſt ſich wählten.

In einem zauberhaft erleuchteten Palaſt, deſſen Mauern mit den koſtbarſten Tapeten behängt waren, tanzten bei dem Schalle der lieblichſten Muſik die edelſten Venetianer, in heitere und ernſte Domino's gehüllt.

Dort in einer Fenſtervertiefung, hinter reichen Sammtvorhängen, koſten zwei Stimmen leiſe mit einander.

Eine zarte Frauenſtimme flüſterte:

„Morgen, Geliebter, wird der Rath der Zehn uns frei machen, morgen iſt er unter den Bleidächern!“

„Endlich!“ hauchte eine tiefere Stimme — „O povera mia!“

Und — „Caro mio!“ erwiederte die Andere

— und ihre unkeuſchen Lippen, die ſo eben gefrevelt hatten, tauſchten verbrecheriſche Küſſe.

Allein troß des hundertſtimmigen Orcheſters, troß des Jubels der berauſchten Menge, troß der Heimlichkeit der Beiden, wiederhallten dieſe ſo leiſe gehauchten Worte in dem Ohre eines andern ſchwarzen Domino's, der finſter und in ſich gekehrt neben dem Vorhange geſtanden. Sein Herz erbebte, ſeine Augen ſchoſſen Blitze durch die Larve, er griff ſchon nach dem Dolche, allein wie plötzliche Beſinnung kam es über ihn und ſein Arm ſank von der Waffe zurück; er lächelte bitter und eilte davon.

Der unglückliche Greis im ſchwarzen Domino hatte die Wahnſinnigen belauſcht, die in einem unglückſeligen Momente ſein Glück zerſtört, das Silber ſeines Hauptes beſchmutzt hatten. Der Arme verlangte ja nichts mehr von ihnen, als etwas Zärtlichkeit und Ruhe, um ſeine wenigen Tage verleben zu können. Guter Greis! Du hatteſt deine Frau in der Abſicht belauſcht, um einen ſtillen Triumph zu feiern; du glaubteſt, ſie werde

n dir liebevoll ſprechen — allein welche krauſe
ttäuſchung! . . .

Mit zerriſſenem Herzen, gefoltert von der Ent-
kung, die er ſo eben gemacht, mit brennendem,
n Schwindel ergriffenem Kopf wirft er ſich in
ne Gondel, die unten am Palaſt auf ihn war-
. Aber er läßt die Lampen auslöſchen und die
änzenden Draperien zuſammenrollen. Er be-
hlt, den Kanal zu verlaſſen, den reichpavoiſirte
ondeln nach allen Richtungen durchkreuzen, und
winnt die finſtern Lagunen; der Greis bedarf
ſeiner Stimmung der Einſamkeit und friſcher
inde, die ihm ſein ſiedendes Blut abkühlen
len.

Der Gondolier gehorcht, wenn gleich verwun-
t über den Befehl. Die leichte Barke gleitet
er die Wellen hin; ſchon ſchaukelt ſie mächtiger
blaue Golf; der Mond ſteht wolkenlos am
mmel und ſchaut auf das ſtolze Venedig herab,
ſen tauſendfältige Lichter ſich in dem feſten Auge
Greiſes wiederſpiegeln; aus der Ferne ſchal-
Freudentöne und bezaubernde Muſik — aber
ne Ohren hören ſie nicht.

Lange ſtand der arme Greis unbeweglich, wie leblos da; als aber die eherne Hand des Mohren von San Marco die zweite Stunde der Nacht anſchlug, da berührte es ihn wie ein elektriſcher Schlag. Auf ſeine ſtumme Bewegung lenkte die Gondel eilig um; nicht fern von ſeinem Palaſte ließ er halten, und, in den weiten Mantel gehüllt, ſtieg er aus, ſein Unglück überdenkend. Vielleicht erfaßte ihn jetzt eben ein ſchrecklicher Gedanke. —

Zu dieſer Stunde zog ein finſteres Gewölke vor den Mond; dumpf brüllte das adriatiſche Meer; Blitze zuckten; ein fürchterliches Wetter brach über Venedig und ſeine Lotterfeſte los; allein fürchterlicher tobte es im Herzen eines Greiſes....

* * *

Hoch oben auf den Stufen ſeines Palaſtes ſtand der Greis, verwundert darüber, daß die Familiaren der Inquiſition ihn noch nicht ergriffen, denn die troſtloſen Worte Giulietta's tönten ihm noch immer in den Ohren: „Morgen iſt er unter den Bleidächern!“ —

Da zog es kalt wie Eis ihm durch's Herz; er athmete leichter auf; ein feſter Entſchluß der Rache hatte ihn ergriffen. Er war mit ſich einig. Marco, den jungen Neger, rief er, der bereits als Knabe ſein Sklave geweſen war. Nur wenige Worte waren es, die er ihm ins Ohr ſagte, und Marco — mit Augen, die wie die Hölle leuchteten, vor denen ſelbſt der Gebieter zurückſchauderte — Marco flog in den Palaſt der Carulli.

* * *

Das Feſt währte noch fort; nur war es ruhiger geworden; die Tänze hatten aufgehört. Das ſchreckliche Unwetter draußen ſtockte die Freude; vieler Gemüther hatte ſich die Angſt bemächtigt. Giulia und Ceſario hatten zwanzigmal ihre gegeheimnißvolle Unterhaltung begonnen, und eben ſo oft mußten ſie, geſtört, wieder abbrechen. Jetzt entfernten ſie ſich. Er führte ſie zur Gondel.

Giulia ſetzte ſich zuerſt hinein, und reichte Ceſario die weiße Hand, der mit glühender Leidenſchaft ſeinen Blick auf ſie heftete, und die Stufen am Kanale hinabſtieg — da plötzlich!...

ein ächzender Ton ... Giulia bebt ... ein dumpfes Geräuſch, wie ein fallender Körper ... Waſſer mit Blut vermiſcht ziſcht auf, und ſpritzt in die elegante Gondel ... Giulia's weißer Atlas zeigt die Spur davon, und der fallende Körper war Ceſario's, den eine unbekannte Hand getroffen hatte. Niemand wurde neben ihm in dem Augenblick geſehen, als er fiel.

Sechs ſtarke Ruderer kämpften dem vom Gewitter aufgewühlten Gewäſſer mit Glück entgegen, und bald hatte die Gondel die heulenden Lagunen erreicht. Giulia rief verzweifelnd, im halben Wahnſinn, ihren Geliebten, ihren Ceſario ... aber die Ruderer blieben ſtumme Zeugen ihres Schmerzes, ihrer Verzweiflung.

Auf einige leiſe geſprochene Worte hielt endlich die Gondel. Und am Vordertheile erhob ſich Etwas, das bei dem Scheine der Blitze einen Rieſenſchatten auf das Meer warf. Ein furchtbarer Schrei, ein Schrei, der nichts Menſchliches mehr hatte, drang aus Giulietta's Bruſt; ſie wand ſich in Verzweiflung, und verſuchte es umſonſt, ſich in die Wellen zu ſtürzen.

Sie hatte den Greis erkannt; jenen zärtlichen, liebevollen, guten Greis, den ſo tief gekränkten, deſſen weißes Haupt ſie noch vor wenigen Minuten ihrem Geliebten zum Opfer verſprochen hatte.

* * *

Noch einige Minuten, und auf den Wink dieſes Greiſes verſchlangen die Gewäſſer der Lagunen einen ſchweren Sack, deſſen ſtark zuſammengeſchnürte Conturen die Formen eines Menſchenkörpers verriethen.... Ueber dem Waſſer ſchwebte ein leiſes Stöhnen, wie ein unverſtändlicher Name; dann wurden die Lagunen ruhig, denn wie durch Zauberei hatte das Wetter mit einem Male aufgehört. Nur dann und wann bezeichnete noch weißer Schaum die heftigere Bewegung.

* * *

Und am Morgen nach dieſem Balle ſtand der Senator Benvenuto Orſini noch aufrecht unter den Säulen ſeines Palaſtes.

Er ließ ſich ohne Widerſtand von den Trabanten des Raths der Zehn verhaften.

Niemand wußte etwas von dem weitern Schickſale des unglücklichen Greiſes zu berichten; allein man hat ihn nie wiedergeſehen.

Der Dolch.

Wollt Ihr nicht das Aſyl benützen, das ich Euch anbiete, ſo ſprach ein ehrwürdiger Einſiedler zu zwei deutſchen Malern, die ſich im Jahr 1814 nach Neapel begaben, ſo laßt wenigſtens den Schritt Eurer Maulthiere verdoppeln, um ſo ſchnell als möglich aus dieſem gefährlichen Hohlwege zu kommen. Seyd Ihr bewaffnet?

— Nicht im Geringſten.

— Ohne Waffen und ſo ſpät am Abend, und mitten in den Abruzzen! Es iſt wohl wahr, daß das Gebet eine mächtige Waffe iſt, und das meinige ſoll Euch überall begleiten; jedoch für jeden Fall nehmet hier . . . .

Indem er dieſes ſagte, zog der gute Greis ein Käſtchen hervor, welches er den Reiſenden anbot. „Dieß enthält eine Waffe, die einer Eurer Landsleute vor einigen Jahren hier zurückließ.“

Und die Thüre der Klauſe ſchloß ſich hierauf, und bald ſchwanden die letzten Strahlen der Oktoberſonne hinter dem weißen Gipfel des Gran Saſſo, des höchſten Berges in der Appenninen-Kette.

— Laßt doch ſehen, was dieſes myſteriöſe Käſtchen enthält, ſprach Ernſt; ein prächtiger Dolch und ein Papier! Was ſteht darauf geſchrieben: Mögeſt Du Dich nie dieſes Dolchs bedienen, als um diejenigen einzuſchüchtern, die Dein Leben bedrohen. Ein weiſer und menſchlicher Rath, bemerkte Ernſt.

Der Dolch war in der That ſehr ſchön; der Griff war aus drei Figuren von Elfenbein gebildet, welche Glaube, Liebe, Hoffnung in einer ſchönen Gruppe darſtellten; die Klinge war ein Meiſterſtück, glänzend wie Silber und biegſam wie ein Rapier. Es waren darauf einige emblematiſche Zeichnungen mit großer Kunſtfertigkeit eingegraben.

Die Nacht überfiel unſere Reiſenden mitten in ihrer Betrachtung. Bald erkannten ſie es, wie leichtſinnig ſie geweſen, ſich ohne Führer in dieſe gefährliche Gegend zu wagen, und ſie beſchloſſen, den Sonnenaufgang in einer ſchlechten Hütte lieber abwarten zu wollen, ſtatt ſich nächtlichen Anfällen, vielleicht dem Tode Preis zugeben.

Ein kräftiger Pfiff unterbrach ihre Unterhaltung, und die Reiſenden blieben betroffen ſtehen. Es war ein Gebirgshirte, der mit ſeiner Heerde ziehend und einem großen ſchwarzen Hunde des Weges kam.

— He, Freund, ſchrien ihm unſere beiden jungen Leute zu; könnt Ihr uns wohl für dieſe Nacht in Eurer Hütte beherbergen?

— Für dieſe Nacht? wiederholte der Hirte, indem er ſeinen Hund zurückhielt, der ſich auf die Maulthiere werfen wollte. Wendet Euch zur Rechten und ſteigt in den Hohlweg hinab. Er wird Euch gerades Wegs zu der Hütte führen, wo ich und meine Ziegen gewöhnlich unſere Sieſta halten. Die Mauern und Thüren ſind feſt und gut; Ihr werdet dort in Sicherheit ſchlafen. Nur hütet Euch, ein Feuer anzuzünden; denn Flamme und Rauch könnten die Räuberbanden herbeiziehen, welche dieſe Gegend unſicher machen, und dann könnte ich Euch weder für die Felleiſen, noch für die Maulthiere ſtehen.

Bei dieſen Worten entfernte er ſich und man hörte einen zweiten Pfiff im Thale wiederhallen. Die beiden Reiſenden aber gingen in der Richtung, die der Hirte ihnen angewieſen und ſtießen in der That bald auf die Hütte.

— Der Mann hat Recht; Mauern und Thüren ſind feſt und ſicher; aber man könnte einſteigen. Man muß auf Alles gefaßt ſeyn. Dieſes Brett wollen wir in die Quere legen. So! Einer von uns mache darauf ein Lager zurecht, während der Andere Schildwache ſteht. Wir wollen uns von Stunde zu Stunde ablöſen. — Angenommen. — Lege Dich nieder, wenn Du willſt, ich will wachen. — Gern, denn ich falle um vor Schlaf. Gute Nacht, Ernſt! Es komme nun wer will, wir ſind unſerer Zwei und haben ja auch einen

Dolch. — Wecke mich in einer Stunde auf! Hörſt Du?

Ernſt ſetzte ſich auf das andere Ende des Brettes und ſuchte ſich den Schlaf durch alle Zerſtreuungen zu vertreiben, die ihm ſeine Lage geſtattete. Er gähnte, rieb ſich die Augen, ließ ſeine Repetiruhr ſchlagen, ſah, wie ſein Freund ſchlief, folgte den wellenförmigen und phantaſtiſchen Linien, welche die Flamme, die ſie gegen die Warnung des Hirten dennoch angezündet hatten, beſchrieb. Dann kam die Reihe an das kleine Käſtchen des guten Einſiedlers. Ernſt nahm den Dolch aus der Scheide, befühlte ſeine Spitze, beſah die Zeichnungen auf der Klinge und verlor ſich in ein Labyrinth von Betrachtungen über die menſchliche Induſtrie. Hierauf beſchäftigte ihn ſein Schatten, den die hin und her wehende Flamme ſich an der Mauer bewegen ließ, und ſo folgten ſich in ſeinem Kopfe eine Menge unbedeutender oder unzuſammenhängender Gedanken, wie Bilder in einer **Laterna magica**, und ſein Kopf wurde immer verwirrter und ſeine Glieder ſchlaffer....

Plötzlich ſchien es ihm, als vernähme er den

Pfiff des Hirten unweit von der Hütte; auch glaubte er, das Knurren des Hundes zu hören. Die faſt erloſchene Flamme brannte hier heller auf, veränderte fünf oder ſechsmal ihre Farbe, ſchlug empor, theilte ſich und ließ ſtatt der Glut eine ungeheure ſchwarze Oeffnung ſehen, worin ein fernes rothes Licht ſchimmerte.

Bei dieſer wunderbaren Erſcheinung bückte ſich Ernſt, um einen flüchtigen Blick in die Oeffnung zu werfen, und er gewahrte ein weites Souterrain, wo ſich ein Schwarm von Räubern bewegte. Sie waren in ihre maleriſche Lumpen gehüllt und mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet. An ihrer Spitze ging der Hirte mit ſeinem Hund, und die ganze Bande bewegte ſich nach dem Orte, wo die beiden Reiſenden ruhten. Ernſt wagte kaum zu athmen; aber plötzlich fühlte er ſich von der ſtarken Hand des Hirten gepackt und dem Eingange des Souterrains zugeſchleudert, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, den geringſten Widerſtand zu leiſten. Eine lange Gallerie öffnete ſich vor ſeinen Blicken. Der Hirte gab ein befehleriſches Zeichen, worauf

Ernſt ihm folgte. Seine Hände waren frei, und dem Gefühl der Selbſtvertheidigung nachgebend, griff er krampfhaft nach dem Dolch in ſeiner Taſche. Er konnte ſelbſt nicht begreifen, wie er ſich ſo dem Willen des elenden Hirten überließ, dennoch aber folgte er ihm, ohne von ihm Erklärung zu fordern. Man kam zu einem Gitter. Der Hirte ſchellte dreimal; das Gitter öffnete ſich und ſie ſtiegen beſchwerlich einige Stufen einer Wendeltreppe empor. Hierauf traten ſie in einen weiten ſchwach erleuchteten Saal, wo Ernſt die ganze Räuberbande bei einem fröhlichen Gelage fand. Im Hintergrunde ſah er einen ehrwürdigen Greis, der mit Ketten belaſtet war und in Thränen zerfloß. Beim Eintritt des jungen Malers ſtanden alle Räuber auf.

— Meine Herren, ſagte der Hirte mit kräftiger Stimme: hier bringe ich Ihnen koſtbare Beute. Dieſer Menſch beſitzt viel Geld.

— Aber auch einen Dolch, unterbrach ihn Ernſt. Hier nimm deinen Lohn! und damit ſtieß er ihm den Dolch in die Bruſt.

.... Ein furchtbarer Schrei: — Ernſt, mein Freund! — Ich bin ermordet! ....

Ernſt erwachte plötzlich .... in ſeinem Traume hatte der unglückliche Maler ſeinen beſten Freund getödtet.

Das glühende Gewölbe.

Gondeln, Maſken, Dolche, Folter
und Gift, dieß ſind die uner-
läßlichen Elemente aller deiner
Geſchichten, Venedig!

„Ich weiß recht gut, mein Sohn," ſagte der
e Carucchio, „daß morgen große Feſtlichkeiten
dem Palaſt des Grafen Morentali ſtattfinden
rden, aber bei dem geflügelten Löwen...."

„Der Herzog, mein Herr," erwiederte der Jüng-
g, „iſt eben ſo zärtlich als großmüthig, und
nn ich ſeine Gondel lenke, ſo ſehe ich, wie er
n ſchönſten Mädchen Blicke zuwirft, worin ein
uer...."

„Stillſchweigen ziemt einem treuen Diener beſſer, als dieſe Reden, und damit Du es nur weißt, es harren für ſolche geſchwätzige Spione gewiſſe Orte, die heißer ſind, als dieſe Steine um Mittag. Vergiß nicht, daß Dein Freund Miollano das Vergnügen gehabt hat, in einem dieſer glühenden Kerker ſeine Seele auszuhauchen, bloß weil er einen Schmuck in den Haaren eines Mädchens wieder erkannte.“

„Das iſt wahr, mein Vater, ſein Gebieter war aber nicht der Herzog Antonio di Regola, und wenn man Alles wohl bedenkt, ſo iſt es noch nicht einmal gewiß, daß der aufgeſchwollene Leichnam, den wir fiſchten, Miollano geweſen iſt.“

„All' Ihr Heiligen! wenn Du noch die Geſchichte bezweifelſt, ſo magſt Du Dich an die glühende Kammer ſelbſt wenden. Was mich betrifft, ſo liebe ich's, kühler zu wohnen. Auf Wiederſehen, denn ich ſehe dort unten einen meiner gewöhnlichen Paſſagiere.“

Indem er dieſe Worte ſagte, entfernte ſich der alte Gondolier von den Marmorſtufen mit verdoppelten Ruderſchlägen.

Der andere war ein junger Menſch von ath-

iſcher Geſtalt, mit regelmäßig ſchönen Zügen,
n welchen aber ein düſterer Ausdruck zu leſen
ar. Als der alte Gondolier ihn verlaſſen hatte,
ahm er ſeine weite Mütze von der gebräunten
Stirne ab, fächelte ſich damit, und ſprach:

„Kerker! — Tod! — Kann ſeyn.... Aber
edanken ſind zollfrei. Dieſer ſtolze Graf Mo-
entali, deſſen Tochter die Braut Lorenzo's iſt,
mag es mir Dank wiſſen, daß ich ſein Geheim
iß bewahre. Beim heiligen Markus! ich fühle
ich geneigt, ihn über ſeine Verpflichtungen ge-
en mich aufzuklären. Doch vielleicht gibt er
ir aus Dankbarkeit eine Wohnung, wie der
rme Miollano eine bekommen hat. In der That,
e Ausſicht iſt nicht anziehend, was aber ſoll ich
un? Ein vornehmer Herr ſtattet einer Frau
nen Beſuch ab, die nahe bei mir wohnt, au
enſcheinlich, um ihr Almoſen zu geben, denn ich
h, wie er ihr beim Fortgehen Geld in die Hand
rückte, aber mit einem Mal verliert er die Maske,
nd ich erkenne den Grafen Morentali. Wenn
ſo....“

„Wenn? was? mein Freund,“ ſagte hier eine

Maske, die ſich in die Gondel ſetzte. „Doch ſagt mir vor Allem, welchem Hauſe dient Ihr?“

„Ihr müßt ein Fremder ſeyn,“ erwiederte der junge Gondolier, „wenn Ihr nicht die Chiffre des Herzogs di Regola erkennt.“

„Ich bin in der That ein Fremder, und wünſche, daß Ihr mich durch die Hauptſtraßen führet und mir die Eigenthümer der prächtigſten Paläſte nennt; zum Beiſpiel, wem gehört dieſer?“

„Dieſer Palaſt im orientaliſchen Styl mit den unzähligen Sculpturen und Arabesken gehört dem Grafen Morentali.“

„Ich habe dieſen Namen ſchon gehört. Was ſpricht man von dieſem Herrn?“

„Es ziemt einem armen Gondolier nicht, von einem ſolch' vornehmen Herrn ſeine Meinung zu ſagen.“

„Bah! Was geht mich der Graf und ſeine Vornehmheit an? Ich will nur meine Neugierde befriedigen. Kannſt Du mir dieſen kleinen Dienſt nicht erzeigen?“

„Wenn ich von Eurer Verſchwiegenheit überzeugt wäre, mein Herr!“

„Du kannſt mir glauben, daß ich in der nächſten Woche die ganze Geſchichte vergeſſen haben werde. Hier haſt Du aber vorerſt ein Pfand meiner Verſchwiegenheit.“

„Ich danke, mein Herr,“ ſagte der Gondolier, indem er das Goldſtück, das ihm der Fremde hinreichte, in die Taſche ſteckte. Was ich vom Grafen weiß, iſt, daß man ihn für ſtolz und grauſam hält. Wir wiſſen, daß er reich iſt und mächtig, aber durch das traurige Ende eines meiner Kameraden hat er bewieſen, wie unverſöhnlich er iſt. Der Unglückliche iſt in den Kerkern des Rathes der Zehne geſtorben, und hatte doch nichts Schweres verbrochen.“

„Wie weiß man das?“ fragte der Fremde.

„Mein Vater und ich haben den verſtümmelten und verbrannten Körper des Armen aus dem Kanal gefiſcht.“

„Habt Ihr Zeugen dieſes Ereigniſſes? Solche Dinge ſollten doch nicht oft vorfallen.“

„Wir haben keinen Zeugen, denn wir warfen den Körper eilig wieder in's Waſſer, aus Furcht, daß wir einen übeln Handel bekommen könnten.“

„Gut, mein Freund. Sagt mir, iſt der Graf verheirathet?"

„Es ſind ſchon mehre Jahre, daß ſeine Gemahlin geſtorben iſt, nachdem ſie ihm einen Knaben und ein Mädchen geboren hatte. Die junge Gräfin iſt ſchön, wie Venus. Morgen iſt ihre Hochzeit mit Lorenzo di Caſtiglia, der den Beinamen der Duellant führt."

„So!.... Und der Sohn?"

„Dieſer Theil der Geſchichte iſt etwas ungewöhnlich. Das Kind verſchwand mit drei Jahren, und ſeitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Es hieß, daß er in den Kanal gefallen ſey und das glaubten die Leute auch."

„Haſt Du jemals den Grafen geſehen?"

„Nicht oft, mein Herr; doch das letzte Mal erſt vor wenig Tagen; durch Zufall."

„Wie und an welchem Ort?"

„Meine Worte ſcheinen Euch zu intereſſiren, mein Herr, und da Ihr ein Fremder ſeyd, ſo darf ich Euch wohl ſagen, was ich, ohne unklug zu ſeyn, jedem Venetianer verſchweigen müßte. Ich wohne in einer Straße, nahe bei der Marienkirche; mir gegenüber wohnt eine alte Frau mit ihrer Tochter. Dieſe Tochter iſt ſehr ſchön, und das ſcheint der Graf auch zu finden; denn er geht mehrmals des Abends hin, und verweilt gewöhnlich eine Stunde dort.“

„Wie wußtet Ihr aber, daß er es ſey? Ich glaubte, daß man in Venedig ſtets maskirt auf ſolche Abenteuer ausgeht.“

„Das iſt wahr, doch, als der Graf zum Hauſe hinausſchlüpfte, zog er ſeine Börſe, und in demſelben Augenblick entfiel ihm die Maske. Eh' er ſie wieder vorſteckte, bemerkte ich auf ſeinem Geſicht einen lebhaften Aerger.“

„Das iſt ganz natürlich; Leute von ſeinem Alter und von ſeinem Stande müſſen beſondere Aufmerkſamkeit ihrer Aufführung ſchenken. Würde wohl ein Fremder gleich bei ihm Zutritt erlangen?“

„Sonſt nicht; wenn Ihr aber ſagen wollt, daß Ihr der Hochzeitsfeier der Gräfin Julie beiwohnen wollt, ſo wird die Höflichkeit des Grafen Euch dieſe Bitte gewiß nicht abſchlagen.“

„Gut, ſo will ich es thun; führe mich zum Palaſt und hier Dein Lohn!“

Ein zweites Goldſtück gleitete in die Hand des Gondoliers.

„An welche Thür ſoll ich anlegen?“ fragte der Gondolier.

„O, an die Pforte der Bedienten; ich will beſcheiden auftreten.“

Die Gondel bog in einen engen Gang und hielt.

„Ihr ſteigt jene Treppe hinauf, ſagte der Gondolier, und wendet Euch dann rechts. Dort findet Ihr einen Diener, der Euch zu dem Grafen führt.“

„Gut!“

Und in demſelben Augenblick öffnete ſich eine große Eiſenthür, aus welcher ein grelles Licht auf den Fremden fiel. Dieſer nahm nun ſeine Maske ab, und der Gondolier ſtieß voll Entſetzen einen Schrei aus; denn vor ihm ſtand der Graf Morentali ſelbſt, deſſen bitteres Lächeln ihm von finſterer Vorbedeutung zu ſeyn ſchien. Die Thür ſchloß ſich eben ſo ſchnell, als ſie ſich geöffnet hatte, und indem der Graf die Hand erhob, war der unglückliche Schiffer ſein Gefangener.

„Man bringe die Gondel fort, und verſchließe dieſen Mann in den Thurm,“ rief Morentali, indem er ſeinen Gefangenen keines Blickes würdigte.

Während dieſe Dinge vorgingen, befand ſich Gräfin Julia in ihren Gemächern, von ihren Frauen umgeben. Vor einem ungeheuren Spiegel lag auf einem prächtigen Tiſche der imposante Schmuck einer Braut aus hohem Geſchlechte ausgebreitet. Der Duft verſchiedener ſeltener Pflanzen durchwürzte den Raum. Ein ſchönes Mädchen, halb liegend auf einem breiten Divan, der mit Goldſtoff überzogen war, ſang ein liebliches orientaliſches Lied, während ein anderes Mädchen die Braut beim Schmücken unterſtützte. Die blendend weiße Stirn Julia's war etwas erhoben und würde Herrſchſucht verkündet haben, wenn nicht die Augen voll Sanftmuth dieſen Ausdruck gemildert hätten. Ihre ſchwarzen, langen, ſeidenen und glänzenden Haare erhöhten ihren herrlichen Teint. Das Kleid von dunklem Stoffe, welches ſie trug, diente, die Weiße ihrer Arme und Schultern in hellerem Lichte zu zeigen. Nachdem ſie ihre Toilette geendigt hatte, warf ſie ſich auf ein Sopha und ſtützte den ſchönen Kopf melancholiſch in ihre Hand; ſie weinte.

Woher jedoch kamen Julien dieſe Thränen? Wären ſie der Tribut, den die Beſcheidenheit der Liebe entrichtet? Oder tönt noch in ihre Ohren das ſchreckliche Geſchrei, welches ſie eines Tages vernahm, als ſie ſich mit ihren Freundinnen im Palaſt des Dogen verirrt hatte? Vielleicht dachte ſie an jene ängſtlichen Worte eines Sterbenden: „Ach! einen einzigen Tropfen Waſſer um Gottes willen!“ Oder war vielleicht ihr Brautanzug nicht nach ihrem Wunſche?

„Weinet nicht, Gebieterin,“ ſagte die junge Sängerin; „es könnte Euern Augen ſchaden.“

„Du machſt auch ſo großen Lärm mit Deiner Guitarre,“ ſprach eine andere Dienerin, „daß unſere junge Gräfin wohl Kopfſchmerzen davon bekommen kann.“

„Glaube mir, Claudine, Deine großen Hände, die ſo lang in den Haaren der Gräfin wühlten, haben ihr die Kopfſchmerzen verurſacht.“

„Deine, Maria, ſind zwar kleiner, aber dennoch können ſie ein zärtliches Billet entfalten, was die meinigen, Dank ſey es Gott und ſeinen Heiligen! niemals konnten.“

„Du haſt Recht, Claudine, aber der Pater Anſelm ſagt, daß Jemand, der nicht einmal in ſeinem Leben verſucht wurde, auch kein Lob verdiene.“

Claudine war zu tief von ihrem eigenen Werthe überzeugt, als daß ſie hierauf hätte Antwort geben ſollen; ſie ſchüttelte den Kopf, und nachdem ſie den Haarſchmuck ihrer jungen Gebieterin befeſtigt hatte, fragte ſie, ob ſie zufrieden ſey.

„Sehr wohl, Claudine; da ich aber heute den Palaſt nicht verlaſſen werde, ſo iſt es auch nicht nöthig, mich anzukleiden. Ich werde nach Dir ſchicken, und Maria ſoll bei mir bleiben.“

„Nun,“ ſagte dieſe, ſobald die Thür verſchloſſen war, „wie könnt Ihr ſo traurig ſeyn, an dem Vorabend Eurer Hochzeit. Ich wollte nichts thun, als lachen, tanzen und ſingen ſchon einen Monat vorher. Sprechet, Gräfin, ſolltet Ihr wirklich unglücklich ſeyn?“

„O Maria, wenn ich ſprechen könnte....“ Heftiges Weinen erſtickte ihre Stimme.

In dieſem Augenblick trat der Graf herein.

„Wie, meine Tochter, Du weinſt? Und in einem Augenblicke wie dieſer? Geſchwind kleide Dich an, oder die Spiele auf dem Kanal werden geendigt ſeyn, ehe Du Dein Zimmer verläſſeſt.“

„Du mußt mich bei der Geſellſchaft entſchuldigen, mein Vater. Ich bin gewiß, daß Du mich nicht zwingen wirſt, dieſen Feſten beizuwohnen.“

„Wie? Gab ich nicht Lorenzo mein Wort, daß Du kommen würdeſt? Entweder Du folgſt mir, oder Lorenzo wird Dich abholen.“

„Was ich nicht für meinen Vater thue, ſoll mir auch kein Anderer abtrotzen können,“ rief Julia mit einem blitzenden Auge, worin ſich ihre italieniſche Abkunft malte.

„So mag es ſeyn,“ ſprach der Graf, indem er ſeine Tochter mit einem deutlich ausgeſprochenen Mißfallen verließ.

Jetzt wollen wir von dieſer kleinen häuslichen Scene uns zu einer andern feierlicheren wenden, die mehr im Stande ſeyn wird, unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Wir wollen nämlich die Myſterien der Rathsſitzung von Venedig enthüllen.

Das Gemach war breit und hoch und niemals von der Sonne erleuchtet; das natürliche Licht ward durch das nachgemachte der Lampen erſetzt. Starke Mauern, wie aus Eiſen, verurſachten, daß Alles, was in dieſem Zimmer verhandelt wurde, nie draußen gehört werden konnte. Der Boden war mit mehreren Teppichen übereinander belegt, bis auf einen Platz von ungefähr zwölf Fuß im Durchmeſſer, welcher parkettirt war. In dieſem Zimmer waren ſo entſetzliche Dinge begangen worden, daß das Blut in den Adern erſtarrt, wenn man nur daran denkt. In einem kleinen Nebengemache wurden alle erdenklichen Inſtrumente bewahrt, um die Nerven auseinander zu ziehen, das Fleiſch zu zerreißen, das Mark zu zerſtückeln, wenn Jemand durch Handlungen oder Worte die venetianiſche Tyrannei verletzt hatte. Der parkettirte Theil des Bodens konnte geöffnet werden und der Körper des Delinquinten wurde halbtodt in einen furchtbaren Abgrund geworfen, auf deſſen Grunde ſich eine Maſchine befand, welche, durch den herabfallenden

Körper in Bewegung geſetzt, denſelben in Atome verwandelte. Eine Wendeltreppe, die eine Tapetenthür verbarg, führte zu einem kleinen, glockenförmigen Zimmer, ganz aus Eiſen, das nicht hoch genug war, um ſich darin aufrecht zu erhalten. Unter demſelben war ein Ofen. In dieſem Orte, wo das Licht nie hineindringen konnte, befand ſich der Delinquint ohne Kleidungsſtücke. Im erſten Augenblick ſchien ihm der Aufenthalt kühl, aber nach und nach erwärmte er ſich ſo ſehr, daß die Hitze erſtickend wurde, und das Blut ſich mit außerordentlicher Heftigkeit zum Kopfe drängte. Bald wird wieder Luft in die Glocke gelaſſen, und das Schlachtopfer athmet von Neuem. Dann aber wird die Hitze wieder erſtickend, der Boden glüht; der Unglückliche ſpringt auf, heult; ſeine Glieder ſind von der Hitze verſengt, ſeine Muskeln ſind vertrocknet; noch einige Augenblicke, und der Tod muß dieſer ſchrecklichen Folter ein Ende machen. Doch nein! die raffinirte Grauſamkeit der Henker hat dieſem ſchnellen Ende vorgebeugt. Der Boden von glühendem Eiſen wird weggezogen und an ſeine Stelle kommt ein eiskalter Marmor, während groſſe Tropfen Waſſers aus der Höhe auf die rauchenden Brandwunden des Schlachtopfers fallen. Dieß dauert abermals nicht lange, der Marmor wird weggezogen, und der Delinquent fällt wieder auf das glühende Eiſen. Ein entſetzliches Geſchrei tönt aus der Bruſt des Gequälten; der Körper wälzt ſich krampfhaft, aber nach einigen Minuten eines ohnmächtigen Kampfes wird das Aechzen ſchwächer und bald ziehen die Folterer eine formloſe Maſſe ſchwarzen Fleiſches aus dieſer glühenden Höhle, und werfen ſie durch eine Fallthür in die Gewäſſer des Kanals.

Dieſes war das Schickſal jenes Miollano, von dem die beiden Gondoliere ſich unterhielten und den ſie als einen der letzten Opfer des Grafen Morentali bezeichnet hatten. Ein anderes ſollte bald vor ihm erſcheinen.

Der Graf ſaß auf einem großen Divan, im Saale des geheimen Raths, den Kopf ein wenig vorgebeugt, in der nachläßigen Stellung eines venetianiſchen Großen. Die Lampen warfen ein zweifelhaftes Licht, und zwei nur halb gekleidete Männer mit Masken vor dem Geſichte hielten ſich in ſtrenger Unbeweglichkeit in einiger Entfernung von dem Sitzenden.

„Laßt den Hund hereinkommen,“ ſchrie der Graf, und der unglückliche Gondolier Speranza erſchien alsbald ſchwer gefeſſelt vor ſeinem Richter.

„Nun, da biſt Du ja! Haſt Du mir wieder ein neues Geſchichtchen zu erzählen?“

Bleich wie der Tod brachte der Gefangene nur dieſe Worte vor: „Ach, gnädiger Herr!“ und ſeine Stimme erſtickte das Entſetzen.

„Ich werde Dir etwas mittheilen,“ fuhr Morentali mit bitterem Scherze fort. „Es iſt nur Schade, daß Du es Niemanden wieder erzählen kannſt.“

„Gnädiger Herr, erinnert Euch Eures Verſprechens.“

„Das Verſprechen, verſchwiegen zu ſeyn, das ſoll gehalten werden. Sieh Dich einmal um, und ſey überzeugt, daß hier Niemand, weder Deine Geſchichten über den Grafen Morentali, noch das Geſchrei hören wird, welches Du ausſtoßen wirſt."

„Erinnert Euch, gnädiger Herr, daß ich im Dienſte des Herzogs di Regola bin."

„Wie ſollt' ich das vergeſſen können! Und darum werde ich auch Sorge tragen, daß Antonio Dich nie mehr finden ſoll. Das trügeriſche Waſſer könnte Deinen Leichnam vor ſeinem Palaſte vorüber führen, und deßhalb will ich unter Deinen Füßen den Abgrund öffnen laſſen, der, wie ich weiß, nicht mit dem Kanal zuſammenhängt."

„Gnade! bei dem Heil Eurer Seele beſchwör' ich Euch, ich . . ."

„Alſo nach den Drohungen gehſt Du zu Bitten über? Wohl! Aber Deine Bitten kommen zu ſpät, denn ſchon ſind dieſe beiden Freunde zur Rechten und zur Linken bereit, Dir einige Kleidungsſtücke abzunehmen, um Dir ein Vergnügen zu bereiten, woran Du nie gedacht haſt."

Auf ein Zeichen des Grafen wurden dem Gefangenen die Ketten abgenommen, und derſelbe bis auf den Gürtel entkleidet.

Morentali fuhr fort:

„Sollteſt Du für irgend eine Art von Tortur eine Neigung verſpüren, ſo ſprich es dreiſt aus, und wir wollen unſer Beſtes thun, Dich nach Deinem Geſchmacke zu bedienen. Wir haben hier die Leiter, das Rad, das Bad von geſchmolzenem Blei, oder vielleicht ziehſt Du das Faß mit den Raſſiermeſſern vor; doch da Du mir von zarten Sitten zu ſeyn ſcheinſt, ſo wirſt Du Dich am beſten für das glühende Gewölbe ſchicken, in welchem vor wenigen Wochen Dein Gefährte Miellano den Geiſt aufgab, weil er das Verbrechen begangen hatte, in den Haarflechten eines Frauenzimmers Brillanten bemerkt zu haben, die früher das Eigenthum eines venetianiſchen Edeln geweſen waren. Da Du ſeinen Körper gefunden haſt, ſo wirſt Du ungefähr wiſſen, welche Wirkung die Strafe hervorbringt, die er erlitten. In der That, er machte den angewandten Foltern Ehre; ſein Geheul war durchdringend, ſein Kampf gegen den Schmerz war prächtig, denn ſeine herkuliſche Kraft verzehrte ſich nur nach und nach. Ich ſelbſt war bei der Operation gegenwärtig, die ſeinen Körper faſt in Staub verwandelte. Ich habe in meinem

Leben kein größeres Vergnügen gehabt. Nun, vas meynſt Du, willſt Du es einmal verſuchen, gleich Deinem Freunde?“

Während dieſer Rede des Grafen hatte der Gondolier das Anſehen eines halb ſchlafenden Menſchen; als aber der unerbittliche Morentali ie letzten Worte dieſer hölliſchen Rede ausge- prochen hatte, fiel er, wie vom Schlage gerührt, ieder. Morentali lachte.

„Das verlohnte nicht der Mühe, dieſen Dumm- opf in ſeinem jetzigen Zuſtande die Folter zu eben. Bringt ihn zum Wundarzt, damit er ihn n Stand ſetze, dieſe Nacht zum zweiten Mal ieher gebracht zu werden.“

Während dieß nun aber geſchieht, halten wir s für nothwendig, einige Aufſchlüſſe über das eben dieſes Grafen unſern Leſern mitzutheilen.

Seit ſeiner Jugend wurde er durch den Tod niger Verwandten von den unterſten Stufen r Geſellſchaft zu der höchſten des Adels erhoben. inſtere Gerüchte waren darüber im Umlauf; s Mitglied der Zehne wußte Morentali Still- hweigen durch Furcht zu erzwingen. Er war mit einer ſchönen und edlen Venetianerin vermählt, welche er in dem Augenblicke verlor, da ſie ihm Zwillinge geboren hatte — einen Knaben und ein Mädchen. Einige Jahre ſpäter, als der Erſtere auf der Terraſſe des Palaſtes Morentali ſpielte, fiel er in den Kanal, indeß ſeine Wärterin ihre Blicke nach den vorüberfahrenden Gondeln richtete. In Verzweiflung darüber und die unerbittliche Strenge des Grafen fürchtend, ſtürzte ſie ſich dem Kinde nach. Beim Eintritte in das reifere Alter war Morentali entſchloſſen, ſich nicht wieder zu verheirathen, da er jedoch aller Vorzüge der Geburt und des Reichthums theilhaftig war, ſo verdächtigte man ſeine häufigen Wanderungen nach den entlegenſten Theilen der Stadt, indem man denſelben einen andern Zweck unterlegte, als ſich Bewegung zu machen, oder Almoſen auszutheilen.

Während einiger Zeit bemerkte man in den Haaren eines jungen Mädchens mit ſchwarzen Augen, welches in der Straße St. Joſeph wohnte, ein koſtbares Juwel von ſeltſamer Form. Dieſes Mädchen ſchien keineswegs den koſtbaren Schmuck den Blicken der Leute entziehen zu wollen, und als ſie eines Abends auf dem adriatiſchen Meere fuhr, konnte ſich ein junger Menſch, welcher die Gondel lenkte, nicht auszurufen enthalten: „Heilige des Himmels! Ich wollte ſchwören bei dem Heile meiner Seele, daß dieß Juwel daſſelbe ey . . . . .“ Hier aber drückte ein Freund ſeine chwielige Hand auf ſeine Lippen, und hinderte hn, ſeinen Ausruf zu beendigen.

Deſſelben Abends wurde Miellano in den Kerker es Raths der Zehne geworfen. Hierauf wurde r von Morentali verhört, der ihm wegen des Juwels hart zuſetzte; der Gondolier aber konnte eine andere Antwort geben, als daß er die Steine enne, ſich aber nicht zu beſinnen im Stande ſey, em ſie gehörten.

Morentali gab ſich bei dieſer Erklärung nicht frieden und ließ ihm die außerordentliche Folter ichen; aber auch dieſe war nicht im Stande, m ein anderes Geſtändniß zu entreißen. Montali jedoch, der bei ſich dachte, daß der junge Menſch zu viel geſehen haben könnte, um ſo ichten Kaufs loszukommen, verdammte ihn zu der fürchterlichen Strafe des feurigen Gewölbes, und machte ſich das entſetzliche Vergnügen, dieſer hölliſchen Scene beizuwohnen. Aber ein ſchrecklicher Gedanke ergriff ihn plötzlich wie ein Blitz und verließ ihn weder bei Tage noch bei Nacht. Er beſchloß, einen berühmten Sterndeuter zu befragen, der in einem Flügel des Dogen-Palaſtes wohnte. Er verdankte dieſe Gunſt dem Umſtande, dadurch das Volk glauben zu machen, daß die Handlungen des Rathes der Zehne von einer übernatürlichen Gewalt eingegeben würden. Uebrigens gründete ſich der Ruf von Colombo Aspreniei auf ſolidere Grundlagen, als Volksgeſchwätz. — Gegen Mitternacht betrat der Graf, in einen Mantel gehüllt, ohne Gefolge die Wohnung des Magiers.

Bevor er in das Zimmer trat, wo ſich dieſes räthſelhafte Weſen aufhielt, durchſchritt Morentali mehrere große Säle, welche durch finſtere Gallerien zuſammenhingen, und ganz ſo vertheilt waren, um dieſe Wohnung der Weisheit vor jedem überläſtigen Beſuche zu ſchützen; da ſie überdieß noch von dem Schrecken bewacht wurde, der ſich ſelbſt der Luft mittheilte, die man in dieſen ernſten

Räumen athmete. Muthig jedoch drang Moren-
ali bis zu dem kleinen, gewölbten Zimmer, wo
er Magier ſich im Halbdunkel ſeinen nächtigen
Studien weihte. Asprenici hatte übrigens nichts
mpoſantes in ſeiner Figur. Er war ein Mann
on mittlerm Wuchſe, von ſchmächtigem Körper-
aue, nicht über vierzig Jahre alt, ſchwarz geklei-
et, den Bart nach der damaligen Sitte. Am
ürtel hatte er einen kleinen ſilbernen Dolch an
iner Kette hängen. Eine durchſichtige Kugel, in
eren Mitte man etwas Rothes bemerkte, einige
athematiſche Inſtrumente, hie und da zerſtreut,
nzählige Papiere und Pergamente und eine kleine
äule von ſchwarzem Marmor, voll fremder Cha-
aktere — dieß waren die ausgezeichnetſten Gegen-
ände dieſes Studierzimmers. Hinter Asprenici
fand ſich ein großes Fenſter, durch welches man
ber keinen Mondſtrahl gewahrte, obgleich der
ollmond Venedig beleuchtete, als Morentali
inen Beſuch abſtattete.

Der Graf nahm ſeine Maske vom Geſicht und
üßte den Aſtronomen.

„Welch' glücklicher Zufall," ſagte Asprenici,

„verſchafft dem demüthigen Forſcher geheimer Wiſſenſchaften den Beſuch des edelſten Senators in Venedig?“

„In der Hoffnung, daß Ihr mir dieſe Unterbrechung zu Gute halten werdet, komme ich, Euch zu bitten, mir die Hilfe zu gewähren, die ich nur von Euch allein erhalten kann.“

„Würde ich nicht den Namen des Grafen Morentali kennen, ſo nöthigte mich ſchon die Gaſtfreundſchaft, die ich in dieſer glorwürdigen Stadt genieße, mit aller meiner Macht einem Kinde dieſes erlauchten Herrn nützlich zu ſeyn. Sprechet, Graf, ich bin gänzlich zu Eurem Befehl.“

„Weiſer Asprenici, Ihr, für den es hinreicht, nur einen kleinen Umſtand einer Geſchichte zu erfahren, um ihren ganzen Zuſammenhang zu kennen, Ihr werdet mir ſicher aus meinen Zweifeln helfen. Es iſt nicht lange, daß ein Unglücklicher, der mich beleidigt hatte, in einem Kerker dieſes Palaſtes ſeinen Geiſt aufgab. In dem Verhör, das mit ihm angeſtellt wurde, nannte er ein Juwel, woran ſich in meiner Einbildungskraft ſeltſame Gedanken knüpfen. Ich wünſchte wohl, Aufklärung in dieſer Sache zu haben, und erwarte nun von Euch, mir mein Urtheil zu ſprechen.“

„Der Unglückliche hieß?“

„Miollano,“ erwiderte der Graf mit dumpfer Stimme.

„Ihr, Herr Graf, gabet das Juwel einem Mädchen in der Stadt. Wie kam es in Euern Beſitz?“

„Es gehört zu einem großen Schmucke, der ſeit langer Zeit ſich in meiner Familie befindet. Ich wählte ihn nur deßhalb, weil er mir zu gleicher Zeit elegant und nicht koſtbar erſchien.“

„Die Auflöſung dieſes Räthſels iſt nicht in meiner Macht; inzwiſchen erſuche ich Euch, die Sache nicht bis zum Aeußerſten zu treiben. Wolltet Ihr Euch nicht mit der Wahrſcheinlichkeit begnügen, daß Miollano ſich unbeſonnen gerühmt, was er aus Eigenſinn nicht widerrufen mochte, oder daß er ſogar ein anderes Kleinod gemeint?“

„Ich bin nicht gekommen, Asprenici, um mich von meinen Schritten, die ich mir vorſetzte, von Euch zurückſchrecken zu laſſen; ich bitte Euch vielmehr, mich auf der Stelle zu befriedigen durch jene Mittel, die Euch allein nur zu Gebote ſtehen. Ich will nicht erſt lange fragen, welchen Preis Ihr für dieſen Dienſt fordert," fügte der Graf hinzu, indem er einen ſehr ſchweren Beutel nachläſſig auf den Tiſch legte.

„Ich habe Euch geſagt, Herr Graf, daß ich Euch gehorchen werde, aber waffnet Euch mit Muth bei der Ankunft Desjenigen, der allein auf Eure Frage antworten kann; inzwiſchen ſetzt Euch und verhaltet Euch ſtill."

Colombo Asprenici ſtand nun auf, nahm einen kleinen Dolch aus einem Käſtchen, welches hinter ihm ſtand, und zog ihn aus der überaus kunſtvoll gearbeiteten Scheide. Während er dieſen Dolch in der linken Hand hielt, war die Rechte beſchäftigt, eine lange leichte Kette von dunkelm Metall, die jedoch mit rothen Flecken beſäet ſchien, an den obern Theil der ſchwarzen Marmorſäule zu befeſtigen, von der wir ſchon geſprochen haben, und das andere Ende unter die durchſichtige Kugel zu legen, worin noch immer die rothe Farbe wie Glut brannte; hierauf wandte er ſich nach einem Winkel des Gemachs. — Ein Schrei wurde gehört, dann der Ton einer großen Glocke, und es ſchien Morentali, als wenn Funken aus Asprenici's Hand ſprühten, ſo oft er damit die Mauer berührte. War es keine Täuſchung, ſo waren ſie doch gleich verſchwunden, und der Magier wandte ſich nun zur Kugel. Mit dem Dolche berührte er die Kette, der rothe Schein der Kugel erloſch, ein fürchterliches Geheul, wie das eines wilden Thieres, ließ ſich vernehmen, und dicke Finſterniß herrſchte ringsum. Eine kleine grüne Flamme entſtand auf der Säule, deren Inſchriften plötzlich zu leuchten begannen. Daſſelbe Geheul erſchallte, und das Cabinet des Aſtrologen war aufs Neue in Finſterniß gehüllt. Dieſer jedoch ergriff die Hand ſeines Gaſtes und führte ihn zu der Säule, die unweit des Fenſters ſtand. Als Asprenici dieſes Fenſter öffnete, ließ ſich das fürchterliche Geheul zum drittenmal hören, und Morentali konnte eine ungeheure Fläche überſchauen. Es ſchien ihm, als wenn es Nacht wäre; man gewahrte aber keinen Mond am Himmel;

alle Gegenſtände erſchienen ihm, ſo wie wir ſie im Traume ſehen.

„Jetzt Standhaftigkeit und Muth,“ ſagte Colombo.

Ein breiter Horizont vom ſchönſten Himmelblau entrollte ſich vor den Augen des Grafen und des Zauberers, doch nicht Sterne noch Wolken wurden daran geſehen. Ein Geräuſch, wie es durch trockenes Laub entſteht, wenn es der Herbſtwind peitſcht, erhob ſich und nahm nach und nach zu. Glänzende Lichterſcheinungen fuhren vorüber und verlöſchten. Zwei lange, blaßrothe Strahlen ſchienen von dem Gebäude nach weiter Ferne zu ſchießen. Ein betäubender Glockenton ſchlug ein — zwei Mal — und nun ſah der Graf in der Ferne ein ſeltſam ſchwarzes Weſen, welches ſchnell nach den Arkaden des Dogenpalaſtes huſchte...... Ein dritter Glockenſchlag ertönte, und das unbeſtimmte und darum ängſtigende Weſen ſtürzte ſich aus dem Fenſter..... Das ſchreckliche Geheul ließ ſich von Neuem hören; Morentali hatte nicht das Herz, nach der furchtbaren Geſtalt zu blicken, die jetzt vor ihm ſtand, und verhüllte ſich das Geſicht mit dem weiten Mantel.

Asprenici ſagte leiſe zu ihm:

„Jetzt kühn geſprochen und ohne Umſchweife; Ihr dürft nur drei Fragen ſtellen.“

Mit zitternder und gebrochener Stimme fragte der ſonſt ſo ſtolze Graf:

„Lebt mein Sohn noch?

„Er iſt todt!“ antwortete eine leiſe Stimme, die keinem Sterblichen anzugehören ſchien, und doch bis in's Innerſte der Seele drang.

Der Graf ſchwieg; ſeine letzten Hoffnungen waren ihm genommen und er wandte ſich zum Weggehen, indem er tief ſeufzte, als der Magier ihn erinnerte, daß ihm noch zwei Fragen freiſtünden.

Mit etwas feſterer Stimme fragte er jetzt, wem der Schmuck gehört habe, den er Julien gegeben?

„Deine Frau trug dieſen Schmuck bis zu ihrem letzten Lebenstage.“

„Wie erkannte ihn Miollano? fragte der Graf mit ziemlicher Gleichgültigkeit.

Aber bei der Antwort auf dieſe Frage ſtieß der edle Italiener den ſchmerzhafteſten Schrei aus und ſtürzte ohnmächtig zu Boden.

Einige Stunden nach dieſer Scene hatten ſich in dem Palaſte Morentali die edelſten venetianiſchen Familien verſammelt, um die jungen Verlobten zur Kirche zu geleiten und der prieſterlichen Einſegnung beizuwohnen. Der Graf erſchien einer der Letzten, und ſogleich ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Als man in die Kirche trat, tönte Orgelklang empor und Weihrauchwolken verhüllten den Altar. Schon näherten ſich Caſtiglia und ſeine liebenswürdige Gefährtin dem Altar, und der Prieſter bereitete ſich, ſein heiliges Werk zu beginnen, als Morentali hervortrat und einen feſten Blick auf ihn richtete.

„Einen Augenblick, mein Vater, ich habe vorerſt noch ein Wort dieſen Kindern und meinen Freunden zu ſagen. Lorenzo und Julia, und Ihr Alle, die Ihr hier anweſend ſeyd, höret mich! Es iſt heute ein Monat, daß auf meinen Befehl ein Gondolier, Namens Miollano, von den Dienern des Rathes der Zehne ergriffen wurde. Er erſchien vor mir, und ich ließ ihm die Folter geden, weil er ſchuldig war, dieſes Juwel erkannt zu haben. Meine Tochter, haſt Du es jemals früher wohl geſehen?“

Gräfin Julia empfing das Kleinod aus den Händen ihres Vaters und zerfloß in Thränen. Der Graf fuhr fort:

„Du erkennſt es alſo! Nun wohlan, meine Freunde, ſo muß ich Euch ſagen, daß dieſe Steine ſonſt meiner Gattin gehörten, und daß ich ſie einem hübſchen Mädchen in dieſer Stadt gab, der ich ſie ſpäter wieder wegnahm. Miollano hatte ſie geſehen, als jene ſie noch beſaß; weil er jedoch, als er vor mir ſtand, nicht ſagen konnte, warum er ſich erinnere, dieſes Kleinod zu kennen, ſo habe ich ihm die Glieder auf der Folter zerbrechen laſſen, und ihn dann in dem glühenden Gewölbe dem Flammentode geopfert.“

Man kann leicht denken, welchen Eindruck dieſe furchtbare Geſchichte, in dem kalten, faſt ironiſchen Tone erzählt, auf die Verſammlung hervorbrachte.

„Es ſcheint mir,“ rief Lorenzo, „daß es ſich beſſer ſchickte, dieſe Geſchichte in den geheimen Archiven des Rathes zu vergraben, als ſie hier vor meiner Braut und dieſen Gäſten zu verkünden.“

„Warum nicht, Graf von Caſtiglia? War doch der Delinquent mein Sohn und ihr Bruder!“

Ein wildes Gelächter begleitete dieſe Worte, und der Graf Morentali richtete ein Piſtol auf ſeine Stirn, daß ſein Gehirn weit umherſpritzte, während Julia ſterbend in Caſtiglia's Arme ſank.

Moſaik.

Der Koſak.

Erinnerung aus den Kriegsjahren.

Im Jahr 1815 brachte ich einige Tage bei Frau von Bremont, einer alten Freundin meines Hauſes, zu. Die Geiſter, welche die politiſche Ungewißheit erſchöpft hatte, waren jedoch noch nicht beruhigt, und Begebenheiten, welche die Einen zur Freude aufreizten, zerriſſen den Andern das Herz. Um all dieſem Getreibe zu entgehen, war ich zu meiner Freundin auf's Land geflohen. „Sie kommen eben recht," ſagte ſie zu mir, „die Melancholie fängt an, unſerer Stimmung ſich zu bemeiſtern. Wir haben hier einen ntereſſanten Gaſt, einen jungen Fremden; er iſt krank; ich will ihn Ihnen zeigen. Sie werden es leicht fühlen, welchen Antheil wir an dem Unglücklichen nehmen; kaum, daß er ſich zur vollen Tafel ſetzte, und ſchon wird der Becher des Genuſſes ſeinen Lippen entzogen. Ich pflegte ihn um dieſe Stunde zu beſuchen. Folgen Sie mir, liebe Adele.“

Ich ſtieg mit ihr in das Erdgeſchoß hinunter. Der Kranke befand ſich in einem kleinen Salon, deſſen Fenſter nach einem mit tauſend Blumen geſchmückten Raſenplatz gingen. Ein Ruhebett ſtand neben dem Fenſter; ein Vorhang war nur halb geſchloſſen und ließ einen Lichtſtrahl auf den blonden Kopf des jungen Menſchen fallen, der ihn wie einen Heiligenſchein umgab. Dieſe bleiche Stirne, dieſe dunkelblauen Augen, dieſes melancholiſche Lächeln, das um die entfärbten Lippen ſchwebte, Alles gab dieſem noch ſo anmuthigen Geſichte einen faſt himmliſchen Ausdruck. Zu Füßen des Betts kauerte, gleich einem aſiatiſchen Sklaven, ein menſchenartiges Weſen, in fremder Tracht, den Kopf in beide Hände geſtützt, und — wie es ſchien — in eine tiefe und traurige

trachtung verſunken. Unſere Ankunft vermochte
nicht zu ſtören, aber bei dem leichteſten An-
l von Huſten erhob es raſch den Kopf und
rf einen ſchnellen und ängſtlichen Blick auf
n armen Kranken. Die wilde Phyſiognomie
ſes Menſchen bot eine Miſchung von Zunei-
ng und Härte, die nichts zu beſchreiben im
ande iſt; dieſe beiden entgegengeſetzten Eigen-
aften verſchmolzen in einem Augenblick, und
liehen dieſer ſtummen Scene einen eigenen
arakter, den der Pinſel eines Künſtlers wie-
geben müßte, da eine Schilderung durch Worte
mer unter der Wirklichkeit zurückbleiben würde.
h wollte anfänglich als kalter Beobachter die-
Bild auffaſſen, aber bald war ich unwillkür-
h mit ganzer Seele dabei, und als ich den
alon verließ, um dem Arzte Platz zu machen,
hlte ich mich eben ſo traurig und bekümmert,
s Frau von Bremont.

Wenige Augenblicke ſpäter kam der Arzt zu
s: „Nun, was für Neuigkeiten bringen Sie
s?“ rief ihm meine Freundin zu. „Geht es
vas beſſer?“

„Nicht im Geringſten. In wenig Tagen wird Ihr Gaſt dieſe Welt mit einer ruhigeren Wohnung vertauſcht haben. Seine arme Mutter! Man hat es ihr nach St. Petersburg geſchrieben; aber es iſt nicht möglich, daß ſie zur rechten Zeit hier eintreffe, um ihren geliebten Sohn noch an's Herz drücken zu können. Die wackere Frau von Krüdener wird viel leiden! Alle ruſſiſchen Offiziere, die ihren Sohn kennen, erzeigen ihm viel Liebes, und Marcow, ſein Koſak, verläßt ihn nicht; nichts aber iſt im Stande, ihm neue Lebenskraft zu geben; jeder neue Morgen findet weniger davon in ihm vor.

„Wir ſind recht unglücklich geweſen," rief Frau von Bremont aus, „daß wir ihn bei uns aufgenommen haben; das bricht uns das Herz!"

„Tröſten Sie ſich," erwiederte der Doktor, „mit dem Gedanken, daß er in ſchlimme Hände hätte fallen können; Andere würden in dem liebenswürdigen Jüngling, der ſo ſchnell ſeinem Grabe zueilt, nur den Ruſſen, den Feind, erblickt haben."

„So iſt es uns eben anfänglich auch gegangen, aber bald machte dieſer Eindruck dem lebhafteſten Mitleide Platz. Unſere National-Antipathie iſt vollkommen überwunden, und wir beweinen unſern Gaſt, wie einen Freund.“

Frau von Bremont hatte wirklich Thränen im Auge. Der Arzt ging fort, um am andern Morgen wieder zu kommen. Nach ihm kamen einige ruſſiſche Offiziere, um ſich zu dem jungen Baron von Krüdener zu begeben. Frau von Bremont glaubte, daß dieſer Beſuch, der ihr zu lang währte, den Kranken zu ſehr ermüden könne, und wollte eben ſelbſt hineilen, um ſie zu bitten, ihn ruhen zu laſſen, als man ihr ſagte, daß ein Offizier, in einen Mantel gehüllt, ſie zu ſprechen verlange. Sie ließ ihn zu ſich bitten, und war hoch erfreut, in ihm ihren Bruder, den Oberſten von Preſſan, zu erkennen. Er war bis zu dem letzten Augenblicke treu dem Kaiſer geblieben, und kam von der Armee der Loire, deren Schickſal noch nicht entſchieden war. Nach den erſten Ausbrüchen des Wiederſehens fragte er ſie, ob ſie ihm für den Augenblick eine ſichere Zuflucht bieten könne?

„Du kommſt meinen Wünſchen entgegen, lieder Bruder; doch halte Dich für einige Tage noch etwas zurückgezogen. Du ſollſt auf Deinem Zimmer eſſen, und ich glaube, daß dieſe Vorſicht genügen wird. Man ſpricht von einer Amneſtie der Loire-Armee, und dann wird Jeder zu den Seinigen zurückkehren können.“

„Welche Großmuth,“ erwiederte Herr von Preſſan mit Bitterkeit; „alſo glaubſt Du wirklich, daß man die Gnade ſo weit treiben wird, um uns zu verzeihen, daß wir unſer Vaterland vertheidigt haben? Ich habe hingegen von großen Politikern vernommen, daß die Gewalt nicht eher ruhig ſeyn kann, bis ſie uns ohne Proceß hat erſchießen laſſen.“

„Mein Freund, Du biſt durch Dein Mißgeſchick übellaunig; werde vorerſt ruhig. In Kurzem wird auch dieſer Sturm vorübergegangen ſeyn, und wir werden beſſere Tage ſehen.“

„Ich zähle nicht darauf, allein ich will Dich nicht mit meinen finſtern Ausſichten betrüben, Schweſter. Laß mich nach dem Zimmer führen, das Du für mich beſtimmt haſt.“

„Immer derſelbe,“ murmelte ſie und that ihm ſeinen Willen.

Wenige Tage ſpäter trat der Oberſt eines Morgens zu ſeiner Schweſter in's Zimmer, als ich eben bei ihr war. „Sage mir, Caroline, wer iſt der bleiche, hagere Menſch, dem ich ſo eben unter den Akazien begegnet bin? Mein Hund, Trilby, ſprang auf ihn zu, und der arme Sterbende ſtreichelte ihn. Als ich mich ihm näherte, bemerkte ich eine bizarre Geſtalt, theils Menſch, theils Affe und Bär, die ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung von jenem eleganten Geſpenſte hielt. Gott verzeih' mir! Es ſchien mir, wie ein lächelnder Engel, der noch einmal zur Erde hinabblickt, eh' er ſie auf immer verläßt. Was mich am meiſten überraſchte, war der rührende Blick, den jenes ſeltſame Ungeheuer auf den ſchönen ſterbenden Sylphen richtete: dieſer Blick gehörte entweder dem Teufel oder einem Koſaken.“

„Das Letztere,“ erwiderte Frau von Bremont. „Armer Marcow! Er wird ſich nicht tröſten können über den Verluſt ſeines Herrn.“

„Und wie heißt ſein Herr?“

„Georg von Krüdener.“

„Krüdener? Das iſt ein preußiſcher, öſtreichiſcher oder ruſſiſcher Name.“

„Das Letztere, mein Bruder.“

„Und wie trifft es ſich,“ erwiderte der Oberſt ſehr gereizt, „daß ich bei Dir einen dieſer gehaßten Fremden, wie ein Kind im Hauſe finde?“

„Es iſt ein Sterbender,“ ſagte Frau von Bremont mit leiſer Stimme, „und für mich hat er kein Vaterland mehr.“

„Und wer brachte ihn zu Dir?“

„Der Zufall; man ſuchte eine reine Luft für ſeine kranke Lunge und ſo wurde er hier einquartirt. Ich hätte ſchlimmer, aber nicht trauriger wegkommen können; denn ungeachtet unſerer Sorgfalt ſtirbt er von Tag zu Tag hin und verurſacht uns vielen Kummer.“

„Hat er keinen Verwandten, der ſich ſeiner annimmt?“

„Leider nicht. Die Offiziere ſeines Corps beſuchen ihn täglich. Seine unglückliche Mutter iſt fern.“

„Kennſt Du ſie?“

„Nein, aber Marcow hat mir ſeine Geſchichte erzählt. Baron Krüdener, der Vater, commandirte ein Regiment und beſtimmte ſeinen Sohn auch zum Dienſt. Der junge Menſch, den ein zu ſchnelles Wachſen zu ſehr geſchwächt hatte, war außer Stande, die Beſchwerden des Krieges zu ertragen. Seine Mutter flehte, ihn ihr zu laſſen, aber der Vater blieb unerbittlich, und der Sohn mußte mit dem Heere ziehen. Anfänglich erregte das ungewohnte Leben den jungen Menſchen ſo ſehr, daß er ſeine Erſchöpfung nicht wahrnahm. Bald ſollten jedoch die Beſorgniſſe der Mutter wahr werden; der Vater blieb im Gefecht, und der Sohn muß nun ohne Wunde hier in unſerem Lande ſterben. Noch nicht ſiebzehn Jahre alt, wird er von einem Leiden verzehrt, das allen Bemühungen der Kunſt ſpottet. Iſt er nicht genug zu beklagen, und ſoll man ihm die Theilnahme, auf die er ſo große Rechte hat, auch noch entziehen?“

„Er iſt ſehr glücklich, ſie Dir einflößen zu können.“

„Du biſt nicht gerecht, Bruder, und ich bin gewiß, daß Dein Herz Deinen Worten widerſpricht.“

„Wohl kann ich das Gegentheil nicht behaupten.“

„Nun, ſo komm mit mir, wir wollen Georg beſuchen. Adele, folgen Sie uns.“

Wir gingen alle Drei nach den Akazien, wo Marcow ſeinen geliebten Kranken hingetragen hatte. Er lächelte uns entgegen. Ich werde nie dieſen fremden Gaſt vergeſſen, deſſen zerbrechliches Fahrzeug ſchon das andere Ufer berührte; dieſes reizende Geſicht, auf welchem, trotz der Schatten des Todes, noch einige fliehende Freuden der Jugend ſpielten. Ein Schein von Hoffnung belebte noch ſeine großen Augen, aus denen von Zeit zu Zeit lange Blicke voll Zärtlichkeit ſchoßen, die alles Lebende um Liebe flehten. Wir wußten es Alle, daß nur noch wenige Sonnen für ihn aufgehen würden, und unſere traurigen und niedergeſchlagenen Blicke waren eine trübe Antwort auf die Fragen der ſeinigen. Herr von Preſſan ſagte mir in's Ohr: „Um des Himmels willen! machen Sie, daß wir fortkommen; ich erſticke bei dieſem unglücklichen Kinde.“ Er ging, und wir folgten ihm, indem wir den Abſchied erwiderten, den Georg uns zuwinkte.

Während kurzer Zeit veränderte ſich nichts in dem Zuſtande der Bewohner des Schloſſes; nur Herr von Preſſan gewöhnte ſich daran, täglich Georg und ſeinen Koſaken zu ſehen, und bemitleidete mehr und mehr den Zuſtand des jungen Barons. Das Fenſter meines Zimmers ging nach den Akazien. Ich ſaß des Morgens hinter dem Vorhange, und beobachtete Marcow, der wie gewöhnlich am Ende der Bank ſaß, die mit Kiſſen und Polſtern belegt war, worauf ſein geliebter Kranke ruhte. Der Koſak richtete auf Georg einen unruhigen und ſcharfen Blick, ähnlich dem treuen Hunde, der in der Phyſiognomie ſeines Herrn den Ausdruck irgend eines Wunſches zu entdecken ſucht. Plötzlich fuhr ein klagender Schrei aus ſeiner Bruſt; der Oberſt war bald bei ihm.

„Was iſt, Marcow?“

„Ach, Goſſudar!*) mein Herr ſtirbt! wir wollen ihn geſchwind auf das Schloß tragen.“

Und ohne auf andere Hülfe zu warten, gehorchte der franzöſiſche Oberſt der Stimme des ruſſiſchen Soldaten, deſſen Uniform ſein franzöſiſches Herz und Auge früher ſo beleidigt hatte. Unnützer Eifer! Georg hatte keine Hülfe mehr nöthig. — Das Schloß wurde jetzt ſehr traurig; die Pflege dieſes jungen Menſchen hatte Alle beſchäftigt, und trotz der bekannten Gefahr hegte Jeder noch einige Hoffnung. — Wer könnte jedoch die herzzerreißenden Klagen wieder geben, welche Marcow's ſtummem Schmerze folgten.

Der ruſſiſche General befahl, daß das Begräbniß nach dem Gebrauche des Vaterlandes des Barons vorgenommen würde. Nach zwei Tagen wurde der Sarg gebracht — doch, wie kann ich dieß einen Sarg nennen! es ſah eher einer Hochzeits-Corbeille ähnlich, mit Roſa- und weißem Atlas austapeziert. Man legte den Leichnam hinein; ſie hatten ihm ſeine Staats-Uniform an gezogen, bloß Kopf und Hände blieben unbekleidet. Man umgab dieſes elegante Lager mit Blumenkränzen und ſetzte es dann in einen bleiernen Sarg. Die Offiziere des Generalſtabes erſchienen mit einem Flor am Arm, um Abſchied von ihrem jungen Kameraden zu nehmen, und als Zeichen ihrer Zuneigung drückten ſie einen Kuß auf ſein Unterlieutenants-Epaulett.

---

*) Goſſudar auf deutſch: Herr.

Während dieſer Ceremonie ſtand Marcow unbeweglich zu den Füßen des Sarges; ſein zur Erde gekehrter Blick drückte nicht mehr jene rührende Unruhe aus, welche ſonſt ſeine Treue und Anhänglichkeit offenbarte. Alle Hoffnung hatte ihn verlaſſen, nur der Schmerz war ihm geblieben; er ſollte lang und unheilbar ſeyn. Nach wenigen Minuten eines ſtillen Gebetes hörte man das gedämpfte Wirbeln der Trommeln, und das Gefolge mit zur Erde gekehrten Waffen ſetzte ſich nach dem Kirchhof in Bewegung.

Frau von Bremont und ich weinten, wir armen Geſchöpfe, die wir ſo leicht die Eindrücke des Unglücks aufnehmen. Zu unſerer großen

Verwunderung weinte Herr von Preſſan, wie wir; andern Tages kam er nicht zum Frühſtück, obgleich dieß die einzige Mahlzeit war, die er mit uns in Geſellſchaft zu nehmen pflegte. Erſt um zwei Uhr ſahen wir ihn wieder.

„Du ſiehſt traurig aus, mein Bruder,“ ſagte Frau von Bremont, „was haſt Du; Du machſt mich unruhig.“

„Ich habe ſo eben,“ erwiderte er, „eine fromme Pflicht erfüllt; ich wollte nicht, daß Georg zu ſeinem Schöpfer käme, ohne den Abſchied eines alten franzöſiſchen Soldaten mitzubringen. Ich komme von dem Kirchhof, wo ſie unſern armen Freund noch nicht in die Grube geſenkt haben. Sein Sarg bleibt geöffnet, und man hat ein leichtes Dach darüber gebaut; er liegt in dem Atlas zwiſchen den Blumen, wie eine junge Braut, oder vielmehr wie ein Reiſender, der vom Wege ermüdet, auf einem Blumenlager einſchlief, träumend von den Stunden der Freude und der Liebe, welche ihm die Zukunft verſprach. Du hatteſt wohl recht, meine Schweſter; ſeine Mutter muß ſehr unglücklich ſeyn, allen Troſt des Lebens, alle

Hoffnung des Alters ſo in die Grube geſenkt zu ſehen!“

Indem er dieſe Worte ſprach, bedeckte er ſein Geſicht mit der Hand, und als er ſie wegzog, waren ſeine Augen roth von Thränen. — Auch wir ließen unſere Thränen reichlich fließen.

Einige Wochen ſpäter, am Tage des heiligen Franciscus, feierten wir den Namenstag des Herrn vom Hauſe. Obgleich wir Alle noch ſehr traurig waren, bemühte ſich doch ein Jeder, heiter zu ſcheinen. Mitten in unſerm Feſte meldete man einen Fremden, der Frau von Bremont ſprechen wollte.

Wer kann es ſeyn? — Es iſt Marcow, ſagte der Diener. — Laßt ihn herauf kommen, rief Herr von Bremont lebhaft aus. Sie ſollen hier, meine Damen, eine Seltenheit von einem Koſaken bewundern; während der zwei Monate, welche er hier im Hauſe verlebte, hat er nie die Schranken der ſtrengſten Mäßigkeit überſchritten. Armer Marcow! Es war der Koſak unſeres ruſſiſchen Offiziers, des ſchönen Baron von Krüdener.

Alle Damen bezeigten ihren Wunſch, den Koſaken kennen zu lernen, und kurz darauf trat Marcow in den Saal. Ohne einen Blick auf die Geſellſchaft zu werfen, welche eine wohlwollende Neugierde an den Tag legte, kniete er vor Frau von Bremont nieder. Er legte ihr ein Pack der gröbſten Leinwand zu Füßen von der zweifelhafteſten Farbe, öffnete es ſtillſchweigend und ſprach dann feierlich nach einer Pauſe:

„Gute Madame! Ihnen gehört dieſes kleine Thier, das Sie immer wie Marcow lieben wird. Marcow geht fort; er wird Sie lieben aus der Ferne; und bei Ihnen er läßt den kleinen Hund. Wann Sie ſehen ihn munter und luſtig, er Ihnen ſagen: ſo war Marcow, als er gehofft zu leben, bei guten Herrn Georg; und Marcow wird nicht mehr ſeyn munter und zufrieden, als wenn er denkt an gute Madame, die mit ihm beweint hat armen Herrn Georg.“

Hier endete die Rede des Koſaken. Das Uebrige verlor ſich in Schluchzen, das er nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Mehre der Zuhörer folgten ſeinem Beiſpiele, und ich glaube wohl, daß Frau von Bremont es bereute, ihnen dieſe erſchütternde Scene vorgeführt zu haben.

Marcow eilte fort. Man wollte ihn bis zum andern Morgen im Schloſſe zurückhalten, allein vergebens; er antwortete auf alle Einladungen: „Das Regiment! Das Regiment!“

Sein Armee-Corps kehrte nach Rußland zurück. Eben ſo vergebens war es, ihm Geld anzubieten: „Nein,“ erwiderte er, „ich ſchenken den kleinen Hund, und nicht verkaufen. Marcow ſeyn arm; er haben hieher gebracht Alles, was er beſitzt; aber nur mit fortnehmen wollen das Andenken des Guten, was er empfangen hat.“

Wenige Stunden einer Nacht.

1.

Die Sonne war verſchwunden; einige Sterne glänzten hernieder aus Wolken, die einen dunkeln Himmel trübten; das Meer war ruhig; leiſe Winde bewegten es ſanft, und die Wellen ſchlugen dumpf und einförmig an das ſteile, unfruchtbare und wilde Geſtade der Halbinſel von Quiberon. Unweit davon, dem pittoreskeſten Punkte der Nieder-Bretagne, zeigte ſich den Blicken zur Seite eines Forts, das auf der Höhe lag, eine einſame Wohnung, in ewigem Stillſchweigen begraben. Dieß war ein Schloß, das man in der Ferne kaum entdeckt haben würde. Hier lebte irgend ein ausgezeichneter Mann, der die Wiſſenſchaften und die Einſamkeit liebte, oder irgend ein alter Edelmann, der ſich von dem Hofe Ludwigs XVI. zurückgezogen hatte; denn unſere Geſchichte trug ſich im Jahr 1785 zu.

Dieſen Abend zogen zwei Männer auf braunen Pferden an dem dicken Gebüſche vorüber, welche wahrſcheinlich aus der eben beſchriebenen Wohnung waren. Sie befanden ſich bald in einem ebenen, freien Wege, hielten plötzlich vorſichtig und geräuſchlos, und ließen ihre Blicke ſorglich umherſchweifen, als wollten ſie die Nacht durchforſchen, die ſie umgab. Man muß glauben, daß ſie nichts entdeckten, und daß ſie zu dieſer Stunde allein zu ſeyn wünſchten, denn der Eine ſprach zu dem Andern:

„Alles geht gut; vorwärts!“

Und beide Pferde rannten nun ſchnell auf dem Graſe dahin, das ihre Schritte unhörbar machte. Die Reiter waren ſeltſam gekleidet; ſie trugen blaue Bauerkittel ohne Gürtel; jener, welcher geſprochen hatte, hatte dazu zierliche Stiefel und ein Beinkleid von ſchwarzer Seide an. Die Haare waren nicht nach der damaligen Sitte gepudert, ſondern blond, und einige Locken flatterten losgegangen im Winde unter einem breitkrämpigen Hut von grauem Filz. Das jugendliche, bleiche Geſicht erhielt von blauen, glänzenden Augen einen tief lebhaften Ausdruck; aber dieſer Lebhaftigkeit miſchte ſich ein Schatten von Schmerz und Entſetzen bei.

Der Andere, jünger als dieſer, ſchien ungefähr fünf und zwanzig Jahre alt zu ſeyn; er war faſt auf dieſelbe Art gekleidet, jedoch von brauner galligter Geſichtsfarbe, den Ausdruck von Härte in allen Zügen. Es zeigte ſich in dem ganzen Weſen Beider, daß ſie nicht zu der niedrigen Klaſſe der Geſellſchaft gehörten, und in ihrem Benehmen ſprach ſich zu viel Vorſicht und Klugheit aus, als daß ſie nicht ein Vorhaben beabſichtigen ſollten, deſſen Folgen Beſorgniſſe erregen könnten. — Nach drei oder vier Minuten nahm der Erſte wieder das Wort:

„Und wenn der Marquis von Clunay uns begegnete? Du weißt, daß er das Schloß eine Viertelſtunde vor uns verließ.“

„Biſt Du närriſch, Arthur? Wann hatte Dein ormund ſich wohl jemals das Vergnügen ge- acht, Deine Schritte zu belauern?"

Er ſprach nicht weiter, das Wort erſtickte auf inen Lippen; er hielt den Zügel ſeines Pferdes n, und gab ſeinem Freunde ein Zeichen, daſſelbe thun.

„Anſelm," murmelte er leiſe.

Und mit der Hand zeigte er auf etwas Schwar- es, das ſich nur wenige Schritte von ihnen an inem Kreuzwege fortbewegte. Es war ein Mann, en auch Arthur erkannt haben mußte, denn er chien zu fürchten, ihm zu begegnen. Als er ſich m Schatten verloren hatte, ſprach Anſelm lachend:

„Zum Henker! das war Dein ehrenwerther ormund."

„Und weißt Du, daß er unſern Weg genommen hat?"

„So müſſen wir einen andern ſuchen; wir urchſchneiden die Ebene in gerader Linie, und n weniger als fünf Minuten werden wir dort eyn."

Arthur antwortete nichts, aber ſein Pferd ſetzte über die Wieſe, ſeinem Freunde nach, und beide junge Leute ſetzten ihr Geſpräch, trotz der Eile ihres Rittes, fort.

„Wo geht der Marquis hin?“ fragte Anſelm.

„Das iſt mir gleich, ich werde ihn nicht mehr wiederſehen! Meine Zukunft trennt mich von ihm. Ich entferne mich von ſeiner Wohnung, um nie wieder dahin zurück zu kehren. Allein werde ich meine Louiſe beſitzen; wir fliehen, und morgen ſind wir nicht mehr in der Niederbretagne; in acht Tagen werden wir Frankreichs Süden erreicht haben, und in drei Wochen werden wir nicht mehr in Frankreich ſeyn.“

„Um nie wieder dahin zurück zu kehren.“

Jetzt entſtand eine augenblickliche Pauſe. Die Pferde ließen vom ſcharfen Trabe nach, und Anſelm knüpfte die Unterhaltung wieder an.

„Du liebſt ſie wohl recht ſehr?“

„Wer ſollte ſie nicht lieben?“ erwiderte Arthur mit tief bewegter Stimme. „Iſt ſie nicht ſchön, arm, treu, die ſittſame Tochter eines Fiſchers, die nur noch eine Mutter hat, deren Vater im

Sturm umkam, deren Hoffnung und Glück nur n meiner Liebe ruht?“

„Aber dieſe Liebe wird von der Welt verdammt.“

„Die Welt! Ich kümmere mich nicht um ihren Ausſpruch, denke ſtets daran, daß ich ihr entfliehe, und daß ich mich in einer Wüſte verbergen will.“

Hier brach die Unterredung ab. Sie waren bei einer elenden Hütte angelangt, die unter Gebüſchen verſteckt lag. Arthur ſtieg ab und ſagte zu ſeinem Freunde:

„Führe die Pferde hinter das Haus, dort ſollſt Du auf mich warten. Ich komme nicht allein; denn ſie verſprach mir, zu folgen.“

Anſelm ging ſtillſchweigend ſeitab.

Arthur ſtieß leiſe die Thür der Hütte auf, und befand ſich in einem Zimmer, das von einer Lampe mäßig erhellt war. Auf einem Stuhl, neben einem ärmlichen Bette, ſchlummerte eine Frau, deren gefurchtes Geſicht Schmerzen und Kummer verrieth; neben ihr ſtand nachdenklich ein junges Mädchen, das jetzt plötzlich den Kopf erhob, denn eine Stimme flüſterte:

„Louiſe!“

„Arthur, ich wartete auf Dich!“ rief ſie, ihm freudig entgegen eilend und mit beiden Armen ſeinen Nacken umſchlingend.

2.

Der Graf von Rainſy war nur zwanzig Jahre
in dem Augenblicke, wo dieſe Begebenheit ſich
rug; es war drei Jahre vor dem Zeitpunkte,
ß er in die glänzende große Welt geſchleudert,
den Kreis aller ihrer Reizungen trat, welche
e Schrite eines jungen Menſchen bei ſeinem
ſten Erſcheinen in der Geſellſchaft nach allen
eiten hin beengen. Dem Scheine nach ſchwach,
er mit einer ſtarken und reinen Seele begabt,
erließ er ſich dem Hange zur Melancholie, die
och nur in einem erſten und unbeſtimmten
efühl der Liebe ihre Quelle hatte; ein immer-
ährendes Hinneigen ſeines Herzens zu einem
dern Herzen verzehrte ſein Daſeyn, und wuchs
en Tag zu Tag ſo ſehr, daß dadurch der Marquis
on Clunay, ſein einziger und wahrer Freund
af der Welt, beunruhigt wurde. Arthur war

ein Waiſe, ohne Familie, und hatte in ihm nicht nur einen Vormund, ſondern einen Vater gefunden. Der Marquis war ſtolz ohne Gränzen, ſtreng bis zur Unmäßigkeit; die einzigen Fehler, die man ihm vorwerfen konnte. Sein Mündel war zu jung und zu exaltirt, um ihn zu verſtehen, und empörte ſich daher gegen eine Vormundſchaft, welche ihm drückend und ungerecht ſchien; deßhalb war ihm ſeine ganze Umgebung trüb, langweilig, farblos; er hatte alle ſeine Illuſionen mit ſich in die Welt genommen, und mußte einige ſcheitern ſehen an Hinderniſſen, die ſo gewöhnlich im Leben ſind, die ihm aber wie ein verhängnißvolles Geſchick erſchienen. In dieſer moraliſchen Stimmung verließ er die Welt mit Verachtung, und ſchwur, ſein Leben fortan ungekannt in Ruhe hinzubringen. Er floh daher in ſein altes väterliches Schloß auf der Halbinſel von Quiberon. Dorthin folgte ihm nur einer ſeiner Freunde, Namens Anſelm, ein junger Menſch, von dem wir hier nichts mehr ſagen wollen, als daß ſeine unordentliche Lebensweiſe ihn aus den Salons der Hauptſtadt verbannt hatte. — Deßhalb zog ſich auch der Marquis von Clunay nach dieſem entfernten Beſitzthum zurück, um ſeinen Mündel nicht aus dem Geſichte zu verlieren.

Arthur ritt oft auf der Halbinſel ſpazieren. Eines Abends fand er auf dem Wege ein junges Mädchen, deſſen Schönheit ihn lebhaft ergriff; er fragte ſie um ihren Namen, den ſie ihm verbergen wollte. Er folgte ihr in ihre Wohnung, und erfuhr dort, daß ſie Louiſe heiße und die Tochter der Wittwe Mulſon ſey; ſie ſchien ihm krank und arm, und ſeine Börſe gleitete in die Hand dieſer Unglücklichen.

Er kam oft hieher, von der ſanften und reinen Schönheit des Mädchens angezogen; er liebte ſie, wie er bis dahin noch nicht geliebt hatte.

Noch blutete ſein Herz von allen Täuſchungen, die er in der Welt erfahren, und es beglückte ihn, ſeine Seele an dieſer ſtillen Leidenſchaft erheben zu können, die wachſen und gedeihen ſollte, wie jeder einzige, einſame Gedanke, der nur in ſich ſelbſt Nahrung findet.

Er verehrte Louiſe bis zur Verachtung der übrigen Welt, bis zum Vergeſſen ſeiner Pflicht, der Freundſchaft und Religion, um ſich ganz allein ihr hinzugeben; er ſchwur, daß ſie ſein Weib werden ſollte, und das demüthige Geſchöpf dankte ihm mit gefalteten Händen und betete zum Himmel. Er begriff jedoch, daß die Geſellſchaft, die er verfluchte, ihm nie dieſe Heirath vergeben würde, er wußte, daß der Marquis von Clunay ein unüberſteigliches Hinderniß ſey. Daher wollte er nach einer unbegrenzten Unabhängigkeit greifen; er entſchloß ſich, Frankreich zu verlaſſen. War die Wüſte mit ihr nicht eine Welt? Er wußte das einfache Mädchen ſo vertraut mit ſeinen Ideen zu machen, daß ſie begeiſtert einwilligte und ihm verſprach, dorthin zu gehen, wohin ſie Arthur führen würde.

3.

Als Arthur bemerkte, daß die Mutter des Mädchens ſchlief, ſagte er leiſe, indem er Louiſe in ſeine Arme preßte:

„Wir ſind frei, Louiſe! Wir haben nichts zu fürchten, denn wir ſind reich; in fünf Tagen erhalte ich in Paris eine Summe von 200,000 Franken, die man mir verſtrecken wird. Deiner Mutter ſende ich 50,000 davon; das wird ihr genug ſeyn, wie ich denke.“

Das Mädchen blieb in Arthur's Armen und wendete das Geſicht traurig ab, ſenkte ſeinen Kopf und ſchien nachzudenken.

„Mein einziger Freund, Anſelm,“ fuhr er fort, „wird uns begleiten; er erwartet uns, folge mir, Louiſe!“

Er wollte das arme Kind fortzerren, aber ſie leiſtete ihm einen ſanften Widerſtand, indem ſie einen Blick auf ihre ſchlafende Mutter warf.

„Nun, was haſt Du?“

„Es iſt ſo traurig, ſeine Mutter verlaſſen zu müſſen. Ach, mein Freund,“ fuhr ſie dann weinend fort, „laß uns hier bleiben; man hat mir geſagt, daß ich auf dem Punkte ſtehe, ein Verbrechen zu begehen.“

„Und wer ſagte das!“ rief Arthur mit unterdrücktem Zorn.

„Ein guter und mitleidiger Mann, der mich wie ein Vater behandelte; ein Mann, der uns beſucht, um uns Hilfe zu ſpenden. Ohne ihn würde meine Mutter ſchon vor Hunger geſtorben ſeyn.“

„Sein Name?“

„Ich darf ihn nicht nennen. Er hat es verboten, und ich muß ihm gehorchen.“

„Und mir kannſt Du ihn verbergen, mir? — Du liebſt mich alſo nicht mehr?“

„Mein Arthur,“ ſeufzte ſie, indem ſie ſich an ſeinen Hals hing, und ihm die Stirne küßte. „Ich ſollte Dich nicht lieben? Vergißt Du, daß das Meer nahe iſt, und daß ich mich ſchon hineingeſtürzt hätte, wenn Du nicht meine Seele erfüllteſt!“

„So ſagteſt Du mir geſtern, Louiſe, und ſchwurſt hoch und theuer, mir zu folgen. Komm!“

„Nein, laß mich, laß mich hier!“ ſchrie ſie, indem ſie Arthur zurückſtieß. „Ich kann meine Mutter nicht verlaſſen.“

„Es iſt ſpät, wir müſſen fort!“ rief der junge Menſch, indem er das laut ſchluchzende Mädchen aufheben wollte, das auf die Kniee geſtürzt war. — In dieſem Augenblicke erwachte die alte Frau wie aus einem ſchweren Traume.

„Seyd Ihr es, Herr,“ ſeufzte ſie, indem ſie Arthur erkannte .... „Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt; mir träumte, daß ich meine Louiſe, mein armes Kind, verloren hätte. Es hatte ſich ertränkt!“

Sie hielt inne, durch ein leiſes Geräuſch außerhalb der Hütte aufmerkſam gemacht. Die Thür wurde aufgeſtoßen, und ein Mann trat ein; es war der Marquis von Clana[illegible]. Arthur bebte und ließ den Kopf ſinken. Der Marquis ſtellte ſich vor ihn und maß ihn mit drohendem Blicke. Kein Wort entſchlüpfte ſeinen Lippen; er drückte Louiſens Hand und gab ihr ein Zeichen. Frau Mulſon und ihre Tochter gingen in ein anderes Zimmer. Arthur blickte auf und zitterte, denn er war allein mit dem Marquis: „Ich weiß Alles, junger Unbeſonnener,“ ſprach dieſer.

„Und wer konnte Sie ſo gut unterrichten, mein Herr?“ erwiderte Arthur mit bitterer Ironie.

Was geht das Dich an? Ich habe nur zwei Dinge Dir zu ſagen: das erſte, daß ich ſchon lange von Deiner Liebe Kenntniß habe; das zweite, daß ich von Dir verlange, nie mehr bei Louiſen zu erſcheinen.“

„Verlangen Sie nichts, ich werde nicht gehorchen.“

„Sie werden gehorchen, mein Herr Graf, oder ich laſſe Sie frei für immer.“

Der Marquis machte hier eine heftige Bewegung. Er zog eine Piſtole aus ſeinem Kleide hervor und richtete es nach ſeiner Bruſt.

„Sie wollen ſich für mich tödten,“ ſchrie der junge Menſch, indem er ihm in den Arm fiel. „Bin ich Ihnen denn ſo theuer?“

„Unbeſonnener! Hat man mir nicht Dein Leben anvertraut, und könnte ich es gleichgültig entehren ſehen? Nein, Arthur, das wird, das kann nicht ſeyn.“

„Aber ich liebe Louiſe, ich will ſie zu meiner Gattin machen.“

Höre mich an: ich will Dir mein Herz öffnen. Louiſe iſt ſchön und ſanft; iſt das aber wohl genug? Wird man Deine Frau nicht verachten, weil ſie von dunkler Herkunft iſt; Du wirſt ſie der Welt verbergen müſſen um jeden Preis.“

„Ich entſage der Welt; ich habe ihrer nicht nöthig.“

„Sie aber kann Deiner nöthig haben: Du willſt fliehen, Du ſuchſt ein Weib und die Einſamkeit einer Wüſte; o über den Egoismus eines jungen Menſchen! Und Deine Talente ſollen vergraben ſeyn? Will Gott, daß man allein lebe, nur ſich, und ſeiner Brüder vergeſſe? Es wäre Dir beſſer, wenn Dir der Tod Deine Geliebte raubte.“

„Ich bin überdrüſſig der Menſchen und will ſie fliehen!"

„Das werden wir ſehen."

Der Marquis ſchien dieſes Geſpräch nicht fortſetzen zu wollen und entfernte ſich von Arthur, um nach dem Zimmer zu gehen, wo Louiſe und ihre Mutter ſich befanden.

Arthur war allein. Die Sprache des Marquis hatte ihn gereizt. Nach einigen Minuten glaubte er draußen verworrene Stimmen zu hören und zu gleicher Zeit entſetzte ihn ein Piſtolenſchuß. Dann ward Alles ſtill; nur die Seitenthür wurde aufgeriſſen und Louiſens Mutter trat allein zu ihm.

„Sie wollten meine Tochter entführen?" ſchrie ſie drohend und weinend vor Wuth.

„Wo iſt ſie jetzt?" fragte der arme Arthur voll Schrecken.

„Jetzt iſt ſie in Sicherheit, Herr Graf."

Und der junge Menſch, der befürchtete, daß Louiſe das Opfer einer ſchrecklichen Kataſtrophe geworden war, ſtürzte verzweifelnd in das Nebenzimmer, aber er fand es leer: er rief nach Anſelm;

r lief hinaus. Sein Fuß ſtolperte über Etwas,
as am Boden lag; von Angſt getrieben, bückte
r ſich darnach; es war das Geſicht eines Men=
hen von Blut überſtrömt, ein Leichnam! Der
rmordete Anſelm! Ein Schrei des Entſetzens
ntfuhr ſeiner Bruſt; er ward wahnſinnig. Wer
atte dieſen Mord begangen? Wer hatte die
Pferde fortgeführt? Und Louiſe, war ſie wirklich
ntführt worden? Der Verdacht richtete ſich nach
em Marquis; er eilte dem Schloſſe zu, das er
aum vor einer Stunde erſt verlaſſen hatte.

Keuchend und elend erreichte er ſeine Wohnung.
Er dachte, daß, wenn der Marquis Louiſe bis
ieher geſchleppt haben würde, er auch jede Spur,
hren Aufenthalt zu erforſchen, vereiteln würde;
aher beſchloß er, mit Vorſicht zu handeln. In
em Hof des Schloſſes waren die Ställe. Hier
and er die beiden Pferde, die man ihm bei der
Hütte genommen hatte. Nun blieb es ihm nicht
nehr zweifelhaft, daß Louiſe hier ſey.

In dem Augenblick, da er eine Thür öffnen
vollte, vernahm er dahinter zwei deutliche Stim-
nen, und erkannte Louiſe und den Marquis von

Clunay; er zitterte vor Zorn und Entſetzen; er wollte zu ihnen hinein ſtürzen, als er aber bemerkte, daß die Thür verſchloſſen ſey, ſo blieb ihm nichts übrig, als zu horchen. Ungeduldig, die Projecte des Marquis zu erfahren, verlor er nicht ein Wort von der Unterredung.

„Ach,“ weinte das junge Mädchen, „was wird er von mir denken?“

„Was liegt daran!“ erwiderte ſtreng der Marquis. „Arthur iſt ein Thor, den ich heute von Dir entfernen mußte. Jetzt irrteſt Du ſchon mit ihm auf irgend einem einſamen Pfade, und weinteſt um Deine Mutter.“

„Und wenn ich denke, daß Sie um meinetwillen einen armen jungen Menſchen getödtet haben! Hätten Sie ſein Leben nicht erhalten können?“

„Und warſt Du nicht Zeuge des Kampfes? Wollte er Dich nicht meinen Armen entreißen? Zuckte er nicht einen Dolch auf mich, ich hatte nichts als ein Piſtol, mein Kind! Was hätte ich thun ſollen?“

Louiſe verbarg ihr Geſicht in ihre Hände und weinte.

„Bald wirſt Du nach meinen Gütern in der Normandie gebracht werden; Deine Mutter ſoll Dich begleiten, und wenn ich Dich einſtweilen hier verbarg, ſo geſchah es, um Arthur von Dir entfernt zu halten.“

Nach dieſen Worten verließ der Marquis das Mädchen, um die Befehle zur nahen Abreiſe zu geben. Louiſe, voll unterwürfiger Entſagung, gehorchte dem Willen des Marquis, in dem ſie nur den Beſchützer ihrer Mutter ſah. Ein Strom trüber Gedanken umfluthete ihre Seele. — Plötzlich hörte ſie ein leiſes Klopfen an der Tapetenthür und ihren Namen.

„Louiſe!“

„Arthur,“ rief das Mädchen aufſpringend.

„Oeffne!“

„Großer Gott, Arthur!“ ſchrie ſie verwirrt, und durchlief das Zimmer, als wenn ſie fliehen wollte.

„Oeffne!“

Louiſe antwortete nicht; ſie war faſt nicht mehr bei Sinnen.

„Oeffne mir, oder ich tödte mich," fuhr der junge Menſch wüthend fort.

Louiſe ſprang zur Treppe, betäubt und zitternd vor Liebe und Angſt. Er trat ein, bleich, aufgelöst, mit glühenden Blicken; ſo ſtand er ihr gegenüber.

„Louiſe, armes Kind!"

Sie warf ſich halbtodt in ſeine Arme.

„Warum kommſt Du?" fragte ſie. „Willſt Du uns verderben!"

„Ich hätte mich getödtet, hätte ich Dich nicht ſehen dürfen."

„O mein Arthur! Fliehe jetzt, da Du mich geſehen haſt," rief das Mädchen mit verſtelltem Lächeln. „Fliehe, denn ich habe geſchworen, Dich zu verlaſſen."

„Und ich," rief Arthur mit drohender Stimme, „ich habe geſchworen, Dich nie zu verlaſſen, und ich verlaſſe Dich auch nicht. Ich werde mit Gewalt Alles entfernen, was ſich meinem Willen entgegen ſtellen wird. Nur Du ſollſt mein Weib werden; die Hand, die es verſucht, unſer Band zu zerreißen, wird erkalten! Du mußt mir folgen!"

Er ergriff Louiſens Arm und zog ſie nach der Treppe.

„Erbarmen!“ wimmerte ſie. „Ich liebe Dich, denn der Gedanke, Dich zu verlaſſen, zerreißt mein Inneres. Ohne Dich werde ich nicht leben können! Und doch muß es ſeyn! Wenn ich Deine Frau werde, ſo raube ich Dir die Achtung der Welt, Du wirſt keine Ruhe, keine Freude genießen; es war ein Verbrechen, Deine Schwüre anzuhören. Fliehe, verlaß mich, denke nicht mehr an mich!“

„Louiſe!“

Arthur war auf's Höchſte gereizt. Noch einmal umfaßte er Louiſe, um ſie fortzuſchleppen. Da öffnete ſich eine Thür: Arthur ließ Louiſe los und wendete ſich dem Kommenden entgegen. Es war die dunkle, ernſte Geſtalt des Marquis.

„Arthur, fort von hier!“ donnerte er ihm entgegen.

Der junge Menſch wollte antworten; ſein Geſicht zeugte von ſeiner innern Empfindung; aber er erblickte außerhalb des Zimmers an einem Fenſter Louiſe mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte. Ein Schritt weiter und ſie ſtürzte in den Abgrund.

„Louiſe!“ rief Arthur, indem er zu ihr hinlief.

„Leben ohne Dich kann ich nicht,“ erwiderte ſie ſchluchzend.

Und wie Arthur ſchon die Hand nach ihr ausſtreckte, um ſie zu ergreifen, ſchwang ſie ſich zum Fenſter hinaus und fiel in die finſtere Nacht, wo ſie verſchwand, während ein verhallender Schrei gehört wurde. Auch Arthur antwortete mit einem Schrei, und wollte ihr folgen, aber eine Eiſenhand hielt ihn auf, und brachte ihn in das Zimmer zurück. Er warf ſich zitternd, vor Schmerz vernichtet, dem Marquis zu Füßen. „O mein Gott!“ war Alles, was er mit zum Himmel gewendeten Augen ſagen konnte.

„Unbeſonnener,“ ſprach der Marquis mit feſtem Ton, „jetzt ſollſt Du nicht das Leben verlaſſen, da Du erſt zu leben beginnen wirſt. Zwei Perſonen Deiner Neigung ſtanden Dir im Wege; ſie ſind todt! Darum muthig voran! Nichts hemmt mehr Deinen Schritt; Du ſollſt es wiſſen, junger Menſch, daß das Herz ſich ſtählen muß, wenn man lang und glänzend in der Welt leben will. Wer feſt nach ſeinem Ziele ſtrebt, muß über viele Gräber, — dieß iſt die elende Nothwendigkeit der Beſtimmung des Menſchen: morgen vielleicht ſiehſt Du dieſe Wahrheit ſelbſt ſchon ein!“

eſchichte eines April-Angeklagten.

1.

Im dritten Stocke eines ſchwarzen räucherigen
auſes der **rue Beaubourg** wohnte ſeit dem
ahre 1830 ein junger Maler, Adolph G…,
ſſen Vater Gardeoffizier geweſen war, der ſein
ben in den Julitagen verloren hatte. Er war
ſt zwanzig Jahre alt, und ein warmes, jugend-
hes Künſtlergemüth. Er malte fleißig, mit ge-
ſſenhafter Sorgfalt, und wenn er einen Hut-
acher oder Goldſchläger der **rue Beaubourg**
ſechs Tagen im Bilde vollendet hatte, ſo be-
m er ſechszig Franken dafür, womit er ſich und
ne alte Mutter, die durch langes Weinen blind

geworden war, ſo gut es gehen wollte, vor Mangel ſchützte. Die Liebe zu ſeiner Mutter erfüllte ihn ganz; und ſie liebte ihren fleißigen, frommen, ihr ſtill ergebenen Sohn nicht minder.

Im October 1833 trugen ſich für unſern Maler höchſt wichtige Dinge zu. Der Eigenthümer des Hauſes, worin er wohnte, der ein wohlhabender Kaufmann in einer viel ſchönern Straße war, und Adjunct des Maires in dem ſiebenten Arrondiſſement, überdieß noch Grenadierhauptmann der Nationalgarde ſeit der letzten Revolution, wurde zum Bataillonschef erhoben. Wie natürlich war es daher, daß er Luſt bekam, ſich in ſeinen neuen Epauletten gemalt zu ſehen. Wenn man einen Maler zum Miether hat, und überdieß die Zinszeit nahe iſt, ſo wählt man nicht lange, ſollte ich meinen, und ſo wurde denn Adolph erkoren, Herrn B... in der vollen Uniform, die eine Hand auf dem Hauptbuch, die andere am Säbel, in Oelfarben darzuſtellen. Er löſte die Aufgabe ſo warm, ſo martialiſch, ſo ähnlich dabei, daß die ganze Familie des würdigen Mannes darüber in Entzücken gerieth. Der gleichfalls enthuſiasmirte Bataillonschef taxirte die Arbeit auf hundert Franken, und ſo hoch belief ſich eben der Miethzins. Er trieb ſeine Großmuth ſogar ſo weit, ſelbſt die Koſten der Leinwand noch beſonders zu vergüten und den Farbenreiber zu bezahlen; nie noch hatte der Kopf eines Menſchen dem guten Adolph ſo viel eingetragen. Aber das war noch nicht Alles. Madame B..., der man die vierzig Jahre noch nicht anſehen konnte, fand gleichfalls Gefallen an dem kleinen Maler und ſeiner Kunſt. Sie erkundigte ſich nach ihm, und als ſie hörte, wie gut er mit ſeiner Mutter lebte, ſo beſtimmte ſie ihren Gemahl, ihm für ſechs Monate ſtatt für drei zu quittiren, jedoch unter der Bedingung, daß er auch ſie male. Der Kaufmann war es zufrieden; die Kunſt Adolphs hatte ihn ſo eingenommen, daß er mit Vergnügen ſein ganzes Haus mit Bildniſſen behängt haben würde, und wenn es ſelbſt nur die gemeinen Geſichter ſeiner Ladenburſchen geweſen wären. In ſeinen Augen war Adolph der erſte Maler der neuen Schule. Um dieſe Meinung vollkommen zu rechfertigen, gab er ſich aber auch mit dem

Portrait der Madame B... eine noch größere Mühe. Er fing die Skizze mehrmals von neuem an, er wechſelte mit der Leinwand, er war nie zufrieden. So brauchte er nicht weniger als dreißig Sitzungen, um mit dem koſtbaren Bilde fertig zu werden. Während ſo langer Zeit wird leicht eine Bekanntſchaft geſchloſſen. Das Vertrauen des jungen Menſchen, welches ein freundliches Entgegenkommen der Madame B... hervorzulocken verſtand, ergoß ſich in aufrichtigen Mittheilungen. Sie erfuhr ſeinen Lebenslauf, ſein ſtilles, beſcheidenes, kindlich frommes Walten, und ſchien gerührt davon. Er wußte das Alles ſo ſchön zu erzählen, ſo durchdrungen von Wärme und Poeſie! Aber er war nicht allein mit der Gattin des Kaufmanns. Auch die Tochter war zugegen.

Seine Staffelei ſtand neben dem Flügel des Mädchens, welche, während er malte, der Mutter ihre Lieblingsarien vorſang, um ihr Geſicht in anmuthigen Falten zu erhalten.

Bis jetzt hatte der zwanzigjährige Adolph nur ſeine Mutter geliebt. Sein junges Herz, das der Trieb zu lieben, zu ſchützen, zu tröſten, erfüllte, ſein Kopf voll Poeſie, ſeine Bruſt von Enthuſiasmus geſchwellt, Alles dies gehörte allein ſeiner Mutter, der armen blinden Frau, der verlaſſenen Wittwe, die ohne ihn in Elend und Verzweiflung umgekommen wäre. Und doch war ſie oft böſe, ſelbſt hart mit ihm! Kummer und Krankheit hatten die Unglückliche ungerecht gemacht. Die Tochter des Kaufmanns erſchütterte plötzlich dieſes Verhältniß. Jeden Tag hörte er das reizende, ſanfte Mädchen von ſechszehn Jahren ſchöne Lieder ſingen; ſie war von der reinſten Unſchuld und Keuſchheit umwoben, und wenn ſie geendet hatte, ſetzte ſie ſich zu ihm, um über ſeine Schulter auf das Bild zu blicken, woran er malte; wenn er dann ſeine Augen emporhob, und dem Blicke des Mädchens begegnete, der mit einem unſäglichen Ausdrucke von Zurückhaltung und Freude auf ihm ruhete, war das nicht genug, die Mutter darüber zu vergeſſen? Unſer Maler gab ſich getroſt dieſer zauberiſchen Verſuchung hin.

Inzwiſchen war das Bild beendigt; er mußte ſich davon trennen, und wie er nun dieſe Schwelle überſchritt, das ſah er wohl ein, verlor er ein Glück, das ihm zwar gefährlich zu werden drohte, aber nicht minder wünſchenswerth war. Er wollte das Ganze für einen ſchönen Traum halten, oder ſich überreden, daß er einen Roman geleſen habe. Adolph wünſchte durch nichts ſich dieſen Eindruck ſtören zu laſſen; als daher Madame B... ihm ihr Bild bezahlen wollte, ſo bat er ſie mit zitternder Stimme und gefalteten Händen: ihm kein Geld zu geben. „Meine Erinnerung iſt mein ſchönſter Lohn," ſprach er leiſe, mit geſenktem Haupte. Die gute Frau wurde bedeutend verlegen bei dieſen Worten, die ihr einen etwas zweideutigen Sinn zu verrathen ſchienen. Sie bat den jungen Menſchen ſich deutlicher zu erklären, und er that es endlich mit Offenheit, wenn ihm gleich bald kalt bald warm dabei wurde. Nach einer Stunde jedoch war Alles richtig. Beide konnte man nun lächelnd das Zimmer verlaſſen ſehen, wenn gleich in ihren Augen Thränen glänzten. Adolph hatte die Quittung über die Miethe für ſechs Monate in Händen und noch dazu ein Bankbillet, welches Madame B... ihm aufgedrungen hatte. Schon am andern Morgen erſchien die wackere Frau bei Adolphs Mutter, um über die Verhältniſſe und Ausſichten des jungen Künſtlers mit ihr zu ſprechen. Man kam darin überein, daß er ein Bild für die Ausſtellung malen müſſe, um ſich einen Ruf zu bilden. Nach dieſem Schritte, deſſen Gelingen die beiden Mütter als gewiß vorausſahen, wollte man die Verheirathung Adolphs mit der Tochter der Madame B... in Erwägung ziehen. Um dieſen ſchnellen Entſchluß der reichen Kaufmannsfrau zu erklären, darf nicht unerwähnt bleiben, daß Adolph geborner Freiherr war. Dieſer Titel war das einzige Gut, das der Offizier der königlichen Garde ſterbend ſeinem Sohn hinterlaſſen hatte.

2.

Sechs Monate ſpäter erblicken wir Adolph eines Morgens, nach einer ängſtlich durchwachten Nacht, bleich und verzweiflungsvoll am Bette ſeiner ſterbenden Mutter. Drei Nachbaren, treubewährte Freunde, waren ſchon am vorigen Abende zu einem berühmten Arzte gegangen, um ihn zur Kranken zu holen, aber weder Arzt noch Freunde ließen ſich ſehen. Denn dieſer Tag war ein Tag des Schreckens. Es war der 14. April 1834, der mit blutigen Lettern an den Häuſern der Straße Beaubourg und Transnonain angeſchrieben iſt. Seit zwölf Stunden war das ganze St. Martins-Viertel, jenes ungeheure Attelier voll fleißiger Bewohner, die weder Tag noch Nacht zu ruhen pflegen, ſtill und unbeweglich wie ein großes Leichenhaus. Die Circulation ſtockte überall. Wie im Juli 1830, oder im Juni 1832 hatte ſich die Straßenbevölkerung noch einmal erhoben. Während der Nacht vom Sonntag zum Montag, die oft ſo luſtig und heiter dahin ſchwindet, herrſchte überall eine ſchauervolle Stille, welche die Straßen mit dem Frieden der Gräber umſchleierte, und ſie noch finſtrer erſcheinen ließ, als dieß ſchon die zerbrochenen Laternen gethan hätten. Ein leiſes Wirbeln der Trommeln, ein fernes Waffengeklirr, ein geheimnißvolles, gemeſſenes Schreiten, wie das Marſchiren von Truppen, ſtörten hin und wieder die nächtliche Ruhe, gleich wie der Luftzug in den Zweigen der Cypreſſe die Ruhe des Kirchhofs ſtört, und dadurch nur das Grauſen erhöht, welches der Ort einflößt. — Endlich brach der Tag an; aber nicht ein Laden öffnete ſich; nicht ein Menſch zeigte ſich an den Fenſtern; man hätte glauben ſollen, daß alle dieſe Häuſer während der Nacht ausgeſtorben ſeyen. Adolphs Mutter ſchlief endlich, nach acht ſchmerzvollen Stunden, ein. Ein inneres Fieber rieb ſie auf; der unglückliche Sohn ſah den Tod an ihrem Bette, mit aufgehobenem Arm; keine Macht der Welt vermochte mehr dieſen Schlag abzuwenden. „O Mutter, Heilige, Engel!“ rief Adolph, indem er vor ihr kniete, „bleibe bei mir, entfliehe mir nicht!“ Und ſeine Thränen floſſen reichlich und erleichterten ſeine gepreßte Bruſt.

Die Kranke erwachte.

„Adolph,“ ſagte ſie, „wird der Doctor kommen?“

„Ja,“ erwiderte er, indem Thränen ſeine Sprache erſtickten. Mein Leben würde ich darum geben, wenn er käme, dachte er bei ſich. Und haſtig ſprang er auf und eilte in ſein Attelier, das auf die Straße Beaubourg ging, um zu ſehen, ob es noch Niemand wagen durfte, dieſe Straße zu paſſiren. Er öffnete ein Fenſter und erblickte Barricaden, hinter denen ſich Soldaten hielten, das Gewehr beim Fuß, ſtarr, unbeweglich. Er fluchte dem Bürgerkriege, der ihm den Vater ſchon geraubt hatte, und ihm jetzt auch die Mutter noch rauben ſollte. Da gewahrte er am Eingange der Straße eine Gruppe von drei Menſchen, welche die dort poſtirten Soldaten nicht vorbei laſſen wollten. Er erkannte zwei von den Freunden und den Arzt. Wie ſie ihn am Fenſter erblickten, riefen ſie ihm zu, damit er ſich ihrer annehme. Er — voll Freuden, ſie zu ſehen, legt ſich weit zum Fenſter heraus, ſchreit den Soldaten zu, und eilt dann zurück, um ſeiner Mutter die frohe Kunde zu bringen, daß der Doctor endlich eingetroffen ſey. Aber in ſeiner freudigen Haſt hat er nicht wahrgenommen, daß er einen ungeheuern Blumentopf vom Fenſter in die Straße hinabgeworfen hat, der mit großem Geräuſch auf dem Pflaſter zerbricht, und leicht hätte Unheil anrichten können. Tröſtend ſitzt er neben der Kranken und ſpricht zu ihr die Worte: „Geduld und Muth, meine liebe Mutter, der Arzt iſt da, und Du wirſt gerettet werden“ als eine fürchterliche Salve die Fenſter des Hauſes zertrümmert; Schuß auf Schuß folgt; ein teufliſches Lachen dazwiſchen, ein Geſchrei wie von Verdammten antwortet; die Hausthür fällt unter den Streichen der Sapeurs; dröhnende Schritte auf der Treppe und das Geſchrei: „vom dritten Stock wurden die Steine geworfen!“ werden jetzt vernommen. Schon ſind ſie da — ſie ſuchen einzudringen. „Es wird der Arzt ſeyn, öffne mein Sohn!“ ſagt die Kranke. Adolph geht mechaniſch hin, und legt die Hand auf den Drücker — da wird die Thür von außen geöffnet. Zwanzig Kolbenſtöße werfen ihn zu Boden; zwanzig Soldaten ſtürzen in das Krankenzimmer, auf das Todesbett der Blinden zu, und befehlen ihr, aufzuſtehen. Sie verſucht es und fällt zurück. Nun ſtellen ſich Zwei zu Häupten, Zwei zu Füßen des Betts, ergreifen das Betttuch, heben die Sterbende empor und wollen ſie auf die Erde wälzen; denn das Stroh muß unterſucht werden, es könnten Waffen darin verborgen ſeyn! Auf das Angſtgeſchrei ſeiner Mutter erlangt Adolph die Beſinnung wieder, er ſpringt auf, mitten unter die Soldaten, er wirft ſich auf die Knie, er fleht, weint, er küßt ihre vom Pulver geſchwärzten Hände. Man ſtößt ihn zurück, man ſchlägt ihn ſogar. Und nun, kaum vermag es die Feder niederzuſchreiben, entſpinnt ſich ein fürchterlicher Kampf zwiſchen zwanzig Soldaten und einem armen, ſchwachen Jüngling, von Gram und Nachtwachen erſchöpft, um eine ſchon todte Frau. Umſonſt umklammert der Sohn den Leichnam ſeiner Mutter, und vertheidigt ſich mit ſeinen Nägeln und Zähnen gegen zwanzig bewaffnete Ungeheuer; und der Befehlshaber ſah dieſen herzzerſchneidenden Jammer, und ſagte nicht: „Haltet ein!“ Nein, die Thür öffnete ſich nicht dem Sohne, der ſeine Mutter auf den Armen trug, und aus deſſen Körper das edle Blut aus hundert Wunden ſtrömte; die, welche die Thür zu bewachen hatten, ſtießen und ſchlugen auch nach ihm, und ſo mußte er ſich endlich in ſein Atelier zurückziehen, und jeden Verſuch, zu entfliehen, aufgeben. Als die Soldaten ſahen, daß er ein Maler ſey, riefen ſie lachend: Der wird auch kein Bild mehr machen! und in der That, ſie hatten ihm den rechten Arm zerbrochen. — Hierauf durchſuchten ſie Alles, zerſchlugen Alles, und ſtiegen dann eine Treppe höher, um ihre Unterſuchungen fortzuſetzen.

Am Abende dieſes Tages wurden die Todten nach der Morgue, die Verwundeten aber in's Gefängniß gebracht; und am andern Morgen las man: die Gewalt iſt dem Geſetze verblieben.

3.

Gegen die Mitte des Februar 1835, zehn Monate nach dieſen Begebenheiten, frühſtückte Herr B..., Adjunct des Maires im ſiebenten Arrondiſſement und Ritter der Ehrenlegion, mit ſeiner Familie, als man ihm meldete, daß ein junger Menſch, dem Anſehen nach ein Handwerker, ihn dringend zu ſprechen verlange. Er wollte ſich nicht nennen, fügte man hinzu; Herr B... befahl, den Unbekannten vorzulaſſen. Als er eintrat, entſetzten ſich aber Alle über das Ausſehen dieſes Menſchen, das den Ausdruck eines unaustilgbaren Grames zeigte. Auf ſeinem bleichen Geſichte, von langen, ſchwarzen Haaren eingeſchloſſen, hatte die furchtbare Hand des Schickſals die Spur eines langen Unglücks eingegraben. Aus ſeinen entſtellten Zügen leuchteten zwei Augen von außerordentlicher Schönheit. Er war ſchwarz gekleidet;

ſeine linke Hand hielt einen Hut, um den ein Trauerflor geſchlungen war; an ſeiner rechten Schulter hing ein leerer Aermel. Er grüßte tief und feierlich und näherte ſich einer jungen Frau, die neben Herrn B... ſaß. Mit einer Stimme voll Schmerz und Wehmuth, die alle Anweſenden heftig ergriff, fragte er ſie, ob ſie ihn wohl noch kenne. Die junge Frau erwiederte nichts; ſie ſchien in Gedanken verloren. Auf dem Geſichte des Fremden blitzte eine helle Röthe auf, die aber ſogleich wieder erloſch. Er wandte ſich hierauf zu einer ältern Frau, welche der jüngeren gegenüber ſaß, und ſagte: „Madame, ich bin Adolph G..., der dieſen Morgen aus dem Gefängniſſe entlaſſen wurde, und Sie bitten will, ihm... Hier war Herr B... aufgeſtanden, und ergriff Adolphs linke, einzige Hand. „Mein wackerer, junger Freund,“ ſprach er zu ihm, „ich wünſche von Herzen Glück. Ich habe geſtern bereits im Journal des Debats geleſen, daß man Ihnen nichts zur Laſt legen konnte, und fragen Sie nur meine Frau, wie ſehr ich mich darüber freute. O, ich hatte Sie niemals vergeſſen! wie konnte man Sie für verdächtig halten! Sie — ein Verſchwörer! ein Rebell! wie unerhört! Setzen Sie ſich mit uns zu Tiſche! Jean! Jean! ein Gedeck! Sie werden doch mit uns frühſtücken? Nicht wahr?" Dieſer Redefluß des ehrlichen Alten wurde durch keine Einladung der Andern unterbrochen, denn Adolph war für ſie eine Erſcheinung aus dem Grabe. Die beiden Frauen, welche einander gegenüberſaßen, blickten ſich mit innerem Grauen an. Der Freigeſprochene bemerkte es: „Ich danke, mein Herr," erwiederte er kalt, „meine Gegenwart würde hier nur unangenehm ſtören — nicht wahr Mademoiſelle? fügte er mit geſenkten Augen hinzu, indem eine Todtenbläſſe ſein Geſicht bedeckte. Der Kaufmann neigte ſich zu ihm und flüſterte ihm zu: „Nennen Sie ſie Madame, denn ſie iſt ſeit einem Monate verheirathet. Mein Schwiegerſohn ſitzt neben meiner Frau." — „So bitte ich um Entſchuldigung," ſprach der Unglückliche, „und will hiermit..."

Er konnte nicht ausreden und fiel ohnmächtig zu Boden. — Wie er wieder zu ſich kam, war Madame B... allein bei ihm. Sie wollte ihn tröſten, ſich entſchuldigen, aber Adolph verbat ſich Beides. „Sagen Sie mir nichts darüber!“ rief er, „mit dieſem Ausſehen, mit dieſem verſtümmelten Körper, dürfte ich nie mein Auge zu Ihrer Tochter erheben. Ich will fort von hier; der Gatte Ihrer Tochter könnte Rechenſchaft von mir fordern, was ich hier zu thun habe. Und wahrlich, ich habe nicht im Sinne, ſeine Ruhe zu ſtören. Nur Eines noch. Sie wiſſen, ich wohnte in Ihrem Hauſe in der rue Beaubourg. Wie nun im vergangenen Jahre die Soldaten dort einbrachen, um mich auf dem Leichnam meiner Mutter elend zu machen, beſaß ich einige Bilder, Zeichnungen .... Wo ſind dieſe hingekommen? Ich muß daran denken, ſie zu verkaufen, bald zu verkaufen, denn Heute erhielt ich noch das Frühſtück im Gefängniß, aber Morgen — Morgen werde ich hungern müſſen — und ſchon dieſe Nacht muß ich ein Unterkommen finden, oder meine Freiheit verfällt aufs Neue der Polizei. Befehlen Sie darum, daß man mir meine Bilder aushändige, damit ich gehen und ſie mit mir nehmen kann.“ —

Da führte man ihn auf den Boden des Hauſes, wo es einregnete und der Wind zu tauſend Oeffnungen hereinpfiff. Seine Bilder ſteckten in einem Winkel, den Ratten und Mäuſen überlaſſen; er durchſuchte ſie und ſagte dann: „Das ſind nicht Alle — ein Bild fehlt — weiß mir Niemand zu ſagen, wo es hingekommen iſt?“ „Ich habe es mir zugeeignet,“ antwortete Madame B... traurig, „wenn Sie es aber durchaus wollen —“

Sie führte ihn in ihr Zimmer; da hing das Bild; es war Adolphs Braut, ſein letztes Werk, mit Geiſt, Talent und Liebe gemalt. Er riß es von der Wand und zertrat es mit ſeinen Füßen. „Nun habe ich ſie Alle!“ ſagte er dumpf. — „Noch Eines beſitze ich,“ ſprach Madame B... mit ängſtlicher Schüchternheit, „es iſt Ihr Bild von der Ausſtellung; aber laſſen Sie es mir, ich beſchwöre Sie darum, ich will es Ihnen ſo theuer bezahlen, als Sie wollen.“ — „Es gehört Ihnen ſchon längſt,“ erwiederte Adolph mit ruhigem Tone, „das Bankbillet, das Sie mir einſt gaben, war mehr, als es werth iſt. Man ſagt, daß die Gemälde im Preiſe ſteigen, wenn ein Maler ſeine kunſt einmal nicht mehr übe — nun wohl! ich abe ſie aufgegeben" — und dabei lächelte er eltſam. —

Sie umarmte ihn ſtillſchweigend; Troſt hatte ie nicht für ihn; er ging. Seine alte Wohnung n der **rue Beaubourg** war leer und er konnte ort wieder einziehen. Mit dem Gelde, das er aus ſeinen Bildern löſte, kaufte er ſechs Fuß Erde auf dem Kirchhofe, de l'Est genannt, um den Leichnam ſeiner Mutter hineinzulegen, den er aus der allgemeinen Grube der Schlachtopfer des Aprils hatte auffinden laſſen. Nachdem dieſe traurige Pflicht erfüllt war, ſah er rings um ſich in der weiten Welt, und wie er Niemand mehr fand, dem er angehörte, kein Band, das ihn an die Menſchen knüpfte, ſo beſchloß er zu ſterben. — —

Kürzlich, es war in den letzten Tagen des März, in dieſem Jahre, erhielt ein hochgeſtellter Beamter einen Brief von unbekannter Hand, worin ihn ein Kranker bat, ſich zu ihm zu verfügen, um wichtige Aufſchlüſſe über das Aprilcomplott zu erhalten, die dazu dienen könnten, den Pairshof in ſeinem Urtheile zu leiten. Man bemerkte, er könne ſich, zu größerer Sicherheit, von ſo vielen Perſonen, als ihm beliebe, begleiten laſſen. Dieſer Brief war unterzeichnet: der Baron v. G...

Zur beſtimmten Stunde klopften ſechs Männer des Rechtes, in Amt und Würden, an die uns wohlbekannte Thür des dritten Stockes in der rue Beaubourg. Sechs verkappte Gensd'armen waren auf der Treppe vertheilt.

Adolph grüßte die Eintretenden mit Anſtand, nöthigte ſie, Platz zu nehmen, und nachdem er gebeten hatte, ihn nicht zu unterbrechen, erzählte er ihnen ſeine Geſchichte, die auf die ernſten Männer einen ſtarken Eindruck zu machen ſchien. Nachdem Adolph geendet hatte, erhob er ſich:

„Der Jüngling, deſſen Schickſal ich Ihnen eben mittheilte, bin ich ſelbſt,“ ſprach er mit Kraft, „dies Bett iſt das Todesbett meiner Mutter; auf dieſem Boden hier lag ich mit zerſchmettertem Arm, verwundet und hilflos; auf dieſem Boden hier ſtarb meine Mutter. Die Soldaten ließen uns neben einander liegen, und erſt Abends hat uns die Polizei abholen laſſen, wie man mir ſagte. Blutend ſchleppte man mich ins Gefängniß, worin

zehn Monate geſchmachtet habe. Zehn Mo-
ate! gräßlich lang! nicht wahr? Endlich ließ
an mich frei! Jetzt bin ich frei, verſtümmelt,
ank, ein Waiſe! untauglich zu Allem, verzwei-
lnd, elend! Ich hatte eine Braut, jetzt iſt ſie
ir verloren! Ich übte eine Kunſt, die mein gan-
s Seyn erfüllte; jetzt bin ich ohne Arm, und
nn nicht mehr malen; mein Ruf wurde in der
iege erſtickt; jetzt bin ich zwar frei — aber ein
eier Bettler! — und die Geſetze verfolgen den
ettler. Ich habe alſo nichts, um zu leben, darum
uß ich ſterben! Nur bis hieher können die Ge-
tze mir Schranken ziehen. — Ich beklage mich
ber ihre Ungerechtigkeit; man hat mich ungerecht
ingekerkert; ich fordre Genugthuung! Welche
önnte mir wohl geboten werden, für Alles, was
an mir geraubt hat? Hier ſchweigen die Ge-
tze! Je nun, ich will meine Anſprüche aufgeben,
enn ich kann ſterben! Aber ich wollte zugleich,
aß mein Tod zu etwas nützlich wäre, und darum
emühte ich Sie hieher. Ich hätte ſchreiben kön-
en, aber Sie erhalten ſo viel Geſchriebenes, und
as lebendige Beiſpiel wirkt mehr als das todte

Wort. Hier lernen Sie mehr! Nehmen Sie nun das Schlachtopfer der Geſetze, meine Herren Richter, und thun Sie damit, was Ihnen gut dünkt!“ —

Nachdem er dieſes geſprochen hatte, fiel er todt zurück. Er hatte mit den Zähnen ein Fläſchchen Blauſäure zerdrückt. —

Standrecht.

Eine Schweizer Tablette.

Folgende Geſchichte erzählte mir ein Franzoſe, ls wir Abends vor dem Schwanen in Luzern n Angeſicht des Vierwaldſtädterſee's über die urch Regenwolken vereitelte Ausſicht vom Rigi ns zu tröſten ſuchten. Ich gebe ſie hier getreu ieder und beginne damit die Mittheilung meiner Schweizer Tabletten für die günſtigen Leſer.

Der Franzoſe erzählt:

„Es war im Mai 1830. Die Schweizer hatten damals ihr Land verlaſſen, um dem Könige on Frankreich zu dienen, als ich eines Morgens wiſchen Orleans und dem Schloſſe eines Freundes eines ihrer Regimenter marſchiren ſah. Ihre ſchöne Muſik gefiel mir und ich folgte ihnen. Auf einer kleinen Ebene, die von Fichten umgränzt war, machten ſie Halt. Ich fragte den Hauptmann, den ich kannte, ob ſie exerciren würden.

— Nein, gab er mir zur Antwort, man wird einen Soldaten von meiner Compagnie verurtheilen und wahrſcheinlich erſchießen, der den Bürger, bei dem er einquartiert iſt, beſtohlen hat.

— Wie? verurtheilen und erſchießen in demſelben Moment?

— So ſind unſere Capitulationen.

Ich konnte mich eines Schauers nicht erwehren. Die Gedanken an verkaufte Menſchen, Habgier und Geld kamen mir nicht aus dem Sinn. Ich forſchte nach den Motiven, wonach die eine Regierung dahin gebracht wird, ihre Söhne zu verkaufen, und die andere, ſie zu kaufen.

Der Hauptmann ſchien über meine Miene erſtaunt.

— Wie bleich ſind Sie mit einem Male geworden? fragte er mich mit einer ſo freundlichen Unbefangenheit, wie ein Sclavenhändler, der ſeine Waare feilbietet. Ei was, Sie ſehen ja ganz edergeſchmettert aus. Nur Muth, ich werde hnen einen Platz anweiſen laſſen; das Ganze ll nicht lange dauern. Nach dem Schuß früh ücken wir mit einander.

So heftig ergreifende Schauſpiele reizten mich ets und ich folgte dem Hauptmann.

Das Regiment hatte ein Quarré gebildet. Hin- r der zweiten Linie am Rande des Gehölzes ruben einige Soldaten ein Grab. Sie wurden on einem Unterlieutenant befehligt, denn Alles uß bei einem Regimente mit Ordnung vor ſich ehen. Auch um das Grab eines Menſchen zu raben, gehört Disciplin. Mitten im Quarré aßen acht Offiziere auf Trommeln; der neunte aß etwas ſeitwärts und ſchrieb einige Worte auf inen Knien, aber ganz nachläſſig und nur, wie r ſchien, damit ein Menſch nicht ohne einige ormen getödtet würde.

Man rief den Angeklagten vor. Es war ein unger Menſch von gutem Ausſehen und edler Geſtalt; es war etwas von Zukunft auf ſeiner Stirn zu leſen. Zugleich mit ihm erſchien ein Weib, die einzige Anklägerin in dieſer Sache;

ſie war klein, kränklich, bleich und ſchien fünfzig Jahre alt zu ſeyn. Ihre runden Augen ſchweiften umher und ſenkten ſich dann, und dieſes Mienenſpiel gab ihrem Ausſehen etwas von Liſt und Bigotterie.

Der Oberſt wollte an den Beklagten eine Frage richten und die Klägerin ſchickte ſich mit gefalteten Händen und voll Salbung an, zu ſprechen, als der junge Soldat ausrief: — Es iſt umſonſt, ich bekenne! Ja — ich habe geſtohlen, ich habe dieſer Frau ein Tuch geſtohlen!....

— Wie, Peter, Du warſt bis jetzt ſtets ein wackerer Burſche!

— Es iſt wahr, Herr Oberſt, aber ſehen Sie, ich habe nicht für mich geſtohlen, ſondern für meinen Schatz.

— Was ſoll das heißen?

— Für meine Gertrud, die in meinem Lande wohnt, dort oben am Haag, wo die ſchönen Linden ſtehen. So ſoll ich Dich denn nicht wieder ſehen, Gertrud?

— Ich verſtehe Dich nicht, Peter; erkläre Dich deutlicher.

— So leſen Sie nur dieſen Brief, Herr Oberſt.

Und er übergab ihm einen Brief, deſſen Inhalt mir ſtets im Gedächtniß bleiben wird. Er wurde zweimal laut vorgeleſen und lautete ungefähr wie folgt:

„Mein guter Freund Peter!

Ich benütze die Abreiſe des Rekruten Arnold, der zu Deinem Regiment kommt, um Dir dieſen Brief und einen ſeidenen Geldbeutel zu ſchicken, den ich nach Deinem Wunſche verfertigt habe. Ich habe mich vor dem Vater verbergen müſſen, als ich ihn ſtrickte, denn er tadelt immer meine Liebe zu Dir und ſagt, daß Du nicht zurückkommen wirſt; aber nicht wahr, Du kommſt zurück? Und Du weißt ja auch, daß wenn Du ausbleibſt, ich Dich doch immer und ewig lieben werde. Ich habe Dir mein Wort gegeben, als Du einſt beim Tanzen mein blaues Tuch aufhobſt. Ich habe es Dir dann geſchenkt, aber Du weißt auch, daß ich nur dann mein Verſprechen halte, wenn Du es mir zurückbringſt. Darauf rechne ich.

Wann werde ich Dich wohl wiederſehen? Ich habe gehört, daß Deine Kameraden Dich lieben, Deine Vorgeſetzten Dich achten und daß Du noch zwei Jahre zu dienen haſt. Das iſt wohl recht lang. Diene ſie recht geſchwind ab; ſpute Dich, hörſt Du? Denn nachher bringſt Du mir mein blaues Tuch und dann heirathen wir uns. Leb' wohl, guter Freund Peter.

Deine getreue Gertrud.

Sieh' zu, daß Du mir etwas aus Frankreich ſchickſt, nicht als ob ich Dich ſonſt vergeſſen könnte, ſondern damit ich es ſtets bei mir habe. Du küſſeſt gewiß das Geſchenk, eh' Du es abſendeſt, und ich werde, das kannſt Du mir glauben, gewiß die Stelle errathen, wo Du es küßteſt."

Nachdem der Brief vorgeleſen worden war, nahm Peter das Wort.

— Arnold übergab mir geſtern Abend dieſen Brief, als ich eben mein Quartierbillet erhielt. Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen; ich dachte an die Schweiz und an meine Gertrud; ſie ſchrieb mir von ihrem blauen Tuch; ich hatte es verloren.... ſie verlangte etwas aus Frankreich von mir, ich hatte kein Geld. Dieſen Morgen, als ich aufſtand, öffnete ich mein Fenſter; da fiel mir ein blaues Tuch, über eine Leine gehängt, in die Augen. Wie ſeltſam! Es ſah Gertrudens Tuch ähnlich. Dieſelben Farben, dieſelben Streifen; ich hatte die Schwachheit, darnach zu greifen, um es zu betrachten. Wie viele Erinnerungen rief es in mir hervor! Mein Seel! ich ſchob es in meinen Torniſter. Der Tambour ſchlug. Wir rückten aus: ich mußte davon eilen. Auf der Straße packten mich Gewiſſensbiſſe.... Auf die Gefahr, eine kleine Strafe erdulden zu müſſen, wollte ich zurückeilen, um das Tuch an ſeine Stelle zu hängen, aber zu ſpät; dieſe Frau lief mir mit Geſchrei nach, und man fand dies Tuch bei mir. Die Capitulation verlangt, daß ich erſchoſſen werde. Laſſen Sie mich erſchießen, aber verachten Sie mich nicht."

Die Richter konnten ihre Bewegung nicht verbergen; nur das alte Weib ſchien unempfindlich zu bleiben und bewegte ihre Lippen, ob zu leiſen Gebeten oder Flüchen, weiß ich nicht zu ſagen.

Peter wurde einſtimmig verurtheilt und hörte den Ausſpruch gleichgültig an. Dann bat er ſeinen Hauptmann, ihm vier Franken zu leihen; der Hauptmann that es.

Peter näherte ſich der Frau, die bereits das blaue Tuch wieder in Händen hatte, und redete ſie mit folgenden Worten an:

— Madame, hier ſind vier Franken; ich weiß nicht, ob Ihr Tuch mehr werth iſt; aber wäre es auch der Fall, ſo bezahle ich es ſo theuer, daß Sie mir wohl das Uebrige ſchenken können.“

Hierauf ergriff er das Tuch, küßte es und gab es dem Hauptmann.

— Mein Hauptmann, ſagte er zu ihm, in zwei Jahren kehren Sie wieder nach unſerer Heimath zurück. Wenn Sie in mein Dorf kommen, ſo fragen Sie nach Gertrud. Uebergeben Sie ihr dieſes Tuch, aber ſagen Sie ihr nicht, wie ich es gekauft....

Hier kniete er nieder, betete und ſtellte ſich an ſeinen Platz. Die Alte blieb immer ungerührt und hatte keine Bewegung gemacht, als da ſie das Geld in die Taſche ſteckte.

Ich eilte davon in den Wald hinein, um nicht as Ende des Trauerſpiels mit anſehen zu dür en. Ein Schuß benachrichtigte mich bald, daß lles vorüber ſey.

Eine Stunde ſpäter kam ich an den Ort zu ück; das Regiment hatte ſich entfernt, ringsum errſchte Stille. Als ich aber längs des Wal es hinging, um auf die Straße zu gelangen, gewahrte ich nahe vor mir Blutſpuren und einen friſch aufgeworfenen Hügel. Ich warf einen blühenden wilden Roſenzweig auf das Grab des Schlachtopfers und konnte mich nicht enthalten, ein letztes Lebewohl dem Unglücklichen zuzurufen:

— Du hätteſt ein beſſeres Leben und einen ſchöneren Tod verdient. Das Blut Deiner tapferen Vorfahren rann durch Deine Adern und doch ſchämteſt Du Dich nicht, Abkömmling Winkelried's und Tell's, hier das Handwerk eines feilen Söldlings zu üben, die Launen oder die Irrthümer Deines Herrn um geringen Lohn zu vollführen. Armer Peter! Da liegſt Du nun in der allgemeinen Grube, die ſich für Alle öffnet, vergeſſen von der ganzen Welt, ausgenommen von mir und vielleicht von Gertrud!...“

So ſchloß der Franzoſe ſeine Geſchichte, die an dieſem Platze ihren Eindruck nicht verfehlte. Wir ſahen nach den Schneegipfeln hin, die aus Uri und Unterwalden zu uns herüber leuchteten und gedachten der Tell's-Geſchichte, der Schweizergarden, der Tragödie von Schiller, des Luzerner Löwen von Thorwaldſen und wie es ganz natürlich war, auch der Adreſſe des Herzogs von Montebello und der Volksverſammlungen, die ſie in dieſem Augenblicke nach ſich zog. —

Traum und Wirklichkeit.

Eine kurze Geſchichte.

1.

Conjungo vos.

Es war ein vollkommen paſſendes Paar, der Herr Edmund L. und Fräulein Liſine R. Alter, Vermögen, Stellung in der Geſellſchaft, Alles ſtimmte überein; er war ſechs und dreißig Jahre, ſie zwei und zwanzig alt. Er beſaß 6—7000 Gulden Einkünfte, und außerdem ein ſehr ehrenvolles oder mit andern Worten ſehr einträgliches Amt. Sie bekam 200,000 Gulden mit, und hatte dabei noch Hoffnungen, d. h., Vater und Mutter

Onkel und Tanten lebten noch, die man alle zu begraben hoffen durfte; das ſind, wie Jedermann weiß, ganz angenehme Dinge. Edmund war ein wohl ausſehender Mann, von feinen Manieren, Liſine — ich hab' es wohl kaum nöthig, zu ſagen — Liſine war eine hübſche Frau.

Beide Gatten waren alſo zur Welt gekommen, um miteinander zu leben; ihre beiden Exiſtenzen fügten ſich ſo trefflich zuſammen, wie die Stücke eines Geduldſpiels. Eine ſolche Hochzeit iſt übrigens zu merkwürdig, als daß ich nicht Alles daran geſetzt hätte, dabei zu ſeyn. Ich habe oft einen größern Weg zurückgelegt um weit minder merkwürdige Dinge. Es gelang mir: ich wurde eingeladen. Aber da ich Niemand in der Geſellſchaft kannte, ſo war es natürlich, daß nur Die, welche gleichfalls Niemand kannten, ſich mit mir in ein Geſpräch einließen.

„Ein ſchönes Paar,“ ſagte ein Herr im ſchwarzen Kleide zu mir, während ich die Neuvermählten in den Wagen ſteigen ſah.

„Ein ſehr ſchönes Paar,“ erwiderte ich.

Dann, als man an der Kirchthür aus dem
gen ſtieg:

„Das wird ein herrliches Haus werden,“ ſagte
Anderer zu mir,

„Ein herrliches Haus,“ war meine Antwort.

Nach beendigter Ceremonie, als wir die Stufen
der Kirche hinabſtiegen, befand ich mich zu-
lig neben einer alten Dame, der ich meinen
m anbieten mußte.

„Die jungen Leute werden recht glücklich ſeyn,“
ach ſie.

„Sie ſind recht glücklich,“ entgegnete ich.

In der That leuchteten beide Geſichter noch
hr, als es an Hochzeitstagen gewöhnlich iſt,
d ich glaubte zu bemerken, daß, als ſie in den
agen ſtieg, Fräulein Liſine, ich wollte ſagen,
adame L., ſich ſehr vertrauensvoll auf den Arm
es Gemahls ſtützte.

Da ſagte ich unwillkürlich zu mir ſelbſt: „Sie
rden ſehr glücklich ſeyn!“

Aber in der Nacht geſchah es, daß ich gerade,
s es zwei Uhr ſchlug, aufwachte, und nun —

gleichſam wie in Gedanken — die Worte wiederholte:

Ein ſchönes Paar!
Ein herrliches Haus!
Sie werden ſehr glücklich ſeyn!
Sie ſind ſehr glücklich!
Und darauf ſchlief ich wieder ein.

2.

Das Glas Zuckerwaſſer.

Acht Tage nach jener merkwürdigen Nacht, wo
h um zwei Uhr zufällig aufwachte, ſah ich Herrn
. vor ſeinem Hauſe aus dem Wagen ſteigen. Er
at unangemeldet in das Boudoir ſeiner Frau
nd fand ſie nachdenkend. Ein Glas Zucker-
aſſer ſtand auf dem Gueridon.

„Guten Tag, Liſine, haſt Du Dich zu dem
eutigen Ball vorbereitet?“

„Und werden wir denn auf dieſen Ball gehen?“

„Willſt Du nicht?“

„Nein. Ich liebte ſonſt die Bälle, weil ich
mmer hoffte, daß dort ein Mann, der meine Seele
meinem Blick verſtände, ſich mir enthüllen
ürde; jetzt aber, da ich Niemand mehr zu ſuchen
abe, was ſoll ich auf dem Ball? Du tanzeſt nie.“

„Man muß doch nicht, wenn man verheirathet iſt, ſich von aller Geſellſchaft losſagen. Ich für meinen Theil mache mir nicht viel aus dem Ball, wo ich mich doch nur ſo ſo unterhalten werde. Du aber mußt, wenn ich ihn aufgeben ſoll, mir etwas vorſchlagen, was uns mindeſtens eben ſo gut den Abend ausfüllt.“

„Ach, was ich Dir vorſchlüge, würde Dir doch nicht behagen. Geh' auf den Ball ohne mich; ich bitte Dich darum.“

„Sage mir erſt, was Du möchteſt. Ich bin neugierig, zu erfahren, wie Du Deinen Abend hinzubringen denkſt.“

„Du würdeſt es lächerlich finden, und ich will mich nicht auslachen laſſen.“

„So geh' doch; das iſt unvermeidlich bei Leuten, die ſo nahe beiſammen leben. Sprich, Liſinchen; ſollteſt Du ſchon Geheimniſſe vor mir haben?“

„Nun, ſo höre denn! Du wirſt mich aber ſicher auslachen. Ich habe Dir Folgendes vorzuſchlagen. Wir ſollten uns Beide in einen offenen Wagen ſetzen und nach dem nahen Wäldchen fahren, neben einander ſitzend, die Hände verſchlungen, Alles auf der Welt rings umher vergeſſend, den Gang des Mondes und der Geſtirne beobachtend, die tauſend Harmonien der Nacht anhörend und uns ganz hingebend den ſanften Träumereien, welche durch die Bewegung des Wagens ſo leicht in uns hervorgerufen werden. Aber Du, Edmund, kennſt nicht ſolche Vergnügungen!“ fügte ſie dann mit einem kleinen Anflug von Verdruß und Scham hinzu.

„Mein Gott, ich liebte ſie wie Du, als ich auch ſo ein zwanzig Jährchen alt war. Unglücklicher Weiſe ſind ſechszehn Jahre ſeitdem verſtrichen, und in ſechszehn Jahren hat die ſchöne Poeſie wohl Zeit, davon zu fliegen.“

„So haben wir uns alſo zu ſpät kennen gelernt!“

„Zu ſpät? Je nachdem! Hätten wir unſere Bekanntſchaft vor ſechszehn Jahren gemacht, ſo würde uns Das auch nicht ſehr glücklich gemacht haben. Du warſt damals noch faſt in den Windeln.“

„Warum denn aber haſt Du mich geheirathet, wenn die Poeſie Dich ſo ganz verlaſſen hat?“

Nur ſehr ſchüchtern und ſtark erröthend, wagte Liſine dieſe Frage, die zwar einen Vorwurf enthielt, dennoch aber durch ihre Naivität ihrem Gatten ein Lächeln abnöthigte. Deſſen ungeachtet war in ſeiner Antwort einige Laune bemerkbar.

„Mit jedem Andern wär' es Dir eben ſo gegangen, wenn Du nicht ein Kind genommen hätteſt.“

„Alſo muß man ein Kind ſeyn, um an das vollkommene Glück zweier Weſen zu glauben, die ſich lieben, zweier Gedanken, die ſich in Eins verſchmelzen, zweier Leben, die ſich umſchlingen, zweier Herzen, die unisono ſchlagen? So muß man ein Kind ſeyn, um an die Ewigkeit einer reinen Liebe zu glauben? Ach, Du glaubſt nicht daran! So glaubſt Du auch nicht an die Unſterblichkeit der Seele, glaubſt nicht an Gott, glaubſt mithin an Nichts!“

„Arme Liſine! Komm her und höre! Denke Dir nur, daß ſeit drei- oder vierhundert Jahren jeder Schüler, der aus ſeinem Collegium kommt, ſich unmittelbar hinſetzt, um einen Roman zu dichten, worin er den Gedanken, den Du ſo eben ausdrückteſt, zu geſtalten und zu entwickeln ſucht, und deſſen ungeachtet vierzehn Tage darauf ſelbſt nicht mehr daran denkt.“

„Das beweiſt, daß der Verkehr der Menſchen alle richtigen und tröſtlichen Gedanken zerſtört, und weiter nichts.“

„Tröſtlich, das gebe ich zu, aber richtig nicht. Als Beweis ſage ich Dir, daß wenn das Alter Dich empfänglicher für die Eindrücke des Verſtandes als des Gefühls gemacht haben wird, Du auch aufhören wirſt, über alle dieſe ſchönen Dinge zu predigen.“

„O gewiß nicht! Lieber würde ich ſterben, als mich zu Deinen gräßlichen Lehren bekennen.“

Und indem ſie das ſagte, ergriff ſie ihr Glas Zuckerwaſſer, das vor ihr auf dem Gueridon ſtand.

„Ich werde ſicherlich Deine Bekehrung nicht unternehmen,“ antwortete Edmund; „ſie wird auch ohne meine Bemühungen vor ſich gehen.“

„Und erlaubſt Du mir, die Deinige zu verſuchen und zu hoffen?“

„Zu verſuchen, ja, zu hoffen nicht; denn das hieße Dir eine leere Hoffnung vorſpiegeln.“

Liſine rührte ihr Zuckerwaſſer mit einem Vermeil-Löffel um; Edmund ſetzte ſich zu ihr und umarmte ſie.

„Geh, Liſinchen," ſprach er, „wir müſſen uns beſcheiden, wir können uns nur recht ruhig, recht bürgerlich, recht ehelich lieben, ohne Extaſe, ohne Schwärmerei, ohne gewaltſame Ausbrüche. Unſer Glück iſt nur ein kleines Glück, kein übermäßig großes, das iſt wahr, nicht ſehr befriedigend für eine lebhafte Einbildungskraft, aber auch ganz und gar ohne Stürme. Wenn das Meer ruhig iſt, ſo wird man zwar von ſeinem Anblick nicht ſehr ergriffen, aber man erlangt ein Wohlbefinden, das auch ſeinen Werth hat. Finden wir gleich nicht, wie Du es hoffteſt, unſer höchſtes Glück in einer wechſelſeitigen Beſchauung, ſo werden wir dadurch hinlänglich entſchädigt, daß eine Trennung von wenigen Tagen auch nicht zu einem ſchrecklichen Unglück für uns wird. Du wirſt Dich nach und nach an dieſe poſitivere, irdiſchere Weiſe, die Dinge anzuſehen, gewöhnen, und jene Wallungen des Herzens, die Du heute noch als ein ſo hohes Gut betrachteſt, werden Dir endlich fad und kindiſch vorkommen. Nicht ſechs Monate rauſchen vorüber und dieſe Veränderung wird mit Dir vorgegangen ſeyn.“ Und Liſine rührte immer in ihrem Zuckerwaſſer.

„Nun, kleine Schwärmerin,“ nahm Edmund bald wieder das Wort, „werden wir alſo auf den Ball gehen?“

„Du ſollſt gleich Antwort haben,“ ſprach Liſine und ſetzte das Glas an die Lippen. Und ſie leerte es bis auf den letzten Tropfen, dann ergriff ſie die Hand ihres Mannes und drückte ſie in der ihrigen.

„Lebe wohl, mein Freund; es thut mir leid, Dich zu verlaſſen, denn Du wardſt rein geboren, aber das Glück, das Du mir bieteſt, iſt nicht für mich.“

„Was ſoll Das heißen!“ ſchrie er; um Gottes willen! was enthielt dieſes Glas?“

„Arſenik,“ ſprach ſie, „den ich mir am Abend vor unſerer Hochzeit verſchafft hatte, mit dem feſten Entſchluſſe, mich ſeiner zu bedienen, wie ich es gethan, wenn nicht mein neuer Stand allen Bedingungen meines Daſeyns entſprechen würde.“

„O mein Gott, mein Gott!“ rief Edmund, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, „gib, daß in ihren Reden nichts Wahres ſey! Nein, das kann nicht ſeyn, das wird nicht ſeyn, das iſt nicht!“

„Lebe wohl, mein Freund,“ wiederholte Liſine ſanft, und ſie fühlte ſchon die brennende Hölle in ihren Eingeweiden.

„Himmel, ich verliere eine koſtbare Zeit,“ ſchrie plötzlich Edmund auf. Er ſchellte ſeinen Dienern und ließ alle Aerzte und alle Gegengifte herbeiholen, die zu finden waren.

Liſine ſagte, daß es unnöthig ſey.

Und in der That, noch ehe die Hilfe herbeikam, entſtanden ſchreckliche Convulſionen, in denen ſie den Geiſt aufgab.

3.

Requiescat in pace.

Ich fand bei der Beerdigung der Madame L. dieſelben Leute wieder, die ich bei ihrer Vermählung angetroffen hatte.

„Arme Frau," ſagte Einer.

„So jung," der Zweite."

„So intereſſant," der Dritte.

Und ich antwortete allen Dreien: „Es iſt recht traurig."

„Aber wiſſen Sie denn?"

„Wie iſt es aber zugegangen?"

„Können Sie mir erklären?"

„Ach, meine Freunde, die Geſchichte dieſer Frau iſt die Geſchichte ſo Vieler. Die meiſten nehmen nur die Verzweiflung nicht ſo ernſt; ſie ſuchen ihren Troſt bald in der Wirthſchaft, bald in der

Toilette, ſie beſuchen Bälle, ſie begehen Untreue, Alles, um ihren nagenden Dämon im Innern zu beſchwichtigen.

Darüber wie über Geſchmack und Farben läßt ſich nicht ſtreiten.

Das himmliſche Bett.

1.

Ich kann nicht genau ſagen, in welchem Jahre und an welchem Tage die Weltſtadt London von einer wunderbaren Nachricht erfüllt war; nur die Jahreszeit iſt mir bekannt. Es war im Herbſt; wenn Nebel und Steinkohlendunſt einen ſo dichten Schleier um London ziehen, daß die Menſchen mit Laternen am Tage über die Straßen laufen müſſen. Zu dieſer unfreundlichen Friſt war ein kleiner hagerer Mann mit vielen Kiſten und Kaſten in einem weitläufigen Hauſe des Weſtends abgeſtiegen, und dieſer war es eben, von dem die wundervolle Nachricht ausging.

Der Mann hieß Doctor Graham und war grundgelehrt; heut zu Tage würde man ihn Charlatan nennen, vielleicht thatens auch damals Einige. Uns gleich, wir nehmen an, daß er voll tiefen Wiſſens war. Man kann ſehr leicht zu allen Zeiten eines Spottnamens theilhaftig werden, man mag ſolches verdienen oder nicht.

Das Hotel im Weſtend, welches unſer weiſer Doctor bezogen hatte, war von einem Gaſthofe abhängig, mit dem es durch einen Schwibbogen verbunden war. Der Wirth benützte es ſtets, um überflüſſige Gäſte, die in ſeinem Hauſe keine Unterkunft mehr fanden, auf eine ſchickliche Weiſe abzuſetzen. Graham brauchte einen Saal mit mehreren Nebenzimmern, eine Küche, ein Zimmer unter dem Saale gelegen, ein anderes über demſelben; wo ſollte das in einem Gaſthofe wohl zu finden ſeyn? Man kann leicht denken, welche ungeheure Miethe ein ſolches Appartement in London koſtet? und muß daraus abnehmen, daß Graham, der ein ganz ſolides Ausſehen hatte und dem wir durchaus nichts Uebles nachreden wollen, wohl die Mittel hatte, den Anforderungen

nes Wirthes zu entſprechen. Unter uns geſagt,
machte Plane auf die Beutel der reichen Leute
London. Man denke ſich aber um des Him=
els willen nicht, daß er ein Beutelſchneider war.
eine Ausſichten waren auf ehrliche Grundlage
ndirt.

Ich weiß nicht, ob in der letzten Ausgabe des
rockhauſiſchen Converſations-Lexikons der Artikel
immliſches Bett“ nachgetragen iſt; in den frü=
ren fehlte er. Wie dem nun aber ſey, ſo kann
vorausſetzen, daß meine Leſer hie und da
ohl ſchon von dem himmliſchen Bett etwas ge=
rt haben, deſſen Erfinder Doctor Graham ge=
eſen iſt, und eben der wunderbare Mann, von
m ich hier ſpreche.

Er hatte ungefähr vierzehn Tage in ſeinem
otel zugebracht, als eines Morgens die Ein=
ohner von London durch ungeheure rothe Zettel
it fußhohen grünen Buchſtaben auf ihren Wegen
ufgehalten wurden. Die Zettel hatten eine ſolche
nziehungskraft, daß man ſtehen bleiben mußte,
an mochte wollen oder nicht. Und was ver=
ießen ſie? „Das himmliſche Bett ſey in London

angekommen, und Doctor Graham zeige es, in dem und dem Hauſe, in der und der Straße des Weſtends gelegen, allen ſolchen Leuten, die 100 Guineen daran wenden wollten.“

Die Leute ſahen ſich an, ſchüttelten den Kopf, meynten dieß, meynten das, zogen eine Guinee aus der Taſche, beſahen ſie, wogen ſie in der Hand, beſannen ſich ein Weilchen, und ſteckten ſie wieder ein. Das waren aber nur Krämer der City, Leute, die keinen aufgeſchloſſenen Sinn haben, Porter- und Beefſteaks-Menſchen, denen ein irdiſches Bett gut genug war, um nach den Beſchwerden des Tages ihre Glieder darauf zu ſtrecken. Mit der Finanz- und Geburts-Ariſtokratie war es aber ein Anderes. Dieſe Halbgötter der Inſel waren mit dem Himmel ſchon vertrauter, wenn auch nicht dem Himmel der Seligen, doch was wir hienieden ſo gern Himmel zu nennen pflegen: mit dem Wohlleben des Sardanapal, mit allen Genüſſen, die der mächtige Handel von den Ufern des Ganges und den Küſten Weſtindiens an die Geſtade der Themſe ſchwemmt. Dieſe Halbgötter waren die Nachbarn des Doctor Graham und zu ihnen ſah man den feinen Mann in glänzender Equipage hinfahren, um mündlich eine umſtändlichere Einladung ergehen zu laſſen, als die hochrothen Zettel mit grünen Buchſtaben für die Bewohner der City enthielten.

Wie dieſe Einladung lautete, können wir leider wörtlich hier nicht berichten. So viel aber wiſſen wir, daß von nun an Abends, wenn der Nebel dick und ſchwer ſich in die Straßen ſenkte und das Volksgewühl lebensgefährlich wurde, eine neugierige Menge die Kutſchen umſtand, welche vor dem Hotel des Doctor Graham aufgefahren waren, und ein glänzendes Licht brach durch die dicht zugezogenen ſchwerſeidenen Vorhänge der Fenſter, und ſeltſame Klänge, melodiſch, wehmüthig, zum Herzen dringend, ſtahlen ſich gleichſam durch die dicken Mauern des alten, wüſten Hauſes und flutheten durch den Nebel, ſich ängſtlich einen Ausweg in die freie Luft ſuchend.

———

2.

Wenn ſchon in einem kleinen Städtchen des Erzgebirges oder des Thüringer Waldes, oder ſonſt irgendwo auf Erden, wo ein paar tauſend Thaler ein kleines Glück genannt wird, ein armer Teufel, der ſeine Brodrinde nagt, ein ſehr beklagenswerther Gegenſtand iſt, um wie viel mehr muß dieß nicht in einer Stadt wie London der Fall ſeyn, wo ſo unermeßlicher Reichthum an allen Enden aufgehäuft iſt. Ich verſtehe nämlich hier nicht unter „armer Teufel" einen Elenden, der in Schlamm und in Laſtern ſich wälzt, auch wohl dem Verbrechen ſchon anheim gefallen iſt; nein, mein armer Teufel iſt ein ehrlicher, und das „die Brodrinde nagen," war nicht figürlich geſprochen, er nagt ſie wirklich, und begnügt ſich damit, weil er einſieht, daß ihm ſeine Flügel der Phantaſie doch zu nichts helfen.

Könnte er nur mit geſchloſſenen Augen an all' dem Glanze, an all' der Schönheit, an all' dem Glück vorübergehen: aber ſo — es iſt doch entſetzlich, das Alles ſehen zu müſſen, und ſich ungeſättigt den Mund dabei zu wiſchen.

Paul Dalby war ein junges, heiteres Blut, ſchön gewachſen, große blaue Augen, blondes Haar, klangvolle Stimme, kurz ein offenes, ſeelenvolles Weſen. Er war der Sohn einer armen Wittwe, deren Mann Steuermann auf einem Kauffahrteifahrer geweſen war, der in den Wellen den Tod gefunden hatte. Sie erhielt eine kleine Penſion aus der Wittwenkaſſe der verunglückten Seefahrer; ein ſchmales Sümmchen, das die Wittwe nur ſehr kümmerlich ernährte. Ihr Junge wollte nicht Seefahrer werden und konnte doch gar herrlich ſchwimmen. Es war, als wenn er dieſes Talent mit auf die Welt gebracht hätte. Schon zweimal rettete er lebendige Geſchöpfe aus den Wellen, einmal einen Hund und einmal ein Kind. Das wird in England gleich belohnt, und er bezog dafür einen kleinen Jahresgehalt von einer Ermunterungs-Geſellſchaft. Davon hatte er die Koſten ſeiner jugendlichen Studien beſtritten. Er war geſchickt. Er ſchrieb eine ſchöne Hand, wußte etwas Latein und Griechiſch, war aber im Ganzen ein Träumer. Seine Mutter ſah ihn oft kummervoll an. Sie ſpiegelte ſich gern in ſeinem großen, klaren Auge, das einſt ſie auch ſo gehabt haben mochte; dann ſtrich ſie ihm die Haare aus der Stirne und küßte ihn auf die Augen, die unter ihren zarten Mutterlippen von Thränen überfloſſen. Ich ſagte es ja ſchon, der hübſche Junge war ein Träumer. Er konnte recht artige Gedichte machen, die er jedoch Niemanden zeigte, aber Shakeſpeare und Pope las er gern und mit lauter Stimme. Man hätte glauben können, daß er Luſt zum Schauſpieler hätte; er aber ließ ſich darüber nicht aus, und wer wollte ſo etwas errathen können!

Schmale Koſt gab es nur bei der Wittwe Dalby, und wenn hartes, ſchwarzes Brod ſchöne, weiße Zähne macht, ſo wiſſen wir wohl, wo der Junge ſein prächtiges Gebiß her hatte.

3.

Von unſerem Doctor Graham waren tolle Gerüchte im Schwange. Die alten Menſchen mit den runden, ungepuderten Lockenperücken und die alten Gevatterinnen, die bei ihnen Syrup und Caffee kauften, ſpannten den wackern fremden Doctor geradezu mit dem Satan neben einander. Das jüngere und aufgeklärtere Volk, Ritter von der Elle und Scheere, ſetzte ſich über dieſe abergläubiſchen Vorausſetzungen — wie ſie es nannten — weg, und hingen ihm einen andern Leumund an, der aber wahrlich nicht viel beſſer zu nennen war. Sie meinten, der Doctor treibe hinter dem Aushängeſchild des himmliſchen Bettes ein ganz abſcheuliches Spiel, um reiche Herren anzulocken.

Auffallend mußte es ſeyn, daß die großen hochrothen Zettel von den Straßenecken abgeriſſen wurden, und daß keine weiteren Einladungen zum Beſuch des himmliſchen Bettes erfolgten; wohl aber ſtand die Menge noch immer neugierig vor dem Hauſe, wenn der Abend hereinbrach, Kutſchen hielten vor dem Thore, und Licht und Klänge ſchwebten hernieder.

„Nun, nun, wer drängt ſo ungeſtüm!“ rief eines Abends ein dicker Herr, der mit aufgeriſſenen Augen vor dem Hotel ſtand und hinaufblickte, und von einem im Nebel daher Rennenden faſt über den Haufen geworfen wurde. Es war ein junger Menſch, den Hut tief in die Augen gedrückt, die Arme über die Bruſt zuſammengeſchlagen, der ſich mit breiten Ellenbogen durch die Menge bohrte.

Er bohrte fort und fort, bis er das Thor erreicht hatte. Dort drückte er ſich in eine finſtere Ecke, und lehnte den Kopf an die Mauer. Durch eine ſeltſame akuſtiſche Täuſchung glaubte er Töne, ja holde Liebesworte, ſeltſam klingend, aus den Steinen heraus zu vernehmen. Es war ihm, als ruhte hinter dieſer finſtern kalten Wand eine glühende Schöne, und hauchte ihn an mit ihrem balſamiſchen Athem. Er hatte nicht Kraft, ſich dieſe Täuſchung natürlich zu erklären, wie es denn oft der Fall iſt, daß Gemächer und Gänge von geſchickten Baumeiſtern ſo angelegt wurden, daß an dem einen Ende des einen mit angelegtem Ohre das vernommen werden kann, was leiſe in dem andern Ende des andern weit entfernten geſprochen wird. Er gab ſich mit ſüßer Wolluſt ſeinen Träumereien hin, ungeſtört wie er hier war, und ward traurig, wenn das holde Spiel ein Ende nahm, ein rauher Lärm oben an der Treppe entſtand, Bediente mit Fackeln herunterliefen, um die Kutſcher herbeizurufen, und dann ein paar alte Herren, tief eingehüllt, die Stiege herabwankten.

4.

Matroſen, welche Ankertaue theeren, ſprechen im Ausruhen miteinander:

„Wer nur auch 'nmal drin liegen könnte; da wird man beſſer geſchaukelt, als wenn die See hohl geht. Haſt Du denn noch nichts davon gehört, Crabb?“

„Was werd' ich nicht, Toby? Ich hörte ja geſtern Abend den Capitän davon ſchwatzen; er hat ſelbſt darin gelegen. Das Nähere weiß ich von dem alten Seehund, dem Unterſteuermann; der hat uns Alles erzählt. So geht's und ſo, und hinauf und hinunter. Und dann ſauſt ein Sturmwind 'ran, als wenn Du ſollteſt hinausgeworfen werden! aber 's iſt nicht ſo bös gemeint. Der Wind legt ſich, und noch etwas Anders legt ſich zu Dir; na, Du verſtehſt mich!“

Und ſo ſprachen ſie weiter, wie nun dumme, rohe Matroſen eben ſprechen. Wir halten es nicht für nöthig, ihr ſauberes Gewäſche hier zu berichten. Aber ein bleicher junger Menſch ging eben den Strand entlang, und ihre Worte tönten in ſein Herz, und er wollte ſtehen bleiben und horchen; dann aber trieb's ihn wieder fort, er wußte ſelbſt nicht wohin.

An der Ecke der Straße ſitzen zwei Fiſchverkäuferinnen, und ein junges Mädchen ſteht bei ihnen und feilſcht um einen großen Fiſch.

„O nicht doch, Kind, davon ſollte ſie gar nicht reden. Das ſind Dinge, die einem jungen Blut keine Ehre bringen. Gottloſe Gräuel, der Chriſtenheit zum Aerger, treibt dieſer Doctor. Mich ſoll's wundern, wie lang ſie's ihn noch treiben laſſen."

„Und woher weiß ſie's denn ſo genau?" — —

„Mein Herr" — —

„Ihr Herr? Und ſteht ſie denn ſo vertraut mit ihm, daß er ihr's erzählt hat? Ei, ſieh doch, was ſie nicht weiß! und ein großer Cameelskopf wär' erſchienen, und als der ſich zurückgezogen, ſey ein ſchönes Mädchen an der Stelle gelegen!"

„Ach, Nachbarin, laßt es gut ſeyn. Selbſt davon zu reden, bringt keinen Gewinn. Es iſt Alles hölliſches Blendwerk und Sinnentrug.

Und während ſie ſo ſprachen, lehnte neben ihnen ſtumm und unbeweglich an der ſteinernen Brunnenſäule ein ſchöner bleicher Menſch, der den Strand heraufgelaufen war, und durch das Geſpräch angezogen zu werden ſchien.

„Ja, ein Mädchen iſt es, und welches!“ ſeufzte er in ſich hinein. Wer nur ihren Ton gehört, iſt ſchon überſelig; ach, und wer ſie erſt geſehen hätte!“

Junge Burſche ſitzen am runden Tiſch und trinken. Auch ſie ſprechen von dem Gegenſtand des Tages, der Alles in Bewegung ſetzt.

„Ich kann's Euch ſagen,“ ſprach ein kleiner brauner Menſch mit verſchmitzten Feueraugen in gebrochener Mundart. „Ich war dieſen Morgen dabei, als die Herrn beim Frühſtück waren. Mein Herr, der Vicomte, und ich, ſein Vertrauter und **Valet de chambre**, ſind erſt geſtern von Paris gekommen. Was Wunder alſo, daß ſie uns mit der Neuigkeit brühwarm entgegenkommen. Sie wollten Alle dort geweſen ſeyn, und mein Seel! ſie ſind die Leute dazu. Geld genug haben ſie, den Himmel zu ſtürmen, wenn eine Schöne darin ſteckt, die ſie beſitzen möchten. Alſo hört, was es damit für ein Bewandtniß hat. Zuerſt tretet Ihr in ein Gemach, das durch ein grünes Licht erhellt iſt; ein ſüßer Wohlduft und eine angenehme Friſche beleben dieß Gemach. Hier werdet Ihr entkleidet; aber eine Maſchinerie von Flor, die Euch umkreist, verbirgt Euch die Perſonen, die dieſes Amt an Euch verrichten. Nur ſchöne weiße Arme und Hände werdet Ihr gewahr, die aus den Oeffnungen des Flors ſich hervorſtrecken, um Euch gefällig zu ſeyn. Ihr werdet geſalbt und gerieben, wie n einem orientaliſchen Bade, und ein weites Negligée aus weichem und üppigem Stoffe wird um Euch gehüllt. Die Maſchinerie, die Euch umgibt und nicht übel mit Wolken zu vergleichen ſt, öffnet ſich, und Ihr tretet in ein kleines, aber hohes Gemach, auf dem ein roſenrother Schimmer uht. Vor Euch ſteht ein prächtiges Bett aus Elfenbein, deſſen vier in einander geſchlungene Säulen einen reichen Himmel tragen. Dieſer und die Ueberzüge ſind von ſchwarzem Atlas, reich mit Gold geſtickt. Ihr vernehmt Geſang von einer zarten weiblichen Stimme, ohne daß Ihr ein Mädchen in Eurer Nähe gewahr werdet. Der Geſang ermuntert Euch, das Bett zu beſteigen, und, wie natürlich, wird dieſer Aufforderung alsbald Folge geleiſtet. Nun fängt es an, ſich mit Euch zu ſchaukeln. Der Himmel und die Säulen drehen ſich wirbelnd mit Euch herum. Ein ſüßer Schwindel ergreift Euch. Der Geſang wird ſtärker; die Melodie zerreißt Eure Nerven in ſüßem Schmerz. Wohlgeruch umgibt Euch; es dampft um Euch rings umher. Eure Sinne entſchwinden nach und nach. Der Geſang erſtirbt in einem zärtlich verhallenden Ach. Ihr könnt es nicht verwehren, daß ein bitter ſchmeckender Saft Euch in den Mund gegoſſen wird. Nun kreiſen Welten um Euch. Ihr ſchwebt von einem lichten Stern zum andern. An Eurer Seite ſchwebt ein Engel, der ſich an Euch anklammert, der Euch umfaßt mit aller Gluth der Leidenſchaft. Ihr wißt nicht, ſind es Träume, die Euch nun mächtig erſchüttern. Eure Gefühle ſind auf dem höchſten Gipfel; Eure Nerven drohen zu zerſpringen. Es iſt das Uebermaß der Wonne; doch da ſinkt plötzlich ein dunkler Vorhang vor dem glänzenden Bilde hernieder. Eine linde Erſchlaffung folgt; Ihr entſchlummert. Nachdem Ihr erwacht ſeyd, findet Ihr Euch auf der Ottomane eines mild durchwärmten Gemachs. Eure Kleider liegen auf dem Seſſel vor Euch. Eine Glocke ertönt, ohne daß Ihr bemerkt, wer ſie geläutet hat; aber Ihr ſeht eine Tapetenthür zu Euren Häupten leiſe ſchließen und könnt muthmaßen, daß Euer Schlummer nicht ohne Wächter war. Ein Bedienter tritt ein, bringt Euch eine Taſſe Thee oder Chokolade, kleidet Euch an und meldet, daß Euer Wagen vor dem Hotel warte. Ihr wundert Euch darüber, und meint, daß Ihr wenigſtens zwölf Stunden hier verlebt habt, und erſtaunt doppelt, wenn Ihr nach Eurer Uhr ſeht und bemerkt, daß es nicht länger als eine Stunde iſt, ſeit Ihr Euern Wagen verlaſſen. — Dieß aber iſt der wahrhaftige Bericht von Doctor Grahams himmliſchem Bette.“

Die Zuhörer ſaßen mit offenen Mäulern da;

aber vom untern Ende des Tiſches erſcholl ein tiefer vernehmlicher Seufzer, und ein Glas wurde heftig hingeſetzt. Es war der blonde, bleiche junge Menſch; er hatte auch hier zugehört.

5.

„Wer ſie nur einmal ſehen könnte, die Göttliche, nur einmal ſehen die, deren Silberton alle Saiten meines Herzens berührt hat!“ ſo rief unſer armer Blondin, indem er ſich durch Kohlenträger und Matroſen Platz machte, die draußen vor der Schenke ſtanden. Es war zwiſchen neun und zehn, die Stunde, wo die Beſuche bei dem Doctor Graham ihren Anfang nahmen. Er wollte hin, den Eingang ertrotzen; er wollte das teufliſche Werk zerſtören, den Engel befreien, der von dem gewinnſüchtigen Doctor zum niedrigſten Dienſte herabgewürdigt wurde. Oder war es vielleicht ein guter Geiſt, ein Sylphe, den ein mächtiger Zauberer durch ſeine Beſchwörungsformeln zwang, ſeinem leiſeſten Willen zu leben. Er konnte die Zweifel nicht mehr ertragen; er wollte hell ſehen, er wollte wiſſen mit einem Male, ob er unausſprechlich glücklich oder unausſprechlich elend ſey. Er hatte einen ungeheuren Weg bis zum Hotel des Doctors im Weſtend zurückzulegen. Er ging an dem Häuschen vorüber, wo ſeine Mutter wohnte. Dieß machte einen ſehr wehmüthigen Eindruck auf ihn. Es war ihm, als wollte ſich ihm das Schickſal enthüllen, als ſtünde er auf dem Punkt, einen verhängnißvollen Pfad zu betreten. Er konnte dem Drange nicht widerſtehen, in der Wehmuth ſeines Herzens einen Blick durch die niedrigen, trüben Fenſterſcheiben auf ſeine Mutter zu werfen. Sie ſaß da mit bleichem Antlitz, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch vor ſich, die Augen halb geſchloſſen, und ſchien zu träumen. Plötzlich ſchien ſie ein Schauer zu durchzucken; ſie öffnete die Augen und ſah ihren Sohn, der ſein aufgelöstes Geſicht an die Scheiben gedrückt hatte, und ihr wie ein wirres Nachtgeſpenſt vorkommen mochte. Sie bekreuzte ſich und murmelte einen Stoßſeufzer, und den Sohn ſcheuchte es fort, weil es ihm unheimlich ward, und er ſich ſelbſt für etwas Böſes hielt.

Doch unaufhaltſam trieb es ihn weiter.

Er traf die Menge wie gewöhnlich vor dem Hotel des Doctors, und mit wilder Gewalt hindurchdrängend hatte er bald wieder den dunkeln Winkel erreicht, wo ſich ihm in den geheimnißvollen Klängen alle Seligkeiten des Himmels, alle Qualen der Hölle erſchloßen. Den Kopf an die kalte Mauer preſſend, ſuchte er die ſüßen Töne zu erhorchen, aber vergebens; nur dann und wann ſchallte ein rauhes Wort. Es ſchienen noch keine Gäſte da zu ſeyn, und das Kunſtwerk ſchwieg alſo, wie es im gemeinen Leben genannt zu werden pflegte. Für unſern armen Jüngling war es etwas Höheres, als ein Kunſtwerk.

Wie er ſo daſtand und lauſchte, hatte er ſeine Augen groß geöffnet nach oben gewendet und gewahrte dennoch nicht, daß von einem breiten Abſatz der Wendelſtiege ein Mädchen, ſchön wie ein Engel, auf ihn lächelnd herniederblickte. Es hatte ſich hinter einen vorſpringenden Pfeiler geſtellt, der es dem Bereich der glänzend erhellten Treppe entzog, und dieß konnte einigermaßen unſerm Träumer als Entſchuldigung dienen. Man konnte es recht deutlich ſehen, wie gern das Mädchen von ihm bemerkt ſeyn wollte. Es drehte und wendete ſich, räuſperte ſich und huſtete; aber Alles vergebens. Endlich wuchs ſeine Ungeduld ſo ſehr, daß es ſich durch ſie zu dem baroken Einfall verleiten ließ, ein kleines Stückchen Kalk, das ſich von der Mauer abgelöst hatte, zu ergreifen und ihn damit zu werfen. Dieß half. Er fuhr wie ein Schlaftrunkener empor, und ſeine Augen richteten ſich nach dem Orte, von wo der Wurf geſchehen war. Er erblickte das hoch erröthete Mädchen, das ſich halb erſchreckt, halb ſchäckernd hinter ſeinen Pfeiler zurückgezogen hatte. Dieſer Anblick brachte unſern armen exaltirten Jungen gänzlich um den Verſtand. In einem Augenblick hatte er alle Vollkommenheiten des Mädchens, von dem ſchwarzen, glänzenden Haare, das in Locken an den Schläfen herunter hing, bis zu den kleinen Füßchen, in ſich aufgenommen. „Das iſt der Engel ſelbſt,“ rief es in ihm, „der mir erſcheint, um mich zum Glücke zu erheben.“

Obgleich er bebend die Stufen hinanſtolperte, ſo glaubte er doch zu ſchweben. Und wie ihn das Mädchen darüber lachend bei der Hand nahm, freute er ſich des freundlichen Empfangs, und glaubte ſich mit einem Male der Erde entrückt und unter die Seligen aufgenommen.

6.

Sie gingen leiſe durch einen finſtern Gang, und die Kleine flüſterte ihm zu, er möge ſich nur getroſt von ihr leiten laſſen, ſie kenne den Weg. Er ſchwebte ihr nach in ſeiner Weiſe, und ſeine Hand bebte in der ihrigen. Gedanken und Gefühle durchkreuzten ſich in ſeinem Kopf, in ſeiner Bruſt, und dazwiſchen leuchtete nur Eine Frage deutlich hervor: wie er zu allem dieſem Glücke komme, und ob es denn kein Traum ſey, und ob der gütige Himmel es denn wirklich mit ſeiner Mutter Sohn ſo ehrlich meine?

„Jetzt kommt eine Stufe, und nun wieder eine, und nun ſind wir da — ſo —“

Man denke ſich nun, wie ihm zu Muthe war, als die zierliche Geſtalt ihn bei den Schultern und Armen ergriff und ihn in dem finſtern Raume ſo veſtirte, wie ſie es haben wollte. Wir wollen s nicht mit Gewißheit ſagen, ob er ſich abſicht- ich ſo ungeſchickt anſtellte; es dauerte aber eine ute Weile, bis das Mädchen damit fertig wurde, en jungen Menſchen mit dem Geſichte an eine Thür zu bringen, durch deren Spalte ihm ein Licht entgegenflimmerte. Er ſah ein leeres Zimner vor ſich. Seine Begleiterin flüſterte ſo leiſe, daß es kaum verſtändlich war, indem ſie ſich mit ihrem Mündchen ganz nahe zu ſeinem Ohre neigte: „Jetzt merken Sie wohl auf; hier werden Sie Ihre Neugierde befriedigen und Alles ſehen können.“

Bald darauf trat ein kleiner hagerer Mann im rothen Kleide, mit Gold geſtickt, in das Zimmer. Es war der Doctor in dem Anzuge, worin er ſeine Beſuche zu empfangen pflegte. Er zog, wie es ſchien, mit großer Anſtrengung zwei Uhrwerke auf, die ein ſchnurrendes Räderwerk hören ließen. Hierauf verloren ſich die Atome eines durchdringenden Wohlgeruches bis zu den Horchern hinter der Thürſpalte. Das Mädchen zwickte ihren Nachbar leiſe in den Arm. Er ſchrie nicht auf, ſondern blickte ſie ſo zärtlich an, als er nur vermochte, was ſie aber leider im Finſtern nicht ſehen konnte. Nun ſprang der Doctor wie ein toller Theatermaſchiniſt, der heut zu Tage etwa ein Raimund'ſches Zauberſpiel zu dirigiren hat, hin und her, machte bald hier, bald dort eine Schnur los, riß hier und dort eine Feder, und ein melodiſcher Flötenton hallte durch den Raum. In dieſem Augenblicke trat eine lange Frauengeſtalt zu dem Doctor hin, in einen ſchwarzſammtenen Ueberrock gekleidet, eine Haube von Brüſſeler Spitzen tief in die Augen geſetzt und eine Brille auf der Naſe. Hier entzündete der Doctor ſchnell zwei Flammen, die einen ſolchen Glanz verbreiteten, daß er ſelbſt durch die Spalte der Thür drang und den Raum dieſſeits derſelben erhellte, wo ſich die Horcher befanden.

Wieder zwickte das hübſche Jüngferchen unſern Jüngling in den Arm. Dieſer war nahe daran, zu fragen; ſie aber biß ſich ſchnell auf den Finger und drohete, um anzudeuten, daß er ſchweigen ſolle. In der That wäre hier der leiſeſte Ton zum Verräther geworden, ſo dünn war die Zwiſchenwand, welche die handelnden Perſonen von den Zuſchauern trennte.

Jetzt begann die Dame im ſchwarzen Sammtüberrocke zu ſingen, nachdem ſie die Brille von der Naſe genommen. Unſer armer Jüngling konnte ſich nicht auf den Beinen halten, als er dieſe Stimme hörte. Er taumelte zurück in einen Seſſel, der glücklicherweiſe hinter ihm ſtand, und ſchloß die Augen. Es war die Stimme, die aus der Mauer zu ihm getönt hatte. Er hörte die Göttin ſeines Traumes; er öffnete die Augen, und glaubte ſie zu ſehen; aber der Glanz war erloſchen, und nur die Stimme tönte noch leis verhallend wie aus weiter Ferne.

Seine Begleiterin aber hatte ſeine Hand ergriffen und flüſterte ihm wieder zu: „Jetzt können wir gehen, nun iſt's vorbei für Heute. — Kommen Sie!“

7.

Unſer Paul ſah, ehe er ſich entfernte, dem hübſchen Mädchen in die Augen; ſie lächelte und ſchlug ſie nicht nieder.

Er wollte wiſſen, wie ſich Alles zugetragen. Er wußte nicht, was er geſehen, wie er dazu gekommen, daß ihm das Mädchen den Weg gezeigt. Sie ſchickte ſich an, ihm Alles zu ſagen. Da ſchallte ein lauter Ruf durch's Haus: „Jeſſy, Jeſſy!“ und mit den Worten: „Kommen Sie morgen wieder, heut' habe ich nicht Zeit!“ entſchwand ſie dem Armen, der ſeine Neugierde ſo gern gleich befriedigt geſehen hätte. Sinnend ging er nach Haus. Es waren nicht mehr jene unbeſtimmten Träume, jenes unruhige Sehnen, das ihn auf dem Herwege erfaßt hatte, eine feſte Hoffnung hatte ſich dafür eingeſtellt. Er glaubte etwas zu beſitzen, der Thor, und wußte nicht, daß das Einzige, was er beſaß, die göttliche Poeſie ſey.

Er ging nach Hauſe und öffnete mit dem Schlüſſel, den er bei ſich hatte, leiſe die Thür des niedrigen Stübchens. Seine alte Mutter war ſchon eingeſchlafen. Er machte Licht, und um die Mutter durch den Schein nicht zu erwecken, baute er von Büchern einen Schirm, und dichtete ein Lied, worin er ſein ganzes Gefühl aushauchte. Er konnte nicht ſchlafen. Er überlas ſein Gedicht und dichtete immer weiter, im Kopfe weiter, als das Papier zu Ende gegangen war. Der ſpäte Morgen, der durch die Nebel brach, fand ihn noch im Sinnen vertieft; dennoch aber zeigte er der Mutter ein fröhliches Geſicht, nicht überwacht, als wenn er die ganze Nacht auf ſeinem Seſſel zugebracht hätte. Es war eine ſelige Beruhigung über ihn gekommen; und er zählte die Stunden bis zum Abende, wo er das freundliche Mädchen wieder ſehen ſollte.

Der arme Menſch wußte nicht, wie nahe er dem Wahnſinn war, jenem freundlichen Wahnſinn, der einen lieblichen Gedanken raubt und in ſich verſchließt, den der Arme, den wir beklagen, zu langer Freudigkeit fortſpinnt und bis zum Tode ſich darin glücklich fühlt.

Paul war in dem Falle. Sein reizbares Gemüth, das von einer ſchwärmeriſchen Liebe erfüllt war, und in einer Sphäre des menſchlichen Lebens, die wir untergeordnet nennen, keine Nahrung fand für ſeinen edlen Sinn, für ſeinen Durſt nach Wiſſen und Erkenntniß, für ſeinen poetiſchen Hang wurde ſeltſam durch die abenteuerlichen Gerüchte ergriffen, welche die Erſcheinung des „himmliſchen Bettes“ in der ganzen Stadt verbreitet hatte. Ein Zufall ließ ihn die Stelle finden, wo er das akuſtiſche Wunder zum erſten Male vernahm. Die ſeltſamen Töne, in Verbindung geſetzt mit dem, was er durch Zufall gehört hatte, ſchufen in ſeinem überſpannten Geiſte eine ſo glorreiche Bildung eines weiblichen Weſens, daß er die ungeheure Sehnſucht, es kennen zu lernen, nicht mehr zu bewältigen im Stande war. Entzückend wirkte die Erſcheinung des jungen Mädchens auf ihn, das er im Lauſchen nach dem wunderbaren Getön ſo plötzlich erblickte. Nur war dieſe Erſcheinung — das zeigte die Kleidung deutlich — nicht überirdiſcher Art. Trotz aller Lieblichkeit, die dem Mädchen inwohnte, und trotz der Anmuth, die ſie umgab, fühlte ihn doch dieſer Umſtand merklich ab. Was er in dem anſtoßenden Gemache durch die Thürſpalte zu ſehen bekommen hatte, mußte ihm — ſo klar es auch den Leſern ſchon geworden iſt — ein Räthſel bleiben. Er hatte keinen Begriff von Betrügereien der Art, wie Doctor Graham ſie übte. Und als die italieniſche Sängerin, die bei der Täuſchung des Doctors mitwirkte, zu ſingen begann, ſchloß unſer Paul unwillkürlich die Augen, und war ſo ganz weg, daß ihn erſt das Zwicken ſeiner kleinen Begleiterin wieder zu ſich ſelbſt brachte. Wie dieſe ſelbſt zu dem himmliſchen Bette und zu ihm in Beziehungen ſtand, blieb ihm unerklärlich. Was ihn aber beruhigte, war, daß er durch ſie nach ſeiner Meynung ſchon bis zur Schwelle des Heiligthums gelangt war, und daß er feſt glaubte, es ſich ganz zu erringen.

Dieß hatte ihn ſo erfaßt, daß er den ganzen Tag über ſtill in ſich hinein lächelte, ſeine Verſe leiſe recitirte und dabei auf einen Fleck hinſtierte. Seine Mutter machte dieß Benehmen beſorgt; ſie fürchtete oft ſchon, daß es mit ihrem Sohne nicht ganz richtig ſey, und nun glaubte die arme Frau, daß er bald reif zum Tollhaus wäre.

Er aber dachte nichts als freundliche, liebevolle Gedanken, und harrte des dunkelnden Abends, um ſeine heilige Pilgerfahrt wieder anzutreten.

Der Platz vor dem Hotel war leer; die Fenſter waren nicht erhellt, und nichts Beſonderes von Klängen ward vernehmlich. Dieß war Paul nicht recht. Er ſtutzte. Es war, als wenn etwas an ſeiner Combinationskette riſſe; er drückte ſich mißmüthig in den gewohnten Winkel, feſt überzeugt, daß ihn heute kein himmliſcher Ton beglücken werde. Und heute hätte er es ſo gern gehört; er hätte die Töne ſo ganz rein und ungeſtört in ſich aufnehmen können; ſie würden ſich ſo lind um ſeine beruhigte Seele gelegt haben. Man iſt nicht immer geſtimmt, in Himmelsluſt zu ſchwelgen, wie er an jenem Abende.

Es war Alles ſo ſtill rings um ihn her; kein täppiſcher Lakay polterte pfeifend die Treppe herab, kein gemeiner Laut, noch Kutſcher vor dem Thore ſtörten ihn; eine ſchaurige Stille webte in der hohen, dunkeln Halle.

„Und wenn ſie nur mindeſtens erſchiene, um mir Aufſchluß zu geben, wie ſie verſprochen hat," dachte er, und er blickte nach dem Treppenpfeiler, wo ſie mit dem Lichte in der Hand geſtern erſchienen war, wo ſie ſo lieblich zu ihm herunter gelächelt hatte. Aber Alles blieb leer an der Stelle; keine Erſcheinung wollte ſich zeigen.

Schon wollte er den Weg ſuchen, den er geſtern an der Hand des unbekannten Mädchens gemacht hatte, um ſo zu irgend einem Ziele zu gelangen, als er plötzlich wie elektriſirt an ſeiner Stelle gebannt blieb.

Er hörte den lieblichen Geſang wieder; die Stimme war's, aber ein anderes Lied. Es war eine jener melancholiſch frommen Weiſen, wie ſie das Volk in Wales ſingt, von denen einige damals in London vorzüglich beliebt waren.

Jetzt fiel eine zweite Stimme ein, und deutlicher ward's ihm nun, daß die Töne nicht aus der Wand, wie ſonſt, zu ihm drangen, ſondern daß ſie ſich von gegenüber herunter ſtahlen aus dem Gang am Treppenpfeiler, den er geſtern an der Seite des lieblichen Mädchens betreten hatte.

5.

Er folgte dem Schalle, indem er die Treppe hinanſtieg und den Gang betrat. Eine Thür fand er angelehnt, und in dem Zimmer ſah er die Dame im ſchwarzen Sammtüberrock, die Brille auf der Naſe, am Klaviere ſitzen, und ſeinen leitenden Genius vom geſtrigen Abend darneben. Er legte die ihm angeborene Scheu bei Seite, denn es trieb ihn, einzutreten. Freundlich lächelnd drehte das Mädchen den Kopf nach ihm hin, während die Aeltere erſchreckt aufſprang und die Thür zudrückte.

„Was iſt das? Um aller Heiligen willen!“ rief ſie in ſchlechtem Engliſch. „Wer darf hier eintreten? Ich bin verloren!“

Das Mädchen gab ſich alle Mühe, ihre Angſt zu beſchwichtigen, und gab Paul zu deſſen größtem Erſtaunen für ihren Bruder aus. Dieß beruhigte die alte Dame; doch verlangte ſie von Paul einen Schwur, nie zu offenbaren, daß er ſie geſehen.

Der junge Menſch war nicht wenig über dieſe Zumuthung beſtürzt; doch wirkte die Nähe ſeiner freundlichen Führerin zu wohlthätig auf ihn, als daß er nicht bald Ruhe genug gewonnen haben ſollte, um ſich ein wenig ſeines Glücks bewußt zu werden. Liſtig ſchien ihm die Kleine über die Maßen zu ſeyn, denn wie hätte ſie ſonſt wohl ſo ſchnell die Lüge bei der Hand gehabt, ihn für ihren Bruder auszugeben. Er ſah ſich aber dadurch, wie mit einem geheimnißvollen Bande, eng mit ihr verknüpft, und das erfreute ihn. Es war ein dunkles Gefühl, daß ſie ihn zum Mitwiſſer irgend eines kleinen Verbrechens gemacht hatte, und wenn er gleich nicht im Stande war, eine Uebermacht daraus zu folgern und geltend zu machen, ſo hob es doch ſeine Schüchternheit auf, aus der er unter andern Umſtänden ſich nicht losgemacht haben würde.

„Ach, lieben Kinder,“ ſprach die Alte, indem ſie ihre Brille von der Naſe nahm, mit einer ſehr melodiſchen Stimme. „Ich vertraue mich Euch an, weil ich Euch für edle Seelen halte. Ich bin eine Römerin und wurde zu meiner Zeit auf den Theatern Italiens bewundert. Da lernte ich den Teufels-Doctor kennen, zu meinem großen Unglück, und mußte ihm meine beſten Jahre opfern. Wenn ich Euch mein Elend ſchildern ſollte, ſo müßtet Ihr in Thränen zerfließen. Ich ziehe mit ihm von Stadt zu Stadt, und bleibe doch immer in meinem Käfig wie ein wildes Thier eingeſperrt, das man für Geld ſehen läßt. Ja, wenn er mich nur für Geld ſehen ließe! Aber nur hören läßt er mich, hören! Ich habe zu meiner Zeit römiſche Fürſten im Purpur — und das will viel ſagen — zu meinen Füßen geſehen, und ihn ſelbſt, den gottloſen Betrüger. O, könnte ich ihm entrinnen! Dürfte ich ſeine Rache nicht befürchten, dürfte ich ſeine Betrügereien enthüllen! Ihr glaubt nicht, wie er's treibt.“ Hier trocknete ſich die arme alte Dame mit einer feinen Hand die tief liegenden ſchwarzen Augen, die wohl einmal ſchön geweſen ſeyn mochten.

Ein jeder Andere, wie Paul, hätte ſogleich wiſſen müſſen, daß er hier der eigentlichen Seele des himmliſchen Betts gegenüber ſaß, das heißt, einer von den vielen Zauber-Ingredienzien, die der Doctor aus Theater-Maſchinerie, ſtarkem Räucherwerk, Flötenuhren, Frauenſtimmen und Opiumtrank zuſammenzubrauen verſtand. Dieſe arme Italienerin, deren Stimme wirklich bezaubernd war, ſah kläglich drein, und Paul und das junge Mädchen ſahen ſich wechſelſeitig ſo theilnehmend an, als hätten ſie ſich zu beklagen, nicht als forderte die alte Sängerin ſie dazu auf.

Aber es entſpinnt ſich eine eigne Kette von Gefühlen, wenn ein ſchwärmeriſcher Jüngling und ein gemüthliches Mädchen einander ſo gegenüber ſitzen, und ſich Minuten lang ſtumm in die klaren Augen ſehen.

9.

Pauls Mutter war nicht wenig erſtaunt, wie ſie ihn am andern Morgen ſo heiter ſah, wie ſie ihn noch nie geſehen hatte. Er war früh aufgeſtanden und hatte gearbeitet. Dann legte er ſeine Schreibereien bei Seite und war der alten Frau geſchäftig zur Hand.

„Ja, Mutter,“ ſprach er, „ich will mein träumeriſches Leben fahren laſſen; ich will etwas Tüchtiges werden. Ich ſehe wohl ein, daß es mit dem Träumen nichts iſt.“

Die alte Mutter war darüber erfreut im Innerſten ihres Herzens, und wußte gar nicht, woher die Verwandlung käme.

Aber Paul träumte doch nur um ſo ſeliger fort. All' ſein Sinnen und Trachten war nun nicht mehr auf die Stimme einer Unſichtbaren gerichtet, ſondern auf ein ſchönes Kind, das auch eine artige Stimme beſaß und ſich ihm ſo theilnehmend bewieſen hatte.

Wie der Abend kam, drängte es ihn wieder zum Hotel; allein er hatte das Herz nicht, auch nur entfernt daran zu denken, daß er dem lockenden Mädchen folgen könnte. Es war ein holdes Widerſtreben in ſeinem Innern. Er dachte es ſich ſo ſchön, noch einmal an ihrer Seite zu ſtehen oder zu ſitzen, noch einmal ſie ſingen zu hören. Aber die Schüchternheit ließ es nicht zu. So mit ſich ſelbſt deliberirend, war er, ohne es zu wollen, zu dem Hotel gekommen. Alles war finſter, noch finſterer, als am vorigen Abend. Kein Menſch war in dem Thorwege zu ſehen. Die Thorflügel klafften weit auf; die finſtere Halle ſchien ihm wie ein ausgeſtorbenes Grab. Er drückte ſich in die gewohnte Ecke, wo er ſonſt die Klänge vernommen hatte; Alles blieb ſtumm. Er ſchaute die Treppe hinan nach dem Mauerpfeiler, wo ihm des Mädchens Lichtgeſtalt erſchienen war. Alles blieb finſter und todt. „So war denn nur Alles ein Traum,“ rief es in ihm, „Alles ein trügender Traum!“ Und er ſah um ſich, und griff in die Finſterniß, und meinte, er müſſe des neben ihm ſtehenden Mädchens Hand ergreifen können. Aber ſeine Hand griff in's Leere, und er ſah, daß all' ſein Glück verſchwunden war.

Am andern Tage meldeten die Zeitungen, daß Doctor Graham mit ſeinem himmliſchen Bette nach Paris abgereiſt ſey.

* * *

Lange wußte man ſchon, was man von der Charlatanerie des Graham'ſchen Mechanismus halten ſollte, ja, man hatte dieſen über andere Erſcheinungen dieſer Art, wie Schachmaſchinen und unſichtbare Jungfrauen, längſt vergeſſen, als in einem der erſten Gaſthöfe von London ein glänzendes Vermählungsfeſt gefeiert wurde. Es war die Tochter des Hauſes, die einen jungen talentvollen Dichter heirathete, der ſich bereits durch mehre gelungene Werke ausgezeichnet hatte.

Wir erkennen in dem Brautpaare unſern wackern Paul Dalby, deſſen Züge ernſter und edler ſich ausgebildet haben, und das artige Mädchen, das ihm dazu verholfen hatte, die Proceduren des Doctor Graham zu belauſchen.

Wir haben es hier nicht unternehmen wollen, die Liebesgeſchichte der beiden guten Kinder weitläufig zu erzählen. Der Gang dieſer Liebesgeſchichte war eben nicht ausgezeichnet vor ſo vielen andern; das Intereſſanteſte dabei war wohl das erſte Zuſammentreffen der Liebenden — der entſcheidende Augenblick, wo der belebende Funke in ihr noch ſchlummerndes Herz fiel — und das haben wir ehrlich und getreu nach unſerem beſten Wiſſen den geneigten Leſern mitgetheilt.

Der Divan.

Eine Sammlung

von

Novellen, Genrebildern und Memoiren

von

August Lewald.

Drittes Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

[illegible] SIS

Spaniſche Novelletten.

Dolores.

Es war an einem Sonnabend, den 24. Mai 1823. Die Sonne hatte noch weit bis zu ihrem höchſten Stande; die erſten Colonnen der franzöſiſchen Garde erſchienen auf dem Prado, deſſen Seitenalleen mit Madridern vollgepfropft waren. Der Frühling und die Koketterie ſchienen in jenem Augenblicke die entgegengeſetzteſten Meinungen zu verſchmelzen; royaliſtiſche und conſtitutionelle Damen beeilten ſich, der Bewunderung der Sieger ihre zierlichen Füßchen zu präſentiren, welche durch die Eleganz einer caſtilianiſchen Beſchuhung gehoben wurden; die ſchwarze oder weiße Mantille umgab den graziöſen Contur ihres Geſichts, ohne ihn zu verſchleiern, und ließ dabei ihren Köpfen den ungewohnten Anblick eines pikanten Putzes. Die Franzoſen ließen nach allen Seiten ihre Heldenblicke ſchießen, worin ſich die ſüßeſten und wollüſtigſten Lächeln theilten; man hörte nicht jenes tumultuariſche Geſchrei, das in den nördlichen Ländern als Zeichen der Volksfreude gilt, und ſelbſt unter den Augen ihrer Geliebten und Ehemänner, von deren rachſüchtiger Eiferſucht wir ſo viel hören, wagten es die ſchönen Hände, den fremden Kriegern Roſen zu überreichen, welche ihren Wünſchen geheime und holde Gunſt zu verſprechen ſchienen.

Einige Mädchen gingen Arm in Arm vorüber, und machten ſich ſowohl durch ihre lautere Freude, als durch ihre anmuthige Haltung bemerkbar. Obgleich ihre Kleidung und ihr Anſtand eine höhere Klaſſe der Geſellſchaft verkündeten, ſo beſchränkte doch weder eine Mutter, noch eine Erzieherin oder ſonſtige Begleiterin den Ausbruch ihrer fröhlichen Laune; eine ſolche Freiheit, die bei uns die Läſterzungen herausfordern würde, verſtößt in Spanien weder gegen die Sitten noch Verurtheile. Eines dieſer Mädchen ſchien allein eine kalte melancholiſche Strenge unter dem Muthwillen der Uebrigen zu behaupten. Sie hatte ſich der franzöſiſchen Colonne gegenüber geſtellt, ohne jedoch ihre Blicke dahin zu kehren. Dieſe Zurückhaltung trug aber nur dazu bei, daß die Augen aller Offiziere der ſiegenden Armee nach ihr gekehrt waren, und um ſo mehr, da ihre Schönheit von ganz ſüdlichem Charakter grell abſtach gegen die Gefühle, die ſie ausdrücken zu wollen ſchien. Ihr Feuer war bedeckt, aber nicht verlöſcht, und jeder ſcharfe Beobachter mußte ohne Mühe erkennen, daß es nur deſto heller im Innern brannte.

Einem franzöſiſchen Offizier, den wir Friedrich nennen wollen, war es gelungen, durch die Beharrlichkeit, womit er ſie betrachtete, die Aufmerkſamkeit der ſchönen Schmollenden auf ſich zu ziehen; ja, ſie ließ ſelbſt in ihrer Phyſiognomie eine Miſchung von Vergnügen und Zorn ſehen. Nachdem der junge Mann mit ſeinen Leuten nach der Kaſerne San Mateo marſchirt war, welche in einer Nebenſtraße, am Ende der Straße von Fuencarral lag, machte er ſich ſo ſchnell wie möglich, gleichwie ſeine Kameraden, vom Dienſte los; aber indeß dieſe Caffeehäuſer und Reſtaurationen oder die Quartiere beſichtigen gingen, welche ihnen von dem Ayuntamiento zugetheilt waren, flog er, von einem einzigen Gedanken erfüllt, zum Prado zurück, den er zu ſeinem großen Verdruſſe faſt leer fand. Haſtig durchſchritt er die Alleen, und hatte nun die Freude, durch die Entfernung der Menge deſto leichter ſeine ſchöne Unbekannte zu bemerken, welche träumend und unbeweglich mitten unter ihren Gefährtinnen ſtand, faſt an demſelben Orte, wo er ſie gelaſſen hatte. Die andern Mädchen ſchienen eifrig bemüht, ſie aus ihren Gedanken aufzuſcheuchen. Er näherte ſich ihr zu ſchnell vielleicht, ſo daß ſie aufblickend eine plötzliche heftige Bewegung verrieth, die auf dieſem kühnen Geſichte faſt den Charakter des Schreckens annahm; es war eine flüchtige Wolke, die vielleicht jedem andern Auge, als dem der Liebe, unbemerkt geblieben wäre. Die Glut dieſes Klima's theilt ſich ſelbſt den Kindern einer nördlicheren Zone mit, und es gibt unter dieſen bevorzugte Herzen, welche, gleich dem Spiegel des Archimedes, die

Kraft beſitzen, fremde Strahlen und Flammen in ihrem Buſen zu concentriren. Wie von einem unſichtbaren Stachel getrieben, zog die ſchöne Caſtilianerin ſchnell ihre Geſpielinnen durch die große und breite Straße von Alcala; dabei kehrte ſie ſich von Zeit zu Zeit um, um die Schritte einiger derſelben zu beſchleunigen, die ſich nur mit Mühe von den lachenden Alleen des Prado zu trennen ſchienen, deſſen herrliche Bäume in dem entholzten Spanien zu den Wundern gezählt werden; ihre Blicke fielen jedoch auch auf den jungen Fremden, als wollte ſie ſich verſichern, daß er auch da ſey. Sie dachte nicht daran, in ihm die leiſeſte Hoffnung etwa durch ein Lächeln zu erregen, aber ſie ſah ihn, ſie wußte, daß er da war, ſie wußte, daß er für ſie da war, und ſie ſuchte nicht, dieß zu verbergen. Obgleich ſie nicht darüber nachdachte, ſo fand doch zwiſchen Beiden eine Art von Einverſtändniß Statt, das von Liebe nicht weit entfernt war.

Als man die Puerta del Sol erreichte, welche in Madrid faſt als Mittelpunkt zu betrachten iſt, wo ſich alle Straßen kreuzen, zerſtreute ſich die kleine Phalanx von Schönheiten, und die, welche das einzige Augenmerk Friedrich's war, wandte ſich, von zwei Freundinnen begleitet, nach der Plaza Mayor, welche ſie durchſchnitt, um die Calle deſſelben Namens hinabzugehen bis zu einem Seitengäßchen an dem Palais des Königs, mithin in dem entfernteſten und unbeſuchteſten Viertel der ſpaniſchen Hauptſtadt. Hier blieb ſie endlich an der Thür eines einfachen und beſcheidenen Hauſes ſtehen; ſie klingelte, wurde eingelaſſen, und die Thür ſchloß ſich ſogleich hinter ihr zu. Ihre Begleiterinnen, welche ſich ähnlich ſahen und gleich gekleidet waren, mithin Schweſtern zu ſeyn ſchienen, gingen noch weiter, und Friedrich, der mit einem Blick das äußere Bild der Wohnung ſeiner Schönen in ſein Gedächtniß geprägt hatte, ging ihnen nach, um ihre boshaften Anmerkungen abzuwenden, welche ſie ſonſt gewiß in Ausübung geſetzt hätten. Auch wollte er ihnen zu verſtehen geben, daß ſein Nachgeben ihnen gelte, und wollte zugleich ihre Wohnung wiſſen, im Fall ſie ſpäter eine Auxiliar-Truppe für ihn abgeben könnten. Endlich wurde er mit einem reizenden Doppellächeln belohnt, welches ihm als Zeichen gelten konnte, daß eine Jede von ihnen ſich einbildete, ſein Herz beſiegt zu haben, und daß weder die Eine noch die Andere ſich über ſeine Beharrlichkeit ärgerte. Nachdem er einige Zeit unter ihren Fenſtern ſtehen geblieben war und ſie ſich hinter den Jalouſien hatten ſehen laſſen, um einige Blicke und Zeichen mit ihm zu wechſeln, entfernte er ſich, das heißt, er flog dorthin, wo ſein Herz und ſeine Wünſche ihn riefen. Jetzt aber konnte er ſeine Geduld auf die Probe ſtellen: er mochte unter den Fenſtern hundertmal auf- und abgehen, Niemand ließ ſich daran ſehen. Er glaubte, daß er über die Zeit ausgeblieben war, in welcher eine Frau ſich einem Manne zeigen darf, der es wagte, ihr zu folgen, um ihm zu verſtehen zu geben, daß es ihr nicht ganz unangenehm war. Das Einzige, was er thun konnte, war, in einen der ſchlechten Läden der Nachbarſchaft zu treten, wo er ſich durch einige Einkäufe, deren er nicht bedurfte, bei dem Krämer einzuſchmeicheln ſuchte, und dann das Geſpräch auf eine Perſon lenkte, die er leicht bezeichnen konnte, da ſie ſich ſo tief ihm eingeprägt hatte.

Er erfuhr nun, daß ſie Donna Maria de Dolores hieß; wir müſſen ihren Familiennamen ebenſo, wie den Familiennamen Friedrich's den Leſern verſchweigen. So viel wollen wir hier ſagen, daß er mit Ehren von der Nation genannt wurde. Ihr Vater war in dem Unabhängigkeitskampfe gefallen, und ihre Mutter hatte ſich hierauf, obgleich noch jung, in ein Kloſter von Burgos zurückgezogen; denn unter den Mauern dieſer Stadt ruhte die Aſche ihres Gatten. Die junge Dolores, welche dieſen Namen durch prophetiſche Eingebung erhalten zu haben ſchien, da ihre Zukunft ihn leider nur zu ſehr rechtfertigte, führte in Madrid mit achtzehn Jahren ein ziemlich unabhängiges, wenn gleich zurückgezogenes Leben in dem Hauſe einer Tante, der Schweſter ihres Vaters, welche durch Krankheit verhindert wurde, alle Schritte ihrer Nichte zu bewachen.

Friedrich ſuchte noch nach Mitteln, ſich in das Haus einzuführen, als vorübergehende Kameraden ihn lachend zu einem gemeinſamen Mittagsmahl fortſchleppten. Vorerſt gingen ſie aber zum

Ayuntamiento, um ſich über ihre Quartiere zu beklagen, mit denen ſie nicht zufrieden waren. Man legte ihnen die Liſte vor, um ſich beſſere auszuſuchen, und Friedrich, den hiebei ein Bliz durchzuckte, forderte ſogleich ein Billet auf Donna Concepcion, die Tante, um ſich gleich nach dem Eſſen als unwillkommenen Gaſt ihr vorzuſtellen.

Die Nichte empfing ihn: ſie ward roth und blaß in demſelben Augenblicke, und auf ihrem ſüdlich beweglichen Geſichte war ihre innere Stimmung zu leſen. Es war die Schamhaftigkeit und der Schrecken einer Spanierin, die von der Energie ihres Charakters jedoch bald unterdrückt wurden. Friedrich grüßte ſie mit einer höflichen und reſpectvollen Miene, indem er ihr das Billet gab, das ſie keines Blickes würdigte. Eine Art von Duenna, die ſie begleitete, ſtieß, nachdem ſie den Inhalt des Papiers erfahren hatte, einen Schrei des Entſetzens aus, und behauptete, daß es von der Behörde abſcheulich ſey, einen fremden Officier armen Frauen, wie ſie, als Gaſt zu ſenden.

„Nicht doch,“ ſprach Dolores, indem ſie mit feſtem und ruhigem Ton ihr in die Rede fiel. „Der Herr erwartet ſicher nicht jede Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Frankreichs hier bei den Schlachtopfern der Franzoſen zu finden.“

Mit dieſen Worten zog ſie ſich in das Zimmer ihrer Tante zurück, wo ſie blieb, bis Friedrich, durch ſeinen Dienſt genöthigt, ausgehen mußte.

Als er nach Hauſe kam, ſah er wieder nichts von der Sennorita, und konnte es ſich nicht verbergen, daß er allein es war, der ihr dieſe Zurückgezogenheit auferlegte. Er benützte jedoch ihre Abweſenheit, um ſich bei der Duenna einzuſchmeicheln. Dieß war eine alte Arragoneſerin, welche nach unſerer lieben Frau del Pilar, d. h. vom Pfeiler, der Schutzpatronin der Stadt Zaragoſſa, Pilar genannt wurde.

„Ihr ſcheint mir nicht böſe zu ſeyn,“ ſagte die gute Alte nach einigem Zaudern mit einer leiſen Stimme, als wenn es ſich um ein großes Geheimniß handelte, „und doch meine ich, daß Ihr dazu beſtimmt ſeyd, überall nur Zwietracht zu ſäen. Während Ihr ausgegangen ward, kamen zwei Freundinnen meiner Sennorita, denen ich ganz unſchuldig Eure Ankunft in unſerem Hauſe erzählte. Aber ſtatt daß ich ihnen Eure Beſchreibung mittheilen wollte, fingen ſie an, Euch ſo trefflich herzumalen, daß ich nicht daran zweifeln konnte, ſie kennten Euch. Dabei lachten ſie ganz ſpöttiſch, und wie die Sennorita Dolores dazu kam, haben ſie ihr zu ihrem Siege gratulirt. Sie aber ſchien auf ihr boshaftes Geſchwätz nicht zu achten, und ſagte, bloß um ſie zu verabſchieden, ihre Tante, die ſich ganz wohl befindet, ſey ſchlimmer geworden. Mir aber befahl ſie, weder Sie noch irgend einen andern Beſuch zu ihr zu laſſen, ſo lange Ihr im Hauſe ſeyd. Dabei aber ſah ſie mich nicht gerade an, und fügte noch leiſe hinzu: es ſey ärgerlich genug für die arme Donna Concepcion, Euch im Hauſe zu haben, auch ohne das unbeſcheidene Geſchwätz ſo junger Närrinnen. Ich antwortete ihr nichts, denn ich kenne den Charakter der Sennorita, und ich weiß, daß ſie keinen Widerſpruch leidet, aber es iſt mir doch lieb, daß ich es Euch ſagen kann, weil Ihr wie ein wackerer junger Mann ausſehet, und ich denke mir, Ihr werdet nicht darauf beſtehen wollen, hier zu bleiben, um mein armes Fräulein mit ihren Freundinnen zu entzweien; denn Ihr findet ja wohl leicht ein beſſeres Quartier, als dieſes."

„Aber wo werde ich eine andere Dolores finden?" ſchrie der ungeſtüme Friedrich mit begeiſtertem Blicke, welcher der Alten wohl verrieth, daß ſie hier fehlgeſchoſſen hatte. „Ich kann es Euch nicht verbergen, meine liebe Pilar, ich liebe ſie bis zum Sterben, und nun ich das Glück habe, ihr ſo nahe zu ſeyn, wollt Ihr mir den Rath geben, mich zu entfernen? Nehmt dieſes geringe Zeichen meiner Dankbarkeit," — hier drückte er ihr ein Goldſtück in die Hand, — „und unterrichtet mich von Allem, was Ihr hören werdet, und was nach Eurer Meinung für mich von Intereſſe ſeyn könnte."

Pilar hatte das verhängnißvolle Metall angenommen. Es wäre ihr nicht möglich geweſen, in Zukunft bei Friedrich's Projecten neutral zu bleiben; auch ſchien es ihr nicht ſehr darum zu thun zu ſeyn. Sie verſuchte es alſo, ihm in ſeiner Liebe zu dienen, jedoch ohne einiges Glück.

Sie mochte noch ſo ſehr zur Jungfrau beten und ihr Kerzen kaufen von dem Gelde, das ihr Friedrich gab: die einzige Jungfrau, die ihn hätte erhören können, blieb taub bei ſeinem ſtummen Flehen, das ſie jedoch nur zu gut verſtand.

Endlich beſchloß er, ſich eines heftigen Mittels zu bedienen. — Wer ihn wegen des Folgenden zu verdammen geneigt ſeyn ſollte, hat keinen Begriff von der Gewalt, die ſpaniſche Augen unter jenem Himmel auszuüben vermögen.

Da er gewiß war, daß die Duenna es nicht wagen würde, ſein Vorhaben offen zu durchkreuzen, ſo entſchloß er ſich, eines Nachts in Dolores Zimmer zu dringen. Dieſem kühnen Unternehmen war keine förmliche Erklärung vorangeſchickt worden, welche der bedrohten Schamhaftigkeit zugerufen hätte, daß ſie auf ihrer Hut ſeyn ſollte. Mit einer Fackel — denn ſelbſt die Dunkelheit wollte er nicht zu ſeinem Schutze herbeiziehen — trat er vor das jungfräuliche Lager, wo die Schönheit ſchlief, ohne vielleicht zu ruhen. Er weckt ſie vorſichtig auf, und indem er ihr einen Dolch aufdringt, den er bei ſich trägt, richtet er ſelbſt deſſen Spitze auf ſein Herz und flüſtert ihr zu: „Jetzt kann ich mit Dir ſchalten, ohne dabei zu erröthen, denn es hängt von Dir ab, Dich zu vertheidigen.“

Und der Dolch blieb auf dieſem unerſchrockenen Herzen, bis die beſiegte Dolores ihre Hand ſinken ließ; — war es zu ſpät für ihre Tugend, mußte es nicht auch zu ſpät für ihre Rache ſeyn?

Glühend und ruhig ſchien die ſchöne Caſtilianerin ſich endlich in ihr Glück zu ergeben, nicht aber in die Entfernung deſſen, der es ihr bereitet hatte. Als Friedrich ſich aus ihren Armen emporreißen wollte, ſprach ſie zu ihm: „Und haſt Du denn geglaubt, daß es Dir erlaubt ſeyn würde, Dich von Deinem Schlachtopfer zu entfernen, um es der Schande und den Gewiſſensbiſſen Preis zu geben? Du wollteſt Dich in dem Entzücken berauſchen, das in der Liebe einer Spanierin ruht; nun ſollſt Du wiſſen, zu welchem Preiſe man ſie erkauft.“

Er mußte ſie in der That durch das Opfer ſeiner Freiheit erkaufen; er ſah ſich gezwungen, allem Umgange mit ſeinen Kameraden zu entſa-

n, und den wenigen Freuden, die Madrid einem
anzoſen darbieten kann. Wenn ihn ſein Dienſt
einen Ort hinrief, ſo waren ſeine Schritte
n Schritten gefolgt, die ſich beſtändig zu ver-
hren ſchienen. Selbſt wenn ihn ſeine Pflicht
dem engen Kreiſe eines Wachthauſes zurück-
lt, ſo gab ihm von Stunde zu Stunde, bei
g und Nacht, ein abgeredetes Zeichen, das
r er allein verſtehen konnte, die Gewißheit,
ß das beobachtende Auge einer Schildwache
ermüdlicher, als die unter dem Gewehr, über
ne Treue wachte, vielleicht dann noch, wenn
ihm ſchlafend, auf Traumes Flügeln, ein
mdes Bild in ſein Herz ſtehlen wollte.

Wer wollte dieſes Glück wohl unruhig nen-
t, das tauſendmal ſüßer iſt, als es unſere lang-
ilige Gleichgültigkeit zu faſſen vermag, und
nn der Augenblick kam, der ſie vereinigen ſollte,
fühlten ſie ſich wie von einer durchſichtigen
lke umgeben. Eine ſanfte, unſichere Stimme
gte Friedrich um Alles, was ihm während der
ennung begegnet war. Gehorſam verweilte
dann auf tauſend unbedeutenden Umſtänden,

aber wann er endlich das Einzige mitzutheilen hatte, was ſie intereſſiren konnte, ſo ſchwieg er. Aber dieſes Stillſchweigen erklärte ein Lächeln, und zugleich hefteten ſich feurige Lippen auf die ſeinigen, um ihn zu belohnen für ſeine geheimnißvolle Beſcheidenheit.

Das Corps, worin Friedrich diente, erhielt den Befehl zum Abmarſch. Es ſollte nach Cadix marſchiren, um einen König aus der Haft zu befreien. Der junge Franzoſe wußte nicht, wie er dieſe ſchmerzhafte Nachricht ſeiner Geliebten mittheilen ſollte. Endlich, nachdem er damit zu Stande gekommen war, that ſie nur die einzige Frage: „Du haſt doch nicht gezaudert, will ich hoffen?“ Und wie ſie ſah, daß die Augen ihres Geliebten ſie um eine Erklärung zu bitten ſchienen, fügte ſie mit jener majeſtätiſchen Emphaſe hinzu, welche der caſtilianiſchen Mundart ſo eigenthümlich iſt: „Franzoſe, ich bin die Landsmännin des Cid und der Ximene, und wie ſie, müßte ich einen Geliebten verachten, der ſelbſt, wenn er mich für ewig verlieren ſollte, auch nur während einer Sekunde zwiſchen der Liebe und der Ehre ſchwanken könnte.“

Als der Augenblick des Abſchieds kam, glaubte Friedrich ſeiner Geliebten einige Rathſchläge ertheilen zu können, welche dazu beitragen ſollten, ihre traurige Einſamkeit zu erheitern. „Wir lieben nicht auf dieſelbe Weiſe,“ unterbrach ſie ihn feurig; „in dieſem Augenblicke bemerke ich es zuerſt. Ich will, daß Du leideſt, getrennt von mir, wie ich getrennt von Dir leiden will; ich will, daß mein trauriges Bild Dir erſcheine mitten in den Vergnügungen, welche Dich für Augenblicke berauſchen könnten. Lebe wohl; bedaure mich und reiſe.“ Friedrich reiste ab; ich überlaſſe es den Leſern, zu glauben, ob die erſte Hälfte dieſes Befehls vergeſſen wurde.

Er ging über den Tajo und den Guadalquivir, nach Toledo und Sevilla, und jener berühmteren Stadt, deren Namen mit Blut in den Annalen der Liebe eingeſchrieben iſt, Xeres de la Frontera, welches Spanien den Ungläubigen überlieferte. Unter den ſtolzen Mauern von Cadix warf er ſich in die Wellen, welche den Trocadero beſpülen und vertheidigen; ſie löſchten nicht das Feuer, das ihn verzehrte. Er ſchrieb, wenn man ihm gleich geſagt hatte, daß er keine Antwort erhalten würde. Endlich ſanken die Feſſeln des katholiſchen Königs vor den franzöſiſchen Kanonen, und er zog fort, das Herz von Stolz und Freude berauſcht, um in Madrid ſich die Myrthe zu holen, die er ſeinem Lorbeer beigeſellen wollte.

Er eilte mit ſchnellen Schritten zu dem Hauſe, das er ſo gut kannte; aber die Thür, welche ſich immer wie auf Zauberwort vor ihm öffnete, noch ehe ſeine Hand das Schloß berührt hatte, bleibt unbeweglich bei ſeinem wiederholten Klopfen, und als ſchon die Verzweiflung ihn zu ergreifen begann, da erſchien eine menſchliche Geſtalt; ſoll ich ſie ein Weib nennen? ich vermöchte es nicht. Nicht ſie war es, ſondern Pilar; um zehn Jahre älter geworden, gleich einem Schatten; ſie erkannte ihn, kehrte ihm den Rücken, verbarg ihr Geſicht, und floh, ſo ſchnell, als es die Schwäche ihr geſtattete. Friedrich eilte ihr mit zerriſſenem Herzen nach, bis in Donna Concepcion's Zimmer, die er ſeufzend allein auf ihrem Schmerzenlager fand. „O Sennora,“ rief er mit Angſt und Wuth in der Stimme, „wo iſt Dolores? wo haben Sie ſie? Sie iſt meine Gattin, mein Leben; Gott und die Natur verbieten Ihnen, ſie mir länger vorzuenthalten.“ —

„Ach,“ antwortete ihm ſchluchzend die arme Kranke, „ich weiß es ſo wenig, als Sie; denn Ihre Sprache ſcheint mir den Ausdruck der Wahrheit zu haben, und in meinem Schmerze klagte ich Sie an, daß Sie ſie mir geraubt hätten.“

Friedrich ſchwieg; nicht eine Thräne floß aus ſeinen Augen; ein Gedanke übermannte ihn. Und er heftete ſich an ihn, wie der Schiffbrüchige an das letzte Brett.

Das Gedächtniß der Liebe iſt treu und ſicher; obgleich er den Namen des Kloſters in Burgos nur einmal gehört hatte, ſo wußte er ihn noch. Dorthin richteten ſich alle ſeine Wünſche und Gedanken. So lang er noch in Madrid war, erkundigte er ſich bei den Freundinnen ſeiner Geliebten, wo er jedoch nichts, als ein kokettirendes Wohlwollen fand, das ihm in keiner Hinſicht Dienſte zu leiſten vermochte.

Endlich erſchien der Befehl zum Rückmarſch nach Frankreich; er erblickte die Schluchten der Somoſierra wieder, welche durch die Tapferkeit der polniſchen Lanciers ſo berühmt geworden ſind; er ſah Lerma wieder, deſſen Namen ſich beigeſellte dem Miniſter einer kraftloſen Tyrannei und des mitleidloſen Aberglaubens; endlich erblickte Friedrich die hohen Thürme der prächtigen Kathedrale von Burgos.

Er flog nach dem Kloſter hin, welches Donna Francisca, die Mutter ſeiner Dolores, bewohnte. Seine plötzliche Ankunft machte Aufſehen in dieſem Orte des Friedens. Die Aebtiſſin, die er im Sprachzimmer ſah, obgleich ihr ſein Beſuch nicht ganz unerwartet zu kommen ſchien, ſagte ihm, daß Donna Francisca nie einwilligen würde, ſich dem Anblicke eines Kriegers auszuſetzen, von denen, welche auf Napoleons Befehl die Tage ihres Gatten verkürzten, und daß ſie nur durch Gewalt dahin gebracht werden könnte; mehr blieb ihr nicht, dem jungen Franzoſen zu antworten. In demſelben Augenblick hinterbrachte man ihr leiſe eine Botſchaft, die ſie auf ärgerliche Weiſe zu überraſchen ſchien; ihre noch eben ſo ruhigen und unbeweglichen Geſichtszüge verriethen es; ſie beſchleunigte den Abſchied des unglücklichen Friedrich, nachdem ſie ihn gebeten hatte, ihr ſeinen Namen zu ſagen, und das Corps zu bezeichnen, zu welchem er gehörte, wie auch den Wirth, bei welchem er einquartirt war, unter dem Vorwande, ihm vielleicht eine Botſchaft von Donna Francisca mitzutheilen zu haben.

Troſtlos verließ Friedrich dieſes weite Grab, wo er gehofft hatte, das Leben wieder zu finden.

Er beſuchte die prächtige Kathedrale und kniete nieder, nicht um Gott anzuflehen, ſondern um zu der Mutter der Schmerzen zu bitten, zu jenem Weibe, der Vermittlerin zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen, reiner als die Engel des Himmels, weil ſie geprüfter wurde, deren unendliche Liebe mehr als die mütterliche, womit die Mutter des Schöpfers alle Geſchöpfe umfaßt, Theil nimmt an allen Leiden, die wir in dieſem ſterblichen Leben erfahren, ſelbſt an denen, die ſie nicht kennt, von deren Daſeyn ſie nicht einmal Kunde haben kann, da die unverlöſchliche

Reinheit ihrer himmliſchen Seele ſich ihnen nie nahen konnte.

Es war Nacht geworden; er irrte ungewiß in den ſtillen Straßen von Burgos umher, und ſeine Schritte führten ihn nach einer Art von Platz oder Spaziergang, den man, wie ich glaube, den Espolon nennt. Ein Grabmal zog Friedrichs Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war nur einfach, aber der Name, der daran glänzte, machte ein ſtolzes Mauſoleum daraus: es war das Grabmal des Cid.

Die Strahlen des Mondes, von leichtem Gewölke umfangen, fielen auf das unſcheinbare Grab, wo die Aſche eines Helden ruhte. Friedrich konnte ſeine Augen nicht davon losbringen. Er war von einer melancholiſchen Stimmung erfüllt, welche die empfinden, welche gefühlt, geliebt, das heißt gelitten haben.

Er hatte die unbewegliche Geſtalt einer Frau neben dem Grabe für eine ſchwarze Marmorſtatue gehalten; es ſchien ihm Ximene zu ſeyn; doch plötzlich fiel ihm ein, daß auf ſeinem Einmarſche in Spanien, als er durch Burgos zog, dieſe Figur nicht da geweſen war. Er ſah genauer hin, und ging um die Einfaſſung, um ſie von verſchiedenen Seiten zu betrachten; da gewahrte er eine leichte Bewegung an der Statue. Er trat raſch auf ſie zu, und erkannte ...... Habe ich nöthig, ſie zu nennen? Gibt es einen Leſer, der ſie nicht ſchon errathen hätte?

Sie lag halb ohnmächtig auf dem Fuße des Monuments; ihre feuchten Augen waren nach dem Himmel gerichtet, nach den leuchtenden Sternen, wohin ihre Sehnſucht ſchwebte. Die nahenden Schritte erſchrecken ſie; ſie wendet den Kopf und erkennt ihn ... Allein mit ihr, rings Nacht, rings Stille; lag er zu ihren Füßen? lag er in ihren Armen?

„O heilige Jungfrau, Mutter der Schmerzen, meine heilige und himmliſche Beſchützerin! O Cid, Retter von Caſtilien, Retter des Glaubens der alten Chriſten! Und du, Mutter, die jetzt in frommer Zurückgezogenheit über meine Flucht verzweifelt! Schützet mich im Namen des Himmels! Schützet mich gegen mich ſelbſt; denn ich habe nicht den ſchrecklichen Muth, Euch gegen ihn anzuflehen!“

Dieſe Worte drängten ſich aus ihrer bebenden Bruſt; und in dem Augenblick, wo ihr Mund ſich öffnete, um Worte auszuſprechen, die ihr armes Herz verläugnete, hauchten ihre Lippen noch einmal Gelübde auf die Lippen des Fremden, jene flehenden Gelübde, welche Dolores ausſprach, um durch himmliſche Hülfe Kraft zu erlangen, ſich von dem loszureißen, den ſie liebte. Plötzlich fährt ſie aus der Umarmung, die ſie an ein Herz gefeſſelt hielt, das nur für ſie ſchlug; ſie greift nach Friedrichs Säbel und reißt ihn aus der Scheide. Zur ſelben Zeit überreicht ſie ihm einen Dolch; er zögert bei ſeinem Anblicke. „Nimm ihn,“ ſagte ſie, „ich will es; Du wirſt bald ſehen warum, und was für ein Recht ich habe, es von Dir zu verlangen.“

Er gehorchte.

„Und nun erfahre, Unglücklicher,“ fuhr ſie mit einer entſetzlichen Ruhe fort, „um welchen Preis ich noch einmal die Deinige werden kann. Ich will gern für Dich eine Ewigkeit hindurch leiden;

ich will Alles leiden, nur nicht Deine Abweſenheit. Im Himmel können wir nicht zuſammen ſeyn; meine Mutter hat uns den Weg dahin verſperrt, indem ſie mir die Einwilligung zur Verbindung mit einem Franzoſen verweigerte; uns bleibt daher nur die Hölle. Wirſt Du jedoch den Muth haben, ſie mit mir zu erwählen? Wenn Du mir mit dem Beiſpiel vorangehſt, ſo ſchwör' ich Dir, als katholiſche Spanierin, daß ich Dir folgen werde. Ein doppelter Selbſtmord befreie uns, und Satan ſelbſt wird uns enger verbinden, als der Himmel es jemals im Stande geweſen wäre."

Nach einer Pauſe fragte ſie in demſelben Tone: „Nun, Friedrich, was willſt Du thun?"

Der unglückliche Friedrich zitterte zum erſten Male; ein kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne. Er entfernte ſich einen Schritt von ihr, nur einen einzigen Schritt; er ſchien einen Augenblick nachzudenken, nicht eine Minute. Auch Dolores erhob ſich; er wollte ihr entgegen treten, aber ſie ſtieß ihn verächtlich zurück mit dem Stolze einer Königin. „Du biſt nicht mehr gefährlich für mich," ſprach ſie, „leb wohl, leb wohl für immer! Ich fürchte Dich von jetzt an ſo wenig, daß ich Dir Deinen Säbel zurückgebe; ich kenne Dich nun; nicht Kühnheit mangelt Dir; aber mit Deinem ganzen Muthe wirſt Du, obgleich ich nun entwaffnet bin, weder meine Blicke noch meine Gegenwart ertragen können."

Sie warf ihm den Säbel hin, und entfernte ſich majeſtätiſch; ſie ſchritt durch die Balluſtrade; Friedrich folgte ihr unmittelbar. Als ſie dieſen Ort verlaſſen hatten, wo ſich ihre ganze Zukunft entſchieden hatte, folgte er ihr in einiger Entfernung; er ſah ſie an die Kloſterpforte anklopfen. Man öffnete ſchnell; er hörte die verworrenen Stimmen der Nonnen; aber eine ihm wohl bekannte Stimme drang durch die andern hindurch, und ſprach in einem Grabeston die wenigen Worte, ohne ihre Abweſenheit zu entſchuldigen oder ihre Rückkehr zu erklären: „Meine Mutter, ich werde nicht mehr von hinnen gehen."

Die Thür des heiligen Orts ſchloß ſich hinter ihr zu, und Alles umhüllte wieder der gewohnte Friede.

Rita.

Sechs Monate waren verſtrichen ſeit M.'s Abreiſe; er hatte mir häufig Briefe geſchrieben, alle voll Enthuſiasmus und Bewunderung, als ich plötzlich wenige Zeilen aus Madrid von ihm erhalte, die mir melden, er habe einen „ſehr leichten“ Dolchſtich empfangen. „Bald,“ ſetzte er aber hinzu, „werde ich wieder bei Dir ſeyn.“

Dieſe Nachricht erſchreckte mich ſehr. Ich ſah M. in der Sierra, von Schleichhändlern angefallen, halbtodt und nackt zwiſchen den Felſen liegen, oder dachte mir eine Scene der Eiferſucht, was mir bei meinem leichtfertigen Freund am Natürlichſten ſchien. Ich wurde nicht eher ruhig als bis ich wußte, M. habe die Bidoſſoa überſchritten. Einige Tage ſpäter empfing ich ihn bei mir. Sein rechter Arm lag in der Schlinge und mein Blick ruhte auf ſeiner verbundenen Hand, ohne daß ich eine Frage darüber an ihn zu richten wagte. Er merkte meine Neugierde, lächelte und begann zu erzählen.

„Hätte ich nicht eine ſo geſchickte Hand, in Piedraita wäre ein Grab mehr.“ — „Piedraita, mein Geburtsort!“ rief ich aus. — „Ja, höre.“

„Du weißt, wie kindiſch ich mich bei meiner Abreiſe freute, Antonio! Du ſahſt meine Luſt, als ich nach Spanien reiste. Ich muß Dir geſtehen, meine Einbildungskraft wurde beſiegt. Es gibt Dinge, die man nur dann begreift, wenn man ſie geſehen hat. Aber ich wollte keine Vergleichungsleiter; ich reiste ſchnell durch die Königreiche, welche Frankreich von Andaluſien trennen, und ich wollte zuerſt in dieſer bewundernswürdigen Provinz mich umſehen, unter dieſem wunderbaren Himmel, der uns mit einer neuen Klarheit überſchüttet. Dieſe von Wohldüften durchdrungene Atmoſphäre machte mich erbeben, wie der Hauch eines Weibes. Es ſchien mir, daß ich bis dahin nicht gelebt hatte. Das poetiſche Volk, die ſchönen Andaluſierinnen, die ſich ſo geheimnißvoll verbergen, dieſe Menſchen, die nur am Tage ſchlafen, um Nachts zu tanzen und zu ſingen, dieſe Guitarren und Mandolinen, dieſes ganze Daſeyn, gewoben aus Ruhe, Liebe und Harmonie, machte mich närriſch, und ich glaube, wenn ich daran denke, daß ich es wieder werden könnte!....“

M.'s Auge glänzte. Ich hatte ihn nie ſo ſchön geſehen. Er war etwas bleicher geworden; dagegen aber hatte ſein Geſicht den warmen Ton erlangt, der ſo viel magnetiſche Kraft den ſüdlichen Köpfen verleiht.

M. fuhr fort: „Ich beſuchte Santa Fe ſo voll von Erinnerungen; Sevilla, Jaen, und indem ich durch die Sierra Morena ging, ſah ich Toledo und ſeine reiche Kathedrale, bis ich nach Piedraita kam. Ich ſah das Zimmer, wo Du geboren wurdeſt. Hätt' ich es gewagt, ſo würd' ich nach Deiner Wiege gefragt haben, die ſicher Deine gute Großmutter bewahrt hat.“

Wir tauſchten eines jener milden Lächeln, welche

Thränen in ihrem Gefolge haben. „Ich ſage Dir nichts von dem Empfang, den ich bei den Deinigen genoß; ich werde ihn aber nie vergeſſen.“

„Es iſt eine ſchöne Stadt, Freund, Dein Piedraita; die Umgebungen ſind reich, die Stadt iſt reinlich und ſelbſt die ärmere Klaſſe iſt es. Sey es aus Liebe zu Dir, oder zu dem Empfang, der mir wurde, oder aus einem geheimnißvollen Ungefähr, genug, ich blieb in Piedraita länger, als es ſeine Merkwürdigkeiten verdient hätten, die in einigen ziemlich erhaltenen Ruinen beſtehen, welche die Mauren im Jahr 1020 erbaut haben.

„Eines Tages nach der Sieſte waren wir in einem großen Saale; Deine Großmutter, Deine Baſe und Deine liebenswürdigen Muhmen. Ganz vergeſſen in einem Winkel, horchte ich der lebhaften farbenreichen Converſation der ſpaniſchen Frauen, dem wunderbaren Wiederſcheine der ſo gerühmten arabiſchen Plaudereien. Wie viel mehr ſagt dieſe Sprache, als alle andern! Wie helfen die beſtimmten und bezeichnenden Bewegungen dieſen beredten Zügen nach, worin Alles Poeſie iſt, Alles großartige Leidenſchaft verräth!“

„Plötzlich wird die Thür geöffnet, und eine ganz junge Frau tritt mit leichtem und zugleich rnſtem Weſen herein; Deine Muhmen ſpringen hr an den Hals, und bald erfahre ich, daß ſie Rita heiße und einen alten, aber reichen Hidalgo geheirathet habe.“

„Rita's Züge zeigten nichts Außerordentliches; nur ihre Augen waren von hinreißender Schönheit. Du kennſt ſie, die Augen, die man nur in Spanien findet. Sie ſprach wenig, und war weder anmaßend, noch verlegen. Mit einem beaubernden Tone bat ſie mich, von Frankreich zu rzählen. Sie hörte mir aufmerkſam zu; ihr Blick ſchien meinen Worten zu folgen. Ich lobte mein ſchönes Vaterland, unſere Gelehrten, unſere Tapfern; aber erſt nachdem ſie mich nochmals efragte, ſchilderte ich ihr die Frauen von Paris. Sie mögen mir es verzeihen; ich wollte nicht, aß Rita glaube, ich ſey in eine Pariſerin veriebt.“

„Als ich geendet hatte, ſtand ſie auf und ſprach mit einem Blicke: — „das iſt Alles recht ſchön, aber Ihr Franzoſen ſeyd leicht und falſch,“ —

und dann fügte ſie mit Nachdruck hinzu: — „Ihr habt keine Religion.“ — Sie ſchlug andächtig ihr Kreuz, umarmte Deine Muhmen und ging fort.“

„Dies ſind alle Umſtände unſerer erſten Zuſammenkunft.... Du wirſt wohl errathen haben?“

Ein Nicken mit dem Kopf war meine Antwort.

„Antonio, dieſe Frau hatte mir faſt nichts geſagt, und ich liebte ſie, wie närriſch. Sie war nicht ſo ſchön, wie Deine Muhme Paccitta, die ich in Madrid geſehen habe, und dennoch liebte ich ſie; aber ihr Auge ſagte Alles, ihre Stirn war ſo breit, ſo weiß, ſo rein; ihre ſchmalen Lippen deuteten auf Energie, ſie war ſo fein gebaut und geſchmeidig, und ſchien dennoch ſo kräftig, kurz, ich liebte ſie, ohne mir von ihrer Schönheit Rechenſchaft zu geben; ich liebte, weil ich ſie liebte.“

„Bald wußte ſie es. Die Frauen Deines Vaterlandes kennen keine Heuchelei, indem ſie uns mit Küſſen bedecken, uns mit Zärtlichkeiten überſchütten, geſtehen ſie uns ihre Leidenſchaft. So liebte mich Rita.“

„Du weißt, Antonio, daß ich bis dahin manche Salon-Bekanntſchaft hatte. Dieſe artigen, verſchwiegenen Liebeshändel, dieſe Leidenſchaften von ſo viel Stunden die Woche, wo Alles im Voraus wohl berechnet wird, ſo liebte Rita nicht. Hätteſt Du ſie geſehen, Du würdeſt jene ruhige und ſtille Frau nicht wieder erkannt haben. Ihr Blick war verändert. Ach! ſie war ſehr ſchön!“

„Siehſt Du,“ — ſagte ſie zu mir — „ich habe Alles um Dich vergeſſen können, ſelbſt meinen alten Mann, der immer ſchläft. Ich weiß, es iſt Verbrechen! Ach, ich glaube Dich heftiger zu lieben, als wenn ich frei wäre.“ — Dabei lachte ſie, wie ein holdes Kind, ſpielte, ſang, und gleich darauf war ſie wieder traurig und ernſt und weinte; denn es gibt keine Liebe ohne Traurigkeit und Thränen. Sie hatte Gewiſſensbiſſe, Beſorgniſſe; ſie ſprach von der Hölle; das glühende Weib zitterte, wie ein Laub, wenn ſie an die Qualen der Verdammten dachte.“

„Einſt, Nachts, ſagte ſie zu mir: — „Ich liebe Dich, und wenn Du Satan wäreſt, ich müßte Dich anbeten.“ — „O ich bin nicht ganz

Satan; aber ich bin ein Jude! ....“ — Das Haupt der Meduſa hätte keinen furchtbarern Eindruck auf ſie machen können, als dieſes Wort. Sie ſah einer Sterbenden gleich. Ein wirres Lächeln umſpielte ihre Lippen, und ſie hauchte, mich umarmend, die Worte: — „Du haſt mir ſehr wehe gethan!“ — Am andern Tage ſah ich ſie wieder; aber ſie war finſter. — „Siehſt Du dieſen Lorbeerzweig,“ — ſprach ſie; er iſt verwelkt. Dieß iſt das Schickſal von uns Frauen. Wir opfern Alles, Ihr nichts, nichts!“ Hierauf fing ſie an zu weinen.“

— „Rita, Rita, für Dich könnte ich Alles opfern, außer mein Vaterland! ....“ —

— „Alles! ....“ —

„Ich nickte mit dem Kopfe; ſie ſtieß einen Schrei aus, der mich erbeben machte; ſie zögerte. — „Opfere mir Deinen ſchändlichen Glauben!“ — „Kind,“ — ſagte ich, und Küſſe vollendeten meine Antwort.“

„Bleich und zitternd riß ſie ſich aus meinen Armen. — „Aber ſo bedenke doch,“ ſchrie ſie, — „daß ich verdammt bin, weil ich Dich geliebt habe, Dich, Jude!“ Sie vergoß einen Strom von Thränen; auf der Stirn ſtrotzten dicke Adern, ihre bleichen Lippen bebten; ſie ſtand auf und ging hinaus. Mehre Abende vergingen, ohne daß ich ſie ſah. Ich wandte Alles an, nichts wollte glücken. Am Abend vor meiner Abreiſe, die ihr bekannt war, trat ſie in mein Zimmer; ich erkannte ſie kaum, ſo ſehr war ſie verändert. Ich ging auf ſie zu, ſie ſtieß mich zurück; dann ſetzte ſie ſich. Ich wußte nicht, warum ihre Züge mir Entſetzen einflößten. — „Ich komme her,“ — ſagte ſie, — „weil Gott es will. Ich war Dein; jetzt bin ich verloren, weil ich Dich geliebt habe; ſchwöre ab, und ich bin gerettet! . . . . Aus Mitleid,“ — fuhr ſie dann fort, — „aus Erbarmen! Ich will Dich lieben, ich will Alles verlaſſen, ich will Deine Sclavin ſeyn! Werde Chriſt aus Liebe zu Deiner Rita!“ —

Ihre Stimme erſtickten Thränen, ihr Auge flehte, ihre Arme umſchlangen mich mit Heftigkeit. — „Rita,“ — erwiederte ich, — „ich werde der Religion meiner Väter treu bleiben!“ —

— „Das hatte er mir wohl geſagt.“ — Sie ſtand auf und ſchritt groß umher.

— „Schändlicher,“ — ſchrie ſie, — „Du haſt mich betrogen, entehrt; Du haſt mich der Hölle zugeſchleudert und höhneſt mich nun, verfluchter Jude! Aber Du entkommſt mir nicht! Entweder geh'ſt Du als Chriſt oder niemals von hinnen!“

„Ich ſtand auf und ſagte mit ſtarker kräftiger Stimme: — „Ich werde von hinnen gehen!“ — Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ſie ſich wie eine Furie auf mich ſtürzte. Ich ſah etwas in ihrer Hand glänzen, ich hielt ihr meine entgegen, und fühlte die Kälte des Eiſens meine Hand durchdringen. Rita ſtürzte erſchöpft zu Boden. Ich wähnte ſie todt. Es dauerte lange, bis ſie zu ſich ſelbſt kam; ſie erwachte wie aus dem Schlaf und fuhr mit der Hand über die Stirn. Bei dem Anblicke meines Bluts ſtieß Rita einen Schrei aus, der mein Herz durchbebte; ſie ergriff meine Hand, trank mein Blut, trocknete es mit ihren ſchönen Haaren, indem ſie dankte und um Gnade bat.“

— „Rita," — ſagte ich, — „wer hat es Dir geheißen?" —

— „Der Pater Inigo . . . . ." —

„Ich brüllte vor Zorn; ſie auf den Knieen hielt meine Hand; es war das Kind voll Liebe wie ehemals. Ihre Augen waren ſanft und ſchön geworden, wie die Augen einer Gazelle, wenn man ſie ſtreichelt."

„Sie nannte mich ihren Gott; ich glaube, ſie hätte geläſtert, ſo aufgebracht war ſie gegen ihren Beichtvater, der ihr befohlen hatte, mich zu ermorden. Sie wollte meine Wunde ſehen, ſie flehte um Gnade, aber mit welcher Stimme! — — Antonio, es iſt nur zu wahr, ich liebte ſie jetzt noch mehr. Wir trennten uns, als es anfing Tag zu werden."

„Abends reiste ich aus dem Thore nach Madrid; eine Frau in einer dichten Mantille nahte ſich mir. Ich erkannte ſie wohl; ſie weinte, ſie küßte meine verwundete Hand, übergab mir ein kleines Käſtchen, ſagte mir einige Worte, die ich nicht verſtand, denn auch ich weinte."

Hier ſchwieg mein Freund; er unterdrückte mit Mühe ſeine Thränen: „Sieh,“ ſprach er, „wie ſchön dieſe Haare ſind!“ Zwei große Thränen rollten langſam über ſeine Wangen hernieder.

Engliſche Novelletten.

Die drei Schweſtern.

Ein trüber Wintertag durchdrang kaum mit ſeinem matten Scheine die Vorhänge eines Schlafzimmers im erſten Stock eines ſchönen Hotels von Grosvenor-Square, einem der herrlichſten Quartiere von London, als ein Mann mit ernſter und niedergedrückter Miene beſcheiden an ein Hausthor klopfte, wo noch vor Kurzem elegante Equipagen lärmend gehalten hatten, und wo man häufig den Ton feſtlicher Inſtrumente vernahm. In dieſem Augenblick aber war an die Stelle des feinen Sandes, den der Fuß der Pferde zu zertreten pflegte, feuchtes Stroh gelegt worden; denn der Tod ſchwebte über dieſem Hauſe, das ſo lange der Sitz eines fortdauernden Glücks geweſen war. Man würde dieſes Glück beneidet haben, wenn der Chef der Familie nicht während ſeines Lebens einer der berühmteſten Offiziere der engliſchen Marine geweſen wäre, und wenn er, indem er für ſein Vaterland fiel, nicht eine Wittwe hinterlaſſen hätte, welche Achtung verdiente durch die Art, wie ſie ihre Kinder erzog, ein beträchtliches Vermögen verwaltete, und den Unglücklichen Gutes that.

Der Name der Milady Weſtern wurde nicht nur von ihrer Familie geſegnet, ſondern auch von allen denen, die mit ihr in Berührung ſtanden.

Edel und reich von Geburt, hatte ſie mit achtzehn Jahren Sir Weſtern geheirathet, der vom Schiffscapitän Vice-Admiral und Pair von England geworden war. Ein Sohn war die erſte Frucht dieſes paſſenden Bündniſſes, und die drei Töchter, die ihm folgten, hatten das Band noch feſter geknüpft, das nur der Tod zerreißen konnte. Die junge Wittwe befand ſich in dem Alter, wo Frauen gern zu neuen Bündniſſen ſchreiten; allein Lady Weſtern war zu ſehr von Schmerz erfüllt, ſo daß nur die Sorge für ihre Kinder ſie dem Leben erhalten konnte. Zehn Jahre waren nach dem Tode ihres Gatten verſtrichen, als ein ſanfter Tod das Ende ihrer Trauer herbeiführte. Dieſer Tod ſtürzte die Kinder in einen heftigen Schmerz, denn ihre tugendhafte Mutter war nicht nur ihre beſte und klügſte Vormünderin, ſondern auch die zärtlichſte und nachſichtsvollſte Freundin.

Lord Heinrich, ihr Sohn, war durch Geiſt und Bildung einer der ausgezeichnetſten jungen Leute von London und ihre Töchter ſchienen drei Engel voll Sanftmuth und Grazie.

In dem Augenblicke, als Milady Weſtern dieſe theuren Weſen verlaſſen ſollte, fühlte ſie das Bedürfniß, einen Freund gegenwärtig zu haben, der, wenn ſie nicht mehr ſeyn würde, ihren Kindern Rathſchläge ertheilen könnte, und ſie zur Reſignation aufforderte. Sie ließ deshalb an Herrn Clark ſchreiben, der eine Pfarre einige Meilen von London hatte. Dieſen Mann achtete ſie ſehr und betrachtete ihn wie einen Bruder, und er eben war es, der an das Hausthor von Weſtern-

Hotel klopfte in dem Augenblick, wo wir dieſe einfache Geſchichte begannen.

Er fragte zitternd, ob er nicht zu ſpät komme, und ein Freudenſtrahl leuchtete aus ſeinem Geſichte, als man ihm erwiderte, daß Milady ſeit einigen Stunden ruhig ſchlummere und ein wenig minder leidend zu ſeyn ſcheine.

— Und ihre Kinder?

— Lord Heinrich iſt ſo eben nach Richmond abgereist, wohin der Arzt ſeiner Mutter gerufen worden iſt. Unſer junger Herr wird ſicher nicht ohne ihn zurückkehren; denn er will, daß man noch eine neue Conſultation halte.

— Und die Töchter?

— Die haben zwei Nächte zugebracht, ohne ſich zu entkleiden, und Milady hat verlangt, daß ſie jetzt ein wenig ausruhen ſollen; aber ſicher werden ſie bald hier ſeyn, die armen Kinder! Es thut weh, ihren Gram mitanzuſehen, und ihre Liebe iſt noch rührender, ſeitdem ſie zuſammen weinen.

Ein leichtes Geräuſch, das die Kranke machte, unterbrach die Antworten der Miſtreß Diggs, welche leiſe die Thür aufgeſtoßen hatte, welche nur angelehnt war.

— Mit wem ſprichſt Du, Diggs? fragte Lady Weſtern mit ſchwacher Stimme.

Man ſagte es ihr.

— Gott ſey Dank! erwiderte ſie, indem ſie die Hände faltete. Gott ſey Dank! er kommt zur rechten Zeit.

— Beruhigen Sie ſich, ſprach Miſtreß Diggs. Es geht beſſer mit Ihnen. Wiſſen Sie, daß Sie vier Stunden geſchlafen haben?

Milady Weſtern lächelte trüb, befahl die Vorhänge zu öffnen, und Herr Clark wurde eingeführt. Indem er ſich dem Bette näherte, wo der Gegenſtand zärtlicher Zuneigung und tiefer Verehrung lag, um ſich nicht wieder davon zu erheben, ſchwankte der gute Geiſtliche und fiel in einen Seſſel.

— Wohlan, mein würdiger Freund, ſprach Lady Weſtern mit ruhigem Tone. Von Ihnen erwarte ich ja Troſt.

Er faßte ſich. Die Thüre des Zimmers wurde ſorgfältig geſchloſſen und öffnete ſich erſt bei den feierlichen Worten: „Kommt, meine Kinder, um den Segen Eurer Mutter zu empfangen.

Die drei Schweſtern, welche im anſtoßenden Gemache warteten, ſtürzten an dem Bette der Sterbenden nieder. Sie war bleich und halb ohnmächtig. Die Liebkoſungen der Kinder brachten ſie wieder zu ſich. Sie öffnete halb die umſchleierten Augen und fragte nach ihrem Sohne.

— Er kann nicht ſäumen, zurückzukehren, antwortete Louiſe, indem ſie ihrer Mutter einen Löffel mit ſtärkender Arznei gab. Er wird den Doctor mitbringen. Sie werden eine neue Conſultation halten, geliebte Mutter. Man muß, man kann Dich retten.

Die Kranke legte ihre kalte Hand auf die Stirne ihrer Tochter und ſagte ſanft: Mein Kind, warum willſt Du Dich täuſchen? Weißt Du nicht . . .

Das Geräuſch von Schritten wurde gehört. Es war Lord Heinrich und der Doctor.

— Nun? wie iſt's? fragte er dieſen mit zerſtörtem Geſicht.

Der Doctor ſenkte den Kopf und antwortete nichts.

— Eine Conſultation! rief Lord Heinrich.

— Wie Sie wollen, ſprach der Doctor; aber wozu nützt es wohl, Ihre Mutter zu quälen? Seit zwanzig Jahren bin ich ihr Arzt, und kenne ihr Temperament beſſer, als irgend einer; ſie weiß . . .

Ich weiß, daß Sie meine Tage verlängert haben, ſprach Lady Weſtern mit ſchwacher, aber ruhiger Stimme. Heinrich, Reſignation! Die Menſchen können mich nicht mehr retten; laſſe mich daher meine letzten Augenblicke meinem Theuerſten auf der Welt ruhig weihen. Mein lieber Doctor, empfangen Sie meinen Abſchied und meinen Dank; helfen Sie Anderer Schmerzen ab, die nicht gleich mir ohne Hoffnung ſind, und erinnern Sie ſich, daß ich ſtets ein unbegränztes Vertrauen in Ihre Freundſchaft, in Ihre Kenntniſſe geſetzt habe.

Der Doctor neigte ſich auf die Hand, welche ihm die Sterbende reichte, und entfernte ſich geſenkten Hauptes, indem er die Unmacht ſeiner Kunſt bitter beklagte. Jetzt näherte ſich Herr

Clark, Heinrich verſuchte es, dem freundſchaftlichen Ausdruck ſeines Blickes zu antworten.

Ich fühle mich ſehr ſchwach, ſprach Lady Weſtern; doch ſind meine Schmerzen nicht zu heftig, und ich will dieſe Ruhe benutzen, um mit Euch zu ſprechen. Tretet näher, meine Kinder, und unterbrecht mich nicht; betrübt Euch nicht unmäßig, mich an das Ziel gelangt zu ſehen. Glaubet mir, nur die Trennung von dem, was man liebt, wird uns ſchmerzlich; aber ein unſchuldiges Leben hilft über die finſtere Brücke, die nur für den Schuldigen ſchrecklich iſt.

Lord Heinrich verbarg ſein Geſicht, ſeine Schweſtern erſtickten ihr Schluchzen, und alle horchten mit religiöſer Achtung.

— Zwei Stunden brachte ich jetzt mit meinem trefflichen Freunde Clark zu, ſprach Lady Weſtern; er wird der Eurige bleiben. Ich empfehle Euch, ihn in allen ernſten Lebensfällen um Rath zu fragen. Ich hinterlaſſe Euch in blühenden Glücks-Umſtänden und habe nicht nöthig, Dir, meinem Sohne, dem Erben der Titel und des Namens Deines Vaters, die Pflichten gegen Dein Vaterland ins Gedächtniß zu rufen. Ich bin gewiß, daß Du ſie nie verabſäumen wirſt. Deine Schweſtern beſitzen ein Vermögen, um ſich ſchicklich zu verheirathen, und ich ſterbe in der Ueberzeugung, daß Du ihnen ſtets Schutz und Stütze ſeyn wirſt.

Lord Heinrich vereinigte ſtillſchweigend die Hände ſeiner Schweſtern und drückte ſie auf ſeine Bruſt.

— Euch, meine Töchter, habe ich zu danken. Seit Eurer Geburt habt Ihr mir keinen Kummer verurſacht. Ihr liebt Euch, wie nie Schweſtern ſich liebten, und ich bin überzeugt, daß der einzige Kummer, den Ihr Euch wechſelſeitig machen werdet, der ſeyn wird, wenn die Wahl eines Gatten Euch trennen ſollte.

— O nein, nein! riefen die drei Mädchen mit einer Stimme, indem ſie ihre Köpfe gegen einander ſenkten, wie Roſen am Stocke, die der Wind bewegt. Wir werden uns eben ſo wenig verheirathen, als trennen. Und iſt übrigens jetzt wohl Zeit . . .?

Ihre Thränen ließen ſie nicht ausreden.

— Hört mich an, fuhr Lady Weſtern mit noch feierlicherem Ernſte fort. In dieſer Stunde muß die Wahrheit vor Allem an den Tag kommen, und ich habe Euch ein Geheimniß zu enthüllen. Es wäre dann, daß Ihr die Kenntniß deſſelben verſchmähtet, weil ſie Eurem Glücke gefährlich werden könnte.

Die Mädchen hoben die Köpfe in geſpannter Angſt.

— Ihr liebt Euch ſehr, meine Kinder, fuhr Lady Weſtern mit Anſtrengung fort. Ihr glaubt, daß nichts weder Eure Freundſchaft, noch Eure Vereinigung vernichten könnte. Und doch iſt ein Wort im Stande, Zwietracht und Kälte in Eure Herzen zu gießen, und die Religion befiehlt mir, Euch dieſes Wort zu ſagen. Fanny, Mathilde, Louiſe, ſo vernehmt denn: Eine von Euch iſt nicht meine Tochter. Ich habe ſie mit derſelben Zärtlichkeit auferzogen; ich liebte ſie, als hätte ich ſie mit meiner Milch genährt; nie erhob ſich in meinem Herzen der geringſte Vorzug für die, denen ich das Leben gegeben hatte, und durch einen Zufall, den ich nicht genug ſegnen konnte, ſeht Ihr Euch alle drei ähnlich. So vergaß ich nach und nach gänzlich das Kind, das Euer

Vater und ich einſt angenommen hatten. Bis jetzt glaubte ich das Recht zu haben, zu ſchweigen; aber in dieſer Stunde habt Ihr das Recht, die Wahrheit zu erfahren, und ich will...

— Nein, riefen hier auf einmal die drei Mädchen, nein, Mutter, entdecken Sie uns nichts. Was würden wir dabei gewinnen, wenn wir etwas erführen, das einer von uns ein ſo ſüßes Band zerreißen ſollte.

Und die drei Schweſtern hielten ſich umſchlungen und weinten ſo zu ſagen, dieſelben Thränen, warfen ſich nieder zu dem Bette der Sterbenden, um ſie zu flehen, nicht ihr Glück zu ören.

— Meine Kinder, ſprach Milady Weſtern ge- ührt. Ich erwartete nichts Anderes von Euren einen jugendlichen Herzen. Ich würde an Eu- er Stelle daſſelbe thun. Das Wenige, was ich uch mitgetheilt habe, werdet Ihr mit der Zeit ergeſſen. Euer Bruder aber, als das Haupt er Familie —

— O Heinrich, rief Louiſe, denkt wie wir; er liebt uns alle drei gleich ſehr; ihm eine Schweſter rauben, würde ihn tief ſchmerzen.

— Gewiß, ſtammelte Heinrich, deſſen Bläſſe und innere Bewegung bedeutend zugenommen hatten: doch dürfte es vielleicht nothwendig ſeyn —

Lady Weſtern blickte ihn mit bittender Miene an. Er ſchwieg; aber der Zwang, den er ſich anlegte, wurde ſichtbar. Bald ſollte eine ſchmerzvollere Sorge ſein ganzes Weſen ausfüllen. Seine ſo würdige und heiß geliebte Mutter ſenkte den Kopf auf die Schultern des Sohnes und ſtieß einen Seufzer aus, dann erholte ſie ſich noch einmal, ſah zärtlich auf ihre Kinder und gab ihre ſchöne Seele ihrem Schöpfer wieder.

Wir wollen es nicht verſuchen, den tiefen Schmerz dieſer unglücklichen Kinder zu ſchildern. Wenn gleich dieſes Ereigniß von ihnen vorausgeſehen worden war, ſo ſtürzte es doch die drei Schweſtern in unſägliche Trauer. Nachdem die letzten Pflichten der Lady Weſtern entrichtet worden waren, ſchlug Lord Heinrich ihnen vor, nach dem Gute Yorkſhire zu reiſen. Da er aber ſich wohl zu jung hielt, der alleinige Schützer ſo junger Mädchen ſeyn zu können, ſo bat er Herrn Clark, ſich mit ſeiner Frau dort einzurichten, bis zu dem Augenblicke, wo eine ſeiner Schweſtern eine Wahl getroffen haben würde, um alsdann die Beſchützerin der beiden andern zu werden. Dann — ſetzte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu — will ich England verlaſſen.

— Ich hoffe, erwiderte Herr Clark, daß es ihre Abſicht iſt, Mylord, die ſchöne und edle Laufbahn ihres Vaters zu verfolgen.

— Das weiß ich nicht, erwiderte Lord Heinrich verlegen. Der Tod meiner Mutter hat mich mit ſolchem Kummer erfüllt, daß ich in dieſem Augenblicke nicht den Muth habe, an meine Zukunft zu denken.

— Ihr Schmerz iſt gerecht, erwiderte Clark mit Sanftmuth; doch ſind die Hinterbleibenden dem Andenken der Dahingegangenen es ſchuldig, die ihnen vorgeſchriebene Laufbahn zu verfolgen. Mehr als jeder Andere haben Sie es nöthig, Lord Heinrich, den Muth nicht ſinken zu laſſen; denn die große Jugend Ihrer Schweſtern und ihre Unerfahrheit nehmen Ihre Sorgfalt in Anſpruch.

— Sie werden meine Stelle bei ihnen vertreten, würdiger Freund, und ſie können hiebei nur gewinnen.

— Ich danke Ihnen dafür, Mylord, aber die gute Meinung, die wir von Andern hegen, rechtfertigt nicht die Vernachläßigung anvertrauten Gutes. Erlauben Sie mir noch eine Frage: Als ich vor ungefähr einem Jahre nach London kam, fand ich Ihre Mutter ſchon ſehr leidend; doch beſchäftigte ſie ſich mehr mit Ihnen, als mit ihrer Krankheit, und ſie vertraute mir, daß Sie ihr lebhafte Beſorgniſſe einflößten. Ich durfte ihr nicht verbergen, daß ich Sie ſehr verändert fände, denn an der Stelle jener Heiterkeit, die im vorigen Jahre auf ihrer Stirne leuchtete, ſtatt jener der Jugend ſo natürlichen Hinneigung zum Vergnügen, merkte ich in Ihnen jetzt eine trübe Niedergeſchlagenheit und eine Unruhe, die Sie vergebens zu verbergen ſuchten. Lady Weſtern vertraute mir, daß Sie mit ihrer Sorge ſich an Ihre Freimüthigkeit gewendet habe, aber daß ſie ſtets nur eine ausweichende Antwort erhalten. Sie ſetzte jedoch hinzu, daß ſie die Ueberzeugung hege, Ihre Aufführung könne zu keinerlei Beunruhigung ihr Veranlaſſung ſeyn. Und mit dem Bewußtſeyn, daß ihr Sohn einer der rechtlichſten Jünglinge, auch vielleicht einer der unglücklichſten ſey, mußte ſie ihr Leben beſchließen, das ſie hundertmal für ihr Glück hingeopfert haben würde. — Mein lieber Clark, ſagte ſie mir noch in ihrem letzten Geſpräche, Sie ſind bei der Geburt aller meiner Kinder zugegen geweſen.

— Aller? unterbrach hier Heinrich unwillkührlich den Sprecher.

— Aller, Mylord, und hierauf mich ſtützend und daß ich der Freund Ihrer wackern Eltern geweſen bin, wage ich es, um Ihr Vertrauen zu bitten.

— Ich habe nichts zu vertrauen, ſagte Heinrich mit Nachdruck. Ich glaube, daß der finſtere und trübſinnige Charakter mir angeboren ſey; das iſt Alles. Aber ich hoffe, daß ich ſtets die Kraft haben werde, für das Glück Anderer thätig zu wirken, beſonders für das Glück meiner Schweſtern, und Sie werden mir darin beiſtehen, mein ehrwürdiger Freund.

Herr Clark verſicherte ihn von Neuem ſeiner Ergebenheit, und verſuchte, obgleich vergebens, eine vertrauliche Mittheilung von ſeinem jungen Freunde zu erhalten. Lord Heinrich blieb ſtumm und ſchien bei den anhaltenden Verſuchen ſo viel zu leiden, daß Herr Clark keinen neuern mehr wagen durfte.

Mehrere Monden waren vorüber; den heftigen Schmerz der Mädchen hatte Reſignation umhüllt, die natürlich einem jeden nicht abzuhelfenden Kummer folgen muß. Auch fanden ſie in ihrer liebevollen Vereinigung einen großen Troſt. Obgleich ſie von verſchiedenem Charakter waren und dabei in ihren Meinungen und Gefühlen übereinſtimmten, ſo ſchienen ſie von der Natur geſchaffen zu ſeyn, um ſich wechſelſeitig glücklich zu machen.

Louiſe war ernſt, mehr ſanft und leidenſchaftlich, und ihre Empfindſamkeit wurde ſtets durch die Vernunft beherrſcht; Mathilde war hingebend, zärtlich, lachte oft mit Thränen im Auge; ihre Naivität gab ihrer zarten Geſtalt einen anziehenden Reiz, dabei war ſie ein wenig verzogen, weil ihr Alles beim erſten Anblick auf's Innigſte zugethan war. Kräftiger und ſtärker als ihre Schweſtern war Fanny. Sie allein war im Stande, manchmal Heinrichs umwölkte Stirn zu erheitern, oder Louiſens Ernſt zu beſiegen; ſie war auch die Urſache, daß man Mathilde nicht allzuſehr verzärtelte.

Eben ſo verſchieden als der Charakter dieſer drei Mädchen waren auch ihre Talente. Louiſe ſpielte trefflich die Harfe; Mathilde konnte nur einfache Romanzen ſingen, dabei zeichnete ſie ſehr artig und wußte mit vielem Geſchmack ſowohl ihren Putz als den ihrer Schweſtern zu beſorgen; Fanny war ſtets in Bewegung, ſie tanzte wie eine Sylphide, ſang wie eine Nachtigal und begleitete ſich mit allen Inſtrumenten, die ſie mit mehr Geſchmack als Vollkommenheit zu behandeln wußte. Obgleich ſie Louiſen und Mathilden ähnlich ſah, ſo geſtand ſie es doch ſehr bereitwillig, daß ſie weder die Schönheit noch die Feinheit ihrer Züge beſitze, ihre Farbe war lebhafter, ihre Augen glänzten voll Heiterkeit, waren jedoch nicht ſo groß und ſo rein; ſie liebte Heinrich, den ſie wie ihren natürlichen Beſchützer betrachtete, und ſie liebte ihn daher auf eine eigenthümliche Weiſe. Louiſe betrachtete ihn wie einen Freund, dem man gehorchen müſſe; Mathilde wie einen liebenswürdigen Jugendgefährten, den ſie für ein wenig leidend wie ſich ſelbſt hielt; daher hegte ſie auch für ihn jene kleinen Aufmerkſamkeiten, welche der Vertraulichkeit ſo großen Reiz verleihen. Als ſie noch ein Kind war, brachte ſie ihm die ſchönſten Blumen, ſpäter zierten ihre ſchönſten Zeichnungen Heinrichs Studirzimmer. Fanny neckte ihn, ſagte, daß ſie ihm nie gehorchen werde; aber ihre Augen füllten ſich mit Thränen, wenn ſie den tiefen Gram auf der Stirne des geliebten Bruders las. Dann wußte ſie ihn mit einer bewundernswerthen Geſchicklichkeit und mit einer bei dieſen Charaktern ſeltenen Ausdauer zu zerſtreuen und ihn ſeinen melancholiſchen Grübeleien zu entreißen.

Dieſe Aufgabe wurde aber jeden Tag ſchwerer; oft ſagte Lord Heinrich, ſeine Geſundheit ſey

Urſache ſeiner Traurigkeit, dennoch aber wies er die Hilfe der Aerzte zurück, und trotz der Bitten ſeiner Schweſtern und der Vorſtellungen ſeines Freundes Clark brachte er ganze Tage und oft ſogar die Nächte in den Wäldern zu. Niemand wagte es, ihn darum zu fragen, noch weniger ſich in ſeiner Gegenwart heiter zu zeigen, wenn gleich Begebenheiten ſich ereigneten, welche Zerſtreuung in den kleinen Kreis brachten.

Clark war der zweite Sohn des Lords dieſes Namens. Er hatte aus Neigung den Stand des Geiſtlichen erwählt, ohne daß ſeine Familie ihn dazu gezwungen hätte, daher unterhielt er auch mit den Seinigen die freundſchaftlichſten Verbindungen. Die beiden Söhne ſeines Bruders beſuchten ihn oft. Da ſie ihn nicht in ſeiner Wohnung fanden, ſo glaubten ſie, ſich der Familie Weſtern vorſtellen zu dürfen. Herr Clark erlaubte es ſich indeſſen nicht, ſie bei ſich zu behalten, als auf die ausdrückliche Einladung Lord Heinrichs. Dieſe Einladung erfolgte ein wenig gezwungen, aber Herr Clark ſchob dieſen Umſtand auf die Stimmung des jungen Menſchen und glaubte darauf nicht beſondere Rückſicht nehmen zu dürfen.

Damals fingen für die jungen Mädchen jene Vergnügungen an, welche die Jugend nur in Gemeinſchaft mit der Jugend genießen kann, wie z. B. Spazierritte in die Gegend, Spiele, der Fiſchfang in einem kleinen See, worauf man in einer eleganten Gondel fuhr und ähnliche unſchuldige Zerſtreuungen, denen Miſtreß Clark ſtets beiwohnte, bei welchen aber Heinrich ſich nie ſehen ließ. Man erblickte ihn nur ſtill die Gegend überſchauend am Fenſter ſeines Cabinets oder allein auf ſeinem beſten Renner die Wälder durchjagen. Weder die zärtlichen Bitten Mathildens, noch die Bemerkungen Louiſens, noch die Heiterkeit Fanny's konnten ihn vermögen, an ihren Freuden Theil zu nehmen. Ein einziges Mal zwang er ſich, einem großen Diner beizuwohnen, aber ſeine finſtern Blicke, ſeine Einſylbigkeit und ſeine Kälte, die er beſonders den Neffen des Herrn Clark empfinden ließ, verbreiteten eine allgemeine Verſtimmung. Jene jungen Leute, deren Rang dem ſeinigen gleich kam, hätten ſicher eine ſo wenig ſchmeichelhafte Aufnahme nicht ertragen, wenn ſie nicht für zwei der Schweſtern Liebe empfunden hätten; allein um ihr Glück klug und bedächtig zu ſichern, wünſchten ſie genau die zu kennen, denen ſie das Glück ihres Lebens anvertrauen wollten, und ſie waren daher gleich zuvorkommend und galant mit allen drei Mädchen. George der ältere bot alle ſeine Klugheit auf, um ſeinen Bruder zu beruhigen, wenn dieſer über das Benehmen Lord Heinrichs auffahren wollte. Er ſelbſt aber bedurfte ſeiner ganzen Willenskraft, um nicht die Heftigkeit übel zu nehmen, welche Lord Weſtern ausbrechen ließ, als er ihn eines Tages mit Mathilde allein in der kleinen Gondel fand, obgleich die Schweſtern am Ufer ſtanden und nur ſcherzend die Gondel mitten in den See geſtoßen hatten. Heinrich glaubte in dieſem unſchuldigen Scherze den Wunſch eines tête-à-tête zu erblicken und zeigte eine Aufwallung darüber, die ein ſolcher Umſtand wahrlich nicht verdient hätte.

Mathildens Thränen beſänftigten ihn bald, aber Sir George fühlte, daß es nun Zeit ſey, ſich zu erklären, und er wandte ſich daher an ſeinen

Onkel, damit dieſer ſeinen und ſeines Bruders Antrag dem Lord Weſtern mittheile.

— Ich hoffe, ſagte Herr Clark, daß Ihr die Einwilligung meines Bruders haben werdet?

— Wir würden es früher nicht gewagt haben, unſern Antrag zu ſtellen; uns bleibt nichts übrig, als Lord Heinrichs Einwilligung zu erhalten.

— Das wird das Schwierigſte ſeyn, ſprach der gute Oheim. Ich weiß nicht, was mit Lord Weſtern vorgeht, allein er iſt ganz unkenntlich. Etwas quält ihn, das iſt gewiß. Seine Bizarrerie macht es mir um ſo wünſchenswerther, ſeine Schweſtern verheirathet zu ſehen, und wenn er Euern Antrag annimmt, ſo wird die dritte der Schweſtern abwechſelnd bei Einem oder dem Andern von Euch wohnen müſſen.

— Wir Beide ſind darüber erfreut, rief George aus; denn die Liebe dieſer drei Mädchen hat uns ſo gerührt, daß wir nichts mehr bedauern, als keinen Bruder zu haben, der die dritte heimführen könne. Alſo, lieber Onkel, ſprechen Sie ſogleich mit Mylord Weſtern, ſagen Sie ihm, daß wir jede Bedingung anzunehmen geſonnen ſind, und daß es auch unſer Vater auf einige tauſend Pfund Sterling mehr oder weniger nicht anſehen wird.

— Nicht von dieſer Seite beſorge ich Einwürfe, erwiederte Herr Clark, indem er aufſtand, um ſich zu Lord Heinrich zu begeben. Er iſt edel und großmüthig und wird in dieſer Hinſicht mehr leiſten, als man erwartet. Vor allen Dingen aber muß ich wiſſen, auf welche der Schweſtern Eure Wahl fiel.

— Sie werden wohl erſtaunen, lieber Oheim, wenn Sie erfahren, daß ich, der Beſonnenſte, mich in die heitere Lebhaftigkeit Fanny's verliebt habe, während mein närriſcher Bruder Edgar ſich die ernſte Louiſe erwählt hat.

— Das überraſcht mich nicht, denn die unähnlichen Charaktere paſſen gewöhnlich am beſten zuſammen; doch auch Mathilde iſt intereſſant. Es ſollte aber einmal ſo ſeyn, und ich hoffe, daß das liebenswürdige Kind auch bald einen finden wird, der ihrer Liebenswürdigkeit werth iſt. Sie verdient es ſo ſehr.

— Ob ſie es verdient! erwiederte George.

Lange ſchwankte ich zwiſchen ihr und Fanny. Was mich endlich für die Letztere beſtimmte, war die Gleichgültigkeit, die Mathilde für die Ehe zeigt. Sie ſcheint auch, trotz ihrer Zartheit am meiſten für die Launen ihres Bruders eingenommen. Jetzt wollen wir aber in den Salon hinabgehen, wo Alles verſammelt iſt. Dort werden Sie uns ſuchen, ſobald Sie von Lord Heinrich kommen. Geben Sie uns nur ſogleich ein Zeichen, damit Edgar und ich erkenne, was wir zu hoffen haben.

— Gut, ich will gehen, ſagte Herr Clark, obgleich nicht ohne einige Beſorgniß. Der Wunſch, Euch glücklich zu ſehen, kann ſie allein verſcheuchen.

Der Kammerdiener Lord Heinrich's hatte den Befehl, Niemanden vorzulaſſen. Herr Clark aber übernahm die Verantwortlichkeit und trat in das Cabinet des Lords. Dieſer ſprang ſogleich auf, verbarg etwas in ſeinem Buſen und brachte ſichtlich verſtimmt die Worte hervor:

Ich hoffte . . . ich wünſchte . . .

— Nicht geſtört zu werden, ſagte der Geiſtliche ſich ſetzend. Indeſſen ſollte der Freundſchaft nichts erlaubt ſeyn?

— Viel, erwiderte Heinrich mit Sanftmuth.

— Ich werde nicht auf unſere jüngſte Unterhaltung zurückkommen, ſprach Herr Clark. Sie ſchien Ihnen nicht angenehm zu ſeyn. Ich will dießmal bloß von Ihren Schweſtern mit Ihnen ſprechen.

— Von meinen Schweſtern! Und was wünſchen ſie, mein Herr? ſind ſie nicht glücklich? hör' ich ſie nicht in dieſem Augenblick lachen? Und wenn ſie aufhören, ſo geſchieht es nur, um zu ſingen.

— Sie ſind ſo glücklich, als ſie es verdienen, nahm Herr Clark wieder das Wort, und Sie dürfen ſie darüber nicht ſchelten, daß ſie ſich ſo unſchuldigen Zerſtreuungen überlaſſen. Ihre Liebenswürdigkeit, ſo wie ihre Talente haben ihnen ein angenehmes Loos bereitet.

— Deſto beſſer, mein Herr, deſto beſſer; ſie mögen ſich deſſen erfreuen. Mir aber iſt es vielleicht erlaubt, ihre Heiterkeit nicht zu theilen, ſondern nach meinem Geſchmack zu leben, rief Lord Heinrich bitter aus.

— Vielleicht, ſprach ernſt der Geiſtliche, denn als Ihre Mutter auf ihrem Todtenbette Ihnen anempfahl, die Stütze ihrer Töchter zu ſeyn, ſo glaubte ſie wahrlich nicht, daß Sie ſo beſtändig fliehen würden und daß Sie jeden ihrer Genüſſe dadurch trübten, ihn nicht zu theilen. Lord Heinrich, Sir George und Sir Edgar haben mir den Auftrag ertheilt, Sie um die Hand zweier Ihrer Schweſtern zu bitten. Sie lieben…

— Schweigen Sie, ſchweigen Sie! rief Lord Weſtern, ſprechen Sie mir nie davon, nie, nie!

— Mylord, entgegnete der Geiſtliche, ich kann dieſem ungerechten und grauſamen Anſinnen nicht entſprechen. Ihre Schweſtern finden eine vortheilhafte Verſorgung. Ihre Neigung ſtimmt damit überein, ihr Glück zu begründen, und wie groß auch Ihre Rechte ſeyn mögen, ſo denken Sie daran, daß Ihre ehrwürdige Mutter mir auch welche gab.

— Gut! ich gebe meine Zuſtimmung nicht.

— So werden Sie mir zum Mindeſten einen Grund angeben, Mylord; Sie werden dieſe Beleidigung nicht einer Ihnen ebenbürtigen Familie zufügen wollen, ohne Ihre Handlungsweiſe zu rechtfertigen.

— Wahr, mein Herr, ſprach Heinrich, mit

dumpfer Stimme. Ich will, ich kann Niemanden unglücklich machen. In einer Stunde ſollen Sie meine Antwort haben.

— In einer Stunde? es ſey! ſagte Herr Clark mit Würde. Soll ich hieher kommen?

— Nein. Jetzt iſt es 10 Uhr, um 11 ſollen Sie ſie haben. Sie werden dann auch Aufſchluß über mein Betragen erhalten, denn ich ſchätze Sie als einen Freund. Sie werden dann wiſſen, daß ich unglücklicher bin, als Sie dachten.

Herr Clark ging langſam der Thür zu, kehrte dann um und ſagte, indem er Heinrichs Hand angriff:

— Lieben Sie mich nicht mehr, mein Kind?

— Ach ja, ja, zweifeln Sie nie daran. Sagen Sie auch meinen Schweſtern, daß ich ihr Glück nicht ſtören will; ſie mögen mir nicht fluchen.

— Ihnen fluchen? die ſanften Geſchöpfe!

Hier trennten ſich beide Freunde. Herr Clark trat in den Saal und George hatte ihn kaum bemerkt, als er unruhig auf ihn zuging.

— Geduld, ſprach der Geiſtliche, in einer Stunde werdet Ihr die Antwort wiſſen.

Es ſchlug 11 Uhr und der Kammerdiener erſchien mit einem Billet für Herrn Clark. Dieſer las Folgendes:

„Erfahren Sie denn das ſchrecklichſte, empörendſte Geheimniß: Zwei Jahre ſind es jetzt, daß ich eine meiner Schweſtern anbete. Vergebens flehte ich zu Gott, ihr Bild und wäre es ſelbſt mit meinem Leben aus meinem Herzen zu reißen. Als ich an dem Sterbebette meiner Mutter erfuhr, daß eines der drei Mädchen nicht ihre Tochter, da hatte ich für einen Augenblick die Hoffnung, daß Gott mich in ſeinen Schutz genommen, um kein Verbrechen in meiner Seele keimen zu laſſen. Meine Schweſtern wollten eine Wahrheit nicht erfahren, die ſie veruneinigen könnte. Jetzt denken ſie daran, ſich zu verheirathen. Ich fühle nicht den Muth, dieß zu überleben; ich will und muß ſterben, und wenn Sie dieſen Brief erhalten ....“

Herr Clark las nicht weiter und ſtürzte fort aus dem Saal, alle Anweſenden in größter Verwirrung zurücklaſſend.

— Wo iſt Euer Herr! fragte er kaum athmend.

— Er iſt in ſeinem Cabinete eingeſchloſſen, erwiderte William.

— Geſchwinde Werkzeuge her, rief zitternd der Geiſtliche, indem er ſich bückend durch das Schlüſſelloch ſah, wo er Heinrich mit einer Piſtole beſchäftigt erblickte.

Mit Hilfe des Bedienten wurde die Thür geſprengt.

— Unglücklicher, rief Clark, indem er ſich auf die Piſtole ſtürzte. Wollen Sie ein Verbrechen mit dem andern ſühnen?

— Mein Gott! ſprach Heinrich dumpf. Blicken Sie mich nicht an, ich verdiene nur Ihre Verachtung.

— Man verachtet nicht die Wahnſinnigen, entgegnete der Geiſtliche mit Strenge.

— Ich leide zuviel, um leben zu können.

— Aber wenn Ihre Liebe nun kein Verbrechen geweſen wäre, wenn ſie vielleicht —

— Iſt dieſes Vielleicht nicht ſchon genug?

— Und wenn ich es zu löſen im Stande wäre? wenn ich die Wahrheit wüßte?

— O ſagen Sie mir nichts, laſſen Sie mich mit der Hoffnung ſterben, daß ich nicht ſchuldig ſey.

Heinrich wollte ſich aus den ihn umſchlingenden Armen ſeines Freundes losreißen. Bei dieſer gewaltſamen Bewegung fiel Etwas auf die Erde. Clark hob es auf.

— Mathildens Bildniß! rief er aus. Auf die Kniee! Du, der Du an der Güte deines Schöpfers zweifeln wollteſt. Mathilde iſt nicht Deine Schweſter, ſondern ein armes unſchuldiges Mädchen, die Tochter einer Unglücklichen, die durch einen Fehltritt Ihr das Leben gab. Auf die Kniee, ich widerhole es Dir; denn Gott iſt groß, denn Gott iſt gut! Lebe, um das Andenken Deines Verbrechens zu ſühnen! Lebe, um glücklich zu ſeyn!

Nummer 23.

„Ich möchte wohl wiſſen, mein lieber Baltic, was Dir die Nummer 23 zu Leid gethan hat? Haſt Du nicht ſo eben in der Oxfordſtraße ein ziemlich unanſehnliches Haus mit einer Aufmerkſamkeit betrachtet? und antworteteſt Du nicht, als ich Dich von der Stelle bringen wollte: „„Ich betrachte nur die Nummer!““ Du biſt weder närriſch, noch enthuſiaſtiſch; hielt ich Dich für einen Spieler, ſo könnte ich mir eher etwas dabei denken. Du liebſt aber die Karte nicht, ſeitdem Du alle Abend bei Deiner Tante in Liverpool ein forcirtes Whiſt mitmachen mußteſt. Ueberdieß biſt Du Arzt und nothwendiger Weiſe nicht abergläubiſch. Alſo heraus mit der Sprache! Welchen Einfluß kann dieſe magiſche Zahl auf Dich üben? Erkläre Dich!“

Wie ich dieſe Worte geendigt hatte, traten wir gerade in den Clubb der Kunſtfreunde ein, wo noch Niemand zugegen war, und mein Freund Baltie, der nicht aufgelegt ſchien, mir eine beſtimmte Antwort zu geben, griff zerſtreut nach einem Journal und ſagte: „Ja, ich verbinde ſeltſame Ideen mit dieſer Nummer 23.“

Damit war ich aber noch nicht abgewieſen. Nichts reizt mehr die Neugier, als die erkünſtelte Gleichgültigkeit, welche den Fragen ausweicht. Ich ließ ihn ſein Journal leſen und näherte mich dem Kamin, um die Flamme anzublaſen. Jetzt erſchienen einige Ueberläſtige. Ich war entſchloſſen, das Geheimniß der 23 zu durchdringen, und bemühte mich alſo, Baltie dem Clubb und der Unterhaltung, die jetzt allgemein wurde, zu entreißen. Es war Nacht; im December. Ein blaſſes Fragment des Mondes, wie aus Eis geſchnitten, an einem Cryſtallhimmel aufgehängt, beleuchtete die Straßen, und vernichtete den Schein der Laternen. Ich ſagte nichts von Nummer 23, obgleich es der Gedanke war, der mich beherrſchte, und ich that Baltie den Vorſchlag, einen Augenblick bei mir einzutreten, um ſich an meinem Kamin zu wärmen. Hier erwarteten uns einige Gläſer jenes ſympathetiſchen Liquers, Grog genannt, welcher das Feuer des Rhums mit der Friſche des Eiswaſſers verbindet, und durch die Milde des Zuckers vermittelt, in kalten Wintertagen einen ſo glücklichen und lebhaften Einfluß ausübt.

Mein Freund willigte ein.

Eine Kutſche rollte hinter uns her; ſie hielt. Zwei Lakayen in glänzender Livree ſprangen herunter, ließen den Tritt nieder, und hoben zwei Frauen in Pelzmänteln heraus, welche in eins der ſchönſten Häuſer von Berners Street traten. Mein Begleiter blieb wie verſteinert, die Augen auf das Haus gerichtet, ſtehen, über deſſen Portal eben jene Ziffern glänzten, welche ſeine Einbildungskraft beſtändig gefangen hielten. Als die Thür geſchloſſen worden war und der Wagen fortfuhr, denn die Remiſen ſind in London immer von der Wohnung des Eigenthümers getrennt, ließ Baltie den Kutſcher halten und hatte mit ihm eine kleine Unterredung, die ich nicht hörte. Dann ſetzten wir unſern Weg fort. Er war trauriger und melancholiſcher als früher. „Drei und zwanzig! und immer drei und zwanzig!“ rief er aus, „und das dauert nun ſchon ein Jahr. Und reiste ich nach Jamaika oder nach Oſtindien, ſo wäre es mir unmöglich, vor einer Nummer 23 vorüberzugehen, ohne ſtehen zu bleiben. Du hältſt mich wohl für einen Narren? Und doch iſt es eine ganz natürliche Geſchichte, die einem Jeden paſſiren kann.“

Ich beſchleunigte meinen Schritt, ſo ſehr ſtachelte mich die Neugierde. Mein Freund war einer jener kalten Menſchen, welche lange die Eindrücke aufbewahren, die ſie empfangen haben, die ſie ſo zu ſagen nach und nach ausbrüten, die endlich in ihre Gedanken und Gefühle eine unerſchütterliche Beharrlichkeit legen und mit einer undurchdringlichen Schweigſamkeit überdecken.

Nachdem wir uns geſetzt hatten, im Kamine das Feuer luſtig brannte, während draußen der

Schnee fiel, und die Grog-Gläſer vor uns ſtanden, kurz Alles zu freundſchaftlichen Ergießungen ſehr geeignet war, fing ich an: „Jetzt, mein lieber Baltie, gib mir Deinen Roman der Nummer 23 zum Beſten. Ich brenne vor Begierde, ihn kennen zu lernen.“

Er lachte.

„Du wirſt ſehr enttäuſcht werden,“ ſagte er, „denn er iſt weder poetiſch, noch romantiſch, und meine wahrhafte Geſchichte würde höchſtens zu einer mediciniſchen Bemerkung die Veranlaſſung ſeyn können. Einige Beiträge zur Geſchichte des Herzens ſind die Hauptſache dabei. Ich war, wie Du weißt, mit heftigen Migränen geplagt, die mir keine Ruhe ließen, und noch jetzt von Zeit zu Zeit ein eiſernes Band um mein armes Hirn legen. Wenn ich nach durchwachter Nacht jenes zarte Inſtrument mit tauſend Saiten, welches unſer Organismus umſchließt, und das die Aerzte, da ſie keinen bezeichnenderen Namen dafür haben, die Nerven nennen, verſtimmt fühle, ſo iſt mir das Leben unerträglich. Es iſt jetzt ein Jahr, als ich von Holy-Head kam, um nach London zurückzukehren. Ermüdet von der Reiſe, langte ich in Shrewsbury an, von wo ich am andern Morgen um vier Uhr meine Reiſe fortſetzen wollte. Es leben die Reiſen, wenn man darauf ausgeht, neue unerwartete Begegniſſe zu haben und fremde Gegenſtände kennen zu lernen! Sich aber vor Sonnenaufgang auf den Weg machen, das warme Bett verlaſſen, um es gegen die kalte Diligence zu vertauſchen, ſeine Nachtruhe in dieſem rollenden Gefängniſſe zu beendigen, das iſt wohl die ſchmerzlichſte unter allen den kleinen Foltern, von denen der Menſch geplagt wird. Es gehört Heroismus dazu. Ich kleide mich eiligſt an, bezahle den Kellner, der immer gierig und immer unzufrieden iſt, wickle um Kopf und Hals dreifache ſeidene Tücher, und drücke mich mit meinen Schmerzen in den Wagen, der nur mich zum Bewohner hat. Alles iſt fertig! der gewöhnliche Refrain der engliſchen Kutſcher, erſchallt mit einem Accompagnement von Peitſchengeklatſch, und ſo geht es fort. Kalte Füße, Schmerzen im Kopf, Magenweh und vor Allem der nervöſe Schauer, wodurch ſich die Krankheit in allen Gliedern kund gibt; ich verſuchte zu ſchlafen. Eine Viertelſtunde vergeht, die Pferde halten, der Schlag wird geöffnet. „„Welch' fataler Zufall!““ ſagte ich zu mir, „„da kommt noch Einer in den Wagen!““ Und ich wünſchte den Gaſt zu allen Teufeln.

Aber ein leichter Fuß ſchwang ſich herein, der Schlag wurde zugemacht, und im Halbdunkel errieth ich die Gegenwart eines weiblichen Weſens. Mein fünf und zwanzigjähriger Inſtinkt verrieth mir ſogar, daß weder Häßlichkeit noch Alter ſich an meine Seite placirt hatten. Nenn' es ein Errathen, wenn Du willſt, ein Vorgefühl, einen magnetiſchen Rapport; wie dem nun ſey, ohne eben den Grad der Jugend und Schönheit meiner Reiſegefährtin beſtimmen zu können, ſo zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß ſie dieſe Eigenſchaften beſitze. Ich erwachte aus meiner Erſtarrung, ich richtete meine Kleidung zurecht, ſchob meine Mütze aus den Augen und löſte ein wenig die dreifache Fortification meiner Halstücher. Das eiſerne Band der Migräne fing an, nach und nach los zu laſſen, und einige ſanftere

Tinten miſchten ſich in meine ſchwarzen Gedanken.

Nun wirſt Du fragen, was hat dieß Alles mit Nummer 23 zu ſchaffen? Ich ſagte Dir aber gleich im Anfang, daß hier von keinem großen Abenteuer zu Waſſer und zu Lande die Rede ſey, Du ſollſt Dich nicht beklagen, daß ich Dich betrogen habe; mache Dich daher auf die kleinlichſte Umſtändlichkeit gefaßt, und denke daran, daß dieß Alles nur für mich von Intereſſe ſeyn kann.

Die Finſterniß wich nur nach und nach, und ich erſchöpfte mich in Vermuthungen über das myſteriöſe Weſen, das ſich neben mich geſetzt hatte. Ich ſpreche ſelten in Wagen, beſonders in Diligencen; eine ſolche Unterhaltung iſt eine Fatigue auch für die ſtärkſten Lungen. Hier jedoch ſtrengte ich mich an, meine Stimme zu erheben, in der Hoffnung, einige Worte von der Fremden zu vernehmen, und aus dem Symbol, welches ſtets den Zuſtand der Seele verräth, der menſchlichen Stimme, meine Folgerungen ziehen zu können. Allein Alles war umſonſt! Die Kürze und Gewöhnlichkeit ihrer Antworten erlaubten mir faſt keine neuen Fragen zu thun. Von Zeit zu Zeit hörte ich das Geräuſch eines dicken Seidenſtoffes, der ohne Zweifel einer zarten Hand gehorchte, die ſtets beſorgt war, dieſen Wall, der ſie ſchützte, in gutem Stande zu erhalten. Alles, was eine Converſation zu beleben vermag, blieb ohne Reſultat. Sie ſchien eben ſo entſchieden ſtumm bleiben zu wollen, als ich das Gegentheil wünſchte.

Zu meinem Troſt drückte ich mich in meine Ecke, und dachte ſie mir häßlich, alt, gemein, unangenehm. Die undurchdringliche Schranke ihres Mantels, ihres Kleides und ihres Blondenſchleiers bildete ein finſteres Sanctuarium, wohinter ſie ſich zu verſchanzen ſchien. Ich ſchuf mir nun einen Commentar über das Wenige, was ich von ihr kannte. In ihrer Kleidung war keine ſchreiende Farbe ſichtbar; ſchwarz herrſchte vor; Seide und Blonde waren daran verſchwendet; es war unmöglich, die Reiſende für etwas Gewöhnliches zu halten. Ihre Stimme, trotz der Kürze ihrer Accentuation, ſchien ausdrucksvoller Modulationen fähig zu ſeyn; zwar verrieth ſie nicht den Silberton der erſten Jugend, aber das Sanfte und Weiche des reiferen Alters. Ihre Bewegungen und Haltung zeigten keine ſchamhafte Blödigkeit, ſondern einen gewiſſen Aplomb, mit Anſtand und Ernſt vermählt. Doch was halfen alle dieſe Vorausſetzungen? Sie blieb feſt in ihrer unverrückbaren Stellung. Welcher Mann wäre nicht ein wenig Thor? Denke Dir, mein Lieber, ich war pikirt, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte. Du hätteſt mich ſehen ſollen mit nobel ausgeſtreckten Beinen, die Arme unterſchlagen, mit einer leichten Nuance von Würde und ein wenig Verachtung, und mich ſtellend, als wenn ich eben einſchlafen wollte.

Eine Stunde lang blieb ich ſo; aber beim erſten Sonnenſtrahl, als es in unſerem Gefängniſſe hell zu werden anfing, konnte ich mich nicht enthalten, meine Augen nach meiner Reiſegefährtin zu richten, und jetzt gewahrte ich die Schönheit und den Reichthum der Stoffe, den weichen Glanz eines herrlichen Pelzwerks und die Feinheit eines Blondenſchleiers, den die Dame mit

Sorgfalt dichter zog, um meinen Blicken zu entgehen. Aber dennoch ſah ich zwei Roſenlippen und die Blitze ſchwarzer Augen durch die Falten des feinen Gewebes. Dieß waren aber auch alle Entdeckungen, die der Morgen brachte. Endlich aber, als die Sonne höher ſtieg und die Atmoſphäre der Diligence unerträglich zu werden anfing, mußte man wohl den Schleier ein wenig lüften und die Hand ausſtrecken, um das Fenſter niederzulaſſen, bis nach langem Zögern alle Verhüllungen herunterfielen, und ſie ſich meinen Augen ſo zeigte, wie Gott und die Jahre ſie hatten werden laſſen.

Das Geſicht war weder ſehr friſch, noch ſehr regelmäßig. Die Wangen ſahen bleich; ein leichter Kreis zog ſich unter den Augen hin; der Teint war weiß, aber matt; die ſchwarzen Augen göttlich geſpalten, voll eines ſchmachtenden Ausdrucks; die Melancholie der Seele und phyſiſche Leiden ſchienen ſich dem lieblichen Geſichte eingeprägt zu haben; es hatte ſeine Fehler, aber liebenswürdige. Die zu hohe Stirne ließ auf Gedankenreichthum ſchließen; ſehr feine Augenbraunen bildeten eine kaum wahrnehmbare Linie; die Wimpern waren von ungewöhnlicher Länge; der Mund, etwas zu groß vielleicht, zeigte jedoch die regelmäßigſten und weißeſten Zähne. Empfandeſt Du je jenes Gefühl des Erſtaunens, eine Art von innerlichem Ausruf, den die Gegenwart eines ſympathetiſchen Gegenſtandes hervorbringt? Es iſt wie ein Ah! das aus der Seele dringt, das aber nur ſie allein vernimmt.

Es ſchien jedoch, daß mein ſtummer Ausruf von der Reiſenden ſehr gut verſtanden wurde. Sie wandte den Kopf weg, und ſetzte zwiſchen meinem Auge und ihren reizenden Zügen das Hinderniß ihrer Hutſcheibe, indem ſie mit Aufmerkſamkeit die Landſchaft in Augenſchein nahm. Meine Unzufriedenheit erwachte lebhaft. Welche Prüderie! Welche übertriebene Zurückhaltung! Wäre es nicht möglich geweſen, die Höflichkeit mit dem Anſtande zu verbinden? Und war dieſe mit ſolcher Strenge bewaffnete Furcht nicht das Zeichen einer verfehlten Erziehung? So beurtheilen wir immer nur nach uns die Leute, mit denen wir zu thun haben.

Auf der erſten Station ſtiegen wir aus. Ich forderte Thee, und ich wußte nicht, was aus der Dame geworden war, die mir zuerſt liebenswürdig, dann unerträglich vorkam. Man ſtieg wieder ein; die Bevölkerung des Stage-Coach vermehrte ſich um zwei Individuen, eine kleine blonde Schottin, die, wie aus ihrer Unterhaltung hervorging, in der Kunſt der Zuckerbäckereien und Mandeltorten ſehr erfahren war, und einen Herrn, deſſen vorgerücktes Alter weder ſeine eckige Phyſiognomie verſchönerte, noch ſeiner Geſchwätzigkeit Feſſeln anlegte. Man denke ſich einen jener Schwätzer, wie ſie in den öffentlichen Kutſchen ſitzen, die von Minute zu Minute das Gewicht der Unterhaltung wieder aufziehen, und ſo lange den Mitreiſenden auffordern, bis auch er zum Schwätzer geworden iſt. Während drei Minuten hatte ich meinen Mann ergründet, drückte mich anſcheinend eingeſchlafen in meinen Winkel, und ließ ihn gelehrt mit der Schottin über den Werth der Capern in Weineſſig und der eingemachten grünen Bohnen ſtreiten. Aber mein Mann beruhigte ſich dabei nicht. Ich gehörte ihm in meiner Eigenſchaft eines Diligence-Reiſenden, und kaum erhob ich mein Augenlied, ſo erſchnappte er im Fluge dieſen lichten Moment des Halberwachens, und richtete ſeine Rede an mich mit einer ſo lauten, ſo durchdringenden Stimme, mit einer ſo markirten und ſo eifrigen Höflichkeit, daß ich keinen Ausweg fand, mich ihm zu entziehen. Ich verſuchte es, meine Reiſegefährtin nachzuahmen, und ſein Geſchwätz mit einer kurzen Einſilbigkeit zurückzuſchlagen, aber ich erhielt weniger Vortheil dadurch, als ſie. Weder Stillſchweigen, noch Kälte entwaffneten ihn; er fragte ſich ſelbſt und antwortete darauf; ein Ja und ein Nein genügte ihm, die Schätze ſeiner encyklopädiſchen Wiſſenſchaften zu entfalten; Wahlen, Pferderennen, Theater, Aſtronomie, Chirurgie, Alles war ihm recht; er beſtritt Meinungen, die ich nicht hatte, lobte Eigenſchaften, von denen er annahm, daß ich ſie beſitze, und ärgerte mich ſo, daß ich müde, mich zu rächen beſchloß, und mit ihm zu discutiren anfing. Das war ſein Triumph; dieſes Reſultat ſeiner Taktik lag in der Berechnung.

Ueber die wunderbare Converſation! Ich wollte vergebens ein Wort in ſeinen Monolog einſchieben; aber die Plaudertaſche wechſelte ſogleich ihre Schlachtordnung mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit, ging von dem Unterhaus zu den Lachsforellen, vom Holzeſſig zum Kaleidoscop über, ſo daß ich nicht eine einzige ſeiner Behauptungen zu widerlegen im Stande war. Die Dame blieb immer ſtumm, unbeweglich und eingewickelt.“

„Apropos!“ rief der Herr, dem ich ſo eben irgend ein unwiderlegbares Argument entgegengeſtellt hatte, „Apropos,“ — es iſt wohl zu merken, daß dieſer Ausruf immer von ihm angewandt wurde, wenn etwas ganz außer dem Propos war, — „ich würde nicht böſe ſeyn, die berühmten eingemachten Citronen und Quitten zu koſten, von denen Mademoiſelle“ — hier zeigte er auf die ſchottiſche Gouvernante — „uns ſo eben erzählt hat. Das muß delikat ſchmecken, wenn nämlich die Praxis der Theorie gleich kommt.“

Hier ſchoß er nach mir einen jener herausfordernden Blicke, welche zu ſagen ſchienen: Antwortet, die Converſation erwartet Euch!

„Ich zweifle nicht," erwiderte ich mit einer ziemlich kalten Miene, „daß die eingemachten Früchte der Mademoiſelle ausgeſucht ſeyn ſollten; es wäre mir aber unmöglich, darüber anders als durch das Urtheil Anderer mich beſtimmen zu laſſen. Sie ſehen einen armen Reconvalescenten, der zur ſtrengſten Diät verdammt iſt, und dem die leichteſten Uebertretungen derſelben unerträgliche Schmerzen bereiten."

Die ſtumme Dame ſchlug hier ihren Schleier zurück, und wendete leicht den Kopf; ihre Augen begegneten den meinigen. Es war dieß das erſte Mal.

„Pah! eine zarte Geſundheit!" rief der Herr; „wer ſpricht davon in Ihrem Alter? Junge Leute ſind von Eiſen!"

„Mein Herr, Sie irren," ſagte ich ihm; „jung oder alt, ich leide ſehr. Die Aerzte können mir nicht helfen, und meine Freunde lachen mich aus."

Das ſchwarze Auge der ſtummen Dame ſchien mir eine innere Bewegung auszudrücken.

„Sollten Sie bruſtkrank ſeyn? Das iſt nicht möglich; die breiten Schultern, was man einen guten Koffer nennt! Woran leiden Sie?“

„Das iſt ſchwer anzugeben. Entſetzliche Migräne, eine Erſchlaffung der Nerven, die mich ganz elend macht, und woran Niemand glauben will.“

„Einbildung!“ rief der Herr.

„Einbildung!“ wiederholte die ſtumme Dame faſt unwillig, indem ſie meinen Examinator anſah, der in ſeinen Beweiſen fortfuhr, daß ich nach allen Regeln der Logik eigentlich nicht leiden ſollte. „Sprechen Sie mir von Rheumatismus; den hab' ich ſelbſt manchmal, wenn wir Nordwind haben; vom Podagra, das ſteckt in meiner linken Zehe; von der Phthiſis, woran meine Frau geſtorben iſt; aber Nervenſchwäche, Migräne! Spaß! Vapeurs bei einem jungen Manne — nichts als Einbildung!“

„In dieſem Falle,“ ſprach die Dame in Seide gekleidet, lächelnd und mit Nachdruck, „beklage ich von ganzem Herzen alle Menſchen, die von dieſem eingebildeten Uebel beläſtigt werden. Leiden Sie ſchon lange, mein Herr?" fragte ſie mich.

Ich antwortete ihr mit ſo viel Beſtimmtheit als möglich, und ich ſah, wie ein jedes dieſer Symptome die lebhafteſte Theilnahme in ihr zu erregen ſchien. Fragen und Antworten folgten nun raſch auf einander. „Aber das iſt ganz wie bei mir!" rief ſie aus. „Das habe ich Alles ſo gefühlt. Schon lange leide ich ſo, und weiß durch die Erfahrung, welches Elend dieſe Geißel nach ſich zieht. Nicht wahr, bald empfindet man eine lebhafte Unruhe, die einer moraliſchen Unruhe gleicht; bald eine tiefe Schwermuth, die zur Verzweiflung wird; Ohrenſauſen, Abneigung gegen die feinſten Speiſen; bald einen fieberhaften Schmerz in den Augenliedern. Haben Sie das nicht Alles empfunden?"

„Ja, Madame, ohne noch von einem Druck im Magen zu ſprechen, und von einem heftigen Schmerz in den Fußſohlen."

„Richtig, richtig!"

„So daß ich genöthigt bin, Stiefel zu tragen, aber ſo rieſenmäßige Stiefel, daß eine kleine Familie vollkommen Platz darin hätte.“

„So wie ich,“ erwiderte ſie lächelnd, und zog auf ungenirte Weiſe ein liliputiſches Füßchen aus einem ungeheuren Pelzpantoffel; „ſehen Sie nur einmal dieſe ungeheure Beſchuhung, die ich tragen muß. Wie das unangenehm iſt!“

Dieſe ungeheure Beſchuhung machte aber nicht den ſechsten Theil der meinigen aus, und meine maſſiven Stiefeln verſteckte ich daher aus Scham, ſo gut ich konnte, unter die Bank. „Ohne Zweifel,“ fuhr ſie fort, „ſind Sie genöthigt, wollene Strümpfe zu tragen, gerade wie ich, doch um dieſe abſcheuliche Nothwendigkeit zu verbergen, ziehe ich ein Paar ſeidene darüber.“

Meine Augen blickten noch einmal nach dem Füßchen, deſſen Zierlichkeit den unglücklichen wollenen Strumpf nicht im Geringſten verrieth. Erklärt uns, Philoſophen, was ſind menſchliche Sympathien! Das Intereſſe der Dame war einmal erregt; die wollenen Strümpfe, die Migräne, die großen Schuhe, die Nervenſchwäche hatten aus uns Unglücksgeſchwiſter gemacht; unſere Geiſter waren auf demſelben Wege begriffen, und ich muß es hinzufügen, auch unſer Egoismus ging Hand in Hand. Wir hatten nicht ein einziges Mal die Gränze der ſtrengſten Convenienz überſchritten, und plauderten doch wie alte Bekannte. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß mein Verdienſt eine ſo ſchnelle Leidenſchaft in ihr erweckt hatte; ich glaube vielmehr, ſie verliebte ſich in meine ſchlechte Geſundheit.

Bald verließen uns unſere andere Gefährten. Wie wir nun einmal in eine mediciniſche Diſſertation vertieft waren, durchſchritten wir dieſes Feld nach allen Richtungen, und ich fing ſchon an, über die noſologiſche Hartnäckigkeit unſerer Plauderei mich zu langweilen, als wir von dem Nervenzuſtand auf den Magnetismus kamen, von dieſem auf die Empfindſamkeit; dann auf die Theorie der Leidenſchaften, die uns plötzlich einen viel angenehmeren Weg eröffnete.

Der Uebergang war unmerklich. Das Kapitel der Affectionen führte uns auf die Künſte; die Reiſende war Virtuoſin. Wir ſprachen über deutſche Theorien dieſer wunderbaren Kunſt, und hörten uns Beide ſo aufmerkſam zu, unſere Gedanken entwickelten ſich ſo leicht und glänzend, daß unſere Eigenliebe vollkommen befriedigt, ein Jedes von uns von dem Andern ganz entzückt ſeyn ließ. Das große Geheimniß der Liebenswürdigkeit iſt, die Liebenswürdigkeit der Andern hervorzurufen.

Wenn die Unterhaltung ſich auf dieſen Weg begibt, ſo rollt der Wagen des Gedankens mit gefährlicher Schnelligkeit dahin, und ſeine Räder verſengen die Bahn, die ſie durchlaufen; ein ſanfter Rauſch bemächtigt ſich der Einbildungskraft und der Seele; alle Gegenſtände umgeben ſich mit einer magnetiſchen Atmoſphäre. Man ſieht ſich der wirklichen Welt entrückt, nach einer idealen Traumſphäre, wo die Vernunft ſchweigt, wo die Klugheit ſich zurückzieht, wo nur das Gefühl herrſcht, wo man gegen ſeinen Willen einem mächtigen Impulſe folgt, den man nicht zurückdrängen kann.

„Das ſind Schmeicheleien, die Sie mir ſagen,“ ſprach ſie nach einer Weile, indem ſie ihre Boa zurecht rückte, die ganz an ihrer Stelle ſaß. „Sie vergeſſen wohl, daß ich eine alte Frau bin?“

„Ich weiß nur Eines,“ erwiderte ich, „daß Sie ſich ſo eben meiner Einbildungskraft und meines Geiſtes bemächtigt haben, und daß mein volles Herz nahe dran iſt, ihnen zu folgen.“

Ich glaubte zu ſehen, wie ihre Wangen ſich rötheten, und ein ſchwärmiſcher blöder und doch heißer Ausdruck aus ihren Augen leuchtete; ich fing, als wir in Oxford-Street hielten, ſo eben eine förmliche Erklärung an; denn ſo kalt ich auch ſeyn mag, ich war gefangen. Kaum blieb mir ein Fünkchen Klugheit, um daran zu denken, daß dieſe ausgezeichnete Dame mir erſt ſeit einem Tage bekannt war. Ich half ihr aus dem Wagen und bat ſie um ihre Adreſſe und ihren Namen.

„Welche Thorheit!“ ſagte ſie; „was Sie von mir verlangen, iſt abgeſchmackt. Wenn es wahr iſt, was ich faſt beſorge, daß Sie mir einiges Intereſſe einflößen .... ſo iſt das ja gar nicht vernünftig .... Eine Frau in meinen Jahren ſoll geſcheidt ſeyn, und vor Allem den Anſtand beobachten. Vergeſſen Sie das, fügte ſie hinzu, wir ſind alle Beide am Ziel unſeres Weges;“ ſie

ichte mir die Hand mit einem melancholiſchen
nd lieblichen Ausdruck.

Ich drückte ſie an meine Lippen und glaubte in
rem Auge eine Thräne geſehen zu haben.

„Schonen Sie Ihre Geſundheit,“ ſagte ſie lä-
elnd, „und vergeſſen Sie nicht ganz unſere alte
reundſchaft von einem Tage.“

Ein Fiaker war herbeigefahren; die Bagage
r Fremden war ſchon hineingepackt worden; ich
eh ihr meine Hand zum Einſteigen, und ſie zit-
rte, als ſie die ihrige berührte.

„Laſſen Sie mich wenigſtens wiſſen, wo Sie
ohnen,“ ſagte ich ihr mit bittendem Tone.

Der Schlag war zugemacht worden.

„Das ſchickt ſich aber gar nicht,“ erwiderte ſie
t unbeſtimmtem Ausdruck.

„Ich bitte, ſchlagen Sie mir es nicht ab; ſchon
rt der Kutſcher fort, und ich werde Sie für
mer verlieren.“

Hier reichte ſie mir noch ihre kleine weiße Hand
ne Handſchuh.

„Nun wohl,“ ſagte ſie, „es iſt abgeſchmackt, ich fühle es, aber weil Sie es ſo wollen..... Nummer drei und zwanzig...."

Der Fiaker rollte fort, und die letzten Worte der Phraſe verhallten in der Luft. Ich kann es Dir nicht beſchreiben, mit welcher Schnelligkeit und mit welcher Beſtürzung ich dem Wagen nachlief, mitten durch Karren und Cabriolets, Omnibus und Kutſchen, Orangenverkäuferinnen und Spaziergänger, die meine Haſt verfluchten. Ich hatte das Unglück, auf einen irländiſchen Offizier zu ſtoßen und ihn umzuwerfen. Er forderte mich, und ich hatte andern Tages mit ihm einen Handel, der jedoch ohne Blutvergießen ablief. Dieſer Zwiſchenfall hemmte meine Nachforſchungen; ich glaubte in der Ferne eine Hand zu bemerken, die aus einem Wagen geſtreckt wurde und ein weißes Tuch bewegte. Dieß war die letzte Spur dieſer flüchtigen Begegnung. Ich habe die Fremde nie wieder geſehen.

Seit dieſer Zeit verwünſche ich den engliſchen Gebrauch, ſtets die Nummer des Hauſes vor der Straße zu nennen. Die Nummer 23 iſt nun für mich heilig; es iſt meine magiſche Nummer. Alle

Thürklopfer, die mit 23 bezeichnet ſind, ſind von meiner ungeduldigen Hand bereits in Bewegung geſetzt worden.

Dieß iſt die Urſache meiner Thorheit, und Alles, was ich ſagen kann, iſt, daß ſie noch fortdauert, daß ich ſie nie los werden kann, und daß dieſe geheimnißvolle Nummer im Bündniß mit dem Andenken an eine der graziöſeſten Frauen, die ich in meinem Leben geſehen, ſich weder aus meinen Gedanken, noch aus meinem Herzen verwiſchen läßt.

Ich und Julie Arran.

Es war ſo finſter, als ich in die Oxforder Stage-Coach einſtieg, welche von Piccadilly abfuhr, daß ich nicht unterſcheiden konnte, ob ich einen Reiſegefährten hatte oder nicht. Ich bemerkte wohl, daß etwas in dem Winkel mir gegenüber befindlich war, aber das ungewiſſe Licht der Laterne erlaubte mir nicht, zu erkennen, ob dieß ein Nachtſack, ein Ueberrock, oder gar ein Packet Menſchenfleiſch ſey. Da ich darüber im Klaren ſeyn wollte, ſo machte ich ganz laut einige Bemerkungen, die nothwendig eine Antwort herbeiführen mußten, wenn jener Gegenſtand wirklich etwas Menſchliches wäre. Als ich nun aber keine erhielt, machte ich keine Umſtände und bemächtigte mich deſſen, was ich für ein Pack Kleider hielt, verſuchte es auf den Boden zu werfen, um meine Beine beſſer ausſtrecken zu können. Der Widerſtand, den ich bemerkte, zeigte mir jedoch, daß ich mich getäuſcht hatte. Es war aber nur ein Widerſtand des Gewichts, keine Thätlichkeit war darin zu entdecken, und da daſſelbe Stillſchweigen immer dabei herrſchte, ſo wurde ich plötzlich von dem ſchrecklichen Gedanken erfaßt, daß dieſes vielleicht ein Todter ſeyn könne, die, wie man mir erzählt hatte, von einem Orte zum andern gefahren würden, als ob es Reiſende wären. Die Nacht und die Dunkelheit waren ohne Zweifel gewählt worden, um dieſen ſträflichen Handel zu begünſtigen, und wir hatten noch nicht die Kaſerne von Knightsbridge erreicht, denn das Ganze dauerte nur einige Minuten, daß ich bei mir feſt überzeugt war, einen Todten zum Reiſegefährten zu haben. Ich glaubte, ſein kaltes und bleiches Geſicht mir gegenüber zu ſehen, und der Schrecken darüber war ſo groß, daß ich trotz der Kälte feſt entſchloſſen war, beim erſten Halt meinen Platz im Innern mit einem auf der Imperiale zu vertauſchen. Es iſt nichts leichter, als ſich bei einem Glaſe Wein unter Freunden über ſo etwas luſtig zu machen. Ich kann jedoch verſichern, daß es ein Anderes iſt, wenn ſolche Gedanken uns während kalter, einſamer und trüber Nachtſtunden packen. Nur die Beſorgniß, mich dem Geſpötte der Welt auszuſetzen, welche Welt aus dem Condukteur und dem Kutſcher beſtand, hinderte mich daran, den Wagen halten zu laſſen und den Platz ſogleich zu wechſeln.

Indem ich mich ſolchen Betrachtungen hingab, die gewiß nicht zu den angenehmen gehörten, erhielt der Wagen einen Stoß und etwas Schweres fiel mir auf die Knie. Im erſten Augenblick ſtieß ich eine Art von Schrei aus, und ich glaube, daß ich auf dem Punkte ſtand, aus dem Fenſter zu ſpringen, da ich nun überzeugt zu ſeyn glaubte, daß mein Reiſegefährte die Stricke zerriſſen habe, womit er feſt gebunden war, indem wir nun wirklich Bein an Bein in der Kutſche ſaßen. Ich wagte es nicht, meine Hand auszuſtrecken, aus Furcht, ſeine erſtarrten Glieder zu berühren, und ich weiß nicht, ob meine ſchwarzen Hirngeſpinnſte ſich nicht in förmlichen Wahnſinn verwandelt hätten, wenn das Weſen, das mir ſolchen Schrecken einflößte, nicht auf einmal mit einer ſeltſam ſpitzigen und unangenehmen Stimme ausgerufen hätte:

„So ſind wir denn endlich außerhalb London. Dürfte ich wohl zu fragen mir erlauben, mein Herr, warum Sie zum Teufel! mich die ganze Zeit über ſo getreten haben?“

„Mein Herr,“ erwiderte ich zwar ſehr verwundert, doch freudig athmend, „getreten, was wollen Sie damit ſagen?“

„Was ich damit ſagen will, mein Herr? daß es mir von einem Gentleman unbegreiflich ſcheint, daß er in dem Augenblicke, wo er in einen Wagen ſteigt, einen andern Gentleman, wie Sie es gemacht haben, mit Gewalt auf die Erde werfen will. Meine Theorie iſt, mein Herr.....“

„Ich verſichere Sie, mein Herr, daß in der Dunkelheit und bei Ihrem hartnäckigen Schweigen ich durchaus nicht wiſſen konnte, daß ich einen Reiſegefährten hatte.“

„Mein Stillſchweigen, mein Herr? Ich glaube wohl, daß ich ſtill ſchweigen mußte. Man ſoll nie ſprechen, ſo lang man auf dem Pflaſter iſt. Meine Theorie iſt, daß der Menſch, der mit dem andern ſpricht, bevor er in Kenſington angekommen, nothwendig mit einer ſehr ſchwachen Urtheilskraft begabt ſeyn muß.“

„Ich bemerke, mein Herr, daß Sie nicht gelaunt ſind, beſonders höflich zu ſeyn.“

„Und ich ſehe nicht ein, was mich zur Höflichkeit veranlaſſen ſollte, gegen einen Menſchen, der auf mir, wie auf einem alten Teppich herumtritt.“

„Um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich Sie für einen Nachtſack gehalten. Erlauben Sie daher, daß ich mich bei Ihnen deßhalb entſchuldige, und Ihnen eine gute Nacht wünſche; denn ich habe im Sinne, bis Orford gut zu ſchlafen.“

„Auf keine Weiſe,“ ſchrie mein Reiſegefährte, „und wäre es nicht ſo entſetzlich finſter, ſo würde ich Ihnen die Hand drücken, um Ihnen zu beweiſen, daß ich es Ihnen nicht nachtragen will. Was aber Ihre Idee zu ſchlafen betrifft, ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß das höchſt abgeſchmackt von Ihnen iſt. Schlafen wollen Sie, wenn ich mit Ihnen im Wagen ſitze? Meine Theorie iſt, mein Herr....“

„In der That, mein Herr, Sie ſprechen nicht mit großer Achtung von meinen Ideen.“

„Und warum ſollt' ich das? Ideen! Ich glaube gar nicht, daß Sie welche haben. Wie ſehen Ihre Ideen denn aus? Sind ſie blau, grün, grau? Ich möchte einmal eine Idee ſehen. Hat ſie einen Schwanz, mein Herr?“

„Nein, aber ſie hat einen Finger und einen Daumen, die in dieſem Augenblick große Luſt bezeugen, einen impertinenten Menſchen ein wenig bei der Naſe zu ziehen.“

„Sprechen Sie von mir? O Plato, o Ariſtoteles! Mußte ich erleben, daß man mich einen impertinenten Menſchen nennt! Aber ich bin nicht aufgebracht; fürchten Sie ſich gar nicht. Meine Theorie iſt, mein Herr, daß man ſich im Finſtern nicht beſonders gut ſehen kann.“

„In der That, das hat man mir auch geſagt.“

„Und dieſes erklärt vollkommen das Beiwort, womit Sie mich beehrt haben.“

„Wenn man ſich aber nicht ſieht, ſo hört man ſich doch.“

„Das iſt ganz etwas Anderes. Wie überraſcht würden Sie ſeyn, wenn Sie meinen Namen hören würden! Ich lache beinahe, wenn ich mir Ihre Verlegenheit denke. Dieſe Strafe wäre aber zu ſtreng.“

„Sie ſind zu gütig!“

„Wenn Sie ſpotten, ſo muß ich Ihnen ſagen, wer ich bin, und Ihre Beſchämung kann nicht ausbleiben.“

„Es iſt Glück genug für mich, daß trotz Ihrer neuen Theorie die Finſterniß nicht erlaubt, mich erröthen zu ſehen.“

„Sie werden ſich erinnern, daß Sie mit Stoßen angefangen haben?“

„Richtig, mein Herr!“

„Hierauf drohten Sie, mich bei der Naſe zu ziehen.“

„Nur weiter, mein Herr!“

„Dann ſchalten Sie mich einen impertinenten Menſchen. Sie erinnern ſich doch deſſen noch?“

„Vollkommen!“

„Nun, ſo wiſſen Sie denn, mein Herr, daß Sie Alles dieſes dem Doctor Oliver Olynth Flopp zugefügt haben, einem der erſten Mitglieder des Collegiums von St. Johannes und dem Autor der Theorie der Reciprocitäten und der Diſſonanzen. Wie befinden Sie ſich jetzt?“

„Sehr wohl, auf Ehre!“

„Das glaub' ich nicht, mein Herr. Ich bemerke an dem Zittern Ihrer Stimme, daß Sie von Reſpekt und Erſtaunen durchdrungen ſind; doch faſſen Sie Muth; ich verſpreche Ihnen, es Niemand zu ſagen, wie ſehr Sie abgeſchmackt und lächerlich ſich betragen haben.“

„Hören Sie mich wohl, Doctor Flopp, oder wie Sie heißen mögen, und merken Sie ſich's, daß, wenn Sie nicht vorſichtiger in den Ausdrücken ſind, die Sie wählen, ſo werde ich Sie auf der Stelle mit Fußtritten zum Wagen hinauswerfen.“

„Gerechter Himmel! das wird immer ſchlimmer! Junger Menſch, welche Gewiſſensbiſſe bereiten Sie ſich! Was werden ſpätere Jahrhunderte dazu ſagen, daß der Autor der Theorien ſo ſchändlich von einem Unbekannten behandelt worden iſt? Sie werden einen Selbſtmord begehen müſſen, wenn ich ein Wort davon in meiner Vorrede ſagen ſollte. Ich habe die Theorie, daß der Selbſtmord.....“

„Nicht ſo angenehm iſt, als ein Meuchelmord. Daher rathe ich Ihnen, ſich wohl vorzuſehen.“

„Wiſſen Sie, wer ich bin, mein Herr?“

„Sie haben mir es ſo eben geſagt, und ich habe bis jetzt noch keinen eitleren und unverſchämteren Menſchen geſehen. Ich habe ihren Namen niemals nennen hören.“

„Auch nicht mein Buch?“

„Auch nicht Ihr Buch.“

„Welche Einfalt! Sagen Sie mir, wo Sie wohnen, und mein Verleger ſoll es Ihnen ſogleich zuſenden. Zwei Pfund, zwölf Schilling. Auf der Univerſität wird Ihnen Jemand das Geld vorſtrecken. Ich beneide Sie um das Vergnügen der erſten Lectüre.“

„Ich werde nicht ein Wort davon leſen, und wenn ich Ihren elenden Körper damit vom Galgen erretten könnte.“

„Sprechen Sie ernſthaft, mein Herr?“

„Man kann nicht ernſthafter ſprechen.“

„In ſolchem Falle muß hier etwas Anderes zum Grunde liegen; hier muß irgend ein antipathiſcher Inſtinkt dunkel und unerklärlich walten. Aber was ſollte es ſeyn? Es wäre ein treffliches Exercitium für unſern Geiſt, dieſer Quelle nachzuſpüren, und es ſoll uns in der That beſchäftigen, bis wir in der Stadt der Paläſte angekommen ſeyn werden.“

„Welcher Quelle wollen Sie nachſpüren, mein Herr?“

„Der Quelle, warum Sie mich nicht lieben können.“

„Dazu braucht es keines großen Scharfſinns. Sie ſind einer der gröbſten und widerwärtigſten Menſchen, die mir jemals aufgeſtoßen ſind.“

„Das iſt es eben. Warum aber bin ich widerwärtig? Hat Ihr Vater wohl jemals mit einem meiner Vorältern einen Streit gehabt?“

„Wie ſoll ich das wiſſen?“

„Oder Ihr Vater. Sollte ich ihn wohl kennen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Oder Ihre Mutter — Sollte ich grauſam gegen ſie geweſen ſeyn, als ſie noch unverheirathet war? Ich habe ihr vielleicht Hoffnungen erweckt, die Frauen ſind ſo eitel; gleich betrachten ſie als Liebe die geringſte Aufmerkſamkeit ſchöner und berühmter Männer.“

„Beim Himmel, mein Herr, ſchon zu lange ertrage ich Ihre Unverſchämtheit.“

„Oder ſollte die Quelle dieſer Antipathie vielleicht noch in der Zukunft verborgen liegen? Es muß auf jeden Fall zwiſchen uns eine Sympathie der innigſten Antipathie ſtatt finden; denn ich geſtehe Ihnen, daß in dem Augenblicke, wo Sie den Fuß in den Wagen ſetzten, ich die Ueberzeugung erhielt, welch' ein unangenehmer Reiſegefährte Sie ſeyn würden.“

„Fahren Sie fort, mein Herr,“ ſagte ich, indem meine Wuth den Gipfel erreicht hatte; „aber ich verſpreche Ihnen, daß ich Sie über Ihr Betragen zur Rede ſtellen werde.“

„Wie, mein Herr, was wollen Sie damit ſagen? Ich nehme an, daß Ihr Verſtand der bewundernswerthen und delicaten Kette von Urſachen, aus denen ich unſer wechſelſeitiges Mißbehagen ableitete, nicht hat folgen können; doch beruhigen Sie ſich, mein Herr, und ich werde Sie Schritt vor Schritt dieſem erſtaunenswürdigen Prozeß entgegenführen. Ja, noch mehr, die vorläufige Erklärung, die ich Ihnen hierüber ertheile, kann Ihnen als treffliche Anleitung dienen, mein Buch zu verſtehen. Sie haben mir aber Ihre Adreſſe noch nicht geſagt.“

„Ein Freund ſoll ſie Ihnen überreichen.“

„Er darf ſie nur bei Talboys abgeben.“

„Wer iſt dieſer Talboys, mein Herr?“

„Wer ſoll es anders ſeyn, als der Buchhändler, der meine Theorien publicirt hat. Er wird Ihnen ſo viele Exemplare davon ſchicken, als Sie wollen. Doch genug hievon. Wir wollen jetzt zu entdecken ſuchen, warum wir uns haſſen. Sind Sie ſchon in Southampton geweſen?“

„O ja, oft.“

„Seit Kurzem?“

„Ja."

„Kennen Sie Miſtreß Arran von Hetherton, die Wittwe des Generals?"

„Ich kenne ſie vom Sehen, erwiderte ich etwas artiger, denn von nun an wurden mir die Fragen meines Gefährten intereſſanter.

„Und ihre beiden Töchter, mein Herr?"

„Sehr wenig."

„Sind ſie nicht liebenswürdig? Welche finden Sie ſchöner?"

Ich hatte, wie man weiß, meine eigenen Gedanken über dieſen Gegenſtand; aber ich meynte nicht, verpflichtet zu ſeyn, den Doctor Oliver Olynth Flopp zu meinem Vertrauten zu machen. Folglich glaubte ich, nicht kurz genug antworten zu können: „Sie ſind beide ziemlich hübſch. Ich weiß nicht, welche von beiden ich vorziehe."

„Das iſt's eben, das iſt die fürchterliche Urſache, Sie können mir's glauben. Nun verwundere ich mich nicht mehr über den Haß, den Sie mir eingeflößt haben, ſo bald Sie in den Wagen ſtiegen."

„Wie, mein Herr?" ſprach ich, indem ich den

Ton herabſtimmte, in der Hoffnung, Einiges von ihm zu erfahren. „Ich ſehe nicht ein, welche Beziehung zwiſchen unſerm Haſſe und der verglichenen Schönheit beider Mädchen ſtatt haben könne.“

„Aber ich ſeh' es ein. Werfen Sie Ihre Augen auf mein Buch.... auf das Kapitel der Verwandtſchaften; dritter Band, Seite 302. Ich ſage Ihnen nichts als das.“

„Gut, mein Herr, ich werde Ihr Buch nachſchlagen.“

„Wirklich? — Nun ſehen Sie einmal — ich habe nicht geſagt, daß Sie mir bei dem erſten Anblick Haß eingeflößt haben; ſollte ich das geſagt haben?“

„Nicht gerade Haß, aber etwas, das ihm ziemlich gleich kam. Sie ſprachen von einem ſtarken Widerwillen.“

„Das ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge, ſage ich Ihnen; das eine iſt activ, und das iſt der Haß; das andere iſt negativ, und das iſt der Widerwille. Dieſe Unterſcheidung habe ich ſehr klar in dem zweiten Bande auseinander geſetzt.

Ich glaube, Sie finden ſie auf der zweihundertſten Seite.“

„Laſſen Sie uns von den Damen ſprechen; kennen Sie ſie?“

„Das will ich meinen, ich bin ihr Vormund. Der General war ein ächter Philoſoph. Es iſt Schade, daß er geſtorben iſt, ehe ich mich mit Metaphyſik beſchäftigte.“

Dieß erklärt zum Mindeſten, dachte ich bei mir ſelbſt, ſeinen Einfall, dieſem Menſchen die Vormundſchaft ſeiner Kinder zu übergeben.

„Gehen Sie nach Hetherton in dieſem Augenblick?“ fragte ich.

„Nun, und was geht das Sie an? Dieſe Frage ſcheint mit etwas unverſchämt; weßhalb wünſchen Sie es zu wiſſen?“

„Lediglich, um genau den Augenblick berechnen zu können, wo ich von einem ſolchen impertinenten Fant, wie der Doctor Oliver Olynth Slopp, befreit ſeyn werde.“

„Slopp? Um Vergebung; Flopp, mein Herr.“

„Das iſt einerlei; Sie wiſſen, daß ich von

Ihnen ſprechen will, welchen Namen ich Ihnen auch beilegen mag.“

„Beim Himmel! Ich, mein Herr, das heißt meine Theorie —“

„Alſo geſchwind, mein Herr, was iſt es damit?“

„Daß das Schickſal, oder das Glück mir einſt die Macht ertheilen möge, es Sie bitter bereuen zu laſſen, wie unehrerbietig Sie ſich gegen einen Metaphyſiker, einen Gentleman, einen Philoſophen, einen — einen —“

„Einen Eſel, mein Herr.“

„Himmliſche Mächte! wär' ich nur größer, ſo würde ich Sie auf der Stelle erwürgen.“

„Nun, ſo wiſſen Sie denn, daß ich gerade die Größe habe, die Sie ſich wünſchen, und daß mich daher nichts abhalten ſoll —“

„Holla! Condukteur, Kutſcher, macht den Schlag auf! Gott ſey Dank, daß wir in High Wilkham ſind. Man bringe Licht, ich will das Geſicht dieſes unmenſchlichen Ungeheuers betrachten.“

Indem er ſo ſprach, nahm er eine Stall-Laterne aus der Hand eines Burſchen, um mich damit zu beleuchten; mit einem geſchickten Tritte aber ſchleuderte ich dieſes zerbrechliche Möbel ihm aus der Hand, und warf ihm den brennenden Docht in den offenen Mund. Er pruſtete und ſchnaubte, und rief immer dazwiſchen: „Es iſt ſchändlich, ſo gegen ein Mitglied der Univerſität Oxford zu verfahren! Ich habe gewiß ein Brandmal im Geſichte, und meine Julie, die Dienſtag nach Oxford kommen ſoll —“

Die flüchtige Helle der Laterne hatte mir erlaubt, einen Blick auf meinen Reiſegefährten werfen zu können. Er war in eine unglaubliche Maſſe von Ueberröcken gehüllt, ſo daß ich von ſeinem Geſichte nur ein Paar lebhaft glänzende Augen und einen Mund von übernatürlicher Größe entdecken konnte. Die tiefe Finſterniß, die plötzlich wieder eintrat, erlaubte mir nicht, mehr zu ſehen.

Sein letzter Ausruf, in Betreff Juliens, hatte mich mehr als alles Uebrige aufgebracht. Ein ſolcher Menſch hatte mit dieſen Lippen, die noch überdieß in dieſem Augenblicke nach Talg und Rauch einer Stall-Laterne rochen, den Namen Julie auszuſprechen gewagt! Ich freute mich, daß ich ihn ſchon zu öftern Malen recht hatte anlaufen laſſen, und ich beſchloß bei mir, ihn zu quälen und zu ärgern bis an's Ende der Reiſe. Ich ergriff die weiſe Maßregel, das ſtrengſte Inkognito zu beobachten; hierin wurde ich durch die Finſterniß der Nacht und die Verwirrung begünſtigt, welche bei unſerer Ankunft in Oxford ſtattfand. Ich ſprang aus dem Wagen und belud mich ſelbſt mit meinem Reiſe-Receſſaire, und ehe mein Metaphyſiker noch wußte, daß wir wirklich angekommen waren, hatte ich mir ſchon ein Zimmer erwählt. Wie ich dem Mädchen in das zweite Stockwerk folgte, hörte ich unten die Stimme des Doctors.

„Ich bezeuge Ihnen, Miſtreß Peake, daß Sie einen Mordbrenner beherbergen, einen Meuchelmörder, der mit mir von London hieher gefahren iſt.“

„Aber, mein Herr,“ erwiderte eine Frauenſtimme, „ein Meuchelmörder, ein Mordbrenner ſagen Sie? Sie belieben wohl nur zu ſcherzen.“

„Ja, in der That, ein Böſewicht, ſage ich Ihnen, Sie ſollten es nicht glauben, Miſtreß Peake, er hat in ſeinem Leben weder von mir, noch von meinem Buche etwas gehört.“

„Weßhalb aber glauben Sie, daß er ein Mordbrenner ſey?“

„Habe ich Ihnen nicht geſagt, Miſtreß Peake, daß er meine Theorien nicht kennt, und als ich ihm ſagte, wer ich ſey, was glauben Sie wohl, was er that?“

„Das kann ich nicht errathen, mein Herr.“

„Er that ſo, als ob er ſich irrte, und nannte mich Slopp! Wie ich Ihnen ſage, Slopp! Da, Burſche, nimm meine Effekten, und trage ſie nach St. Johann in die Wohnung des Doktor Flopp, Nummer 6, zweite Stiege, im innern Hofe. — Ich verfluche dieſen Spitzbuben.“

Hierauf entfernte ſich der Philoſoph, nachdem er der Wirthin einen guten Morgen gewünſcht, und ich hörte ihn noch aus der Ferne brummen und fluchen. Obgleich ich erſt zwei Jahre das Collegium von Orford verlaſſen hatte, ſo wußte ich mich doch nicht darauf zu beſinnen, jemals von dieſem Doctor gehört zu haben. Seine Perſon war mir gänzlich unbekannt; hätte ich aber auch ſchon zwanzig Jahre ſeine unangenehmen Eigenſchaften gekannt, ſo würde ich ihn nicht herzlicher haben haſſen können, als es in der That der Fall war. — Während unſerer kurzen Reiſe war ich überzeugt, daß er der unangenehmſte Menſch auf Erden ſey. Seine Eitelkeit, ſeine Anmaßung, und über Alles noch, ſeine unerträgliche Vertraulichkeit, womit er ſich erlaubt hatte, den Namen Julie auszuſprechen, hatten mich aufgebracht, und wenn ich über jeden Umſtand ſeines Betragens nachdachte, ſo that es mir nur leid, daß ich nicht meine Drohung vollzogen und ihn in einem Winkel des Wagens auf Burke's Manier aus dem Wege geſchafft hatte. Allein der ſchöne Morgen führte mir wieder vernünftigere Gedanken zu. Ich fuhr mit vier feurigen Grauſchimmeln auf der Straße nach Abington, denn mein Freund Dandy Ball hatte mir die Zügel überlaſſen, und ich fing an, mich über meine Heftigkeit von voriger Nacht zu verwundern. Nichts iſt im Stande, uns wohlwollendere Gedanken und philantropiſchere einzuflößen, als mit Vieren zu fahren. Kutſcher, die mit Zweien fahren, wurden wohl ſchon manchmal wegen Meuchelmord aufgehängt oder wenigſtens wegen Mordverſuchs deportirt; man hat aber kein Beiſpiel, daß ein Mann, der gewöhnt iſt, mit Geſchicklichkeit vierſpännig zu fahren, nicht ein wahrer Gentleman und ein guter Chriſt ſeyn ſollte. Der Hauptgrund für dieſe Behauptung beſteht in der hohen Stellung, die man auf dem Bock einnimmt. Ich fühlte dieſen wohlthätigen Einfluß vollkommen, und hatte mit meinem Wagen noch nicht den Gipfel der ſteilen Höhen von Illesley erreicht, als ich ſchon in mir eine wahrhafte Befriedigung verſpürte, daß ich dem Doctor Flopp die Erlaubniß gegeben hatte, zu leben. Wie! ein ſo erbärmliches Weſen hätte die Würde eines geſchickten Kutſchers compromittiren ſollen? Ich will jedoch nicht läugnen, daß es mir Vergnügen machte, ihm meinen Namen verſchwiegen zu haben; denn ich zweifle nicht, daß er ſonſt geſucht haben würde, mich bei ſeinen Mündeln mit den ſchwärzeſten Farben zu malen.

Meine Verbindungen mit der Familie zu Hetherton hatten einige Monate vor dieſer Epoche begonnen. Meine Freunde werden ſich erinnern, daß, wie ich das Erbe von Halford antrat, das Haus ſich in einem jämmerlichen Zuſtand befand. Mein Vetter, der es vor mir bis zu ſeinem Tode beſeſſen hatte, vernachläßigte ſo ſehr alle Reparaturen, daß es für jeden andern, als für ihn, unbewohnbar war. Das erſte, was ich unternahm, war, es für mich einzurichten, und ſogleich wurden Tiſchler, Maurer und Glaſer herbeigerufen, um ihre langweiligen und allem Anſchein nach nicht zu endenden Arbeiten zu beginnen. Sie hatten ſo eben den Boden des Saales gelegt, und ich ſaß auf einer Bank, während die Handwerker ihre Mahlzeit verzehrten, als ich in dem Gemache, wo jetzt die Orangerie befindlich iſt, Stimmen vernahm, und da ich keine Urſache hatte, mich zu entfernen, ſo blieb ich ſitzen und horchte.

„Welch' ſchöner Ort! wie gern wollt' ich ihn beſitzen!“ rief eine ſanfte Silberſtimme aus, von der ich ſogleich die Ueberzeugung hatte, daß ſie einem jungen, ſchönen Mädchen gehörte.

„In der That, meine liebe Fanny, Du biſt ſehr leichtſinnig, Du ſündigſt in Worten; denke doch des zehnten Gebots, mein Kind, und hebe die Schöße Deines Reitkleides auf."

Dieſe Rede, obgleich ſie in einem ernſten Tone ausgeſprochen wurde, ſchien keinen großen Effekt zu machen, denn die junge Perſon fuhr eben ſo heiter fort, wie ſie angefangen hatte.

„Ich möchte wohl wiſſen, wann alle dieſe fürchterlichen Anſtalten beendigt ſeyn werden. Es iſt gewiß, daß Herr Neville hier wohnen wird, nicht wahr? Er wird wohl auch einen ſchönen Ball zum Antritt geben. Glauben Sie nicht, Mama?"

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich, mein Kind, da er der Eitelkeit dieſer verderbten Welt ſehr ergeben zu ſeyn ſcheint."

„So! Ach, wie freut mich Das! Das wird ein recht angenehmer Nachbar ſeyn."

„Fanny, ſey doch nicht ſo muthwillig. Er iſt ſehr jung."

„Ei, deſto beſſer! Iſt er verheirathet?"

„Nein, er kommt eben von der Univerſität, wo er, wie ich glaube, keinen beſonders guten Ruf hinterlaſſen hat, denn Dein trefflicher Vormund hat mich verſichert, daß er nie ſeinen Namen nennen hörte.“

„Wie alt iſt er, Mama?“

„Drei bis vier und zwanzig Jahre.“

„Und Julie iſt achtzehn alt. Ach, wie herrlich wird es ſeyn, wenn ....“

Hier hinderte mich ein Lärm, das Ende dieſer Rede zu hören.

„Warum, mein Kind, ſprichſt Du immer ſo loſes Zeug? Neville iſt ein Bewohner der ſündhaften Gezelte, und ich hoffe zu Gott, daß weder die eine, noch die andere meiner Töchter jemals an einen ſolchen Mann denken werden.“

In dieſem Augenblicke riß die muntere Sprecherin die Flügelthür auf und trat in den Saal.

„Ach, wie ſchön, wie ſchön!“ rief ſie. „Sehen Sie doch, Mama, die ſchöne Ausſicht nach dem Fluſſe!“

Hier erblickte ſie mich, wurde roth, machte eine halbe Verbeugung und ging in die Orangerie zurück. Sie war ſehr hübſch; ihre Züge waren voll Leben und Grazie, und ſie ſchien vierzehn bis fünfzehn Jahre zu haben. Ich fühlte, daß meine

Lage mich ein wenig verlegen machte, und ich folgte den beiden Fremden in der Abſicht, ſie zu bitten, die Arbeiten, die ich unternehmen ließ, in Augenſchein zu nehmen; allein ſie waren ſchneller, als ich, und nachdem ich die Thür erreicht hatte, gewahrte ich zwei Damen, welche ſchnell die Allee hinabgingen, von einem Bedienten gefolgt.

Nach der Ausſage meiner Arbeiter erfuhr ich, daß dieſe Damen Miſtreß Arran und ihre Tochter ſeyen, und daß ſie oft hier erſchienen, um nach den Arbeiten zu ſehen. Dießmal jedoch kamen ſie nicht wieder, und ich fuhr nach London zurück, wo ich wie gewöhnlich bei meiner guten alten Tante in Harley-Street abſtieg. Es wurde immer ein Zimmer für mich in ihrem Hauſe bereit gehalten, und da meine Mahlzeiten und Vergnügungen nicht ſo geregelt waren, als ihr ſtiller Haushalt, ſo hatte ſie mir einen Hauptſchlüſſel gegeben, mit deſſen Hülfe ich, wann ich wollte, ohne Jemand zu bemühen, nach Hauſe kommen konnte. Nichts war bequemer und angenehmer, als der Fuß, auf dem ich mit der alten Dame ſtand. Wir kümmerten uns nie um einander.

Sie mochte in London oder auf dem Lande ſeyn, ſo war ihr Haus immer das meinige. Wir dachten nicht daran, uns auszufragen, und lebten in vollkommener Freiheit.

Als ich ſpäter nach Hampſhire reiste, war ich glücklicher. Ich machte die Bekanntſchaft jener Damen, die mir ſo viel Intereſſe eingeflößt hatten, oder vielmehr einer von ihnen; denn Miſtreß Arran hatte beſchloſſen, faſt nie mehr auszugehen, und wenn ſie es manchmal unternahm, ſo war ſie natürlich bemüht, einem verhärteten Sünder, wie ich in ihren Augen war, nicht zu begegnen.

Eines Morgens traf es ſich, daß ich in einer engen, ſehr einſamen Allee zwei Frauen zu Pferd erblickte. Ich ritt, ſo viel als es mir möglich war, an den Rand der Straße, um ihnen Platz zu laſſen; allein mein Pferd, das ein wenig ſcheu wurde, ſprang nach der Mitte, und hinderte ſie, vorbeizureiten. Ich erkannte in der Jüngſten die ſchönen Augen und heitern Züge Fanny's. Wie ſie ihr Pferd zurückhielt, um abzuwarten, daß ich das meinige zur Ruhe brächte, bemerkte ich, daß ſie nur mit Mühe einen Ausbruch ihrer Heiterkeit unterdrückte. Ich machte eine Entſchuldigung, die ſie auf eine Weiſe aufnahm, welche mich zur Fortſetzung der Unterhaltung aufforderte. Ich gab vor, daß das einzige Mittel ſey, meinen alten Braunen wieder zurecht zu ſetzen, ihm zu erlauben, einige Zeit mit ihnen zu gehen, und ſo waren wenige Minuten verfloſſen, daß ich auf die angenehmſte Weiſe mit den ſchönſten Geſchöpfen, die ich jemals geſehen, plauderte und lachte.

„Es wäre überflüſſig, Herr Neville,“ ſagte die junge Fee, „wenn wir ſo thun wollten, als kennten wir ſie nicht; ich weiß ſehr gut, wer Sie ſind, und ich will von meiner Seite Ihnen ſowohl mich als meine Schweſter vorſtellen. Hier iſt alſo meine Schweſter Julie, die man im Rechte der Aeltern gewöhnlich Miß Arran nennt, während ich nur die kleine Fanny bin, mit dem Beinamen..... Wie glauben Sie, daß ich genannt werde, Herr Neville?“

„Engel, ohne Zweifel,“ erwiderte ich, indem ich die Hand auf mein Herz legte, und dabei in der Manier Sir Carl Grandiſons mich verbeugte.

„O nicht doch! Man zieht im Gegentheil die Augen zuſammen, und ſpricht ernſt und langſam: Das Kind! Iſt das nicht zu ſtark?“

Eine Bekanntſchaft, welche auf dieſe Weiſe gemacht wurde, konnte nicht länger ſo gleichgültig bleiben. Durch eine Folge des überraſchendſten Zuſammentreffens fand es ſich, daß wir jeden Tag unſern Spaziergang nach derſelben Seite hin machten, und nach vierzehn Tagen ſchien mir Julie Arran die herrlichſte Heldin zu einem Romane, die ich mir nur wünſchen konnte. Bei jeder Reiſe, die ich ſpäter nach Halford machte, und dieſe Reiſen waren häufig, wuchs meine Bewunderung für ſie, und eben war ich auf der Reiſe nach Hampſhire, um einen Antrag in beſter Form zu machen, als ich das Unglück hatte, auf den Doktor Flepp zu ſtoßen.

Ein ganzer Strom von Erinnerungen überſchwemmte mit einem Mal mein Gehirn, als er ſich nannte. Ich wußte, daß eine unerklärliche Laune den General Arran beſtimmt hatte, ihm über ſeine Kinder das deſpotiſche Recht eines Vormunds einzuräumen, und wie ich ihn nun mit ſo großer Vertraulichkeit, ja, ſogar mit einer Art von Zärtlichkeit von Julien ſprechen hörte, fielen mir gewiſſe Scherze der boshaften Fanny ein, die mir zu verſtehen gegeben hatte, daß, wenn ihre Schweſter vom Ehrgeiz beſeſſen wäre, es nur von ihr abhängen würde, Miſtreß Flopp zu werden. Nun begriff ich nur zu gut, daß der Erfinder der Theorien eher ſterben würde, als in die Verbindung ſeiner Mündel mit einem Menſchen zu willigen, der, wie ich, ſo viel Geringſchätzung für ſeine Wiſſenſchaft an den Tag gelegt hatte; da aber das Vermögen Juliens nicht das mich leitende Motiv war, ſo war ich ſehr ruhig darüber, und hatte mir vorgenommen, ſo bald ich die Einwilligung der andern betheiligten Perſonen erhalten haben würde, mein Glück dem Dokter Flopp zum Poſſen zu machen. Ich war jedoch nie ſo glücklich geweſen, Miſtreß Arran zu begegnen, theils wegen ihrer ſchwachen Geſundheit, theils aber auch, weil ich Anſtand nahm, mich einer Dame zu präſentiren, die nach meiner Meinung nicht mit derjenigen Achtung von mir geſprochen hatte, die ich zu verdienen glaubte.

Inzwiſchen ſah ich die Mädchen alle Tage,
ehe die vierzehn Tage um waren, hatte ich
ne Erklärung gemacht, bei welcher die freund-
en Blicke Fanny's und Julien's Stillſchwei-
mich hoffen ließen, daß von dieſer Seite
deſtens keine abſchlägige Antwort für mich
erwarten war. Als ich ſie fragte, ob ſie mir
en würden, ſogleich meinen Antrag bei Miſt-
Arran zu ſtellen, antworteten ſie mir, daß
unglücklicher Weiſe den nächſten Morgen auf
n Monat nach London reiſten, um die Aerzte
die Geſundheit der alten Dame zu conſul-
, und daß es daher beſſer wäre, eine Un-
edung mit ihr bis zu ihrer Zurückkunft auf-
ieben. Es wurde auf alle Fälle beſchloſſen,
er Zwiſchenzeit ihre Meinung über dieſen Ge-
tand zu erforſchen, welche mir Fanny ſo bald
möglich mitzutheilen verſprach.

ls die Sache ſo abgemacht war, ertrug ich
Abſchied ruhiger, als ich gedacht hatte. Meine
nungen ſollten jedoch grauſam vernichtet wer-
Wenige Tage nach der Abreiſe der Damen

nach London schrieb mir Fanny, daß ihre Mutter meinen Antrag ihrem Vormunde mitgetheilt habe, der solchen mit einer peremtorischen Zurückweisung aufgenommen und Julien verboten hatte, das Haus zu verlassen und an mich zu denken. Da ich vollkommen überzeugt war, daß der Doktor Flopp mich nicht kannte, so lag seinem Verbote nichts Persönliches zum Grunde. Vielmehr war es aus dem unwürdigen Projekte hervorgegangen, die eigene Hand seinem Mündel zu reichen. Ich bedauerte nun jedoch zweifach mein tolles und lächerliches Benehmen gegen ihn in der Diligence, weil es mir jede Hoffnung benahm, ihn zu besänftigen, selbst wenn ich ihn bei der schwachen Seite des Geldes packte. Während einiger Zeit überließ ich mich der Verzweiflung; als ich aber gefunden, daß dieses ganz unnütz sey, beschloß ich, nach London zu reisen, um meine Flüchtlinge aufzusuchen. Das sollte mir nicht schwer werden, da Fanny's Billet aus Harley-Street datirt war, derselben Straße, wo meine Tante wohnte. Ich wußte, daß diese gute Dame sich im Seebad befand, und war mit ihrer Abwesenheit zufrieden, weil dieſe mir größere Freiheit zu meinen Nachforſchungen ließ.

Es war zehn Uhr Abends, als ich in der Hauptſtadt ankam, und da ich nicht hoffen durfte, vor dem andern Morgen etwas zu entdecken, ging ich in's Theater, ſtatt die verlaſſene Wohnung meiner Tante aufzuſuchen. Ich weiß nicht mehr, welches Stück man gab; nur das weiß ich, daß es nicht viel Anziehendes für mich hatte. Ich blieb ungefähr eine Stunde, dann begab ich mich in eine benachbarte Taverne, um über mein Mißgeſchick nachzudenken und ein gebratenes Huhn dabei zu verzehren. Es war Niemand in dem Saal, als ich eintrat; kaum aber hatte ich meine Mahlzeit begonnen, als mein Ohr durch die Töne einer ſo lächerlich emphatiſchen und ſpitzen Stimme berührt wurde, daß ich daran auf der Stelle den Doktor Flopp zu erkennen glaubte.

„Kellner,“ ſchrie dieſe Stimme, „bringt mir ein gebratenes Huhn und eine halbe Flaſche heißen Porto mit Eiern; denn nach meiner Theorie ſind das zwei ſehr gute Dinge, wenn man aus dem Theater kommt.“

Ich blickte nach ihm hin; ſeine Sichelbeine, die den ungeheuren Körper trugen, ſein fußbreites, ſteifes Jabot, welches ſich vom Kinn bis zu dem letzten Knopf der Weſte erſtreckte, ſeine ausdrucksloſen, hervortretenden Augen und ſein ungeheurer Mund bildeten ein Ganzes, das mich an Walter Scott's Worte erinnerte, die er von Claverhouſe gebraucht: „ſo wie es die Maler im Genre von Cruikſhank zu malen und die ſpöttiſchen Damen zu betrachten lieben.“ Indem er mich erblickte, kam er zu meinem Tiſche, und ſprach, mich huldvoll anlächelnd:

„Obgleich ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, mein Herr, erlauben Sie mir wohl, Ihnen mein Compliment über die glückliche Wahl der Speiſen zu machen, die Sie ſich zum Abendeſſen beſtimmt haben.“

„Es iſt wahr, mein Herr,“ antwortete ich, indem ich ſtark mit der Zunge anſtieß und mein Organ zum Baß forcirte, „es iſt ein herrliches Nachteſſen, ſolch' ein gebratenes Huhn mit einem Glaſe heißen Wein.“

„Vielleicht erlauben Sie mir, an Ihrem Tiſche

Platz zu nehmen. Sie haben wahrſcheinlich ſchon von mir gehört. Ich bin der Doktor Flopp aus Oxford. Kellner, noch ein Couvert. Ich will mich hier neben meinen Freund, den Herrn.... den Herrn?

„Snook iſt mein Name, Samuel Snook.“

„Ei, mein Herr Snook, wiſſen Sie, daß meine Theorie mir ſagt, daß eine große Sympathie zwiſchen uns obwaltet? Haben Sie das Syſtem der Reciprocität und der Diſſonanzen ſtudirt? Erlauben Sie, daß ich Ihnen einſchenke, Herr Snook?“

„Nein, das habe ich nie ſtudirt. Ich habe aber von einem Eſel gehört, der über dieſen Gegenſtand eine Menge Thorheiten bekannt gemacht hat, die er ſeine Theorien nannte.“

„So? Und erinnern Sie ſich vielleicht des Namens jenes Eſels? Meine Theorie, Herr Snook, ſagt mir, daß Sie kein Philoſoph ſind.“

„Nein, das bin ich auch nicht, und bin auch nicht ſo dumm, mich dafür zu halten.“

„Das ſeh' ich; aber Sie irren ſich, Herr Snook, Sie haben meinen Wein getrunken.“

„Ich irre mich ganz und gar nicht; denn ich habe meine eigene Theorie über dieſen Punkt.“

„Den Henker auch! Ich will Sie bitten, in Zukunft Ihre Theorien auf Ihren eigenen Wein anzuwenden; denn meine Kehle iſt trocken, wie eine afrikaniſche Wüſte; aber Herr Snook, Sie haben ſchon Ihr ganzes Huhn aufgegeſſen.“

„Ich danke dem Himmel für meinen guten Appetit; doch da bringt man Ihnen ja Ihr Huhn. Erlauben Sie, daß ich Sie bediene, mein Herr.“

Indem ich ſo ſprach, bemächtigte ich mich ſeiner Schüſſel, und indem ich ihm die beiden Schenkel und den Kopf auf den Teller legte, fing ich mit größter Kaltblütigkeit an, das übrige zu verzehren.

„Mein Herr, was machen Sie da? Wiſſen Sie, wer ich bin, mein Herr? Ich bin der Erfinder der Theorien.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einſchenken darf.“

„Nicht einen Tropfen, mein Herr.“

„So nehm ich Sie beim Worte.“

Und mit einem Zuge hatte ich ſeine Flaſche geleert.

„Mein Herr,“ rief der Doctor Flopp vor Zorn geifernd. „Sie ſind der unverſchämteſte Betrüger, den ich jemals geſehen habe. Meine Theorie iſt, daß eine Aufführung, wie die Ihrige, grades Wegs an den Galgen bringt.“

„Mein Herr, Sie ſind ſehr artig, aber in der That iſt meine Familie ſeit mehren Generationen gehenkt worden.“

„Das iſt ſeltſam, und nun werden Sie geſtehen müſſen, Herr Snook, daß meine Theorien im Ganzen ſehr zutreffen. Ich hatte ein geheimes und unbeſtimmtes Vorgefühl Ihres Schickſals von dem erſten Augenblick an, als Sie den Mund öffneten. Ich werde gewiß in meinen nächſten Auflagen von Ihnen zu ſprechen Gelegenheit nehmen.“

„Und auf welche Weiſe, mein Herr?“

„Als ein Beiſpiel der Richtigkeit meiner Theorie der Diſſonanzen. Sie werden nicht in Abrede ſtellen, daß Sie ſich wie ein ungezogener Spitzbube betragen haben.“

„Doctor Flopp,“ ſagte ich ihm in's Ohr, bis ich ſechszig gezählt habe, bleibt Ihnen Zeit, den

Saal zu verlaſſen. Laſſen Sie ſich länger hier betreffen, ſo eß' ich ein Stück von Ihrer Naſe zu meinem Käſe.... Eins, zwei, drei!“

„Halt, mein Herr.... das iſt entſetzlich! Kellner, was bin ich ſchuldig?“

„Nein, zehn, eilf!“

„Machen Sie Ernſt, mein Herr? Gerechter Himmel, ein Kannibale! Meinen Hut, Kellner, geſchwind!“

„Achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig!“

„Bis jetzt, mein Herr, hielt ich für den größten Spitzbuben Europa's einen Menſchen, mit dem ich einſt von London nach Orford gereist bin; aber Sie ſind hundertmal ärger.“

„Vierundfünfzig, fünfundfünfzig, ſechsundfünfzig!“

„Ich gehe ſchon, mein Herr, ich bin nicht mehr da! Mein Gott, warum habe ich nicht die Kraft des Simſon!“

„Achtundfünfzig, neunundfünfzig!“

Allein noch hatte ich die entſcheidende Zahl nicht ausgeſprochen, als mein Doctor auch ſchon mit der Grazie und Lebhaftigkeit einer gehetzten Schildkröte zur Thür hinaus war.

Man wird mir vorwerfen können, daß meine Aufführung bei dieſer Gelegenheit nicht nur abgeſchmackt, ſondern auch ungeſchickt war; ich geſtehe es zu, aber die Verſuchung, die ich hatte, dieſen Menſchen zu myſtificiren, war ſtärker als ich. Es freute mich, ihn ungekannt ſtrafen zu können, da er ſich meiner Heirath widerſetzt hatte. War es denn möglich, daß ein ſolches Geſchöpf wirklich verliebt in Julie ſeyn konnte... in meine Julie? Dieſer Gedanke, der mir in dieſem Augenblicke nur lächerlich erſcheint, war damals ſo fürchterlich in meinen Augen, daß er alle Beleidigungen zu rechtfertigen ſchien, womit ich ihn überhäuft hatte. Als ich jedoch darüber nachgedacht hatte, was mir zu thun übrig blieb, beſchloß ich, wenn es möglich wäre, den feſten Platz mit Sturm zu nehmen, und deßhalb Juliens Mutter aufzuſuchen, ſobald ich ihre Adreſſe erhalten haben würde. Nachdem ich dieſen großmüthigen Entſchluß gefaßt hatte, verließ ich Covent-Garden und ging ruhig nach dem Hauſe meiner Tante. Es war ſchon ſo ſpät, daß ich die Domeſtiken nicht ſtören wollte. Ich gebrauchte daher meinen Hauptſchlüſſel, und ſchlich ſtill in mein Zimmer im zweiten Stock. Ein tiefes Dunkel herrſchte darin, und da ich nicht wußte, wo ich meine Kleider hinlegen ſollte, legte ich bloß mein Halstuch und meinen Rock ab, die ich über die Lehne eines Stuhles hing, und warf mich dann mit einem gewaltigen Satze in's Bett. Ein entſetzlicher Schmerzensſchrei ließ ſich auf der Stelle hören, und ein dicker Gegenſtand, der unter mir lag, zerarbeitete ſich, meine Laſt abzuſchütteln und ſchrie:

„Mörder! Hülfe! Ach! O weh! Wer ſeyd Ihr?“

Man denke ſich mein Erſtaunen, als ich die Stimme zu erkennen glaubte.

„Doktor Flopp!“ rief ich mit meiner natürlichen Stimme. „Was machen Sie in meinem Bette?“

„In Ihrem Bette? Erſticken Sie mich nicht mit der Zudecke! In Ihrem Bette! Zum Henker! wer ſind Sie denn?“

„Erkennen Sie mich denn nicht an der Stimme? Wir haben ja die Reiſe nach Oxford zuſammen gemacht.“

„Ach, der Himmel beſchütze mich! Was hab' ich verbrochen, um ſo jung zu ſterben?“

„Stille jetzt, und antworten Sie auf meine Fragen. Was machen Sie in dieſem Hauſe?“

„Was ich hier mache? Ich wohne hier mit den Damen Arran.“

„Was? in dieſem Hauſe?“

„Ja, wie Sie ſehen. Die Eigenthümerin iſt auf ſechs Wochen auf das Land gezogen, und ich habe das Haus für Miſtreß Arran gemiethet. Aber jetzt erlauben Sie mir eine Frage: was führt Sie her?“

„Nichts, als daß ich Julien heirathen will.“

„Sie!.... Sie, der mich in der Diligence zu morden drohte, und der jetzt wahrſcheinlich gekommen iſt, um dieſes ruchloſe Vorhaben auszuführen. Unmöglich!“

„Was finden Sie unmöglich? Ich ſage Ihnen, daß Alles in Ordnung iſt, und füge ſogar hinzu, daß, wenn Sie die geringſte Einwendung machen, ich Sie verfolgen werde von Ort zu Ort, bis ich Sie in meiner Gewalt habe, wie jetzt, und dann —“

„Entſetzlich! Meine Theorie ſagt mir, daß das ſehr unangenehm ſeyn würde. Was verlangen Sie von mir, mein Herr?“

„Daß Sie ſich nicht mehr meiner Verheirathung mit Julien widerſetzen.“

„Ach, mein Himmel! wie ſoll ich mich da herausziehen? Das iſt unmöglich! Doch erinnere ich mich in dieſem Augenblick, daß ſie ſchon einem Andern verſprochen iſt.“

„Wie, einem Andern? Und wer iſt der Andere?“

„Ein junger Mann voll Verdienſte, ein Herr Neville von Halford? Kennen Sie ihn?“

„Ja, ich kenne ihn ſehr wohl, und Sie haben ſehr recht, daß Sie ihm Verdienſte zuerkennen. Ich nehme es auf mich, die Sache mit ihm auszumachen, unter der Bedingung, daß Sie mich allein mit ihm laſſen.“

„Sollten Sie im Sinne haben, ſich mit ihm zu ſchlagen? Auch gut! Schießen Sie ihn nieder, denn meine Theorie beſagt ....“

„Zum Henker mit Ihren Theorien! Ich will mich weder mit ihm ſchlagen, noch werde ich ihn niederſchießen; aber ich habe Ihnen bloß ein Wort zu ſagen: wenn Sie ſich nur im Geringſten in dieſe Angelegenheit miſchen, ſo werde ich dafür ſorgen, daß eine Stelle am St. Johannis-Collegium vacant werde. Haben Sie mich verſtanden? Jetzt verlaß' ich Sie, rühren Sie ſich nicht, und ſchweigen Sie ſtille; und ſollten Sie jemals irgend einem Menſchen etwas von dem ſagen, was Ihnen dieſe Nacht widerfahren iſt, ſo ſterben Sie von meiner Hand.“

„Gerechter Gott! Ach, hätten Sie nur meine Theorien geleſen. Ich ſage Ihnen .....“

Ich hatte leiſe die Thür geöffnet, und tappte nach der Bibliothek, wo ich mich auf ein Kanapee warf, um einen Plan für den andern Tag zu entwerfen. Welch' ein glückliches Ereigniß war's, daß die Arran's gerade das Haus meiner Tante gemiethet hatten. Der Tag fand mich noch brütend über meinem Plan. Ich war entſchloſſen, Julie zu ſprechen, eh' ich das Haus verlaſſen haben würde. Wie aber ſollt' ich dies zu Wege bringen, ohne die Bewohner zu erſchrecken. Das erforderte Sorgfalt und Umſicht; ich zog mein Kanapee hinter eine ſpaniſche Wand, und wollte hier verborgen bleiben, bis der Zufall Julie in die Bibliothek führte. Mein Wunſch wurde ſchneller noch erhört, als ich es zu hoffen wagte. Vorläufig erſchien um acht Uhr der Doktor Flopp, und ſetzte ſich mit aufgelööter Miene an den Schreibtiſch."

„Man benachrichtige mich," ſprach er zu dem ihm folgenden Bedienten, „ſobald Miß Julie in dem Frühſtückszimmer erſchienen ſeyn wird. Indeß will ich einen Bericht dieſer außerordentlichen Begebenheit für das Gentleman's Magazine, ſo wie für die Polizei entwerfen. Es iſt zu wunderbar!"

Ich blieb ruhig, bis daß der Bediente fortgegangen war und die kratzende Feder des Doctors mir anzeigte, daß er allein ſey. Alsdann ſchlich ich aus meinem Verſteck und ſtellte mich ihm gegenüber. —

„Mein Herr," ſagte ich, indem ich mit der Zunge anſtoßend denſelben Fehler annahm, wie in jenem Caffeehauſe.

„Mein Gott, das wird immer ärger! Herr Snook!"

„Ja, mein Herr, der bin ich; ich habe Ihnen etwas mitzutheilen."

„Nun wohlan, ſo ſprechen Sie."

„Ich bin der Gatte, den Miß Julie Arran bereits angenommen hat."

„Sie, Herr Snook! Wie viel Gatten hat denn Miß Julie ſchon angenommen?"

„Einen Einzigen, und der bin ich. Sollte ein Anderer auf ihre Hand Anſpruch machen, ſo zerreiße ich ihn, wie ein Tiger."

„Wenn das iſt, ſo bitte ich Sie, den unausſtehlichſten Böſewicht zu zerreißen, der jemals dem Galgen entſchlüpft iſt, und der mich dieſe Nacht im Schlaf erwürgen wollte. Meine Theorie ſagt mir, daß hier einer ſo viel wie der andere werth iſt."

„Alles, was ich Ihnen noch ſagen will, iſt, daß ich Julie heirathen werde, Sie mögen Ihre Einwilligung dazu geben oder nicht."

„Wirklich? Und hat ſie eingewilligt?“

Ich bejahte mit einem Kopfnicken.

„Wie? wann?“

„Widerſetzen Sie ſich nicht, das rathe ich Ihnen. Ich ſteche Sie durch und durch, wenn Sie einen Augenblick zögern.“

„Mein Gott, Herr Snook, meine Theorie ſagt, daß dies eine ganz entſetzliche Geſchichte iſt. Sie ſagen, daß Sie mit Miß Arran verſprochen ſeyen?“

„Ja!“

„Wer war denn aber jener Böſewicht, der mich während der Nacht ſo ſehr in Angſt ſetzte? Er hat mir zugeſchworen, daß ſie ihm ihr Wort gegeben.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Ja ſo! das hatte ich ganz vergeſſen. Ich habe ihm die Wahrheit geſtanden, Herr Snook. Sie iſt mit Einwilligung ihrer Verwandten einem herrlichen jungen Menſchen verſprochen, einem gewiſſen Herrn Neville, und meine Theorie ſagt mir, daß es nicht möglich iſt, daß ſie drei Männer nehme; daher iſt es nöthig...“

„Mit Einwilligung ihrer Verwandten, ſagten Sie? Doch auch wohl mit der Ihrigen?“

„Ach, ja — ohne Zweifel — ſicherlich —“

„Wollen Sie dieſes in ihrer Gegenwart wiederholen?“

„Warum nicht, Herr Snook? Recht gern — da kommt ſie eben —“

Ich ſchlüpfte ſchnell in meinen Winkel.

„Miß Julie,“ ſagte der Philoſoph, „ich wünſchte, daß wir mit heiler Haut wieder in Hampſhire wären.“

„Und warum das?“

„Warum? Sehen Sie — in dieſem verwünſchten Hauſe ſpukt es.“

„Es ſpukt?“

„Ja, man ſieht Geiſter, und ich argwöhne ſtark, daß Miß Julie mit dieſen Geiſtern einverſtanden ſey.“

„Einverſtanden? und weßhalb, mein Herr?“

„Das ſollen Sie gleich hören.... Haben Sie wohl jemals von Herrn Snook ſprechen hören?“

„Nie, mein Herr.“

„Ei, das wäre! Sie ſollten nicht den Menſchen kennen, der eine ſo verteufelte — wollte ſagen, ſo martialiſche Miene annehmen kann, und ſo abſcheulich — wollte ſagen, ſo bedeutend mit der Zunge anſtößt?"

„Ich habe nie von ihm gehört, viel weniger ihn geſehen."

„Und auch einen andern ſchrecklichen Spitzbuben kennen Sie nicht, deſſen Organ wie eine türkiſche Trommel ſchallt? — Ein Schuft, der mich ſchon zweimal ermorden wollte, ſelbſt dieſe Nacht noch, in dieſem Hauſe — Brr!"

„Sie erſchrecken mich! Wäre es möglich?"

„Möglich? nur zu wahr iſt es, und während wir hier ſprechen, ſind wir Beide in Todesgefahr."

„Ich verſtehe nichts von Allem dem, was Sie ſagen."

„Ach, wäre nur Herr Neville hier, um ſich Ihrer anzunehmen!"

„Herr Neville?"

„Ja, jener Herr Neville — Ihr Herr Neville — unſer Herr Neville, weil wir Alle damit zufrieden ſind, daß er Ihr Gatte werde."

„O, lieber Flopp," ſprach hier Julie, indem ſie den Schein einer ſtarken Aufwallung annahm. „Ich weiß in der That nicht, was Sie damit ſagen wollen, und was Ihre ewigen Zeichen mit Kopf und Augen mir zu verſtehen geben ſollen. Wie ſprechen Sie jetzt von Herrn Neville, gegen den Sie ſich ſtets ſo beſtimmt erklärt haben....“

„Ich, niemals. Meine Theorie ſagt mir, daß Sie mich durchaus nicht verſtanden haben. Ich heiße unter allen Umſtänden Ihre Verheirathung mit Herrn Neville gut, und Ihre Mutter wird einwilligen, wenn ſie meine Gründe gehört hat; und was den Spitzbuben betrifft, der mich ermorden wollte, und den andern — Hm! den Gentleman, Herrn Snook, ſo ſey es Beiden geſtattet, Herrn Neville umzubringen, wenn es ihnen Vergnügen macht: ich waſche meine Hände. Herr Snook, Sie haben gehört, was ich ſo eben ſagte. Treten Sie hervor!“

„Mein Herr, hier bin ich, mein Name iſt Samuel Snook.“

„Neville!“ ſchrie Julie.

„Julie! geliebte Julie!“ rief ich, indem ich ſie in meine Arme ſchloß. „Auch Sie hörten die Erklärung Ihres Vormunds. Er wird nie ſeine Einwilligung zurücknehmen.“

„Neville! welch’ ein Gräuel! der Reiſende aus der Diligence! Meine Theorie ſagt mir, daß das Alles ſehr merkwürdig ſey. Ich werde dieſen Fall in meine zweite Auflage einrücken laſſen. Welch’ überraſchendes Beiſpiel wechſelſeitiger Sympathien!“

„Ich hoffe keine immerwährende Diſſonanzen,“ ſagte ich, indem ich freundlich dem verſteinerten Metaphyſiker die Hand reichte. „Ich verſpreche Ihnen, Ihre Theorien gründlich zu ſtudiren, wenn Sie die Güte haben wollen, mich Miſtreß Arran mit Ihrer vollſtändigen Einwilligung und Approbation vorzuſtellen.“

NB. Man verheirathete uns drei Wochen ſpäter.

Mein ſehr ehrenwerther Freund Bob.

In einer öffentlichen Schule war es, wo ich die Bekanntſchaft meines Freundes Bob Bournaby, eines hübſchen Kindes von zehn bis zwölf Jahren, machte. Ich war zwei älter, als er, und da zwiſchen unſern Aeltern einige Verbindungen ſtattfanden, ſo wurde er unter meine beſondere Aufſicht geſtellt. Er war als einziger Sohn ſehr verzogen worden, und die Welt erſchien ihm bis dahin nur wie ein Paradies voll Kuchen und Näſchereien. Sein Wille war die Richtſchnur des ganzen Hauſes, und ſeine Mutter dachte nur daran, ihm jeden Tag neue Vergnügungen zu verſchaffen.

Aus dieſer Erziehung konnte nur Unwiſſenheit und Müßiggang entſtehen, und alle Laſter; die ſich davon ableiten laſſen. Eine Ungehorſamkeit der ſtärkſten Art, die er ſich zu Schulden kommen ließ, hatte jedoch einſtmals den Zorn ſeines Vaters ſo ſtark erregt, daß er ihn aus dem Hauſe ſtieß, und ungeachtet der Drohungen, der Bitten und der Nervenanfälle ſeiner Mutter, ihn der Sorge des ehrwürdigen Doktors Nearpepper übergab.

Ich geſellte mich bald zu ihm, und er bezeigte mir auch viele Freundſchaft; da alle in der Schule neu für ihn waren, ſo konnte der arme Junge nicht ohne mich ſeyn; auch verließ er mich weder bei Tage noch bei Nacht. Wir ſaßen auf derſelben Bank, wir arbeiteten an demſelben Pulte, wir waren die Unzertrennlichen geworden. Kein Tag verging, wo er nicht einen loſen Streich verübte; das Geld ſchien ihm in den Händen zu brennen, und ſobald er keines mehr hatte, lieh er welches ohne Umſtände, um ſeinen Launen nachgehen zu können. Auf ſolche Weiſe war er eine bedeutende Summe unſerer Nachbarin, der dicken Miſtreß Puffy, ſchuldig geworden. Sie handelte mit Zuckerſachen. Wenn er ſich dann in Verlegenheit befand, ſo hatte er die häßliche Gewohnheit, durch Lug und Trug ſeine kleinen Uebelthaten verbergen zu wollen, und machte ſeine Angelegenheiten dadurch nur immer ärger. Hätte ich ihn nicht wahrhaft geliebt, ſo hätte er meine Geduld bald ermüdet. Mehr als hundertmal mußte ich ihm mit meiner Börſe aushelfen, wo er mir dann immer die Zurückzahlung verſprach, es aber vergeſſen hatte, ſo bald er mich nicht mehr ſah. Ich muß es zwar geſtehen, daß er dann immer verlegen ausſah, daß ſeine Schamröthe von ſeiner Gemüthsbewegung Zeugniß ablegte, und ſchon damals war er im innerſten Herzen „mein ehrenwerther Freund.“ Mit ſechszehn Jahren verließ ich die Schule, und der arme Bob vergoß bittere Thränen bei unſerer Trennung. Er ſagte zwar nichts von den neun Schillingen, die er mir noch ſchuldig war, aber als ich ihm die Hand ſchüttelte, und ihn bat, mir zu ſchreiben, da ſah er aus, als erwartete er noch den Zuſatz: „und vergiß nicht, das Geld in den Brief zu legen!“ Ich ſah ihn während meines Aufenthalts in Oxford nicht wieder. Unſere anfangs lebhafte Correſpondenz hörte nach und nach auf, und während eines ganzen Jahres hörte ich nicht mehr von ihm ſprechen.

Endlich kommt eines Tages ein Packet unter meiner Adreſſe an, mit einer ſchönen prachtvoll gebundenen Ausgabe eines meiner Lieblingsautoren. Mein Name ſtand auf der erſten Seite eingeſchrieben: „Von ſeinem affektionirten und dankbaren Freunde Bob.“

Ja, dachte ich bei mir ſelbſt, Bob iſt noch mein Freund. Er hätte ſich geſchämt, nach einer ſo langen Zeit mir die elenden paar Schillinge zurückzuſchicken, aber ſeine Schuld vergaß er nicht, und hat nun einige Guineen ausgegeben, um ſich ihrer zu entledigen. Ein Brief begleitete dieß Geſchenk, worin er mir meldete, daß er Dienſte genommen habe, und nun mit ſeinem Regimente in die Fremde ziehe. Nachdem ich Oxford verlaſſen hatte, mußte ich auf den Continent. Bei meiner Zurückkunft nach London fand ich unvermuthet meinen Freund Bob in einem Gaſthofe.

Unſerm Wiederfinden fehlte es nicht an Zärtlichkeit, aber es waren nicht mehr zwei Knaben, die ſich nach beendigten Vakanzen wieder ſehen, ſondern zwei Männer, die die Welt kennen und ſich darin gebildet haben. Wir ſprachen von unſerem Aufenthalt in der Schule, von unſeren Spielen und muthwilligen Streichen, und während wir ſo Arm in Arm die Straßen von London durchliefen, lachten wir noch immer ſo herzlich und ſorglos, wie wir es in dem Garten des Doktor Rearpepper gethan hatten.

Ich bemerkte bald, daß Bob immer noch derſelbe war; er führte mich täglich zu einem Paſtetenbäcker, und ſagte beim Fortgehen, als wäre es bei Miſtreß Puffy: „Schreiben Sie es nur auf meine Rechnung!“ Ich ſah, wie er tauſend koſtbare Kleinigkeiten kaufte, ohne ein einzigesmal ſeine Börſe aufzumachen. Da ich wußte, daß er nicht den vierten Theil der erkauften Dinge zu bezahlen im Stande war, erlaubte ich mir, ihm meine Bemerkung darüber zu machen, und ſah alsbald an ſeiner Schamröthe, daß er die Richtigkeit derſelben empfand. Da er aber nicht im Stande war, von ſeinen Gewohnheiten zu laſſen, ſo hatte dieſes keine andere Folge, als daß er zurückhaltender gegen mich wurde. Dieß Verhältniß ſollte jedoch bald eine andere Wendung erhalten, als Bob eines Morgens herzulief, und mir meldete, daß ſein Regiment nach Indien beſtimmt ſey. Er zeigte mir ſeine Briefe, und es war mir augenſcheinlich, daß er ſich zur Abreiſe richten müſſe. Wir frühſtückten zuſammen, und wie ich ſah, daß die Bedienten ihm immerwährend neue Rechnungen überreichten, ſo erwachte mein Argwohn wieder, aber ich hütete mich wohl, ihm denſelben mitzutheilen. Bald nach dem Frühſtück nahm er meinen Arm und zog mich mit ſich fort. Wir durchliefen einige Straßen in ungewohntem Stillſchweigen. Mit einem Male kehrte er ſich heftig bewegt nach mir. „Es iſt kein anderes Mittel,“ ſagte er, „ich muß wegreiſen.“ — „Ja wohl, Bob, wenn ſie euch nicht in's Gefängniß ſetzen.“ — „Gefängniß?“ wiederholte er, bis an die Ohren roth werdend, „wie verſteht Ihr das?“ — „Verzeiht, lieber Freund,“ ſagte ich, „aber es ſcheint mir unmöglich nach dem, was ich Euch ausgeben ſah, daß Ihr zu einer plötzlichen Abreiſe vorbereitet ſeyn ſolltet. Ihr kennet den Zuſtand meiner Finanzen, und werdet wiſſen, daß ich wahrlich nicht zu viel habe. Wenn ich aber, ſo wie ich jetzt da bin, Euch dienen kann, ſo disponirt über mich, wie es Euch gut dünkt.“

Bob drückte meinen Arm convulſiviſch, und ich ſah eine Thräne in ſeinem Auge. Da er jedoch nicht den Muth zu beſitzen ſchien, mir ſeine Verlegenheit ganz zu enthüllen, ſo brach er nach ſeiner Gewohnheit ſchnell ab und ſagte mit Lebhaftigkeit: „Ich habe nicht weniger von Euch erwartet, mein theurer Freund, und Ihr könnt mir in der That einen wahrhaften Dienſt erzeigen, wenn Ihr Euch für eine Forderung verbürgen wollt, die mich ſehr genirt.“ — „Ich hoffe,“ ſagte ich, „daß es ſich nicht um eine große Summe handelt? — „Ja — nein — größer in der That, als es Euch lieb ſeyn möchte.“ — „Wenn die Summe groß iſt, Bob, ſo bedenket, daß ich an Eurer Statt in's Gefängniß muß, ſobald Ihr ſie nicht bezahlt.“ — „Nie! nie!“

ſchrie Bob mit einer Miene, mit einem Gefühle, das man nicht verkennen konnte. — „So ſagt mir denn, wie groß die Summe iſt.“ — „Erlaubet mir vorerſt, daß ich Euch einige Umſtände enthülle, die fürchterlich auf meinem Herzen laſten; aber nicht hier, folgt mir an einen ruhigeren Ort.“ Und mit einem feierlichen Stillſchweigen führte er mich nach Park Lane. — „Was bedeutet das Alles?“ fragte ich ihn. — „Seht Ihr jenes Haus,“ nahm Bob wieder das Wort, indem er mit der Hand auf ein ſehr ſchönes Haus zeigte, vor welchem zwei reich gekleidete Lakaien die Viſitenkarten einer eleganten Dame abnahmen, welche in einem mit dem edelſten Wappen gezierten Wagen ſaß.

„Ja wohl ſehe ich das Haus,“ ſagte ich, „aber in welchem Zuſammenhange kann es mit Eurer Geſchichte ſtehen?“ — „Hier wohnt einer der reichſten Privatmänner Englands.“ — „Das ſehe ich wohl,“ erwiderte ich. — „Er iſt Vater einer Tochter, einer einzigen Tochter,“ ſprach Bob mit Emphaſe. — „Wirklich?“ ſprach ich. — „Seine einzige Erbin,“ fügte Bob hinzu. — „Nun, mein

Lieber, und was geht das uns an?“ — „Ich ſchäme mich, ſo lange meinem Freunde ein Geheimniß daraus gemacht zu haben,“ brummte er zwiſchen den Zähnen. — „Was wollt Ihr damit ſagen?“ — „Es war nicht mein Geheimniß; dieſes himmliſche Mädchen hat mir ihr Herz geſchenkt,“ ſprach er erröthend. „Die reiche Erbin, ſie liebt mich,“ fügte er mit leiſer Stimme hinzu. — „Das iſt eine große Neuigkeit!“ rief ich aus. „Dann braucht Ihr mich armen Teufel ja nicht mehr.“ — „Ach!“ ſprach Bob, „Ihr wißt noch nicht Alles. Wir lieben uns Beide zum Raſendwerden; wenn ihr reicher Vater aber hört, daß ich inſolvent bin, ſo wird man ihm nicht mehr von Heirath ſprechen dürfen.“ — „Das iſt vernünftig,“ ſagte ich. — „Und auch mein Grad iſt ein Hinderniß. Klara will, daß ihr Gemahl mindeſtens Kapitän ſey.“ — Hier konnte ich mich kaum des Lachens erwehren.

„Es iſt vielleicht eine Schwäche,“ ſagte Bob in einem pikirten Ton, „aber es iſt die einzige, die ich an ihr entdecke, und darum will ich ſie reſpektiren. Ich habe keine Hoffnung zum Avancement, wenn ich nicht nach Indien gehe, und...“ — „Schon gut, ich begreife das Alles,“ ſagte ich. „Nun aber, ſprecht aufrichtig, was ſoll ich für Euch thun?“ — „Ich bitte Euch,“ ſprach er zögernd, „Euern Namen auf einen Wechſel von 190 Pf. Sterl. zu unterzeichnen.“ — „Barmherzigkeit, welche Summe,“ rief ich, indem ich zurückſprang. „Nach dem aber, was Ihr mir da eben geſagt habt, iſt es mir nicht erlaubt, zu zaudern, komme auch, was da will, zur Verfallzeit des Wechſels.“ — „Ich werde dafür Sorge tragen,“ ſprach er lebhaft, „verlaßt Euch darauf.“ — „Thätet Ihr das nicht, ſo erinnert Euch, mein lieber Bob, daß ich ins Gefängniß wandern müßte. Doch jetzt genug über dieſen traurigen Gegenſtand. Kommt mit in den Gaſthof, um das Geſchäft abzumachen.“ — „Nur noch einen Augenblick,“ ſagte er, „ich kann mich von dieſem Hauſe nicht losreißen.“ — „Es iſt die Kaſſette, die Euer Kleinod bewahrt.“ — „Ja, und glaubt nur, daß ich Euch mein Glück mitgenießen laſſen will,“ ſprach er mit Gefühl. „Seht Ihr wohl jene drei Fenſter mit den Vorhängen von blauer Seide?

Das iſt ein himmliſches Zimmer, das Ihr bewoh-
en ſollt, wenn ich endlich der Herr dieſes Hau-
es ſeyn werde. Nichts auf der Welt iſt comfor-
abler, als dieß Gemach. Geſchmackvolle Meubel,
ine bezaubernde Ausſicht auf den Park. Aber
ommt, lieber Freund, von allem Dieſem wollen
ir bei Tiſche ſprechen.“

Vor dem Ende der Mahlzeit ſchien Bob von
einer innern Bewegung ganz zurückgekommen,
nd ich konnte mich, als ich ihn im Begriff einer
angen Trennung ſo munter und zufrieden ſah,
es Argwohns nicht erwehren, daß er mehr mit
er Erbſchaft, als mit der Erbin zufrieden ſey.

„Ich kann nicht begreifen, Bob,“ ſagte ich, „wie
hr dieſe Verbindung habt einleiten können, da
ir uns doch ſeit Eurer Ankunft nicht einen Au-
enblick getrennt haben.“ — „Keine Frage,“ er-
iderte Bob, „erinnert Euch, daß das nicht mein
Geheimniß iſt.“ — „Das iſt wahr,“ ſprach ich,
ndem ich einen andern Ton annahm. „Wird ſie
as Haus bei ihrer Hochzeit bekommen?“ — „Ei,
cher, mein Freund! und welch’ ein Haus. Ich
abe ſelten ein ſchöneres geſehen, und beſonders

das Zimmer, das ich Euch beſtimmt habe. Doch apropos, ſagte er, indem er ſich unterbrach, „Ihr liebt beſonders die warmen Bäder, nicht wahr?“ — „Ungemein!“ — „In dieſem Zimmer iſt ein Divan mit blauer Seide, der, ſobald man an eine Feder drückt, ſich öffnet, um eine ſchöne Badewanne von weißem Marmor ſehen zu laſſen.“ — „Das iſt vortrefflich,“ ſagte ich. — „Und nichts iſt vergeſſen worden, die drei Hähne“ — „Drei?“ ſagte ich, ihn unterbrechend, „Ihr irrt Euch, man braucht nur zwei.“ — „Nein, drei,“ erwiderte Bob, „einen für's heiße Waſſer, einen für's kalte“ — „Gut, das ſind zwei.“ — „Und einen, ſagte Bob, für das kölniſche.“ — Abends unterzeichnete ich den Wechſel, und am andern Morgen trennten wir uns mit dem lebhafteſten Bedauern.

Ich fühlte mich ſehr verlaſſen nach der Abreiſe meines Freundes, und verſchiedene Umſtände hatten meine Zuflüſſe ſo verringert, daß ich ganz entmuthigt war, und zur Erholung auf den einſamſten Spaziergängen umherirrte. Ich erhielt nach und nach Berichte über ſo extravagante Ausgaben meines Freundes Bob, daß ich alle Hoffnung verlor, und nach vier Monaten, das heißt, zwei vor der Verfallzeit des Wechſels, hatte ich alle Urſache, zu glauben, daß ich dem Gefängniß nicht entgehen würde. So brachte ich einige Wochen in einem Zuſtande der Aufregung und des Leidweſens zu, den ich unmöglich beſchreiben kann. Eines Tages ging ich trauriger und niedergeſchlagener als gewöhnlich nach Park Lane, und befand mich, ohne es zu wiſſen, dem Hauſe gegenüber, das die zukünftige Gemahlin Bob's bewohnte.

Ach, dachte ich, wenn mein Freund Eigenthümer dieſes Hauſes wäre, ſo ginge Alles gut, denn er iſt ein braver und rechtſchaffener Junge. Bevor er mich aber in das Zimmer mit den blauen Verhängen und der Badewanne mit den drei Hahnen einführen wird, werde ich alt genug im Gefängniß werden, und den Schmerz haben, meinen Namen entehrt zu ſehen. Wie ich nun nach dem Balcon blicke, bemerke ich eine Frau, die einige Blumentöpfe begießt. Sie blickt nach mir, ſcheint mich zu erkennen, und macht mir ein Zeichen, näher zu kommen. Es war eine Freundin und Verwandte von mir, Namens Miſtriß Simmons.

„Ich bin erfreut, Sie zu ſehen,“ rief ſie herunter, „wir ſind ſeit geſtern hier in der Stadt bei unſerm vortrefflichen Freunde, Herrn Molesworth. Kommen Sie, ich bitte, es wird mich freuen, Sie ihm vorzuſtellen.“ Ich klopfte an die Thür in einer ungewöhnlichen Bewegung. Endlich ſollte ich das Haus betreten, wohin mich meine Einbildungskraft ſo oft ſchon geführt hatte. Vielleicht wird man mich in dem blauen Zimmer empfangen.... Die Erſcheinung der Miſtriß Simmons machte meinen Gedanken und Verlegenheiten ein Ende. Sie empfing mich an der Thüre des Salons, und ſtellte mich Herrn Molesworth vor, einem ziemlich podagriſchen Greiſe und ſeiner einzigen Tochter, einem liebenswürdigen Mädchen von achtzehn Jahren. Ich brachte glückliche Tage bei dieſer Familie zu. Das junge Mädchen beſonders intereſſirte mich um ſo mehr, als ich glaubte, das Geheimniß ihres Herzens zu kennen. Ich verband mich enger mit ihr, ohne zu beſorgen, daß man mich ernſter Abſichten wegen im Verdacht haben könnte, und unſere Vertrautheit wurde der Gegenſtand der Spöttereien aller unſerer Bekannten, ehe ich noch eine Ahnung hatte, daß zwiſchen uns die leiſeſte Sympathie obwalten könne. Wie groß war alſo meine Ueberraſchung, als ich an dem Vorabende des unglücklichen Verfalltages meines Wechſels Miſtreß Simmons ſich mir nähern ſah, mich vertrauensvoll fragend, warum ich ſo traurig wäre, da Alles ſo gut für mich ſtände?

Ich antwortete ihr ausweichend, da ich Niemanden auf der Welt die ärgerliche Stellung, worin ich mich befand, enthüllen mochte. „Das bedeutet nichts," ſagte Miſtreß Simmons zu mir. „Gehen Sie nur den graden Weg, mein lieber Vetter, und machen Sie freimüthig Ihren Antrag. Ihre Familie gehört zu den achtbarſten. Sie ſind nicht reich, das iſt wahr. Werden Sie aber nicht einmal ein ſchönes Vermögen erhalten? Uebrigens können Sie mir es ſchon glauben, ſie hat Geld genug für zwei." — „Ich bitte Sie," ſagte ich erſtaunt, „wen verſtehen ſie darunter?" — „Miß Molesworth," ſagte Miſtreß Simmons. „Ich bin gewiß, daß ſie eine Neigung zu Ihnen gefaßt hat." — „Sie irren ſich ganz und gar. Ich kann Ihnen ſagen …" Hier ſtotterte ich einige Worte, weil ich mich erinnerte, daß ich nicht das Recht hatte, Bob's Geheimniß zu verrathen. — „Ich weiß, was ich ſage," erwiderte Miſtreß Simmons, „doch da kommt ſie ſelbſt. Ich will Euch allein laſſen; das wird am beſten ſeyn." Und damit ging ſie zu der einen Thür hinaus, während Miß Molesworth zu der andern hereintrat.

„Mein Gott, haben Sie etwas Schlimmes erfahren?" fragte ſie mich lebhaft. „Sie ſcheinen ſo verwirrt und bewegt." — „Sind wir allein?" fragte ich nach einem Augenblick des Stillſchweigens, „ich will mich offen erklären."

Miß Molesworth ſenkte erröthend die Augen, und ein unwillkührliches Zittern nöthigte ſie, ſich zu ſetzen, während ſie mich anhörte. — „Beruhigen Sie ſich, erwiderte ich hierauf, „ich bin Bob's beſter Freund, und ich kenne das Geheimniß Ihres Herzens." — „Mein Geheimniß?" fragte Miß Molesworth. — „Ja, Mademoiſelle, ja, ich wiederhole es Ihnen, ich bin Bob's vertrauteſter

Freund!“ — „Bob!“ ſagte ſie mit Verwunderung. — „Ja, wir waren Schulfreunde!“ — „Aber ich bitte Sie,“ ſagte ſie, indem ſie ihre Hand mir entzog, die ich in die meinige genommen hatte, „wer iſt Bob, in welchem Verhältniß ſtehen wir zu einander?“ — „Nur ein wenig Aufrichtigkeit,“ ſagte ich leiſer, „verbergen Sie mir nicht, was ſich hier zugetragen, denn Bob hat Alles ſeinem Freunde vertraut, bevor er England verließ.“ — „Vertraut?“ rief ſie. — „Ihre wechſelſeitige Liebe, Ihre gegenſeitigen Verſprechungen,“ antwortete ich. — Miß Molesworth bebte. Ihre Wangen wurden röther, als Feuer. Sie konnte kein Wort hervorbringen und ſah mich ſtarr an. Endlich ſprach ſie:

„Ich weiß nicht, mein Herr, wie ich mir Ihr Betragen erklären ſoll. Ich habe nie ein ſolches Verhältniß unterhalten, nie irgend Jemand ein Verſprechen gegeben, und ich kenne durchaus Den nicht, den Sie meinen. Ich habe Sie immer für einen Freund gehalten, aber jetzt“.... Sie konnte nicht ausreden, ſie verhüllte ihr Geſicht und weinte. Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Ich begriff die unverzeihliche Falſchheit Bob's, und hatte nun auch die feſte Ueberzeugung, daß der fatale Wechſel von ihm nicht bezahlt werden würde.

Miſtreß Simmons trat in dieſem Augenblicke ins Zimmer, und fand uns Beide einer ſtummen Verzweiflung preisgegeben. Miß Molesworth lief auf ſie zu und verbarg ihr Geſicht an ihrem Buſen. Doch kaum war eine Viertelſtunde vergangen, ſo lag ich, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie, zu ihren Füßen, ſchwur ihr ewige Liebe, und dankte dem Himmel, daß ihre Liebſchaft mit meinem Freunde Bob nur eine Fabel geweſen war. Miß Molesworth ſchickte mich zu ihrem Vater, aber in ihren Augen las ich, daß ſie meinen Antrag günſtig aufgenommen hatte. Ich ging als Glücklichſter der Sterblichen zu Bette, und träumte, daß ich mit meiner Frau in einem Wagen fuhr, den ſechs Drachen zogen, die mit ihren Füßen über den verſtümmelten Leichnam von Bob Bournaby hinwegſchritten. Am andern Morgen war mein erſter Gedanke der Beſuch bei Herrn Molesworth. Leider aber wurde dieſe glänzende Perſpective durch die Erinnerung an den Wechſel verdunkelt, und die große Wahrſcheinlichkeit, daß ich am Ende des Tages meine leichtgläubige Güte im Gefängniß würde abbüßen müſſen. Konnte ich mich wohl in dieſer kritiſchen Lage dem ehrwürdigen Vater der Miß Molesworth vorſtellen, und Gefahr laufen, daß er am andern Tage genöthigt ſeyn würde, 190 Pf. Sterl. für mich zu bezahlen, um mich aus dem Gefängniß zu befreien? Nachdem ich lange mein trauriges Schickſal beklagt hatte, faßte ich endlich ein Herz, und ging zu Bob's Banquier, um Gewißheit über mein Schickſal zu erhalten. Ganz verzagt trat ich ein, aber ich verſteinerte faſt vor freudigem Erſtaunen, als ein Commis mir mit Höflichkeit ſagte, daß Herr Bournaby bereits ſeinen Wechſel eingelöst habe.

Zwei Gedanken beſtürmten mich zugleich. Ich hatte von meinem Freunde ſchlecht gedacht, aber ich durfte mich geſichert in Park Lane präſentiren. Die Präliminarien meiner Verheirathung wurden abgemacht, die Molesworths verließen die Stadt, um einige Zeit auf einem Gute hinzubringen, welches ſie in Wiltſhire beſaßen, und ich blieb, um einige Geſchäfte zu ordnen, zu denen ich einen bis zwei Monate brauchte.

Ich ſaß betrübt über die Abreiſe meiner Braut allein in meinem Zimmer, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde und Bob zu mir eintrat. Er war ſo glücklich, mich wieder zu ſehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn freundſchaftlich zu empfangen. Er ergoß ſich in Dank über den Dienſt, den ich ihm erzeigt hatte, und nachdem ich ihm meine Beſorgniſſe und meine Zufriedenheit mit ſeiner Pünktlichkeit zu erkennen gegeben, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu ſagen:

„Nun, Bob, da Ihr Kapitän geworden ſeyd, wird Eurer Heirath wohl nichts im Wege ſtehen." — „Meiner Heirath," ſagte er erröthend. — „Ja," erwiderte ich, das Lachen unterdrückend, „Eurer Verheirathung mit der reichen Erbin von Park Lane." — „Ach," erwiderte er, indem er meine Hand feſt drückte, „ſprechen wir nicht mehr davon, ich bitte Euch." — „Und warum, mein Freund?" — „Alles iſt aus," ſagte er ſeufzend. — „Wär' es möglich?" rief ich. — „Ja, die Ungetreue! Aber ich kann nicht von ihr ſprechen!

Es thut mir zu weh!" — Ich verſprach ihm Stillſchweigen, und wir lebten einige Zeit vergnügt mit einander nach unſrer alten Weiſe, bis er eines Morgens in Verzweiflung zu mir kam. Sein Schneider hatte ihm gedroht, ihn arretiren zu laſſen, wenn er die Rechnung nicht bezahlte. Ich verſprach ihm, mit dem Manne zu reden, und zu ſehen, ob er eine Friſt bewilligen wollte. — „Nur einen Monat noch," ſagte Bob; „gehe zu ihm, mein Freund, um zu ſehen, was ſich thun läßt." — Der Schneider war unerbittlich, aber er ſagte mir, wenn ich für Bournaby haften wollte, ſo wollte er zuſehen. Ich zögerte zwar einen Augenblick, aber der glückliche Ausgang des Geſchäftes der 190 Pf. Sterl. beſtimmte mich, mich für ihn zu verbürgen, und ich eilte, ihn aufzuſuchen und ihm den glücklichen Erfolg meiner Botſchaft zu melden. Kaum hatte er mich gehört, ſo ſprang er auf einen Stuhl und rief: „Ihr werdet doch nicht ſo dumm geweſen ſeyn, will ich hoffen, Euch dieſem erbärmlichen Kerl zu verbürgen?" — „Das habe ich in der That gethan," antwortete ich. — „Dann," ſprach Bob, „werdet

Ihr Euch herausziehen, wie Ihr könnt. Ich werde in einem Monat eben ſo wenig zu bezahlen im Stande ſeyn, wie jetzt. Ich hatte Euch nicht darum gebeten, und ich wiederhole es Euch, Ihr mögt zuſehen, wie Ihr Euch aus einer Verlegenheit ziehet, zu der ich Euch nicht veranlaßt habe.“ — „Mein lieber Bob,“ ſagte ich, „ich werde es um ſo weniger können, da ich zu jener Zeit andere Verbindlichkeit einzugehen habe.“

Bob wiederholte ſeine Rede, und verließ mich bei ziemlich übler Laune. Ich hatte in den nächſten Tagen mehre Geſchäfte, und ſah ihn ſehr wenig, und immer ziemlich kalt und gemeſſen. Am Tage vor dem Verfall des Wechſels fing ich an, mich ein wenig über meine Verantwortlichkeit zu beunruhigen. Ich ſagte Bob ernſtlich, in welche unangenehme Lage ich mich aus Freundſchaft für ihn verſetzt hätte. Er ſeufzte tief, wiederholte mir, daß er nicht ſchuld daran ſey, und verſicherte mich, daß er nicht einen Pfennig in der Taſche habe. Ich entſchloß mich endlich, zu dem Schneider zu gehen und um einen Monat Verlängerung zu bitten. Aber kaum hatte ich dieß mit ſchwerem

Herzen herausgeſtammelt, als er mir antwortete, daß mein ehrenwerther Freund ſchon dieſen Morgen da geweſen ſey, um die Rechnung zu bezahlen. Ich ging ſogleich zu Bob, der mich mit einer ſo natürlichen Luſtigkeit und ſo erfreut über den Streich, den er mir geſpielt hatte, empfing, daß ich mich nicht enthalten konnte, in ſein Gelächter einzuſtimmen, um ſo mehr, wenn ich bedachte, daß die Stunde der Rache vielleicht bald kommen könnte.

Die Familie Molesworth kam einige Tage darauf nach London zurück, um andern Tages die Hochzeit zu begehen. Bob war überraſcht, mich ſo gedankenvoll zu ſehen, und fragte mich um die Urſache, warum ich ihn ſeit Kurzem ſo vernachläſſigt hätte. „Mein lieber Bob," antwortete ich, „eines Geſchäftes wegen, das bis jetzt ein tiefes Geheimniß war. Aber ich will für meinen Freund jetzt keines mehr daraus machen. Ihr ſollt alſo wiſſen, daß ich mich morgen verheirathe." — „Iſt es möglich!" rief Bob außer ſich. „Und mit wem? Iſt ſie hübſch? Iſt ſie reich?" — „Das kann ich Euch nicht Alles im Augenblick beantworten," ſagte ich, „aber ich dinire um ſechs Uhr mit meiner neuen Familie, und bin Willens, Euch meiner Gattin vorzuſtellen. Macht Toilette, und in einer halben Stunde wird mein Wagen vor Eurer Thür ſeyn." Wie wir nun Beide im Wagen ſaßen, fragte Bob: „Und wo werdet Ihr in Zukunft leben?" — Das wird Euch die Zeit lehren," erwiderte ich. — „Wohin führet Ihr mich?" ſagte er in dem Augenblick, als der Wagen ſchnell nach Park Lane einbog. — „Ihr ſeht es ja, nach Park Lane." — „Und Eure Gattin wohnt?" lachte er mühſam heraus. — „In Park Lane." — Er ſagte nichts mehr, denn er befand ſich in einer ſichtbaren Verlegenheit. Und wie der Wagen nun vor der Thür des Herrn Molesworth hielt, ſagte er mit erſtickter Stimme: „Ich verdiente dieſe Lection, ich bin beſchämt über meine Aufführung. Es iſt genug, treibt die Sache nicht weiter. Wir wollen in's Hotel zurückkehren." — „Das wäre mir nicht recht," nahm ich das Wort, während der Bediente den Schlag öffnete und den Tritt niederließ. — „Was wollt Ihr thun?" ſprach Bob, und zog mich beim Rockſchoß zurück, als ich ſchon die Treppe hinaufſtieg. — „So kommt nur!“ ſprach ich. „Ihr werdet dort alte Freunde finden, und könnt mir das Zimmer mit den blauen Vorhängen und dem Bade mit kölniſchem Waſſer zeigen.“ — „Das geht zu weit,“ murmelte er. „Ich geſtehe ja mein Unrecht ein. Ich habe Euch betrogen; verzeiht mir. Aber jetzt laßt uns umkehren, oder man wird uns für Verrückte halten.“ — „Vertraut meinem Wort, mein lieber Bob, folgt mir, und ſeyd in Zukunft ſo wahrhaft, wie ich es ſtets gegen Euch geweſen bin bis auf dieſen Augenblick.“ Ich drückte ihm die Hand, und ſtieg vollends die Treppe hinauf. Er folgte mir mehr todt als lebendig. Als wir die Thüre des Salons erreicht hatte, ſagte er leiſe: „Wenn ſie die Geſchichte wiſſen, was werden ſie von mir denken?“ — „Sie wiſſen nichts,“ entgegnete ich ihm ſchnell, „und ſollen nie etwas erfahren, was dem Rufe meines ehrenwerthen Freundes Bob ſchaden könnte.“

„Nie mehr ſoll eine Lüge über meine Lippen kommen,“ ſagte er. — Und ich habe Urſache zu glauben, daß er in dieſem guten Entſchluſſe beharrte.

Der Roman einer Nacht.

Welche Anmuth liegt in einem Frühlingsmorgen, welche Anmuth, nicht allein in ländlichem und poetiſchem Sinne, wo er Thautropfen, friſche Zephyre und pittoreske Landſchaften in ſeinem Gefolge führt, nein, ein ſolcher Morgen hat eben ſo ſeine Reize, wenn er ſich uns in ſeiner kunſtlichen, anti-romantiſchen, gemeinbürgerlichen Toilette zeigt, wenn Phöbus erſtes Morgenroth nur die Schornſteine, oder da und dort einen Glockenthurm von zweideutiger Bauart beleuchtet. Ja, ich liebe einen Frühlingsmorgen, ſelbſt wenn, ſtatt des ſüßen Geſanges einer Nachtigall das Rollen eines einſamen Cabriolets an mein

Ohr ſchlägt, welches ſeinen verſpäteten Herrn nach Hauſe führt, wenn die Luft nur von den Gemüſen duftet, die man nach dem Markte von Covent-Garden trägt, und ſich des Himmels Azur hinter dem Kohlendampf vom verfloſſenen Tage verſteckt. Einen auf dieſe Weiſe durch Kunſt und Civiliſation entſtellten Morgen möchte ich mit einem ſchönen Weibe vergleichen, das eine übel ſitzende Nachthaube trägt.

Ja, ich muß es noch einmal ſagen, ich liebe dieſe Stunde zweifelhaften Lichtes, wenn die Scheinwerfer am Regent-Street von den Strahlen des Tages erblaſſen, wenn die Laterne, welche der Polizei-Agent an ſeinem Gürtel trägt, nicht mehr für ein Irrlicht von dem Gentleman gehalten werden kann, den die Freuden eines leckern, lang gedehnten Mahles des freien Blickes und der Vernunft beraubt haben. Unſere materielle Perſon, Alles, was an uns nach den Anſtrengungen eines Balles übrig geblieben iſt, kehrt nach Hauſe, gehüllt in einen Mantel, der ſeit einem Dutzend Jahren Wind und Wetter trotzt, auf dem Haupte einen Claque von ſo ehrwürdigem Alter, daß man ſeine urſprüngliche Form ſchwer zu entdecken im Stande ſeyn möchte. Ich weiß nicht, ob es der ganzen Welt ſo geht, ich meiner Seits fühle mich bei ſolchen Gelegenheiten ganz beſonders zur Philoſophie hingezogen. Der Zauber des glänzenden Schauplatzes, den ich ſo eben verlaſſen, hat mich zu blenden aufgehört; ich vernehme nicht mehr die hinreißenden Töne von Weipperts Orcheſter; meine Eroberungsträume, meine galanten Plane weichen nach und nach reineren, heiligeren Gedanken. Ich frage dann mein Gewiſſen, ob ich mit Lady A. nicht zu weit gegangen bin, ob meine Aufmerkſamkeit nicht vielleicht Miſtreß B. compromittirt hat, und ich ſchließe meine Betrachtungen mit der Bitte, der Himmel möge die theuere Lady Mary meine Worte während des letzten Galopps nicht ſo buchſtäblich nehmen laſſen.

An einem ſolchen köſtlichen Morgen, im Monat Mai, kehrte ich von einem Balle bei Lady ...... auf Portland-Place zurück, und gab mich ganz der Betrübniß hin, die mir unwillkührlich die Abweſenheit einer Perſon verurſacht hatte, in welche ich tant soit peu verliebt war; ich hatte vergebens auf ihr Erſcheinen gehofft. Mein Verſuch, die bewunderungswürdige Lehre des franzöſiſchen Moraliſten:

„Hat man nicht, was man liebt,
Muß man lieben, was man hat"

in Ausübung zu bringen, war fruchtlos geblieben. Es hatte in der That bei dieſer Fête nicht an ſchönen Frauen gemangelt, und meine Eitelkeit fügte bei, daß ich auch hinreichend liebenswürdige Blicke und ermuthigendes Lächeln getroffen haben möchte, wäre mein Herz nicht durch einen mächtigen Bundesgenoſſen geſchützt geweſen. Aber was liegt daran? Meine eigene Rolle war ganz verfehlt. Vergebens hatte ich die Weſte angezogen, deren Farbe ſie gerühmt; vergebens einen großen Theil des Morgens damit hingebracht, einen Walzer-Pas zu ſtudiren, den ſie liebte, und der Strauß aus den ſeltenſten Blumen zuſammengeſetzt, die ich ſelbſt vor meinem Frühſtücke auf dem Covent-Garden Markte geholt hatte, war unnütz in der Taſche meines Kleides verwelkt. Mit einem Worte, ich fühlte mich von der widrigſten Gemüthsſtimmung heimgeſucht.

In ſolcher geiſtigen Verfaſſung wandelte ich Regent-Street hinab, wunderte mich, daß man den Muth haben könne, bis drei Uhr des Morgens auf dem Balle zu bleiben, und berechnete, ob ich mit mehr oder minder Wahrſcheinlichkeit darauf hoffen dürfte, die Dame meines Herzens in der dunkeln Loge im Erdgeſchoſſe der Oper zu treffen, in welcher ſie ihre äußerſt vorſichtige Mutter verſchloſſen zu halten pflegte, als des Prinzen von Talleyrand Wagen, der den Veteran der Diplomatik von ſeiner gewöhnlichen Whiſtpartie im Klubb der Reiſenden heimbrachte, an meiner Seite hinfuhr. Während ich in der Unſchuld meines Herzens die Frage aufwarf, welche wichtige europäiſche Angelegenheit Seine Excellenz habe ſo lange auf dem **Foreign-Office** in einer Unterredung mit ſeinem **confrère des protocoles** hinhalten können, wurden meine Betrachtungen plötzlich durch eine weibliche Stimme unterbrochen, und als ich mich umdrehte, ſah ich eine elegant gekleidete Perſon auf den Stufen einer Treppe an der Ecke von Jermin-Street ſitzen, welche die Hände rang und ausrief: Ah! mon Dieu! mon Dieu! que vais-je devenir?

Anfangs hielt ich ſie für eine von den ſchönen, freien, Nachts in der Straße herumlaufenden Damen, und dachte, ſie habe ein wenig zu tief in die Wachholderflaſche geſehen; ich wollte ſo eben meines Wegs gehen und ſie der Sorgfalt jener bezahlten irrenden Ritter überlaſſen, die durch ihre Ordensregel verpflichtet ſind, allen Schönen Beiſtand zu leiſten, welche ſie in ſolchem Zuſtande treffen, und ihnen für die Nacht ein Aſyl in der gaſtfreundlichen Retraite zu verſchaffen, welche man gemeiniglich Wache nennt, aber ſie hielt mich durch Worte zurück, die mein Mitgefühl ſtärker anſprachen: „Mon bon monsieur, par l'amour de Dieu!“ Der Ausdruck klang in meinen Ohren zu beſtimmt, als daß ich hätte länger vermuthen dürfen, die Perſon, welche mir zurief, ſey ihrer Sinne nicht vollkommen mächtig.

So angeſprochen näherte ich mich der intereſſanten Fremden und entdeckte bei näherer Betrachtung eines der niedlichſten Geſichtchen, das je unter dem Tülle, der Gaze oder Blonde eines Pariſer Hutes hervorgeſehen. Es war eine von den April-Phyſiognomien, die ganz dazu geeignet ſcheinen, zu gleicher Zeit zu lachen und zu weinen; denn während Thränen aus ihren ſchwarzen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen hervorbrachen, ſpielte ein ſanftes Lächeln um die roſigen Lippen und ließ eine Reihe von Zähnen durchſchimmern, deren Perlfarbe das ſchönſte Gebiß, das je aus einer Werkſtätte hervorgegangen, beſchämt haben würde. Wider meinen Willen intereſſirte ich mich für ſie, und als ſie mit anmuthig bittender Geberde zwei hübſche Hände ohne Handſchuhe zuſammenlegte, ſo ſah ich mich plötzlich von einem ritterlichen Geiſte erfaßt und entſchloß mich, der ſchönen Verlaſſenen nach Kräften — in allen Ehren — beizuſtehen. „Madame,“ ſagte ich, indem ich mich ihrer Mutterſprache bediente, und im reinſten Accente der Chauſſée d'Antin zu ſprechen bemüht war, „dürfte ich Sie wohl bitten, mir zu ſagen, worin ich Ihnen von Nutzen ſeyn könnte?“

„Helas!“ entgegnete Sie im wahren Style der alten Romane, „Sie ſehen eine unglückliche Fremde vor ſich, welche nicht weiß, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſoll.“

„Madame, ich ſtehe ganz zu Ihren Befehlen. Sind Sie irrgegangen, ſo werde ich mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich Ihnen wieder auf den rechten Weg helfen kann.“

Der Blick, den die junge Fremde auf mich warf, ſchien mir zu bedeuten, daß ich ganz ausſehe, als bedürfe ich eben ſo ſehr eines Führers, als ſie ſelbſt. In der That! ich glaube, mein Anblick mit allen Zuthaten aus der Ordnung gebrachter Toilette war nicht ſehr geeignet, großes Vertrauen einzuflößen. Ihre Kleidung befand ſich indeſſen in keinem beſſeren Zuſtande, als die meinige, ja es war eine Art von Desorganiſation ſichtbar, die mich für einen Augenblick auf die ſchon einmal verworfene Anſicht zurückführte.

„Wo wünſchen Sie hinzugehen, Madame?“ fuhr ich mit möglichſt ruhigem Tone fort.

„Helas! mein Herr, das werde ich Ihnen nicht zu ſagen wiſſen.“

„In jedem Falle nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu bemerken, daß dieſe Vorfrage große Bedeutung hat, und daß ſie zuvor erledigt ſeyn muß, ehe eine Dame ſich entſchließt, einen Spaziergang an ſo frühem Morgen zu unternehmen; und wenn es mir erlaubt ſeyn dürfte, Ihnen noch einen Rath zu ertheilen, ſo möchte ich beifügen, daß es am beſten wäre, Sie würden ſich nach Hauſe begeben.“

„Nach Hauſe, mein Gott!“ rief ſie aus, „ich habe kein Haus; das iſt ja eben der Grund, warum ich mir die Freiheit genommen habe, Sie zu beläſtigen.“

„Faſt möchte ich fürchten, Madame, daß ich Ihnen in dieſer Angelegenheit von wenig Nutzen ſeyn kann; aber wenn Sie nicht wiſſen, wo Sie hin wollen, ſo wiſſen Sie doch vielleicht, wo Sie hergekommen ſind?“

„Geraden Weges von Paris;“ antwortete ſie. „Es mag höchſtens eine Stunde ſeyn, daß ich mit dem Dampfboote von Calais angelangt bin.“

Hierauf unterrichtete ſie mich, daß ſie nach London gereiſ't ſey, um mit ihrem Bruder, einem

Künſtler der Oper, zuſammenzutreffen, daß ſie an einem gewiſſen Orte ausgeſtiegen, in dem ich, troß dem, daß ſie den Namen ſo barock ausſprach, **Tower-Stairs** wiederzuerkennen glaubte, daß ſie ferner, ſo bald ſie von der läſtigen Neugierde der Douaniers befreit geweſen, ihre Perſon und ihren Koffer einem Cabriolet übergeben habe, das ſich anheiſchig gemacht, ſie ſicher zu ihrem Bruder zu bringen, deſſen leſerlich auf ein viereckiges Papier geſchriebene Adreſſe ſie in unbegränztem Vertrauen auf engliſche Rechtſchaffenheit in den Händen des Kutſchers gelaſſen habe. Aber der Verräther hatte ſie, ohne Rückſicht auf die Geſetze der Gaſtfreundſchaft und die Schande, mit der er ſeinen Stand zu bedecken im Begriffe ſtand, zu der Stelle geführt, wo ich ſie fand; hier ließ er ſie unter dem Vorwande, daß ſie am Orte ihrer Beſtimmung angelangt, ausſteigen, entriß ihr die Börſe, die ſie gezogen, um die Fahrt zu bezahlen, ſtieg dann wieder in ſeinen Wagen, und war mit einer Schnelligkeit auf und davon, als führe er auf einer Eiſenbahn; Börſe und Gepäck mit ſich nehmend, hatte der Elende die Reiſende, vernichtet über ein ſolches Verfahren, zurückgelaſſen. Dieſes Abenteuer brachte ſie Morgens drei Uhr auf das Pflaſter der Regent-Street; ſie konnte kein Wort Engliſch, hatte keinen Heller in der Taſche und zählte zu ihren Unglücksfällen noch den, daß ſie die Adreſſe ihres Bruders verloren hatte, die ſie indeſſen nur mit größter Mühe verſtändlich auszuſprechen im Stande geweſen ſeyn möchte, wenn ſie ihr wieder eingefallen wäre. In dieſer verzweiflungsvollen Lage hatte ſie ſich vergebens an drei Vorübergehende gewendet, die auf ihr Anrufen nur mit jenem liebenswürdigen **Goddam** antworteten, das ihr durch ihre Bekanntſchaft mit den Engländern in Paris nicht fremd war. Sie fügte bei, daß ſie ſich in ihrem Unglück ganz gewiß in das Waſſer geſtürzt haben würde, hätte ſie gewußt, welchen Weg ſie einſchlagen müſſe, um dahin zu gelangen; aber jetzt wünſche ſie ſich wegen ihrer Unwiſſenheit Glück, ſeitdem ich ihr unter der Geſtalt ihres guten Genius erſchienen ſey, denn ſie verſichere mich, ſie habe vom erſten Augenblicke in meinem Geſichte geleſen, daß ich unfähig ſey, den Bitten einer unglücklichen Fremden zu widerſtehen, und deßhalb frage ſie mich, als einen galanten Mann, um Rath, indem ſie ſich ganz meinem Edelmuthe hingebe u. ſ. w.

Das war Alles ſehr ſchmeichelhaft, aber es ſetzte mich doch einigermaßen in Verlegenheit, denn ſo ſehr ich auch für einen kühnen Ritter zu gelten wünſchte, ſo wäre mir doch lieber geweſen, meine ſchöne Unbekannte hätte dieſen Wunſch nicht in meinem Geſichte geleſen. Ihre Erzählung konnte indeſſen wahr ſeyn, und ich durfte ſie nicht ihrem Geſchicke überlaſſen, das verbot mir die einfachſte Menſchlichkeit; aber was thun? Am leichteſten wäre es ohne Widerrede geweſen, ich hätte mich an den nächſten Polizei-Agenten gewendet und die Gaſtfreundſchaft der Wachtſtube für ſie in Anſpruch genommen, bis ſie ihre Freunde von ihrem Abenteuer in Kenntniß ſetzen konnte; aber ich hatte nicht ſobald ein Wort von dieſem Vorſchlage fallen laſſen, als ſie ſich mit Gewalt dagegen ſträubte und behauptete, das hieße ſie auf die grauſamſte Weiſe der Schmach preisgeben. Alles, was ſie von mir verlange, ſey, daß ich ſie zu ihrem Bruder führen ſolle. Sie könne ſich in der That ſeiner Adreſſe nicht mehr erinnern, aber es ſey ein Theil im Quartier der Oper. Uebrigens müſſe ich mich gewiß eines Künſtlers von faſt europäiſchem Rufe erinnern! M. l'Echapé, coryphée dansant et premier mime du théâtre de S. M. le roi de Grande-Bretagne.

Unſeliger Weiſe war mir Name und Stand dieſer europäiſchen Celebrität nicht ſo bekannt, um mir die Mittel, ihren Aufenthalt auszukundſchaften, an die Hand zu geben, und Alles beſtärkte mich in der Ahnung, daß die reizende Schweſter meinem Arme verbleiben werde, bis die Eröffnung des Logen-Vermiethungs-Bureau mir Gelegenheit böte, zu unterſuchen, wie weit ihre Erzählung der Wahrheit getreu ſey. Welche Partei ſollte ich aber nun einſtweilen ergreifen? Ich mochte nicht gerne an die Thür von einem der modiſchen Hotels klopfen, denn, in Betracht der Zweideutigkeit dieſes Begegniſſes, mußte ich mich einer Weigerung auszuſetzen befürchten. Sie in meine Wohnung zu führen, ſchien mir nicht ganz verträglich mit den ſtrengen Geſetzen der Schicklichkeit, und noch härter erſchien es mir auf der andern Seite, mit ihr bis Morgens acht oder neun Uhr das Pflaſter zu treten, und doch war das die einzige Alternative, welche mir übrig blieb. In dieſem angenehmen Zuſtande von Verlegenheit ſchlenderte ich gedankenlos gegen Craven-Street hin, wo ich wohnte, während die Dame, durch ihr Mißgeſchick keineswegs der Sprache beraubt, an meiner Seite hinwandelte und mir Details über ihre Geburt, Familie, Erziehung, Aufführung und ihren Ruf zu geben ſich bemühte, was indeſſen wenig Intereſſe für einen Mann bot, der nur darauf bedacht war, ſich ſo ſchnell als möglich der ſchönen Erzählerin zu entledigen.

So gelangten wir an die Ecke von Waterloo-Place und Pall-Mall; hier hatte ein Weib, das angeblichen Thee verkaufte, ihre Bude aufgeſchlagen und ſchenkte ihre abſcheuliche Infuſion von einheimiſchen Blättern an eine Geſellſchaft des infamſten Geſindels von beiderlei Geſchlecht. Kaum hatte meine Schöne dieſe Bude erblickt, die ihr wie eine Oaſe in der Wüſte entgegenleuchtete, als ſie ausrief: „Ach! das iſt herrlich!“ und mich bat, ihr eine Taſſe von dieſem erquickenden Getränke geben zu laſſen, da ſie vor Durſt und Ermattung bald todt ſey.

Einige Zeit ſtand ich an, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten, da ſie indeſſen wirklich entkräftet ſeyn konnte, und ich kein anderes Mittel beſaß, ihr zu trinken zu verſchaffen, ſo gab ich nach und ließ ihr von der Arznei reichen, welche ſie, ohne eine Miene zu verziehen, leerte. Als ich meine Börſe zog, um zu bezahlen, ſah ich zwei ältere Männer unter der Colonnade der Oper hervortreten, und, da ſie ſich näherten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Schrecken in dem Einen die Züge meines Vaters, eines, was die Schicklichkeit betrifft, äußerſt ſtrengen Mannes, und im Andern die des ſehr ehrenwerthen Herrn M.... eines intimen, nicht minder ſtrengen und gottesfürchtigen Freundes. Sie kehrten nach Hauſe, nachdem ſie an einer langen Discuſſion im Unterhauſe Theil genommen; ſchmerzlich erregte mich der Gedanke an den Contraſt zwiſchen dem patriotiſchen Eifer, der ſie ſo oft zu wachen zwang, und der ſehr zweideutigen Unterhaltung, welcher ich mich in dieſem Augenblicke hingab. Das war nicht Alles; ängſtlich ſtrebte ich den Blicken und Vorwürfen meines ehrwürdigen Vaters zu entgehen, und mehr noch wünſchte ich, mein Benehmen, ſo liebreich es im Grunde war, möchte nicht falſch von Herrn M. ausgelegt werden, welcher allen Bibelgeſellſchaften vorſtand, unausgeſetzt alle proteſtantiſchen Verſammlungen von Exeter-Hall beſuchte, und mit aller Kraft im Parlament die Bill des Sir Andrew Agnew für ſtrenge Sonntagsfeier unterſtützte. Seine gute Meinung von mir war mir überdieß noch dadurch ſehr wichtig, daß mein Vorrücken von ihm abhing und er mir bereits die proviſoriſche Stelle eines Vice-Unterſecretariats-Aſſiſtenten bei der Kirchen-Commiſſion zugeſagt hatte.

So wenig ich hoffen durfte, nicht geſehen zu werden, ſo ſchlug ich doch meinen Hut in die Stirne, aber es war bereits zu ſpät. Meines Vaters äußerſt ſcharfes Auge hatte mich in der Mitte der ſeltſamen Geſellſchaft erkannt, in der ich mich eben befand. Mein Vater beſaß viele Tugenden, aber Geduld und Gleichmuth gehörten nicht dazu. Seine Wuth kannte keine Gränzen, als er mich gewahr wurde; mit drohender Geberde und Zorn flammenden Blicken ſtürzte er auf mich zu, und redete mich in durchaus nicht ſanftem Tone an.

„Schön, ſehr ſchön, mein Herr, auf Ehre!... infamer Taugenichts, der du biſt!... unverſchämter, unverbeſſerlicher Burſche! So führſt Du Dich alſo auf, nachdem Du ſo heilig Beſſerung verſprochen haſt! Das werde ich nicht mehr dulden! Das ſollſt Du dein Tag des Lebens bereuen. Ich habe Dir Nichts mehr zu ſagen, ich enterbe Dich, ich verbanne Dich aus meinem Angeſicht... ich...“

Hier trat der ſehr ehrenwerthe Freund dazwiſchen, um dem Ausbruche väterlicher Wuth ein Ziel zu ſetzen, nahm meinen Vater unter dem Arm, und führte ihn weg, nachdem er ihm einige vernünftige Worte in das Ohr geſagt. Aber Herr M. wandte ſich, ehe er wegging, noch gegen mich und ſprach, die Stirn mit der ſchlimmſten Vorbedeutung runzelnd, in feierlichem Predigertone: „Junger Mann, es betrübt mich ſehr, daß ich

Sie in ſolcher Geſellſchaft finden muß; jedenfalls hätte ich gedacht, Sie würden in dieſem Augenblicke mehr Rückſicht auf Schicklichkeit nehmen. Ich weiß, daß es mir nicht zukommt, Ihre Handlungen zu tadeln, aber in Ihrem eigenen Vortheile bedaure ich, daß Sie ſich ſo wenig anſtändig benehmen.“

Er ſprach es, trat ab und zog meinen Vater mit ſich fort, der ſein Ohr allen meinen Bitten, ihm den Vergang erklären zu dürfen, hartnäckig verſchloß.

Bei dieſen Zwiſchenfällen wurde meine intereſſante und beſtürzte Schutzbefohlene von Moment zu Moment mehr verlegen und in meinen Augen weniger intereſſant; da ſie indeſſen einzig und allein von meiner Dienſtwilligkeit abhing, ſo konnte es mir nicht einfallen, ſie zu verlaſſen. Uebrigens wollte ich mich nicht neuen Demüthigungen ausſetzen, und ich dachte daher ernſtlich daran, ſie an ſicherem Orte unterzubringen. Nach langer peinlicher Ueberlegung entſchloß ich mich, ihr einen anſtändigen Aufenthalt in meinem Zimmer anzubieten, bis der Morgen weit genug vorgerückt ſeyn würde, um ſie den Händen ihres Bruders zu übergeben. Ich muß mich meinem guten Sterne anvertrauen, um ſie aus meiner Wohnung zu bringen, ohne daß es meine ſüßſaure Wirthin bemerkt, dachte ich, im ſchlimmſten Fall iſt Miſtreß Simpkinſon eine kluge Frau, der ich ohne Mühe den ehrlichen Fall auseinanderſetzen kann. Sobald ich den Entſchluß gefaßt, marſchirte ich ſchnurſtracks auf Craven-Street los; aber man denke ſich meine Verlegenheit, als ich, an der Thür angelangt, entdeckte, daß ich den Schlüſſel vergeſſen hatte. Ohne die Bewohner zu wecken, konnte man unmöglich in das Haus gelangen, und meine Grundſätze von Anſtand und Sitte ließen ein Unternehmen nicht zu, das mich den unangenehmſten Deutungen ausgeſetzt haben würde. Mit gepreßtem Herzen und niedergeſchlagenen Augen begann ich meinen Spaziergang wieder; da fiel mir als letztes Hülfsmittel der Name eines Hotels in der Gegend von Adelphi ein, wo ich eine Anfrage um Aufnahme der unglücklichen Fremden wagen zu dürfen glaubte.

Auf dem Wege ſtieß ich auf ein Paar Polizei-

Agenten, und es wandelte mich große Luſt an, auf dieſe meine Verantwortlichkeit, trotz der Einreden der Dame, abzuladen; aber ſie zeigte einen ſo großen Widerwillen gegen dieſe Herren, daß ich meinen Marſch fortſetzte, von Minute zu Minute ſchweigſamer und übelgelaunter im Gedanken an die widrigen Folgen, welche das Zuſammentreffen mit meinem Vater und ſeinem Freunde haben konnte. Doch bald fand ich, daß das Schickſal noch nicht alle ſeine Tücke an mir ausgelaſſen hatte. Kaum war ich zwei hundert Schritte am Strande hingegangen, als ich eine andere Perſon meiner Bekanntſchaft traf, und zwar eine, die ich mehr, als jede andere in einer ſo gefährlichen Kriſe vermeiden wollte. Es war mein Freund Henry Lobbam, der Bruder der nur allzu verführeriſchen Dame, welche durch ihre Abweſenheit bei dem Balle der Lady .... mir die Luſt ſo ſehr verkümmert hatte. Er war von dem guten Einverſtändniß zwiſchen ſeiner Schweſter und mir unterrichtet, und widerſetzte ſich dem Gedanken an eine Verbindung zwiſchen uns weniger, als ſeine eitle Mutter, und ſo wird man mir wohl glauben, daß ich kein Verlangen hegte, von ihm in einer Geſellſchaft geſehen zu werden, die der ſo ſehr entgegengeſetzt war, in welche mich die Pflicht eines treuen Unterthanen gegen ſeine Herrin rufen mußte.

Doch mein Freund Henry war in dieſem Augenblicke durchaus nicht zu moraliſchen Betrachtungen aufgelegt; denn er kehrte ſelbſt von Orgien heim und befand ſich in einem Zuſtande, der der Bewirthung eines Freundes, bei dem er den Abend zugebracht, alle Ehre machte. Er kam auf dem Trottoir einher, wie ein Schiff, das wider den Wind ſegelt, und mein böſer Genius wollte, daß ihn ein Stoß beim Laviren gerade an meine Seite führte.

„Holla! Ned, mein Junge, biſt Du es?“ rief er aus, und hielt plötzlich in ſeinem excentriſchen Laufe an. „Was iſt das für ein ſchöner Fiſch, den Du da gefangen? Ho, alter Fuchs, der Du biſt! Das iſt alſo deine Tu — Tugend! Wer iſt denn die ſchöne Freundin, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, zu fragen?“

„Ach! mein Gott! Er iſt betrunken!“ ſchrie meine liebenswürdige Gefährtin, „wie abſcheulich!“

„Was — was ſagen Sie?“ fuhr mein kurzweiliger Cobham fort, „Sie meynen, ich ſey betrunken, gerade das Gegentheil, mein Engel!“

„Mein lieber Cobham,“ ſprach ich, um mich dieſer Verlegenheit ſo ruhig als möglich zu entziehen. „Ich bitte, halte mich nicht auf; Du ſcheinſt in einem gewaltigen Irrthume begriffen zu ſeyn; dieſe junge Perſon iſt ſehr achtungswerth, und ich habe ihr verſprochen, ſie nach Hauſe zu führen.“

„Dem ſey ſo, mein Freund, Du weißt, man geht ſicherer zu Mehren. Nun denn mit Deiner Erlaubniß und — und ihrer Erlaubniß — werde ich Euch begleiten.“

Dem Worte folgte die That, und ſo trat er auf die andere Seite und bot Mademoiſelle l'Echappé den Arm, welchen ſie aber ausſchlug. Er marſchirte nun neben ihr her, und ſprach in einem halb engliſchen, halb franzöſiſchen Jargon ſie an, der mich zu anderer Zeit wacker zum Lachen gebracht haben möchte.

Endlich ging er in ſeinem artigen Benehmen ſo weit, daß er das Kinn ſtreichelte, auf welches Zeichen von Höflichkeit ſie mit einer wohl angebrachten Ohrfeige antwortete. Dieſe Ohrfeige wurde mit einem Aplomb und einer Genauigkeit gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte, ſie ſey in dieſem Geberdenſpiel gar ſehr geübt.

Lobham ließ ſich durchaus nicht einſchüchtern und betrug ſich endlich auf eine ſo heftige Weiſe, daß ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, dazwiſchen zu treten, um den Gegenſtand ſeiner Wuth und zugleich ſeiner Bewunderung zu vertheidigen. Es entſpann ſich eine Art von Streit, und obgleich ich nicht im Sinne hatte, ihn thätlich anzugreifen, ſo mußte ich ihn doch leicht zurückſtoßen, um die Dame zu befreien, wobei er denn ſein bereits etwas precäres Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel, während mein ſchöner Schützling aufkreiſchte, wie Miß O'Neill in der Rolle der Belvidera, — und ehe ich noch Zeit gewinnen konnte, mich zu ſammeln, rannten zwei Polizei-Agenten mit drohend geſchwungnen Stöcken herbei.

Lobham ſprang auf. Seine Trunkenheit ſchien ſich durch den Fall verloren zu haben, aber er war wüthend über mich.

„Mein Herr!“ rief er mit einem Schwure aus, Sie werden mir für dieſe Beleidigung Rede ſtehen, ehe vier und zwanzig Stunden vorüber gegangen ſind.“

„Wann es Ihnen beliebt!“ antwortete ich in einem Anfalle von Verzweiflung.

„Was ſoll das Gebrülle bedeuten?“ ſprach einer der Polizeimänner im gebieteriſchen Tone, „fort, meine Herren, Sie und dieſe Dame werden die Güte haben, uns auf die Wache zu folgen.“

Weder Lobham noch die Dame zeigten große Luſt, ſich dem Angriffe auf die Freiheit der Bürger gutwillig zu unterziehen, und ich, meines Theiles, als ich ſah, daß die Munizipalgewalt genug zu thun haben werde, dieſe beiden widerſpenſtigen Perſonen zum Gehorſam zu bringen, benützte einen günſtigen Augenblick zu entſchlüpfen, ließ meine Freundin ſich aus der Verlegenheit ziehen, ſo gut ſie konnte, riß aus und hielt nicht eher an, als bis ich vor meiner Thür in Craven-Street angelangt war.

Wie ſoll ich die traurigen Folgen dieſes unſeligen Morgens beſchreiben! Etwa acht Tage ſpäter ſaß ich in meinem Zimmer, den Arm in einer Binde, einer Wunde wegen, die ich im Zweikampfe mit meinem Freunde Lobham in Wimbledon-Common geholt, als man mir drei Briefe zur Antwort auf andere brachte, die ich, um mein Benehmen zu entſchuldigen, geſchrieben hatte.

Der erſte war von meinem Vater und lautete alſo:

„Ned, Du biſt ein ganz unverbeſſerlicher Hund! und alle Deine Entſchuldigungen ſind bloße Myſtificationen und können Deine Schuld nur vermehren. Von heute an iſt Deine Penſion auf die Hälfte herabgeſetzt, und beim Himmel, wenn Du Dich nicht änderſt, entziehe ich ſie Dir ganz.

Dein ergebener u. ſ. w.“

Der zweite Brief war von meinem ſehr ehrenwerthen Beſchützer, welcher mir ſchrieb:

„Mein lieber Herr, ich bedaure, Ihnen in der

Angelegenheit nicht nützlich ſeyn zu können, von der Sie ſprechen. Der Erzbiſchof hat heute ſelbſt Herrn M. zum proviſoriſchen Vice-Unterſecretariats-Aſſiſtenten bei der Kirchen-Commiſſion ernannt. Herr M. iſt unſtreitig ein Mann von vortrefflichem Rufe und untadelhaften Sitten, Sie begreifen alſo, daß ich gegen die Wahl Seiner Gnaden nichts einwenden konnte.“

„Verzeihen Sie, wenn ich mir mit der Hoffnung ſchmeichle, daß dieſe Ungunſt der Verhältniſſe Ihnen heilſam ſeyn und Sie zum Gefühle der großen Verantwortlichkeit führen dürfte, welche ſich an den Namen eines Chriſten knüpft.“

„Ich bin, mein werther Herr, Ihr ergebener Freund und Diener

* * *“.

Der dritte Brief war der grauſamſte von allen; er enthielt ein kleines Medaillon nebſt folgenden Worten:

„Nach dem, was vorgefallen, werden Sie ſich nicht wundern, wenn ich mich beeile, Ihnen ein Bijou zurückzuſenden, welches ich gar nicht hätte annehmen ſollen, wie ich mich jetzt erſt zu meinem großen Leidweſen überzeugt habe. Mit Recht bin ich für den Ungehorſam gegen Mama beſtraft. Alles erdenkliche Glück mit dem aufrichtigen Wunſche, daß Sie ſich beſſern mögen! Von nun an werden wir nur gewöhnliche Bekanntſchaften für einander ſeyn.

Ihre Dienerin Emilie."

Die drei intereſſanten Dokumente zerriß ich in tauſend Stücke, das Medaillon warf ich auf den Marmorboden im Foyer und zertrat es mit den Füßen. Da es mir indeſſen unmöglich war, auf das Geſchehene zurückzukommen, ſo ſchwemmte ich Schmerz und Verzweiflung in einer Flaſche **Bordeaux à l'Athenaeum** hinunter und begab mich in die Oper, um meinen niedergeſchlagenen Sinn wieder aufzurichten. Die ſchöne Emilie und ihre Mutter ſaßen im Erdgeſchoße in ihrer Loge. Um ihren Blicken zu entgehen, ging ich auf das Theater, und die erſte Perſon, die ich traf, war die Heroine des unſeligen Abenteuers, leicht geſchürzt wie eine Tänzerin, eben im Begriffe, beim Ballet unter dem Namen **Mademoiselle Euphrosine, de l'Académie royale de Musique**, zu debutiren. Sie lehnte an einer Couliſſe und lieh ihr Ohr gar willig den ſüßen Anträgen meines Freundes Lobham.

Wir hatten uns auf dem Kampfplatze verſöhnt, aber Henry hatte mir nicht vergeben, darum war ich auch gar nicht erſtaunt, als er ſich bei meiner Annäherung umdrehte. Meine Entrüſtung ſtieg jedoch auf das Aeußerſte, als Mlle. Euphroſine, die falſche Urſache aller meiner Unfälle, mich mit einem Blicke tiefer Verachtung feſt anſchaute.

So verlor ich im Zeitraume von einer kurzen Stunde meinen Freund, meine Geliebte, die, beiläufig geſagt, zwanzigtauſend Pfund Sterling in dreiprocentigen Conſols zu ihrer Verfügung beſaß, die Liebe meines Vaters, die Hälfte meiner Penſion, die Hoffnung auf eine Anſtellung, eine Verwundung an der Schulter nicht gezählt, Alles, um einer Nymphe gefällig zu ſeyn, die mich mit dem ſchmählichſten Undanke belohnte.

Gewiß iſt nie eine ſolche Reihe unverdienter Unglücksfälle auf das Haupt eines Unglücklichen gefallen, und Alles nur in Folge einer ritterlichen Gemüthsſtimmung. Der Menſch bedarf übrigens nur einer einzigen Action in dieſem Gebiete. Von dem Tage an war ich entſchloſſen, mich der Sache des ſchönen Geſchlechts nie mehr anzunehmen, und ich ſprach, wie Paul Pry: „Wenn ich je in meinem Leben wieder Jemand einen Dienſt leiſte.... Sie werden ſehen.... Ich ſage nur dieſes....

Der arme Jakob.

„Ich habe Hunger.“ — „Schweig, Unglückſeliger!“ — „Ach, mich hungert, ich leide...“ — „Wirſt du ſchweigen, Elender! kann ich hier im Sande Brod finden, um dir deinen Hunger zu ſtillen?“

Das arme Kind zitterte am ganzen Leibe und antwortete nichts; denn die Stimme ſeines Vaters war rauh geworden und ſeine Augen ſchoßen Blitze. Sie gingen eine Zeitlang ſtillſchweigend neben einander. Das Kind ſenkte den Blick, um die Thränen nicht ſehen zu laſſen, die über ſeine ausgehöhlten Wangen rannen. Der Vater ſchien mit ſchrecklichen Gedanken umzugehen. Er ſchwankte wie ein Trunkener, Convulſionen ſchienen ihn zu packen, er vermochte ſich nicht gerad zu erhalten. Plötzlich entfahren dem Kinde laute Schreie; es konnte ſich nicht mehr halten. Heftigkeit, womit es ſeinen Schmerz unterdrücken wollte, brachte ihn eben recht zum Ausbruch.

— Brod, Vater, ſchrie es, ein Stückchen Brod!

Der Vater, in einem Anfall von Wuth und Verzweiflung, ergriff das Kind...

Von allen Schmerzen iſt es der peinigendſte, ſeinen Kindern ein Stück Brod verſagen zu müſſen, wenn ſie mit Thränen in den Augen und flehenden Händen darum bitten. Wie viel gräßlicher iſt aber dieſer Schmerz, wenn das Gewiſſen einen Vater anklagt, durch das Fröhnen ſchändlicher Leidenſchaften die Exiſtenz ſeiner Familie auf das Spiel geſetzt zu haben. Verbrechen wiegt dreimal ſchwerer als Unglück und treibt Menſchen zu den ungeheuerſten Exceſſen, Verzweiflung verwandelt ſich in Wuth, und Grauſamkeit wird zu einer Art verabſcheuungswürdiger Wolluſt.

Der Vater ergriff alſo ſein Kind, ſchleuderte es aus allen Kräften weit in das Meer und entfloh.

Durch eines jener auſſerordentlichen Begegniſſe, welches die Welt Zufall nennt, gleich als ob ein Wort, das nichts bedeutet, etwas ausdrücken könnte, was aber der Chriſt Vorſehung benennt, ſchwamm neben dem unglücklichen Kinde ein Brett, woran ſich dieſes feſtklammern konnte. Der Wind und die Bewegung der Wellen hatten es bald weit vom Ufer getrieben.

Von einem Kriegsſchiffe wurde der kleine Schwimmer wahrgenommen, der von dem Ungeſtüm der Wellen nach dem großen Fahrzeuge hingetrieben wurde und daran leicht hätte zerſchellen können. Sogleich bemächtigte ſich Aller auf dem Schiffe der Wunſch, das Kind zu retten. Ein Matroſe ſtürzte ſich ins Meer, und es glückte ihm, den Knaben an Bord zu bringen. Man befragte ihn, er ſchien drei bis vier Jahre alt zu ſeyn. Er heiße Jakob, ſagte er; allein er war nicht im Stande, weitere Auskunft genügend zu ertheilen. Man nannte ihn daher den armen Jakob, und behielt ihn auf dem Schiffe.

Der arme Jakob war von einem ſehr ſanften Charakter, gefällig gegen Jedermann, lernbegierig, und bald hatte ihn die ganze Schiffsmannſchaft lieb gewonnen. Jeder ſah ihn wie einen angenommenen Sohn an und hielt es für Pflicht, ihm an nichts fehlen zu laſſen. Man dachte ſogar daran, für ihn ernſtlich zu ſorgen. Einige Offiziere eröffneten eine Subſcription, damit er eine ſorgfältige Erziehung erhielt. Er machte ſeine Studien, und nach einigen Jahren wurde der arme Jakob Wundarzt der Königlichen Marine. Während des langen Kampfes zwiſchen England und Frankreich erfüllte er ſeine Pflicht mit großer Auszeichnung.

Das Schiff, auf welchem er ſich befand, hatte eine Goelette gefangen genommen, an deren Bord ſich mehre Verwundete befanden, welche dem Wundarzt Jakob übergeben wurden. Unter ihnen war ein bejahrter Mann, deſſen Wunden tödtlich zu ſeyn ſchienen. Der junge Wundarzt widmete ihm die eifrigſte Sorgfalt, allein alles ſchien vergebens. Der Verwundete, der ſein Ende herannahen ſah, bat den Wundarzt, ſich ihm zu nähern und ſagte: „Sie haben mir ſo viel Theilnahme bewieſen, daß ich es für meine Pflicht halte, Ihnen den einzigen Schatz, den ich noch auf der Welt beſitze, zu hinterlaſſen!“ Er überreichte ihm eine Bibel und fuhr dann fort: „Dieſes Buch erhielt ich von einer frommen, gottesfürchtigen Frau. Es hat mir die Augen über meine großen Fehltritte geöffnet und mich durch Hilfe des barmherzigen Gottes von meinen verbrecheriſchen Leidenſchaften befreit. In dieſer Bibel fand ich den Weg des Heils, die Verzeihung meiner Sünden durch Jeſus Chriſtus, den ſanften Frieden des Gewiſſens, der früher ſchrecklich getrübt wurde und die reinſten Tröſtungen in den Tagen des Unglücks. Darum empfangen Sie dieſe Bibel, leſen Sie darin, und möge Sie dieſelbe auf den Weg leiten, den ich gewandelt bin, den ich aber ach! zu ſpät erſt gefunden habe.“

Hier ſchwieg er; ein ſchreckliches Geheimniß ſchien ſein Herz zu belaſten; er ſchien zwiſchen dem Drange, es mitzutheilen, und der Angſt, ein Verbrechen zu bekennen, zu ſchweben. Dieſer innere Kampf währte jedoch nur kurze Zeit. Er kehrte einen ruhigen Blick zum Himmel, in dem man leſen konnte, daß er Willens ſey, das letzte

Opfer ſeines Stolzes, wie es das Evangelium heiſchte, dem Herrn darzubringen. Hierauf erzählte er mit leiſer und gemeſſener Stimme alle Verirrungen, alle Fehltritte ſeines vergangenen Lebens. Auch daß er ein Kind von vier Jahren, das ihn um Brod bat, den Hunger zu ſtillen, ſeinen eigenen Sohn, ins Meer geworfen, ſagte er.

„Mein Gott, wär' es möglich!“ rief der junge Wundarzt, deſſen Verwirrung den höchſten Grad erreicht hatte; „ſagt mir, an welcher Küſte Englands ſich dieſes zugetragen?

— Zwiſchen Norwich und Yarmouth, erwiderte der Greis erſtaunt, denn er begriff nicht, was den jungen Menſchen ſo heftig bewegen konnte.

— Und zu welcher Zeit trug ſich dieſes zu?

— Es werden jetzt drei und zwanzig Jahre ſeyn.

— Und hieß dieſes Kind nicht Jakob? ſchrie der Wundarzt, der ſich nicht mehr halten konnte.

— Jakob, ja das war ſein Name, erwiderte der immer mehr in Erſtaunen verſetzte Greis.

— Mein Vater, ſo ſegnet Euren Sohn, ſchrie der Jüngling, indem er vor dem Bette des Sterbenden niederſank. Gott führt uns wieder zuſammen, um mir Eure Reue, Eure fromme Hoffnung zu zeigen.

Es iſt leichter, die Gefühle des Greiſes ſich zu denken, als ſie zu ſchildern. Lange lag er ſtumm da, und wagte es nicht, ſeinen Augen zu glauben, und beſorgte, daß der beſeligende Traum bald ein Ende nehmen müßte. Endlich kehrten ihm die Gedanken zurück und nun befragte er den jungen Menſchen nach allen Umſtänden, deren er ſich zu entſinnen wußte. Jetzt erhielt er die Ueberzeugung, daß, der vor ihm ſtand, ſein Sohn ſey. Thränen entſtürzten den faſt erloſchenen Augen und er rief: „Herr, Du läſſeſt Deinen Diener im Frieden ziehen!“

Und noch am nämlichen Tage ſtarb er, Gott ſegnend, in den Armen ſeines Sohnes.

Dieſe unerwartete, wunderbare Begegnung brachte auf den jungen Menſchen einen ſolchen Eindruck hervor, daß er kurze Zeit darauf den Seedienſt verließ, um Gottes Wort zu predigen. — —

Es trug ſich zu, daß ein Diener des Herrn vor einer andächtigen Verſammlung die Geſchichte, welche wir hier mittheilten, erzählte, und als er geendet, erhob er ſich mit ſeltſam ſtrahlendem Blicke und rief: „Und ich bin der arme Jakob!“

Der braune Mann.

Zwei Frauen ſaßen vor der Thüre einer iriſchen Hütte; der Einen Geſicht zeigte Spuren langer Leiden, durch die Ruhe des Alters verwiſcht; die Andere, eine ächte Irländerin, mit blonden Haaren, blauen Augen, ſchlankem Wuchs und einem Schwanenhals, ſaß zu den Füßen der Erſteren, wie es ſchien in ernſten Betrachtungen verſenkt, den Kopf auf die Hände geſtützt und die Blicke zur Erde gekehrt. Alles ſchien anzuzeigen, daß ſie einem nagenden Schmerze zur Beute war. Endlich erhob ſie den Kopf und fragte ſeufzend, den Blick zu ihrer Mutter erhebend: „Meine Mutter! wann gehſt du zur Stadt?“

— In drei Wochen, meine Tochter. Zum zweiten Mal ſchon richteſt du dieſe Frage an mich.

— Wirſt du mich mitnehmen? fragte Caty O'Smirk.

— Nein, mein Kind.

— Dieſe Worte wirkten mächtig auf Caty's Seele: ein Strahl der Freude glänzte aus ihren Augen. Dies währte aber nicht lange, denn das arme Mädchen nahm bald wieder ihre erſte nachdenkende Stellung an.

Die Mutter ſchüttelte das Haupt und ſprach mit betrübter Miene: „Du haſt ihn wieder geſehen, Caty?“

— Ja, Mutter.

— Und doch hatte ich Dich gebeten, ihm nicht zu antworten, wenn er an die Thür ſchlagen würde. Hat er dir zum Wenigſten ſeinen Namen geſagt? Wo ſtammt er her? Ich fürchte, mein Kind....

Beruhige Dich, meine Mutter. Morgen wird er um meine Hand förmlich anhalten. Dick iſt ein Ehrenmann.

Die Mutter hob ihre Augen zum Himmel und vergoß Thränen. Nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens drückte ſie einen Kuß auf die Stirne ihrer Tochter und ſprach: „Komm Caty, ins Haus. Wir wollen Gott bitten, daß er uns vor Unglück bewahre.“

Wir wollen hier den Leſer ein wenig in der Geſchichte zurückführen, damit er Dick kennen lerne und zugleich Caty's Nachdenken und der Mutter Thränen begreife.

Eines Tages klopfte ein Reiſender an die Hütte und forderte Waſſer, um ſeinen Durſt zu löſchen. Er war braun gekleidet, ritt einen Braunen und hatte einen großen braunen Hund bei ſich.

„Caty,“ ſprach die Mutter, „bringe friſches Waſſer.“

Das Mädchen gehorchte.

„Dies für Euer Pferd und Euern Hund; für Euch,“ fügte die gute Alte hinzu, „haben wir etwas Beſſeres; trefflichen Sherry, und wir bieten ihn Euch aus gutem Herzen an.“

— Dank, gute Frau, ſprach der Fremde, und alle drei traten in die Hüte, wo ſich die größte Reinlichkeit bemerkbar machte. Zwei Betten mit grünen Vorhängen, ein Schrank von Eichenholz, Tiſche und Stühle, gut gehalten, friſche Blumen in einem Topfe gaben dieſem beſcheidenen Aſyl ein heiteres Ausſehen, wie man es nur ſelten in iriſchen Wohnungen findet.

Der Fremde nahm ſeinen Hut ab und Caty bemerkte jetzt die zugleich männlichen und edeln Züge desjenigen, deſſen Stimme ſchon einen tiefen Eindruck auf ſie hervorgebracht hatte. Bis dahin hatte das arme Kind nur die elenden und unglücklichen Einwohner der Gegend geſehen. Die Phyſiognomie des Reiſenden war regelmäßig; ſeine Geſichtsfarbe etwas bleich, aber ſeine Augen voll Ausdruck, und buſchiges, ſchwarzes Haar beſchattete ſeine Stirne. Caty konnte nicht aufhören, ihn zu betrachten.

Der Reiſende blieb bis zum Abend in der Hütte, dann als die Nacht herannahte, ſagte er zu der Mutter: „Eure gaſtfreundſchaftliche Aufnahme durchdringt mich mit Dankbarkeit; ich gehe nach Dublin; bei meiner Rückkehr werde ich nicht ermangeln, Euch zu beſuchen und Euch zu beweiſen, daß Ihr keinen Undankbaren verpflichtet habt. Dick Spark von Carlisle wird Eurer gedenken. Lebt wohl!“

Caty ſah Dick Spark in allen ihren Träumen; ein unbekanntes Gefühl hatte ſich ihrer Seele bemächtigt; ſie liebte den Fremden, noch eh' er zurückgekehrt war.

Endlich kehrte er zurück und brachte verſchiedene Geſchenke für Mutter und Tochter. Man lud ihn ein, mit zu eſſen; er ſchien es gern anzunehmen. Bald ward er zutraulich, wie ein altes Mitglied der Familie. Zur Stunde der Abreiſe half ihn Caty das Pferd ſatteln und die Lippen der jungen Liebenden begegneten ſich. Von jetzt an wurden die Beſuche des braunen Mannes häufiger und immer brachte er neue Geſchenke mit. Die Mutter ſah endlich klar und verbot Dick das Haus.

Daher entſprangen die Unruhe der Mutter und die Thränen Caty's.

Aber Caty hatte Recht. Einige Tage darauf erſchien Dick Spark und begehrte von der Mutter die Hand der Tochter. Sie hätte ſie ihm gern verweigert, aber ihre Zärtlichkeit für Caty trug den Sieg davon.

„Ihr wißt meinen Namen,“ ſprach der Fremde; „was mein Vermögen betrifft, ſo iſt es hinreichend, um unſere Zukunft zu ſichern. Ich beſitze hundert Morgen Landes in Demerarah; hier die Papiere, die es bekräftigen.“

Die jungen Leute wurden getraut und verließen die Mutter mit dem Verſprechen, ſie öfter zu beſuchen. Caty war tief von dieſer Trennung ergriffen; allein ihre Traurigkeit wog bald der Gedanke auf, dem, den ſie liebte, anzugehören. Dick brachte ſeine Frau in ein von der Stadt entferntes, gänzlich iſolirtes Haus. Dieſer Aufenthalt war nicht freundlich, nicht etwa daß das Nothwendige und Comfortable gefehlt hätte, aber das Aeußere hatte etwas Zurückſtoßendes, die Façade war ganz grau und die Gegend nicht anziehend.

Während der erſten Tage war Dick zuvorkommend und artig gegen Caty; allein bald änderte ſich das; er wurde finſter und grämlich und ſeine üble Laune ſtieg bis zum Zorn, wenn Caty ihn fragte: ob ſie nicht bald die Mutter beſuchen würden? Dann waren ſeine Antworten heftig und grob, aber immer ausweichend, und ſchon war der Traum von Glückſeligkeit von der armen Caty gewichen.

Zum Unglück bemächtigte ſich auch die Eiferſucht ihres Herzens. Oft verließ Dick Nachts das Bett, nahm Hacke und Spaten und ritt fort, von ſeinem Hunde begleitet. Als ihn Caty zum erſten Mal fragte, wo er hinreite? antwortete er ihr: „Ich reite auf die Felder; die Knechte ſind ſchon früh dort und es iſt weit.“

Dieſe nächtlichen Ritte beunruhigten die arme Caty immer mehr und mehr; ein grauſamer Argwohn quälte ſie und ſie beſchloß endlich, ihm ein Ziel zu ſetzen, indem ſie ihren Mann belauſchte.

In einer Nacht, als Dick wieder in Begleitung ſeines Hundes fortgeritten war, ſtand ſie ſchnell auf und folgte ihm faſt auf dem Fuße. Sie ſah, wie er über eine Mauer ſtieg, um in einen geſchloſſenen Raum zu gelangen. Sie horchte und vernahm ſeine Schritte nicht mehr. Dies überzeugte ſie, daß er Halt gemacht habe, und ſie verſuchte es, die Mauer zu erklimmen. Einige hervorragende Steine kamen ihr dabei zu Statten. Sie gewahrte ihren Mann, der die Erde aufgrub. Die Nacht war finſter, aber ihre Augen gewöhnten ſich nach und nach daran, und ſie wurde Zeuge eines entſetzlichen Schauſpiels.

Der Ort, wo ſie ſich befand, war die Mauer des Kirchhofs. Nachdem Dick die Erde aufgegraben, zog er mit vieler Mühe einen Sarg heraus und öffnete ihn. Caty ſchauderte. Rob, der Hund, ſtürzte ſich auf den Leichnam, Dick aber entfernte ihn mit einem leiſen Pfiff und warf ihm einige Stücke Fleiſch hin, um ihn zu beruhigen. Die arme Frau, von Schrecken ergriffen, kannte jetzt die fürchterliche Beſchäftigung ihres Mannes. Dick Spark war ein Leichenräuber (resurrection man), den die engliſchen Geſetze ſo ſchwer beſtrafen. Der Tod ſtand darauf und doch fanden ſich Leute, die durch den hohen Preis, den die Studenten für die Leichname zahlten, ſich zu dieſem entſetzlichen und gefährlichen Geſchäfte angetrieben fühlten.

Caty floh voll Schrecken nach Haus. Ihr Mann kam bald darauf nach und ſagte zu ihr, indem er ſie ſo verändert fand: „Zitterſt Du vor Kälte, Caty?“

— Ja, das Fenſter war dieſe Nacht offen; auch fürchtete ich mich, weil ich allein war.

— Aber deine Schuhe ſind ſchmutzig. Du warſt aus...

— Nein, ich hörte ein Geräuſch vor dem Hauſe und ging in den Hof, um nachzuſehen.

Dick ſchien ſich bei dieſer Antwort zu beruhigen und legte ſich ſchlafen; denn der Tag graute kaum. Caty ſann über ein Mittel nach, ihrer Mutter die fürchterliche Entdeckung mitzutheilen; aber ſchon am andern Morgen ſagte ihr Dick: „Ich werde heute deine Mutter beſuchen, laſſe Niemand ein in meiner Abweſenheit.“

Einige Tage darauf kam Dick zurück und ſprach: „Ich kam zu rechter Zeit, um den Segen deiner Mutter zu empfangen und ihr die Augen zuzudrücken.“ Caty wagte dem ſchrecklichen Zweifel nicht Raum zu geben, der ihr Herz zerriß. Der Tod ihrer Mutter ſchien ihr nicht natürlich, und doch mochte ſie Dick nicht dieſes Verbrechens zeihen. Sie konnte dieſe Lage jedoch nicht lange ertragen und fiel in eine Krankheit. Jetzt ſchien ſich Dicks Herz ſanfteren Gefühlen zu öffnen; er pflegte ſeine Frau und verließ nicht ihr Bett. Die arme Frau fühlte ihre letzte Stunde herannahen.

„Dick, ich ſterbe,“ ſprach ſie mit ſchwacher Stimme; „bevor ich aber die Augen ſchließe, ſchwöre, daß Du an dem Tod meiner Mutter nicht Schuld biſt!“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dick ſchwieg und wendete den Kopf. Er hatte nicht den Muth, falſch zu ſchwören. Hierauf ſammelte Caty ihre letzten Kräfte und rief mit feierlichem Tone: „Gott, ich danke Dir, daß Du mich von dieſem Leben befreiſt!“ Hierauf ſtarb ſie.

Dick Spark von Carlisle wurde den 15. December 1829 zu Dublin gehängt.

Der Divan.

Eine Sammlung

von

Novellen, Genrebildern und Memoiren

von

August Lewald.

Viertes Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Regentage auf Helgoland.

Der rothe Felſen Helgoland, der ſich unweit von den Mündungen der Elbe, mitten in der Nordſee, hoch und maleriſch erhebt, obgleich nackt und kahl, und nur von wenigen freundlichen Häuschen auf der Höhe garnirt, iſt ein wichtiger Punkt für Großbrittanniens Handelsmacht, die hier einen Gouverneur eingeſetzt hat. Wichtiger aber iſt dieſer Fels ſeit einigen Jahren allen nervenſchwachen und überreizten Perſonen geworden, die ſich hier während der, in dieſen nördlichen Seebreiten nur kurzen, ſchönen Jahreszeit zuſammenfinden, um das belebende Wellenſpiel des herrlichen deutſchen Meeres auf ſich einwirken und die mit Jod und Brom reichgenährte Luft in ihre trägen Lungenflügel den milden Einzug halten zu laſſen. Mehr als jedes Bad der Küſte iſt der Fels von Helgoland dem Kranken heilſam; denn hier bleibt er ſtets im Meere, ſelbſt wenn er dem Bade längſt entſtiegen iſt; hier gibt es keine ſchädlichen Ausdünſtungen, wie ſie die flache Küſte gebiert; denn immer nur iſt es dieſelbe wohlthuende Meeresluft, rein und unverfälſcht, die ihn hier umgibt. Gar freundlich iſt es bei ſchönem Wetter, einen Gang um den Fels zu machen; und obgleich hier nicht von überraſchenden Ausſichten die Rede ſeyn kann, und die Herrlichkeit mit Einem Male genoſſen wird, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß der beſtändige Wechſel der Staffage und Scenerie am Meere, der Zug der Wolken und das Spiel der Wogen, von einem unendlichen, ſtets neu ſich erzeugenden Reize iſt; und wenn das Leben in Gebirgen ſüße Schwärmerei nährt, ſo erweckt dafür das Leben am Meere eine Sehnſucht, die jungen, tief fühlenden Herzen eben ſolche Wonne zu bereiten vermag. Auch iſt es luſtig, wenn früh Morgens der Kahn die Gäſte über die Meerenge zur Düne führt, wo das Bad genommen wird — eine Fahrt, die bei ſtarkem Winde und hohen Wellen am liebſten unternommen wird, weil dann das Bad am heilſamſten wirkt, aber dann auch bei Neulingen einen leichten Anflug von Seekrankheit hervorbringt, während die habitués des Bades von Helgoland vor Luſt jauchzen und jede heranrollende Woge mit Jubel begrüßen. — Wenn aber trübe Regenwolken dieſen Felſen umhängen, wenn Meer und Himmel Eins zu ſeyn ſcheinen, und, wie durch mißfarbenen Flor geſehen, ſich den Blicken darſtellen; wenn der rothe Fels, der weiße Strand, die gelbe Düne, die Häuschen, die Blumen, das wenige Grün, Alles nur grau in grau ſich zeigt, Alles den Stempel der Feuchtigkeit, des naſſen Elements an ſich trägt, des ewig zürnenden Meeres, welches jene Gegenſtände wie einen frech begangenen Raub wieder zurück zufodern ſcheint, dann iſt es traurig hier, trauriger als in den Bergen, wenn auch dort der einförmige Regen herabrieſelt und die Wildbäche anſchwellt, trauriger als in der Ebene, wenn die Wieſe zum See wird und weder Weg noch Steg gefunden werden kann. Dann erwächst hier auf dieſem naſſen Felſen, den die grollenden Wogen peitſchen, in dem Gemüthe des Patienten eine Stimmung ſo trüber Art, man fühlt ſich ſo verlaſſen, beängſtigt, verzweifelnd, daß nur eine kleine Tinte anglomaniſchen Sinnes dazu gehört, dieſe Troſtloſigkeit in vollſtändigen Spleen auszubilden.

So war das Loos einer, durch längeres Beiſammenſeyn innig befreundeten Badegeſellſchaft, welche im Jahre 1832 während einiger greulichen Regentage das Felſeneiland der Nordſee für ſich zum Felſen des Heils erkoren hatte. Man ſah ſich auf ſeine Wohnung beſchränkt, alle Lectüre war bereits erſchöpft, die Herren zogen lange Geſichter, und die Damen ſeufzten, und wenn dies einige Stunden gewährt hatte, ſo löſte ſich Beides in trübſeliges Gähnen auf, dem ein trockenes Commerzſpiel folgte. — „So kann es wahrhaftig nicht bleiben,“ — rief ich eines Tages — „oder wir werden hier Alle noch aus langer Weile begraben! Wir müſſen eine Unterhaltung erſinnen, die uns wenigſtens während der Abendſtunden auf angenehme Weiſe beſchäftigt. Wie wäre es, wenn Jeder von uns es übernähme, eine Novelle, ein Ereigniß, ein Abenteuer, ein Genrebild zu entwerfen, und es in kurzem, aber bündigem Vortrage den Andern mittheilte? Der Einfall iſt nicht neu, werden Sie mir einwenden, aber er iſt probat. Und in einer Hinſicht ſoll er doch etwas Neues, oder Friſcheres vielmehr an ſich tragen, als die gewöhnlichen Behelfe dieſer Art; denn hier iſt nicht die Rede davon, alte, zum Theil verlegene Waare, die verſchiedene Zeiten entſtehen ſahen und verſchiedenen Leſern ſchon aufgetiſcht wurden, durch ein gemeinſchaftliches Band, als da ſind: Kunſtgeſpräche, kritiſche Raiſonnements u. dgl. zu verbinden, und in einen ſcheinbaren, nicht ſehr unterhaltenden Zuſammenhang zu bringen, ſondern hier iſt es wirklich eine nach Unterhaltung lechzende Geſellſchaft, die ſich durch ſolche Mittheilungen die lange Weile vertreiben will. Jeder bringe uns etwas, das ſeiner Heimath angehört, oder noch beſſer etwas Erlebtes, dem er um ſo leichter eine characteriſtiſche Färbung ertheilen kann. Auf ſolche Weiſe, hoffe ich, ſoll den Geſchichten ein Erſatz zu Theil werden für das, was die Ungeübtheit der Erzähler ihnen vielleicht nicht zu gewähren im Stande iſt. Die Elemente unſerer Geſellſchaft ſind ſo verſchieden, daß es an buntem Wechſel nicht fehlen wird, wenn

Jeder ſich auf eine Mittheilung beſchränken will, die meinem Wunſche entſpricht.“ — Man blickte ſich im Kreiſe ringsum an, und das freundliche Lächeln, das ſchon ſeit vielen Tagen verſchwunden war, und ſich nun plötzlich auf den Geſichtern einſtellte, machte einen ſo angenehmen Eindruck, als ob der erſte Sonnenſtrahl wieder durch die Regennebel bräche. Man griff nach dem Vorſchlage, wie nach einem Rettungsmittel der ſicherſten Art. Ich wurde auf der Stelle zum „Bad-Commiſſär bei Regenwetter“ proclamirt, und mir der ehrenvolle Auftrag ertheilt, die weitern Arrangements zu dieſem neuen „Serapionsbrüder-Bunde der Nordſee“ zu entwerfen. Meine Maaßregeln waren bald getroffen. Ich hatte eine genaue Kenntniß von den Individualitäten, und erwählte daher vorläufig ſechs Perſonen zu Scheherazaden, während ich aus den Uebrigen eine Reſerve bildete, die — nicht ſo geübt und geläufig — einſtweilen ſich vorbereiten konnten, um einzurücken, wenn der Fond der erſten Sechs erſchöpft ſeyn würde, der unbarmherzige Regen aber immer noch über Helgoland ſich ergöſſe. — Dieſer Tag verging ſchneller, während man den Unterhaltung verheißenden Abend erwartete, und auch dies erſchien ſchon Allen wie ein ſegensreicher Gewinn. Endlich kam die erſehnte Stunde. Die Geſellſchaft fand ſich in den geräumigen Zimmern ein, welche die Familie eines reichen Wiener Banquiers bewohnte. Unter den Erzählern ſollte das Loos die Reihenfolge beſtimmen. Es war die Tochter des Banquiers; ein junger Pair aus Frankreich, der auf einer maleriſchen Reiſe zu den Lappländern hier ſeine Station machte; ein engliſcher Capitän von der leichten Infanterie, der einige ſchlecht geheilte Wunden von Waterloo mit ſich führte; ein Magiſter aus Sachſen, von den nummerirten der litterariſchen Elite, und ein junger Hamburger, welcher in einem der dortigen großen Häuſer die Handlung erlernte. Zu dieſen Fünfen kam ich als der Sechste, der die Looſe ſorgfältig gemiſcht hatte, und ſie jetzt im Kreiſe präſentirte. Von der zahlreichen Reſerve aus Herren und Damen zu ſprechen, halte ich für überflüßig; auch ſie nimmt ihren Antheil, jedoch vorläufig von den Kartentiſchen aus. Nummer Eins hatte die Wiener Dame gezogen, die in ſichtbarer Verlegenheit geſtand, daß es ihr unmöglich ſey, den Anfang zu machen. Der Franzoſe erbot ſich ſogleich, ſie abzulöſen. Man war es zufrieden und er nahm ſeinen Seſſel am obern Ende des Zimmers ein, und begann, nach einem kurzen Beſinnen, die ſchönen, dunkeln Augen feſt auf die Geſellſchaft richtend, bald Den, bald Jenen fixirend, mit heller Stimme und angenehmer Gewandtheit ſeine Geſchichte: —

Es war Nacht, und nur wenige Kerzen erleuchteten eine kleine, beſcheidene Kapelle. Ein Prieſter ſtand am Altare, dem ein anderer Geiſtlicher aſſiſtirte. Ein ältliches, einfach gekleidetes Paar kniete auf rothen Polſtern; zwei ziemlich bejahrte Männer ſtanden in einiger Entfernung hinter demſelben. — Dies war Harlay von Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, im Begriffe, die Heirath Ludwigs von Bourbon, vierzehnten dieſes Namens, einzuſegnen mit Franciska von Aubigné, der Wittwe von Paul Scarron. Der aſſiſtirende Geiſtliche war der Pater La Chaiſe, Beichtvater des Königs; die zwei Zeugen waren Montchevreuil und Bontems, des Königs Kammerdiener. Dies geſchah zu Anfang des Jahres 1686 im Schloſſe zu Verſailles, in jener Kapelle, die ſpäter zu dem Appartement des Herzogs von Bourgogne gehörte. Die Ceremonie wurde ſehr geheim gehalten, und die Heirath iſt für den Hof ſtets ein Problem geblieben. Offenkundig jedoch ward es bald, daß die Wittwe Scarron das Gut Maintenon kaufte, welches zum Marquiſat erhoben wurde, und wovon ſie bis an ihren Tod den Titel führte, ohne jemals darauf Anſpruch zu machen, als Gemahlin des Königs öffentlich anerkannt zu werden. Das Schickſal dieſer Frau gränzt in der That an's Wunderbare. Zwar führt die Geſchichte mehrere Beiſpiele an, wo Frauen ihrer Schönheit wegen zur Herrſcherwürde erhoben, ja ſelbſt, dem Namen nach, Königinnen geworden ſind. Die Gemahlinnen von Victor Amadeus, von Peter dem Großen, und Jacob dem Zweiten, waren zum Theil noch unter dem Stande, den Scarron's Wittwe in der Geſellſchaft einnahm, wenn man nach den Vorurtheilen unſerer ſogenannten gebildeten Welt urtheilen wollte. Dieſe Erhebungen geſchahen aber in Zeiten und an Höfen, die noch nicht zu jenem Gipfel der Civiliſation, der Macht, der Majeſtät und der Etikette gelangt waren, wie dies unter Ludwig XIV. in Frankreich der Fall war. Ferner läßt ſich jenes erſtaunliche Glück einiger Frauen durch ihre Schönheit oder durch die Jugend der Fürſten erklären, die ſie auf den Thron erhoben. Eine erſte Leidenſchaft vermag wohl in kurzer Zeit große Hinderniſſe zu überflügeln. Aber Ludwig war bereits 50 Jahre alt, und die Gemahlin, die er ſich erwählte, noch um Einiges älter; und Ludwig war die ſtolzeſte und erhabenſte Majeſtät, die gedacht werden kann, und ſeine Dame, die Wittwe des armen, groteſken und verſpotteten Scarron; hierin liegt nach meiner Anſicht das Räthſel! — Vor Allem muß man hier den Character der Frau von Maintenon in Erwägung ziehen, wenn man die Löſung verſuchen will. Obgleich er ſehr verſchieden beurtheilt worden iſt, obgleich man ſich von ihm eben ſo leicht angezogen als abgeſtoßen fühlen kann — Größe läßt ſich ihm nicht abſprechen, und dies beſtätigt auch den alten Satz, daß ſie ſich nie mit der Mittelmäßigkeit befreundet, noch weniger aber lange mit ihr verweilt. Darum fand Ludwig jene Franciska von Aubigné! — Auf einer Dornenbahn gelangte dieſe berühmte Frau zu ihrer Höhe. — Ihr Geburtsort war ein Kerker zu Niort, wo ihre Eltern aus politiſchen Gründen gefangen gehalten wurden. Ihr Vater hieß Conſtant d'Aubigné, ein Sohn von Theodor Agrippa d'Aubigné, Kammerherrn Heinrichs IV.; ihre Mutter war Anna von Cordillac. Das Elend dieſer Leute war ſo groß, daß die arme Mutter kaum Nahrung genug für ihr Kind hatte, und dennoch ihre Bruſt bald ihrem Säugling, bald ihrem Gatten reichte, dem Verzweiflung und Kummer den Verſtand zerrüttet hatten. Im Jahre 1639, als Franciska vier Jahre alt war, ſchifften ſich die unglücklichen Eltern, welche wieder zur Freiheit gelangt waren, mit ihr nach Amerika ein, um dort ihr Glück zu verſuchen. Während der Reiſe wurde ſie ſo krank, daß ſie für todt gehalten wurde. Ein Matroſe will ſie ſchon den Armen der Mutter entreißen, um ſie auf Seemannsweiſe in den Ocean zu ſenken, als bei dem letzten Kuſſe, den die unglückliche Frau ihrem einzigen

Troſte im Elende unter Schluchzen aufdrücken will, ein leichter Hauch das Leben verräth, das noch in dem kleinen Herzchen ſchlummerte. Für den Augenblick iſt ſie zwar dem Leben gewonnen, aber ſchon in der folgenden Nacht greift ein Korſar das Schiff an, und die ganze Mannſchaft ſteht auf dem Punkte, über die Klinge zu ſpringen, wenn nicht die muthigſte Gegenwehr ſie rettet. Auch dieſe Gefahr geht glücklich vorüber, und die Auswanderer landen endlich auf Martinique. Unter Mühſeligkeiten mancherlei Art haben ſie ſich kaum dort eingerichtet, als das Feuer ihre Beſitzungen verzehrt und ſie Alle mit dem Flammentode bedroht. Später finden die Eltern die ſchlafende Franciſka, von einer Schlange umringelt, die ſchon den Rachen öffnet, um ihr Opfer zu tödten. Nach dem Hingang ihres Vaters, der in ihrem zwölften Jahre erfolgt, kann endlich die Mutter mit den Trümmern ihres Vermögens nach Frankreich zurückkehren. — Franciſka wird einer Verwandten, der Frau von Neuillant, anvertraut, die ſie ſchlecht hält und zu den niedrigſten Handleiſtungen verwendet. Sie mußte die Hühner und Gänſe austreiben und dem Kutſcher im Stalle zur Hand ſeyn. Ein junger Bauer verliebt ſich in ſie und begehrt ſie zur Frau; aber Frau von Neuillant ſchickt ſie auf Zureden einer Frau von Stillette, welche auch die Penſion für ſie zu bezahlen übernimmt, zu den Urſulinerinnen. Hier geht Franciska, die im proteſtantiſchen Glauben erzogen war, zum Katholicismus über; und dies veranlaßt ihre Wohlthäterin, eine exaltirte Calviniſtin, die Penſion nicht mehr für ſie zu entrichten. Umſonſt aber wollen ſie die frommen Schweſtern nicht behalten, und ſchreiben an Madame d'Aubigné, daß ſie ihre Tochter abholen möge. So kam denn Franciska wieder nach Paris. Mutter und Tochter ſind hier dem Elende und Mangel auf's Neue preisgegeben. — Unweit von ihrer Wohnung, in der Rue de l'Enfer, wohnte damals der Dichter Scarron. Der ausgezeichnete Geiſt dieſes Mannes war durch Mangel und Krankheit zwar gebeugt worden, demungeachtet aber beſaß er ein offenes Gemüth und einen edeln und uneigennützigen Character. Bei Hofe genoß er eines bedeutenden Anſehens. Einige von den vornehmen Herren hielten ihm ſeinen

Cynismus, ſeines vortrefflichen Herzens wegen, zu gut; Andre ſahen über gewiſſe, bei Hofe nicht beliebte einfache Tugenden leichter hinweg, aus Rückſicht für ſeinen Freimuth, der ſie ergötzte. So war er beiden Theilen recht. Die Wittwe d'Aubigné beſuchte dieſen Mann oft, und weil ſich ſtets die beſte Geſellſchaft bei ihm einfand, ſo hoffte ſie hier einmal einen mächtigen Beſchützer zu gewinnen; allein ſie ſtarb, ehe ſie dieſen Wunſch erfüllt ſah, und hinterließ ihr Kind hülflos und ohne Stütze. Da trägt eines Tages der häßliche, krüppelhafte, halbgelähmte Scarron der ſchönen Franciska ſeine Hand an, oder wenn ſie ihn nicht zum Manne wollte, eine Summe, um die Penſion bezahlen zu können, und zu den frommen Urſulinerinnen zurückzukehren. Wer hätte es wohl denken können — das reizende Fräulein von d'Aubigné wählt das Erſtere, und wird die Gattin des in ſeinem Aeußern höchſt unliebenswürdigen Scarron. Sie zählte damals 18 Jahre und entzückte durch Geſtalt und Geiſt. Bis 1660 lebte ſie mit ihrem Gatten, in deſſen Hauſe ſie ſich nun vornehme Gönner genug erwerben konnte; als aber Scarron ſtarb, hinterließ er ihr nur Schulden. Sie wurde abermals dem tiefſten Elende zur Beute, ſchlug aber muthig alle Anerbietungen zurück, die man ihr aus niedriger Geſinnung zu machen wagte. Ihre wahren Freunde bemühen ſich indeſſen, die Fortdauer der Penſion ihres Gatten für ſie zu erwirken, die jener in ſeiner burlesken Eigenſchaft, als Malade de la Reine, bezogen hatte. Dieſe Bemühungen mißlingen, und zum zweiten Mal entſchließt ſich die Arme, auszuwandern, um unter einem andern Himmel ein Glück zu ſuchen, das ſie im Vaterland zu fliehen ſcheint. Noch Eines will ſie wagen, bevor ſie ihre Reiſe antritt; ſie läßt ſich der Frau von Montespan vorſtellen, welche damals in Frankreich allmächtig herrſchte. Die Favorite iſt ſo überraſcht von ihrem Betragen, ſo voll Bewunderung für ihren Verſtand, daß ſie ſie ſogleich dem König vorſtellt, der ihr eine Penſion von 2000 Franken bewilligt und ſie zur Erzieherin des Grafen von Toulouſe und des Herzogs von Maine ernennt. Ludwig lernte ſie in dieſen Verhältniſſen aufrichtig ſchätzen, wenn er ſie gleich nicht eben liebte. Als im Jahr 1672 Madame

Scarron ihre Zöglinge, die jungen Prinzen, in die Bäder von Barèges begleitete, ſchrieb ſie von dort einige Male an den König, der von ihren Briefen hingeriſſen wurde. Die Folge war, daß er ſie nach ihrer Zurückkunft öfter ſah und ſich daran gewöhnte, ihre geiſtreichen Einfälle anzuhören, und ſo ward die Grundlage zu dem Vertrauen gelegt, aus dem ſpäter Liebe wurde. Ihre beſcheidene Frömmigkeit, ihre tugendhafte Mäßigung bezauberten den König, der von allen andern Reizen der Verführung zu oft ſchon gefeſſelt worden war, und nur dieſe nicht kannte.

So bemächtigte ſie ſich bald ſeines Herzens und wußte ihm dabei die ernſteſten Wahrheiten mit einer unendlichen Anmuth zu ſagen. Ludwig XIV. wünſchte zu dieſer Zeit nicht nur unterhalten, ſondern auch zart behandelt zu ſeyn; er bedurfte einer Geſellſchafterin von überlegenem Verſtande, deren Laune ſich leicht der ſeinigen unterwarf. Die Königin war todt, und Pater La Chaiſe ſchlug ihm vor, ſich heimlich mit Madame Scarron zu verbinden, die bereits zur Marquiſe von Maintenon erhoben worden war. Der König willigte ein. Kaum war aber der wichtige Schritt geſchehen, und Frau von Maintenon erblickte ſich als die erſte Dame in Frankreich, ſo zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück und ſah Niemand mehr als den König und zwei bis drei Damen von ältern Jahren. Ein mächtiger Kummer ſchien ſie mitten in dem Glanze der Macht und des Reichthums heimzuſuchen; noch in demſelben Jahre bittet ſie um die Erlaubniß, am Ende des Parks von Verſailles die religiöſe Stiftung von St. Cyr zu errichten, wo 300 arme Fräulein auf ihre Koſten erzogen werden ſollen. Wahrſcheinlich gedachte die edle Stifterin dabei ihrer eigenen hülfloſen Jugend, und dies läßt uns die ganze Größe ihrer frühern Leiden mitempfinden. Ludwig beſchenkte dies Haus wahrhaft königlich, und Frau von Maintenon entwarf ſelbſt die Statuten in Gemeinſchaft mit Godet und Desmarets, dem Biſchof von Chartres. Nur Fräulein von ſieben bis zwölf Jahren wurden dort aufgenommen, die man mit einundzwanzig Jahren und drei Monaten wieder entließ. Alsdann erhielten ſie eine Ausſtattung von tauſend Thalern. Sie wurden in der Religion und Tugendlehre, im

Styl und in der Compoſition, in Weltgeſchichte, Geographie, Muſik und Zeichnen unterrichtet. Frau von Maintenon ſelbſt führte die Oberaufſicht, und dies waren ihre reinſten Freuden während ihrer geheimen Regentſchaft, wie ſie ſelbſt zu ſagen pflegte. Als im Jahr 1715 der König ſtarb, zog ſich ſeine Gattin nach St. Cyr zurück, und widmete ſich gänzlich dem mühſamen Geſchäfte des Unterrichts und miſchte ſich in die heitern Spiele ihrer angenommenen geliebten Kinder. So verlebte ſie noch vier Jahre, und ſchloß dann die ſchönen Augen in einem Kloſter, die ſie in einem Gefängniſſe dem Licht der Welt geöffnet hatte. Es iſt wahrlich nicht ohne Bedeutung und wohl im Stande, Stoff zum Nachdenken zu geben, wenn man ſich der Aeußerungen erinnert, welche berühmt gewordene Perſonen in ihrer frühern Kindheit gethan haben. So ſpielte einſt Franciska von Aubigné, als ſie vier Jahre alt war, mit der Tochter des Schloßwärters von demſelben Alter, in dem Gefängniſſe ihrer Eltern. Jene hatte einiges Spielzeug von Silber und brüſtete ſich damit, indem ſie Franciska ihre Armuth vorwarf. — „Bin ich auch nicht ſo reich wie Du," — erwiederte dieſe — „ſo bin ich dafür ein Fräulein, und Du nicht." — Als die Korſaren auf der Reiſe nach Amerika ihr Schiff angriffen und Alles in Angſt war, blieb ſie ruhig und ſagte zu ihrem Bruder: „Wenn wir gefangen werden, wird man uns wenigſtens nicht mehr ſo auszanken dürfen, wie jetzt." — Als ihr Haus auf Martinique abbrannte, weinte ſie ganz entſetzlich. Ihr Vater verwies es ihr und ſprach: „Iſt es recht, um ein Haus in Verzweiflung zu gerathen?" — „Ach, ich weine nicht um das Haus," antwortete Franciska, — „aber meine Puppe brennt." — Einſt ſprach ihr Bruder mit Schrecken von den Qualen, welche die Böſen in der Hölle auszuſtehen haben würden. „Nicht doch," — entgegnete Franciska, welche damals erſt fünf Jahre alt war — „es wird nicht ewig dauern, und der liebe Gott wird auch wieder gut werden." — Ihre Mutter erzählte gern von den Heldenthaten ihres Großvaters und den Ehren, womit Heinrich IV. ihn überhäuft hatte. — „Und ich," ſprach ſie dann trotzig — „ſoll ich denn gar nichts werden?" — „Und was willſt

Du denn werden, mein Kind?“ — fragte di Mutter. — „Königin von Navarra,“ antwortet ſie ſtolz. — Sollte man nicht ſagen, daß bei dieſer Antwort eine Ahnung durch die Seele de Kindes zog? Mit dreizehn Jahren wollte man ſi zum Katholicismus bekehren. — „Ich verſteh mich zu Allem,“ — ſagte ſie zu den Nonnen — „wenn man mich nur nicht zwingen will zu glauben, daß meine gute Tante von Villette einſt verdammt werden wird.“ Und dieſelbe kleine Calviniſtin war es, die ſpäter dem König den Widerru des Edicts von Nantes anrieth. Welche Widerſprüche im Leben und Gemüthe der Menſchen! — Als Madame Scarron pflegte ſie ihre Soupers, die nur aus wenig Schüſſeln beſtanden, mit ſo anmuthigen Geſprächen zu würzen, daß die Gäſte, im Zuhören begriffen, Eſſen und Trinken vergaſſen. Manchmal ſagte der aufwartende Bediente leiſe zu ihr: „Madame, noch ein Geſchichtchen, heute haben wir keinen Braten.“ — Die ſeltſame Schwermuth, welche ſie an den Stufen des Thrones ergriffen hatte, wurde bald ihre beſtändige Begleiterin. Faſt alle ihre Briefe tragen dieſen Ausdruck, obgleich ſich darin nicht ſelten eine große Geſinnung mit der ihr eigenthümlichen Anmuth verbindet. — „Warum kann ich Ihnen nicht meine Erfahrung ſchenken?“ — ſchrieb ſie an Frau von Maiſonfort — „warum kann ich Ihnen nicht den Ueberdruß zu koſten geben, welcher das Leben der Hohen dieſer Erde umgibt und verzehrt? Welche Mühe ſie ſich geben, ihre Tage hinzuleben? O daß Sie ſähen, wie ich in Trübſal vergehe, bei einem Glücke, das gewöhnlichen Sterblichen kaum glaublich erſcheint!“ — „Welche Qual liegt darin,“ ſchreibt ſie an Lady Bolingbroke — „einen Mann unterhalten zu müſſen, der nicht unterhaltend iſt! Schreiben Sie uns Neuigkeiten, denn die Langeweile tödtet uns.“ — Dieſe Verpflichtung, ſtets liebenswürdig zu erſcheinen, dieſe ewige Nachgiebigkeit, dieſe Selbſtverläugnung für die eigenſinnigſte Selbſtſucht eines zwar großmüthigen und zärtlichen, aber dabei herriſchen und ſtolzen Gebieters erſcheinen uns als ein um ſo drückenderes Marterthum, da es ein freiwillig auferlegtes war, und durch einen natürlichen Stolz unabwendbar wurde. In allen Verhältniſſen des Lebens iſt

iſt nichts mehr zu vermeiden, als eine falſche Ste lung, und ſey ſie auch noch ſo glänzend. Fr von Maintenon befand ſich in einer ſolchen. Ih niemals anerkannte Verheirathung, der Titel, de ſen ſie ſich nicht öffentlich rühmen durfte, wurde Zwang und Sclaverei für ſie, und entriſſen ihre gebrochenen Herzen mehr Klagen, als die Armut und das Unglück ihrer früheren Jahre. Alle Ehren die ihr im Stillen gezollt wurden, entſchädigte ſie nicht für die falſchen Deutungen und gehäſſi gen Gerüchte im Volke und am Hofe, deren Ge genſtand zu ſeyn ſie vollkommen überzeugt war Ihr Gewiſſen war ruhig, aber ihre Ehre war i einem ſteten Kampfe begriffen; die Ambition wa befriedigt, nicht aber die Eigenliebe, die eiferſüchtigſte und anmaßendſte unſerer Leidenſchaften. Frau von Maintenon pflegte die Meſſe auf einer Tribüne hinter vergoldetem Gitter zu hören, wie man ſie für die Königliche Familie eingerichtet hatte; aber weder Offiziere noch Edelleute ihres Hauſes begleiteten ſie und ſtanden hinter ihrem Seſſel. Sie durfte ſich in Gegenwart des Königs ankleiden und friſiren laſſen: er titulirte ſie kurzweg:

Madame. Traten die königlichen Prinzen in ihr Gemach, ſo erhob ſie ſich nur einen Augenblick, und ſetzte ſich dann gleich wieder. Den Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt wurde von ihr nur dann eine Audienz bewilligt, wenn ſie darum gebeten hatten, oder wenn ſie ſie ſelbſt holen ließ, um ihnen einen Verweis zu geben. Die Herzogin von Bourgogne nannte ſie nur ſtets: **Mignonne**, und Jene gab ihr den Titel: **Tante.** Außerhalb des Palaſtes aber und in ihren Beziehungen zur Welt verſchwanden alle dieſe Symptome von Macht und Ehren.

Einſt ſchloß die Prinzeſſin von Soubiſe einen Brief an ſie mit den Worten: „mit Achtung"; hierauf erwiederte die Maintenon: „Was die Achtung betrifft, ſo ſoll davon zwiſchen uns nie die Rede ſeyn; Sie könnten ſie nur wegen meiner Jahre hegen, und ich halte Sie für zu höflich, um mich daran erinnern zu wollen." So waren Gefühl und Stellung bei ihr im ſteten Widerſpruche. Sie blieb immer der Perſon des Königs auf das treueſte ergeben, und konnte es ihm doch nie verzeihen, daß er ſie nicht zur Königin erhoben hatte. Ihre Erhöhung erzeugte nur den Zwang, ihre Tage in ſteter Zurückgezogenheit auf die einförmigſte Weiſe zu verleben. Der König beſuchte ſie gewöhnlich nach der Tafel und vor und nach ſeinem Souper. Er arbeitete dann bei ihr mit den Miniſtern, während ſie ſelbſt las oder mit einer Handarbeit beſchäftigt war. Sie ſchien dann ſtets ſehr zerſtreut und antheillos, obgleich ſie das Staatsruder im Stillen lenkte. Dem ungeachtet verläugnete ſie niemals die weiſe Mäßigung, welche ihr zur andern Natur geworden war. Sie benützte nie ihren Einfluß, um ihre Familie auf Koſten Anderer zu erheben oder zu bereichern, ſie forderte aber auch von Andern dieſelbe Uneigennützigkeit. Arme oder Leute von Verdienſt, was zuweilen gleichbedeutend iſt, vergaß ſie nie. Der Marquis von Angeau, Barillon, Racine, Boileau, Buſſy, die Scudery und die Deshoulières, mögen unter vielen Andern hier als Beiſpiel genannt werden. Sie betrachtete ihre hohe Stellung wie eine Laſt, welche nur durch Wohlthaten erleichtert werden konnte. Außerdem verſtand ſie es, den König und ſeinen Hof durch unabläſſige und erfolgreiche Bemühungen wieder auf die Bahn der Zucht und Sitte zu lenken. Dies allein muß ſie gegen den Vorwurf politiſcher Intrigue entſchuldigen. Zwar könnte man einwenden, daß ſie oft ſo ſchlau für das Gute intriguirte, als Andre es für das Böſe thun. Ihr größtes Unrecht war die Undankbarkeit gegen Frau von Montesvan, welcher ſie Alles zu verdanken hatte, und ihre Unduldſamkeit gegen die Proteſtanten, denen ſie in ihrer Jugend ſelbſt angehört. Beides hat ſie nie bereut, weil ſie feſt überzeugt zu ſeyn glaubte, daß ſie ſo handeln müſſe, um Moral und wahren Glauben aufrecht zu erhalten. Sie pflegte und tröſtete Ludwig XIV., als des Schickſals harte Schläge ihn trafen, die ihn leicht hätten überwältigen können, wenn ihre ſanften und beredten Ermahnungen ihm nicht zu Theil geworden wären. So aber vermochten Unglücksfälle nie die Seelenruhe des Königs zu ſtören, wie früher der überwiegende Hang zu Ergötzlichkeiten und Liebesverhältniſſen keine Unordnung in den Regierungsgeſchäften herbeizuführen vermochte. Ludwig XIV. wird ſtets als der kräftigſte Repräſen tant des Königthums, als eine Sonne irdiſche Majeſtät erſcheinen. Der Hang zur Poeſie verläugnete ſich nie bei dieſer merkwürdigen Frau Auf ihren Wunſch dichtete Racine ſein an poetiſchem Schmucke ſo reiches Trauerſpiel „Eſther“ und ſeine „Athalia“, welche ſie von ihren geliebten Zöglingen in St. Cyr darſtellen ließ. E war ein einziges und dabei höchſt anziehende Schauſpiel, die Rollen von ſchönen jungen Kindern ausführen zu ſehen, während Prälaten un Jeſuiten ſich leidenſchaftlich zum Einlaß drängten und der größte König ſeiner Zeit dem größten Dichter derſelben eigenhändig Beifall klatſchte. Und derſelbe Dichter ſtarb einige Jahre darau aus Schmerz, dieſem Könige ein wenig mißfallen zu haben. Wer jene Zeit begreifen will, muſ ſolche Züge ſammeln und ſie in einem Bilde z vereinigen ſuchen. Es war nicht die Kleinmüthigkeit des Racine'ſchen Geiſtes, der ihn vor Kummer ſterben ließ, ſondern es war die Größe und Wichtigkeit der Urſache. Der Hof war damals das All, und der König das ſtrahlende Geſtirn, von dem alle Bedingniſſe des Lebens ausgingen. Als

Beweis erzähle ich den Vorgang ſelbſt. Die Maintenon hatte von Racine ein Memoire fertigen laſſen, worin er mit ſtarken Zügen das Elend und die Leiden des Volks ſchilderte, um es dem Könige zu übergeben. Dieſer ward ungehalten darüber. Da hatte die große Frau die Schwäche, ihm den Verfaſſer zu nennen, ohne ihn zu vertheidigen, ſie, der dies ſo leicht geworden wäre und die es bei andrer Gelegenheit ſo oft gethan. Aber man darf der Maintenon hier nicht böſe Abſichten, Haß gegen Racine oder Intrigue zuſchreiben. Auch ſie vermochte den Unwillen des Königs nicht zu ertragen, und wenn ſie beſorgen mußte, ſein Gefühl unzart berührt zu haben, ſo vergaß ſie Alles, ihre Geiſteskraft verließ ſie. Racine war noch ſchwächer und verlor das Leben darüber. Das waren Myſterien des damaligen Hoflebens, von denen ſchon längſt alle Spuren verſchwunden ſind. Nicht ſo unbegreiflich ſcheint es mir, daß die Gattin des Königs von Frankreich und Navarra ihres erſten Mannes, des armen verkrüppelten Scarron, oft und mit Bedauern gedachte. Madame Scarron war jung und ſchön, gehuldigt ward ihr von den eleganteſten und geiſtreichſten Herren des Hofes, während die Frau Marquiſe von Maintenon mit den Jahren, die ſie gewonnen, viele Reize verloren hatte, und als Anbeter nur einen alten König beſaß, zur beſtändigen Geſellſchaft nur drei bis vier alte Frauen. Gold und Macht konnten nicht die ſchöne Jugend, den Scherz und die ungemeſſene Fröhlichkeit wieder zurückbringen. So waltet das gerechte Geſchick. Voltaire bemerkt ſehr richtig, daß die Herren der Akademie nicht wohl daran thaten, auf dem Grabſtein der Frau von Maintenon den Namen Scarron wegzulaſſen. Dieſer Name wäre keineswegs erniedrigend für ihr Andenken geweſen; aber ſeine Weglaſſung fordert vielleicht zu kränkenden Bemerkungen auf. Wie oft verrechnen ſich die Schmeichler der Könige! Das Grab der Frau von Maintenon iſt in der Mitte ihrer Stiftung zu St. Cyr. Von dort ſollte ihr Geiſt noch über ihre Adoptivtöchter wachen, die ihr Andenken ſegneten. Die Revolution zerſtörte den beſcheidenen Hügel, als bedeckte er die Aſche einer Königin. Aber ſchon im dritten Jahre des Conſulats durften die Zöglinge von St. Cyr ihrer Wohlthäterin ein neues Monument errichten, deſſen Inſchrift man noch jetzt lieſt:

Elle fonda St. Cyr, edifia la France;
Son tombeau fut détruit, ses restes outragés,
La jeunesse en gémit, et la reconnaissance
Erige une autre tombe à ses mânes vengés.

Napoleon ehrte ihr Gedächtniß, indem er die prächtigen Stiftungen von Ecouen und St. Denis zum Theil nach den Grundſätzen und Einrichtungen gründete, welche Frau von Maintenon für St. Cyr entworfen hatte. Als eine bizarre Laune des Schickſals möge es aber betrachtet werden, daß das Kloſter von St. Cyr, welches zur Erziehung von dreihundert armen Fräulein erbaut wurde, nunmehr eine berühmte Militär-Schule iſt, daß aber dafür fünfhundert Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion an die Stelle der alten Mönche von St. Denis gekommen ſind. Ich ſchließe meine Erzählung, hocherfreut, wenn die darin mitgetheilten Züge im Stande ſind, den Ruf einer ſeltenen Frau von ſo manchem ihr gemachten Vorwurfe zu befreien. In Frankreich iſt man längſt darüber einig, der Frau von Maintenon eine Stelle in der Geſchichte zu gönnen. —

Der junge Pair ſchwieg. — Ich hätte gewünſcht, ihn ſchon von den Lappländern zurückgekehrt zu ſehen, weil er uns dann vielleicht mit einer überraſchenderen Schilderung erfreut haben würde, da mir das Meiſte von dem Mitgetheilten ſchon bekannt geweſen war. Die andern Zuhörer waren nicht meiner Meynung. Man drängte ſich um ihn, während der Thee ſervirt wurde, um ihm in mittelmäßigem Franzöſiſch Dank und Ehre zu erweiſen. Selbſt vom Whiſttiſche bog ſich eine liebenswürdige Frau, die Tante der jungen Wienerin, zu dem Biographen der Maintenon herüber, um ihm einige Artigkeiten zu ſagen. — „Das iſt ſo recht für Damen!“ — liſpelte der Magiſter aus Sachſen mir zu, und ſchien über einen ähnlichen Stoff zu ſinnen, um dem Franken den Preis zu entwinden. Bald ſaß man wieder im Kreiſe, und ſchien eine neue Erzählung zu erwarten; denn der Abend war noch lange nicht vorüber. Ich als Bad-Commiſſär hielt es meines Amtes, die junge Wienerin, die das erſte Loos gezogen hatte, an ihre Pflicht zu erinnern. Und ohne ſich lange bitten zu laſſen, ſah ſie zu ihrer Tante hinüber, die ihr mit dem Finger drohte, ſeufzte tief, bat recht anmuthig um Nachſicht und fing dann folgende Geſchichte an, während neue Regenſtröme ſich im Uniſono an den Fenſtern raſſelnd bemerkbar machten: —

In dem Jahre, wo die Reduction der Staatspapiere ſo viele Familien von Reichthum und Glück in Armuth und Elend geſtürzt hatte, kam eine noch junge Frau mit ihren zwei Töchtern nach Wien, die weder Aufmerkſamkeit noch Antheil zu erregen vermochte. Sie gab ſelbſt vor, fremd zu ſeyn, und Niemand in der großen Stadt, der ſie zufällig ſah, wußte ſich ihrer zu erinnern. Sie mochte ohngefähr 35 Jahre haben und zeigte eine edle Geſichtsbildung; ihr Anzug war reinlich, wenn gleich von einer Einfachheit, welche an Armuth gränzte. Sie trug ein Kleid von ſchlichtem Linnenzeuge, und ihr Hut war nach alter Mode und von der Sonne verdorben. Am Arme führte ſie ſtets ein Mädchen von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren, von der einnehmendſten Geſtalt, und an der Hand ein ſchönes Kind in zarter Jugend, friſch, heiter und muthwillig plaudernd, was den auf ihrem Geſichte ausgeprägten Kummer für Augenblicke zu verſcheuchen ſchien. So konnte man ſie an manchem ſchönen Sommerabend auf dem einſamen Theile des Glacis ſpazierengehen ſehen, wohl eine ganze Stunde und darüber; dann aber ſuchte die Familie ihre beſcheidene Wohnung auf, die in einem entfernten Gäßchen der Vorſtadt gelegen war, und zu welcher vier enge finſtre Treppen führten. Hier lebten ſie ihre ſtillen, arbeitſamen Tage hin, einſam für ſich, ohne irgend eine Berührung mit ihrer Nachbarſchaft zu ſuchen, aber auch eben ſo wenig ſie ängſtlich vermeidend. Fremde Beſuche empfingen ſie nie, und ſo wußte denn auch die Frau des Hausmeiſters, die über alle Einwohner des weitläufigen Bienenſtocks, den irgend ein reicher Beſitzer zu ſogenannten Armenwohnungen hatte einrichten laſſen, genaue Controle führte, nichts Nachtheiliges von ihnen zu berichten.

Die Frau, welche wir dieſes Leben in Wien führen ſehen, war jedoch nicht immer zu ſo ſchweren Entſagungen genöthigt geweſen; noch vor Kurzem erſt hatte ſie ſich von Glanz und Reichthum umgeben geſehen. Sie war die Wittwe eines bekannten Banquiers in Prag, welcher durch die entwertheten Papiere ſeinen Fall beſchleunigt ſah, und freiwillig vom Leben ſchied, als er merkte, daß ſeine Ehre an der Börſe nicht mehr zu retten ſey. Seiner Familie hinterließ er nichts als ein trauriges Andenken, und das Wenige, was mitleidsvolle Gläubiger ihr abzutreten geneigt waren. Es war der armen Wittwe nicht möglich, an dem Orte zu bleiben, wo jeder Augenblick ihr den traurigen Wechſel ihrer Lage vor Augen führen mußte, und ſie beſchloß daher, mit ihren Töchtern Prag zu verlaſſen. Aber wohin ſich wenden? Ihren geringen Geldvorrath während einer großen Reiſe und zur Einrichtung an einem gänzlich fremden Orte erſchöpfen, ſchien ihr zu abenteuerlich; ſich nach einer der kleinen böhmiſchen Städte zurückzuziehen, war eben ſo wenig rathſam. Dort, wo die Erwerbsquellen nur in ſcharfer Begränzung vorhanden ſind, durfte ſie nicht hoffen, ſo viel zu verdienen, als ſie für ſich und die Ihrigen brauchte, und überdies drängt ſich an kleinen Orten ſo viel Neugierde um den Unglücklichen, daß ihm ſein hartes Loos bis zur Verzweiflung unerträglich gemacht wird. Mit Entwürfen und Planen für die trübe Zukunft wurde die erſte Zeit nach dem tragiſchen Ereigniſſe hingebracht, und bald folgte jene Erleichterung, die der Himmel tugendhaften Gemüthern ſendet. Die arme Mutter erſtarkte durch den Gedanken, daß ſie Kinder beſitze, für die ſie zu ſorgen habe, und dieſer heiligen Pflicht ſich hingebend, zog ſie nach Wien, um ungekannt in der großen Stadt durch Handarbeit, wobei ſie ſchon auf die Unterſtützung ihrer ältern Tochter zählen durfte, ihr Loos zu verbeſſern. — Die Wittwe hatte dort einen nahen Verwandten, der ſie in frühester Jugend wie eine Schweſter geliebt hatte. Er lebte von ſeinen großen Einkünften, die ihm die von ſeinem Vater ererbten Beſitzungen abwarfen, in einem prächtigen Hotel in Glanz und Ueberfluß. Mit heimlicher Scheu war ſie bald nach ihrer Ankunft ſchon an dem Portale vorübergegangen und hatte gemeint, ſich dieſem Jugendfreunde zu offenbaren, um ihre

Kinder mit Einem Male der drückenden Lage entriſſen zu ſehen; aber immer noch hatte ihr der Muth zu dieſem Schritte gefehlt. Eines Tages ſieht ſie ſich von einem alten Bedienten mit Aufmerkſamkeit betrachten, wie ſie mit einem Blicke, worin ſich ein nur mit Mühe unterdrückter Wunſch malt, zu den hohen Fenſtern hinaufſchaut. Ihre Verlegenheit wächst, und ſie glaubt, um keinen Argwohn zu erregen, eine unbedeutende Frage an den Alten richten zu müſſen. Sie bittet ihn, ihr zu ſagen, ob Herr v. M. dies Hotel bewohne, und ob er jetzt in Wien anweſend ſey. Mit der einem alten Wiener eigenthümlichen Freundlichkeit wurde ihr die erſehnte Auskunft; aber mit ſchwerem Herzen ging ſie weiter, denn auch jene Hoffnung, welche ſie ſich für einen ſchlimmen Fall ſtets bewahrt hatte, war ihr geraubt. Herr v. M. reiste bereits ſeit ſechs Monaten in der Fremde umher, und es hieß ſogar, er werde in vielen Jahren nicht zurückkehren, und ſeinen Wohnſitz in Neapel nehmen, wo ſein Sohn dem Studium der Malerkunſt oblag. — Mit einem ziemlichen Grade von Muth begabt, ſah die gute Frau nun wohl ein, daß ſie ſich einzig und allein durch Arbeitſamkeit erhalten könne, und ein beſſeres Loos von dem Schickſal erringen müſſe. Ihre ältere Tochter Johanna beſaß Einſicht und Character, tröſtete ſie, und verſprach thätig mitzuwirken. Sie fingen an, verſchiedene weibliche Arbeiten zu verfertigen, welche die Mutter in eine jener ſogenannten Induſtrie-Anſtalten trug, die ſich mit deren Verkauf beſchäftigen. Sie waren vom frühen Morgen bis zum Abend fleißig, und dabei nahm ſich noch die edle, liebenswürdige Johanna der kleinen Wirthſchaft an, kochte für die Mutter eine ſtärkende Suppe und hielt das kleine Hausweſen in der beſten Ordnung. — Wurden nun mit einbrechendem Abend die Nadeln von allen Dreien weggelegt — denn auch die kleine Julie half nach Kräften mit — ſo war es ihre Freude, aus dem engen Stübchen zu eilen, um die freie Luft auf einem langen Spaziergange um den heitern Glacis zu athmen. Hier gingen ſie, oft mitten im Gewühl, einſam und unbeachtet; denn ſelbſt Johanna's Schönheit, von keiner Toilette gehoben, zog die Blicke nicht auf ſie. Das ſchöne Auge heftete ſich auf den Boden, beſchattet von dem großen Rande eines unförmlichen Strohhuts. — Eines Abends, auf ihrem Heimwege begriffen, werden ſie unfern von ihrer Wohnung, in einem öffentlichen Garten, den nur ein Zaun von der Straße trennt, eine große Menſchenmenge gewahr, welche einer Stimme zuhorcht, die gar anmuthig italieniſche Barcarolen ſingt. Die Sängerin war in einen ſchwarzen, großen Schleier gehüllt, ſo daß man von ihrem Geſichte nichts erſpähen konnte; das Anziehende lag nicht in der äußern Erſcheinung, ſondern in dem rührenden Tone der Stimme und in dem geſchmackvollen Vortrage, der bei einer Künſtlerin dieſer Gattung auffallen mußte. Nach jedem Liede wechſelten die Zuhörer, und die Fortgehenden drängten ſich dann immer eifrig hinzu, um einiges Kupfergeld, als Opfer ihrer Bewunderung, in einen Teller zu werfen, der vor der Sängerin auf der Erde ſtand. — „Dieſe Sängerin iſt wirklich ausgezeichnet,“ — ſprach Johanna, in tiefem Sinnen verloren, und bat ihre Mutter um Erlaubniß, ihr auch einen kleinen Tribut zollen zu dürfen. Zu Hauſe wurde das Geſpräch über Geſangkunſt und über den reichen Erwerb, den ihre Ausübung ſelbſt in ſo untergeordneter Sphäre zu verſchaffen vermöge, fortgeſetzt, und noch am nächſten Morgen hatte Johanna ihr Köpfchen ſo voll von dieſer Erſcheinung, daß ſie die Frau des Hausmeiſters angelegentlich fragte, ob ſie von den nähern Verhältniſſen der ambulirenden Künſtlerin unterrichtet ſey. — „Haben's auch gehört?“ — fing jetzt die Hausmeiſterin an — „nit wahr? die hat a Kröpferl! Die ſingt wie a Nachtigall'n! Aber ſie hat auch ein Einnahm'; i wär' a ganze Wochen mit dem zufrieden, was ſie in ei'm Abend einnimmt.“ — „Glauben Sie denn wohl, daß ſolch ein Singen ſo viel abwerfe?“ fragte Johanna wieder. — Die Hausmeiſterin betrachtete ſie mit großen Augen und lächelte verſchmitzt; aber ein ernſter Blick der Mutter brachte ihren Mund wieder in die Normalfalten zurück. „I mein's ſchon,“ ſagte ſie ernſt — „die müßt ſchon a Geld haben.“ — „Würde aber dann die arme, unglückliche Sängerin,“ fuhr Johanna fort — „ihre Kunſt auf dieſe betrübende Weiſe treiben?“ — „Ah, mein ſchönes Fräulein,“ — erwiederte die Hausmeiſterin — „das kennen Sie nit — das iſt a Geſind'l über einander, das kann nit ſparen, das lebt z'viel, das kann nie g'nug haben." — „Kennen Sie alſo?" fragte jetzt die Mutter. — „Nit im Geringſten," antwortete ſtolz die Hausmeiſterin; — „ich? kennen? wo denken Sie hin, meine liebe gnädige Frau? Alles, was i Eu'r Gnaden ſagen kann, iſt, daß die Landſtreicherin ſeit ſechs Wochen alle Donnerſtag ſich im Mondſcheingarten am Eck hinſtellt und ihre Lieder ſingt, und viel Leut' herumſtehen und ihr zuhör'n mögen." — Hier wurde die Converſation abgebrochen; Johanna haßte üble Nachreden, und das Talent der armen Unbekannten hatte ſie eingenommen. Ihr Mitleid konnte durch die rohen Aeußerungen der Hausmeiſterin nicht unterdrückt werden. — Johanna hatte noch vor Kurzem in dem muſikliebenden Prag den Unterricht der berühmteſten Meiſter genoſſen; ihr Geſchmack war gebildet und ſie hatte eine wunderliebliche Stimme. Jetzt, da ſie kein Inſtrument beſaß, konnte ſie ihr Talent nicht ferner ausbilden; aber ſelten ſaß ſie neben ihrer Mutter bei der Arbeit, ohne eine Romanze mit leiſer Stimme vor ſich hinzuſingen, die ihr aus glücklichern Tagen im Gedächtniß geblieben war. Kaum hatte ſich an jenem Morgen die Hausmeiſterin entfernt und ſich zur gewohnten Beſchäftigung angeſchickt, als ſie die Barcarole mit bewundernswürdiger Genauigkeit nachſang, die ſie am Abend vorher von der Sängerin gehört hatte. — „Wie Schade iſt's doch," ſagte die kleine Julie traurig — „daß Du nicht mehr Deinen Flügel haſt." — Die Mutter ſeufzte und wandte ſich weg. — „Oder mindeſtens eine Guitarre," ſagte Johanna unbefangen — „denn dieſe Muſik nimmt ſich ohne Begleitung nicht aus." — Zum erſten Male drückte das Mädchen ein Bedauern ihres frühern Wohlſtandes aus; die Mutter merkte es und ſah mildlächelnd auf ihre Tochter, und als ſie Tages darauf, wie gewöhnlich, mit der Wochenarbeit fortgegangen war, brachte ſie eine hübſche Guitarre heim, die ſie gekauft hatte, und gab ſie dem hocherröthenden Mädchen. — „Ach Mutter!" rief Johanna, indem ſie die Hände, die ſie beſchenkten, mit Küſſen und Thränen bedeckte, — „warum war ich ſo thöricht, ſolche Gedanken laut werden zu laſſen.

Nun haſt Du ſo viel Geld für mich ausgegeben.“ — „Für uns alle, mein Kind!“ — ſprach die gute Mutter — „denn jetzt wirſt Du uns öfter vorſingen und uns erheitern. Das wird Dich und uns glücklicher machen.“ — Von nun an wurde jeden Abend, wenn die Arbeit beendigt war, zur Guitarre geſungen, und dieſe holde Gewohnheit verſüßte ihr und ihren Zuhörern ernſte und mühevolle Tage. So verſtrich der Sommer allmählig. Aber der kleine Erwerb genügte keineswegs zum Unterhalte, und die unbedeutende Summe, welche die Witwe mitgebracht hatte, zehrte ſich in Zuſchüſſen auf und wurde täglich geringer. Johanna wollte freudig entbehren, wenn nur für Mutter und Schweſter geſorgt war; beſonders ſchienen manche Dinge für die Erſtere unerläßlich, weil Alter und Gewohnheit ſie ihr unentbehrlich gemacht hatten. Sie widmete ihr eine deſto größere Aufmerkſamkeit, da die Geſundheit der geliebten Mutter heftig angegriffen ſchien. Sie magerte ab, ihr Abendſpaziergang ermüdete ſie mehr als ſonſt, und mußte immer mehr beſchränkt werden. Bald begnügte man ſich damit, nur das Glacis zu erreichen, um ſich dort auf eine Bank niederzulaſſen und friſche Luft zu ſchöpfen. Dies geſchah nicht weit von dem Garten, wo jeden Donnerſtag die fremde Virtuoſin zu ſingen pflegte. Johanna hatte hier Muße genug, ſie zu beobachten. Es konnte ihr nicht zweifelhaft ſeyn, daß ſie viel Geld gewann, und nach und nach glaubte ſie, nicht ohne inneres Widerſtreben, ſich zu der Meinung der Hausmeiſterin hinneigen zu müſſen. Plötzlich war die Sängerin verſchwunden. Schon waren mehrere Wochen verſtrichen, und ſie kam nicht wieder an den gewohnten Platz. Trieb ſie ihre Kunſt in einem andern Theile der Stadt, oder war ſie wirklich zu einem kleinen Vermögen gelangt, war ſie krank oder wohl gar geſtorben? Johanna's Gedanken beſchäftigten ſich ernſtlich mit ihr. Die Geſundheit ihrer Mutter nahm mit den Tagen ab; ein langſames Fieber zehrte ſie auf und der Eintritt der rauhen Jahreszeit ſchien ihrem Leben bedrohlich zu werden. Man mußte den Arzt zu Rathe ziehen, und dieſer erklärte ihren Zuſtand bedenklich und verbot Arbeit und friſche Luft. Johanna mußte nun der Wirthſchaft und den Geſchäften in und außer dem Hauſe allein vorſtehen, und wurde dadurch die Bewahrerin des kleinen zuſammengeſchwundenen Familiencapitals, das noch aus einer kleinen Anzahl verſchiedener Goldmünzen beſtand. Sie war hierüber ſehr erfreut; denn nun konnte ſie die kräftigſten Arzneien, die heilſamſten Nahrungsmittel herbeiſchaffen, ohne der guten Mutter ihren wahren Preis angeben zu dürfen, da dieſe ſonſt nie eingewilligt haben würde. So ſetzte das gute Kind getroſten Muthes ein Goldſtück nach dem andern um, und überließ ſich der Hoffnung, ihre geliebte Mutter bald wieder durch Sorgfalt und Pflege geneſen zu ſehen. Aber zu allem Uebel ward Johanna's Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie nur wenig an Arbeit denken konnte, die ja überdies noch zweier geübten Hände entbehren mußte. Wenn das Mädchen jetzt heimlich die Goldſtücke zählte, geſchah es nur unter Thränen; denn der Vorrath reichte kaum hin, um noch einen Monat die gewohnten Bedürfniſſe zu beſtreiten. An außerordentliche Fälle durfte gar nicht gedacht werden. Die Wittwe mußte jetzt das Bett hüten und ihre Lage wurde peinlicher. Jede Stunde vergrößerte den Kummer, vermehrte den Gram des Mädchens, das dennoch bemüht war, ihren Schmerz zu verbergen. Nachts aber, wenn Julie ruhig an ihrer Seite ſchlief, benetzten heiße Thränen ihr Kiſſen; ſie bat Gott mit zerriſſenem Herzen um ſeinen Beiſtand, und wußte nicht, wo ſie Troſt hernehmen ſollte. Mit Tagesanbruch erhob ſie ſich von ihrem Lager, trocknete die Augen und trat zu ihrer Mutter mit heiterer Miene, ein Engelslächeln auf ihren Lippen. — Endlich kam der ſchreckliche Augenblick, den ſie ſo lange gefürchtet hatte. Es war nur noch etwas Kupfergeld in ihrer Börſe, und bereits eine Woche lang hatte die Hausmeiſterin Brod und Fleiſch auf Credit genommen. Johanna ſah den Hungertod, die Schande vor Augen. — „Morgen ſchon,“ — ſagte ſie leiſe, — „kann ich unſer Elend nicht mehr verbergen, und muß Alles enthüllen.“ — Das unglückliche Mädchen hatte eben das ſpärliche Mittagbrod weggetragen, von dem Julie nur allein genoſſen hatte, und ſaß an dem Bette der Mutter, in trüben Gedanken verſenkt, die ſich mit ſolch' furchtbarer Schnelligkeit jagten, daß ſie nahe daran war, den Verſtand zu verlieren. — Es war das traurige Halbdunkel eines Nachmittags im November, nicht mehr hell genug, um zu arbeiten, noch nicht dunkel genug, um die einzige ſchmale Kerze anzubrennen, die im Hauſe der Armuth vorräthig war. — „Du haſt ſchon ſo lange nicht Deine Guitarre zur Hand genommen,“ — ſagte die Kranke, — „ſinge mir etwas, das wird mir Vergnügen machen.“ — Obgleich es ihr Zwang koſtete, ſo mochte ſie doch der Mutter dieſe letzte Freude nicht verſagen. Sie gehorchte, und das Herz von Seufzern geſchwellt, die Augen mit Thränen gefüllt, ſang ſie:

„Wer nie ſein Brod in Thränen aß,“

aber bei den Worten:

„Der kennt Euch nicht, ihr himmliſchen
Mächte!“

flog ihr ein Gedanke durch den Sinn, ein erſchreckender, überraſchender Gedanke zwar, aber doch mit ſeltenem Muth ſie belebend — ſie gedachte der ſchwarzgekleideten Sängerin an der Straßenecke. Die Frau iſt verſchwunden; die an derſelben Stelle nach ihr ſingen würde, könnte auf dieſelbe

Einnahme rechnen — aber es iſt Almoſen! Doch wenn auch — ſie ſieht ein, daß ſie Alles thun kann für zwei hülfloſe geliebte Weſen, deren alleinige Stütze ſie iſt. Seitdem die Mutter nicht mehr ausgehen konnte, war ſie es, welche die fertige Arbeit austrug. Sie wartete gewöhnlich, bis es dunkler war, um ihren kleinen Weg deſto unbemerkter machen zu können. Am folgenden Abend nimmt ſie Abſchied von ihrer Mutter, und unter dem Vorwande, die Arbeit fortzutragen, geht ſie in ihr Schlafkämmerlein, hüllt ſich in einen ſchwarzen Schleier, nimmt ihre Guitarre und gewinnt unbemerkt den Garten. Das Herz ſchlägt ihr ſo gewaltig, daß ſie befürchten muß, ihr Vorhaben nicht ausführen zu können. Aber der Gedanke an Mutter und Schweſter hält ſie aufrecht. Sie ſtellt einen kleinen Korb vor ſich auf die Erde, um die Gaben zu empfangen, und beginnt ein italieniſches Lied. Schon nach den erſten Tacten bleiben einige Leute ſtehen, und bald umgibt ein zahlloſer Volkshaufe die junge Sängerin. Alle zeigen Ueberraſchung und Bewunderung. Johanna hörte zwar nichts davon; aber das Geld, das ſich in dem Körbchen mehrte, zeigte ihr, wie ſehr ſie Allen gefiel. Nach dem erſten Liede hatten Viele von den Umſtehenden einen Beitrag geſpendet, und ſie ſang das zweite, mehr in der Abſicht, ihren Dank auszudrücken, als ihre Ernte zu vergrößern. Ein junger Menſch näherte ſich, nachdem ſie geendet hatte, und warf ein Geldſtück hin, indem er einige Worte ſprach, welche ſie jedoch nicht verſtand. Kaum hatte ſie ihr Kämmerchen wieder erreicht, ſo beſchäftigte ſie ſich, ihren Schatz zu zählen. Aber welches Staunen ergriff ſie, als ſie unter den Münzen ein Geldſtück fand. Sie rechnete zuſammen, machte den Ueberſchlag und fand, daß ſie genug habe, um ihren Bedürfniſſen für eine ganze Woche zu genügen. — „Künftigen Donnerſtag ſinge ich wieder und ſo jeden Donnerſtag, bis die Mutter geneſen iſt!“ — ſagte ſie freudig zu ſich ſelbſt. — „O mein Gott, wie dank' ich Dir, daß Du mir dieſen Gedanken gabſt!“ — Wie ſie ſich vorgenommen, ſo ſtand ſie auch den nächſten Donnerſtag ſingend auf demſelben Platze an der Straßenecke. Sie wollte eben ein deutſches Lied beginnen, als eine Stimme in ihrer Nähe ſehr ſanft und leiſe ſprach: „Die Barcarole von neulich, ich bitte!“ — „Ich will thun, was man wünſcht,“ — denkt das arme Kind, und wagt es nicht, die Augen aufzuſchlagen. Die Barcarole wird mit einſtimmigem Beifall aufgenommen, und als ſie geendet war, nahete ſich derſelbe junge Mann, um ſein Geldſtück in den Korb zu werfen, ſo daß ſie, als ſie wieder ein Geldſtück darin fand, es Niemanden, als dieſem großmüthigen Freunde ihres Geſanges zuſchreiben konnte. — Während ihrer Krankheit hatte die arme Wittwe einmal einen Brief in das Hotel ihres abweſenden Vetters geſandt, mit der Bitte, ihm denſelben bei ſeiner zufälligen Rückkehr einzuhändigen. Am kommenden Donnerſtag, wo Johanna zum dritten Male ihren Geſang an der Straßenecke ertönen laſſen wollte, hielt ein eleganter Wagen vor ihrem Hauſe. Ein ältlicher Herr ſtieg aus und fragte nach der Wohnung der Wittwe, eilte die engen Treppen haſtig hinauf, und trat in das ärmliche, doch reinliche Zimmer, aber nur um die zeitherigen Bewohner daraus zu entführen. Es war der lang erſehnte, von

Reiſen zurückgekommene Verwandte. Noch an demſelben Abende ſah ſich die Wittwe mit ihren Töchtern in das prachtvolle Hotel am Graben verſetzt. — „Ich glaube zu träumen!“ — ſagte die Wittwe, wunderbarer geſtärkt als von allen Arzneien. — „Ach welch' ein Glück!“ rief Johanna aus, indem ſie der Mutter Hände mit Heftigkeit küßte. — „Es war hohe Zeit, denn wir hatten nichts mehr im Hauſe.“ — Aber die Freude machte ſie nicht ſo ſchwatzhaft, der Mutter zu geſtehen, durch welche Mittel ſie ſeit vierzehn Tagen Geld herbeigeſchafft hatte. Sie beſorgte die Mutter dadurch zu betrüben, und wollte daher ihr Geheimniß verſchließen. Die Hausmeiſterin ſollte andern Tages die wenigen Effekten der Witwe in das Hotel am Graben bringen, weil im erſten Augenblick der freudigſten Ueberraſchung nicht daran gedacht werden konnte. Sie erſchien pünktlich zu früher Morgenſtunde. Johanna half ihr die Sachen in Ordnung bringen. — „Ich bin recht froh,“ — fing die geſchwätzige Alte an, — „daß wir zwei Beide allein ſind, gnädiges Fräulein, denn ich hab' was auf dem Herzen, das mich ſchier zerdruckt.“ — „Und was denn?“ — fragte Johanna. — „Was glauben's wohl,“ — ſagte Jene. — „Geſtern, gegen acht Uhr Abends, wie's ſchon ganz finſter war — alle Laternen im Haus und auf der Gaſſen waren ſchon angezündet — ſtehe ich vor unſerer Thür und ſchwatz' ä wen'g mit dem Nachbar, dem Salzſtößler, kommt ä junger Herr daher, angelegt wie ä Graf, und fragt nach der gewiſſen jungen Sängerin, die immer Donnerſtags die ſchönen G'ſetzlen an dem Eck ſingt, und bei uns im Haus wohnen ſoll — bei uns im Haus, wie i's Ihnen hier zu vermelden die Ehr' hab'. Ich ſchwör' ihm hoch und theuer, daß ſo 'ne Landſtreicherin niemals bei uns gewohnt hat, er aber behaupt't franchement, daß er ſie hat die Stiegen hinaufgehn ſehn; aber was hab' ich zu thun? Ich muß ihm alle Partheien im ganzen, weiten Haus hernennen und herzählen, daß es a Freud' war.“ — „Und auch meine Mutter haben Sie ihm genannt?“ fragte Johanna mit ſichtbarer Verwirrung. — „Nu, das will i meynen,“ ſchrie die wackere Hausmeiſterin — „die Frau Mutter und die zwei Töchter.

Hätt' ich's wohl nit thun ſollen?“ — „Warum nicht,“ erwiederte Johanna, die ſich ſchnell wieder erholt hatte — „wenn Sie ihm nur nicht unſere jetzige Wohnung angezeigt haben.“ — „Das kann i nit mit G'wißheit verſprechen,“ ſagte die Hausmeiſterin nicht ohne Verlegenheit — „aber i glaub's halt nit, daß ....“ — Hier trat die Mutter ins Zimmer; Johanna gab der Alten einen Wink, und dieſe entfernte ſich mit vielen höflichen Empfehlungen, ohne mehr entdeckt zu haben als das, was ſchon hinreichte, um Johanna zu beunruhigen. — Der reiche Vetter der Wittwe lebte mit ſeinem Sohne allein in dem ausgedehnten Hotel; es war keine Dame in ihrer Umgebung, um die Ehren des Hauſes zu beſorgen. Dieſes Geſchäft ſollte nunmehr der Witwe übertragen werden, welche es nach ihrer vollſtändigen Geneſung anzunehmen verſprach. Einſtweilen blieb ſie jedoch mit ihren Töchtern in den angenehmen Gemächern, die ihr der wohlwollende Verwandte eingeräumt hatte, der Alles, was Zärtlichkeit und Feinheit der Geſinnung einem edeln Gemüthe eingeben können, erſchöpfte, um ſeinen liebenswürdigen

Gäſten ihr früheres Ungemach vergeſſen und eine neue ſchönere Heimath bei ihm finden zu laſſen. — Nach einer Woche ſchon war die Witwe durch den wohlthätigen Einfluß dieſes Wechſels fühlbar kräftiger, und der Vetter konnte den Wunſch äußern, ihr ſeinen Sohn vorſtellen zu dürfen. — „Mein Otto iſt jung und ein glühendes Künſtlergemüth,“ ſprach er — „aber dabei iſt er auch geſetzt und beſcheiden. Er durfte von Ihrem Schickſale unterrichtet werden, das Sie ſo unverſchuldet getroffen, und wird nur deſto mehr Achtung, deſto zärtlichere Neigung für Sie im Herzen tragen.“ — Man freute ſich auf die neue Bekanntſchaft, und der Vater verſprach, ihn Abends in den Kreis der Verwandten einzuführen. — Otto erſchien. Der Jüngling verband mit einem angenehmen Aeußern eine edle Bildung, und es bedurfte nur kurze Zeit, um ein Verhältniß zu begründen, welches ſich auf längere Bekanntſchaft zu beziehen ſchien. — Otto betrachtete ſeine Tante mit großem Intereſſe, und führte unmerklich, obgleich nicht abſichtlos, das Geſpräch auf ihre frühern Verhältniſſe und jenen unangenehmen

Aufenthalt unter Armuth und Elend, den ſie zu erwählen gezwungen worden war. Die Tante ſah dieſe Erinnerung nicht ungern. — „Meine Tochter Johanna allein erhielt uns,“ ſchloß ſie gerührt ihre Erzählung — „ohne ſie lebte ich nicht mehr.“ — Und während nun das holde Mädchen die Augen ſenkte, erzähle Julie, mit vieler Umſtändlichkeit, wie ſehr ihre Schweſter ſich um ihr kleines Hausweſen hätte mühen müſſen. — Johanna unterbrach ſie mit den Worten: „Genug davon, was that ich denn? Nur Eure Liebe hob meine kleinen Dienſte.“ — Otto's Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich zuſehends, und ſeine Blicke hefteten ſich immer feſter auf Johanna. Er ſchien ihr ſanftes Bild, wie es jetzt vor ihm lebte, mit einem frühern, nicht minder holden, in der Erinnerung zu vergleichen. — So war der Abend verſtrichen, und die Verwandten erfreuten ſich wechſelsweiſe ihrer kurzen Bekanntſchaft, und trennten ſich, ſcheinbar ſehr zufrieden mit dem Eindruck, den ſie auf einander gemacht. Otto verließ die Tante träumend, und gab ſeinem Vater keine befriedigende Antwort, als dieſer ihn bei'm Ab ſchiede fragte: wie Mutter und Töchter ihm gefallen hätten? — Von jetzt an brachte Otto jeden Abend ein Paar Stunden bei ſeiner Tante zu. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung von Johanna's Vortrefflichkeit, und begriff nun ganz jene enthuſiaſtiſche Zärtlichkeit, welche das ſeelenvolle Geſchöpf ihrer Mutter und Schweſter eingeflößt hatte. Mit lebhafter Ungeduld erwartete er täglich die Stunde, die ihn zu der reizenden Abendgeſellſchaft rief, und um offen zu ſeyn, muß man geſtehen, daß auch Johanna öfter nach der Uhr ſah, wie ſonſt. — Einſt wurde von Muſik geſprochen, und zum erſten Mal fragte Otto ſein Bäschen, ob ſie ſinge? — „Das will ich meynen,“ antwortete Julie ſchnell — „ſie hat ja in Prag bei den erſten Meiſtern gelernt.“ — „Johanna, meine liebe Tochter,“ ſetzte die Mutter hinzu — nimm Deine Guitarre, und ſinge dem Vetter etwas!“ — Seit jenem Donnerſtage, wo ſie an der Ecke geſungen, hatte ſie keine Muſik mehr gemacht. Die Bitte ihrer Mutter wirkte ſo tief, daß ſie glühend roth wurde. Um jedoch keine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſuchte ſie ihrer Verlegenheit Meiſter zu werden, und ſtand zitternd auf, ihre Guitarre zu holen. — „Was ſoll ich ſingen?“ fragte ſie dann mit geſenkten Blicken und hochklopfendem Herzen. — Otto nahte ſich und flüſterte ihr leiſe zu: „Die Barcarole von neulich.“ — Bei dieſen Worten entfällt Johannen die Guitarre, und auf einen Stuhl ſinkend, ruft ſie, die Augen mit beiden Händen bedeckend: „Alſo — Himmel! — Sie — Sie — —“ Mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen. — Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, mußte ſie nun freilich ihr Geheimniß enthüllen. Man kann denken, welche Rührung ihre Erzählung hervorbrachte. — „Gott wird Dir vergelten!“ ſprach die Mutter, indem ſie die Stirne ihres Kindes mit Thränen und Küſſen bedeckte. — Am andern Tage erſchien der Vater des jungen Mannes, um Johanna's Hand für ihn zu erbitten. — „Haben Sie wohl überlegt,“ ſprach die glückliche, arme Frau — „daß Sie reich ſind, ich aber meinem Kinde nichts mitgeben kann?“ — „Ich habe Alles überlegt,“ erwiederte er froh — „Otto wird unſern Enkeln einſt ſeinen Reichthum hinterlaſſen, Johanna aber ihre Tugend und die Guitarre, womit ſie ihre Mutter ernährte.“ —

Hier ſchloß die liebliche Wienerin ihre Erzählung, die bei allen Anweſenden jene angenehme Rührung hervorbrachte, wie man ſie in ſolchen Geſellſchaften gern erregt ſieht. Lobeserhebungen und Anerkennungen folgten, ſo daß ſich das anſpruchloſe Mädchen beſchämt fühlte. — „Sie müſſen mir keine ſo große Erfindungsgabe zutrauen,“ ſagte ſie mit graziöſer Naivetät — „denn ſo einfach die Geſchichte auch iſt, ſo wäre ich doch nicht im Stande geweſen, ſie zu erfinden. Alles, was ich Ihnen hier erzählte, iſt die reine Wahrheit.“ — Neues Staunen, neue Betheurungen: der Vortrag, der Ausdruck, der Ton, die Erzählungsweiſe ſeyen unübertrefflich. Der ſächſiſche Magiſter verſicherte ſogar, man dürfe die Erzählung ganz füglich: „die Sängerin im ſchwarzen Schleier oder Tochterliebe und Muttertreue“ betiteln, und dann könnte ſie für das gelten, was er gewöhnlich eine gute Almanachs-Erzählung zu nennen pflege. Er ſchien nicht übel Luſt zu haben, ſelbſt dieſen Gebrauch davon zu machen. —

Hier brach das Geſpräch ab. Man brachte eine Guitarre und es wurden einige Lieder geſungen. Die junge Wienerin ſchien verſtimmt und ihre Tante am Whiſttiſche ſah ernſt auf ihre Karten. Ich bemerkte dies nicht ſobald, als ich auf die Vermuthung kam, die Erzählung gründe ſich auf ein Familienereigniß. Meine vertrautere Bekanntſchaft machte mich ſo dreiſt, die Erzählerin zu fragen, ob ich richtig vermuthe? — „Nun ja," — ſagte ſie mir leiſe, — „meine Tante dort iſt die Guitarreſängerin, meine Mutter das Julchen, das in der Geſchichte vorkam. Ich habe nichts dagegen, wenn auch Alles wahr und einfach, jedoch mit Verſchweigung der Namen, zur Oeffentlichkeit kommt; wenn aber dazugeſetzt würde, um eine Novelle mit pretiöſem Titel und ſchwülſtigem Styl daraus zu machen, ſo müßte ich bereuen, unſer Familienarchiv ſeines ſchönſten Schmuckes beraubt zu haben." — „„Unter dieſem Vorbehalt alſo wären Sie es zufrieden?"" — fragte ich ſchnell. — Sie bejahte. — „So will ich dem Magiſter zuvorkommen," — rief ich — „und ihm ſeine Almanachs-Erzählung vor dem Munde wegfiſchen.“ — „„Was wollen Sie thun?““ fragte ſie erſchreckt. — „Unſere Abende auf Helgoland drucken laſſen,“ — ſagte ich. — Man trennte ſich, und ob ich gleich noch nicht wußte, welchen Gebrauch ich davon machen würde, ſchrieb ich die beiden Geſchichten nieder, ſobald ich auf meinem Zimmer war. — Man hatte ſich am nächſten Nachmittage ſchon bei'm Kaffe zuſammengefunden. Das Wetter war ganz unausſtehlich geworden und machte das Einheitzen nöthig. Der Spieltiſch wurde zum kniſternden Kohlenfeuer gerückt, und die Geſellſchaft verlangte einſtimmig, daß mit dem Erzählen fortgefahren werden ſollte. Ich ließ die noch übrigen vier Looſe ziehen, und die Rangordnung traf den jungen Kaufmann, den ſächſiſchen Magiſter, den engliſchen Offizier, und mich, als den Beſchließer des erſten Erzählerkreiſes. Der junge Hamburger ſchien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo ſich die Zuhörer um ihn geſetzt haben würden, um zu beginnen. Ich kannte ihn und wußte, daß er ſeinem Stande anhänglich ergeben ſey. Ich war daher auf ein trockenes Handelsabenteuer zu Lande oder zur See, irgend eine Conjunctur oder dergleichen, im beſten Falle auf eine Haverie gefaßt. Aber ich ſollte beſchämt werden. Mercur wollte ſich uns im höchſten Grade ſentimental zeigen. Daran war eine Liebe des jungen Mannes ſchuld, und ihr Gegenſtand, der am Kaffeetiſche ihm gegenüber ſaß, und horchend ſchlürfte und ſchlürfend horchte. Dies that übrigens ein großer Theil der übrigen Geſellſchaft auch. — Der Erzähler begann. Er ſchien ſich trefflich präparirt zu haben. Meine Leſer werden bald ſehen, wie gut es ihm gelang, die Gegenwart mit der Vergangenheit geiſtreich zu verknüpfen. Der Arme! wir ahnten nicht, welchem tragiſchen Looſe er entgegen ging! —

„Man läugnet dem Kaufmanne," ſprach er — „gern höhere Geſinnungen, ſchönere Gefühle ab; man denkt ſich den Handelsſtand zu eng mit der Proſa des Lebens verknüpft, als daß diejenigen, die ihm angehören, Größeres fähig ſeyn könnten. Man geht oft ſo weit, ſelbſt ſeinen reſpectabelſten Mitgliedern Krämerneid und Krämerſinn vorzuwerfen, und bedenkt dabei nicht, daß die Ariſtokratie des Beſitzes vielleicht die einzige in unſer

Zeitalter paſſende iſt, und daß ſie eben ſo gut, wie die mittelalterliche der Geburt, Muth, Kraft, Entſchloſſenheit, Geradſinn und andere Gaben des Geiſtes und Gemüths vereinige. Ich dürfte viele Beiſpiele anführen, die dem Stande, dem ich mich aus freiem Willen gewidmet, in Ihren Augen zu Ehren verhelfen, glaubte ich, daß Sie hier — umgeben von dem allmächtigen Elemente des Handels, auf dieſem Felſen, von wo Sie zu jeder Stunde Dampfſchiffe und Handelsflotten in den belebteſten Hafen des Feſtlandes einlaufen ſehen, unter dem Schutze der großartigſten Nation — noch Geſinnungen hegen, die im Binnenlande keimen und in engen Beamtenherzen oder phantaſtiſch glühenden Künſtlerſeelen ihren Sitz zu haben ſcheinen. Ich will aber, um mich des ſchmeichelhaften Auftrags zu entledigen, dieſer Geſellſchaft eine trübe Regenſtunde zu erheitern, einen rührenden Zug von Aufopferung berichten, der lediglich im Intereſſe des Handels Nahrung fand, und um ſo freundlicheren Eingang finden dürfte, als wir Alle in dieſem Augenblick den Gegenſtand der Erzählung vor uns haben, ihn mit großer

Befriedigung zu uns nehmen, und ich ſelbſt es war, der den Stoff dazu unſerm gemeinſchaftlichen Wirthe lieferte, indem mein Haus bedeutende Geſchäfte in dem Artikel macht. Ich ſpreche von ächtem Domingo-Kaffee.“ — Die Geſellſchaft ſetzte ihre Kaffeetaſſen, die ſie eben zum Munde führte, nieder und ſah ſich bei dieſen Worten verlegen an. Die Einleitung zeigte ſchon ſo viel trocken Merkantiliſches, daß man ſich von der Geſchichte ſelbſt nicht viel verſprach. Man beſorgte, irgend einen Fall, auf langweilige Weiſe erzählt, mit preiscourantlichen Belegen und Facturen-Details, in romantiſchem Gewandte aufgetiſcht zu bekommen. Ganz beſonders rückte der ſächſiſche Magiſter, der ein eben ſo abgeſagter Feind des Handels, als begeiſteter Freund des Mittelalters war, verlegen auf dem Stuhl und ſuchte ein ſatyriſch ſeyn ſollendes Lächeln zu verbergen, indem er nach der Uhr ſah. — Der junge Kaufmann bemerkte es ſogleich und verſicherte, daß er ſeine Geſchichte ſo kurz als möglich faſſen wolle; denn da die Barometer geſtiegen ſeyen und es den Anſchein habe, daß der Regen aufhöre, ſo werde dann auch dieſe Art von Unterhaltung bald überflüßig; er aber habe nicht im Sinne, irgend Jemand um die Ehre zu bringen, ſeine Geſchichte der achtbaren Geſellſchaft zum Beſten zu geben. Dieſe Verſicherung beruhigte Alle, inſonderheit den Magiſter, der etwas Pikantes in petto haben mußte. — Ich, als Bad-Commiſſär, bat ihn, ohne weitere Umſchweife ſeine gewiß intereſſante Mittheilung zu beginnen, und man machte den kleinen Lärm, der ſtets einer ehrbaren Sammlung und geſpannten Aufmerkſamkeit in größern Geſellſchaften voranzugehen pflegt. Der Erzähler fing an: —

„Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts brachte man einen Zweig der Kaffeeſtaude aus Arabien nach Paris, wo er in dem Königlichen Garten gepflanzt wurde und ſich dort ſchnell vermehrte. Da kam die Regierung auf den Gedanken, daß man dieß Gewächs nach den neuen franzöſiſchen Colonien verpflanzen und auf dieſe Weiſe einſt eine Quelle unſchätzbaren Reichthums beſitzen könnte. Ein junger Mann, der Chevalier Desclieux, erhielt den ehrenvollen Auftrag, dieſen Verſuch in's Werk zu ſetzen, und reiſte mit einem keimenden

Ableger von Nantes ab, um ihn dem Boden von Martinique anzuvertrauen. Das Pflänzchen aus Arabiens heißen Gefilden war zart und weichlich, die Reiſe über den Ocean lang und beſchwerlich, und die Ueberſiedlung mußte daher mit beſonderer Vorſicht unternommen werden. Als man den zarten Sprößling nach Paris brachte, war er noch von dem heimathlichen Schooße umgeben, von arabiſcher Erde. Die erfahrenſten Ackerbauer von Yemen waren um die gehörige Pflege befragt worden, welche die Pflanze nothwendig erheiſchte; und ehe Desclieux mit dem ihm anvertrauten Hort Frankreich verließ, holte er Erkundigungen hierüber bei dem berühmten Reiſenden Tournefort ein. Man ließ nach deſſen Angabe dem theuren Verbannten ein kleines Häuschen bauen, nicht größer, als einen Quadratſchuh, vom ſtärkſten Eichenholze, mit Glasſcheiben verſehen, welche ſo angebracht waren, daß ſie den kleinſten Sonnenblick verſtärkten; für den Fall aber, daß die Sonne fehlte, konnte eine kleine, runde und ſorgfältig verſchloſſene Röhre ſoviel erwärmte Luft auf die Pflanze ſtrömen laſſen, als man für nöthig erachtete, gleich wie eine zärtliche Mutter ihrem frierenden Kinde den wohlthätig erwärmenden Hauch ihres Mundes ſpendet. Ich ſchildre Ihnen abſichtlich dieſe ſorgfältigen Rückſichten, die man dem zarten Kaffeeſäugling angedeihen ließ, weil ich überzeugt bin, daß die edle, aromatiſche Bohne, welche die Milch in Ihrer Taſſe mit einer ſo ſanften Tinte durchdringt, und einen ſo würzigen Duft im Raume hier verbreitet, Ihnen nun deſto beſſer munden würde. Man kann denken, wie ſehr die koſtbare Pflanze dem Chevalier Desclieur noch in dem Augenblicke empfohlen wurde, wo er unter Segel gehen wollte; dies war jedoch überflüſſig. Der junge Mann, der kaum dreißig Jahre alt war, überſah mit Einem Blicke die hohe Wichtigkeit ſeiner Sendung, ſeinen eigenen Ruhm und die Quelle des Reichthums, die ſeinem Lande aus der glücklichen Vollbringung des Auftrags für ewige Zeiten erwachſen würde. Er ergriff daher das Käſtchen mit einem hohen patriotiſchen Gefühle, und verſprach, ſich ihm zu widmen als ſeinem Theuerſten auf Erden; und wie man noch zum Abſchied ihn ermahnte, die

Pflanze jeden Tag reichlich und gewiſſenhaft zu begießen, ſo ſchwur er bei ſeiner Ehre, lieber ſelbſt vor Durſt umkommen zu wollen, als dem ihm anvertrauten Schatz die nöthige Libation fehlen zu laſſen. — Das Fahrzeug ſtach in See. Es befanden ſich auf ihm eine Beſatzung von 100 Mann und einige Paſſagiere, welche ſich auf den Antillen anſiedeln wollten, unter andern eine liebenswürdige Familie, aus Vater und Mutter und ihrer einzigen, achtzehnjährigen Tochter Louiſe beſtehend. Auf Seereiſen wird man bald vertraut. Man lebt einander ſo nahe, und fühlt ſich demſelben Element, vielleicht demſelben Tode preisgegeben. Solche Empfindungen ſchaffen oft dauerhaftere Bündniſſe, als das Leben auf dem Lande, und dies war auch mit Louiſen's Eltern und Desclieux der Fall. Man muß aber auch geſtehen, daß die zarte Pflanze, die jeden Augenblick eine gemeinſchaftliche Sorge in Anſpruch nahm, nicht wenig dazu beitrug. Erſchien ſie doch Allen wie eine Blume, die man ihrem Boden entriſſen, wie ein Kind, das ſeiner Mutter geraubt war. Mit Augen voll liebender Theilnahme blickte Louiſe nach dem Häuschen, welches auf dem Verdecke den Strahlen der Mittagsſonne ausgeſetzt wurde; ſie vertrieb ſich die lange Zeit der Ueberfahrt damit, daß ſie unaufhörlich dem langſamen Fortkeimen nachſpürte, das ſie in dem ſchwachen Sprößling wahrnahm. — Ihr Intereſſe wuchs, nachdem der Chevalier ihr erklärt hatte, daß damit Ruhm und Ehre für ihn verknüpft ſeyen, und es iſt ein ſchöner Beweis für den Edelſinn der Frauen, daß ſie Beiden ſtets mit Liebe zugethan ſind. — Fünf Tage war man bereits auf dem Meere, und die junge Kaffeeſtaude hatte ſichtlich zugenommen; ſogar zwei kleine Blättchen von einem überaus zarten Grün ſah man hervorſproſſen. Louiſe dachte nach ihrem Morgengebete ſogleich an die Pflanze; aber erſt wenn der Chevalier auf dem Verdecke erſchien, konnte man ſie wiederſehen, weil er ſich nie von ihr trennte. Jeden Abend begoß er ſie reichlich, dann ließ er erwärmte Luft zu ihr einſtrömen, und ſchlief er ein, ſo mußte das Treibhäuschen ſo nahe als möglich ſeinem Lager ſtehen, um ſelbſt Nachts, wenn er erwachte, darnach ſehen zu können. Der brütende Vogel zeigt nicht größere Sorgfalt für ſein Ei, die treueſte Amme hält nicht gewiſſenhafter das anvertraute Pfand im Arm, der Dichter trägt nicht zärtlicher ſein Gedicht im Buſen. — Sobald der Chevalier ſein Kleinod Morgens der heitern Sonnenwärme entgegen trug, lief auch Louiſe herbei und bemerkte die geringen Fortſchritte, welche die Pflanze während der Nacht gemacht hatte, ſo wie ſie ein gleichgültigeres Auge gewiß nicht entdeckt haben würde. Gleichwie man an geliebten Perſonen Veränderungen gewahrt, die der Fremde überſieht, fand ſie bald, daß der Stamm etwas ſtärker geworden war, oder die Blätter länger, die Triebe zahlreicher, und Desclieur ward von Dankgefühl durchdrungen, wenn er ſah, das liebenswürdige Kind intereſſire ſich für Etwas, das ihm auf die Seele gebunden und über Alles theuer war. Sie hatten bereits Madera hinter ſich und genoſſen des herrlichſten Wetters. Die Sonne ſtralte noch einmal ſo prächtig auf das Waſſer herab, und Alles athmete Glut und Leben. Desclieur ließ die Kaffeepflanze den ganzen Tag dieſen wohlthätigen Einflüſſen ausgeſetzt, und ſaß neben Louiſe und ihren Eltern, die Augen auf den Zögling gerichtet, der ſich immer ſchöner entfaltete und gleichſam den Strahlen, die ihn ſo wohlthätig durchdrangen, entgegenlächelte. Auf der Stirn des Chevaliers zeigte ſich aber ein beſonderer Ernſt; es waren weite, große Gedanken, die ſich darunter bildeten. — Er erblickte im Geiſte die kleinen ſternförmigen Blüthen, die duftenden Bohnen, auf weiten, lachenden Fluren verbreitet, wie ein Meer von Farbe und Wohlgeruch, und ſchwarze Menſchen die reiche Ernte ſammelnd, und beladene Schiffe, welche damit in die Häfen Frankreichs einliefen. Mit Feuer erzählte er Louiſen ſeinen ſchönen Traum. Ihre eigene Neigung zu der Pflanze wuchs nur um ſo höher, und ſie widmete ihr ſtets größere Aufmerkſamkeit. Sie hatte einen kleinen Vorhang von grüner Seide genäht, um die Wiege ihres Lieblings gegen allzu große Hitze zu ſchirmen; dann ſaß ſie neben ihm und hörte, wie Desclieux ihr von dem arabiſchen Kaffeebaume erzählte, der in Mocca's Gefilden wächst, und von der Pracht des Orients. — Dieſes Beiſammenſeyn, dieſes Heften der Gedanken auf einen und denſelben

Gegenſtand, brachte Louiſe und den Chevalier immer näher, und ihre gemeinſchaftliche Neigung wurde nach und nach bedeutſamer; ihre Herzen ſympathiſirten und ihre Gefühle wurden lauter. Die Eltern ſahen dies mit Vergnügen und man ſchien von beiden Seiten eine Verbindung zu wünſchen. Die erſten Schritte wurden ohne Zaudern gethan, und an dem Tage, wo die bekannte Schiffs-Ceremonie der ſogenannten Taufe des Wendekreiſes ſtatt fand, erklärte man ſich gegenſeitig; die Verlobung ward geſchloſſen, und nach glücklich erfolgter Landung ſollte die Vermählung vollzogen werden. — Eines Morgens aber — welch ein Schrecken bemeiſterte ſich ihrer — ſieht ſie, daß die Pflanze die Blätter hängen ließ, mit dem Auge des Weibes, das ſchärfer als das der Männer auf den Gegenſtänden zärtlicher Neigung haftet. Sie theilte Niemand ihre Beſorgniß mit, weil ſie glaubte, daß es ihren Bemühungen gelingen werde, das drohende Unheil zu entfernen. Am andern Morgen jedoch wuchs ihr Kummer, denn die Pflanze welkte ſichtbar; auch Desclieur wurde aufmerkſam und dachte beunruhigt über die Urſache dieſer Erſcheinung nach. Er fand bald, daß eine reichlichere Erfriſchung unter dem glühenden Hauche des Wendekreiſes nothwendig werde, und gab daher willig den größten Theil ſeiner Waſſer-Ration zum Begießen der Pflanze hin. In der That erhielt ſie bald darauf ihre Friſche und Farbe wieder, und Louiſe fiel dankend ihrem Geliebten um den Hals. — Noch war man einige hundert Meilen von Martinique entfernt, als ein heftiger Windſtoß, die letzte Richtung eines jener furchtbaren Stürme, wie ſie ſo oft die Antillen verheeren, das Schiff traf. Ein fürchterliches Leck hatte die Flanken deſſelben zerriſſen, und die Pumpen vermochten nicht mehr, es über dem Waſſer zu erhalten. Man ſah ſich genöthigt, alle Waaren, einen Theil des Ballaſtes und ſelbſt einige Waſſerfäſſer über Bord zu werfen. Mit ungeheurer Anſtrengung war es endlich gelungen, das Leck zu verſtopfen, und ein friſcher Wind trieb das Schiff ſeiner Beſtimmung entgegen. Auf die Kaffeepflanze hatte der bewegte Zuſtand der Atmoſphäre wie gewöhnlich eine heilſame Wirkung hervorgebracht; ſie hatte neue Keime angeſetzt und junge Blätter getrieben. Braut und Bräutigam blickten mit ſtiller Freude darauf hin, als auf eine Verheißung zu häuslichem Segen und Glück. — Aber nach kurzem Wechſel ſteht der Wind; die Segel hängen ſchlaff am Maſte; kein Hauch bewegt ſie, keine Welle ſchlägt an das Schiff; das Meer ruht — ein Wunder auf den vorangegangenen Aufruhr der Natur. Die Hitze dieſer Zone fiel mit ihrem erſtickenden Gewicht auf die Mannſchaft. Man vertrocknete, man fühlte den brennendſten Durſt, und bereits mangelte das Waſſer; man ſah ſich genöthigt, die Portionen zu beſchränken. — Wenn nun Menſchen, deren Wille große Hinderniſſe zu beſiegen vermag, dieſem Unſtern nicht zu trotzen im Stande waren, was ſollte aus der zarten Pflanze werden, die mit jedem Augenblicke an Kraft zu verlieren ſchien? Sie bekam zwar auch ihren Antheil; er war aber unzureichend, und Desclieux gab ihr jeden Morgen, jeden Abend den ſeinigen, um ſie, wenn auch nur kümmerlich, vor einem gänzlichen Hinſterben zu retten. Louiſe wunderte ſich, daß die Pflanze noch immer Stand halten konnte; denn ſie wußte nichts von Desclieur's großmüthiger Aufopferung. Zum Glücke hatte er oft ſchon in heißen Himmelsſtrichen gelebt, und konnte daher dieſes Drangſal beſſer als irgend ein Anderer ertragen. — Indeß nahm das Trinkwaſſer täglich mehr ab, und die Windſtille dauerte fort. Die Lage auf dem Schiffe ward gefährlicher. Man durfte nicht hoffen, ein fremdes Schiff zur Hülfe herbeieilen zu ſehen, wie es wohl in andern Nöthen der Fall ſeyn kann. Es war unmöglich zu ſegeln. Schon war die Waſſer-Ration auf ein kleines Glas für den Tag beſchränkt, dann auf einen Schluck, und Desclieur ſpendete ſelbſt dieſen ſeinem armen Pflegling. — Louiſe ſah eines Tages mit Entſetzen, wie Desclieur bläſſer wurde, wie er abmagerte, wie ihn Ohnmachten ergriffen. Sie ſchrieb es der unmäßigen Hitze zu. Er fühlte wohl, daß ihn ſeine Kräfte mehr und mehr verließen, aber er hatte gelobt, die Pflanze zu begießen, ſollte er auch darüber verſchmachten, und er hielt redlich Wort und ſchwieg. Eines Abends aber, da er zu ſterben meinte, ſagte er zu dem Vater ſeiner Braut, der ihn theilnehmend um ſeinen Zuſtand befragte: „Ja, ich fühle, daß ich umkommen muß, aber meine Pflicht erheiſcht, die Pflanze zu erhalten, die man mir anvertraute.“ Er drückte ſeine brennenden, bleichen Lippen auf den Mund ſeines Schwiegervaters; dann fuhr er fort: „Sterbe ich, ſo ſchenken Sie der Pflanze alle Sorgfalt, die uns eine ſo reiche Zukunft von Glück und Ehre zu verſprechen ſchien. Ich vermache Ihnen allen Ruhm, den ich durch ſie erwarten durfte.“ — Man vertheilte ſo eben die kleine Waſſer-Portion, und der Leidende goß die ſeinige mit verklärten Blicken über die Pflanze aus. Louiſe war hinzugetreten; ſie konnte vor Schmerz nicht ſprechen — aber ſie that daſſelbe. Wer hat nicht ſchon Wonnegefühl empfunden, einer dürſtenden Pflanze den belebenden Guß zu ſpenden? Wem war es nicht dabei, als ob die Wohlthat ihn ſelbſt erfriſchte? Ein gleiches Gefühl durchdrang in dieſem ſchmerzlichen Augenblick auch die beiden Liebenden. — Aber welche Seligkeit ergreift ſie? Iſt es ein Traum, ein Wahn? Ein leiſer Hauch berührte ihre Wangen, Louiſens Locken ſchienen leicht bewegt zu werden, wie das Schiff in dem kaum aufgeregten Elemente. Man überließ ſich der Freude und erwartete den Morgen, welchen die ſchönſte Hoffnung vergoldete. Desclieux und Louiſe goſſen das koſtbare Getränk mit heitern Blicken über die Pflanze aus, und litten Pein, um Ruhm und Ehre zu bewahren. — In der Nacht erhob ſich endlich der Wind, deſſen Annäherung ſie ſchon verſpürt hatten; aber es war kein Tropfen Waſſer mehr am Bord, als das Schiff auf der Rhede von Saint-Pierre angekommen war. — Die Kaffeeſtaude war gerettet, die Wohlfahrt der Kolonie geſichert, und der ſieggekrönte Desclieux empfing ſeinen Lohn und drei Monate ſpäter Louiſens Hand am Altare. — Und der Trieb zu dieſer edeln Selbſtaufopferung gründete ſich nur auf eine Handels-Speculation! Ich aber kann keinen Kaffeeballen in unſerm Speicher öffnen ſehen, ohne mich an dieſe rührende Geſchichte zu erinnern, und wünſche daſſelbe bei meinen Zuhörern, ſo oft ſie die Taſſe zum Munde führen.“ —

Ueber die Geſchichte war der Kaffee kalt geworden. „Zu kurz! zu kurz!“ hörte man ausrufen; der junge Kaufmann nahm es für ein Kompliment und dankte. In der That aber war man beſorgt, daß bei ſo beſchränktem Umfang des Mitgetheilten der Vorrath allzuſchnell zu Ende gehen möchte. Beſonders ergriff mich dieſe Sorge; allein ein Blick auf den Magiſter, der mit muthigen Geſten den Seſſel des Erzählers wieder einnahm, entfernte ſie, und ich hoffte hier einmal eine Erzählung von gehöriger Länge für den ganzen Reſt des Abends zu erhalten, ſo daß der Engländer und ich uns für morgen aufſparen konnten.

— „Es war zur Zeit der letzten Kreuzzüge,“ — begann nach einigem Räuſpern der ſächſiſche Magiſter, indem er durch ſeine grüne Brille ganz beſonders die hübſche Wienerin zu fixiren ſchien — „am zweiundzwanzigſten December des Jahres ...., die Jahreszahl war in der alten Chronik, welcher ich nacherzähle, unleſerlich geworden — alſo am zweiundzwanzigſten December, zur Zeit der letzten Kreuzzüge, um ſieben Uhr und wenige Minuten Abends, als man in einer Meierei, an der Gränze des Elſaß und Breisgau, ein großes Feuer auf dem Heerde erblickte, Kerzen im Zimmer angezündet und ein Hin und

Herlaufen der Mägde bemerkte, welches Alles auf irgend ein Feſt hinzudeuten ſchien, das im Hauſe gefeiert werden ſollte.“ — Nach dieſer langathmigen Introduction ſah er bedeutungsvoll im Kreiſe umher, hielt inne, da er ſah, wie der Franzoſe ſeinem Nachbar etwas in's Ohr flüſterte, und fuhr erſt fort, nachdem Alles ihm wieder die größte Aufmerkſamkeit zu widmen ſchien. — „Es war aber Vater Kurt, der wackere Meier, der alle ſeine Kinder und Kindeskinder, um den Weihnachtsabend zu feiern, zu ſich eingeladen hatte. Die große Stube war mit Heiligenbildern geſchmückt, mit Eulenflügeln und Hirſchgeweihen, und zwiſchendurch prangten Bündel von Pfeilen, Armbruſten, Jagdhörner, Lanzen und andre Waffen des ernſten Kampfes wie des edeln Waidwerks. Außer einer ungeheuren Lampe von Eiſen, welche am ſchweren Gebälke der Decke hing, leuchteten vier hohe Wachskerzen in den Ecken der Stube, und im großen Kamin brannte ein ganzer Baum und verbreitete eine ſchöne rothe Helle, das Gemach erwärmend. Längs der Wand erhob ſich der zierliche Tiſch von Nußbaum, mit gedrehten

Füßen, prangend mit ſchweren Gefäßen von blankem Zinn, worin ſich die jungen Mädchen unaufhörlich ſpiegelten. In der Mitte endlich wurde das Mahl gerichtet auf dem viereckigten, ſchweren Tiſch von Eichenholz, mit blendend weißem Linnen bedeckt. Hier dampften bereits ſäuerlich duftender Hirſchbraten, braun gebackene Seiten von jungem Schweine, die fette gebratene Gans, ungeheure Mehlklöße und die Schüſſel mit ſpeckgewürzten Linſen, ſo ein beſonderes Leibgericht des Alten war. — Vater Kurt trat in das Zimmer, mit ihm der Geiſtliche, der Gerichtsfrohn, Hieronymus, ein junger Burſche aus der Nachbarſchaft, der erſt am Morgen deſſelben Tages aus dem gelobten Lande heimgekehrt war, und Gertraud, ſein jüngſtes Töchterlein, das der Alte ganz beſonders liebte, erſt ſiebzehn Jahre alt; der Himmel hatte ihn damit beſchenkt, als er bereits ſechzig zählte. Sie war ihrer Mutter bis auf den Namen ähnlich, die geſtorben war, als ſie ihr das Leben gegeben hatte. Wenn der Alte ſie anſah, ſo vermeynte er nicht mehr Witwer zu ſeyn, ſondern er glaubte ſich wieder um vierzig Jahre jünger.

Doch wir wollen nicht die alte Amme Gertraudens überſehen, eine gar wackere Bäuerin, ſtolz auf das Mädchen, welches ſie geſäugt, und ſehr kenntnißreich in allen Wirthſchafts-Angelegenheiten und in tauſend wunderbaren Geheimniſſen, kurz eine Frau, die Alles wußte, Alles kannte, bis auf die unbedeutende Kenntniß des Leſens und Schreibens, wovon ſie nichts verſtand. In jenen Tagen hielt man noch nicht viel darauf, und die Leute waren deshalb nicht eben unglücklicher als wir. — Als dieſer impoſante Zug zur Thüre hereinſchritt, eilten die beiden ältern Töchter, mit ihren Männern und ihrer Schaar von Kindern, welche ſchon früher angelangt waren und ſich am Kamin wärmten, auf Vater Kurten los und umringten ihn mit vollem Jubel. Es dauerte einige Zeit, bis dieſer ſich gelegt hatte, und der alte Großvater ſich mit einer noch ziemlich kräftigen Stimme alſo vernehmen laſſen konnte: „Zu Tiſche!“ Mehr ſprach er für diesmal nicht; es wurde aber ſogleich von Allen verſtanden, und nach dem **Benedicite** nahm Jeder ſeinen beſtimmten Platz ein; er ſelbſt und der Geiſtliche auf zwei Seſſeln mit ſauber geſchnitzten hohen Lehnen, die andern Männer und die Kinder auf Bänken, die Frauen auf Schemeln.

Indem ſich aber Gertraud auf ihren Sitz niederließ, fühlte ſie etwas Unheimliches unter ſich, als ob ſie ihren großen Kater oder ein andres Thier erdrückt hätte; ſie ſprang laut ſchreiend in die Höhe: und in der That, es war das Fell eines Thieres, aber keines Hausthieres, ſondern eines gewaltigen Wolfs. — „Ich möchte wetten, daß dies eine Aufmerkſamkeit von dem Hieronymus iſt,“ ſagte freundlich der alte Kurt, indem er ſein hohes Stengelglas zum dritten Male leerte; „ſeitdem er es mit Saracenen und Löwen aufgenommen hat, ſchlägt er unſer gemeines Raubgethier hier zu Lande wie die Fliegen todt.“ — Hieronymus erröthete; die holde Gertraud dankte ihm mit einem zärtlichen Blicke, darob der neidiſche Gerichtsfrohn ſchwer ergrimmte, und zwiſchen ſeinem ſchlechten Gebiß die Worte hervorſtieß: „Ei, welch ein zarter Scherz! ſolch einer armen Dirne Schreck einzujagen! Eine feine Ueberraſchung! He, he, he!“ — „Was iſt denn weiter,“ ſagte der ſanftmüthige Geiſtliche — davon ſtirbt man nicht.

Es iſt vielleicht ein Hochzeitgeſchenk, und wenn unſre kleine Gertraud dort erſt Hausfrau ſeyn wird, ſo ſoll mit der ſtattlichen Wildſchur die Familienbank in der Kapelle zu Sanct Wolfgang geſchmückt werden.“ — Alle gaben dem würdigen Manne Gottes ihren Beifall kund, und überſtimmten das Murren des Frohns und die verſtohlenen Seufzer der beiden jungen Leute. Der alte Kurt merkte davon nichts; denn wenn ſolch ein alter Mann bei'm Weine ſitzt, ſo will er auch Alles luſtig um ſich verſammelt ſchauen, und nimmt nicht wahr, wenn Wangen von zwanzig Jahren Kummer bleicht oder Thränen benetzen. Die Alten wollen nicht mehr einſehen, wie man um ſolche Dinge traurig werden kann, lachen dazu und brüſten ſich, luſtiger als die Jungen zu ſeyn. — Endlich nahm Vater Kurt das Wort und begehrte volle Flaſchen, und Gertraud ſtand auf, um ſie aus dem Keller zu holen. — Während ſie fort war, ſagte Kurt geheimnißvoll: „Wißt, es iſt heute ein Doppelfeſt, und während mein Töchterlein draußen iſt, laßt Euch nur ſagen, daß neben dem Weihnachtsabend auch die Verlobung des

Dirnleins gefeiert werden ſoll. Ich wollte nicht davon ſprechen, ſo lange Gertraud am Tiſche ſaß. Kinder ſind oft eigenſinnig und nicht damit zufrieden, was man zu ihrem Glücke auserſinnt, ob ſie auch ſeit geſtern ſchon darum weiß. Aber nun rathet einmal den Bräutigam?" — „Bei der heiligen Jungfrau!" platzte ſchnell die Amme heraus — „dazu braucht's keiner großen Hexerei! Hieronymus iſt der Bräutigam." — „Schweig ſtille, Alte!" brummte Kurt — „man muß Niemand verſpotten. Daß Hieronymus eine arme Waiſe iſt, die an ſolch eine Verbindung nie denken darf, brauchſt Du ihm gerade nicht vorzuwerfen. Sey ruhig, armer Junge!" ſetzte er dann in ſanfterem Tone hinzu — „ich liebe Dich gleich meinen Kindern, und werde Dir gewiß dereinſt eine wackere Dirne zur Hausfrau wählen, welche Tugend und Arbeitſamkeit, Geſundheit und Zuneigung als Mitgift in's Haus bringt, und für Deine kleine Einrichtung will ich dann ſchon Sorge tragen." — „Ach, der arme Hieronymus! ſeufzte die Amme. — „Ob meine Goldſtücke!" murmelte Hieronymus ſtill vor ſich hin, indem ſein Blick verzweiflungsvoll auf den Teller ſtierte. — „Alſo, meine lieben Freunde,“ ſprach Kurt weiter — „grüßet mir Alle den Herrn Gerichtsfrohn als meinen künftigen Eidam.“ Die Amme konnte ſich nicht enthalten, einen lauten Ausruf hören zu laſſen. Der Gerichtsfrohn ſah ſie verwundert an, blickte dann auf ſich und ſah ſie dann noch einmal an. Der alte Vater Kurt fuhr aber fort: „Ich muß Euch noch ſagen, daß ich die zwei letzten Zahlungsfriſten an dieſem Gut nicht habe tilgen können, und daß mein Freund, der Herr Gerichtsfrohn, Euch allein durch ſeine Aushülfe das Erbe erhalten hat. — „Gebt mir Eure Tochter, ſo geb' ich Euch das Geld“ das waren ſeine Worte, „es ſoll als Gertrauden's Mitgift gelten. Wollt ihr, ſo ſchlagt ein!“ — „Ach, mein Geld, mein Geld!“ — ſeufzte Hieronymus bitter in ſich hinein, indem er die Fauſt ballte. — „Noch ehegeſtern beſaß ich mein blankes Geld; wer hat es mir geſtohlen?“ — „Damit unſer Glück aber vollkommen ſey,“ — fügte der glückliche Alte freundlich hinzu, — „hat der Himmel uns den Nachbar Hieronymus wieder in die Heimath geführt, der zwei

Jahre lang gegen die Ungläubigen gefochten, und das Feſt der Geburt des Heilandes mit uns froh begehen will, nachdem er auf ſeinem heiligen Grabe gebetet hat.“ — Hier trat Gertraud mit den Flaſchen in's Zimmer. — „Warum ſind deine Augen ſo roth?“ — fragte Kurt; — „ſollte es vielleicht von dem Rauch der Küche herrühren?“ — „Ich glaube ja, lieber Vater,“ ſprach das Mädchen, und ſetzte den friſchen Wein auf den Tiſch und ſchenkte dem Vater ein.

Hierauf wurde ein groſſer ſchmackhafter Honigkuchen aufgetragen, der den Gäſten, beſonders den Kindern in die Augen ſtach. — „Meine Tochter!“ ſagte der Alte — „eine Hand, die noch nicht der Brautring ſchmückt, ſoll den Feſtkuchen anſchneiden, ſo will es die Sitte. Alſo thue deine Pflicht; vielleicht kannſt Du dieſes Amt nur noch dieſes eine Mal erfüllen.“ Der geiſtliche Herr winkte ſcherzend mit den Augen, und alle Uebrigen, einen Einzigen ausgenommen, lächelten dazu; Gertraud aber ſtand auf, um das Ehrenamt zu verrichten. Zuerſt ſchnitt ſie aus der Mitte das Stück für den lieben Gott und die Armen, und legte es auf einen blanken Zinnteller, dann für die übrigen Tiſchgenoſſen, einem Jeden ein Stück. Wie nun aber alle ſich anſchickten, den erſten Biſſen des appetitlichen Fladens in den Mund zu ſchieben, erkrachte ein furchtbarer Donnerſchlag, und in demſelben Augenblick ſchoß ein Regenguß auf das Dach des Hauſes nieder. Die Anweſenden erſchracken heftig und blieben ſtarr ſitzen. Da hörte man an dem äußern Hofthor ein wiederholtes heftiges Pochen. — Vater Kurt ſtand auf und rief zum Fenſter hinunter: „Macht auf und laſſet ein, wer es auch ſey! Selbſt ein Mörder verdient Obdach in dieſer entſetzlichen Nacht. Iſt das ein Wetter!“ — Dann ſetzte er ſich wieder zum Tiſche und ſagte freundlich: „Daß es ein Jude oder Hexenmeiſter ſey, haben wir wohl nicht zu fürchten, meine Kinder; denn ſeit der letzte Jude zu Oſtern verbrannt wurde, mag es wohl keiner mehr wagen, in's Land zu kommen, um ſeine verfluchten Künſte an uns zu üben. Mögen ſie dafür in der Hölle büßen!“ — Kaum hatte der Alte dieſe Worte ausgeſprochen, als ein hinfälliger Greis in die Stube trat und auf einen langen Stab geſtützt, in demüthiger Stellung an der Thüre verweilte, indem er den kahlen Kopf mit dem langen weißen Bart dreimal gegen die Geſellſchaft neigte. „Gott überſchütte Euch mit ſeinen Segnungen!“ — ſprach er leiſe und ſetzte ſich zum Feuer, das dem Verglimmen nahe, von Gertraud ſo eben angeſchürt wurde. — „Wer Ihr auch ſeyn möget,“ — ſprach Kurt, — „Ihr bleibt mein Gaſt für dieſe Nacht.“ Und hierauf den Fremden aufmerkſamer in's Auge faſſend, ſetzte er hinzu: „Aber Euer zerriſſenes, unſcheinbares Gewand, der Strick, der es umgürtet, der braune Mantel, die Filzkappe und die Sandalen, Alles deutet an, daß Ihr von einer weiten Reiſe kommt, Eure Züge ſind ſo heilig und ehrwürdig; wäret Ihr ein Pilgrim, der geraden Weges von Jeruſalem heimkehrt?“ — „Jeruſalem!“ — ſeufzte der Fremde dumpf, als hätte er die Anrede nicht verſtanden. — „Dann kommt näher, heiliger Mann,“ — fuhr Kurt fort, — „nehmt hier Euern Platz ein und erzählt uns. Wir haben dort einen wackern Freund, der mit ſeiner Lanze wohl ſchon mehr als fünfzig Sarazenen erlegt hat ....“ —

„Mir iſt kalt und ich habe nichts gegeſſen ....“ war des Fremden Antwort. — „Vergebt, mein ehrwürdiger Gaſt!“ ſprach der Alte — „ich dachte nicht daran. Aber Ihr kommt zur rechten Zeit. Wir ſchnitten ſo eben den Feſtkuchen, und das Stück für den lieben Gott gehört dem Fremden, den er uns ſendet.“ — Gertraud lief bei den Worten ihres Vaters mit dem zirkelrunden Stücke aus der Mitte des Kuchens zu dem Fremden hin, und ſtellte es nebſt einem vollen Becher alten Weins vor ihm auf. Die Geſellſchaft kümmerte ſich nun nicht weiter um ihn, ſondern ließ ſich's wohl ſeyn und führte mannigfaltige Geſpräche. Aber während Alle den zarteſten Kuchen ſchmausten, der wohl je von den weißen Händen einer ſchönen Dirne geknetet worden, ſaß der Gaſt ſtumm da und hatte ſein Theil nicht angerührt. — „Was ſoll das heißen?“ rief Kurt ihm zu, als er es bemerkte — „Ihr eſſet nicht von dieſem ſchmackhaften Kuchen, und ſagtet doch ſelbſt, daß Ihr Hunger verſpürt! Man muß eſſen, um trinken zu können, und wir warten Alle darauf, mit Euch anzuſtoßen. Ei, was macht Ihr für ein grämlich Geſicht! Seht nur, die armen Kleinen fangen ſchon an, ſich zu fürchten. He, Gertraud, vielleicht mag unſer Gaſt nichts Süßes; geh' hin, und ſchneide ihm von dieſen Schweinsrippen ein gutes, ſaftiges Stück herunter; das wird dem vom weiten Wege Ermüdeten hoffentlich beſſer munden." — Gertraud gehorchte; aber der Fremde aß und trank nicht. „Das iſt doch ſeltſam!" ſprach der Geiſtliche. — „Ich leide ſehr, habt Mitleid!" ſprach der Unbekannte, indem er den Kopf ſenkte. — Gertraud, das ſanfte Kind, war um ihn beſchäftigt, ihm den ſchweren Mantel abzunehmen und den Strick zu löſen, der ſeine Hüften umſchlang. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. — „Wie? keinen Roſenkranz? kein Kreuz? kein Heiligenbild?" murmelte die Geſellſchaft betroffen.

„Was wäre das für ein Pilgrim?" ſprach Kurt mit ernſtem Tone und erhob ſich. Alles folgte ſeinem Beiſpiel. — „Wär' es vielleicht gar . . .?" — „Ach Vater, hier iſt ein kleines Kreuz!" rief Gertraud haſtig, mit dem Ausdrucke höchſter Angſt, und der Fremde ergriff zitternd ihre Hand und drückte ſie mit geheimnißvollen

Worten an ſeine Bruſt. — „Hieher, Gertraud! zu mir!“ ſchrie Kurt ſtreng. — „Du aber, ſonderbarer Fremdling, zeichne ſogleich Stirn und Bruſt mit dem Zeichen des Heils, oder — ſelbſt wenn Du mit der Macht der Hölle ausgerüſtet wäreſt — wir werfen Dich auf die Landſtraße, eine Beute den Räubern, Wölfen, und den Stürmen und Unbilden der Nacht!“ — Der Fremde machte kein Zeichen und ſchwankte der Thür zu, aber der Gerichtsfrohn ſprang wild auf und ergriff ihn bei ſeinem langen Barte: „Mache das Kreuz, das Kreuz!“ ſchrie er. — Der Fremde ſtürzte auf die Knie. „Gnade! Gnade! Ihr guten Nazarener!“ wimmerte er. — „Seht Ihr wohl,“ kreiſchte der Gerichtsfrohn, indem er ſein Meſſer zückte — „es iſt ein Jude.“ — „Ein Jude!“ wiederholten Alle voll Entſetzen. Und die Männer erhoben Stöcke und Meſſer, die Frauen verhüllten ihr Angeſicht, die Kinder weinten und warfen Gläſer und Ueberbleibſel der Gerichte auf den Greiſen. Nur Gertraud und Hieronymus ſuchten ihn zu ſchützen, und der Geiſtliche ſtand ihnen ruhig zur Seite. — „Haltet ein, Ihr Wahnſinnigen!“ ſprach er mit Kraft — „Gott iſt für Alle geſtorben; er aber hat Niemand getödtet.“ —

Der Jude, der laut flehend ſich bald hier- bald dorthin vor den Verfolgungen zu ſichern bemüht war, ließ in dieſem Augenblicke etwas laut Klirrendes zu Boden fallen. — „Ei, ſchaut doch einmal her!“ rief der Gerichtsfrohn — „ein Sack von Golde ſchwer! Wie, Jude, konnteſt Du bei ſolchem Reichthum Hunger und Mangel leiden? Du hatteſt wahrſcheinlich etwas Anderes bei uns im Sinne, als Dich zu wärmen, alter Straßenräuber!“ — „Ach nein, Herr!“ jammerte der Jude — „dies Geld gehört nicht mir, und ich würde lieber ſterben, als es anrühren. Tödtet mich immerhin; vorerſt aber hört, was ich ſage, damit Ihr ſelbſt dies Geld ſeinem Eigenthümer zurückerſtatten könnt.“ — Alles war nun ſtille geworden, jedoch ohne die drohende Stellung aufzugeben, und der alte Fremdling fuhr alſo fort: „Geſtern, mit Anbruch der Nacht, zog ich wie gewöhnlich aus meiner Herberge; denn ich reiſe nur zur Nachtzeit, weil ich mich ja, während die

Sonne ſcheint, vor Niemand ſehen laſſen darf. Ich hatte ſo eben mein Kind begraben, Sahra, meine geliebte Tochter, die mir der Herr über Leben und Tod nach kurzer Zeit der Freude wieder genommen hatte. Wenn Ihr auch glaubt, ein Jude ſey ein Ungeheuer, ſo hat er doch ſeine Kinder lieb, und wenn ſie ihm ſterben, ſo iſt ſein Herz nur einer blutenden Wunde zu vergleichen. Wie ich nun geſtern, unter leiſen Gebeten und Thränen, meine nächtliche, einſame Straße wandle, höre ich lauten Angſtruf unfern von mir, und laufe, um zu helfen, wenn es meine ſchwache Kraft im Stande ſeyn würde. Bald ſehe ich einen jungen Menſchen fliehen, der um Hülfe ſchreit, und zwei Räuber, welche unter einem Baume ſitzen und den Inhalt eines ſchönen ſeidenen Beutels theilen, der eitel Goldſtücke enthielt. Sie bemerkten mich nicht, und ich ſtand plötzlich vor ihnen, eine breite Damascenerklinge in der Hand. Sie mochten in mir wohl ein Geſpenſt erblicken, denn das böſe Gewiſſen hatte ihnen jede Kraft geraubt; ſie ſprangen auf und liefen heulend davon. Die Nacht hatte ihnen glücklicherweiſe mein

Alter und meine Hinfälligkeit verborgen. Meinen Säbel warf ich jetzt weg, aber den Beutel hob ich auf, und eilte ſo ſchnell als ich's vermochte, dem Reiſenden nach, um ihm ſein Gut zurückzuerſtatten. Ich holte ihn nicht mehr ein und mußte mit meiner Laſt fortwandern, um ſie bei einem wackern Nazarener niederzulegen, der in mir dem Juden nicht flucht, und den ich in dieſer Gegend kenne. Dieſer hätte, den Eigenthümer auszukundſchaften, Alles aufbieten müſſen. Auf dem Wege zu ihm überraſchte mich das Gewitter und zwang mich, um Einlaß bei Euch zu bitten. Ihr habt mir gaſtfrei die Pforte öffnen laſſen, um mich nun grauſam zu tödten. Thut, was Ihr wollt! Nur ſtellt das Geld ſeinem Eigenthümer wieder zu, damit dieſe gute Handlung einen Theil des Mordes ſühne, den Ihr an dem Unſchuldigen verüben wollt." — Hieronymus, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, rief jetzt freudig aus: „Nein, bei'm Heiland der Welt! Du wirſt hier nicht ſterben, oder ſie tödten mich mit Dir! — Dieſer Beutel gehört mir, ich bin jener Reiſende. O, und Du weißt nicht, daß

Du mir nicht blos Goldſtücke gerettet haſt, nein
das Leben ſchenkſt Du mir wieder und mehr al
das. Gib her!“ — „Halt, junger Menſch!
ſprach der Jude mit mißtrauiſcher Miene — „w
viel Zechinen hatteſt Du in dem Beutel?“ —
„Zweitauſend.“ — „Und war ſonſt nichts da
in?“ — „Ja wohl, und andere Dinge von we
höherem Werth, als alles Gold.“ — Und Hiero
nymus neigte ſich zum Ohre des Alten und ſag
ihm leiſe einige Worte. — „So nimm dieſe
Sack,“ ſprach der Greis — „Du wirſt darin de
ſeidenen Beutel finden. Dir gehört er!“ — All
Anweſenden waren von dieſer Scene höchlich über
raſcht, und Gertraud fühlte ſich tief bewegt un
eine ſchwankende Hoffnung glimmte beſeligend i
ihrem Blicke. — Die treue Amme bemächtigt
ſich ſogleich des Beutels und ſuchte in den Gold
ſtücken, die ſie mitten auf den Tiſch ſchüttete. Bal
zog ſie daraus ein Päckchen, das ſie öffnete. Ein
trockene Blume lag darin, ein ſchlecht gezeichnete
Bild und ein Blatt Papier, worauf mit Blu
geſchrieben ſtand: „Der Ritter von Freiburg
gab mir in Jeruſalem ſterbend dieſe zweitauſend

Zechinen, weil ich ihm einſt das Leben gerettet. Ich aber, der nach dem heiligen Lande gezogen war, um dort zu ſterben, oder reich genug, zurückzukehren, um meine geliebte Gertraud zu freien, ich ziehe jetzt mit Hoffnung im Herzen in's Vaterland. Wenn aber Gertraudens Hand nicht mehr zu haben wäre, ſo mag es auch nicht lange mehr gehen mit mir, und ſie erſehen, daß ich ....“ — So weit hatte der Geiſtliche geleſen, als die Amme ihm mit Ungeſtüm in's Wort fiel: — „Was iſt denn nöthig, noch weiter zu leſen? Will der liebe Gott nicht ſelbſt, daß die Hände der guten Kinder zuſammengegeben werden? Hier ſind zuerſt fünfhundert Zechinen für den wackern Hebräer, fünfhundert, um die Meierei ſchuldenfrei zu machen, und tauſend als Mitgift für Gertraud, die ihren Hieronymus wieder gewonnen.“ — Eine tiefe Stille folgte. Alle ſahen auf das Paar, das hochaufathmend die Blicke niederſchlug. Endlich ſprach Kurt: „Und dennoch, meine Tochter, wollteſt Du den Herrn Gerichtsfrohn dort heirathen?“ — „Ja, mein Vater,“ erwiederte das gute Kind — „denn ich wollte Eure

Zufriedenheit und das Glück Eurer alten Tage wiederherſtellen. Ich fügte mich in mein Schickſal, das mich ja doch bald von der Erde abgefordert hätte.“ – „Nein, ſie lebe! lebe lange und hoch!“ riefen Alle einſtimmig. — „Amen!“ ſprach der Geiſtliche. — „Urtheilet nun ſelbſt,“ ſagte Kurt zu dem Gerichtsfrohn, der die Augen aufriß und mit dem Kopf nickte. — „So kommt denn, meine Kinder, damit ich Euch ſegne,“ ſagte der Vater, und Beide hingen an ſeinem Halſe. — „Habe ich nicht immer geſagt, der Hieronymus und Gertraudchen“ — rief die Amme, vor Freuden weinend — „Vor Allem aber noch einige Flaſchen Alten herbei,“ fiel ihr Vater Kurt in's Wort. — Und wie er ſich jetzt milden Sinnes und mit freundlicher Rede nach dem alten Hebräer wenden wollte, bemerkte man erſt, daß dieſer ſich heimlich fortgeſchlichen, wie ein Unglücklicher, der an keiner Freude hinieden Theil nehmen darf. Auch von der ihm zugedachten Belohnung hatte er nichts angenommen. —

So ſchloß der ſächſiſche Magiſter mit einem ſiegreichen Ausdruck auf dem Geſichte. Er war den Nachkommen Abrahams nicht eben geneigt und hatte dieß auch offen und zu verſchiedenen Malen kund gethan; aber die Gegenwart der ſchönen und reichen Banquierstochter, die ziemlich allgemein für eine Jüden gehalten wurde, mit der liebenswürdigen Laune und dem Benehmen einer Dame von Welt, ſchien die Grundſätze eines feſt eingewurzelten Widerwillens in ihm wankend gemacht zu haben. Er glaubte mit ſeiner Erzählung ihr Herz zu erobern. Als ſie jedoch, mit ihrer Tapiſſerie beſchäftigt, keinen Blick des Dankes auf ihn richtete und mit einem Male aufbrach, um ihrer Couſine, die am Nebentiſche Whiſt ſpielte, einige Worte zuzufliſtern, zog er die Schultern in die Höhe, ſteckte das glatte Kinn tiefer in die Halsbinde und ſah glotzend über die Brille weg, was ſeinem Auge etwas ungemein Pikantes verlieh. Er ſprach nichts mehr; aber einen Scheiterhaufen errichtete er in ſeinem Herzen, und das Bild einer ſchönen Jüdin wurde ohne Erbarmen verbrannt. —

„Et puis?“ hieß es nach einer Weile. Es half nichts, der Engländer mußte an dieſem Abende noch ſeine Geſchichte zum Beſten geben. Man hatte zu früh begonnen und es war bis zum Aufbruch noch ein Stündchen hinzubringen. Er war ein Mann, der ſich in der Welt umgeſehen hatte, und man durfte ſich auf ein intereſſantes Reiſeabenteuer gefaßt machen: –

„Von allen Heilquellen, welche ich auf meinen großen Reiſen kennen gelernt habe, iſt Bagnères-de-Luchon in den Pyrenäen die reizendſte. Sie ſprudelt in einem tiefen Keſſel, von Waldgebirgen umgeben, deren höchſte Scheitel mit Schnee bedeckt ſind. Das Städtchen ſelbſt liegt mitten in einer reichen Landſchaft, und von den Höhen, die ſie beherrſchen, nimmt es ſich wie ein Veilchen aus, das im duftigen Graſe ruht. Rechts und links erblickt man neue, ſchöne Häuſer, die blos zur Aufnahme der Badegäſte beſtimmt ſind, und wo man, von ſtädtiſchem Luxus und moderner Eleganz umgeben, alle Freuden des Landlebens genießen kann. Die zahlloſen Heerden, wenn ſie zur Weide getrieben werden oder daher heimkehren, bezeichnen den Anfang und das Ende des Tages. — Man kennt dort keine andern Watchmen als

Ziegen und Schafe, mit ihren Glöckchen am Halſe. Vernimmt man ihr anmuthiges Geklingel am frühen Morgen, ſo rafft man ſich vom Lager auf und beginnt Excurſionen. Die Führer in den Pyrenäen bilden eine eigene Zunft. Ehrlichkeit, Vorſicht, Kraft und Ausdauer, und die Kenntniß aller Wege und Stege ihres Gebirgs, zeichnen dieſe Leute beſonders aus. Sie betrachten jeden Fremden wie ein nutzbringendes Capital, für deſſen Sicherheit ſie verantwortlich ſind. Sie ſind unermüdlich in ihrer Dienſtbefliſſenheit. Jede Commiſſion, jeden Einkauf, jeden Handel übernimmt der Führer für den Reiſenden. Und wenn ihn auch die Liebe zum Gewinn mehr als eine andere Rückſicht dazu antreibt, ſo weiß er dies doch immer unter einem Schein von heiterer Treuherzigkeit zu verbergen. Ein ſolcher Führer begnügt ſich übrigens nicht bloß, vorauszugehen und die Reiſenden vor den Gefahren des Weges zu behüten; er ſorgt zugleich dafür, ihnen die Zeit durch ſeine Geſpräche abzukürzen. Bald ſind es Abenteuer auf Reiſen oder Jagdvorfälle, dann die Erſcheinungen im Gebirge, welche einen ſtehenden

Artikel dieſer lebendigen Chroniken bilden. Sie kommen ſo häufig an den Orten vorüber, wo ſich ein Unglück ereignet; wie ſollten ſie anſtehen, die Theilnahme ihrer Schutzbefohlenen in Anſpruch zu nehmen? Und wahrlich, das Leben dieſer Leute, das ſtets am Rande des Todes ſchwebt, bietet merkwürdige und rührende Fälle genug dar. Eines Tages, als ich bei dem Felſen la Maladetta vorüberging, rief mein Führer aus: „Hier, wo jetzt der friſche Schnee gefallen iſt, habe ich einmal viele heiße Thränen vergießen ſehen.“ — Ich fragte ihn, und er erzählte mir Folgendes: — „In Luchon wohnte vor einigen Jahren noch ein Führer, Namens Jao Iderac, der Aelteſte und Geachtetſte von allen meinen Kameraden. Er führte einſt einige berühmte Reiſende über das Gebirge, und dieſe hatten ihm dafür im Auslande einen ſo großen Ruf gemacht, daß jeder Fremde ſich ſogleich nur nach ihm erkundigte, um von ihm geführt zu werden. Nur wenn er nicht daheim war, kam die Reihe an uns. Aber er war auch ein tüchtiger Mann, das muß man ſagen. Den gefährlichſten Gebirgspaß konntet ihr an ſeiner

Seite ſo ſicher zurücklegen, als ginget Ihr auf gebahnter Straße, und jede Blume am Wege wußte er Euch zu nennen. Ginget Ihr mit ihm einem Hauſe vorbei, ſo riefen ihm die Leute zu, er möchte doch ein wenig einkehren; er aber pflegte lachend zu erwiedern: ein guter Führer kehrt nicht ein, bis er ſeinen Weg zurückgelegt — und die Leute riefen ihm eine glückliche Reiſe nach und wünſchten auch Euch eine fröhliche Heimkehr, und was mehr von dergleichen frommen und gutgemeinten Sprüchen ihnen in den Sinn kam. Und ſo gelangte er bis zu zweiundachtzig Jahren, ohne daß ihm das Mindeſte zugeſtoßen wäre. Viele ſchrieben es ſeiner Einſicht zu, Andere aber wollten wiſſen, daß er dieſes ſeltene Glück einem geweihten Roſenkranze verdanke, den ihm einſt ein Fremder aus weitem Lande verehrt, weil er ihm das Leben gerettet hatte. — Während des letzten Sommers klopften bei frühem Morgen zwei junge Leute an Iderac's Thür und wollten ſich von ihm führen laſſen. — „Ich bin zu alt," antwortet er, — „aber ich habe Sohn und Enkel, die Euch eben ſo gut bedienen werden. He, Jacob, ſteh' auf und nimm deinen eiſenbeſchlagenen Stock!" — Während ſich Jacob zurecht machte, plauderte der Alte mit den Reiſenden, und hörte, daß ſie im Sinne hatten, bis nach Spanien zu gehen. — „Das iſt noch zu zeitig, meine Herren," ſagte er, — „die Wege ſind ſchwer zu paſſiren." — Die jungen Leute verſicherten aber, daß ſie vor keinem Hinderniß zurückweichen würden, ſondern ihr Vergnügen dadurch nur vergrößert ſähen. Da der gute Iderac ſie ſo entſchloſſen ſah, ſagte er ihnen zu, ſie ſelbſt zu führen, weil es denn doch beſſer ſey, wenn auf ſo weiter Tour — Erfahrung ihnen in der Geſtalt eines Greiſes zur Seite ginge, als junge Kraft und Muth allein. Und ſomit machte er ſich auf den Weg. — „Vater!" rief ihm Jakob nach, der ſehr ſchnell gerüſtet war, — „ſo laßt doch mich nur gehen, Ihr habt ja noch nicht einmal gefrühſtückt!" — „Gleichviel," rief der Alte, — „ich habe ein Brod im Sack, man muß Reiſende niemals warten laſſen. Lebt wohl! In zwei Tagen bin ich wieder bei Euch!" — Die Wanderer fingen an zu ſteigen. Wer Iderac aus der Ferne ſah, hätte ihn unmöglich für einen Achtziger halten können. Er war an den ſteilſten Orten ſtets rüſtig voraus, wo die jungen Leute nur mühſam nachkeuchten. Oft ermahnte er ſie auszuruhen und ſich mit dem Rücken an einen Felſen zu lehnen, um dem Winde nicht bloßgeſtellt zu ſeyn. Wenn ſie über ſolche Fürſorge ſpöttelten, gab er ſich ein väterliches Anſehen und ſagte: „Ihr ſeyd jung, Ihr Herren, und glaubt, das Leben könnte gar nicht aufhören, aber eben deßhalb müßt Ihr doppelt vorſichtig ſeyn. Wäre ich es nicht in meiner Jugend geweſen, ſo läge ich ſchon längſt in irgend einer Schlucht begraben. Und es iſt nicht beſſer, daß Euch der Alte mit ſeinen achtzig Jahren heute führt, als daß er da unten liegt? Und wenn Ihr nicht zu lang in Spanien bleiben wollt, ſo könnt Ihr ihn auch wohl noch bei Eurer Rückkehr wiederfinden.“ Jetzt hatten ſie bereits den erſten Gletſcher erreicht. Die gefährlichen Stellen kamen und des guten Iderac's Sorgſamkeit verdoppelte ſich. Kaum ſieht der Alte, daß die beiden Fremden ſich ein wenig von der genauen Linie entfernen, die er im Vorſchreiten ihnen an gegeben hatte, ſo ruft er ihnen zu: — „Wohin? Wohin, meine Herren? Verlieren Sie ſich nicht, folgen Sie mir!“ — und indem er dieſe Worte ſpricht, macht er noch wenig Schritte zu ihnen, um ſie zurechtzuweiſen; aber augenblicks iſt er vor ihren Augen verſchwunden. Er iſt in einen Abgrund geſtürzt, der zu ſeinen Füßen, von einer dünnen Schneeſchichte verdeckt lag, und keinen Laut hört man mehr von ihm. Nach einem Moment des Entſetzens eilen die Fremden, die jetzt an ihre eigene Gefahr denken, den Weg zurück, den ſie ſo eben gekommen waren, und rufen mit lauter Stimme um Hülfe. Aber Niemand hört ſie in dieſen Regionen, und die erſte Hütte, die ſie antreffen, iſt die ihres unglücklichen Führers, deſſen Kinder harmlos mit ihrer Wirthſchaft beſchäftigt ſind, und das Schickſal ihres guten Vaters noch nicht ahnen. Kaum haben ſie es vernommen, ſo erfüllen ſie die Luft mit Wehklagen; ihr Schmerz macht ſie jedoch nicht unfähig, die Rettung des Vaters zu verſuchen. Sie holen Stricke, Balken, Leitern herbei und eilen den Berg hinan; eine Menge von Landleuten folgte ihnen mit Inſtru menten aller Art, um das Hinabſteigen in den Schlund möglich zu machen, und die allgemeine Theilnahme und Trauer an dem unglücklichen Ereigniſſe iſt das beredteſte Zeugniß für die Tugend des guten alten Iderac. — Bald war man zu der Stelle gekommen, wo eine enge Spalte im Schnee den Ort bezeichnete, an welchem ſich der Unfall ereignet hatte — ſie ſtanden am eiſigen Grabe des Greiſes. Man ſucht eine ſchnell erfundene Maſchinerie mit Sicherheit zu befeſtigen, und die beiden Söhne Iderac's ſtreiten um das Vorrecht, ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen. Während ſie ſich nicht einigen können, läßt ſich der jüngſte Sohn Jacob's das Tau um den Leib legen. „Ich werde mich hinablaſſen,“ ruft er, — „ich habe weder Weib noch Kind wie ihr; ich bin ſtets der Liebling des Großvaters geweſen, ich will ihm zurufen, und er wird mich am Erſten dort unten vernehmen. Vater, gib mir Deinen Segen!“ — Die Andern geben ſeinen Bitten nach; das Tauwerk iſt gehörig befeſtigt, wie man ſich überzeugt hat; der Vater ſegnet ſein Kind und ringt dann ſtumm die Hände. —

Schon ſchwebt der Knabe über dem Abgrunde, da ſchlingt der Vater noch einmal ſeinen Arm um ihn: „Mein Sohn,“ ſpricht er, — „ſchreie ſchnell und laut, wenn dir etwas zuſtößt, damit wir dich ſogleich heraufziehen können.“ — „Ich werde das Gebet herſagen,“ antwortet der gute Sohn, — „das unſer Großvater alle Abend zu ſprechen pflegte. Hört Ihr das nicht mehr, ſo wißt Ihr, daß ich die Beſinnung verloren habe.“ — „Wir wollen Alle für dich beten,“ riefen die Andern, und warfen ſich am Rande des Abgrunds auf die Kniee, während die Stärkſten den muthigen Burſchen in das Innere des Schlundes vorſichtig hinabfahren ließen. Anfangs hörte man deutlich die Worte des Gebets mit feſter Stimme; bald aber tönten ſie ſchwächer, endlich verſtummten ſie ganz. War dieß die Folge der größern Entfernung? — Aller Herzen ſchlagen ſtärker, kein Mund wagt zu athmen, die Köpfe ſind nach der Tiefe geſenkt. Aber kein Ton iſt hörbar, das Gebet des Knaben iſt vollendet. Da ſpringen Alle auf und drängen ſich herzu; der Vater iſt der Erſte; man beeilt ſich, den Knaben wieder an das Licht zu ziehen. Er erſcheint auf der Oberfläche der Erde, und hatte wirklich die Beſinnung verloren; man iſt bemüht, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Von tauſend Fragen beſtürmt vermag er nur zu ſagen, daß er plötzlich ſeine Glieder erſtarren fühlte, ſeine Zunge wurde kalt, und die Augen ſchloſſen ſich unwillkührlich. Kaum hatte er ſich ein wenig erholt, ſo wollte er die Gefahr aufs Neue beſtehen. Er hat ihn geſehen, verſichert er, „er liege auf dem Schnee da, der alte Großvater, wie in ſeinem Bette ſchlafend.“ — Und dabei weinte er bitterlich. Jacob hatte ſeinen Sohn von den Tauen losgemacht und befeſtigte ſie jetzt ſtill und ernſt um ſeinen Leib. — „Ich bin ſtärker,“ denkt er — ich darf eher hoffen, ihn heraufzubringen. — Man läßt ihn auf ſein Verlangen hinab, aber nur wenig tiefer als ſeinen Knaben; da erfaßt auch ihn die tödtliche Kälte; das Auge ſchließt ſich, das noch zum letzten Male den Vater geſehen hatte. — Und ſo hat der alte gute Jac Iderac bis auf dieſe Stunde kein anderes Grab erhalten können. — „Ihr fragt mich vielleicht,“

fügte mein Führer hinzu — „wie es kam, daß der Alte den Weg nicht beſſer kannte? Es hatte die ganze Nacht hindurch geſchneit, und friſcher Schnee iſt uns immer gefährlich. Uebrigens hatte Iderac auch an jenem Morgen, weil die Fremden zu eilig waren, ſeinen geweihten Roſenkranz vergeſſen. Die Kinder fanden ihn ſpäter zu Häupten ſeines Lagers. Der Enkel, der ſich zuerſt hinunterließ, hat ſich dieß einzige Erbſtück von ſeinem Großvater erbeten und bewahrt es wie den heiligſten Hort ſeiner Hütte. Oft ſieht man ihn noch jetzt, den alten Roſenkranz zwiſchen den Fingern, bei dem kleinen hölzernen Kreuze knien, das er ſelbſt dem Andenken des Verunglückten dicht neben der Eisſpalte aufgerichtet hat.“ —

„Der Mond ſcheint! Schönes Wetter!“ rief jetzt die Tochter des Wirths, mit artiger Verneigung in das Zimmer tretend, um ſich nach dem Beſtand des Theewaſſers zu erkundigen. Sogleich liefen Alle an's Fenſter und wurden durch den prächtigen Anblick der ſilbernen Sichel überraſcht, die am faſt wolkenleeren Firmamente zu ſchwimmen ſchien. — „Alſo vorbei mit Regen und trüden Wolken," rief ich freudig aus „vorbei mit dieſen Surrogaten von Unterhaltung. Hinaus auf das Meer! Uns baden wollen wir in der freien, friſchen, lebendigen Luft, uns umſpülen laſſen von den mächtigen Wogen!" — Wir trennten uns in der froheſten Laune. Ein dithyrambiſcher Schwindel hatte uns Alle ergriffen. Es war uns wohl zu verzeihen. Man reiſt wahrlich nicht nach Helgoland, um im engen Zimmer, in Steinkohlendunſt und Theedämpfen, Geſchichten zuzuhorchen, die bei allem Intereſſe doch ihre Entſtehung verrathen, und wobei man ſich der Discretion einer oft phantaſieloſen Badegeſellſchaft überlaſſen muß. — Was uns noch vor Kurzem unterhalten, und wozu ich ſelbſt die Veranlaſſung gegeben, erſchien mir jetzt unerträglich. Alle meine Pulſe ſchlugen dem ſchönen Wetter entgegen. Wir nahmen fröhlichen Abſchied und begaben uns voll Hoffnung ſämmtlich nach Hauſe. — Schon früh brachen die Sonnenſtrahlen, welche uns Mondesſichel und Wettergläſer Abends vorher verkündigt hatten, durch die lichtern Wolkenparthien und ließen große Felder des reinſten Azurs durchſchimmern.

Es iſt ein Sprichwort der engliſchen Seeleute, daß der Himmel nicht eher gut Wetter verheiße, bis er ein Stück Blau von der Größe zeige, aus der ein holländiſcher Schiffer ſeine Pumphoſe ſchneiden könne. Dies war der Fall, und ein ſtarker Nordoſt wehte ſo heftig, daß in Kurzem auch die letzte Spur der Regenwolken vom Horizont verjagt wurde und er ſich im reinſten Ultramarin zeigte. Aber die See ging bedeutend hoch, und da überdies dieſer Wind, ſeiner austrocknenden, ſcharfen Natur nach, den Gicht- und Bruſtkranken ſehr ſchädlich iſt, ſo konnte für jetzt noch nicht daran gedacht werden, zur Düne zu ſchiffen, um das Bad zu nehmen. — Ich ging daher nach dem gewöhnlichen Orte der Zuſammenkunft, in der Abſicht, die Rüſtigen der Geſellſchaft mindeſtens zu einem Spaziergange aufgelegt zu finden, nicht entfernt daran denkend, daß man die ſchuldige Erzählung von mir fordern würde, weshalb ich mich auch nicht vorbereitet hatte. — Ich fand die Damen bei der Arbeit, mit den Herren im Geſpräche, im weiten Kreiſe umher ſitzend. —

„Nicht mit Sonnenſchirmen und Hüten, Schleiern und Shawls, meine Damen?“ fragte ich ganz verwundert. „Tragen Sie nicht Verlangen, dem ſchönen Wetter entgegenzugehen, nachdem Sie es ſo lange entbehren mußten?“ — Es fehlt noch Einer im Kreiſe der Erzähler,“ ſagte die ſchöne Wienerin — „und ſo lange dieſer nicht ſeiner Geſchichte quitt geworden, wird die Sonne zögern, uns mit ihren vollen, durch nichts mehr getrübten Strahlen zu erfreuen. Seyn Sie davon überzeugt, mein Herr!“ — Ich verſtand die Rede. Was ich auch vorſchützen mochte, wurde nicht angenommen, und Alles, was ich erlangen konnte, war, mich ſo kurz als möglich faſſen zu dürfen, da es draußen von Minute zu Minute einladender wurde, und man einſtimmig einen Gang an den Strand projectirt hatte. Was war zu thun? Ich ſah, daß ich nicht mehr entſinnen konnte; aber je mehr ich mich abquälte, deſto weniger fiel mir bei. Ich ſtand da, den Hut in der Hand, und fühlte mich immer verlegener. — Ein Zufall befreite mich. — „Her mit dem Hute, mein Herr!“ rief der junge Franzoſe — „wer kann ſo bedenklich ſeyn, wenn er ſchöne Damen unterhalten ſoll?“

— Bei dieſen Worten wollte er mir den Hut aus der Hand nehmen, den ich in meiner Zerſtreutheit wohl ein wenig zu feſt halten mochte. Indem er ſich nun bemühte, meine Finger davon loszubringen, ritzte er mich mit ſeinen Nägeln, die er, wie andre Herren nach der Mode, unmäßig lang und zugeſpitzt trug. Ich ſah die kleine rothe Schmarre mit Vergnügen, denn der Stoff ſchien mir gefunden; ich lachte über die günſtige Epiſode und fing alſo an: —

„Sehen Sie dieſe Wunde, meine verehrten Herren und Damen? Je nun, es mag Ihnen nicht auffallend erſcheinen, wenn ich behaupte, ſie der franzöſiſchen Revolution von 1830 zu verdanken. Betrachten Sie nur einmal dieſen jungen Herrn aus Paris. Er gehört zur **jeune France**, wie Jedermann ſogleich erkennen wird. Dieſe Chevelüre, die großmächtige Locke, die wie ein kriegeriſcher Panache ſich vom Scheitel hebt, oder wie der Kamm des Seerobben; dieſe Haare zwiſchen Mund und Naſe und von einem Ohr zum andern, ein wildes Gehege, mehr dem zürnenden Krieger als dem friedlichen Künſtler zukommend.

Und nun ganz beſonders dieſe Nägel an den Fingern, furchtbare Waffen, welche ſchon bei'm freundlichen Händedruck verwunden, da der Menſch die Nägel nicht einzuziehen verſteht, ſondern ſie nothgedrungen auch in das Fleiſch des Freundes drücken muß. Iſt es nicht ſo weit gekommen, daß Menſchen die Organiſation der Katzen beneiden müſſen? — Bis zu den berühmten Juli-Tagen trug man nur bei den Chineſen die Nägel ſo übermäßig lang. Wir Europäer hatten ſie, bis auf gewiſſe Klaſſen der Geſellſchaft, modeſt beſchnitten, ſanft geründet, und ein Scherz, wie ihn dieſer junge Mann mit mir im Sinne hatte, wäre ſonſt nicht im Stande geweſen, die Haut aufzuritzen und Blut fließen zu laſſen. Man mag aus dieſem einzigen Fall einen neuen Beweis ſchöpfen, wie ſehr die franzöſiſche Revolution Alles auf die Spitze getrieben hat. Uebrigens ſoll man aber auch bekennen, daß dieſe Mode bei einem Volk, welches die richtigſten Begriffe von Reinlichkeit und Anſtand zu beſitzen vorgibt, ſich nicht lange in Ehren erhalten dürfte. Die langen Nägel geben auch der ſchönſten Hand etwas unbeſtreitbar

Klauen-artiges. Ich ſage mit Vorbedacht artig. Die Damen werden es mir Dank wiſſen, daß ich nicht von Klauen-ähnlichem ſpreche, eben ſo wie die langen, borſtigen Haare der jungen Herrn, die Backen-, Schnurr- und Schnauzbärte, ihren Köpfen einige Aehnlichkeit mit den Köpfen der Wildſchweine verleihen, das heißt, ehe ſie farcirt und mit Trüffeln gefüllt ſind. Denn ſo erſcheinen ſie Vielen graciöſer. Seit der Juli-Revolution haben beſonders die Pariſer eine große Vorliebe für Alles gezeigt, was lang iſt. Man fand Zeitungen von 12 Spalten, Bücher von 1000 Seiten, Dramen in 18 Tableaux höchſt unterhaltend, gleich dem wachſenden Bart, den Haupthaaren, den Nägeln — ich glaube, daß die Mode ſich bis auf die Hühneraugen erſtreckt. — Aber was wäre wohl häßlicher, als lange Nägel an der Hand einer ſchönen Frau? Lieber wollte ich die Damen in kurzen Haaren ſehen, ſo ſchrecklich es mir auch ſchiene. Wozu dienen jene Nägel? Höchſtens, die Fingerſpitzen der Handſchuhe zu zerreißen. Nicht wahr, meine verehrteſten Zuhörerinnen? Hält man etwa mit den langbenägelten Fingern den Fächer und das Bouquet ſchöner? Iſt man langbenägelt etwa zurückhaltender gegen den Anbeter, coquetter mit dem Manne? Schläft man ſeltener über einem guten Buche ein? Leidet man weniger an Migräne? Singt man beſſer, ſpricht man weniger, iſt man glücklicher in der Ehe, in der Liebe oder in der Lotterie? Antwort: Nein! Folglich würden ſie nur dazu dienen, um beſſer kratzen zu können, was bis jetzt, ſoviel ich weiß, in der guten Geſellſchaft noch nicht Mode geworden iſt. Vor einer Geliebten mit langen Nägeln hätte ich übrigens den tiefſten Reſpect; ſie erſchiene mir eben ſo wenig einnehmend, wie eine allzu ſentimentale Gräfin, oder eine Bürgerfrau, die auf Etikette hält, oder gar eine Griſette, die mit ſchöner Literatur prunken wollte. Und iſt es denn ſo nöthig, daß eine Geliebte lange Nägel habe, um ſie im vertrauten Tone: mein Kätzchen! zu nennen? Kräftiger romantiſcher und unſerer Zeit angemeſſener dürften es die Anhänger der neuen Mode freilich finden, eine Geliebte „meine Löwin" zu tituliren. — Doch das ſind Extravaganzen. Ich gehöre zur alten Schule; denn läge etwas Wahrheit in ſolchen Liebesbenennungen, ſo gehörten die Frauen eher in das Gebiet der Zoologie, als in das der Liebe, und das reizende Serail des Sultans würde zur Menagerie. Bei Männern ſind die langen Nägel noch weniger zu dulden. Sie gehören bei ihnen in die Kategorie der verborgenen Waffen, Stockdegen, Aermelſtillete u. ſ. w. Man ſehe nur einmal die rothe Schramme auf meiner Hand. Der Erſte, der dieſe Mode erfand, hat wahrlich ein faſhionables Majeſtäts-Verbrechen begangen. Wer ſich nicht die Nägel ſchneiden will, ſollte dazu verdammt werden, ſie abbeißen zu müſſen. — Es wäre endlich einmal Zeit für unſere, an zu großer Aufklärung und Geſchmacksverfeinerung leidende junge Welt, einzuſehen, wie lächerlich es iſt, dieſe alten galliſchen, germaniſchen, gothiſchen oder vielleicht gar hunniſchen und vandaliſchen Moden wieder hervorzuſuchen, ſie ſogar anzuerkennen, und allen Ernſtes einzuführen. Dergleichen Vorrechte ſollte man billig nur den niedern Ständen überlaſſen.“ —

Meine Hand betrachtend, ſchloß ich mit betrübtem Geſichte den Sermon, der als à propos nicht ohne Freundlichkeit aufgenommen wurde. Der Franzoſe hatte ſo vielen Takt, meinen harmloſen Scherz nicht nur nicht übelzunehmen, ſondern noch ein Stückchen Gummitafft aus ſeiner eleganten Brieftaſche zu holen und mit beſorgter Miene aufzuheften. — Die Sonne war indeß immer ſiegreicher hervorgetreten und auch der Wind hatte ſich gelegt. Das Wetter lud zu einer angenehmen Promenade ein. Wie begierig wir dieſe friſche Meeresluft einſchlürften! Wie ſich unſere Herzen erweiterten! Wie ſchön es war auf dieſem meerumſpülten Felſenhaupte, bei ſeinen coloſſalen Bewohnern, unter fremden Menſchen, aus allen Himmelsſtrichen und Ländern, die doch bald ſo vertraut werden müſſen, weil ſo klein der Raum iſt, wo ſie ſich bewegen, und die umgürtende See ihnen trautheimliche Plätzchen für freundliche Abentheuer ſichert! — Die Prachtgebäude mit ihrem Lärm ſtören zwar den mannigfaltigen Genuß der Natur und ihrer ſchönen Landſchaft, und doch iſt ein Badeort auſſer der Saiſon nur ein Aufenthalt für abſchließende Gemüther. Die Fremden, die ihn beleben, bilden den abwechſelndſten Reiz, und dieſe Vermiſchung großſtädtiſcher Sitten mit ländlicher Einfalt, Paris und London in einem Park, auf einem Felſen im Meer, ſind der Zauber von Helgeland.

Ich kam im Spätherbſt wieder dahin zurück. Meine Stimmung war trübe wie das Wetter. Alles war leer, die gelben Blätter lagen auf der Erde und nur einige Aſtern trotzten noch hie und da der Jahreszeit. Wo war die Geſellſchaft hingekommen, die ſich hier gemeinſchaftlich unterhalten? Der Franzoſe zeichnete und malte bereits ſeine curiosités laponnes: der Engländer war in ſeiner Garniſon; die Wienerinnen ſaßen in der italieniſchen Oper am Kärnthner Thor; der Magiſter aus Leipzig verbarg ſich im engen Stübchen und recenſirte. So mußte ich annehmen. Nur das Schickſal eines Einzigen kannte ich mit Beſtimmtheit; es war vollendet. — Der junge Freund aus Hamburg, der die Geſchichte vom Kaffee erzählt hatte, war durch eine unerwiederte Liebe zum Selbſtmord gebracht worden. Er hatte ſich auf einem Felſenvorſprunge erſchoſſen, wo er während des Sommers mit der Unerbittlichen zu ſitzen pflegte. Der junge Menſch war ſtets ſolid, rein merkantiliſch gebildet, und hatte bei einem großen Hange zur Sentimentalität und einer ſtarken Doſis von Lebensverachtung wenig Poetiſches an ſich. Er ſchmeichelte ſich, geliebt zu werden; ſeine endliche Erklärung wurde verlacht, und der raſche Entſchluß ließ eine beklagenswerthe Ausführung auf dem Fuße folgen. Der Gegenſtand ſeiner Liebe darf aus Rückſichten nicht näher bezeichnet werden. Fiſcher erzählten mir die traurige Geſchichte. Ich brachte eine ſchwermüthige Stunde auf ſeinem Grabe zu. Er ruhe in Frieden! — Abends ſaß ich in ſeinem Zimmer; er ſchwebte meinem Gedächtniſſe lebhaft vor — dieſe kurzen, glatten, blonden Haare, dieſe großen feuchten Blauaugen, dieſe friſchrothen Lippen, ſo lebendig bewegt bei der Erzählung mit der rührenden Kaffeeſtaude, der beiden Liebenden, der Windſtille und — der Langeweile! O ſie iſt gräßlich, die Langeweile! Ich fühlte in jenem Augenblicke, daß ſie die finſterſten Gedanken erſchaffen kann. Ich completirte die Erzählungen der Geſellſchaft, von denen ich zwei ſchon früher zu Papier gebracht. So gebe ich ſie dem Bad-Almanach. Sie tragen den Stempel der trüben Regenzeit, die ſie entſtehen ſah; traurig genug, wenn ſie nicht frei von dem treuloſen Elemente wären; ſie wurden geboren unter den Strömen des Himmels, unter dem Rauſchen des Meeres. Der mündliche Vortrag verlieh den Stoffen einigen Reiz; ich wage nicht, vorauszuſagen, ob ſie bei der Lectüre im einſamen Zimmer etwas davon bewahrt haben werden. —

Tripotage.

Liska.

Polniſche Novelle.

Sie war achtzehn Jahre alt. Schöne ſchwarze Haare ſielen in wallenden Locken über ihre Schultern, die eine nicht berechnete Koketterie mit einem durchſichtigen Flore bedeckt hatte. Wenn man ihr edles und ſtolzes Geſicht betrachtete, ſo würde man es für ein wohlerhaltenes Marmorbild des Alterthums gehalten haben, wenn nicht ein leichtes Incarnat ſeine Wangen geröthet haben würde. Für den oberflächen Beobachter waren ihre großen blauen Augen nur kalt und unbelebt, allein wer tiefer hineinſchaute, merkte bald, daß ſie nur mühſam die Funken unterdrückte, die daraus hervorleuchten wollten. Mit einem Worte, ſie war eine unerklärliche Miſchung von Seele und Unempfindlichkeit, von Leben und Kälte.

Ich erblickte ſie in der Welt; und ſie war noch jung, voller jungfräulicher kräftiger Gefühle, wie ſie den Eintritt ins Leben bezeichnen, und ich — erfüllt von holden Illuſionen, die uns das Glück als etwas Wahres vorſpiegelt. Ich fühlte mich zu ihr hingezogen.

Ein glänzender Schwarm von Cavalieren ging an ihr vorüber, unempfindlich und kalt, als wäre ſie kaum die Copie einer idealen Schönheit. Ich begriff es nicht; auf den erſten Blick ſah ich, welch ein Feuer unter dieſer Hülle von Marmor glühte. Warum denn alſo begegnete ſie in dieſer gewöhnlichen Welt, voll verrätheriſcher Schmeichelei, nur Kälte und Gleichgiltigkeit, und warum ſchien ſie ſo verwirrt, ſo verſchämt, wenn wie durch Zufall ein Blick auf ihr haftete?

Ich folterte mich ab, um dieſe Unbegreiflichkeiten zu löſen, und meine Liebe nahm zu bei jedem Hinderniß, auf das ſie ſtieß. Wir haben dazu Oppoſition nöthig, wenn wir eine Idee haben wollen, und die Liebe zur Controverſe macht uns bisweilen zu Logikern. Arme Weſen ſind es, welche dieſe Erde bewohnen; für die, welche nicht ganz närriſch ſind, wird Alles zur Enttäuſchung, und für die, welche nicht ganz weiſe ſind, werden die Stunden der Wonne niemals die Stunden des herben Schmerzes aufwiegen können!.... Schon dreimal hatte ich Lioka geſehen, aber immer iſolirt in der Menge, immer ohne Theilnahme für die Heiterkeit, die ſie umgab. Und je mehr ich ſie ſah, deſto mehr ergriff mich Mitleid bei dem Anblick dieſes ſo ſchönen Mädchens, das von allen verlaſſen ſchien in dem Alter, wo man Allen befiehlt, das den Blick vor Jedem ſenkte in einer Epoche des Lebens, wo jeder Blick ihr einen Sclaven erringen konnte.

Ich glaubte mitzufühlen, was ſie leiden mußte.

Als Weib hatte ſie die Miſſion der Liebe und Güte. Sie ſollte dazu beitragen, den Andern den Weg ſanft zu ebnen, der zum Grabe führt. Dieſen ſollte ſie ihren Kummer vergeſſen machen, jenen einige Augenblicke des Glücks herbeizaubern, des Glücks, das auf Erden nichts als ein Traum iſt. Indem ſie vom Himmel zu uns her nieder ſtieg, hatte ſich ihr Herz gefreut bei dem Gedanken, ſo viel Glückliche zu machen.

Es iſt ſchwer ſich zu ſagen: einſt werde ich eine Braut ſeyn, ſpäter Mutter; wie dabei das Leben ſich in einer unendlichen Hoffnung verzehrt, in einem Traum, deſſen Ende man nicht abſieht, bis zu einer Zeit, wo die Hoffnung nicht mehr ein leerer Schall ſeyn ſollte.

Die Verlaſſenheit, zu der ſich Liska verurtheilt ſah, der Schmerz in ihren Zügen, den nur ein langes Studium gewöhnlichen Blicken verbarg, alles dieſes war ganz geeignet, meinen Geiſt in unbeſtimmte Bahnen zu lenken und ihm aus ſchweifende Vermuthungen aufzudringen, und wenn ich anfänglich vor der Löſung dieſes Räthſels zurückſchreckte, ſo geſchah es, weil ich mir darin gefiel, Zweifel zu nähren, die meine Liebe zu dem jungen Mädchen wach hielten, die mir eine glückliche Zukunft vorſpiegelte.

Eines Abends ſah ich ſie auf einem glänzenden Feſte wieder. Das Orcheſter ließ ſeine harmoniſchen Töne erſchallen. Mehr als hundert Tänzerinnen waren bereits angetreten, und bald rauſchte mitten in dem weiten Saale der fröhliche Walzer. Nur Liska ſtand noch an den Seſſel gelehnt, auf den ſie ſich beim Eintreten geſetzt hatte, und ſchien einen neidiſchen Blick auf dieß Alles zu werfen, und Niemand dachte an ſie. Dieß Gefühl hatte ihr Geſicht nicht ausdrucksvoller gemacht, aber zwei große Thränen, die ſie vergebens zu unterdrücken ſtrebte, perlten ihr jetzt aus den Augen. Das arme Kind! „Ach, rief ich mir in Gedanken zu, ich will das Unglück heben, das ihr dieſes Volk von Atomen, welches lebt und ſich um ſie bewegt, verurſacht, ohne zu bemerken, daß ein ſchönes Weib leidet und weint.“ Indem ich dieſes zu mir ſagte, trat ich zu Liska hin. Als ſie bemerkte, daß meine Augen auf ihr ruhten, ſchien ſie überraſcht von dem Gefühle, das ſich darin malte.

„Wollten Sie mich wohl zum Tänzer annehmen, Mademoiſelle?“

– Ich danke ſehr, mein Herr, aber ich kann dieſen Platz nicht verlaſſen.“

Und ein tiefer Seufzer ſtieg aus der Bruſt des Mädchens, deſſen Ausdruck nun noch einen tiefern Schmerz offenbarte. Hatte ich etwas gethan, das ihr unangenehm war? Schien es nicht bei meinen Worten, als ob die Spitze eines Dolches ihre Bruſt berührt hätte? Armes Weib, unter Deiner glänzenden Toilette muß ein ſchwer verwundetes Herz ſchlagen, wie könnte ſonſt ein Wort, das in der Hoffnung ausgeſprochen wurde, Dir zu gefallen, Deine Seele verwundet haben, ſtatt ſie zu erheitern.

Nun hielt ich mich auch nicht mehr; die tauſend Gedanken, die mich beſtürmten, zerriſſen mein Herz; ich las zu großen Schmerz in den Augen derjenigen, die ich jetzt glücklich machen wollte, ſelbſt wenn es mein Leben gekoſtet hätte.

Ich warf mich in einen nebenſtehenden Seſſel, und in einem der unwillkührlichen Ergüſſe, wo die Leidenſchaft mit der Vernunft den Kampf beſteht, brachte ich meine Lippen ihrem Ohre nah und ſprach:

„Und ſoll denn das Vergnügen für Alle ſeyn, nur nicht für Sie, die ſchöner als Alle; für Alle, deren keine eine ſo edle Seele hat wie Sie? Wie? ſie beben zurück bei dem Gedanken, dieſes

Vergnügen zu theilen? Sie ſind unbeachtet geblieben von einem Haufen leichtſinniger junger Leute, die zu tief unter Ihnen ſtehen, als daß ſie Sie begreifen könnten; und wie ich nun erſcheine, um die Thränen zu trocknen, die dieſes Unrecht Ihnen erpreßt, ſehe ich, daß ſie reichlicher fließen bei meinem Nahen! .... O ſagen Sie mir, entweder verkennen Sie mich, oder ich muß das Unglück haben, Ihnen ſehr zu mißfallen; denn jedes meiner Worte ſcheint Ihr Herz immer tiefer zu verwunden?

— Schonung, Schonung, mein Herr, ſtammelte das Mädchen und ſuchte meine Hand abzuweiſen, welche die ihre ergreifen wollte. „Warum ſpotten Sie meiner ſo?“ ſetzte ſie dann hinzu, indem ſie mich flehend anſah. Man wird Ihnen von der armen Liska erzählt haben, man wird mich lächerlich gemacht haben, und nun kommen Sie mit verſtellter Güte und bieten mir an, was ich nicht anzunehmen im Stande; Sie geben den Umſtehenden ein Schauſpiel und weiden ſich an meiner Qual .... Ach, mein Herr, Sie thun nicht Recht daran und Ihr Gewiſſen wird Ihnen einſt ſagen, wie grauſam Sie mit mir verfahren ſind.

Groß war meine Ueberraſchung, als ich dieſe Vorwürfe aus dem ſüßen Munde hörte, aber meine Phyſiognomie, die wohl ausdrücken mochte, was ich fühlte, zog jetzt von Neuem den Blick des Mädchens auf mich, der eine unbeſtimmte Frage ausdrückte. Wir blickten uns lange ſchweigend an, als wollten wir beide die Tiefen unſerer Seelen erforſchen, und mit aller Macht der Gedanken das geheime Motiv ergründen, das uns die Worte eingegeben. Hierauf entſpann ſich folgender Dialog zwiſchen ihr und mir, denn ich mußte das Schweigen brechen, da mich eine faſt fieberhafte Wallung ergriffen.

„Sie täuſchen ſich auf ſeltſame Weiſe, denn die Wahrheit zu geſtehen, kann ich Ihren Worten, die ſo viel Peinliches und Unhöfliches für mich enthielten, keine Deutung geben. Es iſt vielleicht zum ſechsten Male, daß ich Sie ſehe, doch ſtets nur allein mitten in einer Menge, die nur für Sie alle Höflichkeit und Galanterie bei Seite zu ſetzen ſcheint. Nie noch konnte ich den Vorſatz ausführen, Ihnen zu folgen und Ihnen den tiefen Eindruck zu ſchildern, den Sie auf mich gemacht. Nie noch hatte ich Perſonen um Ihre Verhältniſſe befragt, die mich ſo ſehr intereſſirten, da mir keine würdig ſchien, ſie mir geben zu dürfen. Und was hätten mir auch wohl jene ſagen können, die herzlos genug ſind, Sie ſo zu behandeln? Glauben Sie mir, ſchönes Mädchen, ich hätte eine andere Aufnahme von Ihnen verdient; ich wollte Ihnen die Freundeshand reichen, weil ich das Herbe Ihrer Lage mitempfand, ich lächelte Sie an, als ob ich Sie entſchädigen könnte für die empörende Gleichgültigkeit, die Ihnen zu Theil wird. Ach wie ſehr hätte ich gewünſcht, daß ein wohlwollender Blick von Ihnen mich für meine Liebe belohnt hätte! Ja, glauben Sie mir es nur, ich hätte einen andern Empfang verdient!"

Hier unterbrach mich Liska; auf ihrem Geſichte malte ſich ein Ausbruch der Freude. Ihre Augen ſchoſſen Blitze, welche die Thränen trockneten, die nahe daran waren, aus den meinigen hervorzubrechen. Ihre Hand ergriff meinen Arm und ſie rief mit gedämpfter Stimme aus:

„Ach mein Gott, ſo wäre es denn wahr? Mein Unglück wäre Ihnen unbekannt? Sie wüßten nicht, warum alle bei meinem Anblick ſo mitleidig lächeln? Sie wüßten nicht, daß für mich nur noch wenig Bitteres in dem Becher des Lebens ruht, das ich nicht ſchon gekoſtet hätte? Und Sie ſagen, daß Sie mich lieben .... O wiederholen Sie mir dies alles, damit ich dann ſterbe, denn das iſt ein Glück, das ich nie erwartet hätte.“

Und ohne eine Antwort von mir zu erwarten fügte ſie hinzu:

„Jedoch ſuchen Sie nicht ein Geheimniß zu ergründen, das ohne Zweifel alle Ihre Illuſionen bald zerſtören würde. Bleiben Sie nur noch einige Tage in dem Zweifel befangen, dem ich Ihre Liebe danke, deren ich ſo unwürdig bin. Sehen Sie mich nur, ich beſchwöre Sie hier, an dieſem Ort, auf dieſer Stelle. Wenn Sie mir dieſen Gefallen erzeigen, ſo wird es ſchon viel für mich ſeyn. Ich werde einige Roſenblätter auf meinem Wege finden, der bis jetzt nur von ſpitzigen Dornen erfüllt war .... Wenn Sie aber einſt, des Wartens müde, in mich dringen werden, wenn ich Ihnen dann mein Geheimniß enthüllen muß .... Je nun, dann werde ich ſterben, denn dieſe letzte Prüfung wird mich ſicher tödten; doch aber werden mindeſtens einige liebliche Stunden dann dem ewigen Bruche mit der Welt vorangegangen ſeyn.“

Es iſt nicht möglich, meine Gefühle jenes Augenblicks hier wiederzugeben; alles, was mir Liska ſagte, blieb mir unverſtändlich; jedes ihrer Worte hallte in meinem Herzen wieder, und ſtechende Schmerzen mit Wonne gepaart, durchzogen es. Nachdem ich ſie noch eine Weile angeblickt, ſchien ſie verſtanden zu haben, daß ich mich ihren Befehlen unterwerfe, und daß ich mich liebevoller und hoffnungsvoller als je von ihr entfernte.

Von dieſem Augenblicke an ward ich noch aufmerkſamer; ich fehlte in keiner der Geſellſchaften, die Liska zu beſuchen pflegte; allein von nun an ſuchte ich keine rauſchenden Vergnügungen mehr dort. Ein Wort, ein Blick von ihr war genug, mich zu beſeeligen, und der Ton ihrer Stimme war mir mehr als der herrlichſte Geſang, der ſich vernehmen ließ.

Treu meinem Verſprechen, kam ich ſtets ſpät, denn Liska hatte mir geboten, ſie nur auf jenem Platze zu begrüßen, wo ich das erſte Mal gewagt hatte, ihr meine Liebe zu geſtehen. Eben ſo hatten wir abgemacht, daß ich mich ſtets etwas früher entfernen ſollte, als das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben worden war, und nie kam es mir in den Sinn, früher zu kommen oder ihr nachzuſpähen. Es würde mich eben ſo unglücklich gemacht haben, ihr mein Wort nicht zu halten, als ihr zu mißfallen.

In der Liebe kenne ich nur eine grenzenloſe Ergebenheit. Liebt man wie man lieben ſoll, ſo muß die vollkommenſte Abſtraction jeder andern Leidenſchaft herrſchen. Der Menſch würde gewiß weniger unvollkommen ſeyn, wenn er beſtändig liebte.

Soll ich es hier erzählen, wie glücklich ich während der 14 Tage war, da unſere Zuſammenkünfte dauerten? Ich ſaß faſt jeden Abend neben dem Mädchen, dem ich mein Leben ganz geweiht hatte, und meine Augen ſuchten in den ihrigen jedes ſchöne Gefühl ihrer Seele. Das edle Geſicht, welches ich ſonſt bleich und von Kummer umzogen geſehen hatte, ſah ich jetzt belebt und von Freude geröthet, ihre Stimme, die ſonſt ſo verzweifelnd klang, wie wurde ſie jetzt ſo ſchön und volltönend, und welche ſüße Worte ſie ſprach, und wie ſie meine Hand drückte, und dieſer Druck ſagte mir: wie glücklich ſie ſey.

Wie ſoll ich dies alles malen, wie ſoll ich unſere Wünſche ſchildern, die holden Träume, die uns wiegten, was wir uns ſagten, was wir hauchten! Der Styl hat ſeine Grenzen, die Einbildungskraft hat keine.

So war ich glücklich, allein ich hoffte ein größeres Glück, und auch Lieska ſchien die Zukunft herbeizuwünſchen. Sie hatte Recht. Einmal mußte ja doch die Prüfungsſtunde ſchlagen, der Augenblick, den ſie mir ſo ſchrecklich geſchildert hatte, und den ſie vielleicht jetzt ſelbſt weniger fürchtete.

Und wenn ich ſie bat, den Augenblick meines Glückes nicht zu verzögern, daß ich ſie beſitzen müſſe oder ſterben, da ſah ich ſie leicht zuſammenſchaudern, und ihre Lippen, die ein Lächeln erheucheln wollten, wurden plötzlich bleich.

Einſt in einem ſolchen Augenblicke ſchien ſie ſich zu ermannen: „Sie wollen es, und ich muß Ihnen nachgeben, aber bedenken Sie, daß Alles dann aus ſeyn wird, was uns jetzt ſo beglückt!" O ich bitte Sie, verſuchen Sie es nicht, mich überreden zu wollen! Es gibt gewiſſe Geheimniſſe, die man vergraben muß; ſind ſie einmal ans Licht gezogen, ſo tödten ſie plötzlich. Ich habe jedoch verſprochen, und ich muß es bekennen in dieſem letzten Augenblicke, daß auch ich es wünſchte, wenn uns innigere Bande als die jetzigen an einander knüpfen. Doch noch eine Stunde aus Barmherzigkeit ....

Das Mädchen brachte jetzt nur noch einige unverſtändliche Worte vor, dann verſtummte ſie gänzlich, und wir ſaßen beide in einem halbmagnetiſchen Zuſtand noch eine Weile neben einander. Plötzlich erwachte ſie aus ihrer Lethargie, und rief mir mit gepreßter Stimme zu, indem ſie mir heftig die Hand drückte: „Jetzt iſt's Zeit!"

Ich weiß nicht warum, aber heftige Kälte durchrieſelte meinen Körper, meine Zähne ſchlugen zuſammen, meine Hände ballten ſich und ich erwartete mit der Angſt eines Verbrechers, dem man ſein Urtheil verkündigt, die Enthüllung des Geheimniſſes, worauf ſich alle meine Hoffnungen gründeten.

Jetzt richtete ſie auf mich einen durchdringenden Blick und ſtand auf....

Ein Schrei wollte meiner Bruſt entfahren, aber ich unterdrückte ihn, er erſtickte in ihr und zerriß ſie gewaltſam. Als ich Liska vor mir ſtehen ſah, war ich mit einem Satz aus meinem Seſſel emporgefahren, ſogleich aber ſank ich wieder vernichtet darein zurück; der Stoß, den mein Herz empfing, zerbrach auch in demſelben Augenblicke meinen Körper.

Wer wohl könnte es fühlen, was ich fühlte; das edle, ſanfte Geſchöpf, welches ich ſo gern mit allen Reizen ausſchmückte, wie ſie mir meine lieberglühte Phantaſie herlieh, ſah ich jetzt gleich einem Ungethüm vor mir. Die grauſame Natur hatte Liska's Engelskopf nicht nur auf eine unförmliche, häßliche Fleiſchmaſſe geſetzt, ſondern der Untertheil ihres Körpers war auf ſo bizarre Weiſe mißgeſtaltet, daß er bei Unbefangenen Lachen erregen mußte. Ich war vernichtet!...

„Ich hatte das wohl vorausgeſehen, ſprach eine ſterbende Stimme, leben Sie wohl!“

Dieſe Worte tönten mir wie das Röcheln eines Sterbenden und erweckten mich aus meiner Starrſucht, und ich glaubte nun wahrzunehmen durch den Flor einer leichten Ohnmacht, der meine Augen umhüllte, wie eine Art von höckerigem Unding, ſich hin und her ſchaukelnd, ſich von mir entfernte, gleich einer Kugel, die von einer kleinen Höhlung in ihrem Laufe aufgehalten wird, und noch nicht ihr Gleichgewicht gefunden hat.

Die Gäſte hatten ſich verloren, die Kerzen wurden ausgelöſcht und ich dachte noch immer nicht daran, die Stelle zu verlaſſen, an welche eine Eiſenhand mich zu feſſeln ſchien. Als man mich endlich darauf aufmerkſam machte, daß das Feſt zu Ende ſey, folgte ich maſchinenmäßig, oder wie ein todter Körper, dem die galvaniſche Einwirkung momentane Bewegung verleiht. So erreichte ich meine Wohnung. Die kalte Nachtluft hatte mir die Beſinnung wieder gegeben, ich dachte an die arme Lioka mit erneuter Kraft.

Sollte ſie meine Frau werden? Ich fühlte, daß ich ſie mehr liebte als je; das Gefühl, das meine Adern durchglühte, war durch die Beimiſchung von Mitleid, deſſen ich mich nicht erwehren konnte, nur noch mehr angefacht worden. Es iſt ſo ſchön, Menſchen glücklich zu machen, die ſo lange dem Leiden verfallen waren, ein Herz wieder zu beleben, das der Verzweiflung zur Beute ward. Aber wie ſchrecklich iſt es auch, die Gattin, unſern Stolz, unſere Freude nie ohne Erröthen der Welt zeigen zu können. Und leider zwingt uns unſere Civiliſation, eher ſtrafbar vor unſeren eigenen Augen, als lächerlich vor der Welt zu erſcheinen. — —

Wie ſchrecklich war dieſe Nacht. Wie kämpfte ich mit mir ſelbſt. Welche ſchreckliche Gedanken kreuzten ſich in meinem Kopfe. Welche finſtere Betrachtungen hemmten mich in dem Entſchluſſe, mein Leben zum Opfer zu bringen.

Mehrere Tage waren ſeitdem verfloſſen, und ich war noch immer nicht im Stande geweſen aufzuſtehen. Ein Fieber feſſelte mich.

Endlich an einem ſchönen Mittag erfaßte mich das Gefühl der Erſtarkung, ein freier Entſchluß beſeelte mich, ich kleidete mich haſtig an und eilte mit Blitzesſchnelle nach dem Hotel, das Liska bewohnte.

„Iſt denn das Leben, dachte ich bei mir ſelbſt, ſo abhängig von der Convention? Habe doch Jeder ein Glück für ſich, wie es ihm angemeſſen erſcheint. Ich finde es in den ſeeliſchen Genüſſen, in den Tugenden derjenigen, die ich mir zur Gattin erwähle. Was kümmert mich der Beifall der Menge, der ſolchen Schönheiten zu Theil wird, die für Alle ſind; was ich begehre, iſt ein Schatz für mich allein, der mich an jedem Tage, zu jeder Stunde, in jeder Minute beglücken wird, und dieſer Schatz ruht in einem Herzen, deſſen Werth ich zuerſt erkannte.“

Ich war ſo vertieft in dieſen Gedanken, daß ich gar nicht bemerkt hatte, wie lange ich ſchon mit einem Zuge ſchwarz gekleideter Menſchen ging, die ächte oder verſtellte Trauer in den Zügen zeigten. Ich erwachte erſt, als ich etwas Kaltes ſpürte, das man mir in die Hand ſteckte. Jetzt erſt erhob ich den Blick und gewahrte einen ſchwarzen Sarg auf einer Bahre, den ich nach einem frommen Wunſche mit etwas Weihwaſſer beſprengen ſollte.

Kalter Schweiß rann mir von der Stirne; ich fühlte mein Herz ſich zuſammenziehen, meine Knie brechen.

Dieſer Sarg umſchloß Lioka's ſterbliche Hülle.

Der Sylveſterklubb.

Eine Laterna Magica.

Schon oft war mir, wenn ich ein gewiſſes Haus in der **ſtraße beſuchte, ein Mann in einem grauen Ueberrocke aufgefallen, deſſen Aeußeres mich unwillkührlich an Hoffmann erinnerte. Hoffmann war als Schriftſteller nie mein Liebling. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich mich vor ſeinen Schöpfungen fürchtete, und ich kann wahrlich nicht begreifen, wie ſo viele ſeiner grellſten Nachtſtücke vor einiger Zeit die Lieblingslektüre ſelbſt zarter Damen ausmachen konnten. Im Uebrigen war mir Hoffmann nahe befreundet. Es fanden recht viele Beziehungen zwiſchen uns ſtatt. Wir Beide waren in derſelben Stadt geboren, beſuchten dieſelben Schulen, hatten dieſelben Freunde, dieſelben Jugenderinnerungen; wir Beide verlebten eine ſchöne Zeit unſerer Jugend in Polen, in dem herrlichen Warſchau, wir Beide beſchäftigten uns lange mit dem Theater, und hier war es wieder das freundliche Bamberg, wo wir decorirten, agirten, dirigirten, muſicirten u. ſ. w. Die Bekanntſchaft mit Hoffmann'ſchen Eigenheiten mehr, als mit ſeinen Werken, war es nun aber, die mir jenen Mann im grauen Ueberrocke ſo auffallend machte. Er war ſo groß oder vielmehr ſo klein, daß er, ohne ſich viel zu geniren, in einem großen Reiterſtiefel bequem Platz finden konnte; ein franzöſiſcher Courierſtiefel wäre für ihn eine weitläufige Behauſung geweſen. Das dreieckige Geſicht, das etwas Katzenartiges verrieth, die breite Stirn, die ſtruppigen Haare, die grünen Augen, die abſtehenden Ohren, die zum Kinne geſenkte Naſe, der breite, gezogene lippenloſe Mund, nichts fehlte, um mir den kleinen Berliner Kammergerichtsrath zu vergegenwärtigen.

Mehr noch, als das gewiſſe Etwas, das wie innern Schauder ſich empfinden ließ, und das ich mir nicht gern ſelbſt geſtehen wollte, war es aber die angeborne Scheu, die ich habe, mich unbekannten Perſonen zu nähern, welche mich abhielt, des ſeltſam ausſehenden Mannes Bekanntſchaft zu machen. Wir ſaßen uns, wie durch Zufall, oft gegenüber, und ſchlürften unſern Kaffee; er rauchte, ich nicht; ſah ich zufällig nach ihm hin, ſo zog er mit einem ſehr ernſten Geſichte die Cigarre aus dem Munde, und ſchaute ſtier nach mir, ſo daß ich, wie ein ſchüchternes Mädchen, den Blick ſenken mußte, und es für dieſen Abend nicht mehr wagte, ihn nach ihm zu richten. So trafen wir uns mehre Monate hinter einander an demſelben Orte, immer gleich ſchweigend, ſcheinbar untheilnehmend und doch, wie durch einen geheimen Zug, an einander gebannt. Es war eine ſo ſonderbare Begegnung, daß ich dadurch öfters zum Nachdenken aufgefordert wurde.

— — An einem regneriſchen Winterabende, als es aus den Dachrinnen melancholiſch hernieder träufelte und langſam den Schnee von den Straßen zehrte, war das Gehen auf dem ohnedies ſehr ſchlechten Pflaſter mit Lebensgefahr verknüpft. Ich blickte zum Fenſter hinaus; draußen war es unerfreulich. Der Mond, an dem der Wind zerriſſene Wolken vorüber peitſchte, verbreitete ein wahrhaft geſpenſtiſches Flackerlicht, das bald die Gegenſtände erhellte, um ſie dann wieder in deſto tiefere Dunkelheit zurück zu ſchleudern. Ich hatte ſchon meinen Hausrock angezogen, ließ Feuer in den Ofen ſchüren, beſtellte Thee und griff zu einem Hefte fanatiſcher Zeichnungen, um mich dabei ganz häuslich niederzulaſſen, als mir plötzlich der Gedanke durch den Sinn fuhr, daß wir den ein und dreißigſten December hatten. Der letzte Abend im Jahre! Ein Gegenſtand fürwahr, bei dem ſich manche gediegene Betrachtung anſtellen läßt. Das Heft wurde bei Seite geworfen und im Zimmer auf und ab gegangen. Jean Pauls Traum eines Unglücklichen in der Neujahrsnacht ſchwebte vor meinem Innern. Ich ſtellte mich an's Fenſter; ich glaubte den unglücklichen Mann zu ſehen, auf deſſen Schultern ein ſchiefer Kinderſarg ſchwebte. Ich konnte das wehmüthige Bild nicht los werden. Ich ſah ihn über die Straße ſchleichen, den Armen, gebückt und elend — aber — da ſah ich ihn wirklich! — nehmlich meinen kleinen Mann im grauen Rocke, der wie eine Eidechſe bald, bald wie ein Schlittſchuhläufer an den Häuſern hinrutſchte. Ich riß das Fenſter auf; mir kam die tolle Idee, den Sylveſterabend mit dem Unbekannten zuzubringen. Ich legte mich hinaus, ich rief ein unverſtändliches Wort, da ich ſeinen Namen nicht wußte; allein er ſchien ſchon um die Ecke verſchwunden. Ich lächelte leiſe in mich hinein. Was hätte ich auch mit dem ſeltſamen ſtummen Menſchen auf meinem einſamen Zimmer anfangen ſollen? Ich ſchloß das Fenſter und griff wieder zu meinem Hefte, deſſen ſchwarze Figuren mich ernſtlich zu beſchäftigen anfingen.

Ein Scharren vor der Thür riß mich aus meinen Betrachtungen; es klopfte. Auf meinen Ruf öffnete ſich langſam die Thür, und — man denke ſich mein Erſtaunen — der kleine Graue trat zu mir herein.

„Sie wünſchen, mein Beſter —" ſagte er ſchnarrend mit einem Tone, der mich durchſchauerte.

Ich ſuchte mich zu faſſen.

„Mein Herr,“ fing ich an, „ſchon oft hatte ich das Vergnügen, Sie zu ſehen, und von Ihrer intereſſanten Phyſiognomie angezogen zu werden.“

Sein verzogener Mund ſchien lächeln zu wollen.

„Aber ein neidiſches Geſchick,“ fuhr ich fort, „wachte darüber, daß wir uns nicht näher kennen lernen ſollten. Ich ſah Sie eben an meinem Hauſe vorüber eilen, und konnte dem Drange nicht widerſtehen, dieſem Augenblicke Ihre nähere Bekanntſchaft abzutrotzen. Ich wagte auf's Ungefähr, ein Zeichen zum Fenſter hinaus zu geben, und freue mich innig, daß Sie es geahnet haben, was ich wollte, daß Sie meinem Wunſche Folge geleiſtet, und meine Kühnheit nicht übel deuteten.“

„Was da,“ erwiderte er, „wozu die Komplimente? Auch Sie fielen mir in dem bewußten Hauſe in der **ſtraße auf; auch Ihnen, das ſah ich gleich, mundete der Kaffee nicht, in dem die Hälfte Surrogat war; auch Sie verriethen Bauchkneipen und Uebelkeiten, wenn Sie die Schöngeiſter, die unſern von uns ſaßen, über die neueſten Erſcheinungen der Literatur ſchwatzen hörten. Kurz, ich ſah es Ihnen an, daß Sie ein Sonntagskind, gleich mir, ſeyen.“

Nur mit Mühe verſtand ich dieſe ſchnell heraus geſprudelten Worte. Wenn mich aber ſchon früher der Ton der Stimme dieſes Mannes ſchaudernd erregt hatte, wie ſoll ich jetzt wohl die Empfindung beſchreiben, die ſein Geſicht beim Sprechen auf mich machte. Das Hüpfen der Wangenmuskeln, das Verzerren des Mundes, das Aufreißen der Augen, Alles dieſes verurſachte einen bizarr-fürchterlichen Eindruck, und ich ſtand meinem Gaſte gegenüber ſo verwirrt, daß ich nicht einmal bemerkte, ihm noch keinen Seſſel angeboten zu haben. Er machte meinen Fehler gut, und warf ſich, ohne die Einladung abzuwarten, in meinen Lehnſtuhl am kniſternden Ofen.

„Laſſen Sie Thee bringen, mein Beſter; mir iſt kalt, ich komme weit her, weil ich nur die Freitage hier zubringen darf, und die Abende vor großen Feſten, wie es heute der Fall iſt, und nun muß gerade ein ſolch abſcheulicher Weg ſeyn. Da ſehen Sie, wie ich ausſehe! Aber Thee, ſchnell Thee! und Rhum nicht zu vergeſſen!“

Während ich ſchellte, ſtreckte er mir ſein Bein entgegen, um den Schmutz an ſeinen Stiefeln bewundern zu laſſen. Mit Entſetzen bemerkte ich ſeine Magerkeit: es war das Bein eines Gerippes.

„Ich bin der Kammergerichtsrath Hoffmann aus Berlin,“ ſprach er gleichgültig. „Wie,“ rief ich aus, „Hoffmann! Ein Namensverwandter des Schriftſtellers ohne Zweifel?“

„Nein, dieſer ſelbſt.“

„Sie ſcherzen. Hoffmann iſt ſeit vielen Jahren geſtorben.“

„Nun, mein Beſter,“ lachte er, indem er ſich den Thee einſchenkte, der eben gebracht wurde, und ihn ſtark mit Rhum verſetzte, „glauben Sie etwa nicht an Geſpenſter? Es ſoll ja hier zu Lande Mode ſeyn.“

Mein Erſtaunen wuchs bei jedem Worte, das mein wunderbarer Gaſt hervorbrachte. Ich vermochte ihm nur abgeriſſene Worte zu antworten.

„Heute iſt Sylveſter-Abend. Ich habe ſtets in der Gewohnheit gehabt, ſolche Stunden in Geſellſchaft einiger vertrauten Freunde zuzubringen. Sie werden ſich wohl noch der Serapions-Brüder erinnern? Wollen Sie mit von der Partie ſeyn? Auch heute iſt etwas los.“ So ſprach der Fremde, indem er die knochendürren Hände zuſammenſchlug, mit der Zunge ſchnalzte, und in ſich hinein kicherte. „Sie werden Mehre davon kennen,“ fuhr er fort, „Kapellmeiſter Kreisler, Archivarius Lindhorſt, Kommiſſionsrath Nudelhuber, der Studioſus Anſelmus, der alte Trabacchio, der Hofſchauſpieler Devrient aus Berlin, lauter luſtige Teufel, ſage ich Ihnen, und maskirt! Der Hund Braganza und der Kater Murr liegen unterm Ofen und knurren und ſchnurren, daß es eine Freude iſt. Kommen Sie nur mit; es ſoll Sie nicht gereuen.“

Ein ſeltſamer Zwieſpalt regte ſich in meinem Innern; ich hatte ein Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte. Mein feſter Wille war, die unheimliche Einladung abzulehnen; allein deſſen ungeachtet ſtand ich auf, als ob ich mich anſchicken wollte, meinem Gaſte zu folgen; und dieſer ſelbſt ſprang ſo geſchäftigt hin und her, reichte mir dies und das, bald Halstuch, Stiefelhacken, Kamm, Bürſte, Rock, kurz Alles, was ich nöthig hatte, um mich anzukleiden, ſo daß ich im Nu fertig war. Dabei rieb er immerfort die Hände und ſprang und tummelte ſich ſo um mich herum, daß mich ein Schwindel erfaßte. So wurde ich, ohne daß ich es wollte, wie von einer unſichtbaren Macht getrieben. Jetzt löſchte der Kammergerichtsrath die Lichter, und zog ein Laternchen aus der Rocktaſche, welches einen phosphoriſchen Schein um uns ergoß. Er packte mich am Arm und riß mich polternd die Treppe hinunter. Dann ſchleuderte er krachend die Hausthür zu, und nun ſtanden wir auf der Straße. Es war mittlerweile ein leichter Froſt eingetreten; der Mond beſtrahlte ein ſpiegelglattes Pflaſter. Es war hier unmöglich, ſchnell fortzukommen, aber mein kleiner Begleiter ſchnurrte dennoch wie ein Kreiſel, den man losläßt, an den Häuſern hin, und ich keuchte ihm ſtolpernd und fluchend nach.

Er führte mich in ein Gäßchen der äußerſten Vorſtadt, das mir noch gänzlich unbekannt war. Hier hielten wir vor einem niedrigen Häuschen, auf dem ein unförmliches Dach ruhte, aus welchem ſich ein hoher Rauchfang erhob, der gleich einem Vulkan unzählige Funken ſprühte.

„Sie brauen ſchon den Punſch,“ krächzte widerlich mein Begleiter, der vom ſchnellen Gange außer Athem gekommen zu ſeyn ſchien. Er klopfte dreimal an die Thür; darauf wurde ſie geöffnet. Wir ſchritten über einen langen dunkeln Gang, an deſſen Ende ich ein grelles Licht erblickte. Wir ſteuerten darauf zu. „Zuerſt wollen wir einen Blick in den Ballſaal werfen,“ ſagte mein Begleiter.

Ein wilder Lärm tönte uns entgegen.

Im Vorübergehen erblickten wir eine angelehnte Thür. Der Kammergerichtsrath warf einen Blick hinein.

„Wir kommen noch zu früh,“ ſprach er. „Sie ſind mit der Toilette noch nicht alle fertig, wie ich ſehe.“

Meine Ueberraſchung wurde immer größer. Auch ich näherte mich nun, und guckte durch die Ritze, aber die Toilette, die ich erblickte, war die ſeltſamſte von der Welt. Auf einem Stuhle ſaß ein altes unförmliches Weib mit einer ungeheuren

Naſe, die einen kleinen Affen oder Teufel — ich wage es nicht zu unterſcheiden — vor ſich hatte, um ihm auf eckelhafte Weiſe den Kopf zu kämmen, während hinter ihr ein ſchlankes, ſchönes Kind ſtand, das ihr den Schopf in Ordnung brachte, und deſſen lange Haare wieder von einem kleinen zierlichen Mädchen gekämmt wurden, das ſich auf den Zehenſpitzen erhob, um hinauf langen zu können. Das letztere war jedoch ſchon friſirt. Mir war, trotz des unheimlichen Anblicks, das Lachen nahe; allein mein Begleiter riß mich von der Thür fort, und rief: „Was macht Ihr da? Wer wird ſo indiscret ſeyn?“

Er huſchte weiter. Wir kamen abermals an eine Thür, die nicht geſchloſſen war; und ich warf einen Blick hinein.

„Schon wieder eine Toilettenſcene,“ dachte ich. Ein ſitzendes Mädchen in Ballcoſtüm ließ ſich friſiren, während ein junger Menſch, nach neueſter Mode gekleidet, vor ihr auf den Knieen lag, und ſie um ihre Liebe zu beſchwören ſchien.

„Aber mein Gott!“ rief ich, „das ſind ja Teufel!“ denn ich hatte bemerkt, daß dem knieenden Seladon aus dem Fracke ein langer Schweif zur Erde hing, und daß der Haarkräusler ſogar Hörner und Fledermausflügel zu dem Schweiſe hatte. Allein der Kammergerichtsrath war ſogleich wieder bei der Hand, um mich in den Ballſaal hineinzureißen, an deſſen Schwelle wir uns eben befanden.

Alle Betrachtungen, die Das, was ich bis jetzt geſehen, in mir hervorgerufen haben würden, erſtickte der Anblick, der ſich mir hier zeigte.

Ich ſtand in einem ſchönen Saale, deſſen Wände weiß und glänzend wie Alabaſter waren und von tauſend Kerzen beleuchtet wurden. Man kann ſich nichts Glänzenderes als dieſen herrlichen Raum denken. Ein ſchöner Straußiſcher Walzer ſtürmte aus der Höhe hernieder, ohne daß man die Muſiker ſehen konnte, und unten drängte und drehte ſich Alles im lebendigſten Gewühle. Nur Eines mußte mir auffallen, daß alle Leute ſchwarz gekleidet waren und ſchwarze Masken vor dem Geſicht hatten. Sie ſahen wie jene Schatten aus, die man Ombres chinoises zu nennen pflegt. Dieſe Seltſamkeit ſtach noch greller gegen die weißen Wände ab, aber dies abgerechnet, war Alles ſo, wie man es bei dem heiterſten und glänzendſten Ballfeſte nur wünſchen konnte.

Hier ſah man junge Herren und Damen mit Wespenleibern und biegſamen Füßchen einhertanzen; dort einen jungen Elegant ſeine ſchmollende Schöne zum Tanze auffordern; hier wurde Sorbet von einem niedlichen Pagen präſentirt; dort ſchlüpfte ein verliebtes Pärchen einem Nebengemache zu — er, wie es ſchien, eifrig demonſtrirend, ſie, aufmerkſam zuhorchend; hier zog ein lüſternes Dirnchen einen dicken Abbé wider Willen zum Tanze; dort drehten ſich ſtattliche Masken; hier überreichte ein lächerlicher Spadaſſin ſeiner Dulcinea eine coloſſale Blume; in jenem Winkel belauſchte man eine ſchmachtende Liebeserklärung; daneben war es ein trauliches tête-à-tête. Dieſe zwei Herren machten lächerliche Komplimente, und brachten mit ihren Degen große Verwirrung im Gedränge hervor. So regte ſich's überall im bunteſten Gemiſche; allein plötzlich verwandelte ſich die Scene. —

Ein furchtbarer Lärm entſtand, und Alles drängte ſich in die Ecken des Saales. Der Lärm kam näher, und eine Art von infernaliſchem Marſch drang durch das Gewirre der Töne. Zuerſt — doch bevor ich Dieſes beſchreibe, muß ich bekennen, daß ich anfänglich Alles für eine tolle Maskerade zu nehmen geneigt war.

Zuerſt alſo erſchienen drei furchtbare Teufel, die auf einander ſaßen, und mit Drehorgel, Waldhorn, türkiſcher Trommel und Triangel ein Concert anſtimmten, das nicht zu den anmuthigſten gehörte. Ihnen nach tanzte ein luſtiges Ding mit großen Glocken in der Hand; ihr folgte ein Teufel, der mit einer Küchengabel und Ketten den Takt dazu ſchlug; andere Teufel, die auf Keſſel ſchlugen, Kaſſerolen ſtatt der Becken gebrauchen, und auf Trichtern blieſen, verſtärkten dieſes anmuthige Orcheſter, welches am obern Ende des Saales Poſto faßte. Nun aber kam das Aergſte. Drei tolle wilde Hexen von eben nicht unangenehmen Aeußern zogen einen garſtigen Teufel mit lautem Gelächter in den Saal, der ſich heulend ſträubte. Sie hatten ihm einen Strick um den Leib gelegt und zogen ihn tüchtig zuſammen. Kaum war er in der Mitte, ſo drängten ſich alle Weiber hinzu, um ihn zu bitten, daß er die wohlthätige Manipulation der Verjüngung mit ihnen vornehmen möge. Ich verſtand von dem Allen kein Wort; die Teufel aber wußten wohl, was die Dirnen wollten. Große Körbe wurden gebracht; man fing ſie und ſperrte ſie hinein. Ein koloſſaler Mörſer wurde dann in die Mitte des Saales geſetzt, aus dem eine Röhre in einen davor liegenden Recipienten ging. Nun ſprangen die kleinen Teufel, wie Handlanger, behende umher, fingen die Dirnen aus den Körben zuſammen und warfen ſie in den Mörſer, während ſie der gräßliche Urteufel, den ſie ſelbſt hereingezerrt hatten, unter wildem Hohngelächter mit einer enormen Keule krachend zerſtampfte.

Mein Verſtand nar nahe daran, überzuſchnappen. Ich wollte mich ängſtlich fragend an meinem Freund, den Kammerrath, wenden; aber wie ich nach ihm blickte, war er verſchwunden. Ich ſah ihn, wie er ſich im dichteſten Gewirre umhertummelte, weit, weit weg von mir. Ihn in dieſem Augenblicke zu erreichen, war eine Unmöglichkeit. Ich blickte nach der andern Seite; da ſtand ein kleiner, ſeltſamer Kerl, den ich einmal in einer andern Stadt gekannt zu haben mich erinnerte, wo er eine Zeitung herausgab und dabei mit Lotterieloſen handelte. Es konnte mich nicht wundern, ihn hier zu finden, da ich ihn längſt für einen dummen Teufel gehalten hatte. Auch ſtaunte er in der That Alles ſo an, wie es ſich für einen ſolchen ſchickte. Er drängte ſich mir mit einer Ekel erregenden Familiarität auf und wollte mir Alles erklären, aber ein furchtbarer Donner machte ihn verſtummen und die Scene änderte ſich, wie in einem Raimond'ſchen Zauberſpiel. Nun begann der tollſte Maskenzug, den die verkehrteſte Phantaſie ſich denken kann. Zuerſt ein Teufel auf Stelzen; dann ein Chineſe, Tabak rauchend, auf einem Zwergſkelett einherreitend; eine Amazone, auf einem Strauß reitend, der noch dazu auf Stelzen ging; ein zierliches Dirnchen, einen Teufel Huckepack tragend; ein alter ehrbarer Herr mit Paraplui und Degen, der auf einem Wiedehopf gar zierlich einherritt, und endlich eine lange Reihe phantaſtiſcher Geſtalten, Vogel-, Affen und Hundeteufel, Gerippe, Luftgeſtalten, Sprühteufel, kurz Alles, was die Hölle an tollem Spuk nur beſitzt. Der Zug rangirte ſich und ließ einen weiten Platz in der Mitte des Saales. Dann ſtellte ſich ein dicker Beelzebub in die Mitte, eine Schaale in der Hand; ein Todtengerippe in Stiefeln poſtirte ſich mit einer Champagnerflaſche daneben; der Kork ſprang knallend in die Luft, und eine Maſſe geflügelter Weſen, wie die Völkerſchaften in Fauſt's Schlafrock, entſprudelten der Flaſche und ſtürzten in die Schaale. Zuletzt kam ein Weſen, welches menſchliche Form hatte, doch ſtatt der Arme Flügel — Flügel einer Libelle. Es war Mlle. Taglioni ſelbſt als allgemein bewunderte Sylphide. Sie tanzte zum Entzücken ein Solo, wie ſie es in Paris nie getanzt. Alles jauchzte ihr Beifall zu, beſonders mein Gefährte, der ſich nicht ſatt applaudiren konnte. Plötzlich ſprang nun ein Teufel mit der Hetzpeitſche hervor; die Flügel verſchwanden, und die Tänzerin bekam Arme dafür. Die Hetzpeitſche knallte und ſie mußte auf den Armen ſtehen, gehen und tanzen, wie's die armen Kinder auf den Jahrmärkten und Kirchweihen zu zeigen pflegen. Ich ſchauderte zuſammen. Unterdeß ſich dieſes in der Mitte des Saales zugetragen hatte, waren an den andern Enden ähnliche Sylphiden entſtanden. Ueberall ſchwebten ſie in der Luft, von hölliſchen Blasbälgen und Teufelsodem getrieben. Dafür aber mußten ſie auch den Teufeln zu Willen ſeyn und auf Degenſpitzen ſchweben und durch Reifen ſpringen. — Mich jammerte die ſchändliche Profanirung der hohen Kunſt, und laut ſeufzte ich:

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“

Ein tauſendſtimmiges Echo hallte dieſe Worte donnernd nach. Furchtbare Drachen ſenkten ſich von der Höhe des Saales, der ſich plötzlich verfinſterte, als wenn ſie gleichſam auf dies Stichwort gewartet hätten; Teufel ſchwangen ſich auf die glühenden, geſchuppten Drachengeſpenſter, welche die Tänzerinnen in ihre Krallen nahmen und mit ihnen praſſelnd durch die Decke fuhren.

Ein beängſtigender Schwefelgeruch drohte mich zu erſticken. Ich ſchrie nach Luft, und raffte mich ſchnell in die Höhe. – Ein flammender Schein fiel mir in die Augen; ich fuhr inſtinktmäßig mit der Hand dahin, um zu löſchen. Meine brennenden Haare hatten den Geruch hervorgerufen. Jetzt erſt ſah ich mit weit geöffneten Augen umher. Ich befand mich in meinem Zimmer. Ich war über ein Blatt von Nicolets phantaſtiſchen Schatten eingeſchlafen und mein Kopf ſo in die Flamme des Lichts gerathen, was mich in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, da ich am andern Tage Neujahrs-Gratulationen zu machen hatte; denn es war in der That Sylveſterabend und dies das einzige Wahre an der Sache; alle andern tollen Fratzen und Schattengebilde ſchwebten nur auf dem Blatte, das vor mir lag. Durch eine ziemlich natürliche Ideen-Combination war mein werther Landsmann, der ſelige Kammergerichtsrath Hoffmann, als ehrbarer Vater alles phantaſtiſchen Spuks, hinzugekommen, und hatte den Cicerone gemacht. Man wird dies ganz natürlich finden, und er ſelbſt, wenn er noch lebte, könnte dieſe Ehre nicht ablehnen.

— Das neue Jahr war herangebrochen; der

letzte Glockenſchlag der zwölften Stunde verhallte. Ich trat zum Fenſter; die Erde hatte ſich weiß und feſtlich gekleidet, und an der Ecke ſtanden zwei groteske ſchwarze Figuren, aber diesmal keine phantaſtiſchen Schattenbilder, ſondern ein Paar gemüthliche Nachtwächter, die ſich Proſit Neujahr wünſchten, und von den Thürmen herab webten feierliche Klänge durch die reine heitere Winternacht.

Die Lavoiſin.

Die Geſchichte der Geſina Timm in Bremen und der Jäger in Mainz brachten mich auf die Idee, mich mit den gerichtlichen Verhandlungen über die Verbrechen der Marquiſe von Brinvilliers zu beſchäftigen. Dies führte mich auch zur Lavoiſin, die weniger bekannt iſt, und von der ich deshalb Einiges mittheilen will. Die ſchönen Leſerinnen mögen bei einigem Gräuelhaften, das dieſer Schilderung nothwendig anhängen muß, nicht unwillig werden.

Den 11. Januar 1680 wurde „die glühende Kammer" als Special-Gerichtshof in Paris etablirt, um die zahlreichen Vergiftungen zu unterſuchen und zu beſtrafen, welche ſeit fünf Jahren die Stadt in Schrecken und Trauer verſetzten. Catharina Deshayes, Wittwe Monvoiſin und vierzig ihrer Mitſchuldigen erſchienen zuerſt vor dieſem furchtbaren Gerichtshof, der in ſeinen Formen und Verfahren, ſo wie in der Schnelligkeit ſeiner Urtheile die nachtumhüllte Inquiſition wieder hervorrufen ſollte. Zehn bis zwölf Menſchen, ſowohl Männer als Weiber, wurden abergläubiſcher Handlungen und Mordverſuche angeklagt, und mußten, ohne daß etwas Weiteres von ihren Verbrechen verlautbarte, den Scheiterhaufen beſteigen. Andere, die man weniger ſchuldig fand, wurden auf die Galeeren geſchickt. Endlich kam die Reihe an die Lavoiſin (Monvoiſin) ſelbſt, und ganz Paris erwartete in Angſt und Schrecken die Enthüllung dieſer entſetzlichen und geheimnißvollen Tragödie.

Die Lavoiſin ſtammte aus einer achtbaren Familie und hatte anfänglich mit Nutzen und Auszeichnung das Geſchäft einer Hebamme verſehen. Der Hang zu Vergnügungen und zur Verſchwendung machte jedoch, daß ihr Einkommen nicht hinreichte, und beſtimmte ſie daher, auf die Leichglaubigkeit des Publikums zu ſpeculiren. Sie ſagte die Zukunft voraus, legte Karten, ſtellte die Nativität, verſöhnte Liebespaare, half verlorene Gegenſtände wiederfinden, zeigte verborgene Schätze an und verkaufte Geheimniſſe, um die Jugend zu erhalten, unverwundbar zu machen, im Spiel zu gewinnen u. ſ. w. Sie ſah bald den Erfolg ihre Hoffnung überſteigen; ein ungeheurer Zulauf fand in ihrer beſcheidenen Wohnung ſtatt, und ſie miethete ein Hotel und hielt Lakaien, einen Schweizer, ja, einen förmlichen Hofſtaat.

Dieſer Luxus ſtürzte ſie in's Verderben. Die Marquiſe von Brinvilliers hatte auf dem Scheiterhaufen ihr laſterhaftes Leben als Opfer dargebracht, und Paris befand ſich in der lebhafteſten und gerechtfertigſten Unruhe. Jeder unerwartete plötzliche Todesfall ſollte von Vergiftung herrühren, und die Polizei verdoppelte ihre Thätigkeit, um die Köpfe zu beruhigen. Durch ihre Verſchwendung war die Lavoiſin längſt verdächtig geworden und man klagte ſie an, Gift im Geheimen zu verkaufen. Viele Mitſchuldige klagten ſich ſelbſt an. Umſonſt verſuchte ſie es, ſich durch die Angabe zu retten, als ſeyen die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soiſſons und der Marſchall von Luxembourg mit ihr verbunden geweſen. Den 19. Februar wurde ſie zum Tode verurtheilt und vorher zur Folter, um ſie zum Geſtändniß aller ihrer Mitſchuldigen zu bringen.

Die Laveiſin war toll und zwar eine Tolle der gefährlichſten Art; denn ſie erhielt hiedurch eine moraliſche Kraft, alle Vorurtheile zu beſiegen, den Gefahren zu trotzen und der Leiden zu ſpotten. Sie wollte berühmt werden, und um dieſen Preis waren ihr Folter und Hinrichtung Nichts. Ihre Geſtändniſſe, die man jetzt nicht ohne Staunen und Abſcheu leſen kann, zeigen deutlich, wie desorganiſirt ihr Geiſt war. Sie belaſtet ſich, wie zu ihrem Vergnügen, mit unmöglichen Frevelthaten, mit namenloſen Gräueln, klagt die reinſten Namen einer Zeit, die an Tugenden nicht arm war, als Mitgenoſſen an, und prahlt mit ihrer zur Schau getragenen wilden Grauſamkeit.

Es war am Abend des 20. Februar, als die

Laveiſin in einem Zimmer der Conciergerie zu Paris, deſſen Mauern kahl und deſſen kleines Fenſter mit ſtarken Gittern verſehen war, ruhig zu erwarten ſchien, daß man ihr das Urtheil vorleſe und ſie zur Folter abführe. Sie ſaß auf einem durchlöcherten Strohſack und hatte einen mit Wein begoſſenen Tiſch vor ſich ſtehen, auf dem ſich eine tüchtige Anzahl von Flaſchen befand, deren Inhalt ſie geleert hatte. Sie war klein, häßlich, und von Alter gekrümmt und ausgetrocknet; allein dennoch bemerkte man bald, welche unglaubliche Lebenskraft dieſen Körper bewohnte. Sie war in beſtändigen ſchnellen Bewegungen begriffen, als würde ſie galvaniſirt. In ihrem Geſichte zeichnete ſich der nahe Tod unter den Runzeln, der Ausdruck zeigte Bosheit, die Augen waren hohl und ohne Wimpern und ſchoßen Blitze, die bis in die Seele drangen. Der Genuß des Weines hatte ihrem Geſichte eine zugleich rothe und erdige Färbung ertheilt, und nur ihre ſchmalen zuſammengekniffenen Lippen waren weiß geblieben, um anzudeuten, daß ihr in Flüchen und Verwünſchungen geübter Mund nicht mehr roth werden könne.

Um neun Uhr erſchien der Greffier mit Häſchern und Schließern, um die Verurtheilte in die Marterkammer zu führen. Man ſtieg finſtere Treppen hinab; eine Bank ſtand in der Kammer für die Gerichtsbeamten und eine Matratze auf einem Feldbette erwartete die Delinquentin nach der ſchrecklichen Prüfung. Rings herum ſah man eine zahlreiche Sammlung von Marter-Inſtrumenten von verſchiedener Form, einige von Blut gefärbt, andere, die nicht angewandt worden waren. Die Mauern, von dem Dampfe der Fackeln räucherig, waren mit Hämmern, Sägen und Schlägeln behängt, alle ſchartig und zum Theil zerbrochen. Ferner ſah man dort Nägel, Stricke und Keſſel, eiſerne Ringe und dergleichen Inſtrumente, deren Anblick ſchon zu jedem Geſtändniſſe bereitwillig ſtimmen konnte. In der Mitte des Saales ſah man den Folterſtuhl, plump aus Holz, mit tüchtigem Eiſen beſchlagen, um den Gefangenen in horizontaler Lage zu halten, während man ihm die ſogenannten Stiefel anzog;

ferner das ſchmale Brett, worauf man den Unglücklichen legte, wenn er die Waſſerfolter beſtehen mußte; die Leiter, um ihm die Glieder auseinander zu recken, wenn er, an den Hand- und Kniegelenken aufgehängt, durch die geringſte Bewegung die Knochen aus ihren Fugen riß.

Die Menſchen in dieſem fürchterlichen Aufenthalt waren ſchwarz gekleidet und ſchienen ſelbſt Marterwerkzeuge zu ſeyn. Der Greffier Voiſin, deſſen Name dem der Delinquentin faſt gleich kam, hatte das Urtheil mit unterſchrieben. Außer ihm befanden ſich gegenwärtig Herr de Bezons, erſter Rapporteur der glühenden Kammer, la Reynie, ihr zweiter Rapporteur, der Wundarzt Morel und zwei Henker. Die beiden Schließer führten die Lavoiſin ein und zogen ſich zurück, nachdem ſie ſich ehrfurchtsvoll verbeugt hatten. Die Soldaten blieben draußen vor der Thür ſtehen, die ihnen zwar die Anſicht der Martern erſparte, allein nicht verhindern konnte, daß das Geſchrei der Gemarterten zu ihnen drang.

„Ich grüße Sie, meine Herren,“ ſagte die Lavoiſin, indem ſie ſich vor dem Tribunal verbeugte.

— „Gott gewähre Euch die Gnade der Reue, damit Ihr wohl ſterbet,“ erwiederte la Reynie, „höret knieend das Urtheil, und der Himmel ſey Euch gnädig.“

Hierauf las der Greffier Folgendes:

„Nachdem die ſouveraine glühende Kammer, errichtet zu Vincennes auf Befehl des Königs im Monat März 1679, den Proceß durch die beiden gegenwärtigen Rapporteure geführt, durchgeſehen, wonach die Catharina Deshayes, Wittwe Monvoiſin, gewöhnlich genannt Lavoiſin, wegen Gottloſigkeiten, Vergiftungen, Hexereien und Miſſethaten, Complotte gegen das Leben der Perſonen, Gottesläſterungen und anderer Verbrechen ohne Zahl angeklagt und von der glühenden Kammer verhört und befragt wurde, wird nach Erwägung aller Umſtände von der Kammer erklärt, daß die Lavoiſin ſchuldig der Beleidigung göttlicher Majeſtät, vollzogenen und beabſichtigten Menſchenmordes, Anwendung teufliſcher Erfindungen ſey, und hat als Sühnung die genannte Voiſin verdammt, Buße zu thun vor der Thür von Notre Dame mit einer vierpfündigen Kerze in der Hand, und dann auf den Greveplatz geführt, um verbrannt und ihre Aſche in den Wind geſtreut zu werden; ferner verordnet die ſouveraine Kammer, daß nach Vorleſung dieſes Urtheils die Lavoiſin auf's Neue über ihre Mitſchuldigen befragt werde, und ſie dann die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter zu beſtehen habe; ferner beſchließt die Kammer, daß alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Lavoiſin confiscirt bleiben ſollen in der Hand des Königs, der von dieſen Gütern in der Kirche St. Jacques du haut pas eine beſtändige Todtenmeſſe ſtiften wird für die Seelen der Schlachtopfer, die durch ſie gefallen ſind."

Die Lavoiſin hatte ihr Urtheil unerſchüttert angehört und ſich dann lachend auf die Folterbank geſetzt, indem ſie rief: „Wohlan, ſo ſchreibt denn, Greffier, ich glaube in Wahrheit nicht Alles geſagt zu haben, denn ich habe mehr Sünden begangen, als es Verdammte in der Hölle gibt."

Die beiden Henker bemächtigten ſich nun ihrer, banden ihr die Hände auf den Rücken und die Füße bei den Knöcheln und Knien mit ſtarken

Stricken zuſammen; auch entblößten ſie ihr den Kopf. Sie leiſtete nicht im Geringſten Widerſtand bei dieſen drohenden Vorbereitungen, ſondern ſchimpfte, lachte und ſang, und veränderte weder ihre Züge, noch verlor ſie die Faſſung. Umſonſt ermahnten ſie die Rapporteure, ſich zu ſammeln und ihre Seele Gott zu befehlen. Sie blieb gleichgültig bei allen dieſen Ermahnungen. Herr von Bezons erhob jetzt ſeinen Stab und die Folter begann. Man hob die Delinquentin von dem Stuhle, auf dem ſie ſaß und legte ſie der Länge nach auf eine ſo ſchmale Bank, daß ſie ſich darauf nicht im Gleichgewicht hätte halten können, wenn man ihren Körper nicht unter den Achſeln und um den Leib mit ſtarken Stricken an Querhölzern feſt gebunden hätte. Die Bank war übrigens mit Schrauben an den Boden befeſtigt um ſie vor dem Umfallen zu ſchützen. Die Breite der Bank, welche kaum ihrem Rückgrate gleich kam, drückte ſich auf ſolche Weiſe in das Fleiſch wie ein ſchneidendes Inſtrument. Das Weib ſchien von dieſer grauſamen Lage nicht zu leiden, und blickte ſtolzer wie ein Märtyrer auf die Umſtehen den, ſang Trinklieder mit einer heiſern Stimme, fluchte, wenn das Gedächtniß ſie verließ, und forderte die Henker auf, ihrer nicht zu ſchonen.

„Bringt den erſten Waſſertopf vom Gewöhnlichen,“ ſagte Herr von Bezons mit langſamer und feierlicher Stimme. — „Auf Eure Geſundheit!“ rief die Lavoiſin, mehr konnte ſie nicht, denn einer von den Henkern, der einen großen zinnernen Flaſchenkeſſel ungefähr mit zwei Pinten Waſſer angefüllt hatte, legte ihr eine Art Maulkorb mit einem Gebiß von Stahl verſehen an, das ſie verhinderte, den Mund zu ſchließen, und während der zweite Henker ihr den Kopf hielt, drückte er ihr mit der einen Hand die Naſenlöcher zu und goß mit der andern ſo hoch als möglich tropfenweiſe ihr die zwei Pinten Waſſer in den Mund, ohne daß ſie das geringſte Zeichen von Gefühl dabei äußerte. Als der Topf leer war, verlängerten die Henker durch einen Mechanismus die Bank, wodurch der Körper der Verurtheilten in gleicher Weiſe ausgedehnt wurde.

„Muth, meine Freunde,“ ſagte ſie, nachdem man ihr den Maulkorb abgenommen hatte; „ich beklagte mich immer, zu klein zu ſeyn.“ — „Ich ermahne Euch, die Wahrheit zu geſtehen,“ ſprach la Reynie, „ſuchet wenigſtens die göttliche Verzeihung zu erhalten.“ Aber die Lavoiſin fuhr fort, mit einer heiſern und dumpfen Stimme Zotenlieder zu ſingen.

„Den zweiten Topf wie gewöhnlich,“ ſagte Herr von Bezons. — „Gott vergelt' es Euch,“ ſprach ſie und öffnete von ſelbſt den Mund, damit man ihr den Maulkorb anlege. „Wollt Ihr nicht etwas offenbaren?“ fragte nochmals la Reynie, als die Bank abermals verlängert wurde, und die Knochen der Delinquentin zu krachen begannen. Als ſie es verweigerte, wurden ihr die vier Töpfe eingegoſſen. Nach und nach trank ſie ſieben Töpfe, welche in Allem die ungeheure Maſſe von vierzehn Pinten enthielten; und erſt nachdem der Arzt, der ihr beſtändig den Puls fühlte, erklärt hatte, daß ſie auſſer Stande ſey, noch mehr Grade zu beſtehen, ſenkte Herr von Bezons ſeinen Stab, und befahl, da ſie nun die gewöhnliche und auſſergewöhnliche Folter beſtanden habe, daß man ſie frei laſſen könne.

Jetzt brachte man ſie ohne Zeichen des Lebens auf die Matratze, die man zum Kamine trug, damit die Wärme nebſt den Friktionen, die man mit Bürſten auf allen Theilen ihres Körpers vornahm, die bereits begonnene Erſtickung entferne. Nach und nach wurde der Athem wieder regelmäßig, obgleich ſie nicht im Stande war, den Kopf zu heben, noch ein Wort hervorzubringen.

Um Mitternacht brachte man ſie in ihren Kerker zurück, wo ſie nach und nach wieder Kraft gewann. Frau von Sevigné, die damals, wie ſie ſelbſt von ſich ſagte, auf Hinrichtungen verſeſſen war, hat mit wenigen Worten den Bericht über ihre letzten Augenblicke verfaßt:

„Indem ſie zurück kam, ſagte ſie zu ihren Wächtern: „Wie? werden wir nicht einmal media noche halten!" Sie aß mit ihnen um Mitternacht nach Herzensluſt, trank dabei viel Wein und ſang zwanzig Trinklieder, indem ſie ihren ſaubern Lebenswandel, ſo zugerichtet als ſie war, von Neuem anfing. Man wollte ſie beſchämen, und ſagte ihr, daß ſie beſſer thun würde, an Gott zu denken und ein Ave maris stella oder ein Salve zu ſingen, und hierauf ſang ſie Beides, aber indem ſie es verſpottete. Dann ſchlief ſie ein. Der folgende Tag, ein Mittwoch, wurde ebenfalls mit Schlemmen und Singen hingebracht. Am Donnerſtag endlich (22. Februar 1680) wollte man ihr nur eine Suppe geben; ſie aber brummte, weil ſie beſorgte, nicht Kraft genug zu haben, um mit den Herrn zu ſprechen.“

„Man wollte ſie beichten laſſen; aber nichts da. Um fünf Uhr band man ſie, und nun erſchien ſie mit einer Fackel in der Hand auf dem Karren; ſie war weiß gekleidet: es iſt eine Art Kleid zum Verbrennen; ſie war ſehr roth, und man bemerkte, daß ſie den Beichtvater und das Crucifix mit Heftigkeit zurückſtieß. Bei Notre Dame wollte ſie nicht Buße thun, und auf dem Greveplatze ſträubte ſie ſich, ſo viel ſie konnte, ehe man ſie aus dem Karren brachte. Man mußte Gewalt anwenden, und trug ſie auf den Scheiterhaufen, wo ſie hingeſetzt und angefeſſelt wurde. Man bedeckte ſie mit Stroh, ſie fluchte ſehr und warf das Stroh fünf bis ſechs Mal von ſich. Endlich aber nahm das Feuer überhand; man verlor ſie aus dem Geſichte und ihre Aſche iſt nun in der Luft. Dieß iſt der Tod der Madame Lavoiſin, berühmt durch ihre Verbrechen und ihre Gottloſigkeit."

So ſchrieb die Sevigné von dieſer ſchrecklichen Geſchichte. Eben ſo leichtfertig äußert ſie ſich in ihren Briefen über die Hinrichtung der Brinvilliers. Es war eine merkwürdige Zeit, wo geiſtreiche Frauen ſo naiv ihr Gefallen an Scheußlichkeiten kund geben. Jetzt ſehen ſie ſie an, aber ohne davon zu ſprechen. —

Die Lavoiſin war ſechzig Jahre alt. Ihr Tod machte in Paris wenig Eindruck. Madame de Sevigné ſcherzte darüber, wie wir ſo eben geſehen haben, und Thomas Corneille hatte nicht einmal den Ausgang ihres Prozeſſes abgewartet, um ſie unter dem Namen Madame Jobin in ſeiner luſtigen Comödie „La devineresse" auf das Theater zu bringen. Ein einziger ſeltſamer Vorfall, der ſich am Tage ihrer Hinrichtung ereignete, verdient hier noch angeführt zu werden. Lafontaine nämlich, der naive Fabeldichter, der zu ihren leichtgläubigen Freunden gehört hatte, kam nach einer längern Abweſenheit nach Paris zurück, und ging nach ihrem Hauſe, um ſich über ihr Befinden zu erkundigen. Hier hörte er dann, daß ſie erſt vor einer Stunde auf dem Greveplatze verbrannt worden war. Der gute Fabuliſt weinte um ſie, war aber doch ein ſo großer Freund von öffentlichen Spektakeln, daß er bedauerte, nicht früher gekommen zu ſeyn, um der Hinrichtung ſeiner verehrten Freundin beiwohnen zu können.

Dieſe Züge ſind wohl geeignet, uns über den Zuſtand der Sitten unter dem „großen franzöſiſchen König“ aufzuklären. Eine einſt mit großem Beifall von der Leſewelt aufgenommene Novelle Hoffmann's: „Das Fräulein von Scudery,“ war in dieſer Hinſicht ganz verfehlt, obgleich das Anziehende der Erzählungsweiſe wohl Viele glauben machte, daß ſie auch als Sittengemälde ausgezeichnet ſey.

Aufgewärmte Hexengeſchichten.

Unſer Schauplatz iſt eine lachende maleriſche Gegend, reich an Erinnerungen, wie an großen und ſchönen Bildern. Die Bewohner deſſelben blicken von den Gipfeln ihrer wilden Berge nach der hohen Alpenkette. Das Land heißt Hochburgund, oder wie es die Franzoſen ſonſt nannten, „la Franche-Comté.“ Es verdient zu Fuß durchzogen zu werden, um die ländlichen und grandioſen Ausſichten, die ſchroffen Felſen, wo der Adler ſein Neſt baut, die ſchattigen Thäler, die reichen Wieſen, die ſtillen Seen mitten in Fichtenwäldern, recht innig genießen zu können. Wer jemals an einem ſchönen Sommertage dieſe friſche und duftige Natur bei dem erſten Sonnenſtrahl erwachen ſah, wer dann Abends hoch oben in den Bergen von Blancheroche oder bei dem See von St. Marie von der Nacht überraſcht wurde, und nun weit und weiter die Heerdenglocke und das melancholiſche Angeluoläuten vernimmt, oder wer in den langen Winterabenden am Heerd der Familie Platz nimmt, wo der Großvater ſeinen Enkeln die Dinge von ehedem erzählt, der wird nie den Eindruck vergeſſen können, den dieſe poetiſchen Bilder, dieſe einfachen und patriarchaliſchen Sitten auf ihn machen werden.

Ich will hier die ältere Geſchichte nicht berühren, nicht ſprechen von jenen Triumphbögen Cäſars, von jenen Römerſtraßen, von jenen Göttern aus Erz, die der Bauer mit ſeinem Pfluge aus der Erde reißt, denn ringsum erheben ſich Monumente einer neueren Zeit und eines größeren Intereſſe würdig. Mitten aus den Wäldern erhebt die Burg ihre Thürme in die Lüfte. Auf jedem Berg, auf jeder Felsſpitze hatten die edlen Herren von Hochburgund ihre Herrſchaft gegründet. Von dort oben ſchauten ſie gleich Raubvögeln auf das ihnen unterworfene ſtille Thal oder auf die Schlöſſer ihrer Nachbarn. Jetzt ſind die Wälle zerſtört, die großen Waffenſäle verödet, und Gras wächst auf den Mauern. Jetzt buhlen die Abkömmlinge dieſer ſtolzen Barone vielleicht um das Glück, auf die Liſte der Wähler geſetzt oder als Maires in ihrem Dorfe ernannt zu werden. Jetzt machen vielleicht die Enkel derjenigen, die, ſtolz auf ihr Wappen, jede Arbeit für Schimpf hielten, das beſte Porcellain der Gegend. Der Ritterſaal iſt zur Werkſtatt, und das Verließ zum Schmelzofen geworden. Wenn man ſie aber ſo auf ihren Höhen hängen ſieht im Morgennebel oder in der Abendbeleuchtung, dann kann man ſich ihre Geſchichte erzählen und ſich alles denken, wie es einſt war. Ein jedes dieſer Schlöſſer hat ſeine Chronik, ſeinen Schlachtgeſang und ſeinen Liebes-Roman, ſeinen gepanzerten Helden und ſeine Burgfrau mit blonden Locken. Keine Geſchichte iſt vollſtändiger da, als die dieſer alten Wohnſitze. Mehre dieſer hochburgundiſchen Chroniken ſind bereits der Vergeſſenheit entriſſen worden, aber es iſt noch ein großer Theil vorhanden, der es verdiente, ſtudirt und veröffentlicht zu werden. Es verbindet ſich in ihnen der kühne, energiſche, oft wilde Charakter mit dem religiöſen Geiſte und der hohen Poeſie unſerer Vorzeit.

Neben dieſen Schloß-Chroniken weben die Legenden der Heiligen und der Klöſter. Auch hieran iſt Hochburgund reich; denn es iſt ein Land des Glaubens und der Religion. Unſere erſten Geſetzgeber waren Prieſter, unſere ſchönſten Monumente Abteien. Der Dienſt der heiligen Jungfrau, dieſer ſo poetiſche Gottesdienſt des Mittelalters, hat ſich in dieſen Gebirgsgegenden erhalten. Ueberall hat ſie hier ihre Altäre, zu denen fromme Schaaren hinziehen, überall hat ſie Wunder verübt. Hier iſt die Einſiedelei, wo man ihre Hülfe anruft, ehe man eine große Reiſe unternimmt; dort iſt die Capelle, wo die Kranken mit der Krücke eintreten, um voll Kraft und Geſundheit davon zu gehen. Oft gelobt ein Menſch, der ſich von großer Gefahr bedroht ſieht, der heiligen Jungfrau eine Capelle zu bauen, und die drohende Wolke verſchwindet und die Capelle erhebt ſich, erfüllt von Opfern. Die Schiffer errichten ein Muttergottesbild am Ufer des Fluſſes, damit es ihren Kahn beſchütze; der Holzfäller ſtellt ihr Bild in einen hohlen Baum, damit es über ihm wache, und die Dorfbewohner richten es am Eingang ihres Dörfchens und über der Thür ihrer Hütte auf, denn die heilige Jungfrau iſt ihrer Aller Patronin. Der Landmann ruft unaufhörlich ihre Hülfe an; das Mädchen iſt ſtolz, ihr Kränze zu flechten, und der Skeptizismus unſerer Tage verweht vor einer dieſer kleinen Capellen, wo ein aus ſchlichtem Holz geſchnitztes Muttergottesbild eine Schaar knieender Menſchen umgibt.

Wenn wir aus dem Bereich der hiſtoriſchen Thatſachen und religiöſen Legenden uns in den Kreis der fabelhaften Sagen begeben, ſo finden wir hier das Heiterſte, was jemals ſüdliche Einbildungskraft, das Geheimnißvollſte, was jemals der Norden erſonnen. Wie alle Länder, die lange Winter und lange Winternächte haben, ſo beſitzt auch Hochburgund einen Schatz romantiſchen Aberglaubens, deſſen ſeltſame Erzählungen von Hütte zu Hütte gehen und die von alten Weibern jeden Abend wiederholt werden, während der Wind durch die Sparren pfeift, und der Schnee ſich vor den Thüren lagert. Mitten in der Abgeſchiedenheit einer großartigen Natur taucht die Phantaſie in unbeſtimmte Träume, daher erſetzt der Bergbewohner das Raiſonnement durch die Fabel. Anſtatt die Phänomene, die ſie umgeben, durch die Wiſſenſchaft zu erklären, erfinden ſie ein Mährchen und ſchaffen ſich erdichtete Bilder. So durchdringt das Wunderbare ihr Alltagsleben. Es geſellt ſich zu ihrer Arbeit, wie zu ihren Feſten; es erfaßt ſo mächtig ihren Geiſt und ſchreitet ſo nahe neben der Wirklichkeit, daß es faſt den Charakter des Wunderbaren verliert und für dieſe leichtgläubigen und naiven Menſchen ein nothwendiges Element wird, eine überfluthende Quelle von Ideen, aus welcher ſie furchtlos und unaufhörlich ſchöpfen.

Die Hochburgunder beſitzen ihre zauberhaften Traditionen, gleichwie auch andere Völker, die ſi theils au dem Norden durch Kriege und Reiſen erhielten dann andere, deren Quelle ungewiß iſt, die abe dem National-Charakter ſo entſprechen, daß wi ſie als dieſem Boden entſproſſen betrachten kön nen. Ihre Wälder, ihre Flüſſe, ihre Thäler und blauen Seen bewohnen Hexen und Geiſter, Sylphen und Kobolde. Ihre Berge haben ihren Beherrſcher, ihren Rübezahl, der nur auf einen Muſäus wartet; ihre Wieſen haben einen Beſchützer und ihre Hütten einen Trilby, dem die Mädchen, wenn ſie ſich zum Mahle ſetzen, immer den erſten Löffel Milch opfern. Auf der Felſenplatte **haute Pierre** hat man zu Zeiten eine Art Meluſine erblickt, halb Weib, halb Schlange. Dies iſt die **Vouivre**. Sie hat keine Augen, aber mitten auf der Stirne einen Karfunkel, der bei Tag und Nacht Strahlen wirft. So oft ſie ſich badet, muß ſie dieſen Karfunkel ablegen, und wer ſich deſſelben bemächtigen könnte, würde die Geiſter beherrſchen und alle Schätze erlangen, die in den Gebirgen ruhen. Allein es wäre tollkühn, ſich darauf einzulaſſen, denn bei dem geringſten Geräuſche würde die **Vouivre** aus dem Bade ſteigen und ſich auf den Verwegenen ſtürzen. Ein armer Tagelöhner aus Mouſtier, der ihr einſt von Weitem gefolgt war, und ſie den Karfunkel am Ufer der Lons ablegen ſah, nahte ſich vorſichtig dem heilbringenden Talisman; aber im Augenblick, als er die Hand darnach ausſtreckte, wirft ſich die Vouivre auf ihn, zerreißt ihm die Bruſt mit den Nägeln und will ihn erwürgen. Hätte der Unglückliche nicht am Morgen ſelbſt in der Kirche zu Lons das Abendmahl erhalten, ſo würde er ſicherlich ein Opfer der böſen Vouivre geworden ſeyn. Jetzt langte er zwar lebendig, aber mit Wunden bedeckt, zu Hauſe an, und hatte fürder keine Luſt mehr, dem Karfunkel nachzurennen.

In der Scheune von Mont-Nans befindet ſich ſeit drei oder vier Generationen ein dienſtbarer Geiſt, gleich unſern Kobolden oder den Trolles in Dänemark, welcher dem Hauſe Segen bringt. Er beſorgt den Stall, leitet das Vieh zur Weide, beſchützt das Getreide und füllt jeden Morgen die Tröge und Eimer mit klarem reinem Waſſer. Man ſieht ihn nie, aber man erkennt ſein heilſames Walten. Um ihn nicht zu verſcheuchen, muß man ihm einen kleinen Theil der Ernte ſchenken und ihm in der Scheune oder am Heerde ein reinliches Plätzchen aufbewahren. Auch darf man nichts Böſes von ihm reden, denn er hört Alles, und rächt ſich dann furchtbar.

Auch glauben die Leute an Geiſter, an Erſcheinungen Verſtorbener, die ein großes Verbrechen zu büßen haben, wie dieſes auch bei uns, in Schottland und in den ſlaviſchen Ländern der Fall iſt. Auch den wilden Jäger, gleichwie in unſerem Odenwalde, kennen die Bewohner des rauhen Thales, wo der Am entſpringt. Aber eine kleine Stadt dieſes Landſtrichs hat eine andere Sage, die nicht minder wunderbar, als die des wilden Jägers klingt. Eine Viertelſtunde von Maiche, auf einem kleinen Hügel, erblickt man die Ruinen eines Schloſſes, von dichtem Geſträuch und Fichten umgeben. Dort lebte einſt ein geiziger Ritter, deſſen Herz jedem Zartgefühle verſchloſſen war, und der, um ſeine Leidenſchaft für das Gold zu befriedigen, ſeine Unterthanen bedrückte und ſeine Nachbarn beſtahl. Man hat ihn mitten in ſeinen Schätzen begraben, allein er kann dort keine Ruhe finden. Er möchte ſein prächtiges Grabmal gegen den Hügel von friſcher Erde vertauſchen, unter dem der arme Bauer ruht. Allein er iſt verdammt, da zu bleiben, wo er gelebt hat, und er wälzt ſich die Nächte hindurch laut ächzend auf ſeinem Golde. Seine Leiden und die Gebete ſeiner Nachkommenſchaft haben Gott erweicht, der die Hoffnung in ſeinem Herzen belebte, und ihm erlaubte, einen Menſchen auf dieſer Welt zu ſuchen, der ihn befreie. An einem beſtimmten Tage, der alle hundert Jahre wiederkehrt, wenn Dunkelheit auf die Felder ſinket, ſteigt der alte Ritter aus ſeinem Schloſſe, und hält einen rothglühenden Schlüſſel zwiſchen den Zähnen. Derjenige, welcher den Muth hätte, ihm dieſen Schlüſſel abzunehmen und ihm zu folgen, würde ſogleich in den Beſitz unermeßlicher Schätze gelangen und die arme Seele erretten. Bis jetzt hat es noch Niemand gewagt, aber die Gelegenheit kehrt in fünf und zwanzig Jahren wieder. Dies zur Nachricht für alle, die ſchnell reich werden wollen.

Die Sage von der grünen Dame iſt anmuthiger. Die grüne Dame iſt eine Peri, eine Sylphide, die Göttin der Wälder, die Fee der Wieſen; ſie iſt ſchön und graziös, von ſchlankem und leichtem Wuchſe, wie der Stamm der Birke, die Schultern weiß, wie der Schnee der Berge, die Augen blau, wie die Quelle des Felſen; die Feldblümchen öffnen ſich, wenn ſie vorübergeht, die Zweige neigen ſich, wie von Freudenſchauer durchzogen, denn ſie iſt die geliebte Göttin der Gegend. Ihr Blick belebt die Natur wie die Sonne, ihr Lächeln iſt wie das Lächeln des Frühlings. Am Tage ſitzt ſie im friſchen Schatten, windet Blumen zu Kränzen oder kämmt ihre Haare mit goldenem Kamme oder träumt auf dem Mooslager von dem ſchönen Jüngling, den ſie geſehen. Nachts ſammelt ſie ihre Geſpielinnen und ſie tanzen leicht und luſtig im Mondſchein. Der verirrte Reiſende war oft überraſcht, himmliſche Stimmen zu vernehmen, die mit nichts, was man auf Erden hört, zu vergleichen waren; das waren die Geſänge der grünen Dame und ihrer Geſpielinnen. Oft führen auch dieſe ſcherzenden Nymphen einen jungen hübſchen Bauer in die Irre, um ihn in ihren Kreis zu ziehen und mit ihm zu tanzen. Könnte er nun den Tänzerinnen einen ihrer kleinen gläſernen Schuhe rauben, ſo wäre ſein Glück gemacht, denn ſie könnte nicht weiter tanzen und müßte Alles darum geben, ihren Schuh wieder zu erhalten. Während des Winters wohnt die grüne Dame in jenen Felſengrotten, wo die Forſcher mit ihrer unglückſeligen Wiſſenſchaft nur Steine und Stalaktiten ſehen, während doch alles dort gewiß voll iſt von Rubinen und Diamanten, welche die Fee profanen Blicken entzieht. Dort beginnen Nachts herrliche Feſte beim Schein von tauſend Fackeln in dem Saale von Cryſtall mit agatenen Säulen. Hieher führt die grüne Dame, gleich einer andern Armide, den Ritter, den ſie ſich erwählte. Glücklich iſt der Sterbliche, den ſie liebt! Glücklich war der Sire von Montbelliard, deſſen ſie harrte in den Gebüſchen von Villars oder im Thal von St. Maurice! Für dieſen Auserwählten ſpendet ſie ſüße Reden, glühende Blicke, magiſche Geheimniſſe; für ihn iſt ſie die ſchönſte Frau, die mächtigſte Fee, für ihn bietet ſie Alles auf, was ſie auf Erden beſitzt. Es gibt jedoch Leute, die ſich für ſtarke Geiſter ausgeben und zu lachen ſcheinen, wenn man ihnen von der grünen Dame ſpricht. Mit ſolchen Leuten iſt nicht zu ſtreiten, man muß ſie ihrem kalten Zweifelſinne überlaſſen. Ich glaube an die grüne Dame, wie an alle guten Feen, mit Liebe und Freudigkeit; dieſer Glaube iſt ja mit das Schönſte, was wir auf der Welt beſitzen. Als Kind hat man mir viel von Feen erzählt; ſpäter ſuchte ich ſie auf, hörte ſie auch wohl im Walde oder am See, eines Tages endlich .... doch nein, ich will nichts verrathen, es könnte unter meinen Leſern Ungläubige geben. Aber gewiß war es ſo eine Art von grüner Dame, die ich damals geſehen. —

Eine andere ſolche Fee in Hochburgund heißt Arie; ſie iſt aber weder ſo heiter noch ſo freundlich als die grüne Dame. Dennoch iſt ſie die gute Fee der Hütten; ſie liebt die Ordnung und Arbeitſamkeit, und wo ſie dieſe findet, verbreitet ſie Wohlthaten. Sie wird faſt nie geſehen, aber ſie wohnt Allem bei, was auf den Feldern und in der Hütte geſchieht, und wenn das Getreide beſſer gemäht iſt, wenn die Spindel ſich ſchneller und mit glatterem Faden umwickelt, ſo war gewiß die Fee Arie da und hat dem Knecht oder dem Mädchen geholfen. Auch belohnt ſie wiß begierige und gute Kinder, auf deren Weg ſie Pflaumen von des Nachbars Baume ſchüttelt, und zu Weihnacht beſcheert ſie ihnen Haſelnüſſe und Kuchen. Deshalb kennen aber auch alle Kinder die Fee Arie und ſprechen von ihr mit Ehrfurcht.

Dieß iſt nun die ſchöne Seite der Traditionen dieſer Gegend. Eine andere iſt minder poetiſch und minder freundlich. Vor Zeiten glaubte man hier an die Gewalt des Teufels, an Hexerei und Malefizien. Die Menſchen haßten im heiligen Eifer Alle, die der Hexerei beſchuldigt waren, aber was ſchrecklicher iſt, als das, ſie verbrannten ſie auch. Sey es aus Furcht vor der Tortur oder durch irgend einen Trug und Zwang, genug, die armen Schlachtopfer geſtanden immer auf die naivſte Weiſe ein, daß ſie Hexen oder Zauberer ſeyen. Wenn man ihre Antworten lieſt, ſo ſollte man glauben, daß ſie die glaubwürdigſten Geſtändniſſe enthielten. Die Dörfer der Franche-Comté hatten alle ihre Hexen, die, obwohl ſie immer verurtheilt wurden, dennoch immer von Neuem erſchienen. Damals war es nicht ſchwer, für einen großen Zauberer gehalten zu werden. Hatte man einen Feind im Dorfe, ſo war das beſte Mittel, ſeiner los zu werden, ihn für einen vom Teufel Beſeſſenen auszugeben. Die Richter forderten niemals große Beweiſe und ſchafften ihn bald aus dem Wege. Eines der merkwürdigſten Bücher, die jemals über Hexerei geſchrieben wurden, iſt das eines Richters von St. Claude, Boguet mit Namen. Es iſt eine Folge von authentiſchen Documenten, die man als einen Anhang zur Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts drucken laſſen ſollte. Boguet hatte ſich einen ſo großen Ruf erworben, daß man ihn in allen Hexenproceſſen zu Rathe zog, wie dieſes jetzt wohl mit großen Criminaliſten der Fall zu ſeyn pflegt. Boguet kannte Zauberer und Hexen auf den erſten Blick; er hatte die Mittel, ſie zu packen und zu erreichen; er wußte ihre Bewegungen, ihren Blick, den Ton ihrer Stimme zu deuten, ſo geſchickt war er und ſo gewiß ſeiner Sache. Sein Buch iſt nach ſeiner langen Erfahrung abgefaßt. Zwar enthält es Grauſamkeiten, allein es iſt aufrichtig und wahr geſchrieben. Dieſer entſetzliche Boguet beſaß eine überraſchende Kenntniß der heiligen und profane Geſchichte, die er unaufhörlich auf den Proceſ anwendet, den er eben unter Händen hat. Geſtützt auf ſeine Schlüſſe, citirt er abwechſeln bald die Bibel, bald die Ilias, die Helden de Alterthums und die Patriarchen. Ueberall finde er ſeine Beweiſe. Nach ihm gibt es Hexen un Zauberer, die man einer eigenen Jurisdictio überantworten muß. Dies iſt ſeine Theorie, un alle Raiſonnements in ſeinem Buche gehen ſte auf daſſelbe aus: Folter und Tod.

Oft iſt der Zauberer ein Bauer, der ſich um Weniges dem Teufel ergibt, etwa damit ſein Bäume mehr Früchte tragen oder ſeine Kuh meh Milch gebe, oder ſeine Wieſe dickeres und höheres Gras. Allein wenn er will, ſo erhält e auch die Macht, Andern zu ſchaden und kenn das Geheimniß der Maleficien, die er gegen ſein Feinde in Anwendung bringt. Er kann ihre Felder unfruchtbar machen, ihr Vieh ſterben laſſen er kann auf ſie ſelbſt nachtheilig oder verderblic wirken durch einen Blick, durch einen Hauch durch ein Wort, oder indem er ſie mit einen

Stäbchen berührt, oder indem er ein gewiſſes Pulver auf ihren Weg ſtreut. Auch kann er ſich in eine Katze oder Maus verwandeln und ſich ſo in die Häuſer ſchleichen, um während der Nacht ſeine Malefizien nach Herzensluſt zu verüben.

Wenn eine Frau eine Hexe werden will, ſo erſcheint ihr der Teufel, um ſie nicht zu erſchrecken, in menſchlicher Geſtalt, und nimmt ſtatt ſeines verrufenen Namens Beelzebub oder Satan einen freundlicheren an, wie Vert-Joli, Joli-Bois, Verdelet, Joli u. ſ. w. Uebrigens ſchließt er einen feierlichen Act mit ſeinen Proſelyten und ſoll ſeinen eingegangenen Verbindlichkeiten ziemlich genau nachkommen.

Alle Hexen und Zauberer ſind gehalten, zum Sabbath zu erſcheinen; jene aus der Gegend von St. Claude hielten dieſe Zuſammenkunft auf einem entlegenen wüſten Feld, unweit einer Pfütze. Dies war ihr Blocksberg; ſie begaben ſich gewöhnlich jeden Donnerſtag und die Vorabende der großen Feſte dahin, oftmals zu Pferd, oftmals ein ſchwarzes Schaaf reitend. Satan, der Höllenfürſt, fand ſich auch dort ein; er war in der Geſtalt eines Bocks und trug ein Licht zwiſchen den Hörnern. Jeder Gaſt mußte ihm eine grüne Kerze darbringen und ihm noch eine andere, nicht ſehr anmuthige Huldigung angedeihen laſſen. Hierauf tanzte die ganze Hexenwelt, ſang und aß, parodirte die Gebete, und das Ganze währte bis zum Hahnenkräh; man weiß ja, daß das Krähen des Hahnes eine große Gewalt über die böſen Geiſter ausübte. Manchmal ging die Seele allein zum Sabbath, während der Körper unbeweglich zu ſchlafen ſchien. Einſtmal bemerkte ein Bauer, daß ſein neben ihm liegendes Weib nicht athmete. Er ruft ihr mit lauter Stimme, zerrt ſie beim Arme, umſonſt, ſie kann nicht erweckt werden. Erſt mit den früheſten Sonnenſtrahlen ſpringt ſie auf, und ſtößt einen lauten Schrei aus. Der Bauer war ganz erſchrocken und eilte zu Boguet, ihm das Vorgefallene mitzutheilen. Sogleich examinirte man die Frau, welche erklärte, daß ihr feſter Schlaf wohl von der ſchweren Feldarbeit des vergangenen Tages hergerührt haben möge. „Eine ſchlechte Vertheidigung!“ rief aber Boguet aus, und das arme Weib wurde verbrannt.

Bei dieſen nächtlichen Sabbathsfeiern wurde aber nicht blos getrunken, gegeſſen und luſtig gelebt; oft wurden auch ernſte Gegenſtände verhandelt, und Satan gab ſeinen Anhängern Unterricht in der kabbaliſtiſchen Wiſſenſchaft. Auch erzählten wohl die ältern Hexen ihre Miſſethaten, woraus die jüngeren Nahrung und Belehrung ziehen konnten. Zum Schluſſe der Sitzung pflegte Satan von den jungen, neu angeworbenen Hexen ſich eine Haarlocke geben zu laſſen, wobei der tugendhafte Boguet ausruft: „ich fürchte, daß die Mode der jungen Männer, von ihren Geliebten irgend ein Geſchenk von Haaren zu tragen, gleichfalls vom Satan herrühre.“ Deshalb mögen die jungen Leute auf der Hut ſeyn und die Haarlocken, die ihnen eine ſchöne Hand gegeben, nicht gar ſo ſehr in Affection nehmen; denn eine ſolche Locke iſt die magiſche Kette, die das Gewiſſen bindet. Boguet glaubt es und Boguet war ein weiſer Richter in Sachen der Hexenkunſt.

Iſt nun aber der Teufel, wie Jedermann weiß, ein ſehr häßlicher Patron, vor dem ſich Jeder in Acht zu nehmen hat, ſo muß man auf der andern Seite, um gerecht zu ſeyn, ihm auch einige gute Eigenſchaften zugeſtehen. Wie ihn uns die alten Chroniken ſchildern, ſo iſt wahrlich Niemand auf der Welt ſeinen Freunden ergebener und kommt getreuer ſeinen Verſprechungen nach, als er. Wenn er eine Verbindung eingegangen iſt, ſo ſetzt er ſich allem aus, um ſie zu halten; ſo z. B. wenn die Zauberer in Hochburgund verhaftet wurden, ſo verließ ſie der Teufel nie. Er beſuchte ſie im Gefängniſſe, er gab ihnen die Antworten ein, begleitete ſie muthvoll vor den Richter und ſprach ſelbſt aus ihnen. Dieſes hat Boguet mehr als einmal bezeugt. „Rolande de Verneis,“ ſagt er irgendwo, „eine Beſeſſene, hatte zwei Dämonen, die ſo naiv aus ihr ſprachen, daß wir allgemein glaubten, ſie antworte uns ſelbſt.“

Allein das hilft Alles nichts dem Teufel. Es gibt gewiſſe Zeichen, woran der Richter ſogleich einen verherten Menſchen erkennt. Ein Jeder hat ein Zeichen, das Satan ihm aufgedrückt hat. Im Verhör ſenkt ein ſolcher Menſch den Kopf und wagt es nicht, den Richter anzuſehen, u. ſ. w.

Dieſe bezeichneten Merkmale der Beſeſſenen und verhexten Perſonen gibt Boguet an, zugleich aber auch, wie die Richter den Proceß inſtruiren ſollen und in welchem Falle man zum Gebet, in welchem andern man zur Folter ſeine Zuflucht nehmen ſolle. Sein Buch iſt das Compendium der ganzen Wiſſenſchaft, und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen. Der Name Boguet wird in Frankreich neben den Namen derer ſtets berühmt bleiben, welche am meiſten dazu beigetragen haben, die Hexenproceſſe abzuſchaffen.

Dem Himmel ſey Dank! Jener Fanatismus iſt in Frankreich vorüber und über Boguets Buch iſt längſt der Stab gebrochen. Jetzt gibt es in ganz Hochburgund keine andern Hexen, als junge blauäugige Mädchen, vor deren Einfluß kein Exorcismus der Welt bewahren kann.

In einem Theil von Deutſchland ſcheinen wir nicht ſo glücklich zu ſeyn, und in Broſchüren und Tractätchen werden unſerem Volke die Lehren von Hexen und Beſeſſenſeyn wieder mitgetheilt.

Es ſcheint ernſt damit werden zu wollen und die Hexenproceſſe ſind im Anmarſch. Während man ſich im Süden von Deutſchland durch Gebet der dämoniſchen Einflüſſe zu entledigen ſucht, richtet an den Geſtaden der Oſtſee das Volk ſeine Hexen ſelbſt. Wir haben die Berichte von beiden geleſen und fanden ſie gleich ſchauderhaft. Unſere Geſellſchaft iſt nicht ſo gleichgültig und fade, als daß ſie dieſe erſchütternden Zeichen der Zeit ohne innere Bewegung an ſich vorüber ſtreichen laſſen ſollte. Wir rufen aus vollem Herzen ein Gott beſſer's!

Sophie!!!

Ich wohnte eine Zeitlang in einem kleinen Dorf unweit Baden und beſuchte gewöhnlich des Morgens die guten Landleute der Umgegend.

Eines Tages ſaß ich unter dem breiten Vordache eines dieſer freundlichen Landhäuſer bei einem guten Glaſe Markgräfler und kräftigem, duftendem Brode, um es mir recht wohl ſeyn zu aſſen. Aber der bekümmerte Ausdruck in den Geſichtern der Leute hinderte mich daran.

Einige Minuten nach meiner Ankunft trat ein Mann zu uns mit einem breiten Quäkerhut auf em Kopfe, einem kurzen Rocke von Mancheſter, nem Buche unter dem Arm und einer Reiteitſche in der Hand. Er ſprach ein wenig pedantiſch.

„Ah, guten Tag, Herr,“ ſagte der Bauer; „heute kommen Sie recht früh.“

— Ich komme ſchon weit her und war hier unten im Dorfe, wo ich die Lieſe beſucht habe.

— Aha, dachte ich bei mir ſelbſt, das iſt der Landarzt, der ſeine Kranken beſucht.

— Die arme Lieſe! ſprach der Bauer; Sie haben im Frühjahr immer mit ihr zu ſchaffen.

— Sie wird ſchlecht gehalten, erwiederte der Doctor.

— Das kann man uns nicht nachſagen, fuhr der Bauer fort, und wenn's mit Sophie nicht beſſer wird, ſo haben wir uns gewiß keine Vorwürfe darüber zu machen. Die arme Sophie iſt die Nahrung nicht gewöhnt und dabei die harte Arbeit!

— Ihr ſollt ſie nicht im Schatten der großen Nußbäume dort ruhen laſſen, ſagte der Mann im Sammtrocke; ſie muß mit Gewalt zum Gehen angehalten werden; ich leſe ihr ganzes Leiden in ihren Augen; ich mach' ſie doch noch geſund, aber es wird Mühe koſten.

Ich kann nicht beſchreiben, was in meinem

Innern verging und welch' ein Gedanke plötzlich darin Wurzel faßte. Der Bauer hatte mir nie etwas von dieſer Sophie geſagt. Sie hatte ſchwere Arbeit, war die Nahrung nicht gewöhnt, mithin nicht aus dem Lande, dabei ihre Neigung, die Einſamkeit aufzuſuchen und im Schatten der Nußbäume zu ruhen, Alles dieſes flößte mir den lebhaften Wunſch ein, dieſe Sophie kennen zu lernen. Ich fühlte faſt gegen meinen Willen einen magnetiſchen Zug, der mein ganzes Intereſſe auf Sophien lenkte: ich hätte jeder Gefahr Trotz geboten, inzwiſchen aber ſuchte ich ſie in dem Schatten der Nußbäume. Meine Phantaſie verwarf jedoch Alles, was ſich dort von Bäuerinnen fand. Sophie mußte anders ausſehen. Ach, ſie war vielleicht aus den feinen Geſellſchaften der Stadt, deren Zierde ſie war, durch ihre Kränklichkeit verurtheilt, beſtändig unter dieſen Leuten zu leben.

So aufgeregt verließ ich meine Bauern, um nur deſto öfter wieder zu ihnen zurückzukehren. Eines Abends, als ich, von einem Spaziergange kommend, bei ihnen einkehrte, fragte der Bauer ſeine Frau, ob Sophie eſſe?

— Ja, ſie fängt an, ſprach die Bäuerin; ſie ſteht auch ſchon auf und geht wieder.

Warum, ſagte ich zu mir ſelbſt, ißt ſie nicht mit den Leuten? Hier liegt ein Geheimniß zum Grunde. Ich konnte mich nicht länger halten, meinen Wunſch in dieſer Hinſicht laut auszuſprechen.

— Wird ſie ſich denn nie mit Euern Kindern um den Tiſch hier ſetzen, Vater Martin? ſagte ich zu dem Bauer, und dabei wurde ich roth, als ob mein ganzes Geheimniß durch dieſe Frage verrathen würde.

— Wer ſoll ſich mit unſern Kindern hier an den Tiſch ſetzen? fragte der Bauer.

— Nun, Fräulein Sophie, ſprach ich.

— Was iſt das für ein Fräulein Sophie? erwiederte der Bauer.

— Je nun, die junge Dame, von der Ihr immer ſprecht, an deren Geſundheit man ſo großes Intereſſe nimmt, die der Doctor alle Morgen beſucht.

Zuerſt guckte mich der Bauer mit weit aufgeriſſenen Augen an; dann aber begann er unmenſchlich zu lachen, und wie auf's Stichwort fielen alle im Chore ein und die Kinder wälzten ſich dabei auf der Erde. Nie habe ich einen ähnlichen Ausbruch der Luſtigkeit geſehen.

— Fräulein Sophie! ſchrie der Bauer mit Thränen in den Augen. Euer Fräulein Sophie, die krank iſt, das iſt unſere Kuh, die ich erſt auf dem letzten Markte gekauft habe.

Und das Lachen wollte kein Ende nehmen.

— Und der Mann mit dem weiten Hute, der alle Morgen kommt, iſt unſer Vieharzt, der mehr verdient, als Eure Stadtärzte zuſammen genommen.

Damit war denn der Zauber zerſtört, alle Wonne, die mich erfüllt hatte, verſchwunden. Ich weiß es mir nicht zu erklären, ſo komiſch der Fall auch war, ich konnte nicht mitlachen; ich war ärgerlich, daß ein ſchöner Traum ſo grotesk enden mußte. Hätte er einen Tag länger gedauert, ſo wäre ich bis zum Wahnſinn verliebt in die unbekannte Sophie geweſen.

Die geſtickten Pantoffeln.

Vor einem Monate ungefähr ſaß ein guter Freund von dem Erzähler dieſes Vorfalls in dem Salon der Frau von D**. Er ennuyirte ſich auf die nobelſte Weiſe von der Welt an einem Tiſche, wo drei Jahrhunderte in vier Ausgaben ſich den ſtillen Freuden eines Boſtons überließen, als die Frau vom Hauſe es der Geſellſchaft ankündigte, daß ſie einige weibliche Arbeiten für die Armen ihres Viertels ausſpielen wolle. An jedem Gewinne war der Name der Verfertigerin befeſtigt und der Preis war den treuen oder ungetreuen Anbetern dieſer Dame überlaſſen.

Neben unſrem Freunde ſeufzte ein langer Engländer wie ein Blaſebalg, indem er ſeine Blicke nach einer kleinen, ſehr hübſchen Frau ſchießen ließ, die, wie man ſagte, eine junge, vornehme Ruſſin war, die, um den etwas zudringlichen Bewerbungen eines nicht minder vornehmen Vormunds zu entgehen, ihr Vaterland verlaſſen hatte.

Der Engländer nahm zehn Looſe, von denen er ein jedes mit einem Doppel-Napoleon bezahlte. Alles ſchrie auf vor Staunen über dieſe großbritanniſche Großmuth. Mein Freund, der auch kein Knicker iſt, wollte ein Paroli biegen und gab ein Billet von fünfhundert Gulden für ein Loos. Der Enthuſiasmus hierüber war ungeheuer. Eine Baronin fiel vor Bewunderung in Ohnmacht. Man muß geſtehen, daß die Baroninnen ein ſehr reizbares Nervenſyſtem beſitzen. Man zog die Gewinne. Der Engländer gewann nichts für ſeine vierhundert Franken; mein Freund aber gewann für ſeine fünfhundert Gulden ein Paar Pantoffeln. Der Himmel iſt gerecht.

Am andern Morgen beſuchte der Engländer meinen Freund. Nach einer Pauſe von einigen Minuten warf Sir Williams Black Blaymore, ſo hieß der Engländer, einen tief forſchenden

Blick auf meinen Freund und fragte ihn mit ächt brittiſchem Ernſt und kaltem Blute: — „Sind Sie in die Fürſtin von Tſchingiskoff verliebt?“

Bei dieſer Frage ergriff ein übermäßiges Gelächter meinen Freund; es warf ihn in ſeinen Seſſel zurück und er balancirte die Füße in der Luft.

Auf den Inſulaner machte dieſes keinen Eindruck. Als mein Freund ſich etwas erholt hatte, erwiederte er mit Anſtand:

— „Baronet, ich kenne die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, und bloß Ihrem Rechte als Fremden ſchreiben Sie meine aufrichtige und einſylbige Antwort zu. Sie fragten mich: ob ich in die Prinzeſſin verliebt ſey? und ich antworte Ihnen: Nein!“

— „Das iſt gut.“

— „Es iſt weder gut noch ſchlimm; allein es iſt ſo.“

— „Sie haben mir meine engliſche Frage zu gut gehalten und ich will Ihnen Ihre continentale Luſtigkeit nicht übel nehmen.“

— „Es iſt ein Austauſch, der unſere Freundſchaft nur enger knüpfen wird. Es lebe Alt-England!“

— „Es lebe der Continent!“ erwiederte Williams, indem er ſeinen Stock ſchwang. „Sie ſind nicht in die Prinzeſſin verliebt, aber ich liebe ſie wahnſinnig. Hören Sie mich an!“

Er ſtand auf und öffnete ein Fenſter: „Sehen Sie hier, meine Equipage, mein Herr.“

Seine Equipage beſtand aus einem himmliſchen Phaeton und zwei Pferden, wie man nie ſchönere in Hydepark geſehen hat.

— „Das iſt ein königliches Geſpann,“ rief mein Freund aus.

— „Königlich?“ fragte der Andere, „ich kenne keinen König in Europa, der ſolche Pferde beſitzt. Gefallen Sie Ihnen, mein Herr?“

— „Außerordentlich.“

— „Wollen Sie ſie?“

—„Erklären Sie ſich deutlicher, Mylord, und ſagen Sie mir den Preis, wenn Sie ſie verkaufen wollen.“

— „Ich will einen enormen Preis dafür.“

— „Sprechen Sie.“

— „Ich will für dieſe zwei Pferde die beiden

Pantoffeln, die Sie geſtern Abend gewannen. Für jedes Pferd einen Pantoffel.“

Mein Freund konnte nicht mehr lachen, er hatte ſich ſchon ausgeſchüttet. Er erwiederte daher mit ernſter Miene:

— „Ich verſtehe, Mylord, Sie wollen mir ihre Pferde für meine Pantoffeln geben, damit die Prinzeſſin erfahre, welch' hohen Preis Sie für ihre Handarbeit geben und ſich dadurch rühren laſſe. Vortrefflich! dieſe Art zu handeln iſt ganz engliſch und ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber. Allein der Tauſch iſt dennoch unmöglich; denn was Ihnen Ehre brächte, bereitete mir nur Schande. Man würde ſagen, daß ich Ihre übermäßige Leidenſchaft zu meinem Vortheile ausgebeutet habe. Ich kann daher von meinen Pantoffeln keinen ablaſſen, Mylord.“

— „Aus Barmherzigkeit, mein Herr!“

— „Nein!“ auf ſolche Weiſe iſt es nicht möglich. Und doch wollte ich ſo gerne dieſe Pantoffeln in Ihren Händen wiſſen, da ich ſie wahrlich nicht zu tragen wünſche. Wir müſſen ein Mittel erſinnen. Schenke ich ſie Ihnen, ſo iſt

Ihr Zweck verfehlt; denn wenn Sie kein Opfer dafür bringen, ſo wird Ihnen ihr Beſitz auch nicht als Verdienſt angerechnet werden. Uns darum zu duelliren iſt eben auch nicht praktikabel, da ich keinen Werth darauf lege. In ſolchen Fällen muß es ſich um einen für beide Theile gleich wichtigen Preis handeln.“

— „Ich verſtehe.“

— „So denken wir denn darüber nach, etwas zu erſinnen, das Ihnen zur Ehre gereicht, ohne daß meine Delicateſſe darunter leidet.“

Sie ſuchten lange Zeit; endlich ſagte der Engländer:

— „Ich kann nichts erſinnen.“

— „Ich aber,“ ſprach mein Freund, „habe etwas gefunden. Wird Ihnen kein Opfer zu ſchwer werden?“

— „Keines: ſprechen Sie.“

— „Wohlan. Ich will den einen Pantoffel verbrennen und Ihnen den andern geben. Wenn Sie nunmehr nur einen Pantoffel haben, was ſoll denn das andere Bein? Laſſen Sie es abnehmen. Dies Beinabnehmen zeugt von ſehr gutem Geſchmack; man wird es ſublim und zärtlich finden, und die Prinzeſſin muß ſich für dieſes Opfer dankbar bezeigen.“

— „Der Gedanke iſt gut,“ erwiederte der Baronet; „da es jedoch eine ernſte Sache iſt, ſo bitte ich Sie, mir zu erlauben, das Ganze zu überſchlafen.“

— „Wie es Ihnen gefällig iſt, Mylord.“

Sir Williams empfahl ſich und verließ meinen Freund. Am andern Morgen erfuhr man, daß er bereits in der Nacht mit beiden Füßen nach London abgereiſ't war, und daß die ruſſiſche Fürſtin ihm aus magnetiſchem Rappert gefolgt ſey.

Mein Freund blieb in dem ungeſtörten Beſitz ſeiner beiden Pantoffeln.

Das Hotel der Tänzerin Guimard.

Ich will heute meine Leſer in eine Zeit zurückführen, die in dem Geruche ſteht, außerordentlich ſinnlich und laſterhaft geweſen zu ſeyn, die es aber in der That nicht mehr und nicht minder war, als die unſrige. Der einzige Unterſchied dabei iſt, daß vormals frei und offen, glänzend und ſich überhebend ſich zeigen durfte, was jetzt verſtohlen und heuchelnd den Schein zu retten ſucht, während das Innere vollkommen wurmſtichtig iſt. Man bildet ſich ein, den Schein retten zu können, und ſich dann mit ſeinem Gewiſſen abgefunden zu haben.

Der berühmte Baron Grimm ſpricht in ſeinen Briefen häufig von der Tänzerin Guimard, welche im Jahre 1779 ein ſchönes Hotel beſaß, das ih der Prinz von Soubiſe, in der Straße de l'Arcade, hatte bauen laſſen. Das Haus ſteht noch allein von den reizenden Boudoirs der Guimard ihren kleinen Salons à bergères und ihrem Schauſpielſaale iſt ſeit der neuen Einrichtung des Hotel jede Spur verſchwunden.

Die ſpaniſche Geſandtſchaft bewohnte einma das Hotel, und ließ darin die große Galerie vo Ciceri, bei Gelegenheit eines prächtigen Balle malen. Dieſer Ball iſt jetzt noch in Jedermann Andenken. Hin- und herlaufende Negerknabe waren ſo geſchickt auf die Wand gemalt, da man meynte, ſie liefen mit ihren Schüſſeln, worauf Früchte lagen, wirklich hin und her. Dazwiſchen waren, um die Täuſchung zu erhöhe blühende und Frucht tragende Orangenbäum Guirlanden von Camelien und Ananas angebracht, und eine ganze Reihe von Waſſerkünſte rauſchte harmoniſch durch die Töne des Orcheſter und erfriſchte die glühenden Tänzer.

Die Guimard hätte bei dieſem Feſte, das ei Grand von Spanien, ein Geſandter gab, gew lächeln müſſen. Auch würde ſie ihren ſchönen Schauſpielſaal ungern vermißt haben, wo ſie vor den erſten Herren des Hofes ſelbſt Comödie ſpielte. Sie würde gefunden haben, daß der Tanz unſerer Tage nicht mehr Tanz genannt werden kann. Unſere Frauen tanzen nicht mehr die Menuet, das Reich der Reifröcke iſt dahingeſchwunden. Und wie würde ſie erſt den Galopp und Cotillon verabſcheut haben! Ihr Garten, wo ſie einſt die allerliebſten Collationen bei Mondſchein zu geben pflegte, wo ſie mit dem Sohne des Miniſters Sartines, dem reichſten Manne ſeiner Zeit, luſtwandelte, würde ihr gänzlich verdorben erſcheinen, ohne heimlich traute Boskets, ohne Lauben, wie ſie ſeyn müſſen, ohne Schatten!

Die Guimard pflegte in ihrem Hotel zu ihrem eigenen Vergnügen Comödie zu ſpielen. Die vornehmſten Damen, welche wünſchten, das Mädchen, das ſie nur tanzen geſehen, auch einmal ſprechen zu hören, ſtrömten herbei. Allein ſie erſchienen nur mit ihrem Loup vor dem Geſichte. Eine der erſten Damen vom Hofe ſoll einſt ausgerufen haben: „Wäre ich Soubiſe, ſo würde ich der Guimard die Zunge ausreißen!“ Aber ſie ſpielte auch in der That ſehr ſchlecht, doch war es eine Leidenſchaft, eine Wuth bei ihr.

Nicht genug, daß ſie ſelbſt Alles verdarb, ſo beging ſie auch die Lächerlichkeit, dem Sänger Gardel, der eine förmliche Karrikatur war, den „Abner in der Athalia“ zu übertragen, und ſo parodirte ſie dieſes treffliche Trauerſpiel vor einer Verſammlung, die aus dem Herzoge von Chartres, dem Grafen d'Artois, den Prinzen von Guemenée und von Soubiſe, und dem Marquis von Villette beſtand.

Auf den Vorhang hatte ſie die Bildniſſe aller ihrer Nebenbuhlerinnen malen laſſen, über welche ſie den Sieg davon getragen hatte; Alles mit Inſchriften und allegoriſchen Emblemen umgeben. Die Opern-Tänzerinnen, welche ſie ihre Getreuen nannte, waren ſtets bei dieſen Vorſtellungen gegenwärtig.

Eines Abends verſammelte ſie dieſelben nach dem beendigten Stücke auf dem Theater, und ſagte: „Meine kleinen Täubchen, wir haben vielleicht dieſen Abend ſchlecht geſpielt, aber der Banquerout des Prinzen von Guemenée iſt Schuld daran. Wir wollen uns verbinden, um die armen Unglücklichen, die dieſer Banquerout gemacht hat, zu unterſtützen, und einen Brief an den Herrn von Soubiſe ſchreiben, daß er ſechs Monate lang den Betrag unſerer Penſionen dazu verwende.“

Dieſe ſchönen Worte der Guimard fanden ſogleich Anklag bei den jungen Mädchen.

Im Jahre 1782 erhielt ein Mitglied der Oper weit weniger Gehalt, als jetzt, dafür aber bezog es viele Privatpenſionen von ſeinen Beſchützern. So gab z. B. der Prinz von Soubiſe, außer der Garderobe und den Edelſteinen, der Guimard jährlich viermalhundert tauſend Livres. Zwar ſetzte der Banquerout des Prinzen von Guemenée, wobei Soubiſe ſtark intereſſirt war, dieſer Freigebigkeit Schranken; allein die Guimard zeigte ſich nicht minder ſeiner Neigung würdig. Nicht nur überließ ſie ihre Penſion, ſondern auch was ſie durch ihre Vermittlung von ihren Freundinnen erhielt, dem Prinzen, und kam ſo der Noth vieler Militärperſonen, Schriftſteller und der zahlreichen Dienerſchaft zu Hülfe, die Alle durch Guemenée mit in den Abgrund gezogen worden waren.

Als Veſtris ſich darüber verwunderte, antwortete ſie ihm vor dem ganzen Perſonale: „Einem Veſtris ſitzt das Herz wahrlich nur im Fuße;“ worauf Veſtris erwiederte: „Es kann ſeyn, aber ich beſitze auch einige Kraft darin. Denn ich gab meinem Sohne, dem Schuldenmacher, geſtern einen Fußtritt, weil ich keinen Guemenée in meiner Familie haben will.“

Ein Angeſtellter beim Ballſpiel, welcher dem Grafen von Artois die Raquette zu halten pflegte, ſchoß ſich aus Liebe zur Guimard den 10. Jan. 1784 vor den Augen dieſer intereſſanten Bayadere todt.

Einſt gab der Herzog von Orleans ein großes Souper in ihrem Hotel. Als beſonders merkwürdig darf man anführen, daß bei dieſem Bankett achthundert fünfzig Pfund Erdbeeren ſervirt wurden, und daß Mlle. Aurore, noch jetzt Mitglied der großen Oper, damals ſiebzehn Jahre alt, beim Deſſert in einer großen Torte aufgetragen wurde.

Obgleich das Hotel noch ſteht, ſo kann man es doch ſeiner neuen Einrichtung wegen als gänzlich demolirt betrachten.

Der in der vornehmen Welt wegen ſeiner Theaterluſt und Kunſtliebe bekannte Graf von Caſtellane bewohnte dieſes Hotel, ehe er ſein prächtiges Liebhabertheater in der Rue St. Honoré eröffnete.

Der Divan.

Eine Sammlung
von
Novellen, Genrebildern und Memoiren
von
August Lewald.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Memoiren eines Banquiers.

Erſter Theil.

Vorwort

zur zweiten Ausgabe.

Der Herr Verleger wünſcht die gegenwärtigen Memoiren, mit deren Herausgabe ich vor drei Jahren von ihm beehrt wurde, der Sammlung kleiner Schriften, die ſo eben unter dem Namen Divan erſcheint, anzuhängen, und ich will bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, meine Freude über die Aufnahme auszudrücken, welche dem guten Banquier überall zu Theil geworden iſt. Faſt alle kritiſchen Blätter haben ſich mit großer Gunſt über ſeine Erſcheinung im Publikum geäußert, namentlich war dies in den Blättern für literariſche Unterhaltung der Fall. Schade, daß der Banquier nicht mehr im Stande iſt, aus dem reichen Fond ſeiner

Mittel ſich dem wohlwollenden Herrn Referenten dankbar dafür zu beweiſen. Daß die Memoiren unverändert erſcheinen, darf nicht befremden, indem dieſes wohl Niemand zuſtand. Da die geehrten Häuſer in Cadiz und Smyrna nichts thaten, um gegen die ihnen widerfahrene Ehre der Zueignung zu proteſtiren, ſo war auch kein Grund vorhanden, dieſe zu unterdrücken, und die verehrlichen Käufer des Divan dürfen ſich der beruhigenden Gewißheit überlaſſen, daß ſie die „Memoiren eines Banquiers“ unverfälſcht und unverkümmert hiemit zum zweiten Male in die Hände bekommen.

A. L.

Seinen bewährten Freunden,

den Herren

Arias de la Torre Mazaredos & Comp.
zu Cadiz

und

den Herren

Sylvio & Pietro Radicanachi Fratelli
zu Smyrna

aus freundſchaftlicher Hochachtung gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorwort des Herausgebers.

Der Menſch denkt, Gott lenkt!

Der Verfaſſer dieſer Memoiren, ein Mann noch in den beſten Jahren, der ſich erſt vor Kurzem dazu entſchloſſen hatte, ſie dem Publikum zu übergeben, iſt in dem Spätjahre 1835 geſtorben. Genau betrachtet, hat ihn ſein Verleger um's Leben gebracht. Der Fall, daß Verleger ihre Autoren umbringen, iſt ſo ſelten nicht, wenn es gleichwohl noch nicht häufig geſchehen ſeyn mag, daß ein Verleger anders, als durch einen Recenſenten hingerichtet wurde. Herr S., der den Verlag der Memoiren übernommen, ſprach nehmlich in einem Briefe an unſern Banquier ſehr lobend von ihrem friſchen, intereſſanten Inhalte, und ließ ein Wort von dem Nimbus des „Verſtorbenen" fallen, aber dies Wort war es, was den guten Banquier vor der Zeit wirklich zum Verſtorbenen machte. Er wollte eine große Reiſe unternehmen, um in 16 weitläuftig gedruckten Bänden den Zuſtand der Börſen der alten und neuen Welt zu dechiffriren. Dies Werk ſollte, einem großen Vorbilde nach, „Semil'oro's allerletzter Börſengang" titulirt werden, wobei alle Börſen mitgenommen und nur die Buchhändlerbörſe leer ausgehen ſollte. Da er längſt bekannte Geſchichten gern vermeiden wollte, ſo unterließ er es, durch Deutſchland zu reiſen, und ließ die Börſen von Lüneburg, Hannover, Bamberg, Würzburg, Aſchaffenburg u. ſ. w. in Ruhe, womit er doch mindeſtens einige ganz artige Bände hätte füllen können, beſonders wenn er Abſtecher in das Gebiet der Münz-, Maaß- und Gewichtkunde unternommen, und als ein zweiter Nelkenbrecher keine Blume, die ſich auf ſeinem Wege zeigte, ungebrochen gelaſſen hätte. Er verſtand aber ſeinen Vortheil nicht, wie ich denn überhaupt der Wahrheit gemäß hier ſagen muß, daß er die Reiſe nicht nur aus eigenen Mitteln beſtritt, ſondern auch jedes Honorar für ſeine Manuſcripte ein für allemal ablehnte. Ein großes, aber für lebende Autoren unnachahmliches Beiſpiel. Ehre dafür unſerem großen Verſtorbenen!

Sein Schickſal führte ihn auf ein Schiff, welches ihn im Oktober von Hamburg nach Havre bringen ſollte, aber die wüthenden Stürme, die ſo viel Unglück um jene Zeit anrichteten, ſchleuderten es an die belgiſche Küſte, und er theilte das Loos des Kapitäns und zweier anderer Paſſagiere, die bei dieſer Gelegenheit umkamen. Die Andern ſind gerettet worden.

Der Verleger war durch rechtmäßigen Vertrag in den Beſitz eines Theils der Papiere gekommen und durfte ſie publiciren; wie dieſes aber nun zu bewerkſtelligen ſey, das war die Frage. Der unglückliche Banquier hatte ſein Material, ſo weit er es zum Druck beſtimmt, dem Verleger zur Durchſicht eingeſandt und ſich vorbehalten, es nach und nach zu redigiren, und zu vervollſtändigen. Die Reiſe nach Frankreich, die für ihn ſo unheilvoll geworden, hatte nun ſein Vorhaben vereitelt. Ein Herausgeber mußte jetzt geſucht werden, und meine Verbindung mit der Verlagshandlung lenkte deren Wahl auf mich.

Ich fand das Manuſcript im Anfange ſo ausgearbeitet, daß es den Setzern gleich überliefert werden konnte, und wenn ich mir hie und da erlaubt habe, etwas von dem Meinigen hinzuzuthun, ſo geſchah es nur in Bezug auf die äußere Glätte, die der Verfaſſer aus Ungeübtheit ſeinen Schilderungen nicht zu geben verſtand. Auf ſolche Weiſe haben vielleicht dieſe Memoiren etwas von meiner Schreibart bekommen, Styl wag' ich hier nicht auszuſprechen. Mit dem Schluſſe, der den größten Theil des zweiten Bändchens ausmacht, war es jedoch anders der Fall. Hier würde ich mit meinen leichten Veränderungen nicht ausgelangt haben. Es waren größere Tableaux, denen die verbindenden Mittelſtücke fehlten; überall traten mir Lücken entgegen, und da dem Publikum kein Roman übergeben werden ſollte, ſo durfte hier auch kein Zuſammenhang erfunden werden. Jeder Leſer wird daher gebeten, hier aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Schwer iſt es nicht, denn die Begebenheiten ſind nicht ſo ungewöhnlich, und die Wege des Verfaſſers ſo menſchlich und hell, daß man den Faden nicht verlieren wird, wenn er auch nicht ſichtlich vorhanden.

Das Fragmentariſche, das hiedurch dem Buche anklebt, macht es in meinen Augen nur intereſſanter; unterhaltender iſt es gewiß, als wenn jeder kleine Umſtand mitgetheilt würde, und gern hätte ich ſelbſt im erſten Bande manches weggewünſcht, das mir zu geringfügig oder überflüſſig ſchien; allein meine Achtung vor dem todten Verfaſſer verbot mir, an ſeinem Eigenthum eine räuberiſche Hand zu legen.

Ich kannte übrigens den Mann, von dem hier die Rede iſt. In Altona war es, wo ich in dem Jahre 1828 ſeine flüchtige Bekanntſchaft machte. Wie ſeltſam das Schickſal mit uns ſpielt! Hätte ich damals wohl denken können, daß ich einſt dazu berufen ſeyn würde, hier in Stuttgart ſeine Memoiren zu ediren?

Ich war an einem heißen Julimorgen, den ein kurzer Strichregen nicht zu dämpfen vermochte, mit Herrn Lebrün, dem Director des Hamburger Stadttheaters, nach Altona gegangen, um die dortige Kunſtausſtellung in Augenſchein zu nehmen. Herr Gumpel, ein eben ſo großer Kunſtfreund, als gaſtfreundlicher Mann, traf uns dort und lud uns zum Eſſen ein, und da war es, als wir uns nach ſeiner prächtig gelegenen Villa an der Elbe begaben, daß wir unſerm Mann am Ende der Paille-maille begegneten. Herr Lebrün kannte ihn längſt, redete ihn an, und ſtellte mich ihm vor. Jetzt da mir das Leben des Mannes klar vor Augen liegt, iſt es mir natürlich ein Leichtes, mir den Zuſammenhang aus ſeinen Zügen herzuſtellen, deren Seltſamkeit mich damals frappirte und ſo lange beſchäftigte, daß ich während der heitern Mahlzeit bei Herrn Gumpel, mehr an den Fremden, der zu Rainville gegangen war, als an die guten Biſſen und Weine dachte, die vor mir ſtanden und dieſer Zerſtreutheit wegen in der That nicht die unterhaltendſte Figur in dem kleinen Kreiſe ſpielen mochte.

Er war ein mäßig großer Mann, mit bedeutendem Bauche und Doppelkinn, ſein Geſicht ſchwärzlich gelb, von Blatternarben durchfurcht, eine hohe Stirne mit krauſen Haaren, die ſtark in's Graue ſpielten, wie von leichten Wollflocken umſäumt, die Naſe lang und dick, an der Spitze röthlich gefärbt, der Mund weit, das Kinn vortretend, von einem dichten, ſchwarzen Barte umgeben, was mir um ſo auffallender war, da hier die Mode der jeune France offenbar anticipirt wurde.

Wenn nun die geneigten Leſer nach dieſer Beſchreibung leicht einſehen werden, daß es nicht die Schönheit des Mannes ſeyn konnte, die mich für ihn eingenommen, ſo bin ich wohl ſchuldig zu ſagen, was es war, das mich unabläßig während des Mittageſſens beſchäftigte. Mit dem „je ne sais quoi“ allein würden ſich die Leſer ſchwerlich begnügen, obgleich ich dies zunächſt anführen müßte, dann aber auch die bedeutungsvolle Miene, womit der Fremde mich maß, und ein halb ſpöttiſches, halb gutmüthiges Lächeln, das um ſeine unförmlichen Mundwinkel ſpielte, als er unſerm freundlichen Wirthe, der uns begleitete, die Worte zurief: „Wiſſen Sie ſchon, wie heute Metalliques in Hamburg notirt wurden?“ In jenem Ausdrucke lag mehr, als zur Begleitung dieſer unter Banquiers ſo gewöhnlichen Begrüßungsformel erforderlich war. Wie man oft beim erſten Begegnen eines holden Engels es tief im Herzen vernimmt: „Dieſe oder Keine!“ ſo ſchien es mir hier zu Muthe zu werden. Es lag etwas Uebernatürliches in dem Momente. Man lache mich nicht darüber aus; jetzt da ich gleichſam des armen

Banquiers Erbe und Teſtamentsvollſtrecker zugleich geworden bin, wird es mir erſt recht klar, was ich damals nur dunkel fühlte. Und ob auch er vielleicht eine Ahnung von dem hatte, was ich ihm einſt werden ſollte? Und ob ſeine Züge etwa deßhalb unwillkührlich dieſe Bedeutung für mich erhielten? Dies iſt ein Kapitel, wo unſere Erfahrungen, und wären ſie die reichſten, nicht auslangen können. Wer erinnerte ſich nicht hiebei der erſten Begegnung der unglücklichen Maria Antoinette und Samſons, des executeur des hautes oeuvres, wie der Schreckensmann genannt ſeyn will? Auf einem Spaziergange im Park von Trianon erblickte ſie einen fremden Mann, der ihr ein Entſetzen ähnliches Staunen erregt. Man erkundigte ſich nach dem Fremden, und es war derſelbe, der ſpäter eine ſo fürchterliche Bedeutung für die Königin erhielt, deren ſchöner Hals ſich unter ſeinen Fäuſten bog. Wer konnte damals der Königin von Frankreich und Navarra ein ſolches Prognoſtikon ſtellen, aber woher kam wohl die ängſtliche Regung in ihrem Innern in jenem Momente? —

Ich kann, indem ich dieſe Stelle überfliege, nicht ohne bitteres Lachen hinzuzufügen unterlaſſen: daß mir jedoch außer dieſer ziemlich magern, geiſtigen Erbſchaft nichts von den irdiſchen Gütern des Banquiers zu Theil geworden iſt. —

Was ich oben erzählt, wird freilich den Herren, in deren Geſellſchaft ich mich damals in Altona befand, wenn ſie nehmlich ein gutes Gedächtniß haben, die Perſönlichkeit enthüllen, die ſo emſig bemüht war, ſich vor den Leſern zu verbergen. Allein ich finde dieſen Vorſatz des Dahingeſchiedenen eben ſo unſtatthaft, als unüberlegt. Verräth er nicht ſchon ſelbſt durch die Mittheilung ſeiner Denkwürdigkeiten größtentheils ſein Geheimniß? Werden nicht alle jene Perſonen, welche darin — wenn gleich ungenannt — figuriren, ſich alsbald wiedererkennen, und wer kann uns dafür ſtehen, daß ſie nach Maaßgabe ihrer Betheiligung nicht auch Andre in's Vertrauen ziehen, und vielleicht ſelbſt manches darüber veröffentlichen? Ferner haben die Zueignungen an zwei berühmte Handelshäuſer, die ich hier in der Ueberſetzung beifüge, und die den Verfaſſer nicht ganz von dem Vorwurfe der Eitelkeit rein erſcheinen laſſen, ebenfalls einen Fingerzeig gegeben, ſein Incognito aufzuhellen. Ob der Verfaſſer die etwas ſchnöde Antwort jener Häuſer auch dem Buche vorgeſetzt haben würde, überlaſſe ich dem Ermeſſen des billig denkenden Leſers; mir ſchien es erlaubt, nach dem Tode des Mannes dieſen Gebrauch davon zu machen, da ſie dem Manuſcripte beilagen.

Da man auf ſolche Weiſe das Geheimniß mit Recht: Secredo a voces nennen kann, habe ich mich wahrlich nicht der Indiscretion anzuklagen, wenn ich des Verfaſſers hier in einer Art erwähnte, die wenigſtens für einige Leſer in Hamburg die einſtmalige Exiſtenz des Mannes außer allen Zweifel ſetzt und dem geſammten Leſepublicum als Bürgſchaft gelten kann, daß ihm hier keine Erfindungen einer müßigen Laune übergeben werden. Mir würden die folgenden Blätter, als ſolche, nicht der geringſten Beachtung werth ſeyn, und ſicher auch jenem Leſerkreiſe, den ſie ſich vielleicht gewinnen werden, nicht das kleinſte Intereſſe einflößen können.

Was ich zu bevorworten für nöthig hielt, iſt nun geſagt, mein Antheil an dieſer Herausgabe dargethan, ich ziehe mich daher in den Hintergrund zurück, um meinen Autor, ohne weitere Dazwiſchenkunſt, ruhig bis zu Ende fortſprechen zu laſſen. Dann hoffe ich wieder mit einem Schlußworte zu erſcheinen, als des günſtigen Leſers

Stuttgart, den 1. Juni 1836.

gehorſamſter

Herausgeber.

I.

(Aus dem Spaniſchen).

Herren Arias de la Torre Mazaredos et Co. zu Cadiz.

.... 3. Mai 183 . .

Ich benütze die erſte Gelegenheit der wiedereröffneten Schiffahrt, Ihnen mit Dieſem die Nachricht zu überſenden, daß ich nunmehr geſonnen bin, mich gänzlich von den Geſchäften zurückzuziehen, und daß demnach das unter der Firma von *** bisher in ** beſtandene Banquier-Haus ſeit dem erſten Januar d. J. ſeine vollkommene Endſchaft erreicht hat. Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen bei dieſer

Gelegenheit meinen höflichen Dank für die mir, während unſerer langen Verbindung bewieſene Freundſchaft, ſo wie für den mir eingeräumten Kredit, hiemit abzuſtatten. Freundſchaft und Kredit heben und tragen ſich in jetziger Zeit wechſelsweiſe; eines gibt dem andern Währung und Maaß; und wo man ſie in dem Grade, wie ich bei Ihnen, genoſſen hat, da ſind ſie des beſten Dankes wohl werth. Es drängt mich aber, dieſem in gegenwärtigem Falle einen ſtärkern Ausdruck zu geben, als den die leeren Worte ihm zu ertheilen vermögen, und daher bin ich ſo frei, zu einem in Ihren Augen gewiß ſeltſam erſcheinenden Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu greifen. Sie werden vielleicht an Ihrer äußerſten Spitze von Europa noch nicht in Erfahrung gebracht haben, daß ſich von Frankreich aus die Mode verbreitet hat, Memoiren zu publiciren. Dieſe Mode hat nun ſo ſehr an Ausdehnung zugenommen, daß man ſich nicht mehr damit begnügt, bei ſeinen eigenen Memoiren ſtehen zu bleiben, ſondern daß man rechts und links in fremdes Eigenthum hineingreift, und gleichſam Memoiren aller Perſonen ſchreibt, mit denen man nur jemals entfernt in Verbindung geſtanden, und ſo viel davon mittheilt, als man nur auf dieſem oder jenem Wege theilhaftig werden konnte. Dieſes Geſchäft iſt einträglich und nicht übel an der literariſchen Börſe accreditirt. Selbſt ein Fürſt hat darin gearbeitet und ſetzt, wenn gleich bei einigem Schwanken des Courſes, ſeine Speculationen noch immer im Großen fort. Nur möchte ich freilich hiebei Ihnen, aus alter Handelsfreundſchaft, kein del Credere zu übernehmen anrathen.

Dieſe Vorgänge und erſichtlichen Erfolge haben mich nun beſtimmt, auch etwas in ſolcher Art auf eigene Rechnung zu wagen. Es ſteht dabei nichts auf dem Spiele. Die kleine Auslage kommt nicht in Betracht und da ich meine Firma nicht preiszugeben gedenke, ſo iſt auch von dieſer Seite nichts zu befahren.

Ich habe nunmehr bei mir beſchloſſen, Euere Edeln als ſtillſchweigenden Aſſocié anzunehmen, das heißt, mein Buch Ihrer geachteten Firma zu widmen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß es elegant gedruckt werde, und dann nicht unterlaſſen, es Ihnen auf ſchnellſtem Wege zuzuſenden.

Sie werden hoffentlich dieſe Aufmerkſamkeit zu würdigen wiſſen und meine Gabe, als ein Zeichen wahrer Ergebenheit, zu acceptiren, ſo geneigt ſeyn.

In Erwartung einer baldigen Antwort, die mir Ihre Zuſtimmung hoffentlich bringen wird, habe ich die Ehre, unter nachſtehender Beifügung unſerer heutigen Börſencourſe und einliegenden Preiscourants, mit vollkommenſter Werthſchätzung zu ſeyn

* * *

II.

Antwort auf voriges Schreiben.

An * * * in * *

Cadiz . . . . 24. Juni 183 . .

Wir beeilen uns umgehend auf Ihr geehrtes Schreiben vom 5 p. zu antworten. Mit großer Betrübniß haben wir daraus Ihren Entſchluß wahrgenommen, Ihr ſeit ſo vielen Jahren mit Ruhm geführtes Bankhaus aufzugeben, und uns hiedurch des Vorzugs zu berauben, ihm auch ferner die ergebenſten Dienſte zu widmen. In Gemäßheit Ihrer Anzeige geben wir uns die Ehre, hier einliegend unſern Conto-Abſchluß zu überreichen, aus dem uns ein kleines Guthaben erwächſt, das wir unter heutigem

mit 7 Mark 4½ Schilling, a vista
ordre eigene

auf Sie abzugeben ſo frei waren, und um deſſen Honorirung wir höflichſt erſuchen.

Genehmigen Sie hiemit die wiederholte Verſicherung unſerer hochachtungsvollſten Ergebenheit

Ihre

Arias de la Torre Mazaredos et Co.

Theurer Freund! Der Beweis Ihres Andenkens erſchien mir eben ſo auffallend, als überraſchend. Was ſoll ich dazu ſagen? Sie ſind entſchloſſen, als Schriftſteller aufzutreten, und führen mir das Beiſpiel eines Fürſten an; ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich keinen rechten Begriff von dem Allen habe. Gern würde ich es ſehen, wenn unſere Firma ganz aus dem Spiele bleiben könnte, weil ich von hier aus nicht zu berechnen im Stande bin, welche Wirkung dies an der Börſe hervorbringen dürfte. Ich fürchte jedoch, daß dieſe meine Bemerkung zu ſpät in Ihre Hände kommen wird, da ſtets ſechs volle Wochen zur

Correſpondenz zwiſchen Hamburg und Cadiz hin und zurück erfordert werden. Mir bleibt daher für jetzt nichts übrig, als Ihnen bemerkbar zu machen, doch ja nichts unternehmen zu wollen, was unſere Firma präjudiciren könnte, und ſich ferner meines perſönlichen Dankes für dieſen etwas ſeltſamen Beweis Ihrer Freundſchaft verſichert zu halten. Schließlich bitte ich noch mir Ihr Werk, das ich zwar nicht verſtehen, aber deſſen ungeachtet ſehr hoch halten werde, durch Capitän Peter Martens, der dort im Laden auf hier begriffen iſt, gefälligſt zu überſenden. Dies iſt ſicher der kürzeſte, und für uns annehmlichſte Weg.

Einliegend Courſe und Preisliſte.

Mit fortdauernden Geſinnungen wahrer Freundſchaft verbleibe ich in meinem und meines ältern Bruders Don Petro Namen,

Ihr

ſehr ergebener

Alvaro de la Torre.

III.

(Aus dem Italieniſchen).

Herren Silvio und Pietro Radicanacchi, Gebrüder in Smyrna.

..... 5. Mai 183 . .

Ich habe die Ehre, Ihnen die Auflöſung des von meinem ſeligen Herrn Vater gegründeten Bankhauſes an hieſigem Platze mit dieſem gehorſamſt anzuzeigen, und zugleich für den demſelben in oft ſo kritiſchen Zeitläuften fortwährend geſchenkten Credit mit der aufrichtigſten Geſinnung zu danken. Um dieſer Geſinnung einen ſichern Beweis beizufügen, erlaube ich mir, einen Band meiner Memoiren, deren Herausgabe ich ſo eben bewerkſtellige, Ihrer hochgeachteten Firma zu widmen, und erſuche Sie, verehrteſte Herren, dieſe Widmung annehmen zu wollen, und ſolchergeſtalt einem meiner ſehnlichſten Wünſche die ſchönſte Erfüllung zu ſchenken.

Ich bemerke ſchließlich noch zu Ihrer gefälligen Richtſchnur, daß, neueſten Nachrichten aus unſerm Binnenlande zufolge, Smyrnaer Baumwolle bedeutend im Fallen iſt, während beſte Georgia mehr faveur zu nehmen beginnt, und in der Hoffnung, daß ſich die Nachricht von der Abnahme der Peſt auf Ihrem werthen Platze, wie ſolche unſer unpartheiiſcher Correſpondent verkündet, beſtätigt, erharre ich mit ſtets gewidmeter Dienſtbefliſſenheit

* * *

IV.

Antwort auf voriges Schreiben.

Smyrna . . . . . 3. Juli 183 . .

Mit Bedauern haben wir die Auflöſung Ihres Ehrenhauſes aus Ihrem ſchätzbaren Schreiben vom 5. Mai entnommen. Wenn gleich die jüngſt vergangenen Conjuncturen wenig Gelegenheit gegeben haben, eine belebte Geſchäftsverbindung zwiſchen uns hervorzurufen, und die pecuniären Vortheile in dieſem Falle gänzlich in den Hintergrund treten, ſo ſieht man doch ungern eine Firma, wie die Ihrige, aus der Handelswelt ſcheiden, der ſie ſowohl durch bedeutende Fonds, wie durch glückliche Speculationen ſtets zu großer Zierde gereichte.

Eben ſo überraſchte es uns, daß Sie geſonnen ſind, Ihren geehrten Börſennamen auf dem Titel eines literariſchen Unternehmens prangen zu laſſen, und ſo ſehr es uns auch ſchmeicheln mußte, daß Sie uns erkoren haben, dieſe Ehre zu theilen, ſo ſetzt es uns doch einigermaßen in nicht geringe Verlegenheit, da wir nicht ſo eigentlich wiſſen, was den Inhalt Ihrer gewiß ſehr ſchätzbaren Memoiren bilden wird. Unſre Literatur und die Literatur der Franzoſen zeigen uns manches Beiſpiel ſolcher Denkwürdigkeiten, wo die kleinſten, oftmals unſcheinbarſten Details ſo mitgetheilt werden, daß ſie das Intereſſe des Leſers zu feſſeln im Stande ſind. Unſer Geronimo Radicanacchi, der ſich in ſeiner guten Zeit viel mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte, hat ſelbſt einige jener Werke geleſen, aber eben deswegen wiſſen wir nicht, was wir von Ihnen in dieſer Hinſicht zu erwarten haben dürften. Schreiber dieſes hofft, daß Sie alle Handelsverhältniſſe, in welchen Sie zu unſerm Smyrnaer und Trieſtiner Hauſe ſtanden, unberührt laſſen werden, und namentlich der Geſchichte des Zuckerbrandes, ſo wie der unvorſichtigen Oeffnung des Baumwollballens, der den Tod zweier Perſonen verurſacht haben ſoll, nicht erwähnen. Ueberhaupt würden wir die Ehre ganz ablehnen müſſen, wenn Sie geſonnen wären, unſere Firma in Ihrem ſchätzbaren Werke anzuführen. Im Falle Niemand von der uns zugedachten Ehre ein Wort erfährt — aber nur in dieſem einzigen Falle — glaubt unſer Chef Ihr geſchätztes Anſinnen nicht von der Hand weiſen zu dürfen, und erwartet dafür, daß in der Folge, wenn die Ereigniſſe den levantiſchen Handel wieder begünſtigen, und Sie ſich hiedurch geneigt fühlen ſollten, eigene Geſchäfte auf hieſigen Platz wieder zu unternehmen, Sie ſich unſerer Firma und der Ihnen ſtets gewidmeten Dienſte geneigteſt erinnern werden.

In dieſer Hoffnung zeichnen ſich mit der vollkommenſten Hochachtung

Ihre

ergebenen

Sylvio und Pietro Radicanacchi,
Gebrüder.

Erſtes Kapitel.

Was der geneigte Leſer zu erwarten hat. — Buchhändler-Vortheile. — Der Thee beim Nachbar. — Der ſtillſchweigende Compagnon. — Schriftſteller-Manie. —

„Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple“ — ſo fängt Rousseau ſeine Confessions an; und ſo kann ich die Meinigen wohl auch anfangen. Wann hätte man wohl jemals gehört, daß ein homme de lettres zugleich ein homme de lettres de change war? Der Stand, zu dem ich mich zähle, iſt nicht einmal zu dem leſenden Publikum zu rechnen, geſchweige zu dem ſchreibenden. Da haben wir's: Zählen! Rechnen! Man ſollte glauben, daß, wenn einmal ein Banquier die Feder anſetzt, ſogleich von Zählen und Rechnen die Rede ſeyn muß. Aber man ſtoße ſich nicht daran! Es ſoll ſo viel wie möglich in dieſen Denkwürdigkeiten, wenn ich ſie ſo nennen darf, nur immer figürlich davon geſprochen werden.

Daß ein Banquier ſeine Memoiren herausgiebt, ſollte ſo eigentlich Niemanden in Verwunderung ſetzen, in dieſer Memoiren-wüthigen Zeit, wo von den Memoiren der Contemporaine bis zu denen eines Schornſteinfegers, die ganze Zeitgeſchichte wie ein buntbemalter Atlas vor den Augen aller Welt aufgerollt wurde. Daß ein Banquier heut zu Tage Bedeutung genug hat, um nicht erſt weitläuftig nöthig zu haben, ſein Beginnen in dieſer Hinſicht zu rechtfertigen, liegt klar am Tage, vielmehr könnte es auffallen, daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen iſt, der großen Börſen-Ariſtocratie darin mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Die Frage aber iſt, ob mein Beginnen dadurch gerechtfertigt wird. Doch nur Muth! ich will die Bahn brechen! Vielleicht iſt dieſer erſte Schritt im Stande, manchen meiner Standesgenoſſen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Ich bin nicht ſo anmaßend, dieſen Blättern das Aufſehen zu prophezeihen, was in jüngſter Zeit ſo manche Memoiren gemacht haben, doch bin ich auch nicht ſo blöde und beſcheiden, ihnen alles Intereſſe abzuſprechen. Es ſind die Hauptmomente aus dem Leben eines Menſchen, der in der Zeit lebte, mit ihr verkehrte, und wenn auch nicht in den Lauf der Dinge mächtig einzugreifen beſtimmt war, doch dabei förderte und half, wie es dem thätig wirkenden Einzelnen ſtets zugetheilt iſt, und aus deſſen Erlebniſſen ſich manche Lehre feſtſtellen läßt. Die lebendige Erfahrung hat vieles vor dem todten Buchſtaben voraus; das, was ich hier gebe, iſt eine ſolche; keine mühſam aus Büchern zuſammengeſtoppelte Leſe übergebe ich hier der Welt, ſie ſoll keine Weisheit aus zweiter und dritter Hand erhalten; Alles trägt hier den Stempel der Wahrheit und des ſelbſt Erlebten.

Ein Tagebuch werde ich meinen Leſern jedoch auch nicht übergeben. Das Tagebuch eines Banquiers müßte ſtets etwas Trockenes und Eintöniges haben. Die notirten Courſe, die Chancen der Börſe, das Maklergeſchwätz müßten darin einen zu großen Raum einnehmen; darum nichts von dem Allem. Ich ordne meine Memoiren nach den

Hauptmomenten meines Lebens, und laſſe Alles weg, was nicht im Stande iſt, ein allgemeineres Intereſſe zu erzielen.

Obgleich mein Geſchäftsleben geſchloſſen iſt, ſo ſtehe ich doch noch nicht an dem Rande meiner Tage. Ich verſpüre Luſt in mir, dieſen zwei Bändchen, die ich hier vorläufig dem Publicum übergebe, noch mehrere folgen zu laſſen, denn ich bin nicht geſonnen, mein Pulver mit einem Male zu verſchießen. Jedoch verſpreche ich aber auch feierlichſt, nicht aus Speculation auf die Beutel meiner Leſer, den Faden bis zur Ungebühr zu ſtrecken, und Fortſetzung auf Fortſetzung anzukündigen. Meine Umſtände ſind von der Art, daß ich um des Gewinns wegen nicht die Feder anſetzen darf. Es zeugte in der That von ſchwachen Fähigkeiten, wenn Jemand, der einſt an der Börſe Credit hatte und mit einem Federſtriche Tauſende gewinnen konnte, in ſeinem Alter genöthigt wäre, das mühſame Gewerbe eines Schriftſtellers zu ergreifen, der Hunderte von Bogen vollſchreiben muß, um nur einen mäßigen Gewinn einzuſtreichen. Ich bedauerte ſtets dieſe Schriftſteller von Handwerk, und wenn ich nach mir ſelbſt ſie beurtheile, ſo wundert es mich nicht, daß wir mit ſo vielen ſchlechten Büchern überſchwemmt werden. Wie kann man Unterhaltung für Andere da verlangen, wo Ueberdruß und Sorge regieren, wo die Seiten und Zeilen emſig zuſammengezählt werden, um den Bedarf der Haushaltung damit in Verhältniß zu ſetzen. So ſehr man auch in neuerer Zeit von den guten Honoraren ſprechen hört, welche die Schriftſteller verdienen ſollen, ſo wäre ich doch nicht geneigt, ſie deßhalb zu beneiden. Mir erſcheint es immer als das ſauerſte Brod, was Jemand zugeſchnitten werden kann. Müßte ich mich nun z. B. hinſetzen und die vielen Bogen meiner Memoiren nach und nach hinſchreiben, ich nähme alle Ehre eines gekrönten Schriftſtellers nicht dafür hin, aber noch weniger ſein Honorar. Hundert — zweihundert Louisd'ors! mein Gott — die armen Leute! —

Etwas Anderes iſt es mit den Buchhändlern. Ich glaube etwas von dem Umſatz des Geldes begriffen zu haben, und da muß ich denn aufrichtig geſtehen, daß es nichts Einträglicheres giebt — den Apotheker ausgenommen — als den Buchhändler.

Von einer Taxe kann bei dieſem eben ſo wenig die Rede ſeyn, als bei jenem. Wer wollte ein Recept berechnen, das ganz unſcheinbare Theilchen von Medicamenten enthält, die der Apotheker theils nach Centnern einkauft, oder im Sommer von armen, alten Weibern auf dem Felde zuſammenleſen läßt? Wer taxirte wohl ein Buch jemals nach dem, was es den Verleger gekoſtet hat? Wer fragt nach dem Honorare, das er dafür gegeben, oder nach den Speſen für Druck und Papier und ſucht dieſes mit dem Preiſe in Einklang zu bringen, den der Meßkatalog meldet? Dieſe treffliche Einrichtung zog längſt meine Augen auf dies Geſchäft, und ich, der ich ſonſt froh war, meine Capitalien mit 12 Prozenten umzuſetzen, erhielt mit einem Male Kenntniß von einem Geſchäfte, welches das Doppelte, ja das Dreifache abzuwerfen verſprach. —

Heute — da ich dieſes erſte Kapitel ſchreibe — ſind es zwei Jahre, daß mein Nachbar, ein bemittelter Banquier, der jedoch einen großen Theil ſeines Vermögens im Papierſchwindel eingebüßt hatte, mich auf Thee und Abendbrod zu ſich einladen ließ. Ich pflog keinen Umgang mit ihm und die Einladung überraſchte mich daher.

Als ich mich zur gewöhnlichen Stunde einſtellte, fand ich ein gut geheitztes Zimmer, Madame hinter der ſilbernen Theemaſchiene, meinen Nachbar, die Hände in den Seitentaſchen, und mit kleinem Gelde, gleichwie mit Kaſtagnetten, den Vortrag eines jungen Menſchen accompagnirend, der mit gedehntem, ſchnarrendem Tone ein hochtrabendes Gedicht vorlas. Mein Hereinkommen war wie natürlich nicht ohne Geräuſch abgelaufen, daher empfing mich ein ziemlich Scht! aber mein Nachbar hatte mich kaum erkannt, als er mich bei der Hand ergriff, ſie mit bedeutungsvoller Miene hinabdrückte und zugleich durch Augenblinzeln mir zu verſtehen gab, daß ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf den Vorleſer richten ſollte. Ich that es denn auch eine Weile, aber ich muß geſtehen, daß es eine Schwachheit von mir iſt, in ſolchen Fällen zuerſt zu gähnen und dann einzuſchlafen. Beides paſſirte mir in Berlin ſelbſt, wo ich Holtei und Saphir vorleſen hörte. Ich ſtand kaum fünf Minuten da, als das furchtbarſte Gähnen begann und meinem Munde mit einem Starrkrampfe drohte. Mein Wirth bemerkte es.

„Hören Sie“, ſprach er, „Sie ſcheinen mir den ſchönen Wiſſenſchaften nicht geneigt zu ſeyn! Ich liebe die ſchönen Wiſſenſchaften wie närriſch, wie kommt es, daß Sie ſie nicht lieben?“

„Ich muß Ihnen aufrichtig ſagen“, erwiederte ich mit freimüthiger Beſcheidenheit, „daß ich die ſchönen Wiſſenſchaften genauer kennen müßte, um ſie zu lieben oder zu haſſen. Die Wahrheit zu geſtehen, ſind mir die Wiſſenſchaften ziemlich gleichgültig.“

Madame hatte dieſe Aeußerung nicht ſobald vernommen, als ſie faſt kreiſchend ausrief: „Die Wiſſenſchaften gleichgültig?“ „Die Wiſſenſchaften gleichgültig!“ wiederholte in der Tiefe, bekräftigend der Mann. „Wie können Einem die Wiſſenſchaften bei jetziger Zeit gleichgültig ſeyn?“ fügte er dann im ſpitzeſten Fragetone hinzu.

Der junge Vorleſer biß ſich lächelnd die Lippen.

Mein Nachbar aber führte mich weit weg vom Theetiſch in die entfernteſte Fenſterecke.

„Laſſen Sie den jungen Menſchen meiner Frau vorleſen und wir wollen, bis die Andern gekommen ſeyn werden, die unſere Parthie mitmachen, ein vertrautes Wörtchen miteinander plaudern.“ So fing jetzt mein Wirth freundlich zu ſprechen an. „Warum ſind Sie ſo abhold unſerm Parnaß? Ich ſpreche hier von dem Muſenberge nehmlich. Ich kann mich wahrhaftig nicht auf Sie verſtehen. Es thun ſich Leute unter uns hervor, die herrliche Gedichte machen und es verdienen, daß ſie auch guten Profit dabei haben. Nur wenn dies der Fall iſt, werden ſich Mehrere von uns zu der Begeiſterung hingezogen fühlen. Es iſt ja doch keine Hexerei! Wir haben Kopf; denn wer den Cours richtig und ſchnell im Kopf berechnen kann, wird auch ein Sonnet machen können. Es iſt nur die Frage bis jetzt geweſen, ob man dabei wird beſtehen können. Für die andern zu arbeiten, damit ſie das Fett oben wegſchöpfen, wird man keinem Vernünftigen zumuthen! Wenn Göthe und Schiller das bedacht hätten zu ihrer Zeit, ſo wären ſie jetzt nicht nur die großen Männer, ſondern auch die reichen Leute — verſtehen Sie mich?“ —

Und ſo ging es noch eine Weile fort; ich mag meine Leſer mit dem Galimathias nicht langweilen. Das Ende vom Liede war, daß er — wie er ſelbſt ſagte — nun auch einmal ſicher in Papier ſpeculiren wollte, nachdem er es ſo oft unſicher gethan. Er hatte im Sinne, eine Buchhandlung zu eröffnen, und forderte mich auf, mich dabei zu intereſſiren. Er öffnete ſeinen Secretair und zeigte mir ein Paar ſauber abgeſchriebene Werke, die er mit ſeiner Firma in die Welt ſchicken wollte, und deutete dann mit ſtolzem Blick auf den jungen Mann am Theetiſche, indem er ſagte:

„Der dort iſt mir lieber als Mancher, er macht Ihnen Gedichte nach der neueſten Façon; er hat bei Saphir das Recenſiren gelernt und will bei mir ein Journal herausgeben, worin er beweiſen wird, daß Alle nichts verſtanden haben, bis auf ihn. Ich ſage Ihnen, es muß Alles zu Gold werden, was ich drucken laſſe; ich habe die beſten Köpfe bereits an mich gebracht; Köpfe, die gegen die Andern gehalten, ihre drei Procent Agio gelten!“

Meine Leſer werden es längſt wohl gemerkt haben, daß mein nachbarlicher Wirth zu jenem Volke gehörte, dem der Handel zu Macht und

Anſehen verhilft, obgleich er ihm zum Vorwurfe gereicht, und ich will eben ſo wenig verheimlichen, daß ich einſt ſein Glaubensgenoſſe war, der aber längſt zum Chriſtenthume überging. Hiedurch wird erſt ſo Manches von dem, was ich erzählen werde, ſeine rechte Deutung erhalten.

Ich wünſche mit ziemlich kalter Miene meinem Wirthe Glück, bedauerte jedoch, meine Fonds in andern Unternehmungen placirt zu haben, und daher nicht Theil nehmen zu können. Von dieſem Augenblicke an ward der Mann einſylbiger; es kamen noch einige Leute, man machte ein trockenes Whiſt, und ich empfahl mich. Ich habe ſeitdem keine Einladung mehr erhalten. —

Aber nicht ſowohl die Buchhandlung, die ich bald in meiner Nachbarſchaft eröffnet ſah, als vielmehr das, was ich an jenem Abende gehört hatte, regte mich an, in dieſem Geſchäfte auch einmal mein Heil zu verſuchen. Ich wollte jedoch nur mein Geld riskiren, nicht meinen Namen. Ich wollte mit der Cenſur und mit den Schriftſtellern nichts zu thun haben, ſondern nur mit einem Einzigen bei dieſem Handel in Berührung ſtehen. Meine Gedanken richteten ſich auf einen Mann, der mir als redlich und fleißig geſchildert wurde. Ich machte ihm den Vorſchlag, ihm durch Auxiliartruppen unter die Arme zu greifen, und bat ihn, mir Vorſchläge in dieſer Hinſicht zu machen. Er ließ ſich nicht lange erwarten. Ich begriff nichts von dem, was er vorhatte, aber ich ſtreckte ihm die Summe vor, die er wünſchte. So kam ich mit der Literatur in Berührung.

Ich zog mich nach und nach von den großen Geſchäften zurück und ſetzte mich, wie man es zu nennen pflegt, zur Ruhe.

Aber im Buchhandel ſpielte ich fortwährend mit kleinen Summen. Ich hatte meine Freude daran. Mit der größern Muße kam mir nun auch die Luſt, dies und jenes von unſern Verlagsartikeln zu leſen. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Es war bereits lange her, daß ich mir mit Lectüre die Zeit zu vertreiben pflegte. Die alten empfindſamen Geſchichten, die poetiſchen Poeſien, und vollends gar die aberwitzigen Ritter-Romane, die ich in meinen jungen Tagen geleſen, waren mir zum Horreur geworden; wie erſtaunte ich nun, dieſe natürlichen, anſprechenden, lebendigen Schilderungen zu finden, in einer faßlichen Sprache entworfen, und geſunde Lebensanſichten, Weisheit für die Welt enthaltend. Diejenigen, welche dieſe neue Literatur Schritt vor Schritt entſtehen ſahen, können von dem Rieſenabſtand nicht ſo urtheilen, wie ich, der gleichſam nach langem Schlafe erwachend, dieſe Veränderungen alle vollkommen ausgebildet vorfand und von ihnen bezaubert ward.

Ich fühlte nun mit einem Male, wie leicht und wie ſchwer es ſey, als Schriftſteller aufzutreten, aber zugleich drängte ſich mir der Gedanke auf, daß es wohl auch meine Beſtimmung ſeyn dürfte, einige Tropfen in den Ocean zu ſpenden, der uns toſend und brandend umgiebt, und den wir Literatur benennen.

Ich zog einige Hefte vergilbter Blätter aus meinem Pulte hervor, und ſah ſie mit einigem Vergnügen durch. Es waren bald ruhige, bald bewegte Schriftzüge, die ich bei verſchiedenen Anläſſen, oft bei wichtigen Ereigniſſen niedergeſchrieben hatte. Jahre waren ſeitdem vergangen. Ich konnte dem

Drange nicht widerſtehen, ſie dem Publicum zu übergeben.

Mein Compagnon ſollte ſie aber nicht haben; ich legte mir ſelbſt das tiefſte Incognito auf. Unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit ſpedirte ich das Manuſcript an eine, von meinem jetzigen Wohnorte ziemlich entfernte, Buchhandlung, die es übernommen hat, den Verſuch damit zu wagen. Ich werde die nöthigen Anſtalten treffen, im Falle der Erlös die Koſten nicht decken ſollte, meinem Herrn Verleger den Schaden zu erſetzen. Vielleicht iſt der Mangel jenes Firniſſes, der in unſern Tagen die Leſewelt anzuziehen vermag, Urſache, daß meine Memoiren keinen Beifall finden; wenn ich gleich von der andern Seite hoffen darf, daß ſie ſchon um der Seltenheit willen von Leuten meines Standes geleſen werden dürften, und ſich ſo ein Publicum gewönnen, das gewöhnlich nicht Bücher zu kaufen pflegt.

Wenn ich nun auch nicht gerade befürchte, daß ich meine ſeltſamen Abenteuer im Geſchäftsſtyle beſchreiben werde, ſo wäre es mir doch angenehm geweſen, wenn irgend ein gewandter Styliſt meine Blättter vor dem Drucke durchgeleſen hätte. Allein wie die Sache nun einmal ſteht, muß ich meine Leſer bitten, Alles, das Gute wie das Schlechte, was in dieſem Buche enthalten iſt, lediglich à Conto mio vortragen zu wollen.

Alle Perſönlichkeiten, die ſich dem Leſer enthüllen werden, ſind von dem ſtrengſten Incognito umgeben. Nicht einmal der Anfangsbuchſtabe des Namens ſoll, wie es jetzt üblich, dem Verrathe in die Hand arbeiten. Ich werde, wenn ich hie und da muß, ſtets ſolche wählen, die nicht die geringſte Muthmaßung zulaſſen werden. Nous n'aimons pas le Scandale!

Die Zueignung meines Werkes an meine langjährigen und beſten Handelsfreunde, die Herren Arias de la Torre Mazaredos et Compagnie in Cadiz und die Herren Sylvio et Pietro in Smyrna, möge meine Leſer vermuthen laſſen, daß der, welcher zu ihnen ſpricht, einſt keine üble Figur an der Börſe ſpielte und ſich nicht eben ſcheuen dürfte, ſeinen Namen hier vollſtändig auszuſchreiben, wenn ihn nicht die beſcheidenen Rückſichten zurückhielten, die von einem alten, reichen Banquier unzertrennlich ſind, der zum erſtenmale in ſeinem Leben als junger, beſcheidener Autor vor das Publicum hintritt.

Zweites Kapitel.

Erziehung des Verfaſſers. — Der Vater des Banquiers. — Das orthodoxe Judenhaus. — Schweinfleiſch und Sauerkraut. — Die geſpenſtiſche Ohrfeige. —

Ich war einſt glücklich verheirathet nach dem Ausſpruche der Menſchen; wenn gleich großes Unglück mich während meiner Ehe traf. Sie blieb Kinderlos. Ein Sohn, den ich mit einem Bürgermädchen meiner Vaterſtadt zeugte, erhielt den Namen der Mutter und ſollte einſt einen großen Theil meines Vermögens erben. Dieſe gute Abſicht, die ich mit ihm hatte, ſcheint er ſelbſt vereitelt zu haben; ich will abwarten, wie ſich ſein ferneres Schickſal geſtalten wird.

Von meiner früheſten Jugend will ich meine Leſer nicht unterhalten; ſie böte wenig Stoff dazu dar und Belehrung wäre gar nicht daraus zu ſchöpfen. Die Art und Weiſe, wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Erziehung in den Häuſern reicher Juden beſorgt wurde, iſt von der jetzigen ſehr verſchieden. Ich hatte einen jüdiſchen Hofmeiſter, der mich im Talmud unterrichtete, und nebenher die gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften lehrte. Frühzeitig wurde ich ſeiner Aufſicht enthoben und in dem Geſchäfte meines Vaters gebraucht, der eines der anſehnlichſten im Orte betrieb.

Mein Vater war ein alter, ſehr ſtrenger Mann, von einem ungemeinen Stolze beſeelt. Die Verachtung, welche ſeine chriſtlichen Mitbürger ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen zollten, ſuchte er reichlich zurückzuzahlen. Er hielt ſich von allem Umgange mit ihnen entfernt und lebte wie ein vornehmer Fremder unter gemeinem niedrigem Volke. Seit vielen Jahren ſchon ging er nicht mehr aus, gewöhnlich war er in ſeinem Zimmer verſchloſſen, und trat er manchmal vor die Thür, ſo ſprach er mit Niemanden und nickte ſtolz mit dem Kopfe, wenn er gegrüßt wurde. Dieſer Hochmuth und Stolz waren ihm eigenthümlich, mir iſt ſeitdem nie wieder ein ſolches Exemplar eines Juden aufgeſtoßen. Seine Glücksgüter ſetzten ihn in den Stand, ein ſolches Syſtem durchzuführen, während ich und einige treue Commis ſeinen Geſchäften vorſtanden.

Mein Vater beſchäftigte ſich abwechſelnd mit chemiſchen Experimenten und mit der hebräiſchen Dichtkunſt. Sein Zimmer war mit Retorten und Kolben angefüllt, und dazwiſchen ſtanden die großen, in Leder gebundenen, Folianten einer längſt untergegangenen Dichterzeit, mit deren Auslegungen ſich die Klügelei und Spitzfündigkeit vieler Jahrhunderte ohne ſonderlichen Erfolg abgegeben hat.

Nur ſelten ſah ich meinen Vater und geſchah es, ſo hielt mir derſelbe Vorträge über Gegenſtände des Glaubens und ermahnte mich treu zu bleiben dem moſaiſchen Geſetze. Es ward mir ſchwer, dieſen Ermahnungen Folge zu leiſten. Mein Vater hatte eine Art von Hauskapelle, wo er ſelbſt den Gottesdienſt hielt. Ich durfte dabei nie fehlen. Es waren Stunden, die mir ſtatt der gehofften Erhebung, nur Abſpannung brachten, mich ſelbſt oft mit Widerwillen erfüllten.

Man denke ſich ein Gemach von mäßiger Größe, mit einer Menge von Gebetpulten angefüllt, an denen murmelnde Juden ſtanden, dicht gedrängt, ſich hin und herſchaukelnd, wie ein von ſtarkem Winde bewegter, rauſchender Baum; in gewiſſen Zwiſchenräumen ſtießen ſie tiefe Seufzer aus. Sie hatten Schuhe und Stiefel ausgezogen, und die Hüte auf dem Kopf. Es war eine dichte, dunkle, hin und her wogende Maſſe, voll verworrenen Geräuſches, ein unheimliches Meer, das Verderben zu brüten ſchien, und doch an Nichts Böſes dachte, ſondern mit inniger Andacht ſeinen Schöpfer zu verehren glaubte. Der dumpfe Lärm, die Hitze, der unangenehme Geruch in dieſem Raume pflegten mir gewöhnlich eine leichte Ohnmacht zuzuziehen, und ich mußte vor beendigtem Gottesdienſte das Freie ſuchen.

Mein Vater hingegen lebte und webte in dieſen frommen Uebungen. Er war der Hoheprieſter dieſer Gemeine, die ihn tief verehrte; er verſah die heiligen Gebräuche mit vielem Anſtande, und galt für einen großen Künſtler, der die lauten Gebete in eigenthümlicher Weiſe vorzuſingen wußte.

Nach dem Gottesdienſte war feſtliche Tafel, wobei ſich alle Hausgenoſſen einfinden mußten. Mein Vater, der in den Wochentagen gewöhnlich einſam auf ſeinem Zimmer ſpeiste, präſidirte dabei ächt patriarchaliſch. Es wurden mit dem Hute auf dem Kopfe, die üblichen Gebete geſprochen, er genoß Brot und Wein, indem er den Segen darüber ſprach, und die Speiſen waren der Vorſchrift gemäß, die Nacht hindurch in heißer Aſche gekocht worden, welches ihnen nicht nur einen ſeltſamen Geſchmack verlieh, ſondern ſie auch unverdaulich machte, da der nährende Leimſtoff darin völlig verkocht war und das Fett und die weichern Theile der Knochen ſich damit auf's Engſte vermiſcht hatten.

Ich muß geſtehen, daß dieſe Mahlzeiten nicht nach meinem Geſchmacke waren, und daß ich froh war, wenn ich Nachmittags einen chriſtlichen Speiſewirth beſuchen konnte, um ein tüchtiges Stück Rehziemer, der, wie alles Wild, von der Tafel eines rechtgläubigen Juden verbannt bleibt, oder einen Schnitt ſaftiger Kalbskeule, welche auch den Juden verboten iſt, die nur die Vordertheile der Thiere genießen dürfen, mit Heißhunger zu verzehren.

Jedoch mußte ich mich dabei ſorglich in Acht nehmen, daß es meinem Vater nicht hinterbracht würde, der dieſe Vergehungen gegen die rabbiniſchen Vorſchriften ſchwer geahnet haben würde.

Ich muß hiebei eines ſeltſamen Traumes erwähnen, denn für mehr kann ich es wohl nicht halten, obgleich er einen noch jetzt nicht ganz verlöſchten Eindruck auf mich hervorbrachte.

Es war an einem hohen Faſttage, dem höchſten und feierlichſten, den die Juden heilig halten: der große Verſöhnungstag. Man glaubt, daß um dieſe Zeit das große Conto, welches Gott von jedem Menſchen insbeſondere durch ſeine Engel führen laſſe, abgeſchloſſen und ſaldirt werde, wobei aber, wie natürlich, auch der Frömmſte hienieden zu kurz kommt, und einen größern oder kleinern Saldo auf neue Rechnung in ſein Debet vorgetragen ſieht. Dieſen alten Saldo zu tilgen, werden nun Gebete, Faſten und Kaſteiungen vorgenommen, Sterbehemde angelegt u. ſ. w., damit die neuen Sünden auch wieder ein reines Blatt im Hauptbuche der Welten haben, nach dem uralten Sprichworte: „Wer ſeine Schulden zahlt, erhält ſeinen Credit.“

Die Strenge, womit dieſer Tag in meinem väterlichen Hauſe geheiligt wurde, läßt ſich aus der kurzen Schilderung, die ich davon zu entwerfen mir erlaubte, wohl bemeſſen. Auch ich, ſo frei ich ſonſt über ähnliche Dinge dachte, konnte mich doch von dem Gedanken nicht losmachen, daß dieſem Tage eine ganz beſondere Heiligkeit anklebe. Es iſt mit ſolch angeborener Scheu etwas ſeltſames; unſere ganze Philoſophie iſt nicht im Stande ſie zu entfernen. Trotz meiner innigen Achtung vor dem Feſte war indeß mein nüchterner Magen doch nicht im Stande, den ganzen Tag über in dem Betſaale auszudauern. Ich ſchlich mich unbemerkt fort und entkam glücklich in eine ferne Gegend der Stadt, wo keine Juden wohnten, und die Schornſteine gaſtlich und gemüthlich rauchten. Mein Hunger ſtieg mit jeder Minute, und eben ſo der Wunſch, ihm ein Ende zu machen. Vor mir lag ein Wirthshaus; keines von den Erſten; aber ich nahm mir nicht Zeit, lange zu wählen, und trat ein. Ein appetitlicher Duft durchzog den Raum; man trug die Speiſen auf kleinen Zinntellern herbei, die man den Gäſten vorſetzte. Ein alter penſionirter Offizier, den ich kannte, ließ ſich eben ſeine Portion reichen. Es war Schweinsbraten mit Sauerkraut! Er lud mich ſpöttiſch lächelnd ein zu koſten, weil er wohl dachte, daß ich es nicht thun würde. Aber mein Hunger ſtieg bis zur Raſerei; ich hatte ſeit dem Morgen nichts genoſſen; dabei duftete das Gericht ſo erregend; ich kämpfte mit mir ſelbſt; wie ich auch ſchon gegen die Gebote meiner Väter gefehlt hatte, ſo war doch Schweinfleiſch noch nie über meine Lippen gekommen.

Ich erkundigte mich, was es zu eſſen gebe; es war ſonſt Nichts zu haben; der alte Offizier lachte mich abermals ſpöttiſch an — ich fühlte mich hinfällig zum Sterben — da ermannte ich mich — und meine Lippen ſtammelten: „Eine Portion Schweinefleiſch mit Sauerkraut!“ — Jetzt war es heraus, und nach kurzem Warten ſtand der dampfende Teller vor mir. Mit einem triumphirenden Blick auf den Offizier ſteckte ich den erſten Biſſen in den Mund.

Nichts hatte mir jemals beſſer geſchmeckt; ich verſchlang die Speiſe; und nachdem ich nun von meiner Seite ſpöttiſch nach dem Offizier hinüberſah, verließ ich, ſelbſt mächtig über meine Kühnheit erſtaunt, das Gaſthaus.

Mir war es nicht mehr möglich, den Betſaal zu beſuchen; meine Wangen glühten, auch beſorgte ich, jeder Gläubige würde mir den genoſſenen Frevel angeſehen, oder beſſer angerochen haben. Ich brachte den Abend, d. h. bis zum Untergange der Sonne einſam zu, dann erſchien ich in unſerm Familien-Kreiſe, wo eine reich ſervirte Tafel alle Hausgenoſſen zum „Anbeißen“ verſammelt hatte, wie man dieſe Mahlzeit nach dem Faſttage zu benennen pflegte. Was mir auch für bekannte Leckerbiſſen entgegendampften, Knoblauch und Zwiebel waren nicht daran geſpaart, ſo erſchien mir keiner darunter anlockender, als jener verpönte, den ich zum Erſtenmale gekoſtet. Ich entfernte mich nach dem Dankgebete, legte mich zu Bett und ohne vorher, ich muß es geſtehen, noch ſchwere Betrachtungen über meinen heutigen Fehltritt angeſtellt zu haben, überließ ich mich dem freundlichen Schlummergott, der ſich mir ungebeten nahete.

Wie täuſchend waren aber ſeine Lockungen! Es war die fürchterlichſte Nacht meines Lebens. Meine todte Mutter trat zu meinem Lager hin. Ich träumte nicht, deſſen war ich mir bewußt; ich ſah ſie deutlich vor mir ſtehen, im Sterbehemde, und die Wangen eingefallen und bleich, wie ich ſie im Sarge geſehen hatte.

Mit ernſtem Tone fing ſie zu ſprechen an und ſchalt mich, daß ich das geheiligte Geſetz übertreten hatte und drohte mir mit jenſeitigen Strafen, die ſie bereits kannte. Ich lag im Angſtſchweiß gebadet da und wagte nicht, mich zu regen. Aber der Geiſt fuhr fort, mich wie einen verſtockten Sünder zu bearbeiten, und ſeine Worte wurden immer zürnender und fuhren wie glühende Dolche in meine Bruſt. Endlich hob er die Hand und verſetzte mir einen Backenſtreich, den ich fühlte. Ich fuhr in die Höhe, öffnete die bis dahin feſtgeſchloſſenen Augen und ſtarrte um mich. Niemand war zugegen und der Mond erhellte mein kleines Zimmer. Ich wälzte mich bis zum Morgen ſchlaflos umher. Erſt mit dem Aufgang der Sonne überkam mich ein kurzer Schlummer. Als ich aufſtand, fiel wir ſogleich die Geiſtererſcheinung ein; ich gedachte mit Wehmuth meiner ſchon vor Jahren geſtorbenen Mutter und konnte mir nicht erklären, warum ich mich in der Nacht ſo geängſtigt hatte. Die Erſcheinung meiner Mutter wäre mir zu dieſer Stunde wie ein milder Troſt geweſen.

Ich trat vor den Spiegel, um mich anzukleiden — aber was erblickt' ich! — eine geröthete Wange, und deutlich die Spur der Finger darauf gezeichnet; ich war vernichtet. — Ein Tuch mußte umgebunden werden und ich gab vor, an Zahnſchmerzen zu leiden. Im erſten Augenblicke meinte ich, daß dieſe Spuren der züchtigenden Geiſterhand nie von meinem Antlitze verſchwinden würden, und ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen. Aber nach und nach wichen meine Beſorgniſſe, die rothen Stellen wurden bläſſer und erloſchen endlich ganz. Später ſchien es mir einleuchtend, daß ich mir ſelbſt, von dem unruhigen Traume erregt, im Schlafe einen derben Backenſtreich gegeben hatte, den Eindruck jener Nacht verwiſchte jedoch keine Zeit, und noch jetzt durchrieſelt mich ein Schauer, wenn ich daran denke.

Doch hatte dieſer erſte Verſuch ſeine wichtigen Folgen. Ich emancipirte mich nach und nach immer mehr, wenn ich gleich noch viele Jahre in meinem väterlichen Hauſe lebte.

Mein Vater hat es zu hohen Jahren gebracht; er ſtarb in ſeinem acht und ſiebzigſten.

Hier ſehe ich aber mit Schrecken, daß ich ganz gegen meinen Willen dennoch ein Kapitel mit meinem Jugendleben gefüllt habe. Die Geſpenſtergeſchichte möge mich retten und mir zum Mindeſten bei den Liebhabern des Schauerlichen einige Gnade finden laſſen.

Drittes Kapitel.

Der Feſtungscommandant in Geldnoth.

Ich war noch nicht lange auf eigene Hand etablirt, als der Napoleoniſche Krieg ausbrach. Ganz Deutſchland war überſchwemmt, und folglich auch mein Vaterland, wie die Deutſchen, im engern Sinne, die Provinz zu nennen pflegen, wo ſie geboren ſind. Ich nehme überhaupt Anſtand, in Deutſchland von einem Vaterlande zu ſprechen. Der Baier in Preußen, der Schwabe in Baiern, der Schleſier am Rheine, ſind Fremde, und nun vollends die Juden! — Der Jude, wenn gleich tauſend Jahre darüber vergangen ſind, daß ſeine Vorfahren ſich in Deutſchland anſiedelten, wird ſtets nur ein Fremder in dieſem Lande ſeyn. Es iſt rührend, wenn ich daran denke, wie „unſre Leute“, durch Mord und Druck und Gefahren aller Art, dem Boden, der ſie ausſtieß, dennoch treu geblieben ſind — ſie hatten dort nicht ihr Vaterland, und dennoch trugen ſie Alles mit, als hätten ſie eins! Das Vaterland des Juden liegt über dem Meere; ich weiß nicht, welchem Winkel in Syrien oder Paläſtina ich die Arme entgegenſtrecken darf und ausrufen: Hier iſt die Scholle, die mich nicht wie einen Fremden verwirft! — Und doch thut ſie es; in dem Lande ihrer eigentlichen Heimath ſind die armen Juden am bedrückteſten; in dem Lande der Doppelhöhle, wo Abraham's und Sarah's Gebeine ruhen, ſpuckt der eingewanderte Türk' ſie an, und ſchilt ſie Giaur, den fremden Hund! — — —

Napoleon hatte Deutſchland mit Krieg bezogen. Ich wohnte in meinem Hauſe, machte wenig Aufwand, und ſuchte mit Vorſicht meine Kapitalien anzulegen. Es war eine böſe Zeit; man konnte in einem Augenblick zum armen Mann werden.

Die Franzoſen hatten das ganze Land inne, nur hin und wieder war noch eine Feſtung in der Hand des Landesherrn. Eine ſolche lag unweit von meinem Wohnorte; der Kommandant hatte früher mit mir in Verbindung geſtanden; wie das ſo zu gehen pflegt; ich mußte ihm kleine Summen auf Wechſel leihen, und er mochte hübſche Judenmädchen gern ſehen. Deshalb war er kein Judenfeind. —

Wo die franzöſiſchen Machthaber hausten, da mußte man ganz beſonders auf ſeiner Hut ſeyn. Eine verrätheriſche Anklage war bald geſchmiedet, und wer ſeine Vertheidigung nicht recht zu führen wußte, konnte nach kurzem Prozeß erſchoſſen werden. Das Beiſpiel des Buchhändlers Palm hatte ganz Deutſchland wie mit einem elektriſchen Schlage getroffen; aber viele Andre verbluteten eben ſo, ohne daß ihr Tod dieſes Aufſehen gemacht hätte.

Es war im Spätherbſte; eine ſtürmiſche Nacht. Ich hatte mich ſorgenvoll zu Bette gelegt, und der heulende Sturm mich lange nicht einſchlafen laſſen. Endlich gegen Morgen fallen mir ermüdet die Augen zu. Plötzlich werde ich aufgeweckt.

„Es ſey ein Herr unten im Mantel, der mich zu ſprechen wünſche“, wird mir gemeldet.

Ich ſehe nach der Uhr: es iſt halb Fünf. Ich werfe mich in den Schlafrock und ſage, daß man den Fremden zu mir geleite, füge jedoch hinzu, daß der Bediente im Vorzimmer bleiben ſolle, weil der frühe Beſuch dieſes Mannes im Mantel denn doch einige Beſorgniſſe bei mir erregen konnte.

Der Fremde erſcheint und gibt ſich für einen Offizier unſerer Truppen zu erkennen. Er iſt der Ueberbringer eines Briefes des Feſtungscommandanten, der mich bei unſerer alten Freundſchaft beſchwört, ihm mit einer bedeutenden Summe zu Hilfe zu eilen. Nur dann ſey er im Stande, fügt er hinzu, die Feſtung zu halten. Er nannte mich am Schluſſe des Briefes den Retter des Vaterlandes, welcher dereinſt die Bürgerkrone und einen Orden erhalten würde.

Obgleich es mir ſogleich einleuchtet, daß eine Geldſendung zur rechten Zeit hinſpedirt, die Feſtung dem Landesherrn erhalten könne, ſo erwäge ich doch aber auch ſogleich, welche Gefahr für mich daraus entſtehen könnte, wenn die Franzoſen dieſen Boten auffingen. Meine Parthie war ſchnell ergriffen. Ich öffne die Thür des Vorzimmers, worin mein Bedienter auf der Lauer ſtand, und rief:

„Sogleich, mein Herr, machen Sie ſich aus dem Staube, wenn Sie es in der nächſten Minute nicht bereuen wollen. Ich habe kein Geld, um es in die Feſtungen zu werfen, damit ſie den Kriegern Napoleons länger Widerſtand leiſten. Das, was Sie, oder das Schreiben, das Sie mir überbringen, Patriotismus benennen, betrachte ich, wie die Sachen nun ſtehen, wie Verrätherei. Sagen Sie das dem, der Sie geſchickt hat, und verlaſſen Sie mich!“ —

Man kann denken, wie verwirrt der Offizier ſeinen Rückzug antrat. Dieſer unerwartete Empfang bedrohete ihn mit Verhaftung und er machte daher von der Weiſung: mich zu verlaſſen, den ſchnellſten Gebrauch. Mir that es in der Seele weh, den kühnen Mann, der mit augenſcheinlicher Lebensgefahr bis zu mir gedrungen war, ſo ohne Hoffnung und ſtark verletzt abziehen zu laſſen. Was aber hätte ich wohl thun können? In dieſem Augenblick war nichts Anders zu beginnen, und ich freute mich, ſelbſt vor den Augen meines Bedienten, der gewiß kein Verräther war, meinen Antheil an der Sache ſo ſchlau verſteckt zu haben und mich nöthigenfalls auf ſein Zeugniß berufen zu können. Jene Zeit war zu gefährlich, um ſelbſt vor einem Bruder in ſolchem Falle offen zu handeln. Nichtsdeſtoweniger ging ich aber ſogleich mit mir ſelbſt zu Rathe, wie es möglich wäre, die verlangte Summe dem bedrängten Kommandanten in die Feſtung zu ſpielen.

Ich hatte Urſache, meine Vorſorge zu loben. Bald vernahm ich, daß jener Offizier gefangen genommen wurde; hätte ich ihm Geld anvertraut, ſo wäre es verloren geweſen; hätte er ein Schreiben von mir zu überbringen gehabt, ſo wäre ich verrathen worden. Von dem fernern Schickſale des jungen Mannes, der einer der erſten Familien des Landes angehörte, habe ich nichts mehr erfahren können; wahrſcheinlich war es beklagenswerth.

Durch die Gefangennehmung ſeines Boten war aber mein ſeltſames Betragen dem Kommandanten der Feſtung nicht zu Ohren gekommen, und er hegte keinen Zweifel, daß ich ſeinem dringend ausgeſprochenen Wunſche nachkommen würde.

Ich begab mich nun mit der bedeutenden Summe, die verlangt worden war, ſelbſt auf den Weg und erreichte glücklich ein einſames Haus, unweit der Feſtung, von wo ich ihrem Kommandanten Nachricht zukommen laſſen konnte. Wirklich erſchien dieſer ſelbſt, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er nannte mich den edelſten Deutſchen, den hochherzigen Befreier des Vaterlandes, dem er nach abgeſchloſſenem Frieden eine Belohnung von ſeinem Fürſten auswirken wolle, die ihn vor ganz Deutſchland auszeichne.

Ich will meinen Muth, eine beträchtliche Summe zu jener Zeit mit ſo geringer Ausſicht auf Wiedererſtattung, und mit keiner auf Vortheil, nicht zu hoch anſchlagen, denn ich war reich genug, um mich nicht zu ängſtlich darum bekümmern zu dürfen; aber ich hatte mein Leben gar nicht unzweifelhaft dabei auf das Spiel geſetzt, und das war allerdings werth, berückſichtigt zu werden, da namentlich damals ein jedes Leben, das dem Staate als Opfer fiel, wenigſtens ein Mauſoleum in der Zeitung erhielt, und ein Leben, welches als Opfer dargeboten, ſo glücklich war, ſich heil und wohl aus der Gefahr zu ziehen, mit Orden und Titel reichlich ausgeſtattet wurde.

Nach vielen Schwankungen des Waffenglücks, während welcher die Feſtung jedoch redlich aushielt, erſchien endlich der freudig erſehnte Friede. Mein für verloren gehaltenes Kapital erhielt ich zwar nach und nach wieder, aber mit der beſondern und gnädigen Anerkennung war es nichts. Ich blieb nach wie vor ein unbeachteter Staatsbürger — ein Schutzjude, wie es in dem damaligen Curialſtyl hieß — der nur durch ſeinen Reichthum, der freilich nicht wenig beneidet wurde, ſich auf einer mäßigen Stufe der Achtung in dem Handel treibenden Theile der Geſellſchaft erhielt; der Andre nahm ohnedies keine Notiz von mir; und ohne mein Geld wäre ich ſicher bald zu der unterſten Hefe des Pöbels in der Meinung Aller hinabgeſunken.

Viertes Kapitel.

Apologie des Geldes. — Die Schreibmaterialien-Händler. — Der Faſching der Juden. — Erſte Liebe. — Die Falſchmünzer. — Der Erhenkte. — Die Rechnung bekommt ein Loch. —

Man darf ſich nicht wundern, daß das Geld in den Memoiren eines Banquiers die Hauptrolle ſpielt. Iſt es nicht in dieſer Zeit wirklich der Hebel alles Großen und Nützlichen, Schönen und Vortrefflichen? Wie lächerlich erſchien es mir immer, wenn die Menſchen ſo vornehm auf das Geld herabzublicken ſcheinen, und in ihrem Innern dabei doch nur der Eine Gedanke ſich regt: recht viel Geld zu haben. Wie ſich doch Alles abmüht und abquält um des Geldes willen! Und dieſe Leute wollen das Geld verächtlich finden? Heuchler und Lügner ſind ſie! Nur einmal ward ich vor einem dieſer Geldverächter von einer grauenhaften Ehrfurcht durchdrungen. Er war in zerriſſene Lumpen gekleidet, er lag halb nackt, im ſtarken Regen unter einer Dachtraufe, eine harte Brodrinde nagend. Ich warf ihm aus Mitleid ein anſehnliches Geldſtück hin, und der Menſch ſah mich grinſend an und ſtieß die Gabe mit dem Fuße fort. Aber es war ein Wahnſinniger, wie ich hierauf erfuhr. —

Die Erfindung des Geldes iſt ein Triumph des menſchlichen Geiſtes! Würden, Talent, Wiſſen, das Höchſte, was den Menſchen auszeichnet, es wird durch eine imaginäre Größe aufgewogen: das Geld! Wer dieſe kleinen, gelben, runden Stücke in gehöriger Anzahl beſitzt, herrſcht mit den Erſten, ſieht ſich anerkannt, von Achtung umgeben.

„Dies hier iſt der gewaltige Geiſt, der mächtige Große, der allgemein verehrte Staatsmann; jener dort iſt nichts als reich — und Alles iſt ausgeglichen — Alle ſtehen ſie nun auf derſelben Linie.“

Die Liebe zum Gelde iſt, wie die Sachen nun einmal in der Welt betrachtet werden müſſen, allen Menſchen eigen, ſie mögen ſich's nun offen geſtehen oder verbergen; aber die Verehrung des Geldes kann nur da Raum greifen, wo bereits der Reichthum Wurzel gefaßt hat. Nur wer ſelbſt reich iſt, vermag den höhern Sinn des Reichthums zu begreifen. Eher kann ein kinderloſer Vaterfreuden, ein einſam im Leben ſchwankender die Genüſſe des Hausvaters, ja — ein Blinder die Freudigkeit, die in den Farben lebt, und ein Tauber ſich die Herrlichkeit einer Beethovenſchen Symphonie vorſtellen, als ein armer Schlucker die Gefühle, die ein Reicher hat. Zu wiſſen: ich kann Alles, was ich will! iſt ein Gefühl, das kein Anderes aufwiegt. Viele meiner Glaubens- und Standesgenoſſen werden vollkommen verſtehen, was ich hier nur unvollkommen auszudrücken im Stande bin.

Ich war von Geburt reich, aber der Wunſch, dieſen Reichthum zu erhalten und zu vermehren, bewog mich, mich nach einer reichen Parthie umzuſehen. Mir ward die Wahl nicht ſchwer! Um jene Zeit überſtrahlte ein großes Haus alle Andern in meinem Wohnorte. Es war räthſelhaft, wie dieſes Haus zu ſeinem Glanze gekommen. Es trieb ein Gewerbe, das Tauſende treiben, ohne dabei eben reich zu werden: den Handel mit Schreibmaterialien, die aus England bezogen wurden. Jetzt, in den Zeiten höchſter Schreibſeligkeit, hat dieſes Geſchäft natürlich eine größere Bedeutung gewonnen. Freilich wurde Alles nur im Großen ausgeführt, und nur nach dem allergrößten Maaßſtabe; aber dennoch ſo reich dabei zu werden! das ſchien unerklärbar.

Ich kümmerte mich weiter nicht darum; das Haus war ſehr angenehm; man ſah nur die beſte Geſellſchaft dort, und was den Reiz derſelben erhöhte, das waren zwei Mädchen, ſchön und gebildet, um deren Hand ſchon Viele ſich beworben hatten, ohne ſie zu erhalten.

Die Aelteſte dieſer Beiden ſchien ſich ganz zu einer Gattin für mich zu eignen. Ich näherte mich ihr und Alles, was ich an ihr entdeckte, forderte mich auf, meine Bewerbungen mit Eifer fortzuſetzen.

Um die Zeit der Faſtnacht bei den Chriſten feiern wir ein Feſt, das eine ähnliche Bedeutung hat. Es ſoll zum Andenken der Befreiung des Volkes, von dem ihm während der perſiſchen Gefangenſchaft durch Hamann gedroheten Tode, eingeſetzt ſeyn und wird daher das „Hamannsfeſt“ genannt. Hamann, der boshafte Miniſter des Königs Ahasverus, muß das Schaffot beſteigen, und die ſchöne Königin Eſther weiß es dahin zu bringen, daß ihr geliebter Bruder Mardochai, aus dem Kerker befreit, auf dem reichgeſchmückten Leibroſſe des Königs von ſtolzen Dienern durch die Straßen Suſan's geführt wird. Wäre Hamann's Verrätherei damals gelungen, ſo lebte heute kein Jude mehr; ich laſſe es dahin geſtellt, ob die Welt dadurch ein anderes Anſehen gewonnen hätte, glaube es aber faſt. Viele Ueberlieferungen wären gewiß mit den Juden verloren gegangen, die als lebendige Chroniken von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zu den Völkern ſprachen und Weisheit predigten.

Noch jetzt freuen ſich aber die Juden dieſes Sturzes des böſen perſiſchen Miniſters und gedenken der ſchönen, tugendhaften Königin Eſther in Ehren; dabei vermummen ſie ſich, wie auch die Chriſten es an ihrer Faſtnacht thun, ſtatt aber wie dieſe ſich an einem öffentlichen Orte zu vereinigen und einen Ball zu halten, zogen ſie es vor, ſich einander in der Vermummung zu beſuchen, wo ſie in jedem Hauſe gleich freundliche Aufnahme fanden.

Jene Häuſer, wo zahlreiche Geſellſchaft eingeladen war, und beſonders die, wo ſich junge, hübſche Mädchen fanden, wurden vorzugsweiſe von dem Maskenſchwarm heimgeſucht, in den ſich auch viele Chriſten miſchten, denen es nicht unwillkommen war, ſich in die Häuſer reicher Juden auf dieſe Weiſe einzuführen, theils zur Unterhaltung für den Augenblick, theils um noch ſpäter dieſe altteſtamentariſchen Sitten und Gebräuche zur großen Ergötzung ihrer Glaubensgenoſſen nachahmend zu verſpotten.

In der Familie der Schreibmaterialien-Händler war an dieſem Feſte eine glänzende Geſellſchaft verſammelt. Man hatte die großen Zimmer des Hauſes geöffnet und es drängte ſich darin eine Menge von Gäſten umher, ſowohl geladene als ungeladene, die zu Fuß und zu Wagen maskirt herbeikamen, um den Tumult, der überall herrſchte, zu vermehren.

Der Chef des Hauſes, noch von altem Schrot und Korn, ging mit vorgeſtrecktem Bauche und die Hände in den Hoſentaſchen, Geld durch die Finger rollend, hin und her, freundlich ſchmunzelnd, rechts und links mit dem Kopfe nickend und zum

Eſſen und Trinken aufforderud, während ſeine dicke Ehehälfte, mit Juwelen bedeckt, auf dem Sopha ſaß und kluge Blicke aus den glühenden Augen, unter der tiefen Spitzenhaube hervorſandte, Alles genau muſternd, was um ſie vorging. Eigentlich aber war die Dame vom Hauſe mit ihren Gedanken nicht beim Feſte; man wußte, daß ſie die Geſchäfte leitete, ſie ſaß den ganzen Tag über im Comptoir, wog Ducaten und führte die Bücher; ſie hatte keinen Geſchmack für ſolche Mummerei und Narrethei, ihr Sinn war auf den Ernſt des Lebens gerichtet. Sie ſah aus, als tarirte ſie Alles wie ein kluger Wardein, nicht aber wie die Wirthin und Königin des Feſtes, die ſich der bunten Beweglichkeit dieſer luſtigen Welt erfreuete.

Wer ſich ihr nahete, verließ ſie bald wieder; denn es war trotz ihrer Klugheit nicht viel Vernünftiges mit ihr zu reden; beſonders war ſie aber deshalb zurückhaltend, weil ſie immer zu vermuthen ſchien, man werde bei ihr um die Hand ihrer Töchter anhalten. Sie wollte davon zur Zeit noch nichts hören, weil ſie vorſichtig in der Wahl war, und ganz eigenſinnige Forderungen an ihren zukünftigen Schwiegerſohn zu ſtellen beabſichtigte.

Ich kümmerte mich nicht um ſie. Meine Augen und Sinne hafteten auf einem ganz andern Gegenſtande. Ich wollte die Tochter erobern und ſchmeichelte mir, dann die Einwilligung der Eltern von ſelbſt zu erhalten.

Ich benutzte den Augenblick, als ein langer Maskenzug von luſtigen Geſellen mit Muſik in den Saal einzog und Alles ſich hinzudrängte, um ihn in Augenſchein zu nehmen, das Mädchen zu occupiren, das in Gedanken verloren in einem Nebenzimmer ſitzen geblieben war und wie vergeſſen auf einem Flügel klimperte.

Sie hörte mich an; ich wurde zärtlich und ergriff ihre Hand, die ich küßte; ſie ließ es ruhig geſchehen. Ein Paar Stunden vergingen und wir merkten nichts von dem, was um uns vorgegangen war, die Geſellſchaft verlor ſich — ich ſchreckte ordentlich auf — ich hatte ihr noch ſo viel zu ſagen, nach meiner Meinung — aber die Zeit war für diesmal um und ich mußte mich entfernen, nicht ohne Hoffnung, in dem Terrain ihres Herzens etwas für mich Günſtiges ausgerichtet zu haben. —

Ich beſuchte nun dieſes Haus öfter und überzeugte mich davon, daß mich das Mädchen wirklich liebte, und daß auch die Eltern mich nicht ungern ſahen. Unſere Liebe war ſolid und hatte nichts von der überſpannten Lächerlichkeit, wie ſie damals unter vielen meines Glaubens herrſchte. Dies lag eben ſo wohl in meinem Charakter, als in dem meiner Geliebten.

Obgleich ſie trefflich zu ſingen verſtand und eine ſtarke Stimme hatte, ſo unterließ ſie es doch, den Einladungen des Direktors der Singſchule zu folgen, wenn große chriſtliche Tonwerke öffentlich aufgeführt wurden. Es war nehmlich nicht ſelten, daß junge Jüdinnen die Arie:

„Singt den göttlichen Propheten“

in Graun's Tod Jeſu in der Kirche vortrugen, zum Aerger aller frommen Zuhörer. Das nannte man damals Toleranz und Aufklärung und ſah nicht ein, wie lächerlich man ſich damit machte.

Eben ſo wenig ſchwärmte das Mädchen meiner Liebe von Theobald und Theouroſa oder von der

Hyacinthe und dem Karfunkel, wie es ebenfalls zu jener Zeit durch Werner Mode geworden war. Ich kannte überſpannte Närrinnen aus guten jüdiſchen Häuſern, die kein Schweinfleiſch aßen und am Sabath ſich nicht die Nägel beſchnitten, aber einen kleinen Weihkeſſel und ein Marienbild an der Wand hatten, und von Religion und Frömmigkeit viel ungewaſchenes Zeug vorbrachten. Sie faſelten von einer Religion der Kunſt, oder von einer Kunſtreligion, wie ſie es nannten; aber die Hauptſache dabei war, daß ſie nichts davon verſtanden und eigentlich keine rechte, wahre Religion hatten. Einige jüdiſche Studenten unterſtützten dieſes überſpannte Weſen und verbreiteten es immer mehr. Es waren vollkommen lächerliche Geſchöpfe, von denen eine treue Abkonterfeiung in der Poſſe „Unſer Verkehr“ in der Perſon des Iſidorus Morgenländer angetroffen wird. Der Verfaſſer, Doctor Seſſa, hat ein wahres Meiſterſtück geliefert, das aus der genaueſten Beobachtung hervorgegangen iſt. Jetzt ſind dieſe jüdiſchen Schöngeiſter nicht mehr anzutreffen. Sie wären auch ganz hors de Saison, da dergleichen Karrikaturen doch immer nur das allgemeine Treiben reflectiren, dieſe Kunſtphantaſien und myſtiſch-religiöſe Träumereien aber längſt andern Liebhabereien Platz gemacht haben.

Das Mädchen, das ich mir erwählt hatte, war von kräftigem, geſundem Schlage, einfach an Gemüth und wahrhaft liebenswürdig. Mein Sinn war von jeher zu ſehr auf's praktiſche hin geneigt, als daß ich mich in dieſem Falle hätte täuſchen ſollen. Auch ich ſtreifte nicht im Geringſten an Empfindelei und bemerkte mit innigem Vergnügen, wie meine Geliebte mit allen jenen, die ſich darin gefielen, nach Herzensluſt ihr loſes Spiel trieb.

Nachdem wir unſere Angelegenheit unter uns in's Reine gebracht hatten, wollte ich keinen Augenblick zögern, meinen Wunſch den Eltern bekannt zu machen. Meine häufigen Beſuche waren wohlgefällig bemerkt worden, und meine Abſichten konnten nicht verborgen geblieben ſeyn. Es wäre gewagt geweſen, hätte ich damit zurückhalten wollen, da Viele der Abgewieſenen insgeheim auf Rache ſannen, und gern bereit waren, nachtheilige Gerüchte über mich auszuſtreuen. Ich ergriff daher die erſte Gelegenheit, die ſich mir darbot, mit meinem Antrage vor die Mutter zu treten.

Wie groß war aber meine Ueberraſchung, als ich ganz gegen Erwarten ziemlich kalt empfangen wurde. Es lag eine Verlegenheit, etwas wie Bedauern in der Art und Weiſe, wie ich angehört wurde, und wenn ich gleich keine völlig abſchlägige Antwort erhielt, ſo war doch auch keine ermunternde Aufforderung die Folge, um in meinen ehrlich gemeinten Bewerbungen fortzufahren. Nur zu bald ſollte ich die Urſache kennen lernen, die mich auf ewig von dem Gegenſtande meiner erſten Liebe trennte.

Der räthſelhafte Reichthum der Eltern des Mädchens hatte eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit erregt, man ſprach davon, daß ein ſehr gefährliches Geſchäft wohl die erſte Veranlaſſung dazu geweſen ſeyn mochte. Auch ich hatte an verſchiedenen Orten darüber ſprechen hören. Es war erwieſen, daß viele falſche Scheidemünze aus England eingebracht wurde und daß auf ſolche Weiſe ſo mancher von meinen Glaubensgenoſſen zu großem Vermögen gekommen war. Ich war nicht abgeneigt, dem Gerüchte Glauben beizumeſſen, daß auch die Eltern des Mädchens ſich mit dieſem verbrecheriſchen Handelszweige in früherer Zeit wohl abgegeben haben mochten, allein ich war eben ſo überzeugt, daß ihr jetziger Glücksſtand ſie davon abhalten mußte, ſich noch dieſen halsbrecheriſchen Speculationen hinzugeben. Wie mußte ich alſo erſchrecken, als mir eines Morgens gemeldet wird, daß plötzlich über Nacht die Behörde eine Hausſuchung dort angeſtellt habe, und daß in Folge derſelben Vater und Sohn in Verhaft genommen wurden. Ich eilte fort zu meinen Freunden und erhielt leider alsbald die traurige Beſtätigung.

Man hatte Wind erhalten, daß eine neue Sendung falſcher Scheidemünze angekommen ſey, und die ſicherſten Nachweiſungen über die Quelle ihrer Verbreitung. Bei frühem Morgen begaben ſich Abgeordnete der Behörde in das Haus jener Leute und erklärten ihren Vorſatz, Alles zu durchſuchen. Befremden mehr als Verlegenheit empfing ſie. Man ſchloß willig Kaſſen und Schränke auf, und man fand nicht, was man vermuthete. Aber damit begnügten ſich die Beamten nicht, ſondern ſie durchſuchten das Haus vom Keller bis zum Boden, jedoch mit nicht beſſerm Erfolg. Schon wollten ſie ſich unter Bedauern höflich entfernen, als plötzlich ein Gerichtsdiener herbeilief, der das Hofthor beſetzt gehalten hatte und die Meldung brachte, er habe Geld klirren hören, das in den Hof des Nachbars hineingeworfen worden war. Man eilte dahin und fand in der That drei Säcke mit blanker Scheidemünze, von denen einer aufgeplatzt war, und deſſen Inhalt auf den erſten Blick für falſch erklärt wurde.

Zugleich wurde der Sohn des Hauſes, ein hübſcher und gewandter junger Menſch, auf der Mauer ergriffen, welche beide Höfe ſchied; er geſtand, die Säcke in den Hof des Nachbars hinabgeworfen zu haben. Es waren die letzten der großen Sendung, die bis auf dieſe bereits in Circulation geſetzt worden war.

Nach den erſten Verhören wurde der Vater wieder in Freiheit geſetzt; die Laſt des Verbrechens ruhete nur auf dem Sohn. Er war in England geweſen, hatte alle Verbindungen mit den Falſchmünzern eingeleitet, und ſelbſt die Sendungen convoyirt. Dem Alten ließ ſich durchaus nichts nachweiſen, wenn es gleich mit Gewißheit anzunehmen war, daß er ſchon lange den Nutzen aus dieſer Speculation gezogen und ſchändlich genug war, ſeinen armen Sohn hinzuopfern.

Seit dieſem Unglücksfall lebte die Familie ſehr zurückgezogen, und ich ſelbſt ſollicitirte vergebens um die Erlaubniß, meine Theilnahme an dem Ereigniß perſönlich kund geben zu dürfen.

Während die Unterſuchung in Bezug auf den Sohn ihren Anfang nehmen ſollte, entzog ſich dieſer freiwillig der irdiſchen Gerechtigkeit. So wurde nehmlich von den Richtern ſelbſt angenommen, obgleich ſein Tod in meinen Augen ſtets Zweifel erregte. Es befand ſich in ſeinem Gefängniſſe noch ein junger Menſch, der bedeutender Verbrechen wegen dort war. Jetzt hatten ihn Schulden zur Haft gebracht. Dieſer machte nun einſt in der Nacht einen gewaltigen Lärm und ſchrie nach dem Gefangenwärter. Als dieſer kam, führte er ihn zu dem Bette ſeines Leidensgefährten, der darin mit ſeiner Halsbinde erdroſſelt lag. Sein Röcheln und Stöhnen, ſo ſagte er aus, haben ihn aus dem Schlafe erweckt, worauf er ſogleich Lärm gemacht, bis man aber gekommen ſey, habe der Andere den Geiſt aufgegeben.

Die Sache wurde ſtreng unterſucht. Dem erſten Anſcheine nach ſollte der junge Menſch ohne Hilfe ſich nicht den Tod haben geben können. Man ſprach ſogar davon, daß er einen koſtbaren Ring am Finger getragen hatte, der nun vermißt wurde; allein trotz aller Zweifel brachte man nichts heraus und die Meinung ſtellte ſich am Ende dahin feſt, daß hier ein Selbſtmord vorliege. Man wollte wiſſen, daß der Unglückliche ein junges Chriſtenmädchen geliebt habe, daß er auf dem Punkte geſtanden ſey, ſich taufen zu laſſen, und daß er nun, von Schande erdrückt und einer infamirenden Strafe entgegenſehend, das Leben nicht länger habe ertragen können.

Wie es zu gehen pflegt, mußten die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden; alle Rechtlichen zogen ſich von dem Hauſe nun zurück, ſo wie ſie früher es ſuchten und ſich glücklich ſchätzten, ſich darin aufgenommen zu ſehen. Einſam und ſtill verlebten die reichen Leute und mit ihnen ihre hübſchen Töchter ihre Tage. Meine Liebe war nicht ſo romantiſch, daß ich im Stande geweſen ſeyn ſollte, mich über die öffentliche Meinung hinwegzuſetzen. Eine Verbindung mit dieſem Hauſe konnte nicht mehr das Ziel meiner Wünſche bleiben. Ich ſuchte meine Leidenſchaft für das Mädchen mit Macht niederzukämpfen und mir die gebührende Stellung in meiner Welt, d. h. an der Börſe, recht lebhaft vor Augen zu führen. Um aufrichtig zu ſeyn, geſtehe ich, daß mir die Entſagung nicht ſchwer ward. Wäre ich ein Dichter oder ein Maler geweſen, ich glaube, ich hätte einen ſchwerern Kampf zu beſtehen gehabt. So aber — ein Banquier! da treten Herzensempfindungen vor den reellen Gefühlen in den Hintergrund.

Mein Entſchluß wurde übrigens auch dadurch erleichtert, daß der Gegenſtand meiner frühern Neigung die Stadt verließ und mit ihrer Schweſter in einer entfernten Provinz bei einem Verwandten zu leben beſchloß. Dort ſoll ſie ſpäter ſich verheirathet haben; ob ſie glücklich wurde, weiß ich nicht zu ſagen, ich habe nichts darüber erfahren können.

Dies war aber meine einzige Jugendliebe; ich habe ſeitdem nicht wieder ſo geliebt. Meine Neigungen zu Frauen beſchränkten ſich von nun an nur auf gewiſſe Beziehungen, das Herz war ſelten dabei ſo recht für voll im Spiele. Nach dem, wie ich mich nun ſelbſt zu kennen glaube, mußte die einzige Herzensneigung, die ich jemals gefühlt, einen ſo tragiſchen Ausgang haben. Es war weiſe vom Schickſal, es ſo zu lenken. Ich kann mir denken, daß wir unglücklich geworden wären, wenn ſich Alles damals nach unſern Wünſchen gefügt haben würde, bis zu welchem Grade ſich dieſes Unglück aber geſteigert hätte, dies vorauszuſehen, liegt außer der Sphäre meiner Berechnungen.

Fünftes Kapitel.

Die Erholungsreiſe. — Der Dichter am Wege. — Der Lump. — Tragiſcher Ausgang. —

Den trüben Eindruck zu verwiſchen, den der eben erzählte Vorfall auf mein Gemüth gemacht hatte, beſchloß ich, eine Reiſe zu unternehmen.

Eine heilſame Zerſtreuung kann in ſolchem Falle nur von fremden, nie geſehenen Gegenſtänden ausgehen. Ich reiste vorerſt nach der Hauptſtadt des Landes, von welcher ich ſchon ſo lange mir hatte vorerzählen laſſen. Der Weg führte mich durch eine traurige Gegend; elende Hütten, ein Volk, das der Armuth erlag, weil der Boden ſelbſt durch eiſernen Fleiß ſich nichts abtrotzen ließ; Wege und Landſtraßen, auf denen man jeden Augenblick den Hals zu brechen riskirte; die ſchlechteſten Gaſthäuſer, die man ſich denken kann, und worin man ſelbſt an dem Nöthigſten Mangel litt, ſo fand ich mein ſogenanntes Vaterland. Obgleich ich Manches in der Stadt, wo ich lebte, auszuſetzen fand und wohl einſah, daß hienieden nicht Alles vollkommen, oder daß wenigſtens noch nicht Alles auf einen Punkt gehoben war, der nichts mehr zu wünſchen übrig ließ, ſo war mir doch der Anblick dieſes Landſtrichs zu überraſchend, um mich nicht mit Wehmuth zu erfüllen. So hatte ich mir's vor den Thoren meines Geburtsortes nicht gedacht!

Aber ſtatt daß es ſich in der Nähe der Hauptſtadt freundlicher geſtalten ſollte, nahmen die trüben Aſpecte im Gegentheile immer zu, je näher ich dem Sitze der Herrlichkeit, des guten Geſchmacks und der feinen Sitte kam. Meine unmuthige Ueberraſchung hatte einen ſolchen Grad erreicht, daß ich ein Paar Stationen vor dem Ziel meiner Reiſe einen Brief an einen Freund ſchrieb, und mich im bitterſten Spotte darüber ergoß, was ich zu ſehen bekam.

In dieſer Stimmung kam ich in der Reſidenz an. Ich ſtand mit keinem einzigen chriſtlichen Hauſe dort in Geſchäftsverbindung und präſentirte mich daher nur in jüdiſchen, unter denen ich jedoch die reichſten kannte. Sie lebten auf einem Fuße, den ich bis jetzt in der Provinzſtadt noch nicht kennen gelernt hatte. Die erſten Künſtler und Staatsmänner verſchmäheten es nicht, über die Schwelle zu ſchreiten, an welcher der Segen der Thora angeheftet war, dem kein Gläubiger vorübergeht, ohne ihn durch einen Kuß zu verehren. Ein ungeheurer Luxus herrſchte überall; ich wohnte Gaſtmählern bei, deren ein gekröntes Haupt ſich nicht hätte ſchämen dürfen. Aber alle dieſe Leute machten auch Geſchäfte, welche auf die großen Weltereigniſſe, deren Mittelpunkt wir Alle waren, Einfluß ausübten.

Große Lieferungen für die Armee, Auszahlungen der Subſidiengelder, der Kriegsſteuern, das waren die Bereiche, worin ſich dieſe Häuſer bewegten. Mir gingen zum erſten Male die Augen auf; was ich bis jetzt getrieben, hatte ich von meinem Vater ſo treiben ſehen, und obgleich ich über ziemliche Summen zu gebieten hatte, war mir doch nur Alles, im Vergleich mit dem, was ich hier ſah, wie Kleinhandel erſchienen. Ich bewarb mich als Theilnehmer bei verſchiedenen Speculationen und war erfreut, als man meine Vorſchläge annahm.

Nach einem ziemlich luſtigen Aufenthalte von mehrern Wochen verließ ich die Reſidenz, um durch den Staat eines benachbarten Fürſten meine Reiſe bis an den Rhein auszudehnen. Hier hatte ich ein Abentheuer, das ich erzählen will.

Es war ein kühler Morgen zu Anfang des Winters; ich ſaß im guten Pelze im zugemachten Wagen und ſchaute hinaus auf die bereifte Landſchaft. Da zog ein junger Menſch meine Aufmerkſamkeit auf ſich, der am Wege ſaß und vor Kälte faſt erſtarrt zu ſeyn ſchien. Ich ließ halten, und da aus dem luſtigen, abgetragenen Röckchen ein edles Geſicht hervorblickte und mich dabei etwas Unbeſtimmtes zu dem Menſchen hinzog, ſo lud ich ihn ein, ſich in meinen Wagen zu ſetzen, gab ihm einen überflüſſigen Mantel, der auf dem Rückſitze unbenutzt lag, und öffnete ſogleich mein Flaſchenfutter, um ihm ein Gläschen Madera anzubieten. Er dankte herzlich und nannte mich ſeinen Lebensretter; er war nehmlich dem Erfrieren eben ſo nahe, als dem Verhungern geweſen, da ich ihn getroffen hatte.

Zu meinem Erſtaunen vernahm ich, daß ich ſo glücklich geweſen war, einem Glaubensgenoſſen das Leben gerettet zu haben. Er war vom fernen Rhein bis nach Prag gezogen, wo er ſich bei der zahlreichen Gemeinde als Lehrer oder Erzieher durchzubringen gehofft hatte. Allein ſeine Hoffnung war fehlgeſchlagen. Einige wohlwollende Familien hatten ſich ſeiner anfänglich angenommen, dann aber mußte er den gegen ihn geſponnenen Intriguen weichen. Würde er dies nicht gethan haben, ſo hätte er ſelbſt für ſeine perſönliche Sicherheit haben Befürchtungen hegen müſſen. Er ſchilderte mir mit lebhaften Farben die Rachſucht ſeiner Widerſacher, die ihn dazu vermochte, entblößt von allen Hilfsmitteln, kränklich wie er war, in rauher Jahreszeit, ſich auf den Weg, nach einem ungewiſſen Ziele, zu begeben.

Der Wein hatte ihm nun ein Wohlbehagen mitgetheilt, das ſich in heitern Geſprächen zu erkennen gab; er wurde das, was man redſelig zu nennen pflegt. Er ſagte mir, daß er Dichter ſey und bereits mehre von ſeinen Poeſien habe drucken laſſen; hierauf nannte er mir ſeinen Namen und verwunderte ſich, daß ich ihn noch nie nennen gehört hatte. Ich aber entſchuldigte mich bei ihm auf das Beſte damit, daß ein Geſchäftsmann, wie ich, nicht Zeit habe, ſich um Dichter und ihre Werke zu bekümmern, und fügte noch hinzu, daß ich wünſchte, er möge mir dieſer aufrichtigen Aeußerung wegen doch ja nicht ſeine Achtung entziehen. Er verſicherte hinwieder, daß ich ihm einen ſo großen Dienſt erzeigt habe, den er ſein ganzes Leben nicht vergeſſen könne, und daß er es einem ſolchen Manne, der ſich in großen Geſchäften wiege, gar nicht verdenke, wenn er ſich um das loſe Geſindel der Poeten nicht bekümmere. Dabei lachte er bitter.

In der That war es damals eine recht böſe Zeit für Leute ſolchen Gelichters. Der Kanonendonner wollte alle Sangvögel zum Schweigen bringen, und wagten es dennoch einige, ihr Zwitſchern hören zu laſſen, ſo wurden ſie unſtät umhergejagt, und wußten nicht, wo ſie ihr Neſt hinbauen ſollten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm über die Laufbahn, die er ergriffen, meine Verwunderung auszudrücken.

Ich habe es ſtets nicht begreifen können, wie Künſtler ſich in einem Orte anſiedeln konnten, deſſen Lage augenſcheinlich nur Vortheile zum Handel bietet. Wer kann ſo grauſam gegen ſich ſelbſt ſeyn, ſich mit einem glühenden Künſtlergemüth unter egoiſtiſchen Börſenmenſchen umherzutreiben und im Elend zu darben, während man durch Handel auf jedem Schritt ein reichliches Auskommen finden kann. Aber noch unbegreiflicher war es mir, daß Juden etwas Anderes, als den Handel ergreifen mögen, zu welchem ſie bis dieſen Augenblick doch nur einzig und allein beſtimmt zu ſeyn ſchienen. Es gehört eine Entſagung hiezu, deren Kraft ich mir nicht zutraute. Wer Künſtler ſeyn will, gehe nach Italien, und wer den Handel verſchmäht, höre auf, Jude zu ſeyn. Thut er das nicht, ſo muß nothwendig ein Zwieſpalt entſtehen, den keine Kraft in ſeinem Innern auszugleichen im Stande ſeyn wird. Wir haben genug Beiſpiele gehabt, die mir aber in dieſem Augenblicke nicht einfallen, und die hier anführen zu wollen, auch wohl ſehr überflüſſig wäre. —

In der nächſten bedeutenden Stadt, die wir erreichten, ſetzte ich meinen Dichter ab, nachdem ich ihm eine anſehnliche Unterſtützung gegeben hatte; er war von Dankgefühl durchdrungen und verſprach mir, von ſeinen fernern Schickſalen Bericht abzuſtatten.

Er hielt getreulich Wort. Ich bekam bis an ſeinen Tod von Zeit zu Zeit Briefe von ihm. Er war ein gelehrter, talentvoller Mann, nur taugte er leider nicht für die Welt, wie ſie damals war; daran iſt er jung geſtorben. Nachdem er ſich mühevoll durchgeſchlagen, und größtentheils Verfolgungen von ſeinen Glaubensgenoſſen ſelbſt auszuſtehen hatte; bald für einen Freigeiſt, bald für einen Schwärmer verſchrien wurde, kam er nach einer Provinzialhauptſtadt, die eine anſehnliche Menge Juden unter ihre Bewohner zählte, von denen aber die Reichſten bereits zum Chriſtenthume übergetreten waren. Hier kam man ihm anfänglich mit großer Bereitwilligkeit entgegen und verſprach ihm, kräftig für ihn zu wirken. Die ſogenannte jüdiſche Reformation hatte damals eben begonnen. Man wollte nicht nur deutſche, ſtudirte Rabbinen, ſtatt der unwiſſenden polniſchen Juden, die ſonſt an vielen Orten jenes wichtige Amt bekleideten; ſondern man ging weiter: man wollte Predigt und Geſang für den verworrenen, betäubenden Lärm, der mir in meiner frühern Jugend den Gottesdienſt in den Synagogen ſo ſehr verleidet hatte. Mein armer Dichter ſchien der Gemeinde jener Stadt die trefflichſten Eigenſchaften zu einem modernen Prediger zu haben, wie ſie ihn brauchten, und ich zweiſle nicht, daß er ihr blumenreiche und ſalbungsvolle Reden gehalten haben würde. Allein wie das Sprichwort ſagt: „Während das Gras wächst, verhungert die Kuh“, ſo ging's auch hier. Man ſtritt hin und her; es gab Partheien für und wider; man mußte Stimmen zum Schweigen bringen, fremde Intereſſen bekämpfen; der arme Dichter legte ſich allen möglichen Zwang auf, ſeinem zukünftigen Predigerſtandegemäß zu leben. Er verſagte ſich jede Freude, jeden Genuß, zu dem ſeine Jahre ihm wohl ein Recht gegeben hätten, und beſchränkte ſeinen Umgang aus devoteſter Dankbarkeit nur auf die Häuſer, die ſeine Mäcene waren. Daran that er aber Unrecht, der arme Menſch!

Wer kein Geld hat, wird in der jüdiſchen Umgangsſprache gewöhnlich „Lump“ geheißen. Man würde erſtaunen, Männer, welche durchaus des rechtlichſten Anſehens genießen, als Lumpen bezeichnet zu ſehen, wenn man nicht wüßte, daß ſie kein Geld beſitzen. Wer an Achtung in den Augen wackerer Juden nicht verlieren will, gebe ja keine Blößen ſeines Geldbeutels zu erkennen, ſonſt iſt es darum geſchehen.

Jener Profeſſor, den die ganze gelehrte Welt anerkennt, jener Beamte, der in ſeinen häuslichen Verhältniſſen ſehr ehrbar erſcheint, iſt „ein Lump“, denn er ſuchte einmal ein kleines Kapitälchen bei einem Juden aufzunehmen. Hat er dieſes Kapitälchen ehrlich zurückgezahlt, ſo heißt es von ihm im jüdiſchen Converſationston: „Er iſt ein grundehrlicher, braver Mann, aber er iſt doch ein Lump!“ —

Wer dieſen Gebrauch des Wortes nicht kennt, wird in ſolchen Aeußerungen vergebens nach einem Sinn forſchen.

Ein ſolcher Lump war denn auch der gute Dichter und dies beeinträchtigte das Anſehen bedeutend, deſſen er zufolge ſeiner Kandidatur bedürftig geweſen wäre. Dazu kam noch, daß geſchäftige Leute nach ſeiner Heimath ſchrieben, um über ſeine frühern Lebensverhältniſſe Auskunft zu erhalten. Man erfuhr, daß er im Punkte der Liebe keineswegs ganz reinen Leumunds genieße; ein armes Chriſtenmädchen hatte ein Pfand ſeiner Zärtlichkeit aufzuweiſen und war bald darauf geſtorben; das Pfand lief aber nunmehr bettelnd im Orte herum und wurde von den andern ſchmutzigen Bettelkindern „Jud“ geſchimpft, und ſie ſchämten ſich ſeiner.

Dies war natürlich keine beſondere Empfehlung für den armen Lumpen, der deutſcher Prediger einer Judengemeinde werden wollte. Die Mäcene, die er fortwährend beſuchte, fingen an, ſich etwas von ihm zurückzuziehen und die Andern, die er ohnehin vernachläßigt hatte, fuhren in der Aufſuchung nachtheiliger Umſtände nur deſto eifriger fort. Er ſelbſt ſaß unterdeß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, deſſen geringe Miethe ihn ſogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichſte Verlegenheit ſetzte, und arbeitete an einem großen Trauerſpiel mit Chören: „Salomo's Siegelring.“ Gewiß das Unpaſſendſte, das er in ſeiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leiſen Socken, unmerklich zu ihm herangeſchlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er gerade an ſeinen Verſen feilte, und ſprach:

„Laß das gut ſeyn, armer Lump! wie magſt du nur ſo dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren und dich überdrüſſig harren! Es wird doch nichts daraus! Komm, wir wollen das Ding bald anders machen.“

Und damit war's aus; in dem kalten Zimmer lag alsbald die kalte Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde geſeſſen, mußte an der galoppirenden Schwindſucht ſterben. Eine bittere Ironie! Aber ſie war mitleidig und hat's ſchnell mit ihm gemacht. Seine Gedichte und ſein Trauerſpiel hat Niemand zu ſich genommen; die loſen, ſchmierigen und halbzerriſſenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen und nur das, was ſchon zerſtreut, hie und da in Tageblättern gedruckt worden war, wurde wieder geſammelt und neu aufgelegt; ich habe auch auf 6 Exemplare pränumerirt, weil es hieß, daß man ihm einen Denkſtein auf ſeinem Grabe von dem Ertrag errichten wollte. Ich weiß nicht, ob etwas Ordentliches zu Stande kam.

Die Gedichte ſelbſt habe ich nie geleſen, ich leſe in der Regel keine und habe auch keine Zeit zu ſo etwas; aber nach dem, was ich aus Geſprächen mit dem Verſtorbenen und von Andern über ihn erfahren habe, glaube ich, daß er ein guter Dichter geweſen iſt.

Der arme, gute Menſch! daß er auch nun eben ein Lump ſeyn mußte! —

Sechstes Kapitel.

Frankfurt. — Der Jude-Paria. — Der reiche Wohlthäter. — Der Banquier und der Juwelenhändler. — Häusliche Gebräuche. — Kaffeehaus, Kartenſpiel und Fiſche. —

Ich beſuchte Frankfurt. Dieſe Stadt war damals noch nicht ſo, wie ich ſie einige Jahre ſpäter kennen lernte. Unter den Fittigen des ſchützenden großherzoglichen Adlers durften die Juden ſelbſt auf der Zeil und dem Liebfrauenberge wohnen, und mit den Chriſten ſich der geſunden Luft erfreuen, welche der gütige Himmel in und um Frankfurt wehen läßt. Nur die Trödler und Schacherer der unterſten Art blieben in dem Qualm der alten Judengaſſe gebannt und wollten nichts wiſſen von der großmüthigen Emancipation, die der Großherzog von Frankfurt ihnen angedeihen ließ.

Ich war jedoch Zeuge, wie ſehr die Bürger dieſe Maaßregeln verwünſchten, und zog daraus den Schluß, daß über kurz oder lang meine armen Glaubensgenoſſen genöthigt werden dürften, in ihre alten räucherigen Quartiere zurückzuwandern, wenn gleich ein ſolcher Fall damals noch nicht entfernt vorauszuſehen war. Einſt machte ich nehmlich einen Gang vor das Thor und hatte mich ermüdet unter einen ſchönen Baum geſetzt, um deſſen Stamm eine Bank lief. Kurze Zeit darauf nahm eine Familie neben mir Platz, die ſo eben von einem entfernten Spaziergange zu kommen ſchien; der Vater ſagte, er ſey ſehr ermüdet und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne; er freuete ſich dabei des ſchattigen Plätzchens und der ſchönen Ausſicht. Aber plötzlich, als wenn er eine giftige Schlange erblickte, ſprang er auf und ſagte zu ſeiner Frau und den Kindern: „Kommt Kinder, hier iſt unſers Bleibens nicht, muß der Teufel ſo 'n verdammten Jud' auch überall haben.“

Hier ſprangen Alle auf und folgten dem Vater.

Anfänglich bezog ich den Affront auf mich, da ich aber ganz unbekannt den Leuten war und in meinem Aeußern ſich nichts, was den Juden verrathen hätte, ausdrückte, ſo lenkte ich meine Blicke nach der andern Seite des Baumes, um den Gegenſtand zu entdecken, der jenen chriſtlichen Familienvater ſo plötzlich aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt hatte, die ihm noch vor wenig Augenblicken ganz treſſlich zu behagen ſchien. Ich bemerkte einen kleinen Mann in einem grauen, ſchlichten Ueberrocke, der in Gedanken verſunken da ſaß und gar nicht bemerkt hatte, welchen unangenehmen Eindruck ſeine Anweſenheit auf die Familie gemacht. Ich erkannte den Mann ſogleich, und nun erhob auch ich mich, nicht aber, um mich aus ſeiner Nähe hinwegzubegeben, ſondern um ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen. Es war ein reicher, ſehr wohlthätiger Israelite, der ſeine Unterſtützung Chriſten und Juden angedeihen ließ, und nie erſt fragte: „Welchem Glauben gehört Ihr an?“ ehe er die Hand öffnete, um ſeine Gabe zu ſpenden. Jeden Freitag umlagerte eine Menge Armer ſeine Thür, und allen wurde eine reiche Gabe beſcheert; reich im Verhältniß zu ihrem Elende und zu dem, was Ihnen die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger zufließen ließ. Ging der Mann über die Straße, ſo neigten ſich die kleinen Handwerker, Tagelöhner und

Handelsjuden tief vor ihm, und die Kinder und Weiber liefen ihm nach, um den Zipfel ſeines Rocks zu küſſen; dies ward ihm zu Theil, während die vornehmen Chriſten ihn flohen, und die reichen Juden ſelbſt — denn eigentlich vornehme gab es damals noch nicht — ihm mit Neid und Abneigung begegneten. Dieſer Mann ward der Stifter eines Hauſes, deſſen Ruhm weit reichen ſollte, und die Geſchichte der Pinto in Portugal wieder heraufbeſchwor, und an die Macht der Banken der Medicis im Mittelalter erinnerte. —

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt war dieſer Mann geſtorben, aber ſein Haus, deſſen ich eben erwähnte, ſtand im vollſten Flore. Die Chefs deſſelben hatten ſich nun auch aus dem ſchmutzigen Revier der Judengaſſe herausgemacht, aber wie kluge, vorſichtig berechnende Leute, waren ſie nicht zu weit, ſondern nur bis an die Ecke gezogen; ſie ſteckten gleichſam nur den Kopf heraus, um friſche Luft zu ſchöpfen; wer wollte ihnen das verargen? Sie trauten dem Frieden nicht! —

Ich hatte einen Creditbrief an dieſes Haus. Eines Morgens geh' ich hin; man weiſt mich in das

Comptoir, das zu ebener Erde war. Ein Geſchäftsmann, wie ich, mußte dieſes Comptoir mit Achtung betreten. Es waren hier Geſchäfte gemacht worden, die ſelbſt gewiegte Geldmenſchen in Erſtaunen ſetzen konnten. Das Local beſtand aus drei Zimmern; ich wurde in das Eine gewieſen, um die Ducaten in Empfang zu nehmen, die ich zu erhalten wünſchte. Ein grün angeſtrichenes Gitter von Holz lief quer durch das ſchmale, ziemlich dunkle Zimmer und theilte es in zwei gleiche Hälften. Dahinter ſtand der Zähltiſch, an dem eine bejahrte Frau, in einer weißen, die Stirn tiefbedeckenden Spitzenhaube ſaß, und mit flinker Geſchäftigkeit mir das Gold verwog. Dies war die Mutter des Hauſes. Neben ihr lag ein Strickzeug, welches ſie — wenn es ſonſt nichts zu thun gab — wohl zur Hand nehmen mochte.

Von hier begab ich mich in das gegenüberſtehende Haus, wo ich bei einem reichen Juwelier zum Eſſen eingeladen war. Ich konnte nun die Wagen vorfahren ſehen, die ſich zu einem Diner in dem Banquierhauſe, wo ich meine Ducaten empfangen hatte, einſtellten. Es waren lauter vornehme Leute;

fremde Generale, Miniſter, Geſandte. Ich vernahm, daß die alte Frau mit der Spitzenhaube oben an der Tafel ſitze, und daß die Speiſen alle nach jüdiſchen Geſetzen und Vorſchriften, die bekanntlich — was die Küche betrifft — beſonders ſtreng gegeben ſind, zubereitet waren. Ich wäre wohl begierig geweſen, zu ſehen, welche Mienen jene vornehmen Herrſchaften geſchnitten haben, wenn ſie die nach allgemeiner orientaliſcher Kochkunſt, ſtark mit Knoblauch gewürzten und überpfefferten Braten, die ſaffrangefärbten Suppen und die verzuckerten Gemüſe zu koſten anfingen. Aber in dem Hauſe, wo ich ſpeiste, ging es eben ſo altteſtamentariſch zu. Man trug nichts auf, was gegen die Vorſchriften des Talmud gefehlt hätte, und der männliche Theil der Tiſchgeſellſchaft behielt den Hut auf dem Kopfe, was mich einigermaßen in Verlegenheit ſetzte, weil ich hieran ſeit lange nicht mehr gewöhnt war. Der Unterſchied in der Beobachtung dieſer religiöſen Formen in meiner Heimath und hier war mir jetzt erſt recht einleuchtend. Bei uns wurde ſeit lange ſchon nicht mehr in reichen Häuſern auf ſo etwas gehalten. Dieſe gehörten insgeſammt zu den ſogenannten „Aufgeklärten.“ Mein Vater war ſchon viele Jahre todt und ſeine Frömmigkeit und Sonderbarkeit galten mir ſtets als Ausnahmen.

Nach dem Tiſchgebete, welches von Einem mit lauter Stimme vor- und von den Andern murmelnd nachgebetet wurde, ſtand mein Wirth auf, um mir ſeine Prätioſen zu zeigen. Sie befanden ſich in einem runden, entlegenen Zimmer und erregten mein Erſtaunen im hohen Grade. Nie hatte ich noch eine ſolche Juwelenhandlung **en gros** geſehen. Auf allen Tiſchen lagen Haufen und Häufchen von Edelſteinen verſchiedener Größe und Farbe; Brillanten nach dem Waſſer rangirt, gelbe, blaue, rothe, um jeden Geſchmack befriedigen zu können. Gefaßter Schmuck war nur wenig vorhanden, weil der ältere Sohn eben damit zur Leipziger Meſſe gereist war. Ich trat ängſtlich auf; der Staub, auf den ich trat, ſchien mir Diamantenſtaub zu ſeyn; Alles in dieſem runden Gemache mußte koſtbar ſeyn; und Staub und Schmutz lagen überall fingerhoch, denn wie jeder leicht einſehen wird, konnte hier nicht oft geſcheuert und gekehrt werden, weil die damit nothwendig verbundene Wachſamkeit zu großen Umſtändlichkeiten verleiten mußte. Auch iſt es ein altes, bewährtes Sprichwort: „Wo viel Schmutz iſt, da iſt viel Geld!“ —

Das Eſſen hatte lange gedauert, und mit dem Beſehen der Koſtbarkeiten hatten wir auch eine ſchöne Zeit hingebracht, es war alſo ſchon dunkel, als ich mich bei der Familie empfahl. Ein Sohn des Hauſes führte mich in ein Kaffeehaus, das in der Nähe von Glaubensgenoſſen etablirt worden war, und daher auch nur von dieſen beſucht wurde.

Die Wirthin, eine hübſche, junge Frau, von ſchlankem Wuchſe und feurigen Augen, war berühmt wegen der Art, wie ſie Fiſche zu kochen wußte. Das war eine triſtige Anziehungskraft für uns, denn jeder Jude iſt ein geborner Freund von polniſchen Karpfen und gefüllten Hechten mit fetten Lebern.

Das Local ſah weder eleganter noch ſchmutziger, als ein anderes Kaffeehaus in Frankfurt aus; man war nur überraſcht, wenn man hier lauter lange Naſen und ſchwarze Bärte erblickte, die ſich emſig auf das Spiel herunterbogen, welches ſie gerade vor ſich hatten. Geſprochen wurde viel, obgleich Alles ſpielte. Dominoſteine ſah man häufig; ein anderes Spiel mit Karten erlernte ich hier. Sie nannten es Rabuſch; ich glaube, daß es im Franzöſiſchen Grabuge heißt, und daher jenen verſtümmelten Namen von meinen Freunden erhalten hat. Wenigſtens wurde ſo viel dabei gezankt, daß es das franzöſiſche Wort vollkommen rechtfertigte. Mein Gegner war ein alter Mann, der jeder Zeit die Karte, die gelegt werden ſollte, ſo lange meckernd ausrief, bis ſie gelegt war. So hörte man denn in einem fort nichts Anders, als: „Der Neunter — Neunter — Neunter — Neunter“ — oder: „Das Daus — das Daus — das Daus — das Daus!“ Dieſe Einförmigkeit und das geringe Intereſſe, welches das Spiel ſelbſt für mich hatte, brachte mich dem Einſchlafen nahe, und wirklich waren mir die Augen zugefallen, als der Ruf: „Die Fiſche ſind fertig!“ dem ganzen Kaffeehauſe eine andere Richtung gab. Jeder dachte nunmehr daran, ſeinen Magen zu befriedigen und das beſte Stück aus der Schüſſel zu erhaſchen. Ich gab mein Spiel verloren, und mein Gegner ſtrich das

Geld ein, ohne dagegen etwas zu erwiedern. Es machte mir keinen Kummer, die wenigen Zwanzigkreuzerſtücke verloren zu haben, es divertirten mich aber die dampfenden Teller, die nun an die Stelle der Karten vor mir waren, und ich muß bekennen, nie beſſere Karpfen gegeſſen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Lieferanten. — Ein Gelüſten. — Das Salzgeſchäft. — Heirathsprojekte.

Um ſich ſolchen Genüſſen auf lange friedlich hingeben zu können, fehlte aber jener Zeit der gemüthliche Character. Es hatte wieder zu rumoren angefangen, und ein neuer Feldzug war vor der Thür. Das beſtimmte mich, die Nähe des Rheins zu verlaſſen, deſſen Ufern ich ſo gern einen Beſuch abgeſtattet hätte, und mich wieder meiner Heimath zu nähern. Ich fand einen Reiſegeſellſchafter an einem kleinen, dicken Mann, der ſo eben ſein Schäfchen in's Trockene gebracht hatte. Er war ziemlich unbemittelt geweſen, und hatte ein kurzes Waarengeſchäft an der Grenze von Galizien betrieben. Der Trieb, Geld zu verdienen, dieſer ſo mächtige Trieb in gewöhnlich tüchtigen

Naturen, die ſich dadurch zu der allein auf Erden möglichen Freiheit emporſchwingen wollen, hatte auch ihn ergriffen; ſein kleines Geſchäft, das ihm zum Ueberdruß wurde, überließ er ſeiner Frau, die ſich auf dieſen Handel ſehr wohl verſtand, und ging zur Armee, um mit ſeinem kleinen Fonds ſich bei einem Generallieferanten zu empfehlen, und dann irgend einen Theil einer Lieferung zu übernehmen. Das Glück wollte ihm wohl, obgleich es ihm anfänglich keine freundliche Seite herauskehrte.

Im Hauptquartier fand er keinen Einzigen der Matadore, welche gewöhnlich dem Heere wie Rabenſchwärme nachzuziehen pflegen. Sie befanden ſich Alle in einem nahegelegenen berühmten Badorte, um ſich an dem dortigen Treiben zu ergötzen, und auch das Glück der Karten zu verſuchen. Für unſern kleinen Lieferanten war dieß ein harter Stand; es waren mannichfaltige Geſchäfte zu vergeben, die er jedoch allein nicht zu übernehmen im Stande war. Er ſollicitirte hin und her, und ließ es an nichts fehlen; aber Alles wurde aufgeſchoben, bis es den Hauptlieferanten gefallen würde, ſich ſelbſt zu bewerben. Dieſe wußten nemlich die geringern Beamten und Kommiſſäre, welche die Lieferungen zu vergeben hatten, durch Beſtechung in ihr Intereſſe zu ziehen. Mein kleiner, dicker Mann war troſtlos darüber.

In einer feindlichen Provinz waren inzwiſchen große Salzvorräthe aufgefunden worden, und dieſe gehörten von Rechtswegen, d. h. nach Kriegsgebrauch, dem Truppencorps, welches die Provinz in Beſitz nahm. Was ſollten aber die Generale, Oberſten, Lieutenants und Gemeine mit Salz anfangen? Damit dieſe Beute Werth für ſie erhielte, mußte ſie in den Generalnenner aufgelöst werden, der allein galt und gelten wird. Geld! war die Loſung; wer gibt Geld, und genug Geld für dieſe Salzhaufen? Lieferanten herbei! —

Aber ſie ſaßen noch immer bei Karten und Mädchen in dem nahen Bade, und kümmerten ſich wenig um das Salz des ganzen Oceans. Sie hatten ſchon gute Geſchäfte gemacht und vergeudeten nun — wie ſie es gewöhnlich machen — das mit ſo leichter Mühe Errungene. Das Salz war indeß zu lockend, und ſolide Häuſer in der

Provinz, die den Artikel zu ſchätzen wußten, erhoben ſich und baten um öffentliche Verſteigerung, feſt entſchloſſen, den Handel keinem Fremden zu überlaſſen. Dieſe Anerbietungen waren jedoch für die kleinen Beamten und Kommiſſäre zu gefährlich; bei ſolchen offenen Veranſtaltungen geht ihr ganzer Profit in die Brüche. Dem mußte zuvor gekommen werden. Unſer kleiner, dicker Mann war jetzt zu ſeinem Glücke da; man hatte ihn gleich bei der Hand und ließ ihn kommen.

Es wurde in der Eile ein heimlicher Vertrag abgeſchloſſen, wornach er für die Salzvorräthe ein Spottgeld gab, oder geben ſollte, denn er ſelbſt gab in der That keinen Heller. Nachdem der Vertrag geſchloſſen war, begab er ſich zu den Handelshäuſern, die das Salz zu erſtehen wünſchten, und überließ ihnen das Ganze zum höchſten Preiſe. Mit einem Theil des ihm von dieſen bezahlten Geldes beſtritt er ſeine Kaufſumme, und der Ueberſchuß, den er baar einſtrich, belief ſich auf nicht weniger als eine halbe Million Gulden. So kann man in der größten Schnelligkeit ein reicher Mann werden, ohne das Geringſte dabei zu riskiren! —

Die Lieferanten, die indeß beim Spiel ſaßen, wollten ſich vor Aerger die Köpfe herunterreißen; was war aber zu machen, ſie hatten für dießmal das leere Nachſehen.

Es iſt unglaublich, wie ſchnell ſich in Kriegszeiten ein Glück zuſammenbauen läßt; es iſt aber auch ſonderbar, wie ſelten es von Beſtand iſt. Dieſes liegt jedoch größtentheils an den Parvenus ſelbſt, Menſchen ohne Character und Erziehung, die von dem plötzlichen Reichthum geblendet, die Saiten ſchnell zu hoch ſpannen, und dann nur um ſo ſchneller in ihr Nichts zurückſinken. Ich hatte Gelegenheit, ſolche Leute kennen zu lernen und zu beobachten, und faſt immer nahm die Herrlichkeit ein klägliches Ende. Vor dreißig Jahren war die Verpflegungsadminiſtration der Armeen noch nicht ſo organiſirt, wie heutzutage, und Alles, das Wohl und Weh des Soldaten, oft ſogar der glückliche oder unglückliche Ausgang des Feldzugs, befanden ſich ganz in den Händen der Lieferanten.

Die Armee einer großen Macht war ſogar einmal völlig in die Hände einer polniſchen Judenfamilie gegeben, die ſich dabei auf die unverſchämteſte Weiſe bereicherte, aber ſpäter dafür auch lange Zeit hindurch im Kerker ſchmachten mußte. Dennoch aber ſoll ſie noch immer von immenſen Forderungen ſprechen, die ſie an die Krone zu machen hat, wenn es ihr auch ein für allemal jetzt unterſagt iſt, jene laut werden zu laſſen.

Ich werde es nie vergeſſen, welchen Aufwand damals jene Familie machte, als ſie das Monopol beſaß, die Soldaten verhungern zu laſſen; es war nicht der glänzende Aufwand, den ein reicher Fürſt macht, der einer civiliſirten Nation angehört, ſondern es war die thörichte Verſchwendung eines Wahnſinnigen, eines orientaliſchen Despoten. Bei allem Uebermuthe, dieß wag' ich zu behaupten, würde kein Gebildeter aus unſerer Mitte ſolchen Gelüſten fröhnen.

Sobald einer der Chefs dieſes Hauſes, wenn man den Aelteſten jener Familie dieſen in der Handelswelt ſanctionirten Titel beizulegen nicht Anſtand nehmen will, in einem Gaſthofe abſtieg, wurden mehrere Säcke mit Goldſtücken geöffnet, und ihr Inhalt in die Schublade einer Commode geleert. Einſt, in einer großen Stadt, wurden dreitauſend doppelte Louisd'or auf dieſe Weiſe deponirt; der Schlüſſel blieb ſtecken, und Jeder, der Geld brauchte, ging hin und füllte ſich die Taſche, bis nichts mehr da war. Die Damen jenes Hauſes beſuchten die Laden der eleganteſten Modehändler, beſtellten das Koſtbarſte, beſtimmten aber auch zugleich, welcher von den jungen hübſchen Commis ihnen die Waaren am andern Morgen auf's Zimmer bringen ſollte. Dieſe Commis trugen dann gewöhnlich mit dem Betrag der Rechnung auch noch ein koſtbares Andenken mit davon.

Sinnlicher als dieſe Frauen hat es wohl in unſern Tagen keine gegeben. Ohne Sitte und Erziehung, trotz ihres ungeheuern Reichthums ohne Achtung, und außerhalb der Geſellſchaft lebend, überließen ſie ſich jeder Anwandelung ihrer Laune, allen Verkehrtheiten ihres Geſchmacks, den Eingebungen des Augenblicks, und fröhnten dieſen Allen mit der unmäßigſten Begierde. Eine Dame dieſes Hauſes befand ſich in geſegneten Umſtänden, und es würde wahrlich zu weit führen und die Leſer ermüden, wenn ich alle jene Gelüſten, Antojo's nennt ſie der Spanier, hier anführen wollte, die ſie befriedigte, und die ihrer Bizarrerie wegen zum Stadtgeſpräch wurden. Nur ein Fall unter vielen mag hier angeführt werden, um die thieriſche Entartung jener Frau zu characteriſiren.

Einſt lag ſie auf dem Kanapee ausgeſtreckt, und hatte eben einen ſüßen Schlummer vollendet, der ihre überreizte Phantaſie wahrſcheinlich mit üppigen Träumereien erfüllt hatte. Beim Erwachen fällt ihr Auge auf einen hübſchen Jungen, der im Hauſe diente, und eben ein Theegeſchirr reinigte. Er hatte ſeine Aermel aufgeſtreift und zeigte einen überaus zarten Arm. Sie ruft ihn näher, ergreift ihn beim Arm und preist ſeine weiße Haut; endlich führt ſie ihn zum Munde, öffnet dieſen, und macht Miene hineinzubeiſſen. Der Junge ſchreit und wehrt ſich, ſie aber läßt nicht nach, und wie ſie ihm ihren Beutel mit Geld hinwirft, ſo denkt er bei ſich: „Dafür geht's ſchon, und den Hals wird's nicht koſten.“ Kaum hat er eingewilligt, ſo packt ſie ſeinen Arm wie ein wildes Thier mit den Zähnen, und läßt, trotz des Schreiens des Jungen, nicht los, bis das Blut ihr aus dem Munde trieſt. Der Lärm lockte einige Leute herbei, welche die Zähne der Dame, wie die einer engliſchen Bulldogge, förmlich losbrechen mußten, ſo feſt hatten ſie ſich in den Arm des armen Jungen verbiſſen.

Ein andermal hatte Einer der Herren das Gelüſte, allen Marktweibern die Früchte wegzukaufen und ſie in's Waſſer werfen zu laſſen. Dieß geſchah in einer kleinen Stadt auf der Durchreiſe, und die armen Einwohner mußten ſich lange ohne Gemüſe und Obſt behelfen, und es dann übermäßig theuer bezahlen.

Im Gefolge dieſer Menſchen befanden ſich ſtets eine Menge junger Abenteuerer, die auf ihre Koſten lebten, und ſich in Ausſchweifungen aller Art wiegten. Dieß Weſen nannte man nun eine Lieferantenwirthſchaft, und ich darf nicht erſt hinzufügen, daß jeder Wohlerzogene und Geſittete ſich mit Ekel und Abſchen davon wegwandte. Dieß war auch die Urſache, daß mein würdiger Vater, ſo lockend auch manchmal die Ausſichten waren, ich nie zu dieſen Geſchäften verſtehen mochte, und auch nicht im Entfernteſten daran Antheil nahm, um mit jenen Leuten auf keine Weiſe in Berührung zu kommen. —

Seitdem waren nun aber Jahre vergangen. Das Kriegführen überhaupt hatte eine große Veränderung erlitten, insbeſondere aber die Verpflegung der Armee und die damit verbundenen Lieferungsgeſchäfte. Die Sachen ſtanden anders, als ich mit meinem kleinen, dicken Mann bekannt wurde, der an dem Salzgeſchäfte reich geworden war. Wenigſtens ſuchte er mich mit großer Beredſamkeit davon zu überzeugen. Er wollte jetzt nach Hauſe gehen, um ſein Geſchäft zu vergrößern und beſſer einzurichten, dann aber, verſicherte er, ſich ſogleich wieder auf den Platz begeben, wo etwas zu machen ſeyn würde. Dieſe Geſchäfte behagten ihm, und es ſchien mir ſehr einleuchtend, weßhalb ſie ihm behagten.

Das ſchnelle Glück dieſes Mannes erregte mein Nachdenken. Auf ſolche Weiſe Reichthümer erwerben, hieß ſie im Schlafe erwerben. Beim Lichte beſehen, waren dieß ja auch keine Lieferungen; und ſolche Fälle, wie dieſe, ereigneten ſich wohl wieder, konnten, mußten ſich ſogar ereignen. Ich dachte bei mir ſelbſt, wenn's wieder Krieg gibt, ſo iſt es wohl gerathen, ſich der Armee mit tüchtigen Summen ſo nahe als möglich zu halten, um von jeder Conjunctur ſogleich Nutzen ziehen zu können.

Während unſerer Reiſe kam noch manches Andere zwiſchen uns zur Sprache. Der kleine, dicke Mann hatte bereits viel von mir gehört; die Firma meines Vaters, die ich beibehalten hatte, war eine durchaus ehrenwerthe. Jetzt, da er nicht mehr der Kleinkrämer aus der galliziſchen Grenzſtadt war, wollte er es weiter bringen. Er hatte eine ſchöne Tochter, die er mir ſchilderte; vollkommen ſey ſie, wie er meinte, in Hinſicht der Schönheit, ſo daß ich ſchwerlich eine ſchönere geſehen haben würde; was die gute Erziehung beträfe, fände ſich nichts Mangelhaftes, und hinſichtlich des Geldes, ſo wüßte ich ja wohl ſelbſt, wie es mit ihm ſtehe; er habe nur zwei Töchter, und gebe einer jeden ſogleich 100,000 Gulden baares Geld mit. Was den Modetand der Erziehung beträfe, der wäre freilich bis jetzt ein wenig vernachläßigt worden, allein dieſes könne ja auf das Schnellſte eingeholt werden. „Ein paar Monate Lectionen genommen,“ fügte er hinzu, „und ſie tanzt ihnen Franzöſiſch auf dem Klavier, wie eine Prinzeſſin.“ Er wollte damit bezeichnen, daß ein paar Monate genügen würden, um Tanzen, Klavierſpielen und Franzöſiſch, als die Hauptelemente einer feinen Bildung, zu erlernen, drückte ſich aber in der Eile kürzer aus. Er gab mir durch dieß Alles nicht undeutlich zu verſtehen, was er wollte, und ich, obgleich ich nicht daran denken konnte, die mir unbekannte Tochter, dieſes nicht eben ſehr einnehmenden Mannes zu heirathen, wurde dennoch nachdenkender an ſeiner Seite, weil mir einfiel, daß es doch einmal Zeit ſey, mir eine Hausfrau zu wählen.

Die unruhigen Zeiten, in denen wir lebten, erfüllten mich aber dabei mit mancherlei Sorgen.

Achtes Kapitel.

Die Freiersfüße. — Eine jüdiſche Courtiſane. — Die bekreuzten Goldſtücke. — Schmerzliche Enttäuſchung. —

Wir trennten uns auf halbem Wege. Ich ſchlug die Straße nach meiner Heimath ein, während er ſeinem polniſchen Grenzſtädtchen zueilte. Ich verſprach, ihn im nächſten Sommer zu beſuchen, weßhalb er voll freudiger Hoffnungen wurde, denn ihm ſchien ſehr daran gelegen, mich zum Schwiegerſohn zu haben.

Bei der Ankunft in meiner Vaterſtadt kam ich mir wie eine ganz andere Perſon vor. Das auf Reiſen Erlebte war es nicht allein, was mich meinen eigenen Augen fremd erſcheinen ließ, ſondern mehr das Gefühl, das ſich meiner bemächtigt hatte, „ein Mägdlein heimzuführen,“ wie es — ich glaube — im altdeutſchen Romanſtyl heißt.

Ich reckte mich, war ich an öffentlichen Orten oder in Geſellſchaft, auf den Zehenſpitzen empor, um beſſer den vorhandenen Blumenflor überſchauen zu können, und mit prüfenden Blicken zu muſtern, welche mir am beſten conveniren würde. An einen Korb zu denken, fiel mir nicht entfernt ein, ja ich war feſt davon überzeugt, daß eine Jede mich allen andern Bewerbern vorziehen müßte. Meine Leſer werden bemerken, daß das leider etwas ſüffiſant von mir gedacht war. Trotz dieſer Zuverſicht fehlte mir jedoch das Geſchick, um nicht Muth zu ſagen, mit einer heirathsfähigen Jungfrau ein ernſtes Verhältniß anzuknüpfen. Ich ſchwärmte umher, trieb Neckereien, loſe Scherze, Courmachereien, und ließ es dabei ſtets am Ernſte fehlen. Selbſt da, wo ich ſolche Abſichten zu bemerken glaubte, benahm ich mich zurückgezogen; es war ein ſonderbarer Widerſpruch in meinem Weſen, der mich Allen zum Räthſel machte. Obgleich ich nichts ſehnlicher wünſchte, als mich mit einem reichen und hübſchen Mädchen zu verbinden, hatte ich ganz das Weſen eines alten, läppiſchen Hageſtolzen angenommen. Offenbar ward ich von Schüchternheit beſeſſen, die mich verhinderte, meine Anträge perſönlich auf die rechte Weiſe anzubringen; das ſah ich wohl ein. Mein ſehnlichſter Wunſch war es daher, ein weibliches Weſen zu finden, welches mir auf halbem Wege entgegen käme, was man im gewöhnlichen Leben „Avanceu“ zu nennen pflegt. Meine Blicke durften nicht lange ſuchen, und hefteten ſich auf eine junge, noch hübſche Wittwe, die eine ſehr anziehende Koketterie unter dem Schein eines ſehr züchtigen Weſens zu verbergen wußte, und mir deßhalb nur doppelt anziehend erſchien. Ich muß hier jedoch aufrichtig geſtehen, daß meine Abſichten nicht geradezu auf die Wittwe gerichtet waren, ſondern daß ſie vielmehr mir zum Kanal dienen ſollte, mich meiner Blödigkeit gegen gewiſſe reizende Geſchöpfe entledigen zu können, die ſich oft bei ihr einfanden. Unter ihrer Aegide hoffte ich zum Ziele zu gelangen, ich wollte ihre Freundſchaft erringen, und ſie gänzlich zu meiner Vertrauten machen.

Die Art, wie mich die Wittwe empfing, konnte ich mir nicht anders als ſchmeichelhaft auslegen.

Sie bezeugte mir ſehr viel Wohlgefallen und Zutrauen, und ſchien mit großem Intereſſe meine Herzensergießungen anzuhören, die ich nun vor ihr nach und nach zu machen begann. Sie war ſo gefällig, die hübſcheſten Mädchen zu ſich zu bitten, um mich mit ihnen näher bekannt werden zu laſſen. Sie verſäumte nicht, mich ſtets im vortheilhafteſten Lichte ihnen darzuſtellen, und ihnen von meinen vortrefflichen Eigenſchaften zu erzählen. Dieſe beſtanden nun aber freilich in Nichts, was jungen Mädchen imponirt; ich beſaß keine von jenen unbedeutenden Vollkommenheiten, die in den geſelligen Vereinen ſo hoch angeſchlagen werden, und wenn ich etwas konnte, was hier in Anſchlag gebracht zu werden verdient, ſo wurde es in Mädchen-Augen nicht eben hoch angeſchlagen: ich war nemlich ein trefflicher Whiſtſpieler. Dafür aber entbehrte ich die Gabe der Muſik, die Natur hat mir eine angenehme Stimme verſagt, und tanzen konnte ich nur zur Noth; man ſieht hieraus, daß mir drei gewöhnlich offene Wege zu den Herzen der Damen verſperrt waren.

Wenn nun aber die Mädchen deßhalb auch ungewöhnlich zurückhaltend erſchienen, und keine meiner Bemühungen ihre Sprödigkeit geſchmeidiger machen wollte, ſo wurde die junge Wittwe dafür nur immer zuvorkommender, und gefiel mir dadurch mehr und mehr. Sie ſchien ſich ganz in meine Laune zu fügen, und that ſtets, was mir angenehm zu ſeyn ſchien. Sie ging ſo weit, ihren Umgang einzuſchränken, und namentlich den männlichen, den ſie bis dahin ziemlich frequent gepflogen hatte, gänzlich aufzugeben. Dieß mußte mir auffallen. Da ich nun auch keine Mädchen mehr zu ſehen wünſchte, ſo war es natürlich, daß ſie ſich nicht mehr bemühte, ſie herbeizuziehen, und ich ſah mich meiſtens allein mit ihr. So verging uns ein ganzer Winter, und ich brachte meine Abende, nachdem ich das Comptoir verlaſſen, bei der Wittwe zu. Ich lernte ſie durch dieſen Umgang nach und nach kennen, und machte mich am Ende mit dem Gedanken recht innig vertraut, daß es gar nicht ſo unangenehm ſeyn müßte, immer um dieſe Frau zu ſeyn, welches nun aber bei einem Geſchäftsmanne von meinem Kaliber nicht mehr bedeuten konnte: als die Abendſtunden in ihrer Geſellſchaft zuzubringen, da meine übrige Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen war, daß ich unter Tage nicht einmal an eine Frau denken konnte, ſelbſt wenn es meine eigene geweſen wäre.

Dieſes Attachement konnte unmöglich geheim bleiben; meine Freunde ließen es an Spöttereien nicht fehlen, die ich ziemlich gleichgiltig hinnahm, doch bemerkte ich bei einigen meiner nähern Freunde beſorgte Mienen, die mir auffielen. Ich ſuchte ſobald als möglich hinter dieß Räthſel zu kommen.

Ein Freund meiner Jugend, der mir beſonders zugethan, und in der Frauengallerie unſerer Stadt am meiſten bewandert war, wurde dazu von mir erkoren. Ich fragte ihn ernſtlich um Rath in meiner Angelegenheit, und ob er mir riethe, bei der Wittwe endlich einmal Ernſt zu machen.

Wer beſchreibt aber mein Erſtaunen, als mein Freund bei dieſer Eröffnung, nach dem gemeinen Ausdruck, ganz des Teufels werden wollte. Er fragte mich, ob ich toll und verrückt geworden wäre. Es ſey ihm ſchon unbegreiflich vorgekommen, daß ich ſo anhaltend das Haus der Wittwe beſuchte, und er habe ſich blos damit getröſtet, daß ich reich genug ſey, ihren geldgierigen Gelüſten zu entſprechen. Wie ich aber nun gar auf den Einfall kommen könne, ihr meine Hand antragen zu wollen, das wäre ihm unbegreiflich.

Jetzt war die Reihe an mir, aus der Haut zu fahren. Ich warf ihm vor, daß er der Medisance zu willig ſein Ohr leihe, und von Geldgier ſpreche, bei einem Character, der mir ſtets die edelſte Uneigennützigkeit bewieſen. Die Wittwe habe mir nicht nur Gefälligkeiten, ſondern ſogar Opfer dargebracht, die mich zum regſten Danke aufforderten.

„Und dieſen Dank,“ rief mein Freund, „willſt Du ihr nun mit Deiner Hand abtragen?“ Und ein Hohn lag in dieſen Worten, den ich mir abermals nicht zu erklären wußte. Ich wurde böſe und wollte das Geſpräch abbrechen, aber nun ließ mein Freund nicht nach, und ſtellte ſich mit theilnehmender Gebärde mir gegenüber. „Deine lange Abweſenheit von hier iſt Schuld an Allem,“ fing er an, „Du kannſt die Verhältniſſe der Frau nicht kennen, aber darum erlaube mir, daß ich ſie Dir nun offen und unumwunden enthülle. Als Du fortreisteſt war ſie noch nicht Wittwe, und wenn

Du Dich früher um ſie bekümmert haſt, ſo wird ſie Dir nicht ärger, als eine galante Dame geſchildert worden ſeyn, die ſich an der Seite eines alten Mannes langweilt, und ſich daher ein wenig die Cour machen läßt. So etwas entſchuldigt man gern. Ueber den Tod ihres Mannes wird aber nun gar Manches gemunkelt. Er hatte an der Börſe ein bedeutendes Papiergeſchäft abgeſchloſſen. Am Tage der Lieferung entſpinnt ſich ein Streit zwiſchen ihm und dem andern Kontrahenten, der damit endet, daß dieſer ihm eine Ohrfeige gibt. Er wird halbohnmächtig von der Börſe nach Hauſe gebracht, und noch an demſelben Abend endet ein Schlagfluß des alten Mannes Leben, der den Affront nicht zu ertragen im Stande war. Das Aergſte an der Sache aber iſt, daß Der, welcher die Ohrfeige gab, ein heimlicher Liebhaber der Frau geweſen ſeyn ſoll. Das ſah einer Geſchichte ähnlich, wie ſie Müllner's Schuld zum Grunde liegt. Was einem ſpaniſchen Cavalier der Schuß auf der Jagd, das iſt dem jüdiſchen Speculanten hier der Batſch an der Börſe. Was die Dame nun im Wittwenſtande begann und wie ſie lebte, konnte die allgemeine Billigung nicht erhalten, wenn gleich ein gewiſſer Theil unſerer Bevölkerung ſich ihr dafür ſehr verpflichtet halten mußte. Mit einem Wort denn: ſie machte mit, und das ſtark.“

Hier wollt’ ich unwillig auffahren, aber mein ehrlicher Freund hielt mich zurück und bat mich, ihn ruhig bis zu Ende reden zu laſſen. Ich zwang mich gelaſſen zu bleiben.

„Sie hatte Liebhaber,“ fuhr er fort, „das iſt gewiß, und wechſelte damit ſo oft es ihr einfiel; dabei aber war ſie eine ſo geſchickte Heuchlerin und wußte ſo gut den Schein zu retten, daß ſie in den beſten Familien Zutritt behielt, und namentlich ältere Frauen ihr ſehr gewogen blieben. Wer hätte es auch gewagt, in ordentlicher Geſellſchaft von ihrem Lebenswandel offen zu ſprechen? Erlaubte man ſich in vertrautern Verhältniſſen etwas davon laut werden zu laſſen, ſo wurde es ſtets von den Damen ſtark in Zweifel gezogen, und die das Nachtheilige vorgebracht hatten, mußten es ſich ſelbſt zuſchreiben, für Verläumder erklärt zu werden, oder wie es glimpflicher ausgedrückt wird: für Médiſeurs.“

„Und das waren Jene, die ſie nicht erhörte,“ brach ich hier wieder heftig los; „ich mag nichts weiter hören!“ Aber mein Freund hielt mich noch immer feſt und erwiederte:

„Du mußt mich hören!“ —

Und nun entſchleierte er mir mit großer Wahrſcheinlichkeit die verſteckte Buhlerei dieſer Frau; er ward ſo überzeugend, daß ich ihm wider Willen glauben mußte. „Ich würde nicht ſo weit gehen,“ ſprach er, „wäre die Gefahr nicht ſo groß für Dich, aber Du ſtehſt auf dem Punkte, ihr Dein Wort zu geben und Dich unglücklich zu machen, und das muß ich zu verhindern ſuchen. So tief iſt ſie ſchon geſunken, daß ſie ihre Gunſtbezeugungen für Geld verkauft.“

„Du willſt mich ganz raſend machen, verrückt bin ich ſchon!“ ſchrie ich.

„Nenne mich einen Schurken, wenn ich Dir's nicht beweiſe!“ erwiederte er kalt. Er griff in die Taſche und zog eine Handvoll Goldſtücke heraus. Ich beobachtete in großer Spannung, was er thun würde; er bat mich um ein Meſſer. Hierauf bezeichnete er jedes Goldſtück mit einem Kreuze und zeigte es mir; ich ſah es deutlich.

„Nun wohlan, Du Ungläubiger!“ fing er dann an,“ was wirſt Du ſagen, wenn Du dieſe fünfzehn Goldſtücke, ſo bezeichnet in den Händen Deiner Geliebten ſehen wirſt? Haſt Du noch nie bemerkt, daß ſie zu gewiſſen Zeiten Gold bei Dir wechſeln läßt?“

Ich hatte nemlich wie viele Banquiers meines Wohnorts einen offenen Wechſelladen, und da wir Nachbarn waren, ſo konnte mir's nicht auffallen, daß die Wittwe oftmals mit Gold zu mir ſchickte, um Silbergeld dafür einzuwechſeln.

Dieß bemerkte ich meinem Freunde; er lächelte bitter und ſprach: Du ſollſt eines beſſern belehrt werden! —

Er verließ mich; mein Blut tobte in mir; ich wollte ihn zurückhalten und vermochte es nicht. Welche Probe! Im günſtigſten Falle mußte ſie mich empören, und wenn nun gar — ich fluchte auf die bereitwillige Zudringlichkeit eines Freundes, der mich mit Gewalt nach ſeiner ehrlichen Meinung glücklich machen wollte. Und war es Blindheit, die mich befallen hatte, warum mich nicht darin laſſen, da ſie mich zufrieden ſtellte und zum Ziele führte; ſo dachte ich eben damals; ich war nicht älter als fünf und zwanzig Jahre.

Andern Tages ſehe ich aus meiner Schreibſtube eine Dame zum Kaſſier eintreten. Ich werfe die Feder hin, eile hinaus, dränge den Kaſſier hinweg, der eben mit höflicher Miene nach dem Wunſche der Eintretenden ſich erkundigen will, und zittre an allen Gliedern, als die Wittwe -- ſchön wie ich nie ſie geſehen — mit einer zarten Hand, aus einem berauſchend duftenden Säckchen Goldſtücke hervorlangt, und mich erſucht, ſie ihr zu wechſeln.

Ich bin nicht im Stande, ihr den Cours anzugeben; mit bebender Hand führe ich einige dieſer Stücke mir dicht vor die Augen und ſehe die fürchterlichen Kreuze, die mich erſtarren machen.

„Sie haben dieſe Goldſtücke von —“ wollte ich ſagen, aber ich beſann mich zur rechten Zeit. „Dieſe Goldſtücke,“ fing ich an, „kenne ich —

Sie haben ſie wahrſcheinlich für einen Gegenſtand erhalten.“ —

„Ich?“ fragte ſie mehr verwundert als verlegen. „Sie haben wahrſcheinlich einem meiner Freunde etwas verkauft,“ ſprach ich weiter, aber immer verwirrter, „Ihren Papagei vielleicht.“ —

„Ich? verkauft? Ihrem Freunde?“ Dieſe drei Fragen ſtieß ſie raſch nacheinander heraus, und wurde roth dabei. —

„Ich kenne dieſe Goldſtücke genau,“ ſtotterte ich, und nun nannte ich den Freund, „noch geſtern ſah ich ſie bei ihm,“ fügte ich hinzu.

„Sie kommen mir ſonderbar vor,“ ſpricht ſie, „ich weiß nicht was Sie wollen!“ Ihr Ton wurde dabei empfindlich. Ich übergab die Goldſtücke meinem Kaſſier, machte ihr eine ſtumme Verbeugung und eilte fort.

Ich verſuchte es, den Brief, den ich eben angefangen hatte, fortzuſetzen, allein es wollte mir nicht gelingen. Ich mußte das Comptoir verlaſſen und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich unfähig, einen beſtimmten Gedanken feſtzuhalten, auf das Sopha warf.

Neuntes Kapitel.

Des Salzlieferanten Tochter. — Der neue Compagnon. — Juden-Ariſtocratie. — Die Braut. —

Ich hatte Unglück mit meinen Heirathsprojecten; das lag darin, daß ich für einen Banquier viel zu ſentimental war. Hätte ich mir die Tochter eines reichen Hauſes durch einen bekannten Mäkler, gleich wie jede andere Waare abſchließen laſſen, ſo wäre das Geſchäft bald in Richtigkeit gekommen. Ich ſchickte aber mein Herz voraus, und verliebte mich zuerſt, und die Mariages d'inclination ſind in unſerm Stande nicht anwendbar.

Zum Glücke machte meine Geſchichte mit der Wittwe faſt kein Aufſehen. Mein treuer Freund ſchwieg, und ſie hatte alle Urſache, von dem Vorfalle nicht zu ſprechen. Nur das fiel auf, daß ich ſie nicht mehr beſuchte; man ſprach acht Tage davon, aber dann dachte Niemand mehr daran. Ich durfte mich glücklich ſchätzen, und mußte meinen Freund hoch verehren, wenn gleich hier von ſeiner Seite nicht eben von einer edeln Aufopferung die Rede ſeyn konnte, denn in der That, ich muthmaßte, daß ihm der Dienſt, den er mir erzeigte, nicht ſehr ſauer angekommen war. Ueberdieß verſtand ich mich noch dazu, ihm ſeine Goldſtücke wieder zurückzuſtellen, die er nach einigem Weigern auch annahm, da er vom Glücke nicht ſehr mit Gold begünſtigt worden war.

Seufzend überreichte ich ihm die von ihm bekreuzten blanken Füchſe, und fügte den Wunſch bei, daß ich nie wieder in den Fall kommen möchte, ſeine Freundſchaft auf ſolch' eine Probe zu ſetzen. —

Der wieder ausgebrochene Krieg bot mir jetzt die willkommenſte Gelegenheit dar, um mich zu zerſtreuen.

Es gab Geſchäftsunternehmungen mancherlei Art und Gegenſtände, ſowohl die Neugier zu reizen, als auch zur angenehmen Unterhaltung. Das Hauptquartier hatte ſich meinem Wohnorte genähert, und dieß führte ſtets die bunteſten Erſcheinungen in ſeinem Gefolge.

Eine der erheiterndſten war mir mein kleiner, dicker Reiſegefährte, der bei dem Salzgeſchäfte reich geworden war. Er hatte ſich eingeſtellt, um eine fette Lieferung zu erſchnappen, und — ſeines Wortes eingedenk — brachte er dießmal ſeine Tochter mit, von der er mir ſo viel Schönes bereits mitgetheilt hatte, daß ich nicht wenig geſpannt auf ſie war.

Es war in der That ein allerliebſtes Mädchen. Hoch gewachſen, ſchlank, eine Brünette, wie vorauszuſetzen war, aber von der lieblichſten Art. Die Naſe ſanft gebogen und fein, der Mund karminroth und knospenförmig, die Augen dunkelbraun, ſchöne Zähne, kleine weiße Hände, zierliche Füße; es fehlte dieſer Mädchengeſtalt nichts zur Vollkommenheit. Auch die andern Eigenſchaften paſſirten auf den erſten Abord; ſie beſaß Mutterwitz und ein tiefes Gefühl, auch hatte ſie manches gelernt und geleſen. Franzöſiſch und Muſik wußte ſie freilich nicht, aber tanzen konnte ſie wie eine Hebe, das ſah man ſchon ihrem Gange an. Auch kann man zierlichen Tanz bei jeder Polin vorausſetzen, ſie ſey nun Chriſtin oder Jüdin.

Als der Vater ſie mir vorſtellte, ſchmunzelte er recht liſtig und ſuchte in meinen Blicken zu leſen; ich war aber zu ſehr gewitzigt worden, um mich zu verrathen, und ich glaube, er erblickte nichts als unverſtändliche Charactere in meinem Geſichte. Zwar war ich weit entfernt, auch dieſem jungen, ſchönen Geſchöpfe eine Unlauterkeit der Geſinnungen zuzutrauen, aber ich wollte den Vater nicht im Entfernteſten zu einer Hoffnung berechtigen, die ich nicht zu realiſiren im Sinne haben konnte.

Dieſe Schroffheit von meiner Seite ſchien indeß auf Vater und Tochter eben nicht den beſten Eindruck zu machen.

Da er ſah, daß es vorläufig mit den Heirathsprojecten ſo gut wie nichts ſeyn würde, ging e mich mit ſeinen Geſchäftsplanen an; hier fand e geneigteres Gehör. Ich hatte gerade disponibl Fonds, und war nicht abgeneigt, auf ſeinen Vorſchlag, in einer benachbarten Provinz große Getreideaufkäufe effectuiren zu laſſen, um damit unſere Armee zu verpflegen. Wir ſchloßen einen Ge ſellſchaftsvertrag, und das Geſchäft begann unter glücklichen Auſpicien. Die Erndte war ergiebig geweſen, und die Preiſe ſtanden niedrig. Mein Compagnon reiste im Lande umher, und da, wie ein altes Sprichwort ſagt: „baares Geld ſtets lacht,“ ſo hatte er leichtes Spiel und konnte unglaublich wohlfeil einkaufen. Er miethete Magazine und ſpeicherte auf, was ſich vorfand, um es nach und nach in unſer Land zu ziehen. Wir wollten dazu den Winter abwarten, um uns dann der wohlfeilern Schlittenfracht bedienen zu können. Man durfte mit Gewißheit vorausſetzen, daß der Feind ſich nicht bis dahin unſern Grenzen nähern würde, und konnte daher ohne alle Beſorgniß ſeyn. Nachdem ſeine Geſchäfte auswärts beendigt waren, kehrte mein einſtweiliger Compagnon in meinen Wohnort zurück, wo er ſich eingerichtet hatte, denn ſeine ganze Familie hatte nunmehr das Städtchen an der Grenze von Gallizien verlaſſen, und war ihm gefolgt. Dieß war mir nicht gleichgiltig, und noch weniger angenehm für den Augenblick.

Es herrſchte unter den in meinem Wohnorte ſeit längerer Zeit domicilirten Judenfamilien eine Art von ariſtocratiſchem Stolze, der ſich gegen jeden Eindringling auf ſchroffe Weiſe erhob. Wirklich unterſchieden ſich dieſe auch in auffallender Weiſe von den Uebrigen, in deren Mitte eine geläuterte Bildung, wenn gleich bei vielen Mißbräuchen, gehörigen Raum greifen konnte. Gewöhnlich ſchloß man ſich ab, und führte mit allen neuetablirten Familien keinen nähern Umgang, als den das Geſchäft bedingte. In dieſem war uns natürlich ein Jeder recht und gleich, er mochte Chriſt, Türke oder Heide ſeyn, um wie viel mehr nicht Glaubensgenoſſen alſo, die uns nur in anderer Beziehung nicht ebenbürtig ſchienen. Nur eines auffallenden Zuges ſey es mir hier erlaubt, Erwähnung zu thun. Wenn der Jude mit dem Juden jede Art des Handels treibt, ſo wird ein jüdiſcher Pfandverleiher doch nie einem Juden Geld auf ein Pfand vorſtrecken. Dieß iſt ein unverbrüchliches Geſetz, deſſen ſonderbaren Grund ich nie erforſchen konnte. Ehrlichkeit, Gewiſſen, ſpielen dabei keine Rolle, denn dieſer Pfandverleiher würde mit dem kälteſten Blute ſeinen eigenen Bruder im Handel übervortheilen, daß ihm die Augen übergehen ſollten.

Mir war es indeß, wie ſchon geſagt, nicht angenehm, durch meine Geſchäftsverbindung gezwungen zu ſeyn, die häufig an mich ergehenden Einladungen meines Compagnons, ihn in ſeiner Familie zu beſuchen, nicht immer ablehnen zu können. Ich muß geſtehen, daß ich mich nicht mit ihm eingelaſſen hätte, würde ich ſchon damals gewußt haben, daß er ſein ganzes Haus nach meinem Wohnort hinverlegen wollte.

Was war aber jetzt zu machen! Ich mußte mich einem neuen Stadtgerede ausſetzen, denn die Geſchäftsverbindung erhielt die Deutung, als ſtrebte ich darnach, des Mannes Schwiegerſohn zu werden. Steht ein reicher, junger Mann einmal im Rufe, auf Freiersfüßen zu gehen, ſo wird jedes Frauenzimmer ihm unter den Händen zur Braut, wie dem Glücklichen Alles, was er anfaßt zu Gold, dem Unglücklichen aber zu Blei wird. Solche Stadtgeſpräche üben inzwiſchen ſtets eine wunderſame Wirkung, man hört ſich ſo lange als das und das bezeichnen, bis man es ſelbſt zu glauben anfängt. „Es iſt kein Spahn, oder es hängt was d'ran!“ *) iſt ein altes deutſches Sprichwort. Die Leute machen nie ein Aufheben von einer Sache, ohne Grund. Meine Freunde brachten mir die Stadtgerüchte in ſo verſchiedenartigen Formen vor, ſie neckten mich ſo liebenswürdig, daß ich mich am Ende mit dem, anfänglich ſo widerwärtigen Gedanken, vertraut machte: zu der Familie des Lieferanten gehören zu können.

Und liebenswürdig, ſchön und reich war das Mädchen! Sollte die Geburt bei Juden ein mächtiges Hinderniß ſeyn? Bei Juden, die ausgeſtoßen von der übrigen Geſellſchaft, die Parias der occidentaliſchen Welt genannt werden dürfen! Es brauchte keine große Philoſophie dazu, meinen Geburtsſtolz zu beſiegen, beſonders wenn meine ganze Empfindſamkeit einem immerwährendem Bombardement aus zwei ſehr ſchönen Augen ausgeſetzt war.

Ich fing nun an, mich mit dem Mädchen öffentlich ſehen zu laſſen; ich führte ſie am Arm in's Theater und auf die Promenade. Das wollte ſchon viel ſagen, das hieß die Leute in ihrer vor-

---

*) Kein Zwiſt ohne Urſache.

gefaßten Meinung Recht geben, und die Stadtgeſpräche beſtätigen.

Immer wohler wurde es mir in Röschens Nähe, immer unruhiger wurde ich, wenn ich nicht bei ihr war. Was kümmerte mich der alte geſchwätzige Schacherer von Vater, die alte Mutter, die ganze nicht ſehr liebenswürdige Familie? Hatte ich denn noch Sinn für etwas außer ihr, wenn ich bei ihr war? Und wurde es überhaupt wohl ſchwer, über dieſe Augen alles Andere zu vergeſſen, was ſich um uns zutrug? — Nachdem ich noch einige Zeit mit mir zu Rathe gegangen war, und überlegt hatte, daß es mir nicht mehr möglich ſeyn würde, ohne Röschen glücklich zu ſeyn, trat ich mit meinem Antrage vor den Vater hin, der darüber, wie Jeder leicht einſehen wird, hocherfreut war. Er hatte ſich lange ſchon damit geſchmeichelt, alle Vorzüge dieſer Parthie wohl erwägend.

Eine jüdiſche Jungfrau wird in ſolchen Fällen nicht gefragt. Röschen war in gegenwärtigem nicht unzufrieden. Auch ſie hatte mich liebgewonnen. Vater und Mutter gaben ihren Segen zu unſerer Verbindung, und unſere Verlobung fand feierlich und nach dem altherkömmlichen Ritus ſtatt.

Von dieſem Augenblicke an gehörte meine ganze Muſe meiner Braut. Sobald mich mein Geſchäft in Ruhe ließ, mußte ich bei ihr ſeyn; jeden Abend in ihrer Geſellſchaft zubringen; ohne ſie durfte ich mich nirgend zeigen. Dieſer Gebrauch wäre ertödtend langweilig, und könnte dazu füglich empfohlen werden, um jede aufkeimende Neigung zu erſticken, wenn nicht allerlei angenehme Freiheiten hinzukämen, die der Neuverlobte ſich zu nehmen berechtigt iſt. Daß wir es nicht daran fehlen ließen, unſerer Freiheiten im vollſten Maaße zu genießen, brauche ich meinen geneigten Leſern nicht erſt lange zu verſichern, wohl aber, daß es mir ein eigenes Gefühl gewährte, mich ſo mit einem Male von Rechtswegen umarmt und geküßt zu ſehen, daß Niemand etwas daran tadeln durfte. Es iſt ein ſchönes Ding um die Legitimitäten; was man auch einem geraubten Kuß für Herrlichkeiten nacherzählen mag, der im gerechten Beſitze iſt, erfreut ſich allein des ſchönſten Genuſſes.

Zehntes Kapitel.

Der Bruder der Braut. — Liſtige Bewerbung. — Die geopferte Millionärin. —

Die polniſchen Juden ſind ein eigener Schlag kräftiger Leute; ſie unterſcheiden ſich ſehr von ihren deutſchen Brüdern. Fern aller modernen Geſittung ſtehen ſie unter dem unmittelbaren Einfluſſe ihrer urſprünglichen Geſetze, und dieſes verleiht ihnen den ächt orientaliſchen Anſtrich.

Sie leben gewöhnlich einfach und nur die reichern unter ihnen kennen einigermaßen das, was man Luxus benennt. Sie ſind ſehr klug, beſitzen einen hohen Grad von Mutterwitz, und dieſe Gaben werden durch das ſtete Grübeln über die Satzungen des Talmud, welches ihnen allein für Erholung und Zerſtreuung gilt, bedeutend erhöht. Dabei ſind ſie von einer unbegränzten Starrheit des Charakters, beharren mit Feſtigkeit in ihren Vorſätzen, und ſind daher zur Ausführung großer Pläne ſehr geeignet, dieſe umfaſſen jedoch nur das Streben nach Reichthum und das, was ein polniſcher Jude häusliches Glück nennt: ein fruchttragendes Weib, eine gehörige Anzahl Kinder, die zur rechten Zeit verheirathet werden kann und deshalb für ein jedes die erforderliche Mitgift.

Von dieſer polniſchen Sorte war denn auch mein zukünftiger Schwiegervater, wenn er gleich deutſche Kleider trug. Der Bruder meiner Braut war ein wüſter Menſch, den ich früher noch nicht gekannt hatte. Er beſaß eine ſehr umfaſſende Waarenkenntniß und war ein gebornes Genie zum Handel. Von einem unbändigen Temperamente, hatte er ſich, da ihm die Mittel dazu reichlich zuſtrömten, allen Ausſchweifungen überlaſſen. Er war jung nach Deutſchland und England gereiſt und hatte dort plötzlich ſeinen einfachen Sitten der Heimath den Abſchied gegeben. Die gewöhnlichen Krankheiten konnten bei dem Lebenswandel, den er führte, nicht ausbleiben, und dieſe hatten bei ihm einen Grad erreicht, daß ſie bereits ſein Geſicht zu verunſtalten anfingen. Er verlor ſeinen guten Namen und man zog ſich von ihm zurück.

Dennoch war es ihm gelungen, durch ſeine kaufmänniſchen Kenntniſſe die erſte Stelle in einem großen Banquierhauſe zu behaupten, das zum Theil durch ihn in weit verwickelte Operationen gerathen war, aus denen es ſich nun ohne ſeine Hilfe nicht herauszuziehen vermochte. Das Intereſſe war zu überwiegend, das ſich mit ſeiner Perſon verknüpfte, als daß der Chef des Hauſes eine beſondere Rückſicht auf das häßliche Ausſehen des jungen Menſchen hätte nehmen ſollen, da um ſo mehr dieſem nicht mehr abzuhelfen war. Dies wußte mein Schwager zu gut und ſein Ehrgeiz ſpornte ihn an, ſein Glück ſo weit zu treiben, als es ihm nur möglich ſeyn würde.

Der Chef des Hauſes, deſſen Disponent er war, hatte eine Tochter, ein liebes Geſchöpf von einer intereſſanten Bildung, von Freiern geſucht, weil ſie noch überdieß ſehr reich war. Dieſer machte der junge, verwegene, polniſche Jude Heirathsanträge; man kann ſich leicht denken, wie ſie aufgenommen wurden. Das Mädchen wandte ihm mit

Verachtung den Rücken und drohte ihm, bei ihrem Vater auf ſeine Entfernung anzutragen, wenn er ſie noch weiter mit ſeinen Zumuthungen verfolgen würde. Er wußte zu gut, daß ſie damit nichts ausrichten konnte, indem er ſeine Stellung, die immer nothwendiger wurde, zu genau zu würdigen wußte. Daher ließ er es denn auch nicht dabei bewenden, ſondern verfolgte ſeinen ſchlau überdachten Plan mit hartnäckiger Conſequenz.

Ein geiſtreicher, kluger Mann hat, auch wenn ſein Aeußeres nicht einnehmend iſt, hundert Mittel, ſich bei den Frauen einzuſchmeicheln. Die Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten, die Aufmerkſamkeiten und Galanterien, ſelbſt wenn ſie läſtig ſind, ſtimmen am Ende das Herz derjenigen, der ſie gewidmet werden, günſtiger. Auch hier war es der Fall. Es lag etwas Rührendes in der Beharrlichkeit des häßlichen, aber geiſtreichen Menſchen, der eben um der letzten Eigenſchaft willen die Geringſchätzung, die ihm zu Theil wurde, doppelt ſchwer empfinden mußte. Dabei war ſeine Stellung im Hauſe ſo glänzend, und er ſelbſt wußte ihren Werth ſo vollkommen zu ſchätzen, daß nur ſeine unbegränzte Liebe für die kleine Tyrannin ihn die Beleidigungen ertragen ließ, womit ſie ihn überhäufte; denn er war nicht der Mann, ſich von andern ungeſtraft beleidigen zu laſſen. Dies ganze Verhältniß ward jedoch, obgleich man es längſt bemerkt hatte, von Seite der Aeltern ignorirt, und beſchränkte ſich mithin nur auf die beiden jungen Leute.

Der Vater des jungen Mädchens lebte den loſeſten Vergnügungen in der Reſidenz und hatte ſein ganzes Geſchäft den Händen meines Schwagers anvertraut. Er gehörte zu den aufgeklärten Juden. Die Mutter war eine bereits in Jahren vorgerückte Frau und ſtreng bigott. Sie heiligte den Sabbath und aß nur kauſchere Speiſen, d. h. ſolche, die den Geſetzen nach den Juden erlaubt ſind und von den Rabbinen eingeſegnet werden. Von eigentlicher Bildung war bei dieſer Frau nicht die Rede, obgleich ſie gern mit dem, was ſie für Bildung hielt, ſich brüſtete.

Bei dieſen Eltern konnte, wie man ſieht, das Verhältniß der jungen Leute ungeſtört fortbeſtehen, und es hatte wirklich ſchon eine gute Weile gedauert. Es war den Freunden des Hauſes zur Gewohnheit geworden, zu ſehen, wie der Disponent den verliebten Sclaven bei der Tochter ſpielte, und dieſe ſelbſt — obgleich ſie noch immer keine zärtliche Neigung äußerte, hatte ſich gleichfalls gewöhnt, ſeine Beſtrebungen ohne Anſtrengung hinzunehmen.

Plötzlich änderte ſich aber des Disponenten Herz und Sinn! Gott, der die Herzen und Nieren prüft, mochte es wiſſen, was ſich in dem Innern des jungen Mannes mit einem Male zugetragen hatte. War es eine Andere, die ihn für ſich einzunehmen wußte und ihn liebevoll feſſelte, während er hier nur im beſten Falle geduldet wurde? Niemand vermochte es, die Urſache zu errathen; der Gegenſtand, der ſeinen Sinn gewandelt, war wenigſtens nicht ſichtbar, oder nicht in der Nähe. Nicht etwa, wie Liebhaber es machen, die überdrüſſig werden und zu brechen wünſchen, trug er ſeine Zärtlichkeiten warm von dieſem Gegenſtande auf jenen über, ſondern ernſt, ja trübe zog er ſich zurück, und die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit ſah keine Spur einer neuen Flamme bei ihm aufkeimen, ſondern nur die kälteſte, an Verachtung gränzende Gleichgültigkeit gegen den Gegenſtand ſeiner frühern Anbetung wurde bemerkt. Ein ſolches Benehmen war ganz darauf berechnet, eine Art von Verzweiflung hervorzubringen, und es erreichte auch dieſen Zweck vollkommen.

Das reiche, hübſche Mädchen, das nun befreit war von den Zudringlichkeiten des häßlichen Menſchen, ward dafür ſogleich von einer Schaar junger Leute belagert, die früher zurückgehalten worden waren, dem Drange ihres Herzens freien Lauf zu laſſen. Auch Chriſten von guter Familie, ja ſelbſt Adelige bewarben ſich um ihre Gunſt, da ſie jetzt die Hand der Schönen frei wähnten, und großes Gelüſte trugen nach den vollen Geldſäcken, welche mit dieſer kleinen, zierlichen Hand ſo feſt zuſammenhingen. Aber ſonderbar genug war es, daß die Huldin eben ſo taub und unempfindlich für dieſe Bewerbungen, als für die frühern blieb. Kurz es war die Donna Diana, jene ſpaniſche Prinzeſſin, wie ſie uns in der bekannten Komödie geſchildert wird, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ihr Beſieger kein ſchöner

Don Ceſar war. Denn wirklich war ſie beſiegt! Was ihr früher ſo unerträglich geſchienen hatte, dünkte ſie jetzt die höchſte Seligkeit. Tag und Nacht dachte ſie nur an die zärtlichen Aufmerkſamkeiten des verliebten Diéponenten, und ſie marterte ſich damit ab, es zu ergrübeln, auf welchem Altar er dieſe nun opferte.

Dieſer Zuſtand der Armen dauerte einige Monate, ohne daß ſich eine Aenderung in dem Verhältniſſe Beider zugetragen hätte. Er blieb kalt und ſcheinbar unempfindlich, während ſie ſich langſam verzehrte.

Aber nur zu aufmerkſam verfolgte er die Wirkungen, die ſein wohlüberlegter Plan hervorbrachte, und erfreute ſich im Stillen daran. Des Mädchens Lage wurde am Ende ſo bedenklich, daß man den Vater aus der Reſidenz heimberief, um ſich mit ihm in dieſer wichtigen Angelegenheit zu berathen. Er kam und mit ihm die Erfüllung des ſchon lange ſehnlichſt gehegten Wunſches meines Schwagers. Die bekehrte Spröde hatte ihren Eltern, auf deren ernſthaftes Zureden, die Urſache ihres ſtillen Grames geſtanden. Hier handelte es ſich jedoch nicht mehr um Galanterien und Courmachen, ſondern um eine dauerhafte Verbindung, wie man leicht denken kann. Der Vater übernahm es, mit dem jungen Mann die Unterhandlung einzuleiten; unter andern Umſtänden wäre er mit feſter Zuverſicht an's Werk gegangen, wie die Sache jetzt den Anſchein hatte, mußte mit zarter Vorſicht das Geſchäft eingeleitet werden. Der Vater war ein gewandter Negociateur und verſicherte ſeine zaghafte Tochter im Voraus des beſten Erfolgs. Und wirklich war das Ende ſchneller herbeigeführt, als die Familie vermuthet hatte. Mein Schwager war nicht ſo thöricht, ſich am Ziele ſeiner Wünſche noch eigenſinnigen Launen zu überlaſſen; er willigte ein ohne Bedenken. Was er allein zum Gegenſtande einer Unterhandlung machte, waren die Stipulationen hinſichtlich des Vermögens und ſeines Antheils an dem Geſchäfte, in das er von nun an als Compagnon treten wollte. Man willigte in Alles, denn es handelte ſich hier ja nur um die Zukunft der geliebten Tochter und ihrer dereinſtigen Kinder. In Kurzem war Hochzeit, und das ſpröde, hübſche Mädchen lebte fortan an der

Seite eines häßlichen, kranken polniſchen Juden, den ſie nie wahrhaft lieben konnte, ſondern nur aus Caprice genommen hatte. Die Unglückliche! —

Nicht lange währte es, ſo machten ſich die unglückſeligen Folgen dieſer Verbindung auf unzweideutige Weiſe kenntlich. Sie erkrankte, und ſo ſehr man auch bemüht war, das eigentliche Weſen ihrer Krankheit zu verſchleiern, ſo drang die Kunde davon doch in's Publicum. So gern dies auch geneigt iſt, ſtets das Schlimmſte zu glauben, ſo war hier das Gerücht doch ſo entſetzlich, daß man ſein Ohr davor verſchloß und von Uebertreibung ſprach. Die junge Frau kränkelte fort und fort; ihr erſtes Wochenbett war unglücklich, ſie gebar ein todtes Kind. Sie reiste in's Bad; nach ihrer Rückkehr wurde ſie wieder nicht geſehen. Welch' ein ſchreckliches Loos, immer ſo ängſtlich zurückgezogen von der Welt leben zu müſſen, in den Jahren der Freude und des Vergnügens, und in einer Umgebung, die ſo lebhaft zu jedem erlaubten Genuſſe herausforderte.

Endlich beſchloß die Familie, die unglückliche Frau wieder der Welt zu zeigen, und nun erfuhr man erſt die Beſtätigung jener frühern Gerüchte. Es hieß, ſie leide an einem Krebsſchaden, der ihr Naſe und Oberlippe angegriffen habe, aber durch die Bemühungen geſchickter Aerzte gehemmt worden war und ſeine Verheerungen nicht weiter fortſetzte. Nach dieſen vorbereitenden Erklärungen ihres Zuſtandes erſchien die junge Frau wieder in den engern vertrautern Zirkeln. Sie war der Gegenſtand allgemeinen Bedauerns, ſo wie ihr Gatte des allgemeinen Haſſes, denn nur ſeinen Ausſchweifungen wurde die Krankheit der Armen zugeſchrieben.

Ihm lag jedoch nichts an der Achtung und Liebe, welche ihm die Geſellſchaft zollte, er lebte in ſeinem Geſchäfte und war ſo ganz und gar Banquier, daß ihm nur die Achtung an der Börſe für etwas galt, und dieſe genoß er im vollſten, reichſten Maaße. Die Mäckler, die poſtäglich ihre ungeheuern Courtagien durch ihn notirten, bückten ſich vor ihm bis auf den Boden, und jeder ehrliche Mann, der mit ihm ein Geſchäft abſchloß, kehrte ſich nicht an ſeine häuslichen Verhältniſſe.

Dieſer Mann ward jetzt mein Schwager. Zum Glücke ſah ihm ſeine Schweſter nicht im Geringſten ähnlich und ſein Vater ſchien mir ein ſchlechterer Geſchäftsmann, aber ein beſſerer Menſch zu ſeyn. Ich war geneigt, mir Glück hiezu zu wünſchen, und es in meiner Lage für etwas Günſtiges zu betrachten. Bald ſollte ich jedoch von meiner Täuſchung zurückkommen. Es iſt wahrlich nicht nöthig, daß Kaufleute etwas anders ſind, als tüchtige Geſchäftsmänner, und die werden die beſten ſeyn, welche ſtatt des Herzens einen Caſſabeutel, oder eine ſolide Tratte im Buſen tragen.

Eilftes Kapitel.

Die Millionen als Deſſert. — Der Salzlieferant als Novelliſt. —

Der Krieg hatte längſt wieder begonnen und Napoleon reſidirte in dem Luſtſchloſſe eines deutſchen Fürſten. Der Winkel Deutſchlands, den wir bewohnten, war indeß noch ziemlich entfernt von dem Kriegsſchauplatze, und wir konnten getroſten Muthes fort operiren. Unſere Provinz erhielt damals große Baarſendungen an Subſidiengeldern, von denen ein Theil an mein Haus addreſſirt war. Sie kamen in eigens dazu erbauten Karren an, welche in ſtarken Federn hingen und die friſch geprägten holländiſchen Ducaten, woraus die Sendungen größtentheils beſtanden, waren in weiches Leder eingenäht, damit ſie ſich auf der weiten Reiſe nicht abrändeten.

Einſt war mir eine Sendung von ein Paar Millionen angezeigt worden, und ich nahm mir vor, meinem Schwiegervater recht ordentlich zu imponiren. Ich lud ihn und ſeine ganze Familie zu Tiſche. Es war ein ſplendides Mahl. Nichts fehlte, was das Herz eines orthodoxen Juden zu erfreuen im Stande iſt.

Nach der braunen Suppe mit den Flügeln und Mägen der Gänſe folgten der Reisbrei mit der dampfenden Knoblauch durchwürzten Wurſt, das geräucherte Bockfleiſch mit Erbſen und Meerrettig, die ſüßen Bohnen mit Würſten, der fette Pudding mit Roſinen und Safran, endlich der große kalekutiſche Hahn mit Kaſtanien und Aepfeln gefüllt; zu allem dem geſellte ſich ſüßer Wein aus der Picardie und Brod vom feinſten Mehl mit Mohn beſtreut. Die Familie meiner Braut ſchwamm in Wonne; Hände und Lippen glänzten von Fett, das an den Gerichten nicht fehlen durfte, und jüdiſche Witzworte und bei den Haaren herbeigezogene Wortſpiele jagten einander. Denn obgleich unſer unvergleichliche Troubadour Saphir damals noch nicht die jüdiſche ſchöne Welt mit ſeinen Calembourgs und Bonmots erfreute, ſo war dieſe Art des Witzes doch ſchon unter uns bekannt, da jeder polniſche Jude von Natur darin excellirt.

Wir ſaßen eben beim Braten, als ein ungeheurer Lärm unten im Hauſe ſich vernehmen ließ. Obgleich ich ſchon wußte, was es gab, ſo ſprang ich doch wie überraſcht auf und lief an's Fenſter. Die Geldſendung war angekommen. Mein Schwiegervater wollte wiſſen, was unten vorging, und als ich es ihm ſagte, war auch ſeines Bleibens nicht mehr bei Tiſche, wenn es ihm gleich gut zu ſchmecken ſchien. Er mußte hinabeilen, um bei der Empfangnahme der Ducaten zugegen zu ſeyn, deren ſo bedeutende Verſammlung für ihn etwas ungemein Ehrfurchtgebietendes hatte. Man muß geſtehen, daß vier bis fünf Millionen in Gold auf ein dafür empfängliches Gemüth in der That einen großen Eindruck zu machen vermögen.

„Es ſind Subſidien, keine Contribution?“ fragte mein Schwiegervater, nachdem er ſich wieder zu Tiſche geſetzt hatte und zähneſtochernd ſeinen Kaffee ſchlürfte. „Das Erſtere“, erwiederte ich.

„Da muß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen ſonderbaren Vorfall erzählen“, fuhr mein Schwiegervater fort. „Als ich neulich wegen der Getreidevorräthe herumreiste, kam ich weit hinein in's Reich und näherte mich ſo dem Hauptquartier Napoleons. Ich bin etwas neugierig von Natur und hab' mir gedacht, vielleicht machſt du 'ein Geſchäſtchen — ein Geſchäſtchen im franzöſiſchen Hauptquartier iſt auch nicht zu verwerfen. Und ſo bin ich doch gereiſt in's Hauptquartier! Ich bin aber geweſen drei Tage dort, iſt mir geworden die Zeit lang, und ich hab' wiederum gedacht, ſollt' es denn nicht möglich ſeyn, mit Napoleon, dem großen Melech, ſelbſt zu ſprechen. Und ich hab' nachgeſucht um die Erlaubniß und hab' mir gedacht, mit Napoleon geſprochen zu haben, iſt auch ein Geſchäſtchen, was rendirte, man kann ja nicht wiſſen, was geſprochen wird, ein Wort gibt das andere, und man kann nicht wiſſen, wozu es gut iſt. Und ſo hab' ich gebeten um eine Audienz und habe geſagt: ich wär ein Lieferant von den feindlichen Truppen.“

„Aber wußten Sie denn nicht, was Sie wagten?“ fiel ich ihm hier erſtaunt in die Rede.

„Blöd' bin ich nicht“, erwiederte er lachend, gewagt hab' ich viel in meinem Leben und wer nicht wagt, gewinnt nicht! Aber nun laſſen Sie ſich weiter erzählen! Man hat mir doch eine Audienz bewilligt! Wie ich Ihnen ſage: ich ſollte kommen Glock zehn Uhr hinaus auf das Luſtſchloß, wollte der Kaiſer Napoleon, der große Mann, mit mir kleinem jüdiſchen Lieferanten ſich unterhalten. Was glotzen Sie mich ſo an mit aufgeriſſenen Augen? Paſſen Sie auf, Sie werden gleich hören, ob ich mein' Sach' nicht gut gemacht habe. Wie ich komm' heraus, iſt doch der Premierminiſter draußen! das heißt, nicht der Premierminiſter von Napoleon, ſondern der Premierminiſter von unſerm Fürſten. Ich bin indeſſen im Garten auf und ab gegangen und hab' gekuckt durch die großen Scheiben, und hab' geſehen, wie ſie miteinander geſprochen haben. Ich ſag' Ihnen, ich hab' kein Wort verſtanden, aber Napoleon hat dem Premierminiſter tüchtig die Wahrheit geſagt. Denken Sie ſich, der vornehme, große Mann, was unſer Premierminiſter iſt, hat ſich müſſen die Wahrheit ſagen laſſen, wie ein Stiefelputzer. Heruntergeputzt hat er ihn! Und Napoleon iſt grad geſtanden, wie eine Kerze, und der Premierminiſter hat gebuckt den Kopf und hat gemacht Komplimente, und hat zu allem nicht ein Wort geſagt. Und dann ſind ſie herausgetreten vor die Thür, die in den Garten führt, und nun hab' ich mich leiſ' von hinten hinzugeſchlichen, weil ich gedacht hab', was ſie da draußen reden, kann doch kein Geheimniß ſeyn und das darf Jeder hören. Und da hab' ich vernommen, daß ſie franzöſiſch geſprochen haben miteinander, weil ich aber franzöſiſch ſchlecht verſtehe, habe ich ſo gut verſtanden, wie nichts. „Sagen Sie das Ihrem Herrn“, hat Napoleon ungefähr geſagt, nur unter der Bedingung mache ich Frieden.“ Und darauf hat ſich der Premierminiſter tief verbeugt und iſt rücklings die Treppe hinuntergegangen, daß ich gemeint hab' bei jedem Schritt, er wird das Genick brechen. — Aber nun iſt mir das Herz ſchwer geworden, weil jetzt meine Audienz an die Reihe gekommen iſt. Erſtens hab' ich mir gedacht, iſt Napoleon jetzt ein wenig aufgebracht durch den Premierminiſter und wird ſeinen Zorn an mir auslaſſen, denn an was läßt ein vornehmer, großer Mann ſeinen Zorn aus, als an einem armen, unſchuldigen Juden? Zweitens hab' ich mir gedacht: es iſt doch ein Malheur, daß du nicht gut franzöſiſch kannſt und Napoleon wahrſcheinlich nicht gut deutſch verſteht; das kann der Lebhaſtigkeit der Unterhaltung ſehr großen Schaden thun. Aber ich hab' doch gehabt einen Einfall, daß ich mich hätte ſelbſt beim Kopf nehmen mögen und tüchtig abküſſen, wenn es wär' angegangen. Ich hab' mich ſchnell reſolvirt. Scholem, hab' ich mir gedacht, thu' einmal etwas vor der Menſchheit und ſetz' dein eigenes Intereſſe bei Seite. Und nun ſollen Sie hören, was der kleine Scholem hat gethan vor der Menſchheit. Ich hab' zwar gezittert, wie ich mich hab' hereinführen laſſen zu Napoleon, ich habe mich aber wahrhaftig nicht geforchten. Warum ich hab' gezittert, war doch die Urſache, daß ich bin geweſen herumgelaufen den ganzen Morgen im kühlen Garten und hab' an den Blumen gerochen, und hab' wollen das Stückchen Fleiſch, was ich zum Frühſtück mitgenommen hatte, nicht eſſen, weil ich hab' wollen haben einen reinen Athem. Man kann ja nicht wiſſen, wie nahe mir Napoleon in der Hitze auf den Leib rückt, hab' ich mir gedacht, und es iſt beſſer, du eſſeſt das Stückchen Braten nicht, weil dein' Frau ihn immer mit Knoblauch einreibt. Sie ſehen, daß ich hab' behalten meine Préſence d'Esprit, weil ich hab' können philoſophiren über den Geruch des Knoblauchs in dem Augenblick, wo ich hab' ſollen treten vor den Weltbezwinger Napoleon — und ich hab' nichts davon gegeſſen den ganzen Morgen und von der feuchten Luft und von dem Riechen an die Blumen iſt mir geworden übel zum Umſinken. Was bin ich gewöhnt, an die Blumen zu riechen? Darum hab' ich mir vorgenommen, mich kurz zu faſſen, ſonſt ſag' ich Ihnen, daß ich hätte mehr gethan vor der Menſchheit. Hat Napoleon mich gefragt: „Was ich will!“ Hab' ich ihn zuerſt gebeten, er möcht' etwas langſam ſprechen, weil ich der franzöſiſchen Sprache nicht gehörig gewachſen bin, und hab' dann geſagt: er möchte die Gnade haben und meinem Vaterlande die grauſame Kontribution erlaſſen. Es ſeyen brave Leute bei uns im Lande und es könnte ſein Wille nicht ſeyn, das ganze Land ſo unglücklich zu machen.“ Darauf hat Napoleon ſeinen Buchhalter hereingerufen und hat ſich ſein Hauptbuch bringen laſſen. Ich ſag' Ihnen ein Hauptbuch, wie ich mein Lebtag keines geſehen habe. Es war in rothem Leder gebunden und mit Gold beſchlagen, und die Blätter waren zehnmal ſo groß, wie unſer Hauptbuch. Und da hat jeder Staat, mit dem er Krieg geführt hat, ſein Conto gehabt mit Debet und Credit; ich ſag' Ihnen eine exemplariſche Ordnung! Die doppelte italieniſche Buchhaltung iſt ein Hund dagegen! Und da hat er nachgeſchlagen das Conto von unſerm Staat, und hat ein Bleiſtift genommen und zuſammen gerechnet, und addirt und ſubtrahirt, was weiß ich! und hat dann geſagt: „Ich ſeh' ein, vous êtes un brave homme! aber ich kann auf Seligkeit nichts nachlaſſen; der Krieg iſt mir ſelbſt zu theuer zu ſtehen gekommen.“ Da hab' ich geſehen, was er für ein braver Mann iſt, und daß er nur ſeine baaren Auslagen immer wieder haben will. Den Koſtenpreis, ſonſt wahrhaftig nichts! Ich hab' zwar noch einige Male davon angefangen zu ſchmuſen, aber er war nicht davon abzubringen, und ich bin wieder von ihm gegangen, wie ich zu ihm gekommen bin, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aber das Meinige hab' ich doch gethan, das hab' ich mir wenigſtens ſagen können. Und das war die Geſchichte von der Contribution, die mir iſt eingefallen vorhin bei Ihrer Geldſendung, Herr Schwiegerſohn, wobei Sie werden notiren, eine ſchöne Proviſion. Aber meine Geſchichte iſt noch nicht zu Ende. Sie haben doch angefragt von dort aus durch den Geſandten, ob ein geheimer Kommiſſarius iſt worden geſandt, um wegen Nachlaß der Contribution zu unterhandeln, wie ich habe gehört, für ganz gewiß. Und ich bin überzeugt, wenn ſie wüßten, daß ich es bin geweſen, daß ich werd' bekommen einen Orden. Aber was ſoll mir der Orden! Als ich krieg' einen Orden, darf ich ihn doch nicht tragen; ein Orden iſt ein Kreuz, und ein ehrlicher Jud', was ſoll der machen mit dem Kreuz?“ —

Meine Leſer werden aus dieſem Gewäſche deutlicher abnehmen können, was mein Schwiegervater für ein Mann war, als ich ihnen durch die detaillirteſte Beſchreibung zu zeigen im Stande geweſen wäre. Er war zudringlich, arrogant, dreiſt, wie eine gewiſſe Art von Juden, ich kann und darf es nicht verſchweigen, nur immer ſeyn kann, da man ihnen leider nicht mit Unrecht jene ſchlimmen Eigenſchaften vorwirft. Dabei aber beſaß er noch einen Fehler, der bei den polniſchen Juden ſehr häufig angetroffen wird, er log entſetzlich. Was an dem Vorfall mit Napoleon Wahres ſeyn mochte, war mir nicht möglich zu ergründen; mein Verhältniß zu ihm hinderte mich, ihm zu widerſprechen und ihn auf die Unwahrſcheinlichkeiten aufmerkſam zu machen, die in ſeiner Erzählung ſich drängten; ich nahm alſo Alles geduldig hin.

Augenſcheinlich wollte er durch die Erwähnung dieſes Vorfalls ſich bei mir in Anſehen ſetzen und ich begnügte mich blos, ihm zu bemerken, daß ich für die Folge ihn bitten müſſe, ſolche Wagſtücke zu unterlaſſen, weil er ſich leicht dadurch in große Gefahr bringen könne. Wie bald könnte man nicht den Verdacht der Spionerie erregen, und von dem Verdachte zu den zwölf Kugeln des Standrechts war in damaliger Zeit nur ein kurzer Schritt.

Er nahm meine Warnung mit Sammlung hin,

als ob er ſelbſt an den ſo eben umſtändlich erzählten Fall glaubte; und vielleicht that er es auch: denn der Lügner, der ſein Handwerk mit Ehren treiben will, muß von ſeinen Erfindungen ſo erfüllt ſeyn, als ob er ſie wirklich erlebt hätte.

Zwölftes Kapitel.

Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. — Tod ſeiner Frau. — Hochzeit. — Röschen als Hausfrau. — Unfall bei der Kornſpeculation. — Blitz aus heiterer Luft. —

Ich würde meinen Schwiegervater nicht ſo weitläufig hier geſchildert haben, wenn nicht eben die Schwächen und ſchlimmen Eigenſchaften dieſes Mannes Schuld an ſeinem Unglücke geworden wären und mich zur rechten Zeit von ihm entfernt hätten.

Gewiſſe Urſachen ließen in mir Zweifel über ſeine Vermögensumſtände aufſteigen. Das Korngeſchäft, welches größtentheils mit meinem Gelde gemacht worden war, erregte mein Mißvergnügen und ich ſuchte davon loszukommen. Ich ſtellte ihm die Sache vor, und wir einigten uns dahin, daß ich ihm das Kapital gegen Zinſen überlaſſen ſollte, und er dann das Geſchäft auf eigene Rechnung übernähme. Die Geldſumme, obgleich ziemlich bedeutend, gab ich verloren, und war dabei noch herzlich froh, ſo wohlfeilen Kaufes davon loszukommen. Mein guter Stern gab mir dieſen Schritt ein. Im Uebrigen blieb ich mit meinem ehemaligen Compagnon im beſten Vernehmen und meine Braut, die ſich ſonſt wohl um meine Geſchäfte zu kümmern pflegte, erfuhr nichts von dieſer freundſchaftlichen Auseinanderſetzung.

Um dieſe Zeit war es, daß die Mutter meiner Braut das Zeitliche ſegnete; es war eine dicke, rothe Frau, die viel aß und ſich keine Bewegung machte; kein Wunder alſo, daß ſie der Schlag rührte.

Meine Braut mußte nun nach dem Tode ihrer Mutter dem Hausweſen vorſtehen, und obgleich ich mich wenig um ſo etwas zu bekümmern pflegte und wie natürlich auch nichts davon verſtand, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ſie dadurch einen überaus günſtigen Eindruck auf mich machte, indem ſie große Verſtändigkeit, Sanftmuth, Sparſamkeit und andere häusliche Tugenden in dieſen Verrichtungen entwickelte. Ich ſah zum erſten Male ein ſolches Weſen in der Nähe und zwar ſo aufmerkſam, als wenn ich etwas davon abſehen wollte. Das Haus meines Schwiegervaters ſchien mir ein neues, verjüngtes Ausſehen zu erhalten; Alles war rein, nett, ruhig, geordnet, chriſtlich — wenn es mir erlaubt iſt, es ſo zu nennen. Wenigſtens habe ich in chriſtlichen Haushaltungen, die ich in ſpäterer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, es ſtets ſo gefunden. Ich darf ſagen, daß dieſes Walten meiner Braut in dem Hauſe ihres Vaters mir zuerſt den rechten Sinn für das Glück einer ſchönen Häuslichkeit erſchloſſen hat. Der Alte hatte nun freilich kein Auge dafür, wenn es ihn gleich freute, daß ich ſtärker angezogen, die Bande enger zog, die mich an ſeine Familie knüpften und jetzt öfter, ja faſt beſtändig um meine Braut war. Auch das Mädchen war nicht wenig dadurch geſchmeichelt und lächelte freudig, wenn es mich kommen ſah, und war in ſich ſtill vergnügt, wenn ich um ſie blieb.

Neben dieſem Allem darf nicht zu erwähnen vergeſſen werden, daß die Schönheit des Mädchens ſich immer vollkommener entfaltete, und ihr zartes, tiefes Gemüth mir immer klarer wurde, ſo daß ſie in jedem Betracht ein herrliches Geſchöpf genannt werden konnte.

Mein Schwiegervater mußte jetzt der Kornvorräthe wegen reiſen, weil der Feind ſich der Provinz näherte, wo ſie aufgeſpeichert lagen. Unſere Armee zog ſich dahin und die Verpflegung ſollte beginnen. Es ging anfänglich gut und die zu wohlfeilen Preiſen eingekauften Früchte gaben einen ungeheuern Profit. Allein nicht lange dauerte dieſes Alles. Noch nicht zur Hälfte waren ſie aufgezehrt, als eine große Schlacht ganz in der Nähe der Hauptmagazine geliefert wurde, die unglücklich für die Waffen unſers Landes ablief. Mein Schwiegervater floh im erſten Augenblicke mit den Unſern, aber er verlor den Kopf nicht. Der Feind beſetzte die Stadt und die Provinz. Haben geſchlagene Soldaten Appetit, ſo haben ihn ſiegende noch mehr; dachte er bei ſich. Es wurden Requiſitionen ausgeſchrieben nach allen Seiten; allein die Gegend war arm und die Vorräthe aufgekauft. Da erſchien mein Schwiegervater plötzlich wieder auf dem Platze, um, wie er ſagte, ſein Eigenthum zu retten. Wie er es einleitete, darüber herrſcht zur Zeit noch ein Dunkel, genug, von ſeinen trefflichen Vorräthen ſchmausten die feindlichen Soldaten. Er kam zu uns zurück, ſprach von ſeinem Verluſte, tröſtete ſich und uns aber damit, daß er noch zu ertragen wäre.

Der Friede folgte bald und ich zögerte nicht länger, meine Hochzeit zu feiern. Wir richteten uns prächtig ein, zu dem alten Hausrath meiner Eltern, der zwar koſtbar, aber nicht mehr zeitgemäß war, geſellten ſich Gegenſtände, wie ſie die neueſte Mode erfunden hatte. Ich nahm mir vor, ein ſogenanntes offenes Haus zu machen und Alles hineinzuziehen, was ſich in der Geſellſchaft unſers Wohnortes auszeichnete. Meine junge Frau theilte nicht ganz dieſen Willen. Sie hatte einen angebornen Trieb zur Sparſamkeit, den ſie nicht überwinden konnte, da er zu lange in ihrem väterlichen Hauſe genährt worden war, wo Alles mit Macht dahin neigte. Jedoch freundlich und gefällig, wie ſie war, willigte ſie in Alles, was ich veranſtaltete und anordnete, um mir mein häusliches Leben angenehm zu machen. In der That war auch jedes Mittel dazu vorhanden, während kein Grund obwaltete, eine ängſtliche Sparſamkeit uns zur Richtſchnur zu wählen. Mein Vermögen war urſprünglich groß geweſen und hatte durch viele glückliche Speculationen ſo zugenommen, daß ich ſelbſt eine tüchtige Schlappe, wie ich ſie jetzt durch die zum Theil verunglückte Getreideſpeculation meines Schwiegervaters empfing, nicht im Geringſten fühlte.

Mit der ſtipulirten Mitgift hatte es eben auch einen Hacken und ich bekam nur die Hälfte und das nicht einmal ſogleich ausbezahlt. Auch hier mußte das Unglück mit der Getreideſpeculation als entſchuldigender Deckmantel dienen. Allein ich liebte nunmehr meine Frau ſo ſehr und wahrhaft, daß ich leicht den Großmüthigen ſpielen und mich über die Mitgift wegſetzen konnte. Seltſam erſchien es mir jedoch, wenn ich darüber nachdachte, daß ich mich jetzt in einem Fall befand, den ich mir früher nicht hatte denken können. Ich beſaß eine Frau, die ich wahrhaft, ohne alle Nebenintereſſen, um ihrer ſelbſt willen liebte, hatte noch ein bedeutendes Stück Geld durch dieſe Liebe eingebüßt, da ich ohne ſie dem alten Papa keine Nachſicht geſchenkt haben würde, und endlich war ich nun gewiß und wahrhaftig ein Ehemann geworden; eine Charge, zu der ich ſchon einigemale mit Ernſt einen Anlauf genommen hatte, aber immer wieder ſchnell zum Rückzug blaſen mußte.

Kurz nach der Hochzeit verließen wir unſer ſchönes Haus, um — ganz im großen Style — eine Reiſe zu machen. Wir wählten Wien zum Ziel derſelben. Es war gerade die Zeit des Congreſſes, wo Alles im vollſten Glanze dort ſtrahlte. Ich freute mich, meiner jungen Frau dieſe Herrlichkeiten zeigen zu können. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Kaum hatten wir uns den Genüſſen der Kaiſerſtadt mit dem unbefangenſten Gemüthe hingegeben, als uns eine Schreckenspoſt ereilte, die uns wie ein Blitz aus heiterer Luft zu verſchlingen drohte.

Allein dieſe Geſchichte gehört in ein anderes Kapitel. Und wenn das Gegenwärtige gleich zu kurz ſeyn ſollte, je nun! ſo handelt es von den erſten Tagen nach der Hochzeit und darum ſey es auch kurz, wie Flitterwochen der Neuvermählten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wiener Congreß. — Der chriſtliche Wirth. — Judenhaß. — Trauriges Verhältniß. — Ausgezeichnete Juden. —

Es kann nicht meine Abſicht ſeyn, die Feſtlichkeiten zu beſchreiben, die Wien zu jener Zeit darbot. Man weiß, daß die mächtigſten Fürſten der Welt ſich als Gäſte dort befanden, und wie großartig der Kaiſer von Oeſtreich den Wirth machte. Eben ſo außerordentlich als die Veranlaſſung, waren auch die Genüſſe, eben ſo außerordentlich als dieſe, auch die Koſten, welche aufgewendet wurden. Es war eine Zeit des Jubels und der trunkenen Luſt. Die Leute bildeten ſich damals wirklich ein, die Welt von einem fürchterlichen Scheuſal befreit zu haben, und ſahen es nicht kommen, daß kaum zwanzig Jahre vergehen würden, und man ungeſcheut dieſem damals anerkannten Scheuſal den

Beinamen „des großen Mannes“ einſtimmig zuerkennen würde. So wechſelt die Zeit und wir mit ihr! —

Wir profitirten indeß von der allgemeinen Fröhlichkeit ſo gut wir konnten, und was war denn wohl auch für ein junges, liebendes Ehepaar Beſſeres zu thun? Ein großes Banquierhaus, mit dem ich ſeit vielen Jahren in bedeutender Geſchäftsverbindung geſtanden hatte, und das von unſerer Reiſe nach Wien unterrichtet war, hatte uns aufgenommen, weil in den erſten Gaſthöfen, um ſich für längere Zeit bequem einzurichten, keine Gelegenheit vorhanden war. Dieſes noch jetzt hochgeachtete Banquierhaus iſt ein chriſtliches. Ein ſchönes Beiſpiel milder Toleranz; ich glaube nicht, daß ein Frankfurter oder Hamburger Haus einem jüdiſchen Ehepaar den Aufenthalt ſelbſt für theure Bezahlung geſtattet haben würde. Hier geſchah es aus Freundſchaft! —

Einmal ſagte mir der Sohn eines angeſehenen chriſtlichen Hauſes in Hamburg, als ich mit ihm von einem reichen und zugleich anerkannt rechtlichen jüdiſchen Banquier ſprach, der Einer der Er=

ſten an der dortigen Börſe war: „Ich habe gehört, daß er ein redlicher und gebildeter Mann ſeyn ſoll, aber wir kennen ihn nicht. Wer kommt wohl mit ſolch Einem in Berührung? Sie wiſſen ja wohl, daß er ein Jude iſt.“

Er erzeigte mir, nach ſeiner Meinung die Ehre, mich nicht für einen Juden halten zu wollen, um mir deſto ſicherer die Inſolenz in's Geſicht zu ſchleudern. Ich aber zögerte nicht, ihn über mein Glaubensbekenntniß aufzuklären, und überließ ihn einer Beſchämung, die er vergebens hinter einem Lächeln zu verbergen ſuchte.

Der Judenhaß herrſcht allerdings noch in den meiſten Ländern Europas, und wird wohl auch in den nächſten Jahrhunderten noch nicht gänzlich auszurotten ſeyn. In einigen Ländern, wie in Polen und Italien, iſt er mit Verachtung gepaart, hin und wieder iſt er ſogar noch fanatiſch, und könnte ſich ganz ruhig in Judenblut baden, aber nirgend iſt er ſo lächerlich als in Deutſchland. Dieſes Land beſitzt gewiß die gebildetſten Juden, und die deutſchen Chriſten müſſen dieß auch gebührend anerkennen. An Neckereien fehlt es aber nirgend. Hier müſſen ſie noch gleich wie im Mittelalter in einer ſtinkenden Straße wohnen, dort dürfen ſie nicht das Caſino beſuchen, hier kommen ſie nicht an die Börſe, dort dürfen ſie ſogar nicht in gewiſſen Kaffeehäuſern erſcheinen. Und bricht irgend etwas aus, woraus ein Unglück entſtehen könnte, oder einem Chriſten Verdruß erwachſen, gleich müſſen die Juden heran, um das Sündengeld zu zahlen, und das Bad zu entgelten.

Iſt man mit der Obrigkeit nicht zufrieden, und will man Exceſſe verüben, gleich heißt es: „O die verfluchten Juden!“ Und man wirft ihnen zur Geſellſchaft die Fenſter ein. Und liegt nicht in dieſem Augenblick ein neuer Beweis dieſer lächerlichen Wuth am Tage? Nachdem die chriſtlichen Weltverbeſſerer allerlei experimentirt haben, und ihnen die politiſchen Flügel weidlich beſchnitten worden ſind, laſſen ſie ihren verbiſſenen Ingrimm an einem Häuflein armer Schriftſteller aus, die jugendlich unbeſonnen gefehlt haben, und den Gerichten verfielen. Man kennt dieſe Schriftſteller Alle, man weiß ihre chriſtlichen Taufnamen, nicht ein Einziger iſt darunter, der Iſaak, Moſes, Iſaſchar oder Eleazar hieße; man kann jeden Augenblick die Taufſcheine herbeiholen, um ihre chriſtliche Geburt zu beſtätigen, man weiß, daß ihre Eltern chriſtliche Gewerbe trieben, daß ſie Tuchſcheerer, Gendarmen, Nachtwächter waren, daß kein Vater dieſer Kinder: Geldwechsler, Pfandleiher, Kleidertrödler war, die entehrenden Beſchäftigungen, wozu die Intoleranz der Chriſten die Juden noch fortwährend verdammt; aber dennoch ſprudelt man Gift und Galle gegen Juden und Judenthum auch bei dieſer Gelegenheit; dieſe nicht chriſtlicher Liebe vollen Chriſten können und wollen ſich dieſe ſchöne Gelegenheit nicht vorbei gehen laſſen, ihre Herzen zu erleichtern.

Und wen meint man damit? Auf wen ſind dieſe Luſthiebe gerichtet? Sie ſprechen nur ſtets von den Bücher ſchreibenden Juden; die Rothſchilde, die mit päbſtlichen und katholiſchen Kreuzen decorirt wurden, laſſen ſie aus dem Spiele. Meinen ſie etwa Rießer? dem Niemand eine verderbliche Richtung vorwerfen darf, und den alle Parteien bis jetzt den Edeln nennen müſſen! Etwa Börne? der auch von ſeinen Feinden die Anerkennung erfährt, daß er nie unſittlich war, und nicht verſucht hat, die deutſche Sittenreinheit durch galliſches Gift zu verderben. Saphir oder Oettinger? ich muß zu dieſen greifen, da unſere Gallerie bald zu Ende iſt; dieſe, die nichts als heitre Spaßmacher ſind, die ihren Witz vor dem Volke auskramen, und ſich für Beifall wie Schläge gleich dankbar zeigen. Nun bleibt Niemand als Heine — Heine, der ſein Chriſtenthum als das heiligſte und von ihm verehrteſte zu verſchiedenen Malen ſchon proclamirte, und ſich zum Theil ſelbſt durch Verſpottung von den Juden losſagte, der nie eine Synagoge betrat, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe und einſt den Satz aufſtellte: „Der jüdiſche Glaube ſey keine Religion, ſondern ein Unglück;“ und dieſer Heine ſoll und muß jetzt ein Jude ſeyn, trotz der eigenen Bekenntniſſe über ſeine Erziehung und Geſinnung, blos weil er als Jude geboren ward. Und um dieſes Einen willen, erzeigt man dem ganzen Häuflein jener Schriftſteller die Ehre, ſie für Juden zu halten, oder den Juden vielmehr, ſie an dieſer ganzen ärgerlichen Geſchichte Theil nehmen zu laſſen. Ich kannte einſt einen Bürger der vereinigten Staaten, einen ſchöngewachſenen, wohlausſehenden Mann, den Niemand für einen Juden gehalten haben würde, ſo wenig trug ſein Geſicht das altorientaliſche Gepräge; den fragte man an der Börſe einer deutſchen Handelsſtadt um ſeinen Namen. Der ihn darum fragte, war ein Lump von einem Mäkler, der eben die Courtage notirte, die ihm der Amerikaner zu verdienen gab. Der Name klang nach dem alten Teſtamente, und der Mäkler fragte ſogleich: „Nicht wahr, ſie ſind ein Jude?“ Da ſah ihn der Amerikaner groß an, und erwiederte: „Welche Neugier heißt Sie mich deßhalb befragen? Bei mir zu Lande fragt kein Menſch darnach, und Jude und Chriſt ſind Benennungen, die nur in der Tiefe des Gewiſſens Klang haben, im öffentlichen Verkehr aber nie vorkommen. Merken Sie ſich das, wenn Sie mit mir ferner zu thun haben wollen, und ſuchen Sie vor allen Dingen von ihren dummen Vorurtheilen loszukommen.“ — Der Mäkler, der nach den Geſchäften des reichen Amerikaners lüſtern war, hatte genug an dieſer Pille, und ließ ſich nicht wieder einfallen, darauf anzuſpielen.

Und ſoll ich mir nun einen jungen Menſchen denken, deſſen Eltern in Prag oder Frankfurt in der Judengaſſe wohnen, und vom Kleinhandel leben. Er beſucht die öffentliche Stadtſchule, das Reich des Wiſſens iſt ihm erſchloſſen, und er macht bedeutende Fortſchritte darin. Die Stunden des Unterrichts ſind ſeine ſeligſten, er fühlt ſich froh und frei, er denkt in ſolchen Augenblicken auch ein Menſch gleich ſeinen Mitſchülern zu ſeyn, geboren wie ſie, um ſich jedes erlaubten Genuſſes zu freuen, berufen wie ſie zu Aemtern, ſeinen Mitmenſchen zu nützen, und durch ſie einſt zu Ehren und Würden zu gelangen. Aber wie ſchrecklich iſt ſein Erwachen aus dieſen ſchönen Träumen, wenn der Unterricht geendet iſt, und er zu ſeinen Eltern nach Hauſe kehrt, die in Schmutz und Elend in den ſcheußlichen Höhlen leben, wohin ihre Mitbürger ſie hingebannt haben, und wo auch er ſein Leben zubringen muß. Armer Jüngling, und liebſt Du Deine Geburtsſtadt, oder willſt Du Deine alten Eltern nicht verlaſſen, oder

Deinen Mitbürgern nützen, als Arzt oder Geſchäftsmann von Einſicht, ſo mußt Du dort aushalten, wo Deine Geburt Dich verwies, und ſollteſt Du auch darüber bittere Thränen vergießen Dein Leben lang. Kein Menſch erbarmt ſich Deiner; verſchloſſen ſind Dir die Kreiſe der Gebildeten; Du lebſt ausgeſtoßen, verachtet und dem Spotte preisgegeben.

Ich weiß, daß einige gebildete Juden Prag verließen, weil ſie die Schmach nicht ertragen konnten, in der Judenſtraße wohnen zu müſſen, und in neueſter Zeit ſind Familien von Hamburg weggezogen, wo ſie zwar in jedem Stadttheile prächtige Wohnungen inne haben, um trotz der Judengaſſe, nach Frankfurt zu ziehen, wo ſie nicht in's Caſino dürfen. Aber in Hamburg muß ihnen auch gar zu übel mitgeſpielt worden ſeyn! — Es ſey mir hier noch erlaubt, einige Namen anzuführen, die ſich in neueſter Zeit in Künſten und Wiſſenſchaften auf die rühmlichſte Weiſe auszeichneten, und dabei die Frage aufzuwerfen, ob es denn die Juden verdienen, daß man ſie auf jede mögliche Weiſe verdächtige, als richteten ſie überall nur Schaden und Verderbniß an, ſie mögen ſich dem Schacher oder edlern Beſtrebungen hingeben. Man erwäge die Anzahl dieſer wahrhaft ausgezeichneten Männer bei dem kleinen Häuflein der weithin zerſtreuten Israeliten, ohne eigentliches Vaterland, man bedenke, mit welchen Entbehrungen und Schwierigkeiten ſie kämpften, bis ſie ihren eminenten Standpunkt erreicht hatten: denn ein Jude muß, um anerkannt zu werden, das iſt gewiß — doppelt ſo viel gute Eigenſchaften beſitzen, als in gleichen Verhältniſſen ein Chriſt. Dieß wird Niemand in Abrede ſtellen können. Doch nun zu den Namen. Im Fache der bildenden Kunſt: Bendemann, Leſſing, Oppenheim, Veit. In der Muſik: Meyerbeer, Mendelsſohn-Bartholdy, Halevy, Moſcheles, Herz, Hiller. Die Schauſpieler: Jerrmann, Urban, Rott, Herzfeld, Carl, Nourrit, Braham. Die Gelehrten: Neander, Veit, Domprediger in Wien, Friedländer in Halle, Sachs, Rector der Univerſität in Königsberg. Ferner: Heine, Börne, Rießer, der jüngſt verſtorbene Ludwig Robert und ſeine Schweſter, die allgemein verehrte Rahel. Daß ich hier nur das Ausgezeichnetſte anführte, bedarf keiner Erwähnung.

Ich wende mich nun wieder fort von dieſen Betrachtungen, zu dem heitern Wiener Leben, wo ſchon vor zwanzig Jahren ein edler und gebildeter Chriſt ſo wohldenkend war, daß er keinen Anſtand nahm, ein jüdiſches Ehepaar in ſeinem pallaſtähnlichen Hauſe zu beherbergen, ohne die Beſorgniß zu hegen, daß es dadurch verunreinigt werden könnte.

Seit der Verheirathung hatte ich mich beſtrebt, meine Frau von den alten, orthodoxen Gebräuchen zurückzubringen, an denen ſie in ihrem väterlichen Hauſe gewöhnt war. Es wurde mir nicht ſchwer. Da in ihrem Gemüthe wahre, innige Liebe zu mir herrſchte, ſo konnte ich auf ihr innerſtes Gemüths- und Seelenleben ſehr leicht einwirken. Die ſtrenge Befolgung der Vorſchriften in Betreff der Nahrungsmittel, worüber fromme Juden unverbrüchlich wachen, war von uns längſt bei Seite geſchoben worden. Dieſe Geſetze, die im grauen Alterthum wohl nicht mehr und nicht minder, als weiſe Polizeiverordnungen waren, wie ſie das heiße

Clima Aegyptens und der Wüſte, und die damalige Lebensweiſe erheiſchten, wurden mit einem gewichtigen Nimbus umſchleiert, und nach und nach zu Geboten erhoben, welche unmittelbar von der Gottheit ausgeſtrömt ſeyn ſollten. Dieß leuchtete mir längſt ſchon ein, obgleich das Andenken an die geſpenſtige Ohrfeige, deren ſich meine Leſer wohl erinnern werden, mich immer noch innerlich ſtark zu erregen vermochte. Meine Frau ward bald meiner Meinung, und dieß erlaubte uns von den freundlichen Einladungen häufig Gebrauch zu machen, womit uns unſere liebenswürdigen Wirthe beehrten. So lernten wir das anmuthige Gemälde einer gebildeten chriſtlichen Familie zuerſt kennen, und die Genüſſe, die uns dadurch bereitet wurden, laſſen ſich nicht beſchreiben. Nun ſahen wir erſt ein, was Erdenglück ſey, und es konnte nicht ausbleiben, daß wir Parallelen mit Allem zogen, was ſich uns bis jetzt als ſolches dargeſtellt hatte, und heftig davon ergriffen wurden.

Welch ein Leben hatten wir bis jetzt zu beobachten gehabt, und welch ein Leben ſelbſt bis zu dieſem Augenblicke geführt? Wir fühlten uns ſo ſtark hingezogen zu den liebenswürdigen Menſchen, und doch zugleich ſo beengt, daß wir nicht ganz ſo waren, wie ſie, daß wir ernſte Betrachtungen über unſere Lage anſtellten, und mit einander zu Rathe gingen, wie dem wohl abzuhelfen ſeyn möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Bekehrungsverſuche. — Der getaufte Bruder. — Fortſchritte. — Der Glaubensunterricht. — Die heilige Taufhandlung. —

Die Frau vom Hauſe, welche meine Frau ſehr liebgewonnen hatte, war eine fromme, chriſtliche Dame. Sie hing mit ſtrenger Seele am katholiſchen Glauben, und ſchien es mit inniger Freude zu bemerken, daß meine arme Frau, die ſo wenig Troſt in ihrem eigenen Glauben fand, ſich ſorgfältig nach allen Uebungen erkundigte, die der ihrige ihr auferlegte, und wodurch ſie — wie ſie ſagte — eine wunderbar heilſame Stärkung erhielt. Sie belehrte meine Frau über die Kraft, die in der Anhörung der heiligen Meſſen liegt, über den magnetiſchen Einfluß, den der ſegnende Prieſter ausübt, über die ſelige Beruhigung, die auf abgehaltene Beichte folgt, und den Aufſchwung des Gemüthes nach genoſſenem Abendmahl. Meine Frau geſtand es mir, daß ſie mit einer Miſchung von Furcht und Bewunderung dieſen Schilderungen zuhorchte, und ich wußte nicht, was ich dazu ſagen ſollte. Ich mochte nicht abrathen, da ich einen ſeltſamen Zug nach dieſen Myſterien auch mich ergreifen ſah, und wenn ich noch Scheu fühlte, mich ihm gänzlich zu überlaſſen, ſo geſchah es weniger, weil ich unſern alten Jehovah zürnend ſeine Blitze nach uns ſchleudern zu ſehen fürchtete, ſondern weil ich Rückſichten gegen meine frühern Verbindungen zu nehmen hatte, und endlich weil ein altes, vielleicht nicht mit Unrecht begründetes Vorurtheil, mir den getauften Juden in einem gehäſſigen Lichte zeigte. Von Jugend auf hatte ich dieſem nur mit tiefſter Verachtung begegnen ſehen; kein Türke kann dem Giaur, kein Brahmin dem Paria tiefere Verachtung zollen, als der orthodoxe Jude dem Getauften. In unſerer Familie hatte ich das lebendige Beiſpiel davon. Der jüngere Bruder meines Vaters ergriff ſchon vor langer Zeit, aus Liebe zu einem armen Mädchen, das Chriſtenthum. Sie hatte ein Kind von ihm, und wenn er ſie nicht heirathete, ſo wurde ſie von ihren Angehörigen verſtoßen, und mußte der Schande preisgegeben leben. Mein Vater war reich, mein Oheim, jener jüngere Bruder, hatte ſtudirt, und war mit ſeinem Ererbten nicht haushälteriſch umgegangen. Als Arzt war er nicht glücklich; die Leute ſtarben ihm unter den Händen. Jetzt kam die traurige Liebſchaft dazu; er ließ ſich taufen und heirathete. Es ging ihm anfänglich blos ſchlecht, dann aber immer elender, und zuletzt verzweifelt. Vor meinem Vater ließ er ſich nicht mehr ſehen. Endlich trieb ihn die Noth dazu.

Nie vergeß' ich den Tag, als ich ein kleiner Junge noch — mit einer Bitte vor meinen Vater hintrat, und ihn mit zornglühendem Geſichte am Fenſter ſtehen ſah, ohne auf mich zu hören. Plötzlich dreht er ſich um und ſchreit: „Biſt Du noch immer da? Nimm einen plötzlichen Tod ein[*]), vermaledeiter Schweinefreſſer! und verunreinige nicht länger die heilige Stätte meines frommen Hauſes!“ Jetzt erſt erblickte ich am Ofen, im Winkel, die bleiche Geſtalt meines armen Oheims, in einem dünnen Röckchen — es war Winter — und Hunger und Noth ſahen ihm aus den Augen und Nähten. Er verſuchte es, ſich meinem Vater zu nähern, dieſer aber ergriff ſein ſpaniſches Rohr, und da jener ſeinen Schritt zu raſch vorwärts wagte, ſo erhielt er einen Hieb von ſeinem Bruder über den knochendürren Arm, den er bettelnd nach ihm ausgeſtreckt hatte. Der Unglückliche ſagte kein Wort, aber einen Blick kehrte er nach meinem Vater, den Niemand ertragen haben würde, dem nicht die Religion ſelbſt das Herz dazu geſtählt hätte. Ich mußte weinen, aber mein Vater riß mich an ſich, und donnerte: „Hinaus!“ und ſein hungernder Bruder ſchlich zur Thür hinaus, von Chriſten und Juden verſtoßen, und ſeinem Elend überlaſſen.

---

[*]) Ein furchtbarer jüdiſcher Fluch.

Mein Vater aber ermahnte mich, und ſtellte mir den Onkel als warnendes Beiſpiel vor; wenn man die Religion ſeiner Väter verlaſſe und zu den Gojim überginge, ſo wäre man hier und dort verloren, ſagte er.

Mein getaufter Onkel iſt nachher bald geſtorben; was aus ſeiner Frau geworden, weiß ich nicht; aller Wahrſcheinlichkeit nach zog ſie zu entfernten Verwandten; ihren Sohn traf ich zufällig auf einer Reiſe, in einem Provinzſtädtchen als kleinen Beamten. Mein Name fiel ihm auf, und er fragte nach meinem Geburtsorte; dann ſagte er mir, daß wir Verwandte ſeyen, und nannte mir ſeinen Vater. Er führte mich in ſein Haus, wo ich eine hübſche, junge Frau und ein paar allerliebſte Kinder fand. Hier war Alles reinlich, aber ärmlich und vollkommen chriſtlich. Man ſah es meinem Vetter nicht an, daß er in gerader Linie von Juden abſtamme. Ich verließ ihn gerührt, und machte den armen Kleinen Geſchenke.

Dieſe Ereigniſſe drängten ſich nunmehr lebhaft vor mein Gedächtniß. Bis jetzt war mein Gefühl nur eines jener unbeſtimmten, welche die Seele mehr ängſtigen, als beglücken, wenn man ſich gleich geſtehen muß, daß in ihnen der Saame zu großer Wohlfahrt liege. Ich konnte mich noch nicht zum Ankämpfen gegen etwas entſchließen, das noch gar nicht die Miene annahm, mich ernſtlich zu erobern; bei meiner Frau war es derſelbe Fall. Sie hatte mir noch nicht den Wunſch zu erkennen gegeben, den ihr Enthuſiasmus wahrſcheinlich ſchon in ihr erzeugt haben mußte, und ich fürchtete mich, ſie darnach zu fragen.

Eine zufällige Bekanntſchaft, die wir machten, gab unſerm ſchwankenden Verhältniſſe endlich die wünſchenswertheſte Beſtimmung.

Unter den vielen würdigen Perſonen, welche das Haus beſuchten, das uns ſo gaſtfreundlich aufgenommen hatte, befand ſich ein junger Mann, von ausgezeichnetem Geiſte, der ſich der wohlthätigen und menſchenfreundlichen Kunſt der Thierarzneikunde widmete. Sey es durch eigenen Antrieb, ſey es durch den wohlthätigen Einfluß unſerer liebenswürdigen Wirthin, daß er ſich uns näherte, genug, er ſtand bald mit uns im engvertrauten, freundſchaftlichen Benehmen. Auch er war ein Jude, wie wir; auch er war zu jener Zeit von dem Weſen des Chriſtenthums ſtark ergriffen, und riß ſich los von den alten Satzungen und Traditionen, die ihm auf ſeiner jugendlichen Bahn bis dahin vorgeleuchtet, und für Wahrheit gegolten hatten.

Seinen Unterredungen verdanken wir Klarheit und Vertrauen, und ſo gelangten wir denn endlich zu dem Entſchluß, in Wien zur katholiſchen Kirche überzutreten. Meine Frau ſchritt mir hier kühn voran, denn ſie war es, die mir mit ihrem Vertrauen entgegen kam, ich muß aber auch erkennen, daß, obgleich meine Bildung von der ihrigen ſehr verſchieden war, und ich eine weit ſorgfältigere Erziehung genoſſen hatte, ihr innerer Sinn ſich ohne äußeres Hinzuthun ſchon längſt vom Judaismus losgeſagt hatte, das heißt, von jenem Judenthume, das zwar nur äußerlich ſich kund gibt, jedoch aber von dem Kerne der jüdiſchen Religion Leben und Feuerſtoff fortwährend empfängt. Sie war fremder in ihrer Umgebung geweſen als ich, obgleich ich lange ſchon die Uebungen nicht ſtreng mehr verrichtete, wie ſie vorgeſchrieben waren, und obgleich meine Frau ſie weniger gewiſſenhaft, als aus Gewohnheit beibehielt.

Unſere Taufe ſollte in Wien vollzogen und ganz geheim gehalten werden. Wir wollten uns den

Zwang auflegen, ſo lange der Vater meiner Frau am Leben war, äußerlich für Juden zu gelten, um dem alten Manne den Jammer zu ſparen, der ihn ſicherlich ergriffen haben würde.

Wir ſchritten ſogleich zur Ausführung unſers Vorhabens, und beſuchten einen würdigen Geiſtlichen, der es übernahm, uns mit der Lehre der Chriſten bekannt zu machen. Um aufrichtig zu ſeyn, und das iſt nun einmal mein unverbrüchlicher Grundſatz, indem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, muß ich bekennen, daß die erſten Stunden des Unterrichts mir entſetzlich langweilig vorkamen. Ich war Geſchäftsmann, von lebhaftem Temperamente, und an Zerſtreuungen und lebendigen Verkehr, an Handel und Wandel gewöhnt, und ſollte nun, wie ein Knabe in der Schule, Trockenes, Geſchichtliches, das ich größtentheils ſchon wußte, in einem einförmigen Tone mir vorpredigen laſſen, worüber ich durch reifliches Nachdenken längſt zu einem Reſultat gekommen war. Es ſchien mir, als ob der Geiſtliche, der — nochmals ſey es geſagt — in jedem Anbetracht der Würdigſten einer war, ſeinen Vortrag für dieſen

Zweck anders hätte einrichten ſollen; er konnte für die kleinen Jungen und Mädchen, welche die ſogenannte Kinderlehre beſuchen, nicht anders ſeyn. Auch hätte er ſchon uns Beide, mich und meine Frau, nicht in derſelben Stunde abfertigen ſollen, denn für meine Frau ſchien ſein Vortrag viel paſſender zu ſeyn; ſie hörte ihm aufmerkſam und mit wirklicher Erbauung zu, während ich gähnte, ſie konnte nicht genug bekommen, indeſſen ich alle Augenblicke nach der Uhr ſah, ob denn die Stunde nicht um ſey.

Dieſe Erſcheinung iſt dadurch leicht erklärbar, daß meine Frau eine größere Sehnſucht hatte, Chriſtin zu werden, und mit einer reizbarern Phantaſie begabt, es ſchon wirklich zu ſeyn wähnte, wenn ſie nur neben dem Geiſtlichen ſitzen konnte, um ſeinen Worten zu horchen. Ich war nicht im Stande, ſo ſehnlich auch ich die Taufe erwartete, es in dieſer höchſt angemeſſenen Selbſttäuſchung ſo weit zu bringen.

Endlich war der Unterricht geendigt. Wenn meine Aufmerkſamkeit auch nicht ganz auf die Vorträge unſers Religionslehrers gerichtet geweſen war, ſo war mein Bekenntniß dennoch treu und gewiſſenhaft; ich nahm mir feſt vor, alle Tugenden zu üben, die dem Chriſten inwohnen ſollen, und folglich Chriſt zu ſeyn, mit aller Kraft des Gemüths und der Seele. Auch freuete ich mich innig, endlich einmal durch würdige, äußere Kennzeichen, eine reine und ſtille Gottesverehrung an den Tag legen zu können, und der Erbauung in den Kirchen theilhaftig zu werden, da ich bis dahin mich ſelbſt, durch eine ſeit früher Jugend entſtandene Idioſyncraſie, von aller kirchlichen Gemeinſchaft mit meinen Glaubensgenoſſen entfernt halten mußte. Endlich gedachte ich mit wahrer Rührung der Wohlthaten, die ich für die bürgerliche Exiſtenz meiner zu hoffenden Nachkommenſchaft, durch meinen Uebertritt zum Chriſtenthum errang, und durch Alles dieſes fühlte ich mich wahrhaft beglückt. Eine äußerſt wohlthätige Stimmung war hiebei in mir hervorgerufen, die mich mit Erhebung der heiligen Taufhandlung entgegen ſchreiten ließ.

Der Morgen erſchien, an dem ſie vorgenommen werden ſollte. Unſere liebevolle Freundin ließ die

Hauskapelle ſchmücken, ſie und die andern erbetenen Zeugen ſtellten ſich eben ſo feſtlich geſchmückt ein. Von Zuſchauern, die ſich in jeder öffentlichen Kirche eingeſtellt haben würden, durfte hier, zu unſerer großen Beruhigung, nicht die Rede ſeyn. Ich und meine Frau traten mit hochklopfendem Herzen, neu gekleidet in den heiligen Raum, denn ich wollte den Sprachgebrauch: „Er hat einen neuen Menſchen angezogen,“ bis in's Kleinſte rechtfertigen. Nach einer kurzen Anrede und einigen Fragen, die an uns gerichtet wurden, knieten wir an dem Taufbecken nieder, und wie der Prieſter das geweihte Waſſer ſchöpfte, und es auf meinen Scheitel niederträufeln ließ, da durchſchauerte mich eine geheimnißvolle Macht, ich fühlte, daß ein anderer Menſch aus mir wurde; ich blickte auf mein Weib, und ſah, wie ſie bitterlich weinte, und da traten auch mir Thränen aus den Augen, deren ich mich in dieſem Momente wahrlich nicht zu ſchämen hatte.

Hinter mir der Talmud und ſeine eben ſo ſchwerfälligen als ſpitzfindigen Ausleger, weit weg von mir der Schmutz und die Pein des jüdiſchen

Lebens, liebevoll aufgenommen in die Gemeinde der Chriſten, ſo dachte ich, ſelbſt Chriſt; dieſe Gedanken durchkreuzten ſich ſchnell in meinem Kopfe. Ich war glücklich und wurde von den beſten Vorſätzen beſeelt; ich wollte ein guter Menſch, ein guter Chriſt ſeyn, dies gelobte ich Gott an jener geheiligten Stätte.

Meine weinende Frau erhob ſich nun, und ſank ihrer theilnehmenden Freundin in die Arme; dann verließen wir ſchnell die Kapelle, nachdem wir dem Geiſtlichen unſern Dank gerührt ausgeſprochen hatten, kleideten uns um, und flogen in den bereitſtehenden Wagen, um allein eine Fahrt auf's Land zu machen.

Es war ein ſeliger Tag, den frohe Blicke bis in die fernſte Zukunft erhellten.

Fünfzehntes Kapitel.

Gefühle und Vorſätze der neuen Chriſten. — Sabbathgebräuche. — Jugendfehltritt. — Der verlorne Sohn und die verlorne Mutter. —

Die Aufnahme, die wir nach dieſem Acte in dem Hauſe unſerer Freunde fanden, hatte noch an Herzlichkeit gewonnen. Die würdige Frau betrachtete es als ein beſonderes Heil, das ihr wiederfahren ſey, und ſie durfte ſich mit vollem Rechte einen großen Theil der Urſache an dieſem Ereigniſſe beimeſſen, deſſen Verdienſtlichkeit ihr allein zuzuſchreiben war. Denn ihrer Unterhaltung war es hauptſächlich gelungen, den unbeſtimmten Willen in uns zum feſten Entſchluß zu treiben.

Der Unterricht und die Vorbereitungen zur Taufe hatten uns aber von den geräuſchvollen Vergnügungen abgezogen, die noch immer Wien durchrauſchten. Jetzt, da wir an die baldige Heimkehr denken mußten, wollten wir noch ſchnell mitnehmen, was ſich uns ſo leicht darbot, und wandten uns daher mit voller Seele den Feſten zu und dem freudigen Gefühle, ſie ganz mitgenießen zu können, das ſich unſer ſtets dann bemeiſtert, wenn wir etwas Wichtiges beſeitigt haben und wieder frei von der Bruſt athmen. Dies konnten wir jetzt, denn Alles, was uns gedrückt hatte, war ja nun beſeitigt.

Noch acht Tage ſetzten wir uns vor, in ruhiger Beſchauung hinzubringen; es war die Zeit, die zwiſchen der Taufhandlung und dem erſten Abendmahle lag; dann wollten wir uns den Einladungen überlaſſen, welche ſich in ununterbrochener Kette folgten. Es ſchien uns, als wenn wir jetzt in den meiſten Zirkeln lieber geſehen würden und mehr Achtung genößen, obgleich von unſerm Uebertritt nichts verlautet hatte. Ich mag nicht daran glauben, daß unſere Wirthin in der Freude ihres Herzens den Bann gebrochen, der ihre Zunge feſſeln ſollte, ſondern ich überlaſſe mich lieber dem Gedanken, daß es unſer eigenes Gefühl war, mit größerm Rechte jenen Geſellſchaften anzugehören, was uns die Täuſchung ſchuf. Ich war nunmehr Chriſt unter Chriſten; gemeinſame Intereſſen knüpften uns aneinander; ich war nicht mehr der Fremdling, der ſich in die edlere Kaſte einſchwärzte, und der nur geduldet wurde, ſo lange man ſeinen Urſprung ignoriren wollte. Dies erhebende Gefühl erfüllte mich mit einem edeln Stolze, den ich zuvor nie empfunden, ich war ſo von dem Werthe dieſer Metamorphoſe durchdrungen, daß ich mit mir in großem Ernſte zu Rathe ging und mir meine kommende Lebensweiſe überdachte. Was meinen Stand betraf, ſo nahm ich mir vor, in Zukunft nur chriſtliche Geſchäfte zu unternehmen, und alle Lieferungen, Leihgeſchäfte, Geldwechſel für immer aus meinem Comptoir zu verbannen. Ich wollte nicht mehr mit ängſtlicher Haſt dem Gewinne nachjagen, ſondern mit Ruhe und Ueberlegung mein Geld umſetzen, und vor allen Dingen die Blicke auf meine häuslichen Angelegenheiten richten, mein Familienleben cultiviren, und eine heilige Sorgfalt auf die Erziehung meiner Kinder lenken, die mir der Himmel ſchenken würde. Zu einem Erſtgebornen war bereits die Hoffnung vorhanden, welche mich mit ſüßer Freude erfüllte.

Ich hatte, wie ich ſchon anfänglich gemeldet, einen Sohn. Ein armes Chriſtenmädchen, das in dem Hauſe meines Vaters alle Freitage ſeinen Dienſt antrat und ihn Sonnabend mit Sonnenuntergang beendigt hatte, war die Mutter deſſelben. Das Gebot erheiſcht nehmlich, daß, ſobald am Freitage die Sonne ſich zum Untergange neigt, eine feierliche Sabbathruhe ſich in dem Hauſe des Juden verbreite. Der Lärm ſchweigt, das Geſchäft des Tages verſtummt. Die Speiſen für die vier und zwanzigſtündige Dauer des Sabbaths werden in heiße Aſche geſtellt, in wohlverſchloſſenen Töpfen und Pfannen, und bleiben ſich ſelbſt überlaſſen, bis man ſie zum Genuſſe herausholt. Eine kleine ſiebenarmige Lampe wird angezündet und alle Kerzen müſſen von einem Chriſten geputzt werden, weil der Jude ſich am Tage der Ruhe deshalb nicht in Bewegung ſetzen mag. Haare, Bart und Nägel dürfen an dieſem Tage nicht geſchnitten werden; und wenn der ſchlechteſte Schuldner einem Juden am Sabbath ſeine Schuld baar entrichten wollte, ſo würde ſie dieſer nicht annehmen, denn es iſt ihm verboten, Geld anzufaſſen. Uebrigens wird der Sabbath größtentheils auch in vollkommenſter äußerer Ruhe und Gemächlichkeit, größtentheils liegend oder ſitzend zugebracht. Selbſt zu den unentbehrlichſten Dienſten im Hauswesen geben ſich die jüdiſchen Domeſtiken am Sabbath nicht her, und kein frommer Jude würde auch nur die Sünde begehen, ſie dazu aufzufordern. Deshalb werden eben arme Chriſten für dieſe vier und zwanzig Stunden gemiethet, die dasjenige zu verſehen haben, was unentbehrlich iſt, wie z. B.: das Putzen der Kerzen, das Einheitzen im Winter, das Tiſchdecken, das Herbeiholen gewiſſer Dinge u. ſ. w.

Ich war kaum in die Jünglingsjahre getreten, als das ſtille Weſen eines Chriſtenmädchens, welches der Sitte gemäß dieſe Function bei uns übte, mich auf ungewöhnliche Weiſe anzog. Ohne ſchön zu ſeyn, gefiel ſie mir doch in ihrer Eigenthümlichkeit, die gegen unſer ſtreng jüdiſches Haus bedeutend abſtach. Die Arme hatte durch meinen Leichtſinn viel zu leiden! Ich verfolgte ſie lange mit meinen ſtürmiſchen Begierden, ehe ſie ſich mir ergab, und als ſie die Folgen nicht mehr den Blicken entziehen konnte, verlor ſie ihren kleinen Verdienſt in unſerm Hauſe. Man nannte ſie eine liederliche Perſon. Sie weinte und ging. Einige Zeit darauf meldete ſie mir ſchriftlich die Geburt meines Sohnes und bat mich um ſeinetwillen, ſie nicht ganz zu verlaſſen. Aber was konnte ich für ſie thun? Mein Taſchengeld war ſo beſchränkt; und wenn ich es ihr ganz gegeben haben würde, ſo hätte ihr daraus keine Hilfe erwachſen können. Ich mußte ſie ſich ſelbſt — ihrem ganzen Elende überlaſſen.

Erſt nach dem Tode meines Vaters, der zu ihrem Glücke bald darauf erfolgte, war ich im Stande, mich des unglücklichen Mädchens anzunehmen. Ich wollte ihr eine Summe ausſetzen, wovon ſie leben konnte, und meinen Sohn, deſſen Alter bereits eine ſorgfältigere Erziehung erheiſchte, als ſie ihm ſeine Mutter ertheilen konnte, von ihr fortnehmen, um ihn den Händen eines würdigen Geiſtlichen zu übergeben, der auf dem Lande, einige

Meilen von meinem Wohnorte, eine Erziehungsanſtalt beſaß.

Jetzt ſchien mir der Augenblick gekommen, mich meiner Vaterpflicht ihrem ganzen Umfange nach zu entledigen. Aber weder die Mutter, noch den Knaben konnte ich ausfindig machen, und ich überließ mich dem Gedanken, daß ſie geſtorben ſeyen. So wenig Tröſtliches auch darin lag, ſo ward ich doch dadurch für den Augenblick beruhigt. Jetzt aber nach der Taufe erwachte auf's neue der Gedanke an meinen Sohn, von deſſen Daſeyn ich Gewißheit erhalten wollte. Mein Entſchluß war gefaßt; ich wollte ihn in's Haus nehmen und ihn als meinen Sohn anerkennen, damit er einſt mit meinen Kindern gleiche Rechte genöße. Ich theilte dies meiner Frau mit und erwartete in ihrer jetzigen Stimmung nur eine freundſchaftliche Zuſage. Die Religion war nun kein Anſtoß mehr; er war mein Sohn und ich durfte mich ſeinen Vater nennen. Es war nichts mehr zwiſchen uns, was dem Einen oder dem Andern zum Nachtheil hätte gereichen können. Meine Frau willigte ein, doch verbarg ſie mir nicht, daß etwas ſo Unnatürliches in dem bisherigen Verhältniſſe gelegen habe, das ſie nicht ſo leicht beſeitigt zu ſehen hoffen dürfe, und von dem uns manche Widerwärtigkeit entſtehen könnte.

Sie führte an, daß ſie einſt in ihrer Heimath von einem ähnlichen Fall erzählen gehört habe, wo der Sohn ſeinen Vater „Jud“ geſchimpft und mißhandelt, und endlich dazu beigetragen, ſeine nicht ganz rechtliche Handlungsweiſe den Gerichten aufzudecken, und ihn auf ſolche Weiſe unglücklich zu machen. Ich bemerkte ihr lächelnd, daß Alles dies nicht hier zu befürchten ſey. Meine Handlungsweiſe ſey ſtets redlich; was der Sohn in dem Hauſe ſeines Vaters ſehen würde, könnte vor keinem Gerichte der Welt der Strafe verfallen, und endlich ſey ich ja kein Jude mehr, und folglich könnte ſelbſt in dem verderbteſten Jungen die Luſt nicht erwachen, mich ſo zu heißen.

Auch ſie lächelte nun und gab mir Recht; ihre Einwilligung hatte ſie mir im erſten Augenblicke ertheilt; denn ſtets war mein Wille auch der Wille dieſes engelgleichen Weibes. Ich nahm mir vor, ſogleich nach meiner Rückkehr in die Heimath meinen Sohn auszukundſchaften, um ihn anſtändig erziehen zu laſſen. Ich freute mich in Gedanken auf ſeine Ueberraſchung; ich dachte mir ſeine Freude, wenn er nun in dem Hauſe eines reichen Vaters aufgenommen, ein ganz neues Leben beginnen ſollte.

Ich nahm mir vor, ihm zu ſagen, daß ſeine Mutter meine erſte, mir heimlich angetraute Frau geweſen und bereits geſtorben, und daß er meiner jetzigen Frau, als ſeiner Stiefmutter, die gebührende Achtung und Liebe nicht verſagen möchte.

Ich dachte mir das Alles ſo ſchön, ſo natürlich, aber ich muß nun eingeſtehen, daß ich mich bitter täuſchte.

Sechszehntes Kapitel.

Wiener Diners. — Wiener Soirées spirituelles. — Der Brief des Diſponenten. — Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. — Schreckliche Lage. — Die Berührung in St. Stephan. —

Nachdem wir ſo das Ziel erreicht hatten, das uns während der letzten Zeit ganz und gar in Anſpruch genommen hatte, und uns nun mit gewohnter Vorliebe wieder den geſelligen Genüſſen zuwandten, konnte es bei meinen weitläuftigen Geſchäfsverbindungen nicht fehlen, daß auch jüdiſche Banquierhäuſer in den Kreis unſerer neuen Bekanntſchaften gezogen werden mußten.

Eines, welches damals mit zu den Erſten in Wien gezählt wurde, zeichnete ſich beſonders durch guten Ton und eine anſtändige Freiheit aus. Wir wohnten einem feſtlichen Diner in Schönbrunn bei, woſelbſt der ſchon bejahrte Chef des Hauſes eine geſchmackvolle Beſitzung hatte, und wo ſelbſt vornehme Diplomaten zugegen waren. Das beſcheidene Weſen und die glückliche Naivität meiner jungen, ſchönen Frau fielen allgemein auf, und ſie wurde ſo ſehr der Gegenſtand einer zudringlichen Verehrung, daß ſelbſt ihre Unbefangenheit, die gleich weit entfernt von Prüderie, wie von Koketterie war, ſie nicht gänzlich von Verlegenheit zu ſchützen vermochte. Ich merkte bald, daß das hier zur Sitte gehöre, und ließ es mir um ſo mehr gefallen, als dadurch auf natürliche Weiſe meinem Geſchmack gehuldigt wurde, der ſich eine ſo liebenswürdige Frau auserwählt hatte. Neben dieſem freien Weſen bei Damen, welches allgemein ziemlich auffallend herrſchte, bemerkte ich eine mir bis jetzt noch nicht vorgekommene Völlerei im Eſſen und Trinken. Es iſt unglaublich, welch ungeheure Maſſe von Schüſſeln und Flaſchen bei jenem feſtlichen, halb diplomatiſchen Diner in Schönbrunn zum Vorſchein kamen. Ein Lordmayor-Schmaus hat nicht mehr aufzuweiſen. Mir ſchien es immer unhöflich, wenn man geiſtreiche Menſchen auf eine ſo grob ſinnliche Weiſe bewirthet, und ſie dann noch damit hoch zu ehren denkt. Hier waren Mittel jeder Art vorhanden, um etwas Beſſeres, Geiſtigeres den Gäſten zu geben, die es auch wirklich werth waren. Der reiche Banquier, welcher den Wirth machte, hätte die beſten Muſiker und ſonſtigen Künſtler einladen können und ſtatt einiger Schüſſeln mit Faſanen, Schnepfen, Dammhirſchen und Steinbutten, die Böhmen, Ungarn und Trieſt hatten herliefern müſſen, wären einige Konzertpiecen viel dankbarer aufgenommen worden.

Die Tochter dieſes Hauſes, gleichfalls an einen großen Banquier verheirathet, galt für eine der geiſtreichſten Frauen in Wien, und die Art, wie ſie uns in ihrem Hauſe in der Stadt aufnahm, zeugte auch dafür. Hier war ein Verein von gebildeten und feinen Leuten, die nicht blos zur Geld- oder Adel-Ariſtokratie gehörten; und wenn auch hier nicht über Mangel geklagt werden konnte, ſondern Speiſen und Getränke im geſättigten Ueberfluß vorhanden waren, ſo fehlte es jedoch auch nicht an andern Dingen, die der freie Umſchwung der Ideen in einem Kreiſe ausgezeichneter Menſchen erzeugt. Hier thronte der ächte Witz und ſprühete in muthwillig heitern Garben. Alles, was in Wien ſich in Kunſt und Literatur auf rühmliche Weiſe auszeichnete, war zugegen und bewegte ſich ungezwungen, des innern Talentreichthums ſich bewußt, neben den Miniſtern und Banquiers, die hier allen unerlaubten Stolz bei Seite legten und nur darnach ſtrebten, ſich den Andern ebenbürtig an Geiſt zu zeigen, und liebenswürdig zu erſcheinen.

Es herrſchte in den Kreiſen dieſer Juden ein Benehmen, das himmelweit von dem abſtach, wie ich es in meiner Heimath zu ſehen gewohnt war. Auch ſchien mir jeder ſchroffe Unterſchied zwiſchen beiden Glaubenspartheien zu verſchwinden, wie dies denn auch bei ſolcher Beſchaffenheit der geſellſchaftlichen Beziehungen nicht anders zu denken war. Es drängte ſich mir unwillkührlich die Bemerkung auf, daß der Juden- und Chriſtenhaß, denn es iſt nicht wegzuläugnen, daß er bei beiden Religionsgenoſſen gleich groß iſt, nur durch äußere Umſtände ſeine Nahrung empfängt, und daß er nothwendig erſticken muß, wo dieſe wegfallen. Eben ſo wenig läßt es ſich aber bezweifeln, daß der große Zwieſpalt von einer bedeutenden Anzahl beider Partheien nicht weggewünſcht werde, indem ſie zu ſehr von fanatiſchem Eifer beſeelt ſind, und durch eine geebnetere Annäherung für die Reinheit ihrer Anſichten und Meinungen befürchten zu müſſen glauben. Die Wenigſten von denen ſelbſt, die für eine Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten in bürgerlicher Hinſicht ihre Stimmen erheben, wollen eine Ausgleichung der geſelligen Verhältniſſe Beider, und dies iſt es doch nur allein, was — wenn es als Bedürfniß erkannt und ſonach aus vollem Herzen gewollt wird — den bedenklich ſcheinenden Prozeß auf völlig angemeſſene Weiſe unmerklich zu vermitteln im Stande iſt.

Wir befanden uns in dieſer Umgebung in einer ſeltenen Behaglichkeit und ſuchten uns von dem, was wir hier für das Leben lernten, ſo ſehr zu durchdringen, um es bei unſerer Nachhauſekunft auf nützliche Weiſe anzuwenden, daß wir die Stunde der Trennung von ſo vielen und geliebten Freunden und Bekannten immer weiter hinausſchoben, um unſere eben ſo nützlichen als angenehmen Studien gehörig zu vervollſtändigen.

Da erhielt ich eines Morgens mit meinen Brieſen ein Schreiben meines Diſponenten, welches ich in ſeiner ganzen mercantiliſch-laconiſchen Weiſe hier mittheile, damit man um ſo leichter von dem Eindrucke urtheilen könne, den es auf mich hervorbrachte. Es lautete:

. . . . 1814.

„Ich habe die Ehre, Ihnen mit dieſem einen Vorfall mitzutheilen, welcher ſich geſtern hier zugetragen, und an der Börſe ſowohl, wie in unſerm Hauſe eine gleichbedeutende Senſation hervorbrachte.

Ihr Herr Schwiegervater wurde nehmlich plötzlich verhaftet; wie man ſagt in Folge des bewußten Lieferungsgeſchäftes. Man ſpricht von Kriminalunterſuchung; von Feſtung, ja ſelbſt — doch erſchrecken Sie nicht — von Erſchießen. Der Himmel wird es wohl noch zum Guten lenken; die Menſchen übertreiben gern. Im Uebrigen bin ich froh, daß Sie ſich damals zu rechter Zeit aus dem Handel gezogen haben. Alle Papiere, die uns compromittiren könnten, ſind glücklicherweiſe in unſern Händen.

Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu ſeyn,
Ihr ergebener

* * *.“

Dieſer Brief erſchütterte mich ſo ſehr, daß ich ſogleich, ein Geſchäft vorſchützend, allein ausfuhr, um mich nicht mit meinem Geſichte, dem die Spuren dieſer Nachricht tief aufgedrückt waren, vor meiner Frau ſehen laſſen zu dürfen.

Ich las den Brief wieder und wieder; die trockene, kalte Meldung blieb dieſelbe. Die Dienſtwilligkeit meines Disponenten, mir ſo ſchnell als möglich, gleich nach der Börſe, dieſe peinigende Nachricht wie eine ſimple Coursveränderung mitzutheilen, verwünſchte ich von ganzem Herzen. Hätte er nicht warten können, bis ſich die Anklage herausgeſtellt hätte, um mir dann etwas Gewiſſeres mitzutheilen, das immer tröſtlicher geweſen wäre, ſelbſt wenn es die unvermeidliche Gefahr verkündet haben würde? Ich quälte mich mit dem Gedanken, wie ich meiner Frau die Nachricht überbringen ſollte? Sie befand ſich im Zuſtande der Hoffnung, und durch Alles, was ſie bisher umgab, keineswegs in der Verfaſſung, ſo Entſetzliches ohne gewaltſame Zerſtörung ihres Innern aufzunehmen. Ich dachte darüber nach, was wohl die Urſache ſo ſtrenger Maaßregeln gegen meinen

Schwiegervater ſeyn könnte. Allein hier ſcheiterten ſelbſt die beſonnenſten Muthmaßungen und Combinationen. Ein Lügner, wie er, vermochte ſich in der ehrlichſten Angelegenheit von der Welt zu verdächtigen und um den Hals zu ſchwatzen. Endlich erwog ich auch, welch' ein Nachtheil mir durch dieſen Fall an der Börſe entſpringen könne. Denn Menſch iſt man doch vor Allem, und als ſolcher hängt man an Credit, Ehre, Namen, und kann nicht gleichgültig zuſehen, daß Alles dies, lauter und unberührt vom Vater auf den Sohn vererbt, durch den Fehltritt eines Dritten wie Spreu im Winde zerſtiebe! Statt mich während des Fahrens zu beruhigen, wuchs meine Unruhe bedeutend. Ich beſchloß jedoch vorerſt, einen zweiten Brief abzuwarten, ehe ich meiner Frau eine Mittheilung machte und ſagte ihr bei meiner Nachhauſekunſt, daß ich mich nicht wohl befände. Und wirklich glühte mein Kopf ſo, daß der herbeigerufene Arzt ein Fieber für die Nacht prophezeite und ſeine Verordnungen darnach ertheilte. Meine Frau war ſchon hierüber untröſtlich und ich hatte alle Mühe, ihre Beſorgniſſe zu zerſtreuen; der Gedanke, welchen

Eindruck erſt die wahre Urſache meines Uebelbefindens auf ſie machen würde, ſteigerte noch meine Wallung.

Endlich kam der ſehnlich erwartete zweite Brief über dieſen Vorfall von meinem Disponenten. Er war ausführlicher, weil man die nähern Umſtände nunmehr ſchon wußte. Die Anklage war erhoben. Mein Schwiegervater ſaß wirklich auf den Tod angeklagt, weil er dem Feinde Lebensmittel geliefert haben ſollte. Nun langten auch Briefe für meine Frau von ihren Geſchwiſtern an und ich glaubte mich nicht berechtigt, ſie ihr vorzuenthalten; doch wollte ich ſie erſt zu ihrem Empfange vorbereiten.

Ich unternehme es nicht, die Scene zu ſchildern, die ich jetzt nothgedrungen herbeiführen mußte; mein Beſtreben würde zwecklos ſeyn; ich fühle in mir nicht die Kraft, darin mit einem Roman- oder Novellendichter wetteifern zu können, und überlaſſe es daher meinen Leſern, dieſe Stelle meiner Memoiren durch ihre eigene Phantaſie zu ergänzen. Der Schmerz meiner Frau machte auch mich gränzenlos elend. Was mir mein Disponent bereits geſchrieben hatte, fand ſich in den Briefen ihrer Verwandten nach der ganzen, fürchterlichen Ausdehnung beſtätigt. Ihr alter Vater war der Landesverrätherei beſchuldigt: dem Feinde Lebensmittel zugeführt zu haben. Seiner Ausſage nach verhielt ſich jedoch die Sache ſo, daß ein entſchuldigendes Licht auf ſeine Handlungsweiſe fiel. Seine Vorräthe, die urſprünglich zur Verpflegung unſerer Truppen angekauft worden waren, wie er gehörig documentiren konnte, befanden ſich plötzlich durch die Wechſel des Kriegsglücks, woran er wie natürlich ganz unſchuldig war, in einem vom Feinde occupirten Lande. Er ſelbſt war bei ſeinen Vorräthen und dachte daran, aus einem beim Geſchäftsmanne leicht zu entſchuldigenden Grunde, dieſelben zu retten, weil der Verluſt ſein Vermögen bei weitem überſtiegen hätte und ihn rettungslos in das Verderben geſtürzt haben würde.

So geſchah es nun, daß er ſich bemühte, ſeine Vorräthe an ein anderes Haus unter der Hand zu übertragen, um ſeinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, mittlerweile aber waren ſie ausgekundſchaftet und als feindliches Eigenthum requirirt worden. Nun hatten freilich den Weitzen die Soldaten und den Hafer die Pferde der feindlichen Armee aufgezehrt, aber nicht durch ſeine Schuld, wenn gleich er es war, der alle Koſten dabei getragen hatte. Man konnte ihn doch füglich nicht für einen ſo wahnſinnig fanatiſchen Landesverräther halten, der mit ungeheuern Koſten, ſelbſt mit der Aufopferung ſeines ganzen Vermögens, dem Feinde einen ſolchen Vorſchub geleiſtet haben würde? Von der Wahrheit dieſer Angabe zeugte übrigens auch, daß ſeine Umſtände nach dem Frieden wirklich zerrüttet erſchienen ſind, daß er nur mit genauer Noth ſeinen Credit zuſammenhielt und blos noch mit dem Gelde ſeiner Freunde vorſichtig operirte. Selbſt die ausbedungene Mitgabe ſeiner Tochter ſey er nicht auszuzahlen im Stande geweſen, gab er den Richtern an, wie ich ſolches ſelbſt der Wahrheit gemäß bezeugen mußte.

Zu dem Allen kam nun noch hinzu, daß jetzt der Krieg beendigt und zwar glorreich beendigt war, und man daher nicht eben Urſache hatte, dieſen Fall im allerſtrengſten Sinne zu nehmen, ſondern eher den Schein gelten zu laſſen, den die Entſchuldigung des Mannes ſo wahrſcheinlich machte.

Allein ſo wurde dieſe Sache nicht angeſehen. Mein Schwiegervater hatte ſich zu viele und zum Theil mächtige Feinde gemacht, wozu ſein thörichtes Benehmen nicht wenig beigetragen hatte. Man ſchien — ganz gegen die allgemein in Ausübung gebrachte Milde — mit ihm auf das Strengſte, nach dem Buchſtaben des Geſetzes verfahren zu wollen. Ein dritter Brief, der bald folgte, ſprach deutlicher von der Gefahr, die über dem Alten ſchwebte. Es hieß, daß er nächſtens zum Erſchießen verurtheilt werden ſollte.

In einem ſchwachen Gemüthe würde der Religionswechſel nun eher Zweifel als Beruhigung erweckt haben. Meine Frau jedoch war von der Kraft ihres neuen Glaubens ſo durchdrungen, daß ſie mit Inbrunſt zu Gott und ihrem Erlöſer flehte, und um Erleuchtung von Oben bat, wohin ſie ihre Schritte hienieden zu lenken hätte. Die Nachrichten hatten ſich ſo ſchnell gefolgt, daß nur vier und zwanzig Stunden dazwiſchen lagen und der dritte Brief war ſo eben in meine Hände gelangt, als meine Frau mit vor Freude glänzendem Blicke zu mir kam. Sie hatte die Meſſe in der St. Stephanskirche gehört und abermals brünſtig gebetet, als eine Berührung ſie aus ihrer Andacht aufſchreckte. Sie blickte auf und ſah unſern Landesherrn, der mit einigen Andern durch die Kirche ging und ſie zufällig mit dem Stocke, den er in der Hand trug, berührt hatte. Er neigte ſich freundlich und bat ſie um Verzeihung, daß er auf ſo unbeſcheidene Weiſe ihr Gebet unterbrochen. Sie ſchlug ſtatt aller Antwort die Augen demüthig nieder, aber in ihrem Innern flammte es, daß dieſes ein Wink des Himmels ſey. Ihr Gefühl befand ſich in ſolch' gereiztem Zuſtande, daß es ihr leicht ward, an Wunder zu glauben.

Sie beſchloß, am andern Tage einen Fußfall bei dem Monarchen zu wagen und um die Losſprechung ihres Vaters zu flehen, und da es leicht war zu damaliger Zeit, bei den in Wien verſammelten Fürſten Audienz zu erhalten, ſo hatte ich die Freude, meiner Frau noch an demſelben Abende die Stunde bezeichnen zu können, die ihr zu dem ihrigen anberaumt worden war.

Siebzehntes Kapitel.

Der gerechte Fürſt. — Die Audienz. — Edler Sinn und Vorurtheil.

In tiefe Trauer gekleidet, machte ſich meine Frau auf den Weg zu dem Monarchen. Er empfing ſie huldreich, und erinnerte ſich ſogleich an den Vorfall in der Stephanskirche. Sie brachte gerührt ihr Anliegen vor, und ſuchte ihren alten Vater von der beſten Seite darzuſtellen, und ſeine Handlungsweiſe ſo gut als möglich zu entſchuldigen.

Der Fürſt wurde ernſt. Vorſchub dem Feinde leiſten, der mit gewaffneter Hand in das Land fällt, um es unglücklich zu machen, iſt wohl zu allen Zeiten ein ſtrafwürdiges Beginnen; mehr aber noch war es ein ſolches in dieſem Falle. Der Feind hatte zu hart unſer Land bedrückt, zu ſchnöde unſers Fürſten geſpottet, die Anſtalten, ihn zu überwinden, waren mit zu großem Enthuſiasmus ergriffen worden, das „edelſte Herzblut des Landes war gefloſſen,“ wie man ſich damals gern auszudrücken pflegte; derjenige alſo, der aus Bosheit, oder gemeiner Gewinnſucht Treuloſigkeit übte, um damit alle jene Anſtrengungen der Edelſten und Beſten zu Nichte zu machen, mußte der härteſten Strafe verfallen, und ſein Gedächtniß für ewige Zeiten in den Annalen des Vaterlandes gebrandmarkt werden. Der vorliegende Fall verdiente daher ſtrenge Unterſuchung, genaue Erwägung; es handelte ſich nicht darum, einer ſchönen, in Thränen zerfließenden Frau, eine Galanterie zu erzeigen; es war ein großer Act der Gerechtigkeit, den die Gnade des Fürſten aufhalten ſollte. Er war geneigt dazu, das verſicherte er meiner Frau, wenn ſich mildernde Umſtände für die Handlungsweiſe ihres Vaters wirklich auffinden laſſen würden; ſo entließ er die Arme mit einem Schimmer von Hoffnung. Sie glaubte, die Begnadigung in der Hand, von dem Fürſten zu mir zurückkehren zu können, ſich in den Wagen zu werſen, und nach Hauſe zu fliegen. Statt deſſen, brachte ſie das Verſprechen unſers Landesherrn, ſogleich die betreffende Stelle beordern zu laſſen, ihm ſelbſt Abſchrift der Acten auf das Schnellſte einzuſenden, und bis ſeine Reſolution erfolgt wäre, jeden weitern Schritt in der Sache zu unterlaſſen.

Man konnte von der Gerechtigkeit unſers Monarchen eigentlich nichts anders erwarten, auch hatte ich in der That meine Hoffnung nicht höher geſpannt. Ich theilte dieß meiner Frau mit, und machte ſie darauf aufmerkſam, daß durch dieſe Maßregel ihr Vater ſeinen kleinlichen Feinden entrückt werde, und daß ſich von einer genauen, unparteiiſchen Unterſuchung ſeiner Angelegenheit vor der höchſten Behörde, nur das Beſte erwarten ließe.

Obgleich ich durch dieſe Ermunterung meine leidende Frau aufrichten wollte, war mein Herz doch nicht ſo ganz ruhig dabei. Ich hielt die Sache meines Schwiegervaters nemlich nicht für ſo rein, wie ſie meine Frau, von kindlicher Liebe getrieben, dem Fürſten vorgeſtellt hatte, und beſorgte daher, von der ſtrengen Gerechtigkeit desſelben keine Milderung oder gänzliche Begnadigung, die doch nur allein im Stande geweſen wäre, uns vollkommen zufrieden zu ſtellen.

In der bangſten Erwartung verlebten wir vierzehn Tage, während welcher uns nur die Nachricht von Hauſe erfreute, daß der Prozeß ſtille ſtehe, und man in der Stadt verbreite, der Fürſt habe ſich die Acten zur Durchſicht nach Wien ſenden laſſen.

Endlich kam der erſehnte Augenblick. Ein Kammerherr des Fürſten meldete meiner Frau, daß ſein Gebieter ſie morgen zu ſprechen wünſche. Dieß war uns ſchon ein günſtiges Zeichen, denn das Todesurtheil ihres Vaters hätte ja der Fürſt nicht ſelbſt der Tochter verkündigen mögen. Wie das erſte Mal kleidete ſich meine Frau in Trauer. Sie glaubte, daß es ſich nicht anders zieme, vor dem Richter über Leben und Tod, als die Tochter des auf Leben und Tod Angeklagten zu erſcheinen.

Der Fürſt ging ihr mit feinem Anſtand entgegen.

„Ihr Vater," fing er an, „iſt des Verraths nicht überwieſen, aber er bleibt in hohem Grade verdächtig. Seinen Namen wird er nie rein zu waſchen vermögen, aber das Leben iſt ihm geſchenkt.“

Meine Frau ſtürzte weinend vor dem gütigen Fürſten nieder. Er hob ſie auf. „In meinem Staate würde ihm ein Leben ohne bürgerliche Achtung nur zur fortwährenden Strafe werden; die Achtung kann ich ihm jedoch nicht wieder ſchaffen; ſelbſt daß ich ihn begnadige, wäre dieß nicht im Stande. Ich gebe ihm daher den wohlmeinenden Rath, in ſeine Heimath zurückzukehren.“ —

Meine Frau machte eine Bewegung; ſie vermochte vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

„Ich weiß was Sie ſagen wollen,“ fuhr der Fürſt fort, „meine Begnadigung ſoll nicht einer Verbannung gleich ſehen. Ich befehle nicht den Mann fortzuſchaffen, ſondern ich gebe Ihnen den wohlmeinenden Rath, ihn zu entfernen. Es kann auch Ihnen nicht gleichgültig ſeyn, ſich durch ſeine Anweſenheit ſtets an ſein Unglück erinnern zu laſſen.“

Meine Frau mußte in ihrem tiefen Schmerze die Zartheit dieſer Andeutungen bewundern. Schon wollte ſie ſich dankend entfernen, als der Fürſt ſich noch einmal nach ihr wandte. „Sie ſind, wie man mir ſagte, hier zur chriſtlichen Kirche übergetreten?“ fragte er.

Meine Frau bejahete es.

„Welche Geſchäfte treibt Ihr Mann?“ fragte er weiter.

Meine Frau war nicht im Stande, hier eine genügende Auskunft zu geben, weil ſie in der letzten Zeit von meinen Geſchäften nichts erfahren hatte, und ich jetzt auch mehr das Leben eines reichen, geſchäftsloſen Privatmannes führte. Sie nannte mich daher einen Banquier, dieſes vielumfaſſende Wort, das den Mann bezeichnet, der Königen Millionen vorſtreckt, und auf indirecte Weiſe auf die Schickſale der Welt Einfluß übt, wie den kleinen Geſchäftsmann, der dort an der Straßenecke Papiergeld und Goldſtücke einwechſelte.

„Ich will nicht hoffen,“ fuhr der Fürſt nach einer Pauſe fort, während er meine Frau feſt anſah, „daß Ihr Mann zum Nachtheil ſeiner Mitbürger Chriſt geworden iſt.“

Meine Frau betheuerte, den Sinn dieſer Aeußerung nicht zu begreifen. „Ich will damit ſagen,“ ſprach der Fürſt, „daß er deßhalb Chriſt wurde, um ungeahnet Gewerbe treiben zu können, die den Juden unterſagt ſind, weil ſie der geſammten Geſellſchaft zum Schaden gereichen, und die von den Chriſten nie, oder doch nur in ſehr ſeltenen Fällen getrieben werden. In meinem Lande wird darüber bei allen Bekehrungsfällen genau gewacht, und wenn ſich die Beſtätigung einer ſolchen Vermuthung herausſtellt, die Bewilligung zur Taufe in keinem Falle ertheilt. Sie haben den Uebertritt in einem fremden Staate, unter vielleicht begünſtigenden Umſtänden vollzogen, und kehren als Chriſten in ein Land zurück, das ſie als Juden verlaſſen haben. Ich hoffe, daß Sie meiner Gnade, die ich Ihnen in dieſem Augenblicke erwieſen habe, eingedenk ſeyn werden, und nie Veranlaſſung geben, daß meine alt-chriſtlichen Unterthanen Klage gegen Sie zu erheben, Urſache haben.“

Hierauf kehrte er meiner Frau den Rücken, die hocherröthet wegen der tiefen Verletzung durch dieſe Worte, kaum Faſſung genug beſaß, ohne Wanken das Zimmer zu verlaſſen. Ein junger Kammerherr, der den Dienſt im Vorzimmer hatte, und meine Frau von einigen Bällen her kannte, war ſo artig, ſie bis zum Wagen zu begleiten. Ihm entging nicht die heftige Aufwallung, worin ſich die Arme und doch ſo Glückliche befand, und ſeiner indiscreten Geſchwätzigkeit verdankte die Stadt ein Geſchichtchen, welches weder dem Fürſten, noch meiner Frau zur Ehre gereichte, woran ſie aber Beide ganz unſchuldig waren.

Meine Frau hatte das Leben ihres Vaters wohl keinesweges durch ihre Schande zu erkaufen gebraucht, aber ſie hatte eine tiefe Kränkung anderer Art dafür hinnehmen müſſen. Doch das iſt einmal der Lauf der Welt in unſern Tagen. Schwer laſtet das Vorurtheil auf unſerm Geſchlecht; ſchwer und zum größten Theile unverſchuldet. Wie viel Zartſinn offenbarte nicht das Benehmen dieſes edeln, gerechten Fürſten, und welch ein Widerwillen gegen die Juden ſprach ſich in dem aus, womit er ſeine gnädige Audienz beſchloß.

Doch erhoben wir bald wieder den Kopf. Wir fühlten uns zu glücklich, um uns jetzt ſo leicht niederbeugen zu laſſen. Indeß begannen wir doch die Abſchiedsviſiten, um recht bald nach unſerer Heimath zu eilen, und den Vater, noch vor unſerer Abreiſe nach Polen, ſprechen zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Die erſte Weihnacht. — Der todte Sohn. — Der fremde Säugling. — Mutterfreuden und Vaterſchmerz. —

Wir nahmen die friſcheſten Erinnerungen von Wien mit. Alles hatte dort beigetragen, uns das Leben angenehm zu machen, vor Allem aber mußten wir es anerkennen, daß das Licht des Chriſtenthums uns in Wien aufgegangen war. Wie weit war ich davon entfernt, die für mich ſo kränkenden Vorausſetzungen meines edeln Fürſten zu rechtfertigen, der ſich nur den Juden als ein verworfenes Geſchöpf vorſtellen konnte, unfähig jeder moraliſchen Erhebung.

Ich hatte den feſten Plan meines zukünftigen Wirkens und Strebens vorläufig entworfen, und die Muße im Wagen, während der eiligſt zurückgelegten Reiſe, diente dazu, meine Vorſätze zu befeſtigen, und ihren Umfang zu vervollſtändigen. Unter dieſen geiſtigen Beſchäftigungen erreichten wir unſern Wohnort, wo wir bereits den alten Vater in Freiheit fanden. Man kann ſich unſere Freude im erſten Augenblicke des Wiederſehens wohl denken, die jedoch wieder ſehr bald getrübt werden ſollte.

Ich habe es bereits verſucht, den geneigten Leſern meinen Schwiegervater in einem frühern Kapitel zu ſchildern; was dort jedoch fehlte, ſoll nun hier nachgetragen werden, um das Bild dieſes Mannes in Etwas zu vervollſtändigen. Im Verlauf dieſer Memoiren kann ſein Character jedoch erſt im vollſten Lichte beleuchtet werden.

„Ich verſteh' Euch nicht!“ rief er ärgerlich aus, „weßhalb freut Ihr Euch? daß ich nicht bin aufgeknüpft worden? daß ſie mich nicht haben ausgeführt, und den Kopf abgeſchlagen? Das hätten ſie auch noch thun ſollen, und dann hätten ſie ſich rühmen können ihrer großen Gerechtigkeit! Was hab' ich gethan — was hab' ich verbrochen — was hab' ich verſchuldigt? — Was kann der Bäcker dafür, wenn ihm die Ratten das Mehl auffreſſen? Iſt der Lieferant etwas Andres? Sind die Feinde etwas Andres? Weil die Feinde haben aufgefreſſen meine Vorräthe, und haben Mitleid gehabt mit mir, daß ſie mich nicht haben mitgefreſſen, ſoll ich werden erſchoſſen von den Freunden! Ihr habt Recht, daß Ihr Euch freut! Während ich bin geſeſſen, und habe geſchwitzt Todesangſt, ſeyd Ihr gegangen in Wien in's Theater, und habt gelacht und geſcherzt. Ich brauch' Euere Freude nicht, und nicht Euer Mitleid — ich werde meine Sache allein ausfechten und mein Recht erhalten, und noch obendrein, was man mir ſchuldig iſt.“

Man kann ſich denken, welchen ſchmerzlichen Eindruck ſolche Reden auf meine Frau machten; mehr aber noch auf mich, da ſie eine ernſte Unruhe in mir erregten. Ich merkte nemlich aus allen Anſtalten meines Schwiegervaters, daß er nicht im Geringſten Willens war, nach ſeiner Heimath zurückzukehren. Was ſeine Abſicht ſeyn konnte, und wohin ſich ſeine Pläne erſtreckten, war mir — bei ſorglicher Erwägung des vorliegenden Falles — allerdings unerklärlich. Meine

Unruhe wurde geſteigert, als er nicht undeutlich es merken ließ, daß er klagen wollte, und eine enorme Schuldforderung an die Regierung ſtellte, über den ihm vom Feinde angerichteten Schaden. Er berief ſich darauf, und konnte es mit Rechnungen belegen, daß er jene Vorräthe auf Befehl der Intendanten unſerer Armee, für Rechnung des Staats angekauft, und ſie eben ſo nach erhaltenem Befehle, dort hingeführt und aufbewahrt hatte, wo unſere Truppen ihre Standquartiere einnahmen; darauf fußte er, daß nicht er, ſondern der Staat den Schaden zu tragen habe, und ſein Schuldner ſey und bleibe. Zugleich wollte er eine Entſchädigungsklage anſtellen, wegen der über ihn verhängt geweſenen Unbill. Ich ſah die Gefährlichkeit dieſer Prozeſſe zu gut ein, um nicht ſogleich bemüht zu ſeyn, ihn von ſeinem Vorhaben mit allen Kräften abzubringen. Ich mußte aber dabei zu ganz eigenen Mitteln greifen, bei dieſem bis zum Unverſtande hartnäckigen Mann. Vernünftige Vorſtellungen vermochten hier nichts; ſie wären vielmehr nur im Stande geweſen, ihn feſter in ſeiner vorgefaßten Meinung zu beſtärken;

daher griff ich, wenn auch nicht zu einem unvernünftigen, doch zu einem außergewöhnlichen Mittel. Ich wurde ernſt und kalt gegen ihn, und zog mich augenſcheinlich von ihm zurück. Er ſchien ſich nicht viel daraus zu machen, und erkundigte ſich nicht nach den Gründen, die mich zu dieſem Betragen veranlaßten. Das hatte ich ſchon erwartet. Nachdem jedoch in dieſer Haltung einige Tage vorüber waren, ſchrieb ich an ihn ein kurzes, aber bündiges Billet, worin ich ihn ernſtlich daran mahnte, mir endlich die Ausſteuer zu zahlen, die feſt ſtipulirt worden war, die ich aber bis jetzt noch immer nicht empfangen hatte.

Dieß machte die gehoffte Wirkung; ich hatte noch an demſelben Tage die Ehre ſeines Beſuchs. Er fragte mich, ob ich ihn denn ganz vernichten wolle, daß ich gerade in dieſem Augenblicke mit meiner Forderung anrücke? Dabei ließ er ſich in heftigen Schmähungen gegen mich vernehmen, und verwünſchte es, daß er mir ſein Kind zur Frau gegeben habe. Ich mußte mir das Alles ſagen laſſen, blieb aber nichtsdeſtoweniger auf meiner Forderung. Dieß brachte ihn zu einem ſolchen Grade der Verzweiflung, daß er davon ſprach: ſich das Leben nehmen zu wollen.

Jetzt ſchien mir der Moment da, ihn zu tractiren, und für eine beſſere Einſicht empfänglich zu machen. Nachdem er beſtimmt erklärt hatte, nicht nach ſeiner Heimath zurückzureiſen, gab er zu erkennen, daß er nach Frankreich gehen wolle, um von dort aus ſeine Reclamationen mit aller Energie, die ihm ſein gutes Recht einflößte, betreiben zu können. Damit konnte ich mich denn zufrieden geben; wenigſtens war er dort außer dem Bereich einer perſönlichen Gefahr, bei ſeinem gewagten Unternehmen. Ich verſprach ihm, ſobald er dieſen Vorſatz ausgeführt haben würde, auch mit meiner Forderung mich ſogleich zurückzuziehen.

Dieß wirkte, und er machte bald Anſtalten, unſere Stadt zu verlaſſen, um ſich — wie er ſagte — für immer in Frankreich niederzulaſſen. So ſehr mir damals dieſer Entſchluß von ſeiner Seite angenehm erſchien, ſo ſehr hatte ich ſpäter Urſache ihn zu beklagen, da er mich in ein Meer der unangenehmſten Sorgen verſenkte, und meine arme Frau mit unnennbarem Kummer erfüllte.

Die Abreiſe meines Schwiegervaters wurde bald in's Werk geſetzt, und mir fiel dadurch ein Stein vom Herzen.

Meine Frau war durch alle dieſe Vorfälle ungemein gereizt worden; die Angſt um das Leben ihres Vaters, die Schnelligkeit, womit wir die Reiſe zurückgelegt hatten, und endlich das rauhe Betragen, das ihr Vater ihr zuwendete, trug nicht wenig dazu bei, mir Beſorgniſſe bei ihrem gegenwärtigen Zuſtande einzuflößen. So — unter ungünſtigen Aſpecten — ſah ſie ihrer Entbindung entgegen.

Das Weihnachtsfeſt nahete; das Erſte, an dem es uns vergönnt war, uns der Geburt des Erlöſers mitfreuen zu dürfen. Dieſes Gefühl ſchien beſeligend auf den geſchwächten Zuſtand meiner Frau zu wirken. Sie machte ſich viel im Hauſe zu ſchaffen, doch mit einer Ruhe und geiſtigen Stille, welche mich mit Rührung erfüllten. Sie ließ eine Menge von nützlichen und angenehmen Gegenſtänden einkaufen, um ſolche am heiligen

Abende armen Müttern und armen Kindern zu ſenden; ein ganzer Korb voll ſolcher Sachen wurde für das Waiſenhaus zuſammengerichtet.

Unter dieſen wohlthätigen und beruhigenden Beſchäftigungen wurden die Tage immer kürzer und rauher. Die Sonne ſchien nicht mehr aufgehen zu wollen. Mein Herz ſchlug beklommen, und doch ging ich der ſchönſten Hoffnung, der Vaterfreude entgegen.

Am Weihnachtsabend, als aus allen Fenſtern die vielen Lichter flimmerten, und überall Freude herrſchte, ſaß ich betrübt am Lager meiner kranken Frau. Wir ſprachen von unſerer nächſten Zukunft; unſer Vorſatz, uns noch nicht offen zum Chriſtenthum zu bekennen, war durch das jetzige Verhältniß zu meinem Schwiegervater umgeſtoßen worden. Meine Frau willigte darein, ihr Kind gleich nach der Geburt, wie es üblich, öffentlich taufen zu laſſen, und ſelbſt alle kirchlichen Ceremonien der Chriſten dabei zu beobachten. Durch die Abweſenheit ihres Vaters erſchien ihr dieß nun Alles leichter.

Wir unterrichteten uns, wie junge Gatten, ſo ſüßer Hoffnung voll, zu thun pflegen; von dem Namen des Neugeborenen, im Falle es ein Knabe, oder im Falle es ein Mädchen wäre; von den Pathen; von ſeiner erſten und fernern Erziehung, von ſeinem zukünftigen Stande, ja wir gingen ſo weit, ſogar ſchon von ſeiner dereinſtigen Verheirathung zu ſprechen; wir baueten Schlöſſer auf Schlöſſer, und ſahen nicht ein, daß ihr Fundament in der Luft war, und der nächſte Augenblick uns für lange, um eine Reihe der zarteſten Freuden, welche die Erde zu bieten im Stande iſt, bringen konnte. Ich ſage, wir empfanden nichts von dieſen Beſorgniſſen, und träumten uns alſo ein Glück — doch nein! — wir waren davon erfüllt, und beſaßen es alſo wirklich. Es iſt eine Ungerechtigkeit des Menſchen, ſolche Träume, als etwas Unweſentliches, zu dem menſchlichen Glücke zu betrachten, und ſie nicht ebenfalls des größten Dankes werth zu halten. Denn dieſe Träume beglücken ſie nicht wirklich, während wir ſie haben? Iſt es etwa keine Seligkeit, angenehm träumen zu können? Und der Unglücklichſte — ſoll er nicht dem Himmel dankbar dafür ſeyn, daß er wenigſtens auf Augenblicke ſeines Unglücks vergeſſen kann, um ſich in die freundlichen Gehege der Traumwelt zu ſchwingen, wo er nicht weniger genießt, als der vom Glücke Begünſtigte? Ich verſenkte mich ſtets gern in Träumereien angenehmer Art, und wenn auch die Täuſchungen verſchwanden, ſobald ich wieder zu mir ſelbſt gekommen war, ſo trug ich doch die heiterſte Stimmung in die Wirklichkeit davon, wenn dieſe ſelbſt die unfreundlichſte war.

Nur rohe, innerlich ganz zerriſſene, oder böſe Menſchen ſchelten die Träume, und finden ſich höchſt unglücklich, wenn ſie daraus erwachen, den guten erſcheinen ſie wie Grüße eines Jenſeits, wie Ahnungen eines Glücks, das erſt nach dem Tode uns erwartet.

Solche Gedanken erfaßten mich tröſtlich, als mitten in unſern Geſprächen voll Hoffnung und Liebe, meine Frau die Vorboten ihrer Niederkunft empfand. Während nach dem Arzte und der Hebamme geſchickt wurde, nahmen ihre Schmerzen fürchterlich überhand, und ich ſtimmte mich nun nach und nach dazu herab, den unglücklichſten

Ausgang mit Faſſung zu ertragen, und meine oben angeführten Anſichten ſo bald ſchon an mir ſelbſt erprobt zu ſehen. Es waren Stunden der härteſten Prüfung für uns Beide. Der Arzt bat mich, das Zimmer zu verlaſſen, weil es den Kampf meiner Frau erleichtern würde, nicht mich als im hohen Grade mitleidenden Zeugen dabei zu wiſſen. Ich befragte mein armes Weib durch einen Blick, und ſie ſchien den Worten des Arztes ihre Zuſtimmung nicht zu verſagen.

Ich entfernte mich alſo mit der Bitte, mich ſogleich von allen eintretenden Kriſen zu unterrichten, und mir ſelbſt die beſorglichſten nicht vorzuenthalten. Hierauf begab ich mich in das anſtoßende Zimmer, wo ich in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jedem leiſeſten Worte des Arztes, das er zur Hebamme ſprach, ſowie jedem Aechzen, jedem vom Schmerze ausgepreßten Schrei der Patientin ängſtlich lauſchte. Ich hatte ſonach nicht zur eigenen Beruhigung, ſondern lediglich dem Wunſche der Andern nach, Folge geleiſtet.

Nicht lange blieb ich in dieſer peinigenden Ungewißheit; die Thür öffnete ſich leiſe, und zu mir herein trat der Arzt mit einer bekümmerten Miene. „Die Wöchnerin iſt gerettet,“ fing er an, „aber ſchwach, ſehr ſchwach,“ ſetzte er ſogleich hinzu.

„Und mein Kind?“ fragte ich bebend.

„Konnte leider nicht lebendig an’s Licht geholt werden,“ erwiederte er.

Er hielt mich zurück; ich riß mich aber von ihm los, und ſtürzte in das Zimmer der Wöchnerin. Hier erblickte ich noch die blutenden Reſte meines armen Kindes, das die Hebamme ſchnell bei Seite brachte. Es war mit der Zange in Stücken geholt worden. — Ich ſank vernichtet in einen Seſſel; die anweſenden Perſonen bewegten ſich leiſe ſchwebend wie Geſpenſter; eine Todtenſtille herrſchte. —

„Mein Kind, mein Kind, gebt mir mein Kind!“ wimmerte endlich meine Frau, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Der Arzt ſprach ihr Troſt zu; das Kind ſey ſchwach, ſie ſolle ſich gedulden; ſie ſey auch noch zu angegriffen; morgen, nachdem es im Wein gebadet, würde man es ihr zeigen. Sie war nur ſchwer dabei zu beruhigen; doch trat alsbald wieder eine ſolche

Schwäche ein, daß ſie ihren Wunſch nicht mehr laut werden laſſen konnte. Jetzt winkte mir der Arzt, ihm in's Nebenzimmer zu folgen.

„Der Wunſch, ihr Kind zu ſehen, wird Ihre Gemahlin morgen noch ſtärker äußern, als heute, und die Wahrheit — wenn ſie ſolche erfährt, wird den ſchädlichſten Einfluß auf ihre Beſſerung üben, ja — ich verheimliche es Ihnen nicht — ſie faſt unmöglich machen."

Ich glaubte den theilnehmenden Mann zu verſtehen, der mir hiedurch andeuten wollte, daß auch meine Frau wahrſcheinlich ein Opfer des erſten Kindbetts werden müßte; ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten.

„Faſſen Sie ſich," fuhr der Doctor fort; „es gibt ein Mittel, Ihre Frau zu retten, ein ſtarker Entſchluß in der That, aber ein leichter in dieſem Augenblicke."

Ich ward durch dieſe Worte aufs Höchſte geſpannt; ich verſchlang jedes Wort, welches der Arzt ſagte.

„Dieſen Nachmittag, vor wenigen Stunden erſt, accouchirte ich eine arme Frau, am äußerſten Ende der Vorſtadt, von einem geſunden Knaben, den ſie aber nicht ernähren kann. Sie iſt Wittwe, ihr Mann ſtarb vor wenig Wochen; nehmen Sie ihr den Knaben und die ängſtlichſte Sorge ab, und ſie wird Sie dafür ſegnen. Geben Sie ihr etwas Geld, vielleicht monatlich ein unbedeutendes Schärflein, und Sie haben Sie zur Glücklichſten gemacht. Laſſen Sie gleich den neugeborenen, geſunden Jungen in Ihr Haus bringen, und Niemand wird den Betrug entdecken, Ihre Frau wird glauben, ihr eigenes Kind an das Herz zu drücken, und nur ſo wird ſie dem Leben erhalten werden können.“

Man kann leicht denken, daß ich ſogleich in Alles willigte, und für die Frau reichlich zu ſorgen verſprach. Der würdige Doctor ſtieg in den Wagen, indem er die Hebamme mitnahm, und verſprach, in Kurzem mit dem Säugling zurückzukehren.

Meine Frau ſchien ſanft zu ſchlummern. Obgleich der Weg, bis zum äußerſten Ende der Vorſtadt weit war, ſo horchte ich doch jedem Wagen, der vorbei fuhr, wenn ich gleich wohl wiſſen konnte, daß meine Boten ſo ſchnell nicht zurück ſeyn konnten. Endlich war es des Doctors Wagen — er hielt vor meinem Hauſe. Bald trat er in's Krankenzimmer, mit vor Freude glänzendem Geſichte. Der wackere Mann glaubte ein gutes Werk gethan zu haben. Ihm folgte die Hebamme, den Säugling tragend, der ſogleich zu ſchreien anfing. Dieſe widerwärtigen Töne übten auf das Mutterherz eine Zauberkraft aus. Meine ſchlummernde Frau, ſo ſchwach ſie war, öffnete ſchnell die Augen, und hauchte leiſe:

„O nur einmal laßt ihn mich ſehen, den ich geboren habe! nur einen Blick will ich auf ihn werfen; es wird mir nicht ſchaden!“

Und man brachte ihr das fremde Kind, und ſie berührte ſein Haupt mit den bleichen Lippen; mir aber ſchnitt dieſe Scene tief in's Herz, denn meine Blicke fielen auf das blutig rothe Tuch, dort auf dem Tiſche, wo die Leiche meines erſtgeborenen Sohnes! — nein ſo darf ich es nicht nennen! — wo mein zerſtücktes Kind eingewickelt lag, welches der Doctor mit ſich fort nahm, als er uns verließ.

Unten im Hauſe entſtand ein Lärm. Es war ein hübſcher Bube, mit trotziger Miene, ungefähr acht Jahre alt, der ſich nicht abweiſen laſſen wollte, ſondern darauf beſtand, man habe ihm ſein Brüderchen geraubt, und er wolle nicht eher fortgehen, bis man es ihm wieder gegeben habe. Ich ging ſelbſt hinunter, um den Kleinen durch ein blankes Goldſtück zu beſchwichtigen, und ihm zu verſprechen, daß er morgen ſeinen Bruder wieder haben ſollte. Weinend ging der Knabe fort, deſſen Anblick mich ſeltſam ergriffen hatte.

Seine Züge erinnerten mich an das Mädchen, zu dem ich einſt in meiner Jugend, im Hauſe meines Vaters, die vorübergehende Neigung empfunden, und die mir dann aus dem Geſichte entſchwunden war. Auch dieſer ſchmerzliche Eindruck war mir an dieſem verhängnißvollen Tage noch vorbehalten.

Ich ſtieg ſinnend die Treppe hinan, und ſetzte mich an das Bett meiner Frau. Alles war nun ſtille in meinem weiten Hauſe; die ſtürmiſchen Ereigniſſe hatten ſich befriedigend gelöst. Ein frommes Lied tönte von der Straße herauf, wie es in der Weihnacht in meiner Heimath geſungen zu werden pflegt; es beſchwichtigte meine innere Unruhe. Von den Ereigniſſen angegriffen, begann ich zu ſchlummern.

Da weckte mich ein grelles Schreien aus dem eben beginnenden freundlichen Traume; ich fuhr erſchreckt in die Höhe. Meine Frau aber ergriff mich lächelnd bei der Hand, und lispelte: „Es iſt uns noch ſo ungewöhnt; unſer Söhnchen hat uns aufgeweckt!“

Ich mußte bitter ſchmerzhaft lächeln, und konnte nicht wieder einſchlafen.

Der Divan.

Eine Sammlung

von

Novellen, Genrebildern und Memoiren

von

August Lewald.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Memoiren eines Banquiers.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Friede. — Die Ohrfeige des Helden. — Reich des Papiers. — Der ſchöne Geiſt. —

Der Krieg war nun vorüber und das Reich des Friedens ſchien ſich erfreulich und ſegenverbreitend über Deutſchland ergießen zu wollen. Alles ſchwelgte in Hoffnungen; Künſte und Wiſſenſchaften begannen feſtere Wurzel zu ſchlagen; man dachte ernſtlich daran, das Innere, das durch die langen Kriege ſo verwahrlost worden war, wieder herzuſtellen, gleichwie ein wüſter Menſch, der lange in roher und wilder Geſellſchaft gelebt, auch einmal von dem Moment der Ruhe ergriffen wird und ſich vornimmt, mit ſich abzuſchließen und ehrbare Vorſätze faßt.

Ich bin jedoch nicht ganz der Meinung, daß ein langer Friede es ſey, der die Menſchheit zur tugendlichen Vollkommenheit zu führen im Stande iſt. Ich gebe zu, daß der Krieg Verbrechen gebiert, die ihm eigenthümlich ſeyn mögen, ſetze aber hinzu: der Friede nicht minder. Das Tödten und Rauben, das wilde Weſen der feindlichen und freundlichen Soldaten, das man im Kriege täglich vor Augen hat, härtet die Menſchen wohl ab und raſche Verbrechen, die den Kriegesthaten ähnlich ſind, werden leichter begangen und ſelbſt nichts Seltenes ſeyn. Aber alle jene ſchleichenden und kriechenden Bosheiten, die der Friede ſo leicht nährt und beſchützt, können im Kriege nicht Raum greifen, denn was ſich nicht raſch bewegt und handelt, wird von der Flut der Ereigniſſe dort umgeriſſen und fortgeſchwemmt.

Die Verbrechen, die in der Kriegeszeit entſtehen, und die Verbrechen, welche der Friede gebiert, verhalten ſich zu einander, wie acute und chroniſche Krankheiten, wie öffentliche Proſtitution und geheime Verführung; jene wird ſtets mit Heftigkeit, mit einem, wenn auch ſchrecklichen Ziele, zu Ende eilen und ſich ſo ſelbſt vertilgen, dieſe wüthet fort und fort, frißt um ſich, wie ein Krebs, und wirkt nachdauernd, Generationen verpeſtend.

Man wolle es mir nicht zur Laſt legen, als ob ich ein ehemaliger Lieferant, dem Kriege das Wort ſpreche. Ich habe meine Meinung über das Lieferungsweſen ſchon früher ausgeſprochen, und meine Anſicht über die verderblichen Einflüſſe eines zu langen Friedens auf die menſchliche Geſellſchaft, wird ſich im Verlaufe dieſer Begebenheiten — wenn auch nur im Einzelnen — von ſelbſt herausſtellen. —

Das Erſte, wodurch der Friede ſich bemerkbar machte, war eine zur Schau Stellung von Größen, an die, in der kaum verwichenen turbulenten Zeit, Niemand gedacht hatte. Es war natürlich, daß Feldherren und Staatsmänner, welche dazu mitgewirkt hatten, den Frieden zu erkämpfen, in Ehren erwähnt wurden und ſich mit Lorbeern geſchmückt ſahen. Oft jedoch gingen die Forderungen jener Tageshelden, welche ſie an ihre Mitbürger ſtellten, zu weit, und bemerkenswerth iſt es, daß ſchon damals, als noch die Drangſale jener unruhevollen Zeit in Jedermanns Gedächtniß waren, ſich Einzelne fanden, die mit großer Abneigung ſich von Verdienſten wegwandten, welche auf die allgemeinſte Anerkennung rechnen zu können glaubten.

Ein Fall für Viele mag hier angeführt werden. Einer von den Generalen, deren Energie und Tapferkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnten, und der deßhalb von ſeinem Fürſten mit Orden und andern Auszeichnungen reich belohnt worden war, wohnte in dem Hauſe eines wohlhabenden Bürgers, der alle Verbindlichkeit gegen den auf ſeinen Lorbeern ruhenden Helden darauf hinreduzirte, daß er ihm eine wohnliche Etage ſeines Hauſes überlaſſen, wofür er, wie üblich, den halbjährigen Zins begehrte. Von beſondern Förmlichkeiten und Attachements wollte der gemüthliche, ſeinen Geſchäften lebende Bürgersmann weiter nichts wiſſen.

Der ruhende Held machte indeſſen andere Anſprüche. Eines Morgens geht er durch den untern Hausraum, wo der Bürger ſo eben einige Fäſſer zumachen läßt, die verladen werden ſollten. Mochte er den General nicht bemerkt haben oder glaubte er, daß ſein Gruß nicht durchaus ſtreng gefordert werden könnte, genug — er war mit ſeinen Fäſſern beſchäftigt und ſah nach ſeinem Miethsmann nicht hin. Plötzlich ſteht dieſer vor ihm und ruft, indem er ihm mit höchſt eigener Hand den Hut vom Kopfe ſchlägt: „Grüßen kann Er wenigſtens, wenn ich durch's Haus gehe.“ Der Bürger ſetzte ſeinen Hut auf und that, als wenn nichts geſchehen wäre. Auch klagte er nicht. In der Stadt gab es aber Viele, die ihm Unrecht gaben, und nicht etwa, daß er nicht klagte, ſondern daß er dem Helden nicht ſeine Ehrfurcht bezeigt hatte. Dies Anekdötchen, deſſen Wahrheit ich verbürge, möge von dem Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Militär und dem Bürger offenbarte, bei dem Beginne des Friedens, einen Beweis ablegen, von dem noch mehr Beiſpiele angeführt werden könnten.

Wenn man mit Recht behaupten kann, daß im Kriege der Mann etwas werth ſey, ſo kann man vom Frieden ſagen, daß die Lumpen im Preiſe ſteigen. Ich denke nicht daran, hier einen Witz machen zu wollen, der übrigens zu den ſehr allmehr Tempelbau, wozu ein veredeltes Papier, unter dem Namen Fonds, Stocks, oder Staatspapiere verwendet werden ſollte, wurde damals erſt das Fundament gelegt.

Junge Leute fingen an, ſich mit Eifer und Vorliebe den Künſten und Wiſſenſchaften hinzugeben; es war ein unerſättlicher Zudrang zu den Studien. Wo für alle dieſe Jünger der Themis Proceſſe oder vielmehr Aemter, für alle Jünger des Aeskulap Patienten herkommen ſollten, berückſichtigte man nicht, wenn ſolches gleich dem aufmerkſamen Beobachter auffallen mußte, der weder von den langwierigen Unterſuchungsproceſſen, wie von der Cholera, und andern Erſcheinungen der Zeit damals ſchon eine Ahnung haben konnte.

Auch Israel kam aus den Fugen. Die Juden ſind als Nation kriegeriſcher, als man es ihnen auf den erſten Blick wohl anſehen mag. Sie ſind urſprünglich und ihrer innerſten Natur nach auf den Handel angewieſen, und was iſt der Handel anders, als ein Krieg im Kleinen, wo jeder Vortheil gilt und ſelbſt der Betrug, als erlaubte Kriegsliſt, geſtattet iſt; bis zu einem gewiſſen Grade verſteht ſich. Der arme, unterdrückte Jude iſt wie die leichte Truppe auf Beute angewieſen, und Beute läßt ſich nur im Kriege machen. In Friedenszeiten degenerirt er, und daher kommen ſo manche von den Erſcheinungen, die Juden und Chriſten jetzt zu beklagen haben, und auf die wir im weitern Verlauf zu ſprechen kommen werden.

Viele Banquiers hatten den Einfall, ihre Söhne vom Zähltiſch und Hauptbuch wegzunehmen, um ſie zum Flügel und zur Staffelei appretiren zu laſſen. Einige thaten dies mit Erfolg. Ich fühle mich überhoben, hier Namen zu nennen, die Jeder kennt, der ſich für progreſſive Entwicklungen intereſſirt; für Andere wäre es ebenfalls nicht nöthig. Es ſey mir dafür geſtattet, aus den unzähligen Beiſpielen verunglückter Beſtrebungen auf dieſem Felde nur Eines anzuführen.

Die Empfehlung eines würdigen Freundes brachte einen jungen Menſchen in mein Haus, der aus einer armen, jüdiſchen Familie entſproſſen, die ſich vom ſchmutzigſten Kleinhandel nährte, und deshalb — wie es bei dieſen Leuten Sitte war — mit einem darauf bezüglichen Eckelnamen belegt wurde [illegible] plötzlich emancipirt hatte und nichts als Dichtkunſt, Malerei und Muſik träumte, und es ſich feſt vornahm, in irgend Etwas zu excelliren, ein Genie ſeyn zu wollen und ein Meiſter zu werden. Vorläufig ſollte der junge Menſch einige nothwendige Kenntniſſe erlangen und ſtudiren. Um ſeine Lage zu erleichtern, räumte ich ihm ein Zimmer in meinem Hauſe unentgeldlich ein, und ließ ihn an gewiſſen Tagen an meinem Tiſche eſſen; dafür hatte er die Gefälligkeit, ſich uns mit ſeinen noch im Kampfe begriffenen Ideen aufzudrängen, und uns ſogar ſeine ſehr fehlerhaften Gedichte in der langweiligſten Manier vorzuleſen. Man ließ es ſich gefallen, es war die unſchuldigſte Langeweile von der Welt, und man tröſtete ſich damit, daß der junge Friede allerlei Singvögel an das Tageslicht rufe, und daß daraus ſich ſpäter einmal irgend etwas Herrliches entfalten möchte. Wenigſtens dachten ich und Meinesgleichen ſo, die von dergleichen Dingen nur ſehr vage Begriffe überhaupt beſaßen.

Wenn ich mir nun auch dieſe unſchuldige Langeweile allenfalls in meiner friedlichen Stimmung gefallen ließ, ſo ſtellten ſich doch bald andere Umſtände ein, um die Gegenwart des jungen Studioſen ein wenig überläſtig zu finden.

Seine Arroganz wuchs mit jedem Tage; im Aburtheilen über Alles, was ihm in den Wurf kam, war er wahrhaft unausſtehlich; dabei fing er an, die gleißende Oberfläche äußerlicher Höflichkeit abzuſtreifen, und ſich in der gemeinen Manier zu benehmen, die er in dem Hauſe ſeiner Eltern gewohnt war, und die, obgleich er ſeit einigen Jahren ſchon zum Chriſtenthume bekehrt worden war, ihm dennoch immer anklebte. Er entblödete ſich nicht, mit dem Hute auf dem Kopf ins Zimmer zu treten, wie es bei frommen Juden ſogar durch das Geſetz gefordert wird; und obgleich auch Franzoſen und Engländer dieſe Gewohnheit üben, ſo halte ich es doch für eine Unſitte, die mir läſtig erſcheint; Mittags fuhr er nicht nur mit ſeiner Gabel in die Schüſſel und holte ſich die beſten Biſſen heraus, ſondern er ging ſo weit, ſie von meinem Teller zu holen, und einſtmals riß er mir die Gabel, die ich eben zum Munde führte, und worauf ſich nach ſeiner Meinung ein delicates Stück befand, ſo vehement aus der Hand, daß er mich an der Lippe bis aufs Blut verwundete. Ich darf nicht erſt verſichern, wie ſehr mich dieſe Scenen anwiderten, und ich ging ernſtlich damit um, mir ſeine Beſuche zu verbitten, doch konnte ich keinen rechten Entſchluß faſſen, weil mir ſelbſt dieſer Schritt eine Barbarei ſchien, und ich es mir zum Geſetz gemacht hatte, ſtets nur der feinſten Geſittung Gehör zu geben. Ein Zufall ſollte meiner Unentſchloſſenheit und meiner häuslichen Ruhe endlich zu Hülfe kommen.

Der junge Menſch pflegte ein Kaffeehaus zu beſuchen, das der Mittelpunkt des Verkehrs aller Studenten war. Ein reicher Edelmann, der etwas getrunken haben mochte, trug einem der Markõre an, ihm drei Louisd'ore zu ſchenken, wenn er ſich dafür drei Hiebe mit dem Queue, ohne zu ſchreien, aufzählen laſſen wolle.

Der junge Burſche hatte das Ehrgefühl, dieſen Antrag zürnend zurückzuweiſen, zur großen Zufriedenheit aller Anweſenden. Da ſprang mein Empfohlener auf und verſicherte, die drei Hiebe aushalten zu wollen, und geſagt, geſchehen: der Andre ließ das Queue dreimal auf ſeinen Rücken fliegen, und er ſtreckte dann ganz ruhig die Hand aus, um die Goldſtücke dafür einzuſtreichen. Aber noch hatte er ſie nicht empfangen, als der Unwille aller anweſenden Studenten wie ein wildes Meer losbrach; er wurde ergriffen und mit lautem Schimpfe zum Hauſe hinausgeworfen. Es war nicht mehr daran zu denken, daß er jemals wieder ſich in einem Collegium ſehen laſſen dürfe; und er wurde in Folge dieſes ſchändlichen Vorfalls von der Univerſität fortgewieſen, oder wie es in der Studentenſprache heißt: er wurde förmlich relegirt.

Er machte ſogleich Anſtalten zur Abreiſe und ſetzte mich nicht in die Verlegenheit, ihm den Umgang aufzukündigen. Ehe er uns verließ, theilte er uns noch ſchriftlich ſein Bedauern mit, vielleicht auch uns durch ſeine leichtſinnige Aufführung Verdruß gemacht zu haben, und verkündigte mir, daß er ſich keinesweges über ſein Schickſal zu beklagen habe, da es ihn direct in die Arme der Kunſt ſchleudre, der er zu lange nur untreu geweſen ſey. Sein Entſchluß war nehmlich gefaßt: er wollte zum Theater gehen.

Ich habe mich niemals um die weſentlichen Erforderniſſe bekümmert, welche einen jungen Menſchen befähigen, ſich der Schauſpielkunſt zu widmen, allein zu einleuchtend ſchien es mir, daß dieſer keine Eigenſchaft dazu beſitze.

Und wie ich es vorausſah, ſo kam es auch. Seine erſten Verſuche mißglückten ſo ſehr, daß an ein weiteres Auftreten nicht mehr zu denken war. Er nahm ſich das zu Herzen und wurde krank. Eine Hirnentzündung befiel ihn, und in dem Augenblicke, da ein junger Schauſpieler, der aus Mitleid bei ihm als Krankenwärter functionirte, eingeſchlafen war, ſtand er auf und verließ das Zimmer. Am andern Morgen fand man ihn erſtickt in der Kloake.

Das war das ſchmähliche Ende eines jungen Menſchen, den die Geburt zum Handel beſtimmt hatte, und der ſich ohne Befugniß den Wiſſenſchaften und Künſten des Friedens zugewendet hatte. Die Hiebe mit dem Queue, die drei Louisd'ore, die er nicht bekam, und das Ende in der Kloake ſcheinen mir ſtarke Beziehungen zu haben.

Es iſt Mehreren ſeiner Art ſo ergangen.

Zweites Kapitel.

Meine Gaſtfreundſchaft. — Strempel und Zipfel. — Das Adoptiv-Kind. — Der verhängnißvolle Schmuck.

Auch in meinem Hauſe fanden Entwickelungen Statt; obgleich ich mich beſtrebte, den Umgang mit meinen frühern Glaubensgenoſſen zu beſchränken, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß Einige davon ihn nicht aufgaben, indem ſie, ihrer Meinung nach, ſich über das Mißverhältniß wegſetzten, oder im Innern ihres Herzens wohl ſelbſt daran dachten, mit der Zeit Proſelyten zu werden.

Mit Chriſten ſuchte ich ſo viel als möglich in freundſchaftliche Beziehungen zu kommen, und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, angeſehene Familien in meinen Kreis zu ziehen. Ich ſuchte, ganz der Gewohnheit und der Lebensweiſe meines Wohnorts entgegen, ein offenes Haus zu machen und es gelang mir ſo ziemlich, wenn ich Einladungen mit gehöriger Förmlichkeit ergehen ließ. Dann erſchienen unſere Herren und Damen in großem Putze, ließen ſich ſteif in meinen ſchönſten Zimmern nieder, und genoßen gebührend der guten Gaben Gottes, die ihnen vorgeſetzt wurden. Damit war's aber aus. Nie erfolgte von ihrer Seite eine Gegeneinladung. Alle ihre Familien- und ſonſtige Freudenmahle wurden wie bisher nur en petit comité gefeiert, und Keinem von ihnen fiel es ein, den Kreis der Eingeladenen bis zu mir auszudehnen. Dies ennuyirte mich am Ende. Ich mußte, mocht' ich wollen oder nicht, auch meine Einladungen einſtellen, wenn ich nicht als die Dupe der ganzen Stadt erſcheinen wollte. Um nun aber der langen Weile zu entgehen, hoffte ich ein anderes Mittel zu erſinnen. Ich erfand eine offene Tafel. Eine bis dahin in unſerm Orte nicht gebräuchliche Sitte. Jeden Sonn- und Feſttag war mein Tiſch bis auf ſechzig Converts ausgedehnt, und Jeder, der in meinem Hauſe eingeführt war, konnte ohne vorhergegangene Einladung Eines davon in Beſchlag nehmen. So hoffte ich der Gaſtfreundſchaft zu genügen, ohne Andern eine Laſt aufzulegen, und endlich ſelbſt einen intereſſanten Wechſel in meinem Umgange herbeizuführen.

Allein abermals ſah ich mich bitter getäuſcht. Die Gäſte, welche ſich regelmäßig Sonntags bei mir einfanden, beſtanden aus jenen Mitgliedern des Theaters, die eben an dem Abende nicht beſchäftigt waren; ferner aus einem bekannten Muſiklehrer, der den Gaben des Bacchus übermäßig hold war, und aus ein Paar Offizieren der Garniſon, die ſeit Jahren meine Whiſtparthie ausmachten. Weit über die Hälfte der Couverts blieb leer, und nur dann und wann brachte ein Fremder, der eben durchreiste, der Commis voyageur des Hauſes, von dem ich meinen Weinbedarf bezog, ein älterer Handelsfreund und ähnliche Perſonen, eine kleine Abwechslung in dieſe triſte Einförmigkeit.

Die Herren Strempel und Zipfel aus Berlinchen werden es mir bezeugen, daß ich hier die Wahrheit ſage. Dieſe verehrten Freunde kamen ein Mal zu jener Zeit nach meinem Wohnorte, als ich noch die undankbaren Pläne ſchmiedete, den geſelligen Zuſtand in der alten, guten Stadt zu verbeſſern. Sie erſchienen an jenem Sonntage in meinem Speiſezimmer, in gelben Weſten, grauen Pantalons und blauen Fracks; faſt ſo gekleidet wie der leidende Werther, wenn ich mich deſſen noch aus der Traveſtie, die ich aufführen ſah, recht erinnere, denn geleſen habe ich das verrufene Büchlein nie. Die wackern Herren ließen es an Komplimenten gewiß nicht fehlen und zeigten eine Lebensart, die zu der feinſten gezählt werden kann, welche auf dem Caſino in Berlinchen angetroffen wird. Wie erſchracken aber, ſowohl Herr Strempel, als Herr Zipfel, wie ſie die andern Gäſte an meiner Tafel Platz nehmen ſahen. Aerger treiben es nicht Paſſagiere, die mit dem Eilwagen ankommen und nun ausgehungert an der Table d'hôte eines Wirthshauſes bunte Reihe machen. Ich mußte mich in der That meiner gewöhnlichen Gäſte ſchämen, und als ich die verlegene Miene Herrn Zipfel's und Herrn Strempel's faſt ſarkaſtiſchs Lächeln erblickte, der durch ſeine jährliche Reiſe zur Meſſe in Frankfurt an der Oder, es ſchon weiter im großſtädtiſchen Pli, als ſein Herr

Compagnon gebracht hatte und wohl wußte, was ſich in Speiſe- und Rauchzimmern, wie in allen andern Beziehungen des feineren geſelligen Lebens deutſcher Provinzſtädter ſchickt und ziemt — da nahm ich mir vor, auch dieſe Verſuche zur Reſtauration der Geſellſchaft aufzugeben, die von meinen Mitbürgern für nichts eben als eine wirkliche Reſtauration genommen wurden.

Ja, meine werthen Freunde, deren Handelsverbindung ich mich lang ſchon erfreue, und die ihren Saldo zum Jahresſchluß ſtets Netto abführen, Sie haben mich von meinen, wenn gleich nicht Welt-, ſo doch Stadt-Verbeſſerungsplänen curirt! Ihre Verlegenheit, werther Zipfel, ſo wie Ihr Sarkasmus, feiner Strempel, haben mich eines Beſſern belehrt, und allen jenen Schmarotzern und Lèche-plats den Paß verrammelt. Ich wurde ungaſtfrei, wie die Andern, und hatte dieſen Entſchluß wahrlich nicht zu bereuen. — —

Der kleine Junge, den ich in jener Nacht, als meine Frau die unglückliche Entbindung überſtanden hatte, annahm, war hübſch und geſund und machte meiner Frau, welche noch immer von der

Täuſchung befangen war, große Freude. Der Mutter des Knaben hatte ich durch unſern Hausarzt, er und die Hebamme waren die Einzigen, die um das Geheimniß wußten, ein ſchönes Sümmchen zuſtellen laſſen, womit ſie ſich vollkommen — ſo ſchien es wenigſtens — über den Verluſt ihres Kindes zufrieden geben konnte. Was vermöchte Geld nicht zu heben? —

Der geneigte Leſer wird ſich aber nun wohl eines andern Knaben noch erinnern, der in jener Nacht in meinem Hauſe unten ſtand und weinte: „Man ſolle ihm ſein Brüderchen wiedergeben, das man ihm geraubt;“ und der ſich nur ſchwer zur Ruhe bringen ließ. Eine Aehnlichkeit hatte mich an dem Knaben frappirt, die nur zu bald ſich mir auf die natürlichſte Weiſe erklären ſollte. Dieſer Knabe war wirklich mein Sohn und die arme Frau, welche meinem Doctor ihren Neugeborenen für mein Geld überlaſſen, das Mädchen, das einſt in meinem väterlichen Hauſe den Sabbathsdienſt verſehen und mir damals ſo wohl gefallen hatte. Wie ſeltſam ſpielt das Schickſal oft mit uns! Mit welcher Sorgfalt hatte ich vor Jahren ſchon dieſem

Mädchen und ihrem Kinde nachgeforſcht, ohne eine Spur von ihr zu entdecken, und jetzt führte mich ein Zufall ſo plötzlich unerwartet ihr entgegen.

Mehrere Jahre vergingen indeß, ohne daß ich die Gewißheit davon bekam, und die Aehnlichkeit jenes Knaben mit einem Mädchen, das ich einſt gekannt, war längſt wieder aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht, als ein neuer Zufall verhängnißvoller eingriff und längſt verharſchte Wunden nicht nur neu aufriß, ſondern auch neue den alten hinzufügte. Die erſte Kindheit unſeres angenommenen Pfleglings war vorüber und ſeine Fähigkeiten fingen an, ſich zu entwickeln. Es war ein ſchöner, ſchwarzer Junge, der ſeiner Mutter nicht ähnlich ſah, welche blond war. Er mochte wohl ſeinem Vater gleich geſehen haben. Obgleich der Mutter die grauſame, aber den obwaltenden Verhältniſſen nach ſehr nothgedrungene Pflicht auferlegt worden war, ſich nie mehr um ihr Kind zu bekümmern, es nie zu ſehen und zu ſprechen, und ſo zu thun, als ob es nicht mehr auf der Welt ſey, als ob ſie ein todtes Kind geboren hätte, ſo war die mütterliche Neugier doch ſtärker als dies

Verbot geweſen, worauf eigentlich der ganze Handel baſirt war, und ſie ſtellte ſich, ohne daß man es wußte, auf den Spielplatz des Kindes ein, wo ſie durch wohlangebrachte Liebkoſungen ſich bald in der Gunſt des Kleinen feſtgeſetzt hatte. Und wer vermöchte hier wohl zu entſcheiden, ob der Zug der Natur es nicht war, welcher das Kind zu ſeiner wirklichen Mutter Liebe empfinden ließ?

Als der Knabe größer geworden war, kam die fremde Frau oft in ſeine Nähe. Man ließ ſie gewähren und ſelbſt meine Frau ſah es nicht ungern, daß die Arme ſo große Anhänglichkeit für das ſchöne Kind zeigte. Ich wußte von dem Allem nichts, ſonſt würde ſich das Räthſel wahrſcheinlich früher ſchon gelöst haben.

Einſt als meine Frau ihren Schmuck anlegte, um ſich zu einem Balle zu kleiden, wohin ich ſie führen wollte, ſtand ihr vermeinter Sohn an der Toilette und ſpielte mit einem Paar großer Brillantohrringe. „Bekomme ich dieſe auch einmal, wenn du todt ſeyn wirſt?“ fragte er plötzlich mit ſeiner kindlich naiven Stimme. Man kann denken, welch einen Eindruck dieſe unnatürlichen Worte auf meine Frau machten. Ich fand ſie in Thränen zerfließend. Nur zögernd vertraute ſie mir, was die Urſache derſelben war.

Ich ward heftig erſchüttert; ich kämpfte mit mir, ob ich ihr noch länger das Geheimniß verſchweigen, ihr noch länger eine Täuſchung bereiten ſollte, die früher oder ſpäter ein noch grelleres Reſultat hervorrufen könnte. Auf meine Frage: woher er ſolche Reden nehme, erwiederte der Knabe: die Frau — hier nannte er den Namen ſeiner wirklichen Mutter — habe ihm geſagt: er ſolle nur recht artig ſeyn und ſich in Alles fein ſchicken, dann erbe er mit der Zeit das große Haus und den Garten und Wagen und Pferde, aber von den ſchönen, blanken Steinen habe ſie nichts geſagt, und dies hätte eben ſeine Frage veranlaßt. —

Zum erſten Male hörte ich nun davon, daß eine fremde Frau ſich ganz beſonders bei dem Knaben eingeſchmeichelt hatte, und nach allen Umſtändlichkeiten, die ich darüber einzog, ward es mir klar, wer dieſe Fremde ſey. Ich hielt mich nun nicht länger zurück und erzählte meiner Gattin den in der frömmſten Abſicht begangenen Betrug. Sie ward weniger davon ergriffen, als ich vermuthet hatte. „Iſt es mein Schickſal, kinderlos zu bleiben, ſo will ich mich darein finden“, ſagte ſie, „dieſes Kind, das nicht mein iſt, will ich ſeiner Mutter zurückgeben.“ Sie geſtand mir auch, daß ſie nie jene innige Neigung für den Knaben empfunden habe, wie ſie ſich ſtets das Muttergefühl gedacht und daß es ſie oft in Unruhe verſetzt und ſie ſich der Unnatürlichkeit angeklagt. Dieſe Aufklärung ſey ihr daher wünſchenswerth und trage zu ihrer innern Ruhe weſentlich bei. Wir beſchloſſen, am andern Morgen die Mutter des Knaben kommen zu laſſen, die durch ihre Indiscretion ihn einem glänzenden Looſe entriſſen hatte. Allein wer wollte Indiscretion nennen, was ſo gut gemeint war und nur in der Form verfehlt erſchien, den der Mangel an Erziehung bei der armen Frau ja ſo leicht entſchuldigen ließ.

Am Morgen darauf ſollte ſie alſo ihr Kind zurückhaben. Wir gingen aber jenen Abend nicht auf den Ball.

Drittes Kapitel.

Die Wiedererkennung. — Der Sohn. —

Die herbeigerufene Mutter des Knaben wurde in mein Kabinet geführt, welches neben dem Comptoir lag, worin ich den Mäcklern geheime Aufträge zu geben pflegte. Gleich bei ihrem Eintritt wurde ich wehmüthig von dieſer Geſtalt ergriffen. Sie führte jenen Knaben an der Hand, der ſchon einmal einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, und der nun wieder mir das Bild eines freundlichen Weſens in das Gedächtniß rief, das wirklich vor mir ſtand, ohne daß die Troſtloſigkeit in den Zügen und das Aermliche der ganzen Erſcheinung es mir verrathen haben würde.

Ich ſuchte mich zu faſſen und verkündete der Frau, was ihr bevorſtand. Ihre Unvorſichtigkeit war ſchuld, daß ich ihr den Vertrag aufkündigte und ſie bat, ihr Kind zurückzunehmen, für das ich ihr jedoch eine jährliche Unterſtützung geben wollte, damit es eine ordentliche, ſeiner Geburt angemeſſene Erziehung erhalten könne.

Sie nahm den Vorſchlag ſehr gleichmüthig hin; es ſey ihr erwünſcht, ſprach ſie, ihren Knaben wieder zu bekommen, da ſie ſich doch immer im Stillen abgequält, ihn zu Juden gegeben zu haben. Denn dem, was der Doktor ihr verſichert, meſſe ſie keinen Glauben bei und am Ende ſeyen getaufte Juden doch auch Juden. Da ſie nun aber einmal mit mir allein ſprechen könne, wolle ſie ſich auch nicht länger zurückhalten und mir anzeigen, daß ſie den andern Jungen nun nicht länger behalte; dies ſey mein Sohn, wie ich es doch nicht läugnen dürfe; ſie habe ſich mit ihm lange genug geplagt, er ſey die Urſache böſen Verdruſſes mit ihrem verſtorbenen Mann geweſen; er ſey voll arger Tücke und tauge zu keinem Handwerke, ich würde ihn wohl am beſten zum Handel gebrauchen können und möge ihn nur hinnehmen, wie es meine Pflicht erheiſche.

Der Junge erhob ein fürchterliches Geſchrei; das

Weib ſecundirte ihn dabei gehörig; und ich ſchämte mich nicht wenig vor den Commis, die im anſtoßenden Zimmer ſaßen und jedes Wort verſtehen konnten.

Ich öffnete meine Schatulle und ſpendete reichlich, wie man leicht denken kann; der Handel war von der Art, daß mir Alles daran liegen mußte, ſchnell und ſtill davon loszukommen. In meiner großen Verlegenheit unterließ ich jedoch nicht, nach dem Buben zu ſehen, der Inſtinkt zum Handel verrieth, wie die Mutter ſagte, und hatte einiges Wohlgefallen dabei. Mit dem ernſtlichen Verſprechen von meiner Seite, ihr den Jungen abzunehmen und für ihn väterlich zu ſorgen, ſchied endlich die Frau von mir. Abends in der Stille wurde der andere Knabe, reichlich mit Kleidern und Wäſche verſehen, zu einem Geiſtlichen gebracht, wo er unter dem Namen ſeiner Mutter eingeführt, eine zweckmäßige Erziehung erhalten ſollte. Ich empfahl ihn dem Geiſtlichen angelegentlich und verpflichtete mich, die Koſten zu entrichten. Er ſollte ſpäter einen Stand ergreifen, zu dem er Luſt bezeugen würde; ſo hoffte ich allen Anforderungen der Mutter und meines eigenen Gewiſſens ein Genüge zu thun.

Was nun meinen eigentlichen Sohn betraf, ſo ſetzte er mich in eine viel bedeutendere Verlegenheit. Er war ganz ungeſchlachtet und ohne alle Erziehung aufgewachſen und hatte in dieſem Zuſtande faſt ſein dreizehntes Jahr erreicht. Nach reiflichem Ueberlegen brachte ich auch ihn zu einem rechtſchaffenen Landprediger, der ſich ſeiner anzunehmen verſprach. Ich erzählte dieſem nemlich den Fall und bat ihn, nichts zu verſäumen, um aus dem Jungen einen ordentlichen Menſchen zu bilden. Der Stand, für den er einſt tauglich befunden würde, ſey mir gleich, wenn er ſich nur als tüchtig dazu qualificire. Auf etwas Großes konnte ich ohnehin keine Hoffnung machen; mein Wunſch ging dahin, ihn zu irgend einem Handwerk brauchbar gemacht zu ſehen.

So hatte ich mich nun nach beſtem Wiſſen aus der Affaire gezogen; ich nahm die Beruhigung mit mir, für zwei junge Menſchen geſorgt zu haben, die ohne meine Dazwiſchenkunſt vielleicht dem Verderben geweiht geweſen wären. Auch der armen Mutter beider Kinder war nun geholfen; ſie erhielt eine monatliche Unterſtützung, die ſie über die drückendſten Sorgen des Lebens hinreichend erhob. Ich kam durch dieſes Alles nur einer früher contrahirten Schuld nach und empfand daher eine doppelte Beruhigung dabei. Das Geld, was dazu erfordert wurde, war für mich Glücklichen leicht auszugeben, da ich ſo viel davon beſaß! Und wenn man hier einen Blick auf die Verhältniſſe wirft, muß man nicht wieder einräumen, daß nur das Geld es war, was ſo viel Mißgeſchick in Freude und Glück umzuwandeln vermochte? Welche Unannehmlichkeiten ohne Zahl wären für mich aus dieſem Allem erwachſen, wenn ich nicht Geld genug zu meiner Dispoſition gehabt hätte? Welch' ein Jammer für die arme Wittwe, welch' ein Unglück für die Kinder, welche Kränkungen für meine Gattin, die das Glück ihrer Ehe für immer untergraben geſehen haben würde? Einige Rollen Ducaten, und die Wittwe hatte zu leben, die Kinder waren verſorgt und gingen einer ſchönen Zukunft entgegen, und ein zartfühlendes Frauenherz blieb unberührt von den widerwärtigſten Empfindungen!

Und nun lobe man nicht das Geld, als die herrlichſte, mächtigſte Erfindung! Ich hoffe, daß meine Leſer bei dieſer Stelle mir nicht meinen Stand zum Vorwurfe machen und über den rechtlichen Mann den Banquier willig vergeſſen werden. —

Viertes Kapitel.

Betrachtungen über die Handwerke.

Die neue Sorge, die mir die Aufnahme beider Jungen verurſachte, regte mich zu Betrachtungen über die verſchiedenen Handwerke an, welche in unſerer Zeit im Schwunge ſind; denn zunächſt hatte ich im Sinne, tüchtige Handwerker aus den Kindern zu machen.

Keinem Mitgliede unſerer Geſellſchaft hat die erſte franzöſiſche Revolution ſo übel mitgeſpielt, als dem Friſeur, dachte ich; und weder die Reſtauration, noch die zweite Revolution hat ihn in ſeine urſprünglichen Rechte wieder einzuſetzen vermocht. Welch ein Mann von Wichtigkeit war ſolch' ein Friſeur noch vor vierzig Jahren, als er im Puder beſtaubten grauen Frack, Brenneiſen, Kämme und Pomadebüchſen in der Taſche, und den mächtigen Puderbeutel von Leder in der Hand, von Haus zu Haus lief, um ſeine Kunden zu bedienen. Er franzöſirte ſich gern und war eine allerliebſte Karrikatur, die ſich ganz wie von ſelbſt darbot. Es gab geſuchte Friſeure, die ohne Hut umher liefen, die Witterung mochte ſeyn, wie ſie wollte, und nur im Regenwetter ſich mit einem Schirm, nie aber mit einem Hute bedeckten. Dieſe ſteckten den Friſirkamm ſtets in den Chignon, gleichſam wie eine Trophäe und wußten ſich viel damit. Das Bewußtſeyn, jeden Morgen die zarteſten Locken der hübſcheſten Köpfchen unter den Händen zu haben, gab dieſen Männern Aplomb und ſüffiſantes Weſen, wodurch ſie ungemein imponirten. Das Gefühl, daß nur ſie cour- und ballfähig machten, erhob ſie in der That über die Sphäre gewöhnlicher Erdenmenſchen. Dem Friſeur zu gefallen, ließen ſich die zierlichſten und vornehmſten Herren und Damen ſchon Tage vorher coeffiren, und brachten eine Nacht im quälendſten Zuſtande ſitzend zu, um nur zur rechten Zeit fertig zu ſeyn. Denn der geſchickteſte Friſeur hatte doch nur zwei Hände, und hundert Köpfe, d. h. zu coeffiren, und nur ihn wollte man, nur er verſtand es, wie ſonſt

Keiner. Wir haben das Alles an uns vorüberſchwinden ſehen, ohne ihm die gebührende Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wir ſind zu fahrläßig in ſolchen Punkten. Wir laſſen ſorglos Thiergattungen ausſterben: Steinböcke verſchwinden, ſelbſt die Gemſe wird ſchon ſelten, und Friſeure ſind ſo ausgeartet, daß man ſie kaum wieder erkennt. Die Friſeurbuben oder Garçons-perruquier ſind als ganz ausgeſtorben zu betrachten. Sie gehörten ehemals zu der luſtigſten Straßenbevölkerung und machten ſich in ihren mehlbeſtaubten Jacken zwiſchen Schuſterjungen und Schornſteinfegern als ſehr angenehme Gegenſätze bemerkbar. Sie trugen in langen Kaſten die friſch friſirten Perrücken den Kunden in's Haus; dieſe Laſt hinderte ſie jedoch nicht, an den verſchiedenen Straßenbeluſtigungen gleich den andern Gaſſenbuben Antheil zu nehmen. Sie ſetzten dann nehmlich ihre Laſt aus der Hand. Wenn man bedenkt, wie viele junge Leute durch die Wendung, welche die Mode dem Perrückenmetier gegeben, nunmehr in der Wahl ihres Berufes zweifelhafter geworden, ſo muß man natürlich einige Beſorgniß hegen, um wie viel mehr aber noch, wenn man ſieht, daß Maſchienen aller Art alle Tage Neuerungen einreißen laſſen, welche Menſchenhände ſtets entbehrlicher machen. So ſterben nach und nach ganze ehrbare Gewerke und Innungen aus. Wenn nun vollends der Dampf immer mehr die Oberhand gewinnt, ſo werden am Ende, bei der philantropiſchen Organiſirung der Zuchthäuſer, als Fabriken ohne Dampfmaſchinen, nur die Verbrecher noch Handarbeit verrichten dürfen und kein ehrlicher Menſch mehr etwas zu thun haben, es ſey denn einen Ofen zu heitzen und einen Keſſel mit Waſſer zu füllen, wenn nehmlich auch dieſe Mühe nicht der Dampf für ſich in Anſpruch nehmen wird. —

Solche Sorgen kommen uns, wenn wir Kinder zu verſorgen haben. Ich ging fort und fort die Reihe der Handwerke in Gedanken durch und hielt mir dabei die Erſcheinungen, die ſie mir im Leben gewährten, als lebendiges Bilderbuch vor.

Die Friſeure, wie ſie uns jetzt vor Augen ſtehen und gehen, ſind ſchmutzig gekleidete Menſchen, die in den Vormittagsſtunden ſich ſpärlich auf den Straßen ſehen laſſen. Sie haben gewöhnlich große

Seitentaſchen oder Säcke, aus denen nur noch das Brenneiſen, als altes Zeichen ihrer hingeſchwundenen Würde hervorragt. Sie müſſen einen eleganten Salon pour la Coupe des cheveux unterhalten, obgleich ſich ihre beſten Kunden zu Hauſe die Haare ſchneiden laſſen, und bringen die Nachmittage traurig und einſam zu, Pommade oder Haaröl in Töpfchen oder Gläſer zu füllen. Glücklich genug, wenn es ihnen gelingt, irgend ein Arcanum für das Wachsthum der Haare zu erfinden. Ihr Einkommen iſt nicht das brillanteſte und ich würde unter den obwaltenden Umſtänden keinem angenommenen Pflege- oder ächten Kinde das Friſeurgeſchäft anempfehlen.

Die Schneider haben in dem Maße gewonnen, als die Friſeure verloren, ſeit der letzten Staatsumwälzung in Frankreich. Die koſtbaren geſtickten Kleider machten es den meiſten Menſchen unmöglich, oft damit zu wechſeln. In vielen Familien erbten die reichſten Prachtcoſtüme vom Vater auf den Sohn, und dieſer trug an ſeinem Ehrentage denſelben Rock, nur mit einigen unbedeutenden Abänderungen, den ſein Vater getragen. Jetzt iſt es ein Anderes damit. Von allem Wandelbaren hienieden iſt die Mode in den Kleiderſchnitten und Stoffen das Wandelbarſte in der That. Um noch öfter und ſo recht nach Herzensluſt wechſeln zu können, werden die Materialien ſo grob und unſcheinbar gewählt, als nur möglich. Sonſt ward es einem Menſchen in einem alten abgetragenen Rock erſt recht wohl, auf deſſen Kragen und Rücken eine gehörige Schicht alter Pommade und alten Puders lagerte, jetzt macht man eigene Verträge mit den Schneidern, um alle acht Tage neue Kleidungsſtücke zu erhalten. Daß die Schneider dabei Seide ſpinnen, läßt ſich denken. Auch beſitzen ſie in der That große, ſchöne Häuſer und können ſich bei nur einigem Glück mit fünfzig Jahren zur Ruhe ſetzen. Dieſes Metier hat ſeinen goldenen Boden und es iſt voraus zu ſehen, daß es ihn für lange wohl noch behalten wird. Um jedoch Knaben dem Stande eines Schneiders zu widmen, muß eine eigene Beſtimmung obwalten. Nur ſchwächliche oder verwachſene Kinder, wenn ſie einſehen, daß ihnen zu andern Arbeiten die hinlängliche Kraft gebricht, ſind geneigt, ſich dem tagelangen Sitzen, mit untergeſchlagenen Beinen und den Millionen kleiner Stiche, hinzugeben. Es bleibt ausgemacht, daß einem Schneiderlehrling die Jugend am unerfreulichſten hinſchwindet, kommt nun noch dazu, daß ſo viele unter ihnen kränklich ſind, ſo muß man ſie im Allgemeinen wahrlich beklagen.

Des Schuſterlehrlings Leben iſt ſchon reicher ausgeſtattet. Seine Kleidung iſt leichter und freier; er hat nicht ſo ſehr auf den äußern Anſtand zu ſehen; ſchon die Art, wie er die Waare — und wären es die ſauberſten Damenſchuhe oder Stiefel, den Kunden hinträgt, weicht bedeutend von der eingewickelten und ceremoniöſen Weiſe der Schneider ab. In neueſter Zeit iſt aber auch hier ein Mißbrauch eingeriſſen. Die eleganteſten Meiſter tragen nehmlich die Damenarbeit immer ſelbſt zu den Beſtellern, um eines Theils beim Anprobiren eine oft übelangebrachte Galanterie an den Tag zu legen, und zweitens — bei der immer überhandnehmenden Sparſamkeit in den vornehmen Ständen — die Kunden zu überheben, den Lehrlingen ein Trinkgeld zu verabreichen. Und es ſchickte ſich doch wahrlich für ſchöne, reiche und vornehme Damen, ſolch einem armen, ſchmutzigen Buben, das Leben ein wenig zu verſüßen.

Tiſchler ſind Handwerker, die einer großen Portion Glücks bedürfen, um in die Höhe zu kommen. Die ſogenannten Bautiſchler werden bei der jetzt ſo ſehr zur Bauwuth geneigten Menſchheit und bei der menſchenfreundlichen Idee für unſere Nachkommen, nicht länger als auf dreißig Jahre die Dauer einer Menſchenwohnung zu beſtimmen, am Beſten fahren. Die Möbeltiſchler ſind mehr dem Zufall unterworfen. Gewöhnlich ziehen ſie ihren Nutzen nur von Neuvermählten aus der Bürgerklaſſe, von Schauſpielern, die einen lebenslänglichen Kontrakt abſchließen, und von Schriftſtellern, die den dritten Jahrgang eines neu begründeten Journals erlebt haben und von dort auf eine Dauer bis ans Lebensende ſchließen. Solche Leute richten ſich dann ein, wie man's im alltäglichen Leben nennt, und haben auch genug daran, ſo lange ſie leben. Mit ihnen ſelbſt werden die Möbel wurmſtichig und alt und das erſte neue Möbel, das der Tiſchler wieder in ſolch ein Haus bringt, iſt der Sarg.

worin der Hausherr oder Familienvater fortgetragen werden ſoll. Von der neuen Einrichtung bis zum Sarge liegt aber oft eine lange Reihe von Jahren, und der Tiſchler iſt zu beklagen, wenn er bis dahin unbeſchäftigt geblieben wäre. Das Handwerk hat überdieß einen übeln Geruch; Hobelſpäne riechen nach Leichen, heißt es im Allgemeinen. Man mag dabei wohl an den Sarg denken, der im Todtenhauſe gewöhnlich denſelben Geruch verbreitet, wie in der Tiſchlerwerkſtätte. Die Poeſie, die in dieſem Handwerke liegen ſoll, und die ſchon ſo oft Stoff zu artigen Gedichtchen gab: daß der Tiſchler eigentlich unſer erſtes und letztes Haus zimmert, die Wiege und den Sarg, wird von den wenigſten Tiſchlern wie andern Menſchen gehörig verſtanden und gewürdigt. Sie hobeln an Beiden ganz mechaniſch herum, pfeifen dazu ihr Liedchen und denken dabei an das Eſſen, das die Meiſterin in der Küche zuſammenſchmort und das ihnen in die Naſe dampft. Ich habe ſogar einmal geſehen, daß die übriggebliebenen Bretter von einer Wiege stante pede zu einem Kinderſärgchen verbraucht wurden, und fand das ſo poetiſch, daß ich daraus ein Gedicht gemacht hätte, wenn ich reimen könnte, ohne daß es aber Meiſter, Geſellen oder Lehrlingen aufgefallen wäre. So ſehr ſtumpft die Gewohnheit Menſchen ab. —

Nie habe ich es begreifen können, daß junge Leute Metiers erlernten, bei denen mit aller Anſtrengung nur ein kümmerlicher Erwerb ſtatt findet. Welche glückliche Stunde kann wohl einem Knopfmacher ſchlagen? Iſt es nicht entſetzlich zu denken, wie ſolch ein Mann ſich abquält und wie die arme Frau friert oder ſchwitzt — je nachdem die Jahreszeit es mit ſich bringt — um die ſorgſam fabricirte Waare zu ſpottbilligem Preiſe abzuſetzen? Wenn wir alle uns in ungariſche oder andaluſiſche Koſtüme mit einem Male würfen — auf ſolchen finden ſich oft an hundert Dutzend Knöpfe — da wäre allenfalls ein guter Gewinn für einen Knopfmacher denkbar; aber ſo, bei unſern fünf Knopflöchern und nun gar Gehrröcke mit einer Reihe! das ſcheint zum Verzweifeln eingerichtet. Uebrigens ſoll der arme Mann ſich auch noch nach der Mode richten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, ſo chicanirt ſie ihn; und da bleibt ihm auch noch viel liegen. Ich fragte einſt einen jungen Meiſter, der ärmlich unter dem Dache wohnte und bei dem ich ein halbes Dutzend Knöpfe kaufte, warum er dieſes Gewerbe ergriffen. „Aus Leidenſchaft“, war ſeine trockene Antwort. Ich beſah mir hierauf den Mann ſcharf und lange; ein hageres, bleiches Geſicht, tiefe, dunkle Augen, ſpärliche Haare, einen Zug des Grames um den Mund, Hunger, Kummer und Krankheit nicht zu verbergen. „Aus Leidenſchaft“, dacht' ich bei mir ſelbſt, aus Leidenſchaft Knopfmacher zu werden und ſein ganzes Leben hungern! Es iſt in der That gräßlich, was die Leidenſchaften mit uns anrichten.

Ein unangenehmes Handwerk, wobei ein großer Gewinn zu hoffen ſteht, rechtfertigt ſchon mehr in meinen Augen die, welche es ergreifen. Zum Beiſpiel ſind Gerber in der That nicht die beneidenswertheſten Menſchen. Beſtändig unter faulenden animaliſchen Stoffen zu leben, iſt etwas, das ich als freiwilligen Entſchluß ſchwerlich einem vernünftigen Geſchöpfe zutrauen möchte. Aber der Gewinn iſt ſo ergiebig, daß die Riechwerkzeuge beſtochen werden. Uebrigens hat der Gerber noch das für ſich, daß er in freier Luft ſein Geſchäft betreiben kann, und tröſtet ſich damit, daß in Schneider- und Schuhmacherwerkſtätten auch animaliſche Stoffe gähren und hier im geſchloſſenen Raume empfindlicher wirken müſſen. Dann iſt es notoriſch erwieſen, daß die Lohe aus Eichenrinde mit ſehr kräftigenden Partikeln den Dunſtkreis ſchwängert und dieſe Hantierung zu einer ſehr geſunden erhebt. Jener übelriechenden Eigenſchaft wegen werden die Gerber aber gewöhnlich in eigene Quartiere gebannt, gleich den Juden. Die meiſten Städte haben ihre Gerberſtraßen oder Viertel. Dort wohnen oft ihre wohlhabendſten Bürger. Der Gerber iſt zugleich Kaufmann; er handelt mit rohen Thierhäuten und mit Leder im Großen. Man kann leicht denken, daß dabei Etwas zu gewinnen iſt.

Die Maurer und Zimmerleute verdienen auch viel Geld; aber das Handwerk iſt beſchwerlich. Die ſich dieſem Geſchäfte widmen, müſſen einen guten, ſchwindelfreien Kopf haben, um ſich auf den hohen Gerüſten halten zu können. Es hat in der neueſten Zeit ſo manchen der Häuſerſchwindel ergriffen, der ſich nie ſelbſt auf ein Gerüſt gewagt, ſondern Andere für ſich bauen ließ, ich bin daher der Meinung, man ſolle vorerſt alle bewohnbaren Gebäude beſetzen und ein wenig mit Bauen einhalten. Da dieß in Kurzem von praktiſchen Leuten befolgt werden dürfte, ſo iſt es auch nicht rathſam, daß ſich zu viele junge Menſchen dieſen Handwerken widmen.

Die Steinmetzen haben viel mit dem Material zu kämpfen. Es iſt ſchon langweilig, einem ſolchen Arbeiter zuzuſehen, wie muß er ſelbſt ſich erſt langweilen! Nach unendlicher, einförmiger Bemühung kommt ſolch ein Block erſt zur Form und dann kann man erſt von der Form des Fragments noch nicht auf die Form des Ganzen ſchließen. Welche Ewigkeit, bis das da ſteht, zuſammengefügt! aufgerichtet! Mit einem Wurfe iſt hier nichts gethan. Und doch hat dieſes Handwerk dem materiellen Theile nach die meiſte Aehnlichkeit mit der edelſten Kunſt. So auch muß der Bildhauer hämmern, klopfen, den Stein in kleinen Theilen zu bemeiſtern ſuchen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn ein Thorwaldſen nicht ſchon den Gott, gleich

Jupiter im Kopfe trüge, wenn er die Splitter mechaniſch vom Blocke ſpringen läßt.

Die Dreher oder Drechsler lernen herrliche Dinge fabriciren, von denen ſie aber nur ſelten Gebrauch machen. Pfeifenſpitzen und Pfeifenröhre, darauf hat ſie die ungerechte Zeitgenoſſenſchaft reducirt. Es gehört viel dazu, ſich hier auszuzeichnen, und daher dreht ſich das Leben eines nicht vom Glücke begünſtigten Drehers um Arbeitsmangel und Entbehrung.

Ueberhaupt ſcheinen alle Handwerke, die zunächſt ihren Zweck darin finden, ein dringendes Bedürfniß der Menſchen zu befriedigen und nicht zugleich auf den Luxus gerichtet ſind, zur Armuth verdammt zu ſeyn. Es liegt kein Widerſpruch in dieſer Annahme. Jeder Menſch muß alle Tage ſein Brod haben, und Brod iſt ein Artikel, der nie aus der Mode kommt; aber dennoch gibt es im Verhältniß nur ſehr wenig reiche Bäcker. In einigen Städten Deutſchlands gehören ſie zu den ärmſten von allen Handwerkern und nur dort, wo ſie ſich auch dem Luxus hingeben, d. h. Kuchen backen, ſind ſie wohlhabend. Nichts iſt in gut polizirten Staaten aber auch einer ſo ſtrengen Taxe und Aufſicht unterworfen als das Brod. Weil Betrügereien in dieſem Zweige der Induſtrie leicht einen Aufſtand herbeiführen könnten, wird ſo ſtreng darüber gewacht. In Paris und andern großen Städten ſind die Läden der Bäcker mit ſtarken eiſernen Stäben verſchanzt, um ſie bei Emeuten zu ſchützen, während der Juwelier und Modehändler ſeine Waaren offen zur Schau legt. Nur Brod wollen die armen Unglücklichen gewöhnlich, und daran läßt ſie ſelbſt die im Ueberfluß ſchwelgende Geſellſchaft Mangel leiden und ſtraft ſie hart, wenn ſie darnach greift, um ihren Hunger zu ſtillen. Es iſt traurig, einen Armen, der einem Bäcker ein Brod ſtiehlt, Dieb nennen zu müſſen! Wie nun einmal die Sachen ſtehen, iſt ein Gewerbe, das ſtreng beaufſichtigt werden muß, wenig abwirft und bei jedem Auflaufe der Plünderung ausgeſetzt iſt, das nebenher ſchlafloſe Nächte erfordert, um uns beim Kaffee mit friſchen Semmeln zu verſehen — nicht ſehr anlockend; nicht einmal zu erwähnen, daß die Glut des Ofens die Augen verdirbt, das Stehen vor dem Ofen ſchiefe Beine hervorbringt, und das Kneten der Teigmaſſe mir nicht als die geziemendſte Beſchäftigung für Männer erſcheint.

Jene Handwerker, welche nicht auch ihrer Arbeit einen gewiſſen Grad von Zierlichkeit zu geben im Stande ſind, oder ſie ihr nicht geben dürfen, wenn ſie ihrer Brauchbarkeit nicht Eintrag thun wollen, gehören auch zu denen, welchen ich meinen Beifall vorweg verſagen muß.

Die Hufſchmiede, die ſich auch hie und da noch recht mittelalterlich Waffenſchmiede nennen, konnten, als ſie noch das Letztere wirklich waren, für etwas Großes gelten. Von dem hohen nordiſchen Alterthume will ich hier gar nicht einmal ſprechen, wo ein Waffenſchmied auch zugleich der Held war, der ſeine ſelbſt geſchmiedeten Waffen zu führen wußte. Ungefähr wie ein Schriftſteller, der ſich heutzutage ſelbſt die Feder ſchneidet, im Sinne des alten Epigramms:

„Des Deutſchen Schreibpapier
War ſeines Feindes Leder,
Der Degen ſeine Feder,
Mit Blute ſchrieb man hier.“ —

Jetzt wo die Schmiede es nur mit Pferden zu thun haben, denen ſie die Hufe beſchlagen und ganz gemeine Werkzeuge zu Tage fördern, denen alle Zierlichkeit mangelt, und dennoch dabei den gewohnten, mittelalterlichen Lärm immerfort machen müſſen, ohne den es bei ihnen einmal nicht abgehen kann und ſtets vor einer ſtarken Flamme ſtehen müſſen,

„Als gält' es Felſen zu verglaſen!“

Jetzt iſt ihr Loos wahrhaft nicht beneidenswerth. Für ſtarke Naturen, die ſich ſchon erprobt haben, iſt dies Handwerk jedoch immer noch zu empfehlen, da es einen guten Gewinn abwirft. Zu beklagen iſt es, daß dieſer eben die Hufſchmiede verleitete, große, moderne Häuſer zu bauen und ihre ſonſt offenen Werkſtätten in die Höfe hin zu verlegen. Dadurch verloren unſere Straßen eine ihrer maleriſchſten Zierden und gewannen an ertödtender Monotonie. Eine von der Glut gerötheten Schmiede, mit ihren arbeitenden Geſtalten, verunzierte auch ſelbſt unſere ſchönſten Straßen nicht, ſondern gereichte ihnen vielmehr zur großen Schönheit.

Die Schloſſer verhalten ſich zu den Waffenſchmieden, wie die ſächſiſche Schweiz zum Berner

Oberland. Es iſt eine Miniatur von dieſem. Eben ſo viel Spektakel bei kleinern Erzeugniſſen; eben ſo ſprödes Material und minutiöſere Ausführungen; Zierlichkeit zwar, aber keine beſtechende, anlockende. Daneben iſt das Schaffen der Schlöſſer, die geheimnißvolle Kunſt, ſie zu öffnen, kurz das ganze Dietrichweſen mir wie eine Art von geheimer Polizei unter den Handwerken erſchienen, der böſen Verſuchungen nicht einmal zu gedenken. So lange noch in einigen Städten die Bauwuth dauert und wir noch nicht wieder ſo unſchuldig werden, um gleich den Orientalen unſer Eigenthum offen ſtehen zu laſſen, wird dies Handwerk jedoch ſeinen goldenen Boden haben.

Die gewöhnlichen Faßbinder ſind Leute, die bei erſchrecklichem Lärm, der jedem andern Menſchen, der kein Faßbinder iſt, unerträglich werden muß, ziemlich ungeſchlachte Arbeit, nur für das roheſte Bedürfniß machen. Die Ariſtokraten unter ihnen ſind die Küfe., Küper, in Bierländern auch vorzugsweiſe Weinküper oder Weinſchröter genannt. Das ſind ſehr reſpectable Leute, ſtellen in ihrer Art Kunſtwerke auf, die noch nach Jahrhunderten bewundert werden, wie das Heidelberger Faß, und verſtehen ſich auch darauf, mit dem Wein umzugehen. Das iſt jedoch kein Handwerk mehr zu nennen und gehört in den meiſten Provinzen Deutſchlands in die Kategorie der Apotheker.

Korbflechter kommen den gewöhnlichen Faßbindern am nächſten; ſie machen aber keinen Lärm und verdienen weniger. Mein Gott! wie dauerhaft iſt ſolch' ein Korb und wer einmal ein paar Körbe hat, der beſitzt daran genug für's Leben. Ich habe zwar die Erfahrung gemacht, daß man aus Leidenſchaft Knopfmacher werden kann, aber nie, daß Jemand aus Leidenſchaft Körbe gekauft hätte.

Wenn ich's aufrichtig geſtehen ſoll, ſo ſind mir Buchbinder ſtets als beneidenswerthe Handwerker erſchienen und zugleich als Leute von Bildung. Sie gehören in die Klaſſe der Schneider und Schuſter und theilen manches in der Hanthierung mit ihnen, wenn ſie auch nur in wenigen großen Städten, wie Paris und London, dazu berufen ſcheinen, es ihnen im Gewinne nachzuthun. Sie verfertigen Kleider für den Geiſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf; und ihr Material iſt auch Leder, Papier, Drath, Leim. Man ſieht, daß obiger Vergleich nicht ſo hinkend iſt, als er auf den erſten Blick ausſehen mag. Iſt ein Buchbinder zugleich Etui-Arbeiter, wie es in unſern Tagen gewöhnlich iſt, ſo iſt das wohl ein Handwerk, das ſich der Kunſt nähert und an Zierlichkeit wenig ſeines Gleichen hat. Nur daß es der Mode zu ſehr unterworfen iſt, ſcheint mir dabei bedenklich. Jetzt reißt dieſe allerlei Gegenſtände in den Kreis jener Arbeiten, welche mit der eigentlichen Buchbinderei nicht die entfernteſte Aehnlichkeit haben, blos weil ſie mit den beliebten ausgeſchnittenen Figuren beklebt werden, die jetzt überall angebracht werden, zu denen aber nichts weiter als Buchbinderleim gebraucht wird.

Ein Menſch, der heutzutage nichts iſt, wie ein Nagelſchmied, iſt wahrlich zu beklagen, da er einen Wettkampf mit wunderbaren Maſchinen zu beſtehen berufen iſt, denen er ſicher unterliegen wird. Die Tuchmacher, Strumpfwirker und ähnliche ſehr ehrliche und hochzuachtende Innungen werden bald ein ausgeſtorbenes Geſchlecht ſeyn, an deren Stelle wir Weſen von Holz und Gußeiſen treten ſehen, die blos mit Dampf geſpeist werden, keine Kleidung brauchen, noch ſonſtige Bedürfniſſe haben und doch als treue Knechte ſo gut und beſſer wie Andere arbeiten.

Wer gleich anfänglich ſeiner Todesart ſicher ſeyn will, werde Leinweber! Wer ſollt' es wohl glauben, daß Menſchen, die für den gewählteſten und edelſten Luxus ſorgen, eines ſo elenden Looſes theilhaftig werden? Man reiſe einmal in den Gebirgsländchen des nordöſtlichen Deutſchlands umher und beobachte die armen, ausgehungerten Leute, welche die feinſte Leinwand weben, woraus die vornehmſten Herrſchaften ihre intimſten Kleidungsſtücke verfertigen laſſen, da ſie die Beſtimmung erhalten, die hochgräfliche oder hochfürſtliche Haut zu bedecken! Man ſehe nur einmal dieſe Leute, welche einem ſubtilern Epicurismus dienen, als der Koch, der Schneider, der Friſeur u. ſ. w. Erſt wenn alle dieſe rohen Bedürfniſſe auf glänzende Weiſe nach Außen befriedigt ſind, wendet ſich der Epikuräer nach innen und denkt daran, mit dem feinſten, durchſichtigſten Gewebe ſeinen Körper zu umziehen, um ungeſehen von der Welt einem Luxus zu fröhnen, der nur für ihn allein da iſt; um zu verhindern, daß die äußern, an ſich koſtbaren Stoffe, nicht unmittelbar ſeine Haut berühren, ſondern durch ein feineres Geſpinnſt, ſelbſt einem zarten Häutchen vergleichbar, ſorgfältig vermittelt werden. Wie koſtbar und fein auch Sammt, Atlas und niederländiſch Tuch ſeyn mögen; Leinwand iſt koſtbarer und feiner! und wie herrlich auch ſeidene Decken und wollene Teppiche gehalten werden, der linnene Damaſt iſt herrlicher als Alles, was man in ſolcher Art ſehen kann! Und die Bewohner des Erzgebirges ſchaffen Kunſtwerke in dieſer Gattung — und hungern dabei! Immer lieſt man in den Zeitungen von der Noth im Gebirge; kommt man aber hin, ſo erſtaunt man über die ſtattlichen Fabrikgebäude, über den Flor der Städte. Das eben iſt der Unterſchied zwiſchen Handel und Handwerk. Das Letztere müht ſich ab, der Erſtere hat den Nutzen. Es liegt ſchon in der Benennung viel Charakteriſtiſches. Bei Beiden iſt die Hand im Spiele, comme de raison. Zum Erſteren geſellt ſich die ſüddeutſche Diminutivſilbe „el“, es iſt eine Spielerei dabei, ein leichtes Weſen; bei dem Letztern finden wir ein ganzes Wort und zwar das Schwerſte bezeichnend, was Schöpfer und Geſchöpf hervorzubringen vermögen: „Werk.“ —

Wollte man mir Metzger oder Fleiſcher anführen, ſo werde ich geſtehen müſſen, daß dies Geſchäft ſeinen Mann nährt, aber mich dennoch mit einer offenen Abneigung davon wegwenden. Das Todtſchlagen, Abſtechen, Schlachten, das Oeffnen der Thiercadaver und was damit verbunden, das Viertheilen, Hacken und Schneiden, das Fellabziehen, das im Blute wühlen, ſind Neigungen, die angeboren ſeyn müſſen, um darüber urtheilen zu können. Wie es keinen vernünftigen Vater wohl geben kann, der ſeinen Sohn zwingen würde, Metzger zu werden, ſo ſollte aber auch kein Vater es nicht zugeben wollen, wenn ſein Sohn eine unbezwingliche Neigung an den Tag legte, es werden zu wollen. Hoffnungsvolle Jungen davon zurückhalten, hieße Galeeren und Zuchthäuſer bevölkern; denn wer die Luſt zum Blut mit auf die Welt bringt, werde in Friedenszeiten um des Himmelswillen Metzger, oder ſo weit es ſeyn kann, Scharfrichter, um ſeiner Neigung auf erlaubte Weiſe und ohne Nachtheil für die Geſellſchaft ein Genüge zu thun.

Es gibt nun aber noch eine Menge von Handwerkern, die ich hier nicht nennen will. Zum Theil würde ich mich nur wiederholen müſſen, oder es wären ſolche, zu denen ſich nur ſelten Liebhaber finden. Ich könnte, was die Erſtern betrifft, hier noch die Tapezierer, die Bildhauer gewöhnlicher Gattung, denn von den Künſtlern iſt hier überhaupt nicht die Rede, die Lakierer, die Zimmermaler und Anſtreicher, die Wagenbauer, die Paſſementiere und Bortenwirker, die Zinngießer, die Platierer und Gürtler, die Klempner, die Sattler, die Hutmacher, die Büchſenſchäfter, die Schwertfeger, nennen und zu den Letztern die Branntweinbrenner, Lichtzieher, Seifenſieder zählen, Leute, die durch die Mäßigkeitsvereine, die Gasbeleuchtung und das raſſinirte Lampenöl, ſo wie durch haushälteriſche Frauen, welche ihre Seife ſelbſt bereiten, bei ihren beſchwerlichen, übelriechenden Arbeiten faſt keinen oder doch nur ſehr geringen Gewinn ziehen. Die Gold- und Silberſchmiede wollen den Handwerkern nicht mehr angehören und nehmen mit lauter Stimme ihren Antheil an der Künſtlerinnung gleichwie im Mittelalter in Anſpruch; größtentheils machen ſie ſich in unſern Tagen durch die Vollkommenheit ihrer Hervorbringungen dieſer Auszeichnung würdig. Eben ſo wollen die Buchdrucker und Schriftſetzer ſich den Handwerken nicht beizählen laſſen, obgleich ich ihnen kein größeres Recht als den Schriftgießern einräumen zu können glaube, die doch nie mehr ſeyn wollten. Wär's nicht ſonderbar, wenn die Buchdrucker ſich für mehr erachten wollten, als derjenige, der ihnen das Manuſcript geliefert? und iſt es nicht notoriſch erwieſen, daß viele Schriftſteller nichts weiter als Handwerker ſind?

Ich kann und will mich nicht herbeilaſſen, dieſen Punkt hier näher zu erörtern, um die löbliche Schriftſtellerzunft, zu welcher ich mich nun einmal nicht zählen darf, nicht gegen mich aufzubringen. Wie dem nun aber ſey, und ſo wenig ich in dieſem Kapitel auch im Stande geweſen bin, meine Anſichten über dieſen Gegenſtand deutlich und klar an den Tag zu legen, ſo darf ich doch verſichern, daß ich reiflich darüber nachgedacht und mich nicht genug verwundern kann, einen Vater ſagen zu hören: „Der Junge ſoll ein Handwerk lernen!“ — Welches? wird nach meiner Ueberzeugung ſtets eine große Frage bleiben. Hier ſcheint es mir leichter zu ſeyn, Glück und Zufriedenheit für's ganze Leben von ſeinem Kinde zu ſcheuchen, als wenn man ihn die Handlung oder Studien treiben läßt. Welche Kraft gehört für einen gut organiſirten, wohlerzogenen Jüngling dazu, ſich in der Sphäre ſeiner Mitgeſellen wohl zu fühlen und den Genüſſen, die er vielleicht Sonntags in dem Hauſe ſeiner Eltern hat, für die lange, übrige Woche zu entſagen? Nein — Ihr, die Ihr nicht ſelbſt Handwerker ſeyd, laßt Euere Kinder nicht Handwerker werden; ſie mögen eines erlernen, um im Falle der Noth, wenn unvorhergeſehenes Unglück ſie trifft, davon Gebrauch zu machen. So kannte ich einen armen Grafen, den ſeine Familie verſtoßen hatte, als Tapezier, und einen unbemittelten Baron, der im Geheim für einen Buchbinder arbeitete. Aber ich kannte auch einen Schauſpieler, der ſeine Jungen

Zimmerleute werden ließ, den Sohn eines Kaufmanns, der Hufſchmied, und den Sohn eines jüdiſchen Bankiers, der Schuhmacher wurde. Unglückliche Eltern! Unglücklichere Kinder! Sie waren als Geſellen liederlich und gingen als Meiſter zu Grunde. Ausnahmen kann es zwar geben, aber auf Ausnahmen rechnen, ſtimm nun einmal mit einem ſoliden Geſchäftsmanne nicht zuſammen.

Ich war jetzt aber mit mir einig, die beiden Kinder, die mir der Himmel zugewieſen und für die ich als Vater zu ſorgen mir vornahm, kein Handwerk erlernen zu laſſen. Aber was ſollten Sie denn werden? —

Fünftes Kapitel.

Der Tod des Glücklichen.

Ein tief erſchütterndes Ereigniß trug ſich in meinem Wohnorte zu.

Ich kannte ſeit vielen Jahren einen Mann, der auf unbegreifliche Weiſe ſein Glück gemacht hatte. Ohne mit beſonders hervorſtechenden Gaben von der Natur bedacht worden zu ſeyn, hatte er ſich nie verrechnet, was er ergriff, gelang ihm, die gewagteſten Unternehmungen ſchlugen zu ſeinen Gunſten aus, Alles wurde unter ſeinen Händen zu blankem Golde.

Wie ſeine andern Gaben, ſo waren auch ſeine Vermögensumſtände anfänglich nur ärmlich geweſen, aber das anhaltende Glück, das ihn förmlich verfolgte, hatte ſie während einer Reihe von Jahren, in welchen er als Geſchäftsmann figurirte, ſo bedeutend geſteigert, daß er allgemein für einen Millionär galt. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie feſt des Mannes Vertrauen auf ſeinen Stern war.

„Mir muß Alles glücken!“ war eine ſtehende Redensart bei ihm, und mit dieſer Sicherheit verband ſich denn auch ein nicht unbedeutender Grad von Muth, wie dieſes ganz natürlich war. Er war ſchon ziemlich in Jahren vorgerückt, als ſich eine läſtige Krankheit bei ihm einſtellte, die ihm viel zu ſchaffen machte. Dieſe leidige Unbequemlichkeit war ihm unerträglich, und doch war keine Hoffnung vorhanden, ihn ohne gewagte Mittel davon zu befreien, vielmehr ſah man voraus, daß ſie ſich von Jahr zu Jahr bis zu ſeinem Lebensende nur vergrößern würde. Ein Mittel gab es, ihn darüber weg zu heben, aber es war — nach der Ausſage der Aerzte — gefährlich. Es konnte das Leben koſten!

Der vom Glück Verwöhnte ſchwankte nicht lange. Auf der einen Seite eine drückende Laſt, die ihn, der nie an Schmerzen und Unbequemlichkeit gewohnt war, unerträglich ſchien; auf der andern faſt unvermeidlicher Tod. Die Aerzte thaten ihre Pflicht, ihm die Wahrheit unverholen zu enthüllen; ſeine Kinder, hoffnungsvolle Söhne und Töchter, Alle bereits gut verſorgt, ſeine Gattin, eine ehrwürdige Matrone, die ihm ſtets redlich zur Seite geſtanden und nicht wenig zu dem Glücke ſeines Lebens beigetragen, flehten ihn mit Thränen in den Augen; von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und ſich ihnen, wenn gleich kränklich, noch eine Reihe von Jahren zu erhalten. Umſonſt!

„Hat mich mein Glück um Kleineres nicht verlaſſen“, rief er unwillig aus, „ſo wird es in dieſem entſcheidenden Momente mir ſicher zur Seite ſtehen. Daran nur zu zweifeln, wäre Verbrechen. Ich unterwerfe mich der Operation mit gutem Muthe und ſie muß und wird daher glücken; denn nur Angſt und Zagen könnten hier Unheil bringen!“

Von dieſem Vorſatze brachte ihn nichts ab, und die geſchickteſten Aerzte wurden berufen. Man unternahm die Operation, die gut von Statten ging. Der Patient befand ſich unmittelbar darauf vortrefflich. Ich beſuchte ihn und wurde zu ihm gelaſſen. Die Familie ſtand mit freudigen Blicken um das Lager.

„Nun? ſagte ich nicht, daß mir Alles glücken müſſe?“ rief er mir mit ſchwacher Stimme zu. „Nun hab' ich's überſtanden und bin die Quälerei los!“

Er befand ſich wirklich zum Erſtaunen wohl und ein Schauder durchrieſelte mich bei der Betrachtung, mit welcher Zuverſicht, die an Frechheit grenzte, dieſer Mann das geheimnißvolle Etwas, das wir Glück und Unglück benennen, herausgefordert hatte. —

Als ich am andern Morgen hinſchickte, war jedoch die Scene bedeutend verändert. In der Nacht war ein ſtarker Blutverluſt eingetreten, der eine Schwäche herbeigeführt hatte, welche bei dem Alter des Kranken bedenklich werden mußte. So verging der Tag unter ſchwankender Hoffnung und als der Abend hereinbrach, erklärten die Aerzte, daß ihre Kunſt am Ende ſey. Dieſe Nachricht verbreitete ſich wie ein Lauffeuer in der Stadt und es läßt ſich nicht beſchreiben, welche Senſation ſie erregte. Ein Menſchenhaufen umſtand das große

Haus in einer der Hauptſtraßen, um von Minute zu Minute über das Befinden des reichen Mannes Nachricht zu haben, von deſſen Glücksumſtänden nun leiſe allerlei Gerüchte ſich in der Menge zu beleben anfingen, als ſey jetzt ein fürchterlicher Pact zu Ende gegangen und der Creditor beſtünde plötzlich auf prompte Zahlung. Der reiche Mann habe ſich eben verrechnet, wie dies gemeinhin zu gehen pflegte, und ſey der betrogene Theil, wie dies bei ſolchem Geſchäfte ſeit undenklichen Zeiten ſtets der Fall geweſen ſey.

Ich beſuchte noch am ſpäten Abende den Kranken. Er war bei vollkommener Beſinnung und während ſeine Umgebung jeden ſeiner Pulsſchläge zählte, wohlwiſſend, daß er ſein nahes Ende beſchleunigte, ſchmeichelte er ſich immer noch mit Geneſung. „Das Glück könne ihn ja nicht ſo gänzlich verlaſſen haben!“ hauchte er leiſe.

Indeſſen war das Lebenslicht immer weiter heruntergebrannt und der Tod klopfte mahnend an das Herz, das nur noch zögernd ſchlug und in großen Zwiſchenräumen bereits zu ruhen ſchien. Ein trügeriſcher Schlummer umfing den Kranken noch einmal, aus dem er nur für einen kurzen Moment erwachte, um die Worte zu ſtammeln:

„Ich hab' mich doch getäuſcht — es iſt aus mit dem Glück und mit Allem!“ Dann hörte er plötzlich zu athmen auf. —

Ich überlaſſe es einem Jeden, ſich den Eindruck auszumalen, den dieſe Scene auf Alle hervorbrachte, welche dieſe Leiche umſtanden. Ich möchte die Scene „den Tod des Glücklichen“ benennen, und hätte meine Feder die Kraft eines Dichters, ich würde ſie zum Vorwurf einer ausgeführten Schilderung machen, deren bittere Ironie von großer Wirkung ſeyn müßte. Aber auch ſo einfach, wie ich ſie hier nur zu geben vermochte, wird ſie der Leſer gewiß nicht ohne Theilnahme hinnehmen.

Dieſer Mann war einer meiner treueſten Freunde geweſen; ſein Tod machte eine bedeutenden Lücke in meinen Unterhaltungen. Da nehmlich meine Geſelligkeit im großartigen Style unter meinen neuen Glaubensgenoſſen nicht recht gedeihen wollte, ſo war ich genöthigt, um nicht ganz einſam meine Tage hinzubringen, wieder zu Juden meine Zuflucht zu nehmen. Ich bin einmal ein geſelliges

Thier und zum Eremiten verdorben. Der Geſtorbene war auch Jude geweſen. Die erſten jüdiſchen Familien, die Ariſtokratie, wenn ich hier dieſen Ausdruck gebrauchen darf, waren ſtark zurückhaltend gegen mich geworden und ſchienen mich ihres nähern Umgangs nicht mehr würdigen zu wollen, allein ich muß geſtehen, daß es mir auch nicht darum zu thun war, mich in ihre Intimität zu drängen.

Es curſirten zu jener Zeit ſo viele lächerliche Gerüchte über einige reiche Juden vom alten paläſtiniſchen Adel, daß ſie zum Geſpötte der ganzen Stadt dadurch gemacht wurden.

Man erzählte unter Anderm von einem der erſten Banquiers, der eine häßliche Frau hatte und ſich ein prächtiges Landhaus bauen laſſen wollte, zu welchem Zwecke er von einem geſchickten Architecten den Plan entwerfen ließ, er habe zu dieſem geſagt: „Thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie den Balcon weg. Machen ſie mir Säulen ohne Balcon, denn was hab' ich vom Balcon, wenn ſich meine Frau heraufſtellt, verſchändt ſie mir das ganze Haus!“

Ein Anderer, nicht minder reich, deſſen Namen mit einem F. anfängt, hatte ſich einen prächtigen Wagen bauen laſſen und dem Lakier den Auftrag gegeben, ſo einfach als möglich das Ganze zu halten, weil es jetzt in England ſo die Mode mit ſich bringe.

„Kein Wappen und nichts auf der Thüre“, ſetzte er hinzu, „nichts als ein ſimples F'chen.“

Er meinte damit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens; wie erſtaunte er aber, als der ehrliche Handwerker ihm den Wagen vor die Thür fahren ließ, mit einem zierlichen Aeffchen, einem Mandrill oder dergleichen, auf dem Schlage. Der Banquier wollte ihm einen Prozeß machen, weil er es als Injurie auslegte, bis daß er ſeine ſeltſame Beſtellung gehörig in Erwägung zog.

Statt dieſer **Precieux ridicules** wollte ich mein Haus den minder reichen aber unterrichteteren unter meinen frühern Glaubensgenoſſen öffnen und das nächſte Kapitel ſoll die Schilderung einiger dieſer Originale enthalten.

Sechstes Kapitel.

Die Hausfreunde.

Mein neuer Hausfreund war ein langer, hagerer Mann, mit röthlich blonden Haaren, einem ſtarken Backenbart von gleicher Farbe, und dunkeln, ſtechenden Augen, die er durch eine Brille verſchanzte. Sein Anzug war gewöhnlich ſalopp, auf dem Jabot lag viel Taback, den er aus einer goldenen Doſe in großen Priſen in die Naſe ſtopfte. Er hatte die Eigenheit, das R nicht ausſprechen zu können, wofür er ein doppeltes D zu hören gab. Er würde zum Beiſpiel den Direktor des königsſtädtiſchen Theaters, der bekanntlich Cerf heißt, Ceddef genannt haben; Berlin hieß bei ihm Bedd'lin u. ſ. w. Dabei iſt jedoch zu merken, daß er das doppelte D nicht geſchärft oder hart, dem T ähnlich, ſondern vibrirend ausſprach, wodurch wirklich einige Aehnlichkeit mit dem R erzielt wurde. Man ſchrieb dieſe Seltſamkeit des Mannes gewöhnlich ſeinem ſtarken Tabackſchnupfen zu, und einer dadurch erzeugten Naſalſtimme, die dem Organe eines mit dem Stockſchnupfen Behafteten ähnlich ward.

Dieſer Mann galt in den Cirkeln, die er frequentirte, für einen geiſtreichen Geſellſchafter. Er war unerſchöpflich an Anekdoten von polniſchen Juden, wie ſie die Leipziger Meſſe in jedem Jahre in großer Menge gebiert, und nebenher in jener Art von Witz geübt, die den meiſten Juden angeboren iſt.

Mein neuer Hausfreund war ein Freund der ſchönen Wiſſenſchaften. Obgleich von früheſter Jugend für den Handel erzogen, beſchäftigte er ſich viel mit der Literatur der Zeitgenoſſen. Theaterkritik und Lyrik waren ſeine Steckenpferde.

„Gott, die göttliche D.! ſie hat geſpielt wie ein Engel — ich hab' gemacht ein Sonnet an ſie auf der Rückſeite von einem Courszettel!“ konnte man oft von ihm hören. Oder: „Laſſen Sie mich heute gehen mit Rothſchild'ſchen Looſen und Hamburger Banco, mir ſteht der Kopf nicht dazu, ich ſing' mir den ganzen Tag den Tourniermarſch aus **Robert le Diable** vor!“ Man wird einſehen, wie leicht verderblich ſolch' ein Dilettantismus einem tüchtigen Geſchäfsmanne werden kann. Den Ausſpruch einer Verwandten Meyerbeer's: „Er hat hunderttauſend Franken zu verzehren, was braucht er Opern zu componiren?“ fand er ſehr lächerlich. Er lebte und webte in der Muſik. Er ſang alle Opern vom erſten Bogenſtrich bis zum letzten Finale, bald im Baß, bald im Discant, und verſtand auch daneben, alle berühmte Sänger und Sängerinnen, ihren verſchiedenen Manieren nach, trefflich zu copiren. Mit falſchen Tönen nahm er es dabei nicht ſehr genau, denn er beſaß eigentlich nur Gedächtniß, aber kein muſikaliſches Gehör. Er wußte ſich viel damit, daß in neuerer Zeit Juden in der Literatur und den Künſten bedeutenden Ruf erlangten. Bendemann's und Oppenheim's Bilder, Mendelsſohn's und Meyerbeer's Compoſitionen, Saphir's Werke waren ſein Stolz. Mit dem Letztern ſtand er in beſtändigem Briefwechſel und trug die Briefe, die er von ihm erhielt, ſo lang in der Taſche, um ſie einem Jeden vorzuleſen, bis ſie faſt unleſerlich waren.

„Saphir iſt mehr wie Jean Paul“, ſagte er, „denn Jean Paul hat nichts verſtanden vom Theater, und Saphir weiß ſo viel und mehr davon wie Einer. Seine Recenſionen ſind poetiſch und witzig und verdienen commentirt zu werden wie der Talmud.“

In ſeiner Jugend bemühte ſich der gute Mann ſehr, den Schauſpielerinnen die Cour zu machen, war ihnen aber gewöhnlich, trotz ſeiner galanten Verſe, die er in öffentliche Blätter einrückte, ſo zuwider, daß alle dieſe Abenteuer ſehr unangenehm für ihn endeten. Auch prahlte er viel, in genauem Umgange mit Gelehrten geſtanden zu haben. Einſt — das erzählte er oft — war er ſo glücklich, daß ſich ein in unſerer Zeit hochberühmter Philoſoph neben ihn ſetzte, als er gerade auf einem wenig beſuchten Spaziergange ausruhte. Sogleich nahm er ſich vor, dieſen Moment nicht ungenützt vorbeizulaſſen und von dem Philoſophen ſich ein Wort, als Andenken an dieſe Stunde, zu erbitten, womit er nachher bei ſeinen Bekannten prunken könnte. „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor!“ fing er nach einer Weile an, während er ſein Gehirn zermartert hatte, um einen Gegenſtand zu finden, und ſchon zu beſorgen anfing, daß der Andere vielleicht fortginge, ehe es ihm gelungen wäre, ihn zum Sprechen zu bringen. —

„Verzeihen Sie, ſehen Sie die dunkeln Wolken dort unten am Firmament?“ —

„Ich ſehe ſie wohl“, erwiederte der Philoſoph, „ſie deuten auf Gewitter!“

„Was iſt ein Gewitter eigentlich?“ fragte nun ſchnell mein Hausfreund mit einem tiefen Athemzuge, denn er hatte jetzt das Stichwort erhalten, woran er eine ganze Reihe von Fragen zu knüpfen hoffen durfte.

Der Philoſoph ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Ich verſtehe Ihre Frage nicht ganz.“

Mein Hausfreund frohlockte jetzt ſchon im Innern, er hatte dem berühmten Philoſophen eine Frage vorgelegt, welche dieſer nicht ganz zu verſtehen bekannte. Was mußte er nun erſt für ein Philoſoph ſeyn nach ſeiner Meinung.

Ohne ſich aber in eine Erörterung ſeiner erſten Frage einzulaſſen, machte er einen erſtaunlichen Sprung zu einer zweiten:

„Verzeihen Sie, was iſt die Naturphiloſophie? was will man damit ſagen, war die Philoſophie von unſerm großen Moſes Mendelsſohn aus Deſſau nicht auch natürlich?“

Der Profeſſor, der es nicht ſehr wünſchte, dieſe Unterhaltung fortzuſetzen, bemerkte, daß zu einer ſolchen Definition Zeit und Ort nicht gut gewählt ſey, weil der drohende Regen ihn an's Nachhauſegehen mahnte.

„Erlauben Sie noch Eins“, rief jetzt mein Mann in Verzweiflung darüber, daß der Profeſſor nicht anbeißen wollte, „wen halten Sie für größer, Schelling oder Fichte?“

Hier ſetzte der Gelehrte plötzlich alle Höflichkeit bei Seite, ſah den Frager ſtarr an und ſprach: „Laſſen Sie mich ungeſchoren!“

Mein Hausfreund erwiederte darauf: „Grob kann Jeder ſeyn, das iſt keine Kunſt!“

Und damit war dieſe Unterhaltung beendigt; er aber erzählte ſie ſo umſtändlich, wie ich ſie hier wiedergab, allen ſeinen Bekannten, als Beleg, daß er den berühmten Naturphiloſophen durch ſeine Fragen in Verlegenheit geſetzt habe.

„Ihre größten Philoſophen“ (er meinte die Chriſten), pflegte er dann hinzuzuſetzen, „ſind dumm im Vergleich mit uns; ſie wiſſen ihre Weisheit nicht von ſich zu geben, und es wäre nur zu wünſchen, daß ſich Mehrere von uns auf den Unterricht legten, damit wir unſere Kinder nicht zu den Chriſten ſchicken dürften. Allein davor iſt geſorgt, dahin kommt es nie; die Menſchheit würde dadurch zu klug werden.“ —

Bei mir brachte er jetzt freilich dergleichen Redensarten nicht mehr vor, weil er mich ſelbſt für einen eifrigen Bekenner des Chriſtenthums hielt; ich kannte dieſe Geſinnungen jedoch noch aus früherer Zeit.

Zu dieſem Manne geſellte ſich ein anderes Original, noch jung an Jahren, aber außerordentlich ernſt und geſetzt. Er hatte es bis zu einem Doctor der Philoſophie gebracht, ein Titel, der eben ſo viel Ehre gewährt, als der Orden des goldenen Sporns; in neuerer Zeit hat man angefangen, dieſe Würden zu verſchweigen, ſelbſt wenn man ſie beſitzt.

Dieſer Doctor der Philoſophie hatte den Wunſch des früher geſchilderten zum Theil realiſirt und ſich der Pädagogik gewidmet. Er war einige Jahre hindurch Hauslehrer in einem reichen Hauſe geweſen; dort hatte ſich die Tochter in ihn verliebt und ſo kam er bald zu einer Frau, die er auf gewöhnlichem Wege ſich lange nicht erobert haben würde.

Die reichen Eltern mochten ihren Schwiegerſohn nun nicht länger als Hauslehrer behalten, es war aber ſchwer, ein Geſchäft für ihn zu ermitteln, indem er eigentlich zu keinem taugte.

Da gerieth er auf die glückliche Idee, mit ſeiner Frau zu reiſen und kam ſo in die Stadt, die ich bewohnte. Hier gefiel es ihm und er beſchloß, einige Zeit zu verweilen. Ein einaktiges Trauerſpiel führte er mit ſich, welches er aufführen laſſen wollte, wenn ſich Liebhaber dazu fänden. Es lag — wie er verſicherte — eine tiefe philoſophiſche Idee demſelben zu Grunde, die gewiß kein Menſch im Publikum verſtehen würde, weil die

Leute im Lande zu dumm ſeyen; ſo behauptete er; doch wollte er es geben laſſen zu ſeiner Belehrung und Bereicherung, nehmlich nicht ſeines Beutels, ſondern ſeiner dramaturgiſchen Kenntniſſe.

Im Punkte des Theaters kamen dieſer Doctor mit jenem lyriſchen Dichter oft hart zuſammen, zu meinem großen Ergötzen. Sie ereiferten ſich bis zur Wuth über eine unſerer ganz gewöhnlichen Schauſpielerinnen. Die Worte „ſubjectiv“ und „objectiv“, welche der Doctor dann ſtets im Munde führte, waren dem Lyriker ein Gräuel, welcher vorgab, nicht zu verſtehen, was ſein Gegner damit meinte, dieſer hingegen lachte höhniſch, wenn der andere ſeinen gut erhaltenen Jahrgang der Schnellpoſt aufſchlug, um durch Saphir'ſche Ausſprüche die Seinigen zu belegen.

Ein Dritter im Bunde war ein junger, ganz ungebildeter Menſch, der am Tage Mäklergeſchäfte trieb, aber nebenbei Lieder in Heine'ſcher Manier dichtete und ſie auch drucken ließ. Obgleich ich ſelbſt kein Kenner von dieſem Artikel bin, ſo habe ich mir doch ſagen laſſen, namentlich von meiner Frau, die ſich darin nicht mit Unrecht eine Stimme anmaßt, daß der junge Mäckler gar nicht ohne Talent war. Sehr künſtlich ſchienen ſie mir übrigens nicht zu ſeyn, und ſingen, glaub' ich, konnte man ſie auch nicht; denn wenn ich ſo etwas auch nie geleſen habe, ſo war ich doch genöthigt, es mir vordeclamiren zu laſſen, wenn Abends Chambrée complette bei mir zu finden war. Das waren allerdings ſauere Augenblicke, aber nichts konnte ſie abwenden.

Die Gallerie meiner Hausfreunde zählte aber auch Damen, die ich hier nicht näher ſchildern will; ſie waren im Ganzen ziemlich unbedeutende Geſchöpfe. Jüdinnen waren nicht darunter; es waren größtentheils arme Chriſtenmädchen, Töchter kleiner Beamten, die weiblichen Glieder einer heruntergekommenen Kaufmannsfamilie u. dgl.

Bedeutendes konnte meine Frau, trotz ihrer Bildung und ihres angenehmen Betragens, des leidigen Vorurtheils wegen nicht erſchwingen.

Siebentes Kapitel.

Der Mörder aus Wahrſcheinlichkeit.

Ein junger Menſch, chriſtlichen Glaubens, beſuchte auch mein Haus, deſſen tragiſches Schickſal mich zwingt, ſeiner hier zu erwähnen.

Er war blond, klein und ſchmächtig, und obgleich dem Namen nach ein Deutſcher, ſoll er doch fremder Abkunft geweſen ſeyn. Er hatte ſich früh dem Kaufmannsſtande gewidmet und betrieb ein kleines, aber — wie es hieß — einträgliches Geſchäft. Sein angenehmes Ausſehen, ſein beſcheidenes Weſen und ſein geregelter Vermögenszuſtand hatten ihn zu einem geſuchten Mitgliede in unſern geſelligen Zirkeln gemacht, und es konnte nicht fehlen, daß er dadurch mit unſern beſten Familien in Berührung kam, namentlich mit ſolchen, die für ihre mannbaren Töchter gute Partien erſtrebten. Es währte auch nicht lange, ſo ſprach man allgemein davon, daß die Tochter einer reichen Wittwe ſich mit ihm vermählen würde. Man pries ihn allgemein glücklich, aber eben dieſe Verbindung war es, die ihn unnennbar elend machte.

Er war mit ſeiner Frau ſehr oft in meinem Hauſe, das er ſchon früher zu beſuchen pflegte. Wir liebten und ſchätzten Beide. Auch die Mutter der Frau, die alte, reiche Wittwe, ſahen wir dann und wann; jedoch nur ſelten. Sie lebte mit einer Nichte, die ſie nach der Verheirathung ihrer einzigen Tochter zu ſich genommen hatte, ſtill und einſam in einem weitläuftigen Hauſe. Eine Köchin und ein Kutſcher beſorgten ihre Bedienung.

Eines Morgens verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, daß Wittwe, Nichte und Köchin in dem einſamen Hauſe ermordet gefunden worden wären, und daß allem Vermuthen nach der Kutſcher der Thäter ſey.

Dieſer nehmlich war am frühen Morgen ausgegangen, um, wie er ſagte, Heu auf dem Markte zu kaufen; beim Nachhauſekommen fand er die

Thür verſchloſſen und ſah ſich genöthigt, ſie mit Hilfe einiger Nachbarn zu erbrechen, da man weder auf ſein Läuten noch Rufen öffnete, und ihm ein Unglück ahnte.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Gleich beim Eintritte fand man die Magd mit einer Axt erſchlagen; man eilte in die Zimmer und hier ſah man die Leichname der Nichte und der alten Frau ſchrecklich verſtümmelt todt am Boden liegen. Die Letztere aus dem Bette geriſſen und in die blutigen Leintücher gewickelt.

Die Unbefangenheit des Kutſchers und ſeine Verſicherungen, ſo wie auch die Ausſage mehrerer Bekannten, die ihn auf dem Markte geſehen hatten, waren nicht im Stande, ihn von dem peinlichen Verhör zu befreien.

Hier ſagte er aus, daß, als er das Haus verlaſſen und eben erſt zur Thür herausgetreten war, ihn der Schwiegerſohn der Wittwe anredete, der gleichſam auf ihn gewartet zu haben ſchien.

Er ſagte ihm, daß er Futter für ſeine Pferde kaufen müſſe, und jener bat ihn, ihm den Hausſchlüſſel zu geben, da er etwas im Hauſe zu thun habe, aber nicht durch Läuten ſeine alte Schwiegermutter, die gewiß noch ſchliefe, aufwecken möchte.

Der Kutſcher, nichts Arges beſorgend, nahm keinen Anſtand, den ihm wohlbekannten nächſten Verwandten des Hauſes den Schlüſſel zu übergeben.

Auf dieſe Ausſage hin wurde der Schwiegerſohn ſogleich verhaftet. Es war auffallend, daß nicht das Geringſte entwendet worden war, und dies mehrte den Verdacht gegen den jungen Kaufmann, da er als Univerſalerbe ja ohnedieß Alles bekommen haben würde. Ein anderer Mörder, ſo wurde angenommen, würde gewiß den Secretair der Wittwe erbrochen haben, worin ſie ihre Juwelen und Koſtbarkeiten, ſo wie ihre Papiere verwahrte. Der Verdacht wurde nun mit großer Wahrſcheinlichkeit auf den jungen Mann hingelenkt, der jedoch nicht aufhörte, ſeine Unſchuld zu betheuern.

Er geſtand, daß er von dem Kutſcher den Schlüſſel gefordert und auch empfangen habe. Er habe die Köchin und die Nichte bereits aufgeſtanden, die Schwiegermutter aber noch im Bette angetroffen. Er habe eine Spazierfahrt für den Nachmittag verabredet, und ſein frühes Kommen damit entſchuldigt, daß er eine bedeutende Waarenverladung im Packhofe beſorgen müſſe, die ihn den halben Tag dort beſchäftigt hielte, und daß er daher den Augenblick benutzt habe, der ihn an dem Hauſe vorbeiführte. Hierauf verließ er das Haus und hatte keine Ahnung von dem Entſetzlichen, das ſich gleich darauf darin zutragen ſollte.

Den Schlüſſel ließ er der Köchin, da der Kutſcher ja bei ſeiner Nachhauſekunft anläuten konnte, indem Alles ſchon wach im Hauſe war und keine Rückſicht mehr deshalb genommen werden durfte.

Das Räthſelhafte bei der Sache blieb, wie es möglich war, in einer lebhaften Straße zwiſchen ſieben und acht Uhr Morgens, während der Sommermonate, wo ſich überall bereits Leben regte, drei Mordthaten zu verüben, ohne daß ein Schrei, ein Nothruf von einer der Perſonen verſucht und von Außen gehört worden wäre. Um ſo mehr, da ſie augenſcheinlich nicht im Schlaf überfallen und ſo getödtet wurden, ſondern, wie die Lage der Leichname in den verſchiedenen Localitäten hinlänglich bewies, wachend von dem Mörder getroffen wurden.

Die Köchin wahrſcheinlich beim Oeffnen der Thür, das Mädchen, die bei dem Geräuſche herzueilte und die alte Frau, nicht ohne einigen geleiſteten Widerſtand, da ſie aus dem Bette gewaltſam geriſſen zu ſeyn ſchien.

Man kam daher auf die Vermuthung, der Mord ſey bereits in der Nacht verübt worden und der Schwiegerſohn ſey mit dem Kutſcher einverſtanden und Beide die Thäter. Die Geſchichte mit dem Schlüſſel, mit der Einladung zum Spazierenfahren ſeyen leere Erfindungen und wie der Kutſcher Morgens auf den Heumarkt gegangen, ſey das Verbrechen bereits vollzogen geweſen.

Man unterſuchte die Sache mit allem Eifer, die keinen geringen Eindruck auf die Einwohner machte, da ſich aber keine neue Inzichten ergaben, vielmehr ſich immer deutlicher herauszuſtellen ſchien, Niemand wie der junge Kaufmann könne die That in Gemeinſchaft mit dem Kutſcher verübt haben, ſo blieben Beide im Gefängniß, um dadurch zum Bekenntniß gebracht zu werden.

Der Kutſcher ſtarb bald darauf an einer hitzigen Krankheit. Es iſt hiebei zu bemerken, daß er während ſeiner Fieberphantaſien wohl von Pferden, Kutſchen, Fahren und Umwerfen, nie aber von Mord und Todtſchlag ſprach. Wahrlich ein Zug, der die aufmerkſamen Richter wohl auf eine andere Fährte hätte lenken ſollen.

Nichtsdeſtoweniger blieb der junge Kaufmann im ſtrengſten Gewahrſam, und da man nur auf ſein Geſtändniß wartete, um ihn dann vom Leben zum Tode zu befördern, und dies Geſtändniß mit einer Art von Gewißheit erwartete, ſo war vorauszuſehen, daß er aus ſeinem Kerker nur durch den Tod befreit werden könnte. Entweder durch den natürlichen, der allem Erdenleiden ein Ende macht, oder durch den Tod von Henkershand, der unmittelbar ſeinen Eröffnungen gefolgt ſeyn würde.

Der Abſcheu, den die Unterſuchung anfänglich gegen den unglücklichen jungen Mann aufgeregt hatte, legte ſich nach und nach, beſonders nachdem der Kutſcher in ſeinen Delirien nichts geäußert hatte, das Aufklärung hätte geben können.

Ich beſuchte den jungen Mann in ſeinem Gefängniſſe, wo er auf Tod und Leben angeklagt, das Schwert der Gerechtigkeit an einem Haare über ſeinem Haupte ſchwebend, traurige Tage verlebte, von ſeiner Frau und einem hübſchen Töchterchen getrennt.

Wie viele Juſtizmorde ſind nicht ſchon verübt worden? Wie viele, von denen wir wiſſen, laſſen nicht auf eine größere Anzahl ſchließen, die uns unbekannt geblieben ſind? Mit welchem Rechte wird ein Menſch auf einen bloßen Verdacht hin eingeſperrt und ſein ganzes Leben wie ein Verbrecher behandelt? Er ſoll geſtehen, das verlangt man von ihm, und deshalb wird er von den Seinigen getrennt und in den Kerker geworfen.

Iſt die Tortur in den civiliſirten Staaten nicht abgeſchafft? Und was iſt dies wohl Anders? Was berechtigte die Gerichte, dieſen ſchweren Verdacht auf einen Mann zu werfen, der bis dahin einen ehrenvollen Standpunkt in der Geſellſchaft eingenommen hatte? Er war ein guter Familienvater, ein thätiger Geſchäftsmann, deſſen Vermögenszuſtand blühend war und der noch dereinſt eine bedeutende Erbſchaft zu erwarten hatte, deren Beſchleunigung ihm allem Anſcheine nach nicht beſonders wünſchenswerth ſeyn konnte. Wer ihn ſeit

Jahren kannte, gab ihm das Zeugniß eines wohlgeſitteten, moraliſch guten Menſchen, deſſen Character nie die Spur einer Entartung gezeigt, die auf eine ſo ſchreckliche That hätte ſchließen laſſen.

Und was konnte nun mit einem Male den guten, im Schutze der Geſetze ſo ſichern Bürger an den Rand des Verderbens führen und ihn jeder Wohlthat der Geſellſchaft untheilhaft machen? Ein zufälliges Zuſammentreffen von Umſtänden, das jede Deutung beliebig zuließ. Und wenn er nun wirklich Alle lebend im Hauſe verlaſſen hätte, und bis daß der Kutſcher nach Hauſe kam, irgend Jemand eingedrungen und die Morde verübt, dann aber auch durch das Zurückkommen des Kutſchers oder einen andern Umſtand verhindert worden wäre, den Secretär zu öffnen und den beabſichtigten Raub zu vollführen?

Man ſagt, es iſt nicht wahrſcheinlich! — Aber was iſt es, was iſt es nicht? Waren nicht bei allen Verurtheilungen Wahrſcheinlichkeitsgründe vorhanden, und erſtaunte man nicht, wenn ein ſpäterer Zufall die Wahrheit enthüllte, wie weit die Wahrſcheinlichkeit von dieſer entfernt war, und wie unbegreiflich es ſey, ſich ſo leicht und plump täuſchen zu laſſen? Es verführt nichts leichter, als die Lügnerin: Wahrſcheinlichkeit, und es iſt jedem Richter zu rathen, ſich ihr — die ſich ſogleich frech und unberufen ihm darſtellt — nicht anzuvertrauen. Pascal ſagte: Kein Menſch kann mit Gewißheit vorausſagen, daß er nicht auf dem Schaffotte ſterben werde. In Revolutionszeiten leicht möglich und ſchrecklich genug; aber noch ſchrecklicher, wenn die pure Wahrſcheinlichkeit dies zu vollbringen im Stande iſt und den ruhigen Schläfer, der von Glück und Zufriedenheit träumt, einem hochnothpeinlichen Halsgericht überliefert, wo ſchon die Form zu langſamer Marter und Tod wird.

Einſt ſuchte mich ein Freund am ſpäten Abende im Theater auf, den ich lange nicht geſehen hatte. Er nimmt mich geheimnißvoll bei Seite: „ich bin auf der Flucht, ſpricht er, keines ſchlechten Streichs wegen, aber wegen unangenehmer Familienverhältniſſe, denen ich nur auf dieſe Weiſe entgehen kann. Ich muß dir̄ Alles ſagen, heute nicht, denn ich habe Briefe zu ſchreiben, aber morgen früh. Ich mag mich in deinem Hauſe nicht ſehen laſſen, darum komm' zu mir, ich wohne im Gaſthofe zum Lorbeerzweig. Um 6 Uhr früh erwarte ich dich, denn um 7 muß ich weiter reiſen.“ Hiemit ließ er mich ſtehen.

Nicht Neugierde allein, ſondern die wärmſte Theilnahme trieben mich an, zur beſtimmten Stunde nicht zu fehlen. Ich warf mich auf's Bett und konnte nicht einſchlafen. Endlich umfing mich ein leichter Schlummer, aus dem ich jedoch bald wieder erwachte. Es war im Winter und Alles um mich her ſtill und finſter. Ich wollte meine Uhr repetiren laſſen, aus Beſorgniß, verſchlafen zu haben. Sie war abgelaufen. Einige Karren raſſelten an meinem Hauſe vorüber, die Straßenlaternen waren dem Erlöſchen nahe, der Tag ſchien zu grauen, ich meinte, daß es wohl ſchon ſechs Uhr ſeyn könne. Ich wollte Niemanden wecken, nahm den Hausſchlüſſel, öffnete leiſe das Thor und befand mich auf der Straße. Die Stille und Dunkelheit kam mir indeß ſogleich ſonderbar vor; es mochte doch wohl noch früh am Tage ſeyn. Ich biege um eine Ecke und ſehe einen Mann im Mantel auf mich zukommen, in dem ich ſogleich den Nachtwächter erkenne. „Wie ſpät iſt's?“ frage ich ihn. „Ich habe eben drei gerufen“, giebt er mir zur Antwort und ich eile nach Hauſe, um mich wieder in's Bett zu legen. Was mir ſpäter mein Freund mittheilte, gehört nicht hieher; wäre aber dieſer unſcheinbare Zufall nicht hinlänglich geweſen, mich als Mörder zu ſtempeln? Wie wenn gerade um jene Zeit irgend ein Mord in der Nähe meiner Straße, oder in meinem Hauſe vorgefallen wäre? Wie geſchäftig hätte da die Wahrſcheinlichkeit für mich gezeugt? Was hatte ich bei ſo früher Tageszeit außer dem Hauſe im Winter zu thun? Warum die ängſtliche Frage an den Nachtwächter: wie viel Uhr es ſey? Hätte nicht ein frühwacher Hausgenoſſe mich leiſe die Thür öffnen und aus dem Hauſe hinausſchleichen hören können? Und dann mein ſchnelles Nachhauſekommen, um mich wieder in's Bett zu legen, als ob nichts geſchehen ſey? Und in der That war nichts geſchehen, aber die Wahrſcheinlichkeit! Wie unglückſelig hätte ſie mich machen können. Sollte man nicht die triftigſte Vorſorge ergreifen, ſich ihr zu entziehen? Aber wo ſollte das anfangen, wo wohl aufhören? —

Wer hätte, wenn während der Gefangenſchaf des jungen, vermeintlichen Mörders der wirklich Thäter gefunden worden wäre, Jenem Erſatz geben können für den fürchterlichen Angriff auf ſein Ehre, für die Beeinträchtigung ſeiner Freiheit, für den Diebſtahl an ſeinem Leben, für die Todesangſt endlich, für die ſchlafloſen Nächte, für das namenloſe Elend, das durch die peinliche Anklage über alle ſeine Angehörigen ausgegoſſen wurde? Es iſt entſetzlich, daran zu denken! Es würde für menſchliche Richter faſt eben ſo ſchrecklich geweſen ſeyn, glaube ich.

Aber dahin kam es nicht. Der Gram zehrte langſam an dem Herzen des jungen Mannes, ſeine Kräfte ſchwanden dahin, und er unterlag ſchon nach wenigen Jahren. „Er hat das Geheimniß mit ſich in die andere Welt genommen“, wurde hie und da geäußert. Ich aber widerſpreche, denn er wußte wahrſcheinlich von dem Geheimniſſe eben ſo wenig, als die, ſo zu Gerichte über ihn ſaßen. Seine Ruhe blieb feſt und unerſchüttert bis zu ſeinem Ende, das eine Schwindſucht ſanft herbeiführte. Er ſtarb im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld wie ein Märtyrer, dem ſanfte Taubenflügel mitten in Flammen Kühlung zufächeln.

Ich wollte um keinen Preis Kriminalrichter ſeyn! —

Dieſer Fall ruft mir einen andern in's Gedächtniß, der ſich vor vielen Jahren in meiner Nähe zutrug, als ich mich wegen Handelsverbindungen in einer großen Stadt des Nordens befand. Im nächſten Kapitel will ich die Geſchichte meinen freundlichen Leſern zum Beſten geben. Ich werde das Factum trocken erzählen, wie es meine Art iſt; ein Novelliſt könnte daraus eine intereſſante Geſchichte machen; aber das Ausmalen verſtehe ich einmal nicht und unterlaſſe es daher wohlweislich.

Achtes Kapitel.

Das Ungefähr und das Gewiſſen.

Ein junger Menſch, den wir Morton nennen wollen, ein Name, der mit jenem, den er in der Wirklichkeit trug, auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hatte, hielt ſich in Geſchäften eines bedeutenden Handelshauſes in einer großen Stadt auf, die auch ich zu jener Zeit beſuchte.

Er war von ſehr angenehmem Aeußern und von einer Bildung, die weit über ſeinen Stand hinausragte, denn wenn auch dem Kaufmanne von Bedeutung vielerlei Kenntniſſe durchaus nicht fehlen dürfen, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß eine gründliche Bekanntſchaft mit der modernen Literatur, die Ausübung der ſchönen Künſte, Malerei und Muſik, ſchon Luxusgegenſtände ſind, deren er ſehr gut entbehren kann, ja die ſeinem Glücke eher hinderlich, als förderlich ſind. Dieſe perſönlichen Eigenſchaften des jungen Reiſenden geſellten ſich auf die vortheilhafteſte Weiſe zu dem Anſehen, das ihm das Haus, für welches er reiste, verlieh, und zu der Wichtigkeit und Ausdehnung ſeiner Geſchäfte. Hiezu kam noch ein ungemeſſener Aufwand, der auf eigene bedeutende Vermögenszuſtände ſchließen ließ. Es konnte nicht fehlen, daß Morton in den erſten Cirkeln Zutritt fand und von Vätern und Müttern mit ſehr ſpeculativen Mienen betrachtet wurde. Auch die Jungfrauen warfen ſehnſüchtige Blicke nach ihm, und ſo geſchah es, daß das Herz des jungen liebenswürdigen Mannes von einer derſelben mächtig ergriffen wurde.

Es bedurfte eines Wortes von ſeiner Seite und Alles kam ihm entgegen. Bald verbreitete ſich das Gerücht, er werde ſich mit dem ſchönſten und reichſten Mädchen der Stadt vermählen, und nicht ohne Neid ſahen die andern jungen Heirathscandidaten der Stadt ihn den Sieg davon tragen. Daß Neid üble Nachrede gebiert, iſt etwas Bekanntes, und ſo fehlten auch hier nicht Verläumdungen und Anſchwärzungen, die Mortons Ruf angreifen ſollten, obgleich früher nicht das Geringſte von dieſer Art in's Publicum gekommen war. Man ſprach davon, daß Morton ein Abenteuerer ſey, von deſſen Herkunft man nichts wiſſe und daß er den Aufwand zum Theil auf Befehl ſeines Hauſes mache, welches ſtets von ſeinen Reiſenden dies verlange, um ſeinem Rufe gemäß auf fremden Börſenplätzen zu erſcheinen. Morton ſey jedoch darin zu weit gegangen und habe ſeine Limite bedeutend überſchritten. Zugleich hieß es, das Haus Morton's ſey eben durch die Prachtliebe der Prinzipale, wie durch die dadurch veranlaßte Verſchwendung der Reiſenden und durch verunglückte Speculationen dem Falle nahe. Der Bruch könne nicht ausbleiben und die Verheirathung Morton's ſey ein Anker in dieſer Noth. Er ſollte dann als Compagnon in das Geſchäft treten, und durch den Credit ſeines Schwiegervaters das alte Haus ſtützen.

Wenn gleich dieſen Verbreitungen nicht allgemein Glauben geſchenkt wurde, und wenn beſonders glückliche Eltern, die ihr Kind gut verſorgt zu haben glauben, zu den Leichtgläubigen gehören, ſo machten doch die ſteten und grellern Wiederholungen des Mitgetheilten hie und da aufmerkſam, und man ſuchte über den wahren Stand der Sache Erkundigung einzuziehen.

Auffallend war es indeß, daß Morton um eben dieſe Zeit nicht mehr ſo heiter und unbefangen war wie ſonſt. Ich ſelbſt überzeugte mich davon, der ich ihn oft im Hauſe der Braut zu beobachten Gelegenheit hatte. An die Stelle der Heiterkeit war eine grelle Luſtigkeit getreten, die zu gemacht erſchien, um einen erfreulichen Eindruck hervorbringen zu können. Die gewohnte glänzende Art zu leben wurde indeß beibehalten und nichts deutete auf Einſchränkungen hin, welche die Lage der Dinge doch in jedem Falle bedingt haben würde.

In dem Hauſe der künftigen Schwiegereltern Morton's hielt ſich ſein Credit noch unangefochten und man ſetzte feſt, die Hochzeit nicht lange mehr hinauszuſchieben, um ſelbſt dadurch den Verläumdungen, wie man glaubte, einen Damm entgegenzuſetzen. Noch acht Tage waren bis zu dem erſehnten Ziele, als ein eben ſo ſeltſamer als ſchaudererregender Vorfall ſich zutrug, der dem Schickſale des jungen Menſchen plötzlich eine andere Richtung gab.

In einem Gaſthofe, welcher der Wohnung Morton's gegenüber lag, logirte ein alter, unmäßig reicher Armenier, der alljährlich die Meſſe des Ortes zu beſuchen pflegte. Er machte Geſchäfte in Pelzwerk, Bernſtein und ähnlichen Gegenſtänden und war ſeiner ſeltſamen Tracht, wie ſeines ſchönen weißen Bartes wegen, er war ein Greis in den Siebzigen, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und ſeit vielen Jahren in der Stadt von Jedermann gekannt.

Eines Morgens findet man den guten Armenier auf ſeinem Bette liegend ermordet. Er war vollſtändig gekleidet, in der Hand hielt er einen zu Hälfte geſchälten Apfel, in der Wunde ſteckte ei ſogenanntes Obſtmeſſer, und es litt keinen Zweifel daß er, ſo eben damit beſchäftigt, den Apfel z ſchälen, mit demſelben Meſſer, das ihm dabe dienen ſollte, ermordet worden war.

Man durchforſchte ſogleich den Gaſthof; di Fremden, die ſich gerade zufällig dort aufhielten wurden dem ſtrengſten Verhöre unterworfen, Ein wurden verhaftet, aber nichts wollte Licht in dieſe Sache bringen und Alle wußten ſo klar ihre Unſchuld zu beweiſen, daß die Behörde ſofort ihre Freilaſſung verordnen mußte.

In derſelben Nacht, als der Armenier allem Anſchein nach ermordet wurde, war Morton mit Extrapoſt eiligſt abgereist, allein nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt.

Dieſe Abreiſe nun ließ die Vermuthung aufkeimen, er könne mit dieſem Ereigniß in einiger Verbindung ſtehen und wie es bei den Kriminaliſten heißt: „lieber zehn Unſchuldige gehängt, als einen Schuldigen entwiſchen laſſen", ſo wurde Morton ohne Weiteres verhaftet und in's Verhör gezogen. Man bemächtigte ſich ſeiner Papiere und fand darin zu allererſt genügende Aufſchlüſſe über den Zuſtand ſeines Hauſes.

Man hatte ihm geſchrieben, nur noch einige Wochen hindurch den gewohnten Aufwand zu unterhalten und ſeine Verbindung mit der reichen Erbin zu beſchleunigen, damit es nicht früher bekannt würde, daß das Haus fallen müſſe. Durch dieſe Maßregel hoffte man nicht ohne Grund, die öffentliche Schande von der Firma abzuwenden.

Morton hatte hierauf geſchrieben, daß, wenn man ihm nicht mit einer nahmhaften Summe zu Hilfe käme, er nicht mehr im Stande ſeyn würde, ſich über dem Waſſer zu halten, ſein Credit ſey erſchöpft und er wiſſe ſich nicht zu helfen.

Auf dieſe dringende Mahnung war noch keine Antwort eingelaufen.

Allerdings war dieſer Zuſtand nicht günſtig für des jungen Mannes Lage. Das Verhör wurde mit großem Eifer geführt und der vorſitzende Richter war als einer der bedeutendſten und zugleich ſchlaueſten Kriminaliſten bekannt, der aus den verworrenſten Labyrinthen den Faden zu finden wußte. Man kann denken, wie man den allgemein für unſchuldig Gehaltenen beklagte.

Am ſchwerſten war ſeine Abreiſe in jener Nacht zu rechtfertigen, die eben den erſten Verdacht gegen ihn angeregt hatte.

Er erklärte, daß er im Sinne gehabt habe, ſich nach Hamburg zu begeben, um Europa zu verlaſſen, da er doch nur Schande vor Augen geſehen und ſeinen liebſten Wünſchen hätte entſagen müſſen; dann aber habe er ſich wieder eines Beſſern beſonnen und ſey umgekehrt. Er wollte ſeiner Geliebten Alles geſtehen und hoffte von ihrer Liebe zu ihm Verzeihung für eine Täuſchung, zu welcher er ſich eigentlich nur im Intereſſe Anderer hergeliehen, an die ihn Dankbarkeit knüpfte. So glaubte er an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen und ſich von ſeinen frühern Verhältniſſen losſagend, für eigene Rechnung ein ſolides Haus zu begründen.

Da ſich durchaus keine Beweiſe ergaben und die nun offen daliegende Geldverlegenheit des jungen Mannes nicht im Stande war, ihn mit Gewißheit als den Mörder des Armeniers zu betrachten, ſo wurde er freigegeben. Alle Ausſagen, ſo wie ſein früherer Lebenswandel ſtimmten darin überein, ſeine Unſchuld zu bezeugen. Er war nie in dem Gaſthofe des Armeniers, noch in deſſen Geſellſchaft geſehen worden; und da ſeltſamer Weiſe bei dieſem auch nichts entwendet worden war, obgleich Koſtbarkeiten genug herumlagen, ſo erſchien es nicht einleuchtend, als wenn der Mord aus Eigennutz vollführt worden wäre; vielmehr fing man an, einen Selbſtmord zu glauben und ergab ſich ruhig darein, das dunkle Räthſel von der Zukunft einſt gelöst zu ſehen. Wenigſtens war man froh in dieſer Sache, keinen Unglücklichen auf den bloßen Verdacht hin verurtheilt zu ſehen.

Es war jedoch unerklärlich, daß Morton nach dieſem Ereigniſſe die Stadt nicht verließ. Er war wie an der Stelle gebannt und man konnte es nur ſeiner Liebe zuſchreiben und der noch nicht aufgegebenen Hoffnung, einſt das Mädchen ſeines Herzens doch noch zu erhalten. Wenigſtens erklärten ſich viele Leute ſein Verweilen auf dieſe Weiſe. Andere ſahen darin einen neuen Beweis ſeiner Unſchuld. Im andern Falle hätte er gewiß ſo bald als möglich eine Stadt verlaſſen, wo jeden Augenblick eine neue Unterſuchung über ihn hereinbrechen konnte. Aber dieſes Sicherheitsgefühl konnte nur das reinſte Bewußtſeyn einflößen.

Von dem alten Kriminalrichter, welcher das Verhör geleitet hatte, gingen indeß ganz ſeltſame Gerüchte. Es hieß, er ließe Morton auf allen Wegen belauſchen und habe in vertrauten Cirkeln geſagt, nach ſeiner langjährigen Erfahrung und

Einſicht von dergleichen Dingen ſey dieſer und kein Anderer der Mörder des Armeniers. Man ließ dem alten, wunderlichen Mann ſeine Meinung und Viele im Publikum, namentlich die ſchönere Hälfte deſſelben war gar nicht abgeneigt, den Abſcheu, der den wirklichen Mörder, falls man ihn entdeckt hätte, getroffen haben würde, einſtweilen auf den alten, häßlichen Richter zu übertragen.

Einigermaßen ſöhnte man ſich erſt wieder mit dem Manne aus, als nach länger als Jahresfriſt er Morton in ſein Haus zu ziehen ſuchte. Er geſtand offen ſeinen nähern Freunden, daß er ſich in dem unglücklichen, jungen Manne geirrt und ihm ein großes Unrecht abzubitten habe. Dieſe Veränderung rief in allen geſellſchaftlichen Cirkeln, die Morton früher beſucht hatte, die freundlichſte Stimmung für denſelben wieder hervor.

Man beeiferte ſich von allen Seiten, ihm mit Aufmerkſamkeit entgegenzukommen, und ſelbſt ſeine Braut, die für immer dem Eheſtande entſagt hatte und langſam verblühte, ſchien wieder aufzuleben und an glückliche Tage einer nicht mehr fernen Zukunft zu glauben.

Das Beſtreben, ein ſo ſchreiendes Unrecht, das die Geſellſchaft an dem Unſchuldigen begangen hatte, auf jede Weiſe wieder gut zu machen, war eben ſo natürlich als gerecht, und das Verbleiben Morton's an dem Orte ſeiner Schmach erhielt nun ſelbſt in den Augen der Hellblickendſten die richtigſte und vollkommen gut geheißene Auslegung: er hatte einen vollſtändigen Triumph erleben wollen und beſaß Reſignation genug, im Gefühle ſeiner Unſchuld ſich allen Angriffen auf ſeine Ehre muthig auszuſetzen, ſeiner Sache gewiß, daß ſeine Wiedereinſetzung in alle Würden eines Ehrenmannes nicht ausbleiben könne.

Der Gegenſtand aller dieſer Vermuthungen und Vorausſetzungen, aller dieſer Schmähungen, Verfolgungen und Vertheidigungen wurde jedoch nicht im Geringſten von dieſer Meinungsveränderung ergriffen. Er ſah bleich und gedrückt aus; und ſein Arzt ſprach davon, daß die erlittenen Kränkungen ſein Gemüth ſo erſchüttert hätten, daß Heiterkeit nie mehr darin zurückkehren könne und ſeine Geſundheit für immer untergraben ſey. Einem Andern würde er eine Reiſe vor Allem angerathen haben, aber die Mittelloſigkeit des Patienten ließ dieſen Heilungsverſuch unmöglich erſcheinen. Morton ſelbſt war der Meinung, daß für ihn kein Lebensglück mehr zu erwarten ſey, und daß der Tod wohl bald ſeinen Leiden ein Ende machen würde. Die Annäherung des Kriminalrichters ließ er geſchehen, er folgte ſeinen Einladungen und das ſtille Haus des alten, ernſten Mannes, das ſo wenig Zerſtreuungen zu bieten im Stande war, ſchien ihm für ſeine Stimmung am paſſendſten.

Der Kriminalrath ſollte ſeinen achtundſechszigſten Geburtstag in wenig Tagen feiern und äußerte eines Abends, daß er ihn im Kreiſe weniger vertrauter Freunde zubringen wolle. Er erzeigte Morton die Ehre, ihn hiezu einzuladen. Er habe um ſeine Penſionirung nachgeſucht und zweifle nicht, daß der gerechte Fürſt ſie ihm ertheilen würde, da er lange genug ſein ſo ſchwieriges und anſtrengendes Amt zum Nutzen des Staates und zum Beſten der Geſellſchaft verwaltet habe.

Der Abend des Tages erſchien, die Penſionirung war eingetroffen und ein fröhliches Mahl ſollte die geladenen Gäſte verſammeln. Der alte Richter wollte ſich auf ſein Landgut zurückziehen und dort ſeine Memoiren zum Drucke vorbereiten, die nach ſeinem Tode herausgegeben werden ſollten.

Morton war ſeiner Gewohnheit nach ſpatzieren gegangen. Es war im Spätherbſte und rauhes, ſtürmiſches Wetter; die Nacht war bereits angebrochen, als er ſich dem Hauſe des Richters näherte und die Klingel zog. Es fiel ihm auf, die ganze Fenſterreihe finſter zu ſehen und nichts zu bemerken, das ein ſolennes Gaſtmahl, wie es in der Stadt üblich, verkündete.

In einem kleinen Hinterzimmer des Erdgeſchoßes war eine Tafel zu fünf Perſonen gedeckt. Dorthin wurde Morton gewieſen.

Als er eintrat, fand er daſelbſt den Wirth des Hauſes, den Kaufmann, der vor dem unſeligen Ereigniſſe ihm ſeine Tochter zur Frau geben wollte, den Wirth des Lorbeerkranzes, wo der Mord des Armeniers ſich zugetragen, und den Beamten, der bei ſeinem Verhör das Protokoll geführt hatte. Dieſe ſonderbare Geſellſchaft machte ſogleich den unangenehmſten Eindruck auf ihn und verwirrte ihn ſichtlich. Der alte Richter kam ihm höflich entgegen und machte ihm Vorwürfe über ſein langes Ausbleiben. Die Andern zeigten ein gemeſſenes, peinlich gezwungenes Weſen. Man ſetzte ſich zu Tiſche und aß die Suppe, ohne viel zu ſprechen. Morton ließ nur ſelten ſeine Augen auf die Andern fallen, dieſe hingegen fixirten ihn ſcharf und bemerkten ſeine Bläſſe und augenſcheinliche Verwirrung.

Die Suppe war verzehrt und eine Fleiſchſpeiſe wurde herumgereicht. Morton, dem ſie zuerſt präſentirt wurde, hatte kein Meſſer. Der Alte ſchien über den Bedienten erzürnt, aber nun bemerkte man erſt, daß kein dienſtbarer Geiſt zugegen war und daß die Gäſte ſich allein im Zimmer befanden. Morton erklärte, keinen Appetit zu haben, und daß er von der Speiſe nicht eſſen wolle.

„O nicht doch, es ſchmeckt Ihnen gewiß“, ſagte ernſt der Richter, und indem er aus einer Schublade des Tiſches das Fehlende zog und es dem jungen, auf's Aeußerſte geſpannten Manne überreichte, fügte er hinzu: „Hier iſt ein Meſſer!“

Morton griff darnach, aber ſogleich zog er die Hand zurück und ſtarrte mit einem wahnſinnig verzerrten Geſichte den ihm gegenüberſitzenden Richter an.

„So nehmen Sie“, wiederholte Jener, „ein Zufall, daß ich dieſes bei der Hand habe — Sie kennen es ja.“ — Und immer ſtreckte er dem Gepeinigten ein kleines ſilbernes Meſſer entgegen. Morton konnte ſich nicht länger mehr halten, er wurde bleicher, verwirrter, die Augen ſtarr auf das Meſſer gerichtet, erhob er ſich von ſeinem Stuhle.

Auch der Alte erhob ſich und ihm nahe auf den Leib tretend, das Meſſer ihm dicht unter die Augen haltend, rief er mit fürchterlicher Stimme:

„Macht das Meſſer dieſen Eindruck auf dich? Nicht wahr — das Blut des Armeniers klebt daran — du biſt der Mörder, Canaille!“ —

Morton ſtürzte leblos zu Boden. — Als er erwachte, war er im Gefängniß, auf's Neue des Mordes auf den Tod angeklagt. Während der ganzen Zeit ſeiner erſten Freiſprechung hatte der alte Kriminalrichter ſeinen Fang nicht aus den Augen verloren und ihn von ſeinen Spionen umgeben laſſen. Nach ſeiner innerſten Ueberzeugung hatte Morton und kein Anderer den Mord verübt. Man folgte dem unglücklichen jungen Manne auf ſeinen einſamen Spatziergängen; man belauſchte ſeine Selbſtgeſpräche, die ſich oft halblaut und verworren aus ſeiner Bruſt rangen. Er war ſchwermüthig im höchſten Grade, und kein Zweifel konnte darüber bleiben, daß ein tiefer Gram an ſeinem Leben zehrte. Jedem Andern war dieſer Gram aus andern Urſachen erklärlich. War nicht das Lebensglück des Menſchen für immer zerſtört, war er nicht von der Höhe des Glücks in das tiefſte Elend hinabgeſtürzt? Der Kriminalrichter fand aber in dieſen Aeußerungen nur friſche Nahrung für ſeinen Verdacht.

Endlich gab ihm eine Meldung eines ſeiner tüchtigſten Spürhunde die längſt erſehnte Gewißheit.

Morton war an einem trüben Tage in den Wald gelaufen. Alles zeigte an ihm die größte, innere Aufregung. Er war zum Fluſſe gelaufen, hatte hinabgeſehen, laut aufgeſeufzt und war dann weiter gegangen. Es ſchien ihm der Muth zu fehlen, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Immer tiefer verlor er ſich jetzt in das Dickicht, weit ab von jeder gebahnten Straße. Kein menſchliches Weſen war in ſeiner Nähe, ſo wähnte er, aber der Verräther lauſchte, in der Perſon eines Polizeiſpions, der ſich an ſeine Ferſen gefeſſelt hatte.

Unartikulirte Töne ausſtoßend war er bis zu einem alten Baume gelangt. Der Baum war hohl; Morton ſtürzte ſich darauf hin und rief mit dumpfer Stimme in die Höhlung die Worte: „ich bin ein Mörder!“ dann, als fühlte ſich ſeine Bruſt dadurch erleichtert, ſeufzte er tief auf und fing laut an zu weinen. Er fühlte die Nothwendigkeit, ſeine Schuld zu geſtehen, die ihm das Herz abpreßte. Auf dieſe Meldung hin nahm ſich der alte Richter vor, einen energiſchen Schritt zu wagen, um das Geſtändniß herbeizuführen. Ich habe erzählt, wie er es unternommen und wie es ihm gelungen war.

Morton läugnete nun nicht mehr. Folgendes ſagte er aus:

Sein Haus hatte ihm geſchrieben, nur noch wenige Tage die Kriſe zu verheimlichen, worin er ſich befand und ihm ſelbſt mußte Alles daran liegen, vorerſt ſeine Verheirathung zu bewerkſtelligen.

Er war entblößt von allem Gelde und hatte bedeutende Zahlungen zu leiſten. Er wußte nicht, wie er, ohne ſich ein Dementi zu geben, ſeiner Verlegenheit abhelfen ſollte. In Sorgen vertieft ſtand er am Fenſter ſeiner Wohnung. Drüben im erſten Stockwerke des Lorbeerzweiges ſah er den alten Armenier ſein Mahl vollenden. Es war ein guter wohlwollender Mann, dem ſtets bedeutende Kapitalien zu Gebote ſtanden, das wußte er. Wie wenn er ihm ſeine Verlegenheit mittheilte, ohne ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen? Er kämpfte mit ſich ſelbſt; der Armenier zeigte ſich, die Zähne ſtochernd, im Fenſter; er grüßte freundlich; Morton nahm dies für einen Wink des Himmels; doch konnte er ſich kein Herz faſſen. Er wollte am andern Morgen ſein Anliegen vorbringen; das erſchien ihm ſchicklicher. O wäre er dieſer Eingebung ſeines Schutzgeiſtes gefolgt!

Der Armenier zog ſich noch einmal freundlich nickend vom Fenſter zurück; Morton ſchritt ſtark in ſeinem Zimmer auf und ab; er konnte keinen Entſchluß faſſen. Endlich dachte er: Nur Feigheit und falſche Schaam heißt dich dein Vorhaben bis morgen verſchieben; morgen wirſt du eben ſo unentſchloſſen ſeyn als heute, und deine Lage iſt ſo, daß die Sache ſich nicht länger aufſchieben läßt. Alſo vorwärts! Der Augenblick iſt günſtig; der Armenier iſt dir gewogen und nimmt dich und dein Anliegen gewiß gütig auf.“

Mit wankendem Schritte ging er über die Straße; es war der verhängnißvollſte Gang ſeines Lebens. Niemand bemerkte ihn im Gaſthofe, er klopfte leiſe an die Thür des Armeniers; Niemand rief herein; die Thür war angelegt; er öffnete und ſtand nun im Zimmer.

Alles ſtill und halb dunkel; die Vorhänge waren zugezogen; auf dem Bette ſaß die dicke Geſtalt des Armeniers, zurückgelehnt, voll vom eben genoſſenen Mahle, in der einen Hand den Apfel, den er ſich wahrſcheinlich eben zum Deſſerte hatte ſchälen wollen, und in der andern Hand das Meſſer. Darüber war er eingeſchlafen.

Morton blieb betroffen über den Anblick eine Weile an der Thür wie feſtgebannt ſtehen und wagte keinen Schritt vorwärts in dem Zimmer zu machen. Seine Blicke ſchweiften darin umher;

am Fenſter oben ſtand ein geöffnetes Pult, worin er Goldmünzen in langen Reihen aufgeſtapelt ſah. Der Gedanke kam ihm wie ein Blitz, ſich dieſes Goldes zu bemächtigen. Niemand hatte ihn eintreten geſehen; dieſe That mußte ſtets verſchwiegen bleiben; Jemand, der auf ihn ausgeſagt hätte, würde ſich ſelbſt des Diebſtahls verdächtig gemacht haben.

Er ſchritt auf das Pult los; er ſtreckte die Hand aus; da rührte ſich zu ſeinem Unglücke der Armenier; noch ein Moment und er ſchlägt die Augen auf, und Morton ſieht ſich beſchimpft auf ewig. Er blickt nach dem Greiſe hin, der wieder zu ſchlafen ſcheint. Allein Morton traut dieſem Scheine nicht, er will gewiß ſeyn. Auf den Zehen ſchleicht er hin und beugt ſich über den Alten. Dieſer aber wachte wirklich, er hatte bereits gemerkt, daß man ihn beſtehlen wollte, und ſtellte ſich ſchlafend, um den Dieb deſto ſicherer nach verübter That zu fangen. Jetzt — als ſich Morton über ihm beugte — raffte ſich der Greis auf, um ihn zu packen, aber der ihm an Kräften überlegene Jüngling warf ihn zurück, und da jener Lärm machen wollte, drückte er ihm ein Polſter auf den Kopf und das Meſſer, das er gegen ihn kehrte, entwand er ihm ſchnell und ſtieß es dem Greiſe in's Herz. Mehr die Erſtickung als die Wunde führte einen augenblicklichen Tod herbei.

In demſelben Momente aber hörte man draußen gehen und ſprechen; Morton überfiel eine gräßliche Angſt, und ohne des eigentlichen Antriebs zur That zu gedenken, floh er davon und ließ das Gold unberührt.

Mit Entſetzen durchrannte er die Straßen; es war ihm nicht möglich, in ſeinem Zimmer zu bleiben; überall ſah er den Armenier, den weißen, langen Bart blutig gefärbt; er beſtellte Poſtpferde und reiste noch in derſelben Nacht fort. Aber wohin ſollte er? und was ſollte beginnen? Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte erfahren, welche Folge ſeine ruchloſe That haben würde. So kam er zurück.

Der Gedanke, auf dem Schaffot zu ſterben, war ihm zu entſetzlich; deshalb geſtand er nichts. Sein Advokat ſagte ihm, daß er wegen Mangel an

Beweiſen freigeſprochen werden müſſe. Auch waren ja die meiſten Leute, ſelbſt ſeine Richter, bis auf den Alten, von ſeiner Unſchuld auf das vollkommenſte überzeugt.

Was er während des Prozeſſes gelitten, war nichts im Vergleich mit dem, was er nach ſeiner Freiſprechung litt. Das Leben war ihm zur Laſt und doch war er nicht im Stande, es ſich zu nehmen. So ſchrecklich ihm der Gedanke war, gerichtet zu werden, ſo fühlte er, daß dies allein ihn ganz zu entſühnen im Stande ſeyn würde. Er lief in die tiefſten Wälder und vertraute den geheimnißvollen Schauern, die hier nächtlich wohnten, das Geheimniß, welches ſein Gewiſſen belaſtete. In die hohlen Bäume rief er das Geſtändniß ſeiner Frevelthat. Dies führte denn endlich die Entſcheidung herbei. —

Sein Urtheil ließ ſich nicht lange erwarten; er wurde zum Schwerte verurtheilt. Seine letzten Tage waren voll Buße und Reue. Die meiſten Einwohner der Stadt zollten ihm Mitleid und Jeder dachte nicht ohne innern Schauer, wie leicht eine ſchreckliche Verkettung von Umſtänden den Menſchen in den Abgrund zu ſtürzen im Stande iſt.

Das Mädchen, das einſt Morton's Frau werden ſollte, und die ihn immer noch liebte, verließ den Ort und ſtarb bald darauf am Nervenſchlage. — —

Neuntes Kapitel.

Der Sohn.

Eines Morgens überraſchte mich der Landgeiſt-
iche, bei dem ich meinen Sohn erziehen ließ, und
ragte um die Erlaubniß an, mir denſelben vor-
iellen zu dürfen. Ich war überraſcht, und ohne
n jenem Augenblicke an meine Vorſätze und die
folgen zu denken, gab ich meine Einwilligung,
hn zu ſehen. Es dauerte nicht lange und er ſtand
or mir, denn ſein würdiger Erzieher hatte ihn
außen vor der Thür warten laſſen.

Das alſo war mein Sohn! Ein hübſcher Junge,
is deſſen Auge Geiſt und eine offene Ehrlichkeit
leuchten ſchien. Er war ſchlank gewachſen,
ich ſeiner Mutter, größer als ich; ſeine Geſichts-
ge waren nicht unangenehm und bis auf die

Naſe, in der ſich bei mir der altorientaliſche Typu nicht verläugnete, mir ziemlich ähnlich. Sein kaſtanienbraunen Haare hatte er glatt an die Seit geſtrichen, ſo daß man ſeine hohe, blendendweiße Stirne ſah. Ich darf nicht läugnen, daß ich eine innige Freude bei ſeinem Anblicke nicht unterdrücken konnte. Ich richtete einige Fragen an ihn, die er mit richtigem klarem Geiſte beantwortete. Ich blickte dankend auf den Lehrer, der mir leiſe ein günſtiges Zeugniß über die Fähigkeiten des Jünglings ablegte und dann laut hinzufügte, daß es ihm ſcheine, als wenn er meinem früher gehegten Wunſche: ſich dem Handel zu widmen, entſprechen würde.

„Bei Leibe, keinen Zwang!“ fiel ich ihm in's Wort, aber mein Sohn beſtätigte die Ausſage des Lehrers mit einem ſchüchternen Lächeln.

Ich erkundigte mich nun nach ſeinen gemachten Studien und überzeugte mich, daß er engliſch und franzöſiſch wußte und auch Kenntniſſe von der Buchführung und anderen, dem Kaufmanne nützlichen Dingen bereits erlangt hatte.

„Nun wohl!“ ſprach ich“, das kommt eben

ganz erwünſcht. Ein franzöſiſcher Handelsfreund, von deſſen Solidität ich hinlänglich überzeugt bin, bittet mich, ihm einen deutſchen Commis zu verſchaffen, dem er einen Theil ſeiner Geſchäfte mit unſerm Lande zu übertragen gedenkt; hätteſt du Luſt, nach Frankreich zu gehen, ſo würde ich dir in der That nichts Beſſeres anrathen. Haſt du ein Paar Jahre dort conditionirt, ſo ſoll es dir an Mitteln nicht fehlen, Paris und London zu ſehen, und kehrſt du dann in's Vaterland zurück, ſo etablire ich dich hier am Orte, oder wo du ſonſt es für dich am Vortheilhafteſten hältſt.“

Der Junge ſprang ganz erfreut auf mich zu und wollte meine Hand an ſeine Lippen drücken, ich litt dies aber nicht und küßte ihm die friſchen, ſchwellenden Lippen. Ich war ganz ſelig, wie ich den Sohn in den Armen hielt. Hierauf dankte er in ſo hübſchen Worten ſeinem Lehrer, worin ſich Achtung und Freimuth auf eine Weiſe ausſprachen, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Es iſt wohl ein Glück, einen wohlgerathenen Sohn zu haben, dachte ich bei mir ſelbſt, und war gewiß an dieſem, gleich geſund an Körper und Seele, Freude zu erleben. Ich lud den würdigen Geiſtlichen zum Mittage ein und es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Sohn von dem Tiſche ſeines Vaters nicht ausgeſchloſſen blieb.

Bis auf etwas Linkiſches im Benehmen, das unmöglich dem auf dem Lande im engen Kreiſe der Familie des Geiſtlichen und ſeiner Mitſchüler Erzogenen zur Laſt gelegt werden konnte, und das ſich ſo leicht und bald im Umgange mit der Welt abſchleift, war das Benehmen meines Sohnes von der Art, daß es auch meine Gattin auf das Vortheilhafteſte für ſich einnahm. Sie ſah mit Wohlgefallen auf ihn während des Eſſens und richtete manche Frage wohlwollend an ihn, was ich mit großer, inniger Freude bemerkte.

So wie ich mich bewegt fühlte, ſo mochte in dem jugendlichen Gemüthe meines Sohnes wohl noch eine ſtärkere Bewegung vorgegangen ſeyn. Es war das erſtemal, daß er ſich in dem großen, reichen Hauſe befand, zu dem er in einem eigenen Verhältniſſe ſtand. Er hielt ſich nehmlich für mein Pflegekind, das mir von einem fernen, armen

Verwandten zur Pflege und Erziehung anvertraut worden war, und wußte, daß ich für ihn wie ein wirklicher Vater Sorge trug und dafür auch die Liebe eines ächten Sohnes in Anſpruch nahm.

Und er zollte ſie mir. Dies bezeugten mir nicht nur ſeine Briefe, die er mir bei verſchiedenen Gelegenheiten ſchrieb, ſondern auch die Aeußerungen bei unſerm erſten Zuſammenkommen und das Gefühl, das ich in Allem wahrnahm, was er that. Sollte denn nicht eine innere Stimme ihm geſagt haben: Der liebt dich wie dein Vater und du mußt ihm die Liebe vergelten? Ich glaube an dieſen Zug der Natur, was man auch dagegen einwenden wollte.

Es kam mir in den Sinn, was man gewöhnlich den ſogenannten Kindern der Liebe nachſagt. Sie ſollen mehr Geiſt beſitzen und aufgeweckter ſeyn, als die ehelichen. Ich bin kein Verächter der Ehe, und hätte am wenigſten Urſache es zu ſeyn, da ſie mich ein langes Leben hindurch beglückte, aber der Vorzug, den man den bürgerlich verſtoßenen, außer der Ehe erzeugten Kindern ſo willig einräumt, worauf denn wohl auch ſicher die gemachte Erfahrung hinleitete, machte oft ſchon Zweifel in mir rege, ob wir ohne die förmliche Ehe nicht ein kräftigeres Menſchengeſchlecht die Erde bewohnen ſähen? Kann man es in Abrede ſtellen, daß jetzt ſo recht eigentlich eine Ehe ausgebeutet werde, wie eine Mine? Daß die Leute Kinder erzeugen, weil ſie müſſen, und ſich mit einem Phlegma dazu anſchicken, das die Jahre des Beiſammenſeyns nur vergrößert? Das lange Harren, bis man eine Frau ernähren kann, oder bis ſich andere weſentliche Hinderniſſe bei Seite räumen laſſen, bis dieſer oder jener von den Verwandten ſtirbt u. ſ. w. hat Mann und Frau bereits über die kräftigſte Lebensperiode hinweggehoben, wenn ſie zum Altare treten und die Erlaubniß erhalten, Kinder zu zeugen. Die erſte Jugend iſt indeß nicht unbenützt verſtrichen; er hat der Liebe gefröhnt, auf ſinnliche, oft auf rohe Art; ſie hat ihre Phantaſie nutzlos erhitzt und ihre Nerven geſchwächt; Uebel im Keime oder völlig ausgebildet, ſind die unausbleibliche Folge davon geweſen. Schon das Erſtgeborne trägt den Stempel der Unvollkommenheit an ſich und bringt zukünftige Qualen in ſeinem kleinen Körper mit ſich, um eine kommende ganze Generation eheleiblicher Kinder damit zu ihrem Verderben zu begaben. Wer dieſen Worten nicht glaubt, gedenke der Fragen kundiger Aerzte, wenn wir ihnen unſere Leiden klagen: „Litt Ihr Herr Vater vielleicht an Hämorrhoiden, oder an Engbrüſtigkeit, oder an was weiß ich?“ Läugne wer kann die Erblichkeit dieſer herrlichen Siebenſachen!

Wenn nun aber ſchon in der Erſtgeburt dieſe Ohnmacht ſich ausſpricht, wie muß es erſt mit den ſpätern Früchten des Ehebettes beſtellt ſeyn? Und in der That, es wird eine traurige Einſchachtelung von immer kleinern, dümmern, bleichern, ſchwächlichern Weſen.

Ein Weib, das nicht mehr daran denken dürfte, Kinder zu gebären, wenn ſie nicht verheirathet wäre, von der ſich jeder freie Mann voll Widerwillen abwenden würde, trägt noch alljährlich eine faule, wurmſtichige Frucht.

Es iſt fürchterlich, wenn man einen Blick in manche Kinderſtube reicher Leute wirft und dort die Menge ſcrophulöſer, rachitiſcher Geſchöpfe elend herumwatſcheln ſieht. Man kann ſich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß hierin der Staat wohl auch von Rechtswegen ein Wort mitzuſprechen haben ſollte.

Darf es nun wohl noch erörtert werden, warum die ſogenannten natürlichen Kinder, oder Kinder der Liebe vorzüglicher an Geiſt und Körper ſind? Welchen ſchönen Namen legte man ihnen nicht bei, als man ſie ausſchließen wollte von den Rechten, die ihren Halbgeſchwiſtern in der Ehe aufbewahrt wurden? Kinder der Natur, im Gegenſatz zu den Kindern der Unnatur; Kinder der Liebe im Gegenſatz zu den Kindern der kalten Convenienz. Der Jüngling nahet der Jungfrau, er glüht von heißer Liebe, ſie achtet nicht auf Satzung, Name, Ruf, die Welt verſinkt vor ihren trunkenen Blicken und aus ihrer liebenden Umarmung entſprießt eine Frucht, welche vom Vater als Erbtheil Kraft der Jugend und Feuer der Liebe erhielt, und welcher die Mutter einen Theil ihrer Geſundheit, ihres blühenden Lebens mit auf den Weg giebt. Glückliches Geſchöpf! Nein — unglückliches Geſchöpf! Die Menſchen machen dich dazu. Thränen werden aus deinen ſchönen Augen über deine friſchen rothen Wangen rinnen, wenn du zum Bewußtſeyn gelangſt. Sie werden dir die Bahn zur Ehre, zum Glücke verſchließen. Sie werden dich verſtoßen, um die privilegirten Glückspilze zu begünſtigen, die in reichen Wiegen geſchaukelt werden, während du auf der Straße betteln mußt.

Aber das glücklichere Naturell, das ihnen angeboren iſt, reißt ſie empor aus ihrem Elende und entſchädigt ſie für den Unſtern ihrer Geburt. Edel genug, wenn ſie ſich nicht an der Geſellſchaft rächen, ſondern ihre glänzenden Eigenſchaften dazu anwenden, ihr nützlich zu werden, und ſie zwingen, ihren Vorurtheilen zu entſagen.

Dies iſt jedoch nur im Einzelnen möglich; die Vorurtheile ſind mit der Geſellſchaft ſo innig zuſammengewachſen, daß ihre Entfernung dieſe nothwendig zerſtören müßte.

Haben die leiſeſten Verſuche nicht oft ſchon den Beweis hiezu geliefert?

Zehntes Kapitel.

Glück und Ende.

In Kurzem reiste mein Sohn nach Frankreich von meinen beſten Wünſchen begleitet. Das Haus, worin er als Lehrling eintrat, war eines der reichſten in einer franzöſiſchen Seeſtadt, zwar nur von geringem Umfange, aber von ausgebreitetem Handel. Der Inhaber des Hauſes war ein ſchon bejahrter Hageſtolz, der mit großem Glücke gewirthſchaftet hatte und ein ererbtes mäßiges Gut durch einen mehr als dreißigjährigen Umſatz in wohl berechneten Speculationen, von günſtigen Conjunkturen begünſtigt, zu einer bedeutenden Geldmacht zu erheben gewußt hatte. Er galt für einen Millionär.

Sowohl eine langjährige Verbindung mit dieſem Manne, die ſchon mein Vater unterhalten, als was in der merkantiliſchen Welt von ihm bekannt war und was ich von Reiſenden zum Oeftern erfahren hatte, ſtimmte darin überein, mir ihn eben ſo wohl als einen Ehrenmann in jedem Betrachte, wie auch als einen gewandten Kaufmann von großer Einſicht darzuſtellen, und ich konnte nicht väterlicher handeln, als meinen Sohn gerade dort unterzubringen. Das Haus machte nicht nur bedeutende Banquiergeſchäfte, ſondern betrieb auch eine große Rhederei, und es ſoll zu jener Zeit an fünfzig Schiffe auf dem Meere gehabt haben.

So wie ich nun glaubte, für meinen Jungen das Zweckmäßigſte ergriffen zu haben, ſo ſollte mir doch der Erfolg die kurze Täuſchung recht grell vor Augen führen und ich will, ohne auf den Zuſammenhang mit den übrigen Ereigniſſen zu ſehen, ihre chronologiſche Folge unberückſichtigt laſſen und hier das traurige und ſeltſame Geſchick des jungen Menſchen fortlaufend mittheilen.

Wie verderblich der Schritt aus der faſt klöſterlichen Umgebung, in der er bis dahin gelebt, zur Lebendigkeit in dem Hauſe ſeines Prinzipals für ihn hätte werden können, daran hatte ich keinen

Gedanken. Aus den kindiſchen Uebungen mit jahrelang angewöhnten jugendlichen Kameraden geriſſen, ſah er ſich jetzt von fremden Sitten umgeben und mit jungen Leuten in Berührung gebracht, die das Leben kannten und ihm eine andere Bedeutung bereits zu geben wußten, als die, worin ſich mein Sohn bis jetzt gefallen hatte.

Mein einſeitiger Geſichtspunkt war, aus ihm einen tüchtigen Kaufmann zu bilden und ihn dabei mit der heitern, gewandten Weiſe des franzöſiſchen Lebens bekannt zu machen, woraus ich ihm in den Verhältniſſen, die ihn einſt erwarteten, eine Menge erfreulicher Vorzüge prophezeite. An Anderes dachte ich nicht.

Die Briefe, welche mir mein Sohn ſchrieb, konnten mich nicht überraſchen. Sie enthielten Schilderungen der Herrlichkeit, die ihn umgab, mit warmen, natürlichen Farben. Erfreulicher waren mir die Briefe meines Handelsfreundes, der von der guten Geſittung und vorgeſchrittenen Bildung des jungen Menſchen vollſtändig eingenommen war. Er glaubte ſein Lob nicht beſſer ausdrücken zu können, als wenn er mir ſchrieb: „Ihr Sohn beſitzt franzöſiſchen Geiſt und Lebhaftigkeit, verbunden mit der alles Lobes werthen deutſchen Bonhomie, die ihm angeboren iſt. Ich gratuliere ihm zu dieſer glücklichen Vereinigung und ſage ihm ein glänzendes Loos voraus.“

Später erfuhr ich nur ſelten etwas von dem Prinzipale; wie natürlich konnte der Mann, der ſolch’ einem Geſchäfte vorſtand, ſich nicht damit befaſſen, über den Charakter und die progreſſive Entwickelung eines Handelslehrlings einen fortgeſetzten Briefwechſel zu führen. Ich ſagte mir das ſelbſt und beruhigte mich dabei vollkommen. Was mir mein Sohn ſchrieb, und ſeine Briefe liefen regelmäßig ein, ſetzte mich in den Stand, über ſein Wirken in der neuen Sphäre und die Bedeutung, die er in derſelben in kurzer Zeit erlangt hatte, zu urtheilen.

Im dritten Jahre nach ſeinem Eintritte in’s Geſchäft, machte er mit einem der erſten Commis eine Reiſe nach London und dieſer, deſſen Anweſenheit zu Hauſe nothwendig wurde, ließ ihn mit Inſtruktionen auf dem fremden Platze zurück, um das begonnene Geſchäft in’s Reine zu bringen.

Die Art und Weiſe, wie ſich der junge Menſch aus dieſem Handel zog und die Vortheile, die er ſeinem Hauſe zu erringen wußte, ſteigerte das Vertrauen bedeutend, das er ſchon genoß und veranlaßte ſelbſt ſeine Kollegen, die anfänglich eine Anwandelung von Eiferſucht gegen ihn verſpürten, ſeinen Verdienſten nunmehr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Bei ſeiner Zurückkunſt aus der Weltſtadt ſchrieb er mir einen langen Brief, woraus ſich neben dem beſonnenen, ernſten Geiſt, dem ſelbſt ein Anſtrich von Männlichkeit nicht mehr fehlte, doch auch wieder ſo viel reine und herzliche Kindlichkeit ausſprach, daß ich mich darüber nicht genug freuen konnte. Namentlich beglückte es ihn, ſeinem theuren Pflegevater, der ſo viel für ihn gethan hatte, Ehre in der Fremde zu machen, und mit den kleinſten Details ſchilderte er mir den ſchönen, freundlichen Empfang im Hauſe des Lehrherrn und daß dieſer ihn außer einer Belobung auch noch mit einer goldenen Uhr und einer Erhöhung des Jahrgehaltes von 300 Franken für ſeine guten Dienſte erfreut habe. Zugleich verbat er ſich von mir jeden Zuſchuß für die Folge und fügte mit innerm Stolze hinzu: daß er hinfort im Stande ſey, ſelbſt für ſeine Bedürfniſſe nach ihrem ganzen Umfange zu ſorgen.

Man kann leicht denken, wie ſehr ich mich darüber freute, dieſen praktiſchen, ſelbſtändigen Sinn bei meinem Sohne zu finden. Es ſchmerzte mich nunmehr tief, daß er ſich noch immer nur für meinen Pflegeſohn hielt und ich ging mit mir ſelbſt zu Rathe, wie ich ihm das Geheimniß ſeiner Geburt offenbaren ſollte. Er führte meinen Namen, denn ich hatte ihn adoptirt und die Kenntniß ſeiner Entſtehung würde durchaus nichts in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen geändert haben, es war nur die Frage, welchen Eindruck ſie auf ſein Gemüth hervorbringen und ob die Freude über einen Vater, den er jetzt ſchon liebte und ehrte, ihm nicht durch einen herben Beiſchmack vergällt werden würde. Meine Anſichten über die Kinder, außer und in der Ehe erzeugt, durfte ich ihm ja nicht auseinanderſetzen.

Ich unterdrückte daher meinen Wunſch und wagte mein Herz von ſeiner Laſt nicht zu erleichtern, immer auf eine ſchickliche Gelegenheit wartend, die ſich mir darbieten ſollte, aber immer nicht erſchien.

So waren wieder ein Paar Jahre vergangen, als mich die Nachricht überraſchte, daß mein alter franzöſiſcher Handelsfreund ſich bewogen gefühlt habe, meinem Sohne ſeine Procura zu übertragen. Er deutete in dem bei dieſer Gelegenheit der Handelswelt mitgetheilten Circulare darauf hin, daß er ſich bei vorgerücktem Alter nicht mehr viel um die Geſchäfte annehmen könne, die jedoch von den geſchickteſten Händen geleitet würden und unverändert fortgeführt werden ſollten. Dabei unterließ er nicht, meinem Sohne in kurzer, kaufmänniſcher Weiſe ein ſchönes Lob zu ertheilen.

Daß mein Sohn mir bei dieſer Gelegenheit einen ſehr ausführlichen Brief ſchrieb, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Zum erſten Male beleuchtete er in ſeiner gewohnten, treuherzigen Weiſe das Verhältniß, das ihn an das Haus ſeines Prinzipals knüpfte. Er läugnete nicht, daß ihm daſſelbe große Vortheile zu verdanken habe, die ſeinen koloſſalen Reichthum noch bedeutend vermehrt hatten. Er ſchätzte das Vermögen des Hauſes ungefähr auf ſechs Millionen, Franken; der Credit war unbegränzt. Genau ließen ſich die Umſtände jedoch in dem Augenblicke nicht angeben, weil die Bücher auf unverzeihliche Weiſe im Rückſtande ſeyen.

Das viele Reiſen hatte ihn oft und anhaltend von Hauſe entfernt gehalten und mit Schrecken habe er bei ſeiner Rückkehr einen Blick in die Rechnungen geworfen und ſich überzeugt, welche Fahrläßigkeit man ſich hierin habe zu Schulden kommen laſſen. Erſt neuerlich hatte ſich der Fall ereignet, daß ein Handlungsfreund mit 36000 Franken als Debitor aufgeführt worden war, von dem es ſich ſpäter erwieſen, daß er ungefähr ſo viel von dem Hauſe zu fordern habe.

Wenn nun gleich unter ſolchen Umſtänden ein Augiasſtall zu reinigen ſey, ſo habe er es doch für ſeine Pflicht gehalten, dem ehrenvollen Antrage ſeines Prinzipals zu entſprechen und die Stelle eines uneingeſchränkten Disponenten anzunehmen. Er wolle nunmehr neben ſeinen Unternehmungen nach Außen auch vorzüglich ſeine Blicke auf das Innere lenken und hier Regel und Ordnung wieder herſtellen, ohne welche kein Haus beſtehen könne, ſondern unaufhaltbar ſeinem Untergange entgegenrennen müſſe. Es ſey ihm übrigens lieb, daß ſich ſein alternder Prinzipal gänzlich zurückzuziehen gedenke, da erſtlich Wankelmuth bei Unternehmungen, die raſche Entſchlüſſe forderten, ſehr hemmend und oft Schaden bringend ſich bemerkbar zu machen anfingen, andererſeits ſein Charakter, der ſtets etwas heftig geweſen, nunmehr in ſo hohem Grade aufbrauſend ſey, daß im eigentlichen Sinne des Worts kein Menſch es mehr mit ihm auszuhalten vermöge, und daß er ſelbſt, ſo ſehr er auch bei ihm in Gunſt ſtehe, nicht immer im Stande wäre, den heftigſten Ausbrüchen ſich zu entziehen. Dies Alles ſey nun eben nicht im Stande, ihn auf ſeinem neuen Standpunkte ſehr zu erheben, allein er wolle ſeinen ganzen Muth zuſammennehmen und ſich an dem Gedanken ſtärken, daß er unter allen Umſtänden ſeine Pflicht zu erfüllen habe und ſie auch mit Strenge zu erfüllen gedenke.

Meine Antwort bemühte ſich, ihn in ſeinen guten Vorſätzen zu beſtärken und ſeinen Muth zu erheben. Reiche Leute ſind nie von Launen frei, um ſo mehr, wenn ſie alt werden. Ausbrüche des

Jähzorns ſind ſchnell vorübergehend und der Sonnenſchein, der ihnen folgt, regt leicht freudiger an, als das Ungewitter betrüben konnte. Eine Beleidigung von einem als jähzornig anerkannten Menſchen thue nicht weh, um wie vielmehr, wenn ſie vom väterlich geſinnten Freunde kommt, deſſen gute Geſinnungen man hinlänglich kennt. Eine ernſtere Berückſichtigung verdiene der Zuſtand der Handlungsbücher, dieſes Fundament des Wohlſtandes und des guten Rufes. Ich ermahnte ihn vor allen Dingen, auf dieſen Punkt doch ja ſein ſtrenges Augenmerk zu richten und nicht abzulaſſen, als bis von dieſer Seite keine noch ſo entfernte Beſorgniß mehr drohe. Vorſicht bei den zu machenden Unternehmungen enthielt ich mich ihm zu empfehlen, da er nun durch ſo viele Jahre ſchon Alles in dem Hauſe leitete, was hierauf Bezug hatte, und ſeine Erfahrung darin der Meinigen bedeutend vorangeeilt ſeyn mußte. Nur ermahnte ich ihn, an die Verantwortlichkeit zu erinnern, welche die Zeichnung der Firma für ihn herbeiführte, und beſchwor ihn, ſich weder durch Freundſchaft noch andere Rückſichten beſtechen zu laſſen, ſeinen Namen auf irgend ein Papier zu zeichnen. Hiezu fühlte ich mich berechtigt.

Sein nächſter Brief brachte mir ſeinen Dank und die Nachricht, daß ſein Gehalt nunmehr aufgehört habe und er für ein Viertel des Gewinns in dem Geſchäfte ſeines Prinzipals intereſſirt ſey.

Abermals vergingen mehrere Jahre, die mir nur freudige Nachrichten über die Verhältniſſe meines Sohnes hinterbrachten. Der Alte hatte ſich von allen Geſchäften zurückgezogen und lebte auf einem Landhauſe am Ufer des Meeres; ſein Procurent war mit ſeinem vollen Zutrauen, ſo wie mit der Leitung des Ganzen beauftragt. Ich hatte beſchloſſen, meinem Sohn einen Beſuch abzuſtatten, wozu neben dem Intereſſe, ihn ſelbſt in ſeinem großartigen Wirkungskreiſe zu belauſchen, auch noch die freudige Veranlaſſung ſeiner Verheirathung mir gegeben wurde. Er ſtand auf dem Punkte, ſich mit der Tochter eines langjährigen Handelsfreundes zu verbinden, und nach allen Beweiſen von Fähigkeiten, die mir der durchaus praktiſche, in der Schule des Lebens herangebildete Menſch gegeben, zweifelte ich keinen Augenblick, daß er auch in der

Wahl ſeiner Gattin mit Umſicht zu Werke gegangen ſeyn und vortheilhaft gewählt haben würde.

Von meinem alten Handelsfreunde, dem Chef des Hauſes, konnte ich hierüber keinen Aufſchluß erhalten. Er lebte ſeinem Vergnügen, oder dem, was er in ſeiner damaligen Verfaſſung ſo zu nennen beliebte. Es hatte ſich ſeiner eine complette Lethargie bemeiſtert und er hauste auf ſeinem ſchöngelegenen Landhauſe, ſeine Zeit zwiſchen Eſſen, Trinken und Schlafen getheilt. Er war der Außenwelt gänzlich abgeſtorben und nur ſein Jähzorn, zu dem er ſich hinreißen ließ und der ihn ſeiner Umgebung vollkommen unausſtehlich machte, brachte in der alten Maſchine noch manchmal eine wohlthätige Erſchütterung hervor. Dies hatte nun auch meinen Sohn faſt gänzlich von ihm entfernt, der nur ſelten und in den dringendſten Fällen ſich mit ihm in Berührung ſetzte.

Unter dieſen Umſtänden war es auch nicht möglich, von dem Alten eine Antwort zu erhalten, und nachdem ich mehrere Briefe vergebens an ihn geſchrieben und man mich von ſeiner Gemüthsſtimmung unterrichtet hatte, unterließ ich jeden weitern

Verſuch, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Ich ſchickte mich an, die Reiſe anzutreten. Der Arzt hatte mir ein Seebad verordnet und ich wollte dies in dem Wohnorte meines Sohnes nehmen. Meine Briefe ſollten meiner Ankunft vorauseilen und ihm die freudige Nachricht bringen. Alles war vorbereitet und nichts ſtand mehr der Ausführung im Wege, als ein Brief meines Sohnes meinen Gedanken eine andere Richtung gab, und obgleich er nichts beſtimmt Unangenehmes enthielt, doch nicht verfehlte, eine heftige Unruhe in mir zu erregen.

Die Art der Abfaſſung war es wohl zunächſt, was die ſonderbare Wirkung auf mich hervorbrachte. Er war mit eiligen Schriftzügen geſchrieben und enthielt nicht mehr als fünf Zeilen. Er müſſe nothwendigerweiſe auf's Schnellſte nach London reiſen und wiſſe nicht, bis wann er zurückkommen würde, dies war der lakoniſche Inhalt des Schreibens, dem noch ein Poſtſcript angehängt war: ein unangenehmes Geſchäft zwinge ihn zu dieſer Reiſe.

Er mußte mein Schreiben ſchon erhalten haben, das ihn von meiner bevorſtehenden Reiſe benachrichtigte, und dennoch erwähnte er es mit keiner Sylbe. Eine Reiſe nach London, auf unbeſtimmte Zeit, durch ein verdrießliches Geſchäft veranlaßt, in einem Augenblicke, wo man ſich verheirathen will, wo man den geliebten, lang entbehrten Vater erwartet, und dies Alles ſo kurz abgethan, das war genug, um die ernſteſten Beſorgniſſe in mir hervorzurufen. Ich verbarg ſie jedoch ſorgfältig in meinem Innern und machte ſelbſt meiner Gattin nichts darüber bekannt. Dafür aber ſtudirte ich den Brief; ich unterſuchte die Schriftzüge, und immer feſter ſtand es bei mir, daß ſie in einer großen Aufregung des Gemüths geſchrieben worden waren.

Meine Zweifel ſollten bald auf die traurigſte Weiſe von der Welt gelöst werden. Das Handelshaus, deſſen Geſchäften mein Sohn vorſtand, hatte ſeinen Bankerott erklärt. Acht Millionen betrugen die Forderungen und man ſprach im erſten Augenblicke davon, daß die Maſſe nicht mehr als zwei Millionen liefern würde. Der Disponent des Hauſes ſey mit großen Summen flüchtig geworden und habe ſich und ſeinen Raub wahrſcheinlich nach

Amerika in Sicherheit gebracht. Alle Bücher und Papiere ſeyen in größter Unordnung vorgefunden worden, und der Bankerott ſey in die Kategorie der betrügeriſchen zu ſetzen, weshalb man ſich denn auch ſogleich der Perſon des alten Chefs des Hauſes verſichert und ihn in ſeinem Landhauſe, wo er ſich ſeit lange ſchon aufhielt, verhaftet habe.

Man kann denken, welchen Eindruck dieſe Nachrichten auf mich hervorbrachten, von der Höhe des Glücks mit einemmale dieſer Vernichtung zugeſchleudert zu werden. Meine Feder iſt nicht im Stande, meine Lage zu ſchildern. Ich konnte nicht daran glauben, daß mein Sohn, nach dem gemeinen Ausdrucke, „ſein Schäfchen in's Trockene gebracht haben konnte“, ich konnte ihn mir nicht als Schurken denken. Obgleich ich ihn ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr geſehen und geſprochen hatte und obgleich auch nur damals wenige Augenblicke und das, was mir ſein Erzieher über ihn mittheilte, mich mit ſeinem Charakter und ſeinen Anlagen bekannt machte, ſo waren doch ſeine Briefe, die ich durch ſo viele Jahre von ihm empfing, wohl im Stande, mir ein vollkommenes Bild von ſeinem ganzen Weſen zu verſchaffen. Was ſollte ihn auch wohl zu dem Schurkenſtreiche veranlaßt haben? ihn, in ſeiner Lage? Viel eher mochte ich an Leichtſinn, Uebereilung, Vergeſſen ſeiner Selbſt aus Rückſichten für Andere glauben, und das Einzige, was ich ihm übel nahm und was mich doppelt bei dieſem Unfall ſchmerzte, war ſein Stillſchweigen, ſein Mangel an Offenheit gegen mich, den er doch als ſeinen beſten Freund kannte und der ihm vor dem Hereinbrechen der Kataſtrophe mit manchem treuen Rathe hätte zur Hand gehen können.

Ich war unentſchloſſen, ob ich nicht ſelbſt an Ort und Stelle mich verfügen ſollte; die Summe, um die es ſich handelte, war ſo koloſſal, daß von Intervention und Bürgſchaft, ſelbſt bei meinem bedeutenden Vermögen nicht die Rede ſeyn konnte. Ich fand es endlich jedenfalls gerathen, abzuwarten, bis der Flüchtling von ſich hören ließe, denn daß er es thun würde, darin hatte ich ſtarken Glauben geſetzt.

Dieſe Erwartung täuſchte mich nicht. Ein dicker Brief aus London datirt kam an. Er ſprach darin umſtändlich von ſeinem Unglücke. Ein Bruder ſeiner Braut hatte ſein Vertrauen mißbraucht und ihn zu Acceptationen verleitet, ohne ihn dafür zu remboursiren. Die Verlegenheiten, die daraus für ihn erwuchſen, deckte er ſo lange es anging, ohne ſeinem Chef etwas davon mitzutheilen. Selbſt als die Lage der Dinge für ihn ernſter wurde, verſchwieg er es noch immer, aus Furcht vor ſeinem Jähzorn, der in dieſem Falle keine Schranken gekannt und ihn ſicher beſchimpft haben würde. Er hoffte noch immer, ſich glücklich aus dem Strudel retten zu können, und die Vorſpiegelungen ſeines zukünftigen Schwagers trugen das Ihrige bei, ihn in dieſer Hoffnung zu erhalten. Um das Deficit zu decken, griff er wie ein verzweifelnder Spieler zu den gewagteſten Mitteln; er machte Speculationen, an die er ſonſt nicht gedacht hätte; er aſſocirte ſich mit einem ziemlich verrufenen Manne, der aus früheren Bankerotten bedeutende Summen für ſich bei Seite gebracht hatte und nun fortwährend damit gewagtes Börſenſpiel trieb. Dieſer Mann hatte nach ſeinen Grundſätzen auch im ſchlimmſten Falle nichts zu riskiren. Doch war

dieſe Verbindung ſtets geheim gehalten worden,
und er ließ dem verſchmitzten Gauner bedeutende
Summen als ſtillſchweigender Compagnon zuflie-
ßen, um die Jener ihn auf liſtige Weiſe prellte.
So war er immer tiefer geſunken und ſeinem Ver-
derben entgegengeeilt, das unausbleiblich ihn traf,
als eine bedeutende Summe auf Wechſel fällig
wurde und kein Ausweg mehr vorhanden war, ſie
u tilgen. Das gewöhnliche Ende vom Liede.

Nicht um ſich Schätze zu reſerviren, ſondern
ur um ſeine perſönliche Sicherheit zu retten, habe
ſich durch die Flucht der Unterſuchung entzogen
nd nur mit ſich genommen, was zu ſeiner mo-
entanen Exiſtenz durchaus nothwendig war. Er
be allerdings im Sinne, nach Amerika zu gehen
d dort auf eine ruhige Weiſe ſein Unterkommen
ſuchen, allein er könne ſich nicht aus Europa
fernen, bis er nicht erfuhr, welche Wendung die
gelegenheit nehme.

Ich hatte ihm noch nicht geantwortet, als mich
n die Nachricht von der traurigſten Wendung
lte, welche die Angelegenheit genommen. Der
it, deſſen das Haus ſo lange Zeit genoſſen

hatte, der notoriſch bekannte Reichthum und der blühende Zuſtand ſeiner Angelegenheiten, von dem Jedermann weit und breit überzeugt zu ſeyn glaubte, hatte ſelbſt unbemittelte Einwohner des Orts veranlaßt, ihre kleinen Erſparniſſe dort wie in eine Sparkaſſe niederzulegen. Da war kein Arbeiter, der für das Haus Aufträge ausführte, der nicht Jahre lang ſein Guthaben dort ſtehen ließ; da waren Handwerker, die darnach geizten, recht viel zu fordern zu haben; die Vorſteherin einer Erziehungsanſtalt hatte, ſchon bejahrt, ihre langjährigen Erſparungen, die ſie mit wahren Entbehrungen und großem Fleiße zuwege gebracht und die ihr bei ihrem bevorſtehenden gänzlichen Unvermögen, ihr Geſchäft fortzuſetzen, einigen Troſt gewähren konnten, bei dem Hauſe untergebracht. Waren die Zinſen auch nur klein, ſo ſtand das Geld doch deſto ſicherer, ſo glaubte ein Jeder und ſchätzte ſich glücklich, einen Canal zu kennen, um zu dem gewünſchten Ziele zu gelangen, ſein Geld zu placiren. Anfangs war dies in der That ſehr ſchwer und man durfte es immerhin als eine beſondere Gunſt betrachten, allein ſpäter nahm mein Sohn gern und willig Alles an, was gebracht wurde, aus wohl zu begreifenden Urſachen, und dies iſt eine Gewiſſenloſigkeit, die ich ihm ſelbſt in ſeinem Unglücke, das mich, den Vater, ſehr zur Nachſicht für ihn ſtimmte, doch nicht verzeihen konnte.

Dieſe Umſtände regten ſo ſehr den Haß gegen den Bankerottirer auf, daß der Pöbel auszog, das Haus zu ſtürmen und daß — um ernſtliche Auftritte zu verhindern — die gewaffnete Macht einſchreiten mußte. Das Elend der Armen, die auf ſolche Weiſe um den Preis ihres langen, arbeit- und mühevollen Lebens gekommen waren, ſoll unbeſchreiblich, ihre Verwünſchungen Grauen erregend geweſen ſeyn.

Die Verhaftung des Alten zog bald mehrere nach ſich und das Ganze drohete in einen furchtbaren Prozeß auszuarten, der wie ein Krebsſchaden immer weiter um ſich freſſen und immer mehr Menſchen in ſeinen Schlund hineinziehen würde. Daß hiebei der Schuldloſe mit dem Schuldigen getroffen werden konnte, war vorauszuſehen. Die Richter und der Hauptangeklagte tappten im Dunkeln, der Einzige, der Auskunft zu geben vermochte, war fern.

Mein unglücklicher Sohn erfuhr Alles durch mich und ich war in gräßlicher Ungewißheit über das, was er zu thun beſchließen würde. Es war wohl keine Wahl für ihn. Die Ruhe und Sicherheit, deren er ſcheinbar genoß, waren wirklich keine für ihn. Sich ganz den Wirren zu entziehen und ſeine Flucht nach Amerika zu realiſiren, dazu war er nicht fähig. Das Einzige war, ein ſtrenges Gericht über ſich ergehen zu laſſen und mindeſtens jene mildernde Umſtände für ſich in Anſpruch zu nehmen, die bei der nähern Enthüllung ſeines Charakters ſich von ſelbſt für ihn ergaben.

So erſchien er plötzlich am Orte der Verhandlungen. Die Debatten begannen nunmehr mit größerer Lebhaftigkeit geführt zu werden. Alles Ungemach ergoß ſich über meinen Sohn; alle Zeugen traten wider ihn auf. Die dumpfe Stille, die wie ſchwüle Gewitterluft über dem Prozeſſe gebrütet hatte, entlud ſich nun mit einem Male, da der Gegenſtand ſich zeigte, den der Blitz treffen konnte. Und in der That erſchien er Allen als Derjenige, der das im höchſten Glanze des Credits und Reichthums prosperirende Haus zum Fall gebracht hatte.

Ich darf nicht daran denken, meine Leſer mit den Weitläufigkeiten dieſes Prozeſſes unterhalten zu wollen. Mehr als hundert Zeugen wurden verhört und die Verhandlungen beſchäftigten Monate hindurch den Aſſiſenhof des Departements. Die Hauptfrage wurde: iſt die Verbindung meines Sohnes mit ſeinem Schwager und mit dem andern übelberüchtigten Individuum aus ſtrafbaren Abſichten eingegangen worden, und war ihr eigentlicher Zweck, den alten Chef des Hauſes zu betrügen und um das Seinige zu bringen? Gelang es ihnen, die dem Hauſe entzogenen Summen, die deſſen Fall herbeiführten, für ſich zu ſichern? Wurde die Unordnung in den Büchern und Rechnungen von meinem Sohne abſichtlich unterhalten, um den Stand der Sache ſo lange als möglich zu verbergen, die ein kundiger Blick in die in gehöriger Art geführten Bücher ſogleich hätte enthüllen müſſen?

Im Ganzen wurden dieſe Fragen alle zu Gunſten meines Sohnes erledigt. Er ſelbſt hatte nur durch Leichtſinn und Schwäche gefehlt, weil er dem Poſten, zu dem ihn das Vertrauen ſeines Chefs erhoben, nicht gewachſen war. Er war der Ball in den Händen von Intriganten geworden, ohne je daran gedacht zu haben, ſich auf ſträfliche Weiſe zu bereichern.

Die Commis des Hauſes, die unter ihm arbeiteten, gaben ihm das Zeugniß des Fleißes und — ſo weit ſie ihn zu beobachten Gelegenheit hatten — großer Rechtlichkeit. Einer derſelben ſagte aus, daß er zu wiederholten Malen auf Reviſion und Abſchluß der Bücher angetragen habe, daß ihm aber ſtets die Antwort geworden wäre: der Chef des Hauſes wolle dies nicht und widerſetze ſich hartnäckig dieſem Geſchäfte, er möge ſich daher aller Vorſchläge und Bemerkungen in dieſer Hinſicht enthalten. Derſelbe Zeuge erhielt von jenem ſtillſchweigenden Compagnon meines Sohnes, kurz vor dem Bruche, ein Paket, das er demſelben übergeben ſollte. Es war ihm aufgefallen, welch' ein Eindruck ſich in den Zügen meines Sohnes bei der Eröffnung des Paketes malte. Er legte es dann ſtillſchweigend bei Seite und ſeufzte laut auf. Am andern Morgen nahm er den Zeugen bei Seite, übergab ihm das Paket verſiegelt und geſtand ihm, es enthielte die Garantie einer Operation von 15000 Pfund Sterling, zu der er ſich lange nicht entſchließen konnte, die er aber nun dennoch geleiſtet. Der Commis hatte das Paket wieder zurückzuſtellen und bei dieſer Gelegenheit war der Empfänger bemüht, ihn auszuhorchen. Der junge Menſch glaubte keinen Grund zu haben, ihm zu verſchweigen, daß er von der Garantie etwas wußte; Jener aber bat ihn, doch ja keinen Gebrauch davon zu machen, und erbot ſich, ihm ſpäterhin zu dem Poſten eines Wechſel-Courtiers zu verhelfen, den er ſeit lange ſchon ambitionirte. Er wollte ihm zu dieſem Behufe mit einem Credite von 50000 Franken unter die Arme greifen. Auf ſolche Weiſe wurde durch andere Zeugen Aehnliches zu Tage gefördert und man erwartete das Urtheil.

Traurig iſt es, es ſagen zu müſſen, daß bei allen Vorzügen der Geſchwornengerichte und bei den unverkennbaren, großen Garantien, die ſie der Geſellſchaft bieten, ein Uebelſtand nicht wegzuräumen iſt, der in der Bruſt des Menſchen zu tief begründet iſt. Ich meine damit die Schonung der Näherſtehenden und Befreundeten, und die Strenge gegen Fremde, welche die nähere Theilnahme nicht in

Anſpruch nehmen. Wie wäre dies wohl von einem Inſtitute zu entfernen, das aus Männern beſteht, die mit anerkannter Rechtlichkeit irgend einem bürgerlichen Gewerbe vorſtehen, aber weit davon entfernt ſind, eine Römertugend zu heucheln, die einſt den eigenen Söhnen das Richtbeil zuerkannte.

Mein armer Sohn mußte das empfinden, und wenn ich weit entfernt bin, hier der ſehr ehrenwerthen Jury, die über ihn zu Gericht ſaß, Vorwürfe insbeſondere zu machen, ſo kann ich doch nicht unterlaſſen, ihr im Allgemeinen das vorzuhalten, was ihr Mangelhaftes anklebt und ewig von ihr unzertrennlich bleiben wird.

Mein Sohn war ein Fremdling; alle anderen Betheiligten waren nicht nur Franzoſen, ſondern ſie waren noch überdieß im Orte ſelbſt geboren und durch tauſend Verzweigungen darin verſchwägert und verſchwiſtert. Auf meinem Sohn ruhete der gewichtigere Theil der Anklage, die nur durch die Umſtände mildernde Zugaben erhielt. Er hatte durch ſeinen Leichtſinn den Bankerott herbeigeführt; durch ihn zunächſt war das Unglück hereingebrochen, das einen alten, im Reichthum gewiegten Mann zum

Bettler gemacht und viele Einwohner der Stadt um ihr Vermögen betrogen hatte. Dies forderte die Strafe der Geſetze gegen ihn heraus. Daß er verführt worden war, von wem er es wurde und aus welcher Abſicht ſich die Intrigue ſeines jugendlichen Herzens bemeiſtert hatte, dies waren die Umſtände, die eine Erwägung zu ſeinen Gunſten verlangt hätten. Ich wage es hier zu behaupten, daß, wenn der Fall umgekehrt geweſen wäre, wenn der Verführer ein Fremder, der Verführte ein Einheimiſcher, die Geſchwornen ein anderes Urtheil gefällt haben würden. So wie die Sache nun lag, konnte der unglücklichſte Ausgang des Prozeſſes für meinen Sohn keinen Augenblick zweifelhaft bleiben.

Man glaube übrigens nicht, daß ich nicht vollkommen von ſeiner Strafbarkeit durchdrungen bin und daß mein Vatergefühl mich zu einer Ungerechtigkeit hingeriſſen; dieſes Mißverſtehen meiner obigen Bemerkung darf ich wohl bei meinen geneigten Leſern nicht vorausſetzen.

Nach einer mit ängſtlichem Vorgefühle erwarteten Schlußſitzung, worin es der Advokat, der meinen Sohn zu vertheidigen hatte, an einer brillanten Plaidorie nicht fehlen ließ, und nachdem der Präſident noch einmal in gedrängter Kürze die Lage der Sache und den Lauf der Verhandlungen den Geſchworenen zu Herzen geführt, verließen dieſe den Saal, um unter ſich über Schuld und Unſchuld der Angeklagten zu berathen. Nur eine Stunde deliberirten ſie, dann kehrten ſie auf ihre Sitze zurück, mit der Vernichtung im Munde.

Mein Sohn wurde des fraudulöſen Bankerotts, ohne mildernde Umſtände, für ſchuldig erklärt; ſein Compagnon der Theilnahme bezüchtigt; der alte Chef des Hauſes aber nicht ſchuldig befunden. Dieſer wurde hierauf ſogleich losgeſprochen und in Freiheit geſetzt; die andern Beiden nach dem Geſetze verurtheilt: mein Sohn zu zehnjähriger Galeerenſtrafe; ſein Theilnehmer oder Verführer, wie ich ihn nenne, zu fünfjähriger.

Indem ich dieſes niederſchreibe, iſt erſt die Hälfte der Strafzeit abgelaufen. Ich will eine Reiſe zu ihm unternehmen und ihn unter der Laſt ſeiner Ketten ſeufzen ſehen. Es treibt mich immer mächtiger dazu; ich kann dem Drange nicht mehr widerſtehen. Hat er dereinſt dieſe harte Prüfungszeit überſtanden, ſo möge er mit reichlichen Mitteln ausgerüſtet nach der neuen Welt gehen, wo kein Makel an ſeinem Namen klebt, und dort ein neues Leben beginnen. Dies iſt der einzige Troſt, der mich und ihn aufrecht erhält.

Eilftes Kapitel.

Rückblick. — Kreuz- und Querzüge des Schwiegervaters. — Unannehmlichkeiten überall.

Ich bin mit dieſer traurigen Erzählung den Ereigniſſen vorangeeilt, wie ſie ſich um mich zutrugen, und habe daher den Faden verloren; aber ich wollte ſie abmachen und im Zuſammenhange geben. Warum ſollte ich erfreulichere Begebenheiten unterbrechen, um immer wieder auf das Traurige zurückzukommen? Ich wende mich nun wieder nach jenem Zeitraume, da ich ein hoffnungsvoller Vater für das Glück des Sohnes einen mächtigen, nicht zu verrückenden Grundſtein zu legen hoffte, indem ich ihn nach Frankreich ſandte, um in einem bedeutenden Handelshauſe das Leben und die Welt kennen zu lernen.

Damals war es, daß mein Schwiegervater von Paris aus an mich ſchrieb und mich von einer großen Unternehmung, die er beabſichtigte, in Kenntniß ſetzte. Dieſer Mann, deſſen die Leſer aus der erſten Abtheilung meiner Memoiren ſich wohl noch entſinnen werden, wo er zwar nur auf kurze, aber ziemlich auffallende Weiſe erſchienen, lebte ſeither von mir ziemlich unbeachtet in Paris, da er nichts von ſich hören ließ und ich mich zum Theil darüber freute, da dies mir zu verbürgen ſchien: es gehe ihm gut. Im entgegengeſetzten Falle würden ſeine Briefe gewiß nicht ausgeblieben ſeyn. Meine Frau konnte dieſe Gleichgültigkeit ihres Vaters nur ſchmerzhaft berühren und ihr Schmerz würde ſicher in Troſtloſigkeit ausgeartet ſeyn, wenn ſie über ſeinen Zuſtand in gänzlicher Unwiſſenheit ſich befunden hätte. Dieſem halfen aber die Nachrichten ab, die ich theils von meinen Korreſpondenten in Paris, theils von Reiſenden über ihn empfing und gewiſſenhaft meiner Frau mittheilte.

Mein Schwiegervater hatte es dahin zu bringen gewußt, bei dem damaligen Kriegsminiſter in Gunſt zu treten und von ihm mit einigen Lieferungen betheiligt zu werden; hiemit beglückte er nun wieder Unterlieferanten, und ſo erwuchs ihm aus dieſem Handel ein baarer Gewinn, ohne die geringſte Mühe. Bei dem oftmaligen Wechſel des franzöſiſchen Miniſters verlor er jedoch ſeinen Beſchützer über Nacht und wenn er ſich am nächſten Morgen zur Audienz meldete, ſo wurde er nicht vorgelaſſen, oder de haut en bas tractirt. Da ließ ſich nun nichts dagegen unternehmen. Der neue Miniſter brachte überdieß ſtets ſeine Günſtlinge ſchon mit, die wie eine hungrige Meute ihn umlagerten und einen fetten Biſſen zu erſchnappen wünſchten. Die Partei des Demiſſionärs mußte dann mit langer Naſe abziehen. Für meinen Schwiegervater war dieſer Fall von den ſchwerſten Folgen. Seine Art zu leben hatte ihn in Paris zu großen Ausgaben verleitet; ſein Gewinn aus den Lieferungsgeſchäften war, in Erwartung größerer Unternehmungen, faſt allein in den ſogenannten faux frais darauf gegangen. Um ſich zu erhalten, mußte auf deutſch geſagt: „geſchmiert“ werden; bei ſolchen Gelegenheiten hält jeder die Hand offen und der Lieferant verſteht ſchlecht ſein Geſchäft, der nicht in eine Jede ein

Goldſtück drückt. Für die höhern Beamten kommt man indeß damit nicht aus; die wollen irgend ein prächtiges Möbel, eine Uhr, einen Spiegel, eine Vaſe, oder Pferde, oder gar Pferd und Wagen, Alles nach Umſtänden.

Durch dies Verhältniß war nun mein Schwiegervater nach und nach in Schulden gerathen, die bald für ihn einen drohenden Charakter annahmen. In Frankreich darf Niemand mit den Schuldnern ſpaßen, am wenigſten aber ein Fremder. Auf die ſimple Vorzeigung eines Wechſels, der zum Verfall nicht honorirt wurde, iſt das **mandat d'ammener** oder die **contrainte par corps** gleich ausgewirkt, der Schuldner wird von dem damit beauftragten **huissier** verhaftet und nach dem bekannten Schuldgefängniſſe **St. Pélagie** abgeführt, wo er wegen hundert Franken, die er nicht zu bezahlen im Stande iſt, lebenslänglich eingeſperrt werden kann. Bis auf den Gebrauch ſeiner perſönlichen Freiheit fehlt es dem Gefangenen dort aber an Nichts. **St. Pélagie** iſt kein finſterer Kerker, keine **Cachots** ſind hier, deren Bewohner von Ratten und Mäuſen und anderm Ungeziefer geplagt werden, Alles erinnert daran, daß man ſich bei der civiliſirteſten Nation der Welt befindet, die ſelbſt in ihren Strafgeſetzen der Menſchlichkeit huldigt und eine Strafe für ein ſo leichtes Verbrechen, wie das Schuldenmachen, mit allerlei Annehmlichkeiten umgiebt.

Wenn ich das Schuldenmachen hier mit ſo milden Blicken betrachte, ſo geſchieht es nicht von dem Standpunkte des Banquiers; ich habe dieſen Standpunkt längſt verlaſſen. Ein Banquier ſieht natürlich im leichtſinnigen Schuldenmachen das ganze Creditſyſtem untergraben, das edle Gebäude, worauf die Würde, das Anſehen, der Reichthum der ganzen Handelswelt beruht, deren höchſte Stufe er ſelbſt einnimmt und bei deſſen Sturze er, wie natürlich, auch den tiefſten, tödtlichſten Fall thun muß. Ich ſpreche hier mehr als reicher Mann, der voll Mitleid auf diejenigen herunterſchaut, die das Unglück haben, nicht reich zu ſeyn. Dieſe Armen, im eigentlichen Sinne des Worts, ſind in großen Stücken doppelt zu beklagen, und folglich in Paris und London zumeiſt, wo ſie von Ueppigkeit und Glanz umgeben, tiefer fühlen müſſen, was ſie entbehren. Dabei ſtreng tugendhaft zu bleiben, erfordert eine Charakterſtärke, die nicht das Erbtheil eines Jeden iſt; und dürfen wir es dem Menſchen denn ſo ſchwer anrechnen, wenn ihm die Natur dieſe oder jene Eigenſchaft verſagte? wollen wir vielmehr menſchlich genug ſeyn, ihm kleinere Verbrechen zu Gute zu halten und dem Himmel danken, daß er nicht ſtärkere, unbezwingbarere Begierden in ſolch' einem Individuum entzündete, die ihn, ſtatt einen leichtſinnigen Schuldner aus ihm zu machen, zu einem Mörder und Räuber werden ließen.

Das Gefängniß St. Pélagie iſt im Uebrigen ein ſo angenehmer Wohnort, als er für Leute, die ihre Freiheit verſcherzt haben, ſich nur immer denken läßt. Es iſt ein Caffeehaus da, man macht Muſik, in neueſter Zeit hat ſich ſogar, wie ich glaube, ein Liebhabertheater dort gebildet. Es fehlt nicht an Reſtaurationen und wenn auch nicht die beſte, ſo iſt doch gewiß gute Geſellſchaft dort zu Hauſe, da das Verbrechen, um deſſentwillen man hingebracht wird, nicht ſelten in den erſten Ständen die ausgebreitetſte Ausübung findet. Man kennt Leute, die einſt großer Diſtinction in der Geſellſchaft genoſſen und nun das Geld, womit ſie ihre Schuldner bezahlen könnten, im Gefängniſſe auf die anſtändigſte Weiſe an den Mann bringen, Feſte und Gelage veranſtalten und es ſo vorziehen, vielleicht für ihr ganzes Leben dort zu bleiben. Es iſt dies eine Art von moderner Brüderſchaft geworden, ein Einſiedlerleben im Vergleich mit der weiten, draußen im beſtändigen Umſchwunge begriffenen Welt, wo die Anfangs gezwungene Einſamkeit durch Gewohnheit zur freiwilligen, liebgewordenen wird. Ce n'est que le premier pas qui coute! ſo heißt es auch hier. Junge Leute, gegen die zum erſten Male der Verhaftsbefehl ausgefertigt würde, ſcheuen ſich entſetzlich, die Bekanntſchaft von St. Pélagie zu machen; wie ſie jedoch den erſten Schritt hineingewagt haben, wird es lichter vor ihren Augen und ſie werden eines Beſſern belehrt. Dies weiß ich von Vielen, die dieſe Erfahrung gemacht, und was ich hier meinen Leſern darüber mittheile, iſt lediglich darauf gegründet, da ich ſelbſt nie in den Fall gerieth, St. Pélagie durch eigene Anſchauung kennen zu lernen.

Meinem Schwiegervater ging es wie allen Neulingen; er hatte eine ungeheuere Scheu vor dem Gefängniſſe, und obgleich man ihm ſagte, wie angenehm ſich's dort lebe, ſo war er doch nicht dahin zu bringen, ſich gutwillig arretiren zu laſſen. Die proteſtirten Wechſel machten indeß dieſe Gefahr dringender für ihn und er ſah ſich genöthigt, Maßregeln zu ergreifen, ſich ihr zu entziehen.

Das Geeignetſte wäre allerdings geweſen, die Wechſel zu bezahlen; das war er jedoch nicht im Stande. Er gerieth daher auf die Ausführung der abenteuerlichſten Ideen. Er fuhr nehmlich in einer gewiſſen Entfernung von Paris von einem Städtchen zum Andern, ohne irgendwo länger als über Nacht zu bleiben, und überhaupt verweilte er nur ſo lange, bis er die **poste restante** für ihn eingelaufenen Briefe in Empfang genommen und wenn es erforderlich war, nothdürftig beantwortet hatte. Auf dieſe Weiſe entging er der Gefahr für den Augenblick und für die nächſte Zukunft hoffte er auf Ausſichten beſſerer Zeiten und ein darauf ſich ſtützendes Arrangement mit ſeinen Gläubigern.

Einen treuen Agenten hatte er in Paris, der indeß das Kriegsminiſterium beſtürmte, um für ihn irgend ein gutes Geſchäft zu erwirken. Eine günſtige Chance zeigte ſich. Der Krieg in Griechenland hatte eine franzöſiſche Flotte hingezogen und es mußte unſerm Mann doppelt erwünſcht ſeyn, dorthin ſpedirt zu werden, um eines Theils einen erklecklichen Gewinn zu erzielen, andern Theils den verwünſchten Spürhunden aus den Augen zu kommen. Daß bei dem vom Mutterlande ſo weit entfernten Armeekorps ein Mann von den Capacitäten meines Schwiegervaters alle Hände voll zu thun bekommen würde, konnte mit ſicherer Vorausbeſtimmung angenommen werden.

Der Agent ſchrieb ſeinem Clienten ſogleich darüber und man darf ſich wahrlich nicht wundern, daß dieſer ſich darüber höchlich erfreut zeigte und ſogleich nach Griechenland abzureiſen wünſchte. Die Frage war jetzt nur, wie dieſes zu bewerkſtelligen ſey? Nach Paris durfte der Patient einmal nicht kommen, noch weniger ſich einen Paß auf ſeinen Namen in's Ausland erbitten. Hierauf war ſchon im Voraus ſo oft Beſchlag gelegt, daß daran nicht zu denken war. Der Fall machte nachdenken, aber der pfiffige Agent fand dennoch bald ein ſicheres und ſchnelles Auskunftmittel.

In Paris lebte damals ein junger Mann, der erſt vor Kurzem aus der Fremde eingewandert war und mit dem von ſeinem Vater ererbten Gelde ein Geſchäft begonnen hatte, das anfänglich nicht ſehr einträglich werden zu wollen ſchien. An dieſen wandte ſich der Agent und fragte ihn, ob er nicht eine Reiſe nach Griechenland machen wolle, deren Koſten die Regierung ſo gut wie tragen würde. Der junge Mann überlegte ſich den Vorſchlag nicht lange. Die abenteuerliche Reiſe ſagte ihm zu, die Geſchäfte, die der ſchlaue Agent ihn im Hintergrunde ſehen ließ, nicht minder. Was war's denn weiter? Bei dem begonnenen Geſchäfte war nicht viel zu verſäumen; hier zeigten ſich andere Ausſichten. Man erkundigte ſich nach den nähern Umſtänden; tüchtige Empfehlungen wurden verheißen, und vor Allem nun eröffnet, daß der gewandteſte Geſchäftsmann in ſolchen Dingen, wie man meinen Schwiegervater bezeichnete, als rechte Hand mitreiſen und Alles leiten würde. Dies gab bei dem jungen, gänzlich un[illegible]en Mann den Ausſchlag und er ſchloß einen nach ſeiner Meinung ſehr vortheilhaften Vertrag ab. Nachdem dies geſchehen war, rückte man mit der Hauptſache heraus, die darin beſtand, ſich einen Paß auf ſeinen Namen ausfertigen und darauf einen Bedienten bemerken zu laſſen, der Niemand anders, als mein Schwiegervater ſelbſt war, da er nur unter dieſer Benennung und auf dem Bock ſitzend ungehindert Frankreich verlaſſen zu dürfen hoffen konnte. Der junge Mann that, was man von ihm verlangte, und als er eines ſchönen Morgens von Paris nach Melun in Begleitung des Agenten gefahren war, hatte er dort die Freude, daß mein alter, dicker Herr Schwiegerpapa im Bedientencoſtüm ſich ihm präſentirte und förmlich vom Bocke Beſitz nahm. Nachdem der Agent reichlich belohnt Abſchied genommen und nach Paris zurückgekehrt war, ſetzten die beiden Reiſenden ihren Weg nach einem mittägigen Seehafen fort, von wo ſie ſich nach der weſtlichen Küſte von Italien einſchifften. Von hier gingen ſie zu Lande nach Brindiſi, wo ſie eine Brigg aufnahm und nach Patras überſchiffte. Die Reiſe war glück[illegible]n die Geſchäfte, die ſie antrafen, zu unerheblich, als daß ſie lange in Griechenland hätten verweilen ſollen. Das Ende war, daß der junge Menſch tüchtig über den Löffel barbirt wurde und der Agent unterdeß mit den Gläubigern meines Schwiegervaters accordirte, wozu ſich dieſe bereitwilliger finden ließen, da ihr Schuldner außer Landes war und ihnen nun — von dem an dem jungen Menſchen verübten Raube — eine ziemliche Abſchlagsſumme an ihrer Forderung geboten werden konnte.

Nachdem dies erreicht war, erſchien mein Schwiegervater wieder auf dem Schauplatze ſeiner früheren Unternehmungen ungefährdet und frei. Er genoß wieder die Annehmlichkeiten des Pariſer Lebens, ſchlemmte nach Herzensluſt, lief den Geſchäften nach, wie er es nannte, indem er immerfort nach Lieferungen für die Armee umher ſpähte, und trieb dieſes Weſen mit dem in Paris eben ſo leichten als nöthigen Anſtand. Der junge Menſch aber kehrte mit blutendem Herzen zu ſeinem Hauſe zurück; er hatte bedeutendes Geld zugeſetzt und erklärte öffentlich, er ſey in die Hand von Betrügern gefallen, die ſich ſeine Unerfahrenheit zu Gute gemacht hätten.

Man wird nicht daran zweifeln, wie unangenehm der Eindruck war, den dieſe griechiſche Operation auf mich hervorbrachte. Ich ſah des Elends kein Ende. Meinem Schwiegervater war nicht zu helfen. Hätte ich mich herbeigelaſſen, ihm in ſeiner bedrängten Lage eine Summe jährlich auszuzahlen, die ſelbſt reichlich ſeinen Bedürfniſſen entſprochen haben würde; ſo war ich überzeugt, daß er ſie zurückgewieſen hätte. Alle Verſuche, die ich in dieſer Hinſicht unternahm, hatten keinen andern Erfolg. Ihm aber eine bedeutende Summe mit einem Male überantworten, groß genug, alle ſeine Schulden zu tilgen, wäre im höchſten Grade unbeſonnen geweſen. Nicht zu bezweifeln war es, daß er dieſes Anerbieten angenommen hätte, aber eine ſolche Freigebigkeit von meiner Seite würde ſeinem Leichtſinn Thür und Thor geöffnet und eine Folge von dummen Streichen herbeigeführt haben, die ihn und vielleicht auch mich in eine unabſehbare Reihe von gewichtigen Unannehmlichkeiten verwickelt haben würde.

Unter dieſen Umſtänden lernte ich einſehen, daß das Geld allein nicht vor Unglück zu bewahren im Stande iſt, ſondern daß eine eigene Conſtellation erfordert wird, ſelbſt reiche Leute auch zu glücklichen zu machen. Ich erfuhr nun erſt und es beſtätigte ſich mir ſpäter nur deſto mehr, daß man ſogar — im Beſitze eines großen Vermögens — nicht immer helfen darf, wenn man es ſelbſt im Stande wäre und gern helfen wollte. Hier bei meinem Schwiegervater, dort bei meinem Sohne; und würde ich jenem mein ganzes Vermögen überlaſſen haben und hätte ich den durch den Letztern herbeigeführten Bankerott ganz zu reguliren vermocht, von Beiden hätte ich nicht die Schande fern gehalten, die ihrer wartete, die Strafe, die ſie ereilen mußte.

Der Gram zehrte ſchon lange an meinem Körper und meine Geſundheit ſchwand dahin; ich ſah bleich aus, hatte keinen Appetit, und der Winter wurde größtentheils im Zimmer und unter acuten Schmerzen hingebracht; da verordneten die Aerzte ein Bad und ich entſchloß mich, mit der erſten warmen Sonne meinen ſiechen Körper in eines der beſuchteſten zu ſchleppen.

Zwölftes Kapitel.

Badeleben. Der Unbekannte. Schauſpieler und Theater. Theaterkritiker

---

Ich war ſeit meiner Jugend in keinem Bade geweſen; und damals nicht als Kranker. Alles war jetzt im Preiſe geſtiegen, aber der Luxus auch; an Bequemlichkeit fehlte es indeſſen ſehr.

Ich hatte mir anfänglich vorgenommen, ein ſehr zurückgezogenes Leben zu führen und nur daran zu denken, meine Geſundheit wieder herzuſtellen. Allein wie es zu gehen pflegt, ich wurde wider Willen in einen Strudel von Zerſtreuungen hineingezogen und mußte auf ſolche Weiſe Bekanntſchaften machen, von denen die Wenigſten mir großes Intereſſe gewährten. Zu den Letztern muß ich vor Allen einen Mann zählen, von dem ich hier etwas umſtändlicher ſprechen will, da er in letzter Zeit eine Berühmtheit erlangte, von der ich damals noch keine Ahnung hatte.

Ich bemerkte unter der Menſchenmenge, die ſich jeden Morgen am Brunnen verſammelte, einen kleinen hagern, im eigentlichen Sinne zugeknöpften Mann, auf den ich, faſt ohne es zu wiſſen, meine Augen richtete. Ich kann nicht ſagen, was mir an ihm aufgefallen wäre; unſcheinbar war ſein Aeußeres, wie ſeine Kleidung; er machte ſich nicht durch lautes Reden bemerkbar; er zeigte faſt keinen Umgang. Er erſchien zur beſtimmten Stunde, oder vielmehr Minute, drängte ſich höflich und mit großer Rückſicht durch die Menge, trat auf die Stufen, die zur Quelle führten und nickte langſam und ceremoniös dem ihm zunächſt Stehenden, gleichſam grüßend und um Entſchuldigung bittend, zu, indem er dabei einen ſeltſamen, languiſſanten Blick aus einem dunkeln, ſchimmernden Auge auf die Perſonen gleiten ließ. Und dieſer Blick war eigentlich das Einzige, was auffiel, und was auf mich den unvergleichlichen Eindruck hervorbrachte. Dies Benehmen war ſtereotyp; ich erinnere mich nicht, ihn anders geſehen, noch ein Wort als Begleitung dazu gehört zu haben.

Ich konnte meine unerklärliche Theilnahme nicht unterdrücken und jeden Morgen ſtand ich ſo nahe, um des Blickes theilhaftig zu werden, und ſuchte ihn dann jederzeit mit dem meinigen zu erwiedern, worin ich ſo viel theilnehmenden Ausdruck, ſo viel Freundlichkeit als möglich zu legen ſuchte. Allein dieſe Verſuche, den Mund des Fremden zu entſiegeln, waren vergebens. Er blieb ſtumm und ich mußte mich eben mit dem Allgemeinen begnügen.

Das Geſicht des Mannes war in der That nicht einnehmend. Es prägte ſich Leiden [illegible] aus und die Haltung des [illegible] beſtätigte dieſe Vorausſetzung. Die Farbe war [illegible]; die Lippen entfärbt; [illegible] Haare dünn, ſchwarz; das Auge matt, ſchwimmend; die Naſe nicht groß, doch etwas geſenkt, [illegible] zu beiden Seiten der eingefallenen Wangen ſproßte ein ſpärlicher Backenbart, in perpendiculärer Richtung. Die Kleidung war von feinem Stoffe; doch wurde ſie nachläſſig getragen, und in der That war dieſer vertrocknete, gekrümmte Körper auch nicht dazu gemacht die

Kunſt des Schneiders herauszufordern und deſſen Meiſterwerk auszufüllen. Alles hing auf dem kranken Manne. So ſah man ihn langſam in der Menge dahinſchleichen, den Kopf zum Boden gebückt, als ob er etwas Verlorenes ſuchte, und in der That ſchien er emſig bemüht, die verlorene Geſundheit wiederzufinden; ſo gewiſſenhaft, wie er, war Niemand zu der beſtimmten Zeit am Brunnen, ſo viele Becher, wie er, trank Niemand von der heilſpendenden Quelle.

Ich erkundigte mich nach ſeinem Namen, den Niemand wußte, obgleich er auf mehrere meiner Freunde denſelben Eindruck, wie auf mich, gemacht hatte. Endlich gelang es mir, den Namen auszuforſchen; er war kurz und deutſch, allein uns eben ſo fremd, wie der, welcher ihn führte. Ich ärgerte mich, denn ich ſah mich auf gewiſſe Weiſe enttäuſcht; ich hatte etwas Berühmtes, Bedeutendes hier zu finden gehofft und ſollte nun ſo ganz leer ausgehen.

„Warum nur ſolche Alltagsmenſchen ſich manchmal dieſen Anſtrich von Wichtigkeit und Abſonderlichkeit geben!“ rief ich unmuthig im erſten Augenblickt aus, dann aber mußte ich mir lächelnd geſtehen: daß der arme Mann ja eigentlich gar nichts thun zu wollen ſcheine, was die Aufmerkſamkeit auf ihn hinzulenken im Stande wäre, und daß es mir ja nur beliebte, ihn zu etwas zu ſtempeln, was er nicht iſt und nicht zu ſcheinen ſucht.

Nachdem ich die Unbedeutenheit meines Fremden nunmehr erkannt hatte, ſuchte ich abſichtlich, ihm nicht mehr zu begegnen, um ihn mir aus dem Sinne zu ſchlagen; denn wahrlich, ich hatte mehr, als ich ſollte, an ihn gedacht, und da dergleichen Dinge gar zu leicht bei mir in Marotte ausarten und mich unruhig machten, ſo fand ich es ſehr angemeſſen, ſo zu handeln. Allein wider Willen wurde ich immer auf den Fremden hingelenkt und ich nahm mir vor, einmal mein Mittagseſſen in ſeiner Geſellſchaft zu nehmen, um dann vielleicht noch vollgültiger von ſeiner Unbedeutenheit überzeugt zu werden und mich von meiner Manie vollkommen zu heilen.

Seinen Gaſthof wußte ich, allein man ſagte mir dort, daß er auf ſeinem Zimmer ſpeiſe, da ihm der Arzt die ſtrengſte Diät vorgeſchrieben habe.

Alſo war ihm auch von dieſer Seite nicht beizukommen und es blieb mir darum nichts Anderes übrig, als ihn einmal aus freien Stücken anzuſprechen.

Indem ich mir von dem Kellner dieſe Renſeignements holte, kam ein alter Bekannter herein, der aus einer nahegelegenen Handelsſtadt ſo eben in dem Bade angekommen war. Kaum hatte er den Namen des Fremden gehört, nach dem ich mich erkundigte, und vernommen, daß er ſich in demſelben Hotel befinde, als er ſeine Freude laut äußerte.

„Du willſt ſeine Bekanntſchaft machen und weißt von dem Manne nichts Näheres?“ rief er verwundert aus, als ich ihm die ſeltſamen Wehen ſchilderte, worin ich mich ſeit ſo vielen Tagen ſchon durch den Fremden verſetzt ſah. Er ſagte mir hierauf, daß derſelbe in jener Handelsſtadt wohne und dort eine Zeitſchrift redigire, welche das größte Aufſehen mache und ihn in dem Augenblicke in die Reihe der geiſtreichſten und witzigſten Schriftſteller ſetze. Jetzt war ich es, der ſich laut verwundern mußte. War es möglich, daß ein ſolches Licht in der Tagesliteratur auftauchte, ohne daß ein Mann, der doch mit der Welt lebte, davon Kunde erhalten hatte? Ich ließ mir nun nähere Aufſchlüſſe über den Mann geben, der, als ich noch nichts von ihm wußte, mir ſchon ſo großes Intereſſe eingeflößt hatte.

Er war von jüdiſcher Abkunft; ſein Vater Buchhalter auf einem der erſten Comptoirs, hatte ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlaſſen, womit er jeden Augenblick ſich etabliren konnte, allein er zog es vor, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Eine öffentliche Anſtellung, die er erhielt, und der Uebergang zum Chriſtenthum brachten ihn mit einem Male in eine andere, als die gewohnte Sphäre.

Wie faſt jeder junge Schriftſteller, übte er zuerſt ſeine Kraft an Theaterkritiken. Er ſchrieb ſie ſo gewandt, ſeine Apperçus waren ſo neu, der Witz darin ſo glänzend und natürlich, und die Schreibart ſo correkt und originell, daß er bald damit großes Aufſehen erregte. Es war etwas Neues zu damaliger Zeit und würde es auch wohl noch in der Unſrigen ſeyn, auf dieſe Weiſe über Komödienkram ſchreiben zu ſehen.

Dabei ſoll er Muth beſeſſen haben, ſeine oft ſchneidenden Behauptungen gehörig zu unterſtützen. Einſt, beim Nachhauſegehen aus dem Theater, wurde er von einem eiteln Kunſtjünger angefallen, der ſich durch einen Ausſpruch in ſeiner Zeitſchrift verletzt glaubte. Er hatte einen Regenſchirm in der Hand und machte Mine, ihn auf Kopf und Rücken des kleinen, ſchwächlichen Recenſenten mit herkuliſcher Kraft tanzen zu laſſen, dieſer aber zog kaltblütig ein geladenes Piſtol aus der Taſche und ſagte: „Wenn Sie ſich nicht ſogleich aus dem Staube machen, ſo . . . .“ Weiter hatte er nicht nöthig zu ſprechen, denn ſein Angreiſer war ſchon im vollen Laufe, und lächelnd konnte unſer Recenſent ſeine Waffe einſtecken und des Weges fürbaß ziehen.

Dieſe Perſönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, den Schauſpielern Achtung vor ſeinen Kritiken einzuflößen, und wenn ſie gleich keine Nahrung für ihr Geſchäft daraus ſogen, ſo ließen ſie es doch — gegen ihre ſonſtige Gewohnheit — geſchehen, daß ein geiſtreicher Mann ſeine Bemerkungen und Sarkasmen über ihr Treiben ausſchüttete.

Ich kann es hier nicht unterdrücken, daß dieſe Beſchäftigung den Mann, deſſen Bekanntſchaft ich früher ſo ſehnlich gewünſcht hatte, in meinen Augen herunterſetzte. Geiſt auf ſolche Weiſe zu verſchwenden, iſt die gemeinſte Art der Verſchwendung, die mir aus angeborenem Triebe ſchon in jeder Geſtalt höchlich zuwider iſt. Man ehrt, nach meiner Meinung, die Schauſpieler zu ſehr, wenn man dem, was ſie leiſten und für Kunſt verkaufen, eine mehr als oberflächliche Aufmerkſamkeit ſchenkt. Die kleinen Zeitungsblättchen, die über die Theaterereigniſſe tägliche Bülletins unter die Leute ſtreuen, ſind geſchwätzigen Kellnern und Barbieren gleich zu achten, die Kunden am Morgen die neueſten Stadtgeſchichten auftiſchen und ſich dadurch beliebt machen wollen. Es gehört zu den tauſend unerlaubten Maskeraden, womit wir uns ſelbſt äffen und das ganze Jahr hindurch Faſtnachtspoſſen treiben, daß wir hiebei von Kunſt ſprechen wollen und eine ernſte Miene annehmen. Um dieſen Rang behaupten zu können, müßten die Theater anders organiſirt ſeyn, als ſie es heutzutage ſind.

Was die einzelnen Schauſpieler betrifft, ſo dürften ſie noch weniger darauf Anſpruch machen, der Kunſt anzugehören. Die Gabe, ſich zu verſtellen oder dieſes oder jenes vorzuſtellen, nachzuahmen und ſich auf ſeltſame Weiſe zu gebehrden, beſitzen die meiſten Menſchen, und hierin ſehe ich ja doch nur den Grund unſerer ganzen heutigen Schauſpielkunſt. Daher kommt es ja auch, daß es jedem ſo leicht wird, von irgend einem Metier, wozu er keine Tauglichkeit zeigt, auf die Bretter zu ſpringen, die — welch' ſtolzer Wahn — die Welt bedeuten ſollen. Und wenn die Welt voll Narren wäre, dieſes zuſammengeflickte Bild ſtrahlt ſie uns doch nie wieder! — Barbier- und Schneiderlehrlinge eilen, ſich den Cothurn oder Soccus anſchnallen zu laſſen und nennen ſich Künſtler; lüſterne Mädchen, zu dumm, um einen Wäſchezettel zu ſchreiben, lernen eine Rolle auswendig und machen Anſprüche, die ihnen kein vernünftiger Menſch gewähren wird. Wenn ſolche Perſonen das Talent haben, die Leute zu beluſtigen, ſo mag es noch hingehen; aber wie ſelten iſt dies wahrhaft der Fall! und wie viel elendes Zeug muß ich in den Kauf nehmen, während es einigen Wenigen gelingt, mich halbwegs zu unterhalten. Iſt nicht bei ſolch' einem Theater immer eine Mehrzahl von Subjecten, die jeden vernünftigen, gebildeten Menſchen choſiren und ärgern und das kleine Vergnügen vergällen, das ihm ein Anderer allenfalls machen könnte?

Guter Gott! die armen Leute wollen leben! das rufe ich mir zu, wenn ich die Miſere betrachte. Man laſſe ſie daher ihr Handwerk treiben zur Beluſtigung des Volks, aber man treibe nicht Abgötterei mit ihnen, wie es hie und da geſchieht, und mache ſie zum Mittelpunkte der Converſation und des geſelligen Lebens.

Von der Manie, die Schauſpieler in die beſſere Geſellſchaft zu ziehen, die namentlich zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſehr um ſich gegriffen hatte, iſt man nunmehr zurückgekommen. Man trieb es damals ſo arg damit, daß nach der Parodie des bekannten „nulle fête sans verre cassé“, man ſagen konnte „nulle fête sans comédien!“ Beſonders excellirten hierin die reichen, jüdiſchen Banquierhäuſer, die ſich eine beſondere Ehre daraus zu machen ſchienen, den ganzen Komödienzettel bei ſich zu bewirthen, wodurch ſie nicht wenig dazu beitrugen, daß ihre abnormen Sitten und Gebräuche in arger Entſtellung dem chriſtlichen Pöbel in Bier- und Branntweinſtuben zum Beſten gegeben wurden, die dieſe Jünger der Kunſt vorzugsweiſe zu beſuchen pflegten, wenn ſie nicht von „läſtigen Einladungen“ — wie ſie es nannten, heimgeſucht wurden. Und warum ſie dieſe läſtige Einladungen denn wohl annahmen? Nicht ſowohl um momentan eine bonne chère à bon prix zu machen, ls durch Anleihen in dem reichen Hauſe ihren zerütteten Finanzen aufzuhelfen. Hierin ging ihre Unverſchämtheit in's Weite. Ich ſelbſt kam in den Fall, daß mich ein erſter Tenoriſt, den ich einige Male am dritten Orte geſehen, um zwanzig Frierichsd'or anſprach und am Ende zufrieden war, s ich ihm nach langem Handeln, um ihn los zu erden, zwei Friedrichsd'or in die Hand drückte. Wer ſich einen ſolchen Borger für immer vom alſe ſchaffen wollte, durfte nur ein Mal ſeiner

Forderung genügen und ihm etwas Geld vorſtrecken; dann war er gewiß, daß er ſich nicht mehr vor ihm ſehen ließ. Auf dieſe Weiſe ſind dieſe Herren Künſtler in einigen norddeutſchen Hauptſtädten auch nach und nach aus den Häuſern der Börſenwelt verſchwunden, nachdem ſie — nach trivialem Ausdrucke — überall tüchtige Bären angebunden hatten, wodurch ſie ſich den Herleihern gegenüber geniren ſaßen. Jetzt iſt man faſt gänzlich davon abgekommen, Schauſpieler zur Verherrlichung von Feſten einzuladen; höchſtens geſchieht dies noch in Häuſern auf größtem Fuße, mit berühmten Sängern und Sängerinnen, die durch ihr Talent zur Belebung der Verſammlung beitragen müſſen und hiefür neben den Genüſſen der Tafel auch blanken Sold in Empfang nehmen. Dies verſchmähen ſelbſt die größten Sänger nie, wie die Sonntag, Malibran, Paſta u. ſ. w. häufig bekundeten.

Für die Schauſpieler iſt jedoch aus dieſer Verbannung aus den höhern, geſelligen Cirkeln kein Vortheil erwachſen. Abgeſehen davon, daß ſolche Vereine denn doch immer, bei aller Fadheit und Abgeſchmacktheit, die man ihnen hie und da nicht mit Unrecht vorwirft, noch Elemente enthalten, die jene bei weitem überragen, welche der Schauſpieler in ſeiner beſchränkten theatraliſchen und häuslichen Exiſtenz antrifft, und die wohl im Stande ſind, zu ſeiner Bildung beizutragen, ſo muß es ihm auf der andern Seite ja total unmöglich werden, Sitten und Leben zu ſchildern, die er nicht kennt. Und hierin liegt vor Allem der Grund des Mangels, den unſere Bühne zeigt, denn ſelbſt das Bischen Nachahmungstalent, das ein guter Schauſpieler beſitzen muß, und das wohlwollend genug Kunſt genannt wird, kann er nicht gehörig in Anwendung bringen, wenn ihm die Muſter fehlen, woran er es üben könnte, und dieß entziehen wir ihm, wenn wir ihm unſre Häuſer verſchließen. So berauben wir uns offenbar des Vergnügens, das uns noch aus dieſer dem Alterthume entlehnten Uebung allein entſpringen könnte, und ſtatt uns ſelbſt in einem Spiegel zu erblicken, und uns an der Portraitirung einer Geſellſchaft zu erfreuen, in der wir leben, und von welcher wir einen Theil bilden, ſehen wir groteske Uebertreibungen, willkührlich, ungebildet und roh, wie wir ihnen im Leben nie begegnen.

Was ſoll aber nun über dies Alles ein Gewäſche, Kritik benannt, eben ſo roh und oberflächlich als das ganze Treiben, dem es gelten ſoll? Man würde nicht begreifen, wie ſo etwas beſtehen könnte, wenn es nicht in die Augen ſpränge, daß es eben noch überall an nützlicher Beſchäftigung für müſſige Leute fehlte, die in Ermangelung andern Erwerbs zu ſolchen Fadaiſen greifen, während andre, gleichfalls unbeſchäftigt, träge und reich, damit ihre Zeit ausfüllen, ſolches zu leſen. Eiſenbahnen, Runkelrüben, Dampfmaſchinen können noch immer dem Uebel des Müſſiggangs nicht abhelfen, ſo ſehr ſie auch ſchon Arme und Köpfe in ihren Zauberkreis gezogen haben, die ſonſt ſich um reelle Thätigkeit nicht kümmerten, und auf Nutzen des Allgemeinen nie bedacht waren. Aber es ſteht zu erwarten, daß die Räder immer weiter greifen werden, und daß ſich dann jeder wahrhaft Gebildete von dem drehenden Wirbel der Geſchäfte ergriffen ſehen wird. Man nenne unſere Zeit immerhin eine antipoetiſche, von materiellen Intereſſen umgarnt, unſere Richtung eine rein practiſche! Dieſe Richtung iſt es allein, die zur ſocialen Glückſeligkeit führt.

— — Ich hatte jetzt, durch die Vermittelung meines Freundes, einige Zuſammenkünfte mit dem muthigen Theaterkritiker und war überraſcht, faſt wörtlich von ihm zu hören, was ich ſo eben hier niedergeſchrieben habe. Und warum ſchrieb er nun über eine ſo trübſelige Sache? Man hätte es Windeier ausbrüten, nennen können; allein ſeine Abſicht war, ſeinen Witz glänzen zu laſſen, und da die Schauſpieler einen Körper bildeten, auf den man ungeſtraft die ſchärfſten Pfeile fliegen laſſen durfte, ſo wählte er ſie und machte ſich die boshafte Freude, ſie recht zu zerfleiſchen. Sie ſelbſt fühlten ſo wenig davon, als hätte er irgend einen Strohwiſch, in der Form eines Menſchen, zum Ziele erwählt, und nun bald auf die Stelle gezielt, wo bei wirklichen Menſchen das Herz, bald wo der Kopf zu ſitzen pflegt. So entſchuldigte er ſelbſt ſein Treiben, über das ich ihm, bei näherer Bekanntſchaft, Bemerkungen zu machen mir erlaubte.

Später, als die Zeiten ſich geändert hatten, verwandelte er ſein Ziel, er ſchoß ſeinen grimmigen Witz nach allen Richtungen. Hier ſtieß er nicht auf dieſelbe Unempfindlichkeit; viele Pfeile prallten ab und verwundeten ihn ſelbſt tief. Sein Character erſchien jedoch in einer ſchönern Beleuchtung, und ſein Zorn wird noch in ſpätern Tagen widerhallen. Er ergoß ſich über die Erbärmlichkeiten der Zeit, die dieſe ſelbſt nicht einſehen wollte, nicht einſehen konnte.

Der Vorſatz, den ich feſt ergriffen, keinen Namen in meinen Memoiren zu nennen, wird auch hier befolgt, doch kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, daß in dieſem Falle die Umſtändlichkeit der Darſtellung und die Berühmtheit ihres Gegenſtandes das Incoginto als eine Unmöglichkeit erſcheinen läßt.

Dreizehntes Kapitel.

Judenreformation. — Das Teſtament.

Meine geſchwächte Geſundheit veranlaßte mich, ernſtlich an mein Teſtament zu denken. Wenn ich die Zahl der Jahre überſchaute, die ich ſchon gelebt, ſo mußte ich mir ſagen, daß ſchon weit über die Hälfte verſtrichen war. Dieſe Gedanken ſtimmten mich zur Wehmuth, zur ſchmerzlichſten. Unter welchen begünſtigenden Umſtänden ſah ich das Licht der Welt; welche Mittel fand ich vor, ein bedeutender Menſch zu werden; welchen Erlebniſſen begegnete ich auf meinem Wege; in welche Lagen kam ich vor vielen Andern meiner Standes- und Glaubensgenoſſen, die mich hätten heben können, heben ſollen — und was war die Ausbeute dieſes bevorzugten Lebens, was der Gewinn, der mir aus dem Allen erwachſen? Wenn ich die jungen Leute betrachtete, die mit mir jung waren, die mit mir als Kinder ſpielten, mit mir als Jünglinge Schacher trieben, wie ſie treu geblieben waren ihrem angeborenen und wohlausgebildeten Triebe und ſich wohl dabei befanden, und wenn ich nun den ernſten Blick auf mich zurücklenkte und nichts fand, was mich tröſten konnte. Warum war mit mir Alles ſo anders geworden? Warum war ich ein Chriſt, getauft? warum hatte ich dem Handel entſagt? warum mich in eine fremde Kaſte hineingedrängt, ein großes, feines Haus gemacht, Reiſen unternommen, Bekanntſchaften geſucht, Verbindungen geſchloſſen? Warum das Alles? Ich wollte ein Anderer werden; aber gelang es mir? So wie ich die erſten Erinnerungen meiner Jugend nicht aus dem Gedächtniſſe verwiſchen konnte, ſo konnte ich mich auch der mit der Milch eingeſogenen Grundſätze und Denkungsart nicht entſchlagen. „So lange du deutſch denkſt, wirſt du nie wie ein Franzoſe ſprechen,“ iſt die Regel der Sprachmeiſter, und ſo lange du wie ein Jude denkſt, wirſt du nie ein Chriſt ſeyn können. Betrachtete ich Juden und Chriſten vergleichsweiſe, ſo wußte ich recht gut die Vorzüge der Letztern gegen die Erſtern einzuſehen, und gut zu heißen, aber für die Fehler der Erſteren behielt ich ſtets ein Faible, das ich immer gern in meinem Innerſten beſchönigte, während ich ſelbſt der Chriſten glänzendſte Eigenſchaften nicht ohne Scheelblick anſah, gleich als ſtrahlten ſie nichts von ihrem Schimmer auf mich zurück, gleich als hätte ich keine Anwartſchaft daran. Und in der That, dies Gefühl war ein richtiges!

Ich zweifelte oft daran, ob ich denn wohl recht gethan, den chriſtlichen Glauben zu umarmen. Wenn ich dieſe Zweifel manchmal leiſe auszuſprechen wagte, ſo widerlegte mich meine Frau mit ſiegendem Feuer. In ihrem Innern hatte der chriſtliche Glaube Wurzel gefaßt, ſie fand Tröſtungen darin für ſo manche Widerwärtigkeit, die ſie im Leben betroffen. Sie war eine gläubige Seele! —

Wenn ich mich ernſtlich befragte: würdeſt du wohl jetzt noch, bei deiner gereiften Einſicht, bei deiner gewonnenen Anſchauung der Welt und des Lebens, vom Judenthume zum Chriſtenthume übergehen? ſo mußte ich mit Nein antworten. — Ja, es gab Augenblicke, wo ich mir einen Juden denken konnte, der Stolz darüber empfindet, daß er ein Jude iſt. Wie äußerlich ſind die Vortheile, die ihm die Chriſten entziehen, gegen das Bewußtſeyn, das ihn belebt: aus den früheſten Zeiten des Menſchengeſchlechts, durch Verfolgungen hindurch und mannigfaltige Wechſel der Schickſale, ſeine Kaſte rein bewahrt zu haben, eine Reinheit, die ſich ſelbſt in der äußern Geſtaltung ausſpricht und bewährt. Welch eine Lebenskraft wohnt den Juden inne! Welche hohe Intelligenz! Ja wohl könnte ſie fremden Intereſſen gefährlich werden, wenn man nicht dafür ſorgte, ſie nach vielen Richtungen hin einzudämmen und ſich dagegen zu verſchanzen. —

Die Synagogen waren mir als Abtrünnigen für immer verſchloſſen, allein ich ſehnte mich dennoch, ihren geheiligten Raum wieder einmal zu betreten. Auf einer Reiſe konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, und beſuchte einen ſogenannten deutſch-iſraelitiſchen Tempel. Was ich hier fand, war ein großer Fortſchritt zu nennen; ich hörte eine erleuchtete Rede, in reinem Deutſch vorgetragen, und vernahm eine ſchöne Muſik von Stimmen und Inſtrumenten. Welch ein Unterſchied lag zwiſchen dieſem Eindruck und jenem, den in meiner Jugend der verworrene, betäubende Lärm, das unverſtandene Geſumme beim jüdiſchen Gottesdienſt auf mich gemacht hatte. Ich fühlte mich mit allen Anweſenden freudig erhoben, von allen Geſichtern ſah ich den Ausdruck des Wohlgefallens glänzen, man hatte „ſich erbaulich amüſirt,“ dies iſt der rechte Ausdruck. Die anſtändige Verſammlung, in hübſchen Feſttagskleidern, der feine Ton, der ſich überall bemerkbar machte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Effect des Ganzen beträchtlich zu erhöhen.

Nur die Heiligkeit fehlte! Jener trübe Dunſt, jener verworrene Lärm, jene Unverſtändlichkeit, all das Fremdartige, Unbequeme, Uralte trug einen ſolchen Stempel des Unverletzlichen an ſich, daß ich wahrlich nicht begreife, wie man das Herz haben konnte, daran die moderniſirende Hand anzulegen. In Religionsſachen ſollte man ſtets den alten Nebel walten laſſen; unzählige Kerzen, die darin angezündet werden, nehmen ihm nichts von ſeiner Undurchdringlichkeit, aber mit dem Lichte der Aufklärung bleibt davon weg, die zerſtört den Zauber, und zeigt die Fäden und Maſchinerien, ſie gibt Euch eine traurige Befriedigung, die von der Reue auf dem Fuße gefolgt wird. Es war nichts als Oſtentation, als Ihr Eure uralte, eigenthümliche Art, Gott zu verehren, mit Gott Euch zu unterhalten, abſchafftet, um es den Chriſten darin nachzuthun. Euer alter Jehovah verſtand Euch ſo viele Jahrhunderte und wurde nicht müde, Euch zu erhören, wenn Ihr zu ihm flehtet, aber ſo mächtig die deutſche Sprache auch iſt, und ſo wohlgefällig ſie jedem modernen Ohr klingen mag, die alte Sprache des Herrn ſolltet Ihr nie dafür geopfert haben, jene Sprache, in der Gott zu Moſes ſagte: „Ziehe Deine Schuhe aus, Du betrittſt einen heiligen Boden!“ jene Sprache, worin Moſes mit Jehovah Unterhaltung pflog, als er die ewigen Geſetze aus ſeinen Händen erhielt. — Der heilige alte Gottesdienſt der Juden, wie ich ihn in meiner Jugend mitzumachen pflegte, zog mir oft Uebelkeiten zu und ich ſah mich bis zum Tode erſchöpft, nachdem ich einen halben Tag in der Schule, wie man die Gebethäuſer damals nannte, hingebracht hatte, allein der neue Tempeldienſt, der einen durchaus angenehmen Eindruck auf mich hervorgebracht, ſchien mir weniger angemeſſen für Jehovah, wie für ſein altes, zu eigenes, ihm opferndes Volk.

Ich glaube, daß dieſe Verſuche, welche Chriſten und Juden nähern ſollen, nur dazu dienen, ſie ſtets weiter und weiter von einander zu entfernen. Alles, was Eiferſucht erregen kann, ſoll vermieden werden, und alle Beſtrebungen, die Juden im Aeußern den Chriſten gleichzuſtellen, zeigen nur zu deutlich die Kluft, die ſich zwiſchen beiden befindet, und die nicht überſprungen werden kann. Entweder hört auf, Juden zu ſeyn, oder ſeyd es ganz, wie ihr es waret und ſtets hättet bleiben ſollen.

Wie viel würde ich darum gegeben haben, nur ein einziges Mal noch die ſchauerige Prüfung eines altjüdiſchen Gottesdienſtes auf mich mit aller Heftigkeit einwirken zu laſſen; dieſer Wunſch war jedoch nicht zu erfüllen, da in der Gegend, die ich zur Zeit bewohnte, Alles reformirt und umgeſtaltet worden war. —

Mein Teſtament machte ich an einem ſchönen Tage, nachdem ich in freudigſter Stimmung den

Geburtstag meiner Frau gefeiert hatte. Wir waren im Gartenhauſe unweit der Stadt mit einigen Freunden verſammelt geweſen, und während ſich nach dem Eſſen Alles um den Theetiſch ſetzte, fuhr ich ſchnell in die Stadt zurück, wo mich der Advokat erwartete. Meine Stimmung war die rechte zu dem feierlichen Act. Ich dachte in jenem Augenblicke nicht daran, bald zu ſterben, und war wohlwollend für die ganze Menſchheit geſtimmt. Die Legate, die ich ausſetzte, werden dieſes beweiſen, wenn ich einſt geſtorben ſeyn werde.

Meine geliebte Frau war Univerſalerbin! ach! ich hatte damals keine Ahnung davon, daß ich ſie überleben könnte. Sie, jünger und geſünder als ich! Dann vermachte ich meinem Sohn, dem ich für ſeine gräßlich verlebte Jugend ein ruhiges Alter bereiten wollte, eine ſehr anſehnliche Summe, deren Intereſſen ihm ausgezahlt werden ſollten, ohne daß es ihm möglich wäre, das Kapital anzugreifen. Meinen väterlichen Rath an meinen Sohn legte ich verſiegelt in die Hände des wackern Rechtsfreundes nieder. Er ſollte in Amerika ſein Leben beſchließen, und weder ein Geſchäft oder

Handel treiben, noch ein Amt bekleiden. Ich fürchtete für ihn. Wer zehn Jahre der Welt entfremdet lebte — ich nehme an, daß ſeine dermalige Umgebung keine weitere Wirkung bei ihm zurückläßt — iſt nicht leicht im Stande, ſich wieder mit ihr in gehörige Wechſelwirkung zu ſetzen. Bis die nöthigen Erfahrungen wieder erlangt ſeyn konnten, dürfte abermals ein theures Lehrgeld bezahlt werden müſſen. Dies war zu vermeiden. Auch war der Punkt der Ehre einmal in den Augen der Welt zu empfindlich verletzt, als daß man nicht bei voreiligen oder boshaften Enthüllungen in jedem neuergriffenen Berufskreiſe die gefährlichſten und zerſtörendſten Folgen davon zu beſorgen hätte. Ruhe und Abgeſchloſſenheit und ein hinreichendes Auskommen, das erſchien mir am Wünſchenswertheſten für den Unglücklichen.

Mein angenommener Sohn ſollte jetzt erſt in's Leben treten, in dem Augenblicke, als ich mich anſchickte, meine letzte Diſpoſition zu treffen. Sein Schickſal beſchäftigte mich ernſtlich und ich fühlte, indem ich die ſtarke Zahl dictirte, die er von meinem Vermögen ererben ſollte, daß ich dadurch nicht als geſchickter Meiſter den Grundſtein zu ſeinem Glücke legte, ſondern nur als Handlanger bei dieſem zukünftigen Baue ihm meine Dienſte anbot.

Vierzehntes Kapitel.

Der alte Hofagent. — Nachrede des Herausgebers.

Dieſe Betrachtungen, worin ich mich in jenen Tagen zu wiegen gefiel, wurden durch ein Ereigniß verlängert, und wirkten mehr und mehr auf meine Stimmung ein.

In unſerer Stadt lebte ein alter, kleiner Mann, der den bedeutendſten Reichthum des ganzen Landes beſaß. Er war von dem neuen Regenten herbeigezogen worden, mit dem er — als dieſer noch als Kronprinz in einer fernen Provinzſtadt wohnte — in genauer Verbindung gelebt, und ihm ſeine Geldgeſchäfte beſorgt hatte. Die Hofagentur war die unausbleibliche Folge dieſes Verhältniſſes. Der kleine Mann — ich darf wohl nicht erſt ſagen, daß er ein Jude geweſen — wußte ſich dieſe Lage der Dinge auf's Beſte zu Nutz zu machen. Er war im Beſitze des vollſten Vertrauens und alle Zahlungen aus der Schatulle leiſtete er auf kleine Handbillets des Fürſten. Er wurde in den Adelſtand erhoben und mit einem Titel bekleidet; aus Dankbarkeit dafür ſagte er ſich vom Judenthume los und ließ ſich taufen. Seine Kinder wurden wie die Kavaliere erzogen, trugen ſich nach der neueſten Mode, ritten und gingen — ſelbſt wenn ſie nicht ritten oder reiten wollten — den ganzen Tag mit Sporen an den Füßen umher, gerade wie reiche Edelleute, die von ihren Herrſchaften in die Stadt kommen.

Indeß das junge Volk dieſe angemaßte Rolle mit ziemlichem Glücke, doch nicht ohne Anfechtung des Spottes und Neides darüber zu erdulden, durchführte, ging der alte, kleine, geadelte und getaufte Jude gekrümmt und gebückt in den Straßen der Reſidenzſtadt umher und ſchämte ſich gar nicht, neben den großen Geſchäften ſeines Hauſes auch kleine Anlehen zu machen, hier fremde Geldſorten einzuwechſeln, dort ein Ringchen oder ein Kettchen zu taxiren und an ſich zu bringen. Er hatte einmal die Kenntniß all dieſer Sachen und es machte ihm Vergnügen, ſie in Anwendung zu bringen. Wenn er Auctionen beſuchte, und altes Silber und Gold, Geſchmeide u. dgl. beſah und kaufte, ſo geſchah dies mehr aus Unterhaltung, als aus Gewinnſucht, denn an's Verkaufen dachte er ſelten; die Gelegenheit fand ſich nicht, und er ſuchte ſie auch nicht auf. Das Erſtandene wurde zu Hauſe niedergelegt und mit dem ſchon Vorhandenen unter Staub und Schmutz vergraben. Er glich darin ganz den Antiquarien und Liebhabern von Seltenheiten, nur mit dem Unterſchiede, daß es ihm bei ſeinem Benehmen an klarem Bewußtſeyn fehlte und er weder viel Worte machte, noch ſich überhaupt eine Rechenſchaft darüber ablegen konnte.

Er war ein wohlthätiger Mann, und die zahlloſen chriſtlichen Armen, Handwerker mit ſtarken Familien und geringer Arbeit, Wittwen ohne Brod, Kranke und ſolche, die ihr Unglück ſelbſt verſchuldet hatten, machten ſich das gute Herz des alten Mannes recht zu Nutze. Ich bin übrigens im Zweifel, ob ich das, was er that, ſeinem guten Herzen zuſchreiben darf. Er hatte viel Geld, und es war ihm ſo gleichgültig, wöchentlich einige Thaler der Armuth mitzutheilen, daß es im Ganzen nicht als etwas ſehr Erhebliches in Anſchlag gebracht werden darf. Auch wußte man allgemein, daß er in frühern Jahren durch Güterwucher den Grund zu einem großen Theile ſeines Reichthums gelegt hatte, wobei er ziemlich unbarmherzig mit ſeinen Gläubigern umgegangen ſeyn ſoll. Deshalb nannte man ihn, trotz der oben erwähnten guten Eigenſchaften, dennoch immer einen Wucherer, und trotz ſeines Adels und ſeiner Titel immer nur den alten Juden, es mochte von ihm im Guten oder Böſen Erwähnung geſchehen.

Seine Söhne thaten, als hörten oder wüßten ſie das nicht, und drängten ſich immer mehr in Kreiſe, die ihnen auf natürliche Weiſe verſchloſſen ſeyn mußten.

Der alte, reiche, jüdiſche Wucherer, Hofagent, Finanzrath, Ritter und Baron kam indeß zu ſterben. Er war alt, und ſein in Arbeit, Rechnen und Speculiren verzehrtes Leben war ſo ganz unvermerkt ſeinem Ende nahe gekommen.

Es wurde von ſeinem Tode wie von einem Ereigniſſe geſprochen. Man war überzeugt, daß das lange zuſammengeſcharrte Geld, in eiſernen Truhen und Kiſten, hinter ſiebenfachen Schlöſſern verſchloſſen, nun endlich einen lebhaften Abfluß gewinnen werde. Jeder ſpeculirte auf andere Weiſe, ſich dieſes goldnen Regens zu erfreuen. Die Söhne würden den alten Palaſt neu decoriren laſſen, meinten Künſtler und Bauleute, Möbelhändler und Tapeziere; der Marſtall würde vergrößert, Equipagen, Dienerſchaft vermehrt werden; es werde an den glänzendſten Feſten nicht fehlen, und ſelbſt reiche und alte Familien dachten daran, ſich mit den Judenabkömmlingen zu verſchwägern. —

Ich ſtrich Abends, im Herbſte, durch die Straßen; die Glocken tönten dumpf; Wagen hielten vor einem großen Hauſe; es war der Palaſt des verſtorbenen Hofbanquiers. Die erſten Männer fuhren vor, um ſich im Vorzimmer auf die Liſte der Condolenzviſiten einzuſchreiben, worüber ein Kammerdiener in tiefer Trauer die Controle führte.

Die Thore ſtanden offen und die innere Halle war ſchwarz ausgeſchlagen; die Treppen waren ſchwarz belegt; durch die düſter erhellten Gänge ſtrich unhörbar eine, leiſe Gebete ſummende Menge. Größtentheils die alten Weiber und Männer, die armen Handwerker, die Wittwen und andere Unglückliche, denen der Verſtorbene ſtets reichliches Almoſen geſpendet hatte.

Das Schauſpiel zog mich an. Ich ließ mich von dem ſich ſtets mehrenden Zuge verleiten, mich ihm ſchweigſam und ernſtbetrachtend anzuſchließen. Ich kam die Treppe hinauf, wo zwei Lakaien in großer Livree, mit Trauerſtäben und ernſter Haltung uns an ſich vorüberziehen ließen. Dann kam ich durch drei weite Prachtgemächer, worin eine Unzahl von Kunſtwerken mancherlei Art herumſtand und lag, ohne daß eine ſichtbare Aufſicht darüber geführt worden wäre und es nicht dem Scheine nach Jedem freigeſtanden hätte, ſich davon anzueignen, was ihm beliebte. Dies erſchien mir großartig und edel. Hätte der Schmerz wirklich das ganze Haus ſo ergriffen, daß man nicht daran dachte, dieſe Koſtbarkeiten könnten in dem Augenblick, wo der Zugang Jedem offen ſtand, entwendet werden? Erſchien den Erben, neben dem großen Verluſte durch den Todesfall ihres alten Vaters, denn wohl wirklich jeder andere Verluſt ſo unerheblich? Ich lächelte nachher über dieſe Vermuthung, die ſich mir damals aufgedrängt hatte. Die Söhne des Verſtorbenen empfanden nicht den geringſten Schmerz, und Alles, was hier angeordnet worden, war genau ſo, wie es in den alten Familien bei ähnlichen Fällen gehalten wird, und wie es die Etikette erfordert; was übrigens die Koſtbarkeiten betraf, ſo fehlte es nicht an Aufſicht, und eine zahlreiche Dienerſchaft und Vertraute des Hauſes circulirten unter der Menge, ohne Aufſehen zu erregen.

In einem runden Saale, auf dem Sterbebette, von Kandelabern umgeben, ruhte der alte, kleine Jude mit dem gelben, verſchrumpften Todtengeſichte. Sie hatten ihn ſchwarz gekleidet, im Frack und in ſeidenen Strümpfen, ſein Orden lag neben ihm, die auf der Bruſt gefalteten Hände hielten das Crucifix. Man trat durch die eine Thür ein, verweilte eine Sekunde am Bette und ging dann wieder zur andern Thür hinaus, um den neu Eintretenden Platz zu machen. Dieſe Ordnung wurde ſtreng beobachtet; die dienſtthuende Livree bedeutete Jeden leiſe und mit Anſtand, wie er es zu halten habe. Und es war auch nicht mehr als eine Secunde nöthig, um mit dem Wedel Weihwaſſer zu ſprengen; das leiſe Gebet wurde im Gehen fortgeſetzt.

Wie ich durch das Leichenzimmer, von dem Zuge gedrängt, wieder in's Freie gekommen war, konnte ich mir das Bild, das ich eben geſehen, nicht aus den Gedanken bringen.

Da lag er oben, der alte Jude, der es einſt geweſen, und der dieſen Namen nie verlieren gekonnt; der in der Synagoge erzogen und ſich Zeit ſeines Lebens mit jüdiſchem Handel und Wandel befaßt, nun todt, das Bild des Gekreuzigten auf der Bruſt und von alten Weibern mit Weihwaſſer beſprengt, die für ſein Seelenheil ihr Gebet zum Heiland der Welt emporſteigen ließen. Das war ein Sieg des Chriſtenthums!

Was würde ſich in dem Herzen des alten Juden regen, wenn er es ſehen könnte? Was regte ſich in ſeinem Herzen, als man ihm die Tröſtungen der neuen Religion, die nur erſt zweitauſend Jahre alt, zur weiten Reiſe ſpendete? Was mag er in ſeiner Sterbeſtunde empfunden haben, als er einen Augenblick wieder zu ſich ſelbſt kam und ſtatt des murmelnden Rabbi's, den Prieſter im Meßgewande neben ſeinem Lager erblickte! — —

Meine Stimmung war ernſt und düſter geworden.

Mein angenommener Sohn zeigte Talent und Kopf und wünſchte ein Gelehrter zu werden. Es war nicht nach meinem Wunſch; doch ſchien mir hier — nach allem, was ich hörte — Beſtimmung obzuwalten.

Er ſollte zum nächſten Frühjahre eine berühmte Univerſität beziehen, und dort zu Gelehrten in die Lehre gegeben werden. Zu eben jener Zeit aber führte ich den längſt gehegten Entſchluß aus, nach Frankreich zu reiſen, um meinen armen unglücklichen Sohn zu beſuchen; meine Frau hatte den Heldenmuth, mich dahin zu begleiten. — — — —

Nachrede des Herausgebers.

Die Reiſe nach Frankreich, von welcher hier die Rede iſt, war nicht die letzte, die den unglücklichen Banquier das Leben koſtete, und deren ich in meinem Vorworte erwähnte. Von dieſer kehrte er nach mannigfachen Erfahrungen wieder zu ſeinen Laren kurück. Er ſah ſeinen Sohn im Bagno und fand bei ſeiner Nachhauſekunft ſeinen Adoptivſohn in politiſche Umtriebe verwickelt, wie ſie damals das Leben junger Leute auf Univerſitäten ſehr bedenklich machten.

Der Abſchluß, der hier aus den mir zur Veröffentlichung übergebenen Memoiren erſichtlich iſt, veranlaßte mich, mit dieſem Zeitpuncte in dem Leben des Banquiers dieſe erſte Mittheilung an das Publicum vorläufig zu ſchließen. Was noch übrig iſt, könnte leicht ähnliche zwei Bändchen, als die gegenwärtigen, füllen. Vielleicht erſcheinen ſie ihrer Zeit.

Hier mein vorläufiges Urtheil über das Mitgetheilte. Die Erlebniſſe ſind weder außerordentlich, noch ſind die eingeſtreuten Betrachtungen beſonders tief und geiſtreich. Da überdieß alle Namen der vorgeführten Perſonen ſorgfältig vermieden ſind, ein Umſtand, der heutzutage faſt nie beobachtet wird, ſo hat die Lectüre auch noch das Pikante des Scandals verloren, wornach unſere Leſewelt jetzt ſo lüſtern iſt

Es bleibt daher nicht viel übrig, um dieſe zufrieden zu ſtellen, wenn ſie nicht einen geſunden geraden Verſtand und manche originelle Anſicht gegenwärtiger Lebensverhältniſſe für Etwas gelten laſſen wollte.

Möge nun das Büchlein mit dem Strome der Tagesliteratur fortſchwimmen, der ſo viel Edles, Tiefes und Bedeutendes neben dem Erbärmlichen und Gemeinen auf ſeinem Rükken duldet. Ich wage zu behaupten, daß es weder zu dem Einen noch zu dem Andern zu zählen iſt, und daß es mir, troz ſeiner Unbedeutenheit, ein Paar müſſige Tagesſtunden ſo gut auszufüllen zuläſſig erſcheint, als ein moderner Roman weiblicher oder männlicher Entſagung, eine Chronik in Novellenform oder ein Buch, das von unſern Kunſtrichtern zu den unmoraliſchen gezählt wird, und worin oft eben ſo wenig Kunſt, aber noch weit weniger Originalität anzutreffen iſt.

Ich bitte übrigens zum Schluſſe, das, was ich p. 11 der Vorrede zu erinnern für nöthig fand, gütigſt zu beachten, und wünſche, daß mich Leſer und Kritiker bei Beurtheilung dieſes Buches für keinen größern Theil daran verantwortlich machen möchten, als für den des

Herausgebers.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bändchen:

Seite
Der Rächer. Novelle 5

II. Bändchen:

Italieniſche Novelletten 3
- Eine Nacht in Venedig 5
- Corſiſche Geſchichte 17
- Giulia Fanarotti 41
- Der Dolch 55
- Das glühende Gewölbe 61

Moſaik 93
- Der Koſak. Erinnerung aus den Kriegsjahren . . 95
- Wenige Stunden einer Nacht 112
- Geſchichte eines April-Angeklagten 135
- Standrecht. Eine Schweizer Tablette 157
- Traum und Wirklichkeit. Eine kurze Geſchichte . . 167
- Das himmliſche Bett 181

III. Bändchen.

Spaniſche Novelletten 3
- Dolores 5

Engliſche Novelletten 43
- Die drei Schweſtern 45
- Ich und Julie Arran 100

Seite
Mein ſehr ehrenwerther Freund Bob 159
Der Roman einer Nacht 174
Der arme Jakob 203
Der braune Mann 211

IV. Bändchen:

Regentage auf Helgoland 3
Tripotage 123
Liska. Polniſche Novelle 125
Der Sylveſterklubb. Eine Laterna Magica . . . 135
Die Lavoiſin 165
Aufgewärmte Hexengeſchichten 181
Sophie!!! 203
Die geſtickten Pantoffeln 208
Das Hotel der Tänzerin Guimard 215

V. Bändchen:

Memoiren eines Banquiers. Erſter Theil.

Erſtes Kapitel. Was der geneigte Leſer zu erwarten hat Buchhändlervortheile. Der Thee beim Nachbar. Der ſtillſchweigende Compagnon. Schriftſteller-Manie . . 31
Zweites Kap. Erziehung des Verfaſſers. Der Vater des Banquiers Das orthodoxe Judenhaus. Schweinfleiſch und Sauerkraut. Die geſpenſtige Ohrfeige 47
Drittes Kap. Der Feſtungs-Commandant in Geldnoth 59
Viertes Kap. Apologie des Geldes. Die Schreibmaterialien-Händler. Der Faſching der Juden. Erſte Liebe. Die Falſchmünzer. Der Erhenkte. Die Rechnung bekommt ein Loch 67
Fünftes Kap. Die Erholungsreiſe. Der Dichter am Wege. Der Lump. Tragiſcher Ausgang . . . 85
Sechstes Kap. Frankfurt. Der Jude Paria. Der reiche Wohlthäter. Der Banquier und der Juwelenhändler. Häusliche Gebräuche. Kaffeehaus, Kartenſpiel und Fiſche 98
Siebentes Kap. Lieferanten. Ein Gelüſten. Das Salzgeſchäft. Heirathsprojekte 106

Seite

chtes Kap. Die Freiersfüße. Eine jüdiſche Courtiſane. Die bekreuzten Goldſtücke. Schmerzliche Enttäuſchung 120

euntes Kap. Des Salzlieferanten Tochter. Der neue Compagnon. Juden-Ariſtokratie. Die Braut . . . 133

ehntes Kap. Der Bruder der Braut. Liſtige Bewerbung. Die geopferte Millionärin 143

ilftes Kap. Die Millionen als Deſſert. Der Salzlieferant als Novelliſt 156

wölftes Kap. Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. Tod ſeiner Frau. Hochzeit. Röschen als Hausfrau. Unfall bei der Kornſpekulation. Blitz aus heiterer Luft 167

reizehntes Kap. Der Wiener Congreß. Der chriſtliche Wirth. Judenhaß. Trauriges Verhältniß. Ausgezeichnete Juden 179

ierzehntes Kap. Bekehrungsverſuche. Der getaufte Bruder. Fortſchritte. Der Glaubens-Unterricht. Die heilige Taufhandlung 189

ünfzehntes Kap. Gefühle und Vorſätze der neuen Chriſten. Sabbathsgebräuche. Jugendfehltritt. Der verlorne Sohn und die verlorne Mutter 199

echszehntes Kap. Wiener Diners. Wiener Soirées spirituelles. Der Brief des Diſponenten. Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. Schreckliche Lage. Die Berührung in St. Stephan. 208

iebenzehntes Kap. Der gerechte Fürſt. Die Audienz. Edler Sinn und Vorurtheil 221

chtzehntes Kap. Die erſte Weihenacht. Der todte Sohn. Der fremde Säugling. Mutterfreuden und Vaterſchmerz 230

VI. Bändchen:

Memoiren eines Banquiers. Zweiter Theil.

rſtes Kapitel. Friede. Die Ohrfeige des Helden. Reich des Papiers. Der ſchöne Geiſt 5

weites Kap. Meine Gaſtfreundſchaft. Strempel und Zipfel. Das Adoptivkind. Der verhängnißvolle Schmuck 19

Seite
Drittes Kap. Die Wiedererkennung. Der Sohn . 29
Viertes Kap. Betrachtungen über die Handwerke . 35
Fünftes Kap. Der Tod des Glücklichen 62
Sechstes Kap. Die Hausfreunde 70
Siebentes Kap. Der Mörder aus Wahrscheinlichkeit. 80
Achtes Kap. Das Ungefähr und das Gewissen . . 98
Neuntes Kap. Der Sohn 117
Zehntes Kap. Glück und Ende 126
Eilftes Kap. Rückblick. Kreuz- und Querzüge des Schwiegervaters. Unannehmlichkeiten überall . . . 154
Zwölftes Kap. Badeleben. Der Unbekannte. Schauspieler und Theater. Theaterkritiker 168
Dreizehntes Kap. Judenreformation. Das Testament. 185
Vierzehntes Kap. Der alte Hofagent. Nachrede des Herausgebers 195